Begegnungen im Universum

oder

412 Artikel

aus

„Meyer's Universum"

herausgegeben und historisch-kritisch erläutert
von
Rudolf Kreutner

Schweinfurt
2019

Inhalt

I. Verzeichnis der Ortsbeschreibungen

MEYER'S UNIVERSUM
ERSTER BAND

ZWEITER BAND

DRITTER BAND

VIERTER BAND

FÜNFTER BAND

SECHSTER BAND

SIEBTER BAND

ACHTER BAND

NEUNTER BAND

ZEHNTER BAND

SIEBZEHNTER BAND

ACHTZEHNTER BAND

NEUNZEHNTER BAND

ZWANZIGSTER BAND

II. Vorbemerkung des Herausgebers

Nachdem in der vorliegenden historisch-kritisch bearbeiteten Teilausgabe von „Meyer's Universum" viele Fragen beantwortet werden, die zu stellen normalerweise keinem Menschen in den Sinn kommt, möchte ich als Erstes auf die vielleicht nächstliegende eingehen, und kurz darlegen, wie es überhaupt zu diesem Unterfangen kam.

Im Oktober 2016 hatte ich beim Rudolstädter Auktionshaus Wendt einen Almanach ersteigert, den ich am darauffolgenden Wochenende dort auch persönlich abholte. Beim Durchstöbern des „Nachverkaufs" stieß ich dann zufällig auf den 14. Band von „Meyer's Universum", der überraschenderweise so ‚wohlfeil' angeboten wurde, daß ich beschloß, ihn ebenfalls mitzunehmen. Bei der späteren Durchsicht fiel mir sofort auf, daß die darin abgehandelten Örtlichkeiten oftmals nur als Vorwand dienten, um kontinuierlich liberales, vormärzliches Gedankengut ‚an den Mann zu bringen', was mich ob der zu jener Zeit notwendigerweise damit verbundenen Unverfrorenheit derart faszinierte, daß ich mich unverzüglich daran machte, sämtliche Bände der Ausgabe samt Folgeausgaben, die neue Artikel und Bilder enthielten[1], zu erwerben.

Beim bibliographischen Erfassen der einzelnen Bände traf ich dann die wohl ein wenig unbedachte Entscheidung, zumindest die Orte, die ich von persönlicher Anschauung her kannte, sowie die, von denen ich vorhatte, sie in nächster Zeit zu aufzusuchen[2], für den Hausgebrauch zu kommentieren. Daraus ergaben sich bis heute insgesamt 412 Artikel, womit in etwa ein Drittel aller Beiträge im „Universum" historisch-kritisch bearbeitet sein dürfte.

Dies war jedoch nur deshalb möglich, weil Herr Peter Ketsch in Berlin auf der von ihm betriebenen Internetplattform „Enzyklothek"[3] fast sämtliche Bände des „Universums" als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text zur Verfügung gestellt hatte, was mir größtenteils die mühselige Arbeit des Abtippens ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte, nun bereits im Antiqua-Format vorliegende Text mußte also ‚nur noch' korrigiert und entsprechend formatiert werden, wofür – bis auf das für das „Universum" charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Die Artikel wurden in der Bandreihenfolge angeordnet. Die für die großen Städte erstellten Sammelartikel finden sich dementsprechend alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris wurden auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Ziel der Kommentierung war von Anfang an:

1. Die wichtigsten prosopographischen Daten im Textzusammenhang zu präsentieren. Da aber die wenigsten Zeitgenossen die entsprechenden genealogischen Verzeichnisse[4] bzw. die Liste der Päpste aus dem „Grotefend"[5] zur Hand haben dürften, blieb es aber bewußt bei gewissen Redundanzen. Persönlichkeiten und Orte, die jedoch als allgemein bekannt vorausgesetzt werden können, wurden hingegen lediglich einmal erwähnt und entsprechend kurz erläutert. Bei manchen Ortsnamen und Begriffen wurden bewußt meines Erachtens interessante Etymologien aufgeschlüsselt. Bei ersteren wurden auch in der Regel die wichtigsten Herrschaftsverhältnisse sprachlich dokumentiert und in der jeweiligen Herrschaftsabfolge genannt.

---

[1] Bei den Bänden 1 bis 10 der ab 1858 parallel erschienenen „Octavausgabe" handelt es sich lediglich um einen Neuaufguß der bislang erschienenen Ausgabe.

[2] Lediglich der Broadway-Artikel verdankt seine Aufnahme in diese Auswahl ausschließlich der mich auf Anhieb bannenden Abbildung.

[3] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

[4] Z. B. die von Wilhelm Karl von Isenburg (1903–1956) und Frank Baron Freytag von Loringhoven (1910–1977) bearbeiteten vier Bände der „Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten" (Marburg: J. A. Stargardt 1953ff.).

[5] Grotefend, Hermann: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover: Hahn ²1982.

2. Der Quellennachweis für die zahlreichen Zitate.
3. Heute eher unbekannte Begriffe im Kontext zu erläutern.
4. Dem Leser die heute zumeist nicht mehr geläufigen politischen Sachverhalte des Vor- und Nachmärz zu erschließen.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falles eines direkten Bezuges zu einen Wikipedia-Artikel wurde dieser als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da Meyer im Allgemeinen sehr frei zitiert (siehe z. B. das Schwab'sche Bodenseegedicht im Lindau-Artikel), muß leider davon ausgegangen werden, daß mir so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die von kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen nach der einschlägigen Tabelle[6] der Universität zu Köln.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Um die Volltextrecherche zu erleichtern, wurden für die Inhaltsverzeichnisse, die Ordnungszahlen der jeweiligen Bände sowie für die dort genannten Ortsnamen die aktuelle Schreibweise bzw. heutzutage gängigere Bezeichnungen verwendet.

Übersehene Scanfehler und sonstige Flüchtigkeitsfehler, ganz besonders jedoch solche, die aufgrund des Kopierens arabischer Schriftzeichen von den Einzeldateien in die Gesamtdatei sich unbemerkt

[6] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

eingeschlichen haben mögen, bitte ich mir angesichts der Menge des bearbeiteten Materials gefälligst nachzusehen.

Hinsichtlich des Bildnachweises muß lediglich bemerkt werden, daß sich sämtliche hier verwendeten Abbildungen im Besitz des Herausgebers befinden, der auch für die Scans verantwortlich zeichnet (die oftmals zu bemerkende Wellung und der damit verbundene Schattenwurf waren wegen der festen Bindung leider nicht zu vermeiden).

Last but not least gilt mein aufrichtiger Dank für so manchen wertvollen Hinweis Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Schweinfurt, im September 2019

Rudolf Kreutner

Literaturverzeichnis

Ansbacher Tagblatt für Stadt und Land. Ansbach: Vetter 1844. 1. Jg., Nro. 104, Freitag, 4. Oktober 1844, S. 414.

Anonymus: Das Jubiläum der Wiener Hochschule. – In: Bote von Oberkärnten. Villach: F. F. Hoffmann 1865. 1. Jg., Nro. 14. Villach, 15. August. 1865.

Baer, Dieter: Festrede zur Meyerehrung 2006. – In: kleines universum (= Hildburghäuser Stadtgeschichte 5). Hildburghausen: Stadtmuseum [2010]. S. 7-17.

Blesson, Ludwig: Geschichte des Belagerungskrieges […]. 3. Bd. Berlin: Schlesinger 1835.

Brehm, Alfred E.: Die Alhambra. – In: Faust – Polygraphisch illustrirte Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft, Industrie und geselliges Leben. Leipzig: Friedlein 1859. 6. Jg., № 3, Sp. 42-45, № 10, Sp. 160-162, № 11, Sp. 174-177, № 12, Sp. 189-191 u. № 13, Sp. 206-209.

Brunet, Francesca: Die Begnadigungen der Hochverräter im vormärzlichen Lombardo-Venetien: politische und kommunikationstheoretische Perspektiven. – In: Römische Historische Mitteilungen. 53. Bd. Wien: Österr. Akademie der Wissensch. 2011. S. 303-314.

Bayer. Akademie der Wissenschaften [Hrsg.]: Chroniken der fränkischen Städte. – Nürnberg. 3. Bd. Leipzig: Hirzel 1864.

Bodenstedt, Friedrich von: Tausend und ein Tag im Orient. 3 Bde. Berlin: Decker [3]1859.

Byron, George Gordon Noël: Childe Harold’s Pilgrimage. – A Romaunt […]. London: Murray 1812-1818.

Byron, George Gordon Noël: Correspondence of Lord Byron’s With a Friend, Including his Letters to his Mother, Written from Portugal, Spain, Greece, and the Shores of the Mediterranean, in 1809, 1810 and 1811. [Hrsg. von Robert Charles Dallas]. 2. Bd. Paris: A. &W. Galignani 1825.

Duller, Eduard [Hrsg.]: Deutsches Stammbuch. – 1838. – […]. – Kandern: Oberrheinisches Comptoir [1838].

Eickhoff, Ekkehard: Venedig, spätes Feuerwerk – Glanz und Untergang der Republik 1700–1797. Stuttgart: Klett 2006.

Ergänzungs-Conservationslexikon […] unter der Redaktion von Dr. Fr. Steger. Zehnter Band oder: Neue Folge dritter Band. Leipzig u. Meißen: Ergänzungsblätter-Verlag 1846.

Frashëri, Sami: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.

Fürstliche Archivverwaltung [Bearb.]: Das Fürstlich-Fürstenbergische Hoftheater zu Donaueschingen 1775–1850. Ein Beitrag zur Theatergeschichte. Mit Plänen, Abbildungen und Porträts […]. Donaueschingen: Danubiana 1914.

Goethe, Johann Wolfgang von: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. O. O.: o. Vlg. 1773.

Goethe, Johann Wolfgang von: Die Leiden des jungen Werthers. – Erster Theil. Leipzig: Weygand 1774.

Goethe, Johann Wolfgang von: Wilhelm Meisters Lehrjahre. – Ein Roman. […]. – Zweyter Band. Frankfurt a. Main u. Leipzig: [J. F. Unger] 1795.

Greußing, Astrid: Die Alhambra in Granada – Funktion und Inhalt wichtiger arabischer Inschriften. Wien 2011 [Dipl.-Arb.].

Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 32 Bde. und 1 Quellenverzeichnis. Leipzig: S. Hirzel 1854-1961.

Grotefend, Hermann: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover: Hahn [2]1982.

Hartleben, Theodor [Hrsg.]: Allgemeine Justiz-, Kameral- und PolizeiFama. – […]. Worms: Kranzbühler 1825. 24. Jg., 1. Bd., Nro. 65 und 66, Juni. 1825.

Heimannsberg, Joachim: Ein Mensch namens Meyer – Carl Joseph Meyer zum 200. Geburtstag. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Meyers Lexikonverlag 1996.

Heine, Heinrich: Romanzero […]. Hamburg: Hoffmann u. Campe 1851.

Herloßsohn, Carl [Hrsg.]: Damen Conversations Lexikon. 8. Bd. Adorf: Verlags-Bureau 1837.

Hindoğlu, Artin: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.

Howald, Stefan [Hrsg.]: In kleinen Staaten ersterben große Gedanken aus Mangel großer Leidenschaften. Begegnungen mit Johannes von Müller. Ein Lesebuch. Göttingen: Wallstein 2003.

Isenburg, Wilhelm Karl von und Frank Baron Freytag von Loringhoven [Bearbb.]: Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten. Marburg: J. A. Stargardt 1953ff.

Jaenicke, Olaf: „Thurmwart der Freiheit" – Meyer und die bürgerliche Revolution. – In: kleines universum (= Hildburghäuser Stadtgeschichte 5). Hildburghausen: Stadtmuseum [2010]. S. 37-61.

Jantsch, Heinrich: Ein Excommunicirter. Nürnberg: S. Kunze 1874.

Jean Paul: Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Erstes Heftlein. Breslau: Max 1826.

Kaiser, Peter: Der Pläneschmied – Das außergewöhnliche Leben des Verlegers Carl Joseph Meyer. Leipzig u. Hildburghausen: Salier 2007.

Kaul, Camilla G.: Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser. Bilder eines nationalen Mythos im 19. Jahrhundert. Köln, Weimar u. Wien: Böhlau 2007.

Klein, Caspar Norbert: Beschreibung der bei der Donau-Reise von Linz nach Wien ersichtlichen Ortschaften […]. Erster Theil: Oberösterreich. Linz: J. Schmid 1846.

Koch, Albert Carl: Kurze Beschreibung des Hydrarchos Harlani (Koch) eines riesenmässigen Meerungeheuers und dessen Entdeckung in Alabama in Nordamerika im Frühjahr 1845. Nebst einigen geognostischen Bemerkungen verschiedener Felsengebilde, welche der Verfasser während seiner 2 ¼ Jahr langen wissenschaftlichen Reise in den westlichen und südlichen Theilen der vereinigten [sic!] Staaten untersuchte. […]. Dresden: C. C. Meinhold & Söhne [1845].

Kreutner, Rudolf [Hrsg.]: Der Weltpoet. Friedrich Rückert 1788–1866. Dichter – Orientalist – Zeitkritiker. Göttingen: Wallstein 2016.

Krünitz, Johann Georg: Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung. 242 Bde. Berlin: J. Pauli 1773-1858.

Lecuyer la Papotière, L. de: Le congrès ou essai sur l'influence française depuis Le milieu du XVIIe jusqu'au milieu du XIXe siècle […]. Paris: Dentu 1864.

Marsch, Angelika: Meyers Universum – Ein Beitrag zur Geschichte des Stahlstiches und des Verlagswesens im 19. Jahrhundert. Lüneburg: Norddeutsches Kulturwerk 1972.

May, Karl-Heinz: Der feurige Geist Joseph Meyer – 1796–1856. Hildburghausen: Frankenschwelle 1996.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. 9. Bd. Leipzig: Bibliographisches Institut 1907.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. 10. Bd. Leipzig: Bibliographisches Institut 1907.

Mittelfränkischen Zeitung. (früher Nürnberger Zeitung.) Nürnberg: Mayer 1846. 13. Jg., Nürnberg, 31. Juli 1846. № 212. Freitag: Trasibulus. o. Sz.

Morsbach, Peter: Die Brüder Asam – Vom Leben im Theater der Kunst. Regensburg: Pustet 2017.

Niedergesees, J. B. [Bearb.]: Kissinger Adreß-Buch. – […]. Würzburg: Zürn 1838.

Oestreichische militärische Zeitschrift. Wien: A. Strauß Witwe 1834. 24. Jg., 2. Heft.

Parrot, Johann Friedrich: Reise zum Ararat […]. Erster Theil. Berlin: Spener 1834.

Pückler-Muskau, Hermann von: Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. – Aus den Papieren des Verstorbenen. 2. Bd. Stuttgart: Hallberger 1835.

Pückler-Muskau, Hermann von: Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. – Dritter und letzter Theil. Syrien und Kleinasien. Berlin: Duncker 1848.

Pütter, Johann Stephan, Friedrich Saalfeld u. Georg Heinrich Oesterley d. J. [Bearbb.]: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Göttingen: Vandenhoek 1765-1838.

Rahden, Till van: Juden und andere Breslauer – Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1920. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000.

Redhouse, James W.: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: Boyajian 1890.

Sarkowski, Heinz: Das Bibliographische Institut – Verlagsgeschichte und Bibliographie 1826–1976. Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut 1976.

Schiller, Friedrich von: Kabale und Liebe – ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen […]. Mannheim: Schwan 1784.

Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. [Dresden: Hartknoch] 1803.

Simanowski, Roberto: Die Verwaltung des Abenteuers: Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius (= Palaestra, Bd. 302). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998.

Spindler, Max [Hrsg.]: Handbuch der bayerischen Geschichte. Bd. IV. München: C. H. Beck ^{3}2007.

Tasso, Torquato: La Gerusalemme liberata […]. Parma: Viotti 1581.

Thomas, Louis: Das Illustrirte goldene Kinderbuch. – Neue Jugend- und Hausbibliothek […]. – Sechster Band. Leipzig: O. Spamer 1854.

Voß, Johann Heinrich d. Ä. [Übers.]: Odüßee […]. Hamburg: Selbstverlag 1781.

Voß, Johann Heinrich d. Ä. [Übers.]: Homers Werke übersetzt. Die Ilias neu, die Odyssee umgearbeitet. 4 Bde. Altona: Hammerich 1793.

Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte. Berlin u. New York: De Gruyter 2005.

Westphal, Johann Heinrich: Die Römische Kampagne in topographischer und antiquarischer Hinsicht […]. Berlin u. Stettin: Nicolai 1829.

Wiebeking, Carl Friedrich von: Theoretisch-practische bürgerliche Baukunde, durch Geschichte und Beschreibung der merkwürdigsten antiken Baudenkmahle und ihrer genauen Abbildungen bereichert. 4 Bde. München: Zängl 1821-1826.

Winderlich, Carl: Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk. Leipzig: O. Wigand 1851.

III. Joseph Meyer (1796–1856) und sein „Universum“

Carl Joseph Meyer[7] erblickte am 9. Mai 1796 als Sohn des Schuhmachermeisters Johann Nicolaus Meyer (1759–1823) aus Rügheim in den Haßbergen und der Strumpfwirkerstochter Maria Juliane geb. Leinhos (1772–1851) in Gotha, der Heimatstadt seiner Mutter, das Licht der Welt. Der aufgeweckte Junge wurde 1805 auf das renommierte Gothaer „Gymnasium illustre“ geschickt, wo er sich vor allem durch seine rasche Auffassungsgabe auszeichnete. Allerdings schaffte er es problemlos, aufgrund zunehmender „Faulheit“ vom Klassenprimus auf die hintersten Ränge der Klassenhierarchie abzusteigen. 1807 mußte Meyer dann nach einer Prügelei die Schule verlassen und wurde 1808 zu Johann Salomon Grobe (1770–1837) in Weilar bei Eisenach ins Internat gegeben, wo er nun nach den modernen Grundsätzen des Salzmann'schen Philanthropins unterrichtet wurde.

Doch bereits 1810 begann der berühmte ‚Ernst des Lebens‘ seine unbarmherzigen Arme nach Joseph Meyer ausstrecken, denn vom Vater zur kaufmännischen Ausbildung bestimmt, wurde er nun – gegen seinen erklärten Willen – bei einem Kolonialwarenhändler in Frankfurt a. Main in die Lehre gegeben. 1814 nach Gotha zurückgekehrt, fand die ‚berufliche Vergewaltigung‘ ihre würdige Fortsetzung, indem er von den Eltern mit der Führung eines „Weiß-Warengeschäfts“, also eines Ladens für Unterwäsche, betraut wurde, das er mit ebenso konstanten wie nicht unerheblichen Jahresdefiziten zu führen verstand, bis er sich schließlich 1817 nach London aufmachte.

Ernst Wilhelm Arnoldi (1778–1841), der spätere Begründer der Gothaer Feuerversicherung, hatte dem eifrig das Englische studierenden Joseph Meyer dort eine Stelle beim Exporthaus Eybe & Schmaeck verschafft. Meyers nicht wenig exzentrische Landesherr, Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772–1822), hatte davon ebenfalls erfahren und diesen sogleich mit der Lieferung auserlesener Konsumgüter, wie z. B. türkisches Opium[8], und modischer Accessoires beauftragt. Von Natur aus risikofreudig und vom Herzog mit einem weiten Kreditrahmen versehen, begann er immer gewagtere Spekulationen einzugehen, und, obwohl geschäftlich nicht wenig erfolgreich[9], kam es schließlich, wie es kommen mußte: 1819 hatte er sich mit einer beträchtlichen Kaffeelieferung nach Deutschland endgültig verspekuliert und konnte die hierfür eingegangenen Kreditverpflichtungen nicht mehr bedienen, so daß er am 15. April 1820 bei Nacht und Nebel London verlassen mußte, um der drohenden Verhaftung zu entgehen.[10]

Herzog August stand zu diesem Zeitpunkt dank Meyer bei Rothschilds mit 24.000 Talern in der Kreide, für die Meyer Senior mit seinem Vermögen haftete und nun ebenso wie der Sohn dem nahenden Bankrott entgegensah.[11] Jener verlor darüber zeitweise den Verstand, dieser spielte mit dem Gedanken des Selbstmords, vor dem ihn jedoch die ‚Rückkehr‘ nach Weilar bewahrte, wo er solch freundliche Aufnahme fand, daß er sich bald mit der Tochter des Hauses, Hermine „Minna“ Grobe (1804–1874), verlobte und vorerst auch als Lehrer am schwiegerväterlichen Institut ein Unterkommen fand.

Noch vor seiner Eheschließung mit Minna am 23. Mai 1825 in Maßbach bei Schweinfurt, hatte Meyer William Shakespeare's (1564–1616) „Sämmtliche Schauspiele frei bearbeitet“ und ab 1824 in

---

[7] Zu Joseph Meyer siehe: Heimannsberg, Joachim: Ein Mensch namens Meyer – Carl Joseph Meyer zum 200. Geburtstag. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Meyers Lexikonverlag 1996. May, Karl-Heinz: Der feurige Geist Joseph Meyer – 1796–1856. Hildburghausen: Frankenschwelle 1996. Kaiser, Peter: Der Pläneschmied – Das außergewöhnliche Leben des Verlegers Carl Joseph Meyer. Leipzig u. Hildburghausen: Salier Verlag 2007. Baer, Dieter: Festrede zur Meyerehrung 2006. – In: kleines universum (= Hildburghäuser Stadtgeschichte 5). Hildburghausen: Stadtmuseum [2010]. S. 7-17. Jaenicke, Olaf: „Thurmwart der Freiheit“ – Meyer und die bürgerliche Revolution. – In: kleines universum (= Hildburghäuser Stadtgeschichte 5). Hildburghausen: Stadtmuseum [2010]. S. 37-61.

[8] Kaiser, Peter: Der Pläneschmied – Das außergewöhnliche Leben des Verlegers Carl Joseph Meyer. Leipzig u. Hildburghausen: Salier Verlag 2007. S. 41.

[9] Heimannsberg, Joachim: Ein Mensch namens Meyer – Carl Joseph Meyer zum 200. Geburtstag. Mannheim, Leipzig, Wien Zürich: Meyers Lexikonverlag 1996. S. 12.

[10] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 24, Anm. 8, S. 55.

[11] Ebd., S. 56ff.

der Henning'schen Buchhandlung zu Gotha herausgegeben, was die zahlreichen Shakespeare-Zitate in seinen Universums-Artikeln hinreichend erklären dürfte. „1825 folgte eine Übersetzung von Walter Scotts [(1771–1832)] Roman ‚Waverley' und ein Jahr später von ‚Ivanhoe'."[12]

Nach der Geburt des Sohnes Herrmann Julius († 1909) am 4. April 1826 stand wohl verstärkt die Existenzsicherung im Vordergrund, die u. a. am 1. August zur Gründung des Bibliographischen Instituts führte. Hierbei ist bemerkenswert, daß Minna Meyer geb. Grobe als Eigentümerin zeichnete und Joseph offenbar lediglich als Geschäftsführer fungierte. Dieser scheinbar frühemanzipatorischen Regelung lag jedoch eine ebenso einfache wie pragmatische Überlegung zugrunde: Das Herzogshaus Sachsen-Gotha-Altenburg war zwar inzwischen im Mannesstamm ausgestorben, doch die finanziellen Ansprüche aus Meyers Londoner Desaster bestanden weiterhin unverändert, und nur mit Minna Meyers Verlagsleitung waren die künftigen Gewinne vor dem Zugriff der herzoglichen Schatulle des neuen Landesherrn von Sachsen-Coburg und Gotha sicher.

Joseph Meyer hatte sich von jeher als ‚Volksaufklärer' verstanden – nicht von ungefähr zierte seine „Groschen-Bibliothek der deutschen Classiker" der Aufdruck „Bildung macht frei" –, so daß früh preiswerte Klassikerausgaben das Verlagsprogramm bestimmten, – und dies, obgleich die Rechte hierfür zumeist bei anderen Verlagen lagen. Indem Meyer jedoch keine Werkausgaben, sondern lediglich ‚Anthologien' herausgab[13], vermochte er halbwegs elegant die juristischen Klippen des sich zu jener Zeit herausbildenden Urheberrechts zu umschiffen. Zudem umging er erfolgreich den ihm ebenfalls wenig gewogenen Buchhandel, indem der die Subskription einführte und die künftigen Abonnenten direkt an ihrer Haustüre werben ließ.

Dennoch konnte er trotz aller Vorsicht nicht gänzlich die juristischen Gegenmaßnahmen anderer Rechteinhaber verhindern. So gelang es z. B. dem Stuttgarter Verlegerpapst Johann Friedrich von Cotta (1764–1832), Meyers ‚Schiller-Anthologien' beschlagnahmen zu lassen, woraufhin dieser das Bibliographische Institut kurzerhand im November 1828 von Gotha nach Hildburghausen im benachbarten Herzogtum Sachsen-Meiningen verlegte, da dort „die ‚Privilegien' für die schillerschen Erben nicht galten."[14] Daß mit dem Umzug ‚zufällig' auch die Befreiung „von der Gewerbesteuer und den Postgebühren der Thurn und Taxischen Lehenspost für den Versand der Verlagsprodukte"[15] einherging, nahm man dabei gerne billigend in Kauf.

Noch bevor das den Namen Meyer zum Markenzeichen machende „Conversations-Lexikon", dessen erste Bögen im Oktober 1839 ausgeliefert werden sollten[16], erschien, wurde das Großprojekt des „Universums" in Angriff genommen.

Seine Entstehung verdankte das „Universum" bezeichnenderweise Meyers liberalen politischen Bestrebungen – oder, besser gesagt dem verlegerischen Scheitern derselben. Denn im April 1832 hatte er gemeinsam mit dem Lahrer Juristen und Journalisten Philipp Jakob Siebenpfeiffer (1789–1845) begonnen, die bürgerlich-liberale Zeitschrift „Der Hausfreund" herauszugeben, dem am 19. Mai, also nur eine gute Woche vor dem berühmten, von Siebenpfeiffer mitorganisierten „Hambacher Fest", „Der Volksfreund" folgte[17]. Beide Titel waren bereits im Juni von der infolge der Hambacher Ereignisse schleunigst verschärften Zensur kräftig gerupft worden, um dann im September endgültig verboten zu werden. Da Meyer jedoch unter keinen Umständen auf die Kommentierung der gesellschaftspolitischen Zustände verzichten wollte, betrieb er diese von nun an höchst wirksam unter dem Deckmantel des im Januar 1833 gegründeten „Universums".

12 ‚Monatshefte' mit je 3-4 Stahlstichen (bis zu Meyers Tod im Jahre 1856 insgesamt 710 Stahlstiche und ca. 2.800 Textseiten), erreichten allein in Deutschland bis zu 80.000 Abonnenten. Dementsprechend war das „Universum" geradezu zwangsläufig ständige Zielscheibe der Zensur. In Österreich

[12] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 24, Anm. 8, S. 73.

[13] Ebd., S. 80.

[14] Ebd., S. 83.

[15] Ebd., S. 86.

[16] Sarkowski, Heinz: Das Bibliographische Institut – Verlagsgeschichte und Bibliographie 1826–1976. Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut 1976. S. 217.

[17] Sarkowski, Bibliographisches Institut, wie S. 25, Anm. 16, S. 42.



„Joseph Meyer“ (1796–1856); Stahlstich von Georg Wolf (* 1820), [1856].

wurde deshalb sogar eine Ausgabe mit bereinigtem Text vertrieben (von den Druckern hatte diese bezeichnenderweise den Namen „dumme Ausgabe“[18] erhalten), im angeblichen ‚Fortschrittshort‘ Preußen blieb das „Universum“ gar von 1850 bis 1858 verboten. Dabei sollte es jedoch nicht bleiben. Meyer, der dank der im Herzogtum Sachsen-Meiningen liberal gehandhabten Zensur jahrelang unbehelligt geblieben war, mußte schließlich auf Betreiben Preußens zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden, die er am 17. Dezember 1851 im Einblattdruck „Bekanntmachung und Ansprache“ der geneigten Öffentlichkeit mit folgenden Worten zur Anzeige brachte: „Auf Anlaß des Königs von Preußen der Majestätsbeleidigung angeklagt und zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, beziehe ich nächsten Sonnabend Abend meine Zelle in hiesiger Frohnveste.“[19] 1852 erfolgte erneut eine Verurteilung zu weiteren drei Monaten Gefängnis.

Die letzten Jahre bis zu Meyers Tod am 27. Juni 1856 waren dann vor allem von seinen letzten Endes vergeblichen Bemühungen in Sachen Eisenbahnbau geprägt, dessen grundsätzliche Problematik, die deutsche Viel- und Kleinstaaterei, er bereits ausführlich in seinem Artikel „Der Eisenbahnviadukt bei Gotha“[20] beschrieben hatte. Von seinem ebenfalls nicht von Erfolg gekrönten Projekten in Sachen Bergbau und Hüttenwesen zeugen hingegen seine Einlassungen zu Schmalkalden[21] und Zwickau[22].

Nach Meyers Tod übernahm der Coburger Redakteur Friedrich Hofmann (1813–1888), dessen Name später vor allem mit der „Gartenlaube“ verknüpft werden sollte, die Leitung des „Universums“. Seine politischen Ansichten waren mit denen Meyers nahezu deckungsgleich, weshalb das „Universum“ in Zusammenarbeit mit zahlreichen gleichgesinnten Journalisten und Schriftstellern ganz im Sinne Meyers bis 1864 fortgeführt werden konnte.

Wie bereits erwähnt, bestand ein Band des „Universums“ zumeist aus 12 Lieferungen mit jeweils 3-4 Stahlstichen und unterschiedlich umfangreichen Erläuterungen. Anfangs konnte Meyer diese Lieferungen wohl noch in dem auf dem Titelblatt gedruckten Jahr bewerkstelligen, später zogen sich die Lieferungen zumeist über einen Zeitraum von zwei, wenn nicht gar drei Jahren hin, wie anhand der darin beschriebenen Ereignisse bzw. der hierzu zitierten Quellen nachgewiesen werden kann.

Da die in der jeweiligen Überschrift genannten Orte zumeist nur Anlaß für Meyers gesellschaftspolitischen Betrachtungen waren, spielte es auch keine Rolle, daß der Autor den Großteil der genannten Örtlichkeiten gar nicht aus eigener Anschauung kannte. Nach entsprechenden Äußerungen im Text war Meyer jedoch mit Sicherheit mit den folgenden Örtlichkeiten persönlich vertraut: Gotha, Jena, Weimar, Bad Schandau, dem Lilienstein, dem Kyffhäuser, der Wartburg mit Eisenach, den Drei Gleichen, der Heldburg mit dem Straufhain, Schmalkalden, Kulmbach, Bayreuth, Erlangen, Frankfurt a. Main, Brüssel und London. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit dürfte er sich auch in Leipzig, Zwickau und Nürnberg aufgehalten haben. Ein weiteres Verfolgen dieser Frage endet jedoch ebenso schnell wie unbefriedigend im weiten Feld der Spekulation. Daß er den weitaus größten Teil der Örtlichkeiten lediglich aus Lexika bzw. der einschlägigen Reiseliteratur kannte, woraus er wohl seine Kenntnisse für die allgemeine Beschreibung schöpfte, belegen u. a. auch die Falschzuschreibungen von Stichen wie z. B. die Ansicht des Chiemsees, den er mit dem Königssee verwechselt, oder die erste Illustration zu Marienbad, die nicht dieses, sondern eine Ansicht von Karlsbad bietet, sowie beim Bodensee nicht die Sicht auf die Insel Mainau gezeigt wird, sondern die auf die Insel Reichenau.

Überhaupt stellt die Herkunft der Illustrationen im „Universum“ ein bis heute in weiten Teilen ungelöstes Rätsel dar. Obgleich das Bibliographische Institut bereits im Jahre 1830 „sechzehn Kupfer-,

---

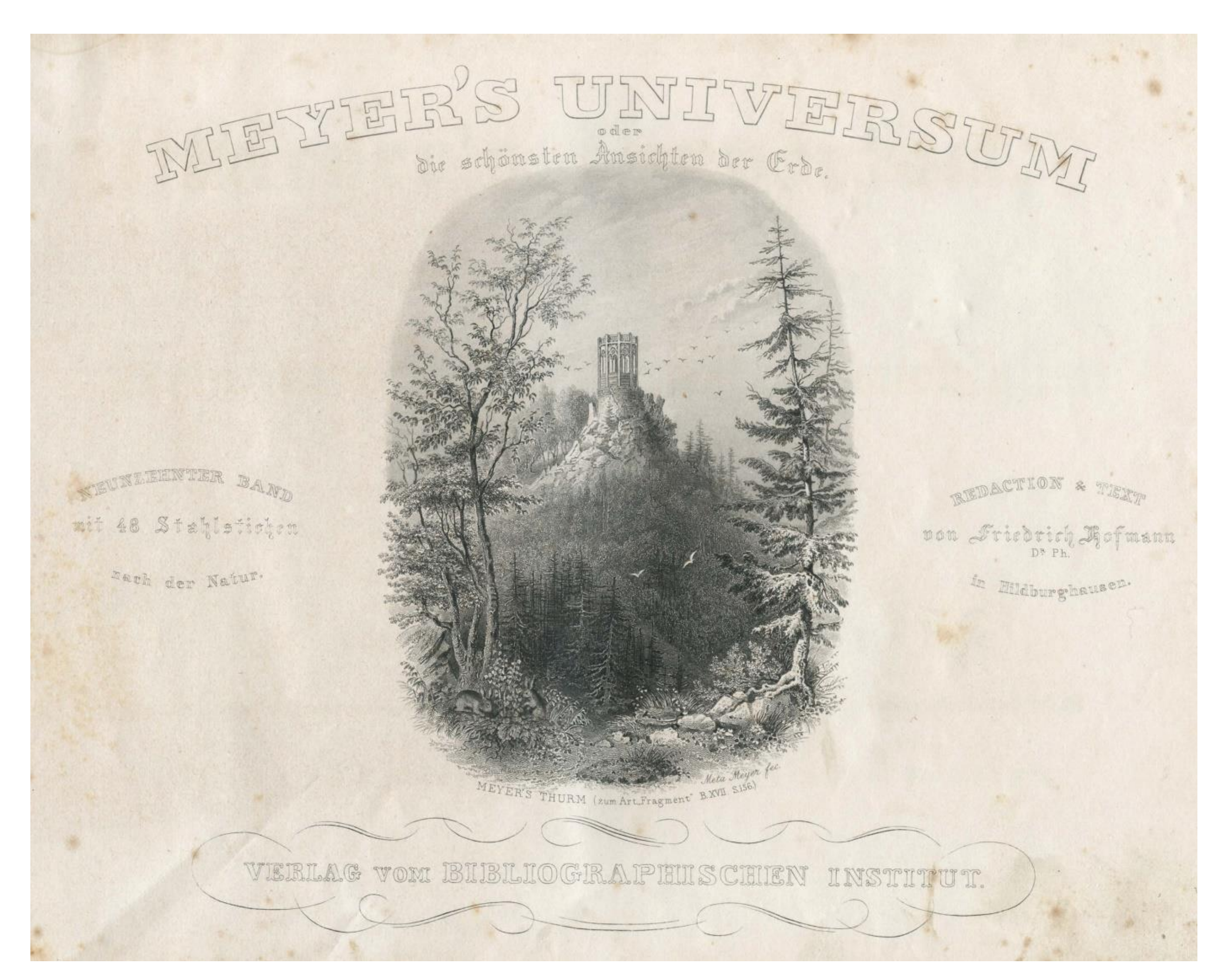
[18] http://www.schildburghausen.de/personlichkeiten/meyer-joseph/.

[19] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 24, Anm. 8, S. 171.

[20] „Meyer’s Universum“, 13. Bd., S. 29-32.

[21] „Meyer’s Universum“, 7. Bd., S. 70-74.

[22] „Meyer’s Universum“, 13. Bd., S. 35-95.



„Meyer’s Thurm“[23]; Stahlstich nach einer Vorzeichnung von Meta Meyer (1832–1875), [1857].

Stahl- und Steinstecher und drei Zeichner“[24] beschäftigte, scheinen diese häufig lediglich Nachstiche von bereits wohlbekannten Ansichten hergestellt oder diese gar durch bloßes Ändern der Bildunterschriften und das Entfernen der ursprünglichen Künstlersignaturen zu Raubdrucken umgewandelt zu haben, wie dies z. B. bei der Abbildung „(Rom.) Brücke und Castell St. Angelo, Peterskirche u. Vatican.“ im ersten Band des „Universums“ der Fall gewesen zu sein scheint[25]. Denn der rechts unten signierende Stecher Bernhard Metzeroth (1813–1848) dürfte zur Abbildung kaum mehr beigetragen haben, als die ins Deutsche übersetzte schnörkelige Bildunterschrift, da der Stich nachweislich 1830 von James Baylis Allen (1803–1876) nach einer Vorlage von Samuel Prout (1783–1852) für das von Thomas Roscoe (1791–1871) 1831 in London bei Jennings erschienene Werk „The Tourist in Italy. Illustrated from drawings by S. Prout“ angefertigt worden war[26]. Ähnliches scheint auch für die erste Ansicht Innsbrucks zuzutreffen[27]. Zudem läßt „[…] ein Blick in ‚Heath’s Picturesque Annual for 1832‘ […] acht Stahlstiche erkennen, die mit denen aus ‚Meyer’s Universum‘ identisch sind. In den ‚Illustrations of the Life and Works of Lord Byron‘ sind 25 mit denen aus dem ‚Universum‘ fast gleich. Auch aus ‚Land-

[23] Der achteckige Turm war 1842 im Meyer’schen Berggarten am Stadtberg errichtet worden; nach entsprechender Verwahrlosung unter dem DDR-Regime beschloß die Stadtverwaltung schließlich in den 1960er Jahren, ihn abzureißen. Er schmückte erstmals 1857 das Titelblatt des 19. Bandes des „Universums“ (siehe hierzu auch May, Karl-Heinz: Der feurige Geist Joseph Meyer – 1796–1856. Hildburghausen: Frankenschwelle 1996. S. 31).

[24] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 24, Anm. 8, S. 137.

[25] In vorliegender Ausgabe wird absichtlich der Originalstich geboten.

[26] Siehe hierzu die Exponatbeschreibung Georg Dreschers in: Kreutner, Rudolf [Hrsg.]: Der Weltpoet. Friedrich Rückert 1788–1866. Dichter – Orientalist – Zeitkritiker. Göttingen: Wallstein 2016. S. 95.

[27] Marsch, Angelika: Meyers Universum – Ein Beitrag zur Geschichte des Stahlstiches und des Verlagswesens im 19. Jahrhundert. Lüneburg: Norddeutsches Kulturwerk 1972. S. [38].

scape Annual‘ tauchen Ansichten im ‚Universum‘ auf. Dabei wählte man für das ‚Universum‘ genau den gleichen Maßstab.“[28] Zuweilen dürfte Meyer aber auch Platten anderer Verlage aufgekauft haben, wie dies u. a. die Illustrationen „Das Rathhaus zu Brüssel“ und „Constantinopel“ nahelegen, die nachweislich ursprünglich dem vierbändigen, von Oskar Ludwig Bernhard Wolff (1799-1851) von 1834 bis 1837 im Verlag von Christian Ernst Kollmann (1792–1855) in Karlsruhe herausgegebenen „Neuen elegantesten Conversations-Lexicon für Gebildete aus allen Ständen. – […]“ entstammen.

Hinsichtlich der Texte befinden wir uns glücklicherweise in einer erheblich besseren Ausgangslage, denn bis auf „DXVII. Constantinopel“, „CCXXX. Schloss Neuhaus bei Passau“ und „DXXVI. Freiburg im Breisgau“ stammen sämtliche in diese Ausgabe aufgenommenen und zu Lebzeiten Meyers veröffentlichen Artikel auch aus dessen Feder. Auch dürfte ein nicht unbeträchtlicher Teil der quellenmäßig nicht nachzuweisenden Gedichte derselben Provenienz sein. Doch da Meyers lyrische Ergüsse bis heute nur reichlich verstreut vorliegen[29], bleibt uns in dieser Frage letzte Gewißheit vorerst noch versagt.

Meyers Einlassungen zu den aktuellen Ereignissen finden sich vor allem in den Artikeln zu den Hauptstädten der damaligen politischen Antagonisten Frankreich und Deutschland/Österreich, also unter Paris und Wien. Seine Gedanken zur Revolution von 1848/49 werden ausführlich in den Artikeln zu Erlangen, Frankfurt a. Main, Karlsbad, Leipzig und Rom abgehandelt. Betrachtungen zum Parlamentarismus und zu Wirtschaftsfragen finden sich naheliegenderweise vornehmlich in den Beiträgen über London. München und die Festung Spielberg bei Brünn müssen hingegen für Meyers Ansichten über Schule, Bildung, Erziehung – und den Strafvollzug! – herhalten. Seine Einstellung zur ‚deutschen‘ Gotik lernen wir in seinem Artikel über die Kathedrale von Rouen kennen. Und nicht wenig überraschend breitet Meyer seine grundlegenden Überlegungen zu Reaktion und Fortschritt in seinem zweiten Bosporus-Beitrag aus.

Überhaupt wartet der Autor Meyer mit einer Vielzahl von z. T. erstaunlichen Einlassungen zu nahezu sämtlichen Bereichen des menschlichen Daseins auf, daß der im Werktitel formulierte Universalanspruch zwar weniger in geographischer als in geistesgeschichtlicher Hinsicht als gerechtfertigt erscheint.

---

[28] Marsch, Meyers Universum, wie S. 28, Anm. 27, S. 39.

[29] In dem ab 1843 im Bibliographischen Institut erschienenen, gleichfalls nicht wenig subversiven „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ finden sich z. B. zahlreiche Gedichte Meyers.

Literatur, auf die Joseph Meyer und seine Nachfolger für die Abfassung der Artikel Bezug nahmen.[30]

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie für gebildete Stände – (Conversations-Lexikon) – In zehn Bänden. – Sechster Band […]. Leipzig: Brockhaus [6]1824.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. – (Conversations-Lexikon.) – Zehnter Band. Schw bis Sz. – Achte Originalauflage. Leipzig: Brockhaus 1836.

Allgemeine Kirchen-Zeitung. Darmstadt: Will 1834. 13. Jg., Nr. 175. Sonntag 2. November 1834.

Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe des In- und Auslands und damit verwandte Gegenstände. – Redigirt und verlegt von C.[arl] C.[hristian] Becher, […]. Köln: Becher 1835. Nr. 80. Köln, Sonntag den 6. September 1835.

Anonymus: Verschiedenes. Das Eisen. – In: Beilage zur Augsburger Postzeitung nichtpolitischen Inhalts. Augsburg: Postzeitung 1841, 9. Jg, № 299. Dienstag. 26. Oktober 1841.

Anonymus: Barcelona. – In: Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1843. 16. Jg., Nr. 69. 10 März 1843

Anonymus: Die k. Burg auf dem Hradschin. – In: Bohemia. Prag: Haase 1855. 28. Jg., Nrn. 49, 50 vom 26. u. 27. Februar sowie Nr. 52 vom 1. März 1855.

Anonymus: Der Weltkrieg.* – In: Morgenblatt für gebildete Leser. Stuttgart: Cotta 1855. 49. Jg., Nr. 16. 15. April 1855.

Anonymus: [Rezension] Deutschlands Eisen- und Kohlenproduction in der Neuzeit. – Eine geographisch-statistische Uebersicht Heinrich Meidinger. – Mit einer Steinkohlen- und Eisenkarte von Deutschland. Gotha, bei Justus Perthes, 1857. – In: Beilage zur Nr. 133 der Allg. Zeitung. Mittwoch. 13. Mai 1857. Augsburg: Cotta 1857, 51. Jg., Nr. 133.

Apel, Heinrich Eduard: Die Sänger unserer Tage. – Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart […]. Altenburg: Pierer 1842.

Arndt, Ernst Moritz: Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze. – […]. Leipzig: [Rhein] 1813.

Assing, Rosa Ludmilla: Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Eine Biographie. Nebst Briefen von Immermann, Möller und Henriette Paalzow. Mit einem Bildniß Elisa's. Berlin: Duncker 1857.

Balzac, Honoré de: Études de moeurs au XIX[e] siècle – Scènes de la vie privée. 4 Bde. Paris: Mme Charles-Béchet 1834.

Banck, Otto: Gedichte […]. Leipzig: Fleischer 1858.

Banck, Otto: Alpenbilder. – Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt […]. Zweiter Band. Leipzig: Schlicke 1863.

Bechstein, Ludwig: Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Waldes. […]. Dritter Theil. Meiningen u. Hildburghausen: Kesselring 1837.

Bechstein, Ludwig: Die Donau-Reise und ihre schönsten Ansichten. 1. Bd. Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1838.

Bechstein, Ludwig: Wanderungen durch Thüringen. […]. Leipzig: G. Wigand [1838].

[30] Man darf mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß so manches der hier aufgeführten Werke den Autoren lediglich mittelbar bekannt war, und die als Zitate ausgegebenen Passagen wohl oftmals aus anderen Werken stammen dürften. Der Einfachheit halber werden hier die Erstausgaben bzw. die entsprechenden zeitgenössischen Werkausgaben bzw. Nachfolgeauflagen angeführt, da zumeist nicht ersichtlich ist, welche Ausgabe tatsächlich in Frage kommt.

Bechstein, Ludwig: Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes […]. Würzburg: Voigt u. Mocker 1842.

Bechstein, Ludwig: Schloß Landsberg bei Meiningen. Hildburghausen: Gadow 1842.

Berzelius, Jöns Jakob: Untersuchung derMineral-Wasser von Karlsbad, von Teplitz und Königswart […]. Leipzig: Barth 1823.

Bodenstedt, Friedrich von: Tausend und ein Tag im Orient. 3 Bde. Berlin: Decker 21853-1854.

Börne, Ludwig: Denkrede auf Jean Paul […]. Vorgetragen im Museum zu Frankfurt am 2. Dezember [1825]. –Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart: Cotta 1825. 19. Jg., Nro. 294 u. 295, S. 1173f. u. 1177-1179.

Börne, Ludwig: Gesammelte Schriften […]. – Fünfter Theil. Hamburg: Hoffmann u. Campe 1829.

Börne, Ludwig: Briefe aus Paris 1830-1831 […]. – Erster Band. Hamburg: Hoffmann u. Campe 1832.

Bohl, C.: Industrielles Streben [= Eröffnungsrede des Vorsitzenden des Kölner Gewerbvereins anläßlich der Generalversammlung am 26. Dezember 1839 zu Köln]. – In: Journal des österreichischen Lloyd. Triest: Marenigh 1840. V. Jahrgang, Sonnabend den 1. Februar 1840. Nro. 1, o. Sz.

Borberg, Karl Friedrich: Die Dichter des hellenischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken […]. 2 Bde. Stuttgart: Göpel 1842.

Braccini, Giulio Cesare: Dell᾿incendio fattosi nel Vesuvio a XVI di Decembre MDCXXXI e delle sue cause ed effetti con la narrazione di quanto è seguito in esso per tutto Marzo 1632 e con la storia di tutti gli altri incendi nel medesimo Monte avvenuti discorrendosi in fine delle acque, le quali in questa occasione hanno danneggiato le campagne e di molte altre cose curiose. Napoli: Roncagliolo 1632.

Braunfels, Ludwig [Hrsg.]: Der Nibelunge Nôt. Urtext mit gegenüberstehender Uebersetzung nebst Einleitung und Wörterbuch […]. Frankfurt a. Main: Literarische Anstalt 1846.

Brentano, Clemens von: Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. – Ein verwilderter Roman von Maria. Bremen: Wilmans 1801.

Byron, George Gordon Noël: Byron’s sämmtliche Werke. Hrsg. von Adolf Böttger. Erster Band. Ritter Harold’s Pilgerfahrt. Leipzig: O. Wigand 1839.

Canitz, Hermann von [Hrsg.]: Wilhelm Waiblinger’s gesammelte Werke, mit des Dichters Leben […]. 6. Bd. Hamburg: Heubel 1839.

Carlyle, Thomas: On Heroes and Hero Worship and The Heroic in History. London: Fraser 1841.

C. P.: Aus dem Leben eines trefflichen Fürsten. – In: Der Erzähler. Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann. Augsburg: Beck 1862. 27. Jg., № 58. 19. Juli 1862.

Deutsche Vierteljahrs Schrift für 1845. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1845). 8. Jg., Drittes Heft.

Dickens, Charles: David Copperfield or The Personal History, Adventures, Experience and Observation of David Copperfield the Younger of Blunderstone Rookery (Which He Never Meant to Publish on Any Account. London: Bradbury & Evans 1849-1850.

Duller, Eduard: Die malerischen und romantischen Donauländer. […]. Leipzig: G. Wigand [1840].

Duller, Eduard: Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks. […]. 8 Bde. Frankfurt a. Main: Meidinger 1849.

Eichendorff, Joseph von: Ahnung und Gegenwart. […]. Nürnberg: Schrag 1815).

Engelmann, Eugen Bernhard: Engelmann’s neueste Geographie von Europa und den übrigen vier Welttheilen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. Erlangen: Bibelanstalt 191823.

Erasmus von Rotterdam: Peregrinatio Religionis Ergo. Antverpiæ: Hillenium 1526.

Fallmerayer, Jakob Philipp: Fragmente aus dem Orient. 1. Bd. Stuttgart: Cotta 1845.

Fielding, Henry: The History of Tom Jones, a Foundling. London: Millar 1749.

[Foerster, Ernst]: Die Abdankung des Königs Ludwig von Bayern und die deutsche Kunst. – In: Kunstblatt [zum Morgenblatt für gebildete Leser]. Stuttgart: Cotta 1848. 33. Jg., Nr. 20. Dienstag den 25. April 1848.

Förster, Friedrich Christoph [Hrsg.]: Winckelmanns Briefe […]. Zweiter Band 1761 — 1766. Berlin: Schlesinger 1824.

Fontane, Theodor: Jenseits des Tweed. – Bilder und Briefe aus Schottland […]. Berlin: J. Springer 1860.

Freiligrath, Ferdinand :Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1849.

Freytag, Gustav: Die Brautfahrt oder Kunz von den Rose. Breslau: Storch 1842.

Funk, Zacharias [Hrsg.]: Klänge aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Becker'sche Rheinlied. Gesammelt und herausgegeben […]. – Erlangen: Palm 1841.

Gfrörer, August Friedrich: Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. […]. I. Ludwig XIV. Wilhelm der Oranier. Prinz Eugen. Karl XII. Peter der Große. Kaiser Leopold I. und Joseph I. 1. Bd. Schaffhausen: Hurter 1862.

Görres, Joseph: Europa und die Revolution […]. Stuttgart: Metzler 1821.

Goethe, Johann Wolfgang von: Torquato Tasso. […]. Leipzig: Göschen 1790.

Goethe, Johann Wolfgang von: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Erster Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Vierter Band. […]. Stuttgart u- Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Zwölfter Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Dreyzehnter Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Fünfundzwanzigster Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1829.

Goethe, Johann Wolfgang von: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Acht und zwanzigster Band. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1829.

Goethe, Johann Wolfgang von: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Sieben und vierzigster Band. […]. Goethe's nachgelassene Werke. – Siebenter Band. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1833.

Gottschalck, Friedrich: Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands […]. – Fünfter Band. Halle a. d. Saale: Hemmerde u. Schwetschke 1821.

Gottschall, Rudolf: Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt […]. Zweiter Band. Breslau: Trewendt ^{2}1860).

Gruppe, Otto Friedrich: Meister Gruppello. – In: Düsseldorfer Künstler-Album […]. Achter Jahrgang. Düsseldorf: Arnz & Comp. 1858. S. 20.

Guseck, Bernd von: Der Erste Raub an Deutschland. – Historischer Roman […]. 4 Bde. Leipzig: Costenoble 1862.

Hammer-Purgstall, Joseph von: Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos, und von da zurück über Nicäa und Nicomedien […]. Pest: Hartleben 1818.

Hammer-Purgstall, Joseph von: Constantinopolis und der Bosporos, örtlich und geschichtlich beschrieben […]. 2. Bd. Pesth: Hartleben 1822.

Heine, Heinrich: Buch der Lieder […]. Hamburg: Hoffmann u. Campe 1827.

Heldmann, Friedrich [Übers.]: Handbuch für Reisende in Italien in Beziehung auf alte und neue Denkmäler, Wissenschaften, Künste, Klima und Produktion, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner. Sammt statistischer Übersicht […]. Eine Uebersetzung des zu Mailand erschienenen Manuel du voyageur en Italie […]. Basel: J. G. Neukirch 1820.

Herder, Johann Gottfried: Adrastea. […]. 3. Bd. Leipzig: Hartknoch 1802.

Herder, Johann Gottfried: Johann Gottfried von Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts. – Zweiter Band, welcher den vierten Theil enthält – 1776. Hrsg. durch Johann Georg Müller. Tübingen: Cotta 1806.

Herwegh, Georg: Gedichte eines Lebendigen […]. Zürich u. Winterthur: Vlg. des liter. Comptoirs 1841.

Hofmann, Friedrich: Fritz Hofmann's Koburger Quackbrünnla – Volksdichtungen in nordfränkisch-koburger Mundart. Hildburghausen: Kesselring 1857.

[Hofmann, Friedrich]: Ein offenes Fürstenwort. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: E. Keil 1861. 9. Jg., Heft 33, S. 528.

Hume, David: Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsar bis auf die Revolution im Jahre 1688. Aus dem Englischen übersetzt von Gebhard Timaeus, […]. 2 Bde. Lüneburg: Herold u. Wahlstab 1807.

Jean Paul: Jean Paul's sämmtliche Werke. 2. Bd. Berlin: Reimer 1840.

Jean Paul: Jean Paul's sämmtliche Werke. 24. Bd. Berlin: Reimer 1842.

Jacob, Friedrich: Leben und Kunst der Alten. […]. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. – Der Griechische Blumenlese VII. – XII. Buch. Gotha: Ettinger 1824.

Kannegießer, Karl Ludwig [Hrsg.]: Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. – Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt […]. – Vierte, sehr veränderte Auflage. – Dritter Theil. […]. Leipzig: Brockhaus 1843.

Karche, Philipp Carl Gotthard [Hrsg.]: Jahrbücher der Herzogl. Sächs. Residenzstadt Coburg von 741–1822. […]. Coburg: Ahl 1825.

Kerner, Justinus: Gedichte […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1826.

Kintzinger, G. J.: Deutschland und seine Verfassung. Dem deutschen Volke gewidmet […]. Karlsruhe: Macklot 1852.

Kleist, Ewald Christian von: Des Herrn Ewald Christian von Kleists sämmtliche Werke. Erster Theil. Berlin: C. F. Voß [4]1778.

Klöber, Karl Ludwig: Von Schlesien Vor Und Seit Dem Jar MDCCXXXX. Freiburg: o. Vlg. 1785.

Klopstock, Friedrich Gottlieb: Der Messias. – Vierter Band. Halle: Hemmerde 1773.

Knebel, Carl Ludwig von: K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. – Hrsg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. – […]. Mit Knebel's Bildniß. Erster Band. Leipzig: Gebr. Reichenbach 1835.

Kreittmayr, Wiguläus Xaverius Aloysius von: Anmerkungen über den Codicem Maximilianeum Bavaricum Civilum, Worinnen derselbe sowohl mit dem Gemein=als ehemalig=Chur=Bayerischen Land=Recht genau collationirt, Sohin der Unterschied zwischen dem alt=und neueren Recht samt den Urquellen, woraus das letztere geschöpft worden ist, überall angezeigt, und dieses dadurch in ein helleres Licht gesetzt wird […] Fünft= und letzter Theil samt den Supplementis ad Cod. civil. Judic. crim. dann dem General-Indice über das ganze Werk. München: Vötter 1768.

Kugler, Franz: Geschichte der Baukunst […]. 3. Bd. Stuttgart: Ebner & Seubert 1859.

Kurz, Hermann: Schiller's Heimathjahre. – Vaterländischer Roman […]. Erster Theil (Stuttgart: Franckh 1843.

Lamartine, Alphonse de: Trois mois au pouvoir […]. Paris: Michel Lévy frères 1848.

Lange, Ludwig: Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und Sonstiger Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Ludwig Lange, Architect und Zeichner, in Stahl gestochen von Ernst Rauch, Kupferstecher, im Verein mit Karl Rauch und andern deutschen Künstlern, mit einem artistisch-topographischen Text begleitet […]. Darmstadt: G. G. Lange 1832.

Lefrançais de Lalande, Joseph Jérôme: Voyage d'un François en Italie, fait dans les années 1765 & 1766 contenant l'historie & les anecdotes les plus singulieres de l'Italie, & sa description, les moeurs, les usages, le gouvernement, le commerce, la littérature, les arts, l'histoire naturelle & les antiquités, avec des jugemens sur les ouvrages de peinture, sculpture & architecture, & les plans de toutes les grandes villes d'Italie. Venedig: Desaint 1769.

Loeben, Otto Heinrich Graf von: Loreley. Eine Sage vom Rhein. – In: Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1821. – Neue Folge, dritter Jahrgang. Leipzig: Brockhaus [1820], S. 325ff.

Libavius, Andreas: Tractatus Medicus Physicus unnd Historia, Deß fürtrefflichen Casimirianischen SawerBrunnen, unter Libenstein, nicht fern von Schmalkalden gelegen Welchen der Durchläuchtige Hochgeborne Fürst unnd Herr, Herr Johann Casimir, Hertzog zu Sachssen, Gülich, Cleve und Berg […] Durch verordente seiner Gnaden Medicos, Physicos, besichtigen probiren, und durch Baw- und Brunnenmeister zu bequemen brauch anzurichten, anfangen lassen. Coburgk: Fürst 1610.

Llorente, Juan Antonio: Histoire critique de l'inquisition espagnole, […]. 2 Bde. Paris: Treuttel et Würtz 1817.

Ludwig I., König von Bayern: Gedichte […]. Stuttgart: Cotta 1829.

Lyell, Charles: Lehrbuch der Geologie. […]. – Nach der zweiten Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von Dr. Carl Hartmann […]. Erster Band. Quedlinburg u. Leipzig: Basse 1833.

Matthisson, Friedrich: Friedrich Matthisson's auserlesene Gedichte. – Hrsg. von Johann Heinrich Füßli. Zürich: Orell, Geßner, Füßli u. Compagnie 1791.

Meidinger, Heinrich: Deutschlands Eisen- und Steinkohlenproduction in der Neuzeit. – Eine geographisch-statistische Uebersicht […]. – Mit einer Steinkohlen- und Eisenkarte von Deutschland. Gotha: Perthes 1857.

Meyer, Joseph: Deutsche Parlaments-Chronik. Ein politisches Schulbuch für's deutsche Volk. […]. 2 Bde. Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1848.

Müller, Johannes von: Sämmtliche Werke. Hrsg. v. Johann Georg Müller. 27 Bde. Stuttgart: Cotta 1810-1819.

Müller [von der Werra], Friedrich Konrad: Thüringen. Ein Handbuch für Reisende. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen. Leipzig: Mendelssohn 1861.

Musäus, Johann Karl August: Volksmährchen der Deutschen 5. Bd. Gotha: Ettinger 1786.

Mylius, Christian Friedrich: Malerische Fußreise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Ober-Italien […]. – Zweyter Band. Erste Abtheilung. Karlsruhe: Selbstvlg. 1818.

Niendorf, Emma: Reisescenen in Bayern, Tyrol und Schwaben […]. Stuttgart: Ebner & Seubert 1840.

Opitz, Martin: Des berühmten Schlesiers Martini Opitii von Boberfeld / Bolesl. Opera Geist- und Weltlicher Gedichte / […]. Die neueste Edition. Breslau: Fellgibel 1690.

Pecht, Friedrich: Sechs Monate in Rom. Leipzig: J. J. Weber 1859.

Platner, Ernst, Carl Josias Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell [Hrsgg.]: Beschreibung der Stadt Rom. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1830-1842.

Raumer, Friedrich von: Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit […]. 4. Bd. Leipzig: Brockhaus 1841.

Raumer, Friedrich von: Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrichs II, gehalten am 26. Januar 1843 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Leipzig: Brockhaus 1843.

Reinkens, Joseph: Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Festschrift der katholisch-theologischen Facultät. […]. Breslau: Königl. Universitäts- u. Stadt-Buchdruckerei W. Friedrich 1861.

Riehl, Wilhelm Heinrich: Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik […]. Erster Band. Land und Leute. Stuttgart: u. Tübingen: Cotta 1854.

Robert, Cyprian: Le monde slave son passé son état présent et son avenir […]. Paris: Ledoyen et Giret 1852.

Robert, Cyprian: Die vier slawischen Literaturen. – In: Magazin für die Literatur des Auslandes. Berlin 1853. Jg. № 49. Sonnabend, den 23. April 1853 u. № 50. Dienstag, den 26. April 1853.

Roepell, Richard: Zur Geschichte der Stiftung der Königlichen Universität zu Breslau. […]. (Breslau: Königl. Universitäts- u. Stadt-Buchdruckerei W. Friedrich 1861.

Rosenkranz, Karl: Die Topographie des heutigen Paris und Berlin. Zwei Vorträge. […]. Königsberg: Gebr. Bornträger 1850.

Rotteck, Karl von: Allgemeine Geschichte, vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten; für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet […]. 2. Bd. Freiburg u. Konstanz: Herder 1813.

Sallet, Friedrich von: Laien-Evangelium. – Jamben […]. Leipzig: Volckmar 1842.

Schade, Oskar: Ecken Ausfahrt. Hannover: o. Vlg. 1854.

Schäffle, Albert: Abbruch und Neubau der Zunft. – In: Deutsche Vierteljahrs Zeitschrift. […]. 1856. Stuttgart u. Augsburg: Cotta [1856], 19. Jg., 1. Heft, S. [173]-208.

Schaubach, Adolf: Die deutsche Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Oesterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstoßenden Gebiete. […]. Fünfter Theil. Die südöstliche Abdachung vom Großglockner bis Triest. […]. Jena: Frommann 1847.

Schiller, Friedrich von: Dom Karlos Infant von Spanien. Leipzig: Göschen 1787.

Schiller, Friedrich von: Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung. – […]. Leipzig: Crusius 1788.

Schiller, Friedrich von [Hrsg.]: Musen-Almanach für das Jahr 1797. […]. Tübingen: Cotta [1796].

Schiller, Friedrich von [Hrsg.]: Musen-Almanach für das Jahr 1798 […]. Tübingen: Cotta [1797].

Schiller, Friedrich von [Hrsg.]: Musen-Almanach für das Jahr 1800 […]. Tübingen: Cotta [1799].

Schiller, Friedrich von: Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder ein Trauerspiel mit Chören […]. Tübingen: Cotta 1803.

Schiller, Friedrich von: Wilhelm Tell […]. Tübingen: Cotta 1804.

Schlosser, Friedrich Christoph: C. F. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. – Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Fünfter Band. Frankfurt a. Main: Varrentrapp 1846.

Schmeltzl, Wolfgang: Lobspruch der Hochlöblichen weit berümbten Khünigklichen Stat Wienn in Österreich. Wien: o. Vlg. 1547.

Schubart, Christian Friedrich Daniel: Schubart's Leben und Gesinnungen. – Von ihm selbst, im Kerker aufgesetzt. – Zweiter Theil. – Hrsg. von seinem Sohne Ludwig Schubart. Stuttgart: Gebr. Mäntler 1793.

Schwab, Gustav: Gedichte. 2 Bde. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828-1829.

Schwab, Gustav: Wanderungen durch Schwaben. Leipzig: G. Wigand [1837].

Scott, Walter: The Heart of Midlothian (= Tales of my Landlord, 2nd series). Edinburgh: A. Constable 1818.

Seuffert, Georg Carl: Statistik des Getreide- und Viktualien-Handels im Königreiche Bayern mit Berücksichtigung des Auslandes. München: J. G. Weiß 1857.

Shakespeare, William: Shakespeare’s dramatische Werke übersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck. – Sechste Octav-Ausgabe. – Vierter Band. König Heinrich der Achte. Romeo und Julia. Ein Sommernachtstraum. Berlin: Reimer 1864.

Simrock, Karl: Das malerische und romantische Rheinland […]. Leipzig: G. Wigand 1840.

Simrock, Karl: Die deutschen Volksbücher Gesammelt [sic!] und ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt […]. 1. Bd. Frankfurt a. Main: Brönner 1845.

Spazier, Otto: Jean Paul Friedrich Richter – Ein biographischer Commentar zu dessen Werken“ (= Jean Paul’s sämmtliche Werke LXI). 1. Bd. Leipzig: Brüggemann u. Wigand 1833.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Fünfter Band. Altona: Hammerich 1837.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Sechster Band. Altona: Hammerich 1838.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit den angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Zwölfter Band. Altona: Hammerich 1841.

Stahr, Adolf: Ein Jahr in Italien. […]. Oldenburg: Schulze 1847.

Stahr, Adolf: Weimar und Jena – Ein Tagebuch. Oldenburg: Schulze 1852.

Stang, Christian Franz Gottlieb: Martin Luther. – Sein Leben und Wirken […]. Leipzig u. Stuttgart: J. Scheible 1835.

Steffen, Henrich: Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben […]. Siebenter Band. Breslau: Max 1843.

Steger, Friedrich [Hrsg.]: Ergänzungs-Conversationslexikon der neuesten Zeit auf das Jahr 1855/56. […]. 11. Bd. Leipzig u. Meißen: Ergänzungsblätterverlag [1856].

Steub, Ludwig: Drei Sommer in Tirol. München: Verlag der literarisch-artistischen Anstalt 1846.

Steub, Ludwig: Aus dem bayerischen Hochlande. II. – In: Beilage zur Nr. 189 der Allg. Zeitung. Augsburg: Cotta 1850. 44. Jg., 8. Juli 1850, S. [3017].

Stieglitz, Christian Ludwig: Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuern Zeiten. […]. Nürnberg: Campe 1827.

Storch; Ludwig: Novellen […]. – Vierter Band. Frankfurt a. Main: Sauerländer 1834.

Thon, Johann Carl Salomo: Schloß Wartburg – Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit. Gotha: Ettinger 1792).

Thaler, Joseph: Edelrauten von den Alpen Tirols. Vaterländische Dichtungen von Lertha. Innsbruck: Wagner 1840.

Truchsess von Wetzhausen zu Bettenburg, Christian Frhr.: Systematische Classification und Beschreibung der Kirschensorten von Christian Freiherrn Truchseß von Wetzhausen zu Bettenburg; hrsg. von Friedrich Timotheus Heim, […]. Stuttgart: Cotta 1819.

Tschischka, Franz: Der Gefährte auf Reisen in dem österreichischen Kaiserstaate. – Für Reisende jeden Standes und Zweckes nach den neuesten und bewährtesten Quellen bearbeitet […].“ Wien: F. Beck 1834.

Venedey, Jacob: Irland. […]. Zweiter Theil. Leipzig: Brockhaus 1844.

Voigt, Johannes: Markgraf Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach […]. Erster Band. Berlin: Decker 1852.

Voß, Johann Heinrich d. Ä.: Des Quintus Horatius Flaccvs Werke. 2 Bde. Heidelberg: Mohr u. Zimmer 1806.

Wagner, Ernst: Briefe über den Dichter Ernst Wagner; […]. Hrsg. von Friedrich Mosengeil. – Zweites Bändchen. Schmalkalden: Varnhagen 1826.

Weber, Carl Julius: Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. […]. Neunter Band (= Carl Julius Weber's sämmtliche Werke, 24. Bd.). Stuttgart: Hallberger 1840.

Weiße, Felix: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Fünf und funfzigsten Bandes Erstes Stück. Leipzig: Dyck 1795.

Wiebeking, Carl Friedrich von: Theoretisch-practische bürgerliche Baukunde, durch Geschichte und Beschreibung der merkwürdigsten antiken Baudenkmahle und ihrer genauen Abbildungen bereichert. 1. Bd. München: Zängl 1821.

Wiebeking, Carl Friedrich von: Von dem Einfluß den die Untersuchung und beurtheilende Beschreibung der Baudenkmale des Alterthums, desMittelalters und der neuern Zeit auf die Erforschungen im Gebiet der Geschichte haben […]. München: Jaquet 1834.

Wigand, Paul: Wetzlar und das Lahnthal. Wetzlar: G. Rathgeber 1862.

Willkomm, Ernst: Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien. 2 Bde. Leipzig: Fleischer 1847.

Zehler, Johann Gottfried: Das Siebengebirge und seine Umgebungen nach den interessanteren Beziehungen […]. Krefeld: J. H. Funcke 1837.

Zeiller, Martin und Matthaeus Merian d. Ä.: M. Z. Topographiæ Galliæ, Oder Beschreibung und Contrafaitung des mächtigen Königreichs Franckreich, Achter Theil. Die fürnehmste und bekannteste Städte vnd Plätze in dem Herzogthum Normandie, fürgestellt. Frankfurt a. Main: C. Merian 1657.

Zschokke, Heinrich: Die klassischen Stellen der Schweiz und ihre Hauptorte in Originalansichten dargestellt […]. Erste Abtheilung. Karlsruhe u. Leipzig: Kunst-Verlag 1836.

IV. „Meyer’s Universum“, auszugsweise erläutert und kommentiert

Meyers’s Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Erster Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1833.

Enthält: Venedig, St. Markus, Canale Grande, Dogana, Santa Maria della Salute, Dogenpalast, Eisenbahnviadukt, Palazzo Barbarigo, Riva degli Schiavoni (1833, 1837, 1847, 1863).

Bad Ems (1833).

Rom, Vatikan, St. Peter, Engelsburg, Pantheon, Grabmal der Cäcilia Metella, Tempel der Vesta, Forum, Heiliges Offizium, Kolosseum (1833, 1835, 1836, 1847, 1850, 1859, 1862, 1863).

Marienbad, Ferdinandsbrunnen (1833, 1838, 1864).

Andernach, Grabmal der Hl. Genoveva (1833, 1856).

Koblenz, Ehrenbreitstein (1833).

Oxford (1833).

Florenz, Ponte Santa Trinità, Casa Buonarroti (1833, 1847).

Tivoli, Sibyllen-Tempel (1833, 1862, 1863).

Athen, Theseus-Tempel (1833, 1835, 1863).

Amsterdam, Singel (1833).

Konstantinopel/Istanbul, Pera, Bosporus, Göksu, Skutari/Üsküdar, Dardanellen, Dolmabahçe-Palast (1833, 1837, 1842, 1843, 1844, 1852, 1854, 1863).

Como (1833).

Edinburgh, Edinburgh Castle, Old Royal High School, Holyrood-Palace, Scott’s Monument (1833, 1835, 1863).

Mainz, Dom (1833, 1835).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [3]-8 u. 79f.

I. Der Sankt Markus-Platz in Venedig[31].

Staunen und Bewunderung erschüttern den Fremdling, der zum ersten Male des Oceans Roma – Venedig – sich nähert. Sich in die Feen- und Mährchenwelt versetzt glaubend, sieht er auf den spiegelnden Wellen mächtige Kuppeln und Dome sich erheben, riesige Säulen und schlanke Thürme, Palläste und Kirchen, zahllos und prachtvoller, als eine morgenländische Phantasie sie sich denken kann.

Aber nicht die Herrlichkeit der Bauwunder Venedigs allein ist's; nicht allein ist's die Betrachtung der Kühnheit des Geistes, welche den Menschen inne wohnen mußte, die den Gedanken fassen konnten, für die gigantesten Schöpfungen der Architektonik den Grund des Meeres als Bauplatz zu wählen; auch nicht die Betrachtung der Unermeßlichkeit des Reichthums ist's, welcher die Ausführung solcher Entwürfe möglich machte; mehr als alles dies ist's die Erinnerung an die Lebensschicksale des Volks, das alle diese Wunder vollbracht hat, was in Venedig die Seele des denkenden Beschauers so mächtig ergreift. Wenn er die Wäsche der Bettler trocknen sieht auf Balkonen von Erz und zwischen marmornen Fenstersäulen, da, wo er Reichthum und Schönheit vermuthete, hinter gebrochenen Scheiben in Lumpen erblickt des Elends Gestalten: so fragt er sich wohl, über die grellen Gegensätze erschrocken: Was war damals, als diese Dome sich wölbten, und man dieser Marmorpalläste Grundsteine in den Busen der Wogen versenkte? – was war damals Venedig? – Groß und mächtig, antwortet die Geschichte, führte die stolzeste und an allen Tugenden des Gemeingeistes reichste der Republiken in ihrer starken Hand den Dreizack, den, ihr längst entwunden, jetzt die hohe Britannia trägt; – Herrscherin über alle Meere, des Welthandels Herrin, schüttete dieser in ihren Schooß die Reichthümer der Erde aus. Die schönsten Länder unsers Welttheils, Griechenland, Dalmatien, Cypern und Candia[32]; des Orients herrlichste und reichste Küsten waren ihre Provinzen, das kaiserliche Byzanz[33] selbst anerkannte sie einst als Herrin, und des Abendlandes mächtigste Könige suchten ihren Schutz und ihre Hülfe. Ihre Flagge führte die zahllosen Schaaren des heiligen Kreuzes an des gelobten Landes Küsten, und unter ihrem Banner entschied sich oftmals im verzweifelten Kampfe für die Christen der Sieg. Und als der blinde Eifer für's Kreuz erkaltete und im Orient sein Glanz erlosch vor dem bereits in drei Welttheilen herrschenden Halbmond[34], da war's Venedig, das den ungleichen Kampf, mit mehr Heldenmuth. als Klugheit, noch Jahrhunderte lang gegen den Islamismus, und auch dann noch bestand, als schon Vasco de Gama[35] und Columbus[36] dem Welthandel neue Bahnen gewiesen, die Reichthümer, die er gibt, in andere Canäle geleitet hatten. Und nie vielleicht hätte Venedig seine Macht nach Außen verloren, hätte es seine Freiheit im Innern sich zu bewahren gewußt. Jene sank erst dann, nachdem diese untergegangen und der Bürger Sklave geworden war einer enggeschlossenen Erbaristokratie (der im goldenen Buche eingezeichneten Familie der Nobili); nachdem die freieste Verfassung gestürzt worden durch den verschworenen Adel, und die Republik nach und nach ausgeartet war in einen Bund von 1000 kleinen Tyrannen, welche, stolzer und reicher als Könige, für die verlorene Macht in der Fremde Entschädigung suchten durch Tyrannei im Innern, und einen Despotismus über ihre Mitbürger übten, gräßlicher und treuloser als je

---

[31] Lat. Venetia, ital. Venezia, venezian. Venesia.

[32] Veraltet für Kreta (griech. Κρήτη, Kriti; osman. كريد, Girīd).

[33] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (griech. Βυζάντιον, Byzántion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Kosṭanṭiniye bzw. استانبول, Istānbūl; türk. İstanbul); danach bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei.

[34] Siehe hierzu S. 190, Anm. 513.

[35] Vasco da Gama, seit 1519 conde de Vidigueira (ca. 1469–1524).

[36] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

ein Machiavell[37] ihn für Könige erdacht, oder ein Caligula[38] oder Tiber[39] ihn geübt haben. Wer kann sich, ohne Verachtung und Abscheu zu fühlen, erinnern dieses Systems der vollendetsten Aristokraten-Tyrannei, erzeugt in der Wiege der Freiheit und auferzogen an ihren Brüsten!

In dem an Heroen des Bürgersinns, des Kriegs, der Staatsweisheit, der Wissenschaft und der Kunst so überreichen Venedig sehen wir fortan den Adelsbund mit mehr Gewalt ausgerüstet, als je ein Alleinherrscher übte; wir sehen da die erbarmungsloseste Schreckensherrschaft aufgerichtet, welche, oft ihre eigenen Glieder zermalmend, mit eiserner Kaust den wankenden, in seinen Grundfesten morschen Staat noch für ein paar Jahrhunderte zusammen hält; wir sehen hervorgehen aus ihr jene verachtungswürdige Politik, welche die Erhaltung des Friedens nach Außen um jeden Preis als obersten Grundsatz bekannte; sehen die Aristokratie, ein volles Jahrhundert lang, feige und niederträchtig, markten mit den fremden Mächten um die elende bloße Fristung des Staatslebens, während sie nach Innen dessen Erhaltung auf die Erfolge der Angeberei und der Spionage, auf die Furcht vor heimlichen Gerichtshöfen und Hinrichtungen baut, auf die Schauer der Seufzerbrücke und jener Bleikammern, in denen man die Opfer, die die Feigheit nicht mehr zu morden wagte, Jahre lang sterben ließ. Wir erinnern uns endlich, aus der Zeit gänzlichen Sittenverfalls, jenes Saals, wo die ehrlosen Nobili's, acht Hundert an der Zahl, nachdem sie sich das Privilegium des Hazardspiels[40] zugeeignet[41], täglich in der Robe der Senatoren und Gesetzgeber an achtzig Spieltischen sich den Plebejern stunden- und tagweise vermietheten als feile, schimpfliche Werkzeuge der verächtlichsten Leidenschaft; jenes denkwürdigen Augenblicks, wo, als diese sittenlosen, stolzen, feigen Bürger-Tyrannen, äußere Gefahr durch Demüthigungen abzuwenden lange gewöhnt, vor dem großen Corsen[42] krochen und die Respektirung des Gebiets der Republik – erbettelten, vergebens erbettelten; jener letzten Senatsversammlung, als der Doge[43], – auf die Nachricht, die Franzosen blokirten den Hafen, jammernd ausrief: O die Kanonen werden uns noch heute Nacht im Schlafe stören! und er, diesem Unglück zuvorzukommen, dem Senat zur Unterwerfung unter die Franzosen, ohne einen Schwerdtschlag zu Versuchen, rieth und – mit Erfolg rieth.– Wir erinnern uns, wie dann das herrliche Venedig, wie eine schlechte Waare, aus einer Hand in die andere ging; wie um dasselbe gefeilscht wurde von dem und jenem fremden Fürsten; wie man es verkaufte und wieder erhandelte, und seine Nobili's, deren Vorfahren sich Königen gleich geachtet, binnen achtzehn Jahren, willig und ohne nur zu murren, drei fremden Fürsten nach einander den Unterthaneneid schworen! Und wenn man, voll dieser Erinnerungen, dann dieses Venedig betrachtet mit seinen modernden Pallästen, wo einst Crösusse wohnten, und jetzt oft die Armuth haust in Schmuz und Elend, – die weite, dem Meere entstiegene, verfallende und doch noch über Alles so prachtvolle Stadt mit ihrem Gewimmel von Domen und Kuppeln und Thürmen, Säulen und Sinnen, mit ihren 500 Kanälen und Brücken, während schon ganze Straßen menschenleer geworden, und viele Meerarme, die oft sonst die Schiffe nicht alle fassen konnten, verschlämmt und nur noch von einsamen Gondeln durchschnitten sind, so erscheint uns das

---

[37] Der Machttheoretiker Niccolò di Bernardo dei Machiavelli (1469–1527).

[38] Gaius Caesar Augustus Germanicus, postum bekannt als Caligula (eigentl. Gaius Iulius Caesar; 12–41; ermordet), seit 37 römischer Kaiser.

[39] Tiberius Iulius Caesar Augustus (eigentl. Tiberius Claudius Nero; 42 v. Chr.–37 n. Chr.), seit 14 n. Chr. römischer Kaiser.

[40] Glücksspiel; von altfrz. le hazard, der Zufall; der Begriff erfuhr dann im Engl. einen Bedeutungswandel zu „Gefahr, Risiko".

[41] In den sog. „casini" (Sing. casino), eigentl. Umkleideräume für die venezian. Nobili in nächster Nähe zum Dogenpalast. Ab 1638 beherbergte dann der Palazzo Dandolo mit dem Ridotto das erste öffentliche Casino in Venedig (siehe hierzu auch: Eickhoff, Ekkehard, Venedig, spätes Feuerwerk – Glanz und Untergang der Republik 1700–1797, Stuttgart 2006, S. 77ff.).

[42] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[43] Ludovico Manin (1726–1802), vom 9. März 1789 bis zu seiner Abdankung am 15. Mai 1797 120. Doge von Venedig.

neue Carthago[44], das in seiner Blüthe ¼ Million Einwohner faßte, und jetzt kaum 90,000 noch zählt, wie ein ungeheures Grabmal, und wir erinnern uns der Worte Byron's:

Noch sieht Sankt Markus seinen stolzen Leu,
Wo sonst er stand, – ein Spott und Hohn jetzt! – stehen
Hoch über des Pallastes ehr'nem Thor,
An dem einst Fürsten oft demüthig harrten,
Und dessen Pracht die Kön'ge neideten,
Der Republik nicht mehr gefürchtet Zeichen.
Ha! wo der Deutsche bat – da stampfet jetzt
Der Deutsche; und des Herrschers Fuß
Tritt jetzt den Nacken, vor deß Haupt in Staub
Ein Kaiser lag. – So wechseln die Geschicke. –
Berühmte Reiche schrumpfen zu Provinzen
Und Nationen schmelzen vom Zenith
Der Macht im Sonnenschein des Glückes bald; –
Und donnernd dann, Lavinen gleich in Alpen,
Im Sturze unaufhaltsam, wälzen sie
Sich in das Thal der Schmach und des Verderbens.[45]

Das Bild vor uns führt den Betrachtenden in die Mitte Venedigs – auf den herrlichen Sankt Markus-Platz (PIAZZA DI SAN MARCO). Das große Viereck, welches er bildet, umschließen die merkwürdigsten und schönsten Werke der Baukunst. Gerade vor uns sehen wir die prächtige Kirche des heiligen Markus, mit ihren Domen und Kuppeln, eher einem indischen Tempel, oder einer ärabischen [sic!] Moschee ähnlich, als einer christlichen Kirche; rechts das ungeheuere PROCURATORIO NUOVO, ein Werk des größten Architekten Venedigs, (SANSOVINO[46]), erbaut in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in den Zeiten der Republik Sitz der Obergerichte, unter Napoleon[47] Residenz des Vicekönigs von Italien, jetzt ein kaiserlicher Pallast, und als solcher fast unbewohnt und öde. Links erhebt sich ein prachtvoller Pallast in fast gleichem Styl und nicht weniger groß: das PROCURATORIO VECCHIO, jetzt die Wohnung von Privaten und Staatsfunktionarien. Das Erdgeschoß dieser Riesenbauten öffnet sich gegen den Platz hin in Arkaden. Diese sind durch einen die Westseite der PIAZZA begrenzenden, von Napoleon vollendeten, prächtigen Bogengang mit einander verbunden.

Niemand, – oder ihm müßte die Bildungsgeschichte der Menschheit fremd seyn! – kann ohne tiefen, gewaltigen Eindruck den Markusplatz betreten. Er steht im Mittelpunkte der einst so mächtigen Republiken deren Schooß die größten Bildungsmittel der Menschheit: Schifffahrt, Literatur und Kunst die üppigste Pflege erhielten. Von ihm aus sieht er den Pallast des Dogen mit seinen Bleikammern[48], Seufzerbrücke[49], Kerkern, und daneben jene berühmte Bibliothek, in welche die Schätze der alten Lite-

---

[44] Phöniz. 𐤒𐤓𐤕𐤇𐤃𐤔𐤕, qart-ḥadašt, „neue Stadt“ anstelle der ‚alten‘ punischen Metropole Tyros (phöniz. 𐤑𐤓, ṣūr, „der Felsen“; arab. صور, Ṣūr) im heutigen Libanon; griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāğ.

[45] Zitat aus George Gordon Byron's (1788–1824) 1818 entstandenem Werk “Childe Harold's Pilgrimage, Canto the Forth”: Stanze “XI. […] / St. Mark yet sees his lion where he stood / Stand, but in mockery of his withered power, / Over the proud place where an Emperor sued, / And monarchs gazed and envied in the hour / When Venice was a queen with an unequalled dower. // XII. The Suabian sued, and now the Austrian reigns – / An Emperor tramples where an Emperor knelt; / Kingdoms are shrunk to provinces, and chains / Clank over sceptred cities; nations melt / From power's high pinnacle, when they have felt / The sunshine for a while, and downward go / Like lauwine loosened from the mountain's belt: […].” Die Übersetzung scheint Joseph Meyer (1796–1856) selbst besorgt zu haben.

[46] Jacopo Sansovino (eigentl. Jacopo Tatti bzw. Jacopo d'Antonio Tatti; 1486–1570).

[47] Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 40, Anm. 42).

[48] Die berüchtigten „Piombi“ unter dem mit Blei gedeckten Dach, oberhalb der „Sala dei Inquisitori“; Sie waren nur für die Gefangenen des Rates der Zehn (siehe hierzu S. 42, Anm. 50) und der Staatsinquisitoren bestimmt.

[49] Die Seufzerbrücke (ital. Ponte dei Sospiri) in Venedig ist eine geschlossene Verbindungsbrücke zwischen dem Dogenpalast und dem Neuen Gefängnis (ital. Prigioni nuove). Ihren Namen erhielt sie erst im 19. Jhd. in der

ratur sich flüchteten, – jene Manuscripte, welche, durch die Buchdruckerpresse ein Gemeingut der Welt geworden, für alle Zeiten den menschlichen Geist zu erleuchten, zu bilden, bestimmt sind. Er steht auf der großen Börse, welche Jahrhunderte lang die Kaufleute aller Welttheile versammelte, von der aus der Welthandel Leben und Bewegung erhielt. Er hat den classischen Boden Venedigs betreten, auf dem sich die wichtigsten Ereignisse des 1300jährigen Freistaats zusammen drängen, den Ort, wo die Macht der Republik ihre Schaugepränge entfaltete; er sieht den fürchterlichen Löwen noch, aus dessen Rachen an jedem Morgen die Zettel gesammelt wurden, auf welchen Patriotismus manchmal, öfter Tücke und Verrath die geheimen Anklagen vor das Schreckenstribunal der „Zehne“[50] brachten; er ist an dem Ort, wo Frieden und Freundschaft suchende Gesandte fremder Völker und Fürsten von den Repräsentanten der stolzen Republik empfangen, besuchende Könige von ihnen gastlich begrüßt wurden. Hier wurden die neu erwählten Dogen von den Senatoren dem Volke vorgestellt; hier wurden die Bluturtheile der Tribunale vollstreckt, und hier war’s, wo in Zeiten innerer Fehde die Parteien die zahllosen Opfer schlachteten; hier endlich war’s, wo, im Fasching, sich die bunteste, tollste Lust im ergötzlichsten Wechsel zeigte; wo die Gaukler, Marktschreier und Beutelschneider ihre freie Kunst trieben; wo der Venetianer seine eigenthümlichsten Freuden zu suchen seit einem Jahrtausend gewohnt war. Noch ist der Markusplatz der Ort, der am meisten besucht ist, auf dem sich Jeder ergeht, der, des Schaukelns der Gondeln müde, sich nach festem Tritt auf festem Boden sehnt; aber – es ist jetzt todt dort im Vergleich gegen das bunte, fröhliche Gewimmel der Vorzeit. Das Leben der Venetianer ist einsamer geworden in dem Maaße, wie Venedig selbst verödet und seine Bevölkerung sich mindert. –

Wir verlassen den Sankt Markus-Platz, um die Kirche zu besehen, die ihm den Namen gab. Nächst der Peterskirche ist sie der berühmteste christliche Tempel der Erde. In ihr sind die Gebeine des Evangelisten Markus bewahrt, die Gegenstände der eifrigsten Verehrung und das Ziel unzähliger Wallfahrer aus allen Theilen der Welt. Erbaut in den Jahren 976–1071, ist sie ein Muster der sonderbarsten Mischung der griechischen und morgenländischen Baukunst. Die herrlichsten Bildwerke des Alterthums (wir nennen nur die berühmten vier antiken, colossalen Pferde, welche, unter einem Bogen über dem Haupteingang, auch auf unserm Bilde sichtbar, aufgestellt sind), zahllose Säulen, Basreliefs sind mit einer gleich großen Menge von Schnitz- und Bildwerken in orientalischem und saracenischem Geschmack aus den kostbarsten Stoffen zur Verzierung und Ausschmückung dieses Tempels verwendet worden. Schon bei’m Eintritt in denselben begegnet des Staunenden Auge nichts als Gold und Edelsteine, und der Fuß zaudert, den Agath, Lapis lazulis, Jaspis, Porphyr, Chalcedon u. s. w. zu berühren, aus denen der Boden, zu seltsamen Formen und Figuren durch die Kunst der Mosaik vereinigt, zusammen gesetzt ist. Die Wände sind überall mit Goldplatten belegt, von denen sich, in Silber und farbigem Golde, Schnitzmerke in allerlei Gestalten, Vögel, Menschen, ganze Landschaften, Blumen aller Art, größtentheils von bewundernswürdiger Zartheit und Kunst, in buntem Wechsel erheben. Die ganze Decke ist Mosaik aus Edelsteinen und dem köstlichsten Marmor. Mitten aus diesem Raume, in bedeutender Höhe, wölben sich fünf Kuppeln, die mittlere größer als alle übrigen, getragen von 36 Säulen aus orientalischem Marmor. Unter diesen Kuppeln stehen fünf Altäre, strahlend von Edelsteinen und Gold, in welchen die Gebeine von Heiligen verschlossen sind. Der in der Mitte, der größte und kostbarste, bewahrt die Ueberreste des Evangelisten in einem Kasten von Gold, ausgelegt mit Rubinen, Sapphiren, Smaragden und andern Edelsteinen der kostbarsten Art. Ueber dem Altar erhebt sich, auf Säulen von Parischem Marmor, ein Thronhimmel von Ophir, auf welchem die Geschichte Jesu, nach dem Evangelium St. Marci, in Byzantinischem Geschmack und halb erhobener Arbeit, höchst kunstvoll dargestellt

---

Vorstellung, daß die Gefangenen auf ihrem Weg ins Gefängnis von hier aus zum letzten Mal mit einem Seufzen einen Blick auf das freie Leben in der Lagune werfen konnten.

[50] Ital. Consiglio dei Dieci; infolge des Adelsaufstandes vom 14./15. Juni am 10. Juli 1310 installiert, entwickelte er sich zu einem der wichtigsten Gremien im Justiz- und Herrschaftssystem der Republik Venedig. Gegründet als außerordentlicher Gerichtshof, wurde der Rat der Zehn bald eine ständige Einrichtung als höchstes Gericht und oberste Polizeibehörde, die für Ermittlungen politischer Natur zuständig war. Im Laufe des 15. Jhd.s vermochte sich der Rat der Zehn immer mehr Kompetenzen anzueignen, so daß er sich zu einer Art Superministerium entwickelte, in dem sich die politische Macht der Republik konzentrierte. Ende des 16. Jhd.s begann der Große Rat damit, dem Gremium wieder Befugnisse zu entziehen, um es auf seine ursprüngl. Funktion als Gerichts- und Polizeibehörde einzuschränken.

ist. Hinter diesem Altar stehen 4 Säulen aus ächtem orientalischen Alabaster, weiß wie Schnee und fast wie Glas so durchsichtig. Ausgegraben vor fast einem Jahrtausend in den Ruinen Jerusalems, schmückten sie einst, so erzählt der fromme Glaube, das Heiligste des Salomonischen Tempels.

Wir brechen ab. Wollten wir die Herrlichkeiten, welche dieses Haus für die Verehrung des Höchsten in sich schließt, alle beschreiben, so bedürfte es dazu eines ganzen Buches. Ohnehin haben wir der Beschreibung dieses Bildes mehr Raum gewidmet, als im Plan dieses Werkes liegt; der Reichthum des Stoffes möge uns bei dem Leser entschuldigen.



St. Markusplatz in Venedig



AUF DEM GROSSEN CANAL
in
VENEDIG

II. Der grosse Canal (*Canale Grande*) in Venedig.

Venedig hat keine Straßen wie die unsrigen. Statt des kothigen Pflasters drängt sich der krystallene Spiegel des Meeres zwischen die Häuserreihen, und statt des betäubenden Gerassels der Wagen hört man nur das Plätschern der Ruder. Die Gondel ist dort für Geschäfte, wie für's Vergnügen, sobald sie außer dem Hause gesucht werden müssen, die unentbehrliche Vermittlerin. Von den Freuden der Städter auf dem festen Lande, von Ausfahren und Ausreiten, von Landpartieen machen, von Ergehen in Wald und Flur kann bei dem Venetianer keine Rede seyn; seine größte TERRA FIRMA ist der Sankt Markus-Platz; will er den nicht auf- und abschreiten, so muß er seine Zuflucht zur Gondel nehmen, und er fährt entweder in den Lagunen – oder, wenn er sich nicht weit vom Hause entfernen will, in den Straßen (auf den Canälen) spazieren. – Am liebsten besucht er den Canale grande (den großen Canal), der, zwei hundert Fuß[51] breit, von einer unabsehbaren Reihe großer Palläste eingefaßt ist, welche die prächtigste Straße in der Welt bilden. Der Stahlstich vor uns ist nach einer an der pittoreskesten Stelle des Canals – neben dem herrlichen Balbipallaste (auf dem Bilde das erste Gebäude links) aufgenommenen Zeichnung. Dieses Gebäude, welches in Pracht der Ausführung, an Adel und Reinheit des Styls seines Gleichen sucht, ist ein Werk des größten Architekten Italiens – Palladio's[52]. Es gehört der Familie Balbi, einem in den Annalen Venedigs eine große Rolle spielenden Geschlechte an, welches der Republik mehrmals aus seiner Mitte das Haupt gab. An diesem Canale hatten die Familien des goldenen Buchs (die Nobili) ihre Wohnungen der Pracht. – Jetzt sind viele dieser Denkmäler eines unermeßlichen Reichthums und Luxus der Aufenthalt des Elends; die Familien ihrer Erbauer sind zum Theil ausgestorben, oder sie wanderten aus, oder verarmten; manche Palläste stehen leer, andere verfallen. Der verwüstende Einfluß der Zeit, der Wellen und der Verödung wirkt hier zusammen, die Zerstörung der stolzesten Menschenwerke um so schneller zu vollenden. –

---

[51] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den engl. zu 30,48 cm meint.

[52] Der Renaissance-Architekt Andrea di Pietro della Gondola, genannt Palladio (1508–1580); dieser war jedoch am Bau des in den Jahren 1582 bis 1590 nach Plänen von Alessandro Vittoria (1525–1608) errichteten Palastes nicht beteiligt.

XXXIII. Die Dogana[53] und Santa Maria della Salute[54] in Venedig.

Noch einmal führen wir den Leser zur verwittweten Königin der Tiefe – dem trauernden Venedig. Das Gebäude links aus unserm lieblichen Bilde, mit dem viereckigen Thurm, auf dessen Zinne vier unter der Last sich krümmende Colosse eine vergoldete Weltkugel tragen, über welche die wetterwendische Glücksgöttin, als Windfahne, sich dreht, ist La Dogana. – Aufgeführt aus Quadern von weißem Marmor, imponirt dieses Werk durch seine Festigkeit und Dauer, die für eine Ewigkeit berechnet scheint; doch würde es in dieser Stadt von Marmor, wo so viele Wunder der Baukunst dem Auge sich entgegendrängen, kaum Aufmerksamkeit erwecken können, wären seine Ansprüche auf diese nicht von höherer Art. In diesem Gebäude, in welchem seit neun Jahrhunderten die Register über alle seewärts einkommenden Waaren und Schiffe, und wo letztere anhalten und verzollen müssen, geführt werden, war einst der Zentralpunkt, von dem man die Bewegungen des Welthandels beobachtete, jenes mächtigen Genius, der alle Venedig schmückenden Wunder des Reichthums und der Prachtliebe aus den Fluchen hervorrief. In diesem Gebäude war es. in welchem jenes berühmte Admiralitätsgericht seine permanenten Sitzungen hielt, und, im Beiseyn von Delegaten aller Handelsvölker der Erde, die die Schifffahrt betreffenden Rechtsfälle und Streitigkeiten in einziger und letzter Instanz entschied. Aber nicht nur ist die Dogana derjenige Ort, in dem die Erinnerungen an Venedigs Ruhm und Herrlichkeit wie in einem Brennpunkte zusammenlaufen – er ist auch der, welcher seinen Verfall und seine Verödung am ergreifendsten veranschaulicht. Man denke sich diesen weiten, tiefausgegrabenen Meerarm zur Zeit, als Venedig jährlich 8000 Schiffe von hier aus nach allen Häfen und Buchten der bekannten Erde versegeln und eben so viel kommende hier anhalten sah; welch ein Gewimmel und Durcheinander von Flaggen, Menschen und Sprachen aller Nationen damals an dieser Stelle; – und jetzt? – die Marmorblöcke der Kayen sind mit Moos überzogen, Küstenhandel treibende Barken und Gondeln sind die einzige Staffage der öden, spiegelnden Fluth. Zwar ist, wohin das Auge sich wendet, überall noch Größe, Pracht, eine fast überirdische Herrlichkeit sichtbar; aber der Genius, der diesem Allen Leben gab, er ist entflohen und der Hauch des Todes und der Verwesung weht schon wie über Gräbern.

Die Kirche Santa Maria della Salute, in edlerm Style als die von San Marco, ganz aus parischem Marmor erbaut, und im Innern höchst kostbar ausgeziert, erhebt sich unmittelbar hinter der Dogana und gewährt einen wirklich wunderschönen Anblick. Sie enthält einen großen Schutz von den Meisterwerken der großen Maler aus der Venetianischen Schule, das, was der Pinsel von Titian[55], Tintoret[56], Paul Veronese[57] und Georgino[58] Herrlichstes schuf. Die prachtvollen Gebäude des mit der Basilika verbundenen Capitels stehen meistens leer. Selbst die Kirche leidet unter den Folgen der Vernachlässigung und sie eilt, der zerstörenden Kraft der Zeit und Elemente preisgegeben, ihrem Verfall entgegen.

---

[53] Das von 1678 bis 1682 nach Plänen von Giuseppe Benoni (1618–1684) erbaute Zollhaus.

[54] Am 22. Oktober 1630 gelobte der Doge Nicolò Contarini (1552–1631) der Heiligen Jungfrau Maria eine Kirche zu stiften, wenn sie die Stadt vor einer weiteren Ausbreitung der seit 1630 in der Stadt wütenden Pest bewahrte, die die Stadt letztlich rund ein Drittel ihrer Bevölkerung (ca. 46.000 Einwohner) gekostet hatte. Mit dem Bau der Kirche wurde der Venezianer Architekt Baldassare Longhena (ca. 1598–1682) beauftragt, die jedoch erst 1687 fertiggestellt und geweiht werden konnte.

[55] Tizian (eigentl. Tiziano Vecellio; zw. 1488 u. 1490–1576).

[56] Jacopo Tintoretto (eigentl. Jacopo Robusti; 1518–1594).

[57] Paolo Veronese (eigentl. Paolo Cagliari; 1528–1588).

[58] Giorgione (eigentl. Giorgio da Castelfranco; 1478–1510).



SANTA MARIA DELLA SALUTE
in Venedig.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 47-51.

CLVIII. Venedig: – Die Piazetta und der Dogenpallast.

Siehe, im Arme Neptun's, die bleiche, herrliche Meerbraut,
Die mit der Römer Gewalt paarte der Tyrier[59] Glück;
Siehe die Herrscherin einst auf allen Meeren und Küsten
Dreier Theile der Welt, die um ihr Gold sie berückt;
Siehe Venetia's Leu, der wider die Heere der Moslims
(Candia bezeugt's und Lepant'[60]!) unser Europa geschirmt.
Zwar ist gestorben der Leu, es horstet im Rachen der Adler;
Doch ist sie Königin noch, wenn auch als Sklavin sie dient.[61]

Die vorliegende Ansicht ist einzig in ihrer Art. Diese den Fluthen entsteigenden Palläste, diese Monumente sind das offene Buch von Venedig's ereignißvoller Geschichte. Sie machen Alles glaublich, was die Historiker des Mittelalters von seiner Pracht gesagt haben, was sie von seiner Macht, seinem Reichthume und der Größe seines Handels erzählen.

Jene lange, dem Meere zugekehrte Fronte, im arabischen Prachtstyl, ist der Pallast des Dogen, der ehemalige Sitz der ausübenden Gewalten der einst so mächtigen Republik. Von da gingen die Beschlüsse des Senats aus, welche im Mittelalter oft die Schicksale der Reiche lenkten. Neben an ist die Piazetta, gleichsam die Staatspforte Venedig's, auf deren breiten, in die Fluthen hinabführenden Marmorstufen die fremden Fürsten und Gesandten landeten, wenn sie kamen, die Freundschaft der Republik zu suchen. Hier hatte diese auch die Zeugnisse ihrer Herrlichkeit aufgestellt. Jene 2 Säulen am Eingang, 40 Fuß hoch und 8 Fuß dick, jede aus einem Stück orientalischen Porphyrs, zierten einst die Einfahrt der Dardanellen[62], von wo sie die Venetianer weg und als Trophäen mitnahmen, als sie im 12ten Jahrhundert das griechische Reich gedemüthigt hatten, und Constantinopel selbst ihnen als Eroberer gehuldigt. Auf der einen war die colossale Bronzbildsäule des heiligen Antonius, des ältesten Schutzpatrons Venedig's. Der geflügelte Löwe, Attribut des Evangelisten Markus, des neuen Schutzheiligen der Republik, schmückte die andere. Als die Franzosen, 1797, dem Staate ein Ende machten, nahmen sie den Löwen herab, und er wanderte als Siegeszeichen nach Paris. Die Verbündeten schickten ihn wieder heim, und seit 1816 überschaut er, wie vordem, das adriatische Meer. Aus dem fürstlichen Gefangenen in der Fremde aber ist nur ein demüthiger Diener in der Heimath geworden. Der Wechsel ist nicht zu beneiden. –

Venedig rühmt sich keines so hohen Alters, als die meisten der italischen Städte; aber der Volksname der Venetianer geht in die ältesten Zeiten zurück. Damals hießen sie Veneter. Sie stammten von Trojanischen Flüchtlingen her, welche Antenor[63] in diese Gegend führte.

---

[59] Bewohner von Tyros (siehe hierzu S. 41, Anm. 44).

[60] Sieg der Heiligen Liga unter maßgeblicher Beteiligung Venedigs über die osman. Flotte am 7. Oktober 1571 bei Lepanto.

[61] Sehr eigenwillige Übersetzung Joseph Meyers aus George Gordon Byron's 1818 entstandenem Werk "Childe Harold's Pilgrimage, Canto the Forth": Stanze "XIV. In youth she was all glory, – a new Tyre, – / Her very byword sprung from victory, / The 'Planter of the Lion,' which through fire / And blood she bore o'er subject earth and sea; / Though making many slaves, herself still free / And Europe's bulwark 'gainst the Ottomite: / Witness Troy's rival, Candia! Vouch it, ye / Immortal waves that saw Lepanto's fight! / For ye are names no time nor tyranny can blight."

[62] Siehe hierzu S. 234, Anm. 648ff.

[63] Antenor (griech. Ἀντήνωρ) war nach der Überlieferung des Homer (siehe hierzu S. **Fehler! Textmarke nicht definiert.**, Anm. 403) einer der weisesten unter den greisen Trojanern.

Als Attila[64] im Jahre 452 das große Aquileja zerstörte, suchte, was von den unglücklichen Einwohnern dem Schwerte entronnen, in den Sümpfen, welche das Nordende des adriatischen Meers umgürten, ein Asyl. Viele Tausende kamen um durch Noth und Elend. Der Ueberrest baute sich auf den Inselchen an der Mündung des Po an. Dieß war die erste Gründung Venedig's. In den ersten Jahrhunderten trieben die Bewohner desselben die Fischerei als ausschließlichen Erwerb. Aus Fischern wurden allmählich Schiffer, die sich den benachbarten Orten des Festlandes als Frachtfahrer verdingten, – aus diesen Kaufleute. Der kleine Staat, von seiner Gründung an Republik, nahm zu an Macht und an Ansehen, je nachdem sich der Reichthum und die Volksmenge mehrten, welche beide der Handel herführte. Vom neunten Jahrhundert an tritt Venedig in der Weltgeschichte handelnd auf. Seine Geschwader bekämpften die Seeräuber, welche die Gestade Italiens verwüsteten; einzelne Städte und ganze Küstenstrecken begaben sich unter seinen Schutz; es schloß Bündniß mit Genua zum Kriege gegen die Sarazenen[65].

Als die Kreuzzüge anfingen, besorgten Genua und Venedig gemeinschaftlich die Verproviantirung und Ueberfahrt der christlichen Heere, und ihre Kriegsflotten gaben das Geleit. Mit Hülfe dieser wurden die syrischen Häfen erobert, und bei jeder Eroberung bedangen sie sich besondere Handelsvortheile aus, und eigneten sie sich die für ihre Zwecke passenden Gebäude zu. Mit den Erzeugnissen und den Bedürfnissen des Orients waren sie seit lange vertraut, und sie benutzten die günstigen Verhältnisse zur Ausbreitung ihrer Geschäfte durch ganz Asien und Afrika. Schon zu Ende des 12ten Jahrhunderts traf man venetianische Faktoreien in allen Städten des mittelländischen und schwarzen Meers an, am arabischen Meerbusen und im Golfe von Persien. Im Jahre 1202 führten sie ein Kreuzfahrerheer auf drei hundert Schiffen vor Constantinopel, und unter Anführung ihres Dogen Dandolo[66] griff ihre Kriegsflotte von 50 großen Galeeren, mit dem französischen Geschwader vereinigt, die Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs an und eroberte sie. Klug überließen sie die glänzende, aber gefährliche und unsichere Beute ihren Verbündeten, erwarben sich aber Candia, und behielten von Küstenländern und griechischen Inseln Alles, was ihnen für ihre Zwecke am vortheilhaftesten schien.

Eifersüchtig auf Venedig's fortwachsende Handelsgröße hatte sich bald darauf Genua von dem geschlossenen Bunde gegen die Türken ausgeschieden und mit diesen einen Separatfrieden geschlossen, durch welchen sie sich den Alleinhandel mit den sarazenischen Staaten zu bewahren gedachten. So treulose Politik trug schlechte Frucht. Venedig verfolgte seine Handelsunternehmungen mit den Waffen in der Hand viel glücklicher, als Genua durch Traktate, welche es in der öffentlichen Meinung Europa's brandmarkten. Jenes machte sich zum Herrn der Küsten des schwarzen Meers, und venetianische Niederlassungen und Comtoire blüheten am kaspischen See, und wurden vorgeschoben bis in das Herz von Persien.

Die schlechtverhaltene Eifersucht der Genueser und Venetianer brach endlich in Krieg aus, in einen auf Leben und Tod, welchen zwar äußere Verhältnisse, oder Erschöpfung, von Zeit zu Zeit unterbrochen [sic!], der aber nicht eher endigte, als bis die veränderte Weltlage den Haderern gebieterisch Ruhe gebot. Venedig, kühn gemacht durch seine Erfolge im schwarzen Meere, gedachte seine Nebenbuhlerin aus ganz Syrien zu vertreiben. Der Streit um den Besitz von Ptolomais (ST. JEAN D'ACRE)[67] lieh den Vorwand. Venedig behielt das Feld, und um die Rivalin zu höhnen, hing es die Thore von Ptolomais an den Säulen des Markusplatzes in Ketten auf. Die Genueser hingegen vertrieben die Venetianer von der Küste des euxinischen Pontus[68], dessen Handel sie eine Zeitlang monopolisirten. Das mittelländische Meer wurde nun für die Flotten der eifersüchtigen Republiken häufig ein Schlachtfeld.

[64] Attila († 453), seit 434 „König“ (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

[65] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens“ für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich“) bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[66] Enrico Dandolo (ca. 1107–1205), seit 1192 41. Doge von Venedig.

[67] Griech. Πτολεμαΐς, Ptolemaís, heute Akkon (griech. Ἄκη, Áke; hebr. עַכּוֹ, ‘Ako; arab. عكّا, ʿAkkā).

[68] Griech. Πόντος Εὔξεινος, Póntos Eúxeinos, „das gastliche Meer“; Name des Schwarzen Meeres in der Antike.

Lange wechselte das Kriegsglück. Zuletzt aber triumphirten die Venetianer bei Chiozzo[69] über die Genueser in einem Haupttreffen, und von diesem Ereigniß an zogen sich letztere aus den griechischen und levantischen Gewässern zurück. Genua verlor seine Besitzungen am schwarzen Meere. – Um diese Zeit begann der Norden sich der Kultur und ihren Bedürfnissen und Genüssen zu öffnen. Er führte neue und unermeßliche Geschäfte herbei, als deren Vermittlerin sich die Hansa hergab. Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Braunschweig, Lübeck, Brügge, Cöln, wurden zu Hauptstapelplätzen des venetianischen Handels, wo der Norden um seine Erzeugnisse die Produkte des Südens tauschte. Durch Verträge mit den Sultanen[70] von Aegypten[71] gelang es Venedig, sich in den Alleinbesitz des einzigen damals praktikabeln Handelswegs nach Indien zu setzen. Von der Spitze des adriatischen Meeres an leitete es eine Kette bewaffneter Niederlassungen bis in's schwarze Meer und von Suez aus dem arabischen Meerbusen entlang bis zum Indus. Venedig hatte den Gipfel seiner Größe erreicht. Der Doge Mocenigo[72] gab die venetianische Flotte im Jahre 1420 auf 3000 große Handelsschiffe an, die 30,000 Matrosen beschäftigten. Die Kriegsmacht zählte 30 Schiffe, mit 10,800 Seeleuten, und 45 große Galeeren, mit 12,000 Mann Besatzung. In den Arsenalen und auf den Werften arbeiteten 17,000 Schiffszimmerleute unausgesetzt am Neubau und an der Ausbesserung der Fahrzeuge. Damals war die Seemacht Venedig's für sich allein größer, als die aller andern Staaten Europa's zusammen genommen. Unglaublich wäre es, was gleichzeitige Schriftsteller über den Reichthum und den Luxus dieser Stadt, in welche der Handel Jahrhunderte lang die Schätze der Welt zusammenführte, berichten, stellte nicht das heutige Venedig durch seine Palläste und Denkmäler noch unwiderlegbare Zeugen dafür auf. Wohl konnte man hier mit dem Propheten wie über Tyrus[73] ausrufen: „Ihre Kaufleute sind Fürsten!“[74] Daß die Ausbeute des hiesigen Handels enorm gewesen seyn müsse, geht aus dem Umstande hervor, daß, ungeachtet des Zusammenflusses aller Reichthümer der Welt, dennoch der laufende Jahreszins bei Vorschüssen auf Handelsunternehmungen, nie unter 30 Prozent, oft über 50 war. Welcher Gewinn mußte also bei Spekulationen locken, für welche das Geld nicht wohlfeiler erlangt werden konnte!

Vom Gipfel des Glücks und der Größe war der nächste Schritt der erste zum Verderben. Als Genua schwach geworden und Venedig keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten hatte, folglich die Nothwendigkeit aufhörte, für die Erhaltung seiner Macht mit Anstrengung zu kämpfen, wendete sich die Ehr- und Herrschsucht der reichen Geschlechter nach innen, und die Regierung, mithin auch die Sorge und das Interesse für das Staatswohl, wurde zum ausschließlichen Monopol der ältesten und vermögendsten Familien. Diese traten, um sich den Besitz der Alleinherrschaft zu sichern, in einen enggeschlossenen Verein zusammen, und die demokratische Regierungsform ging in eine streng aristokratische über. Für Verstand und Einsicht war nur noch in so fern Belohnung vorhanden, als zugleich Geburtsrang damit verknüpft war. Spätere Ausartung stellte auch diesen letzten dem Golde zu Kauf. Kür 100,000 Dukaten konnte jeder Tropf sich den Rang eines Nobili erwerben, und seinen Namen in's goldene Buch eintragen lassen. Titel wurden, wie jede andere Waare, nach dem Preiscourant des Senats erworben, die Verbrecher erkauften sich die Freiheit nach dem Tarif, Alles war feil; das persönliche Verdienst, als bloßes Verdienst, war dagegen außer Cours. An seine Stelle trat die Würde, und Geburt, Titel und Amt gaben diese allein. Die Aufrechterhaltung alter Formen ist für solche Verwalter des Gemeinwesens am leichtesten zu begreifen und mit der wenigsten Mühe auszuführen; das Neue zu prüfen und das Gute davon zu behalten, paßt nie für solche Wesen; das Erhabene zu ergründen und zu erkennen, war niemals für die Anbeter des goldenen Kalbes. So war es möglich, daß, als ein armer, aber tiefdenkender Mann Pläne und Wahrheiten offenbarte, die Venedig mehr, als die ganze übrige Welt interessirten, man sie dort als Tollheiten verlachte. Man ahnete nicht, daß durch deren Erfolg die ganze Herrlichkeit Venedig's in den Staub sinken würde.

---

[69] Chioggia (Rückeroberung am 24. Juni 1380).

[70] Siehe hierzu S. 187, Anm. 486.

[71] Die von 1250 bis 1517 bestehende Herrschaft der Mamluken (arab. Sing. مملوك, mamlūk, „der Besitz“; Pl. مماليك, mamālīk), ehem. islam. Militärsklaven.

[72] Tommaso Mocenigo (ca. 1343–1423), seit 1414 64. Doge von Venedig.

[73] Phöniz. 𐤑𐤓, ṣūr, „der Felsen“; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr.

[74] Jes 23,8; Offb 18,23.

Jener Mann war Columbus; – dieser Erfolg die Entdeckung Amerika's. Die Umschiffung Afrika's durch Vasco di Gama, ein paar Jahre später, welche dem Handel mit Indien neue Wege wieß, vollendete, was jene Entdeckung der andern Erdhälfte für Venedig's Ruin vorbereitet hatte.

Die weitere Geschichte der Republik ist blos die ihres Verfalls. Aber drei Jahrhunderte gehörten dazu, ehe der von der Kraft dreier Welttheile vollgesogene Staatskörper sich so abzehrte, daß ihn der Stoß eines starken Arms niederwerfen konnte.

Venedig empfing die Nachrichten jener Entdeckungen, welche über seine Zukunft den Stab brachen, mit Schrecken und Entsetzen, um so mehr, da es nun zu spät war, etwas zu thun, um das Uebel abzuwenden. Möglich ist's, daß es, im Besitz der mächtigsten Flotte, auf dem Wege des Kriegs und der Eroberung das Rad des Schicksals noch gewendet hätte; aber neben der Ueppigkeit waren die Trägheit und die Liebe zur Ruhe großgewachsen, und statt die Wege offener Gewalt schlug man die Schlangenpfade einer ruhmlosen Politik ein, welche das Unglück nur beschleunigte. 24 Jahre nach der Reise des Vasco blühete schon der portugiesische Handel in unzähligen Häfen, in Afrika und Indien, vom Cap des grünen Vorgebirges an bis nach Canton, auf einer unermeßlichen Küste von 2500 geographischen Meilen[75]. Das eroberte Malacca war der große Stapel dieses Ungeheuern Handels. Da trafen die Produkte der ostwärts liegenden Reiche, Japan's, China's, der Molukken, Siam's[76], des indischen Archipels zusammen, mit denen aus dem Westen, aus Malabar, Ceylon[77], Coromandel[78] und Bengalen. In Bezug auf den indischen Handel wurde Lissabon binnen kurzen 30 Jahren das, was Venedig gewesen, welches mit dem indischen Verkehr die Nahrungsquelle seines Reichthums verlor. Vergeblich schloß es Bündnisse mit dem ägyptischen Sultan und verschwendete Schätze und Flotten, um diesen in der verabredeten Vertreibung der Portugiesen aus Indien zu unterstützen. Die Flotten wurden durch Sturm und portugiesische Tapferkeit vernichtet. Venedig, das sich noch vor Kurzem in seinem Uebermuth vermessen hatte, sich die Schiedsrichterin der Welt zu nennen, wurde verhöhnt. Vollkommen erniedrigte es sich, als es nach so großer Schmach Unterhändler nach Lissabon schickte, den Portugiesen anzubieten: ihnen alle indischen Produkte für einen gewissen Preis, der Portugal einen großen Gewinn übrig ließe, abzukaufen gegen Bewilligung des ausschließlichen Rechts des Wiederverkaufs an andere Völker! Schnöde, wie sie es verdienten, wurden die Venetianer abgewiesen, und die Welt lachte sie aus.

Alle spätern Versuche, unwiederbringlich Verlorenes wieder zu gewinnen, konnten um so weniger fruchten, da sie mit sinkender Kraft unternommen wurden. Denn an den Verlust des Welthandels knüpfte sich allmählich der der positiven Herrschaft über ein ausgedehntes Reich. Venedig büßte im langwierigen Kampfe gegen seine Erbfeinde, die Türken, – in einem Kampfe, an Großthaten reich und eines bessern Erfolges werth! – zuerst die Küste des schwarzen Meeres und der Levante ein, dann die griechischen Inseln, dann Albanien und Morea, und zuletzt auch Candia und Cypern. Als es 1797 durch Bonaparte den Todesstreich empfing, besaß es nichts mehr, als die dalmatische Küste, Verona und das Gebiet des eigentlichen Herzogthums Venedig. Als Staat hatte es schon lange vorher das Sterbebett gehütet, und die in den Tagen der Macht so bedeutungsvolle Ceremonie am Himmelfahrtstage, die Vermählung der Republik mit dem Meere, war längst zur Posse herabgesunken.*)[79]

---

[75] Die geographische Meile entspricht 7,4204 km.

[76] Das heutige Thailand (thail. ประเทศไทย, bprà-tāyt tai).

[77] Heute Sri Lanka (singhal. ශ්‍රී ලංකා, śrī laṃkā; Tamil இலங்கை, ilaṅkai).

[78] Maori Te Tara-o-te-ika-o-Māui (die europ. Bezeichnung geht auf das Handelsschiff „HMS Coromandel" zurück, das hier am 13. Juni 1820 erstmals ankerte); eigentl. die Coromandel-Halbinsel auf Neuseeland; hier dürfte jedoch Neuseeland als solches gemeint sein.

[79] *) Nach einem uralten Gebrauche, der bis zum Ende der Republik dauerte, fuhr der Doge auf einem prächtigen Schiffe, welches der Bucentaurus hieß, begleitet von den Herren des Raths und den fremden Gesandten, auf das hohe Meer, welches mit zahllosen Gondeln bedeckt war. Er warf dort einen goldnen Ring in die Fluth, mit den Worten: *Desponsemus te mare in signum veri perpetuique dominii*. ([recte: Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuique dominii] Ich verlobe mich mit dir, o Meer, zum Zeichen wahrer und ewiger Herrschaft.) Jetzt liegt der Bucentaur im Arsenal und verfault.



DER DOGENPALLAST
im Venedig

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847[80]. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 35f. u. 185.

DXXV. Der Viadukt über die Lagunen nach Venedig.

Jede Zeit und jedes Alter im Volksdaseyn hat seinen eigenen Genius, unter dessen Einfluß das grünende Leben Blüthen und Früchte treibt und der sein Zeichen den Monumenten aufdrückt, welche der Gegenwart äußere Erscheinung in ferne Zeiten tragen. Im Mittelalter war der Glaube dieser Genius, und was das christliche Europa uns Großes aus jener Zeit überlieferte, ist vorzugsweise des Glaubens Werk. Des Glaubens magische Zauberkraft war es, welche aus der Erde Schooß jene Münster emporgetrieben, gegen deren Herrlichkeit Pracht und Symbolreichthum kleinlich, dürftig und kahl erscheint, was spätere Zeiten in gleicher Art geschaffen haben; der Glaube war's, der auch das Unbedeutende durch die Idee erhob und den Formen tiefe Gedanken gab; der Glaube war es, der sich damals in der Weltanschauung der Geister widerspiegelte; der Glaube war's, der die Phantasie ergriff und ihre Welt mit neuen, unerhörten Naturbildern und Vorstellungen erfüllte; der Glaube war es, der, als das bewaffnete Auge zum ersten Mal in den neu entdeckten Weltraum drang, auch im Himmel die Vorstellungen wiederfand, welche Jeder im Herzen trug. Kurz, der Glaube war in jenem Zeitalter die Axe des Lebens, so bei den Völkern, wie bei dem Einzelnen.

Unser Zeitalter steckt ein anderes Banner auf. Sein Genius ist das Nützliche. Die Größe des Wissens und Erkennens, ausgereift und getragen vom Gemeinsinn, auch ausgerüstet mit einem ernsten, kraftvollen Bildungstrieb, äußert sich in den Werken des öffentlichen Nutzens, welche hinter sich lassen Alles, was irgend ein Volk jemals Aehnliches hervorgebracht hat und der Nachwelt überlieferte. Straßburger Münster wachsen nicht mehr zum Himmel hinan, man baut auch keine Paläste mehr, wie sie ein Ludwig XIV.[81] bauen konnte, jene unermeßliche Wohnungen, welche Millionen zu Hunderten kosteten und aufgerichtet wurden von den Königen, um, mit der Liederlichkeit und Schlechtigkeit im Bunde, in wilden, phantastischen Festen und üppigem Schaugepränge den Wohlstand ganzer Völker zu verprassen; es ersteht kein Versailles mehr und auch kein Trianon: die großen Werke der Jetztzeit sind Eisenbahnen, Kanäle gräbt man, man führt Straßen aus, welche die Alpen ebnen, und Brücken und Viadukte, welche die Ufer der Ströme verbinden und zusammenknüpfen, was das Meer von Ewigkeit her geschieden hatte.

Von einem Bauwerk dieser Art, das die Verkörperung des kühnsten Gedankens ist, den je ein Architekt für ausführbar gehalten hat, liegt ein Bild vor uns. Es ist die Eisenbahn-Brücke über die Lagunen, welche Venedig, die Braut des Meeres, mit dem festen Lande, und durch die Fortsetzung des Schienenwegs, mit Mailand verbindet.

Dieser Viadukt ist 22,000 pariser Fuß[82] lang, also etwas mehr als eine deutsche Meile[83]. Der Architekt Noale[84] fertigte den Plan und leitete die Ausführung. Der Kostenanschlag war 5 Millionen Lire, der Zeitanschlag 5 Jahre. Dieser Bau, der 1841 begann, ward in kaum 54 Monaten (im Oktober

---

[80] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1849 erfolgt sein, da sich der Artikel über den „Leipziger Markt" (S. 156-160) nicht nur eindeutig auf die revolutionären Märzereignisse dieses Jahres bezieht, sondern auch die Erschießung Robert Blums (siehe hierzu S. 652, Anm. 1967) im November 1848 behandelt, wozu ein Werk aus dem Jahre 1849 zitiert wird. Auch in vorliegenden Artikeln werden Ereignisse der Jahre 1848/49 angesprochen.

[81] Ludwig XIV. von Frankreich (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3337).

[82] 32,48 cm.

[83] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

[84] Andrea Noale (Lebensdaten nicht ermittelt), der in zeitgenössischen ital. und dt. Blättern in diesem Zusammenhang genannt wird; in Rom gibt es anscheinend eine Straße, die nach ihm benannt wurde: Via Andrea Noale.

1846) vollendet. 1000 Arbeiter und 100 Schiffe und Barken zur Beischaffung des Baumaterials, zu denen 300 Kähne zum Transport der Arbeiter von einer Arbeitsstelle zur andern sich gesellten, waren während jener Zeit unausgesetzt in Thätigkeit, und einige tausend Hülfsarbeiter wurden außerdem noch bei dem ersten Angriff verwendet. Es wurden nicht weniger als eine Million Kubikfuß Mauerwerk ausgeführt und über 50,000 Stämme, meistens Eichenholz, zu den Pfahlrosten verbraucht, welche die 216 massiven Pfeiler tragen. Die Brücke selbst besteht aus 222 Bogen, von je 30 pariser Fuß Spannung bei gleicher Breite. Auf der einen Seite schließen sich breite geplattete Trottoirs an die Bahngeleise, welche 5 Fuß 8 Zoll engl.[85] aus einander liegen. Die Brücke lehnt sich sowohl in Venedig als am festen Lande an 2 Brückenköpfe, die zur Vertheidigung geschickt sind. – Der architektonische Charakter des großen Werks ist, seiner Bestimmung angemessen, Einfachheit und Dauer. Sämmtliche Pfeiler sind aus festem istrischen Granit aufgeführt und mit römischer Pozzuolanerde gefügt.

Venedig ist jetzt durch das eiserne Band mit dem Kontinent Italiens vereinigt. Es hat seine frühere Eigenthümlichkeit, nicht ohne Ruder und Segel zu ihm gelangen zu können, verloren: denn seitdem die Lokomotive über die Lagunen braust, nimmt sich Niemand mehr die Mühe, die Gondel zu besteigen. Aber mit dem Roß der neuen Zeit hat auch ihr belebender Odem die Stadt berührt; es ist ein frisches Leben in Venedig aufgekommen, die alten Geschlechter verjüngen sich, sie betreten wieder die Bahn, welche die Ahnen groß gemacht hatte: sie sinnen auf Erwerb in Handel und Schifffahrt, wetteifern unter einander in Entdeckung und friedlicher Eroberung neuer Hülfsquellen und Stützpunkte für den Verkehr, und thun dieß mit solchem Erfolg, daß es die Eifersucht des begünstigteren Triests schon im hohen Grade erregt hat. Nun, da Venedig das Joch Oesterreichs entschlossen abgeschüttelt hat[86], wird es das Handelsemporium[87] des freien Italiens werden und sein knospendes Gedeihen schnell zur Blüthe sich öffnen. Eine größere, glücklichere Zukunft ist ihm sicher beschieden, wennschon es nie auf die Rückkehr der Zeiten hoffen darf, da seine Flotten unter dem Zeichen des Kreuzes und des Löwen von Sankt Mark das mittelländische Meer bedeckten, Bürger der Republik den Stolz von Fürsten im Busen trugen und die Republik selbst ihren Willen fremden Königen als Gesetze diktiren konnte.

[85] 1 foot = 12 inches = 30,48 cm.

[86] Die „Repubblica di San Marco“, die am 23. März 1848 im Zuge der revolutionären Umwälzungen in Europa ausgerufen wurde, bestand bis zur Rückeroberung Venedigs durch die Österreicher am 23. August 1849. Danach blieb Venedig bis 1866 unter österr. Herrschaft.

[87] Lat., Handelsplatz.



DER EISENBAHN-VIADUCT
über die Lagunen nach Venedig.

DLXVI. Der Barbarigo-Palast[88] in Venedig.

Noch einmal einen Blick auf die Alte Meeresbraut, die, und kleidete sie sich in Lumpen, doch niemals die Hoheit und Macht, den Glanz und den Reichthum von ehedem verbergen würde! Die Gebieterin der Meere wird nie unkenntlich werden, so lange die Löwen des heiligen Markus den Dogenpalast hüten, die Wimpeln flattern von dem Campanile und die Fluthen des Canal Grande die Marmorhäuser der alten Geschlechter bespülen. Und ist es doch, als wenn es wieder jung werden wollte! Ist's doch, als ob die 14 Jahrhunderte lang gepflegte Bürgerfreiheit, welche die Lagunenstadt zur ersten Seemacht der Welt erhob, wieder aus dem Grabe erstanden wäre? Das *Eviva la Republica*! *Eviva la Liberta*! wälzt sich über die Wogen hin, und der Donner des Arsenal verkündigt dem festen Lande, daß die Wiederaufrichtung der Republik[89] in der Dogenstadt etwas mehr sey, als der bloße Traum einer Sommernacht. Ist's nur ein Nachblitzen der untergegangenen Sonne? oder ist's wirklich ein Sonnenaufgang, dem ein langer, heller Tag folgt? Wenn die Venetianer selbst an ihre Freiheit glauben, so werden sie solche behalten; ist sie aber eine platirte Lüge, so wird sie bei dem ersten rauhen Antasten von Außen wieder verschwinden. Dann mögen sie zwar die Herrschaft wechseln, aber die Knechtschaft wird. bleiben.

Der Palazzo Barbarigo, jenes Gebäude mit den zierlichen maurischen Bogenfenstern, hat die Weihe eines Genies empfangen. Es war Tizians Wohnung und noch schmücken mehre berühmte Bilder dieses großen Meisters die Hallen des Palastes.

[88] In den Jahren 1568 bis 1569 nach den Plänen von Bernardino Contin (1530–1596) erbaut.

[89] Siehe hierzu S. 55, Anm. 86.



PALAST BARBARIGO und PISANI
in Venedig.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 91-96.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [141]-147.

Die Riva degli Schiavoni in Venedig.

Eines der liebsten Bilder meiner Erinnerung bringt mir dieses gelungene Blatt entgegen. Die Stadt der Ueberraschungen bietet kaum eine größere, als sie durch ihren ersten Empfang Jedem bereitet, der von der See her und namentlich beim Fort S. Nicolo in die Lagunen kommt: ihm zeigt Venedig sein Herrlichstes mit einem Blick, und das Imponirendste davon gibt unser Bildchen wieder.

Die vor uns sich ausdehnende Riva ist die breite Uferstraße, welche von der Piazetta, dem mit den beiden hohen Granitsäulen geschmückten Vorplatze des St. Marcusplatzes, sich bis in die Nähe der öffentlichen Gärten (*Giardini pubblici*) erstreckt. Wir befinden uns vor unserem Bilde mitten auf der Riva, die von den Slavoniern[90] ihren Namen hat, zur Linken breiten sich die Lagunen aus, welche hier den Hafen von Venedig bilden. Wir sehen im Hintergrunde links von der Dogena die Masten der Schiffe. Rechts von dem breiten Thurm der Dogena mit der großen vergoldeten Kugel erheben sich die Kuppeln der Kirche St. Maria della Salute und rechts von ihr beginnt der große Kanal (*Canale Grande*) seinen Schlangenlauf durch das ganze Venedig, das er in zwei Theile scheidet. Wir sehen auch die Kettenbrücke, die über den Kanal gespannt ist und zur Akademie der schönen Künste mit ihren vielbesuchten Kunstsammlungen führt. Näher grüßt uns der freundliche Gasthof der Luna, vor diesem deuten Baumreihen den königlichen Garten an, dieser stößt an das Münzgebäude, dessen Anblick uns durch den sogenannten königlichen Palast verdeckt wird. Dieser bildet die eine Seite der Piazetta, die andere bildet der Dogenpalast, der uns hier die den Lagunen zugewendete Fronte zeigt, .und neben ihm schwingt die „Stroh-Brücke" (*Ponte della Paglia*) sich über einen Kanal, und wer auf derselben stehend, in den Kanal zwischen dem Dogenpalast und dem Gefängnißpalast, der unser Bildchen zur Rechten abschließt, hineinschaut, genießt den traurigen Anblick der weltberüchtigten „Seufzerbrücke".

Aber noch Etwas zeigt uns das Bild: hoch über dem Dogenpalast ragt der Marcusthurm mit dem Engel auf der Spitze hervor, und dort hinauf, auf den Umgang dieses „Campanile" (des 332 Fuß hohen Glockenthurms der St. Marcuskirche), begleiten uns unsere Leser, um mit uns auf Venedig und das Aussichtsgebiet des Thurms herabzublicken. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt und wie viel sie Häuser

[90] Einwohner der historischen Region im Osten Kroatiens, die sich über die Ebenen zwischen den großen Donau-Nebenflüssen Save (slowen. Sava) und Drau (slowen. Drava) erstreckt; im Osten reicht sie bis zur Donau und der serbischen Grenze. Slavonien gilt als Kornkammer Kroatiens und gehörte von 1699 bis 1918 als Königreich zum Habsburger Kaiserstaat.

und Menschen und Kanäle und Brücken hat, das lernen heutzutage schon die kleinen Kinder aus dem alten Engelmann[91] in der Schule; was da droben zu sehen und zu denken ist, steht nicht in dem Buche.

Die Besteigung des Thurms ist dem Wanderer sehr bequem gemacht, es ermüden uns nicht steile Treppen, sondern ein Estrichpfad geht die vier Seiten des Baues entlang allgemach aufwärts, so daß Napoleon bis zur Glockenhalle emporgeritten sein soll. Wir begeben uns noch, auf der Wendeltreppe zwischen den großen alten ehrwürdigen Glocken des St. Marcus, die so manches erschütternde oder glänzende Schicksal der Republik ein- und ausgeläutet haben, hinauf zum freien Umgang. Hier zeigen sich unserem ersten Blick zwei Herrlichkeiten der Erde, nach deren Anschauen sich Millionen Menschen ihr ganzes Leben lang vergeblich sehnen: die Alpen und das Meer. Ueberwältigend ist der Bilderreichthum, der von allen Seiten auf uns eindringt, das Auge kommt in tausend Verlegenheiten, wohin zuerst sich wenden, und man thut wohl daran, erst mehre Male den Gang um alle vier Seiten des Thurms zu machen, ehe man die Einzelmusterung dieses Riesenpanorama's vornimmt. Das Einzelne darf uns aber nur nicht verirren, es würde uns zur Aufstellung eines puren Namensregisters zwingen; uns muß das Hervorragendste genügen.

Wir schauen zuerst nach Sonnenaufgang. Zu unsern Füßen breiten die zwei vornehmsten Prachtbauten Venedigs sich aus: wir blicken auf die Kuppeln, Dächer, Thürmchen und Altane der Marcuskirche und in den Hof und auf die Riesentreppe des Dogenpalastes. Wer Zeit dazu hat und das richtige Wissen, um die Bilder der Vergangenheit dieser beiden Gebäude an sich vorübergehen zu lassen, der kann lange den Kopf auf die Hand stützen und wird schließlich nichts mehr sehen von all der Herrlichkeit um sich, denn in der That, was hier das Schicksal vollbracht und was der Menschen guter und böser Geist in Thaten geleistet, ist wohl fähig, uns Alpen und Meer vergessen zu machen. Dort saßen sie, die Männer des goldenen Buchs, in ihrer Herrenburg, im Rathe und zu Gericht, und beherrschten von Venedigs Festland bis nach Dalmatien und Morea[92] und Candia und Cypern die seekundigen Völker; die Schätze des Orients mußten an ihnen vorüber auf ihrem Wege zu den Völkern des Nordens und legten reichen Tribut vor den gestrengen Herrschern nieder; siegreiche Feldherren und Seehelden beugten sich vor den Gewaltigen in diesem Palaste, und die fürchterlichen Gefängnisse in der ewig dunkeln lagunengetränkten Tiefe, wie unter den Bleidächern erfüllten mit Furcht und Schrecken die üppigste Bevölkerung der Erde. Und drüben, in dem Gotteshaus, das sie mit den aus Kriegen und Handelsfahrten heimgebrachten Kunstwerken von allen Gestaden ihrer Züge schmückten, sangen die willigen Priester ihr Tedeum für jede That der Gewaltigen des Dogenpalastes, ob sie einen immergrünen Kranz an die Ehrensäule Venedigs hing, oder ob die ewige Stille der Lagunen sie bedeckt und die Humanität mit Thränen einen Kerbstrich mehr verzeichnet an der Schandsäule der Verbrechen. – Jenseits der großen und schönen Linien dieser beiden Häuser des Glaubens und der Herrschaft beginnt ein fast wildes Durcheinander von Bauwerk aller Art, Kirchen- und Befestigungsthürme ragen aus einer schwarzbraunen Masse von Dächern und Schlöten, die wie Spielzeug der Kinder launig durcheinander geworfen erscheinen, so wenig Straßenzüge können wir unterscheiden. Das Auge eilt darüber hin und sucht die ruhigeren Punkte. Wir betreten einen uns schon bekannten Boden, wenn wir, rechts über die Piazetta hin und unsere Riva degli Schiavoni entlang, an dem regsten Handel und Schifferleben und dem lebendigen Treiben des Kleinhandels vorbei, zu den sogenannten öffentlichen Gärten wandeln. Dort lacht uns fröhliches Grün hoher Bäume entgegen. Mitten zwischen den grünen Lagunen, deren kleine Wellen unaufhörlich mit der Sonne liebäugeln, und zwischen den Palästen und Straßenreihen und ferneren Städtchen, Marktflecken und Dörfern, die neben Schiffen, Booten und Gondeln auf der Fluth zu schwimmen scheinen, erfreuen wir uns eines festen Standpunkts, auf welchem Bäume, wirkliche festgewurzelte Bäume hervorgewachsen sind. Ja, sogar wirkliche lebendige Pferde sind da zu finden. Ehe im Jahre 1810 dieser große Park von der Riva aus in die Lagunen hineingeschoben wurde, besaß man in Venedig keine anderen, als die ehernen Pferde auf der Marcuskirche und einigen Denkmälern; jetzt können die vielen Venetianer, welche ihre Stadt ihr ganzes Leben nicht verlassen, trotzdem lebendige Pferde sehen. Es ist

---

[91] „D. Eugen Bernhard Engelmann's neueste Geographie von Europa und den übrigen vier Welttheilen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht" (Erlangen: Bibelanstalt [19]1823). Das Werk erlebte allein bis 1835 23 Auflagen und war entsprechend weitverbreitet.

[92] Siehe hierzu S. 168, Anm. 426.

im Volksgarten eine Reitbahn angelegt, und zwar, wie unser Führer ausdrücklich betont, mit „Sattelpferden". Der Ausblick von den Terrassen des Gartens ist nach allen Seiten immer schön, ob wir uns nach der Stadt hin wenden, oder hinaus nach den inselreichen Lagunen jenseits des nachbarlichen Kastells S. Pietro. Der äußersten Spitze des Volksgartens gegenüber liegt eine kleine Insel, deren Name und deren dermalige Bewohner zusammen eine geschichtliche Ironie aufführen: die Insel heißt St. Helena, und ihre Bewohner sind – die letzten Bourbonen im Exil. –

Lassen wir unsere Blicke von den Baumgruppen des Volksgartens am Rande der Häuserdächer und Lagunen hin nach links schweifen, so gelangen wir, am Kastell S. Pietro vorüber, zu dem weltberühmten Arsenal. Großartig breitet es seine Gebäudemassen aus, aus denen die Wasserflächen zwischen den Werften hervorschimmern, *tempi passati*! – Die Geschäfte der Kreuzzüge haben dieses Arsenal zur ersten Rüstzeugstätte jener Zeit erhoben, wo das Leben der ganzen Kulturwelt auf das mittelländische Meer sich beschränkt und wo auf diesem Meere keine Macht fester stand, als die von Venedig; da zogen aus dieser ihrer Wiege jene Flotten aus, mit welchen der greise Enrico Dandolo einst Konstantinopel[93] eroberte und zu den Fahnen der Republik auch die von Candia fügte; jene Flotten, mit welchen ein 130jähriger Krieg gegen Genua geführt wurde, dessen ächt nationale Thorheit an Großartigkeit selbst das Aehnliche in Deutschland übertraf; jene Flotten, welche in den Blüthentagen der Herrschermacht Venedigs, im 15. Jahrhundert, auch Cypern und Morea der Republik an den Lagunen der Adria unterwarfen. Das war die größte Zeit Venedigs, an sie erinnern noch heute die drei riesigen Flaggenmast« auf dem Marcusplatze vor der Marcuskirche, an welchen einst die Fahnen von Candia, Cypern und Morea, als den von der Republik beherrschten drei Königreichen, die Venetianer mit Stolz und mit Uebermuth erfüllten. Der Gipfel der Macht und des Ruhms war erreicht, das Schicksal gebot sein „Bis hieher und nicht weiter!" und sandte, während der Rausch des höchsten Triumphs der Herrschergewalt die goldenen Herren im Dogenpalaste betäubte, jenes einsame Schiff aus, auf welchem Vasco de Gama jenseits der Säulen des Hercules dahinschwamm, um den neuen Weg nach Ostindien zu entdecken. Venedigs Alleinhandel mit den Schätzen jener geheimnißvollen Länder im fernen Morgenland fiel, und zugleich mit der Abnahme feines längst gewohnten Ueberflusses wuchs die Macht der Türken; es begann der zweite Theil vom großen Leben der Republik: die Vertheidigung des Errungenen. Auch sie ist reich an unsterblichen Großthaten; der verhältnißmäßig kleine Staat (er beherrschte in seiner blühendsten Periode nie über acht Millionen Seelen) nahm den Kampf gegen damalige Weltmächte auf. Aber abwärts ging die Bahn Venedigs, es siechte an äußeren Wunden und inneren Krankheiten dahin, bis der „Republikaner" Bonaparte der tausendjährigen Republik den Todesstoß gab. Die Stadt Venedig war an der Aristokratie abgezehrt, vergeblich verbrannte der letzte Doge, Marini[94], am 4. Juni 1797 „das goldene Buch" auf dem Marcusplatze und proklamirte die Demokratie; das Schicksal rief: „Zu spät!" – und der Schleier der Ohnmacht sank nieder auf die herrliche Stadt, und im Arsenale faulten die Balken seiner Ruhmeswiege. – Am Thore zum Arsenal steht linker Hand hoch aufgerichtet der Sieges-Löwe von Marathon; er hatte Griechenlands Untergang gesehen, und zur Zeit ihrer grünsten Lorbeern trugen ihn die Venetianer von seiner alten Stätte fort, um mit ihm die Pforte[95] ihrer glorreichen Seeburg zu schmücken; dort hat der alte Löwe zum zweiten Male den Untergang eines triumphreichen Volks überdauert. Aber aufrecht steht er noch immer, und er ist ganz der rechte Löwe, der auch einem dritten Volkssieg zum würdigen Schmuck dienen kann.

Wohin sind wir gerathen? Hat uns doch die Geschichte erfaßt und vom großen Bilde vor uns abgezogen. Wir verlassen das Arsenal. Jenseits desselben spielt die grüne Lagunenfluth um reizende Inseln; da liegt Mazzorbo und gleich daneben Burano, die feste Stadt von 8000 Einwohnern, und Torcello mit seinem prächtigen Dom; näher zur Rechten Lacertosa, St. Andrea und das neue Lazareth St. Erasmo, dahinter die Tre Porti, von denen rechts das Littorale von Cavallino sich hinzieht, und weiter hin dehnen die Lagunen sich aus, welche Palude Maggiore (der große Sumpf) genannt werden, belebt von zahlreichen Fischerbarken, und ganz am Horizont glänzen die zackigen Häupter der Alpen, während

---

[93] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[94] Ludovico Manin (siehe hierzu S. 40, Anm. 43).

[95] „Hohe Pforte" war die Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 188, Anm. 497).

zur Rechten jenseits der langen Lido-Insel ein schmaler Streif des Meers herüberschimmert. Dort bewacht das Fort S. Nicolo die nördlichste Pforte zwischen Lagunen und Meer.

Der schimmernde Meeresstreif lockt mächtig, ihm sogleich nach Süden zu folgen; aber ein Blick links wirkt noch mächtiger, und so wenden wir uns forsche lustig dem Norden zu.

Dort fesselt uns zuerst die Ferne. Der steile Absturz der Alpen nach Süden verleiht der ganzen Gebirgswelt ein kühneres wilderes Bild, das in der klaren Luft uns täuschend nahe tritt, bald Häuser, bald Zacken, bald überhängende Stirnen, bald eisig schimmernd, bald auf dunkelem Grunde weiße Rinnsale zeigend, so reiht sich's am Horizont entlang, schroff abgeschlossen von dem darunter sich schmiegenden Lande. Jetzt ist's lichter Tag. Wenn aber erst der Abend sein Rosenlicht auf jene Wände und Spitzen wirft, da will das Auge nicht fort und schwärmt der Geist in den reizendsten Phantasien. – Rasch fliegen wir über das Festland Italiens heran zu den Lagunen. Dort prangt das volksreiche Murano, dessen Krystallkunstwerke weltberühmt sind; näher St. Michael, noch näher St. Christoph, und nun irren wir wieder rathlos über einem fürchterlichen Durcheinander von dunkelrothen und schwarzen Dächermassen, aus welchem Erker und Thürme, Kuppeln und Pavillons, Schornsteine mit ihrer Posaunensturzform und einzelne Brückenbogen zwischen Kanaldurchsichten hervortreten, – ein Bild, in welchem wir rastlos nach Ruhepunkten suchen und sie nirgends finden, als auf den Flächen des großen Kanals, die an einzelnen Stellen hervorleuchten. Sie führen uns auch zur Rialtobrücke mit dem kühnen Bogen und dem regen Treiben über ihm. – Dort, am Rio alto (*Rivus altus*), haben wir die Anfänge von Venedig zu suchen, dort war schon im Jahre 809 der Regierungssitz, dort steht die älteste, 421 erbaute Kirche Venedigs (St. Giacomo di Rialto), kurz, dort athmet man bereits im zweiten Jahrtausend venetianischer Geschichte. – Gehen wir endlich in nächste Nähe, so erhebt sich uns gegenüber, jenseits des Marcusplatzes, der Uhrthurm, denn das Besitzthum des h. Marcus ist genau vertheilt: seine Kirche hat keinen Thurm und sein Glockenthurm hat keine Uhr; sein Uhrthurm zieht eben die Neugierde jedes Fremden wenigstens so lange an, bis er einmal gesehen hat, wie die beiden ehernen Männlein zur Seite der großen Glocke auf der Zinne des Thurms mit ihren ehernen Hämmern die Stunden anschlagen. Unter uns breitet der Marcusplatz sich aus, und ihm zu Liebe wenden wir uns gleich hier gegen Westen.

Da liegt sie vor uns, die Piazza grande, das Herz des städtischen Lebens von Venedig. Wer die Geschichte dieses Platzes schriebe, hätte auch den wichtigsten Theil der Geschichte des Volkslebens von Venedig vor sich. Hier haben alle großen öffentlichen Akte der Republik sich abgespielt, alle Staats-, alle Volksfeste erfüllten diesen Raum mit ihrem Glanze, ihrer Lust, alle Pracht und Macht des Staats sah aus den Procuratien auf sie nieder, der Patriarchen- wie der Dogenpalast, die zu beiden Seiten der Marcuskirche liegen, gossen alle Herrlichkeit ihrer öffentlichen Feste dort aus, und noch heute versammelt diese Piazza Alles, was Venedig noch den Nachschimmer des alten Glanzes verleiht, am Tage und bei Nacht auf dem Granit- und Marmor-Getäfel ihres Bodens. Ihr köstlichster Schmuck bleibt aber die goldschimmernde Marcuskirche; sie fesselt jedes Auge zuerst, und der Nordländer, der diese geschichtliche Stätte betritt, fühlt es im Herzen wie eine Weihe heranziehen und staunt über die Alltagsgesichter, mit denen die Eingeborenen dort handeln und wandeln. Und wenn am Abend der dreifache Gaslichterstrahl aus jeder der 128 Arkaden des Bogengangs, der den 500 Fuß langen Platz von drei Seiten umgibt, seine Wirkung beginnt, dann verwandelt sich dieser Markt in den größten und prachtvollsten Festsaal der Erde, über welchen der dunkle Himmel mit seinen Millionen Sternen die ewige Decke wölbt. So mächtig ist diese Lichtwirkung, daß der Widerschein am Himmel für Jeden sichtbar ist, der sich Venedig bei Nacht nähert. Hier führen schier jeden Abend, zur kräftig schallenden Musik, bald der Militär-, bald der vielen Wanderbanden, Menschen vieler Länder die größte Polonaise auf, – denn ein Lustwandeltanz ist es, in den jeder Abendspaziergang der Menge, die hier durcheinander wogt, durch die Musik und das in der entzückenden Umgebung schwelgende Gefühl wie von selbst verwandelt wird. – Jetzt aber ist's Mittag und alle Tauben Venedigs flattern zum Mahle, denn auch für sie ist der Marcusplatz ein geweihter Ort. Eine Stiftung, glücklicher als die unsers Walthers von der Vogelweide, dessen Vermächtniß zu einer Schnabelweide für die Pfaffen vergeudet wurde, spendet noch heute jeden Mittag um ein Uhr den Tauben ein großes Mahl; und wie genau die klugen Thierchen diese Zeit wissen, wie sie, je näher der Zeiger jener Stunde rückt, desto dichter gedrängt die Dächer und Simse der Procuratien, des Uhrthurms, des Patriarchenpalastes und alle Zinnen und Zacken der Marcuskirche bedecken! Es gehört mit zu den schönsten Freuden der Piazza, diese Fütterung von unserem hohen Standpunkt zu

beobachten. Ist das Mahl vollendet, so erheben sich die Schaaren und eilen über alle Firsten und Schlöte ihren Heimstätten zu. Wir aber folgen denen, die sich gen Westen wenden, und bleiben mit dem Blick vor der Kirche S. Maria della Salute stehen, deren hohe weiße Kuppeln sich im großen Kanal spiegeln. Zur Linken hin scheidet der breiteste aller venetianischen Kanäle, die Giudecca, den südwestlichsten Theil der Stadt ab, und dahinter dehnen die dunklen Lagunen sich aus, in der Ferne vom Lido begrenzt. Kehren wir zum köstlichen Anblick der Maria della Salute zurück und folgen der Windung des großen Kanals und seiner Prachtpaläste, so gelangen wir, nachdem St. Chiara und St. Maria aus dem Häusergewirre an unsern Augen vorüber geflogen und wir selbst bis zur nordwestlichen Richtung vorwärts gedrungen sind, zu den Gebäudemassen des Bahnhofs. Darüber hin ziehen die Lagunen ihre blaue Fläche zwischen Stadt und Festland; aber eine Linie glänzt mitten durch sie hin, und dieser bescheidene Strich im Wasser ist das Prachtbauwerk der Lagunenbrücke. Ueber 222 Bogen saust das Dampfroß auf ihr dahin, am Fort Malghera und der Stadt Mestre vorüber mitten in die lombardisch-venetianische Ebene hinein, aus welcher in blauer Ferne die berühmten Euganeischen Hügel herüber winken.

Wir lassen uns jedoch auch von ihren Reizen nicht verlocken, sondern begeben uns auf die vierte Seite unsers Thurms, die uns den Blick nach Süden zeigt. Die großen dunkeln Häusermassen der Stadt liegen zur Linken und Rechten und hinter uns: vor uns öffnet sich das leuchtende Bild der inselreichsten Lagunen und hinterm Lido des ewig herrlichen Meers. Wir eilen im Geiste den Thurm hinab, über die Piazetta zur Riva und springen in die erste beste der vielen Gondeln, deren Führer hier zur Fahrt einladen.

Un die Gundelaschiffla,
Wie schö sen erst die!
Da fährt mer drauf, wie
Auf en Pfitschapfeil hie!

(„Koburger Quackbrunnle“)[96]

Der Abend naht. Wir fahren rasch über die breite Lagunenfläche, die unser Bild uns zeigt, lassen die Insel St. Giorgio links, die lange Insel- und Häuserreihe der Giudecca rechts liegen, und weiter geht’s; unter uns das vielgestaltige Leben in der grünen Fluth, wie das schwimmt und kriecht, schleicht und krappelt zwischen den ewig beweglichen zarten Gewächsen des Gewässers! Immer höher steigt der Boden, immer seichter wird die Lagune, oft zischt der Gondelboden auf den langhalmigen Gräsern dahin. Und da steigen um uns herum aus der klaren friedeseligen Fläche St. Maria della Grazia und St. Clemente, St. Spirito und Poveglia, St. Servolo und – halt! hier sind wir – San Lazzaro, das war’s, wohin wir strebten: Sei im Geiste noch einmal gegrüßt, ehrwürdige Stätte, wo ich „Tedesco“ und „sächsischer Ketzer“ in einem Kloster den Hut abzog vor einfachen Mönchen. Ja, in diesen Klosterräumen muß Jedem wohl im Herzen werden, der in der ernsten Arbeit für die Bildung der Jugend seines Volks etwas Erhabenes, Verehrungswürdiges anerkennt, und so drücken wir freudig dem Manne die Hand, der uns willkommen heißt auf der „Insel der Armenier.“ – Wir durchschreiten die Gebäude dieses armenischen Klosters[97]. Die Insel bietet wenig Raum mehr, als zum Kloster, seiner Kirche und seinem Garten nöthig ist. Aber dieser enge Raum genügt, um für Armeniens ferne Nation eine geistige Schatzkammer zu bergen, deren Wirksamkeit eine großartige genannt werden darf. Die erste uns aufgethane Thür führt

[96] „Fritz Hofmann’s Koburger Quackbrünnla – Volksdichtungen in nordfränkisch-koburger Mundart.“ (Hildburghausen: Kesselring 1857). Im KVK wird der Nürnberg-Bayreuther Pädagoge Friedrich Hofmann (1821–1889) als Autor angegeben. Das „Handbuch der bayerischen Geschichte“ (München: C. H. Beck ^{3}2007), Bd. IV, 2, S. 571 schreibt hingegen Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101), Verfasser vorliegenden Artikels und waschechter Coburger, die Autorschaft des „Quackbrünnlas“ zu, was m. E. erheblich plausibler erscheint.

[97] Die vom armen. Priester Mechitar von Sebasteia (armen. Մխիթար Սեբաստացի, Mkhitar Sebastatsi; 1676–1749) ursprüngl. 1701 zur Verbesserung der theologischen Ausbildung des armen. Klerus in Konstantinopel (siehe hierzu S. 39, Anm. 33) gegründete Klostergemeinschaft verlor im Zuge der Türkenkriege mehrmals ihre Bleibe, und nach der Konversion des gesamten Konvents zum Katholizismus fand dieser schließlich 1717 in Venedig eine Heimat. Die nach ihrem Gründer benannten Mechitaristen (armen. Մխիթարեաններ, Mkhit'areanner) widmen sich bis heute der Herausgabe theologischer und pädagogischer Werke und feiern den Gottesdienst auch nach armen. Ritus.

uns in einen Bibliotheksaal, der auch mit Kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen ausgestattet ist. Aber nicht die in der That sehr schöne egyptische Mumie, nicht der ganz vortrefflich erhaltene uralte Papyrus zieht uns an, sondern daß unser erster Blick im ersten Bücherschranke auf Werke, wie „Ludens Geschichte der Teutschen", Goethe's[98], Schillers[99], Jean Pauls[100] und vieler anderer deutschen Geistesheroen Werke fällt. Wer hätte die auf dieser Laguneninsel gesucht? Wir forschen weiter und finden, daß diese Armenier-Bibliothek überhaupt die besten Werke der europäischen Nationen in den Originalsprachen enthält. Das würde indeß an sich keine so absonderliche Sache sein. Der eigentliche Werth dieser Bibliothek liegt erst in ihrer Verwerthung. Die fleißigen, gelehrten und aufopfernden Mönche dieses Klosters widmen sich nicht blos der Erziehung der Jugend ihrer Nation; sie sind auch unabläßig bemüht, von den Blumen und Früchten der abendländischen Literatur das ihrer Nation Heilsamste ihm in seiner Sprache zu geben, und dazu besitzt das Kloster einen zweiten Schatz: eine vortreffliche Druckerei, welche mit aller occidentalischen und vieler orientalischen Sprachen Schriften versehen ist. So sind diese armenischen Mönche Lehrer, Schriftsteller, Schriftsetzer und Drucker, Alles in Allem, und Alles zum Heile ihrer viele hundert Meilen von ihnen entfernten armenischen Brüder. Für sie schließen sie sich ab von der Welt, nur das Beste derselben, ihre geistigen Schöpfungen, in ihren Mauern aufnehmend; für sie leben sie wie der Bienenschwarm, der den benachbarten Blumenfrüchten den Stoff entnimmt, aus welchem in der Stille des Stocks auf der kleinen Insel S. Lazzaro der nährende Honig bereitet wird. Auch das einfache Gotteshaus besuchten wir und den Garten des Klosters; aber nachdem das Herz erhoben und beglückt war vom Anschauen so edlen Geistes in der für unsere Anschauung längst veralteten Form, nahm das Auge Alles mit Entzücken entgegen. Mit einigen Erinnerungszeichen der typographischen Fertigkeit der Mönche versehen, schieden wir vom Kloster und eilten wieder der Gondel zu. Sie trug uns zum nahen Lido, dem schmalen langen Schutzwall der Lagunen und Venedigs, gegen die Tücken des Meeres. Zur Linken endet der Lido mit dem starken Fort St. Nicolo, welches die Einfahrt von Triest her beschützt. – An der Stelle, an welcher wir die Insel betreten, ist sie sehr schmal. Nur wenige Schritte stiegen wir die grüne Anhöhe hinan, – da hatten wir's schon erreicht und standen am muschelbesäeten flachen Sandufer des adriatischen Meers. Das Hervorrauschen der rührigen Wellen, das Ueberspülen der Uferfläche und das Rollen der Muscheln beim Fliehen der Wellen, das waren die einzigen Laute, die das großmächtige Meer vernehmen ließ. Mir war's nur um die Tausende von Muscheln leid! Ich dachte der Kinderschaaren meiner deutschen Heimat, die ich hieher versetzt wünschte. Welch ein Jubel sollte das Rauschen des Meeres übertönen!

Die Sonne kam dem Horizont eiliger nahe, als ich berechnet hatte. Ich beschleunigte die Rückfahrt, denn in den Lagunen wollt' ich heute, am letzten Abend in Venedig, die Sonne untergehen sehen. Wir erreichten die Giudecca und hier hielt die Gondel. Der Mann des Ruders verstand den bittenden Blick des Fremdlings und schwieg. Das Bild vor uns verdiente diese Andacht. Während Venedigs Paläste, Kuppeln und Thürme zur Rechten im Abendstrahl der Sonne mit unbeschreiblicher Herrlichkeit über der dunklen Fluth leuchteten und Hunderte von schimmernden Fenstern sich in ihr abspiegelten, lag die große Sonnenscheibe, wie schwimmend, am Horizont auf dem Wasser, das plötzlich wie im Schmuck seiner höchsten Feier erschien: ganz wie in gold- und himmelblaue Bänder zerschnitten, spielten die langen Wellenstreifen durcheinander, zu uns heranzuckend mit den vielfach zerschnittenen Strahlen des Widerscheins, die wie lange feurige Spitzen daher züngelten. Das Bild war zu schön, um lange zu währen. Die Sonne macht's kurz dort mit ihrem Untergang; sie scheidet nicht mit nordischem

[98] Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

[99] Friedrich von Schiller (1759–1805).

[100] Jean Paul (eigentl. Johann Paul Friedrich Richter; 1763–1825).

Schmerzenswohlbehagen: sie wendet sich rasch ab und geht. Und so wollen auch wir es heute machen. Scheiden wir doch auf dem Marcusthurme Venedigs von einander. Also: gute Nacht!

F. Hofmann.[101]

[101] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (1813–1888), der vor allem für die „Gartenlaube“ schrieb, zählte auch zum engeren Bekanntenkreis von Friedrich Rückert (1788–1866). Als Chefredakteur der „Gartenlaube“, gehörte er gemeinsam mit seinem Verleger Ernst Keil (1816–1878) dem demokratisch-fortschrittlich gesinnten „Verbrechertisch“ in Leipzig an, der sich dem politischen Erbe des in Wien hingerichteten Robert Blum (1807–1848) verpflichtet fühlte.



RIVA dei SCHIAVONI
IN VENEDIG.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 9f.

III. Bad Ems.

In dem tiefen, romantischen Thale der Lahn, zwei Stunden[102] von Coblenz, liegt ein kleiner, schön gebauter Flecken. Hoch über ihn thürmen sich, zum Theil bewaldete, zum Theil kahle, Berg- und Felsenwände auf, und zwischen ihnen und dem rauschenden Strome sucht der menschliche Fleiß vergebens Raum für seine Thätigkeit. Es ist eine der engsten Stellen des Thals – und billig würde der Wanderer fragen, warum man gerade diese tiefe Schlucht zum Bauplatz erwählt habe, wüßte er nicht, daß es die Nymphe einer der berühmtesten Heilquellen der Erde sey, deren Laune ihn anwies. – Ems, der Badeort, besteht aus etwa achtzig, meistens geschmackvoll gebauten Häusern, die sich dem rechten Ufer der Lahn entlang, an steilen Gebirgswänden hin lagern. Sie bilden eine einfache, fast sichelförmige Reihe, oft durch Baumgruppen getrennt und vom Flusse nur durch einen gepflasterten Weg geschieden. Die schönste Ansicht giebt der Flecken an seinem westlichen Ende, vom Nassauer Wege, wo den Blick das von Thüngen'sche Schloß[103] (auf unserm Bilde das vierthürmige Gebäude links) mit seinen Gartenanlagen das Auge fesselt. Einen angenehmen und überraschenden Anblick machen mehre Weingärten, welche sich an den sonnigen Theilen der nächsten Berge weit hinanziehen, und einzelne Kornfelder, welche mehre ihrer Gipfel krönen; – denn sie zeugen von der Macht des menschlichen Fleißes, auch der unwirthbarsten Natur noch reiche Gaben zu entlocken. Den Blick das Lahnthal hinan begrenzt eine Schiffbrücke, welche in der Gegend des sogenannten Kurhauses beide Ufer mit einander verbindet. –

Der Ruf der Emser Heilquellen reicht bis ins graueste Alterthum. Römische Münzen und Gräber, Ueberreste römischer Mauern, hier aufgefunden, beweisen, daß die alten Welteroberer sie schon kannten und benutzten. Der Fels, welcher das Laboratorium zu verbergen scheint, in dem die Natur das Heilwasser bereitet, ist ein Thonschiefergebirge, welches eine silberhaltige Bleierz-Niederlage und Kupfererze enthält. Die Quellen, deren sechzehn gefaßt sind, von welchen aber noch eine große Menge mehr, selbst im Lahnbette hervorsprudeln, sind sämmtlich warm, jedoch verschiedener Temperatur, von 19–44° Reaumur[104]. Die stärksten Quellen sind die im ehemals hessendarmstädtischen Hause. Unter den Bädern, die alten und neuen, die landgräflichen, die Bubenquelle, das Rondel- und das Fürstenbad, ist das letztere höchst prachtvoll eingerichtet und im edelsten Styl ganz aus inländischem Marmor aufgeführt. Dies ist der Ort, der, während der Badezeit, oft einen großen Kreis von Monarchen und Fürstinnen[105] der Erde friedlich unter einem Dache versammelt.

Die Wasser gehören zu der Gattung der alkalisch-salinischen. Sie sind heilsam bei Lungenübeln, Krankheiten der Verdauungsorgane, gichtischen und rheumatischen Beschwerden, und den aus Entnervung entstehenden Leiden. Ihre Wirksamkeit gegen weibliche Krankheiten hat sie längst berühmt gemacht. Badezeit vom Juni bis August.

Die herrliche, bald wilde, bald liebliche Natur in der Gegend giebt den das Bad Besuchenden Gelegenheit zu den mannichfaltigsten Lustpartien, zu Fuß und zu Esel; Pferde sind wegen der Steilheit

---

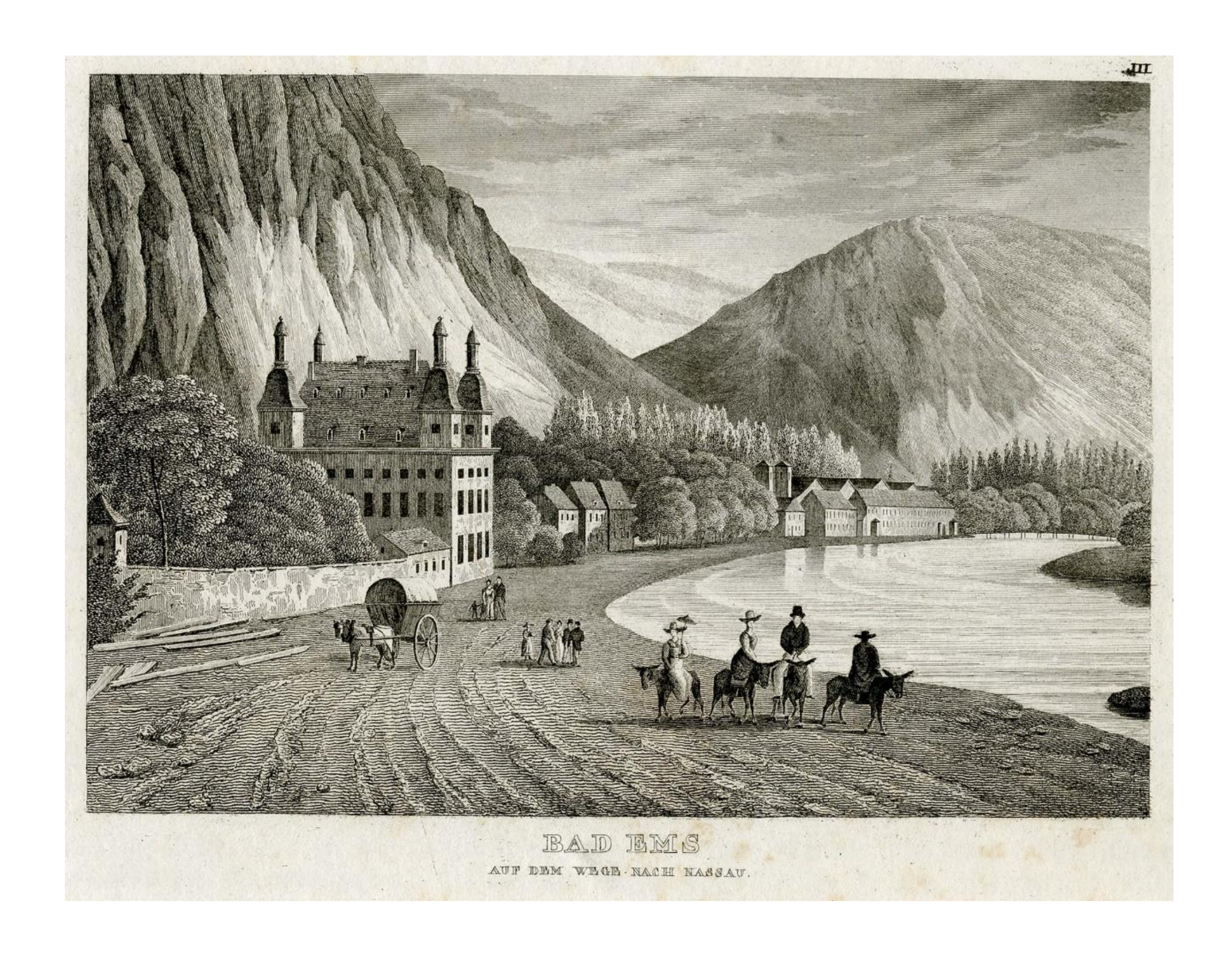
[102] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12703 Fuß (bayr.) = 3707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[103] Die Karlsburg, 1696 vom kaiserl. Marschall Johann Karl von Thüngen (1648–1709) in Auftrag gegeben und von Johann Christoph Sebastiani (1640–1704) erbaut.

[104] Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (1683-1757): °R x 1,25 = °C.

[105] In Bad Ems kurten u. a. die russ. Zaren Nikolaus I. (siehe hierzu S. 229, Anm. 630) und Alexander II. (russ. Алекса́ндр II Никола́евич; 1818–1881; ermordet), der preuß. König und nachmalige dt. Kaiser Wilhelm I. (1797–1888), aber auch zahlreiche Komponisten und Schriftsteller wie Carl Maria von Weber (1786–1826), Richard Wagner (1813–1883) und Fjodor Michailowitsch Dostojewskij (russ. Фёдор Михайлович Достоевский; 1821–1881).

der Gebirge nicht anwendbar. Die schönsten, am häufigsten besuchten Punkte sind: Draußenau, ½ Stunde entfernt, im Lahnthale aufwärts, mit Mineralquellen; ½ Stunde im Thale weiter hinauf Nassau, mit höchst reizender Umgebung und der alten Burg Hartenstein; – die Silberhütte (1 ½ Stunde fern) in wild-romantischer Lage, mit der Silberschmelze und den Pochwerken; – die Sporkenburg, eine verfallene Veste mit einem mehrstimmigen Echo; – die Markusburg, ein festes Schloß, noch als Staatsgefängniß benutzt, mit den barbarischen Einrichtungen des Alterthums: der Folterkammer etc. – Unter den Spaziergängen in der unmittelbaren Nähe des Bades sind der Henriettenweg, und der nach der Mooshütte die lohnendsten. Letzterer ist sehr steil – führt aus in die Felsenmassen gesprengten Treppen eine unerklimmbare Wand hinan, von der man, auf hohen Felsenabsätzen, schauerlich-schöne Blicke in's tiefe Emsthal genießt. Jenseits der Lahn, am Spießberge, ist die sogenannte Hundsgrotte, deren Ausdünstung, ähnlich Neapel, jedes sie betretende Wesen betäubt.



BAD EMS

AUF DEM WEGE NACH NASSAU.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 10-14.

IV. Ansicht von Rom.

Die Gegend um Rom ist öde und einsam. Dem Wanderer scheint's, als habe die Natur dort Alles dem Menschen überlassen, und als habe der Mensch, nach Aufrichtung der Werke seines Ruhms, das Land geflohen. Es ist ihm, als müßten's Wesen höherer Art gewesen seyn, jene Menschen, sieht er den armen Bewohner der Campagna träge umherschleichen auf dem baumlosen Felde, von dem sich, wie riesige Gespenster, Säulen erheben, und Bautrümmer, Cyklopenwerken ähnlicher als Werken von schwachen Sterblichen. Beklommener Gefühle voll späht sein Auge am Horizont – da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes über eine Wolke von Rauch und Dünsten! – Es ist das Kreuz der Peterskirche[106] auf dem Vatikansberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau der neuen Roma, der Christenheit herrlichster und heiligster Tempel, steht entschleiert vor seinem Auge! Dort ist das Ziel der zahllosen Pilgerschaaren, die seit anderthalb Jahrtausenden sich hier aus allen Theilen der Erde versammeln, um Ruhe und Trost zu suchen im Gebet und in frommen Uebungen. Dort unter jenem prächtigen Gewölbe ist der geheiligte Boden, der das Blut der Apostel und jener standhaften Bekenner der Lehre des Weltheilandes trank, welche die Bosheit der Götzenpriester, und die Verblendung des Volks und der Fürsten als Märtyrer für die ewige Wahrheit schlachteten. – Das Kastell von Sankt Angelo (die Engelsburg), über dem prachtvollen Mausoleum des Kaisers Augustus[107] erbaut, wird zunächst sichtbar, und ruft jene ereignißvolle Zeit in's Gedächtniß, wo das Haupt der christlichen Kirche noch blutige Kriege führte mit fremden Völkern und Königen, und der römische Bischof mit seinen Priestern, in Stahl gekleidet, Schlachten zu schlagen und sich hinter Wällen und Schanzen in seiner Burg gegen innere und äußere Feinde zu wehren hatte. Hoch oben über der Burg schwebt der güldene Engel – das Erinnerungszeichen an die wunderbare Errettung des belagerten Gregor's des Großen[108] durch, wie uns die Legende erzählt, die Macht der Heerschaaren des Himmels. Bald steigen nun das Colosseum, dann die übrigen großartigen Bautrümmer des alten Roms, auf dessen Schutt das neue sich ausbreitet, dann die Paläste des letztern am Gesichtskreise herauf. Rom ist enthüllt und der Wanderer steht und staunt des vor ihm nun völlig entfalteten grandiosen Gemäldes.

Und schöner und immer schöner wird die Fernsicht. Das Auge irrt nicht mehr bahnlos und müde in der weiten, endlosen, öden Campagna, die mit ihrem dürren, hohen Gras einem großen Friedhof ähnelt, umher, vergebens einen Ruhepunkt suchend; es gleitet schnell über die Wüste hinüber auf die thurm- und domreiche Siebenhügelstadt, hinter der, glänzend und in malerischen Formen, die berühmten, vom Arno durchrauschten, Hügel und Wälder emporschwellen, in denen die Gebieter der Welt einst die Freuden des Landlebens und der Natur aufsuchten; jene Hügel, welche mit Marmorpalästen, Gärten und Parks bedeckt waren. Südlich erhebt sich der albanische Berg (jetzt MONTE CAVO) so grün und schattig noch wie damals, als seine Haine den prachtvollen Tempel des Jupiter Latiaris[109] verbargen. Seitwärts erhebt sich der Hügel, an den sich die Gärten und Paläste Fraskati's lehnen, wo einst Tuskulum stand; und weiter östlich wölben sich terrassenförmig die Sabinischen Höhen, und hinter ihnen die blauen Berge der Apenninen, die den Gesichtskreis sichelförmig umfassen.

Wenn, gesättigt von der großen und lachenden Fernsicht, der Wanderer den Blick wieder in die Nähe zieht, dünkt ihn die Oede ringsum nur um so trauriger. Kein Weiler, kein Dorf, keine Flecken

[106] Siehe hierzu S. 74ff.

[107] Augustus (eigentl. Gaius Octavius; 63 v. Chr.–14 n. Chr.), seit 31 n. Chr. der erste römische Kaiser.

[108] Gregor I. der Große (lat. Gregorius; ca. 540–604), seit 590 Papst.

[109] Lat., „zum Latinerbund gehörig", womit Jupiter als Schutzgott der Latiner bestimmt wird; die dortige Jupiter-Verehrung ist die älteste bekannte und wurde urspr. auf dem Mons Albanus (ital. Monte Cavo) zelebriert.

beleben die Campagna; keine Haine, oder blühende Gärten, oder lachende Felder erquicken das Auge. Die verwitterten hohen Denkmäler aus alter Römerzeit ragen wie Grabsteine über die Steppe, und verfallene Burgen oder Warten aus der Zeit des Faustrechts wechseln, je näher an Rom um so häufiger, mit eingestürzten Wohnungen, den schwachen Werken späterer Tage. Die einzelnen Hütten, die man hie und da antrifft, sie sind in einiger Entfernung gar nicht sichtbar; denn, meistens den Trümmern alter Tempel und Paläste (vom Volk Casali[110] genannt) eingebaut, und aus Bruchstücken von Säulen, Gesimsen und antikem Mauerwerk schlecht zusammengeflickt, sind sie selten durch ein Laubdach beschattet, das sie verrathen könnte, und die kleinen Maisfelder, welche sie umgeben, sieht man nicht vor dem hohen, riedigen Grase der Wüste. Bei den alten Römern war die Campagna das lachende Bild der Fülle, Pracht und Fruchtbarkeit. Nach Strabo's[111] und Plinius[112] Zeugnissen herrschte hier die gesundeste Luft. Saatfelder, Haine, Landhäuser, Denkmäler (von deren einstigem Daseyn eben die zahllosen Ruinen zeugen), wechselten mit einander ab, Dörfer und volkreiche Städte bedeckten sie, es war ein ununterbrochener Garten. Noch ist die Fruchtbarkeit des Bodens dieselbe; aber der menschliche Fleiß und die starke Willenskraft sind geflohen, und aus dem Eden der Römervorzeit ward unter der neurömischen Trägheit eine Pestaushauchende Wüste. Die Seen der Landschaft sind versumpft, und die Niederungen sind Moorgründe geworden. Die Millionen glücklicher Einwohner, die diese Gegend einst faßte, sind verschwunden, bis auf wenige Tausende in der Oede zerstreute unglückliche Wesen, welche im Sommer, wenn die Ausdünstungen der Sümpfe und stehenden Gewässer die Campagna, durch Erzeugung bösartiger Fieber[113], so gefährlich machen, nach Rom flüchten, wo sie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläste, oder unter den Ruinen der Baucolosse der Alten ein Nachtlager suchen, oder die Spitäler bevölkern. – Im Winter weiden Schafheerden in dieser Einöde, welche Rom umgiebt. Nur die Rinderheerden, die halb wild in der Campagna umherlaufen, verändern ihre Weiden nicht. Ihre Hirten, – meistens Leute aus dem Gebirge, welche hoher Lohn in die römische Ebene verlockt, werden gemeinlich ein Raub des Todes, oder sie kehren zurück zu den Ihrigen, siech für immer.

Rom enthält in etwa 38,000 Häusern gegenwärtig 143,000 Einwohner, von denen der fünfte Theil von 3–4000 in den Spitälern und Gefängnissen leben. Es hat 81 Hauptkirchen, über 120 prachtvolle Paläste, – zum Theil öde stehend – über 30 Klöster, 1500 Geistliche (unter denen 30 Bischöfe) und nahe an 4000 Nonnen und Mönche. – Rom war und ist noch immer der Lieblingsaufenthalt der Ruhe und Lebensgenuß suchenden Reichen und Großen Europa's. Alles spricht dort auf eine eigene Weise an. Das Klima – nur im Sommer unerträglich, und dann geflohen – ist 9 Monate des Jahres ein fortwährender Frühling; der Anblick der erhabenen Trümmer; die feierliche Größe und Pracht der Kirchen; das Riesige und Grandiose der Paläste; der feierliche Prunk der religiösen Gebräuche; die magische, fast schwermüthige Ruhe in den prächtigen Villen; der ewige Wechsel im Genuß der herrlichen Kunstschätze, der Malerei und Skulptur aller Zeiten; der Reichthum der Erinnerung, die bei jedem Schritt neu geweckt wird; – alles dies verseht die Seele in eine unbeschreibliche, über das Irdische erhabene Stimmung. Klärer, als sonst irgendwo, erkennt sie hier, wo die Vergänglichkeit thront, das Ewige und Unsterbliche, und gewinnt aus dieser Erkenntniß Frieden und Befestigung für das ganze Leben.

So viel für heute. Die ewige Roma werden wir noch oft besuchen und ihre Wunder der Baukunst, ihre berühmtesten Denkmäler der Skulptur und Malerei später einzeln betrachten.

[110] Ital., Bauernhäuser.

[111] Der griech. Geschichtsschreiber und Geograph Strabon (griech. Στράβων; ca. 63 v. Chr.–ca. 23 n. Chr.).

[112] Der röm. Naturforscher, Offizier und Verwaltungsbeamte Gaius Plinius Secundus Maior (23/24–79).

[113] Die durch Stechmücken übertragene Malaria, auch Sumpffieber, Wechselfieber, Marschenfieber, Febris intermittens, Kaltes Fieber genannt.



RÓMA. VUE DE ROME. ROM



Drawn by S. Prout. Engraved by J. B. Allen.

BRIDGE AND CASTLE OF ANGELO ROME.

Printed by Fenner Sears & Co.

V. Brücke und Castell von Sanct Angelo, der Vatikan und die Peterskirche[114] in Rom.

Das vorhergehende Bild zeigt Rom als Fernsicht. Dieses versetzt den Betrachtenden mitten in die Weltstadt auf die der Tiber trübe Gewässer in fünf Bogen überspannende Brücke von Sankt Angelo.

Sie ist ein Werk römischer Vorzeit. Kaiser Hadrian[115], dessen Namen sie auch führte, ließ sie erbauen. Vor vierhundert Jahren stürzte ein Theil derselben ein und begrub 170 Menschen unter den Trümmern. Pabst Nicolaus V.[116] erneuerte sie. Später verzierte sie Klemens IX.[117] mit einer Ballustrade und den beflügelten Engelstatüen [sic!], nach welchen sie ihre jetzige Benennung erhalten hat.

Von dieser Brücke aus hat man eine höchst malerische Ansicht einiger der schönsten und colossalsten Bauwerke Roms. Rechts, in geringer Entfernung, erhebt sich die Engelsburg, (CASTELLO DI SAN ANGELO,) einst Hadrian's berühmtes Mausoleum. Dieses Grabmal, das prachtvollste der Erde, hatte die Gestalt einer Rotunda. Seine Base ist ein, aus ungeheuern Granitblöcken zusammengesetzter, gleichseitiger Würfel, sechzig Fuß hoch und 280 Fuß lang an jeder Seite. Der runde noch vorhandene Hauptttheil des Gebäudes mißt 640 Fuß im Umfang. Die Mauern waren von Innen und Außen mit orientalischem Marmor bekleidet und mit einem Kranze von majestätischen, vierzig Fuß hohen Säulen aus gleich köstlichem Gestein umgeben. Ueber diesen erhob sich wahrscheinlich ein zweites, später zertrümmertes Stockwerk ähnlicher Form, und auf demselben ruhete eine runde, treppenartige Pyramide, jede ihrer Terrassen umsäumt mit den herrlichsten Bildwerken griechischer und römischer Kunst. Von der Spitze ragte zu den Wolken das colossale Standbild des Kaisers, dessen Asche tief unter ihr ein prachtvoller Sarkophag einschloß. Alle diese Herrlichkeiten sind längst verschwunden; die Verwüstungen der Barbaren, der Zeit und der Flammen haben nichts übrig gelassen, als das Mauerwerk, das der Ewigkeit zu trotzen gebaut scheint. Die erste Zerstörung des Prachtbaus fällt in die Zeit der Belagerung Roms durch die Gothen im Jahre 537. Das Mausoleum machte seine Lage, seine Gestalt und seine Bauart zu einem der besten Vertheidigungspunkte im Innern Roms, und in den Schreckenstagen der Erstürmung der Hauptstadt der Welt durch die Barbaren war es, daß die Römer von den Zinnen und Terrassen des Kaisergrabmals die Bildsäulen auf ihre anstürmenden Würger schleudernd und die colossalen Säulen von ihren Fußgestellen auf sie herabstürzend, die letzte, verzweifelte Gegenwehr leisteten. Theodorich[118] [sic!], der siegenden Gothen-König, verwandelte das Mausoleum in seine Burg – und Jahrhunderte hindurch hieß es das Haus des Theodorich. Die Päbste benutzten es nach ihm stets als Veste, oft zur Vertheidigung gegen äußere Feinde, öfter noch gegen die aufrührischen römischen Bürger.

Alexander VI.[119] ließ die bombenfesten Gewölbe von dem Schutt und den Trümmern des Oberbaues säubern und errichtete auf ihnen die jetzt noch stehenden Backstein-Gebäude – Casernen, Magazine und Gefängnisse. Urban VII.[120] versah endlich die Engelsburg mit Bastionen und Wällen und gab ihr die jetzige Gestalt. So ward aus dem herrlichen Kaisergrab der alten Roma für das neue Zwingburg und Staatsgefängniß.

Tiefer im Hintergrunde des Bildes erhebt sich hoch über die Häusermasse, von einem Hügel ein ungeheuer großes, aber in der Totalansicht nicht schönes Gebäude; es ist der Vatikan, die Wohnung des christlichen Oberhirten. – Die ersten Anfänge dieses Riesenbaus verlieren sich in das graueste Al-

---

[114] Ital. San Pietro in Vaticano. Der Grundstein für den Neubau war am 18. April 1506 von Papst Julius II. (eigentl. Giuliano della Rovere; 1443–1513; seit 21. Februar 1513 Papst) gelegt worden. Die Planung und Bauleitung oblag zunächst Donato Bramante (eigentl. Donato di Pascuccio d'Antonio; 1444–1514); nach dessen Tod wirkten u. a. Raffael und Michelangelo Buonarroti am Weiterbau der Basilika mit, die schließlich am 18. November 1626 von Papst Urban VIII. (siehe hierzu S. 77, Anm. 134) geweiht werden konnte.

[115] Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römische Kaiser.

[116] Nikolaus V. (eigentl. Tommaso Parentucelli; 1397–1455), seit 6. März 1447 Papst.

[117] Clemens IX. (eigentl. Giulio Rospigliosi; 1600–1669), seit 20. Juni 1667 Papst.

[118] Theoderich der Große (lat. Flavius Theodericus Rex; 451/56–526), rex der Ostgoten aus dem Geschlecht der Amaler.

[119] Alexander VI. (eigentl. valenc. Roderic Llançol i de Borja; 1431–1503), seit 11. August 1492 Papst.

[120] Urban VII. (eigentl. Name Giambattista Castagna; 1521–1590), vom 15. bis zum 27. September 1590 Papst.

terthum; sie gehören wahrscheinlich den Zeiten Constantin's des Großen[121] an. Karl der Große[122] hatte hier einen Pallast, der dem Vatikan eingebaut wurde. Mehr als 60 Päbste erweiterten den Vatikan durch Fortbau und verschönerten ihn durch die herrlichsten Werke der bildenden Kunst. Die Unermeßlichkeit des Gebäudes wird den Leser in Erstaunen setzen, wenn er hört, daß DE LA LANDE[123] die Anzahl der in ihm enthaltenen Zimmer und Gemächer zu 11,246 angibt, BONNINI[124] sie sogar zu mehr als 13,000 anschlägt.

Der Vatikan ist seit Jahrhunderten die Schatzkammer der Kunst – und so groß ist ihr Reichthum, daß der aller Museen und Sammlungen der Erde ihn nicht aufwiegt. Wer hat nicht gehört von den Logen und Stanzen Raphael's; von der Sixtinischen Capelle, deren Wände der Genius Michael Angelo's[125] heiligte; von den zahllosen Bildwerken in Marmor und Erz, welche, dem Schutt der alten Roma entgraben, als ewige Zeugen ihrer Herrlichkeit und des Kunstsinns ihrer Beherrscher und Bürger, des Vatikans unabsehbare Gallerten und Hallen füllen? Wir werden es später näher bettachten, dieses Allerheiligste der Künste. – Nicht fern vom Vatikan wölbt sich die Peterskirche, der prächtigste Christentempel der Erde, aus dem Häusergewühle hervor – gebaut auf den Grundvesten des Neronischen Circus über der heiligen Stelle, auf welcher Petrus, der Apostel, den Märtyrertod litt. Auch diesem hohen Gegenstande widmen wir später eine eigene Platte und besondere Darstellung.

[121] Flavius Valerius Constantinus, genannt Konstantin der Große (zw. 270 u. 288–337), als Konstantin I. von 306 bis 337 römischer Kaiser.

[122] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[123] Joseph Jérôme Lefrançais de Lalande (1732–1807) in seinem achtbändigen Werk « Voyage d'un François en Italie, fait dans les années 1765 & 1766 contenant l'historie & les anecdotes les plus singulieres de l'Italie, & sa description, les mœurs, les usages, le gouvernement, le commerce, la littérature, les arts, l'histoire naturelle & les antiquités, avec des jugemens sur les ouvrages de peinture, sculpture & architecture, & les plans de toutes les grandes villes d'Italie. » (Venedig: Desaint 1769).

[124] Vielleicht Filippo Maria Bonini (1612-1680).

[125] Michelangelo Buonarroti (eigentl. Michelangelo di Lodovico Buonarroti Simoni; 1475–1564).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 84-86.

LXXX. Das Pantheon (*La Rotonda*) in Rom.

Unter den unzählichen Monumenten, welche unfern Tagen der alten Roma versunkene Herrlichkeit verkünden, ist das Pantheon[126] (auf der PIAZZA DE LA ROTONDA, in der Mitte des heutigen Roms) das besterhaltene. Die Sprache hat kein seiner würdiges Beiwort. Die Schönheit seiner Form, die Regelmäßigkeit und Harmonie seiner Verhältnisse, die Kühnheit und Festigkeit seiner Bauart, machen es zum Triumph der Baukunst, und gewannen ihm die Bewunderung der Welt durch alle Zeiten.

Die Inschrift auf der Tafel des Portikus nennt den Agrippa[127] (Schwiegersohn des August) als seinen Erbauer und bestimmt das Jahr 27 vor Christo als die Zeit seiner Vollendung. – Jener große Feldherr führte es auf, und widmete es allen Göttern, zum Zeichen des Dankes für den Sieg bei Actium[128], der über das Schicksal des Weltreichs entschied. Jupiter's goldne Statue, colossal und mit Edelgesteinen geschmückt, stand in einer Hauptnische, gegenüber dem Eingang, und umher reiheten sich die Bildsäulen der übrigen Götter von Silber und von vergoldetem Erz. Daher der Name Pantheon: Versammlung aller GÖTTER!

Fünf bronzene Stufen führten sonst zum 111 Fuß breiten Portikus. Ihn trugen und tragen noch sechzehn 40 Fuß hohe und 15 Fuß in der Runde spannende corinthische Säulen von GIALLO ANTICO (rothgelbem, afrikanischem Marmor), deren Knäufe von syrakusanischem Erz waren. Das Gebälk war mit bronzenen Tafeln belegt, diese mit Sculpturen bedeckt. Das Frontispiz, jetzt das kahle Mauerwerk zeigend, schmückte ebenfalls ein BASSO RELEVO von Erz. Dieß war ein Meisterstück der Kunst. Jupiter stellt es vor in einem Kriegswagen, wie er, mit Blitzen bewaffnet, die Titanen vom Himmel stürzt, – eine schmeichelhafte Anspielung auf den Triumph August's. In der That konnte die gewaltige Zurüstung des Antonius den himmelstürmender Giganten verglichen werden, und des letztern Persönlichkeit, sein Ehrgeiz, seine Tapferkeit und seine Prahlerei gaben ihm Ähnlichkeit mit jenen gewaltigen Kindern der Erde. – Auf dem Gipfel des Frontispiz und an dessen beiden Ecken standen Statuen von Bronze, Meisterwerke von der Hand des Atheniensischen Diogenes[129]. Ein ehernes, 30 Fuß hohes und 20 Fuß breites, vergoldetes, ciselirtes Flügelthor, dessen Angeln sich auf silbernen Säulen drehten, verschloß den Eingang. Architrav[130], Pfosten und Schwellen desselben sind von der edelsten Architektur. Die innern Wände und Decken des Portikus bekleideten Marmortafeln mit Bildwerken in Relief; leider meistens längst abgefallen, oder zerstört. – Nichts Majestätischeres aber kann gedacht werden, als des Tempels Inneres. Der vollkommen kreisförmige Raum hat 142 Fuß Durchmesser und ist eben so hoch; aus einer, 28 Fuß weiten Oeffnung in der Spitze der Kuppel fällt magisch das Licht. – Korinthische Säulen von Porphyr tragen das Gebälke der Kuppel. Zahlreiche Nischen, wo die Götterstatuen standen, sind aus der 20 Fuß dicken Mauer gehöhlt. Jene des Jupiter bildet jetzt den Hochaltar; – die der übrigen Olympier sind der Verehrung von eben so viel christlichen Heiligen geweiht. Sonst war auch der Kuppel innere Decke mit Bildertafeln von vergoldeter Bronze belegt. Sie sind nicht mehr. Aber die Wände und der Fußboden glänzen noch von buntfarbigem, köstlichem Gestein, mit dem sie ausgelegt sind.

---

[126] Griech. πᾶνϑεόν, von griech. πᾶν, pān „alles" und ϑεός, theós „Gott": die Bezeichnung für ein allen Göttern geweihtes antikes Heiligtum.

[127] Der röm. Feldherr Marcus Vipsanius Agrippa (64 o. 63–12 v. Chr.).

[128] Am 2. September 31 v. Chr. siegte die Flotte Octavians (siehe hierzu S. 70, Anm. 107) bei Actium über Marcus Antonius (ca. 86–30 v. Chr.) und Kleopatra (griech. Κλεοπάτρα; 69–30 v. Chr.). Damit war der Weg frei zur Errichtung des Augusteischen Prinzipats.

[129] Der griech. Bildhauer Diogenes von Athen (griech. Διογένης ὁ Ἀϑηναῖος), der zur Zeit von Kaiser Augustus wirkte.

[130] Ein in auf einer Stützenreihe ruhender Horizontalbalken, zumeist der den Oberbau tragende Hauptbalken.

Dieses Werk, das Meisterstück römischer Architektur, in welchem die höchste Pracht von der Kunst überwunden ward, ist, obschon als das besterhaltene berühmt, doch zu verschiedenen Zeiten vielfach beraubt, verstümmelt und entstellt worden. Die kostbaren Metallstatuen der Götter verschwanden in den ersten Verwüstungsschauern. Genserich[131], der Vandalenkönig, schleppte nach der Verheerung Roms des Pantheons Pforte als Trophäe mit fort. Constanz II.[132] nahm ihm die erzenen Stufen, Constantinopel[133] damit zu zieren; Pabst Urban VIII.[134] entkleidete die Säulen, die Decken, das Gebälke, das Frontispiz von ihrem erzenen Kunstschmucke, um die Kanonen der Engelsburg daraus zu gießen, und um ihn zu geschmacklosen Säulen und Verzierungen des Hochaltars der Peterskirche zu verwenden. Vier tausend fünf hundert Zentner wog das von ihm aus Agrippa's Tempel geraubte Metall, die Nägel allein über 100 Zentner. Dieser Pabst verunstaltete auch das Aeußere mit den 2 kleinen Glockenthürmen[135]! – Der Feuersbrünste Gluth, welche die Stadt so häufig verwüsteten, verdarben ebenfalls vieles; sie calcinirten[136] die Marmorbekleidung der Mauern, und selbst mehre Säulen fanden sich, als Kaiser Phocas[137] (609) den Tempel dem Pabste Bonifacius IV.[138] schenkte, der ihn zur Kirche weihete, so verkalkt, daß sie weggenommen und durch andere, fast gleiche, ersetzt werden mußten, die man in den Bädern des Nero[139] gefunden.

Seit der Verwandlung des Pantheons in einen christlichen Tempel hat man sein Inneres, an die Stelle des verschwundenen Schmucks der antiken Kunst, nach und nach mit Statuen der Heiligen und mit Gemälden ausgeziert. – Die meisten sind von unbedeutenden Meistern aus der Zeit des Verfalls der römischen Kunstschule: von Mazoli[140], Gobbo[141], Lorenzo Ottone[142] etc. Diese Kirche hätte Raphael schmücken sollen, Raphael[143], dessen sterbliche Hülle hier ruht neben der des Hannibal Carracci[144].

Vergleicht man dieses Denkmal der elastischen Baukunst, obschon seines Schmuckes beraubt, mit der weit größern, von Pracht strotzenden Peterskirche, so wird man zugeben müssen, daß diese – die gepriesene – doch dem Pantheon an Charakter wahrer Größe und Schönheit weit nachsteht. Der erste Eindruck, den das Innere der Peterskirche auf den Beschauer macht, ist durchaus nicht in Einklang mit den Erwartungen, die ihr Aeußeres anregt. Das Uebermaß von Pracht und Zierath hat etwas Niederdrückendes. – Ein unnennbar großes Gefühl ergreift ihn hingegen, wenn er in des Pantheons Mitte steht, umfangen von dem Eindruck der hohen Einfalt, die von allen? Seiten auf das Auge, tief auf die Empfindung wirkt. Die lange Reihe der Jahrhunderte, welche seit der Gründung dieses Tempels entflohen sind, schwebt mit ihren in Staub gesunkenen Menschengeschlechtern, Völkern und Religionen vor ihm vorüber. – Die tiefsinnige Analogie aber, die er in dem Umstande findet, daß dieser allen Götzen der Römer gelobte Tempel jetzt allen Heiligen des einigen Gottes geweiht ist, erfüllt seine Seele mit religiösem Schauer.

---

[131] Geiserich (ca. 389–477), seit 428 König Vandalen.

[132] Constantius II. (griech. Κωνστάντιος Β'; eigentl. Flavius Iulius Constantius; 317–361), seit 337 Kaiser im Osten des Römischen Reiches.

[133] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[134] Urban VIII. (eigentl. Maffeo Barberini; 1568–1644), seit 6. August 1623 Papst. Wegen seiner Eingriffe in die antike Bausubstanz Roms wurde über ihn das folgende lat. Aperçu geprägt: „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini / Was die Barbaren nicht schafften, das schafften die Barberini".

[135] Urban VIII. (s. o) ließ diese Glockentürme anstelle eines 1270 erbauten setzen; beide wurden 1883 abgerissen.

[136] Hier lediglich im Sinne von Kalkbrennen, wozu in Rom der Marmor der antiken Gebäude genommen wurde.

[137] Phokas (griech. Φωκᾶς, nach 547–610); seit 602 Kaiser des Oströmischen bzw. Byzantinischen Reiches.

[138] Bonifatius IV. († 615), seit 608 Papst.

[139] Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus (37–68; Selbstmord), seit 54 römischer Kaiser.

[140] Der Maler Giuseppe Mazzoli († 1589).

[141] Der Maler Pietro Paolo Bonzi, genannt „il gobbo", der Bucklige (1570–1630).

[142] Der Bildhauer Lorenzo Ottoni (1658–1736).

[143] Raffaello Sanzio da Urbino (1483–1520).

[144] Der Maler Annibale Carracci (1560–1609).

Vor dem Pantheon, auf dem Piazza della Rotonda, steht eine prächtige Fontaine, in ihrer Mitte ein hoher Obelisk. Die Hieroglyphen an seinen Seiten verrathen seinen Ursprung[145]. Außer diesem Koloß zieren noch neun, weit größere die Plätze Roms. Sie wurden hergeführt, als die alte Königin der Städte in ihren Mauern die Kunstwerke aller Länder und Zeilen zu versammeln strebte, und mit Aegyptens mystischen Monolithen und mit den Blüthen altgriechischer Kunst zugleich sich schmückte.– Wunderbare Roma! Viele Jahrhunderte vor deiner Gründung arbeitete für dich der Steinmetz am Nil, und, ehe man außer des kleinen Latiums Grenzen deinen Namen nur kannte, die Praxitels[146] und Phidias[147], die Meister von Heliopolis[148] und Korinth, in Sycion[149] und Athen. Neben dem Weltherrscherthrone errichtetest du einen zweiten der Kunst; und als jener längst versunken war unter den Streichen der Barbaren; als die Allmacht des an seine Stelle erhobenen, dreigekrönten Sessels vor dem Lichte der Vernunft in wesenlosen Schatten zu vergehen anfing: da – aus der Asche, mit welcher dich Gothen, Wandalen und Deutsche bedeckt hatten, rang sich die Kunst nach langen Jahrhunderten, wie ein Phönix, wieder auf. Da thront sie fort, eine neue Weltherrscherin, berufen, die Menschheit zu veredeln und zu bilden, und weiter, als je die Siegesadler deiner Vorzeit ihn trugen, trägt sie, die Ewige! deinen Ruhm.

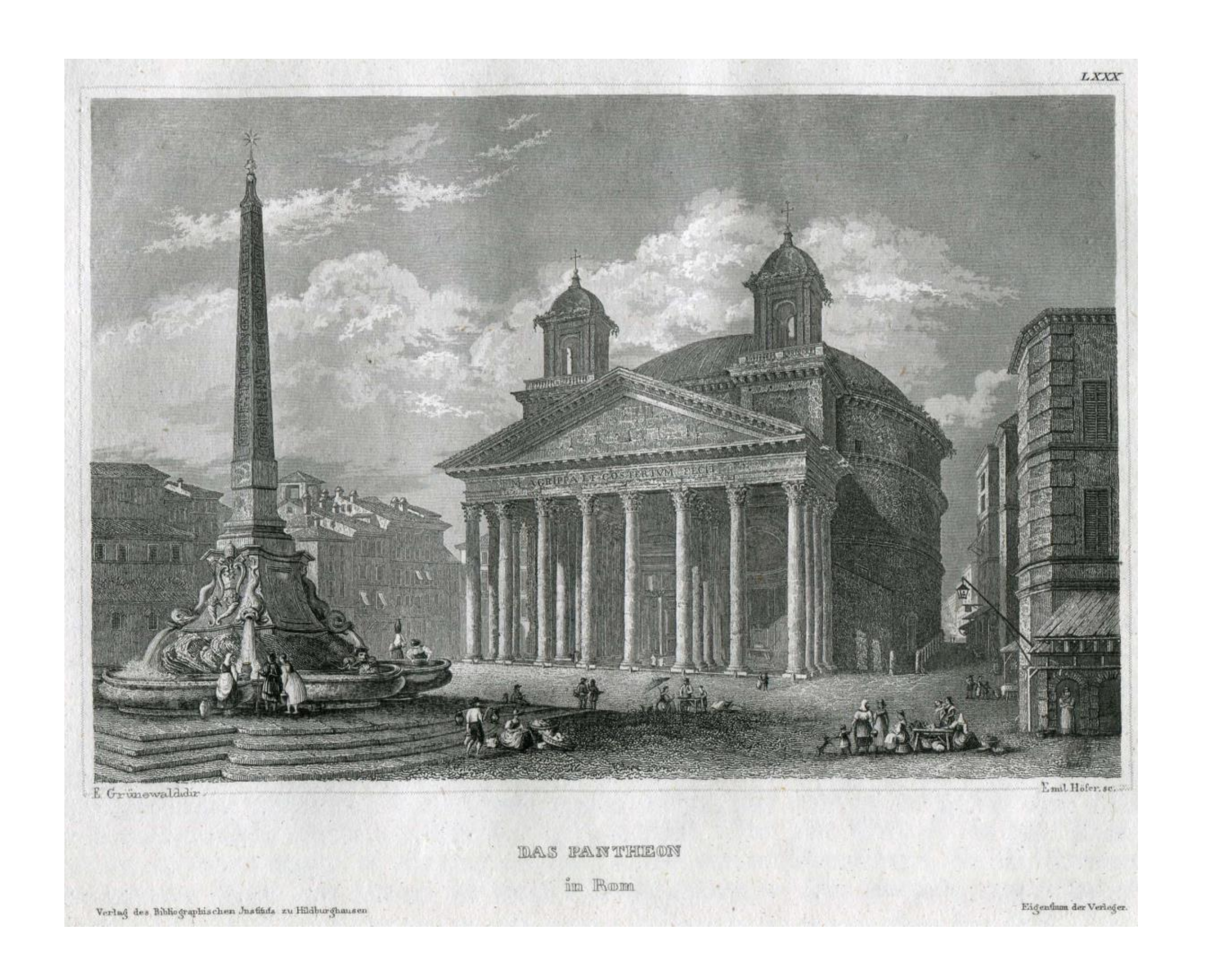
[145] Aus dem Heiligtum des Amun-Re (Jmn-Rʿ), „König der Götter“, in Heliopolis (siehe hierzu S. 78, Anm. 148).

[146] Der griech. Bildhauer Praxiteles (griech. Πραξιτέλης; ca. 390–320 v. Chr.).

[147] Der griech. Bildhauer Phidias (griech. Φειδίας; ca. 500/490–ca. 430/420 v. Chr.).

[148] Das ägypt. Heliopolis (ägypt. Iunu (Ỉwnw), „die Säulen“; griech. Ἡλιούπολις, Heliópolis, „Sonnenstadt“; arab. عين شمس, ʿAyn Šams, „Auge der Sonne“); es ist heute Teil des zu Kairo (siehe hierzu S. 592, Anm. 1745) gehörigen Stadtteils al-Maṭarīya (arab. المطرية; arab. مَطَرِيّة, maṭarīya bedeutet „regnerisch“ – aber auch „der Regenschirm“).

[149] Das peleponnes. Sykion (griech. Σικυών).



DAS PANTHEON
in Rom

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 23f. u. 85-87.

CI. Grabmal der Cäcilia Metella[150] in Rom.

Wer nicht mehr durch irgend ein Band im Leben gebunden ist, muß in Rom wohnen. Da wird der Boden seine Gesellschaft seyn, die stets Betrachtungen in ihm weckt, und er wird keinen Spaziergang machen können, ohne in seiner Umgebung die reichste Unterhaltung zu finden. Der Stein, den er mit Füßen tritt, redet zu ihm, und der Staub, welchen der Wind unter seinen Tritten fortweht, erzählt ihm von vergangener menschlicher Größe. Kam er ein Crösus[151] an betrogenen Hoffnungen hieher, oder als Einer, der voll Unmuth ist über die Länge der Zeit, welche das Schicksal braucht, den Ungeheuern Knoten zu schürzen, von dessen Auflösung die Annalen der Weltgeschichte vielleicht noch lange schweigen werden, kömmt nicht ein Luther[152] mit dem Schwerdte des Alexander[153]: – so höre er, damit die Seele das Gleichgewicht wieder gewinne, einen Franziskaner predigen in den Hallen des Colossei, oder Messe in Agrippa's hohem Tempel; ist er aber unglücklich, hatte ihm das Schicksal die herbe Aufgabe zu lösen gegeben, die Aschenkrüge seiner Lieben um seine noch leere Urne zu versammeln, so wird er am Grabe der Scipionen oder bei'm Denkmale der Cäcilia Metella sich leichter als irgendwo dem süßen, tröstenden Wahne hingeben können, daß die Schatten seiner geschiedenen Geliebten gern da um ihn weilen, wo die Liebe so Herrliches hinterließ.

Die Menge der prachtvollen Todten-Monumente in den Umgebungen Roms ist wirklich erstaunenswürdig, und ihr Anblick füllt die Seele mit melancholischer Bewunderung. Bios auf der kurzen Strecke von Rom bis Albano, die kaum drei deutsche Meilen[154] beträgt, werden über zwei hundert gezahlt, von denen Konstruktion und Form noch mit Bestimmtheit anzugeben sind. – Gleich den altgriechischen Gefäßen waren sie von auffallender Mannichfaltigkeit und Originalität, und auch sie bestätigen die Beobachtung, daß sich von jeher und überall das Bestreben der Menschen, etwas Eigenthümliches hervorzubringen, oder die Sache anders anzugreifen, wie die Zeitgenossen und Vorfahren, in der Gestaltung und der Verzierung ihrer Todtendenkmale am schärfsten kund thut.

Obschon die römischen Mausoleen der Größe und Gestalt nach größtentheils noch kenntlich sind, so ist doch unter allen Grabmälern nur ein einziges vollständig erhalten. Es besteht dieß aus einem runden, stumpfen Thurm, welcher sich auf einer kleinen Anhöhe, neben dem Cirkus des Carakalla[155], umgeben von einem Cyklus anderer Trümmer, auf einem kolossalen, viereckigen Sockel erhebt.

Die heutigen Römer nennen diese herrliche Rotunde, nach den zierlich gearbeiteten, durch Blumengewinde verknüpften Ochsenschädeln am Gesimse, CAPO DI BOVE. Sie ist das Grabmal der Cäcilia Metella, Tochter des Quintus Cäcilius Metellus Creticus[156], Gemahlin des Crassus[157], also noch aus den Zeiten der Republik. Es trägt folgende Inschrift:

CÆCILIA Q. CRETICI F. METELLÆ CRASSI.

---

[150] Caecilia Metella Cretica (1. Hälfte des 1. Jhd.s v. Chr.).

[151] Krösus (griech. Κροῖσος; ca. 590–ca. 541 v. Chr.), seit ca. 555 v. Chr. König von Lydien (lyd. 𐤳𐤰𐤠𐤭𐤣, Śfard; griech. Λυδία, Lydia).

[152] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

[153] Alexander der Große (griech. Ἀλέξανδρος ὁ Μέγας; 356–323 v. Chr.).

[154] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

[155] Caracalla (eigentl. Lucius Septimius Bassianus; 188–217), seit 211 römischer Kaiser.

[156] Der röm. Politiker Quintus Caecilius Metellus Creticus († ca. 54 v. Chr.).

[157] Der röm. Politiker Marcus Licinius Crassus (vor 85–49 v. Chr.).

Die Bauart des Gebäudes verspricht ihm ewige Dauer. Der ganze Durchmesser der Rotunda ist 84 Fuß; 32 Fuß dick sind die Mauern, 20 Fuß weit ist der innere hohle Raum. Hoch oben, in einer Nische eingemauert, stand der Sarkophag der Römerin, ein köstliches Werk griechischer Kunst. Pabst Paul der Dritte[158] ließ es nach seinem farnesischen Pallast tragen, von wo es nach Neapel gekommen ist.

Ursprünglich hatte das Grabmal nicht ganz die jetzige Gestalt. In dem den freistehenden, antiken Bauwerken so verderblichen Mittelalter, wo des Wandalismus Zerstörungs- und rohe Verunstaltungswuth keine Grenzen kannte, machte das Adelsgeschlecht Gaetani eine Cidatelle daraus und entstellte das schöne Verhältnis des edeln Gebäudes durch einen 26 Fuß hohen Aufsatz mit Zinnen und Schießscharten, welcher, da er auf so fester Basis ruhet, dem Zahne der Zeit seit 4 Jahrhunderten unversehrt Trotz bot.

Um die Schönheit dieses Denkmals ganz zu genießen, muß man es vom günstigen Standpunkt aus der Tiefe bei leuchtender Abendsonne betrachten, so daß das glänzende Blau des römischen Himmels den Hintergrund bildet. Es gibt nichts grandioseres und schöneres als dieses Gemälde, und die Cypressengruppen und Trümmer, welche das Mausoleum umgeben, sind ihm eine eben so reiche, als bedeutungsvolle Staffage.

[158] Paul III. (eigentl. Alessandro Farnese; 1468–1549), seit 13. Oktober 1534 Papst.



GRABMAL DER CAECILIA METELLA

in Rom



DAS FORUM (Campo Vaccino) IN ROM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.   Eigenthum d. Verleger

CXXII. Das Forum in Rom.

Mehrmals wanderten wir schon zwischen Ruinen von Rom's gesunkener Größe. Wir haben in Tivoli die Landsitze der ehemaligen Weltbeherrscher betrachtet, sahen an der appischen Straße ihre prachtvollen Mausoleen, und führten unsere Leser in Agrippas hohen Tempel: betreten wir jetzt den welthistorischen Boden, auf welchem die Fabier, die Sulla, die Scipionen, die Cäsaren einst als Triumphatoren dahin zogen!

Wir stehen auf dem Forum. Zwei lange Reihen herrlicher und ungeheuerer Trümmer bezeichnen diesen Ort, welcher dem alten Rom zu dem dreifachen Zwecke der Volksversammlungen, des öffentlichen Gerichts und der feierlichsten Staatshandlungen diente. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Entstehung der Stadt hielten die Bürger hier ihre Festspiele und Zusammenkünfte; und schon König Tarquinius Priscus[159] faßte das Forum mit Säulengängen ein, zum Schutze gegen die Witterung. Als Rom's Macht sich ausbreitete, zuerst über Italien, dann über den halben Erdkreis, wurde allmählich um diesen Platz Das versammelt, was von des Staates Größe und Hoheit den imponirendsten Begriff geben, Das, was unbeschränkte Macht, grenzenloser Reichthum und eine ans Fabelhafte gränzende Prachtlust nur Großes ersinnen konnten. Es reiheten sich um ihn her die Palläste der Consuln und Cäsaren und die Tempel der Götter; Triumphbögen schmückten seine Zugänge, im weiten Kreise umzogen ihn Thermen, Cirkus, Rennbahnen, Museen und öffentliche Bibliotheken: und was Griechenland, Sicilien, Ionien und Aegypten Bewundernswürdigstes an Werken der Kunst besaßen, wurde auf der weltherrschenden Roma Wink herbeigeschafft, ihr Forum zu schmücken. Weniger durch die Hand der Zeit, als durch die der Menschen und der Elemente, durch die verwüstenden Barbaren und die unzähligen Feuersbrünste, ist Dieß längst dahin, oder liegt in Schutt. Heerden blöken, wo Cicero[160] und die Gracchen[161] das Feuer ihrer Beredsamkeit über ein zahlloses Volk ausgossen; und wo die Kaiser wohnten, grünt der Weinstock: aber bis unzähligen Ruinen zeugen noch künftigen Jahrhunderten die hier gewesene Herrlichkeit.

Das Forum war südwestlich vom palatinischen, nördlich vom capitolinischen Berge begrenzt, und bildete ein längliches Viereck von etwa ½ Million Quadratfuß Flächenraum. Es führten dahin die prächtigsten Straßen, und die Triumphbögen des Constantin, des Septimius Severus[162] und des Titus[163]. Wendete man sich nach dem, mit den schönsten Werken der Baukunst prangenden Capitol, wohinan eine Marmortreppe leitete, so sah man links die Kaiserpalläste, welche den ganzen Mons Palatinus bedeckten, und rechts eine Reihe prachtvoller Tempel, von denen der des Friedens, des Antonin[164] und der Faustina[165], des Mars und des Saturnus noch köstliche Trümmer zurückgelassen haben. Rückwärts aber stieg das Amphitheater des Flavius[166] empor (nach einer vor demselben aufgestellt gewesenen Riesen-Statue des Sonnengotts, von 150 Fuß Höhe, das Colosseum genannt), und weckte durch das Ungeheuere seiner Masse und durch die einfache Pracht seiner Bauart das höchste Erstaunen. Von diesem Wunderwerke haben sich die nördliche Hälfte und die Substruktionen der südlichen ganz erhalten. Nach außen bildete es eine etwas eiförmige Rotunde, hundert und sechzig Fuß hoch und fast achtzehnhundert im Umkreis, welche ein dreifacher, über einander gethürmter Säulenkranz umlief. Säulen und Außenmauern bestanden ganz aus weißem, tiburtinischen Marmor. Die Arena im Mittelpunkte des innern Raums hatte sechshundert Fuß Umfang und konnte zehn tausend Kämpfer auf einmal fassen. Der ganze Zwischenraum, der die Arena von der äußern Mauer trennte, war mit steinernen, stufenweise

[159] Lucius Tarquinius Priscus, der sagenhafte 5. römische König; er regierte von 616 v. Chr. bis 578 v. Chr.

[160] Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.).

[161] Die Brüder Tiberius Sempronius Gracchus (162–133 v. Chr.; ermordet) und Gaius Sempronius Gracchus (153–121 v. Chr.; Selbstmord) hatten im 2. Jhd. v. Chr. vergeblich versucht, in Rom Land- und Sozialreformen durchzuführen.

[162] Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), seit 193 römischer Kaiser.

[163] Titus (eigentl. Titus Flavius Sabinus Vespasianus; 39–81), seit 79 römischer Kaiser.

[164] Antoninus Pius (86–161), seit 138 römischer Kaiser.

[165] Annia Galeria Faustina (105–140), seit ca. 110 Ehefrau von Antoninus Pius (s. o.).

[166] Vespasian (eigentl. Titus Flavius Vespasianus; 9–79 n. Chr.), seit 69 römischer Kaiser.

sich übereinander erhebenden Bänken ausgefüllt, auf welchen über hundert und zehn tausend Zuschauer Platz hatten. Die untersten Reihen waren für die Vestalen und Senatoren, über ihnen saßen die Ritter, über diesen die Bürger, auf den höchsten endlich die Matronen. Ganz oben standen zehntausend Sklaven, welche einen schirmenden Teppich, oft von der kostbarsten, mit Gold und Perlen gestickten Arbeit, oder mit den herrlichsten Gemälden geschmückt, über alle Sitze gespannt hielten. Die gewölbten Räume unter den Sitzen waren Behälter für die zum Kampf bestimmten reißenden Thiere, für die ihnen zu Schlachtopfern ersehenen Menschen, für die Gladiatoren, und für einen Theil der Leibwache des Kaisers, dessen Pallast durch einen Portikus mit dem Colosseum verbunden war.

Vespasian[167] baute dieses Theater mit einem Aufwande von 35 Millionen Gulden[168]. Er verwendete dabei 12,000 gefangene Juden, von denen die Hälfte über der harten Arbeit und durch Unglücksfälle starb. Titus weihete es ein, und sein Bruder und Nachfolger, Domitian[169], gab hier die größten Kämpfe, welche das blutgierige, in der Grausamkeit Wollust findende Rom je gesehen hatte. Tausende der ersten Christen starben hier, wilden Thieren hingeworfen, den Märtyrertod. Zuletzt hatte sich das entartete römische Volk so an die Lust des Blutvergießens gewöhnt, daß es diese Augenweide gar nicht mehr entbehren konnte, und Vornehme sich Sklaven hielten, bloß zu dem Zwecke, daß sie sich einander bei den Hausfesten und Gastmälern würgten. Ja, ergriffen von der Wuth der Blutgier stürzten sich oft Ritter und Senatoren in die Arena, und hauchten unter den Klauen der Bestien, oder den Schwertern der Gladiatoren freiwillig ihr Leben aus. Kaiser Commodus[170] spielte im Colosseum mehrmals die Rolle des öffentlichen Fechters. Trajan[171] gab hundert und zwanzig Tage hinter einander Schaukämpfe, und an jedem Tage erschienen zehntausend Streiter. So ging die Blüthe der unterjochten Nationen zu Grunde! So wurde die Welt ausgesogen und ganze Provinzen entvölkert, um das tägliche Geschrei nach Brod und Spiel (PANIS[172] ET CIRCENSES!) des zu einer arbeitsscheuen Hyänenrotte herabgesunkenen Römervolks zu sättigen!

In diesem schauervollen Raume, wo einst das Blut der beknechteten Nationen in Strömen dampfte, und das bestialische Freudengeschrei der Zuschauer hallte, wenn Christen von Löwen und Panthern zerrissen wurden, hört man jetzt nichts, als das Gebell des Hundes des alten Einsiedlers, der diese Trümmer hütet, oder an Festtagen das Glöckchen des messelesenden Kapuziners; denn rings im Innern der Arena sind Bußaltäre aufgerichtet, und über jedem hängt eine kleine Glocke, welche die Vorübergehenden, oder die das Colosseum Besuchenden zur Theilnahme am Gebete einladet. – Wie wunderbar knüpft sich hier die heidnische Vergangenheit mit der christlichen Gegenwart zusammen! Und welcher Stoff zu Betrachtungen!

Unser schönes Bild gibt die Aussicht vom Bogen des Titus, quer über das Forum hinüber nach den herrlichen Trümmern des Concordientempels, dessen Portikus mit sieben aufrecht stehenden Marmorsäulen eine der schönsten und pittoreskesten Bautrümmer Roms bildet. Die dreisäulige Ruine rechts gehörte mit ihren am Boden liegenden Fragmenten zu einem Tempel des donnernden Jupiters, den Augustus an der Stelle aufrichten ließ, auf der während eines Gewitters einer seiner Begleiter vom Blitz erschlagen wurde. Alle diese Trümmer bestehen ganz aus Marmor. Sie waren noch vor wenigen Jahren bis zur Hälfte ihrer Höhe in Schutt begraben. Jetzt sind sie bis zur Base von demselben gereinigt, und auch der Marmorboden der Triumphatorenstraße, auf welchem 20 Fuß tiefer Staub einer fünfzehnhundertjährigen Zerstörung lag, ist gänzlich aufgedeckt worden.

---

[167] Siehe hierzu S. 84, Anm 166.

[168] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

[169] Domitian (eigentl. Titus Flavius Domitianus; 51–96), seit 81 römischer Kaiser.

[170] Commodus (161–192; ermordet), seit 180 römischer Kaiser.

[171] Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser.

[172] Recte: panem.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 22-34.

DXXIV. Der Vatikan in Rom.

Der Vatikan! – Nicht den gregorianische Blitze schleudernden wollen wir heute betrachten, sondern das Haus, wo Pius[173] wohnt, der Oberpriester, dem Gott den Schlüssel gab, die große Gegenwart zu erschließen, der Herold, welcher sie den Völkern zuerst verkündigte.

Ich möchte auf einer Alpenfirne stehen, dem Schauplatz der Begebenheiten entrückt, um die weit und tief bewegte Zeit ruhig überschauen zu können mit all ihren Gewittern, die auf des Sturmes Flügeln daher gezogen kommen, um sodann das Rundgemälde von dem, was ich gesehen, recht klar meinen Lesern darzustellen. So ist's dem Verfasser dieser Blätter früher oft vergönnt gewesen. Heute nicht so. Selbst und mit Leidenschaft mitten im Strome kämpfend, selbst preisgegeben den Wogen des Verhängnisses, selbst vom Beruf zur Stimmführerschaft der Zeit auf das Gewaltigste erregt, ist an einer ruhigen Ueberschau nicht zu denken, und ich muß mich vielmehr auf die Betrachtung weniger großen Züge und jener mächtigen Strömungen beschränken, welche, tausend Arme und Nebenflüsse in sich aufnehmend, jetzt wirksam sind, die Formen im europäischen Staatsleben zu verändern, zu entfernen, oder neu zu gestalten.

Daß Der kein Lügengeist gewesen ist, der sich durch Pius IX. verkündigen ließ, ist nun auch dem Allerblindesten klar geworden. Jener Jehovah[174], vor dem her. die Wetter dräuend gehen, hinter dem das Gericht erfüllt, was die voranschreitenden Boten gedroht, – jetzt ist Er Allen sichtbar über den Horizont heraufgestiegen. Jubelnd schütteln Völker die Ketten ab, hoffend und vertrauend recken andere Arme ihm entgegen, – nur der Kleinmuth zagt und nur die Verwegenheit und Verzweiflung suchen noch mit Speer und Schwert das Bild des Schreckens abzutreiben. Thörichtes Bestreben! Dem Weltrichter kann Keiner trotzen, denn Keiner ist stärker als Er. Der Spruchtermin ist gekommen. Er sitzt zu Gericht und, sein Urtheil über die hochgehäufte Blutschuld trifft die Schuldigen Schlag auf Schlag. Wie die Throne in Staub zerbröckeln! wie die. Könige fliehen! wie Er die mächtigsten, unumschränktesten Gewalten in engen Gewahrsam schließt und sie so geschmeidig macht und willig! Ja! es ist Gott leibhaftig, der da richtet. Keinem Unrecht, sey es noch so fest gewurzelt in der Zeiten Schooß und noch so tief begründet, wird Bestand gelassen, keine Treulosigkeit bleibt ungerächt, keine Lüge findet Glauben mehr, kein Hochmuth und keine Hoffarth, und säßen sie noch so hoch, bleiben ungedemüthigt; die ewigen Rechte der Völker aber, wären sie auch bis zur Unkenntlichkeit in den Staub getreten, sie werden von ihm emporgerichtet überall unter dem Jubel der Nationen. – „Hosiannah, der Herr ist mitten unter uns!“[175] hallt's von einem Ende des Welttheils bis zum andern wider. –

In so herkulischer Zeit, wo die ganze sittliche und sociale Welt aus den Fugen geht, um sich neu zu formen, wo sie erregt ist bis in ihre unergründetsten Tiefen, wo die ganze Gesellschaft in großen Wellen schlägt und brandet: – da soll ein Jeder vor Allem nach dem Polarstern suchen, die Weltgegenden zu erkennen, sich zurecht zu finden und einen festen Stand zu gewinnen, damit er Sturmeszug und Wogenströmung richtig zu deuten wisse.

Wer so zu freier Uebersicht gelangt und mit klaren, scharfen Augen begabt ist, dem treten bei aller scheinbaren Verwirrung aus den Bewegungen unserer Zeit stets zwei Hauptgegensätze vor Augen. Ich wage es, sie Recht und Unrecht zu nennen. Ersteres ficht auf die ewigen Naturgesetze, letzteres

[173] Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst.

[174] Eine der möglichen Vokalisierungen des herbr. Tetragramms יהוה (JHWH), das aus Ehrfurcht anstelle des in Ex 3,14 überlieferten אֶהְיֶה אֲשֶׁר אֶהְיֶה (ehyeh ăšer ehyeh, „Ich bin, der Ich sein werde“) verwendet wurde; eine weitere Vokalisierung ist das heute geläufigere Jahwe.

[175] Die Äußerung nimmt wohl Bezug auf Mt 18,20: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“.



DXXVII

DER VATICAN IN ROM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

auf Geschichte und Ueberlieferung; dieses ist mit der Vergangenheit, der Autorität und dem Erhaltungsstreben im Bunde; jenes stützt sich auf die Zukunft, auf den Trieb des Fortschreitens, des Neugestaltens, des Besserwerdens auf Erden; bei dem Einen ist Gehorsam und Unterordnung bedungen; bei dem Andern Freiheit und Gleichheit.

In ruhigen Zeiten, wo die Begebenheiten gewöhnlichen Verlauf haben, werden auch die Wechselwirkungen jener streitenden Potenzen nur mit mäßiger Stärke hervortreten und Aenderungen der gesellschaftlichen Formen, wo sie diese hervorbringen können, werden dann immer auf dem Wege allmähliger Umbildung geschehen. Aber in den Perioden des Sturms, wo der plötzliche Umsturz die Stelle der langsamen Entwickelung, die augenblickliche Vernichtung den Platz der successiven Entfernung einnimmt, da treten auch jene sich bekämpfenden Elemente in der ganzen Schärfe ihres Widerspruchs an den Tag hinaus, Parteiungen bilden sich und sie beginnen mit einander einen Kampf auf Leben und Tod. Diese Parteiungen haben Europa seit der ersten französischen Revolution in 2 Heerlager gespalten, welche die Stichnamen: Conservative und Revolutionaire, Liberale und Servile, Legitimisten und Radikale, Reformer und Stabile, Reaktionäre und Fortschrittsmänner, Aristokraten und Demokraten und noch viele andere auf ihren Bannern tragen. Unduldsam schon ihrer verneinenden Natur wegen, hat jede dieser Parteien ihre Ansichten und Grundsätze als die allein richtigen ausgegeben und die öffentliche Meinung, aus allen Weltgegenden angeblasen, und bald nach der einen, bald nach der andern Seite hinübergerissen, wußte in den ersten dreißig Jahren nicht, auf welcher Seite sie sich feststellen sollte. Erst seit den Julitagen von 1830 hat sich der Sieg nach langem Wechselkampfe für die Streiter der Menschen- und Volksrechte dauernd entschieden. Es war ein Sieg ganz, beständig, vollkommen; aber es war ein Sieg der Idee; ein Sieg im Reiche des Geistes. Gegen sie stemmte sich die positive Gewalt mit aller ihrer Macht. Das gesammte monarchische Europa trat in ein Bündniß zusammen, damit die Gefürchtete nicht in die Außenwelt streife und zum Besitz in derselben gelange. Vorzugsweise ward nun das Schwert der Hirtenstab der Fürsten, die stehenden Heere, die kostbaren Wächter der Throne und ihrer Beamten machten einen permanenten Kriegszustand mitten im Frieden zu einer Nothwendigkeit, und die in Fesseln geschmiedete Presse mußte der in den tiefsten Winkel der Seele verbannten Ueberzeugung jede Aeußerung versagen. So ist es gekommen, daß gerade seitdem der Sieg der Ideen der Freiheit und des Volksrechts entschieden war in der Meinung der europäischen Nationen, die Gewaltherrschaft schroffer als je in den meisten Staaten sich zeigte. Wie zu einem Rattenkönig[176] so fest und unzertrennlich hatten sich alle Inhaber der Gewalt in einander verschlungen, und in Congressen und in Conferenzen zusammen tretend, regelten sie überall die Einrichtungen zur Erhaltung ihrer Macht, nannten diese Einrichtungen staatliche Ordnung und Ruhe, befestigten sie durch Gesetze und ließen sie durch die Priesterkaste heilig sprechen, oder ihre Unverletzlichkeit verkündigen. Die siegenden Ideen aber – diese wurden in die tiefsten Schächte des Volksgeistes verwiesen, und über ihnen, gleichsam als Todtenmale, bauten die Völkerhirten Kunstwerke der Tyrannei und Capitole der Zwingherrschaft, oder, – und was noch ärger war, als beide, – die Trödelbuden der Treulosigkeit und Arglist in Scheinverfassungen und constitutionellen Windbeuteleien. Zwanzig lange trübe Jahre gingen also über die europäische Erde hin und in vielen Ländern hüllte die Nacht der Despotie, nur zu oft im Bunde mit afterliberalem Volksbetrug, ihre Opfer und ihre Orgien in den schwarzen Mantel. Dichter und immer dichter, fester und immer fester wurde, durch Waffengewalt oder durch Gesetzgebung, durch bureaukratische Kunst oder durch staatliche Bevormundung, durch Vernichtung der bürgerlichen Selbstständigkeit oder durch systematische Fälschung des Volksunterrichts und durch tausend andere Listen und Behelfen der Regierungskunst die Kette um die Völker gezogen. Rettung dünkte Vielen unmöglich; zumal da, wo die Verdummung und Korruption der Massen Schritt zu halten schien mit dem treulosen Beginnen und das System von Jahr zu Jahr an Festigkeit und Bestand gewann. Doch war Alles nur Schein. Tief in der heimlichen Kammer des Volksgeistes wachte die Ueberzeugung von der Größe des wachsenden Unrechts und der Unausbleiblichkeit einer Umkehr, und tröstend stand am umwölkten Gesichtskreis die Verheißung von Weltgericht und Erlösung wie eine Säule des Zodiakallichts. Auch gab es jederzeit unter den Völkern noch Priester dieser Verheißung, welche, unverdrossen und uner-

[176] Als Rattenkönig wird das Phänomen mehrerer an den Schwänzen verknoteten oder verklebten Ratten bezeichnet.

schrocken, Wacht hielten auf der Warte der Volksfreiheit, der langen Nacht die Stunden abriefen und den Hoffnungsfunken anfachten, welcher die geknechteten Völker vor dem Versinken in Muthlosigkeit und Gleichgültigkeit bewahrte. –

Also war die Lage der Dinge in den meisten Ländern des kontinentalen Europas, als Etwas geschah, was kein Seher voraus verkündigte, – Etwas, das der Anstoß wurde, welcher den Völkern eine neue Bahn anwies. Es geschah in Rom, das schon zwei Mal die Welt erobert hatte; einmal mit dem Schwerte, das andere Mal mit dem Kreuze, und nun den dritten Weltzug beginnen sollte mit der Idee der Volksfreiheit und Selbstregierung. Sie wird – ich glaube es – die Erde umkreisen.

An einem Wintermorgen des Jahrs 1846 öffneten sich die Pforten des Vatikans, und die Herolde traten heraus, den Tod Papst Gregors XVI.[177] zu verkündigen. Gregor war alt, sein Hinscheiden lange vorhergesehen. Es wäre ein kleines Ereigniß gewesen in gewöhnlicher Zeit. Was demselben aber den Stempel einer Weltbegebenheit aufdrückte, das war die Lage des Welttheils, Italiens, des Kirchenstaats. In diesem letzteren waren Unzufriedenheit und Verwirrung auf's Höchste gestiegen. Das alte Regierungssystem war ganz verbraucht. Es war Alles aus den Fugen getreten, die Getriebe an der alten Maschine waren ausgelaufen, kein Rad mehr in Umgang. Da zu helfen bedurfte es nicht sowohl eines Regenten, als eines Reformators. Eine einzige Persönlichkeit war im Kardinalskollegium, die dazu taugte. Es war Mastai Ferretti – und das wählende Konklave setzte ihm als Pius IX. die dreifache Krone auf.

Italien war damals ein Vulkan, dessen gespannte Dämpfe jeden Augenblick mit zerstörendem Ausbruch Rom war der Krater dieses Feuerbergs. Es war der Mittelpunkt des wiedererwachten Nationalgefühls, das die schlummernden Kräfte des italischen Volkes geweckt und in die heftigste Gährung gebracht hatte. Die Italiener, die Römer vor allen andern, waren zum Bewußtseyn ihrer unwürdigen Lage gekommen. Die Indignation darüber erfüllte alle Gemüther; der Drang nach einer Aenderung und Verbesserung riß alle Herzen fort. Von den Alpen bis nach Sicilien wühlte in den Geistern das Gefühl der Unterdrückung und der Sehnsucht, aus der Zerrissenheit in die Einheit zu gelangen. Was – rief man sich zu – was rettet das Staatsleben von dem Abgrunde der Gewalt, der Willkür und der faulen Auflösung? Was führt den Formen, welche nur noch die stützenden Bajonette und der Kitt, aus Bürgerblut geknetet, an dem Auseinanderfallen hindern, neues Leben zu? Was anders, als die Ideen von Freiheit, Bürgerthum und Verfassung? Sie, die man bei dem drohenden Schiffbruch als die einzigen Anker erkannte, welchen zu trauen wäre, hatten schon längst Umlauf unter allen Gebildeten und sie fingen jetzt an, in's Volk zu dringen. Dies gab sich kund in Neapel, in Sicilien, in Piemont, in Mailand, in Venedig, in Toskana, im Kirchenstaate; am entschiedensten in Rom. Hier züngelten schon in den ersten Tagen nach Gregors Tod unheimliche Flämmchen aus allen Spalten und Ritzen der dünnen Decke, welche das unterirdische Glutmeer verhüllte. – Bald fuhren Blitze auf. Sie umzuckten das Kapitol. Da, vom Geist des Herrn erfüllt, ergreift sie Pius, er schleudert sie, sie zünden, sie erleuchten die Welt. –

Pius IX. erstes Wort aus dem Vatikan ist das erste Wort des Epos der neuen Geschichte. Es ist das große Wort gewesen: „Das Evangelium ist eins mit der Freiheit.“ Sem erster Herrscherakt war desselben würdig; – er hieß Amnestie! Wie ein Blitzstrahl schlug diese Großthat in alle Völker und in alle Herzen. Keiner, der nicht fühlte, wie mit diesem Akt jener alten, schlechten Politik der bodenlosen Selbstsucht und Treulosigkeit der Stab gebrochen war; Niemand, dem nicht damals die Ahnung beikam, es tage eine neue, bessere Zeit. Von Nord und von Mittag, von Aufgang und von Niedergang richteten sich die Blicke der Nationen nach Rom – diesem Rom, das noch einen Augenblick vorher die Mitte gewesen war, von welcher ausging die politische Verderbniß! Alle Hoffnungen und Wünsche und alles Vertrauen der Völker begegneten sich in der Stadt der sieben Hügel, die, eine neue, welterobernde Roma in die Zeit getreten war. Der Mann im Vatikan hatte die Axt an den Baum gelegt, man hörte ihre Schläge, man sah seine Wipfel wanken; und die Eisenkrone, die um Europa geschmiedet war, sie war geborsten.

Von dem Anstoß, den Rom gegeben hatte, rollte das auf dem äußersten Gipfel stehende Rad des Weltgeschicks auf die andere Seite hinüber. Seine Bewegung war gleich von Anbeginn so heftig, daß sie in den Verhältnissen aller europäischen Staaten gefühlt wurde und, wo solche morsch waren, sie

[177] Gregor XVI. (eigentl. Bartolomeo Alberto Cappellari; 1765–1846), seit 2. Februar 1831 Papst.

lockerte und erschütterte. Am mächtigsten war die Wirkung an ihrem Ausgangspunkte. Zustände und Volkscharakter wirkten hier zusammen, um zum Ungemessenen hinzuziehen und aus dem Extrem der absoluten Monarchie in das Extrem der Anarchie überzustürzen. In solcher Lage des Zügels Meister zu bleiben, dazu gehörte göttliche Kraft. Pius hatte sie. Er schrieb „Freiheit als Frucht der Entwickelung“ auf sein Programm, und wir haben das Wunder gesehen, – er hat sein Programm gehalten.

Ueber Italiens Grenzen hinaus reichten Pius’ Reformpläne inzwischen nicht. Pius selbst hat so wenig daran gedacht, die sociale Revolution in Europa zu machen, als der Hauptmann, der in Guizots Hotel „Feuer“ auf das jubelnde Volk kommandirte, daran gedacht hat, die Monarchie in Frankreich zu stürzen und die Republik zu machen. Das hat ein Höherer gethan; Der hat’s gethan „dessen Zwecken die Gestirne dienstbar sind und alles Geschöpf auf Erden.“ – Pius warf den Stein. Die Wellenringe, die, vom Vatikan ausgehend, jetzt schon bis an die Gestade der Ostsee schlagen, sind Wirkungen nach ewigen Gesetzen, nicht nach dem Willen des Werfenden.

Wo kein Wasser ist, da sind auch keine Wellen, und wo kein Zündstoff sich gehäuft hat, da facht kein Funke eine Flamme an. – Auch in Deutschland hätten die Funken, die vom Scheiterhaufen des französischen Königsthrons über den Rhein herübergeflogen, keinen Brand gemacht, hätte der morsche Staatsbau nicht allwärts dürres Holz in Menge dargeboten. Die Revolution hätte sich nimmer in 14 kurzen Tagen, an allen Thronen wackelnd, und alle Fürsten zum Geständniß ihrer Schwäche und Wehrlosigkeit nöthigend, von der Saar bis zum Niemen, von den Alpen bis zur Eider fortwälzen können, hätte der Zerstörungsprozeß nicht schon früher unsere Staatseinrichtungen bis in die äußersten Wurzelfasern zerfressen gehabt, wäre nicht schon die Entfremdung des Volksgeistes von den Regierungen vollendet gewesen, hätten nicht die öffentlichen Zustände in Deutschland längst des Schwerpunkts und Halts entbehrt, hätte nicht seit Jahren schon die ganze Nation das bittere Gefühl von Dem, was sie nicht war, aber seyn sollte und seyn könnte, im Herzen getragen, und aus dem klaren Bewußtseyn ihrer Lage und deren Ursachen den Schluß gezogen, daß so es nimmermehr bleiben dürfe und kein Opfer zu groß zu achten sei, es zu ändern. – Vier und dreißig Friedensjahre hindurch hat Deutschland die Blüthe seiner Söhne der Dressur zu Menschenmaschinen hingegeben, die keinen Willen kennen, als den des Monarchen; achtmalhunderttausend Krieger haben im fünfunddreißigjährigen Frieden an den Thronen und ihren Institutionen Wache gestanden, der Nation hat es über 2000 Millionen Thaler gekostet, und nicht einen einzigen, auch das kleinste Fürstenstühlchen nicht, hat diese Wache vor den dringenden Forderungen des Volks irgendwo mit Erfolg geschützt. Das straft das Sprüchwort Lügen: „Nichts Neues unter der Sonne“; denn Gleiches hat die Weltgeschichte noch nicht aufgezeichnet. Machiavells Klugheit hat in Deutschland völlig Bankrott gemacht, an der Stelle der Staatsweisheit hat die Rathlosigkeit Platz genommen und die unfehlbarsten Rechnungen der Diplomaten find gänzlich fehlgeschlagen. Das Wunder ist vor unsern Augen geschehen; und doch, wenn wir es näher betrachten, so ist nichts Wunderbares daran, als der Umstand, daß es nicht schon längst sich so begeben! – Frage man sich doch, ob in irgend einem gesitteten, gebildeten, intelligenten und großen Volke der Welt die Quellen der Unzufriedenheit und des Unmuths reichlicher geflossen, als in Deutschland? frage man doch, wo man beständiger und wirksamer darauf hingearbeitet hat, durch Censur und Gedankenfesseln diesen Unmuth von der Oberfläche weg in die innersten edelsten Organe des Volkslebens zu treiben, und sich in die dunklen Herzenskammern zu verbergen? Wurde nicht ein volles Menschenalter hindurch mit uns Hohn und Spuk getrieben, und hat die Nation es mit allen Opfern und allen Gegenbestrebungen irgend wo nur dahin bringen können, daß man entartete, altersschwache, krankhafte, in der Verwesung begriffene Regierungssysteme offen und ehrlich aufgegeben und mit andern vertauscht hätte, die auf der Höhe der Zeit gestanden? Was hat es denn geholfen, daß sich der Verstand der besten Köpfe abmühete, zu beweisen, daß die Last der stehenden Heere, die dem Frieden das Kreuz des Kriegs auf die Schulter laden, in der Stunde der Gefahr keine Sicherheit gewähre? daß eine Genossenschaft selbstständiger Souveränitäten, bei denen das Recht der Selbstständigkeit gesetzlich alle Pflichten gegen die Gemeinschaft überragt, den innern Halt entbehre und die Nation zur Null herabwürdige? Was hat es geholfen, daß man die Gefahr hinstellte, welche für die Sicherheit der Nation dadurch erwuchs, daß Preußen und

Oesterreich die im 13ten Artikel der Bundesakte[178] gewährte Volksrepräsentation verweigerten, daß sie fortfuhren, dem absolutistischen System zu huldigen, und eben dadurch dem Geiste der Nation die Schwingen knebelten? Was hat der Ausschrei gegen ein Polizeisystem, welches den Bürger am Gängelbande nahm, und gegen eine Bureaukratie gefruchtet, welche ihn unter permanente Vormundschaft setzte und geflissentlich darauf ausging, männliche Gesinnung, Selbstgefühl und Gemeingeist im Volke auszutilgen und es dahin zu führen, sich, spießbürgerlich, nur an das Kleinste, Engste und Aermste zu heften? Was hat es geholfen, daß sich der Unwille aller Edlen gegen jene Tribunale wendete, wo Ankläger, Richter und Vollzieher der Urtheile in eigener Sache saßen und wo dieselben Personen die Vollmacht hatten, überall in Deutschland willkürliche Verhaftungen vorzunehmen, die Angeschuldigten ihren natürlichen Richtern zu entziehen und, wenn es an Thatsachen fehlte, auf verborgene und vermuthete Tendenz und Gesinnung zu inquiriren und zu fahnden? Die unverletzliche Gerechtigkeitspflege war Deutschlands letzte Ehre, und sie ward vom verpflichteten Ehrenhüter, dem deutschen Bundestage[179] selbst, ihm entwendet! Ja, wir Alle haben die Zeit durchlebt, wo das deutsche Vaterland, herabgewürdigt, zerrissen und zerfetzt wie ein Bettlermantel und getrennt durch tausend Schlagbäume und acht und dreißig Gesetzbücher, nicht viel mehr war, als eine diplomatische Fiktion, die nur dann noch angerufen wurde, wenn es galt, mißliebige Geister zu ächten, Handwerksburschen das Wandern in freie Länder verbieten, das Tragen der deutschen Farben zu verpönen, liberale Blätter zu unterdrücken und Metternich'sche[180] Diktate der Nation als Bundesbeschlüsse zu eröffnen! –

Das ist der rauhe Umriß der Lage Deutschlands, als in den letzten Februartagen der Sturz des Königthums in Frankreich wie eine Granate in das Volk einschlug und den gehäuften Brennstoff entzündete. 14 kurze Tage gehörten dazu, um ein System zu stürzen, für dessen Bestand die Nation ein ganzes Menschenalter lang ihren Wohlstand und ihre edelsten Güter wider Willen zu opfern gezwungen worden war. Wäre es anders gewesen, hätte sich die Nation nicht, wie es geschehen ist, entschlossen erhoben wie ein Mann zu dem einen, erkannten Ziele, wahrlich! sie würde eine verworfene seyn und völliges Verderben verdienen. Aber Nein! Angesichts Gottes und der Welt hat sie die Prüfung ruhmvoll bestanden. Mögen jetzt nach dem Geschehenen die Lockvögel, die Schauspieler und Sophisten, der Nation schmeichelnde Worte vorpredigen; mag man den über Nacht zum Mann erwachsenen Volksgeist mit Bannformeln und Zaubersprüchen beschwören; mögen dienstfertige Knechte des alten Regiments, nachdem sie aus ihrer Betäubung erwacht sind, aus ihren Winkeln mit Löscheimern herbei eilen und auf jede Flamme der Begeisterung ihr Wasser ausgießen, damit wieder alles kahl, seelenlos und abgestanden werde wie sie selber: Nichts wird's ihnen helfen! Das Kind der Volksherrlichkeit ist einmal empfangen und hinaus an den Tag muß es, sollte es auch noch so schwere Wehen kosten. In allen Dingen ist das Aeußerste jedesmal der Wendepunkt zu seinem Gegensatze – und die Kraft und die Einsicht, die jetzt die Oberhand gewonnen haben, werden auch weiter treiben auf der neuen Bahn des Heils, die wir eingeschlagen. Wer wollte daran zweifeln, nachdem so viel Großes und Herrliches schon gewonnen ist? Ueberall ist ja der Fortschritt das Losungswort geworden, überall weichen die Fürsten dem Zwang, die Höflinge, die Charakterlosen, die Schmeichler, die Halben und Unfähigen aus ihrem Rache zu stoßen, sich mit den Tüchtigsten im Volke zu umgeben, und die meisten ergreifen die Idee – ihren eigenen Bestand an die Freiheit der Nation zu knüpfen. Gerade das aber zieht sie unaufhaltsam in den Strom der Bewegung.

Daß mehre unserer Fürsten, vor der cyklopischen Kraft sich entsetzend, welche das Volk offenbart hat in diesen Tagen, resignirt haben, ist kein übles Zeichen. Es beweist ihre Hoffnungslosigkeit auf die Rückkehr der alten Zeit. Es wird nicht bei diesen Resignationen bleiben. Andere werden voraussichtlich nachfolgen. Ebenso wird auch das von Preußens Könige gegebene Beispiel der

[178] Artikel XIII der Deutschen Bundesakte vom 8./10. Juni 1815 lautet: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden."

[179] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes", der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses" vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war.

[180] Des österr. Staatsmanns Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (siehe hierzu S. 791, Anm. 2427).

kecken Betheuerung eines gänzlichen Umschlags in der bisher hartnäckig verfolgten Richtung nicht einzeln stehen bleiben. Die Nation aber wird sich über den Werth solcher Betheuerung nie mehr täuschen. Wenn auch die nächsten Zuschauer die bühnengewandte Ausführung beklatschten: für die innere Wahrheit der That zeugt sie nichts. Das Faktum aber der freien, darum verpflichtenden Zusage ist viel werth; denn damit hat der König die Brücke hinter sich abgeworfen, eine Rückkehr ist unmöglich gemacht. Der erste Rückschritt würde ihn bestimmt verderben; er wäre Selbstvernichtung. Indem er sich, abschwörend den alten Glauben, als „Spitze“ der deutschen Volksfreiheit aufgeworfen hat, wird er von den Kräften, die er bemeistern will, unaufhaltsam vorwärts geschoben, und wie er früher durch sein beharrliches Festhalten an den mittelalterlichen, von der Zeit verlachten Begriffen des Herrscheramts die deutsche Revolution vorbereiten half, so kann seine jetzt angenommene Stellung nur dazu dienen, ihr zu nützen, sie zu fördern, sie zu befestigen. Der König hat sich (war es die Nemesis[181], die ihn getrieben?) in den Strom gestürzt, der noch raucht vom vergossenen Herzblut seiner Bürger, und die Wogen, die ihn erfaßt haben, wälzen ihn unaufhaltsam einem Ziele zu, das weit ab von dem liegen wird, welches er zu erreichen trachtet. Sein Einsatz – Preußen geht in Deutschland auf! – ist „VA BANQUE!“ – und „VA BANQUE!“ muß er fortspielen bis ans Ende. Er wäre gänzlich verloren, wenn seine Ausdauer in entschlossener Verfolgung der jetzt eingeschlagenen Richtung geringer wäre als seine Kühnheit. Er weiß es, er fühlt es, daß neben dem Kapitol der Tarpejische Fels steht. Die Stellung, welche er mit einem ungeheuern Luftsprung einzunehmen trachtete, ist die größte und erhabenste, die je ein Fürst erstreben kann. Aber der Sprung allein thut’s nicht. Auch nicht das „Ich bin’s!“ Der großen, freien, deutschen Nation allein steht es zu, ihre Ehrenchargen zu verleihen. Bevor aber in Deutschland nur der Gedanke aufkommen kann über die Führerwürdigkeit jenes Monarchen zu berathen, muß er durch eine Reihe von Thaten wirklicher Seelengröße und einer ächten, volksthümlichen, auf Gerechtigkeit gestützten Politik beweisen, daß es ihm Ernst ist, seine Präcedentien vergessen zu machen. Sein erster Akt sey die Sühne des größten Verbrechens, welches die preußische Geschichte besudelt: – der König proklamire die Wiederherstellung Polens und gebe Posen[182] an das Piastenreich zurück; dieses Posen, welches die deutsche Nation als ihren Antheil am Raube mit Abscheu von sich weist. Er führe seinen Heerbann sofort zur Befreiung des Brudervolks über die Weichsel, und die Welt wird sehen, wie sich in Deutschland die Tage der Kreuzzüge erneuern, und wenige Wochen hinreichen, um die Horden der russischen Henker von der polnischen Erde zu fegen. Wo anders als im polnischen Freiheitskampf könnte das deutsche Unions-Banner seine Weihe auf die würdigste Weise empfangen? – An Polens Befreiung wird sich die von Kurland, der Esthen und Finnen reihen, das kaukasische Heldenvolk wird den Preis seiner unsterblichen Großthaten empfangen, der Abfall der asiatischen Völker wird die Schwäche Rußlands und die Vernichtung des russischen Einflusses auf den Orient vollenden, und das Tyrannenreich, auf seine natürlichen Grenzen zurückgewiesen, hört für immer auf, für Westeuropa etwas Bedrohliches zu haben oder auf den Kulturgang einen schädlichen Einfluß zu üben. Eine sofortige Herstellung Polens[183] ist folglich zugleich der erste unerläßliche Akt der deutschen Nationalpolitik; er tilgt die alte furchtbare Blutschuld, sühnt das Verhängniß, versöhnt das Brudervolk, knüpft es mit festen Banden an uns, macht es zum Wall gegen die Eroberungsgelüste der Moskowiter für alle Zeiten und drückt dem Wollen des deutschen Volksgeistes für immer und vor allen Nationen den Stempel der Größe auf. Ich wiederhole es: Wer sich an die Spitze unserer Nationalfreiheit stellen will, der bedarf einer ganz andern Bluttaufe, als Friedrich Wilhelm IV.[184] sie in den Straßen Berlins empfangen hat. Suche er sie im Geleite der Hunderttausende, welche sein Ruf „für Polens Befreiung!“ um ihn schaaren würde, in den sarma-

[181] Nemesis (griech. Νέμεσις, Némesis, „Zuteilung [des Gebührenden]“), in der griech. Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, womit sie zur Rachegottheit prädestiniert war.

[182] Poln. Poznań.

[183] Polen war in den Jahren 1772, 1793 und 1795 unter der Nachbarn Rußland, Preußen und Österreich aufgeteilt worden und konnte sich erst wieder 1918 ein souveräner Staat konstituieren.

[184] Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), vom 7. Juni 1840 bis 7. Oktober 1858 König von Preußen.

tischen Ebenen[185]! Das Tagewerk dort wird kurz seyn; denn Polens Befreiung ist Sturmes Arbeit: – schnell, gewaltig, unwiderstehlich wie das Brechen der Eichen im Forste. Und dann, wenn's geschehen ist, dann möge der König bekränzt zurückkehren, die Ehren des Triumphs empfangen, und – wenn er der große Mann seyn will, – sein Spiel mit der Rolle Washington's[186] als – Bürger beendigen.

Ein utopischer Traum! werden Viele sagen. Näher liegt denn freilich der Versuch, daß die meisten Fürsten trachten werden, den Augenblick zu erlauschen, wo sie sich wieder in den Vollgenuß ihrer Pracht, Macht und Herrlichkeit setzen können. Es müßten ja keine Menschen seyn, wenn ihnen nicht der Gedanke dazu beikäme. Aber daß der in Unmacht niedergeworfene Absolutismus sich Goliathsstärke wünscht, ist noch kein Beweis seiner Erkräftigung. Er kann in Deutschland nie wieder aufkommen, – so wenig, wie eine am Stamm abgebrochene Tanne wieder eine Krone treibt. Die Volkserhebung bedingt einen Wechsel des Systems; nicht bloß einen Wechsel des Kleids, der Formen, der Menschen, der Minister. – Es ist nicht wie 1830[187], wo man dem trunkenen, vom hambacher Feste heimkehrenden Michel ein Bein unterschlagen konnte. Kein Fürst kann jetzt den Strom dämmen oder ihm widerstehen; er muß sich hineinstürzen und fortreißen lassen; oder – resigniren. Der Heiligenschein ist fort für immer, der matte Aberglaube, der noch die Schwachköpfe umnebelt, schwindet, je höher die Sonne der Freiheit emporsteigt; die starke Gewohnheit des Gehorsams ist gebrochen, der Volkswille ist erwacht, er hat seine Kraft erprobt an den Kräften der fürstlichen Macht, und es ist nicht mehr daran zu denken, daß er sich je einer andern Ordnung wieder fügen werde, als der auf die Freiheit sich stützenden. Das deutsche Parlament, welches durch die freie Wahl der Nation zusammentreten wird, ist berufen, diese Ordnung zu regeln, und sie gegen alle möglichen Reaktionsversuche, die, wenn ihnen der mindeste Spielraum gelassen wird, nicht ausbleiben werden, sicher zu stellen. Das Parlament wird und muß den Fürsten die Mittel zur Macht, dem Volke Unrecht anzuthun, gänzlich und für ewig entziehen; sollten sie dann den Versuch dennoch wagen, so würde es ihren völligen Untergang herbeiführen. Reizt man das Volk, sich noch einmal gegen die Monarchie zu erheben, die durch ihren langen Mißbrauch der Macht den Anspruch auf Schonung sattsam verwirkt hat, dann werden bei seinem ersten Zucken die Throne und Fürstenstühle zusammenbrechen, wie ein morsches Haus bei einem Erdbeben, und ihre Splitter werden verwehen, wie Spreu vor dem Sturme. Nicht anders würde es geschehen und die Stätte der Dynastenherrschaft in Deutschland nicht mehr gefunden werden. Bei dieser neuen Bewegung könnte es jedoch auch kommen, daß alles Bestehende im Staat nach Wesen, Form und Besitz mit Einemmale weggeschafft würde, die aufgelösten Elemente des Volks- und Staatslebens neue Krystallisationen eingehen müßten und dieses ein neues Eigenthumsystem hervorriefe: – ein Umsturz, durch den die Revolution sich in ein Chaos voll Bürgerkampf verwandeln würde, welches der Nation die Früchte ihrer Erhebung und ihrer Opfer auf lange, lange Zeit entziehen möchte. Diese Gefahr ist meiner Meinung nach viel größer, als jene, welche aus dem Fortbestand der Monarchie mit demokratischen Institutionen irgend erwachsen kann. Lasse man daher dem Prinzipe noch Geltung. Die Republik wird doch nicht ausbleiben; aber ein Friedenswerk soll sie seyn, als zeitige Frucht soll man sie pflücken, republikanische Volksreife, folglich auch republikanische Vorbildung müssen vorausgehen. Die Zeit, solche zu erlangen, gibt nur die von der Volkshoheit beschränkte Monarchie, und diese wird abfallen, wie das dürre Blatt vom Baume, ohne daß es eines Windhauchs bedarf, wenn der Herbst gekommen ist und die letzten Säfte vertrocknet sind, welche dem Blatt Leben zuführen. –

Vor einer andern Gefahr wird uns, ich zweifle nicht, der gesunde Sinn und die Mündigkeit der Nation bewahren; vor der Gefahr, meine ich, daß die Rivalität jener Fürsten, welche sich jetzt selbst zur Führerschaft der Nation aufwerfen, Spaltungen hervorbringen und Parteien und Faktionen hervor-

[185] Das Gebiet zwischen den Flüssen Weichsel (poln. Wisła) im Westen und Wolga (russ. Волга) im Osten und zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, wovon ein Teil in Galizien den geogr. Namen „Sarmatische Tiefebene" trägt.

[186] George Washington (1732–1799), von 1789 bis 1797 der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[187] Recte: 1832: Vom 27. Mai bis 1. Juni 1832 war die Hambacher Schloßruine für sechs Tage Schauplatz für die als „Hambacher Fest" in die dt. Geschichte eingegangene Zusammenkunft von ca. 30.000 Menschen liberal-demokratischer Gesinnung.

rufen, ehe noch für die Befestigung der neuen Zustände der erste Grundstein gelegt ist. In Wien und Berlin sehen wir schon gegnerische Bestrebungen zu dieser Führerschaft, und beiden tritt das süd- und westdeutsche Volksbewußtseyn mit seinem Votum für demokratische Monarchie, und mit der festen Erklärung, daß es eine Führerschaft nur als Produkt der freien Wahl und des Willens der Nation anerkennen will, diesen dreien aber die Republik entgegen, deren Partei, genährt und getragen von den großen Begebenheiten, stündlich an Zahl und intensiver Kraft zunimmt. Diese vier Meinungen haben sich bereits scharf gesondert. Sie haben den Kampf eröffnet. Sie reden schon gleichsam mit vier Zungen und vier Sprachen; sie äussern vierfache Richtung und Gesinnung; sie beginnen sogar sich zu verketzern; sie können aber, und das ist das Beste in der Erscheinung, doch nicht von einander lassen und achten das gemeinschaftliche Band – das Hochgefühl für Nationaleinheit – über alles andere. – Bleibt es so: – dann ist der Meinungskrieg für die Nation, vor deren Augen derselbe geführt wird, eine tüchtige Schule, und sie wird um so eher befähigt werden, ein richtiges Urtheil über ihre Angelegenheiten zu fällen. Wenn sich aber die Parteien von der heftigen Leidenschaft beherrschen lassen, die Intrike [sic!] Terrain gewinnt und despotische Gelüste zwischen diesen Streitern Raum finden, ehe die Zustände, welche der Lenzmond geschaffen hat, haltbare Form gewonnen haben, so könnte es das Einheitsstreben schwächen, und es wäre möglich, daß aus einem Volke mehre Völker würden. – Gegen diese Eventualität, die so leicht sich an lange und heftige Parteienkämpfe, wenn sie inmitten eines großen Volks sich frei entwickeln können, knüpfen, muß sich der Geist der Nation mit aller Entschiedenheit waffnen. Darum sey sie einig, keinerlei andere Führerschaft, als diejenige ist, welche aus der freiesten Wahl der Nation selbst hervorgeht, anzuerkennen; sie protestire durch ihre Stimmführer gegen alles fremde Präsentationsrecht und spreche gegen die Usurpation als ein gegen die Volkshoheit und ihre Rechte gerichtetes Attentat ohne Umschweife das Verdammungsurtheil. Jeder Meinung, jeder Kanditatur [sic!] steht die Arena zur freiesten Discussion offen; doch darüber hinaus hat Keiner ein Recht, geschweige ein Vorrecht zu erwarten. Die freie deutsche Presse thue in dieser Angelegenheit allenthalben ihre Pflicht. Nirgends soll sie, statt des neuen Ehrenkleids des deutschen Staatsbürgerthums, den alten Bedientenkittel forttragen und ihre wahre Herzensmeinung nur zwischen den Zeilen suchen lassen. Der Berliner Zeitungsschreiber, sobald sich sein König zur deutschen Führerschaft aufwirft, darf nicht mehr den Landesherrn in ihm beurtheilen, sondern eben nur den Kandidaten für den Ehrenplatz der ganzen Nation, und er muß den Grad seiner Würdigkeit eben so unbefangen prüfen, als hätte sich ein Fürst Reuß dazu gemeldet. Der Wahlspruch „PRO DOMO“[188] paßt unter der Ueberschrift „Das Vereinigte Deutschland“ nicht mehr. Feigheit hat zu allen Zeiten Sklaven gemacht, und wie sie Niemanden zieren kann, so schändet sie doch Den am allermeisten, dessen Amt es ist, mitzusprechen über die höchsten Angelegenheiten seines Volks. –

Ich lenke ein. Es hat mich unwillkürlich aus der Ferne in den Kreis der heimathlichen Begebenheiten gezogen, der jetzt Alle, vom Kleinsten bis zum Größten, so tief erregt. Noch ist’s lauter Gähren; an das Klären und Läutern ist nicht zu denken. Ohne größeres Getümmel kann der Streit, nach menschlicher Voraussicht, sich nicht beruhigen. Die in Bewegung gesetzten Massen sind zu kolossal und die Richtungen derselben schneiden, sich auf so vielen Punkten, daß Zusammenstoß geschehen muß. Das darf und soll uns jedoch keine Furcht einflößen und die Freude nicht verkümmern, die das Bewußtseyn gibt, in einer Zeit zu leben, wie sie nie vorher gewesen ist, – in einer Zeit, in welcher Gottes Finger vor unsern Augen die Weltgeschichte in den ungeheuersten Zügen schreibt.

Wie es sich auch feststellen werde, sey es, daß die Republik den Platz der Fürsten einnehme, sey es, daß man durch demokratische Institutionen die Monarchie zu stützen trachte, sey es, daß eine aus dem Schooße des Volksparlaments hervorgehende Unionsregierung die Zügel fasse und die landesherrliche an der Spitze der innern Verwaltung der Staaten bleibe? sey es, daß die fürstliche und Volksgewalt sich in zwei Kammern mit gemeinschaftlicher, periodischer Wahl eines Reichsoberhaupts gruppiren: – vergessen darf doch nie werden, daß Gott allen Menschen ein Maaß in’s Gewissen eingeprägt hat, das Maaß des Rechts und der Billigkeit, und dieses von keinerlei Inhabern der Gewalt ungestraft überschritten wird. Jetzt sind die deutschen Völker die Ankläger und sie haben den Spruch auf ihrer Seite. Daß nicht der Weltrichter nach den Verklagten auch die Kläger verdammen müßte! – Ein ernster

[188] Lat., „für das eigene Haus, für sich“.

Geist ist's, der seinen Stuhl unter die Lebendigen gestellt hat. Die Kronenträger hat er gedemüthigt; die ungerechte Gewalt ist vor ihm zerronnen in Nichtigkeit: aber auch die Völker werden nicht vor ihm bestehen, wenn sie, nachdem er ihnen zu Recht verholfen, selbst Wahrheit, Pflicht und Billigkeit aus den Augen setzen. Am meisten mögen sie sich vor den schlauen Verführern hüten! Gott allein blickt leicht durch die Larven der großen hohlen Worte, mit welchen falscher Patriotismus, pharisäische Heuchelei, Zweizüngigkeit und andere niedrige Leidenschaften sich dem Volk gegenüber zu verhüllen wissen. Darum traue das Volk Keinem, bevor es seinen Gehalt nicht nach Thaten gewogen. Wen aber einmal die That verworfen hat, der bleibe verworfen. Redliche, feste, tüchtige, gesinnungstreue, entschiedene und uneigennützige Männer von klarem Urtheil, nur solche können und sollen gegenwärtig den Völkern rathen, und wie nur von reinen, unbefleckten Händen das Kleinod, die Freiheit, gehütet und gepflegt werden kann, so sind auch nur diese Hände im Stande, sie groß zu ziehen und zur guten Frucht zu bringen.

Ich zweifle nicht, daß bei weitem die Mehrzahl Derer, welche jetzt in Frankfurt zum großen Werke der Parlamentsverfassung[189] tagen – aus solchen Männern bestehen wird. Sie werden eingedenk seyn, daß auf ihren Häuptern alle Verantwortlichkeit der Zukunft ruhe; sie werden nicht vergessen, daß vor dem ewigen Richterstuhle nicht blos ihr Thun abgeurtheilt werden wird, sondern auch das Unterlassen der gebotenen That! – Wenn, gehoben und getragen von der Herrlichkeit ihrer Mission, aber auch im Vollgefühl ihrer unermeßlichen Verantwortlichkeit, sie leidenschaftslos, und entschiedenen, klaren, redlichen Sinns das Werk aufbauen, dann wird's ein Werk werden der ewigen Ehre für sie selber; die Nation aber wird es als eine Bürgschaft ihres Glücks und ihrer Größe mit Jubel empfangen und der Wille Dessen wird erfüllt werden, der den Sternen die Bahnen vorzeichnet, der die Menschheit zu immer höhern Zielen führt, und der den Nationen auf jedem Blatt der Geschichte zuruft:

„Euer Glück sey die Gerechtigkeit und Euer Stab die Freiheit!"

Der Vatikan aber? – der war vergessen ganz und gar. Das hat die Zeit gethan. Sie mag's entschuldigen. Das Große der Begebenheiten, unter deren unmittelbarem Eindruck ich diese Blätter schrieb, hat das warme Herz glühend gemacht, – und hinaus mußte das heiße Wort, daß es wieder erwärme. Die Mühe aber, Euch, meine Freunde! noch durch die 10,000 Säle, Zimmer und Gallerien des Vatikans zu geleiten, – durch die geweiheten Räume, in welchen, von Perugins'[190], Buonarotti's und Correggio's[191] Pinsel ausgeziert, die unsterblichen Meisterwerke der griechischen und römischen Plastik aufgestellt sind, – durch die Gallerien, in denen die Malerei vieler Zeiträume und Völker das Schönste versammelt hat, – durch die Rüstkammern des Genies und der Wissenschaft, jene Säle nämlich, in welchen der kostbarste Bücher- und Manuscriptenschatz aufbewahrt ist, den die Welt besitzt, – durch die Loggien und Stanzen, deren Wände und Decken mit den Compositionen Raphaels geschmückt sind, – durch die Zimmer, in welchen die schlauen Vikare St. Peters so oft Weltgeschichte machten, – durch das Arbeitskabinet des großen Ganganelli[192] und des noch größern Pius: – – dieß wird man mir heute erlassen. Der Vatikan ist kein Palast: er ist eine Stadt von Palästen, und wer ein faßliches Bild davon entwerfen wollte, müßte ein Buch schreiben.

---

[189] Die „Verfassung des Deutschen Reiches" konnte zwar am 28. März 1849 verkündet werden, sollte jedoch niemals in Kraft treten.

[190] Pietro Perugino (ca. 1445/1448–1523).

[191] Antonio da Correggio (eigentl. Antonio Allegri; 1489–1534).

[192] Clemens XIV. (eigentl. Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli; 1705–1774), seit 19. Mai 1769 Papst.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 229f.

DCLIX. Der Vesta-Tempel in Rom.

Auf dem „*pulchrum littus*" (dem „schönen Ufer") der [sic!] Tiber, unfern der Ponte rotto[193], stehten die wohlerhaltenen Ueberbleibsel eines runden Tempels aus der Zeit des August, Tempel der Vesta geheißen. Schon Virgil[194] und Horaz[195] thun seiner Erwähnung.

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis,
Ire dejectum monumentum regis
Templaque Vestae.

Hor.[196]

Der zirkelrunde Tempel ist von den schönsten Verhältnissen und hat 170 Fuß im Umfang. Er ist von parischem Marmor erbaut, mit vorspringendem Dach, das ein Kolonnade von 20 kanellierten, 35 Fuß hohen Säulen korinthischer Ordnung trägt. Die Entablatur[197] und das antike Dach sind längst verschwunden. An ihre Stelle ist eine Ziegelbedeckung getreten, und auf der Spitze, die einst die Kollossalstatue der Vesta geziert hat, steht das Zeichen des christlichen Kultus. Das Gebäude selbst (die Cella) ist sein 14 Jahrhunderten eine Stätte der Madonnenverehrung geworden.

[193] Früher Pons Aemilius; die älteste bekannte Steinbrücke Roms aus dem Jahre 174 v. Chr., die über den Tiber führte. Heute ist von ihr nur noch ein Bogen erhalten, der ohne Verbindung zum Ufer steht.

[194] Der röm. Dichter Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.).

[195] Der röm. Dichter Quintus Horatius Flaccus (65–8 v. Chr.).

[196] Oden, I, 2, 13-16: „Wir sahen, wie der gelbe Tiber vom etruskischen \ Ufer seine Wogen ungestüm zurückbog und \ daherkam, um das Monument des Königs herabzuwerfen \ und den Tempel der Vesta." (in der Übersetzung von Niklas Holzberg; * 1946).

[197] Eigentl. Gebälk; im Zusammenhang mit der griechischen und römischen Architektur der Antike wird unter Gebälk der obere Teil einer Säulenordnung verstanden, bestehend aus Architrav (Epistyl), Fries und dem Geison, dem obersten, das Bauwerk abschließenden Kranzgesims.



Der VESTA - TEMPEL in ROM

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 29-35.

Die Ruinen des alten Rom.

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste,
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist Alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir schweiget noch Alles so still.[198]
Göthe.

Es geht mir nicht besser beim Anblick dieses Ruinenfeldes. Ich weiß, daß jeder der umherliegenden Steine seine eigene und denkwürdige Geschichte zu erzählen hat, daß eine klassische Geisterwelt diese Schutthaufen bewohnt, daß mein Blick zwischen den Gräbern von 3000jährigen Existenzen wandelt, aber es fehlt mir der Sinn, das Flüstern der Geisterstimmen zu vernehmen, die mich umwehen, es fehlt mir der Zauberstab, die entschwundenen Gestalten wieder in’s Dasein zu rufen, mit denen auf dieser Stätte eine Zeitrechnung in der Geschichte unseres Geschlechts anhub und – Gott sei Dank – abschloß; es fehlen mir auch die Farben, um die Bilder einer Vergangenheit auszumalen, deren verblichene Ueberreste mich umgeben, es fehlt mir endlich der Geschmack, mich an Vorstellungen zu weiden, wie sie der Forscher aus vergilbten Pergamenten und verwitterten Inschriften sich bildet und der Dichter in glänzenden Gewändern über die Bühne gehen läßt. Göthe[199] und Byron[200] haben an dieser Stelle geweilt, gedacht, geträumt und gedichtet und Alles empfunden, was den Genius eines Menschen auf den Trümmern einer Welt mit erhabenen Gedanken erfüllen kann. Vor- und nachgefühlt haben es Unzählige, und der aufgezeichneten Betrachtungen über die ewige Stadt gibt es Legion. Sie haben es sich zur dankbaren Aufgabe gemacht, das Bild, das wir in der wüsten Anordnung, wie es die Natur uns gab, kopirten, zu ordnen, zu ergänzen und mit schimmernden Farben auszustaffiren; ihnen folge, wer sich in dieses Stückwerk nicht finden kann, das aussieht wie ein zerrissenes Buch. Wer das alte Rom, wie es war, vor Augen haben und das Forum von ehedem betreten will, allenfalls im Gefolge eines kaiserlichen Triumphzuges, die VIA SACRA entlang durch den hohen Bogen des *Septimus* SEVERUS[201] im Hintergrunde unseres Bildes, wer die umgestürzten Kaiserstatuen wieder auf ihre Piedestale erheben, die verschütteten Stufen zum Peristil des Concordiatempels wieder aufsteigen will, von dem aus sich Cicero’s Beredsamkeit über die glänzenden Versammlungen auf diesem Platze ergoß, wen es nach den blutigen Gladiatorenspielen im Kolosseum lockt, dort links, wo der Torso jenes riesenhaften mit Bogengängen umgebenen Mauerwerks hervorragt, wer die umherlungernden Bettelmönche in brauner Kutte in edle mit der Toga bekleidete Römergestalten verwandelt sehen mag, und die weltbeherrschende Bevölkerung von vier Millionen wieder innerhalb der verödeten Mauern der Siebenhügelstadt versetzt sich denken will, der wende sich

[198] Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes „Römische Elegien I.“, „I.“ in „Goethe’s Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Erster Band. […]“ (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1828), S. 259.

[199] Goethe verbrachte bei seinen zwei Aufenthalten zwischen 1786 und 1788 insgesamt 15 Monate in Rom.

[200] Byron hatte Rom 1817 einen Besuch abgestattet.

[201] Siehe hierzu S. 84, Anm. 162.

an die eigene bereitwillige Phantasie oder begleite unsere Dichter, wie Bunsen[202], Stahr[203], Willkomm[204], Pecht[205] und Andere auf ihren phantastischen Spaziergängen. Mein Bild will nichts an der nackten Natur verschönen, noch ergänzen, und meine prosaische Feder sträubt sich widerspenstig gegen den Flug zu den lichten Höhen des klassischen Alterthums. Ich sehe nicht das heitere Himmelsblau, das sich über diese Stätte wölbt, mir dringt nicht der Balsam der gepriesenen Atmosphäre durch die Poren, mein Auge ist verschleiert von den Luftgestalten der Zukunft, die sich hier zu verkörpern drohen, und mich fröstelt vor dem Odem der Nemesis, welcher mich anweht. Nichts sehe und fühle ich unter diesen ordnungslosen Trümmerhaufen als die unerbittlich sich erfüllende Wahrheit einer ewigen Ordnung. Solche Trümmerhaufen sind das unfehlbare Ziel, zu dem alle Verirrungen der Nationen führen, solche Trümmerhaufen sind die unausbleibliche Richtstätte, auf der die Versündigungen am Menschengeist ihre Sühne finden, solche Trümmerhaufen sind Gräber, die der Menschen Werke und Ruhm aufnehmen, wenn beiden die sittliche Weihe gebricht. Rom, so lange ihm eine sittliche Kraft innewohnte, überwand alle Gefahren, die ihm drohten, trotzte allen Schlägen, die nach seiner Weltherrschaft geführt wurden, überdauerte alle äußeren Wechselfälle des Glücks, erstand von allen Niederlagen, die Feindeshand, Empörung und widrige Elemente ihm beibrachten, in erneueter und erstarkter Größe; aber die Entartung seines Geschlechts senkte den Keim zum eigenen Verderben in den Kelch seiner Blüthe, als diese am herrlichsten entfaltet war, und geknickt fiel sie zur Erde, ein Opfer des beleidigten, gehöhnten, geschändeten, mit Füßen getretenen Genius der Menschheit. Jahrhunderte verwehten über der öden Stätte, da erschien ein Engel neuer Verheißung, der Geist des Christenthums, und pflanzte einen Palmzweig auf das Grab der Heidenstadt. Und wieder fluthete der Strom geistigen Lichtes und die Macht der Ideen nach der Siebenhügelstadt, und wieder ward Rom die Quelle einer höheren siegreich über die Erde sich ausbreitenden Kultur und der Sitz einer Weltherrschaft. Wer will es aber leugnen, daß unlautere Hände jene Quelle getrübt haben, daß der wahre Geist des Christenthums von dort geflohen, und wer will verkennen, daß der Geist strafender Vergeltung vor unseren Augen abermals seine Hand über Rom ausstreckt? – Denn es ist eine ewige Vergeltung, welche kein Glanz menschlicher Vollkommenheit blendet, keine Höhe menschlicher Macht erschreckt, welche, um den getretenen Wurm zu rächen, den Adler im Flug zur Sonne trifft; sie ist's, welche für jede Schuld im Buche der Geschichte Tilgung fordert: das unbestechliche Gewissen der Völker und Geschlechter, das jedem bösen Gedanken zürnt und jede böse That mit einem Fluche verfolgt; sie ist's, die Rachegöttin, welche über Throne und Altäre schreitet, welche den Pechkranz in die Kuppel von St. Peters [sic!] wie in die Dächer der Tuilerien schleudern wird; sie ist's, die dem Sklaven die Fessel löst und ihm den Mordstahl in die Hand drückt, sie, die das Kind im Mutterleib nicht schont, sie, die vielleicht jetzt schon unter Europa's Völker die dunkeln Loose wirft. Denn es ist ein Geist der Vergeltung, welcher ewig über den Genius der Menschheit wacht. – –

Ueber nichts fühlt sich der nach Rom kommende Reisende mehr enttäuscht, als über die weit unter seiner Erwartung bleibende Zahl von wenn auch nur einigermaßen erhaltenen Ueberresten und Denkmälern der alten Stadt. Diese ist in der That unglaublich gering, denn Byron hat Recht mit seinen Worten:

Gothen, Christen, Zeit und Krieg, Fluth und Feuer
War'n im Bund, die stolze Stadt zu beugen.[206]

---

[202] Das von Ernst Platner (1773–1855), Carl Josias Bunsen (1791–1860), Eduard Gerhard (1795–1867) und Wilhelm Röstell (1799–1886) herausgegebene mehrbändige Werk: „Beschreibung der Stadt Rom. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann." (Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1830-1842).

[203] Adolf Stahr (1805–1876), der neben eigenen Romanen, Biographien und Übersetzungen vor allem durch seine Reisebeschreibungen große Popularität errang. Friedrich Rückert (1788–1866) schätzte ihn und seine 2. Frau Fanny Lewald (1811–1889), die ebenfalls Schriftstellerin war, sehr. Hier wird Bezug genommen auf sein dreibändiges Werk „Ein Jahr in Italien. […]" (Oldenburg: Schulzesche Buchhandlung 1847).

[204] Ernst Willkomms (1810–1886) zweibändige „Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien." (Leipzig: Fleischer 1847).

[205] Friedrich Pechts (1814–1903) „Sechs Monate in Rom." (Leipzig: J. J. Weber 1859).

[206] Zitat aus George Gordon Byron's 1818 entstandenem Werk "Childe Harold's Pilgrimage, Canto the Forth": Stanze "LXXX. The Goth, the Christian, Time, War, Flood, and Fire, / Have dwelt upon the seven-hilled city's pride: / […]".

Und durch welche Reihenfolge von Stürmen ist dies Rom während seines dreitausendjährigen Bestehens um und umgekehrt worden! Zuerst durch Feuer und Schwert, mit denen die Gallierhorden unter Brennus[207] das Rom der Königszeit dem Erdboden gleich machten. Von diesem ältesten Rom ist nichts als ein kleines Stück des tarquinischen Kloakenbaues erhalten, jenes Riesenwerks, das selbst die Baumeister der augusteischen Zeit für unerreichbar hielten. Dann fünfthalbhundert Jahre später der an demselben Unglückstage der gallischen Zerstörung ausgebrochene neuntägige neronische Brand[208], die größte Feuersbrunst, welche die Welt gesehen. Sie verzehrte von einer Stadt, welche damals die Größe und Einwohnerzahl von London hatte, über zwei Dritttheile und mit ihnen fast alle Erinnerungen an das republikanische und die gesammte Pracht des augusteischen Roms, so daß selbst Tacitus[209] in seiner Schilderung dieses größten aller Unglücksfälle, welche das alte Rom betroffen, auf eine zur Unmöglichkeit gewordene Aufzählung aller der vernichteten Tempel, Prachtbauten. Kunstschätze und Statuen verzichtet. Nichts ist übrig aus der Zeit der Republik, als ein Tempel der Fortuna und einige Unterbauten des Kapitols; aus der Zeit des Augustus das Pantheon, ein Stück des Marcellus[210]-Theaters, ein Portikus der Octavia[211], der Drususbogen[212] und ein paar Säulen und Mauerreste vom Forum. Alles, was sonst von Bauresten in Rom vorhanden ist, gehört dem nach-neronischen Zeitalter an.

Der neronische Brand veränderte die ganze Gestalt der Stadt, welche erst dann nach einem geregelten Plan mit breiten geraden Straßen und großen Plätzen aufgebaut wurde. Der wahnsinnige Tyrann that Unglaubliches, um sie in verschwenderischer Pracht wieder aus ihrem Schutt erstehen zu lassen, doch vollbrachte er es nur zu einem geringen Theil. Der größere blieb frei für die Schöpfungen der späteren Kaiser. Unter Vitellius[213] vernichtete ein neuer Brand das verschont gebliebene Kapitol mit allen seinen Heiligthümern und Schätzen. Dann folgten unter Titus und später Commodus abermals große Feuersbrünste, welche große Theile der neuerbauten Stadt wiederum in Asche legten.

Eine zweite Periode der Verwüstungen beginnt im vierten Jahrhundert mit der Herrschaft des Christenthums. Es war ein Vernichtungskampf des letzteren gegen die Bauwerke des Heidenthums, der sich bis in die letzten Jahrhunderte der Neuzeit fortgesetzt hat. Die alten Tempel waren allmählig herrenloses Gut geworden und lieferten nur Material und Schmuck zu den neuen christlichen Kirchen. Es ward die Legende von denen, die unseren Heiland an’s Kreuz schlugen, seine Kleider theilten und um seinen Rock das Loos warfen, zum umgekehrten Gleichniß. Die herrlichen Portiken, ein Hauptschmuck Roms, wurden ihrer Säulen beraubt, um vor den Eingängen der Kirchen und Klöster zu stehen. Die Friese und Basreliefs wurden von den Tempeln genommen und christlichen Basiliken eingefügt, das Pantheon ward seines vergoldeten Daches entblößt, um die Kuppel der Peterskirche damit zu decken, die Trajans- und Antoniussäule wurden in Glockentürme verwandelt, zu Steinbrüchen wurden die Tempel, und die Marmorsäge amputirte ohne Aufhören an den prachtvollen edlen Gliedern antiker Plastik und Architektur. Gegen diesen Wandalismus des christlichen Roms erscheinen die Zerstörungen durch die verschrieenen Barbaren so gering, wie muthwilliges Kinderspiel. Nach der Plünderung des Genserich noch schildert Theodorich’s Geheimschreiber, Cassiodor[214], Rom und die kostbaren Säulen seiner Gebäude, die Menge bronzener Standbilder auf allen Straßen und Plätzen, die öffentlichen Bäder

---

[207] Brennus (gall. Brennos), ein Heerführer der keltischen Senonen, der im 4. Jhd. v. Chr. bis nach Rom vorgestoßen war und die Stadt geplündert hatte.

[208] Vom 19. bis 26. Juli 64 n. Chr. (zu Nero siehe S. 77, Anm. 139).

[209] Der röm. Historiker und Senator Publius Cornelius Tacitus (ca. 58–ca. 120).

[210] Marcus Claudius Marcellus (42–23 v. Chr.), Neffe und Schwiegersohn des römischen Kaisers Augustus (siehe hierzu S. 70, Anm. 107).

[211] Octavia Minor (ca. 69–11 v. Chr.), eine ältere Schwester des römischen Kaisers Augustus (siehe hierzu S. 70, Anm. 107) und die 4. Ehefrau des römischen Feldherrn und Triumvirn Marcus Antonius († 30 v. Chr.).

[212] Der Drususbogen ist Teil des Aquädukts, das die Thermen des Caracalla mit Wasser versorgte und war im 3. Jhd. n. Chr. erbaut worden. Es besteht also keine Verbindung zu Drusus (38–9 v. Chr.), dem Stiefsohn von Kaiser Augustus.

[213] Aulus Vitellius (12 o. 15–69; ermordet), von April bis Dezember 69 römischer Kaiser.

[214] Cassiodor (eigentl. Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator; ca. 485–ca. 580), ein spätantiker römischer Staatsmann, Gelehrter und Schriftsteller.

und Brunnen, den Circus maximus mit seinen Obelisken, vor Allem aber das Kapitol und das Forum Trajans als Wunderwerke, die alle menschliche Einbildungskraft überragten. Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts bestand der kaiserliche Palast auf dem Palatin als Residenz des Exarchen, und so lange die griechische Oberherrschaft währte, bedurften die Päpste zur Zerstörung antiker Bauwerke wenigstens der Erlaubniß der Kaiser oder ihrer Statthalter. Karl der Große konnte noch das „goldene Rom“ bewundern. Ueberschwemmungen, Blitze, Erdbeben halfen mit am Werke der Verwüstung, und als die Päpste erst von den Byzantinern befreit waren und ihre Kirchenbaulust durch wachsende eigene Macht und Geldmittel freieren Spielraum gewann, ward jede neue Kirche der Untergang eines oder mehrer alten Bauten und die Vernichtung der alten Stadt hielt mit der steigenden Blüthe des christlichen Roms gleichen Schritt. In den Ende des neunten Jahrhunderts beginnenden Fehden der mächtigen Barone unter sich und gegen die Geistlichkeit wurden die noch übrigen antiken Tempel, Theater, Circusse und Triumphbogen zu Festungen und Burgen umgeschaffen oder Behufs Anlegung solcher abgetragen. So hatten allein die mächtigen Frangipani das Kolosseum, den Titusbogen, den Circus maximus, den Janusbogen und den Tempel der Venus und Roma in eine gemeinsame Befestigung vereinigt. Diese Baronalfehden haben mehr zum Untergang des alten Roms beigetragen als alle Verwüstungen fremder Eroberer. Petrarca[215] klagte beim Anblick des Roms seiner Tage: „Nicht die Zeit, noch Barbaren, sondern die eigenen Bürger und Söhne Roms haben mit dem Mauerbrecher gethan, was der punische Held[216] nicht ausrichten konnte“.[217] Aber noch hatte Vieles dem Werkzeug der Zerstörung widerstanden und gab Zeugniß von früherer Herrlichkeit; im Imperatorenpalast auf dem Palatinus hielten die Ottonen Hof auf ihren Römerzügen, und die deutschen Kaiserinnen gaben Feste in den Gemächern der Livia[218]. Da kam die Verheerung herangebraust mit Robert Guiscards[219] wilden Normannenschaaren, so furchtbar, wie Rom keine mehr vor- noch nachher gesehen. Sie vernichteten fast zwei Dritttheile der Stadt so gründlich, daß ihre Stätte, auf und um den Cölius und Aventinus, seitdem unbewohnt blieb. Nach dem kamen Zeiten, in welchen das verödete Rom kaum 30,000 Einwohner zählte. Was noch an alten Monumenten verschont geblieben, vernichtete der Senator Brancaleone[220], als er, um die Macht der Barone zu brechen, alle von diesen innegehabten Thermen, Tempel, Theater und andere antike Gebäude, hundertundfünfzig an der Zahl, schleifen ließ. Auch die Abtragung des Kolosseums hatte er beschlossen, starb aber vor der Ausführung. Was er übrig gelassen hatte, stürzte in dem furchtbaren Erdbeben, von welchem Rom ein Jahr nach der Bonazischen[221] Pest (1318) mit ganz Italien wiederholt heimgesucht wurde, zusammen. Die in Elend und Rohheit versunkenen Römer verkauften, wie Petrarca bejammert, nicht nur alte Kunstwerke aller Art, sondern selbst die Säulen und den Marmor der Tempel. Auch nach und während des Schisma’s wurde von eben diesen Römern, deren Schriftsteller noch jetzt fortfahren, für das Werk ihrer eigenen gewinnsüchtigen Demolirung den Vandalismus der Barbaren anzuklagen, eines der herrlichsten und unzerstörbarsten Werke des Alterthums, das Mausoleum des Hadrian, bis auf seine letzte Spur zertrümmert, und ein Theil des Kolosseums, das allen Angriffen Trotz geboten hatte, zu Kalk verbrannt. Um diese Zeit glich die ganze Stadt einer Wüste. Nur in den Niederungen wohnten

[215] Francesco Petrarca (1304–1374).

[216] Hannibal Barkas (phöniz. 𐤇𐤍𐤁𐤏𐤋 𐤁𐤓𐤒, ḥnbʿl, „Baal ist gnädig“, brq, „der Blitz“; ca. 247–183 v. Chr.; Selbstmord).

[217] Francesco Petrarca (siehe hierzu S. 101, Anm. 215) an seinen Freund, den hohen röm. Beamten Paolo Annibaldi, aus der Zeit um 1337/41 (carm. II,12); Petrarca bat in diesem Brief seinen Freund, gegen die weitere mißbräuchliche Nutzung der römischen Ruinen einzuschreiten.

[218] Livia Drusilla (58 v. Chr.–29 n. Chr.), die langjährige 3. Ehefrau des römischen Kaisers Augustus (siehe hierzu S. 70, Anm. 107)

[219] Robert Guiskard (frz. Robert Guiscard; ital. Roberto il Guiscardo; eigentl. Robert de Hauteville; ca. 1015–1085), Herzog von Apulien und Kalabrien.

[220] Brancaleone degli Andalò († 1258), ein stadtrömischer Volkstribun.

[221] Dieses Wort findet sich weder so noch in ähnlich Form in den mir zugänglichen Wörterbüchern und Lexika. Allerdings soll 1318 in Rom die Pest gewütet haben, der am 10. September 1319 ein Erdbeben folgte; siehe hierzu Beschreibung der Stadt Rom, wie S. 99, Anm. 202, S. 251.

auf Vignen[222] und Feldern Bauern in elenden Hütten. Alle höhergelegenen Theile waren verödet, die Kirchen standen verlassen und verfielen, Forum und Kapitol waren mit Gemüsegärten bepflanzt, auf den unangebauten Strecken hausten Schweine und Büffel, die Obelisken waren bis auf einen zerbrochen und umgestürzt, und von den unzähligen Statuen fand Poggio[223], der um 1430 die Stadt besuchte, nur noch eine von Marmor und fünf von vergoldeter Bronze übrig.

Rührend sind die Klagen der Augenzeugen über den jammervollen Zustand der Reste des alten Roms zu Anfang und gegen Mitte des 15. Jahrhunderts, und dennoch war selbst um diese Zeit unendlich mehr von denselben vorhanden als jetzt. Was Aeneas Silvius (der spätere Pius II.) damals sang:

> Welch’ Entzücken gewährt mir, o Rom, deiner Trümmer Betrachtung;
> Du, die gefallen, noch laut kündest den einstigen Glanz! –
> Aber dein jetziges Volk! – von den alten Mauern den Marmor
> Bricht es und brennt zu Kalk schmählig die glänzende Zier.
> Ruchlose Brut! Noch drei Jahrhunderte Hause so fort, und
> Keine Spur verbleibt einstiger Größe in Rom![224]

ist eine Wahrheit geworden, von der die noch bestehenden Reste nur spärliche Ausnahmen bilden. Schon Raphael sagt in seiner Denkschrift an Leo X.[225]: „Das ganze neue Rom, das wir sehen, ist mit Kalk von antikem Marmor gebaut“.[226]

Bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts hatte das nach der Rückkehr der Päpste von Avignon wiedererstandene Rom noch einen vorwiegend mittelalterlichen Charakter, wie ihn die florentinischen Schloßburgen und in Rom der Palast Venezia aufweisen. Von da an beginnt mit Leo X. die Modernisirung der sich auf dem alten Marsfelde prächtig erhebenden Stadt. Der immer steigende Nepotismus veranlaßte das Entstehen jener Unzahl von Palästen, zu denen die antiken Reste gleichfalls die Materialien hergaben. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bisher ihrer Entlegenheit halber verschont gebliebenen Grabmäler, Tempel und Villen vor den Thoren Roms ausgeraubt und zerstört. Die Ausgrabungen, welche von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts angestrengt betrieben wurden, förderten unglaubliche Schätze alter Kunst an’s Tageslicht, und alle heutigen Sammlungen Roms können, wie Niebuhr sagt, gegen den unschätzbaren Reichthum an Alterthümern aller Art, die sich damals in vielen hundert römischen Häusern zerstreut fanden, kaum als der hundertste Theil gelten.

Im Verlaufe dieser endlosen Verwüstungen hatte sich über Rom eine völlig neue Oberfläche gebildet. Auf den unermeßlichen Schutthaufen erwuchs eine üppige Vegetation; neue Hügel entstanden, wo sonst Fläche war, und der Boden der alten Stadt ward nach und nach mit einer 15 Fuß hohen Schicht überlagert. Das Forum, welches seit Ende des 14. Jahrhunderts als Schuttgrube diente, war sogar an manchen Stellen 20–30 Fuß hoch bedeckt. Erst Raphael’s unsterblicher Genius war es, der den Plan faßte, durch eine regelmäßige Aufgrabung aller erhaltenen Reste alter Baukunst wenigstens einen Schatten des alten Roms wieder zu erwecken. Elf Jahre lang hatte er an den vorhandenen alten Trümmern geforscht, und das selbst erlebte Schauspiel der fortgesetzten Zerstörung alter Tempel, Bogen, Pyramiden und Säulen empörte ihn. Sein Plan der Wiedererweckung des begrabenen alten Roms, welchen er kurz vor seinem Tode entwarf, blieb jedoch unausgeführt und die Zerstörungen dauerten fort. Napoleons Riesengeist nahm den Gedanken wieder auf, aber sein Stern erblich, ehe er ihn vollenden und ehe er, wie er gewollt, auf dem Gipfel des kapitolinischen Berges die Kaiserburg des neuen weltbeherrschenden Imperators, würdig des alten Namens und der neuen Herrschaft, inmitten des alten Roms errichten konnte.

---

[222] Frz., Weinberge, Weingärten.

[223] Der Humanist Gianfrancesco Poggio Bracciolini (1380–1459).

[224] Enea Silvio Piccolominis (1405–1464; ab 1458 Papst Pius II.) Epigramm XXXI „De Roma“: „Oblectat me, Roma, tuas spectare ruinas, \ ex cuius lapsu Gloria prisca patet; \ sed tuus hic populus muris defossa vetustis \ calcis in obsequium marmora dura coquit. \ Impia tercentum si sic gens egeris annos, \ nullum hic iudicium nobilitatis erit.“

[225] Leo X. (eigentl. Giovanni de’ Medici; 1475–1521), seit 11. März 1513 Papst.

[226] Aus Raffael Sanzios (siehe hierzu S. 77, Anm. 143) „Oratio ad Papam de antiqua Roma“. Die Zuschreibung des Schreibens aus der Zeit um 1515 an Raffael ist umstritten.

Je moderner, nach Raphael's Zeit, Rom ward, besonders durch Sixtus V.[227], der die oberen Stadttheile wieder anbaute und große Straßen durch Vignen und Ruinen hindurch führte, desto mehr Alterthümer verschwanden. Die französische Herrschaft hatte für Rom wenigstens das Gute, daß sie für dauernde Erhaltung der noch übrigen antiken Baureste kräftig Sorge trug, eine Sorge, die seitdem, wenn auch in geringerem Maße, fortgesetzt wurde. Der Geist der Bildung hat, was jetzt noch vorhanden ist. unter seinen Schutz genommen, und nur mit ihm können die letzten Reste untergehen, welche aus Kolosseum und Pantheon, von Triumphbogen und Tempeltrümmern, in einzeln stehenden riesigen Schriftzeichen, von der Größe der alten Weltstadt zu den spätern Geschlechtern der Menschen reden.

[227] Sixtus V. (eigentl. Felice Peretti di Montalto; 1521–1590), seit 24. April 1585 Papst.



Das FORUM in ROM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn. Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [57]-64.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 49-58.

Das Sant' Ufficio in Rom.

Während die ganze gebildete Welt, zumal durch Llorente's Werk[228], die Geschichte und die entsetzliche Wirksamkeit der spanischen Inquisition kennt und davor schaudert, weiß man wenig Näheres von der Inquisition in Italien. Und doch war diese die Mütter der spanischen, und durch sie wurden zuerst die geistigen Blüthen gebrochen, die hier zu einer herrlicheren und gewaltigeren Entfaltung Anlage zeigten als in Spanien. Den deutschen Reformatoren waren italienische längst vorangegangen; dritthalbhundert Jahre früher als Huß[229] starb der an Erleuchtung und Opfermuth ihm ebenbürtige Arnold von Brescia[230] den Flammentod, und gleichzeitig mit Luther erhob sich eine ganze Schaar gleich kühner, gleichtrefflicher, theilweise noch aufgeklärterer Geister auf der Alpenhalbinsel, im Lande des Papstthumes selbst, um die große Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche zu Stande zu bringen. Allein nicht der gleichen Gunst der Verhältnisse sich erfreuend, wie die deutschen und schweizerischen Reformatoren, unterlagen sie. – Die Unterdrückung dieser großartigen geistigen Erhebung ward vorzugsweise vollbracht durch das Institut der Inquisition, jenes Institut, das Deutschland glücklicher Weise ferne von sich zu halten gewußt hatte*)[231], das dagegen in Italien noch in viel späterer Zeit den greisen Galilei[232] verdammt, das die Lehre von der Erdbewegung, wie jene vom Umlaufe des Blutes im menschlichen Körperdurch seine Machtsprüche austilgen zu können gewähnt hatte; – ein Bestreben, das, so machtlos es im Ganzen hinsichtlich seines Hauptzieles sicherwies, dennoch unsägliches Unheil über einzelne Länder und Völker, unsägliches Unheil zumal über Italien brachte, dessen geistige und materielle Entwickelung gleich sehr hemmend und verderbend.

Der Sturm, der jüngst über die Alpenhalbinsel hinbrauste, die Throne der dortigen Machthaber umstürzte und die Decke von den Spuren ihrer Gewalttaten lüftete, hat so schwere an der Menschheit verübte Verbrechen enthüllt, daß die civilisirte Welt von tiefstem Abscheu gegen ihre Urheber erfüllt ist; und doch lassen sich jene Greuel noch als eine Nothwehr des Despotismus gegen die sich empörende Menschenwürde, gegen ihn drohende Anschläge und Gesinnungen erklären; in einem noch viel gräßlicheren Lichte müssen uns die durch nachstehenden schlichten Bericht auf einen Augenblick erhellten Wege erscheinen, welche seine satanische Heiligkeit wandelt, nicht zur Sicherung ihrer weltlichen Macht und ihres fürstlichen Ranges – dazu bedienten ohnehin die italienischen Fürsten sich gleicher Mittel – sondern um sich der Gewissen zu bemächtigen, um jeden Funken geistiger Erleuchtung zu tödten, um jede Regung eines selbständigen Gedankens zu verfolgen, um die Gemüther in blindem

---

[228] Juan Antonio Llorentes (1756–1823) zweibändiges Hauptwerk „Histoire critique de l'inquisition espagnole, […]“ (Paris: Treuttel et Würtz 1817). Llorente war zunächst selbst Inquisitionsrichter gewesen und trennte sich später in Unfrieden von der Kirche.

[229] Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

[230] Der Prediger Arnold von Brescia (ital. Arnaldo da Brescia; ca. 1090–1155; hingerichtet).

[231] *) Der erste Inquisitor, der dieses Amt in Deutschland auszuüben versuchte, Konrad von Marburg [(† 1233)], büßte beim Antritt desselben seine Verwegenheit mit dem Tode.

[232] Galileo Galilei (1564–1642).

Glauben gefangen zu halten; – dort die grausame Bestrafung des Willens und der That – hier die schwerste Versündigung an Geist und Leib zugleich. Das ist's, was ein flüchtiger Blick in das Getriebe der Inquisition leider nur ahnen läßt; die nächste Zeit wird hoffentlich die ganze schreckliche Wahrheit zu Tage fördern, um sie als ein abgethanes Kapitel in das Buch der Geschichte einzutragen. –

Zu Rom, in der Nähe des Vatikansplatzes, zwischen der St. Peterskirche und der Engelsburg, dem erhabensten Tempel der Christenheit und einer unter der Priesterherrschaft in ein Gefängniß verwandelten Grabesstätte Hadrians, zieht ein Weg, der den erschreckenden Namen Inquisitionsweg führt. Hier hatte jenes furchtbare, im Jahre 1204 von Innocenz III.[233] zunächst zur Ausrottung der Albigenser gegründete Institut während der letzten Jahrhunderte seinen Sitz, und, wenn auch nicht im nämlichen Gebäude, doch nicht sehr entfernt, ist es wieder erstanden, seit die Waffen der weiland französischen Republik ihrer römischen Schwesterrepublik im Jahr 1849 ein Ende gemacht und das Papstthum wieder hergestellt haben, – um es seitdem nicht wieder – aus ihrer Gewalt zu lassen.

Der Inquisitionspalast zu Rom wurde größtentheils gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut. Es ist beinahe vollständig das Werkjenes blutdürstigen Papstes Ghisleri, der als Pius V.[234] die katholische Welt mit Ketzerrichtern heimsuchte, und zu dessen Charakterisirung die Hinweisung genügen dürfte, daß er der Urheber jener Bulle ist, durch welche den Aerzten verboten ward, irgend einen Kranken zum dritten Male zu besuchen, wenn dieser nicht ans freiem Antriebe gebeichtet habe, und seinen Beichtzettel vorweise. Der Baustyl des Hauses ist einfach und schwerfällig. Es geht die bezeichnende Sage, daß der Bau auf den Fundamenten des alten Circus des Nero errichtet sei, in welchem einst Christen von wilden Bestien zerrissen wurden.

Hier nun, in diesem Gebäude, befand sich das Centralbureau der ganzen Institution. Das Inquisitionsgericht zu Rom ist es nämlich, welches die oberste Gewalt über alle Inquisitionstribunale besitzt; nur die spanische und portugiesische Inquisition hatten sich einst Selbständigkeit angemaßt. Da die einzelnen Inquisitionsgerichte unter sich unabhängig waren, und, wo sie wieder erstanden, es anf's Neue sind, so entscheidet die Inquisition zu Rom über alle Konflikte, welche unter jenen auswärtigen Tribunalen auftauchen. In dem Gebäude, von dem wir reden, fand sich nun beinahe Alles vereinigt, was sich auf die Thätigkeit der Centralgewalt der Inquisition bezieht, und insbesondere war es hier, wo für Rom selbst die Prozesse eingeleitet wurden und wo sich die Kerker der Unglücklichen befanden, nur die Urtheilsfällung selbst fand an einem anderen Orte statt. Die Leitung der Prozesse im weitesten Umfange ist bekanntlich den eigens hiemit betrauten Dominikanern übertragen. Nur ein Dominikaner kann „Inquisitor", oder, je nach seinem Rang „Großinquisitor" sein. Das heilige Officium selbst aber wird aus Kardinälen gebildet und vom Papste präsidirt. Vor dem Jahre 1848 versammelte es sich allwöchentlich einmal, und zwar in dem Konvente *Santa Maria sopra Minerva* um die vom Inquisitor, dem Dominikaner, vorbereiteten Urtheile endgültig zu fällen. Der Assessor des Inquisitors gehört zur hohen Prälatur. Die Angeber und Agenten, Priester, Mönche und Laien, führen den Namen von Assistenten.

Die Revolution von 1849 machte der ganzen Einrichtung wenigstens für einige Zeit ein Ende. Im Drange der großen politischen Ereignisse beschäftigte man sich begreiflicher Weise wenig mit Untersuchung der Dinge, welche im Inquisitionsgebäude aufbewahrt sind. Indessen lenkte ein Zufall dennoch die Aufmerksamkeit darauf hin. Ich theile Näheres und Zuverlässiges darüber mit, indem ich die Aufzeichnungen eines Augenzeugen aus dem Italienischen übersetze, und zwar eines Mannes von der unbedingtesten Glaubwürdigkeit. Die nachfolgenden Notizen wurden kurz nach dem Vorfalle, der zur Besichtigung des Gebäudes die Veranlassung gab, niedergeschrieben, und der Verfasser hat mich ermächtigt, zur Beurkundung seinen Namen, im Universum nennen zu dürfen: es ist Signor Filippo de Boni[235], im Jahr 1849 Gesandter der römischen Republik, abgeordnet an die schweizerische Eidgenossenschaft. Folgendes sind seine Aufzeichnungen:

---

[233] Innozenz III. (eigentl Lotario dei Conti di Segni; ca. 1160–1216), seit 8. Januar 1198 Papst.

[234] Pius V. (eigentl. Antonio Michele Ghislieri; 1504–1572), seit 7. Januar 1566 Papst.

[235] Filippo de Boni (1816–1870), der ursprüngl. von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt war, verließ nach dessen Tod das Priesterseminar, um als Journalist zu wirken. Er gehörte zu den radikalen antiklerikalen Republikanern mazzinischer Prägung und war deshalb mehrmals gezwungen, ins Exil zu gehen.

„Im Monat März 1849 bedurfte man einer Erweiterung des Raumes für die Kanonengießerei zu Rom, welche sich hinter den Inquisitionsgebäuden befindet, und zwar bei dem zweiten Hofe dieser Gebäude. In dem Palaste wohnte noch der Pater Inquisitor, ein Dominikaner, der gegen das Eindringen in den Palast protestirte. Man ließ dies geschehen, kümmerte sich nicht weiter darum, krümmte indeß dem früher furchtbaren Manne nicht ein Haar.“[236]

„Es ward eine Oeffnung in die Mauer gebrochen. Hiebei war es, daß die Maurer ein unterirdisches Behältniß entdeckten. Neugierde und Haß gegen die Priesterherrschaft beschleunigten die Arbeit. Nachdem man den Schutt hinweggeräumt, konnte man in ein unterirdisches Gewölbe hinabsteigen. Es war ohne Licht und ohne Ausgang; der Boden bestand aus einer schwarzen, fetten und öligten Erde, an einen Leichenhof erinnernd. Fetzen von Kleidungsstücken lagen zerstreut umher, von älterem Schnitte; es waren, wie man sich später überzeugte, Kleider von Unglücklichen, die, von oben herabgestürzt, an ihren Verletzungen oder aus Hunger und Schrecken starben. Ihre Leichen oder Gebeine waren jedoch entfernt. Man fand auch einen Baiocco[237] (kleine Scheidemünze) mit dem Gepräge Pius’ VII.[238], andeutend, daß die Zeit nicht allzu entfernt ist, in der dieses furchtbare Gewölbe zuletzt vermauert ward.“

„Kaum hatte man die schlüpferige Erdschicht entfernt, als man zerstreute menschliche Gebeine und Locken langer Haare fand, die ohne Zweifel einst Frauenhäuptern angehörten. Es zitterten Denen die Hände und das Herz, welche diese traurigen Reliquien zusammensuchten. Welche Schläfe mögen einst diese Locken geschmückt haben! Welche Verbrechen oderwelchen Haß hatten die Unglücklichen auf sich geladen, denen sie angehörten! Mehrere der Anwesenden nahmen von diesen Haaren mit, als Denkzeichen der frühern furchtbaren Zustände. Kein Zweifel, daß diese Tiefe jene Opfer aufzunehmen bestimmt war, deren Spur das heilige Officium für immer zu verlöschen suchte. Der Abgrund befand sich unter dem Ende des kurzen Ganges, welcher vom Gerichtssaale nach der Zelle des sogenannten „zweiten Pater-Begleiters“ führt, von der wir unten noch einmal reden werden.“

„Eine weitere Untersuchung des Inquisitionsgebäudes führte zu den neuen Gefängnissen, welche an den letzten Hof angebaut sind. Jedes derselben besteht aus einer engen Zelle, die nur einen Menschen aufnehmen kann, sowohl im ersten als im zweiten Stockwerke. Ein weiter langer Gang zieht zwischen diesen Kerkern hin. Ueberall, in den an die Mauern gemalten Bildern und in den diesen beigefügten Inschriften, gibt sich die Schrecklichkeit des Instituts kund, das die „christliche Liebe“ in den fernen Himmel verbannt hat, diesseits hingegen dem Ketzer nur die Flammen des Scheiterhaufens in Aussicht stellt.“

„Da, wo einst die französische Regierung die Zuchtpolizeigefängnisse eingerichtet hatte, schloß die Inquisition seitdem namentlich Mönche ein. Einige Zellen waren mit Betten versehen. Ueberall Unreinlichkeit und Unordnung; hie und da Kissen, abgenutzte Decken, Stühle und Tischchen, dann auch zerstreut umherliegende Kleider, einst Solchen angehörend, welche durch den Tod aus dem Kerker befreit wurden. In einer Zelle entdeckte man Spuren schrecklicher Vorgänge, ein Stück von einem Frauen-Kopftuch mit daran haftenden Haarbüscheln, in einer andern in den Boden getretene Kleidungsstücke eines etwa zehnjährigen Mädchens; in einer ferneren Zelle fand man Sandalen und verschiedene Stricke und Theile von Mönchskutten, anderswo Kinderstrümpfe, die noch nicht zu Ende gestrickt waren, und an denen sich noch die Stricknadeln befanden; beinahe in allen diesen Gefängnissen traf man derartige Hinterlassenschaften der frühern Bewohner; Alles in tiefstes, undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Die Volksphantasie setzte aus diesen düstern Spuren tragische Geschichten zusammen, und beklagte das Loos von Menschen, von denen man niemals auch nur hatte reden hören.“

„Die Wände aller Zellen finden sich mit Frömmigkeit athmenden Inschriften bedeckt; einige derselben sind von verzweifelndem Schmerz eingegeben, im Allgemeinen aber bezeichnen sie Ergebung, denn auch die eiserne Kraft des Manneswillens widersteht nicht einem solchen Aufenthaltsorte, solchen Leiden; die hier geübten Künste eines Systems ausgesuchter Qualen sind mächtig genug, den klarsten Verstand zu verdunkeln, und die anhaltenden Schrecken, deren Schauplatz diese Mauern waren, vermö-

---

[236] Dieses und die nachfolgenden Zitate sind so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[237] Die päpstl.-ital. Silbermünze Pàolo entsprach 10 kupfernen Baiocchi.

[238] Pius VII. (eigentl. Luigi Barnaba Niccolò Maria Chiaramonti; 1742–1823), seit 14. März 1800 Papst.

gen auch die kühnste Seele einzuschüchtern; – wessen Geist dürfte sich einer Stärke rühmen, die nicht endlich doch gebrochen werden könnte?“ –

„Unter den beiden Höfen befinden sich die unterirdischen Kerker. Aus ihnen gab es nur einen Ausgang: den zum Tode! Einige dieser Kerker waren in späterer Zeit als Keller benutzt worden. An ihren Wänden hingen noch die eisernen Ringe, welche ursprünglich dazu gedient, die „peinliche Frage“ zu stellen (also zur Tortur), während man sie in der Folge zum Aufhängen von Lebensmitteln benutzte.“

„In einer Zelle zu ebener Erde des zweiten Baues bemerkte man einen in das Pflaster eingesetzten viereckigten Marmorstein von sargähnlicher Gestalt. Man entfernte ihn; alles unter demselben war leer. Die Oeffnung führte aber hinab in ein *Vade in pace*! Dahinein drang nie ein Strahl des Lichtes, außer wenn jener marmorne Leichenstein gehoben wurde, um sich alsbald wieder über dem Haupte eines Verurtheilten zu schließen. Die Entziehung von Licht, Luft und Nahrung tödtete langsam den Unglücklichen in dieser, nur durch die Gebete und Seufzer der Sterbenden unterbrochenen, ewigen Stille.“

„Ein Theil der unterirdischen Gemächer war wohl zu Anfang des jetzigen oder höchstens zu Ende des vorigen Jahrhunderts zugemauert worden. Man erkannte dies bei näherer Untersuchung der Mauern, die man mit einer grauen, rauchartigen Farbe überstrichen fand, offenbar um an hohes Alter glauben zu machen. In einer Ecke dieser Gewölbe standen viele alte Bilder und verschiedene Kirchengeräthschaften für Feste, durcheinander aufgehäuft. Nachdem man diese Dinge bei Seite geschafft, entdeckte man eine steinerne Treppe von dreißig Stufen. Da hinab gelangte man in ein ganz kleines Gemach, angefüllt mit Erde und Schutt. Es diente als Vorplatz für andere ähnliche Zellen, die eigentlichen Gefängnisse Pius’ V. Längs der Mauern und in denselben sind nischenartige Vertiefungen, welche die Stellen der alten Kerker bezeichnen. In einigen derselben wurden die Unglücklichen lebendig begraben, eingescharrt in die mit Schutt vermischte Erde. Man erkannte dies aus der Stellung der Leichen, welche diese furchtbaren Wohnungen anfüllten. Zum Theil konnte man die konvulsivischen Anstrengungen der Unglücklichen errathen, um sich von dem ihre Glieder immer fester zusammendrückenden Schutte zu befreien. Zum Theil waren die Gebeine der Leichen zusammengelegt, die größeren Knochen über einander geschichtet, wie man solches in italienischen Beinhäusern zuweilen findet, die Gebeine des einen Leichnams gesondert neben denen des andern, in geordneter Reihe. Vielfach fehlten indeß die Schädel, welche an einer besondern Wand, gleichfalls in einer Reihe aufgestellt, sich vorfanden.*)[239] Von allen diesen Opfern des Fanatismus wissen wir nichts Näheres.“ –

„Die übrigen Theile des Gebäudes boten in dieser Art wenig Bemerkenswerthes dar, wohl aber in anderer Hinsicht. Der Saal des furchtbaren Officiums, in welchem der Inquisitor sein Amt ausübte, befand sich im Innern des ersten Baues. Dieser Saal war höchst einfach, nur im Vordergrunde mit einem kolossalen Bilde Pius’ V. geziert; sodann befand sich über dem Stuhle des Pater Inquisitors ein Kruzifix, zu dessen Füßen die Kirche dargestellt ist, wie sie die Ketzerei straft, und daneben der furchtbare Dominikaner Guzman mit einem Flammen speienden Höllenhunde. Zu beiden Seiten des Inquisitorsitzes öffneten sich Thüren; die zur Rechten führte in die Zelle des ersten Pater-Begleiters, jene zur Linken in die des zweiten. Die gedachten beiden Angestellten hatten seit uralten Zeiten den Inquisitor, den obersten Prokurator der Inquisition, im Aufsuchen der Verbrecher und im Bekehren der Verurtheilten zu unterstützen. Diese letzte Aufgabe ward nicht selten in folgender Weise vollzogen: So oft es dem heiligen Tribunal darum zu thun war, sich, nach beendigtem Prozesse (denn Niemand ward verurtheilt ohne vorgängigen Prozeß; allein wie die Justiz, so der Prozeß!) eines Verurtheilten ohne Aufsehen zu entledigen, so ward derselbe nach der Urtheilsverkündigung zunächst „zum ersten Pater-Begleiter“ geführt. Dieser ermahnte ihn zur Reue und Buße, und zur Ergebung in die göttliche Gnade, die ihn auf Erden strafe, um ihn gereinigt im Himmel zu verherrlichen. Der Unglückliche ward dann ausgefragt, damit man sein Verbrechen ganz genau erfahre und die Spuren weiterer Schuldiger erforsche; endlich, wenn

[239] *) Die französische Gesandtschaft zu Rom gefiel sich darin, in einem Bericht an ihr Gouvernement die Regierung der römischen Republik zu beschuldigen, sie habe durch das öffentliche Vorbringen dieser Leichen aus dem Inquisitionsgebäude das Institut der Inquisition und die Priesterregierung überhaupt verhaßt zu machen und zu beschimpfen gesucht. Wir erwähnen dieses Gesandtschaftsberichtes nur darum, weil durch denselben das Auffinden jener Leichen ebenfalls konstatirt ist.

er reuig und zerknirscht war, gesegnet, jedenfalls aber zum „zweiten Pater-Begleiter“ gesendet. Die Diener, welche beim Ausgange auf den Armenwarteten, führten denselben nun nach der Thüre auf der andern Seite des Saales, öffneten dieselbe und schlossen sie unmittelbar hinter ihm. Ohne es zu ahnen in dem hier herrschenden ewigen Dunkel, stand der Unglückliche am Ende eines kurzen Brettes. Beim nächsten Tritte fehlte ihm der Boden unter den Füßen, – er stürzte in sein Grab hinab, in jenes Gewölbe, von dem wir oben geredet. Noch standen über jener Unglücksthüre die Worte: *Stanza del secondo patre compagno*[240].“

„Wir haben bisher die Wohnung der Qualen und der Verzweiflung betrachtet. Ein anderer Theil des Gebäudes bleibt uns noch zu untersuchen, von weniger schrecklichem Anblicke, aber von noch gewaltigerer Bedeutung: die Archive, welche das Martyrologium der Menschheit, und die Geheimnisse des barbarischen Verfahrens der Inquisition in sich schließen.“

„Diese Archive sind in drei große Sektionen getheilt.“

„Die erste derselben besteht aus der Bibliothek. Sie ist die einzige ihrer Art. Es findet sich hier Alles gesammelt, was in den verschiedenen Ländern im Sinne des Papismus geschrieben wurde; es finden sich hier aber auch die Hauptwerke jener italienischen Reformatoren, welche in der Verbannung, im Kerker oder in den Flammen starben, zum Theil Werke, welche den vorzüglichsten Bücherkundigen unserer Zeit niemals zu Gesicht kamen*)[241]. Auch eine Menge von Handschriften findet sich angesammelt, denn die Inquisition hatte, die Gewohnheit, kein Manuskript zurückzugeben, dessen Druck sie verhindern wollte, damit dasselbe nicht gegen ihren Willen dennoch verbreitet werde. Es bedurfte Jahrhunderte langer Kämpfe, um die Riegel, welche diese Thüren verschließen, für einen Augenblick zurückzuschieben. Jetzt sind diese Sammlungen allen Uneingeweihten wieder unzugänglich, – doch sie werden es nicht mehr allzu lange bleiben, um endlich der erstaunten Christenwelt das ganze Schaudergemälde einer entarteten Priestertyrannei zu entrollen, deren Geisel sie, viel zu lange für ihre Ehre, noch immer erträgt – und ertragen muß, so lange dem Statthalter auf dem Stuhl des Apostels die Gewalt nicht nur über die Seelen, sondern auch über die Leiber seiner Gemeinden gelassen wird.“ –

„Die zweite Abtheilung umfaßt die Prozeßakten. Welche furchtbaren Geheimnisse mögen da noch aufbewahrt sein! Es sind nicht blos die Urkunden über Untersuchungen gegen Römer, sondern auch die von auswärts, aus den fernsten Ländern, gesendeten Akten in vielen wichtigen Prozessen. Sodann finden sich hier die Entscheidungen des heiligen Officiums über Gewissensfragen; endlich alle den Angeklagten abgenommenen Gegenstände, wie Briefe, Bücher, Manuskripte, selbst Amulete u. dgl., in einem seltsamen Gemisch.“

„Die dritte Sektion, aus der Kanzlei bestehend, und im untern Stockwerke befindlich, ist für unsere Zeit die praktisch wichtigste. Sie enthüllt die ungeheuere Ausdehnung der Inquisition, selbst in der Neuzeit, und zeigt, daß und in welchem Maße das Institut noch lebt. Zu den bedeutendsten Papieren dieser Abtheilung gehört das *sommario delle sollecitazioni*[242]: – das Register der, besonders den Frauen entlockten Beichtgeheimnisse, zunächst im Kirchenstaate, dann aber auch, mit größerer Auswahl, anderwärts. Obgleich einige Fächer leer waren, so blieb doch noch genug vorhanden, um die jetzige geheime Organisation des Sant’ Ufficio begreifen zu lassen, und die Namen der damaligen Angestellten und Diener des Tribunals kennen zu lernen. Diese Namen der Agenten sind in ein Register eingetragen, und nach Provinzen eingetheilt. Korrespondenten und aktive Mitglieder des Sant’ Ufficio sind in der Regel, wie sich hieraus ergab, alle Prälaten in Mission, alle Provinciale und Generale des Regularklerus, alle Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle, nicht allein des Kirchenstaats, sondern der ganzen Christenheit; alle Sanfedisten[243] und exaltirten Gläubigen, welche durch Stellung und Ehrgeiz, oder durch Fähigkeit und Reichthum, oder durch Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Regierungen, hervorra-

[240] Ital. „Zimmer des zweiten begleitenden Paters“.

[241] *) Bekanntlich blühte die Buchdruckerkunst bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts am allermeistern in Italien; von dieser Zeit an aber ward sie durch die Gewaltmaßregeln Pauls IV., Pius’ V. und des Tridentiner Koncils auf der Halbinsel gleichsam vernichtet.

[242] Ital., frei übersetzt in etwa „Zusammenfassung des belastenden Materials“.

[243] Von ital. santa fede, „heiliger Glaube“; früher die Bezeichnung für die Mitglieder der Truppen gegen die frz. Besatzer des Kirchenstaates, im 19. Jhd. dann allgemein Bezeichnung für militante ital. Antirepublikaner.

gen und sich auszeichnen. Die Korrespondenzrepositorien sind daher groß und zahlreich: da befinden sich deren blos für die Mittheilungen der Bischöfe, Prälaten und Kardinäle, zunächst im Kirchenstaate, durch welche die Inquisitoren sowohl über politische als überkirchliche Dinge unterrichtet werden! dort findet man andere, für den Verkehr sowohl mit der höhern als mit der niedern Geistlichkeit im übrigen Italien und in allen andern katholischen Ländern; wieder an einer andern Stelle wird die Korrespondenz mit den Nuntien aufbewahrt. Ueber alle diese Dinge führt man mit geübter Hand Noten und Register, welche den *catalogus indicationum*[244] bilden. Es fanden sich darin insbesondere die Namen aller politischen und kirchlichen Ketzer bis 1847 verzeichnet, ihr moralisches Verhalten, ihre Schriften und Handlungen, die Verbindungen, denen sie angehörten, die Gesellschaften, mit denen sie umgingen, ihre Begünstiger und Freunde; gleichsam über jeden Schritt ist Buch und Rechnung geführt. Bei der Ungeheuern Ausbreitung der Fäden der Inquisition kann, vom Beichtstuhle der Dorfkirche bis zu den Schlössern der Großen und den Palästen der Fürsten, Alles beobachtet, Alles untersucht, Alles mitgetheilt werden. Nicht allein die Freiheit wird als Ketzerei behandelt, sondern auch die Vernunft; ja es scheint das gesammte menschliche Dasein dem Verdacht der Ketzerei ausgesetzt zu sein, weil die Inquisition die Verpflichtung hat, die Handlungen und die Gedanken aller Menschen in ihre geheime Jurisdiktion zu ziehen, Alles zu belauschen. Alles zu überwachen; für sie ist nichts heilig: weder der heimische Herd, noch der geleistete Eid, noch das Geheimniß des Beichtstuhls. – Insbesondere würden manche Regierungen und Fürsten, nicht blos Italiens, sondern namentlich auch Deutschlands, gewaltig erstaunen und erschrecken, wenn sie den Theil dieser Korrespondenz enthüllt sähen, der sie betrifft.“

So weit die Mittheilungen des Augenzeugen. Es ist sehr zu bedauern, daß die Regierung der römischen Republik, freilich durch andere, dringendere Aufgaben vollständig in Anspruch genommen, nicht eine genaue Untersuchung dieses Archives, und die Veröffentlichung einer Reihe von Dokumenten aus demselben anordnete. Was Einzelne zu sehen bekamen (unser Berichterstatter hielt sich wiederholt stundenlang in dem Gebäude auf, um sich mit dessen Inhalt näher bekannt zu machen), ist wenigstens ausreichend, um im Allgemeinen ein Bild der Organisation zu geben, den hier waltenden Geist des Bösen zu kennzeichnen und den Umfang seiner Schandthaten wenigstens ahnen zu lassen!

Die römische Republik hatte am 4. April 1849 dekretirt, daß die Gebäude des Sant’ Ufficio zukünftig armen Leuten zur Wohnung dienen sollten. Nach der heldenmüthigen, der alten Römer würdigen Vertheidigung, fiel die Siebenhügelstadt, fiel die neu erstandene römische Republik. Es war am 3. Juli 1849. An jenem Tage zog das französische Heer unter Oudinot[245] zu Rom ein, und am 15. des nämlichen Monats erfolgte die förmliche Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft.

Eine der ersten und wichtigsten Maßregeln der von Pius aus Gaeta abgeordneten Kommissäre war die Wiedererrichtung der Inquisition. Anfangs, in einem Dekret vom 23. August, ward blos von einer „Inquisitionskommission“ geredet, mit der Bestimmung: „die gegen die Religion und ihre Diener, die Majestät des Souveräns und die öffentliche und Privatsicherheit begangenen Verbrechen“ zu untersuchen. Allein bald darauf sah man das Inquisitionsgericht, wie auch die übrigen „geistlichen Gerichte“ ganz in der frühern Weise wieder hergestellt, schaltend und waltend wie in längst vergangenen Tagen. Das Inquisitionsgebäude, von dem wir erzählt, ist zwar seit der Vernichtung der Republik von französischen Truppen besetzt; es dient ihnen als Kaserne, geeignet hierzu durch seine Räumlichkeit und wichtig wegen seiner Lage in der Nähe der Engelsburg. Allein die Inquisition besteht nichts desto weniger auf’s Neue. Sie ist vollständig zu *Santa Maria sopra Minerva*, untergebracht, und dort werden jetzt auch die oben kurz erwähnten Archive aufbewahrt.

Selten, daß ein Lichtstrahl das Wirken des furchtbaren Geheimgerichts beleuchtet. Vor Kurzem aber fiel ein solcher Lichtstrahl auf eine der Anordnungen eines der Inquisitionsgerichte in einer Provinzialstadt des unglücklichen Kirchenstaats. Ein Generaledikt des heiligen Officiums von Ancona gelangte zur Oeffentlichkeit; es ist datirt vom 8. August 1859, unterzeichnet vom Inquisitor Thomas Vincenz Airaldi[246] und beginnt mit einer Ermahnung an alle Mitglieder der katholischen Kirche, dem heiligen Amte der Inquisition alle Vergehen, welche in deren Kompetenz gehören, bei Strafe der Ex-

[244] Lat., „Verzeichnis der Anzeigen“.

[245] Der frz. General Nicolas Charles Victor Oudinot (1791–1863).

[246] Pater Tommaso Vincenzo Airaldi (Lebensdaten nicht ermittelt, wohl von ca. 1850 bis ca. 1860 Großinquisitor).

kommunikation zu denunciren, besonders aber solche Personen anzugeben, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig, oder Anhänger (frühere oder jetzige) des jüdischen Ritus, oder Juden, oder Mohammedaner sind; ferner alle Diejenigen, aus deren Handlungen, wie Zauberei. Magie u. dgl., man auf bestimmte oder stillschweigende Verträge mit dem Teufel schließen kann; dann alle Schwarzkünstler; Solche, die Priesterfunktionen ausüben, ohne dazu berechtigt zu sein; Solche, welche geheime Versammlungen, oder Versammlungen zur Verachtung oder Benachtheiligung des katholischen Glaubens halten; Solche, die Gott, die Jungfrau oder die Heiligen lästern; Solche, die, trotz eines religiösen Gelübdes eine Heirath abschließen; die Polygamisten; Diejenigen, welche der heil. Inquisition in Ausübung ihres Amtes Hindernisse bereiten; Verfasser von Schriften, welche Beleidigungen gegen Geistlichen enthalten; alle Die, welche ketzerische Schriften lesen, drucken, drucken lassen oder verbreiten; solche Personen, welche während der Fastenzeit Fleisch, Eier oder Milch gegessen oder zu essen gegeben haben; endlich Diejenigen, welche einen Katholiken von seiner Religion abwendig gemacht, oder einen Nichtchristen abgehalten haben, sich taufen zu lassen. Ein Nachsatz des Dekrets ermahnt Alle, welche sich eines Vergehens schuldig gemacht, nicht abzuwarten, bis sie von Andern denuncirt werden, sondern sich freiwillig anzugeben und zu beichten, in welchem Falle sie der kirchlichen Milde versichert sein können.

Wir brauchen zur Charakterisirung des Geistes, aus welchem solche Verordnungen fließen, wohl nichts hinzuzufügen.



ROM



Das COLOSSEUM in ROM

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. [3]-12.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 91-98.

Das Kolosseum in Rom.

Die Römer hatten zur Kaiserzeit ein Sprichwort: „Wenn das Kolosseum fällt, wird Rom fallen, wenn Rom fällt, wird die Welt fallen." Noch ragen die Umfassungsmauern des Riesengebäudes, hier mehr, dort weniger zerbröckelt, hier höher, dort niedriger in die Luft; das Ganze aber ist Ruine, die gewaltigste Ruine des trümmerreichen Roms. Ist es in dieser mächtigen, aber zertrümmerten Gestalt ein Symbol Italiens und vielleicht der ganzen europäischen Welt? Wird es einst bis zum letzten Stein verschwunden sein, und mit ihm das ganze moderne abendländische Staatensystem? Oder deutet die granitene Festigkeit der noch stehenden Mauern, die bisher nicht von der Zeit, sondern nur durch die Kraft menschlicher Hände und die Anwendung der gewaltigsten Sprengmittel aus ihren Fugen gelöst werden konnten, darauf hin, daß Rom ewig und im Wesentlichen unzerstörbar ist, wie die aus untrennbaren, wenigstens durch die Zeit untrennbaren Steinblöcken zusammengefügten Mauern des Kolosseums? Wieder, wie schon so oft im Laufe der Jahrhunderte, scheinen sich die Geschicke der Welt um Rom, diese wahre Hauptstadt Italiens, zu drehen, und viel leicht schon die nächste Zukunft wird uns Gewißheit darüber verschaffen, ob Italien aus sich selbst die Kraft haben wird, das klerikale Joch und die unwillkommene Einquartirung ausländischer Regimenter von sich abzuschütteln, sich zu Einem Reiche zusammenzuschließen und das alte Rom zu seiner Reichshauptstadt zu erheben. Dann wird und soll sich zeigen, ob die Glieder der italienischen Nation von so festem und innigem Gefüge sind, wie die Blöcke, aus denen das Kolosseum zusammengefügt ist; dann wird und soll sich zeigen, ob es nicht die Zeit mit ihrem allmälig zersetzenden Einfluß, sondern wie beim Kolosseum, nur äußere Gewalt war, welche dieses oder jenes Glied ablösen konnte. Ein Volk kann sich von innen her aus verjüngen, ein trümmerhaftes Gebäude nur geflickt werden. Darin, wünschen wir, möge der Unterschied – in der Macht und dem dauerhaften Gefüge der Grundmauern aber die Aehnlichkeit – zwischen dem Kolosseum und der römisch-italienischen Nation bestehen.

Welchem Zweck aber diente jenes grandiose, bei aller Massenhaftigkeit doch einen künstlerisch-harmonischen Eindruck hervorbringende, bei aller Trümmerhaftigkeit doch ein geschlossenes Ganze darstellende Gebäude aus der wahnsinnigen römischen Kaiserzeit? Es diente keinem gottesdienstlichen Zweck und keinem praktischen Staatszweck – es diente ausschließlich dem Vergnügen der Vornehmen wie des Volks, und zwar einem meist blutigen und entsetzlichen. Das römische Volk war zur Zeit, wo das Kolosseum erbaut wurde, sittlich und geistig so heruntergekommen und von Genüssen so erschöpft, daß nur Blutgeruch und Angstgeheul und der Anblick von Sterbenden seine erschlafften Nerven und Sinne noch reizen und in lebhaftere Bewegung setzen konnten. Im Gefühl seiner Abgelebtheit und Abgeschwächtheit suchte es sich nur noch durch das Einathmen von Blut dünsten zu betäuben. Was ihm von der alten Römergröße einzig und allein noch übrig geblieben, war der großartige Styl, in welchem

dies bis zum Wahnsinn erhitzende und berauschende Vergnügen betrieben wurde. Die Kaiser, meist eben so toll oder noch toller als der vornehme und geringe Pöbel, sannen auf nichts als wie sie diese Blutorgien und Massenschlächtereien recht effektvoll in Scene setzen konnten, um das Volk von dem Einblick in die unheilbare Verderbniß des Staats abzulenken und nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Ohnehin scheinen alle diese Cäsaren dem freilich erst von einem neueren Diplomaten erfundenen Grundsatz: „Nach uns die Sündfluth!“ praktisch nachgelebt zu haben; jeder von ihnen konnte mit ziemlicher Sicherheit voraus berechnen, daß seine Regierungszeit nur von kurzer Dauer und von einem greulichen Ende sein werde, und so suchte er diese kurze Spanne Zeit in den raffinirtesten Genüssen zu verschwelgen, und sich wie das Volk an jenen pikanten Blutgerüchen zu betäuben, die von der Arena zu den Sitzen der Zuschauer aufstiegen und den Trank und die Speise, die man im Circus selbst einnahm, erst recht zu würzen und schmackhaft zu machen schienen. Niemals stand das Menschenleben so niedrig im Preise, als zur Zeit der römischen Kaiser, um so höher aber stand der Lebensgenuß, und zwar der rein sinnliche, der raffinirteste, der berauschendste.

Wir erstaunen, wenn wir von den Menschenschlächtereien und Blutorgien lesen, deren Schauplatz die Arena des Kolosseums war. Denn hier wurden jene Thierkämpfe, jene Fechterspiele und Seetreffen geliefert, womit man das römische Volk zu unterhalten, zu belustigen und zu betäuben suchte. Titus, der „Gütige“ genannt, weihte diese Schaubühne des Entsetzens mit Spielen ein, welche 120 Tage dauerten und bei denen nicht weniger als 5000 Bestien und 10,000 Gladiatoren mit ihrem Blute den Boden tränkten. Bei den von Domitian angestellten Kampfspielen verbluteten 1000 Hirsche, eben so viele Strauße, eben so viele Eber und eben so viele Giraffen. Trajan, der, wie Titus, ebenfalls zu den besseren, nicht unmenschlichen Kaisern gezählt wird, schickte bei einem einzigen Feste nicht weniger als 10,000 Bestien und 10,000 Gladiatoren in Kampf und Tod. Zuletzt hatten die Fechterspiele die Wüstenthiere fast ausgerottet; die Menschen, welche zum Vergnügen des wahnsinnigen Volks einander morden oder mit den Bestien kämpfen mußten, waren wohlfeiler geworden als die wilden Thiere, und so sah man sich veranlaßt, ein Gesetz zu erlassen, welches verbot, einen Löwen in Afrika zu tödten. Begreiflicherweise wurden durch ein so unsinniges Treiben die finanziellen Kräfte des Reiches eben so gut erschöpft und zerrüttet wie die sittlichen. Das römische Volk spielte in Masse selbst den „Sterbenden Fechter“, ohne es zu bemerken. Es war in allen Gliedern faul und zum Untergange reif. Eine neue Weltordnung sollte beginnen; das unverdorbene kraftvolle Germanenthum und die Religion der Liebe und Nächstenliebe, das Christenthum mit seiner zugleich humanen und sittlich strengen Moral waren dazu ausersehen, diese neue Weltordnung herbeizuführen. Gerade auf dem blutdurchsickerten Boden des kaiserlichen Roms mußte und konnte das Christenthum am ergiebigsten gedeihen. Denn im Volke wie unter den Vornehmen befanden sich doch viele, welche, zum Theil an der reineren Moral der altgriechischen Philosophen gebildet oder der alten Römertugend eingedenk, sich von diesem entsetzlichen Sittenverfall, von dieser fortgesetzten Schwelgerei und unersättlichen Schaulust bei Tag und Nacht – und in der That wurden auch zur Nachtzeit Thiergefechte und Gladiatorenspiele beim Scheine von Fackeln gegeben und die Spiele zwei, drei, ja fünf Tage und Nächte hindurch fortgesetzt – von diesen wilden Orgien in Blut, Wein und Geschlechtsliebe angewidert fühlten und ihre Blicke von dem ekelhaften Diesseits auf ein höheres Jenseits richteten.

In der That wurde auch die Arena des Kolosseums von Strömen Christenbluts getränkt. Tausende und abertausende von christlichen Märtyrern sind hier den wilden Bestien vorgeworfen und von ihnen zerrissen worden. Wenn ein Verehrer des Einen wahren Gottes und Bekenner des Gekreuzigten den Götzen zu opfern sich weigerten, so erscholl auf dem Forum und in den Gerichtshallen der wilde Ruf: „*Ad bestias!*“ („zu den Thieren!“), und die Christen und Christinnen verbluteten muthig zur bestialistischen Lust des Volks, aber auch zur Ehre und Vermehrung ihres Glaubens; denn die Triumphfreude und die selige Verklärung, die sich auf den Gesichtern und in den Blicken dieser Märtyrer und Märtyrerinnen malten, wenn sie den wilden Thieren zum Fraß hingeworfen wurden, begeisterte wieder unzählige Andere dazu, sich zum Kreuz zu bekennen, um schließlich desselben Looses und desselben Triumphgefühls theilhaftig zu werden. Gegen den Tod war man durch den immer wiederkehrenden Anblick von Blut- und Sterbescenen ja ohnehin gleichgültig und stumpf geworden, und für Viele war es in dem entarteten Rom ein größerer Reiz zu sterben als zu leben. Wenn aber somit Rom der rechte Boden für das ursprüngliche Christenthum war, so war und blieb es auch der rechte Boden für seine späteren Ent-

artungen. Denn die schlechten verdorbenen Elemente, die sich in Rom angesammelt hatten, waren auch nicht durch das Christenthum gänzlich zu vertilgen; sie wirkten vielmehr fort, ja bemächtigten sich zuletzt desselben selbst, und Römerabkömmlinge, auf die sich der herrschsüchtige, imperatorische und sinnliche Geist des kaiserlichen Roms vererbt hatte, mißbrauchten das Christenthum als Mittel zur Erreichung selbstischer hierarchischer Zwecke und errichteten ihr Gebäude, das in Bezug auf kunstvolle Architektonik an sich bewundernswerth ist, aber mit der einfachen Struktur des Urchristenthums so wenig als möglich gemein hat, vorzugsweise auf der Basis der altrömischen Neigung zu luxuriösem Schaugepränge und zu einem heidnischen Aberglauben, der niemals so sehr als in der römischen Kaiserzeit mit dem krassesten Unglauben und dem rohesten Materialismus Hand in Hand ging.

Nichts kann uns in die mannigfaltige Pracht wie in die Scheußlichkeiten der Schaugenüsse, deren Schauplatz das Kolosseum war, so unmittelbar versetzen als die höchst lebendige Schilderung, welche Professor Kayser[247] an der Hand historischer Ueberlieferungen in einer jüngst in Köln gehaltenen Vorlesung über das Kolosseum davon gegeben hat. Der Verfasser versetzt sich bei einem Besuche der Ruine mit seiner poetisch-archäologischen Phantasie mitten unter die altrömischen Zuschauer, wählt seinen Platz in der südlichen Cäsarenloge und erzählt: Ueber uns wallen, von sanfter Brise geschwellt, in spielendem Wellenschlag die purpurnen Teppiche, mit einem Heere von Goldsternen übersäet. An den gespannten Tauen hangen tollkühn die Matrosen, um die Flaschenzüge zu entwirren und die Schläuche für die wohlriechenden Wasser zu ordnen. Unter unsern Füßen brüllen Löwen, Panther, Bären in ihren überwölbten Behältern, so daß das ganze Theater erzittert. Das nördliche Kaiserthor öffnet sich, und vom Prätor und zahlreichem Gefolge umgeben, nimmt der Imperator uns gegenüber in der prächtig ausgeschlagenen Hofloge Platz. An ihn reihen sich die weißgekleideten Vestalinnen und ehrwürdigen Senatoren in goldverbrämten Mänteln; und im folgenden Augenblicke haben 107,000 Zuschauer sich der Steh- und Sitzplätze bemächtigt. Rechts und links vom Cäsar, so wie hinter demselben, die römischen Matronen mit ihren blühenden Töchtern, strahlend von Schönheit wie von Purpur und Diamanten – wahrhaftig ein Damenkranz, wie ihn nur Roms Schönen zu flechten vermochten.

Plötzlich wird’s stille. Ein Priester des Jupiter tritt feierlich ernst durch das westliche Thor; eine Prätorianerschaar, das bekrönte Schlachtopfer führend, folgt ihm. An dem in der Mitte der Arena aufgepflanzten Tragaltare zuckt der *flamen dialis* das blinkende Messer; das Opfer ist gefallen, Jupiter ist versöhnt, das grausige Spiel kann beginnen. *A jove principium!* gilt für die Fechterspiele um so mehr, da sie zu Ehren Jupiters gefeiert werden. Schon hören wir schmetternde Fanfaren nahen. Unter demselben Thore, durch das der Opferpriester eintrat, erscheinen die *venatores*, Hetzer, in zwei Reihen geordnet; sie tragen Peitschen in ihren Händen, um die Schaaren der Unglücklichen, welche nackt in ihrer Mitte gehen, zum Kampfe anzutreiben, falls sie furchtsam zurückschauen sollten. Das sind die *bestiarii*, welche zum Theil mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, gegen die wilden Bestien zu kämpfen haben, theils an Pfosten gebunden oder in Netze verstrickt, dem Zerreißen preisgegeben werden sollen. Unter den Verzweifelten sehen wir Männer und Jünglinge, die freudestrahlend mit verklärtem Antlitze die Arena betreten wie im Triumphzuge; es sind zum Tode verurtheilte Christen, welche die ewige Siegespalme zu erringen im Begriffe stehen. Ein Herold voran, ziehen sie unter dem Schalle der Musik rings um die Arena, vor dem Kaiser tief sich verbeugend rufen sie laut: „*Caesar, morituri te salutamus!* – Cäsar, wir grüßen dich, indem wir in den Tod gehen.“ Sie werden in verschiedene Haufen gesondert, um nach einander zur Beute der Thiere zu werden. Die Zuschauer harren ungeduldig des Anfangs; endlich erheben sich die sanften Vestalinnen und geben das Zeichen zum Beginne der Metzelei. Da öffnen sich die Fallthüren vor den Carceres und ausgehungerte Löwen, Tiger, Panther, Bären, Eber stürzen, zuvor durch Stacheln und glühende Eisen in Wuth gesetzt, mit funkelnden Augen und weit geöffnetem Rachen in wildem Sprunge auf ihre Opfer.

Die Armen! sie fallen schaarenweise unter den Tatzen und Zähnen der Raubthiere. Die lange Liste der Thierkämpfer ist endlich erschöpft. Die Schaulust des Volkes hat das Blut in Strömen fließen sehen; aber sie ist nicht gesättigt, sie ist, wie wenn sie erst davon verkostet, zu wilder Gier entflammt, sich darin ganz zu berauschen. Ehe aber ein neues Blutbad beginnt, ein kleines Intermezzo: Wie die gierigen Bestien über die Thierkämpfer, so stürzen jetzt ausgehungerte Menschen, die selten Wildpret

[247] Vielleicht der Heidelberger Altphilologe Karl Ludwig Kayser (1808-1872).

verkosteten, über die erlegten Hirsche und Eber hin, um sich von den Thieren, die mit Menschenfleisch gesättigt, mit Menschenblut besudelt sind, einen Wildbraten für ihren ärmlichen Tisch zu erhaschen. An die erschlagenen Fechter aber macht sich eine Schaar *confectores*, Abdecker. Ihnen voran zwei als Götter verkleidete Führer; der eine, Merkur, untersucht die Leichen mit einem glühenden Stabe, der andere, Pluto, schlägt ihnen, wenn sie noch zuckend Lebenszeichen von sich geben, mit einem Hammer den Schädel ein; die Uebrigen schleifen mit Haken die Leichen in das *spoliarium*.

Auf die *confectores* folgen zahlreiche Sklaven in glanzvoller Livree, mit Hacken den aufgewühlten Zinoberkies zu ebnen und die Blutlachen zu beseitigen. Während dessen aber träufeln köstliche Rosenwasser von den Teppichen des Velariums herab und überduften den Blutqualm; Gesang aus hundert exquisiten Kehlen und die Musik von tausend Instrumenten ergötzt das Ohr, Reihen von Bajazzos amüsiren das Auge mit ihren tollen Sprüngen.

Doch horch! neues Trompetengeschmetter! Die Gladiatoren nahen. Sie trinken an dem Springbrunnen der *meta sudans* die letzte Erquickung. Auf buntbemalten Wagen fahren sie durch das Westthor rings um die Arena; nur eine kleine Abtheilung der großen Schaar ist zu Pferde. Sie sind mit leichtem Gewande bekleidet, das von bronzenem Gürtel um die Hüfte zusammengehalten wird. Auf den Köpfen blinken verschiedenartige Helme. Noch lauter als zuvor erschallt uns gegenüber der Ruf: *Caesar te salutamus morituri!* – Cäsar, selbst an der Schwelle des Todes unsern Gruß dir!

Das Kampfspiel eröffnen in mehr komischer Weise die *Andabatae* – Herumtapper, mit ihren drolligen Lufthieben und Fehlangriffen: denn sie streiten gegen einander mit dem Schwerte bei verbundenen Augen.

Es folgen die *retiarii* – Netzkämpfer. Sie tragen einen kleinen runden Schild – die *parma*, einen Dreizack – *tridens* und ein Netz, in das sie sich beim Kampfe zu verstricken suchen; der Glückliche, dem es gelingt, den Gegner in seinem Netze zu fangen, schleift ihn über die Arena, während der Umstrickte mit seinem Dreizack noch aus dem Netze den Sieger zu verwunden strebt.

Eine neue Abtheilung rückt vor zum blutigen Gemetzel. Es sind Gallier, Vorfahren der *grande nation*; sie führen einen großen runden Schild – den *clypeus* – und das gewaltige Sichelmesser, eine gallische Waffe, welche ihnen den unübersetzbaren Namen *Mirmillones* gab.

Nachdem diese furchtbare Todessichel viele klaffende Wunden geschnitten, Hunderte dahingemähet, kommen die *laquearii* – Schlingenkämpfer – an die Reihe. Ihre Schutzwaffe ist ein kupferner Schild; zum Angriffe dient ihnen blos eine Strickschlinge, die sie sich um den Hals werfen, um sich die Kehle zuzuschnüren.

Was sollen die zweirädrigen Streitwagen, welche, von Sklaven gezogen, am östlichen Eingange der Arena sich zeigen? Der Kampf der *Essedarii* – Wagenkämpfer – beginnt; so benannt von der *Esseda*, dem gallischen Kriegswagen.

Eine noch seltsamere Kampfart löst sie ab; die *Διμάχαιροι* treten auf; man gab ihnen einen griechischen Namen, denn die lateinische Sprache reichte nicht aus, alle die Specialitäten der Gladiatoren zu bezeichnen. Sie haben keine Schutz-, nur Angriffswaffen; als solche führen sie in jeder Hand ein kurzes Schwert und kämpfen mit beiden Händen ein seltsames Floret.

Endlich sehen wir die eigentlichen Gladiatoren. Sie kämpfen zu Fuß mit langen Degen und dekken sich mit großen oblongen Schilden. Die zu Pferde schwingen eine mächtige Lanze gegen einander zum blutigen Turnier.

Die Zuschauermenge geräth in Wuth; die sanften Vestalinnen springen von ihren Sitzen auf; die Augen der Senatoren funkeln vor Zorn. Was ist geschehen? Ein nerviger Gladiator spaltet mit mächtigem Schwerte Schlag für Schlag einem andern Gegner den Kopf. Das ist der grausamen Schaulust ein zu rasches Ende; sie will sich weiden an langdauerndem Todeskampfe der unglücklichen Opfer. Von der andern Seite des Zuschauerraumes erschallt lauter Jubel. Dort entwickelt sich ein hartnäckiges Gefecht zwischen einem gewandten Gladiatorenpaare. Die Rappire kreuzen sich munter. *Hoc habet! hoc habet!* – der sitzt! der sitzt! tönt's rings mit diabolischer Freude. Der Getroffene sinkt zu Boden, erhebt sich aber bald wieder auf ein Knie und fleht mit zitternd erhobener Hand um Gnade. Der Sieger läßt stolz seinen Blick über die Sitz reihen hingleiten; die Hände der Zuschauer bleiben gesenkt und erheben sich nicht; die Menge will den Tod des Verwundeten. Der Unglückliche muß nun auf den Knieen liegend die Spitze des gegen ihn gezückten Degens mit eigener Hand ergreifen und sich auf die Kehle setzen,

um sich so selbst den Tod zu geben. Schallender Jubel und Händeklatschen begleitet eine jede solche Exekution. Die Sieger aber verlassen mit jauchzendem Beifall durch die *porta sanavivaria* den Kampfplatz.

Die Gladiatorenkämpfe sind beendet; zahllose Leichen bedecken die Arena; in das Freudengeschrei der elektrisirten Menge mischt sich das Röcheln des Todes. Doch was sehen wir? Gierig stürzen vornehme Patrizier und zerlumpte Bettler über die klaffenden Wunden der Leichen und schlürfen, wie vom Vampyrdurst gequält, das warm hervorquillende Blut. Grausiges Schauspiel! Es sind Epileptische, die in eitelm Wahne glauben, sich durch frisches Menschenblut von „der schweren Noth" heilen zu können; ein Wahn, dem selbst Aristoteles[248] und Plinius[249] huldigten, ein Wahn, der noch nicht ausgestorben, wie sich erst jüngst bei der Hinrichtung des Raubmörders Nolte zu Hanau[250] gezeigt; – so fest wurzelt Vorurtheil im Leben des Volkes!

Die Arena ist gesäubert; aber das Knarren der Maschinen und Knurren der Bestien unter derselben deutet auf Vorbereitungen zu neuer Ueberraschung hin. Als Zwischenspiel dient Mucius Scävola[251], der berühmte Römerheld, dessen Geschichte in Aller Gedächtniß fortlebt, dessen Gesinnung aber längst im Römervolke ausgestorben. Ein Sklave wird von Soldaten an eine glühende Kohlenpfanne geführt. Sein Widerstreben ist vergebens. Die auf die Brust gezückten Schwerter zwingen ihn, seine Hand lebendigen Leibes in der Gluth zu versengen. Sehet, er zittert – er wankt vor markerschütterndem Schmerz; er droht umzusinken. Da legt eine Fackel Brand an sein geschwefeltes Kleid – die *tunica incendialis* –; der Aermste flammt auf in greulicher Lohe.

Indem wir noch erbeben vor diesem furchtbaren Autodafé, ändert sich plötzlich die Scene. Da es dunkel geworden, flackern wie auf einen Wink Tausende von Fackeln. Die Arena wandelt sich wie mit einem Ruck in Hügel und Wald. Die Fechter sehen sich nach allen Seiten von hundert Löwen-, Tiger- und Pantherrachen angefallen, welche durch das Geschrei der Menge, aber mehr noch durch die Pechkörbe, welche den Wald der Arena erleuchten, zu furchtbarster Raserei getrieben sind. Eine wilde, grausige Jagd beginnt – wie noch kein wilder Jäger je sie gejagt.

Doch kürzen wir ab. Alles ist todt; Menschen- und Thierleichen bedecken in wüstem Durcheinander den Kampfplatz. Nur die Fackeln leben noch und einige Alpenbären und wenige Löwen Numidiens und lauern auf frische Beute. Was will der Sklave, welcher, scheu umhersehend, mit ängstlichen Grimassen auf die Arena gedrängt wird? Er muß zur Belustigung des Volkes ein Ei auf seiner flachen Hand zwischen den lauernden Bestien dahintragen. Er erreicht springend und balancirend glücklich das andere Ende und rettet Haut und Leben unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer. Doch ihre Blutgier ist noch nicht gesättigt. Der Ruf: *bestiarios!* Thierkämpfer! ertönt von allen Sitzen. Es sind keine mehr in Bereitschaft; desto lauter wird das fordernde Geschrei. Da tritt ein Bote zum Kaiser. Auf einen Wink verkündet der Herold, daß eben der Bischof Ignatius[252], der sich selbst Christophorus, Christusträger, nenne, von Antiochien her angelangt ist, um durch die Zähne und Klauen der Löwen die Strafe für sein Verleugnen der Götzen und Bekennen des Gekreuzigten zu erleiden. Ein ehrwürdiger Greis tritt mit verklärtem Antlitz auf die Arena; sein Auge strahlt von himmlischer Beseligung. Selbst den Löwen der Wüste flößt diese überirdische Erscheinung Ehrfurcht ein; sie schmiegen sich, freundlich mit dem Schweife wedelnd, zu seinen Füßen. Erst die Aufforderung des Heiligen, der mit der Ruhe eines höhern Wesens die Bestien lächelnd anschaut – erst die Aufforderung des Heiligen: „ihn wie Korn mit ihren Zähnen zu mahlen, damit er ein reines Brod Christi werde", gibt denselben Gewalt über seinen

---

[248] Der griech. Gelehrte und Philosoph Aristoteles (griech. Ἀριστοτέλης; 384–322 v. Chr.).

[249] Siehe hierzu S. 71, Anm. 112.

[250] Johann Heinrich Nolte (* 1816), der in der Nacht vom 25. auf den 26. Juni 1859 Emilie Lotheisen aus Habgier getötet hatte und dafür verurteilt wurde, „mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gerichtet zu werden". Am 11. Januar 1861 wurde er auf der Lehrhöfer Heide in Wolfgang b. Hanau im Beisein von ca. 12.000 Schaulustigen geköpft. Dies war die letzte öffentl. Hinrichtung in Hanau.

[251] Gaius Mucius Scaevola. Die Legende besagt, daß Mucius die Stadt Rom gerettet habe, als sie im Jahre 508 v. Chr. von dem feindlichen Etruskerkönig Lars Porsenna belagert wurde.

[252] Ignatius von Antiochien, genannt Theophoros (griech. Θεοφόρος), „der Gottesträger" (griech. Ἰγνάτιος Ἀντιοχείας, Ignátios Antiokheías; † 2. Jhd.; Martyrium).

Leib und über sein Leben. Ein Doppelsprung – und der Bischof hat ausgekämpft – die Martyrkrone ist sein! Die Geschäftigen, welche mit Schwämmen sein Blut sammeln und in goldene Phiolen ausdrücken und sorgsam die gröbern Knochen auflesen, welche die Löwenzähne verschonten, sind fromme Christen aus Antiochia, der asiatischen Metropole, welche den Heiligen nach Rom begleiteten, um Zeugen seines Heldentodes zu sein und sich seiner Reliquien mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu bemächtigen.

Aber horch! Welch ein Plätschern der Wasser, welch ein Rauschen der Wogen schlägt an unser Ohr? Oeffnet vielleicht die Rache des Himmels wie bei der Sündfluth die Schleusen der Erde, um ein so verkommenes Geschlecht vom Erdboden zu vertilgen? Keineswegs. Der Kanal des Amphitheaters hat sich aufgethan und setzt die Arena unter Wasser. In den Fluthen wälzen sich 36 gewaltige Krokodile und doppelt so viele Nilpferde. Barken, mit Fechtern und Harpunirern bemannt, stoßen von allen Seiten ab, und nun gibt's ein Kämpfen und Streiten, ein Zappeln und Platschen, ein Winden und Wogen auf der Wasserfläche im buntesten Durcheinander. Hier wird ein Ungeheuer getroffen und fährt unter lautem Gebrüll durch die Wellen, dort ein Kahn umgestürzt. –

Hier unterbricht sich Professor Kayser mitten in seiner Erzählung oder Reverie; denn er wird durch einen Schuß aufgeweckt, der ihn in die moderne Wirklichkeit zurückruft; er eilt aus den Trümmern dem westlichen Eingang zu und findet hier den französischen Posten, einen Elsässer, mit dem er noch kurz zuvor gemüthlich geplaudert, am Boden liegen, sich windend vor Schmerz, seine abgeschossene Muskete neben ihm. Das meuchlerische Stiletto eines Italianissimo hatte ihn, aber glücklicherweise nicht tödtlich, verwundet. So muß das Kolosseum auch jetzt noch seine Opfer haben.

Das Kolosseum (in verderbter Schreibart Koliseum), so genannt von dem Koloß des Nero, der am Eingange desselben nach dem Forum hin stand, früher das flaminische[253] Amphitheater, wurde unter Vespasian zu bauen begonnen; doch kam unter dessen Regierung nur das untere Geschoß zu Stande. Das zweite Stockwerk fügte sein Sohn und Nachfolger Titus hinzu und feierte das Einweihungsfest schon im Jahre 80. Das dritte und vierte Stockwerk, wohin ähnliche Treppenanlagen wie im Erdgeschoß leiteten, führte Domitian, der Nachfolger des Titus und Vespasians zweiter Sohn, aus, den Riesenbau endlich vollendend. Alles war zum Zwecke der furchtbar großartigen Schauspiele, deren blutige und oft scheußliche Einzelnheiten wir oben mit Professor Kaysers Worten geschildert haben, auf's Sinnreichste und Kunstvollste eingerichtet. Zum Zweck der Seegefechte konnte die Arena unter Wasser gesetzt werden vermittelst eines Kanals, welcher mit einem mächtigen, aus dem Aquädukt des Claudius gespeisten Wasserreservoir in Verbindung stand; unter der auf Mauern ruhenden und wahrscheinlich durch einen Bretterboden gebildeten Arena waren die verschiedenartigsten Einrichtungen, wahre Wunder von Maschinerie, getroffen, um die wunderbarsten und überraschendsten Erscheinungen hervorzubringen, z. B. das plötzliche Hervortreten eines Waldes, den gleich falls mit heraufgeschnellte reißende Thiere in großer Anzahl brüllend und in wilden Sprüngen durcheilten. Auf der obersten Terrasse befanden sich die Matrosen der kaiserlichen Flotte, welche das Zeltdach zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne auszuspannen hatten. Dieses gewöhnlich aus Wolle, zuweilen aber auch aus Seide bestehende Zeltdach wurde an erzbeschlagenen Masten befestigt, welche durch das Hauptgesims gesteckt wurden. Zwischen den steinernen Sitzen, die mit weichen Kissen und Polstern belegt wurden, ragten Metallröhrchen hervor, aus denen Parfümerien, vielleicht um feineren Nasen die aus der Arena heraufdampfenden Blutgerüche weniger empfindlich zu machen, wie seiner Thau herabrieselten. Mit diesen sinnreichen Einrichtungen und mit der ganzen Größe seiner Erscheinung verband das Gebäude, dessen Baumeister unbekannt geblieben ist, zugleich die reichste künstlerische Schönheit; so waren z. B. in den Eingängen des zweiten und dritten Stocks gewaltige Marmorstatuen aufgestellt, deren Piedestale noch in den Ruinen bemerkbar sind.

Im Mittelalter diente das Kolosseum den römischen Baronen als Festung, deren Besitz sie sich untereinander, z. B. die Frangipani und Annibaldi, gar oft streitig machten. Während des Exils der Päpste wurde der gewaltige Drei-Kaiserbau als Steinbruch benutzt, aus dem man das Material zum Bauen und Kalkbrennen schöpfte; Klemens XI.[254] ließ sogar die untern Bogengänge zumauern und zur Gewin-

---

[253] Recte: flavische.

[254] Clemens XI. (eigentl. Giovanni Francesco Albani; 1649–1721), seit 23. November 1700 Papst.

nung von Salpeter[255] mit Dünger füllen. Erst Benedikt XIV.[256] that der weiteren Zertrümmerung des Gebäudes dadurch Einhalt, daß er es religiösen Zwecken weihte, rings um die Arena sogenannte Stationen errichtete und in der Mitte derselben ein mächtiges Kreuz aufpflanzen ließ. Die *via crucis* wird noch jetzt jeden Freitag abgehalten. Pius VII. und Leo XII.[257] haben mächtige Streben aufführen lassen, um die Umfassungsmauer zu stützen, und der jetzt regierende Papst, Pius IX., wies bedeutende Summen aus seiner Privatschatulle zum Zwecke von Restaurationen an.

So ist mithin in letzter Zeit das Mögliche geschehen, um die Riesentrümmer, die einen so blutgetränkten Raum einschließen, künftigen Geschlechtern zu erhalten. Auch noch in ihrer jetzigen Gestalt erwecken sie Bewunderung, Erstaunen und bei der Rückerinnerung an die entsetzlichen Schauspiele, die in ihrem Innern gefeiert wurden, auch ein geheimes Schaudern. Namentlich ist letzteres bei Fackellicht oder bei Vollmond schein der Fall, wo der Wechsel von Schatten und Licht noch greller kontrastirt als im vollen Tageslicht und eine rege Phantasie die dunkeln Winkel und Höhlen sich mit den geisterhaften Schatten. Derjenigen belebt denken kann, welche als Schlachtopfer grausamer Lust den Binnenraum mit ihrem Blute tränkten und deren Schmerzens- und Todesseufzen, vermischt mit dem Wuthgeheul würgender Thiere, an diesen Mauern emporschlugen, während jeder Schmerzensschrei von den Sitzplätzen her vom Volke mit tollem Jubel begrüßt und übertönt wurde.

H. Marggraff.[258]

---

[255] Ein wichtiger Bestandteil für die Herstellung von Schießpulver (Kaliumnitrat, KNO_3).

[256] Benedikt XIV. (eigentl. Prospero Lorenzo Lambertini; 1675–1758), seit 17. August 1740 Papst.

[257] Leo XII. (eigentl. Annibale Francesco Clemente Melchiore Girolamo Nicola Sermattei della Genga; 1760–1829), seit 28. September 1823 Papst.

[258] Hermann Marggraff (1809–1864), ein vom Vormärz geprägter Journalist und ab 1853 Chefredakteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 15f.

VI. Marienbad[259].

Dieser berühmte Kurort, der unter den böhmischen Bädern den Rang neben Töplitz[260] und Karlsbad behauptet und namentlich in neuester Zeit immer häufiger besucht wird, liegt 6 Meilen[261] von Karlsbad, höchst malerisch in einer schönen, von steilen Felswänden und waldigen Hügeln umzogenen Waldgegend. Der rauschende Schneiderbach durchschneidet sie von Nordost nach Südwest, der Hamelika[262] von Ost nach West, und beide Waldbäche, hoch von den Bergen kommend, bilden schmale und tiefe Einschnitte, an deren Ufer die Wohnungen des sich eine halbe Stunde lang ausstreckenden Kurorts einen Halbkreis bilden. Andere stehen auf Terrassen und Anhöhen in malerischer Zerstreuung. Alle sind durch die anmuthigsten Spaziergänge, welche die überall zum herrlichsten Park umgeschaffene Gegend in allen Richtungen durchschneiden, mit einander verbunden. Der Heilquellen, welche in dem Bezirke Marienbads, ewige fast eine halbe Stunde von einander entfernt, entspringen, sind 4: der Kreuzbrunnen[263], der Karolinenbrunnen[264], der Ambrosiusbrunnen[265], der Ferdinandsbrunnen[266]. Alle diese Quellen sind zierlich gefaßt und mit Cupolas, theils griechischer, theils gothischer Form, überbaut.

Das erste, was die Aufmerksamkeit des Ankommenden fesselt, ist die Piazza des Kreuzbrunnens und der daranstoßende, im großartigsten Style vor Kurzem erbaute Kursaal. Die Piazza wird durch 72 Ionische Säulen, die ein niedriges Dach stützen, gebildet. Vom Kreuzbrunnen führt eine schattige Allee zum Karolinenbrunnen, dessen Kuppel von corinthischen Säulen getragen, aus einem lieblichen Bosket und zwischen Blumenterrassen hervorragt. Dieß ist der anmuthigste, und der Lieblings-Platz der Badegäste, der besonders an schönen Sommerabenden die glänzendste Gesellschaft versammelt. In der Nähe ist die Kapelle; in ihr, nach katholischem Ritus täglich Gottesverehrung. – Mehre Pfade, die den Park durchschlängeln, führen von da zur Ambrosiusquelle, bedacht durch einen kleinen gothischen Tempel. Dieses Heilwasser wird am wenigsten angewendet. Eine Viertelstunde weiter und man gelangt, am bequemsten auf von Erlen beschattetem Wiesenpfade, dem Hamelikabache entlang, zum Ferdinandsbrunnen, dessen Gebrauch die im schönsten Styl erbaute Colonnade, welche die Gäste vor den Unbilden der Witterung schützt, sehr begünstigt.

Interessante Parthien der Gegend, welche kein des Gehens fähiger Kurgast unbesucht läßt, sind: der Amalientempel[267], die Pfrauenburg, Schloß und Park Königswart[268], die Abtei Tepl[269], das

---

[259] Tschech. Mariánské Lázně. Der Stich scheint allerdings eine Ansicht von Karlsbad/Karlovy Vary wiederzugeben.

[260] Tschech. Teplice.

[261] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

[262] Tschech. Pstruží potok (Forellenbach); der Bach fließt durch den Kurpark.

[263] Tschech. Křížový pramen; die Quelle fand 1749 erstmals Erwähnung als „Sauerbrunnen".

[264] Tschech. Karolinin pramen; die 1809 entdeckte und seit 1817 nach Karoline Charlotte Auguste von Bayern (1792–1873) benannte Quelle; diese war am 10. November 1816 dem österr. Kaiser Franz I. (1768–1835) als dessen 4. Gattin angetraut worden.

[265] Tschech. Ambrožuv pramen; die Quelle wurde 1766 erstmals erwähnt.

[266] Tschech. Ferdinandův pramen; die Quelle ist bereits seit dem 16. Jhd. bekannt.

[267] Einige der damaligen Sehenswürdigkeiten scheinen nicht mehr zu existieren, andere, wie z. B. die Burgruine Pfrauenberg, finden nirgendwo mehr Erwähnung.

[268] Tschech. Lázně Kynžvart.

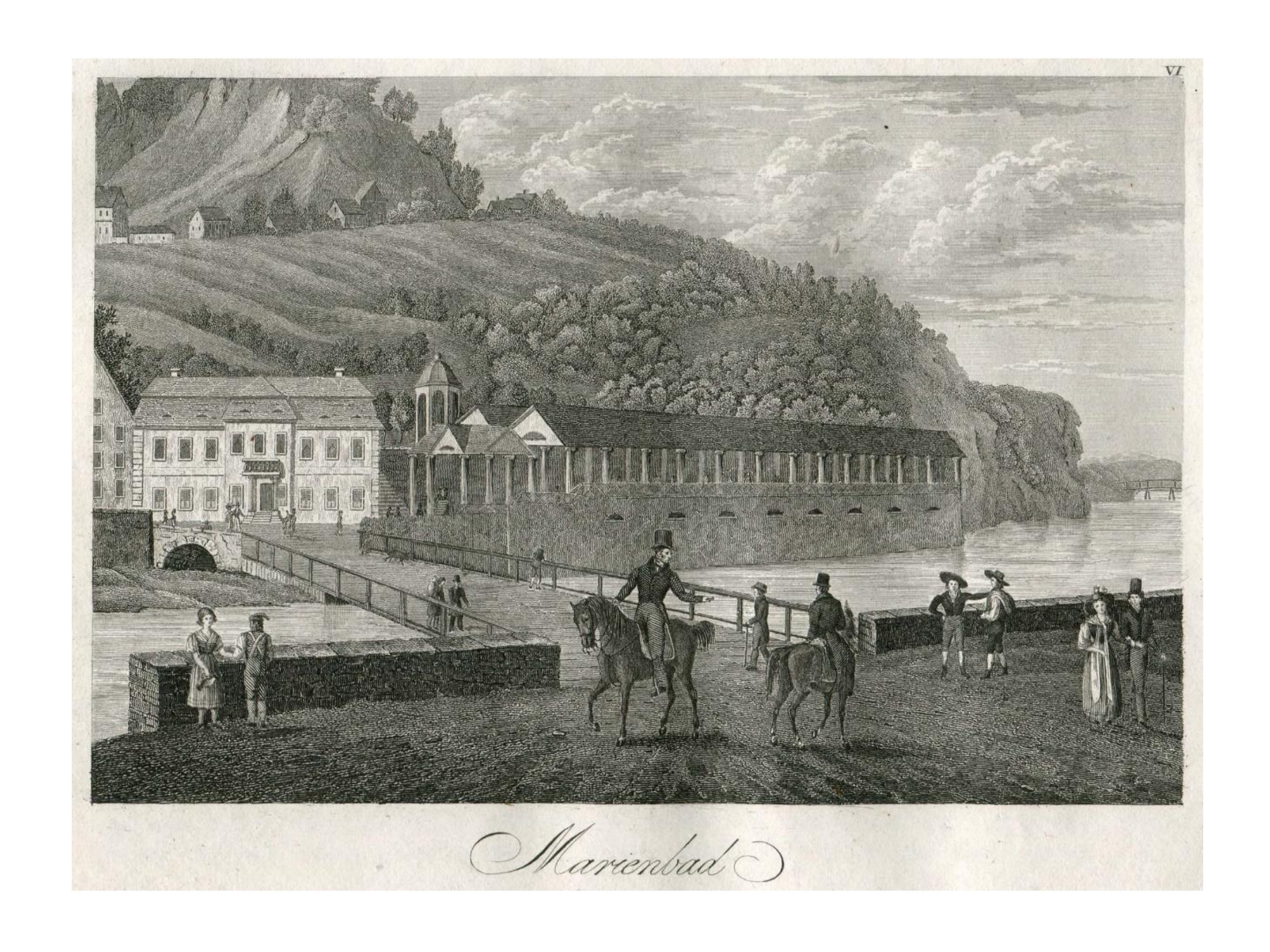
[269] Tschech. Teplá; heute wieder Prämonstratenser-Abtei.

Jägerhaus, der Hammerhof[270], die Schlackenhütte u. s. w. Ueberall hin führen höchst anmuthige, die Natur in ihren verschiedensten und anziehendsten Formen zeigende, gutgebahnte Wege, und die Entfernung der Meisten der genannten Punkte ist weniger als eine Stunde.

Die Bestandtheile der Marienbader Heilwasser nähern sich denen der Karlsbader und des Egerbrunnes[271]. Sie sind, wie diese, Säuerlinge; ihr Geschmack ist stechend, säuerlich, etwas eisenhaft. Man hat sie mit Recht kalte Karlsbader Sprudelwasser genannt. Wie das Karlsbader und das Eger Wasser, so äußern sie bei hypochondrischen und hysterischen Beschwerden, bei gichtischen und skrofulösen Leiden, bei Schwäche der Verdauungsorgane und deren Folgen, vorzüglich aber bei chronischen Nervenkrankheiten die ausgezeichnetsten Wirkungen. –

[270] Tschech. Hamrnický dvůr; der Weiler mit Schloß ist heute nur noch Ruine.

[271] Mit „Egerbrunnen" könnte das davon unweit gelegene Franzensbad (siehe hierzu S. 127, Anm. 280) gemeint sein.



Marienbad



DER FERDINANDSBRUNNEN BEI MARIENBAD

im Böhmen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 75-77.

CCXVI. Der Ferdinandsbrunnen[272] bei Marienbad.

Die Lage dieses kleinen romantischen Orts in der Mitte jener berühmten Gegend, in welcher, auf dem kleinen Raume von 5 Quadratmeilen, mehr als siebenzig Heilquellen, die weltbekannten von Karlsbad und Eger[273] eingeschlossen, entspringen, ist einem Kurorte ganz angemessen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war hier nichts zu sehen, als eine wilde, romantische Bergschlucht, umgeben von dicht bewaldeten Bergen und sumpfigen Gründen. Einige Quellen waren nothdürftig gefaßt, einige elende Gebäude dienten zur Aufnahme der Kranken. Der Ruf, den die Marienbader Wasser zu Ende des vorigen Jahrhunderts erlangten, die daraus hervorgehende größere Frequenz der Bäder und die Klagen der Gäste über mangelhafte Anstalten, zogen die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, und seitdem hat jedes Jahr neue Anlagen und Verschönerungen entstehen sehen in solchem Maaße, daß die Gegend, im Vergleich zu sonst, unkenntlich geworden ist. Die wüste finstere Bergschlucht, in der dem einsamen Kurgast nicht selten Eber oder Füchse begegneten, ist in einen herrlichen Park verwandelt; Sümpfe wurden ausgetrocknet, große Gebäude in edlem Styl erhoben sich über und neben den Quellen, umgeben von anmuthigen Spaziergängen, und das Ganze bildet mit seinem Charakter der heitern Ländlichkeit einen Kurort, dessen Eindruck ganz geeignet ist, der Genesung der Hülfesuchenden die Hand zu bieten. Ohne gerade dem Freunde der Natur jene Mannichfaltigkeit interessanter Gestaltungen darzubieten, für welche Karlsbads Umgebungen mit Recht einen so großen Ruf genießen, waltet über Marienbads stillen Gründen jener eigenthümliche, behagliche Geist, der dem gemüthlichen Menschen so wohl thut, und jene sanften, milden Eindrücke hervorbringt, wie sie Kranke und Genesende immer bedürfen. Dazu kommt noch das frische, jugendliche Ansehen dieses neuesten aller böhmischen Kurorte, und der Reiz, den der Glanz des Netten, Reinlichen und Modernen verleiht.

Die Häuser sind theils im Thale, theils auf der Höhe, und ihre Zahl ist gegenwärtig zwischen 60 und 70. Alle sind stattlich, drei Stock hoch, und jedes enthält 20 bis 25 Zimmer. Aeußere Regelmäßigkeit, Schönheit und Festigkeit sind durchgängig mit Bequemlichkeit im Innern vereinigt. Fast alle haben niedlich angelegte Gärten. Treffliche Chausseen führen in drei verschiedenen Richtungen nach Eger, Karlsbad und Prag.

Obschon Marienbad bei immer steigender Frequenz gegenwärtig unter die Kurorte vom ersten Rang zu rechnen ist, und selbst zu den lebhaftern und geselligern gehört, so hat es sich bisher doch frei von jenen Formen gehalten, welche in andern stark besuchten Bädern dem Vergnügen oft lästige Fesseln auflegen und den geselligen Ton seiner Ungezwungenheit berauben.

Man bindet sich hier nicht an gewisse Gebräuche und Gewohnheiten, welche so oft in beengende Regeln ausarten, die niemand gern überschreitet, obschon er ihr Zweckwidriges fühlt. Jeder wählt nach seinem Geschmack Gesellschaft oder Einsamkeit, was dem wahrhaft Gebildeten nur angenehm seyn kann, und trotz der großen Menge von Personen aus den höchsten Ständen, welche Marienbad jährlich unter seinen Besuchern aufzählt, blieb es noch immer frei von Prunk und Etikette. Bälle und Reunions sind selten; noch seltener Konzerte. Das Theater wird in der Regel wenig besucht. So ist denn die Gesellschaft auf den Genuß der Natur hingewiesen, auf die Versammlungsplätze im Freien, und besonders auf die Colonnaden, welche, vorzüglich in den Abendstunden, alles, was Marienbad an Kurgästen umfaßt, zusammenführen. In wenigen Tagen hat da Jeder seine Wahlverwandtschaft ausgemittelt; aber bekannt werden bald Alle miteinander, und es schmilzt gewissermaßen die ganze Gesellschaft in eine große Familie zusammen, die sich zu Ende der Saison, je kleiner sie wird, um so enger an einander

[272] Siehe hierzu S. 121, Anm. 266.

[273] Tschech. Cheb.

schließt. Hier herrscht Anstand ohne Zwang. Versuchung zum Spiel und zu höfischen Exklusivitäten ist gar nicht da; denn die Gelegenheit fehlt, die Beschränkung des Lokals läßt sie nicht zu, und wo Allen die Kur als Hauptsache gilt, findet die Lust Einzelner an Cotterien[274] und ihrem Gefolge nie großen Anklang.

Die zahlreichen Heilquellen entspringen sämmtlich dem weiten Bergbusen, um den her der Ort gebaut ist. Die berühmtesten sind der Kreuzbrunnen und der Franzensbrunnen[275], welche beide wegen ihrer Heilkräfte schon in uralter Zeit, ehe die gebildete Welt von ihrem Daseyn Notiz nahm, in Ruf und Ansehen standen. Aus dem Kreuzbrunnen wurde sonst auch Glaubersalz gesotten, dessen Bereitungskunst in einer armen Familie seit ein paar Jahrhunderten fortgeerbt haben mochte. Eine elende Hütte war die Saline, ein paar kleine, eiserne Kessel der Apparat. Um die Quellen herum waren Sümpfe; Felsgeschiebe und eingelegte Bäume dienten als Stege den Kranken, welche sich in einem großen, hölzernen Troge, im Freien, badeten. Ueber und über war der Trog mit kleinen, hölzernen Tafeln benagelt, und eben so die Stämme der umstehenden Bäume, auf welchen, unter einem biblischen Denkspruch, die Namen Derjenigen zu lesen waren, welche dem Wasser ihre Heilung verdankten.

Nicht prunkvoller war die Einrichtung an der Ferdinandsquelle, der fernsten, und schon außerhalb Marienbad befindlich. Auch dort war ein viereckiger, hölzerner Kasten, von einer Buche beschattet, das gemeinschaftliche Badehaus. Man hieß ehedem die Quelle den Salzbrunnen, bis sie, nach der 1819 geschehenen schönen Fassung und Ueberbauung, zu Ehren des damaligen Kronprinzen, jetzt Kaisers von Oesterreich[276], ihren jetzigen Namen bekam. Anmuthig liegt sie am Saume eines gegen Morgen hinan steigenden Waldrückens, über den sich Spaziergänge mit Ruhesitzen schlängeln, von denen man einige schöne Blicke, besonders bei günstiger Abendbeleuchtung, genießt. Der Quell selbst springt unter einem von Säulen getragenen, offenen Tempel, von welchem 2 herrliche Colonnaden, deren Rückwände geschlossen sind, auslaufen, die in Pavillons endigen. In dem einen ist Restauration, im andern ist das Magazin für die Versendungen des Wassers in Krügen, das Comptoir und die Wohnung des Geschäftsführers. Vor den Gebäuden breiten sich freundliche Gartenanlagen im englischen Geschmacke aus.

Das Wasser des Ferdinandsbrunnen ist krystallhell und entwickelt, wenn es in ein Glas gegossen wird, eine ungewöhnliche Menge Gas. Es hat einen sehr angenehmen, anfangs säuerlichen und stechenden, dann schwachsalzigen Geschmack. Es ist durchaus geruchlos. Seine Wirksamkeit, (sehr groß und mächtig bei chronischen Krankheiten des Magens, der Gedärme, der Leber und der Milz und ihren Produkten, der Gicht, Skropheln[277] und Drüsengeschwülsten,) beruht hauptsächlich auf dem Reichthum an schwefelsaurem Natrum [sic!], Kohlensäure, Kalk und Bittererde auf der Eigenthümlichkeit in dem Mischungsverhältnisse dieser Substanzen.

[274] Frz. la coterie, das Cliquenwesen.

[275] Tschech. Františkuv pramen; in Marienbad ist eine solche Quelle nicht bekannt. Vermutlich ist hiermit die bereits seit 1683 bekannte Waldquelle (tschech. Lesní pramen) gemeint.

[276] Ferdinand I., der Gütige (siehe hierzu S. 768, Anm. 2359).

[277] Hauttuberkulose.

Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 13-15.

Marienbad.

In dem alten Lande Böhmen,
Wo die klaren Quellen strömen,[278]

strömen jährlich auch Tausende von Menschen zusammen, um aus den klaren Quellen frische Lebenskraft zu schöpfen. Und doch ist, wie so mancher andere, auch dieser Reichthum des Landes verhältnißmäßig wenig benutzt worden, denn von den bekannten 153 Mineralquellen der großen felsumrandeten Badewanne Böhmen erfreuen nur acht sich einer vollständigen Ausbeutung; diese sind die zu Karlsbad, Teplitz[279], Franzensbrunn[280] bei Eger, Liebwerda[281], Bilin[282], Püllna[283], Saidschütz[284] und das im Bilde vor uns liegende Marienbad.

Diese acht Badeorte sind sämmtlich bevorzugte Pfleglinge der die höhere Gesellschaft beherrschenden Badekur-Mode; der ehemals gewaltige Nimbus der allein heilmachenden Kraft solcher Gesundbrunnen überhaupt ist jedoch gegenwärtig stark im Verschwinden begriffen, und schon darum werden die übrigen 145 Mineralquellen Böhmens wohl daran thun, ihr Gutes, wie bisher, nunmehr auch ferner ohne Aufsehen und für ihre nächsten Nachbarn zu wirken.

Vor Allem ist die Zeit vorbei, wo die hochgelahrten Perücken die Heilkräfte dieser Quellen hinter einen dunkeln Vorhang versteckten, der wunderreiche Geheimnisse zu verhüllen hatte. Denn anstatt der nach Belehrung und Hülfe begehrenden Menschheit einfach zu sagen, auf welche Weise Stoffe, die man sonst als Arzneimittel benutzt, mit dem Wasser der Quellen vermischt seien, stattete man, selbst noch nach dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts, diese Quellen mit allerlei unsichtbaren Stoffen, geheimnißvollen Kräften und wunderlichen Eigenschaften aus. So sollten z. B. die warmen Quellen eine ganz andere Art von Wärme besitzen, als die ist, welche der Mensch mittels des Feuers erzeugt. Sprach man doch, wie uns Abel in seiner „Natur“ berichtet, noch im Jahre 1823 von einem besondern Brunnengeiste, der dem Wasser seine Wirksamkeit verleihe. So weit in die Gegenwart reichte die Zeit herein, wo man lieber ahnte, als forschte, wo man mit wahrer Affenliebe an den alten verworrenen Ansichten fest hielt und wo es noch Gelehrte genug gab, die sich mit Widerwillen von der Darstellung der Wirkung einfacher Naturgesetze abwandten, weil, nach Abels Worten: „etwas Mystik, geheimnißvolle, unbe-

---

[278] Recte: „frischen Quellen“. Gedicht von Johann Gottlieb Seume (1763–1810). Das Gedicht hatte Aufnahme gefunden in zahlreiche der zu jener Zeit erschienenen populären Gedichtanthologien.

[279] Siehe hierzu S. 121, Anm. 260.

[280] Franzensbad (tschech. Františkovy Lázně).

[281] Bad Liebwerda (tschech. Lázně Libverda).

[282] Tschech. Bílina.

[283] Tschech. Bylany.

[284] Saidschitz (tschech. Zaječice); die Ortschaft ist heute Teil der Gemeinde Bečov (Hochpetsch).

greifliche Vorgänge in dem Innern der Erde, an der Bereitungsstätte der Mineralquellen, ihnen willkommener waren.“[285]

Der dicke Vorhang, hinter welchem der Brunnengeist paradirte, ist nun längst herabgerissen und der Geist verschwunden; die ganze wunderbare Erscheinung erklärt uns Abel auf folgende natürliche und einfache Weise. Er sagt ungefähr: die Stoffe, die in dem Mineralwasser enthalten sind, findet dasselbe ebenso, wie das gewöhnliche Quellwasser die ihm inwohnenden Stoffe annimmt, d. h. in den Gesteinschichten, die es durchwandert. Sind die Stoffe und die Mengenverhältnisse hier anders, wie dort, so kommt dies ganz einfach daher, daß einmal diese Quellen andere Gesteinsschichten durchlaufen und daß sie dann auch aus größerer Tiefe empor steigen und längere Zeit mit dem Gestein in Berührung bleiben, mithin auch mehr aus demselben aufzulösen vermögen. Finden wir doch stets, wenn Quellen mit gleichen Bestandtheilen an verschiedenen, weit von einander entfernten Orten vor kommen, daß auch das Gestein, in welchem sie entspringen, dasselbe ist. Dies zeigte schon der berühmte schwedische Chemiker Berzelius[286] bei seiner klassischen Untersuchung der Quellen von Karlsbad. Er hob hervor, daß die warmen natronhaltigen Quellen in Böhmen und Frankreich in einem ursächlichen Verhältniß ständen zu den in fernen Zeiten hier wirksam gewesenen und jetzt ruhenden Vulkanen, deren unverkennbare Beweise noch jetzt dort vorhanden sind.

Hatte somit die Wissenschaft bereits das Nöthige gethan, um den magischen Schleier von den Heilquellen und den Ursachen ihrer Wirksamkeit zu entfernen, so erstand sogar ein gefährlicher Gegner für die großen Ansprüche auf alleinheilbringende Kraft und den finanziellen Werth derselben durch eine neue wissenschaftliche Entdeckung: die der Herstellung künstlicher Mineralwasser. Am großartigsten betreibt sie, und zwar fabrikmäßig, Dr. Struve[287] in Dresden. Als Erfinder dieser Kunst gilt ein französischer Arzt und Chemiker, Venel[288] in Montpellier, der schon 1753 der französischen Akademie der Wissenschaften ein Verfahren zur Darstellung des Selterwassers einreichte; der schwedische Chemiker Bergmann[289] gab von 1774 bis 1778 einfache Vorschriften, die Wasser von Saidschütz, Spaa, Selters und Pyrmont nachzubilden. Schon von dieser Zeit an bereitete man solche Wasser künstlich, aber nur im Kleinen, in Apotheken und nach ärztlicher Vorschrift. Der Erste, der in Paris und Genf ein Geschäft in’s Große daraus machte, war ein gewisser Paul; nach ihm gründeten ähnliche Anstalten Schweppe[290] in London, Ziegler[291] in Winterthur und (1803) Fries[292] in Regensburg. Struve eröffnete, nach dreizehnjährigen mühsamen und kostspieligen Versuchen, seine Trinkanstalt künstlich dargestellter Mineralwasser im Jahre 1821 in Dresden und rief ähnliche Einrichtungen in Leipzig, Berlin, Warschau, Moskau, Brighton etc. in’s Leben.

Den erbittertsten Feind fanden sowohl jene Aufklärung, wie diese Entdeckung der Wissenschaft an der allberüchtigten Badekur-Charlatanerie, als welche der alte Brunnengeist noch heute zu spuken scheint. Er ruft nicht nur die komischen Journalkriege, wahrhafte Don-Quixote-Turniere, der verschiedenen Bade-Direktionen über die speziellen Vorzüge ihrer betreffenden Quellen hervor, die den hitzigen Kämpfen der verschiedenen Wallfahrtsorte über die ganz besonderen Vorzüge dieses oder jenes

[285] Zitat aus der von 1852 bis 1875 in Leipzig von Ambrose Abel (1820–1878) herausgegebenen populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften.“ Auszüge daraus wurden übrigens in die ab 1855 erscheinende und von Hermann Julius Meyer (1826–1909) herausgegebene „Meyer’s Volksbibliothek für Länder-, Völker- und Naturkunde“ übernommen.

[286] Jöns Jakob Berzelius’ (1779–1848) „Untersuchung der Mineral-Wasser von Karlsbad, von Teplitz und Königswart […].“ (Leipzig: Barth’sche Buchhandlung 1823).

[287] Friedrich Adolph August Struve (1781–1840), der 1821 in Dresden-Seevorstadt die erste Trinkkuranstalt mit künstlich hergestelltem Mineralwasser eröffnet hatte.

[288] Gabriel-François Venel (1723–1775).

[289] Torbern Olof Bergman (1735–1784).

[290] Jacob Schweppe (eigentl. Schweppeus; 1740–1821) hatte 1790 mit Nicolas Paul (1763–1806) und Henri-Albert Gosse (1753–1816) in Genf eine Fabrik zur Sodawasserherstellung gegründet.

[291] Johann Heinrich Ziegler (1738–1818).

[292] Friedrich Wilhelm Fries (Lebensdaten nicht ermittelt), „zu Prüfening bei Regensburg, Director der Curpfalzbaierischen und Curerzkanzlerischen künstl. Gesundbrunnen“.

wunderthätigen Madonnenbildes äußerst ähnlich sind, – nein, er sorgt sogar für Analysen, die Jahr um Jahr durch alle einflußreichen Blätter laufen und Jahr um Jahr dieselben falschen Angaben verbreiten, um den stärkeren Strom der Badefahrer in die nächste Nähe gewisser Kassen zu locken. Wie solche Analysen sich später zur Gesundheit der Gäste verhalten, ist diesem habseligen Brunnengeiste einerlei.

Trotz alledem wird die sogenannte vornehme Welt sich der Diktatur der Mode nicht entziehen, und eben deshalb wird auch unser Marienbad ein besuchter Kurort bleiben und diese Bevorzugung um so mehr verdienen, als eine gesunde Lage und reizende Umgebungen des Bades der Wirksamkeit seiner Quellen zu Hülfe kommen. Bekanntlich liegt Marienbad im Kreis Eger, 6 Meilen von Eger und 5 Meilen von Karlsbad entfernt, bei dem Dorfe Auschowitz[293], nach welchem ehedem die zahlreichen hiesigen Quellen „Auschowitzer Salzquellen“ genannt wurden. Doch hielt lange Zeit das ärztliche und arztbedürftige Publikum sich von ihnen fern und das Stift Tepl, zu dessen Besitzungen der Ort gehörte, erkannte den finanziellen Werth der verwahrlosten Gewässer nicht[294]. Erst Männer wie Nehr, Heidler, Reuß[295] u. A. wandten ihnen ihre ganze Aufmerksamkeit zu, und ihrem Eifer gelang es, Marienbad zu seinem Ruf zu erheben. Das erste Kurhaus stammt vom Jahr 1807, die erste Beschreibung von 1813; gegenwärtig prangt der kleine, aber stattliche Ort nicht nur mit einem eleganten Kurgebäude und einem Theater, sondern bietet in seinen wohlgepflegten Umgebungen viele lockende Ruhe und Erholungspunkte, wie die sogenannte Rotunde, die Amalienhöhe, das Belvedere, das Jägerhaus, Albertusruhe etc., die sämmtlich durch anmuthige Spaziergänge mit Marienbad verbunden sind. – Die Zahl der Einwohner des Orts beläuft sich auf nahe 800.

Für den Leidenden, der sich über die einzelnen Quellen und deren Wirksamkeit belehren will, ist ein Werkchen erschienen, „Marienbad, seine Heilquellen und Umgebungen, von Frankl[296], Prag 1837“. Auf das medicinische Gebiet würde die Mehrzahl unserer Leser uns nur ungern folgen, und darum empfehlen wir den Kranken das genannte Buch und allen Gesunden hiermit uns.

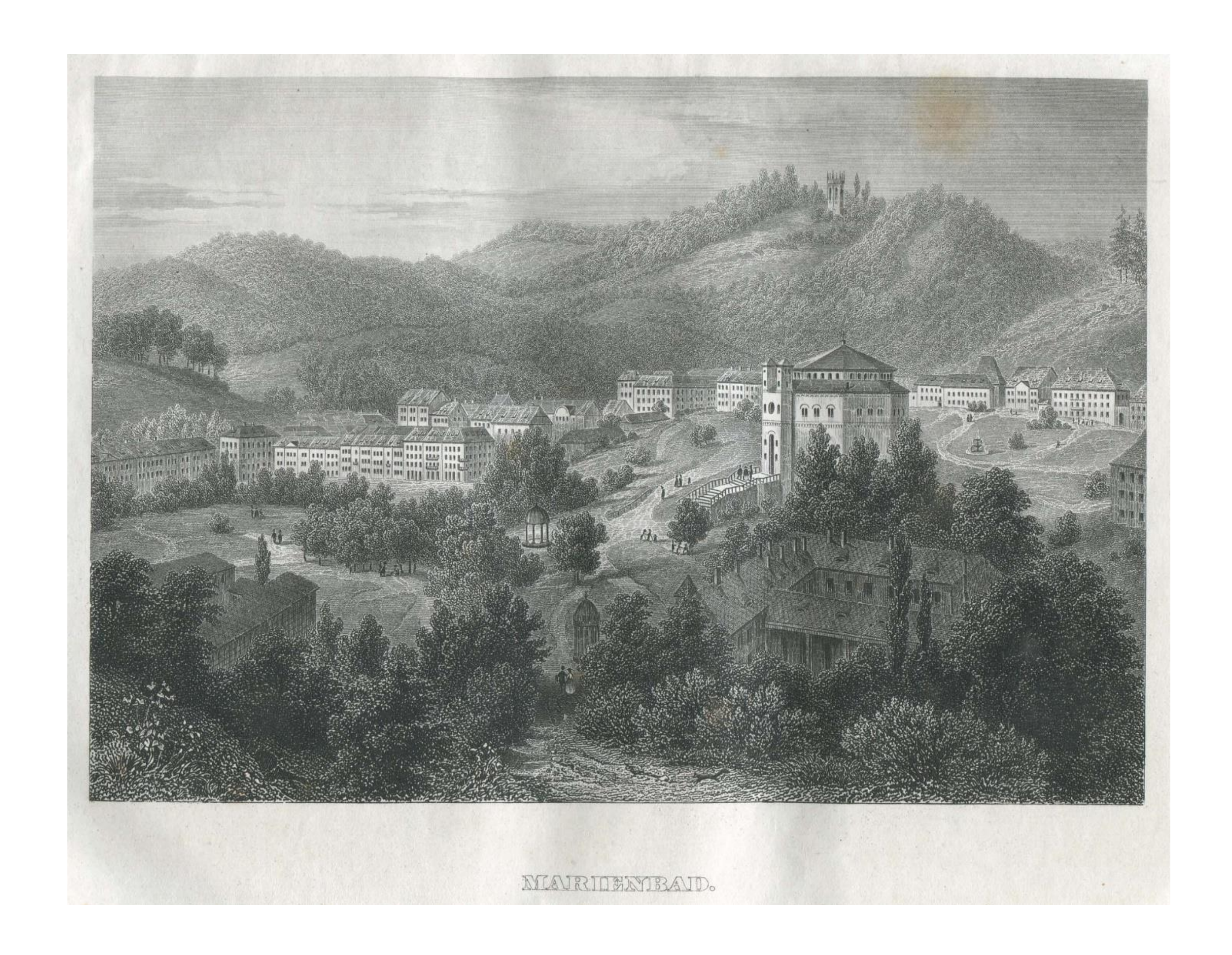
Fr. Hofmann.

[293] Tschech. Výškovice; das Dorf existiert seit der Vertreibung der Sudetendeutschen im Jahre 1945 nicht mehr.

[294] Das stimmt so nicht! Die meisten Heilquellen waren bereits im 17. Jhd. von den Tepler (siehe hierzu S. 121, Anm. 269) Äbten verzeichnet und z. T. sogar gefaßt worden; zudem fanden die untengenannten Ärzte von Anfang an nachhaltigste Unterstützung in den Tepler Äbten Chrysostomus (eigentl. Laurentius Pfrogner; 1751–1812) und Karl (eigentl. Kaspar Prokop Reitenberger; 1779–1860).

[295] Die Ärzte Johann Anton Nehr (1752–1820), Karl Joseph Heidler Edler von Heilborn (1792–1866) und Franz Ambrosius Reuß (1761–1830).

[296] Der seit 1832 in Marienbad als Brunnenarzt wirkende jüd. Mediziner Joseph Adam Frankl (1803–1877).



MARIENBAD.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 17f.



VII. Andernach[297].

Die Ansichten der Rheinufer, auf der pittoreskesten Strecke des Stromlaufs von Bingen bis Bonn, gehören zu den schönsten der Erde. Sie sind durchaus nicht das, was man sich gewöhnlich unter den Uferansichten großer Flüsse denkt; sie haben in Wahrheit nichts mit ihnen gemein, als das rollende Brausen und die schaukelnde Strömung der Gewässer. Der Gedanke, daß man auf einer Flußfahrt begriffen sei, schwindet bei dem Rheinreisenden fast; – er glaubt eine Kette von Seen zu durchschiffen. Jeder scheint ihm von undurchdringlichen Bergwänden eingeschlossen, jeder zeigt eine neue Ansicht, ein eigenthümliches Bild. Aber doch wird er, bei aller Mannichfaltigkeit und dem wunderbarsten, oft plötzlichsten Wechsel der Gemälde bald inne, daß einzelne Züge Allen gemein sind, welche ihre Verwandtschaft verrathen, gleichsam wie sich in einer Gallerie von Familienbildern dem Beschauer gewisse

[297] Lat. Antunnacum.

Züge deutlich machen, denen er, alle Generationen hindurch, in jedem Gesichte wieder begegnet. – Auch die Eindrücke auf das Gemüth haben auf der ganzen Reise, trotz dem Wechsel der Gegenstände, nur einen Typus. Jede Neuansicht stimmt, wie die verschwundene, mehr zur ernsten Betrachtung und zur Schwermuth als zum leichten Frohsinn. Die auf den Zinnen der Felsen und auf den Berghöhen immer und immer wieder dem Auge begegnenden Ruinen von Raubadel-Burgen und Kapellen rufen ernste Erinnerungen wach; düster und grau sehen die uralten Städte und Klöster von dem Ufer in die Fluthen; der tiefe Schatten der Berge und schwarzen Felswände färbt die Wellen dunkler, die Stille und die Einsamkeit der Ufer, nur durch das Geschrei und die Peitsche der Treiber schiffziehender Pferde, oder durch gleiche Arbeit verrichtende Gespanne armer Uferbewohner unterbrochen, alles das stimmt mehr zum Ernst, als zum Frohsinn. Kaum hat man das blühende Eden des Rheingaus (von Mainz bis Bingen) verlassen, so drängen sich die Bergufer enge zusammen, dann weichen sie plötzlich zurück und dieser Wechsel, in unaufhörlicher Wiederholung, bildet eben die Seenkette, in welche der Strom verwandelt scheint. Immer erfüllt er nun das ganze Thal, und läßt zwischen sich und den Felsen auf seinem linken Ufer eben nur Raum genug für den Fahrweg. Die Städte und Dörfer liegen in dichten Häuserreihen knapp an den Felswänden, eingekeilt zwischen diesen und den Fluthen; nur zuweilen drängt der Mangel an Raum die Häuser die steilen Abhänge hinan, und erhöht dadurch das Pittoreske der Ansicht. Bei jeder Krümmung des Stroms, fast mit jedem Ruderschlage, öffnet sich eine neue Gegend. Es ist dem Reisenden, als durchblättere er eine Mappe der herrlichsten Landschaften. Aber hastig und sonder Rast ist er – namentlich der Dampfbootreisende – genöthigt fortzublättern und das Ende von Dem, dessen Anfang überschwenglicher Genuß war, ist für ihn nur zu oft Ermüdung. Die Meisten, die das Rheinthal auf dem Dampfboot durchfliegen, fühlen bei ihrer Ankunft in Cöln Uebersättigung und klagen über Täuschung. Haben sie Recht? Soll man in Augenblicken genießen wollen, was nur in Tagen genossen zu werden bestimmt ist? „Ein ganzer Sommer gehört zur Rheinreise," bemerkt ein geistreicher Britte „wer soviel Zeit nicht dazu verwenden kann, der darf nicht sagen, daß er die Wunder dieses Paradieses und seine Freuden ganz erschaut und ganz genossen hat."[298] –

Wir werden die herrlichsten Ansichten jener gefeierten Gegenden unsern Freunden, nicht in ermüdender Aufeinanderfolge, sondern im Wechsel mit andern, vor Augen führen. Wir beginnen mit der neben uns liegenden Ansicht, einer der schönsten, welche dem eben im Allgemeinen charakterisirten pittoreskeren Theil des Rheinthals, nach dessen kurzen Erweiterung in die lachende, entzückende Gegend von Koblenz, angehört. Es ist die der uralten Stadt Andernach, vom Flusse aus aufgenommen, gegenüber ihrem hohen, riesigen Thurm, ein Werk der Römer.

Das Städtchen selbst (4 Stunden von Coblenz am linken Stromufer) bietet wenig Merkwürdiges dar. Es ist winklich gebaut, und hat in seinen 460 Häusern etwa 3500 Einwohner, die sich theils von dem hier befindlichen Gymnasium, hauptsächlich aber von den nahen Eisengruben und Lavabrüchen und sehr beträchtlichen Gerbereien nähren. In der Nähe befinden sich die Trümmer des alten Pallastes der fränkischen Könige. Der Rheinlauf muß sich seit dessen Erbauung in dieser Gegend sehr verändert haben, denn die Trümmer liegen eine gute Strecke vom jetzigen Stromufer, obschon die alten Chronisten erzählen, der Pallast habe so dicht am Strome gestanden, daß man aus dessen Fenstern im Rhein habe angeln können. Der zunächst merkwürdige Punkt ist die Ruine der Burg Hammerstein, auf einem hohen Felsen dicht am Ufer sich aufthürmend, deren langer, schwarzer Schatten vor der untergehenden Sonne, wie ein Geist, die Wogen, bis auf's jenseitige Ufer hinüber langend, beschreitet. Ein anmuthiger, an den schönsten Aussichten reicher Pfad führt zur Burg Schweppenburg, – ein ziemlich erhaltenes Bergschloß am Ausfluß der tobenden Brohl. In der Nähe sind eine Menge Höhlen; und zerrissene Felsen, und ungeheure Lavabetten, jetzt als Steinbrüche ausgebeutet, zeugen von der Thätigkeit eines vor Jahrtausenden erloschenen Vulkans, dessen eingestürzter Kegel sich 2 Stunden tiefer im Lande aus einer Hügelkette 700 Fuß über den Rheinspiegel emporhebt. Sein Krater, ein Kessel an 1300 Morgen[299] groß, ist jetzt ein tiefer See. Auf dem Rande desselben entspringen mehr als 100 Quellen und eine Höhle in der Nähe haucht immer noch erstickende Dämpfe manchmal in solcher Menge aus, daß die sie betretenden

---

298 Dieser Ausspruch findet sich – teilweise auf die erste Aussage eingekürzt – häufig in der zeitgenössischen Reiseliteratur und wird dort zumeist allg. einem (berühmten) Reisenden zugeschrieben.

299 Der Umfang lag meist bei einem Fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

Thiere davon sterben. Der See, obschon auf einem Berggipfel, friert niemals zu. Rund um sind die Gruben von verhärteter vulkanischer Asche (Traß[300]), mit der Holland seit Jahrhunderten seine Schleußen baut. Lavablöcke werden hier zu den vortrefflichsten Mühlsteinen verarbeitet und weithin versendet. – Die Ansicht von Coblenz und Ehrenbreitstein, eine trefflich ausgeführte Platte, wird das nächste Heft zieren.

[300] Traß ist die Bezeichnung für ein natürliches Puzzolan (Gestein aus Siliciumdioxid, Tonerde, Kalkstein, Eisenoxid und alkalischen Stoffen), das bestimmten Zementen als Zusatzstoff beigemischt wird. Traß als Zuschlagstoff verleiht dem Mörtel weitestgehende Wasserdichtigkeit. Deshalb verwendet man ihn z. B. zur Auskleidung von Wasserbecken, zum Verlegen und zum Vermörteln von Natursteinen und -platten sowie als Mörtel und Fugmörtel bei Stein-Restaurierungsarbeiten.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 52f.

DCCLXIX. Das Grabmal der heiligen Genoveva in der Frauenkirche bei Andernach.

Wie frisch gepflückte Blumen duften noch die Kunstgebilde aus dem Wiegenalter der Poesie unseres Volkes und erfreuen noch heut zu Tage mit ihrem Liebreiz und ihrer Innigkeit jedes unverdorbene Gemüth. Es war die kindliche Einfalt und unschuldvolle Naivetät, der gläubige Sinn und die Lauterkeit jugendlicher Phantasie, welche die himmlischen Muttergestalten auf die Leinwand zauberte, in einfachen edlen Weisen zarte Mienen in die Frauenherzen goß und eine fromme Moral in ihre lieblichen Sagen wob. Dazwischen fuhr wohl auch der derbe Humor und beißende Witz umher, wie ein wilder ungeberdiger Knabe und die Schwänke, Spott- und Schalkenstreiche, welche aus jener heiteren Zeit entsprangen, ergötzen in ihrer ewigen Wahrheit und Frische noch uns und unsere Kinder. Wer kennt nicht aus seiner Jugend die Streiche des „Eulenspiegel“ und die Geschichte vom „Gehörnten Siegfried?“ Keine der Gestalten deutscher Sagendichtung aber hat sich so tief, in das Andenken des Volkes eingeprägt und wird mit solcher Liebe gepflegt, als, – wie es auf dem Titel des alten Volksbuchs sieht, – die „schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genoveva[301], wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen“[302]. In rührend unschuldigem Ton und wahrhaft kindlicher Naturinnigkeit wird uns ein Bild weiblicher Treue gezeichnet, welche die schwersten Versuchungen und härtesten Prüfungen heroisch besteht, Verleumdung, Verfolgung und alle Drangsale in frommer Ergebenheit trägt, vom Genius der Tugend beschützt, endlich wieder zu Ehren gebracht wird und über die bösen Geister ihres Geschicks einen glänzenden Sieg feiert.
Der geschichtliche Faden der Legende beginnt mit der Heirath der Genoveva von Brabant an den Pfalzgrafen Siegfried von Meyenfeld, und führt uns nach seinem Residenzschloß Hohenzimmern, an der Mosel. Bald darauf sandte ihn Karl Martell[303] aus, um gegen die Saracenen[304] zu kämpfen, und die junge Gemahlin, welche unbewußt ein Pfand ihrer treuen Liebe unter dem Herzen barg, ward dem Schutz seines Haushofmeisters Golo anvertraut. Der Bock war aber zum Gärtner bestellt und als alle Versuchungskünste des pflichtvergessenen Dieners an der Ehrbarkeit und Treue der schönen Genoveva gescheitert waren, beschloß er, sie zu verderben. Das Bubenstück gelang. Golo meldete seinem Herrn die während seiner Abwesenheit erfolgte Niederkunft von dessen Gemahlin und klagte sie fälschlich des Ehebruchs an, worauf Siegfried ihm den Befehl ertheilte, Mutter sammt Kind zu ersäufen. Ein mitleidiger Knappe, der mit Vollziehung des Urtheils beauftragt war, überließ jedoch die unschuldigen Opfer der Verleumdung und Eifersucht in der Wildniß ihrem Schicksal. Sechs Jahre lebte nun Genoveva in einer Höhle der Ardennen von Kräutern und wilden Früchten und ließ ihr Söhnlein von einer Hirschkuh nähren. Ein Zufall führte ihren Gemahl, der Reue über sein strenges Urtheil empfunden hatte, in ihre Nähe, und in der wieder erlangten Ueberzeugung von ihrer Unschuld führte er sie auf sein Schloß zurück. Golo aber ließ er durch vier wilde Stiere zerreißen.

Die Manuskripte der Legende reichen bis zur Mitte des achten Jahrhunderts zurück. Die erste Ausgabe in Typen ist eine Inkunabel vom Jahre 1474; ein Beweis, wie fest sie in der Liebe und Vereh-

[301] Genoveva von Brabant (angebl. ca. 730–750); ihr Gatte Siegfried von Meyenfeld bleibt hingegen völlig legendär.

[302] Titelei der von Karl Simrock (1802–1876) überlieferten Sage in dessen „Die deutschen Volksbücher Gesammelt [sic!] und ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt […]. – Erster Band“ (Frankfurt a. Main: H. L. Brönner 1845), S. [381].

[303] Der fränkische Hausmeier Karl Martell (ca. 690–741).

[304] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.



Das GRABMAHL der Heil. GENOVEVA
im der Frauenkirche bey Andernach

rung der damaligen Zeit gewurzelt war, daß die erste Buchdruckerpresse sich ihrer annahm, gleichzeitig mit Bibel und Kalender. Die Stelle im Wald bei Andernach, wo der jagende Pfalzgraf Siegfried sein treues Weib und seinen Sohn Schmerzensreich wieder fand, ließ er mit einer Kapelle schmücken, später die Frauenkirche geheißen, in der die Gebeine der Heiligen beigesetzt sind. Nur wenige Pfeiler und Bogen haben den Verfall der schönen Kapelle überlebt und hüten noch die Grabstätte, auf die Regen wie Sonnenschein durch das offene Gewölbe niederfallen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 23-25.

X. Coblenz[305] und Ehrenbreitstein.

In der Gegend von Coblenz ist gewissermaßen Alles auf einem Punkte vereinigt, was auf dem Wege von Mainz dahin den Rheinreisenden entzückte; Fels und Thal, Wald und Reben, Gärten und freundliche Dörfer, eine große, lebensreiche Stadt, weitgetrennte Ufer verbindende Brücken, ehrwürdige Trümmer der Vorzeit und riesige Werke der neuesten Baukunst zur kriegerischen Abwehr liegen am Gestade des schönsten Stromes wie hingezaubert da, so daß man alle diese mannichfachen Gegenstände mit einem Blicke übersehen kann. Das Ende der Rheinreise ist zugleich das Paradies für die Reisenden.

Wenn, den Rhein hinabschiffend, man der Mündung der Lahn sich nähert, welche aus einem engen Felsenthale bei Nieder-Lahnstein, sich in den Rhein ergießt, wendet sich der Strom plötzlich nach Westen und mit einem Male fällt nun der Blick in das weite, herrliche Thal, in welchem Coblenz in einer fast rechtwinklichen, durch die Einmündung der Mosel gebildeten Landecke, malerisch-schön am Ufer sich lagert. Gegenüber am andern Gestade erheben sich auf einem hohen, schroffen Felsen die colossalen Werke der Festung Ehrenbreitstein[306], an dessen Fuß Thal-Ehrenbreitstein, einer kleinen Stadt ähnlich, sich ebenfalls dicht am Wasser hinzieht. Ueber Coblenz ragen, sanft gewölbt, die casemattirten[307], stark befestigten Höhen. Vom rechten Ufer aus reicht der vorwärts gerichtete Blick weit in das Moselthal, links schweift er über die lange Schiffbrücke, welche Thal-Ehrenbreitstein mit Coblenz verknüpft; das Rheinthal hinauf und Hügel und Berge der gefälligsten Formen, mit Trümmern zerstörter Klöster und Burgen gekrönt, dienen der wunderschönen Aussicht zum Rahmen.

In unserm trefflich ausgeführten Bilde ist sie mit aller der Treue und Genauigkeit versinnlicht, die auf so kleinem Raum von Griffel und Grabstichel zu erreichen war. Der Standpunkt des Zeichners war auf der rechten Rheinseite, dem Strome aufwärts zugekehrt, der Fuß des Ehrenbreitsteinfelsens, dicht unter den Kanonen der Festung. Es ist nöthig, sich dieß, bei Vergleichung mit obiger Beschreibung, zu vergegenwärtigen.

„Ich konnte mich" – so schreibt der gemüthvolle Künstler[308] – „bei der Skizzirung dieses Bildes eines seltsamen, unheimlichen Gefühls nicht erwehren; mir war's, als befände ich mich in einem Zauberkreise, unter dem Einfluß böser Dämonen. – Die Natur war um und um so herrlich und groß, so reich und so gütig – wohin ich das Auge wendete, überall Zeugniß der Vaterliebe des Allmächtigen gegen seine Menschen, die ganze Landschaft gleichsam Gottes Zuruf: Seyd glücklich, meine Kinder, und lebt froh und in Frieden! – Und der Menschen Antwort? ich lese sie, Jedermann verständlich, in den Wällen und Brustwehren, den Bastionen und Gräben auf allen Höhen und in allen Thälern ringsum, in den Mauern, die über Mauern sich thürmen, in den Zugbrücken über ausgegrabene Abgründe, in den überall glitternden Bajonettspitzen und in den tausend Feuerschlünden, die, Verderben und Tod in den ehernen Leibern bergend, grimme Blicke nach allen Seiten hin werfen, gleichsam als harrten und lauschten sie dem ihren Bann lösenden Worte. Statt froher Gesänge glücklich und friedlich genießender Kinder der paradiesischen Natur schreckte mich das brüllende „Abgelöst!" das drohende „Werda?" der Wachen jeden Augenblick, oder das Musketengeprassel exerzirender buntfarbiger Automaten, die ich im Mauernlabyrinthe bald kommen und gehen, bald erscheinen und bald verschwinden sah. Auf den Vorsprün-

---

[305] Lat. Confluentes.

[306] Die ursprüngl. kurtrierische Befestigungsanlage war nach dem Übergang an Preußen im Jahre 1815 nochmals stark ausgebaut worden und war damals neben den Festungen von Gibraltar und Paris sowie der von Köln mit 14 km Umfang eine der bedeutendsten Festungsanlagen Europas.

[307] Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft" über ital. casamatta, Wallgewölbe), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau.

[308] Leider konnte das Geheimnis um den Namen des Künstlers bis heute nicht gelüftet werden.

gen der Felsen, wo ich den flötenden Hirten suchte und die springende Ziege – begegnete meinem schüchternen Auge nur das Blinken eines behelmten Haupts, dessen mißtrauisch spähender Blick unmöglich mißverstanden werden konnte. Friede! ruft Gott von den herrlichen Höhen; von den finstern Menschenwerken, die sie krönen, antwortet Unfriede das Echo. – Der unheimlichsten Gefühle voll beschleunigte ich die Vollendung meiner Skizze und eilte fort, erst dann wieder frei athmend, als ich mich außer dem Kreise wußte, in dem der wilde Kriegsteufel selbst Hoflager zu halten scheint. Thal-Ehrenbreitstein besuchte ich nicht, zufrieden, zu erfahren, daß Metternich da geboren sey. Auch nach Coblenz bin ich nicht gekommen. Unter dem Regimente der Kanonen könnt' ich auch im Paradiese nicht froh werden, und darum mied ich's. Doch sagte man mir, daß Coblenz ein recht lebensmunteres Völkchen bewohnt."

So idyllisch, als unser wackrer Zeichner, sind wohl nur die wenigsten unsrer Leser gestimmt, und darum dürfen wir's schon wagen, einen Augenblick länger in des „Kriegsteufels Zauberkreise" zu verweilen.

Coblenz, sonst Residenz des ehemaligen Kurfürsten von Trier[309], hernach Präfekturort des französischen Departements Rhein und Mosel, jetzt Hauptstadt der preußischen Provinz Niederrhein, ist eine bedeutende Stadt (sie zählt 16,000 Einwohner in 1100 Häusern), die aber vom Flusse aus noch viel größer erscheint, als sie wirklich ist, weil sie lang und schmal auf der Erdzunge sich hindehnt, an deren Spitze der Rhein und die Mosel zusammenströmen. Die Straßen von Coblenz sind größtentheils eng und haben hohe Häuser; doch gibt es einige mit Lindenbäumen besetzte recht freundliche Märkte, eingefaßt mit stattlichen Gebäuden. Die vorzüglichsten der Stadt sind: Die alte Castorkirche von sehr edler Bauart und das geschmackvoll aufgeführte sonstige kurfürstliche Residenzschloß am Ende der Stadt, aufwärts am Rhein, dicht an seinem Ufer. Sehr merkwürdig ist die 1000 Fuß lange Moselbrücke, ein Werk grauer Vorzeit. Ein weiter, dichter Kranz von Gärten, zu deren Anlagen die nahen, wunderschönen Umgebungen der Stadt hier mehr, als irgendwo, einladen, ist ein Zeichen, das auf Frohsinnigkeit einer Bevölkerung deutet; es trügt selten, auch hier nicht. Sie sind ein gar leichtes, lebenslustiges, heiteres, frohgenießendes Völkchen, die Coblenzer, auf deren Charaktergepräge die zwanzigjährige Herrschaft der Nachbarn nicht ohne Einfluß bleiben konnte. –

Dem Reisenden rathen wir, die Hügel um die Stadt, namentlich die mit den Citadellen Franz[310] und Alexander[311] überbauten Anhöhen nicht unbesucht zu lassen, da man von jeder derselben eigenthümliche wunderschöne Aussichten in der angenehmsten Abwechselung genießt. Zugleich mit Ehrenbreitstein und einer Kette verschanzter Höhen auf beiden Gestaden beider Ströme bilden jene Forts den stärksten Waffenplatz auf der Erde – groß genug, um ein Heer von 160,000 Mann unangreifbar zu schützen. Es ist das westliche Thor zur preußischen Monarchie; und ein gut verwahrtes ist's – wenigstens von Außen.

---

[309] Die Erzbischöfe von Trier.

[310] Die nach dem österr. Kaiser Franz I. (1768–1835) benannte Festung auf dem sogenannten Petersberg im heutigen Koblenzer Stadtteil Lützel war 1822 fertiggestellt worden. Gemäß Art. 180 des Friedensvertrags von Versailles vom 28. Juni 1919 (Inkrafttreten 20. Januar 1920) mußten jedoch große Teile der Koblenzer Festungsanlagen geschleift werden, was für diesen Teil der Anlage im Jahre 1922 zur Ausführung kam. Weitere Überreste des Festungswerks wurden 1959 gesprengt. Erhalten geblieben sind lediglich die beiden seitlichen Enden des halbkreisförmigen Reduits und der Kehlturm am Fuße des Petersbergs.

[311] Die Feste „Kaiser Alexander" stellte das Hauptwerk des gleichnamigen Festungssystems dar. Sie war 1822 im heutigen Koblenzer Stadtteil Karthause fertiggestellt worden. Ihren Namen verdankt sie dem russ. Zaren Alexander I. (siehe hierzu S. 539, Anm. 1623). Gemäß Art. 180 des Friedensvertrags von Versailles vom 28. Juni 1919 (Inkrafttreten 20. Januar 1920) mußten jedoch große Teile der Koblenzer Festungsanlagen geschleift werden, was für diesen Teil der Anlage im Jahre 1922 zur Ausführung kam. Die letzten großen Überreste des Festungswerks wurden 1964 gesprengt. Nur das Haupttor, das sogenannte Löwentor, Reste des Kehlreduits und Teile der mit Zinnen versehenen Mauer westl. des Tores sind erhalten geblieben.



COBLENZ UND MOSEL-MÜNDUNG
aus der Nähe von Ehrenbreitenstein gesehen.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen. Eigenthum der Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 25-27.

XI. Oxford.

Wenige Städte des städtereichen Britannien's gewähren eine schönere Ansicht, als das uralte, weltberühmte, in einer schönen und fruchtbaren Gegend an dem reizenden Themse-Ufer gelegene Oxford. Die alterthümliche Pracht seiner Gebäude, seine Collegien, Kirchen, Hallen und Palläste. die sich, von welcher Seite man es auch betrachten möge, mit der glücklichsten Wirkung gruppiren, findet in der Welt nicht ihres Gleichen, wenigstens ist kein Ort auf der Erde, wo so viele wohlerhaltene und so großartige Baudenkmäler aus der Blüthenzeit des Sächsischen und Gothischen Geschmacks, von 500 bis 1000jährigem Alter, beisammen angetroffen werden. Es gibt Straßen in dieser Stadt, wo man sich ganz in das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert zurück versetzt glaubt, weil man durchaus nichts als Gebäude aus dieser Zeit, ohne irgend eine moderne Unterbrechung, um sich her versammelt sieht. Die meisten dieser Prachtgebände der Vorzeit für Unterricht und Gottesverehrung sind mit einem Aufwand errichtet, der alle Bestrebungen der Gegenwart, es jener in ihren Bauwerken nachzuthun, geradezu höhnt. –

In diesem hohen, alten Musensitze Albion's[312], der 24 verschiedene Collegien (COLLEGES) zählt, in denen 6000 Studenten von 800 Professoren in allen Fächern des Wissens Belehrung erhalten, – Lehranstalten, von denen jede einzelne ihre besondere Kirche hat, ihre Bibliothek, Handschriftensammlung, Gemäldegallerie, Museen aller Art, anatomisches Theater etc. und oft mehr, weit mehr Schätze der Kunst und Literatur und Anstalten für deren Förderung ausweisen kann, als eine deutsche Universität, wollen wir jetzt das Merkwürdigste betrachten.

Das große Gebäude, welches, mit dem massiven, hohen Thurm an seinem Ende, in der Mitte unsers Bildes die Häusermassen überragt, ist Christchurch College[313], an Umfang das größte unter den Universitätsgebäuden. Es wurde von Christoph Wren[314], dem berühmtesten Architekten England's, dem Erbauer der Londoner Paulskirche, im 17. Jahrhundert größtentheils neu aufgeführt. Nur ein Theil ist noch der uralte Bau, – und dieser das merkwürdigste Ueberbleibsel altsächsischer Bauart aus dem achten Jahrhundert. In diesem, in einer Capelle, ist der berühmte Schrein der heiligen Frisdawida[315], ein überaus prächtiges sächsisches Grabmal, jetzt über 1200 Jahr alt, befindlich. Die Bibliothek enthält 100,000 Bände. – Das kirchenähnliche Gebäude rechts ist Wolsey's-Hall, im grandiosesten Styl, unter Cardinal Wolsey's[316] Ministerium errichtet. Reich ist in diesem Collegium besonders das Museum. Hinter ihm erhebt sich der Thurm der im 13. Jahrhundert erbauten Cathedrale. Der kleinere rechts ist der von Merton College[317], gleichfalls ein Denkmal aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der erste Thurm links von Christchurch College gehört der Marienkirche an; er ist im reichsten gothischen Styl erbaut und ganz überladen mit Ornamenten. Der nächste ist der Glockenthurm von Sanct Aldatus; dicht daran, der majestätische Dom dort, das Radcliff'sche Bibliothekgebäude, die bewunderungswürdige Schöpfung eines patriotischen Bürgers, dessen Namen sie trägt. Des Gebäudes Innere ist eine einfach, aber grandios verzierte Rotunda von 350 Fuß Umfang und 65 Fuß Höhe, abgetheilt in 3 Etagen,

---

312 Klass. Bezeichnung für die brit. Inseln (griech. Ἀλβίων, Albíōn; lat. Albion; wohl zurückzuführen auf schott.-gäl. Alba, ir. Albain, Manx Nalbin, walis. und corn. Alban).

313 1525 von Kardinal Thomas Wolsey (siehe hierzu S. 140, Anm. 316) gegründet.

314 Christopher Wren (1632–1723).

315 Die Äbtissin Frideswida (auch Friðuswiþ, Frevisse bzw. Fris; † 727).

316 Der engl. Kanzler und Kardinal Thomas Wolsey (ca. 1475–1530), am 10. September 1515 zum Kardinal erhoben.

317 Vom engl. Lordkanzler Walter of Merton (ca. 1205–1277) 1264 gegründet, besitzt es die älteste durchgehend benutzte Bibliothek der Welt.

mit einer nobelen Kuppel und zwei Reihen offener Gallerien über einander. Aus diesen laufen rund umher strahlenförmige Gänge nach den hohen Außenfenstern, und in diesen Gemächern sind die literarischen Schätze in Schränken aufgestellt. Die Bibliothek, vom Gründer, dem berühmten Arzte Radcliff[318], gesammelt und der Universität geschenkt, enthält über 100,000 Bände, alles blos medizinische Werke! – Der Thurm zur äußersten Linken ist der von ALL-SOULS[319] (Aller-Seelen)-College; es ist mit dem der Königin (QUEEN'S)[320] das schönste Gebäude der alten Musenstadt. Die eigentliche Universitätsbibliothek, die größte und kostbarste der Erde, enthält gegenwärtig über 650,000 Bände und mehr als 40,000 Handschriften. Sie ist in einem von Heinrich VIII.[321] gegründeten äußerst zweckmäßig eingerichteten prachtvollen Gebäude in bewunderungswürdiger Ordnung aufgestellt. Das Lokal sieht keinem andern dieser Art ähnlich und versetzt auch im Innern vollständig in eine längst verschwundene Zeit. Der kreuzgeformte Saal, die seltsam gestalteten, mit Schnitzwerk bedeckten himmelhohen Schränke, die ungeheuern Fenster, sechzig Fuß hoch und fast ein Drittheil so breit, alle von buntfarbigem, mit den kostbarsten Malereien bedeckten Glase, die prächtige Decke, in 1000 goldberahmte azurblaue Felder getheilt, in jedem derselben das Conterfei einer aufgeschlagenen Bibel, auf der 4 silberne Kronen liegen, – selbst die in den Gallerien umher wandelnden oder an den Tafeln sitzenden Universitätslehrer und Bibliothekare im Kostüme Luther's[322]: Alles wirkt bezaubernd auf den Schauenden und entrückt ihn unwillkürlich der Gegenwart. In der Mitte der hohen Schränke läuft eine Gallerie umher, um mit geringer Mühe und Gefahr zu den höher stehenden Büchern gelangen zu können. Queer durch den Saal zieht sich eine lange Gasse geschlossener, mit allen Bequemlichkeiten versehener Kabinets hin. Jeder, der es mag, kann sich mit den gewählten Büchern in ein solches zurückziehen, und hier ganz ungestört allein arbeiten; eine gewiß nachahmungswerthe Einrichtung.

Diese Bibliothek, in der Welt die am reichsten dotirte, erhält alljährlich durch Ankauf von Literaturschätzen in allen Ländern und durch patriotische Vermächtnisse großen Zuwachs. Neue Gebäude, welche jetzt aufgeführt werden, sollen bewahren, was das alte, trotz seiner ungeheuern Größe, nicht mehr fassen kann. Neben der Bibliothek befindet sich ein Museum für Antiken und eine Gemäldegallerie. Höchst merkwürdig ist noch die weltbekannte Universitäts-Buchdruckerei (CLARENDON PRESS[323]), die größte, vollständigste und besteingerichtete auf der Erde. Sie ist in einem, im reinsten griechischen Geschmack aufgeführten, tempelartigen Gebäude, und beschäftigt nahe an 500 Personen. Hier wird in mehr als 300 Sprachen gedruckt, für die Bibelgesellschaften allein sind gewöhnlich 50 Pressen im Gange. Die in dieser Anstalt gedruckten Werke aller Art füllen eine Bibliothek von circa 26,000 Bänden, welche in einem eigenen großen Saale aufgestellt sind. – Sehr sehenswerth sind auch der botanische Garten, das große naturhistorische Museum, die Sternwarte und eine Menge andere auf Wissenschaft und Kunst Bezug habende Anstalten, deren Einzelanführung aber weder Raum noch Zweck dieses Werkes gestatten.

---

[318] Der kgl. Leibarzt John Radcliffe (1650–1714).

[319] 1438 von König Heinrich VI. (engl. Henry VI; 1421–1471) und Henry Chichele (ca. 1364–1443), Erzbischof von Canterbury, zur Erinnerung an die im Hundertjährigen Krieg (1337–1453) gefallenen Engländer gegründet.

[320] 1341 vom Priester Robert de Eglesfield (ca.1295–1349) zu Ehren von Königin Philippa geb. d'Avesnes, Gräfin von Holland-Hennegau (engl. Philippa of Hainault; 1311–1369, seit dem 24. Januar 1328 mit dem späteren engl. König Eduard III. – engl. Edward III; 1312–1377 – verheiratet) gegründet.

[321] Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547), seit 1509 König von England, seit 1509 Herr und ab 1541 König von Irland.

[322] Des dt. Reformators Martin Luther, also im Stil des 16. Jhd.s

[323] Die „Clarendon Press" ist lediglich ein Teilbetrieb der 1586 eingerichteten Oxford University Press; diese hatte übrigens 2014 allen ihren Autoren empfohlen, in Kinderbuchtexten auf das Erwähnen von Schweinen, Schweinefleisch, Würstchen, o. ä. zu verzichten, um Muslime nicht zu verletzen, was jedoch Politiker aller Parteien (darunter auch Moslems) als unsinnig ablehnten.


XI.
OXFORD
Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen
Eigenthum der Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 27f u. 40-43.

XII. Die Dreifaltigkeits-Brücke in Florenz[324].

Der Zauber, den Florenz auf jeden empfänglichen Menschen ausübt, ist nicht nur in den Eindrücken einer reichen und heitern Gegenwart, sondern auch in Erinnerungen einer glorreichen Vorzeit, deren Denkmale bei jedem Schritte aufstoßen, zu suchen. Mehr als das Andenken an seine kriegerische Größe, an seine Helden- und Staatsmänner in den Zeiten der Republik, beschäftigt den Geist der Gedanke, daß Wissenschaften und Künste hier vor allen andern Orten geblüht und die edelsten Früchte für die Bildung der europäischen Völker getragen haben. Die gefeiertsten Namen der italienischen Literatur, die gepriesensten der Künste sind florentinischen Ursprungs , und Florenz selbst ist gleichsam ein großes Museum, in welchem ihre unvergänglichen Werke bewahrt sind. Dieß gilt besonders in Beziehung auf seine Architekten. Sie machten Florenz zu einer Stadt von Pallästen, Domen, Kirchen und prachtvollen Bauwerken aller Art – in ihm das schönste in jedem Zweige ihrer Kunst gleichsam wie in einem Fokus zusammen drängend. Auch Michel Angelo[325], das größte Kunstgenie aller Zeiten, gleich groß als Architekt, wie als Maler und Bildner in Erz und Stein, wählte Florenz, in dessen Nähe er geboren, dem er seine Bildung verdankte, zur Stätte für die Aufrichtung vieler seiner vortrefflichsten Werke. Unter diese ist auch die Brücke zu zählen, welche unser schönes Bild dem Auge versinnlicht. Zwar ward sie erst einige Jahre nach seinem Tode (1669) vollendet; aber den Plan dazu entwarf er. – Unter allen ähnlichen Bauwerken Italien's, obschon mancher an Größe nachstehend, ist sie von Gestalt die schönste; an Adel, Reinheit und Zierlichkeit ihrer Verhältnisse wird sie von keiner der Erde übertroffen. –

Die Brücke SANTA TRINITA[326] führt über den Florenz in zwei ungleiche Hälften theilenden Arno. Im Innern aus Granit erbaut, besteht ihr Aeußeres ganz aus glänzendweißem Alabaster. Die Verhältnisse sind die schönsten, welche je ein Baukünstler erfunden. Der Adel derselben reißt jeden Beschauer, auch den rohesten, zur Bewunderung hin. Die kühne Spannung der Bogen, dabei ihre außerordentliche Leichtigkeit und Zierlichkeit im Gegensatz zu der kolossalen Stärke der Pfeiler und Widerlager, welche die Wasserkraft des wilden Arno zu brechen bestimmt sind, bringen eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Kurz nach ihrer Vollendung gab man zwar der Befürchtung Raum, das herrliche Werk könne, ohne Nachtheil für seine Dauer, die Erschütterung schwerer Fuhrwerke nicht aushalten, und fast 100 Jahre lang war sie bloß Fußgängern offen. Später aber wurde erwiesen, daß ihre Construktion auf den Grundsätzen der höchsten Dauer beruhe, und seitdem wird sie von den schwersten Lastwagen befahren. Sie hat sich auch so vortrefflich erhalten, daß man glauben sollte, sie wäre erst vor eben so viel Jahren erbaut, als sie Jahrhunderte nun den Wogen und Lasten trotzt.

Die Betrachtungen der merkwürdigsten sonstigen Bauwerke, welche Florenz den Beinamen „die Schöne“ erworben, die Erwähnung der unermeßlichen Kunstschätze, welche sie enthalten, versparen wir auf eine spätere Gelegenheit. Diese ist uns in einem guten Bilde von der Ansicht der Hauptstadt Toskana's bewahrt, welches eins der nächsten Hefte[327] dieses Buchs zu schmücken bestimmt ist.

---

[324] Lat. Florentia, ital. Firenze.

[325] Michelangelo Buonarroti; er hatte im toskanischen Caprese (heute Caprese Michelangelo) das Licht der Welt erblickt.

[326] Die Brücke war zwischen 1567 und 1571 nach Plänen von Bartolomeo Ammanati (1511–1592) erbaut worden, doch geht die Forschung davon aus, daß diesem hierfür wichtige Vorzeichnungen von der Hand Michelangelo Buonarrotis zur Verfügung standen. Sie wurde am 4. August 1944 von deutschen Truppen auf dem Rückzug zerstört und zwischen 1952 und 1958 im alten Stil wiederaufgebaut.

[327] Ein Band besteht in der Regel aus zwölf, oftmals in einem Zeitraum von mehreren Jahren gelieferten Heften à 4 Artikeln.



PONTE SANTA TRINITÀ,
FLORENZ.

Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen u. Neu York. Eigenthum der Verleger.

XIX. Florenz.

Die Campagna um Florenz hat nicht das finstere, schwermüthige Ansehen, das Oede und Unheimliche der mit Ruinen und Denkmalen vergangener Jahrtausende übersatten, menschenleeren Römischen. Milde, balsamische Lüfte, eine lachende, reizende Natur, thätige, lebensfrohe, schöngestaltete Menschen bewillkommnen dort den Reisenden und versetzen ihn in eine höhere, freudigere Stimmung.

So vorbereitet naht er der Hauptstadt Toskana's. Noch entzieht sie der letzte Hügel seinem Auge, bald ist dieser erstiegen und in einem reizenden Thale, zu beiden Seiten des Arno, zwischen Olivenhainen, Weinbergen und Orangengärten gebettet, liegt das an großen Erinnerungen so reiche Florenz in zauberischer Anmuth zu seinen Füßen.

Florenz (ITAL. FIRENZE), jetzt in 10,000 Häusern etwa 85,000 Einwohner enthaltend, war einst, nächst Rom, die volkreichste Stadt Italiens. In den Zeiten des Mittelalters, unter dem Bürger- und Gemeinsinn aufregenden, zu Anstrengung und Wagniß anspornenden Einfluß republikanischer Institutionen, schwang sich die Stadt zu einer großen politischen Macht empor, und zahllos sind die Heldenthaten, wozu die Freiheit ihre Bürger, die Gesammtheit wie die Einzelnen, begeisterte, durch welche sich ihre Geschichte so sehr verherrlicht. An dem langen Kampfe der Guelphen und Ghibellinen[328], welcher die Freistaaten Italiens zerfleischte, nahm auch das kriegerische Florenz den lebhaftesten Antheil; ja oft waren seine Marktplätze und Straßen den streitenden, unversöhnlichen Parteien das blutgetränkte Schlachtfeld. Aber nicht innere noch äußere Kriege waren vermögend, es zu entkräften, und an der Hand der Freiheit schritt es Jahrhunderte lang unausgesetzt weiter auf der Bahn des Ruhms, des Reichthums und der politischen Größe. Der Unternehmungsgeist seiner Einwohner baute Häfen und Schiffswerfte am entlegenen Gestade, ihre Handelsgeschwader beschifften alle damals bekannten Küsten und Meere, und beuteten friedlich erworbene Schätze ans den fernsten Ländern. Die Kriegsflotte des kleinen Staats war gefürchtet; sie schlug häufige Schlachten, oft siegreich, gegen das neidische, zur See herrschende Pisa und gegen Venedig. Seine Kaufleute waren reicher als Fürsten und stolz wie Könige; Florenz beschickte mit seinen Gesandten alle europäischen Höfe, und auf die Beschlüsse der mächtigsten Herrscher blieb der Rath der kleinen Republik selten ohne Einfluß – nie ohne Gehör. – Zu Anfang des 15ten Jahrhunderts zählte Florenz achtzigtausend Bürger mit Wehr und Waffen, und die Gesammtzahl seiner Einwohner überstieg 400,000.

Dies war der Gipfel seiner Größe. Die Entdeckung von Amerika, die Auffindung des Weges um Afrika nach Ostindien, dieselben Ursachen, welche Venedig, Pisa, Genua die Quelle ihres Reichthums und ihrer Macht, – den Welthandel – entzogen, brachen auch die des stolzen Florenz. Die überreichen Kaufleute, welche bald keine Befriedigung ihrer Thätigkeit, keine Anwendung ihrer Kapitale mehr auf dem gewohnten Handelspfade fanden, suchten nun Sättigung ihres Ehrgeizes durch Erhebung über ihre Mitbürger, ihr Reichthum und ihre Schätze aber wendeten sich mit Prachtliebe und Geschmack der Kunst und der Wissenschaft zu. Die Massen der Bürger – sie wurden in eben dem Grade abhängiger, als die Quellen ihres Erwerbs im Auslande versiegten und sie wegen Arbeit und Verdienst nur auf reichere Mitbürger hingewiesen waren. Aus diesen, die Florentinische Bürgeroligarchie bildenden, sich einander oft in blutigen Kämpfen entgegenstehenden Geschlechtern, erhob sich endlich das Haus der Mediceer unter dem staatsklugen, durch seine Liebe für Wissenschaft und Kunst eben so, wie durch unermeßlichen Reichthum ausgezeichneten Cosmo[329] zur einflußreichsten, und durch den, seines großen Vaters würdigen Lorenzo[330], nach dem Sturze des rivalisirenden Hauses Pazzi, zur herrschenden Familie. Unter der Regierung seiner Nachfolger ging denn auch bald die Scheinfreiheit (für ein halbes Jahrhundert länger bestanden die republikanischen Formen) der Florentiner unter; und Pabst Cle-

[328] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[329] Der Staatsmann und Bankier Cosimo de' Medici, genannt „il Vecchio“, der Alte (1389–1464).

[330] Lorenzo de' Medici, genannt „il Magnifico“, der Prächtige (1449–1492).


XIX.
Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger.

FLORENZ.

mens VII.[331] ernannte 1531 Allessandro von Medicis[332], seinen natürlichen Sohn, zum ersten Herzog von Florenz. Dessen zweiter Nachfolger, Lorenzo der Prächtige[333] – unter dessen Schirm Kunst und Wissen in Florenz zur höchsten Blüthe gelangten, war der erste Großherzog von Toskana.

Aus den eben geschilderten, in Bezug auf das öffentliche Leben so bewegungs- und wechselreichen Zeiten schreibt sich auch die heutige Gestalt der Stadt her, deren Gebäude großentheils zu Schutz und Trutz angelegt sind, wie es die damaligen Fehden und Kämpfe der Parteien nothwendig machten. Aber wenn der Architektur auch jene heitere Eleganz griechischer Formen abgeht, wie sie Palladio in Venedig und andern italischen Städten hervor rief, so besitzt sie dafür alles Edle, Wahre und Gediegene des männlichen Etruskischen Styls. Von dieser Art sind der Pallast Pitti (jetzt vom Großherzoge bewohnt, wo die herrliche Antiken- und Gemälde-Gallerie), die Palläste Strozzi und Riccardi (ehemals Medici), der alte Rathspallast am großen Stadtplatze und Andere mehr. Unter den Kirchen sind manche unvollendet geblieben. Die merkwürdigsten sind der Dom, ein riesenhaftes Gebäude mit seiner herrlichen Kuppel (auf unserm Bilde die hervorragendste), von innen und außen ganz mit köstlichem weißen und schwarzen Marmor bekleidet. Der Thurm ihr zur Seite ist der Glockenthurm, ein nach Giotto's[334] Zeichnung aufgeführtes treffliches Werk. Die Kirche San Lorenzo, eine der prächtigsten Italiens, enthält die Gruft und die Monumente der ausgezeichnetsten Medici und die weltberühmten Statuen des Tages, der Nacht, der Dämmerung und der Morgenröthe[335] von Michel Angelo. In dem dazu gehörigen Kloster befindet sich die Laurentinische Bibliothek[336], an alten Handschriften der classischen Literatur den reichsten Schatz auf der Erde enthaltend. Die vaterländischen Mausoleen des Galilei, Alfieri[337], Michel Angelo und Machiavell, dieser Riesen unter den Geistern, der Stolz der Florentiner für alle Zeiten, schmücken die Kirche des heiligen Kreuzes. Alle diese Tempel – nicht weniger wie die von S. Marco, Annunciata, S. Maria Novella, S. Spiritu, S. Trinita und die der Carmeliter sind wahre Museen der Kunst, in denen sich Pinsel und Meisel der ersten Meister Italiens verewigt haben. Von den zahlreichen Schätzen, welche die bereits erwähnte Gallerie im großherzoglichen Pallaste enthält, führen wir hier nur die Madonna della Sedia[338] und das Bild der Bäckerin (Fornarina) von Raphael[339] und die Titianische Venus[340] unter den Gemälden, unter den antiken Statuen die Mediceische Venus[341], die Gruppe der

[331] Clemens VII. (eigentl. Giulio de' Medici; 1478–1534), seit 18. November 1523 Papst.

[332] Alessandro de' Medici, aufgrund seiner dunklen Hautfarbe genannt „il moro" (1510–1537), seit 1532 erster Herzog von Florenz (ital. Duca di Firenze); vermutlich war Clemens VII. (s. o.) sein leiblicher Vater.

[333] Recte: Cosimo I de' Medici (siehe hierzu S. 145, Anm. 329).

[334] Der ital. Maler und Baumeister Giotto di Bondone (1267 o. 1276–1337).

[335] Die genannten Plastiken sind Teil der von Michelangelo Buonarroti zwischen 1524 und 1533 für die beiden Mediceer Lorenzo di Piero de' Medici (1492–1519; „Dämmerung" und „Morgenröte") und Giuliano di Lorenzo de' Medici (1479–1516; „Nacht" und „Tag") geschaffenen Grabmäler in der sog. Medici-Kapelle von San Lorenzo.

[336] Die 1571 in den von Michelangelo Buonarroti gestalteten Räumlichkeiten eröffnete „Biblioteca Medicea Laurenziana".

[337] Der ital. Architekt Benedetto Innocente Alfieri (1699–1767).

[338] Das von Raffael (s. u.) 1513/14 geschaffene Gemälde „Madonna della seggiola" bzw. „Madonna della sedia" im Palazzo Pitti.

[339] Raffaello Sanzio da Urbino (siehe hierzu S. 77, Anm. 143). Das von diesem 1518/19 geschaffene Bildnis einer jungen Frau (wohl seine um 1490 zu Siena geborene Geliebte Margherita Luti), genannt „la fornarina" (wohl abgeleitet von ital. il forno, der Ofen, „die kleine Bäckerin"), befindet sich allerdings nicht in Florenz, sondern in Rom im Palazzo Barberini (Galleria Nazionale d'Arte Antica).

[340] Das 1538 von Tizian (siehe hierzu S. 47, Anm. 55) geschaffene Gemälde „Venus von Urbino" in den Uffizien.

[341] Die Venus Medici, eine im 1. Jhd. v. Chr. entstandene Statue vom Typus der „Venus pudica", der verschämten Venus.

Niobe[342], die beiden Ringer[343], den Schleifer[344], Amor und Psyche[345] als ihre Hauptzierden an. Weltberühmt sind unter den hier blühenden wissenschaftlichen und Kunstanstalten die Akademie der schönen Künste[346], in deren Direktoren Benvenuti[347] und den kürzlich verstorbenen Raphael Morghen[348] wir die ersten Maler und Kupferstecher der Gegenwart würdigen. Das großherzogliche Museum für Naturgeschichte[349] in 40 Sälen, eines der reichsten der Erde, verdient Bewunderung. Die Theater, deren es mehre gibt, sind sämmtlich mit Pracht und Geschmack ausgestattet und bei dem allgemein verbreiteten Sinn für höhere Genüsse immer stark besucht. Wirklich haben Bildung, Kunstsinn und Geschmack, so früh genährt unter den Florentinern, hier so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie, obschon die Herrlichkeit des Mediceischen Zeitalters längst untergegangen ist, und jetzt und damals wie Schatten und Wirklichkeit sich verhalten, unauslöschliche Spuren unter allen Classen, die untersten nicht ausgenommen, zurückließen. Am auffallendsten wird dieß dem Fremden in der Unterhaltung. Selbst des gemeinen Mannes Sprache ist rein und zierlich, an feinen und witzigen Wendungen reich. Das Volk ist heiter, lebensfroh und gefällig, wie in Italien überall; aber vor allen andern Stämmen zeichnet es sich aus durch Fleiß und Liebe für Industrie und Gewerbe. Die Florentiner Manufakturen in Seide, Metall, Alabaster und Mosaik; die hiesigen Kutschen, Strohgeflechte und musikalischen Instrumente werden von keinen in der Welt übertroffen; überhaupt werden alle zu den feinen Genüssen des Lebens dienenden Gegenstände hier und in der Gegend von berühmter Vortrefflichkeit gemacht. Diesem industriellen Sinn und Streben dankt Florenz die Bewahrung vor dem Schicksal mancher ehedem nicht weniger prachtvollen Städte Italiens, die menschenleer und öde, ihrem Verfall zueilen.

Eine Meierei dicht an der Stadt, das Casino[350] genannt, von einem schönen Parke umgeben, ist der Lieblingsspaziergang der Florentiner. Von diesem Standpunkte aufgenommen hat sich der Leser die Ansicht zu denken, welche unsere Beschreibung begleitet. –

---

[342] Die Niobidengruppe in den Uffizien; die Skulpturen stellen den Mythos der Niobe (griech. Νιόβη) dar, deren sieben Kinder von Apollo (griech. Ἀπόλλων) und Artemis (griech. Ἄρτεμις) aus Rache dafür umgebracht werden, daß Niobe deren Mutter Leto (griech. Λητώ) dadurch gekränkt hatte, daß sie sich dieser gegenüber ihrer vielen Kinder brüstete. Es handelt sich um die röm. Kopien griech. Originale, welche 1583 entdeckt und anschließend nach Florenz verbracht wurden.

[343] Die röm. Marmorkopie eines griech. Bronzeoriginals besagter Figurengruppe aus dem 3.–2. Jhd. v. Chr. in den Uffizien.

[344] Die 1677 in die Uffizien verbrachte röm. Kopie einer griech. Skulptur eines Skythen aus der 2. Hälfte des 3. Jhd.s v. Chr., der für die Häutung des Satyrs Marsyas (griech. Μαρσύας) das Messer schleift; dieser hatte es gewagt, Apollon (siehe hierzu S. 148, Anm. 342) zu einem Wettstreit herauszufordern statt ihm sein Flötenspiel demütig darzubieten.

[345] Die röm. Kopie einer griech. Figurengruppe aus dem 4. Jhd. v. Chr. in den Uffizien.

[346] Die 1563 gegründete „Accademia di Belle Arti Firenze“.

[347] Der ital. Portrait- und Historienmaler Pietro Benvenuti (1769–1844), seit 1807 Direktor der Florentiner Kunstakademie (s. o.).

[348] Der Graveur Raffaello Morghen (1758–1833), seit 1794 Dozent für Holzschnitt (Xylographie) an der „Accademia di Belle Arti Firenze“ (siehe hierzu S. 148, Anm. 346).

[349] Das von Großherzog Peter Leopold (1747–1792), ab 1790 als Leopold II. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, 1771 eingerichtete Museum für Zoologie und Naturgeschichte in Florenz.

[350] Hiermit ist viell. der 1563 von Cosimo I de’ Medici (siehe hierzu S. 145, Anm. 329) eingerichtete „Parco delle Cascine“ (ital. cascina, der Bauernhof, die Meierei) am Nordufer des Arno gemeint.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 133f.

DXXXVII. Die Halle des Michel Angelo in Florenz.

Michel Angelo Buonarottj[351], Leonardo da Vinci[352] und Raphael von Urbino bilden die Trias, welche die größte Zeit der Malerei in Italien bezeichnet. Michel Angelo, der ältere, entfesselte die Kunst vom Herkömmlichen und Traditionellen, er gab dem Pinsel die Macht zurück, den Gedanken mit Freiheit auszudrücken und schuf den großen geschichtlichen Styl. Leonardo stellte die Wahrheit der Form her, welche unter dem Zwang des Konventionellen verloren gegangen war; seine Bilder zeigten zuerst das reine Ebenmaaß der Menschengestalt wieder; Raphael setzte der Kunst durch die Schönheit der Formen und das Edle, Einfache und Angemessene der Komposition die Krone auf.

Unter den Dreien hatte Michel Angelo den umfassendsten Geist. Er war ein Genie, dessen Kraft nach jeder Richtung zum Aeußersten drängte und keine Einschränkung duldete. Seine Einbildungskraft war ein Vulkan. Wie heraufbeschworene Geister steigen die Gedanken zu seinen Bildern in seiner Seele auf und spiegeln sich ab in der Netzhaut seines Auges, wie in einer Camera obscura Mit vollkommener Herrschaft über die Form schuf er die meisten seiner Werke ohne langen Vorbedacht; seine Ideen beseelten die Wände oder die Leinwand, sobald sie entstanden. Keiner vor oder nach ihm war fähig, so unermeßliche Werke so schnell zu schaffen.

Wenn er ihnen aber die feineren Züge einhauchen wollte, welche die betrachtende Seele dauernd fesseln und den Werken Raphael's und Leonardos den höchsten Reiz verliehen – dann scheiterte er. Je weiter er sich von der Skizze entfernte, je mehr verlieren seine Bilder, und bei denen, in welchen er eine Ausführung, wie sie dem Da Vinci und Raphael eigen waren, versucht hat, schwinden Fleisch und Haut seiner Menschengestalten, und es bleiben so zu sagen nur die Gerippe zurück.

Sein berühmtestes Werk ist das „jüngste Gericht", ein Fresko in der Sixtinischen Kapelle des Vatikan[353]. Es ist die Apotheose seines Genies. Es zeigt seine ganze Größe und seine Mängel. Welche Gedanken! welche Charaktere! welche Situationen!

Der Kampf aller Elemente hat die Erdrinde zerrissen. Die Leichenfelder auf dem Meergrund sind gehoben aus der Tiefe. Finsterniß umhüllt die geborstenen Grüfte. Der Himmel öffnet seine Pforten, glänzendes Licht strahlt durch den Weltraum, und der Schöpfer, umgeben von zahllosen Schaaren, steigt herab, um die gestorbene Menschheit, welche der Posaunenruf versammelt, zu richten. Tausend und aber Tausend stehen schon harrend da; Tausend und aber Tausend Andere sind im Begriff, aus den Gräbern zu steigen. Hier die Gerechten mit dem Ausdruck freudiger Zuversicht; dort die Schuldigen betend und händeringend; überall Geliebte, Aeltern, Kinder, Brüder, Freunde, die sich erkennen, auf einander zueilen und in der Wonne des Wiedersehens Gericht und Richter vergessen. Engel führen Gruppen der Seligen dem herabsteigenden Gott entgegen; väterlich streckt er ihnen die Rechte entgegen, Güte und Milde im hohen Antlitz; – aber drohend hebt sich die Linke gegen die Haufen, welche häßliche Teufelsgestalten zusammentreiben, die Kandidaten der Verdammniß. Schon schlagen die Flammen der Hölle aus dem Boden – es hebt sich die Decke – der schaurige Rachen thut sich auf, daß er Millionen verschlinge! „Ewige Qual für irdische Frevel" – der entsetzliche Spruch ist in den Zügen von tausend und aber tausend Gestalten zu lesen. Ihr Anblick sträubt das Haar und macht das Blut gerinnen.

---

[351] Michelangelo Buonarroti (siehe hierzu S. 75, Anm. 125).

[352] Leonardo da Vinci (eigentl. Leonardo di ser Piero; 1452–1519).

[353] Michelangelo arbeitete von 1536 bis 1541 an dem Fresko, das auf über 200 m² ca. 390 Figuren enthält, viele davon überlebensgroß.

Michel Angelo war Maler, Baumeister und Bildhauer zugleich, und groß in allen diesen Künsten. Der Plan der Peterskirche war sein Entwurf, und er leitete den Bau viele Jahre.

Michel Angelo's Sohn[354] ließ nach dem Tode seines Vaters diesem zu Ehren eine prächtige Halle erbauen und von den besten Künstlern der damaligen Zeit das Leben und Wirken des berühmten Vaters in einer Reihe von Freskogemälden darstellen. Zu ihrer Erhaltung setzte er ein Kapital von 20,000 Scudi[355] aus – und sie gehört noch zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten in Florenz.

---

[354] Das Gebäude in der Via Ghibellina, Ecke Via Buonarroti war in den Jahren 1546 bis 1553 im Auftrag von Michelangelos Neffen Lionardo Buonarroti (1519–1599) errichtet worden.

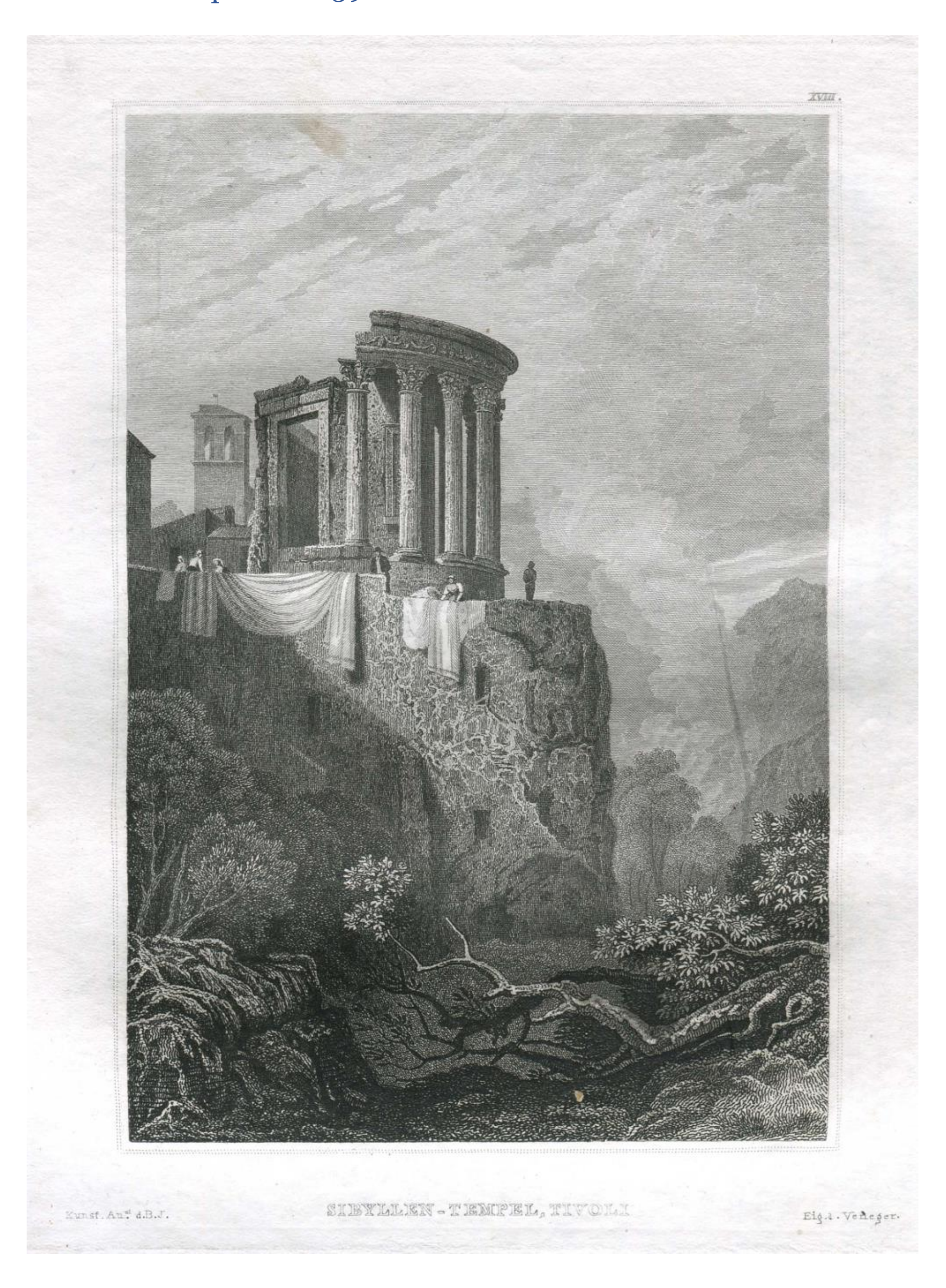
[355] Ital. il scudo, der Schild. 1533 hatte in Florenz der Scudo d'oro mit einem Feingoldgewicht von 3,2 g den Fiorino d'oro, den dort seit 1253 geprägten Goldgulden (florenus) mit dem Gewicht von 3,54 g Feingold, abgelöst.



Die WOHNUNG des MICHEL ANGELO

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 39f.



XVIII. Der Sibyllentempel in Tivoli.

Tivoli, auf einem Hügel am Teverone, Hauptort eines Distrikts in der Campagna, achtzehn Miglien[356] von Rom, ist merkwürdig durch seine herrliche Natur, seine gesunde Luft; weltberühmt aber durch seine klassischen Erinnerungen. – Hier sind die Trümmer des alten Tibur mit seinen Tempeln und Palästen, hier die Ruinen jener prachtvollen Villen, in welchen die Fürsten und Großen der weltbeherrschenden Roma die Sorgen der Staatsgeschäfte vergaßen und Alles vereinigten, was den Genuß des Lebens erhei-

[356] 1 Miglio entsprach im Kirchenstaat 1,4879 km.

tern, verschönern und erhöhen konnte. In dieser entzückenden Gegend hatte Mäcen[357] seine gepriesene Villa, in der er Roms größte Helden und Dichter der Augustäischen Zeit um sich versammelte; hier hatte Horaz[358] sein Landhaus und dichtete der erhabenen Natur, der Liebe und der Freundschaft ewige Lieder. Hier baute Kaiser Hadrian[359] sein weltberühmtes Landhaus, ein eine Area von einer halben Stunde Umfang deckender Palast, der Cirkus, Amphitheater, Naumachien, mehre Tempel und unzählige Säle, Grotten, Bäder in sich schloß, und in dem, was die Kunst Herrlichstes, Schönstes in Griechenland, Asien, Afrika und Italien hervorgebracht, wie in einem Brennpunkte von dem kunstliebenden Kaiser zusammengestellt wurde. – Hier endlich ist der Ort, wo seit Jahrhunderten und jetzt noch die schönsten Bildwerke des Alterthums gefunden werden, welche die Museen Europa's füllen, jene unter der Aegide der Civilisation nun für immer vor Verlust bewahrten Schätze, der neuern Kunst Lehrer und Vorbilder zugleich. –

Unter all den Ueberbleibseln des alten Tibur's, von denen kaum eines ist, an das sich nicht kultur-, literär-, kunst- oder weltgeschichtliche Erinnerungen knüpfen, ist eins, welches durch seine herrliche Lage – hoch oben auf der Spitze eines steilen Felsens, gegenüber den Cascaden des Anio (jetzt Teverone) und durch seine reifende, alle Verhältnisse in, schönsten Ebenmaaße zeigende Form Aller Augen anzieht und fesselt. Es ist der Gegenstand unseres Bildes, – ein kleiner, runder Tempel von weißem Marmor, der Sibylla, nach Andern, der Vesta geheiligt. Er ist unstreitig eines der schönsten Bauwerke der Augustäischen Zeit, an Reiz und Anmuth der Verhältnisse von keinem auf der Erde übertroffen. Noch im vorigen Jahrhunderte stand er unversehrt; es schien, als ob die Alles zerstörende Zeit das liebliche Werk geflissentlich geschont hätte. Da kam ein reicher Britte, Lord Bristol[360], auf den wunderlichen Gedanken, aus seinem Parke in England sich ein Tivoli zu schaffen, und, um die Täuschung, so zu sagen, selbst zu täuschen, die schönsten Bautrümmer des alten Tibur ihrem mütterlichen Boden zu entreißen und in sein Pseudo-Tibur zu versetzen. – Der Sibyllentempel sollte zuerst auswandern. Gedacht, gethan. Er erkaufte denselben von einem Tiburtiner Gastwirthe, auf dessen Boden er stand. Eine Schaar gedungener Steinmetzen fing an, den Tempel aus einander zu nehmen, – schon waren sechs der achtzehn korinthischen Säulen von ihren Fußgestellen entfernt, – schon das Dach und ein Dritttheil der Cella abgebrochen und fortgeschafft, als ein Bote aus Rom kam und die Fortsetzung des Zerstörungswerkes untersagte. Für die Wiederherstellung des herrlichen Denkmals geschah aber nichts. – Der langsam wirkenden Zeit bleibt zu vollenden überlassen, was die unverständige Kunstliebe des Britten begonnen hat.

Tibur's imposante Naturscenen, die weltberühmten Wasserstürze des Anio, überragt von den Trümmern der Mäcenischen Villa, werden wir, als Gegenstand eines besonderen Bildes, später beschreiben.

---

357 Gaius Cilnius Maecenas (ca. 70–8 v. Chr.).

358 Siehe hierzu S. 96, Anm. 195.

359 Siehe hierzu S. 74, Anm. 115.

360 Der anglik. Bischof, Kunstliebhaber und Exzentriker Frederick Augustus Hervey, 4th Earl of Bristol (1730–1803). Die Spolien des Sibyllentempels waren für sein Mausoleum, den 1785 bei Caslerock in Nordirland errichteten „Mussenden Temple", vorgesehen. Eine vielleicht treffende, auf jeden Fall aber reichlich boshafte Karikatur dieses anglik. Klerikers von Johann Christian Reinhart (1761–1847) findet sich als Frontispiz in Johann Gottfried Seumes (1763–1810) „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802" ([Dresden: J. F. Hartknoch] 1803).

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. [3]-6.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. –Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [90]-92.

Ein Ausflug nach Tivoli.

Auf der alten Via Tiburtius, welche unweit der Thore Roms auf antiker Brücke den Anio überschreitet, rollte unser Vetturino[361] über ein Pflaster von großen unregelmäßigen Basaltquadern dahin. Der Morgen war herrlich, und die Campagna in ihrer melancholischen Größe und Stille von Morgenduft umschleiert, mit ihren flachen, selten bebuschten Hügeln, die sich vor den fernen blauen Bergen lagern, bot die anziehendsten Bilder dar. Einzeln stehende Osterien, eben so liederlich als malerisch, liegen an der Straße und wimmeln meistens von Ochsen- und Maulthiertreibern oder von Feldhütern, die, mit langen Flinten bewaffnet, auf kräftigen Rossen ganz ritterlich aussehen. Hin und wieder zeigt sich auf der braunen zerrissenen Fläche eine Meierei, nahe welcher Rinder- und Schafheerden in lockerer Umzäunung von Hirten mit spitzen zerlöcherten Hüten und rauhhaariger Beinbekleidung aus Ziegenfellen gehütet werden. Die prächtigen silbergrauen Stiere mit breiten Hörnern sind vorzugsweise der Campagna eigen. Auf Steinhaufen oder auf dem zerbröckelnden Thürbogen einer zerfallenen Villa sieht man wohl Jungen mit schwarz lockigem ungekämmten Haar und ebenfalls rauhhaariger Ziegenfellbekleidung sitzen, welche auf einer Art Klarinette unmelodische Lieder blasen. Daneben aus der verborgenen Tiefe einer Puzzolanhöhle schlägt Rauch und Flamme eines Feuers auf, an dessen prasselnder Gluth die Frau oder Tochter eines Hirten Pataten röstet oder irgend ein Geflügel am Spieße dreht. Ihr purpurrothes Kopftuch, das in Form eines Daches auf dem Scheitel ruht und zu beiden Seiten weich gebogen das Gesicht einfaßt, wird bisweilen vor der weißgrauen Rauchsäule sichtbar. Dabei hört man den improvisirten Gesang der Geschäftigen, die immer nach einer und derselben nichts weniger als schönen Melodie Alles besingt, was ihr gerade einfällt.

Als wir das Ufer des regungslos in Mitten des Weges liegenden Lago di Tartaro erreichten, erblickten wir jenseits die dunkelblauen Wände der Sabiner-Gebirge, im Hintergrunde geschlossenen zackigen Gipfeln, die im Feuer der aufgehenden Morgensonne rosenroth brannten. Vor den zusammenhängenden, sich kühn und hoch aufgipfelnden Gebirgsmassen lagen die drei kegelartig geformten, mit weißglänzenden Städtchen gekrönten Berge S. Angelo, Colle Cesi und Monticelli, der letztere häuserreiche Ort von der Sonne mit blendend hellem Lichtschein übergossen. Diese ganz entzückend schöne Gegend tauchte mit einem Male aus der Tiefe des stillen See's, von wunderbar zarten und weichen Farbentönen umwoben, vor uns auf, und jeder kleinste Gegenstand, von den Trauerweiden, die ihr mattgrünes Haar auf der Oberfläche des See's treiben ließen, bis auf die inkrustirten Disteln, Gräser und Reisig-Aestchen, spiegelte sich in dem weit offenen Landschaftsauge.

In unmittelbarer Nähe der Brücke, die sich bei Tivoli über den durch Schilfrohr rollenden Anio wölbt, fesselte uns das Grabmal der Familie Plautia. Das große Rundgebäude ist, ähnlich dem Grabmal der Cäcilia Metella[362], im Mittelalter durch Aufmauern von Zinnen zu einem Kastellthurm geworden und nun dick mit Epheu bewachsen. Von hier gelangten wir zu der berühmten Villa des Hadrian.

---

[361] Ital., Kutscher.

[362] Siehe hierzu S. 80, Anm. 150.

Diese größte und glänzendste Villa aller Zeiten bestand aus einer Menge von Gebäuden, Gallerien, Museen, Theatern, Kasernen, Tempeln und Bädern, deren Ruinen einen ansehnlichen Raum bedecken. Da gab es eine Akademie des Plato[363], ein Lyceum des Aristoteles, eine Halle der stoischen Schule, ein Prytaneum[364] wie in Athen, ein ägyptisches Serapeion, das nachgeahmte Tempelthal von Thessalien, eine Ringschule, und außerdem, eine Bibliothek, einen Fischteich, drei Theater, fünf Tempel nebst ungeheuern Kasernen für die Kaisergarde, und in der Mitte des Ganzen ein prächtiges Wohnhaus. Die Villa wird als Fundort von vielen der vollendetsten Kunstschätze bezeichnet, die man in den Museen Roms aufbewahrt. Die schönsten Cypressen, Pinien, Lorbeer-, Oel- und Feigenbäume beschatten jetzt die zerborstenen und eingestürzten Hallen; üppige Farrn und Schlingpflanzen wuchern in den Mauerritzen; Eidechsen und Schlangen haben Besitz genommen von den verwitternden Ruinen des kaiserlichen Prachtbaues, zu deren Besichtigung wir über zwei Stunden brauchten. Ein Feldhüter vertritt die Stelle eines Führers.

Auf steilem und ziemlich hohem Hügel, dicht mit Oliven bewachsen, steigen wir nun nach Tivoli hinan, einer kleinen Stadt von 5000 Einwohnern auf den Trümmern des alten Tibur. Enge schlecht gepflasterte Straßen, finster aussehende Häuser, zerlumpte Kinder, Krüppel und Bettler aller Art, dazwischen stolz blickende Frauen und Mädchen von namenloser Schönheit, lassen uns sogleich erkennen, daß wir uns noch im Bereich des Krummstabs und zwar in einem Orte jenes glücklichen Gebirgslandes befinden, das von jeher in dem Rufe stand, die reizendsten Frauen zu erzeugen. Die erquickende Luft der Berge und das krystallhelle Wasser mögen zusammengewirkt haben, um den Frauen von Tivoli und seiner Schwesterstädte diese elastisch geschmeidigen Glieder, diesen schlanken Wuchs, diesen junonischen Nacken, diese zarte Hautfarbe, dieses reiche rabenschwarze Haar und diese gebietenden Gluthaugen nebst all der Grazie zu verleihen, wodurch sie sich vor Andern ihres Geschlechts auszeichnen. Aber auch die Natur sucht hier ihres Gleichen; denn außer den Umgegenden Neapels und Sorrents verdient das Tibur der Alten durch pittoreske Felsenlage, durch Reichthum der üppigsten Vegetation, durch die Pracht seiner Katarakten und durchs historisch bedeutsame Erinnerungen unter allen italienischen Städten den ersten Preis. Von dem vormaligen kriegerischen Sinne dieser Gebirgssöhne zeugt, daß sie einst ihren größten Tempel dem Herkules weihten. Das Christenthum schuf ihn zur Kathedrale um. Außerdem verehrten die Tiburtaner die keusche Vesta und die geheimnißvolle Sibylle. Die heiteren Tempel beider Göttinnen liegen am Rande des Felsenschlundes, in dessen romantische Tiefen sich ein Arm des Anio hinabstürzt. Den Tempel der Sibylle, jetzt die Kirche San Giorgio, schmückt eine Halle von vier schlanken ionischen Säulen; den nahe am brausenden Abgrunde stehenden Vestatempel umgibt ein Kranz ausgekehlter Säulen, deren Häupter zierlich gearbeitete Lilien zeigen; das Gebälk zieren Ochsenschädel und Blumengewinde. Von hier übersieht man den größten Theil der Schlucht mit ihren schäumenden Silberbächen, eine der malerischen Partien der Stadt, und das Bergthal, ans welchem der Anio hervorbricht.

Aber nun hinab zu den Grotten in der Tiefe der Schlucht selbst; da ist Alles malerisch: Fels, Gesträuch, Pflanzenwuchs, die Wasserstrahlen, die an mehren Stellen ans dem Fels hervorstürzen, die Häuser und Kirchen der oben lagernden Stadt, die Säulen des alten Tempels und die von Silberdunst erfüllten, mit Versteinerungen und Tropfstein phantastisch dekorirten Höhlen. Die gegenüberliegenden Felswände sind von zartem blaugrünen Gras überzogen, welches ihnen das Ansehen des Malachits gibt. – Welche wunderbar ausgewaschenen Höhlungen dieser Neptunsgrotte; welch raketenähnliches Sprühen dieser zerstäubenden Wasserwoge, die als eine hohe flimmernde Staubsäule ans der Schlucht wieder emporsteigt und oft im Sonnenschein wie eine siebenfarbige Wolke über dem Thale schwebt! –

Nachdem wir auf der freien Terrasse hinter dem Tempel der Vesta ein frugales Mahl eingenommen, besuchten wir das Thal der Aquädukte. In großartiger Gebirgseinsamkeit liegt es etwa drei Viertelstunden hinter der Stadt und führt seinen Namen von den Trümmern zweier Wasserleitungen, die ihre Bogen theils über das Bett des Flusses, theils an den Berggeländen hinschwingen. Aus nahen und fernen Höhen schimmern vereinzelte Schlösser; Aecker mit Oelbäumen und Immergrüneichen bedecken die sanfteren Abhänge, und im Vordergrunde dicht am Flusse, der unter flüsterndem Schilfrohr dahinrollt,

[363] Platon (griech. Πλάτων; 428/427–348/347 v. Chr.).

[364] Griech. πρυτανεῖον, Prytaneion; ein städt. Amtsgebäude (Rathaus) im antiken Griechenland.

schließt ein gewaltiges Thorgemäuer mit halb eingestürzter Thurmwarte das Thal. Man berührt eine Grotte mit schwach rieselnder Quelle. Es ist die Grotte des Catull[365]: ein wirklich beneidenswerther Dichterwinkel voll schattiger Kühle. Durch einen Wald uralter verkrüppelter Oelbäume gelangt man weiter zu den dichtbewachsenen umfangreichen Ruinen der Villa des Quinctilius Varus[366]. Von hier aus übersieht man sämmtliche Kaskaden. Sie überschäumen den Felsen in wohl 12 bis 14 Bächen, die gleich breiten Glanzbändern über das schwärzliche oder braungelbe Gestein herabflattern. Darüber thürmt sich die Stadt mit der imposanten Kathedrale, und zur äußersten Rechten ragen die gewaltigen Mauern der Villa des Mäcen, aus deren Fenster ebenfalls eine Kaskade ins Thal niederbraust und deren Räume jetzt eine Eisenfabrik beherbergen. Auch der Geschichtschreiber Sallust hatte hier einen Sommeraufenthalt, der mit Cicero's[367] Tusculum um den Vorrang der Lieblichkeit stritt. –

Rückkehrend zur Stadt, durchwanderten wir noch eine Allee uralter riesenhoher Cypressen und Lorbeerhecken zur Villa d'Este[368]. Welche Aussicht vom Altan dieser Villa auf Tivoli und seine ölbebauten rundlich geformten Hügel, auf den vulkanischen Kegel des Soracte und die weite Campagna mit dem fern dämmernden Rom, und dies Alles getaucht in Abendsonnengold! – Während der westliche Horizont röther und tiefer das Blau des Himmels wurde, fuhren wir heimwärts. Endlich sank die Nacht herab, und mit einer bei uns ungekannten Helligkeit erleuchtete der Abendstern das ihn umgebende Gewölk.

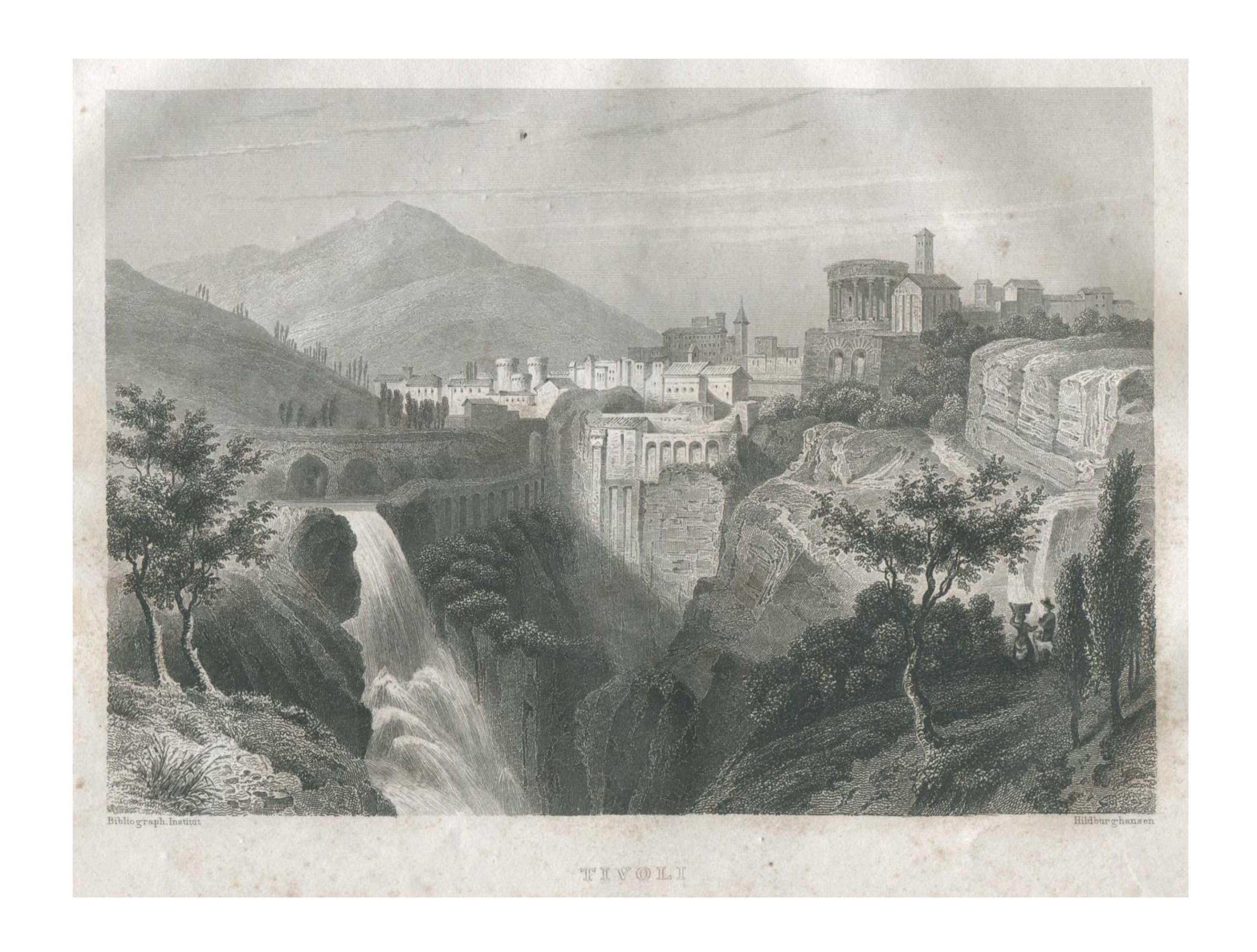
---

[365] Der röm. Dichter Gaius o. Quintus Valerius Catullus (1. Jhd. v. Chr.).

[366] Publius Quinctilius Varus (47/46 v. Chr.–9 n. Chr.), röm. Senator und Feldherr.

[367] Siehe hierzu S. 84, Anm. 160.

[368] Die im Auftrag von Kardinal Ippolito II. d'Este (1509–1572) und Kardinal Alessandro d'Este (1568–1624) ab 1560 errichteten Schloß- und Gartenanlagen in Tivoli.



TIVOLI

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 45-54.

XXI. Athen[369].

Wir betreten einen geweiheten Boden. Griechenland – Athen sind für jeden edlern Menschen heilige Namen! –

Zwei Völker strahlen am Firmamente der Geschichte der Menschheit als Sterne erster Größe. Es sind die Stifter und die Erhalter jener Kultur, deren Früchte die Gegenwart genießt und welche den Geschlechtern der fernsten Zukunft noch reiche Aerndten verheißt. Die Griechen und die Römer sind diese Völker. Das edle Gewächs der Civilisation, – die Letztern hatten es sich angeeignet, bewahrt, gepflegt, als Beherrscher der halben Welt über Europa verbreitet; aber in Hellas war es heimisch – da hatten jene es gefunden, da hatte es gekeimt, da war es groß geworden und zur schönsten Blüthe entfaltet.

Der Boden, auf dem die Pflanze gedieh, – allein gedeihen konnte, – er war die Freiheit! Kein Volk der Erde besaß je so viel Freiheit, als die Griechen, keins war ihrer so würdig, keins auch hat sie so zu schätzen gewußt. Es war nicht jene Freiheit, die bloß in der Verfassung besteht; – jene höhere, reinere, göttlichere war's, welche des Menschen, der sie erworben, ganze Denk- und Empfindungsweise durchdringt; welche, jeder vorgeschriebenen Entwickelung fremd, keine Kraft, weder der Seele noch des Körpers, unentwickelt läßt; welche jedem Bürger, jeder Gemeinde, jedem Volksstamm selbstständige Ausbildung sichert; welche, als Produkt des Gemisches der von ihr scharf und eigenthümlich ausgeprägten Charaktere, die schaffende, gewaltige Regsamkeit, die Vielseitigkeit und das stolze Selbstgefühl erweckt, das rastlose Streben Aller nach Veredlung und Vervollkommnung hervorbringt, – kurz, alle die Eigenschaften, welche wir im Volke des alten Hellas anstaunen und bewundern, aber, entmannt und gefangen im Labyrinthe der Vorurtheile und des Wahns, uns unmöglich aneignen können. –

Unter allen griechischen Freistaaten war Athen derjenige, in welchem das Licht ächt-menschlicher Geistesbildung am hellsten, am freundlichsten und am längsten leuchtete. Diese alte Metropole des Reichs, der Kunst und des Wissens führt ihre Entstehung in die Fabelzeit des Cekrops, eines Colonistenhäuptlings aus Aegypten (1500 Jahre vor Christo) zurück, der auf dem Felsen der heutigen Akropolis[370] sich eine Burg erbaute, welche, so wie die werdende Stadt an ihrem Fuße, den Namen Cekropia erhielt. Später verwandelte sich dieser, zu Ehren der Schutzgöttin des Orts, der Minerva, die bei den Hellenen Athenä hieß, in denjenigen, welchen sie noch trägt. Einige Jahrhunderte lang war die Stadt auf den Umfang des Felsens eingeschränkt, der die Ebene überragt; später überbaute man diese und von jener Zeit an unterschied man die Akro- und Katopolis als obere und untere Stadt. Als Athen an Einwohnerzahl, an Macht und Größe immer mehr zunahm, wurden (es liegt vier Stunden vom Meere) durch ungeheure Mauern die Häfen Piräus, Munychia und Phalerus mit ihm vereinigt.

Die Geschichte Athens zerfällt in drei Hauptperioden. Die erste reicht von den ältesten Zeiten bis zum Perserkriege. – 300 Jahre lang nach seiner Erbauung, unter des Cekrops[371] Nachfolgern, unumschränkten Königen gehorchend, erhielt es durch Theseus[372] die Grundlage seiner nachherigen republikanischen Verfassung. Gleichwohl hießen die Regenten des Staats noch eine Zeitlang Könige, bis

[369] Altgriech. Ἀϑῆναι, Athênai; lat. Athenae, osman. اتينا, Ātīnā; neugriech. Αϑήνα, Athéna.

[370] Griech. Ἀκρόπολις, die Athener Stadtfestung.

[371] Kekrops I. (griech. Κέκροψ, „der Geschwänzte“), eine Gestalt der griech. Mythologie, die als als der zweite mythische König von Attika gilt.

[372] Theseus (griech. Θησεύς), einer der berühmtesten Helden der griech. Mythologie. In der Parischen Chronik wird der Beginn seiner mythischen Königsherrschaft in Athen für 1259/58 v. Chr. angegeben.

nach des tugendhaften Codrus[373] Aufopferung (1070 vor Christo) die Königswürde, der nach ihm keiner sich Werth glaubte, abgeschafft und die Regierung dem Wahl-Rathe der Archonten anvertraut wurde. Innere Zwistigkeiten, Ursache der Bedrückungen der Geldaristokraten brachten Athen an den Rand des Verderbens; neu geboren und kräftig erhob es aus dieser gefährlichen Lage sein Bürger Solon[374], dessen Name unter den Edelsten und Weisesten aller Zeiten glänzt. Er gab den Athenern die freieste Verfassung und Gesetze (um 590 v. Chr.) welche, die reinste Humanität athmend, das Glück seiner Mitbürger auf späte Zeiten begründeten und deren bildender Geist auch dann noch segnend fortwirkte, als der Einfluß der Zeit und die Stürme des Kriegs die Formen seiner Verfassung längst zerschlagen hatten. – Noch zu Solon's Lebzeiten warf sich zwar Pisistratus[375], der Häuptling einer der durch den Weisen versöhnten Bürgerparteien zum Alleinherrscher auf; aber klug achtete er die republikanischen Formen und Gesetze, und schon unter der Regierung seiner Söhne, von denen der eine erschlagen wurde, der andere, vertrieben, zum Perserkönige Darius[376] floh, gelangten die Athener wieder zum Genuß der vollen Freiheit. – Athen erhob sich zur ersten Stadt in Attika. Künste und Wissenschaften blüheten auf, der Handel bereicherte seine Einwohner und vermehrte seine Macht. Es baute Flotten und durch seine Colonieen und Faktoreien an den Küsten des mittelländischen Meeres, legte es die Keime der griechischen Kultur im ganzen Abendlande.

Aber jetzt erhob sich im Osten ein Kriegswetter, welches Athen, das Griechenvolk und seine Kultur zu vertilgen drohte. – Das größte damalige Reich der Erde, vom unumschränkten Willen eines Einzigen bewegt, stand in Waffen, um eine Schmach zu rächen, welche ihm republikanischer Uebermuth der Athener zugefügt halte. Diese hatten einen Aufstand der griechischen, persischer Botmäßigkeit unterworfenen Pflanzstädte in Kleinasien unterstützt, die Boten Persiens, welche Genugthuung forderten, beschimpft und verhöhnt; eine neue Gesandtschaft, welche dem Völklein als Buße Unterwerfung befahl und von ihm, als Zeichen derselben, Erde und Wasser forderte, in stolzem, gräßlichen Hohne, ersäufen und lebendig begraben lassen. Darius Hystaspes[377] entsendete seine Myriaden über den Hellespont[378], Vertilgung den Hochmüthigen und der ganzen Stammverwandtschaft schwörend. Der persische Krieg hatte begonnen.

Mit ihm hebt die zweite der drei Hauptepochen der athenischen Geschichte an. Sie reicht von 584 bis 450 v. Chr. – bis auf Perikles[379]. Es ist die Zeit der höchsten Gefahr, des höchsten Ruhms, der höchsten Glorie für Athen und ganz Hellas. – Es gibt gewiß überhaupt keinen erhebendern Anblick, als den eines kleinen Volkes, das mit Heldenmuth und Todesverachtung für sein köstlichstes Gut, gegen äußere Uebermacht kämpft; aber im ganzen Laufe der Weltgeschichte zeigt kein Kampf dieser Art ein so ungeheures Mißverhältniß zwischen den Kräften der Streitenden, eine so erhabene Begeisterung, solche Ausdauer und Beständigkeit von Seiten der Schwächern und in keinem war an seine Entscheidung eine so unermeßliche Folgenreihe geknüpft. Was wären wir, was Europa jetzt, hätten die Perser gesiegt, die Pflanze der griechischen Kultur bei ihrem ersten Knospentreiben mit dem Volke selbst ausgerottet, und die Abendländer mit ihren Heeren überzogen? „Alsdann," sagt unübertrefflich der größte Historiker unserer Zeit, „hätte kein Phidias[380] und kein Praxiteles[381] den Marmor beseelt, kein Pin-

---

[373] Kodros (griech. Κόδρος), der letzte mythische König von Attika.

[374] Der griech. Staatsmann und Lyriker Solon (griech. Σόλων; ca. 640–ca. 560 v. Chr.).

[375] Peisistratos, (griech. Πεισίστρατος; wohl ca. 600–528/27 v. Chr.), Begründer der Peisistratiden-Tyrannis in Athen.

[376] Dareios I. (altpers. 𐎭𐎠𐎼𐎹𐎢𐏁, Dārayauš; hebr. דָּרְיָוֶשׁ, Darəyaveš; griech. Δαρεῖος; 549–486 v. Chr.), Großkönig des persischen Achämenidenreichs.

[377] Dareios I. (s. o.), der Sohn des Hystaspes (altpers. 𐎻𐏁𐎫𐎠𐎿𐎱, Vištāspa; griech. Ὑστάσπης; ca. 570–495 v. Chr.).

[378] Siehe hierzu S. 234, Anm. 648ff.

[379] Der griech. Staatsmann Perikles (griech. Περικλῆς; ca. 490–429 v. Chr.).

[380] Siehe hierzu S. 78, Anm. 147.

[381] Siehe hierzu S. 78, Anm. 146.

dar hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides[382] süße Thränen entlockt. Kein Herodot[383], kein Xenophon[384] hätte mit ferntönender Stimme große Thaten verkündet, kein Plato, kein Aristoteles hätten Schätze der Weisheit gegraben, kein Sokrates[385], kein Epaminondas[386] durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfassungen wären, bevor sie Früchte trugen, von der Erde verschwunden, und der damals noch rohe, wilde Römer – wäre er aufgekommen gegen die Persermacht – hätte keine Sänftigung durch der griechischen Muse Lied, keine Milde durch griechische Kunst und Wissenschaft und Sitte erhalten. Wohl hätte er dann die Erde erobern, aber nicht civilisiren mögen und – es wäre denn, daß ein freundliches Geschick auf einem ganz andern Wege, doch immer viel später, dieß Wunder gewirkt – selbst die neuere Kultur, die mit der alten, ungeachtet der zwischen Beiden gelegenen Nacht, durch so viele und so innige Bande zusammenhängt, wäre nicht entstanden. So Vieles lag daran, daß bei Marathon[387] und bei Salamis[388] und bei Platäa[389] die Freiheit siegte.“[390]

Aber auch, wäre gar kein Krieg der Perser gewesen – so setzen wir mit ihm hinzu, – hätte die gemeinsame Gefahr die Griechen nicht zur Vereinigung gezwungen, die Flamme der höchsten Begeisterung und der heldenmüthigsten Resignation alles Irdischen, des unbeugsamsten Selbstgefühls bei ihnen entzündet und jede menschliche Kraft in höchster Potenz entfaltet, dann hätten sie das Größte nicht geleistet und wohl nur langsam, vielleicht niemals, die Bahn des Ruhmes erfüllt, deren Schranken sich jetzt für sie aufthaten. – Sichtbar lenkte eine solche Verkettung der Umstände für den höchsten Zweck der Menschheit der Arm der ewigen Weisheit! –

Dem Heere des Darius, zur Züchtigung und Unterjochung Griechenlands gesendet, gingen Schrecken und Entsetzen voraus. Die Völker Thraciens, Macedoniens, Thessaliens unterwarfen sich – siegesstolz betraten die Perser das kleine Attika. Widerstand mit Erfolg schien unmöglich; Furcht und Mutlosigkeit ergriff die hülflos preisgegebenen Gemeinden an den Marken; manche bot, Verderben abzuwenden, schon freiwillig zum Joch sich dar. In diesem kritischen Momente erhob sich Athen. Höchster Begeisterung voll, wenn Sieg nicht möglich, doch frei zu sterben entschlossen, zogen alle seine Bürger, 9000 an der Zahl, aus, dem zwanzigmal stärkern Feinde, und, aller menschlichen Berechnung nach, dem sichern Tode entgegen. Das große Beispiel weckte in Platäa und andern Städten Attika’s gleichen Heldenmuth. Bei Marathon traf der Griechen kleine Schaar auf des Darius zahlloses Heer. Miltiades[391], der athenische Feldherr, griff die erstaunten Perser an, und deren vollständige Niederlage bewies, daß die Gewalt hoher, feuriger Begeisterung zuweilen vermag, was der berechnende Verstand nie wagen darf, und die moralische Kraft undisciplinirter Haufen im Kriege gegen die physische Ueber-

---

[382] Der griech. Dramatiker Euripides (griech. Εὐριπίδης; 480 o. 485/84–406 v. Chr.).

[383] Der griech. Geschichtsschreiber Herodot von Halikarnassos (griech. Ἡρόδοτος Ἁλικαρνασσεύς; 490/480–ca. 430/420 v. Chr.).

[384] Der griech. Politiker und Schriftsteller Xenophon (griech. Ξενοφῶν; zw. 430 u. 425–ca. 355 v. Chr.).

[385] Sokrates (griech. Σωκράτης; 469–399 v. Chr.).

[386] Epaminondas (griech. Ἐπαμεινώνδας; ca. 418–362 v. Chr); er gilt als der größte Staatsmann Thebens (siehe hierzu S. 164, Anm. 416).

[387] Die Schlacht bei Marathon (griech. Μαραθών) im Jahre 490 v. Chr., in der Miltiades (siehe hierzu S. 160, Anm. 391) die Perser unter Dareios I. (siehe hierzu S. 159, Anm. 376) besiegte.

[388] Die Seeschlacht bei Salamis (griech. Σαλαμίς) Ende September 480 v. Chr., in der Themistokles (siehe hierzu S. 161, Anm. 395) über die Perser unter Xerxes I. (siehe hierzu S. 161, Anm. 392) siegte.

[389] In der Schlacht bei Plataiai (griech. Πλαταιαί, lat. Plataeae) in Böotien besiegten die Griechen im Sommer 479 v. Chr. das persische Landheer unter dem Feldherrn Mardonios (siehe hierzu S. 161, Anm. 396). Nachdem die Griechen bereits im Vorjahr die Flotte des pers. Großkönigs bei Salamis (s. o.) vernichtend geschlagen hatten, bedeutete der Sieg bei Plataiai das Ende der pers. Versuche, Griechenland zu erobern.

[390] Karl von Rotteck (1775–1840) in seiner „Allgemeinen Geschichte, vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten; für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet […]. Zweyter Band.“ (Freiburg u. Konstanz: Herdersche Universitäts-Buchhandlung 1813), S. 50f. Der nachfolgende Absatz paraphrasiert dann lediglich Rottecks weitere Einlassungen.

[391] Miltiades (griech. Μιλτιάδης; ca. 550–ca. 489 v. Chr.), der Sieger in der Schlacht bei Marathon (siehe hierzu S. 160, Anm. 387).

macht wohldressirter Massen manchmal Wunder thun kann. – Der Sieg bei Marathon, der schönste, den jemals ein Volk errungen und dessen Ruhm den Athenern fast ausschließlich gebührte, war der strahlende Anfang jener Reihe von Großthaten, welche die Griechen in ihrem ewig denkwürdigen, langen Kampfe mit den Persern verherrlicht haben. Seine erste Frucht war eine kurze Waffenruhe; doch war vorauszusehen, daß die Perser, die Schmach der Niederlage furchtbar zu rächen, mit um so größerer Macht wiederkommen würden. Bald wälzten sich auch die ungezählten Schaaren des Xerxes[392], Darius Nachfolgers, dräuend heran. Sieben Tage und Nächte währte der Zug der Krieger, welchen das große Reich gegen das kleine Griechenland aussendete, über die Brücke, die der Perserkönig über den Hellespont geschlagen; einen Monat dauerte der Zug des Trosses und Heergeräths. Eine ungeheure Flotte, größer als sie je das Meer getragen, folgte den Bewegungen der Landmacht. Nie, zu keiner Zeit, weder früher noch später, hat man wieder von einem solchen Zuge gehört, der groß genug schien, die Welt zu erobern, aber zu klein war, ein Heldenvolk, das für seine Freiheit in den Tod zu gehen bereit ist, zu unterjochen. Langsam ergoß er sich in die Fluren Thessaliens; Verwüstung, Mord und Entsetzen, die Begleiter seiner Schritte. Am Oeta[393] führt ein enger Gebirgspaß von Thessalien nach Attika; – die Thermopylen. Ich schweige von des Leonidas[394] und seiner dreihundert Spartaner That, der für alle Zeiten gepriesenen, gethan an dieser Pforte des alten Hellas. Jeder weiß sie. O, ihre Wirkung war größer, als die des glorreichsten Siegs! Vergebens überschwemmten die Perser Hellas. Die Mauern seiner Städte mochten sie wohl brechen, aber nicht den Heldensinn des griechischen Volkes. Als großes Beispiel für alle in gleicher Lage, faßten die berathschlagenden Bürger Athens den Entschluß, ihre Häuser, Tempel, die Gräber ihrer Vorfahren zu verlassen, sich aus der unhaltbaren Stadt auf ihre Schiffe zurückzuziehen und dort, mit den andern hellenischen Geschwadern vereinigt, zu berathen, was zur Rettung des Vaterlandes zu thun sey. Greise, Weiber und Kinder, die zurückblieben, dem Tode geweiht, wurden von den Persern erwürgt; Athen selbst verwüstet und verbrannt. Herrlich lohnte sich diese heldenmüthige Aufopferung den Griechen, unter Themistokles[395] Leitung, durch den großen Seesieg bei Salamis, der den Perserkönig mit solchem Entsetzen erfüllte, daß er Griechenland mit dem größten Theil seiner Macht eiligst verließ, seinen Feldherrn Mardonius[396] mit 200,000 Mann im Lande, zu dessen Verwüstung beauftragt, zurücklassend. Die Vernichtungsschlacht bei Platäa befreiete bald darauf Athen und Griechenland auch von dieser Gefahr und gab ihnen die ganze Beute der Perser zurück, zugleich Schätze in Menge und unermeßliches Heergeräth.

Jetzt veränderte sich der Charakter des Krieges. Es war nicht länger ein Vertheidigungskrieg für die Griechen; er wurde nun ein Angriffs- und Rachekrieg. Auch in diesem war Athen die Seele und spielte es die Hauptrolle. Befreiung aller griechischen Colonien in Kleinasien von persischer Herrschaft, Vertreibung der Perser von allen Inseln des mittelländischen Meeres, gänzliche Vernichtung ihrer Seemacht, Unfähigmachen derselben für immer zu künftigen Angriffen auf Griechenland, war der Zweck des kleinen Freistaatenbundes, und er wurde unter der Anführung der Athener Aristides[397] und Cimon[398] glorreich errungen. Der Friede, den letztgenannter Feldherr mit Artaxerxes Longimanus[399], dem Sohne jenes Xerxes, welcher ganz Hellas Fesseln zugedacht, schloß, sicherte allen im Umfange seines großen Reichs gelegenen griechischen Colonien völlige Freiheit und Unabhängigkeit zu; kein persisches

---

[392] Xerxes I. (altpers. 𐎧𐏁𐎹𐎠𐎼𐏁𐎠, Xšayaṛša; hebr. אֲחַשְׁוֵרוֹשׁ, ʾAḥašvērōš; griech. Ξέρξης; ca. 519–465 v. Chr.) regierte ab 486 v. Chr. als achämenidischer Großkönig und ägyptischer Pharao.

[393] Altgriech. Οἴτη, Oítē; neugriech. Οίτη, das Iti-Gebirge.

[394] Leonidas I. (griech. Λεωνίδας; † 480 v. Chr.; gefallen), seit 490 v. Chr. König von Sparta; er fiel bei den Thermopylen (griech. Θερμοπύλαι, Thermopýlai; Pl. von θερμός, thermós „heiß“ und πύλη, pýlē „Tor, Öffnung“, frei übersetzt also in etwa „Heiße Quellen“).

[395] Der griech. Staatsmann und Feldherr Themistokles (griech. Θεμιστοκλῆς; ca. 524–ca. 459 v. Chr.).

[396] Der pers. Feldherr Mardonios (altpers. 𐎶𐎼𐎯𐎢𐎴𐎡𐎹, Marduniya; griech. Μαρδόνιος; † 479 v. Chr.; gefallen).

[397] Der griech. Feldherr Aristeides (griech. Ἀριστείδης; ca. 550–ca. 467 v. Chr.).

[398] Der griech. Politiker und Feldherr Kimon (griech. Κίμων; ca. 510–449 v. Chr.).

[399] Artaxerxes I. (altpers. 𐎠𐎼𐎫𐎧𐏁𐏂, Artaxšaça; hebr. אַרְתַּחְשַׁשְׂתָּא, ʾArtaḥšásta; griech. Ἀρταξέρξης; † 424 v. Chr.), seit 465 v. Chr. pers. Großkönig.

Kriegsschiff sollte mehr in den griechischen Gewässern erscheinen, kein persischer Heerhaufe sich auf drei Tagereisen den Ionischen Küsten nahen. So endete nach 50jähriger Dauer ein Krieg, für die Hellenen der gefahr- und ruhmvollste, der je zwischen Volk und Volk auf Erden gekämpft worden.

Den Athenern, als es Todesgefahren zu bestehen und Alles aufzuopfern galt, stets die Vordersten in diesem Kriege, wurde auch der reichste Antheil an seinen Früchten. Die unermeßliche Perserbeute machte sie reich, und bald stieg die Stadt der Minerva wieder weit schöner, größer, prächtiger aus ihrem Schutte hervor, als sie früher gewesen. Athens schönste Blüthenzeit hatte begonnen. Die reichen Bürger, mit der Kraft und dem Selbstgefühl der Helden, strebten jetzt nach höhern Dingen. Themistokles, der Sieger von Salamis, im Bürgerrathe der Erste, wie er es im Kriege gewesen, vereinigte den dritten Hafen Phalerus mit Athen und führte die von den Persern niedergestürzten Mauern, welche die Stadt mit jenen in Verbindung setzten, von so ungeheurer Stärke neu auf, daß die Trümmer noch nach Jahrtausenden als Cyklopenwerke erscheinen. Zwei Wagen konnten sich auf ihrem Scheitel ausweichen, so breit waren sie. Der Handel, die Seemacht Athens erreichten eine kaum glaubliche Größe. Mit jenem in gleichem Verhältniß wuchs die Stadt, die Zahl ihrer Einwohner. Alle Länder des mittelländischen und schwarzen Meeres, an deren Küste sie, oder ihre Verbündeten, die Herren spielten, ergossen die Schätze des Verkehrs in die Hauptstadt Attikas, jetzt, neben Tyrus[400] und Carthago[401], der größte Stapelplatz der damals bekannten Erde. Tempel, Amphitheater, Rennbahnen, die herrlichsten Gebäude für öffentlichen Unterricht, erhoben sich mit unübertroffenem Geschmack und gleich unübertroffener Pracht in allen Theilen der Stadt. Die Küste rings umher war mit Gebäuden bedeckt, deren Glanz mit denen der Stadt wetteiferte. Die Akropolis wurde unter dem Primat des Perikles eine Stadt von Tempeln, und selbst die sie umgebenden Werke kriegerischer Abwehr wurden, mit unerhörter Verschwendung von Blöcken des kostbarsten Marmors und mit den herrlichsten Werken der Bildhauerkunst geschmückt, aufgeführt. Sie schlossen das Erhabenste, Vortrefflichste ein, was die bildende Kunst unter irgend einem Volke und zu irgend einer Zeit hervorgebracht hat. Hier stand das Parthenon[402], oder der Tempel der Minerva, dieses Gebäude, welches noch in seinen Trümmern (die auf unserm Bilde, die Festungsmauern überragend, sichtbar werden) die Bewunderung der Welt ist; in ihm die Bildsäule der Minerva von Phidias, dem Homer[403] der Kunst, nebst seinem Jupiter, das erhabenste Werk der Bildhauerei aller Zeilen, von Elfenbein gebildet, 46 Fuß hoch, ganz mit gediegenem Golde, für mehr als eine Million Thaler an Werth, überzogen. – Das Parthenon hatte sich bis vor anderthalb Jahrhunderten fast unversehrt erhalten. Im Kriege der Türken mit den Venetianern diente es erstern zum Pulvermagazin; eine Bombe sprengte es in die Luft und hinterließ nichts als die herrlichen Trümmer.

Die Propyläen[404], majestätische Säulenhallen von Phrygischem Marmor, von denen noch 6 Colonnen, zum Theil vermauert, zum Theil außerhalb der Mauern (vergl. den Stahlstich) aus tiefem Schutte sich erheben, bildeten zum Parthenon den dem Hauptgebäude würdigen Eingang. Nördlich von diesem (die hintere, die Akropolismauem überragende Ruine auf unserm Bilde) stand das Erechtheum[405], – ein Doppeltempel, Ionischer Bauart, von Alabaster, – der eine der Minerva Polias, der andere dem Pandrosus geheiligt. Die südliche Fronte dieses bewunderten Gebäudes wurde durch weibliche Säulenstatuen (Caryatiden[406]) von 25 Fuß Höhe, jede aus einem Marmorblock gebildet, getragen, noch jetzt, obschon verstümmelt und durch den 2000 jährigen Einfluß der Zeit und der Elemente verwittert, die Bewunderung der Kunst. Auf der vordern Seite der Akropolis, an jedem Ende derselben, standen zwei

---

400 Siehe hierzu S. 51, Anm. 73.

401 Siehe hierzu S. 41, Anm. 44.

402 Griech. παρθενών, „das Jungfrauengemach“, der Tempel für die Athener Stadtgöttin Athene (ion. Ἀθήνη, dor. Ἀθάνα).

403 Homer (griech. Ὅμηρος; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhd.s o. in der 1. Hälfte des 7. Jhd.s v. Chr.).

404 Griech. Προπύλαια, Propýlaia, Pl. von προπύλαιον, propýlaion, „Vorhof, Vorhalle“; der monumentale Torbau zum heiligen Bezirk der Athener Akropolis (siehe hierzu S. 158, Anm. 370).

405 Griech. Ἐρέχθειον, der zwischen 420 und 406 v. Chr. erbaute Tempel mit den berühmten Karyatiden (s. u.) auf der Athener Akropolis (siehe hierzu S. 158, Anm. 370).

406 Eine Karyatide (griech. καρυάτιδα, „Frau aus Karyai“ [bei Sparta]) ist in der Architektur die Skulptur einer weiblichen Figur mit tragender Funktion.

Theater, das eine von Phrygischem bunten Marmor, das andere aus Alabaster errichtet. Letzteres (das Odeum) war den Singspielen, jenes dem eigentlichen Schauspiel gewidmet und dem Bacchus[407] geweiht. Von beiden ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. Noch vor 300 Jahren waren die kolossalen Trümmer Gegenstände des Staunens für alle Reisenden; sie wurden von den Türken bei Aenderung der Festungswerke, welche die Einführung des Geschützes der neuern Kriegskunst nothwendig machte, abgebrochen und als Baumaterial benutzt. Die schönsten Basreliefs, Fragmente der kostbarsten Bildhauerarbeit, sind in den damals aufgerichteten Mauern überall noch sichtbar. In der untern Stadt zeichneten sich zur Zeit des Perikles eine Menge kaum weniger prachtvollen Gebäude aus, von denen aber meistens nur dürftige Anzeichen, – einzelne aus dem Schutte, oder aus neuern Gebäuden hervorragende Säulen, und hier und da Theile von Substruktionen, auf unsere Zeit gekommen sind. Am bemerkenswerthesten sind die Laterne des Demosthenes[408], ein wunderschöner Tempel, jetzt im Hofe des Kapuzinerklosters stehend und von den Mönchen als Heumagazin benutzt, – vor allen aber das Hauptthor der Minervenstadt, mit seinem herrlichen Portikus, vom Kaiser Hadrian[409] erneuert, das best-erhaltene Bauwerk der athenischen Vorzeit – nach 16 Jahrhunderten des Kriegs und der Zerstörung Staunen und Bewunderung jedes Beschauers erweckend. Das Thor ist aus Marmorfelsblöcken von so ungeheurer Größe gewölbt, die Wölbung selbst ist von solcher Kühnheit, die Arbeit so vortrefflich, daß man nicht begreift, wie Menschenhände solches Werk aufrichten konnten. Und wenn nach künftigen Jahrtausenden selbst die Wunderbauten der Akropolis bis zur letzten Spur verschwunden sind, dieses Thor wird noch der erstaunten Nachwelt sagen, wo Athen gestanden. –

Die Hügel außerhalb der Stadtmauern waren mit großartigen Werken der Baukunst, meistens öffentlichen Zwecken geweiht, gekrönt. Die alten Philosophen und akademischen Lehrer pflegten sich bekanntlich nicht in dumpfige Hörsäle einzuschließen, sondern hielten sich am liebsten im Freien auf. Sie lehrten unter freiem Himmel, auf mit Säulenhallen zum Schutz gegen üble Witterung umgebenen anmuthigen Hügeln. Ein solcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, das Lyceum, wo Aristoteles Weisheit vortrug, der Hügel des Cynosarges[410], des Stifters der Cynischen Schule und andere mehre. – Andere Partien der reizenden Umgebungen der Stadt dienten zu politischen Versammlungen und waren mit angemessenen Gebäuden im erhabensten Style geziert. Hierher gehören der Hügel des Areopagus[411], (jetzt der Begräbnißplatz der Türken) wo der oberste Rath der Richter seine Entscheidungen aussprach; das Haus des Senats, das Prytaneum[412], der Pnyx[413], eine Anhöhe, auf welcher das freie Volk von Athen seine Urversammlungen hielt und rathschlagte. Von allen diesen Gebäuden und Hallen sind nichts oder nur halbvergrabene, aus Gestrüpp und Dornen hervorragende, zerschlagene Säulen und Fragmente von den verschiedensten Bildhauerarbeiten, die zu ihrer Verzierung dienten, übrig; von vielen ist selbst der Ort, wo sie gestanden, ungewiß. Am besten erhalten ist der Pnyx, der Versammlungsort des Volks. Noch sieht man den in Fels gehauenen Rednerstuhl, die Sitze der Schreiber, und an den Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillschweigen geboten und über Anstand und Ordnung bei den Berathungen zu wachen hatten. Keins aller übrigen Denkmäler des Alterthums außerhalb der Stadtmauern fesselt aber so sehr das Auge und erregt Staunen und Bewunderung in solchem Grade, als die, einen Hügel, ½ Stunde von der Stadt, krönenden Trümmer des Tempels des olympischen Jupiters. Dieses weltberühmte Gebäude, der Stolz der Athener und das größte Mei-

---

407 Griech. Βάκχος, Bakchos, ein Beiname des Dionysos (griech. Διόνυσος), des griech. Gottes des Weines und des Rausches; bei den Römern hieß dieser Gott lediglich Bacchus.

408 Der große griech. Redner Demosthenes (griech. Δημοσθένης; 384–322 v. Chr.).

409 Siehe hierzu S. 74, Anm. 115.

410 Kynosarges (griech. Κυνόσαργες) bezeichnet ein Gymnasion (griech. γυμνάσιον, von γυμνός, gymnós, „nackt“), also eine Sportübungsstätte im Stadtteil (griech. δῆμος, dēmos) Diomeia (griech. Διόμεια) des antiken Athens. Als Begründer der kynischen Schule gilt hingegen der Philosoph Antisthenes (griech. Ἀντισθένης; ca. 445–ca. 365 v. Chr.).

411 Griech. Ἄρειος πάγος, Áreios págos, „Areshügel“.

412 Griech. πρυτανεῖον; ein städt. Amtsgebäude (Rathaus) im antiken Griechenland.

413 Griech. πνύξ; Name des Athener Hügels, auf dem um 508 bis 330 v. Chr. die Volksversammlung (griech. ἐκκλησία, ekklēsía) abgehalten wurde.

sterwerk der Architektur, übertraf alle übrigen, das Parthenon selbst nicht ausgenommen, an Pracht und an Schönheit. Unermeßliche Summen wurden fünf Jahrhunderte hindurch (erst zur Zeit Hadrian's wurde der Ausbau vollendet) auf seine Vergrößerung und Verschönerung verwendet. Es wurde getragen von 120 kannelitten Säulen aus parischem Marmor, jede 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmesser haltend. Den geheiligten Boden umzog eine Mauer aus Marmorblöcken, nach innen eine runde Säulenhalle von unendlicher Schönheit darstellend. Das ganze Gebäude hatte über eine halbe Stunde im Umfange. Auf seiner Zinne stand die berühmte Statue des olympischen Jupiter, 60 Fuß hoch, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Das Innere des Tempels schmückten die schönsten Gemälde und Statuen der größten Meister Griechenlands. Von diesem Wunderwerke (dessen Ueberreste unser treffliches Bild auf das Treueste vergegenwärtigt) stehen jetzt noch 16 Säulen aufrecht; Trümmer anderer, Bruchstücke von Capitälern und Verzierungen liegen umher; einzelne Fußgestelle, mit Gras und rankigem Gestrüpp überwachsen, sind noch sichtbar; aber von den zahllosen Bildwerken, die ihn schmückten, ist keine Spur mehr vorhanden. – Besser erhalten ist der Tempel des Theseus, an dem in neuester Zeit die Baukunst in Wien und München sich in Nachbildungen versucht hat. – Vom herrlichen Pantheon[414], dem allen Göttern geheiligten großen Tempel, ist fast nichts mehr übrig; eine Copie desselben ist das Pantheon zu Rom.

Wir kehren zurück zu dem Versuche der gedrängtesten Darstellung der Lebensschicksale des Volks, das so Herrliches geschaffen; wenige Züge werden für unsern Zweck genügen.

Die Perserkriege hatten, wie wir gesehen, Athen auf den Gipfel der politischen Größe erhoben und zum Besitz unermeßlicher Reichthümer gebracht. Sein Einfluß gebot in ganz Attika, sein Glanz stellte die übrigen griechischen Freistaaten in Schatten; selbst der Spartaner Ruhm wurde durch den Athens überstrahlt. Alles dieß erregte den Neid der übrigen Stämme eines Volks auf, das mit dem erhöhten Gefühl der Kraft auch unbändigere Leidenschaften bekommen hatte. Collisionen der Interessen entstanden, und als allmählich unter dem Einfluß des durch den Reichthum geschaffenen Luxus die republikanischen Tugenden der Selbstverleugnung und reinen Vaterlandsliebe mehr und mehr verdrängt wurden, führte, in den Verhältnissen der Freistaaten zu einander, eine von der Selbstsucht geleitete gemeine Politik die Zügel. Intriguen entspannen sich, Spaltungen entstanden, die Furie der Zwietracht entzündete endlich die Fackel, welche in dem Lande der Solone, Miltiades, Leonidas und Aristides einer fast ununterbrochenen Reihe innerer Kriege leuchtete, in welchem das Herzblut der Griechen, das Mark ihrer Kräfte bis zur Erschöpfung dahin strömte, und die ihren Untergang vorbereiteten. Mit dem großen Peloponnesischen Kriege[415], in welchem Athen und Sparta um das Primat Griechenlands stritten, beginnt die dritte und letzte Epoche der Geschichte Athens als Staat; sie wird durch die Eroberung und Zerstörung von Korinth durch die Römer (146 Jahre vor Chr.), von welcher Zeit an ganz Hellas bis zur Auflösung des Reichs durch die Barbaren als römische Provinz erscheint, geschlossen.

Jener Krieg demüthigte Athen, und erhob Sparta auf den Platz, den es eingenommen. Dagegen mußte sich bei des Kampfgeschickes Wechsel Sparta unter Thebens[416] große Männer beugen. Entkräftung war bereits in allen Freistaaten fühlbar geworden, als im Norden, in Macedonien, unter Philipp's[417] Zepter, sich ein erobernder Staat bildete, der seine Ausdehnung im schönen Hellas suchte. Die Schlacht von Chäronea (338 v. Chr.) gab ihm die Oberherrschaft über ganz Griechenland. Vergebens waren die Versuche der Hellenen, sich nach Philipp's Tode wieder frei zu machen. Sie scheiterten an der Klippe des innern Zwiespalts, und der mächtige Genius des jungen Alexander[418] schlug sie zu Boden. Thebens Zerstörung war dem unruhigen, immer unzufriedenen Griechenvolke ein Warnungsmal vor ähnlichen Versuchen, so lange Alexander lebte. Nach seinem Tode flackerte das Streben nach Freiheit abermals auf. Die meisten Städte Griechenlands vereinigten sich, im achäischen Bunde, zum Kriege gegen Mace-

[414] Siehe hierzu S. 76, Anm. 126.

[415] Der Krieg zwischen dem von Athen geführten Attischen Seebund und dem Peloponnesischen Bund unter seiner Führungsmacht Sparta dauerte, unterbrochen von einigen Waffenstillständen, von 431 bis 404 v. Chr. und endete mit dem Sieg der Spartaner.

[416] Das böotische Theben (griech. Θῆβαι, Thēbai).

[417] Philipp II. (griech. Φίλιππος Β'; ca. 382–336 v. Chr.; ermordet), seit 359 v. Chr. König von Makedonien.

[418] Alexander der Große.

donien, als dessen Beherrscher, der jüngere Philipp[419], im Kampfe mit Rom verwickelt war. Macedonien unterlag und wurde römische Provinz, der achäische Bund von den siegenden Römern anerkannt. Noch einmal genossen die Griechen der Freiheit; aber sie waren ihrer nicht langer würdig. Den Heldencharakter des Volks hatten Luxus, Verweichlichung, die Laster des Orients, die es auf seinen Kreuzzügen kennen gelernt und bis zur höchsten Verfeinerung gepflegt hatte, bis auf wenige Spuren verwischt. Verrätherei und Treulosigkeit gaben den mächtigen Römern bald herrschenden Einfluß in allen Angelegenheiten und Händeln der Griechischen Staaten unter sich und mit dem Auslande. Die Römer, dem Namen nach Bundesgenossen, spielten die Diktatoren. Zu spät erkannten jetzt die Hellenen den Abgrund, in den sie versunken. Zum letztenmale auf 2 Jahrtausende entflammte der alte Geist – das kleine Hellas erhob den Schild gegen das allmächtige Rom. Aber die alte Kraft, die solchem Kampfe eine Möglichkeit des Gelingens geben konnte, war längst dahin. Die Verbündeten, in Corinth eingeschlossen, erlagen der Uebermacht; sie fielen unter dem Schwerdte der Ueberwinder; das herrliche Corinth selbst ging in Flammen auf. Griechenland versank in römische Knechtschaft und sogar sein Name erlosch. Es wurde, unter dem Namen Achaja, eine römische Präfectur.

Hellas hatte politisch aufgehört zu seyn; aber griechische Kunst und griechisches Wissen eroberten jetzt auf den Fittigen des römischen Adlers die Welt. Das Volk der Griechen, das entartete, kroch vor seinen Ueberwindern demüthig im Staube; aber vor dem Throne der Hellenischen Wissenschaft und Kunst beugten die stolzen Sieger das Haupt. Sie verschmäheten es nicht, Schüler der Besiegten zu werden, und römische Imperatoren kamen und hörten in den Hörsälen der Philosophen zu Athen die Lehren des Plato und Aristoteles. Von den zahllosen Kunstschätzen wanderten viele, als Weihgeschenke, oder als Trophäen, nach Rom, und von da in die Provinzen des römischen Westens, überall lehrend, bildend, Nacheiferung erweckend. Die griechische Sprache wurde römische Hofsprache, ihre Kenntniß dadurch allen Gebildeten Bedürfniß, und eben dadurch Geschmack an griechischer Literatur überall geweckt und genährt. Athen war zur Hochschule des Wissens für das römische Weltreich geworden. Als solche erhob es sich noch einmal, unter Hadrian und den beiden Antoninen[420], in Herrlichkeit. – Aber diese verging schnell und nun für immer, als die Glorie des Römerreichs selbst zu erbleichen anfing, in deren Strahlen Athen allein noch glänzen konnte. Der gänzliche Verfall der Sitten und der Kunst in Italien, die sich von da an datirende Unfähigkeit, Höheres selbst hervorzubringen, veranlaßte Verschleppungen der herrlichsten athenischen Denkmäler im Großen, und die spätere Ausschmückung Constantinopels[421], (nachdem es Kaiserresidenz geworden), mit den Werken griechischer Kunst, half die Plünderung vollenden. Die bald darauf folgenden Einfälle der Barbaren, die Griechenland verheerend durchzogen; das Christenthum endlich, abhold dem heidnischen Wissen, und den heidnischen Kultus bis auf die äußern Zeichen seines Daseyns verfolgend, gaben der Stadt der Minerva den Todesstoß. Im fünften Jahrhundert wurden die Schulen der Philosophen in Athen geschlossen, die noch übrigen Tempel in Kirchen verwandelt. Unter wechselnder Herrschaft, bald den Byzantinern, bald den Venetianern, bald den Lateinern, bald Genua unterworfen, konnte sich Athen nie wieder erheben; als es endlich nebst ganz Attika 1456 in türkische Hände fiel, war sein Zustand kaum noch ein Schatten des frühern. Aber erst unter dem vierhundertjährigen Joch der Osmanen erfuhr die Stadt des Theseus, zum Leibgedinge des Harems erniedrigt und der Verwaltung von Eunuchen[422] preisgegeben, die größte irdische Schmach. Kein Gesetz, keine Ordnung bestand mehr, weder für den Gewalthaber, noch für die Unterdrückten. Es gab in Athen keine Bürger mehr, nur noch Knechte der verworfensten Sklaven. Verschnittene, des Harems entmannte, fühllose Wächter, der Menschheit Auswurf, waren ihre Herrscher und deren Laune und Wille die Fäden, an denen der Athener Wohl und Wehe, Leben und Tod hingen. Elende Fristung des Lebens unter Verachtung, unter täglichem niederschlagenden Spott und Hohn, war unter diesem Joche ihr einziges, erreichbares Ziel. – Also stieg jenes Volk, das auf der Bildungsleiter

[419] Philipp III. Arrhidaios (griech. Φίλιππος Γ' Αρριδαίος; 352 –317 v. Chr.; hingerichtet), 323 v. Chr. König von Makedonien.

[420] Antoninus Pius (86–161), seit 138 römischer Kaiser, und Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser.

[421] Siehe hierzu S. 77, Anm. 133.

[422] Siehe hierzu S. 189, Anm. 501.

der Menschheit der Staffeln höchste erreicht, anderthalb Jahrtausende lang abwärts, hinunter zum tiefsten Abgrund menschlicher Erniedrigung, Angesichts der rastlos mahnenden Erinnerungsmale seiner einstigen Größe. Die Mythe des Tantalus[423] hat es auf die grauenvollste Weise verwirklicht.

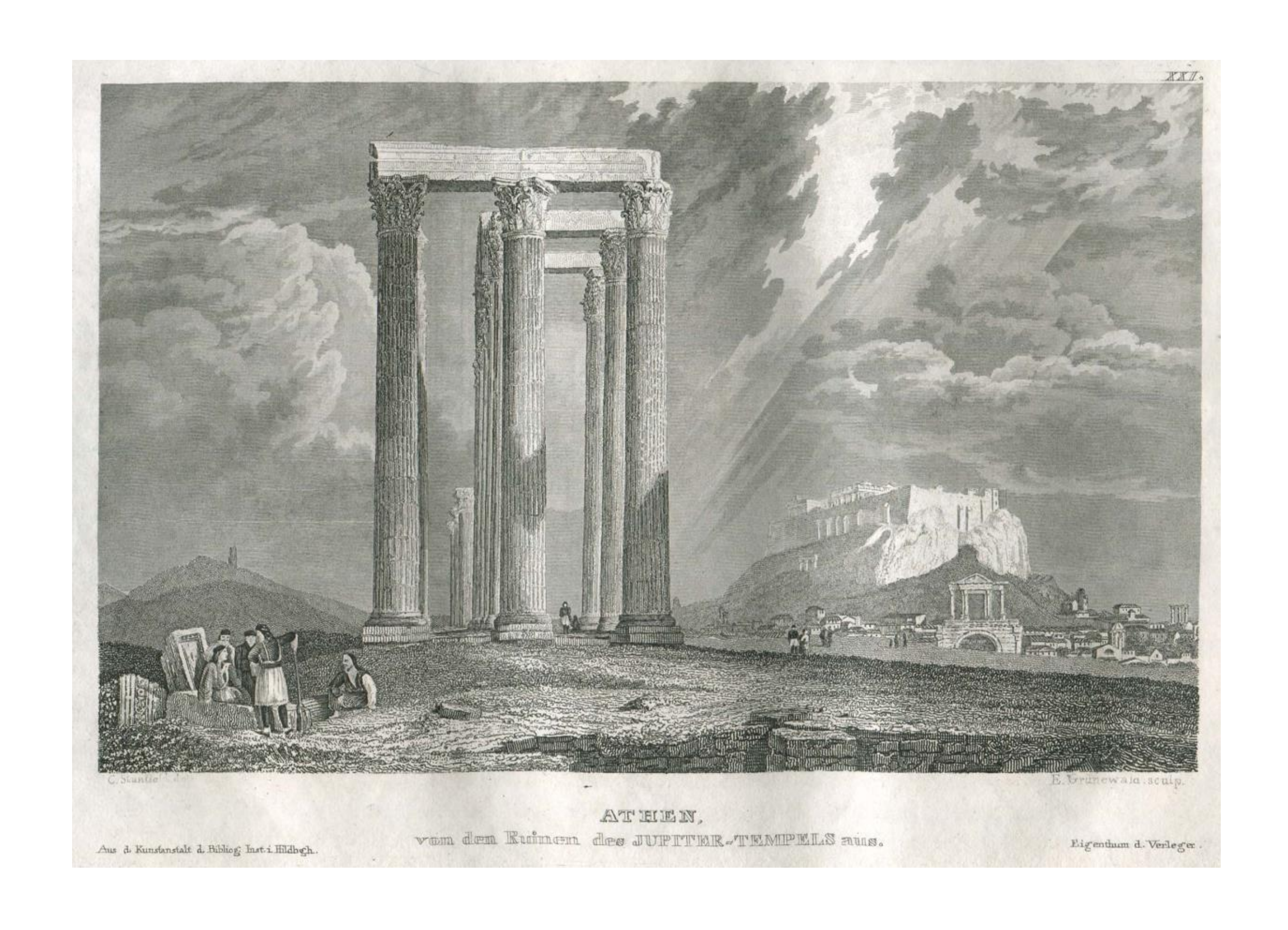
– Aber wunderbar! es hat durch alle Jahrhunderte der Schmach, aus dem tiefsten Schlamme der moralischen Verwilderung und Verdorbenheit den Funken gerettet, der unter bessern Verhältnissen wieder zur schönen Flamme werden kann. Es gibt keine Römer mehr, aber es gibt noch Griechen. Das Griechenvolk hat im letzten fünfjährigen Heldenkampfe gegen seine Unterdrücker[424], in einem Kampfe, dem der Ahnherren gegen die Perser ähnlich und an Großthaten wahrlich nicht ärmer! die Würdigkeit seines Namens besiegelt und gezeigt, daß – trotz der entsetzlichsten moralischen Ausartung – der Heroengeist nicht von ihm gewichen. – Hellas Volk steht wieder da, selbst eine Trümmer, fürwahr! aber – eine Trümmer, wie die des Jupitertempels auf dem olympischen Hügel, ehrfurchtgebietend und voll Hoheit. Wer, der in den Thaten, welcher dieses Volkes Verzweiflungskampf gegen die gesammte Macht der Osmanen verherrlichen, den Maaßstab der Kräfte sucht, die in ihm schlummern, wer möchte vorbestimmen, welche Rolle ihm in der Bildungsgeschichte der Menschheit dereinst noch beschieden?

Athen ist jetzt nur noch ein Haufe meist verödeter Hütten unter Ruinen mit kaum 1000 armen Einwohnern. Es ist zur Metropole des neugriechischen Königreichs erklärt worden. – Manchem klingt's wie Scherz: Manchem wie eine Weissagung großer, glänzender Zukunft.

---

[423] Der myth. König Tantalus (griech. Τάνταλος) hatte sich den Zorn der Götter – nachdem er sie bereits früher durch kleinere Vergehen verärgert hatte – endgültig dadurch zugezogen, daß er ihnen bei einem Gastmahl seinen von ihm selbst gemeuchelten jüngsten Sohn Pelops (griech. Πέλοψ) zum Verspeisen hatte vorsetzen lassen. Daraufhin verstießen ihn die Götter in die unterste Hölle, den Tártaros (griech. Τάρταρος), wo er fortan von ewigen Qualen gepeinigt wurde, was u. a. Homer in seiner Odyssee (griech. Οδύσσεια, Odýsseia) folgendermaßen beschreibt: „καὶ μὴν Τάνταλον εἰσεῖδον χαλέπ᾽ ἄλγε᾽ ἔχοντα, \ ἑσταότ᾽ ἐν λίμνῃ· ἡ δὲ προσέπλαζε γενείῳ. \ στεῦτο δὲ διψάων, πιέειν δ᾽ οὐκ εἶχεν ἑλέσθαι·\ ὁσσάκι γὰρ κύψει᾽ ὁ γέρων πιέειν μενεαίνων, \ τοσσάχ᾽ ὕδωρ ἀπολέσκετ᾽ ἀναβροχέν, ἀμφὶ δὲ ποσσὶ \ γαῖα μέλαινα φάνεσκε, καταζήνασκε δὲ δαίμων. \ δένδρεα δ᾽ ὑψιπέτηλα κατὰ κρῆθεν χέε καρπόν, \ ὄγχναι καὶ ῥοιαὶ καὶ μηλέαι ἀγλαόκαρποι \ συκέαι τε γλυκεραὶ καὶ ἐλαῖαι τηλεθόωσαι·\ τῶν ὁπότ᾽ ἰθύσει᾽ ὁ γέρων ἐπὶ χερσὶ μάσασθαι, \ τὰς δ᾽ ἄνεμος ῥίπτασκε ποτὶ νέφεα σκιόεντα. / Auch den Tantalos sah ich, mit schweren Qualen belastet. \ Mitten im Teiche stand er, den Kinn von der Welle bespület, \ Lechzte hinab vor Durst, und konnte zum Trinken nicht kommen. \ Denn so oft sich der Greis hinbückte, die Zunge zu kühlen; \ Schwand das versiegende Wasser hinweg, und rings um die Füße \ Zeigte sich schwarzer Sand, getrocknet vom feindlichen Dämon. \ Fruchtbare Bäume neigten um seine Scheitel die Zweige, \ Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven, \ Oder voll süßer Feigen und rötlichgesprenkelter Äpfel. \ Aber sobald sich der Greis aufreckte, der Früchte zu pflücken; \ Wirbelte plötzlich der Sturm sie empor zu den schattigen Wolken." (Hom. Od. 11, 582-592 in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; 1751–1826).

[424] In der Griechischen Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Herrschaft der Osmanen, die im Frieden von Adrianopel (siehe hierzu S. 1597, Anm. 4955) am 14. September 1829 mit der Unabhängigkeit Griechenlands endete.



ATHEN,
von den Ruinen des JUPITER-TEMPELS aus.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 61835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 82f.

LXXIX. Der Theseus-Tempel bei Athen.

Athen hat keine Aehnlichkeit mit den andern Königsstädten unsrer Tage. Die Pracht, den Glanz, das Geräusch und Leben der Residenzen suche man nicht in seinen Mauern. Schweigen, Einsamkeit und Verwüstung ist sein Gepräge, und was bisher von seinem Könige[425] geschah, um dieß Gepräge zu verwischen: das Ansiedeln der Beamten und Fremden, das Garnisoniren seiner baierischen Krieger, die Errichtung einiger Gebäude zu Regierungszwecken, ist im Ganzen zu unbedeutend und dient mehr dazu, durch den Kontrast jenes schärfer hervorzuheben. Noch liegen hunderte von Häusern in Schutt, noch sind ganze Straßen ungangbar ob der Verwüstung aus dem letzten Kriege. Ueber die Akropolis hinaus scheint das Menschengeschlecht fast aufzuhören. Keine Ackerleute, kein Heerdengebrüll, keine Dörfer. Nur wenige verfallene Pachthöfe zeigen sich auf den nackten Gefilden; zunächst der Stadt einige alte Hütten, einige Heuschuppen, Gärten und einsame Weinberge.

Mitten auf diesem verwilderten Boden erheben sich die Denkmäler der alten Athenae wie Schatten eines untergegangenen Heroengeschlechts. Ihres Schmucks beraubt, scheinen sie sich in ihrem Stolze ganz abgeschieden zu haben und gleich Königen, die vom Throne gefallen, ihr Unglück in der Einsamkeit bergen zu wollen. Die Seele des Betrachtenden wird überwältigt durch den Anblick dieser Ruinen der Minervenstadt, aus der Cultur und Civilisation hervorgingen, um über die Erde zu schreiten.

Der Tempel des Theseus, erbaut von Cimon, des Miltiades Sohn, hat unter allen Monumenten Athens und ganz Griechenlands den Kampf mit der Zeit am siegreichsten bestanden und von den plündernden Händen antiquarischer Räuber am wenigsten gelitten. Er steht auf einem wüsten Hügel am Westende der (neuern) Stadtmauer, zwischen den Thoren von Morea[426] und Thrako[427]. – Wie alle altgriechischen Tempel, ist er vom Fundament an bis zum Dache durchaus von Marmorquadern aufgerichtet, die auf's genaueste, als wären sie zusammengeschliffen, an einander gefügt sind: – ganz unähnlich den Bauwerken Roms, welche ihrer Marmorbekleidung beraubt, mit wenigen Ausnahmen, nur Massen von Ziegelwerk darstellen, die durch ihre Größe in Erstaunen setzen, aber selten das Auge erfreuen. – Der Theseus-Tempel ist das vollkommenste Muster des dorischen Styls; er zeigt die Schönheit und Anmuth desselben mit der größten Wirkung. Obschon die Ornamente im Innern und Aeußern längst verschwunden sind bis auf wenige verstümmelte, so ist doch der architektonische Theil des Gebäudes, bis auf das Dach der Cella und bis auf einen kleinen Theil des Portikus, noch ganz erhalten. Der Tempel hat 6 Säulen auf jeder Fronte und 13 auf der Seite, zusammen also 34. Sie haben jede 20 Fuß Höhe. Rund um den Tempel standen kolossale Götter- oder Heroenbilder; an der westlichen Seite erkennt man noch ihre Postamente. Das Innere des Portikus ist (jetzt fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt) mit Skulpturen geschmückt; Frieße, welche den Kampf der Centauren und Lapithen[428] vorstellen. Das Innere der Cella ist wüst und dient seit vielen Jahren als Begräbnißstätte der in Athen verstorbenen Fremden. Lord Byron, der für Griechenruhm begeisterte und gefallene Dichterheld, wünschte hier seine Ruhestätte zu haben; aber die Familie forderte seine Gebeine und schaffte sie nach England.

---

[425] Der Wittelsbachersproß Otto (griech. Ὄϑων, Othon; 1815–1867) war von 1832 bis 1862 König von Griechenland.

[426] Morea (griech. Μωρέας o. Μωριάς; osman. موره, More) ist seit dem Mittelalter die Bezeichnung für die Halbinsel Peloponnes; also das Südtor in Richtung Peleponnes.

[427] Thrakien (griech. Θρᾴκη, bulg. Тракия, Trakija; osman. تراقيا, Trāḳyā), eine Landschaft auf der östl. Balkanhalbinsel, die heute zu den Staaten Bulgarien, Griechenland und Türkei gehört; also das Nordtor in Richtung Thrakien.

[428] Griech. Λαπίϑαι; sagenhaftes Volk Griechenlands, das gegen die Kentauren (griech. Κένταυροι) kämpfte.

Der Theseustempel ist schon von Baumeistern des Alterthums oft kopirt worden; häufig auch in unsern Tagen, in München[429], Manchester[430], Wien[431], Philadelphia[432] und Petersburg[433]. – Alle diese neuern Nachbildungen aber geben Herrlichkeit des Atheniensischen Baues nur unvollkommene Begriffe.

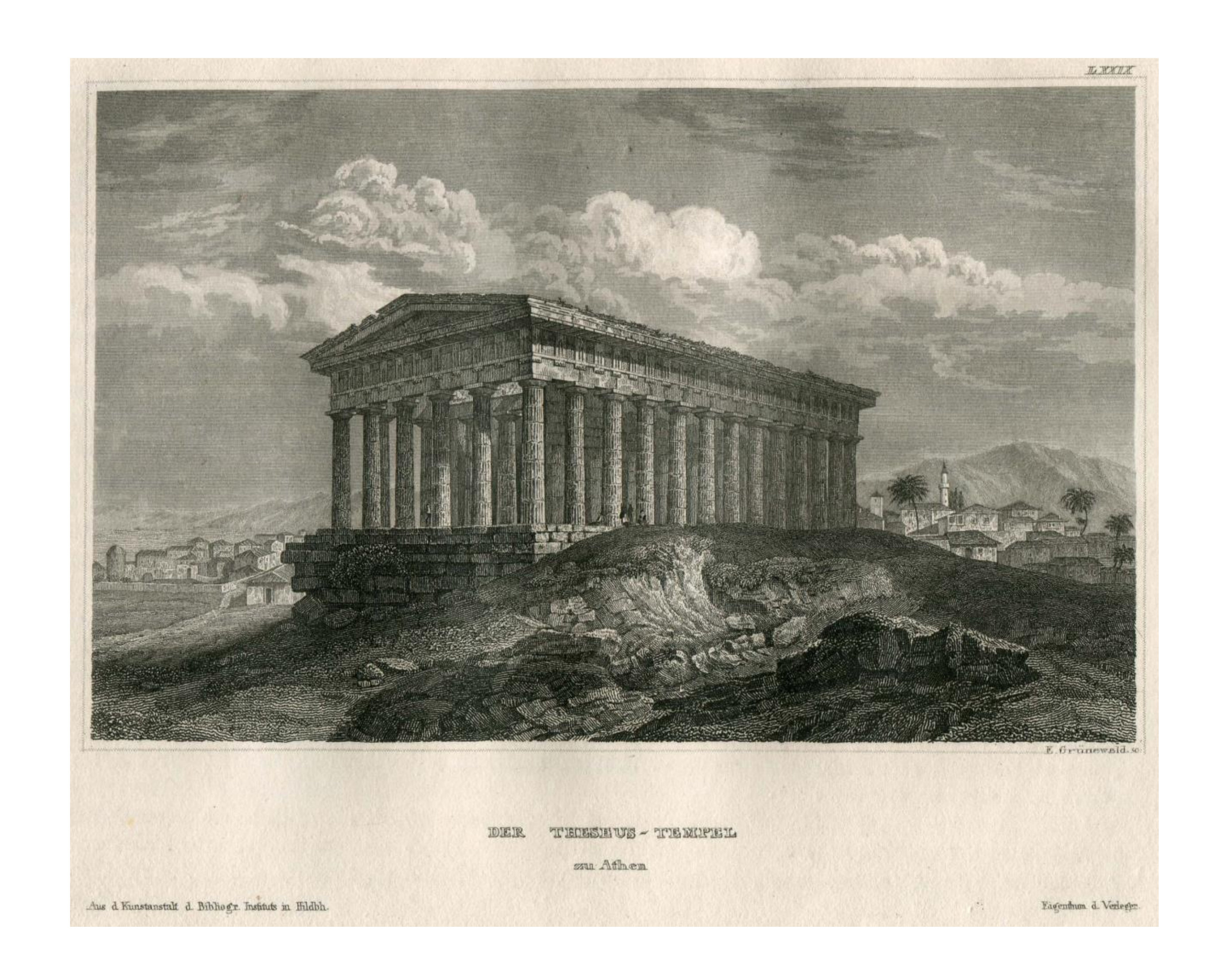
[429] Hiermit ist sicherlich das 1845 nach Plänen von Georg Friedrich Ziebland (1800–1873) fertiggestellte Ausstellungsgebäude am Königsplatz (heute Staatl. Antikensammlung) gemeint.

[430] Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um das zwischen 1825 und 1835 nach Plänen von Charles Barry (1795–1860) erbaute Gebäude der Royal Manchester Institution.

[431] Im Wiener Volksgarten, von 1820 bis 1823 von Peter von Nobile (1774–1854) als Domizil für die Theseus-Skulpturengruppe von Antonio Canova (1757–1822) erbaut.

[432] Hiermit sind sicherlich die ersten Bauten des von Frederick Graff (1775–1847) konzipierten und von 1812 bis 1872 errichteten Komplexes der Fairmount Water Works am Schuylkill River gemeint.

[433] Hiermit dürfte der von 1805 bis 1806 von Luigi Rusca (1762–1822) erbaute Portikus (russ. портик Руска, Portik Ruska) am dortigen Newski-Prospekt (russ. Невский проспект) gemeint sein.



DER THESEUS-TEMPEL

zu Athen

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.



ATHEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 257-264.

Athen.

Es ist kein Name, der leuchtender durch die Jahrhunderte der Weltgeschichte strahlt, als der Name Athen. Es gibt keine Art des Ruhmes, deren reichste Kränze nicht diesen Namen schmücken. Fraget ihr, wo der Menschengeist sich zur höchsten Entwickelung des Gedankens emporschwang: die Geschichte antwortet euch mit dem Namen Athen; suchet ihr nach der Stätte, wo die Pflege der Wissenschaften ihre vollsten Blüthen trieb, die Kundigen weisen euch gen Athen; wollt ihr wissen, wo die Kunst, die Offenbarung der ewigen Schönheit in Wort und Bild, ihre höchste Vollendung erreichte, die Kunstgeschichte entrollt vor euch die Kunstwelt von Athen und erhabene Dichter und Bildner wandeln vor euch als Bürger Athens, umstrahlt von dem Glanze unsterblicher Werke. Wollt ihr ein freies Gemeinwesen in seiner höchsten Kraftentwickelung schauen, so blickt auf das Athen, welches die Weltmacht der Perser schlug; verlangt euch große Staatsmänner und Feldherren zu bewundern, Athen führt euch seine Solon und Pisistratus, seine Aristides und Perikles, seine Codrus und Miltiades, seine Themistokles und Cimon vor. Kurz, was das Menschenthum in irgend einer Richtung Großes und Edles hervorgebracht, es hat Athen zur Wiege des Größten und Edelsten erwählt.

Der Staat, der den glorreichen Namen führte, verfiel; die ganze hellenische Welt, deren geistiger Mittelpunkt Athen war, ging unter in der Sündfluth asiatischer Barbarei; die Stadt selbst mit ihren erhabenen Kunstwerken sank in Trümmer; die hohe Akropolis, dieses weithin leuchtende Wahrzeichen der im athenischen Wesen vollzogenen Vermählung des Göttlichen und Menschlichen, ward zum Sitz der abscheulichsten Zwingherrschaft und Entmenschung herabgewürdigt – aber kein Grauen und kein Greuel, kein Sturm und keine Finsterniß der Zeiten konnte den Glanz auslöschen, der wie ein Heiligenschein den Namen Athen umwob. Er schwebte fort und fort wie ein Sternbild über den Trümmern einer Herrlichkeit, die für die Spitzfindigkeit und Altklugheit der modernen Staats- und Weltweisen auf ewig versunken war.

Denn das hatte man ja mit tiefem Scharfsinn heraus philosophirt, daß der Untergang der gesummten hellenischen Welt aus innerster Nothwendigkeit hervorgegangen, daß er eine natürliche Folge innerer Zerstörung der Lebenskraft gewesen. Und noch heute ist die Ansicht landläufig: daß der sittliche Verfall des Hellenenthums die Ursache seines politischen Unterganges gewesen sei. Verwerflicher Aberglaube, den die Ereignisse unserer Zeit längst Lügen gestraft!

Der Untergang der althellenischen Welt ist aus keiner andern Quelle geflossen, als aus derjenigen, auf welche wir Deutschen den Untergang unseres eigenen Reiches zurückführen: aus der politischen Zerklüftung der Nation, welche sie zur Beute überlegener, durch Einheit mächtiger Feinde machte. Den Griechen war genau wie uns, durch die Zersplitterung in eine Menge Staaten und Stätchen ohne einheitliche Spitze, das Gefühl der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit allmälig verloren gegangen; Stammeseifersucht und Uneinigkeit griffen bei ihnen genau wie bei uns Deutschen Platz und machten sie machtlos gegen den Anprall selbstsüchtiger, durch einen einheitlichen Willen unwiderstehlicher Feinde. Die Zeit, wo Philipp von Makedonien Griechenland in Fesseln schlug, gleicht der Zeit, wo Napoleon Deutschland unterjochte, auf ein Haar.

Verloren wir Deutschen nun trotz der Schmach der Unterjochung und trotz dem Untergange unseres altehrwürdigen Reiches nicht den Anspruch und die Hoffnung auf Erlösung und einstige Wiederherstellung unserer nationalen Macht und Größe, so muß man den gleichen Anspruch und die gleiche Hoffnung auch den Griechen zugestehen, und eben so thöricht als ungerecht war und ist es, diese nur als enterbte Nachkommen ruhmvoller Väter, als Bettler zu betrachten, die von Königen stammen und nach höherm Rathschluß für alle Zeiten vom Reiche derselben ausgeschlossen sind.

Die Griechen selbst dachten würdiger von sich. Während die übrige gebildete Welt nur zu dem Stern aufblickte, der hoch über den Trümmern des alten Athen schwebte, und ihn nur gleichsam als den verklärten, an den Himmel versetzten Geist desselben mit ehrfurchtsvoller Bewunderung betrachtete, für die unten, zwischen den Trümmern, in ehernen Fesseln Schmachtenden aber nur Mitleid, wenn nicht gar Verachtung fühlten, trugen diese den Stern der alten Herrlichkeit ihres Vaterlandes in der Brust und er ward unter übermenschlichen Drangsalen der gemeinsame Leit- und Hoffnungsstern aller Griechen. In Schmach und Elend wurden sie sich ihrer Zusammengehörigkeit und der Ursache ihres Unglücks bewußt. Die Trümmer, unter denen sie wandelten und die als Trümmer noch von wunderbarer Schönheit waren, predigten ihnen täglich und stündlich die ernste Lehre, daß die höchste Kultur ein Volk nicht vor dem Untergang schützt, das nicht ein in sich fest geeinigtes, wohlgegliedertes Ganzes bildet. Und wenn sie zur erhabenen Akropolis den Blick erhoben, so that sich ihnen das Geheinmiß der Erlösung, der Auferstehung zu neuer Herrlichkeit auf, denn die hohe Burg gemahnte an einen gemeinsamen Mittelpunkt der griechischen Welt, an die nationale Einigung aller Griechen unter Einem Willen.

Die Diplomaten Europa’s verstanden die Sprache der Trümmer Athens und seiner Akropolis nicht, als die Griechen das Joch der Türkenherrschaft endlich abschüttelten und in einem beispiellosen Befreiungskampfe bewiesen, daß das Blut der Helden von Marathon und Salamis, von den Thermopylen und Mantinea[434] noch in ihren Adern rolle. Wie durch die Schlacht von Navarin[435] die Macht der Türken gebrochen war, hätte es in der Gewalt der Sieger gestanden, durch einen Federzug ein einiges und freies Griechenland zu schaffen. Die Pforte[436] hätte in jede Friedensbedingung willigen müssen. Es stand ganz bei den Siegern – Frankreich, England und Rußland – die Grenzen des neuen griechischen Staates über alles von Griechen bevölkerte Land der Türkei auszudehnen und so einem lebensfähigen Staate das Dasein zu geben. Statt dessen gefiel es ihnen, eine Existenz in’s Leben zu rufen, welche eigentlich nur vegetiren, nicht aber wirklich leben konnte.

Was vor zwei Jahrtausenden durch Abstammung, Sprache und Kultur mit einander verbunden die griechische Nation ausmachte, das war zwar im Laufe der Jahrhunderte vielfach auseinander gerissen und theilweise in der Vermischung mit andern Nationalitäten untergegangen. Immerhin aber hatte sich ein nationaler Kern erhalten, welcher das gemeinsame Elend und die gemeinschaftliche Sehnsucht nach Erlösung auf’s Innigste zusammenhielt und der alle natürlichen Bedingungen eines lebensfähigen Staatswesens in sich trug. Dieser Kern verbreitete sich als eine kompakte Volksmasse über die von dem Aegäischen Meere einerseits, dem Ionischen Meere und dem Kanal von Otranto andererseits eingeschlossene, im Norden noch den Berg Pindus in sich fassende Halbinsel und alle Inseln des Ionischen und Aegäischen Meeres. Von diesem zusammengehörigen Ganzen wurde aber nur der kleinere und ärmere Theil der türkischen Herrschaft entrissen und zu einem unabhängigen Staate gemacht. Im Süden

---

[434] Die Polis Mantineía (griech. Μαντινεία), deren Einwohner sich zwar mutig, doch letztlich erfolglos sowohl gegen die Spartaner als auch gegen die Makedonier erhoben hatten.

[435] In der Seeschlacht von Navarino (neugriech. Ναυαρίνο) vor der Südwestküste des Peloponnes hatten am 20. Oktober 1827 die verbündeten Briten, Franzosen und Russen über die Türken gesiegt. Durch diesen Sieg wurde es den Türken letztlich unmöglich, die griech. Revolte zu ersticken; zudem hatte er den Bruch der traditionell guten Beziehungen zwischen dem Vereinigten Königreich und dem Osmanischen Reich zur Folge.

[436] „Hohe Pforte“ war die Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 188, Anm. 497).

ließ man das herrliche Candia[437], im Osten die Sporaden[438], im Norden das fruchtbare Thessalien[439] sammt Macedonien[440] in der Gewalt der Barbaren, während im Westen die Ionischen Inseln[441] als Pseudorepubliken unter englischer Botmäßigkeit blieben. So war der neue Staat nur ein verstümmelter Körper, ein Torso, von dem man seine besten und nothwendigsten Gliedmaßen abgelöst hatte, denn unter diesen abgelösten Gliedern befanden sich Stämme, welche an dem großen Befreiungskampfe den allergrößten Antheil gehabt und sich dadurch das erste Anrecht auf den Mitgenuß der Freiheit erworben hatten. War doch der Stifter der Hetärie[442], aus welcher später die Flamme des Freiheitskrieges emporschlug, Rhigas[443], ein Thessalier, und gehörten doch die Sulioten[444], die zuerst das Schwert gegen die Unterdrücker zogen, demselben Griechenstamm an. Und wer ermißt die Ströme Blutes, welche die Candioten[445] dem höchsten aller Lebensgüter geopfert! –

Die weise Diplomatie that noch ein Uebriges, um die Gebrechlichkeit ihrer neuen Schöpfung recht fühlbar zu machen. Sie drangen dem durch den langen, mit unsäglichen Opfern verbundenen Kampf erschöpften und von seinen besten Hilfsquellen abgeschnittenen Lande einen König aus einer fremden Fürstenfamilie auf, der kein Verständniß mitbrachte für die Gefühle und Bedürfnisse des Volkes, das er regieren sollte, wohl aber große Ansprüche an den Säckel desselben zur Führung eines kostspieligen Hofhaltes, und eine Menge Schranzen, welche sich von den Früchten eines Kampfes mästen wollten, dem sie aus sicherer Ferne müssig zugeschaut. –

Trauernd, ein Bild des tiefsten Elends, lag Athen am Ende dieses Kampfes zu den Füßen seiner Akropolis. Denn zu der Zerstörung, welche die Jahrhunderte mit ihren wechselvollen Geschicken über die Königin der Gesittung gebracht, hatte der Freiheitskrieg auch noch die Vernichtung des ärmlichen Städtchens gefügt, welches sich zwischen den Trümmern jener erhalten hatte. Aber Athen konnte nicht das Schicksal von Ninive[446] und dem hundertthorigen Theben[447] haben. Während die fremden Diplomaten dafür sorgten, ihnen ein machtloses Königthum und einen König zu geben, der ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand war, richteten sich die Augen der Griechen aus das verwüstete Athen, als auf das Symbol ihrer nationalen Größe und erhoben sich daran über die Unwürdigkeit der Rolle, welche ihnen von den falschen Vormündern zugedacht war. Der neue König zog in Nauplia ein, sie wallfahrteten gen

---

[437] Siehe hierzu S. 39, Anm. 32.

[438] Griech. Σποράδες, Sporádes, „die Verstreuten“; osman./arab. ولايت جزاير بحر سفيد, Vilāyet-i Cezāyir-i Baḥr-i Sefīd, „Gouvernement der Inseln des Weißen Meeres [d. i. das Mittelmeer]“; von arab. الجزائر, al-Ǧazāʾir (Sing. لجزيرة, al-ǧazīra), „die Inseln“, البحر, al-baḥr, „das Meer“ und osman. سفيد, sefīd, „weiß“.

[439] Griech. Θεσσαλία, Thessalía; osman. ولايت سلانيك, Vilāyet-i Selānīk; Thessalien gelangte zum Großteil erst 1881 in den Besitz Griechenlands, das diesen Landesteil im 1. Balkankrieg 1912 zusätzlich arrondieren konnte.

[440] Griech. Μακεδονία, Makedonía; mazedon. u. serb. Македонија, Makedonija; bulg. Македония, Makedonija; osman. ماقدونيا, Māḳadūnyā. Mazedonien war im Osmanischen Reich verwaltungsmäßig hauptsächlich aufgeteilt in das Vilāyet-i Manāstır (osman. ولايت مناستر) und das Vilāyet-i Yānya (osman. ولايت يانيه; siehe hierzu auch S. 174, Anm. 444). Diese Gebiete gelangten erst nach dem 2. Balkankrieg 1913 vollständig unter die Herrschaft Griechenlands.

[441] Unter brit. Protektorat waren 1815 die „Vereinigten Staaten der Ionischen Inseln“ (griech. Ἑπτάνησος Πολιτεία, Heptánesos Politeía, „Staaten der Sieben Inseln“, ital. Repubblica Settinsulare; osman.جزاييرى صباى موجتميا جومهورو, Cezayīr-i Sebā-i Müctemīa Cümhūrū, „Vereinigte Staaten der Westlichen Inseln“) gegründet worden. Dem bis 1864 bestehenden Protektorat gehörten die folgenden Inseln an: Andikythira (griech. Αντικύθηρα), Andipaxos (griech. Αντίπαξος), Korfu (griech. Κέρκυρα), Kythira (griech. Κύθηρα, ital. Cerigo), Lefkada (griech. Λευκάδα, ital. Santa Maura), Ithaka (griech. Ιθάκη), Kefalonia (griech. Κεφαλονιά), Paxos (griech. Παξός) und Zakynthos (griech. Ζάκυνθος, ital. Zante) an; der Name leitet sich von den sieben größten Inseln ab.

[442] Griech. ἑταιρία, hetairía, „Freundschaftsverband, Vereinigung“.

[443] Der griech. Revolutionär Rigas Velestinlis (griech. Ρήγας Βελεστινλής; 1757–1798).

[444] Die Soulioten (griech. Σουλιώτες; alban. Suliotët) waren eine kriegerische Gemeinschaft, welche die Berge rund um Souli (griech. Σούλι) im Süden des Vilāyets von Ioannina/Yānya (siehe hierzu S. 174, Anm. 440), des alten Epirus (griech. Ἤπειρος, Ḗpeiros; alban. Epir), bewohnten.

[445] Die Bewohner Kretas (siehe hierzu S. 39, Anm. 32).

[446] Akkad. 𒌷𒉌𒉡𒀀, Ninua (Bedeutung nicht geklärt); aram. ܢܝܢܘܐ, Nīnwē; hebr. נִינְוֵה, ʾNīnəwē; griech. Νινευή, Nineuḗ; arab. نينوى, Nīnawā.

[447] Siehe hierzu S. 363, Anm. 1053.

Athen und begannen es wieder anzubauen. Bald nöthigten sie den König, den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Name Athen sollte ihm eine Mahnung sein, daß das Griechenvolk nicht auf die Erbschaft seiner großen Vergangenheit verzichtet habe.

König Otto verstand die Mahnung nicht. Zwar war er vom besten Willen beseelt, sein Volk glücklich zu sehen; aber wie sich Athen – wenn schon nicht ohne sein Zuthun, so doch zumeist durch die Begeisterung der Griechen für den Glanzpunkt ihrer nationalen Herrlichkeit, unglaublich schnell aus dem Schutt der Zerstörung erhob, begriff er nicht, daß dieses rasche Aufblühen eines neuen Athen einen Volksgeist voraussetzte, welchem die engen Grenzen, in die man das verjüngte Griechenland gebannt, nicht genügen konnten, daß der Genius, welcher das neue Athen, mit seinen Palästen, seinen Bildungsstätten für Kunst und Wissenschaft, seinen Anstalten für das Wohlbefinden der Bewohner, hervorzauberte, sich nicht mit einer bloßen Scheinexistenz zufrieden gab, daß er zur vollen Wiedergeburt des alten Hellas, mit dem Bewußtsein ihrer nothwendigen Bedingungen, emporstrebte.

Es grenzt in der That an das Wunderbare, wie schnell das neue Athen emporblühte. Vor dem Beginn des Freiheitskampfes war es zu einem elenden Nest von 10,060 Einwohnern herabgesunken und am Ende des Krieges sank es, wie erwähnt, fast in vollständige Verödung. Als nach der Ankunft des Königs Otto im Jahre 1833 die Türken Attika räumten, hatten sich etwa 5000 Griechen wieder hier angesiedelt, und jetzt, nach dreißig Jahren, steht an der Stelle von einigen hundert schlechter Hütten eine prächtige Großstadt von 50,000 Einwohnern – das einzige Beispiel so riesigen Wachsthums auf dem ganzen europäischen Festland.

Eine der ersten Sorgen des wiedergeborenen Griechenlands war die für Erneuerung des alten Ruhmes griechischer Bildung. Es wurden in Athen Bildungsanstalten aller Art in’s Leben gerufen und allen Söhnen des Landes zugänglich gemacht. Und wie sich in der neuangelegten Stadt flugs Haus an Haus, Straße an Straße reihte, so baute das Volk emsig und erfolgreich am Tempel des Geistes, und man kann wohl sagen, daß Neu-Athen an Intelligenz mit den gebildetsten Städten Europa’s wetteifert.

Beides, das äußere wie das innere Wachsthum Athens, zeugt für die Lebensfähigkeit der griechischen Nation, und es mußte ihrem Beherrscher, wie seinen großmächtigen Vormündern längst die Ueberzeugung beibringen, daß sie ein Riesenkind in eine Zwergkutte gesteckt, welche dasselbe über lang oder kurz sprengen werde. Sie alle verkannten die Natur ihres Schützlings. König Otto und sein Hof sahen in ihm einen verwahrlosten, aber noch bildungsfähigen Bengel, den man nach bayer’scher Schablone zu einem leidlich guten Unterthan *à la* Michel erziehen könne. So wie sie mit bayer’schen Korporalen eine griechische Armee nach bayer’schem Muster drillen wollten, so meinten sie das ganze griechische Volk zu braven Altbayern umbilden zu können, die sich kindlich mit dem Maße Glückseligkeit begnügen, das ihnen die landesväterliche Huld vergönnt. Die drei Vormünder sahen in dem Kinde einen etwas unbequemen Findling, dessen man sich aber einmal angenommen und für den man deshalb sorgen müsse, damit ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm werde. Dabei deutete Jeder das „brauchbar“ auf seine Weise, nach seiner Laune oder feinem Vortheil. So wollte Rußland aus ihm ein Werkzeug seiner Absichten auf die Erbschaft des „kranken Mannes“ machen, Frankreich wollte an ihm ein Gegengewicht gegen die englische Macht im östlichen Mittelmeer gewinnen, und England wollte sich an ihm umgekehrt eine gute Stütze mehr für diese Macht bereiten. Jede von den drei Mächten suchte das Kind bei irgend einer seiner schwachen oder starken Seiten zu fassen: Rußland bei der griechischen Rechtgläubigkeit, Frankreich bei der Nationalität und England bei der Liebe zur Freiheit.

Von dem Zeitpunkt an, wo es die Residenz des Königs Otto wurde, war Athen die Bühne eines diplomatischen Intriguenspieles, wie es nur je an einem Fürstenhofe aufgeführt worden. Griechenland ward der Spielball der vier gegen einander arbeitenden Richtungen, die wir eben angedeutet haben. König Otto hätte ein erhabenerer Geist sein müssen, als er war, hätte er diesem Spiel gegenüber eine feste und unangreifbare Stellung einnehmen und zuletzt, mit Hülfe seines zu ihm stehenden Volkes, sämmtliche Spieler matt setzen sollen. So wie er war, mußte er der eigentliche Spielball werden.

Die äußere Geschichte Neugriechenlands ist wesentlich eine Geschichte der Intriguen der drei Schutzmächte gegeneinander am Hofe von Athen. Die Fäden der verschiedenen Revolten und Aufstände, welche seit der Thronbesteigung des Königs Otto, bald in der Hauptstadt, bald in den Provinzen ausbrachen, liefen immer je in einem der Gesandtschaftshôtels dieser Mächte zusammen. Stets aber –

und hierin liegt ein schlagender Beweis für die Kurzsichtigkeit der diplomatischen Pfiffigkeit, welche die ganze griechische Nation in den Händen zu haben wähnte, – stets waren es nur einzelne Parteigänger mit ihrem Anhang, welche sich an jenen Revolten und Aufständen betheiligten, weshalb letztere auch in der Regel schnell und ohne erhebliche Folgen unterdrückt wurden; höchstens, daß sie einen Ministerwechsel nach der einen oder andern Seite nach sich zogen.

König Otto spielte dabei die allerkläglichste Rolle, die ein souveräner Fürst nur spielen kann. Statt den jungen Staat schnell und energisch auf volkstümlicher, freiheitlicher Grundlage zu organisiren, ließ er sich erst nach zehnjähriger Mißregierung durch eine Revolution der Athener (15. September 1843) und durch Einschreiten Englands und Frankreichs eine Konstitution abzwingen. Ein mit Kraft gepaartes, ächt konstitutionelles Regiment würde das Volk gewonnen und eine gute Finanzwirthschaft, durch Abzahlung der den Schutzmächten schuldigen Summe, die Regierung von der Vormundschaft derselben und ihrem verderblichen Einfluß auf die Parteien frei gemacht haben. Das zehnjährige Willkürregiment entfremdete dem König die Nation, zerrüttete die Finanzen, vermehrte die Abhängigkeit von den übermächtigen Gläubigern und gab dem Hader der Parteien fortwährend neue Nahrung. Als nachmals dem Volk nur ungern eine Verfassung gewährt wurde, war dieselbe theils nicht nach dem Sinne des erleuchtetsten und patriotischsten Volkstheiles, theils war die Verwirrung schon zu hoch gestiegen, als daß diese nun bald hätte ein Ende nehmen können.

Ja die Verwirrung wurde nach Einführung der Konstitution erst recht groß. Das erste konstitutionelle Ministerium Kolettis[448] mußte, auf Englands Betrieb, schon nach Monatsfrist einem Ministerium Maurocordatos[449] weichen, welches jedoch auf die heftigste Opposition der damals noch übermächtigen orthodoxen und sogenannten nationalen Parteien stieß, auf eine Opposition, die an vielen Orten in offenen Aufstand ausbrach und endlich den Sturz des Ministeriums Maurocordatos herbeiführte, um wieder ein von Rußland und Frankreich begünstigtes Ministerium Kolettis an seine Stelle zu setzen. Dieses behauptete sich unter den schwierigsten Verhältnissen drei Jahre bis zum Tode seines Führers; dann aber jagte, Dank dem ränkevollen Spiel der Gesandten der Schutzmächte, ein Ministerwechsel den andern, und die Aufstände wurden ein chronisches Uebel. Dadurch wurde die Finanzlage immer trostloser, das Nepoten- und Bestechungswesen demoralisirte die Verwaltung, daneben wucherte das Räuberthum, zumal zur See und an den türkischen Grenzen. Dazu kamen noch ernste Verwickelungen mit der Türkei und England, welche letztere sogar zu einer Blokade der griechischen Häfen führte und dem Handel und Verkehr des Landes die schwersten Wunden schlug.

Wenn man die fortlaufende Kette von Wirrsalen und Bedrängnissen, welche die neuere griechische Geschichte verzeichnet, in’s Auge faßt, so muß das stetige und rasche Aufblühen Neu-Athens noch wunderbarer erscheinen, und ohne blind zu sein gegen die Fehler, welche es in dieser Frist gezeigt, wird man das griechische Volk doch um so mehr achten müssen, weil es unter den unglücklichsten äußeren Verhältnissen doch so Großes geschaffen, wie es in dem verjüngten Athen und in seinen gedeihlichen, reich dotirten Unterrichtsanstalten, sowie in dem großartigen Aufschwung seiner Marine uns entgegentritt. Letztere zählte nämlich beim Ausbruch des Freiheitskampfes nur etwa 400 Seeschiffe; 1845 aber schon 3500 mit 15,000 Matrosen und 1855 sogar 5000 mit ungefähr 30,000 Matrosen. Jetzt mag die Zahl aller Seefahrzeuge Griechenlands wohl an 6000 mit 36,000 Matrosen sein.

Allmälig nahm die Verwirrung in den griechischen Zuständen einen milderen Charakter an. Der Volksgeist reifte zu höherer politischer Erkenntniß und klarerem Selbstbewußtsein. Damit ward er unabhängiger von den Einflüssen der fremden Diplomatie, und ihre Intriguen verfingen immer weniger bei dem eigentlichen Volke. Das alte Parteiunwesen selbst verlor an Schärfe, die Parteien begannen sich einander zu nähern und mehr und mehr zu einer wahren Nationalpartei von freisinnigen Grundsätzen zu verschmelzen.

An dieser heilsamen innern Umwandlung hatte Athen einen ganz vorzüglichen Antheil, und es wurde durch seine überwiegende und täglich wachsende Bildung je länger je mehr die Tonangeberin des politischen Lebens in Griechenland. Je mehr nun dies Leben an Halt und Würde gewann, je mehr sich dasselbe den Einflüssen der Diplomatie entzog, desto mehr, ob auch fast unvermerkt, stellte es sich

[448] Ioannis Kolettis (griech. Ιωάννης Κωλέττης; 1773 o. 1774–1847).

[449] Alexandros Mavrokordatos (griech. Ἀλέξανδρος Μαυροκορδάτος; 1791–1865).

in Gegensatz zu dem Hofe. Die Athener, die im Jahre 1843 durch die siegreiche Septemberrevolution[450] eine Konstitution erzwungen hatten, riefen ganz still eine noch weit folgenreichere in's Leben: eine vollständige Emancipation des Nationalgeistes, die eine unbedingte Loslösung von einem Königthum zur Folge haben mußte, das den Forderungen dieses Geistes so wenig entsprach.

Weil diese Revolution sich im Geiste vollzog, ohne irgend ein äußeres Aufbäumen, ohne jegliche stürmische Kundgebung, so konnte der König und konnte dessen nächste Umgebung glauben, daß er neuerdings in den Besitz der vollen Zuneigung des Volkes gelangt sei, und die Hofzeitungen posaunten ganz rührende Geschichten von der herzlichen Anhängigkeit der Griechen an ihren König in die gläubige Welt hinaus zu einer Zeit, wo derselbe in den Herzen seiner Bürger bereits entthront war.

Es fand keine Verschwörung zum Umsturz des Thrones Statt; denn der Mordversuch des Studenten Dosios[451] und die Militärrevolte in Nauplia waren nur Ausbrüche der subjektiven Ungeduld, dort eines einzelnen Menschen, hier einer Körperschaft, über die Fortdauer eines Scheinkönigthums, dessen Wesen im Volksgemüth bereits todt und begraben war. Dieses bedurfte keiner Verschwörung, keiner gewaltsamen Unternehmung, um sich auch des Scheines zu entledigen, es bedurfte nur der günstigen Stunde, um den König in Frieden zu entlassen.

Diese Stunde kam. Am 13. Oktober 1862 verließ König Otto mit seiner Gemahlin[452] seine Hauptstadt, um auch andere von seinen geliebten Landeskindern, als die Athener, sich in den Strahlen seiner Huld sonnen zu lassen und schon am 22. Oktober ward er – durch schlimme Nachrichten zur Umkehr getrieben – durch eine in Athen unter seinen Augen gebildete provisorische Regierung für abgesetzt und sammt seiner Dynastie für ewige Zeiten des griechischen Thrones verlustig erklärt. Noch am nämlichen Tage lichtete das Schiff, das ihn dem 30 Jahre lang ruhmlos beherrschten Lande entführte, im Piräus die Anker, und die Beamten und das Heer leisteten der provisorischen Regierung, welche alsbald eine Nationalversammlung berief, den Eid des Gehorsams. Damit war die Revolution zu Ende.

Es war vornehmlich der entschlossenen und würdevollen Haltung der Bevölkerung von Athen zuzuschreiben, daß diese Umwälzung so friedlich von Statten ging. Als am 21. Oktober die ersten Nachrichten nach Athen kamen, daß in den Provinzen Elis, Messenien und Akarnanien eine kombinirte Bewegung ausgebrochen sei und die Insurgenten die Abdankung des Königs verlangten, daß das Militär sich dabei sehr zweideutig benehme, indem es zwar die Staatskassen schütze, aber auch keine Miene mache, sich für die Sache des Königs zu schlagen, berief der König die Minister, um mit ihnen Maßregeln zu Herstellung der Ruhe zu berathen. Während indeß die Minister darüber stritten, ob man mit aller Strenge oder mit Milde und Nachsicht den Sturm beschwören solle, erhob das Volk von Athen seine Stimme und rief, der König möge abdanken und mit Gott seiner Wege gehen. Keine Stimme im Volke erhob sich zu Gunsten des Königs; da nahm auch das aufgebotene Militär Gewehr beim Fuß und fraternisirte mit den Bürgern; gegen Mitternacht wurde es stille – und die Sache des Königs war verloren.

Der weitere Verlauf der Dinge in Griechenland entsprach bis jetzt ganz dem friedsamen Charakter des ersten Umschwunges. Die provisorische Regierung hielt die Zügel des Staates fest in der Hand und bekundete durch verschiedene weise Erlasse im Geiste der Humanität, daß sie ans der Höhe der Zeit stehe. Die Nationalversammlung trat zusammen, bestätigte die Ausschließung der bayerschen Dynastie vom Throne, hielt diesen selbst aber für eine vom gesammten Volke neu zu erwählende Dynastie aufrecht.

Nichts spricht mehr für den gereiften politischen Sinn des griechischen Volkes, als seine, allen versuchten Gegenwirkungen zum Trotz, fast einstimmige Erwählung eines englischen Prinzen zum Kö-

---

[450] Vom 3. (jul.) bzw. 15. (greg.) September 1843.

[451] Das gescheiterte Attentat von Aristidis Dosios (griech. Αριστείδης Δόσιος; 1844–1881) auf Königin Amalie von Griechenland (s. u.) am 18. September 1861.

[452] Amalie Marie Friederike Herzogin von Oldenburg (neugriech. Αμαλία της Ελλάδας, Amalía tis Elládas; 1818–1875); sie hatte König Otto I. von Griechenland (siehe hierzu S. 168, Anm. 425) am 22. November 1836 geehelicht.

nig[453]. Es verräth dies ein klares Verständniß seiner wahren Interessen. Es hat vor wenig Jahren schwere Bedrängniß durch England erlitten; es hat solche vergessen, weil es begriffen, daß es nur unter einem Fürsten, der die Achtung vor freien Institutionen mit der Muttermilch eingesogen, zu einer gesegneten Entwickelung seines innern Staatslebens gelangen kann und nur im innigen Bunde mit einer großen Seemacht nach außen geschützt ist, zugleich aber auch durch diese Verbindung auf eine friedliche Machterweiterung hoffen darf. Eine Athener Zeitung spricht den leitenden Gedanken dieser Wahl in folgenden Worten aus: „Damit Griechenland glücklich und zufrieden werde, genügt es nicht, daß es einen guten König hat; dieser König muß auch die Mittel besitzen, den gerechten Forderungen seines Volkes Genüge zu leisten; dieser König muß, nachdem er mit Leib und Seele ein Grieche geworden, auch den Muth haben, mit aller Ausdauer von den Großmächten Unterstützung zu verlangen, um die legitimen Wünsche der hellenischen Nation zu realisiren; denn Europa hätte entweder die Schöpfung eines griechischen Staates nicht gestatten sollen, oder denselben so groß machen, daß er auch existiren kann.“[454]

Wie die Würfel auch noch fallen mögen, ob es dem beharrlichen Begehren Athens und mit ihm des übrigen Griechenlands gelinge, den zuerst Erkorenen als König zu begrüßen, oder ob ein anderes Haupt für die erledigte Krone gesucht werden müsse, wir hoffen, es werde dies nur ein würdiges, dem Streben nach einer wahren nationalen Wiedergeburt förderliches sein. So erleben wir es vielleicht noch, daß Athen zu dem Glanze seines alten Namens noch einen andern gewinnt, der ihm im Alterthum nicht beschieden war, den Glanz der Metropole der ganzen griechischen Welt von Candia bis an den Nordfuß des Pindus, von den Ionischen Inseln bis an die Küsten Kleinasiens.

A. P.

[453] Recte: Prinz Christian Vilhelm Ferdinand Adolf Georg von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (1845–1913), der von 1862 bis zu seinem Tode unter dem Namen Georg I. König von Griechenland (griech. Γεώργιος Α′, Βασιλεύς των Ελλήνων, Geórgios A′, Vasiléfs ton Ellínon) war.

[454] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 65-68.

XXVII. Amsterdam.

Ansicht des Stadthauses, jetzt des königlichen Schlosses[455].

Von dem hochumgürteten Felsengestade des stolzen Britanniens wenden wir uns nach den niedrigen Dünen Hollands, dem Lande der Wunder des beharrenden menschlichen Fleißes. Unter allen fesselt seine Metropole unsere Aufmerksamkeit; doch ehe wir zu ihr gelangen, wollen wir das Land erst besehen, ein in seiner Gesammtheit noch weit größeres Wunder als jene.

Der Kern Hollands, welcher von den Städten Amsterdam. Arnheim, Rotterdam und Harlem begrenzt wird, war ursprünglich theils ein unergründlicher Morast, theils eine dürre Sandwüste, welche nicht einmal Haidekraut trug. Der Fleiß von 2 Jahrtausenden hat diesen Fleck der Erde, der zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt schien, in einen weiten Garten umgeschaffen, der eine Bevölkerung im Wohlstand ernährt, so dicht, wie auf keinem an dem Punkte der Welt sie sich findet. Zwar gibt es in diesem endlosen Parke weder Felsen, noch Berge, noch Hügel, noch Wasserfälle, noch Wälder, noch eine von allen sonstigen Eigenthümlichkeiten einer romantischen Natur; aber die hohen Dämme, auf welche die mit gebrannten Steinen, eben wie der Boden eines Zimmers, gepflasterten Chausseen zuweilen hinansteigen, die Menge, große Massen bildender Landsitze, Gebäude und Thürme, die vielen aus Wiesen, Ebenen oder über klare Seen auftauchenden kolossalen Baumgruppen geben der Landschaft eben so viel Abwechselung von Höhe und Tiefe, als malerische Ansichten der verschiedensten Art. Städte, Dörfer, Schlösser mit ihren reichen Umgebungen, Villen von jeder Bauart mit den niedlichsten Blumengärten, die von Canälen mit Brücken eingehägten Felder, unabsehbare Grasflächen mit Tausenden von weidenden Kühen, Seen, die, im Umfang von 20 Meilen[456], blos durch Dorfstich nach und nach entstanden, unzählige Inseln, wo das baumlange Schilf zum Decken der Dächer sorgfältig angebaut, Myriaden von Wasservögeln zur Wohnung dient – Alles das bietet sich fortwährend die Hand zu einem freudigen Reigen, in dem man durch die flüchtigen Pferde auf den schnurgeraden, gleisenlosen, völlig ebenen Straßen fortgerissen ward, während immer neue Palläste, immer andere Städte am Horizont erscheinen, und ihre hohen gothischen Thürme in dämmernder Ferne mit den Wolken verschmelzen. Eben so läßt in der Nähe eine oft wunderliche, stets wechselnde Staffage keinem Gefühle der Einförmigkeit Raum. Bald sind es seltsam mit Schnitzwerk und Vergoldung verzierte Wagen ohne Deichsel[457] und von Kutschern regiert, die in blauen Westen, kurzen schwarzen Hosen, schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen, das Groteske vollenden; bald sind es zu Drachen und Ungeheuern verschnittene Taxusbäume, oder mit weißer und bunter Oelfarbe angestrichene Lindenstämme; bald die mit vielen Thürmchen moscheenartig verzierten Schornsteine; bald die aus Gärten durch's Gebüsch lauschenden lebensgroßen Marmorstatüen [sic!] in der Hofkleidung des Louis Quatorze[458]; bald die jungen baus- und rothbäckigen Mädchen und Knaben, die in spiegelblanke große Messingkrüge die Kühe auf den Wiesen melken; bald so viele andere fremde und ungewohnte, dem Ausländer oft

---

[455] Niederl. Paleis op de Dam (Koninklijk Paleis); der Palast befindet sich in der Amsterdamer Innenstadt am Rande des Platzes de Dam; in den Jahren 1648 bis 1665 war er nach Entwürfen von Jacob van Campen (1596–1657) als Stadhuis (Rathaus) errichtet worden. Die Bildhauerarbeiten stammen aus der Werkstatt von Artus Quellijn (1625–1700).

[456] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[457] Anstelle einer Deichsel verwendete man in Holland vorzugsweise „[…] ein Elephantenzahn ähnliches, aufwärts gekrümmtes Stück Holz, […]" („Allgemeine Justiz-, Kameral- und PolizeiFama. – Herausgegeben von Dr. Theodor Hartleben [(1770–1827)], […]. Nro. 65 und 66, Juni. 1825", 24. Jg., 1. Bd., S. 260).

[458] Ludwig XIV. (siehe hierzu S. 54, Anm. 81).

phantastisch vorkommende Gegenstände der Landes-Art und Sitte, welche jeden Moment dem Auge eine andere Scene bereiten und dem Ganzen ein vollkommen eigenthümliches, ächt nationelles Gepräge aufdrücken. Mit dem ersten Fußtritt auf holländischem Boden wacht auch das Bewußtseyn auf, daß man sich unter einem selbstständigen, fest und rein ausgeprägten Volke befindet. In allen äußern Erscheinungen ist ein bestimmter Charakter – und die Menschen! Ihr Gesicht hat Ausdruck, ein Zug läuft durch Alle – das Volksbild der Haltung. Mit all' ihren Fehlern und Gebrechen, so barock uns auch manche erscheinen mögen – sind doch die Holländer ein großes Volk! Sie sind keine allenthalben umherlaufende, oft abgegriffene, vermischte, starklegirte Scheidemünze; es ist ein gehaltvoller Schlag, treuherzig und leichtgläubig wie die Deutschen, schwerfälliger noch, reicher an geduldigem Fleiß, ihnen zwar durch die Sprache nahe verwandt, aber durch Sitten und Lebensweise gänzlich von ihnen verschieden. Einzig steht es da, immer dasselbe, in dieser Zeit der Volks- und Stamm-Mengerei, wie eine Oase in der Wüste.

Wir kommen der Hauptstadt näher. Die immer zunehmende Menge, Größe und Mannichfaltigkeit der Gärten und Landhäuser verkündigen sie schon in bedeutender Ferne. Endlich hat man sie erreicht. Zwischen den Häuserreihen sieht man staunend breite Kanäle, eingefaßt mit hohen Bäumen, deren Zweige mit den bunten Wimpeln der Schiffe kosen. Ueberall Krahnen, Maste, Nachen, Waare ladend, Waare bringend; überall Leben und Thätigkeit. Alles kündigt die große See- und Handelsstadt an, das Venedig des Nordens.

Amsterdam ist in der Form eines Halbzirkels gebaut, dessen breite Seite dem Y[459], einem Arm der Zuidersee, zugekehrt ist, welches zugleich seinen Hafen bildet. Der Grund, auf dem es steht, war ein bodenloser Morast, zum Theil selbst von den Fluthen des Y überdeckt; die Stadt mußte daher, gleich ihrer südlichen Schwester, auf Pfähle gesetzt werden. – Im Halbkreise durchziehen sie 4 Reihen von breiten für Seeschiffe zugänglichen Kanälen, welche mit einander durch eine Menge kleinerer in Querverbindung stehen. Diese zerschneiden die Stadt in etwa 90 Inseln, welche durch 300 Brücken mit einander verbunden sind. Darunter sind manche so groß, daß Seeschiffe durchsegeln können. Die Gesammtzahl der Häuser ist etwa 50,000; die der Einwohner – vor 200 Jahren eine halbe Million, – jetzt 220,000.

Amsterdam dankt sein Aufblühen im 16. und 17. Jahrhundert den unklugen und unerträglichen Bedrückungen, die der spanische Philipp[460] dem flamändischen Handel auflegte. Viele der Flamander, damals die erste Handelsnation der Erde, verließen in Folge dessen ihre Wohnsitze, (Antwerpen, Brügge, Gent etc.) und siedelten sich und ihre unermeßlichen Geschäfte in Amsterdam an. Als den Antwerpnern nach dem westphälischen Frieden[461] die Schelde gesperrt wurde, zog sich auch der ganze noch übrige Handel dort weg und nach Amsterdam. Mit dieser Zeit datirt seine glänzendste Periode. Amsterdam breitete unter dem Schilde der damals mächtigsten Republik, deren Herz es war, seine Geschäfte über alle Theile der Erde aus; es wurde die Niederlage der Erzeugnisse aller Länder und Nationen, es erhob sich zu dem, was Antwerpen gewesen war, zum Emporium[462] des Welthandels. Die holländische Flagge ward Herrin in beiden Indien[463]; es bedeckten die Schiffe der Amsterdamer alle Meere; ihre Faktoreien, und nur die ihrigen, traf man in China, in Japan, in Madagaskar, in Arabien, auf allen

[459] Niederl. IJ; ursprüngl. ein Meeresarm der Zuiderzee, der heute nicht mehr mit dieser verbunden ist; das IJ trennt die Amsterdamer Innenstadt von Amsterdam-Nord.

[460] Philipp II. (span. Felipe II; 1527–1598), als einziger legitimer Sohn regierte Philipp nach der Abdankung Karls V. (span. Carlos I; 1500–1558) ab 1555/56 die Länder der spanischen Krone (Spanien, Niederlande, Königreich Neapel, Königreich Sardinien, Königreich Sizilien, Herzogtum Mailand sowie das spanische Kolonialreich) und ab 1580 als Filipe I. in Personalunion auch das Königreich Portugal.

[461] Vom 15. Mai und dem 24. Oktober 1648 in Münster und Osnabrück. Im Rahmen dieses Friedensvertrages wurde die 1585 von der niederl. Flotte vorgenommene Sperrung der Schelde festgeschrieben, da Spanien, von Frankreich ständig militärisch bedroht und zudem durch den Achzigjährigen Krieg gegen die Niederlande (1568–1648) bankrott, nicht in der Lage war, eine für die habsburg. Niederlande vorteilhafte Lösung durchzusetzen.

[462] Lat., Handelsplatz.

[463] Niederländisch-Indien (Nederlands-Indië), das heutige Indonesien, sowie Teile der Karibik (z. B. Curaçao) und des südamerik. Kontinents (z. B. Niederländisch-Guayana/Nederlands-Guyana) gehörten zum Kolonialreich der Niederlande.

Märkten der nordafrikanischen Küste an; „reich und rechtlich wie ein Amsterdamer Handelsherr“ ward zum Sprichwort. Am Ende des 17. Jahrhunderts hatte seine Handelsgröße den Gipfel erreicht. In dem langwierigen Kampfe mit dem sich als furchtbaren Nebenbuhler ankündigenden England unterlag aber endlich die holländische Seemacht und blieb im Verfall. Die langgeübte Herrschaft der Meere schwand, Kolonien gingen verloren, oder wurden aufgegeben; der amsterdamer Handel zog sich in engere Grenzen zurück; was er verlor, gewann die Hauptstadt des siegenden Britanniens. Alle spätern Anstrengungen, diesem das Verlorene wieder abzugewinnen, endeten unglücklich. Kostspielige Kriege der Republik, meistens mit Amsterdamer Gelde geführt, schwächten die Kapitalkraft der nordischen Venetianer, große Handelskrisen und Verwirrungen entstanden, viele der ältesten und reichsten Häuser, von denen manches ganze Flotten unterhalten hatte, gingen unter, und endlich sank auch jenes berühmte Institut, der Nerv des amsterdamer Handels, die Bank[464]. Die französische Revolution, dann der Einfall und die Gewaltherrschaft der Franzosen, Napoleon[465], das Continentalsystem[466], der gänzliche Verlust der Kolonieen gaben dem Flore der Stadt den Todesstoß. Amsterdam, abgeschnitten von allem überseeischen Verkehr, hörte in dieser Unglücksperiode – 1809 bis 1815 – fast auf, eine Handelsstadt zu seyn. Tausende wanderten aus und ließen sich in andern Theilen des Landes, oder in der Fremde nieder.

Nach dem Sturze Napoleons, durch Rückgabe der Kolonieen und Befreiung der Meere, öffneten sich zwar die Quellen meistens wieder, die den Reichthum und den Handelsflor Amsterdams begründet hatten; aber doch konnte der Ort am Welthandel nicht den großen Antheil wieder gewinnen, den er früher besaß. Er ist bedeutend noch, allerdings; aber immerhin weniger als die Hälfte von dem, was er vor 50 Jahren gewesen. Damals entlöschten jährlich 4000 Schiffe an seinen Kayen; jetzt etwa 2000. Darum hat auch die Verarmung der niedern Klassen, die sich aus der Napoleonszeit datirt, eher zu, als abgenommen. 14,000 Familien und 30 bis 40,000 einzelne Personen erhalten von der öffentlichen und Privatmildthätigkeit jährlich Unterstützungen.

Die vorliegende Ansicht vom merkwürdigsten und größten Gebäude Amsterdams, dem Stadthause, jetzt einem königlichen Schloß, ist vom Damrak aus aufgenommen. Es liegt im Herzen der Stadt, sehr malerisch, auf einem freien Platze. Auf die Befestigung des Grundes wurden Millionen verwendet, 13,700 der größten Masten, in die Tiefe eingerammt, dienen dem Pallaste als Unterlage. Das Schloß bildet ein fast gleichseitiges Viereck, hat in seiner größten Fronte 300 Fuß Länge, ist aus großen Quaderstücken errichtet und enthält eine Menge der herrlichsten Kunstschätze, vornämlich aus der niederländischen Malerschule, eine Bibliothek, mehre naturhistorische und wissenschaftliche Sammlungen.

[464] Die Amsterdamer Wechselbank (niederl. Amsterdamsche Wisselbank) war die erste städt. Wechselbank in Westeuropa; ihre Aufgabe bestand darin, den Zahlungsverkehr zu fördern, der sich aufgrund der zahlreichen damals im Umlauf befindlichen Währungen alles andere als einfach gestaltete. Die Amsterdamer Wechselbank nahm Geld der diversen Währungen an und schrieb die Einlage einem Konto in Bankgulden oder der jeweiligen Fremdwährung gut, damit zwischen den Konten verschiedener Bankkunden bargeldlose Zahlungen vorgenommen werden konnten.

[465] Siehe hierzu S. 40, Anm. 42.

[466] Die von Napoleon am 21. November 1806 in Berlin verfügte Wirtschaftsblockade über das Vereinigte Königreich und dessen Kolonien, kurz „Kontinentalsperre“ genannt. Damit wurde das in Frankreich schon seit 1796 bestehende Importverbot für brit. Waren auf sämtliche Staaten im frz. Einflußbereich ausgeweitet. Großbritannien sollte mit den Mitteln des Wirtschaftskrieges zu Verhandlungen mit Frankreich gezwungen, und die frz. Wirtschaft gegen europ. und transatlantische Konkurrenz geschützt werden. Die Kontinentalsperre hatte von 1806 bis 1813 Bestand.



DAS KÖNIGLICHE SCHLOSS IN AMSTERDAM.

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

Eigenthum der Verleger.

XXVIII. Amsterdam. – Der Cingel[467].

Die vier großen, Amsterdam in parallelen Halbkreisen durchschneidenden Canäle sind der Prinzen-Gragt, der Kaiser-Gragt. der Herren-Gragt und der Cingel. Letzterer ist der innerste. Er steht mit dem Y, dem Hafen, durch eine Schleuse in Verbindung. Von dieser Stelle bietet Hollands Hauptstadt eine der anziehendsten Ansichten dar.

Dunkle, hundertjährige Rüster[468] beschatten die bräunliche, glatte Wasserfläche, in der die sinkende Sonne sich spiegelt. Der Dom der neuen Lutherischen Kirche[469] erhebt sich grandios über Häuser und Baumwipfel und in neblichter Ferne begrenzt ein schlanker Thurm malerisch die Perspective. Diese Ansicht, in der sich der Charakter, das Eigenthümliche aller großen holländischen Seestädte scharf ausprägt, veranschaulicht der schöne Stahlstich hieneben mit vollkommener Treue.

---

[467] Niederl. Singel.

[468] Ulmen (ulmus campestris; DWG, Bd. 14, Sp. 1548).

[469] Niederl. Ronde Lutherse Kerk; als zweites luth. Gotteshaus in den Jahren von 1668 bis 1671 nach Plänen von Adriaan Dortsman (1635–1682) erbaut. Am 18. September 1822 abgebrannt, wurde sie vom niederl. Hofarchitekten Tieleman Franciscus Suys (1783–1861) wiederaufgebaut, wobei die Kuppel erhöht wurde. 1935 wurde die Kirche von der luth. Gemeinde aufgegeben und dient heute als Konzertsaal.



AUSSICHT VOM CINGEL IN AMSTERDAM.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 69-74.

XXIX. Constantinopel.

Der Strom des Menschengeschlechts zieht über die weite Erde. Völker steigen in ihm wie Wogen auf und gehen unter. Ein glänzender Tropfen, oft ein Schaumbläschen nur, glüht das Leben großer Menschen im Lichte der Sonne. Es strahlt oder schillert für einen Augenblick und verschwindet. Aber die Ewigkeit schwebt ernst und schweigend über den Fluthen, Wage und Schwerdt der richtenden Gottheit in den Händen.

Selten ruhig, oft sturmbewegt und tosend, wälzt sich seit ein paar Jahrtausenden der Strom der Menschheit über Constantinopels hesperidische Hügel. Völker kamen, drängten, siegten, unterjochten, trieben oder tilgten aus, weilten und herrschten eine Zeitlang, wurden wieder gedrängt, unterjocht, und vergingen.

Selbst der Ortsname unterlag dem Wechsel. Byzantium[470] hieß, (nach seinem ersten Erbauer Byzas aus Megara[471]), was man später Constantinopel[472] nannte. Die Stadt erstand am Thrazischen Bosporus[473], der Europa von Asien scheidet, auf einem die Gestalt eines Dreiecks habenden Vorgebirge, an der Stelle, welche das Serail[474] jetzt einnimmt. Ihre für den Handel äußerst günstige Lage wurde bald von den benachbarten griechischen Völkerschaften erkannt. Sie ward das Ziel großer Schaaren von Auswanderern aus allen Theilen des alten Hellas. Besonders zahlreich ließen sich reiche Milesier hier nieder, deren Einfluß, obschon durch republikanische Regierungsformen beschränkt, bald überwiegend wurde. Die Stadt erweiterte sich bis um die Zeit des Peloponnesischen Kriegs[475] so sehr, daß sie fast die Hälfte des Raumes, den das heutige Constantinopel bedeckt, einnahm. Man zählte Byzanz damals schon unter die mächtigsten, reichsten und schönsten Pflanzstädte Griechenlands.

Ihre gewissermaßen schutzlose Lage und ihr Reichthum stellte sie den beutesüchtigen, kriegerischen Völkern Thraziens und Bythiniens blos. Sie wurde in häufige Kriege mit denselben verwickelt, die nicht immer glücklich endigten. – Mehrmals besiegt und gebrandschatzt, und im Peloponnesischen Kriege eingenommen und verwüstet, erhob sie sich doch immer von neuem wieder zu Macht und Ansehen. In den Kämpfen, welche durch die gänzliche Unterjochung Griechenlands unter die römische Weltherrschaft endigten, theilte sie das allgemeine Schicksal; sie wurde römische Provinzstadt. Gerade dieses aber, welches ihrem Handel das ganze, unermeßliche Weltreich öffnete, wurde die Grundlage ihrer nachmaligen Größe. Sie wuchs an Reichthum und Ausdehnung von Jahr zu Jahr. Unter den Kaisern begann ihr höchster Flor. Byzanz zählte zur Zeit Constantins[476] über eine Million Einwohner und war die größte und schönste Stadt des römischen Ostens.

---

[470] Griech. Βυζάντιον, Byzántion; lat. Byzantium.

[471] Der rein sagenhafte dorische Heerführer Byzas, auch Byzantas (griech. Βύζας, Βύζαντας) aus Megara (griech. Μέγαρα).

[472] Griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Kosṭanṭiniye.

[473] Griech. Βόσπορος, Bósporos, „Rinderfurt“, aus griech. βοῦς, boũs, „das Rind“ und πόρος, póros, „die Furt“; osman. بوغاز, Boġāz, „der Schlund“, bzw. قره دكز بوغازى, Ḳara Deñiz Boġāzı; aus osman. قره دكز, Ḳara Deñiz, „Schwarzes Meer“ und بوغاز, boġāz, „Schlund“, also frei übersetzt „Schlund des Schwarzen Meeres“.

[474] Osman. سراى, saray, „der Palast“; hier ist konkret das Topkapı Sarayı (siehe hierzu S. 188, Anm. 497) in Konstantinopel gemeint.

[475] Zwischen dem von Athen geführten Attischen Seebund und dem Peloponnesischen Bund unter der Führung von Sparta in den Jahren von 431 v. Chr. bis 404 v. Chr.; er endete mit dem Sieg der Spartaner. Der Krieg beendete das klassische Zeitalter Athens und der attischen Demokratie und erschütterte die griechische Staatenwelt nachhaltig.

[476] Siehe hierzu S. 75, Anm. 121.

Der ebengenannte Kaiser wählte das alte Byzanz zu seiner Residenz. Er ließ ganze Stadtviertel niederreißen und neu bauen, andere durch Palläste, Theater, Bäder verschönern, zahllose Kunstwerke aus allen Theilen Griechenlands und Italiens, ja selbst aus Rom in sie versetzen, die reichsten Familien Italiens übersiedeln, und gab ihr so binnen wenigen Jahren einen Glanz, der selbst den der herrlichen Roma verdunkelte. Er schuf aus ihr gewissermaßen eine neue Stadt, zehnmal herrlicher, als sie früher gewesen, und nannte sie nach sich Constantinopolis, die Stadt des Constantin. Doch nur zu bald, mit dem Verfall des Römerreichs unter seinen Nachfolgern, begann auch der der Kaiserstadt. Das Westreich sank unter den Streichen der Barbaren; das Ostreich wurde mehrmals von Hunnen, Avaren, Persern geplündert. Innere Kriege zerfleischten es; also vielfach geschwächt, konnte es den sich um das Jahr 630 entspinnenden achthundertjährigen Kampf mit den Arabern, die unter Mahomed und seinen Nachfolgern als eroberndes Volk auftraten, nur mit immer wachsendem Nachtheile fortsetzen. Schon in den ersten 11 Jahren des Kriegs gingen die schönsten Provinzen in Asien und Afrika – Phönizien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten – an die Mohamedaner verloren; dreißig Jahre später ganz Nordafrika und Sicilien. Schon belagerten sechs Jahre hinter einander die Türken Constantinopel; dießmal fruchtlos. Binnen einem Jahrhundert später würden alle übrigen Provinzen in Asien (Kleinasien allein ausgenommen) harterstrittene Beute der Araber; Italien die der Longobarden. Thrazien wurde von Türken und den nordischen Raubvölkern abwechselnd geplündert. Constantinopel war öfters zur Selbstvertheidigung genöthigt, seine Handelsflotten wurden verbrannt, oder geplündert. Auswanderung und Krieg brachten seine Einwohnerzahl auf die Hälfte herab. Empörungen, Thronentsetzungen, Hinrichtungen, färbten die Straßen der Hauptstadt unaufhörlich und lange Jahre hin durch mit Blut. Die zahllosen wilden Kreuzfahrerhorden kamen als Freunde und Beistand gegen die Türken; hausten aber wie blutdürstige Feinde, plünderten und brandschatzten, setzten Kaiser ein und Kaiser ab und übten gesetzlose Herrschaft. Endlich wurde Constantinopel von ihnen, die die Oströmer Lateiner nannten, förmlich in Besitz genommen (1204), und ein flandrischer Graf, Balduin[477], herrschte in ihr als Kaiser, während in den Provinzen völlige Anarchie waltete. In Nizäa[478], in Trapezunt[479], spielten Sprößlinge der vertriebenen Regentenfamilie die Kaiserrolle, in kleinern Orten Usurpatoren die der Könige. Constantinopel sank mehr und mehr, zumal nachdem die Türken die Lateiner und Byzantiner aus Palästina und dem ganzen Orient vertrieben hatten. 1357 brachen sie nach Europa auf, um die Unterjochung des oströmischen Reichs zu vollenden. Sultan Murat[480] eroberte 1631[481] Adrianopel[482] und das einstige Weltreich war fortan auf die Mauern von Constantinopel beschränkt. Noch fast hundert Jahre vegetirte dieser Schattenstaat unter der Vormundschaft der Genueser, oder Venetianer, die abwechselnd in demselben die Herren spielten, bis ihm endlich durch die Erstürmung Constantinopels am 29. Mai 1453 durch die Türken unter Mahomed II.[483] für immer ein Ende gemacht wurde. Sein letzter Beherrscher, Kaiser Constantin[484], starb, nachdem er sich zum verzweifelten Todeskampf durch den Genuß des heiligen

[477] Balduin der Konstantinopolitaner (lat. Balduinus Constantinopolitanus; frz. Baudouin de Constantinople; 1171–1205), seit 1194 als Balduin IX. Graf von Flandern (frz. Flandre) und seit 1195 als Balduin VI. Graf von Hennegau (frz. Hainaut); 1204 wurde er als Balduin I. zum ersten Kaiser des Lateinischen Kaiserreichs (lat. Imperium Romaniae) gewählt.

[478] Griech. Νίκαια, Nikaia, lat. Nicaea; osman. ازنيق, Izniḳ; heute türk. İznik.

[479] Griech. Τραπεζούντα, Trapezounta; osman. طرابزون, Ṭrābzon; heute türk. Trabzon.

[480] Murad IV. (osman. مراد رابع, Murād-i rābiʿ, von osman. رابع, rābiʿ, „der/die/das Vierte", wörtl. übersetzt der 4. Monat im Mondjahr; 1612–1640), seit 1623 Sultan des Osmanischen Reiches.

[481] Recte: Wohl um 1369 wurde Adrianopel (s. u.) von Murad I. (osman. مراد بن اورخان, Murād b. Orḫān; 1319 o. 1326–1389) erobert.

[482] Veraltet für türk. Edirne (siehe hierzu S. 1597, Anm. 4955).

[483] Mehmed II. (osman. محمد بن مراد, Meḥemmed b. Murād; 1432–1481), von 1444 bis 1446 und erneut seit 1451 Sultan des Osmanischen Reiches.

[484] Konstantinos XI. Palaiologos (griech. Κωνσταντῖνος Δραγάσης Παλαιολόγος; 1404–1453; gefallen), seit 1448 letzter byzantinischer Kaiser.

Abendmahls in der Sophienkirche[485] gestärkt hatte, mit 10,000 Streitern in der heldenmüthigsten Vertheidigung auf den Mauern der Hauptstadt, eines alten Römers würdig.

Ueber die erstürmte Stadt aber ergingen alle Schrecken barbarischer Feindeswuth. Mahomed hatte zur Ermunterung seiner Krieger diesen die Plünderung verheißen. Durst nach Blut und nach Beute stürzten die Türken über die wehrlosen Bürger. Weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand wurde geschont. Ueberall floß das Blut, große Schaaren der Einwohner schleppte man fort in ferne Sklaverei, alles bewegliche Gut wurde zerstört, oder geraubt, unermeßliche Schätze kamen in der Siegtrunkenen Hand.

Am dritten Tage endlich des allgemeinen Mordens und Verwüstens vertobte der Sturm, und es hielt Mahomed, der Verderber, eine eiserne Keule in der Faust, in der blutgebadeten Cäsarenstadt feierlichen Einzug. Doch als er in den herrlichen Kaiserpallast trat und dessen Verödung sah durch Brand und Mord, da drang in sein Gemüth die ernste Betrachtung des Schicksals, das über die menschlichen Dinge waltet. Gnade sprach er aus über das, was die Flammen, oder das Schwerdt seiner Horden übrig gelassen, und die Stadt Constantin's erklärte er zum ewigen Herrschersitz der Sultane[486], Istambol[487] fortan geheißen.

Dieses bedeckt mit seinen 80,000 Häusern die ganze Area des alten Constantinopels; aber an Schönheit und an Einwohnerzahl ist es ihm nicht zu vergleichen. Auf dem Schutt der breiten Römerstraßen, der Amphitheater, der Tempel, der Bäder, erbauten die Türken in widerlicher Unregelmäßigkeit die engen Gassen von schlechten Lehmhütten, aus welchen zuweilen ein Pallast, oder eine Moschee, oder herrliche Bautrümmer des Alterthums hervorragen. Seine amphitheatralische Lage, auf beiden Seiten eines vom Meer umflossenen, 2 Stunden langen, nach dem Lande zu breiter werdenden Hügels, gibt ihm in der Ferne ein imposantes Ansehen, schöner als das irgend einer Stadt in der Welt; aber im Innern herrscht Schmutz und Armseligkeit. Die Stadt selbst hat, ohne die Vorstädte, 2 ½ deutsche Meilen[488] im Umfange; mit den Vorstädten etwa 24 Stunden. Die Zahl der Einwohner war während der Türkenherrschaft nie über 700,000; sie beträgt jetzt unter ½ Million. Ungefähr die Hälfte sind Türken; 150,000 griechische, 30,000 armenische Christen, über 60,000 Juden. Die Befestigung von Constantinopel besteht gegen die Landseite hin aus Gräben und einer doppelten Mauer mit 500 Thürmen besetzt; zur Abhaltung einer regelmäßigen Belagerung ist sie aber nicht geeignet. An der Westseite der Stadt, an der Einfahrt aus dem Marmormeer, erhebt sich ein Castell noch innerhalb der Ringmauer; es ist das Schloß der sieben Thürme[489]. Gegenüber auf der asiatischen Seite, am Westende von Scutari[490], liegt ein ähnliches, und zwischen beiden, mitten im Bosporus, ein drittes – der Thurm des Leander[491]. Den Hafen bildet ein, etwa eine Viertelstunde breiter und 2 Stunden langer Arm des Bosporus, welcher sich zwischen zwei Hügeln hinschiebt, von welchen der links das eigentliche Constantinopel, der rechts die

---

[485] Siehe hierzu S. 189, Anm. 505.

[486] Arab./osman. سلطان, sulṭān, „die Herrschaft, der Herrscher"; allg. ein hoher islam. Herrschertitel, der ausschließlich Moslems vorbehalten ist, da er auch religiös konnotiert ist; im Osmanischen Reich die Bezeichnung für die höchste kaiserliche Majestät, den Padischah (siehe hierzu S. 198, Anm. 541).

[487] Osman. استانبول, Istānbūl; türk. İstanbul; von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu auch S. 39, Anm. 33).

[488] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

[489] Altgriech. Ἑπταπύργιον, Heptapýrgion bzw. neugriech. Επταπύργιο, Eptapýrgio, „Sieben-Türme-[Anlage]"; osman. يدى قوله حصارى, Yedi Ḳule Ḥiṣārı, „Sieben-Türme-Festung"; aus osman. يدى, yedi, „sieben", قوله, kule, „der Turm" und حصار, ḥiṣār, „die Festung"; sie war bereits im 5. Jhd. unter Kaiser Theodosius II. (griech. Θεοδόσιος B'; 401–450) als Teil der Theodosianischen Landmauer errichtet worden und diente den Osmanen vornehmlich als Kerker und Hinrichtungsstätte.

[490] Heute Üsküdar (griech. Σκουτάριον, Skutárion; osman. اسكدر, Üsküdar).

[491] Osman. قيز قوله سى, Ḳız Ḳule-si, „Mädchenturm"; von osman. قيز, ḳız, „das Mädchen" und قوله, ḳule, „der Turm".

Vorstädte Galata[492], Tophana[493], und auf seinem Rücken Pera[494], der Aufenthalt der fremden Europäer (Franken), trägt. Die merkwürdigsten und prachtvollsten Gebäude der Stadt befinden sich auf dem breit abgerundeten, in das Meer hineinragenden Ende der Landspitze. Der größere Theil desselben nimmt das Serail (die Residenz des Sultans) ein. Die Kuppeln und Minarets[495] rechts auf unserem Bilde sind ein Theil dieser Ungeheuern, unregelmäßigen, von Gärten, Cypressenhainen und Höfen unterbrochenen Gebäudemasse, welche eine mit Thürmen und Kanonen besetzte, fast 4 Stunden im Umfange messende Mauer umschließt. Der Haupteingang ist ein aus Marmorblöcken hochgewölbtes, von den 50 kaiserlichen Thürstehern (Kapidschis[496]) gehütetes Thor, die hohe Pforte[497] genannt, ein Name, der von den Türken symbolisch für das ganze Reich gebraucht wird. Auf beiden Seiten des Eingangs sieht man gewöhnlich frisch abgeschlagene Menschenköpfe, die Opfer der Sultanslaune oder der Reichs-Justiz, und oft in entsetzlicher Anzahl, aufgesteckt. Das Innere ist nicht geeignet, das Grausen, welches dieser Anblick erregt, zu verscheuchen; überall Bewaffnete, überall schwarze, gelbe und weiße Verschnittene, Tausende von Sclaven des durch kein Gesetz gefesselten Willens eines Einzigen. Dicke, finstere Mauern, deren Pforten zahlreiche Leibwachen besetzt halten, trennen die einzelnen Gebäude, und der Zauber, den der Anblick des Pallasthaufens mit seinen vergoldeten Kuppeln und Minarets von der Seeseite schuf, verschwindet in Täuschung. Der hinterste Theil des Serails – mehre abgesonderte, außerordentlich große, sehr hohe, nach Außen fast fensterlose Gebäude, von herrlichen Gärten umgeben, ist der Harem[498], die Wohnung der sieben rechtmäßigen Frauen des Sultans, von denen jede ihren eigenen Haushalt und zweihundert junge Sclavinnen (Odalisken[499]) zur Bedienung hat. Das größte aller Gebäude enthält die 1400 Kebsweiber[500] des Fürsten, welche wiederum von eben so viel Sclavinnen

[492] Osman. غلطه, Ġalaṭa (von griech. Γαλατᾶς); heute ist Galata ein Teil von Karaköy (osman. قره كوى, Ḳara Köy; von osman. قره, ḳara, „schwarz“ und كوى, köy, „das Dorf“, also frei übersetzt „Schwarzdorf“), einem Viertel im Stadtteil Beyoğlu (osman. بك اوغلو, Bey-oġlū) auf der europ. Seite Istanbuls.

[493] Osman. طوپخانه, Ṭopḫāna, „Kanonenfabrik“; heute Tophane, ein Stadtviertel im Zentrum von Istanbul; es ist Teil von Beyoğlu (s. o.) am europ. Ufer des Bosporus. Der Name ist vom osman. طوپخانه اميرى, Ṭopḫāne-i Āmire (Kaiserl. Waffenkammer) abgeleitet.

[494] Griech. πέρα, pera, „drüben“; das im 13. Jhd. von den Genuesern am nördl. Ufer des Goldenen Horns (siehe hierzu S. 193, Anm. 517) gegründete Viertel der lateinischen Christen um den Galataturm (osman. غلطه قوله سى, Ġalaṭa Ḳule-si, „Galataturm“; von osman. غلطه, Ġalaṭa und قوله, ḳule, „der Turm“) herum.

[495] Das dt. Minarett geht auf das frz. minaret zurück, dem das osman. مناره, minăre zugrundeliegt; letzteres hat wiederum seinen Ursprung im arab., منارة, manāra, ursprüngl. „Leuchtturm“, wörtl. übersetzt „Ort des Lichts“ oder „Ort des Feuers“ von arab. نَار, nār, „Feuer“.

[496] Osman. قاپيجى, ḳāpıcı, „der Torwächter“ (von osman. قپو, ḳapu, „das Tor“; das Suffix جى, ci- bzw. -cı, zeigt zumeist eine Tätigkeits- bzw. Berufsbezeichnung an); diese bes. Truppe unterstand dem Obersten Kammerherrn (osman. قاپيجى باشى, Ḳāpıcı-Bāşı).

[497] Osman. باب عالى, Bābıāli (von arab. باب, bāb, „das Tor“ und عالي, alī, „hoch“); zunächst galt diese Bezeichnung für den Haupteingang (osman. باب همايون, Bāb-ı Hümāyūn, „großherrliches bzw. kaiserliches Tor“) zum Sultanspalast, dem Topkapı Sarayı (osman. طوپقپو سرايى, Ṭopḳapu Sarāyı; aus osman. طوپ, ṭop, „die Kanone“, قپو, ḳapu, „das Tor“ und سراى, sarāy, „der Palast“, also frei übersetzt „Kanonentorpalast“), ab dem 18. Jhd. jedoch für den Eingang zum Verwaltungsgebäude des Großwesirs (die ursprüngl. osman. Bezeichnung für dieses Tor war: پاشا قاپوسى, türk. paşa ḳapusı, „Pascha-Tor“ – s. o.) unterhalb obengenannten Palastes (zum Begriff Großwesir siehe S. 189, Anm. 504). Später allg. Bezeichnung (Metonym) für das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (osman. عليه دولت, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat“).

[498] Osman. حرم, ḥarēm, „das Frauengemach“ (von arab. حريم, ḥarīm, „heiliger, unverletzlicher Ort“ bzw. „Heiligtum, geheiligter Bereich“).

[499] Odaliske (osman. اوطه لق, oṭa-lıḳ; von اوطه, oṭa, „das Gemach, das Zimmer“, im eigentl. Wortsinn also „die Mitbewohnerin“) ist eine hist. Bezeichnung für die hellhäutigen Konkubinen bzw. Kammermädchen, die zum persönl. Dienst im Harem (s. o.) des Sultans oder anderer hochgestellter Personen des Osmanischen Reiches bestimmt waren.

[500] „beischläferin, […] nebenweib, zuweib, beifrau, beiweib“ (DWG, Bd. 11, Sp. 375). Die osman. Sprache bietet einen äußerst reichen Wortschatz für die ‚Protagonistinnen‘ bzw. Opfer des damals sehr facettenreichen Konkubinen(un-)wesens, auf das hier näher einzugehen, den Rahmen sprengen würde.

bedient und von 300 schwarzen[501] und eben so viel weißen Eunuchen[502] bewacht werden. Die Bewohner des Harems stehen mit der Außenwelt in keiner Berührung – selbst die Frauen des Sultans kennen sich unter einander nicht und sehen sich niemals. Die eigentliche Wohnung des Sultans ist für alle Sterblichen, außer für die Leibdienerschaft, den Kammerherrn (Kapidschi-Baschis[503]) und Leibpagen, ein unzugängliches, geheimnißvolles Heiligthum, das Keiner, selbst der Vezier[504] nicht, zu betreten wagt. Haufen von Stummen und Zwergen, in seltsamer Kleidung, sind die Staffage der Vorzimmer, erstere oft die Vollstrecker geheimer Hinrichtungsbefehle im Innern des Pallastes.

Das die Häusermasse hoch überragende Gebäude auf der Mitte des Bildes ist die ehemalige Kirche der heiligen Sophia[505], jetzt die Hauptmoschee der herrschenden Mohamedaner. Der Grund zu diesem großartigen Tempel wurde unter der Regierung des Kaisers Justinians[506] im 6ten Jahrhundert gelegt; 20 Jahre nach ihrer Erbauung stürzten Erdbeben sie ein; sie erhob sich in der Form eines griechischen Kreuzes zum damals prächtigsten Gotteshause der Christenheit wieder aus ihren Trümmern. Ihr Aeußeres wurde in spätern Zeiten durch ungleichartige Anbauten entstellt, die dem Ganzen ein schwerfälliges, unästhetisches Ansehen geben; nur die Kuppel wölbt sich hoch über den regellosen Steinhaufen in ihrer ganzen ursprünglichen Majestät. Das Innere ist höchst prachtvoll und von der größten Wirkung. Neun große, bronzene, antike Thüren bilden, durch eine hehre Vorhalle, den Eingang. Der Fußboden besteht ganz aus kunstvoller Mosaik von köstlichem Porphyr und Verdantiko[507]. Alle Wände sind mit Marmor bekleidet. Mit der großen Kuppel, deren inneres Gewölbe ganz mit Gold und einer durchsichtigen Mosaik ausgelegt ist, sind noch 2 Halbkuppeln und 6 kleinere auf eine den Eindruck des Ganzen wundervoll erhebende Art verbunden. Rund um das, 109 Fuß im Durchmesser haltende Gewölbe läuft eine durch 24 Bogenfenster erhellte Gallerie aus Marmor, getragen von 67 antiken Säulen, entnommen aus den Ueberresten der herrlichsten Bauwerke des Alterthums. 6 davon gehörten dem weltberühmten Dianentempel zu Ephesus, 8 dem Sonnentempel in Rom an. Das ganze Gebäude hat im Innern 270 Fuß Länge und 200 Fuß Breite, der Hauptdom 170 Fuß Höhe. Ohne Erlaubniß des Großherrn darf kein Christ den Tempel betreten. Die 4 Säulenthürme (Minarets), welche denselben rechtwinklich umgeben, stehen isolirt und sind ein Zusatz der Türken.

Links von der Sophienkirche erhebt sich eine mit Kuppeln bedeckte und mit Minarets umstellte Gebäudemasse – es ist die große Moschee[508] Sultans Achmed[509]. Auch zu ihrer Verzierung wurden

---

[501] Griech. εὐνοῦχος, eunouchos, von griech. εὐνή, eunē, „Bett“ und ἔχω, echō, „hüten, bewachen“; ein „schwarzer Eunuch“ wurde im Osman. als خادم آغا, Ḫādım Āġā, „Verschnittener Gebieter“ (von osman. خادم, ḫādım, „der Verschnittene, der Eunuch“ und osman. آغا, āġā, „der Herr, der Gebieter“) bezeichnet. Aus den Reihen der „Schwarzen Eunuchen“ ging stets der oberste Palasteunuche hervor, osman. قيزلر آغاسى, Kızlar Āġāsı, „Herr der Mädchen“ (von osman. قيزلر, kızlar, „die Mädchen“ und آغا, āġā – s. o.), der am Hof den Rang eines Paschas (siehe hierzu S. 200, Anm. 558) mit drei Roßschweifen (osman. طوغ bzw. توغ, ṭuġ bzw. tuġ) einnahm, also rangmäßig gleich hinter dem Großwesir (siehe hierzu S. 189, Anm. 504) rangierte.

[502] Osman. آق آغا, Āḳ Āġā, „Weißer Gebieter“; von osman. آق, āḳ, „weiß“ und آغا, āġā, „der Herr, der Gebieter“. Der oberste weiße Eunuch trug den osman. Titel قپو آغاسى, Ḳapu Āġāsı, „Herr des Tores“; von osman. قپو, ḳapu, „das Tor“ und آغا, āġā (s. o.). Zu den Eunuchen siehe auch: Redhouse, James W. [(1811–1892)], A Turkish and English Lexicon […], Constantinople: A. H. Boyajian 1890, S. 146, 1435 u. 1506.

[503] Siehe hierzu S. 188, Anm. 496.

[504] Hiermit ist wohl der Großwesir (osman. وزير اعظم, vezir-i āzam bzw. صدر اعظم, sadr-i āʿzam, beides für Großwesir) gemeint, der Vorsitzende des Ministerrates und Vertreter des Sultans.

[505] Griech. Ἁγία Σοφία, Hagia Sophía, „Heilige Weisheit“; osman. آيا صوفيه, Āyā Ṣofya; türk. Ayasofya; die sog. Sophienkirche war unter Kaiser Justinian (s. u.) von 532 bis 537 errichtet worden. Das kultur- und architekturgeschichtl. höchst bedeutsame Bauwerk wurde nach Plänen von Anthemios von Tralleis (griech. Ἀνθέμιος ὁ Τραλλιανός; ca. 474-ca. 533) und Isidor von Milet (griech. Ἰσίδωρος ὁ Μιλήσιος; 442–537) errichtet.

[506] Justinian I. (eigentl. Flavius Petrus Sabbatius Iustinianus, griech. Φλάβιος Πέτρος Σαββάτιος Ἰουστινιανός; ca. 482–565), seit 527 römischer Kaiser.

[507] Gesteinsart.

[508] Osman. سلطان احمد جامع, Sulṭān Aḥmed Cāmiʿ (türk. Sultan Ahmet Camii); sie war von 1609 bis 1616 im Auftrag des Namensgebers (s. u.) erbaut worden.

[509] Ahmed I. (osman. احمد اول, Aḥmed-i evvel, von osman. اول, evvel, „der/die/das Erste“; 1590–1617), seit 1603 Sultan des Osmanischen Reiches.

eine Menge Säulen den schönsten Gebäuden des Alterthums entzogen. Außer dieser Moschee zählt Constantinopel noch eine Menge anderer, an 5000 mohamedanische Bethäuser, 36 christliche Kirchen aller Confessionen, 11 Vorbereitungsanstalten zum Staatsdienst für 1600 Eleven und über 1800 Schulen. In 5000 Kaffeehäusern und Opiumbuden fröhnt der träge, arbeitsscheue Türke dem Genuß der Ruhe, des Träumens und der Bewußtlosigkeit. Die Bazars[510] sind große, steinerne Gebäude mit Arkaden, unter denen sich die Läden befinden, und diese Märkte sind Mittelpunkte des Handels für das ganze türkische Reich. Fast jede einzelne Waare hat ihren besonderen Bazar, auch die Sclavinnen haben den ihrigen, ein täglicher Schauplatz der tiefsten Herabwürdigung der Menschheit und des grenzenlosesten Jammers. Das Arsenal, die Waffenfabriken und andere, Staatszwecken gewidmete Gebäude, sind mit hohen Mauern umgeben, dem Auge nicht sichtbar und für den Fremden nicht zugänglich. – Merkwürdige Ruinen der Vorzeit fallen, meistens verbaut von den türkischen Hütten, im Innern der Stadt selten in's Auge; aber darum ist Constantinopel an ihnen nicht weniger reich. Ueberall reden den Alterthumsforscher hier in Trümmern und Denkmälern Völker an, aus denen zum Theil keine menschliche Stimme mehr ertönt. Vom uralten Megaris[511], vor mehr als drittehalb Jahrtausenden Byzantiums Begründer, kennt man die Stätte kaum; aber hier zeigen cyclopische Substructionen noch von den ersten Erbauern. Der ausgebildete, edle Kunstsinn der Milesier[512] verräth sich noch in manchen Trümmern. Der welterobernde, römische Adler schwebt noch über Tausend Denkmalern seiner Herrschaft. Der Thrazier, Bythinier, Gallier kurzes Daseyn ist fast spurlos verschwunden; aber von den Gebietern des Abendlandes, den Lateinern, den Venetianern und Genuesen zeugen die meisten noch vorhandenen Werke zu Trutz und zur Abwehr; der Halbmond[513] endlich auf ihren Zinnen, auf den Tempeln der Römer und auf den Kirchen der Christen, – das Zeichen des gegenwärtigen Herrschervolks, – auch er ist ein bleiches, untergehendes Gestirn am Horizonte der Menschheit, und bald wird es verschwinden!

Byzantium – Constantinsstadt – Istambol – vor deines Namens Dreieinigkeit senkt der Denker den Blick in die Tiefe der Nacht, in welcher der verhüllte Diener des Weltgeistes die Loose der Völker und Menschen aus der dunkeln Urne der Ewigkeit greift, und deutlich erkennt er die Hand der langmüthigen aber furchtbar rächenden Gottheit mit dem strafenden Blitze, wie sie den Zufall lenkt, gerecht zu richten nach dem ewigen Gesetze der Wiedervergeltung die Thaten der Völker und die Thaten der Fürsten.

---

[510] Pers./osman. بازار, bāzār, „der Markt".

[511] Megaris (griech. Μεγαρίς), eigentl. ein kleiner aber dichtbevölkerter Staat im antiken Griechenland, westl. von Attika (griech. Αττική, Attikē) und nördl. von Korinth gelegen.

[512] Einwohner der klassischen, im Westen Kleinasiens gelegenen Stadt Milet (ion. Μίλητος, Mílētos; dor. Μίλατος, Mílatos; äol. Μίλλατος, Míllatos; osman. آيدين, Aydın; türk. Milet).

[513] Arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel"; das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott.



CONSTANTINOPEL UND DIE SOPHIENKIRCHE
vom Bosphorus aus.



Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 93f.

CLXXI. Constantinopel
vom Todtenacker Pera's[514].

„Ich sah Athens geheiligte Ruinen; Ephesus Tempel sah ich und war in Delphi; ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und Asiens schönste Länder besucht: aber niemals erfreute mein Auge ein Anblick dem von Constantinopel zu verglichen.“[515]

Byron's Tagebuch.

Man erwarte hier nicht eine ausführlich Beschreibung der alten Metropole des Orients, welche ich in einem früheren Theile*)[516] dieses Werkes schon einmal skizzirte. Jene findet ein jeder meiner Leser in zwanzig Büchern besser, als ich sie, beschränkte mich auch das Räumliche nicht, zu geben vermöchte. Nur ein Fragment vom Gesehenen will ich mittheilen, wie das nebige kleine Bild auch nur ein Bruchstück von dem großen Gemälde ist, das sich von den „sieben Thürmen“ an bis zum „goldenen Horn“[517] am Bosphorus[518] dem entzückten Beschauer entfaltet.

Unser Stahlstich gibt die berühmte Ansicht vom sogenannten „kleinen“ Todtenfelde Pera's aus, jedoch leider! nur theilweise. Sie umfaßt den größern Theil des Hafens und die jenseits desselben liegenden Quartiere, von der Stadtmauer bei Ejub[519] an, bis in die Gegend des alten Serails[520]. Es ist etwa die Hälfte der ganzen Vista.

Die Häuser zunächst rechts im Vordergrunde sind Wohnungen der Hafenbeamten; das entferntere größere, umgeben von hohen Mauern, ist der neue Pallast des Kapudan Pascha[521], des türkischen Flottenadmirals. Hinter demselben, auf der Anhöhe jenseits, glänzt, citadellenähnlich, die Kaserne Selims des Dritten[522]. Es ist ein unermeßliches Viereck mit gewaltigen Thürmen an den Winkelspitzen und vertheidigt durch Mauern und Gräben. – Aus der Tiefe, fast in der Mitte des Bilds, zieht eine Rauchwolke auf. Im Stadtviertel, rechts von derselben, dessen Seite steil in's Thal abfällt, erkennen wir den

---

[514] Siehe hierzu S. 188, Anm. 494.

[515] Zitat aus dem von Robert Charles Dallas (1754–1824) herausgegebenen Werk “Correspondence of Lord Byron's With a Friend, Including his Letters to his Mother, Written from Portugal, Spain, Greece, and the Shores of the Mediterranean, in 1809, 1810 and 1811. […].” (Paris: A. & W. Galignani 1825), 2. Bd., S. 6, Lord Byron an seine Mutter, 28. Juni 1810: “I have seen the ruins of Athens, of Ephesus, and Delphi; I have traversed great part of Turkey, and many other parts of Europe, and some of Asia; but I never beheld a work of nature or art which yielded an impression like the prospect on each side from the Seven Towers to the end of the Golden Horn.”

[516] *) Im ersten Bande Seite 69.

[517] Griech. Χρυσοκέρας, Chrysokéras, „Goldenes Horn“; osman. خليج, ḫalīc, „die Mündung, der Seitenarm“ (von arab. خليج, ḫalīǧ, „die Bucht“); heute türk. Haliç.

[518] Veraltet für Bosporus (siehe hierzu S. 185, Anm. 473).

[519] Heute der Istanbuler Stadtteil Eyüp (osman. ايوب, Eyüb, „Hiob“); benannt nach dem in der dortigen Moschee begrabenen Fahnenträger Mohammeds (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632), Abū Ayyūb al-Anṣārī (arab. أبو أيوب الأنصاري; 576–zw. 669 u. 674), der vor den Mauern Konstantinopels auf dem Schlachtfeld geblieben war.

[520] Der Topkapı Sarayı (siehe hierzu auch S. 188, Anm. 497).

[521] Osman. قپودان پاشا, Ḳapūdān Pāşā (von ital. capitano); der Titel ist ab 1567 belegt.

[522] Selim III. (osman. سليم ثالث, Selīm-i sālis, von osman. ثالث, sālis, „der/die/das Dritte“; 1762–1808; ermordet), von 1789 bis 1807 Sultan des Osmanischen Reiches.

Fanar[523], den Wohnort des Patriarchen und der vornehmen Griechen; daher deren Name: Fanarioten[524]. Dort war der Schauplatz der Gräuelscenen in dem erstern Stadium des griechischen Aufstandes[525]; dort war es, wo die vom religiösen Fanatismus angefachte Rachsucht der Türken unschuldige Schlachtopfer zu Tausenden suchte und fand. Die verstümmelte Leiche des greisen Patriarchen[526] hing man damals an Ketten auf über dem Thore seins eigenen Pallastes, und die jungfräulichen Reize der zarten Fanariotinnen füllten drei Wochen lang alle Sklavenmärkte des Reichs. Die Hälfte der Bevölkerung ging unter in den Mordstürmen dieser schreckenvollen Zeit, und viele edle Griechengeschlechter erloschen für immer.

Neben der hohen Cypresse, rechts, ragt mit majestätischer Kuppel und schlanken Minarets über dichte Häusermassen eine Moschee: Sulimanieh[527] ist's, die gepriesene, nach St. Sophia die schönste der Hauptstadt. Weiter rechts, den Fanar überschauend, thürmt sich eine zweite[528] auf: – ein rechtes Siegesdenkmal des Halbmonds über das christliche Kreuz. Mahomed der Zweite erbaute sie auf der Stelle, welche einer der ehrwürdigsten christlichen Tempel einnahm: die Kirche nämlich der zwölf Apostel[529]. In derselben befanden sich die Begrabnißstätten der byzantinischen Kaiser. Die rohe Hand der Türken streute die Asche der Gesalbten in alle Winde, und in der nämlichen Gruft, welche die Gebeine des ersten Constantins einschloß, schläft jetzt der Eroberer von Constantins Stadt. –

Die Minarets, die sich zuäußerst am linken Rand des Bildes kennlich machen, gehören Moscheen, theils auch der älteren Wohnung des Sultans an. Letztere ist gegenwärtig Kaserne. Noch eine gute halbe Stunde weiter dehnt sich in dieser Richtung die Häusermasse aus, und den imposanten Schluß bildet das Serail selbst, mit seinen Cypressenhainen, hohen Minarets und golden schimmernden Kuppeln. Schade, daß die Phantasie des Lesers hier der bildlichen Darstellung zu Hülfe kommen muß.

Würde aber auch der Stahlstich die Ansicht ganz wieder geben, wäre solche doch immer nur ein Fragment vom großen Ganzen; denn bei einer Totalansicht Constantinopels dürfen Pera, Galata und Terschana[530] diesseits des Hafens, und Scutari[531] auf der asiatischen Seite des Bosphorus nicht fehlen, Vorstädte, von denen jede größer ist, als manche Königsstadt Deutschlands. Eine solche Darstellung aber läßt sich nicht auf so kleinem Raum erwarten.

---

523 Griech. Φανάριον, Phanarion, „die Lampe, die Laterne"; osman. فنار, Fenār, „der Leuchtturm, die Lampe, die Laterne"; heute heißt der Stadtteil türk. Fener.

524 Vom griech. Stadtteilnamen (s. o.) leitet sich auch die Bezeichnung für die orthodoxen Christen Konstantinopels/Istanbuls, Phanarioten (griech. Φαναριώτες), ab.

525 Zum Osterfest 1821, also am 22. April und den darauffolgenden Tagen.

526 Gregor V. (griech. Γρηγόριος Ε΄; eigentl. Georgios Angelopoulos, griech. Γεώργιος Αγγελόπουλος; ca. 1745–1821; ermordet), ökumenischer Patriarch von Konstantinopel in den Jahren 1797 bis 1798, 1806 bis 1808 und 1818 bis 1821. Nach Gefängnis und Folterung wurde er am Nachmittag des 22. April (10. April nach julian. Kalender) gegen 15.00 Uhr am Haupteingang zum Patriarchengebäude aufgehängt. Der Körper des Toten wurde zwei Tage später durch die Straßen geschleift und anschließend in den Bosporus geworfen, wo der Leichnam von griech. Seeleuten geborgen wurde, um ihn in zunächst in Odessa (ukrain. Одеса; russ. Одесса) zu bestatten. 1871 wurden seine sterblichen Überreste in die Metropolitankathedrale Mariä Verkündigung (griech. Καθεδρικός Ναός Ευαγγελισμού της Θεοτόκου) von Athen überführt.

527 Osman. سليمانيه جامع, Süleymāniye Cāmiʿ, türk. Süleymaniye Camii. Die Moschee wurde in den Jahren 1550 bis 1557 im Auftrag Süleymans I. (siehe hierzu auch S. 225, Anm. 626) vom berühmten Architekten Sinan (osman. قوجه معمار سنان آغا, Ḳoca Miʿmār Sinān Āġā; ca. 1488/1490–1588) erbaut.

528 Die Sultan-Mehmet-Fatih-Moschee (ursprüngl. osman. جامع جديد, Cāmiʿ-i Cedīd, „Neue Moschee", aus osman. جامع, cāmiʿ, „die Moschee" und جديد, cedīd, „neu"), heute türk. Fatih Camii (osman. فاتح, fātiḥ, „der Eroberer"), „Moschee des Eroberers", womit Mehmet II. (siehe hierzu S. 186, Anm. 483) gemeint ist.

529 Griech. Ἅγιοι Ἀπόστολοι, Hágioi Apóstoloi; „Heilige Apostel"; der zweite, am 28. Juni 550 geweihte Kirchenbau wurde ab 1461 abgerissen, um Platz für die neu zu errichtende Fatih-Moschee (s. o.) zu schaffen.

530 Hiermit dürften die ehemaligen Werftanlagen (osman. ترسانه, tersāne, „Arsenal", von ital. darsena, das Dock) im heutigen Istanbuler Stadtteil Beyoğlu (siehe hierzu S. 188, Anm. 492) gemeint sein, das sich am Nordostufer des Goldenen Horns (siehe hierzu S. 193, Anm. 517) erstreckt und mit dem Südteil an den Bosporus stößt.

531 Siehe hierzu S. 187, Anm. 490.



DER BOSPORUS

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842[532]. 148 S. qu.-8°. S. 81-86.

CCCCIII. Der Bosporus[533].

Aus den Gegensätzen quillt das Leben, der Tod gebiert die Ewigkeit, der Widerstand die Bewegung. Auch für die Bewegungen der Geschichte stellen sich zwei große Gegensätze als Hauptelemente dar: – die Staaten, welche wachsen, und jene, welche welken. In jenen ist selbstbewußte Kraft, Ausdehnungstrieb, Zukunft: in diesen Schwäche, Erhaltungspein, Hoffnungslosigkeit; dort herrscht freier Lebenstrieb: hier Uebergang zur Erstarrung; dort ist nichts stabil, als die Veränderlichkeit; – Neugeburt ist überall und Wechsel allenthalben: hier strebt Alles zur Beharrlichkeit im Alten hin, zur Verknöcherung, Verstockung; – dort ist Licht in Wissenschaft, Kirche und Staat: hier Lichtscheu und Dunkelheit, Tyrannei statt Regiment, Aberglaube statt Religion.

Schreiten die Begebenheiten ruhig und langsam fort, dann ist die Wechselwirkung dieser Gegensätze mild und ohne Drang. Der welkende Staat schrumpft in dem Maße ein, als der wachsende sich zu ihm ausdehnt, und um den Sterbenden rankt das junge frische Leben schon, ehe ihn der Tod erlöst. Die Metamorphose geht still und leise vorüber. Aber in den Zeiten großer Umbildungen tritt die Schärfe des Widerspruchs grell in den Tag hinaus und statt des ruhigen Dahinsterbens sehen wir Agonie oder gewaltsame Tödtung. Unsere Zeit aber hat die wunderliche Ungereimtheit an sich, daß, während sie selbst einer großen Epoche des Umbildens und Umgestaltens aller menschlichen Verhältnisse notorisch angehört, dennoch ihre Faktoren mit einem fast fanatischen Eifer bemüht sind, Altes zu stützen und Absterbendes am Leben zu erhalten. So ist uns das seltsame Schauspiel gegeben, daß, während die lebenskräftigsten unter den Staaten ihre Wurzeln immer weiter und tiefer in die Erde schlagen, während ihre Zweige, wie die der Eichen, in die Lüfte wachsen und sich immer breiter entfalten, während ihr Gewächs grünt, blüht, Früchte trägt, und Saamen um sich streut, und sich fortpflanzt, als Colonien, in allen Zonen: doch ihre Lenker zusammentreten, um die Thorheit aller Thorheiten zu begehen, nämlich todte Massen neu zu beleben, und jenen Staaten, deren Rolle ausgespielt, deren Tag vergangen, deren Geschichtsblatt voll geschrieben ist, ihren Bestand gewaltsam zu verlängern. Das ist ein krankes Streben, das Hülfe bei den Todten sucht, und das ist ein unvernünftiges Streben, welches die eigene Kraft an die fremde Hinfälligkeit vergeudet, und Der thut Unrecht, der die Ansprüche der frischen, lebendigen Gegenwart einer rechtlosen Vergangenheit zum Opfer bringt. Wo die Dynastien und Staaten abgelebt sind, da sind ihre Rechte und Befugnisse an den Völkern haften geblieben, und es ist Hochverrath an dem eignen Beruf, sie in der Ausübung dieser Rechte und Befugnisse zu hemmen. Oder meinen die Gewaltigen, sie könnten und dürften den Pulsschlag der Kulturgeschichte regeln, wie den Umlauf des Geldes? Sie mögen sich solchem Wahne hingeben, aber sie thun es auf ihre eigene Verantwortung. Die Zeit wird sie belehren, wie arg ihr Wahn gewesen, und ihre Ernte wird der Aussaat gleichen.

„*La Turquie: – voila un cadavre!*" war das kecke Ministerwort Sebastiani's[534] vor 10 Jahren. Ihn Lügen zu strafen, standen seitdem die Fürsten Europas zusammen. Soll etwa das Reich Osmans[535]

---

[532] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1845 erfolgt sein, da Joseph Meyer aus einem Werk Jakob Philipp Fallmerayers (1790–1861) zitiert, das erst 1845 erschienen ist (siehe hierzu S. 197, Anm. 538).

[533] Siehe hierzu S. 185, Anm. 473.

[534] Der frz. Außenminister Horace-François-Bastien, comte Sébastiani de la Porta (1772–1851). In den zeitgenössischen frz. Parlamentsakten finden sich jedoch zahlreiche Stellen mit gleicher oder ähnlicher Aussage.

[535] Osman I. Gazi (osman. عثمان غازى, Osmān Ġāzī; 1258–1326 o. 1324), erster Sultan (siehe hierzu S. 187, Anm. 486) des Osmanischen Reiches; der Beiname „Ġāzī" ist vom arab. غزوة, ġazwa (osman. غزوه, ġazvı), abgeleitet, was wörtl. übersetzt „der Raubzug, Überfall" bedeutet; später wurden mit diesem Begriff jedoch auch die Eroberungsfeldzüge der Muslime im Rahmen der islam. Expansion bezeichnet. Osman. غازى, ġāzī, „Guerrier qui combat pour la foi islamique et qui a conquis un pays chrétien ou qui a vaincu les infidèles. Titre que prennent les souverains et les commandants musulmans après une victoire emportée sur les infidèles / Krieger, der für den islam.

das Räthsel der Sphynx[536] erneuern? soll aus seiner leblosen Gegenwart seine glorreiche Vergangenheit neu auferstehen? Wie würden die restaurirenden Könige zusammenschrecken, wenn also geschähe? Nein, so Großes wollen sie nicht! Hülflos haben sie das greise Sultanat ausgesetzt, hülflos seinen Schicksalen preis gegeben, und sie halten den Verderber nur noch ab, damit die Agonie sich verlängere. Scheint es ihnen doch recht zu gefallen, den Türkenstaat in Ohnmacht zu sehen, umringt von Schrecken und Gefahren, die von allen Seiten auf ihn eingedrungen sind. Die Christenmächte scheint dieses Marterleben des altersschwachen Erbfeindes zu freuen, über den die Angst so Herr geworden ist, wie einst der Schrecken vor ihm über sie selbst Herr war. Ernst ist's ihnen gewiß nicht damit, neue Formen für ihn auszusinnen und sie wie künstliche Blätter dem welken Gewächse aufzusetzen, daß sein Wachsthum sich neu belebe; sie wollen nur seine letzten Lebenstriebe darin auffangen, sie nach ihren bestimmten Ansichten umzubilden, damit, wenn die Stunde reif ist, wo sie die große türkische Erbschaft, ohne Codizill und Testament, theilen werden, sie solche faßlicher vorfinden. Aber diese herzlose, künstliche Berechnung hebt sich wohl von selbst auf, wenn der Herr seine Zeit ersehen hat, und leicht könnte es dann kommen, daß Völker theilten, während die Könige noch die Loose mischten. Es wäre in der That der Fürsten-Curatel Meisterstück, wenn es dieser gelange, an ihre vielgliederige Kette der Causalität die Zukunft des byzantinischen Orients zu fesseln, der jetzt, wie ein Bleigewicht, an den Sohlen Europa's hängt.

„Es gibt –" mit den Worten eines Andern zu reden – „drei verhängnißvolle Stätten auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die Schicksals-Fäden des menschlichen Geschlechts hängen: am Jordan, an der Tiber, am Bosporus. Fast so lange als unser Geschlecht Geschichte macht, war es dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan: Jerusalem[537] ist die Wiege, Rom das Sinnbild des weltbeseligenden, universellen Christenthums, sein Gegensatz ist Konstantinopel mit dem erstarrten Morgenland."[538] Aber einen ureinsäßigen, jetzt noch lebendigen, mit der *Urbs aeterna*[539] gleich unsterblichen, unaustilgbaren Reichsgenius von Byzanz, als zweites Element der christlichen Welt, kann ich doch nicht erkennen. Mag es gleich zugestanden werden, daß das ganze faule Gezimmer der osmanischen Monarchie[540], die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienstes, die Art der Aemter, die Formen der Verwaltung und alle die Gräuel und Produkte der Willkühr und Tyrannei: – Stellenverkauf, Lüge, Trug, Diebstahl der Obrigkeit, Erbarmungslosigkeit und permanente Verschwörung des Fiskus gegen Gut und Eigenthum der rechtlosen Unterthanen ein byzantinisches Erbe sind und daß die Türken in der Beherrschungs- und Verwaltungsweise des Landes nur die Namen änderten, nicht einmal die Modalität, geschweige den Grundsatz; mag also auch das cohärente Fortleben des byzantinischen Reichsphantoms im Scheine des Halbmonds nicht abgeleugnet, mag auch zugegeben werden, daß die aus Turkestan vor 4 Jahrhunderten hereingebrochene Gewalt im Sinne und Blut mit Ost-Rom eins geworden ist und sich am Hofe nichts geändert hat, als der Glaube: – das Unmögliche einer Wiederherstellung des türkischen Orients aus ureigner Kraft ist doch bei der augenfälligen Verwesung nimmer in Abrede zu stellen! Wäre der Islam nicht selbst in Widerpart mit sich und nicht in sich

---

Glauben kämpft und der ein christl. Land erobert oder der Ungläubige besiegt hat. Titel, den moslemische Herrscher und Befehlshaber nach einem über die Ungläubigen davongetragenen Sieg annehmen"; siehe hierzu Frashëri, Sami [(1850–1904)], Dictionnaire Turc-Français, Constantinople: Mihran 1883, S. 746).

[536] Das Rätsel, das die Sphinx (griech. σφίγξ) den Menschen stellte, und das erst Ödipus (griech. Οἰδίπους, Oidípous) zu lösen vermochte, lautete: „Es ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig. Von allen Geschöpfen wechselt es allein mit der Zahl seiner Füße; aber eben wenn es die meisten Füße bewegt, sind Kraft und Schnelligkeit seiner Glieder ihm am geringsten." Die richtige Antwort lautet: Der Mensch als Säugling, als Erwachsener und als Greis am Stock.

[537] Hebr. יְרוּשָׁלַיִם, Jeruschalajim; osman. قدس, Ḳuds; arab. القدس, al-Quds, „die Heilige"; griech. Ἱεροσόλυμα, Hierosólyma bzw. Ἰερουσαλήμ, Ierousalḗm; lat. Hierosolyma.

[538] Stark eingekürztes Zitat aus dem Werk des Brixener Orientalisten Jakob Philipp Fallmerayers (1790–1861) „Fragmente aus dem Orient" (Stuttgart: J. G. Cotta'scher Verlag 1845), 1. Bd., S. 303f.

[539] Lat., „Ewige Stadt".

[540] Das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat").

selbst zerfallen, dann wäre noch eine Chance da; aber die Rolle des Padischah[541] ist ausgespielt, sein religiöses Scepter ist zerbrochen, der Ruf des Großherrn sammelt nicht mehr die Völker des Ostens unter die Fahne des Propheten. Todte Ideen, erloschene Gluthen, entflohene Geister werden dort nicht wieder in's Leben beschworen. Und darum sollt Ihr, – zumal Euern verzagten Händen voller Neid und voller Furcht vor einander die Titanenfunktion so übel ansteht, den fallenden Coloß des Türkenreichs im Sturze aufzuhalten, – Euch ermuthigen zum Vollzug Dessen, was Ihr heimlich in Eurer Seele Alle beschlossen habt. Schreibt für die Familie Osmans eine Ordonnanz, wie Napoleon einst für die Braganzas[542] that, und schickt Flotten, Heere – Ihr habt sie ja! – zu des Bosporus Ufern, Euer Decret zu vollziehen. Macht schnell und fesselt die schon getheilten Völker durch nachdrucksvolle That! Oder wollt Ihr das nicht, so sprecht ein großes Wort zu einem großen Versuch: stellt den Thron des jungen regenerirten Griechenlands in die Siebenhügelstadt, ärntet dafür den Applaus der Welt und, vielleicht! auch in der Geschichte ein dankendes, ehrendes Blatt! –

Wir wollen nun den Bosporus selbst betrachten. „Wie eine ungeheuere Wasserschlange in sieben Windungen“[543] streckt sich diese Meerenge drei Meilen lang vom Meere von Marmora zum Euxinus[544] hin, welcher seine Fluthen in jenes ausgießt. Sind die nächsten Umgebungen der alten Constantinsstadt landeinwärts wenig angebaut, öde, kahl und menschenleer, so sind dagegen die Thäler, die Abhänge und Gestade des Bosporus entzückend, und seit Jahrtausenden der gepriesene Wohnsitz einer dichten Bevölkerung und sorgfältiger Kultur. Anmuthige Gärten, Lustwäldchen, Flecken und Dörfer, Sommerpaläste, Landhäuser und Kiosks[545], prächtige Springbrunnen und die auf Vorgebirgen und Höhen malerisch gelegenen alterthümlichen Vesten, oder die Trümmer aus der griechischen und christlichen Vorzeit, gewähren ein Bild voller Reiz und Mannichfaltigkeit. Prächtig ist das Thor zu allen diesen Schönheiten: die Einfahrt aus dem schwarzen Meere. Die von den blauen Gewässern sich kühnaufthürmenden Felsenvorgebirge tragen, als Wächter und als Wegweiser der Nacht, Leuchtthürme auf ihren Scheiteln und die gewaltigen Mauern der beiden Vesten, Phanaraki[546] auf asiatischer, und Rum-Ili[547] auf

---

541 Osman. پادشاه bzw. پادشه, pādişāh, „Herrscher“; wörtl. „der Allergrößte Herr, der Großherr“. Im Osmanischen Reich wurde vermutlich seit 1421 Padischah als Bezeichnung für den Sultan (siehe hierzu S. 187, Anm. 486) verwendet.

542 Die portug. Herrscherdynastie Braganza (portug. Bragança), die von 1640 bis 1853 die Könige von Portugal und von 1822 bis 1889 auch die Kaiser von Brasilien stellte. Napoléon Bonaparte hatte den Prinzregenten Johann (portug. João;1767–1826) 1808 nach Brasilien ins Exil gezwungen; 1816 kehrte er als König Johann VI. (portug. João VI) zurück.

543 Frei zitiert nach Joseph von Hammer-Purgstalls (1774–1856) Werk „Constantinopolis und der Bosporos, örtlich und geschichtlich beschrieben […]“ (Pesth: Hartleben's Verlag 1822), 2. Bd., S. 185.

544 Eigentl. griech. Πόντος Εύξεινος, Póntos Eúxeinos, „das gastliche Meer“; Name des Schwarzen Meeres in der Antike.

545 Gartenpavillons (siehe hierzu S. 231, Anm. 640).

546 Osman. فناراكى, Fenārākı, griech. Φαναράκι, Fanaráki, „die Laterne“; hiermit dürfte die ehemalige Festung Anadolufeneri (osman. آناطولى فنارى; von griech. ἀνατολή, anatolē, „Osten“; osman. آناطولو, Ānāṭolu bzw. آناطولى, Ānāṭolı, „Kleinasien“ und فنار, fenār, „der Leuchtturm“) gemeint sein, der auf europ. Seite Rumelifeneri (osman. روم ايلى فنارى, aus osman. روم ايلى, Rūm-ėyli, „Europa“ und فنار, fener – s. o.) gegenüberliegt; jenes ist heute eine Ortschaft im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (osman. بكقوز) auf der asiat. Seite, dieses eine im Stadtbezirk Sarıyer (osman. صاريار) auf der europ. Seite des Bosporus; in der „Oestreichischen militärischen Zeitschrift“ (Wien: A. Strauß Witwe 1834), 2. Heft, S. 125f. u. [232], wird diesbezüglich von „Schloß Fanaraki auf dem Vorgebirge von Asien“ (32 Kanonen, 2 Mörser) und dem „Schloß Fanaraki auf dem Vorgebirge von Europa“ (26 Kanonen, 4 Mörser) gesprochen.

547 Osman. روم ايلى, Rūm-eyli; eigentl. lediglich eine andere Bezeichnung für die berühmte Festungsanlage Rumeli Hisarı (siehe hierzu S. 200, Anm. 562 u. Redhouse, Turkish-English Lexicon, wie S. 189, Anm. 501, S. 995). Wahrscheinlich ist hiermit jedoch die ehemalige Festung Rumeli Kavağı (osman. روم ايلى قواغى, Rūm-ėyli Ḳavāġı; aus روم ايلى, Rūm-ėyli (s. o.) und قواق, ḳavāḳ, „die Pappel“) gemeint, heute eine Ortschaft im Istanbuler Stadtbezirk Sarıyer (s. o.) auf der europ. Seite des Bosporus, der auf der asiat. Seite Anadolu Kavağı (s. o.) im Istanbuler

europäischer Seite. Beide Forts sind Denkmäler der Macht der Genuesen in diesen Gegenden, und noch sieht man über den Thoren das Wappen der stolzen Republik. Nicht weit von der Einfahrt treten die Bergkette des Olympos[548] und von der entgegengesetzten Seite die des Hämus[549] auf einander zu und die Ufer des Kanals rücken zusammen. An dieser zur Vertheidigung der Einfahrt so günstigen Stelle sind auf beiden Seiten Batterien aufgestellt und Citadellen und Forts (Phil-Burun[550], Poiras[551] etc. etc.) bedecken die Höhen in der Nähe, deren schwere Geschütze die Meerenge bestreichen. Die Gestade selbst sind steile Felswände und die Strömung ist hier sehr heftig. Keiner Flotte ist es möglich, die Durchfahrt zu forçiren, wenn die Geschütze (man zählt in den Bosporusbefestigungen überhaupt an drittehalbtausend) nur einigermaßen gut bedient werden.

Es war dieser Punkt schon bei den Alten von strategischer Wichtigkeit, und er wurde durch manches welthistorische Ereigniß berühmt. – Weiter abwärts in geringer Entfernung erhebt sich ein Vorgebirge steil und drohend; es ist der Riesenberg[552], und dahin versetzt die türkische Legende das Grab Josua's[553], des judäischen Eroberers. Als heiliger Ort wird er von Wallfahrern häufig besucht, und Josua verrichtet hier so gut Wunder und spielt den Universaldoctor so vortrefflich, als irgend einer aus der christlichen Heiligenschaar, oder eine „Mutter Gottes voller Gnade." Die Zöllner der Dummheit fehlen hier ebenfalls nicht; ein Derwischkloster[554] steht am Berge und die Opferpfennige mästen die trägen Bäuche vortrefflich.

Weiter abwärts, auf asiatischer Seite, sieht man zwischen Platanengruppen hindurch in ein schönes Thal, – das „Thal des Großherrn" und eine Reihe Marmorstufen führt zum Gestade, das nach ihnen den Namen Chunkar Ikelessi[555] hat. Der schöne kaiserliche Kiosk ist in eine für Rechnung des Schatzes verwaltete Papierfabrik umgewandelt worden; gegenüber auf der europ. Seite glänzen die Sommerwohnungen der christlichen Gesandten und Botschafter um Bujukdere[556]; es ketten sich dort Gärten, Paläste und Kiosks in ununterbrochener Reihe an einander. – Im Thale des Großherrn war es, wo 1833 das russische Hülfsheer lagerte, das herbei eilte, als nach der Schlacht von Koniah[557] dem

Stadtbezirk Beykoz (s. o.) gegenüberliegt; „Schloß Rumeli-Kavak" (35 Kanonen, 2 Mörser) und „Schloß Anatoli Kavak" (42 Kanonen, 4 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift", wie S. 198, Anm. 546, 2. Heft, S. 126 u. [232].

548 Hiermit dürfte der mysische Olymp (osman. اولو طاغ, Ulu Ṭaġ; heute türk. Uludağ bei Bursa – siehe hierzu S. 1319, Anm. 4083) in Kleinasien gemeint sein, der hier großzügigerweise nach Norden versetzt wird.

549 Veraltet für das Balkangebirge (griech. Αἷμος), das hier ebenso großzügig nach Süden verlegt wird.

550 Osman. فيل بورن, Fil Burun (osman. فيل, fil, „der Elefant" und بورن, burun, „die Nase", also frei übersetzt „Elefantenrüssel"); Festungsanlage südl. von Poyraz (s. u.) auf der asiat. Seite des Bosporus; „Werk auf Filburum" (17 Kanonen, 2 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift", wie S. 198, Anm. 546, 2. Heft, S. 126 u. [232].

551 Osman. und türk. Poyraz (osman. پويراز, Poyrāz, von griech. Βορέας, Boréas, „der Nordwind"), eine Ortschaft mit Hafen im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (siehe hierzu S. 198, Anm. 546) auf der asiat. Seite des Bosporus; „Schloß Poiraz" (50 Kanonen, 4 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift", wie S. 198, Anm. 546, 2. Heft, S. 126 u. [232].

552 Heute türk. Yuşa Tepesi (osman. يوشع تپه سى, Yūşaḥ Tepe-si, „Hügel des Joshua"; besagter Berg befindet sich auf der anatol. Seite des Bosporus im nordöstl. gelegenen Istanbuler Bezirk Beykoz (siehe hierzu S. 198, Anm. 546).

553 Hebr. יֵשׁוּעַ, Jēschūaʿ; Ri 2,9: „[…] und man begrub ihn in Timnat-Heres, im Gebiet seines Erbbesitzes auf dem Gebirge Efraim, nördl. vom Berg Gaasch."

554 Osman. درويش, derviş (so aus dem Pers. übernommen für „arm, Armer, Bettler, Wanderer, Ekstatiker"); allg. für einen muslimischen asketischen Mönch verwendet; zu deren Klöster siehe S. 225, Anm. 625.

555 Heute türk. Hünkar İskelesi (osman. خنكار اسكله سى, Ḫünkyār Iskele-si, von osman. خنكار, ḫünkyār – zusammengezogen aus خداوندكار, hüdāvendigār, „der Sultan, speziell Murad I." – siehe hierzu S. 186, Anm. 481 –, „der Selbstherrscher" und اسكله, iskele, „die Anlegestelle", also frei übersetzt „die Anlegestelle des Herrschers") im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (siehe hierzu S. 198, Anm. 546) auf der asiat. Seite des Bosporus. Beim erwähnten „Tal des Großherrn" könnte es sich durchaus um das Tal von Göksu (siehe hierzu S. 211, Anm. 586) handeln.

556 Heute Büyükdere (osman. بيوك, büyüḳ, „groß" und دره, dere, „Tal"); Stadtbezirk von Istanbul bei der berühmten Festungsanlage Rumeli Hisarı (siehe hierzu S. 200, Anm. 562.).

557 Schlacht bei Konya (osman. قونيه, Konya, von griech. Ἰκόνιον, Ikónion) am 21. Dezember 1832, die dem ägypt. Vizekönig Mehmed Ali Pascha (siehe hierzu S. 200, Anm. 559) nicht nur die vorläufige Herrschaft über Syrien brachte, sondern die Herrschaft der „Hohen Pforte" bis in die Grundfesten erschütterte.

Pascha[558] von Aegypten der Weg nach der türkischen Hauptstadt offenstand. Mehemed Ali[559] war freilich der Mann nicht, der den Geist des scheidenden Türkenreichs beschwören konnte. Der große Augenblick ging vorüber. – Nahe an Constantinopel macht der Bosporus zwei kleine Bayen voller Anmuth, die Bay von Sultanieh[560], mit einem kaiserlichen Kiosk, und von Kandlidsche[561], mit einem Flecken gleichen Namens, bei dem sich eine große Moschee aus einem Kranze von Platanen erhebt. Gleich unterhalb derselben verengt sich der Kanal wieder und zwei Vorgebirge rücken gegen einander. An dieser zur Befestigung wieder sehr geschickten Stelle drohen die Citadellen Rumili-Hissar[562] auf europäischer, Anadoli-Hissar[563] auf asiatischer Seite. In den ungeheuern Casematten[564] der letztern ist es, wo von jeher die in den Fehden mit den christlichen Mächten gemachten Gefangenen aufbewahrt wurden, und mit Schaudern erblickt man diese scheußlichen Kerker, wo die herzlose türkische Barbarei, zu deren Erhaltung jetzt die europäischen Könige zusammenstehen, mehrmals die unglücklichen christlichen Krieger verschmachten ließ. Bei Rumili-Hissar[565] geht eine enge Schlucht herab, in deren Tiefe der Bach Göcksu seine Gewässer dem Bosporus zuführt. Verfolgt man diesen Bach, so gelangt man in den reizendsten Grund von Constantinopels Umgebung, in das Thal der himmlischen Wasser[566], mit einem Kiosk des Sultans und den Landhäusern vieler Großen. Hier ist an jedem heitern Tage im Sommer die vor nehme Welt der Hauptstadt versammelt, und unzählige Gruppen lagern malerisch im Schatten der Platanen und Cypressen an den rieselnden Quellen, die zum Theil als Springbrunnen gefaßt sind. Auch die Frauen fehlen dann nicht. Der vornehme Türke führt sie in mit Stieren bespannten Wagen hinaus; aber um die verschleierten Gestalten kreisen mißtrauische, wachsame Hüter und weisen jede ungehörige Neugier zurück. In dem bunten Gewimmel spielen die Verkäufer von Erfrischungen eine Hauptrolle; auch der wandernde Conditor trügt Zuckerwerk, Cremes und dergleichen Näschereien im breiten Korbe auf dem Kopfe umher. Aber der nüchterne Türke trinkt bloß Wasser, das er im heißen Sommer mit Schnee kühlt, den die Händler aus dem Gebirge in kleinen Ballen zum Verkaufe herbringen. Er legt einen Schneeballen vor dem Ausguß seines Krugs, und das durchfließende oder sickernde Wasser erlangt dadurch die gewünschte Kühlung. – Zunächst Skutari erhebt sich das Vorgebirge Candilli[567] über einem schönen Flecken desselben Namens, und auf seinem Scheitel prangt der kaiser-

---

[558] Osman. پاشا, pāşā; seit dem 15. Jhd. Titel der höchsten Zivilbeamten und Militärs im Osmanischen Reich.

[559] Mehmed Ali Pascha (osman. محمد على پاشا, Meḥemmed ʿAlī Pāşā; ca. 1770–1849), von 1805 bis 1848 Gouverneur der osmanischen Provinz Ägypten (osman. ايالت مصر, Eyālet-i Mıṣr); er ist der Begründer der ägypt. Königsdynastie, die bis zur brit. Besetzung im Jahre 1882 als osman. „Vizekönige“ (osman. خديو, ḫidīw, „der Khedive“) regierten.

[560] Eine ausladende Bucht nördl. von Kanlıca (s. u.); östl. davon befindet sich heute der Sultaniye Parkı.

[561] Wohl das osman. چاملوجه, Çāmlıca; heute türk. Kanlıca, eine Anhöhe und eine Ortschaft nördl. von Anadolu Hisarı (siehe hierzu S. 200, Anm. 563) im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (siehe hierzu S. 198, Anm. 546) auf der asiat. Seite des Bosporus gelegen; „Batterie auf Kandlidsche“ (7 Kanonen) in der „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 198, Anm. 546, 2. Heft, S. 126 u. [232].

[562] Osman. روم ايلى حصارى, Rūm-ėyli Ḥiṣārı bzw. بوغاز كسن, Boġāz-kesen; aus osman. بوغاز, boġāz, „die Kehle, der Schlund“ bzw. „Bosporus“ und كسمك, kesmek, „abschneiden, unterbrechen“, also „Abschneider der Meerenge, Halsabschneider“. Heute Rumeli Hisarı, die „Rumelische Festung“ (siehe hierzu auch S. 198, Anm. 546 u. S. 200, Anm. 563); die Festung auf der europ. Seite des Bosporus. Ab dem 17. Jhd. diente die Festung als Gefängnis, vornehmlich für Kriegsgefangene; „Schloß Rumeli-Hissar“ (18 Kanonen, 2 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 198, Anm. 546, 2. Heft, S. 125.

[563] Osman. آناطولى حصارى, Ānāṭolı Ḥiṣārı bzw. آقجه حصارى, Āḳca-ḥiṣārı; aus osman. آق, āḳ, „weiß“ und حصار, ḥiṣār, „die Festung“, also frei übersetzt „Weißenburg“. Heute Anadolu Hisarı, die „Anatolische Festung“ (siehe hierzu auch S. 198, Anm. 546;), die Festung auf der asiat. Seite des Bosporus; „Schloß Anatoli-Hissar“ (16 Kanonen, 2 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 198, Anm. 546, 2. Heft, S. 126.

[564] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.

[565] Recte: Anadolu Hisarı (siehe hierzu S. 200, Anm. 563).

[566] Die öffentlichen Gartenanlagen bei Anadolu Hisarı, der „Anatolischen Festung“ (siehe hierzu S. 200, Anm. 563); siehe hierzu auch S. 211, „Göksu oder das Thal der süssen Wasser“.

[567] Osman. قنديللو, Ḳandilli; von osman. قنديللو, ḳandilli, „mit Lampen, Lampions besonders beleuchtet“; heute Kandilli, südl. von Anadolu Hisarı (siehe hierzu S. 200, Anm. 563) am Ostufer des Bosporus gelegen.

liche Sommerpalast Tshengel-Köi[568]; in unmittelbarer Nähe desselben aber die Lustörter Beglerbeg[569] und Istawros[570] ebenfalls mit großherrlichen Schlössern. Nun beginnt Skutari selbst, und gegenüber breitet das Häusermeer Constantinopels über sieben Höhen und Thäler sich aus.

Auf europäischer Seite liegt die größte Menge der kaiserlichen Sommerresidenzen. Manche sind in einem verfallenen Zustande, denn es ist die Gewohnheit der türkischen Herrscher, daß jeder sich selbst einen neuen Palast am Bosporus baue; die Menge der Schlösser wird dadurch maßlos vermehrt, und über das Neue das Alte vernachlässigt. Auch der jetzige Sultan hat unweit Skutari einen neuen Palast, den sein Vater schon anfing, aber nicht vollenden konnte. Der Tschiragan[571] prangt nach dem Meere zu mit einer prachtvollen Säulenfaçade von Marmor. Wundervoll ist die Aussicht von der Terrasse dieses Schlosses auf Constantinopel und die Ufer des Bosporus. Doch im Innern ist Flitterkram statt solider Pracht, und man sieht's an der ganzen Ausstattung, daß die goldnen Tage des Sultanats vorüber sind. Unfern davon stehen die Paläste der dem Beherrscher der Gläubigen gestatteten sieben Sultaninnen, deren lange Fronten mit vorspringenden Erkern sich malerisch genug ausnehmen, ohne indeß Anspruch auf architektonische Schönheit zu haben. Alle Fenster derselben sind dicht vergittert, die Gärten, welche sie umgeben, mit hohen Mauern umschlossen und schwarze Verschnittene halten die Wache an den Pforten. – Noch einen Blick auf Rumili-Hissar[572], ehe wir vom Bosporus scheiden! Diese alte Veste diente seit den letzten 2 Jahrhunderten als berüchtigte Bastille, deren Thore sich dem Unglücklichen nur einmal öffnen, denn zurück kehrt Keiner. Weder Ansehen der Person, noch Rang, noch Verdienst schützen; über Hoch und Niedrig waltet dasselbe Verhängniß, Alle vernichtet hier des Despotismus eiserner Arm mit gleicher Unerbittlichkeit. Wer dem Sultan oder seinen Favoriten im Wege ist, der verschwindet in diesen schaudervollen Kerkern, wo keine Erlösung ist, als durch die seidene Schnur, oder den Säbel der schwarzen Sklaven, die hier Henker und Kerkermeister zugleich sind. Nach Sonnenuntergang darf sich kein Fahrzeug in der Nähe dieses unheimlichen Schlosses blicken lassen; denn alle Opfer werden in verschlossenen Barken bei Nacht hierher gebracht und die türkische Hofjustiz will richten ohne Zeugen. In den bewegten Zeiten des vorigen Sultans[573] war das Aufheben hochgestellter Personen an der Nachtordnung. Man sagte dann, sie seyen in Rumili-Hissar begraben, und kein Mensch wagte es, weiter zu forschen. – Das Vorgebirge, auf welchem die Veste steht, ist das Hermäon[574] der Alten. Hier schlug Androkles[575] jene berühmte Brücke über den Bosporus, über welche Darius[576] sein zahlloses Perserheer führte, Europa unter das asiatische Joch zu beugen. Ein Fels, auf dem jetzt einer der Festungsthürme steht, war zu einem Throne ausgehauen, und von ihm herab betrachtete der König das stolze Schauspiel des Heerübergangs. Weltherrscher-Gedanken mochten hier in seiner Seele lodern, als die Brücke unter den Tritten der ungezählten Schaaren der Krieger, Rosse und

---

[568] Osman. چنكل كوى, Çengel Köy; aus osman. چنكل, çengel, „der Haken, Angelhaken" und كوى, köy, „das Dorf", also frei übersetzt „Angelhakendorf". Heute Çengelköy im asiat. Üsküdar (siehe hierzu S. 187, Anm. 490).

[569] Osman. بكلربكى, Beylerbeyi, „Herr der Herren" (s. u.).

[570] Der hölzerne Vorgängerbau des zwischen 1861 und 1865 von Sarkis Balyan (armen. Սարգիս Պալեան; 1835–1899) erbauten Beylerbeyi-Palasts (osman. بكلربكى سرايى, Beylerbeyi Sarāyı) auf der asiat. Seite des Bosporus; die zugehörigen Terrassengärten hießen „Istāvros Bāhçeleri" (osman. استاوروس باغچلرى), abgeleitet vom griech. σταυρός, stavros, „das Kreuz", das Kaiser Konstantin der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 121) einst an dieser Stelle hatte errichten lassen.

[571] Der 1805 von Krikor Balyan (armen. Գրիգոր Պալեան; 1764–1831) im Auftrag von Selim III. (siehe hierzu S. 193, Anm. 522) erbaute Tschiragan-Palast (osman. چراغان سرايى, Çırāġān Sarāyı) liegt im Istanbuler Stadtbezirk Beşiktaş (osman. بشكطاش, Beşiktāş) am Bosporus, direkt gegenüber dem asiat. Üsküdar (siehe hierzu S. 187, Anm. 490). Der 1857 von Nigoğayos Balyan (armen. Նիկողայոս Պալեան; 1826–1858) fertiggestellte Palastneubau gehört heute zur Kempinski-Hotelgruppe.

[572] Siehe hierzu S. 200, Anm. 562.

[573] Mahmud II. (osman. محمود ثاني, Maḥmud-ı s̱ānī, von osman. ثاني, s̱ānī, „der/die/das Zweite"; 1785–1839), seit 1808 Sultan des Osmanischen Reiches.

[574] Griech. Ἕρμαιον.

[575] Androklos (griech. Ἄνδροκλος), der Sohn des Kodros (siehe hierzu S. 159, Anm. 373), gilt in der griech. Mythologie als der Gründer und König der Stadt Ephesos (griech. Ἔφεσος).

[576] Siehe hierzu S. 159, Anm. 376.

Elephanten donnerte. Armer Darius! deine Macht konnte wohl die Wasserkluft zweier Welttheile überjochen und des Bosporus Felsen erschüttern, aber nicht die Herzen und den Himmel der Freiheit. Dir ging's wie allen Despoten; es fehlte dir für die Freihei[t]skräfte der Maßstab, denn der Despot kennt keinen andern, als den von seinen Sklaven hergenommenen, und wie trüglich der ist, hat sich immerfort bewiesen, vom Tage bei Marathon[577] an, bis zu den Heldenkämpfen am Kaukasus[578].

[577] Siehe hierzu S. 160, Anm. 387.

[578] Hiermit sind die militärischen Aktionen des Russischen Kaiserreiches ab 1817 gemeint (sie sollten letztlich bis 1864 andauern), welche die vollständige Kontrolle über den Nordkaukasus zum Ziel hatten, wogegen sich die autochthonen Volksgruppen, wie z. B. die Tscherkessen und Tschetschenen, heftig wehrten.



EINFAHRT IN DEN BOSPORUS
vom schwarzen Meere.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 117-125.

CCCCLXIV. Der Bosporus[579].

Am Bosporus hält der Genius der alten Welt die Wage, in welcher der Herr des Alls ihre Geschicke nach unwandelbaren Gesetzen wägt. Hier, an dieser Pforte, wo die Kreuzwege der Völker aus einander laufen, wo von jeher der härteste Zusammenstoß der antagonistischen Kräfte geschah, welche die alte Welt erschütterten; hier, wo die Grenz- und Scheidelinien von Ost, West und Nord in einen Punkt sich vereinigen, hier, wo so viele Nationen schlummern und wo die Civilisation dreier Jahrtausende ihr Grab hat: hier ziemt es anzuhalten und einen betrachtenden Blick über die Weltverhältnisse zu werfen.

Nach Sonnenaufgang zuerst! Dort, im Orient, wo alle Geschichte anhebt und die Wiege der Sage ist, sehen wir, gleich versteinerten Wäldern der Urzeit in den Formationen der Erdrinde, noch zur Stunde jene alten Formen, die von dem Vorherrschen des Beharrungs-Prinzips Zeugniß geben. – Es sind drei Kulturen, die sich in den Osten theilen: die mohammedanische, die indische und die chinesische; allen dreien aber ist das Leben erstorben und die todte, feste Form hält die Vernichtung nur eine Zeitlang auf. Alle mohammedanischen Staaten neigen sich zum Falle, die hohe Pforte selbst ist eine Pforte des Niedergangs geworden, und die Nachäffung der europäischen Kultur beschleunigt bloß das Verderben. – Noch rascher und sichtbarer zerfetzen Christenthum und englische Herrschaft das uralte Reich des indischen Glaubens; und nachdem China's Thor der britische Dreizack aufgesprengt hat, wird auch hier, wo nirgends geistige Kräfte zum Widerstand vorhanden sind, das Werk der Zerstörung unaufhaltsam sich entwickeln. Wie die alte Kultur untergeht, so sehen wir auch den Reichthum des Ostens schwinden. Die Kunst und Maschinerie des Westens saugen das Gold aus seinem Eingeweide, die Perlen aus seinen Meeren; und wie der Wohlstand der östlichen Völker wegzieht, so wandert auch ihr Wissen aus. Es ist Thatsache, daß man in Europa schon jetzt mehr orientalische Gelehrsamkeit findet, als im Orient selber. – Welches Schicksal erwartet nun die östlichen Staaten in nächster Zukunft? Zerstörung: denn der Prozeß derselben geht vor unsern Augen vor sich. Welche Formen aber werden sich nach gänzlicher Auflösung der alten bilden? Wie weit Christenthum und europäische Civilisation den alten Glauben und die alten Kulturen assimiliren werden, kann Niemand ermessen; nur so viel wissen wir: zerfressen in seinem Innersten, von der auflösenden Gewalt des europäischen Geistes ganz durchdrungen, befindet sich ganz Asien im System der Verwandlung. Die Tage der Verheißung sind den östlichen Kulturen und ihren Religionen verlaufen. Nur durch das Christenthum röthet sich ein neuer Tag hinter der verhüllten Nacht. Nicht mehr soll die Offenbarung Gottes den dortigen Völkern vorenthalten bleiben, oder verschleiert seyn durch unverständlich gewordene Symbole: eine Saat neuer Erkenntniß soll von oben herab auf die umbrochene Erde fallen. Christus soll unter die Völker des Ostens niedersteigen, er soll gleichsam wiederkehren in die Heimath, von der er ausgegangen, und mit ihm und durch ihn das neue höhere Leben des Orients beginnen. Das Unendliche wird dort auch die Verhältnisse des Endlichen wieder ordnen, die gestörte Harmonie wieder herstellen. Auf dem Grunde, den Gott in die Vesten der menschlichen Natur gelegt hat vom Aufgang bis zum Niedergang, auf diesem Fundament wird sich im Orient die Kirche des Evangeliums erheben und aus ihr das neue Leben erwachsen für die scheintodten asiatischen Nationen. Jahrhunderte mögen darüber verstreichen; aber daß solches geschehen wird, dafür bürgt die Macht, die der Kraft über die Schwäche, dem Lebendigen über das Todte gegeben ist. Es ist gewißlich wahr: die Zukunft des Ostens sproßt aus dem Stamme des Kreuzes.

Von den Ruinen Asiens wende ich den Blick nach Westen. Wie es da braust, wie die Wogen rollen auf dem Menschenmeere, wie es da die Ufer schlägt mit gewaltiger Brandung! Alle Völker sind ergriffen von einer tiefen Währung im Geisterreiche, und obschon die Fahne des Friedens über die Län-

[579] Siehe hierzu S. 185, Anm. 473.

der flattert, sehe ich überall den Kampf und Stoß von Gegensätzen und die großen Elemente von Staat und Kirche mit einander im Streit begriffen. Immer mehr Kräfte werden in den Kampf gezogen, und so gewaltig die Aufregung geworden ist, so will doch die Entscheidung nicht nahe scheinen.

Ja, in einer Umwandlung ist auch der Westen begriffen, nur mit dem Unterschiede, daß, während sie der Osten von Außen leidend empfängt, sie sich in Europa selbstständig in dem freien Spiel seiner geistigen, eigenen Kräfte entwickelt. Drei große Gegensätze sind es, die in diesem Kampfspiel vorzüglich thätig werden: die Neigung zur Vergangenheit, oder die Restauration; das Streben, das Bestehende, als rechtlich begründet und angenommen, zu erhalten, die Autorität; und der Neuerungstrieb, der Trieb zu Reform und Fortschritt. Jeder dieser Gegensätze agirt in den gesellschaftlichen Fragen bejahend oder verneinend, und ihr Widerspruch eben ist es, welcher das innere Leben rüstig und wach erhält. Ehedem hielt ein viertes, stärkeres Element den Antagonismus dieser drei gefesselt; so lange nämlich der Glaube seine Banden um sie schlug, war ihrem Widerspruch wenig Raum gegeben. Aber die Kritik hat sie ihnen abgeschlagen, und die Umwandlung von Kirche und Staat im Abendlande ist nun nicht mehr zu vermeiden.

Das scharfe Scheiden und Trennen der Nationalitäten von einander und das Auftreten von Parteiungen im Schooße derselben ist eine Erscheinung, die aus dem Zwiespalte der Prinzipien nothwendig hervorgeht. In allen Völkern des Westens sind sie thätig; sie sind die Priester, welche das Feuer schüren, aus dessen Asche der Phönix eines neuen gesellschaftlichen Zustandes geschaffen werden wird. Zahllos sind sie; denn jede Meinung hat ihre Vertreter am Altare; doch nicht alle schüren mir gleicher Kraft, und ihr Rang ist ungleich. –

Unter die Fahne der Aristokraten schaaren sich in den Ländern des Westens Alle, welche ausgehen von jenem patriarchalischen Verhältniß, wo der eingewanderte oder erobernde Stammesvater Besitz vom Lande genommen und es in Loosen an seine Angehörigen vertheilt hat, welche dann als Patrimonialherren ihre Hörigen zur Dienst und wechselseitigen Schutz- und Hülfe- Leistung um sich versammelten. Die Aristokratie leitet das Maaß des Rechts und der Geltung aus dem Grundeigenthum und der Geburt ab, sie will den Staat vorzugsweise aus dem Gesichtspunkte der Bewirthschaftung des Grundgebietes betrachtet wissen. – Ihr feindlich gegenüber haben Diejenigen ihre Standarte aufgepflanzt, welche im Menschen keineswegs einen Appendix der Scholle sehen, und die das historisch rechtliche Verhältniß des Dieners zum Herrn geradezu in Abrede stellen. Diese Partei, die vor den unzählbaren Schaaren aller Besitzlosen den Schild erhebt, betrachtet die Erde, wie die Luft, als rechtliches Besitzthum aller Menschen; denn, sagt sie, die lebendige Kraft ist höher, als die todte Scholle, welche jener dienen soll, folglich kann diese auch nimmermehr Herrschaft verleihen. Es kann aber, behauptet sie folgerecht weiter, jeder von diesem Gemeinbesitz so viel als Eigenthum zu sich nehmen, wie sein Bedürfniß fordert und er mit seiner Hände Arbeit bemeistern mag, und da nun Kräfte und Bedürfnisse ursprünglich ziemlich gleich unter alle Menschen vertheilt sind, so haben auch alle vom Ursprung her Anspruch auf ungefähr gleiche Loose bei der Vertheilung. Nichtig sind daher jene ersten Besitzergreifungen ganzer Landstriche; nichtig jene Befestigungen solches Besitzstandes durch Gesetze, nichtig und rechtlos alle aus jenem Besitzstand und diesen Gesetzen hergeleiteten Abstufungen und Zustände in der Gesellschaft. Ganz consequent verlangt diese Partei Aufhebung solcher Zustände, welche sie als Ausflüsse der Usurpation und der Tyrannei betrachtet, und dringt auf eine neue, gleiche Vertheilung der Güter der Erde als Grundlage für den Neubau der menschlichen Gesellschaft. Sie erkennt nur den freien Erwerb als rechtliches Mittel an, das Eigenthum zu vergrößern; sie hält die Arbeit, die Kraft, welche mit dem Pfluge die Scholle bezwingt, welche durch die Industrie bewegliche Güter schafft und mit dem Handel die Nationen der Erde verbindet, als der Geltung und Auszeichnung im Staate am meisten würdig. Diese Partei, zu der alle Demokraten der Arbeit, die rührigen Demagogen der Proletarier, die Communisten, kurz die Gleichmacher aller Völker gehören, fühlt sich zum Kampfe auf Leben und Tod mit allen Trägheitskräften der Usurpation berufen und spricht sich, mit logischer Consequenz, das vollkommene Recht zu, nötigenfalls mit Gewalt jene, nach ihrer Meinung, widerrechtlichen und unnatürlichen Schranken einzureißen, welche die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit in Besitz und Eigenthum verhindern und eine hierauf zu basirende Neuconstruktion der Staatsgebäude unzulässig machen. –

Zwei andere Parteien fußen auf geschichtlichem Gebiete. Beide suchen und finden die Normen des Rechts bloß in Dem, was da gewesen ist; und beide kommen dabei bis an Ziele, die sich einander so entgegen stehen, wie magnetische Pole. Der Reaktionair der Monarchie will die fürstliche Macht wieder der Stufe näher rücken, die sie im Alterthum einnahm, wo die Herrscher, mit dem Nimbus der unmittelbaren göttlichen Sendung umleuchtet, auf den Thronen saßen und nicht bloß als Könige den Völkern Gehorsam auflegten, sondern auch als Hirten die Heerden der Gläubigen weideten. Diesen Zustand sieht er als die Quelle der menschlichen Glückseligkeit an, und diesem Born des Heils durch die Reaktion wieder näher zu kommen, dünkt ihn ein würdiges Streben. – Anders Jene, welche den Urpakt der Gesellschaft aus vollkommener Gleichberechtigung der Individuen deduziren, und welche „Frei und gleich wie unsere Väter es waren“ als Motto im Schilde haben. – Die Republikaner sind insofern auch reaktionär, als sie darauf hinarbeiten, den Zustand zurückzuführen, welcher in gewissen Lebensepochen der civilisirtesten Völker fast durchgängig zu finden ist; nämlich: den der gleichen Berechtigung aller Individuen unter sich, mit der Delegation der Macht der Gesammtheit an gewählte Magistrate. – Eine fünfte Hauptpartei bewegt die Gegenwart des Westens weniger durch ihre Zahl, als durch die Hingebung, welche viele ihrer Anhänger beseelt; denn manche der begabtesten Geister sind ihr zugethan, und sie sind großer Aufopferung fähig. Diese Partei sieht in dem socialen Gebäude Europa’s nur die Ausgeburt des raffinirten Betrugs, und in dem Codex unserer Gesetze nichts als eine untergeschobene Urkunde, welche man den leichtgläubigen Völkern aufgebunden hat, um sie um ihre unveräußerlichen Rechte zu bestehlen. Dieser Betrug habe, sagen sie, Alles auf den Kopf gestellt, alle Begriffe verkehrt gemacht und die Staaten zu Narrenhäusern herabgewürdigt, wo die Wärter die Zuchtruthe führen über die Unglücklichen, welchen man die Zwangsjacke angezogen, und nur der sein ursprüngliches Recht sich vorbehalten hat, welcher allein über dem Gesetze steht. Die Monarchie und ihre Consequenzen sind ihnen eitel Teufelsspuk, und kein Pakt sey mit ihr zu schließen. Tausende sind schon gegen dieselbe ausgezogen, um sie, einen Drachen gleich, zu bekämpfen, und Viele haben ihr Leben dafür hingegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß der Tyrannei durch die Anstrengungen dieser Enthusiasten ein großer Theil ihrer Rechte abgestritten wurde, und wo sie anscheinend erfolglos als Opfer fielen, da haben sie Gleichgesinnten ein Beispiel hinterlassen, das immer neue Streiter in den Kampf lockt. – Noch zwei Parteien recken ihre Häupter aus der Menge und man sieht sie allenthalben, von den Säulen des Herkules an bis zum Theiss, und vom Niemen[580] bis zum Adour[581]. Beide stehen auf dem Rechtsgebiete und gerade einander gegenüber. Die Servilen, überall fast ausschließlich aus der Masse der Bedienstigten bestehend, nämlich aller der Leute, welche aus dem Borne der Macht ihres Leibes Nahrung und Nothdurft schöpfen, lassen die Pflicht, aus der bestehenden Autorität abgeleitet, als die alleinige Norm ihrer Handlungen gelten, und sie stellen den Gehorsam, als selbstgemachten Abgott, der persönlichen Freiheit gegenüber, welche sie unbedenklich aufheben und vernichten. Die Autorität der Herrscher steht ihnen als eine Thatsache da, ruhend auf sich selber und, wie der orthodoxe Glaube, alles Grübeln abweisend. In die Worte Sollen und Müssen löst sich ihre Symbolik auf. Mit jenem wollen sie durch die moralische Nöthigung die Menschen zwingen, mit diesem durch die physische, und ihre ganze Staatskunst hat kein anderes Ziel, als jedes Widerstreben, wenn nicht unmöglich, doch fügsam zu machen. Während die Aristokratie das Gewaltrecht am liebsten von der Grundherrlichkeit ableitet, so thut der Servilismus solches vorzugsweise und consequent vom Schwerte, als dem Werkzeuge, welches die Subordination in die festesten Formen zwängt. Gehorsam allen Diktaten, welche dem Munde der Autorität entfahren, versteht diese Partei, der Macht gegenüber, nur die Bejahung zu gebrauchen, und jeder Laut, den sie von sich gibt, ist ein Echo von dem schallenden Hauche, das vom Throne ausgeht. Sie anerkennt nirgends im Individuum eine selbstständige Freiheit, ja, der Begriff von einer solchen kann ihr gar nicht innewohnen. Sie will nur Unterthanen (Hörige), keine Staatsbürger, und jede Handlung des Individuums bedarf, um zu Recht beständig zu werden, unerläßlich der höhern Ermächtigung. Der Monarch von Gottes Gnaden ist, nach ihrer Lehre, die Ursache von Allem, was im Staate geschieht, alle Gewalt ist nur von ihm hergeleitet, folglich ruht auch die gesetzgebende Macht nur in ihm. Er selbst ist über dem Gesetze, weil er nicht Herr und

[580] Niemen ist die poln. Bezeichnung für die Memel.

[581] Der Fluß Adour (bask. Aturri) verläuft im Südwesten Frankreichs am Fuße der Pyrenäen.

Diener zugleich im Staate seyn kann. Da nun, nach der Lehre der Servilen, kein Untergeordnetes seine abgeleitete Autorität gegen ihre Quelle richten *kann*, so *kann* auch keine sogenannte Volksvertretung der Majestät eine Grenze setzen. Die öffentliche Meinung verdammt sie als eine frevelhafte Phantasmagorie, und den Geist des Fortschritts als einen verbrecherischen Geist des Widerspruchs, den man durch alle Mittel niederhalten und niedertreten müsse. *Constitutionen* sind Ihr ein Greuel, oder ein Tand, welchen man den Völkern zu Zeiten, wie ungezogenen Kindern, zur Beschwichtigung reicht, die *Zurücknahme* aber sich jeder Zeit vorbehält; sie macht die Wiederabschaffung verliehener Verfassungen bei gelegener Stunde zur erhabenen Fürstenpflicht. Wer aber constitutionelle Rechte zur *Wahrheit* machen und sie gebrauchen will, der ist ein *Rebell*, und jede Verfolgung, jede Schändlichkeit gegen ihn stempelt die Servilität zu einem Akt der Gerechtigkeit. Allwärts ist diese Partei stark an Zahl, an Intelligenz und noch starker an Macht; denn vom Minister bis zum Gassenvogt[582] und vom Feldherrn bis zum Trommelschläger hat die Hauptmasse der Bedienstigten ihrer Fahne zugeschworen. Sie steht eng zusammen, wohlgerüstet, wie ein compakter Phalanx[583] gegen die anderen Parteien. Sie hat auch das Waffenrecht mit Schwert und Rede sich fast überall allein zugesprochen, und fälscht die öffentliche Meinung nach ihrem Wohlgefallen. Jeder Fürstenhandlung kommt sie mit unbedingter Bewunderung, jedem Machtgebot mit freiwilligem, gläubigem, ehrfurchtsvollem Gehorsam entgegen, ein starkes Band der Gemeinschaft hält sie umschlungen, und ihre Glieder sind jeder Zeit bereit, sich wechselseitig zu schützen und zu stützen.

Den Servilen gegenüber haben die *Liberalen* ihr Feldlager aufgeschlagen. „Thoren ihr,“ rufen diese jenen höhnend entgegen, „glaubt ihr denn, ihr könnt den Staat zu einem Zuchthause machen, und wenn ihr’s könntet, wir ließen euch gewähren? Euer Wille ist wohl arg, aber die Kraft ist ihm nicht gewachsen. Die Zeiten sind vorüber, wo religiöser Aberglaube und die Unwissenheit das böse Spiel euch möglich machen und die Völker sich einhegen und scheeren ließen in euern Schäfereien, ohne nur Papp zu sagen. Der Sand eurer *guten* Stunde ist längst abgelaufen, die Macht hat ihren Nimbus verloren, sie muß auf Dornen statt auf Lotterkissen sitzen, das Schwert der Gewalt ist stumpf und hat keine Schrecken für unsere Reihen. Alle eure Pläne macht die unaufhaltsam fortschreitende Intelligenz der Völker zu Schanden, alle eure Anstrengung ist verlorene Mühe, jeder Schwertschlag, den ihr thut, führt eine Niederlage für euch herbei, jede Bewegung, die ihr macht, gibt Terrain verloren. *Vergleicht* einmal, damit euch der Muth entsinke, *Jetzt* und *Sonst*! Was ist aus der *Majestät* im europäischen Abendlande seit 5 Dezennien geworden? Fühlt ihr nicht den Boden wanken unter euern Füßen? Und seht, diese Veränderung ist hauptsächlich *unser* Werk. Wir haben die Despotie von den Thronen gestürzt und durch die Verfassungen den Mißbrauch der Gewalt unmöglich gemacht. Mit jeder Constitution, welche wir euch, welche wir der Monarchie abgerungen, ist auch das *Prinzip* des socialen Urvertrags unzertrennlich verbunden, und obgleich ihr es mit tausend und abertausend Klauseln und Vorbehalten verhülltet, oder zu entkräften suchtet: immer scheint es durch und bringt sich in günstigen Augenblicken zur höhern Geltung. Auch die schlechtesten Verfassungen geben den Staatsangehörigen gewisse *Rechte* und ziehen um den Willen der Alleinherrschaft gewisse *Schranken*. Was wir bis jetzt errungen haben, ist schon so viel, daß es uns die Gewährschaft künftiger vollständiger Siege gibt.“[584] – Mit solchen Reden treten die Liberalen gegen die Servilen auf, ja sie spielen gegenwärtig im europäischen Abendlande überall ihr Spiel mit *aufgelegten* Karten. Offen verkündigen sie, der Socialpakt müsse überall eine Wahrheit werden und seine Interpretation dürfe darum nicht mehr einseitig den Fürsten zustehen. Dem Volke deduziren sie dazu das Recht aus der Theorie des Urvertrags, und indem sie den Satz vertheidigen, daß einer *Nation*, als einer zum Staatszweck vereinigten Vielheit von Indivi-

---

[582] „bettelvogt […] der niedere Beamte, der zur Überprüfung und Überwachung der Armen zuständig war“ (DWG, Bd. 4, Sp. 1453).

[583] Als Phalanx (griech. φάλαγξ, phálanx für „Baumstamm“, „Walze“, „Rolle“ oder „Schlachtreihe“) wird eine dichtgeschlossene, lineare Kampfformation schwerbewaffneter Infanterie mit mehreren Gliedern bezeichnet. Der Begriff bezieht sich vor allem auf die im antiken Griechenland übliche Schlachtformation, in der die Hopliten (griech. ὁπλίτης, hoplítēs von ὅπλον, hóplon, „Kriegsgerät, schwere Waffen, schwere Rüstung, Schwerbewaffnete“) eine Wand aus Schilden bildeten, wobei die rechte Seite jedes Schwerbewaffneten durch den Schild des Nachbarn gedeckt wurde. Hier einfach im Sinne von geschlossener Formation verwendet.

[584] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

duen, die Souverainität ausschließlich inhärire, welche nichts anders sey, als der Ausdruck des nationalen Gesammtwillens, so sprechen sie dem Volke auch die höchste Funktion der Souverainität, die Gesetzgebung, allein zu. Nur dem gesetzgebenden Volke, sagen sie, schulde das Volk Gehorsam. Die liberale Partei anerkennt nirgends im Gebieter eine dynamisch innewohnende Kraft, aus höherer Wurzel hervorgegangen und mit göttlicher Vollmacht ausgerüstet: sondern nur die Summe von der Einzelmacht und den Einzelrechten der Staatsglieder; ein Kapital gleichsam, aus dem Scherflein vieler Einzelner erwachsen. Der Fürst ist also, dieser Lehre nach, ein Ausfluß des Volks, nicht das Volk ein Appendix des Fürsten, wie es die Servilen wollen. Zwischen dem Volke, das gebietet, und dem, das gehorcht, stellen die Liberalen die Regierung als Mittelmacht, theilnehmend gleichsam an der Natur des Thätigen und des Leidenden. Sie ist ihnen die Kraft, welche die Beschlüsse des Gesammtwillens in Vollzug setzt, und ihre Kraft und Macht fließt aus dem Brunnen aller Autorität, der Volkssouveränität, allein. Im Staate der Liberalen ist die Staatsform Nebensache, und je nachdem die Mission des Vollzugs der Akte der Volkssouverainität an eine Person, oder an eine Minderzahl, oder an eine Mehrzahl von Personen, gestellt ist, wird von ihnen der Staat monarchisch, aristokratisch, oder demokratisch geheißen werden.

Es kann nicht geleugnet werden, daß unter allen Parteien, welche die Völker des Westens bewegen, die liberale diejenige ist, welche täglich ihre Macht erweitert und Siege gewinnt. Ihr gehört die Zukunft vorzugsweise an; sie ist die eheliche Geburt der Zeit, folglich ihr rechter Erbe. In den Völkern des Westens liegt eine unverwüstliche, sich immer neu gebärende Richtung zur Demokratie, und dahin drängt auch, Vielen bewußtlos, vorzugsweise das Streben der Liberalen. Das Christenthum selbst enthält so viel demokratischen Gährungsstoff, daß es jeder Zeit jenen Bestrebungen mit zur Unterlage dienen kann, und es ist daher nicht zu verwundern, daß auch in der Kirche die Meinung Platz zu greifen anfängt, Christenthum und Demokratie könnten sich einander heben und unterstützen.

Während so die Ideen sich bekämpfen und auf dem Schlachtfelde der Meinungen sich Siege und Niederlagen folgen, treten die praktischen Fragen der Zeit entschiedener in den Vorgrund und werden zum Tummelplatz streitender Kräfte. Die Richtung der Massen ist mehr als jemals eine weltliche geworden und zielt auf eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse hin. Nachdem in den meisten Staaten des Westens die reicheren und höheren Klassen durch die Verfassungen die Freiheit errungen, oder unter den monarchischen Formen zur Herrschaft gelangt sind, sieht man diese mit den Bedürfnissen des Volks in einen bedenklichen Zwiespalt gerathen. Die niedern und ärmern Klassen fangen an, sich zu constituiren und zu organisiren; die Phalangen des Communismus stellen sich den geschlossenen Reihen des Reichthums und der Geburt drohend gegenüber. Es lassen sich die Fragen über das Wohl und Wehe der untern Klassen nickt mehr durch Concessionen gegen die demokratischen Ideen, durch Sophistereien und Deklamationen beschwichtigen. Die Quantität des Unterrichts, welche man da und dort den Massen hingegeben hat, sie reichte gerade aus, sie zum Bewußtseyn ihrer Lage und zum Nachdenken über die Ursachen derselben und über die Mittel zur Abhülfe zu bringen. Seufzend unter dem Drucke raffinirter Abgaben-Systeme, die gerade in den entwickeltsten Ländern und Völkern die untern Klassen am härtesten und so treffen, daß sie sich nie aus der Dürftigkeit erheben können, verlangen sie fest, beharrlich, drohend gründliche Abhülfe ihrer Beschwerden und Leiden. Die Umgestaltung der Gewerbe, welche sich dem persönlichen Geschick des selbstständigen Arbeiters mehr und mehr entfremden und in den Dienst des Kapitals und der Maschinen treten, und die überall steigende Bevölkerung mehren die Noth, nähren die Unzufriedenheit, und drängen immer stärker zu Katastrophen und Umwälzungen.

Nach Norden wollen wir nun schauen! Dort ist Rußland, Rußland, der gewaltige Drache, der seinen Leib über drei Welttheile hinstreckt und unter jeder Schuppe ein anderes Volk verbirgt. Wie jenes Ungeheuer der Sage, das, aus dem Nilschlamm geboren, mit der hintern Hälfte noch in der Wandlung begriffen war, während die vordere schon vollendet von der Erde sich erhob, wächst und gestaltet sich der russische Staat und er wird immer größer, indem er neue Barbarenstämme in den Kreis seiner Kultur zieht. Jahrhunderte lang ein Schauplatz der scheußlichsten Tyrannei, welche seine Geschichte mit den furchtbarsten Greueln bedeckt hat, ist dort dem herabgewürdigten Volke der Despotismus eine Wohlthat, und eine andere Gewalt, als die der Alleinherrschaft, undenkbar. In Rußland ist nichts von den Elementen zu finden, welche die Faktoren in der Geschichte der abendländischen Völker machen. An seinem Adel ist nichts zu sehen von jenem ritterlichen Geiste, der mit kühnem Stolze sich unterordnet

und mit dem Herzen sich unterwirft; nichts von jener romantischen abenteuerlichen Stimmung, welche zu hochsinnigen Thaten treibt und auch nichts von jener höhern Liebe, welche das Leben veredelt. An seiner Kirche sind keine lebendigen, treibenden Kräfte zu finden; Alles stehend und erstarrt, ohne eigentliches Lebensprinzip, nur im Fest halten an ihrer dunkeln Symbolik Fortdauer suchend, erscheint bei ihr das lebendige Christenthum wie eine Pflanze, die erstarrt ist unter einem rauhen Himmel. Die russische Kirche bietet keinerlei Unterricht dem Volke, und in gänzlicher Abhängigkeit vom Staate lebend, dessen Selbstherrscher die kirchliche Obergewalt an die weltliche knüpft, ist sie dem Staate leibeigen, wie der Bauer seinem Gutsherrn. Das Volk Rußlands ist Sklave durch Gesetz, Gewohnheit und Erziehung. Nichts sein Eigen nennend, dem Grundherrn hörig wie ein bloßes Hausthier, ohne Stolz, ohne Selbstgefühl, ohne Gemeingeist, aber dennoch im Besitz von Tugenden, die am lautesten gegen seine Unterdrücker zeugen, ist es ein stets williges Werkzeug der obersten Macht. Auf solchen Elementen nun hat die Autokratie sich mit nordischer Härte ihren Thron gebaut, auf dem seit mehren Menschenaltern begabte Geister sitzen, welche mit starker und gewandter Hand die Geschicke ihres ungeheuern Reiches zügeln und nach großen Zielen lenken. Während die russische Autokratie auf der einen Seite die allmählige Emanzipation der Leibeigenen einleitet und den Bauer gegen die Gutsherren in Schutz nimmt, während sie jedes Gelüste des Adels, aus seiner erniedrigenden Stellung, dem Throne gegenüber, herauszutreten, mit unerbittlicher Strenge zu Boden schlägt und den höchsten Ständen die Sklavenkette am härtesten fühlen läßt, verfolgt sie mit eiserner Consequenz den Plan, alle ihrem Scepter unterworfenen andern Völker dem einen großen Russenvolke in Glauben, Sprache, Art und Denkweise vollständig zu assimiliren, und die großartige, historische Bahn zu verfolgen, für welche Peter, der Gigant[585], die ersten Züge entworfen hat. Rußlands ungeheuerer Leib drückt mit gleichem Gewicht auf Ost und West, und mit superkluger Arglist sieht man es überall hin geschäftig, seine Macht zu mehren und sich für die Gelegenheit zu rüsten, in dem europäischen Rathe die Diktatur zu erlangen und zugleich bei m Absterben der orientalischen Reiche dort der Schwert-Erbe zu werden. Zwar wird die Politik nicht unterlassen, den nahenden Sturm durch Zuspruch noch ferner zu beschwören, wie sie bisher gethan hat; ist aber das russische Schwert in dieser Sache einmal gezogen: so ist keines Menschen Geist fähig, das Ende dieses Streits zu ermessen. Europa würde dann wieder zum Feldlager werden und die Fürsten zu Kriegsobersten. An Rüstzeug zu einem solchen Kriege hat der Friede es nirgends fehlen lassen. An Flinten, Bajonetten und Kanonen ist kein Mangel irgendwo, und es harren die Gewappneten des innern Unfriedens nur des Steins, geschleudert auf des Schicksals Ruf, um sich wechselsweise zu erwürgen. Rußland kann ihn jeden Tag schleudern, und es wird ihn schleudern, sobald es den Assimilationsprozeß mit den ihm hörig gewordenen Völkern vollendet hat und es ihm gelungen ist, den polnischen Wurm, der ihm am Herzen nagt, vollends zu zerdrücken, und den Heldenmuth der kaukasischen Volker im Kosakenblut zu ersäufen.

Das ist in wenigen Zügen die Perspektive der West- und Ostwelt, wie sie ein Blick an ihrer Pforte gewährt. Aber – ich sehe auch einen ernsten, strengen Geist auf dem Stuhle mitten in diesem chaotischen Treiben sitzen, einen Geist, auf dem mein Auge mit Vertrauen ruht. Es ist der Geist, der seit Anbeginn der Welt jedem Vergehen seinen Tag gesetzt, der mit jedem Frevler zu Gericht gegangen, der jedes Unmaaß in seine Schranken zurückgewiesen und jeden argen Willen rechtzeitig gebrochen hat. Vor ihm vergehen Die, welche sich ihrer Listen freuen, kommt der Hochmuth zu Fall, zerrinnt die ungerechte Gewalt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und findet alle Unbill und alles Unrecht sein Maaß der Vergeltung. Nichts ist je vor ihm bestanden, denn die Wahrheit, das Recht, die Billigkeit und das sittliche, rechte Maaß. Mögen anarchische Gelüste unter jeglichem Vorwande auf's Neue versuchen, die Welt zu verwirren; mögen despotische Instinkte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Arglist, der Gemalt und des Unrechts verüben: jener Geist, der in unsern Tagen schon einmal so wunderbar und herrlich Urtheil gesprochen und das aus allen Fugen getretene Gebäude neu geordnet hat, er wird

[585] Peter I. der Große (russ. Пётр I Вели́кий; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

auch jetzt und künftig neue Kräfte erwecken, welche die dämonischen Mächte niederwerfen, ehe ihre Pläne zur Ausführung gekommen. Er wird dem Kriegsgott die Hände gebunden halten, und eine friedliche Lösung der Fragen, welche die Welt beunruhigen, wird ihm keine Unmöglichkeit seyn.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 10-12, 71-74, 144 u. 154-159.

CCCCLXXIII. Göksu[586] oder das Thal der süssen Wasser[587] bei Konstantinopel.

Seitdem ein Besuch Stambuls zu den gewöhnlichen Sommerausflügen aus dem Abendlande gehört, fehlen auch in der türkischen Hauptstadt die Einrichtungen nicht mehr, welche Bequemlichkeit und Vergnügungslust überall suchen, wohin die Schaaren der Touristen ihren Flug nehmen. In englischen, französischen, italienischen und deutschen Hotels findet in Konstantinopel ein Jeder, wenn er mag, heimathliche Einrichtung und Sitte, Sprache und Küche wieder, und Arndt's[588] Lieder schallen und deutscher Wein perlt im grünen Römer an den lachenden Ufern des Marmormeers so gut wie am Rhein. So sind auch für den Besuch der reizenden Umgebungen der Hauptstadt jetzt Omnibusse[589] eingerichtet, und ein niedliches Dampfboot macht im Sommer regelmäßige und tägliche Fahrten nach den schönsten Punkten des Bosporus.

Eine solche Exkursion an einem schönen Sommermorgen ist in der That ein Fest. Auf dem Verdeck ist ein Zelt aufgeschlagen, der Mast ist mit Blumen geziert, der Rauch selbst erglänzt im Sonnenschein; ein Böllerschuß verkündet die Abfahrt, und zwischen zwei schäumenden Furchen tritt das Fahrzeug in des Bosporus herrliches Thor. Alle Gesichter sind heiter, alle Sprachen werden geläufiger; alle Augen sind nach den enger und immer enger zu einander rückenden Ufern beider Welttheile gerichtet. Sie liegen so nahe, daß man sie mit Händen greifen möchte.
Der Dämpfer [sic!] schwebt dahin wie ein Vogel; wie ein Schattenspiel ziehen rechts und links die Städte und Flecken, die Dörfer und Landhäuser, die Schlösser und Ruinen vorüber. Dabei hat man vom Verdeck aus einen Rückblick auf Konstantinopel, welcher entzückt. Die stolze Stadt entfaltet ihre ganze Pracht. Ihre Stirne erhebt sie in einer strahlenden Atmosphäre, während sie ihren Fuß im Marmormeere badet. Deutlich unterscheidet man ihre Hauptgebäude: das Serail mit seinem Mauerkranze, den hehren Dom der Sophienkirche, den schlanken Wald der Minarets, die Kuppeln der Moscheen, die Säulenmonumente, die Thürme der Befestigungen, den Mastenwald des Hafens und die von jeder Höhe, jedem Vorgebirge heraushängenden Villen und Paläste. Es ist wahr, Nichts verkündigt den Orient auf eine großartigere Weise, als dieses Byzanz. Hier erscheint es dem Reisenden gleichsam als der Portikus zu einer Gallerie der schönsten Landschaftsbilder, welche erst am Euxinus endigt.

Eine Stunde ungefähr mag die Fahrt gedauert haben, als man die Stelle erreicht, wo, auf europäischer Seite, der Flecken Babeck[590], welchen eine bewaldete und steile Höhe dicht an die Uferwand ge-

---

[586] Osman. كوك صو, „blaues“ bzw. „Himmelswasser“ (wegen der himmelblauen Farbe; es gibt übrigens einen „großen“ – osman. بيوك, büyüḳ – und einen „kleinen“ – كوچوك, küçüḳ – ‚Himmelswasserbach‘); heute türk. Göksu Deresi, „Blauwasserbach“. Das 1837 anläßl. der 1833 stattgefundenen Orientreise des bayer. Kronprinzen Maximilian (1811–1864; ab 1848 König Maximilian II.) entstandene Ölgemälde „An den Süßen Wassern Asiens von Konstantinopel“ von Johann Michael Wittmer (1802–1880) zeigt sehr anschaulich die Nutzung dieser idyllischen Örtlichkeit durch die Einheimischen.

[587] Es gibt zwei „Süße Wasser“, nämlich die „Süßen Wasser Europas“ (osman. كاغدخانه, Kāġidẖāne, „Papierfabrik“ aus osman. كاغد, kāġid, „das Papier“ und خان, ẖān, eigentl. „das Lokal, die Gaststätte“ – in Verbindung mit einem Produkt jedoch auch „die Fabrik, die Manufaktur, die Werkstatt“, der Name des Ortes der Einmündung; türk. Kağithane), zwei Zuflüsse am Ende des „Goldenen Horns“ (siehe hierzu S. 193, Anm. 517) und die obengenannten, die von den Europäern den Beinamen „von Asien“ erhielten.

[588] Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860).

[589] Siehe hierzu S. 386, Anm. 1093.

[590] Osman. ببك, Bebek, „der Säugling, das Baby“ (früher das griech. Χηλαί, Chelai; von griech χηλή, chelē, „der Huf“ bzw. „der Steindamm, der Wellenbrecher“); heute der Stadtteil Bebek im Nordosten des europ. Istanbuler Stadtbezirks Beşiktaş (siehe hierzu S. 201, Anm. 571).



DAS THAL VON GÖKSU

drängt hat, freundlich herüber blickt. Hier, wo der Bosporus sich außerordentlich verengt, haben die Türken zwei schwer gerüstete Wächter hingestellt: Rumili-Hissar und Anadoli-Hissar[591], in alter Zeit als Festungen sehr gefürchtet und als Staatsgefängnisse noch mehr berüchtigt. Dicht bei der asiatischen Burg, unter dem Schutze ihrer Feuerschlünde, steht ein Kiosk des Padischah[592].

Ein heller Bach mündet nicht weit davon in den Bosporus, und hübsche Kayen, vor welchen türkische Gondeln liegen, bezeichnen dem Dämpfer sein erstes Ziel. Die Schaufelräder ruhen und die Gesellschaft steigt aus, um das gefeierte Göksuthal hinauf zu wandern und da, auf asiatischem Boden, die orientalische Natur in ihrem Liebreiz und das türkische Volksleben in seinen geselligen Formen zu belauschen. Vielfach gewunden schlängelt sich der üppige Wiesengrund das Thal hinauf, majestätische Laubwaldung bedeckt seine Seiten, und Gruppen von Platanen und Zypressen schatten an den Ufern des rauschenden Bachs, oder um Fontainen, aus denen das beste Quellwasser Kühlung und Labsal spendet. Kiesbestreute Fahrwege und Fußpfade verbinden die verschiedenen Partieen, und das Ganze gleicht einem Parke, dessen Schönheit die Hand des Menschen nur zugänglich gemacht, nicht geschaffen hat. Hier begehen die türkischen Bewohner der Hauptstadt in den Sommertagen ihre ländlichen Feste, und oft sind Tausende da versammelt. Auch ihre Frauen dürfen am Vergnügen im „Thale der süßen Wasser“ Theil haben; sie führen sie hinaus in plumpen, wunderlich geformten Kutschen. Büffel, angethan mit glänzendem Geschirr, machen die Gespanne dieser Equipagen aus, in welchen die Damen verschleiert am Boden sitzen. Die osmanische Eifersucht hält an solchen öffentlichen Belustigungsorten die Geschlechter gänzlich geschieden; ja selbst den Vater und die Brüder wird man mit den weiblichen Verwandten nie zusammen sehen. Die Kutschen der Frauen sind daher stets nur auf einer Seite der Springbrunnen zu finden; die Männer aber lagern sich mit ihren Tschibucks[593] auf Teppichen, im Schatten der Bäume, auf der andern. Die Demarkationslinien nehmen die Verkäufer von Erfrischungen ein, um beide Parteien zu bedienen. Sorbet[594], aus Fruchtsäften bereitet und mit Eis gekühlt, und saure Milch (Jagurd[595]) sind die Lieblingsgetränke; wandernde Konditoren bieten Näschereien dar, griechische Mädchen Blumen und Früchte. – Mäßigkeit ist eine allgemeine Tugend der Türken; sie wird durch den Koran streng geboten, und Szenen, wie man ihrer im Abendlande überall, wo große Menschenmassen zu Vergnügen sich sammeln, unausbleiblich begegnet, sind dort unerhörte Dinge.

Ein Spaziergang zum Kiosk des Sultans ist lohnend. Dieser kaiserliche Sommerpalast liegt auf einer Anhöhe und spendet eine reizende Fernsicht auf die Gestade der Meerenge, die Gebirge Rumeliens[596] und die Hauptstadt. Es gibt nichts Lieblicheres, als diese Wohnungen, welche mit ihrer eigenthümlichen, zierlichen Architektur aus dem Grün der Platanen in jenem durchsichtigen Lichte erscheinen, womit der orientalische Himmel so gern die Werke seiner Kinder schmückt. Die Reinheit der Luft, der funkelnde Sonnenglanz, die tiefe Bläue des Himmels, der Wohlgeruch des benachbarten Meeres, Alles verleiht ihnen einen Zauber, eine Poesie, welche man anderswo nur träumt. Auf breiter Treppe steigt man zur Pforte hinan und blickt durch ein geheimnißvolles Helldunkel in den marmornen Hof, wo die Garbe des Springbrunnens schäumt unter dem Bogen blühender Orangen. Des Hofes Hintergrund ist eine hohe Mauer. Schaukelnde Baumkronen winken hinüber; aber keinem Mann, außer dem Padischah selber, reifen die Früchte dieses versteckten Paradieses. Hinter jenen Mauern lustwandeln junge Frauen um Fontainen, in den Hainen und Laubgängen, welche hier für sie geschaffen sind, damit sie, den üppigen Launen eines Einzigen zu Gebot, in nutzlosem Müßiggang ein Sklavenleben führen. Dort

---

591 Siehe zu beiden S. 200, Anm. 562 u. 563.

592 Osman. كوك صو قصرى, Gök-ṣu Ḳaṣrı, „Himmelswasserpavillon“ oder auch كوچوك صو قصرى, Küçük-ṣu Ḳaṣrı, „Kleinwasserpavillon“ (siehe hierzu S. 211, Anm. 586); der hölzerne Vorgängerbau des heutigen, 1856 von Nigoğayos Balyan (siehe hierzu S. 201, Anm. 571) fertiggestellten Lustschlößchens.

593 Osman. چبوق, çibuḳ, „das Rohr“; eine Tabakspfeife, bestehend aus einem deckellosen, kleinen, aber breiten Tonkopf, einem Rohr und einem Mundstück.

594 Osman. شربت, şerbet, ein eiskaltes Getränk oder eine halbgefrorene Speise aus Fruchtsaft, Sorbet.

595 Osman. يوغورت, Yoġurt.

596 Rumelien (osman. روم ايلى, Rūm-ėyli, türk. Rumeli; in etwa „Land der Rhomäer“ bzw. „Rhomäerland“; die Bewohner Ostroms bzw. Byzanz’ nannten sich selbst Ῥωμαῖοι, Rhomaioi, „Rhomäer“); so bezeichneten die Türken seit dem 15. Jhd. den europ., auf der Balkanhalbinsel gelegenen Teil des Osmanischen Reiches.

pflegt der verweichlichte Enkel Osman's sein entnervendes Haremsleben fortzusetzen, wenn er, müde des Serails, die Schlösser des Bosporus besucht. Unbekümmert um den Einsturz des Reichs schwelgt er dort wie Sardanapal[597], und wird er fortschwelgen, bis er elender wie Sardanapal endigt. –

[597] Aššur-bāni-apli (akkad. 𒀭𒊹𒁀𒀀𒇉, aram. ܐܫܘܪ ܒܢܐ ܐܦܠܐ; 669–631/627 v. Chr.), König des Assyrischen Reiches; angeblich beging er in seinem brennenden Palast Selbstmord. Joseph Meyer bezieht sich hier wohl auf das 1827/28 außerordentlich plastisch ausgeführte Gemälde „Der Tod des Sardanapal" von Eugène Delacroix (1798–1863).



SULTAN SELIMS MOSCHEE
in Constantinopel.

CCCCLXXXXI. Skutari[598], die asiatische Vorstadt Konstantinopels. Sultan Selims[599] Moschee.

Es war an einem Oktobermorgen, als ich mit trübem Blick aus dem Fenster meines Zimmers im Hotel d'Europe in Pera[600] zum Himmel hinauf schaute, der sich mit Wolkenstreifen bedeckte. Der Tag war zu einer Gondelfahrt nach dem freundlichen Bujukdereh[601] bestimmt gewesen; aber das bedenkliche Himmelsgesicht und eine dicke Wolkenwand, welche die Sonne verbarg, machten mich in meinem Plan irre. Einen Tag unbenutzt im engen Zimmer zuzubringen, wo die reizenden Umgebungen einer Weltstadt unwiderstehlich zum Genusse einladen, war mir ein unerträglicher Gedanke; und so entschloß ich mich, trotz der trüben Adspekten [sic!], die kürzere Fahrt über den Bosporus hinüber nach der asiatischen Vorstadt Stambuls zu wagen. Ich hatte Skutari noch nicht betreten und versprach mir einen interessanten Tag.

Mein Diener, den ich vorausgeschickt hatte, um eine Gondel zu miethen, während ich meine Toilette machte, wartete meiner am Kai mit einem bedeckten, bequemen Boote. Wir umschifften das goldene Horn[602], bei welchem Vorgebirge ich einen prächtigen Blick auf das gegenüber liegende Skutari genoß. Terrassenförmig steigen seine Häusermassen über einander auf, im Hintergrunde glänzen die blauen Gebirge der Halbinsel, und die vielen Moscheen mit ihren schlanken Minarets, welche bald einzeln emporsteigen, bald in Gruppen zusammenstehen, machen das Bild großartig und reich. Skutari würde, wäre es nicht eine Vorstadt von Konstantinopel, nach Größe, Schönheit und Bevölkerung, die erste Stadt des türkischen Asiens seyn. Es ist volkreicher als Smyrna[603], denn es hat gegenwärtig über 180,000 Bewohner. Die Schönheit seines Anblicks wird erhöht durch die Erinnerungen der klassischen Zeit. Hier läßt die Mythe die vor der Rache der Juno fliehende Io landen; hier ankerte die Flotte des mazedonischen Philipp[604], als er Byzanz belagerte; hier wurde sie von den Atheniensern geschlagen; und noch zeigt man die Stelle, wo die ehernen Kolosse standen, welche die dankbare Stadt zu Ehren des Tags und ihrer Befreier errichteten.

Während der Seefahrt hatte sich die gerunzelte Stirn des Himmels ausgeglättet und wir stiegen in Skutari, dem alten Chrysopolis[605], beim schönsten Wetter an's Land. Die Hauptstraße öffnet sich am Kay und zieht sich mit nobler Perspektive eine Anhöhe hinan. Buden reiheten sich zu beiden Seiten und ein reges Leben war allenthalben. Hier beladen die Karavanen, die aus dem Innern von Asien kommen, ihre Kameele, die Schiffe der Wüste, mit den zu Wasser anlangenden Waaren. Man sieht die Kaufleute der asiatischen Völker in ihren malerischen Trachten: – Perser, Armenier, Syrer und die Handelsleute von Bagdad und Trapezunt. Die Kameeltreiber sind meistens Araber, und diese halbbekleideten, braunen, breitschulterigen Bursche, welche bis an die Zähne bewaffnet sind, erinnern lebhaft an die Gefahren ihrer Reise. Obschon die Karavanserais[606] von Skutari äußerst weitläufige Gebäude sind, so reichen sie doch zuweilen nicht aus, um den tausenden, aus allen Theilen Asiens kommenden, Ladung suchenden Kameelen und ihren Begleitern ein Obdach zu geben.

Skutari ist weit mehr orientalisch, als Constantinopel selbst, wo die seit 20 Jahren entstandenen Reformen große Veränderungen in den Sitten hervorgebracht haben. In Skutari leben die Osmanli[607]

---

598 Siehe hierzu S. 187, Anm. 490.

599 Die von Selim III. (siehe hierzu S. 193, Anm. 522) in Auftrag gegebene Moschee (osman. بيوك سليميه جامع, Büyük̇ Selīmīye Cāmiʿ, türk. Büyük Selimiye Camii) war 1801 fertiggestellt worden.

600 Das „Europäerviertel“ Istanbuls; siehe hierzu S. 188, Anm. 494.

601 Heute Büyükdere/Sarıyer (siehe hierzu auch S. 199, Anm. 556).

602 Siehe hierzu S. 193, Anm. 517.

603 Veraltet für İzmir (siehe hierzu S. 503, Anm. 1460).

604 Siehe hierzu S. 164, Anm. 417.

605 Griech. Χρυσόπολις, Chrysópolis, „Goldene Stadt“.

606 Osman. كاروانسراى, kārvānsarāy, Herberge für Karawanen, wo die Reisenden mit ihren Tieren und Handelswaren sicher nächtigen und sich mit Lebensmitteln versorgen konnten.

607 Osman. عثمانلو bzw. عثمانلى, O̱smānlı, „der Osmane“.

ungestörter in ihrem alten Wesen fort, und da fast die ganze Bevölkerung türkisch ist und deren Berührungspunkte mit den christlichen Europäern hier ungleich weniger sind, als in der Hauptstadt jenseits des Bosporus, so findet der Andrang des Neuen hier ungleich wirksamern Widerstand. – Die Bevölkerung von Skutari nimmt seit Jahren stets zu. Auf asiatischem Boden fühlt sich der Türke heimathlicher; – der alte festgewurzelte Glaube, daß seiner Herrschaft in Europa keine Dauer beschieden sey, läßt ihn dort nie zum rechten Bewußtseyn der Sicherheit kommen. Darum zieht Alles herüber, was nicht durch Amt und Geschäfte an das Konstantinopel jenseits gebunden ist, und namentlich sucht der quieszirte Beamte, der Rentier, der Kaufmann, welcher, reich geworden, den Rest seiner Tage in stillem Genüsse verleben will, in Skutari ein Asyl.

Auch das Klima in Skutari steht in dem Rufe größerer Gesundheit, und der Glaube, daß hier das Leben länger dauere als jenseits der Meerenge, ist unter den Türken allgemein. In der That scheint ein reinerer, heiterer Hauch hier zu wehen, ein milderer Sonnenstrahl zu wärmen. Am Bosporus verhalten sich die Jahreszeiten zu einander wie Freunde, die sich beim Abschiede die Hand reichen. Fast keine Scheidewand trennt Winter und Frühling, Lenz und Sommer, dessen Beginn schon in den Mai fällt; denn dann blüht die asiatische Blumenpracht in ihrem vollsten Zauber, und Gärten, Felder und Auen, Berge und Gründe haben sich in ihr reizendstes Gewand gekleidet. Die heißesten Monate, Junius, Julius und August, sind hier selten lästig; denn gerade in diesen Monaten herrschen die Nordwinde, und der frische Hauch des Balkans gelangt, von den Gewässern des Marmormeers und der Meerenge noch mehr gekühlt, erquicklich nach Skutari und bricht die Gluth der Sonne. Nur im August kommen zuweilen Südwinde und bringen Tage, wo man erinnert wird, daß man in keinem Paradiese lebt. Eine afrikanische Schwüle erschlafft dann alle Wesen, und mit schwarzen Fittigen rauscht die tödtende Pest über das herrliche Land, bis der September kommt mit seinen fruchtbaren Gewittern, welche die glühende Atmosphäre wieder kühlen und von ihren Miasmen[608] reinigen. Des Septembers zweite Hälfte schüttelt der Früchte Füllhorn über die Erde aus; am Weinstock prangt die schwellende Traube und das üppige Fleisch der Früchte schimmert aus der dunkeln Laube. Alles ärndtet; Alles schwelgt in dem fast ohne Mühe und Arbeit gewonnenen Ueberfluß, den hier auch der Aermste theilt. Mit dem Oktober kommen wieder lauwarme Lüfte, und während bei uns, im rauhen Nord, im Kampfe der feindlichen Elemente von Naß und Kalt, die Bäume ihr Laubgewand abschütteln und der Umlauf ihres Lebenssaftes aufhört, scheint hier die ganze Natur einen zweiten Lenz feiern zu wollen. Ihre Kräfte spannen sich, sie kleidet noch einmal die Auen in das frischeste Grün. Unstreitig ist der Oktober am Bosporus die angenehmste Jahreszeit. Ein goldner Duft hat sich über Meer und Hain gebreitet; es ist die Glorie, mit der sich die Natur noch einmal umgibt, ehe sie zum Winterschlafe erstarren soll – nein, nicht erstarren – sondern ausruhen. Denn der Dezember ist nicht derselbe, der in unserm Deutschland die Thürme der Münster mit Stürmen umbraust, Bäche und Flüsse mir todtem Eise belegt und die hohe Tanne bricht unter der Wucht ihrer Schneelast: – sein Charakter ist hier noch anmuthig. Dichtbelaubt glänzen noch die gewaltigen Eichen, grünen noch die Wiesen, und nur die zarteren Laubhölzer malen die Wälder mit bunten Farben, gelben und rothen, wie bei uns im September. – Mit dem Januar aber guckt blau und golden der Krokus freundliches Angesicht aus dem Grase, Veilchen blühen an den Rainen und die Regengüsse des Februars waschen den Schnee von den höchsten Gebirgen. Der Lenz beginnt und bekränzt das junge Jahr mit tausend Blumen.

Kein Ort in der türkischen Welt ist reicher an Moscheen und an Anstalten für milde und fromme Zwecke, als Skutari. Jene sind größtentheils die Stiftungen von Sultanen und ihren Gemahlinnen, und viele zeichnen sich aus durch Größe und schöne Bauart. Mir war es zunächst um den Besuch der von Selim III. erbauten Moschee zu thun, welche allgemein für das Schönste gehalten wird, was der türkische Kirchenstyl in neuerer Zeit erzeugt hat. Mein Bootsmann brachte mich zu einem Iman, welcher sich, nachdem er von meiner Absicht unterrichtet war, höflich anbot, uns in das Heiligthum zu begleiten. Unser Weg führte über den Vorhof des Tempels. Einzelne Türken kauerten auf ihren Teppichen, ihren

[608] „Miasma (griech. μίασμα) bedeutet so viel wie ‚übler Dunst, Verunreinigung, Befleckung, Ansteckung‘ und bezeichnete vor allem eine ‚krankheitsverursachende Materie, die durch faulige Prozesse in Luft und Wasser entsteht‘“ (Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York: De Gruyter 2005, S. 985).

Tschibuk[609] schmauchend; andere standen in Gruppen umher, als harrten sie der Stimme des Muezzims[610], der an gewissen Stunden des Tags von den Minarets die Gläubigen zum Gebete ruft. So wie man in den Tempel selbst eintritt, fällt der Blick auf eine Menge von Säulen von weißem Marmor, welche eine Riesenkuppel tragen, die durch Fenster erleuchtet wird und die sie oben wie ein Kreuz umgeben. Die Bogen sind in hellen Farben bunt angestrichen und auf weißgelassenen Wandstellen stehen Sprüche aus dem Koran. Wir waren noch mit der Betrachtung des Tempels beschäftigt, als die Stimme des Muezzim erschallte, und die Schaar der Gläubigen eintrat, um dem Gottesdienst beizuwohnen, der eben begann. Wir zogen uns auf den Wink unsers Führers in eine ferne Ecke zurück, um die Andacht nicht zu stören. Vor dem Altar erschien ein Iman mit zwei Sängern, welche in klagenden, langgehaltenen Molltönen ein Lied anstimmten. War eins beendet, dann rief der Iman[611]: Allah il Allah[612]! bei welchem Rufe die um den Altar im Kreise stehenden Moslemin sich mit dem Gesichte auf die Erde warfen. Ein Moment der Todtenstille folgte und ein dumpfes Gebet murmeln rollte dann durch das weite Gotteshaus. Abermals folgte ein Augenblick der Stille – dann richteten sich die Betenden wieder auf und – dieselbe Ceremonie begann von Neuem. Die ganze Andacht währte etwa eine halbe Stunde. Endlich zog sich der Priester mit seinen Sängern zurück und wir folgten der Menge, die still und anständig den Tempel verließ. – Im Vorhofe fanden wir eine Menge Arme und Leidende, und fast Keiner ging vorüber, ohne eine Gabe der Barmherzigkeit zu spenden. Ein Paar Vogelhändler mit ihren Käfigen hatten auf die Barmherzigkeit der Moslemin eine kleine Spekulation gegründet; sie hielten dicht am Eingang der Moschee Markt, und mancher unter den Kirchgängern kaufte einen gefiederten, kleinen Gefangenen los und gab ihm auf der Stelle die Freiheit. Eine der Hauptvorschriften des Korans verlangt Liebe, nicht blos gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere, und wie hoch sie der Muselmann achtet, sieht man bei tausend Vorkommnissen des täglichen Lebens.

[609] Siehe hierzu S. 213, Anm. 593.

[610] Recte: Muezzin (arab. مؤذّن, muʾaḏḏin); die Bezeichnung für den islam. Gebetsrufer fand offenbar über das osman. مؤزن, „müezin“ Eingang ins Deutsche.

[611] Recte: Imam (arab. إمام, Imām, „Vorbild“).

[612] Der erste Teil des islam. Glaubensbekenntnisses, der Schahāda (arab. الشهادة, aš-šahāda, „Zeugnis, Bezeugung“): „لَا إِلٰهَ إِلَّا ٱللهُ / Lā ilāha illā ʾllāh(u) / Es gibt keinen Gott außer Allah“ (Sure 37,35 u. Sure 47,19). Der zweite, hier nicht erwähnte Teil lautet: „محمد رسول الله / Muḥammadun rasūlu ʾllāh(i) / Mohammed ist der Gesandte Allahs“ (Sure 3,144; Sure 33,40 u. Sure 63,1).

DXIII. Ein Karavanserai[613] in Skutari[614].

Wir haben Skutari, die auf der asiatischen Seite dem Serail gegenüber liegende Vorstadt von Constantinopel, schon an einer frühern Stelle dieses Bandes (S. 71) beschrieben. Die vorliegende malerische Ansicht zeigt uns die mit Karavanserais und bedeckten Buden besetzte Uferstraße, an deren Kayen den Küstenfahrern die Ankerplätze angewiesen sind. Hier, wo zwei Welttheile ihre Produkte gegen einander austauschen, schafft der Handelsgeist immer Szenen voller Leben und Mannichfaltigkeit.

---

[613] Siehe hierzu S. 216, Anm. 606.

[614] Siehe hierzu S. 187, Anm. 490.



KAY UND CARAVANSERAI

in Scutari

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger



DAS INNERE VON CONSTANTINOPEL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

DXVII. Constantinopel*)[615].

Stambul, was bist du gewesen, was bist du jetzt und was wirst du seyn? – Lies die Antwort in der Geschichte von Babylon[616] und Persepolis[617], und gäbe es keine Geschichte und wäre Stambul die erste gegründete Stadt, so lerne die Sprache verstehen, welche die Maulwurfshügel auf dem Felde reden, wenn sie sich aus der Flur herauswühlen, von einem emsigen, geschäftigen Streben belebt, größer wachsen und den Wiesengrund decken; sobald sie aber die fleißige Kraft, die ihnen innewohnt, verläßt, vom Wind und Wetter zerstreut werden und ihre Stätten mit Gras und Moos überwachsen, wenn nicht ein nomadisirendes Ameisenvolk den verlassenen Hausen bezieht, seine Zellen hinein baut und sich ein neues Leben in ihm gestaltet.

Alles auf Erden ist Wechsel nach ewigen Gesetzen. Werden, Seyn, Vergehen sind die Axiome aller Schöpfung. Alle treibenden Kräfte im Organismus des Alls dienen dieser Dreieinheit in Gottes unbegrenztem Reiche, und bei ihrer Wechselwirkung gestaltet die Zeit sich zur Ewigkeit. –

Langsam, wie alles Große, durchläufst auch du, Constantinopel**)[618], die Phasen deines Daseyns. Ein Orakelspruch hat dir das Leben gegeben. Hellas's und Kleinasiens Kultur haben dich gesäugt, Roms Macht ist deine Pflegemutter gewesen und hat dich groß gezogen. Ihr Liebling, bist du dienen Zeit- und Altersgenossen rasch über den Kopf gewachsen, und wie du nun großjährig und selbstständig geworden, erkanntest du deinen wichtigen Posten an der Brücke zweier Welttheile, deren Verkehr deiner Vermittelung bedurfte. Du wurdest unermeßlich reich. Kunst und Wissenschaft suchten deinen Schoos, und als die römische Westwelt in Bedrängniß und Verfall kam durch barbarische Völker, da leuchtete um deine Mauerkrone viele Jahrhunderte der Nimbus des Ruhms, Bewahrerin des heiligen Feuers zu seyn für Kultur und Sitte, zu einer Zeit, wo sonst auf Erden Rohheit ungezügelte Herrschaft übte. Mit dieser in stetem Kampfe, bliebst du unter Stürmen, Schlachten und Siegen stark lange Zeit, und eine halbe Welt empfing von dir Gesetz und Scepter. – Schön und sittig warst du zu nennen in deiner blühendsten Periode; wie aber dein Tag zum Abend sich neigte mit deinen Kräften, da thatest du wie eine gemeine Buhlerin. Name, Gewand und Glaube wechseltest du nach der Mode und schamlos warbst du fortan um die Gunst deiner zeitlich wechselnden Besitzer. – So hast du seit länger als tausend Jahren deine entfliehende Blüthe vergeblich zu bannen gestrebt, und schonungslos wäscht dir die Zeit die Schminke von den verfallenen Reizen. – Wie lange noch, so reißt sie dich in's Grab, unbetrauert, wie der dürre Ast, den die Säge des Gärtners von dem grünen Fruchtbaum trennt.

Die Städte des Morgenlandes haben an Alter und Reichthum der Geschichte sowohl, als an malerischer Schönheit vor denen des Abendlandes einen großen Vorzug. Die Nüchternheit des Europäers baut sich am liebsten da an, wo materielle Vortheile am sichersten zu erlangen sind; an die sandigen Ufer des Meeres, in weite Becken zum Handel geschickter Ströme, in die Ebene, wo keine Berge den Verkehr erschweren: – dort finden sich ihre Interessen am bequemsten und häufigsten zusammen. – Den phantasiewarmen Morgenländer hingegen lockt die Natur mit ihren üppigen, blendenden Reizen, mit denen sie im Orient so freigebig ist, am liebsten dahin, wo er sich süßer, sinnlicher Lust und schwärmerischen Träumereien ungestört hingeben kann.

Der Hauptstadt des Türkenreichs sind diese allgemeinen Vorzüge orientalischer Groß-Städte in vorzüglichem Grade eigen. – Wenn man sich ihr von Marmora her nähert, schwimmt vor dem entzückten Auge ein Archipel lieblicher Eilande, die im mannichfachen Grün ihrer Laub- und Nadel-

---

[615] *) Nach einer Schilderung von anderer Hand. – M.[eyer; die Abbildung gibt das Tor auf der Rückseite der Hagia Sophia (siehe hierzu S. 189, Anm. 505) in Richtung Palastmauer wieder, das heute dem Teppichmuseum (Halı Müzesi, 14, Soğuk Çeşme Sokağı) als Eingang dient].

[616] Akkad. 𒆍𒀭𒊏𒆠, Bāb-ili, „Tor Gottes“; hebr. בָּבֶל, Bāvel; griech. Βαβυλών, Babylṓn; arab. بابل, Bābil.

[617] Altpers. 𐎱𐎠𐎼𐎿, Pārsa; griech. Περσέπολις, Persépolis; neupers. تخت جمشید, Taẖt-e Ǧamšīd, „Thron des Dschamschid“.

[618] **) Vergl. über Constantinopels Geschichte Band I. S. 69.

hölzer prangen. Von jeder Höhe schaut eine alte Veste, oder ein graues Kloster, oder eine Trümmer aus der christlichen und griechischen Vorzeit herab und spiegelt sich in der lichten, ruhigen Fluth.

Hinter der kleinasiatischen Küste leuchtet hehr und stolz der Olympus. Sein klassischer Name führt ein längst verblichenes Völkerleben in frischen Farben vor das sinnige Auge. Seine schneebedeckten Gipfel blenden im Sonnenlicht. Die ihn umgebende Atmosphäre ist in der Regel so klar und durchsichtig, daß man die herrliche Berggestalt mit Händen greifen möchte.

Weiterhin schwingt sich Kleinasiens Gestade nach der Mündung des Bosporus zu und von da an deckt Constantinopels alte Todtenstadt, auf der die Generationen von den Endpunkten zweier Jahrtausende nachbarlich beisammen wohnen, das Ufer anderthalb Stunden lang, überragt von den Häusermassen Scutari's.

Diesen gegenüber, auf zwei Vorgebirgen, die weit in's Meer hinausragen und als „goldenes Horn" Constantinopels Hafen umarmen, liegt das eigentliche Stambul, die alte Osmannen-Stadt, in träger Ruhe hingegossen, seine Ufer umstrickt mit Palästen und Pracht-Bauten vieler Style und Zeiten: – Perlen und Gesteine um ein altes, schmutziges Kleid. Eine tief in die Häusermasse dringende Bucht bildet den Hafen selbst. Da schwimmen die türkischen Paradeschiffe des Sultans und seiner Großen mit den bunten Wimpeln, den glänzend lakirten Planken und dem phantastischen, vergoldeten Schnitzwerk neben dem gewaltigen Dampfer mit den schnaubenden Schaufel flossen; da ankern riesenhaft und unbeweglich die Kriegsmaschinen der Pforte mit der ungeheuern Armirung, dem einsamen Mast, dem dräuenden Löwen am Kiel neben Englands und Frankreichs agilen Fregatten. Barken, Gondeln, Kaiken[619], Galeeren, vollbemannt, griechische und türkische Kauffahrer drängen sich in so buntem und wunderlichem Gewimmel, wie ihre Bevölkerung, vom edelschönen Kaukasier bis zum verschmitzten Griechen, vom stolzen Türken und ernsten Aegypter zum fleißigen Neger, durch alle Typen der alten Welt. Rechts steigt das alte Galata, die Genueser-Colonie, jetzt Constantinopels Vorstadt und Pera, das eigentliche Franken-Quartier, empor; auf der andern Seite aber erhebt sich die osmannische Capitale selbst in Pracht und Herrlichkeit. Mit innigem Entzücken schweift das trunkene Auge über das Häusergebirge hin, in dessen Hintergrund die sieben Hügel sanfte Wellenlinien zeichnen, von denen die Kaiser-Moscheen mit den blinkenden Dächern und schlanken, funkelnden Minarets und blitzenden Halbmonden herabschauen wie große Charakterzüge aus einem ausdrucksvollen Gesicht. Das harmlose Herz freut sich innig über die Schönheit, mit der die liebevolle Natur den altersschwachen Körper einhüllt. –

Aber um so unheimlicher wird die Ueberraschung des abendländischen Städters beim Eintritt in's Innere Constantinopels. Constantinopel hat nicht sein Cheapside, wie London, oder seine Boulevards, wie Paris, welche wie Pulsadern die Stadt durchströmen und in denen das Leben in ewigem Drange hin und her wogt. – Keine breiten und geraden Straßen, keine reinlichen Trottoirs mit dem Fußgänger-Gewimmel, das in allen Zungen des Erdrunds summt, mit dem Getöse der sich unaufhörlich kreuzenden und hemmenden Carossenreihen; keine sieben- und acht stöckigen Häuser umschließen die Seiten, keine Schilde an den Straßenecken mit ihren Namen helfen den Weg finden, keine Plakate schreien einem an mit ihren Riesen-Charakteren: – weder Glockengeläute verkündet den Festtag, noch die Thurmuhr die Stunde; keine Straßenlaterne erhellt die Nacht – nichts von dem Allen: labyrinthisch windet sich ein Knäuel enger, krummer, schmutziger Gassen mit unebenem, schlechtem Pflaster, das keine Pfütze verlaufen läßt. Sie sind weniger von Menschen, als von bissigen Hunden bevölkert, die den Fremden anheulen und anfallen. Selten sieht man einen gravitätischen Türken, wie er langsam und ernst seinem Geschäfte oder der Moschee zuschreitet; öfterer trifft man ihn träumerisch und gleichgültig vor seiner Thüre oder Boutique sitzen und rauchen.

Die gewöhnlichste Staffage jeder Großstadt des Abendlandes – die glänzende Carosse mit ihrem Gespann – fehlt in der Türkenstadt. Die einzige Pracht-Equipage, die man sehen kann, ist die des Sultans, welche ihn an einem Freitage nach einer Moschee führt, wo dann das Volk die Gassen füllt, durch die er kömmt. Sonst sieht man nur die Oroba[620], eine schwerfällige Kalesche, von Ochsen gezogen, die in den steilen engen Straßen kaum fortkommt. Blos Damen bedienen sich dieser Wagen, und nicht selten

---

[619] Unterschiedliche Typen von Fracht- und Fischereiseglern der Levante und des Schwarzen Meeres (osman. قایق, ḳayḳ).

[620] Osman. عربه, araba bzw. اوكوز عربه سی, öküz araba-sı, „Ochsenkarren".

bewegen sie sich unter der Eskorte von bewaffneten Eunuchen[621], um die Schönen vor den Augen der Neugierigen zu hüten. Wo sie sich nähern in Begleitung von jenen Attributen der Macht, bleibt Alles schweigend stehen, und die Männer blicken, die Arme über die Brust geschlagen, scheu zu Boden. – Die Pracht der Hauptstraßen einer abendländischen Großstadt muß man in Constantinopel nicht suchen. Die Wohnhäuser in Stambul sind größtentheils von ärmlicher, elender, dabei aber pittoresker Bauart, deren Styl noch an die byzantinische Vorzeit erinnert. Sie erheben sich als ein Viereck von Stein- oder Lehmwänden und aus diesen ruht ein hölzernes, doppeltes Stockwerk von gebrechlichem Gefüge, von dem das obere Stock über das untere in die Straße hinein ragt. Geschmackloses Schnitzwerk dekorirt die Façaden und ein rother, gelber oder weißer Anstrich vollendet den äußern Schmuck. Wegen der schlechten und leichten Bauart sind Feuersbrünste so häufig und verheerend, daß man meint, die Stadt würde alle hundert Jahre neu gebaut. In der Regel wird jedes türkische Haus nur von einer Familie bewohnt, weil die Geheimnisse des Harems die Aufnahme von Miethlingen nicht wohl gestatten. Es theilt sich in die vom Hausherrn und die von den Frauen bewohnte Hälfte, deren erste keinen weiteren Schmuck als mehr oder minder kostbare Teppiche und Divans[622] enthält. Das bessere Hausgeräthe haben die Wohnungen der Frauen und es ist folglich fremden Augen entzogen. Der Türke liebt es, seinen häuslichen Luxus zu verbergen, und nur bei passender Gelegenheit pflegt auch der Vornehme und Reiche mit Pferden, Sklaven, kostbaren Waffen und Geschmeide zu prangen. Mit Sonnenuntergang ruht das Geschäft bei jedem Türken; geschlossen sind dann alle Läden und Buden; die Inhaber ziehen sich nach ihren Wohnungen zurück und Finsterniß theilt die nächtliche Straßenherrschaft mit den heulenden Hunden.

Lesecabinets, Clubs, Gastmahle, Conzerte, Theater, Bälle und was sonst im Abendland die Nacht zum Tag verkehrt, kennt der Türke nicht. Er scheut alle rauschenden und heftigen Affekte der Sinne und des Gemüthes und ist, sobald es Abend geworden, für nichts empfänglich, als die Ruhe. – Nur am Tag und nur im Hafen, in den Bazars, auf den Märkten, in den Kaffeehäusern, Bädern, in und um den großen Moscheen und in den Chanen und Karavanserien bewegt sich das Volksleben der osmannischen Hauptstadt öffentlich und in rascheren lebendigern Kreisen, und läßt seine charakteristischen Züge erkennen.

Die Moscheen in Constantinopel führen fast alle den Namen ihrer Erbauer. Es sind meist Sühnopfer für geschlachtete Völker, oder für schwere Blutschuld, die auf dem türkischen Thron so gut, als auf manchen christlichen erblich geworden ist, oder Gelübde und Vermächtnisse haben sie als Denkmäler gewinnsüchtigen, moslemitischen Pfaffentrugs errichtet, oder willenlose Sultansdummheit hat sie als Grundpfeiler der Priestermacht gebaut. Kurz sie sind entstanden wie die Sankt Peter und Eskurial's des Abendlandes und wie, der Gegenwart zur Schmach, noch heut zu Tage Klöster wiedererstehen, welche eine verständigere Zeit entfernte.

Aber auch der rechte, ächte Gottesglaube hat manche Moschee errichtet, so gut wie manche Kirche, und ob der Halbmond oder das Kreuz ihre Reiche verkünden, das gilt Dem gewißlich gleich, welcher die Frömmigkeit unter der Kaputze so gut erkennt, als unter dem Turban. – Alle Hauptmoscheen umfassen weite, viereckige Räume und erheben sich in deren Mitte mit einer großen, halbkegelförmigen Kuppel, die, mit Metall gedeckt und mit den schlanken, an den Spitzen vergoldeten Minarets zur Seite, wie silberstrahlende Baldachine erscheinen, gestützt von goldenen Trägern.

Die kleinern Moscheen haben blos ein solches Thürmchen, die großen gewöhnlich vier. Von der obersten Gallerie derselben schreien die Gebetrufer (Muezzin) täglich fünf Mal[623] hinab in's Volk: „Es

---

[621] Siehe hierzu S. 189, Anm. 501.

[622] Pers. دیوان, divân; osman. دیوان, divān; ursprüngl. die (Rats-)Versammlung, Behörde bzw. Sammlung allgemein (auch die poetischer Werke). Der Begriff wurde dann mit der Zeit auch auf die bequeme Polsterbank (pers. صفه, ṣufa, „die gepolsterte Ruhebank" – im Osman. bezeichnete صفه, ṣufa hingegen einen Raum, der an den Wänden mit solchen Ruhebänken ausgestattet war) des Regierungsbeamten übertragen.

[623] Bei Sonnenaufgang das صلاة الفجر (ṣalāt al-faǧr, „Gebet zur Morgendämmerung"; osman. صباح نمازى, Ṣabaḥ namāzı, „Morgengebet"; türk. Sabah namazi), um die Mittagszeit das صلاة الظهر (ṣalāt aẓ-ẓuhr, „Mittagsgebet"; osman. اويله نمازى, Öyle namāzı, „Mittagsgebet"; türk. Öğle namazi), am Nachmittag das صلاة العصر (ṣalāt al-ʿaṣr, „Nachmittagsgebet"; osman. ايكندى نمازى, İkindi namāzı, „Nachmittagsgebet"; türk. İkindi namazi), kurz nach Sonnenuntergang das صلاة المغرب (ṣalāt al-maġrib, „Gebet gen Westen", also in Richtung der untergegangenen Sonne; osman. اخشام نمازى, Akşām namāzı, „Abendgebet"; türk. Akşam namazı) und in der ersten Hälfte der Nacht das صلاة

ist nur Ein Gott und Mahomed sein größter Prophet: – kommt zum Gebet!“[624] und wenn dieser Zuruf von allen Minarets aus mehr denn 2000 Kehlen gleichzeitig herabertönt, so bringt es einen feierlichen übernatürlichen Eindruck hervor. Dem Volk ist das Gebetrufen Uhr und Glocke zugleich. – Vielfach befinden sich in der Nähe der Moscheen die Märkte (Bazars), ja sie reichen oft unangefochten in ihre Vorhöfe, wie z. B. das große Rasesta[625] bei der Soliman’s[626]-Moschee. Es sind dieß weite überwölbte Hallen mit starken, massiven Mauern, in denen aller Luxus des orientalischen Lebens ausgebreitet liegt, und Türken, Franken und Rayahs[627] bunt durcheinander verkehren.

Der Drang nach geselligem Vergnügen ist bei dem Türken nur schwach, und was er im Bazar nicht findet, das sucht er im Kaffeehaus, auf welches denn auch alle erdenkliche Eleganz und Decoration nach türkischem Geschmacke vergeudet wird. Nach der Straße pompös ausgeputzt, hat jedes Kaffeehaus eine offene, von Säulen getragene Halle zum Eingang. Die ebenfalls mit Säulen gezierten Versammlungsräume sind mit Polstern und Divans bekleidet, auf denen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen kauern. In Schweigsamkeit und ernster Ruhe lauschen sie der Musik einer Mandoline, oder eines Tamburins, welche Griechen mit unartikulirtem Gesang begleiten.

Bei Tabak und Kaffee wird die Zeit in Gesellschaft still verträumt; gesellige Unterhaltung verlangt der Türke nie. Lieber hört er den Mährchen eines Erzählers zu, welcher in jedem größern türkischen Kaffeehause anzutreffen ist.

Der Gebrauch des Bades ist dem Türken unentbehrlich und die öffentlichen Bäder gehören zu den weitläufigsten Gebäuden der Hauptstadt. In der Reinlichkeit des Körpers soll der Mohamedaner ein Symbol für die Reinheit der Seele erblicken und der Prophet hat sie ihm streng geboten. Er that es aus demselben weisen Grunde, aus dem er ihm den Wein versagte. Mohamed wollte sein Volk durch Reinlichkeit und Mäßigkeit an Leib und Geist gesund und stark erhalten; denn nur ein gesundes und starkes Volk kann eine Welt erobern und eine eroberte Welt dauernd beherrschen. Doch wie sehr hat der Türke die Absicht des Propheten verkehrt! Statt des Weins genießt er verdummendes, entnervendes Opium, und das Gebot der Reinlichkeit hat er zu einer Beschönigung ausschweifender Ueppigkeit gemacht. In

---

العشاء (ṣalāt al-ʿišāʾ, „Gebet zum Nachtmahl“; osman. ياتسى نمازى, Yatsı namāzı, „Gebet nach Sonnenuntergang“; türk. Yatsı namazı).

[624] Der Adhān (arab. أَذَان, aḏān: الله أكبر, الله أكبر, أشهد أن لا اله إلا الله, أشهد أن محمدا رسول الله, حي على الصلاة, حي على الفلاح, الصلاة خير من النوم (s. u.), الله أكبر, لا إله إلا الله / Allāhu akbar, Allāhu akbar, Ašhadu an lā ilāha illā llāh, Ašhadu anna Muḥammadan rasūlu llāh, Ḥayya ʿalā ṣ-ṣalāt, Ḥayya ʿalā l-falāḥ, aṣ-Ṣalātu ẖayrun mina n-naum (s. u.), Allāhu akbar, Lā ilāha illā llāh), der auf deutsch allerdings ungefähr folgendermaßen lautet: „Allah ist groß! Allah ist groß! Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gibt außer Allah. Ich bezeuge, daß Mohammed Allahs Gesandter ist. Eilt zum Gebet! Eilt zur Seligkeit! Das Gebet ist besser als Schlaf (ausschließlich bei Sunniten zum Morgengebet)! Allah ist groß! Es gibt keinen Gott außer Allah!“

[625] Recte osman.: راسته, rāste bzw. رسته, reste, „die Ladenstraße, der Markt“ (wohl vom pers. رشته, rešte, „die Reihe, die Reihenfolge“ und mit dem osman. راست, rāst, „gerade, exakt ausgerichtet bzw. angeordnet, vollständig“ bzw. راستلاشمق, rāstlāşmak, „begegnen, treffen“ und راستلامق, rāstlāmak, „jmd. zufällig begegnen, zusammentreffen“ sinnverwandt). Hiermit ist offensichtlich der „Große Basar“ (osman. قپالى چارشى, Kapālı Çārşı, „überdachter Markt“; türk. Kapalı Çarşı) gemeint. Dieser erstreckt sich allerdings nicht bis zur Süleymāniye Cāmiʿ (siehe hierzu S. 194, Anm. 527), sondern ‚nur‘ bis zu der zwischen 1501 und 1506 erbauten Bāyezīd Cāmiʿ (osman. بايزيد جامع, türk. Beyazıt Camii).

[626] Süleyman I., genannt „der Prächtige“ (osman. سليمان; Süleymān; ca. 1495–1566), seit 1520 Sultan des Osmanischen Reiches; er ließ von 1551 bis 1557 die nach ihm benannte Süleymāniye Cāmiʿ (siehe hierzu S. 194, Anm. 527) erbauen.

[627] Osman. رعايا, reāyā, „der Untertan“ (von arab. رعايا, raʿāyā, Pl. von رعية, raʿīya, „die Herde“); ein Angehöriger der steuerpflichtigen Volksklasse, im Gegensatz zur Klasse, die als askerī (osman. عسكرى, „der Soldat“; von arab. العسكر, al-ʿaskar, „der Soldat“) bezeichnet wurde und sich aus den von jeglichen Steuern befreiten Angehörigen des islam. Klerus (osman. علميه, ʿilmiye, „die Gelehrtenschaft“; von arab. علماء, ʿulamāʾ, Pl. von عالم, ʿālim, „der Wissende“), des kaiserl. Hofes (osman. ملكيه, mülkiye, „das herrschaftl. Eigentum“; von osman. مالكيت, mülkiyet, „herrschaftl. Eigentum, Besitz“), des Militärs (osman. سيفيه, seyfiye, „das Militärwesen“; von arab. السيف, as-saif, „der Säbel, das Schwert“), der kaiserl. Beamtenschaft (osman. قلميه, ḳalemiye, „die Beamtenschaft“) und den Steuereintreibern (osman. محصّل, muḥaṣṣıl, „der Steuereintreiber“) zusammensetzte. Eine weitere Hauptgruppe der osmanischen Gesellschaft, ḳul (osman. قول, ḳul, „der Sklave, Diener“) genannt, bildeten die Sklaven; die Sklaverei existierte im Osmanischen Reich nachweislich mindestens bis ins Jahr 1908.

einem orientalischen Badesalon findet man Alles, was verweichlicht und abstumpft. Das warme Baden selbst, namentlich das Dampfbaden, ist für eine gesunde, normale Constitution immer eine Mißhandlung; denn sie erschlafft und entnervt, anstatt zu stärken. Constantinopels türkische Bevölkerung gibt den Beweis davon im Großen: welch ein sprechendes, schreckendes Bild der Agonie und Hinfälligkeit eines Geschlechts! Diese Muselmänner, die, wie eine Windsbraut aus ihrer Wüste durch Afrikas und Europa's Thore hereinstürmten, Millionen ihrem Schwert und ihrem Glauben unterthan und zwei Welttheile bis in ihr Innerstes erzittern machten: – theilnahmlos für alle politischen Schicksale, jedes geistigen Aufschwungs unfähig, physisch und psychisch betäubt, schleichen sie jetzt willenlos wie Gerippe über die Erde, vergehend und verwelkend in der Ueppigkeit ihres Harems, und ihre Phantasie nur noch Bilder der Sinnlichkeit schaffend. Schwäche und Blödsinn auf dem Thron, dem Despotie und Grausamkeit im Gefolge gehen, Entnervung und Entsittlichung im Volk, hat es keine Gegenwehr für die scharfen Waffen der Zeit, mit denen diese, schonungsloser als die Politik, an dem alten, morschen Bau klopft, dessen Einsturz bevorsteht.

Vier Verwandlungen hat Constantinopel vollendet. Griechischem Leben folgte römische Herrschaft und in die byzantinische Stadt zogen die Türken ein. Das Volk des Nordens wird es zum fünften Mal verjüngen. Aber wenn der Kreis seiner Verwandlungen geschlossen ist, so wird es hingehen wie alles Zeitliche und seine Stätte wird versanden und veröden, und nach ein Paar Jahrtausenden fragt vielleicht der Wanderer umsonst nach seinen letzten Trümmern.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 214-218.

DCCXI. Im Bosporus[628].

Die Meerenge, welche zwei Welttheile scheidet – der Bosporus – ist zur Kluft geworden, welche Europa täglich mehr entzweit, und, um eine Brücke darüber zu schlagen, ist das Schwert gezogen! Wieder einmal haben die Könige die Faust als obersten Richter unter sich anerkannt, haben sie sich selbst dem Stärkerrecht unterwürfig gemacht; – wer aber das Schwert noch fassen werde in diesem Streite, wer weiß dies vorherzusagen? Noch hat Deutschland sich den Standpunkt bewahrt, von dem es die weite, tiefbewegte Gegenwart mit all' ihren Gewittern, die aus der Ferne langsam und drohend herangezogen kommen, überschauen kann; aber auf wie lange wird dies noch möglich seyn? Viele Mahnungen sind an uns geschehen; wie die Seherin an dem Römerkönig, so ist das Schicksal mit seinen Erinnerungen mehrmals an uns vorübergegangen, und die Zeit naht, wo es, wie jene das letzte Kleinod, auch uns die letzte Warnung bietet. Soll auch sie nicht gehört werden?

Wohl kann man der dem deutschen Volke ursprünglich und allzeitig innewohnenden Freiheit des Geistes das Recht versagen; aber dann soll man sich auch nicht wundern, wenn die Federkräfte, im Kampfe mit ihrer Unterbindung, endlich zu einer Expansion gelangen, die allen Widerstand aufhebt. Wenn die Autorität jede freie Regung des Gedankens auszutilgen strebt, dann soll sie nicht klagen, wenn sie schweigende Einsamkeit überall empfängt, und ihr keine andere Stimme, als ihre eigene, in der weiten Wüste auf ihre Fragen Antwort gibt. Dieses Schweigen ist der stumme Bote der Dinge, die vielleicht nahen; es ist schlimmer als das frechste Geschwätz des Jakobinismus; es lügt die Autorität mit der Ruhe der Gräber an, es läßt sich als ein Symptom der größten geistigen Erschlaffung deuten, die doch an der Grenze höchster Erregung steht. Möchten in einer Zeit, welche, wie die jetzige, so große, unbekannte Veränderungen in ihrem Schooße verborgen trägt, doch Alle, die mehr der Idee als dem Staube angehören, die Schwingen regen; möchte doch Jeder, der den Ernst der Gegenwart erkennt, der Betrachtung des Höheren ihr Recht geben und ihr Rede gestatten; möchte doch Jeder, der zu sprechen und zu lehren weiß, nicht bloß Hörer und Schüler seyn wollen; möchte doch ihnen im lebendigen Glauben am endlichen Siege des Rechts, und in der festen Ueberzeugung von dem endlichen Triumph des Guten der Muth nicht mangeln, sich auszusprechen zum Tröste Aller, die da verzweifeln an der Gegenwart, wie an der Zukunft! Warum sollten wir verzweifeln? Sind nicht an diesem Geschlecht schon der Zeichen und Wunder genug geschehen, und haben wir nicht Alle Dinge erlebt, daran zu erkennen, daß den Herrschern, wie den Beherrschten, ein Maß in die Hand gegeben ist, daran zu messen all' ihr Thun und Lassen? Was haben wir nicht Alles erfahren seit Menschengedenken? Laßt sie einmal vorüberziehen die lange Reihe der ermordeten oder hingerichteten Kaiser und Könige, der entthronten Monarchen, der dienstbar gewordenen oder vertriebenen alten Herrschergeschlechter; laßt sie vorüberziehen die von der Höhe herabgeworfenen Emporkömmlinge, die gestürzten Usurpatoren der Königsmacht, die Tyrannen der Freiheit, welche das eigene Blutgesetz gerichtet hat; laßt sie vorüberziehen die Völker, welche Gott um ihrer Verdorbenheit, Feigheit oder um des Mißbrauchs der Freiheit willen gezüchtigt! Und die Tage des Gerichts sind noch nicht vorüber. Von Neuem zittert die bewegte Erde von dem Donner des Kriegs.

Es nahen große Verhängnisse[629]. Wer den Glauben an eine allwissende Vorsehung verloren hat, den müssen ihre Zeichen mit Grauen erfüllen. Die den Sturm erregt haben, überfällt ein Beben und

[628] Siehe hierzu S. 185, Anm. 473. Die auf der Abbildung als „Madjar Fabiassi" bezeichnete Befestigungsanlage heißt korrekt osman.: ماجار طابيه سى, Mācār Ṭābiya-sı, „Ungarische Bastion" (aus osman. ماجار, mācār, „ungarisch" und طابيه, ṭābiya, „die Bastion"; türk. Macar Tabyası) und ist südl. der Festung Ānāṭolı Ḳavāġı (osman. آناطولى قواغى, türk. Anadolu Kavağı; siehe hierzu S. 198, Anm. 546 u. 547) auf der asiat. Seite des Bosporus gelegen.

[629] Der Krimkrieg von 1853 bis 1856 (siehe hierzu S. 230, Anm. 632).


DCCXIII
Im BOSPORUS beim FORT MADJAR FABIASSI
FORT RUMELI KAWAK
FORT FANARAKI
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

Zagen, und obschon mitten im Krieg, sehen wir die geängstigte Politik doch noch beständig beschäftigt, den losgelassenen Orkan durch Zuspruch zu beschwören und den kaum geöffneten Janustempel wieder zu verschließen. Aber es haben die Flammen schon so weit um sich gefressen, daß nicht zu glauben ist. es stehe in der Macht Derjenigen, die sie entfesselt haben, sie wieder zu bemeistern. Der Uebermuth eines Menschen[630] hat es für ein ausführbares Beginnen gehalten, über den reichen Besitz eines Lebenden, wie über das Erbe eines Todten zu verfügen? man hat es als ein unschwieriges Unternehmen dargestellt, die Türken aus Europa zu vertreiben: die Ereignisse dürften jedoch dieses Kalkül selbst dann noch zu Schanden machen, wenn die Osmanen den Kampf mit Rußland allein auszufechten hätten[631]. Schwerlich kann für die Vertheidigung eines entschlossenen und für seinen gefährdeten Glauben begeisterten Volks eine günstigere Oertlichkeit gefunden werden, als jene ist, die das Land den Türken bietet. Umgürtet in erster Linie von dem einem feindlichen Heere kaum zugänglichen Balkangebirge, schließen in zweiter Linie Meerengen und Meere straßenlose Provinzen von großer Ausdehnung mit dünner Bevölkerung ein, die den feindlichen Heeren keine Subsistenzmittel bieten, und welche theils durch niedrige Lage den Angreifenden tödtlich, oder, durch Gebirge, Schlösser, Festungen und kriegerische Völkerschaften geschützt, dem Feinde jeden Zugang auf's Aeußerste erschweren; in dritter Linie aber erscheinen unwirthliche Wüsten und Einöden, welche einer Armee den Durchzug oder eine Okkupation zur Unmöglichkeit machen. So dreifach gepanzert kann das türkische Reich der Macht Rußlands viel länger Widerstand leisten, als Rußlands Kräfte – an Menschen wie an Geld, – ausreichen. Wenn in neuer Zeit das türkische Reich unzweifelhaft an Macht sehr herabgekommen ist, so ist doch noch nicht an einen Zerfall desselben, an Untergang, Tod und Auflösung zu denken. Das Sinken der türkischen Macht ist zunächst in der Schlaffheit begründet, mit der seit einer Reihe von Jahren die auf den straffen Despotismus angewiesenen Beherrscher der Gläubigen die Zügel führten und nicht minder sind auch die das innerste Wesen des Osmanenthums zerfressenden Reformbestrebungen eine Ursache seiner Schwäche. Bei der Unzufriedenheit, welche diese Reformen hervorriefen, war es den Knechten ein Leichtes, sich gegen den Herrn zu erheben, und in den sich beständig wiederholenden Aufständen der Provinzen glaubte Europa die Vorzeichen innerer Auflösung, die den Tod bringen müsse, zu gewahren. Es ist jedoch nun klar geworden, wie sehr man sich getäuscht hatte. Wir haben mit Staunen gesehen, wie der russische Einbruch schnell alle getrennten Interessen in dem weiten Reiche wieder vereinigte; wie sich die rebellischen, unbotmäßigen, mächtigen Vasallen wetteifernd beeilten, dem Padischah ihre Schätze, Heere und Flotten zur Verfügung zu stellen; wie die freien Söhne der Wüsten und der Gebirge, die Jahrhunderte lang im köstlichen Kampfe gegen die Souveränitäts-Ansprüche des Sultans gestanden hatten, in bewaffneten Schaaren nach den Kriegsschauplätzen an der Donau und am Kaukasus zogen; wie es an energischen, tapfern und geschickten Führern, so wenig wie am Heldenmuth der Truppen gefehlt hat. Statt der verweichlichten Türken sehen wir in allen Gefechten Männer, die den Tod verachten; und die sie ausgeartet und verdorben gescholten, bekennen ihren Irrthum mit Verwunderung. Aber eben jene heldenmüthige Tapferkeit, welche die Türken im gegenwärtigen Kriege gegen die Russen beständig gezeigt haben, mag uns den Blick in einen Abgrund öffnen, aus dem eine, durch irgend ein großes Ereigniß angeregte, religiöse, nationale und politische Begeisterung leicht das Ungeheuere heraufbeschwören kann, dem ein weiter Länderkreis, durch denselben Glauben eng verbunden, und bis in's Innerste Asiens und in die numidischen Wüsten reichend, unerschöpfliche Nahrung beut. Rußland, verblendet von Selbstüberschätzung, will den Beschwörer machen. Es hat das Kreuz an seine Fahne geheftet; es hat das aus tiefer Ruhe aufgeschreckte Europa zum Feldlager gemacht und seine Fürsten zu Kriegsobersten. Selbst Deutschlands Gewappnete harren nur des Steins, von der Schicksalshand geworfen, um auf die eine oder die andere Seite zu treten und Theil zu nehmen an dem dann allgemeinen Kampfe.

So trifft denn, wo der Blick auch hinfalle in die weite Runde, das Auge auf nichts als wechselseitige Befehdung unverträglicher Elemente, auf Räthsel von unbekannter Lösung, auf Zeichen unheilvol-

---

[630] Nikolaus I. (russ. Николай I Павлович, Nikolaj I Pavlovič; 1796–1855), seit 1825 Kaiser von Rußland und von 1825 und 1830 letzter gekrönter König von Polen.

[631] Im Krimkrieg (siehe hierzu S. 230, Anm. 632) kämpften letztlich Frankreich, Großbritannien und Sardinien-Piemont auf Seiten der Türkei gemeinsam gegen Rußland, das sie schließlich 1856 niederrangen.

ler Deutung. Politische Kuppelei ist überall thätig. um unglückliche Ehen zwischen Staaten und Dynastien zu schließen, die nur Hader und öffentliches Aergerniß erwarten lassen. Nirgends sehe ich ein inniges Zusammengehen der Interessen unter den verbündeten Autoritäten, nirgends eine aufrichtige Zuneigung; überall lugen verhaltene Entzweiung oder geheime Abneigung, Hintergedanken und tödtlicher Argwohn, und daneben laufen die Spuren oberflächlich beschwichtigter Volksleidenschaften und Bestrebungen hin, welche in großen Umwälzungen Befriedigung suchen.

Das ist in wenigen Zügen die Fassung von Europa, in der es den größten Katastrophen entgegentritt, mit welchen das Jahrhundert schwanger gebt. Ungern von der süßen Gewohnheit des Friedens lassend, ist, gegen den Willen der Kabinete, durch die herausfordernde That des Czars[632] urplötzlich ein Kriegsgetümmel entstanden, welches den ganzen Welttheil in seinen Strudel zieht. In diesem Streite, dem größten, weitaussehendsten, den das Jahrtausend geboren, bewegt sich Alles in kolossalen Massen und vor den Augen der Lebenden schreibt das Schicksal eine Weltgeschichte mit so mächtigen Lettern, daß sie auch dem Kurzsichtigsten lesbar erscheinen. Vierzig Jahre haben die Fürsten unter sich Frieden gehalten; ihre Kriege wurden nur gegen Völker geführt. Vierzig Jahre Frieden haben die Menschheit mit unzähligen Erfindungen und Mitteln für den Fortschritt bereichert; sie haben unermeßliche Güter und Werthe geschaffen – und doch haben sie die Menschen, der Masse und Mehrzahl nach, nicht glücklicher, nicht zufriedener, nicht wohlhabender, nicht selbstständiger, nicht freier gemacht. Eine Minorität war das Erbe ihrer Segnungen, – und diese Minorität beklagt am Meisten des Friedens Ende. –

Der schöne Stahlstich, welcher diesen Aufsatz begleitet, stellt einige neuere Befestigungen des Bosporus, unweit von der Einfahrt in das schwarze Meer, dar. Die wichtigsten Punkte sind die Forts Rumeli Kawak[633], und Fanaraki[634]. Ihr Kreuzfeuer aus 120 schweren Geschützen würde jedem feindlichen Geschwader, das die Passage forciren wollte, verderblich werden. Die Zahl der Geschütze der sämmtlichen Batterien und festen Punkte der Meerenge, an deren Besitz sich schon öfters die Herrschaft in zwei Welttheilen knüpfte, beläuft sich gegenwärtig auf 2100[635]. –

[632] Die regelmäßig aufflackernden Erhebungen der Balkanslawen empörten die russ. Öffentlichkeit und ließen dort zunehmend den Ruf nach einem Eingreifen laut werden. Rußland verstand sich zudem als Schutzmacht der Orthodoxie und begann den Anspruch zu erheben, auch die im Osmanischen Reiches lebenden orthodoxen Christen zu vertreten (siehe hierzu auch S. 227, Anm. 629 u. S. 234, Anm. 657). Aus dieser Gemengelage sollte sich der Krimkrieg von 1853 bis 1856 entwickeln, in dem die Türkei mit ihren Verbündeten Frankreich, England sowie Sardinien-Piemont gegen Rußland kämpfte und dieses letztendlich auch bezwang.

[633] Siehe hierzu S. 198, Anm. 547.

[634] Siehe hierzu S. 198, Anm. 546.

[635] 1834 waren es laut „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 198, Anm. 546, 2. Heft, S. 124-126 lediglich 633 Kanonen und 51 Mörser, bei einer potentiellen Bewaffnung von 1051 Geschützen, verteilt auf insgesamt 11 Befestigungsanlagen und 19 Batterien.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 32-34, S. 44 u. 139-143.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 137.

DCCXVIII. Im Bosporus[636].

Des Italieners Wort: „Hast Du Neapel gesehen, so magst Du sterben!" ist mit noch tieferem Sinn auch auf Stambul anzuwenden. Aber so wenig wie dort gilt es auch hier der Stadt selber. Konstantinopels Bauart ist, nach europäischen Begriffen, eine ganz abscheuliche; die engen, krummen Straßen voller Schmutz mit ihren gebrechlichen, hölzernen Häusern, deren Giebel mit einander zu kosen scheinen, machen das Häusermeer, welches, wie im alten Rom, sieben Hügel bedeckt, eher einem Lagerplatz ähnlich, als der Metropole eines großen Reiches, und man denkt dabei unwillkürlich an die Zelt- und Barackenstädte der Mongolen und turkomannischen Horden, welche Konstantins[637] östliches Weltreich zerstört haben. Der Zauber, die magnetische Anziehungskraft Stambuls, die fast überirdische Herrlichkeit, von der die Dichter aller Zeit reden, ist in der wunderbaren Schönheit der Umgebung zu suchen, in dem Bildercyklus, den die Natur mit ewiger Meisterschaft zwischen dem Pontus Euxinus[638] und dem goldnen Horn den Sterblichen zur Betrachtung und zum Genuß aufgestellt hat. Hier hat des Schöpfers Hand Alles allein gethan und die Herrlichkeit seiner Werke spottet jedem Versuche, mit der Feder oder dem Pinsel sie nach Gebühr zu preisen. Da ist kein Maß und kein Maßstab zu finden. Es kann mit dem Zweck meines Buches sich nicht vereinigen, von den Panoramen zu beiden Seiten des Bosporus – vom thracischen Hügelland, wie von der anatolischen Berg- und Waldzone, – ausführliche Schilderungen zu geben, und die Namen und Beschreibungen aller Ortschaften, Lustschlösser, Thäler und Berggelände, Eilande, Buchten und Vorgebirge in diesem Paradiese den Lesern vorzuführen. Ich ziehe es vor, ihnen von Zeit zu Zeit einige Blumen dieses entzückenden, in ihrer Mannigfaltigkeit überschwenglichen Flors zu zeigen. Meine flüchtigen Skizzen geben einer lebhaften Phantasie weiten Spielraum. Der Leser mag sich die mit leichten Strichen angedeuteten Einzelheiten dieser Tempebilder[639] das Koncert der murmelnden Quellen und der rauschenden Bosporusfluth, das Blumenmeer in den Gründen und Auen, die schlanken, in langen Reihen über die Höhen fort ziehenden Zypressen, die Schlösser, Dörfer und Gehöfte umhüllenden Fruchtbaumgruppen, den Duft der Rosenhaine und die luftige Pracht der Pinien, den Schirm der Dattelpalme, und das dichte Laubdach der Platanen, die. Schatten spendend, von den Höhen winken, das Spiegeln des Vollmonds und das Geflunker der Sterne in den Wogen, das Zirpen und Summen von Millionen Käfern in lauer Nacht, das Aufhüpfen und Geplätscher der Fische in den spiegelnden Gewässern u. s. w., selbst dazu denken und, wenn er will, seine Einbildungskraft noch hinter den vergitterten Fenstern der Schlösser und Köschks[640] des Padischah und der Veziere in den von Rosenduft durchfächelten Gemächern auf seidenen Divanen schwelgen lassen.

---

636 Siehe hierzu S. 185, Anm. 473.

637 Kaiser Konstantin der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 121).

638 Siehe hierzu S. 198, Anm. 544.

639 Griech. Τέμπη, Tempē: „Tempe, der Name eines anmuthigen Thales in Nordgriechenland oder Thessalien, wo der Peneos, einer der ansehnlichsten Griechischen Flüsse, sich einen Weg zwischen den Gebirgen Olympos und Ossa hindurch gebahnt hatte. […]. Der reizende Schmuck dieses Thales hat Veranlassung gegeben, daß man ähnliche reizende Gegenden, besonders ein schönes Bergthal, das von einem sanften Flusse durchströmt wird, mit dem Namen Tempe belegt, […]." (Krünitz, 181. Bd., S. 670).

640 Osman. كوشك, köşk, „der Gartenpavillon".



IM BOSPORUS

LEUCHTTHURM UND FORT FANARAKI IN EUROPA.

Ich führe den Leser vom Pontus Euxinus (dem Schwarzen Meere) herein durch das hohe Felsenthor in die mäandrische Enge. Wie herrlich hat da die Natur beide Gestade gezimmert! Wie die Höhen aufschwellen aus der Tiefe, bald rundkuppig, bald in leichter Schwingung, bald eingemuldet, bald sanft ansteigend, bald schroff und kühn mit hohen Wänden von braunem Gestein, bald mit niedrigem Felsrand, der gedeckt ist mit weichem Moos und umsponnen von Epheu und wildem Wein! Bald suchen sich die Ufer sehnsüchtig, als wollten sie sich küssen; bald weichen sie wieder zurück, weite Buchten bildend, wo ganze Flotten Schutz und Ankergrund finden; bald geben sie ein Bild tiefer Einsamkeit mit Feld, Wald und Wiese – bald wieder ein Gemälde der reichsten Staffirung mit Schlössern, Vesten, Ortschaften oder altersgrauen Burgen. Es ist ein ewiger Wechsel so schnell und plötzlich, als im Theater bei dem Verschieben der Coulissen.

Seht das Bild an – ein schwacher Schatten der Wirklichkeit – und doch wie schön! Da schimmern im Gold der Morgensonne aus 2 Welttheilen die Vesten R i v a[641], in alttürkischer Gestalt vom asiatischen und F a n a r a k i[642] vom europäischen Ufer herüber, – l e t z t e r e s mit der modernen Zuthat, den neuen Kasernen, dem Kommandantenhause und der hochragenden Seeleuchte, um welche sich die alten Festungswerke gruppiren, welche die Genuesen vor 6 Jahrhunderten zur Stütze ihrer damaligen Herrschaft auf dem schwarzen Meere und seinen Küsten errichteten. Beide Forts bilden ein Glied der Kette von Befestigungen, welche vom Pontischen Thor bis zur Stadt des Konstantin reicht, der Arena, wo sich die Mächte der Erde jetzt einander Schach bieten[643]. Kein Wunder, daß sie wegen dieses Kleinods sich schon bei Lebzeiten des Erblassers in den Haaren liegen! Hat man doch schon vor anderthalb Jahrtausenden die Brücke zwischen Asien und Europa als den natürlichen Sitz der W e l t h e r r s c h a f t betrachtet und in der Übertragung des Throns derselben von der Tiber zum Bosporus eine Eingebung Gottes sehen wollen! Wo fände sich auch eine solche Lage zum zweiten Male wieder, so gemacht wie die von Konstantinopel für den Austausch der Erzeugnisse aller Länder, so im Mittelpunkt aller 4 Himmelsgegenden, so geeignet zum Markt und Stapelplatz für jedes geistige und materielle Gut der Menschheit?

Das Gelüste ist groß, und der Lusttragenden sind nicht wenig. Aber wie die Alten sagen: „Es ist nicht Jedermanns Sache, nach Korinth[644] zu gehen“. Die Osmanli sind nicht galvanisirte Leichname, wie manche Leute noch immer schwatzen, als wäre die Geschichte dieser Zeit gar nicht vorhanden. Es sind robuste, derbe Naturen, die an Lebensfähigkeit manche jener habgierigen Erbschaftsprätendenten überdauern möchten, welche sich jetzt in ihr Haus drängen, um ihnen den Puls zu fühlen. Konstantinopel, von einem solchen Volke vertheidigt, wie wir es in den Waffenplätzen und Niederungen der Donau gegen des Czaren Heere kämpfen sehen, ist mit seiner Festungskette, – von den Dardanellenschlössern[645] an, bis zur letzten Batterie, welche auf dem äußersten Promontorium[646] des Bosporus gegen den Euxinus Front macht, – die großartigste, unbezwinglichste Festung des Erdbodens, und zu zweifeln oder zu leugnen, daß die Türken um dies H e i l i g t h u m i h r e r H e r r s c h a f t den letzten Para[647] und den letzten Blutstropfen wagen werden, kann nur Denjenigen einfallen, die überhaupt keinen Glauben mehr an die Macht der Ideen haben, mit welcher Religion, Nationalität und Unabhängigkeitsstolz mannhafte, ehrenhafte, unverdorbene und unentnervte Völker durchdringen. Die Türken sind keine Hindu, und auch keine Italiener. Die Ereignisse werden es bestätigen.

---

[641] Osman. ريوا, Rivā, türk. Çayağzı; heute ein Badeort an der östl. Schwarzmeerküste im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (siehe hierzu S. 198, Anm. 546); „Batterie von Schloß Riva“ (15 Kanonen, 2 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 198, Anm. 546, 2. Heft, S. 126 u. [232].

[642] Rumelifeneri (siehe hierzu S. 198, Anm. 546 u. S. 213, Anm. 596).

[643] Im Krimkrieg von 1853 bis 1856 (siehe hierzu S. 230, Anm. 632).

[644] Griech. Κόρινϑος, Kórinthos.

[645] Die Festungen an der Dardanellen-Meerenge (siehe hierzu S. 234, Anm. 648ff).

[646] Lat., Vorgebirge, Kap.

[647] Osman. Scheidemünze; 40 Para (pers./osman. پاره) entsprachen einem Piaster (osman. غروش, Ġuruş), der in der 2. Hälfte des 19. Jhd.s ca. 20 ₰ (Pfg.), also knapp 10 €-Cent wert war. Auf 1 türk. Pfund (osman. ليره, lira) gingen wiederum 100 Piaster.

DCCXXI. Die Dardanellen[648].

So heißt die Meerenge, welche den äolschen See mit dem Marmormeer verbindet. Es ist das westliche Thor von Constantinopel. Die Breite der Meerenge wechselt von einer Viertelstunde bis zu 1 ½ Meile. Sie ist ihrer ganzen Länge nach mit theils neuen, theils alten verfallenen Befestigungen gepanzert, unter denen die Schlösser und Castelle: Sedd-el-Bahr[649] auf europäischer und Kum-Kalaasi[650] auf asiatischer Seite, als die neuen, und die 4 Meilen nordwärts gelegenen, Kilid-El-Bahr[651] und Boghasi Hissar[652] als die alten Dardanellen bekannt sind. Je näher dem Marmormeer, je schmäler wird der Kanal: er verengert sich zuletzt fast bis zur Breite des Rheins bei Mainz – bis auf 2000 Fuß; und diese, die eigentliche Dardanellenstraße, über welche Xerxes[653] mit seinem Heere auf einer Brücke setzte, und Soliman der Große[654] mit seinen Schaaren auf Flößen passirte, ist erst in neuester Zeit mit Strandbatterien unter der Leitung preußischer Ingenieure versehen worden, und hat auch Vorrichtungen, um die Straße mit Ketten zu sperren, erhalten. Die jetzigen Befestigungen machen es unmöglich, die Durchfahrt zu erzwingen; eine Flotte würde unter dem Kreuzfeuer von 1400 Geschützen, die auf beiden Ufern postirt sind, unfehlbar zu Grunde gehen.

Früher war es anders. Die Fahrlässigkeit der Türken und ihr Glaube an die Unüberwindlichkeit der berühmten alten Befestigungen hatte die Erhaltung derselben versäumt, und sie wurden nicht eher aus ihrem Traume aufgerüttelt, als im Jahre 1807 der Admiral Duckworth[655] mit einer englischen Flotte von 8 Linienschiffen und 4 Fregatten nebst Brandern und Bombenschiffen die Passage erzwang und plötzlich vor dem Serail[656] Anker warf, um der Pforte die Diktate Englands in derselben Weise aufzudringen, wie es Menschikoff[657] in unseren Tagen versucht hat. Doch auch mit nicht besserem Er-

---

[648] Ursprüngl. griech. Ἑλλήσποντος, Helléspontos, „Meer der Helle"; von Helle (griech. Ἕλλη), einer Gestalt aus der griech. Mythologie, die über den Dardanellen von Schwindel ergriffen ins Meer stürzte und πόντος, póntos „das Meer". Neugriech. Δαρδανέλλια, Dardanéllia, wohl von der antiken Stadt Dárdanos (griech. Δάρδανος) abgeleitet. Osman. آق دکز بوغازی, Āḳ Deñiz Boġāzı; aus osman. آق دکز, Āḳ Deñiz, „Mittelmeer", wörtl. übersetzt „weißes Meer", und بوغاز, boġāz, „Schlund", also frei übersetzt „Schlund des Mittelmeers" (siehe hierzu Redhouse, Turkish-English Lexicon, wie S. 189, Anm. 501, S. 403). Nach der dortigen Festung und Provinzhauptstadt Çanaḳ-Ḳale (siehe hierzu S. 234, Anm. 651) auch چناق قلعه سی, Çanāḳ-Ḳale-si genannt. Türk. Çanakkale Boğazı (s. o.).

[649] Osman./arab. سد البحر, Sedd al-Baḥr; aus osman. سد, sedd, „die Blockade" und arab./osman. البحر, al-baḥr, „das Meer", also frei übersetzt „Blockade des Meeres". Heute türk. Seddülbahir an der Südspitze der Dardanellen im Bezirk Eceabat der Provinz Çanakkale (siehe hierzu S. 234, Anm. 651).

[650] Osman. قوم قلاسی, Ḳum-Kālası; aus قوم, kum, „der Sand" und قلاس, ḳālas bzw. غلاص, ġālaṣ „das Brett", also frei übersetzt „Sandbrett". Heute türk. Kumkale gegenüber Seddülbahir (s. o.) im Bezirk Eceabat der Provinz Çanakkale (s. u.).

[651] Osman./arab. كليد البحر, Kilīd al-Baḥr; aus osman. كليد, kilīd „das Schloß, der Riegel" und arab./osman. البحر, al-baḥr, „das Meer", also frei übersetzt „Verschluß des Meeres". Heute türk. Killitbahir; die Ortschaft liegt strategisch günstig an der Ostseite der Dardanellen (siehe hierzu S. 234, Anm. 648), unmittelbar gegenüber der Provinzhauptstadt Çanakkale (osman. چینک قلعه bzw. چناق قلعه, Çanāḳ-Ḳale, aus osman. چناق, çanāḳ, „die Schüssel" und قلعه, ḳale, „die Burg, Festung", also frei übersetzt „Schüsselburg"; siehe hierzu auch S. 234, Anm. 648).

[652] Osman. بوغاز حصاری, Boġāz Hiṣārı; aus osman. بوغاز, boġāz, „die Kehle, der Schlund" und حصار, ḥiṣār, „die Festung" (vgl. hierzu S. 185, Anm. 473 u. S. 200, Anm. 563). Heute Boğazhisar, ein Stadtteil im Süden der Provinzhauptstadt Çanakkale (s. o.), also Killitbahir gegenüberliegend (s. o.).

[653] Xerxes I. (siehe hierzu S. 161, Anm. 392). Er überquerte den Hellespont während seines Feldzugs gegen Griechenland etwa 480 v. Chr. mit zwei Schiffbrücken, die jeweils aus über 300 Schiffen bestanden und eine zeitweise Öffnung für kleinere Schiffe gehabt haben sollen.

[654] Süleyman I., genannt „der Prächtige" (siehe hierzu S. 225, Anm. 626). Die Osmanen hatten allerdings bereits 1354 unter Orhan I. (osman. اورخان غازی, Orḫān Ġāzī; 1281–1359) die Dardanellen in Richtung Europa überschritten. Zum Beinamen Ġāzī siehe S. 196, Anm. 535.

[655] John Thomas Duckworth, 1st Baronet (1748–1817).

[656] Topkapı Sarayı (siehe hierzu S. 188, Anm. 497).

[657] Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow (russ. Александр Сергеевич Меншиков; 1787–1869); unter bewußter Nichtachtung der diplomatischen Etikette hatte er am 28. Februar 1853 von der Hohen Pforte (siehe hierzu S. 188, Anm. 497) ultimativ die Oberhoheit der Orthodoxen Kirche über die Heiligen Stätten in Jerusalem (siehe

folge. Denn die Türken, von französischen Ingenieuren unterstützt, schanzten und bauten, während die engl. Flotte sich zum Bombardement Stambuls anschickte, Tag und Nacht an ihren Schlössern und setzten sie in so furchtbaren Vertheidigungsstand, daß Duckworth, aus Furcht, es möge ihm wie der Maus in der Falle ergehen, an einem schönen Morgen plötzlich die Anker lichtete, und nur froh war, wiewohl mit schwerem Verlust, glücklich zu entschlüpfen. Der Versuch, die Dardanellen durch Flotten zu gewältigen, dürfte wohl schwerlich so bald wiederholt werden. –

hierzu S. 197, Anm. 537) sowie vertragliche Sicherheiten für die Orthodoxie im Osmanischen Reich gefordert; aus diesen Forderungen sollte sich wenig später der Krimkrieg (siehe hierzu S. 230, Anm. 632) entwickeln.

DCCXXV



DIE DARDANELLEN-EINFAHRT
VOM AEGÄISCHEN MEER - AUS.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



DCCXXXXVII. Dolmabagdscheh[658],
der neue Palast des Sultans[659] am Bosporus.

„Wo Menschen schweigen, müssen die Steine reden“, sagt ein altes Sprichwort. Wer kann dieses Marmor-Haus betrachten, ohne die Hieroglyphe zu lesen, welche das Schicksal der Türkei verkündet? Der

---

[658] Osman. دلمه باغچه سرايى, Dolmabāhçe Sarāyı, „Palast der vollen Gärten“. Abdülmecid I. (s. u.) hatte den Palast vom 13. Juni 1843 bis zum 7. Juni 1856 von Garabet Balyan (armen. Կարապետ Պալեան; 1800–1866) und Nigoğayos Balyan (siehe hierzu S. 201, Anm. 571) als neue Residenz erbauen lassen.

[659] Abdülmecid I. (osman. عبد المجيد اول, ʿAbdü’l-Mecīd-i evvel, von osman. اول, evvel, „der/die/das Erste“; 1823–1861), seit 1839 Sultan des Osmanischen Reiches.

ganze Prachtbau ist eine lächerliche Anomalie. Ungleich sind alle Theile; Morgenland und Abendland, Barbarenthum und Civilisation, rohe Pracht und künstlerische Armuth streiten mit einander. Er ist das Symbol des türkischen Lebens. Vergangen ist noch nicht das Alte und das Neue ist noch nicht jung geworden; ungar ist noch die Masse und sie kann sich nirgends zu festen Formen gestalten. Schon seit zwei Jahrhunderten hämmert der Geist der Auflösung und des Verfalls an dem Reiche Osmans und der letzte seiner Enkel baut ein Spital, da er ein Herrscherhaus bauen wollte.

Das Reich, welches der Halbmond beschienen, aber nie erwärmt hat, war der Garten der Alten Welt. Generationen hindurch haben schwächliche Tyrannen diesen Garten in Unkraut ersticken lassen, oder sie haben ihn ausgesogen und zur Wüste gemacht. Gleich einem faulen brandigen Baume, saft- und kraftlos, steht der osmanische Stamm in der Gegenwart; von jenem Geiste, der Jahrhunderte lang groß und furchtbar durch die Zeit geschritten, von jener Kraft, die Menschenalter hindurch immer und immer wieder versuchte, den Norden und Westen religiös und politisch umzugestalten, ist kein Hauch mehr übrig; im verweichlichenden Haremsleben weibisch geworden, hat sich das hinfällige Geschlecht mühsam und ruhmlos durch den Verlauf der Begebenheiten zur Gegenwart hingeschleppt, und, den Mächten der Zerstörung und des Untergangs vervehmt, kann es sich weder vor der Wuth seiner Feinde und Verfolger, noch vor der punischen Treue seiner Freunde schirmen. Beide arbeiten mit gleicher Emsigkeit und gleichem Erfolge an dem Sturze des altersschwachen Reichs. Schon sind, wie früher in Hellas und Dazien, so jetzt am Bosporus und an den Dardanellen, in Syrien und im Lande des Nils, an dem ionischen Gestade und im daurischen Gebirge[660], die Grundfesten der hohen Pforte unterwühlt oder abgegraben, und immer lauter dröhnt die Gerüttelte in ihren Angeln. Wird sie. aber nicht bei ihrem Einsturz Feinde und Beschützer zugleich begraben, wenn die tiefe Minenkammer gesprengt werden wird, welche eine beispiellose Perfidie geheimnißvoll gräbt und ladet? Schon hat sich die ganze Furchtbarkeit der zu erwartenden Katastrophe in den Vorzeichen geoffenbart. Wie im sonnigen Südland ein Orkan aus kleiner finsterer Wolke sich entwickelt und schnell den ganzen Himmel mit Verheerung bergendem Gewölk überzieht: – so ist der Türkenstreit schon im Beginn aller diplomatischen Kunst entwachsen, und hat alle Vorberechnungen und Vorkehrungen der menschlichen Klugheit zerfressen und vernichtet. Die Kraft der Völker, die Herrlichkeit der Kriegsheere, die Milliarden Gold, die ängstlich bewahrten Macht- und Rangverhältnisse der europäischen Staaten, die sorgfältig gepflegten Sympathien und Abneigungen unter Regierern und Regierten hat er zerstört und verzehrt; der Ruhm der Feldherren ist ihm wie Staub gewesen auf dem Wege, und die herkulischen Arbeiten der Tapferkeit wie leere Spreu: kein Erbarmen, kein menschliches Gefühl hat der rasenden Naturgewalt dieses großen Kampfes gewehrt; nicht die Besorgnisse und Aengsten der Könige, nicht die Rücksichten, die Zusprüche, die Gründe ihrer Berather haben dem Wüthen Einhalt thun und das zügellose Blutwerk beschränken können. Städte verzehrt die Flamme des Kriegs wie leichte Halme; Völkerschaften, ob sie gewollt oder nicht gewollt, treibt er in seinen Strom hinein; Länder legt er wüst, und, wenn meine Prophetengabe mich nicht betrügt, so werden, ehe der Storch von Neuem zum Nest auf meinem Dache zurückkehrt, auch die Mächte, welche sich so fest an ihre Neutralitätserklärung anklammern, sammt jenen, die noch das verwegene Unternehmen mißbilligen und sich von demselben losgesagt haben, ihre Heere im Sturmschritt in den Kampf senden müssen. So eilig schreitet das Schicksal daher in dieser gewaltigen Zeit! So nichtig erweisen sich alle Berechnungen der menschlichen Klugheit, wenn Gottes Hand jenen Kräften die Pforten entriegelt, aus deren Wirken sich die großen Verhängnisse gestalten, welche die Welt verändern! –

Ich blicke hin auf den inneren Zwiespalt unter den Faktoren der Gesellschaft, ich gewahre die Verfeindung vom Aufgang bis zum Niedergang, ich schaue hinein auf den Grund des Völkerlebens. ich betrachte die Erscheinungen, welche auf seiner Oberfläche schwimmen und sage mit Jesaias: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt, von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts Gesundes!“[661]

---

[660] Hiermit dürfte das Krimgebirge (ukrain. Кримські Гори, Krymski Hory; russ. Крымские Горы, Krymskije Gory; krimtatar. Yaila) gemeint sein, das auch Taurisches Gebirge genannt wurde.

[661] Jes 1,5f.

Und bei solchem Zustand der Gesellschaft das Schwert eines allgemeinen Kriegs an einem Haare! Und dabei überall ein Chaos von Interessen und Hintergedanken unter allen Mächten! Wer kann sagen, daß in einem halben Jahre noch zusammen sey, was heute zusammen hält? wer kann sagen, wie bald der Eine oder der Andere seine Alliirten im feindlichen Lager zu suchen haben werde? Sieht doch der offene und heimliche Zwiespalt aus jeder Note, aus jedem Vertrage heraus! Die streitenden Völker, sey es, daß sie dem gebieterischen Willensruf ihrer Herrscher blindlings folgen, sey es. daß sie den Gefühlen Raum geben, welche Zu- und Abneigung begründen, die Völker, sage ich, glauben nirgends mehr an einen Fortbestand der türkischen Macht, sie alle erwarten ihre Auflösung als Ausgang des jetzigen Streits. Die Verbündeten der Pforte sehen sich durch den nothwendigen Verlauf der Dinge in einen unauflöslichen Widerspruch verwickelt, und Jedem ist’s klar, daß Christenthum und Islam, christlicher Staat und absolute, orientalische Herrschermacht unverträgliche Alliirte sind; denn eher lassen sich Wasser und Feuer zusammen mischen, ohne daß das Eine das Andere verzehre! Benehmen sich nicht die neuen Freunde die Türken und ihre christlichen Bundesgenossen – bereits zu einander, als wollten sie sich lieber an der Kehle, statt an der Bruderhand fassen? Aendern nicht schon die Götzendiener dieser Allianz, jene hyperklugen Rathgeber und Ohrenbläser, die sie angestiftet haben, kleinlaut ihren Ton, erschrocken von den Folgen, die ihre kecksten Gedanken als kleinlich und kindisch zu schanden machen? Eine Menschenhekatombe[662] nach der andern wird mit neronischer Grausamkeit und Leichtfertigkeit erfolglos geopfert; finsteres Murren rauscht durch die Tiefen der Völker und der Heere; verlegene Stille herrscht in den Kabineten; jedes sucht nach einem geheimen Ausgang aus dem Labyrinthe und jedes sucht vergebens: aber unterdessen steigt die Fluth der Noth in den vom Kriege ausgesogenen, gezehnteten und geängstigten Ländern, und wehe, wenn der Schrei der Menge gegen das nahende Verderben nach allen Seiten um Hülfe ruft!

Mit den Worten eines anderen Beobachters*)[663] zu reden: „wird die orientalische Frage, und die in derselben Werg um Werg an die feuerfangende Kunkel wickelnde Kriegsfurie die letzte verhängnißvolle Lösung der socialen Frage mit der Auflösung alles bisher Bestehenden beschleunigen? Daß jene Frage in ihrem Kern die sociale hat, wer wüßte es nicht und wer könnte es leugnen? Die Männer an der Newa, an der Themse, an der Seine, an der Donau und an der Spree sollen nur vom kranken Manne am Bosporus reden und seine Krankheit hier zum Tode, dort zur Genesung nennen! Wo es diesem fehlt, da fehlt es ihnen allen. Die genialen Sultane, die kraftvollen Veziere, die leitenden Kräfte sind in den Todesschlaf gegangen. Wo sind die schaffenden Geister im Türkenlande? Und diese Geister sind nöthig. um aus den indolenten Massen ein thatkräftiges, und, wie es heute seyn muß, ein arbeitsthätiges Volk, anstatt des nur noch kriegsthätigen, ein gewerbfleißiges, wohlgeordnetes und wohlverwaltetes Volk, anstatt eines Land und Leute verschlingenden, nach Blut und nach Beute dürstenden Volks zu bilden. An den Millionen, d. h. an Menschennullen, fehlt es jenen von der Natur so reich ausgestatteten, von seinen Herrschern so gänzlich verlassenen, mit Füßen getretenen und mit Blut getränkten Ländern nicht; wohl aber an Einem, der diese träge, hinbrütende Masse beleben, und ferner zum Wohlseyn und Wohlstand bringen könnte. Ich frage: wo sind die Geister, die das vermöchten? Wo sind, frage ich, in ganz Europa die Männer, die das könnten? Fortgeschrittene Kriegskunst, weitgediehene Professorenweisheit, prachtvolle Verwaltung, welche alle Steuerkräfte des Landes bis hin unter zur armen, darbenden Nähterin im obersten Dachstübchen anzupumpen und auszupressen weiß, auch gewiegte Diplomatenfertigkeit und raffinirte Finanzdoktrin, welche das Privilegium hat *ad infinitum*[664] Schulden zu machen, ohne in den Schuldthurm zu kommen, das ist der Geist der Zeit, – der rettende, erhaltende Geist, der Genius Europa’s. Zeigt mir doch die Staatsmänner, welche, das Richtscheid in der festen Hand, frischweg neue Bahnen anweisen und den Verjüngungsprozeß der faulenden Gesellschaft mit Kraft und Folgerichtigkeit vornehmen.[“] Ach sie fehlen überall! –

---

[662] Griech. ἑκατόμβη (von ἑκατόν, hekatón, einhundert; urspr. bezeichnete man im antiken Griechenland mit Hekatombe ein Opfer von 100 Rindern); im übertragenen Sinne heute eine einem unheilvollen Ereignis o. Ä. zum Opfer gefallene, erschütternd große Zahl von Menschen.

[663] *) Morgenblatt 1855, Nro. 16. [sehr frei zitiert nach S. 362f.; der namentlich nicht genannte Verfasser des Artikels im „Morgenblatt“ scheint mit dem des vorliegenden identisch zu sein].

[664] Lat., „bis zum Unendlichen“.

„Groß ist die Zeit, der Mensch ist klein;
Ein großer nur kann Retter seyn.“[665]

Der Sultan, welcher sich vor einigen Jahren den Palast von Dolmalbagdscheh als Sommerresidenz erbauen ließ, hat ihn nie bewohnt. Bau und Einrichtung kosteten 20 Millionen Piaster und als er fertig war, – ward er, auf den Wunsch des britischen Gesandten, den Engländern zum Militärhospital überlassen. In den Sälen, welche mit Marmorplatten belegt und mit Jaspis getäfelt sind, und an deren Decken die Sprüche des Korans in goldener Schrift zwischen Arabesken glänzen, liegen jetzt die verwundeten christlichen Krieger und verrichten die Aerzte Amputationen. In den Badezimmern von griechischem Alabaster, in die der neugierige Sonnenstrahl Odalisken[666] zu belauschen dringt, raucht der Hochschotte behaglich seine Cigarre und ein breitschulteriger Ire steigt in das Bassin von rosenfarbigem Porphyr hinab, sich von dem Wasser benetzen zu lassen, welches aus silbernen Hähnen lauwarm von der Decke niederrieselt. Derbes Commisbrod liegt zwischen Arzneischachteln und chirurgischem Werkzeug auf den ausgelegten Consolen, welche bestimmt waren, die Rosen- und Jasminconfituren zu tragen zur Belebung der ermatteten Sinne, und die keuschen Frauen der christlichen Liebe – Mistreß Nihtinggale[667] und ihre Schwestern, – sie bewohnen jetzt die Gemächer des Harems. Ueberall begegnen sich die Kontraste. Und in der That, vom Großherrn an, der sich des Morgens in seinem Kiosk sonnt und Geld unter die Menge wirft, um vielleicht des Abends unter seinen Frauen beim Schein einer Feuersbrunst zu schwelgen, die ein Quartier seiner Hauptstadt frißt, bis zu den christlichen Heerschaaren, welche man zur Schlachtbank schickt, um die aus den Fugen gegangene Herrschaft der Barbaren zu stützen, deren Bekämpfung so viele Jahre hindurch zu den Glaubenspflichten christlicher Monarchen gerechnet wurde, geht in der türkischen Frage alles in Widerspruch, Unverträglichkeiten und Wahnsinn durcheinander. Kettet Stärke und Schwäche, Verfolger und Verfolgte, Armuth und Reichthum, Treue und Untreue zusammen; laßt Lüge und Wahrheit unter Einem Dache wohnen: was ist damit geholfen? ihre Ehegenossenschaft ist tödtlicher als der Tod; der Haß, der sie spaltet, wird dadurch nur schärfer und fester werden. So aber ist’s mit den Allianzen im türkischen Streite und dem ganzen Wirrsal der orientalisches Frage beschaffen, in welches die Lüge und Perfidie der Politik den Westen verstrickt hat. Verzweifelt ist die Lage und es kann Niemanden befremden. In den Wind waren alle Warnungen, alle Künste wurden aufgewendet, das Schlimme schlimmer, das Gefährliche gefährlicher zu machen. Mißachtet wurde die Stimme der Gerechtigkeit und Redlichkeit überall, verbannt ist der Friede aus allen Geistern, fressende, saugende Heere bedecken Europa, langsam verbluten die Völker an Leben und Gut, und so wird es fortgehen, bis die finstern Mächte der Unterwelt, welche die ungerechte Gewalt in’s Daseyn gerufen und genährt hat, von Neuem die Erde erschüttern und die europäische Ordnung bedrohen. Wer nimmt dem höllischen Zauber, welcher die alte Welt gefangen hält, seine blinde Macht und rettet zeitig? Nicht thut’s die Kunst der Fürsten des Kriegs und der Männer im Rathe; nicht thut’s der Wille der Könige; nicht thut’s die Selbsthülfe der Völker; das Eine allein kann es: – das Maß halten, die Selbstüberwindung, die Rückkehr zur gegenseitigen Gerechtigkeit und Billigkeit, die Rückkehr von Oben wie von Unten zu den Pflichten der Humanität und zur werktätigen Uebung der Lehren des Christenthums.

Und diese Rückkehr – sie wird kommen, wenn der Hochmuth gefallen ist und der Finsterniß Werk ausgetobt hat seinen tollen Tag. –

[665] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[666] Siehe hierzu S. 188, Anm. 499.

[667] Die brit. Krankenschwester Florence Nightingale (1820–1910).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 75f.

XXXI. Como[668].

Kein Wasserbecken der Alpen stellt frappantere Gegensätze nordischer Wintereinöden mit südlichen Frühlingsparadiesen auf, als der Comer-See. Wir heben den Blick und siehe! Hinter schwarzem Tannengehölze starren die trauernden Schneewüsten der Savoyschen Gebirge[669], allein von der leichtfüßigen Gemse betreten, und schroffe Felswände ragen hoch in die Lüfte, nur vom Habicht und Lämmergeier umstreift. Wir senken den Blick und siehe! malerisch gruppiren sich Pinien, Cypressen, Lorbeern und Oelbäume, die Kinder eines südlichen Himmels, an sanft abwallenden Berglehnen, und Rebengewinde, die traubenbeladen von Baum zu Baum schwanken, und Pomeranzenwipfel mit Frucht und Blüthen, zwischen Maisfeldern und Rosmarin und Myrthengesträuch, noch im Dezember mit Blumen und Schmetterlingen umgaukelt, begrenzen das Gestade der azurblauen, von Schiffchen und Gondeln belebten Fluth. Manche Gegend Italiens ist fast so schön, vielleicht eben so schön als die von Como; aber der Gegensatz fehlt, ohne den man sich ein Eden nicht denken mag. Auch das Paradies der Alten hat ja die Schneegefilde des Ararat[670] zur Folie.

Die großartigste Ansicht von Como genießt man auf der Landfahrt von Lecco her. Da, auf der Höhe des Weges überschaut man fast die Hälfte des Sees, und die lange Kette der Hochalpen umzieht, wie ein weißer Wolkenschleier , den Horizont in Nord und in West. Die lieblichste aber ist nach Süden vom See aus, den man von Riva am nördlichen Ende nach seiner ganzen Länge von 8 deutschen Meilen[671] im Dampfboot in 4 Stunden durchschneidet. Da liegt Como im Schooße der reichsten Triften, von Oliven- und Orangenhainen besäumt, das herrlichste Wasserbecken in weitem Halbkreise umarmend, aus dessen Mitte sein Riesendom[672] gleichsam aus den Fluthen aufzutauchen scheint. Von allen Anhöhen lachen freundliche Gartenhäuschen und reizende Landhäuser herab, und mäßig hohe Berge mit Klöstern und Bergtrümmern gekrönt, oder mit Wald bewachsen, beschränken von dieser Seite die Ansicht. Schön und treu ist sie in unserm Stahlstich verbildlicht.

Como ist groß und prächtig gebaut. Es hat etwa 18,000 Einwohner. Der Dom, von weißem Marmor, ist einer der schönsten der Lombardei. Mehre der ersten Familien Italiens, die Galli, Odescalchi, Este und Andere, erbauten sich hier, oder in der Nähe, Palläste für ihren Sommeraufenthalt; und das ganze Jahr hindurch wimmelt die Stadt und Gegend von besuchenden Fremden. Diese und die Fabriken in Sammet, Seidenstoffen und Handschuhen, die Cultur des Weinstocks und des Oelbaums, geben den meist wohlhabenden Einwohnern Erwerb in Fülle. –

---

668 Lat. Comum, dt. Chum.

669 Eine eher gewagte Aussage, denn der Comer See bildet das südl. Ende der Tambogruppe, an die sich Richtung Westen die Tessiner und Walliser Alpen anschließen.

670 Siehe hierzu S. 1558, Anm. 4760.

671 Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

672 Die Bauarbeiten für die Comer Cattedrale di Santa Maria Assunta waren im Jahre 1396 aufgenommen und 1774 beendet worden.



COMO AM COMER SEE IN ITALIEN.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 77f. u. 92.

XXXII. Edinburg[673].

Dicht an der großen Straße, welche von Edinburg nach London führt, am östlichen Ende der Hauptstadt Schottlands, erhebt sich in imposanten Massen ein hoher Felsen mit breitem Scheitel, Caltonberg mit Namen. Ein bequemer Fahrweg, aus dem Gestein gehauen, windet sich zum Gipfel, von dem man eine der grandiosesten Aussichten genießt, die unser Welttheil bietet. In einem Halbkreise, dessen Tiefe eine volle Stunde mißt und dessen beide Enden fünf englische Meilen[674] von einander getrennt sind, liegt das Athen des Nordens, Edinburg, durch eine tiefe, durch Brücken verbundene Schlucht in zwei ungleiche Hälften gespalten, zu des Schauenden Füßen. Man denke sich eine Masse von mehr als 20,000 Häusern, von etwa 140 Domen, Kuppeln, Thürmen und schlanken Säulen, den den großen Männern des Vaterlandes geweiheten Denkmälern, überragt, über welche sich wieder, auf breitem Felsenrücken, mitten aus der Stadt die uralte Königsburg erhebt, düster die verwitterten grauen Zinnen in die Lüfte reckend. Rechts sieht man den Hafen von Leith mit einem Wald von Masten, jenseits desselben, den dunkeln weiten Busen des Meeres, wimmelnd von schneeweißen Segeln, die kommen und gehen, und von zahllosen grauen Fischerbarken belebt. Auf der südöstlichen Seite thürmt sich der pittoreske Felsengipfel des Arthursitzes auf, an den die alte Sage der Mährchen viele von dem königlichen Helden der Ritter von der Tafelrunde knüpft, und an dem Fuße dieses Colosses umgibt das Amphitheater der Salisbury-Craggs einen Theil der Häusermassen, gleichsam die Stadt zu umarmen trachtend. Am Horizont endlich weidet sich das Auge an den kühnen Formen von den Pentland-Bergen im Süden, oder ruht auf den nördlich in sanften Wellenlinien sich hinziehenden Hügeln von Corstorphein. Keine Hauptstadt Europa's bietet mitten in ihrem Schooße ein so herrliches Panorama.

Nur einen Theil desselben rückt der Stahlstich vor unser Auge. Der Felsen in der rechten Ecke des Vorgrundes gehört zum Caltonberge – er war der Standpunkt des Zeichners. Die eine unabsehbare 150 Fuß breite Straße bildende Doppelreihe von Pallästen ist Highstreet, die schönste Straße der Edinburger Neustadt, und eine der prächtigsten der Erde. Die mit Mauern und Thürmen eingeschlossenen zwei großen, finsteren, scheinbar den Zeiten des Faustrechts angehörenden Gebäude, im altflorentiner Style, sind die Hauptgefängnisse Bridwell und New-Prison. Jene das Auge fesselnde Kuppel auf der rechten Seite der Highstreet, über dem von 4 Thürmen rechtwinklich begrenzten Palläste, deckt das Reichsarchiv von Schottland. Links, am Fuße des Burgfelsens, hebt sich der nach griechischem Muster erbaute Tempel des königlichen Instituts zur Beförderung der Wissenschaften empor; hinter diesem die Johanniskirche mit ihrem seltsam geformten, zweispitzigen Thurme; – der schlanke, hochbekuppelte Säulenkreis rechts ist der Dom der Georgenkirche und die weiße Colonne, die das Auge nahe am rechten Rande des Bildes anzieht, ist ein Denkmal, welches die öffentliche Dankbarkeit der Edinburger ihrem großen Mitbürger Lord Melville[675] errichtete. Jenseits der schönen Nordbrücke, welche die tiefe, beide Stadttheile trennende Schlucht, die früher ein See war, überspannt, beginnt die Altstadt mit ihren unregelmäßigen, engen, dunkeln, oft an steilen Bergwänden hinlaufenden Straßen, deren Bauart mit der durchgängig edeln der Neustadt den schneidendsten Gegensatz bildet. Da sieht man in den Berg hinein gebaute, nach Vornen 11 Stock hohe, Häuserreihen, welche auf der Hinterseite, der steilen Bergwand zu, die Hausflur im 9. Stocke haben. Auf dem Bilde nicht sichtbar, im südlichen Theile der Stadt, verbindet eine zweite, die sogenannte Südbrücke, die obere (neue) mit der untern (alten) Stadt,

---

[673] Schott.-gäl. Dùn Èideann; engl. Edinburgh.

[674] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[675] Für den brit. Staatsmann Henry Dundas, 1st Viscount Melville (1742–1811). Die Statue von Francis Chantrey (1781–1841) und Robert Forrest (1790–1852) wurde 1828 auf der Säule angebracht.

und ihre hohen Bögen überspannten Straßen, die sich in der tiefen, dunkeln Schlucht hinwinden. Die Häuser der Neustadt bestehen fast ganz aus Quaderstücken, und bilden rechtwinklich sich kreuzende Straßen von 1 bis 2 Meilen Länge, und 100–150 Fuß Breite. Für sich betrachtet ist sie unstreitig die prächtigste Stadt der Erde, da hingegen jene, sammt der Hafenstadt Leith als die häßlichste gelten mag, die es geben kann. Am Südende der Altstadt steht der finstre alte Pallast der schottischen Könige, Holyrood-Haus[676], berühmt geworden in neuester Zeit als Asyl einer flüchtigen Königsfamilie[677], über die Frankreichs Volk, müde mißbrauchter Gewalt, Thronverlust und ewige Verbannung aussprach. – Zu den schönsten Gebäuden Edinburgs gehören noch das mit Hörsälen für 3000 Studenten versehene Neue Universitätsgebäude[678], (1789 mit einem Aufwand von 1 Million Gulden[679] errichtet) die Bank, das Parlamentshaus[680], die Börse[681]. – Die Sternwarte[682], Nelson's[683] Monument, der berühmte Tempel der Hochschule[684] – alles Baudenkmale, welche den Rücken des Caltonberges, auf unserm Bilde nicht sichtbar, zieren, werden wir später, als Gegenstand eines besondern Stahlstichs, beschreiben. – Auch der historisch merkwürdigen königlichen Burg widmen wir ein eigenes Blatt. –

Edinburg, das vor 280 Jahren, zur Zeit der Marie Stuart[685], kaum 18,000 Einwohner in den ekelhaften Gassen der Altstadt zählte, hat jetzt, mit der Hafenstadt Leith, über 200,000; – und die Gewerbe und der Reichthum seiner fleißigen, rührigen Bürger haben sich verhundertfacht. Es ist dieß ein schlagender Beweis für die oft verkannte Wahrheit, daß ein üppiger, verschwenderischer, lüderlicher Hof, der das Mark eines ganzen Landes in der Hauptstadt vergeudet, einem Orte nie jenes Gedeihen geben kann, welches überall keimt, wo Fleiß und Betriebsamkeit der Bürger die Saat ausstreuen.

---

[676] Siehe hierzu S. 251ff.

[677] Die Familie des ehemaligen frz. Bourbonenkönigs Karl X. (frz. Charles X; 1757–1836; von 1824 bis 1830 König von Frankreich), der im Zuge der Julirevolution von 1830 zunächst nach Edinburgh geflohen war und dort besagten Palast bewohnte, ehe er sich via Prag/Praha nach Görz/Gorizia aufmachte, wo er wenige Tage nach seinem Eintreffen der Cholera erlag.

[678] Das Universitätsgebäude war nach Plänen von Robert Adam (1728–1792) erbaut worden; zwar konnten bis 1791 die ersten Räumlichkeiten fertiggestellt werden, doch mußten dann die Baumaßnahmen wegen der Koalitionskriege gegen Frankreich unterbrochen werden, so daß die Anlage erst 1827 fertiggestellt werden konnte.

[679] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[680] Die Pläne für das 1633 begonnene und 1639 fertiggestellte Gebäude fertigte James Murray († 1634); heute hat der Oberste Gerichtshof von Schottland darin seinen Sitz.

[681] Der „Royal Exchange“, in den Jahren 1753 bis 1761 nach Entwürfen von John Adam (1721–1792) erbaut.

[682] Das ehem. Royal und spätere City Observatory (2009 geschlossen), das 1818 nach Plänen von William Henry Playfair (1790–1857) im Stil des Klassizismus auf dem Calton Hill erbaut wurde. Die Baulichkeiten werden heute als Zentrum für zeitgenössische Kunst und als Restaurant genutzt.

[683] Der brit. Admiral Horatio Nelson, 1st Viscount Nelson, 1st Duke of Bronté (siehe hierzu S. 391, Anm. 1103). Das vom Landschaftsmaler Alexander Nasmyth (1758–1840) entworfene turmförmige Denkmal war in den Jahren 1807 bis 1815 errichtet worden.

[684] Siehe hierzu S. 248, Anm. 688.

[685] Maria Stuart (engl. Mary Stewart; 1542–1587; hingerichtet), von 1542 bis 1567 als Maria I. Königin von Schottland sowie durch ihre Ehe mit Franz II. (frz. François II; 1544–1560) von 1559 bis 1560 auch Königin von Frankreich.



HIGHSTREET, EDINBURG, SCHOTTLAND.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

Eigenthum der Verleger



XXXIX.

in Stahl gest. v. G. Döbler.

DAS EDINBURGER SCHLOSS

vom Grassmarkte aus

Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Instituts z. Hildbh.

Eigenthum der Verleger.

XXXIX. Das Edinburger Schloss.

Der erste, alles überragende Gegenstand, der bei'm Anblick der romantischen Metropole des britischen Nordens die Aufmerksamkeit fesselt, ist die majestätische alte Burg, welche einen sich fast mitten in der Stadt steil und hoch erhebenden, breitgeschulterten Felsen krönt. Sie bildet die malerischeste Partie in dem an pittoresken Ansichten so reichen Edinburg. Auch für die gedrängteste Erzählung der für die schottische und britische Geschichte so wichtigen Ereignisse, für welche dieses Gebäude den Schauplatz abgab, fehlt es hier an Raum. Die meisten sind wohl auch unsern Lesern, wäre es auch nur aus Walter Scott's[686] Werken, bekannt genug.

Unsere Ansicht ist vom Grasmarkte aus aufgenommen und stellt die Südseite des Schlosses dar, welche links die königlichen Zimmer, rechts, in dem halbrunden Thurme, von welchem die königliche Fahne weht, eine Batterie und Kasematten[687] enthält. Das große Gebäude auf dem Markte links ist die Getraidehalle und die altväterisch und unregelmäßig gebauten Häuser in der Fronte, wahre Portraits, geben uns ein treues, charakteristisches Bild von der Bauart in dem urältesten Stadttheile, oder der eigentlichen Königsstadt. –

[686] Der schott. Dichter und Schriftsteller Sir Walter Scott, 1st Baronet (1771–1832).

[687] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut [6]1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 37f.

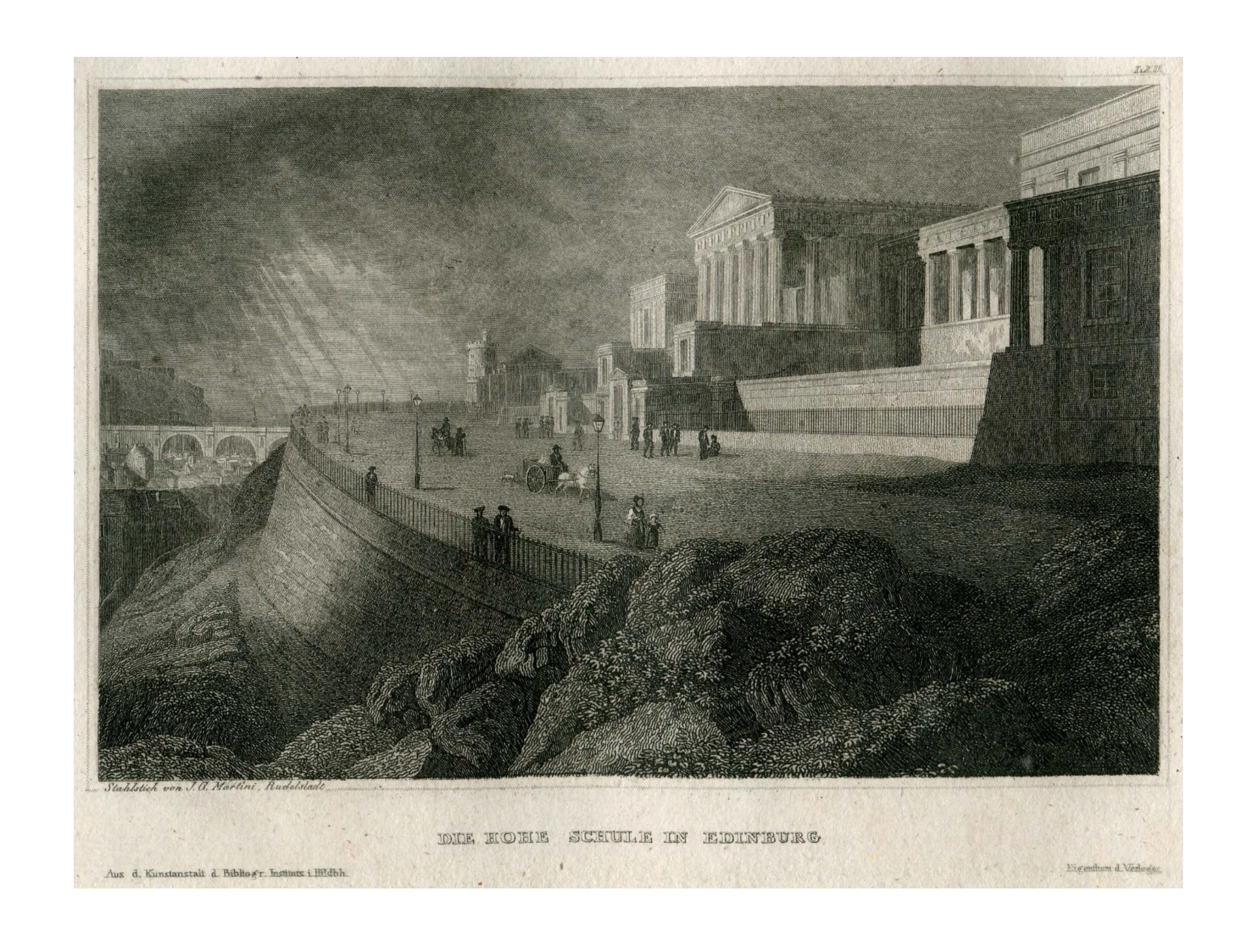
LXII. Die Hochschule[688] in Edinburg.

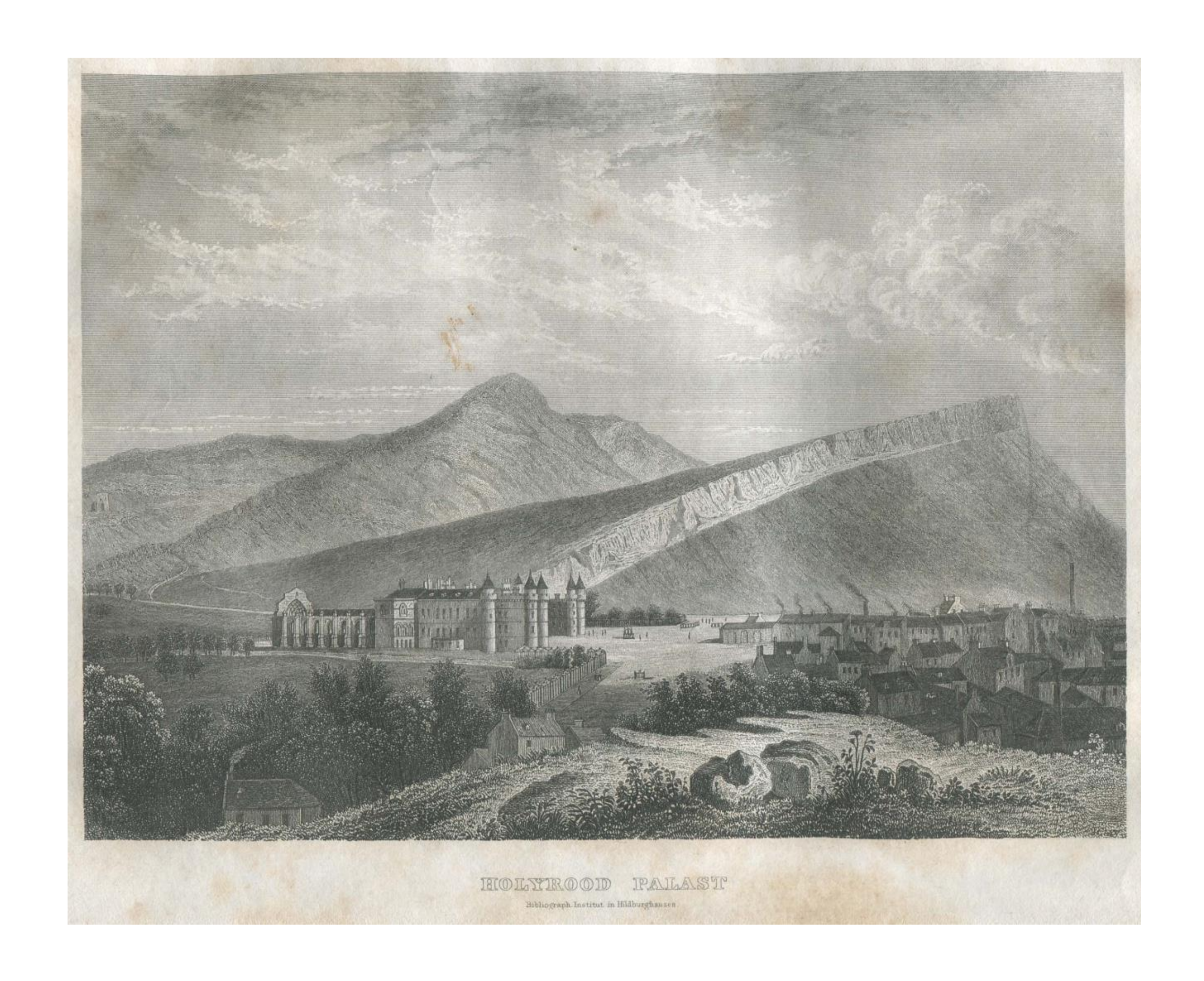
Jeden, der England besucht, frappirt die Schönheit des Landes und die ungemeine Zierlichkeit aller Orte, durch welche sein Weg führt. Diese eben so fruchtbaren als geordneten Landschaften, diese Tausende von behaglichen und lieblichen Landhäusern, auf allen Punkten der Gegend vertheilt, dieß fortwährende Gewühl von eleganten Wagen, Reitern und wohlgekleideten Fußgängern ist blos England eigen. Es hat aber dieses imponirende Ganze, dem für Naturschönheiten empfänglichen Gemüthe, doch etwas Mißfälliges; es ist ihm Alles zu kultivirt, zu vollendet, zu geordnet; deshalb immer und überall dasselbe, und folglich auf die Länge ermüdend, übersättigend.

Sobald der Reisende den Tweed überschritten und das nördliche Schwesterland betreten hat, wird es anders. Die Natur erscheint großartiger und freier, sie ist von den Fesseln der bevormundenden Cultur minder schwer und weit weniger in das Auge fallend beladen. Man hat diesen Unterschied dem geringern Reichthume der Schotten zu gerechnet; wenn wir ihm aber vor den Thoren großer, üppiger Städte, ja selbst innerhalb der Gemarkung der über reichen und prachtvollen Metropole begegnen, dann müssen wir ihm doch wohl eine höhere Bedeutung zuschreiben, und seine Ursache tiefer begründet glauben. Sie liegt im Gemüthe des Schotten. Liebe für die einfache, unverkünstelte Natur erwärmt die Söhne des rauhen Nordens weit inniger als ihre südlichem Nachbarn, und während diese, die alles meistern und verschönern wollende Hand, keck an die herrlichsten Naturscenen legen, sucht der Schotte mit ehrfurchtsvoller Scheu vor dem großen Meister, die erhabenen Naturgebilde selbst noch im Schooße seiner Städte sich zu erhalten. Daher das auffallend Pittoreske so vieler derselben, und selbst in der üppigen Hauptstadt noch die primitive Pracht der großartigsten Natur.

Das nebige Bild versetzt uns in den Mittelpunkt Edinburgh. Auf der Südseite eines Felsens, der hoch über die Häusermassen der tiefen Altstadt sich emporthürmt (CALTON HILL), prangt ein colossales, tempelartiges Gebäude, ein Werk des letzten Jahrzehends [sic!], welches, wie durch Zauber, so viele prachtvolle Gebäude in Schottland’s Metropole entstehen sah, und ihr den Namen der nordischen Athenae erwarb. – Es ist das Gymnasium, (HIGH-SCHOOL) welches die frühern Lyceen der Hauptstadt vereinigt. Die Construktion desselben ist im edelsten griechischen Styl durchaus von festen Sandsteinquadern, die bei dem Durchbruch des noblen Fahrwegs, der aus der Tiefe der Stadt zum Plateau führt, gewonnen wurden. – Das Mittelgebäude ziert ein schöner Portikus, in dessen vorderen Reihe 6 dorische Säulen stehen, genaue Copien der am Theseum in Athen. Die in der Hauptfaçade hervor tretende Fronte der Flügelgebäude ist mit Hallen, die Säulen derselben Ordnung tragen, geschmückt. Die innere Einrichtung ist der Pracht des Aeußern entsprechend. Die Unterrichts-Säle sind 20 Fuß hoch, geschmackvoll, dekorirt und zur Aufnahme von 800 Schülern geschickt. Mehre enthalten eine reiche Bibliothek, ein physikalisches Kabinet, naturhistorische Sammlungen und andere Hülfsmittel des Unterrichts, meistens Geschenke patriotischer Bürger. Eingeweiht wurde dieser Tempel für öffentliche Belehrung 1829. Die Anzahl der Schüler ist gegenwärtig ungefähr 800. –

[688] Die „Old Royal High School“ war von 1826 bis 1829 nach Plänen von Thomas Hamilton (1784–1858) auf der Südseite von Calton Hill als Teil der „Akropolis von Edinburgh“ erbaut worden. Das heute ungenutzte Gebäude ist für das Schottisch Parlament als künftiger Sitz vorgesehen.


Stahlstich von J. G. Martini, Rudolstadt
DIE HOHE SCHULE IN EDINBURG
Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts i. Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.



HOLYROOD PALAST

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 31-34, 125f. u. 290-293.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 59f. u. [84]-87.

Holyrood-Palast.

Zu den Füßen kahler und zum Theil seltsam geformter Höhen, des Arthurs Seat, der Salisbury Crags u. s. w., liegt der alte schottische Königspalast Holyrood mit der sich daran anlehnenden, jetzt zerfallenen Holyrood-Abtei, von den letzten Häusern Edinburgs nur durch einen großen freien Platz getrennt, in dessen Mitte sich ein Brunnen (*Abbey fountain*), ein Werk neuester Zeit, befindet, welches zu dem alten Gebäude gleichsam in demselben Verhältniß steht wie eine neue Vorrede zu einem alten Buche, in der auf dessen Inhalt aufmerksam gemacht wird. Der Brunnen ist nämlich in drei übereinander liegenden Etagen mit den Brustbildern oder Statuetten derjenigen Personen ausgestattet, die zum Holyrood oder doch zur Zeit Queen Mary's[689] und ihrer Rivalin Elisabeth[690] in einer gewissen Beziehung standen. Leider sind die Figuren zu dürftig und das Monument zu sehr mit Schnörkeln überladen, um einen der historischen Bedeutung des Palastes angemessenen würdigen Eindruck zu machen.

Holyrood wurde von König David I.[691] gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts gegründet, 1544 aber durch die Engländer bis auf das Schiff niedergebrannt. Unter König Jakob V.[692] wieder hergestellt, blieb der Palast der gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin Maria Stuart und ihres Sohnes Jakob VI.[693], bis derselbe als Jakob I. den englischen Thron bestieg. Durch die Truppen Cromwell's abermals zerstört, lag der Palast zum großen Theil in Trümmern, bis unter der Regierung Karls II.[694] der Neubau des gegenwärtigen Palastes begann, wobei jedoch der nordwestliche Theil des früheren von Jakob V. erbauten in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten blieb. Der neue Palast wurde nach der Zeichnung William Bruce's[695] in Form eines Vierecks aufgeführt, dessen beide hervorspringende Flügelspitzen mit je 4 runden Thürmen flankirt sind. An die Pracht, den Comfort und die Räumlichkeit moderner Königsschlösser darf man bei Holyrood nicht denken; die Räume, die er einschließt, sind nach unsern jetzigen

---

[689] Hiermit ist Maria Stuart gemeint (siehe hierzu S. 244, Anm. 685).

[690] Elisabeth I. (siehe hierzu S. 365, Anm. 1059).

[691] David I. (schott-gäl. Dabíd mac Maíl Choluim; 1080–1153), seit 1124 König von Schottland.

[692] Jakob V. (schott-gäl. Seumas V, engl. James V; 1512–1542), seit 1513 König der Schotten.

[693] Jakob I. (engl. James I; 1566–1625), seit 1567 als Jakob VI. König von Schottland und ab 1603 als Jakob I. König von England und König von Irland.

[694] Siehe hierzu S. 415, Anm. 1192.

[695] Sir William Bruce, 1st Baronet of Kinross (1630–1710) gilt als Begründer der „klassischen Architektur" in Schottland.

Begriffen ziemlich unansehnlich; der innere Hofraum z. B. ist eben nur groß genug, um einer sechsspännigen Kutsche Platz zum Wenden zu gewähren.

Der Besucher wird nach einer flüchtigen Besichtigung der Gallerie, in der sich die vom Niederländer de Witt[696] gemalten Bildnisse von 117[697] meist fabelhaften schottischen Königen befinden, sehr bald den historisch berühmt gewordenen Räumen des Palastes zueilen, zunächst den Zimmern Darnley's[698] im Hochparterre des linken Seitenflügels. Es sind vier neben und hinter einander liegende ziemlich kahle Räume, darunter das Schlafzimmer im Nordwestthurme, in welchem sich die Verschworenen versammelten, ehe sie auf einer schmalen steinernen Wendelstiege in die Gemächer der Königin Maria eindrangen, um ihr Opfer, den Sänger Rizzio[699], unter den Augen der unglücklichen Königin niederzustoßen. Nicht ohne ein gewisses Gefühl von Schauder wird der Besucher jene Stiege erklimmen und vor der verschlossenen Thüre stehen, durch welche die Verschworenen in das Closet der Königin einbrachen.

Queen Mary's Apartements, ebenfalls vier an der Zahl, befinden sich einen Stock hoch über den Räumen, welche Darnley bewohnte: es sind dies das Audienzzimmer, damals Saal genannt, das Schlafgemach der Königin, ihr Ankleidezimmer und das Speisezimmer. In das Audienzzimmer, dasselbe, in welchem die Unterhandlungen und stürmischen Auftritte zwischen der Königin und Knox[700] stattfanden, gelangt man zuerst. Es ist das Zimmer, welches auch 1745 der Prätendent Karl Eduard[701] (Prinz Charlin) und gleich darauf, nach der Schlacht von Culloden[702], der Herzog von Cumberland[703] bewohnte. Das breite Staatsbett des erstern befindet sich noch hier.

Das Schlafgemach (*bed room*), in das man nun gelangt, war zu gleich der Königin Wohnzimmer. Könige und Königinnen begnügten sich damals eben mit Räumen, mit denen heutzutage keine irgend wohlhabende Kaufmannsfrau zufrieden sein würde. In demselben Raume, in dem sie schliefen, wohnten auch die Königinnen damaliger Zeit und lagen mit ihren Frauen häuslicher Arbeit ob. So erblickt man hier noch in einer Fensternische den Arbeitskasten der Königin, ein fleißiges Werk in Perlenstickerei aus ihren Jugendtagen und eine von ihr gezeichnete Landschaft. Auch das wohlerhaltene Scharlachbett der Königin befindet sich hier, nebst dem bescheidenen Korb, in welchem Elisabeth ihr in bessern Tagen das Kinderzeug für Jakob VI. übersandte.

Durch eine kleine Thür gelangt man aus dem *bed room* in das enge Ankleidezimmer; denn ein *dressing room* konnte selbst in jenen Tagen bescheidener Häuslichkeit eine schottische Königin eben so wenig wie eine heutige Lady entbehren. Daran grenzt das *supping room*, bei dem man freilich nicht an die Größe und Pracht eines heutigen Speisesalons in einem vornehmen Hause denken darf. Fontane[704] hat das Zimmer auf die Länge von 10 und die Breite von 9 Fuß gemessen, und in diesem schlichten, vergleichsweise engen Raume saßen die Königin, zwei ihrer Hofdamen, darunter die Gräfin von Argyle[705], der Königin Halbbruder, Lord Robert Stuart[706], ein Hauptmann der Leibwacht, ein Kämmerling

---

[696] Jacob Jacobsz de Wet II (1641–1697).

[697] Recte: 110.

[698] Henry Stuart, Lord Darnley (ca. 1545–1567), der 2. Gemahl von Königin Maria Stuart (1542–1587); er wurde im Auftrag von James Hepburn, 4th Earl of Bothwell, 1st Duke of Orkney (ca. 1534–1578), dem 3. Ehemann der Königin, ermordet.

[699] Davide Rizzio/Riccio (1533–1566), Komponist und Privatsekretär von Königin Maria Stuart; er wurde im Auftrag von Lord Darnley (s. o.) vor den Augen der Königin ermordet.

[700] Der calvinistische Reformator John Knox (ca. 1514–1572).

[701] Charles Edward Louis Philip Casimir Stuart (schott.-gäl. Prionnsa Teàrlach Eideard Stiùbhart; 1720–1788).

[702] Vom 16. April 1746 zwischen engl. Regierungstruppen und aufständischen Jakobiten; sie fand auf dem Culloden Moor (Culloden Muir, auch bekannt als Drummossie Muir) nahe der gleichnamigen Ortschaft, östl. von Inverness in Schottland statt und endete mit der völligen Niederlage der schott. Insurgenten.

[703] Prince William Augustus, Duke of Cumberland (1721–1765).

[704] Theodor Fontane (1819–1898) in seinem Werk „Jenseits des Tweed. – Bilder und Briefe aus Schottland […]“ (Berlin: J. Springer 1860), S. 30.

[705] Wohl Joan Stewart, verheiratet mit Colin Campbell, 6th Earl of Argyll (1541 o. 1546–1584).

[706] Robert Stewart, 6th Earl of Lennox und 1st Earl of March (ca. 1517–1586).

und der Geheimsekretär Maria's, Rizzio, vertraulich und in heiterer Lust neben einander, als die Meute der Verschworenen hereinbrach, voran Lord Ruthmen[707] [sic!], starrend in Eisen, dann Fackeln und blanke Mordgewehre in den Händen tragend, Kar[708] von Falkonside[709], der Bastard Douglas[710] und die übrigen Mithelfer. Im heftigen Andrang stürzten sie die Tafel mit den Kerzen und dem Geräth darauf um, gerade auf die sich damals im sechsten Monat der Schwangerschaft befindende Königin. Ruthmen schrie mit kreischender Stimme und den Dolch schwingend: „Nicht Ihnen, Madame, gilt's, sondern ihm allein, dem Schurken dort!" Rizzio umklammerte die Kniee der Königin, um Barmherzigkeit die Mörder, um Schutz die Königin anflehend. Darnley, der schon vor den Geschworenen in das Gemach getreten war, um durch heuchlerische Liebesworte seine Gemahlin in Sicherheit zu wiegen, wirft nun seine Judasmaske ab, zieht mit roher Gewalt die Königin aus dem Bereiche Rizzios, und Douglas sticht mit dem Schwerte aus des Königs Scheide den Wehrlosen nieder. Man schleppt nun den Entseelten durch Schlaf- und Audienzzimmer bis auf den Platz über der Treppe, die zu letzterem führt; man zerfetzt ihn mit Dolchen, und aus sechs und fünfzig Wunden blutend, bleibt das Opfer der Eifersucht des Königs und des Neides und Hasses der schottischen Großen hier liegen. Ruthmen aber stürmt, die noch blutende Waffe in der Hand, in das Zimmer zurück, fordert mit barscher Stimme einen Becher Weins, der ihm nicht versagt wird; die Königin aber ruft ihm zu: „Theuer soll euch dieses Blut zu stehen kommen!" – Darnley bezahlte die Blutthat, wie man weiß, mit seinem Untergang; Ruthmen starb wenige Wochen darauf; die Uebrigen waren nach England geflüchtet. Noch heutzutage zeigt man die Blutflecken, die von Rizzios Ermordung herrühren sollen; Schade, daß der Skepticismus unserer heutigen Touristen allen Reliquien dieser Art ihren Werth streitig macht.

Dieselben Räume, die an so vieles Schreckliche erinnern, an Mord, Vergänglichkeit alles Herrlichen und an thörichte Prätendententräume mahnen, wurden zweimal, 1795–99 und 1830–32[711], der Zufluchtsort der aus Frankreich vertriebenen Bourbons, obschon sich ihnen in diesen Räumen die Ueberzeugung aufdrängen mußte, daß nicht das Volk der schuldigere Theil ist, daß auch in Königsschlössern, wie hier in Holyrood, Verrath und Verbrechen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Hier weilte auch die Gemahlin eines bis jetzt glücklicheren Prätendenten, als Karl Eduard war, die jetzige Kaiserin von Frankreich[712], auf ihrem Ausflug nach Schottland, über dessen Veranlassung so viele wunderliche Gerüchte um herliefen; wollte sie sich für mögliche Fälle die Einrichtung in den Zimmern ansehen, in denen vor ihr die vertriebenen Bourbons gewohnt hatten? Die Staatsgemächer sind freilich jetzt wieder in Stand gesetzt worden, seitdem die Königin von England auf ihren Herbstreisen nach dem Hochland in Holyrood abzusteigen pflegt. Es ist fast seltsam, welche Anziehungskraft diese unheimlichen Räume für regierende Personen, für Prätendenten und für verjagte Könige oder Prinzen zu haben scheinen!

Herm. Marggraff[713].

---

[707] Patrick Ruthven, 3rd Lord Ruthven (ca. 1520–1566).

[708] Recte: Kerr, ein schott. Clan.

[709] Vielleicht Andrew Kerr of Fawdonsyde (1552–1599), ein Schwiegersohn von John Knox (siehe hierzu S. 252, Anm. 700).

[710] James Douglas, 4th Earl of Morton (ca. 1516–1581).

[711] Siehe hierzu S. 244, Anm. 677.

[712] Eugénie de Montijo (1826–1920), seit 30. Januar 1853 mit frz. Kaiser Napoléon III. (1808–1876) verheiratet.

[713] Hermann Marggraff (siehe hierzu S. 120, Anm. 258).



WALTER SCOTTS MONUMENT
IN EDINBURG.
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Walter Scotts Monument
in Edinburg.

Wohl mag der Schottländer mit gerechtem Stolze das Ehrenmal betrachten, das er dem Dichter seines Landes dankbar und pietätvoll errichtete, – aber auch wir Andern lassen den Blick mit Wohlgefallen und liebevoller Theilnahme darauf ruhen, und Manchem mag es von dem luftigen zierlichen Bau, wenn er sich dessen Bedeutung bewußt wird, mitten im Ernst des Lebens, unter Sorgen, Geschäften oder Zerstreuungen, anwehen wie ein Hauch aus ferner goldener Jugendzeit, da er die Dichtungen dieses Mannes in seliger Trunkenheit las. Niemand braucht sich dessen zu schämen. Ist doch ein rechter Poet zum Genuß und Segen Aller da, gleich dem Lichte der Sonne und den Lüften des Himmels, und ist doch Walter Scott in erster Reihe einer der größten, edelsten und – gesundesten Schriftsteller unseres autorenreichen Jahrhunderts, der mit hoher poetischer Begabung zugleich die liebenswerthesten und achtungswürdigsten Eigenschaften als Mensch vereinigte: edle Männlichkeit des Charakters, hohe Sittlichkeit im Wandel, bezaubernde Anmuth im Umgange, Wohlwollen gegen Andere. Am Gebäude des modernen literarischen Ruhms Englands bildet Scott einen der Grundpfeiler, aber auch sein Einfluß auf die fremden Literaturen war eben so heilsam als ungeheuer. Der historische Roman ist seine Schöpfung. Er zeigte zuerst, welche herrliche Gebilde aus der Vermählung freier Erfindung der Phantasie mit historischer Wirklichkeit hervorgehen, wenn beide einander harmonisch durchdringen und ergänzen, und er wies zugleich durch sein glänzendes Beispiel mit Nachdruck auf diejenigen Stoffe hin, die jedem Dichter zunächst am Herzen liegen sollen: die vaterländischen. Die meisten seiner Dichtungen sind Illustrationen seines theuern Schottlands, dessen Natur und Geschichte er uns vorführt in großen und bewunderungswürdigen Gemälden, voll einer Harmonie in der Durchbildung des Ganzen wie des Einzelnen, voll einer Treue und Wahrheit des Charakteristischen in den verschiedenen Farbentönen, die uns unnachahmlich erscheinen. Und welche Gestalten sind es, die er schafft! Dieser Richard Löwenherz[714], dieser Wüstensohn Saladin[715], dieser Cromwell, dieser König Ludwig[716] und Karl der Kühne[717], dieser Rob Roy[718] und Rochester[719], und alle die Kavaliere und Rundköpfe, Piraten und Astrologen, Hofdamen und Wahrsagerinnen, bis herab zum Schweinehirten, – leben sie nicht alle wie mit Fleisch und Blut, und bewegen sich vollkommen natürlich und ihren Verhältnissen, ihrer Zeit, ihren Umgebungen und den geschichtlichen Ueberlieferungen durchaus angemessen? Ehre dem wackern Schotten! Hunderte in allen gebildeten Ländern haben ihm wohl nachgeeifert, zum Theil nicht ohne Erfolg, aber erreicht hat ihn Keiner! – Unsere Gegenwart, die oberflächliche, der Vertiefung unfähige, vom Schein geblendete, genußsüchtige, überreizte und des Kitzels bedürftige – findet Scott langweilig, wie sie ja auch Goethe, trotz alles Schwärmens und Redens, langweilig findet, wenn sie ihn ja liest. Sei's darum! Möge man ihn heute vergessen und mißachten; – so oft Zeiten wiederkehren, in denen man das Naturwahre und Naturschöne in seiner Einfachheit erkennen und lieben wird, so oft wird auch Walter Scott in voller Frische und Schönheit seine Auferstehung feiern.

Scotts Lebensumstände sind bekannt. Wie der Genius der Poesie ihm freundlich gelächelt, so war auch das äußere Glück ihm anfangs hold. Der Ertrag seiner Schriften machte ihn zum wohlhabenden Mann, als er sich plötzlich durch den Bankerott seiner Verleger, deren stiller Compagnon er war, nicht nur seines ganzen Vermögens beraubt, sondern auch noch mit einer enormen Schuldenlast beladen sah. Muthig kämpfte er gegen das harte Geschick und hoffte durch doppelt angestrengte Thätigkeit sich sei-

---

[714] Richard I. (engl. Richard I the Lionheart, eigentl. Richard Plantagenêt; 1157–1199), seit 1189 König von England.

[715] Saladin (arab. صلاح الدين يوسف بن أيّوب الدوينيّ, Ṣalāḥ ad-Dīn Yūsuf b. Aiyūb ad-Dawīnī; 1137/1138–1193), ab 1171 der erste Sultan von Ägypten und ab 1174 Sultan von Syrien; er war der Begründer der Ayyubiden-Dynastie.

[716] Ludwig XI. der Kluge (frz. Louis XI, le prudent, der Vorsichtige, le rusé, der Listige bzw. l'araignée, die Spinne; 1423–1483), seit 1461 König von Frankreich.

[717] Karl I. der Kühne (frz. Charles I[er] le Téméraire; 1433–1477), seit 1465 Herzog von Burgund.

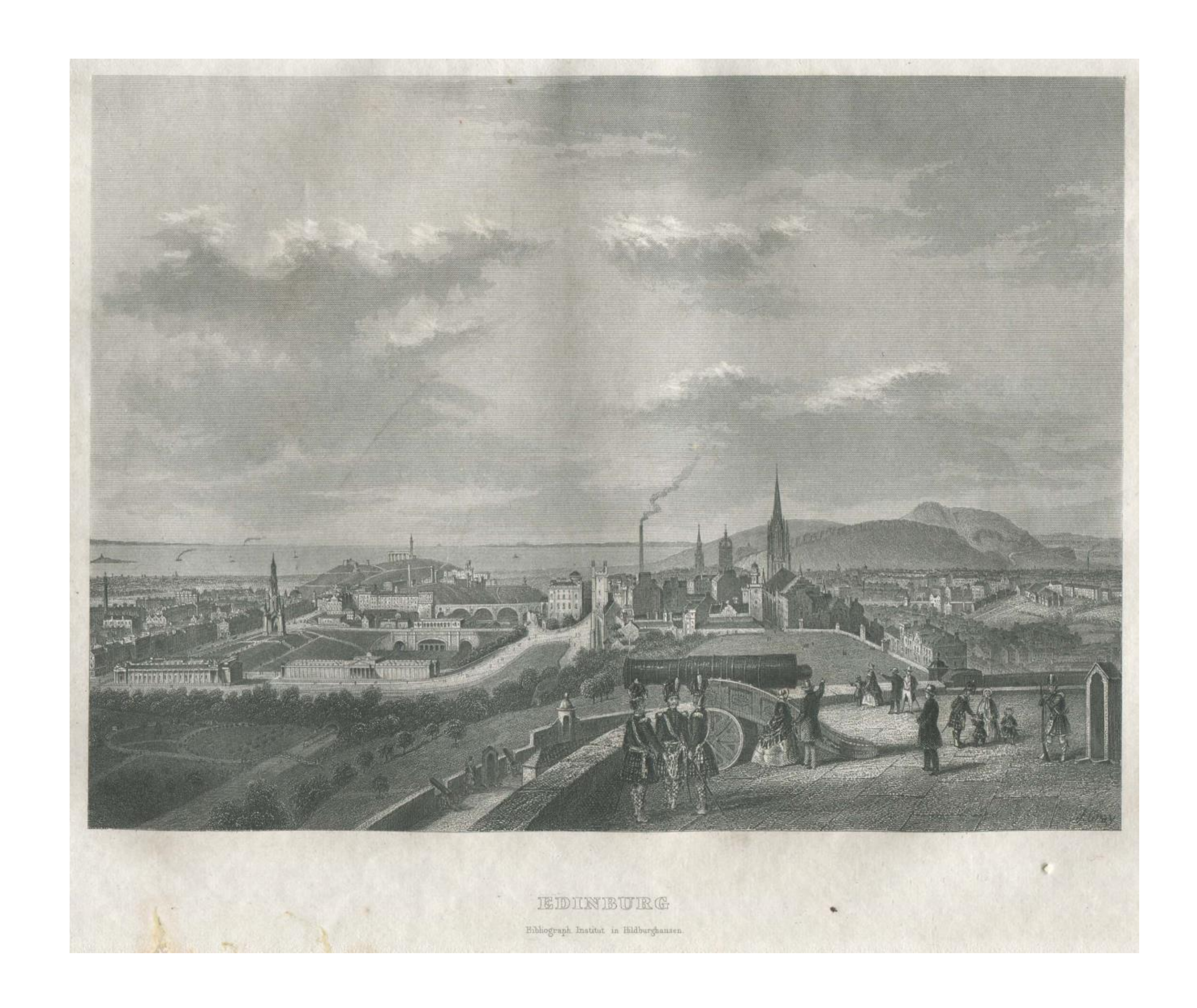
[718] Der schott. Volksheld Robert Roy MacGregor (1671–1734).

[719] Eine Figur in Walter Scotts (siehe hierzu S. 247, Anm. 686) Roman "The Life of John Dryden" (Edinburgh: Robert Cadell 1834).

ner mißlichen Lage zu entreißen. Aber er vermochte es nicht; sein Körper erlag, bevor das Ziel erreicht war. Die Nation gedachte dankbar ihres Dichters, sicherte durch Subscription seiner Familie ihren reizenden Wohnsitz Abbotsford und setzte ihm zu Edinburg, am Fuß des alten Schlosses, eine Statue (von Steale[720]), überbaut von einem 120 Fuß hohen zierlichen Tempel, im reichsten und edelsten Styl des Mittelalters, bei welchem seine Phantasie so gerne und oft weilte, und das er uns in so glänzenden Bildern neu vergegenwärtigt hat.

B.

[720] John Robert Steell (1804–1891) entwarf die Statue Walter Scotts (siehe hierzu S. 247, Anm. 686), und George Meikle Kemp (1795–1844) zeichnet für die Architektur des 1844 eingeweihten Denkmals verantwortlich.



EDINBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Edinburg.

Wenn es in der riesenhaften Hauptstadt Großbritanniens, diesem Komplex von ungeheuren Städten und Vorstädten, deren jede Hunderttausende von Menschen beherbergt, vorzugsweise der lebendige, in fast betäubender, fieberischer Heftigkeit, Stärke und Schnelle schlagende Puls der Gegenwart ist, was den Besucher anzieht, so bietet die Hauptstadt Schottlands, das ehrwürdige Edinburg, wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen Thätigkeit und als Universitätsstadt das schottische Athen und wegen seiner überaus herrlichen Lage das nordische Neapel genannt, den Reiz der Romantik, der Ruinenfarbe und des geschichtlichen Kolorits. Wer die ungeheuren und komplicirten Räderwerke und Etablissements, welche für die wachsende Macht und Größe Großbritanniens Tag und Nacht arbeiten, und die politischen Faktoren des Reichs kennen lernen will, der wähle London zum Aufenthalt; wer sich sinnend in eine romantische Vergangenheit verlieren und sich den Eindrücken einer dieser geschichtlichen Romantik entsprechenden Natur und städtischen Architektur hingeben will, der besuche Edinburg, seine Hügel und Schlösser und knüpfe daran wo möglich einen Ausflug in das schottische Hochland.

Die Lage Edinburgs ist als prachtvoll und die Bauart der Stadt als eigenthümlich malerisch bekannt. Höchst pikant ist schon der Gegensatz zwischen der Alt- und Neustadt, die durch eine tiefe Kluft oder einen tiefen Thaleinschnitt, das Nordloch, getrennt sind, über welchen mehrere Brücken hinwegführen, von denen die Nordbrücke, die mit ihren drei kühn gewölbten Bogen einen höchst malerischen Anblick gewährt, als ein Meisterstück der Baukunst gilt. Die auf wellenförmigen Hügeln gelegene Neu stadt, mit 3–4000 langen, über 100 Fuß breiten und sich in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen, mit imponirenden freien Plätze darunter der Waterlooplatz und der Andrews-Square, kann sich an Regelmäßigkeit und moderner Eleganz mit den schönsten Städten Europa messen. Hier aber wird man den romantischen Zauber Edinburgs nicht suchen wollen. Um so romantischer ist der Hinaufblick auf das alte und düstere, auf einem Felsen von 400 Fuß emporragende und mit zackigen Zinnen gekrönte feste Edinburg-Castle und auf die terrassenförmig über einander gethürmte Altstadt mit den hohen finstern Häusern und den meist eng gespalteten winkligen Gassen, namentlich wenn man vor dem Registerhouse seinen Standpunkt nimmt. An das Elend, das in diesen ruinenartigen, oft den Zusammensturz drohenden Gebäuden zusammengepackt haust, während in dem fashionabeln neuen Theile gegenüber der Reichthum und der Luxus, die Geld- und Adelsaristokratie ihren Sitz aufgeschlagen haben, darf man freilich nicht denken, man muß angesichts dieses Elends vergessen, daß das Beitrittsgeld als Mitglied des hochadligen Klubs in Edinburg nicht weniger als 700 Pfund, der jährliche Beitrag etwa 300 Pfund beträgt, wenn man sich den Genuß dieser Romantik nicht durch trübe Vorstellungen verderben lassen will. Es ist eben das traurige Vorrecht fast aller Romantik, daß sie ihre höchste Wirkung erreicht, wenn sich ihr Ruinen, Trauer und Jammer gesellen. Im Uebrigen beweisen die an allem Traditionellen hängenden Schotten gegen diese Romantik eine solche Pietät, daß erledigte Baustellen in diesem Theile der Altstadt nur solchen überlassen werden, welche sich der Bedingung unterwerfen, die Häuser im alten Styl wieder aufzuführen. Dieser antiquarisch-ästhetischen Absicht kommt das verwendete Material, der in der Umgegend gebrochene Sandstein, gar sehr zur Hülfe; denn nur kurze Zeit bedarf es, um seine helle Farbe in ein ehrwürdiges Grau zu verwandeln. Im Uebrigen hat auch die Altstadt ein paar Straßen von ansehnlicher Länge und Breite aufzuweisen. Ihr schmutzigster und ärmlichster Theil ist der südliche, Canongate. Von ihr abermals durch einen Thaleinschnitt getrennt liegt ein dritter Stadttheil, St. Leonhardshill, der meist von den mittlern Klassen bewohnt wird.

Die herrlichsten Aussichten über die Stadt und ihre Umgebungen bieten sich von verschiedenen Höhepunkten, namentlich dem alten Schloß, dem Caltonhill und dem Arthurs-Seat, einem hinter Holyrood, dem alten Residenzschlosse der schottischen Könige, emporragenden 800 Fuß hohen Felsen. Unter sich erblickt man hier die große, weitgedehnte, kuppelgeschmückte Stadt, daraus hervorspringend die Felsen des Kastells und des Caltonhill mit seinen Monumenten, darüber und zur Seite den von Fahrzeugen belebten blauen Forth; im Rücken des Beschauers breiten sich weite lachende Fluren mit schimmernden Seen aus und den fernen Horizont begrenzen die Pentlandhills und die Lammermoors.

Es ist hier nicht der Ort, eine detaillirte topographische und statistische Beschreibung der schottischen Hauptstadt zu geben; aber wohl müssen wir noch einen Blick werfen auf einige historisch denkwürdige Lokalitäten und Gebäude, wie auf die Monumente, welche die dankbaren Schotten ihren großen

Männern in der Hauptstadt errichtet haben. Schottland ist zwar in Großbritannien aufgegangen und es nimmt Theil an seinem Ruhm und seiner Wohlfahrt, aber treu hängt noch das Volk an seinen alten historischen Erinnerungen, und nicht leicht mag ein Schotte bei dem alten jetzt zum Sitze mehrerer Gerichtshöfe eingerichteten schottischen Parlamentshause vorübergehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo Schottland noch unabhängig war und die Erwählten und Erlauchten der Nation in diesem Gebäude tagten und über die Angelegenheiten des Landes beriethen; nicht leicht mag ein Schotte die denkwürdigen Grabmäler in der alten St. Gileskirche betrachten, ohne der ritterlichen Thaten zu gedenken, welche Diejenigen, die darunter ruhen, einst zur Ehre Schottlands verrichteten, und nicht leicht mag ein Schotte das alte Kastell betreten, ohne sich der glorreichen Zeit zu erinnern, wo Schottland noch seine eigenen Herrscher hatte; denn hier befindet sich das Kronzimmer, wo noch die schottischen Kroninsignien verwahrt werden, hier das Kloset, in welchem die unglückliche, wenn auch nicht schuldlose Königin Maria Jakob den Sechsten gebar. Noch mehr Erinnerungen an die königliche Zeit und namentlich auch an dieselbe Maria ruft das schon erwähnte Schloß Holyrood wach; doch muß dasselbe einer besonderen Schilderung aufgespart bleiben.

Eine andere historische Merkwürdigkeit ist das Eckhaus am Netherbow, in welchem Knox, der schottische Reformator, wohnte, der derb knorrige, ungeschlachte, aber gewaltige Gegner eben dieser katholischen Maria. Hier zeigt man noch das Fenster, aus dem er dem lauschenden Volke seine Reden gegen den Baalspriester in Rom[721] und die Belialstochter[722] drunten in Holyrood mit seiner mächtigen Stimme zudonnerte. Den Lesern und Verehrern der Walter Scott'schen Romane und besonders der Erzählung „Das Herz von Midlothian" wird namentlich der Graßmarket von Interesse sein, ein unheimlicher, eckiger Platz mit hochgegiebelten, fast gespenstischen Häusern; denn hier bluteten die Covenanter[723], hier jener Wilson, der Veranlassung wurde zu der berüchtigten Affaire des Kapitäns Porteus, den für seine straffe Pflichterfüllung der Pöbel lynchte, trotz Englands Königin und ihres Gnadenakts[724].

Dem genannten Lieblingsdichter der Nation und der halben Welt, Sir Walter Scott, haben seine dankbaren Landsleute in Edinburg ein höchst würdiges, 200 Fuß in die Lüfte ragendes Monument errichtet. Hier stört auch nicht der trübe Gedanke, der sich so oft vor deutschen Dichterdenkmälern dem Beschauer aufdrängt, der Gedanke, daß die Nation dem Verherrlichten bei seinen Lebzeiten Steine statt Brod reichte. Deutschen Dichtern dient die Feder nur zu oft blos dazu, sich in einen lebenslänglich dauernden Bankerot hineinzuschreiben, Walter Scott bediente sich seiner Feder, um sich aus einem unverschuldeten Bankerot herauszuschreiben. Und es gelang; seine Romane brachten ihm Hunderttausende ein, und nach seinem Tode noch dieses Denkmal, an dem kein Schmachfleck für die Nation haftet. Auf dem Caltonhügel befindet sich ferner das thurmähnliche, ziemlich geschmacklose Denkmal Nelsons (der übrigens kein Schotte, sondern aus der englischen Grafschaft Norfolk gebürtig war), über 100 Fuß hoch, in dessen Basis, einem geräumigen Oktogon, sich ein Restaurant eingenistet hat, welcher ein

---

[721] Den Papst, den der Autor hier mit dem ursprüngl. westsemitischen „Götzen" Baal gleichsetzt, der im Alten Testament auch allgemein als böser Geist bezeichnet wird (siehe hierzu S. 280, Anm. 768).

[722] Die schott. Königin Maria Stuart (siehe hierzu S. 244, Anm. 685), hier mit Belial, der Personifikation des Teufels im Alten Testament in Verbindung gebracht (siehe hierzu S. 1193, Anm. 3657).

[723] Bezeichnung für die schott. Gruppierungen, die sich am 28. Februar 1638 in einem Treueeid auf den „National Covenant" verpflichtet hatten, gegen die vom engl. Königshaus unterstützten anglik. Eingriffe in die schott. Kirchenverfassung am ursprüngl. Presbyterianismus festzuhalten.

[724] Am 14. April 1736 war es bei der Abnahme des Schmugglers Andrew Wilson vom Galgen zu Unruhen gekommen, in deren Verlauf der Hauptmann der Edinburgher Stadtsoldaten, John Porteous (* ca. 1695), angeblich in eigener Person Mitbürger erschossen haben soll; er wurde wenig später von der aufgebrachten Menge im Arrestlokal gelyncht. Walter Scott (siehe hierzu S. 247, Anm. 686) Roman „The Heart of Midlothian" (Edinburgh: A. Constable 1818) beginnt mit obengenannten Unruhen.

Sonnenmikroskop[725], ein Cyklorama[726] der Aussicht von der höchsten Spitze des Thurmes, einen unbedeutenden Originalbrief Nelsons u. s. w. zeigt und nebenbei an die durstigen Besucher Nationalgetränke wie Ale und Brandy, auch das beliebte Sodawasser verabreicht. Außer diesen Monumenten und der schon angeführten Reiterstatue Karls II. findet man in Edinburg noch Denkmäler der beiden Geschichtsschreiber Hume und Robertson, des großen Staatsmanns Pitt[727], des Lords Melville und des Königs Georg IV.[728] Das sogenannte Nationalmonument, welches der Volksmund spottweise „*Scottish folly*“ getauft hat und welches der Erinnerung an die Kämpfer von Waterloo gewidmet sein sollte, ist Ruine geblieben, indem die Entrepreneurs plötzlich an der Größe ihrer Aufgabe verzweifelten und sich mit den gesammelten Fonds, man sagt „spurlos“ zurückzogen. Indeß ist noch sehr die Frage, ob das vollendete Werk den malerischen Eindruck hervorgebracht haben würde, den jetzt die einsame, deckenlose Säulenreihe sowohl vom Meere als den höher gelegenen Aussichtspunkten gewährt.

Mit Edinburg fast zusammengewachsen ist die nicht ganz eine halbe Stunde von dem alten Stadtkörper entfernte Hafenstadt Leith mit Docks und Schiffswerften, ungeheuern Dammbauten, dazu bestimmt, den Kriegsfahrzeugen eine sichere Station zu verschaffen, einem Seemannshospital und andern Marineanstalten. Es ist also nicht blos eine große Vergangenheit, welche in alten und neuen Denkmalen hier zu dem Besucher spricht; es bedarf nur eines kurzen Spaziergangs, um auch die mächtigen Faktoren, welche fortdauernd an der maritimen Macht und Größe des groß britannischen Reiches arbeiten, in Augenschein zu nehmen.

---

[725] Bei einem Sonnenmikroskop handelt es sich um Projektionsmikroskop, das in einem verdunkelten Raum verwendet wird. Dabei wird mit einem außerhalb des Raumes befindlichen Spiegel Sonnenlicht auf eine Sammellinse reflektiert. Das durch die Linse gebündelte Licht fällt auf das Präparat, das durch eine Linse (oder ein Linsensystem) auf einen Schirm abgebildet wird. Insofern ähnelt die Funktionsweise eines Sonnenmikroskops eher einem Episkop als einem Mikroskop.

[726] Bezeichnung für ein bewegtes Panorama; beim Cyclorama wurde eine Leinwand an den Besuchern vorbeigezogen, um damit beispielsweise eine Eisenbahn- oder Schiffahrt zu simulieren, wobei der Leinwandstreifen von einer Walze auf eine zweite lief.

[727] Der zweimalige engl. Premierminister William Pitt d. J. (1759–1806).

[728] Siehe hierzu S. 368, Anm. 1069.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 104–106.

XLIV. Mainz[729].

Welch einen betäubenden Wechsel unserer schwindelnd rollenden Zeit ruft der Name Mainz in's Gedächtniß zurück! – Noch vor 40 Jahren der Sitz des ersten Kurfürsten und Erzbischofs des deutschen Reichs[730]; dann ein Theil der untheilbaren französischen Republik[731]; dann eine der guten Städte des gewaltigen Kaiserstaats[732], und endlich die Provinzialstadt eines Großherzogthums[733] und Bundesfestung[734]. Seltsame Dissonanzen! Aber doch nur ein paar Einzeltöne im disharmonischen Concert, dem, Zuhörer zu seyn, die Generation verdammt ist. –

Mainz hat eine wunderschöne Lage. Im Garten von Deutschland da, wo der Main in den Rhein fällt, streckt es sich am linken Ufer des letztern, am Abhange eines Hügels, ½ Stunde[735] weit den majestätischen Strom hinab. Eine 2100 Fuß lange, auf etwa 50 Schiffen ruhende Brücke führt über denselben nach dem Städtchen Cassel, – gleichsam eine Vorstadt von Mainz, welche auch, als Festung, mit ihm vereinigt ist. Mainz und Cassel haben zusammen etwa 2600 Häuser und 30,000 Einwohner, die Garnisonen nicht gerechnet. Es ist, nach Coblenz, der festeste Platz in Deutschland und ein Hauptbollwerk gegen Frankreich. –

Wenn man Mainz von seiner prächtigsten Seite sehen will, so muß man es der Stelle, an welcher unser Bild aufgenommen wurde, gegenüber, von der Mitte des Flusses aus, betrachten; aber von der neuen Anlage ist der Anblick ebenfalls äußerst reizend. Man sieht die beiden Ströme sich vereinigen, und es trägt der Vermählte das Joch der schwimmenden Schiffbrücke stolz und leicht, wie der freie Mensch das des Gesetzes trägt. Die Gebäude an dem Ufer spiegeln sich in dem klaren Wasser; hoch ragen die Thürme und Kirchen über die Stadt empor, über alle aber der majestätische Dom, welcher dem Ganzen ein Ansehen von Ehrfurcht gebietender Würde gibt. Die 6 Citadellen (die eigentliche Citadelle und der Hauptstein diesseits; Cassel, Mars, Montebello jenseits des Stroms und Petersaue auf einer Insel) und die in einem Rayon von 3 ½ Stunde [sic!] die Festung umschließenden Außenwerke treten wenig hervor und wirken folglich nicht sehr störend auf den herzerhebenden Eindruck. –

Im Innern der Stadt muß dieser ohnehin schwinden. Mainz ist uralt; folglich winklich und unregelmäßig gebaut, mit engen, düstern Gassen und weit überhängenden Häusern. Die schönsten Gebäude sind verbaut, darum imponiren dem Auge nur wenige. Die Verwüstungen des Kriegs waren innerhalb der Stadt nicht allgemein genug, um ihren Charakter zu ändern; aber gerade hinlänglich groß, um ihn

---

[729] Lat. Mogontiacum.

[730] Carl Theodor Kämmerer von Worms, Reichsfreiherr von und zu Dalberg (1744–1817), ab 7. Januar 1800 regierender Fürstbischof von Konstanz, ab 25. Juli 1802 Kurfürst-Erzbischof von Mainz und Bischof von Worms, seit 1803 Primas von Deutschland, ab 1. Februar 1805 Erzbischof von Regensburg, von 1806 bis 1815 Fürstprimas des Rheinbundes, von 1810 bis 1813 Großherzog des Großherzogtums Frankfurt.

[731] Die „Mainzer Republik", die Münzen mit der Aufschrift „République Française" herausgab, bestand von 17. März bis 23. Juli 1793.

[732] Mainz gehörte von 1797 bis 1814, nun als Mayence, zum frz. Département du Mont-Tonnerre (Donnersberg).

[733] Die Stadt war ab 1816 Teil des Großherzogtums Hessen.

[734] Erste neuzeitliche Befestigungsanlagen waren in Mainz bereits um 1619 errichtet worden. Infolge des Wiener Kongresses zur Neuordnung Europas im Jahre 1815 wurde Mainz als Festung für den im selben Jahre gegründeten Deutschen Bundes vorgesehen. Nun begann eine sechsjährige Um- und Ausbauzeit, in der die Festung auf den neuesten Stand der Fortifikationstechnik gebracht wurde. In einer zweiten Bauphase von 1841 bis 1848 wurde diese neue Befestigungsart konsequent fortgesetzt. Nach dem Krieg von 1866 ging die Mainzer Festung zunächst an Preußen über, um dann 1873 Festung des 1871 gegründeten Deutschen Reiches zu werden. 1904 wurde die Stadt schließlich als Festung aufgelassen und bis 1912 viele der Festungswerke und Stadttore niedergelegt.

[735] Siehe hierzu S. 67, Anm. 102.

zu verstümmeln. Neues genug neben dem Alten, um widerliche Gegensätze zu bilden; auf der Brandstätte eines Pallastes aus dem Mittelalter oft nur eine buntfarbige, moderne Hütte, ohne Dauer, wie fast alle Gebilde unserer kindischen Zeit. Aber das Volk, das hier lebt, ist nicht wie seine düstern Gassen; es ist fröhlich gestimmt, hat Freude am Leben und weiß es zu genießen. Gefälligkeit und Offenheit sind hier allgemeine Tugenden. Ein glücklicher Leichtsinn – das beste Erbtheil, das ihm die Franzosenherrschaft gelassen, – hilft dem Mainzer über die Unebenheiten auf dem Pfade des Lebens hinweg, und eine reiche Natur, der sein Fleiß die köstlichsten Erzeugnisse abzugewinnen versteht, läßt den Aermsten selten an dem Nöthigen Mangel leiden.

Freisinnigkeit ist ein Grundzug von dieses Völkchens Charakter; immerhin ein guter Zug, wenn er auch noch nicht recht in’s Blut gegangen ist und mehr auf der Zunge sitzt. Man kann in der deutschen Bundesfestung Unterhaltungen hören, vor denen man an andern Orten erschrecken würde. Aber es gleitet hier der Unmuth gar harmlos über die beweglichen Lippen, und wenn der Grundsatz LAISSEZ PARLER[736] (der, beiläufig gesagt, überall besser ist, als der entgegengesetzte) ein gefahrloser seyn kann, so ist er’s gewiß hier. Die neueste Zeitgeschichte belegt es.

In Mainz, der Wiege jener Kunst, die der armen Menschheit eine bessere Zukunft verbürgt, war von jeher viel Sinn für Literatur und Kunst, der sich sogar tief in’s Land, besonders am Rhein hin verbreitet hat. Dieser Geist ist noch nicht erloschen, obschon die Mittel, ihn zu pflegen, unter manchen ungünstigen Verhältnissen der Gegenwart wohl geringer geworden sind; denn, daß die Verarmung fortschreitet, leugnet Niemand. Gemäldesammlungen, Bibliotheken, Naturalienkabinette, Sammlungen von Alterthümern, giebt es hier öffentliche, mehre noch und darunter bedeutende unter den Bürgern. Das neue Schauspielhaus, auf Aktien errichtet, ist eins der schönsten in Deutschland. Auch Vereine bestehen zur gemeinschaftlichen Pflege von Kunst und Wissenschaft. Die Industrie blüht, denn der Fleiß hat hier seine Wohnung. Die Fabriken von Wagen, Regenschirmen, Meubeln, lackirten Blechen, Seife etc. sind bedeutend. Der Weinhandel ist ein großer Geschäftszweig; er beschäftigt ein Capital von mehren Millionen. Auch die Schifffahrt blüht, und der Freihafen, mit den für dort günstigen Zollverhältnissen der Gegenwart, sichern dem Platz einen sehr lebhaften Speditionshandel, der viele Gewerbe unterstützt. – In Beziehung auf den Verkehr hat Mainz gewiß gegen sonst gewonnen, und wenn man dort so häufig Menschen aufstößt, die den Verlust besserer Tage betrauern: – in dem Stande des Kaufmanns giebt’s gewiß deren, die mit Recht klagen, nur wenige*)[737].

---

[736] Frz., „Laßt sie nur reden!“.

[737] *) Die größte Zierde von Mainz, seinen herrlichen Dom, betrachten wir später in einem besonderen Bilde.



XXXXIV

MAINZ

MAYENCE

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Instituts in Hildburghausen. Eigenthum der Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut [6]1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 34-36.

LXI. Der Mainzer Dom.

Wenn in unsern Zeiten in einem Jahrzehent ganz Europa kaum ein Gotteshaus hervorbringt, das Dauer auf ein halbes Jahrtausend ansprechen darf, und wir dagegen die große Anzahl der vorhandenen kirchlichen Baudenkmäler betrachten, welche vom neunten bis in's dreizehnte Jahrhundert in Deutschland allein aufgeführt wurden, so werden wir unwillkürlich zur Bewunderung einer Zeit hingerissen, die wir blos als die der Barbarei und der Finsternis zu betrachten gewohnt sind. – Was ist aber die Ursache dieser Verschiedenheit, über welche die hoffartige Gegenwart erröthet? Warum unterscheiden sich unsere kirchlichen Baumerke von jenen frühern wie die Heroen des Alterthums von unsern großen Männern? Der Gegenwart fehlt das, was allein wahrhaft Großes denkt und schafft: – die Begeisterung. Alles Herrliche hat sie verzerrt zur Fratze, das Heilige hat sie zum öffentlichen Spott gemacht; aus hoher Religiosität ist süßlich, sinnliche Frömmelei geworden, die Tugend heißt Thorheit, Vernunft Unsinn, Streben nach Freiheit Demagogie, Heldenmuth Verbrechen. Ein Bonifacius[738] käme jetzt in's Tollhaus, ein Luther in's CARCERO DURO[739]; – einen Polizeistock könnte er wohl bewegen; nicht aber die Welt. Der Mensch als solcher, der Mann nach dem, was er persönlich leistet, gilt wenig; tief ist sein Umlaufwerth gesunken. An sich nichtswerthe Zufälligkeiten aber, die sich ihm anhangen, Geburt, Hofgunst, Orden, Titel, sie gelten Alles. An der Stelle der Weisheit ist die Wissenschaft getreten, und der Ehre gehen die Ehren vor. Unnatur ist das goldene Kalb der Zeit und die todte Form und das Gesetz der Regel vertreten überall Leben und Geist. In den geselligen Kreisen wie im Staate, in der Kirche wie in der Politik, in der Poesie wie in der Kunst sehen wir Convenienz, Phrasengeläute, Wortgeklingel, todte Gelehrsamkeit, Plagiarismus, Schein; – nur nicht Wahrheit. Heuchelei und Lüge ist überall und in Allem, nirgends ist weder Treu noch Gewissen. Wie könnte in einer solchen, dem grassesten Materialismus und der Unnatur knechtisch stöhnenden Zeit jene Begeisterung für die Idee des Göttlichen nur möglich gedacht werden, welche die erhabenen Gottestempel des Alterthums aufrichtete? – Was jetzt entsteht an kirchlichen Gebäuden, Großartiges und über das Gemeine und Gewöhnliche sich Erhebendes: es ist nicht das Werk wahrer Frömmigkeit; des Egoismus oder der Prachtliebe, oder der Heuchelei Werke sind's; und auch in ihrer äußern Erscheinung bleiben sie weit hinter denen der Vorzeit zurück. Wahrhaft Bedeutendes in der Baukunst erschafft gegenwärtig nur noch der Sinn für's Nützliche und der den Gewinn kalt berechnende Kaufmannsgeist, welcher überall die Stelle der erloschenen Begeisterung für das Höhere einnimmt. Gibt sich ja noch etwas für ein Produkt des letztern aus, so ist's, im Leben wie in der Kunst, – Karrikatur. –

Die frühesten Sitze der deutschen Cultur, die Gegenden jenseits der Donau und am Rhein, sind vorzüglich reich an uralten Baudenkmälern zur Ehre des Allmächtigen. Der Herrlichsten eins ist der Dom in Mainz.

Mainz war eine der ersten Pflanzschulen für die Verbreitung des Christenthums in Deutschland. Schon zur Zeit Constantin's des Großen hatte es eine christliche Gemeinde; es wurde bald darauf Metropolitanstadt der römisch-germanischen Rheinprovinz. Ihr Sprengel erstreckte sich über Straßburg, Speyer und Worms. Aber die Einfälle der Barbaren zerstörten die ersten Kirchen und von den Zeiten der Völkerwanderung (dem Verfall des römischen Weltreichs) an, bis zur Mitte des 6ten Jahrhunderts blieb der bischöfliche Stuhl daselbst unbesetzt. Eine Enkelin Clodowich's[740] baute auf der Stelle des

[738] Der Missionar Bonifatius (eigentl. Wynfreth; ca. 673–754 o. 755).

[739] Ital., Zuchthaus.

[740] Chlodwig II. (frz. Clovis II; 634–657), seit 639 König des Frankenreiches; die genannte Enkelin ist hingegen historisch nicht verbürgt.



DER MAINZER DOM
(La cathédrale à Mayence)

jetzigen Doms die erste christliche Kirche wieder, und Sidonius[741] war ihr erster Bischof. – Bonifacius, der begeisterte Apostel zur Verbreitung des Christenthums unter den germanischen Völkern und erster Erzbischof von Mainz, erweiterte in der Mitte des 8ten Jahrhunderts die Kirche, und erwarb seinem Sprengel die Stifter Würzburg, Eichstädt, Osnabrück, Verden, Halberstadt, Fulda und Hersfeld.

Der Bau des heutigen Doms begann 990 vom Erzbischof Willigis[742]. – Dieser Mann war selbst Baumeister, und nach löblicher Sitte der damaligen Zeit waren die Mönche und Geistlichen der ganzen Gegend, als Baubrüderschaft, (Freimauerer) verpflichtet, selbst als Werkleute am Gotteshaus zu arbeiten. So ein mächtiges Beispiel erweckte Nacheiferung unter den Layen, die Material herbei schafften, Handlangerdienste leisteten, Geld zuschössen u. s. w.; und auch so nur ist es erklärlich, daß in jener geldarmen Zeit oft an kleinen Orten Kirchen erstanden, zu deren Aufführung die Staatskräfte eines Königreichs jetzt nicht hinreichen würden. Jener damals gebaute Hauptttheil des Doms ist neugriechischen Styls; er ist aus röthlichem, festen Sandstein aufgeführt und bildet ein längliches, von Abend nach Morgen laufendes, an beiden Enden zugerundetes Viereck. Sein Inneres theilt sich durch 2 Reihen schlanker, gekuppelter Säulen in 3 Schiffe, mit Chören an beiden Enden. Die Länge beträgt 342 Fuß, die Weite des Mittlern Schiffes zwischen den Säulen 36 Fuß, die der Seitenschiffe 13 Fuß. Die Decken sind Kreuzgewölbe aus leichtem Tuffstein, deren Rippen sich m verzierten Schlußsteinen vereinigen. Das Morgenchor, unter dem eine Krypta (unterirdische Kapelle) liegt, hat oberhalb, nach außen, eine Gallerie, und über derselben schlanke, hohe Bogenfenster mit freistehenden Spitzen, an den Seiten aber zwei Glokkenthürme, (auf dem Bilde die links hervorragenden,) welche unten rund, dann sechseckig sind, und sich mit einer zierlich-durchbrochenen Spitze endigen. Sowohl die Kuppel dieses Chors als die Spitzen der Thürme sind abgebrannt, und erstere auf eine geschmacklose, den Bau verunstaltende Weise vor Kurzem durch ein plumpes, kappenförmiges Dach ersetzt worden. – Das Abendchor ist gleichfalls neugriechischen Styls. Ueber demselben steigt eine Kuppel empor, die nach dem Brande, 1765, von dem Architekten Naumann[743] mit einem reich-verzierten, dem ursprünglichen Styl sich leidlich anpassenden achteckigen Thurm in 3 Absätzen überbaut worden ist. Zu beiden Seiten des Abendchors, über später angebauten Capellen, sieht man 2 Glockenthürme, welche den abgebrannten des Morgenchors entsprechen. – Die Zeit der Vollendung dieses Prachtbaues ist das Jahr 1009. Durch Feuersbrünste litten seine verzehrbaren Theile schon sehr frühe, in den Jahren 1081, 1137 und 1190; doch geschah die Herstellung immer wieder nach dem ersten Plane. – Im ersten Viertel des 13ten Jahrhunderts begann die Verunstaltung dieses herrlichen Gotteshauses durch den Anbau zweier Seitenschiffe, zu welchem Zweck die Seitenmauern des alten Doms durchbrochen und die merkwürdigen Sculpturen an denselben entfernt wurden. Jene beiden Anbauten sind im deutschen Styl ausgeführt, und ihre reich-verzierten Spitzbogenfenster gelten als die schönsten Muster ihrer Gattung. Im vierzehnten Jahrhundert kamen neue Anbauten hinzu und die Harmonie der Verhältnisse wurde vollends durch den Anbau der an sich schönen Kapelle Allerheiligen (das in der Mitte des Bildes mit dem hellbeleuchteten Giebel vorschauende Gebäude) zerstört. – Eine freie Ansicht des Doms hat man von keiner Seite; die ihn umgebenden Kapitel- und andern Gebäude schließen ihn fast ganz ein und lassen eine nur sparsame Erhellung desselben zu. Er theilt in dieser Beziehung das Schicksal der meisten alten Cathedralen Deutschland's, die fast alle der freien Ansicht entzogen sind. – Der Flächeninhalt des ganzen Gotteshauses mißt über 45,000 Quadratfuß, und mit Ausnahme des Straßburger Münsters und der Dome in Speyer und Cöln ist es folglich die größte Kirche in Deutschland. Ihre Construktion gehört zu der sichersten, und bei guter Erhaltung kann dies herrliche Denkmal alt-deutscher Kunst und religiöser Begeisterung unversehrt noch auf Jahrtausende übergehen.

[741] Sidonius († nach 580), viell. seit 565 Bischof von Mainz.

[742] Willigis (ca. 940–1011), seit 975 Erzbischof von Mainz.

[743] Der Würzburger Baumeister Franz Ignaz Michael Neumann (1733–1785).

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Zweiter Band. – Sechste Auflage.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
[6]1835.

Enthält: Bonn, Bad Godesberg (1835, 1836).

Heidelberg (1835).

Mont Saint Michel (1835).

Neapel, Lugo, Solfatara, Posilippo, Pozzuoli, Vico, St. Angelo, Bajä, Vesuv (1835, 1844, 1847, 1852, 1862, 1863).

Gotha, Eisenbahnviadukt (1835, 1848, 1863).

Lago Maggiore, Isola Bella (1835).

Genf, Diodati, (1835, 1847).

Der Olymp (1835).

Brügge (1835, 1863).

London, Bank von England, Themse, St. Paul's Cathedral, Westminster Abbey, Post, Houses of Parliament, Windsor Castle, Greenwich Hospital, Chelsea Hospital, Börse, Tower, Richmond Park, London Bridge, Hampton Court, Feuersäule/The Monument, königl. Schlösser (1835, 1836, 1839, 1840, 1841, 1842, 1844, 1848, 1863, 1846).

Honfleur (1835).

Wiesbaden (1835).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 9f. u. 79f.

XLIX. Ruine Godesberg.

Die Gegend von Bonn ist eine der schönsten am Rheinstrome. Sie kann als Schlußpunkt der prachtvollen Scenerien betrachtet werden, die sich von Mainz aus rheinabwärts der Beschauung des Naturfreundes darbieten, und in welchen die verfallenen Burgen bald von belaubten Höhen herabblicken, bald kühn an Felsenwände, wie Schwalbennester, geklebt sind, bald aus mühsam bebauten Weinbergen hervorragen. Unbeschreiblich schön ist jenes Gelände des Siebengebirgs mit seinen Burgen, namentlich ist's jene Parthie, wo, der Ruine Rolandseck gegenüber, inmitten des Rheins die schöne Aue Nonnenwerth auftaucht und am andern Ufer der herrliche Drachenfels von hoher Stein wand herabschaut.

Wachehaltend steht der Drachenfels am Rhein, eine Stunde davon entfernt, an der Landstraße, und 5/4 Stunden südlich von Bonn der Godesberg. Ursprünglich stand hier zuerst ein Römerkastell, und noch sind die Spuren römischer Architektur unverkennbar vorbanden. Später und bei demselben ist nach der Bekehrung der hier hausenden Ubier die St. Michaelskapelle erbaut worden, welche jetzt gleichfalls in Trümmern liegt. Ueber die Entstehung des Kastells erzählt die Volkssage, „daß im grauen Alterthume ein fremder König sich hier mit mächtigem Gefolge niedergelassen habe. Einer seiner Feldherrn habe mit den auf dem Berge hausenden bösen Geistern einen Bund geschlossen, ihnen daselbst einen Tempel gebaut, und Menschen geopfert; aber seine und der Dämonen Macht sey vom Christenthum gebrochen worden."[744] Dieses mag wohl eine dunkle Anspielung auf Kaiser Julian den Abtrünnigen[745] seyn, der unbezweifelt mit seinen Legionen hier lagerte und von dem damals wahrscheinlich auch das Kastell erbaut wurde. Man hat auch behaupten wollen, daß auf der Höhe des Godesbergs die eigentliche „ARA UBIORUM"[746] gewesen und der Name Godesberg ans „Gottesberg" entstanden sey, indem auf ihm ein Wodans- oder Merkurius-Tempel gewesen. Aber lassen wir diese Hypothesen unwiderlegt. Urkundlich ist es, daß Erzbischof Theodorich von Köln[747] im Jahre 1210 auf den Ruinen des alten Römerkastells ein festes und prachtvolles Schloß erbaute und 1375 Kurfürst Friedrich II. von Köln[748] dessen Befestigung vermehrte. In dem Kriege, den der Uebertritt des Erzbischofs Gebhard von

---

[744] Als Quelle für die hist. Ausführungen diente wohl das Werk „Das Siebengebirge und seine Umgebungen nach den interessanteren Beziehungen dargestellt von J. G. Zehler, […]." (Krefeld: J. H. Funcke'sche Buchhandlung 1837), S. 214f.: „Eine Sage erzählt, daß in der grauen Vorzeit ein fremder König mit großer Heeresmacht angekommen sey; einer seiner Feldherrn habe mit den bösen Geistern, die ihr Wesen auf dem Berge trieben, einen Bund abgeschlossen, einen Tempel erbaut, und ihnen darin Menschen geopfert. Sie hätten ihm dafür die Herrschaft über das Land verschafft, welches sehr grausam von ihm behandelt wurde. Die Ankunft dcs ersten christlichen Priesters habe aber die bösen Geister so erschreckt, daß sie entflohen, so daß das Land von der Plage befreit wurde. Diese Erzählung scheint auf die Eroberung dieses Gaues durch den Kaiser Julianus Apostata hinzudeuten. weshalb es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß von ihm das Kastell, auf dessen Ueberresten später die Burg erbaut wurde, gegründet worden ist. Diese wurde im Jahr 1210 vom Erzbischof Theodorich von Cöln auf den Ruinen des Römerkastells errichtet. Der Kurfürst Gebhard von Cöln welcher Protestant wurde, und die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld heirathete, legte, um sich in seinen Ländern zu behaupten, holländische Besatzung in die Veste, die aber bald von den Truppen des Erzbischofs Ernst von Baiern, welcher an seiner Stelle ernannt war, belagert, und 1593 zum Theil gesprengt wurde."

[745] Flavius Claudius Iulianus (griech. Φλάβιος Κλαύδιος Ἰουλιανός; 331/32–363), seit 360 römischer Kaiser. In christlich geprägten Quellen wird er häufig als Iulianus Apostata (griech. Ἰουλιανὸς ὁ Ἀποστάτης) bezeichnet.

[746] Lat., „Altar der Ubier".

[747] Dietrich von Hengebach (ca. 1150 bis ca. 1224), von 1208 bis 1212 bzw. 1215 als Dietrich I. Erzbischof von Köln.

[748] Friedrich von Saarwerden (ca. 1348–1414), seit 1370 als Friedrich III. Erzbischof von Köln.

Köln[749] zum protestantischen Christenglauben und seine Heirath mit der schönen Gräfin von Mannsfeld[750] veranlaßt, legte derselben eine Besatzung holländischer Truppen hinein. Gebhard von Köln ward später abgesetzt, und sein Nachfolger Ernst[751], aus dem Hause Baiern, ließ die Veste im Jahr 1593[752] durch Pulver sprengen. Daher die Ruinen! Auf die Zinne des hohen Thurms führt jetzt eine Treppe. Entzückend ist von hier aus die Ansicht über das weite Gelände.

Das Dorf Godesberg am Fuße des Schloßbergs wird häufig, sowohl seiner herrlichen Umgebungen wegen – welche die Kunst noch durch freundliche Anlagen verschönert hat – als auch wegen seines, unter dem Namen der Draitscher Quelle bekannten, Gesundbrunnens besucht. Das Wasser dieser Quelle kommt dem berühmten Schwalbacher am nächsten – doch mag es hier freilich, wie an andern Kurorten, „das Wasser nicht allein thun,“ wenn Geist und Körper nicht zugleich durch die Umgebungen einer freundlichen Natur erhoben und erquickt werden. Glücklich darum Alle, denen Schicksal und Verhältnisse es vergönnen, die Fesseln lästiger Convenienz zu Hause abzuschütteln und den Becher der wunderthätigen Nymphe an Ort und Stelle zu leeren!

[749] Gebhard Truchseß von Waldburg-Trauchburg (1547–1601) von 1577 bis 1583 als Gebhard I. Kurfürst und Erzbischof von Köln.

[750] Agnes von Mansfeld-Eisleben (1551–1637). Bischof Gebhard I. von Köln (s. o.) hatte sie am 2. Februar 1583 geehelicht.

[751] Ernst von Bayern (1554–1612) war Fürstbischof von Freising, Hildesheim, Lüttich, Münster, Fürstabt des Reichsabtei Stablo-Malmedy und von 1583 bis 1612 Kurfürst und Erzbischof von Köln.

[752] Recte: 1583.



Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Instituts in Hildbh.

RUINE GODESBERG

Eigenthum der Verleger


LXXVIII
Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

BONN

LXXVII. Bonn.

Wieder einmal betreten wir das Gestade des Rheins, jene gepriesene Gegend des Vaterlandes, wo die Allmacht mit verschwenderischer Hand ihre schönsten Gaben ausstreute, jenen weiten Tempel der Natur, in welchem der gemüthliche Mensch nie ohne Andacht verweilen kann.

Bonn, der Schlußstein gleichsam von diesem Tempel, vereinigt in seiner Umgebung Alles noch einmal, was das Rheinthal, von Mainz abwärts, Schönes beut. – Das Angenehme und Malerische wechseln mit dem Grandiosen und Romantischen der Landschaft in reizender Mannichfaltigkeit. Klare, murmelnde Bäche mit stillen, heimlichen Gründen, neben einem gewaltigen, stolz sich dahinwälzenden Strome, dessen Rücken Seeschiffe trägt; breite Fluren, blumige Auen, üppige Weingärten neben schattigen Hainen und dunkeln Wäldern; sanfte Hügel und freundliche Niederungen; daneben tiefe Thäler zwischen hohen Bergen, ausgeschmückt mit allen Reizen der Felsennatur; dazu auf Höhen und in Ebenen die vielen Ruinen von Römerkastellen, Burgen, Klöstern und Schlössern, welche, mit den glänzenden Palästen der Neuzeit, gleichsam wie ein Panorama der Weltgeschichte an dem Blicke vorüberziehen: – Alles dieß zusammen findet sich in einem Kreise von wenigen Stunden, von dem Bonn selbst den Mittelpunkt bildet. –

Diese Stadt, unter den Rheinstädten eine der ansehnlichsten, ist zugleich der ältesten eine. Schon vor der Römerzeit war sie vorhanden – und hieß ARA UBIORUM, Hauptort der tapfern Ubier, eines beide Ufer des Niederrheins bewohnenden Germanenstammes. Nach dessen Ueberwältigung durch die Römer hieß sie Bonn CASTRA BONNENSIA. – Die 16. Legion hatte hier, bis zum Verfall des Weltreichs, ihr Lager. Constantin der Große erweiterte und befestigte die Stadt; und seine Mutter, Helene[753], stiftete und bauete das Münster.

In dem chaotischen Zustande, der den Untergang Rom's und die Völkerwanderung zur Folge hatte, wurde Bonn verheert; aber immer erhob es sich bald wieder aus den Trümmern. Unter den Carolingern brannten es die einfallenden Normänner zweimal nieder; doch schon um seiner strategischen Wichtigkeit willen ward es eben so schnell wieder aufgebaut und gegen das 13. Jarhundert [sic!] war es bereits eine der ansehnlichsten und schönsten Städte am untern Rheinstrom. 1268 wählte es Erzbischof Engelbert von Köln[754] zu seiner Residenz; und seitdem blieb es der Lieblingssitz der folgenden Kurfürsten bis zur Franzosenherrschaft. Die häufigen Kriege, in welche diese Fürsten zu allen Zeiten verwikkelt waren, und die unserm Bonn mehrmalige Belagerungen und Verwüstungen zuzogen, schlugen seinem Wachsthum und Wohlstand die tiefsten Wunden; die Munifizenz[755] der Kurfürsten inzwischen machte, daß sie immer schnell wieder vernarbten. 1795 nahmen die Franzosen Besitz vom ganzen linken Rheinufer; und aus einer kurfürstlichen Residenzstadt wurde Bonn eine Unterpräfektur der Französischen Republik, – später des Kaiserreichs. 1814 aus der Franzosen Hände durch die Alliirten befreit, blieb es einige Jahre unter provisorischer Verwaltung, bis es, 1818, zur Rheinprovinz geschlagen, an Preußen fiel. Friedrich Wilhelm III.[756] erkor es zur preußischen Rhein-Universität, die er mit königlicher Freigebigkeit ausstattete und welche die Grundlage des gegenwärtigen Erwerbs und Wohlstandes seiner Bewohner geworden ist. Bonn ward dadurch der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs für die schönen Lande des Niederrheins, und die großen Männer im Reiche der Wissenschaft, welche hier lehrten und noch lehren, – (A. W. v. Schlegel, Niebuhr, Makeldey, Hasse, v. Walther, Augusti, Nees von Esenbeck[757] etc.) – haben ihm Weltberühmtheit gegeben.

---

[753] Flavia Iulia Helena (248/250–ca. 330).

[754] Engelbert von Heinsberg-Valkenburg (ca. 1220–1274), seit 2. Oktober 1261 als Engelbert II. Erzbischof von Köln.

[755] Veraltet für Freigebigkeit.

[756] Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), seit 1797 König von Preußen und als Markgraf von Brandenburg zudem Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Auflösung im Jahre 1806.

[757] Der Literaturhistoriker und Indologe August Wilhelm von Schlegel (1767–1845), der Historiker Barthold Georg Niebuhr (1776–1831), der Jurist Ferdinand Mackeldey (1784–1834), der Jurist Johann Christian Hasse (1779–1830), der Chirurg und Augenarzt Philipp Franz von Walther (1782–1849) und der Botaniker Christian Gottfried Daniel Nees von Esenbeck (1776–1858).

Bonn zählt gegenwärtig etwa 12,000 Einwohner. Sein Inneres hat das Gemüthliche der alten deutschen Städte; aber nicht das Düstere und die Zeichen des Verfalls so vieler Es ist dabei heiter und anmuthig. Unter seinen Gebäuden ist das Münster merkwürdig als eine der ältesten christlichen Kirchen am Rhein. Sie ward um das Jahr 310 gegründet, erneuert und erweitert im 12. Jahrhundert. Sie enthält sehenswerte Denkmäler. Die Martinskirche ist nicht weniger alt. – Die ehemalige kurfürstliche Residenz, jetzt die Universität[758], ist einer der schönsten Paläste Deutschlands. Er steht auf einer Anhöhe am Südende der Stadt und die Hauptfacade, gegen den Rhein zugekehrt, bietet einen prachtvollen Anblick. Von der Terrasse derselben genießt man eine schöne Aussicht auf das Siebengebirge mit seinen Castellen und Klöstern und in die lachende Gegend. Eine schattige Kastanien-Allee, die Lieblingspromenade der Bonner, verbindet den Palast mit dem Lustschlosse Clemensruhe[759] in Poppelsdorf, das vom Könige der Universität als Wohnung für Professoren und zur Bewahrung naturhistorischer Sammlungen ebenfalls überlassen wurde. Die weiten Gartenanlagen des Schlosses bilden jetzt den botanischen Garten, den größten und reichsten in ganz Deutschland. – Als ein Muster des gothischen Baustyls ist das Rathhaus[760] sehenswerth, und an mehren Privatgebäuden in und in der Nähe der Stadt erkennt man noch Spuren römischen Ursprungs. –

[758] Nachdem der Vorgängerbau bei der Kannonade Bonns im Jahre 1689 zerstört worden war, wurde die kurfürstl. Residenz in den Jahren 1697 bis 1705 nach Plänen des Münchner Hofarchitekten Enrico Zuccalli (1642–1724) als kastellartige Vierflügelanlage mit vier Eckrisaliten wiederaufgebaut. Im Oktober 1944 wurde der Bau durch einen Bombenangriff erneut zerstört und nach dem 2. Weltkrieg bis 1951 wiederhergestellt.

[759] Das Schloß war von 1715 (Grundsteinlegung 21. August) bis 1740 nach Plänen des frz. Architekten Robert de Cotte (1656–1735) errichtet worden. Zwei Drittel des Schlosses fielen dem großen Bombenangriff auf Bonn im Februar 1945 zum Opfer; mit dem Wiederaufbau wurde ab dem Spätsommer 1949 begonnen.

[760] Das Alte Rathaus am Bonner Marktplatz war von 1737 bis 1738 im Stil des Rokoko vom kurfürstlichen Hofbaumeister Michael Leveilly (1694–1762) erbaut worden. Am 18. Oktober 1944 brannte das Rathaus bei den alliierten Bombenangriffen des 2. Weltkriegs bis auf die Umfassungsmauern nieder; der nachfolgende Wiederaufbau erfolgte unter Verzicht auf die bisherigen Stuckdekorationen bis 1950.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 101.

CXXVIII. Bonn.

Wir haben schon im zweiten Jahrgang dieses Werks, bei Gelegenheit eines andern Bildes*)[761], dieser so reizend gelegenen Stadt eine Beschreibung gewidmet, auf welche wir verweisen. Die nebige Ansicht zeigt Bonn von der andern Seite des Stroms. Von keinem Standpunkte nimmt es sich schöner aus. Die ganze Rheinebene, mit Dörfern und Flecken besäet, breitet sich vor dem Beschauer aus; gerade gegenüber aber überblickt er die Stadt, stattlich prangend und freundlich zugleich, an deren Mauern, breit, und grünlich glänzend, der majestätische Rhein hinwogt.

[761] *) LXXVII [im 2. Band, S. 79].


CXXVIII
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instituts in Hildbuh.
Eigenthum der Verleger.

BONN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut [6]1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 13-16.

LI. Heidelberg.

Heidelberg! so rufen gewiß Tausende unserer Leser beim ersten Blick auf das reizende Bild. Den breiten, schäumenden Neckar und sein entzückendes Thal erkennen sie wieder, die schöne Brücke, die sich über ihn wölbt, am entgegengesetzten Ufer die Stadt selbst, dicht am Strome einen weiten Bogen bildend, über den sich die prächtigen Ruinen des Schlosses hoch erheben und hinter diesen steile, waldbekleidete Berg- und Felsenwände, deren dunkles Grün den Grund des großen Gemäldes bildet. Für solche bedürfte es der erklärenden Zugabe nicht. Aber nicht Alle gehören zu Denen, die sagen können: „Auch ich war im Paradiese des Neckars!"[762] Und darum ist eine kurze Beschreibung von Heidelberg und seiner Gegend hier wohl an ihrer Stelle.

Heidelberg, nach Mannheim und Carlsruhe die größte Stadt des badischen Landes, und bis 1720 die Residenz der Kurfürsten von der Pfalz, liegt am Fuße des 2000 Fuß hohen Königstuhls, am Ende der reizenden Bergstraße, auf dem linken Ufer des Neckars, welcher hier aus einer waldigen Bergschlucht als mächtiger Strom hervorbraußt. Ihn überspannt eine 700 Fuß lange, steinerne Brücke, von der man auf- und niederwärts vortreffliche Aussichten genießt. Die Stadt, zwischen den Strom und die Berge gedrängt, besteht großentheils aus einer einzigen, breiten, schönen Straße, die sich wohl eine halbe Stunde laug, parallel mit dem Laufe des Flusses und an hohen Felsen hinzieht. Ein kleiner Theil der Gebäude drängt sich auch die Wand des Schloßberges hinan, – darum die Bergstadt geheißen. Der Ort hat sammt seiner Vorstadt, etwa 1200 Häuser und 13,000 Einwohner. Die Hauptstraße ausgenommen, sind die übrigen Straßen meistens düster und eng; doch tragen die großentheils massiven Häuser das wohlthuende Gepräge der Dauer und der Stattlichkeit. Und es trügt nicht; denn Wohlhabenheit ist hier noch nicht aus den Wohnungen der Vielen geflohen, um sich bei Wenigen zum Reichthum zu sammen zu drängen. Die bürgerlichen Gewerbe blühen, theils durch die meistens von reichen Ausländern besuchte Universität[763], theils durch den ansehnlichen Handel der Stadt, welchen der schiffbare Neckar und die sich hier durch kreuzenden 2 Hauptstraßen, von Basel nach Frankfurt und Offenbach, und von Mannheim nach dem mittlern Deutschland und Schwaben, sehr begünstigen.

Nicht leicht ist der Mensch mit dem ihm beschiedenen Loose zufrieden; auch unter den Bewohnern dieses reizvollen Orts wird man häufig die Aeußerungen der Unzufriedenheit hören; aber der Sklave duldet und schweigt, der freie Mensch klagt und vergißt. Die gesprächige Unzufriedenheit hier, wie im ganzen Badener Lande, jedem Fremden hörbar, beweist eine liberale Regierung und ist kein Zeugniß gegen sie. Uebrigens herrscht in Heidelberg unter allen Ständen ein gebildeter Ton und der Sinn für Kunst und Literatur ist allgemein. Die berühmte Universität (1368 [sic!] gestiftet und nächst der Prager und Wiener die älteste in Deutschland) zieht immer eine Masse großer Talente und Kenntnisse hierher und selten wird man mehr unterrichtete, gebildete, mit einem Wort, mehr interessante Menschen auf einem so kleinen Punkte versammelt finden, als in Heidelberg. Aus diesem Kreise (welcher Deutsche kennt die Männer nicht, die ihn gegenwärtig verherrlichen!) wirft die Sonne der Bildung wohlthätig ihre Strahlen weit bis in die untern Stände herab. Abgeschlossene, in Neid, Eifersucht und Haß einander gegenüber stehende Familienkliquen, der Fluch des Lebens in den meisten deutschen Städten, kennt man hier nicht; denn die bedeutendsten, geachtetsten Einwohner, meistens Beamte und Lehrer, sind Ausländer, und das wirkt der Bildung solcher Krebsschäden der Gesellschaft stets entgegen. Gleiche Gesinnung ist's, die hier die Menschen nähert, und solche Gleichgesinnte bilden kleine

---

[762] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[763] Die Ruprecht-Karls-Universität war im Jahre 1386 auf Weisung von Papst Urban VI. (eigentl. Bartolomeo Prignano; ca. 1318–1389) vom pfälz. Kurfürsten Ruprecht I. (1309–1390) gegründet worden und wurde 1803 durch den badischen Markgrafen Karl Friedrich (1728–1811) neu organisiert.

gesellige Kreise, die ohne Zwang oder Ceremonie unter einander in freundschaftlichem Verkehr stehen. Der Fremde aber befindet sich wohl unter solchen Menschen. –

Außer den zur Universität gehörigen Institutionen und Sammlungen, der berühmten Bibliothek, (von deren vor 200 Jahren nach Rom entführten Schätzen[764] sie 1815 leider nur die altdeutschen Manuscripte zurückerhielt;) den naturhistorischen Sammlungen, Observatorium, anatomischem Theater und botanischem Garten, besitzt die Stadt selbst nichts, was den nach Sehenswürdigkeiten suchenden Fremden sehr fesseln könnte; die berühmte Boisseree'sche Sammlung[765] alt-niederdeutscher Gemälde, welche früher ein Hauptanziehungspunkt für den kunstsinnigen Reisenden war, ist bekanntlich seit mehren Jahren nach München gewandert; – aber um so einladender ist der Genuß, der jedem gefühlvollen und empfänglichen Menschen in dem herrlichen Tempel der Natur harrt, welcher Heidelberg umgibt. Wohin man sich auch wende, überall Pracht und Herrlichkeit! Geht man westwärts, zum Mannheimer Thor hinaus, so sieht man die ganze reiche Rheinebene vor sich ausgebreitet, welcher der schöne Neckar in zahllosen Windungen zueilt, und in blauer Ferne ragen, jenseits des Rheins, die Vogesen empor, während seitwärts des Odenwaldes Höhen an der Bergstraße mit ihren zahllosen Ruinen von Klöstern und Burgen die Aussicht begrenzen. Wendet man sich ostwärts, dem andern Stadtende zu, so hat man kaum die Häuserreihen verlassen und den Blick frei, als er auf dem schönsten von Hügeln und Felsen besäumten Thale ruht, zwischen welchem der Neckar, breit und silbern, dahin wogt. Reben bekleiden die Höhen bis zu ihrer Mitte; über diese erheben sich, wie an der Bergstraße, dunkle Kastanienhaine fast bis zu den mit Wald und Busch gekrönten Gipfeln hinauf. Wo die größere Breite des Thales es irgend erlaubt, blicken freundliche Dörfer und einzelne Wohnhäuser aus Reben und reichen Obstgärten hervor und ziehen sich am Abhange der Berge, oder durch enge Felsenklüfte hin. – Aber dicht über der Stadt, in mäßiger Höhe, am Fuße einer mit dunkelm Grün gekleideten Bergwand, thront über all' diesem Reichthum das Erhabenste, Großartigste, was das Auge entzückt und fesselt, – die Schloßruine, unter denen Deutschlands die prachtvollste, die herrlichste Aller. Unbeschreiblich ist ihr Eindruck auf die Seele des Beschauers. Er glaubt sich mehr an der Stätte einer von lauter Königen ehemals bewohnten Stadt, als der eines einzigen Pallastes; so groß ist ihr Umfang, so im Style von einander verschieden sind die vielen einzelnen Gebäude, aus denen sie zusammengesetzt ist und welche im Laufe der Jahrhunderte hier nach und nach entstanden.

Wir wollen es nicht unternehmen, diese berühmte Ruine des Kur-Pfälzischen Pallastes (1689[766] von den Franzosen in Brand gesteckt und gesprengt, dann zum Theil wieder restaurirt, bis er durch einen Blitzstrahl (1764) von neuem aufloderte und ausbrannte) in ihren Einzelnheiten zu beschreiben. Dazu ist kein Raum in diesem Werke, und nie würde es gelingen, auf diese Weise den mächtigen Eindruck des Ganzen wieder zu geben, den eine leichte Skizze der Hauptpartieen vielleicht noch am besten festhält. – Versuchen wir es mit einer solchen. –

Die letzten Häuser der Stadt hinter sich lassend, betritt der Wanderer, durch Parkanlagen aufsteigend, eine lange Terrasse. Ihm gegenüber erhebt sich, hehr und ernst, die nördliche Façade des Pallastes. Sechzehn Bildsäulen zieren noch die Zinnen; architektonischer Schmuck die Mauern; Alles ist frisch und neu, als wäre es das Werk von gestern. Im ersten Augenblicke weiß er nicht, ob er eine Ruine oder ein bewohnbares Gebäude erblickt, bis die aus den Fensteröffnungen schreiend aufflatternden Vögel den kurzen Zweifel zerstören. Gleich gut erhalten, reicher noch geschmückt, findet er den östlichen Schloßflügel. Er erkennt noch in seinem Innern den großen Rittersaal, den Waffensaal, mehre andere Gemächer. Ueberall, bei jedem Schritte und wohin sein Auge sich wendet, erblickt er Zeugen der alten,

---

[764] Die nach der Einnahme Heidelbergs durch die kath. Liga im Jahre 1622 in den Vatikan überführte „Bibliotheca Palatina".

[765] Die von den Brüdern Sulpiz (1783–1854) und Melchior Boisserée (1786–1851) begründete Kunstsammlung; diese war in Heidelberg von 1810 bis 1819 zu sehen, danach in Stuttgart. König Ludwig I. von Bayern (1786–1868) erwarb die Sammlung im Jahre 1827, von der seit 1836 große Teile in der Alten Pinakothek ausgestellt werden.

[766] Während des „Pfälzischen Erbfolgekrieges" von 1688 bis 1697, eines von Ludwig XIV. vom Zaun gebrochenen Konflikts, um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zur Anerkennung seiner im Rahmen der Reunionspolitik eroberten Territorien (z. B. Elsaß, Lothringen) zu zwingen, war das Heidelberger Schloß 1693 von den Franzosen gesprengt worden.

fürstlichen Pracht; reiche, kunstvolle Bildhauerarbeit an Gesimsen und Pfosten, Wappen und Schilde über Fenster und Thüren, Statuen auf den Zinnen, Basreliefs an den Mauern, in den Wänden der innern Gemächer Nischen mit Postamenten und geschmückt mit reichen Arabesken und Laubwerk. Diesen beiden Theilen der Ruine mangelt, bei all' ihrer imponirenden Größe, dennoch das ehrwürdige Ansehen des Alterthums, welches nur viele vorübergegangene Jahrhunderte zu geben vermögen. Auch das Moderne des Styles an dieser Schloßpartie rückt den Zeitpunkt seiner Zerstörung dem geistigen Auge als zu nahe hin und thut nothwendig dem Pittoresken, Ehrwürdigen Abbruch. Aber Beides findet sich, in seltenem, hohen Grade, bei den älteren, im Geschmack der Vorzeit erbauten Schloßtrümmern; namentlich an einem Theil des andern Flügels, den herrliche Granitsäulen zieren, die zum Theil noch aufrecht stehen, theils umgestürzt in malerischer Gruppirung am Boden liegen. – Einen unübertrefflich erhabenen Anblick aber gewährt der im 30jährigen Kriege gesprengte Thurm an einer Ecke des Pallastes, dessen, ungeheure, aus großen Felsstücken zusammen gekettete Steinmasse die Wuth der Flammen verspottete. Der Wandalismus der mordbrennerischen Franzosen[767], die damals in der unglücklichen Pfalz Alles der Erde gleich zu machen trachteten, füllte ihn mit Schießpulver, um ihn in die Luft zu sprengen; aber selbst so entsetzlicher Gewalt wichen nur einzelne Theile der fest vereinigten Masse, und drohend schwebt sie, seit fast zwei Jahrhunderten, gespalten von des Pulvers Kraft und unterwühlt, über dem Abhang, den zerstörenden Elementen und der Zeit vielleicht Jahrtausende noch trotzend. Baumstarker Epheu umklammert diese herrlichen Trümmer, und Felsen und Mauern zugleich umziehend, schmückt er sie beide mit einem immergrünen Kranze, des Thurmes Anblick unendlich verschönernd. Im Süden und Westen des Schlosses streckt sich der alte kurfürstliche Park weit an der Bergwand hin, mit Felsen und Terrassen und altem Gemäuer reich und harmonisch geschmückt, und von vielen Punkten die reizendsten Aussichten in die bezaubernde Gegend gebend. – Eine der berühmtesten ist von einem Plateau unfern von dem durch ein großes, hohes Steinthor gebildeten Eingang. Sie ist mit Linden besetzt und an dem einen Ende derselben steht eine uralte Warte. Epheu überdeckt sie bis zur Zinne, von der weißstämmige Birken und Gesträuche herabwinken. Zwei tiefe Nischen in ihrer Mauer sind von rankendem Immergrün in dichte Lauben verwandelt; in ihrem Dunkel stehen 2 verwitterte colossale Bildsäulen, Pfalzgrafen aus der Vorzeit. – Von höchst malerischer Wirkung ist die Schloßruine, betrachtet vom jenseitigen Ufer. Jede Jahres und jede Tageszeit, jede Nuance des Lichts und der Beschattung wirft den prächtigen Trümmern ein neues Gewand um, und wenn im Herbst die vom Winde gejagten Wolken sie mit leicht hineilenden Schlagschatten bestreuen, oder der Mond sie beleuchtet, haben sie ein wahrhaft magisches Ansehen, und man möchte sie für ein Zauberschloß halten, den Aufenthalt von Gnomen und Geistern.

[767] Siehe hierzu S. 277, Anm. 766.


LI.
Chr: Dammerlang sc:
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildburgh.
Eigenthum Verleger.
HEIDELBERG.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 18f.

LIII. Mont St. Michel
an der Normännischen Küste.

Auf dem Wege von Caen nach St. Malo liegt die kleine Stadt Avranches. Wenn man die Anhöhe erreicht hat, auf deren Rücken sie gebaut ist, überrascht eine der seltsamsten Landschaften das Auge. Dem Meere zu zeigt sich eine weite Sandebene, von zahlreichen, langsam hinschleichenden Flüssen bewässert, im Halbkreise schimmert der Ozean und am äußersten Horizonte hebt sich ein Felsencoloß einsam aus den Fluthen, der sein thurmgekröntes 600 Fuß hohes Haupt ernst und unheimlich, wie ein ungeheures Riesengespenst, in die Wolken streckt. Diese wunderbare Landschaft besteht aus den Marschen und der Bay von Cancale, der Felsen mit seinen Zinnen und Kuppeln aber ist Mont St. Michel, gleich berühmt als ein Sitz des Baals[768] und des Jupiter, als heiliger Wallfahrtsort, als Kloster und als Festung; jetzt aber berüchtigt als ein grauenvolles Staatsgefängniß[769].

Die Frühgeschichte der Normandie erwähnt dieses merkwürdigen Orts als MONS BELINUS[770], den Berg des Baals, die geheiligte Wohnung der Druiden. Die Spitze des Felsens hatte damals die Form eines Altars und von ihm rauchten Menschenopfer den erzürnten Göttern. Als zur Zeit des Tiberius[771] die Völker der gallischen Nordküste unter's Joch der Römer kamen, verloren jene mit ihrer Freiheit auch ihren Kultus; MONS BELINUS, ihr Hauptsitz, wurde erstürmt und das Blut der letzten Druiden strömte auf dem hohen Altare und in dessen Vertheidigung, dahin. Ein Tempel des Jupiter wölbte sich darauf über die geweihete Stelle. Aber lange thronte auch der neue Gott hier nicht. Als das berühmte Edikt Kaiser Konstantin's[772] (313) allen Völkern des römischen Weltteichs Glaubens, und Gewissensfreiheit schenkte, und nun Jeder den Schöpfer und Erhalter des Weltalls in seiner eigenen, frei gewählten, oder angestammten Weise und Form verehren durfte, gaben die Bewohner dieser Gegend den verhaßten Römergottesdienst auf und erfaßten mit Eifer die christliche Lehre. Sie vertrieben die Priester und stürzten den Tempel in Trümmern. Statt jener ließen sich fromme, christliche Einsiedler auf dem einsamen Felsen nieder und aus dem Gestein des Tempels bauten sie eine kleine, dem Erzengel Michael geweihte Kapelle. Der im Volke festgewurzelte Ruf der Heiligkeit des Orts machte dieses kleine Gotteshaus bald zum Ziel der Wallfahrer aus den Christenvölkern, nah und fern, und von Opfern und Gaben aller Art erwuchs dem Kirchlein im Lauf der Jahrhunderte ein großer Schatz. Da soll dem Hüter desselben, dem heiligen Aubert[773], Bischof von Avranches, in der ersten Stunde des achten Jahrhunderts der Erzengel erschienen seyn und ihm befohlen haben, daß er statt des bescheidenen Hüttchens ein prachtvolles Gotteshaus baue. Es thürmten sich nun auf der Stelle des Kapellchens die Pfeiler und

---

[768] Der ursprüngl. westsemitischen Gottheit Baal (phöniz. 𐤁𐤏𐤋, baʿl, „der Herr, der Meister") gleichsetzt; er wird im Alten Testament auch unter dem Namen בַּעַל (Báʿal) auch als Gott der Phönizier bzw. allgemein als böser Geist bezeichnet.

[769] Nachdem im Zuge der Französischen Revolution 1791 die Benediktiner das Kloster verlassen hatten, wurde dieses 1793 in ein Gefängnis für eidverweigernde Priester (frz. prêtres réfractaires) umgewandelt. Von 1810 bis 1863 diente es als Zuchthaus für bis zu 700 Sträflinge mit hohen Haftstrafen. Auch wurde der Kirchturm, was auf der Illustration deutlich zu erkennen ist, als Semaphor (von griech. σῆμα, sēma „Zeichen" und φέρειν, phérein „tragen"), also als Winkeltelegraphenstation genutzt.

[770] Lat., „Berg des Belinus"; der Berg dürfte nicht Baal (siehe hierzu S. 280, Anm. 768), sondern dem keltischen Gott Belenos bzw. Belinos, wohl einer Heilgottheit, geweiht gewesen sein.

[771] Siehe hierzu S. 40, Anm. 39.

[772] Kaiser Konstantin der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 121).

[773] Autbert von Avranches (frz. Saint Aubert; † 725), Bischof von Avranches und Gründer der Abtei Mont-Saint-Michel.

Gewölbe der schönsten Kirche. Die Höhlen der Anachoreten wurden zu den Weinkellern der neuen Abtei eingerichtet und die hageren sich kasteienden Einsiedler verwandelten sich in prassende, fette Mönche. In späterer Zeit, als die Normandie der Kampfapfel zwischen den Engländern und Franzosen wurde und die Partheien die wichtige, feste Lage des Orts erkannten, versetzte man die Mönche, und das Kloster wurde Festung, die bald den Ruf der Unbezwinglichkeit erhielt. 1423 stürmte ein brittisches, 15,000 Mann starkes Belagerungsheer acht Tage lang diesen einsamen, durch eine Handvoll Franzosen vertheidigten Felsen, die sich mit dem Gestein ihrer Mauern und mit Felsblöcken heldenmüthig, wie einst die letzten Römer auf dem Grabmal des Imperators, aber glücklicher, als diese, vertheidigten; denn nachdem die Engländer 2000 ihrer Krieger verloren und als das stürmische Meer ihre Werke zertrümmerte und ihre Flotte zerstreute, zogen sie ab. Zum Andenken dieser glücklichen Abwehr, deren Erfolg der Aberglaube jener finstern Zeit dem unmittelbaren Beistande des Himmelsfeldherrn zurechnete, stiftete Ludwig der Elfte[774] den Orden des heiligen Michael's, noch jetzt einer der höchsten Frankreichs. – Die neuere Kriegskunst hat dem Platz seine frühere Wichtigkeit genommen, und unsere gefängnißgierige Zeit, die überall die Besten des Landes in Kerker der Bürger verwandelt, – sie hat auch Mont St. Michel zu einem solchen gemacht. In den Kasematten[775] schmachtet jetzt der für bürgerliche Freiheit Begeisterte in Ketten und in den tieferen Verließen, in den fürchterlichen Oubliettes[776], stirbt der Republikaner den schaudervollsten Tod. –

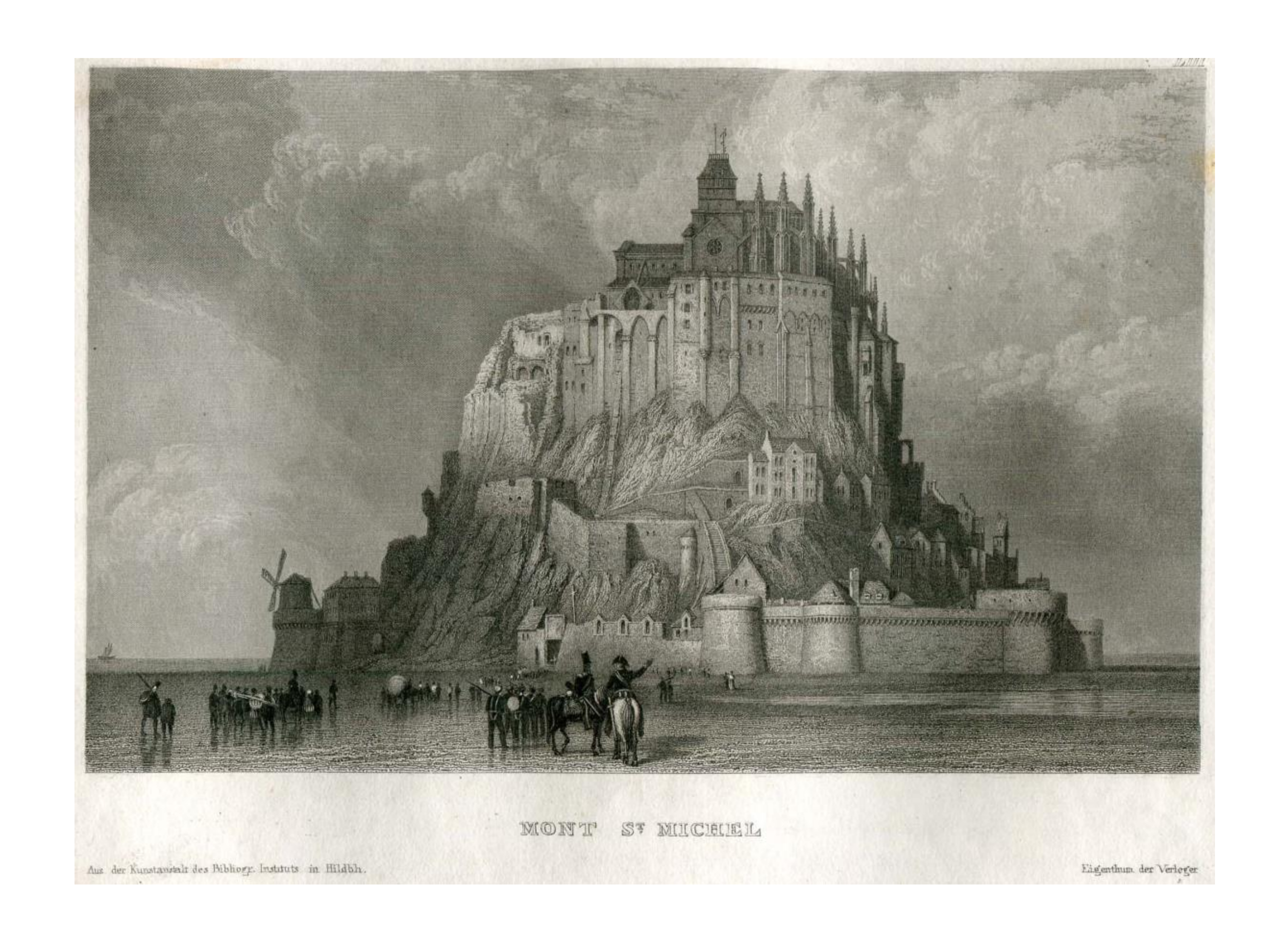
Unser Bild (ein Meisterstück der Stahlstecherkunst) gibt die Ansicht des merkwürdigen Ortes zur Zeit der Ebbe, wenn die flüchtigen Wogen den Meerboden verlassen haben. Dann ist eine Landverbindung mit der Küste herzustellen, die jedoch, wegen der so bald wiederkehrenden Fluth, nur mit Lebensgefahr benutzt werden kann.

---

[774] Ludwig XI. der Kluge (frz. Louis XI, le prudent, der Vorsichtige, le rusé, der Listige bzw. l'araignée, die Spinne; 1423–1483), seit 1461 König von Frankreich.

[775] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.

[776] Frz., Verließ, Kerker; das Substantiv – und das noch im verniedlichenden Diminutiv – ist vom Verb oublier, vergessen, abgeleitet.



MONT S^T MICHEL

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Instituts in Hildbh. Eigenthum der Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut [6]1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 23f. u. 53-60.

LVI. Lugo[777].

Ein freundliches Bild einer der anmuthigsten Gegenden Neapel's. –

Der See von Lugo ist der von den Dichtern gepriesene LACUS VELINUS der Alten. Er liegt unfern von Rieti und vier Miglien[778] vom Sturze des Velino. Die Reisenden , welche diesen berühmten Wasserfall besuchen, machen gewöhnlich einen Abstecher nach jenem stillen reizenden Plätzchen, das, rundum von der wildesten Landschaft der Apenninen und den grandiosesten Naturscenen umgeben, schon um des Contrastes willen Interesse erweckt. Durch den Anblick jener prachtvollen Catarakte, welche durch Virgil's[779] berühmte Schilderung eine Art von Heiligkeit erlangt hat, und die, wenn die Bergwasser von Regen schwellen, dem Rheinfall bei Laufen an Reichthum ziemlich nahe kommt, ihn aber an Höhe sechsmal übertrifft, ist die Seele in die erhabenste Stimmung versetzt; das Riesenhafte der umliegenden Berge, durch deren Schluchten der Pfad nach Lugo sich windet , erhält diese ; auf einem gebrechlichen Nachen überschifft man den tobenden Velino, und dann geht der Pfad, immer unwegsamer werdend, durch ein wüstes, schauerliches Felsenlabyrinth hin. Furchtbar überhangende Steincolosse drohen jeden Augenblick als Grabstein auf den Wanderer herabzustürzen; Angst, mit jedem Tritte sich mehrend, überfällt ihn da bricht plötzlich das Tageslicht durch das Dunkel der Pinien, und wie durch einen Zauberschlag ist der einödige Charakter der Landschaft verwandelt. Sein Auge ruht auf der lachenden, anmuthigen Scene, welche unser Stahlstich veranschaulicht. Er steht auf der Bergwand, an deren Fuße das sonnige, stille Thal von Lugo mit seinem grünlich schillernden See sich ausbreitet, in dem sich Trümmer von Vesten aus der Ritterzeit, welche die Höhen Höhen und Ruinen von Villen der alten Weltbeherrscher malerisch spiegeln.

[777] Der Lago di Piediluco liegt südöstl. von Terni, also noch nördl. von Rom, kann also mitnichten zu den „anmuthigsten Gegenden Neapel's" zählen.

[778] 1 Miglio entsprach im Königreich Neapel 1,4866 km, im Kirchenstaat 1, 4879 km.

[779] Siehe hierzu S. 96, Anm. 194.


LVI
Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Instituts i. Hildbh.
Eigenthum der Verleger.

LUGO


LXIX
Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

NEAPEL

LXIX. Neapel[780] und der Vesuv.

„VEDI NAPOLI E POI MUORI“ – „Sieh’ Neapel und stirb!“ so ruft der Lazzaroni[781] in patriotischer Begeisterung und nennt sein Neapel ein auf die Erde gefallenes Stück vom Himmel. – Wahr ist es, kein anderer Erdstrich kann des Besitzes so vieler Vorzüge sich rühmen, als dieser. Hier ist das Jahr wirklich rund; hier tanzen die lieblichen Horen[782] zur Melodie der Freude den ewigen Reigen. Zu allen Jahreszeiten ist die Luft balsamisch und mild und selbst die Hitze des Hochsommers wird so sehr gemildert durch die Kühlung des Meers, daß sie nur dann lästig wird, wenn der glühende Sirocco weht. Auch hat das graueste Alterthum schon der Gegend Zauber erkannt und gewürdigt. Als die Griechen, diese feinen Kenner und Empfinder des Schönen, das Land entdeckten, wurden sie so entzückt von seiner Schönheit, daß sie in Schaaren die Heimath verließen, sich neue Wohnungen zu bauen am fernen Strande und noch Jahrhunderte nachher wallete die poetische Sage von den Wundern desselben hinüber nach Altgriechenland. – Hierher versetzten seine Dichter die hesperidischen Gärten[783], hierher die elysäischen Gefilde[784], die ewig blühenden. Homer läßt seine Sirenen hier singen, an Neapolis Küste zauberte seine Circe. Selbst der ernste, forschende Aristoteles spricht von diesem herrlichen Lande wie von einer neuen Welt, von einem Eldorado.

Auf der Küste reizendstem Punkte, prachtvoll am Rande eines majestätischen Golfs gelagert, aus dem die Inseln Capri und Ischia in kühnen Umrissen auftauchen, rechts vom rauchenden Vesuv bewacht und bedroht, und links in den Arm des überragenden Posilipp geschmiegt, in Form eines doppelten, durch die Citadelle del Uovo getrennten Amphitheaters, von den Hochliegenden Forts St. Elmo und Castelnuovo beherrscht, sehen wir Neapel, des Reiches Hauptstadt, nach ihrer Lage, ihrer Volksmenge und ihren Schätzen eine der herrlichsten der Welt. Ueber 350,000 Menschen tummeln sich in ihren Straßen, in welchen Tag und Nacht der rauschende Lärm einer Bevölkerung, die zum Theil wohnungslos ist, nicht schweigt. Das Meerufer und der Hafendamm, beide die beliebtesten Spaziergänge, sind zu jeder Tagzeit von Menschen belebt, die im DOLCE FAR NIENTE[785] dahin schlendern, oder vor

---

[780] Altgriech. Νεάπολις, lat. Neapolis, neapolitan. Napule, ital. Napoli.

[781] Vom 17. bis zum 19. Jhd. Bezeichnung für die Ärmsten der neapolitanischen Unterschicht, also für die, die weder über ein halbwegs geregeltes Einkommen noch eine feste Bleibe verfügten.

[782] Die Horen (griech. Ὧραι, Hōrai, „die Zeiten, die Jahreszeiten“) waren in der griech. Mythologie die Göttinnen, die das geregelte Leben überwachten.

[783] Die Hesperiden (griech. Ἑσπερίδες, Hesperídes) waren Nymphen (die hellsingenden Töchter) der griech. Mythologie. Sie hüteten in einem wunderschönen Garten einen Wunderbaum mit goldenen Äpfeln, den die Erdgöttin Gaia (griech. Γαῖα) der Hera (griech. Ἥρα) zur Hochzeit mit Zeus (griech. Ζεύς) hatte wachsen lassen. Die Äpfel verliehen den Göttern ewige Jugend, weshalb der Baum vom hundertköpfigen Drachen Ladon (griech. Λάδων) bewacht wurde. Herakles (griech. Ἡρακλῆς) gelang es jedoch, die Äpfel zu rauben, indem er Atlas (griech. Ἄτλας), den Vater der Hersperiden bewog, ihn für kurze Zeit das Himmelsgewölbe tragen zu lassen, damit dieser für ihn die Äpfel pflücken konnte. Eurystheus (griech. Εὐρυσθεύς) jedoch, dem Herakles anschließend die Äpfel übergab, reichte sie wiederum weiter an Athene, die sie erneut an ihren angestammten Platz zurückführte. Je nach Autor werden den Hesperiden unterschiedliche Wohnorte, jeweils immer am Rande der den Griechen bekannten Welt, zugewiesen. Zunächst im griech. Arkadien, dann in der Großen Syrte beim heutigen Bengasi (arab. بنغازي, Banġāzī, das deshalb früher auch Euhesperides, griech. Εὐεσπερίδες, genannt wurde), später in Kampanien, wozu auch der Golf von Neapel gehört, danach in Marokko beim Atlas (siehe hierzu S. 1157, Anm. 3562) und schließlich auf einer der europ. besiedelten Inseln im Atlantik (welche dieser Inseln die Hesperiden sein sollen, ist bis heute noch nicht vollständig geklärt, vielleicht die kanarischen oder die kapverdischen Inseln).

[784] Bei Homer ein Gefilde am westl. Erdrand beim Okeanos (griech. Ὠκεανός), wo ewiger Frühling herrscht und stets ein kühlender Zephyr (griech. Ζέφυρος, Zephyros) weht; dorthin wurden Zeus’ (s. o.) Lieblinge entrückt, wie z. B. sein Sohn Rhadamanthys (griech. Ῥαδάμανθυς) und König Menelaos (griech. Μενέλαος), um dort ein unbeschwertes, glückliches Dasein zu führen. Hesiod (siehe hierzu S. 516, Anm. 1499) u. a. sprechen von Inseln der Seligen, wo von Zeus erlesene Heroen des vierten Menschengeschlechts unter Kronos’ (griech. Κρόνος) Herrschaft fortleben. Manche Altphilologen meinten, in den Kanaren diese Inseln erkannt zu haben. Der Golf von Neapel wurde in diesem Zusammenhang jedoch niemals in Betracht gezogen.

[785] Ital., „süßes Nichtstun“.

einer Polizinellbude[786], um einen Taschenspieler, oder Sänger, oder Improvisator in malerischen Gruppen versammelt sind. Die Lust am Genuß der herrlichen Natur, die alle Stände durchdringt, verödet auch die Häuser der vornehmen Welt. Sie verlebt den Tag meistens in ihren Villen, welche die waldigen Anhöhen über der Stadt und am Strande hin bedecken, und den Abend in prächtigen Wagen, die sich in unabsehbaren Reihen in den längs dem Meere hin laufenden Straßen Santa Lucia und Chiaja[787] fortbewegen. Auf dieser Fahrt hat man die einzig schöne Aussicht über die Bay nach dem Vesuv und der Küste von Sorrento. Ihren Genuß erhöhen der rauschende Wogengesang, die erquickende Seeluft, die Heiterkeit des glänzenden, tiefblauen Himmels, die auf jedem Schritt sich bemerklich machende überschwengliche Fülle immer keimender, sprossender, blühender, schwellender, reifen der Fruchtbarkeit, die Erinnerungen endlich, welche die die Berge und Thäler schmückenden Denkmäler einer großen Vergangenheit erwecken.

Aber auch nur diese, die herrliche Natur und die originelle Regsamkeit des gegenwärtigen frischen Lebens, sind es, welche Neapel und seine Umgebung so bezaubernd machen. Die Stadt selbst bietet für den Reisenden, namentlich wenn er den Maasstab anlegt, den ihm das in Florenz und Rom Gesehene gab, wenig, was ihn fesseln, noch weniger, was ihm einen reinen Kunstgenuß gewähren könnte. Desto häufiger ist sein ästhetisches Gefühl Beleidigungen ausgesetzt. Fast scheint es, als hätte die üppige Triebkraft der Natur auch dem Kunststyl sich mitgetheilt und denselben zur Ausartung und Uebertreibung angeregt. Dieß gilt namentlich von den größern Bauwerken Neapel's. Mehre Straßen strotzen von Pallästen. Die von Chiaja und Toledo[788] sind größtentheils von solchen zusammengesetzt; aber alle tragen, von Schnörkeleien und sinnlosen Verzierungen überladen, das Gepräge eines entarteten Geschmacks[789], das der innern Leerheit und Bedeutungslosigkeit, welche Neapels Kunstbestrebungen überhaupt charakterisiren; denn auch hiesige Skulptur und Malerei waren nicht glücklicher. Alles Vorhandene erscheint mehr wie eine in Schwulst und Bombast untergehende fratzenhafte Nachbildung der herrlichen Bestrebungen römischer und norditalischer Kunstschulen, denn das Erzeugniß einer nationalen, selbstständig entwickelten. So die Obelisken, Springbrunnen, Statuen, Pyramiden und alle neueren Kunstwerke, welche die Höfe und Gärten der Palläste und die öffentlichen Plätze verzieren. Einige Antiken, z. B. die berühmte Marmorgruppe des farnesischen Stiers, welche im Garten der Villa Reale aufgestellt ist, machen die Gehaltlosigkeit und Widerlichkeit der neuern Hervorbringungen nur um so auffallender.

Die Hauptstraßen abgerechnet, sind die übrigen enge, dunkel, schmutzig, und ihre Häuser von meistens schlechter Bauart. Die Menge der Kirchen und Kapellen (250) und der Klöster (150) ist groß; doch nur einige zeichnen sich durch Pracht und Größe aus. Die meisten sind in Winkelgassen versteckt, oder verbaut und, nur durch schmale Vorhallen zugänglich, dem Ueberblick entzogen. Der prachtvollste der christlichen Tempel ist der Dom, die Ruhestätte des heiligen Januarius. Seine Erbauung fällt in die Blüthenzeit des gothischen Styls (in's 13. Jahrhundert), aber spätere Aenderungen haben ihn verunstaltet und seinen ursprünglichen Charakter fast ausgetilgt. Ihm kommt an Größe, auch an prächtiger und geschmackloser Verzierung zunächst die Kirche des reichen Frauenklosters Santa Clara; sehenswerther sind, wegen ihrer Malereien und Skulpturen, St. Filippo Neri[790] und San Apostoli[791]; und wegen der ihr

[786] Bühne der neapolitanischen „commedia del arte“, hier nach Pulcinella, einem Protagonisten derselben, benannt.

[787] Veraltet für den neapolitanischen Stadtteil Chiaia.

[788] Mit „Toledo“ dürfte hier die alte neapolitanische Prachtstraße „Via Toledo“ gemeint sein.

[789] Des Barocks, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[790] Der Grundstein für die „Chiesa dei Girolamini“ war zwar schon im Jahre 1592 gelegt worden, doch dauerte allein die bauliche Fertigstellung bis ins Jahr 1658; die Innenausstattung zog sich dann noch bis Ende des 18. Jhd.s hin.

[791] Der Bau der „Chiesa dei Santi Apostoli“ wurde 1590 unter Francesco Grimaldi (1543–1613) begonnen und nach dessen Tod von Giovanni Giacomo Di Conforto (1569–1630) fortgesetzt und 1626 vollendet. Das äußerlich völlig unscheinbare Gotteshaus zählt u. a. auch aufgrund der Innenausstattung von Giovanni Lanfranco (1582–1647) und Francesco Borromini (eigentl. Francesco Castelli; 1599–1667) zu den bedeutendsten Barockbauten Neapels.

eingebauten Ueberreste eines antiken Tempels des Castor und Pollux, die Kirche St. Paolo Maggiore[792]. – Unter den Pallästen zeichnet sich das königliche Schloß[793] durch Größe und ziemlich edeln Styl aus; es ziert den schönsten Platz Neapel's. Das Museum[794] ist als Gebäude nicht von Bedeutung; aber weltberühmt machen es die daselbst verwahrten Schätze der alten Kunst, meistens die Frucht der Ausgrabungen in der Nähe. – Unter den Skulpturen, die den untern Raum einnehmen, nennen wir bloß den farnesischen Herkules, die berühmte Venus und die farnesische Flora. Die antike Vasensammlung im zweiten Stock ist jetzt die reichste unter allen ähnlichen. – An höheren Bildungsanstalten zum Theil in prachtvollen Gebäuden, (Universität; Medizinisches Collegium; Seminar; Marine- und Militairschule; Akademien für Kunst, für Ackerbau, für Gewerbe; Anatomisches Theater; Observatorium etc.) fehlt es hier nicht; aber ihre Wirksamkeit für Leben und Wissenschaft ist vergleichsweise sehr gering. Die Grundlage für das Gedeihen solcher Anstalten ist guter Volksunterricht; – aber hier, wo Unwissenheit dem religiösen und weltlichen Despotismus noch ein Schild ist, kann von jenem keine Rede seyn. Doch nicht für Kunst, nicht für Gelehrsamkeit, nicht für Aufklärung und Volksbildung soll Neapel ein Wohnsitz seyn; – Lust und Lebensgenuß ist's, was man hier suchen muß, und was hier Jeder im reichsten Maaße zu erlangen strebt. Für das müßige Volk – und daraus besteht die große Mehrzahl – fehlt es nie an Kurzweil; Polizinellen[795], Musik, Improvisatori[796] etc., gibt's hier auf allen Straßen und Plätzen; öffentliche Aufzüge und Belustigungen an jedem Festtage. 60 wohlthätige Anstalten und über hundert Almosen und Speise spendende Klöster lassen es dem Müßiggange nie an den Mitteln zur bequemsten Fristung des Lebens fehlen, während bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel überhaupt gegen den geringsten Erwerb sich Ueberfluß beut. Für die Entfernung des Ennui[797] der wohlhabenden und gebildeten Stände sorgt die Gewohnheit des täglichen Kirchgehens und Promenadefahrens, die Häufigkeit der Conzerte, (Neapel war immer die Pflanzschule ausgezeichneter Componisten), und 4 Theater, das Nuovo[798], de Fiorentini[799], San Carlino[800] und das 1816 neu aufgebaute San Carlo[801], eines der größten und prachtvollsten der Welt. – Manufakturen und Fabriken gibt es wenig. Sie können an einem Orte, wo Arbeitsscheu Charakterzug ist, nur unbedeutend seyn und müssen sich auf die unentbehrlichsten beschränken. Und selbst diese sind fast ohne Ausnahme in den Händen von Fremden und deren Arbeiter sind Ausländer! Mit den meisten Handwerkern ist's eben so; die tüchtigsten sind Einwanderer, die hier ihr Glück suchen und oft auch machen. – Das nämliche Verhältniß gilt vom Handel. Engländer sind die größten und thätigsten Kaufleute, und der Verkehr Neapel's, das vermöge seiner Lage das Emporium[802] aller Waaren, welche die Staaten des Mittelländischen Meeres mit einander tauschen, seyn könnte, beschränkt sich auf den Verbrauch des Platzes und der Ausfuhr von Produkten der Umgegend, besonders Oel, Mandeln und Südfrüchten. – Unter den Handelsanstalten sind die Börse und

---

[792] Ital. San Paolo Maggiore; der heutige Kirchenbau nach Plänen von Francesco Grimaldi (s. o.) stammt aus den Jahren 1583 bis 1603. Vom früheren Tempel der Dioskuren wurden gut sichtbar zwei Säulen in die Kirchenfassade übernommen.

[793] Der „Palazzo Reale", der zwischen 1600 und 1620 nach Plänen von Domenico Fontana (1543–1607) errichtet worden war.

[794] Das „Museo archeologico" war 1787 gegründet worden und befand sich damals in einem 1615 für die Universität von Neapel errichteten Gebäude.

[795] Siehe hierzu S. 287, Anm. 786.

[796] Ital. für Stegreifdichter, die im südl. Italien als „Volkspoeten" überaus beliebt waren. Auch im übrigen Europa war der Künstlerberuf des dichtenden Improvisators noch bis weit ins 19. Jhd. verbreitet, bis er dann im 20. Jhd. endgültig zur abgeschmackten Varieté-Nummer verkam.

[797] Frz., Langeweile, Überdruß.

[798] Das Teatro Nuovo war 1724 nach Plänen von Domenico Antonio Vaccaro (1678–1745) fertiggestellt worden.

[799] Das 1618 gegründete Teatro dei Fiorentini; das mehrmals umgebaute und erweiterte Haus war 1941 durch einen Bombenangriff schwer beschädigt worden und wurde in den 1950er Jahren abgerissen.

[800] Das 1740 nach Plänen eines gewissen Gennaro Brancaccio erbaute Teatro San Carlino wurde nach einer äußerst wechselvollen Geschichte 1884 abgerissen.

[801] Das Real Teatro di San Carlo wurde 1737 nach Plänen der Architekten Giovanni Antonio Medrano (1703–1760) und Angelo Carasale († 1742) fertiggestellt und ist bis heute die bedeutendste Spielstätte Neapels.

[802] Lat., Handelsplatz.

die Bank die bemerkenswerthesten; letztere jedoch mehr der Regierung, als dem Volke dienend. – Der Charakter des Volks hat die Grundzüge der italienischen; nur treten sie hier schärfer als bei den nördlichen Stammgenossen hervor. Größte Leidenschaftlichkeit beherrscht den Neapolitaner, aber eben so groß ist seine Gutmüthigkeit; er ist treuherzig, frohsinnig, mäßig; selten hört man von blutigen Aeußerungen seines jachen[803] Wesens, noch seltener von Ermordungen. Der Hang zur Unsittlichkeit und zum Genusse ist allgemein; ihn entschuldigt die Natur des Südens.

Neapel's Umgebung ist ein immer blühender Wundergarten, geschmückt mit Allem, was die Natur Großartiges und Herrliches zeigt und mit unzähligen Ueberresten griechischer und römischer Kunst. Geht man aus der Stadt nach Abend[804] hin, so tritt der Bergrücken des Posilipp entgegen, bedeckt mit Orangenhainen und Weingärten, freundlichen Landhäusern und den prächtigen Trümmern römischer Grabmäler und Villen. Ein Arm des selben streckt sich dem Meere zu; diesen durchschneidet ein 600 Schritt[805] langer und 18 Fuß breiter, hoher, gewölbter Gang, (die Grotte des Posilipp), ein Römerwerk und des Römer-Namens würdig. Die uralte Sage des Volks rechnet die Ausgrabung dieses Tunnels dem Virgil[806] an; der, – das Volk hält ihn für einen Zauberer – mit des Teufels Hülfe ihn in einer Nacht zu Stande gebracht. Diese Grotte führt in ein kleines, rundes Thal, dessen Boden der See Agnano ganz bedeckt. Er ist ringsum von hohen, bewaldeten Bergen umschlossen, auf deren höchstem das prächtige Kloster Camaldoli[807] prangt. Von der Terrasse desselben hat man eine der reichsten und entzückendsten Aussichten der Welt, weit über die Campania Felix[808], über die Inseln und das Meer hin. Seitswärts, am Ausgange der Höhle, in einem Weinberge, zeigt man das Grabmal Virgil's. An den felsigen Ufern des Sees, der ein versunkener Krater zu seyn scheint, befinden sich eine Menge Höhlen, aus denen heißer Schwefeldampf emporsteigt. Sie werden von dem gemeinen Mann als Bäder benutzt. Auch mehre warme Quellen (GLI PISCARELLI), welche in der Nähe sprudeln, zeugen von unterirdischem Feuer. Unter jenen Höhlen wird die Hundegrotte (GROTTA DEL CANE) von allen Reisenden besucht. Eine Schicht kohlensaurer Luft bedeckt fortwährend ihren Boden, in welche der Führer gemeinlich einen Hund hält, um die erstickende Wirkung des Gaßes [sic!] zu zeigen. Daher der Name. – Von da leitet ein tiefer Hohlweg zwischen Gestrüpp und Felsen zur Solfatara (die CAMPI PHLEGRAEI der Alten), ein merkwürdiges, fast cirkelrundes, über 1000 Fuß im Durchmesser großes Thal, wahrscheinlich durch den Einsturz eines Feuerbergs entstanden, dessen Eingeweide noch nicht verglüht ist. Der mit einer weißlichen Erde überzogene Felsenboden erzittert und wankt bei jedem Tritte und aus seinen unzähligen Ritzen und Spalten dringen heiße Schwefeldämpfe, die im Finstern leuchten. Verdichtet hängen sie sich an hervorstehendes Gestein als schillernde, bunte Crystalle, das Grausige der stillen, von keinem Vogel, oder Thiere betretenen Gegend erhöhend. – Pozzuoli – in zweistündiger Entfernung von der Hauptstadt – ist das nächste Ziel des westlichen Ausflugs. Eine alte Römerstraße (VIA CAMPANA) führt dahin, wo lachende Fluren und Gärten und der Anblick des weiten Busens von Neapel die finstern Eindrücke jener unheimlichen Gegenstände bald verscheuchen. Auf dem Wege wird die Aufmerksamkeit durch mannichfache Ueberbleibsel römischer Bauwerke angeregt – unter denen sich die eines Amphitheaters, einer Piscina (des sogenannten Labyrinths), mehrer Thermen und die malerischen Trümmer vieler Grabmäler auszeichnen – Alles Wahrzeichen der Größe und Pracht der alten Römerstadt. Die jetzige – von weit geringerer Ausdehnung – liegt auf einer Landzunge. Durch Erdbeben mehrmals verheert hat sie kaum noch 14,500 Einwohner, die sich meistens von der Fischerei ernähren. Ihr merkwürdigstes Gebäude ist der Dom, einst ein dem August[809] geweihter Tempel, von dessen Stufen Paulus[810]

---

[803] Veraltet für heftig, ungestüm, vehement.

[804] Nach Westen.

[805] In Neapel gingen auf 1 Passo itinerario 7 Palmi; er entsprach insgesamt 1,85185 m.

[806] Siehe hierzu S. 283, Anm. 779.

[807] Hiermit ist das dortige Kamaldulenserkloster gemeint, nicht der gleichnamige Ortsteil der Gemeinde Poppi in der Toskana, wo im 11. Jhd. der Kamaldulenserorden gegründet wurde.

[808] Teil der Westküste Italiens mit dem Golf von Neapel als Zentrum.

[809] Augustus (siehe hierzu S. 70, Anm. 107).

[810] Paulus von Tarsus (griech. Παῦλος, hebr. שָׁאוּל, Scha'ul; vermutl. vor 10–ca. 60).

dem Volke das Christenthum predigte. Von einer kolossalen Reiterstatue des Tiberius[811], in der Mitte des Markte's, steht nur noch das mit Skulpturen bedeckte Piedestal. Anziehender als beide Monumente sind aber die imposanten Trümmer eines Marmor-Tempels des Jupiter Serapis, dessen herrliche Säulen hoch über ein Chaos von Ruinen hinweg schauen. Die sogenannte Brücke des Caligula ist ein ungeheurer, unter der Herrschaft dieses Kaisers errichteter Molo (Steindamm), der den Hafen von Puteoli gegen die Macht von Wind und Wellen schützte; er liegt in Trümmern. – In der Nähe Puzzuoli's besuchen wir noch den MONTE BARBARO (einst der MONS GAURUS), berühmt wegen seiner Reben, mit den Villen römischer Großen überdeckt, Cicero's Lieblingsaufenthalt, seit dem großen Erdbeben (1538) öde und unfruchtbar. – Nahe bei ihm erhebt sich der MONTE NUOVO, bei jenem schrecklichen Ereigniß an der Stelle entstanden, wo die Erde den volkreichen Flecken Tripergole verschlungen. Der Lukriner See, an seinem Fuße, einst berühmt wegen seiner Austern, ist, durch Erdbeben verschüttet, nur noch ein Teich. Von ihm gelangt man, durch die Höhle der Cumanischen Sibylle[812], an den LAGO AVERNO, ein rundes Wasserbecken von unermeßlicher Tiefe mit sehr hohen und steilen, dicht bewaldeten Ufern, deren schwarze Schatten ihm ein finsteres, schauerliches Ansehen geben. Die Poesie der Alten benutzte dieses Grauen. Virgil läßt seinen Aeneas hier die Pforte zu dem Schattenreiche und in des Waldes Dunkel, an seinem Ufer, den goldenen Zweig finden, welchen ihm die Sibylle angedeutet hatte und auf dessen Vorzeigung ihn Charon[813] über den Styx[814] fuhr. Verfolgt man den Weg längs dem Meerbusen noch eine Stunde weiter, so gelangt man, den auf beiden Seiten zerstreuten Trümmern von Grabmälern, Tempeln, Theater und Thermen vorbei, an die Stelle, wo das bei den Römern so hoch gepriesene Baja stand. Noch zeugen von seiner Pracht die Ruinen der berühmten Bäder und Substruktionen von einer Größe, wie man sie nur in der Weltstadt selbst so wiederfindet. An das Ufer des kleinen See's, den ein schmaler Damm vom Meere trennt, versetzten die Alten die elysäischen Felder. In der Nähe sind das Grabmal des Scipio Africanus[815] und die Ruinen von Cumae sehenswerth. Den Rückweg nimmt man gemeinlich zu Wasser nach einem Besuche der lieblichen Eilande Procida und Ischia. –

Auf der Ostseite Neapels führt eine prachtvolle Straße am Meere hin nach Herkulaneum und Pompeji und nach dem Vesuv. Den Wundern jener nach Jahrtausenden ihrem Lava- und Aschengrabe erstandenen Römerstädte ist eine besondere Beschreibung in unserm Werke vorbehalten. – Begleite uns jetzt der Leser auf den Vesuv. – Zuerst gelangen wir nach Portici. Dieser Flecken prangt mit einem großen, aber geschmacklos gebauten königlichen Schlosse, weltberühmt durch das Museum herkulanischer Alterthümer (allein über 2000 Wandgemälde), die hier aufgestellt sind. – In Portici miethen wir Maulthiere und einen Führer. Vor uns liegt der Vesuv. In Pyramidalform und zweigipflig erhebt er sich aus der Ebene.

Wir fangen an auf einem ziemlich breiten Pfade hinan zu steigen zwischen Pflanzungen von Reben, die an schlanken Pappeln sich hinwinden und da, wo ihre Ranken von Baum zu Baum sich umarmen, Laubgewölbe und Bogengänge bilden. Hier, und zwar nur hier allein, wächst der Lacrimae

---

[811] Siehe hierzu S. 40, Anm. 39.

[812] Die Sibylle von Cumae ist eine der zehn von Varro (1. Jhd. v. Chr.) genannten Sibyllen. Sie war der Überlieferung nach eine aus Babylon stammende Priesterin, die im 6. Jhd. v. Chr. dem Orakel von Cumae in der Nähe von Neapel vorstand.

[813] Charon (griech., Χάρων, Kurzform zu χαροπός, charopós, mit funkelnden Augen) war in der griech. und röm. Mythologie der düstere, greise Fährmann, der die Toten für einen Obolus in einem Boot über den Totenfluß – meist den Acheron (griech. Ἀχέρων), häufig werden aber auch die Flüsse Lethe (griech. ἡ Λήϑη, das Vergessen) und Styx (s. u.) genannt – fährt, damit sie ins Reich des Hades (griech. Ἅιδης), des Herrschers der Unterwelt, gelangen.

[814] Styx (griech. Στύξ, Wasser des Grauens) war in der griech. Mythologie neben Acheron (s. o.), Lethe (s. o.), Kokytos (griech. Κοκύτος), Phlegethon (griech. Φλεγέϑων) und Eridanus (griech. Ἠριδανός) ein Fluß der Unterwelt.

[815] Publius Cornelius Scipio Africanus (235–183 v. Chr.), Feldherr im Zweiten Punischen Krieg (siehe hierzu S. 299, Anm. 830) und röm. Staatsmann. Er wurde berühmt durch seinen Sieg über Hannibal Barkas (siehe hierzu S. 101, Anm. 216) in der Schlacht bei Zama (griech. Ζάμα μείζων, Záma meizon, „das größere Zama“) im Jahre 202 v. Chr., der ihm den Beinamen „Africanus“ einbrachte.

Christi[816]. Rechts und links, aus dem Dunkel der Reben, schauen die aus rohgefügten Lavablöcken gebauten Hütten der Winzer malerisch hervor. Bald aber wird der Anbau dürftiger, das Grau verwitterter Lava zieht sich als düstere Lokalfarbe durch die Landschaft und die Wein- und Obstgärten, zusammenhängend am untern Berggürtel, sind durch öde Strecken getrennt und werden, je höher hinauf, je kleiner. Endlich erscheinen sie nur noch sammt einzelnen Gruppen sonnenschirmiger Tannen, wie Oasen in der Wüste. Der verbrannte Boden wird grasleer; große, herabgerollte Steine machen den Pfad unwegsamer; niedriges Taxus- und Myrthengesträuch, zwischen dem hie und da eine einsame Aloe hervorsieht, tritt an die Stelle der Bäume. – So gelangen wir auf des Berges erste Terrasse.

Hier dehnt sich eine weite Ebene vor uns aus. Die beiden Gipfel des Vesuvs, durch ein tiefes Thal getrennt, links der Somma, der ausgebrannte Krater, rechts die jetzige Mündung des Feuerbergs mit kahlen und. steilen Seitenwänden, recken sich aus der Mitte der Fläche in die Bläue des Himmels. Beide Gipfel sind oft in blasse Dunstwolken gehüllt und unkenntlich. Stellen sich aber die Kegel rein dem Auge dar, dann bezeichnet eine lichte Rauchsäule über dem einen den thätigen der Vulkane. – Verwitterte Feuerströme mancher Jahrtausende bedecken die Ebene[,] die wir durchwandern. Sie ist eine grauenvolle Wüste, wo die Laven, wie Schlacken umhergestreut, auf dem schwarzen Boden, gleich weißlichem Schaume, oder vertrocknetem Mooße, sich zeigen.

Am Rande der Terrasse machen wir Halt, um die Aussicht rückwärts zu genießen. Wir erblicken tief unter unsern Füßen Portici, weiter hin Caprea[817], Ischia, den Posilippo, das Meer mit den weißen Segeln der Fischerkähne besäet, die lachende Küste des Busens von Neapel, die Königsstadt selbst, von Orangenhainen beschattet: – es ist das Paradies, von der Hölle aus gesehen. –

Der Führer mahnt und wir wandern weiter. Links zieht sich ein breiter Lavadamm nach dem steilen Abhange. Einige Baumwipfel überragen ihn. Es sind die Ulmen der Einsiedelei San Salvadore. Die Lavamauer, in die man diese ruhige Hütte christlicher Gastfreundschaft einbauete, ist der furchtbare Strom, der Herkulanum verschüttete und Hunderttausende begrub.

Ein schmaler Seitenpfad führt uns hin, wo ein freundlicher Empfang und Erquickung uns erwarten. In’s Fremdenbuch schreiben wir unsern Namen, wie die unzähligen Reisenden, die vor uns das Nämliche thaten. Nachdem wir ausgeruht, geleitet uns ein Einsiedler zurück bis dahin, wo der Pfad nach seiner Hütte vom Wege ablenkte und erwiedert unsern Dank und unser Lebewohl mit seinem Segen.

Gestärkt setzen wir unsere Wanderung fort, dem rauchenden Gipfel zu. Welche Oede! Der Mensch ausgenommen und die ihm als Sklaven dienenden Thiere, betritt kein lebendes Geschöpf diesen Boden.

Der Fuß des Kegels ist erreicht. Wir steigen von unsern Maulthieren. Unser Führer gibt uns einen langen Stock, und wir fangen an, den Ungeheuern Aschenhaufen hinan zu klimmen, der, zum Berge aufgethürmt, den Krater umschließt. –

Es ist eine mühsame Arbeit. Nicht sowohl ob der Steilheit der Wände, sondern wegen der Unsicherheit des Trittes, der auf den rollenden Schlacken und in der beweglichen Asche nirgends haftet. Nach viertelstündigem Klettern erreichen wir den 3700 Fuß hohen Gipfel und stehen auf dem Rande des furchtbaren Feuerschlundes, welcher sich, trichterförmig, 500 Fuß tief, hinabsenkt. Wenn, wie es öfters der Fall ist, nicht Rauch- und Nebelwolken den Vesuv von dem bezaubernden Gelände an seinem Fuße trennen, genießt man von dieser Höhe den Anblick einer der schönsten Landschaften der Erde. Aber das Grauen, welches der Ort, an dem wir uns befinden, einflößt, wird nicht gemildert durch jenen Anblick.

Doch, gespornt von der Lust am Schauerlichen und von der Wißbegierde Stachel, fassen wir den Entschluß, in den Schlund hinab zu steigen. Es ist beschwerlich genug, aber keineswegs gefährlich; denn selbst in dem Fall, daß man von einem Ausbruche überrascht würde, (ein Fall, der unter Hunderttausenden vielleicht einmal eintritt) könnte man sich, wollte man nicht mit dem Auswurf herausgeschleudert, immer noch retten. Die Lava fließt nämlich sehr langsam – und es ist nichts leichter, als ihrem Strome auszuweichen. Darum ist auch der Besuch der Kratertiefe etwas Alltägliches geworden.

---

[816] Lat., Tränen Christi; Wein von den Hängen des Vesuvs, bei dem der Traubensaft angeblich in Tränengestalt abfließt, noch ehe die Traube gepreßt wird; der Wein wird heute zumeist „lacryma christi“ geschrieben.

[817] Eigentl. Capreae, der lat. Name für die Insel Capri (das lat. Wort caprae bedeutet eigentl. wilde Ziegen).

Wir gehen am Rande des Abgrundes hin, um den Pfad zu suchen, der am mindesten steil hinabführt. Der Führer bezeichnet ihn. Wir steigen hinab.

Wir sind in der Tiefe des Schlundes. – Wie könnte ich dieses Chaos schildern! Man denke sich ein Becken von ½ Stunde in Umfange und 500 Fuß hohen Wänden, in Form einer umgestürzten Pyramide. Die Feuerströme der jüngsten Ausbrüche haben die Seiten tief gefurcht und auf großen Strecken in die seltsamsten Gestalten zerrissen. Manche solcher Stellen gleichen Ruinen, andere Thier-Ungeheuern, andere wieder Felsen mit Grotten und Höhlen. Unförmliche schwarze Steintrümmer, an denen Lavaklumpen hängen, oder die die Gluth zum Theil verglaßt [sic!] hat, bedecken den Boden des Abgrundes.

Dieser, eine dicke, harte Lavakruste, ist die zerbrechliche Decke über eine Riesenschmelze tief in der Erde Bauch. Regellos zerrissen dringt aus den schwarzberäucherten Spalten ein gelber, erstickender Dampf hervor. – Mehre große Oeffnungen, deren Lage bei jedem Ausbruch wechselt, sind die eigentlichen Schornsteine. Aus ihnen steigen fortwährend Rauchsäulen auf, die bei Nacht leuchten. Dann und wann flackert dunkelrothe Lohe auf – einige hundert Fuß hoch; aber selten erreicht sie den Rand des Kraters. Schon einige Zoll[818] unter der Oberfläche ist der Boden glühend heiß, und die Hitze hindert, den gefährlichen Spalten und Oeffnungen allzunahe zu kommen.

Tiefes Schweigen herrscht, nur in längern und kürzern Pausen durch unheimliche Stimmen aus der Tiefe – bald ein Brausen, bald ein Gemurmel, bald ein Stöhnen, bald wie ferne Kanonenschläge oder verhallende Donner – unterbrochen. Deutlich hört man das Klopfen der Pulse in den Schläfen, das Pochen des Herzens. Aber man denke sich diesen Ort, wo jetzt Grabstille ist, dann, wenn der Berg in Wehen des Ausbruchs liegt, Felsen aus seiner Tiefe gen Himmel schleudert, und die Flammenströme seiner Eingeweide über den Rand des Kraters hinab langsam, aber vernichtend , den blühenden Geländen an seinem Fuße zuwälzt! – Unwillkührlich ergreift ein unwiderstehliches Grauen auch den Muthigsten bei diesem Gedanken und von der Angst beflügelt vollendet er schnell den beschwerlichen Rückweg. – Erst in der stillen Hütte des Einsiedlers legen wir Wanderstab und Reisemantel nieder, und während sich der erschöpfte Körper erquickt und ausruht, lauschen wir mit doppeltem Genüsse den Erzählungen von den Schauerthaten des Berges, womit die freundlichen, frommen Wirthe ihre Gäste zu unterhalten gewohnt sind. –

[818] 1 Zoll = 2,54 cm.



DIE SOLFATERRA UND PUZZUOLI
bei Neapel

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 13f., 35f., 63-66 u. 131f.

CCCCLXXIV. Die Solfatra[819] bei Neapel.

Die Geologie ist eine Wissenschaft von Gestern. Erst seit 50 Jahren setzt sie uns in den Stand, bei Betrachtung des Erdlebens aus der Sphäre der Einbildungskraft in die der Thatsachen zurückzukehren. Unterstützt von der Physik, und von den zahllosen, wichtigen Entdeckungen, welche in unserer Zeit in der Mineralogie, Chemie, fossilen Botanik und Zoologie gemacht wurden, geleitet und erleuchtet, sind wir im Stande, verständliche Urkunden aus dem Archive im Innern der Erde zu ziehen und Denkmäler zu entziffern , welche den Forschern vergangener Zeiten ein versiegeltes Buch waren. Die Wissenschaft hat dessen Schließen gesprengt; aufgeschlagen liegen sie, die Annalen über die Werke des allmächtigen Schöpfers; der Schlüssel zu den Hieroglyphen, welche von Gottes Finger selbst auf die Grundsteine der Gebirgsfesten und an die Wände unsers Planeten geschrieben wurden, ist gefunden.

Selbst die Chronologie in den Phasen des Erdlebens ist angebahnt worden und ihre relative Altersfolge ist durch die vorhandenen Monumente sicher nachgewiesen. Nur die Dauer der geologischen Epochen ist noch räthselhaft. Aber wie es der Geschichtsforschung nach und nach gelungen ist, aus den Denkmälern der Völker das Alter der Menschheit und ihrer Schicksale zu entziffern, so ist es gewiß auch den Geologen noch vorbehalten, die Zeiträume im Erdleben zu messen. Das Wie? ist freilich noch zu suchen. Anhaltspunkte dazu giebt die in unserm Gesichtskreis liegende Tagesgeschichte der Erde nicht; denn die Spanne Zeit, ein Paar Jahrtausende, ist zu kurz und der von ihr zu nehmende Maßstab ist viel zu klein für solche Messungen.

Unter den gegenwärtigen Lebensäußerungen der Erde machen sich die Vulkane und ihre Wirkungen am meisten bemerklich. Unzählig waren einst jene lodernden Feueressen auf der Erde, bis im Laufe der Aeonen die an ihren Heerden wirksam gewesenen Elementarkräfte ermatteten und sie erloschen bis auf die wenigen, deren Feuerbüschel die Nacht erleuchten.

Nach Afrika ist unser Welttheil an lebenden Vulkanen der ärmste. Die vulkanische Thätigkeit ist da zumeist auf zwei kleine Kreise in Italien beschränkt, von denen der Aetna den einen, der Vesuv den andern Mittelpunkt ausmacht. Die Esse des Vesuvs ist der jüngste von mehr als achtzig Schlöten, welche in längstvergangenen Zeiten ihre Flammen mit den Wolken mengten. Die ganze Gegend von Neapel ist nämlich angefüllt mit erloschenen Feuerbergen, von denen nichts mehr als die eingestürzten Krater zu sehen sind, deren Boden jetzt häufig Seen enthalten. So sind der Albaner-, der Averner-See und der Spiegel der Diana[820] bei Nemi bloße Kraterausfüllungen.

Auch die Solfatra (Solfaterra) gehört zur Reihe ehemaliger Vulkane, die Neapel umgeben. Der Krater derselben stürzte wahrscheinlich durch Erdbeben zusammen und bildete dann eine Decke über den Feuerheerd, der noch nicht ganz erloschen ist; denn die Solfatra, die Ebene nämlich, welche den Kraterrand umgibt, stößt durch unzählige Risse und Spalten fortwährend warme Schwefeldämpfe aus, und am äußeren Fuße des Kegels sprudeln heiße Quellen hervor. Jene Dünste werden an mehren Stellen aufgefangen und zur Alaun- und Schwefelbereitung, auch zu Gasbädern benutzt, welche in Hautkrankheiten sehr heilsam wirken sollen. Nahe bei einer der heißen Quellen, die Piscarelli genannt, ist eine tiefe Kluft; legt man an diese das Ohr, so hört man entsetzliches Brausen und Zischen, als wenn ein ganzer See koche, und von Zeit zu Zeit Geräusch, wie Geschützdonner: – wahrscheinlich Wirkung explodirender Gase. Es ist nicht zu zweifeln, daß unter der Solfatra der ungeheure Kessel sich befindet, dessen Dämpfe durch die Risse des Deckels das Freie suchen.

---

[819] Recte: Solfatara.

[820] Die röm. Göttin der Jagd, des Mondes und der Geburt, Beschützerin der Frauen und Mädchen; ihr entspricht die Artemis (griech. Ἄρτεμις) in der griechischen Mythologie.

In diese unheimliche Gegend legten die Alten den Schauplatz mancher Mythe. Die ansiedelnden Griechen nannten die Solfatra die phlegräischen Felder (d. h. die flammenden) und versetzten unter dieselben die Werkstätte Vulkans. Herkules bestand hier den Kampf mit dem Riesen[821]; eine nahe Grotte bewohnte eine weissagende Sibylle[822]. Um den erstorbenen Stamm der heidnischen Sage rankte sich später die Passionsblume der christlichen Legende[823]; – doch ein Anderer sammle ihre welken Blätter!

[821] Der Kampf des Herakles (griech. Ἡρακλῆς) mit dem Riesen Antaios (griech., Ἀνταῖος) dürfte sich allerdings in Nordafrika abgespielt haben, denn er bewohnte dort bei Tingis (heute das marokk. Tanger; arab. طنجة, Ṭanǧa; Tamaziɣt ⵜⵉⵏ ⵉⴳⴳⵉ, Tin Iggi) eine Höhle.

[822] Die Sybille von Cumae (siehe hierzu S. 290, Anm. 812).

[823] In der Solfatara soll am 24. April 305 der Hl. Januarius enthauptet worden sein. Laut Legende fing dabei eine Frau mittels einer Phiole Blut des Heiligen auf, das sich – erstmals bezeugt – am 17. August 1389 wieder verflüssigte. Am 1. Mai 1491 wurden die Gebeine des Heiligen von Benevent, wo sie seit 835 ruhten, in die Kathedrale von Neapel überführt. Seitdem wird dort jeweils zum Fest der Translation am 1. Mai bzw. am Samstag davor, am Festtag des Heiligen am 19. September sowie am 16. Dezember das berühmte Blutwunder zelebriert. Sollte sich dabei das Blut einmal nicht verflüssigen, was durchaus vorkommt, gilt dies bei den Neapolitanern als schlechtes Omen.

CCCCLXXX



C. Reiss del.

DIE GROTTE DES PAUSILIPP
bei Neapel.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCCLXXX. Die Grotte des Pausilipp bei Neapel.

Wahrlich es war ein großer, des Alterthums würdiger Gedanke, einen Lavaberg zum Thore Neapels auszuhauen. Wer ihn zuerst gehabt hat, wer der Meister gewesen ist, der die Gigantenidee ausführte, wissen wir nicht. Strabo[824] erwähnt dieses Felsenthors zuerst, und Virgil widmet ihm einige Verse. Unbestritten ist's ein Werk von Menschenhand, und zwar eines der kühnsten und größten: denn die Grotte des Pausilipp hat eine Länge von fast 1000 Schritten und ist bei ungewöhnlicher Höhe so, breit, daß zwei Wagen sich bequem einander ausweichen können. Sie wird durch Oeffnungen erleuchtet, welche man schon unter der Regierung des Kaisers Augustus durch die Decke grub. Vor dieser Zeit erhellte man sie durch Lampen.

Der Volksglaube ist nie verlegen, wenn er für Großes den Urheber angeben soll. Hier machte er den Virgil zum Baumeister, – den großen Dichter, der sieben Jahre in Neapel lebte und dessen Grab über dem Eingang der Pausilippengrotte noch jetzt gezeigt wird. In der Vorstellung des gemeinen Neapolitaners ist Virgil ein Schwarzkünstler, der mit Hülfe der Magie, oder des Teufels, dieses Wunder hervorgebracht hat. Als König Robert von Anjou[825] einst durch diese Höhle ging, begleitet von Petrarka, dem Dichter, fragte er diesen, ob er nicht auch glaube, daß Virgil mit höllischem Beistand dies Werk vollendet habe? Petrarka führte den Fürsten an eine Stelle, wo man noch deutlich die Meiselhiebe am Gesteine sehen kann, und antwortete: ich sehe hier nur die Spuren des Eisens, nicht des Teufels.

Der Weg durch die Grotte führt zum nahen Pozzuoli, zu den unheimlichen phlegräischen Feldern, und in jene, vom verborgenen Feuer erwärmten Gefilde, aus welchen der Luxus der alten Römer Gärten zu schaffen wußte, in denen sich die Pflanzenwelt der heißen Erdgürtel entfalten konnte. Lukullus[826] hat hier seine berühmte Villa und Fischteiche gehabt; um letztere mit Meerwasser zu füllen, führte er sogar einen Kanal unter dem Berg weg bis zum Strande. Pausilypä – d. i. kummerstillend – nannten die ansiedelnden Griechen den Bergrücken, von dem das gemeine Volk Neapels noch jetzt sagt, er sey ein vom Himmel auf die Erde gefallener Lappen. Die Aussichten, welche er bietet, die Mannigfaltigkeit feiner Szenerien, seine mit blühenden und fruchtbeladenen Orangen und Feigen bepflanzten lieblichen Gehänge und mit Reben bedeckten Höhen, die außerordentliche Ueppigkeit des Bodens und die exotische Vegetation an vielen Stellen (Aloe und viele Cakteenarten wachsen wild, und die Baumwollstaude gedeiht am sonnigen Gemäuer,) geben dem Pausilipp einen Reiz, der selbst in diesen paradiesischen Gegenden hervortritt und Anerkennung findet. Darum kein Wunder, daß die Anmuth des Orts die für das Schöne empfänglichen Alten bezauberte und die Großen der weltbeherrschenden Siebenhügelstadt in den Tagen ihres Glanzes mit einander wetteiferten, sich hier ein „Sorgenfrei" zu erbauen und den Pausilipp mit Anlagen und Villen zu schmücken.

---

[824] Der griech. Geschichtsschreiber und Geograph Strabon (griech. Στράβων; ca. 63 v. Chr.–ca. 23 n. Chr.).

[825] Robert von Anjou, genannt der Weise (ital. Roberto d'Angiò, detto il Saggio; 1278–1343), seit 1309 König von Neapel.

[826] Der röm. Senator und Feldherr Lucius Licinius Lucullus (117–56 v. Chr.), 74 v. Chr. bekleidete er das Amt des Konsuls; seinen Ruhm und Nachruhm verdankt er allerdings vor allem seinem sagenhaften Reichtum und den von ihm ausgerichteten grandiosen Gastmählern.


CCCCLXXXVIII
C.Reiss del.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen
Eigenthum der Verleger

PUZZUOLO

CCCCLXXXVIII. Pozzuoli.

In der Ewigkeit ist ein Jahrhundert wie eine Stunde, und ein Jahrtausend wie ein Tag. – Was wir Alterthum nennen, ist der Zustand von gestern, und was wir groß und erhaben heißen von Menschen und von Werken der Menschenhand: – wie Sonnenstäubchen fliegt's von dannen und andere Sonnenstäubchen ziehen ihnen nach. Aber wenn auch alle Erdengröße nur Schein ist und leerer Wahn, wenn auch im unendlichen Raume nichts absolut groß erscheinen kann, außer die Unendlichkeit selbst und außer Gott, – (denn der sichtbare Sternenhimmel wird da zum Punkte, und eine Milchstraßenbahn zu einer Spanne!) – so ist es doch in der geheimnißvollen Natur des Menschen tief begründet, daß er so gern an seinem kleinen Ich Großes sucht und in den vergänglichen Werken seiner Hände seine Apotheose feiert.

Darum wird er auch stets mit besonderem Wohlgefallen das Alterthum betrachten. Die Zeit hat hier Alles auf den Kothurn[827] gestellt, die Jahrtausende liegen wie Vergrößerungslinsen auf Menschen und Thaten, Werken und Zuständen. Es wirkt hier eine optische Täuschung in umgekehrtem Verhältniß, deren Vortheil die Gegenwart entbehren muß.

Jene Lust an der Betrachtung und an der Bewunderung des Alten schickt die civilisirte Welt wallfahrten nach Griechenland und Italien. Rom allein ausgenommen, ist in diesem letzteren Lande keine Gegend für den Alterthumsfreund anziehender, als die um Pozzuoli, und Keiner darf sie unbesucht lassen, der sich das Bild der alten Italia vervollständigen will. Die alten Bauwerke bestehen zwar nur noch in Ruinen und viele liegen begraben im Meere: – denn bald brennend, bald fluthend arbeiten hier chaotische Kräfte an ihrer Zerstörung; was aber davon sichtbar ist, beweist, daß Das, was Sueton[828] und Tacitus[829] über die Größe, Pracht und Verschwendung der Römer bei den Bauten ihrer Landsitze berichteten, keine Fabel sey. In den aus ihren Gräbern erstandenen Städten Pompeji und Herkulanum lernt man das häusliche Leben und den Baustyl des römischen Bürgers in der Provinz kennen; die Ruinen um Pozzuoli muß man aber sehen, um das Leben der Kaiser und der Großen der Siebenhügelstadt zu erforschen.

Von Griechen aus Samos gegründet, im zweiten punischen Kriege[830] von den Römern unterworfen, dann zum Lieblingswohnort ihrer Vornehmen erkoren, – erwarb sich Pozzuoli in der Kaiserzeit den Beinamen Klein-Rom. Nach dem Falle des Reichs barbarischen Völkern preisgegeben, seines Glanzes entkleidet und von ihnen verwüstet, sank es zu einem Fischerdorfe herab. Jetzt ist es ein am Busen von Bajä anmuthig gelegenes Landstädtchen von 8000 Einwohnern, welches nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat, als die Reste der Vorzeit.

Das imposanteste Zeugniß von seiner einstigen Größe ist das Amphitheater. Es konnte über 40,000 Menschen fassen. Seine Form war jene des römischen Colisseums, ein Oval, und es war aus Quadersteinen in zwei Stockwerken erbaut, welche Säulengallerien verzierten. Jahrhunderte lang wurde von den Neapolitanern dieser Riesenbau als Steinbruch ausgebeutet. In seinem zerbrochenen Gehäuse hat jetzt der heil. Januarius eine Kapelle, der, wie die Legende erzählt, hier auf Befehl Diokletian's[831] den wilden Thieren vorgeworfen wurde, die ihn aber verschonten, worauf er enthauptet wurde. Unterirdische Kanäle standen mit dem Lago d'Averno in Verbindung, um, wenn das Amphitheater zu den naumachischen Spielen[832] benutzt wurde, die Arena in einen See zu verwandeln.

Ein bloßer Schutthügel bezeichnet jetzt die Stelle des einst so berühmten, mit hundert Säulen geschmückten Dianentempels. Desto besser ist der Tempel des Augustus erhalten; er dankt dies

[827] Griech. κόϑορνος; Schuhwerk, das ab dem 2. Jhd. v. Chr. für das Schauspiel mit solch dicken Korksohlen versehen war, daß es fast Stelzen glich; hier im Sinne von Sockel verwendet.

[828] Der röm. Schriftsteller und Verwaltungsbeamte Gaius Suetonius Tranquillus (ca. 70–ca. 122).

[829] Siehe hierzu S. 100, Anm. 209.

[830] Von 218 bis 201 v. Chr. zwischen Römern und Karthagern.

[831] Gaius Aurelius Valerius Diocletianus (eigentl. Diocles, griech. Διοκλῆς; zw. 236 u. 245–ca. 312), von 284 bis 305 römischer Kaiser.

[832] Als Naumachie (griech. ναυμαχία) wurden in der Antike sowohl nachgestellte Seeschlachten als auch die Anlagen, in denen diese Schauspiele stattfanden, bezeichnet.

dem Umstande, daß auf dem Altar, wo die Statue des Kaisers zur Verehrung ausgestellt war, das Bild des Gekreuzigten steht. Der Tempel ist nämlich die Kathedrale von Pozzuoli geworden. Er ist ganz von Marmor aufgeführt und mit griechischen Säulen korinthischer Ordnung verziert, die ein trefflich gearbeitetes Architrav[833] tragen. Würde dieser schöne Bau aus der besten Zeit von den Zuthaten des christlichen Kultus, die ihn entstellen, befreit, so würde man an ihm eines der interessantesten und vollkommensten Muster des römischen Tempelstyls besitzen.

Die Ueberreste des einst so berühmten Molo von Puteoli, eines großen Werkes des Alterthums, zeigen sich noch in dreizehn, aus dem Meere hervorragenden, ungeheuern Pfeilern. Hier ankerten die Handels- und Kriegsflotten der alten Welt, und von diesem Hafendamme aus führte der Wahnsinn des Caligula jene stundenlange Schiffbrücke über das Meer nach dem jenseitigen Bajä, um, wie Sueton berichtet, eine Prophezeiung zu widerlegen, nach welcher er so wenig Kaiser werden als über das Meer reiten würde. Der Narr ließ die Brücke pflastern und ergötzte sich dann mehre Tage daran, auf derselben hin und her zu reiten, eine Lächerlichkeit, die dem Staate Millionen kostete, aber gewiß damals eben so viele Bewunderer gefunden haben wird, als die unnützen und unsinnigen Königs- und Kaiser-Spielereien späterer Zeiten, wodurch man das Vermögen betrogener Völker vergeudet.

Bajä und Puteoli glänzten einst als die ersten Kurorte der römischen Welt. Luxus und Verschwendung waren in einer kaum faßlichen Größe dort entfaltet. Die von Julius Cäsar[834], Pompejus[835], Marius[836], von Lukull, Cicero, den Kaisern und fast allen Großen Roms unter dem bescheidenen Namen von Villen erbauten Paläste enthielten Alles, was die Phantasie für üppigen Lebensgenuß erdenken mag. Schon zu Horazens[837] Zeit war der Raum der Landschaft zu enge geworden, um alle die prächtigen Landsitze zu fassen.

– – – sepulcri
Immemor struis domos,
Marisque Bajis obstrepentibus urges
Summovere litora.[838]
(Od. II. 18.)

Das umlaufende Glück führte diese Herrlichkeit weg; nur Trümmer verkündigen sie noch, Säulenschäfte und Marmorblöcke, die aus dem wüsten Gesträuch dich anschauen, Mauerreste, an welche Sturm und Wogen seit anderthalb Jahrtausenden zürnend schlagen. Am Meere, wo die üppigsten Gärten in voller Pracht dufteten, haucht jetzt die Malaria aus weiten Sümpfen den Tod, und Tempel- und Thermen-Reste blicken dich an wie ungeheuere Sarkophage einer vergangenen Welt. Die verwesende Gestalt eines Merkurtempels läßt einen Bau, ähnlich dem des römischen Pantheons, erkennen; von dem der Diana Lucifera[839] steht noch ein Theil der Cella, und das berüchtigte Haus der Venus, mit seinen duftenden Gärten und seinen umarmenden, weichen Priesterinnen, ruht, mit Dornen überwachsen, im Staube.

Etwas landeinwärts ziehen die Reste eines Herkulestempels ihren leichten Umriß auf die Bläue des Himmels, und ein altes Gemäuer, nicht fern davon, ist das Grabmal der Agrippina[840]. Nero, der

---

[833] Ein in auf einer Stützenreihe ruhender Horizontalbalken, meist der den Oberbau tragende Hauptbalken.

[834] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet).

[835] Der röm. Politiker und Triumvir Gnaeus Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.; ermordet).

[836] Der röm. Feldherr Gaius Marius (158/157–86 v. Chr.).

[837] Siehe hierzu S. 96, Anm. 195.

[838] Lat.: „[…] sepulcri \ inmemor struis domos \ marisque Bais obstrepentis urges \ summovere litora […] / […] und nicht des Grabmals \ Denkend, thürmst du Häuser auf \ Und drängst dem Meere, das an Baiae herrauscht \ sein Gestade weit hinaus […].“ Übersetzung von Johann Heinrich Voß (1751–1826) in der von ihm herausgegebenen zweibändigen Ausgabe „Des Quintus Horatius Flaccvs Werke“ (Heidelberg: Mohr u. Zimmer 1806), 1. Bd., S. 133.

[839] Lat., Diana, die Lichtbringerin.

[840] Iulia Agrippina (15 o. 16–59; ermordet).

Tyrann, ließ sie, seine Mutter, hier ermorden. Der Vesuv hat dieses Schauergrabmal mit seiner Asche hoch eingeschneit, und dichtbelaubte Bäume suchen es zu vergittern. Die Natur ist schämiger, als die Menschen.

Nordwestwärts von Pozzuoli, nach dem Vorgebirge von Miseno zu, geht der Pfad fortwährend über Schutthaufen und Trümmer, bis man zur *Piscina mirabilis* gelangt, einem unterirdischen Bau, der alles früher Gesehene an Kühnheit übertrifft. Man steigt zu ihm auf 40 Stufen hinab. Er enthält 5 Reihen hoher Zellen, die auf 48 Pfeilern ruhen. Die Tradition macht dieses Werk zu einem Fischbehälter des Lukull; wahrscheinlicher aber war es ein Bad. – Näher dem Meere liegt der Cirkus des Nero, Mauerreste von gewaltiger Dicke und Umfang. Hier wurden die Reiterspiele gehalten, bei welchen Menschenblut in Strömen floß, um die unmenschlichsten Gefühle zu ergötzen. Auf dem misenischen Kap selbst ragen weitläufige Trümmer: sie gehören zu den Palästen des Nero und Lukull; in dem letztern starb der grausame Tiber[841]. Mit Grauen sieht man auf diese Wohnungen, wo die Peiniger der Völker Wollüste trieben und alles Schändliche und Schreckliche thaten. Wie viel Seufzer und Thränen zählen diese Stätten, wie viel unschuldige und edle Menschen mögen hier verhöhnt, zertreten, durchbohrt worden seyn! – – Stille, stille! diese Trophoniushöhlen[842] des gekrönten Lasters schließe der Gedanke nicht auf. –

Zwischen dem Vorgebirge von Miseno und Pozzuoli stehen die Ruinen eines zweiten Palastes des Nero auf hohem Uferrande, und unter demselben sind die bei den Alten so berühmten warmen Bäder – noch jetzt theilweise zugänglich und deren Heilkraft von Landleuten noch immer versucht. Ihr Eingang ist, stollenartig, unter einer hohen Felswand. Ein langer, ausgewölbter, schlüpfriger Gang führt zu einem in den Fels gehöhlten, zirkelrunden Becken von 6 bis 10 Fuß Tiefe und 60 Fuß Umfang, in welchem das Wasser eine Wärme von 70 Grad Reaumur[843] hat, den Kochpunkt also nicht ganz erreicht. Der heiße Dampf füllt schon von fern alle Räume, und verbunden mit der Wärme des Felsens selbst setzt er den Besucher schnell in den stärksten Schweiß. Man bemerkt viele Seitengänge, welche wahrscheinlich in andere Dunstbäder führen; aber Niemand wagt sie zu betreten, denn das Mauerwerk derselben ist größtentheils eingestürzt.

Fort aus diesen dunkeln, unheimlichen Badehöhlen! fort aus dem Staube der Tyrannenherrlichkeit und hinauf auf Miseno's Felszunge, hinauf zum labenden Ausblick in die große Natur! Schmal und von der Brandung vielfältig ausgezackt tritt das Vorgebirge weit in's Meer hinaus, und auf seinem Scheitel grünt's und blüht's beständig; denn dieser Fels, wie die ganze Gegend, ist vom unterirdischen Feuer erwärmt, und wenn der kurze Winter Neapels die fernem Höhen weiß kleidet, bleibt hier kein Schneeflöckchen liegen. Der Blick beherrscht beide Meerbusen mit ihren Inseln, die Küste von Gaeta bis Sorrent, den Vesuv, und an hellen Tagen dringt er bis zur Küste Siziliens. Rückwärts aber öffnet sich der Garten Italiens, die Campagna Felice[844], überragt von den blauen Gipfeln der Appenninen. – Wenn eine glücklich gewählte Stunde Naturschauspiele und Beleuchtungsscenen schenkt, wie bei Gewitter, Morgen- und Abenddämmerungen; oder eine Mondscheinnacht, wo der silberne Ocean geisterhaft aus der Tiefe heraufblickt, während der ferne Vesuv seine dunkelrothe Leuchte aufsteckt, indeß die Trümmer der alten Welt ihre Riesenschatten auf die Landschaft werfen; oder wenn der Vesuv tobt, ein

---

[841] Kaiser Tiberius (siehe hierzu S. 40, Anm. 39).

[842] Mythos um den griech. Heros Trophonios (griech. Τροφώνιος); laut der homerischen Hymne auf Apollon (griech. Ἀπόλλων) hatte Trophonios zusammen mit seinem Bruder Agamedes (griech. Ἀγαμήδης) den Orakeltempel zu Delphi (griech. Δελφοί) erbaut. Nach der Fertigstellung teilte ihnen dann das Orakel mit, sie sollten sich sechs Tage lang allen erdenklichen Freuden hingeben, und am siebenten Tage würde ihnen schließlich ihre größte Sehnsucht erfüllt werden, wobei man sie nach sieben Tagen tot in ihren Betten auffand. Pausanias (griech. Παυσανίας; ca. 115–ca. 180) hingegen berichtet von den Brüdern, daß sie dem König Hyrieus (griech. Ὑριεύς) von Böotien zwar eine Schatzkammer gebaut, diese aber durch einen Geheimgang, den nur sie kannten, nach und nach ausgeräumt hätten. Daraufhin stellte ihnen der König eine Falle, indem er eine Schlange in der Schatzkammer aussetzte. Agamedes wurde von der Schlange gebissen und starb – worauf ihm Trophonios den Kopf abschnitt und diesen mitnahm, damit der König die Täter nicht identifizieren konnte. Danach floh Trophonios in die Höhle von Lebadeia (griech. Λεβάδεια) und ward nie wieder gesehen.

[843] Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (siehe hierzu S. 67, Anm. 104).

[844] Siehe hierzu S. 289, Anm. 808.

Sturm unter der Erde rollt, die alten Todtenurnen einfallen und die aufgerüttelte Phantasie wandelnde Geister ziehen sieht: – dann gewährt dieser Standpunkt eine Erinnerung, deren Bild keine Zukunft verwischt. Das Schönste aber gibt ein lichter Frühmorgen, wenn noch die Sternbilder des Himmels scheinen, die goldenen Wolkengebirge im Osten lagern und auf den Wellen unten zitterndes Glockenspiel ertönt: – und dann mag ein Blick auf die Trümmer der Vergangenheit fallen und der Gedanke trösten: Die alte Welt mit ihrer Größe und ihrer Qual liegt im Grabe. Allmächtiger, habe Dank! sie ersteht nicht wieder!



VICO, BAY VON NEAPEL

DVIII. Vico[845] in der Bay von Neapel.

Es gibt in ganz Italien keinen malerischerern und bezaubernderern Anblick, als die südlichen Gestade der Bay von Neapel. Von dem Fuße des Vesuvs an bis nach Sorrent hin ist die Küste ein ununterbrochener Wechsel von Fels und Schlucht, von Thälern und Bergen. Eichenwälder kränzen die Gipfel der letztern und dem Meere näher grünen Olivenwäldchen, blühen und duften Orangenhaine, wallen Getreidefelder, prangen Weingelände, und Gärten mit reichbehangenen Fruchtbaumen laden zur Ruhe und zum Genusse ein. Stattliche Dörfer, zierliche Kapellen, umfangreiche Klöster und die geistanregenden Ruinen des Alterthums schauen von dem Gestade herab, Villen verstecken sich zwischen den Bäumen, und die festen Thürme des Mittelalters, die von Strecke zu Strecke die ganze Küste besetzen, rufen die Zeiten zurück, wo die. räuberischen Sarazenen[846] die Herren in diesen Gewässern spielten. Selbst die glühende Hitze des Sommers beeinträchtigt die Anmuth des Aufenthalts auf dieser Küste wenig, denn der während dieser Zeit wehende feuchte Westwind erhält den Thälern und Hügeln die Vegetation und bewahrt den Quellen ihre Frische.

Mitten in dieser schönen Landschaft liegt, wie eine Veste auf hohem Felsrand, das Städtchen Vico, der Sitz eines Bischofs, mit einer königlichen Villa und einer Kathedrale. In seiner, Nähe findet eine Naturmerkwürdigkeit, die Grotte von Vico, ein vom Meere ausgehöhlter Fels, der ein Thor bildet, durch welches die Fluth mit furchtbarer Brandung aus- und einwogt, viele Besucher.

[845] Lat. Aequana, heute Vico Equense.

[846] Siehe hierzu S. 50, Anm 65.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 76.

DXXXVIII. Das Kloster St. Angelo.

Ein Bild aus der Umgebung Neapels, welche ich in diesem Werke schon früher geschildert habe.



KLOSTER St ANGELO
bei Neapel.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 106-108.

DCLXXXVII. Bajä.

„Wo ist die Stadt sibaritischer[847] Lust und korinthischer Freude?
Schwelgt der Genuß in Begier, schwelgt die Begier im Genuß?
Wohl noch grauet am Strande des Meere! der Tempel der Venus,
Aber zerfallen und leer, ohne der Priesterin Dienst.
Statt der Rosen bekränzet ihn Moos; auf verwüstetem Hügel
Deuten die bachische Stadt ärmliche Trümmer nur an.
Fieber athme[t] die Luft, kaum grünt der spärliche Weinberg,
Und verschmachtet – versiecht siehst Du die edle Natur".
(Waiblinger)[848]

Müd' und krank saß ich in meinem Sessel noch am späten Abend, um für dies Bildchen den Text zu schreiben. Vor den entzündeten Augen schwamm das Licht in bunten Farben. Unmuthig warf ich mich in den Arm des Lehnstuhls zurück und schloß die schmerzenden Augenlieder. Da umgaukelten hesperidische Bilder meine Seele. Im Traume sah ich Neapels Golf, Ischia mit ihren Schwestern, Misenums Vorgebirg, Cumä's Todtenstadt, Tempel und Thermen, die Villen des Scipio[849] und des Virgil von Reben umschlungen, und die Hügel von Falern, wo die Winzer bachische Feste feierten. Der Mittelpunkt aller Schönheit war aber ein weites Thal von reizend geformten Hügeln umgeben, auf welchen zwischen Orangenhainen und blühenden Myrthenwäldchen die Säulenhäuser der römischen Großen ragten – und dort, wo es sich gegen die Bai öffnete, lag die Sybaris der Weltbeherrscher – Bajä – von der die Dichter sagten, daß die Freude und Lust hier niemals ihren Kreistanz endige. Die prächtigen Säulenthore waren mit Festons[850] von Blumen und Laubwerk geschmückt, die Flamme des Vergnügens leuchtete aus Aller Augen, Schönheit war in allen Gestalten der Menschen und Dinge, die Eintracht der Verhältnisse und Formen ging durch die ganze Natur: die üppigste Fruchtbarkeit lag auf den Fluren, und glänzte von den mit Früchten und Blüthen beladenen Bäumen. Mild hauchte der azurblaue Himmel, rosiges Licht strahlte die Sonne, auf- und zusammenstrebend zu einem harmonischen Leben erschien mir Alles, was das Auge sah. „Bajä – du gepriesenste der Städte und du Liebling der Menschen, wie bist du schön!" rief ich aus; „wie ist Alles um dich her Klarheit, hohe Ordnung und Uebereinstimmung!" Und ich dachte an die alten Geschlechter Rom's, die dort des Lebens süßen Becher geschlürft hatten; an den königlichen Tarquin[851], den Julius Caesar, den Pompejus, den Crassus[852], den Marius und Sulla[853], an den Lukull,

---

[847] Veraltet für genußsüchtig, schwelgerisch, verweichlicht; abgeleitet von den Einwohnern der Stadt Sybaris (griech. Σύβαρις) am Golf von Tarent, deren Bewohner einen luxuriösen Lebensstil pflegten, der schon im antiken Griechenland sprichwörtlich geworden war.

[848] Die ersten acht Verse von Wilhelm Waiblingers (1804–1830) Gedicht „Bajä", wohl aus der von Hermann von Canitz (Lebensdaten nicht ermittelt) herausgegebenen „Ausgabe letzter Hand" „Wilhelm Waiblinger's gesammelte Werke, mit des Dichters Leben […]" (Hamburg: G. Heubel 1839), 6. Bd., S. 122f. zitiert.

[849] Siehe hierzu S. 290, Anm. 815.

[850] Frz., Girlanden.

[851] Lucius Tarquinius Priscus, der sagenhafte 5. römische König; er regierte von 616 v. Chr. bis 578 v. Chr.

[852] Siehe hierzu S. 80, Anm. 157.

[853] Der röm. Politiker, Feldherr und Diktator Lucius Cornelius Sulla Felix (ca. 138–78 v. Chr).



BUCHT von BAJAE
(Neapel)

den August, an Horaz, Virgil und Seneca[854], an den Marcell[855] und jenen Verschwörer[856], welcher Rom und die Welt vom Nero, dem Ungeheuer, befreiete; auch der Antonine[857] und des Trajan gedachte ich und warf einen Blick in die Prachtsäle der Villa der Julia Mammäa[858], wo die letzten Römer den Freudenbecher so lange schlürften, bis ihre Kraft entflohen war. „Wo bist Du, Bajä's Göttin, rief ich?" trunken von Dem, was ich erschaut hatte. Ein Lichtstrahl zog über die Flur, und umflossen vom röthlichen Schimmer sah ich eine Gestalt von himmlischer Schönheit! Lilienweiß war ihr Kleid, Rosen blühten auf ihren Wangen, unter einem Diadem von Sternen wallte das seidene Haar, einen blühenden Myrthenzweig trug die erhobene Hand. Und sie sprach: „Ich bin, die Du suchst; Bajä's Göttin und Beschützerin, die unsterbliche Freude!" Da erwachte ich. Ein Stück Vergangenheit hatte ich gelebt; aber das Bildchen, das vor mir lag, – das mahnte mich von der Gegenwart zu reden. – Was ist Bajä heute? – Weniger als ein Schatten von ehedem. All die Herrlichkeit des Alterthums ist verschwunden, nur wüste Trümmer, Knäufe, Säulenstücke, zerbrochene Simse und unkenntliche Brocken von Bildwerken sind über das Land gestreut, und unscheinliches Mauerwerk ragt noch da und dort über Schutthügeln und aus dem Gestrüpp, das jene überwachsen hat. Giftige Dünste hauchen den Tod aus Sümpfen, wo vor 18 Jahrhunderten die üppigsten Gärten in voller Pracht dufteten, und da, wo hunderttausend Menschen Freudenfeste feierten, und das Gold einer eroberten und geplünderten Welt in Strömen hinfloß, wohnen jetzt einige arme Winzer und Fischer in schlechten Hütten. Der Fluch der Unfruchtbarkeit hat die Felder fabelhafter Ueppigkeit getroffen. In ganz Italien gibt es keine ödere, verlassenere, unheimlichere Gegend als die von Bajä, die doch in der Römerwelt so gefeiert war. Selbst für den Freund der alten Kunst bietet sie eine vergleichsweise nur dürftige Ausbeute; denn obschon die ganze Landschaft mit Trümmern übersäet ist, so sind doch nur wenige Ueberreste vorhanden, die durch Größe das Auge fesseln. Die ansehnlichsten sind ein Tempel der Venus, die (auf dem Stahlstich im Vorgrunde sichtbare) Rotunda eines Merkurtempels und die sechseckige Cella eines Tempels der Diana Lucifera. Selbst der berühmte Hafen Bajä's, von vulkanischen Gewalten und in Folge von Erdbeben, welche diese Gegend beständig heimsuchen, verwüstet, ist für die Schifffahrt unbrauchbar geworden. Der Grund des Meers hat sich so sehr gehoben, daß nur kleine Fischerfahrzeuge da einen Stationsort finden, wo zur Zeit des Augustus die Kriegsflotten des weltgebietenden Roms vereinigt vor Anker lagen.

Hast Du Dich aber satt gesehen am Staub der großen Vergangenheit, dann besteige das Castell von Misenum (auf dem Stich das große Gebäude rechts am Seestrande) und genieße eine Aussicht, wie sie nur der Felsen von Gaeta in gleicher Schönheit wieder bietet. Von der Zinne des Thurms übersieht man beide Meerbusen – sowohl den von Bajä, als den von Neapel – mit ihren Inseln, die ganze Küste von Gaeta bis hinab nach Sorrent, den Vesuv, das Kastel S. Elmo, Puteoli, den Posilipp, den Monte Barbaro, den Monte Novo, Pompeji und Herkulaneum und die tausend Ruinen und Orte, an welche sich welthistorische Namen und Begebenheiten knüpfen. Ist aber der Tag günstig und die Atmosphäre von Dünsten rein, so dringt das Auge meerwärts bis an die Gestade von Sicilien und Du kannst den beschneiten Gipfel des Aetna entdecken, der wie ein lichtes Wölkchen am südwestlichen Horizonte schimmert.

[854] Der röm. Philosoph, Dramatiker, Naturforscher, Politiker Lucius Annaeus Seneca, genannt Seneca d. J. (ca. 1–65 n. Chr.).

[855] Marcus Claudius Marcellus (42–23 v. Chr.), der Neffe und Schwiegersohn des röm. Kaisers Augustus (siehe hierzu S. 70, Anm. 107).

[856] Der röm. Politiker, Redner und Literaturmäzen Gaius Calpurnius Piso († 65; Selbstmord), der sich bereit erklärt hatte, Nero (siehe hierzu S. 77, Anm. 139) in seiner Villa zu Baiae ermorden zu lassen.

[857] Antoninus Pius (86–161), seit 138 römischer Kaiser, und Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser.

[858] Iulia Avita Mamaea (griech. Ἰουλία Μαμαία; † 235; ermordet), die Mutter des röm. Kaisers Severus Alexander (208–235; ermordet).

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 102-110.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [117]-123.

Ein Tag in einer Straße von Neapel.

Von einem Balkon der Toledostraße, dieses Lebensnervs Neapels, der Pulsader einer herrlichen Stadt von ¾ Millionen Bewohnern, und dazu der schönsten Straße aller Städte Süditaliens, schauen wir hinab auf ein buntes Durcheinander stets wechselnder Erscheinungen; der Glanz ihrer Läden, das endlose Geräusch der sie durchfahrenden Karossen, das nie rastende Geschrei der Ausrufer wirkt verwirrend auf die Sinne. Wir fragen nach dem Anfang und Ausgang dieses aufregenden Schauspiels. Ein Blick auf einen Tag dieses Straßenlebens mag uns seinen Knäuel entwirren. Wenn im Sommer die ersten Strahlen der Sonne den Vesuv mit seiner bläulichen Rauchwolke vergolden und über der Stadt noch die Schleier der Morgendämmerung liegen, beginnen die ersten Wanderer in Begleitung schmuckloser Karren die Straße zu betreten. Es sind das *Contadini* (Bauern), die der unästhetischen Beschäftigung obliegen, die nächtlicher Weile aus den Häusern geworfenen „*immondizie*"[859], Unrath aller Art, der aus Mangel gewisser sehr nothwendiger Orte hier zu Lande der offenen Straße übergeben wird, auf ihre Karren zu laden und zur Stadt hinauszufahren. Diese *Contadini*, die sich in solcher Weise um die Straßenreinigung verdient machen, sind Miethlinge verschiedener Privatgesellschaften, die aus dieser Aufsammlung des Auswurfs nicht geringe Vortheile ziehen. Kaum daß die Straße ihre erste Toilette mit dem Verblassen des Morgensternes vollendet hat, so tauchen schon verschiedene andere Gestalten des erwachenden Neapels in ihr auf. Die oft vier Stock hohen Paläste mit ihren flachen Dächern, auf denen meist Blumen und kleine Gärten mit Orangen-, Lorbeer- und Oleanderbäumen stehen, treten mehr und mehr aus den letzten Nebelvorhängen der Nachtschatten hervor. Auf die Balkone wagt sich indeß noch Niemand, denn der Seewind weht um halb fünf Uhr früh meist so kühl durch die nach dem Meere zu ausgehenden Straßen, daß die verzärtelten Bewohner der Paläste der stolzen Toledo es vorziehen, noch unter ihren seidenen Steppdecken, bei verschlossenen Jalousien, von den Freuden des vergangenen Abends zu träumen. Aber unten auf der Straße schlagen schon fliegende Kaffeewirthe ihr leicht bewegliches Lager auf. Auf kleinen Kohlenpfannen, die sie auf das Lavatrottoir stellen, wärmen sie in mächtigen Blechkannen das Lieblingsgetränk aller Südländer und wischen dabei *honoris causa* an einigen alten Tassen mit ihren langen Schürzen von äußerst zweideutiger Farbe herum, um durch diese Bewegung den vorüberwallenden Bettlern und Lazzaroni[860], die jetzt ihre Schlafstellen unter den Kirchenportalen verlassen, ihre dienstwillige Bereitschaft zu erkennen zu geben, die Magen dieser Signori mit duftendem Mokkasaft zu

[859] Ital., Abfall, Müll.

[860] Siehe hierzu S. 286, Anm. 781.



STRASSE in NEAPEL

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

erwärmen. Gegen die bescheidene Ausgabe von nur einem *Grano*[861] (etwa 2 ½ Pfennige) kann jeder dieser Gentlemen nach seinem Schlummer auf hartem Marmorpfühl sich das Vergnügen gewähren, eine *tazza di caffe, fresca, fresca*, wie sie der fliegende Caffétier anpreist, zu schlürfen. Welch groteske Figuren sammeln sich da an der Ecke des durch seine demonstrationssüchtigen Besucher so berüchtigt gewordenen *Caffé d'Italia* (das General Lamarmora[862], der Bombardeur von Genua, während des Belagerungszustandes hat schließen lassen). – Vor der noch verschlossenen Eingangsthür dieses mit jedem Luxus ausgestatteten Caffé's hat ein Kaffeeschenk der *Plebaglia*[863] Posto gefaßt und um seine Kohlenpfanne ein beträchtliches Publikum von zerrissenen und zerlumpten Herren und Damen gesammelt, die ungeduldig darauf warten, daß eine der die Runde machenden drei Tassen mit dem köstlichen Frühtrank ihre danach lechzenden Lippen netze. Doch die charakteristischen Physiognomien dieser ersten Gäste, auf denen das *dolce far niente* so drastisch eingeprägt ist wie immer auf der Alabasterstirn einer träumerischen Lady der *old city*, verschwinden allmälig und ein anderes Publikum drängt sich um den ambulanten Kaffeeschenk, nämlich Früchte- und Gemüsehändler, die jetzt in die Stadt kommen, um zeitig einen guten Standpunkt zu gewinnen, und Wasserträger, die die Häuser um diese Stunde mit Trinkwasser zu versehen beginnen. Diese Klasse der Bevölkerung will schon höher hinaus. Sie begnügt sich nicht mit der einfachen Tasse Kaffee, sondern schlürft auch ein *bicchier di rum* (ein Gläschen Rum) dazu und mancher kauft sich auch für einen andern *Grano* ein Stück *pane dolce* (süßes Brod), das unserem Pfefferkuchen in Geschmack und Farbe nicht unähnlich ist. Darüber wird es sechs Uhr und nun beginnt von allen Seiten ein regeres Leben zu erwachen. Die Jalousien öffnen sich und die Balkonthüren knarren in ihren Angeln und wer die Neapolitaner und Neapolitanerinnen der besseren Gesellschaft in ihrer Morgentoilette betrachten will, braucht um diese Stunde nur einen Spaziergang durch die Toledostraße zu machen. Alle Läden, die eßbare oder trinkbare Artikel feil haben, gehen jetzt auf und füllen sich sehr bald, denn der Neapolitaner hat immer guten Appetit, vom Morgen bis zum Abend, und geht ihm dieser ab, so weiß er sich rasch mit einem Fläschchen Ricinusöl (*oglio di ricino*) zu helfen und damit das politische Gleichgewicht seiner Magennerven wieder herzustellen. Esel und Maulthiere mit Früchten und jeder Art *vettavaglie* (Lebensmitteln) bepackt erscheinen immer häufiger und stimmen mit ihrem häßlichen Geschrei ein so greuliches Konzert an, daß es nur noch durch das singende Geschrei oder besser gesagt Kreischen ihrer Führer übertroffen werden kann. Auch die Ausrufer bekunden jetzt, was ihnen der Himmel in seinem Zorn und zur Marter ihrer Mitmenschen für kreischende, schnarrende, nervenerschütternde Sprachorgane verliehen hat. Allerorts lassen sie ihre schrillenden Rufe vernehmen, die so sehr geeignet sind, zarter gebaute Ohren in Verzweiflung zu setzen. Daß die Herren Stiefelputzer jetzt alle irgend strategisch geeigneten Punkte der Straße besetzen, um ihr Augenmerk auf alle ungeputzten Schuhe und Stiefel zu richten und mit Ungestüm darüber herzufallen, um ja recht viele Fußbekleidungen noch in Glanz zu versetzen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. In demselben Maße, als die Sonne heißer zu scheinen beginnt, nimmt das Leben und die Rührigkeit auf der Straße zu. Um sieben Uhr früh ist das Geräusch der Karossen schon fast unerträglich und die Passanten haben bereits auf den Trottoirs nicht mehr Platz, sondern sehen sich genöthigt, sich durch Esel, Maulthiere, Rinder, Kühe, Pferde und Wagen auf dem Fahrwege hindurchzudrängen. Ja, auch Ziegenheerden erscheinen jetzt, um der stolzen Toledostraße zu all ihren übrigen Ingredienzien auch etwas Idyllisches zu verleihen. Hin und wieder hält eine solche Heerde vor einem Kaffeehause an, einer der Cammerieri[864] tritt beim Klang der Heerdenglöcklein heraus und macht eine Milchbestellung bei dem in Felle und Lumpen gehüllten Hirten, der dieselbe sofort effekturt, indem er die eine oder andere seiner Ziegen auf offener Straße melkt. Die Herren von der Polizei, *guardie di pubblica sicurezza* genannt, mit einer Art kurzen römischen Schwerts und dem Revolver bewaffnet, haben so viel zu thun, um in dem Chaos der Wagen und Karren

[861] Kupferne Scheidemünze im Königreich beider Sizilien, zu dem Neapel gehörte: 1 Ducato di Regno = 10 Carlini = 10 Grani. 1 Grano entspricht also dem Hundertstel eines Dukaten.

[862] Der ital. Politiker und General Alfonso La Marmora (1804–1878), der vom 5. bis 11. April 1849 den gegen das sardische Königshaus – und damit gegen den späteren ital. König Vittorio Emanuele (siehe hierzu S. 313, Anm. 871) – gerichteten Aufstand von Genua niedergeschlagen hatte.

[863] Ital., Pöbel, Gesindel.

[864] Ital., Kellner.

ein Sichineinanderverfahren zu hindern, daß sie sich nicht darum kümmern können, auf die Taschendiebe zu achten, die, höchst *gentlemanlike* gekleidet, jetzt in dem Gedränge ihre reiche Ernte zu halten beginnen. Um acht Uhr fangen die Cammerieri an aus den noblen Kaffeehäusern Kaffee und Chokolade auf Bestellung in die Häuser zu tragen, denn der Italiener findet es hier, wo die Frau Gemahlin sich nicht gern mit dergleichen befaßt, praktischer, das Frühstück für sich und Familie, falls er nicht etwa selbst viele Dienerschaft hat, außer Hause bereiten zu lassen. Er überläßt es je doch Madame, ihren Kaffee oder ihre Chokolade allein einzunehmen und zieht es für sich vor, in's Kaffeehaus zu gehen. Das Caff*é* ist in ganz Süditalien der eigentliche Foyer jeder geselligen Unterhaltung und daher der Zerstörer jedes häuslich-geselligen und Familien-Lebens. Da es dem Neapolitaner keineswegs darauf ankommt, den Tag über ein Halbdutzendmal Kaffee zu sich zu nehmen, so macht er jeden Besuch, jedes Geschäft, jede Zusammenkunft im Kaffeehause ab. Das ist der Ort, wo er immer Bekannte, Freunde und Unterhaltung vorfindet und wo er deshalb, ohne seine Börse wesentlich erleichtern zu müssen, einen großen Theil des Tages und fast jeden Abend zubringt. Die Kaffeehäuser stehen daher, mit Ausnahme der Stunden der Siesta von zwölf bis drei Uhr Nachmittags, nie leer. In ihnen treibt sich Alles, der Herr wie der Diener, *pêle-mêle*[865] durcheinander, doch gibt es auch Kaffeehäuser, die gewissen Klassen von Besuchern fast ausschließlich angehören, so das *Caffé Angelis* den Kaufleuten, das *Caffé d'Europe* den Offizieren und Schiffskapitänen, das *Caffé d'Italia* den Mitgliedern der Actionspartei und Freunden des bekannten freisinnigen Journals *Popolo d'Italia*, das *Caffé Greco* den vielen in Neapel ansässigen Neugriechen etc. Um neun Uhr früh wird der Verkehr noch stärker, denn nun mischen sich unter die Menge alte und junge Damen, die in die Messe eilen. Die meisten tragen die Schleier zurückgeschlagen, denn sie sind hübsch und wollen bewundert werden, und da es sonst wenig Gelegenheit zu geselligem Verkehr gibt, so bieten die Kirchen fast die einzigen zur Anknüpfung von Bekanntschaften und Rendezvous geeigneten Orte. Kein Wunder, daß sie von der heißblüthigen Jugend viel besucht werden. Im Duft des Weihrauchs erscheint ja jede hübsche Mädchenphysiognomie als ein Engels- und Madonnenantlitz. Die fliegen den Buchhändler haben unterdeß schon lange einen Theil des Bürgersteigs in Beschlag genommen, um dort auf an die Häuser gelehnten schmucklosen Brettertischen die Erzeugnisse der neuesten Literatur und die gesuchtesten Journale auszulegen. Voran eine Biographie Garibaldi's[866] mit seinem Bildniß, das jedem Neapolitaner, der sich aus der Bourbonenwirthschaft[867] nur ein Fünkchen Menschenwürde gerettet hat, das Herz allezeit höher schlagen und ihm den Refrain des beliebten Volksliedes:

Viva, viva Garibaldi,
Ché ciè dato la libertà![868]

unwillkürlich auf die Lippen treten läßt.

Neben Garibaldi steht die von einem *Moderato*[869] geschriebene Geschichte des großen Grafen Cavour[870], der zu früh für Italien starb, um noch den Bürgerkrieg von seinem Vaterlande abzuwenden. Victor Emanuel[871] dagegen wird seltener gesehen; er ist ein weniger gesuchter Artikel; natürlich!

[865] Frz., buntgemischt, durcheinander.

[866] Der Protagonist der ital. Einheitsbewegung Guiseppe Garibaldi (1807–1882).

[867] Im Präliminarfrieden von Wien vom 3. Oktober 1735 mußte die Habsburgerdynastie das Königreich Neapel und Sizilien an die spanischen Bourbonen abtreten, das sich seit dem 8. Dezember 1816 Königreich beider Sizilien nannte. Im Oktober 1860 wurde besagtes Königreich durch die Truppen Garibaldis (siehe hierzu S. 313, Anm. 866) dem Königreich Sardinien-Piemont angeschlossen.

[868] Ital., „Viva, viva Garibaldi, \ Ché ci è dato la libertà! / Es lebe, es lebe Garibaldi! \ Denn uns ist die Freiheit geschenkt!".

[869] Ital., Gemäßigter.

[870] Der ital. Staatsmann Camillo Benso Graf von Cavour (ital. Camillo Benso, conte di Cavour; 1810–1861). Als Ministerpräsident des Königreichs Sardinien-Piemont trieb er die italienische Einheit voran, war danach Architekt der italienischen Verfassung und erster Ministerpräsident des neuen Königreiches Italien.

[871] Viktor Emanuel II. (ital. Vittorio Emanuele II; 1820–1878) aus dem Hause Savoyen; von 1849 bis 1861 König von Sardinien-Piemont, seit 17. März 1861 König von Italien.

verstand er es doch bei seinem Aufenthalt in Neapel[872] nicht, die Herzen dieses so leicht für Liebe wie für Haß entzündlichen Volkes zu erobern. Statt sich dem Volke leutselig zu zeigen, ritt und fuhr er nie ohne Eskorte, genau wie es früher die Bourbonen eben auch thaten, und kümmerte sich mehr um Jagd und andere Divertissements[873] als um die mannigfachen Leiden eines Volkes, das ihn nur zu seinem Könige ausgerufen hatte, damit er in Rom auf dem Kapitol throne und die Trikolore über das gesammte einige Italien wehen lasse. Neben diesen Büchern fehlen aber nicht, in krassem Kontrast, Schmutzschriften mit obscönen Bildern offen aufgeschlagen, die keine Polizei anderswo unangefochten lassen würde. Nicht weit vom fliegenden Buchhändler sitzt oder liegt vielmehr auf dem Straßenpflaster ein altes, häßliches Weib. Sie hat ihren Fuß, an dem eine eiternde Wunde sichtbar ist, entblößt und dazu schreit sie so schrillen, markerschütternden Tons: „*Misericordia!*“ wie eine der zu ewiger Qual verdammten armen Seelen in Dante’s[874] Hölle. Es ist ein überaus häßlicher Anblick, der mehr Abscheu und Ekel als Mitleid erweckt und der sich leider in den Straßen Neapels nur zu oft wiederholt. Die Sonne steigt höher und höher und ihre Strahlen werden immer versengender. In dem Menschengewühl der völkerwimmelnden Toledostraße herrscht eine mit Staub und Dunst jeder Art erfüllte erstickende Atmosphäre. Aber noch, es ist halb elf Uhr, schreit und rennt Alles durcheinander, als ob die ewige Seligkeit davon abhinge, nur recht viel Lärm und Getümmel zu machen. Da ertönt Musik. Ein Bataillon Nationalgarde marschirt durch die Straße, in ihren geschmackvollen braunen Waffenröcken und der hübschen, recht militärischen und doch ungezwungenen Haltung. Während sie vor dem *Caffé d’Italia* vorüberschreiten, rufen die dort versammelten Patrioten aus vollster Kehle: „*L’inno, suonate l’inno!*“ (die Hymne, spielt die Hymne!) und dies gefällige Musikkorps der Nationalgarde läßt sich nicht lange bitten und spielt sofort die beliebte *inno garibaldino* (Garibaldihymne); da öffnen sich alle Fenster, Alles eilt auf die Balkone und klatscht in die Hände und von allen Seiten tönt der volle wohlklingende Ruf: „*Viva Garibaldi, viva l’Italia, viva la Guardia nazionale!*“ Bald darauf schlägt es zwölf Uhr Mittags und fast wie mit einem Zauberschlag entleert sich die eben noch so überfüllte Straße. Alles zieht sich in die schattigen kühlen Steinhäuser zurück und überläßt es den jetzt senkrecht niederfallenden glühenden Sonnenstrahlen, die Straße allein unsicher zu machen. Wer um ein Uhr noch darin herumspaziert, ist gewiß kein Neapolitaner, sondern ein Fremder. Von ein bis drei Uhr ist die Physiognomie der Straße daher ziemlich einförmig und still. In den Läden schlafen die Verkäufer und unter den Marquisen stattlicher Ladenfenster oder unter Mauervorsprüngen und Portalen, die Schatten gewähren, liegt der Lazzarone behaglich auf dem Straßenpflaster ausgestreckt und hält gleichfalls seine Siesta. Auch der fliegende Buchhändler und der Aquajicolo[875] über lassen sich in der sicheren Ueberzeugung, daß es jetzt selbst den Dieben zum Stehlen zu heiß ist, auf ihren kleinen Rohrstühlen unter einem mächtigen alten Regenschirm sitzend, süßem Schlummer. Die so am hellen lichten Tage träumende Palaststraße macht auf den Fremden, namentlich wenn er ihr geräuschvolles Treiben in den Frühstunden gesehen hat, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Während Alles schweigt, scheinen die Steine zu reden und von dem furchtbaren 15. Mai 1848 zu erzählen, wo Ferdinand II.[876], grauenhaften Angedenkens, hier die von ihm selbst provocirte Revolution niederwarf, um einen Vorwand zum Verfassungsbruch zu gewinnen. Damals floß das von seinen Schweizern, Garden und Lazzaroni vergossene Bürgerblut stromweis auf dem Lavapflaster. Aus allen Häusern und Palästen, ja selbst aus den Kirchen erscholl Kampf- und Wehegeschrei. Was nicht unter den Bajonetten der feilen Schweizersöldner fiel, wer der Mißhandlung und Entehrung durch die königlichen Garden entging, der fand sein trauriges Ende unter dem Dolchmesser der den Truppen, wie die Hyäne dem Panther nachschleichenden *Plebaglia*, die vom König zur Belohnung ihrer Treue Mord- und Plünderfreiheit erhalten hatte. Jetzt lächelt die Sonne über andere, neue Bewohner der Toledo, die garstigen, großen Blutflecken sind längst abgewaschen, nur die Erinnerung ist geblieben und das blutige Blatt in der Geschichte von Neapel, auf der auch diese königliche Frevelthat neben vielen anderen

[872] Im November 1860.

[873] Frz., Vergnügungen.

[874] Dante Alighieri (1265–1321).

[875] Wohl dialektal für Wasserverkäufer.

[876] Ferdinand II. (ital. Ferdinando II delle Due Sicilie; 1810–1859), seit 1830 König beider Sizilien, der wegen der Brutalität mit der er gegen die eigene Bevölkerung vorging auch „Re bomba“ geheißen wurde.

verzeichnet steht. Aber jetzt schlägt es drei und die Leute fangen wieder an, sich zu ermuntern. Die *Trattorie* (Speisehäuser) füllen sich und die *Popolani* (Kleinbürger) in diesem oder jenem *Vico* (kleine, enge Nebenstraßen der Toledo) setzen sich wohl auf der Straße zu Tisch und laden den vorübergehenden Fremden, natürlich nur aus Höflichkeit, ein, an ihrem aus Maccaroni, Salat und irgend einer Fleischspeise bestehenden Mahl Theil zu nehmen. Auf der Mitte des Tisches glänzt die große volle *Caraffa* mit dunkelrothem Wein. Solch ein Mahl auf der Straße sieht sich recht lustig an und man sieht an ihm, daß wer in Neapel nur arbeiten will, dort auch einen guten Tisch findet. Da naht aber ein düsterer Zug, der von Leuten aus dem Volke mit vielen äußeren Zeichen des Schmerzes umgeben und begleitet wird: es ist das Leichenbegängniß einer *Zitella* (Jungfrau). Voran schreiten einige Dutzend in blaue und schwarze Kittel gekleidete Männer mit schwarzen Matrosenhüten. Alle tragen kleine schwarze Fähnchen und da es lauter kleine, alte, häßliche Leute sind, so sehen sie wirklich recht wie Leichenraben aus und gewähren einen Anblick, bei dem man Grauen empfinden könnte. Ihnen folgen Chorknaben mit dem Kreuz und den brennenden Kerzen, dann Priester und Mönche, und endlich die im offenen Sarge getragene weißgekleidete *Zitella*, mit einer Fülle von Blumen geschmückt. Das braune Gesichtchen zeigt noch immer Spuren von Schönheit, aber die todesstarren Züge, dem Blicke so vieler fremder Beschauer preisgegeben, bilden einen sonderbaren Kontrast zu dem wiedererwachenden Leben der Straße. Hinter dem Sarge schreiten Leidtragende und Leute aus dem Volke, die sich das Ansehen geben, als ob ihnen der Tod der Jungfrau entsetzlich zu Herzen ginge, namentlich sind es ältere Frauen, die sich vom Uebermaß ihres Schmerzes hinreißen lassen, sich in den aufgelösten langen schwarzen Haaren reißen und laute Seufzer und Klagen ausstoßen. Auf den Balkonen stehen Herren und Damen, die vor der fremden Todten sich verneigen und fromm bekreuzen. Aber der Zug eilt vorüber und im nächsten Augenblick schon denkt Niemand mehr an das junge Mädchen, das in ihrer Blüthe vom Schnitter Tod so unbarmherzig gemäht worden ist. Dort in dem kleinen Liqueurladen, der mitten unter den übrigen eleganten Läden den Bedürfnissen der niederen Klassen Rechnung trägt, schleppt jetzt ein Mann in Hemdärmeln ein Fäßchen vor die Thür, in dem er durch Drehen und Schlagen aus wirklichem Schnee und Ziegenmilch Eis für’s Volk zur Erfrischung bereitet. Ein Gläschen für einen *Grano* ist Niemand zu theuer und wenn es auch nicht wie das in den Kaffeehäusern fabricirte und wirklich ausgezeichnete „*gelata*“ schmeckt, so erfrischt es doch und selbst Leute aus besseren Ständen verschmähen es nicht, im Vorübergehen davon zu schlürfen. Der Verkehr wogt mit den zunehmenden Schatten wieder lebhafter und rühriger durch die Straße. Die Leute eilen in die Caff*é*s, um sich dort für den Abendspaziergang vorzubereiten. Um diese Zeit, zwischen vier und fünf Uhr, ist es, wo das beliebte Volksblatt: „*La Democrazia*“ erscheint, das zerlumpte Jungen mit lauter Stimme: „*a Democrazia*“ ausrufen, – für einen *Grano* –, denn mehr darf eine Zeitung hier nicht kosten, wenn sie populär werden soll. Mit kreischendem Geschrei kommen die Jungen die Straße heruntergelaufen, Jeder sucht dem Anderen zuvor zu kommen. Feste Abonnenten haben hiesige Zeitungen nur wenige: die meisten Nummern werden durch die sie ausschreienden Colporteurs verkauft. Unterdeß wird es sechs Uhr Abends und nun gewinnt es den Anschein, als ob ganz Neapel seine Bewohner und Karossen in die Toledostraße geschickt habe. Der Tumult ist so arg, daß es Fremden um diese Zeit vorkommt, als ob sie sich mitten in einer Revolution befänden. Aber was für ein Durcheinander an bunten Scenen findet auch jetzt hier statt! Dort an dem *Caffé d’Italia* arretiren zwei Guardie dipubblica sicurezza einen Patrioten, weil er sie, als der Eine ihm im Gedränge auf die Hühneraugen getreten, mit dem Titel: *carogne poliziesche* (Polizeigesindel) beehrt hatte. Nicht weit davon findet ein anderer Anlauf statt, weil irgend eine zu erfinderische Phantasie einen Aufstand in Ungarn, Polen oder sonst wo im Geiste zu Stande gebracht und gläubigen Ohren erzählt hat. Etwas weiter ab davon sind zwei Fiaker an einander gerathen und hauen gegenseitig unter tausend Verwünschungen mit den Peitschen auf ihre Pferde los nach dem alten Grundsatz: „schlägst Du meinen Juden, schlage ich Deinen Juden.“ Plötzlich ertönt der Ruf: „*Al ladro, al ladro!*“ (dem Räuber nach!). Ein ertappter Taschendieb wird von der Menge verfolgt. Wehe ihm, wenn ihn die Volksjustiz erreicht, denn ein paar Messerstiche wären ihm sicher, aber im Gewühl und Gedränge entgeht der Schuldige leicht und nun mag sich Jeder in Acht nehmen, daß ihn nicht etwa ein Camorrist[877] oder Helfershelfer des Diebes selbst anpackt. Die liebe Polizei kommt hier wie anderswo gewöhnlich zu spät. Die Balkone füllen sich

[877] Ein Mitglied der Camorra.

nunmehr mit weißgekleideten Damen, die die Abendkühle genießen wollen. Bis zum Einzuge Garibaldi's pflegten die Damen in der kurzen Dämmerzeit sich gern mit erhobenem Zeigefinger zu begrüßen. Von Haus zu Haus, von Balkon zu Balkon wurde dies verhängnißvolle Zeichen gewechselt, das nichts anderes als „*Italia una*" bedeutete. Dies Zeichen lehrten die Mütter ihre Kinder bevor diese noch sprechen konnten. – – Die Gaslaternen werden jetzt angezündet und werfen seltsame Reflexe über die einzelnen Scenen des Straßengewühls. Vor dem *Caffé Angelis* sammelt sich eine große Menschenmenge, um den Tönen einer Zitter zu lauschen, die darin von einem bildschönen Mädchen geschlagen und ihrer silberhellen Stimme begleitet wird. Lauter Beifall ertönt, denn sie singt das bekannte garibaldinische Kriegslied:

Addio, mia bella,
L'armata se ne va etc.[878]

Alles Kriegerische findet hier zuverlässig Beifall, denn die gesammte italienische Nation hat das richtige Vorgefühl, daß sie ohne heiße Kämpfe sich nicht völlig einigen, nicht zur Ruhe und zum Genuß ihrer Siege und Freiheit gelangen werde.

Später Abends pflegen in der Toledostraße einige tief verschleierte, schwarz gekleidete Damen zu erscheinen, die die Vorübergehenden mit zitternder Stimme um ein Almosen ansprechen. Dies verhüllte Elend hat etwas um so Rührenderes an sich, als es nach Stimme und Gestalt meist Jugend und Schönheit verräth. Diese „anständigen Bettlerinnen", welche vor jeder unehrenhaften Anerbietung sofort schnell fliehen, sind gezwungen, für ihre kranken oder darbenden Angehörigen um ein Almosen zu flehen, das sie für sich selbst zu fordern nie wagen würden. Wie mögen ihnen die lustigen Klänge in das Herz schneiden, die aus den Caf*é*s und den Trattorien ertönen! – Nach neun Uhr beginnt es stiller zu werden, und um zehn hat die Straße das Ansehen jeder andern großen Stadt um diese Zeit. Dagegen füllt sie sich halb elf Uhr wieder mit neuem Leben, denn um diese Stunde gehen die Vorstellungen in San Carlo und dem Fenicetheater zu Ende. Ein Menschenstrom wogt wieder auf kurze Zeit durch ihre hell erleuchtete Palastreihe, und das Auge des Fremden haftet gern auf den zahlreichen weißgekleideten Frauengestalten, die der Nachtscene einen so eigenthümlichen Reiz verleihen. Von den Dächern und Balkonen lächeln die üppig-süßen Düfte der Orangenbäume und Blumen herab und der südliche sternbedeckte Himmel wünscht eine *felicissima notte*. Der Menschenstrom ist vorübergezogen, die öffentlichen Lokale leeren sich, die Lazzaroni suchen sich auf den Trottoirs und unter den Kirchenvorbauen eine kostenlose Schlafstelle und nach des Tages vielfachem wilden Lärm zieht tiefe Stille durch die ganze Stadt. Die Fittige der Nacht wehen so lau und schmeichelnd, und laden auch mich zum Schlummern und Träumen ein und in Neapel, dem Stück vom Himmel gefallenen Paradieses, träumt sich's so süß.

Eduard Rüffer[879].

[878] Ital. „Addio mia bella addio! \ Che l'armata se ne va… / Lebewohl, meine Schöne, lebwohl! \ Daß nun die Truppen abziehn…"

[879] Der deutsch-tschechische Schriftsteller Eduard Rüffer (1835–1878) hatte 1860 am Feldzug Garibaldis gegen Neapel teilgenommen.



DER VESUV
VON ST. ELMO AUS GESEHEN.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [65]-72.

Der Vesuv.

Aus vieltausendjähriger Nacht der Ruhe erweckte den alten Feuerberg das Zittern seiner Heimatherde zu einer Zeit, wo in Italien, ja im ganzen römischen Reiche alle Herzen zitterten unter der Geißel des Musters aller Tyrannen, des Kaisers Nero. So weit Geschichte und Sage damals zurückreichten, fand nirgends sich eine Kunde von dem dauernden Zusammenhange des Vesuv mit der Werkstatt des Vulkan; als sichtbare Esse derselben galt der Aetna allein, während auf dem hohen, runden Gipfel des Vesuv eine Einsendung wohl den ehemaligen Krater an deutete, aber an den Abhängen mit Weinstöcken bepflanzt und außerdem mit Steingerölle bedeckt war. Den ganzen Berg schmückten ringsum Wälder und Felder voll üppigster Fruchtbarkeit und zu seinen Füßen blüheten die beiden Städte Herculanum und Pompeji.

Ein Erdbeben im Jahre 63 (unserer Zeitrechnung) mahnte zuerst die Bewohner der blühendsten Gestade Italiens an die nahe unter seiner Oberfläche schlummernde Gefahr, obwohl eine nähere auf der Erde drohte, denn schon im folgenden Jahre mußte das herrliche Rom in Flammen aufgehen, um seinem wahnwitzigen Kaiser[880] Troja's[881] Untergang anschaulicher zu machen und dem Deklamator für die Schilderung desselben als scenischer Hintergrund zu dienen.

Es herrschte Unglück genug über Italien, so mochte der Berg denken, und er versparte sein Debüt im Unheilbringen noch ein Decennium. Als Kaiser Titus[882] die Römer so glücklich machte, daß sie ihn als die *Deliciae generis humani*[883] priesen, im Jahre 79, da erst sprengten die Feuergeister der Tiefe die alte Pforte des Vesuv und die furchtbare Hoheit Vulkans zeigte sich den schreckerstarrten Menschen in ihrem entsetzlichsten Bilde. Nicht himmelanstrebende Feuersäulen leuchteten über Land und Meer, sondern eine unermeßliche schwarze Wolkenmasse wälzte sich aus dem Berge empor, breitete sich weiter und weiter aus und hüllte endlich Alles ringsumher in ihren schweren, glühenden Aschenmantel. Tag und Nacht stöhnte, donnerte und bebte der Berg und die Erde um ihn her, Blitze und Feuerzeichen durchzuckten die Wolke, immer dichter und heißer fiel der Aschenregen und immer weiter breitete er sein Verderben aus. Tausende von Menschen erlagen ihm, alles Leben erstarb unter ihm. Und als endlich der Donner der Tiefe schwieg, die Winde Herr wurden über die Wolken des Bergs und zum ersten Male die Menschen es wagten, aus ihren tausenderlei Verstecken hervorzukriechen und um sich zu schauen unter dem Leuchten der Sonne des Friedens: da erkannten sie, die Armen, die eigene Heimath nicht wieder. Der erste Blick eines Jeden suchte den unheilvollen Berg: wohin war sein Gipfel gekommen? Er war versunken, der Berg erschien gespalten, zwei Gipfel ragten auf, zwischen welchen eine Säule Rauchs sich erhob, gleich einem Denkmal über vollbrachter That. Und wie erschien erst diese selbst in ihren Spuren! Unter hoher Aschendecke lag alles Leben der Natur, von der trotzigen Eiche bis zur schmiegsamen Weinrebe, erstickt, verbrannt und begraben. So war es mehre Meilen weit vom Berge, so weit die Menschen sich vor seinen Stürmen geflüchtet hatten. Je näher dem Vesuv, desto wilder ward das Bild der Vernichtung; je weiter man vordrang, desto veränderter die ganze Oberfläche vom Bergesgipfel bis zum Meere. Das Erschütterndste aber erkannten die Geretteten zuletzt: vergeblich suchten sie

---

[880] Nero (siehe hierzu S. 77, Anm. 139).

[881] Griech. Τροία, Troia oder Τροίη, Troiē; auch ἡ Ἴλιος, hē Ílios, „die Ilios" oder τὸ Ἴλιον, tó Ílion, „das Ilion"; lat. Troia oder Ilium; türk. Truva.

[882] Siehe hierzu S. 84, Anm. 163.

[883] Lat., „Freuden des Menschengeschlechts".

auf und ab zwischen Berg und Meer unter den Aschen- und Steinhaufen nach den beiden so volkreichen und herrlichen Städten. Weder von Herculanum noch von Pompeji zeigte sich den Augen der Menschen – nach diesem Ausbruche vom Jahre 79 und über anderthalb Jahr tausende lang – die geringste Spur ihres Daseins.

Bekanntlich verlor auch Plinius der Aeltere[884] bei diesem Ausbruch durch seinen Naturforschereifer das Leben; sein Neffe[885] schilderte in seinen berühmten „Briefen“ das außerordentliche Ereigniß.

In den nächsten neunhundertsiebenundfünfzig Jahren erfolgten sechs Ausbrüche, von welchen die fünf ersten, in den Jahren 205, 472, 512, 685 und 993, zu den weniger bedeutenden gehören. Aber welche Jahre sind dies in der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel! Noch fünfundzwanzig Jahre vor dem ersten jener Ausbrüche hat die jammervolle Periode des römischen Reichs begonnen, in welcher von sechsunddreißig Kaisern siebenundzwanzig ermordet und drei im Kriege getödtet worden sind. Dann ward das Reich getheilt, um unter den Keulen der Barbaren, unserer braven Vorfahren zumeist, desto leichter in den Staub zu sinken. Wie sie hintereinander hertraben in der Geschichte: Vandalen und Gothen, Hunnen und Longobarden, Griechen und Araber, Franken und Normannen! Wie einst Rom auf allen Völkern, die ihm erreichbar waren, mit seiner Macht gelastet, so eilten nun alle Völker herbei, um auf den gefallenen Riesen zu treten: Reiche entstanden und zerbrachen unter der eisernen Hand kühner Führer und Fürsten; so bildete sich sogar ein einiges Königreich Italien unter Theodorich, und als auch das zerfiel, bedeckte länger als Herculanum und Pompeji die vulkanische Asche, der blutige Mantel fremder Hab- und Herrschgier, innere Fürsten- und Völkerzwietracht die Einheit und Freiheit der aus den Resten all der kämpfenden und duldenden, fremden und heimischen Völker hervorkeimenden italienischen Nation.

Es war das letzte römische Reichs-Spiel, als zur Weihnacht 800 dem Frankenkönig Karl[886] die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt wurde. Für das deutsche Reich spann dieser unglückseligste aller Widersprüche eines „römischen Reichs deutscher Nation“ sich noch fort bis zum eigenen Verderben; in Italien entfaltete sich die zweite Machtblüthe, und als im Jahre 993 der Vulkan seine Donner in das Thal schleuderte, hatte sie eines ihrer kühnsten Werke vollbracht: Papst Johann XV.[887] hatte zum ersten Male die Hand der Kirche so hoch erhoben, einen gestorbenen Menschen „heilig“ zu sprechen.

Als im Jahre 1036 ein zweiter und gleich darauf, 1049, ein dritter großer Ausbruch des Vesuv ganz Unteritalien in Schrecken setzte, waren längst Fremde dort Herren, und das heimische Volk äußerte noch keine Regung eines eigenen nationalen Wunsches und Willens. Aber im Norden Italiens sprang aus dem festen Kern der Städte ein neuer Volksgeist auf die Kampfbahn; Venedig, Genua, Pisa, die lombardischen Städte erhoben ihre stolzen Häupter, während in Rom der letzte Ring zu der dreifachen Krone geschmiedet wurde, mit welcher in der Hauptstadt der Italiener der „Statthalter Christi auf Erden“ die Herrschaft über das geistliche und weltliche Leben der gesammten christlichen Welt an sich riß. Und als im Jahre 1138 der Berg abermals seine Feuersäulen in die Wolken aufwirbelte, hatte bereits ein deutscher Kaiser im Sünderhemde vor einem Papste geknieet[888].

Einhundertachtundsechzig Jahre ruhen nun die wilden Geister der Tiefe. Anders auf der Oberfläche. Da ziehen in die Schlösser der Normannenkönige die Hohenstaufen ein, in Palermo und Neapel feiert die Kunst goldene Tage. Und auf die lieblichste Blüthe fällt der giftige Thau. Das Turnier der Deutschen und der Franzosen um den Preis der Obermacht in Italien wird eröffnet, Karl von Anjou[889] siegt, und Konradins[890] schönes Haupt fällt unter’m Henkerbeil auf dem Markte zu Neapel. Aber auch

---

[884] Siehe hierzu S. 71, Anm. 112.

[885] Gaius Plinius Caecilius Secundus Minor (62–113 o. 115), röm. Schriftsteller, Anwalt und Senator.

[886] Karl der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 122).

[887] Johannes XV. (eigentl. Giovanni di Gallina Alba; † 996), seit 985 Papst.

[888] Der berühmte „Gang nach Canossa“ des dt. Königs Heinrich IV. (siehe hierzu S. 617, Anm. 1823) 1077, um von Papst Gregor VII. (siehe hierzu S. 548, Anm. 1639) den Widerruf seiner Exkommunikation zu erlangen.

[889] Karl I. von Anjou (ital. Carlo d’Angiò; 1227–1285), seit 1266 König von Sizilien.

[890] Konradin (1252–1268; hingerichtet) als Konrad IV. ab 1262 Herzog von Schwaben, als Konrad III: seit 1254 König von Jerusalem und als Konrad II. von 1254 bis 1258 König von Sizilien.

die sicilianische Vesper[891] vollbringt vor unsern Augen ihr furchtbares Rachewerk, und das Volk hat zum ersten Male seinen eigenen Willen gezeigt und ihn mit Blut in's Weltenbuch geschrieben.

Während so zu den Füßen des Vesuv die Leidenschaften der Menschen wütheten, erfreute sich der italienische Geist im Norden neuer Triumphe. Mailand, Florenz, Genua und vor Allen Venedig sind der Stolz dieser Zeit in der italienischen Geschichte. Aber auch einen wunderlichen Streich hat das Schicksal geduldet: es ließ die römischen Papste, die in ihren unablässigen Eingriffen in die weltlichen Verhältnisse sich in allen Künsten des Lugs und Trugs als Meister bewährt hatten, der ärgern List in das Netz fallen. Von Frankreichs Königen, für die sie so oft Deutschland verrathen hatten, wurden sie mit aller Lust des Hohns in die babylonische Gefangenschaft[892] nach Avignon abgeführt. Das geschah im Jahre 1305.

Das Ereigniß stand als ein so entsetzliches vor aller Priester und Mönche Augen, daß man sich nun erst erklärte, warum schon seit dem Jahre 1301 der Boden Italiens vieler Orten zu erzittern begonnen und ein Feuer aus Ischia emporgebrochen: lauter Zeichen vom Zorn Gottes über die sündige Menschheit und ihr Verbrechen an Christi Statthalter. Der Berg wartete mit seiner Betheiligung noch ein Jahr, dann aber, 1306, erschütterte er das Land umher und entleerte seine überfüllten Lavabecken.

Und abermals legte er sich zur Ruhe auf drei Jahrhunderte. Währenddem kehrten nicht nur die Päpste nach Rom zurück, um die alte Wirthschaft mit neuem Eifer fortzusetzen, auch hellere Sterne leuchten diesen Tagen: Wissenschaften und Künste erhoben sich zu einer Ehrensache für die Fürsten, zu Gegenständen des Stolzes für die Völker und besonders für die Städte; Maler und Bildhauer, Schriftsteller und Dichter umgaben sich und Andere durch ihre Werke mit erheben dem Genuß und lockendem Ruhm. Bildete Rom ihren Mittelpunkt, die Hauptstadt all dieses Glanzes, so konnten Venedig, die lombardischen Städte und Genua auf ihre Provinzialleistungen mit Genugthuung blicken, und in Florenz machten Männer wie Cosmo und Lorenzo[893] selbst Rom den Rang in den edelsten Blüthen der Kunst streitig. – Außerhalb dieses stillen heiligen Wirkungskreises brausten die politischen Stürme ihre alten Bahnen über das zerrissene Land und weckten in den trotzigen. Häuptern, namentlich der Lombarden, Gedanken an Befreiung der Nation. – Je mehr die Wissenschaft aufathmete, desto wankender wurde der Glaube an die Unfehlbarkeit der römischen Päpste. Schon jetzt begann das Rütteln an Petri Stuhl, denn es hatten bereits Scheiterhaufen entzündet werden müssen, um sein Ansehen aufrecht zu erhalten. Ketzergerichte und die Gerichte gegen Majestätsverbrechen stammen aus der gemeinsamen Quelle geistlicher und weltlicher Tyrannei: die Furcht vor dem Verbleichen des Nimbus rief sie in's Leben, und ihre Nothwendigkeit ist der gefährlichste Geist der Hierarchie wie der Monarchie. Huß und Savonarola[894] sind Blutzeugen dieser Zeit. – Noch drückender, als auf den Bewohnern des Kirchenstaats die geistliche, lastete auf Neapel und Sicilien die fremde Herrschaft, für die das reizende Land fortwährend Lieblingsgegenstand dynastischer Erb- und Theilungsprojekte war. Durch einen normannischen Tochtermann war Neapel an die Hohenstaufen[895], durch einen hohenstaufischen Tochtermann an die Arragonier[896]

---

[891] Als „Sizilianische Vesper" bezeichnet man die am 30. März 1282 (Ostermontag zum Zeitpunkt der Vesper) zunächst in Palermo auf Sizilien ausgebrochene und von Massakern an Franzosen begleitete Erhebung der sizilianischen Bevölkerung gegen die französische Herrschaft unter Karl I. (siehe hierzu S. 319, Anm. 889), die sich schnell über die ganze Insel ausbreitete und schließlich zur Vertreibung des Hauses Anjou aus Sizilien führte.

[892] Siehe hierzu Jer 25,11.

[893] Die florent. Staatsmänner und Bankiers Cosimo (siehe hierzu S. 145, Anm. 329) und Lorenzo de' Medici (S. 145, Anm. 330).

[894] Der ital. Dominikaner und Bußprediger Girolamo Maria Francesco Matteo Savonarola (1452–1498; hingerichtet).

[895] Heinrich VI. aus dem Geschlecht der Staufer (1165–1197), seit 1169 römisch-deutscher König und ab 1191 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, ab 1194 war er zugleich König von Sizilien. Er hatte 1186 Konstanze von Sizilien (ital. Costanza d'Altavilla; 1154–1198), die Tochter von Roger II. (frz. Roger II de Sicile; ital. Ruggero II di Sicilia; 1095–1154), damals normannischer König von Sizilien, geehelicht.

[896] Friedrich II. von Aragon (span. Federico II de Sicilia; ital. Federico II di Sicilia; ca. 1272–1337), seit 1296 König von Sizilien; er war der Sohn Konstanzes von Sizilien (ital. Costanza II di Sicilia; ca. 1249–1302), einer Tochter des Hohenstaufen Manfred (ital. Manfredi di Sicilia; 1232–1266), seit 1250 Fürst von Tarent, Verweser in Reichsitalien und Sizilien und von 1258 bis 1266 selbst König von Sizilien.

gekommen; Alfons V.[897] vereinigte sogar die Herrschaft über Neapel und Sicilien (1435–1459), und unter Ferdinand dem Katholischen[898] bildeten, trotz aller französischen Gegenkämpfe, beide eine spanische Provinz. Freude konnte der Berg nicht haben, wenn er auf seine Lande herabblickte, er gab seinem Unmuth durch ein bedeutsames Grollen im Jahre 1500 Ausdruck. Daß die vulkanischen Kräfte um den Vesuv sich mehr und mehr entfalteten, zeigte sich im Jahre 1538: ein Erdbeben erschütterte die ganze Landschaft um Puzzuoli, und aus den phlegräischen Feldern erhob sich, nach einem fürchterlichen Ausbruch von Bimsstein, Lavablöcken, Wasser und Asche aus einer tiefen Erdspalte, ein neuer Berg, der noch heute Monte nuovo genannt wird.

Den nächsten großen Ausbruch brachte erst das Jahr 1631, für Deutschland eine Zeit der jammervollsten Erinnerungen – Tilly und Magdeburg[899]! – und für Italien eine Periode des fortgesetzten nationalen Versumpfens unter geistlichem und weltlichem, innerem und äußerem Druck. Sogar der sonst immer noch volkskräftige Norden Italiens war gebeugt, Toskana unter französische Diktatur gesunken, und Venedig hatte seine ganze Macht im Kampfe gegen die Türken zusammenzuraffen. – Vor dem Ausbruch von 1631 hatte (wie Braccini[900] beschreibt) „der Krater 5000 Schritte im Umfang und war ungefähr 1000 Schritte tief; seine Abhänge waren mit Buschwerk bedeckt, und sein Boden bildete eine Ebene, auf welcher Thiere weideten. In den Gehölzen hielten sich häufig Eber auf. An einem Theil der Ebene, der mit Asche bedeckt war, befanden sich drei kleine Sümpfe, von denen der eine mit heißem bitterm, der andere mit außerordentlich salzigem und der dritte mit geschmacklosem heißem Wasser angefüllt war.“[901] – Diese ganze hier ein gedrungene Vegetation von Gehölz und Weidegräsern flog plötzlich zu Asche gebrannt in die Luft, sieben Lavaströme brachen zugleich aus dem Krater hervor, abwechselnd mit diesen ergossen sich große Schlammmassen über die Abhänge herab, mit staubigen vulkanischen Materien und loser Asche vermischt und so in der That in „wässerige Lava“ verwandelt; und weil in der langen Zeit der Bergesruhe (man zählte vom letzten, und zwar ganz schwachen Ausbruche, 131, vom letzten großen aber 325 Jahre) am Abhange selbst mehre blühende Dörfer entstanden waren und auf dem unbekannten Riesengrabhügel von Herculanum sich die schöne Stadt Resina erhoben hatte, so fand sich der Zerstörung wieder so Vieles ausgesetzt, daß der Ausbruch durch das, was er hierin vollbracht, zu den bedeutendsten gezählt wird. Alle jene Dörfer, alle Pflanzungen eines fast vierthalbhundertjährigen Fleißes und die Stadt Resina wurden vernichtet.

---

[897] Alfons V. von Aragon (zugleich: Alfons IV. von Barcelona, Alfons III. von Valencia und Alfons II. von Mallorca und Sardinien), genannt el Magnànim, der Großmütige (span. Alfonso V de Aragón; ital. Alfonso V d’Aragona; 1396–1458), seit 1406 König von Aragonien und seit 1416 als Alfons I. auch König von Sizilien und Neapel (seit 1442).

[898] Ferdinand der Katholische (aragon. Ferrando II o Catolico; ital. Ferdinando II d’Aragona; 1452–1516), seit 1468 König von Sizilien, von 1474 bis 1504, zusammen mit seiner Frau Isabella (1451–1504), als Ferdinand V. (span. Fernando V) König von Kastilien und León, ab 1479 als Ferdinand II. König von Aragón und ab 1505 als Ferdinand III. König von Neapel.

[899] Johann T’Serclaes von Tilly (1559–1632), der oberste Heerführer der Truppen der kath. Liga. Dieser hatte mit dem Ziel einer kampflosen Übergabe der Hansestadt zunächst mehrere Tage mit dem Rat der Stadt verhandelt. Diese Bemühungen blieben jedoch vergeblich, da der schwed. Kommandant und fanatisierte luth. Geistliche diese Pläne erfolgreich zu durchkreuzen wußten. Bei der Eroberung Magdeburgs am 20. Mai 1631 kam es dann zu erheblichen Gewaltexzessen der Kaiserlichen, zudem brach plötzlich eine alles vernichtende Feuersbrunst aus. Obgleich die genauen Umstände und Ursachen für den Brand Magdeburgs bis heute umstritten sind, wurden die schauerlichen Umstände der Eroberung Magdeburgs von prot. Seite bis weit ins 20. Jhd. propagandistisch ausgeschlachtet („Magdeburger Bluthochzeit“).

[900] Der ital. Kleriker Giulio Cesare Braccini (Lebensdaten nicht ermittelt), der anläßlich besagten Ausbruchs des Vesuvs nachgenannten Bericht herausgegeben hatte: „Dell’incendio fattosi nel Vesuvio a XVI di Decembre MDCXXXI e delle sue cause ed effetti con la narrazione di quanto è seguito in esso per tutto Marzo 1632 e con la storia di tutti gli altri incendi nel medesimo Monte avvenuti discorrendosi in fine delle acque,le quali in questa occasione hanno danneggiato le campagne e di molte altre cose curiose“ (Napoli: S. Roncagliolo 1632).

[901] Nur geringfügig verändertes Zitat aus der dt. Ausgabe des vom brit. Geologen Charles Lyell (1797–1875) verfaßten „Lehrbuchs der Geologie. […]. – Nach der zweiten Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von Dr. Carl Hartmann, […]“ (Quedlinburg u. Leipzig: G. Basse 1833), 1. Bd., S. 296. Besagtes Zitat fand – vielfältig variiert – Eingang in zahlreiche populärwissenschaftliche Werke jener Zeit.

Von jetzt an beginnt ein rascheres Lebten sowohl in der Entwickelung der vulkanischen Gewalten der Tiefe, wie der politischen über dem Boden, es häufen sich rascher die Zündstoffe zu gewaltigeren Schlägen, es mehren sich die Eruptionen und die Revolutionen.

Schon im Jahre 1666 thront der Berg von Neuem im furchtbarsten Glanze seiner vulkanischen Majestät, und von diesem Zeitpunkt an sind nie mehr als zehn Jahre vergangen, die von keinem Ausbruche des Vesuv zu erzählen gehabt hätten; wir beschränken uns deshalb von jetzt an auf die Erwähnung der berühmtesten derselben, und deren sind im achtzehnten Jahrhundert vier. Im Jahre 1730 veränderte der Berg seine Gestalt, indem sein Gipfel sich erhöhete, im Jahre 1767 übergoß er abermals das Thal von Resina mit einer ungeheuren Lavamenge, darauf rüstete er sich zu einem großen Feste. – Es nahte auch auf der Oberfläche ein großer, ein welterschütternder Sturm. Seit dem Ende des dreißigjährigen oder sogenannten großen deutschen Kriegs waren allenthalben den Völkern des europäischen Festlandes nur geringe Fortschritte vergönnt; desto größere waren der Macht der Fürsten gelungen und mit ihnen der Verkommenheit aller Staatsverhältnisse. Weder Spanien noch Frankreich, weder Deutschland noch gar Italien boten ein menschenwürdiges Staats- und Völkerleben dar: auf der einen Seite Vergöttlichung der Kreatur, auf der andern Niedertretung und Selbsterniedrigung derselben unter das Thier, Es war eine Zeit, in welcher der Vesuv das Spiegelbild jener neronischen Aera wieder erkennen mußte, auf die nach tausendjährigem Schlafe sein erster Donner fiel, und so beging er denn auch das 1700jährige Jubiläum von 79 mit dem fürchterlichsten Ernste. – Nachdem schon zu Ende des Mai die Vorboten der kommenden Ereignisse drohend einhergezogen waren, verkündete am 12. Juni ein gewaltiger Erdstoß den Beginn der Feier. Nicht blos aus dem Krater, sondern auch zwischen demselben und der Stadt Torre del Greco brachen diesmal Feuer und Rauchsäulen hervor; doch übertraf der Ausbruch aus dem Krater selbst Alles, was seit 79 die Federn aller Jahrhunderte vom Vesuv geschildert haben. „So hoch schlug die Flamme aus dem Abgrund empor, daß der Berg einer brennenden Riesenfackel glich, und so fürchterlich war der Niedersturz der in die Luft geschleuderten centnerschweren Gesteine, daß selbst in Neapel Fenster zerklirrten, Thüren rasselten, Thurmglocken anschlugen; in dickem Dunst schwamm das Bild des Mondes blutroth, zuletzt verhüllte er seine Scheibe völlig. So dicht fiel der Aschenregen, daß sich Niemand vor die Thüre wagte. In den Häusern herrschte eine Gluth, daß die Balken sich von selbst entzündeten; Hitze und Schwefeldampf verstatteten kaum noch das Athemholen. Das schwarze Gewölk des Bergs wurde von Blitzen durchkreuzt, und der Gipfel desselben, die Somme, und das dazwischen liegende Thal glichen ganz und gar einem Feuermeer.“[902] Das großartige Fest schloß auch großartig: am 8. August erzitterte noch einmal die Erde von einem furchtbaren Schlage, dann rauschte, krachte und strahlte eine Feuersäule zehntausend Fuß hoch zum nächtlichen Himmel hinauf, viele Meilen weit in Millionen bebender und betender Augen leuchtend, dann verhallten die Donner allgemach und am nächsten Morgen begrüßte wieder die reine Sonne des Friedens den jungen Tag.

Zehntausend Fuß hoch hatte der Berg emporgejauchzt – es war der Jubelruf für die nahende Völkerbefreiung. Es hatten sich damals die Häuser Bourbon und Habsburg in die Herrschaft des europäischen Westens und Südens getheilt, und das Haus Romanoff hegte muntere Erwartungen, den dritten im Bunde für den Osten und Norden zu spielen. England war in Nordamerika beschäftigt, wo unvergleichliche Männer die erste Völkerfreiheitsfahne der Welt entfaltet hatten. Von da kam der frische Luftstrom in die europäischen Funken. Die Mine lag bereit und Frankreich zunächst am Luftzug. In Italien konnte von italienischem, Staatsleben kaum noch die Rede sein: in Mailand und Mantua herrschten die Oesterreicher, in Parma, Piacenza, Toskana ebenfalls lothringische Fürsten, in Neapel und Sicilien die Spanier, und auch da, wo es selbständig war, ächzte es unter fremden Herren, im Kirchenstaat war das Pfaffenregiment schon damals Niemands Freude mehr, und nur der brave Victor Amadeus von Savoyen[903] herrschte mit einigermaßen nationalem Widerschein, aber das erstreckte sich nur auf den nördlichsten Alpenwinkel, dessen Bevölkerung französisch sprach. – Als daher der Feuerstrahl aus der eroberten Bastille zu Paris das politische Erdbeben ankündigte, das durch ganz Europa donnern sollte, fand dasselbe in Italien den empfänglichsten Boden. Als 1794 der Vesuv mit dem letzten großen vul-

---

[902] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[903] Viktor Emanuel I., (ital. Vittorio Emanuele I; 1759–1824), seit 1802 König von König von Sardinien-Piemont und Herzog von Savoyen.

kanischen Toben des Jahrhunderts hervorbrach, unter dessen Schlägen die große schöne Stadt Torre del Greco vernichtet wurde, war Frankreich bereits Republik und hatte Savoyen und Nizza mütterlich in seinen Freiheitsschooß mit aufgenommen. Zwei Jahre später bewundert die Welt die rasch hintereinander entstehenden ligurischen, cisalpinischen, florentinischen, römischen und parthenopäischen Republiken, aber sie sieht zugleich, wie man die gefallene venetianische Republik Oesterreich unterwirft und wie Stück um Stück von Italien von den französischen Befreiern verschlungen wird. Noch ehe das Jahrhundert schließt, betreten auch die Russen den italienischen Boden: der Kampf für die Monarchie konnte nicht ausgefochten werden, ohne daß sich die ersten Keime der künftigen heiligen Allianz in ihrer sie vereinigenden Richtung gegen Frankreich und die Revolution gezeigt hatten; der militärische Spaziergang Preußens in die Champagne[904] war bekanntlich auch noch in jenem Jahrhundert vollbracht worden.

Das neunzehnte Jahrhundert, in welches die unermeßlichsten Entwickelungen in jeder Lebensrichtung fallen, brachte für Italien in seiner ganzen ersten Hälfte nichts, als eine ununterbrochene Reihe bitterster Täuschungen, blühender Hoffnungen und schwerster Leiden; und der Berg lebte mit dem Volke, denn vom ersten Tage des neuen Säculums an ist ihm kein einziges ruhiges Jahr mehr beschieden; wie oben die menschlichen Leidenschaften im widerlichsten Kampfe rastlos sich kreuzen, drängen, durch einander winden, bekämpfen und vernichten, so drängen sich in der Tiefe die vulkanischen Elemente in wildem Chaos, und der verheerendsten Erdbeben würde kein Ende sein, wenn nicht der Vesuv den aus dem Innern gegen die Erdrinde stürmenden Gasen und Dämpfen als Ableitungskanal diente, also, wie Humboldt[905] sagt, das „Sicherheitsventil“ dieses vulkanischen Bodens wäre.

Ehe Bonaparte zum Napoleon geworden, nach seinem Siege bei Marengo[906] und als er. zu Mailand im republikanischen Ehrenkranz prangte und die italienische Republik verkündigt war, konnten nirgends auf Erden einem Volke freundlichere Hoffnungen winken, als dem von Italien. Selbst des Papstes Herrschaft, war gebrochen, Italien stand frei da – bis auf Venedig und die Inseln. Da verwandelte sich der Konsul auf Lebenszeit in einen Kaiser von Gottes Gnaden[907], und obgleich nun auch Venedig mit zu Italien kam, so war es doch, nach des Herrschers Willen, mit Italiens Einheit und Freiheit zugleich vorbei. Er theilte das Land nach seinem Wohlgefallen. Piemont, Parma, Ligurien, Etrurien, Lombardei, Venedig etc. bildeten Theile Frankreichs, Napoleons Sohn[908] hieß König von Rom, und in Neapel trug, nach Joseph Napoleon[909], Joachim Mürat[910] die Krone, während das alte Königshaus der Bourbonen durch England im Besitze Siciliens erhalten ward. Dennoch war selbst dieser Wechsel ein unschätzbarer Gewinn für das ganze Volk. Denn wenn auch in der fortwährend sturmbewegten Zeit viele von den guten französischen Staatseinrichtungen nicht Wurzeln schlagen konnten, so fühlte die Nation doch wenigstens die Wohlthat geordneter Verwaltung, öffentlicher Sicherheit und persönlich freierer Bewegung in vielen bürgerlichen Beziehungen. Dies Alles verschwand sofort mit der Wiederkehr der alten Herrscher im größten Theile Italiens, d. h. im Kirchenstaate und im Königreich Neapel und Sicilien. In den Norden theilten sich Sardinien, welches Savoyen und Nizza zurückerhielt und durch Genua vergrößert wurde, ferner Oesterreich, welches aus den Gebieten des Herzogthums Mailand und dem ehemaligen Gebiete von Venedig ein Lombardisch-Venetianisches Königreich bildete, und neben

[904] Der Feldzug der preußisch-hessischen Armee unter dem Oberkommando von Generalfeldmarschall Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (1735–1806), an dem auch der Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. (1744–1797) persönlich teilnahm; er hatte am 30. Juli 1792 mit dem Abmarsch von Koblenz begonnen und endete schmählich am 20. September mit der Niederlage der preuß. Truppen infolge der ‚berühmten‘ „Kanonade von Valmy“.

[905] Der Naturforscher, Weltreisende und Schriftsteller Alexander von Humboldt (1769–1859).

[906] Am 14. Juni 1800 im Zweiten Koalitionskrieg, der Napoléon Bonaparte den entscheidenden Sieg über Österreich brachte.

[907] Am 2. Dezember 1804 in der Kathedrale Notre-Dame de Paris.

[908] Napoleon Franz Joseph Karl Bonaparte (1811–1832), Herzog von Reichstadt.

[909] Joseph Bonaparte (eigentl. Giuseppe Buonaparte; 1768–1844), als Joseph I. von 1806 bis 1808 König von Neapel und dann ebenfalls als Joseph I. von 1808 bis 1813 König von Spanien.

[910] Joachim Murat, grand-duc de Berg et de Clèves und seit 1808 König von Neapel (ital. Gioacchino Murat; 1767–1815; hingerichtet).

beiden standen fortan, mit gleich souveränem Rechte, der Großherzog von Toskana, die Herzöge von Modena und Parma und die glückliche Bergrepublik San Marino. Auch in diesen italienischen Nordstaaten mußten die meisten französischen Einrichtungen den alten oder neueren weichen, aber es herrschte wenigstens für die öffentliche Sicherheit und für Belebung von Industrie und Verkehr entschiedenere obrigkeitliche Sorge. Politischem Leben, namentlich national-politischem, öffneten sich, wo es sich zeigte, allerdings keine anderen Thore, als die der Gefängnisse, Sardinien allein ausgenommen.

So sah das Italien aus, zu welchem der Vesuv vom Oktober 1818 bis zum Mai 1820, fast zwanzig Monate lang, durch unerschöpfliche Feuerprachtwerke die schaulustigen Reisenden der halben Welt hinlockte. Gegen das Ende dieser Kette von Ausbrüchen erfuhr der Berg selbst eine neue Gestaltung, indem sich am 11. April 1820 ein neuer Krater von 400 Fuß im Umkreis und mit zwei Kegeln, und zwar in einer Nacht, bildete.

Die Ausbrüche häuften sich, sagten wir, und so fand noch in demselben Jahre (am 1. Juli) zu Neapel der Ausbruch einer Militär-Insurrektion Statt, die, nach spanischem Muster angelegt und durchgeführt, sogar auf die Einführung der spanischen Verfassung (von 1812[911]) hinzielte. Diese und ähnliche Unruhen in anderen Ländern führten die schönen Zeiten der Monarchen-Kongresse (Laibach, Verona[912]) und der Reaktionsfeldzüge herbei. Der österreichische Reaktionsgeneral Frimont[913] zog am 10. März 1821 siegreich in Neapel ein und stellte die „Ruhe und Ordnung“ wieder her.

Der Vesuv aber fühlte richtiger, was nach solchen Ereignissen einem solchen Lande gebühre. Als nach Jahresfrist kein frischer Hauch freien Geistes und Muthes im Volke sich kund gethan, als alles Volk schwieg und nur das Pfaffenthum dem Sieg der Tyrannei sein Halleluja sang, da streute der Berg, die Asche der Trauer auf Neapel und das blühende Land umher, und nachdem er selbst den Flor um seine Lenden gelegt hatte, schleuderte er die Feuerwellen seines Zorns über den Kraterrand, so daß ein Lavastrom durch die Landschaft sich ergoß, zwölf Fuß hoch und eine halbe Stunde weit.

Italiens Schicksal seit dieser vulkanischen Erschütterung bis zu den politischen der Jahre 1830 und 1848 steht unsern lieben Lesern allen deutlich vor Augen, da vor diesen der größte Theil desselben vollendet hat. Was brauchen wir viel zu erzählen? Fürsten und Päpste starben und ihre Nachfolger nahmen ihre Stellen ein, bei jeder Volksregung füllten die Gefängnisse und Hinrichtungsplätze sich mit zahllosen Opfern, jeder Athemzug der Freiheit sollte in Blut erstickt werden, aber der Athem der Freiheit ist unsterblich und die Männer des Blutvergießens verfallen dem Gericht der Zeit. Nach tausend vergeblichen Verschwörungen und Verbrechen wendete endlich den Völkern Italiens das Glück sich in dem ominösen Umstand zu: daß auch ein italienischer König[914] den Traum der Nation von einem Königreich Italien träumte, und daß er und sein Geschlecht[915] an die Erfüllung dieses Traumes fortan Krone und Leben wagten. Aber noch einmal sollte die Nation von allen Leiden eines hoffnungslos Ringenden heimgesucht werden. Nicht nur, daß in Neapel jener Ferdinand II.[916] König wurde, den um seine Meineide und Verbrechen Nero in der Hölle beneiden mußte: der zermalmendste Schlag traf das Haupt der

[911] Die Verfassung von Cádiz vom 19. März 1812 (nach dem Tag der Verkündigung, dem Josefstag, auch „la Pepa“ genannt) galt nach damaligen Maßstäben als außerordentlich liberal.

[912] Resultat des „Laibacher Kongresses“ der „Heiligen Allianz“ vom 26. Januar bis 12. Mai 1821 war im Wesentlichen der Beschluß einer militärischen Intervention im Königreich beider Sizilien zur Niederschlagung des liberalen Putsches in Neapel. Der sogenannte „Veroneser Kongreß“, eine Konferenz der „Heiligen Allianz“ vom 20. Oktober bis 14. Dezember 1822 und der letzte Monarchenkongreß, lehnte es zum einen ab, die Unabhängigkeitserklärung Griechenlands anzuerkennen, zum anderen regte er eine gegen die span. Verfassung gerichtete Intervention Frankreichs in Spanien an.

[913] Der österr. Militär Johann Maria Philipp Frimont, Graf von Palota, Fürst von Antrodoco (1759–1831), der am 24. März 1821 siegreich in Neapel eingezogen war.

[914] Karl Albert Amadeus (ital. Carlo Alberto Amadeo; 1798–1849), seit 1831 König von Sardinien-Piemont und Herzog von Savoyen.

[915] Viktor Emanuel II. (siehe hierzu S. 313, Anm. 871).

[916] Siehe hierzu S. 314, Anm. 876.

italienischen Erhebung im Norden, wo dem alten Radetzky[917] und seinen kampfesfrohen Schaaren sich italienischer Seits nichts Ebenbürtiges entgegenstellen konnte. Das Jahr 1849 schien nach der Schlacht von Novara[918] Italiens Wünsche wieder auf lange Zeit begraben zu haben.

Und der Vesuv donnerte, als im Jahre 1850 die Freuden der Reaktion so groß in ganz Europa wurden, zu den Flüchen und Verwünschungen der geknechteten Völker sein furchtbares Amen.

Wir stehen am letzten Akte, der das große Weltstück in Italien freudig für die Nation, wenigstens hoffnungsvoll für den Freund des Fortschritts aller Völker abschließt. Jedermann hat ihm beigewohnt, und das Ueberwältigende des Ereignisses betäubt noch jetzt manche Köpfe so, daß sie sich in einem schweren Traume zu befinden glauben, aus dem sie immer noch zu erwachen hoffen. Nur dem glücklichsten Zusammentreffen der vorbereiteten Umstände konnte es gelingen, ein Werk zu vollenden, an welchem Jahrhunderte vergeblich sich abgerungen hatten. Es gehörte dazu eine von nationalem Gefühl und politischer Unzufriedenheit bis zur Explosion erfüllte Bevölkerung in allen italienischen Staaten, wie zwischen solchen Pfaffenhaufen nur ein Mazzini[919] sie wach zu erhalten vermochte, ein leitender öffentlich handelnder Staatsmann von zielfestem, scharfem Auge und von ebenso viel Klugheit, als Muth, wie Cavour; es gehörte dazu ein Volks- und Freiheitsheld von dem Feldherrnblick, dem Bürgerstolz, der Manneswürde und kindlichen Herzensreinheit, wie Garibaldi, und endlich ein so williger Monarch, wie König Victor Emanuel. Aber dies Alles würde vielleicht nicht weiter, als zu einem zweiten Novara geführt haben, hätte nicht das schlaue Sardinien sich in der Krim[920] die mächtigen Freunde erworben, auf die es in seinem großen Kampfe bauen konnte. Dennoch würde auch diese Rechnung leicht mit einer Täuschung geendet haben, hätte es nicht im Plane eines Louis Napoleon gelegen, nach der Demüthigung Rußlands einen noch zermalmenderen Schlag auf Oesterreich zu führen. Vortheilhafter konnte die nationale Bewegung Italiens nicht verwerthet werden, und so siegte Frankreich bei Magenta[921] und Solferino[922] und erreichte seinen Zweck. Die Flucht der kleinen Fürsten verstand sich von selbst. Nicht von selbst verstand es sich aber in dem Haupte des französischen Kaisers, daß ein einheitliches Italien, ein Reich von 24 Millionen, sich neben Frankreich erheben sollte, und daß dies dennoch gelungen ist, das gehört zu den herrlichsten Triumphen des Völkerglücks über die Berechnungen der verschlagensten Diplomatie. Dessen wird sich freuen Jedermann, dem seines eigenen Volkes Freiheit und Ehre heilig ist.

Und was sagt der Vesuv dazu? Er hat nach seiner Weise die Vorfeier der großen Befreiung begangen, und zwar in entsprechender Großartigkeit. Vom 25. Mai bis zum 26. Juni 1858 währte der jüngste seiner gewaltigsten Ausbrüche. Später häufte er durch Erdbeben noch unsägliches Elend auf das unglücklichste Land, das es auf Erden gab, so lange ein Ferdinand II. und, nachdem dieser einen Tod gestorben war, wie ein solches Scheusal ihn verdient hatte, ein Franz II.[923] dessen Krone trug – die Türkei, die Sklavenstaaten Nordamerikas und die Negerkönigreiche Afrika's nicht ausgenommen. – Die Zeiten sind vorüber, und wenn der Vesuv in diesem Augenblick seine Feuersäulen zum Himmel erhebt, so erzittert kein Herz mehr vor ihm, sondern das dankbegeisterte Auge des freien Volks strahlt in die Bergesflamme – in ein Freudenfeuer der die Freiheit mit feiernden Heimatherde.

Deutschland hat keinen feuerspeienden Berg mehr, und wir haben uns lange glücklich darum gepriesen und neidlos auf das Paradies von Neapel geschaut um der Ruhe willen, mit der wir zeither unseren Kohl bauen konnten. Wenn es aber die unterirdischen Feuer gewesen wären, welche die Geister über der Erde erhitzten und ihnen zu einem Sieg verhalfen, der Jahrhunderte eines schmachvollen

[917] Der österr. Feldmarschall Johann Joseph Wenzel Anton Franz Karl Graf Radetzky von Radetz (tschech. Jan Josef Václav hrabě Radecký z Radče; 1766–1858).

[918] Am 23. März 1849, in der Radetzky (s. o.) die Truppen des Königreiches von Sardinien-Piemont besiegte.

[919] Der ital. Freiheitskämpfer Giuseppe Mazzini (1805–1872).

[920] Das Königreich Sardinien-Piemont war im Krimkrieg von 1853 bis 1856 Mitglied der gegen Rußland gerichteten Militärallianz, der neben der Türkei auch die Großmächte Großbritannien und Frankreich angehörten.

[921] Schlacht am 4. Juni 1859 im Sardinischen Krieg zwischen dem Kaisertum Österreich und dem Königreich von Sardinien-Piemont und dessen Verbündeten Frankreich, die für letztere siegreich ausging.

[922] Am 24. Juni 1859, in der Österreich dann entscheidend geschlagen wurde.

[923] Franz II. (ital. Francesco II di Borbone; 1836–1894), von 1859 bis 1861 der letzte König beider Sizilien.

Daseins werth ist, so möchten wir die Vorsehung anklagen, daß sie den Herd unserer Heimath so schnöde hat erkalten lassen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut [6]1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 29-32.

LIX. Gotha.

Im Herzen von Deutschland, am nordöstlichen Fuße des Thüringer Waldgebirges, dessen zahlreiche Thäler, eng und schroff, zwischen Fels- und Tannenwänden, wildrauschende, klare Waldbache durch romantische Gegenden einer heitern und gesegneten Ebene zusenden, liegt Gotha, im gleichnamigen Herzogthume die Hauptstadt, und unter den Städten aller herzoglich sächsischen Länder die größte und schönste. Ihre aus einem dichten, breiten, mit zierlichen, zum Theil prächtigen, Villen geschmückten Gartenhaine hervorschauenden Häuserreihen lagern sich, als meistens hübsche Straßen, theils auf einer von dem Leinaflusse bewässerten Ebene, theils umkränzen sie die untere Hälfte der Abend- und Mitternachtseite eines auf breiter Base ruhenden 250 Fuß hohen Hügels. Dessen obere Hälfte und dessen Seite gen Mittag bekleiden großartig entworfene Parkanlagen, und auf einer weiten Terrasse am östlichen Abhange ist zwischen schön gebauten und massiven Pflanzenhäusern eine der prächtigsten Orangerien aufgestellt, die man in Deutschland sehen kann. Oben aber auf dem Plateau des Hügels, weithin und durch halb Thüringen sichtbar, prangt majestätisch Gotha's Fürstenburg – der Friedenstein, – an Größe und Bauart viele Paläste von Königen übertreffend, an Reiz der Lage von wenigen erreicht, und unter den Wohnungen deutscher Fürsten eine der allerherrlichsten. Stadt und Schloß, beide mit reizender Gartenumgebung, und die prachtvolle, mit Schlössern und Ritterburgen auf waldigen Hügeln geschmückte Gegend, geben ein Ensemble voll malerischer Ansichten, zu welchen die amphitheatralisch sich hinter einander erhebenden Bergreihen des Thüringerwaldes süd- und westwärts, nach Nord und Ost aber der blaue Aether eines fast unbegrenzten Horizonts die Hintergründe bilden. Am prächtigsten erscheint die Stadt von Mitternacht her; ein Blick überschaut die fast bis zum Plateau des Schloßberges hinan steigende Häusermasse ganz. Eine mehr westliche Ansicht ist die für unsere Darstellung gewählte.

Die Stadt hat in etwa 1200 Häusern ungefähr 14,000 Einwohner, deren Mehrzahl Gewerbfleiß und heiterer Lebenssinn charakterisirt. Was aber Gotha auszeichnet vor eine Menge weit größerer Städte ist nicht sowohl Geld-Reichthum, (denn nicht dieser, sondern eine durch alle Klassen verbreitete Wohlhabenheit ist hier zu Hause!) als eine seltene Fülle von Intelligenz und Bildung, die erblich, möchte man sagen, hier angetroffen wird. – Gotha war lange Zeit her nicht nur für Deutschland, sondern selbst für entferntere Länder eine Pflanzschule gelehrter Männer. Seit Jahrhunderten hat es stets einen Kreis von solchen besessen, und viele, die in der Wissenschaft und der Kunst unendlichem Raume als Sterne erster Größe glänzen*)[924]. In Gotha's altem (nun erloschenen!) Fürstenhause[925], vom großen Ahnherrn –

---

[924] *) Wir nennen unter den Zeitgenossen nur die Namen: [Josias Friedrich] Löffler [(1752–1816), prot. Pfarrer und Mitbegründer des Gothaer Schulwesens] – [Karl Gottlieb] Bretschneider [(1776–1848), prot. Theologe] – [Friedrich Christian Wilhelm] Jacobs [(1764-1847), klassischer Philologe] – [Franz Xaver Freiherr von] Zach [(1754–1832), Astronom] – [Christian Gotthilf] Salzmann [(1744–1811), prot. Pfarrer und Pädagoge sowie Begründer der Erziehungsanstalt Schnepfenthal] – [Bernhard August von] Lindenau [(1779–1854), Jurist und Astronom, Leiter der Gothaer Sternwarte] – [Ernst Friedrich von] Schlotheim [(1764–1832), Geo- und Paläontologe] – [Friedrich Wilhelm] Döring [(1756–1837), klassischer Philologe] – [Friedrich August] Uckert [recte: Ukert (1780–1851), Philologe und Historiker] – [Adolf Heinrich Friedrich von] Schlichtegroll [(1765–1822), Bibliothekar und Mozart-Biograph] – [Rudolph Zacharias] Becker [(1752–1822), Schriftsteller und Verlagsbuchhändler] – [Adolf] Stieler [(1775–1836), Kartograph und Jurist] – [Ernst-Wilhelm] Arnoldi [(1778–1841), Kaufmann und Begründer des deutschen Versicherungswesens] – [Johann Franz] Encke [(1791–1865), Astronom, 1816 bis 1825 an der Gothaer Sternwarte tätig und Nachfolger Lindenaus (s. o.)] – [Johann Adam] Weishaupt [(1748–1830), Gründer des Illuminaten-Ordens, lebte seit 1786 in Gotha im Exil] – [Johann Kaspar Friedrich] Manso [(1759–1826), Historiker und Philologe] – [Louis] Spohr [(1784–1859), Komponist und 1805 bis 1813 Konzertmeister in Gotha] – [Andreas Jakob] Romberg [(1767–1821), Violinvirtuose und von 1815 bis zu seinem Tode Konzertmeister in Gotha].

[925] Nach dem Tod des kinderlosen Herzogs Friedrich IV. von Sachsen-Gotha-Altenburg (1774–1825) waren 1826

Ernst dem Frommen[926] – an bis zum genialen August[927] herab, war warme Theilnahme an den höchsten und edelsten Interessen der Menschheit eine erbliche Tugend und der Umgang mit Männern von seltener geistiger und wissenschaftlicher Bildung Bedürfniß. Daher schon so lange her ein Reichthum an Anstalten in dem kleinen Fürstenthume für Ermunterung und Ausbildung jeglichen Talents, wie ihn manche weit größere Staaten entbehren, und eben jene Anstalten in einer Vollkommenheit, daß sie für andere Länder noch jetzt als Muster dienen. – Das Gymnasium[928], weltberühmt, und immer von einer Menge Ausländer besucht, ist vielleicht das beste in Deutschland; das Institut zur Bildung von Volksschullehrern (das Seminar), auch ein Denkmal des hohen Geistes des großen Ernst's, ist die Mutter und das Muster für alle gleichartigen Institute Europa's gewesen; – die Sternwarte[929], dem Lande ein Geschenk von Ernst II.[930], (er bestritt Bau und Fundirung derselben aus den Ersparnissen seiner Chatulle), macht durch die hier von Zach, Encke und Lindenau[931] gemachten Entdeckungen in der Geschichte der Sternkunde Epoche; – in Salzmann's nach 50 jährigem Bestehen noch jugendlich blühender Erziehungsanstalt[932] erhält die ächte Pädagogik, wie sie von Basedow ausging und von dem Stifter gleichzeitig mit Pestalozzi fortgebildet wurde, fortwährend die gesegnetste Anwendung; sie ist die älteste, berühmteste Deutschland's, und einzig in ihrer Art; – die Feuer- und die Lebensversicherungsbank[933], beide die ersten auf dem Princip der Gegenseitigkeit ruhenden Institute in Deutschland und dem Gesammt-Vaterlande so wichtig und wohlthätig geworden, ehren den Mann, der sie gründete, (E. W. Arnoldi[934]) und die Stadt, wo sie gedeihen und so groß werden konnten; – die Handelsschule, zur wissenschaftlichen und praktischen Bildung junger Kaufleute (auch sie nennt Arnoldi als ihren Gründer!) ist ein Muster ihrer Gattung; und Gewerbs-, Sonntags- und Freischulen, sammt der Anstalt für den Unterricht armer Mädchen in weiblichen Handarbeiten, die Carolinenschule, so wie noch manche andere vom Staate unabhängig bestehende Institute, sind eben so viel wohlthätige Bildungsmittel für die Einwohnerklassen, welche solcher gemeinlich ganz entbehren, als zugleich Ehrenzeugnisse von der humanen, erleuchteten, patriotischen Denkweise, welche die gebildeten und wohlhabenden Stände dieser Stadt durchdringt. – Für den Künstler und Gelehrten aber bieten sich Hülfsmittel in Fülle dar durch die der öffentlichen Benutzung hingegebenen berühmten Sammlungen im herzoglichen Schlosse – die Bibliothek von 100,000 Bänden – das Museum mit Gemälde-Gallerie (über 1000 Bilder, unter ihnen die Hauptwerke Lucas Cranach's[935]); naturhistorischen, physikalischen, Kunst- und Modellsammlungen etc. – ferner: das Chinesische und das Münzkabinet, dieses eins der kostbarsten Europa's.

Daß bei so regem geistigen Streben auch das industrielle hier bedeutend sey, kann man sich denken. Gotha's Handel und Gewerbe blühen und werden theils durch große Fabrikanlagen, mehr aber noch durch den Luxus genährt, der sich immer der Bildung zugesellt, weil diese zahlreichere und höhere Bedürfnisse kennen lehrt. Auch die fast allgemeine Wohlhabenheit unter den Landbewohnern und der durch die trefflichen Schulanstalten unter ihnen geweckte Sinn für das Schönere und Bessere, geben den

---

Teile des Herzogtums an Sachsen-Coburg gefallen, das sich fortan Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha nannte.

[926] Ernst I., der Fromme (1601–1675), seit 1640 Herzog von Gotha.

[927] August (1772–1822), seit 1804 Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg.

[928] Das 1524 vom Reformator Friedrich Myconius (1490–1546) begründete Gymnasium illustre, seit 12. April 1859 Gymnasium Ernestinum Gothae.

[929] 1790 wurde die Sternwarte auf dem Kleinen Seeberg in Betrieb genommen, die bis 1839 als astronomisches Observatorium diente. Mit den modernsten – meist englischen – Instrumenten ausgerüstet, galt sie als Modell für den Bau weiterer Observatorien, z. B. für die 1816 fertiggestellte Göttinger Sternwarte.

[930] Ernst II. Ludwig (1745–1804), seit 1772 Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg.

[931] Siehe hierzu S. 327, Anm. 924.

[932] Schnepfenthal, siehe hierzu auch S. 327, Anm. 924.

[933] Eine erste „Gothaer Feuer-Versicherungs-Bank“ war bereits im Jahr 1779 gegründet worden; im Jahr 1820 wurde sie von Ernst-Wilhelm Arnoldi (1778–1841) nach engl. Muster als erster deutscher Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit neu gegründet.

[934] Siehe hierzu S. 327, Anm. 924.

[935] Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553).

städtischen Gewerben eine ihrer kräftigsten Stützen. Unter den größern Industrieanstalten sind die Porzellanfabrik (eine der ältesten und besten Deutschland's), die Kattunmanufaktur, die von hier aus geleitete Elgersburger Fabrik für Emilian[936] und Steingut, die Tabak., Schuh-, Tapeten-, Farb- und Buntpapier-Manufakturen, die Buch-, Stein - und Kupferdruckereien, (diese größtentheils von ein paar bedeutenden Verlagshandlungen beschäftigt) bemerkenswerth. – Unter den Gebäuden Gotha's nennen wir die große, aber im vorletzten Jahrhundert im schlechtesten Geschmack modernisiere Neumarktskirche, das einen herrlichen Markt mehr versperrende als zierende geräumige Rathhaus mit seinem plumpen Thurme, das weitläufige, aber schwerfällige und keinen Anspruch auf architektonische Schönheit habende Waisenhaus, die Innungshalle (Börse), das ehrwürdige Augustinerkloster, (wo Luther predigte) jetzt das Lokal des Gymnasiums und der städtischen Schulen, und die fürstlichen Wohnungen in den Vorstädten: – Friedrichsthal[937], das Palais der Herzogin Wittwe[938] und das ehemalige des Prinzen August[939] (letzteres im besten italienischen Styl) blos mit Namen. – Aber Schloß Friedenstein nimmt unsere nähere Betrachtung in Anspruch. – Herzog Ernst der Fromme, von so vielem Großen der Schöpfer, war sein Erbauer. Als eins der größten Werke des 17. Jahrhunderts, welche Zeit einem ganz verdorbenen, halb italienischem, halb französischem Baustyle fröhnte[940], ist es zweifach merkwürdig durch das sichtbare Streben, sich von diesem Geschmack weg und einem edleren zuzuwenden. Auch hier zeigt sich der weit über seine Zeit erhabene große Geist des Gründers. – Dieser Palast nimmt die Stelle der ehemaligen herzoglichen Residenz und Veste Grimmenstein ein, welche, in Vollziehung der über Herzog Friedrich dem Mittlern[941], wegen Aufnahme des vogelfreien Grumbach's[942] verhängten Reichsacht, zerstört wurde. Es besteht aus dem der Stadt zugekehrten vierstöckigen Hauptgebäude von 330 Fuß Länge und 71 Fuß Tiefe, an welches, rechtwinklich. 2 dreistöckige Flügel, jeder von 270 Faß Länge und 51 Fuß Tiefe stoßen, die in kuppelförmig überbauten, vorspringenden, viereckigen Pavillons von 141 Fuß Höhe endigen. – Das Hauptgebäude hatte früher in der Mitte einen schönen Thurm, den man aber, aus Furcht, das Fundament möchte dem Druck der Ungeheuern Steinmasse nicht widerstehen können, vorlängst abnahm. Dadurch ward das Verhältniß gestört, und das einförmige, allzuhohe Dach an diesem Theile des Palastes macht einen widrigen Eindruck. Auch das Portal ist der Größe des Baus durchaus unangemessen und kleinlich. Höchst großartig ist aber die Rück- oder die Hofseite dieses Fürstenhauses. – Die sämmtlichen Gebäude öffnen sich nach dem Hofe hin im untern Stock durch 16 Fuß weite Arkaden, welche ihre halbkreisförmigen Bogen auf mächtige, fünf Fuß starke Pfeiler stützen. Die südliche Seite des Vierecks besteht blos aus diesem Bogengange, dessen Platform mit Kupfer gedeckt ist. Sie bildet die Verbindung der Bel-Etage (der Wohnung des Fürsten) mit den beiden eine Bibliothek und Kunstsammlungen enthaltenden Eckpavillons. Dieser Schloßhof, dessen Länge 297 Fuß und dessen Breite 228 Fuß beträgt, der also einen Flächenraum von 68,000 Quadratfuß einnimmt, ist wahrhaft großartig. Auch das Innere, mit seinen breiten Corridors, schönen Treppen, magnifiken Sälen und einer geräumigen Kirche ist dem Geist und Zweck des Gebäudes angemessen. Durch die Wegnahme des unanständigen Portals und den Bau eines Portikus mit nobler Kuppel an

[936] Auch als Elgersburger Steingut bekannt; es eignete sich besonders gut für chemische Apparaturen.

[937] In den Jahren 1708 bis 1711 hatte sich Herzog Friedrich II. von Sachsen-Gotha-Altenburg (1676–1732) östl. unterhalb der Festungsanlagen des Schlosses Friedenstein, an der Allee vor dem Siebleber Tor, ein Sommerpalais erbauen lassen, das der Herzogl. Gothaische Oberbaudirektor Wolf Christoph Zorn von Plobsheim (1655–1721) als barocke Dreiflügelanlage konzipiert hatte.

[938] Karoline Amalie von Hessen-Kassel (1771–1848); sie hatte Herzog August (siehe hierzu S. 328, Anm. 927) am 24. April 1802 geehelicht.

[939] Das 1776 von Hans Wilhelm Freiherr von Thümmel (1744–1824) für Prinz August von Sachsen-Gotha-Altenburg (1747–1806) erbaute Prinzenpalais.

[940] Frühbarock, der wie der Barock (auch „italienischer Styl" genannt) im Allgemeinen im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[941] Johann Friedrich II. der Mittlere (1529–1595), seit 1554 Herzog von Sachsen. Da er Partei für Wilhelm von Grumbach (s. u.) ergriffen hatte, der sehr wahrscheinlich an der Ermordung des Würzburger Fürstbischofs Melchior Zobel von Giebelstadt (1505–1558) beteiligt war, wurde am 12. Dezember 1566 die Reichsacht über ihn verhängt.

[942] Der Rimparer Reichsritter Wilhelm von Grumbach (1503–1567; hingerichtet).

seine Stelle, durch den Abbruch der zwei kleinlichen im vorigen Jahrhundert an den vordern Ecken des großen Schlosses angebauten Häuser, wovon das eine als Wohnung der Pagen, das andere als Wachthaus gebraucht wurde, durch Entfernung mancher aus unverständigen Aenderungen entstandenen Unregelmäßigkeiten, würde dieser herrliche Pallast außerordentlich gewinnen. Er verdient mehr als alle die andern zahlreichen Staatsgebäude in diesem gesegneten Ländchen, von denen manche jedes Jahr kostspielige Verschönerungen erhalten, die Vorliebe und Fürsorge des Fürsten[943], dem durch ein glückliches Loos der bei weitem werthvollste Theil aus der Erbschaft des erloschenen Fürstenstammes zufiel. –

[943] Ernst I. (1784–1844), seit 1806 Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld. Als erster Herzog des neugeschaffenen Doppelherzogtums Sachsen-Coburg und Gotha war er 1826 Begründer des gleichnamigen Fürstenhauses.



GOTHA

Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Inst. in Hildbhsn.

Eigenthum der Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 59-67.

DLXXXIV. Der Eisenbahnviadukt bei Gotha[944].

Ein Werk des Friedens! Eins jener Bänder, welche die Völker zusammen knüpfen zum freundlichen Austausch der Güter, womit die Natur das eine Land gesegnet hat, die dem andern fehlen; – ein Austausch, bei dem, weil jedes gibt und jedes nimmt, am Ende keins zu kurz kommt vor dem andern und alle gewinnen. Ein Friedenswerk wie dieses bedarf aber auch des Friedens, um zu gedeihen; jenes wahren Friedens, dem, feststehend in der Gegenwart, auch die Zukunft noch Kränze flicht. Doch der Friedensengel ist entflohen aus dem Vaterlande und nur jener häßliche Scheinfrieden ist zurückgeblieben, der nicht verhindert, daß ein Krieg Aller gegen Alle besteht. Dieser feige, heimliche Krieg, der Vorläufer des bewaffneten, er wird umschlagen in offenen Bürgerkrieg, und in Paroxismen[945] werden sich dann die Lebenskräfte der Nation rasch aufreiben, während sie jetzt, wie im schleichenden Fieber, elendiglich verkümmern. Der Handel, der schon seit den Lenztagen des vorigen Jahrs krankt, kann nirgends zum frühern Umschwung sich erkräftigen; die Industrie siecht in stets zunehmender Schwäche hin und eine Lebensverrichtung nach der andern stockt und erlischt: allgemeine Muthlosigkeit und Apathie verkündigen die nahe Auflösung. Und während der arme Kranke in Hinfälligkeit vergeht, da sitzen die Geier auf ihm und umschwärmen ihn die Raben und saugen ihm die Harpyen[946] das Herzblut aus ohne Unterlaß. Die Alles seyn wollen in Allem, die Alles fressen und nichts dem Andern gönnen, die allein leben wollen in Gemächlichkeit und Ruhe und Andern das Gleiche nicht gestatten, jene wolfsartige, unersättliche Kaste, welche Alles verschlingt, ohne daß sie je zur Genüge hat, die alle Thätigkeiten benagt, Wegelagerer hinstellt an alle Werkstätten des Fleißes, Schnapphähne an die Grenzen und die Adern des Volkslebens unterbindet, damit der Blutumlauf ein unnatürlicher werde, oder stagnire: sie will nichts von Volksbeglückung wissen. Unter ihren Händen verwandelt sich jedes Leben, was sie berührt, in todte Formen und Buchstaben, die freie Bewegung des gewerbfleißigen Bürgers in Ziffern und Linien und der nützliche Unternehmungsgeist selbst in eine Fundgrube des Aergers und oft des Verderbens. Die praktische Bürgerweisheit treten diese eingebildeten Allwisser höhnend unter ihre Füße, und ihre eigenen, pedantischen, zur Anwendung untauglichen Abstraktionen setzen sie frech an die Stelle der Erfahrung und Klugheit. Das dunkle Gefühl, daß ohne eine **gänzliche Umkehr** dieses Verhältnisses die Nation niemals gesunden und sich beruhigen könne, ein Gefühl, das seit Jahren schon durch die Geister zieht, bildet sich im Volke mit jedem Tage mehr zu klarer Ueberzeugung aus und dies unterhält und steigert die Gährung, unter deren Aeußerungen an feste Zustände nimmer zu denken ist. Solche Symptome sollten die Regierungen viel mehr ängstigen, als alle Parteiumtriebe, und zu einem Ablassen von ihrem fluchbeladenen System ohne Aufschub mahnen. Wie Jericho[947] begraben wurde unter den Trümmern seiner Mauern[948], die es schützen sollten, so werden die Fürsten verderben inmitten der Phalanx[949] ihrer Vertheidiger. Ich setze mein Leben dafür ein, daß die Monarchie in

---

[944] Das in den Jahren 1844 bis 1847 gebaute Eisenbahnviadukt wurde 1992 gesprengt und durch einen Neubau ersetzt.

[945] „Paroxismus, im Allgemeinen eine heftige, leidenschaftliche Aufregung, namentlich aber bei Krankheiten derjenige Zustand, wo das Fieber seinen höchsten Grad erreicht hat." (Damen Conversations Lexikon, Bd. 8, Adorf: Verlags-Bureau 1837, S. 112).

[946] Eine Harpyie (griech. ἅρπυια, hárpyia, „Reißer") ist ein geflügeltes Mischwesen der griech. Mythologie, das die Gesichtszüge einer Frau trägt.

[947] Hebr. יְרִיחוֹ; arab. أريحا, ʾArīḥā.

[948] Jos 6,4-20.

[949] Siehe hierzu S. 207, Anm. 583.



DLXXXIV

Der EISENBAHN-VIADUCT bei GOTHA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Deutschland nur am Gifte der Beamtenschaft und Soldateska stirbt, nicht von Volkshänden; – wenn aber einst das Volk die Leichen weg tragen wird, so soll man es nicht als Mörder schelten.

Drum nochmal und abermal, ihr Fürsten! erkennt eure wahren Feinde und lernt, gewarnt, Gerechtigkeit üben und den rächenden Gott achten! Noch ist’s Zeit:

In letzter Stunde
Macht der Wächter die Runde;
Es heulen die Wölfe,
Die wilden, die rothen,
Sie heulen – den Todten;
Sie rufen zu Hauf:
„Erwacht! Steht auf
Ihr Freiheithüter!
Der März kömmt wieder!“[950]

Eisenbahnen, Dampfschifffahrt und Telegraphie sind die Riesenkinder der Zeit, – die Trias, unter deren Gesammtwirken das Kulturfortschreiten der Menschheit sich in immer rascherem Takte bewegt. Deutschland namentlich könnte durch die Eisenbahnen unermeßliche Vortheile ziehen, wenn der Ausbau eines verständigen Bahnnetzes geschehen wäre; denn in den bis jetzt in Betrieb befindlichen Strecken sind blos Fragmente desselben zu erkennen, und die wichtigsten Linien sind noch gar nicht begonnen. Die Eisenbahnen allein können den Vortheil von Deutschlands zentraler Lage im Herzen Europas zur vollen Geltung bringen und den Welthandel wieder in die Bahnen leiten, welche er seit einem halben Jahrtausend verlassen hat.

Werfen wir, um dessen klar zu werden, einen Blick auf den Gang des Weltverkehrs.

Das Alterthum kannte nur eine Hälfte der Erde. Europa, Asien und bis zum Aequator hin Afrika machten den Kreis des geographischen Wissens der Vorzeit aus. – Das Mittelmeer war für die drei Kontinente das gemeinschaftliche Herz. Alle meist-zivilisirten Nationen wohnten an seinen Küsten. Von ihnen drang nord- und westwärts die wandernde Kultur in das Innere Europas. Jenes Meer war der Hauptschauplatz des Verkehrs der alten Welt. Sydon[951], Tyrus[952], Karthago[953], Massilia[954], Athen, Korinth, Syrakus waren um seine Ufer versammelt; seine Wogen trugen die Handelsflotten der Erde. Der Landhandel aber bewegte sich auf Karavanenstraßen in den Kontinenten.

In diesem Zeitraume, welcher 2 Jahrtausende umfaßt, war Deutschland eine *Terra incognita*[955] und in der Geschichte des Handels ein leeres Blatt.

Erst nachdem die germanischen Völker mit ihren östlichen und nördlichen Nachbarn (den Barbaren nach klassischem Ausdruck) von der großen Völkerwanderung in Bewegung gesetzt wurden, Roms Weltherrschaft zerschlugen und – gegen Sieg und Eroberung – der Besiegten Kultur empfingen; – erst nachdem auch die griechische Welt untergegangen war in sittlicher Verderbniß und durchs Schwert einfallender Völker; – erst nachdem der letzte Schild älterer Kultur, das Chalifat[956], zerbrochen und der Welttheil Preis gegeben war den Länderverwüstern und Völkervertilgern, die an der Spitze wilder Nomadenstämme auszogen zur Zerstörung der Reiche; – erst nachdem der Flügelsame der Zivilisation, aus Asien herübergeweht, in Italien auf’s Neue Keime trieb und Wurzeln schlug und Lombarden und Veneter die abgerissenen alten Fäden des Welthandels wieder aufgenommen und neue Anknüpfungspunkte im Norden gefunden hatten: erst dann gewann das europäische Zentralreich –

[950] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[951] Phöniz. 𐤑𐤃𐤍, ṣdn, „Fischerstadt“; hebr. צִידוֹן, Ṣīḏōn; griech. Σιδών, Sidṓn; arab. صيدا, Ṣaydā.

[952] Siehe hierzu S. 51, Anm. 73.

[953] Siehe hierzu S. 41, Anm. 44.

[954] Lat. für Marseille (griech. Μασσαλία, Massalía; lat. Massilia).

[955] Lat., „unerforschtes Gebiet“.

[956] Die Herrschaft, das Amt oder das Reich eines Kalifen (arab. خليفة, ḫalīfa), also eines „Nachfolgers“ oder „Stellvertreters des Gesandten Allahs“ (arab. خليفة رسول الله, ḫalīfat rasūl Allāh).

Deutschland – im Weltverkehr Bedeutung. Die Beherrscher des letztern, Venedig und Genua, bahnten mitten durch Deutschland die Straßen für den Waarenaustausch zwischen Nord und Süd. Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Basel, Straßburg, Köln, Gent, Brügge, Hamburg und Lübeck wurden Hauptstapelplätze und Mittelpunkte des Glanzes und des Reichthums.

Einige Jahrhunderte dauerte diese Blüthe. Am Schluß des 15. Jahrhunderts geschieht aber Etwas, wunderbar und ungeahndet, was Alles verwandelt und umkehrt. Der Kompaß wird erfunden[957], und verschwunden ist der Schrecken der Meere. Vasko di Gama umschifft Afrika und zeigt den Seeweg nach Indien; Columbus aber durchkreuzt den Ocean und – des Erdballs andere Hälfte ist gefunden.

Eine totale Umwälzung im Gange des Weltverkehrs ist die nächste Folge. Das alte Kontinentalsystem, das auf dem Landtransport ruhte, wird verlassen; das neue, das oceanische, welches das Meer vor zugsweise als Handelsstraße nützt, erhält Geltung.

Das neue System erlangte schnell seine Ausbildung durch die Erweiterung der geographischen und nautischen Kenntnisse und die Verbesserung im Schiffbau; die Erfindung der Versicherungsanstalten gegen Seegefahr geht mit ihm Hand in Hand. Die dadurch hervorgebrachte Wohlfeilheit der Seefrachten bricht dem kontinentalen System vollends den Hals. Venedigs und Genuas Macht, da die Quellen ihres Reichthums versiegen, verfällt, und die raubsüchtigen Horden der Türken und Araber bringen die alten Wege des Landtransports nach und von Indien ganz in Verruf. Plünderung der Karavanen, sowohl in Asien, als in Afrika, schrecken von ihrem Betreten ab, und das mittelländische Meer selbst wird endlich zum Tummelplatze von Seeräubern, die den Verkehr mit den größten Gefahren umgeben und selbst den Küstenhandel zerstören. Die friedlichen Kauffahrer sehen sich den Korsaren der Barbaresken[958] Preis gegeben, wie dem Jäger das Wild. Genua und Venedig, die sonst den Handel der Erde beherrschten, sinken zu Küstenmärkten herab und die von ihnen ausmündenden Handelsstraßen veröden. Nürnberg, Augsburg, Köln, Mainz, Erfurt verlieren ihre Bedeutung, und während in ihren Mauern von ihrer Handelsgröße nichts zurück bleibt, als die Erinnerung – „der Schatten eines Schattens“[959], – blühen die Repräsentanten des oceanischen Verkehrs – Amsterdam, London, Antwerpen, Lissabon, Kadix[960], Hamburg – in Herrlichkeit auf. Endlich wird durch die den ganzen Erdkreis umspannende Kolonisation und Schifffahrt Englands der Seehandel zum Monopol dieses Reichs, und während Napoleons Herrschaft ist der britische Dreizack das Zepter, das alle Meere beherrscht.

Mit dem Federzuge, mit dem Napoleon 1814 seine Abdankung unterzeichnete, durchstrich er Britanniens ausschließliches See-Handelsprivilegium, und was einen Herrn gehabt hatte, ging nun an viele Herren über. Die Meere werden von den Korsaren gereinigt, der Seeraub in seinen Sitzen, den Barbareskenstaaten, zerstört für immer, und das Mittelmeer gewinnt wieder die Bedeutung, welche ihm durch seine Zentrallage naturgemäß zukommt. Die in Asien und Nordafrika gleichzeitig fortschreitende Zivilisation führt die langentbehrte Sicherheit in jene Gegenden zurück, und die alten Landwege nach Indien und Mittelasien fangen an, sich von Neuem mit den Zügen der Karavanen zu beleben. Die Dampfschifffahrt reicht der Spekulation, welche wieder ihr Auge auf jene, Jahrhunderte lang verlassen gewesenen Straßen richtet, die Hand, und als sie die die Meere trennenden Länder Zentraleuropas mit Eisenschienen belegt, wird es zur Gewißheit, daß das verschollene System des Kontinentalhandels in veredelter Gestalt wieder aufleben werde.

Was lebt, stirbt, und was ist, vergeht; doch Manches, was man für todt gehalten hat, schläft nur und kehrt unter dem Rütteln der Zeit ins Wachen zurück. Unsere Zeit, die so Vieles anders macht, ändert

---

[957] Die erste schriftliche Erwähnung einer trocken auf einem Stift spielenden Magnetnadel findet sich in der 1269 verfaßten „Epistola de magnete“ des Petrus Peregrinus de Maricourt (13. Jhd.).

[958] Die muslimischen Seeräuber aus dem heutigen Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen (sog. Barbareskenstaaten), deren Unwesen, das sich damals vom Mittelmeer bis in die Nordsee erstreckte, erst durch die 1830 erfolgte Eroberung Algeriens durch Frankreich endgültig beendet wurde.

[959] Zitat aus den „Prosaischen Aufsätzen“ in „Des Herrn Ewald Christian von Kleists [(1715–1759)] sämmtliche Werke. Erster Theil“ (Berlin: C. F. Voß ^{4}1778), S. 123.

[960] Heute die andalus. Stadt Cádiz (phöniz. 𐤂𐤃𐤓, ʾgdr, „die Mauer, die Festung“; griech. τὰ Γάδειρα, tà Gádeira; lat. Gades; arab. قادس, Qādis).

auch die Handelswege, und tausend Bestrebungen und Thätigkeiten schreibens mit Flammenschrift an die Tafel der Zukunft: der Welthandel wird zurückkehren in die alten, natürlichen Bahnen, die kürzesten und geradesten, die er vor Jahrhunderten nothgedrungen verließ. Noch steht zwar das osmanische Reich[961] mit seiner Anarchie, Ohnmacht und Dummheit hindernd im Mittelpunkte all dieser Thätigkeiten, welche auf die Wiedereröffnung der diametrischen Bahnen des Handels der alten Kontinente hinzielen: aber die Todesstunde des Sterbenden rückt ja mit jedem Tage näher, und abgerissene Glieder des verstümmelten Körpers dienen bereits dem Werke der Umgestaltung[962]. Algier[963] ist ein Stück von Frankreich[964]: die neue afrikanische Handelsstraße übersteigt den Atlas; Aegypten ist die Brücke für den Ueberlandweg nach Ostindien; im rothen Meere rauschen die britischen Dampfer, im Tigris- und Euphratthale bilden sich britische Faktoreien und an der untern Donau bricht sich der Handel unter Oesterreichs und Rußlands Beistand breite Wege.

Angesichts all dieses Strebens und Fortschreitens, dieser vielfältigen, vielseitigen, ja wunderbaren Regsamkeit, dieses unablässigen Drängens nach Neugestaltung und Verwandlung, wird es klar, daß der Verkehr in der alten Welt und unter seinen 200 Millionen Bewohnern die weiten und lästigen Umwege zur See großentheils verlassen und die geraden, diametrischen Wege wieder einschlagen werde, sobald sich mit diesen die Vorzüge und Vortheile größerer Schnelligkeit, größerer Kürze, größerer Sicherheit ohne Erhöhung der Transportpreise vereinigen lassen: – denn gewiß wird Niemand die Behauptung wagen, der Personen- und Waarentransport zwischen den alten Kontinenten werde fortfahren, sich auf dem Umwege zur See zu bewegen, wenn er über Land, schneller und sicherer, eben so billig zum Ziele gelangen kann. Werden die Engländer z. B. ihre Exporten nach Persien, wie bisher, mit 4monatlichem Zeitverlust um's Kap der guten Hoffnung herum und über Bombay versegeln, wenn sie solche mit gleichen Kosten binnen 5 Wochen mit Dampfkraft auf Eisenbahnen, Strömen und Kanälen über Antwerpen und Köln, Basel, Genua, oder über Köln oder Hamburg nach Triest, oder über Hamburg, Hannover, Nürnberg, Regensburg, Wien, Pesth[965], Galacz[966], Sinope[967] oder Trapezunt[968] an ihren Bestimmungsort verladen können? Müssen aber dann nicht, sobald auf dem alten natürlichen und kürzesten Wege Dampfwägen und Eisenbahnen zur wohlfeilen Bedienung des Verkehrs bereit sind, diese alten, verschütteten und verlassenen Handelswege sich wieder zur frühern Bedeutung erheben, und steht dann nicht den alten Stapelorten derselben, Augsburg, Regensburg, Ulm, Nürnberg, Mainz, Köln, Braunschweig, Frankfurt und vielen andern deutschen Städten, die an diesen Bahnen liegen, eine Epoche des Gedeihens bevor, welche ihre glänzendste Vergangenheit in Schatten stellt? Man vergleiche nur das Jetzt mit Sonst in Bezug auf Bevölkerung, Kultur, Lebensgenuß und Bedürfniß in den 3 Welttheilen, deren gegenseitiger Verkehr auf diesen Bahnen wandern wird, und erwäge den Einfluß und die Wirkungen, welche die Schnelligkeit, Leichtigkeit und Billigkeit dieses Verkehrs, gewährleistet durch die neuen Fortschaffungsmittel, hervorbringen werden und müssen! Im letzten Jahrhundert hat sich die Menschenmenge in Europa mehr als verdoppelt, das Zehnfache aber reicht nicht hin, um was der Kulturfortschritt die Bedürfnisse des Welttheils gesteigert hat. Wahrlich, der lebhafteste Geist kann sich die Größe des Weltverkehrs nicht denken, welcher sich unter diesen Verhältnissen durch die Mitte Deutschlands bewegen wird, sobald ein frei-einiges Deutschland die diesem Verkehr dienenden, von Nord nach Süd in geradesten Linien führenden Schienenwege fertig gebaut hat, von denen leider bis zur Stunde noch nicht ein einziger existirt. Nord- und Ostsee (Amsterdam, Bremen, Hamburg, Kiel, Lübeck, Stettin) und das Adriameer, oder den Golf von Genua knüpft noch keine Bahn zusammen. Das

---

[961] Siehe hierzu S. 197, Anm. 540.

[962] Z. B. das nach jahrelangen Kämpfen 1829 in die Unabhängigkeit entlassene Griechenland.

[963] Arab. مدينة الجزائر, Madīnat al-Dschazā'ir, „Stadt der Inseln"; Tamaziɣt ⴷⵣⴰⵢⴻⵔ ⵜⴰⵎⴰⵏⴻⵖⵜ, Dzayer tamaneɣt; frz. Alger.

[964] Seit 1830.

[965] Osman. پسته, Peste bzw. پشته, Peschte; bildet heute mit dem Stadtteil Buda (dt. Ofen) die ungar. Hauptstadt Budapest.

[966] Heute das rumän. Galați (griech. Γαλάτσι, Galátsi; viell. osman. غالاچ, Ġālaç).

[967] Heute das türk. Sinop (griech. Σινώπη, Sinópē; osman. سینوب, Sinob) am Schwarzen Meer.

[968] Heute das türk. Trabzon (siehe hierzu S. 186, Anm. 479) am Schwarzen Meer.

Daseyn der Schienenwege allein würde jedoch auch nicht genügen. Niedrige Tarifsätze – solche Sätze, wie sie noch auf keiner deutschen Bahn bestehen, aber auf den in Nordamerika mit den Kanälen und Strömen konkurrirenden Schienenwegen gelten – müssen dem geknebelten Herkules die Arme lösen, daß er seine Wunderthaten verrichte; sie müssen den Bann von hundert Gegenständen des Transports nehmen, die ohne Wohlfeilheit unbeweglich bleiben; sie müssen den Bahnen die Millionen Zentner von Gütern zuführen, welche sonst, trotz des ungeheuern Umwegs und Zeitverlustes, das Meer nicht verlassen werden. Die Erfahrungen, die man in Amerika mit den niedrigen Tarifsätzen gemacht hat, grenzen an's Wunderbare, und aus diesen soll Deutschland Nutzen ziehen. Bahnen, welche unter der Konkurrenz der Kanäle früher nicht die Administrationskosten aufbrachten, so lange hohe Tarifsätze galten, tragen jetzt 10 Prozent und mehr Dividende, seitdem sie die Sätze für Produkte auf anderthalb Cents pr. engl. Meile[969] und Tonne (20 Zentner) für Rohprodukte herabsetzten. Das ist kaum ein halber Kreuzer, (etwa 1 ½ Pfennig) pr. Zentner und deutsche Meile, während die niedrigste Fracht auf den wohlfeilern deutschen Bahnen mindestens das Doppelte ist. Wenn man von Hamburg nach Triest (100 Meilen) zu ½ Thaler den Zentner wird verladen können, so werden von 15 Millionen Zentner Güter, die jährlich den weiten Seeweg nach Triest nehmen, mindestens 8 Millionen diese Straße wandern, und dieser Transport allein wird eine jährliche Bruttoeinnahme von 4 Millionen Thaler gewähren. Die Bahn aber, welcher der Transport weniger als ein Pfennig einsteht, wird 1 ¼ Million Thaler daran gewinnen.

Was ist nun aber geschehen, um Deutschlands so glückliche Zentrallage zu benutzen, um sich anzueignen die neuen Wege, welche der Weltverkehr mit diametrischer Richtung durch Europa zu brechen sucht, um seine 3 Meere und seine Hauptströme mit Schienenwegen auf das Vortheilhafteste und Kürzeste zu verbinden?

Zerrissenheit ist unser Fluch, und die Eigensucht des Partikularismus hemmt jede große That. Sie läßt kein Verständniß zu, so wenig in politischen, wie in volkswirthschaftlichen Dingen. 28 Eisenbahnen, die zusammen eine Länge von 640 Meilen haben, hat Deutschland gebaut, über 260 Millionen Thaler des Nationalvermögens hat es dafür ausgegeben; aber vereinzelt wirkten die ungeheuern Kräfte, und keine einzige jener Unternehmungen erhob sich bei ihrem Beginn zu einer großartigen Berücksichtigung der Nationalinteressen Deutschlands und stieg zur Frage empor: Welche Linie bedarf der Weltverkehr, damit er sich durch Deutschland diametrisch bewege, und welcher zur Verbindung der drei deutschen Meere? Es ließen vielmehr fast alle unsere Eisenbahnunternehmungen das Streben deutlich erkennen, nichts zu berücksichtigen als das Sonderinteresse einzelner Provinzen, Landestheile und Lokalitäten, oder sie wurden von den Regierungen zu Zwecken gemißbraucht, welche denen des Verkehrs fremd sind. Auf wie vielen preußischen Linien z. B. dominirt der strategische Zweck über den merkantilen und gewerblichen! – Viele auch danken ihre Entstehung der Agiotage[970] allein und, nun fertig, stehen sie da als Monumente des Unsinns. Man hat Linien gebaut und Millionen über Millionen daran verschwendet, an deren Rentabilität nur Verrückte und Idioten glauben konnten; – man baute sie nicht um des öffentlichen Nutzens und der Rente willen, an welche die Unternehmer selbst nicht glaubten, sondern wegen des wucherischen Spiels mit den Aktien. Die Strafe folgte diesem Beginnen auf der Ferse. Die Lust ist hin, der Schmerz ist geblieben. Ueber 120 Millionen Thaler des Nationalkapitals sind am deutschen Eisenbahnbau verloren worden, – die meisten Bahnen stehen vereinzelt, als Fragmente, da; es sind Körper ohne Kopf und Schwanz. Nicht eine einzige von allen verknüpft die 3 deutschen Meere, nicht eine einzige erfüllt das dringliche, große Bedürfniß des Weltverkehrs und der Nation. Auch hier zerrann die Einheit, so sehr man auch das Bedürfniß nach ihr fühlt, in der Vielheit und das nöthige Verständniß im Hader. Alle deutschen Eisenbahnen gingen vom Partikularismus aus und entbehren des leitenden großen Gedankens, des Gedankens, welcher die Interessen der Nation, der Provinzen und des Weltverkehrs versöhnend, weise und wohlthätig zusammenzuknüpfen versteht und doch zugleich über alle diese Interessen unumschränkte Herrschaft übt, wie der kapitolinische Jupiter über alle Götter.

[969] Siehe hierzu S. 243, Anm. 674.

[970] Spekulationsgeschäft durch Ausnutzung von Kursschwankungen an der Börse.

Ein einziger Plan trug diesen leitenden Gedanken an die Spitze und – scheiterte. Es war der meinige. Mein 1837 veröffentlichter Plan der hanseatisch-süddeutschen Zentraleisenbahn nahm die nationalen Interessen des gesammten Deutschlands, mit denen des Weltverkehrs eng verbunden, zum Vorwurf. Er ging von dem Grundsatze aus, daß das Einzwängenwollen des Verkehrs in naturwidrige und unangemessene krumme Linien sich über kurz oder lang rächen müsse, und daß in einem Eisenbahnnetz immer nur diejenigen Trakte den Großverkehr an sich ziehen und behalten werden, welche die kürzesten und geradesten Linien zwischen den Hauptverkehrspunkten nachweisen, und daß keine Bahn sich zur Welthandelsstraße erheben könne, welche nicht ein Bedürfniß des Weltverkehrs wirklich ist und befriedigt. Die kürzeste, die älteste Verbindung der drei deutschen Meere – der Welthandelsstädte Hamburg, Amsterdam, Bremen, Lübeck mit Triest unter Berührung der alten Emporien des Binnen- und Zwischen handels, Hannover, Braunschweig, Nürnberg und Augsburg, – springt als der wichtigste, nützlichste und rentabelste Bahnbau von ganz Europa in die Augen, und es war nicht schwer, nachzuweisen, daß, sobald eine solche Bahn bestehe, der Welthandel zwischen Nord und Süd die diametrische Richtung wieder aufsuchen werde, welche er verlassen hatte seit Erfindung des Kompasses, und daß damit größerer Reichthum in das Herz des Vaterlandes strömen würde, als die Minen Amerikas der alten Welt zuführten. – Sonnenklar lagen diese Verhältnisse vor. So vollkommen wurden sie auch gewürdigt, so groß war der Wetteifer unter den Organen der öffentlichen Meinung und unter den Kapitalisten, um die Ausführung zu unterstützen: daß in wenigen Stunden an den deutschen Wechselplätzen das Baukapital gezeichnet und viele Millionen über das Bedürfniß hinaus angeboten wurden. Mein Entwurf ging dahin, die mit ihren Verzweigungen 120 Meilen lange Trace der Bahn in vierzig Bausektionen zu theilen, alle gleichzeitig in Angriff zu nehmen und binnen drei Jahren zu vollenden. Im Zusammenhang mit diesem Unternehmen stand mein Vorsatz, Deutschland wegen des Hauptmaterials für den Eisenbahnbau unabhängig von England zu machen, im Mittelpunkte von Deutschland Hüttenwerke für die Produktion von ½ Million Zentner Eisen zu begründen und so der Verschwendung von Nationalkapital für fremdes Eisen ein Ziel zu setzen, welche von Jahr zu Jahr eine bedenklichere Höhe erreichte und später zu all den traurigen Folgen führte, die ich vorhergesagt hatte. Ich hatte die Thatsache, daß Deutschland im Besitz der Erfordernisse für eine unbegrenzte Produktion guten Eisens (der Erze, der Kohlen, der Arbeitskräfte, der Intelligenz und des Kapitals) sey, unzweifelhaft nachgewiesen und der Nation die Schmach vorgehalten, daß sie weder Stolz, noch Unternehmungsgeist genug besitze, sich aus jener Abhängigkeit von dem Inselvolke zu befreien und lieber fortfahre, ihr Eisenbahnnetz mit ausländischem Eisen, dem Produkte fremder Arbeit, zu stricken. Ich beschloß endlich, selbst mit einem großen Beispiel voranzugehen und mit mehren Kapitalisten vereint kolossale Hüttenwerke zu errichten, für welche mein großer Montanbesitz in Thüringen, meine Kohlen- und Eisengruben, die Basis abgaben.

Von den bei dem Trakt der Zentralbahn betheiligten deutschen Staaten hatten drei die Baukonzession gegeben; drei andere sie bedingungsweise zugesichert; am Starrsinn aber eines einzigen Fürsten und am Partikularismus einer Regierung ging der große Entwurf verloren. Nach langem Verhandeln mußte ich der Ueberzeugung nachgeben, daß es leichter sey, das Meer auszuschöpfen, als 8 deutsche Regierungen für einen großen Nationalzweck zum einigen Zusammenwirken zu bringen. Schwer rächt die Gegenwart die Mißhandlung meines Plans an Denen, welche die Mißhandlung verschuldet haben; schwerer an der Nation, die keinen Theil an der Schuld gehabt hat. Der aber das Große so ernstlich und mit so vielen Opfern gewollt hat, der wird es immer am meisten beklagen, daß das Vaterland nicht die Früchte seiner Bestrebungen ärndtete. Wäre der Plan der Zentraleisenbahn nicht von Denen zerstört worden, die in ihrem Berufe die stärkste Aufforderung hatten, ihn zu unter stützen, so würde Deutschland jetzt mit allem Rechte von einem nationalen Eisenbahnsystem reden können, so gut wie Nordamerika, England und Belgien; denn nicht zu bezweifeln ist es, die Idee, welche die Zentraleisenbahn ins Leben rief, hätte auch zu andern Unternehmungen in ihrem Geiste geführt, und man würde da jetzt ärndten, wo noch nicht einmal die Saat ausgeworfen ist.

Mein Plan ist eingescharrt und Gras wächst auf seinem Grabe, und die Seite, welche er in der Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens einnimmt, ist ein trauriger Beleg mehr zu der Wahrheit, daß in Deutschland, bei seiner Zerrissenheit, am Willen der Regierungen selbst das anerkannt Große, Gute und Nützliche scheitern kann, für welches man zu seiner Ausführung nichts weiter bedarf, und für das man nichts weiter will, als das – *Laissez faire*! Ich habe von meinen patriotischen Bestrebungen niemals

Anderes geärndtet, als Schmerz und Trauer, Haß und Anfeindung, Verlust und Unglück: – auch jenes gescheiterte Unternehmen ward für mich eine Quelle dauernder Leiden; doch bereue ich es auch jetzt nicht, das Große angestrebt zu haben, wenn auch den feindlichen Mächten es gelang, die That zu vereiteln. Ich denke des Spruchs des griechischen Weisen:

„Hast du das Große im Ernste gewollt, so that'st du das Deine:
Ob es gelingt oder nicht – hängt an der Laune des Glücks.[971]

Der Viadukt bei Gotha ist eine der schönsten Kunstbauten der thüringer Eisenbahn, welche, von Halle bis Eisenach reichend, einst ihre Fortsetzung zum Mittelrhein und von da über Metz nach Paris finden wird. In dieser Gewißheit liegt die Sicherheit ihrer spätern großen Rentabilität, die jetzt – und so lange die Verbindung mit dem Rhein und dem westlichen Bahnnetze nicht hergestellt ist, – sich nicht geltend machen kann und verkümmert. Sie theilt in dieser Beziehung das Schicksal der meisten deutschen Bahnen.

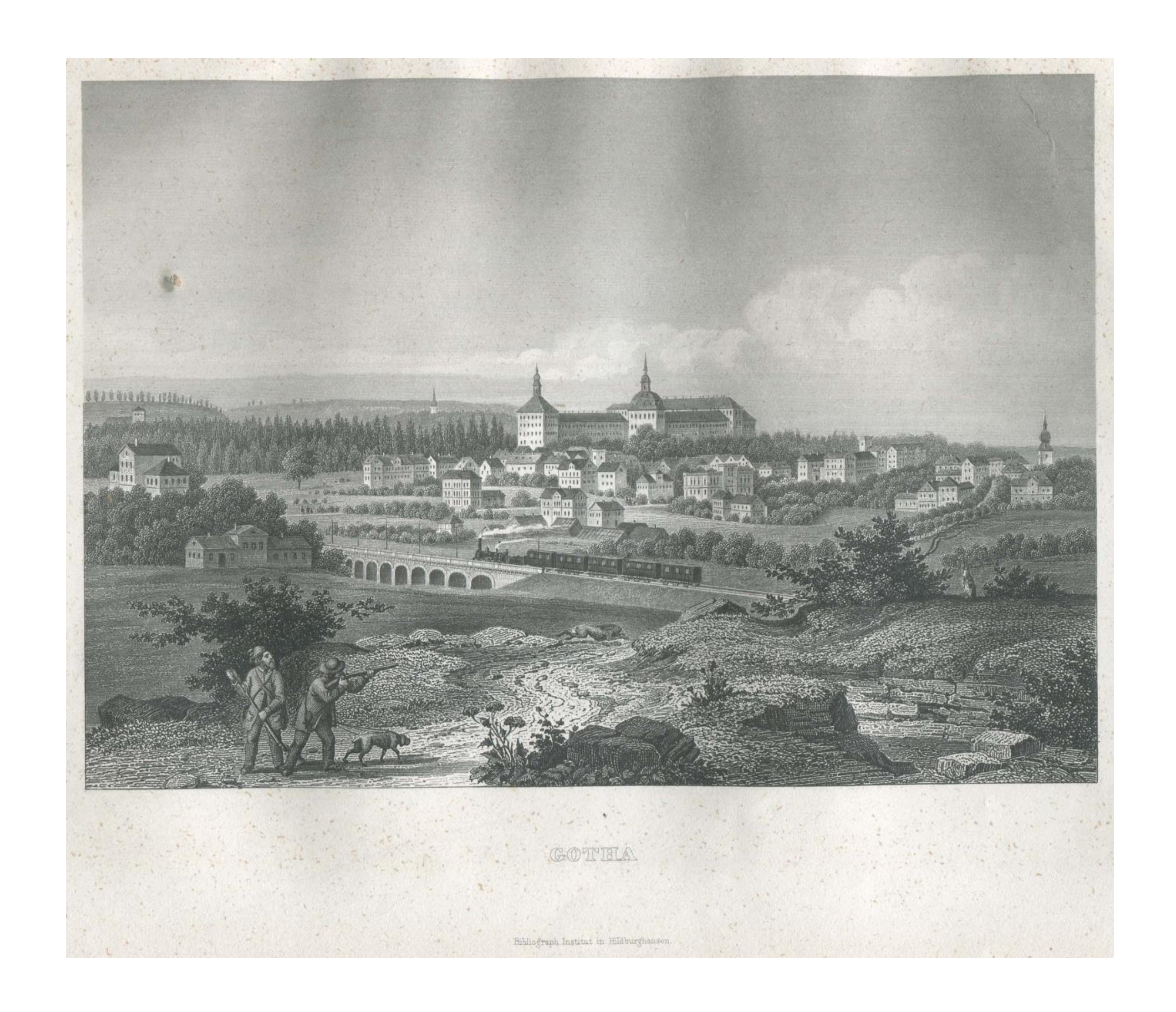
Der Viadukt bei Gotha überbrückt in einer Höhe von 40 Fuß ein 381 Fuß breites Thal. Er ist ein geschmackvoller Bau, der die ganze Gegend schmückt. Das Material zu demselben ist Kalkstein; blos die Ecken der 9 Pfeiler sind, um der größern Dauer willen, aus festen Sandquadern gemauert.

Dicht am Viadukt lehnen sich die freundlichen Anlagen eines Lustorts der Gothaner – der Walkmühle, – an die sich die neuen Gebäude der Willingschen Brauerei[972] reihen, welche sich durch die umsichtige Thätigkeit ihres Gründers in wenigen Jahren zur größten und blühendsten des thüringer Landes erhob. Sie versendet ihr Produkt (30,000 Eimer[973] treffliches Lagerbier) in weiten Entfernungen und das Geschäft wächst mit jedem Jahre. Vom Viadukt aus hat man einen schönen Blick auf das Panorama des Thüringerwaldes.

[971] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[972] Hiermit dürfte die von 1824 bis 1858 in Gotha bestehende „Brauerei Carl Friedrich Willing“ gemeint sein.

[973] 1 thüring. Eimer = 36 Kannen = 67,362 Liter.



GOTHA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [61]-66.

Gotha.

Vor mir liegt ein alter vergilbter Aktenband, da lese ich in einem Schreiben des Landesfürsten „Von Gottes Gnaden" an einen Amtsverwalter u. A. Folgendes: – – „Im Fall aber *Inquisit*in sich weitherer Defension begeben, hastu das itzt eingekommene Urtheil (vom Schöppenstuhl zu Jena) seinem Buchstäblichen inhalte nach an derselben zu exeqviren, zu deßen erleuterung dir dann beygefügter *extract*, was durch die Wort ziemblicher tortur oder ziemblichermaßen verstanden vndt wie solcher *gratus torturae exeq*viret zu werden pflege, nachrichtlich dienet, deme gemeß du die sache anzuordnen vndt darüber dem Scharffrichter nichts zu verhengen wißen wirst. An dem geschieht Vnsere meinung. *Datum* Friedenstein den 18. Marty *anno* 1662. Ernst, H. z. Sachsen."[974] Das ist derselbe Friedenstein, der heute so hell und klar vor uns steht, beleuchtet von derselben ewigen Sonne. Und der Fürst, welcher seinen Namen unter dieses Aktenstück eines Hexenprozesses schrieb, war Ernst der Fromme[975].

Zweihundert Jahre sind seitdem vergangen, eine lange Zeit gegenüber der kurzen Dauer eines einzelnen Lebens, die Erfahrungen und Bestrebungen von Tausenden haben seitdem an dem Fortschritt der Menschheit gearbeitet, und wie klein, wie unbedeutend ist doch der Schritt, den wir auf dem wichtigsten Gebiete alles Staatslebens vorwärts gethan sehen, – auf dem unserer Rechtszustände! – Es ist wahr, Hexen werden nicht mehr verbrannt, man legt keinem Zauberer mehr die Daumschrauben an, man richtet nicht mehr Kinder mit dem Schwert hin, weil sie böses Wetter gemacht, die Frauen sind sicher vor den torquirenden Händen des Scharfrichters, sie dürfen alt werden, ohne den Feuertod fürchten zu müssen. Kein Kepler[976] braucht mehr seine Mutter[977] von der Leiter der Tortur zu befreien, kein Fürst mehr ein Schriftstück zu unterzeichnen, wie der fromme Bet-Ernst „zur Ehre Gottes" so viele unterschrieben.

„Den Teufel sind wir los – die Teufel sind geblieben,"[978] – sie haben das eine Gebiet aufgeben müssen, aber nur, um auf anderen sich desto fester niederzulassen. Die zahllosen Märtyrer des Wahns, der die Hexenprozesse in's Leben rief, sind für andere Gebiete, über denen das Recht waltet, für die Herren des Rechts nicht zu warnenden Beispielen geworden. Die Gesetzgeber und die Hüter und Vollstrecker der Gesetze sind nicht frei geworden von der Herrschaft des Wahns, sie dienen ihm willig, so

[974] Quelle anhand des vorliegenden Textes nicht zu ermitteln.

[975] Siehe hierzu S. 328, Anm. 926.

[976] Der Astronom Johannes Kepler (1571–1630).

[977] Katharina Kepler geb. Guldenmann (1547–1622); der herzogl. Untervogt zu Leonberg, Lutherus Einhorn (Amtszeit von 1613 bis 1629), hatte auf Anklage ihres zweitgeborenen Sohnes Heinrich (1573–1615) 1615 einen Hexenprozeß gegen Katharina Keppler initiiert, konnte sie jedoch erst nach mehreren vorangegangenen Verfahren am 7. August 1620 verhaften und ins Gefängnis werfen lassen. Nicht zuletzt aufgrund der persönlichen Intervention ihres Erstgeborenen Johannes (s. o.) endete der am 20. August 1621 begonnene Prozeß am 4. Oktober mit einem Freispruch.

[978] Frei zitiert aus Johann Wolfgang von Goethes „Faust", „Hexenküche" in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Zwölfter Band. […]" (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1828), S. 128: „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben."

oft er befiehlt und so lange er die Gewalt hat. Oder gehörte wirklich der kirchliche Glaube, die religiöse Anschauung für ewige Zeiten zu den Befugnissen des gesetzlichen Zwangs? Darf der Staat mit denselben Mitteln, durch welche er ein politisches Prinzip als alleinherrschend aufrecht erhält, auch die Regungen des religiösen Gewissens in bestimmte Schranken bannen? Dürfen die Rechte des Bürgers nach der Form seines Glaubens bemessen werden? – Nein und dreimal nein! Aber vergeblich loderten die Opfer des Aberglaubens, vergeblich liegt ein Jahrhundert auf ihrer Asche, – den Opfern des Aberglaubens hat das gefügige Recht mit eben so vielen scharfsinnigen Gründen die eben so zahllosen Opfer des Glaubens angereiht. Die einfache und in ihrer Einfachheit so erhabene Lehre Jesu hat es erdulden müssen, den Schwachheiten der Menschen dienstbar zu werden. Sie mußte sich fügen, der Eitelkeit zu helfen, daß sie den Massen imponire, und der Herrschsucht, daß sie die Macht behalte. Da kam der große Glanz in die Kirchen, der ungeheuere Pomp in die Ceremonien, da kamen neben den Altar des Herrn die Throne der Oberpriester und Fürsten. Der Glaube erhielt Uniform und ein Exercierreglement; an der Kleidung des Priesters erkennt Jedermann von Weitem die Art und Weise seiner Gottesverehrung, und wo eine solche Kleidung vom Staate als die alleinrechte anerkannt ist, da ist auch die Staatsreligion oder das Regierungschristenthum fertig. Ist es, etwa was Neues, daß solche Regierungen Jedem, der sich ihrem Christenthum nicht fügt, auch die bürgerlichen Rechte schmälern oder gar versagen? Und wo ist der Richterstuhl, der gegen solch einen Gewaltspruch den Verletzten Schutz bietet? Nicht blos Ketzer hat man verbrannt, eingekerkert, gepeitscht, Hab' und Guts beraubt und in's Elend getrieben, nicht blos die römische Glaubenstyrannei hat über die halbe Erde gewüthet und Millionen Menschen vernichtet, Alles, um die „Seelen“ zu retten, welche nicht nach ihrer Uniform und ihrem Exercierreglement nach dem Himmel strebten; – das protestantische Regierungs-Christenthum treibt es noch weit schlimmer, denn das Treiben ihrer Kirchenlichter erscheint in dem Zwielicht jener Aufklärung, mit welcher sie sich brüsten, nur um so fratzenhafter und nur um so widerlicher. Da Pomp und Ceremonie der alten Kirche ihnen gebricht, um den Augen der Menge zu imponiren, da Duft und Glanz und Klang nicht auch ihnen in reichgeschmückten Tempeln zu Gebote steht, um die Geister für den Himmel zu gewinnen, so greifen sie wieder zu dem entgegengesetzten Mittel: der Schrecken vor dem leibhaftigen Fürsten der Hölle soll ihre Schafe in den Pferch der ewigen Seligkeit hineinhetzen; sie haben zu dem priesterlichen Glaubensrüstzeug des 17. Jahrhunderts zurückgegriffen, und Niemand im altlutherischen Protestantenthume durfte es Wunder nehmen, wenn ein pastoralischer Grundbaß heute wieder einer Bauerngemeinde das große Wort zudonnerte: „In den Himmel müßt Ihr und sollt' Euch gleich der Teufel hineinjagen!“[979]

Nicht blos an ihren Trachten, auch an ihren Früchten sind sie zu erkennen. Die schlimmste Frucht ist aber die Lehre: daß nicht der Glaube selig macht, sondern allein der Gehorsam gegen die Glaubenswächter. Wer über den Wächtern steht, kann auch ohne Glauben selig werden. Oder ist die Leichtigkeit, mit welcher fürstliche Personen den Glauben wechseln und wechseln können, ein Beweis für etwas Anderes? Und wie verhalten sich da Gesetz und Recht? Der Mann, der mit klarer ruhiger Prüfung und nach manchem Kampf seines Herzens vom Staats-Katholicismus oder vom Staats-Protestantismus scheidet, um in einer deutschkatholischen oder in einer freien Gemeinde[980] mit den Seinigen die Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses zu suchen, der muß es sich gefallen lassen, daß man ihn fortwährend wie einen Verdächtigen behandelt, daß man die Versammlungen seiner Glaubensgenossen polizeilich überwacht und nach polizeilichem Belieben schließt, daß man seine Prediger und Priester nach polizeilichem Belieben wie gefährliche Subjekte maßregelt. Wenn dagegen ein Prinz oder eine Prinzessin um einer Heirath, einer Erbschaft, einer Anwartschaft, eines Thrones willen, ohne den geringsten religiösen Drang, die geringste innere Beihülfe, den Glauben wechselt, so hat noch Niemand sich

[979] Nachdem diese Aussage in sehr ähnlicher Form auch in Heinrich Jantsch' (1845–1899) Volksschauspiel „Ein Excommunicirter“ (Nürnberg: S. Kunze 1874), S. 67 zu finden ist, scheint sie in beiden großen Konfessionen bekannt gewesen zu sein.

[980] Religiöse Dissenterbewegung, die sich infolge der Ausstellung des „Trierer Rocks“ 1844 unter Leitung der beiden exkommunizierten Priester Johannes Ronge (1813–1887) und Johann Czerski (1813–1893) gebildet hatte, und der zahlreiche hervorragende Vertreter der demokratischen Linken angehörten, z. B. Robert Blum (siehe hierzu S. 652, Anm. 1967); aus ihr sollte sich später die noch heute bestehende Freireligiöse Bewegung entwickeln.

unterfangen, daran zu zweifeln, daß dieselben dereinst nicht nur selig, sondern höchstselig und allerhöchstselig werden! –

Wie auf dem Gebiete der Kirche, so tritt auch auf dem des Staats und seiner Rechtsverfechter der Wahn uns in erschreckender Gestalt entgegen. Oder bezeichnet der männliche Forscher der Geschichte und des Rechts jene allbekannten sogenannten Demagogenprozesse[981] als etwas Besseres? Wie bei den Hexenprozessen wurden auch bei diesen mit großer diplomatischer und juristischer Kunst Verbrecher gemacht, weil man ihrer als Opfer bedurfte auf dem Altare des Vongottesgnadenwahns. Dem gefügigen Recht sind, nach dem Hexenfoltern, kaum scheußlichere Unthaten gelungen, als in diesem Dienst des in seiner Sicherheit gestörten und in seiner Eitelkeit verletzten Absolutismus. Wer waren die Verbrecher? Männer und Jünglinge, die für die Befreiung des Vaterlandes vom äußeren Feind ihr Leben gewagt und die aus Liebe zu Volk und Vaterland von den geretteten Thronen forderten, das in der Noth gegebene Wort zu halten. Daß sie als ihr höchstes Ziel priesen, Deutschland als ein großes einiges Reich zu sehen, und daß sie an diesem Wunsche sich labten und über diesen großen Traum begeisterte Reden hielten, – das waren die Verbrechen, für welche blühende Jünglinge auf die schönsten Jahre des Erdenlebens, ja auf 15 und 20 Jahre eingekerkert, die Verbrechen, für welche die Namen der verdientesten und verehrtesten Männer der Nation und Lehrer der Hochschulen durch die schwierigen mainzer Kommissionsakten[982] geschleift und aus den Listen der Staatsdiener gestrichen wurden. Und was war der Erfolg jener dem Regierungschristenthum so ähnlichen Regierungsgerechtigkeit? Sind jene Jünglinge zu Kreuz gekrochen, jene Männer in Schande verkommen, jene von ihnen aufgestellten Nationalwünsche verduftet? – Nein! Jene Jünglinge sind Männer geworden, die den Kampf der Jugend um so heftiger fortsetzten, jenen verfolgten und verhöhnten Männern (Arndt[983], Jahn[984] etc.) hat schon die Gegenwart Denkmale der Ehre an den Stätten, ihrer ehemaligen Schmach gesetzt, und jene Jünglingsträume sind zum lauten Ruf der ganzen Nation geworden.

Alles im Volke folgte dem Gebot der Ehre: Vorwärts! Man mußte die Opfer des neuen Wahns, man mußte die verlorene Zeit des neuen Kampfes beklagen, aber vorwärts schritt die Nation. Nur die Justiz der Partei ging nicht mit, sie blieb auf der Bildungsstufe der Hexenprozesse stehen: denn daß in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein Prozeß Waldeck[985] und Wiggers[986] u. s. w. möglich war, kann, mit möglichst humaner Nachsicht, nur aus der Beschränktheit erklärt werden, mit welcher die Zunftwissenschaft der Justiz ihre Stellung zur Nation betrachtet, sobald sie sich im Fürstendienste fühlt. Und so müssen wir denn wiederholen: an unseren Rechtszuständen hat sich wenig gebessert. In der Verfolgung jedes politischen und religiösen Fortschritts ist sich die Polizei und Justiz der Staaten gleich geblieben, man ist nur von den Hexen- zu den Ketzerprozessen, von den Demagogen- zu den Demokratenprozessen übergegangen, und man steht jetzt auf der Stufe, wo man endlich das Kind

---

[981] Die vor allem gegen die deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung (vornehmlich gegen die Burschenschaften und Intellektuelle) gerichtete Maßnahme der „Demagogenverfolgung" in Folge der repressiven „Karlsbader Beschlüsse" des „Deutschen Bundes" vom 31. August 1819 (siehe hierzu S. 638, Anm. 1916).

[982] Im Zuge der „Karlsbader Beschlüsse" (s. o.) war 1819 in Mainz die „Zentralkommission zur Untersuchung hochverräterischer Umtriebe" eingerichtet worden. Sie stand für die erste Welle der „Demagogenverfolgung" (s. o.) im „Deutschen Bund".

[983] Siehe hierzu S. 211, Anm. 588.

[984] Friedrich Ludwig Jahn, bekannt als „Turnvater Jahn" (1778–1852).

[985] Benedikt Waldeck (1802–1870). Der linksliberale Waldeck wurde nach dem Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848/49 am 16. Mai 1849 verhaftet. Die Untersuchungsbehörden taten sich allerdings sehr schwer, ihm ungesetzliches Verhalten nachzuweisen. Aus diesem Grund konnte erst ein halbes Jahr später ein Strafverfahren gegen ihn eingeleitet werden. Die Anklage lautete schließlich auf Mitwisserschaft einer Verschwörung und ein geplantes Attentat auf den Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184). Vor Gericht verwickelten sich zahlreiche Zeugen jedoch dermaßen in Widersprüche, daß ihre Angaben von den mehrheitlich bürgerlichen Geschworenen – und letztlich auch von den liberalen Richtern – als nicht stichhaltig angesehen wurden. Schließlich wurde Waldeck freigelassen und von einer großen Menschenmenge als ein Märtyrer der Revolution stürmisch gefeiert.

[986] Moritz Wiggers (1816–1894). Er wurde 1853 mit seinem Bruder Julius (1811–1901) in den „Rostocker Hochverratsprozeß" verwickelt, der für ihn mit der Verurteilung zu einer dreijährigen Haft endete. 1857 zwar begnadigt, blieb ihm die Rückkehr in seinen Beruf als Rechtsanwalt und Notar jedoch auf Lebenszeit verwehrt.

beim rechten Namen nennen und zu dem höchsten Junkertriumph der Fortschrittsprozesse schreiten könnte.

Des ganzen Elends Quelle aber ist – die Zunft! Dieses einst kostbare Erbstück der alten Zeit verdirbt die neue, wenn es nicht eiligst dem schätzbaren Material der vaterländischen Antiquitäten einverleibt wird. Die Gewerbszünfte brechen allgemach glückselig zusammen, wie hart auch der Widerstand der Inhaber der alten Rechte sich dagegen stemmt. Viel hartnäckiger wird aber der Kampf gegen die Wissenschaftszünfte werden. Aber auch sie müssen zusammenbrechen, denn es ist sonnenklar voraus zu sehen, daß wahre Religion und wahre Gerechtigkeit nicht eher wieder zur Blüthe im Geist und Herzen der Völker kommen, als bis die Zunft-Theologie und die Zunft-Jurisprudenz Arm in Arm ihre großmächtigen Wissenschaftszöpfe auf dem Altar der Humanität und Freiheit geopfert haben.

Auch dieses Opfer wird die fortschreitende Zeit und der mit ihr fortschreitende Geist des Volks gebieten, und wenn wir der Zeugnisse dieses Fortschritts uns recht erfreuen wollen, so kehren wir zu unserem Friedenstein und seinen Fürsten zurück, die wie Denksäulen der strebenden Zeit in der Geschichte vor uns stehen. Sie reden durch Briefe, welche als Zeugen ihres Geistes zugleich die ihrer Zeit sind. Da liegt der denkwürdige Brief vor uns, welchen auf demselben hellen heitern Friedenstein, der einem Ernst dem Frommen zum Unterschreiben der Aktenstücke eines Hexenprozesses diente, der Herzog Ernst II. von Gotha-Altenburg[987] an seinen Sohn Friedrich[988] schrieb, während dieser im Jahre 1793 als Oberst des gothaischen Regiments in Holland stand. Da lesen wir: „O mein Kind! Wir leben in schlimmen Zeiten und sehen einer unerwarteten Zukunft entgegen, deren Folgen und Endschaft Niemand zu bestimmen im Stande ist. Bedenke dies, mein lieber Sohn, und folgere die Lehren daraus, die ich Dir gegeben habe. Alles, ja Alles will unserem Stande zu Leibe, will ihn verdrängen und vernichten. An ihm selbst würde nach meinem Gefühle eben nicht sehr Vieles verloren gehen; dies gibt wohl ein Jeder zu; allein damit ist noch nicht Alles gethan etc. – – Du siehst leichtlich ein, mein guter Fritz, daß Dir's nicht besser als anderen ehrlichen Leuten gehen wird, und daß Du bei Zeiten Dich darauf vorbereiten mußt, um nicht, wenn das Schicksal auch uns, Dich und mich, trifft, in der Verlegenheit Dich zu befinden, einmal betteln zu gehen. Noch bist Du jung genug, etwas Ernsthaftes zu erlernen, was es auch sei, um einmal Dein Brod zu verdienen und der dann noch übrigen menschlichen Gesellschaft nicht zur unnützen Last zu sein. Bedenke dies, mein guter Fritz, und bedenke es ernstlich wie ein Mann. Du hast mir Dein Bildniß überschicken wollen, mein guter Fritz, es soll mir herzlich lieb sein, und ich danke Dir aufrichtigst dafür; aber schicke mir Deinen festen ernsten Entschluß, ein Mann – ein deutscher Mann zu werden, damit wirst Du mich noch weit mehr verbinden; denn Du wirst mir die Sorge erleichtern, die mir Dein künftiges Schicksal macht. Nur werde bestimmt Etwas, damit Du Dich nicht vor Dir selber zu schämen brauchst."[989] –

Das sind Worte eines regierenden Fürsten an seinen Sohn, als die Donner der siegreichen französischen Revolution an Deutschlands Thore schlugen. Und achtundsechzig Jahre später schreibt auf demselben Friedenstein ein andrer Herzog, Ernst II. von Koburg-Gotha[990], auch einen Brief, ganz unähnlich dem eben mitgetheilten und doch wunderbar geistig mit ihm verwandt. Das ist jenes offene Fürstenwort, das alle deutschen Freiheits- und Vaterlandsfreunde mit Freude erfüllte und wie eine Bombe in das feindliche Lager fiel; jener Brief, in welchem ein souveräner deutscher Fürst unumwunden ausspricht: „Seit meiner frühesten Jugend huldigte ich beinahe instinktmäßig liberalen demokratischen Principien. Ich war im eigentlichen Sinne des Worts das Kind meiner Zeit;" – in welchem er zugleich fest und klar darlegt, warum er vollständig mit dem aristokratisch-bureaukratischen Theile der Gesellschaft seines Landes gebrochen; – in welchem er offen erklärt, daß er das gesammte Institut der Kammerherren, Kammerjunker und Hofjunker aufgehoben, „da diese Chargen usuell nun doch einmal von Bürgerlichen nicht besetzt werden können", und damit der Hof („das heißt mein Haus") nun einem Jeden

[987] Siehe hierzu S. 328, Anm. 930.

[988] Siehe hierzu S. 327, Anm. 925.

[989] Eingekürztes Zitat aus dem mit „C. P." gezeichneten Artikel „Aus dem Leben eines trefflichen Fürsten" in der Zeitschrift „Der Erzähler. Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann. Siebenundzwanzigster Jahrgang. № 58. 19. Juli 1862", S. 231.

[990] Der reformerisch eingestellte Ernst II. (1818–1893), seit 1844 Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha.

geöffnet werden könne, dem er vermöge Talent oder Sitte die Berechtigung dazu zuspreche; in welchem er endlich vor aller Welt bekennt, daß er, um seine Stellung dem Lande gegenüber zu charakterisiren, die Formel „von Gottes Gnaden“ zu streichen befohlen, trotz der sichern Aussicht, daß ihm „dieser offenbar ideelle Bruch mit dem sogenannten Fürstenthum von Gottes Gnaden als großes Verbrechen angerechnet werde.“[991] –

So schrieb ein Fürst des Friedensteins im Jahr 1861. Diese drei Schriftstücke, von jenem Hexenprozeß bis zu diesem letzten Brief, sind ebenso viele Zeichen ihrer Zeit, die nur tröstend, erhebend und ermuthigend auf die Gegenwart wirken können und die daher zugleich sicherlich geeignet sind, das Auge des Lesers mit ungewöhnlicher Theilnahme zu dem Gegenstand unseres Bildes hinzulenken.

Der Friedenstein, das Residenzschloß der Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha, ist nicht nur ein Schmuck der Stadt Gotha, sondern für Wissenschaft und Kunst ein Schatzhaus für das ganze Thüringerland. Wir brauchen die dort auf bewahrten Sammlungen nicht einzeln anzugeben, jedes geographische Schulbuch führt sie auf. Aber mahnen möchten wir jeden unsrer Leser, den das Feuerroß der Eisenbahn dorthin gebracht hat, sich nicht von der Sturmreisemode des Tags dort beherrschen zu lassen und an einem Orte vorüber zu sausen, der einer ruhigen Beschauung so würdig ist, wie Gotha, und der sie mit solchem Genuß lohnt. Gotha bietet, auch außer den Sammlungen des Friedensteins, viel Sehens- und Bemerkenswerthes. Ein Gang durch die Stadt und ihre nächste Umgebung zeigt uns, daß sie, wie fast jede unsrer kleinen und mittlern Residenzen, ein doppeltes Gesicht hat. Der größte Theil der innern Stadt, so weit sie einst vom Mauergürtel ihrer Festungswerke umspannt war, stellt in gewundenem Lauf und in der Enge vieler Straßen und Gassen das Bild der ehemaligen zunftbürgerlichen Beschränktheit und Genügsamkeit dar. Die Stadt hat so oft und viel durch Feuersbrünste gelitten, daß ihr nur wenige große und meist öffentliche Steingebäude als Andenken an das Mittelalter geblieben sind; die Bürgerhäuser, welche aus Schutt und Asche der vielen Kriegsverheerungen und Schadenfeuer erstanden sind, sind in den Gassen eng und klein aneinandergedrängt, dehnen sich in den Hauptstraßen schon in breitere Fronten aus, aber erst in den neuen Anbauten jenseits der ehemaligen Thore lagern sich Gebäude so geschmackvoll und anmuthig in das Rasengrün und den bunten Blumenschmuck ihrer Gärten, daß der alte einfache Friedenstein, der nur durch seine Massenhaftigkeit imponirt, schier neidisch auf sie herab blicken könnte, wenn er sich nicht seines gediegenen inneren Werths bewußt sein müßte. Unser Bild zeigt einen solchen schmucken Stadttheil in der Häusergruppe, welche von der Stadt aus zum Bahnhofe herstrebt. Dieses doppelte Gesicht ist zugleich das der Geschichte der früheren und der jetzigen Zeit dieser Stadt und ihrer Ranggenossen unter den deutschen Residenzen. Ehedem, als noch allabendlich die Thore sich hinter dem von draußen heimkehrenden Bürger schlossen, hatte Jedermann es abzuwarten, welche äußere Erlebnisse für ihn, welche Geschichte für Stadt und Land sein gnädiger Landesherr im gewöhnlichen Lauf der Zeiten passiren zu lassen geruhen werde; denn von höchster Erlaubniß, gnädigsten Privilegien hing jedes Streben ab, jede Erwerbsquelle bedeckte die landesväterliche Hand und öffnete sie nach Wohlgefallen, und dies konnte nur erworben werden durch unterthänigsten Gehorsam und pflichtschuldigsten Respekt gegen die ganze lange obrigkeitliche Rangstufenleiter bis hinauf zur durchlauchtigsten Sonne des Throns. Damals war’s auch, wo die Häuser sich so eng hinter der Stadtmauer zusammenduckten und in Demuth harreten, welches Geschick für sie und die Ihrigen höchsten Orts herabkommen werde.

Ganz anders tritt das neue Bild hervor. Die Fesseln an Hand und Fuß der Industrie sind gesprengt, der beschränkte Unterthanenverstand ist mit Indignation als Privateigenthum preußischer Staatsminister für immer von dem aufstrebenden Bürgerthum zurückgewiesen, und das Volk, wie hoch es seinen Fürsten ehrt, hält doch seine eigene Ehre ebenso hoch und ebenso hoch das Recht, über sein Geschick und seine Geschichte selbst mit zu verfügen.

So schaute ich das Bild, als ich in diesem Frühling durch Stadt und Park schwärmte. Wie war sie seit den letzten zehn Jahren gewachsen! Wie ragten die kühnen Warten der neuen Ritterburgen der Thäler, hohe Schlöte der Fabriken auch hier schon in die Luft! Und wie prangten die Laden aller Industri-

---

[991] Zitate aus dem Artikel „Ein offenes Fürstenwort.“ in der Zeitschrift „Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt“ (Leipzig: E. Keil 1861), 9. Jg., Heft 33, S. 528. Der Autor genannten Artikels zeichnet dort ebenfalls wie hier lediglich mit „H.“

ellen, vom einfachen Handwerker bis hinauf zum Luxusdienste des Kaufmanns. Ueberall fühlt sich die Lust der Selbständigkeit heraus, die dem strebsamen Mann der Gegenwart in allen Gliedern spukt und die namentlich in Gotha mit Stolz hervortritt, weil diese Stadt von 16,000 Einwohnern weniger, als viele andere namentlich kleinere Residenzen, von den Fleischtöpfen des Hofes auch ihre Nahrung zieht. Sie blüht durch die eigene bürgerliche Tüchtigkeit.

Mit Recht hat daher Gotha auch die Ehre genossen, nachdem es der sogenannten gothaischen Partei[992] den Namen hat geben müssen, von seinem deutschen Herzog zum Stiftungsort des großen deutschen Schützenbundes erhoben zu werden. Er selbst hat den Friedenstein als Wohnsitz verlassen und sich in seiner Bürger Mitte am Fuße des Schloßbergs sein gastlich Haus gebaut, das jeder ehrliche Deutsche mit stiller Freude begrüßen wird.

Ueber Gotha's blühende Industrie, seine Neubauten, seine Geschichte, seine Bedeutung für Wissenschaft und Kunst und seine Stellung zu den übrigen thüringischen Kleinstaaten und zu Deutschland werden wir später eingehend zu sprechen Gelegenheit finden.

H.[993]

[992] Eine im Juni 1849 in Gotha gegründete liberale politische Vereinigung, die für ein konstitutionell verfaßtes, kleideutsches Reich unter preuß. Führung und unter Ausschluß Österreichs eintrat.

[993] Das „H." steht hier wohl für den Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 38-40.

LXIII. ***Isola Bella*** und der ***Lago Maggiore***[994] in Italien.

Zu der anmuthigsten und reizendsten im ganzen Umkreise des romantischen Wunderlandes, gehört die Gegend, welche vom Liviner Thale bis nach Como hin sich erstreckt, und von deren Zauber der aus den Regionen des ewigen Eises herabsteigende Wanderer um so mächtiger ergriffen wird, da, wenige Stunden vorher ihn sein Pfad noch über Schneegewölbe führte, unter denen der Tod lauscht, und ihn Lüfte begleiteten, schneidend und rauh, wie die Lüfte, welche den Schlitten des Lappländers umsaußen.

Zuerst am Lago Maggiore und Lago Lugano können die über den Gotthards- und Simplonpaß nach Latium Wallfahrenden sich mit dem freudigen Zurufe begrüßen, Italien! Denn erst an ihren Gestaden beginnt die Physiognomik der die Südländer charakterisirenden Gewächse. Die schirmförmigen Wipfel majestätischer Pinjen schweben wie Luftinseln im dunkeln Blau des italischen Himmels. Hochstämmige Kirschlorbeern spiegeln ihr glänzendes Laub in den Fluthen der crystallenen Seen. In den Gärten duften und grünen Pomeranzen, Zitronen und Olivenbäume. Die amerikanische Agave und indische Stachelfeige bedürfen hier des schützenden, wärmenden Glashauses nicht mehr. Schon gegen Weihnachten entfaltet der schwarze Helleborus seine silbernen Prachtblumen am Fuße der benachbarten Berge; die glänzende Flockenblume[995], unter den Kindern der hesperidischen Flora eine der schönsten, wird bei Bellinzona zuerst sichtbar, und viele andere, in den Gewächshäusern des kalten Nordens zur widerlichen Monstruosität verurtheilten Pflanzen, blühen im schönen Stande der Natur hier an den sonnigen Felswänden oder in Zäunen. In dieser reizenden Gegend ahnet der Reisende die Reichthümer, durch welche Flora Italiens Berge, Thäler, Ebnen und Gärten in prachtvoller Mannichfaltigkeit schmückt, wie er in Valentia's[996] Gefilden den Reichthum ahnt, den sie über die Palmenländer ausgießt.

Wenn unter den Wasserbecken der Alpen dem Genfersee der Preis der Majestät und Erhabenheit gebührt, so gebühren dem Lago Maggiore und dem See von Como unbestritten der Preis der Schönheit und der Anmuth. Der Maggiore erhält durch fünf kleine, aus den spiegelnden Fluthen emportauchenden Eilande einen eigenthümlichen Reiz. Es sind dieß die gepriesenen Borromäischen Inseln, Eigenthum der uralten Grafenfamilie desselben Namens. Ursprünglich nackte, schroff aus dem See hervortretende, ganz unfruchtbare und schwer zugängliche Felsen, ließ sie ein Borromeo[997] (1670–1680) terrassiren, mit Pflanzenerde bedecken, Gärten und Lustwäldchen von Orangen und Cypressen anpflanzen, anmuthige Villen und prachtvolle Palläste darauf erbauen – und so verwandelten sich die nackten, unwohnlichen Klippen in die reizvollsten Plätzchen, mehr einem Aufenthalt von Feeen, als von Sterblichen vergleichbar. Das Meiste hat die Kunst an Isola Bella (im Bilde das Eiland rechts) gethan. Sie schuf den 120 Fuß hohen Hauptfelsen in zehn, durch magnifike Treppen verbundene, pyramidalisch über einander gereihete Terrassen um, die mit Garten im Le Notreschen Geschmack[998],

---

[994] Lat. Lacus Verbanus, lombard. Lagh Maggior, dt. Langensee.

[995] Die Flockenblumen (Centaurea) bilden eine Pflanzengattung in der Unterfamilie der Carduoideae innerhalb der Familie der Korbblütler (Asteraceae). Die etwa 260 Arten sind hauptsächlich in Europa, dem Mittelmeerraum und in Vorderasien verbreitet. Welche Art hier genau gemeint ist, entzieht sich leider unserer Kenntnis.

[996] Eine röm. Göttin der Gesundheit, ähnl. der griech. Hygieia (griech. Ὑγιεία).

[997] Carlo III. Borromeo (1586–1652) hatte ab 1632 mit der Anlage von Palast und Garten zu Ehren seiner 1612 geehelichten Gattin Isabella D'Adda († 1658) begonnen (ursprüngl. hieß die Insel deshalb auch Isola Isabella); die Arbeiten wurden anschließend unter Kardinal Giberto III. Borromeo (1615–1672) und Vitaliano VI. Borromeo (1620–1690) fortgeführt.

[998] Im Geschmack des frz. Gartenarchitekten André Le Nôtre (1613–1700), der für die Gartenanlagen von Versailles verantwortlich zeichnet.



JSOLA BELLA

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Statuen, Springbrunnen, Bassins u. s w. verziert sind. Oben auf der Platform steht das Wappensinnbild der Borromäer, ein colossales, geflügeltes Einhorn von Marmor. Diese Höhe beherrscht eine der entzückendsten Aussichten Italien's. Eines Blicks überschaut man des See's ganze spiegelnde Fläche mit den tanzenden Schiffchen, dessen Ufer ein Hügelland mit zahllosen Flecken, Dörfern, Landhäusern, Gärten, Oliven-, Castanien- und Orangenwäldchen, durch der Reben endlose Laubengänge verbunden, einfaßt. – Die nördlichen Fernen geben den frappantesten Anblick der südlichen Alpenseite, welche schroff und folglich in scharfen Winkeln gegen die Ebene aufsteigt, und darum viel mannichfaltigere und pittoreskere Formen zeigt, als die allmählicher sich erhebende nördliche. Auf der Westseite des Eilands steht der prächtige, doch altväterische Palast der Borromäer. Er ist der Sommeraufenthalt der Besitzer, umgeben von Gartenanlagen im Geschmack der damaligen Zeiten, mit Grotten, Tempeln, einem Theater, Bädern und Allem, was Reichthum und Genußsucht sich verschaffen und wünschen mögen. – Der Palast enthält sehenswerthe Kunstsammlungen, in denen sich schöne Skulpturen von Canova[999] und Thorwaldsen[1000] auszeichnen. Gern vergißt man hier den altfränkischen Schnitt des Gewandes um so viel Schönheit und Anmuth.

Reizender noch, weil mit wenigerm Kunstaufwand angelegt, ist die 1 Stunde von der Isola Bella ferne, aus der Mitte des See's auftauchende Isola Madre, jenes links auf unserm Bilde bemerkliche kleine Eiland. Seine Felsen sind gleichfalls terrassirt, aber diese in einem mehr dem englischen sich nähernden Geschmack angelegt. Hier ist das Klima noch milder, als auf La Bella, und darum prangt auch die Pflanzenwelt des Südens hier in noch üppigeren Formen. Fasanen aller Arten und andere hieher versetzte schön gefiederte Vögel bevölkern die Myrthengebüsche, und ein graulockiger Gartenaufseher und dessen Familie sind die einzigen menschlichen Bewohner dieses Paradieses. Die drei andern noch kleineren Inseln (del Piscatori, St. Giovanni und St. Michael) sind mit Baumgruppen bepflanzt, die die Hütten der Bewohner, meistens arme Fischer, verbergen, welche mit dem, was die Gewässer spenden, in die benachbarten Städte handeln, oder bei nächtlicher Weile das gefährlichere und lockendere Gewerbe der Schwärzer[1001] treiben.

Niemand, der diese lieblich-bezaubernden Eilande besucht hat und eine Seele besitzt, gestimmt für stillen Naturgenuß und ächte Lebensweisheit, kann sich ihrer ohne Sehnsucht erinnern, und ohne den Wunsch, daß ihm sein Genius hier einen Freund und eine Wohnung gewähre. – In einem solchen Paradiese würden Wenige an eine weitere Reise denken, an jene ausgenommen, deren geheimnißvollen Pfade dunkel sind unserm sterblichen Auge; deren Nothwendigkeit und Zweck aber wir aus den Hieroglyphen ahnen, welche die Hand der ewigen Liebe den Pforten der Geisterwelt eingrub. –

---

[999] Vom berühmten ital. Bildhauer Antonio Canova (siehe hierzu S. 169, Anm. 431).

[1000] Vom dän. Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1770–1844).

[1001] „schmuggler, schleichhändler“ (DWG, Bd. 15, Sp. 2331).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 61835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 45f.

LXVI. Diodati[1002] am Genfersee.

Der Anblick des Meeres, dessen Unermeßlichkeit Welttheile zusammenknüpft, ergreift tief und ernst, wie der Anblick des Sternenhimmels; den entgegengesetzten Eindruck froh begeisternden Erstaunens bringt ein großer See hervor, den, umgeben von der Landschaft mannichfaltigen Gebilden, das Auge in seiner weitesten Ausdehnung bequem überschauen kann. Der Genfersee giebt diesen wohlthuenden Eindruck im höchsten Maße. Groß genug, um den Begriff von der Majestät des Elements zu wecken, sind doch seine Ufer nicht zu weit getrennt, um einen Ueberblick der Gestade zu hindern, wo die Natur in ihrem höchsten Schmucke und in der reizvollsten Abwechselung weilt und die prachtvollsten Perspektiven, deren Hintergründe eine Gebirgswelt in ihrer glänzendsten Herrlichkeit bilden, in jeder Richtung sich öffnen. Kein Wasserbecken der Alpen, deren jedes durch besondere Vorzüge erfreut, vereinigt so vollkommen das Grandiose mit dem Schönen und Matthisson's[1003] begeisternde Hymne:

Es hieß einst aus des Chaos alter Nacht
Der Herr, so weit des Leman's Fluthen wallten,
Voll sanfter Anmuth, voll erbab'ner Pracht,
Sich zauberisch ein Paradies entfalten!

Dieß stolz-umthürmte Land, gleich Tempe's[1004] Flur
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen!
Dieß Wunderwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie vom Glanz der Sonn' umflossen![1005]

findet in der Seele jedes empfänglichen Beschauers ihr Echo.

Genf[1006] und Lausanne, die größeren unter den Städten am See, sind zu allen Jahreszeiten der Aufenthaltsort fremder, reicher Familien aus allen Ländern, die sich nicht selten für immer hier niederlassen. Noch mehre suchen in den reizenden Villen, die die Ufer schmücken, stillern Lebensgenuß und viele dieser heimischen und romantischen Plätzchen wurden als Aufenthalt großer und ausgezeichneter Männer berühmt. So Diodati, Villa und Park nahe bei Genf, ein „Paradies im Paradiese."[1007] Hierher floh Byron, England's größter, unglücklichster und unsittlichster Dichter, voll unheilbarem Schmerz und verzweifelndem Leiden, voll Lebensüberdruß und Menschenhaß, nach der Trennung von einem edlen, gemißhandelten Weibe[1008] zur Bekämpfung seines Jammers. Und es schien auch anfänglich, es würde ihm damit gelingen. Laut rühmte er des Ortes Wunderkraft für die Heilung seiner Seele und er

---

[1002] Das Anwesen trägt den Namen der Genfer Notabelnfamilie Diodati, die aus religiösen Gründen im 16. Jhd. aus Lucca (Toskana) eingewandert war und 1710 das Gut erworben hatte.

[1003] Der dt. Dichter Friedrich von Matthisson (1761–1831).

[1004] Siehe hierzu S. 231, Anm. 639.

[1005] Hier zitiert Joseph Meyer reichlich frei die 14. und 15. Strophe aus dem Gedicht „Der Genfersee" aus „Friedrich Matthisson's auserlesene Gedichte. – Herausgegeben von Joh. Heinr. Füßli [(1741–1825)]" (Zürich: Orell, Geßner, Füßli u. Compagnie 1791), S. [1]-9, hier S. 4.

[1006] Lat. Genava, frz. Genève; ital. Ginevra; rätorom. Genevra; schwyzerdt. Gämf.

[1007] Dieser Ausspruch ist u. a. auch zu finden in „Johann Gottfried von Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts. – Zweiter Band, welcher den vierten Theil enthält – 1776. – Herausgegeben durch Johann Georg Müller [(1759–1819)]" (Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1806), S. 47.

[1008] Anne Isabella Noel Byron, 11th Baroness Wentworth and Baroness Byron geb. Milbanke (1792–1860); Byron hatte sie am 2. Januar 1815 geehelicht, sie jedoch bereits im Januar des darauffolgenden Jahres verlassen.

erklärte der Welt, der klare Strom des Genfersees übe auf ihn eine lethische[1009] Wirkung und mache ihn die trüben Wasser der Welt vergessen. Er führte hier ein idyllisches Daseyn. Oft durchstrich er Tage lang in einer Gondel allein den See, oder durchwanderte der Hochalpen schauerlichste Oeden. Doch nur so lange als der Reiz der Neuheit diesen exzentrischen Genuß der Natur würzte, – nur so lange auch fühlte er sich hier wohl! Mit dem Augenblick, in welchem dieser Reiz verschwand, ward die Wirkung der erstaunenswürdigen und reizvollen Landschaft, welche ihn umringte, eine wahrhaft satanische auf das Gemüth dieses außerordentlichen Menschen. In den Eisfeldern und Gletschern suchte er, nach seinem eigenen Geständniß, für den Brand der ungeheuersten Leidenschaften Nahrung und in den lieblichsten Thälern, wo Unschuld wohnt, die schauerlichen Vorstellungen von Verhältnissen und Charakteren, Lastern und Greueln, Unnatur und Verworfenheit, wie er sie in seinen spätern Werken so entsetzenerregend vorführt. – Schon nach einigen Monaten[1010] enteilte der Unglückliche, wie von Furien getrieben, dem reizenden Diodati, das ihn noch kurz zuvor entzückt hatte, und suchte in Italien’s hesperidischen[1011] Gegenden und später auf einer kleinen Insel[1012] des Archipels die Ruhe, die ihm, dem mit sich und der Natur für immer Zerfallnen, nirgends mehr werden konnte. Rastlos irrte er von Land zu Land, bis ihn der Vulkan des Krieges[1013] verschlang, in welchem er, der für die äußersten Gegensätze Begeisterte, voll Freiheitswonne und Tyrannenhaß, der erhabensten Idee ein freiwilliges Opfer, heldenmüthig sich stürzte*)[1014].

[1009] Griech. ἡ Λήθη, ē Lḗthē „das Vergessen“, ein Fluß der griech. Mythologie, dessen Wasser seliges Vergessen schenkt.

[1010] Byron bewohnte von Mai bis Oktober 1816 die Villa Diodati in Cologny am Genfersee.

[1011] Hesperien (griech. ἑσπέρα, hespera, Westen), in der antiken Literatur ein westl. gelegenes Land, meist mit dem heutigen Italien in Verbindung gebracht, gelegentlich auch mit Hispanien; der Begriff leitet sich ursprüngl. von Hesperos (griech. Ἕσπερος), dem Abendstern, ab.

[1012] Hiermit ist wohl „Byron’s Grotte“ bei Porto Venere an der ligurischen Küste gemeint.

[1013] Die Griechische Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Fremdherrschaft der Osmanen (siehe hierzu S. 166, Anm. 424).

[1014] *) Lord Byron starb in Missolunghi [griech. Μεσολόγγι, dt. Mesolongi] am 19. April 1824. Er hatte sich nach Griechenland begeben, um Vermögen und Leben im heiligen Kampfe der Hellenen für die Freiheit zu wagen. Noch bewahrt Missolunghi sein Herz in einem Mausoleum.


LXVI
Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Inst. in Hildbhsn.
Eigenthum der Verleger

DIODATI


DLVI
GENF
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh:
Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 77-80.

DXXXIX. Genf.

Vom kalten, herzlosen Norden rühmt man die eiserne Kraft; vom schwächlichen Süden die goldene Sonne; von den Ländern die Hauptstädte, in diesen die Thürme und Denksäulen, die Tempel und Paläste; – jeder Reisende erzählt von Dampfschiffen und Eisenbahnen, Theatern, Gemäldegallerien und Kunstsammlungen, Strömen und Kanälen. Seen und Alpen, und der Buchmacher beschreibt all das hundert Mal Beschriebene noch einmal. Damit ist kein Dank zu verdienen. Ich glaube, es ist besser, sich weniger nach Dingen umzuschauen, als nach den Menschen, lieber statt der Heiligenbilder Männer zu betrachten, denen Gott sein Siegel auf die Stirn gedrückt hat, und statt den Flitterprunk der Paläste zu bewundern, kühn den Schleier von Verhältnissen und Zuständen abzuziehen oder Das mit der Fackel des kekken und scharfen Urtheils zu beleuchten, was sich im Finstern zu verbergen strebt. In diesem Sinn habe ich immer beobachtet und geschrieben, und ich bin nie froher, als wenn ich auf meinen Wanderungen einen großen Menschen treffe, den der Pulsschlag meines Herzens schon lange begleitet, dem ich einen Theil des kleinen Schatzes meiner Bildung verdanke, vor dem sich Meine Seele in Ehrfurcht beugt: der Unsterblichen Einen, die wirkend durch alle Zeiten gehen – einen der wahren Erdensendlinge Gottes.

Einen solchen führt uns das Bild hierneben vor das geistige Auge. In Genf ward ein Mann geboren, der, wie Mosis und Konfuzius[1015], auf der Scheide der Zeiten steht: der Mann, der die alte Welt abgethan hat mit ihren Gräueln und ihrem Moder, und der neuen Welt mit ihren Hoffnungen und ihrem Wesen, ihrem Gebären und ihrem Bilden, ihrem Blühen und ihrem Früchtetragen, ihren Schätzen und ihren Heiligthümern das „Werde!“ zurief; der Mann, von dem die Ideenwanderung ausgegangen ist, die, wie einst die Völkerwanderung das Alterthum, die geistliche wie die weltliche Macht, die Hierarchie wie die erbliche Alleinherrschaft, vernichtet; das Lichtgestirn, mit dem die Menschheit in ihren Völkerfrühling tritt und unter dessen Einfluß sie mit verjüngter Kraft, der Ketten ledig, ihrer höhern Bestimmung zuschreitet.

Der Mann war Rousseau[1016].

Ich lasse nun einen Andern*)[1017] reden. „Rousseau's Einfluß auf sein Zeitalter und das nachfolgende Jahrhundert war nicht minder groß in Bezug auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, als derjenige der theologischen Reformatoren auf das kirchliche Leben des sechzehnten Jahrhunderts gewesen war. Er hatte den Muth des Märtyrers gehabt, die verirrte Menschheit seiner Tage zu den einfachen und ewigen Grundsätzen der Natur zurückzuweisen, während die Völker, zwischen Lastern der Ueppigkeit und Armuth schwankend, den Willküren des Despotismus und der Aristokratie gedankenlos angehörten, gedankenlos vor den Gebilden des stolzen Priesterwahns knieeten und selbst Wissenschaften und Künste fast nur im Frohndienste eines entnervenden Luxus ihr Leben fristeten.“

„Aber wahrlich! aller Zauber von Rousseau's Beredsamkeit hätte das Wunder nie oder nicht so bald verrichtet; seine Schriften wären, wie andere, gelesen, gelobt und vergessen worden, hätte ihm nicht die hochfahrende Unbesonnenheit der damaligen Regierungen von Genf, Frankreich und Bern, hätte ihm nicht der Fanatismus oder die erschrockene Dummgläubigkeit der katholischen wie der protestantischen Priesterschaft und das Gebell literarischer Kläffer kräftig zu seinem Werke Beistand geleistet. Alle diese erhoben sich lärmend gegen den Weltweisen von Genf. Sie verfolgten ihn. Das

[1015] Konfuzius (chin. 孔夫子, Kǒng Fūzǐ; vermutl. 551–479 v. Chr.), chin. Philosoph zur Zeit der Östl. Zhou-Dynastie.

[1016] Der Genfer Schriftsteller, Philosoph, Pädagoge und Naturforscher Jean-Jacques Rousseau (1712–1778).

[1017] *) Zschokke's Schweiz, 2r Band [hier irrte wohl Joseph Meyer (siehe hierzu S. 355, Anm. 1018].

machte Aufsehen; das sein Werk wichtig: Jedermann las Rousseau. Seine Schriften sandten Licht durch Europa und jenseits des Oceans. Wie Viele ihn verwünschten, so Viele vergötterten ihn. Das Uebertriebene und Unhaltbare in seinen Darstellungen flog endlich, wie leichte Spreu, in den Schwingen der Zeit vom Waizen ab; aber der Waizen blieb und trug seine Früchte. Die Verfolger der Wahrheit und Volksaufklärung sind zu allen Zeitm die thätigsten Verbreiter derselben gewesen."

So weit Zschokke[1018]. Ich füge hinzu: Jean Jacques war ein Apostel; wenn er zürnte, zerschmetterten seine Worte wie Donnerkeile; wenn er strafte, waren sie blutige Geißeln; wenn er spottete, vernichtete er; wenn er verfolgte, mußte der Betrüger selbst sich überliefern; wenn er liebte, brachte er jegliches Opfer: – seine Geliebte war das ewige Menschenrecht, seine Freundinnen die Freiheit und die Wahrheit. Er hatte ihnen den Eid der Treue bis in den Tod geschworen und hat den Eid gehalten bis in's Grab. Er war ein Richter seiner Zeit, ein Tröster der Trostbedürftigen, der befruchtende Thau für die in der Sonnenglut der Tyrannei welkende Menschheit; der Blitz und der Sturm, der die Erde von dem Dunst des Aberglaubens rein fegte; der Befreier, der die Geister entfesselte; der Zauberer, welcher die Gedanken aus der Tiefe der Seele rief; der Kundige, der, in den Herzen die verborgensten Kammern öffnete; der Arzt, der das kranke Leben der Völker heilte; der Arm Gottes, der, mit Kraft und Stärke ausgerüstet, den Knoten der Geschichte schürzte; der Versöhner der hoch aufgehäuften Schuld: – Rousseau war am Zifferblatte der Ewigkeit die Zahl, jenseits welcher ein neues Weltjahr beginnt und Rousseau's Schriften sind der Altar, auf dem die Flamme der Offenbarung der Völkererlösung zuerst gelodert, auf dem das erste Rettungsopfer dargebracht wurde; ein Besitz der gesammten Menschheit und wie ein Heiligthum hoch zu achten. –

Genf, das zuschaute, wie das Pfaffenthum den großen Mann verfolgte und ihn endlich sogar aus seiner Vaterstadt vertrieb, hat ihm nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt. Ihn, Rousseau, kann's freilich nicht ehren; denn sein Ruhm umspannt Welt und Zeit: es ist indeß ein Schmuck der Stadt und als Mittelpunkt reizender Anlagen ein Ziel Aller, die Genf besuchen.

In der Mitte der Stadt theilt die Rhone ihre Gewässer und umrauscht ein Eiland, das in einem lieblichen Garten ausgelegt ist. Inmitten desselben, umgeben von Blumenbeeten und aus einem Rosenhain ragend, steht auf einem Piedestal von Marmor das kolossale Bronzebild des Weltweisen, gefertigt von Cresatier[1019], demselben Künstler, welcher die Napoleonsstatue[1020] auf der Vendomesaule gemacht hat. Sinnig, mit dem Ausdruck schwärmerischer Gutmüthigkeit, das Lächeln der Wehmuth auf den Lippen, schaut die Gestalt vor sich hin: sie scheint im Buche der Zukunft von den blutigen Kämpfen zu lesen, durch welche seine Ideen sich aufringen müssen zur Herrschaft über die Könige und Völker. – Seit dem Jahre 1762, als man in Genf Rousseau's unsterbliche Werke, „Contrat social" und „Emile" durch Henkers Hand auf dem Markte verbrannt hat, dauern diese Kämpfe unablässig fort bis auf den heutigen Tag. Das Jahrhundert wird Rousseau's Ideen noch nach vielen Siegen zu bekränzen haben, und ehe es schließt, haben sie ihren Triumphzug um die Erde gehalten! Das ist mein Glaube.

Genf, die Stadt, rechtfertigt die glänzenden Erwartungen nicht, welche die meisten Reisenden mitbringen. Man denkt sich Genf, als eine Stadt des Reichthums und den Sitz der Bildung und Gelehr-

---

[1018] Der Schriftsteller und Pädagoge Johann Heinrich Daniel Zschokke (1771–1848) in seinen Erläuterungen zu „Die klassischen Stellen der Schweiz und ihre Hauptorte in Originalansichten dargestellt […]. Erste Abtheilung" (Karlsruhe u. Leipzig: Kunst-Verlag 1836), S. 261f.

[1019] Das 1835 eingeweihte Denkmal stammt nicht, wie hier angegeben, von der Hand eines gewissen Cresatier, sondern von Jean-Jacques Pradier, genannt James Pradier (1790–1852). Besagter Cresatier taucht in diesem Zusammenhang übrigens nur hier – und in Heinrich Zschokkes (s. o.) Erläuterungen zu „Die klassischen Stellen der Schweiz und ihre Hauptorte […]" (s. o.), S. 260, auf; das soeben genannte Werk diente Joseph Meyer augenscheinlich als Vorlage für die Abfassung seines eigenen Artikels.

[1020] Auf der 1810 errichteten Vendôme-Säule befand sich zunächst eine Napoléon-Statue von Antoine-Denis Chaudet (1763–1810), die jedoch nach dem Sieg der Alliierten 1814 entfernt worden war. Am 1. März 1833 konnte dann auf der Place Vendôme ein von Charles Émile Seurre (1798–1858) neugeschaffenes Standbild Napoléons I. feierlich enthüllt werden.

samkeit, angethan mit dem Gewand der Pracht und Schönheit, wetteifernd gleichsam mit ihrer überaus herrlichen Umgebung. Ein Wald himmelanstrebender Thürme soll sie die uralte Allobrogenstadt schon von fern verkündigen und breite Straßen und imposante Marktplätze den Ankömmling empfangen. Es ist nicht so. Genf, eingezwängt in den Panzer seiner Festungswerke, hat enge, winkelige Gassen, die Gebäude strecken sich 5 bis 6 Stockwerk hoch empor und verkümmern Luft und Licht. In den 1400 Häusern sind nicht weniger als 32,000 Menschen zusammengedrängt und die überall hervortretende ängstliche Benutzung des Raums erregt Beklommenheit. – Dies gilt vom ganzen untern, bei weitem größeren Theile der Stadt, durch den die Rhone strömt. Nur der obere, neuere Stadttheil hat einige recht heitere und schöne Straßen, die sich gegen die in Promenaden und Pflanzungen ausgelegte Treille hinziehen, einer Bergterrasse mit der erhabensten Aussicht auf die savoyischen Alpen. Den prächtigsten Anblick auf den See hat man vom Place Maurice, und jeder Weg außerhalb der Wälle und Gräben führt in einen Park, wo sich das Anmuthige mit dem Majestätischen in unendlicher Mannichfaltigkeit vereinigt.

Der See, dessen meergrüner Spiegel einen Raum von fast 50 Geviertstunden einnimmt, ist das Prachtstück dieser Landschaft, welches jeder Beschreibung spottet. Belebt von unzähligen Barken, während da und dort ein Dampfschiff die Welle pflügt, malerisch umufert von den glänzenden Bitten und Schlössern, Rebgeländen und Baumpflanzungen, Dörfern und Gütern, Alleen, Gehölzen, Gärten und Parks, buhlen tausend Gegenstände, einer reizender als der andere, um die Bewunderung des Schauenden. Auf der Schweizerseite erhebt sich das Gestade stufenweise „wie ein ungeheueres Blumengestell“[1021] bis zu den letzten Höhen mit zahlreichen Ortschaften, welche breite Chausseen, eingefaßt von breitwipfeligen Obstbäumen, oder schlanken Pappeln, wie so viele Bänder verknüpfen. Gegenüber aber, auf dem savoyischen Gestade, thürmen sich in ununterbrochener Folge Felsmassen und Berge bis zu den fernen, im Eispanzer schimmernden Riesen auf, deren Häupter, hoch über die Wolken ragend, ernst in die Fluth herabschauen.

Im Sommer ist die Umgebung des Sees der Sammelplatz der Wanderkolonen, – jener zahlreichen Schaaren aus Frankreich, England, Rußland, Deutschland, Polen, Amerika etc., welche das Vergnügen als Lebenszweck verfolgen, oder in stiller Ruhe sich der Zurückgezogenheit erfreuen wollen. Die Bewohner jener Villen, die stolz und groß und frei auf den Terrassen prangen, und die niedlichen Cottages, welche sich in Obstwäldchen und unter Reben verstecken, empfangen dann ihre Bewohner. Ein Kreis der edelsten Geister kommt hier jedes Jahr aus Nah und Fern zusammen und gibt der genfer Gesellschaft Frische, Glanz und Heiterkeit.

In seinem geistigen Leben liegt Genfs höchster Ruhm.– Man darf nur die Namen Rousseau, Voltaire[1022], Byron, Matthisson[1023] nennen, an Calvin[1024] erinnern und an Lefort[1025], der den Genius des großen Czars[1026] weckte und mit diesem vereint die erste Saat der Civilisation in die nordische Barbarei gestreut hat. Hier lebten, wohnten oder hatten ihre Heimath die großen Männer der Wissen-

[1021] Zschokke, Die klassischen Stellen der Schweiz, wie S. 355, Anm. 1018, S. 255.

[1022] Der frz. Philosoph Voltaire (eigentl. François-Marie Arouet; 1694–1778), der seit 1758 auf seinem Landgut Ferney nahe Genf lebte.

[1023] Friedrich von Matthisson (siehe hierzu S. 350, Anm. 1003), der sich von 1788 bis 1790 in Nyon am Genfersee aufhielt.

[1024] Der frz. Reformator Johannes Calvin (frz. Jean Calvin; eigentl. Jehan Cauvin; 1509–1564), der mit Unterbrechungen von 1536 bis zu seinem Tode in Genf wirkte.

[1025] Der zu Genf gebürtige russ. Admiral François Le Fort (russ. Франц Яковлевич Лефорт; 1656–1699), ein Vertrauter des Zaren Peter I.

[1026] Peter I. der Große (siehe hierzu S. 209, Anm. 585).

schaft und des Patriotismus: De Luc[1027], Reaumur[1028], Bonnet[1029], Saussüre[1030], Say[1031], Mallet[1032], Necker[1033], die Stael[1034], Decandolle[1035], Sismonde-Sismondi[1036], Eynard[1037] u. s. w., ja es ist keine Straße Genfs, wo man nicht dem Fremdling ein Haus zeigen könnte, da ein Mensch gewohnt, den die Welt kennt und hoch schätzt, oder dessen Ruhm sein Grab Jahrhunderte überdauert.

Genf ist aber auch ein Herd des Gewerbfleißes, und die allgemein verbreitete Bildung, der feine Geschmack und der hohe Kunstsinn finden in demselben ihre praktische Anwendung. Die genfer Juwelierarbeiten sind durch die Schönheit der Formen weltbekannt und beschäftigen Tausende von Händen. Die blühendste Industrie ist die Fabrikation der Uhren. Man überläßt das Fertigen der geringern Gattungen den Nachbarstädten, Chaux de Fonds, Locle, Neufchatel u. s. w., und macht hier fast nur goldene, von denen jährlich über 70,000 Stück in alle Welttheile versendet werden.

In unsern Tagen sind auch in Genf die Elemente des politischen Lebens zur Gährung gekommen und in die große Strömung der Zeit getreten[1038]. Geläutert und gereinigt werden sie aus derselben hervorgehen. Wo ein so reicher Brunnquell des Volksglücks fließt, wie in Genf, kann der Zwiespalt der Meinungen niemals ausarten, und auch hier wird der Streit damit endigen, daß sich die Parteien die Hand reichen zur Neubefestigung der Errungenschaften, auf deren Boden das Glück des Ganzen so lange geblüht hat.

[1027] Der zu Genf gebürtige Geologe und Meteorologe Jean-André Deluc (1727–1817).

[1028] Der von frz. Jesuiten erzogene Naturforscher René Antoine Ferchault de Réaumur (siehe hierzu S. 67, Anm. 104) hatte meines Wissens keinerlei Beziehungen zu Genf.

[1029] Der Genfer Naturwissenschaftler, Philosoph und Anwalt Charles Bonnet (1720–1793).

[1030] Hiermit dürfte wohl der Genfer Naturforscher und Botaniker Horace Bénédict de Saussure (1740–1799) gemeint sein und nicht sein Sohn Nicolas Théodore de Saussure (1767–1845).

[1031] Der frz. Ökonom Jean-Baptiste Say (1767–1832), dessen Vorfahren aus religiösen Gründen zeitweise in Genf Zuflucht gesucht hatten.

[1032] Der Genfer Mathematiker und Astronom Jacques-André Mallet (1740–1790).

[1033] Jacques Necker (1732–1804), Genfer Bankier und glückloser frz. Finanzminister unter Ludwig XVI. (siehe hierzu S. 1099, Anm. 3349).

[1034] Die frz. Schriftstellerin Anne-Louise-Germaine Necker, baronne de Staël-Holstein (1766–1817); sie war die Tochter des Genfer Bankiers Jacques Necker (s. o.); zudem verbrachte sie die Jahre 1810 bis 1812 unter Hausarrest in Coppet am Genfersee.

[1035] Der Genfer Botaniker Augustin-Pyrame de Candolle (1778–1841).

[1036] Der Genfer Ökonom und Historiker Jean-Charles-Léonard Simonde de Sismondi (1773–1842).

[1037] Der aus einer Genfer Patrizierfamilie stammende Bankier, Philhellene und Photograph Jean-Gabriel Eynard (griech. Ιωάννης-Γαβριήλ Εϋνάρδος, Ioannis-Gavriil Eynardos; 1775–1863).

[1038] Am 6. und 7. Oktober 1846 war es unter der Führung von James Fazy (1794–1878) zu bewaffneten Erhebungen gegen die Genfer Obrigkeit gekommen, die schließlich zur Machtübernahme durch die Fazy-Fraktion führten. Der nach einer Volksabstimmung eingesetzte Große Rat revidierte am 24. Mai 1847 per Plebiszit die alte Verfassung, womit nicht nur die Wahlkreise von 10 auf 3 reduziert, sondern auch die Unentgeltlichkeit des Primärschulunterrichts, Geschworenengerichte und erstmals völlige Freiheit für den kath. Kultus eingeführt wurden.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 47-49.

LXVII. Der Olymp[1039].

Nördlich von Larissa[1040], im türkischen Thessalien, streckt sich ein romantischer, aber öder Landstrich dem Meere zu. Schweigen und Einsamkeit beherrschen ihn so groß, als der Lärm der Menschen, die sich einst auf diesem Boden drängten. Man sieht hie und da Ueberreste Griechischer Straßen, wo kein Fuß mehr wandelt. Einige Maisfelder in den Thälern und kümmerliche Olivenpflanzungen sind die einzigen Zeichen gegenwärtiger Cultur. Zerstörte Dörfer und verwilderte Baumpflanzungen deuten auf eine noch vor Kurzem reichere Bevölkerung hin; sie sind die noch frischen Verwüstungen des Kriegs[1041]. Hohe Trümmer von Wasserleitungen, Grabmälern und Tempeln schauen aus dichtem Gestrüpp, das auf dem Staube wuchert, in den die Zeit den harten Marmor zerdrückte. Scheue, tiefgebräunte, hagere Gestalten, denen man ansieht, daß das Joch des Treibers noch auf sie lastet, hüten die einsamen Hütten.

Dort erhebt sich der Göttersitz der Griechischen Vorwelt mit weißglänzender Firne wie ein großer Schatten. Den Ossa ausgenommen, erscheinen die Berge um ihn her wie Zwerge; und da er aus einer Ebene, die fast im Niveau des Meeres liegt, emporsteigt, so ist seine scheinbare Höhe noch weit größer, als seine absolute.*)[1042] Die ältesten Griechen hielten ihn für den höchsten Berg und den Mittelpunkt der ganzen Erde, die man sich damals wie eine Scheibe vorstellte und von des Berges Gipfel ganz überschauen zu können vorgab. Dieser Begriff, das Majestätische auch in seiner Form, führte zur Idee, er sey die irdische Wohnung der Götter. Ueber dem Haupte desselben glaubte man eine Oeffnung im metallnen Gewölbe des Himmels, die Pforte für die unsterblichen Mächte. Zwei andere Thore dachte man sich am Himmelsgewölbe, an dessen, äußersten Rande, in Ost und in West. Durch diese stiegen der Phöbus (der Sonnengott) und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ozean zum Firmamente empor und wieder hinunter. Auf dem Olymp rathschlagten die großen Götter. Zwölf an der Zahl bildeten sie den Rath der Alten, Zeus ihr Haupt. Sie entschieden die Geschicke der Welt und die Angelegenheiten des Himmels. Die übrigen Götter gehörten zur allgemeinen Versammlung, welche Zeus in wichtigen Dingen berief. Krystallene Palläste bedeckten des Berges Gipfel, der Götter Wohnungen , denen kein Sterblicher zu nahen sich erdreistete. So die Mythe der Griechen zur Zeit des Homer. – Als in der Folge die Begriffe von der Größe des Weltalls und der Gottheit sich erweiterten, da entrückten die schlauen Priester die Olympier dem alten Sitze und verwiesen sie auf die äußerste Himmelssphäre, den Namen Olympos auch für diesen neuen Wohnort beibehaltend. Indeß galt lange noch der entgötterte Berg für einen Ort von großer Heiligkeit. – Erst in der Blüthenzeit der Griechischen Bildung, wo schon geläuterte Begriffe einer einzigen Gottheit, ihrer Allwissenheit, Allgegenwart, Güte und Gerechtigkeit aus dem Munde der Philosophen in das Volk drangen, nahm die Ehrfurcht vor dem Ursitze des Zeus ab. Sokrates und dessen Nachfolger verbreiteten gereinigte Grundsätze und vor dem Lichte religiöser Aufklärung fiel die starre Glaubenslehre der Priester immer mehr in Mißachtung. Das engverschlungene Mythenknäuel löste unmerklich sich auf. Der erregte Geist des Volks suchte frühere Vorstellungen mit neu gewonnenen Einsichten zu vereinigen. Es gewöhnte sich, in jedem Gotte den andern und in allen einen wieder zu finden und seit ihm durch die Erklärungen der Philosophen auch die Mysterien nicht fremd

---

[1039] Griech. Ὄλυμπος.

[1040] Altgriech. Λάρισσα, neugriech. Λάρισα, Larisa; osman. يكيشهرى فنار, Yeñīşehir-i fenār, aus يكي, yeñī, „neu", شهر, şehir, „die Stadt" und فنار, fenār (von griech. Φανάριον, phanarion, „die Lampe, die Laterne"), „der Leuchtturm, die Lampe, die Laterne", also frei übersetzt „Neustadt am Leuchtturm".

[1041] Der Griechischen Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Herrschaft der Osmanen (siehe hierzu S. 166, Anm. 424).

[1042] *) Ohngefähr 6500 Fuß.

blieben, sank die Ehrfurcht vor den geheiligten Orten vollends. Schon lange vor dem Eindringen des Christenthums war auch der Nimbus verschwunden, der den Olymp so lange umhüllt hatte. –

– Versetzen wir uns auf seinen Gipfel! welch ein Umblick! Ein Land, die Wiege aller neuern Cultur, breitet sich vor uns aus, in dem ehemals zwanzig berühmte Völkerschaften lebten. Dieß jetzt so entvölkerte Thessalien und jenes verwüstete Hellas, sie zählten einst über hundert mächtige Städte; ihre blühenden Felder waren mit Dörfern und Flecken bedeckt, überall drängten sich Wohnungen, Tempel und die Denkmäler des Gedeihens, des Ueberflusses, der Gesittung und der höchsten geistigen Cultur. – Der Griechen Unternehmungsgeist, ihr Fleiß und ihre Kraft höhlten an diesen Küsten tiefe Häfen aus, trockneten pesthauchende Sümpfe und bedeckten die verödeten Gewässer mit ihren Schiffen, deren Flagge alle damals bekannten Meere beherrschten. Was ist geworden aus alle Diesem in der Spanne Zeit von anderthalb Jahrtausenden, ein Tropfen im Meere der Ewigkeit? Von den meisten Orten der Vorzeit kennt man ihre Stätte nicht mehr. Wilde Thiere hausen in den Ruinen der Paläste der Könige; Heerden weiden auf der Schwelle der eingestürzten Tempel und auf der unwirthlichen Höhe, von wo Zeus seine Blitze schleuderte, forstet sein Adler nur noch. Alt-Griechenlands ganze gigantische Schöpfung, Zeuge der höchsten Cultur, der Menschheit Stolz, ist bis auf wenige Spuren verschwunden, die den Fußtapfen gleichen, welche ein Riese dem Boden eindrückte, den er vorlängst verlassen! Heilige und gläubige Völker sind jetzt dünn über diese Länder gesäet und die Erde trägt unter ihren Händen nur Dornen und Wermuth. Dem Kriege, der Hungersnoth, der Pest, der fremden Unterdrückung fallen sie fort und fort zum Opfer. Versumpft sind die Küsten und hauchen Seuchen aus; die Häfen sind verschlämmt oder vertrocknet; die wenigen Städte gleichen Skeletten; die allgemeine Armuth ist an die Stelle des Reichthums, Mangel und Entbehrung sind an die des Ueberflusses und der Ueppigkeit getreten, das ganze Land, einst der Schauplatz so vieler Pracht, ist ein Bild der Verödung und des Elends. – Mußte, so fragt der schwache Mensch, betäubt von dem schrecklichen Wechsel, diese Verwandlung seyn? Nein! Nicht Gott hat sie verhängt, nicht das Schicksal sie gewollt. Ihre Ursache war nicht im Schooße der Gottheit verborgen. Der Quell von Wohl und Wehe der Nationen, so lehrt auch Griechenland’s Geschichte, ist in den Völkern selbst, so gewiß, wie der vom Wohl und Wehe des einzelnen Menschen in seinem Ich zu suchen.

LXVII



OLYMPUS

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ^{6}1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 65f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 132.

LXXII. Brügge[1043] in Flandern.

Brügge, Hauptstadt der Provinz Westflandern, liegt etwa 4 Stunden vom Meere, zwischen Ostende und Ghent[1044] im Mittelpunkt von Kanälen, die es mit den meisten großen Städten Belgiens und Hollands verbinden. Dieser vortheilhaften Lage verdankt es die Erhaltung eines lebhaften Zwischenhandels mit belgischen und auswärtigen Produkten. Seine Fabriken beschäftigen etwa 4000 Menschen. Die bedeutendsten sind die in wollenen Stoffen. Jetzt hat der Ort, in 6000 Häusern, gegen 30,000 Einwohner.

Brügge war einst das große Entrepot[1045] für den ganzen Handel des Nordens und Westens von Europa. Als die Venetianer des Weltverkehrs Zügel führten, in jenen Jahrhunderten, als die Schifffahrt so mangelhaft war, daß eine Reise aus der Ostsee nach dem Mittelländischen Meere und zurück in einem Jahre nicht gemacht werden konnte, bedurfte der Norden eines Zwischenmarkts, wo er seine Produkte gegen die Waaren Venedigs und Genuas vertauschte. Brügge, reich und groß, füllte dieß Bedürfniß aus und leitete dadurch die Quelle unermeßlichen Reichthums in seine Mauern. 30,000 Bürger kleidete es einst in ritterlichem Waffenschmuck, und bekannt ist, wie die stolze Königin Johanne[1046], Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich[1047], als sie hier verweilte, beim Anblick des grenzenlosen Luxus der Bürgerweiber von Brügge ausgerufen: ich glaubte hier die einzige Königin zu seyn und ich finde viele hundert glänzender als ich! In jener Zeit war Brügge auch die Wiege der wieder auflebenden Künste. Van Eyck[1048], der Erfinder der Oelmalerei, stiftete hier die niederländisch-niederdeutsche Schule. – Amerikas Entdeckung, die Auffindung des Wegs nach Indien um Afrika, der Verfall Venedigs, die Verschüttung des Ostender Hafens endlich durch Kaiser Friedrich[1049], worauf die größten Kaufleute nach Antwerpen auswanderten, brachten Brügge von seiner schwindelnden Höhe pfeilschnell herab. Der Reichthum entfloh mit dem Handel, der ihn geschaffen hatte, und längst ist Brügge nur noch ein Schatten von ehedem. Zeuge aber von dem was es gewesen ist, sind seine grandiöse Bauart, die vielen Paläste im altspanischen und venetianischen Style, die seine Mauern umschließen.

[1043] Fläm. Brugge; frz. Bruges.

[1044] Fläm. Gent, frz. Gand.

[1045] Zollfreier Stapelplatz, Speicher.

[1046] Johanna I. von Navarra (bask. Joana I.a Nafarroakoa; 1273–1305), seit 16. August 1284 mit Philipp dem Schönen (s. u.) verheiratet.

[1047] Philipp IV., genannt der Schöne, (frz. Philippe IV le Bel; 1268–1314), seit 1285 König von Frankreich und als Philipp I. König von Navarra.

[1048] Der fläm. Maler Jan van Eyck (ca. 1390–1441).

[1049] Friedrich III. (1415–1493) aus dem Hause Habsburg war als Friedrich V. ab 1424 Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, als Friedrich III. ab 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.


LXXII
Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

BRÜGGE

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 66-72.

LXXIII. London.

Im schönen Britannien ist ein Landstrich 95 englische Geviertmeilen groß, von einem großen Strome in zwei ungleiche Hälften zerschnitten. Die kleinere, südliche ist eine sumpfige Niederung; die größere, nördliche durchziehen sanftansteigende Höhen mit weiten Thälern, von Flüssen reich bewässert. Sie war einst berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit, und hundert Dörfer und Flecken prangten inmitten goldener Fluren. Jetzt grünt kein Saatfeld mehr in dieser Gegend; die Haine auf ihren Höhen sind verschwunden, und das Geläute der weidenden Heerden sind unbekannte Töne. Verwandelt ist das Land in ein ungeheures Labyrinth von Gebäuden, durch welches Gassen und Straßen ohne Zahl sich winden, und welches ein Durcheinander von Thürmen, Kuppeln und Denksäulen, das Auge verwirrend, überragt. Selbst der majestätische Strom scheint in einen schmalen Canal umgeändert, der unter dem Schatten von 10,000 Masten, die seinen Borden wie ein dichter Wald entwachsen, fast verschwindet. – Denke sich der Leser inmitten dieser Metamorphose, die ewige Nebel- und Rauchwolken magisch verschleiern, so steht er da, wohin das nebige Bild ihn zu versetzen strebt. Er steht in der Mitte London’s, der Hauptstadt der Welt, der größten aller Zeiten und aller Länder! denn des Alterthums gepriesene Prachtsitze der Menschen, – Rom, Babylon[1050] und Tyrus[1051], Carthago[1052] und die Pharaonenstadt der Hundert Thore[1053] sind klein gegen sie, und nicht eine unter den übrigen Hauptstädten der Jetztwelt kann sich ihr vergleichen*)[1054], ihr, die mehr Einwohner zählt, als manches Königreich, mehr Pracht, mehr Ueppigkeit und mehr Tugend; aber auch mehr Elend, mehr Armuth, mehr Laster und Verbrechen in sich schließt, als mancher mächtige Staat. Selbst Paris – obschon an Größe und Einwohnerzahl ihr am nächsten kommend, – erscheint zu diesem Coloß in jeder andern Beziehung so unbedeutend, daß ein Nebeneinanderstellen fast lächerlich seyn möchte.

Wohl verdiente London, diese Welt für sich, eine umfassende und ausführliche Darstellung; doch der Raum unsers Werks verbietet, sie zu versuchen. Er beschränkt uns auf den bloßen Umriß; aber wir behalten uns vor, einzelne Parthien des Bildes in reichern und genauern Darstellungen dem Leser später noch vorzuführen. –

London’s Ursprung hüllt sich in das Dunkel der grauesten Vorzeit. Schon vor Cäsar war es eine Veste der alten Britten. Sie ward zerstört im Kriege mit den Römern, welche auf der Stelle des uralten Towers ein Castrum erbauten und Londinium es nannten.

[1050] Siehe hierzu S. 222, Anm. 616.

[1051] Siehe hierzu S. 51, Anm. 73.

[1052] Siehe hierzu S. 41, Anm. 44.

[1053] Luxor, ägypt. Waset (Wꜣs.t), „Stadt des Szepters“ bzw. ta Ipet (tꜣ Ỉpꜣt), „der Schrein“; griech. Θῆβαι, Thēbai; arab. الأقصر, al-Uqṣur. Homer hatte die Stadt in seiner Ilias (griech. Ἰλιάς, 9. Gesang, V. 381-383) als „hunderttorig“ beschrieben: „οὐδ᾽ ὅσ᾽ ἐς Ὀρχομενὸν ποτινίσεται, οὐδ᾽ ὅσα Θήβας \ Αἰγυπτίας, ὅθι πλεῖστα δόμοις ἐν κτήματα κεῖται, \ αἵ θ᾽ ἑκατόμπυλοί εἰσι, […] / Böt’ er sogar die Güter Orchomenos, oder was Thebe \ Hegt, Aigyptos Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen: \ Hundert hat sie der Tor’, […]“ (in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; 1751–1826).

[1054] *) Unter London wollen wir nicht blos das eigentliche London, sondern die ganze zusammenhängende, durch Straßen verbundene Häuserwelt betrachtet wissen, wovon London im engern Sinne nur den Mittelpunkt bildet. – Nur seit den letzten 20 Jahren sind durch den Neubau von 30,000 Häusern und von zahllosen Verbindungsstraßen über 20 bedeutende, früher durch Felder und Weiden getrennte Orte der Weltstadt einverleibt worden. – In diesem weitern Verstande übertrifft London an Größe Berlin fast zehnmal, Dresden dreißigmal, Leipzig hundertmal. Die Zahl der Häuser ist nahe an 320,000, die der Einwohner ungefähr 2 ¼ Million. Die 100,000 Fremde, welche sich täglich in London aufhalten, sind darunter mit begriffen.

LXXIII



LONDON

von der Waterloo-Brücke aus

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Die zum Verkehr vortreffliche Lage des Orts erhob ihn während der Römerherrschaft zur Bedeutung einer Handelsstadt. Unter Constantin[1055] wurde er befestigt. Die damals erbauten, noch in Spuren vorhandenen Mauern umschlossen eine Aera größer als die Hälfte der City. – Aldgate, Bishopsgate, Cripplegate, Aldersgate, Newgate, Ludgate, noch jetzt erhaltene Namen, waren die Thore. Ueber die Themse führte eine hölzerne Brücke. – Ein Bollwerk schützte sie: – Southwark, oder die Burg, die Borro.

Das Reich der Römer verfiel; bedrängt von den einfallenden Barbaren in ihrem eigenen Lande gaben sie die entlegnern Provinzen freiwillig auf. Dieß traf auch Britannien. Ihnen auf dem Fuße folgten, rache- und raubdurstig, die freigebliebenen Stämme des Nordens, Pikten und Scotten. London wurde erst von diesen, darauf von den zu Hülfe gerufenen Angelsachsen eingenommen und verheert. Letztere machten's zur Hauptstadt ihres kleinen Königreichs Essex; aber Handel, Künste und Wissenschaften waren geflohen unter diesen Stürmen und wilden Eroberern. Seine christlichen Einwohner waren umgekommen, oder sie wanderten aus; ein großer Theil der Stadt lag in Schutt.

Erst als das Christenthum die Keime der Civilisation unter den herrschenden Sachsen ausstreute, zu Ende des 7ten Jahrhunderts, schien auch für London eine bessere Zukunft zu keimen. Es wurde der Sitz eines Bischofs. Der erste stiftete die Cathedrale von St. Paul, und erbaute, 1 Stunde westlich von der alten Stadt, ein Kloster, die Westminsterabtei. Das Asylrecht, welches König Sebert[1056] dem Abte für einen bedeutenden Umkreis verlieh, wurde in diesen unsichern Zeiten zum Anlaß für Viele, sich innerhalb desselben, unter dem unmittelbaren Schutze der Kirche, anzubauen. So entstand der zweite Haupttheil Londons, Westminster.

Bis zur Zerstörung der Sachsenreiche und der Eroberung Englands durch den Normannenfürsten erlag London mehrmals der Landesgeisel damaliger Zeit, – den Dänen, welche durch jährlich erneuerte Raubzüge die Küste Englands verheerten und entvölkerten. London, das durch seinen Handel immer schnell wieder aufblühende, war stets eine Lockung für jene habsüchtigen Horden, und die kleinen Sachsenfürsten gemeiniglich zu schwach, ihre Hauptstadt zu schützen. London wurde in dieser Periode mehrmals eingenommen und geplündert. Nur die Regierung Alfreds[1057], der auch die Gemeindeverfassung London's organisirte, war eine Zeit der Ruhe. –

Wilhelm, der Eroberer[1058], machte sich 1066 zum König von ganz England. Er ließ sich in der Westminsterabtei krönen, und erhob London zur Hauptstadt des neuen Reichs. Dadurch ist er der Gründer seiner jetzigen Größe geworden. Durch die nun von einer Hand gezügelte Kraft des ganzen Reichs vor den Einfällen räuberischer Nachbarn geschützt und gesichert, zogen der Hof, der Handel, die Bedrückungen endlich, welchen die Bewohner anderer Landestheile durch habsüchtige Barone unterworfen waren, jährlich eine Menge Einwanderer herbei, und Ausdehnung und Volksmenge der Hauptstadt wuchsen von Jahr zu Jahr. Die Lücken, die Hunger und Pest verursachten, (1258 verhungerten 20,000 Menschen; 1348 raffte über 30,000 die Pest hin!) füllten sich bald wieder aus. Als die Königin Elisabeth[1059], von Philipp II.[1060] bedroht, zur allgemeinen Bewaffnung rief, stellte London ein Heer von 20,000 Mann und eine vollständig gerüstete Flotte von 38 Kriegsschiffen zu ihrer Verfügung. 1666 verheerte der große Brand binnen 4 Tagen ⅓ der Stadt. Ueber 13,000 Häuser lagen in Schutt und 140,000 Einwohner waren ohne Obdach. Kaum ein Jahr zuvor hatte die Pest 68,000 Menschen (nach den Sterbelisten; nach andern Angaben aber 130,000) hinweggerafft! Diese Zahlen sind genug um einen Begriff von der schon damaligen Größe der Hauptstadt zu geben.

[1055] Kaiser Konstantin der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 121).

[1056] Sæberht († 616), seit ca. 604 König von Essex.

[1057] Alfred der Große (altengl. Ælfrēd; engl. Alfred the Great; 848 o. 849–899), ab 871 König der West-Sachsen (Wessex) und seit etwa 886 der Angelsachsen.

[1058] Wilhelm der Eroberer, auch Wilhelm der Bastard genannt (frz. Guilleaume le Conquérant; engl. William the Conqueror; 1027/28–1087), seit 1035 als Wilhelm II. Herzog der Normandie und ab 1066 als Wilhelm I. auch König von England.

[1059] Elisabeth I. (engl. Elizabeth I; 1533–1603), seit 1558 Königin von England.

[1060] Siehe hierzu S. 180, Anm. 460.

Mit diesen beiden furchtbaren Unglücksfällen war der Cyklus derselben geschlossen. – London erstieg aus der Asche prächtiger wieder als es vorher gewesen, und schon nach 10 Jahren war keine Spur des Brandes mehr übrig. – Wie seitdem die Macht Englands und die Prosperität der Nation mit verhältnißmäßig unbedeutenden Störungen immer gewachsen ist, so hat auch London seit anderthalb Jahrhunderten an Einwohnerzahl, Umfang, Handel, Gewerbe und Reichthum fort und fort zugenommen bis auf den heutigen Tag.*)[1061] „Die ganze civilisirte Erde außerhalb England, sagt Brougham[1062], besitzt kaum die Summe an Kraft, durch Geld, Intelligenz und Unternehmungsgeist, über welche diese einzige Stadt gebietet und wodurch sie, theils unmittelbar, theils durch ihr zur Nacheiferung erweckendes Beispiel und Voranschreiten in allem Großen und Nützlichen einen leitenden Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte und auf Menschenbildung und Civilisation überhaupt ausübt. Durch diesen Einfluß macht sie sich nicht blos zum Herzen Englands, sondern zum Herzen der ganzen Welt.“[1063] –

London liegt von der Seeküste etwa 14 deutsche Meilen[1064] entfernt, an beiden Seiten der bis in den Hafen für die größten Kriegsschiffe fahrbaren Themse. Im engern, durch die politische Eintheilung bestimmten Sinne besteht London aus der Altstadt (CITY OF LONDON), Westminster und, auf der andern Flußseite, aus Southwark. Jeder dieser Stadttheile hat seinen eignen Magistrat. Sie allein – mit Ausschluß aller übrigen – besitzen das Recht, Abgeordnete zum Parlamente zu wählen. Die eigentlichen Vorstädte sind aus dem Zusammenbau von 45 zunächst gelegenen Dörfern entstanden, die ungefähr halb so viel abgesonderte Kirchspiele ausmachen. Auf die City kommen etwa 400,000 Einwohner; nicht ganz so viel auf Westminster, 150,000 auf Southwark. Die Vorstädte fassen zusammen etwa 700,000.

[1061] *) Am auffallendsten äußert sich dieses Gedeihen in der Verschönerung der Weltstadt seit 20 Jahren. Man machte früher London den Vorwurf, es baue Baraken, aber keine Paläste; und es ist allerdings eine richtige Bemerkung, daß die Neubauten, die vor jener Zeit aufgeführt wurden, meistens aus einförmigen Reihen schlechter Backsteinhäuser, oft tausend und mehre nach einem und demselben Muster, bestanden. Seitdem aber führten Prachtliebe und Luxus zum Gegentheil. Man baut in London fast blos noch im Styl der Paläste. In einem Jahre werden jetzt mehr Häuser dort aufgeführt, die Königswohnungen ähnlicher sehen, als denen von Bürgern, als es zur Zeit der Elisabeth Prachtgebäude überhaupt gab. Jährlich verschwinden ganze Viertel aus dem Innern der alten Stadt, um einer einzigen neuen Straße von Häusercolossen Raum zu machen, von denen jeder für sich, stände er in Berlin oder Wien, als Außerordentliches bewundert werden würde, und die neuesten Stadttheile, zusammen so groß als Berlin, so wie auch die TERRACES bei'm Hydepark und in der Nähe von Regentspark bestehen ganz aus Palästen. Mehr aber noch nehmen die dem öffentlichen Nutzen errichteten Werke dieser Periode unser Erstaunen und unsere Bewunderung in Anspruch. – Da der 2 Stunden lange, natürliche Hafen aus der Themse, obschon er 1100 Seeschiffe faßt, zu klein wurde, so hat man fünf künstliche Häfen (Docks) – den Ostindischen, Westindischen, Londoner, Catharinen und Commercial – gegraben, welche, zusammen 160 Millionen Gulden kostend und von Gesellschaften Londoner Bürger ausgeführt, die größten Werke der Art sind, die zu irgend einer Zeit und von irgend einem Volke unternommen wurden. In ihnen können über 1600 Seeschiffe bequem ein- und ausladen, und der Raum, den sie und ihre ungeheuern Magazine bedecken, beträgt mehr als 11 englische Geviertmeilen! Um den Bauplatz für den erst vor 3 Jahren vollendeten Catharinendock zu gewinnen mußte ein Stadtviertel, halb so groß als Leipzig (mit 1200 Häusern, mehren Kirchen und von 18,000 Einwohnern) durch die Unternehmer angekauft und niedergerissen werden! – Die Wasserleitungen, welche während dieser Seit gebaut wurden, um statt des trüben Themsewassers das reine entfernter Quellen, Waldbäche und kleinerer Flüsse in jedes Haus London's und jedes Stockwerk desselben zu führen, sind nicht weniger bewundernswürdig; und so lassen auch die in nämlicher Zeit auf Aktien gebauten Brücken über die Themse: die Waterloobrücke, die große eiserne Southwarkbrücke (mit den größten Bögen in der Welt) und die neue London, so wie den in diesem Augenblick zur Vollendung kommende Weg unter der Themse (TUNNEL) alles hinter sich, was man in andern Ländern Aehnliches begonnen hat, oder projektirte. Der 5 englische Meilen weit aus der Mitte der Weltstadt nach Greenwich auf hoch über London's Häusermasse gesprengten Bögen hin führende Viaduct, mit Eisenbahn, Dampfwägen, Spaziergängen und Kaffehäusern, überfliegt endlich selbst das, was man sich im Traume als möglich dachte, und der von Londoner Spekulanten beschlossene Plan, zur Seite dieser Bahn, in ihrer ganzen Länge, eine Straße von Palästen, Wohnhäusern und Magazinen anzulegen, muß nothwendig den Glauben hervorrufen, ein Volk, wo Gedanke, Kraft und Wille so Unerhörtes ersinnen, beginnen und ausführen können, müsse von dem Gipfel der Größe noch weit entfernt seyn, den zu erreichen ihm die ewige Weisheit beschieden hat.

[1062] Der engl. Lordkanzler und Schriftsteller Lord Henry Brougham, 1st Baron Brougham and Vaux (1778–1868). Das Amt des Lordkanzlers hatte er von 1830 bis 1834 inne (siehe hierzu u. a. auch S. 438, Anm. 1245).

[1063] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[1064] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

Aber wenn man die politische Eintheilung nicht weiter berücksichtigt und alle Orte zu London rechnet, welche gegenwärtig mit ihm ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, dann beläuft sich die Gesammtzahl der darin aufgehenden Orte über hundert und sie stellen eine Masse von etwa 320,000 Häusern dar, die von Woolwich bis Chelsea, in der Richtung von Ost nach West, eine Durchschnittslinie von 11 ½ englische Meilen[1065], in der von Nord nach Süd, von Highgate bis Brixton, aber eine von 9 Meilen Länge gibt. Der Umfang der Metropole ist dann 34 engl. Meilen oder 16 Stunden. Es leuchtet ein, daß jede Bestimmung von ihrer Größe bei dem. steten Anwachsen derselben (– jährlich baut man durchschnittlich 5000 neue Hauser hinzu, folglich eine größere Anzahl, als ganz Frankfurt besitzt) immer nur für den Augenblick gelten kann. Kein Jahr vergeht, ohne daß nicht mehr benachbarte Orte dem großen Ganzen angeknüpft werden. –

Unabhängig von seiner politischen Einteilung zerfällt London in sittlicher und gesellschaftlicher Beziehung gleichsam in 5 verschiedene Städte. Das Westende der Stadt, aus den schönsten Plätzen und Straßen bestehend, ist die Residenz des Hofes, des Adels, der Sitz der gesellschaftlichen Verfeinerung, der Pracht, des Reichthums, der elegantesten Läden, kurz der Mode und des Glanzes. – Die City (Altstadt), ist das Herz des Riesenkörpers. Hier ist der Mittelpunkt der Handelswelt, der großen Geschäfte aller Art, der Haupt-Wechsel- und Geldmarkt für ganz England und für die Welt. Hier sind die großartigsten Anstalten zur Förderung und zur Erleichterung der Geschäfte, die Börse, die Bank von England, Lloyds Caffeehaus mit den Bureaus aller Assekuradeure, die Contors unzähliger Lebens- und Feuerversicherungsbanken, die Getreide, und Stocksbörsen, das Generalpostamt, die Haupt-Zoll- und Accise-Aemter; die Paläste und Bureaus der Ostindischen-, der Südsee-, der Hudson-Bay-Compagnie; die Auktionssäle für die Waarenverkäufe im Großen, für die Versteigerungen von Planlagen und Gütern in den brittischen Colonieen; hier haben die großen Kaufherren, die Geld-Könige, die Rothschilds[1066] und Baring's[1067], welche ihre Geschäfte und Vermögen nach Millionen zählen, ihre städtischen Wohnnagen und bis zum Mäkler herab, der ihre Geschäfte vermittelt, ihre dunkeln Contore. Hier ist auch der Sitz des Lord-Majors und aller städtischen Behörden. – Die Hundertrausende, welche von den Hülfsleistungen leben, welche die unermeßlichen City-Geschäfte bedürfen, bewohnen das Ostende (EASTEND) der Stadt. Hier trifft man, der Themse entlang bis hinunter nach Woolwich, die Schiffswerften an, die städtegroßen Magazine, die Docks und ihre Wunder; da sind auch die langen, engen und schmutzigen Gassen, wo jedes Haus einen Schild hat und hinter jedem die Unzucht und die Völlerei einen Tempel. Hier ist die Residenz der Matrosen, der Schmuggler, der Trödler, der Diebshehler, der Juden, der Gaunerei in allen Gestalten. – Im Aeußern dem östlichen Stadttheil ähnlich (doch nicht ohne einige recht schöne Hauptstraßen) ist die Borro (Borough, Southwark). So heißt die auf der andern Seite der Themse gelegene kleinere Stadthälfte. Dort ist der Sitz der großen Manufakturen, der Brenn- und Brauereien; dort wohnen die Großhändler in Hopfen, Saaten und Getreide; dort sind die Metall-Fabriken, welche aus den thurmhohen Schloten schwarze Säulen giftigen Rauchs in die Höhe senden, aus denen eine Wolke entsteht, welche Jahr aus Jahr ein über diesem Stadtteil am Himmel schwebt. Hier hört man der Dampfmaschine, des Herzens des englischen Fabriklebens, unheimliche Schläge bei jedem Tritte; hier ist endlich die weltberühmte „Republik der zahlunfähigen Schuldner“ mit ihrer Kingsbench und deren eine Menge Straßen einschließenden „Freiheit.“ – Wir wenden uns von da in das eigentliche Westminster, in den zwischen der City und Charingcroß (dem Westende), liegenden Theil Londons. Es ist die Stadt der Gerichtshöfe, der Advokaten, der juristischen Seminarien, der niedern Beamten. Hier sind die großen Theater und in deren Nähe jene berüchtigten Häuser der Gelegenheit für die gröbste Unsittlichkeit, für Verführung und schaudervolle Verbrechen. – Da und im nordwestlichen Ende der City gibt es auch jene langen, engen, dunkeln Gäßchen mit den hohen Häuserchen und zerbrochenen Fenstern, in die nie ein Sonnenstrahl dringt und wo nie eine Straßen-Lampe leuchtet; jene Gäßchen, in denen Dem, der Muth hat, sie zu betreten, der Hunger angrinzt, der

[1065] Siehe hierzu S. 243, Anm. 674.

[1066] Siehe hierzu S. 998, Anm. 2965.

[1067] John Baring (eigentl. Johann Baring; 1697–1748) und dessen Söhne John (1730–1816), Thomas (1733–1758), Sir Francis Baring, 1st Baronet (1740–1810) und Charles Baring (1742–1829). Die von ihnen gegründete Bank galt als eine der bedeutendsten Banken Englands und besteht noch heute.

Pesthauch des Elends anweht und der Schrei Hülflosen Jammers in die Seele fährt. – Da und in den Winkeln, Höfen und Durchgängen um Holborn und St. Giles hausen jene Verlassenen, welche die Sünde selbst nicht mehr ernähren mag, jene armen, ekelhaften Opfer der Lust, denen ein Misthaufe ihr Sterbebette ist. Da wohnen die Tausende auch, welche die Spitäler zum Anlernen junger Aerzte und Chirurgen mit Kranken versorgen und die Anatomen mit Cadavern; hier und so nur hier sieht man die Scenen der gräßlichsten und empörendsten Entblösung von Allem, was man dem Menschen als erste Lebensbedürfnisse zuerkennt;– Auftritte – und diese unverborgen, auf offener Straße,– die einem das Haar sträuben und das Herz zusammen schnüren. Diese Gäßchen sind's, wo der Familienvater wohnt, der mit eisernem Fleiße am Webestuhl nicht so viel verdienen kann, um seine Kinder zu sättigen, geschweige, sie zu kleiden, sie zu erziehen – und zu ihm ist's, daß, die Kinder ihm abzunehmen, die Mäkler kommen, jene Elenden im Solde der frechen, reichen Bösewichte, die täglich Blumen der Unschuld zu knicken sich zum Gesetz gemacht. Aus diesen Stadtvierteln kommen auch die zerlumpten Mütter geschlichen, welche am frühen Morgen schon, ehe die Menge durch die größern Straßen wogt, den Koth derselben durchwühlen, suchend nach den ekelhaftesten Resten menschlicher Nahrung; dort ist's auch, wo dem Forscher jene schmuzigen, gekrümmten, hohläugigen, alten Weiber begegnen, welche „Hundefleisch" (nicht von Hunden, sondern für diese von gefallenen Thieren) in zierlichen Streifen um weiße Stäbchen gewickelt: A PENNY A POUND, A POUND A PENNY mit klagender Stimme ausrufen. Wohl vernimmt er in diesen Höhlen des Mangels nie das Bellen eines Hundes; wenn er aber hungerzernagte Menschen, 2 bis 3 zusammen, gierigen Blicks um ein solch Stäbchen handeln sieht, so ahnet er des Räthsels Lösung. – Dann eilt er schaudernd und beflügelten Schrittes hinaus in die helle breite Straße voll Paläste, sieht das Gewimmel wohlgekleideter, wohlgenährter Menschen, hört das Donnern glänzender Carossen, daß immerwährende, und das Gesehene dünkt ihm ein böser Traum! Und doch war's Wirklichkeit und ein Tropfen erst aus dem Ozean des Menschenelends und der Verworfenheit, der in der unermeßlichen Weltstadt wogt!*)[1068]

London hat gegenwärtig etwa 320,000 Häuser in 13500 Straßen (Commercial-Road und Oxfordstreet die längsten; New-Bondstreet, im Westende, die der Mode und der vornehmsten Welt; Cheapside in der City und der Strand die lebhaftesten; Regentstreet die prachtvollste) und 110 Märkte und Squares. Der Kirchen und Bethäuser für alle Religionen und Glaubensverschiedenheiten sind über 500; (St. Paul's, der Peterskirche ähnlich und nach ihr die größte in der Welt). Armenversorgungsanstalten und Hospitäler gibt es 120. Letztere sind meistens prachtvolle Paläste mit Gärten und Parks, manche mit mehr als 1000 Schlafstellen (Bethlehem, St. Lukas, das für Findlinge etc.); Invalidenhäuser sind Greenwich- und Chelsea-Hospital, letzteres für die Armee, erstens für die Marine: beide grandios in Bauart und Einrichtung, Britanniens würdig. Gegen diese und so manche Privatwohnungen erscheinen die Schlösser des Monarchen unbedeutend – selbst das neue in St. James Park – (1830 von Georg IV.[1069] erbaut) ist für seine Umgebungen von zu kleinlichen Verhältnissen. An der Spitze der öffentlichen Unterrichtsanstalten steht die Universität, in einem herrlichen Palaste, 1831 auf Lord Brougham's Antrieb durch Subskription gegründet und jetzt von 3200 Studirenden besucht. – Außer 900 öffentlichen Schulen zählt man über 4600 Privatinstitute. Unzählige Vereine befördern die Verbreitung der Kenntnisse unter den niedrigen Klassen durch unentgeltliche (Zirkulation von Büchern, Vorlesungen, Sonntags- und Freischulen. – Erleichterungsmittel für höhere Bildung in

[1068] *) Die Zahl der Einwohner London's, die von Almosen und von öffentlichen Unterstützungen zu Hause leben, ist 120,000 und außer diesen werden etwa 26,000 in den Spitälern und wohthätigen Anstalten versorgt. Der täglichen Bettler sind 15–20,000; der Dirnen weit über 100,000 und Schreiber Dieses zählte an einem Abende auf einem halbstündigen Wege aus der City nach dem Theater über 1600, die ihm begegneten. Er hatte mit einem Fremden, dem es unglaublich schien, gewettet, daß ihnen mindestens 1000 dieser in London Jedem kenntlichen armen Geschöpfe begegnen würden. – Knaben, die sich von Taschendiebereien und Mausereien ernähren, gibt es 8000. Die Zahl der erwachsenen Gauner von Profession ist das Dreifache. Jährlich geschehen 120 bis 130 Mordthaten, die zur Kenntnis der Behörden kommen; aber die Zahl der Ermordungen, (namentlich an Fremden, in verrufenen Häusern, in denen die Unzucht die Kupplerin des Meuchelmords ist), von welchen man nie was hört, ist gewiß noch größer.

[1069] Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und König von Hannover.

Kunst und Wissen gewähren 9 Museen, (voran das Brittische, mit den reichsten Bücher-, naturhistorischen und Kunstsammlungen der Welt) Gallerien für Gemälde und Alterthümer, (die National-Gallerie, deren neues Lokal das größte und imposanteste Gebäude Londons werden wird) endlich mehre Akademieen (voran die Royal im prachtvollen Sommersethouse), viele gelehrte Gesellschaften und Collegien. – Von der Größe des geistigen Verkehrs kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß es hier über 1100 Buchhandlungen gibt (mehr wie in ganz Deutschland, Ungarn, Schweden, Rußland, Dänemark zusammengenommen), welche jährlich für 25 Millionen Gulden[1070] Bücher verkaufen. Der eigentliche Verlagshandel ruht in wenigen Händen; er beschäftigt über 200 Buchdruckereien, darunter eine mit 17 Druckmaschinen, welche allein mehr hervorbringt als die Leipziger mit einander. In 9000 Kaffee-, Gast- und Branntweinhäusern und 6000 Bierschenken treiben sich stets über 100,000 Menschen umher. Für Unterhaltung edlerer Art sorgen 16 Theater (Drury-Lane, Coventgarden, Haymarket etc. für das Drama; das Opernhaus für das Singspiel); ferner das Colosseum, die Gärten der zoologischen- und Gartenbau-Gesellschaft; die Säle der Musik- und Konzertvereine; Dioramen. Panoramen und unzählige Ausstellungen von Sehenswürdigkeiten aller Art. – Der Handel ist unermeßlich. Er beschäftigt ein Kapital von 26,000 Millionen Gulden, 12–15,000 Frachtwägen, 5000 eigene mit 60,000 Matrosen bemannte und an 3000 fremde Schiffe. Der Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr London s übersteigt jährlich an 2000 Millionen Gulden; über 11,000 Schiffe kommen alljährlich in seinen Häfen an und segeln nach allen Küsten des Erdrunds; 11 bis 1300 Seeschiffe sind stets im Ein- und Ausladen begriffen, und 12,000 Bote und Leichter mit 20,000 Ruderern und 8000 Zollbeamten sind in den Häfen und auf dem Flusse in steter Bewegung. Täglich gehen 1100 Eilposten nach allen Richtungen des Reichs ab; und 140 Dampfschiffe fahren theils in die Häfen des Landes, theils nach denen des Continents. Das Zollhaus wird täglich von 12–15,000 Menschen besucht; die große Börse von 8 bis 10,000 Kaufleuten aus allen Völkern und Ländern. In der Bank, in welcher 1200 Commis arbeiten, machen alle Tage 20,000, in Lloy[d]'s Kaffeehaus 6000 Leute ihre Geschäfte ab. Die daselbst jährlich geschlossenen Versicherungen repräsentiren ein Kapital von 5000 Millionen Gulden. – Auch die Fabriken sind unermeßlich und die Londoner Fabrikate genießen in Betreff der Solidität und Güte allgemein den Vorzug vor allen andern. Besonders berühmt sind die in Seide, Stahl und Glas, die Wagner- und Sattlerarbeiten und alle Artikel des höhern Luxus. Die Seiden, Manufaktur allein gibt über 60,000 Menschen unmittelbar Beschäftigung. – Aber wenn wir alles Bemerkenswerthe auch nur andeutungsweise anführen wollten, so würden wir den für diesen Artikel bestimmten Raum vervierfachen müssen. Sey es denn mit dieser Skizze genug!

Unsere Ansicht ist von der Waterloobrücke; es ist eine der schönsten, die das Innere der Weltstadt bietet.

[1070] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.



DIE BANK von ENGLAND
in London

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum u. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 132-136.

CXXXVII. Die Bank von England.

Unter den Anstalten, welche, als Haupthebel des Weltverkehrs, Theilnahme und Bewunderung erwekken, steht die Bank von England[1071] oben an. Sie ist das Herz des Geldumlaufs auf der ganzen Erde.

Dieses Institut ist zwar nur eines von den fünftehalbtausend gleichartigen, welche die Handelswelt aufzählt; aber an Größe und Umfang der Geschäfte verhält es sich zu den übrigen Banken wie ein Linienschiff zum Nachen. – Die Bank von England ist weder eine Staatsanstalt, noch abhängig vom Staate, wie die Bank von Frankreich, oder wie die in Petersburg, Wien und Neapel. Sie ist ein freies, unabhängiges Privatinstitut, sowohl seiner Gründung, als seiner Verwaltung nach. Ihre Geschäfte begannen im Jahre 1694 mit einem Aktienkapital von 1,200,000 Pfund Sterling durch Freibrief der Regierung. Sie emittirte Schuldscheine AU PORTEUR. Bankzettel, welche an ihrer Kasse zu jeder Zeit in baares Geld umzusetzen waren und gleich solchem im ganzen Lande Geltung bekamen; sie diskontirte Wechsel und lieh gegen Pfand aus. – In Folge der allmählichen Vergrößerung ihrer Geschäfte vermehrte sie ihr Stammkapital durch Kreation neuer Aktien, bis zum Jahre 1816, auf 14,555,000 Pf. Sterl. Seitdem hat es sich nicht geändert; allein neben demselben hat sie noch einen Reservefond aus allmählich zusammengespartem Gewinn, der viele Millionen beträgt.

Die Geschäftsweise und die Administration der Bank von England ruhen auf den erprobtesten, strengsten Grundsätzen kaufmännischer Vorsicht. Dieser Kompas hat sie, während einer anderthalbhundertjährigen Dauer, in einer Periode voll der furchtbarsten Handelsumwälzungen und Revolutionen des Geldumlaufs, unter Erschütterungen, die kein gleichartiges Institut auf der Welt ertragen hat, nicht blos aufrecht erhalten, sondern zu einem Gedeihen und einer Macht geführt, welche keinen Rivalen hat. Die Zeiten größter Gefahren für das Institut bezeichnen die Jahrzahlen 1745, 1780, 1793, 1797, 1815 und 1825.

Die erste von diesen Krisen, die von 1745, trat in Folge der Landung des Prätendenten, des Stuarts[1072], ein. Plünderung der Bank hatte er seinen Soldaten versprochen. Da strömte alles, was Banknoten hatte, zu ihrer Kasse, um sie umzuwechseln gegen klingende Münze. Als ihre Koffer von grober Münze fast geleert waren, half sie sich damit, daß sie alle Notenbeträge nur mit kleiner Münze berichtigte. Durch die Zeit, welche das Auf- und Nachzählen jeder bedeutenden Summe erforderte, machte sie das Umwechselungsgeschäft den Inhabern so langweilig und beschwerlich, daß schon deshalb der Andrang nachließ; doch erst der Erfolg der englischen Waffen gegen den Prätendenten half aus dem Grunde und entfernte alle weitere Gefahr.

Eine weit größere hatte sie in dem Londoner Volkstumulte von 1780[1073] zu bestehen. Der Londoner Pöbel bemächtigte sich in der City für einen Augenblick der Obergewalt. Die Bank aber war von ihrem Personal besetzt, einem bewaffneten Corps von 600 Mann, das die andringenden Pöbelhaufen in Respekt hielt. Hätten die Aufrührer nicht, feige, die beschlossene Erstürmung und Plünderung der Bank um 24 Stunden verschoben, so wäre deren Rettung unmöglich gewesen; durch den Aufschub aber gewann sie Zeit, ihre Vertheidigungsanstalten zu verstärken und in der folgenden Nacht drangen die königlichen Garden in die City und brachten Entsatz.

[1071] Das nach Plänen von John Soane (1753–1837) errichtete Gebäude war 1833 fertiggestellt worden.

[1072] Charles Edward Louis Philip Casimir Stuart, genannt „Bonnie Prince Charlie“ (gäl. Prionnsa Teàrlach Eideard Stiùbhart; 1720–1788); im Sommer 1745 hatte er den Versuch einer Invasion Schottlands unternommen, die jedoch am 16. April 1746 mit der völligen Niederlage bei Culloden (siehe hierzu S. 252, Anm. 702) scheiterte.

[1073] Die „Gordon Riots“, benannt nach Lord George Gordon (1751–1793), dem Führer der engl. Protestanten, der die Londoner Bevölkerung derart aufgehetzt hatte, daß es am 2. Juni 1780 zu allg. Unruhen gegen den „Papists Act“ (Katholiken-Gesetz) von 1778 kam, der die schlimmsten Diskriminierungen der Katholiken aufheben sollte.

In den Jahren 1792 und 93 machte bekanntlich England, damals unter dem Joche eines Torryministeriums, riesenmäßige Anstrengungen, das republikanische Frankreich zu erdrücken. Gegen dieses führte das gesammte Europa Krieg mit englischem Gelde. Gold und Silber gingen als Subsidien aus dem Lande. Der Mangel an hinreichen den Cirkulationsmitteln rief eine Menge neuer Banken in's Daseyn, die, mit mäßigem Kapital gegründet, alles mit 134 ihren Noten überschwemmten. Der Krieg nahm eine unglückliche Wendung. Er machte neue Subsidien an die fremden Mächte nöthig. Der vergrößerte Bedarf an Gold und Silber führte große Massen von Papier an die Bankkassen zur Auswechselung. Mehre dieser Anstalten kamen in Verlegenheit; einige stürzten. Dadurch vermehrte sich das Mißtrauen, und so entstand ein allgemeines Auswechselungsdrängen zu den englischen Banken, von denen der dritte Theil binnen 4 Wochen seine Zahlungen einstellen mußte. Die Bank von England, um noch größeres Unglück zu verhüten, unterstützte die solid begründeten Schwesterinstitute auf das großmüthigste, sah sich aber selbst einer großen Gefahr preisgegeben, als, auf der Höhe der Krise, vermuthlich auf Veranstaltung der französischen Regierung, ihr selbst in ungeheuern Massen ihre Noten zur Umwechselung präsentirt wurden. Die Erscheinung war um so auffallender, da im Lande ihr Kredit unerschüttert war.

Das Subsidiensystem, welchem das brittische Gouvernement damals huldigte, und das in den Jahren 1793–97 ohne Maaß und Ziel fortdauerte, das Reich in unübersehliche Schulden stürzte, brachte im Geldumlaufe fortwährend die gewaltthätigsten Störungen hervor. Die Bank von England, stets veranlaßt, sie durch Vermittelung und direkte Unterstützung auszugleichen, gab eine größere Menge Noten aus, als sie übersehen konnte, und schon 1795 zeigte sich das Mißverhältniß der cirkulirenden Papiermasse gegen die des baaren Geldes durch ein anhaltendes Sinken des englischen Courses. Es wurden um diese Zeit täglich große Summen aus der Bank gezogen, die ins Ausland gingen. Das Uebel wurde dräuender von Tag zu Tag. Die unglückliche Wendung des Kriegs gegen Frankreich auf dem Kontinent kam dazu, den Kredit Englands in der öffentlichen Meinung zu schwächen, und als Frankreich ernstliche Anstalten zu einem Landungsversuche machte, wurde die Besorgniß eines Staatsbankerotts allgemein, der, wenn er eintrat, die Banken zuerst in seinen Abgrund fortgerissen hätte. – In den ersten 2 Monaten des 1797er Jahres herrschte Schrecken ohne Beispiel. Von allen Seiten verlangte man Geld gegen Papier. Am 25. Februar hatte die Bank kaum noch 1 ¼ Million Pf. St. Metallgeld zur Auswechselung übrig, und die Direktoren berechneten in geheimer Sitzung ihre Solvenzdauer auf noch 6 Tage. In dieser entsetzlichen Lage ergriff die Regierung das letzte Rettungsmittel, und am 25. Februar erschien ein Befehl des Königs, welcher der Bank die fernere Auswechselung ihrer Noten bis nach Abschluß des Weltfriedens untersagte. In jedem andern Lande hätte eine solche Maaßregel die fürchterlichste Wirkung hervorgebracht, das betreffende Papier werthlos gemacht und den Ruin der Anstalt beschleunigt, die sie retten sollte; aber der Patriotismus der Britten steckte dem Unglück sein Ziel. Die Bankiers und Kaufleute London's und der Haupthandelsplätze des Landes faßten freiwillig den einmüthigen Beschluß, die Noten der Bank nach wie vor dem baaren Gelde gleich zu achten, und sie, so lange die Restriktionsakte in Kraft sey, in allen Zahlungen für voll zu nehmen; und zum Erstaunen der ganzen Welt erhielten sich die Papiere auf PARY[1074]. –

Erst im Jahre 1808 zeigten sich bedenkliche Folgen dieses gewaltsamen Zustandes in Englands Geldcirkulation. Papier verlor gegen Gold 6 bis 12 %. Die daraus hervorgehenden Handelsverwirrungen führten zu einer Katastrophe; 1600 Großhandelshäuser und 240 Banken fanden 1814–1815 ihren Untergang. 1819 endlich erklärte die Bank von England, daß sie in Bereitschaft sey, alle ihre Noten, wie vor 1797 geschehen, bei Präsentation gegen Gold einzuwechseln und das Schwanken des Notenwerths hörte nun auf. – 1824 und 1825 brachten schwindelnde Spekulationen neue Erschütterungen hervor. Achtzig Banken brachen, und über zweihundert wurden blos durch die Anstrengung der Bank von England vor Insolvenz gerettet. Aus dieser Krise entsprang das Gute, daß die Bank von England sich entschloß, Zweigbanken in allen großen Städten des Reichs zu etabliren und so das Publikum des Anlasses zu überheben, unsicher basirten Instituten Vermögen anzuvertrauen. Diese Maßregel hat sich in unsern Tagen, wo durch den Abfluß ungewöhnlich großer Geldmassen nach Nordamerika, und aus anderen

[1074] Pari (von lat. paritas, Gleichheit, gleich stark) ist im Bank- und Börsenwesen ein Fachausdruck für den Börsenkurs von Wertpapieren, wenn dieser mit dem Nennwert identisch ist.

Ursachen, sich ein empfindlicher Geldmangel in der europäischen Großhandelswelt äußerte, besonders wohlthätig erwiesen und unabsehliches Unglück abgewendet. –

So viel über das Geschichtliche der Bank von England. Ueber ihre Geschäfte Folgendes.

Die Bank besorgt seit geraumer Zeit auf eine für die Regierung sehr bequeme Weise und mit verhältnißmäßig wenigen Kosten für dieselbe, deren Hauptkassegeschäfte; sie bezahlt ihre Pensionen und die Zinsen auf die Nationalschuld, und nimmt dagegen die Ueberschusse der öffentlichen Einnahme in Empfang. Dieser Geschäftszweig der Bank ist der bedeutendste von allen. Der jährliche Umsatz mit der Regierung beträgt über 30 Millionen Pf. Sterl. Obschon das Institut für die Besorgung nur eine kleine Prozentage nimmt, so geht doch daraus ein ansehnlicher Gewinn für dasselbe hervor. Auch zieht es von der Regierung noch durch die verzinsliche Anlage eines großen Theils ihres Vermögens auf schwebende Schuldscheine des Gouvernements (sogenannte Schatzkammerscheine), ansehnlichen Vortheil. – Der zweite Geschäftszweig, der Größe nach, ist der Diskont. Die Bank diskontirt, nach sehr strengen Grundsätzen, die Wechsel von Privaten zu einem festen Zins, der bis 1824 stets 5 Proz. war, bis 1828 zwischen 4 und 5 Proz. wechselte, und dann sich auf 4 Proz. feststellte, 1836 aber, in Folge allgemeinen Geldmangels, wieder auf 5 Proz. erhöht worden ist. – Die Bank empfängt auch Depositengelder, über welche der Eigner zu jeder Zeit verfügen kann; vergütet aber keinerlei Zinsen. Den jährlichen Vortheil, den sie aus der Cirkulation ihrer Noten zieht, berechnet sie auf ½ Million Pf. Sterl. Die geringsten dieser überall statt Geld dienenden Papiere lauten für 5 Pf. Sterl; die größten sind die für 1000 Pfund. – Das Gründungskapital der Bank ist bewegliches Eigenthum und geht durch Umschreiben in den Büchern der Bank von einer Hand in die andere. Der Cours ist für Parzellen von 100 Pf. St. ausgeworfen. Seit 1823 hat die Bank unverändert jährlich 8 Prozent als Dividende an die Stockseigner gezahlt und der Preis ihrer Aktien wechselt zwischen 200 und 230. Er allein reicht hin, den blühenden Zustand des Instituts zu zeigen.

Die Verwaltung ist einem aus den Aktionärs frei gewählten Direktionsrathe unter einem Gouverneur anvertraut, dem ein Vizegouverneur zur Seite steht. – Das Bankpersonal besteht aus 5 bis 600 Personen, die sämmtlich große Kautionen und Bürgschaften einlegen müssen, aber sehr gut besoldet werden. Sie bilden zu gleich eine Garde, zum Schutz und zur Vertheidigung des Bankeigenthums in Zeiten der Gefahr. –

Der gewaltige, in unserm schönen Stahlstich verbildlichte Bankpallast liegt in der Mitte der City und bildet, mit den blos durch 2 enge Straßen von ihm getrennten Gebäuden der großen und der Fondsbörse, Lloyds Kaffeehaus etc. den eigentlichen Brennpunkt des Weltverkehrs. Die Bank deckt die ungeheure Aera von circa 13 Morgen[1075], also einen größern Raum als irgend eine Königswohnung Europa’s. Sie steht völlig frei und bildet ein unregelmäßiges Viereck mit 4 Eingängen und 8 innern Höfen. Die Anzahl der Hallen, Säle, (mehre mit kuppelförmiger Bedachung), Contore, Kassengewölbe, Ateliers für die Verfertigung der Noten, der Wohnungen der Beamten und der bomben- und feuersichern Gold- und Silberspeicher beträgt 700. Die Façaden sind durchgängig in grandiosem Styl erbaut und viele Theile des Hauses sind getreue Nachbildungen römischer und griechischer Tempel und Triumphbögen. –

An lebhaften Geschäftstagen übersteigt die Anzahl der Kommenden und Gehenden 20,000, und es macht auf den an solche Szenen des großen Geschäftlebens nicht gewöhnten Fremden einen unbeschreiblichen Eindruck, wenn er an der Hand seines Cicerone diese Räume durcheilt, immer und immer verfolgt von jenem eigenthümlichen Geräusche, das aus dem Geknarre zahlloser Gänsespulen[1076], dem halblauten Geschäftsgemurmel, dem ewigen Zahlenausrufen, dem zischenden Geblätter beim Zählen der Banknoten, dem Klingen und Klirren der Gold- und Silbermünzen und dem Gerassel der Gold- und Silberbarren entsteht, und er noch erwägt, daß hier oft in einem Tage m einem größern Belaufe Geschäfte abgethan werden, als in manchem Königreiche in einem ganzen Jahre.

[1075] Der Umfang lag meist bei einem Fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

[1076] Kiel einer Vogelfeder, der auch zum Aufwickeln von Webfäden benutzt wurde; hier im Sinne von Gänsekielen, mit denen damals geschrieben wurde.

Besonders beschäftigt die Bullion[1077]-Office, die gewölbten Speicher für die Bewahrung der Gold- und Silberbarren, das Interesse des gewöhnlichen Besuchers. Hier sieht er das kostbare Metall in schönster Ordnung bis zur Decke aufgeschichtet, und in andern Gewölben Massen von neuen Gold- und Silbermünzen, so ungeheuer groß, daß sie die Sinne verwirren und die Vorstellungen aus den Zaubermährchen der Kinderstubenzeit zurückrufen. Zu mancher Zeit betragen diese baaren Vorräthe über 300 Millionen Gulden! Der jemals größte Belauf der cirkulirenden Noten hingegen war 54 Millionen Pf. Sterl; doch ist er gemeinlich weniger als halb so viel.

Die Fabrikation der Banknoten ist sehr sinnreich. Sie geschieht im Bankhause mittels einer Maschine, zu der die Direktoren gemeinschaftlich den Verschluß haben. Sie ist ein Meisterstück der Mechanik der neuern Zeit, und ihr Produkt ist durchaus unnachahmlich. – Vor Einführung dieser neuen Noten, bis zum Jahre 1821, wurde das Verfälschen und Nachmachen des Bankpapiers in einer kaum glaublichen Ausdehnung betrieben und es bestanden zahlreiche Gesellschaften für diesen Zweck in und außer England, welche sich in die Funktionen des Fertigens und Ausgebens systematisch theilten. In einem Jahre (1819) kamen 67,000 Stück falsche Noten bei der Bank zur Auswechselung! Die Grausamkeit der Strafe – auf jede überführte Verfälschung steht der Strang – hinderte das Verbrechen nicht. In der kurzen Reihe von 8 Jahren wurden an 700 Verfälscher zum Tode verurtheilt – 240 wirklich hingerichtet! Seit der Einführung der Maschinen-Noten liegt aber jenes gefährliche Gewerbe gänzlich und dieß ist der beste Beweis von ihrer Unnachahmlichkeit. –

[1077] Engl., Goldbarren.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 94-100.

CCLXX. Der Themse-Tunnel.

Eine des praktischen Denkers würdige, wichtige und zeitgemäße Untersuchung wäre die über die wahrscheinlichen Weiterfolgen des Associationsgeistes auf die Menschheit. Bereits umringen uns seine Wunder; und doch ist das Geschehene blos sein Erstlingswirken, die erste Kraftäußerung eines Riesen, der noch in den Kinderschuhen geht. Man schwindelt, denkt man an die Entwicklung, der er rasch zueilt. Ein paar Jahrzehnte haben hingereicht, die Macht der Vereinigung kleiner Kräfte für große Zwecke der Welt begreiflich zu machen und den Sinn für Aktienvereine da zu wecken und zur That anzuregen, wo früher kein Funke zu sehen war. Ueberall ruft er Anstalten zur Beförderung der menschlichen Wohlfahrt in's Leben, und indem er alle Zweige der Industrie und Gewerbe nach und nach in seinen Zauberkreis zieht, führt er ihre Umgestaltung herbei. Banken, Assekuranz-, Renten-, Versorgungs- und Wittwenanstalten jeder Art entstehen, und jedes dieser Institute gibt seinen Beitrag zur Vermehrung des menschlichen Glücks. Aktienvereine schließen die Eingeweide der Erde auf, heben ihre Schätze oder öffnen ihre verborgenen Quellen und führen sie in die volkreichen Städte. Aktienvereine beleuchten die Straßen und Häuser, graben Kanäle, führen Brücken aus. Mit Eisenbahnen knüpfen Aktienvereine Länder und Völker zusammen und mit feurigen Rossen lassen sie den Bauer wie den Fürsten mit der Geschwindigkeit des Adlerflugs reisen. Alle Stände haben Genuß ihrer Leistungen Theil; alle Stände haben auch Fähigkeit, ihnen anzugehören und ihnen ihre Kräfte zu widmen. Der Hofmann wird Aktionair; der Fürst studirt, vernünftiger und mit mehr Vortheil für sich und Andere, Aktienpläne, statt Schlachtenpläne; und Könige und Kaiser wissen in den Versammlungen der Gewerbtreibenden nicht nur das Wort zu führen, sondern auch manches verständige Wort zu sagen. „Eine neue Zeit verdrängt die alte; erstere erfordert ein immer zunehmendes Wissen, ein immerwährendes Bessern, ein rastloses Forschen, Denken und Handelns um in gleicher Höhe mit Denen sich zu erhalten, welche einem ähnlichen Triebe folgen. Fortschreiten ist jetzt die Bedingung des Bestehens, keinen Mittelstand zwischen jenem und verderblichem Zurückbleiben zulassend.*)[1078]

Die ganze civilisirte Welt ist in einem industriellen Wettlauf begriffen und wer nicht der Erste seyn kann, bemüht sich, wenigstens nicht der Letzte zu seyn. – Allen voran in diesem Wettlaufe geht England, der Riese an Thatkraft, Intelligenz und Capital; mit ihm ringt das jugendliche Nordamerika, welches durch Kühnheit und geniales Benutzen aller Verhältnisse die Überlegenheit des Mutterlandes an positiver Kraft und Erfahrung zu ersetzen strebt.*)[1079] Freilich ziemlich weit hinter diesen beiden Rennern sind die Nationen des Continents in Bewegung. Frankreich fängt an sich mit Eisenbahnen zu überfurchen und 1200 Aktienunternehmen gebar ein einziges schwindelvolles Jahr. Viele Hunderte waren Fehlgeburten, oder starben unter den Händen der Unfähigkeit und Unredlichkeit im ersten Jahre; aber Hunderte auch kommen zur Ausführung und viele gedeihen. – Belgien webt ein Netz von Eisenbahnen um sich mit einer Beharrlichkeit, die Bewunderung verdient; der Aktiengeist bemächtigt sich dort aller Zweige des gewerblichen Könnens und im Credit findet er die erforderlichen Geldkräfte mit Leichtigkeit. – Oesterreich, der Koloß, ist rührig geworden; seine Aktienunternehmun-

---

[1078] *) Worte des Erzherzogs Johann von Oesterreich [(1782–1859)] in der Versammlung des Industrievereins in Triest. Goldene Worte, zumal der Beherzigung in Deutschland Werth [(siehe hierzu auch S. 378, Anm. 1087)].

[1079] *) Die Zahl der seit 1825 in Großbrittanien gegründeten Aktienvereine übersteigt 3000. Davon kommen 270 auf Eisenbahnen mit 1600 Millionen Gulden Capital; auf Kanäle, Banken, Assekuranz, Minen, Hüttenwerke und Gaserleuchtung 1300, mit 2100 Millionen Gulden Fond. Austrocknung der Sümpfe, Cultur wüster Ländereien, Dampfschifffahrt, Docks und viele andere Zwecke beschäftigen die übrigen. – Nordamerika bat jetzt 460 Aktien-Banken und 220 Vereine für Eisenbahnen; erstere mit 160 Millionen, letztere mit fast 400 Millionen Dollars Capital.



DER THEMSE-TUNNEL.

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen. Eigenthum der Verleger

gen imponiren weniger durch ihre Zahl, als durch ihre Größe und durch die ruhige, geräuschlose, konsequente Ausführung. – In Rußland und Polen regt sich der Associationsgeist und beginnt Großartiges in Eisenbahnen, Kanälen, Fabriken, so wenig auch Verfassung und Erziehung der dortigen Völker seine Natur begünstigen. – Deutschland endlich, das vielköpfige Deutschland, ist aus seinem Schlummer erwacht; und wenn wir uns auch hier und da noch die Augen reiben und unsern Besitz zur Zeit weder richtig würdigen, noch deutlich sehen; wenn wir auch, an Kohlen, Eisen und Arbeiterhänden überreich, die deutschen Eisenbahnen noch mit englischem Eisen bauen und solches Thuns Schmach und Verkehrtheit nicht erkennen, so baut man doch hie und da, und der Associationsgeist belebt sich. Für die Gewinnung und Benutzung unserer Kohlen- und Metallschätze entstehen ebenfalls Vereine, andere errichten Eisenwerke, Maschinenfabriken; und zunächst zwar nur das Nothwendigste ergreifend, ist doch vorauszusehen, daß jener Geist nach und nach auch bei uns alle Gewerbe, sie zugleich fördernd und umgestaltend, durchdringen wird. – Der Strom des Associationsgeistes nimmt Alles in sich auf und reißt Alles mit sich fort. Die Politik selbst steigt, freiwillig halb, halb gezwungen, von ihrem Throne und wird die erste Dienerin der Vereins-Industrie.*)[1080] Wenn aber die Industrie auf den Thron gelangt, so geht der gesunde Menschenverstand mit hinan; dahingegen Politik und gesunder Menschenverstand selten viel mit einander gemein haben. Der erfahrene Fabrikant, der gescheidte Kaufmann, wissen Besseres als der Politiker. Wenn Absatz und Produktion gleichsam die Achse der Welt, Käufer und Verkäufer die bewegenden Kräfte derselben geworden sind, dann wehe den Staatsmännern, wenn sie diese Welt noch für etwas Anderes halten, als ein Aggregat von vernünftigen Wesen, deren Streben darauf gerichtet ist, sich's auf Erden so glücklich und behaglich als möglich zu machen und gut, ruhig und vergnügt mit, für und von einander zu leben! Dann mögen sie zusehen, den Leuten glauben zu machen, gar ehrbar sey's und vernünftig, sich einander den Hals abzuschneiden, oder die Kugel durch den Kopf zu schießen, oder die Häuser niederzubrennen, oder die Fluren zu verwüsten. Und fänden sie Narren genug dennoch, bereit, sich zu ihrer Lust die Hälse zu brechen, dann wird die Mechanik schon Mittel bereit halten, das Narrenspiel des Kriegs zur Unmöglichkeit zu machen. Kein Soldat geht in die Schlacht, wenn die Chance, eine Schlacht zu überleben, nur noch 1 gegen 3 ist. Die Zeit rückt heran, in der die Civilisation den Krieg eben so betrachten wird, wie sie jetzt den Cannibalismus betrachtet, und in der man ein kriegführendes Volk eben so wenig zu den gesitteten Nationen rechnen darf, als jetzt Neuseeländer und Buschmänner. Und wenn Barbaren und Halbbarbaren über die gesittete Welt herfallen wollten, sie zu morden und zu plündern: vor den Gebietern über alle Vertheidigungs- und Zerstörungsmittel der Mechanik würden sie zerstieben, eben so wie die zahllosen Heere der Mexikaner und Peruaner ehedem vor der Handvoll Spanier unter Cortes[1081] und Pizarro[1082] zerstiebten. Schon deuten die täglichen Erfindungen zur Vervollkommnung der Zerstörungswaffen auf die Nähe der Unmöglichkeit hin, noch Kriege zu führen. Die Kunst, vermittelst der Volta'schen[1083] Batterie in weiten Entfernungen Flotten unter

---

[1080] *) Preußen, als Staat, z. B., welches bedenklichen, fast unfreundlichen Auges die ersten Regungen zu überwachen schien, steht jetzt notorisch an der Spitze der industriellen Bewegung in Deutschland, und wirkt, unbekümmert um Einwürfe einer ängstlichen und kurzsichtigen Politik, klug und rastlos darauf hin, sich zeitig die größtmögliche Menge von Vortheilen daraus zu sichern. So sehen wir es geräuschlos die großartigsten Eisenbahn-Pläne zur Verbindung der verschiedenen Theile der Monarchie unter sich und mit dem Auslande entwickeln, und das emsige Streben, sich am frühesten die Hauptbahnen für den diametrischen Verkehr in Europa anzueignen, ist klar zu erkennen. Gleichzeitig bereitet man die vortheilhafteste Benutzung derselben vor, und namentlich sehen die Rheinprovinzen und Schlesien immer mehr neue Aktienvereine und Gesellschaften entstehen, welche sich die Ausbeutung der Mineralreichthümer des Landes zum Ziele setzen. In Sachsen, Baden, Würtemberg blüht der Associationsgeist freudig auf, und die weisen Regierungen dieser Lander hemmen ihn nicht. Wäre es überall so! Noch hält man ihn aber da und dort blödsinnig in Fesseln; doch auch in Fesseln wird er wachsen, bis er sie sprengt, oder bis das Beispiel der Nachbarstaaten, die Macht der Verhältnisse, der Neid und der Aerger über versäumte Vortheile, den hemmenden Eigensinn und den Haß des Prinzips (des Neuen und Neugestaltenden) überwinden. Fern ist die Zeit nicht, wo man da in Deutschland Eisenbahnen etc. etc. bauen wird, wo man jetzt keine bauen darf.

[1081] Der span. Conquistador Hernán Cortés de Monroy i Pizarro Altamirano, marqués del Valle de Oaxaca (1485–1547).

[1082] Francisco Pizarro González (1476 o. 1478–1541).

[1083] Der Physiker Alessandro Giuseppe Antonio Anastasio Volta (1745–1827).

Wasser in die Luft zu sprengen, ist eine Erfindung von gestern. Die Mechanik hat kaum begonnen, die Elementarkräfte zu ihren Dienerinnen zu machen, und indem sie jener Allmacht sich aneignet, macht sie sich selbst allmächtig. Zehntausend Jahre mögen vergehen und jedes Jahr eine neue, große, umgestaltende Entdeckung an's Licht bringen, und der Cyklus wird so wenig geschlossen seyn, als heute. – Dampf, Electrizität, Galvanismus: als sich die Mechanik dieser 3 Kräfte bemächtigte, that sie den ersten Griff in einen unendlichen Schatz. Die älteste wirksame Dampfmaschine zählt kaum ein halbes Jahrhundert; und was hat sie schon geleistet! Laßt aber noch 50 Jahre vergangen seyn, und unsere Enkel werden auf ihre jetzigen Leistungen herabblicken, wie wir selbst auf die Spiele unserer Kindheit. – Kaum 20 Jahre sind's her, daß das erste Dampfboot seine Ruder bewegte. Als Lord Stanhope[1084] damals die erste Fahrt von der London-Brücke nach Greenwich machte, lachte ihn die Welt aus und nannte ihn einen Narren. Und jetzt! Groß wie wandernde Städte durchschwimmen die Dampfschiffe das atlantische Meer, spotten dem Heulen des Sturms, dessen Macht sie gebrochen, bekämpfen den Monsoon[1085] auf seinem eigenen Ocean, und setzen die Bewohner des himmlischen Reichs in Schrecken, wenn sie hören, daß man in Canton die Londoner Zeitungen des letzten Monats liest. – Die Eisenbahn zählt kaum 10 Jahre; die Erfindung säugt noch an der Mutterbrust: und schon hob sie in der alten Welt die Trennung nach Raum und Zeit in 2 Königreichen auf, und in der neuen hat sie die Völker des Ostens und Westens auf Tausende von Meilen einander genähert. Was werden die Eisenbahnen in 50 Jahren wirken? – Die Entdeckung des Elektro-Magnetismus ist noch kein Lustrum[1086] alt; schon macht er sich zum Nebenbuhler des Dampfs, und die New-Yorker Zeitung, welche ich lese, ist mit seiner Kraft gedruckt. Was wird in fünfzig Jahren seine Anwendung seyn? – Alle diese großen Naturkräfte sind zugleich Pfeiler des Friedens. Selbst als Zerstörungsmittel sind sie's; denn Alles, was den Krieg verderblicher machen kann, verringert seine Möglichkeit, und so müssen wir ihre Anwendung, man betrachte sie von welcher Seite man wolle, als von nur wohlthätiger Wirkung für die Menschheit und als ein Palladium der Civilisation anerkennen.[1087]

In dem nebigen Bilde sehen wir die Darstellung eines der größten Werke unserer und aller Zeiten! Ehrfurcht ergreift mich vor meiner eigenen Natur, denke ich den grandiosen Gedanken aus, auf solche Weise die Ströme der Erde zu entjochen und sehe ich ihn so verwirklicht. Solche Triumphe der Idee, des Wissens und Könnens feierten weder Rom, noch Aegypten. Man errichtet leichter Pyramiden, höhlt Labyrinthe aus und erbaut Colosseen leichter, als ein solches Werk.

Die erste Idee zum Bau eines fahrbaren Wegs unter dem Hafen von London hin nach dem jenseitigen Ufer der Themse entsprang in dem Kopfe eines Mechanikers, welcher in einer 1799 gedruckten Brochüre die Vortheile eines solchen Communikationsmittels zwischen den Uferbewohnern großer, durch den Verkehr belebter Ströme auseinander setzte und die Möglichkeit der Ausführung zu beweisen suchte. Der Gedanke wurde aber zu jener Zeit für so unsinnig gehalten, daß man ihn nicht einmal der Diskussion werth achtete. – 1804 tauchte das Projekt von neuem auf. Dießmal fand es schon mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung. Es wurde Tagesgespräch und in Folge vielfacher Erörterungen über die Vortheile sowohl, als über die Möglichkeit der Ausführung, welche letztere die geschicktesten Ingenieurs des Landes zugaben, schossen Unternehmer ein Capital von 60,000 Pfund Sterling zusammen, um einen Weg von Rotherhithe herüber nach dem östlichen Ende Londons zu graben. Es wurde ein Schacht

---

1084 Der Exzentriker und Erfinder Charles Stanhope, 3rd Earl Stanhope (1753–1816), Vater des in die Kaspar-Hauser-Affäre verwickelten Philip Henry Stanhope, 4th Earl Stanhope (1781–1855). Die hier präsentierte Version der Frühzeit der (Londoner) Dampfschiffahrt darf jedoch en gros wie en détail angezweifelt werden.

1085 Monsun.

1086 Lat., Zeitraum von fünf Jahren.

1087 Der gesamte 2. Absatz entstammt nahezu wörtlich der Eröffnungsrede des Vorsitzenden des Kölner Gewerbvereins C. Bohl anläßlich der Generalversammlung am 26. Dezember 1839 zu Köln (Quelle: Journal des österreichischen Lloyd. V. Jahrgang. Triest, Sonnabend den 1. Februar 1840. Nro. 10; o. Sz.).

von 11 Fuß Durchmesser etwa 40 Lachter[1088] abgeteuft; weitere 30 Lachter brachte man ihn im folgenden Jahre nieder und dann begann man einen Stollen unter dem Themsebette hin nach dem jenseitigen Ufer zu treiben. Aber nach 620 Fuß Erlangung desselben erklärte der Ingenieur: er sey außer Stande, das zudringende Wasser länger zu gewältigen; die Arbeit blieb stehen; Stollen und Schacht ersoffen. Mehre Jahre vergingen, bis man abermals den Plan eines Tunnels aufs Tapet brachte. Es wurden damals weitläufige Arbeiten zur Untersuchung des Themsebettes vorgenommen, deren Resultate jedoch so abschreckender Natur waren, daß man von einer weitern Verfolgung des Planes abstand. Es fand sich, daß das Bett der Themse in der ganzen Hafenstrecke größtentheils aus beweglichem Sand und Gerölle von großer Mächtigkeit bestehe, so daß man, um vor dem Einbrechen des Stromes sicher zu seyn, den Tunnel in solcher Tiefe würde treiben müssen, daß die Vortheile fast alle verloren gehen möchten, welche man sich von diesem Communikationsmittel versprochen. Viele Jahre ruhte nun die Idee; der Glaube an ihre Unausführbarkeit war vorherrschend geworden.

Das Genie übt sich gern an dem Scheinbarunmöglichen und erfaßt mit Vorliebe Gegenstände, an welchen große Kräfte erfolglos sich früher versucht haben. Brunel[1089], einer der größten Köpfe Englands, hatte sich mit der Idee des Tunnels Jahre lang beschäftigt. 1823 trat er mit dem Plan hervor, einen doppelten Fahrweg von den größten Verhältnissen, so wie er für den Verkehr einer Weltstadt würdig und passend sey, ganz dicht unter dem Themsebette hin von Ufer zu Ufer zu führen, und erwies die Möglichkeit durch Schrift und Bild auf eine, selbst neid- und zweifelvollen Sachkennern einleuchtende Weise. Der Zeitpunkt war günstig. Gerade begann damals jener Associationsgeist sich zu entfalten, dem wir die große Zahl riesenhafter Werke des öffentlichen Nutzens verdanken, welche in England das Staunen aller Reisenden sind. – Ein Aktienverein adoptirte den Brunel'schen Plan und übertrug ihm die Ausführung.

Brunel wählte einen Punkt zwischen der London-Brücke und Greenwich als die schicklichste Lokalität aus. Die Entbehrung eines Communikationsmittels zwischen beiden Ufern wird dort von einer Bevölkerung von 300,000 Menschen gefühlt. Es ist die Themse an dieser Stelle etwa 1100 Fuß breit. Bis auf ein schmales Fahrwasser in der Mitte ist sie stets mit Schiffen bedeckt und macht einen Theil des Londoner Hafens aus.

Bei der Vorstellung von dem Themsetunnel denke man sich ja keinen unterirdischen Weg gewöhnlicher Art. Der Flächenraum des Querdurchschnitts dieser Aushöhlung beträgt über 800 Fuß; also mehr als der des Sitzungssaals des englischen Parlaments. Ein so ungeheuer großes Gewölbe quer und dicht unter dem Bette eines zum Tragen der größten Seeschiffe tiefen Stroms hinzuführen, dazu mußten ganz neue Mittel erfunden werden; denn Aehnliches hatte man noch nie unternommen.

Die erste Arbeit war die Erbauung eines Thurms von 50 Fuß Durchmesser und 42 F. Höhe auf der Stelle des Themse-Ufers, wo der Schacht abgesunken werden sollte, von dessen Sohle aus der Tunnel selbst zu treiben war. Auf der Zinne dieses Thurms wurde eine Dampfmaschine von 30 Pferdekräften gestellt, dazu bestimmt, Erde und Wasser aus dem Schachte zu fördern. Sodann begann das Aushöhlen des Grundes unter dem Thurme. Man begreift leicht, daß dieser, so wie der Grund weggenommen wurde, sich vermöge seiner Schwere (sein Gewicht betrug 240,000 Zentner) allmählich einsenken mußte. Als er bis an den Rand eingesunken war, wurde der so gebildete Schacht durch weiteres Abteufen und Untermauerung bis auf 64 Fuß nieder gebracht und dann ein noch um 25 Fuß tieferes Reservoir ausgehauen, bestimmt, die Grubenwasser zu sammeln, und das Saugwerk der Dampfmaschine aufzunehmen.

Von der Sohle des Schachtes aus begannen im Januar 1826 die Horizontalarbeiten; die am eigentlichen Tunnel. Um solche zu ermöglichen und das Einbrechen des Themsebettes zu verhindern, erbauete Brunel einen Schild von Eisen und eichenen Balken, 4000 Zentner schwer, welcher aus 3 Stockwerken besteht und 36 kleine Kammern mit Oeffnungen hat, hinter welchen die Arbeiter stehen, um die Erde

[1088] Längenmaß im Bergbau. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß sich Joseph Meyer bei seinen Angaben am preuß. Maßsystem orientierte; 1 preuß. Lachter = 2,0924 m. Überhaupt entspricht 1 Lachter im deutschsprachigen Raum stets ca. 2 Metern.

[1089] Sir Marc Isambard Brunel (1769–1849), ein gebürtiger Normanne, der während der Französischen Revolution nach England geflohen war.

wegzuhauen. Der Schild kann fortgeschoben werden, und mit jedem Zoll, den die Arbeiter fortrücken, wird auch er vorwärts und dicht an die Erdwand geschoben. Hinter den Arbeitern, welche die Erde wegnehmen, stehen diejenigen, welche die gewonnene Strecke immer sogleich mit einem doppelten, wasserdichten Gewölbe übermauern. Vom 1. Januar bis zu Ende des Jahrs wurden auf diese Weise 360 Fuß Weg fertig, nachdem man große und unvorhergesehene Schwierigkeiten immer glücklich überwunden hatte. Je mehr man indeß der Mitte des Strombettes sich näherte, je mehr wuchsen die Hindernisse und Gefahren der ungeheuern Arbeit. Das Wasser strömte aus tausend unsichtbaren Klüften auf den Schild und die Arbeiter herab, und oft waren die Erdschichten, welche man durchfahren mußte, nichts weiter als ein breiartiger Schlamm. Die zunehmende Gefahr bewog Brunel am 22. April 1827, mit Hülfe von Taucherglocken, das Themsebett selbst zu untersuchen, welche kühne Operation er mehre Tage hinter einander fortsetzte. An mehren Stellen entdeckte er such die Ursache, warum sich das Wasser in die Tiefe hinabzöge und stellte solche ab, indem er Lehm und Thon in Körben und Säcken versenkte. Absichtlich ließ er mehre Werkzeuge, Schaufeln und einen Hammer am Boden der Themse zurück. Als einige Tage später die Arbeiter im Tunnel eine schlammige Schicht anhieben, fanden sie den Hammer und eine Schaufel wieder. Diese Dinge hatten sich folglich durch das 18 Fuß dicke Sand- und Schlammbett der Themse bis zur Tunneltiefe hinabgearbeitet; ein schreckender Beweis für den lockern Zustand des Bodens.

Dennoch wurde die Arbeit rastlos fortgesetzt, als verschiedene große Schiffe, welche mit der letzten Fluth die Themse heraufgesegelt waren, unglücklicher Weise grade über dem Tunnel Anker warfen. Die Folge davon war ein so gewaltiger Einbruch des Themsewassers, daß die Hebungskraft es nicht mehr gewältigen konnte. Alle Anstrengungen waren vergeblich; die Arbeiter retteten sich; der Tunnel ersoff. Dieß geschah am 18. Mai 1827.

Brunel ließ ich mit der Taucherglocke in den trichterförmigen Schlund hinab, den der Strom sich bis zum Tunnel gewühlt hatte; und mit Freude sah er das Mauerwerk unversehrt und seinen Schild unverletzt noch auf der Stelle, wo ihn die Arbeit verlassen hatten. Er schritt nun unverzüglich zur Reparatur. Mit 60,000 Zentnern Lehm, den er in Körben versenkte, stopfte er den Schlund und mit mehren Dampfmaschinen legte er sodann den Tunnel wieder trocken. Schon am 21. Juni hatte er die Freude, die Arbeit wieder fortsetzen zu können. Zwar versuchte die Themse bald darauf neue Einbrüche; aber immer gelang es dem Genie und der Geistesgegenwart des Architekten, Gewältigungsmittel aufzufinden und bis Ende des Jahres 1827 brachte man den Tunnel unter den drohensten Umständen um 50 Fuß weiter.

Aber am 12. Januar 1828 zeigte sich eine Gefahr, vor der die Entschlossenheit selbst erblassen mußte. Der Grund hob sich an mehren Stellen, die Themse hatte, das war offenbar, sich um das Mauerwerk Bahn gebrochen und suchte die Gewölbe von untenher zu sprengen. Brunel befahl sämmtlichen Arbeitern, den Tunnel zu verlassen, bis auf 4, welche freiwillig sich erboten, bei ihm zu bleiben, um ihm bei den Untersuchungsarbeiten mit Gefahr des Lebens zu helfen. Von Sekunde zu Sekunde schwoll der Grund unter ihren Füßen höher auf und schreckvoll war es, die Fluthen zu hören, die mit donnerähnlichem Getöse an dem Gemäuer sich hin und her wälzten. Schon war einer der Arbeiter, von Entsetzen ergriffen, entflohen; zögernd folgte Brunel mit den übrigen, als plötzlich mit dem Krachen eines Vulkans im hintern Theil des Tunnels das Gewölbe platzte. Vom Luftdruck erloschen die Lichter; Brunel, der nur noch wenig Schritte zum Schachte hatte, rettete sich glücklich; seine Arbeite verschlang die Fluth.

Noch einmal wurde das Bett der Themse befestigt und der Tunnel vom Wasser befreit; Brunel drang auf Fortsetzung der Arbeiten; aber die Aktionairs waren entmuthigt und verweigerten weitere Zuschüsse. Der Tunnel hatte die Summe von 270,000 Pfund Sterling gekostet, und der Rest des Fonds reicht bloß hin, die Schutzarbeiten zu fertigen, um das Gemachte vor der Zerstörung zu sichern.

Nach 8 Jahren endlich (1836) faßten die Unternehmer neuen Muth und neue Fonds wurden verwilligt, um das große Werkt zu vollenden. Seitdem ist es unter Brunel's beharrlicher Leitung langsam zwar, aber ohne weitere große Unfälle fortgesetzt worden. 900 Fuß des Doppelgewölbes sind jetzt fertig; 400 Fuß noch zu bauen. Die gänzliche Herstellung ist, da die gefahrdrohendsten Punkte überschritten sind, nicht mehr zu bezweifeln, und Brunel hofft im Jahre 1842 sein Werk zu Stande zu bringen, das einzig in seiner Art ist und eben so sehr ich, als dem brittischen Associationsgeiste zum Ruhme gereicht, welchem es die Welt, wie so vieles Große, zu verdanken ist.



DIE NEUE BRÜCKE
in London

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 28f.

CCLXXXIX. Die Londonbrücke.

Paris hat den größten Ruf, den größten Zeitungsnamen; es imponirt durch das ewige Gerede von einer Weltstadt; vergleicht man es aber, was Größe, Ausdehnung, Bevölkerung, Verkehr, Opulenz und Majestät der Anlage betrifft, mit London, dann schrumpft es zusammen und verliert den prunkenden Titel, der ihm nicht geziemt.

In der That, Paris und London verhalten sich nicht anders zu einander, als sich die Flüsse zu einander verhalten, an welchen jene Städte liegen. Wie ein großer Bach schleicht die trübe Seine dahin, die zierlichen Brücken mit den großen Namen nehmen sich recht hübsch aus. und die Kayen gar freundlich mit ihren ein- und ausladenden Booten und Barken, unter denen jedes kleine Dampfschiff einen Grandioso spielt. Leben ist genug da; aber ein zahmes, anmuthiges Residenzleben ist's, nicht das große der Weltstadt. Wie ganz anders, wenn man sich vom **Pont Neuf** auf die Londonbrücke[1090] versetzt! Völlig betäubt wird das Ohr durch das Getöse, Gerassel, Getobe der unzählichen Fuhrwerke, die in zwei gedoppelten Reihen in der Mitte der Brücke mit Sturmeseile hin und her fahren, und nur hinter einem Pfeiler der Ballustrade kann man sich vor den Fluchen der Menschenwogen schirmen, welche in der ganzen Breite der Trottoirs unaufhörlich hin und her fluthen und Alles, was ihnen in den Weg tritt, mit sich fortreißen. Dichte, finstere Gebäudemassen strecken von beiden Ufern in scheinbarer Unermeßlichkeit sich aus. Links ragen Tower, Bank, Börse, Mansionhouse, St. Paul, die Denksäulen und die hunderte von Glockentürmen hervor; rechts die rauchenden Thürme der Fabriken, jene Gruppen von gewaltigen Schlöten, unter denen die Dampfmaschinen, gleich dienenden Cyclopen[1091], ihre Arbeit verrichten; aufwärts wölben sich majestätisch die vielen Brücken, eine hinter der andern, über die 1000 bis 1500 Fuß breite Themse, auf deren weitem Busen sich Barken und Nachen in ungezählter Menge nach allen Richtungen durchkreuzen: abwärts aber erscheint London in seiner ganzen Majestät: – 12,000 Schiffe drängen sich an seine Hüften, ein drei Stunden langer Mastenwald, belebt von 150,000 Menschen, redend in allen Zungen des Erdrunds, breitet sich aus, – man sieht den Hafen der Weltstadt.

Auch als Nachtstück ist die Scene effectvoll. Ueber der unendlichen, von drittehalb Millionen Gasflammen erleuchteten Stadt ist der Himmel wie von ungeheuerer Brunst geröthet, und lichte Streifen ziehen schimmernd durch das röthliche Dunstmeer, andeutend die Hauptstraßen, welche meilenlang sich fortziehen. Jeden Augenblick, so scheint's, müssen Flammen emporschlagen, die glühende Häuserwelt zu verzehren. Der Lärm und das Leben auf der Brücke ist kaum geringer als am Tage; vom Brausen des Menschengewimmels in der Stadt erdröhnt die Luft; auf den strahlenden Lichtbogen, die geisterartig den Fluß überspannen, wogt hin und her die Volksfluth; nur in der Tiefe, auf dem Flusse selbst, ist's öder geworden und stiller. Bald erkennt das von der Gluth des Himmels geblendete Auge nichts mehr im Dämmerdunkel unten, und wenn auch da und dort ein Lichtstrahl aus den kleinen Fenstern der Cajüten herüber schimmert, so ist er doch zu schwach, die Gegenstände deutlich zu machen. Allmählich schlummert alles Leben auf dem Strome dahin; allmählich wird's auch stiller in der City, und in gleichem Verhältniß verödet auch die Brücke. Mitternacht naht und fast ängstlich horcht das vom Getöse des Tags noch bezauberte Ohr dem Wellengeplätscher, oder dem Ruderschlage des auf finsterer

[1090] Die nach Plänen von John Rennie sen. (1761–1821) in den Jahren 1824 bis 1831 erbaute „New London Bridge". Am 18. April 1968 erwarb der US-amerikanische Unternehmer Robert McCulloch (1911–1977) die Brücke für 2,46 Millionen US-Dollar. Sie wurde Stein für Stein abgetragen und teilweise nach Lake Havasu City in Arizona verschifft, um dort als Verkleidung für eine Betonbrücke verwendet zu werden.

[1091] Griech. Κύκλωπες Kýklopes, „Kreisäugige"; die gottgleichen aber einäugigen Söhne des Uranos (griech. Οὐρανός) und der Gaia (griech. Γαῖα); in späterer Überlieferung erscheinen sie als Gehilfen des Hephaistos (griech. Ἥφαιστος), des Gottes des Feuers, die im Inneren von Vulkanen Waffen schmieden.

Fluth hingleitenden Kahns, oder dem schreienden Tau oder dem bald von nahe, bald von ferne vernehmlich herauf tönenden Gespräche der Schiffer. Eins schlägt's; der Feuernimbus der City ist erblaßt und ihre Stimme ist verhallt; aber in vollem Glänze strahlen noch die westlichen vornehmern Theile der Stadt, wo Genuß und Vergnügen die Nacht zum Tage verkehren. Erst mit dem lichten Morgen wird's auch dort stille, suchen auch dort die Menschen den Schlaf; aber dann ist es im Hafen schon wieder lebendig geworden, die rührige City ist erwacht und neu begonnen hat die Weltstadt ihres täglichen Lebens nimmer rastenden Kreislauf.



DIE EISENBAHN
von London nach Greenwich.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 12-16 u. 27-29.

CCCXXXIII. London und seine Eisenbahnen.

Die Industrie hat den Weltthron bestiegen. Nicht Szepter und nicht Schwert hält ihre Rechte; ihr Herrscherzeichen ist der Oelzweig. Die heutige Industrie wird, sie muß bei ungestörter Fortentwickelung verwirklichen, was utopischer Traum war; sie muß den Krieg zur Unmöglichkeit machen. Mit Unrecht und ihr Wesen verkennend, hat man ihrem Treiben, das an Umfang, Unerschöpflichkeit und Größe Alles übertrifft, was die Geschichte kennt, die einseitige Wirkung zugesprochen, es werde der größern Zahl nichts übrig lassen, als ein rastloses, sinnliches Sorgen für Erwerb, Comfort und Genüsse aller Art, und die Menschheit dem grassen Materialismus gar über liefern. Als wenn ein solches Sinnenleben mit dem Weltgeiste sich vertrüge, der in allen Richtungen die Völkerschichten aufrüttelt und zu neuen, edleren Gestaltungen treibt! Jene Furcht ist baare Thorheit. Gewiß sind vielmehr die Riesenfortschritte der Industrie, der Windsbrautflug in den praktischen Künsten, eben so viel Anbahnungen zu Aehnlichem im Gebiete des Geistes, – unerläßliche Grundlagen, auf denen die Vorsehung den höhern Aufbau errichten will, den zu schauen unsere Zeit, oder doch unserer Kinder Zeit, berufen ist. Wer wäre so blind, daß er in den Eisenbahnen und in der Dampfschifffahrt nicht ausgestreckt sähe den gewaltigen Arm, welcher auf ein unerhörtes, organisches Zusammenleben der ganzen Menschheit hinweiset? Wessen Auge wäre so gar in Finsterniß befangen, daß es nicht in der fortsteigenden Anwendung der Maschinen und neu entdeckter mechanischer Kräfte eine Zukunft gewahrte, die den Menschen vom Adamsfluch erlöst, selbst Maschine zu seyn und in der rohesten Arbeitsfessel sein irdisches Daseyn zu verhauchen? Wer wäre so kurzsichtig, daß er nicht in der immer wachsenden Vervollkommnung, Vermehrung und Verwohlfeilerung der Bequemlichkeiten und Genüsse eine Verheißung läse von einer nicht fernen Zeit, wo auch der großen Masse der Menschheit, jener, welche man bisher mit der Hoffnung auf eine überirdische Seligkeit so wohlfeil abgefunden hat, ihr gebührendes Theil werden wird an den Genüssen, welche die Vergangenheit einer unendlichen Minorität gleichsam als Privilegium spendete? und wer freut sich nicht einer solchen Verheißung, die Allen gibt und zusagt, Keinem nimmt oder abkürzt? Das mit derselben nicht im Einklang zu stehen scheinende Rast- und Ruhelose im heutigen Treiben soll Niemanden irren. Der Preis lohnt der Mühe wohl, und es ist schon recht, daß er im Schweiße des Angesichts verdient seyn will. Es ist ein Preis, nicht der Unthätigkeit, sondern der Anstrengung, des Kämpfens, des Ringens.

Kampf also und Ringen, Wettlauf und Wettstreben, nicht Ruhe, nicht Stillstand muß jetzt auf der Erde seyn unter dem Walten des Oelzweigs. Der Krieg erstirbt; aber der Kampf bleibt lebendig: ein Kampf, der alle Kräfte bewegt, alle Elemente der Gesellschaft zur Theilnahme herbeizieht und doch kein Schlachtfeld röthet. Ein recht demokratischer, nivellirender Kampf ist es, bei dem meine republikanische Seele aufjubelt und mein die arme Menschheit liebendes Herz vor Freude hochklopft. Jagen nicht Alle nach dem einen Ziele, nach dem einen Preise, und unter dem einen Panier – dem der Gleichheit? Welcher Stand schließt sich noch aus? Nimmt der Strom der Industrie und des Erwerbs sie nicht mit einander auf und drängen nicht Alle sich auf der nämlichen Bahn? Der Ritter, der Freiherr, der Graf, der Fürst, Prinzen aus Königs- und Kaisergeschlecht, – all dieser stattliche Troß wirft die buntsckäckigen Wappenröcke von sich und rennt mit nackten, arbeitsrüstigen Armen, Quasi-Kaufleute und Fabrikanten, mit dem Plebejerhaufen dahin, dem er ehedem sich nicht im Traume beigesellen mochte. Und nicht im Faschingsspaße, sondern im Ernste. Der hat den Speer zum Weberbaum gemacht, jener das Schwert zum Futtermesser, ein Dritter stellt Spinnmühlen auf in seinem Rittersaale und noch Andere trachten in Gewerbeausstellungen nach Ehre so eifrig, als die Ahnen nach Turnierpreis. Statt den Plan zu machen zu einem Feldzuge, der Länder verwüstet und Volker schlachtet, studirt der König die Rede für die nächste Versammlung, nicht des Reichs- oder des Fürstentags, sondern der Gewerb-

Notabeln einer Provinz, und Mäkler sitzen im Rathe der Großen und diese erröthen darob nicht. Alle Schranken der Geburt und des Standes sind vor der industriellen Erklärung der Menschenrechte gefallen und die neuen Gleichheitsprediger durchziehen, sonder Scheu vor Herrschern und vor Kerkern, die absolutistischen Reiche. In diesem Sinne gährt es in Rußland wie in England, in Preußen wie in Frankreich, in Oesterreich durch alle Provinzen nicht weniger, wie in den Staaten des freien Bundes, den die Washingtons und Franklins[1092] aufgerichtet. In diesem Sinne ist ganz Deutschland in Bewegung und kein Bundesbeschluß steuert ihrem Fortschritt. Die Industrie, die Weltkönigin selbst, macht Revolution, auf daß unter ihren Stürmen ihr Thron sich mehr befestige. So ist alles auf den Kopf gestellt! Was hoch ist, eilt sich zu erniedrigen, der Niedrige steht dem Hohen gleich, der Adeliche drängt sich dem Bürgerlichen an, und der stößt den Hochgebornen zurück, für die unerbetene Ehre dankend. Chaotisch wirrt sich's, drängt sich's, reibt sich's, stößt sich's; doch erwächst eine Einheit daraus: – allgemeineres, größeres Menschenglück. Die Revolution geht vor unter den Augen der Mächtigen und – die Umwälzungsfeinde, hört! sie klatschen Beifall.

England ist in diesem Umwälzungsstreben weit voraus. Es gibt den Maaßstab für alle die Erscheinungen her, welche die andern Länder aus gleichem Streben zu erwarten haben, und der Britannia Siegesruf stachelt die übrige Welt rastlos zur Eile und zur That. Dort hat das Eisenbahnwesen, zumal in den letzten 5 Jahren, Wunder gewirkt, welche man zehn Jahre früher noch nicht als möglich denken, geschweige zu hoffen wagte. Längs 14 den Eisenbahnen, den Pulsadern des neuen Lebens, bauen ganze Bevölkerungen sich jetzt ihre Wohnungen hin, und gleichsam als wäre es nicht genug, daß der Raum in der Zeit fast vernichtet ist, strecken die großen Städte ungeheure Arme aus, sich auch körperlich zu umfangen. In wenigen Jahrzehnten wird ganz England durch Eisenbahnen und Dampfschifffahrt nur noch einer Stadt in einem Parke gleichen. In diesem Parke werden die Flüsse, die Canäle, die Eisenbahnen mit ihren sprühenden, fliegenden Feuerrossen, die Wälder und Felder, die prachtvollen Gärten und die tausende von Schlössern, die stadtgleichen Dörfer und jene Landstädte, die den Metropolen des Continents ähnlich sind, die Staffage seyn, und das heutige London, das schon drei Grafschaften, ganz oder theilweise, mit seinem Häusermeer überdeckt, dessen Bevölkerung (über 2 Millionen) die ganz Portugals übersteigt, wird der Mittelpunkt weiden eines (Konglomerats von vielen hundert Städten, dem es seinen Namen verleiht.

Es ist keine Kunst, ein Prophet zu seyn, wenn alle die Zukunft gestaltenden Bedingungen in der Gegenwart klar vor Jedermanns Augen liegen. Ganz England ist jetzt beschäftigt, sich mit einem Netz von Eisenbahnen zu überstricken, dessen Fäden mit London sich verknüpfen, wie die Adern im thierischen Körper mit dem Herzen. Erst ein Paar der Hauptlinien sind vollendet und strecken sich 200–250 englische Meilen weit ins Reich; aber viertehalb hunderttausend Arbeiter, nebst einer nicht zu berechnenden Masse thierischer, wie lebloser, mechanischer Kräfte bauen gegenwärtig an den übrigen, und schon im kommenden Jahre wird die directe Eisenbahnverbindung Londons mit etwa 40 der größten Städte Englands in Nord und Süd und West und Ost dem Verkehr geöffnet seyn. –

Die Bahnhöfe der verschiedenen von London nach allen Richtungen auszweigenden Routen befinden sich an den äußersten Enden der Stadt; der nach dem Süden an der Vauxhallbrücke, der nach dem Norden in Eustonsquare, der nach dem Westen in Paddington, jener nach dem Osten bei Holyway, der nach Greenwich an der Londonbrücke. Da schon täglich über 240,000 Personen von den verschiedenen Bahnhöfen befördert werden, oder daselbst ankommen, so kann man leicht berechnen, welche Vermehrung der Communikationsmittel innerhalb der Stadt dieses Ab- und Zuwogen so großer Menschenmassen aus allen Theilen der ungeheuern Metropole fordert. 3000 Omnibusse[1093] und eine Menge kleiner Dampfschiffe sind, jene in London, letztere auf der Themse, an verschiedenen Punkten stationirt,

[1092] Der amerik. Erfinder und Staatsmann Benjamin Franklin (1706–1790).

[1093] Im Linienverkehr eingesetzte pferdebespannte Wagen, sogenannte Pferde-Omnibusse für die kommerzielle Personenbeförderung, sind schon seit 1662 in Frankreich belegt. Das Konzept dieser bis 1680 verkehrenden „Carrosses à cinq sols" („Wägen für fünf Sous") stammt vom frz. Mathematiker und Philosophen Blaise Pascal (1623–1662). 1825 führte der Fuhrunternehmer Simon Kremser (1775–1851) einen nach ihm als „Kremser" bezeichneten komfortabel gefederten Pferde-Omnibus ein, der zehn bis zwanzig Personen Platz bot. In den 1830er Jahren kamen in Großbritannien die ersten, von Goldsworthy Gurney (1793–1875) entwickelten Dampfomnibusse auf; in London wurde der Betrieb dieses Verkehrsmittels am 22. April 1833 aufgenommen.

blos um den Dienst der Bahnhöfe zu besorgen. Die Concurrenz hat die Fahrpreise unglaublich herabgedrückt, was nöthig war, um den, bei den frühern unzulänglichen Einrichtungen und theuern Fiakkerfahrtaxen unvermeidlichen, Uebelstand zu entfernen, daß dem Passagier die Reise in London, von seiner Wohnung nämlich bis zum Bahnhofe, oft mehr kostete, als eine Tour, 100 Meilen weit ins Land. So niedrig auch für die englischen Geldverhältnisse die Eisenbahnpreise jetzt schon sind, so werden sie doch von Jahr zu Jahr wohlfeiler, was bei der immer steigenden Concurrenz der Unternehmungen nicht anders seyn kann. Wo die Grenze der Verwohlfeilerung seyn wird, läßt sich nicht wohl bestimmen. Bisher hat man die Erfahrung gemacht, daß in dem Verhältnisse, als die Bahnpreise herunter gesetzt wurden, die Benutzung der Bahn gestiegen ist, und dieß in einigen Fällen so sehr, daß bei halben Preisen sich die Unternehmer besser standen, als früher bei den doppelten. Denke man sich nach Vollendung aller Bahnen und beim Minimum der Fahrpreise das Gewimmel der Bevölkerung! Es ist gar nicht abzusehen und die wunderbarsten Verhältnisse werden daraus hervorwachsen. Die Perspektive ist so colossal und endlos, daß sie jeder Maasberechnung spottet. – Noch ist die längste der von London ausgehenden fertigen Bahnen die, welche über Northhampton, Nottingham, York nach Durham führt, und im nächsten Jahre schon über Newcastle nach Edinburgh fortgesetzt werden wird. Bis York sind’s fast 200 englische Meilen. Man macht diese Fahrt in 8 Stunden für 1 Pfund Sterling. Vor 25 Jahren brauchte man dazu, mit Extrapost, 2 Tage und 3 Nächte; die Reise kostete das Achtfache, der Mehrbeschwerde nicht zu gedenken. Eine zweite fertige, auch lange Bahn geht über Birmingham nach Liverpool. Nach Birmingham sind’s 100 englische Meilen; man braucht dazu 10 Schilling und 3 Stunden. Sie wird wöchentlich von 60,000 Personen befahren. Im nächsten Monat (Januar 1841) steht die Eröffnung einer Fortsetzung dieser Bahn bis nach Lancaster (210 engl. Meilen von London) zu erwarten. Alle diese Bahnen sind nur ein Paar Hauptfäden des über den ganzen Norden von England gelegten Netzes. Unglaublich ist die Thätigkeit, welche sich für die schleunigste Vollendung desselben entwickelt. Ueberall in diesem Theile des Landes sieht man Tausende und aber Tausende von Arbeitern, Viadukte erheben sich, Brücken werden geschlagen, Durchstiche gemacht, Dämme aufgeworfen, und Tunnels wühlen und wölben sich durch der Berge Bauch. Schon ist der frühere Verkehr vervierfacht und jeder Distrikt, jede Grafschaft, jede Stadt beeilt sich, Theil zu nehmen an der allgemeinen Erndte.

Unter den kurzen, von London oft- und südwärts auslaufenden Bahnen zieht die nach Greenwich, wegen der Kühnheit ihrer Bauart, die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich. Ihr Bahnhof ist an der rechten Seite der Londoner Brücke; er gehört ihr und der nach Brighton führenden Bahn (die zur Zeit erst bis Croydon fahrbar ist) gemeinschaftlich. Der Stahlstich gibt dessen Ansicht bei der Anfahrt. Trotz der ungeheuern Summe, welche, der besondern Lokalverhältnisse wegen, der Bau kostete, macht sich diese kleine, 5 engl. Meilen lange Strecke doch bezahlt. Für den Grund und Boden zu dem Pfeilerraum hat man allein über eine halbe Million Gulden ausgegeben.

Es war eine des Zeitalters würdige Idee, ein Riesengedanke war es, eine Eisenbahn zu bauen, welche, von Anfang bis zu Ende thurmhoch über einen großen Theil von London hinweg führt. Der ganze Trakt ruht auf einem Viadukt von etwa tausend Bögen, zwischen denen zum Theil schon wieder Wohnungen eingebaut sind. Mehre hundert Häuser mußten angekauft und niedergerissen werden, um den Bahnraum zu erhalten. Der Bau begann im Frühjahr 1834; er kam binnen 3 Jahren zu Stande. – Ihre Frequenz im Sommer ist ungeheuer. Zuweilen fahren an einem Tage über 40,000 Personen. Höchst eigenthümlich ist die Lust, an solchen Tagen, in Gesellschaft vieler Tausende über das Häusergewühl der Tiefe hin dem Lieblingsziele der Cockney’s[1094] zuzufliegen, den immer grünen Hügeln, und Spielgründen und schattigen Gängen im Parke von Greenwich. Ein Wagen voll Musikanten, unmittelbar hinter dem Tender, eröffnet den unabsehlichen Train. Zwar geht die Fahrt großartigen Gebäuden nicht vorüber, allein der Blick, durch tausend andere Dinge beschäftigt, sucht auch nichts weniger als architektonische Schönheit. Von Häusern sieht man fast nur die Dächer; schwärzliche, rußige, ohne Glanz, ohne Zierde, düster, die meisten niedrig und klein. Um so herrlicher aber tritt das grandiose Bild heraus, welches sich dann und wann aufthut, wenn der Blick den Strom in der Tiefe erhascht. Mast an Mast, Wimpel an Wimpel drängt sich dort, so weit das Auge abwärts dringen kann, und durch die Mitte dieses unabsehlichen Waldes wälzt sich der Themse glitzerndes Gewässer, auf dem ein lebendiges Treiben von

[1094] Eigenname bzw. Bezeichnung für den Dialekt der alteingesessenen Londoner Bevölkerung.

kommenden und gehenden Schiffen, Leuchtern, Boten und schnaubenden Pyroscaphen[1095] hin und her wogt. Ein unverständliches Tosen, das Produkt von hundert verschiedenen Tonelementen, dröhnt herauf: das Zurufen der Kommandirenden, das Aufhissen der Segel, das Knarren der Taue, das Schlagen der Ruder, das Aechzen der Krahnen, das Rasseln der Maschinen, das Peitschen der Wellen durch die Ruderräder, das Hämmern, Poltern, Klopfen an Borden und Kayen macht ein wunderliches Accompagnement zu der Musik, zu dem Zischen und Schnaufen des Feuerrosses, und seinem unheimlichen Hufschlag, von dem der luftige Bau erzittert. Westlich aber erhebt sich das unermeßliche London selbst, nur in den näheren Parthien dem Auge klar und deutlich; seine Ferne in Halbhelle und in Nebel, die fernsten Punkte in undurchdringliche Dunstwolken gehüllt, über denen die Thurmgestalten wie graue Riesenschatten ragen. Das Ganze ist ein Bild, dessen Mannichfaltigkeit und Großartigkeit seines Gleichen auf Erden sucht.

Die ganze Fahrt nach Greenwich dauert nur 6 Minuten, und im bunten, lauten, frohen Gewimmel, das am Ziele empfängt, verschwimmt das Gesehene wie Wolkenbilder einer Traumwelt.

[1095] Veraltete Bezeichnung für Raddampfer nach dem ersten funktionierenden, von Claude-François-Gabriel-Dorothée Jouffroy d’Abbans (1751–1832) konstruierten dampfbetriebenen Raddampfer „Pyroscaphe“ (griech. πῦρ, „Feuer“ und σκάφος, „Schiffskiel“), dessen erste öffentliche Jungfernfahrt am 19. August 1783 auf der Saône bei Lyon stattfand.



DIE PAULSKIRCHE IN LONDON

CCCXXXVIII. Die Paulskirche in London.

Braucht Gott ein Haus von Menschen Hand? Sterblicher! blicke hinauf ins Himmelsblau, blicke hinab, wo ungesehene Welten ziehen, denke die Unermeßlichkeit des Alls, wo Milchstraßen wie Regenbogen entstehen und vergehen vor dem Auge der Ewigkeit, und frage dich, ob der Herr und Schöpfer dieses Alls dein steinern Haus braucht? – Braucht die Anbetung ein solches? Sterblicher! thue den hohen Tempel deines Innersten auf, den Gott dir selbst in die Seele gebaut hat, trete da vor den Altar der ewigen Liebe mit der Flammen-Aufschrift: „Zage nicht, du bist unsterblich!“ und der Frage wirst du lächeln.

Aber nicht Jeder faßt es, daß jedes Menschenherz ein Tempel sey und in jedem Herzen Gott wohne, und so richtet der Verehrungsdrang des Menschengeschlechts dem Herrn vergängliche Gebäude auf. So hat es gethan von Anfang an, und so wird es thun in Zeiten, die fern sind.

Die Paulskirche in London, der größte aller Tempel der protestantischen Christenheit, der an Größe nur Roms Sankt Peter nachsteht, nimmt die Stelle ein, wo in der Römerzeit ein Dianentempel gestanden hat. Cubert[1096], ein König von Essex, war es, der im 7. Jahrhundert hier die erste Cathedrale baute. Brand zerstörte sie um das Jahr 900; sie ward abermals durch Feuer verheert um 1070 und wieder aufgebaut. Nochmals, vernichteten sie die Flammen und sie erstand zum drittenmale im 13. Jahrhundert, herrlicher als zuvor, geschmückt mit einem 520 Fuß hohen Thurm, dem höchsten der Welt. Und zum viertenmale verging sie im großen Brande von 1665[1097], worauf die heutige Paulskirche an ihre Stelle trat. Diese ist ein Werk Wren's[1098], des größten Architekten, den England je gehabt hat.

Am 1. Juni 1675[1099] wurde der erste Grundstein gelegt, und 1710 setzte Wren, der Sohn[1100], den letzten Stein auf den Gipfel der Laterne; 35 Jahre hatten also hingereicht, diesen Riesenbau zu vollen den, welcher über Londons unübersehliche Häuserwelt sich hebt, wie ein Adler über niedriges Gewürm, oder die Ilias über gedankenloses Geschwätz. Die Kosten betrugen (was unglaublich scheint) nur 748,000 Pfund Sterling (etwa 9 Millionen Gulden), und die Revision der Baurechnung gab der Redlichkeit und Sparsamkeit des Baumeisters das glänzendste Zeugniß. Dennoch wurde Wren mit Undank belohnt. Er sah sich durch Neid, Unwissenheit und Cabale genöthigt, sich in's Dunkel zurück zu ziehen, wohin ihn Lästerung und Schmähung folgten. Erst nach seinem Tode fanden seine Verdienste und Tugenden Anerkennung. Man begrub ihn in St. Pauls tiefster Gruft, damit sich der herrliche Tempel gleichsam wie ein Mausoleum, das er selbst gebaut, über seine Asche wölbe, und schrieb auf seinen Grabstein: – „Dieser Kirche und dieser Stadt Erbauer ruhet hier. Nicht sich, dem Gemeinwohl hat er über neunzig Jahre gelebt. Suchst du sein Denkmal? – schaue umher!“[1101] –

Die Grundfläche von St. Paul bildet ein lateinisches Kreuz, und ihre Dimensionen geben denen der Peterskirche in Rom nur wenig nach. Der Queerarm ist zwischen den äußern Mauern 252 rheinische Fuß[1102] lang; der Langarm 520 Fuß und die Grundmauern sind 49 Fuß tief in die Erde gesenkt. Der innere Raum ist durch zwei, fast 100 Fuß hohe, Pfeilerreihen in 3 Schiffe geschieden. Die Stärke dieser Pfeiler ist 10 Fuß; die der Seitenmauern nicht weniger als 15. Die gewölbte Haube (der große Dom) erhebt sich von der Kirchenflur 216, bis zur Laterne 280 Fuß empor. Die Gesammthöhe der Kirche vom

---

[1096] Historisch nicht belegt.

[1097] Recte: 1666, vom 12. bis 15. September.

[1098] Christopher Wren (1632–1723).

[1099] Recte: November 1673.

[1100] Christopher Wren jr. (1675–1747).

[1101] „SUBTUS CONDITUR HUIUS ECCLESIÆ ET VRBIS CONDITOR CHRISTOPHORUS WREN, QUI VIXIT ANNOS ULTRA NONAGINTA, NON SIBI SED BONO PUBLICO. LECTOR SI MONUMENTUM REQUIRIS CIRCUMSPICE Obijt XXV Feb: An°: MDCCXXIII Æt: XCI.“

[1102] 31,39 cm.

Straßenpflaster bis zur Kreuzesspitze beträgt 372 Fuß. Aber unter diesem Bau über der Erde wölbt sich ein zweiter, unterirdischer – ein Labyrinth von Räumen, Sälen, Gängen, getragen von Kreuzgewölben, deren Bogen 22 Fuß hoch sind. Diese weiten Hallen sind für die irdischen Reste menschlicher Größe bestimmt und es finden drittehalbtausend Särge Raum. Sie sind bis jetzt fast leer geblieben und erst in einigen sieht man Grabmonumente mit berühmten Namen. Darunter Nelson's[1103]. Der prächtige Sarkophag, der des Helden Gebeine umschließt, ist der nämliche, welchen sich der „große Kardinal" (Wolsey[1104]) in den Tagen seines Glanzes anfertigen ließ. Bekanntlich starb Wolsey nach seinem Sturze vom Gipfel der Macht, als ein Gefangener.

Der über der Mitte des Kreuzes sich erhebende große Dom (nach der Kuppel der Peterskirche die größte in der Welt) hat 100 Fuß Durchmesser, und seine elliptische Form gibt ihm ein gefälliges, edles Ansehen. Auf jeder Seite derselben erhebt sich ein über 100 Fuß hoher Glockenthurm.

Drei noble Portiken zieren die drei Eingänge, und zum größten derselben, auf der Westfronte, führt eine Prachttreppe von 28 Stufen aus schwarzem Marmor. Entstellt wird leider die äußere Ansicht durch ein hohes, häßliches Eisengeländer von 3 Zoll[1105] dicken Stäben, das den Tempel ringsum einfaßt und durch die an ihn drängenden Häusermassen, welche von keiner Seite eine Uebersicht des Ganzen zulassen. Den besten Blick auf die obere Hälfte der Cathedrale hat man, an günstigen Tagen, von der andern Seite der Themse, von welcher auch die Aufnahme unsers Bildes geschehen ist.

Das Innere der Paul's-Kirche läßt kalt, und den peinlichen Eindruck des Oeden zurück; denn nur das hohe Chor wird gegenwärtig zum Gottesdienste gebraucht. Die Episcopal-Gemeinde ist nämlich, nach Abtrennung einer Menge Sekten, die in diesem Stadtviertel viele Bethäuser und Capellen haben, so klein geworden, daß sie auch das Chor nur nothdürftig ausfüllen kann. Die übrigen Räume tragen den Charakter der größten Verlassenheit und Unkirchlichkeit. Zwar hat man gesucht, die Nacktheit durch Aufstellung kostbarer Monumente zu entfernen; aber es ist dieß schlecht gelungen. Gewiß war es kein glücklicher Gedanke, im Vorhofe des Hauses eines Alles mit Liebe und Erbarmen umfassenden Schöpfers die colossalen, von ihren Piedestalen finster herabblickenden Statuen von 30 bis 40 Kriegsfürsten zu versammeln, denen Trommeln, Kanonen, Spieße, Bomben, Kugelhaufen und alle Werkzeuge zur Zerstörung von Menschen und Menschenglück, in Marmor gemeißelt, zu Füßen liegen, und über deren Häupter zerschossene Fahnen und Standarten hängen, Zeugen und Trophäen der Siege, in welchen das Blut der Brüder in Strömen vergossen ward. Man irrt von einem Monumente zum andern, liest die Namen: – Namen von lauter Generälen, Admirälen und ihren Schlachten. Da fühlt man sich wie in der Vestibule eines Invalidenhauses, und gewiß würden diese glänzenden, blutigen Namen auf dem weißen Marmor mit sammt ihren Bildsäulen und Siegeszeichen in Greenwich und Chelsea eine passendere Stelle gefunden haben, als hier. War in der That für den schönsten Tempel der protestantischen Christenheit eine schickliche Ausschmückung so schwer zu ermitteln in dem Lande, das an Menschen, die ihr Leben edeln Bestrebungen widmen, so reich ist? Hat man das Unschickliche nicht gefühlt, als man Howard's[1106] Statue in solcher Gesellschaft aufgerichtet? Was thun die Söhne des Kriegs neben dem Apostel der Humanität? Was die blutigen Glücksspieler der Schlachten neben der heitern Gestalt eines Engels, der den Trost in die tiefen Kerker trug und die schaudervollsten Verließe in allen Ländern den erwärmenden Strahlen der Menschlichkeit öffnete. Howard's Monument allein – jene erhabene Gestalt, die dir voll verklärter Freude den Schlüssel entgegen hält und mit der andern Hand auf zerschlagene Fesseln hinweist – sie würde durch den an ihr entzündeten Gedanken den ungeheuern Raum ausfüllen und die Oede vergessen machen. Aber wenn man, wie es jetzt geschieht, fortfährt, Sankt Paul gleichsam zur Schädelstätte aller brittischen Schlachtfelder auf Meer und Land zu verkehren, so werden seinem Beschauer nie die Gefühle nahe treten, die ihn immer an solchen Ort begleiten sollten. Unmöglich ist's, die Symbole des Menschen- und Völkermords mit denen der Anbetung eines väterlichen Gottes zu vereinen, unheimliche, peinigende Vorstellungen müssen jeden Betrachter bestürmen

---

[1103] Der brit. Admiral Horatio Nelson, 1st Viscount Nelson, 1st Duke of Bronté (1758–1805).

[1104] Siehe hierzu S. 140, Anm. 316.

[1105] 1 Imperial inch (Zoll) = 2,54 cm.

[1106] Die von John Bacon d. Ä. (1740–1799) geschaffene und 1795 aufgestellte Statue des Philantropen John Howard (1726–1790), der u. a. eine Reform des Strafvollzugs durchsetzt hatte.

und heraus muß er sich sehnen aus dem profanirten weiten, herrlichen Gotteshause in der stillen Andacht enge Zelle.

CCCLXXXIV



DIE WESTMINSTER-ABTEY
im London

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 29-33, 42, 44-48, 67-69, 69-73 u. 101f.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 114-118.

CCCLXXXIV. Die Westminster-Abtei in London.

Als Archenholz[1107] vor fünf und vierzig Jahren in London war, rief der sonst geistreiche Mann aus: – „Was soll aus diesem Ungethüm werden?“ – Als ich zwanzig Jahre später nach London kam, konnte ich mich in der Stadt, wie sie Archenholz beschrieben, kaum mehr zurecht finden. Wo er Gärten, Wiesen, Weiden, Felder gesehen, waren Straßen und Squares, und wo er Heerdengeläute gehört, hörte ich die Schelle des Postmanns. Da dachte ich auch wie Jener und meinte in meiner jugendlichen Einfalt: – Das London müßte bald ausgewachsen seyn. Nun liegt ein Plan von 1842 vor mir, und ich lache meiner damaligen Beschränktheit. Wo ich auf dem Lande gewohnt hatte, wohnt man jetzt in der Stadt, ganze Landschaften sehe ich zur Stadt gezogen, Dörfermassen, zwischen denen und der Hauptstadt Parks oder Güter gelegen, sind eingewachsen in das neue Babylon, und ließen von ihrem ländlichen Daseyn nichts als den Namen zurück. Pancras, Camberwell, Chelsea, Brompton, Kensington, Paddington, Islington, zu meiner Zeit die COUNTRY der Citizens, sind jetzt integrale Theile der TOWN, und das Land ist ein paar Stunden weiter zu suchen. – Kein Mensch denkt mehr an ein NE PLUS ULTRA[1108] für die Weltstadt. Jeder Plattkopf sieht ein, daß die bisherige Entwickelung Londons doch nur eine Vorbereitung zur künftigen, weit größern sey. Wie die Gegenwart weder in der Idee, noch in der Materie irgendwo etwas Abgeschlossenes, Vollendetes, Vollkommenes zeigt, so drängt auch das Menschenleben in London nach immer weiterer Ausdehnung. Die mechanischen Erfindungen erleichtern und fördern dieses Streben. Durch jene Entdeckungen, welche die Entfernungen kürzen und die Communikationsmittel auf eine Weise vervollkommnet haben, von der unsere Aeltern nicht einmal eine Ahnung im Traume haben konnten, wird das Unbequeme des räumlichen Zusammenlebens so ungeheurer Menschenmassen entfernt, und eben dadurch ist der Ausdehnung Londons eine Zukunft bereitet, deren Grenze unabsehlich ist. Welche Folgen aber aus solcher Geselligkeit von Millionen für englische Kultur und Gesittung, für die der Menschheit überhaupt hervorgehen werden? Der Maaßstab fehlt uns ganz und gar; – gewiß aber ist, sie werden groß, riesenhaft, dem Körper angemessen seyn.

Ich habe in einem frühern Bande*)[1109] versucht, das Gemälde des unermeßlichen Londons in einen Rahmen zu fassen; heute mögen wir eine kleinere Parthie des Bildes beschauen und mit der Betrachtung einer Einzelfigur schließen.

Gewöhnlich läßt man den Reisenden von Osten herkommen – auf der Wasserroute, und führt ihn über Poplar und Wapping und durch den „langen Saal“ des Zollhauses, durch die Lanes und Alleys der City und ihres Lebens nach den leichten und glänzenden Regionen des Westends. Wir wollen’s einmal umkehren und von Westen her einwandern. Brentwood, ein 2 deutsche Meilen[1110] von Sankt Pauls anmuthig an der Themse gelegener Flecken, ist der erste Ort, dem sich ein Polypenarm Londons zugestreckt hat, um ihn zu verschlingen. Noch gehört zwar Brentwood zu den Orten, wo der Londoner Landluft athmet; aber nicht lange mehr, so wird der Häuserkanal dicht seyn, welcher den Strom der

[1107] Der Offizier, Schriftsteller und Herausgeber Johann Wilhelm Daniel von Archenholz (1743–1812).

[1108] Lat., „Nichts [geht] darüber hinaus“, d. h. der Endpunkt des Erreichbaren.

[1109] *) in einem frühern Bande [im 2. Bd.; hier S. 1ff.].

[1110] Siehe hierzu S. 366, Anm. 1064.

Stadtluft ohne Unterbrechung hinführen soll – und wo jetzt noch eine Lücke ist, da wird gebaut zu ihrer Ausfüllung. Eine halbe Stunde weiter, bei Parnhamgreen, rücken die Häuser zu beiden Seiten des Wegs schon enge an einander, und was vor ein paar Jahren zerstreute Villen waren, nimmt allmählig den Charakter einer städtischen Straße an. In Hammersmith ist dieser vollkommen ausgebildet. Nebenstraßen zweigen aus, immer breiter wird das Häusermeer, es wird Kensington erreicht, aufgethan ist die Pforte des Westends. Kensington mit seiner Umgebung war noch vor 25 Jahren das „Land“ – der Makler und Notare der City; jetzt ist’s die Stadt des Hochadels, der Mittelpunkt des glänzendsten Lebens. Links sind die Parks, Kensington-Garden und Hydepark, mit ihren imposanten Anlagen, ihren Seen, Monumenten und zwischen Baumgruppen versteckten Palästen; mit den zahllosen Lustwandlern in den schattigen, gewundenen Gängen, und den Corso’s, wo die Reiter und Equipagen der fashionabeln Welt glänzen; die Vista schließt die dreifache Porta triumphalis, deren bronzene Thore gleichsam diesen nobelsten Theil Neulondons von dem altern der vornehmen Welt trennt. Alles ist hier großartig und prachtvoll, fashionabel, kostbar, Genuß und Ueppigkeit verkündend, und wo nur ein Fenster sich öffnet, blickt der Reichthum hochtrabend und stolz durch und jener unsägliche Luxus, welcher nicht zu rechnen nöthig hat. In Belgravesquare erreicht die Pracht den Gipfel. Er besteht ganz aus Palästen, deren Massenhaftigkeit um so mehr Staunen erregt, wenn man erfährt, daß sie das Werk weniger Jahre sind. Die Straßen, welche mit dem Square in Verbindung stehen, sind die herrlichsten Londons; aber sie sind menschenleer, und die Stille unterbricht nur in langen Zwischenräumen das Rasseln einer Karosse, oder der Donner an der Thüre eines Palastes, womit der klopfende Lakei den Herrn verkündigt. – In der City imponirt die Großartigkeit des geschäftlichen Treibens; hier die Großartigkeit der vornehmen Einsamkeit.

Von Belgravesquare führt eine Straße zu einer Reihe prächtiger Gebäude, deren Fronte gegen den Park gekehrt ist, der den Palast der Königin umgibt. Anmuthig und groß ist die Vista von diesem Punkte. Ueber Gesträuch und Bäume hinweg dringt der Blick in das Londoner Dunstmeer, in dem zahllose Thürme wie Geister stehen; erhaben über Alles aber ragt die Westminsterabtei, unser Ziel, hervor. Ihr Anblick öffnet eine neue Ideenwelt, Und die früher bewunderten Erscheinungen des Luxus, der Mode und Pracht, welche das Herz kalt gelassen haben, treten in den Hintergrund, oder verschwinden.

Die Westminsterabtei ist nicht nur ein Tempel Gottes, sie ist das Pantheon[1111] Englands und dem Britenvolk das, was die Heiligthümer in Delphi[1112] und Olympia[1113] dem Volke von Hellas gewesen sind: ein Ehrentempel, in deren Räumen die Monumente und Denkzeichen der meisten Menschen bewahrt sind, welche an Britanniens welthistorischer Größe gebaut haben von Geschlecht zu Geschlecht. Sie ist eine heilige Stiftung, an welcher die Enkel immer von Neuem schmücken und mit der Liebe pflegen, die nicht erkalten kann, so lange die britische Flagge auf den Wassern weht, der britische Dreizack das Panier der Civilisation bleibt und ein britischer Bote zum Rathe der Fürsten und Völker geht. Bei der allegorischen Beziehung, in welcher die Westminsterabtei mit dem britischen Leben steht, ist in der uralten Volkssage, „mit ihr steht, mit ihr fällt England,“ eine gar tiefe Wahrheit verborgen. So wird’s einmal in Bezug auf Deutschland von der Walhalla[1114] heißen, wenn die rechte Bedeutung jener folgenreichen Stiftung dem ein-deutschen Volke in’s Mark und Fleisch gedrungen ist. –

Die Westminsterkirche war, wie der Name schon kund gibt, ursprünglich die Kirche eines Münsters oder Klosters, welches ein König der Ostsachsen, Sebert[1115], nach seiner Bekehrung im 7. Jahrhundert auf der Stelle stiftete, wo ehedem ein Apollotempel gestanden hatte. Auf einem Raubzuge der Dänen wurden Kloster und Kirche bald nachher zerstört. König Edgar[1116] baute sie um 958 wieder auf.

[1111] Siehe hierzu S. 76, Anm. 126.

[1112] Griech. Δελφοί, Delphoí.

[1113] Griech. Ὀλυμπία, Olympía.

[1114] Siehe hierzu S. 1024, Anm. 3042.

[1115] Siehe hierzu S. 365, Anm. 1056.

[1116] Edgar (altengl. Ēadgār; ca. 943–975), seit 959 König von England.

Auch dieser Bau litt hundert Jahre nachher durch Feuer so sehr, daß König Eduard, der Bekenner[1117], 1065 ihn fast ganz neu bauen ließ. Abermals dauerte das Werk 160 Jahre, nach deren Verlauf es so baufällig war, daß es größtentheils eingelegt werden mußte. Auf dem uralten Grunde erhob sich nun in der Zeit von 1220 bis 1297 der jetzige Tempel. Er ist einer der schönsten im gothischen Styl und einer der größten in der Welt; denn mit Einschluß der Kapelle Heinrich's VII.[1118] hat er eine Länge von 518 Fuß; der Querarm ist 190 Fuß lang und das Hauptschiff hat 102 Fuß Höhe. Die Thürme sind nur bis zur Hälfte ihrer ursprünglich-beabsichtigten Höhe ausgebaut worden; jeder ist 225 Fuß hoch. Der ganze Bau ist von grauem Kalkstein aufgeführt, bis auf die Gewölbe der Schiffe, zu denen man Ziegeln nahm. Alle Fenster (fast hundert) haben Glasmalereien. Noch sieht man an den Rippen der Tragpfeiler, der Decke etc. etc. die Spuren ehemaliger Vergoldung und Malerei; – doch hat 600jähriger Rauch und Staub Alles bis zur Unkenntlichkeit überdeckt, und die englische Pietät scheut vor dem Gedanken einer tüchtigen Restauration zurück. Erst in neuester Zeit hat man einige Ausbesserungen im Innern gewagt, aber, was ganz recht ist, die alten Formen stets mit gewissenhafter Treue wieder hergestellt oder erneuert.

Ein Gang in die Westminsterkirche gehörte während meines langen Aufenthaltes in London zu den Festen meines Lebens; nie betrat ich den Tempel ohne Ehrfurchtsschauer und nie habe ich ihn verlassen ohne das Bewußtseyn des gebesserten Menschen. Mehre Pforten und Pförtchen führen in das Heiligthum; hatte ich aber die rechte Stunde gewählt, so konnte ich durch das Hauptthor der Westfronte eintreten und den gewaltigen Eindruck in ganzer Fülle genießen. Hier steht man mit dem ersten Schritte sogleich in der Mitte der größten Männer Englands, deren Mausoleen rundum an den Wänden in die Höhe wachsen, schimmernd in dem bunten, geisterhaften Farbenspiel der gemalten Fenster. Unten am Boden stehen eine Menge Sarkophage, und von den Statuen Chatam's[1119] und Pitt's[1120], dem hier sein großer Gegner Fox[1121] ganz friedlich gegenüber steht, gleitet der Blick gerne auf diese alten, ernsten, umpanzerten Gestalten, die so recht aus dem Grunde ihrer Seele zum ewigen Vater zu beten scheinen, und in ihrem steinernen Auge sah meine lebendige Phantasie eine Pforte in die unsichtbare Welt des Glaubens. In Sankt Paul, wo blos die neue Kunst die großartigsten Denkmäler versammelt, schärft der Verstand alle Umrisse, der Zauber der Poesie findet keine Stätte und die Betrachtung bleibt kalt. Hier dagegen, wo die herrlichsten Mausoleen der Neuzeit an die einfachen Denkmäler der alten Kunst sich reihen, wo die Grundfesten vor's Auge treten, auf denen der gewaltige Bau des Nationalruhms ruht, zu dem jeder Brite voller Stolz und Hochgefühl den Blick richtet, erhält das Gemüth volle Nahrung. Das Ganze erscheint wie ein reiches, tief ergreifendes Epos, welches das Leben eines großen Volkes besingt. –

William Pitt's colossale Statue hat den Ehrenplatz über dem großen Thore. Er ist als Redner dargestellt, in einem jener weltgeschichtlichen Momente, wo er durch die Allgewalt seiner Worte das Parlament Englands zu jenen großen Maßregeln hinriß, welche der Geschichte seiner Zeit Richtung und Ziel anwiesen[1122]. Unfern sind die Denkmäler der Seehelden Bayne, Blair und Manners[1123]; dann Flaxmann's Verherrlichung des Weisen im Richterstuhle, des Grafen Mansfield[1124]; sodann folgt ein Strauß aus dem britischen Ehrenkranz der Schlachten, die Monumentengruppe der Admirale War-

[1117] Eduard der Bekenner (altengl. Ēadpeard Andettere; engl. Edward the Confessor; ca. 1004–1066), seit 1042 König von England.

[1118] Heinrich VII. Tudor (walis. Harri Tewdwr; engl. Henry VII; 1457–1509), seit 1485 König von England und Herr von Irland.

[1119] Der engl. Premierminister William Pitt, 1st Earl of Chatham (1708–1778).

[1120] Der zweimalige engl. Premierminister William Pitt d. J. (1759–1806).

[1121] Charles James Fox (1749–1806).

[1122] Mit seiner am 3. April 1792, um 5.00 Uhr morgens vor dem House of Commons gehaltenen Rede für die Abschaffung des Sklavenhandels.

[1123] Das von Joseph Nollekens (1737–1823) 1793 vollendete Grabmonument für die in der Seeschlacht bei Saintes umgekommenen Seeoffiziere Captain William Bayne (1730–1782), Lt. z. See William Blair (1746–1782) und Lord Robert Manners (1758–1782).

[1124] Das von John Flaxman (1755–1826) 1801 geschaffene Grabmonument für den Abolitionisten William Murray, 1st Earl of Mansfield (1705–1793).

ren[1125], Vernon[1126], Wager[1127], Temple, West[1128] und Saumarez[1129]. Am entgegengesetzten Ende aber nimmt der Stolz des Jahrtausends den Ehrenplatz ein – die Colossalstatue Newton's[1130], „ein Columbus für viele neue Welten". Ein weiter Kreis von berühmten Staatsmännern, Dichtern, Kriegern, Entdeckern, umgibt diesen Heros der Wissenschaft und des Denkens. – Der südliche Chorflügel umfängt uns zunächst. Hier ragt über Alle ein fremder Gast – Pascal Paoli[1131], – der große Corse, welcher aus dem unterjochten Vaterlande sich verbannte, nachdem er das freie so lange und mit ewigem Ruhme gegen fremde Uebermacht vertheidigt hatte; um ihn drängt sich ein Cyklus von britischen Helden, Staatsmännern und Männern der Wissenschaft. Das eigentliche Sanktuarium im Tempel aber ist der südliche Flügel des Querschiffes: die Dichterecke, (THE POET'S CORNER), wo die Sänger und Dichter Englands zum Chore versammelt sind[1132], von jenen begabten Gotteskindern welche, die seit Homer mit ihren Tönen und Klängen die Völker aus ihrem Schlafe wecken, von jenen Geisterbannern, die die Gedanken der Menschen herausbeschwören aus den innersten Tiefen der Seele. Nicht Kanonenkugeln und blutgetränkte Lappen häufen sich an den Füßen ihrer Denksteine, auch reden nicht Daten von Friedensschlüssen und Länderraub aus ihrem Leben: eine schmucklose Tafel mit dem Namen, eine Büste, hie und da ein einfaches Standbild – das sind die bescheidenen Denkzeichen der Lieblinge Gottes. Shakespeare[1133], Milton[1134], Spencer[1135], Chaucer[1136], Ben Jonson[1137], Butler[1138], Gray[1139], Thomson[1140], Rowe[1141], Addison[1142], Gay[1143], Dryden[1144], Cowley[1145],

[1125] Das von Louis François Roubiliac (1695–1762) 1757 ausgeführte Grabdenkmal für Sir Peter Warren (ca. 1703–1752).

[1126] Das von Michael Rysbrack (1694–1770) 1763 vollendete Grabmonument für den brit. Vizeadmiral Edward Vernon (1684–1757).

[1127] Das von Peter Scheemakers (1691–1781) 1747 für Admiral Sir Charles Wager (1666–1743) geschaffene Grabdenkmal.

[1128] Das von Joseph Wilton (1722–1803) geschaffene Grabmonument für Vizeadmiral Temple West (1714–1757).

[1129] Das von Sir Henry Cheere (1703–1781) ausgeführte Grabdenkmal für Captain Philip de Sausmarez (1710–1747).

[1130] Das 1731 von Michael Rysbrack (siehe hierzu S. 397, Anm. 1126) in Zusammenarbeit mit William Kent (1685-1748) errichtete Monument für Sir Isaac Newton (1642–1727).

[1131] Die von John Flaxman (siehe hierzu S. 396, Anm. 1124) 1807 geschaffene Büste zur Erinnerung an den kors. Revolutionär und Kämpfer für die Unabhängigkeit Korsikas Pasquale Paoli (Kors. Filippu Antone Pasquale de Paoli; 1725–1807).

[1132] Allerdings handelt es sich bei den Grabmonumenten von vielen der Genannten lediglich um Kenotaphe.

[1133] 1741 zur Erinnerung an den in Stratford upon Avon begrabenen William Shakespeare (1564-1616) errichtet.

[1134] 1737 von Michael Rysbrack (siehe hierzu S. 397, Anm. 1126) für John Milton (1608–1674) ausgeführt.

[1135] 1620 für Edmund Spenser (1522–1599) errichtet.

[1136] Geoffrey Chaucer († 1400).

[1137] 1723 für Ben Jonson (1572–1637) errichtet.

[1138] 1721 für Samuel Butler (1612–1680) errichtet.

[1139] 1778 für Thomas Gray (1716–1771) errichtet.

[1140] 1762 nach dem Entwurf von Robert Adam (1728–1792) für den schottischen Dichter James Thomson (1700–1748) errichtet.

[1141] Nicholas Rowe (1674–1718).

[1142] 1809 für Joseph Addison (1672–1719) errichtet.

[1143] John Gay (1685–1762).

[1144] Von Peter Scheemakers (siehe hierzu S. 397, Anm. 1127) 1731 für John Dryden (1631–1700) ausgeführt.

[1145] Abraham Cowley (1618–1667).

Sheridan[1146], Cumberland[1147], Garrik[1148], Goldsmith[1149], Drayton[1150] und viele andere Namen flößen Ehrfurcht, Bewunderung oder Liebe ein. Nie ist die Dichterecke leer von Besuchern, und während die Menge an den colossalen Prachtmonumenten der Könige und Kriegsfürsten kalt vorüber eilt, hier weilt sie, und Jeder forscht und betrachtet die Bilder und liest die Namen wie von lieben Freunden und Bekannten. –

Die Mausoleen der britischen Herrscher und ihrer Familien, sie befinden sich meistens in den Kapellen des Bekenners und Heinrich's VII. In jener steht der Sarkophag des Stifters selbst, ein hölzerner, geschnitzter Kasten mit eisernen Bändern; dabei die Monumente von Heinrich III.[1151], Eduard I.[1152], Heinrich V.[1153], Eduard III.[1154] und anderer Könige. In den Grüften der Heinrichskapelle aber ruhen, außer ihrem Stifter, alle Regenten Englands, von der Elisabeth an bis zu Georg II.[1155] – Die Pracht dieser Mausoleen schlechter und guter Kronenträger ist nicht geringer, als die Pracht der Kapelle selbst, in welcher der harte Stein vom Boden an bis zur Decke wie Spitzenwerk ausgearbeitet erscheint, und die Ornamentik des germanischen Styls Unbegreifliches wagte und ausgeführt hat. Drum hieß auch diese Kapelle früher ORBIS MIRACULUM – das Wunder der Welt – und in der That ist sie eine Wunderblume der Baukunst.

[1146] Richard Brinsley Sheridan (1751–1816).

[1147] Richard Cumberland (1732–1811).

[1148] 1797 von Henry Webber (1757–1826) für den Schauspieler David Garrick (1717–1779) geschaffen.

[1149] Oliver Goldsmith (1731–1774); das Medaillon wurde von Joseph Nollekens (siehe hierzu S. 396, Anm. 1123) ausgeführt.

[1150] Michael Drayton (1563–1631).

[1151] Heinrich III. (engl. Henry III; 1207–1272) König von England, Herr von Irland und Herzog von Aquitanien.

[1152] Eduard I. (engl. Edward I; 1239–1307), seit 1272 König von England, Herr von Irland und Herzog von Aquitanien.

[1153] Heinrich V. (engl. Henry V; 1387–1422), seit 1413 König von England.

[1154] Eduard III. (engl. Edward III; 1312–1377), seit1327 König von England und Wales.

[1155] Georg II. August (engl. George II; 1683–1760), seit 1727 König von Großbritannien und Irland, deutscher Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg (Hannover) und nominell einer der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg.



DAS GENERAL – POSTAMT
im London

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildbh. — Eigenthum der Verleger

CCCLXXXVII. Das General-Postamt in London.

Das Londoner General-Post-Amt[1156] – ist die wichtigste aller gleichartigen Anstalten der Erde. Sie gibt täglich Kunde von allen Ecken und Enden des Planeten, Befehle den Antipoden, und verbindet das Interesse der Völker aus Nah und Fern. Seit der Reform des Postwesens, womit England der übrigen Welt ein Beispiel aufstellte, das diese fort und fort zur Nachahmung mahnt, – seit dieser Reform, welche das Porto auf ein Minimum herabsetzte, dadurch die Fessel von dem Mittheilungstrieb der Armuth nahm, und von einer der wohlthätigsten, kulturfreundlichsten Anstalten des Staats den gehässigen Vorwurf entfernte, als benutze sie der letztere nur zur Volksbesteuerung, – seit dieser Zeit werden hier jährlich 110 Millionen Briefe befördert, d. h. mehr, als in ganz Deutschland zusammengenommen. 380 Postbeamte sind mit dem Annehmen, Sortiren und Verpacken der Briefe fortwährend beschäftigt, 900 Briefträger sammeln sie und tragen sie aus, und 180 täglich abgehende Eilwägen (MAILS) dienen zur Versendung. Nur Briefe befördert das britische Postamt; alle Waarenpäckereien etc. gehören dort in das Gebiet des Frachtfuhrwesens und sind Sache der Privatunternehmung, die dafür reichlicher, pünktlicher, besser und viel wohlfeiler gesorgt hat, als da, wo man, wie in Deutschland, im Widerspruch mit den Bedürfnissen der Zeit und des Verkehrs, die Klein-Päckerei-Versendung zum Monopol der Postanstalt rechnet.

Das neue Posthaus wurde 1818 zu bauen angefangen, 1829 vollendet. Es ist eins der größten Gebäude nicht nur Londons, sondern in ganz England. Die fast 600 Fuß lange Fronte ist mit 3 colossalen Portiken verziert, deren Thorwege zu den Bureaus und in die weiten Höfe des Innern führen, von wo aus die Beförderung der Briefwägen geschieht. Alles ist da Drängen und Treiben, Hast und Eile, und doch herrscht überall Regel und musterhafte Ordnung.

[1156] Von 1825 bis 1829 nach Plänen von Sir Robert Smirke (1780–1867) errichtet.

CCCLXXXVIII



DIE PARLAMENTS – HÄUSER
im London

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

CCCLXXXVIII. Das britische Parlament.

Ich lag in Fiebergluth. Wochenlang schon war der Schlaf von meinen geschlossenen Augen geflohen. Der Traum saß auf meiner erhitzten Stirn, bald als quälender Alp, bald als wohlthätiger Zauberer, der heitere und anziehende Bilder vor die Seele gaukelte, Bilder am Vorhange der Zukunft, oder aus dem Schrein der Erinnerung. – Diese Erinnerungsbilder waren nicht bloße, matte Schatten der Wirklichkeit; der Traum hatte sie mit frischen Farben übermalt, mit grellen Lichtern aufgehöht, und um sie hing er phantastisches Schlingwerk von Immergrün und Blumen. Mit Vergnügen gedenke ich noch jetzt dieser Träume, und einen derselben erzähle ich wieder.

Ich war in London. Ich stand auf der Gallerie über dem Dom von Sankt Pauls. Nacht war's. Ueber mir glitzerten die Sterne im dunklen Aetherblau, seitwärts zog der Vollmond hinter silberrandigem, dünnen Gewölk fort. Unten lag das neue Babylon. Seine millionenstimmige Zunge war verstummt: ich lauschte; still war die Stadt wie ihre Gottesäcker. Nur die Lichtstreifen, welche in der dämmernden Tiefe sich durchkreuzten, verriethen die Straßen und Plätze, sie wurden mir zum Ariadnefaden, mich in dem Häuserlabyrinthe zurechtzufinden. Zu nächst lag die City. Ich erkannte die Kuppel der Bank von England, und daneben den Säulenhof der Börse, durch deren Thore die Kaufleute der Erde täglich ein- und ausziehen zu vielen Tausenden. Ich erkannte das Riesendach des Rathhauses (MANSIONHOUSE), wo nicht nur der Bürgermeister Gericht, sondern auch Tafel hält so glänzend, wie seine Königin; ich unterschied den nobeln Palast der ostindischen Compagnie, wo der britische Kaufmann das Scepter trägt über ein fernes Reich und 120 Millionen Menschen Gesetze gibt. Im Osten lagen der Hafen und die Docks mit ihren Mastenwäldern, Zeichen von des Verkehrs und des Reichthums Unermeßlichkeit. Westwärts aber, so weit das Auge nur dringen mochte, leuchteten die breiten Straßen und Squares des Westends, und mit zusammenschießenden Strahlen zeichneten sie keck die Umrisse der unzähligen Paläste und Prachtwohnungen der Mächtigen und Großen des Weltreichs und jener Institutionen, durch welche London die Wissenschaft zugleich feiert und dem Leben vermählt. Die vielen Gotteshäuser streckten sehnsüchtig ihre schlanken Häupter zu den Sternen auf; fern und alle überragend sah ich das Thurmpaar des ehrwürdigen Westmünsters wie ein Doppelriese unter einer Schaar kleinerer Gestalten. Neben Westmünster suchte ich nach dem Glockenthürmchen von Sankt Stephan, aber vergebens: da schlug die Uhr unter mir Eins, und alle Thürme der Stadt riefen Eins schauerlich tönend nach. Ich blickte zagend hinab – mich schwindelte, ich glaubte, ich müßte stürzen; da war mir, als faßte mich eine Geisterhand, und über das eingeschattete, unermeßliche Häusermeer weggetragen, sah ich mich im Nu vor der wohlbekannten Pforte von Sankt Stephan, dem alten Parlamentshause. Mein Führer schob mich durch die weit geöffneten Thore hinein, wir stiegen hinan zur Gallerie des Sitzungssaals, ich sah mich im Gedränge der Zuhörer und der Geist war verschwunden. Ein halbwacher Zustand folgte dieser Vision, mein Seelenvermögen wurde freier und die Erinnerung an das früher Gesehene trat klar an des gaukelnden Traumes Stelle.

Der Sitzungssaal im Hause der Gemeinen hatte zu meiner Zeit nichts Imponirendes. Er war, seiner früheren Bestimmung als Kapelle gemäß, ein hoher, länglich-viereckiger Saal, an den Wänden mit Gallerien umgeben, von gothischen Fenstern spärlich erleuchtet, und kaum geräumig genug, alle Parlamentsglieder und die gewöhnliche Zahl der Zuhörer zu fassen. Die damalige innere Anordnung besteht auch jetzt noch. Am Ende des Sitzungssaals, dem Haupteingange gegenüber, ist der Lehnsessel des Präsidenten oder Sprechers und vor diesem eine viereckige Tafel, mit grünem Tuch beschlagen. Auf demselben liegt ein großer, goldener Stab, wie ein Zepter gestaltet, als Symbol der souverainen Macht der Volksrepräsentation; daneben Haufen von Akten, Protokollen, Petitionen u. a. Papieren. Drei Schreiber, in schwarzen, weiten Gewändern, mit grauen Allonge-Perücken, sitzen am Tische so, daß sie den Rücken dem Präsidenten zukehren. Letzterer ist mit einer schwarzen Staatsrobe von Seide angethan, und sein Haupt verunzirt auch eine Perücke, deren Enden sich unter dem Kinne kreuzen und bis mitten auf die Brust herabgehen. Zu beiden Seiten des von der Hauptthüre bis zur grünen Tafel führenden Ganges reihen sich Bänke hinter einander, fast wie im Parterre eines Theaters. Sie sind mit schwarzen Lederkissen beschlagen, breit und bequem, aber schmucklos. Hier sitzen die Parlamentsglieder, die verschiedenen Meinungsnüançen um ihre Führer geschaart, in den ungezwungensten Stellungen, in ge-

wöhnlichem Ueberrock und Stiefeln, den Hut auf dem Kopfe, oder den Regenschirm unterm Arm. Das Ensemble der Versammlung ist alles Ceremoniellen ledig, und wenn eben die Debatte die allgemeine Aufmerksamkeit nicht fesselt, sieht sie mehr einer lärmenden Kaffeehausgenossenschaft ähnlich, als dem Gesetzgeberverein eines Weltreichs; denn dann ist laute Conversation überall, Lachen und Räuspern, und wer nicht schwatzt, schläft oder liest Zeitungen. Selbst die Minister, welche die oberste Bank rechts vom Sprecherstuhl einnehmen, und der Präsident plaudern mit, und nur wenn das Geräusch zu arg wird und den Redner stört, ruft jener mit Stentorstimme zur Ordnung. – Alle Redner sprechen von ihrem Platz aus, das Gesicht gegen den Präsidenten gerichtet, übrigens in ganz ungenirter Stellung: der eine den Hut auf dem Kopfe, der andere mit der Reitgerte gestikulirend, der dritte auf seinen Regenschirm gestützt; die meisten im Tone einer lebendigen Unterhaltung. Alle reden frei; nur bei Zahlenangaben wird es nicht für unschicklich gehalten, geschriebene Notizen zu benutzen. – Wenn jedoch eine Diskussion wichtige Staats- oder Partheifragen entscheiden soll, dann verwandelt sich die Scene. Alles wird Ohr und Aufmerksamkeit. Es treten die Wortführer der Meinungsnüançen nach einander auf, jede schickt ihre rednerischen Kräfte in den Kampf und streitet mit aller Anstrengung um den Preis. Ein solches Wechselringen der ersten Talente und umfassendsten Einsichten in einem großen Volke ist ein erhabenes Schauspiel und mit dem, was wir auf unsern Landtagen gewöhnlich sehen, eben so wenig zu vergleichen, als mit dem Redeablesen in der französischen Deputirtenkammer, wo die Scene zu einer theatralischen Vorstellung herabgezogen wird, in der man nichts als den Souffleur vermißt. Ich hörte Brougham, Canning[1157], Grant[1158], Peel[1159], Burdett[1160] u. s. w. über die wichtigsten innern Interessen des Reichs und seiner äußern Politik ringen um die Mehrheit des Hauses vom Abend bis zum frühen Morgen, und bin nie von der Gallerie gegangen, ohne ein volles Maaß der Bewunderung mit hinwegzunehmen. Hieher sollte man unsere Landtagsdeputirten zur Schule schicken, damit sie ihrer Würde sich bewußt, zur Nacheiferung gespornt und für Ideale begeistert würden, an welchen sie sich halten, kräftigen, aufrichten könnten. Dann würde auch das constitutionelle Leben bald überall mehr zur Wahrheit werden, nicht aber noch da und dort eine Lüge seyn, die falsch und unwahr bis in's Mark der Volksgebeine dringt, sich selbst betrügt und, so verwegen wie schlecht, das Ehrwürdigste, was die Erde trägt, zur Farçe macht. Oder ist's nirgends also? Wer daran zweifelt, der schaue nur hin. Sieht er nicht in mehr als einem Lande die constitutionelle Freiheit zum Spott an dem Pranger stehen, und ist in manchem Staate Verfassungskunst etwas Besseres, als die Kunst, welche alle Menschen gleich macht in gemeiner Dienstbarkeit? Haben wir nicht offizielle Freiheitslieder aufspielen sehen, währenddem man jeden Widerspruch mit Hohn zu Boden tritt, den bescheidensten Zweifel hart anläßt, und in jedem freimüthigen Worte eine weitumgreifende Verschwörung wittert? Sind manche Landtage mehr, als blaue Dunsterscheinungen, um die Zeit zu äffen? – Und selbst die besten, wie bleiben sie hinter dem Ideal zurück! Bei allem Fond von Hausverstand und einer ehrenwerthen, billigen, dem Guten leicht zugänglichen Gesinnung, die namentlich der Mehrzahl deutscher Kammern innewohnt, wird's ihnen doch so schwer, aus der Lehrzeit herauszugehen, und Philistern, Unbeholfenheit, verkehrte Begriffe von Beruf und Würde und Mangel der Einsicht in das constitutionelle Leben finden fort und fort in den Verhandlungen Raum. – Dennoch aber, bei allen Mängeln und Principsfälschungen in den ständischen Verfassungen, sollen und dürfen wir nicht verkennen, daß sie im Ganzen eine große Masse des Guten wirkten. Fast überall, wo sie gelten, öffneten sie tiefe, belehrende Blicke in die scheußliche Vergangenheit, wo das PIACERE[1161] der Fürsten als SUPREMA LEX[1162] gegolten; lüfteten sie den Schleier von den geheimen Uebeln, an welchen Staaten und Völker siechen; haben sie bessern Einrichtungen die Wege angebahnt,

[1157] Der brit. Außen- und Premierminister (mit 119 Tagen die kürzeste Amtszeit, die je ein britischer Premierminister innehatte) George Canning (1770–1827).

[1158] Wohl der brit. Handelspolitiker Charles Grant (1746–1823), der sich besonders für die prot. Missionierung Indiens einsetzte.

[1159] Sir Robert Peel, 2nd Baronet (1788–1850), vom 10. Dezember 1834 bis 18. April 1835 und vom 30. August 1841 bis 30. Juni 1846 brit. Premierminister.

[1160] Der brit. Reformpolitiker Francis Burdett (1770–1844).

[1161] Ital., das Vergnügen.

[1162] Lat., „das oberste Gesetz".

großen Mißbräuchen ein Ziel gesetzt, das Unwesen der Vergangenheit zu seinem Wendepunkte geführt, still und kaum merklich zum Genuß eines vollern Maaßes von Freiheit das Verlangen geweckt und die Völker dazu vorbereitet und vorgebildet. – Und darum sollen wir – wenn man auch noch da und dort in den Ständeversammlungen gar unlauteres Geschwätz vernimmt, und auf der andern Seite Regierungen sieht, emsig bestrebt, an den Kammern und ihren Gliedern alle Fälschungs-, Bestechungs- und Verführungskünste der Zeit zu üben und das Volk über Maaß und Geltung seiner Rechte zu verwirren – die Verfassungen doch als die beste Gabe der Zeit betrachten und die Quelle ehren, aus welcher sie alle schöpften. Diese ist Britanniens MAGNA CHARTA[1163], und das britische Parlament der Ort, wo der Uranus der neuen Zeit zu zeugen anfing. Mag nun der alte Zeus donnern und Blitze schleudern, wie er will; keine Macht ist mehr vermögend, ihn gegen das neue Göttergeschlecht zu schützen. Er stürzt – und seine Herrlichkeit dient einst zum Mährchenstoff für unsere Enkel. –

Das alte Parlamentsgebäude brannte vor einigen Jahren nieder, und an dessen Stelle ersteht der neue Parlaments-Palast[1164], der uns im Bilde so würdig und ansprechend vor's Auge tritt. Er macht mit der nahen Westmünsterabtei, welche den Hintergrund ausfüllt, eine architektonische Gruppe voller Majestät. Der Styl beider Gebäude ist der gothische. Gegenwärtig ist der Palast fast bis zum Dache fertig, und nächstes Jahr kommt der äußere Bau zu Stande. Er allein wird über 4 Millionen Gulden kosten. Die Dekoration im Innern wird mittelalterlich gehalten, dabei voll Pracht. Es wird dies Gebäude, wie das frühere, beide Parlamente, das Ober- und Unterhaus, unter seinem Dache vereinigen.

Am Bauplane selbst wird nur ein Mangel gerügt, und dieser ist ein so augenfälliger, daß man nicht begreift, wie er bei der Anlage außer Acht bleiben konnte. Die gewählte Stelle liegt nämlich so tief, daß die 48 Souterrains, wo die Archive hinkommen sollen, bei sehr hohem Wasserstand der Themse vor Ueberschwemmung nicht sicher sind. Hätte man den Bau auf einen Sockel mit Stufen gestellt, so wäre die Gefahr vermieden und der Prachtbau selbst hätte an Majestät noch viel gewonnen. Trotz dieses Fehlers, der nie wieder gut zu machen ist, wird dennoch der Palast eine der schönsten Zierden Londons werden, sowie er unstreitig das nobelste Gebäude ist, welches die neuere Zeit im gothischen Styl irgendwo hervorgebracht hat.

Möge zu Albions[1165] Glück und Ruhm der gute Geist, der vorzugsweise in dem alten Hause waltete, auch diesem neuen, schönern innewohnen! Möge zumal im Saale der Gemeinen der Geist der Freiheit, des Rechts und der Billigkeit den Gesetzgebern Wort, Hermesschlüssel und Schlangenstab bieten, um für Volks- und Menschenwohl die Gegenwart zu berathen, die Zukunft zu besprechen, die besprochene aufzuschließen und die erschlossene weise zu beherrschen! Möge im Saale der Lords die Weisheit rechtzeitiger Selbstbeschränkung nicht fehlen und die Einsicht von dem, was die Zeit unumgänglich fordert und unvermeidlich herbeiführt! Wird dort nicht bald freiwillige Gestattung Dessen, was der Nation nach Recht und Billigkeit zukommt, wie leicht möchte dann die Stunde nahe seyn, wo sie zehnmal mehr an sich reißt, als das ist, was sie jetzt befriedigen kann, wenn man der Weisheit folgt und dem Rathe der Auguren, der, Allen leserlich, am Zifferblatt der Zeit geschrieben steht. – Wehe euch, wenn euere Habsucht, die Alles errafft hat, jetzt noch den Geiz zum Hüter der gesammelten Schätze behält, und ihr den Rath der Billigkeit schnöde wegzuweisen fortfahrt! Denkt nicht daran, daß verstärkte Spannung die Schnellkraft fesseln könne: Erdbeben könnt ihr wohl machen durch fortgesetzten Widerstand, nicht die tobenden Volkselemente der Tiefe damit beruhigen. Die Rechte, welche das englische Volk in seiner MAGNA CHARTA erworben, sie sind Mächte geworden, und wenn ihr gehorsamste Bitten und unterthänige Gesuche von Millionen wie bisher AD ACTA dekretirt, so werden bald bewaffnete Hunderttausende Beschlüsse fassen ohne euch. Dann wird Fieberhitze die halbe Welt er-

---

[1163] Lat. Magna Carta Libertatum, „die große Urkunde der Freiheiten“; sie ist eine von König Johann Ohneland (engl. John Lackland, eigent. frz. Jean Plantagenêt; 1167–1216) zu Runnymede in England am 15. Juni 1215 besiegelte Vereinbarung mit dem revoltierenden engl. Adel. Sie gilt als die wichtigste Quelle des engl. Verfassungsrechts.

[1164] Die Grundsteinlegung für den „Palace of Westminster“ war am 27. April 1840 erfolgt. Die Lords Chamber wurde im Jahre 1847 fertiggestellt, die Commons Chamber 1852; für die Baupläne zeichnete Sir Charles Barry (1795–1860) verantwortlich.

[1165] Klass. Bezeichnung für die brit. Inseln (siehe hierzu S. 140, Anm. 312).

greifen, und es werden die Fürsten in Congressen zusammenstehen, aber die Krankheit nicht heilen. Ströme Bluts werden über die MAGNA CHARTA und über andere Verfassungen rauschen, das Schwert des Stärkern wird die Brücke seyn zum Uebergang in eine neue Zeit; die Autorität wird zur Magistratur zusammenschrumpfen, alles Urkundliche des Besitzes oder Rechts wird untergehen, und nur durch eine neue Theilung von Eigenthum und Pflichten wird Entwirrung und ein Ausweg aus dem Chaos vielleicht möglich werden.

Unwillkürlich ist das Schreckbild meinem Gesichtskreise entstiegen: – von dem Geiste, der in dem neuen Parlamentshause zur Herrschaft kommt, wird es abhängen, ob es sich verwirkliche, oder, zum Glück Britanniens und zum Glück Europas, bleibe, was es jetzt ist – ein leeres Phantom! –



WINDSOR CASTLE

CCCXCVI. Windsor Castle.

Windsor, die Stadt, (man könnte sie das englische Versailles nennen) liegt etwa 5 deutsche[1166] (22 englische[1167]) Meilen oberhalb London, an der Themse, in einer schönen Landschaft. Reiche Auen breiten sich vor ihr am Strome aus und rückwärts lehnt sie sich an bewaldete Hügel. Auf dem höchsten derselben erhebt sich das Schloß, von allen Seiten frei, hehr und herrlich, herrschend über die ganze Gegend, eines Königs von England würdig; ehrwürdig durch sein Alter und umringt von aller Majestät der Geschichte. Windsor-Castle ist der gefeierte Sitz der Herrscher Britanniens schon seit langer als dreizehn Jahrhunderten. Hier thronte König Arthur mit seinen Rittern von der Tafelrunde, Wilhelm der Eroberer hielt öfters Hof hier, und unter den Regierungen der Eduarde und Heinriche sah es die Tage des höchsten ritterlichen Glanzes. Es war der Lieblingsaufenthalt der Königin Elisabeth, von der noch jetzt eine der Gallerien des Schlosses den Namen führt, und aus seinem Kerker in Windsor bestieg König Karl I.[1168] das Schaffott. An Georg III.[1169] gingen hier während eines halben Jahrhunderts die Tage des Glücks und eine lange Nacht voller Wehe vorüber. Während seiner und seines Nachfolgers, Georg IV., Regierung wurden große Summen auf die Restauration der alten Königsburg und auf ihre Ausschmückung und Erweiterung verwendet. Durch dieselbe (sie kostete über 10 Millionen Gulden) ist ein Bau entstanden von so erstaunlicher Größe, Pracht und Ausdehnung, daß Windsor-Castle gegenwärtig unter den europäischen Fürstenschlössern ohne Rival dasteht.

Vier große Eingangsthore führen in den regelmäßigen, von imposanten Gebäudefronten umgebenen Schloßhof. Sie sind so angebracht, daß, wenn sie geöffnet sind und man steht in der Mitte des Hofes, jedes Thor ein liebliches Landschaftsbild einrahmt. Zum Südthore führen Propyläen, und das Erste, was im Jnnern des Vorhofs das Auge fesselt, ist die Sankt Georgskapelle, nicht an Größe, aber an innerer Pracht und an Reichthum der architektonischen Ausschmückung neben der Heinrichs-Kapelle der Westminsterabtei das Schönste und Vollkommenste, was die gothische Baukunst der spätem Jahrhunderte hervorgebracht hat. Sie wurde unter Heinrich VIII.[1170] erbaut und in den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts, zur Zeit des Raphael, vollendet. Zum sonntäglichen Gottesdienst ist der Besuch der Kapelle frei. Die Banner, Schwerter und Coronets der Hosenbandritter, stolz an den Emporen rund umher gereiht, das milde Licht der bemalten Fenster, das reiche, kunstvolle Schnitzwerk in Holz und Stein überall, die vielen Grabmonumente an den Wänden geben ein schönes Ensemble, das einen tiefen, dauernden Eindruck hervorbringt. Ein etwas späterer Anbau ist die Grabkapelle, welche sich Kardinal Wolsey, der berühmte Reichskanzler, errichtete; in ihr modern die Leichen der königlichen Familie seit drei Jahrhunderten. Ein Gebäude gegenüber wird, zufolge einer uralten königlichen Stiftung, von verdienten, invaliden Offizieren der britischen Heere – den sogenannten „armen Rittern von Windsor“ – bewohnt. Auch übersieht hier der Beschauer den Coloß des „runden Thurms,“ am besten. Er ist einer der ältesten Theile der Burg, wo mehre Könige und viele Großen des Reichs eingekerkert saßen.

Die ganze Nordseite des innern Burghofs fassen die königlichen Wohnzimmer und die Säle für Hoffeierlichkeiten ein. Letztere sind unter der Führung eines der Kastellandiener jedem anständigen Fremden zugänglich. Hier ist die höchste verschwenderische Pracht des Königthums zur Schau ausgestellt; was jedoch mehr anzieht, als alles Gold und Silber, sind die edeln Werke der Kunst, die alle Wände überdecken. Alle Schulen sind hier durch die besten Meister und ihre bedeutendsten Werke

---

[1166] Siehe hierzu S. 366, Anm. 1064.

[1167] Siehe hierzu S. 367, Anm. 1065.

[1168] Karl I. (engl. Charles I; 1600–1649; hingerichtet), seit 1625 König von England, Schottland und Irland.

[1169] Georg III. Wilhelm Friedrich (engl. George III; 1738–1820), von 1760 bis 1801 König von Großbritannien und Irland, seit 1801 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland. Er liebte das Landleben und wurde deshalb auch „Farmer George“ genannt. Ab Ende 1811 litt er unter unheilbarem Wahnsinn und mußte entmündigt werden.

[1170] Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547), seit 1509 König von England, seit 1509 Herr und ab 1541 König von Irland.

repräsentirt: am reichsten aber die deutsche durch Holbein[1171] und die niederländische durch Vandyck[1172].

Aus den Staatszimmern wird man zu einer der Schloßterrassen geleitet. Welche Ueberraschung! Der Ausblick in die schönste Landschaft läßt alle gesehene Pracht von Menschenhand augenblicklich vergessen. Zu den Füßen windet sich die Themse, bedeckt mit Barken und Kähnen, durch die reichen Gauen, welche mit Dörfern, Landhäusern und Weilern bestreut sind, und ein weiter, bewaldeter Hügelkreis mit den prächtigen Sitzen des englischen Adels schaut auf sie herab. Hier sieht man auch das ehrwürdige Eton, die berühmteste Erziehungsanstalt Englands für classische Bildung, eine Stiftung Heinrichs VIII. und die Pflanzschule der größten Männer Britanniens. Die Terrasse selbst umschließt den königlichen Privatgarten, den entzückendsten aller Blumengärten, aus welchem die Treibhäuser zur unmittelbaren Verbindung mit der königlichen Wohnung führen. Hier sind die seltensten Gewächse der heißern Zonen versammelt, und das königliche Paar[1173] kann in Hainen von Palmen und unter den Gewürzbäumen Ceylons[1174] und der Molucken wandeln.

Eine Gartenwelt voll reizender Mannichfaltigkeit umgibt Windsor-Castle meilenweit und hat ihres Gleichen nicht in England. Der Windsor-Park ist über 16,000 Morgen[1175] groß; er umschließt Berge und Thäler, Seen und Wälder, Flecken, Dörfer, Meiereien, Menagerien, Aviarien[1176], botanische Gärten und alle Scenerie einer bald lachenden, bald ernsten, bald wild-romantischen Landschaft. Bequeme Fahrwege führen zu den interessantesten Punkten, deren vollständige Beschauung Wochen kostet. Die Prachtpartie ist Virginia-Water, ein künstlich ausgegrabener, großer See, mit mannichfaltig-staffirter Umgebung, auf dem sich bei Hoffesten eine kleine Flotte prächtiger Schiffchen und Gondeln schaukelt. Gegenstück ist eine kleine Cottage in einem engen Thalgrund, überall von Berg und Wald umschlossen, der stille, anspruchslose Lieblingsaufenthalt Georgs III. Im kleinen See ruderte er selbst seine Gondel, wenn er hier zuweilen zu fischen pflegte. Jetzt kommt schon lange kein König mehr in dieses heimliche Gründchen. Die Welle flüstert noch, aber die Cottage ist verschlossen und schweigsam.

So wird auch ein Tag kommen, wo der Jubel in der stolzen Burg dort auf der Höhe verklungen ist, und die glänzenden Spiegelfenster öde sind und ohne Scheiben, und die goldene Pracht von den Wänden gefallen ist und Wiesel und Käuzchen sich im Thronsaale häuslich eingerichtet haben. Die Zinnen sind dann eingefallen, aber die Sterne schimmern friedlich über die Ruine, bis der letzte Stein in Staub zerfallen ist. Es gedenken dann wohl die Bücher deiner Herrlichkeit und deines Namens, Windsor-Castle, noch eine Zeit lang; doch auch sie werden vergessen, auch sie fallen in Staub. Dann sind viele Jahrtausende vorüber; aber – o Freund! – (möchte deine Seele ob dieses Gedankens jubeln!) – Du bist noch da; „Erde und Sonne werden vergehen: – du dauerst ewig!“[1177] –

[1171] Hans Holbein d. J. (1497 o. 1498–1543).

[1172] Anthonis van Dyck (fläm. Antoon van Dyck; 1599–1641).

[1173] Königin Victoria (1819–1901) und ihr Gemahl Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819–1861), der 1839 mit einem Gedicht Friedrich Rückerts (1788–1866) um ihre Hand angehalten hatte.

[1174] Heute Sri Lanka (siehe hierzu S. 52, Anm. 77).

[1175] Siehe hierzu S. 373, Anm. 1075.

[1176] Lat., Vogelhäuser, Volièren.

[1177] Sehr frei zitiert nach Mt 24,35.



DIE MÜNDUNG DER THEMSE

CCCLXXXXVIII



GREENWICH — HOSPITAL

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Instit.in Hildbh. Eigenthum der Verleger

CCCXCVII. Die Themsemündung.

CCCXCVIII. Das Hospital zu Greenwich bei London.

Ist London das Emporium[1178] der Welt, wie es schon Pitt geheißen, so ist der Zugang zu demselben, die Themse, der Kanal, in welchen die Reichthümer der Erde ab- und zuströmen, ebbend und fluthend im unaufhörlichen Wechsel. Von der Themse aus streckt England seine Polypenarme über alle Gürtel des Planeten hin; von ihr aus ist's, daß das strebende, rüstige Inselvolk Wurzeln durch alle Meere getrieben hat, die in alle Continente sich eingeschlagen und so die ganze Erde mit jenem tausendfältigen Geäder seines Handels und seiner Industrie umstrickt haben, welches den Nahrungssaft aller Länder dem kleinen Eilande zuführt, das auf der Weltkarte kaum ein Punkt ist. An der Themse hat der Geist der Neuzeit seine gefeierten Sitze: jener kunstreiche Geist, der das wunderbare Maschinenwesen geschaffen, durch welches der Mensch der Gegenwart die Naturkräfte bändigt und sie zwingt, ihm Helotendienste[1179] zu leisten; dort ist der Ort, wo die wilden Elementargeister zuerst Zaum und Gebiß empfingen und ihnen gelehrt ward, für den Menschen willig in's Rad zu gehen; wo des Wassers glühender Schwaden, in engen Verschluß gebracht, zuerst gezwungen wurde, unwillig, aber fügsam, wie Herkules am Spinnrocken, dünne Fäden zu ziehen, der Rosse schwere Arbeit zu verrichten und an die Räder des Wagens und an den Kiel des Schiffes die Schnelligkeit des Fluges zu knüpfen; von der Themse aus schleudert England die neue Bildung auf seines Dreizacks Spitzen in alle Völker und in alle Zonen. Immerfort gebend und empfangend, aufnehmend und wieder ausstoßend, ist gleichsam die Themse eine Hauptarterie für den Kreislauf des Erdenlebens, und, obschon verhältnißmäßig so klein, der Strom, mit dem sich kein anderer der Welt an Wichtigkeit messen darf.

Heutzutage, seit der Einführung der Dampfschifffahrt, ist die Themse der gewöhnlichste Weg für den Reisenden vom Continente nach London, und nur auf diesem Wege kann er zu einem recht anschaulichen Begriff von der Unermeßlichkeit des neuen Babylons, von seinem Reichthum und Verkehr gelangen. Von der Mündung bis zur Weltstadt herauf sind es vierzehn deutsche Meilen[1180]. Auf dieser Strecke entgeht dem Reisenden nicht jene angenehme Steigerung, welche dem Anschauen höhern Reiz verleiht, während Derjenige, der zu Lande, zumal auf der Eisenbahn herkommt, für seine Gefühle keinen Uebergang findet; denn der Eindruck Londons überfällt ihn gleichsam; er hat nicht Zeit, ihn zu fassen, und Ueberraschung und Verwirrung mischen bald dem höchsten Lustgefühl das Wehe der Abspannung bei. Nicht so bei der Themse-Fahrt. Allmählig und mit Ruhe wird man da auf den Hauptanblick vorbereitet, welchem das Herz voller Erwartung entgegen schlägt.

Zuerst gewahrt man, an der Einfahrt aus der Nordsee, eine niedrige flache Landschaft, die sich kaum von der Wasserfläche abhebt. Sie ist eintönig und wird durch nichts belebt, als durch Schwärme von Seevögeln und die eilig und geschäftig vorüberziehenden Segel der Fahrzeuge. Bald darauf erscheint mitten in der fast 2 engl. Meilen breiten Strommündung ein gewaltiger Schiffrumpf mit hohem Bord; er ist segellos: aber auf thurmhohem Maste trägt er eine riesengroße Laterne – das Leuchtfeuer von Norelight, um die Schiffe vor Untiefen und Sandbänken zu warnen. Es gehört helles Wetter und ein gutes Gesicht dazu, um die beiden Ufer zu erkennen, so weit ist hier der Strommund. Southend hieß das äußerste Land an der Essexseite und auf demselben ragt wieder ein Leuchtthurm. Etwas weiter hinauf wird Sea-Reach erreicht, und obgleich noch weit von London, ist man doch am Bereiche der Jurisdiktion der Hafenpolizei der Hauptstadt, deren Grenze ein Stein am Ufer bezeichnet. Das Fahrwasser nähert sich nun der Kentseite und der durch einen Kanal vom Lande geschiedenen Insel Grain; gegenüber, auf der Essexseite, liegt ein anderes Eiland, Conway; beide sind mit haushohem Schilfe bewachsen und mit unzähligen Wasservögeln belebt. Das Land ist noch immer flach, niedrig, sumpfig; nur im

[1178] Lat., Handelsplatz.

[1179] Griech. εἵλωτες. Bezeichnung für eine Bevölkerungsgruppe in Sparta, die zwar im Staat seßhaft war, aber kein Bürgerrecht besaß. Diese zahlenmäßig größte Bevölkerungsgruppe hatte lediglich den Rang „öffentlicher Sklaven“ und war schon durch ihre Kleidung kenntlich; Joseph Meyer benützt hier das Wort Helot als Synonym für Proletarier.

[1180] Siehe hierzu S. 366, Anm. 1064.

Flusse ist Menschenleben rührig, alle Augenblicke kommen Fahrzeuge segelnd vorbei, oder die Fischer legen ihre Netze an den öden Ufern aus. In der That sind die Sümpfe der Themse der Kultur ganz unzugänglich, und erst hinter denselben erheben sich Dörfer, Flecken und Städte. So geht es fort bis an Tilbury-Fort vorbei, eine alte Citadelle auf der Kentseite, berühmt durch den Sieg, welchen (1558)[1181] die heldenmüthige Elisabeth über des spanischen Philipp's[1182] Armada hier erfocht. Der Sieg war zugleich der Sieg der bürgerlichen und religiösen Freiheit über Aberglauben und Sclaverei.

Schräg gegenüber, auf dem sich allmählich verschönernden Ufer, glänzt das freundliche Milton, ein auf blühender Kurort, und hinter einer reizenden, mit Landhäusern besetzten Landschaft ragen die Thürme von Gravesend, einer bedeutenden und schönen Stadt. Es ist das Sanssouci vieler Londoner, zumal Rheder, Schiffer und Schiffsmakler, welche sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen haben, oder die den Sommer hier verleben. Gravesend ist deshalb in ununterbrochener, ja stündlicher Verbindung mit London durch eine Menge Dampfboote, die hin- und hergehen. An dem hiesigen Zollhause müssen auch alle Schiffe von und nach London klariren, und die ankommenden empfangen einen Zollbeamten am Bord zur Verhütung des Schmuggels, der demungeachtet an keinem Orte Englands in größerem Maßstabe getrieben wird. – Fortan reihet sich Landhaus an Landhaus und Park an Garten: je näher der Hauptstadt, je mehr wird in den Anlagen und Gebäuden auch der Luxus sichtbar, und der Reichthum legt sich immer breiter und stolzer zur Schau. Die schönsten Punkte sind Northfleet, Greys-Thurrock, West-Thurrock und das reizende Belmont-Castle. Doch verflacht sich die Landschaft noch einmal, sobald man St. Clements-Reach erreicht hat; die Hügel sind verschwunden, die Bäume entfernen sich von den Ufern und das Schilf tritt an deren Stelle. Erst auf der Kentseite gewinnt die Landschaft neuen Reiz – Hügel mit Landhäusern besetzt treten wieder an den Strom, Dörfer und Flecken ziehen vorüber, und von einer Waldhöhe schaut Lord Say's[1183] berühmte Besitzung, Belvedere, mit den glänzenden Augen seiner großen Spiegelfenster herab. Die Einförmigkeit des niedrigen linken Ufers dauert hingegen fort bis nach Woolwich, dem Arsenale, wo ganze Pyramiden von Kanonen, Geschützkugeln, Bomben etc. etc., die auf den Quayen liegen, schon von weitem erkennen lassen, daß hier der Kriegsgott seine Wohnung aufgeschlagen hat. Daneben sind die berühmten Dock-Yards, die Werfte für den Bau der größten britischen Kriegsschiffe, welche mit ihren Magazinen einen Raum von einer halben engl. Quadratmeile bedecken. Aus ihnen ist das Pochen und Hämmern von ein paar tausend Arbeitern weithin hörbar. Die Woolwicher Baracken[1184] für die Marine und Artillerie zeigen Fronten von 1000 Fuß und darüber; die Cadettenschule hat eine Façade von mehr als 600 Fuß und ist im gothischen Style. Alles, was hier der Staat geschaffen hat, ist großartig, und verkündigt mit stolzem Selbstgefühl Britannien als Beherrscherin einer halben Welt. Oberhalb Woolwich wird das Leben und Gewühl auf dem Strome und am Ufer immer geräuschvoller und der Reisende ist nun im Bereich des eigentlichen Londoner Hafens. Bald ragt rechts hinter festen Wasserthoren und Mauern ein Wald von Masten und Wimpeln heraus: man fährt an den ostindischen Docks vorbei, während die Szenerie auf der entgegengesetzten Stromseite die Aufmerksamkeit gebieterisch fesselt. Bei Shootershill nämlich öffnet sich plötzlich die ununterbrochene Doppelreihe von Schiffen, welche am Ufer ankert, und der Glanzpunkt des gesammten Stromufers von der Mündung an bis zur Hauptstadt tritt urplötzlich in die Scene, wie ein Heros in die Weltgeschichte. Das herrliche Greenwich liegt vor Dir – „Greenwich, die hohe Pforte[1185] des Abendlandes," nach Byron's Ausdruck. Wie eine lang geschlossene, endlich aufbrechende Knospe die ganze Fülle der Natur aufthut mit einem Male, so offenbart Greenwich vor der trunkenen Seele des Beschauers die Herrlichkeit, Macht und Humanität Britanniens. „ESTO PERPETUA!"[1186] ruft ihm jeder Menschenfreund entgegen.

[1181] Recte: 1588.

[1182] Siehe hierzu S. 365, Anm. 1060.

[1183] William Thomas Eardley-Twisleton-Fiennes, 15th Baron Saye and Sele (1798–1847); das repräsentative Herrschaftshaus Belvedere wurde 1959 abgerissen.

[1184] Veraltet für Kasernen.

[1185] „Hohe Pforte" war die Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 188, Anm. 497).

[1186] Lat., „möge es ewig währen".

Emporsteigend vom Quay am Flusse bis auf die Höhe des Parks, welche das berühmte Observatorium krönt, gruppiren sich eine Reihe von Prachtgebäuden zu dem grandiosesten Ganzen, welches die Baukunst in England hervorgebracht hat. Und dieser Cyklus von Palästen, wie kein Kaiser sie besitzt, ist nicht die Wohnung von Fürsten: – er ist was Besseres: es ist ein Waisenhaus und ein Spital. Hier pflegt das mütterliche England seine greisen Söhne, die ausgedienten Vertheidiger seiner hölzernen Wälle, bis zur letzten Stunde, und hier erzieht es die Waisen, deren Väter den Ruhm und die Größe des Vaterlands mit ihrem Leben bezahlt haben. Ehre und Würdigkeit in Geber und Empfänger gehen hier Hand in Hand.

Greenwich-Hospital besteht aus vier abgesonderten Gebäuden, von denen zwei ihre Hauptfronten dem Strome zukehren. Diese haben eine Gesammtlänge von fast 900 Fuß. Mitten auf dem, zwischen ihnen befindlichen Raume steht die Colossalstatue Georg II.[1187] Doch nicht dieser – König Wilhelm der Oranier[1188], und Königin Maria[1189] waren die Gründer, und Englands berühmteste Baumeister: Inicho Jones[1190] und Christoph Wren errichteten sie in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die beiden landeinwärts stehenden Paläste haben von Pilastern getragene Kuppeln; aber Säulenreihen, dorischer Ordnung, schmücken die Façaden am Strome. Im Hospitale selbst werden 2800 Invaliden von 163 Wärterinnen sorgfältig verpflegt. Jene sind die sogenannten INPENSIONERS. Der OUTPENSIONORS, derjenigen invaliden Matrosen nämlich, welche für Rechnung des Spitalfonds außerhalb der Anstalt Verpflegung bekommen, sind an 30,000! Der invalide Schiffsjunge erhält jährlich 60 Gulden bis an seinen Tod und dem langgedienten Matrosen werden bis zu 300 Gulden jährlich vergütet. England scheucht [sic!] nicht, wie so viele andere Reiche es thun, vor der Bürde einer heiligen Verpflichtung feig und ehrlos zurück. Daß ein Invalide und ein Bettler in einer Person vereinigt seyn können, kann der Brite nicht begreifen. –

Gegen den Park gerichtet erheben sich die neuern Gebäude des Matrosen-Waisenhauses, der Waisenschule und des Krankenhauses nicht minder herrlich, als jene. Im erstern werden über 3000 Knaben und Mädchen bis zum 14. Jahre trefflich erzogen. Im Schulgebäude wohnen die Lehrer und in jedem Saale finden 200 Zöglinge Raum. In dem ganzen Gebäudecyklus, das Hospital hinzugerechnet, haben über 8000 Menschen geräumig und bequem Platz. Eintracht, Ordnung, und ein seltenes Maß Zufriedenheit sind in allen diesen Anstalten zu Hause, Anstalten, welche für die Ehre und den Adel des englischen Volks mehr zeugen, als Trophäen und Monumente.

Einsicht in die innere Einrichtung ist jedem Fremden gestattet, und Tausende kommen und gehen täglich, weil nicht leicht Jemand London besucht, ohne auch Greenwich zu sehen, wohin von London und über einen Theil der Hauptstadt weg die in einem früheren Bande dieses Werkes beschriebene Eisenbahnen*)[1191] führt. Der Haupt-Sammelplatz der Fremden ist vorzugsweise die Gemäldehalle des Spitals, in welcher die Kunst die Helden- und Siegesthaten der britischen Marine feiert. In dieser Nationalgallerie ist Alles vereinigt worden, was früher in den verschiedenen königlichen Schlössern zerstreut war, und die Lücken wurden von den berühmtesten neuern Meistern ergänzt. Sie ist eine Stiftung Königs Georg IV. In der Vestibule sind die Bildnisse der Helden und Entdecker der britischen Marine seit den Tagen der Elisabeth vereinigt. An der Decke hängen die eroberten Flaggen der Admiralschiffe der Holländer, der Spanier, Portugiesen, Franzosen, Russen, Schweden, Dänen, Türken etc. etc., kurz aller Seemächte der Erde, als die rechten Urkunden der britischen Herrschaft auf allen Meeren.

[1187] Georg II. August (siehe hierzu S. 398, Anm. 1155).

[1188] Wilhelm III. von Oranien-Nassau (niederl. Willem III van Oranje; engl. William III; 1650–1702), ab 1672 Statthalter der Niederlande und ab 1689 aus eigenem Recht gemeinsam mit Maria II. (engl. Mary II; 1662–1694) und auch nach ihrem Tod in Personalunion König von England, Schottland und Irland, in England als Wilhelm III., in Schottland jedoch als Wilhelm II.

[1189] Maria I. Tudor (engl. Mary I; 1516–1558; hingerichtet), seit 1553 Königin von England und Irland.

[1190] Inigo Jones (1573–1652).

[1191] *) in einem früheren Bande dieses Werkes [im 8. Bd.].



CHELSEA – HOSPITAL
bei London

CCCCIX. Das Chelsea-Hospital bei London.

Britannien konnte die Ufer der Themse zu beiden Seiten seiner Hauptstadt nicht edler schmücken, als mit den schönen Denkmälern seiner Großherzigkeit und Humanität: den Hospitälern von Greenwich und Chelsea. Jenes, für die Veteranen der Flotte, haben wir an einer frühern Stelle dieses Bandes betrachtet; dieses nimmt ergrauten Zeugen der Schlachten und Siege des Landheers auf.

Chelsea-Hospital liegt ein paar Meilen oberhalb London und kehrt, wie Greenwich, seine Hauptfronte der Themse zu. Der Bau wurde (in der Mitte des 17. Jahrhunderts) von Christoph Wren entworfen und geleitet. Weniger prachtvoll, weniger königlich, als das Asyl der Matrosen, hat es vor diesem den Vorzug größerer Bequemlichkeit. Der sehenswürdigste Theil des Gebäudes ist der 110 Fuß lange und 30 Fuß breite Speisesaal mit den Bildnissen aller Schlachtenfürsten Britanniens. Schöne Gemälde, welche Triumphe der britischen Macht vorstellen, schmücken auch Corridors und Vorplätze. Die Bronze-Statue König Karls II.[1192], unter dessen Regierung das Hospital erbaut wurde, ziert die Mitte des großen Hofs.

Das Hospital enthält die Wohnungen des Gouverneurs und der Beamten, eine schöne Kirche, eine Schule, den Gerichtssaal und die Canzleien der Verwaltung, und in 12 verschiedenen Abtheilungen (WARDS) die Stuben für 500 Invaliden. Letztere sind, außer 26 Hauptleuten, blos Unteroffiziere und Gemeine. Nichts übertrifft die Reinlichkeit und Sorgfalt, mit welcher die großentheils verstümmelten Helden, deren verlorne Glieder auf den Schlachtfeldern der halben Welt zerstreut sind, (denn wo hätte nicht britische Tapferkeit gekämpft und Siege errungen!) gepflegt werden. Sie haben ihr Lesezimmer, ihre Bibliothek, ihre Billards, ihre Salons zu gemeinschaftlicher Unterhaltung, und die weitläufigen, gut unterhaltenen Gartenanlagen gewähren auch den gebrechlichsten Greisen, welche Rollsessel zur Bewegung bedürfen, den Genuß der frischen Luft in der freien, schönen Natur. Ein Krankenhaus wird durch den Hof vom Hauptgebäude getrennt; dabei befindet sich die Apotheke und die Wohnungen mehrer Aerzte und Chirurgen. An dasselbe reihen sich die Bäder, warme und kalte, die jeder Invalide nach Gefallen gebrauchen kann. Nach altem, sinnigen Brauch wird in diesem Hause jeder Jahrestag eines Haupttriumphs der britischen Waffen als Festtag begangen. Dann sind die Bildnisse der Führer der Schlachten in dem Speisesaal mit Lorbeerkränzen geschmückt, die alten Schnurrbärte sitzen bei vollen Flaschen und das „RULE BRITANNIA!“ verjüngt mit dem Hauch der Begeisterung die benarbten Gesichter.

[1192] Karl II. (engl. Charles II; 1630–1685), König von England, Schottland und Irland (durch die Monarchisten am 30. Januar 1649 ausgerufen; Thronbesteigung nach der Wiederherstellung der Königswürde am 29. Mai 1660).



DIE BÖRSE IN LONDON

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 151-153.

DXVI. Die neue Börse in London.

Jede Zeit hat ihren Gott und ihre Wunder. Jene Tempel, gebrochen in der Berge Nacht, jene Säulen-Colosse an ihren Füßen, jene Sphinxe[1193] in Hieroglyphen stammelnd, jene Pyramiden und Obelisken zur Sonne strebend, Balbeck mit seinen Säulenstraßen, die Pracht von Susa und Babylon, Hellas's lichte Tempelhöhen, die Pforten des Ruhms der alten Roma und die kunstreichen Münster des Mittelalters: – sie alle sind redende Zeugen von den Ideen, welche in ihren Zeiten herrschten. Auch unsere Zeit schafft des Großen viel; doch ist's ein anderer Gott, der sie regiert, und die Idee hat wenig mit ihm zu schaffen. Es ist der Judas unter den Zeitgöttern, der Seckelmeister, der Haus zu halten und zu rechnen weiß und Zins zu Zinsen schlägt. Auf das Nützliche ist das Streben der Menschen jetzt zumeist gerichtet und alle Thatkraft wendet sich dem Vortheil zu. Kunst und Wissenschaft thun Mägdedienst bei diesem Götzen, leuchten ihm hinab in der Erde Schooß, ebnen ihm die Berge, füllen die Thäler aus und helfen seinen riesigen Traumgestalten an das Licht der Wirklichkeit.

Dieser Gott hat unter den Völkern einen Liebling sich auserkoren. Einen Fuß setzend auf den Fels der Heimath, den andern in des Weltmeers Mitte, trägt England hoch sein Haupt über alle andere Reiche. Mächtiger als Rom und reicher als Karthago[1194], nennt es die halbe Welt sein eigen, und die andere Hälfte kann sich seinem Einfluß nicht entziehen. In der Freiheit wahrt es sein goldenes Vließ; in den Gewerben schützt es die Basis seiner Größe und der Handel ist der Athemzug seines Lebens.

Rom brauchte 800 Jahre, um mit dem Schwert allein die Eroberung der Welt zu verfolgen. England errang mehr in zwei Jahrhunderten durch den Handel und die Arbeit. – Könnten nicht ähnliche Mittel auch andere Völker auf denselben Grad von Macht erheben? – Amerika und Frankreich versuchen es. – Warum nicht Deutschland?

Der Tag ist noch nicht da; aber er kommt gewiß, wo auch wir in die vorderste Reihe der Nationen treten, Theil zu nehmen an den unermeßlichen Vortheilen, welche das britische Reich seiner Gewerb- und Handelsblüthe verdankt. Hüten wir uns nur, sie je auf dem falschen Wege zu suchen! Nicht der Unternehmungsmuth, nicht die Einsicht, nicht die Thätigkeit, nicht die Uebergewalt des Geldes und der politischen Macht sind es vorzugsweise, sondern vielmehr die besonnene Klugheit, der gute Haushalt und die Rechtlichkeit der betriebsamen Menschen, was den Arbeiten und dem Handel Englands das Uebergewicht verleiht. Wenn jemals in den britischen Inseln der nützliche Bürger diese Tugenden verlöre, so dürften wir gewiß seyn, daß, trotz des Schutzes der furchtbarsten Kriegsflotten, trotz der Berechnung und Vorsicht der tiefsten Staatsklugheit, Englands Kauffahrer, von allen Küsten zurückgestoßen, bald von den Meeren verschwinden würden, auf denen sie jetzt die Schätze der ganzen Welt um die Schätze des Fleißes ihrer Heimath tauschen.

Es war mir von jeher eine erhebende Beschäftigung, tief in den Charakter des englischen Gewerb- und Kaufmanns einzudringen. Meine ersten Mannesjahre habe ich in seinem Umgange verlebt. Eine lange Beobachtung hat mich immer darauf zurückgeführt, daß das unersättliche Verlangen, welches jedem britischen Geschäftsmann inne wohnt, die fremden Nebenbuhler zu erdrücken und zu beseitigen, nie zu Mitteln greift, deren ein Ehrenmann sich schämen könnte. Eine kalte, anhaltende, geregelte Thätigkeit, eine besonnene Kühnheit, mit welcher der Unternehmer mit prophetischer Berechnung von Unfällen und Erfolgen Alles daransetzt, eine Ausdauer, die nichts lähmt, nichts erschüttert, und alle die kräftigen Tugenden, die einer Seele inne wohnen, deren erste Triebfedern der öffentliche Geist, der

---

[1193] Griech. σφίγξ; die Sphinx wurde bei den Ägyptern zumeist als Löwe mit einem Menschenkopf dargestellt. Daneben waren aber auch Widder-, Falken- und Sperberköpfe gebräuchlich.

[1194] Siehe hierzu S. 363, Anm. 1052.

Ruhm des Vaterlandes und der Stolz des rechtlichen Mannes sind, gehoben durch die Vortrefflichkeit der Staatseinrichtungen und den unverletzlichen Schutz der Gesetze, – dieß sind die Eigenschaften, welche dem englischen Kauf- und Gewerbsmann zu Erfolgen führen, welche in ihrer Totalität dem Lande in so kurzer Zeit jenes Wunder von Reichthum und Macht erwarben, welches das Erstaunen der Welt geworden ist. Auf dieses eine Ziel sind alle Tätigkeiten im Volk und Staat beständig hingerichtet. Darum werden alle Verträge geschlossen, darum ist die Gesetzgebung wirksam, darum sind die unzähligen Anstalten geschaffen, welche den Transport und die Magazinirung im Innern und in der Nähe der Küste vermitteln, darum bestehen jene Einrichtungen, welche auf jedem Punkte von Großbritannien den Verkehr unglaublich rasch und wohlfeil machen, darum werden die schwimmenden Vesten in alle Meere entsendet, und um die Rechte und das Eigenthum des britischen Kaufmanns zu schirmen sind die Stationen britischer Macht über das Erdrund gestreut. Eine nimmer rastende Rührigkeit gräbt fort und fort neue Häfen, mauert neue Docks für die Handelsflotten, senkt neue Leuchtthürme in des Meeres Grund und tieft die Ströme aus, und alle diese großen öffentlichen Arbeiten gehen vom Volke aus, das seinerseits vom Staate nichts weiter verlangt, als Schutz im Ausland, Schutz gegen fremde Arbeit, im Innern überall Recht und Freiheit und – das LAISSER FAIRE für alles Uebrige. Und dieses „Gehen lassen“ hat in dem kurzen Zeitraum von 80 Jahren England für 1200 Millionen Gulden Straßen gegeben, für 2 Milliarden Eisenbahnen, für eine Milliarde Kanäle, für ebensoviel Häfen und Docks; es hat zahllose Ortschaften gebaut, tausend und abertausend neue Stätten der gewerblichen und commerziellen Thätigkeit gegründet und den Bodenwerth des Landes um vier Milliarden erhöht.

„Ihr habt eine Akropolis gebaut,“ – sagte Peel, der Premier, bei der Einweihung der neuen Londoner Börse – „und wir wollen sie in Ehren halten, wie Hellas sein Nationalheiligthum, an das diese Säulen so lebhaft erinnern.“[1195] – Wahrlich, ein Wort, eines großen Staatsmanns würdig! Daß die englische Staatsklugheit jemals dem Prinzip entsagen könnte, welches den Handel als den Grundstein der englischen Macht zu ehren heißt, ist nicht zu denken.

Im Mittel der City, da wo Cheapside und Cornhill ihr tosendes Straßengewühl zusammengießen, im Herzen des englischen Handelslebens, gruppiren sich alle die großen Gebäude, welche den Zwecken des Weltverkehrs dienen; dort sind Bank und Post, der Palast der ostindischen Compagnie, die Stockbörse und die ROYAL-EXCHANGE, d. i. die Börse für den Waaren- und Wechselhandel. Diese letztere steht auf der Stelle der alten, welche, als die schönste der Welt gerühmt, 1838 am 16. Januar gänzlich niederbrannte. Am 17. Januar 1842 war die Grundsteinlegung zur neuen Börse und binnen weniger als 3 Jahren wurde dieß massive Prachtgebäude, welches unser Stahlstich so meisterhaft veranschaulicht, vollendet. Die herrliche westliche Hauptfronte mit dem griechischen Portikus, dessen Frontispiz ruhmredige Allegorien auf Englands Handelsgröße EN BASRELIEF verzieren, führt auf Prachtstufen von Granit zum „MERCHANTS WALK“, den schönen Arkaden, welche den innern, offenen Hofraum einschließen. Dieser Säulengang ist der eigentliche Tempel für die herrschende Gottheit der Jetztwelt. In den Nachmittagsstunden von 3 bis 5 Uhr versammeln sich hier seine Priester und Verehrer, die Wechsler und Kaufleute zu vielen Tausenden, Männer aller Farben, aller Zonen, aller Völker, und das wunderbare Gewimmel des Weltverkehrs summt in allen Sprachen. – Es ist ein großes, eindrucksvolles Schauspiel, und wohl ziemen dem Briten bei dessen Anblick die stolzen Dichterworte:

Stände die Welt auch auf, zu tödtlicher Fehde gerüstet,
Schickte Okeanos selbst feindliche Flotten uns zu:
Nimmer doch bebt, so lange der gewaltige Dreizack
Ruht in Albions Hand, dieses so prachtvolle Haus.
Also stehen die Eichen des Zeus auf den mächtigen Wurzeln;
Nur das vertrocknete Laub stören die Winde herab.[1196]

[1195] So zuerst in „Meyer’s Universum“ zu finden; später auch in der „Mittelfränkischen Zeitung. (früher Nürnberger Zeitung.) Dreizehnter Jahrgang. Nürnberg, 31. Juli 1846. № 212. Freitag: Trasibulus.“, o. Sz.

[1196] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.



Der TOWER in LONDON

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 19-29 u. 68-73.

DLXXII. Der Tower in London.

Englands Kapitol, sey gegrüßt im friedlichen Haine der Masten!
Längst ist geschlossen dein Buch, Blätter voll Grauens und Ruhms.
Wie ein plaudernder Greis erzählst du nun deine Geschichten
Enkeln, vergnügt ihres Glücks, denn sie beherrschen die Welt.[1197]

„Sie beherrschen die Welt!“ Stolz klopft bei diesem Spruch jedem Briten das Herz und jeder Nerv in ihm singt das „Rule Britannia.“ Wenn aber eine Sybille die Zukunft bespräche und die besprochene aufschlösse, so würde es nicht am demüthigenden Nachsatz fehlen. Die Zeichen reden. England hat den Gipfel seiner Macht gewiß überstiegen. Es kommen die Tage des Alters, und seine emanzipirte Tochter tritt als präsumtive Haupterbin allmählig in den Vorgrund. Die junge Riesin, welche die Mutter gesäugt hat, ist dieser nicht nur ebenbürtig geworden, sondern auch furchtbar: vor Nordamerika wird England den Dreizack neigen. Ist aber erst einmal die Furcht aufgenommen unter den Faktoren eines Weltreichs, so hat auch dessen Verfall begonnen.

Es hat die Nemesis[1198] das Schwert über England, sichtbar für Alle, erhoben. Sie wird es nicht eher in die Scheide stecken, als bis sie das Vergeltungswerk vollendet hat. Das Gericht tagt, und ein langes Tagen wird’s werden, wie noch keins gewesen. Irland, die leibliche Schwester, die Jammergestalt in Lumpen, klagt auf unermeßliche Blutschuld gegen die Königin der Erde. Vergebens erkauft diese Frist auf Frist durch ihre Schätze. Die Schätze gehen dahin, aber die Schuld wird nicht geringer. Zu spät ist Alles und umsonst in diesem Streite. Es hilft auch nicht, daß England mit selbstsüchtiger Gier fortfährt, überall an sich zu raffen, was sein langer Arm erreichen kann. Irland hängt ihm an, wie ein todtes, faulendes Glied einem lebenden Körper; es verderbt seine Säfte und macht seine strotzende Kraft zunichte. England kann nicht mehr gesunden. Die Ursachen seines Verfalls sind nicht mehr zu entfernen, ihre Wirkungen und Rückwirkungen dauern fort, und das letzte Ergebniß kann kein anderes seyn, als Tod und Auflösung.

Daß diese Katastrophe kommen wird, ist sicher: nur die Zeit derselben kann Niemand ermessen. Englands Weltreich ist ein so starker, fester Bau, seine Fundamente sind so tief gelegt und dauerhaft sein Gebälk ist so gut gefügt, daß vielleicht noch Jahrhunderte vergehen können, ehe die Geschichte seine letzte Seite schreibt. Welche Gewitter müssen durch die Zeiten toben, welche Stürme rasen, welche Ereignisse die Völker aufregen in ihren tiefsten Tiefen, ehe das kolossale Haus britischer Weltherrschaft zusammenbricht und ehe der Spruch des Gerichts vollzogen wird, das jetzt seine ersten Ladungen schreibt!

Im Tower von London ist der klassische Boden der britischen Geschichte. Hier wurde die Magna Charta entworfen und von vielen Königen bestätigt. Viele andere Begebenheiten, an welche sich die Geschicke des Reichs knüpften, hatten im Tower ihren Schauplatz: – Thaten des Glücks und der Freude, oft auch des Unglücks, der Trauer und des Verbrechens.

Als Roms Stern untergegangen war in Britannien, folgte im verlassenen Lande die Finsterniß der Zerrüttung. Bürgerkrieg zerfleischte das Volk und die Fehden der Häuptlinge fraßen seine Kraft. Da kamen die aus Deutschland zur Hülfe herbeigerufenen Angelsachsen, und in dem Durcheinander machten sich die Gäste zu Meistern des Landes. Mit der Sachsenherrschaft erschien für Britannien ein neuer Tag. Das Reich wurde aufgebaut in allen seinen Theilen nach den Grundsätzen germanischer Freiheit, in denen die Rechte des Volkes vollkommen gesichert waren und gewährleistet durch die

---

[1197] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[1198] Siehe hierzu S. 92, Anm. 181.

Theilnahme an der Gesetzgebung. Vier Jahrhunderte dauerte seine Blüthe, und in Alfred dem Großen sah die Welt einen der erleuchtetsten Fürsten, dessen weise Einrichtungen zum Theil noch fortwirken bis auf den heutigen Tag. Als jedoch im 10. Jahrhundert das Schwertrecht des Eroberers über Menschenrecht gesiegt hatte, da wurden die Herren zu Knechten, es wurden die Germanen die Tagewerker der Normannen. Wilhelm, ihr Herzog, nun König in England, erklärte der Sachsen Freiheiten als verfallen und legte ihnen mit dem Joche die ganze Last der Pflichten und Leistungen eines Volks auf, das niedergehalten werden soll durch den eisernen Druck. Er erklärte sich zum einzigen Eigenthümer alles Grund und Bodens in England und theilte denselben in 60,000 Lehngüter, die er, nachdem er 1400 als Domänen der Krone zurückbehalten, an die normännischen Ritter und jene Sachsen verlieh, welche sich ihm willig unterworfen, oder ihm sonstige Dienste geleistet hatten. So entstanden die britischen Kronlehen, und ihre Besitzer, ursprünglich etwa 8000, bildeten den Feudaladel Englands, welcher in verschiedenen Rangstufen, vom Baron bis zum Herzog, hinanstieg und dessen Hauptleistung die Heerfolge war. Verpflichtet, auf das Gebot der Krone 60,000 berittene Krieger zu stellen, mehrte sich durch diese kräftige Wehrverfassung das Ansehen des Reichs und hob sich seine Macht. Indessen konnten die normännischen Eindringlinge, da sie über das ganze Land als Gutsbesitzer zersplittert waren, ihr Volksthum gegen das kräftig entwickelte der Sachsen auf die Dauer nicht behaupten. Schon 100 Jahre nach der Eroberung hatte das Deutsche wieder die Oberhand, und der größte Theil der Lehen kam durch Gunst der Krone, durch Heirath, Kauf etc. allmählig in sächsische Hände. Im J. 1215 erlangte vom Königthum das Volk seinen Freiheitsbrief, die Magna Charta. Sie stellte die deutsche Freiheit gesetzlich her, und Vieles von Dem, was untergegangen war in den Stürmen der Eroberung, trat fortan wieder ans Licht und ins Leben. Vollständig wurde die Restauration des Germanenthums, als der alte normännische Adel, bis auf eine geringe Anzahl Familien, in den Kriegen der beiden Rosen unter Heinrich VII. zu Grunde ging. Sein Nachfolger, Heinrich VIII., der Despot, beugte die Reste des alten Feudalstolzes der Eroberer. Er brach zugleich die Gewalt des Papstes durch die Einführung der Kirchen-Reformation und die Aufhebung von 645 Klöstern und 2400 Stiftern, deren Güter der schlaue Tyrann zum bei weitem größten Theile der Geistlichkeit ließ, welche nun den Bau der englischen Hochkirche auf den Ruinen des Katholizismus errichtete.

Früher schon war das Bürgerthum zu großer Geltung gekommen. Im Parteikriege der beiden Rosen hatte London mehr als einmal den Ausschlag gegeben und seine tapfern Bürger erlangten dafür jene Freiheiten, welche die Gemeinde der City fast zur Unabhängigkeit erhoben. Andere Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt und benutzten jede Gelegenheit, um ihre Privilegien auf Kosten der Krone und des Adels zu erweitern. Die Stadtgemeinden erlangten das Recht, mit den Baronen durch Abgeordnete in einer Kammer zu tagen, und später errichteten sie ein eigenes Parlament, – das Haus der Gemeinden (HOUSE OF COMMONS), welchem nach und nach die Initiative der Gesetzgebung zufiel. So hatte das aristokratische Element sein Gegengewicht gefunden, und die Demokratie trat als eine gesetzliche Macht in der Verfassung auf. Der altgermanische Stamm hatte so die letzten Fesseln der fremden Unterdrückung abgeschüttelt. Später, von den Wogen der kirchlichen Umwälzung aufs Tiefste erregt, schlug der Geist der Freiheit zum Aeußersten über, als Karl I., ein eitler, charakterschwacher Mensch, dazu Anlaß gab. England wurde Republik. Dieser Versuch war jedoch ohne Dauer. Mit Cromwell[1199] lebte sie auf und mit ihm starb sie wieder, nachdem sie die Stufen wilder Zügellosigkeit in religiösen Formen durchlaufen und den König auf's Blutgerüst geschleppt hatte. Die Restauration des Königthums brachte die Stuarts zurück; nicht den Frieden. Die Stuarts blieben der Gährungsstoff, der keine Beruhigung des Landes zuließ, und erst als jene ausgestoßen wurden und es der Nation glückte, mit der neuen Dynastie einen Vergleich zu schließen mittelst der Urkunde, welche als Erklärung der Volksrechte (DECLARATION OF RIGHTS[1200]) die Magna Charta ergänzte, schloß sich der Krater der Revolution. Beide Pakte machen jene gepriesene Verfassung aus, auf welcher seitdem die Größe des englischen Volkes ruht. Mit Recht ist sie ein Gegenstand der Bewunderung aller Völker gewesen; denn sechs

[1199] Oliver Cromwell (1599–1658), Lordprotektor von England, Schottland und Irland.

[1200] Die am 16. Dezember 1689 vom Parlament verabschiedete Bill of Rights; sie war am 13. Februar zunächst als Declaration of Rights verabschiedet und dem neuen Königspaar Wilhelm III. von Oranien und Maria II. (siehe zu beiden S. 413, Anm. 1188) zur Billigung vorgelegt worden, was am 23. Oktober geschah.

Jahrhunderte hat dieses Fundament gedauert, und welches Gebäude hat sie getragen? Seines Gleichen ist nicht auf der weiten Erde, und wenn auch Nordamerika's freie Union es allmählig in Schatten stellt, so soll doch nicht vergessen seyn, daß England die Mutter ist und die Tochter nicht wäre ohne diese.

In der englischen Verfassung, deren Lebensfähigkeit, trotz ihres hohen Alters, noch nicht ganz versiegt ist, erscheinen die drei allmählig entwickelten Elemente des Staats auf das Sorgfältigste abgewogen. Die Monarchie ist der Mittelpunkt. Sie regiert durch Gesetze, die der Buchstabe befestigt hat und von deren Unverletzlichkeit die Masse des Volks aufs Innigste durchdrungen ist. Gestützt durch die Staatskirche, wird sie kontrolirt in erster Stufe durch die erbliche Macht aller Reichthümer und Würden in der Nation – das Oberhaus; in zweiter Stufe durch die Nationalintelligenz, die im Hause der Gemeinen versammelt ist, und über alle Drei wacht die öffentliche Meinung, welche eben so mächtig ist, als unabhängig, eben so geehrt, als ehrenwerth und ehrenhaft: – denn die freie Presse hört auf, geachtet zu seyn von der englischen Nation, sobald sie sich der Leidenschaft, Frechheit und Zügellosigkeit hingibt, was zu thun ihr völlig freisteht. Wunderbares, großes Volk, auf das beim Genuß der vollen Freiheit das Gesetz wie ein Zauberer wirkt und alle Schichten durchdringt, vom Königssohn bis zum Proletarier! Ich sah den Bruder des Königs auf offener Straße aus seinem Wagen steigen und im Regen willig dem Gerichtsdiener folgen, der ihn, einer vergessenen Fünfschillingsschuld an einen Tagelöhner wegen, verhaftete; ich sah vor dem blauen Stabe des Konstablers versammelte Volksmassen von Zehntausenden sich ruhig auflösen und entfernen, die einen Augenblick vorher ihr Verdammungsvotum gegen Regierungsmaßregeln ausgesprochen hatten und durch die Reden der Volkstribunen aufs Höchste erregt schienen. Wunderbares Volk, das, in hundert Sekten gespalten, dennoch darüber einig ist, daß die Religion der Grundstein sey alles Lebens im Staate und aller Gesetzgebung, die Weihe jeder weltlichen Bestrebung, die Quelle aller Güter und selbst der Güter allerhöchstes. Wunderbares Volk, das sogar noch in der Aristokratie ein Element der Freiheit finden konnte, aber auch eine Aristokratie besaß, wie kein anderes: eine Korporation, in welcher das Ansehen, die Pracht, die Würde der Nation dem Ansehen, der Pracht und der Würde der Monarchie entgegentritt, welche die geschichtlichen Erinnerungen trägt, umhangen ist mit dem Ruhm und den Ehren Englands, und in der der edle Stolz, die anständige Würde, die unabhängige Gesinnung und das sichere Selbstgefühl ihren Ausdruck findet. Endlich der Wunder größtes: das Volk selbst, fest fußend auf die Selbstständigkeit der Gemeinde und auf das klare Bewußtseyn und Verständniß seiner Rechte, geübt in der Vertheidigung seiner Interessen, bereit, für die Freiheit jedes Opfer zu bringen, geschützt durch die Oeffentlichkeit, durch Schwurgerichte in seinen bürgerlichen Rechten geschirmt gegen jede Willkür und ermächtigt, Alles, was die Nation Ausgezeichnetes enthält an Talent, Erfahrung, Charakter, Gesinnung und Tüchtigkeit, zum Vertreter seiner Interessen zu erlesen und in das Unterhaus zur Kontrolirung der Regierung und zur Gesetzgebung zu senden. Willig erträgt das Volk die Last einer erblichen Krone, welche die Unverletzlichkeit heiligt und die ausgestattet ist mit allen Prärogativen, welche zur Handhabung der Macht im Sinne der Majorität der Volksvertretung nothwendig sind, über welche aber die öffentliche Meinung ihre Fittige ausbreitet, sie, welche Alles durchschaut, Alles durchdringt, Alles überwacht, Allem Leben verleiht, Allem Gang und Ziel anweist und bei dem ewigen Gähren und Zersetzen, Aendern und Neugestalten im Weltreiche wirkt, wie ein Geist Gottes.

So ist diese Verfassung, welche als Magna Charta vor 6 Jahrhunderten im Tower geschrieben ward, in stätiger Entwickelung fortgeschritten bis auf den heutigen Tag, und selbst die Stürme der Revolution haben keine Gewaltthat an derselben gewagt. Sie wird darum von den Briten als ein heiliger, einseitig nicht aufzulösender Vertrag, abgeschlossen zwischen den vergangenen und den künftigen Geschlechtern, als der große Pakt aller Pakte, als die Quelle aller besondern Uebereinkommnisse angesehen, als ein Fideikommiß der Nation, von den Vätern ererbt und den Enkeln zu überliefern. Und weil ein Volk keine Eintagsfliege ist, sondern seine Lebensdauer nach Aeonen messen kann, wenn es nicht Siechthum und frühen Tod selbst verschuldete, darum ward für den Bestand dieser Verfassung das Prinzip allmähliger organischer Vervollkommnung angenommen. Je nachdem Zeiten und Verhältnisse wechselten und an dem Verfassungsbau das Wegräumen oder Hinzufügen einzelner Theile räthlich, das Entfernen von nutzlos oder unzweckmäßig erscheinenden Dingen nöthig machten, so wurden die Ver-

besserungen, dem Bedürfniß angemessen, vorgenommen; das Ganze aber ward erhalten und bewahrt trotz der Umwandlung einzelner Theile.

Und mit dieser alten und noch immer lebensfähigen Verfassung ist das kleine England so groß geworden, und es ist ein Staatsbau entstanden, der an Umfang den des Alexander[1201] und der römischen Cäsaren viermal, an Bevölkerung mindestens zweimal übertrifft, in allen Welttheilen seine Kammern hat und alle Meere zu seiner Domäne zählt. Sie war das Panzerhemd, unter welchem England den furchtbarsten Angriffen und den größten Fährlichkeiten jederzeit Trotz geboten und sie besiegt hat. Der Abfall der wichtigsten Kolonien, ein dreißigjähriger Kontinentalkrieg in der Runde herum mit allen Mächten, die Handelssperre und in deren Folge große Vermögenszerstörungen, das Aufgebot der furchtbarsten Armeen, die gefährlichen Aufstände in Indien, die Jahre des Mißwachses und der Theuerung, die Arbeiterunruhen in den Fabrikdistrikten, hervorgerufen von der Verzweiflung des Hungers:– all diese entsetzlichen Krisen sind verlaufen ohne erheblichen Schaden für den Staat. Unter der Disziplin seiner Verfassung erlangte der britische Nationalcharakter jenes Gepräge der Festigkeit, Kühnheit und Sicherheit, jenes durch nichts zu beugende stolze Selbstgefühl, jenen unerschütterlich ruhigen und klaren Verstand, jene Stätigkeit und Beharrlichkeit, welche andere Völker bewundern, ohne sie sich anzueignen, und eben die Verfassung ist als die rechte Mutter jenes festen, folgerechten Systems zu betrachten, das in allen öffentlichen Verhältnissen das nämliche Ziel stets fest im Auge hält und zu erreichen weiß. Cannings Wort im Parlamente: „Wenn ein britischer Schiffsjunge die Erde umsegelt, so weiß er, daß, wo man's wagte, ihm ein Haar zu krümmen, die Regierung seines Landes sich nie bedenken würde, ihm volle Genugthuung zu verschaffen, sey es mit Güte oder Gewalt"[1202], das Wort trägt jeder Brite im Herzen, es steht ihm geschrieben auf der stolzen Stirn, und es ist seine Sicherheitskarte in jedem Winkel der Erde. Und dieses Sicherheitsgefühl, das wir Deutsche gar nicht fassen können, weil wir es nie gekannt haben, stählt seinen Unternehmungsgeist und hat bewirkt, daß er die übrige Welt, welche sein Schwert und sein Dreizack nicht bezwang, sich tributpflichtig machte durch seinen Handel und sie überwand durch seine Industrie. Mit der Maschinenwelt, die der Briten kunstreicher Geist sich schuf, mit dem dienstbaren Heere der Dämonen, die des Feuers Flamme aus dem gebannten Wasser beschwört, mit dem Kapital, das, im Bunde mit diesen Kräften, das Ungeheuerste so leicht schafft, als wäre es Kinderspiel, legt er ein eisernes Band der Dienstbarkeit um die Erde und umspannt er alle Völker mit einem Netze, in dem sich Alle winden und Viele verbluten.

Aber an dieser so herrlichen Blüthenkrone nagen doch Würmer und das Verderben guckt aus unzähligen Keimen. Die britische Aristokratie ist seit ein Paar Jahrzehnten in einer ihrem Werthe und ihrer Achtung großen Abbruch thuenden Verwandlung begriffen. Sie fault gleichsam im Uebermaß der strotzenden Säfte, sie wird unthätig, stolz, wegwerfend, übermüthig, geistlos, gemein; sie bringt sich mehr und mehr in schroffen Gegensatz zu den mittlern Klassen und hat sich vom Volke gänzlich geschieden. Der Klerus macht's nicht besser. Er entfremdet sich seiner frühern Stellung; des Nimbus gänzlich baar, und von der Idee seines Berufs verlassen, wird er täglich mehr vom Irdischen befangen, hinabgezogen zum politischen Faktionsleben, und träge, feist, prosaisch und profan, der Heuchelei in Glaubenssachen blind ergeben, drückt er das Pfaffenthum in seiner widrigsten Erscheinung aus. Die Wissenschaft, von der Kirche geknechtet, hört auf zu schaffen, und sie bringt, einige Disciplinen ausgenommen, schon lange nichts mehr hervor, was sie fördert. Sie verknöchert auf den Universitäten in der elendesten Pedanterie, ist nüchtern, stationär, todt, mechanisch geworden, richtet ihr Wirken fast ausschließlich auf das Nützliche; die Spekulation ist kraftlos, allem Fortschritt gram, sich selbst vernichtend. Die Gesetzgebung häuft ihre Akten zu Bergen an, – Masse auf Masse seit Jahrhunderten, – so daß kein Mensch das Chaos mehr übersehen, der unzähligen Widersprüche, in welchen jeder Rabulist das klarste Recht umgarnen und ersticken mag, sich erwehren, oder vor ihnen sich schützen kann. Auch der Bürgerstand ist nicht mehr, was er gewesen. Er ist nicht mehr die kompakte Masse voll Ehrenhaftigkeit und Kraft mit dem Gefühl der Unabhängigkeit in jedem Busen. Seitdem die Großindustrie an die Stelle des Handwerks und der kleinen Fabrikation getreten ist, hat sich die herzlose Klasse der Industriellen ausgeschieden, welche, jeder in seinem Kreise, eine drückendere Herrschaft üben, als der Ritter in

[1201] Alexander der Große (siehe hierzu S. 80, Anm. 153).

[1202] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

der Feudalzeit über seine Leibeigenen. Die Handwerker sind diesen Tyrannen der Neuzeit großentheils dienstbar gemacht worden, und das Verhältniß zwischen Meister und Gesellen ist übergegangen und ausgeartet in das des Herrn und seines Arbeiters: ein Band, das alles sittlichen Halts entbehrt und keinen andern Zweck hat, als den des gegenseitigen, gemeinen Vortheils, welcher beide Parteien zum ewigen Hader und zum immerwährenden Streit führt, in welchem List und Betrug ihre widerlichen Rollen spielen. Der lange Friede und das Habitus der Fabrikarbeiter begünstigen fort und fort die Vermehrung der Bevölkerung, und gleichzeitig schreitet die Kunst weiter, Menschenhände entbehrlich zu machen durch die Automaten der Mechanik, welche sich mit jedem Jahre mehr der Gewerbe bemeistern. Der Boden des Landes ist seit Jahrhunderten besetzt, Alles, was kulturfähig ist, hat seinen Bebauer gefunden, und Gewerbe und Handel werden täglich mehr außer Stand gesetzt, alle Die aufzunehmen und zu beschäftigen, welche Arbeit begehren. Aber dadurch ist den Besitzenden allmählig ein furchtbarer Feind erwachsen, dessen Gestalt drohender und entsetzlicher wird mit jedem Tage. Das Proletariat, zu dem sich die Hintersassen des Grund und Bodens gesellen, jene kleinen Pächter, welche die Aristokratie, seitdem sie das Geheimniß einer größern Rente durch eigene rationelle Bewirthschaftung ihrer Güter entdeckt hat, jährlich zu Tausenden von dem Boden jagt, welchen der Ausgestoßenen Aeltern und Urgroßältern bebaut und gepflegt haben. Wie so die Land-Aristokratie wirkt für die Vermehrung des Proletariats so thut es die Aristokratie des Kapitals, jene zahlreiche Klasse von Rentnern nämlich, welche die ungeheuere Staatsschuld Englands geschaffen hat, und die, ohne sich selbst irgend einer Arbeit zu unterziehen, ihr Geld in der Volkswirthschaft für sich arbeiten lassen. Diese Leute haben nur ein Interesse im Staate: d. i. daß die Staatszinsen regelmäßig bezahlt werden, und ihre größte Sorge ist die, daß dies nicht geschehe. Sie sind daher gegen jede Geld erfordernde Verbesserung im Staate, gegen jede großartige, durchgreifende, aber kostspielige Maßregel und machen Phalanx[1203] gegen die Regierung, sobald diese Miene macht, sich in Unternehmungen einzulassen, die den Staatsseckel auf eine Weise in Anspruch nehmen, die ihr Interesse, – die Zinszahlung – benachtheiligt. Deshalb konnte der Plan zur Umwandlung des heimischen Proletariats in ackerbauende Kolonisten und Landeigenthümer, mittelst der Auswanderung nach Kanada etc. auf Staatskosten, so oft er auch angeregt und von den weisesten Staatsmännern als Radikalkur empfohlen wurde, nie durchgesetzt werden; denn die 50 Millionen Pfund Sterling, die zu dessen Ausführung nöthig waren, konnte der Staat nicht aufbringen, ohne für den Staats-Zins-Rentner Besorgniß zu erregen. Hingegen ist diese einflußreiche Menschenklasse eine stets bereitwillige Helferin zu jeder tyrannischen Maßregel und zu jeder das Volk bedrückenden und aussaugenden Steuerlast, wenn nur die äußere und innere Ruhe und die erforderliche Höhe der Staatseinnahmen und dadurch ihr Zinsempfang gesichert bleibt.

Auch hier bewahrheitet sich der alte Satz: „nur wer für das Volk und mit dem Volke arbeitet, hat für das Volk ein Herz.“ Jene Klasse der Rentner, welche durch die fortwährende Vermehrung der Staatsschuld stets wächst, sie, die bereits die Hälfte der ganzen Einnahme des Reichs vorneweg in ihre Tasche streicht, wird das Wohlseyn des Staats immer nur nach dem Kurszettel beurtheilen, und je mehr dem Volke ausgepreßt wird, je mehr die Staatseinnahmen steigen, je wohler fühlen sie sich, und ihre eigene Behaglichkeit ist, nach ihren Begriffen, identisch mit dem Staatsglück. L’ÉTAT C’EST MOI – sagt jetzt das Kapital in England eben so wahr, wie der vierzehnte Ludwig einst in Frankreich sagte.

Im „Proletariat“, diesem Dämon der Neuzeit, welcher wie der Geist der Rache und Vergeltung in den alten Staatsgebäuden Europa’s umgeht, ist gleichsam ein nachgebornes Volk im Volke erwachsen. Es findet nirgends ein Kämmerchen für sich übrig, denn jedes Plätzchen im Staate war lange vor seiner Geburt besetzt und verliehen. Es findet auch im Rechtsstaate keine Rechte für sich; denn die alte Verfassung Englands konnte nicht berücksichtigen, was noch nicht geboren war. Das Proletariat ist das Findelkind der Zeit, welches Vater und Mutter in England verleugnen, wie überall. Aber rechtlos, wie es ist, macht es um so entschlossener seine Ansprüche auf Gleichberechtigung geltend und verlangt ungestüm die Zulassung zu dem großen Vertrage der Nation. Das britische Proletariat, in dem Sumpf moralischer Entartung und physischen Elends erwachsen, ohne Bildung, den rohesten thierischen Leidenschaften ergeben, ist eine furchtbare Macht, die in einem entsetzlichen Grade anwächst und zu

[1203] Siehe hierzu S. 207, Anm. 583.

einem socialen Umsturz noch unaufhaltsamer hindrängt, als das Proletariat in Frankreich und Deutschland; denn in England stehen die Kontraste sich viel schroffer und unversöhnlicher gegenüber. Der hochmüthigste, kolossalste Reichthum stellt sich dort der drückendsten Armuth der Proletariermassen frecher, unbarmherziger und herausfordernder gegenüber, als anderswo, und füllt die Gemüther mit grenzenloser Erbitterung. Die Aristokratie des Grund und Bodens, eben so geängstigt wie der Tyrann Kapital durch den Andrang des Proletariats, und konzentrirt in jener gescheidten ministeriellen Oligarchie, die, eingeweiht in alle Künste der Despotie, nie um Maßregeln zur Erhaltung ihrer Macht verlegen ist, stellt den stürmenden Massen den Wall des Gesetzes, der stehenden Heere, die Bestechungskünste, das Spionierwesen und die sonstigen Mittel der Staatsgewalt entgegen. In dem Maße, als die Forderungen des Proletariats sich steigern, steigert sich die Härte des Widerstands: man opfert – und das ist's gerade, was am Ende zum Bruch führen und die Katastrophe unvermeidlich machen muß – dem Prinzip der Erhaltung das Prinzip der Verbesserung auf. Dadurch aber ist die organische Fortentwickelung des britischen Staatslebens ins Stocken gerathen und an seine Stelle trat Verknöcherung. In solcher Lage aber kann ein Staat nicht bleiben, in welchem eine so frische und gewaltige Kraft, wie die des britischen Proletariats, ohne Unterlaß sich rührt und wirkt. Eine Socialrevolution, die Alles umwirft, muß und wird kommen, wie sie in Frankreich und Deutschland kommen wird. Wenn die Spannung zum höchsten Punkt gelangt ist, platzt's; die Explosion wird die Welt erschüttern und der auseinandergerissene Staat die Erde bedecken mit seinen Trümmern. Schon werden die Stadien, näher dieser Katastrophe, immer kürzer und schon stehen die Dinge (noch mehr in Irland, als in England) so, daß es dem Proletariat nur an einigen großen, charakterstarken, kühnen Häuptern fehlt, um den gewaltsamen Ausbruch herbeizuführen und mit ihm einen Kampf hervorzurufen, welcher, würde er auch noch vielmal unterdrückt, doch nicht eher enden wird, als bis das größte, bewundernswürdigste Werk menschlicher Weisheit, zu dessen Gestaltung ein Jahrtausend nöthig war, von der Erde verschwunden ist.

Aus dem dunkeln chaotischen Zwiespalt der Gegenwart flüchtet mein Seherblick zurück auf das stille, friedliche Bildchen, die Wiege all dieser bedrohten Größe und Pracht – auf den Ausgangspunkt meiner Betrachtungen. Diese sind zu Ende und was übrig bleibt, ist das beschreibende Wort.

Der Tower von London ist die älteste Residenz der britischen Könige seit der normännischen Eroberung. Der eigentliche Palast, der sogenannte weiße Thurm, ist jenes hohe Viereck mit den vier Eckthürmchen. Er wurde von Wilhelm dem Eroberer im Jahr 1078 auf der Stelle errichtet, wo einst die Burg der römischen Statthalter gestanden hatte, und noch führt ein sehr altes Gebäude den traditionellen Namen: Cäsars Thurm. Der Tower liegt am östlichen Ende der Londoner Altstadt (der City), von der Themse durch einen schmalen Steinwall geschieden. Er ist mit Wällen, Bastionen und einem tiefen Graben umgeben, welcher aus dem Strome Wasser durch einen Kanal empfängt. Außer dem Palaste enthält er eine Kaserne für die Besatzung und die Wohngebäude der vielen Beamten. Jene bilden ein Paar kleine, enge Straßen. Die Form des Grundplans ist rund, der Durchmesser etwa 1100 Fuß, der Umfang ¼ Stunde. Die kleine Besatzung, deren Zahl ohne Genehmigung des Londoner Stadtraths nicht vergrößert werden darf, wird täglich gewechselt. Zahlreicher als die Soldaten sind die Kanonen, welche ihre schwarzen Rachen aus den Schießlöchern der Mauern und von den Bastionen auf Stadt und Hafen richten. Auch auf der Terrasse an der Themse stehen 60 Stück von großem Kaliber. Es sind „gute alte Jungen, die Keinem ein Leid anthun", sagt der Londoner Bürger, und in der That haben sie seit drei Jahrhunderten, trotz allen Volksaufläufen und Tumulten, nur die Anzahl der Wochenbetten der Königinnen ausgerufen, oder Kronenträger begrüßt, oder Toaste bei Nationalfesten begleitet. In England wird der Pöbel nicht alsbald mit Shrapnels regalirt[1204], wie der Pariser, der Berliner und Wiener, wenn er Krawall macht[1205]. Als ich im Jahre 1817 den Demokraten Hunt[1206] mit seinen Hunderttausenden durch die Straßen der Weltstadt ziehen sah, von einem Ministerhotel und einem Königshause zum andern, da verschlossen die Kasernen ihre Thore, die Minister bezahlten die zerbrochenen Scheiben und kein Soldat war zu sehen; am andern Tage sprach Niemand mehr davon, so wenig machte man daraus.

[1204] Vom frz., régaler, reichlich bewirten bzw. ergötzen; hier eindeutig sarkastisch verwendet.

[1205] Während der revolutionären Ereignisse des Jahres 1848.

[1206] Der radikale Redner Henry „Orator" Hunt (1773–1835).

Ich sah dem damals allmächtigen Castlereagh[1207], welcher zufällig in eine solche Demokratenversammlung gerathen war, die Pferde seines Wagens ausspannen und ihn selbst unter dem „höllischen Gelächter“ der zahllosen Menge auf eine Tonne heben, die auf einem umgestürzten Karren stand, Hunt gegenüber, damit er eine Rede an die Versammlung halte – und der erste Minister, (den Stern auf dem Kleide) that’s mit lächelnder Miene, und er empfing, während er es that, die Würfe des Pöbels mit faulen Eiern und Orangen kaltblütiger, als die Lind[1208] Sträuße und Blumenkränze. Und da der Mann gesprochen hatte, so hörte er, fest, ruhig und mit untergeschlagenen Armen, seines demagogischen Gegners Antwort an, der auch auf einem Faß ihm gegenüber stand und mit geballter Faust gegen ihn gestikulirte, wie ein Boxer. Von Niedersäbeln und Niederkartätschen, von Einkerkern, vom Anklage- und Untersuchungsjammer war keine Rede. Am Abend hörte ich den Minister im Parlament sprechen so unbefangen, als käme er aus dem Geheimen-Rathe. Am andern Morgen aber hing Castlereagh „als Volksredner“ zu Kauf für „einen Penny“ in allen Bilderläden aus; man lachte und die Geschichte war vergessen.

Der Tower hat schon seit einigen Jahrhunderten aufgehört, eine königliche Residenz zu seyn. Die Säle und Räume des Schlosses dienen jetzt zum Zeughaus: die hier aufgespeicherten Vorräthe an Waffen und Monturen sind hinlänglich zur Ausrüstung von ¼ Million Krieger. In einem Raume, dem 345 Fuß langen ehemaligen Bankettsaale, sind die Waffen für 150,000 Mann aufgestellt. Andere Säle enthalten die Trophäen der britischen Siege in allen Welttheilen und aus allen Zeiten; einer die Rüstungen der englischen Könige und Heerführer, von Eduard I. (1272) an bis zu Jakob II.[1209] (1685). Der eigentliche Löwe des Tower ist aber die Kronschatz-Kammer (JEWEL OFFICE), wo die Regalien bewahrt und Jedem gezeigt werden, der sie sehen will. Sie ist ein dunkles Gewölbe, zu dem schmale Gänge führen, die mit starken Eisenthüren verwahrt und stets bewacht sind. Sie werden hinter jedem Besucher wieder verschlossen. Die Schatzkammer selbst ist glänzend erleuchtet, in der Mitte aber durch ein starkes Drahtgitter geschieden, hinter welchem die Kustoden stehen und auf mit Sammet beschlagenen Tafeln die in Schränken liegenden funkelnden Flitter der Monarchie den vor dem Gitter harrenden Besuchern zeigen. Da schauest du die goldenen Zuchtstöcke für die Völker, die Zepter, sammt Reichsäpfeln und goldenen Sporen zu Dutzenden, die Kronen zu Haufen, und mit den Reichsschwertern könnte man eine halbe Kompagnie wehrhaft machen. An goldenen Tischgeschirren, Salzfässern, Kommunionkelchen und Hostienschachteln ist kein Mangel, und selbst die Smaragdschale für das heilige Oel fehlt nicht, mit dem der Herr oder die Herrin „von Gottes Gnaden“ gesalbt werden. Nirgends in der Welt ist ein solcher Schatz kostbarer Steine beisammen zu sehen, als hier, und in dem Kerzenlicht strahlen sie in tausend Farben: und doch nicht halb so schön, als an einem kalten, hellen Weihnachtsmorgen der frischgefallene Schnee im Sonnenlicht! Die Diamanten in den Kronen dauern länger, ein Paar Jahrtausende vielleicht: sind diese aber mehr als – Augenblicke auf der Uhr der Ewigkeit? Eben so herrlich und vielleicht noch viel herrlicher waren die Kronschätze des Cyrus[1210], des Alexander, der assyrischen und ägyptischen Herrscher; und was ist aus ihnen geworden? Sie sind verschwunden mit ihren Reichen und ihren Völkern, und nichts ist übrig, als ein Paar Todtenhügel ihrer Städte und ein Paar welke Blätter im Geschichtsbuch. So wird auch die Zeit kommen, wo die Steine aus den Kronen des britischen Weltreichs gebrochen werden und die Zepter und Reichsäpfel in die Schmelztiegel wandern und auf dem Schutthügel des Tower Ziegen weiden und Hirten Weisen singen in Sprachen, die noch nicht geboren.

[1207] Robert Stewart, Viscount Castlereagh, 2nd Marquess of Londonderry (1769–1822; Selbstmord), brit. Premier- und Außenminister.

[1208] Die „schwedische Nachtigall“ genannte Opernsängerin Jenny Lind (1820–1887).

[1209] Jakob II. (engl. James II; 1633–1701), als Jakob VII. zugleich König von Schottland, wurde am 23. April 1685 zum König von England, König von Schottland und König von Irland gekrönt, jedoch am 12. Februar bzw. 11. April (Schottland) 1689 abgesetzt.

[1210] Kyros II. (altpers. 𐎤𐎢𐎽𐎢𐏁, Kūruš, „die Sonne“; herbr. כּוֹרֶשׁ, Kōréš; griech. Κῦρος, Kŷros; ca. 600–530 v. Chr.), seit etwa 559 v. Chr. sechster König der Achämeniden-Dynastie. Kyros hatte durch seine Expansionspolitik die Grenzen des ehemals in nur kleinem Umfang bestehenden altpers. Reichs deutlich ausgeweitet, das unter seinen Nachfolgern von Indien über Iran, Babylon, Kleinasien bis Ägypten reichte und bis 330 v. Chr. bestand, ehe es von Alexander dem Großen erobert wurde.

DLXXXV. Partie im Richmondpark bei London.

„Da habe ich den Schurken“ rief mein Freund, als der sorgfältig erhaltene Kiespfad um eine klafterdicke[1211] Steineiche bog, deren schwachbelaubte Aeste in belebten Figuren auf dem Sammetrasen des Richmondparks schatteten; – „da ist er, der alte Jude, der Gott und die Welt betrogen!“ und damit hob er seinen Stock auf und zeigte nach einem alten Manne, der am Arm einer schwarzgekleideten Dame und gefolgt von zwei Dienern unter den Ulmen lustwandelte, welche das Ufer des nahen kleinen Sees einfaßten. „Land und Volk hat der Bösewicht verrathen und den Krater der Revolution neu geöffnet, dessen Flammenfluth und Aschenregen den Frieden eines Erdtheils begraben und Glück und Vermögen von Millionen verschütteten, – und das Alles um der schmutzigen Selbstsucht willen, die in ihm zu Thron saß! Auch meinen Ruin hat er verschuldet, – fuhr er fort, – mein Fluch folge ihm in den Orkus!“ Und mit glühendem Gesicht und steigender Stimme rief er laut: „Es komme der Geist, welcher die Kronenträger und Juden ausrottet und die Menschheit von den Teufeln der Alleinherrschaft erlöst! Eher wird’s doch nicht besser, als bis die ganze Höllenbande ins Exil geschickt ist und Ferien hat, wie dieser Louis Philipp[1212]“ – „oder ein Brutus auf jeder Seite unsers deutschen Volkskalenders roth gedruckt steht!“ setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, als habe er sich eines Bessern besonnen. „Du wirst doch nicht an dem alten Exkönig auch zum Heiligen werden mögen?“ fragte ich den fast drohend und mit erhobenem Stocke dem Laubgang Zuschreitenden scherzend. „Und wenn ich’s wollte! – es wäre nicht die unverdienstlichste unter den Thaten, welche die Kanonisation erworben. Einen alten Wolf zu erschlagen, ist nie ein Verbrechen. Und glaube mir, dieser Graukopf spinnt noch immer Fäden des Unheils so gut wie jener andere in Brighton, der die Hampelmänner auf den deutschen Theatern tanzen läßt. Die Politik wird dem deutschen Volke vorgemacht, während es sie selbst zu machen glaubt. Metternich ist noch immer das Orakel der Fürsten. Ich sage dir: Keine Erlösung ohne Brutusse, – selbst das Exil bringt keine Rettung vor den Diplomaten und Königen.“ Und die Kuttenbrüderschaft – was beginnst du mit dieser? „Die stirbt an der Aqua Toffana[1213] der Freiheit,“ erwiederte Karl lachend. „Du zweifelst? so blicke nach Nordamerika! Die Volkshoheit ist das ganze Geheimniß der Volkserlösung. Sey deines Volkes Apostel, wenn du zurück kommst, predige das Geheimniß auf Märkten und Gassen in deiner Heimath; – du hast ja die Grundrechte mit freiem Vereins- und Versammlungsrecht, prächtig verbrieft vom souveränen Parlamente! – Was schüttelst du? Kannst du die Heimath nicht finden? Kannst du das neue Einheits-Deutschland nicht mehr erkennen in der verschossenen Blouse? Ich sage dir, du kannst nicht fehlen: wo zerlumpte Trikoloren auf dem Rathhausboden stehen, wo die Kerker angefüllt sind in jedem Städtchen und auf jedem Gericht die Untersuchungsakten zu Bergen anwachsen, – da ist deine Heimath, und wo der Belagerungszustand die Regel ist in den Residenzen der Landesväter, – da ist das freie deutsche Reich. Geh, es ist gut predigen vor dem Idus des Märzes. – Sag, Politikus, wird Michel wieder Alpdrücken haben und im Schlafe von Revolution sprechen?“ So fragte der Spötter. – Ich aber entgegnete verdrießlich: Träumen wird er nicht wieder; doch der März bleibt nicht aus. –

Der erste Park der Erde war – das Paradies, und das erste Verbot, und der erste Ungehorsam, und die erste politische Untersuchung, und die erste Ausweisung – die waren ebenfalls im Paradiese. Und so alt wie das Paradies ist, so alt ist der Kampf der nach Erkenntniß ringenden Menschheit, und so starr tritt schon in ihrem ältesten Buche die Priesterlehre gegen das Streben nach den Früchten des Wissens und für den blinden Gehorsam auf.

Die Menschen wurden aus dem Paradiese vertrieben. Die Sorge und die Noth ergriff sie mit kalter Hand und führte sie der rücksichtslosen Natur in die Arme, die ihre besten Früchte hinter Arbeit und

[1211] Als Längenmaß geht das Klafter auf die Spanne zwischen den ausgestreckten Armen eines erwachsenen Mannes zurück und wurde traditionell mit 6 Fuß definiert, entsprach also etwa 1,80 m.

[1212] Der frz. König Louis-Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331).

[1213] Starkes Gift, bestehend aus Arsenik (As_2O_3), Antimon (Sb) und Bleioxid (PbO); möglicherweise enthielt es auch Belladonna (Tollkirsche).



PARTIE im RICHMOND-PARK
bei London.

Gefahr verbirgt. Und das war gut. Denn fortan war der Mensch frei in seinem Forschen nach Erkenntniß; das Ringen nach den Früchten des einst verbotenen Baums wurde die Pflicht, die Aerndte, der Lohn auf Erden, und die Rückkehr der Seelen in den Garten des ewigen Friedens die schöne, fromme Hoffnung der Menschheit, eine Hoffnung, welche alle Völker belebt und jedem Glauben alleinseligmachende Kraft verleiht.

Das Bild von der Herrlichkeit des Paradieses behielt aber seine Farbenfrische in der Erinnerung und Sehnsucht auch der spätesten Geschlechter. –

Das wahre Eden ist im Menschen. Jene, welche der Mensch um sich pflanzt, sind anderer Art. Sie sind die Blüthe hoher Kultur, und nur bei den gesittetesten Völkern sind sie zu finden. Der Mensch muß in der Erkenntniß der Natur und ihrer Gaben und Kräfte sehr weit vorgeschritten seyn, bevor er zum Nothwendigen und Nützlichen das Schöne gesellt, von dem Bedürfniß zum Angenehmen übergeht und die heiteren Regeln der Kunst auch auf die Gestaltung der sie umgebenden Landschaft anwendet. Er sucht dann die auf weiten Länderstrecken zerstreuten Schönheiten der Natur dichter zusammen zu drängen, schafft Gärten, paßt die bis dahin nur ihren eigenen Regeln gehorchende Natur den Anordnungen seines geläuterten Geschmacks an, und so entsteht das, was wir Park nennen –: eine Vereinigung des Naturschönen im engern Raum.

Im Morgenland, wohin wir Abendländer unwillkürlich das Auge richten, wenn wir die Spur des Paradieses suchen, finden wir die erste Kunde von Nachahmungen desselben durch Menschenhand. Die Beherrscher des altpersischen Reichs in der Zeit seiner höchsten Blüthe umgaben ihre Schlösser und Burgen mit ungeheuern Gärten, die gleichsam die Scheidewand bildeten zwischen ihren prachtvollen Wohnungen und dem Lande, deß Volk sich ihrem Willen beugte. Noch weiter reichte der Arm der „Söhne des Himmels“, der chinesischen Kaiser. Sie wandelten nicht nur die Gefilde um ihren Residenzen in viele Quadratmeilen umfassende anmuthige Parks um, sondern bedeckten auch weite Strecken fruchttragenden Landes um dichtbevölkerte Städte mit Lustgarten-Anlagen. Diese Sitte schlug auch im Abendlande Wurzel, und zwar zunächst bei den Römern; die Gärten eines Pompejus[1214], Hortensius[1215] und namentlich des Hadrian[1216] bei Tivoli werden noch heute in ihren Schilderungen und in ihren Ruinen bewundert.

Was wir von diesen Anlagen wissen, führt zu dem Gedanken, daß diese Gärten nichts weniger als ein Paradies für die Völker gewesen seyn können, auf deren Kosten sie erstanden, sondern daß sie bloß ein Paradies für die Herren waren, von denen das Volk ohnedies glaubte, daß sie schon auf Erden ein Leben wie im Himmel hätten.

Warum verfielen die alten Griechen nicht auf solche Parkschöpfungen? Waren sie ihrem gesunden Natursinn oder ihrem ausgebildeten Kunstsinn zuwider? Bedurften ihre architektonischen Werke keiner besonders berechneten landschaftlichen Umgebung? War ihre Kunst so aus der Natur ihres Landes herausgewachsen, daß beide schon an sich stets ein harmonisches Ganzes bildeten? Genügte ihnen die Natur in ihrer Natürlichkeit? Diese Fragen mag ein Anderer beantworten; aber Thatsache ist’s, sie wußten von Parkanlagen nichts.

Die Parks der Gegenwart, welche wir bald als weite über Wiesen und Wälder ausgedehnte Gärten, bald um große Landsitze ausgebreitet, bald um ganze Städte herumgezogen oder zur Verbindung von fürstlichen Stadt- und Landschlössern angelegt sehen, fanden ihren Ursprung in England. Sie waren zuerst Thiergärten oder Jagdparks. Denn als die Kultur mit Beil und Pflug in die Urwälder brach, feste Wohnungen erstanden, Heerstraßen die Länder durchschnitten, Wälder gelichtet und Seen und Teiche ausgetrocknet wurden, sahen die großen Herren ihre Jagdlust gefährdet und waren zu guter Zeit besorgt, ihr eine ungestörte Zufluchtsstätte zu bereiten. Wenn die alten Chroniken Recht haben, so war der englische König Heinrich I.[1217] der Mann, welcher die Thiergärten erfand, – auch ein Fall, daß ein König etwas Dauerhaftes erfunden hätte. Er ließ nämlich bei Woodstock in Oxfordshire einen wildreichen Waldraum mit einer sieben (engl.) Meilen langen Mauer einschließen. Sein Beispiel fand Nach-

[1214] Siehe hierzu S. 300, Anm. 835.

[1215] Der röm. Senator und Konsul Quintus Hortensius Hortalus (114–50 v. Chr.).

[1216] Siehe hierzu S. 74, Anm. 115.

[1217] Heinrich I. (engl. Henry I; ca. 1068–1135), seit 1100 König von England.

ahmung. Adel und Geistlichkeit gründeten Jagdparks in Menge; der einzige Bischof von Norwich hatte vierzehn dergleichen. Die Erfindungen der Edelleute gehen leicht in fremde Länder über; diese kam zunächst nach Deutschland, der zweiten Heimath der noblen Passionen, wo sie auch ihre weiteste Verbreitung gefunden hat, ohne jedoch die englischen Originale an Größe, Pracht und Naturfrische erreichen zu können.

Auch in diese Zufluchtsorte der Waidmannslust griff mit der Zeit veredelnd die Hand der Kultur. Die Gartenkunst drang in den Jagdpark ein; sie bahnte Wege, pflanzte Blumen, zwang die Baumgruppen, sich in Farbe und Form nach ästhetischen Regeln zu gestalten, und nöthigte die Natur, dem Lustwandelnden bei jeder Wendung des Pfads, bei jedem Ruhepunkte eine neue Aussicht oder eine überraschende Ansicht zu zeigen. Mit der französischen Revolution, mit den Ideen der Freiheit, für welche sie Propaganda machte, gelangte auch der verschrumpfte Sinn für Naturschönheit wieder zu Kraft und Recht in Deutschland. Die freie englische Gartenkunst zog ein und die gefesselte französische aus. Der revolutionirte Geschmack warf Alles weg, was bis dahin nach französischen und holländischen Mustern die Natur verunstaltet hatten. „Wo Le-Notre[1218] Fontainen springen ließ und die Bäume zu Fratzen verschnitt, schuf man Wasserfälle und ließ die Eiche sich in ihrer ganzen Herrlichkeit entfalten; wo der Holländer Tulipanen pflanzte, ließ man wilde Rosen wuchern, und wo Statuen gestanden, sprang das Reh, oder weideten Hirsche. Die Blumen aber lachten dem Auge da entgegen, wo sie ihm am wohlsten thaten; sie waren wieder lustige und prächtige Kinder, bald wie durch Zufall, bald wie nach den Winken der Schönheit in die Natur hineingestreut, sie waren keine holländischen Soldaten mehr, in Reih und Glied mit Wappen und Aufschrift.[“][1219]

So hat sich denn der Mensch mitten in die rücksichtslose Natur hinein wieder seine Gärten des Friedens, seine Paradiese gebaut, wohin er eilt, wenn er ausruhen will von den Arbeiten und Gefahren, die ihn jenseits der Umfriedigung verfolgen.

Ist das wahr? Leider nur für Wenige und für diese kaum! – Die Mehrzahl bringt in die Paradiese ihren Jammer mit und findet ihre Schlange, und Andere finden den Engel mit dem Flammenschwerte: den Neid, der ihnen die Pracht und das Wohlleben der sogenannten Glücksmenschen der Erde zeigt. Er ist es, welcher tagtäglich Tausende aus den Paradiesen der Zufriedenheit und Genügsamkeit vertreibt und Millionen das Geheimniß verschlossen hält, sich am Kleinen zu erfreuen und im Besitz des Wenigen das Glück zu finden.

Richmond-Park, ein britisches Krongut im Themsethale, etwa 8 englische Meilen oberhalb London gelegen, ist eine der größten und reizendsten Gartenanlagen der Welt. Der Park hat 4 Stunden in Umfang (sein Areal mißt 3000 Morgen[1220]) und enthält in der lieblichsten Abwechselung Alles, was Natur und Kunst in einem solchen Raume Schönes zusammenstellen konnte: Berg und Grund, Wälder und Triften, Felsen und Wasser fälle, Schluchten und freundliche Thäler, Seen und Bäche, Dörfer und Meiereien, Schlösser und Hütten, Ruinen und Kapellen, Heerden und Wildgehege, – und durch das Ganze windet sich der prächtige Strom, Jahr aus Jahr ein wimmelnd von Barken, Dampfern und Handelsschiffen, welche die Erzeugnisse des Landes mit den Waaren der Hauptstadt tauschen. Der Glanzpunkt ist Richmondhill mit einem Schlößchen und seinen entzückenden Aussichten nach Windsor, Harrow, Hampton-Court, Twickenham, Petersham und den durch die unzähligen Villen der reichen Londoner und die sorgfältigste Kultur geschmückten näheren Umgebungen; – stromabwärts aber deutet eine schwarze Rauchwolke die Lage Londons an, des Babylons der neuen Zeit,

„Die Stadt der höchsten Tugend und der ärgsten Laster,
Voll Glück und Elend, Krösussen und Bettlern.“[1221]

[1218] Der frz. Landschafts- und Gartengestalter André Le Nôtre (1613–1700).

[1219] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[1220] Siehe hierzu S. 373, Anm. 1075.

[1221] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

Selten sieht man mehr als die Spitzen der 700 Thürme der Weltstadt wie Masten über das Dunstmeer ragen, und die Kuppel der Paulskirche mit ihrem leuchtenden Kreuze in ruhiger Majestät im Aether glänzen – ein Symbol des höhern, geistigen, ewigen Seyns über das qualmige Erdenleben der Tiefe.

Richmond-Schloß war lange Zeit ein Lieblingsaufenthalt englischer Könige bis herab zum dritten Wilhelm[1222], der gewöhnlich die Lenzzeit hier in der lieblichsten und mildesten Natur genoß und dann einen Kreis der edelsten und geistreichsten Männer des Reichs um sich versammelt hielt. Thomson[1223], der in Richmond seinen Frühling dichtete, starb und er schlummert auf dem Friedhofe unter Rosensträuchern. Der große Herschel[1224] baute dem Könige, seinem Zöglinge in der erhabensten aller Wissenschaften, hier ein Observatorium. Manche der wichtigsten Entdeckungen im Weltraume datiren von dieser Stelle, und der König, welcher am Tage die Kronenlast des Weltreichs getragen, diente in sternenheller Nacht dem großen Meister unverdrossen als Famulus. Noch in ältern Tagen, als alle Herrscherträume ausgeträumt und schon die bleiche Asphodilblume tiefer, unheilbarer Schwermuth in seiner Seele sproßte, war die Erinnerung an jene Richmondnächte dem greisen Könige eine Aufheiterung, und er sprach von ihnen oft, als wollte er seine innerlich erstorbene Welt wieder grün machen. Armer Wilhelm! Ich hab' sie noch gesehen, diese gewaltige König Lear-Gestalt mit dem weißen Lockenhaupte, wie sie auf der Terrasse des Windsorschlosses auf- und abging, die großen blauen Augen stier auf dem Boden geheftet, wie ein Geist, der umgeht in einer Welt, der er nicht mehr angehört. Ihm hatte die ungeheuere Last die Sinne verwirrt, und in zwanzigjährigem Wahnsinn hatte er seine edle Seele als Sühne hingegeben für jene Schuld, die im Ursprung aller Alleinherrschaft wurzelt.

Der Rache-Engel, welcher Ludwig Philipp aus Frankreich trieb, machte diesen alten Herrn im vorigen Sommer zu einem Bewohner Richmonds, wo ihm Luft und Wasser besser zusagten, als in Claremont, das ihm sein Schwiegersohn, der Belgier-König Leopold[1225], als Zufluchtsstätte eingeräumt hatte. Strom der Geschichte! wunderbar sind deine Windungen! Um der Bourbons willen schmiedet England den Titanen aus Korsika an den Felsen; dann gibt es den Napoleoniden wieder eine Freistätte; diesen folgen die ältern Bourbonen und diesen die jüngern, – damit wieder ein Napoleonide[1226] an die Spitze Frankreichs trete, dieses Frankreichs, das von streitenden Meinungen durchwühlt, von Blitzen durchschossen, vom wilden Toben unheimlicher Kräfte durchbebt, vom flammenden Lavastrome umronnen, nicht zur Ruhe kommen kann und nur des Winkes harrt, loszulassen den Typhon[1227] über den Welttheil, der zwar noch im Abgrund gebunden liegt, aber, wenn die Stunde des Weltgerichts geschlagen hat, die Sünde der Fürsten und Völker, seit Jahrhunderten begangen, an den Lebenden heimsuchen wird. Wehe dem Geschlecht in dieser Stunde; denn die Gebeine der Erwürgten wird die Fluth zu Hügeln aufwälzen und die schweren, riesenhaften, grauenvollen Träume, die Viele der Schlafenden jetzt umfangen, werden zur Wirklichkeit werden. Doch auch diese Sündfluth, glaubt es, findet ihre Arche und ihren Ararat[1228], und wenn sie verronnen ist und die Taube den Oelzweig gebracht hat, werden der Völker Dankopfer gen Himmel steigen.

[1222] Hier ist sicherlich Georg III. (siehe hierzu S. 407, Anm. 1169) gemeint.

[1223] Der schottische Dichter James Thomson (siehe hierzu S. 397, Anm. 1140); er verfaßte dort 1728 das berühmte Gedicht „Springtime“.

[1224] Friedrich Wilhelm Herschel (engl. William Herschel; 1738–1822), der Entdecker des Uranus.

[1225] Leopold I. (1790–1865), seit 1831 König der Belgier.

[1226] Charles Louis Napoléon Bonaparte (1808–1873), 1848 bis 1852 französischer Staatspräsident, dann bis 1871 als Napoléon III. Kaiser der Franzosen.

[1227] Griech. Τυφῶν; Sohn der Gaia (griech. Γαῖα) und des Tartaros (griech. Τάρταρος), der als gräßliches Ungeheuer mit hundert Drachen- bzw. Schlangenköpfen dargestellt wird. Zur Strafe für seine Angriffe gegen den Olymp (griech. Ὄλυμπος) warf Zeus (griech. Ζεύς) schließlich den Aetna auf den nach Sizilien geflohenen Typhon. Seitdem befindet er sich unter diesem in ewiger Gefangenschaft; in seinem Zorn läßt er ihn aber immer wieder ausbrechen und Feuer und Gestein spucken.

[1228] Der Berg Ararat in Ostanatolien an der Grenze zu Armenien (siehe hierzu S. 1558, Anm. 4760).



LONDON

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 21-30 u. 73-77.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [1]-8.

Londons Strom und größte Brücke. 1862.

London ist in diesem Jahre das große Reiseziel für alle Völker der bewohnten Erde. Australien rüstet sich zu einem kurzen Besuch in der alten Heimath. Beide Indien haben sich aufgemacht, die schiefäugigen Bewohner des himmlischen Reiches und die Kolonisten des Kaps sind unterwegs. Ja selbst bis zu den Staaten des zerrissenen Sternenbanners und in die Feldlager am Potomac ist die Wanderlust gedrungen, trotz aller Bomben des Monitor und Merrimac[1229]; und wollte man in diesen Tagen einen Gang machen durch die größten und die kleinsten Städte unseres eigenen Kontinents, so würde man wahrscheinlich vor allen Ladenfenstern und an allen Bahnhofsmauern zwei Worte in beständiger Wiederkehr finden – und diese beiden Worte sind: „Die Weltausstellung"[1230] und „London".

Aber London ist auch nicht zurückgeblieben in den Vorbereitungen, um die zahllosen Gäste, welche es erwartet, würdig zu empfangen. Der Riesenpalast im fernsten Westen von London steht fertig, welcher die Nationen versammeln soll, – nicht zum Kampf „der Wagen und Gesänge", wie in den alten Zeiten der Poesie, sondern zum Kampf der Industrie und der Arbeit, der Maschinen und Erfindungen. Seit Mitte vorigen Jahres ist London, wie ein guter Wirth, unaufhörlich thätig gewesen für das gewaltige Fest, welches der Welt daselbst gegeben werden soll. Wir sahen alte Häuser einreißen und neue Häuser bauen; wir sahen meilenlange Straßen abgesperrt und aufgewühlt bis in ihre Eingeweide, wo die tausenderlei Röhren des unterirdischen Londons dicht aufeinandergepackt sich unserm Blick präsentirten. Wir sahen Breterverschläge auf offenen Plätzen – und hörten von neuen Monumenten, welche hinter denselben errichtet wurden. Zwei neue Eisenbahnen wurden angelegt, von denen die eine durch die Luft über den höchsten Dächern und die andere durch die Erde unter den tiefsten Kellern fortläuft. Kurz, wir hörten und sahen so viel Neues in dieser Wunderstadt, daß selbst uns, den alten Londonern, ein wenig konfus davon zu Muthe ward. –

Was aber wird nun der Fremde sagen, der London zum ersten Male sieht? Was wird sein erster Eindruck sein?

Wir glauben, die unbeschreibliche Großartigkeit dieser Stadt, welche beinahe so viel Häuser, als die Hauptstadt von Preußen Einwohner, und mehr Einwohner hat, als das ganze Königreich Hannover, – die Fülle, die Mannichfaltigkeit und das Getöse ihres Lebens wird den Fremden zuerst erschüttern. Als wäre er von irgend einem Stern in eine ihm gänzlich unbekannte Welt gefallen, so wird er dastehen

[1229] Kriegsschiffe der Union und der Konföderierten Staaten im amerik. Bürgerkrieg 1861 bis 1865.

[1230] Die erste Weltausstellung in London fand vom 1. Mai bis 11. Oktober 1851 im Hyde Park in dem berühmten, eigens hierfür erbauten „Crystal Palace" statt; die zweite vom 1. Mai 1862 bis zum 1. November 1862 am Rande der Anlagen der „Royal Horticultural Society" in South Kensington.

unter diesen Hunderttausenden von Häusern und diesen Millionen von Menschen. Er wird nicht wissen, wohin er sich wenden, und sich nicht entscheiden können, wo er beginnen soll. Der Lärm von unaufhörlich und überall sich drängen den Wagen und Fahrzeugen wird ihn verwirren. Rathlos an jeder nächsten Straßenecke wird er stehen bleiben, kleinmüthig verzagend, daß diese donnernde Fluth sich je verlaufen werde, und ängstlich sich umsehend, wie er es anfange, um nach der andern Straßenseite hinüber zu gelangen. Mit einer Anwandlung von Todesfurcht wird er sich dem Omnibus[1231] anvertrauen, welcher weiterrollend, indem er noch mit zitternden Armen und Beinen an ihm emporklettert, im folgenden Augenblick schon, Rad an Rad, sich durch ein Knäuel anderer Omnibusse durcharbeitet; und mit einem Gefühl, wie er es sonst nur in schweren Träumen gehabt, wenn er sich einbildete, von einem himmelhohen Thurme herabzustürzen, wird er sich an das schwankende Geländer der „Außenseite" festklammern, indem der Wagen den Hügel von Holborn oder Ludgate hinunterjagt. Mit einer Art von Verzweiflung wird der Fremde immer und immer wieder neue Straßen, neue Plätze, neue Kirchen, neue Paläste auftauchen sehen. Er wird stunden- und tagelang reisen, ohne das Ende dieser Stadt zu erreichen. Jammern wird er nach einem Orte, wo keine Menschen und keine Häuser und keine Wagen sind; aber er wird ihn nicht finden. Bis ihn zuletzt eine Sehnsucht ergreift, ähnlich derjenigen, welche der Reisende empfindet auf hoher See, nachdem er wochenlang nichts gesehen, als den Himmel über und das Wasser unter sich, oder der Wanderer, welcher durch die brennende Luft und den schweigenden Sand der Wüste zieht. Das Bewußtsein, nicht entfliehen zu können, hier nicht der gräßlichen Einsamkeit und Monotonie und dort nicht dem unaufhörlichen Wechsel und sinnbetäubenden Wirbelflug des Lebens, erzeugt in beiden Fällen dieselbe Wirkung, indem es ein Gefühl von Ohnmacht in der Menschenseele zurückläßt. –

Erst wenn dieses Gefühl überwunden ist, wird der Fremde in London anfangen, sich an den Anblick von dessen Größe zu gewöhnen. Er wird über das Treiben staunen, welches die Straßen dieser Stadt unablässig füllt, er wird den Reichthum bewundern, der in ihren verschiedenen Quartieren aufgehäuft ist, und vor Allem aus jener Verzagtheit über die Ohnmacht des Einzelnen wird er sich zur Anerkennung des menschlichen Geistes und der imposanten Kraft seiner Totalwirkung erheben. Er wird dankbar sein für die Mittheilungen, welche ihn über das riesenhafte Wachsthum dieser Stadt und die Verhältnisse von ihren Einwohnern belehren. Gern wird er vor ihren stattlichen Palästen und ehrwürdigen Denkmalen der Vergangenheit stehen bleiben, um sich erzählen zu lassen von jenen alten Königen, die er aus Shakespeares Tragödien kennt, sowie von den Handelsfürsten der City, welche mit ihnen an Macht und Reichthum wetteiferten. Mit einer eigenthümlichen Genugthuung wird er die prachtvollen Schaufenster betrachten, glänzend dekorirt mit den buntschillernden Erzeugnissen ferner, märchenhafter Zonen und verschwenderisch ausgestattet mit Gespinnsten und Geschmeiden so kostbarer Natur, daß nur das reichste Volk der Erde daran denken kann, sie zu kaufen. Eine behagliche Stimmung, wenn er sich täglich umgeben sieht von dem Luxus und Ueberfluß des Lebens, wird auch ihn zuletzt erfüllen, und im unbeschränkten Genuß Desjenigen, was den Sinnen hier geboten ist, wird in ihm die Fähigkeit sich steigern, mit Befriedigung zu sehen und zu beobachten. Heimisch wird er sich fühlen unter den Trophäen der Größe und Herrlichkeit, welche das stammverwandte Volk der Briten in seiner Stadt aufgerichtet, und – wenn auch mit einem wohl erklärlichen Blick der Wehmuth auf die deutsche Heimat – wird die eigene Seele wachsen in dem Horizont ihrer Anschauungen und der Unbefangenheit ihres Urtheils, indem sie sich gewöhnt an die ungeheure Ausdehnung dieser Stadt, an ihre für unsre Maßstäbe so unbegreiflichen Dimensionen und an die durch ihr Alter und ihre historischen Bezüge gleich ehrwürdigen Traditionen derselben. —

Eine Straße nun hat London, welche so alt ist, daß Geschichte und Sage nicht ausreichen, um die Zeit ihres Anfangs zu bestimmen. Die celtischen Urbewohner von Großbritannien, welche die Chroniken uns schildern als Riesen, gekleidet in die Felle wilder Thiere, haben diese Straße gekannt. Wir finden Spuren in ihr und an ihr von den Römern. Die Angelsachsen haben ihr Panier mit dem weißen Roß über diese Straße getragen, und die Könige der Normannen haben ihren Palast an den Rand derselben gebaut. Sie ist die längste Straße von London, denn sie reicht von den Bäumen in Cremorne stunden- und stundenweit bis zu den Krähnen und Winden von Blackwall. Sie ist die breiteste Straße von London, denn kein Auge vermag von der einen Seite derselben bis zu der andern hinüberzusehen. Sie ist die bunteste

[1231] Siehe hierzu S. 386, Anm. 1093.

und herrlichste Straße von London, denn der Reichthum der ganzen Welt ist auf ihr versammelt, und doch die geräuschloseste, denn das Rollen von Wagenrädern und der Donner von Pferdehufen ward niemals vernommen in ihr.

Dieses ist die Wasserstraße von London, „der stille Heerweg“, wie sie das Volk nennt, die hochberühmte, vielgefeierte Themse.

In alten Zeiten haben die Dichter sie „die schöne, die silberne“ Themse genannt[1232], und lieblich genug noch heute ist sie, wo sie in mannichfaltigen Windungen sich durch die lachenden Gründe von Richmond und die Blumenufer von Hampton-Court und Kew schlängelt. Aber sobald sie sich der Riesenstadt nähert, nimmt ihr Wasser eine andere Farbe, ihr Ufer eine andere Gestalt an. Die Bäume, die Blumen, die Wiesen verschwinden, und rußige Häusermassen, schwarze Dächer mit zahllosen, hexenhaft verbogenen Kaminröhren, himmelhohe Schlöte, Kirchenthürme, Kuppeln, Säulen, kolossale Bögen und schlammige Treppen erscheinen – das ungeheure Straßengewirr auf beiden Seiten beginnt, um auf Meilenlänge nicht mehr zu enden. Zugleich hat aber auch der Strom jene Farbe schmutzigen Gelbs, jenen trüben Zusatz organischer Fäulniß angenommen, welchen er nicht mehr verlieren soll, als da, wo er sich zwischen Esser und Kent in das Meer wälzt. Denn der Unrath und Auswurf dieser Stadt von 3 Millionen Menschen und 400,000 Häusern leert sich fortwährend in die vorüberziehende Themse und macht den stolzesten und reichsten Strom zugleich zu der riesenhaftesten Kloake, welche die Welt kennt. Das Wasser in derselben kommt nie zur Ruhe. Unaufhörlich geschlagen und durchwühlt von den Schaufeln und Schrauben der Flußdampfer, gepeitscht von Tausenden von Rudern und gepflügt von kreuz und quer steuernden Barken, befindet es sich in einem ununterbrochenen Zustande der regellosesten Bewegung, und was die Ebbe glücklich bis an die Mündung des Meeres geschleppt hat, das wirft die nächste Fluth wieder bis an die Grundmauern des letzten Hauses von London zurück. In den heißen Monaten des Mittsommers befindet sich der ganze Strom oft in einem die Gesundheit der Metropolis gefährdenden Prozesse der Fäulniß. Todte Fische, welche in ihrem eigenen Elemente verkommen sind, werden dann zu Hunderten auf dem zähen Schlamm des Ufers zurückgelassen, wenn die Ebbe eintritt; und die Mitglieder des Parlaments fliehen die goldgetäfelten Säle und die weichgepolsterten Sessel des Palastes von Westminster, welcher sich gefüllt hat mit den Miasmen[1233] der mitternächtig schwülen Themse. –

Jahre lang arbeitet London schon daran, dieser Plage des Stromes, welche gleichen Schritt hält mit dem Wachsthum der Stadt, abzuhelfen. Versuche mit einer unglaublichen Verschwendung von Geld- und Arbeitskräften wurden gemacht, ohne das Uebel zu vermindern; und im letzten Jahre hat man mit der Ausführung eines Planes begonnen, welcher in nichts Geringerem besteht, als darin, den ganzen „Stoffwechsel“ dieser Millionen-Stadt in einem ungeheuren Bassin aufzufangen und vermittelst eines ebenso ungeheuren Kanals meilenweit fortzuführen und erst da, wo London zu Ende ist, hinter Blackwall, in die Themse zu lassen. Vielleicht führt dieses Werk zum Ziele. Vielleicht auch nicht; denn man hat den Umstand dabei außer Acht gelassen, daß die Fluth, welcher die Themse in ungewöhnlicher Heftigkeit ausgesetzt ist, mitten in den Fluß zurückschleudern kann, was man auf so künstliche Weise von demselben fern gehalten hat. Aber so oder so: das Uebel wird beseitigt werden, wofern Menschengeist und Menschenkraft ihm gewachsen sind. Denn „Berge versetzen und Wasserfluthen dämmen“ ist heutzutage ja kein Wunder mehr, am wenigsten in England.

Einstweilen noch füllt das Wasser dieser „Königin der Ströme“ ein Bett aus, welches grauenhafter sein muß, als die großen Sümpfe der amerikanischen Wildniß; und seine Fläche, in welcher die kühnen Dome und prächtigen Paläste sich spiegeln, deckt einen Abgrund voll unbeschreiblicher Schrecken. Aber er ist der Strom, welcher dieser einen Stadt die unermeßlichen Schätze aller Welttheile zuführt und sie mit den Meeren und Häfen aller Nationen in Verbindung setzt. Er ist der Strom, welcher den Reichthum Londons macht und der größten Fabrikstadt der Erde zugleich den Vortheil der größten Hafenstadt gewährt. Ausgebreitet an beiden Ufern und einen Theil von drei englischen Grafschaften bedeckend, liegt das Backstein- und Mörtelgebirge, welches wir London nennen, und acht gewaltige Brücken verbinden die Middlesex- mit der Surreyseite desselben. –

[1232] Z. B. James Thomson (siehe hierzu S. 397, Anm. 1140) in seinem Gedichtzyklus „Seasons“.

[1233] Siehe hierzu S. 217, Anm. 608.

Von diesen acht gewaltigen Brücken die gewaltigste ist London-bridge, welche unser Bild den Lesern in ganzer Ausdehnung von Ufer zu Ufer zeigt. Sie ist unter den Brücken von London, was Cheapside und Poultry unter den Straßen von London ist: ein Schauspiel ewiger Bewegung, ein Chaos von Stimmen, voll vom Donner des rastlosen Lebens, dessen Strom unter ihr und über ihr unablässig dahinrauscht. Auch ist sie die älteste der Brücken von London. Nicht ihre kolossalen Bögen, die von unvergänglicher Dauer scheinen, noch die Mauern an beiden Seiten, die grau sind von der Mischung der Feuchtigkeit und des Kohlenrußes; London-bridge ist mehrmals im Laufe der Jahrhunderte neu von Grund aufgebaut worden, und in ihrer heutigen Gestalt ist sie nicht älter als 31 Jahre. Aber ihr Platz, ihr Name und ihre Erinnerungen sind fast schon ein Jahrtausend alt; und noch immer, wie zu jener Zeit, wo sie die einzige Brücke in London war und Kaufläden hatte, wie eine Straße, und Giebelhäuser mit Erkerzimmern, in welchen Menschen wohnten, und eine Kirche, in welcher sie beteten, führt sie den Fremden mitten hinein in den Reichthum, die Größe und das Gewühl der City. Die majestätische Kuppel von St. Pauls markirt ihren Horizont gegen Westen. Unter ihren fünf Bögen beginnt der Hafen von London. Nicht weit von ihrem letzten Landpfeiler, aus den langen und tiefen Straßen an der Themse, wo die Exportgeschäfte und die Rheder ihre Comptoirs haben, ragt das „Monument“ mit dem Flammenbündel zum Andenken an das große Feuer von 1666, welches 13,000 Häuser und 89 Kirchen zerstörte. Nur die kurze Passage von King Williamstreet, welche hier in die Brücke mündet, trennt sie von der Bank von England, von der königlichen Börse und Mansionhouse, der Stadtresidenz des Lordmayors; und das Getöse von Cheapside mischt sich mit dem Getöse von London-bridge.

Vier Geleise, je zwei auf einer Seite, für schnellen und langsamen, leichten und schweren Verkehr, an den äußersten Enden erhöhte Trottoirs von breiten und gekerbten Granitplatten für die Fußgänger, in der mittelsten Mitte aber ein Policeman in weißen Handschuhen, der das rasende, alle Sinne betäubende Gewühl göttergleich beherrscht, ohne ein Wort zu reden, ohne mehr als den Finger zu erheben: das ist London-bridge auf den ersten Blick. – Aus dem gelben Wasser der Themse hebt sie sich auf gewaltigen Pfeilern, welche so hoch sind, daß die großen Dampfschiffe mit ihren Schornsteinen aufrecht die Bögen derselben passiren können. Wie ein grandioser Altan, von Tausenden bevölkert, steht sie über dem dunklen Themsegrunde, und über ihre breiten Parapeten[1234] einen Blick hinabzuwerfen auf den „stillen Heerweg“ des Wassers, ist ein Triumph für das Auge, welches das Schauspiel menschlicher Herrlichkeit liebt. Dieses Schauspiel, welches nichts ist, als die Arbeit in ihrer großartigsten Entfaltung und in ihrer gesteigertsten Mannichfaltigkeit, entbehrt nicht der malerischen Romantik. Es ist die Romantik des wirklichen Lebens und die Poesie der Dimensionen und Zahlen, die Poesie der Steine, der Kohlen, der Wollballen und Zuckerfässer – eine Poesie, von welcher Derjenige keine Ahnung hat, welcher sie bisher nur in der Stille des Waldes und am Plätschern des Bergquells gefunden. Ein tausendfältiges Gewimmel von Booten, Barken und Nachen arbeitet sich stromauf zu den andern Brücken von London, welche eine hinter der andern aus dem Nebelduft herauftauchen, einige schwer auf Stein ruhend, andere wie ein eisernes Maschenwerk, phantastisch in der Luft hängend, zu beiden Seiten umgeben von dem Häusermeer mit seinen Thürmen, Domen, Kuppeln, Schornsteinen und Telegraphenstangen – aus Schwarz und Grau in das zarteste Blau hinüber dämmernd, und ganz im Hintergrund in einen Lilahauch von Formen und Farben verflüchtigt. – Ein tausendfältiges Gewimmel von Booten, Barken und Nachen, durchschossen hier und da von pfeilschnellen Pennydampfern, treibt stromab in die unabsehbare Weite des Hafens, wo die Weltenfahrer liegen – hier der Kiel, um welchen die Welle der Nordsee geschäumt, und hier einer, an welchem die Sturzsee des Kanals sich gebrochen, hier einer, der durch das Ultramarin des mittelländischen Meeres oder durch das Kobaltblau des adriatischen, das Violett des Bosporus[1235], das Braun des Euxinus[1236] und den Milchschaum der Ostsee geschwommen – Mast an Mast und Wimpel bei Wimpel, bis hinauf an die Docks und drüber hinaus, wo die eckigen Thürme des Towers stehen, die Landmarken des östlichen Londons, gebleicht von den Winden und dem Regen von nahezu achthundert Jahren; wo die Lagerhäuser stehen, schwarz und eintönig, hoch, tief und weit

---

[1234] Brustwehr, Brüstung.

[1235] Siehe hierzu S. 185, Anm. 473.

[1236] Eigentl. griech. Εὐξεινος Πόντος, Eúxeinos Póntos, „das gastliche Meer“; Name des Schwarzen Meeres in der Antike.

genug, um Proviant zu fassen für die ganze Welt. So ungefähr stellt sich die größte Brücke der Riesenstadt dar. Aber uns soll die Poesie dieses gewaltigen Anblicks nicht genügen; wir müssen auch ihre Prosa kennen lernen, welche freilich wieder von solchen Dimensionen ist, daß selbst sie uns in das Reich des Fabelhaften zu entführen scheint. Also diese Prosa, die Statistik sagt: es passiren durchschnittlich im Verlauf von 24 Stunden 200,000 Menschen die Brücke, ein Viertheil derselben in Wagen, die selber wieder die stattliche Zahl von 22,000 erreichen. Fracht- und anderer „Verkehrs“-Karren sind etwa 10,000 darunter, Cabs[1237] 5000, allerlei Gefährt 2500 und der Rest ist – Omnibus[1238].

Das scheint nun allerdings für London enorm – gegen 5000 Omnibusfahrten über eine einzige Brücke und an einem einzigen Tage! Und doch ist dem so. Zunächst wolle der Leser bedenken, daß London-bridge nicht blos von der City nach einigen sogenannten Vorstädten führt, die in der That nichts sind, als endlose Straßen, welche zu annerixen [sic!] London noch nicht der Mühe für werth gehalten hat, sondern auch vor Allem der Weg ist, über den die ganze Welt aus der ganzen Welt in die ganze Welt reist. Da ist die London-bridge-Station, ein Gebäude mit nicht weniger als fünf Bahnhöfen, aus denen je viertelstündlich, halbstündlich, stündlich und halbtägig Züge nach Greenwich, Kent, der Südküste, dem Krystallpalast, Brighton, dem Kontinent, Indien und den beiden Polen abgehen.

Am stillsten ist es auf der Brücke von 2 bis 5 des Morgens; am wahnsinnsvollsten zwischen 9 des Morgens und 7 des Abends. In der einen Stunde von 10 bis 11 passiren 15,000 Fußgänger und 2000 Wagen, – Nachmittags zwischen 4–5 wiederholen sich beinahe dieselben Zahlen. Dies sonderbare Faktum erklärt sich daraus, daß von dem gewaltigen Bruchtheil der „respektablen“ londoner Bevölkerung – Kaufleute, Beamte, Advokaten –, die außerhalb Londons leben und nur die Geschäftsstunden in ihren Comptoirs und Bureaux zubringen, ein großer Theil die sonnigen, mit Rosen- und Buchsbaumhecken geschmückten Surreyhügel jenseits London-bridge bewohnt.

Wir wollen, um unsern Lesern einen Begriff von diesem ungeheuren Treiben zu geben, uns in eine von den Nischen drücken, welche des Nachts den Armen und Obdachlosen dieser Gegend zum Ruheplatz dienen, und die gigantischen endlosen Frachten, welche sich in ununterbrochener Reihe folgen, einmal flüchtig Revue passiren lassen. –

Da kommt vorauf ein Wagen, himmelhoch mit Häuten beladen, die allen im letzten Monat verzehrten Ochsen abgezogen zu sein scheinen; droben aber balancirt der „Treiber“ und hält die leblose Wucht durch seine lebendige nieder. Ihm folgt ein nicht minder hoher Landwagen mit frischem Heu, das uns – mitten im Citygewühl und Wassergeruch – an die Bergmatten der Heimat gar wehmüthig erinnert; und hoch oben, als Querstange, liegt ein brauner Junge bäuchlings und kaut einen Strohhalm. Hinterdrein zieht eine Karawane von Frachtwagen voll runder Gloucestershire-Käse, pflaumenfarbig, kanonenkugelig, oder vollbrauner, siruptropfender Zuckerfässer, an denen Wespen und Fliegen, wie eine Kruste, hängen; Brauerschleifen mit künstlicher Aufstapelung gewaltiger und zahlloser Tonnen voll „milden“, „alten“ oder schottischen Ale’s, doppelten Stouts und „feinen“ Porters folgen. Ein schläfriger Treiber, ganz in Flanell, eine rothe Fischermütze auf dem olympischen Haupte, sitzt auf je einer Deichsel und hält die Zügel. Die Gäule aber, schwere, weiße Hengste, die in ihrer Wuchtigkeit und mit ihren langhinschleppenden Hufen an die homerischen Rinder erinnern, kehren sich nicht viel daran, sondern schreiten schwer und langsam dahin. Alsdann kommen Breterwagen, ohne Zahl und ohne Ende, als gält es, die Welt buchstäblich zu vernageln; Kohlenwagen mit schwarzen Säcken und schwarzer Bemannung, Mehlwagen mit weißen Säcken und weißer Bemannung. Dazwischen ein abgethaner Gaul, der auf beiden Seiten zum Karren heraushängt, und hinterdrein Vitriolladungen und Oelfrachten, mit einem Geruch, wie weiland in Vauxhall, wenn die Lampen ausgebrannt waren; Wagen wie wandernde Berge, krachend unter der riesenhaften Wucht von einem halben Hundert Hopfensäcken – Wagen vollbrauner Speckseiten in Stroh, voll dampfenden Malzes und kokosfarbiger Gerberlohe, oder voll gewaltiger Birkenreisbesen, welche den ganzen Brückenstaub zusammenfegen, indem sie dahinziehen – Wagen mit allem erdenklichen Gemüse, mit Fischen, mit Topf- und Spielwaaren, mit Apfelsinen, Kuchen

---

[1237] Abkürzung von cabriolet (Diminutiv von frz. cabrioler, einen Luftsprung, eine Kapriole machen), „leichte, zweirädrige, einspännige Kutsche“, die im 19 Jhd. als Droschke zum Einsatz kam.

[1238] Siehe hierzu S. 386, Anm. 1093.

und Flaschen – Wagen, von Covent-Garden-Market heimkehrend, mit leeren Körben, einer in den anderen gedrückt und in Form und Höhe dem schiefen Thurm von Pisa nicht unähnlich. –

Mitunter blüht, scheu und zagend, mitten aus der ernsten Arbeit des Berufes die heitere Kunst empor. Ein wunderbares Gebäu auf vier Rädern mit kleinen, engen Fensterchen, einem rauchenden Schlot und karrirten Vorhängen, daraus unfehlbar eines Säuglings Jammern erschallt, bezeichnet das wandernde Genie, welches nach Brod fährt, sei es als Photograph, als Aussteller des sprechenden Fisches und der außerordentlich dicken Riesin, oder als „Bosco“[1239]. Ab und zu, wie ein Märchen aus alten Zeiten, taucht der goldene Wagen des Lordmayors oder eines City-Sherifs aus dem hausbackenen Gewühl; und als das wehmüthige Bild einer untergehenden Epoche holpert die „*Stage-Coach*“[1240] vorüber, die irgend ein alter, biederer Landbewohner von seinen Vätern als einziges Besitzthum ererbt, und die ihn fünfzig Jahre lang anständig ernährt hat, bis – die Eisenbahn kam. Die Stage-Coach mit der ganzen Romantik, die sie – mehr noch als die deutsche Postkutsche – umkleidete, gehört beinahe schon der Vergangenheit an. Die Chaussee – der „*road*“ hat seine Anziehungskraft verloren, und heruntergekommene „Gentlemen“, oder Captaine der englischen Armee, welche auf halben Sold gesetzt sind, nehmen nicht länger Peitsche und Zügel in die Hand. Im Innern des Landes, namentlich in dem gebirgigen Theil von Wales und Schottland, lebt die Stage-Coach noch; aber im Umkreis von London ist sie ausgestorben, bis auf einen oder zwei alte Rumpelkasten, welche den weiten Weg nach irgend einer Landstadt der südlichen Grafschaften noch hin und her machen, wie von je, aber – ohne Passagiere. Die vier Pferde sind dürr geworden, der weiland so stolze Rossebändiger schäbig und zerlumpt; und da der letzte Pfennig im Trotz gegen die neue Erfindung bald zugesetzt sein wird, so muß der Eigenthümer selber auf seine alten Tage wohl noch Bahndiener werden, wenn man ihn dazu tauglich befindet. Wir kennen manch eine tragische Begebenheit dieser Art, und sie würde für eine englische Dorfgeschichte keinen üblen Vorwurf abgeben. Und um diesen melancholischen Wagen, mit welchem die alte Zeit der „*whips*“[1241] zu Grabe führt [sic!], drängen sich die einrädrigen Kosmopoliten der neuen Zeit, die „*busses*“, wie der Londoner die Omnibusse nennt, und rechts und links dazwischen spritzen die Sprengwagen, daß zuweilen die ganze Brücke das Ansehen eines Sumpfes annimmt. „Musterreiter“[1242], wie sie ehedem hießen, erscheinen außerhalb gewaltiger Equipagen mit Fenstern und Thüren, die aber nicht sowohl Glieder der höchsten Aristokratie, als vielmehr Shawls, Bänder und Spitzen enthalten; Thüren und Fenster sind, wie sich bei näherer Besichtigung ergibt, nur „gemalt“, winzige „Gigs“[1243], – Gabelfuhrwerke zweifelhafter Natur, aber sehr fashionable und gleichsam die Stutzer unter den Fahrzeugen, mischen sich in das vulgäre Gewühl. In zweirädrigen „Hansoms“[1244] rollen zu Paaren wohlbeleibte Handelsherren oder Particuliers nach der Bank oder Börse; in reizenden, kleinen „Broughams“[1245] lassen sich Damen zu ihrem Banquier, Makler, Advokaten, oder zu einem Besuche kutschiren. In Federbettwagen ruhen apoplektische Nabobs, in einrädrigen „*Cabs*“ sitzen Dienstmädchen, besorgten Antlitzes, die „auf den Dienst“ ziehen mit Hab’ und Gut, welches in Gestalt eines Köfferchens über ihrem Haupte schwankt. „Vergnügungswagen“ folgen mit zwei gleichen Reihen von Männer- und Frauenhüten, einem verwaschenen Fahnenfetzen und einem „Gentleman“, der auf dem Trittbret steht und je zuweilen in ein zerbrochenes Waldhorn stößt. Muntre Jungen mit Angel- und „Cricket“-Utensilien ziehen in die Ferien

---

[1239] Photograph, der preiswerte Porträt-Photographien nach der 1856 von Hamilton L. Smith (1819–1903) erfundenen Ferrotypie-Technik herstellte bzw. zu diesem Zweck sogenannte Bosco-Photoautomaten auf Jahrmärkten aufstellte.

[1240] Engl. für Postkutsche.

[1241] Der sog. whipper oder whipper-in (Einpeitscher, Piqeur) bei der Parforcejagd, dem schlechthinnigen Vergnügen des brit. Landadels, der die Hunde mit einer Peitsche bei der Meute hielt.

[1242] „musterreisender“ (DWG, Bd. 12, Sp. 2769).

[1243] „leichter zweirädriger wagen mit gabeldeichsel für ein pferd, offener gabelwagen […]“ (DWG, Bd. 7, Sp. 7471).

[1244] Eine von dem engl. Architekten und Erfinder Joseph A. Hansom (1803–1882) 1834 patentierte zweisitzige, nach vorn offene Kutsche, bei der der Kutscher erhöht hinter dem Verdeck saß.

[1245] Eine einspännige, vierrädrige, geschlossene Kutsche für zwei Passagiere und Kutscher (nebst Beifahrer), benannt nach dem engl. Lordkanzler Lord Henry Brougham (siehe hierzu S. 366, Anm. 1062), der um 1838 erstmals eine solches Gefährt anfertigen ließ.

und betrübte Jungen kehren aus denselben zurück, beide in einrädrigen Cabs, auf deren Boden eine Bücherkiste placirt ist, zum „Drauftreten“. Während jedoch die Ersteren den Kopf zu allen Fenstern und Thüren zu gleich herausstrecken möchten, verkriechen sich die Letzteren scheu in die düsterste Ecke, wo sie kein Sonnenstrahl und kein Menschenblick trifft. Arme abgezehrte Patienten auf Kissen und Polstern in sorgfältig geschlossenen Equipagen werden von ihren Verwandten zum Bahnhof geleitet – sie gehen nach Madeira, nach Algier[1246], nach Italien, damit mildere Lüfte ihnen die Lebenskraft wiedergeben mögen. Matrosen schaukeln sich sammt ihren Betten oben auf dem Cab – sie gehen nach Portsmouth, wo ihr Schiff segelfertig liegt zur Fahrt nach den Tropen.

Dies Alles rollt und rasselt im Verlauf von kaum so viel Zeit, als der Leser brauchte, um unsre Beschreibung zu durchfliegen, über London-bridge; und immer noch, trotz tausendfältiger Wiederholung, kommt Neues. Da ist der schwarze Gefängnißwagen, mit einem Policeman auf dem Bock, die Zügel in der Rechten, und einem Policeman auf dem Tritt, den Schlüssel in der Hand. Da ist der Postkarren mit 20 rothgeröckten Briefträgern auf beiden Bänken. Da ist der Hundewagen und der Eselwagen, der Schiebkarren und der „Perambulator“[1247].

Nur ein Wagen fehlt. Ein einziges Gefährt passirt London-bridge nie, sondern wählt die daneben liegende eiserne Southwarkbrücke, deren Maschenwerk wir auf unsrem Bilde sich aus dem Strom erheben sehen. Obgleich bereits vor 40 Jahren mit einem Kostenaufwand von 800,000 Pfd. Sterl. erbaut, ist diese Brücke doch noch so gut wie neu. Es benutzt sie eben kein lebendiger Mensch, und fast nur ein Fahrzeug wird auf ihr gesehen – ein Wagen ganz schwarz, mit schwarzbehängten Pferden, schwarzen Federbüschen, schwarzem Kutscher und schwarzen „Besorgern“, welche um den schwarzen Hut einen weißen handtuchartigen Leinwandfetzen gebunden haben. Es ist der Leichenwagen, welcher trotz des weiten Umweges die stillere Passage von Southwark-bridge vorzieht. Denn London-bridge hat keinen Platz für die Todten! –

Sie hat kaum noch Platz für die Lebenden. Bricht ein Pferd auf London-bridge zusammen, oder geht ein Wagen aus dem Leim, oder geräth er nur einmal aus dem Zuge, so wirkt die Stockung, die dadurch auf der Brücke entsteht, bis in die fernen Hauptarterien von London zurück; und wir selber sind einmal Zeuge eines derartigen Gedränges gewesen, wo die Brücke so voll gestopft war, daß wir, drei Straßen weiter, in unsrem Wagen eine Viertelstunde lang weder vorwärts, noch rückwärts konnten.

Diesen Uebelstand hat man denn auch seit Jahren arg gefühlt, und um ihn zu beseitigen, ist der Plan der neuen Charing-Croß-Eisenbahn entworfen und theilweise schon ausgeführt worden, welche das ganze Westend der Stadt von der mühseligen Reise über London-bridge erlösen soll, indem sie demselben einen neuen Weg über den Strom bei Hungerford-Market eröffnet. Demnächst wird man auch damit beginnen, die schlammigen Themsebänke durch Eindeichung in Quais zu verwandeln, und dies – verbunden mit dem Projekt, das Themsebett zu reinigen – wird den Zustand von Londons Strom und größter Brücke in einer ungeahnten Weise verändern. Der Fremde, welcher in späteren Jahren auf dem bis zum Grunde klaren Wasser der Themse schaukelt, oder ihre Ufer entlang auf wohlgefügten Quadern schreitet, wird eine Beschreibung der heutigen London-bridge mit kaum geringerem Erstaunen lesen, als wir das Bild der alten London-bridge aus dem vorigen Jahrhundert betrachten, welches im Museum von South-Kensington hängt und mit seinen altmodischen Giebelhäusern auf beiden Seiten, seinen seltsamen Menschengruppen und seiner Perspektive auf die unbehülflichen Schiffe jener Zeit einen so eigenthümlichen Eindruck in dem Beschauer zurückläßt. –

Jul. Rodenberg.[1248]

[1246] Siehe hierzu S. 336, Anm. 963.

[1247] Engl. Kurzform pram, Kinderwagen.

[1248] Eigentl. Julius Levy (1831–1914); deutscher Journalist und Herausgeber bedeutender Zeitschriften des ausgehenden 19. Jhd.s. Rodenberg war ein aufrichtiger Verehrer Friedrich Rückerts (1788–1866).



HAMPTON COURT

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Hampton Court.

In geringer Entfernung von London, am schönen Ufer der Themse, steht dieses fürstliche Gebäude. Kein hohes Alterthum zeichnet es aus, wohl aber eine nicht zu beschreibende Pracht. Schon seit längerer Zeit nicht mehr von der königlichen Familie bewohnt, ist es jetzt dem Besuche des Publikums geöffnet worden, und von nah und fern ziehen die Besucher hin, um seine Herrlichkeiten, namentlich die reiche Gemäldesammlung, mit Originalien von Raphael, Titian, Correggio und andern Meistern, zu bewundern. Für den mit der Geschichte genauer Vertrauten erweckt sein Anblick jedoch ein von diesen Aeußerlichkeiten abgesondertes Interesse, weil es der Schauplatz von Begebenheiten war, welche ein treues Bild von der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge und Schicksale geben. Zunächst erinnern die alten Thürme und Höfe an jenen großen Mann, welcher sie erbauen ließ.

Wolsey, der allmächtige Kirchenfürst, war der Gründer des Palastes. Obgleich ein stolzer Despot, liegt in dem Fluge seines Ehrgeizes und in der Größe seines Falles doch etwas Erhabenes, welches das Interesse fesselt. Den ersten Napoleon ausgenommen, hat vielleicht nie ein Mensch den Wechsel des Glückes in dem Maße erfahren, wie er.

Als Sohn eines armen Metzgers in Ipswich (1471) geboren, wurde er im Jahre 1504 Kaplan Heinrichs VII., bald darauf Dekan von Lincoln, Bischof von Towmay, Minister Heinrichs VIII., Mitglied des Geheimen Raths, Lord Kanzler, erstieg bereits 1514 den erzbischöflichen Stuhl von York, und erhielt im folgenden Jahre den Kardinalshut vom Papste. An Fähigkeiten einem Ximenes[1249], Richelieu[1250] und Mazarin[1251] gleich, übertraf er sie weit durch seinen Glanz und unermeßlichen Reichthum. In seinem Palaste residirte er mit mehr als königlicher Pracht, und hielt eine Dienerschaft von mehr als tausend Personen, unter denen sich die Söhne vieler adeligen Familien befanden. Wenn er vor der königlichen Familie Messe las, machten sich die höchsten Edelleute eine Ehre daraus, ihm das Waschbecken zu halten. Heinrich VIII. schien besonders Vergnügen daran zu finden, ihn mit Ehren, Auszeichnungen jeder Art und mit Reichthümern zu überhäufen; andere Monarchen folgten diesem Beispiele, und selbst der Papst räumte ihm Vorrechte ein, die nie vor und nach ihm ein anderer Kardinal genossen. Mit eiserner Faust herrschte er in England über Kirche und Staat; die gekrönten Häupter Europa's schmeichelten ihm und bewarben sich um seine Gunst, und im Uebermuthe seines Stolzes pflegte er die bekannten Worte zu sagen: „*Ego et rex meus*."[1252] Sein Leben glich fast den Schilderungen der arabischen Märchen. Achtzehn Jahre lang übte er diese Macht, welche in der Gunst des herrischen, blutgierigen Königs für immer fest begründet zu sein schien, und schon streckte er die Hand selbst nach der päpstlichen Tiara aus, als plötzlich sein Stern zu sinken begann, und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß auch das werthvolle Geschenk, welches er dem Könige, um ihn zu versöhnen, mit dem prächtigen Palaste von Hampton Court machte, seinen Fall nicht mehr aufzuhalten vermochte. Die Reformation, welche er in England selbst heraufbeschworen, bereitete ihm den Untergang, und seine schöne Feindin, die der protestantischen Kirche geneigte Anna Boleyn[1253], hatte das Ohr des Königs gewonnen und entschied über Wolsey's Schicksal. Trauernd läßt ihn Shakespeare rufen:

[„]– Lebe wohl,
Ein langes Lebewohl all' meiner Größe!
Dies ist des Menschen Thun; heut sprießen ihm
Der Hoffnung zarte Knospen, morgen blüh'n sie

[1249] Der span. Kardinal und Großinquisitor Gonzalo Jiménez de Cisneros (1436–1517), am 17. Mai 1507 zum Kardinal erhoben.

[1250] Der frz. Kardinal und Staatsmann Armand-Jean du Plessis, 1er Duc de Richelieu (1585–1642), am 3. November 1622 zum Kardinal erhoben.

[1251] Der frz. Kardinal und Staatsmann Jules Raymond Mazarin (eigentl. Giulio Raimundo Mazarini; 1602–1661), am 16. Dezember 1641 zum Kardinal erhoben.

[1252] Lat., „ich und mein König".

[1253] Anne Boleyn, 1st Marquess of Pembroke (1501 o. 1507–1536; hingerichtet); sie war die zweite der sechs Ehefrauen Heinrichs VIII. (siehe hierzu S. 407, Anm. 1170) und von 1533 bis 1536 Königin von England.

Und kleiden ihn in dichten Blumenschmuck:
Und übermorgen, tödtlich, kommt ein Frost,
Und wenn er wähnt, der gute, sich're Mann,
Die Größe reife, – nagt ihm der die Wurzel
Und fällt ihn so wie mich. Ich trieb dahin
Gleich wilden Knaben, die auf Blasen schwimmen,
So manchen Sommer auf der Ehrsucht Wogen,
Doch viel zu weit; mein hochgeschwellter Stolz
Brach endlich unter mir, und gibt mich jetzt
Müd' und im Dienst ergraut der Willkür hin
Des wüsten Stroms, der ewig nun mich birgt.
Ich hass' euch, eitler Pomp und Glanz der Welt,
Mein Herz erschließt sich neu. O traurig Loos
Des Armen, der an Königs Gunst gebunden!
Denn zwischen jenem Lächeln, so ersehnt,
Der Fürsten Huld und unserm Abgrund, liegt
Mehr Qual und Furcht, als Krieg und Weiber bringen,
Und wenn er fällt, fällt er wie Lucifer,
Der Hoffnung ewig baar – –["][1254]

Die Geschichte seiner Größe und seines Ehrgeizes ist fesselnd und bezaubernd, aber namentlich durch seinen Fall. Wäre er in der Blüthe der Jahre, mit ungeschwächter Kraft und Macht zu Grabe gegangen, so würde sein Dasein nur als ein von großem Glücke begünstigtes angestaunt werden, ohne in den Herzen der Nachwelt besondere Theilnahme zu erwecken; sein Fall aber erwarb sie ihm. Kein menschliches Leben ist so reich an Licht und Schatten, wie das seinige. Es gleicht einem schönen Sommertage, dessen Klarheit nie enden zu wollen scheint, bis sich urplötzlich der Horizont schwärzt, ein Unwetter hereinbricht, Blitze flammen, Donner rollen, und der Sturm, wenn er vorüber ist, nur eine Scene der Verwüstung zurückläßt.

Wie aber Wolsey groß im Glücke, so war er es auch im Untergange. Mancher Geschichtsschreiber hat ihm zwar im letzten Stadium seines Lebens schwach, niedrig und kriechend genannt; doch mit Unrecht. Wolsey kannte sich, seinen Gebieter und die Welt. Er wußte, daß die Geschichte seiner Größe immer ein glänzender Punkt in den Annalen des Vaterlandes bleiben würde; aber um ihr die Weihe zu geben, welche manche Sünden und Vergehen sühnen und ihn, einen verwegenen Abenteurer, zum Gegenstande eines dauernden Mitleids machen konnte, – mußte er mit Würde fallen und reuig sterben. Des Königs Gemüth kannte er zu genau, um nicht zu wissen, daß, nachdem dessen Zorn und Habsucht einmal erweckt worden waren, nichts mehr für ihn zu hoffen blieb.

„– Nun, dann ist's aus!
Ich stand auf meiner Hoheit fernster Sprosse,
Und von der Mittagslinie meines Ruhmes
Eil' ich zum Niedergang. Ich werde fallen
Wie in der Nacht ein glänzend Dunstgebild,
Und Niemand mehr mich sehn" –[1255]

sagt er mit Shakespeare's Worten, der besser, als irgend ein anderer Mensch, in seinem Herzen zu lesen verstand. Keine Klage über Ungerechtigkeit, keine heftige Aeußerung in Bezug auf den König kam über seine Lippen; demüthig bekannte er, ein Geschöpf seiner Gnade zu sein, und gab willig Alles heraus, was er geschenkt erhalten hatte. Seine Thränen um den Verlust waren natürlich, und sein Kummer um das Schicksal der getreuen Diener, namentlich seines ergebenen Cromwell, war ein versöhnender Zug seines Herzens. Dem königlichen Verbannungsbefehle gehorsam, trat er die damals lange und beschwer-

---

[1254] Zitat aus der August Wilhelm von Schlegel (1767–1845) besorgten Übersetzung von William Shakespeares „Heinrich VIII.", 3. Aufz., 2. Szene.

[1255] Ebd.

liche Reise von London nach York an, aber erreichte nicht mehr das Ziel. In der Abtei von Leicester anhaltend, bat er:

> „– O frommer Abt,
> Ein alter Mann, vom Staatensturm gebrochen,
> Kommt, seine müden Glieder bei Euch ruh'n zu lassen.
> Habt Mitleid, gebet ihm ein Fleckchen Erde!"[1256]

und endete hier nach wenigen Tagen sein ereignißreiches Dasein.

Auch nach ihm erfuhr in den Prunkgemächern von Hampton Court manches königliche oder ehrgeizige Haupt die Wechsel des Schicksals. Mit Uebergehung Heinrichs VIII., welcher nach Wolsey's Tode hier häufig Hof zu halten pflegte, und seiner Nachfolger, Eduards VI.[1257], Maria's, Elisabeths und Jakobs I.[1258], welche sämmtlich den Palast bewohnten, wollen wir des unglücklichsten aller englischen Könige Erwähnung thun.

Karl I. verlebte hier seine glücklichsten und seine traurigsten Tage. Kurz nach seiner Vermählung kam er mit der jungen Gemahlin, Henrietta[1259], nach Hampton Court, um den Honeymoon dort zu feiern, da die Pest ihn von London vertrieben hatte. Neunzehn Jahre später flüchteten Beide abermals dahin, aber unter sehr veränderten Umständen, denn eine noch schlimmere Pest, – der Bürgerkrieg, war ausgebrochen. Durch seinen Starrsinn und seine Anmaßungen hatte Karl die Unterthanen der Empörung zugeführt, und mußte jetzt vor der Wuth des seinen Palast Whitehall in London umlagernden Volkes entfliehen. Die Königin, an aller Rettung verzweifelnd, verließ herzlos den unglücklichen Gemahl und floh nach Frankreich, und Karl sah sich vom Sturm der Rebellion umbraust. Jahre verflossen unter diesen bürgerlichen Kämpfen, während deren die Hallen von Hampton Court öde und leer standen, und als Karl wieder dahin zurückkam, war seine Lage noch trauriger, als vorher. Die Krone war seinem Haupte entfallen, seine königliche Würde nur noch ein Schatten, und die getreuesten Anhänger hatten ihn verlassen, während das wüthende Volk nach seinem Blute schrie.

Die nächste Scene in dem großen politischen Drama, welches hier spielte, zeigt uns Oliver Cromwell, den Zerstörer der Monarchie, den Verräther der Republik. Er, einer der befähigtsten Männer aller Zeiten und der größte Hypokrit, der jemals ehrgeizige Pläne unter dem Deckmantel der Religion verbarg, war jetzt Herr von Hampton Court. Hier hielt nunmehr der Mann, der laut verkündet hatte, daß Gott der Herr ihn berufen und abgesandt habe, die Monarchie mit allen ihren Eitelkeiten, Thorheiten und Verbrechen zu vernichten, seinen Hof mit mehr als königlichem Glanze. Er durfte hier zwei seiner Töchter mit Männern aus dem höchsten Adel Englands vermählen; aber hier sah er auch sein Lieblingskind, Mistreß Claypole[1260], verscheiden, welche ihn auf ihrem Sterbelager noch anflehte, den mit Blut getränkten und mit Treulosigkeit besäeten Weg zu verlassen und reuig umzukehren. Diese Worte drangen ihm tief in das Gewissen und erfüllten seine Brust mit Schrecken. So beklagenswerth Karls Lage gewesen war, als er zum letzten Male durch die Säle des Schlosses schritt, so war die von Cromwell gegen das Ende seines Lebens doch noch unendlich trauriger. Außerhalb von Mörderhänden bedroht, und im Innern vom Gewissen gepeinigt, das ihn mit der Stimme seiner abgeschiedenen Lieblingstochter unaufhörlich verfolgte, fand er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, bis er endlich, vom Fieber geistiger Qualen verzehrt, und von einer Todesfurcht erfüllt, die er früher im Donner von zwanzig Schlachten nie empfunden hatte, nach längerem Siechen den Geist aufgab.

In demselben Maße, in welchem die zwei vorigen Bilder düster waren, ist das nächstfolgende und letzte, welches wir dem Leser vorführen wollen, empörend.

[1256] Zitat in wohl eigener Übersetzung aus William Shakespeares "Henry VIII", "Act IV", "Scene II": "'O, father abbot, \ An old man, broken with the storms of state, \ Is come to lay his weary bones among ye; \ Give him a little earth for charity!'".

[1257] Eduard VI. (engl. Edward VI; 1537–1553), seit 1547 König von England und Irland.

[1258] Siehe hierzu S. 251, Anm. 693.

[1259] Henrietta Maria de Bourbon (1609–1669).

[1260] Elizabeth Claypole geb. Cromwell (1629–1658).

Cromwells Macht war geschwunden, wie ein Traum, die Republik war untergegangen, die Monarchie wieder hergestellt, und Karl II., der Verbannte, der Sohn des unglücklichen Monarchen, dessen Kopf unter dem Henkersbeile gefallen war, – der Mann, den das Unglück nicht weiser hatte machen können, der gleichgültig gegen die Opfer und Leiden geblieben war, welche die Freunde seines Vaters gebracht und erduldet hatten, und gewissenlos durch seine Lebensweise die Gefühle Derjenigen mit Füßen trat, die ihn freiwillig auf den Thron seiner Väter zurückberufen hatten, – zog mit dem Uebermuthe, der Frivolität und Sittenverderbniß des damaligen französischen Hofes in Hampton Court ein, um sich dort, von den verworfensten und lasterhaftesten Kreaturen umgeben, allen Ausschweifungen der niedrigsten Art zu überlassen. Allein die Wiedervergeltung blieb nicht aus. Karl fiel ein Opfer seiner Excesse, und sein ihm ähnlicher Bruder, Jakob II., der letzte männliche Stuart auf dem englischen Throne, wurde aus dem Lande vertrieben.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Die Tudors und Stuarts sind bis auf den letzten Sprößling erloschen, ihre Tyranneien, Grausamkeiten und Ausschweifungen sind verschmerzt, und an ihrer Stelle herrscht jetzt auf dem englischen Throne eine Familie deutschen Ursprungs[1261], unter deren Scepter das Land ein Palladium der Freiheit geworden ist.

Möchte die Sonne Englands, die der wahren bürgerlichen und religiösen Freiheit, auch bald über unser deutsches Vaterland aufgehen und ihm die fest begründete Einigkeit, das konsolidirte, durch keine inneren Spaltungen der verschiedenen Stämme getrennte Nationalgefühl geben, das nirgend kräftiger und selbstbewußter lebt, als in der Brust unserer Stammverwandten auf jener glücklichen Insel!

Die zahllosen Sehenswürdigkeiten des Palastes zu beschreiben, ist nicht unsere Absicht; Handbücher geben darüber Aufschluß. Nach dem Könige Wilhelm III., welcher viel zu seiner Vergrößerung beitrug, hat nur Georg II. noch abwechselnd dort residirt, die späteren Herrscher aber nicht mehr.

Dubois.

[1261] Das Haus Sachsen-Coburg und Gotha durch Einheirat von Prinz Albert (siehe hierzu S. 408, Anm. 1173) im Jahre 1839; wegen der Gegenerschaft zu Deutschland im 1. Weltkrieg wurde das engl. Königshaus jedoch im 1917 in Haus Windsor umbenannt.



LONDON
(VON DER FEUERSÄULE GESEHEN.)

Bibliograph: Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [281]-285.

Nachts auf der Feuersäule.
(London.)

Wir haben Alle von der Wolkensäule gelesen, welche den Kindern Israels Tages in der Wüste voranzog, und von der Feuersäule, welche ihnen Nachts den Weg wies. Von dieser Feuersäule wollen wir hier nicht reden. –

Am Fuße von Fischstreet-Hill, in der City von London und in der Nähe ihrer größten Brücke, über jenen tiefen Straßen am Wasser, durch welche fortwährend das Getöse von hunderttausend Rädern donnert, während an ihren Außenrändern die brausenden Dampfschiffe und die schwerbeladenen Frachtkähne gehen: da steht eine hohe Säule. Sie ist schwarz und verwittert von Ruß und Alter. Ihr Sockel trägt eine verwischte lateinische Inschrift, und ihrem Haupte entspringen stachelgleich hunderte von goldenen Spitzen. Das ist das berühmte „Monument", die Feuersäule von London; und von dieser Feuersäule wollen wir hier reden. –

Als London im Jahre 1666 – ein Jahr nach der furchtbaren Pest – der „Krankheit", in welcher 100,000 Menschen gestorben waren – fast gänzlich in Schutt und Asche versank (es brannten 13,000 Häuser und 89 Kirchen ab), da sollten die Katholiken die Stadt angezündet haben, wie des alten heiligen Römischen Reichs Brunnen jedesmal von den Juden waren vergiftet worden, wenn eine jener grauenhaften Seuchen verheerend durch die Lande zog, die Städte verödend und nicht so viel Lebendige zurücklassend, als nöthig waren, um die Todten zu begraben. Eine darauf bezügliche Inschrift zierte fast zweihundert Jahre lang den Sockel der Säule, und ist auf der sechsten Platte von Hogarth's[1262] „fleißigem und faulem Lehrjungen" noch zu lesen, wie folgt:

> „Diese Säule ward aufgerichtet zum ewigen Gedächtnis; jenes höchst schrecklichen Brandes dieser protestantischen Stadt, angelegt und ausgeführt durch die Verrätherei und Bosheit der papistischen Partei, Anfangs September im Jahre unseres Herrn 1666, um ihren schauderhaften Plan in's Werk zu setzen: die protestantische Religion und englische Freiheit zu vertilgen und Papstthum und Sklaverei einzuführen."[1263]

Fast zweier Jahrhunderte, wie gesagt, bedurfte es, ehe der Gemeinderath von London den Beschluß faßte, dieses Aergerniß fortschaffen zu lassen; und heute züngeln nur noch die symbolischen

[1262] Der brit. Maler und Graphiker William Hogarth (1697–1764), der als bedeutendster engl. Maler des 18. Jhd.s und als Vorläufer der modernen Karikaturisten gilt.

[1263] "This pillar was sett up in perpetuell remembrance of the most dreadful Burning of this Protestant City, begun and carried on by the treachery and malice of the Popish faction". Dieser Zusatz wurde erst 1681 angebracht und 1830 entfernt. Neben der Säule, an der Bäckerei, in der das Feuer ausbrach, befand sich noch folgende Inschrift: "Here by ye permission of heaven hell broke loose upon this Protestant City from the malicious Hearts of barbarous Papists, by ye hand of their agent, Hubert, who confessed and on ye ruins of this place declared the fact, for which he was hanged vizt that here began that dreadful fire, which is described and perpetuated on and by the neighbouring pillar."

Flammen von der Spitze himmelan, während die großen, schwarzen Buchstaben am Sockel verwischt sind.

Es ist eine 354 Fuß hohe, steile, schwindliche Treppe, die sich im Innern dieser Säule emporschlängelt, ganz in schwarzem Marmor, finster, eiskalt. Sie führt zu einem kleinen Balkon empor, welcher mit einem eisernen Käfig umgittert ist. Denn zu einer Zeit übte diese schwindelnde Höhe einen eigenen Reiz auf verstörte Gemüther und sechs Personen stürzten sich nacheinander von derselben in die Straßentiefe hinunter: ein Weber, ein Bäcker, ein Jude, ein Knabe und zwei Mädchen von 17 Jahren. Da man fürchtete, daß diese Todesart populär werden möchte, so umgitterte man den Balkon; seitdem sucht die Verzweiflung und der Lebensüberdruß wie früher wieder den Themseschlamm oder das kühle Bette des Serpentian[1264] auf, und die Feuersäule steht leer. Denn obgleich sie zu den „Sehenswürdigkeiten“ von London gehört, so erinnere ich mich doch weder hier noch im Themsetunnel, einer andern Sehenswürdigkeit, einen wirklichen lebendigen Londoner angetroffen zu haben. Einige verlorene Provinzler, zwei Soldaten sammt ihren „Schätzen“, die einen Feiertag machten, und ein Mann, welcher aussah, als ob er es noch einmal probiren wolle, ob man sich nicht doch durch die Eisengitter von der Säule hinabstürzen könne – das waren so ziemlich alle Menschelt, die ich bei meinen wiederholten Wanderungen auf dieser „Sehenswürdigkeit“ antraf. –

Und doch ist es ein pompöser Platz, da droben, auf dem kleinen Balkon, welcher um die Säule herläuft, viele hundert Fuß hoch über der Welt zu stehen, scheinbar von Nichts getragen, als den Lüften, welche auf gleicher Höhe mit den schwarzen zahllosen Dächern und den Tausenden von Schornsteinen, wie ein düsterer Riesenwald, schon zu gräulichen Nebelfratzen zusammenquirlen. –

Aber plötzlich zuckt es glühroth durch die dumpfen Straßen, welche die Riesenstadt von Nord nach Süd und von Ost nach West wie eine bleierne Mauer umschließen. Es ist die Zeit des Sonnenuntergangs. Und das ist die Zeit, um die im Winter zuweilen eine kolossale purpurne Kugel zum ersten und letzten Mal auf Momente am Londoner Horizonte, tief im Westen, erscheint. – Es ist die untergehende Sonne. Was aber ist alle Gluth und Pracht morgenländischer Feenpaläste, was sind Wüstenvisionen und geträumte Meerstädte gegen das Bild Londons im Glanze der untergehenden Wintersonne! Der Schleier, welchen Nebel und Dunst wie eine große wogende See darum gewoben, hüllt Alles in ein flimmern des Goldnetz, hier und da nur von rosig-schwebenden Inseln durchbrochen; und wenn ab und zu ein Lufthauch darein weht, so zuckt’s auseinander, und aus den flatternden Streifen tauchen herauf, wie eine Fata Morgana aus der Meerestiefe, majestätische Dome, prächtige Kuppeln, hohe Thürme, weitgespannte Brücken, stattliche Paläste – der Fluß mit dem wogenden Mastengehölz, stundenlange Straßen und Menschen in endloser Schaar. Alles in rosig-bläulichem Dufte schwimmend – verschwimmend. Und nun schließt sich die Decke wieder – der Zauber ist hin – grau sind die Farben, formlos die Massen – und Nichts ist geblieben, als ein gleichmäßiges, dumpfes, gewaltiges Brausen, wie wenn der Sturm über Wälder zieht oder über das Meer, und nur die höchsten Wipfel und Wogen streift. –

Nacht wird’s und am nunmehr sich klärenden Himmel treten allgemach die Sterne heraus. Drunten aber, in der City, zu meinen Füßen sehe ich die Püppchen – Gatten, Väter, Gentlemen – in komischer Hast ihre Puppenlädchen mit kleinen Zwinkerlichtchen füllen und das Pflaster strahlt röthlich, warm, behaglich. In wenigen Minuten hat sich ein lichtes Kreuz durch die City gebildet – das sind die vier Hauptarme oder Hauptstraßen, deren Lampen – zu beiden Seiten in bestimmten Zwischenräumen stehend – da oben einer ununterbrochen leuchtenden Linie gleichen. Rothe Feuerstriche treten hinter schwarzen, dumpfen, schweren Massen von Gebäuden hervor, und Kirchenthurme stehen wie dunkle Reliefs zur Seite geschäftiger, heller Gassen. Ich aber schaue in die Häuser hinein, ganz oben. Da liegen vor grünbeschatteten Lämpchen kleine weiße Büchelchen und fleißige Menschlein drehen die Blättchen emsiglich hin und her und da ist ein Beugen und Wenden, und Nicken und sich drüber hin und gegen einander Neigen – sie sprechen, sie schreiben, sie schweigen, sie lesen – aber sie zappeln in Einem fort mit den Gliederchen. Das sind die Comptoirs in den oberen Stockwerken der großen Handelshäuser, wo das Geschäft für den Tag abgethan wird. –

[1264] The Serpentine, ein 11 Hektar großer See in London, der zwar größtenteils im Hyde Park liegt, dessen Nordende jedoch zu den Kensington Gardens gehört.

Nun ein Blick hinüber, dicht daneben – da rollt der Fluß seine stillen Wogen, weiß überhaucht vom heraustretenden Mondlicht, und hier ein rothes, dort ein grünes Flämmchen zeichnet zu beiden Seiten seinen Lauf. Weiterhin in einem weißen Lichtzirkel breiten sich um die City her die unabsehbaren Häuserreihen der Vorstädte, manche in dichten Massen, hoch oben auf schwarzen Hügeln, andere tief unten, zerstreut, einzeln, weit hinaus; hier ein Licht, dort tausende, – grün, gelb, roth – aneinandergedrängt, bisweilen wie Lichttrauben an einem gigantischen schwarzen Weinstock. Dann die Brücke mit ihren Bogenlinien von Lichtern, den Knöpfen an der Pagenjacke gleich oder den Goldnägeln am schwarzen Sarge.

Gleichmäßig tönt dazwischen und darüber das große Brausen der Stadt. Der gedämpfte und zusammengepreßte Lärm von Menschenstimmen, das Dröhnen der Wagen, die Glocken auf Land und Fluß, klingende Ketten von schweren Krähnen auf gepflasterte Höfe stürzend, der ferne Schrei und Pfiff der Dampfmaschinen und das Gebell von Hunden. Herauf steigt dann und wann, wie der Wind weht und wechselt, der warme Malzgeruch aus den Riesenbrauereien, der Duft gerösteter Schiffsladungen von Kaffee und zahlloser Häringsmyriaden, welche man für Europa, Asien, Afrika und Polynesien zu braten im Begriff ist.

Inzwischen haben die verschiedenen Glocken acht geschlagen – nicht gleichzeitig, sondern so allmälig, daß wenn die letzte den letzten Schlag hat ertönen lassen, die erste fast schon wieder bei neun ist. Doch glaubt jedes Kirchspiel an seine Glocke, wie an seinen Pfarrer. Und allmälig verlöschen die Lichtchen in den Puppenlädchen, eins nach dem andern. Das Pflaster wird dunkel und dunkler, die Straßenlampen allein werfen einen unsichern, flackernden Schimmer, in welchem nun ein Strom kleiner Figuren erscheint, alle hastig davonziehend, zur City hinaus. Sie haben die kleinen, weißen Blätter, die Kassabücher und Brouillons[1265] und Kontocurrents zugeschlagen, in die Schränke geschlossen, die Schlüssel geeigneten Orts hinterlegt und nun wandern sie heim, zu Fuße, zu Droschke, per Omnibus und Kutsche – und viele englische Meilen weit in der Runde wird's licht und lichter und fröhlicher und geselliger, in demselben Maße, wie's in der City öder und finsterer wird und die Gentlemen-Gatten, Väter und Brüder sich dem häuslichen Herde nähern.

Ob die Nachricht, die der Müde heimbringt, aber auch zu allen Zeiten eine fröhliche ist? Ob da nicht mancher Seufzer, manche Thräne, mancher Wehruf aus dem innersten Herzen der Gattin, Mutter, Tochter, Schwester hervorbrechen wird, wenn das Entsetzliche gesagt ist? Bankerott sein heißt auch hier nicht immer ein gewaltiges Vermögen erworben haben; Elend und Schmach treffen Den gar oft, der die Stirn nicht hatte, vom Unglück zum Verbrechen zu schreiten, und ich kenne so manche rührende Geschichte von Familien, die ich selber noch in Glanz und Herrlichkeit gesehen, welche Feste gab in stattlichen Häusern an einem von den fashionabelsten Squares dieser Stadt, und nun ärmlich, gebrochen und freundelos, von Allem zurückgezogen, was ehedem ihre tägliche Umgebung war, in einer von den billigen Vorstädten in einem gemietheten Häuschen wohnt – die Töchter, einst so schön und so lustig, alternd, der Vater stumpfsinnig auf irgend einen glücklichen Zufall hoffend und die Mutter weinend über den Untergang des Hauses. –

Neun, zehn, eilf – und todt liegt die Stadt wie eine Riesenleiche zu meinen Füßen; ab und zu das verlorene Gerassel eines Wagens – das ist Alles, was ich in der City vernehmen kann. Denn diese Straßen, bei Tage so rasend voll vom Lärm und Gewühl, sind des Nachts ausgestorben. Sie werden von Niemandem mehr bewohnt, diese Schatzkammern der Welt; und nur ein paar Polizisten, ein paar Haushälterinnen, ein paar altersschwache Portiers sind die Hüter der ungeheuren Reichthümer, der köstlichen Metalle und Stoffe, die darin aufgehäuft liegen. Die Besitzer und die Bearbeiter, die Ordner und die Verkäufer sind weit draußen, in kleinen zierlichen „Cottages", wo eine frischere Luft, als hier in dem engen Straßenwirwarr über weite Landflächen und selbst im Winter grünen Rasen weht.

Jetzt steht der Mond voll und klar und hoch am dunkelblauen Himmel. – Mitternacht. – Und eine nach der andern treten aus dem bläulich-weißen Schimmer zwischen Himmel und Erde die Kirchen heraus, zahl- und namenlos, mit ihren noch zahl- und namenloseren Thürmen. Sie sind eine wunderliche Schaar, diese Kirchen und ihre Thürme in London. Aus aller Herren Länder und aus allen vor- und nachsündfluthlichen Zeiten scheinen sie hier zusammengelaufen zu sein – eine Musterkarte in kolossal-

---

[1265] Frz., Entwürfe.

stem Styl: hohe Kirchen, niedrige Kirchen, flache Kirchen, breite Kirchen, enge Kirchen, viereckige, runde, spitze, gothische, griechische, normannische, maurische – Thürme wie Zuckerhüte, wie Zahnstocher, wie Schlafmützen, wie Pfefferbüchsen, wie Rauchfänge, wie Spritflaschen , wie Bienenkörbe und steigende Ballons. So stehen die stillen Wächter vor mir – eine geisterhafte Schaar, hoch über der Stadt, deren schwer athmendes Herz im Schlaf pocht.

Kurz nach Mitternacht erhebt sich ein gewaltiges Rauchgewölk drüben in South[w]ark, auf der andern Seite der Themse. Titanisch flattern seine weißen, im Mondlicht glänzenden Streifen – kolossale Friedensfahnen – über den Dom von St. Pauls hin bis weit hinüber, meilenweit, zu den Hügeln von Hampstead-Heath. – Eine große Brauerei geht (einer gewissen Parlamentsakte zuwider!) eben an's Tagewerk.

Auf dem Flusse wird's lebendig. – Eins. Zwei. – Große Dampfer rühren sich. Sie scheinen zu erwachen. Kleine Böte tummeln sich um das dunkle Seeungethüm. Die letzten Passagiere vom Lande, aus der tiefen Finsterniß, die an Tower Hill und in der Nähe des Custom-Houses herrscht, fahren hinüber. Lautes Rufen wird vernehmlich – dumpfes Stöhnen der Maschine – Rauschen der Räder – Brausen des Wassers – und nun ziehen zwei Dampfsäulen dahin – die eine nach Leith, die andere nach Hamburg. – Häufiger wird der jähe Schrei der Eisenbahnen; matter flimmern die Signallichter und ein scharfes, plötzliches Frösteln überkommt mich. Aber diese Vorboten des Tages erscheinen um viele Stunden zu früh. Es ist Winter und dies ist London. –

Gegen vier höre ich in den Straßen, gerade unter mir, ein eigenthümlich zischendes, kratzendes Geräusch. Ich schaue hinab, und so weit ich es erkenne, sind Beslein in den Händen von früh aufgestandenen Püpplein geschäftig, die Stadt hübsch auszufegen, ehe die Herrschaft aufsteht. Sonderbar sieht das da unten aus! Nur die Dächer recht sichtbar – die Stadt selbst wie halb eingesunken, und drüber ein ungeheurer Schieferbruch, in den verschiedensten Richtungen angehackt.

Etwas später, und Thamesstreet ist ein Feuerthal geworden. Der Fischmarkt vom Billingsgate hat begonnen mit seinen Ungeheuerlichkeiten an Zahl und Gestalt der Waaren wie der Händler und mit seinem wirren Getöse. Kein Hecht und kein Karpfen, keine Seezunge und kein Lachs, keine Auster und keine Hummer in ganz London, welche nicht hier ver- und gekauft wäre. – Gegen sechs Uhr erlöschen die Lichter in den Vorstädten, und ein schmutziger Orangestreif im fernen Osten verkündet den kommenden Morgen. Unter mir, in der Stadt, brennen sie ungewissen Scheines, bis sieben; aber dann, wie sie vergehen, ohne daß Tageslicht an ihre Stelle tritt, scheinen ganze Viertel in die Erde zu sinken und Londonbridge verschmilzt, Bogen nach Bogen, mit der grauen Wassermasse. Jetzt erhebt sich allmälig eine weiße Rauchsäule auf einem Dache hier und dann dort, und in wenigen Minuten schlängelt sich ein ganzer Wald von Rauchopfern aus den Häusern empor – die 400,000 häuslichen Herde von London haben zu dampfen begonnen, und dämmerig dazwischen, halb sichtbar, halb unsichtbar, ragen die hohen Thürme.

Halb acht – acht; es ist Tag – dunkel zwar, grau, dämmerig, aber Tag. Neues Leben ergießt sich durch die Riesenadern der Stadt, die Straßen werden lebendig vom Rasseln der Räder, dem Klang der Hämmer, dem klaren Schall der menschlichen Stimme, Alles allmälig zu einem wirren Getöse verschmolzen und abgedämpft – zerrissen ist der Schleier der Nacht und des Schlafes und drei Millionen menschlicher Wesen haben sich auf's Neue zur Arbeit des Tages erhoben. Wenn Norwegen, von seinem äußersten Kap, um welches die Schollen des Eismeers aufgestaut sind, bis zu seiner südlichsten Spitze, um welche die Wogen der Nordsee schäumen, all seine Bewohner zusammenrufen wollte, so würden es kaum halb so viel sein, als hier zu meinen Füßen, im Bereiche jener Glocken, welche eben neun schlagen, zusammengepackt sind.

Wie sie Alle dem Strudel wieder zu stürzen! Gleich einer Völkerwanderung strömt es herein, von allen Theilen der Windrose, dicht, schwarz, massenhaft. Die Wagen, die Schiffe, die Bahnen – wie das jagt und treibt und keucht! Ich sehe Zettelchen in Bündeln und Kistchen auf weiten Karren – Zeitungen sind's; ich sehe dort und dort in jeder Straße Etwas herüber und hinüber springen – der Postmann ist's. Sie Alle sind es, der Milchmann, der Wasserkressenmann, der Gemüsemann, der Leierkastenmann, und wie die Männer alle heißen, von denen jeder Haushalt in London an jedem Tag seinen regelmäßigen Besuch erhält. Sie sind Alle da und machen ihre Runde mit Karren und Wagen und erscheinen mir wie

Spielschachtelfiguren. Und da steht auch mein Freund, der Savoyarde, und macht seine traurige Musik auf seinem Hurdy-Gurdy[1266]. Schade, daß ich ihn nicht hören kann!

Einen Blick noch, den letzten, hinab! Und wie ich diese Myriaden unter mir, mit ihrem Reichthum und ihrer Armuth, ihrer Pracht und ihrem Elend, ihrer Weisheit und Einfalt, ihrer Kraft und Schwäche, ihren Theorien, Dogmen, Kirchen, Palästen, Juwelen, Bildern und Büchern, vor Allem aber mit ihrer Liebe, der starken, und ihrem Haß, dem stärkeren, mir recht lebhaft vorstelle, und mich unwillkürlich frage, ob es wohl der Mühe lohnt, sich zu quälen und zu härmen auf so karge Frist, wenn man von solch unbedeutender Höhe herab schon als ein winzig Püpplein erscheint: so überkommt mich plötzlich Etwas, wie eine tiefe Wehmuth und ein Mitleid mit den armen Söhnen der Erde! –

J. Rodenberg[1267].

[1266] Engl. für Drehleier.

[1267] Julius Rodenberg (siehe hierzu S. 439, Anm. 1248).



P. Ahrens gez. & gest.

BUCKINGHAM PALACE im LONDON

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [305]-310.

Die königlichen Schlösser von London.

Der Sitz der frühesten Könige von England, von Eduard dem Bekenner bis zu Heinrich VIII., war im Palast von Westminster. Dieser Palast steht nicht mehr. Er stand auf der Stelle, wo heute das grandiose Parlamentsgebäude mit dem goldschimmernden Viktoria-Thurme sich erhebt, der Abtei von Westminster gegenüber. Damals wurden die Parlamente im Schlosse des Monarchen abgehalten, und zwar in der Halle desselben. Diese Halle des uralten Königsschlosses ist stehen geblieben, während alles Andere durch Feuer zerstört worden ist. Zuerst, im Jahre 1512, unter Heinrich VIII. zerstörte ein Feuer das Innere des Gebäudes, weswegen dieser König seine Residenz in ein anderes Schloß, nach Whitehall, verlegte. Mehr als dreihundert Jahre später, 1834, zerstörte ein zweites Feuer Alles, was übrig geblieben vom alten Palaste der Könige von England – nur die Halle, in der seine Parlamente sich seit Jahrhunderten versammelt, in welcher Karl I. verurtheilt und Karoline von Braunschweig[1268] frei gesprochen worden: diese blieb stehen und, wie zum Gedächtniß, hat man sie in das neue Parlamentsgebäude als eine Art von Korridor einzufügen gewußt, so daß man nun, wenn man feinen Weg nimmt zu dem Hause der Lords oder Gemeinen, über die Steinplatten geht, welche ausgetreten sind von dem Gang der englischen Geschichte feit tausend Jahren, und unter den braunen Balken von irischem Eichenholz, in welchen – nach einer Sage – keine Spinne leben kann. Diese Halle und der Name des Hofes vor dem Parlament, „*Palace-gard*", verewigen die Erinnerung an den verschwundenen Palast von Westminster. –

Mit dem Palast von Whitehall verknüpfen sich Reminiscenzen anderer Art. Seine Geschichte ist kürzer, aber darum nicht weniger tragisch. Als Heinrich VIII., nach dem Feuer von Westminster, dieses Schloß bezog, da war es ein Gebäude im Tudorstyl; es kehrte eine seiner beiden Fronten dem Strome, der Themse, zu, die andere dem Parke, St. James' Park, der damals bis hierher reichte. Der Erbauer von Whitehall war der prachtliebende Kardinal Wolsey gewesen, zu einer Zeit, wo er noch der Günstling des Königs war; später, als er in Ungnade gefallen, ließ der König all' seine Güter und Schlösser konfisciren, Hampton-Court und Whitehall (damals noch York-House genannt) darunter. Die erste Geschichte, die dieses Schloß zu erzählen hat, ist von Königsgunst und was sie zu bedeuten hat. Dann kommt die Geschichte der Stuarts, und diese ist noch lehrreicher. Sie zeigt uns ein Schaffot und den Bürgerkrieg. Vor den Fenstern seines Schlosses und zwar desjenigen Theiles, in welchem die Bankette gehalten worden waren (*Banquetting-house*), wurde Karl I. hingerichtet, „in der offenen Straße vor Whitehall", hieß es in dem Hinrichtungsbefehle, den Cromwell und die anderen „Königsmörder" unterzeichnet. Da vertagte sich das Hans der Lords „bis morgen"; und es dauerte elf Jahre, vom 30. Januar 1649 bis zum 1. Mai 1660, ehe dieser Morgen kam – elf Jahre des Exils für den vertriebenen Stuart, den Sohn des hingerichteten Königs. Aber eine neue Zeit folgte nun, die Zeit der Restauration und des „lustigen Monarchen" Karls II. mit Maitressen und Höflingen in französischen Hofkleidern, mit Pferden und Hunden, mit Schauspiel und Gepränge jeder Art. Das waren die Tage, wo König Karl die schöne Nell

[1268] Caroline Amalie Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel (1768–1821) hatte am 7. April 1795 den engl. König Georg IV. (siehe hierzu S. 368, Anm. 1069) geehelicht.

Gwyne[1269] liebte, ein Mädchen aus dem Volke, ein Orangemädchen, geboren in einem der schmutzigsten Höfe von Drurylane, aber durch die Gunst ihres königlichen Liebhabers zu einer vornehmen Dame gemacht, die trotzdem nicht aufhörte, populär zu sein in England, und es noch in diesem Augenblicke ist, wo das Invaliden-Hospital von Chelsea und die Glocken des Thurmes von Charing Croß, welche allabendlich geläutet werden, das Volk erinnern an das gute Herz und fromme Gemüth seines Lieblings Nell Gwyne. Noch zeigt man in Pall Mall das Haus, in welchem sie gewohnt, die Gartenmauer, aus welcher sie gesessen, wenn unten im Park, dem Mall entlang, der König ging mit seinem Hunde, und Halt machte, „um ein Gespräch zu haben“ mit seiner Geliebten. Das nämliche Haus, oder ein anderes, welches auf der Stelle desselben erbaut ist, beherbergt jetzt die „Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums in fernen Weltgegenden“. Das ist ein seltsamer Wechsel! – Aber der lustige Monarch that schlimmere Dinge, als ein Orangemädchen zu lieben und ihren Sohn zum Großfalkonier von England und Herzog von St. Albans[1270] zu machen, dem Stammvater eines Hauses, welches heute noch blüht. Er verkaufte Dünkirchen an Frankreich und verpfändete für einen Jahrgehalt, um seine Maitressen und seine Hunde halten zu können, das Interesse Englands, seinen Glauben und seine Politik dem „großen“ Monarchen und dem Hofe von Versailles. Zwar er starb noch in Frieden, was man so zu nennen pflegt; aber sein Bruder nach ihm, Jakob II., hatte die bittere Schale zu leeren. Er wurde nicht hingerichtet, wie sein Vater, aber er mußte fliehen; fliehen, um nie wiederzukehren. Fortan waren die Stuarts im Exil, zuerst in St. Germains bei Paris, in einem Schlosse, welches der große Monarch der vertriebenen Majestät eingeräumt hatte, – dann, nach dem Tode Beider, als der Sohn Jakobs II.[1271], unter dem Namen des Ritters von St. George, einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, England für das Stuarts-Interesse zu rebelliren, in Rom. Der letzte Stuart, in seinen jungen Jahren, als er den berühmten Aufstand von 1745 in Schottland organisirte, eine ritterliche Erscheinung, irrte später, als Unglück und Sünde ihn niedergebeugt hatten, von Ort zu Ort, von Paris, wo man ihm nicht länger den Aufenthalt gewähren wollte – so zahlt Frankreich seine Schulden! – in die Ardennen, von den Ardennen nach dem Elsaß, zuletzt nach Rom, wo er starb und begraben liegt, unter einem Monument, welches ein späterer König von England, Georg IV., ihm dort in der Peterskirche hat setzen lassen. – Noch zeigt man in Whitehall die Hintertreppe, durch welche der unglückliche Stuart in jener Herbstnacht des Jahres 1688 entfloh aus dem Hause seiner Väter, vor der anrückenden Schaar seines eigenen Schwiegersohnes, des holländischen, protestantischen Oraniers, „des Befreiers von England“, der, von der Nation gerufen, unter dem Namen Wilhelm III. den Thron bestieg und Whitehall bezog. Aber nicht lange mehr sollte dies Stuart-Haus stehen – im Jahre 1697 brannte dasselbe nieder, und das Banquetting-House allein ist übrig geblieben, um mit seinen altersgeschwärzten Mauern und blindgewordenen Fenstern im Branden und Brausen von Londons Straßen die Geschichte der letzten Stuarts zu erzählen –eines Königsgeschlechtes, dem an Schönheit, Genialität, Leichtsinn und selbstverschuldetem Unglücke keines gleich kommt in den Annalen neuerer Zeit.

Wilhelm III. verlebte seine letzten Jahre abwechselnd in dem Schloß von Kensington, welches er in holländischem Style ausführen ließ, und in demjenigen von Hampton-Court, einst Eigenthum des Kardinals Wolsey und noch heute berühmt und vielbesucht wegen der Kunstschätze und mannigfachen historischen Sehenswürdigkeiten, die es bewahrt. Damals, vor nun fast zweihundert Jahren, lag der Palast von Kensington weitab von der Metropolis, umgeben von weiten Wiesen- und Gartenanlagen in holländischem Geschmack, die in dem König heimathliche Erinnerungen wachrufen mochten. Inzwischen aber ist London gerade nach dieser Seite hin riesenhaft gewachsen; Kensington ist einer feiner fashionabelsten Stadttheile geworden und Kensington-Gardens mit dem flachen Backstein-Schloß und den geradlinigen Alleen bildet die Hintercoulisse eines seiner besuchtesten Parks.

[1269] Nell Gwyn (ca. 1651–1687); die Schauspielerin war eine Mätresse des engl. Königs Karl II. (siehe hierzu S. 415, Anm. 1192).

[1270] Charles Beauclerk, 1st Duke of St Albans (1670–1726), der Erstgeborene aus der Beziehung von von Nell Gwyn (s. o.) und König Karl II. (siehe hierzu S. 415, Anm. 1192).

[1271] James Francis Edward Stuart, genannt “the Old Pretender”, Alter Thronanwärter (1688–1766), der 1715 einen Aufstand der Jakobiten, wie man die Anhänger der Stuarts nannte, anführte, der jedoch am 15. November 1715 mit der Niederlage in der Schlacht Preston sein Ende fand.

Nach dem Tode Wilhelms, dieses zweiten Eroberers, wurde das Schloß von St. James' in dem Parke gleiches Namens die Stadtresidenz der Souveräne von England. Die erste, welche hier wohnte, war eine Königin, Anna[1272], mit dem Beinamen „die Gute", obgleich sie nicht viel besser war, als irgend eine andere Königin vor ihr oder nach ihr. Den eigentlichen Charakter – nicht seiner Architektur, sondern seiner Geschichte – erhielt dieser Palast jedoch erst durch die hannoversche Dynastie, welche im Jahre 1714 den Thron von England bestieg. Das gab eine neue Maitressenwirthschaft, und eine noch dazu, die dem Volke zuwider war, erstens, weil die Maitressen keine Engländerinnen und zweitens, weil sie häßlich waren. Das waren die Zeiten der Schulenburg[1273] und der Kielmansegge[1274], von denen die eine so fett war, daß sie sich kaum bewegen konnte, und die andere so mager, daß sie die Kletterstange hieß. Ueberhaupt scheinen die Hannoveraner keinen besonders guten Geschmack gehabt zu haben; das Ideal ihres „feinsten" Repräsentanten, des „Gentleman" George war nicht blos Korpulenz, sondern auch ein gesetztes Alter: er nahm in den Jahren seiner höchsten Vollendung in Ton und Mode keine Maitresse, die nicht mindestens ihre 40 Jahre zählte. Die Ausschweifungen[,] Mißheirathen und Irrwege sämmtlicher Mitglieder des königlichen Hauses wurden zuletzt so arg, daß Georg III. sich veranlaßt sah, ein „königliches Ehegesetz" durch das Parlament zu bringen, welches jede von einem königlichen Prinzen oder einer königlichen Prinzessin von England ohne Einwilligung des Königs und Parlaments geschlossene Heirath „*for null and void*"[1275], für null und nichtig erklärte. Diese Heiraths-Akte jedoch, anstatt dem Unwesen zu steuern, machte es noch ärger; und am Aergsten wurde es unter jenem „Gentleman", welcher später, als Georg IV., König von England wurde. Die Residenz desselben, welche ihm als Prinzen von Wales angewiesen ward und die er auch nachmals als König beibehielt, war Carlton House, „*the big House*", das große Haus genannt. Das Innere dieses Schlosses zeugte von einer Verschwendung ohne Gleichen; da war kein noch so raffinirter Luxus in Möbeln, Tapeten, Teppichen, Vasen und Kronleuchtern, der hier nicht zu finden gewesen wäre; und hier war es, in den üppigen Salons, wo der Prinz jene Orgien feierte, zuerst mit den Männern des Geistes und der Opposition, wie Fox[1276], Sheridan[1277] und Burke[1278], dann aber mit der ihm verwandteren Sippschaft der „Dandies" und „Beaux", unter denen namentlich „Beau Brummel"[1279] durch Impertinenz und Geistesarmuth hervorragt, und zuletzt mit immer verworfneren Männern und Frauen, – jene nächtlichen Feste und Schwelgereien, welche in der Geschichte dieses Prinzen gleichsam den Hintergrund zu seinen anderweitigen Nichtswürdigkeiten bilden. – Der eigentliche Skandal im Leben dieses Prinzen begann da, wo er bei den meisten anderen Männern, selbst wenn sie „von Geblüt" sind, aufzuhören pflegt: bei der Heirath. Seine Auserwählte war die unglückliche Prinzessin Karoline von Braunschweig, d. h. nicht er wählte sie, sondern sein Vater, und er heirathete sie nur, weil sein Vater nicht glaubte, daß das Parlament unter irgend einer anderen Bedingung seine Schulden noch einmal bezahlen würde. Schulden hatte er nämlich immer; wenn er auch nicht mit Schulden auf die Welt kam, so ging er doch mit Schulden aus der Welt, und „Schulden machen, wie der Prinz von Wales" ist noch heute eine Redensart in England. Der König hatte die Auserwählte nie gesehen, aber mit seiner gewohnten Halsstarrigkeit kapricirte er sich gerade auf Diejenige, welche vielleicht die am allerwenigsten Geeignete war, den Platz einzunehmen, für den er sie bestimmt hatte. Sie war taktlos, unerfahren und besaß weder einen jener Vorzüge des Körpers, durch welche ein

---

[1272] Anne Stuart (1665–1714), seit 1702 Königin von Irland, von 1702 bis 1707 sowohl Königin von England als auch von Schottland und ab dem 1. Mai 1707, nach der Vereinigung beider Königreiche, die erste Königin von Großbritannien.

[1273] Ehrengard Melusine Freiin (seit 1715 Gräfin) von der Schulenburg (1667–1743), seit 1716 Duchess of Munster und seit 1719 Duchess of Kendal.

[1274] Baronin Sophia Charlotte von Kielmansegg geb. Gräfin Platen-Hallermund, Countess of Leinster und Darlington (1675–1725).

[1275] Engl., „null und nichtig".

[1276] Der brit. Staatsmann und Redner Charles James Fox (1749–1806).

[1277] Der brit. Dramatiker und Politiker Richard Brinsley Sheridan (1751–1816).

[1278] Der brillante brit. Rhetoriker, Politiker und Philosoph Edmund Burke (1729–1797).

[1279] Der brit. Lebemann George Bryan Brummell, genannt Beau Brummell (1778–1840), ein Freund des Prinzregenten und späteren Königs Georg IV. (siehe hierzu S. 368, Anm. 1069).

sinnlicher Mann, noch irgend eine jener Eigenschaften des Geistes, durch welche ein launischer Mann gefesselt werden kann. Unter allerlei bösen Vorzeichen begannen denn auch sogar schon die bloßen Vorbereitungen dieser unglückseligen Verbindung. Im traurigsten Novemberwetter 1794 mußte die arme Prinzessin, an welcher der englische Botschafter und Brautführer, Lord Malmesbury[1280], beständig zu hofmeistern hatte, ihre Heimath verlassen. Sie reiste über Hannover, Osnabrück, zuerst nach Holland, dann, aus Furcht, der französischen Revolutionsarmee in die Hände zu fallen, nach Hamburg, wo sie sich einschifften, um unter heftigen Stürmen zur See erst am 5. April 1795 bei Greenwich auf englischem Boden zu landen. Ihr Empfang daselbst war ein äußerst vielverheißender: ihr Bräutigam hatte ihr nämlich seine Hauptmaitresse, Lady Jersey[1281], als Ehrendame entgegengeschickt. Das Erste, was nun geschah, war, daß die Ehrendame die Toilette ihrer fürstlichen Nebenbuhlerin, der Braut, höchst geschmacklos fand, sie in eine Kammer schleppte und ihr einen weißseidenen Mantel anzog und einen seidenen Turban mit Crêpe und weißen Federn aufsetzte. Das Zweite gleich darauf war ein heftiger Zank, denn die Ehrendame wollte im Coupé des Wagens neben der Prinzessin sitzen, was nur mit größter Mühe abgewandt werden konnte, da Mylady ihr Recht mit schlagenden Gründen zu behaupten bereit war. Die beiden ersten Worte, welche die beiden Verlobten mit einander wechselten, als sie sich in St. James' vorgestellt wurden, waren auf Seite des Prinzen: „*a glass of brandy, Harris* – mir wird übel!" und auf Seite der Prinzessin: „*Mon Dieu, qu'il est gros!*"[1282] – Dann kam die glänzende Hochzeit, auf welcher der Bräutigam so betrunken war, daß er sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte und nicht im Stande war, die Worte nachzusprechen, die ihm der Erzbischof von Canterbury vorsprach. Als er nach der Ceremonie seine junge Frau die Treppe von Carlton-House hinanführte, hatte er noch immer seine „Festigkeit" so wenig wieder gewonnen, daß die Prinzessin beinahe die Treppe hinuntergefallen wäre, ein Zufall, welchen die Morgenblätter jener Zeit, welche nicht im Geheimniß waren, der Müdigkeit Ihrer Königlichen Hoheit und dem Gewicht ihrer mit Brillanten beladenen Toilette zuschrieben. Aber in den Memoiren einer Zeitgenossin ist eine Aeußerung aufbewahrt, welche die Verfasserin, Lady Charlotte Bury[1283], von der unglücklichen Fürstin selber gehört hat: „Es will Etwas heißen," sagte sie, „einen betrunkenen Gemahl am Hochzeitstage zu haben, einen, der den größten Theil seiner Brautnacht unter dem Kamingitter zubrachte, wo er niederfiel und wo ich ihn liegen ließ!" – Das Drama, welches nun folgte, lebt in der Erinnerung unserer Zeit fort: es ist voll von Ehebruch, Meineid und Greueln jeder Art. Der Prinz behielt nicht nur seine bisherige Maitresse, die Gräfin Jersey, bei, sondern schaffte sich noch ein halb Dutzend andere dazu an, die Marquise von Hartford[1284], Lady Conyngham[1285] u. s. w. Auch seiner ersten Gemahlin, der ihm heimlich und zur linken Hand angetrauten Mrs. Fitzherbert[1286], welche eine Irländerin und acht Jahre älter war als Se. Königliche Hoheit, ward er zu allem Ueberfluß und nach einer längeren Pause wieder treu, und die Bacchanale, welche er mit all' diesen Frauenzimmern zusammen in dem berühmten „Pavillon" von Brighton feierte, überschreiten wahrlich die Grenze dessen, was sich für eine anständige Schilderung schickt. Die Prinzessin aber ward durch das Unglück geschult, und ein Mann, wie Brougham, gewann sich seinen ersten Ruhm, indem er sie vor dem Oberhaus gegen die Anklage vertheidigte, die ihr königlicher Gemahl wegen ihrer Reise mit einem italienischen Courier gegen sie geschleudert hatte.

Das „große Haus", in welchem diese und ähnliche Dinge geschehen sind, steht nicht mehr. Es stand über St. James' Park, dicht an der großen Treppe, die vom Waterloo-Place in den Park führt, und an der Stelle, wo in Carlton-Terrace heutzutage das Haus der preußischen Gesandtschaft steht. Das ist auch ein Wechsel!

[1280] James Howard Harris, 1st Earl of Malmesbury (1746–1820).

[1281] Sarah Sophia Child Villiers, Countess of Jersey (1785–1867).

[1282] Frz., „Mein Gott, ist der dick!"

[1283] Lady Charlotte Susan Maria Bury geb. Campbell (1775–1861).

[1284] Isabella Seymour-Conway, Marchioness of Hertford geb. Ingram (1759–1834).

[1285] Lady Elizabeth Conyngham, Countess of Conyngham (eigentl. Elizabeth Denison; 1769–1861).

[1286] Maria Anne Fitzherbert geb. Smythe (1756–1837).

Die königliche Stadtresidenz unserer Tage ist Buckingham-Palace[1287], welches unser Bild zeigt. St. James' Palace ist verlassen von dem alten Glanze des Königthums, welcher mehr als ein Jahrhundert über demselben geruht hatte. Ernst und grau steht es da unter den vollbelaubten Bäumen des Parks mit seinen kolossalen Thorbogen, seinen dunklen Höfen und sonderbarem Thurme. Das königliche Hausministerium, „*the board of green cloth*“, hat darin seinen Sitz und nur zuweilen bei großen Levers[1288] wird das verödete Schloß noch einmal von der Herrlichkeit früherer Zeiten flüchtig gestreift.

Buckingham-House steht auf dem Platze in Green- und St. James' Park, wo vor mehr denn anderthalb hundert Jahren John Sheffield, Herzog von Buckingham, der poetische Essayist und hochherzige Patron Dryden's[1289] ein Haus errichten ließ, welches zu seiner Zeit als „eine von den großen Schönheiten Londons“ betrachtet ward. Später, unter Georg III., ging das Haus durch Kauf in den Besitz der Krone über und ward zum Wittwensitz der Königinnen von England ausersehen, weswegen es auch fortan „das Haus der Königin“ hieß. Im Jahre 1825 ließ Georg IV. es niederreißen und ein anderes an seiner Stelle erbauen, welches er aber nie bezog. Dies war die einzige nützliche Leidenschaft, die er hatte: die Leidenschaft zu bauen, und die Verschönerung Londons in seinen neueren Theilen ist das einzige gute Werk, welches er der Nachwelt hinterließ. Bei der Thronbesteigung der Königin Viktoria wurde Buckingham-House von ihr als Residenz gewählt; denn dies in der That von allen königlichen Schlössern in London war das einzige, welches noch frei war von jedem Flecken, jeder Spur einer unlautern Vergangenheit, weil – noch kein König vor ihr darin gewohnt hatte.

Und ein neuer Geist, einer, der lange unbekannt gewesen in der Geschichte des englischen Regentenhauses, zog mit dieser Königin in die neue Residenz: ein Geist der Liebe, der Ehre, des Familienglücks – ein Geist jener Tugend, die für Bürger und Könige dieselbe ist, aber diese um so mehr schmückt, weil sie bei ihnen so selten ist. Die Königin von England wird darum von ihrem Volke so abgöttisch geliebt, weil sie nicht mehr ist, nicht mehr sein will, als die erste, die beste Frau desselben: die erste, die beste als Mutter ihres Volkes, als Mutter ihrer Kinder. Ihre Ehe war die reinste, die glücklichste, die, so lange sie währte, ein Musterbild war für den geringsten ihrer Unterthanen, und an die zurückzudenken, nun, da „Albert der Gute“ in der Fürstengruft von Windsor schläft, Jeden derselben mit einer stillen Wehmuth erfüllt. O, daß jeder Fürst auf dem Throne, jede Fürstin ihren königlichen und menschlichen Beruf so verstehen wollten, wie diese Beiden ihn verstanden haben, und wie ihn jetzt die Vereinsamte im Angedenken und zur Ehre Dessen, der geschieden ist, fortübt!

Noch ein andres Schloß, bevor wir die Reihe schließen, wollen wir unseren Lesern zeigen: Marlborough-House, Ecke von Pall Mall und St. James' Park, von dem Schlosse gleiches Namens [sic!] nur durch den Weg getrennt, der aus dem Park in die Straße führt. Sein Erbauer ist der große Herzog selber, der im Vereine mit dem Prinzen Eugen[1290] Frankreich und den „großen Monarchen“ demüthigte, und aus den im Kriege aufgehäuften Schätzen einen Palast nach dem andern aufführte: Blenheim-House auf dem Lande und Marlborough-House in der Stadt. In diesem hier wohnte er bis zu seinem Tode mit seiner Herzogin Sarah[1291], einer der schönsten, stolzesten, geistreichsten und bösesten Frauen ihres Jahrhunderts, mit einer Lästerzunge, die weltberühmt war und noch auf ihrem Todtenbette nicht still stand. In diesem Hause, welches seine altersgeschwärzten Backsteinmauern dem Parke zukehrt, verlebten

---

[1287] Im Jahre 1703 war er als großes Stadthaus für John Sheffield, 1st Duke of Buckingham and Normanby (1648–1721), erbaut worden. König Georg III. (siehe hierzu S. 407, Anm. 1169) erwarb das Haus 1761 als private Residenz. Während der nächsten 75 Jahre wurde der Palast nach und nach erweitert, hauptsächlich durch die Architekten John Nash (1752–1835) und Edward Blore (1787–1879), bis die Anlage schließlich drei Flügel und einen Innenhof umfaßte. Mit der Thronbesteigung von Königin Victoria (siehe hierzu S. 408, Anm. 1173) im Jahr 1837 wurde der Palast zur offiziellen Residenz des britischen Monarchen erhoben.

[1288] Als Lever (frz. se lever, aufstehen) bezeichnete man in Kreisen des Hochadels den im Schlafzimmer stattfindenden Morgenempfang.

[1289] John Dryden (siehe hierzu S. 397, Anm. 1144).

[1290] Der habsburg. Feldherr Prinz Eugen von Savoyen-Carignan (siehe hierzu S. 786, Anm. 2403).

[1291] Sarah Churchill, Duchess of Marlborough geb. Jenyns (1660–1744), Ehefrau von John Churchill, 1st Duke of Marlborough (1650–1722).

Prinzeß Charlotte[1292], die einzige Tochter des „feinsten Gentleman“ und präsumtive Thronerbin die kurzen Jahre ihres Glückes und ihrer Ehe mit Leopold[1293], dem jetzigen König der Belgier. Nunmehr ist Marlborough-House dem jungen Prinzen von Wales[1294] und seiner hübschen, jungen Frau Alexandra[1295] zur Residenz angewiesen worden. Möge das Glück Leopolds und Charlottens, aber eine längere Dauer desselben, dem neuen Paare beschieden sein, welches in Marlborough-House wohnt! Englands Hoffnungen beruhen darauf. Denn glücklich machen kann doch eigentlich nur derjenige Herrscher, welcher selber glücklich ist und es zu sein verdient!

Julius Rodenberg[1296].

[1292] Charlotte Augusta von Wales (engl. Charlotte Augusta of Wales; 1796–1817), sie hatte am 2. Mai 1816 Prinz Leopold (s. u.) geehelicht.

[1293] Leopold I. (siehe hierzu S. 431, Anm. 1225).

[1294] Eduard VII. (engl. Edward VII; 1841–1910), seit 1901 König des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland und Kaiser von Indien.

[1295] Prinzessin Alexandra Caroline Marie Charlotte Louise Julia von Dänemark (engl. Alexandra of Denmark; 1844–1925); sie ehelichte den späteren König Eduard VII. (s. o.) am 10. März 1863.

[1296] Siehe hierzu S. 439, Anm. 1248

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ^{6}1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 73f.

LXXIV. Honfleur und die Seinemündung.

Unsere Zeit ist die Zeit der Revolutionen. Und nicht alle gehören zu den proscribirten[1297]. Unzählige bewirkt sie, die man als ungefährlich, oder als nothwendig anerkennt, und die Könige und Fürsten der alten Welt wetteifern mit den Regierungen der neuen in Beförderung von solchen, welche jenen aufgeklärten Egoismus zum Hebel haben, der Einzelne, wie Vereine antreibt, in Unternehmungen zum allgemeinen Nutzen den Privatvortheil zu suchen.

Unter den Werkzeugen, womit die Wissenschaft den Menschen zu wohlthätigen Revolutionen dieser Art ausrüstete und womit der schwache Sterbliche das früher nie Gedachte sicher und leicht vollbringt, sind die Dampfmaschinen und Eisenbahnen die allermächtigsten. Kein Tag vergeht, ohne daß durch sie gewisse lange bestandene und für unbeweglich gehaltene Verhältnisse verändert und umgekehrt werden. Entfernte Städte werden durch sie vereinigt; Länder und Völker, durch Oceane getrennt, rücken nah, an einander; der Erdball selbst schrumpft zusammen und wird vor dem den Raum nach der Zeit messenden Verstande kleiner von Jahr zu Jahr. – Noch vor einem Decennium brauchte man zur Reise von Paris nach Petersburg 4 Wochen; jetzt 8 Tage. Vom Rhein nach Afrika*)[1298] ist's gegenwärtig eine fünftägige Fahrt; und aus der Mitte Deutschlands nach New-York**)[1299] wird man noch in diesem Jahre in zehn, von der Donauquelle nach Constantinopel[1300] in acht Tagen gelangen können. Die früher sechsmonatliche, gefahrvolle Reise aus Europa nach Ostindien ist zu einer sechswöchentlichen geworden, und wenn die projektirte Dampfschifffahrt um das Cap Horn mit Stationen auf den Inseln der Südsee zu Stande gekommen ist, wird eine Reise um die Welt nur eine Sommertour seyn. –

Welche Wirkungen aber – welche nicht zu hemmende, unwiderstehliche Wirkungen wird dieß Aneinander rücken der Völker, das unvermeidliche Sich-Kennenlernen und Vertrautwerden derselben, das innige Verschlingen und Aneinanderknüpfen ihrer wichtigsten Interessen, das sich einander Unentbehrlich-werden der Nationen aus den Kulturgang der Menschheit überhaupt hervorbringen? Leser, denke nach! – Und gehörst du zu Denen, die da trauern über so manches Geschehende, so schwinge dich an dieser Frage empor über die düstern Nebel der Gegenwart, dem kommenden Tag in's Morgenantlitz zu schauen, das jene zu verhüllen bemüht sind.

Eines der auffallendsten, für unser Vaterland wichtigsten Resultate der Dampfschiffahrt hat die erst im vorigen Jahre eingerichtete direkte Verbindung zwischen der Elbe und Seine geliefert. Durch sie sind die Nordküsten Deutschlands und Frankreichs einander so nahe gebracht, daß der ganze Norden Europa's jetzt den kürzesten Weg nach Frankreichs Hauptstadt über Hamburg zu suchen hat. Man legt eine Seereise von 150 deutschen Meilen[1301] (von Hamburg bis Havre) in 50 Stunden zurück. Es ist eine der angenehmsten Fahrten. Niemals fehlt's auf ihr den Reisenden an Unterhaltung. Bald gibt sie das Begegnen von Schiffen, die entweder pfeilschnell nahe vorüber segeln, oder wie weiße Wölkchen am Horizonte sich zeigen und verschwinden; bald ergötzt das Erspähen der Küsten, erst Deutschlands, dann Hollands, dann Belgiens, dann Englands und Frankreichs, die zuweilen sich nur wie kommende und vergehende Nebel darstellen, zuweilen wie Wolkenstreifen, zuweilen auch in kenntlichen Umrissen

[1297] Von lat. proscriptio, die Bekanntmachung, die Achterklärung.

[1298] *) Ueber Marseille, von wo man mit dem Dampfboot Algier in 48 Stunden erreicht.

[1299] **) Ueber London, oder Havre, mittelst der dieses Jahr noch zu Stande kommenden, regelmäßigen Dampfpaketfahrt von der Seine und Themse nach dem Hudson.

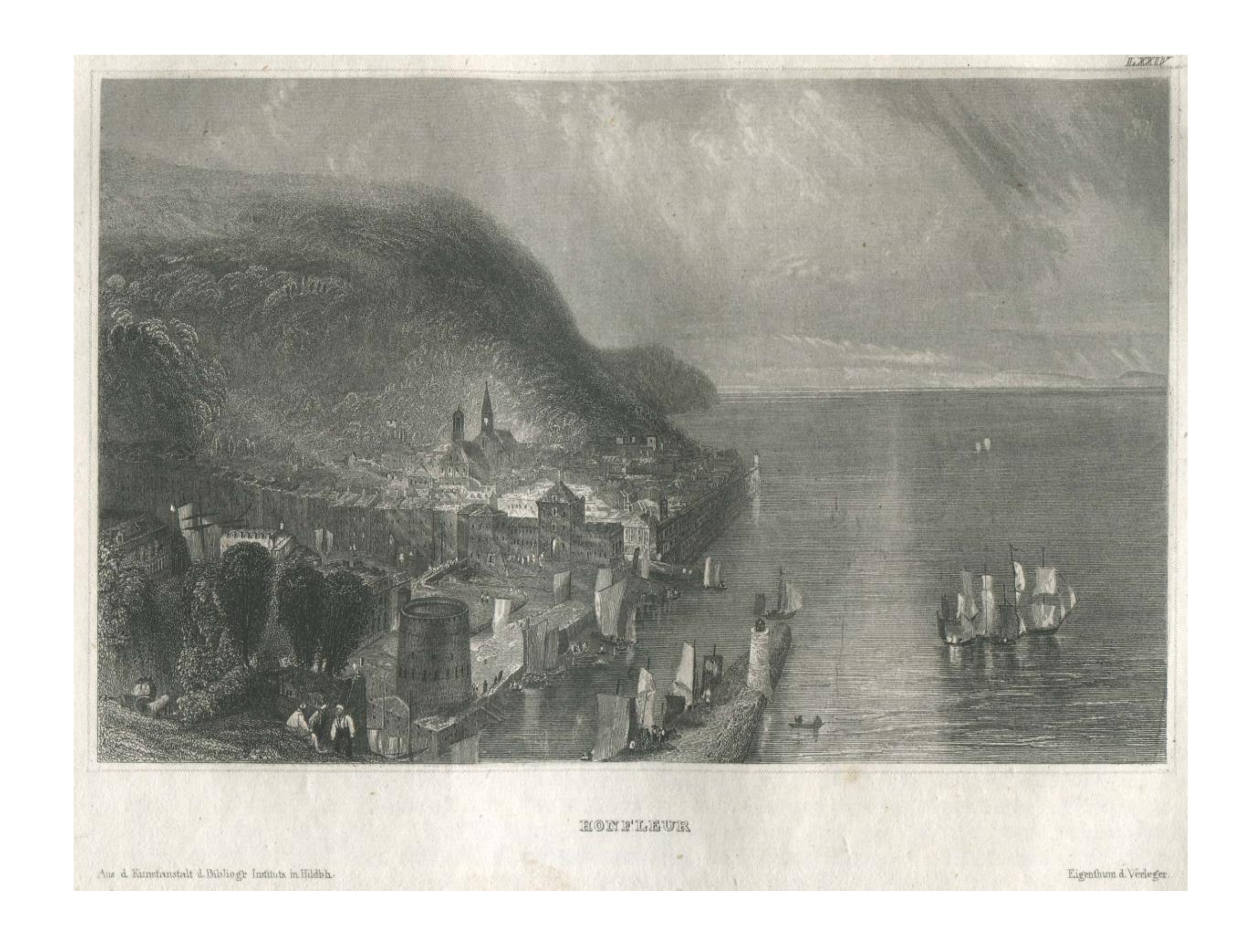
[1300] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[1301] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

hervortreten, mit Höhe und Tiefe und aller Färbung des Lichts; unvergleichlich schön bei der Durchfahrt des Kanals zwischen Boulogne und Dover. Und gegen das Ende gewinnt die Fahrt den höchsten Reiz durch das herrliche Küstenpanorama der Bretagne[1302], dessen hohe Kreidefelsen, grotesk gestaltet, wie Riesen erscheinen, die mit der gewaltigen Brandung des Ozeans kämpfen.

Dieppe vorbei biegt die Küste nach Süden um, und plötzlich zeigt ihre Felsenmauer eine große, 5 Stunden breite Lücke, in welche das Meer tief in's Land hinein zu strömen scheint. Dieß ist die Mündung der Seine. Bald entdeckt man links die Thürme und Häuserreihen von Havre, der Reise Ziel, – rechts das uralte Honfleur malerisch am Fuße eines hohen, bewaldeten Vorgebirgs. – Kaum beleben ein paar armselige Fischerfahrzeuge seinen ahnsehnlichen [sic!], aber versandeten, Hafen, und der Handel, der es einst berühmt und reich machte, ist längst auf das entgegengesetzte Ufer geflohen, wo Mast an Mast und Bord an Bord sich drängen. – Das verlassene Honfleur zählt jetzt kaum 9000 Einwohner. Das Innere der Stadt trägt den Charakter der Oede und Verarmung und tritt in den schneidendsten Contrast zu der Herrlichkeit seiner Lage und der Heiterkeit seiner äußern Umgebung.

[1302] Recte: Normandie; die hier offensichtlich gemeinte 120 km lange Alabasterküste (frz. La Côte d'Albâtre) erstreckt sich von Le Havre an der Mündung der Seine nach Nordosten bis hinter Le Tréport an der Grenze zur Region Picardie.



HONFLEUR

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 97f.

LXXXVI. Wisbaden: der neue Kursaal[1303].

Als der Schöpfer verborgene Schätze legte in der Gebirge Schooß, da hat er jene Hügelkette, welche den nördlichen Winkel ausfüllt, den der Rhein und der Main bei ihrer Vereinigung bilden, nicht unbedacht gelassen. – Nicht Gold, nicht Silber, nicht edles Gestein ist's, auch nicht das Eisen, obschon es zwanzig tausend Hände regt, was des Taunus Reichthum begründet: – im Wasser quillt seinen Bewohnern Wohlstand und größerer vielleicht als den Bewohnern Perus in dessen Minen. Die Heilquellen des Taunus bringen jährlich über 2 Millionen Gulden[1304] aus der Fremde in's Land und machen das kleine Herzogthum Nassau mit dichter Bevölkerung, und im Verhältniß zu ihr mit wenig Ackerbau, zu einem der wohlhabendsten Staaten Deutschlands.

Von den zahlreichen Bädern des Gebirgs ist Wisbaden das besuchteste, das berühmteste, das älteste. Die Römer schon kannten die mattiakischen Quellen, und noch sieht man die Spuren eines vom Drusus erbauten Kastells römischer Thermen und Grabmäler. Die Karolinger hatten hier eine Pfalz, von Karl dem Großen oftmals bewohnt. Städtische Rechte gab ihm Otto der Große[1305] im 11. Jahrhundert [sic!], und nach einer Urkunde aus derselben Zeit waren schon früher Siechhäuser für arme Leidende auf landesherrliche Kosten daselbst errichtet. Der Ruf der hiesigen Bäder ist folglich so alt als die deutsche Geschichte, älter als die Zeitrechnung der Christen.

Dennoch ist das außerordentliche Aufblühen des Orts, welches Jedem, der Wisbaden besucht, so sehr auffällt, eine Erscheinung der neuesten Zeit, und die uralte Stadt scheint eine Stadt von gestern zu seyn. Erst seitdem die Sitte, alljährlich in der Form einer Badekur einige Wochen, oder Monate der schönen Jahreszeit die Freuden der Natur und der Geselligkeit außer seinem Wohnorte zu genießen, allgemein geworden ist und die mittleren Stände durchdrungen hat, hat sich Wisbaden, wie so viele andere Kurplätze Deutschlands, zauberisch schnell von einem kleinen Orte zu einer der anmuthigsten Städte Deutschlands erhoben. Jetzt auch Hauptstadt des Herzogthums und der Sitz aller Oberbehörden hat es bereits 1000 Häuser und an 9000 größtentheils wohlhabende und gebildete Einwohner. Es erweitert sich mit jedem Tage, überall sieht man neue, schöne, zum Theil prachtvolle Häuser im Entstehen. Alles baut, um dem dringenden Bedürfniß der mit jedem Jahre zunehmenden Zahl der Fremden abzuhelfen. Mancher Sommer führte schon 9000 Gäste hierher; die meisten allerdings aus der Nähe, aber viele auch aus den entferntesten Ländern.

Für ein so großartiges Zusammenströmen von Hülfe und heitern Lebensgenuß suchenden Fremden ist durch eben so großartige Einrichtungen gesorgt. Jede Wohnung, zur bequemen Aufnahme von Gästen geeignet, hat ihre gemauerten, mit Marmorplatten ausgetäfelten Bäder, in welche das siedend heiße Wasser (aus den hier entspringenden 14 warmen Quellen) durch Kanäle geführt wird, welche alle Straßen durchlaufen. Jeder Badegast erhält mit seiner Wohnung den Schlüssel zu einer dieser Badezellen, deren er allein sich bedienen darf; eine Annehmlichkeit, die man in wenig andern Bädern findet.

Das imposanteste und prachtvollste unter den zahlreichen, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Gebäuden, die schönste Zierde Wisbadens, ist der neue Kursaal, von dem ein ganz gelungenes Bild uns zur Seite liegt. Kein Brunnenort Deutschlands besitzt ein Gebäude, das jenem zu vergleichen wäre! Es besteht aus einem 150 Fuß tiefen Hauptgebäude mit herrlichem Portikus, an das zwei mit

[1303] Das vom Wiesbadener Architekten Christian Zais (1770–1820) erbaute Kurhaus war am 31. Mai 1810 eröffnet worden und wurde 1905 abgerissen, um für den von Friedrich von Thiersch (1852–1921) geplanten und 1907 eingeweihten Nachfolgebau Platz zu schaffen.

[1304] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[1305] Otto I. der Große (912–973), seit 936 Herzog von Sachsen und König des Ostfrankenreiches, ab 951 König von Italien und ab 962 römisch-deutscher Kaiser.

Colonnaden geschmückte Flügel stoßen, welche in Pavillons sich endigen. Die Fronte hat eine Länge von 360 Fuß. Sämmtliche Säulen und architektonische Verzierungen, im Innern wie im Aeußern, sind von inländischem, grauem Marmor. Im Hauptgebäude, und es der Länge nach durchschneidend, befindet sich der große Saal, mit Marmor getäfelt und mit Stukkatur prachtvoll verziert. An beiden Wänden desselben laufen Gallerien hin, von vierzig Marmorsäulen, jede über 30 Fuß hoch, getragen, zwischen welchen eben so viele argantische Lampen[1306] mit Reflektoren das glänzendste Licht verbreiten. Götterbildsäulen aus Marmor stehen in Nischen unter den Gallerien. – Tausend Personen finden in diesem Raume, der nach zwei Seiten hin durch große Portalpforten in den Park (die sogenannte neue Anlage) welcher das Kurgebäude umgibt, sich öffnet, bequem Platz, und es ist nichts Ungewöhnliches an schönen Sommertagen hier eine Wirthstafel von 600 Couverten völlig besetzt anzutreffen. Der eigentlichen Badewirthschaften sind jetzt etwa 25, jede mit 25 bis 30 Badestellen; die berühmteste ist das Hotel zu den vier Jahrszeiten.

Die nächste Umgebung Wisbadens ist anmuthig, mit stillen Gründen, blumigen Auen und geschmackvoll angelegten Gärten und Spaziergängen. Aber einen unendlichen Reichthum an großen und schönen Naturscenen hat die weiter umliegende Gegend. Wir nennen als interessanteste Parthien die Fasanerie, von einem Walde umgeben, in einem freundlichen Thale; Klarenthal, ein ehemaliges Kloster mit römischen Grabmälern in der Nähe; die malerischen Burgruinen des uralten Sonnenberg; das Adamsthal mit seiner Mustermeierei, den Geisberg und das hochgelegene Jagdschloß, die Platte, mit den reichsten Aussichten in Deutschland; Bieberich[1307] endlich, nahe am Rhein, die Residenz des Nassauer Herzogs, eine der prachtvollsten Fürstenwohnungen, und mit einer Umgebung, in der Natur, Kunst und Luxus sich die Hand boten, um ein Paradies zu erschaffen, ein Paradies – um das ich den jetzigen Besitzer[1308] nicht beneide.

[1306] Eine durch verbesserte Sauerstoffzufuhr besonders lichtstarke Öllampe, die vom Genfer Physiker und Chemiker François Pierre Ami Argand (1750–1803) entwickelt worden war; sie wurde 1784 patentiert und setzte sich zu Beginn des 19. Jhd.s zunehmend als ‚Standard' durch.

[1307] Schloß Biebrich; 1701 nach Plänen von Julius Ludwig Rothweil (1676–1750) begonnen, wurde es 1750 von Friedrich Joachim Stengel (1694–1787) fertiggestellt; es diente von 1744 bis 1866 als Residenz der Fürsten und Herzöge von Nassau. 1926 wurde Biebrich nach Wiesbaden eingemeindet.

[1308] Wilhelm I. (1792–1839), 1816 bis 1839 zweiter Herzog des 1806 gegründeten Herzogtums Nassau.



DER NEUE CURSAAL IN WIESBADEN

Meyers’s Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Dritter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1836.

Enthält: Syrakus (1836).

Innsbruck, Schloß Ambras, Goldenes Dacherl (1836, 1841, 1860, 1862, 1864).

Brüssel, Warandepark, Königstraße, Grand Place, Place Royale (1836, 1837, 1839).

Smyrna/Izmir (1836).

Rouen, Kathedrale (1836, 1842).

München, Glyptothek, Pinakothek, Königsbau, Schloß Schleißheim, Antikensammlung. Aukirche, Schloß Nymphenburg, Universität, Ruhmeshalle, Siegestor, Schrannenhalle, Propyläen, Krauss-Maffei, Bahnhof (1836, 1837, 1841, 1847, 1850, 1852, 1856, 1857, 1862, 1863).

Trostburg/Südtirol (1836, 1864).

Rolandseck und Drachenfels (1836, 1862).

Verona (1836).

Wartburg, Eisenach (1836, 1852, 1859, 1864).

Bamberg (1836).

Würzburg (1836, 1862, 1863).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 6-15.

LXXXXVI. Syrakus[1309].

Der Anblick von Syrakus, welches, wie Tarent, zwei Meerbusen umarmte, hat noch immer etwas Großartiges, wiewohl die jetzige Stadt, auf die Insel eingeschränkt, kaum den zwanzigsten Theil des Raums einnimmt, den sie, als eine der prachtvollsten und größten Städte der alten Welt, einst bedeckt hat.

Doch mehr als das Räumliche sind es die großen, historischen Erinnerungen, welche die Seele beschäftigen und bedrängen bei dem Bilde dieser uralten Metropole Siciliens. Man sieht die Stadt, welche unter allen griechischen Pflanzstädten Athen den Vorzug streitig machte, welche siegreich gegen Carthago[1310] kämpfte und muthig gegen Rom in die Schranken trat, das gefürchtete Rom, dem alle Völker Italiens schon huldigten. Man überblickt eine lange Reihe von ereignißreichen Jahrhunderten, während welcher dieses Syrakus, eine hohe, Gestalt, ernst über die Bühne der Weltgeschichte schreitet. – Werfen wir auf dieses historische, vergangne Syrakus einen Blick, ehe wir das heutige beschreiben.

Im 4. Jahre der 111. Olympiade (im 731. vor unsrer Zeitr.) und 22 Jahre vor der Erbauung Roms – so erzählt Thucydides[1311] – stiftete der Heraklide Archias aus Corinth[1312], als Haupt einer Schaar griechischer Auswanderer, auf der kleinen Insel Ortygeia[1313], nachdem er Sykulische Fischer daraus vertrieben hatte, eine Pflanzstadt, die er später durch einen Damm mit der Küste in Verbindung brachte. Er nannte sie Syrakus, die Stadt an den Sümpfen, nach großen Morästen gleichen Namens, die auf der Küste gegenüber lagen und sich weit in das Land erstreckten. Dieses älteste Syrakus nahm genau die Stelle des heutigen ein.

Schnell muß die Stadt zugenommen haben an Wohlstand, Bevölkerung und Macht; denn schon 70 Jahre nach ihrer Gründung konnte sie Colonieen aussenden: Akrä, Kosmenä[1314] als die ersten. Die Staatsform war die heimathliche: die Republik.

Bei allmähliger Ausbreitung ihrer Herrschaft auf der Küste kam es zu Reibungen mit andern griechischen Colonieen. Gela, die mächtigste derselben, von Gelon[1315] beherrscht, gerieth mit Syrakus in Krieg und dies unterlag. Gelon nahm die Stadt ein, machte sie zu seiner Residenz, veranlaßte viele Tausende, sich in derselben niederzulassen und zog den Strom der griechischen Auswanderung hierher. Da blühte Syrakus wunderbar auf und noch bei Lebzeiten des Fürsten erreichte es eine nie geahnte Größe. Gelon herrschte durch Weisheit und Güte, einer der größten Griechen und der ehrwürdigsten Regenten, deren Namen die Geschichte bewahrt hat.

So groß war schon der Begriff von der Macht des jungen Pflanzstaats, daß, als Xerxes[1316] mit ungezählten Heeren und Flotten gegen die Griechen heranzog, diese eine feierliche Gesandtschaft an Gelon schickten, seinen Beistand zu erbitten. Er bot ihnen eine Flotte, 20,000 schwer bewaffnete Fußkrieger, 2000 Reiter und 6000 Bogen schützen an, dazu Getreide für das ganze Griechenheer, so lange

[1309] Altgriech. Συράκουσαι, lat. Syrácusae, arab. wohl سيراكوس, Sīrākūs; sizilian. Saraùsa, ital. Siracusa.

[1310] Siehe hierzu S. 41, Anm. 44.

[1311] Der griech. Geschichtsschreiber Thukydides (griech. Θουκυδίδης; vor 454–ca. 397 v. Chr.).

[1312] Historisch nicht verbürgt.

[1313] Griech. Ὀρτυγία, „die Wachtelinsel“, von griech. ὄρτυξ, órtyx, „die Wachtel“; ital. Ortigia.

[1314] Diese Zuschreibungen sind hist. eher rätselhaft.

[1315] Gelon (griech. Γέλων; ca. 540–ca. 478 v. Chr.), im 5. Jhd. v. Chr. Regent in Gela und Syrakus.

[1316] Siehe hierzu S. 161, Anm. 392.



SYRACUS
(Siragosa)

Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Instituts in Hildbghsn.

Eigenthum der Verleger

noch ein Perser auf Hellas Boden weilen würde; verlangte aber die Oberfeldherrnstelle für sich. Hochmüthig antworteten die Griechen: „wir brauchen Krieger; die Feldherren haben wir selbst.“ – „Nun, so ziehet wieder heim, geehrte Gastfreunde,“ versetzte Gelon, „und sagt den Hellenen, sie hätten ein Jahr ohne Frühling.“ Mit dem Frühling verglich er die aufblühende Macht der Syrakusaner. –

Es war ein Glück für diese, daß sie nicht ausgezogen. Denn auf Anstiften des Xerxes hatte Carthago ein ungeheures Heer gesendet, die griechischen Pflanzstädte auf Siciliens und Italiens Küsten zu zerstören und jene Länder zu unterjochen. Es kam und unwiderstehlich wälzte sich der Carthaginenser Kriegsmacht über Siciliens Fluren hin. Erst an den festen Mauern Hymera's[1317] und dem Muthe seiner Bürger stemmte sich die Fluth. Gelon zog den auf das Aeußerste Bedrängten mit 50,000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern zu Hülfe, griff das Heer der Carthager, das viermal so starke, von berühmten Feldherren befehligte, an, und vertilgte es in der größten und blutigsten Schlacht, die bis auf jenen Tag in Europa geschlagen worden war. 150,000 Carthager blieben todt, der Rest des Heeres, 60,000 Mann, eingeschlossen und vom Hunger bezwungen, wurde gefangen; die Flotte, 1400 Schiffe, ging in Flammen auf. – Wunderbar! derselbe Tag, der griechische Tapferkeit durch so großen Sieg belohnte, flocht noch schönem Lorbeer um Hellas Scheitel durch jene herrlichste der Niederlagen, welche die Siege aller Zeiten verdunkelt. In derselben Stunde nämlich, in der Gelon bei Hymera schlug, blutete Leonidas[1318] mit seinen 300 Spartanern an Gräcia's Felsenpforte (bei den Thermopylen) den Tod für's Vaterland.

Nach dem Siege bei Hymera, der entschied, ob das westliche Europa phönizisch-afrikanische, oder griechisch-römische Cultur empfangen sollte, wollte Gelon dem Mutterlande zu Hülfe eilen, als er erfuhr, daß die Griechen durch den großen Seesieg bei Salamis[1319] selbst sich befreit. Aeußerer Feinde ledig, (die Carthaginenser gingen einen schmachvollen Frieden ein), wandte der weise Fürst fortan sein ganzes Streben an die Vermehrung des Glücks und Wohlstandes seines Volkes. Er verwandelte, durch Austrocknung, die Sümpfe in das fruchtbarste Marschland und führte die Bürger, wie früher zur Schlacht, zum Ackerbau an. Gegen den Abend seines Lebens berief er eine allgemeine Volksversammlung, bei der ein Jeder bewaffnet erscheinen mußte, und ohne Gefolge begab er sich in ihre Mitte und forderte Alle, die ihn ungerechter That zeihen könnten, blutige Rache an ihm zu nehmen, auf. Er starb, angebetet fast, in hohem Alter, und sein jüngerer Bruder Hieron[1320] erbte die Liebe und den Thron der Syrakusaner, nicht aber die ganze Summe seiner Tugenden. Doch war er kein schlechter Fürst. Er liebte die Wissenschaften und Künste und die berühmtesten Dichter und Philosophen damaliger Zeit, Simonides[1321], Pindar[1322] etc. zierten seinen Hof. Auf Hieron folgte Thrasybulos[1323], ein Tyrann. Das Volk stürzte ihn vom Throne, mit ihm den Thron selbst, und richtete an des letztern Stelle die alte Republik wieder auf.

Sechzig Jahre bewahrten die Syrakuser ihre Freiheit unter oft großen Zerwürfnissen und innern Stürmen. Demungeachtet blühete die Stadt immer herrlicher auf.

In diese Periode fällt der berühmte Versuch Athen's, das rivalisirende Syrakus zu demüthigen. Alcibiades[1324] kam an der Spitze eines großen Heeres und die Athener belagerten Syrakus mehre Jahre lang, mit einer Tapferkeit, die einer bessern Sache Werth war. – Die griechischen Pflanzstädte nahmen für und wider Partei. Oft wechselte das Glück, oft wurden Heere und Flotten erneuert. Am Ende schmolz die Macht der Athenienser durch eine Pest um zwei Drittheile, und eine letzte Schlacht kostete 18,000 ihrer Krieger das Leben. Mit den Heerführern ergaben sich 7000, die als Sklaven verkauft wurden. So

[1317] Die Schlacht bei Himera (griech. Ἱμέρα) im Jahre 480 v. Chr. Die Stadt lag an der Nordküste Siziliens zwischen Palermo (siehe hierzu S. 936, Anm. 2838) und Cefalù (phöniz. 𐤓𐤔 𐤌𐤋𐤒𐤓𐤕, rš mlqrt, „Kap des Melkart“; griech. Κεφαλοίδιον, Kephaloídion; lat. Cephaloedium, arab. جفلودي, Ǧaflūdī; sizilian. Cifalù).

[1318] Siehe hierzu S. 161, Anm. 394.

[1319] Die Seeschlacht bei Salamis (siehe hierzu S. 160, Anm. 388).

[1320] Hieron I. (griech. Ἱέρων; † 466 v. Chr.), seit 478 v. Chr. Tyrann von Gela und von Syrakus.

[1321] Der griech. Dichter Simonides von Keos (griech. Σιμωνίδης ὁ Κεῖος; 557/556–468/467 v. Chr.).

[1322] Der griech. Dichter Pindar (griech. Πίνδαρος; ca. 520– ca. 446 v. Chr.).

[1323] Thrasybulos (griech. Θρασύβουλος; † nach 467 v. Chr.), im 5. Jhd. v. Chr. für kurze Zeit Tyrann von Syrakus.

[1324] Der athen. Staatsmann Alkibiades (griech. Ἀλκιβιάδης; ca. 450–404 v. Chr.).

endigte eine Unternehmung, welche über 250,000 Streitern das Leben gekostet und worauf Athen 3 Jahre lang seine besten Kräfte verwendet hatte.

Befreit von den Atheniensern, genoß Syrakus der Ruhe nicht. Innerer Zwist ohne Ende machte nicht selten die Straßen zum Schlachtfelde, wo der Bürger den Bürger würgte. Das Bedürfniß festerer gesetzlicher Bande wurde allgemein gefühlt. Diokles[1325], ein Mann von Lykurgischem[1326] Geiste, erhielt durch den Willen des Volks den Auftrag ihrer Abfassung. – Sie waren sehr strenge. Eins lautete: kein Bürger dürfe bei Todesstrafe bewaffnet bei öffentlichen Volksversammlungen erscheinen. Diesem fiel der Gesetzgeber selbst als Opfer. Einst geht er mit umgürtetem Schwerdt aus dem Hause. Ein Auflauf des Volks entsteht; er eilt, es zu beruhigen, in seine Mitte. Da ruft ihm ein Bürger zu: Diokles, du brichst dein Gesetz! Nicht so, bei'm Zeus, antwortete er, ich bekräftige es! und stieß sich das Schwerdt in die Brust. – Die Syrakusaner erzeigten ihm später Heroenehre und widmeten ihm einen Tempel.

Nach Diokles Tod verwickelten sich die Angelegenheiten Siciliens, in denen Syrakus stets eine Hauptrolle spielte, auf die gefährlichste Weise. Carthago hatte nach der Niederlage bei Himera [sic!] seine Pläne auf die Eroberung der Insel keineswegs aufgegeben, und während einer siebenzigjährigen Pause wartete es blos des Augenblicks, in welchem es mit größerer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs seine frühern Anschläge ausführen konnte. Nach keinem Besitz hat Carthago so heftig und beharrlich gestrebt, als nach dem Siciliens. Allerdings machte die Größe, die Fruchtbarkeit, die Menge und der Reichthum der Bewohner, die Lage endlich, den Besitz dieser Insel, welcher nach dem damaligen Stand der Dinge die Herrschaft des Mittelmeers und gewissermaßen der Welt bedingte, höchst wünschenswerth. Auch war Carthago kein Fremdling in dem Lande, nach dem es strebte. Seit den ältesten Zeiten schon übte es die Hoheit über Colonieen, welche seine Stammgenossen, die Phönizier, auf der Westküste Siciliens angelegt hatten.

Der vielgetheilte Zustand und die unaufhörlichen innern Zwistigkeiten der griechischen Pflanzstädte, welche sich, nach der Vertreibung der Athenienser, eifersüchtig befehdeten, schien den Carthaginensern für den Erfolg eines erneuerten Eroberungsversuchs hinlängliche Bürgschaft. Gelegenheit dazu war bald gefunden. Egesta war mit den Nachbarstädten in Krieg und unterlag. Die Carthager boten Hülfe, die jenes annahm. Hannibal und Hamilco[1327], Carthago's Feldherren, kamen mit einer furchtbaren Flotte und landeten an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Sie befreiten Egesta, zerstörten Selinus und Himera, eroberten und verwüsteten das mächtige, reiche Agrigent und belagerten Gela. Ganz Sicilien richtete in dieser Gefahr seine Blicke auf das starke Syrakus, welches durch Größe und Reichthum damals Athen, Rom und Carthago gleichkam. In vier durch Bollwerke und Gräben getrennte Städte getheilt, hatten seine Ringmauern 10 Stunden Umfang; sie umschlossen 150,000 Gebäude, und deren Einwohnerzahl überstieg eine Million; der streitbaren Männer waren über 200,000. Die Macht, das Ansehen und das Gewicht, welches diese nummerischen Verhältnisse Syrakus gaben, wurden vermehrt durch den rührigen Geist seiner Bewohner, der ihnen mit allen Griechen gemein war, aber auch geschwächt durch einen kaum glaublichen Luxus, durch Sittenlosigkeit und durch den Mangel einer starken, die Parteien und ihre Leidenschaften im Zügel haltenden Verfassung. –

In dieser gefahrvollen Zeit war Syrakus nicht in der Lage, um von seinen Kräften zur Befreiung Sciliens [sic!] von den Carthagern rechten Gebrauch zu machen. Im Innern der Stadt brannte das Feuer der Zwietracht; das leicht bewegliche Volk wogte steuerlos, dem Sturme der Leidenschaften, den Parteien und arglistigen und herrschsüchtigen Menschen, die nach der, obersten Gewalt strebten, ein Spiel. Die edelsten Männer, welche die einbrechende Anarchie zu hemmen und die mißleitete Masse über die Pläne ihrer Aufwiegler und Häuptlinge aufzuklären suchten, fielen als Opfer ihres Muthes. – Hermokrates[1328], der Held, welcher für Syrakus viele Schlachten gewonnen hatte, wurde in einem Volksauflauf erschlagen, mit ihm viele der Besten. Die Gährung warf die Schlechtesten nach Oben und der

[1325] Der Staatsmann Diokles von Syrakus (griech. Διοκλῆς), der im 5. Jhd. v. Chr. wirkte.

[1326] Lykurgos (griech. Λυκοῦργος), ein Athener Politiker der 1. Hälfte des 6. Jhd.s v. Chr.

[1327] Der punische Feldherr Hamilkar (phöniz. 𐤇𐤌𐤋𐤒𐤓𐤕; ḥmlqrt, „Bruder des Melkart"; ca. 270–229 v. Chr.) aus dem 1. punischen Krieg.

[1328] Hermokrates (griech. Ἑρμοκράτης; † 407 v. Chr.)

niedrigste Pöbel schickte seine Coryphäen an die Spitze der Geschäfte. Dionysius[1329], eines gemeinen Fischers Sohn, ein Mann von großen Talenten und der unbändigsten Ehrsucht, ausgestattet mit allen Eigenschaften, um die Massen zu verführen und zu beherrschen, bahnte sich (406 v. Chr.) durch Verrath und Gewalt den Weg zum Throne.

Kaum sah sich Dionys im Besitz der obersten Macht, so schlug er mit eiserner Faust die Parteien nieder, tilgte aus, was sich nicht sklavisch beugen mochte und hielt durch Schrecken die unbändigen Leidenschaften im Zügel. Gegen ihn wälzte sich jetzt der Carthager Macht. Es wurde mit abwechselndem Erfolg, auf beiden Seiten mit beharrlicher Tapferkeit gestritten. Dreimal wurde Friede geschlossen zwischen den erschöpften Streitern, – dreimal entsendete Carthago neue Heere, ihn zu brechen, – dreimal zogen aus Syrakus Hunderttausende, sie zu bekämpfen. Ueber fünfzig blühende Städte wurden in diesem Kriege zertrümmert, 2 Millionen Menschen kamen um, und die unermeßliche Metropole sah sich zu Ende des Kriegs so entvölkert, daß die Heerden in ihren Straßen weideten. Aber Dionys, im Ganzen glücklich und glorreich in der Schlacht, behauptete sich auf dem Throne, dessen er nie froh wurde. Unablässig von Mißtrauen und Furcht gequält, immer von Aufruhr geängstigt, keines Menschen Freund, starb der grausame, verbrecherische, jedoch, wie so mancher Tyrann späterer Zeiten, den Künsten und Wissenschaften aus Eitelkeit günstige Fürst, vergiftet. – Möchte es allen Despoten so ergehen!

Ihm folgte Dionys II.[1330], sein Sohn, unter der Leitung des Dion[1331], eines Mannes von großen Gaben und Freund des Plato, welcher mit an den Hof berufen wurde. – Aber bald wurden diese beiden dem jungen Fürsten verdächtig; er entfernte sie und herrschte auf die Weise seines Vaters fort mit Henkerbeil und Dolch. Die Carthager erneuerten den Krieg und das aufs äußerste gebrachte Syrakus schickte nach Griechenland um Hülfe gegen den innern und äußern Feind. Corinth, die Mutterstadt, gewährte und sandte ein Heer, nicht groß durch seine Zahl, aber furchtbar durch seinen Muth und die Talente seines Feldherrn Timoleon[1332]. Diesem gelang mit Hülfe des aufgestandenen Volks die Vertreibung des Wütherichs. Darauf richtete er die Republik wieder auf und zog an der Spitze von 60,000 Streitern den Carthagern entgegen. Am Krimissus kam es zur entscheidenden Schlacht. Sie, war vernichtend für das Heer Carthago's und führte zum Frieden, in welchem letzteres die Freiheit und Unabhängigkeit aller griechischen Städte anerkennen Mußte. Dem Timoleon, welcher dies alles vollbracht hatte, bot das Volk von Syrakus die Krone an. Er schlug sie aus; eine seltene That, durch die er gegen den vergänglichen Flitter der Majestät die Verehrung aller Zeiten erworben und ein Beispiel gegeben hat, welches die größten Menschen der Nachwelt, einen Washington z. B., zur Nachahmung begeisterte.

Nach Timoleon's Tode, im Jahre 335 v. Chr., genoß Syrakus noch eine kurze Zeit der Ruhe; dann kehrten die Schrecken der Tyrannei zurück. Anfangs Sosistratus[1333] und darauf Agathokles[1334], bemächtigten sich der Herrschaft. Der erste ein Aristokrat, mit den Carthagern gegen sein eigen Volk im Bunde; der zweite ein Mann des Pöbels, ein kühner und glücklicher Abenteurer, ein neuer Dionys. Er ließ die edelsten Geschlechter von Syrakus ermorden – 4000 an der Zahl – und verschaffte sich durch den Raub ihrer Güter die Mittel zur dauernden Herrschaft über das verwilderte Volk. Die benachbarten Städte überzog er mit Krieg, brandschatzte und plünderte, sie und verübte durch seine Söldlinge die schrecklichsten Greuel. Die Geängstigten wendeten sich um Hülfe an Carthago. Dies zögerte nicht, die Gelegenheit zur Erneuerung seiner Eroberungspläne zu benutzen. Wieder sendete es Flotte und Heer und belagerte Syrakus. Aber der kühne Agathokles, der Stadt Vertheidigung den Bürgern überlassend, segelte mit 50,000 Mann nach Afrika und brachte durch Siege und Eroberungen Carthago selbst dem Untergange nahe. Schon vermaß er sich zu dem Titel: Fürst von Syrakus den eines Königs von

[1329] Dionysios I., (griech. Διονύσιος Α´; ca. 430–367 v. Chr.), seit 405 v. Chr. Tyrann von Syrakus; er gehörte zu den mächtigsten Tyrannen der Antike.

[1330] Dionysios II. (griech. Διονύσιος Β´; ca. 396–ca. 337 v. Chr.), seit 367 v. Chr. Tyrann von Syrakus.

[1331] Der Politiker Dion von Syrakus (griech. Δίων ὁ Συρακόσιος; 409–354 v. Chr.).

[1332] Der Politiker und Heerführer Timoleon (griech. Τιμολέων; ca. 411–ca. 337 v. Chr.).

[1333] Sosistratos II. (griech. Σωσίστρατος) regierte erst 280-277 v. Chr.

[1334] Agathokles (griech: Ἀγαθοκλῆς; 361–289 v. Chr.), seit 317 v. Chr. Tyrann von Syrakus und seit 304 v. Chr. König von Sizilien.

Afrika zu fügen, als ein neuer Umschwung des Glücks ihn von seiner Höhe herabstürzte. In Syrakus brach Empörung aus. Er eilte schleunig dahin, dämpfte den Aufstand mit Strömen Bluts, wurde aber von den Carthagern besiegt. Dennoch behauptete er sich durch Grausamkeit in der Herrschaft. Dreißigtausend Syrakusaner bluteten auf seinen Befehl durch Henkershand, oder in den Metzeleien, die er gebot; ganzer Städte Bevölkerung tilgte er aus. Endlich starb er durch die Ruchlosigkeit seines Enkels einen wohlverdienten Tod.

Verschiedene Tyrannen nach ihm verlängerten die Leiden des einst so blühenden Staats. 150 Jahre schon hatten sie gewährt, da kam endlich eine glücklichere Zeit. Hieron[1335], aus Gelons Geschlechts, wurde zum Könige ausgerufen, und er trug die Krone 54 Jahre zu seinem ewigen Ruhm. Er fachte in dem durch den Druck in Gefühllosigkeit versunkenen Volk Liebe des Vaterlandes wieder an, setzte der Sittenlosigkeit Schranken und bestrebte sich, den Sinn für hohe Bürgertugend wieder zu erwecken. Während er also innere Glückseligkeit begründete, hielt er äußere Feinde mit starkem Arm zurück. Die Carthager zwang er zur Waffenruhe. Noch einmal füllte sich Syrakus mit Bewohnern aus; denn von allen Seiten zog Hieron Einwanderer herbei; der Handel blühte, Reichthum kehrte zurück; den Ackerbau begünstigte er durch sein eigen Beispiel; die schönen Künste und Wissenschaften zierten seinen Hof, und Syrakus, mit Tempeln, Pallästen und Monumenten sich füllend, wurde herrlicher als je und zur ersten Stadt der Welt. –

Noch während dieser glücklichen Periode fingen die Wetterwolken an sich aufzuthürmen, welche Syrakus eine unheilvolle Zukunft verkündigten. Rom und Carthago rüsteten nämlich zum Kriege um die Herrschaft der Welt, und Sicilien mußte nothwendig der Haupt-Kampfplatz in demselben werden. Welche Rolle auch Syrakus dabei spielen mochte, – sie war eben so wichtig, als gefahrvoll. Neutralität erlaubte seine Lage durchaus nicht. Verhalf es Rom zur Uebermacht, so wurde es, wie mit allen Bundesgenossen geschehen, nach dem Siege von jenem verschlungen; – noch gewisser und näher war ihm dies beschieden, wenn dem treulosen Erbfeinde, Carthago, es sich anschloß. In solchem Sturme nicht zu Grunde zu gehen, dazu bedurfte es besonderer Gunst des Schicksals und eines guten Piloten; diesen hatte es in seinem Hieron.

Der große Kampf begann um den Besitz von Messina, dessen Herrschaft die Römer usurpirt hatten. Es lag sowohl im Interesse von Syrakus, wie indem von Carthago, die Römer nicht festen Fuß auf der Insel fassen zulassen; darum sandten beide Mächte zu ihrer Vertreibung ein Heer. Rom, welches die Wichtigkeit des jungen Kampfes sogleich erkannte, entwickelte große Streitkräfte; es schickte den Konsul Appius Claudius[1336] mit 12 Legionen über die Meerenge. Appius lieferte zuerst den Syrakusern, dann den Carthagern eine Schlacht und war in beiden Sieger. Darauf verwüstete er das Land bis vor die Thore von Syrakus. Erschrocken fielen die meisten Städte ab und schlossen Bündniß mit den Römern.

Hieron überdachte das Gewagte und Mißliche seiner Lage. Die Hoffnungen Roms auf den Ausgang des Kriegs schienen ihm gegründeter, als die der Carthager. – Darum entsagte er dem Bunde mit diesen und knüpfte den mit Rom. Treu hielt er an demselben und mit großer Klugheit hat er dabei, so lange er lebte, Syrakus die Unabhängigkeit zu bewahren gewußt.

Der Krieg wurde unter häufigen Wechseln von beiden Mächten mit Nachdruck geführt. Sicilien litt dabei unsäglich; viele seiner Städte wurden verwüstet. Am starken Syrakus, zogen die Stürme vorüber. – 24 Jahre hatte der Kampf gedauert, als Erschöpfung beiden Parteien zum Frieden rieth. In demselben trat Carthago alle seine sicilianischen Besitzungen an Rom ab. – So endete der erste Punische Krieg[1337]. Rom's Herrschaft in Sicilien war nun fest gegründet.

Hieron, 90 Jahre alt, starb, und noch in der letzten Stunde ermahnte er den jungen Hieronymus[1338], seinen Sohn, treu auf der Bahn der Weisheit fortzuwandeln, die er betreten habe, in der Politik nicht zu wechseln und fest am Bunde der Römer zu hängen. Umsonst! Der junge Fürst gab Einflüsterungen leichtfertiger Genossen Gehör, welche zum Abfall riethen, und der Warnung der Bundesgenossen zum Trotz, schloß er hinterlistig einen Vertrag mit Carthago, welcher die Vertreibung der Römer

[1335] Hieron II. (griech. Ἱέρων Β´; ca. 306–215 v. Chr.), seit 269 v. Chr. König von Syrakus.

[1336] Appius Claudius Caudex (genaue Lebensdaten nicht bekannt).

[1337] Von bis 264 bis 241 v. Chr. zwischen Römern und Karthagern.

[1338] Hieronymus (griech. Ἱερώνυμος; 231–214 v. Chr.; ermordet), seit 215 v. Chr. Tyrann von Syrakus.

aus Sicilien und eine Theilung der Insel zum Ziel hatte. Schwindelnden Ehrgeizes voll gab Hieronymus an der Spitze von 20,000 Mann das Signal zur Erneuerung des Kriegs, indem er die mit Rom verbündeten Nachbarstädte überfiel. Aber auf dem Zuge ward er von Verschworenen meuchlerisch erschlagen.

Nun Verwirrung im Heere wie in den Mauern von Syrakus und aus dem Streben Vieler nach Herrschaft sproß Anarchie. Hippokrates[1339] und Epikydes[1340], die bei'm Morde des Hieronymus thätig gewesen waren, gewannen endlich die Truppen, drangen in die Stadt, ermordeten die dortigen Häuptlinge und metzelten auf Plätzen und Straßen, in Häusern und Tempeln deren Anhang. Um sich Freunde zu schaffen, öffneten sie die Gefängnisse, ließen sie die Sklaven frei, und gaben den Knechten die Rechte des Bürgers. Auf diese Weise gelangten sie an die Spitze der Gewalt. – Da erschien der Römer Heeresmacht. Abgeordnete derselben wurden gemißhandelt und beschimpft. So wurden die Rechte des Krieges verletzt, wo man die des Friedens mit Füßen getreten hatte.

Es begannen hierauf die Römer die Belagerung des aus 4 großen Städten bestehenden unermeßlichen Syrakus zu Wasser und zu Land. Konsul Marcellus[1341] führte die Flotte, sie bestand aus 360 Schiffen; das 120,000 Mann starke Landheer befehligte Appius. 60,000 Krieger vertheidigten die Mauern; kaum genug zum Schutze von Werken so großen Umfangs, hätte nicht das Genie eines Mannes Ersatz zu geben gewußt. Archimedes[1342], unerschöpflich im Erfinden neuer Kriegsmaschinen, schleuderte und regnete Werkzeuge der Zerstörung auf die fast täglich stürmenden Römer. Ihre Schiffe versenkte er durch geschleuderte, eisenköpfige Balken, oder er hob sie mit gewaltigen Haken hoch in die Luft und ließ sie im Herabfallen zerschmettern. Dieser einzige Mann galt für ein ganzes Heer. Sein Name war der Schrecken der Römer, und diese mußten endlich, nach schwerem Verluste, die Belagerung in eine Berennung verwandeln.

Carthago schickte 30,000 Streiter und große Vorräthe, die Belagerten zu verstärken; allein der Plan gelang nicht. Hippokrates[1343], der mit 10,000 Mann ausfiel, um das Eindringen der Carthager zu erleichtern, wurde geschlagen und abgeschnitten. Mangel nahm überhand in der Stadt und der Hunger erzeugte Meuterei unter dem Volk, Muthlosigkeit unter den Streitern.

Da wagte Marcellus einen nächtlichen Ueberfall. 1000 auserlesene Krieger, jeder eine Drommete führend, erstiegen an so viel Orten zugleich die Mauer und plötzlich schreckte der Römer Tuba, die tausendstimmig von den Zinnen ertönte, die Stadt aus dem Schlafe. – In der Verwirrung, welche die Finsterniß begünstigte, sprengten die Stürmenden die Thore. Es wälzte sich nun, mordend und würgend, das Heer der Römer durch Straßen und über Märkte und hinter ihnen zogen prasselnd die Flammen, welche sie angefacht, ihrem Werke zu leuchten. – Epikydes eilte rasch aus der Inselstadt mit seinem Kernheer herbei, um die eingedrungenen Römer zurückzuschlagen: es war zu spät. Nach einem schrecklichen Kampfe mußte er sich nach Achradina[1344] zurückziehen, dem Stadttheile zunächst der Insel, die andern (Tusa und Neapolis) den Römern und den Flammen überlassend. Jene, nach versichertem Besitz, thaten dem Feuer Einhalt und schenkten den übrigen Einwohnern das nackte Leben. Alles andere fiel den Soldaten zur Beute. Unermeßlich war sie in einer Stadt, die so lange geblühet. – Epikydes vertheidigte demungeachtet Achradina und die Insel mit verzweifeltem Muthe, und Archimedes ersann immer neue Mittel zur erfolgreichen Abwehr der täglichen Angriffe. So verstrichen mehre Monate, während welcher Carthago zweimal Entsatzheere schickte. Das erste rieb das Schwerdt, das andere die Pest gänzlich auf, und dies entschied den Fall von Syrakus. Epikydes, hoffnungslos geworden, entwich heimlich auf einem Nachen, und als dies ruchbar geworden unter der Besatzung, überließ sich diese den schrecklichsten Ausschweifungen. Viele Tausende der Syrakusaner Bürger fielen von den Waffen, welche sie vertheidigen sollten. In dieser Verwirrung bot Marcellus großmüthig den Frieden, versprach Schonung des Lebens und Eigenthums und ihre Aufnahme als Bundesgenossen der Römer. Vergebens.

[1339] Tyrann von Syrakus (siehe hierzu auch S. 471, Anm. 1343).

[1340] Der griech. Politiker Epikydes (griech. Ἐπικύδης; genaue Lebensdaten nicht bekannt).

[1341] Marcus Claudius Marcellus (ca. 268–208 v. Chr.).

[1342] Der griech. Mathematiker Archimedes von Syrakus (griech. Ἀρχιμήδης; ca. 287–212 v. Chr.).

[1343] Der griech. Politiker Hippokrates (griech. Ἱπποκράτης; † 212 v. Chr.).

[1344] Griech. Ἀχραδινή; Stadtteil von Syrakus nördl. der Ὀρτυγία/Ortigia.

Die Wachenden schickten die Gesandten höhnend zurück. – Nun stürmte Marcellus mit dem ganzen Heer. Achradina wurde nach verzweifeltem Widerstand genommen; darauf die Inselstadt, die sich mit gebrochnem Muthe vertheidigte. Was Waffen trug, fiel dem Schwerdt; alles Eigenthum der Plünderung anheim. Selbst Carthago gewährte so große Beute nicht! Die Flammen besiegelten das Werk der Verwüstung. Als Marcellus, der Eroberer, von der Akropolis die unermeßliche Stadt übersah, Preis gegeben allen Ungeheuern des Kriegs, – da hat er – so erzählt Livius[1345] – geweint. – Syrakus, dessen Belagerung einer halben Million Menschen das Leben gekostet hatte, ward erobert und zerstört im Jahre 212 v. Chr.

Ganz Sicilien war nun eine römische Provinz, und Syrakus, welches sich nie wieder erhob, theilte fortan die Schicksale der Insel. Kaiser August machte vergebens kostspielige Versuche, der verwüsteten Stadt den frühern Glanz zurück zu geben. Er ließ Ortigia wieder aufbauen und verschönern, erhob einen Theil von Achradina aus dem Schutt und sendete viele Tausende von Colonisten dahin. Unter spätern Kaisern geschah Aehnliches für die Stadt und mit nicht besserm Erfolge. – Unter den Byzantinern sank sie immer tiefer, und unter Kaiser Basilios[1346] ist sie nach tapferer Vertheidigung von den Sarazenen[1347] erobert worden, welche sie abermals zerstörten. – Von der Zeit an ward die befestigte Insel allein noch bewohnt. 1036 entriß sie Roger der Normann[1348], Graf von Sicilien, den Händen der Ungläubigen, und im 13. Jahrhundert bemeisterte sich das seemächtige Pisa des Orts, welchem Genua es bald darauf wieder abnahm. Aus dessen Händen kam es unter die Herrschaft der Kaiser aus dem schwäbischen Hause, welche Könige von Sicilien waren, und seitdem hat es das Schicksal dieses Reichs stets getheilt. Herabgesunken zu einer Stadt von 13,000 Einwohnern, eingeschränkt auf die kleine Insel, der nämlichen Area, wo vor 2000 Jahren der Heraklide die nachher so unermeßlich gewordene gründete, ist sie eins der ergreifendsten Denkmale vom Wechsel menschlicher Schicksale und der Nichtigkeit menschlicher Größe.

Ephemere – was ist Jemand?
Traum von Schatten sind die Menschen. (Pindar.)[1349]

Das heutige Syrakus verfällt immer mehr. Von Seiten der Regierung geschieht nichts, ihm aufzuhelfen, und die Menge der Klöster (das Städtchen hat deren achtzig!) hat Faulheit und Unzucht längst zum Hauptcharakterzug der Einwohner gemacht. Die Nahrungsquellen der Bürger sind das Almosenspenden der Klöster, der sich hier in großer Menge aufhaltende Landadel, Fischerei, Weinbau und etwas Küsten Handel. Ackerbau wird wenig getrieben; selbst nahe an der Stadt liegen die schönsten Gelände wüst, oder werden blos als Weide benutzt. Die Faulheit will nur da erndten, wo sie nicht zu arbeiten braucht. Ehemals hatte Syrakus mehr Einwohner, als jetzt die ganze Insel; Sicilien zählte mehr Städte über 100,000 Einwohner, als jetzt Frankreich und Deutschland zusammengenommen, und bei so dichter Bevölkerung schickte es noch Getreide nach Rom; es war das Magazin der Hauptstadt der alten Welt. Jetzt muß oft Getreide aus Egypten oder Odessa eingeführt werden, damit die wenigen Einwohner Brod essen können!

Der Hafen von Syrakus, der schönste auf dem Erdboden, der die Kriegsflotten ganz Europa's fassen könnte, ist leer, zum Theil verschüttet. Außer einigen, Küstenhandel treibenden Felucken[1350] verirren sich Schiffe nur dann hierher, wenn sie Zuflucht vor den Stürmen suchen. – Das Sehenswürdigste in dem heutigen Städtchen ist der alte Minerventempel und die Arethuse. Aus jenem hat man die Cathedrale gemacht und die herrlichen Säulen halb vermauert; letztere, eine schöne, reiche Quelle mit seltsamen, häufigen Veränderungen ihres Wasserstandes, ist jetzt das Rendezvous der braunarmigen Syrakusanischen Wäscherinnen. – Ueberaus reich ist die Umgegend von Syrakus an Denkmälern des

[1345] Der röm. Geschichtsschreiber Titus Livius (ca. 59 v. Chr.–ca. 17 n. Chr.).

[1346] Basileios I. der Makedonier (griech. Βασίλειος Α′ ὁ Μακεδών; ca. 812–886), seit 867 byzantinischer Kaiser.

[1347] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

[1348] Roger I. (frz. Roger de Hauteville; ital. Ruggero d'Altavilla; 1031–1101), seit 1072 Graf von Sizilien.

[1349] Pythische Ode VIII, Epodos 5: „ἐπάμεροι: τί δέ τις; τί δ᾽ οὔ τις; σκιᾶς ὄναρ \ ἄνθρωπος".

[1350] Arab. فلوكة, Falūka; als Feluke bezeichnet man ein kleines zweimastiges Küstenfahrzeug des Mittelmeeres.

Alterthums. Landeinwärts ist stundenweit alles eine ungeheure Ruine. Kleine Weingärten grünen zwischen und auf den Trümmern, schwarze Felsen wechseln mit Steinhaufen, Schuttberge mit elenden Hütten. Von der Akropolis-Höhe übersieht man eines Blickes alle Theile der alten Stadt. Die Ringmauern der einzelnen Abtheilungen derselben unterscheiden sich deutlich, die Wasserleitungen, das in den Felsen gehauene griechische Amphitheater, das Forum und mehre Tempel, alle erstaunenswürdige Ueberbleibsel, treten kenntlich hervor. Man sieht die Latonien[1351], die Steinbrüche, aus denen man das Material zum Stadtbau nahm, ungeheuer große und weite mit einander in Verbindung stehende Aushöhlungen, welche schon vor der Zeit des Dionys als Bewahrungsorte für die Kriegsgefangenen dienten. Hier ist auch das berüchtigte Ohr des ältern Dionys[1352], eine akustisch ausgehauene Höhle. An den Wänden derselben bemerkt man noch die Löcher, in welchen die eisernen Ringe befestigt waren, an denen der Despot seine Opfer anschmieden oder in Ketten aufhängen ließ. Hoch oben ist ein kleines Gemach, in das eine geheime (jetzt noch sichtbare) Treppe führt; und dorthin ging der Tyrann, sich an den Klagen und Verwünschungen seiner Gefesselten zu ergötzen, oder ihre Gespräche zu behorchen. Die Katakomben, größer und geräumiger noch als die von Neapel und Rom, sind ein merkwürdiges Zeugniß für die einstige ungeheure Bevölkerung. Sehenswerth ist auch der Hafen des Agathokles, ganz aus köstlichem Marmor erbaut. Jetzt weiden Ziegen und Rinder auf seinen mit hohem Gras und Buschwerk überwachsenen Kayen.

[1351] Recte: Latomien.

[1352] Das „Ohr des Dionysos“ ist eine künstliche in den Fels geschlagene Höhle in den Steinbrüchen (s. o.) von Syrakus. Wegen der hervorragenden Akustik der Höhle wird behauptet, der Tyrann Dionysos (siehe hierzu S. 469, Anm. 1329) hätte sie eigens fertigen lassen, um seine Feinde zu belauschen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 19-22.

LXXXXIX. Innsbruck.

Die Lage dieser heitern Stadt, hart am grünlichen Innstrom, der mit jugendlichem Ungestüm vorüberbraust, im Schooße wilder und abenteuerlicher Gebirgsformen, muß auch den Blick Desjenigen, der ganz Europa durchzog, in ihrem großen, feierlichen, hochromantischen Charakter, lebhaft überraschen und mächtig festhalten. Es ist ein eigner Zauber über diese Landschaft gebreitet. Während die hohen Alphörner ringsum das blendend weiße Gewand des ewigen Winters tragen, lacht alles mild und sonnig in dem geschirmten breiten Thale, und fast das ganze Jahr hindurch prangt es im vollsten Blüthenschmuck und saftigsten Grün. Lau sind hier die Lüfte und man ahnet die Nähe Hesperiens[1353].

Uralt ist die Hauptstadt Tyrols und ihr Inneres trägt das Gepräge großer und lang-einheimischer Wohlhabenheit. Schon im eilften Jahrhundert galt der Ort für reich. Die Häuser (etwa 600, in denen 11000 Menschen wohnen) sind meistens von Quadern aufgeführt, 4 bis 6 Stockwerke hoch und von italienischer Bauart. Mehre der regelmäßigen Straßen sind mit schönen Denkmälern geziert, unter welchen sich der Triumphbogen der Maria Theresia[1354] und Josephs II.[1355], die herrliche marmorne Annensäule[1356] in der Mitte zweier Brunnen (am Eingange der Hauptstraße) und auf dem großen Rennplatze die erzene Reiterstatue Leopolds V.[1357], ein Werk der Tyroler Gras[1358] und Reinhardt[1359] aus dem 17. Jahrhundert, auszeichnen. Mehre alterthümliche Palläste erinnern an die Zeiten, wo die deutschen Kaiser, Habsburger Stamms, in der Mitte ihrer treuen Tyroler mit Vorliebe weilten und Inspruck und die Pfalzen in der Nahe die gewöhnlichen Sommerresidenzen der Monarchen waren. – Die kaiserliche Burg, 1494 von Maximilian I.[1360] erbaut, erhielt unter Maria Theresia ihre jetzige Gestalt. Die Burgkapelle ward von ihr auf derselben Stelle errichtet, wo ihr Gemahl, Franz I.[1361], vom Schlage gerührt, seinem Sohne Joseph II. in die Arme sank. – Das Haus mit dem goldnen Dach, (jetzt Hofkammer), erbaute sich Kaiser Friedrich mit der leeren Tasche[1362] 1425 zur Wohnung. An die Vergoldung der kupfernen Kuppel hat er 200,000 Dukaten verschwendet. – Die Universität, ein Denkmal Kaiser Leopold I.[1363], 1782 gestiftet, später aufgehoben und 1826 wieder hergestellt, welche auf

---

[1353] Siehe hierzu S. 351, Anm. 1011.

[1354] Maria Theresia von Österreich (siehe hierzu S. 768, Anm. 2357), seit 1740 Erzherzogin von Österreich und Königin von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

[1355] Joseph II. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2358).

[1356] Sie erhielt ihren Namen 1703 nach dem Annatag (26. Juli), an dem die letzten der im Rahmen des Spanischen Erbfolgekrieges in Tirol eingefallenen bayer. Truppen vertrieben worden waren. Zum Dank hierfür gelobten die Landstände im Jahre 1704 die Errichtung eines Denkmals, das vom Trentiner Bildhauer Cristoforo Benedetti (siehe hierzu S. 475, Anm. 1372) aus rotem Kramsacher Marmor geschaffen wurde.

[1357] Das zwischen 1622 und 1630 nach einem Entwurf von Christoph Gumpp d. J. (1600–1672) geschaffene Reiterstandbild von Erzherzog Leopold V. (1586–1632).

[1358] Caspar Gras (1585–1674).

[1359] Heinrich Reinhart († 1629).

[1360] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

[1361] Franz Stephan von Lothringen (siehe hierzu S. 768, Anm. 2355), seit 1745 als Franz I. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[1362] Friedrich IV. (1382–1439), ab 1402 verwaltete er als Titularherzog von Österreich die österr. Vorlande und war ab 1406 auch Graf von Tirol und damit Regent in Oberösterreich.

[1363] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1656 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Hier dürfte jedoch die Triumphpforte für Kaiser

Tyrols höhere Nationalbildung mächtig und wohlthätig einwirkt, hat ein schönes Lokal und die mit ihr verbundnen Sammlungen vaterländischer Natur- und Kunstprodukte des Ferdinandeums[1364], das physikalische und das anatomische Kabinet sind sehenswerth. Im Gymnasialgebäude[1365] ist die Universitätsbibliothek aufgestellt, mit welcher eine reichhaltige Kupferstichsammlung verbunden ist. – Unter den Kirchen zeichnet sich die Hofkirche durch Größe aus, und die in ihr bewahrten Denkmäler machen sie weltberühmt. Das Mausoleum Kaiser Maximilians I., in ihrer Mitte aufgerichtet und einen weiten Raum einnehmend, gehört zu den prachtvollsten Monumenten der alt-niederdeutschen Kunst. Acht und zwanzig kolossale Bildsäulen von Bronze, die denkwürdigsten Männer und Frauen des Hauses Habsburg vorstellend, umstehen den herrlichen Marmorsarkophag, an dessen Wänden 24 Basreliefs von wunderbarer Schönheit und Erhaltung die Thaten des Kaisers veranschaulichen, dessen wohlgetroffnes, mehr als lebensgroßes Bild in ritterlichem Schmuck, aus Erz gegossen, auf dem Deckel ruht. Die Verfertiger dieses Kunstwerks waren die Meister Collin[1366] aus Mecheln, Abel[1367] und Löffler[1368] aus Köln. Von der Hand des erstgenannten sind auch die bewunderten Grabmäler Ferdinands II.[1369] und der schönen Philippine Welser[1370], seiner Gemahlin, einer Patriziertochter aus Augsburg. – Neben diesen fürstlichen Prachtmausoleen erhebt sich das einfache Denkmal des heldenmüthigen Hofer[1371], – des Sühn-Opfers einer verrätherischen und feigen Politik. – In der Jakobskirche verdient der Hochaltar, ein Werk Benedetti's[1372], Betrachtung. Als Innsbrucks schönster Tempel gilt aber die Dreifaltigkeitskirche[1373], in derem Hochaltarblatt man ein Werk von Rubens[1374] bewundert. Ein guter Albrecht Dürer[1375], ein ECCE HOMO[1376], ziert die Sakristei. Auch alle andren Kirchen haben bedeutende, zum Theil kostbare Bilderschätze – (die des Kapuzinerklosters z. B. einige der schönsten Lukas Kranach's) aufzuweisen.

An Bildungsanstalten ist Innsbruck reich. Außer der bereits erwähnten Universität besitzt es ein Gymnasium, ein Seminar, eine vortreffliche Muster-Hauptschule[1377], eine höhere Töchter-

---

Leopold II. (1747–1792) gemeint sein, die zur Erinnerung an dessen Vermählung mit María Ludovica von Spanien (span. María Luisa de Borbón; 1745–1792) am 5. August 1765 in Innsbruck errichtet worden war.

1364 Das Ferdinandeum war 1823 unter dem Namen „Tirolisches Nationalmuseum“ gegründet worden. Die Sammlungen waren zunächst in angemieteten Räumen im Stift Wilten und im Universitätsgebäude untergebracht. Das erste Museumsgebäude erbaute 1842 bis 1846 der Innsbrucker Stadtbaumeister Anton Mutschlechner (1785–1846), das in den Jahren 1884 bis 1886 erweitert und umgebaut wurde.

1365 Das heutige Akademische Gymnasium Innsbruck wurde am 12. Mai 1562 als Lateinschule der Jesuiten gegründet. Mit dem Bau eines neuen Gebäudes wurde am 5. Juli 1603 begonnen, doch wegen der angespannten finanziellen Lage sollte sich Fertigstellung bis 1606 hinziehen.

1366 Alexander Colin (ca. 1528–1612) führte die Arbeiten am Grabmal zu Ende.

1367 Die Kölner Bernhard († 1563) und Arnold Abel († 1564) schufen die Marmorreliefs.

1368 Der Stückgießer Gregor Löffler (ca. 1490–1565) hat die Standstatuen „lediglich“ nach Entwürfen ausgeführt, die u. a. von Albrecht Dürer und Peter Vischer d. Ä. (ca. 1455–1529) stammen.

1369 Erzherzog Ferdinand II. von Österreich (1529–1595), seit 1564 gefürsteter Graf von Tirol.

1370 Philippine Welser (1527–1580).

1371 Der Tiroler Wirt und Widerstandskämpfer Andreas Hofer (1767–1810; füsiliert).

1372 Cristoforo Benedetti (1657–1740), dem Innsbruck die Annensäule (siehe hierzu S. 474, Anm. 1356), den Hochaltar in der Spitalkirche und sieben Altäre im Dom St. Jakob zu verdanken hat.

1373 Die Jesuitenkirche Zur Heiligsten Dreifaltigkeit war anstelle von Vorgängerbauten in den Jahren 1627 bis 1646 von Pater Paul Fontaner (1579 o. 1583–nach 1636) und Christoph Gumpp d. J. (siehe hierzu S. 474, Anm. 1357) erbaut worden.

1374 Peter Paul Rubens (fläm. Pieter Pauwel Rubens; 1577–1640).

1375 Albrecht Dürer d. J. (1471–1528).

1376 Lat., „Seht, welch ein Mensch“ (Joh 19,5; in der Übersetzung Martin Luthers; 1483–1546); in der Kunstgeschichte Bezeichnung für eine Darstellung Jesu als stehende, einzelne Halb- oder Ganzfigur mit Purpurmantel, Lendentuch und Dornenkrone sowie den entsprechenden Folterspuren.

1377 Das heutige Bundes-Oberstufenrealgymnasium Innsbruck war 1766 in der Altstadt (Kuepachgasse 10) als „Normalhauptschule“ gegründet worden, in deren obersten Klassen die Lehrerausbildung erfolgte. 1819 wurde es

schule etc.; und viele öffentliche, oder der allgemeinen Benutzung offene Privatsammlungen, gelehrte Gesellschaften, Musikvereine und ein Theater erleichtern die Erlangung von Kenntnissen und vielseitiger Ausbildung. Eine lebhafte Industrie bewegt sich in zahlreichen Seiden-, Leder-, Tuch-, Baumwoll- und Messerfabriken, und die bürgerlichen Gewerbe und der Handel, besonders der Transitohandel zwischen Deutschland und Italien, sind im blühendsten Zustande. Die Wochenmärkte sind die besuchtesten Tyrols, und aus allen Thälern des Gebirgs ziehen an den Markttagen die kernhaften, schöngewachsnen Bewohner in ihren malerischen Trachten der alten Hauptstadt zu, die Produkte der Alpen gegen die Waaren des Orts und des Auslandes zu tauschen.

Interessante Ausflüge von Innsbruck sind viele zu machen. Eine der genußreichsten Partien ist die nach dem ¾ Stunde entfernten kaiserlichen Lustschloß Ambras, mit einer gepriesenen, entzückenden Aussicht in's Ober- und Unter-Innthal. Hier lebte einst Ferdinand mit seiner Philippine der Kunst und der Liebe. Von daher stammt die berühmte Ambraser Sammlung, welche jetzt einen Hauptbestandtheil des kaiserlichen Museums ausmacht und in Wien, im Belvedere[1378], aufbewahrt ist. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man auch den Söller, von dem Wallenstein[1379], der Held des 30jährigen Kriegs, der Fels, an dem die Sturmwogen der Reformation sich brachen, als Edelknabe, schlafend, herab in die Tiefe stürzte, ohne sich zu verletzen. – Ein zweistündiger unterhaltender Weg das Innthal herab führt zur St. Martinswand, einer senkrechten, himmelhohen Felsenmauer, an der ein Kapellchen hängt, welches, von unsichtbarer Kraft getragen, in den Lüften zu schweben scheint. Das fromme Denkmal bezeichnet die Stelle, wo Kaiser Maximilian dem Ersten auf der Gemsjagd in unbesonnener Verfolgung eines Wildes die Steigeisen brachen und er sich, allein auf schmalem Vorsprung in schwindelnder Höhe, unfähig einen Fuß zu versetzen, in äußerster Lebensgefahr sah. Zwei Tage und zwei Nächte, so erzählt die Legende, rang er vergeblich nach Hülfe; dann that er muthig Verzicht auf das Leben und bereitete sich zum Tode. Indeß erscholl das ganze Land von der betrübten Kunde, daß man den Kaiser vermisse. Gebete wurden in allen Kirchen angeordnet, und das Allerheiligste umhergetragen in feierlichen Prozessionen. Da, bei'm Anbruch des dritten Morgens, als schon die Nebel des Todes den Blick des aufs Aeußerste erschöpften Kaisers umdüstern, fühlt er sich plötzlich von Menschenhand ergriffen, und dem freudig Erschrockenen steht ein Hirtenknabe zur Seite, mit Kletterstab und Steigeisen, und dieser zeigt ihm mit den Worten: „Getrost, Herr! Gott kann euch helfen und er will euch helfen" einen rettenden Pfad. Also gelangte Maximilian wieder zu den bekümmerten Seinen, die ihn wie einen vom Tode Erstandenen empfingen. Als aber der Kaiser, nach des Wiederfindens erstem Entzücken, nach dem Jüngling fragte, hieß es, er sey unter der Menge verschwunden. Niemals hat man ihn wiedergesehen. Da wähnte das Volk, ein Engel, von Gott zur Rettung des Kaisers gesendet, sey es gewesen und der fromme Glaube baute an der durch das Geschehene geheiligten Stelle das kleine Gotteshaus und stiftete in demselben eine ewige Lampe, die erst in den Wirren des 18. Jahrhunderts erlosch.

---

zur „Musterhauptschule" erhoben. 50 Jahre später wurde sie 1869 zur „k. k. Lehrerbildungsanstalt und Musterhauptschule zu Innsbruck" (LBA) umgewandelt.

[1378] Das Schloß war im Auftrag des Prinzen Eugen von Savoyen (siehe hierzu S. 786, Anm. 2403) in den Jahren 1714 bis 1728 von Johann Lucas von Hildebrandt (1668–1745) erbaut worden.

[1379] Der böhmische Feldherr Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein (eigentl. Waldstein; tschech. Albrecht Václav Eusebius z Valdštejna; 1583–1634), Herzog von Friedland und Sagan, von 1628 bis 1631 als Albrecht VIII. Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Graf von Schwerin, Herr von Rostock, Herr von Stargard.



INSPRUCK
in Tyrol

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°.

CCCLII. Schloss Ambras bei Innsbruck.

Im weiten Innthale, drei Viertelstunden von der Hauptstadt Tyrols, auf dem Scheitel einer sanftansteigenden Höhe, steht Schloß Ambras, einst vielbesucht um seiner jetzt in der Hauptstadt Oesterreichs aufgestellten Kunstsammlung willen, in der deutschen Romantik aber ein immerfort gefeierter Name. Blos ein Castellan wohnt jetzt in diesem Schlosse, wo einst Ferdinand von Oesterreich mit der schönen Welserin[1380] lange und glückliche Tage der treuesten, gegenseitigen Liebe verlebte. Bartholomäus Welser[1381], der steinreiche Augsburger Kaufherr, der mit Fuggern Kaiser Karl V.[1382] 12 Tonnen Goldes vorschießen konnte, jener unternehmende Mann, der Flotten ausrüstete, um in der neuen Welt deutsche Colonien[1383] anzulegen und der sich ein Reich (Venezuela) eroberte, das größer war, als ganz Deutschland – dieser mit dem Titel eines kaiserlichen geheimen Raths geschmückte Patrizier hatte eine Nichte, welche durch Schönheit und Anmuth alles bezauberte, was sich ihr nahete. Als Karl V. in Augsburg Reichstag hielt, wohin ihn sein Bruder, Ferdinand, nachmaliger Kaiser, begleitete, sah dessen Sohn, der 19jährige Erzherzog Ferdinand, im Welserschen Hause oftmals die schöne Bürgermaid, und in beider Herzen leuchtete bald die innige Liebe. Aber über der Liebe wachte in Philippinen die Sittsamkeit und der Stolz der Tugend. Nur am Altare war für den Erzherzog Vereinigung zu hoffen. Er ließ sich daher trauen mit Philippinen, ohne Vorwissen seines Vaters, ohne Einwilligung des die halbe Welt beherrschenden Onkels. Der Vater verwies den unlöslich Verbundenen zürnend auf die einsame Burg im Innthale. Da floh von ihnen der fürstliche Glanz; aber das größte irdische Glück – das häusliche, welches die Liebe täglich neu schmückt, – das kehrte dafür ein. Acht Jahre lang waren die Getreuen aus den Augen des Vaters verbannt gewesen – als ihm eines Morgens eine Frau unter fremden, angenommenem Namen eine Bittschrift überbrachte. Betroffen von ihrer Schönheit und der Würde und Anmuth ihres Wesens, sagte ihr der Kaiser schmeichelhafte Worte. Da schöpfte sich Philippine ein Herz, umfaßte des Kaisers Kniee und flehte Vergebung für ihren Gemahl. Er verzieh Beiden und erklärte ihre Kinder für legitim; nur sollten sie den Titel Erzherzöge nicht führen, sondern den der Markgrafen von Burgau. So großherzig war Ferdinand nicht, daß er zum Herrn sich hätte machen können über alles Vorurtheil, – daß er daran gedacht hätte, wie der Habsburger Ahnherr auch nur Einer gewesen aus ritterlichem Stamm. 30 Jahre dauerte die immer glückliche Ehe und noch nach der Welserin Tode ehrte sie Ferdinand durch eine Denkmünze mit ihrem Bilde und der Randschrift: „Der göttlichen Philippine" (*Divae Philipinae*.[1384]) Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste Cardinal[1385]; der andere aber führte die Heere des Habsburger Hauses in Ungarn und in Spanien mit Ruhm[1386]; doch kinderlos dorrte mit ihm der Zweig

---

[1380] Siehe hierzu S. 475, Anm. 1369 u. 1370.

[1381] Bartholomäus V. Welser d. Ä. (1484–1561), wohl der Onkel von Philippine Welser.

[1382] Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[1383] 1519 hatte der span. König Karl I. (span. Carlos I; der spätere Kaiser Karl V.; s. o.) für die anstehende Wahl zum Kaiser des Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation hohe Kredite bei den Augsburger Handelshäusern Welser und Fugger aufnehmen müssen. Welser schuldete er schließlich um die 150.000 Gulden. Karl konnte sich dank dieser finanziellen Unterstützung zwar bei der Wahl gegen den frz. König Franz I. (frz. François I[er]; 1494–1547) durchsetzen, war jedoch lange Zeit nicht in der Lage, seine Darlehen zu tilgen. Zum Ausgleich bot Karl V. Welser schließlich ein Stück von der Neuen Welt an und überließ der Familie die Provinz Venezuela als Lehen. Zwischen 1528 und 1545 versuchten dann die Welser in Klein-Venedig (!) vergeblich ihr Glück.

[1384] Lat., „der verklärten Philippine".

[1385] Andreas von Österreich (1558–1600), am 21. Februar 1578 zum Kardinal erhoben; seit 1589 Fürstbischof von Konstanz und seit 1591 auch von Brixen.

[1386] Der Feldmarschall Karl von Österreich (1560–1618), Markgraf von Burgau.

wieder ab, der jener seltenen Verbindung entsproßt war. Auch der Welser Reichthum zerrann in den Händen ihrer Erben – die amerikanischen Besitzungen verschlangen die Tonnen Goldes, eine nach der andern, und konnten dennoch nicht behauptet werden, und weniger glücklich als die Fuggers, welche fürstliche und gräfliche Namen und große Besitzungen in die Gegenwart gebracht haben, zerstreute sich die Familie nach Ulm, Nürnberg, Wien – und trat in die Dunkelheit zurück. Nur die Liebe verklärt den Namen noch und ihn segnet der edle Wohlthätigkeitssinn Philippinens, der in vielerlei Stiftungen bis heute fortwirkt. Fremde Hand schrieb einst auf ihren Grabstein: „Den Jammer auf Erden konnte ich nicht tilgen; aber viel Jammernde nennen meinen Namen und denken an mich in Liebe."[1387]

[1387] So nur in „Meyer's Universum" zu finden. Das für Philippine Welser (siehe hierzu S. 475, Anm. 1370) von Alexander Colin (siehe hierzu S. 475, Anm. 1366) geschaffene Grabdenkmal in der „Silbernen Kapelle" der Innsbrucker Hofkirche trägt übrigens folgende Inschrift: „Ferdinandus Dei gratia Archidux Austriae, Dux Burgundiae, Comes Tirolis, Philippinae Conjugi carissimae fieri curavit. Obiit XXIV. mensis Aprilis Anno Salutis MDLXXX. / Ferdinand von Gottes Gnaden Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Graf von Tirol trug dafür Sorge, [dieses Denkmal] seiner geliebtesten Gemahlin Philippine zu errichten. Sie verstarb am 24. des Monats April im Jahre des Heils 1580."



SCHLOSS AMBRAS
in Tyrol

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 110-120.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 66-76.

Innsbruck.

Nirgends im Süden unsres Vaterlandes geht's der Freude am Dasein so schlecht, als in Tirol! Von Thal zu Thal verfolgt sie der trübe finstere Geist, der in seinem blinden Antagonismus gegen alle „Weltlust" die beste Nahrungskraft der Seele aus den Herzen der Menschen reißt, und was diesem finstern Geiste entgeht, das ächzt unter dem allgemeinen Drucke, unter welchem in dem ganzen großen Oesterreich nun einmal kein rechter Mann des Lebens froh werden kann.

Diese Thatsache ist nicht das Werk eigenen Verschuldens; sie ist ein Unglück, dessen Spuren in der Geschichte des Landes nicht weiter zurückreichen, als seine lebendige Erinnerung.

Wie jedes Land, das sich herabgekommen fühlt, spricht auch Tirol von seiner guten alten Zeit und verlegt diese in das vorige Jahrhundert. In dieses zieht es auch die Herrlichkeiten früherer Tage mit herein und erhöht mit ihnen den schon in der Wahrheit liegenden Glanz jener Vergangenheit, der vorzugsweise fürstlichen Ursprungs war. Glanz und Glück wohnten allerdings geraume Zeit mit einander in Tirol. Habsburgische Erzherzoge hielten prächtig Hof in Innsbruck, Bergwerke und lebhafter Zwischenhandel machten reiche Leute zwischen den Bergen, andere Tiroler holten ihren Wohlstand „draußen im Reich" und weiter, sei's wie die Imster, durch Kanarienvögel, oder wie die Tesineser durch Heiligenbilder, die Märkte zu Botzen und Hall blühten, und die Stände hatten noch ein gewichtiges Wort zu reden in allen öffentlichen Angelegenheiten der gefürsteten Grafschaft. Damals hieß es „ein stolzes Leben im Ländl."

Dieses Glück stieg bergab, noch ehe das Jahrhundert geschieden war, aber nicht so steil, als seit dem weltberühmten Erhebungsjahre, seit „Anno Neun."

Wer heute auf der Wanderung zwischen den Bergen bei älteren Leuten sich nach jener Zeit erkundigt, in der Hoffnung, ein Paar Worte voll tirolischen Selbstgefühls aus gehobener Brust und mit leuchtenden Augen aussprechen zu hören, dem wird eine Täuschung widerfahren. Trüben Blicks, mißmuthig gebeugt, spricht man über Tage und Männer, die uns anderen Deutschen noch heute von der Glorie nationalen Märtyrerthums umflossen erscheinen, ja man grollt dort der großen Erhebung, wie dem Ausbruche sammt allen Folgen einer großen Thorheit.

Die Treue, mit welcher die Tiroler zum österreichischen Kaiserhause hielten, ist sprüchwörtlich geworden, sie tritt mit fast rührender Erhabenheit in des Landes Geschichte auf. Es ist nicht bloß dichterische Phrase: „das treue Land Tirol." Diese Treue entzündete auch die Kriegsflamme von „Anno Neun", sie hielt die Fahne am Berg Isel und stürzte die Leichen von Tausenden, Franzosen, Bayern, Sachsen und anderen Dienstpflichtigen Napoleons, in die Abgründe. Die Geschichte kann sich von dem Schmollen der Gegenwart über jene Zeit nicht beirren lassen, sie wird den Lorbeer der Helden rein erhalten. Der Schmutz der Folgen fällt auf andere Häupter.

Hätte aber auch nicht die Treue in Tirol die Stutzen von der Wand gerufen, so würde es die ungeschickte Weise gethan haben, mit welcher Bayern von dem Lande Besitz genommen. Der gute Wille des Königs Maximilian[1388] stand gedruckt und geschrieben auf dem Papier, aber wie führten seine Beamten und Offiziere ihn aus! Anstatt die durch den aufgezwungenen Herrenwechsel tief verletzten Gemüther versöhnlich zu behandeln, verfuhr die Brutalität wie in einem feindlich eroberten Land, und

[1388] Siehe hierzu S. 522, Anm. 1528.

selbst wo die bayerische Regierung Akte wahrhafter Wohlthaten für das Volk anordnete, verwandelte die Rohheit der Ausführung sie in ihr Gegentheil. Man wollte jesuitische Finsterniß ausrotten, riß deshalb die für überzählig erklärten Heiligenkapellen und Kruzifixe nieder – und verkaufte das durch den Glauben geweihete Trümmerwerk an die Juden. Man führte das Impfen ein, aber nicht, indem man mit beruhigender Belehrung voranging, sondern indem man die Kinder den Müttern mit Gewalt entriß. Man führte die Konskription ein mit noch viel gewaltsameren Maßregeln; durfte doch ein Oberst Dittfurt[1389] sich öffentlich vermessen: „daß er mit seinem Regiment allein das ganze Tiroler Lumpenvolk in Unterwürfigkeit erhalten wolle."[1390] Eine vereinfachte und bessere Justiz und Verwaltung würde wohl wenig Widerstand gefunden haben, wenn nicht das altbayerische Landrichterthum die Zugabe gewesen wäre. Womöglich noch verhaßter wußten sich die Rentbeamten bei der Einführung des neuen Steuersystems zu machen; ein solcher scheute sich nicht, laut zu drohen: „er wolle die Tiroler so aussaugen, daß sie zuletzt Heu fressen müßten"[1391], – und es war sicherlich, nach dem Siege der Tiroler, eine gelinde Strafe für ihn, daß er im Angesicht der triumphirenden Bauern ein Büschel Heu als Mittagsmahl verzehren mußte. Endlich, um das Maß des Unrechts und der Kränkung voll zu machen, wurde, gegen das königliche Versprechen, der Tiroler Landtag aufgehoben und endlich sogar der Name Tirols von der Völkerkarte ausgetilgt, das Land „Südbayern" genannt und, um den kräftigsten Trumpf auf diese Verhöhnung des Volksgefühls zu setzen, das Stammschloß Tirol an den Meistbietenden verkauft. Hätte die bayerische Regierung die Absicht gehegt, das Herz des Volks im höchsten Grade gegen sich zu erbittern und es mit allem Zündstoff einer Rebellion anzufüllen, so konnte sie die Maßregeln dazu nicht sinniger treffen, als dies ihren Dienern bei der Ausführung der königlichen Regierungsbefehle gelang.

Da kam das Jahr 1809, und die Rachesaat trug ihre Ernte. Das Tiroler Trauerspiel ist unsern Lesern bekannt, es hat unter Dichtern und Geschichtschreibern seine verherrlichenden Männer gefunden. So großartig das Schlachtfeld, so großartig waren die Heldenthaten des Bergvolks, bis Beides, Land und Volk, dem Interesse der „höheren" Politik zum Opfer gebracht wurden, denn nie hat diese höhere Politik sich der niedrigsten Streiche geschämt, wenn dadurch die Folgen einer Verkehrtheit unschädlicher gemacht werden konnten, oder, wie man in preßfreien Ländern sich ausdrückt: wenn eine höhere Dummheit durch eine diplomatische Schlechtigkeit zu verdecken war.

Der Verlauf des Kriegs hat neben einer Reihe ewig denkwürdiger Thaten eine noch längere Reihe von Unmenschlichkeiten aufgestellt; mit dem Wüthen der Bayern gegen die Tiroler kann in neuerer Zeit nur das der Türken gegen die Griechen sich messen. So oft die Bayern siegten, ging ihr soldatisches Kämpfen in Zertrümmern, Vernichten und Morden aus thierischer Gier über. Feuer und Blut bezeichnete ihre Bahn. Auf Napoleons Befehl behandelte man die tapfern Tiroler Bauern als Räuber; *Chefs de brigands* hieß man ihre Anführer. Hunderte wurden an Bäume gehenkt und vielen Anderen die Hand auf den Kopf genagelt. So grausam zeigten sich die Tiroler nie, wie denn überhaupt das Volk in seinem Zusammenwirken sich immer edler beweist, als die geborenen Herren. Dagegen lag es in der Erbitterung, wie in dem neckischen Charakter der Tiroler, daß sie die Wuth der Bayern, die durch die vielen Verluste schon hinlänglich gereizt war, noch erhöheten. Dies entschuldigt jedoch höchstens den gemeinen Mann, nicht die dem entsprechende Aufführung der Offiziere und gar der Befehlshaber, und deshalb mag der Lorbeerkranz auf der Wrede-Statue[1392] in der münchener Feldherrenhalle noch so hell im Sonnenlicht des eitlen Ruhmes glänzen, das Blatt für seine Heldenthaten in Tirol bleibt ewig schwarz.

[1389] Karl Freiherr von Ditfurth (1774–1809), Chef des in Innsbruck stationierten Regiments Kinkel. Er wurde bei den dortigen Straßenkämpfen verwundet und starb am 19. April 1809. Er gilt als leiblicher Sohn des bayer. Königs Maximilian I. Joseph.

[1390] Frei zitiert nach „Wolfgang Menzels [(1796–1873)] Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. – Vierte, umgearbeitete Auflage" (Stuttgart: J. G. Cotta ^{4}1843), S. 1140.

[1391] Ebd., S. 1142, Anm. *).

[1392] Auf der von Ludwig von Schwanthaler (siehe hierzu S. 516, Anm. 1497) entworfenen und am 8. Oktober 1844 feierlich enthüllten Statue für den bayer. Generalfeldmarschall Carl Philipp Fürst (seit 1814) von Wrede (1767–1838).

Nach dem großen Jahre kam, wie wir oben sagten, „der Schmutz der Folgen“, oder, wie Ludwig Steub sagt: „es endete über zerknickten Hoffnungen, gebrochenen Herzen und beweinten Leichen.“[1393] Ein Theil Tirols ward wieder bayerisch und bildete nun den Innkreis. Die Regierung that jetzt vernünftigere, menschlichere Schritte, sie legte sich nicht wieder allein aufs Abzapfen in einem Lande, das aus tausend Wunden blutete. Der damalige Oberkommandant des Inn- und Salzachkreises, der Kronprinz (König Ludwig) mit seiner schönen Gemahlin suchten mit demselben Eifer Versöhnung und Liebe im Volke zu verbreiten, mit welchem Freiherr von Lerchenfeld des Landes Verwaltung leitete. Der an sich natürliche Zusammenhang Tirols mit Bayern, der durch die gegenseitigen Bedürfnisse geradezu bedingt ist, würde durch die Macht der Interessen und der Gewohnheit befestigt worden sein, wenn die abermalige Scheidung nicht zu bald gekommen wäre und wenn man dem Lande und Volke die Ehre des alten Namens gelassen hätte. Man glaubte eben in den höchsten Kreisen noch an die große Thorheit, daß es nur nöthig sei, einen Namen zu ändern, um ein Volk auszuwischen.

Das Jahr 1814 zeigte, daß Tirol noch lebte trotz der bayerischen Namensübertünchung; die Wiederkehr zu Oesterreich wurde mit unendlichem Jubel gefeiert, und als gar im Jahr 1816 Kaiser Franz[1394] nach Innsbruck kam, schien das ganze Land ein goldnes „G’wandl von Glückseligkeit“ zu tragen. Aber wie bald verblaßte sein Schimmer!

„Die fromme Kirchlichkeit des Volks“ war unter der bayerischen Aufklärungsbureaukratie am meisten gekränkt worden, und da die Priester und die Weiber bei jedem Volke von gewichtiger Stimme sind, so kehrte viel Freude ein, als die Klöster und Abteien sich wieder mit Kutten aller Art bevölkerten und die vielen bisher abgeschafften Feiertage wieder zu Ehren kamen. Dabei hatte es aber auch mit der Rückkehr zum Alten vor der Hand sein Bewenden. Die verhaßte Konskription ward offenbar von Oesterreich als ein willkommenes bayerisches Geschenk betrachtet, denn Kaiser Franz beeilte sich nicht nur nicht mit ihrer Abschaffung, sondern konskribirte selbst ein Tiroler Jägerregiment von fünfthalbtausend Mann, neben welchem immer noch 20,000 Mann bei Landesgefahr bereit sein müssen, denen, wenn’s die Noth gebietet, das Volk in Masse als Landsturm nachfolgt. Dies, sowie die kostspieligen Befestigungen bei Brixen[1395] und Finstermünz[1396] brachten sehr bald manchen Tirolerkopf zum Schütteln. – Im Gerichtswesen hatte Bayern den Organismus dadurch vereinfacht, daß es die, neben den 57 landesfürstlichen Gerichten, damals bestehenden 36 Pfandschafts-, 47 Lehen- und 31 Eigenthums-, zusammen also 114 Patrimonialgerichte aufhob. Oesterreich stellte sie alle wieder her und erhielt sie, bis sie selbst ihre Existenz für unnütz erkannten und allmählig aufgaben. –

Am schlimmsten ward den Tirolern mitgespielt, als sie über die unter Bayern stattgehabte Aufhebung ihrer alten Stände Klage führten, die im Jahre 1790 zum letzten Male von Kaiser Leopold[1397] zusammenberufen worden waren. Kaiser Franz stellte allerdings 1816 der Tiroler alte Verfassung wieder her und zwar „aus Gnade“, jedoch „mit denjenigen Verbesserungen, welche die veränderten Verhältnisse und das Bedürfniß der Zeit erheischen.“[1398] Aber so traurig sind diese Verbesserungen für die alten Freiheiten der Tiroler ausgefallen, daß der große Ausschußkongreß, der fortan die Stelle des offenen Landtags vertrat, und aus den vier Ständen der Geistlichen, Ritter, Bürger und Bauern unter obrigkeitlicher Aufsicht und Führung zusammengewählt und kaiserlich auf Lebenszeit für jeden Repräsentanten bestätigt war, dahin lebte, ohne im Volke Wurzeln schlagen zu können. „Das köstliche Kleinod“ der alten Rechte war dahin, aber von Allem drückte nichts so schwer, als der Verlust des Steuerbewilligungsrechts. Wie oft und dringend auch der kaiserlichen Regierung dargelegt wurde: „daß

[1393] Aus Ludwig Steubs (1812–1888) Buch „Drei Sommer in Tirol“ (München: Verlag der literarisch-artistischen Anstalt 1846), S. 608.

[1394] Siehe hierzu S. 768, Anm. 2352.

[1395] Die zwischen 1833 bis 1838 nach Plänen des österr. Festungsbaumeisters Franz Scholl (1772–1838) erbaute Franzensfeste (ital. Fortezza) bei Brixen (ital. Bressanone).

[1396] Das in den Jahren 1834 und 1840 erbaute Sperrfort Hochfinstermünz (seit 1856 Altfinstermünz; rätorom. Vestmezia) nordwestl. der Ortschaft Nauders in Nordtirol.

[1397] Leopold II. (1747–1792), von 1765 bis 1790 Großherzog der Toskana sowie ab 1790 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und König von Böhmen, Kroatien und Ungarn.

[1398] Siehe Steub, Drei Sommer, wie S. 483, Anm. 1393, S. 618f.

Tirol für Oesterreich keine finanzielle, wohl aber eine große strategische Wichtigkeit habe und daß auf diesem Grundsatze, den die erleuchtete Staatsweisheit aller früheren Regenten und Staatsmänner anerkannt, den die Geschichte so vieler Jahrhunderte und ganz vorzüglich die neueste Zeit als unwidersprechlich bewährt habe, die alte tirolische Verfassung beruhe“[1399], – man predigte in Wien tauben Ohren. Es blieb dem Lande kein anderer Trost, als das mit den andern Provinzen gemeinsame Schicksal, und die böhmische Klage: „Oesterreich braucht zu viel!“ – Die Steuern wuchsen, wie überall, mit dem Staatsbedürfniß. Zu den vielen alten Gefällen kam 1818 der (früher von Tirol abgelöste) Papierstempel, eine Erwerbs- nebst einer Klassen- und Personalsteuer, 1821 das Tabaksmonopol, 1829 für die Klassen- und Personal- wieder eine allgemeine Verzehrungssteuer u. s. w. Außerdem blieb es den Gemeinden überlassen, die Kriegsschulden für das Jahr 1809 selbst zu bezahlen, und schließlich stieß die Weinausfuhr Südtirols nach Bayern fortan wieder an hohe Zollschranken.

Wer sich zwischen die grollenden Tiroler Landleute dieser Zeit noch das zahlreiche Personal der „Finanzler“ (Gefällaufseher) zu denken vermag, dem wird es klar werden, wie im ganzen Lande das „Jahr Neun“ um allen schönen Glanz kommen konnte. „Um wieviel sind wir nun besser daran, als Anno Acht?“, so hörtest du fragen, und als einst ein Junger das viele umsonst vergossene Blut beklagte, brummte ein Alter: „O, laßt das Blut, – aber die Kosten!“ – Das ist allgemeine Volksstimmung geworden, und sie gilt auch von den Städtern und „Herren“, nur von letzteren in der Beziehung, daß sie froh sind, von dem „Bauerntrubel“, der sie seiner Zeit so sehr gestört hat, nun gar nichts mehr zu hören. Es wird sich nun auch Niemand wundern, daß die jährlichen Sitzungseröffnungen des landschaftlichen Ausschußkongresses schließlich nur noch ein Schauspiel für die Kinder in Innsbruck abgab. Und als das Volk sich nach fast zwanzig Jahren zum ersten Male um den Kongreß bekümmerte, ein öffentliches Anliegen im Ständesaal zur Berathung kam, geschah dies weder zum Glück noch zur Ehre für Tirol.

Trotz des sechszehnten Artikels der deutschen Bundesakte[1400] und trotzdem Oesterreich das Präsidium des Bundestags[1401] führt und Tirol offiziell zu den österreichischen Staaten des deutschen Bundes[1402] gezählt wird, sollte die dort verheißene Glaubensfreiheit hier ihre Ausnahme finden. – Im Zillerthale gab es einige versteckte Dörfer, in welchen das Lutherthum sich in etwa hundert Familien insgeheim ausgebildet und forterhalten hatte. Diese trugen Verlangen nach einem Seelenhirten ihres Glaubens; – und Das war die ungeheuere Erscheinung, welche plötzlich den Landtagskongreß aus dem langen Schlaf erweckte. Denn eben weil sogar Kaiser Franz im Jahre 1832 bei abermaliger Anwesenheit in Innsbruck den Zillerthalern Das versprochen hatte, was ihr Recht war, religiöse Duldung, oder vielmehr Schutz ihres Glaubens innerhalb ihrer Heimath, so war der einzige wirklich geschehene Rückschritt zur guten alten Zeit bedroht. Fand sich nun auch im Landtage für die Zillerthaler ein warmer Vertreter in dem edlen Bürgermeister Maurer von Innsbruck[1403], so erlag er doch dem Gegner derselben, dem Herrn von Giovanelli[1404], und dessen Kraftspruch: „Besser die Zillerthaler zum

---

[1399] Siehe Steub, Drei Sommer, wie S. 483, Anm. 1393, S. 624f.

[1400] „Die Verschiedenheit der christlichen Religionspartheien kann in den Ländern und Gebieten des teutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. […].“

[1401] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.

[1402] Der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituierte Staatenbund aus 38 souveränen deutschen Staaten, der bis 1866 bestehen sollte. Ihm gehörten ursprüngl. an: 1. Österreich (ohne Galizien und Lodomerien, Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Lombardo-Venetien), 2. Preußen (ohne Ost- und Westpreußen und das Großherzogtum Posen), 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Württemberg, 7. Baden, 8. Hessen-Kassel, 9. Hessen-Darmstadt, 10. Holstein, 11. Luxemburg, 12. Braunschweig, 13. Mecklenburg-Schwerin, 14. Nassau, 15. Sachsen-Weimar-Eisenach, 16. Sachsen-Gotha, 17. Sachsen-Coburg, 18. Sachsen-Meiningen, 19. Sachsen-Hildburghausen, 20. Mecklenburg-Strelitz, 21. Oldenburg, 22. Anhalt-Dessau, 23. Anhalt-Bernburg, 24. Anhalt-Köthen, 25. Schwarzburg-Sondershausen, 26. Schwarzburg-Rudolstadt, 27. Hohenzollern-Hechingen, 28. Liechtenstein, 29. Hohenzollern-Sigmaringen, 30. Waldeck, 31. Reuß älterer Linie, 32. Reuß jüngerer Linie, 33. Schaumburg-Lippe, 34. Lippe, 35. Lübeck, 36. Frankfurt a. Main, 37. Bremen, 38. Hamburg (Aufzählung nach der „Deutschen Bundesakte“, Art. 6).

[1403] Josef Valentin Maurer (1797–1843), von 1829 bis 1836 Bürgermeister von Innsbruck.

[1404] Joseph Freiherr von Giovanelli zu Gerstburg und Hörtenberg, (1784–1845), Tiroler Freiheitskämpfer und Politiker.

Henker, als ein lutherisches Tirol!“[1405] – Dies ward denn auch der Wille der getreuen Stände (in welchen „viel unmännliche Herzensschwäche und viel sanfter Servilismus“ herrschend geworden war), dem der Kaiser seine Genehmigung ertheilte. Im August 1837 zogen 399 Seelen, Männer, Weiber und Kinder, vom geliebten Land der Väter fort nach Schlesien, wo Preußens König ihnen eine neue Heimath geöffnet hatte, der sie in treuer Erinnerung den Namen Hoch-, Mittel- und Nieder-Zillerthal beilegten.

Ein Jahr nach diesem traurigen Tiroler Seitenstück zu den Salzburger Auswanderungen des vorigen Jahrhunderts erhielt Tirol für seine christliche That ein entsprechendes Geschenk: die Jesuiten, und das verdankte es demselben Freiherrn von Giovanelli, dem damals der ihn vortrefflich charakterisirende Ausspruch in den Mund gelegt worden ist:

„Selbst Kaiser Franz war mir noch zu josephisch,
Die Klerisei ist mir zu wenig pfäffisch,
Der Papst auch ist mir nicht genug Papist,
Und Christus selbst mir fast zu wenig Christ.“[1406]

Auf sein und eines andern Jesuitenfreundes, eines Grafen Reisach[1407], Betreiben ward im Jahr 1838 nicht nur die Theresianische Ritterakademie, sondern auch das Gymnasium zu Innsbruck ihrer Leitung übergeben, wozu im Jahr 1844 noch ein neugebautes und gestiftetes Konvikt für 300 Zöglinge kam. Fünf Väter waren im Jahr 1838 „schlechtgenährt, demüthig, anspruchslos“[1408] zu Innsbruck eingezogen, und schon 1845 waren es ihrer achtzig „wohlgehaltene, machtbewußte, ausgreifende Herren.“[1409]

Im Jahre 1840 betrug die Zahl der Geistlichen in Tirol 2924, darunter etwa 500 Mönche; außerdem noch 400 Nonnen. Wie hat diese fromme Schaar in dem Volke und für das Volk, zu dessen Seelenheil sie verpflichtet ist, in der That und Wahrheit gewirkt bis zur Gegenwart? Was hat ihnen in diesen 20 Jahren das Volk Tirols zu danken? Welches Ziel hat sie mit ihm verfolgt?

Mit kurzen Worten: Ihr Ziel war das des Hofs und Beide erkannten als den besten Zustand des Alpenvolks – „einen tiefen, aber seligen Schlummer, über dem das mütterliche Auge der Regierung wacht.“[1410] Und um dieses Ziel zu erreichen, gab es keine besseren Mittel, als: – „Beschwichtigung jeder innern Erregung, hermetische Abschließung gegen außen und eine entsprechende Erziehung durch Kirche und Schule“[1411]. Das Ergebniß dieser Bemühungen ist – das Tirol der Gegenwart.

Der Zustand dieses Alpenvolks ist eine Trauer für ganz Deutschland. Denn wenn irgendwo im Bauer ein gesunder Kern zu finden, so war dies in Tirol. Hier mußte nicht, wie in vielen anderen Theilen Deutschlands, spät erst das Joch der Leibeigenschaft und anderer Knechtschaft abgeschüttelt werden, frei saß der Mann auf seinem Eigen, die Pflicht der Landesvertheidigung erhielt ihn wehrhaft und gab ihm das rechte Bewußtsein der selbstständigen Kraft, er verschaffte seinem Stande Achtung und war stolz auf ihn. Legt man zu dieser innern bildungsfähigen Selbstständigkeit ein frisches, kräftiges Volksleben, mit Allem ausgestattet, was dazu gehört, mit sinnigen Ueberlieferungen, schönen Gebräuchen, heitern Festen, so kann man leicht der Ansicht werden, daß der Tiroler Bauernstand viele Aussicht hatte, ein Musterschlag zu werden, wenn man zu rechter Zeit seiner vernünftigen Entwickelung ihren Weg gelassen, seine geistigen Kräfte gefördert, seinen Bildungstrieb entfaltet hätte. –

Von alle Dem geschah das Gegentheil. – Man überlieferte dieses so glücklich begabte Volk einer Priesterschaft, die in ihrer geistigen Armseligkeit sich zu keiner höheren Ansicht zu erheben vermochte,

---

1405 Recte: „Besser das kranke Glied abtrennen, als daß das ganze Land dahinsieche; besser die Zillertaler verjagt, als ein lutherisches Tirol.“

1406 Siehe Steub, Drei Sommer, wie S. 483, Anm. 1393, S. 635.

1407 Karl August Graf von Reisach (1800–1869), Bischof von Eichstätt und München-Freising, am 17. Dezember 1855 zum Kardinal erhoben.

1408 Siehe Steub, Drei Sommer, wie S. 483, Anm. 1393, S. 642.

1409 Siehe Steub, Drei Sommer, wie S. 483, Anm. 1393, S. 643.

1410 Siehe Steub, Drei Sommer, wie S. 483, Anm. 1393, S. 644.

1411 Ebd.

als der: daß das ganze reiche Volksleben in Tirol ein Verderbniß sei. Der Spruch „*Ora et labora*“ sollte fortan die ganze Lebensregel für das Volk enthalten, aber in der Verdeutschung: „Arbeite und bete, alles Andere ist vom Uebel“.

Es ist für ganz Deutschland eine gerechte Klage, daß eine lange Zeit hindurch für die Verkümmerung des geistigen Lebens unseres Landmannes zu viel gethan wurde, und es ist dies nicht Alles auf das priesterliche Kerbholz zu schreiben. Auch das weltliche Regiment half dazu, und am ungünstigsten wirkte in dieser Richtung die Einführung eines fremden Rechts. Sein Recht, selbst mit ein Urtheilsprecher zu werden, und seine Pflicht, das Recht mit zu wahren, mußte er hingeben an den Zwang, fremden Richtern blind zu gehorchen; zu dem blinden Gehorsam gesellte sich aber die schlimmste Zugabe: daß der Bauer keine Idee mehr hat von den Gesetzen, unter denen er lebt, und jedem Schreiber anheim gegeben ist, der ihn ausbeuten will. – Mit der edlen Gewohnheit des Volks, die Ueberlieferung seines Rechts zu hüten, ging auch die Sorge um andere Ueberlieferung verloren, namentlich um die der Sagen und Geschichten der Vorfahren und all der reichen Schätze der Volkspoesie, die in alten schönen Sitten und Gebräuchen wurzelte. Hier riß man viel Herrliches mit der Wurzel aus, um das verödete Feld des Volkslebens für immer brach liegen zu lassen. Es hat viel Mühe gekostet, den Bauer, der einst so gut wie der Edelherr der Träger der geistigen Errungenschaft der Nation war, hinab zu drücken bis zu der Stufe der Beschränktheit in allen geistigen Dingen, auf welcher er so lange stand und in vielen Ländern noch steht.

Kehren wir von dieser allgemeinen Bemerkung zu unserm Tirol zurück, so finden wir sie gerade hier am meisten bestätigt. Dort ist Alles, was außerhalb der Kirche liegt, von gar keinem Werth, und die Sinnigkeit des Volkslebens gilt für sündhaft. Erst begann dort die „Aufklärung“ ihr Zerstörungswerk gegen all die heidnischen Sagen und Geschichten. Dann kehrte man sich eben so feindlich gegen alles Eigenthümliche in den Sitten und Gebräuchen. Hier wie dort trifft diese Volkserziehung der Vorwurf mit Recht: aus der Physiognomie des Landes viele schöne Züge weggestrichen zu haben. Aber das ist noch lange nicht das Schlimmste. Die Geistlichkeit verlangt, nachdem die Aufklärung das Ihrige gethan, mehr: das Tiroler Volk soll von allem Irdischen abgewendet und aller Lebensfreude entwöhnt werden. Man predigt im ganzen Lande gegen das Sündhafte weltlicher Freuden, deren vorübergehender Reiz mit langen Jahren im Fegefeuer, mit höllischen Flammen und unter den Martern der Teufel abgebüßt werden müsse, man verbietet der Jugend des Landes, sich an der süßen Wehmuth der Zither zu erfreuen, man sagt dem Bauern, seine Lieder, selbst die unschuldigsten, seien dem Seelenheil gefährlich, man hat fast überall im Lande den Tanz verboten – so prahlt jetzt mancher Pfarrer in Tirol, daß man in seinem Sprengel außer der Kirche das ganze Jahr hindurch keine Geige höre. Selbst bei den Hochzeiten hat eine lautlose Völlerei die heitere Fröhlichkeit von ehemals verdrängt. Das alte, frische, saftige Leben, Kraft, Regsamkeit und freudiges Selbstgefühl werden zum größten Theile dahin gegeben, um stumpfer Ruhe und gedankenloser Abspannung die Stelle zu überlassen; es ist darauf abgesehen, daß der „lustige Tirolerbue“ bald anfange, eine Fabel zu werden.

Aber gelingen wird es dennoch nicht, weil es nicht gelungen ist, alle Fenster gegen Deutschland zu verrammen, denn von dort dringt mancher Lichtstrahl störend in das Priesterwerk des Alpenlandes ein. Es konnte den helleren Köpfen im Volke nicht entgehen, daß vor dem zunehmenden äußeren Gottesdienste, vor den das gesammte öffentliche Leben beherrschenden Wallfahrten und Prozessionen, Andachten und Missionen die Schule nützlicher Bildung verkümmere, daß Schreiben und Rechnen vor Katechismus und Gebetlein zurücktreten müssen; und immer mehr bricht sich in dem jüngern, strebenden Geschlecht die Ansicht Steub’s Bahn: erstens, daß sich ein Volksleben, daß sich Bildung und Entwickelung durch den Kirchendienst, durch Andacht und Frömmigkeit nicht ersetzen lassen, und zweitens: daß auch hinsichtlich Tirols die Regierung am besten thäte, sich mit der Intelligenz der Zeit aufrichtig zu verständigen. Erst wenn nicht mehr das priesterliche Wort gilt: „daß man ohne die da draußen in Deutschland am besten fortkomme“, – wenn nicht mehr der wahre Freund unseres Alpenvolks unter Schillers „Auf den Bergen wohnt Freiheit“[1412] den Seufzer setzen muß: „Ja, aber so hoch oben, wo der

[1412] Das Zitat „Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte \ Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte“ aus Friedrich von Schillers Drama „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder ein Trauerspiel mit Chören […]“ (Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1803), S. 148 (4. Akt, 7. Auftr.).

Mensch nicht mehr fort kommt“; – wenn nicht jeder neue politische Schritt vorwärts von Seiten der Gebildeten durch die Priester dem Volke als religionsgefährlich verdächtigt werden kann; – wenn nicht mehr vom Volke in jedem Gebildeten ein „Herrischer“ gehaßt wird; – wenn die Bauern nicht mehr (wie noch 1849) gegen Konstitution und Preßfreiheit gestimmt werden können, weil das nur „ein Profit für die Herren“ sei; – und wenn nicht mehr die Tiroler in Kriegsgefahr (wie 1859) schmollend und bedingungsweise für ihren Kaiser zur Waffe greifen: erst dann wird auch die Lebenslust wieder frei einher gehen zwischen den Bergen, sie wird die verdüsterten Herzen besser, die Augen heller machen, den Ruhm der Helden von „Anno Neun“ wird nicht mehr der Schimpf der Enkel besudeln, und ganz Deutschland wird sich wieder seines lieben, treuen, biedern Tirols freuen, wo jede Lippe für deinen Gruß keine Klage mehr hat, sondern das frohe Wort: „Es geht jetzt alm besser!“ –

Kommen wir aber endlich zu Innsbruck selbst, dem Oenipontium der Alten! Sein Aeußeres kenn zeichnet es sogleich als ehemaligen Sitz regierender Fürsten und Lieblingsort eines wohlgehaltenen Priesterthums. Schlösser und Kirchen sind der Hauptschmuck der Stadt. Zur Rechten des Inn liegt die Altstadt, die uns ganz das ehrwürdige Bild einer alten Stadt bietet: schmale hohe Giebel, vorspringende Erkerfenster, reicher plastischer Schmuck verleihen den Gebäuden den Charakter altpatriarchalischer Wohnlichkeit und anmuthiger Gemüthlichkeit. In der Bauweise der Neustadt dagegen macht sich moderner, italienischer Einfluß geltend, und sind die meisten Straßen in stattlicher Breite angelegt. Die Neustadt und die Kohlstadt sind mit der Altstadt durch mehre Brücken verbunden, deren jede dem umschauenden Wanderer ein freundliches Bild entrollt: vor seinen Augen laufen an beiden Ufern des Inn, in welchen hier der Sillbach einströmt, die Reihen heller Häuser und voller Baumgruppen dahin, während über all die Dächer und Thürme empor die Wächter des Thals ragen, die Bergriesen, auf deren Häuptern in 7- bis 8000 Fuß Höhe oft noch im Juni der Schnee in der Sonne glitzert.

Ein Gang durch die Straßen bietet dem Freunde der Kunst und Geschichte des Anregenden genug. Bald stehen wir vor Denkmälern, die uns in der That zu denken geben, wie die Triumphpforte mit den Brustbildern der Maria Theresia, ihres guten Franzl und ihres Sohnes Joseph, der trotz allerlei noch immer die alte Liebe Oesterreichs ist. In der Mitte zwischen zwei Brunnen erhebt sich die ebenfalls aus carrarischem Marmor errichtete Annensäule und auf dem großen Rennplatz (in der Altstadt) reitet der Erzherzog Leopold V.[1413] auf seinem ehernen Pferde. Ein Tiroler, Kaspar Gras[1414], hat die Statue geformt und Heinrich Reinhard sie in Erz gegossen, Alles zu Anfang des 17. Jahrhunderts. In zahlreicher Versammlung finden wir die ehernen Herren in der Hofkirche zum heiligen Kreuz (Franziskanerkirche). Hier hat die Kunst fleißig gearbeitet, freilich, wie in allen alten Dynastensitzen, vorzugsweise im Dienste fürstlicher Eitelkeit. Den Kirchenbau (1553 bis 1563) leiteten Nikolaus Thuring[1415] und della Bolla[1416], an Kaiser Marimilians I. berühmtem Monument (sein Leichnam ruht in wienerisch Neustadt) ist die Erzstatue des Kaisers von L. del Duca[1417], die 24 Basreliefs sind von Alexander Collin aus Mecheln und den Gebrüdern Abel aus Köln, die 28 gigantischen Erzstatuen von männlichen und weiblichen Vorfahren oder Verwandten des großen Habsburgers, die zu beiden Seiten und zu Häupten des Sarkophags aufgestellt sind, rühren von Georg Löffler und dessen Sohn her. Nicht weniger beachtenswerth erscheinen die Grabmäler der schönen Philippine Welserin und ihres Gemahls, in der sogenannten silbernen Kapelle, und die Denkmäler des Andreas Hofer und anderer seiner Kampfgenossen. Auch die übrigen zahlreichen Kirchen und Kapellen haben manches werthvolle Kunstwerk aufzuweisen.

[1413] Leopold V. der Tugendreiche (1157–1194), seit 1177 Herzog von Österreich und seit 1192 Herzog der Steiermark.

[1414] Siehe hierzu S. 474, Anm. 1358.

[1415] Nikolaus Türing d. J. († 1558); nach heutiger Ansicht leitete der Plastiker Gilg Sesselschreiber (ca. 1460/65–nach 1520) die Planung und Ausführung des Grabmals.

[1416] Historisch nicht belegt.

[1417] Ludwig del Duca (Lebensdaten nicht ermittelt).

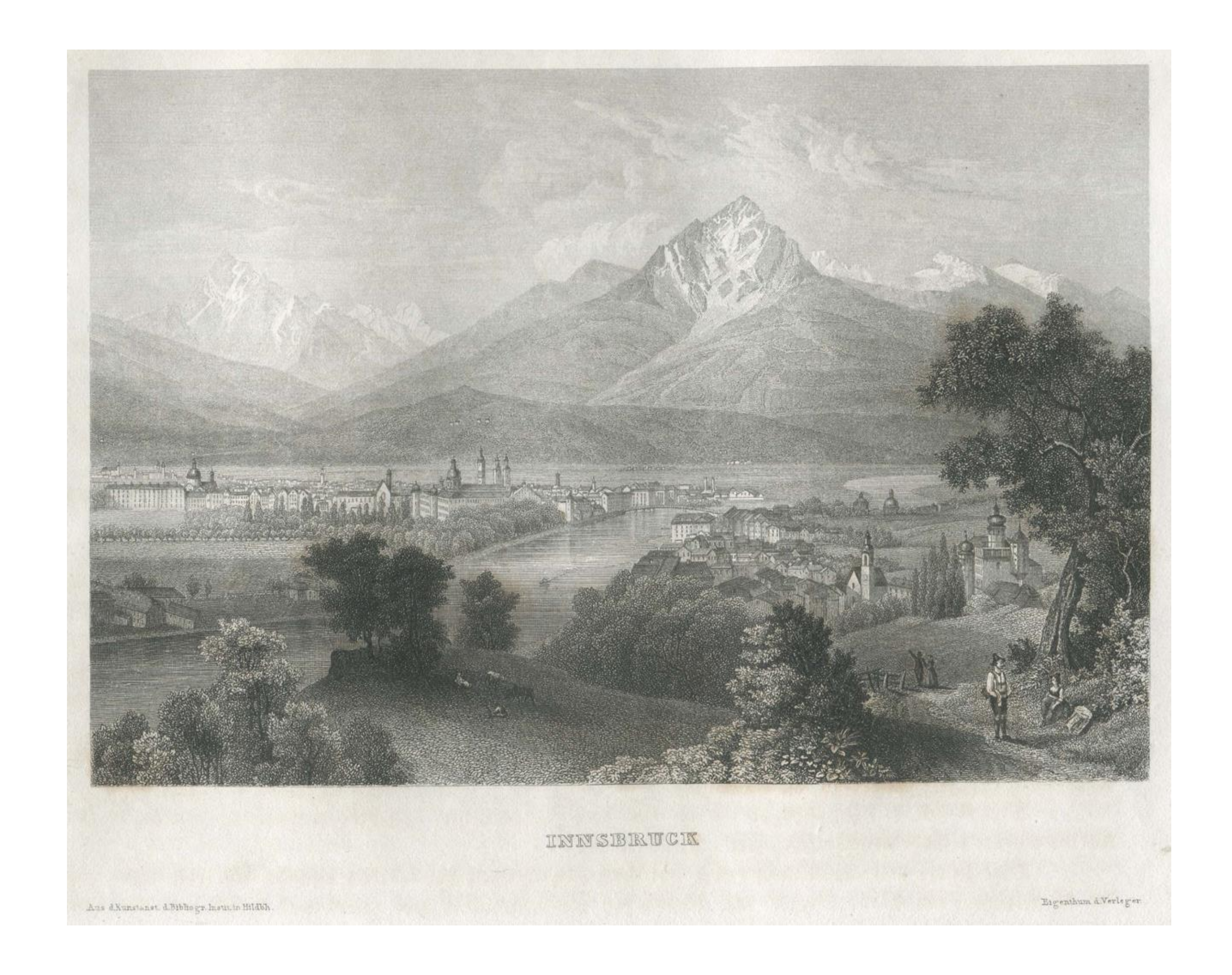
Unter den weltlichen Gebäuden ragt vor allen die kaiserliche Burg hervor, gegründet von Kaiser Max (1494), ausgebaut von Maria Theresia (1766). Sie birgt den gewöhnlichen Schlösserschmuck von Familienbildern. Am Stadtplatz sehen wir das berühmte „goldene Dachl“, ursprünglich die Residenz Friedrichs mit der leeren Tasche. Um dieses Schimpfnamens willen, den seine Feinde ihm beigelegt hatten, ließ er das kupferne Dach seines Schlosses vergolden und wandte daran die für seine Zeit außerordentlich hohe Summe von 200,000 Dukaten. Sauer verdientes Geld muß es nicht gewesen sein, sonst hätt' er ohne Zweifel etwas Gescheidteres damit angefangen.

Innsbrucks Lage ist eine günstige für Industrie und Handel, beide blühen auch nach den gegebenen Verhältnissen, d. h. soweit Blüthe möglich ist in einem Zustande allgemeiner Vertrauenslosigkeit. Die rechte Blüthe wartet auf den Sonnenschein des freien Geistes. Die Zeit ist vorüber, wo man das Materielle pflegen und dabei den Geist zu Grunde gehen lassen kann; sie erheben sich und sinken mit einander: die Industrie erstarkt nur an der Wissenschaft, und die Wissenschaft gedeiht nur in der Freiheit. Das sind uralte, schon tausend Mal verbotene Wahrheiten, und sie sind Wahrheiten geblieben, während die tausend Verbote sich immer schließlich als Ausgeburten der Thorheit erwiesen haben.

Fast übersehen hätten wir die „Universität“ mit den obligaten wissenschaftlichen Sammlungen, Bibliothek, reichhaltigem Kupferstichkabinet etc. – Wir sind in Deutschland nicht verwöhnt, am wenigsten vom politischen Glück, aber die Ehre der freien Wissenschaft haben wir uns bewahrt, und ihr Einfluß auf das Leben und Schaffen der Nation ist unser gerechter Stolz. Wie wäre es möglich gewesen, von Heidelberg, Erlangen, Jena, Bonn zu reden und deren Universitäten nur als „Sehenswürdigkeiten“ namentlich anzuführen? In Innsbruck ist aber die Hochschule der Wissenschaft nur ein leerer Schall, während sie die Seele jener Städte ist und die Liebe, der Stolz und Schmuck ihrer Länder. Der wissenschaftliche Ruhm dieser Länder hat in ihnen seine Wiege, die geistigen Wohlthäter derselben stiegen dort aus der Schule an das Licht. Der Bürger kennt die großen Namen, selbst dem Landmann treten sie immer näher, und die gesammte Jugend, nicht bloß die studirende, hat sie als edle Vorbilder vorliegen, erhebt sich an ihnen. Gilt auch den Bauern Tirols, ja gilt den Bürgern von Innsbruck die einzige Universität des Landes als eine solche Perle, als ein so allgemein geliebtes Kleinod? – Nein, ja mehr als nein – das Gegentheil steht vor uns, ein erschütterndes, abschreckendes Bild: die Pflanzstätte ihrer Dränger, der „Herren“, weiter sehen sie nichts in Innsbruck, und wer ermessen will, was Das bedeutet, der muß wissen, daß des tiroler Bauern heißester Wunsch in der Verzweiflung stets gewesen und noch ist das „Herrn'derschlagen!“ – Und so wird es bleiben, so lange man die Pfaffenschaft der Wissenschaft zum Wächter stellt, und so lange das Gotteswort: „Es werde Licht und es ward Licht“ von der Priesterschaft versteckt und verleugnet wird. – Und gerade so lange wird Deutschland Trauer anlegen im Geist, so oft es an sein liebstes Alpenland gedenkt, an sein armes, schönes Tirol.

H.[1418]

[1418] Das „H.“ steht hier wohl für den Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101).


Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d.Verleger.

INNSBRUCK

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 204-206.

Das goldene Dach zu Innsbruck.

Der Erzherzog Friedrich IV. hatte lange Kämpfe zu bestehen, ehe er sich als Herrn von Tyrol anerkannt sah. Obgleich er eigentlich für Alle eine zusagende, gewinnende Persönlichkeit war und in seiner Jugendperiode als ein jovialer, Scherz, Gesang und ritterliche Freuden liebender Lebemann mit so vielen Edlen Tyrols, besonders auch mit Oswald von Wolkenstein[1419], in Eintracht verkehrte, so änderte sich doch dieses gute Vernehmen, als ihn der Adel zum Herrscher anerkennen sollte. Um so heftiger trat man ihm entgegen, da man merkte, daß Friedrich nicht gewillt sei, die Uebergriffe und willkürlich ausgedehnten Privilegien der sich überlebt habenden Faustrechtsperiode zu beschönigen.

Doch es gelang dem energischen Fürsten endlich, den Fuß auf den Nacken seiner Feinde, seiner eigenen übermüthigen Vasallen, zu setzen. Neben manchen unangenehmen Erinnerungen aus der trüben Zeit seiner Kämpfe war ihm indeß auch die an einen Spottnamen geblieben, den man sich freilich hütete vor seinen Ohren zu nennen, welchen er aber oft genug hatte hören müssen, als er, häufig in Verkleidung, im rebellischen Lande umherzog. Die Reisigen und vorlauten, nie an seine einstige Herrschaft glaubenden Landsknechte sangen damals bei den vollen Weinkrügen in den Schenken des üppigen Etschlandes Trutzlieder und Hohngesänge gegen ihn, worin der Refrain „Friedrich mit der leeren Tasche" eine ärgerliche Rolle spielte.

„Wer hat einen Herd ohne Asche?
Wer hat eine Thür ohne Haus?
Friedrich mit der leeren Tasche,
Seht, er schaut zum Fenster 'raus!
– Junger Landsknecht, merke dir sein
Unser lustiges Liedel,
Gut ist der Tyrolerwein
Und unser Schwert ist die Fiedel.
Die Alten trinken, die Jungen prahlen.
Die Jüngsten müssen die Zeche bezahlen,
Dem Wirth und dem Knochenmann auch,
Hei! Das ist Landsknecht-Brauch!

„Wer reitet das Roß, das rasche,
Das Nachts unter'm Bette steht?
Friedrich mit der leeren Tasche,
Der auf Schusters Rappen geht!"
– Junger Landsknecht, nimmermehr
Willst du uns lassen verdürsten,
Voll ist dein Beutel und unserer leer,
Wie der von Friedrich, dem Fürsten.
Die Alten trinken, die Jungen prahlen,
Die Jüngsten müssen die Zeche bezahlen,
Dem Wirth und dem Knochenmann auch,
Hei! Das ist Landsknecht-Brauch![1420]

Um solche Witzeleien vergessen zu machen und zu beweisen, daß er trotz der vielen Kriege keine leere Tasche habe, ließ Friedrich, nachdem er sich am Stadt platze in seiner Residenz Innsbruck ein Schloß gebaut hatte, diesem Hause noch einen muthwilligen architektonischen Schmuck hinzufügen. Es ist ein vorspringen der, auf Säulen ruhender Erker, eine künstliche Ueberbauuug des Haupteingangs zu seiner Wohnung.

[1419] Der Tiroler Dichter und Diplomat Oswald von Wolkenstein (ca. 1377–1445).

[1420] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.



DAS GOLDENE DACH ZU INNSBRUCK

Friedrichs Sohn Siegmund[1421], mit dem Beinamen „der Münzreiche“ erweiterte den ganzen Bau, ließ aber vorzüglich den Erker noch mannigfaltiger im Geschmack der Zeit verzieren, eine Verbesserung, die auch von Kaiser Maximilian fortgesetzt wurde[1422]. Die Bogen sind reich gegliedert, besonders in der untern Halle und die gothische Architektur schließt sich dem vorspringenden zweiten Stockwerke des Hauses mit seinen Reliefdarstellungen als Ballustrade sehr passend an.

Die Hauptpointe Friedrichs mit der leeren Tasche war aber die, das Erkerportal mit einem goldenen Dache versehen zu lassen, woher es denn seinen stolzen Namen trägt. Der Sage nach soll dieses „goldene Dacherl“ dem Fürsten 30,000 Dukaten gekostet haben. Es geht aber noch eine andere Sage, nach welcher ein Maurergeselle über den Werth jenes Metalles eine viel geringere Meinung gefaßt haben soll.

Da nämlich jenes goldene Dach von Innsbruck mit zu den Städtewahrzeichen gehört und diese bekanntlich den Wandergesellen bei den Herbergsfeierlichkeiten abgefragt werden, um ihre deutsche Geographie zu prüfen, so halte wahrscheinlich auch jener Maurer diese Merkwürdigkeit auswendig lernen müssen, und es bemächtigte sich seiner Phantasie der an sich unschuldige Wunsch, nur einen einzigen Goldziegel jenes Daches zu besitzen, um sich dafür ein Häuschen von gewöhnlichen Backsteinen bauen zu können.

Er zog von ungefähr nach Innsbruck und kam vielleicht rascher an, als er gedacht, denn, Dank der Polizei! kann ein Handwerksbursche recht wohl auch singen: „Du denkst, du schiebst und wirst geschoben.“ Nach dem Genusse des Tyrolerweins verwirrten sich seine Begriffe über das Eigenthum ein wenig, und wie dem Trunkenen Vieles gelingt, was dem Nüchternen zu schwer werden würde, so entwendete er auch wirklich einen Ziegel vom goldenen Dache in silberner Mondnacht. In Augsburg aber wurde er festgenommen, und die Untersuchung zeigte, daß das *corpus delicti* nur vergoldetes Kupferblech sei. Der Maurergeselle beklagte mit naiver Wehmuth gegen die Richter, daß er in der ersten freudigen Ueberraschung leider sein Brecheisen und seinen Hammer zurückgelassen habe, da diese doch mehr werth seien, als der kupferne Stein. Doch man entschloß sich weder, ihm diese Utensilien portofrei nachzusenden, noch wurde der Prozeß angenommen, den er wegen „beabsichtigter Täuschung“ gegen den Fiskus von Innsbruck zu richten gedachte. Als aber der Deliquent [sic!] wieder frei war und ihn einst der Herbergsmeister fragte: „Guter Geselle, sag’ an, was man zu Innsbruck wahrnehmen kann?“ so antwortete er mit maliciöser Variation des Urtextes: „Ein Zeichen ist mir allda bekannt, das „„kupferne Dacherl““ wird’s genannt.“ Hierauf wurde der Arme wegen seiner Unwissenheit verspottet, mußte einen Straftrunk zahlen und durfte nicht einmal sein Recht vertheidigen, weil seine Schuld sonst den Genossen bekannt geworden wäre. „Gold, goldenes Dach!“ riefen sie ihm von allen Seiten zu, woraus man ersieht, daß der Schein oft mehr in der Welt gilt, als die Wirklichkeit. –

Für Kenner der Malerei und ihrer Geschichte sei noch bemerkt, daß sich am „goldenen Dach“ einige interessante Ueberreste von Wandgemälden befinden.

[1421] Siegmund von Tirol (1427–1496), Titularerzherzog von Österreich und seit 1446 Regent von Oberösterreich.

[1422] Maximilian I. (siehe hierzu S. 474, Anm. 1360) ließ 1497/98-1500 durch Niklas Türing d. Ä. († 1517) den Prunkerker hinzufügen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 41.

CVII. Der Park und die Königsstrasse in Brüssel[1423].

Nebige Ansicht ist eine der schönsten der belgischen Hauptstadt. Vom Hotel Bellevue, wo sie aufgenommen wurde, übersieht man, ihrer ganzen Länge nach, die herrliche Königsstraße, deren prachtvolle Perspective sich auf dem Königsplatz (PLACE ROYALE) verliert. Beide machen den bei weitem schönsten Stadttheil aus. Er ist die Wohnung der Vornehmen und Reichen, besonders vieler angesehenen englischen Familien, welche sich in Brüssel in fast eben so großer Anzahl aufhalten, als in Paris. – Die hohen Gitterthore rechts führen in den Park[1424], eine der berühmtesten öffentlichen Gartenanlagen Europa's. In diesen reizenden Umgebungen war es hauptsächlich, wo, im Brüsseler Aufstande von 1830[1425], der blutige Kampf wogte, welcher die Trennung Belgiens von Holland zur Folge hatte*)[1426].

[1423] Fläm. Brussel; frz. Bruxelles.

[1424] Den Warandepark (fläm. de Warande bzw. Koninklijk Park, frz. Parc de Bruxelles bzw. Parc Royal), in dem die niederl. Truppen (s. u.) nach ihrem Einmarsch Stellung bezogen hatten.

[1425] Bereits am 25. August 1830 war es in Brüssel zu ersten Unruhen gekommen, die sich mit dem Einmarsch von 12.000 Mann niederl. Truppen am 23. September zum offenen Aufstand auswuchsen. In der Nacht vom 26. auf den 27. September 1830 mußten sich die Truppen nach viertägigem Gefecht geschlagen zurückziehen, wobei beide Seiten insgesamt 1.200 Tote zu beklagen hatten. Am 22. November wurde dann ein konstitutionell verfaßtes Königreich Belgien proklamiert, dessen Unabhängigkeit die europ. Großmächte bereits am 20. Dezember 1830 mit dem „Londoner Protokoll“ anerkannten.

[1426] *) Die ausführliche Beschreibung Brüssel's wird in einem spätern Hefte dieses Werkes eine allgemeine Ansicht der Stadt begleiten.



RUE ROYALE UND PARK IN BRÜSSEL

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 118-121.

CLXXIX. Brüssel.

Mit sinkender Nacht erreichte ich*)[1427] durch das Laekener Thor die Haupt- und Residenzstadt Brüssel. Ein halbdurchsichtiger Rauchschleier war über den weiten Raum, den die Stadt auf einem Hügel und der Ebene einnimmt, gelagert; tausende von Gaslichtern blitzten wie helle Sterne daraus hervor, und hunderte von Rauch ausstoßenden, schwarzen Feueressen, die sich dazwischen reiheten, sagten mir schon von der Ferne, daß Macht, Industrie und Gewerbe dort friedlich neben einander thronten. Durch die schnurgerade, prachtvolle Laekener Straße, über welche vierarmige Gasreverberen[1428], wie so viele Kronleuchter, schwebten und das blendendste Tageslicht verbreiteten, und zwischen prächtig erleuchteten und geschmückten Kaufläden, die sich ununterbrochen an einander reiheten, gelangte ich zum Mittelpunkte der Stadt. Dort werden die Straßen plötzlich enge; unregelmäßig winden sie sich in einander, und statt der prächtigen, colossalen Wohnungen im modernen Style sieht man vorspringende Giebel, der Straße zugekehrt, alterthümliche Häuser aus den Zeiten Karl's des Fünften, oder Philipp's des Zweiten, deren Styl an die spanische Herrschaft erinnert. In meinem Hotel auf dem GRAND PLACE[1429] angekommen, verdrängte das Bedürfniß der Ruhe bald jedes andere: die 36 stündige Eilwagentour[1430] (ich hatte gestern früh noch im CAFÉ DES ETRANGÈRS[1431] [sic!] in Paris gefrühstückt, hatte mich mehr, als ich mir selbst bewußt war, abgespannt, und bald nahm mich Morpheus[1432] in seine Arme auf.

Am andern Morgen begann ich die Wanderung durch die nahe an 100,000 Bewohner zählende Stadt. Den alten, innern Kern ausgenommen, welcher den Typus altspanischer Städteformen hat, fand ich die Straßen regelmäßig, geräumig, luftig, die Häuser wohlgebaut, von gefälligem, sehr viele von pallastähnlichem Ansehen. Brüssel gehört unstreitig unter die schönsten Städte des festen Landes und in deren vorderste Reihe.

Ich begann meine REVUE DES CURIOSITÉS[1433] mit dem VIS À VIS[1434] meines Zimmers: dem Rathhause nämlich, welches das schönste und prächtigste auf der ganzen Erde, und nicht blos dem Namen nach ist. Auf meiner Skizze (nach welcher nebiges Bild gestochen ist) macht sich's als das hoch über die Gebäudemasse hervorragende, fensterreiche Dach mit dem schlanken, reich verzierten Thurm kenntlich. Es liegt am GRAND PLACE (dem Markte), der ein langes Viereck bildet, und füllt mit seiner Fronte eine ganze Seite desselben aus. Ich wüßte unter allen, die ich gesehen, kein schöneres Gebäude im lombardisch-gothischen Style zu nennen, und selbst in der Unregelmäßigkeit seiner Verzierungen

[1427] *) Aus des Herausgebers Tagebuch und Notizen.

[1428] Frz. le réverbère, die Straßenlaterne.

[1429] Fläm. Grote Markt.

[1430] Am 1. September 1835 war von der Brüsseler Firma „Briard & Comp." der Eilwagenverkehr Brüssel-Paris-Brüssel aufgenommen worden, der die einfache Strecke in 30 Stunden zurücklegte („Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe des In- und Auslands und damit verwandte Gegenstände. – Redigirt und verlegt von C.[arl] C.[hristian] Becher [(1770–1836)], […]. – Nr. 80. Köln, Sonntag den 6. September 1835.", S. [417]).

[1431] Frz., „Café der Fremden".

[1432] Morpheus (griech. Μορφεύς, von griech. μορφή, morphe, „die Gestalt") der Gott der Träume (griech. Ὄνειροι, Oneiroi) in der griech. Mythologie; er ist ein Sohn des Hypnos (griech. Ὕπνος, „der Schlaf"), des Gottes des Schlafs.

[1433] Frz., „Betrachtung der Sehenswürdigkeiten".

[1434] Frz., gegenüber.



BRÜSSEL

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

sieht man nichts als ein Uebermaß von Reichthum der schaffenden Phantasie[.] Das Unsymmetrische scheint hier zum höchsten Ebenmaße geadelt. Die Stadthäuser von Paris, Gent, Brügge, Cöln, London, selbst das in nichts als ein Uebermaß von Reichthum der schaffenden Phantasie[.] Das Unsymmetrische scheint hier zum höchsten Ebenmaße geadelt. Die Stadthäuser von Paris, Gent, Brügge, Cöln, London, selbst das in Amsterdam, obschon herrlich für sich, würden neben diesem wie eine hübsche Dorfkirche gegen einen Straßburger Münster erscheinen. Welche Begriffe gibt ein solcher Bau von dem Gemeingeist, dem Reichthum und der Kraft einer Bevölkerung, die ihn möglich machten! Das gesammte Vermögen aller Bürger manches Königreichs würde in unserer Zeit nicht Gleiches hervorbringen können, wenn auch die Kunst es noch vermöchte.

Dies Gebäude (aufgeführt im 14ten und 15ten Jahrhundert) bildet ein regelmäßiges Viereck, von dem jede 320 Fuß lang ist. Die dem Markte zugekehrte Hauptfronte ist 120 Fuß hoch, und die Mitte trägt den herrlichen Thurm, ein wahres Wunderwerk, das wie leichte, zarte Filagränarbeit [sic!] in tausendfach verschlungenen Formen 370 Fuß hoch in die Wolken steigt. Die colossale, 20 Fuß hohe Statue des streitfrohen Himmelsfürsten – Sankt Michael, der den Drachen erwürgt – von vergoldetem Kupfer, prangt auf der Spitze, und mit dem flammenden Schwerte macht er den Wächter der Stadt. Die innere Ausstattung ist des Aeußern ganz würdig. Sie ist die alte geblieben unter dem Wechsel der Zeit und der Herrscher. Alle Räume sind mit den kostbarsten Brüsseler Tapeten behangen, die Decken, Treppengeländer mit kunstvollen Schnitzereien verziert. Der Gemäldeschatz, obschon vielfach beraubt, ist noch immer einer der bedeutendsten in den ganzen Niederlanden.

Durch die RUE DE LA VIOLETTE, in der Richtung nach dem Thore von Namur, kam ich zum alten Getreidemarkte, mit dem ehemaligen Oranischen Palais[1435], jetzt dem National-Museum. Die Sammlungen bestehen aus einer Gemälde- und Antikengallerie, einer Bibliothek von 200,000 Bänden, einem Kupferstich- und einem reichen Naturalienkabinet. Einige der schönsten Piecen sind der königlichen Akademie zum Sitzungssale angewiesen. Das Gebäude ist im reichen, altgothischen Style und von einem Grafen von Nassau[1436], 1502, vollendet worden, nachdem der Bau schon anderthalbhundert Jahre früher begonnen hatte. – Von hier aus wandere ich durch die RUE DE L'HÔPITAL und die DE LA MADELEINE; unversehens stand ich vor dem größten Pallaste Brüssels, und mit freudigem Erstaunen las ich über dem Haupteingange ***Palais de l'Industrie***. Der Fleiß hatte also hier wirklich sein königliches Haus!

In dieses Pallastes sich an und über einander reihenden Sälen und Zimmern, welche die befreundete Hand der Macht mit königlicher Pracht dekorirt hat, sind alle Erzeugnisse von Belgiens Gewerbthätigkeit zur Schau ausgestellt[1437] und dem Geringstscheinenden ist ein Ehrenplätzchen eingeräumt. „***voilà notre galérie de Versailles***“ sagte leuchtenden Blicks, mein Brüsseler Freund, und die Phrase machte mir eine schlaflose halbe Nacht. Ich nahm sie kopfschüttelnd auf und am Ende gab ich ihm Recht. Ein und zwanzig Säle und Zimmer füllten blos Modelle und Musterexemplare von allen anerkannt-guten Maschinen für jede Art von Industrie und Gewerbe, für Haus- und Landwirthschaft. Diese Säle sind immer und allem Volk geöffnet und mit dem lebhaftesten Interesse sah ich Hunderte von Handwerkern und Landleuten zeichnen, messen, probiren, sich zusammen gruppiren und über den Werth und Unwerth des Untersuchten diskutiren. – In dem untern Stocke sind die Räume für die Gewerbschule; dort sah ich 1600 junge Leute (Lehrlinge von allen Handwerkern etc.) mit Zeichnen, Modelliren, der Mathematik, Mechanik und Experimentiren in der gewerblichen Chemie unter der Anleitung von einigen 30 Lehrern beschäftigt. – Belgiens ehrenvolles Voranschreiten in allen Zweigen der Industrie, das Wunder seiner Nationalwohlfahrt, ist mir, seit meinem Besuche des PALAIS DE L'INDUSTRIE kein Räthsel mehr.

Die nächste Straße führt nach der RUE ROYALE, der schönsten und größten Brüssels, deren eine Hälfte Fronte gegen den herrlichen Park[1438] macht, welchen wir in einem frühern Theile dieses Werkes

---

[1435] Heute wohl das „Musée du costume et de la dentelle“ in der Rue de la Violette 6.

[1436] Engelbert II., genannt „der Ruhmreiche“ (fläm. Engelbrecht II van Nassau; 1451–1504), ab 1475 Graf von Nassau-Breda und seit 1486 Statthalter von Flandern.

[1437] Ab 15. September 1835 fand im Brüsseler „Palais de l'Industrie“ eine große Industrie-Ausstellung statt („Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe des In- und Auslands“, wie S. 495, Anm. 1430).

[1438] Siehe hierzu S. 493, Anm. 1424 u. 1425.

schon beschrieben haben. Hier raste der harte Kampf um Belgiens Unabhängigkeit in den Augusttagen 1830 am hartnäckigsten; aber jede sichtbare Spur davon wäre verlöscht, zeugten nicht die häufig abgerissenen Aeste und zerschossenen Stämme der hundertjährigen Bäume an der Außenseite des Parks von der Verwüstung, welche hier die Kanonenkugeln angerichtet haben müssen. Der königliche Pallast[1439], dem Parke gegenüber, hat eine imposante Vorderfronte und sein Inneres ist sehr geschmackvoll meublirt. Der König[1440] residirt aber gewöhnlich in Laeken. – Nahe dabei ist der Pallast der Prinzen von Oranien[1441], einer der schönsten Europa's. Alle Wände der innern Räume sind mit den edelsten Marmor- und Jaspisarten, die Fußböden mit wohlriechenden Zedern-, mit Rosen- und köstlichem Sandelholz ausgelegt, die Decken von den Händen berühmter Maler geziert, oder auf das reichste vergoldet. Die Meubles allein, zum Theil von massivem Silber, sind auf 6 Millionen Gulden[1442] geschätzt worden. Seit der Vertreibung des Hauses Nassau steht dieses Krongut seines ehemaligen Fürsten unter Sequester[1443] des Belgischen Volks. Der andern Seite des Parks gegenüber erhebt sich die prächtige Säulenfronte des PALAIS DE LA NATION[1444], in welchem die beiden Häuser des belgischen National-Congresses ihre Sitzungen halten. Die Verzierung der Versammlungsräume ist sehr einfach; doch würdig. Am schönsten ist die Ausschmückung der Gallerie für die Zuhörer: das Volk. – Betrachten wir nun noch Brüssels gefeiertesten Gottestempel! und dann sey es für heute genug. Die Kathedrale von St. Gudule gehört zu den schönsten Denkmälern des byzantinischen Kirchenstyls[1445]. Ihre Erbauung fällt in das 13te Jahrhundert. Sie hat die Form eines länglichen Vierecks mit hervorspringenden Portiken und besteht aus dem Schiff mit 2 Seitenflügeln, welche von jenem durch nahe an 100 Fuß hohe Säulenbündel getrennt sind. Die Länge der Kirche mißt fast 400 Fuß. Kunstschätze der Oel- und Glasmalerei, Erzgießerei, der Metall- und Holzsculptur, hier bewahrt, lassen Tausende hieher pilgern, welche die Heilige Gudula[1446] nicht kennen, deren Leib hier in silbernem Sarge ruht. – Auch im Pallaste des Herzogs von Aremberg[1447] ist eine Gemälde- und Antikengallerie, welche unter die kostbarsten Europas gehört. – Wir werden, da uns in diesem Werke noch ein drittes Bild aus Brüssel beschäftigen wird, später darauf zurückkommen.

[1439] Fläm. Koninklijk Paleis; frz. Palais Royal; ein anstelle einer 1731 niedergebrannten Hofburg zwischen 1815 und 1829 errichteter Palast, der dem belg. Königshaus bis 1935 als Residenz diente.

[1440] Leopold I. (1790–1865), seit 1831 König der Belgier.

1441 Heute fläm. Academiënpaleis; frz. Palais des Académies; in den Jahren 1823 bis 1828 im Auftrag von Wilhelm Friedrich von Oranien (siehe hierzu S. 501, Anm. 1457) erbaut. Für die Architektur zeichneten Charles Vander Straeten (1771–1834) und Tilman-François Suys (1783–1861) verantwortlich. Seit 1877 beherbergt das Gebäude eine Reihe von belg. Wissenschaftsakademien.

[1442] Die Gesamtkosten für das Palais beliefen sich insgesamt auf 1.215.000 fl. (siehe hierzu S. 85, Anm. 168).

[1443] Lat.; jurist. Bezeichnung für jemanden, der amtlich mit der treuhänderischen Verwaltung einer strittigen Sache beauftragt ist.

[1444] Fläm. Paleis der Natie; frz. Palais de la Nation; von Kaiserin Maria Theresia (siehe hierzu S. 768, Anm. 2357) als Sitz des „Souveränen Rates von Brabant" geplant, wurde das Gebäude zwischen 1779 und 1783 nach Plänen von Gilles-Barnabé Guimard (1739–1805) errichtet; das Palais ist Sitz des belg. föderalen Parlaments.

[1445] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint, obgleich es sich bei der Brüsseler Kathedrale eindeutig um einen Sakralbau der Gotik handelt.

[1446] Fläm. Sint-Michiels en Sint-Goedelekathedraal; frz. Cathédrale St. Michel et Gudule, benannt nach dem Erzengel Michael, Brüssels Schutzpatron, und der Hl. Gudula von Brüssel († vermutl. zw. 680 u. 714).

[1447] Fläm. Egmontpaleis; frz. Palais d'Egmont; zwischen 1548 und 1560 u. a. im Auftrag von Graf Lamoral von Egmond (siehe hierzu S. 501, Anm. 1454) erbaut; das Palais war im Laufe der Geschichte in den Besitz der Familie Arenberg gelangt.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 55f. u. 120.



CCCXCII. Das Rathhaus in Brüssel.

Der Geist und die Zustände der frühern Zeiten spiegeln sich am deutlichsten in ihren Monumenten wider. Von den Denkmälern, welche unsere Voreltern hinterließen, geben keine den künftigen Geschlechtern einen vollgültigen Beweis von dem Reichthume der Städte und dem kühnen Geist ihrer freien Gemeinwesen in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden im Mittelalter, als ihre öffentlichen Gebäude aus diesem Zeitraum. Zwar zehrten die Kreuzzüge einen großen Theil von dem Reichthum der deutschen Nation auf; aber was sie an materieller Kraft dadurch verlor, das gewann sie vielfach an geistiger wieder, die sie zu den größten Bauunternehmungen ermuthigte, sowohl zur Ver-

herrlichung Gottes, als der eigenen Würde und Macht. Unsere großartigsten Münster, Kirchen, Rath- und Kaufhäuser sind während der Kreuzzüge und in der nächstfolgenden Periode gebaut worden.

Der deutsche (oder, wie er gemeinlich genannt wird, gothische) Baustyl galt im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert für größere öffentliche Gebäude ausschließlich. Zeugniß geben die Rathhäuser zu Nürnberg, Frankfurt, Braunschweig, Prag, Regensburg, Aachen, Löwen, Mecheln, Antwerpen, Gent, Brüssel u. v. a. Städte Niederlands und am Rhein. Pracht, Ernst und Würde sind in diesen Bauten mit Zierlichkeit vereinigt.

Unter den schönsten steht das Stadt- oder Rathhaus in Brüssel oben an. Es ist ein Muster seines Styls und, was selten der Fall ist, es wurde, sowohl im Innern als Aeußern, ganz vollendet. Auf Kosten der Brüsseler Gemeinde ist's binnen 42 Jahren, von 1400 bis 1442, aufgerichtet worden. Das zierlichste Ebenmaß der Verhältnisse und die bis auf alle Details der Ornamente sich erstreckende, höchste technische Vollendung machen diesen Steincoloß zu einem wahren Kunstwerke. Wer es betrachtet, möchte wünschen, es stände, vor des Wetters rauher Hand geschützt, unter einem Glashause.

Das Brüsseler Rathhaus nimmt die Mitte des großen Marktplatzes ein. Es steht frei und ist nicht, wie es so häufig bei ähnlichen Gebäuden anderswo der Fall ist, durch kleinliche Anbauten, Buden etc. etc. verunstaltet. Es macht ein Viereck von etwa 350 Fuß Seitenlänge, das einen innern Hof gleicher Form umschließt. Das Material ist Sandstein. Die herrliche Thurmpyramide von durchbrochener, bewundernswürdiger Arbeit erhebt sich drei hundert vier und sechzig Fuß hoch über das Pflaster des Marktes. Ihre Spitze wird durch die kupferne Colossalstatue des Brüsseler Schutzpatrons, Erzengels Michael, gebildet. Sie ist 18 Fuß hoch und steht auf einer Kugel von Bronze.

Das Hauptportal befindet sich unter dem Thurme. Der Hauptfronte entlang läuft ein offener Säulengang, und aus ihm führen die prachtvollen Treppen in das Innere. Zwei steinerne Löwen am Eingange der Haupttreppe sind Meisterwerke der Skulptur. Stolz hebt der eine ein Schild, worauf die Buchstaben *S. P. Q. B.* (*Senatui, Populo Que Bruxelliensi*[1448]). Vierzig Fenster mit verzierten Säulen durchbrechen die Westfronte; zwischen ihnen, in Nischen, stehen die mehr als lebensgroßen Bildsäulen der großen Männer Brabants und seiner besten Fürsten. Das Dach war früher mit Blei gedeckt; durch Feuer verwüstet, wurde es später aus Schiefer hergestellt. Leider ist der entgegengesetzte Hintere Flügel, welcher im Bombardement von 1695[1449] verheert wurde, ein schlimmes Zeugniß von dem Ungeschmack[1450] späterer Zeit. Er ist in einem ganz anderen und schlechten Style aufgebaut und dadurch ist die vormals so herrliche Einheit dieses Prachtbaus zerrissen.

Eine große Zahl von Sälen, Zimmern, Corridors mit Säulen, auch eine Kirche, füllen den innern Raum des ungeheuern Gebäudes aus, das jetzt nur zum kleinern Theile den Berathungen und den Geschäften Brüsseler Gemeindeangelegenheiten gewidmet ist. Bei weitem der größere ist den königlichen Oberbehörden eingeräumt worden, oder öffentlichen Sammlungen und Unterrichtsinstituten: z. B. der Zeichnungsakademie. Sehenswerth ist die künstlerische Ausschmückung des Innern, vor allem die zweier großen Säle, in welchen einst die Generalstaaten Niederlands und die Stände Brabants während der spanischen und österreichischen Herrschaft ihre Sitzungen hielten. Was die berühmte Brüsseler Tapetenwirkerei Schönstes und Kostbarstes hervorgebracht hat, ist hier vereinigt.

[1448] Recte lat.: Senatus Populusque Bruxelliensis, „Senat und Volk von Brüssel".

[1449] Während des Pfälzischen Erbfolgekrieges (siehe hierzu S. 277, Anm. 766).

[1450] Des Barocks, der im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

CCCCXV. Die Place Royale in Brüssel[1451].

Brüssel*)[1452] gehört bekanntlich unter die schönsten Städte; die Rue Royale, die Rue de la Madalaine, die Boulevards sind herrlich; das herrlichste von allen ist die Place Royale, die Krone des neuen Brüssels; denn das alte, wo Alba[1453] hauste und Egmont[1454] und Hoorn[1455] wohnten, hat mit jenem nichts gemein. Hier sieht man eine alt-spanische Stadt, dort ein Paris.

Die Place Royale wird von den Palästen umschlossen und öffnet sich in den vier Winkeln nach den schönsten Straßen der Stadt und nach dem Park. Der Palast in der Fronte[1456] gehörte bis vor Kurzem dem Prinzen von Oranien[1457]. Des Gebäudes Charakter ist Einfachheit; aber jener grandiosen, königlichen Art, welche nur verhüllt, um die Pracht kenntlicher zu machen. Gegenüber ist der Palast der Deputirten[1458], so herrlich als jener. Der Sitzungssaal nimmt das Centrum ein; in den Seitenflügeln sind die Locale der Ministerien. Jener ist ein Halbzirkel, dessen Chorde[1459] die Präsidententribüne bildet. Dieser gegenüber erheben sich in 5 Reihen über einander die Bänke der Deputirten. An einer langen Tafel hinter denselben sitzen die Stenographen, welche für die verschiedenen Journale die gehaltenen Reden aufzeichnen. Ueber der Tribüne sind die Logen der Diplomatiker; gegenüber aber die prächtigen Gallerien des Publikums, zwei über einander, jede von 40 Säulen getragen. So ist der Versammlungsort des belgischen Senats, angemessen seinem Zwecke, würdig einem Volke, das sich frei gekämpft, frei seinen König gewählt hat.

[1451] Der Stahlstich zeigt zwar die den genannten Platz prägende Kirche Saint Jacques-sur-Coudenberg (fläm. Sint-Jacob-op-Koudenberg), doch beschreibt Meyer eher die den Warandepark (siehe hierzu S. 493, Anm. 1424) umgebenden Bauten.

[1452] *) Vergl. die Beschreibung im IV. Bande des Universums.

[1453] Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (siehe hierzu S. 725, Anm. 2259).

[1454] Der niederl. Freiheitskämpfer Graf Lamoral von Egmond, Fürst von Gavre/Gavere (niederl. Lamoraal I van Gavere, graaf van Egmont; 1522–1568; hingerichtet), Statthalter von Flandern und Artois, Heer der Hohen Herrlichkeit von Purmerend, Purmerland und Ilpendam, Baron von Fiennes, Herr von Hoogwoud und Aartswoud, Sotteghem, Armentières und Auxy.

[1455] Der niederl. Admiral und Freiheitskämpfer Philippe II. de Montmorency-Nivelle, Graf von Hoorn, Baron d’Altena (niederl. Filips van Montmorency; zw. 1518 u. 1526–1568; hingerichtet). Hoorn wurde gemeinsam mit Egmond (s. o.) am 5. Juni 1568 auf der Grand Place in Brüssel enthauptet. Ihr gewaltsamer Tod bezeichnet den Beginn des 80 Jahre währenden Freiheitskampfes der Niederlande gegen Spanien.

[1456] Fläm. Koninklijk Paleis; frz. Palais Royal (siehe hierzu S. 498, Anm. 1439).

[1457] Wilhelm Friedrich (niederl. Willem Frederik; 1772–1843), von 1802 bis 1806 Fürst von Nassau-Oranien-Fulda, Fürst von Corvey, Herr von Weingarten und Graf von Dortmund, von 1806 bis 1815 als Wilhelm VI. Prinz von Oranien (niederl. Willem VI van Oranje-Nassau), von 1813 bis 1815 als Wilhelm I. (niederl. Willem I der Nederlanden) souveräner Fürst der Niederlande, von 1815 bis 1840 König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg (bis 1840) sowie von 1839 bis 1840 Herzog von Limburg.

[1458] Fläm. Paleis der Natie; frz. Palais de la Nation (siehe hierzu S. 498, Anm. 1444).

[1459] Lat. die Saite; hier der als Art Bogensehne beschriebene frontale lineare Abschluß der halbkreis- bzw. bogenförmigen Anordnung der Parlamentssitze.

CCCCXV



Gez. v. C. Reiss

Gest. v. B. Metzeroth

PLACE ROYALE

im Brüssel

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 53-55.

CXII. Smyrna[1460].

Diese große, volkreiche und uralte Handelsstadt liegt an der Westküste Anatoliens[1461] im Hintergrunde einer reizenden Bay, welche sie – ähnlich einem Amphitheater, in welchem die Häuserterrassen die Sitze vorstellen – umfaßt. Von Griechen aus Ephesus gegründet, kam sie abwechselnd unter die Herrschaft der Aeolier, Ionier und Lydier. Diese zerstörten sie. Lysimachus[1462], (nach Andern Alexander,) baute sie wieder auf, und im Laufe der nächsten Jahrhunderte erhob sie sich zum reichen Mittelpunkte des Klein-asiatischen [sic!] Handels. Die Künste blüheten, prachtvolle Gebäude erfüllten die Stadt, und für sinnlichen Lebensgenuß trat sie an die Stelle des alten Sardis[1463].

Als das Römerreich verfiel, nahm auch Smyrna an Volkszahl und Wohlstand ab. Der Handel zog sich weg, die Kaufleute wanderten ihm nach, und in den langen verwüstenden Kriegen, welchen, nach dem Einbruch der Araber, und später der Türken, Kleinasien preis gegeben war, ging Smyrna durch Brand, Plünderung und Pest gänzlich zu Grunde. Im 13. Jahrhundert lag es in Ruinen, völlig verlassen. Erst nachdem sich die Türken zu unbestrittenen Herren des ganzen römischen Ostreichs aufgeschwungen hatten, gab Smyrna's vortreffliche Handelslage zu neuen Ansiedelungen Anlaß und allmählig gelangte es wieder zu Größe und Wohlstand. Es ist gegenwärtig die wichtigste Handelsstadt des türkischen Asiens. Einwohner zählt es etwa 100,000; zur Hälfte sind's Türken, ein Viertheil Griechen, der Rest Armenier und Juden. Außerdem wohnen Kaufleute aller Nationen hier, von denen die europäischen ein eignes Quartier, die Frankenstraße[1464], inne haben, in welcher das Leben, mehr als irgendwo im Orient, europäisches Gepräge trägt. Alle Seemächte unseres Welttheils unterhalten hier Konsuln und

---

[1460] Griech. (Σμύρνη) Bezeichnung für osman./türk. ازمير, İzmir. Zumindest teilweise scheint der Artikel „Smyrna" in der „Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. – (Conversations-Lexikon.) – Zehnter Band. Schw bis Sz. – Achte Originalauflage" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1836), S. 321, als Vorlage für die nachfolgenden Einlassungen gedient zu haben.

[1461] Griech. ἀνατολή, anatolē, „Osten"; osman. آناطولو, Ānāṭolu bzw. آناطولی, Ānāṭolı, „Kleinasien".

[1462] Lysimachos (griech. Λυσίμαχος; 361/360–281 v. Chr.), Feldherr Alexanders des Großen, seit 306/305 v. Chr. König von Thrakien und seit 285/284 v. Chr. König von Makedonien.

[1463] Sardes (lyd. 𐤳𐤱𐤠𐤭𐤣, Śfard; griech. Σάρδεις, Sárdeis; osman. صارت, Ṣārt; türk. Sart), die Hauptstadt des antiken Königreichs Lydien (der lyd. Landesname war identisch mit dem der Hauptstadt, s. o.; griech. Λυδία, Lydia), das in seinem Umfang in etwa dem heutigen Westanatolien entspricht.

[1464] Osman. فرنك سوقاغی, Frenk Soḳāġı; wegen des hohen christl. Bevölkerungsanteils wurde die Stadt allg. auch osman. كاور ازميرى, Giāvur Izmiri (von osman. كاور, giāvur – wiederum von pers. گاور, gāvor –, türk. gavur, „der Ungläubige, der Giaur"), „ungläubiges Izmir" genannt (siehe hierzu Redhouse, James W. [(1811–1892)], A Turkish and English Lexicon […], Constantinople 1890, S. 82 u. 1519). Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) urteilte über Smyrna in seiner „Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. – Dritter und letzter Theil. Syrien und Kleinasien" (Berlin: A. Duncker 1848), S. 318f. folgendermaßen: „Ich kann nicht sagen daß mir diese Stadt gefällt. Sie kommt mir wie ein geschlechtsloser Zwitter vor, weder orientalisch noch europäisch, mit einer Bevölkerung, die durch alle Klassen betrügerischer ist als irgendwo in der Levante." Das sog. „Frankenviertel" erstreckte sich wohl nördl. des Inneren Hafens (İç Liman) entlang des heutigen Cumhuriyet Bulvarı bis zum İzmir Port, wobei die Atatürk Caddesi die nördl., der Gazi Bulvarı in etwa die südl. und der Şair Eşref Bulvarı in etwa die östl. Grenze gebildet haben dürften. Das Europäerviertel fiel nach der Rückeroberung Izmirs durch türk. Truppen (9. September 1922) größtenteils dem „Brand von Izmir" (griech. Καταστροφή της Σμύρνης, Katastrophe von Smyrna; türk. İzmir Yangını, Brand von Izmir) vom 13. bis 22. September 1922 zum Opfer, bei dem nicht nur die Geschäfte des christl. Bevölkerungsteils gebrandschatzt und geplündert wurden, sondern auch Zehntausende von Christen, vornehmlich Griechen, türk. Massakern zum Opfer fielen. Allerdings waren bei der Besetzung Izmirs durch die Griechen am 15. Mai 1919 ebenfalls bereits am ersten Tag 1.000 Zivilisten, zumeist Türken, umgekommen.

sämmtliche christliche Hauptsekten, bei freier Religionsübung, Kirchen und Kapellen. Die armenische und griechische steht jede unter einem Erzbischof; ein Bischof steht der katholischen vor. Die englischen, die schottischen, die französisch-reformirten und die deutsch-lutherischen Christen sind in Gemeinden vereinigt und haben ihre Kapellen und Prediger. Auch alle morgenländische Glaubensmeinungen besitzen in Smyrna Tempel für Gebet und Gottesverehrung.

Die Stadt ist nach allen Seiten offen und ohne Festungswerke. Eine Citadelle, das Werk venetianischer Baumeister aus der Byzantinerzeit, welche auf einem Felsen nahe bei der Stadt stand und sie vertheidigte, ist längst nur noch eine malerische Ruine, die, der berühmten Aussicht wegen, kein Reisender unbesucht läßt. Von dieser Höhe (der nämlichen, von welcher aus unser Bild gezeichnet wurde,) übersieht man das Amphitheater der Stadt, das Gewühl des Hafens, die herrliche Bai, welche sich wie ein weißschimmerndes Tafeltuch zu den Füßen des Beschauers ausbreitet; ferner die Begräbnißstätten mit den langen Zypressenalleen, die anmuthigen Gelände und grünen Gründe, besäet mit schattigen Gärten und freundlichen Landhäusern, über welche sich ostwärts eine großartige Berglandschaft terrassenartig aufthürmt. Nach Süden fällt der Blick in ein tiefes, blumiges Thal, das sich über eine Stunde weit der Höhe zuwindet. Der krystallhelle Meles[1465] durchströmt es seiner ganzen Länge nach, und in der Mitte des Thals überspannt ihn eine alte, weißgraue Steinbrücke, die sogenannte Karavanenbrücke, über welche die langen Kameelzüge mit den Waaren Indiens, Persiens, Arabiens und Syriens beladen ununterbrochen vorüberziehen. Dieses Thal ist berühmt als der Lieblingsaufenthalt und wahrscheinliche Geburtsort Homer's. – Noch zeigt man die Stelle, wo das Haus seiner Aeltern gestanden haben soll, und die sogenannte Schule des Homer, einen Felsen, in dem man Bänke ausgehauen sieht. Es ist ein romantisches Plätzchen, mit uralten Platanen beschattet, unter denen eine köstliche Quelle hervorsprudelt, mit freier Aussicht auf's Meer.

Das Innere von Smyrna bewahrt keine Spur von den Prachtdenkmälern der Baukunst, wegen welcher es im Alterthume so berühmt war. Wo sonst die Tempel, das Homerium, das Gymnasium, die Bibliothek, die Rennbahnen, Amphitheater, Thermen und Monumente, auf Plätzen oder in regelmäßigen Straßen sich erhoben, findet man schmuzige Gassen, elende und leicht von Koth und alten Bautrümmern zusammengeklebte Häuser und das Gewühl einer größtentheils armen, zerlumpten Bevölkerung. Es ist hier wie überall in der Levante; nur die Natur und die Erinnerung haben wahren Reiz.

Smyrna's Großhandel zur See ist in den Händen der Franken; in den noch weit bedeutendem Binnenverkehr theilen sich Armenier und Juden, unter denen es unermeßlich reiche giebt. – Für Europa sind Zucker, Tücher und wollene und seidene Zeuge die wichtigsten Importen; und unter den Ausfuhrartikeln stehen Rosinen, Baumwolle, Droguerien und rohe Seide oben an. Die hiesigen Teppichfabriken liefern für den asiatischen Verkehr große Quantitäten und ihre Waare ist als die beste im ganzen Morgenlande geschätzt.

Werfen wir noch, ehe wir Smyrna verlassen, einen Blick auf seinen Bazar. Der ihm angewiesene ungeheuere Raum ist in regelmäßige Gassen eingetheilt, in denen sich Laden an Laden reiht. Hier, wo man alle Natur- und Kunstprodukte des Morgen- und Abendlandes ausgelegt findet, begegnet man Menschen aus allen Völkern, die in malerischen Gruppen und in den mannichfaltigsten Trachten und Hautfarben stets hin und her wogen. Man sieht die armenischen, persischen, nubischen und tartarischen Kaufleute, die mit den Karavanen aus den entferntesten Gegenden kommen , die Cargadeurs[1466] und Agenten der europäischen Handelsschiffe, die Pilger aus Mekka mit den grünen Prophetenturbanen, den grandiosen Türken, den kriechenden Juden, den schlauen, scheuen Griechen, christliche Mönche und mohamedanische Derwische[1467], Weiber und Mädchen jeder Farbe und Abstammung. In einer besondern Abtheilung werden die Haremsartikel, die köstlichen Spezereien aus Arabien, Persien, Hindostan und Aegypten verkauft, welche die Luft in ein Meer von Wohlgerüchen verwandeln. Hier sieht man auch die bunten Kinderspiele aus Nürnberg, die parfümirten Handschuhe und künstlichen Blumen aus

[1465] Griech. Μέλης; ein Gewässer bei Σμύρνη/İzmir, an dessen Ufern der Legende nach Homer seine Werke verfaßt haben soll.

[1466] „Bevollmächtigte[r], der eine Schiffsladung im Auftrag ihrer Absender und Eigentümer nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier zu verkaufen" (Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 10, Leipzig 1907, S. 624).

[1467] Siehe hierzu S. 199, Anm. 554.

Paris und Genua, und Zeisige und Blutfinken[1468] aus Tyrol und Thüringen zu Hunderten, die in glänzenden Käfigen zwitschern. Diese kleinen gefiederten Sänger deutscher Weisen werden meistens in die Harems der Großen verkauft, die sehr unglücklichen Frauen zu ergötzen und ihnen die Langeweile zu kürzen.

[1468] Der Gimpel o. Dompfaff (Pyrrhula pyrrhula).



SMYRNA
in Kleinasien

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 66-68.

CXVII. Rouen.

Rouen, die alte Capitale der Normandie, jetzt der Hauptort des Departements der untern Seine[1469], liegt in einer niedrigen, sehr fruchtbaren Gegend an der hier breiten und tiefen, schon für kleinere Seeschiffe fahrbaren Seine, ohngefähr 5 Stunden von deren Mündung und 17 Meilen von Paris. Sie hat 12,000 Häuser und etwa 100,000 Bewohner. Nach Paris, Lyon und Marseille ist sie die größte und volkreichste Stadt Frankreichs.

Geschichtliche Erwähnung von ihr thut schon Ptolemäus[1470], der im zweiten Jahrhundert lebte. Er nennt sie Rotomagus, Hauptstadt der Volcassen. Nach der Unterjochung dieser Völkerschaft durch die Römer, machten diese den Ort zu einem Waffenplatz. Er muß ansehnlich gewesen seyn, wie die aufgefundenen römischen Bauwerke beweisen.

Die Franken folgten den Römern in der Herrschaft, jenen die seeräuberischen Dänen (Normänner), welche 841 Rouen einnahmen, plünderten und im Lande sich festsetzten. Nach ihnen änderte die Provinz ihren frühern Namen (Neustria) und hieß fortan die Normandie.

Der Dänen Herrschaft blieb nicht unangefochten. Die Könige von Frankreich, oft mit den Herzogen von Burgund und den deutschen Kaisern im Bunde, machten mehrmalige Versuche, die fremden Eindringlinge wieder zu verjagen. Es gelang nicht; aber das Land ging darüber zu Grunde. Auch Rouen hatte viel zu leiden; 930 und 941 hielt es schwere Belagerungen und Drangsale aus.

Der eroberungssüchtige Wilhelm, Herzog der Normandie[1471], schiffte nach Britannien und stürzte die angelsächsischen sich unter einander befehdenden Fürsten. König von ganz England geworden, verwandelte er seine Erblande in eine Provinz des neuen Reichs. – Unter seinen Nachfolgern erneuerten sich Frankreichs Versuche zur Wiedergewinnung der Normandie mehrmals; doch erst nachdem Dunois, der Bastard[1472], endlich die Britten aus der Normandie vertrieben hatte, blieb Rouen unter französischer Herrschaft. Die Kirchenreformation fand eifrige Anhänger in dieser Stadt, und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts bekannte sich der größere Theil der Wohlhabenden und Vornehmen öffentlich zu der gereinigten Lehre. Gewaltsam unterdrückt, wagten die Protestanten einen Aufstand. Sie unterlagen einem gegen sie gesandten Heere, und was dieser Katastrophe entging – etwa 500 Familien – wurde an dem berüchtigten Bartholomäusabende[1473] (der pariser Bluthochzeit) erschlagen.

Es folgten nun lange Jahre der Ruhe. Rouen hob sich, anfänglich langsam; aber als es zum Mittelpunkte der Baumwollindustrie Frankreichs emporstieg, rasch. Es galt als die dritte Gewerb- und Handelsstadt Frankreichs, und besaß über 90,000 Einwohner, als die Revolution ausbrach. Wie Paris und Lyon war es während der folgenden Schreckenszeit ein Schauplatz der Hungersnoth, der Plünde-

[1469] Frz. Seine Maritime.

[1470] Der griech. Mathematiker, Geograph und Astronom Claudius Ptolemäus (griech. Κλαύδιος Πτολεμαῖος; ca. 100–ca. 160).

[1471] Wilhelm der Eroberer (siehe hierzu S. 365, Anm. 1058).

[1472] Jean d'Orléans, comte de Dunois (1402–1468), Großkämmerer von Frankreich; er war einer der großen und erfolgreichen Heerführer zur Zeit des Hundertjährigen Krieges (1337 bis 1453) auf frz. Seite.

[1473] Die sog. Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August 1572 anläßlich der Eheschließung des Protestanten Heinrich von Navarra (des späteren Königs Heinrich IV., frz. Henri IV; 1553–1610; ermordet) mit Margarete von Valois (frz. Marguerite de Valois; 1553–1615) in Paris. In derselben Nacht wurden dort, und in den Folgetagen frankreichweit, Tausende von Protestanten ermordet.


CXVII
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

ROUEN

rung und des Blutvergießens. 1200 Bürger fielen unter dem Messer der Guilliotine. Die Volkszahl sank bis auf 65,000.

Das Wiederaufblühen der Stadt trifft mit der Herrschaft Napoleon's zusammen. Dessen Kontinentalsystem[1474] war den einheimischen Manufakturen sehr günstig, und Rouen, als ein Centralsitz derselben, konnte nur dabei gewinnen und sich über den Verlust seines Seehandels trösten. Auch diesen besitzt es seit der Restauration wieder. Obschon von dem günstiger gelegenen Havre darin überflügelt, ist er immer noch sehr bedeutend, besonders nach England, den Niederlanden, dem Norden von Deutschland und den Colonien. –

Rouen, durch seine Lage an einem majestätischen Strome, dessen Ufer Schiffbrücken verbinden, und durch die Menge großartiger Bauwerke des Mittelalters herrlich, ist doch im Innern unschön, und die meistens sehr alten und schlecht gebauten Häuser, in vielen schmalen und winklichen Gäßchen zusammenstehend, entbehren das Gemüthliche, was die auch alten deutschen Städte, wie Nürnberg und Köln z. B., so anziehend macht. Die Hauptzierde der Stadt ist die weltberühmte Kathedrale*)[1475], eine der kühnsten und erhabensten architektonischen Ideen, die je die christliche Welt sah. – Sie rührt von einem Deutschen her, und der Wunderbau, der den herrlichsten im Vaterlande, dem Straßburger Münster, dem Dome in Köln, der Stephanskirche in Wien, an die Seite zu stellen ist, zeigt seinen Ursprung, den nationalen Sinn des Deutschen, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit.

Bei dem Griechen tritt das Allgemeine als das Herrschende, im Leben, wie in der Kunst, immer hervor. Heiter und einfach weiß er Alles dem bestimmten Zweck anzupassen, und eben dadurch, daß Absicht und Ausführung auf eine Allen verständliche und klare Weise in Eins fallen, hat der Anblick eines griechischen Gebäudes etwas so allgemein Erfreuendes und Gefälliges. – Ganz anders der Deutsche in seinen Werken aus der Periode seiner eigenthümlichen Kunstentwickelung, dem Mittelalter. – In einen unermeßlichen Abgrund der Gedanken stürzt er sich kühn hinein, und eine Welt von Gestalten und Formen, jede mit gleicher Sorgfalt behandelt, quillt aus seiner belebenden Hand. So ist in der Rouener Kathedrale kaum eine Säule wie die andere, die Verzierungen der Kapitäler sind von unendlicher Mannichfaltigkeit, die Mauern und Thürme scheinen Seelen zu haben, und aus jedem Punkt drängt sich ein anders gestaltetes Leben hervor. Selbst das Licht muß sich in glänzende Farben zertheilen, die Farben in ätherische Gestalten zusammenrinnen, um durch mythische Beleuchtung das Ganze zu erhellen, damit allenthalben eine große, bedeutungsvolle, lebendige Welt uns entgegentrete. Alle Künste müssen sich gleichsam in eine Kunst verschmelzen, und eben diese Einheit der Malerei, der Skulptur und der Baukunst selbst ist das eigenthümliche Wesen der deutschen Bauart. – Man steht und staunt, sieht man das mit dem Kleinsten so sorgsam und ängstlich beschäftigte Streben und vergleicht damit die wundervoll-tiefe Absichtlichkeit und die Riesengröße des Gedankens, der das unübersehbare Ganze in Eins so harmonisch abordnet. – Unsymmetrisch heben sich die festen Mauern empor; stolz und schlank stehen die Säulen in ungezwungener Ordnung da; jede ist verschieden und doch nimmt man nicht einmal eine Verschiedenheit wahr. Bei aller und unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen wird doch keiner der das Innere dieser Kathedrale Betretenden sich in seiner tiefen, stillen Empfindung gestört finden, und wenn dann die Orgel mit Meeresbrausen hereinstürmt, wenn der laute Gesang alter Choräle Freud und Leid aus den verborgensten Tiefen unserer Seele hervorlockt, dann bleibt uns nichts übrig, als die unmittelbarste Nähe des Heiligsten mit grauenvollem Entzücken zu empfinden und in dem überschwenglichen Gefühle eines höhern Daseyns hinzusinken und anzubeten.

Am Haupteingang dieses Tempels, welcher im 11. und 12. Jahrhundert erbaut und zu Anfang des 16. von deutschen Baumeistern restaurirt und erweitert worden ist, prangen zu beiden Seiten zwei kostbar verzierte Glockenthürme, jeder 230 Fuß hoch; aber der größte Schmuck des ganzen Baus, der berühmte Mittelthurm, welcher sich, als einer der höchsten der Welt, aus der Mitte des Gotteshauses zu den Wolken streckte, ist leider nicht mehr! Vor 14 Jahren[1476] zündete bei heftigem Sturm ein Blitz in demselben, und die Gluth beschädigte die Mauern so sehr, daß er abgenommen werden mußte. Nächst

---

[1474] Der Machtbereich der von Napoléon am 21. November 1806 in Berlin verfügten Wirtschaftsblockade über das Vereinigte Königreich und dessen Kolonien, kurz „Kontinentalsperre“ genannt (siehe hierzu S. 181, Anm. 466).

[1475] *) Sichtbar sind in unserm schönen Stahlstiche die Thürme und der obere Theil des Gebäudes.

[1476] Am 15. September 1822.

der Kathedrale wird in Rouen die Kirche von St. Ouen und die große Halle des ehemaligen Justizpallastes von allen Verehrern der altdeutschen Baukunst bewundert.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 10-12.

CCCLXXVIII. Die Cathedrale in Rouen.

Wie der germanische Grundcharakter streng, ernst, ethisch ist, so ist auch der Charakter der deutschen Kunst. Die heitere Naturplastik, welche das Christenthum in der römischen Westwelt aus der elastischen Zeit mit herüber genommen hatte, konnten die Germanen, welche diese Welt zertrümmerten, nicht fassen, und Gothen, Longobarden, Franken, ein Herrscherstamm nach dem andern, bildeten sie nach ihrer Weise um. Den deutschen Völkern wurde die christliche Religion nicht als bloßer Formtausch, sondern als Gabe freier, tiefer Ueberzeugung, bei welcher der Verstand einen eben so großen Antheil hatte, als das Gemüth. Der Christusglaube war für sie die That ihrer höchsten religiösen Ahnungen, und als deutsche Kunst die Aufforderung bekam, ihr eine leibliche Gestaltung zu geben und die Seele in den todten Stein zu tragen: da rang sie viele Jahrhunderte lang beharrlich mit dem widerstrebenden Stoffe, bis sie sich zur höchsten Klarheit einporgerungen und im Stande war, nach einem durchgehenden, leitenden Grundgesetz, das dennoch freie Bewegung zuließ, Formen und Verhältnisse in bestimmte Fügung, dabei in steter Wechselbeziehung und immer nach Einheit strebend, bis ins Einzelnste zu ordnen und zu gliedern. Nun thürmte der Deutsche seine ewigen Münster auf, und Deutsche wurden die Baumeister aller der Völker, wo germanisches Blut zur Herrschaft gelangt war. Auf diese Weise wurde unsere Kunst von der Grenze Laplands bis nach Sizilien, und von Jerusalem und Batalha bis nach Riga verbreitet. Ueberall in den fremden Ländern nahm sie zwar nationale Elemente auf, die aber viel zu schwach waren, die Grundtype zur Unkenntlichkeit zu verwischen. Sie ist in Mailand, in Neapel und Palermo eben so deutlich sichtbar, wie in Nowgorod, im Tempel des heiligen Grabes, in der Cathedrale zu Burgos, im Cölner Dom und in Wien's Sankt Stephan.

In Frankreich tritt uns, zumal in den nördlichsten Gegenden, wo, in Burgund und in der Normandie, die germanischen Volkselemente am häufigsten verbreitet waren, auch die früheste Entwickelung des germanischen Baustyls in einer Reihe von Monumenten entgegen: denn immer waren es die deutschen Bauhütten (als deren Sitze Straßburg, Cöln, Wien, Zürich etc. etc. glänzten), welche berufen wurden, bei großen Tempelbauten Hand anzulegen, und wenn sie auch, wie oft geschah, die spätere Ausführung inländischen Künstlern und Handwerkern überließen, so gingen doch die Pläne und Grundrisse fast ohne Ausnahme von deutschen Meistern aus.

Der Umstand aber, daß die Ausführung vieler solcher, von deutschen Meistern entworfenen Baupläne minder-geschickten Händen anvertraut wurde, konnte dem meisterlichen Gedeihen der Arbeit selbst nicht förderlich seyn, und diesem Umstand ist es auch wohl hauptsächlich zuzuschreiben, warum an den französischen Monumenten altdeutscher Baukunst die Grundtypen des Styls so häufig in einer gewissen Einseitigkeit und Rohheit hervortreten, so daß dieß gleichsam zu ihrem charakteristischen Merkmal wird. Das harmonische Verschmelzen von Gedanken und Form, welches aus dem lebendigsten innern Verständniß hervorgeht, und bei den besten Bauwerken derselben Periode in Deutschland sich offenbart, fehlt ihnen, und Tiefe, Reichthum und Mannichfaltigkeit im Ornament wird gewöhnlich durch eine überladene Dekoration zu ersetzen gesucht.

Dieses Streben nach äußerer Pracht, welcher die Idee sich unterordnet, ihr gleichsam als Magd dient, ist in einigen Kirchen der Normandie am glänzendsten entwickelt, vor allen aber in dem gefeierten Tempel der Cathedrale zu Rouen. Nirgends sieht man ein so reiches, zierliches, kühnes, phantastisches Spiel der Formen: die Façade zumal, welche unser kostbarer Stahlstich treu darstellt, wird selbst von jener des Mailänder Doms nicht übertroffen.

Die Grundform der Kirche ist das Kreuz. Ihre Länge beträgt 390, die vom Kreuzschiff 162 Fuß; die Höhe des Hauptschiffes ist 84, und die Höhe des Haupt- oder Mittelthurms (dessen oberer Theil



CCCLXXVIII

DIE CATHEDRALE IN ROUEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

mehrmals abbrannte) war 396 Fuß. Ein Deutscher, Namens Ingelrahm (Ingelrame)[1477] entwarf, nachdem das Feuer im Jahre 1200 den alten Dom verwüstet hatte, den Plan zum jetzigen Werke, vollendete bis um 1230 die drei westlichen Portale und fing zwei der Thürme zu bauen an. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde der Bau bis um 1530 fortgesetzt, und obschon man am ursprünglichen Plane Vieles änderte, wegließ oder zusetzte, hat man doch die Hauptformen desselben festgehalten. Schon 1535 durch Brand beschädigt, litt er seitdem mehrmals durch Feuersbrünste, wurde aber stets im alten Styl wieder restaurirt. Nur ein paarmal drängte sich moderner Geschmack durch Altäre, Monumente und Grabmäler ein. Der größte Uebelstand dieser Art ist der Hochaltar selbst, der 1730 an die Stelle des alten, baufällig gewordenen, gesetzt wurde: ein elendes Ding im neuitalienischen Styl und ein würdiges Denkmal des jämmerlichen Fürsten, der im Stande war, mit solchem Werke den Ehrenplatz in dem Gotteshause zu schänden, das der großartige Sinn des mittelalterlichen Bürgerthums aufgeführt hat.

Die großartigste Entfaltung des germanischen Tempel-Bausystems ist in der Façade, die der Stahlstich darstellt, am besten kenntlich. Zwei Hauptthürme bilden die Seiten und die Nebenpfeiler streben als zierliche Thürmchen empor. Drei Portale führen in die Kirche. Ueber dem Hauptportal ist das große Prachtfenster, durch dessen gemalte Scheiben magisches Licht in das Mittelschiff fällt. Alle Verzierung an Außenwänden und Thürmen rankt aufwärts – versinnbildlichend das Streben und die Sehnsucht, die der Erde nicht angehören. Leider sind die Spitzen der Thürme von Blitz und Feuer zerstört; sie bestanden aus freistehenden Rippen, zwischen denen durchbrochenes Rosettenwerk eingesponnen war. Wo endlich die acht Rippen an den äußersten Spitzen zusammenliefen, da breitete eine majestätische Blume in heiliger Kreuzform ihre Blätter gegen den Himmel aus, das Ziel ahnen lassend, welches menschliche Kraft nicht zu erreichen vermochte.

Die statuarische Kunst geht hier schwesterlich mit jener des Steinmetzen Hand in Hand, und nicht blos das Innere hat sie geschmückt, auch auf der Außenwand vom Tempel des ewigen Gottes hat sie eine himmlische Heerschaar versammelt. Die Bildsäulen heiliger Märtyrer und Apostel, der heil. Jungfrau und der Erzengel, sammt der Fürsten des alten Bundes, Moses, der Propheten und Patriarchen, sind in mehrfachen Nischen reihen über einander geordnet, oder getragen von Consolen. Andere reihen sich in den Wölbungen der Portale, und selbst die Giebel sind noch mit Statuen oder Reliefs angefüllt. Eben so nehmen die tabernackelartig gehaltenen Thürmchen der Strebepfeiler Standbilder auf.

Das Innere ist solches Aeußern würdig. Durch die gemalten Fensterscheiben treten, wie in verklärter Lichterscheinung, die Gestalten derjenigen Religion dem Blick entgegen, welche überall das Körperliche zu vergeistigen strebt. Unzählige selbstständige Monumente kleinerer Dimensionen sind in den Kirchenschiffen versammelt und halten dem Beschauer einen ergötzlichen Reichthum bildlicher Darstellung entgegen: so die Altarwerke, die Tabernakel, die Kronleuchter und jene 84 geschnitzten Chorstühle, welche, Kunstwerke des fünfzehnten Jahrhunderts, allein im Stande seyn würden, den weitherkommenden Kunstfreund für seine Mühe und Kosten reichlich zu entschädigen.

[1477] Hierbei dürfte es sich um eine Erfindung des 19. Jhd.s handeln, denn diesen Namen findet man erstmals ab 1825 in den verschiedenen Ausgaben von Carl Friedrich von Wiebekings (1762–1842) weitverbreitetem vierbändigem Werk „Theoretisch-practische bürgerliche Baukunde, durch Geschichte und Beschreibung der merkwürdigsten antiken Baudenkmahle und ihrer genauen Abbildungen bereichert“ (München: Zängl 1821–1826), 3. Bd. (1825), S. 65.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 72-75.

CXIX. München: die Glyptothek und Pinakothek.

München, Bayerns Hauptstadt, ist, wie Rom, von einer Art Campagna umgeben, welche jedoch nur das Oede, Sterile, Eintönige, nicht aber das Großartige der römischen hat. Die Stadt selbst besteht aus einem alten Kern, der an der linken Seite der Isar liegt, und einem neuen, glänzenden Anwuchs. Dieser ist das München des Königs Ludwig[1478], und von ihm soll vorzugsweise hier die Rede seyn.

Keine Residenz in Europa (London, wenn man es als solche betrachten mag, allein ausgenommen) hat im Gebiete der Baukunst in der neuesten Zeit einen Zuwachs von so vielen und so grandiosen Schöpfungen erhalten, als dieser Wohnort eines der kleinsten Monarchen unter den Gekrönten der Erde. Erstaunt betrachtet man ein Prachtgebäude nach dem andern, durchwandelt die aus hohen, glänzenden Wohnhäusern gebildeten, breiten, oft unabsehlichen Straßen, und würde sich in den Mittelpunkt eines großen Reichs versetzt glauben, vermißte man nicht – das Volk, welches sie bewohnen sollte. Wie sehr auch, theils durch sehr künstliche Mittel, und fast immer nur auf Kosten anderer Städte, die Bevölkerung von Bayerns Hauptstadt seit dem Regierungsantritt Ludwig I. gewachsen ist, so hat sie doch mit der räumlichen Ausdehnung der Metropole nicht Schritt halten können. Das Mißverhältniß tritt, da die überspannte Baulust, trotz mancher traurigen Erfahrung, noch nachhaltig fortwirkt, mit jedem Jahre greller hervor. München, das über fünf Stunden im Umfang hat, zählt noch nicht ganz 100,000 Bewohner. –

Man muß in die Ludwigsstraße in München einfahren, wenn man den Eindruck der größten Werke der Baukunst in ihrer ganzen Frische auffassen will. Während rechts am Thore noch ein Breterverschlag den ungeheuern Raum umschließt, auf welchem das Universitätsgebäude[1479] sich erheben soll, zeigt sich links, fast vollendet, die Ludwigskirche[1480], im byzantinisch-altitalienischen Style[1481], gegenüber das in der Bauart jener ähnliche Blindeninstitut, die Bibliothek im alt-florentiner Styl wiederum auf der linken Seite, in ernster Pracht das Palais des Kriegsministeriums und die kolossalen, aber etwas monotonen Wohnhäuser zu beiden Seiten der Straße, letztere meistens nach Klenze'schen[1482] Rissen gebaut, während jene öffentlichen Werke vorzugsweise nach den Plänen Gärtner's[1483] aufgeführt sind. Die Palläste Leuchtenberg[1484] und Herzog Max[1485], gleichfalls Klenze'schen Ursprungs, machen sich weniger durch große Pracht, als durch räumliche Dimensionen, als Fürstenwohnungen kenntlich. Aber einen Triumph feiert das Genie der Architektur in den berühmten 2 Gebäuden, welche, der Kunst zum Heiligthume bestimmt, durch den Wetteifer unter allen Künsten ihre Ausschmückung erhielten: wir meinen die den Königsplatz zierende Glyptothek[1486] und Pina-

[1478] Ludwig I. (1786–1868), vom 13. Oktober 1825 bis 20. März 1848 König von Bayern.

[1479] Zwischen 1835 und 1840 von dem Architekten Friedrich von Gärtner (siehe hierzu S. 514, Anm. 1483) errichtet, erfolgte in den Jahren 1906 bis1909 durch German Bestelmeyer (1874–1942) eine große Erweiterung in Richtung Amalienstraße.

[1480] Die zwischen 1829 und 1844 nach Plänen von Friedrich von Gärtner (siehe hierzu S. 514, Anm. 1483) errichtete kath. Pfarr- und Universitätskirche St. Ludwig.

[1481] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.

[1482] Leo von Klenze (1784–1864).

[1483] Friedrich von Gärtner (1791–1847).

[1484] Der zwischen 1817 und 1821 für Eugène-Rose de Beauharnais (1781–1824), Herzog von Leuchtenberg und Schwager Ludwigs I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478), erbaute Palast beherbergt heute das Bayerische Staatsministerium der Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat.

[1485] Das für Herzog Max in Bayern (1808–1888) von1828 bis 1831 errichtete Palais in der Ludwigstraße wurde in den Jahren 1937/38 im Zuge der nationalsozialistischen Stadtumgestaltung abgebrochen.

[1486] In den Jahren 1816 bis 1830 nach Plänen von Leo von Klenze (siehe hierzu S. 514, Anm. 1482) erbaut.



DIE GLYPTOTHEK UND PINACOTHEK
in München

kothek[1487]. Beide sind Werke Klenze's. Die Glyptothek, zur Bewahrung classischer Kunstschätze bestimmt,kündigt schon von außen an, daß es ein Pallast sey, wo Götter und Heroen wohnen sollen. Im reinsten ionischen Tempelstyle erbaut, macht dies Gebäude eine unbeschreibliche Wirkung. Seine Form ist ein Quadrat, welches einen Hofraum einschließt. Die nach Südwest gerichtete Hauptfronte von 225 Fuß Länge ruht auf 3 hohen Sockeln und besteht aus einem von 12 herrlichen Säulen getragenen Portikus, an dem sich 2 niedrigere Flügel anlehnen. Sie ist ganz aus Marmor. Eine plastische Darstellung, den Zyklus der Bildnerei versinnlichend, erfüllt das Giebelfeld. Sechs hohe Nischen zu beiden Seiten des Portikus harren der Aufnahme colossaler Statuen der gefeiertsten Künstler und Mäcene des Alterthums. Aehnliche Nischen zieren die Seitenfronten. Die Auffahrt ist auf der Rückseite unter einem auf vier Säulen ruhenden Vorsprung.

Die Ausschmückung des aus 12 Säulen bestehenden Innern ist eben so prächtig als geschmackvoll. Unter den reich und emblematisch verzierten Deckengewölben, vor den mit farbigem Stucco lustro[1488] bedeckten Wänden, auf den kostbaren mit Marmor ausgelegten Fußböden, erscheinen die Meisterwerke der antiken Plastik nur um so bedeutender. Die Aufstellung, nach den historischen Entwickelungsperioden der Kunst, ist musterhaft geordnet, und kein Stück in dieser, nur von der des Vatikans übertroffenen Sammlung ist von untergeordnetem, oder mittelmäßigem Kunst werth. Vieles, was früher zu den ersten Zierden des Louvre gehörte, was in Rom in Pallästen und Villen glänzte, die herrlichen Werke, welche in den Tempelruinen Aegina's und andern Orten Griechenland's aufgefunden wurden, sind hier vereinigt, und alle andern Museen Deutschlands werden an Reichthum von diesem einzigen überstrahlt. Als Sterne erster Größe glänzen: der berühmte Antinous[1489], der Apollo Citheroidus[1490], der schlafende Faun[1491], der Torso des Niobiden[1492]. Ein Saal ist einzig den Werken der größten Meister unserer Zeit – Thorwaldsen's[1493], Canova's[1494], Schadow's[1495], Rauch's[1496], Schwanthaler's[1497] geweiht. Aber auch die Kunst der Malerei hat die Glyptothek verherrlicht und hier Schöpfungen hervorgerufen, mit denen sie gleichsam eine neue Aera begann. Wir meinen die Fresken des großen Meisters Cornelius[1498], mit welchen die beiden mittlern, oder die Festsäle, und die zu Versammlungen, oder zum Ausruhen bestimmten Räume, geschmückt sind. Dem Meister ward vom Könige die Aufgabe, in diesen Hallen die griechische Götter- und Heldensage in einer cyklischen Folge von Gemälden darzustellen, und er hat sie auf die genialste Weise gelöst. Aus dem Hesiodischen[1499] Mythenkreise wählte er die Gegenstände für die Malereien des einen, des sogenannten Göttersaals; die Homerische Heldensage gab den Stoff zu den Fresken des andern. Die Betrachtung dieser Gemälde reißt selbst das von dem Anschauen der herrlichen Antikensammlung gesättigte Auge zur Bewunderung hin,

---

[1487] In den Jahren 1826 bis 1836 nach Plänen von Leo von Klenze (siehe hierzu S. 514, Anm. 1482) erbaut.

[1488] Das Aufmalen von Marmorierung auf einen Mörtelgrund in Glättetechnik. Hierbei handelt es sich um eine reine Kalkputztechnik, bei der auf einen guten Grundputz aus Kalk und Sand mehrere Marmorsand/Marmormehl-Sumpfkalkschichten „nass-in-nass“ (freskal) aufgeputzt werden.

[1489] Die Portraitbüste des Antinoos (griech. Ἀντίνοος; zw. 110 u. 115–130) aus dem Palazzo Bevilacqua in Verona steht noch heute in der Glyptothek.

[1490] Apollo (griech. Ἀπόλλων) mit der Kithara (griech. κιθάρα); die Münchner Glyptothek besitzt eine Kopie der Kultstatue des Apollotempels auf dem Palatin.

[1491] Der sog. Barberinische Faun (auch Barberinischer Satyr genannt), die Skulptur eines schlaftrunkenen Satyrs oder Faunus in der Gestalt eines jungen, muskulösen Mannes, vermutlich um 220 v. Chr. geschaffen, aus dem Palazzo Berberini in Rom. Die Skulptur wird seit den 1830er Jahre in der Glyptothek gezeigt.

[1492] Die Münchner Statue eines Niobiden (eines der zahlreichen Kinder der mythischen Niobe; griech. Νιόβη) stammt ebenfalls aus dem Palazzo Bevilacqua in Verona (siehe hierzu S. 516, Anm. 1489).

[1493] Siehe hierzu S. 349, Anm. 1000.

[1494] Siehe hierzu S. 169, Anm. 431.

[1495] Karl Zeno Rudolf Schadow (1786–1822).

[1496] Christian Daniel Rauch (1777–1857).

[1497] Ludwig Schwanthaler (1802–1848).

[1498] Peter von Cornelius (1783–1867).

[1499] Der griech. Dichter Hesiod (griech. Ἡσίοδος, Hēsíodos; * vor 700 v. Chr.).

und gibt dem rohesten Menschen eine heilige Ahnung von dem Anbruche einer Kunstepoche, welche vielleicht einst alle früheren verdunkeln mag. Namentlich ist's das Gemälde der Zerstörung von Troja, was mit der tragischen Gewalt eines Aschylus[1500] oder Shakspeare die Seele des Betrachtenden erfaßt.

Jener stattliche, auf unserm Bilde schwächer beleuchtete Palast, nahe am eben beschriebenen Tempel der Plastik, ist die Pinakothek. Sie ward erst in diesem Jahre vollendet, und ist bestimmt, das Herrlichste des großen Bilderschatzes zu empfangen, der bisher in den Gallerien von München, Schleisheim, Lusthain und andern königlichen Wohnungen zerstreut war. Aus den vorhandenen 9000 Bildern sind die 1600 auserlesensten hier aufgestellt, und sie bilden, nach der des Vatikans, die merkwürdigste und kostbarste Gemäldesammlung der Welt. Die Geschichte der Malerei ist nirgends umfassender, glänzender und vollständiger dokumentirt als hier. Eine in's Einzelne gehende Beschreibung würde uns zu weit führen; es möge nur erwähnt seyn, daß sich die größten Meister der alt- ober- und niederdeutschen Schule (die berühmte Boisseree'sche Sammlung[1501] ist ebenfalls hier) so wie Rubens, Rembrandt[1502], und andere Niederländer, nirgends besser in allen Nüancen ihres Genius studieren lassen.

Auch die Pinakothek, deren innere Verzierung der Vorwurf allzugroßer und unangemessener Pracht nicht unverdient trifft, schmückt die Freskomalerei in einem längst der Südfronte hinlaufenden Corridor, (einer Loggia) der mit seinen 25 Arkaden äußerlich dem Gebäude zur bezeichnenden Zierde gereicht. Diese Fresken machen die Geschichte der neuern Malerei anschaulich. Jeder der 25 Bogen enthält bildliche Darstellungen, zu denen Professor Zimmermann[1503] die Kartons nach den Skizzen von Cornelius entwarf. Aber auch die neuere Plastik übernahm die Aufgabe, mit einer Reihe ihrer Meisterwerke diesen Prachtpallast der Malerei zu zieren. Professor Schwanthaler's berühmte Marmor-Standbilder der größten Maler, colossal, und in der Tracht ihrer Zeit, gehören zu den vollkommensten Hervorbringungen der neuem Sculptur, und sie stellen diesen genialen Künstler voll nicht zu ermüdender Thätigkeit Thorwaldsen an die Seite*)[1504].

Unter den übrigen Bauten des Königs zur Verherrlichung Münchens zeichnen sich aus der 600 Fuß lange Bazar[1505], mit den gegen den Hofgarten hin sich öffnenden Arkaden, welche Kaffehäuser und Waarengewölbe überschatten. Durch die theils landschaftlichen und theils historischen Freskomalereien, womit Cornelius und seine Schüler dieser Bogengänge Inneres dekorirten, werden sie zu einer der Hauptsehenswürdigkeiten der Hauptstadt. – Dem aus den Arkaden Tretenden zeigt sich rechts die nördliche Fronte der Residenz, die Klenze im Style des Palladio aufzuführen noch beschäftigt ist. Vollendet wird es der vollkommenste Königspallast in Europa seyn und an Größe von keinem übertroffen. Die derzeitige Wohnung des Monarchen, der sogenannte Königsbau[1506], macht künftig nun einen Flügel der Residenz aus. – Wir enthalten uns, von den nicht minder großartigen Unternehmungen dieses Fürsten zu reden, die im Entstehen sind, oder zu denen erst der Plan entworfen ist. In den

---

[1500] Der griech. Dichter Aischylos (griech. Αἰσχύλος; 525–456 v. Chr.).

[1501] Die Kunstsammlung (siehe hierzu S. 277, Anm. 765) war 1827 von König Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478) erworben und nach München verbracht worden.

[1502] Rembrandt Harmenszoon van Rijn (1606–1669).

[1503] Clemens von Zimmermann (1788–1869).

[1504] *) Mit Erlaubniß des Königs und im Auftrag des Bibliographischen Instituts wird gegenwärtig der ganze Cyklus dieser herrlichen Bildwerke, nach den Originalmodellen, in der königlichen Kunstgießerei vom Director [Johann Baptist] Stiglmaier [(1791–1844)] in Erz gegossen; und im Verlage desselben Instituts werden sie vom Grabstichel des berühmten [Samuel] Amsler [(1791–1849)] als chalkographisches Prachtwerk erscheinen. Beiden Unternehmungen hat der vielbeschäftigte Meister (Schwanthaler) auf eine ganz uneigennützige Weise die lebhafteste Theilnahme zugewendet.

[1505] Das zweigeschossige, symmetrische Gebäude, das durch einen Mittelpavillon gegliedert wird und nach Norden und Süden je mit einem Eckpavillon abschließt, war in den Jahren 1824 bis 1826 nach Plänen von Leo von Klenze (siehe hierzu S. 514, Anm. 1482) an der Ostseite des Odeonsplatzes errichtet worden. Der von Simon Freiherr von Eichthal (1787–1854) finanzierte Bau ersetzte die alte Reitschule am Hofgarten. Das hier beheimatete Café Tambosi ist übrigens Münchens ältestes Caféhaus, das 1775 als Kiosk zum Ausschank von Kaffee, Schokolade und Limonade eröffnet wurde; nach der Übernahme durch Luigi Tambosi (1772–1839) schmückt dessen Name seit 1810 das Café.

[1506] Siehe hierzu S. 520, Anm. 1507.

verschiedensten Stadttheilen sieht man mächtige Substruktionen aus der Erde steigen, und in den Ateliers der Künstler Tausende von Händen mit Entwürfen und mit der Ausführung von Bildwerken zu Zierde und Schmuck thätig. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, in Schwanthaler's Werkstätte allein über 50 Künstler behülflich, des berühmten Meisters Arbeiten zu fördern. – Ein Wille aber leitet alle diese Thätigkeiten, und ein Geist geht durch alle diese Werke, der des Königs. Fern sey es von uns, der richtenden Nachwelt in ihrem Urtheile über diesen Monarchen vorgreifen zu wollen; es wird vielleicht ein strenges seyn; wie es aber auch falle; Ludwig's großartiges Wirken für die Kunst wird für alle Zeiten Glanz auf seinen Namen werfen.



DER KÖNIGSBAU
in München

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 9-11.

CXXXXIII. Der Königsbau[1507] in München.

Nach der Wanderung durch das dreitausendjährige Todtenhaus eines Herrschers der Vergangenheit[1508] begleite mich der Leser in die Wohnung eines lebenden Königs.

Schon der äußere Vergleich dieses Pallastes mit jenem Wunderwerke der alten Welt läßt uns den Kultur-Unterschied der Zeiten ahnen, in denen beide entstanden. Die Civilisation hat der Majestät das Eisenscepter der rohen Willkühr aus den Händen gewunden, und die Pracht- und Verschwendungsliebe der Fürsten nahmen von der allgemeinen Bildung und der öffentlichen Meinung Gesetz und Richtung an. Die Inhaber der Gewalt haben ihren Herrn gefunden, und sie huldigen ihm, wenn auch hie und da sie ihm die öffentliche Anerkennung noch versagen. Ihr Wink schaart nicht mehr Hunderttausende zusammen, denen man die Erde zur Lagerstätte anweisen, und die man mit den rohesten Nahrungsmitteln befriedigen kann, damit sie viele Jahre lang unter der Peitsche der Treiber willig Berge ebnen, oder zusammen tragen, wie es eben die Laune des Gebieters befiehlt. Könige errichten ihren Leichnamen keine Pyramiden mehr auf dieser Erde. –

Sich und dem Volke baut der Bayernkönig Ludwig das hieneben abgebildete Haus, in welchem Majestät und Pracht in heiterem und edlem Gewande sich zeigen. – „Bauen Sie mir einen Pallast" – also beauftragte er seinen Architekten, v. Klenze, – „wo nichts, weder im Aeußern noch im Innern, ein dem Wechsel unterworfenes Interesse darbietet; einen Pallast, der eben sowohl für meine Nachfolger und mein Volk, als für mich bestimmt sey, und dessen Schmuck nach Jahrhunderten noch eben so sehr gefalle, wie heute."[1509]

Die Lösung dieser Aufgabe ist hinlänglich vorgeschritten, um im Stande zu seyn, den Plan des Ganzen zu erkennen und über dasselbe ein Urtheil zu fällen. Kein anderer Pallast in der Welt wird das Ideal des Schönen so vollkommen verwirklichen, keiner ein so wahres und so würdiges Zeugniß geben von der Stufe, welche Kunst und Kultur in unserer Zeit erstiegen haben.

Treten wir näher. – Durch eins der drei an einander stehenden Thore schreitend, empfängt uns zuerst die Eingangshalle, welche von mächtigen, hellgrauen Granitsäulen, mit Kapitalem von weißem Marmor, getragen wird. Ihre Wände sind mit gelbem Stuck belegt, und ihre Decke ist mit halberhabenen Bildwerken von Alabaster verziert. Rechts und links öffnen sich weite Sääle und die Räume für die Hofhaltung; erstere von Julius Schnorr[1510], mit den Hauptbegebenheiten des Nibelungenlieds in cyklischem Zusammenhange al Fresco geschmückt. Zwei Marmortreppen führen von der Mitte der Thorhallen aufwärts in die erste Etage. Dort breiten sich die Wohnzimmer des Königs (gegen Süden) und die der Königin[1511] (gegen Westen) aus. Den Eingang zu denen des Monarchen bildet eine großartige Säulenhalle, mit Ornamenten von weißem und gelbem Marmor herrlich ausgeschmückt, und zwei colossale Cariatyden[1512], die Gerechtigkeit und Beharrlichkeit, Werke Schwanthaler's, sagen, zu-

---

[1507] In den Jahren 1826 bis 1835 nach Plänen von Leo von Klenze (siehe hierzu S. 514, Anm. 1482) erbaut.

[1508] Der Artikel „Die Pyramiden von Gizeh" geht diesem voraus.

[1509] Zitat aus Ludwig Langes (siehe hierzu S. 660, Anm. 2003) Werk „Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und Sonstiger Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Ludwig Lange, Architect und Zeichner, in Stahl gestochen von Ernst Rauch, Kupferstecher, im Verein mit Karl Rauch und andern deutschen Künstlern, mit einem artistisch-topographischen Text begleitet […]" (Darmstadt: Gustav Georg Lange 1832), o. Sz.

[1510] Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872).

[1511] Therese von Sachsen-Hildburghausen (1792–1854), seit 12. Oktober 1810 mit dem bayer. Kronprinzen und nachmaligen König Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478) verheiratet.

[1512] Siehe hierzu S. 162, Anm. 406.

gleich mit der Inschrift des Architravs[1513]: Gerecht und Beharrlich! – daß man sich vor der Wohnung des Regenten der Bayern befindet. Die Vorsäle und die Dienstzimmer sind sämmtlich, theils im antiken Style, theils in dem der Raphael'schen Wandmalerei, verziert. Eben so die eigentlichen Wohnzimmer des Königs und die der Königin. Diese schmücken Gemälde aus den vorzüglichsten, ältern wie neuern, deutschen Dichterwerken (als Wolframs von Eschenbach[1514], Walters von der Vogelweide[1515], Klopstock's[1516], Göthe's, Wieland's[1517], Schiller's, Tieks[1518]), jene des Königs aber Bilder aus den griechischen Classikern. Alle sind von den Händen der gefeiertsten Künstler München's, fast sämmtlich Schüler von Cornelius, von denen wir nur Neureuther[1519], Zimmermann[1520], Kaulbach[1521], Hermann[1522], Schwind[1523] etc. etc. als allbekannte Namen erwähnen. Aus dem Saale der Adjutanten tritt man unmittelbar in den Raum, der, bis zur Vollendung des größern im westlichen Flügel, als Thronsaal zu feierlichen Staatshandlungen dient. Er ist ganz vergoldet. Wohin auch das Auge sich wendet, blenden die reichsten Dekorationen in Gold und Blau und Purpur. Die Kunst hat sich erschöpft, Herrliches zu schaffen; kein Raum ist von ihr unbenutzt gelassen worden, und auch der geringste erhielt durch sie Bedeutung. Die kostbarste der Dekorationen macht ein rings um den Saal laufender Fries, ein Marmorrelief von Schwanthaler, Darstellungen der olympischen Festspiele. Der anstoßende Speisesaal ist weniger blendend, aber kaum minder prachtvoll verziert. Zimmermann schmückte ihn aus mit reizenden Fresken. Sie stellen das Leben Anakreon's[1524] vor. Wieder folgen eine Reihe Zimmer – alle mit Wand- und Deckenmalereien und Sculpturen von gefeierter Künstlerhand ausgestattet – und das Kabinet des Königs, welches unmittelbar an einen zu Privataudienzen bestimmten Saal stößt, und das Schlafgemach des Fürsten beschließen dessen Wohnung.

Die zweite Etage erhebt sich nur theilweise, etwa 220 Fuß lang über die Mitte der Hauptfronte, in korinthischer Ordnung und von einem reichen Consolengesimse gekrönt. Sie enthält einen Festsaal von runder Form, der, nebst den anstoßenden Spiel- und Erfrischungszimmern, dazu bestimmt ist, den kleinern Hoffesten, Bällen, Conzerten u. s. w. ganz außerhalb den Wohnzimmern Raum zu gewähren. Auch hier hat die Kunst ihren Schmuck mit reicher Hand ausgebreitet, und das Spielzimmer z. B. bewahrt eines der schönsten Basreliefs von Schwanthaler, den Mythos der Aphrodite in seinen wichtigsten Momenten. –

Dieser so prachtvolle „Königsbau," der eine Façade von 600 Fuß zeigt, ist doch nur ein kleiner Theil in dem Pallast-Cyklus, welcher nach seiner einstigen Vollendung die herrlichste der Königsresidenzen in der Welt ausmachen wird. Nicht nur daß das, vom prachtliebenden Maximilian dem Ersten[1525], nach Peter Candido's[1526] Plane gebaute, alte Schloß zum Theil umgebaut wird, damit es zum Ganzen harmonisch sich füge, ein zweiter Anbau erhebt sich seit zwei Jahren in nördlicher Richtung, gegen den Hofgarten hin, in so imposanten Verhältnissen und Formen, daß er alles Aeltere verdunkelt und in Schatten stellt. Er wird die Hauptfaçade der Residenz bilden. Obschon ihr Ausbau

---

[1513] Ein in auf einer Stützenreihe ruhender Horizontalbalken, zumeist der den Oberbau tragende Hauptbalken.

[1514] Wolfram von Eschenbach (ca. 1160/80–ca. 1220).

[1515] Walther von der Vogelweide (ca. 1170–ca. 1230).

[1516] Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803).

[1517] Der Dichter und Schriftsteller Christoph Martin Wieland (1733–1813).

[1518] Der Romantiker Johann Ludwig Tieck (1773–1853).

[1519] Eugen Napoleon Neureuther (1806–1882).

[1520] Hier ist wohl August Albert Zimmermann (1808–1888) gemeint, der älteste der vier malenden Zimmermann-Brüder.

[1521] Wilhelm von Kaulbach (1805–1874).

[1522] Carl Heinrich Hermann (1802–1880).

[1523] Moritz von Schwind (1804–1871).

[1524] Der griech. Lyriker Anakreon (griech. Ἀνακρέων; * ca. 575/570 v. Chr.).

[1525] Maximilian I. (1573–1651), seit 1597 Herzog von Bayern und ab 1623 Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[1526] Der fläm. Maler und Graphiker Peter Candid (ca. 1548–1628).

noch 3 volle Jahre erfordern wird, so ist doch der Plan in allen seinen Theilen deutlich zu erkennen. Schon das Aeußere zeigt, daß es sich hier nicht um ein fürstliches Wohnhaus, sondern um ein Prachtgebäude handle, Zwecken gewidmet, welche mehr die Majestät des Staats, als das Vergnügen des Hofes betreffen. – In der Mitte der über 700 Fuß breiten Façade tritt ein von gewölbter Halle getragener Balkon von 148 Fuß Breite hervor. Zehn colossale Säulen ionischer Ordnung stützen seine Verdachung; auf dieser werden zwischen den Wappentieren Bayerns 8 Statuen von Schwanthaler, Sinnbilder der acht Kreise des Reichs, als schönste Krone prangen. Der ganze innere Raum des Ungeheuern Pallastes ist fast ausschließlich in vier Riesensääle vertheilt, worunter der größte, der eigentliche Thronsaal, zu den feierlichsten Staatshandlungen ausschließlich bestimmt, alles übertreffen wird, was jemals Kunst und Pracht Herrliches in einen Raum zusammendrängten. Die Werkstätte Schwanthaler's bereitet für ihn einen Kunstschmuck von unschätzbarem Werthe: vierzehn weit überlebensgroße Statuen bayerischer Fürsten, von Otto von Wittelsbach[1527] bis auf Maximilian[1528], dem ersten Könige. Für die andern großen Festsääle sind Gemälde bestimmt, mit deren Ausführung Schnorr beauftragt ist: Cyklische Darstellungen aus den großen Epochen der deutschen Geschichte, die Thaten Karl's des Großen, Friedrich Barbarossa's[1529] und des großen Habsburger's[1530]. – Aber nicht allein der griechische Mythos und die deutsche Heldensage, nicht allein die Poesie und die Geschichte, auch die Religion reicht hier der Kunst die geweihete Hand. In der neuen Schloßkirche (der Allerheiligen-Kapelle), am Ostende der Residenz, hat die christliche Malerei ihre schönsten Blüthen entfaltet. Die Kirche ist im reinsten byzantinischen (altchristlichen) Geschmack gebaut, einem Style, der den höchsten Reichthum innerer Dekoration, ohne Vorwurf der Ueberladung, zuläßt. Der geniale Heß[1531] erhielt vom Könige Auftrag, Wände und Decke dieser Kapelle mit einem Cyklus ächtchristlicher Gemälde zu überziehen, und im Verein mit seinen Schülern führte er sie vortrefflich aus. Keine Handbreit in diesem Tempel ist ohne Kunstschmuck. Alle Gründe der Gemälde strahlen von Gold, und tiefsinnige Arabesken durchziehen und verknüpfen alle zu einem harmonischen Ganzen. Wer jemals diese Kapelle betrat, mit einem einigermaßen empfänglichen Gemüthe, nimmt einen Eindruck mit hinweg, den keine Zeit wieder auslöscht.

Vieles andere Herrliche wird im Umfange der Residenz in den nächsten Jahren erstehen, und tausend Kunst-Thätigkeiten sind ihr unausgesetzt gewidmet.

[1527] Otto I. der Rotkopf (ca. 1117–1183), seit 1156 als Otto VI. Pfalzgraf von Bayern und von 1180 bis zu seinem Tod Herzog von Bayern.

[1528] Maximilian I. Joseph (1756–1825) war bei Regierungsantritt im Jahre 1799 als Maximilian IV. zunächst Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Jülich und Berg sowie Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches. Durch das Bündnis mit dem napoleonischen Frankreich stieg er am 1. Januar 1806 zum ersten König von Bayern auf.

[1529] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

[1530] Rudolf I. (1218–1291), als Rudolf IV. ab etwa 1240 Graf von Habsburg und von 1273 bis 1291 der erste römisch-deutsche König aus dem Geschlecht der Habsburger.

[1531] Heinrich Maria von Hess (1798–1863).



SCHLEISSHEIM BEI MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 111-114 u. 123f.

CCCLXVII. Schleissheim.

Zwei Stunden von München liegt das Schloß Schleißheim[1532]. Früher war’s ein Lusthaus der bayerischen Fürsten; jetzt ist’s ein Tempel der Kunst. Die Schleißheimer Gemälde-Gallerie ist nächst der in der Pinakothek zu München die größte und werthvollste Kunstsammlung im südwestlichen Deutschland.

Das Gebäude selbst, obschon es lange Zeit ein Gegenstand der Bewunderung der Kenner war, ist nur ein Beleg für die Verdorbenheit des Geschmacks, welche mit den Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert aus Italien über die Alpen hereinbrach. An die Stelle des deutschen Baustyls trat damals der verschrobene italische[1533]. Das Vorurtheil der Architekten (sie waren fast ausschließlich Italiener), der sogenannten Kunstkenner, der Fürsten als Beschützer der Künste, die Gewalt der Mode endlich, setzten überall den deutschen Styl ab und herab. Fast alle Schriftsteller jener Zeit wetteiferten, ihn zu schmähen, und dieß fand um so leichter Eingang, als auch die Tonangeber für Schönheitsbegriffe, die Franzosen, damit übereinstimmten. Viele der edelsten Monumente der gothischen Baukunst wurden niedergerissen und Ausgeburten des Ungeschmacks traten an ihre Stelle. Wo man nicht niederreißen konnte, wurde wenigstens verstümmelt. Die meisten Baumeister der damaligen Zeit waren in der That bloße Bauverderber. – So wenig nun auch Schleißheim seines Styls wegen Lob verdient, so ist doch die innere Einrichtung großartig. Das Vestibül und die Treppenanlagen sind schön, die Säle und Zimmer von guten Verhältnissen. Man erkennt, daß sein Baumeister, indem er das Aeußere des Palastes der Mode anpaßte, von den Fesseln seines Zeitalters frei, viel Würdigerers geleistet haben würde.

Den Besucher des Schlosses empfängt eine sehr schöne, von acht hohen Marmorsäulen getragene Halle. Zwei Gemälde von Peter Candid sind hier angebracht: Symbole der Monarchie und der Wissenschaft.

Hohe Flügelthüren öffnen zum Eintritt in den großen Speisesaal. Dort hängen die lebensgroßen Bilder des bayerischen Regentenhauses: viele von guten, einige von berühmten Künstlern. Eine prachtvolle Marmortreppe, leider nicht ganz vollendet, führt in das erste Geschoß des Palastes und zum großen Bankettsaale, den 20 schlanke Bogenfenster erhellen. Sein Boden ist mit Marmor getäfelt. Große Gemälde aus der bayerischen Geschichte füllen die Wände; und jene des folgenden Raums, des Siegessaals, Schlachtengemälde vom Meister Beich[1534]: die Treffen des Churfürsten Max Emanuel[1535], denen der Künstler selbst beigewohnt hatte. Nun folgt die eigentliche Gallerie: – gegenwärtig 1500 Bilder in einigen fünfzig Sälen und Zimmern zählend. Sie nimmt die ganze ehemals kurfürstliche Wohnung und einen Theil der Räume ein, die der höhern Dienerschaft angewiesen waren.

Dieser kostbare Gemäldeschatz ist hauptsächlich unter der Regierung Königs Max angehäuft worden. Als dieser gütige und lichtfreundliche Monarch das Lichtscheue in seinem Lande austilgte, die Schulen reformirte und die Klöster aufhob, gelangten aus den geistlichen Stiftern und Abteien die dort bewahrten bessern Gemälde in die königlichen Sammlungen, und ein Theil des Kunstreichthums, der in der Residenz allein nicht unterzubringen war, kam, auf Anrathen des damaligen Galleriedirectors

---

[1532] Das Neue Schloß wurde ab 1701 im Auftrag von Kurfürst Max Emanuel (siehe hierzu S. 524, Anm. 1535) nach Plänen von Enrico Zuccalli (1642–1724) errichtet, konnte jedoch aufgrund finanzieller Probleme – und nach mehrfacher Reduzierung der Pläne – erst 1726 fertiggestellt werden. Die Innenausstattung oblag ab 1719 Joseph Effner (1687–1745).

[1533] Der Barockstil, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[1534] Franz Joachim Beich (1665–1748).

[1535] Maximilian II. Emanuel (1662–1726), seit 1679 Kurfürst von Bayern.

Mannlich[1536], in das Schleißheimer Schloß. Vorzüglich waren es die älteren Bilder, welche hier aufgestellt wurden, und zwar so, daß das Streben, Irren, Einlenken und Fortschreiten der älteren deutschen Kunst in fast ununterbrochener Zeitfolge dem Beschauer vor Augen trat. Durch diese Anordnung wurde für das Wiedererkennen und Würdigen der altdeutschen Kunstschätze recht eigentlich die Bahn gebrochen. Unter einer Anzahl von 500 Gemälden der frühesten Meister, die hier vereinigt waren, fand sich nicht ein einziges Bild als Copie oder Wiederholung. Voller Verwunderung sah man jetzt, wie Deutschland zu einer Zeit, in der man die Nation in Barbarei und Unwissenheit versunken glaubte, auf seinem Boden die köstlichsten Blüthen der Kunst in Menge entfaltet hatte, ebenbürtig den herrlichsten, welche zur nämlichen Periode auf italischem Grunde sproßten, ja diese in vieler Beziehung und an Mannichfaltigkeit und Menge noch übertreffend. Was König Max für die Zusammenstellung und das Verständniß der alt-oberdeutschen Malerschule wirkte, thaten mit nicht minderem Verdienste für die Kunstgeschichte gleichzeitig die Gebrüder Boisseree in Cöln für die alt-niederdeutsche, und als deren Sammlung vom Könige erworben und ebenfalls nach Schleißheim (jetzt in der Pinakothek) kam, war nun der reichste Stoff zur Vergleichung vorhanden, welche zu den interessantesten Entdeckungen hinleitete. Die Vereinigung beider Schätze galt damals als ein Ereigniß, wie seit Jahrhunderten keines die Kunstwelt bewegt hatte. Kunstrichter und Freunde der Kunst pilgerten in Menge nach Schleißheim und berichteten (Göthe zuerst!) mit unbegrenztem Enthusiasmus über die glänzende Wirkung, welche die Zusammenstellung der Meisterwerke altdeutscher Kunst hervorbrachte. Beide Schulen zeigten eine selbstständige, eigenthümliche Entwickelung, die in Martin Schön[1537] für die oberdeutsche, in van Eyk für die niederdeutsche ihre Culminationspunkte hatten. Namen, die früher kaum gewürdigt waren, oder matte, zweideutige Strahlen geworfen hatten, wie Hans Holbein, der Vater[1538], und Wohlgemuth[1539], der Lehrer Dürers, etc. etc. sind am Kunsthimmel seitdem als Sterne erster Größe anerkannt und den niederdeutschen Meistern, Wilhelm von Cöln[1540], Hemling[1541] und Schoreel[1542], nahe gestellt worden.

Die Boisseree'sche Sammlung verdoppelte den Schleißheimer Schatz durch 200 Bilder. Er umfaßte fortan den Gang der gesammten deutschen Malerkunst vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, bis zu dem Zeitpunkte also, wo mit Dürer in Deutschland ebenso eine neue Periode anhob, wie in Italien gleichzeitig mit Raphael. – An die Bilder der alten, niederdeutschen Schule, welche in Schleißheim durch die schönsten Tafeln der Kölner Meister repräsentirt war, schlossen sich die Gemälde der Zeitgenossen, Schüler und Nachfolger in den Niederlanden und in Westphalen an; der ernste van der Goes[1543], der charaktervolle Israel von Mecheln, der erfindungsreiche Hemling, Quintin Messis, Cornelius Engelbrechtsen, der ernste Walter van Assen und viele andere. Den Schluß des Cyklus machten die Tafeln des großen Lucas von Leyden[1544], als unerreichbare Vorbilder zarter Aueführung; ferner die des vielseitigen, kraftvollen Mabuse[1545], des zarten, gemüthvollen Schoreel, Calcars[1546] edle Compositionen, und die des begabten Bernhard von Orley[1547]. Gleichzeitig wurde die Schleißheimer Gallerie, theils durch glückliche Erwerbungen des jetzigen Königs, theils durch Versetzung aus andern königlichen Sammlungen mit Werken des jüngern Holbein[1548] (welcher das Bildniß auf die höchste Staffel des Ruhms hob), und des genialen, vielseitigen, wahrhaft großen Dürer berei-

[1536] Johann Christian von Mannlich (1741–1822).

[1537] Hiermit ist wohl Martin Schongauer (ca. 1445/1450–1491) gemeint.

[1538] Hans Holbein d. Ä. (ca. 1465–1524).

[1539] Michael Wolgemut (1434–1519).

[1540] Wilhelm von Köln, in der Zeit von 1370 bis 1390 urkundl. erwähnt.

[1541] Wohl Hans Memling (zw. 1433 u. 1440–1494).

[1542] Der niederl. Maler Jan van Scorel, (1495–1562).

[1543] Der fläm. Maler Hugo van der Goes (ca. 1435/1440–1482).

[1544] Der niederl. Maler Lucas Hugensz van Leyden (1494–1533).

[1545] Der fläm. Maler Jan Gossaert, genannt Mabuse (1478–1532).

[1546] Der niederl. Maler Jan Stephan van Calcar (1499–1546).

[1547] Der fläm. Maler Bernard van Orley, (1491 o. 1492–1542).

[1548] Siehe hierzu S. 408, Anm. 1171.

chert, jener Meister, welche, als zwei Sterne erster Größe, den Glanz und den Ruhm der oberdeutschen Malerei gleichsam concentrisch in sich aufnahmen, und noch in folgende Jahrhunderte hinüberstrahlen. Um ihre Tafeln reihete man die der auch gefeierten Zeitgenossen: Hans Burgmayr[1549], Hans Baldung Grün[1550], Hans von Culmbach[1551], Lucas Cranach, des phantasiereichen, vielseitigen, romantischen Altorffer[1552], des scharfsinnigen Grünwald[1553], der Behams[1554] und des Georg Penz[1555]. Es ließe sich über diesen (seit der Eröffnung der Pinakothek theilweise in München zu schauenden) Cyclus altdeutscher Gemälde, wie er wohl nie wieder so zusammenkommen wird, ein Werk schreiben, und nur mit Ueberwindung kann ich der Versuchung widerstehen, meinen Lesern auch Einzelnes von so viel Trefflichem zu beschreiben. – Der Bilderschatz der ausländischen Schulen war in Schleißheim ebenfalls groß; seit einigen Jahren ist inzwischen manches Hauptbild in die Pinakothek versetzt worden. Weltberühmte Tafeln sind: von Rubens: das Jüngste Gericht, zeugend von des Meisters Allgewalt; ferner Tintoretto's[1556] große Kreuzigung in der Kapelle; das Dreikönigsfest (*le roi boit*[1557]) von Jordaens[1558]. Alle großen Meister der flamändischen und holländischen Schule zeigen sich hier durch würdige Werke; so die Landschafter: Ruysdael[1559], Pinnacker[1560], Booth[1561], Sachtleeven[1562], Backhuysen[1563], Waterloo[1564], Wynants[1565], A. van der Velde[1566], Berghem[1567]; die Genremaler Ostade[1568], Brouwer[1569], Mieris[1570], die drei Breughels[1571] und die beiden Teniers[1572]: Treffliches sieht man von den Portraitmalern van Dyck,

[1549] Hans Burgkmair d. Ä. (1473–1531).

[1550] Hans Baldung, auch Hans Baldung Grien genannt (1484 o. 1485–1545).

[1551] Hans von Kulmbach (eigentl. Hans Suess; ca. 1480–ca. 1522).

[1552] Albrecht Altdorfer (ca. 1480–1538).

[1553] Matthias Grünewald († ca. 1531/32).

[1554] Hans Sebald (1500–1550) und Barthel Beham (ca. 1502–1540).

[1555] Georg Pencz (ca. 1500–1550).

[1556] Jacopo Robusti, genannt Jacopo Tintoretto (1518–1594).

[1557] Frz., „der König trinkt".

[1558] Der fläm. Maler Jacob Jordaens (1593–1678).

[1559] Der niederl. Maler Jacob Isaackszoon van Ruisdael (ca. 1628/29–1682).

[1560] Der niederl. Maler Adam Christiaensz Pijnacker (ca. 1621–1673).

[1561] Der niederl. Maler Dierick Bouts (zw. 1410 u. 1420–1475).

[1562] Wohl der niederl. Maler Herman Saftleven (1609–1685), viell. aber auch dessen Bruder Cornelis (ca. 1607–1681).

[1563] Der niederl. Marinemaler Ludolf Bakhuizen (1630 o. 1631–1708).

[1564] Der niederl. Maler Anthonie Waterloo (1609–1690).

[1565] Der niederl. Maler Jan Wijnants (ca. 1632–1684).

[1566] Der niederl. Maler Adriaen van de Velde (1636–1672).

[1567] Der niederl. Maler Nicolaes Pietersz Berchem (1620–1683).

[1568] Der niederl. Maler Adriaen van Ostade (1610–1685).

[1569] Der fläm. Maler Adriaen Brouwer (1605 o. 1606–1638).

[1570] Der niederl. Maler Frans van Mieris d. Ä. (1635–1681).

[1571] Die fläm. Maler Pieter Bruegel d. Ä. (ca. 1525/1530–1569), Pieter Brueghel d. J. (1564–1638), Jan Brueghel d. Ä. (1568–1625) und Jan Brueghel d. J. (1601–1678).

[1572] Die fläm. Maler David Teniers d. Ä. (1582–1649) und David Teniers d. J. (1610–1690).

Miereveld[1573], Crayer[1574], Kessels[1575], Hals[1576]; von den Thiermalern: Hondekoeter[1577], Weenix[1578]; Schönes von Rembrandt, Peter de Laar[1579]; ferner von den Schlachtenmalern Wouvermann[1580], Courtois[1581], Rugendas[1582].

Von einigen großen Meistern der Italiener besitzt Schleißheim Bedeutendes; so von Tizian[1583], P. Veronese[1584], Tintoretto[1585], Guido Reni[1586], Luca Giordano[1587]; ferner von Correggio[1588], Giulio Romano[1589], Garafolo[1590], Da Vinci, Giorgione[1591]. Aus der französischen Schule hat es ein paar Claude[1592] und kostbare Callots[1593] (den bethlehemschen Kindermord[1594]) und Philipp Le Clerks[1595]. Der hiesige, sonst so berühmt gewesene Raphael, eine heilige Familie, (für den der kurfürstliche Käufer 28,000 Gulden[1596] und eine bedeutende Leibrente gegeben hatte), hat sich als unächt ausgewiesen. Es ist eine Copie, und überdies eine aus später Zeit. Wie viele gefeierte Gemälde in großen Gallerien, die den Namen Raphaels tragen, mögen keine bessere Abstammung haben, als dieses! –

[1573] Der niederl. Maler Michiel van Mierevelt (1567–1641).

[1574] Der fläm. Maler Gaspar de Crayer (1584–1669).

[1575] Wohl der fläm. Maler Hieronymus van Kessel (1578–1636). Es gibt insgesamt fünf Künstler dieses Namens, von denen allerdings einige wegen der von ihnen bevorzugten Tier- bzw. Landschaftsmotive ausscheiden.

[1576] Der niederl. Maler Frans Hals (zw. 1580 u. 1585–1666).

[1577] Der niederl. Maler Melchior de Hondecoeter (1636–1695).

[1578] Wohl der niederl. Maler Jan Weenix (1642–1719) gemeint.

[1579] Der niederl. Maler Pieter van Laer (1599–1642).

[1580] Der niederl. Barockmaler Philips Wouwerman (1619–1668).

[1581] Jacques Courtois (1621–1675).

[1582] Georg Philipp Rugendas (1666–1742).

[1583] Tizian (eigentl. Tiziano Vecellio; zw. 1488 u. 1490–1576).

[1584] Paolo Veronese (eigentl. Paolo Cagliari; 1528–1588).

[1585] Jacopo Tintoretto (eigentl. Jacopo Robusti; 1518–1594).

[1586] Guido Reni (1575–1642).

[1587] Luca Giordano (1634–1705).

[1588] Antonio da Correggio (eigentl. Antonio Allegri; 1489–1534).

[1589] Giulio Romano (eigentl. Giulio di Pietro Gianuzzi; 1499–1546).

[1590] Benvenuto Tisi Garofalo (1481–1559).

[1591] Giorgione (eigentl. Giorgio da Castelfranco; 1478–1510).

[1592] Claude Lorrain (1600–1682).

[1593] Jacques Callot (1592–1635).

[1594] Mt 2,16.

[1595] Der dt. Maler Philippe Adolf Leclerc (1755–1826).

[1596] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168



CCCLXXII. München, altes und neues.

„München ist die Residenz eines deutschen Kurfürsten. Seine Lage ist schlecht, seine Bauart nicht schön und das Entrée gar abstoßend. Hinter den Wällen gucken ein paar schlecht geformte Thurmköpfe und die Giebel von einigen Dutzend Gebäuden vor, und der stinkende Athem der breiten Wassergräben macht schon in der Ferne Ekel. In der Nähe hatten die vielen Schießscharten in den Mauern, die starken, mit Geschütz besetzten Bastionen und die dicken Thürme für mich etwas Unheimliches, und als unser Wagen über die hölzerne Wallgrabenbrücke und durch den langen, finstern Thorweg hinrasselte, dachte ich unwillkührlich an die dunkele Zeit des Feudalwesens und an ihre Gewaltherren. Auch das Innere Münchens konnte den übeln Eindruck nicht entfernen: winkliche Gassen, alte, häßliche, oft freskogemalte Häuser mit vorspringenden Giebeln, an denen nichts weiter zu bewundern ist, als die Menge der Fenster; die bessern altväterisch mit Stucco und meist geschmacklos verziert; hie und da Erker, wie ich sie in Augsburg und Nürnberg viel schöner sah. Hier ist Alterthümliches, ohne Pracht und ohne Sauberkeit, und daher ohne Reiz. Die Stadt soll etliche zwanzig tausend Einwohner haben. Das Schloß habe ich nur von Außen gesehen; die Architektur ist nicht zu rühmen. Ich wollte in die Kunstkammer, aber sie war nicht, offen; der Inspektor war verreist.“[1597]

So beschreibt ein Reisender München, im Jahre 1778. Wenn er heute wieder käme und sähe das München mit hundert tausend Bewohnern! –

Noch ist zwar in den Umgebungen des Schrannenplatzes das alte Stadtbild zu erkennen; aber was sonst die ganze Stadt gewesen war, das ist zum Stadtkern geworden, von dem sich die Quartiere des neuen Münchens nach allen Seiten hin aufthun. Wie in London noch das Bischofsthor bis auf den heutigen Tag steht, und die uralte City von der viermal größern Häuserwelt des Westendes scheidet, so hat auch München noch ein paar alte Thore; die Stelle der längst verschwundenen Festungswerke nehmen aber schöne Straßen ein, und in einem weiten, fast dreistündigen Umkreise wechseln Plätze und Promenaden mit den Zügen von großartigen Palästen und Monumenten. Auf dem rechten Ufer der Isar, in der sogenannten Vorstadt Au, reicht München von Bogenhausen bis Obergeising, fast anderthalb Stunden. Auf der entgegengesetzten, der westlichen Seite hat sie ihre alten Mauerschranken nach allen Richtungen eine halbe Stunde weit übersprungen, nordwärts streckt sie sich bis Schwabing aus, oder wird durch den englischen Garten, den schönsten Park in Deutschland, an der weitern Ausdehnung nach dieser Seite hin gehindert. Aber die Schlösser und Landhäuser, welche stolz und zierlich über die Wipfel des Lustwalds ragen, oder da und dort eine Perspektive ausfüllen, verdecken auch hier die Begränzung der Stadt.

Der Totaleindruck des heutigen Münchens ist das Gegentheil von dem oben geschilderten: er ist anmuthig, freundlich, malerisch. München ist nicht wie manche andere große Städte, z. B. Prag, Mailand, Neapel, Paris, oder Amsterdam etc., ein Labyrinth enger, winkelvoller Gassen, wo ein paar Hauptstraßen und einige Reihen prächtiger Paläste hunderte von Sackgassen und Höfen verbergen, in welche nie ein frischer Luftzug dringen kann. Das Charakteristische der bayerischen Metropole ist vielmehr, daß die neuen Häusergruppen sich nach keiner Seite hin zu einer festen, compakten Masse einigen; die hie und da fortlaufenden Fronten der Neugebäude brechen meist plötzlich ab, Gärten und Anlagen treten dazwischen, und erst in größerer Entfernung sieht man neue Gebäudelinien aufgerichtet oder sich erheben. Dieß Vereinzeltseyn bringt zwar für die Bewohner der neuen Stadttheile manches Lästige mit sich; aber auf der andern Seite hat auch dieses Werden, Entstehen und Wachsen besondere Reize. Die Natur ist noch nicht verdrängt; es taucht das frische Grün noch zwischen den Häusern auf, und die schönsten Paläste verlieren nicht in solcher Umgebung.

Dieß ist das Totalbild des heutigen Münchens. – Einige Glanzpunkte, das Schloß des Königs[1598], wo der fürstliche Luxus, vom Kunstgeschmack geadelt, in goldenen Sälen haust, und jene Tempel und Paläste, die der König den Wissenschaften und Künsten zur Bewahrung ihrer Schätze

[1597] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden; in Peter Morsbachs Werk „Die Brüder Asam – Vom Leben im Theater der Kunst“ (Regensburg: F. Pustet 2017) wird diese Aussage einem unbekannten Reisenden aus dem Jahre 1778 zugeschrieben.

[1598] Siehe hierzu S. 520ff.

aufgerichtet hat, die Glyptothek und Pinakothek[1599], haben wir schon in einem früheren Bande dieses Werkes betrachtet.

[1599] Siehe hierzu S. 514ff.



DAS INDUSTRIE-AUSSTELLUNGS-GEBÄUDE IN MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [5]-11 u. 40.

DXX. Der Ausstellungs-Palast für Industrie und Kunst in München.[1600]

Der Mensch ist der Gast Gottes auf der Erde. Sie ist ein herrliches Haus und der Hausherr wohl werth, daß die Gäste ihm mit Ehrfurcht begegnen und Sitte und Anstand nicht verletzen. Wenn aber patzige, rohe Buben hereindrängen, lärmen wie in einer Schenke und den Hausherrn wie einen prellenden Kneipenwirth lästern, da sträubt sich das Gefühl des bescheidenen Gasts und er schämt sich Derer, die, gleich ihm, die Gastfreundschaft ansprechen, aber sie mit ihrer Gemeinheit schänden.

Und Solches geschieht vor unsern Augen. Der Frevel ist frecher und schamloser als je zuvor. Wie die Wogen des Wildbachs, den ein Bergsturz stauete, das Thal von Stunde zu Stunde grimmiger verwüstet, so von Jahr zu Jahr schwellender und unbändiger dringt schmutzige Pöbelfluth in das Gotteshaus und tobt gegen Alles an, was die Größten und Erleuchtetsten unter den Menschen zu allen Zeiten als heilig geachtet haben und hochgepriesen. Arges Volk lästert den hohen Herrn, möchte ihn vor die Thüre setzen und sich selber in dem Thronsessel schaukeln. Der Schemen macht sich zum Gott, die Eintagsfliege Mensch setzt sich auf den Altar und proklamirt die „Selbstanbetung“ als eine gar herrliche Frucht des emanzipirten Geistes. – Tollhausphantasien, welche dem gedankenlosen Haufen die Köpfe verrükken und, wie im Herbst der Wirbelwind das dürre Laub, Alles im Kreise drehen, was nicht fest auf dem Boden der Vernunft steht! Wann werden diese Schmäher und Leugner des Weltregierers und seiner ewigen Gesetze, die ihr winziges Ich für so groß ausgeben, zur Erkenntniß ihrer Narrheit kommen? – Zwar mag diese Zeit noch fern seyn; denn die Fluth ist noch im Wachsen – noch tanzen die dürren Blätter ihren Veitstanz: aber kommen wird der Tag gewiß, wo die dümmste Idee eines Kretins und die absurdeste eines Bedlamiten[1601] nicht so albern und abgeschmackt erscheinen werden, als die Lehre, welche, angethan mit dem Nimbus philosophischer Weisheit, den Menschen zum Götzen macht mit dem Marktschreierrufe: – Das ist der wahre alleinige Gott und neben diesem gibt's keinen andern. –

Seitdem die Geschichte den leidigen Beruf ausübt, die menschlichen Irrthümer und Thorheiten in ihre Tafeln einzugraben, ist kein verächtlicherer Baalsdienst[1602] erfunden worden, als diese Adoration des menschlichen Ichs. Nie hat der irrende Gedanke einen tollern Begriff erzeugt, nie hat größerer Unsinn um Jünger und Gläubige geworben. Welche Demüthigung für die hochfahrende und dünkelvolle Gegenwart, wenn man einst ihre Periode mit der Aufschrift bezeichnet: „Zeitalter der Götter mit Fleisch und Bein, in Blouse und schwarzem Frack!“ –

Gestattet mir, ihr stolzen Götter des Tags, daß ich euch einen Spiegel vorhalte, eure Riesengestalten darein zu schauen. Tretet hinaus mit mir in die Nacht, unter den Azur des Firmaments mit seinen Milliarden Welten. Dort in dem Sternenring, in dessen milchweißem Schimmer der Glanz von Millionen Sonnen aufgeht, in ihm dreht sich auch unsere Sonne mit ihrer Erde, und dort, wo die Alcyone[1603] ihr funkelndes Licht in den Weltraum wirft, da ist die Axe für jenes schimmernde Weltenrad, die Centralsonne nämlich, welche jenem prächtigen Sternengürtel die Bedingungen seines Gesammtlebens und seiner Bewegung verleiht. Jedes Sonnenjahr, – ich meine die Zeit, in welcher unsere Sonne einmal

---

[1600] Heute beherbergt das Gebäude die „Staatliche Antikensammlung“.

[1601] Irre; eigentl. die Insassen einer Irrenanstalt, die auf engl. bedlam heißt.

[1602] Der Egoismus, der hier mit der Verehrung des ursprüngl. westsemitischen „Götzen“ Baal (siehe hierzu S. 280, Anm. 768) gleichgesetzt wird.

[1603] Alcyone (Eta Tauri bzw. η Tauri) ist der hellste Stern des Sternhaufens der Plejaden. Der Name bezieht sich auf die Plejade Alkione, einer Geliebten des griech. Meeresgotts Poseidon.

ihre Kreisbahn um die Alcyone vollendet, – faßt 180 Millionen Erdjahre. Sechs tausend der letztern zählt unsere Geschichte, d. h. so lange zählt das Menschengeschlecht seit dem ersten Erinnerungsschein aus seiner Kindheit: und dieses Kinderlallen von sechs Jahrtausenden, das nennt der Mensch bei dem prächtigen Namen: Weltgeschichte. Dreißig tausend solcher, das ganze Menschheitsleben seit der ersten Sage umfassenden Zeiträume machen aber erst ein einziges Sonnenjahr. Wie wird nun dem Sonnenbewohner der ganze Zeitraum unserer Weltgeschichte erscheinen? eine Viertelstunde. Und die Menschheit? eine Ephemere. Und der Mensch? die Vergleichung fehlt mir; kein Maß stab ist so klein, es auszudrücken. Und das Menschenleben? ein Augenschlag.

Und du – Mensch! – willst den alten Herrgott schelten, du Erdengast des Augenblicks willst den Vater der Ewigkeit vor die Thüre werfen und dich selbst zum Herrgott proklamiren? – Wie? kann denn ein Stäubchen, das einen Moment im Sonnenstrahle zuckt, die Sonne aus ihrer Bahn verdrängen? – Erröthest du nicht vor diesem Spiegelbilde, und erschrickst du nicht vor der entsetzlichen Bornirtheit, die es dir möglich gemacht hat, dich zum Anhänger und Gläubigen der absurdesten Lehre zu entehren, welche je ein philosophischer Narr den Menschen aufgeheftet hat? Ein Blick ins Universum, dessen Vorhang dem gesunden Menschenverstande immer aufgezogen erscheint, reicht hin, alle menschliche Hoffart und ihre Ausgeburten unfehlbar zu zerstören. Von allen Gaben Gottes an die Menschen ist die Fähigkeit dieses In-den-Weltraum-Schauens, dieses Berechnens, Fassens und Begreifens der Weltordnung und der Wirkungen ihrer Gesetze nach Raum und Zeit die allergrößte, und der Spruch eines Weisen des alten Bundes:

„Blicke zum Sternenheer empor, auf daß du anbeten lernest den Herrn und von der Hoffart lassest!“[1604]

gilt noch heute wie vor vier tausend Jahren.

Wen aber das liebe Angesicht Gottes am Himmelszelt nicht erfreuen und erwärmen kann, und auch seine Stimme im Sternenchor nicht bekehrt; – kurz, wer von seiner Narrheit nicht lassen will, dem ist freilich anders nicht zu helfen, als durch die Zwangsjacke des ewigen Sittengesetzes, das er vergebens verleugnet. Wer bricht den ungebärdigen Geistern die Gewalt, wenn sie, ihrem Wahne sich hingebend, alles Maß vergessen, alle Schranken überspringen? Wer hängt das Blei an ihre Fittige, wenn sie ihren Flug jenseits der Grenzen der Vernunft, des Rechts und der Wahrheit richten? Eben Das, was sie verspotten. Bei allen Wandlungen in den Anschauungs- und Vorstellungsweisen der Zeit wird sich immer wieder die Erfahrung geltend machen: daß, um so hoffärtiger der Mensch in seinem Wahne ist, um so tiefer er fällt, und je heftiger und frecher er sich auflehnt gegen die Gesetze der sittlichen Welt, je gewisser ist seine Demüthigung. Aller Emancipationsdrang gegen Gottes Gebot endigt in Schmach und Verwirrung. So ist’s geschehen in den frühesten Tagen und so wird es seyn in den spätesten Zeiten.

Also nicht Dieses, daß Gefahr drohen könnte den unwandelbaren Grundlagen der sittlichen Welt aus dem Wahnwitz, welcher Gott verleugnet und der Moral und dem Rechte spottet, – darf uns beunruhigen, sondern um der Narren selbst willen soll uns ihre Narrheit bekümmern. So lange das Auflehnen gegen Gott und seine Weltordnung Sache der Schule war, so lange blos der Philosoph die Schellenkappe trug, so lange hatte es wenig zu sagen. Das Betrübende aber ist, daß die Lehre der Negation Dessen, was wir für heilig und unwandelbar achten, arglistig unter das Volk ausgestreut wurde, daß sie die Vorstellungsweise der Massen vergiftet und da Verwüstungen anrichtet, wo ihnen wahre Bildung keinen solchen Damm entgegen setzen kann, wie in den vornehmern Zirkeln der Gesellschaft. – Indem die Apostel und Verbreiter jener Lehre arglistig den Landbewohnern und Arbeiterklassen weiß machen, daß man blos bestrebt sey, sie in den Kreis der höhern Civilisation zu ziehen, ruft man die Waffen des rohen Verstandes und einer ungezügelten Phantasie zur Bekämpfung des Edeln in der Menschennatur auf und stachelt die wilden Gelüste zur Ausrottung der Begriffe von Gott, Recht und Tugend. Die tonangebenden Geister – jene Menschen ohne Gott, ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Ehre, ohne Trost im Herzen – mißbrauchen die Gewalt des schriftlichen Worts, um unter dem Vorwand, das

[1604] Damit ist wohl die folgende Stelle im Alten Testament gemeint: „Sieh doch zum Himmel hinauf und zähl die Sterne, wenn du sie zählen kannst!“, Gen 15,5b.

Geheimniß der höhern Bildung und Geistesemancipation zu verrathen, die Proletarier und Bauern zu entsittlichen und in den Abgrund der Corruption herabzustürzen, in welchem sie selbst sich wälzen. Man bietet den Massen das Schlechteste an, was die Schlechten der vornehmen Stände brandmarkt: – Sittenlosigkeit, Rechtsverhöhnung und Atheismus. Man sagt ihnen, wenn sie die Laster jenes Auswurfs der Höherstehenden kennen gelernt und sich angeeignet haben, daß sie nun den praktischen Kern vornehmer Bildung besitzen. Von den Gütern ächter Civilisation lassen jene Apostel der Vernichtung keinen Brosamen in das Volk fallen, und wenn es darnach verlangen sollte, so sagen sie ihm, es sey nicht der Mühe Werth, darnach zu greifen. Kann es unter diesen Einwirkungen ein Wunder nehmen, daß sich das Streben nach Anarchie in allen Richtungen der Lebensverhältnisse und der tiefe Haß gegen die gesellschaftlichen Gesetze unter den untersten Klassen immer heftiger kund gibt? Der Mensch, der die ewige Wahrheit verspotten gelernt hat, der keinen Gott mehr im Herzen hegt, als sein eigenes schmutziges Ich, dem die Tugend nur noch ein Popanz ist für Kinder und das Eigenthumsrecht eine Fiktion – der kann auch die gesellschaftliche Ordnung überhaupt nur noch als eine nichtswürdige Fessel ansehen, und er muß streben, sie zu zerbrechen. Ist das Menschliche ausgezogen und die Bestialität der Natur allein noch geltend, so wird der Mensch, sobald er sich befreit hat, als Bestie wüthen. Das ist aber volles Wasser auf die Mühle Derer, die am entgegengesetzten Ende stehen und die Völker mündeln, zwingen und knechten, nicht von Gottes Gnaden. Wo das Dämonische die Massen bewegt, da ist despotisches Gelüst und mittelalterliches Gewalt rechtsstreben um Rechtfertigung nie verlegen, und bereitwillig stellt sich die Furcht vor den Gräueln der Anarchie unter den militärischen Gehorsam. Jene Furcht – sie hängt in unserer Zeit als die schwerste Last dem Genius des Fortschritts zur Freiheit und Humanität an den Füßen. –

So leben wir einerseits unter den Symptomen einer schreckenerregenden Verwilderung, deren unheimlicher Geist die Menge mit seinem Hauche vergiftet hat, – eine Erscheinung, die die allertrostloseste ist von allen traurigen der Gegenwart und namentlich in Deutschland Zustände herbeiführt, ähnlich denen, unter welchen Frankreich kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution seufzte, – andererseits unter den wahnwitzigen Bestrebungen einer mit Blindheit geschlagenen Kaste, welche Begriffe, Wesen und Institutionen des Mittelalters auf die Gegenwart zu pfropfen und die Völker auszubeuten trachtet wie Heerden, statt sie zu beglücken. Nur zwischen diesen Extremen waltet ruhiges Schaffen und Leben als erfreuliches Zeichen, daß darum die Menschheit nicht stille stehe auf dem Kulturpfade, weil es Leute gibt, die vom alten Gott der Psalmen die Abdikation fordern, oder die Rechtlosigkeit der Völker behaupten. – Es ist die stille, ruhige Entfaltung der Wissenschaften, die Vermählung derselben mit dem praktischen Leben, welche uns, ohne daß wir es fordern, ja ohne daß wir es uns recht bewußt werden, mit den Elementen für ganz neue Zustände und Wandlungen beschenkt, die dem Geschlechte in nächster Zukunft bevorstehen. Schon hat sie durch Eisenbahnen und Dampf dem Menschenleib Flügel verliehen und durch die Elektrotelegraphie der Gedankenmittheilung die Schnelligkeit des Blitzes; – noch ein Jahrzehent und eine Fahrt um die Erde, das weite Völkerhaus, wird ein fashionabler Sommerausflug seyn. Der Geist des Umgestaltens dringt in alle Verhältnisse. Wissenschaft und Kapital vereinigen ihre Kräfte und ziehen ein in die Gewerbe; diese sprengen die alten Formen und wachsen zu Riesen auf, welche, indem sie die Nachfrage nach Arbeitskräften steigern, allmählig für die Arbeiter selbst einen höhern Lohn und der hervorragenden Geschicklichkeit ein besseres und ehrenvollereres Daseyn verschaffen müssen. Was man noch vor wenigen Jahrzehenten für unmöglich hielt – daß nämlich Rang und Geburt aus den höchsten Zirkeln herabsteigen würden in den Kreis der Gewerbe, – ist That geworden vor unsern Augen. Regierende Häupter sind in die Reihen der Gewerbsleute getreten, Fürsten schmieden die Nägel für die Schuhe ihrer Bauern, und große Staatsmänner erröthen nicht, daß man ihren Namen, der unter Friedensschlüssen und Kriegserklärungen glänzt, auch einem Flanellstück einwebt, aus dem die Magd ihren Rock näht. Wer sieht noch eine Demüthigung darin, wenn der Herzog von Meiningen[1605] für das Dach des ärmsten Häuslers seines Landes Schiefer brechen läßt, wenn man dem Esel den Huf beschlägt mit herzoglichem Eisen, wenn Metternich für eine

[1605] Bernhard II. (1800–1882), von 1803 bis 1866 Herzog von Sachsen-Meiningen.

neue Schrotmühle ein Patent löst, oder wenn ein Erzherzog des Kaiserhauses[1606] die rauhe Hand des Hammerschmieds drückt und den Mann vor allem Volk seinen Collegen nennt? Das gehört zur neuen Ordnung und ist nicht werth, davon zu reden. Es ist indessen nicht das Kleinste unter dem Großen, was die Gegenwart uns vor Augen führt. Denn indem die Großwürdenträger der Völker sich zu den Fabrikanten gesellen, ist der Gewerbfleiß selbst zu Ehren gekommen, und er nimmt mit jedem Jahre allgemeiner, entschiedener und fester die Stellung und Geltung ein, welche ihm zukommen, aber während dem letzten Jahrhundert bei dem Verfall des Zunftwesens gänzlich verloren gegangen waren. Laßt nur erst eure Repräsentanten, ihr Arbeiterschaaren, denjenigen Platz erlangen im Staate, den sie einnehmen wollen und ein nehmen werden, – laßt sie nur erst den Kampf mit ihren Gegnern, dem Kathederdünkel, der Beamtenherrschsucht und den Vertretern des Junkerthums siegreich ausgekämpft haben, dann wird auch dem Proletariat Das werden, was es auf dem Wege der Gewalt und Eigenmacht nie erlangen kann: – ich meine Erfüllung seiner billigen Ansprüche auf ein besseres Daseyn, auf den erweiterten Mitgenuß der menschlichen Güter, auf ein sorgloseres Alter, auf ein größeres Maß von Hülfsmitteln gegen die Noth und die Widerwärtigkeiten des Lebens. Mit dem wilden, raubsüchtigen Gelüste nach „des Nächsten Haus, Hof, Weib, Gut und Allem, was sein ist," das die falschen Freunde der Proletarier aufstacheln, ist denselben nicht geholfen, und noch weniger mit Fourier'schen und Weitling'schen[1607] Phantasien, deren Unpraktisches jeder Vernünftige begreift. Von uns – von den Männern, welche in ihren Arbeiter-Phalanxen[1608] nicht blos die Stützen ihres Reichthums und ihrer Macht sehen, sondern auch einen Quell der Pflicht und des Berufs, Menschenglück mit Menschenarbeit zu verbinden, – von uns, sage ich, hat das Proletariat die Erfüllung seines gerechten Anspruchs auf genügende Geltung im Staate, Gleichheit der Berechtigung und die Befreiung von dem demüthigenden Druck zu erwarten, der auf den Arbeiterklassen mehr oder weniger überall noch lastet. Bereits wird dafür vielseitig angebahnt. Immer mehr Stimmen werden aus dem Kreise der Fabrikanten selbst laut, welche für die Arbeiter ein besseres Loos und menschlichere Fürsorge begehren, und da und dort wird auch das Wort zur guten That. – Allerdings ist an Uebereinstimmung im Prinzip unter den Arbeitsgebern noch nicht zu denken, und noch entfernter liegt die allgemeine Anwendung. Aber sie wird kommen und dann kann auch der Staat nicht länger ein passives Verhalten in einer Frage fortsetzen, welche so tief in sein Leben eingreift. Er hat sich bisher begnügt, das Produkt der Arbeiter, das Erzeugniß zu ehren. Er that's aus wirtschaftlichen Motiven. Das ist der Anfang. Er wird damit endigen, auch den Erzeugern gerecht zu werden, und wo er es nicht freiwillig thut, da wird die Nöthigung nicht ausbleiben.

Ein Ehrentempel der Arbeit ist's, was die erste Seite des neuen Bandes meines Buches schmückt; ein Tempel der neuen Zeit – ihr erster in Deutschland. Als der Herrscher Preußens[1609] in seinem ersten Regierungsjahre die Erzeugnisse der deutschen Arbeit zu einer Schaustellung in seiner Hauptstadt sammelte, wies er – (sollte es eine Allegorie seyn?) – den ernsten Kriegsgott hinaus aus seiner alten Wohnung und bot sie dem heitern Genius des Gewerbfleißes an, dem Schützling des Friedens. Das Schauspiel ging vorüber und das Berliner Zeughaus ward seiner Bestimmung zurückgegeben. Anders der Bayernkönig Ludwig. Es ist schicklich, – meinte er – daß, wenn ich Kunst und Gewerbfleiß zu mir einlade, ich sie einziehen lasse in ihr eigenes Haus, wo sie es bequemer haben, als in einer Kaserne.

[1606] Erzherzog Johann Baptist Josef Fabian Sebastian von Österreich (1782–1859), österr. Feldmarschall und 1848/49 deutscher Reichsverweser. Im Herzogtum Steiermark hatte er sich ein halbes Jahrhundert als Förderer und Modernisierer von Industrie, Landwirtschaft und Eisenbahnwesen sowie im Kultur- und Bildungsbereich hervorgetan.

[1607] Die beiden Vertreter des Frühsozialismus Charles Fourier (1772–1837) und Wilhelm Weitling (1808–1871); die Ideen des Letzteren gründen aber zumindest teilweise explizit auf christl. Gedankengut.

[1608] Siehe hierzu S. 207, Anm. 583.

[1609] Die erste „Allgemeine Deutsche Gewerbe-Ausstellung" unter dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184) fand allerdings nicht 1840 statt, sondern wurde erst am 15. August 1844 im Berliner Zeughaus eröffnet.

Die Lage dieses Prachtgebäudes für Ausstellungen ist der Glyptothek gegenüber, und seine Formen versetzen in die beste Zeit der altgriechischen Architektur, deren schönste Denkmäler neu in's Leben zu führen sich Ludwig I. zu einer Hauptaufgabe seiner Kunstunternehmungen gemacht hat.

Wie in der Wallhalla[1610] und der Halle des Ruhms[1611] die ernste dorische Ordnung ihre schicklichste Anwendung gefunden hat und die ionische in der Glyptothek, so wurde der korinthische Styl für das Ausstellungsgebäude gewählt. Die alte Kunst hat in demselben nur kleine Gebäude aufgeführt und seine Anwendung meist auf den Säulenschmuck von Portiken und Hallen beschränkt. Hier galt es, ein großes, umfassendes Gebäude in der Anordnung des Tempelbaus ganz in diesem Style auszuführen, eine Aufgabe, die schwer war.

Der erste Blick läßt erkennen, daß dem Meister die Lösung seiner Aufgabe glückte. Es ist ihm gelungen, für die feinen und reichen korinthischen Formen überall jene Kombination zu finden, welche den wohlgefälligen Eindruck hervorbringt, der nur aus der vollkommenen Harmonie entspringt. Massenhaft und mächtig steigt der Unterbau empor, auf dem der breite Oberbau mit seinem schlanken, zierlichen Verhältniß gleichsam zu schweben scheint. Zu ihm führen zwei und zwanzig Stufen in der ganzen Breite der Vorhalle – angemessen dem Bedürfniß der Menschenmassen, welche zu den Zeiten der Ausstellungen sich auf und ab bewegen. Die Umfassungsmauern des Gebäudes sind ohne Fenster; Oberlicht, im Dache angebracht, erhellt die Räume. Die prachtvolle Vorhalle wird nach außen von 8 korinthischen, kannelirten, 42 Fuß hohen und 4 Fuß dicken Säulen getragen und schirmt den Zugang zu dem Innern, welchen prachtvolle, eherne Flügelthüren verschließen. Der Giebel von 14 Fuß Höhe und 95 Fuß Breite schließt an beiden Ecken mit den bayerischen Löwen und in der Höhe mit einem Phönix ab, dem Sinnbilde ewiger Verjüngung; denn Verjüngung bedingt Leben und Fortschritt in der Kunst wie in den Gewerben. Den innern Giebelraum schmückte Schwanthalers Meißel mit Gruppen von Marmorfiguren aus, welche auf die Bestimmung des Gebäudes Bezug haben.

Durch die geöffneten Pforten von Erz tritt man aus der Vorhalle in das Vestibül. Es ist ohne Schmuck. Rechts und links führen Treppen in die obern Räume des Mittelbaus, welche mit zu den Ausstellungen dienen. Ein Thor leitet aus dem Vestibül in den Hauptsaal. – Nicht die Pracht der Verzierung blendet das Auge; denn dekorirender Flitter wäre hier übel angebracht: es erfreut edle Einfachheit und das Ebenmaß der Verhältnisse. An den Hauptsaal reihen sich zu beiden Seiten die übrigen Räume.

Die Gesammtlänge des Gebäudes ist 224 Fuß bei einer Tiefe von 74 Fuß. Für eigentliche Kunstausstellungen bietet es hinlänglichen Platz dar; für allgemeine Gewerbeausstellungen aber ist es wohl zu beschränkt. Es soll in der Absicht des Königs liegen, für solche einen zweiten, noch viel größern Bau auszuführen, dessen Räume weit genug sind, um die Gewerbserzeugnisse des Vaterlandes in angemessener Menge zur Anschauung zu bringen. Das Münchener Ausstellungsgebäude wurde 1845 vollendet. Das Material ist Sandstein, bekleidet mit gelblichem, Eichstädter Marmor. Der Baumeister ist Friedrich Ziebland[1612], und er darf stolz auf sein Werk seyn.

[1610] Siehe hierzu S. 878, Anm. 2677.

[1611] Siehe hierzu S. 556f.

[1612] Georg Friedrich Ziebland (1800–1873).

DXXVII. Die Aukirche in München.

König Ludwig der Erste von Bayern befahl diesen Tempel zu errichten. Er ist groß und prachtvoll; er ist mit verschwenderischer Kunst ausgeschmückt; es ist nichts daran gespart worden, weder Geld, noch Zeit, noch Geschicklichkeit, und doch ist er gegen die großen Kirchenbauten des Mittelalters nur ein Armuthszeugniß unserer Zeit. Neben Wiens Sankt Stephan, neben der Antwerpner Kathedrale, neben den Münstern Straßburgs und Freiburgs stehend, würde die Aukirche jeden Anspruch auf Bewunderung verlieren, sie würde plump und kleinlich, kahl und seelenlos erscheinen. Nein! mit jenen versteinerten Lobgesängen zum Preis des lebendigen Gottes ist sie gar nicht zu vergleichen.

Die Kirche steht auf dem Mariahilfplatz der Vorstadt Au. Oelmüller[1613], der den Plan entworfen, leitete auch den Bau, welcher ihn sechs Jahre (von 1831 bis 37) beschäftigte. Das dazu verwendete Material ist ein weißer Sandstein, der sich für die Bearbeitung der Ornamente besonders gut eignete. Das Sehenswertheste im Innern der Kirche sind die Glasgemälde. Sie nehmen sieben Fenster des Presbyteriums ein. Es ist wohl das Beste, was unsere Zeit in der Kunst geleistet hat. Die Compositionen – ein Cyklus aus dem Leben der Maria – sind von Schraudolf[1614], Fischer[1615] und Ruben[1616]; die Malerei führte Stöckel[1617] mit seinen Schülern aus. – Der Gründer, welcher die Kosten des Baus allein bestritten hat, war auch für die artistische Ausstattung des Gotteshauses bedacht und noch vor wenigen Wochen traf er weitere Anordnungen zu diesem Zwecke. Wechselschnelle Zeit! Während die Künstler über die Ausführung der königlichen Befehle berathen, steigt der König selbst vom Thron herab, bekennend: „Ich bin ein König des alten Bundes und die neue Zeit ist nicht die meinige. Sie widerstrebt meiner Natur und daher breche ich mit ihr ganz und gar; ich – resignire.“[1618] Das ist unerquicklich, aber ehrlich gesprochen, und doch tausendmal besser, als das Thun eines andern Königs[1619] zu der nämlichen Stunde, über welches die entrüstete Nation ihr gerechtes Urtheil schon gefällt hat.

[1613] Der Bamberger Architekt Joseph Daniel Ohlmüller (1791–1839).

[1614] Der Historienmaler Johann von Schraudolph (1808–1879).

[1615] Joseph Anton Fischer (1814–1859).

[1616] Christian Ruben (1805–1875).

[1617] Die Malereien führten Heinrich Hess (1798–1863) und Max Ainmiller (1807–1870) aus.

[1618] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[1619] Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184), der am 18. März 1848 das Militär gegen die vor dem Schloß versammelten Bürger vorgehen ließ.



DIE NEUE AU-KIRCHE IN MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 28, 126-129 u. 247-250.

DCXIX. Schloſs[1620] Nymphenburg bei München.

Das Versailles der bayerschen Könige! Die Erbauung dieses Palastes, die gewöhnliche Sommerresidenz der königlichen Familie, fällt in jene Zeit (1670), wo es Hofton war, es Ludwig XIV. nachzuthun; wo jeder Fürst, war er noch so klein, ein Marly haben wollte, oder ein Trianon[1621] mit Hirschpark, Wasserkünsten, Grotten, Bädern und Säulengängen, und der ganze Olymp, aus Stein gehauen oder in Erz gegossen, Schildwacht stehen mußte um die neuen Wohnungen der Erdengötter. – Nymphenburg brannte bald nach dem Aufbau nieder. Kurfürst Emmanuel III.[1622] stellte es wieder her.

Die innere Einrichtung ist eines Hofes würdig, der jährlich 3 Millionen zu verzehren hat. Die edelsten Werke der Kunst schmücken alle Räume der Herrscherwohnung.

In dem Zimmer des rechten Flügels, den Napoleon, Alexander[1623] und Franz II.[1624] nacheinander bewohnt haben, ist eine Fensterscheibe – auf welche die drei Herren ihre Namen ritzten. Drei Kaiser auf einem Quadratfuß Glas! „Brave Kerle die! Nehmt ein Beispiel daran und lernt Euch vertragen, Flegel!“[1625] würde Fallstaff sagen.

[1620] Sic!

[1621] Die vom frz. König Ludwig XIV. (siehe hierzu S. 54, Anm. 81) erbauten stilbildenden Lustschlösser Marly-le-Roi in der gleichnamigen Gemeinde und Grand Trianon in Versailles.

[1622] Das Schloß war 1664 von Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern (1636–1679) in Auftrag gegeben worden und wurde unter Kurfürst Maximilian II. Emanuel (siehe hierzu S. 524, Anm. 1535) vollendet. Als Architekten und Bauleiter waren daran beteiligt: Agostino Barelli (1626–1697), Marx Schinnagl (1612–1681), Enrico Zuccalli (siehe hierzu S. 524, Anm. 1532), Lorenzo Perti (1624–1692) und Giovanni Antonio Viscardi (1645–1713).

[1623] Alexander I. Pawlowitsch Romanow (russ. Александр I Павлович; 1777–1825), seit 1801 Kaiser von Rußland, seit 1815 König von Polen und seit 1809 erster russ. Großfürst von Finnland.

[1624] Siehe hierzu S. 483, Anm. 1394.

[1625] In Anlehnung an ähnliche Äußerungen von Falstaff in William Shakespeares Drama "Henry IV, Part 2."



SCHLOSS NYMPHENBURG bei MÜNCHEN



Die VESTIBULE der UNIVERSITÄT
in München.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

DCXXXX. Die Vorhallen der Universität in München[1626].

Es ist unter den Irrthümern in dieser Zeit einer der größesten gewesen, zu glauben, daß die Intelligenz, als solche, ausreiche, der Gesellschaft Leben, Harmonie und Kraft zu geben und auf die erklusive Bildung des Verstandes, des Wissens und Könnens ihren Fortschritt zu begründen. Man wähnte und lehrte, die Intelligenz allein, losgelöst von Allem, was sie läutert und befruchtet, genüge, um den Wegfall der sittlichen Kräfte im Menschen zu ersetzen. Die Staatskunst war längst vertraut mit diesem Dogma. In der Diplomatie gilt bis zur Stunde die Intelligenz im Bunde mit der List und Lüge als das Höchste, und der vollendetste Betrüger ist da der Gefeiertste. Die Revolution zog dieses Dogma aus den höhern Regionen zu den tieferen Schichten der Gesellschaft herab und die sittenlose Geheimlehre der Gewalt wurde seitdem ein Gemeingut. Moral und Religion wurden als Fesseln des freien Willens erst gehaßt, dann verhöhnt. Befangen in dem Wahne ihrer ausschließlichen Souveränität versank die Intelligenz in den Pfuhl des Egoismus. Je tiefer sie aber in demselben niedertauchte, je höher wurde ihre Selbstüberschätzung. Sie vergötterte sich in ihrem Wahnwitz; sie hielt ihre Entwürfe und ihre Träume für unfehlbar. Sie wollte nur sich gelten lassen mit Ausschluß aller anderen Faktoren der Gesellschaft und im Widerspruch mit den Thatsachen der Gegenwart und Vergangenheit. Sie proklamirte sich als die Grundlage der Civilisation und als berufen und berechtigt zur Alleinherrschaft; sie gab sich aus als das alleinige Mittel zur Macht, als den alleinigen Rechtstitel zum Glück und Erfolg in der Gesellschaft. Anerkannt von der Mehrzahl für Das, wofür sie sich ausgab, ward sie fortan das Ziel aller strebsamen Geister und der auf „ein glänzendes äußeres Glück“ gerichteten Erziehung. Man wollte nicht mehr gute Menschen bilden, nicht mehr sie im lautersten Sinn zur höchsten individuellen Veredelung führen; nein! durch kunstgerechte Dressur die Kraft des Verstandes treibhausartig zu entwickeln, das war der ostensible Zweck der neuen Pädagogik. – Kapacitäten sollten sie werden, ihre Zöglinge, Kandidaten für allerhand Würden und Ehren im Staate. Das Siegel ihrer Befähigung im öffentlichen Rennen nach Amt, Ansehen, Einfluß und Macht wurde das Talent und dieses, im Knaben schon zur Selbstvergötterung verzogen, drängte sich anmaßlich aus jedem unbärtigen Munde hervor, um die Autoritäten zu verleugnen, über Alles zu urtheilen, zu streiten über Alles und für Alles Pläne der Neuorganisation und Reform zu entwerfen. Dadurch ist es gekommen, daß die jetzige Gesellschaft verpestet ist durch eine Legion von verschrobenen Menschen, die zu nichts Tüchtigem tauglich und zu nichts Rechtem aufgelegt sind, halben, Viertels- und Achtelstalenten, hohlköpfigen und hochmüthigen Weltverbesserern, Systematikern und verlogenen arglistigen Spekulanten auf die Dummheit und die Schlechtigkeit. Sie belästigen mit ihrer Thorheit und Unerfahrenheit, beschmutzen mit ihrer sittlichen Unreinheit, oder impfen ihre Umgebung mit ihrer Zerfahrenheit, ihrer Zweifelsucht, ihrem Unglauben, ihrer Manie für nichtigen Wortstreit und müßige, thatlose Verhandlung; sie sind die Anstifter jener unwahren Begeisterung für ehrenhafte Interessen, welche in den Freuden des Krugs und der Tafel ihren Ausgang findet. Lebend in einem Zeitalter, in dem die Wissenschaft unerhörte Triumphe feiert, umgeben von den Wunderwerken der Bildung und Gesittung, sehen wir den Geist der sittlichen Verderbniß emporsteigen in häßlicher Gestalt und nur allzuhäufig die Intelligenz sich gatten mit widerlicher Feigheit und Entmannung der Seele; wir sehen sie sich verkehren zur Förderung der sittlichen Entartung der Völker, statt ein beständiger Stab zur Veredelung der Menschen zu seyn. Ein Apostel des theokratischen Absolutismus hat neulich den Ausspruch gethan: „Nach den Sophismen kommen die Revolutionen und mit ihnen die Henker und die Barbarei“[1627], und es ist schwer, sich des Gefühls zu erwehren, daß etwas Wahres daran sey.

[1626] 1472 in Ingolstadt von Herzog Ludwig IX. dem Reichen (1417–1479) gegründet, 1800 zunächst nach Landshut und 1826 als Ludwig-Maximilian-Universität (seit 1802) endgültig nach München verlegt (zur Baugeschichte siehe S. 514, Anm. 1479).

[1627] Ein wenig frei zitierter Ausspruch des konservativen span. Diplomaten und Staatsphilosophen Juan Donoso Cortés (1809–1853) in dessen „Ensayo sobre el catolicismo el liberalismo y el socialismo, considerados en sus principios fundamentales […]“ (Barcelona: o. Vlg. 1851), S. 7: „En pos de los sofismas vienen las revoluciones, y en pos de los sofistas los verdugos / Hinter den Sophismen kommen die Revolutionen daher und hinter den Sophisten schreiten die Henker.“

Indessen hat auch eine solche Zeit ihr Gutes; denn eine Nothwendigkeit ist es und eine Vorbedingung aller Möglichkeit des Wiederbesserwerdens, daß der Irrthum ans Tageslicht trete und Jeder ihn sehe. Solche Erkenntnißphasen müssen seyn. Sie wirken heilsam wie Arznei auf den Kranken. Sie lassen uns in den Abgrund schauen, dem wir zueilen, und einsehen, daß mit der bloßen Verstandesbildung weder die Welt besser zu machen ist, noch unser Daseyn glücklicher werden kann; sie führen uns zu der Ueberzeugung zurück, daß Sittlichkeit und Tugend die Anker seyn müssen, das Schiff unserer Hoffnungen daran zu befestigen. Die Erfahrungen dieser letzten Jahre und das Bewußtseyn unserer kritischen Lage zwingen uns, den großen Problemen der Gesellschaft wieder ins Gesicht zu schauen und nach ihrer rechten Lösung zu forschen. Die Situation macht uns klar, daß die Schuld nicht auf einer Seite allein ist, sie erinnert uns daran, daß keine Nation ungestraft sich brauchen und erniedrigen lassen darf zum willenlosen Werkzeuge gegen sich selbst und daß unter den Volksverbrechen das das allergrößte sey, im Dienste der Unterdrückung die Freiheit anderer Nationen zu erwürgen. Wer Anderer Gut raubt, hat den Anspruch auf den ruhigen Besitz des eigenen verwirkt, und der Mörder soll seines eigenen Lebens niemals sicher seyn oder froh werden. Wir wissen Alle, welches Volk es ist, das solche Todsünde trägt vor allen übrigen. Es ist aber auch klar geworden, daß Das, was der wetterwendische, unsittliche Haufe, (der morgen die Art zum Aufstande zu erheben bereit ist, während er heute jeglicher Gewalt Sklavendienste thut,) der Autorität nimmt, weit häufiger der Zügellosigkeit, als der Freiheit zu gute kömmt, der Freiheit meine ich, welcher Gesetz und Ordnung im Gefolge gehen. – Es ist klar geworden in dieser schweren Zeit, daß die Ehre und der Werth der Intelligenz nicht in dem Maße steigen, als diese Gott und Moral verleugnet und mit Füßen tritt Das, was immerdar als gut und ehrwürdig gegolten hat. Es ist auch klar geworden, daß die nächste Revolution, welche nicht nur das Strafurtheil vollziehen wird, das über so viele Unthaten der Heuchelei, der Grausamkeit, der Untreue, der Wortbrüchigkeit und der Lüge gesprochen ist, sondern auch den lauernden, bestialischen Rachegelüsten Sättigung gewähren soll, den verdorbenen Völkern die verdiente Züchtigung gewiß nicht erspart. Eine Züchtigung wird es seyn, wie noch keine auf Erden war; denn die Vergeltung ist nach Unten wie nach Oben verheißen. Ja, Gottes Geißel wird geschwungen bleiben über die schuldbeladenen Nationen, bis sie durch tiefes Elend zur Erkenntniß gekommen sind, daß der Urquell alles Menschenglücks auf Erden kein anderer sey, als Gottesfurcht, Nächstenliebe, Sitte und Tugend allein. So lange als diese nicht wieder zu Throne sitzen, so lange das kluge Laster noch Duldung und Geltung in der Gesellschaft findet, so lange eine Intelligenz ohne Tugend sich über Alles hinaussetzen darf, und ihre Sophismen in der Menge nicht nur Zuhörer, sondern auch Schüler finden, so lange in der Welt Verstandesbildung mit Lasterhaftigkeit und Unsittte noch Ansehen haben oder Beifall erwerben, so lange der nackten Frivolität noch Macht gegeben ist, die Herzen zu verderben und zu verpesten, so lange nicht der Ekel die Insinuationen des Lasters straft auf allen Wegen und Stegen des Lebens, so lange dem Blick in das Familienleben allüberall Verödung und Verbrechen begegnen: – so lange ist die Hoffnung eitel, daß ein Neubau der Gesellschaft auf den Trümmern der alten erstehen könne, wohnlich für die Menschen und förderlich ihrer Beglückung. Ohne Tugend und Glauben an Gott kann uns auch die Freiheit nicht erlösen, denn nur reinen und würdigen Händen reicht die Himmelstochter Arm und Kranz. – Es ist spät am Abend, und der nächste Morgen ist der Morgen des Gerichtstags. Jede Stunde aber ist die rechte, um besser zu werden und Andere besser zu machen, und wenn Jeder die Hand ans Werk legte durch That, Lehre und Beispiel, so würde bald ein edleres Geschlecht aufwachsen, besserer Tage werth. Nicht früher können bessere Tage kommen. Zunächst kommen gewiß die schlimmeren; denn wenn Gott einem entsittlichten Volke den letzten möglichen Weg zur Rettung zeigen will, so stürzt er es in Ohnmacht, Elend und Verwirrung. Dann geht's entweder unter in Verzweiflung und Verworfenheit – oder, geläutert durch das Unglück, richtet es sich auf, und dann ruft der Herr: – Ich helfe dir, denn du hast dir selbst geholfen! –

Der Schule liegt die Pflicht am allernächsten, für die sittliche Wiedererhebung des deutschen Volkes zu wirken, und von den deutschen Universitäten ist zu fordern, daß sie fortan das moralische und religiöse Moment neben der Wissenschaft als nothwendige und gleichberechtigte Faktoren der Menschenbildung betrachten. Daß sie dies, seit den Zeiten Voltaire's, vernachlässigten oder negirten, hat zu unheilvollen Resultaten geführt, die nun klar am Tage liegen. Die Hochschule soll die geistige Freiheit, welcher die Wissenschaft nicht entsagen kann und darf, ehren: aber sie soll Moral und Re-

ligion nicht dem Leben entfremden. Aufzufinden die Wege, auf welchen die Wiedervereinigung, ohne der Freiheit der Ueberzeugung Zwang anzuthun, in’s Werk gesetzt werden kann, ist eine so dringende als schwierige Aufgabe der nächstfolgenden Zeit, und ihre glückliche Lösung würde zum großen Gewinn des Vaterlandes gereichen.

In der angedeuteten Verbindung wird die Wissenschaft allezeit eine Quelle seyn, an der sich nicht nur das reifere Alter erfrischen mag, sondern auch zum Oel, das den raschen brausenden Wein der Jugend sänftigt. Es werden dann die Universitäten nicht mehr als Orte gelten, wo Revolutionen zeitigen wie in einem Treibhause; seyn werden sie vielmehr die gefeierten Brennpunkte der Geisterwelt, wo die moralischen Gesetze ihre Huldigung empfangen, wo man anerkennt, daß Recht und Pflicht, Freiheit und Gehorsam sich wechselseitig bedingen, daß jede Ueberschreitung des Rechts die Ungerechtigkeit hervorruft, jede Gewaltthat eine entgegengesetzte heraus fordert und jedes Aeußerste auf der einen Seite zum Aeußersten auf der andern Seite führt: wo man einsieht, daß keine Gesellschaft gedeihen kann, in welcher sich nicht die ethischen Gesetze der Religion und Tugend geltend machen wie mathematische Axiome, und daß an wahre Freiheit und an den Erwerb, an den sichern Genuß der Güter, welche sie bietet, so lange kaum zu denken ist, als die Nation in ihrer Mehrheit nicht durchdrungen ist von ihrem Geiste, als ihre Grundsätze nicht als feste Maximen gelten, die Niemand zu bezweifeln, oder anzutasten wagt. Nur erst dann, wenn die bürgerliche Tugend im Volke herrscht, wird der heutige Staat, – der Polizeistaat, – welcher die Schlechtigkeit aller Menschen voraussetzt, zur Unmöglichkeit werden.

Die Beschreibung des Münchner Universitätsgebäudes, von welchem eine zweite Ansicht in den Händen des Künstlers ist, behalte ich einer spätern Stelle meines Buchs vor.



DCLXII

Der THRONSAAL im KÖNIGSSCHLOSS
in München.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

DCLXIII. Der Thronsaal im Königspalaste zu München.

Nicht mit Unrecht nennt man den Bayernkönig Ludwig den deutschen Hadrian[1628]. Wie diesem die römische Welt das Wiederaufblühen des griechischen Geschmacks in den Künsten verdankt hat, so ist Deutschland jenem Fürsten und dem Kreise seiner Künstler das Meiste schuldig, was den Ruhm der neuern deutschen Kunst auf späte Zeiten bringt. In seinen großen Unternehmungen, obschon sie den verschiedensten Richtungen folgten, war er allezeit bestrebt, der Kunst die höchsten und erhabensten Aufgaben zu stellen, an denen sich das Genie versuchen und begeistern konnte, und den wahren und guten Geschmack zurückzuführen, welcher in der barbarischen Periode von Ludwig XIV. bis zum Kaiserreiche des Korsen untergegangen war. Auf dem Boden der Kunst sproßte der schönste und dauerndste Ruhm der Griechen, und was uns von der perikleischen Zeit[1629] übrig geblieben ist, macht den hellenischen Nachruhm beständig wachsen. König Ludwig, indem er durch die Kunst auf die Volksbildung zu wirken trachtete, hat sich den großen Fürsten des Alterthums an die Seite gestellt. Manche Monarchen seiner Zeit huldigen dem Grundsatz, daß barbarische Völker leichter zu regieren seyen, als gebildete; sie hassen darum die Kultur und ihre Zeichen, und jedes Licht, das seine Strahlen in die Kreise des Volks wirft, löschen sie aus. Es ist Ludwig hoch anzurechnen, daß er die Kunst nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch um ihrer höchsten und edelsten Zwecke willen liebte, förderte und schützte. Er berief sie zur Geschichtschreiberin der germanischen Nation, um ihren Ruhm in unsterblichen Monumenten zu verherrlichen und stellte ihre Tafeln inmitten des Volkes auf, es zu erheben, es stolz zu machen und große Gedanken zu wecken. Dort stehen sie, die Walhalla[1630], die Tempel des Ruhms, die Siegesthore u. s. w. als unvergängliche Tafeln des Volks-Gedächtnisses, und vor ihnen sitzt der Genius der Zukunft, zu ändern oder hinzuzuthun, wie er einst in Hellas gethan hat an den Gesängen Homers. Wenn die Nachwelt auch in jeder andern Beziehung ein tadelndes Urtheil über den Fürsten fällen würde, in dieser einen kann sie ihm die Anerkennung der Größe nicht versagen, und als Mäcen in der edelsten Bedeutung des Worts wird sie seine Büste mit leichtgeschlungenen Ehrenkränzen beständig schmücken. Es ist gewiß, daß Das, was König Ludwig für Deutschland durch seine Kunstunternehmungen, durch die Idee, wie durch die Ausführung derselben, Großes und Gutes gewirkt hat, unsere Enkel besser und gerechter würdigen werden, als wir selber. –

Allerdings hätte Ludwig nicht vermocht, so Herrliches auszuführen, wären die großen Talente nicht da gewesen, deren vereintes Zusammenwirken jenes ermöglichte. Ihnen gebührt an des Königs Ruhm der volle Theil. Für die Wiederbelebung der Architektur des klassischen Alterthums in größter Reinheit und Vollkommenheit war dem Könige ein Klenze nöthig – ein Mann, der, frei von der gewöhnlichen Berufsbeschränktheit der Architekten, bei all seinen Monumentalbauten, übereinstimmend mit des Königs Auffassung, das möglichst vollständige Zusammenwirken der drei bildenden Künste vor Augen hatte. Dem Ernst und der Sorgfalt, mit welcher er die Ausführung der großen Aufgaben des Königs Ludwig überwacht hat, haben diese Werke auch den hohen Grad von technischer Vollkommenheit zu danken, der sie auszeichnet. – Der Gegensatz von Klenze war Gärtner – und Ludwig verwendete diesen berühmten Architekten für das Wiedererblühen der mittelalterlichen Style und zur Ausführung der grandiosen Konceptionen, die jenes erzweckten. Die Ludwigskirche[1631] ist der glänzendste Zeuge dieses Strebens, und die Malerei, in der großartigen Auffassung eines Cornelius, gab hier der Architektur den edelsten Schmuck. Gärtners Genius, der sich in großen Massen mit Vorliebe gefällt, fand Befriedigung dieser Neigung in den Prachtbauten zur Verherrlichung des Königthums, deren Herstellung ihm sein Gebieter übertrug. Der Palast der Wittelsbacher ist sein Triumph. Unbeschränkte Mittel, alle Künste und das kostbarste Material standen dem Architekten zu Gebote, um ihn zu unterstützen bei der Aufgabe, eine Wohnung herzustellen, die würdig sey eines Fürsten, welcher die Kunst

[1628] Siehe hierzu S. 74, Anm. 115.

[1629] Zur Zeit des griech. Staatsmanns Perikles (siehe hierzu S. 159, Anm. 379).

[1630] Siehe hierzu S. 1024, Anm. 3042.

[1631] Siehe hierzu S. 514, Anm. 1480.

selbst gleichsam gekrönt hat, und der es verdiente, aus ihren Händen das Schönste zu empfangen, was hervorzubringen sie im Stande war.

Betrachten wir unser Bild! Es zeigt uns den Kern jener marmornen Apotheose des Königthums – den Thronsaal[1632].

In dieser von Gold und kostbarem Gestein glänzenden und von unsterblichen Künstlerhänden geschmückten Säulenhalle der Pracht, sitzend auf dem goldenen Stuhl, umgeben von den Bildern der großen Ahnen seines Geschlechts, von denen drei die Zeichen der deutschen Kaiserwürde in den Händen tragen, agirte Ludwig I. bei den prunkvollen Hof- und Staatsaktionen als der allerdurchlauchtigste, großmächtigste Herr und König von Gottes Gnaden und seine Repräsentation war in der That die vollkommenste, welche seit Ludwig XIV. jemals einem Monarchen die Bewunderung seiner Höflinge erwarb. Man sah's ihm an, dem sonst leutseligen Fürsten, der ein ander Mal sich mit dem Bauer Arm in Arm führen konnte, – daß er in solchen Momenten keine Rolle spielte, sondern daß er sich wirklich für Das hielt, was er darstellte. Ludwig hat's ehrlich gemeint mit dem Begriff von seiner Gottesgnadenschaft; und als er ihn nicht mehr mit der Krone vereinigen konnte, warf er diese von sich, wie ein schlechtes Ding, nicht der Mühe des Tragens werth. Ludwig wollte nicht markten und feilschen um das Mehr oder Weniger des Königsrechts; er machte keinen Judenkram daraus, wie Ludwig Philipp[1633] und zehn Andere, nicht schlechter als dieser, thaten; er war kein Mann der Kurse und der Rothschilde[1634], und er hat nie die Börse als die Seele seines Reichs und der königlichen Wohlfahrt betrachtet. Er hat den Hohenpriestern des Geldsacks keine Gunst verliehen und Opfergaben von ihnen empfangen, und auch niemals daran gedacht, Schulden zu machen bei den Tempelherren und sich Absolution dafür zu holen. Was er gethan hat, Gutes wie Böses, er hat es offen und ehrlich gethan, und ehrlich ist ein Beiwort, das dem Bauer wie dem König ziemt.

Zwischen dem Tage, wo Ludwig zum Erstenmal den Thron in diesem Saale der Pracht bestieg, bis zu der Stunde, wo er die Pforten desselben in Unwillen hinter sich zuwarf, liegt eine kleine Spanne Zeit. Wie kurz war der süße Traum und wie plötzlich das Erwachen! Ludwig hat's erfahren, mehr als viele Andere, welche wilden Leidenschaften in einem Lande unter der Decke scheinbarer Ruhe gähren und zur höchsten Spannkraft gelangen können, welches sprüchwörtlich für das des politischen Phlegma gilt. München, das gepflegte, behäbige Schooßkind, gab dem ganzen Reiche das Signal zum Ausbruch des Volksunwillens, und als allerwärts die Würfel gefallen waren; als in Frankreich, Ungarn und Italien der Aufstand in vollen Flammen über die Throne zusammenschlug; als die Barrikaden sich aufthürmten in Wien und Berlin und ihre Straßen strömten von Bürgerblut; als das Haus Orleans wie eine Gaunerbande aus dem Lande schlich[1635], Habsburg seiner Kaiserstadt den Rücken kehrte[1636], der Thronfolger[1637] der Zollern incognito nach England reiste und der Papst[1638] belagert wurde

[1632] Im Königsbau der Münchner Residenz (siehe hierzu S. 520, Anm. 1507).

[1633] Siehe hierzu S. 427, Anm. 1212.

[1634] Siehe hierzu S. 998, Anm. 2965.

[1635] Der seit 1830 regierende frz. „Bürgerkönig“ Louis-Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331) war vor den revolutionären Ereignissen von 1848 nach England geflohen.

[1636] Nachdem sich Kaiser Ferdinand I. (ungar. Jóságos Ferdinánd, tschech. Ferdinand Dobrotivý; 1793–1875; von 1865 bis 1848 Kaiser von Österreich) bereits am 17. Mai 1849 ein erstes Mal nach Innsbruck abgesetzt hatte, sah er sich angesichts der die ungarische Insurrektion unterstützenden Wiener Unruhen am 7. Oktober erneut gezwungen, die Flucht zu ergreifen, diesmal jedoch nach dem mährischen Olmütz (tschech. Olomouc). Der am 22. Juli 1848 erstmals einberufene konstituierende Reichstag wurde daraufhin am 22. Oktober in das unweit von Olmütz gelegene Kremsier (tschech. Kroměříž) verlegt.

[1637] Wilhelm von Preußen (1797–1888), ab 1858 Regent, ab 1861 König, ab 1871 Kaiser Wilhelm I. Er war am 22. März 1848 ins engl. Exil geflohen und kehrte erst am 7. Juni nach Berlin zurück, um sich in der Folgezeit bei der endgültigen Niederschlagung der Revolution den Namen „Kartätschenprinz“ zu erwerben.

[1638] Der als Reformer angetretene Papst Pius IX. (siehe hierzu S. 86, Anm. 173) sah sich angesichts der revolutionären Erhebungen in Rom gezwungen, am 24. November 1848 mit den Kardinälen nach Gaeta an der Küste Neapels zu flüchten; erst im Frühjahr 1850 konnte er aus dem unfreiwilligen Exil nach Rom zurückkehren.

von seinen Römern im Palaste Hildebrands[1639]: – als die Revolution der Monarchie da, wo sie sie noch duldete, Gesetze diktirte, und ehe noch der Demokraten-Konvent in Berlin tagte und das Parlament zu Frankfurt auf dem Ei der Reichsverfassung brütete[1640]: – da erklärte König Ludwig seinem Volke ins Angesicht: ich will nicht thun, was die Revolution verlangt; da sie aber die stärkere ist, und weil ich nicht heucheln mag und schön thun mit ihr, – so nehme ich die Krone von meinem Haupte und bin mir selbst genug. – Versöhnung mit seinem Volke war sein Lohn. Während draußen überall feueriger Wetterschlag war und der Sturm tobte, ein Sturm, wie er nie gewesen ist, seit Menschen in Europa wohnen, – lebte Ludwig glücklicher, denn als König, schaffend und fortwirkend für das, was er alle Zeit als sein schönstes Lebensziel erkannt hat, unangefochten und zufrieden inmitten seines Künstlerkreises, der ihn verehrt. Er ist derjenige unter den deutschen Fürsten, dessen Handlungen ohne Rückhalt bekennen, daß, gram den Ansprüchen der Revolution, er sich ebenso wenig mit den Bestrebungen einer Reaktion befreunden könne, die zum Despotismus führt. Wenn die Monarchie sich aus ihrer Erniedrigung nur darum erhoben hat, um das Volk in den Staub zu treten; wenn er Staaten sieht, wo jede Spur von Freiheit vernichtet ist und ausgerottet jedes Recht; wenn er gewahrt, daß man da und dort den Tag zur Nacht verkehrt, – zur tiefen kalten Nacht der Finsterniß, und daß die Ehre und das Glück der Nationen nur zu häufig aufgehört haben gleichbedeutend zu seyn mit der Wohlfahrt und der Ehre der Regierungen: – so darf er mit Pilatus sagen: ich wasche meine Hand in Unschuld[1641]. König Ludwig ergriff das beste Loos. Der Neid kann ihn nicht mehr erreichen, des Hasses Pfeile sind zerbrochen; und wenn die Revolution von Neuem ihr Haupt erheben sollte, und er alle Kronen fallen sähe und die Gräber grünen auf dem Friedhofe der Monarchie – so könnte er mit dem griechischen Philosophen sagen: Es war ein Traum und – Dank den Göttern! es war ein schöner Traum.

[1639] Gregor VII. (ursprüngl. Hildebrand von Soana; zw. 1025 u. 1030–1085), seit 22. April 1073 Papst. Er war angebl. auch Graf von Gaeta (s. o.). Wahrscheinlich verwechselt Meyer jedoch einfach Gregors Verbannungs- und Sterbeort Salerno, das südl. von Neapel liegt, mit dem nördl. davon gelegenen Gaeta.

[1640] Die „Verfassung des Deutschen Reiches“ (siehe hierzu S. 95, Anm. 189).

[1641] Dtn 21,5-9, Ps 26,6, Mt 27,24.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 90-96 u. 97f.

DCLXXXI. Die königliche Erzgießerei[1642] in München.

In einer stillen, abgelegenen Ecke der Umgebung Münchens, unweit der Nymphenburger Straße, erhebt sich, aus der Mitte eines geschlossenen Hofraums, ein großes, massives, aber unscheinbares Gebäude, an dem einige schlechte Schuppen kleben. Schlacken- und Kohlenhaufen liegen umher zwischen Schutt von verfallenen Oefen und Haufen von Sand, Bausteinen, Mörtel und Scherben; gebrauchte, zerbrochene Formen aus Holz, Thon und Gyps lehnen an Wänden und in Winkeln, und die mancherlei Geräthe und Materialien und Werkzeuge zum Formen und Gießen, das rußige Aussehen der Mauern, Fenster und Thüren des Gebäudes, die langen, hagern, geschwärzten Kerle, die ab- und zugehen, oder Materialien, Erz, Gußtheile hin- und herkarren, die dicken, schweren Rauchwolken, welche unter Funkensprühen aus den Essen wirbeln und durch jede Dachluke das Freie suchen, das unheimliche Prasseln und Poltern im Innern des Hauses, der Feuerschein in jedem Fenster, – alles Dies läßt die Bestimmung des Gebäudes sogleich beim Eintritt in den Hof errathen. Metallene Kanonenläufe, die, theils ganz, theils zersägt, aufgeschichtet daliegen, und einzelne, unter Schuppen gelagerte, unvollendete, öfters kolossale Gußstücke, an welchen die Ciselirer hämmern und meißeln, feilen und raspeln, – entfernen auch den letzten Zweifel, daß man sich in der Erzgießerei befinde, in jener berühmten Anstalt, welche, was Vollkommenheit und Größe der Einrichtung und Meisterschaft in der Technik angeht, in der Welt ihres Gleichen nicht findet. Der Gedanke ist ergreifend und erhebend, daß man an der Stätte stehe, wo ein großer Theil jener bewunderten Denkmäler entstanden ist, welche die wahre oder lügnerische Größe von Menschen, Thaten und Reichen verherrlichen; Werke, welche Städte, Tempel und Paläste in allen Welttheilen schmücken, und wenn sie auch manche der Gefeierten in den Büchern der Geschichte nicht zu Ehren bringen können, doch von der Höhe und Trefflichkeit deutscher Kunst und Künstler dauerndes Zeugniß geben.

Die Erzgießerei ist unter die nützlichsten und gelungensten Anstalten zu zählen, welche König Ludwig I. in München dem Dienste der Kunst errichtete. Nachdem sie die nächstliegenden Zwecke erfüllt und Ludwigs großen Kunstschöpfungen den werthvollsten, bleibendsten Schmuck verliehen hatte, öffnete er, eingedenk, daß die Kunst der Welt gehöre, der Welt die Ateliers der Gießerei zur Benutzung, und seitdem hat die Anstalt ihr Wirken immer weiter ausgedehnt. Eine Menge der größten und herrlichsten Kunstwerke würde ohne sie gar nicht vorhanden seyn, oder doch nicht in der Vollkommenheit, in welcher sie aus einem Atelier hervorgegangen sind, das alle geistigen und technischen Mittel zu den höchsten Leistungen unter seinem Dache vereinigt. Keine Erzgießerei in der Welt ist, wie die Münchener, mit so vollkommenen Einrichtungen für kolossale Güsse versehen, und keine gebietet über solche künstlerische Kräfte und Erfahrungen. Stücke von 40,000 Pfund Gewicht können in einem Guß hergestellt werden. Der berühmte Erzgießer Stiglmayer[1643] hat die Ehre, der erste Einrichter und Vorstand dieser Anstalt zu seyn, und ihm verdankt die Gießkunst eine Menge der wichtigsten Verbesserungen. Stiglmayer starb im Jahre 1844 und fand in seinem Neffen und Schüler, dem jetzigen Inspektor Miller[1644], einen würdigen Nachfolger. Miller ist der rechtmäßige Erbe von seines Onkels Ruhm. Er hat namentlich den Erzguß der größten Statuen zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, welche vor ihm unmöglich schien. Ich kenne nur einen deutschen Meister, welcher neben ihm genannt werden darf: der nürnberger Burgschmied[1645].

[1642] Gegründet 1822; die Baulichkeiten entstanden von 1823 bis 1825 nach Plänen von Leo von Klenze (siehe hierzu S. 514, Anm. 1482).

[1643] Johann Baptist Stiglmaier (1791–1844).

[1644] Ferdinand von Miller (1813–1887).

[1645] Jacob Daniel Burgschmiet (1796–1858).



Die KÖNIGL. ERZGIESSEREY
in München.

Der Künstler, dessen Griffel wir die Zeichnung zu unserm Stich verdanken, hatte bei der Aufnahme den glücklichen Moment getroffen, wo, nach gelungenem Guß des Haupttheils der kolossalen Bavaria, das Künstlerpersonal vor der Gießhütte auf Gerüsten beschäftigt war, das Gießstück zu reinigen und früher gegossenen Theilen anzupassen. Er machte die lebensvolle Scene zur charakteristischen Staffage seines Bildes, und aus dem Munde eines der am Torso beschäftigten Künstlers erfuhr er über die Herstellung des Wunderwerks Folgendes.

Schwanthaler hatte ein Modell der Statue 1840 in dreifacher Lebensgröße vollendet. Der König kam, sah und war begeistert von seiner Schönheit. „Es soll Sie unsterblich machen" – sagte er zum Meister, „wie die Pallas Athenä den Phidias[1646]". – Und er verfügte, daß die Ausführung in Erz in derselben Größe geschehe, wie die jenes Kunstwunders der alten Welt.

Dem königlichen Wort folgte die That auf dem Fuße. Bei der Erzgießerei wurde ein 120 Fuß hoher Thurm aus Gebälk mit Breterverschlag errichtet und als Modellhaus ausgestattet mit Gerüsten, Gängen und Zugwerk. Man mauerte zum Postamente der Riesengestalt einen 10 Fuß hohen Sockel auf, 6000 Pfund Eisenstangen mit Schrauben und Muttern wurden zur innern Steifung, gleichsam zum Knochengerüst, zurecht gelegt, Thonmassen angefahren, hunderte von Gypsfässern herbeigeholt und aufgeschichtet. Aus dem Thon entstand unter der beständigen Aufsicht des Meisters zuerst die Gußhülse – die Masse der Gestalt – noch selbst gestaltlos. Darüber breiteten sich fußdicke Lagen, und nach und nach traten die Formen schwach und roh hervor. Bei dieser Arbeit vergingen mehre Monate. Weitere 6 Wochen kostete dem Meister das Studium der Gewandung. Ungeheuere Flächen und Laken aus gefeuchtetem Segeltuch hingen von den obern Gebälken des Modellhauses herab, und tagelang saß dort Schwanthaler, befehlend und korrigirend, auf einem Lehnstuhle, während seine Jünger den massenhaften Faltenwurf zurechtlegten. Nun erst folgte das eigentliche Formen der Reckin und ihres Beiwerks. Es dauerte vier Jahre, 1840–1844; denn in den Wintermonaten, in welchen man mit dem feuchten Material nicht arbeiten konnte, mußte das Formen ausgesetzt werden. Im Herbste 1841 wurde der Eichenkranz, den die Bavaria mit der linken Hand 9 Fuß über ihrem Haupte erhebt, fertig – das Urmodell selbst war vollendet. Das nächste Jahr verging in der Herstellung des Hülsengusses um das Modell für die einzelnen Stücke zum Bronzeguß: – lauter Arbeiten, bei denen viele, oft unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten zu besiegen waren. Und immer mit und unter seinen Schülern war Schwanthaler selbst dabei anzutreffen, immer selbstthätig, dort leitend, da nachhelfend, hier ändernd, da bessernd; denn nur seine begeisterte Phantasie vermochte das Urbild vor seinem innern Ange, durch alle Einzelbildungen der Theile so fest zu halten, daß seinem Blicke keine Abweichung entgehen konnte.

Als nun endlich das Thonbild, das zuerst nakt modellirt worden war, von dem eisernen Knochengerüste im Innern fest zusammengehalten, als Gewandstatue fertig da stand, und, gleich einem Marmorbilde, auf das Genaueste überarbeitet worden war, begann man die äußere Gypsschale auf dasselbe aufzutragen. Nach Erstarrung dieser Form, wurde sie in Stücken abgenommen, und der Thon aus dem Innern entfernt. Währenddem wurde ein Gypskern von kleinerer Dimension innerhalb einer Breterverschalung gegossen, und um diesen wurden jene hohlen Formstücke von unten aufgebaut und zusammengefügt. Als dieses geschehen, und die Gypsform von Außen gehörig gesteift und befestigt war, schritt man zum Ausguß des Raums zwischen der Gypsform und dem Kern, und nach Abnahme der Stückformen erhielt man so das erste vollendete Gypsbild der Statue zum Fertigmachen.

Es war im Herbst 1842. Jetzt handelte es sich um das Schwierigste, nämlich die letzte Ueberarbeitung des wegen der Ungeheuern Dimensionen gar schwer zu übersehenden Ganzen, auf daß die Schönheiten der einzelnen Gliederformen in harmonischen Einklang gebracht würden zu einer einheitlichen, lebensvollen und plastischen Frauengestalt.

Das war nur möglich durch Anschauung und Studium in wohlbemessener Ferne. Es waren aber gar kalte stürmische Novembertage, in denen der schon kränkelnde Meister an diese mühselige, geistmarternde, und doch für den Erfolg des so großen und gewagten Unternehmens entscheidende Arbeit gehen mußte; denn Stiglmayer, der Erzgießer, hatte seine nicht minder kolossalen Vorarbeiten im Gießhause fast vollendet: er drängte und der König drängte mit. Der Breterverschlag wurde von den

[1646] Siehe hierzu S. 78, Anm. 147.

Seiten des Modellhauses abgenommen und durch eine weite, zeltartige Umhüllung von Segeltuch ersetzt. Zum Erstenmale erblickte des Meisters leibliches Auge die Bavaria frei, wie sie sein inneres Auge geschaut hatte. Er ward dadurch so ergriffen und aufgeregt, daß ihn ein Fieber packte und mehre Tage zu Hause gefangen hielt. Fortan war für ihn kein Rasten und Bleiben mehr. Stiglmayer erkrankte tödtlich, und Schwanthaler fühlte, daß seine eignen Tage gezählt seyen. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß er sich von dem Werke seines ewigen Ruhms werde trennen müssen, ehe er ihm die letzte künstlerische Vollendung gegeben, quälte seine Seele beständig. Schwanthaler war Vor- und Nachmittag, selbst im schlechtesten Wetter, auf dem Platze, und wenn ihm sein fortschreitendes Siechthum das Gehen versagte, so ließ er sich hinaus fahren oder tragen. Da sah man ihn, in der Ecke seines Wagens sitzend, in Pelz und Decken gehüllt, um die Statue fahren, mit gewandtem Blicke wiegend und messend, während auf den Gerüsten die Gehülfen und Schüler seinen Winken und Worten lauschten, um darnach zu ändern und zu bessern. Wenn es nicht nach seinem Wunsche ging, da geschah es wohl manchmal, daß er, seine Kränklichkeit vergessend, ärgerlich ans dem Wagen sprang, und die Gänge und Gerüste im Flugwagen ereilend, selbst noch Abänderungen und Verbesserungen beschaffte. So traf ihn einst der König, wie er mitten unter seinen Gehülfen handthierte, die, hoch oben an der Riesin wie Schwalben klebend, sie mit Hammer, Meisel und Feile bearbeiteten, hier wie in einem Gypsbruche Klumpen abschlagend, dort tiefe Furchen eingrabend, dort Massen von nassem Gypsteich zulegend – ändernd, was von unten dem Auge des Layen der Abänderung gar nicht werth erschien, ja oft keinem Sinn bemerkbar war, als dem feinen, scharfen, denkenden Auge des Meisters allein. Da rief ihn der König und er stieg herab während der Sturm heulte und ihn Schneesgestöber anwehte, denn ein Theil der leichten Zeltbedachung war indeß vom Winde weggetragen worden. Unten umarmte ihn der König, hing dem vom Frost geschüttelten Meister seinen Pelz um und fuhr mit ihm nach Hause, während die Geschütze vom nahen Exercierplatze der Artillerie herüberdonnerten. „Wenn das Ehrensalven sind und sie Einem von uns Beiden gelten“, sagte der König, „so gelten sie Ihnen; denn jeder Tag Ihres Schaffens ist ein Ehrentag“.

Aber der Meister siechte mehr und mehr hin, und je näher seines Werkes Vollendung, je mehr drängte es ihn, sie zu beschleunigen. Endlich hatte im Herbste 1844 das Werk von seiner Hand die Vollkommenheit erhalten, die er geben konnte – und feierlich überantwortete er es nun seinem Freunde Miller, Stiglmavers Nachfolger, zur Metamorphose in Erz. Die leichte Hülle wurde entfernt und als ob die Schönheit kubischer Multiplikation fähig wäre unter der Hand eines solchen Meisters – so stellte sich das Modell der Bavaria den bewundernden Augen der Kennerschaar dar.

Und wie der Koloß aufgestiegen war, so wurde er nun wieder abgebrochen unter Millers Leitung und stückweise ins Gießhaus gebracht, so daß die ganze Gestalt in sieben Theile zerfiel.

Die Kunst des Erzgießers beginnt bekanntlich mit dem Formen, und von diesem Arbeitsprozeß ist das Gelingen des Gusses selbst großentheils abhängig. Deshalb verlangt er die äußerste Sorgfalt. Die Stückformen des Modells werden zuerst um einen feuerfesten Kern in der Gießgrube aufgebaut, so daß zwischen beiden ein hohler Raum übrig bleibt, der beim Guß sich mit der Erzschale ausfüllt. Die ganze Gußform wird zuletzt mit Eisenklammern und Reifen in der Gießgrube verbunden und dann durch, um und unter der Form angebrachte, Feuerung trocken gebrannt. Die geringste Feuchtigkeit, die in der Masse zurückbleiben würde, würde den Guß, die Gießer, das Gießhaus selbst verderben. Unter den fürchterlichsten Detonationen würde die Form zerplatzen und das geschmolzene, feuerflüssige Erz zerstörend und zündend nach allen Richtungen hin geschleudert werden.

Schauerlich schön ist der Gießprozeß selbst bei so schweren Stücken, wo hunderte von Centnern des flüssigen Erzes aus dem Flammofen wie ein glühender, sprühender Bach der Form zuströmen. – Der Ofen glüht – das Gebläse stößt keuchend die Luftmassen in den Feuerheerd, – die Lohe steigt prasselnd und flackernd mit grünen und blauen Flammen die Esse empor; der Meister geht ab und zu und befiehlt den Schürleuten; alle andern Hände sind leblos – jede an ihren Posten. Die Gießgrube ist überdeckt mit Gebälk und Bohlen. Ueber ihr schwebt des Krahnens langer Riesenarm mit Ketten und Haken. Die Leitungskanäle aus Lehm für das flüssige Erz sind in Bereitschaft. Aus der Höhe des Gießhauses hängen die Ketten, welche die lange eiserne Stange zum Ausstoßen des Zapfens an der Ofenmündung in der Schwebe tragen, und zehn Männer haben sie gefaßt, gewärtig des Meisters Commando. Im Flammofen rollt’s und zischt’s, wie im Bauche eines Vulkans; man hört das Erzmeer wogen. Alles ist Span-

nung und Erwartung. Tiefer Ernst, der Gefahr sich bewußt, aber entschlossen ihr entgegenzutreten, – ruht auf allen Gesichtern. Schweigen schließt jeden Mund. Der Meister prüft zum letzten Male die Erzmasse mit einem langen Metallstabe – alle Hände ziehen sich krampfhaft zusammen – da fällt das Zeichen: – ein Ruck der zwanzig Hände, und in gewaltigem Schwunge stößt die schwere Eisenstange gegen den Zapfen – einmal, zweimal, dreimal und – heraus fährt der Feuerstrom mit unsäglicher Gewalt und gießt seine Wogen in weitem Bogen, leuchtend, Flammen von sich werfend, in eine Höhlung am Boden, von der sie durch die Lehmkanäle den Oeffnungen der Gießform zufließt. Pfeifend und heulend entweicht vor dem einströmenden Erze die Luft durch die an verschiedenen Stellen angebrachten Röhren, der Meister lauscht, in der heftigsten Spannung, auf jedes Geräusch – da tritt das geschmolzene Erz in den Gießröhren leuchtend empor: es ist das ersehnte Merkmal des Gelingens und ein freudiges „Hurrah“ erschüttert das ganze Haus. Das Werk ist gethan und es ist gerathen. Die Dicke der Erzschale der Bavaria beträgt kaum einen halben Zoll[1647], und doch gehörten zu den größten Gußstücken 40,000 Pfund Metall. Der ganze Koloß wiegt 1560 Centner. Bei der Bavaria mußte sich die eben beschriebene Gußoperation nicht weniger als siebenmal wiederholen – denn in sieben Stücken wurde sie gegossen. Als die schwierigste Parthie erwies sich die Herstellung des Bruststücks. Es handelte sich nämlich um die Verschmelzung von etwa 400 Centner Erz mit einem Male, d. h. um 100 Centner mehr, als je vorher der Flammofen eingenommen hatte. Schon war die Schmelzung weit vorgeschritten, da begann sie zu stocken. Es hing von dem rechtzeitigen Guß Vieles ab – nicht nur ein Werth von vielen Tausenden, auch eine Monate lange Arbeit stand auf dem Spiele. Vergeblich waren alle sonst wirksamen Hülfen des erfahrenen Meisters; die äußere Atmosphäre, bei der drückendsten Sonnenschwüle, war dem Prozeß so entschieden hinderlich, daß nach 36stündigen Versuchen, das Erz in vollen Guß zu bringen, die Gehülfen den Muth sinken ließen und die Sache für verloren ansahen. Nur der Meister verlor den Kopf nicht. Seit 4 Tagen und Nächten war er nicht aus den Kleidern gekommen; – seine Körperkräfte waren ganz erschöpft, er befahl: „Gebt beständig Kohlen auf, so viel als nur der Ofen fassen kann, und feuert so fort, bis ich erwache“. Und er schlich in sein Kämmerlein, sank aufs Bett und schlief ein. Seine Gattin war in den letzten 24 Stunden nicht von seiner Seite gewichen; sie theilte seine Aengsten und Sorgen; sie wachte auch jetzt an seinem Lager. Da hört sie Feuerruf – „die Gießerei brennt!“ meldet ein Arbeiter in Bestürzung. Die allzugroße Feuerung hatte das Balkenwerk des Dachstuhls entzündet. Miller springt auf. „Um Gottes willen nur kein Tropfen Wasser!“ schreit er, ergreift einen Arm voll angefeuchtete Tücher, klettert in den brennenden Dachstuhl – umschlingt die Balken mit den nassen Tüchern – die Arbeiter thun das Nämliche, – und während die Hälfte des Personals fortfährt, auf diese Art dem Brande Einhalt zu thun – untersucht er die Erzmasse im Ofen. Er findet sie gar und gut. Galt’s vorher die höchste Geistesgegenwart, so galt’s jetzt das kälteste Blut. Eine einzige Hand voll Wasser aus zu feuchten Tüchern zufällig in den Ofen träufelnd hätte unfehlbar die Zerstörung des Hauses und den Tod der Menschen drinnen durch Explosion zur Folge gehabt. – Während die Arbeiter oben fort und fort um das brennende Gebälk angefeuchtete Tücher schlugen, traf der Meister besonnen und ruhig die Anstalten, um mit der andern Hälfte des Personals den schwersten aller Güsse zu Stande zu bringen. Seine Anordnungen sind geschehen, jeder harrt des Zeichens – da schlägt die Thurmglocke die Mitternachtsstunde, und als der zwölfte Schlag verklungen ist, ruft der Meister mit feierlicher Stimme:

„Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr’ das Haus!“
Und –
„Kochend in des Henkels Bogen
Schießt’s mit feuerrothen Wogen“.

[1647] 1 Zoll = 2,54 cm.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Aber gelungen war der schwere Guß in wunderbarer Vollkommenheit, wie keiner der frühern, und der Meister konnte mit froher Zuversicht seinen Gesellen zurufen:

„Nun zerbrecht mir das Gebäude.
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide,
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn das Bild soll auferstehn,
Muß die Form in Stücken zehn".[1648]

[1648] Aus Friedrich von Schillers Gedicht „Das Lied von der Glocke", Strophe 10, Zeilen 5 bis 8, Strophe 14, Zeilen 1 bis 6 und Strophe 23, Zeilen 1 bis 8; erstmals veröffentlicht in dessen „Musen-Almanach für das Jahr 1800 […]" (Tübingen: J. G. Cotta [1799]), S. 251-272; hier S. 258, 262 u. 267f.



Die BAVARIA
und die Ruhmeshalle in München.

DCLXXXII. Die Ruhmeshalle[1649] und der Koloß der Bavaria bei München.

An das westliche Ende der bayerischen Königsstadt stößt eine begrasete Haide, die Theresienwiese genannt, der Schauplatz der sogenannten landwirthschaftlichen Volksfeste, welche jährlich im Oktober abgehalten werden; in Zeiten politischer Bewegung auch wohl der Ort, wo sich das Münchener Volk um seine Tribunen und ihre Rednerbühnen versammelt. Das Isarthal, dessen hohe Bergwände schon weit oberhalb München sich verflacht haben, bildet von Sendling aus eine unfruchtbare, dürre Kieselfläche – nur unterbrochen durch einen schmalen Landrücken, der sich, etwa eine halbe Stunde vom Rinnsal des Flusses, auf der linken Seite, kaum 30 Fuß hoch aus der Haide erhebt. Dies ist die Sendlingerhöhe, welche von der einen Seite die Theresienwiese einrahmt. Auf dieser Anhöhe, die gleichsam einen natürlichen Sockel bildet, steht ein dorischer Tempel von Marmor, und vor demselben, auf erhöhetem Postament, ragt jenes Standbild von Erz, welches an Masse wie an Kunstherrlichkeit alles Vorhandene gleicher Art weit übertrifft – der Koloß der Bavaria. – Der Standort ist gut gewählt – obschon die Oede der Umgebung der ästhetischen Wirkung einigen Eintrag thut. Der Ausblick über die weite Fläche hin umfaßt einen großen Theil des altbayerischen Landes bis zu den Vorbergen der Alpen. Die Fronte des Baus ist der Stadt zugekehrt, deren südliche Hälfte man übersieht.

Wie alles Künstlerisch-Große, womit in diesem Jahrhundert das bayerische Land und seine Hauptstadt geziert worden sind, sich an den Namen des Königs Ludwig knüpft, so auch dieses Denkmal. Wie die Walhalla an der Donau zu Stauf (vgl. Univ., Bd. 7, S. 125[1650]) ein Monument zur Verherrlichung der ruhmwürdigsten Männer und Frauen des deutschen Gesammtvolks seyn soll, so ist das der Ruhmeshalle auf der Sendlinger Höhe ausschließlich dem Ehrengedächtniß jener Bayern geweiht, die sich bleibende Verdienste um ihr engeres Vaterland erworben haben. Wie dort an der Donau, so hier an der Isar, ist das Säulenhaus dazu bestimmt, die Büsten der Gefeierten aufzunehmen und für die Nachwelt aufzubewahren. Kein Verdienst ist ausgeschlossen um des Glaubens oder des Standes willen; neben den Bauer der großen That oder des hervorragenden Wirkens ist der verdiente Regent des Landes gestellt, neben den Förderer der Wissenschaft der Held der Schlachten, neben den anspruchlosen Gewerbsmann der große Staatsmann; der unsterbliche Dichter steht dem nützlichen Erfinder gegenüber. Alle Jahrhunderte, bis zu den frühesten, welche der bayerische Name erreicht, haben in diesem Tempel des Ruhms ihre Repräsentanten, und auf die verdienten Männer künftiger Zeiten harren die leergelassenen Nischen. Erhaben und groß ist die Idee, aus der dieses Denkmal entsprungen ist; sie ehrt seinen Urheber so unvergänglich, wie die Ausführung die Künstler ehrt, die jener Idee die edelste Gestalt und Wirklichkeit gegeben haben. Ludwig, Klenze, Schwanthaler und Miller, – der König, der Baumeister, der Bildhauer und der Erzgießer – gehen als unzertrennliche Genossen auf die Nachwelt über.

Der Bau stellt sich als eine offene Säulenhalle im dorischen Style dar. Aus der 230 Fuß langen Hauptfaçade treten an beiden Enden zwei Flügel hervor, deren Giebel je vier Säulen unterfangen. Die innere eigentliche Büstenhalle umzieht den Hintergrund der Area, und sie wird durch eine mit farbigem Marmor bekleidete Umfassungsmauer gebildet, die sie, vorn offen, nach drei Seiten schließt. An den innern Wandungen dieser Halle ist für zweihundert Marmorbüsten in Hermenform Raum geboten. Erzthore schließen die beiden Vorhallen. Die äußern und innern Skulpturornamente des Tempels sind, seiner Bestimmung und dem Geiste des dorischen Styls angemessen, – ernst, einfach, groß. Unter den stark markirten, mit Tropfen verzierten Dachvorsprüngen sind die Metopen[1651] des Frießes mit Reliefen geschmückt, 50 an der Zahl, mit 44 Viktorien dazwischen. Die beiden Giebelfelder füllen runde Mar-

---

[1649] In den Jahren 1843 bis 1853 nach Plänen von Leo von Klenze (siehe hierzu S. 514, Anm. 1482) erbaut.

[1650] Siehe hierzu S. 1024ff.

[1651] Als Metope (griech. μετόπη, „zwischen der Öffnung [der Triglyphen]") wird in der Architektur der Raum zwischen zwei Triglyphen (eine Platte am Fries der dorischen Ordnung mit zwei vollen inneren und zwei halben äußeren Rillen) im dorischen Fries bzw. im Triglyphenfries bezeichnet. Die Metopen als separierte Einzelbilder, die in der Regel höchstens drei Figuren aufnehmen konnten, stellten meist Einzelszenen eines größeren Zusammenhangs dar.

morbilder, welche die 4 Stämme, aus denen das bayerische Volk besteht, (Bayern, Schwaben, Franken und Pfälzer) darstellen. Die Dachung ist von Kupfer und wird von einem eisernen Stuhle getragen.

Ein Eichenhain umgibt den weißmarmornen Tempel des Ruhms zu beiden Seiten und im Hintergrunde; aus der Mitte des Vorgrundes aber steigt auf dem 40 Fuß hohen Postamente der 65 Fuß große Erzkoloß der Bavaria empor, die Dachung des Tempels mit der halben Höhe überragend. Durch eine metallene Thüre an der Rückseite des Postaments zugänglich, führt eine Wendeltreppe aus Gußeisen im Innern hinan ins Haupt. Da befinden sich Ruhebänke; für 20 Menschen ist Raum. Oeffnungen unter beweglichen Kranzblättern führen Licht zu. – Es ist hier oben eine köstliche Aussicht auf die Stadt gegen Ost, über das weite, mit Städten und Dörfern besäete Land gegen Nord und West, – nach Süd aber bis zu den Zinnen der Alpen, weit hinaus über die Grenze des Reichs. Eine Tafel im Schädel der Statue trägt folgende Inschrift: „Dieser Koloß, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modellirt von Ludwig Schwanthaler und wurde in den Jahren 1844 bis 1850 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller“.

Wir haben (vergl. den vorigen Aufsatz) das Bild gedeihen sehen, wir haben, sie nachschildernd, die Sorgen und Mühen der schaffenden Künstler getheilt; wir sind nun im Stande, das sieghaft Vollendete zu betrachten und zu bewundern und Miller’s, des Erzbildners, Entzücken nachzufühlen, als bei der feierlichen Enthüllung des aufgestellten Kolosses der Chor der Sänger ihn mit den Worten Schiller’s begrüßte:

„Freude hat mir Gott gegeben! Aus der Hülse, blank und eben,
Sehet! Wie ein güldner Stern, Schält sich der metall’ne Kern.

Von dem Helm zum Kranz,
Spielt’s wie Sonnenglanz!“[1652]

[1652] Schiller, Glocke, wie S. 554, Anm. 1648, Strophe 27, Zeilen 1-6.

DCCXXXVII



Das SIEGESTHOR in MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 79-81.

DCCLXXVI. Das Siegesthor in München.

Es war eine Zeit, da wogte ein Volk im Festgewand aus und ein durch die Portiken der Propyläen, da füllte sich das Forum mit den Versammlungen der Bürger, um unter den Denkmalen ihrer großen Zeit und den Bildsäulen ihrer großen Männer Fragen des öffentlichen Wohls zu berathen, da drängten sich Hunderttausende nach den Theatern, um sich an den Tragödien des Aeschylos[1653] zu begeistern, oder auch am blutigen Gladiatorenspiel ihre Lust zu kühlen, da feierte alljährlich die Nation in den Hallen des Pantheon[1654] das Andenken ihrer großen Todten, da warteten der heimkehrenden Sieger Ruhmes- und Ehrenpforten, und Jung und Alt strömten jubelnd ihnen, entgegen, um die Bekränzten nach den Altären ihrer Penaten heim zu geleiten. Das war die Zeit großer Thaten, großer Impulse, großer Ideen, großer Menschen und großer Werke. Sie ist längst begraben. Die verödeten Tempel, die verschütteten Statuen, die eingesunkenen Arkaden, die verfallenen Amphitheater, die vergrasten Arenen und Rennbahnen sind nur noch die Leichensteine, die ihre Grabstätte bezeichnen. Später folgte eine Zeit neuer Ideen, neuer Erscheinungen im Volksleben. Heere frommer Beter bedeckten die Landstraßen, pilgerten nach den heiligen Stätten, über denen zur Ehre des Christen-Gottes herrliche Dome zum Himmel ragten und hohe Kuppeln sich wölbten. Da wogte ein Meer von Lichtern und eine Fluth von Engelstönen durch die Hallen, der gläubige Sinn weihte Hab und Gut, Genie und Geschick der Verherrlichung der Symbole seines G[l]aubens und wetteiferte in dem Glanz und der Pracht seiner Abteien und Klöster, Basiliken und Kapellen, Krypten und Mausoleen. Auch diese Zeit ist im Ersterben, die Ideenwelt, die sie belebte, im Erlöschen und die schöpferische Kraft, die ihren Boden mit Werken der Kunst bepflanzte, im Versiegen.

Der herrschende Geist der Zeit ist's allein, der seine Ideen in Formen der Kunst ausprägt und die Baukunst ist's vorzugsweise, in der sich jener Geist am festesten und deutlichsten verkörpert. Wie prägnant scheidet sich in der Kunst die heidnische von der christlichen Richtung, wie bestimmt stellt sich in seinen Monumenten das heitere Götterthum von Hellas dar gegen den düstern Apisglauben der Aegypter, oder die luxuriöse Genußreligion der Römer gegen den feierlichen Ernst des Katholicismus! Nicht minder deutlich spiegelt sich in der Baukunst die Geschichte ab. Die Eigenthümlichkeiten der Nationen, ihre Denk- und Vorstellungsweise, ihre Bedürfnisse, die Zone, der sie angehören, finden in ihren Baustylen Ausdruck; sicher begleitet ihren Kulturgang, ihr Auf- und Niedersteigen und ihre Blütheepochen die Entwickelungsgeschichte ihrer Architektur, in ihren naiven, kindlichen, einfachen Anfängen, in der Fülle und im Reichthum ihrer Formenentfaltung, in ihrer Ueberladung mit Putz und Ornamenten, in der Verarmung der Ideen, in ihrem Zopf- und Schnörkelthum, in ihrem endlichen Versinken zur Unnatur und Häßlichkeit: – immer kommen die Formen naturwüchsig aus dem Boden der Kulturentwickelung, immer sind sie ein unzertrennlich mit ihr verwachsenes Element gewesen, immer leitet ein historischer Pfad durch alle ihre Phasen.

Fragen wir aber nach einer Kunst unserer Zeit, namentlich nach einem Baustyl, welcher den Geist unserer Zeit versinnlicht und vom Genius unserer Kultur getragen wird – was ist die Antwort: Es gibt keine lebende Baukunst. Unser Zeitgeist ist ein Geist, der zerstört, aber nicht schafft, ein Geist der Negation, ein Geist der Kritik, der die herrschenden Ideen ihres Thrones entsetzt, aber keine neuen ideellen Autoritäten an deren Stelle führt, – es ist ein Geist der Fäulniß und Zersetzung, dessen Keimkraft noch im Embryo schlummert. Woher soll das Kunstwerk kommen, wenn die Idee fehlt, woher die Puppe, wenn die Raupe ein leerer Balg ist, woher die neue Form für ein Wesen, das noch nicht geboren ist? Wohl ist unsere Zeit fruchtbar an großen Bauwerken und reich an Baukünstlern; was sind diese aber

[1653] Siehe hierzu S. 517, Anm. 1500.

[1654] Siehe hierzu S. 76, Anm. 126.

gewöhnlich? Nichts anders als Kunstliebhaber, die wählerisch in den alten Formen umhersuchen, um Altes nachzubilden. Kirchenbauten, die keinen Funken von religiösem Sinn verrathen, Häuser für Schauspiel, welches das Volk nicht versteht, Monumente, an denen Jedermann theilnahmlos vorübergeht, Museen, welche der Menge nichts weiter sind als Kuriositätenkästen, und Triumphbogen zur Verherrlichung von Thaten feiler, livrirter Knechte, die aufs Geheiß ihrer Herren würgen, Apotheosen des Fluchs der Menschheit, Denkmale menschlicher Schmach und menschlichen Elends: denn unsere Zeit hat längst den Stab der Verdammung über das Heldenthum des Schwertes gebrochen und vor dem Richterstuhl der Humanität und des Christenthums erblaßt der Kriegsruhm unter der Anklage des Mords. Denkmäler errichtet man den entflohenen Götzen der alten Zeit, aber das einzig wahre und berechtigte Kunstwerk, das einen Geist wiederspiegelt, der seinen Schöpfer beseelt, das eine Idee ausspricht, die in seiner Zeit pulsirt, das an das Herz der Menschen faßt und Erhebung und Begeisterung für seine Ideale ihm einflößt,– ein solches Kunstwerk kann die Zeit nicht schaffen; was uns die Gegenwart als solches bietet, ist eitel Lüge.

Wir wollen nicht wiedersagen, was wir bei dem Anschauen des münchener Siegesthors gedacht haben. Vom König Ludwig ward es dem Waffenruhme der bayerischen Heere, im Styl der römischen Triumphbogen, aus gelblichem Sandstein errichtet. Es erinnert ein wenig in seiner Anordnung an den Bogen des Konstantin[1655], nur gebricht es ihm an Harmonie der Verhältnisse, und der Eindruck, den es macht, ist nichts weniger als groß. Vier Pilaster und entsprechende vortretende Säulen korinthischer Ordnung theilen die zwei kleinern Portale von dem mittleren 70 Fuß hohen Bogen. Marmorfriese mit allgemeinen Sinnbildern kriegerischer Tapferkeit dekoriren die Façaden und Seiten der kleineren Bogen und vier geflügelte Viktorien schauen von den hohen Sockeln über den Säulenkapitälern herab. An der Attike sind sechs Medaillons eingelassen: – die allegorischen Figuren der acht Kreise Bayerns. Der Entwurf des Siegesthors ist von Fr. von Gärtner, nach dessen Tode Ed. Metzger[1656] den Bau vollendete (1850). Die schönen Skulpturen sind nach Modellen von Martin Wagener[1657] in Rom in münchener Bildhauerwerkstätten ausgeführt. Auf der Plattform steht eine kolossale Bavaria im Siegeswagen von vier Löwen gezogen: – ein trefflicher Erzguß vom berühmten Ferd. Miller.

[1655] Des Kaisers Konstantin des Großen (siehe hierzu S. 75, Anm. 121).

[1656] Eduard Metzger (1807–1894).

[1657] Der Würzburger Künstler und Kunstsammler Johann Martin von Wagner (1777–1858).

DCCCLVI



NEUE SCHRANNENHALLE
in München.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S., Inhaltsverzeichnis u. „Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß [...] Band I bis XVIII“. qu.-8°. S. 59-67, 104 u. 151-155.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 87-95 u. 116-121.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 76.

Die neue Schrannenhalle in München.

„Unser täglich Brod gib uns heute!“[1658] ist eine Bitte aller Religionen, aller Sprachen und jeder Kreatur. Der Vogel im Gezweige zwitschert sie, das Huhn im Hofe gackert sie, das Rind am Wagen und im Stalle macht sie zu einem dröhnenden Klageruf, der wedelnde Hund spricht sie mit den Augen und leckt sie mit der Zunge, das Pferd wiehert und stampft sie, dem sorgenden Menschen wird sie oft zum schweren Seufzer und das fromme Kind betet sie der Mutter nach im Vaterunser des Morgen- und Abendsegens. So gewichtig ist das kleine Wörtchen „Brod“, daß es längst viel mehr bedeutet, als das Gebäcke zur allgemeinsten Nahrung. Es hat Einer „sein gutes Brod“ nur, wenn er sein gutes „Auskommen“ hat. Um das Wort „Bettelbrod“ flattern die Lumpen des Elends, „Brod und Spiele!“ war der Ruf des Römervolks in seiner tiefsten Versunkenheit, und den Deutschen verfolgt das schlimme Sprüchwort: „Weß Brod ich ess', deß Lied ich sing'.“ Tausende haben ein „hartes Brod“ bis an das Grab, und für Tausende ist der „Brodkorb“ so hoch gehängt, daß sie nie im ganzen Leben eines „guten Bissens“ froh werden. Gerade diese sind es, die am brünstigsten bitten jeden Tag: „Unser täglich Brod gib uns heute!“

Unsere Zeit hat viele wunde Stellen des Volkslebens aufgedeckt, und Staatsärzte aller Art kurirten und quacksalberten daran herum. Die empfindlichste Wunde nennen sie Proletariat. Die Wunde ward geschlagen durch Uebervölkerung und Mangel an Arbeit und frißt immer mehr um sich durch die steigende Vertheuerung der Lebensmittel.

Das Proletariat mehrt sich in schreckhaftem Maße aus dem versinkenden Stande der zünftigen Handwerker. Nicht die zeitweise Nahrungslosigkeit Unverheirateter, ob sie nach Arbeiten der Hände oder des Kopfes suchen, sondern die Verarmung der Familien, die früher im engen, ängstlich geschützten Kreis ihrer bürgerlichen Gewerbe ein bescheidenes, aber auskömmliches Brod hatten, diese wird in den Städten, und zwar in großen und mittlern Städten mehr, als in kleinen größtentheils dorfartig auf landwirthschaftliche Erwerbsquellen angewiesenen, zu einer von Tag zu Tag schwerer drückenden Last. Da geht es steil bergab: erst Steuerreste, dann Erlaß der Steuerreste, Unmöglichkeit des Steuernzahlens, Verkauf des Eigenthums, – Almosen! Die Zahl der Almosengeber mindert sich, die der Almosenempfänger mehrt sich. Und um so rascher versinkt eine Zunft, je mehr sie der Konkurrenz der Fabrikthätigkeit ausgesetzt ist. Die Fabriken und die sie mehr und mehr vervollkommnenden Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Natur greifen nach Zahl und Umfang täglich mächtiger um sich, während der arme Handwerker, die Fesseln des Zunftzwangs an Händen und Füßen, sich kaum noch rühren kann zwischen der Sorge um Verdienst, der ihm noch immer nach altem Styl berechnet wird, und der Angst um die nothdürftigsten Lebensmittel, die er sämmtlich mit den doppelten, oft dreifachen Preisen neuesten Styls bezahlen soll. Ein goldener Boden droht verloren zu gehen.

[1658] Mt 6,11; Lk 11,3.

Der Verfall der Zunft begann mit dem Wurmfraß in ihrem Innern. Dieser äußerte sein Daseyn schon im 17. und noch hervortretender im 18. Jahrhundert dadurch, daß dieses damals auf seinem Höhepunkte stehende Institut seine Macht zur Monopolisirung des lokalen Markts mißbrauchte. Stadt gegen Stadt, Gewerbe gegen Gewerbe schloß sich ab, aller Schwung des allgemeinen gewerblichen Fortschritts erlahmte. Das ist die Zeit der wirthschaftlichen Stagnationsperiode, welche der Verfasser von „Abbruch und Neubau der Zunft“[1659] vortrefflich schildert. Der ganze Bildungstrieb, sagt er unter Anderem, vergallt [sic!] unter dem Druck des beschränkten Marktes. Bald geht das Trachten dahin, die Vortheile der Zunftexklusivität unter allerlei Formen für die bevorrechteten Meisterfamilien erblich zu machen, ja sogar sie auf Wohnungen zu radiciren. Real- und Banngewerbrechte, Marktzwang. Ehezwang zu Gunsten von Meisterstöchtern und Meisterswittwen, Fixirung und Beschränkung der Zahl der Lehrlinge und Gesellen, Brutalitäten gegen wirkliche und vermeintliche Pfuscher, das Jagen der sogenannten Bönhasen[1660], Ueberbürdung des Jungmeisters durch übertriebene kostspielige Meisterstücke, durch allerlei Auflagen und Dienstleistungen, Zwangspreise u. s. w. – dieser Inhalt wurde jetzt als Inbegriff der Zunft betrachtet. In diesem Sumpf mußte jeder Fortschritt stecken bleiben … Man könnte Bücher über das unglaubliche Unwesen schreiben. Der bayerische geheime Kanzler und Konferenzminister A. W. Freiherr v. Kreittmayer († 1790) behauptet: „Vor dem Reichsschluß von 1731 (wegen Abstellung der Handwerksmißbräuche) war der Hund nicht mit so viel Flöhen, als die Handwerker mit Mißbräuchen angefüllt!“[1661]

So lange die Zünfte herrschten, blieb der Landbau stationär, der Grundbesitzer arm. das ganze Güterleben fiel in Erschöpfung. Da schlug die Stunde der Befreiung des Bauernstandes von den feudalen Lasten, die einst versperrten Märkte sind geöffnet, der Verkehr ist erleichtert durch Dampf und Eisen, – und wenige Jahre der Theuerung landwirtschaftlicher Erzeugnisse brachten die erfreulichste Umgestaltung in den Verhältnissen des deutschen Landmanns hervor. Ein ähnliches und kein anderes Mittel kann den gewerblichen Bürgerstand vom völligen Verfall retten: Befreiung der Gewerbe von den Fesseln und Lasten der Zunft. Nur vollständige Gewerbefreiheit kann neues Leben in die Gewerbe bringen. Der Zunftzwang, heißt es in „Abbruch und Neubau der Zunft“, der starre Bann fest abgeschiedener Arbeitskreise, hindert die Kapitalkoncentration, den größeren Betrieb, die Arbeitstheilung und ihr ebenso wesentliches Gegenstück, die Arbeitsvereinigung, die Anwendung der Maschine! Der Zunftzwang ertödtet den Trieb nach rationeller technischer Bildung, und indem er mit der ungehinderten wirthschaftlichen Entfaltung des Individuums auch die Wahrscheinlichkeit künftigen Erwerbs ausschließt, entzieht er den Kredit! Die einzelnen Elemente der Industrie wechseln, einander anziehend und abstoßend, in schnellen Kombinationen ab, bald an diesen, bald an jenen Mittelpunkt anschießend: nur wenn die freieste Bewegung in der ganzen Volkswirthschaft herrscht, finden sie auf’s Schnellste ihre beste Verwendung und laufen nicht Gefahr, todt zu liegen!

Ohne das starre Festhalten der Zünftler am Alten in den meisten deutschen Ländern würde die Gewerbefreiheit, die, nach Englands und Frankreichs Vorgang, von Preußen, einigen kleineren Staaten und jetzt auch von Oesterreich eingeführt ist, längst durch das ganze Vaterland ihre belebende Kraft gezeigt haben, und längst wären, dem deutschen Geiste angemessen, unter dem Schirm der Gewerbefreiheit freie Gewerbsgenossenschaften zu gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamen Unternehmungen zusammen getreten – denn etwas Anderes kann der Neubau der Zunft nicht hervorbringen; aber nein, in einem Theile Deutschlands fand die Gewerbefreiheit halb und halb, im andern ganz und gar, im dritten gar nicht Eingang, die bedrängten Kleingewerbe, an der morschen Krücke des zünftigen

---

1659 Albert Schäffles (1831–1903) gleichnamiger Aufsatz in der „Deutschen Vierteljahrs Zeitschrift. Erstes Heft. 1856“ (Stuttgart u. Augsburg: J. G. Cotta’sche Buchhandlung [1856]), S. [173]-208.

1660 „pfuscher, stümper, humpler, […], namentlich ein schneider, der kein meister ist“ (DWG, Bd. 2, Sp. 237).

1661 Zitat aus Wiguläus Xaverius Aloysius von Kreittmayrs (1705–1790) „Anmerkungen über den Codicem Maximilianeum Bavaricum Civilum, Worinnen derselbe sowohl mit dem Gemein=als ehemalig=Chur=Bayerischen Land=Recht genau collationirt, Sohin der Unterschied zwischen dem alt=und neueren Recht samt den Urquellen, woraus das letztere geschöpft worden ist, überall angezeigt, und dieses dadurch in ein helleres Licht gesetzt wird […] Fünft= und letzter Theil samt den Supplementis ad Cod. civil. Judic. crim. dann dem General-Indice über das ganze Werk“ (München: J. J. Vötter 1768), S. 2384.

Schutzes dahin wankend, sinken mehr und mehr, – und selbst die polizeilichen Beschränkungen des Getreidemarkts verhelfen ihnen nicht mehr zu billigerem Brode!

Auch hier ist die Zeit vom Publikum einstimmig geforderter zunftgeistiger Polizeieingriffe vorbei, auch hier, auf dem Getreidemarkt, ertönt der Ruf: Freiheit! Freiheit des Verkehrs verlangen Producenten und Verkäufer, und selbst die Konsumenten sind der Ueberzeugung nahe gebracht, daß nur durch die Anstrengungen in Produktion und Beifuhr von Körnerfrucht, zu welchen die freie Konkurrenz ermuthigt, dem Mangel wie der Uebertheuerung die sicherste Schranke gezogen sei.

Diese Ansichten sind ebenfalls neu; ihr Gegentheil reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf. An staatssorgliche Aufspeicherung von Getreide erinnern schon die sieben fetten und die sieben mageren Kühe zu Josephs Zeit im Lande der Aegypter. Athen hatte eine ausführliche Gesetzgebung über Getreidehandel, Magazinirung und Marktpolizei. Es gab geregelte Zufuhren, hauptsächlich vom Pontus[1662] her, Kornflotten, die von Kriegsschiffen geleitet wurden, ein See- und Handelsrecht, das die Ausfuhr des einheimischen Getreides verbot, der Einfuhr des fremden den Piräus als alleinigen Stapelplatz anwies, für auswärtiges Getreide nur einzelnen Städten ein Stapelrecht bewilligte, den inländischen Kauffahrern die Pflicht auferlegte, unter den Rückfrachten auch Korn zu laden, und den Fremden von dem Korn, das sie nach dem Piräus brachten, mir ein Dritttheil wieder auszuführen erlaubte. Da gab es Behörden (die Sitophylaken), welche die eingeführten Vorräthe verbuchten und Aufkäuferei, Mehl- und Brodpreise überwachten, also Marktmeister nach heutigem Begriffe. Die griechischen Marktmeister (Sitonen) hatten die Kornkäufe im Staatsauftrage zu besorgen. Ferner gab es da Preisermäßigungen und Austheilungen von Brod oder Getreide an die ärmeren Bürger, Redner, welche gegen die Wucherer eiferten, und endlich einen Kriminalkodex, welcher die Uebertretung der Korngesetze sogar mit Todesstrafe bedrohte! – In gleicher Weise stand im römischen Reiche die Sorge für Beschaffung der Lebensmittel unter den Regierungspflichten obenan, ja, sie wurde so zur Hauptpflicht des Staats gemacht, daß endlich der Staat selbst unter ihrer Last und ihrer verführenden Gewalt zu Grunde ging. Tacitus hat uns die Stelle aus einem Briefe eines der staatsklugsten [sic!] Kaiser an den Senat erhalten, welcher die Sorge für die Volksnahrung geradezu für die wichtigste aller Herrscher-Pflichten erklärt. Das Brod war zum Köder geworden. Hatte schon Cicero geklagt, daß C. Gracchus[1663] durch seine Getreidespenden den Staatsschatz erschöpfe, wie hätten seine Worte gelautet, als das römische Volk durch die Usurpatoren- und Despotenpolitik planmäßig zum Gesindel erniedrigt war und wie Gesindel abgefüttert, ja, nicht bloß dies, sondern als entscheidende Macht im Staate, gefüttert und belustigt werden mußte! Natürlich gilt dies vorzugsweise von dem Pöbel der großen Hauptstädte Rom und Konstantinopel[1664], Alexandria und Antiochia. In Rom wurden zuerst Geld- und Kornmarken an die Hunderttausende von Staatsbettlern ausgetheilt. Schon nach den ersten Kaisern konnte Jedermann diese Marken nach Belieben verkaufen oder gar vererben. Trajan vertheilte sie auch an Kinder, und Diocletian führte sie in Konstantinopel ein. Die Ausgaben dafür stiegen in's Unermeßliche. Für Errichtung von Kornflotten und Handelsgesellschaften (*navicularii*) und Beischaffung von Kornlieferungen, die unter die Leitung des *Praedectus annonae* (außerordentlichen Getreide-Kommissärs) und unter die Oberaufsicht des Stadtpräfekten gestellt war, mußten die Einkünfte ganzer Provinzen angewiesen werden! So ward der Koloß reif für den Fußtritt der Barbaren. – Im Mittelalter vertraten lange Zeit und durch viele Länder die Bettelsuppen der Klöster die Stelle der römischen Brodmarken. Dies artete aus zu einer nothgedrungenen Wohlthätigkeit des Krummstabs überall, wo nach und nach der größte oder der beste Theil des Grundbesitzes in die Hände der Geistlichkeit kam und aus freien, frohen, fleißigen Bauern gedrückte, mißmuthige und faule Ackerknechte wurden. Nur der freie Fleiß nährt sich selbst. Sein Gegentheil offenbart uns im Elend des Volks noch heute die pyrenäische wie die apenninische Halbinsel, am niederschlagendsten Portugal und der Kirchenstaat. – Aber auch die neuere und die neueste Zeit mußten noch durch sehr herbe Erfahrungen, durch nutzlose Verschwendung von Millionen und. den Untergang Tausender von Menschenleben, zum Siege der Wahrheit beitragen, daß der Staat, selbst der kleinste, nicht die Mittel bat. um nur die

[1662] Das Schwarze Meer (siehe hierzu S. 50, Anm. 68).

[1663] Gaius Sempronius Gracchus (153–121 v. Chr.; Selbstmord).

[1664] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

bloße Sättigung der hungrigen Mägen abgesehen – von Allem, was die Gesundheit und der Gaumen noch beanspruchen möchte – auf seine Kosten zu ermöglichen, und daß ein Aufkaufen der Brodstoffe für Staatsrechnung so wenig fähig ist, Theuerung und Hungersnoth zu verbannen, als willkürliche Preisbestimmungen fähig sind, auf die Dauer für die Konsumenten günstig auf den Markt einzuwirken. Der französische Nationalkonvent hatte, um das Volk gegen Hunger und Theuerung zu schützen, eine *Commission du commerce et des approvisionnements* (Handels- und Verpflegungsamt) in Paris ernannt. Diese Behörde hatte vollkommene Gewalt, über die zum Kornaufkauf nöthigen Summen zu verfügen, Maximalpreise nicht nur für Getreide und Mehl, sondern sogar Zwangspreise für alle Gegenstände des ersten Bedürfnisses, selbst Feuerung, Getränke und Kleidungsstoffe (Seidenwaaren allein ausgenommen) fest zu setzen und alle tarifwidrig in Preis gestellten Brodfrüchte und Mehlarten zu konfisciren! Nie verfügte eine Behörde über mächtigere Mittel für ihren Zweck! Und was war der Erfolg? Die Ausgaben dieser „Hungerkommission“, wie das Volk sie nannte, erreichten die ungeheuere Summe von 300 Millionen Francs monatlich, 10,000 Beamte der Kommission wurden dick und fett, der Getreidehandel war vernichtet, in 13 Monaten lag ein Deficit von 1200 Millionen offen da, und das französische arme Volk der Straße, selbst in jenen gräßlichen Tagen noch erhaben über des römischen Pöbels „*Panem et Circenses!*“ stürmte mit dem Rufe „Brod und die Verfassung von 1793!“ in den Sitzungssaal des bethörten Konvents. – Eine Erfahrung der neuesten Zeit lieferte die russische Brutalität in den Donaufürstenthümern während des russisch-türkischen Kriegs von 1828 auf 1829. Graf Pahlen[1665], der russische Heerführer, drohte mit Knute und Tod jedem Bauern und Kornhändler, der sein Getreide nicht um den von ihm befohlenen Preis für die russische Armee ablasse. Sofort hörten alle Zufuhren für die Armee auf, Tausende von Soldaten kamen durch Hunger und Elend um, und Pahlen war genöthigt, seine unbedachte Anordnung zurück zu nehmen, um den Rest des Heeres zu retten. In beiden Fällen wurde die liederliche Wirthschaft bedeutend unterstützt durch die Spitzbüberei, um die Resultate der Unternehmungen möglichst verderblich zu machen gerade für Diejenigen, für welche sie ausschließlich sorgen sollten.

Maßregeln von solchem Umfange sind zwar nicht wieder vorgekommen, aber annähernd ist noch Manches auf diesem Verkehrsfelde gesündigt worden. In der Nothzeit von 1846 und 1847 ließ Ludwig Philipp Brodkarten vertheilen, jedoch nur den bedürftigeren Klassen. Das englische Parlament bewilligte im Februar 1847 8 Millionen Pfund Sterling, um der wahrhaften Noth in Irland abzuhelfen durch Aufkaufung und Vertheilung von Getreide. Beide Maßregeln waren gut, und Niemand tadelte sie. Dagegen war es ein Rückfall zu den alten Mißgriffen, daß Ludwig Napoleon[1666] 1854 die Stadtgemeinde von Paris nöthigte, den Preis des Weizenbrodes auf 40 Centimes das Kilogramm (gleich 5 ½ Kreuzer für das Zoll-Pfund) zu erhalten. Die Stadtkasse wurde dadurch gezwungen, die Differenz zwischen dem officiellen und dem wirklichen Preis aus ihren Mitteln 64 auszugleichen, d. h. noch ehe die Theuerung in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht hatte, wöchentlich nicht weniger als 6–800,000 Franken nicht etwa bloß für die Armen, sondern auch für die Reichen, an die Bäcker zu bezahlen.

Den Theuerungspreisen gegenüber, welche den Armen die schwersten Entbehrungen auflegen und den Mittelstand allmählig aussaugen, ist es eine sehr ernste Frage: Wie soll der Staat in diese Mißverhältnisse eingreifen?

Wir haben gesehen, daß weder die so pomphaft proklamirte „Organisation der Arbeit“ der arbeitenden Klasse auf-, noch irgend ein Zwangspreis der Lebensmittel der allgemeinen Noth der Armen und Verarmenden auf die Dauer abgeholfen hat. Soll der Staat selbst Fabrikant, Producent und Kaufmann werden, um in Zeiten der Noth durch seine Konkurrenz bestimmend auf die Preise einwirken zu können? Oder soll das Volk entwöhnt werden von dem Gedanken, der bisher sein Trost war, daß der Staat sein Helfer in der Noth sei und sein müsse? Ich glaube, Keines von Beiden. In Zeiten wahrer Noch, d. h. dann, wenn nicht die Preise allein dem Aermeren das tägliche Brod ganz zu entziehen drohen, sondern wenn wirklicher Mangel voraussichtlich hereinbrechen muß, muß es auch eine Sorge des Staats sein, mit allem Aufwand seiner Mittel und seiner Macht, seiner Gesandten und Handelskonsuln, seiner Transportmittel und seiner Beamten die Zufuhr zu erleichtern, wenn nicht gar zu leiten, durch welche die

[1665] Peter Ludwig von der Pahlen (russ. Пётр Алексеевич Пален; 1745–1826).

[1666] Kaiser Napoléon III. (siehe hierzu S. 1181, Anm. 3622).

Gemeinden der Noth im eigenen Kreise steuern und den gefährlichsten Theil der Noth, die Angst vor den Schrecknissen des Hungers, beseitigen können. So lange die Hülfsquellen der Einzelnen und der Korporationen zur Bekämpfung der Noth ausreichen, ist das Einschreiten des Staats nicht zu rechtfertigen. Wo es aber die Existenz eines großen Theils der Bewohner des Landes gilt, erwächst dem Staat eine höhere Pflicht, als die des Schutzes der von der Spekulation beherrschten Wege des Reichthums, in einem solchen Ausnahmefall wäre es ein schweres Unrecht, die Volksnahrung blindlings der Spekulation und den Zufälligkeiten der Konkurrenz allein zu überlassen.

Anders wird die Stellung des Staats gegenüber den im Allgemeinen gestiegenen Lebensmittelpreisen und dem Mißverhältniß des Vermögens, Erwerbs und Verdienstes eines bedeutenden Volkstheils zu denselben. Hier hilft nur Eines, und das ist: Freiheit! Freiheit von den Feudallasten hat den Bauernstand gehoben, Freiheit von den Zunftketten wird den Bürgerstand heben, und Freiheit für den Kornmarkt von den polizeilichen und finanziellen Verkehrshemmschuhen wird dem ganzen Volk zum Heile gereichen. Freiheit für die schaffenden Kräfte, ob des Geistes, ob der Hände, das hilft und weiter nichts! – Die jetzt so schwer empfundene Theuerung der Lebensmittel hört auf, eine solche zu sein, sobald die Einnahmen in das rechte Verhältniß zu den Getreidepreisen gesetzt sind. Der Werth des Geldes ist ein anderer geworden, und darnach müssen alle Erwerbs und Lebensverhältnisse anders, d. h. jene gewinnbringender, diese unnütze Ausgaben ersparender werden, also: Gewerbefreiheit, freie gewerbsgenossenschaftliche Vereine zu gemeinsamen, den Fabriken nacheifernden Unternehmungen mit kluger Kapitalvereinigung und Arbeitstheilung und gesellschaftliches Zusammentreten zur wohlfeileren Befriedigung der täglichen Bedürfnisse, also gemeinschaftliche Küchen und Waschhäuser, wie ja längst schon die Gemeindebacköfen den Sieg über die einzelnen Holzverwüster davon getragen haben, und dergleichen!

Was den Getreidehandel insbesondere betrifft, so haben sich neuerdings wieder viele Stimmen erhoben für die völlige Freigebung desselben. Seuffert[1667] in München behauptet in seiner „Statistik des Getreide- und Viktualienhandels im Königreich Bayern“ unter Anderem, daß niemals beschränkende Maßregeln ein Sinken der Preise zur Folge gehabt, weil keine derselben die natürliche Ordnung der Fruchtpreise zu unterbrechen vermocht habe. Auf dem guten Grunde der administrativen Statistik erhebt er sein Lehrgebäude über die Schwankungen in der Beischaffung der gewöhnlichen Lebensmittel der Länder. Der Preis des Speisegetreides, sagt er, hängt, wie der jedes andern Gutes, ab von dem Verhältniß zwischen dem Ausgebot und der Nachfrage. Die Größe des Ausgebots ist nicht allein von der Produktion, sondern auch von der Zufuhr von außen abhängig. Diese Zufuhr vermittelt der Handel. Er hat die Preise mit dem Ueberfluß und Mangel an Getreide in den verschiedenen Ländern auszugleichen. Was den Transport und die Aufbewahrung des Getreides leichter und wohlfeiler macht, das trägt zur Ausgleichung der Getreidepreise in verschiedenen Ländern und Zeiten bei und wirkt zugleich als die sicherste Garantie gegen Mangel an einem Orte in Folge schlechter Ernten. Die Verbesserung der Technik in der Aufbewahrung der Frucht und die Erleichterung des Transports setzt aber die völlige Freiheit des Getreidehandels voraus, und zwar ebensowohl in solchen Ländern, welche selbst bei mäßiger Ernte ihren Bedarf vollauf erzeugen und bei besseren Ernten oder auch regelmäßig einen Vorrath zur Ausfuhr bereit haben, als auch in solchen, welche ihren Bedarf selten oder nie bauen, also häufig oder stets der Einfuhr bedürfen. Länder, welche m dieser Weise oft oder immer vom Auslande abhängig sind, müssen die größtmögliche Zufuhr wünschen. Diese aber ist nicht denkbar, wenn in demselben Lande nicht die freieste Ausfuhr zugleich besteht. Beispiele dafür liefern Holland, die Schweiz und England. Umgekehrt ist in denjenigen Ländern, welche mehr als ihren Bedarf bauen, die Freiheit der Ausfuhr unerläßlich, denn jede Beschränkung derselben würde eine Beschränkung des Getreidebaues zur Folge haben: man würde alsbald minder fruchtbare Aecker nicht mehr mit Getreide bestellen, weil sich ihr Anbau nicht mehr lohnte. Nicht die Zurückhaltung der Produkte im Inland sichert die Ernährung der Konsumenten, sondern die möglichst starke Produktion. Diese aber erfordert sowohl im Inland als auch nach außen den freiesten Absatz, verschafft aber dagegen dem einheimischen Konsumenten nicht bloß größere Sicherheit in dem ausreichenden Bezug seiner Nahrungsmittel, sondern

[1667] Georg Carl Seufferts († 1870) „Statistik des Getreide- und Viktualien-Handels im Königreiche Bayern mit Berücksichtigung des Auslandes “ (München: J. G. Weiß 1857).

gewährt ihm dieselben um die Frachtkosten ins Ausland wohlfeiler, als dem auswärtigen Käufer. Theuerung ist die einfache und natürliche Folge schwacher Ernten; Theuerungsjahre kann keine Regierung von ihrem Lande abwenden, weil keine im Stande ist, Mißwachs zu verhindern. Wo aber der Getreideverkehr frei ist, nichts der Ansammlung von Seite der Privaten im Wege steht, da wird der Getreidehändler schon im eigenen Interesse darauf sehen, daß fortwährend Vorräthe auf Privatböden aufbewahrt und übertragen werden auf ein etwaiges Jahr des Mangels.

Bayern gehört zu den wenigen Ländern Europa's, welche ihren Bedarf selbst erzeugen. Aber auch hier proklamiren zwar alle die zahlreichen Verordnungen, welche über den Getreidehandel seit dem Jahre 1805 erlassen worden, als ihr allgemeinstes Princip den freien Getreidehandel, halten aber dasselbe weder strikte fest, noch führen sie es genau durch; vielmehr lassen sie sämmtlich die Ansicht durchblicken, daß man bei höheren Getreidepreisen nicht allein die Ausfuhr, sondern auch den Kornhandel im Innern des Landes beschränken, die Händler streng überwachen, Schrannenzwang einführen müsse u. dgl., dagegen beim Sinken der Preise diese Hemmnisse wieder beseitigen und größere Freiheit gestatten dürfe. Die Erfahrung hat aber gezeigt, wie bedenklich es ist, wenn eine Regierung den Getreidehandel, statt ihn mit fester Hand zu schützen, durch störende Eingriffe in seinen Gang verdächtigt und hindert, weil dadurch direkt oder indirekt durch Ausbleiben der Zufuhr die Gefahr des Mangels nur größer wird.

Münchens Getreidemarkt ist der bedeutendste in Bayern. Trotzdem, daß seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts der Kartoffelbau in Oberbayern sich sehr ausgebreitet hat, ist gleichwohl die Getreidezufuhr zur münchener Schranne nicht geringer geworden. Die Getreidekonsumtion hat allerdings im Inland abgenommen, nicht aber der Getreidebau. Die Kartoffel, meist als Brachfrucht gebaut, entzieht dem Getreide wenig Boden, unterstützt die Viehmastung, macht es möglich, daß mehr Getreide in den Handel gehen kann, und hilft somit dazu, daß die Preise wieder mehr im Gleichgewicht erhalten werden. Aus den amtlichen Aufzeichnungen geht hervor, daß der Verkauf von Getreide auf der Münchener Schranne nach dem Ausland erst in theueren Jahren nennenswerth wird. So wurden im Jahre 1846 bis 1847 von fremden Händlern für die Schweiz, Baden und Würtemberg im Ganzen 75,198 Scheffel[1668] eingekauft, während in jenem Jahre beiläufig 480,000 Scheffel zum Verkauf gekommen waren. Seitdem ist der Markt gewachsen. Als ich an einem Sonnabend des vorigen Herbstes (1856) die Schranne besuchte, betrug der Getreidevorrath 17,200 Scheffel. Schrannenberichte vom Febr. d. J. (1857) stellen Zahlen von 21,572, ja von 22,796 Scheffeln auf. Das Wachsthum der Zufuhr seit 50 bis 60 Jahren ist großartig. Im Jahr 1790 betrug dieselbe im Ganzen 158,654 Scheffel, im Jahre 1855 dagegen mehr als das Vierfache, nämlich 645,377 Scheffel. In München allein wurden in den Jahren 1851–1855 110,729 Scheffel Weizen und Roggen vermahlen, also mehr als ein Scheffel für jeden Kopf der Bevölkerung. Der Malzverbrauch liefert in Bayern für den Kopf jährlich 126 Maß Bier, während im Erzherzogthum Oesterreich dem Kopf 60, in Preußen nur 20 bayerische Maß zukämen, wenn auf der Welt Alles richtig vertheilt würde.

Solch ein riesenhafter Verkehr mit dem Hauptprodukte des Inlands bedurfte eines würdigen Raumes, und dieser ist ihm durch die Erbauung der neuen Maximilians-Schrannenhalle in der Blumenstraße des alten Münchens geworden. Was der Leser in unserem Bilde vor sich hat, ist noch nicht die Hälfte des ganzen Baues. So kommt das Innere der Halle ihm vor Augen, wenn er sie vom Angerthor her betritt. Der in unserem Bilde sichtbare gußeiserne Schrannenflügel hat eine Länge von 562 Fuß bei einer Tiefe von 86 Fuß. Das Thor im Hintergrunde der Halle führt zum steinernen Mittelbau, der aus dem Hauptbau von 80 Fuß Länge und 105 Fuß Tiefe und zweien Flügelbauten von je 60 Fuß Länge und 95 Fuß Tiefe besteht. Hat man die ganze Länge dieses Mittelbaues (also 200 Fuß) durchschritten, so gelangt man zum zweiten gußeisernen Flügel von abermals 562 Fuß Länge und 86 Fuß Tiefe. Von den 72 Säulen beider Hallenflügel wiegt jede 28 Centner, jeder Tragbalken 40 Centner. Zum ganzen Bau sind ungefähr 3 Millionen Pfund Guß- und Schmiedeeisen, zum großen Theil aus den Meyer'schen Werken zu Neuhaus, verwendet worden. Die Baukosten betrugen, mit den nicht geringen Summen für Kanal- und Unterbauten, 900,000 Gulden. Den Plan zu dem Prachtwerke lieferten Wolfsberger[1669]

[1668] Altes Raummaß zur Messung von Schüttgütern (z. B. Getreide); 1 bayer. Scheffel = 222,357 l.

[1669] Der Schweizer Isaac Christian Wolfsberger (1801–1876).

und Muffat[1670], die Fabrik Kramer-Klett in Nürnberg bereitete das eiserne Gerippe, deren Werkführer Werther[1671] ersann eine neue Hebemaschine zur Aufstellung der Eisenmassen und leitete sie, und die Kunst schmückte durch Hiltenspergers[1672] Pinsel die Giebelfelder des Mittelbaues mit den Freskobildern der Maria als Patrona Bavariä und des heil. Benno als Schutzpatrons von München.

[1670] Der Münchner Baurat Franz Karl Muffat (1797–1868), der die Schrannenhalle in den Jahren 1851 bis 1853 erbaute.

[1671] Der Schweizer Ludwig Werder (1808–1885).

[1672] Johann Georg Hiltensperger (1806–1890).

Die Propyläen[1673] in München.

Wer Athens sturmfeste Akropolis von der Nordwestseite her bestieg, den begrüßte zuerst die säulengetragene Vorhalle, welche ihn zum Tempelfelde führte, d. h. die von Pericles erbauten Propyläen, welche, die Vertheidigungswerke der herrlichen Griechenveste vollendend, das ebenso prachtvolle als starke Thor zum Burgplatz bildeten.

Ein solches Tempelfeld ist der Königsplatz, welchen Ludwig, der Kunstfürst, mit den griechischen Prachtpalästen der Glyptothek und des Kunstausstellungsgebäudes im Centrum der Briennerstraße seiner Hauptstadt schmückte. Diesem Kunsttempelfeld mangelte das den schönen Raum begrenzende Thor bis zum Herbste des vorigen Jahres; da fielen die Breter des Baugerüstes und München bewunderte ein neues Denkmal seines alten Königs. Durch die Erbauung dieser Propyläen ist der Königsplatz zu einer Akademie der griechischen Architektur geworden. Die drei griechischen Ordnungen sind in drei Meister- und Musterwerken dargestellt: die Glyptothek, das Gebäude zur Linken auf unserer Stahlplatte, repräsentirt den ionischen Baustyl, das gegenüber stehende Ausstellungsgebäude den korinthischen, und die Propyläen schließen die Trias im dorischen Styl. Die Entwürfe zu den Giebelfeldern sind noch von der Hand des Ludwig Schwanthaler und ausgeführt von dem Xaver[1674] gleichen Namens.

[1673] In den Jahren 1854 bis 1862 nach Plänen von Leo von Klenze (siehe hierzu S. 514, Anm. 1482) als letztes klassizistisches Gebäude Münchens fertiggestellt, obgleich bereits 1816 mit den Planungen begonnen worden war.

[1674] Franz Xaver Schwanthaler (1799–1854), ein Vetter Ludwig Schwanthalers (siehe hierzu S. 516, Anm. 1497).

DCCCLXXII



DIE PROPYLÄEN IN MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn. Eigenthum d. Verleger.

DCLXXXII



MAFFEI'S MASCHINENFABRICK bei MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Maffei's Maschinenfabrik in der Hirschau bei München.

Joseph Meyer[1675], der Gründer dieses Werks und vieler anderen Werke der Literatur, der Kunst, der Industrie und der Wohlthätigkeit, die noch lange von ihm zeugen werden, wenn auch die Unbill der Zeiten und die Beschaffenheit mancher Verhältnisse und vieler Menschen dem großen Manne nicht vergönnten, selbst Früchte zu sehen gerade an dem Baum, den er gepflanzt hat mit all' seiner Kraft, genährt mit dem Blut seines Herzens und begossen mit dem Schweiße seiner unglaublichen Mühe und Arbeit, – Joseph Meyer, nicht bloß für Thüringen und Franken, sondern auf den wichtigsten Gebieten für ganz Deutschland ein Prophet der Industrie, hat schon vor mehr als zwanzig Jahren und zugleich mit seinem Freund und ebenbürtigen Leidensgenossen, Friedrich List[1676], dem deutschen Volke zugerufen: „Eisen ist die Grundmauer der Civilisation! So weit, schrieb er damals, ist es gekommen, daß ohne Eisen ein Kulturfortschreiten gar nicht mehr denkbar ist. In Barbarei sänke die Menschheit zurück, würde ihr das Eisen genommen, und was in unseren Zeiten der Menschengeist Großes schafft, das könnte nicht gedacht, geschweige vollbracht werden ohne das Metall, welches die alte Zeit in der Reihe zu unterst gestellt hat. – Jetzt ist's umgekehrt: nicht mehr Gold regiert die Welt, sondern das Eisen. Aber nicht als roher Stoff ist es die Grundmauer der Civilisation, sondern in seiner Verbindung mit Erfindung und Betriebsamkeit, mit Wissenschaft und Erfahrung, mit Kunst und Geschicklichkeit und allen den Tätigkeiten, die, auf den Erwerb irdischer Güter gerichtet, in der Gesellschaft hin- und herpulsiren von Jahr zu Jahr mit immer rascherem Schlage. In diesem Verstande ist das Eisen im Kreislaufe der irdischen Industrie Mittelpunkt und Herz. Was die Adern eingesogen, das sendet es vervollkommnet wieder aus in die fernsten Theile und zieht dafür rohere Säfte ein, um sie von Neuem zu veredeln: und in diesem ewigen Wechselspiel ist das Geld nur der Rechenpfennig, der dem Spieler Gewinn und Verlust anzeigt.[“][1677] – Aber nicht bei Worten blieb J. Meyer stehen, er bewies damals den Deutschen nicht nur, daß sie, trotz des unermeßlichen Reichthums an Kohlen und Eisen im Schooß des eigenen Vaterlandes, noch lange nicht fähig seien, nur so viel zu produciren, als jährlich an den deutschen Eisenbahnen abgenutzt werde, daß „dieser Mangel an Unternehmungsmuth und an Ehrgefühl“, wie er's nannte, zur Verarmung Deutschlands riesenhaft beitrage durch die dem deutschen Fleiß entzogenen Millionen, mit denen unsere industrielle Abhängigkeit von England und Belgien bezahlt werden müsse, er zeigte nicht bloß mit dem Finger des Sehers ans den enormen Eisenbedarf hin, der in nächster Zukunft für Deutschland eintreten müsse, sondern er hatte den Muth für Tausende, selbst mit der That voran zu gehen. Wie er der Erste war, der den Eisenbahnbau im Vaterlande aus dem engen Kreise der Lokalzwecke und der Verbindung von nahe zusammenliegenden Großstädten auf das weite Gebiet des Welthandels zu ziehen suchte durch seinen Plan einer hanseatisch-süddeutschen Centraleisenbahn, der Erste, welcher Anerkennung erkämpfte für einen das gesammte Eisenbahnwesen leitenden großen Gedanken, den Gedanken, welcher die Interessen der Nation, der Einzelstaaten und des Weltverkehrs versöhnend, weist und wohlthätig zusammenknüpfen und doch zugleich über alle diese Interessen Herrschaft üben sollte zum gemeinsamen Vortheil, – ebenso war er der Erste, der den für die deutschen Verhältnisse vielleicht allzukühnen Plan entwarf, mit der Gesammtkraft das größte gemeinsame Unternehmen des Gesammtvaterlandes in Deutschlands Mitte zu gründen, das den Verbrauch aller mitteldeutschen Eisenbahnen an Schienen, Maschinen und sonstigem Eisenbedarf zu decken im Stande sei. Die für Freiheit, Glück und Ehre der deutschen Nation glühende Seele des an geistigem Reichthum unerschöpflichen Mannes hat gerade in jenen Tagen, wo die Geister der Bergestiefen ihn zum Tisch, zum Pult, zum Lager begleiteten, in diesem Werke, im zehnten Bande des Universums, geschwelgt und gebebt im Schauen, Schildern, Bewundern und Beklagen jenes Vorbildes seiner industriellen Unternehmungen, das es leider sein sollte auch für das Ende seines eigenen Wirkens und die Zukunft seiner

[1675] Der Verleger und Begründer von „Meyer's Universum“ Joseph Meyer, der auch in Sachen Kohlebergbau und Eisenbahnen unternehmerisch tätig war.

[1676] Der Nationalökonom und Vorkämpfer des Deutschen Zollvereins Friedrich List (1789–1846; Selbstmord).

[1677] Leicht umgestelltes Zitat aus dem Artikel „Verschiedenes. Das Eisen.“ In der „Beilage zur Augsburger Postzeitung nichtpolitischen Inhalts. № 299. Dienstag. 26. Oktober 1841.“, o. Sz.

Saat: Cockerill und Seraing[1678]! Es ist nicht möglich, das, was Joseph Meyer im Jahre 1843, dem Keimjahre seiner größten Hoffnungen, über John Cockerill[1679] und dessen Schicksal schrieb, jetzt zu lesen, ohne tief er griffen zu werden von dem tragischen Verhängniß, das sich an die Fersen solcher Männer heftete! – John Cockerill, Friedrich List und Joseph Meyer sind eine Trias der Neuzeit, die eine gemeinsame Ehrensäule verdiente mit der Inschrift:

Helden mit des Geistes Waffen, Feldherrn auf der Arbeit Plan,
Neu, die Zeit dem Volk zu schaffen, zogt Ihr eine Dornenbahn!
Fahnenträger zu dem Siege, den der Geist der Zeit erstrebt,
Seid gefallen Ihr im Kriege, Keiner hat den Sieg erlebt!
Sorgenschaaren Eure Garden, Schweiß der Arbeit Euer Glanz,
Und gebrochner Herzen Scharten überdeckt der Ehrenkranz!
Aber würdig Euren Mühen wuchert's auf der Arbeit Boden:
Mag die Saat für Andre blühen, Euch nur ehrt die Frucht, Ihr Todten![1680]

Es ist zum nicht geringen Theil das Verdienst dieser drei Männer, daß seit zwanzig Jahren die deutsche Eisen- und Kohlenproduktion so bedeutende Fortschritte gemacht hat, wie sie die Statistik des eisernen Deutschlands gegenwärtig darlegt. Cockerill, nur Mann der That und vollkommenster Kosmopolit, wirkte durch das Beispiel, durch die Riesenwerke seiner industriellen Zauberkraft, und er arbeitete nicht gegen Deutschland, sondern für die ganze Welt. Meyer's organisatorisches Genie ward noch gehoben durch seine Herrschaft über das begeisternde Wort, mit dem er seinen Ansichten und Unternehmungen in den weitesten Kreisen Bahn zu brechen wußte. List aber zog als nationalökonomischer Wegweiser einher für Regierungen und Kapitalisten, Kaufleute und Fabrikanten, und er ward behandelt wie ein Wegweiser: als sie die rechten Wege endlich erkannt und gemerkt hatten, gingen sie an ihm vorüber und überließen ihn dem Verderben. –

„Eisen und Kohlen gehören als Grundlage der Industrie zusammen, wie Brod und Wasser für das Leben"[1681]; wir machen deshalb einen eiligen Gang an beiden Produktionsmassen und ihren langen Zahlenreihen vorüber, und zwar an der Hand Heinrich Meidingers[1682], der uns in seiner geographisch-statistischen Uebersicht über Deutschlands Eisen- und Kohlenproduktion in der Neuzeit zugleich eine Kohlen- und Eisenbahnkarte von Deutschland zur leichteren Orientirung mitgibt. – In der Eisenindustrie zeichnet sich besonders Rheinland und Westphalen aus; doch ist auch im übrigen Preußen, Oesterreich, Bayern und den kleineren deutschen Staaten der Aufschwung seit 1848 wahrhaft überraschend. Seit diesem bekannten Jahre entstanden in Westphalen allein nicht weniger als 16 große Bergbau- und Hüttengesellschaften. Gewonnen wurden im Jahr 1853 aus dortigen Erzen 603,525 Ctr. Roheisen in Gänsen[1683] und 118,064 Ctr. Gußwaaren, im Jahre 1854 aber schon 709,110 Ctr. Roheisen, 332,061 Ctr. Gußwaaren und 851,446 Ctr. Stabeisen, im Jahre 1855 1,513,039 Ctr. Roheisen und 1,126,025 Ctr. Stabeisen. Ganz Preußen erzeugte 1853 an Eisenerz 1,496,512 Tonnen, dagegen 1854 schon 2,144,149 Tonnen; – das Königreich Sachsen an Hochofenprodukten 1852 168,175 Ctr., 1853 175,637 Ctr.; – Bayern im Verwaltungsjahre 1849–1850 an Eisenerz 668,167 Ctr., 1852–1853 1,074,317 Ctr. bayerischen Gewichts. Oesterreichs Gesammtgewinn betrug an Roheisen 1830 1,437,836 Ctr., 1854

[1678] Belgische Stadt im Arrondissement Lüttich (fläm. Luik, frz. Liège), wo John Cockerill (s. u.) 1817 die größte Eisengießerei und Maschinenfabrik Europas begründete.

[1679] Der engl.-belg. Unternehmer John Cockerill (1790–1840; s. o.).

[1680] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[1681] Zitat aus der Rezension von Meidingers Werk (s. u.) in der „Beilage zur Nr. 133 der Allg. Zeitung. Mittwoch. 13. Mai 1857", S. 2123. Die nachfolgenden Absätze entsprechen nahezu wortwörtlich dieser Buchbesprechung.

[1682] Heinrich Meidingers (1831–1905) Werk „Deutschlands Eisen- und Steinkohlenproduction in der Neuzeit. – Eine geographisch-statistische Uebersicht […]. – Mit einer Steinkohlen- und Eisenkarte von Deutschland" (Gotha: J. Perthes 1857).

[1683] „roheisen, wie es aus dem ofen kommt, in gewisser form und grösze" (DWG, Bd. 4, Sp. 1265).

4,151,505 Ctr., an Gußwaaren 1830 151,637 Ctr., 1854 582,446 Ctr. Die Hochofenproduktion des Zollvereins[1684] ergab für 1851 4,612,102 Ctr., für 1854 dagegen 7,501,470 Ctr., also eine Zunahme von 64 Procent! Trotz dieser beträchtlichen Zunahmen mußte Preußen 1854 noch über 300,000 Ctr. aus Schottland und Belgien einführen; ebenso verarbeiteten die sächsischen Fabriken an 270,000 Ctr. Eisen mehr, als Sachsen erzeugte, und im Zollverein betrug 1854 die Einfuhr 2,661,111 Ctr. Roheisen und 239,219 Ctr. Stabeisen und Stahl. Dagegen stieg die Ausfuhr von Stabeisen schon 1854–1855 auf 580,142 Ctr. So läßt sich denn jetzt schon der Termin bestimmen, an welchem die industrielle Unabhängigkeit unseres großen Vaterlandes auf dem wichtigsten Felde gesichert ist und Deutschland mit England und Belgien ohne Schutzzoll wird konkurriren können. Seinen Eisenbahnschienenbedarf erzeugt es bereits größtentheils selbst. Die Walzwerke am Niederrhein, in Berlin und in Schlesien versorgen Preußen, das Walzwerk bei Zwickau versorgt Sachsen, das bei Burglengenfeld Bayern, und auch Oesterreich bezieht seinen Schienenbedarf nur noch aus einheimischen Werken. Allgemein anerkannt ist längst, daß die deutschen Schienen zwar theurer, aber auch um so dauerhafter sind, als die englischen. Die Eisen- und Stahlwaaren aus dem Bergischen und der Grafschaft Mark wetteifern sogar schon auf überseeischen Märkten mit den englischen, gehen zum Theil durch englische Hände nach Brasilien, Westindien und Mexiko; namentlich bezieht Westindien einen großen Theil der großen Schneid- und Haumesser für die Zuckerrohrernte jetzt aus Solingen. Die Eisenbahnwagenachsen, sowie die Kanonen und Glocken aus Gußstahl, eine ganz neue deutsche Erfindung, aus dem großen Gußstahlwerke von Krupp und Comp. in Essen verschaffen sich Weltruhm. – Dieser rasche Aufschwung der Eisenindustrie wäre unmöglich gewesen ohne den Aufschluß und mit Macht angegriffenen Abbau zahlreicher Steinkohlenlager und die Herstellung von Schienenwegen, um Eisenstein und Kohle einander möglichst nahe zu bringen und dadurch die Erzeugungskosten zu vermindern und den Absatz des Produkts zu er leichtern. Daher hielt denn die Kohlenproduktion gleichen Schritt mit der Zunahme des Bedarfs, der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens. Ganz Deutschland producirte im Jahre 1854 ungefähr 195 Millionen Ctr., im Jahre 1855 weit über 200 Millionen; davon kommen auf Preußen über 136 Millionen Ctr., auf Oesterreich gegen 30 Millionen, auf Bayern 3,331,421 Ctr., das Uebrige auf Sachsen, dessen Hauptkohlenbecken bei Zwickau mit verstärkter Macht angegriffen wurde, und auf die anderen deutschen Staaten. Den großartigsten Fortschritt zeigten die Steinkohlenbauten an der Ruhr, wo 1855 nicht weniger als 2,300,000 Ctr. mehr als 1854, d. h. 17,700,000 Ctr., und im Essen-Werder'schen, wo sogar 6,500,000 Ctr. mehr als 1855, d. h. 34,680,000 Ctr. Kohlen gewonnen wurden. In den Jahren 1855 und 1856 entstanden sechs und zwanzig neue Kohlenbauvereine an der Ruhr, um die dortigen Lager des vorzüglichsten Brennmaterials auszubeuten. Gegenwärtig folgt Deutschland in der Kohlenproduktion gleich nach England, von dem es jedoch dermalen immer noch um ein Plus von 1000 Millionen Ctrn. übertroffen wird.

Daß auch diese Differenz nicht lange mehr so ungeheuerlich bleiben könne, dafür spricht nicht nur der rüstig vorwärts schreitende Bau deutscher Eisenbahnen und Dampfschiffe, sondern ebenso lebhaft der gegenwärtige Stand unserer Maschinenindustrie. Sie bat sich der Englands und Belgiens nicht nur gleich gestellt, sondern diese beiden im Lokomotivenbau bereits übertroffen. Nicht eine Lokomotive kommt, nach der Darlegung unseres Gewährsmanns, jetzt noch für deutsche Rechnung aus England nach Deutschland, wohl aber gehen deutsche Lokomotiven nach der Schweiz und nach Frankreich. Seit 1841 sind in deutschen und österreichischen Werkstätten über 1300 Lokomotiven erbaut worden, davon bis Anfang August 1854 von der Borsig'schen Fabrik in Berlin allein 500. Die Fabrik von Cramer und Klett in Nürnberg erwarb ihren Eisenbahnwagen ganz besondern Ruf, während König und Bauer in Oberzell bei Würzburg die vorzüglichsten Schnellpressen, darunter vier- und sogar sechsfache, bauen. Die großartigsten Maschinenwerkstätten, deren Werte ihre Tüchtigkeit bewährt haben,

---

[1684] Der preuß. dominierte „Deutsche Zollverein" war ein Zusammenschluß von Staaten des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 484, Anm. 1402) für den Bereich der Zoll- und Handelspolitik. Er trat durch den am 22. März 1833 unterzeichneten Zollvereinigungsvertrag am 1. Januar 1834 in Kraft. Neben Preußen umfaßte der Deutsche Zollverein zu Beginn das Großherzogtum Hessen, Kurhessen, die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen sowie die thüringischen Einzelstaaten. Bis 1836 traten noch Baden, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt bei. 1842 erweiterte sich das Zollgebiet zusätzlich um Luxemburg, Braunschweig und Lippe, 1854 folgten als Letzte noch das Königreich Hannover sowie das Großherzogtum Oldenburg. Damit umfaßte der Zollverein vor der Konstituierung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 circa 425.000 km².

bestehen in Berlin, Wien, München, Augsburg, Eßlingen, Karlsruhe, Aachen, Ruhrort, Hannover, Nürnberg, Triest etc., die zahlreichen im Beginn ihrer Thätigkeit begriffenen Werke und projektirten Unternehmungen gar nicht zu erwähnen.

Zu den Werken, deren Ruf fest begründet ist, gehört das Maffei'sche große Eisenwerk mit Maschinenfabrik in der sogenannten Hirschau des englischen Gartens bei München. Die ausgedehnten Baulichkeiten enthalten Werkstätten für Eisenguß, Schmieden und Walzen; die Anstalt liefert Dampfmaschinen, Dampfschiffe und Lokomotiven von allen Größen. Ihre Dampfschiffe befahren die Donau und den Starnbergersee, ihre Maschinen findet man u. A. in der mechanischen Baumwollspinnerei in Augsburg wieder, ihre große Semmerings-Lokomotive „Bavaria“ errang bei der Konkurrenzfahrt im August 1851 den ersten Preis, und die Ludwig-Süd-Nord-, sowie die Westbahn machten hier einen großen Theil ihrer Bestellungen. Gründer und Besitzer dieser Hirschauer Werke ist Joseph Anton Ritter von Maffei. Als Sohn eines Kaufmanns zu München im Jahr 1790[1685] geboren, widmete er sich von frühester Jugend an unter seines Vaters Augen der Handlung, brachte dann mehre Jahre in Italien zu und übernahm, 26 Jahre alt, das väterliche Geschäft in München. Welches Vertrauen der Mann sich zu erwerben wußte, bewiesen seine Mitbürger ihm bald in der ehrendsten Weise; er wurde nacheinander Magistratsrath, Administrator der Hypotheken- und Wechselbank, Abgeordneter für München in der Ständekammer und, 1845, Vorstand der Handelskammer von Oberbayern. So sehen wir auch in ihm einen rastlosen Mann von Rath und That, der sich um Bayern große Verdienste erworben und deshalb nur gerechte Anerkennung gefunden hat. Namentlich verdankt man ihm zum großen Theil die Anlegung der ersten größeren Eisenbahn (von München nach Augsburg) und des ersten Lokomotivenbaus in Bayern; letztere ging schon im Jahr 1841 aus der Maschinenfabrik in der Hirschau hervor. Eine Beschreibung derselben erwartet der Leser nicht. Wer eine solche Anstalt gesehen hat, würde auch hier nur Bekanntes wiederfinden, bedarf deshalb unserer Beschreibung nicht, und wer noch keine derartige Fabrikanlage gesehen, dem würde durch eine Schilderung, wie unser beschränkter Raum sie gestattete, das rechte Bild des großartigen Ineinandergreifens einer Reihe von Riesengliedern mit Riesenkräften doch nicht klar werden. Hier heißt es: selbst sehen, und dazu, lieber Leser, wird es für Jeden im Vaterland hoffentlich der Gelegenheiten von Jahr zu Jahr immer mehr geben.

[1685] † 1870.



DER EISENBAHNHOF IN MÜNCHEN

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 41-47.

Der Eisenbahnhof in München.

Hinaus, hinaus, in die herrliche Welt
Zu wandern und sehen!
Wir sind auf unsere Beine gestellt
Nicht bloß zum Stehen!

Wie der See den Fels im Spiegel zerbricht,
Zerschneidet in Streifen!
Und des Felsen Haupt schmückt Sonnenlicht
Mit goldnen Reifen.

Und im Buchenwalde am wilden Bach
Lobsingt Schwarzblättchen[1686].
Der Klang geht durch alle Dörfer uns nach,
Nicht durch das Städtchen.

Gar lustlaut schallt es im Städtchen! Da stehn
Am perlenden Bronnen
Die lachenden Kinder und wollen nicht gehn,
Bis er verronnen!

Und der Bronnen verrinnt sein Lebtag nicht.
Bis des Felsen Reifen,
Der klingende Wald und der Spiegel zerbricht
Mit seinen Streifen.

Und schöne Augen sehn allerort
Die herrliche Welt an!
Und doch pflanzt der Mensch sich immerfort
Wie der Baum am Feld an!

Hinaus, hinaus, in die herrliche Welt!
Brauchst nicht zu gehen:
Faust's Mantel ist Dir zur Verfügung gestellt
Und Sturmeswehen![1687]

Gehst Du mit? – Wohin? – Von hier die kurze Strecke von fünfzig Jahren in die Vergangenheit zurück und von da auf dem Zauberrosse der Gedanken wieder in die Gegenwart und weiter.

Vor fünfzig Jahren schrieb man 1808. Die Kunst des Straßenbau's lag damals in vielen Theilen Deutschlands noch in den Windeln. Hildburghausen hatte ebenfalls erst ein ganz klein Stückchen Chaussee, das die Verwunderung der ganzen Umgegend erregte. Der Bau der Straße nach Koburg begann erst 1809. Man fuhr zwischen beiden Städten vor 50 Jahren noch auf dem alten Wege deutscher Unergründlichkeit. Damals war's Etwas, ein Postillon zu sein! Ein Mann, der oft dreimalvierundzwanzig Stunden nicht aus dem Sattel kam und den Postwagen aus einer Strecke von drei Meilen[1688] höchstens vier- bis fünfmal umwarf! Es ist ein gerechter Stolz, mit dem diese alten Postillone der Heldenarbeit ihrer Postfuhren sich rühmen, und eine gerechte Mißachtung, mit welcher sie auf die bequemliche Spielarbeit der Chaussée-Kutscher unserer Tage hinabsehen.

Wer zu jener Zeit nicht reiten konnte und nicht laufen wollte, mußte, wie noch heutzutage, nach seinem Reiseziele fahren; aber Das war es eben, was ganze Familien bedenklich machte. Man traf Vorbereitungen, wie jetzt zu einer Reise um die Welt; man machte Testamente und nahm Abschied wie für die Ewigkeit. Eine Reise nach Frankfurt, Leipzig, Nürnberg nahm Wochen in Anspruch und jede hatte ihre halsbrechenden Partien. Zwischen Hildburghausen und Koburg ging der Postwagen in der Woche

[1686] Die Mönchsgrasmücke (Sylvia atricapilla).

[1687] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[1688] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

nur zwei Male, und doch war er alle sieben Tage der Woche unterwegs. Die Briefe allein hatten's besser, als Menschen und Packete: sie wurden durch die sogenannten Felleisen-Reiter[1689] befördert.

Versuchen wir eine solche altehrwürdige Postfahrt nach Koburg. Es ist neun Uhr, der Schwager[1690] greift zum Horn, der Geleitsreiter[1691] schwingt sich in den Sattel. Wir nehmen rührenden Abschied von den Unserigen, Blicke der Angst und Bedauerniß folgen uns nach, denn es hat mehre Tage geregnet, wir werden den Weg gründlich kennen lernen. Nun sitzen wir im gelben Kasten, bald ist das Pflaster der Stadt überwunden, bald keucht der Wagen über die steinerne Werrabrücke beim Schauspielhause, wir haben „das Freie" erreicht, und nun kann's losgehen. Und es geht los, die Räder sinken immer tiefer in den Mutterschoß der Erde hinein, die Thiere arbeiten mit äußerster Anstrengung, endlich schieben auch die Menschen mit, jetzt geht's vorwärts, wie die Schnecke im Sand, jetzt wie der Zeiger auf der Uhr, und jetzt – Plumps, da ist ein schönes Loch erreicht; „Erfahrung macht klug", denken die Pferde und bleiben stehen. Der Geleitsreiter eilt um Hülfe davon, die Reisenden aber haben eine lange Gelegenheit, die freundliche Stadt aus der bereits gewonnenen Entfernung von fünf Minuten aufmerksam zu betrachten. Nach mehr als einer halben Stunde nahen verschiedene Ochsengespanne, sie werden den Pferden vorgeschirrt, und der Kampf mit der Attraktionskraft der Erde und ihres Koths wird gewagt. Er gelingt; Wagen und Geschirr halten aus. die Räder drehen sich wieder. Von Neuem beginnt das Quatschen unten, das Schwanken oben, abwechselnd Schnecken- und Uhrzeigergang, Ruck und Stoß, bis der Müller abseits zur Linken des Wegs auf seinem Blöcherhaufen[1692] warnend winkt und ruft. Aber – „zu spät!" hohnlacht das Schicksal, und hinsinken Räder und Kasten auf die rechte Seite. Wie Gespenster aus dem Grabe steigen wir zum linken Fenster aus dem Wagen in die Freiheit hinaus, Einer um den Andern und mit den verschiedensten Gesichtszügen, von der Weitesten Breite des Lachens, bis zur längsten Länge des Aergers. Den vereinten Kräften der Männer, vom Ochsenbauer bis zum Postillon hinauf, gelingt's, das Fuhrwerk wieder auf die Räder zu bringen; ein Stündchen ist abermals vergangen, und ehe die Post das nächste Dörfchen, Birkenfeld, erreicht hat, ist's Mittag geworden. Dafür haben wir aber auch bereits eine ganze Wegviertelstunde zurück gelegt und hören deutlich den Klang der Glocken von Hildburghausen her. – Roß und Mann sind erschöpft; sie stärken sich lange. Darauf führt die Poststraße in eine Hohlgasse, die sich an einer Anhöhe hinaufwindet. Der vorsichtige Schwager nimmt die Ochsenbauern gleich als Vorspänner mit. Da steht nun eine unglaubliche Arbeit vor den armen Thieren, der Wagen versinkt bald rechts, bald links in's Bodenlose, das nothwendige Ausruhen von Mensch und Thier nimmt stets mehr Zeit in Anspruch, als das Vorwärtsringen, endlich – endlich ist die unbedeutende Höhe erreicht, und der Weg zieht sich nun zwischen schönem Wald hin; aber das ist's eben: der Waldweg ist für uns zum Holzweg geworden. Wir fühlen plötzlich eine schöne sanfte Neigung abermals zur Rechten, ein tiefes Loch voll zähen Koths hat den Wagen erwartet, halb zieht er ihn, halb sinkt er hin, er liegt nicht, er steht nicht und weicht nicht von der Stelle. Vergeblich sind alle Bemühungen, die vorhandenen Kräfte reichen nun nicht mehr aus; aber der Abend ist da, die Dämmerung bricht ein. Was anfangen? Geleitsreiter und Postillon bleiben beim Geschirr im Walde, die Reisenden, die nicht die Nacht im hängenden Wagen zubringen wollen, suchen ein Obdach im nahen Dörfchen, wir aber kehren die drei Viertelstunden unserer heutigen Tagereise nach Hildburghausen zurück, wie – der Peter aus der

---

[1689] Ein Postreiter, der die empfangenen, verschlossenen und versiegelten Felleisen (lederne Rucksäcke) oder Briefpakete zu einer benachbarten Poststation transportierte bzw. von dort abholte.

[1690] Die Bezeichnung „Schwager" für den Postillon stammt aus der Schweizer Stadt Chur, die früher ein Hauptknotenpunkt der Alpenstraße war. Der italienische Postillon, der auf dem Sattelpferd ritt, wurde „chevalier" genannt; daraus wurde im Schweizerdeutschen „Schewalger" und im Deutschen dann „Schwager".

[1691] „ursprünglich den kauf- und fuhrleuten zum schutz bestellt, den der geleitsherr diesen für das geleitsgeld schuldete und zu dessen gewährung sie das geleitsgebiet zu durchstreifen, zu bereiten hatten, wurden sie später umgekehrt zu einem schutz der geleitseinnahme und zur überwachung der fuhrleute, dasz diese nicht das geleite verfuhren. doch wird aus Thüringen von alten leuten berichtet, dasz da noch im vorigen jahrhundert wegen unsicherheit der straszen vor wegelagerern fuhrleute von einer geleitstelle zur andern einen geleitsreiter annahmen, der gewöhnlich 12 groschen kostete" (DWG, Bd. 5, Sp. 3003).

[1692] Bloch, Blöcher (Pl.) ist eine alte Bezeichnung für Holz, Holzstamm bzw. -stämme. Flöße wurden z. B. aus Blöcherholz zusammengestellt, das man bei den Schneidemühlen zu Blöcherhaufen aufschichtete, ehe es bestimmungsgemäß zersägt wurde.

Fremde[1693]. Der andere Morgen findet die Reisegefährten frühzeitig auf der verhängnißvollen Stelle beisammen. Auch der Wagen hat sein Nachtlager mit großer Gewalt verlassen müssen und steht ordnungsmäßig da. Einsetzen und fortfahren. – Aber, lieber Leser, warum soll ich Dich noch zwei bis drei Tage lang all' das Bittere erdulden lassen, was wir am ersten Tage erfahren haben? Es wird nicht anders, es wird nicht besser, manchmal noch schlimmer, denn da lauert noch ein Fuchsberg mit seinen Tücken und manches Loch, mancher abscheuliche Stein des Anstoßes zur Freude des Wagners und des lachenden Dorfschmieds. Genug also. Der schwere und stark bepackte Postwagen fuhr, bei bösem Wetter, von Hildburghausen bis Koburg (sechs Wegstunden) nicht selten drei Tage, genau so viel Zeit, als man jetzt zu einem Ausflug von Gotha bis an das adriatische Meer braucht. Gegenwärtig legt die Post dieselbe Strecke in eben so viel Stunden zurück; der Dampfwagen wird's, vom Herbst dieses Jahres an, in einer Stunde vollbringen.

Der Leser verzeiht die etwas breite Ausführung dieses Genrebildchens einer alten Postfahrt; sie gehört nicht nur zu dem Gegenstand, den ich zur Besprechung gewählt habe, sondern man wird auch zu dem geschilderten Fuhr- und Straßenwesen überall in Deutschland einen alten Hintergrund finden.

In unseren Tagen rastloser Verkehrsbeschleunigung durch unermeßlichen Aufwand von Kapital- Menschen- und Maschinenkraft ist die Frage möglich: Warum haben unsere Alten sich nicht bessere Wege gebaut? – Antwort: Es fehlte ihnen die Mutter aller Erfindungen, Entdeckungen und Unternehmungen, es fehlte ihnen das Bedürfniß dazu. Man wende die gleiche Frage an auf die Buchdruckerkunst. Warum haben nicht schon die sinn- und kunstreichen Griechen sie erfunden? Sie, die kostbare Säulen von Erz bildeten und Inschriften in Stein und Metall gruben? Lag ihnen die wichtige Erfindung nicht weit näher, als den Deutschen im verrinnenden Mittelalter? Sie hatten dazu das Bedürfniß nicht. Das durchaus öffentliche, Straßen-, Gesellschafts- und Versammlungsleben der kleinen Republiken bot so viel Gelegenheit für die Verbreitung des Worts, Theater und Festspiele gaben Schriftstellern, Dichtern und Rednern so viel Arenen des Glanzes und Ruhms, daß man unser Verbreitungsmittel der Gedanken leicht entbehrte. Näher lag den praktischen und weitherrschen den Römern dies Bedürfniß. Dennoch blieb auch ihnen die große Erfindung verborgen. Sie ersetzten sie aber durch – ihren Straßenbau. Diesen gebot ihnen das Bedürfniß. Die Straßen waren die Ketten, mit welchen Rom die Länder seines ungeheueren Reichs an sich fesselte, es waren die festungsreichen Bahnen der Legionen, Roms Heerwege. Sie zerfielen mit dem Reich, zumal in Deutschland, dessen Bedürfniß dem Verkehr später andere Richtungen anwies. Karl der Große that viel für die Herstellung guter Wegbauten, aber auch ihm dienten sie hauptsächlich als Heerwege. Unter den späteren Kaisern ging die alte Straßenbaukunst zu Grabe und erstand erst wieder, als das Reich selbst im Grabe lag. Im ganzen Mittelalter bis auf die neueste Zeit war Sicherheit des Eigenthums gegen Raub und Krieg des deutschen Volkes oberstes Bedürfniß. Die Sicherheit stand höher, als der Erwerb; sie war so selten, und man war genügsam. Wo im Volke eine Abneigung sich in solchem Grade ausgebildet hat, wie bei den deutschen Bauern die gegen freiwilliges Straßenbauen, da müssen Ursachen dazu Jahrhunderte eingewirkt haben. Und hier wirkte nicht nur die von Oben gepflegte Gewohnheit unseres deutschen Landvolks, zu jedem Schritt vorwärts, von der Obrigkeit zu ihrem irdischen, wie vom Pfarrer zu ihrem himmlischen Heile, sich nur durch Zwang bewegen zu lassen, – sondern es sind auch bittere Familien- und Gemeinde-Erfahrungen durch Jahrhunderte, welche das Gefühl in's Volk setzten, daß die Sicherheit des Eigenthums zunehme im Grade der Entfernung desselben von den Heerstraßen. Daß dem in der That so ist, können noch heute zahlreiche Aktenstücke der deutschen Archive aus neuester Zeit beweisen. Als zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, am lebhaftesten aber nach den letzten Franzosenkriegen, der Straßenbau in Deutschland von den Regierungen in die Hand genommen wurde, kamen viele Gemeinden zu ihren Fürsten und Behörden mit den dringendsten Bitten, die Chausseen nicht durch ihre Dörfer, nicht durch ihre Flurmarkung, ja, möglichst weit abseits zu führen, – und warum? Aus Furcht vor Truppendurchzügen. Es lache Niemand darüber! Wo ist in Europa, ja auf der Erde, noch ein Land, das der Krieg so oft durchrast, wo ein Volk, das die Blut- und Raubgier so oft zerrissen hätte! Wer auf die Karte von Deutschland alle Blutlachen der Schlachten, Gefechte, Belagerungen und Verfolgungen, alle Brandstätten der „kriegs-

[1693] Anspielung auf das Gedicht „Peter in der Fremde" von August Gottlob Eberhard (1769–1845), in dem besagter Peter seine „Weltreise" ebenfalls in nächster Nähe seines Ausgangspunktes beendet.

rechtlichen“ Zerstörungen malen könnte, nur seit dreihundert Jahren, der würde ein schreckliches Bild aufstellen. Es fallen in diesen Zeitraum deutscher Geschichte mehr als einhundert und fünfzig Kriegsjahre! Und an wessen Gut und Blut zehrten diese stets und zumeist? – Niemand darf sich wundern, wenn der Bauer endlich zu der Ueberzeugung kam: je weiter hinter dem schlechtesten Weg, desto sicherer! Und was einmal im Bauern fest steckt, das ist nicht durch Belehrung und Zureden, sondern nur durch die Zeit und ihre neuen Erfahrungen wieder heraus zu treiben. Wer sich im Vaterlande umgesehen, weiß, daß diese neuen Erfahrungen kaum zu wirken begonnen haben, ja, daß sogar für die nächste Zukunft ihr abermaliges Zurücktreten zu befürchten ist. Deutschland ist gegenwärtig nach allen Richtungen von guten, zum Theil musterhaften Straßen durchzogen. Wessen Bedürfniß rief sie in’s Leben? Das der Staaten und der Städte. Es sind Heer- und Verkehrwege. Die Chausseen verbanden anfangs vor Allem Stadt mit Stadt. Im 18. Jahrhundert war jedoch die Technik des Straßenbau’s noch so mangelhaft, daß man, des festeren Grundes wegen und aus Scheu vor den kostspieligen Brückenbauten, die Richtung über die Berge den Thalwegen vorzog. Dadurch waren viele Bergorte in den Straßenzug mit aufgenommen und viele Fabrik- und Manufakturanlagen im Gebirg in’s Leben gerufen worden. Auch sah man weniger auf möglichst gerade Richtung der Hauptstraßen, ja, manche Staaten traf der Verdacht, daß ihre meisten Wege bestimmt seien, den Reisenden so lange als möglich innerhalb ihrer Grenzen aufzuhalten. Als nun nach der Beendigung der Kriege das Vertrauen auf die Befestigung des Friedens mehr und mehr Platz in den Gemüthern gewann und das Gefühl der Sicherheit auch auf das Landvolk überging, begann das Abzweigen der Landstraßen und Gemeindewege von den Heerstraßen, und dies war von großer Bedeutung für den Wohlstand der Länder: sie wurden dadurch nach allen Richtungen dem Verkehr und dadurch einer vortheilhafteren Ausbeutung ihrer Produktion aufgeschlossen. Kleine Länder wurden durch solche Straßenverzweigungen in demselben Verhältniß größer, als jetzt die größten Staaten vor dem auf den Eisenschienen dahin fliegenden Blick des Reisenden kleiner werden; sie individualisirten das Land, bewahrten auch den kleinen Städten ihren Werth und waren der Schutz des Bürgerthums und seiner Gewerbe. Dieser seiner Zeit glückliche Zustand mußte weichen, als das Bedürfniß des großen Verkehrs und der großen Produktion wach wurde und die Zoll- und Mauthschranken innerhalb der deutschen Grenzen nach und nach fielen. Es waren wichtige Fortschritte in der Volks- und Staatswirthschaft, welche nun auch die großen Straßenanlagen nothwendig machten, die unser Jahrhundert entstehen sah, und sie führten zuerst zu der Centralisation der Länder, die durch die Eisenbahnen auf die höchste und ohne Zweifel auf eine gefährliche Spitze getrieben wird.

Jeder neue Straßenzug führt die Verödung der älteren, bisher belebten Verkehrswege herbei, Dies [sic!] traf viele Gegenden des gebirgreichen Deutschlands um so mehr, als die Straßenbaukunst mit Hülfe ihrer vielfachen Verbesserungen fortan den Thalbau der früher beliebten Richtung über die Berge vorzog und, den größeren Ansprüchen des Verkehrs entsprechend, vorziehen mußte. Man verlangte für den Fuhrwagen schwerere Beladung, für Post- und andere Reisewägen raschere Beförderung. Dies mußte die Bergwege mit ihrem kostspieligen Vorspannzwang in Mißkredit bringen. Die Staaten wendeten ihre Hauptsorge den großen Straßenzügen zu, über ließen die alten Straßen der Fürsorge der Gemeinden, überantworteten sie dadurch in den meisten Fällen dem Untergang, aber zugleich auch den Wohlstand der Gebirgler selbst einem raschen Verfall: Niemand zweifelt mehr daran, daß ein großer Theil der sich so oft wiederholenden furchtbaren Noth gerade in den Gebirgen Mitteldeutschlands deren Mangel an guten Kommunikationsmitteln zur Last falle. – Der Verkehr drängt in seiner koncentrischen Richtung nach den großen Werkstätten der Industrie und nach den großen Märkten hin, die Reiselust zieht von einer großen Stadt zur andern, was dazwischen und abseits liegt, bleibt sich von nun an selbst überlassen. Schon vor Jahren klagte eine Stimme vom Rhein über den Verfall aller kleinen Städte an dem jetzt mit Dampfeshülfe von Hunderttausenden befahrenen Strom. Tausende, heißt es dort, sehen sich jetzt im Vorüberfahren an den schönen armen Städten satt, in welchen sich früher hundert Reisende satt zehrten. Ein solches wirtschaftliches und sociales Erkranken wird sich in allen vom Verkehrsstrom verlassenen Gegenden Deutschlands um so fühlbarer machen, jemehr das Eisenbahnnetz sich zum alleinherrschenden Beförderungsmittel vervollständigt.

So plötzlich und gewaltsam, wie durch Dampfkraft und Schienenwege, sind, so weit die Geschichte der Menschheit zurückgeht, die Bahnen des Verkehrs nicht in andere Richtungen getrieben worden. Ebenso gewaltsam werden sie auf die Umgestaltung des gesammten öffentlichen Lebens ein-

wirken. Hunderte von kleinen Städten mit ihren kleinen Gewerben werden hinsiechen, und ein ebenso krankhafter Ansatz wird die Hauptplätze des Verkehrs anschwellen: der durch freies Gewerbe selbstständige Bürger verschwindet und das Proletariat bevölkert die Emporien der Massen-Fabrikation und des Welthandels. Die Landbevölkerung aber scheint die, bei der vor herrschenden Sorge für Eisenbahnbauten hie und da bereits hervortretende Vernachlässigung der öffentlichen Straßen sich zum Muster zu nehmen; der alte feindselige Zug gegen alles Wegebauen macht sich wieder geltend, es wächst schon wieder Gras auf vielen Wegen, andere ackert man um als Ersatz für das zu Eisenbahnbauten abgetretene Land. So ist man denn in dem besten Zuge, Alles zu thun, was die Verarmung der abseits von den Bahnen gelegenen Ortschaften am schnellsten herbeiführen muß. Angesichts dieser Thatsachen und bei der klaren Voraussicht in die unausweichbare Zukunft des größten Theils unserer Volksgenossen ist jede Stimme verpflichtet, das rettende Wort auszurufen, und das ist: Baut gute Straßen zur Eisenbahn! Das ist das Nothgebot der Zeit. Jedes Land, das dieses Gebot mißachtet, wird auf seiner Eisenbahn nur seinen eigenen Wohl stand davon fahren sehen. Dagegen werden in kurzer Zeit an dem eisernen Verkehrsstrom die Preise der Arbeitskräfte in demselben Grade steigen, als sie abseits davon fallen, es wird dadurch die Konkurrenz der „Binnengeschäfte“ mit den „Stromgeschäften“ abermals möglich, aber gerade deshalb muß dem Lokalverkehr der Weg zum Weltverkehr offen erhalten werden! Denn – „wenn der stockende Lokalverkehr das Land herab-, der blühende Weltverkehr die Städte in die Höhe zieht, so wird unsere ganze Kultur ein schiefes Gesicht bekommen“[1694] – hat schon 1852 ein kluger Mann behauptet. – Für die Notwendigkeit des eifrigsten Straßenbau’s zu den Eisenbahnen spricht aber noch ein anderer Umstand: die bessere Rentabilität der Bahnen überall, wo tüchtige Staats und Gemeindewege Volk und Regierung das Zeugniß der Reife für die neuesten Verkehrsfortschritte ausstellen. Dieser Umstand erregt in uns die Hoffnung, daß die Männer des Eisenbahnen bauenden Kapitals aus Rücksicht auf ihr eigenes Interesse sich zu der Ansicht erheben müssen, es sei ihre Pflicht, den Gewinn dieser reich lohnenden Unternehmungen nicht einzig und allein in ihre Tasche zu stecken, sondern einen Theil davon für Herstellung und Erhaltung von Eisenbahn-Seitenstraßen zu verwenden.

Solche Straßen haben stets die möglichst-kurze Linie nach den nächstgelegenen Bahnhöfen zu durchmessen. Diese bilden die Koncentrationspunkte des Landes- oder Provinzialverkehrs, je nach der Wichtigkeit ihrer Lage und der Größe des Landes. Man unterscheidet bekanntlich Bahnhöfe 1. und 2. Klasse. Letztere enthalten alle Einrichtungen, wie die Hauptbahnhöfe, nur in kleinerem Maßstabe. Die Hauptbahnhöfe, meist nur in großen Haupt-, Handels-, oder in Residenzstädten errichtet, nehmen immer einen großen Raum und bedeutende Kosten in Anspruch, letzteres besonders, seitdem es Sitte geworden ist, sie zu den öffentlichen Prachtbauten zu zählen und mit Luxus auszustatten.

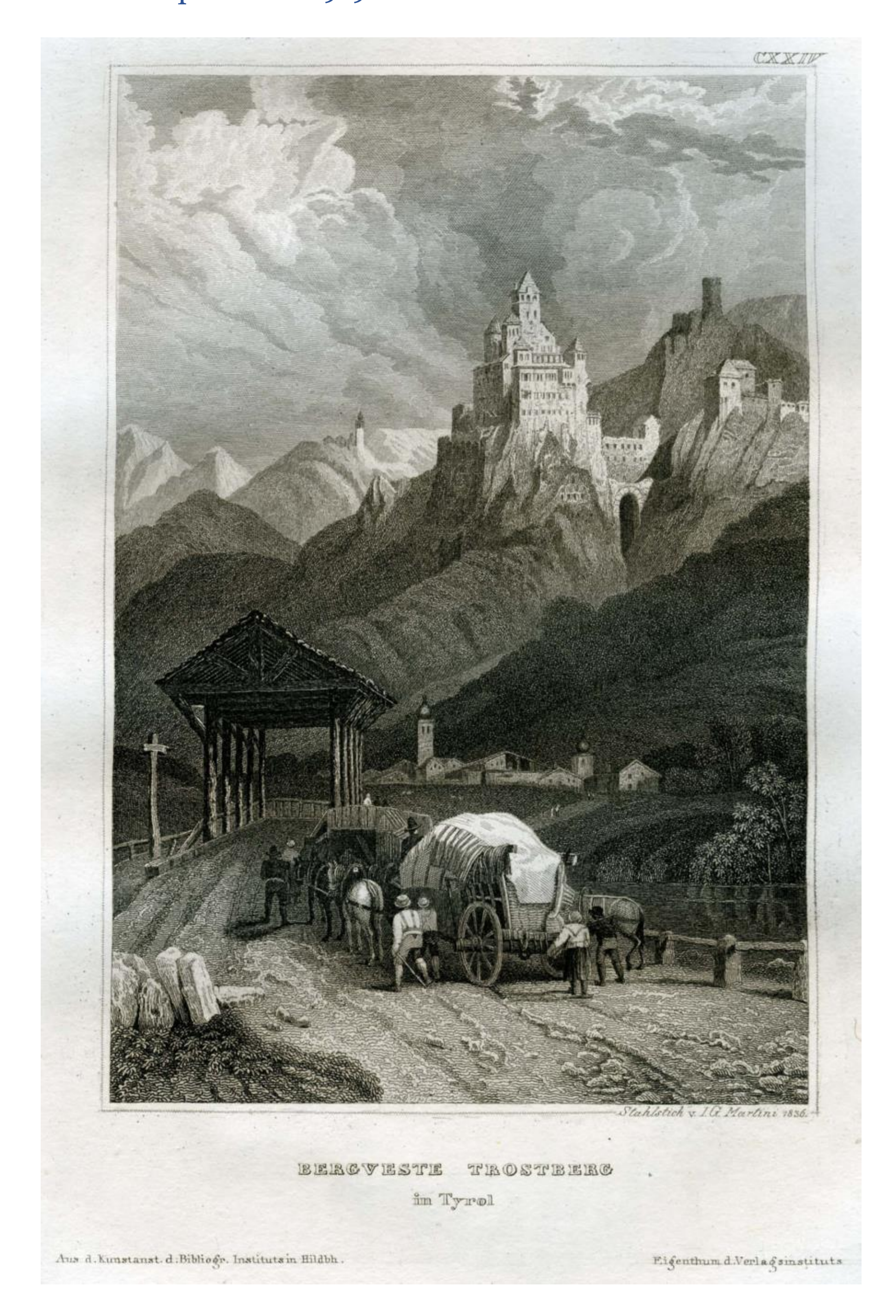
Der Bahnhof, welcher uns zu unserem Ausflug veranlaßt hat, nimmt den Platz des ehemaligen Schützen-Hauses vor dem Karlsthore zu München ein. Bürklein[1695] baute ihn 1847–1849. Durch prachtvolle Holzkonstruktion und Größe imponirt die Einsteigehalle; sie hat eine Breite von 98 und eine Länge von 378 Fuß. – Betrachte Dir ihn recht, es wird noch unermeßliches Leben durch ihn fluthen. Nur noch wenige Jahre, und aus seiner mächtigen Halle fliegt der Eilzug mit Dir in zwei Tagen nach Paris und in einem Tage, ganz nach Deinem Herzensgelüste, gen Wien oder Mailand, oder in unsere Thüringerberge oder nach Venedig, magst Du nun ein goldiger Herr oder ein zerrissener Handwerksbursche sein. Dann sage, ob’s nicht wahr ist:

> Faust’s Mantel ist Dir zur Verfügung gestellt
> Und Sturmeswehen!

[1694] Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) in seinem Werk „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik […]. Erster Band. Land und Leute“ (Stuttgart: u. Tübingen: J. G. Cotta 1854), S. 59.

[1695] Georg Friedrich Christian Bürklein (1813–1872), der u. a. auch die Bahnhöfe von Würzburg und Bamberg erbaute.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 89-91.



CXXIV. Trostberg[1696] in Tyrol.

Nicht leicht kann eine Straße reicher an gefälligem Abwechselungen seyn und überraschendere Kontraste darbieten, wie der alte Heerweg von Innsbruck nach Verona über den niedrigsten der Alpen-

[1696] Heute Trostburg (ital. Castel Forte). Dieser Beschreibung liegt, zumindest was die Wegbeschreibung anbelangt, Franz Tschischkas (1786–1855) Werk „Der Gefährte auf Reisen in dem österreichischen Kaiserstaate. – Für Reisende jeden Standes und Zweckes nach den neuesten und bewährtesten Quellen bearbeitet […].“ (Wien: F. Beck 1834), S. 160-163 zugrunde.

pässe, welche Deutschland mit Italien verknüpfen, den nämlichen, den die römischen Legionen zogen, als sie die Eroberung unseres Vaterlandes versuchten.

Gleich hinter Innsbruck zieht sich die Straße, an der Abtei Wildau vorbei, aufwärts, und der Reisende betritt den klassischen Boden Tyrols. Von hier bis Brixen[1697] ist nämlich jede Meile ein Schlachtfeld, auf dem nach der heldmmüthigen Erhebung der Tyroler am 8. April 1809 zur Abschüttelung des verhaßten Baiern-Jochs, dieses kleine Bergvolk gegen die ungeheuerste Uebermacht kämpfte; nicht für die Freiheit, sondern für die angestammte alte Herrschaft Oesterreichs, das eine so seltene und so großherzige Hingebung übel vergalt und die Betrogenen ihrem Schicksal überließ. Am Iselberge, über den die Straße zieht, erfochten die tapfern Bergbewohner jenen berühmten Sieg über das französisch-bayerische Heer, in dessen Folge acht tausend Mann das Gewehr streckten und eine Menge von Napoleons welterobernden Adlern und Fahnen das Loos traf, neben den Gnadenbildern auf den Tyroler Bergen als Trophäen zu prangen. – Vom Isel ist ein prächtiger Rückblick auf das eben verlassene Innsbruck. Von der nächsten Station, Schönberg, schaut man in das Stubeyer Thal hinein, das seines Gletschers wegen oft besucht wird; dann geht es das angenehme Sillthal hinauf durch den Flecken Mattrey und das Dorf Steinach, von wo der Weg zum Brenner-Paß[1698] bequem und in weiten Schlangenwindungen hinansteigt. Der höchste Punkt des Col[1699] liegt 4264 Pariser Fuß[1700] über dem Meere; aber der beschneiete Gipfel des Berges ist 2000 Fuß höher. Das Posthaus steht auf der Schärfe des Kammes und aus seinen Fenstern hat man entzückende Aussichten in die Bergwelt und in sonnige Thaler nach Italien hin. – An der Seite der tobenden Eisack[1701], welche bei'm Dorfe Brenner einen schönen Wasserfall bildet, kommt man nach fünfstündigem Abwärtssteigen nach Sterzing[1702], einem artigen Städtchen von 1300 Einwohnern, der URBS STYRIACORUM[1703] der Römer. Unfern von demselben ragt wie ein Riese der 8000 Fuß hohe Schneeberg in die Wolken. – Immer in engem Thale und zuweilen in tiefer schauerlicher Schlucht läuft der Weg fort bis nach Mittenwald[1704]. Diese ganze Strecke vertheidigte Hofer[1705] mit seinen Tyrolern Schritt vor Schritt mit verzweifelter Tapferkeit gegen die fremden Unterdrücker, und ein Bergkessel[1706] bei dem genannten Dorfe ist die Stelle, wo der Held eine seiner gelungensten Waffenthaten ausführte. Als nämlich die 4000 Mann starke Vorhut des vereinigten Heeres der Franzosen und Baiern bis hierher vorgedrungen war, sahen diese den Ausgang durch Verhaue und Gräben gesperrt. Sie machten Anstalt aufzuräumen, als auf ein gegebenes Zeichen plötzlich von allen Bergen rings umher große Felsblöcke sich lösten (welche die Tyroler zu dem Zwecke gelokkert, mit Stricken aber festgehalten hatten) und auf die entsetzten Feinde mit Lavinendonner herabstürzten. – Ueber 2000 Mann wurden zerschmettert und der fliehende Rest fiel von den Kugeln und Kolbenschlägen der ihnen nacheilenden Bauern. Fast keiner entrann. So groß war die Wirkung dieser That auf das Hauptheer, daß dieses sich bis zum Fuße des Brenner zurückzog, und es, obschon an Zahl der Handvoll Bergschützen zwanzigfach über legen, lange nicht wagte, seine Angriffsoperationen zu erneuern. –

[1697] Ital. Bressanone.

[1698] Ital. Brennero.

[1699] Frz. für Gebirgspaß.

[1700] 32,48 cm.

[1701] Ital. Isarco, ladin. Isarch.

[1702] Ital. Vipiteno.

[1703] Lat. Vibidenum.

[1704] Mittewald (ital. Mezzaselva).

[1705] Der Tiroler Wirt und Widerstandskämpfer Andreas Hofer. Der Sieg über die Franzosen bei der „Sachsenklemme" (s. u.) wurde jedoch unter dem Kommando von Peter Mayr (1767–1810; hingerichtet) erfochten.

[1706] Die noch heute so benannte „Sachsenklemme", deren Name auf den Umstand zurückzuführen ist, daß Sachsen und Thüringer den Großteil des hier am 4./5. August 1809 aufgeriebenen frz. Truppenkontingents ausgemacht hatten.

Ein tiefes Defilee, das sich nach rechts und links häufig in malerische Bergthäler öffnet, und an den Schlössern Sporchenstein[1707] und Reiffenstein[1708] vorbei, dann bei Mühlbach[1709] dem alten Raudeneck[1710] vorüber, führt, leitet in das freundliche Pusterthal[1711], und Brixen, die größte Stadt desselben, liegt ausgebreitet da. Hier weht zuerst italische Luft und die sonnigen Bergwände sind mit Reben, Kastanien und Feigen bepflanzt, welche gut gedeihen. Aber weiter abwärts verengt sich das Thal von neuem zur Schlucht, und die dunkeln Schatten der hohen Berge verscheuchen die südliche Vegetation wieder. – Hinter Clausen[1712] (5 Stunden von Brixen) wird die Gegend schauerlich wild, Bergkegel thürmt sich an Bergkegel auf, und ein eisiger Wind, hoch von den entferntern Schnee- und Gletscherwüsten kommend, blast aus allen Schluchten. Durch dieses Labyrinth windet sich die Straße bald rechts und links an der Puster fort, die unten im tiefen Felsbett braust, bis zum Dorfe Kollman[1713], welches die Poststation zwischen Brixen und Botzen[1714] bildet. Gleich hinter diesem in einem von hohen Bergen umgebenen, freundlichen Thale liegenden Orte erfreut den Reisenden eine der herrlichsten Berglandschaften Tyrols. Seltsam erheben sich auf einem von Himmel und strahlenden Schnee- und Eisalpen geformten Hintergrunde eine Menge Bergpyramiden hinter- und übereinander, und Burgruinen und alterthümliche Schlösser prangen auf den meisten ihrer Gipfel.

Unter allen ragt die Bergveste Trostberg hervor, hoch auf unzugänglichen Felszacken, und mit ihren sieben Thürmen wie ein Obelisk gen Himmel strebend. Diese Burg, eine der ältesten des Landes und eine der besterhaltenen, befindet sich in einem bewohnbaren Zustande, und war in der Zeit des Faustrechts, als die räuberische Gewalt noch die Löwenhaut trug, welche sie in civilisirterer Zeit zu unbequem fand und darum ablegte, eine der gefürchtetsten Zollstätten und der Schrecken aller des Wegs ziehenden Fuhr- und Handelsleute. Ohne Zweifel hatten ihre Besitzer das Lokal gut gewählt. An der Straße, auf der sich Venedigs Handel mit dem Norden bewegte, war das Adlernest, nach damaliger Weise Krieg zu führen, so gut als unangreifbar, weswegen auch alle Zerstörungsversuche unschädlich an ihm vorübergingen. Wie durch Wunderkraft auf den spitzigen Felsen in räthselhaftem Gleichgewicht gehalten, ist es nur durch eine Brücke zugänglich, welche über eine 200 Fuß tiefe, breite Schlucht zum befestigten Nachbarberge führte, und war die Zugbrücke aufgezogen, so saßen diese Zöllner der alten Zeit sicher in ihrem Horste und konnten jeder sich ihnen nahenden Uebermacht spotten.

In den verödeten Hallen dieser merkwürdigen Burg, mit ihren Verließen und Folterkammern, waltet noch ganz des Ritterthums romantischer Geist, und sie wäre vortrefflich geeignet, um zu einem Gegenstück von Götz von Berlichingen[1715] zu begeistern, dessen Dichter freilich kein Göthe[1716] von Gesinnung seyn dürfte.

[1707] Sprechenstein (ital. Castel Pietra).

[1708] Reifenstein (ital. Castel Tasso).

[1709] Ital. Rio di Pusteria.

[1710] Rodeneck (ital. Rodengo).

[1711] Ital. Val Pusteria, ladin. Val de Puster.

[1712] Klausen (ital. Chiusa, ladin. Tluses bzw. Tlüses).

[1713] Heute Barbian (ital. Barbiano).

[1714] Bozen (siehe hierzu S. 1659, Anm. 5211).

[1715] Der Reichsritter Gottfried „Götz“ von Berlichingen zu Hornberg (ca. 1480–1562), dem Johann Wolfgang von Goethe mit seinem 1774 uraufgeführten Schauspiel in fünf Aufzügen „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ (O. O.: o. Vlg. 1773) ein dichterisches Denkmal gesetzt hatte.

[1716] Johann Wolfgang von Goethe, dessen entschiedene Ablehnung der Ritterromantik allgemein bekannt war.



SCHLOSS TROSTBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [53]-60.

Schloß Trostburg im Grödnerthal.

Zu den bekanntesten Thälern in sämmtlichen Alpengebieten gehört das Grödenerthal. Keineswegs aber deshalb, weil sich jemals der Zug der Reisen den dorthin gewandt hätte. Das Grödenerthal ist nur dem Namen nach bekannt, ja populär geworden und zwar bis zu fernen Welttheilen. Dieser Ruf, der sich eigentlich blos traditionell fortpflanzt, gründet sich nicht auf Naturschönheit, sondern auf die kunstfertigen Holzschnitzereien jener Thalbewohner, welche ihrer Zeit die ersten und besten in dieser Beschäftigung waren.

Sie bildete einen so ungeheuren lukrativen Industriezweig, daß noch die meisten ethnographischen Werke über Tyrol von Schilderungen über die unverhältnißmäßige Rührigkeit und Wohlhabenheit dieses Alpengaues wimmeln.

Wie sehr aber haben sich diese Zeiten geändert und zwar zum Nachtheil der Bewohner! Wohl findet der Reisende einen noch hie und da bestehenden Reichthum, daneben aber macht sich beklagenswerthe Armuth geltend, und die betrübende Wahrnehmung von einem vollständigen Rückgang in der sonst so fröhlichen Gewerbthätigkeit.

Der eigentliche Erfinder der, man kann sagen, verhängnißvollen grödener Holzschnitzerei war Johann de Metz[1717] aus der Gemeinde St. Ulrich, welcher ganz zufällig diese Beschäftigung begann und durch sein Beispiel hunderte von jungen Leuten dazu hinriß, weil seine Arbeiten ungewöhnlichen Beifall bei den Käufern fanden. Einige andere grödener Holzschnitzer gingen endlich nach Italien, besonders nach Venedig, um dort förmlich plastischen Unterricht zu nehmen. Die Arbeiter bezogen anfangs die tyroler, später überhaupt die europäischen Märkte und kehrten bereichert von ihnen zurück. Ja es wurden sogar auswärts große Niederlagen gegründet, in Lissabon, in Madrid, in Rom, in Neapel, in Philadelphia, in Mexiko und die Männer, welche diese Etablissements besaßen, waren sämmtlich geborene Grödener.

Später aber änderte sich der Gang der Geschäfte mit der neuen Zeit. Es half nichts mehr, selbst zu reisen, denn fremde Spekulanten rissen den Vertrieb der Holzschnitzartikel an sich und bedrückten, unterstützt von der Konkurrenz vieler anderer nun gleichfalls in Holz arbeitenden Alpenthalbewohner, die Verfertiger solcher Gegenstände gerade in gleicher Weise, wie noch heute die Weber und Spitzenklöppeler im Erz- und Riesengebirge durch die großen Handlungshäuser um ihr eigentlich ihnen zukommendes Verdienst gebracht werden.

Um die Verlegenheit der Grödener zu steigern, gesellte sich zu diesen Verhältnissen noch ein beinahe lächerlicher Umstand: den guten Thalbewohnern ging das Holz zu ihren Arbeiten aus. Hundert Jahre lang hatten sie ohne das mindeste Nachdenken mit ihren scharfen kleinen Messern holzwurmartig darauf losgeschnitzelt, bis endlich im weitesten Umkreis ihres Grundes fast alle Zirbelnußkiefern, aus denen sich am vorzüglichsten Holzbijouterien herstellen lassen, vom Erdboden verschwunden waren. Vergeblich betete man inbrünstig für das schleunige Wachsthum der kleinen übrig gebliebenen Bäum-

---

[1717] Historisch nicht verbürgt. Erster urkundlich belegter Holzschnitzer im Grödnertal war Christian Trebinger, auch Christian da Trebe genannt (* ca. 1580).

chen. Doch die Zirbelnußkiefer (Arve, *pinus cembra*), die sich nur auf einer beträchtlichen Meereshöhe findet, gedeiht langsam und nur die Palme der Unwissenheit und Dummheit ist es, die überall wie ein Pilz aus der Erde hervorschießt.

Jetzt, wo das Holzschnitzen so allgemein in Tyrol, in der Schweiz und im bayerischen Hochlande geworden ist, würden auch den Grödenern ganz neue Waldungen von Arven nichts mehr nützen. Ohnedies modellirt man gegenwärtig eben so viel in Ahorn, Nußbaum und Birnbaumholz. Im letzteren Material haben sich ganz vorzügliche Talente, die freilich oft erst in Wien eine nachhelfende Ausbildung erlangten, künstlerisch hervorgethan. Der reisende Kunstfreund möge es nicht versäumen, Einiges von ihren besten Leistungen, häufig Schlachtbilder aus dem Tyrolerkrieg[1718] oder Madonnen im Relief, im Ferdinandeum[1719] zu Innsbruck oder auch bei manchen Privatleuten (zum Beispiel beim Bürgermeister Haller[1720] in Meran) in Augenschein zu nehmen.

Wenngleich das Grödenerthal mitten in den deutschen Alpen liegt, so herrscht doch darin nicht die deutsche Sprache, sondern eine romanische Mundart. Ob und wie sie sich aus den Römerzeiten hier in dieser Gegend entwickelt hat, ist eben so schwierig zu entscheiden, als sich über das Ladinische und Romanische im Engadin urtheilen läßt.

Einer der schönsten und unbedingt interessantesten Punkte dieses im Allgemeinen monotonen, nur sechs Stunden langen Thals ist das alte Schloß Trostburg, welches man gleich unweit der Eisack jenseit Kollmann[1721] am Eingange des Val Gardena auf einem ziemlich beträchtlichen Felsenhügel zur Rechten erblickt.

Unser Bild zeigt es in der Ansicht von Süden gegen Norden gerichtet mit seinen viereckigen Thurmbauten und mächtigem Gemäuerwerk des Burghauses. Diese merkwürdige Ruine gehört zu den wohlerhaltensten mittelalterlicher Vesten in ganz Tyrol, ja in Deutschland. Es knüpfen sich aber auch daran so romantische Erinnerungen aus alten Tagen, daß es nur aus Unkenntniß zu erklären ist, wenn so viele Reisende des Eisackthales den kleinen Umweg zu jener Burg scheuen, während sie doch sonst mit einer wahren Passion Ruinen erklettern, die nicht im Mindesten den Werth und Reiz geschichtlicher Ueberlieferung haben.

Hier auf Trostburg wurde vor fünfhundert Jahren, 1367, ein seltsamer Mann geboren, der, wie kaum ein anderer, der vollkommenste Repräsentant des abenteuerlichen Mittelalters genannt zu werden verdient. Hätte er gethan, was Marco Polo[1722] that, und jetzt so viele unbedeutende Köpfe zur Ermüdung der Leser für ihre heiligste Pflicht halten, – hätte er in einer genauen Schilderung seine Lebensgeschichte niedergeschrieben, so würden uns Nachrichten und Sittenbilder über ferne Tage und Länder aufbehalten sein, wodurch manche unausfüllbare Lücke in der Spezialhistorie vermieden wäre.

Jener ruhelose, thatendurstige, lebensmuthige Mann, dem nur daheim eine Penelope fehlte, um ein tyroler Odysseus zu sein, war der Ritter und Minnesänger Oswald von Wolkenstein[1723].

Der rothe Faden seiner irdischen Schicksale ist so lang und hat so viel Knoten und Verschlingungen, daß wir nur einzelne Episoden aus seiner Laufbahn näher betrachten können, wenn wir in dem alten Rittersaal seines väterlichen Schlosses stehen und das ehrwürdige Archiv der Trostburg durchblättern.

In Oswald von Wolkenstein lebte der Geist jener Tage, die sich noch sehr nahe an das ächte kraftvolle Ritterthum voll Thatendrang und ungemessener Frauenverehrung anlehnten. Man verband damals mit der kriegerischen Aktion den Gesang der Minnepoesie und die meisterhaften Dichtungen

---

[1718] Der Tiroler Volksaufstand gegen die bayer. Besatzung während des 5. Koalitionskrieges von 1809. Unter der maßgeblichen Führung Andreas Hofers war das Land im Frühjahr 1809 von der bayerisch-französischen Besatzung befreit worden und konnte bis zum Herbst erfolgreich verteidigt werden. Erst im November und Dezember 1809 gelang es den feindlichen Truppen, das Land erneut zu besetzen und ihre Herrschaft neu aufzurichten.

[1719] Das Ferdinandeum war 1823 in Innsbruck unter dem Namen „Tirolisches Nationalmuseum“ gegründet worden (siehe hierzu auch S. 475, Anm. 1364).

[1720] Josef Valentin Haller (1792–1871), von 1826 bis 1861 Bürgermeister von Meran.

[1721] Heute Barbian (siehe hierzu S. 584, Anm. 1713).

[1722] Marco Polo (ca. 1254–1324).

[1723] Oswald von Wolkenstein (ca. 1377–1445), der allerding höchstwahrscheinlich auf der Burg Schöneck im Pustertal geboren wurde, jedoch den Großteil seiner Kinder auf der Trostburg verbracht haben soll.

einer kurz vorhergegangenen Periode, eines Walther von der Vogelweide[1724], Wolfram von Eschenbach[1725], Gottfried von Straßburg[1726] klangen noch fort und zwar lebendig im Munde zahlreicher Liederfreunde.

Schon in seinen Kinderjahren war Oswald, ein leidenschaftlicher Verehrer der Liederkunst, die oft von fremden herumziehenden Sängern, besonders Wälschen, zur Unterhaltung vornehmer Burgbewohner zum Besten gegeben wurde. Man liebte in jenen Tagen gesellige Freuden der Art bei Wein und Becherklang, wenn es in der späten Herbstzeit, ja selbst im Winter die schneefreien Wege erlaubten, daß sich die Ritter einander zu Gaste luden. Das schlechte Wetter des eigentlichen Winters verödete sie auf ihren Felsennestern und es waren lange, einsame Monate, die sie oft bis zum Beginn des Frühjahrs vertrauern mußten. In ihnen wurde die Phantasie dann um so nachhaltiger zu neuen Thaten und Unthaten angeregt und die bessere Jahreszeit machte es möglich, die angesammelte, häufig für die Unterthanen nicht segensreiche Kraft auszutoben.

Bei einem der Vergnügungsspiele, die in der Fastnachtzeit auf der heimischen Trostburg gefeiert wurden, hatte Oswald bereits in seiner Kindheit das Unglück, durch einen Bolzenschuß sein rechtes Auge zu verlieren. Er selbst erzählt, daß er deshalb sein ganzes Leben hindurch viel Spott und Hohn habe erdulden müssen, besonders von Solchen, die man nicht ritterlich strafen kann, von „minniglichen Frauen“.

Diese Unzartheit eines schonungslosen Urtheils würde uns von Seiten des schönen Geschlechts jetzt gar hart und ungewöhnlich erscheinen. Damals jedoch hielt man sich von humanen Rücksichten viel weiter entfernt. Wenn ein Ritter an seinem Körper oft Zeitlebens beschädigt war und dennoch den Frauen und Jungfrauen zu gefallen strebte, so bedauerte man sein Gebrechen nicht, sondern man zürnte ihm noch oben ein, daß er so kraftlos oder ungeschickt gewesen, sich von einem Gegner verletzen zu lassen. Auch nicht alle Damen, die Oswald später an betete, – und er betete sehr viel an – wußten wohl, daß er sein Auge schon als wehrloses Kind durch Zufall verlor; da er auch die Kunst des romantischen Lügens mit Odysseus gemein hatte, so mag er wohl den Meisten seinen Verlust durch einen grimmigen Zweikampf erklärt haben. Prahlerisches Aufschneiden und männlich tapferes Handeln war ehedem nicht, wie gewöhnlich heute, gänzlich getrennt, sondern oft innig mit einander verbunden.

Doch zurück zur abenteuerlichen Knabenzeit unseres Helden.

Kaum zehn Jahre alt, fing das Leben bei seinen Eltern an ihn zu ermüden. Ein alter hinkender Schloßkaplan hatte ihm, wie er erzählt, nur eine mangelhafte Bildung beizubringen vermocht. Um so eifriger war er aber in einem stolzen ritterlichen Selbstbewußtsein auf die tyroler Landesfreiheiten und Gerechtsame erzogen. Die Seinen schwärmten nicht für ihren Landesfürsten, sondern für den Glanz der deutschen Kaiser.

Nun lagen gerade zu jener Zeit in den fernen Provinzen an der Ostsee, welche von germanischer Sitte kultivirt werden sollten, die deutschen Ordensritter fortwährend mit der dortigen slavischen Bevölkerung im Kampf. Es war zugleich ein bekehrender Religionskrieg, denn jene rohen, mächtigen, kriegsmuthigen Stämme hingen vielfach noch dem Heidenthum an und beugten sich nur theilweis, gewöhnlich erst durch das Schwert gezwungen, den Satzungen der christlichen Lehre. Zu Oswalds Jugendzeit war der Hochmeister Kniprode[1727] der Ordensgeneral jener deutschen Ritter. Die Veste Marienburg galt als ein vielberühmter Sammelplatz für Dichter und Helden und aus allen Theilen Deutschlands zogen junge Degen dorthin, um sich im Kampfe gegen die wilden Horden der Ostsee Sporen und Rittermantel zu verdienen.

Da hörte der junge Oswald, dessen Sehnsucht ihn schon längst in die Ferne lockte, daß der Herzog Albert III. von Oesterreich[1728] einen solchen Kriegszug nach Preußen unternahm. Auch der Graf

[1724] Walther von der Vogelweide (ca. 1170–ca. 1230).

[1725] Wolfram von Eschenbach (ca. 1160/80–ca. 1220).

[1726] Gottfried von Straßburg († ca. 1215).

[1727] Winrich von Kniprode (ca. 1310–1382), seit 1351 22. Hochmeister des Deutschen Ordens.

[1728] Albrecht III. von Österreich (1349/50–1395), seit 1365 Herzog von Österreich.

Hugo II. von Montfort-Bregenz[1729] führte da bei eine Schaar seiner Vorarlberger und Tyroler an und noch fünfzig andere Dienstmannen und fünf österreichische Grafen gaben der Kriegsfahrt des Herzogs für jene Zeit einen verführerischen Ritterprunk.

Als die Reisigen das Eisackthal passirten und Oswald die glänzenden Rüstungen daherschimmern sah, verließ er heimlich die Trostburg und schloß sich den Kriegern an.

Noch ein halbes Kind, konnte er nur die Stellung eines Troßbuben einnehmen. In einem Stück Brod und drei Pfennigen bestand sein ganzer Proviant für die Zukunft. Indem er bei den Rittern die gemeinsten Dienste besorgte, die Rosse, Waffen und Harnische putzte, mußte er den größten Theil des weiten Weges unter schweren Anstrengungen zu Fuß zurücklegen. Immer sein phantastisches Ideal festhaltend, durch einen Dienst von unten auf und durch eigene Kraft ein Ritter „sonder Furcht und Tadel" zu werden, kämpfte er siegreich mit Hunger und Durst, mit Sonnenbrand und endlich mit jener nordischen Kälte und unwirthlichen Regennässe, welche für den Südtyroler ungewohnte Qualen bieten. Seine Nachtherberge war die aller Troßbuben, der Stall oder ein geschützter Platz außerhalb der Zelte inmitten der etwas wärmenden, ringsum gelagerten Pferde, wenn nicht in menschlichen Wohnungen kampirt werden konnte.

Die Kriegsthaten des Herzogs von Oesterreich erwiesen sich jedoch weder groß, noch langdauernd, denn er kehrte, nachdem er auf seinen Streifzügen viele vereinzelte Heiden erschlagen und gefangen hatte, des nordischen Klimas wegen bald nach Oesterreich zurück.

Oswald aber blieb acht Jahre lang, also bis zu seinem achtzehnten Jahre, bei dem mächtigen wohlorganisirten Ordensheer, in welchem er alle Artikel der damaligen Kriegskunst in vollendeter Weise lernte. Die Ausdauer seiner Natur und seines Muthes grenzte an's Unglaubliche. Bei einem Kampf in Litthauen mit dem Schwert durch den Leib gerannt und durch gefährliche Schläge am Haupte beschädigt, entwich er doch unter tausend Gefahren nach seiner Genesung der Gefangenschaft. Bei einer andern Gelegenheit gerieth er in einen tiefen See und die Kälte des Wassers lähmte ihn so, daß der kühne Schwimmer zu Grunde sank. Man sagt, erst nach Verlauf von beinahe einer Stunde gelang es, ihn an das Land zu ziehen. Als er wieder zu sich kam und man ihn höhnisch fragte, was er auf dem Boden des Sees gesucht, hatte er noch Humor genug zu antworten: „Fische mit meiner Nasenspitze!"[1730] Auch in den gefährlichsten Kampfspielen entwickelte er eine, selbst dem nordischen Ritterthum Staunen einflößende Kühnheit und ein eben so gutes Glück. Er stürmte einst mit solcher Gewalt auf einen berühmten Lanzenschwinger ein, daß er, als dieser eine Seitenschwenkung machte, mit dem sich überstürzenden Pferde eine Thür ein rannte und 24 Stufen in einen Keller hinabfiel. Nur sein Roß hatte den Hals gebrochen; er selbst stieg lustig wieder herauf und trank noch an demselben Tage auf die Gesundheit seiner Kriegsgenossen.

In Königsberg lernte Oswald die Verlockungen der Seeschifffahrt kennen und sein Thatendrang konnte denselben nicht widerstehen. Er vertraute sich dem Meere an und besuchte einige nordische Punkte, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern, Dänemark und später England und Schottland.

Damals hatte sich das alte skandinavische Reich in drei verschiedene aufgelöst, in Norwegen, Schweden und Dänemark; doch immer wieder suchte eins davon die Oberherrschaft zu gewinnen. Auf den dänischen Thron stieg die männliche Königin Margaretha[1731] und der Augenblick schien ihr günstig, die mit einander in Zwist liegenden Norweger und Schweden zu unterjochen. Oswald schwärmte für die ritterliche Gestalt Margarethas und focht für dieselbe jenen Kampf mit, welcher 1388 durch die Niederlage bei Falköping[1732] Norwegen, Schweden und Dänemark zu Gunsten Margaretha's mit einander vereinigten.

[1729] Hugo XII. Graf von Montfort aus der Linie Montfort(-Tettnang)-Bregenz (1357–1423).

[1730] Dieses sowie die übrigen Zitate im Text sind so nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[1731] Margarethe I. (dän. Margrete I.; 1353–1412), von 1375 bis 1387 Regentin von Dänemark, ab 1380 auch Regentin von Norwegen, seit 1387 Königin von Dänemark und ab 1388 auch von Norwegen und Schweden.

[1732] In der Schlacht von Åsle am 24. Februar 1389, in welcher der vom Reichsrat abgesetzte Schwedenkönig Albrecht III. von Mecklenburg (ca. 1338–1412) besiegt wurde.

Als später Oswald in London sich in träumerischer Versenkung mit der heiligen Graalssage und dem fabelhaften König Artus von der Tafelrunde beschäftigte, rissen ihn neue Kriegskämpfe mit sich fort.

England versuchte es, Schottland unter dessen bereits alten friedlichem Herrscher Robert II.[1733] zu erobern. Der berühmte Graf James Douglas[1734] führte die Schotten an. Mit seiner geringen Macht warf er sich dem heranrückenden Heere der Engländer unter Henry Percy[1735] vergeblich entgegen. Seine Mannen wichen vor den zahlreichern Gegnern. Da stürzte Douglas sich allein vor und als er, von drei Lanzenstößen durchbohrt, zu Boden fiel, rief er sterbend den Seinen zu: „Es ist eine Prophezeiung in meinem Hause, daß der todte Mann das Feld gewinnt. Heut geht sie in Erfüllung, erhebt das Banner und rächt meinen Fall!“ Die Schotten, durch diese Worte begeistert, sprengten die Reihen der Engländer und gewannen den Sieg. Diese Schlacht war eine der blutigsten des ganzen Jahrhunderts. Oswald kämpfte sie mit und war Augenzeuge der eben beschriebenen Scene.

Bald darauf reiste der junge Ritter über Irland nach Königsberg und von hier aus unternahm der wahrhaft großartige, unvergleichliche Abenteuerer, indem er sich einer kleinen Karawane anschloß, eine Landreise zu den Küsten des schwarzen Meeres. In Tana[1736] in der Krim, einem den Venetianern gehörigen Stapelplatz, trat er in die Dienste eines Kauffarteifahrers und der muthige Schlachtenrecke, der sich schon mit den ersten Rittern seiner Zeit im Kampfspiel und im Kriege siegreich gemessen hatte, zog freiwillig einen Matrosenkittel an und war bald Ruderknecht, bald Schiffskoch. Einst wurde aber auf einer Fahrt nach Trebisonde[1737] die Brigantine, auf welcher er diente, an einem Felsenriff im Seesturm zerschmettert. Es ertranken Alle bis auf zwei, wovon der eine ein Pole und der andere natürlich Oswald war. An ein Faß Malvasierweins sich festklammernd, schwamm er mit seinem Gefährten in den Hafen und kaum gerettet, erwachte schon wieder die unverwüstliche Laune Oswalds und er schilderte den versammelten Matrosen mit heiterem Humor, wie ihn nur der Duft des Malvasierweins die Kraft der Ausdauer im Festhalten gegeben und ihn von der Bequemlichkeit abgehalten habe, sich lieber zu Grunde gehen und ertrinken zu lassen.

Von hier aus gelangte der merkwürdige Mann mit einer Karawane bis an den Euphrat, kehrte nach zwei Jahren zum schwarzen Meere zurück, segelte als Schiffskoch mit nach Candia[1738], lernte Konstantinopel[1739] kennen, schiffte durch den griechischen Archipel und verweilte schließlich mehrere Jahre lang auf Candia. Er betrieb dort alles Mögliche, Hülfleistungen beim Kaufmannsstande, und das wenig respektable Amt eines Stallknechts. Doch seine Armuth mit Heiterkeit bekämpfend, entzückte ihn dieses üppige, warme Cypresseneiland mit dem weißen Haupte des Berges Ida, und was eigentlich seine dichterische Phantasie bewegte, waren die alten Zaubersagen und Wundermärchen, welche damals wie Sirenengesänge von den felsigen Küsten und Vorgebirgen der hellenischen Inselwelt wiederklangen. Antike Mythen mischten sich darin mit den Sagen sarazenischer Grausamkeit und mit den Ueberlieferungen von den Großthaten der Rhodiser Ritter, welche Frauen und Jungfrauen aus den Ketten der Sklaverei retteten und ihr Gelübde haltend oder brechend, zuweilen der dämonischen Gewalt ihres Herzens zum Opfer fielen. An diesen Phantasiegebilden labte sich der Poet in Oswald.

Und in der That, ein Poet war er. Man wird in seinen Liedern keine große Produktionskraft finden, ja sie litten sogar an manchen Geschmacklosigkeiten des Meistergesanges und enthalten Derbheiten, die jener Zeit ein Bedürfniß waren, wie sie der unsrigen ein Spott auf den sittlichen Anstand sind. Doch

---

[1733] Robert II. (eigentl. Robert Stewart; 1316–1390), seit 1371 König von Schottland.

[1734] James Douglas, 2nd Earl of Douglas and Mar (ca. 1358–1388; gefallen).

[1735] Henry Percy, 1st Earl of Northumberland, 4th Baron Percy (1341–1408; gefallen).

[1736] Das heutige Asow (griech. Τάναϊς, Tánais; russ. Азов) an der Mündung des Don (russ. Дон) ins Asowsche Meer (griech. ἡ Μαιῶτις λίμνη, ē Maiōtis límnē, „See von Maiotis“; krimtatar. ازاق دەڭزى, Azāḳ Deñizi, „Meer im Flachland“; ukrain, Азóвське мóре, Asowske more; russ. Азóвское мóре, Asowskoje more), das damals Genueser Kolonie war.

[1737] Heute das türk. Trabzon (siehe hierzu S. 186, Anm. 479) am Schwarzen Meer.

[1738] Veraltet für Kreta (siehe hierzu S. 39, Anm. 32).

[1739] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 39, Anm. 33); danach bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei.

findet sich in seinen Gesängen, lyrischen Gedichten, Reimsprüchen, romantischen „Aventuren“ (Abenteuern) und Minneliedern eine lebendige Einbildungskraft, ein fesselnder Vortrag und jener Wohllaut, welchen er durch die Bekanntschaft mit der provencalischen Troubadour-Manier gewonnen hatte. Daneben erfrischte naive Einfachheit und gesunder Humor, mit dem er uns die idyllischen Reize und ländlichen, schalkhaften Liebeshändel auf dem Berg- und Flurleben seines heimischen Tyrolerlandes schildert. Oswalds Gesangsvortrag fesselte alle Hörerkreise, zumal er die Harfe vorzüglich zu spielen verstand. Sein unglaubliches Talent, welches ihn nach und nach über zehn verschiedene Sprachen Herr werden ließ, machte ihm die Unterhaltung mit den verschiedenen Landsleuten leicht.

Schon früher auf seinem Kriegszuge nach Preußen war Oswald mit Markgraf Sigmund von Brandenburg[1740] bekannt geworden und als dieser die Königskrone von Ungarn erhalten hatte, verließ unser Held Candia und eilte zu Sigmunds Heer; denn dieser lebenslustige, glänzende, ruhmbegierige Monarch hatte für die ganze europäische Ritterjugend eine vielversprechende Anziehungskraft. Er lebte damals im Streite mit dem Sultan Bajazeth[1741] und an der Spitze einer Armee von hunderttausend auserwählten Kriegern verlor er gegen jenen Helden des Halbmondes die berühmte Schlacht bei Nikopolis[1742]. Auch diese machte Oswald unter Herrmann von Cilli[1743] mit, und entkam als getreuer Ritter und Sänger Sigmunds mit diesem auf einem Donauschiff nach Dalmatien. Nachdem er die damals noch reiche Republikanerstadt Venedig kennen gelernt, zog ihn das Alpenheimweh in die Väterhallen des Schlosses Trostburg zurück.

Hier tritt uns eine eigenthümlich interessante Wahrnehmung entgegen, welche jene Zeitanschauung charakterisiert.

Oswald, durch sein bewegtes, thatenreiches Leben freilich so reich an Erfahrungen, um zehn gereifte Männer stattlich damit ausrüsten zu können, befand sich doch erst in einem Alter von 25 Jahren.

Wie aber hatte er sich verändert! Sein Gesicht zeigte keine Spuren mehr von frischer Jugendlichkeit und sein Haupt war völlig ergraut. Ein solches Ergrauen in der Jünglingsperiode war aber damals keine Seltenheit. Im Gegentheil rühmten sich die Minnesänger ganz besonders dieser Erscheinung, welche sie für das ehrenwerthe Resultat liebesgewaltiger Herzensleidenschaften ausgaben. So erzählt der berühmte Petrarka selbst, daß er schon in seinem siebzehnten Jahre vollständig ergraut gewesen wäre. Oswald hatte gewiß mehr Veranlassung dazu; denn seine Abenteuer und Strapazen in Leid und wohl auch in Lust würden genügt haben, Petrarka zu tödten, und den meisten Männern nicht blos weißes Haar, sondern sehr bald auch eine Perrücke zu verschaffen.

Die Frauen und Edelfräulein des damals sehr lebenslustigen tyroler Adels, der seine Burgen im Vintschgau und Etschthal mit Uebermuth bewohnte und belebte, ließen sich jedoch von dem gealterten einäugigen Jüngling nicht abschrecken. Durch seine Reisen, Heldenthaten und seine gereimten und ungereimten, mit einer köstlichen Mimik vorgetragenen Lieder und Erzählungen, in denen sich ab und zu eine piquante Lüge am rechten Orte einfand, wurde er der Mittelpunkt der geselligen Adelszirkel.

Oswald verliebte sich leider dabei in ein so koquettes als sprödes und herzloses Mädchen, Sabina von Jäger[1744], welche er mit der zu seiner Zeit höchst über spannten Ritterlichkeit für sein Ideal erklärte und ihr seine ewig treuen Minne dienste antrug. Oswald sagt selbst über sie in seiner eigentümlichen Weise: „Schön und glänzend ist sie wie der Mai. Ihr Haar, ihr Mund, ihre Wänglein, ihre rubinhellen Augen funkeln blühend im Scheine des Junius. Der Julius hat seinen Fleiß nicht gespart, ihre Brust,

---

[1740] Sigismund von Luxemburg (siehe hierzu S. 1292, Anm. 3949).

[1741] Bayezid I. (osman. بايزيد بن مراد, Bāyezīd b. Murād; 1360–1403), von 1389 bis 1402 Sultan des Osmanischen Reiches.

[1742] In der Schlacht bei der heute bulg. Stadt Nikopolis (bulg. Никопол, Nikopol; osman. نغباولو, Niġbolū; neugriech. Νικόπολις, Nikópolis, „Stadt des Sieges“; ungar. Nikápoly) am 25./28. September 1396 wurde ein mehrheitlich aus ungar. und frz.-burgund. Kreuzfahrern bestehendes Heer von einer osman. Streitmacht vernichtend geschlagen.

[1743] Hermann II. (1365–1435), Graf von Cilli, Ortenburg und im Seger sowie seit 1406 erblicher Ban von Slawonien.

[1744] Eigentl. Anna Hausmann (* Ende des 14. Jhd.s, † ca. 1425), eine Brixener Schulmeisterstochter, die mit Oswald von Wolkenstein in geschäftl. Verbindung stand; in der Legendenbildung um den Minnesänger erhielt sie den Namen Sabina Jäger.

Arme, Hände rein und blank auszuzieren, daß sie leuchten wie Silber in der Glut. Rund ist sie wie die Birn des Augusts voll Lust und gutes Muthes. Doch schnell artet sie wieder dem September nach, los und schwer, alle Lust und Fröhlichkeit zu erdrücken. Vielleicht bringt mir der Oktober nach seiner Art Glück in's Haus. Ihr November ist ja reich mit Vorräthen ausgestattet. Ach vergebens! mich umfängt kalter December."

Der Arme hatte Recht. Nachdem ihn das leichtfertige Mädchen mit allen Künsten der Verführung behandelt hatte, versprach sie ihn zu heirathen, obgleich sie innerlich längst durch spöttische Zungen gegen seine Einäugigkeit eingenommen war. Deshalb wurde ihm auch von ihr die Bedingung gestellt, daß er vor der Hochzeit erst durch eine Pilgerreise nach Jerusalem die Kraft seiner Liebe beweisen solle.

Der bethörte Mann ging darauf ein und trug ein goldenes Kettchen der Sabina als eine wirkliche Sklavenkette fortwährend an seinem Herzen, das sich durch das Martyrium der Entsagung peinigte. Abermals ein Narrenthum jener excentrischen Tage!

Doch bei dem gesunden Sinn Oswalds hatte es nicht lange Bestand. Der schöne Anblick der blühenden Stadt Genua überwältigte seine Ascetik so sehr, daß er seine Pilgerkutte von sich warf und mit einem Schiffe nach Alexandrien segelte. In Kairo[1745], damals Neu-Babylon genannt, stellte sich der sprachgewandte Reisende dem Sultan der Mamelukken[1746] vor und später sehen wir ihn nach dem Berge Sinai durch die arabische Wüste in die Thore von Jericho einwandern und von dort nach Bethlehem[1747] und Jerusalem ziehen. Durch Kleinasien ging er endlich über Cypern, Malta, Sicilien, Neapel, Rom, Florenz und die Lombardei abermals nach Trostburg zurück und zwar jetzt in seinem 33. Jahre.

Hier aber wurde von Unglück und Trübsal seine Kraft fast gebrochen. Sein erkrankter Vater[1748] starb bei seiner Ankunft, ohne noch einmal für den Sohn das brechende Auge öffnen zu können; seine Mutter[1749] war in Verzweiflung und Schwermuth verfallen und Sabina Jäger hatte sich treulos einem Andern vermählt.

Wir haben bis jetzt die Lebensschicksale dieses kühnen Mannes mit einiger Ausführlichkeit verfolgt, um zu zeigen, welche Schwierigkeiten die Energie der menschlichen Kraft zu überwinden vermag, wenn sich vielseitige Talente mit der Ausdauer des Muthes und mit dem nie schlafenden Sporn ehrgeiziger Phantasie verbinden. Das Gegebene wird den Lesern einen Anhalt bieten, sich auch von der zweiten Lebenshälfte Oswalds, die nicht minder thatenreich war, ein detaillirtes Gemälde zu ergänzen.

Nur noch referirend bemerken wir, daß sich Oswald von seinem häuslichen Unglück nicht niederwerfen ließ. Nachdem er sein Hauswesen geordnet, zog er mit Kaiser Rupert von der Pfalz[1750] nach Italien gegen Mailand und wurde später ein sehr thätiges und durch seine Weltbildung gefürchtetes Hauptmitglied des tyroler Adelsbundes, der sich in der Stille unter dem Namen „Elephantenbund" gegen den tyroler Herzog Friedrich von Oesterreich „mit der leeren Tasche"[1751] erhob. Man agirte für den Kaiser, aber eigentlich für sich selbst, denn der im Lande unbeliebte Friedrich strebte darnach, den Uebergriffen des Adels einen eisernen Zügel anzulegen. Zu den bedeutendsten Reisen und Kriegszügen, die Oswald jetzt noch unternahm, gehört die nach Spanien und Portugal; auch besuchte er den Mauren-

---

[1745] Aus der Festung Babylon (kopt. ⲡⲁⲃⲓⲗⲱⲛ bzw. ⲃⲁⲃⲩⲗⲱⲛ, Babilon bzw. Babylon; arab. حصن بابليون, Ḥoṣn Bābilyūn, „Festung Babylon"), heute im Koptenviertel gelegen, hatte sich im Lauf der Zeit Kairo (kopt. ⲕⲁϣⲣⲱⲙⲓ, Kashromi; arab. القاهرة, al-Qāhira, „die Starke" bzw. „die Eroberin"; osman. قاهره, Ḳāhıre bzw. مصر, Mıṣır, „Ägypten") entwickelt.

[1746] Die Mamluken (siehe hierzu S. 51, Anm. 71) beherrschten Ägypten von 1250 bis 1517. Es ist nicht ersichtlich, welcher Mamlukenherrscher hier konkret gemeint sein könnte, da zeitlich hierfür mehrere in Frage kommen.

[1747] Hebr. בֵּית לֶחֶם, Bet Leḥem, „Haus des Brotes"; arab. بيت لحم, Bayt Laḥm, „Haus des Fleisches".

[1748] Friedrich von Wolkenstein († 1399).

[1749] Katharina geb. von Villanders (Lebensdaten nicht ermittelt).

[1750] Der Wittelsbacher Ruprecht (1352–1410) war ab 1398 als Ruprecht III. von der Pfalz Pfalzgraf und Kurfürst der Pfalz und ab 1400 römisch-deutscher König.

[1751] Friedrich IV. (1382–1439), ab 1402 verwaltete er als Titularherzog von Österreich die österr. Vorlande und war ab 1406 auch Graf von Tirol und damit Regent in Oberösterreich.

könig Jousef[1752] in Granada, ging später mit dem zum Kaiser gewordenen Sigmund nach Paris, nach dem Koncil zu Konstanz und vertheidigte, wieder nach Tyrol zurück gekehrt, sieg- und ruhmreich die Burg Greifenstein gegen Friedrich. Auch verheirathete er sich indessen mit Margaretha von Schwangau[1753] (jetzt Hohenschwangau), welche er später durch den Tod verlor.

Dieser Tod hatte eine sehr tragische Bewandtniß. Wir übergehen den Kriegszug, welchen Oswald gegen die Hussiten in Böhmen unternahm, sowie die Gesandtschaftsreisen, die er für Kaiser Sigmund machte, um jenes Ereigniß zu erzählen. Immer noch empfand der leider nur zu ächte Minnesänger eine alte Zuneigung zu Sabina von Jäger, die inzwischen Wittwe geworden war. Da sie Rechtsansprüche auf eine Oswald und seinen Brüdern zugehörige Burg zu haben glaubte, so lag sie deshalb mit dieser Familie in Streit und unter dem Vorwand, ihn zu schlichten, lockte sie ihren alten Anbeter in ihre Nähe. Hier wurde der arglos Unbewaffnete aus einem Hinterhalt überwältigt und nachdem er in Ketten auf die empörendste Weise in die Schwebe gehängt war, daß er nach seinem eigenen Geständniß „vor Schmerzen schrie wie eine gequetschte Maus“, warf man den tödtlich Verwundeten in eine lange Kerkerhaft. Endlich durch Sigmunds Vermittelung befreit, starb bald darauf die rachsüchtige Sabina und der im Grunde seines Herzens hochsinnige Mann brach bei dieser Nachricht unter Thränen in die denkwürdigen Worte aus: „Was sie mir Liebes und Leides gethan, wolle ihr Gott vergeben!“

Wohl hatte er des „Leides“ genug davon getragen, denn er blieb durch die erduldeten Mißhandlungen an einem Fuße gelähmt und im Kerker halb verhungert, war er zu einer Jammergestalt herabgesunken. Sein armes Weib Margaretha stürzte bei seinem Anblick zusammen und vor Gram verschied sie an der Schwindsucht.

Doch der Unverwüstliche, Niegebeugte erholte sich nach und nach auch von diesem Weh des Gemüthes und Körpers in soweit, als er wieder durch mancherlei öffentliche und heimliche diplomatische Sendungen zu Gunsten des Kaisers und zum Nachtheile Friedrichs im deutschen Reiche umherreisen und dem Adelsbunde Anhänger verschaffen konnte.

Friedrich hingegen blieb durch seine Beharrlichkeit endlich doch in diesem Kampfe Sieger, Oswald aber wurde auf einer dieser Reisen in Vorarlberg gefangen genommen und zu Vorarlberg, drei Stunden von Innsbruck, schwer eingekerkert.

Nach langer Pein und nachdem Ruhe im Tyrolerlande heimgekehrt war, sehnte sich Friedrich mit versöhnlichem Gemüth wieder nach seinem alten Jugendgefährten Oswald, denn Beide waren früher auf manchen Lustfahrten mit einander befreundet, als der Adelsbund gegen den Herrscher sich noch nicht zu offener Fehde entwickelt hatte. Oswald wurde begnadigt, es fand eine herzliche Versöhnung statt und der alte Sänger ergriff wieder die Harfe und vertrat die Stelle des heiteren Gesellschafters im hohen Fürstensaal, bis er von Innsbruck nach Trostburg schied und dort in seinem 78. Jahre, ein Opfer des gebrechlichen Alters, unter philosophischen Betrachtungen, Nacht und Tag in einem alten Ritterstuhl sitzend, zur Ruhe seiner Väter hinüberschlummerte.

So lebte und starb ein Held und Abenteurer, der in allen männlichen Künsten, ja selbst durch eigenes Studiren in den Wissenschaften geübt war und an großen Unternehmungen in seiner rastlosen Laufbahn kaum seines Gleichen hat. Sein Angedenken lebt wie ein Hausgeist in den alten Mauern der Trostburg fort. –

Otto Banck[1754].

[1752] Wohl Yusuf III. (arab. أبو الحجاج يوسف الثالث الناصر بن يوسف الثاني, Abū l-Ḥaǧǧāǧ Yūsuf aṯ-ṯāliṯ an-Nāṣir b. Yūsuf aṯ-ṯānī; 1376–1417), seit 1408 Emir von Granada.

[1753] Margareta von Schwangau (ca. 1390–1451); Oswald von Wolkenstein hatte sie 1417 geehelicht.

[1754] Der Journalist und Kunsthistoriker Otto Banck (1824–1916).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 91-94.

CXXV. Rolandseck und Drachenfels am Rhein.

Zwei Stunden von Bonn, stromaufwärts, bei dem Städtchen Königswinter, rücken die Bergufer des Rheins näher an einander. Das westliche erhebt sich als ein mächtiger, an tausend Fuß hoher Felsen, der tief in den Strom hinein tritt, welcher ihn zürnend umbraußt. Kühn, verwegen fast, überhängen die braunen Steinmassen die Gewässer, gleichsam des Fluthennachbars zu spotten, der seit undenklicher Zeit ihre Grundfesten bespült.

Theils Hochwald, theils niedriges Gesträuch bekleidet den Berg bis zum Gipfel, auf dem ein düsteres Mauerwerk steht, eine der merkwürdigsten Ruinen Deutschlands. Dort oben nämlich, wo das Auge unterwärts das große Wasser, ein grünendes Eiland, schwarze Waldgruppen und schauerliche Schlunde um sich her erblickt, und freundliche, milde Landschaften in der Kerne gewahrt; dort, wo die Winde rastlos heulen, baute der deutsche Herkules, Ritter Roland, nach einem Leben voller Heldenthaten, sich eine Hütte, und starb, als Einsiedler, an Gram und Liebe.

Roland, Karl's des Großen heldenmüthiger Neffe, hatte, – so erzählt die Sage – müde des langen, langen Friedens und der Thatenlosigkeit des Hoflebens, Ingelheim verlassen, um eine Ritterfahrt nach dem Norden anzutreten. Auf der Reise dahin, zwischen Bonn und Köln, sprach er in der Veste eines alten Kampfgenossen ein. Herzliches Willkommen empfing ihn in der stattlichen Burg, und des ritterlichen Eigners schöne Tochter, Hildegund, kredenzte freundlich dem edlen Gaste. Unserm Roland behagte es, und er blieb länger, als er dachte. Der Freund wurde nicht müde, des Helden Thaten und Abenteuer in den letzten Kriegen zu hören, und Roland des Erzählens nicht überdrüssig, wenn Hildegund bat und noch eifriger als der Vater ihm lauschte. Endlich mußte aber doch schicklicher Weise aufgebrochen seyn. Als nun die bestimmte Stunde der Trennung herbeieilte, da merkte Roland, daß er sein Herz an die schöne Jungfrau verloren hatte! Frank und frei gestand er's dem Freunde, und durch Erröthen und Schweigen des befragten Mädchens bekannte diese Erwiederung von Rolands Liebe. Unbedenklich gab der Vater zum geschlossenen Seelenbunde seine Einwilligung.

Roland eilte nach Ingelheim zurück, um des kaiserlichen Oheims Jawort einzuholen; als er aber hin kam, fand er zu seiner Verwunderung die friedliche Ruhe vom kaiserlichen Hoflager verscheucht und Alles begriffen in kriegerischer Zurüstung. Wenige Tage vorher war nämlich Kunde angelangt von einem plötzlichen Friedensbruche der Sarazenen[1755] in Spanien, und Carolus Magnus hatte sich sogleich zum neuen Heerzug gegen die Erbfeinde entschlossen. Er forderte den tapfern Neffen auf, ihn zu begleiten. Roland, der thatenlustige, mochte nicht zaudern, dem Willen des Kaisers zu gehorchen. Schnell kehrte er zu seiner Braut heim, theilte ihr seinen Entschluß mit, sein süßestes Glück auf die Rückkehr vom Sarazenenzuge zu verschieben, versicherte ihr ewige Treue, empfahl sie Gott, und riß sich los, um den bereits aufgebrochenen Kaiser einzuholen.

Schrecklich wüthete der Krieg, und voll Furcht und Hoffnung harrte lange vergeblich Hildegund auf Kunde von ihrem Geliebten. Endlich kam sie. Roland's Tapferkeit hatte in einer Hauptschlacht dem kaiserlichen Banner den Sieg errungen, er selbst dem großen Oheim das Leben gerettet. Rolands Name wurde auf den Flügeln des Ruhms durch das ganze Reich getragen, die Minnesänger feierten sein in ihren Liedern, und Hildegund's Herz schlug hoch auf voll freudigen Stolzes und voll froher Hoffnung. – So verstrichen mehre Monden wieder, ohne daß neuere Nachrichten aus dem fernen Lande eintrafen. Da geschah es eines Abends, daß ein fremder Ritter Herberge begehrte für die Nacht in der Burg. Bald erkannte Hildegund s Vater in ihm einen alten Bekannten, der aus Spanien zurückkehrte von des Kaisers Heer, wo er, verwundet, kampfunfähig geworden war. Er wollte nach Franken, seiner Heimath. Hastig

[1755] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

forschte er bei diesem nach Roland. „Gott hab' ihn selig, den Helden!" war die Antwort; „er fiel todt an meiner Seite bei Toledo. Ein Sarazen spaltete ihm das Haupt von hinten, nachdem er der Ungläubigen, umringt von ihnen, über funfzig erschlagen. Ich wollte ihm helfen, und entkam selbst kaum mit dem Leben." –

Hildegund war leblos niedergesunken während dieser Rede. Mit Mühe brachte man sie zum Bewußtseyn zurück. Aber des Lebens Reiz und Werth war für sie dahin. Mit Todeskummer im Herzen ging sie auf des Vaters Anrathen in das Nonnenkloster auf der einsamen Rheininsel Frauenwerth als Layenschwester, um Trost zu suchen in Religion und Gebet. Zwei lange Jahre waren vorüber gegangen, da starb auch der von Gram erdrückte Vater, und mit ihm brach dem armen Mädchen der letzte irdische Stab. Sie nahm den Schleier und schenkte dem Kloster ihr ganzes Erbe.

Die Schreckensnachricht des fränkischen Ritters war nicht ohne Grund gewesen. Man hatte Rolanden schwer und dem Anscheine nach tödtlich verwundet vom Schlachtfelde getragen; doch kam er mit dem Leben davon und genaß allmählich wieder. Noch eine Zeitlang kämpfte der Ruhmsüchtige in vielen Schlachten; und erst als der Krieg seinem Ende sich nahete, überwand die Sehnsucht der Liebe den rastlosen Durst nach Kampf und Sieg. Nachdem der Kaiser ihm Rückkehr in die Heimath gewährt hatte, eilte der gefeierte Held auf den Flügeln der Liebe und der Hoffnung dem Rheine zu.

Glücklich erreichte er das Ziel. Es war Herbst, und in stürmischer Nacht gelangte er zur wohlbekannten Pforte, wo er Hildegund zum letztenmale vor drei Jahren an die treue Brust gedrückt. Herzklopfend rief er um Einlaß, einen befreundeten Namen, nicht den seinigen, nennend. Lange mußte er warten; endlich kam still und traurig der alte Thorwart herbei und öffnete; aber den Ritter erkannte sein schwaches Auge bei'm trüben Laternenschein nicht. Ahnungsvoll fragte Roland nach dem Fräulein. Da antwortete der Alte:

„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut;
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut."[1756]

Wenige Augenblicke vervollständigten dem Unglücklichen die hoffnungslose Kunde.

Da warf Roland verzweiflungsvoll die Waffen von sich und das Stahlwamms, in dem er die höchsten Stufen des ritterlichen Ruhms errungen hatte, und er, der Neffe des Kaisers, mit der Kraft, die Bahn zu Thronen sich zu brechen, – legte die Kutte des Klausners an, und baute sich auf den unwirthbaren Felsgipfel, von dem er das Fenster der Zelle seiner verlornen Geliebte erschauen konnte, eine Hütte, auf deren Thürschwelle er täglich saß mit gefalteten Händen, unverrückt die Blicke nach dem geweiheten Ort gerichtet, der alles umschloß, was ihm auf Erden lieb war. Zweimal hatte das Jahr seinen Kreislauf vollendet, und im stillen Hinbrüten waren des Helden Gestalt und Geist zur Unkenntlichkeit herabgesunken. Zum drittenmal sah er die Bäume des Klostergartens in der Tiefe sich entlauben. – Da schallt eines Morgens das silberne Grabglöckchen herauf, und eine innere Stimme ruft ihm zu: es läutet für Hildegunden! Auf springt er und hinab. Es war so, es war für die gestorbene Braut. Keuchend wankt er wieder hinauf zur einsamen Hütte, und am nächsten Tage findet man ihn auf seinem gewöhnlichen Sitze, mit fest zusammengefalteten Händen, auf der Thürschwelle, die glasigen, weit geöffneten Augen stier auf das Kloster gerichtet, kalt und starr, und todt. Was der Himmel getrennt hatte, hatte der Himmel wieder vereinigt. –

Die heutigen Ruinen sind nicht die von der kleinen Hütte Roland's, sondern jene einer stattlichen Burg, welche die Familie des Helden seinem Andenken zu Ehren nach seinem Tode aufführen ließ.

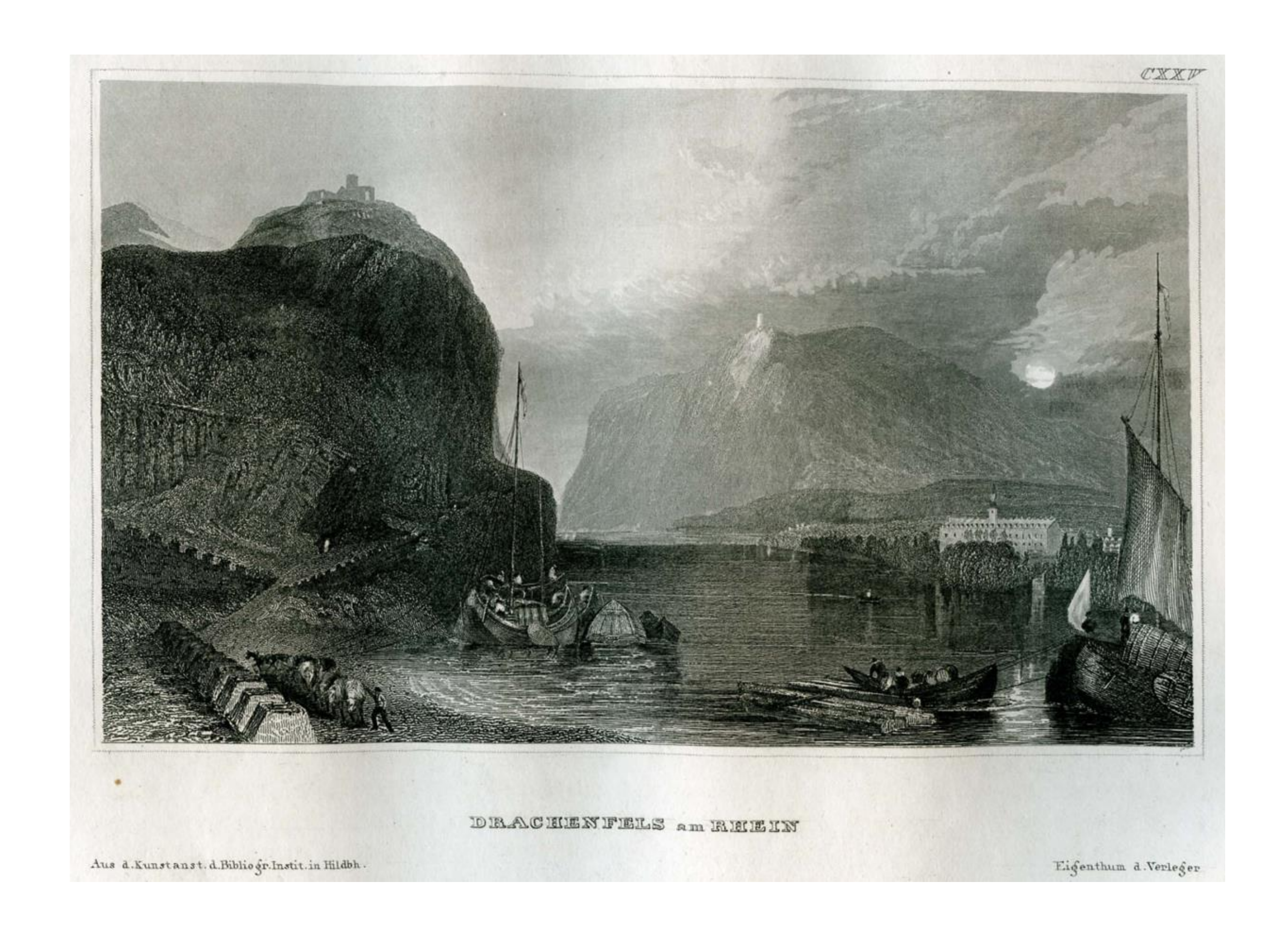
[1756] Zitat aus Friedrich von Schillers am 31. Juli 1797 entstandener Ballade „Ritter Toggenburg", die erstmals veröffentlicht wurde in dessen „Musen-Almanach für das Jahr 1798 […]" (Tübingen: J. G. Cottaische Buchhandlung [1797]), S. 105-109, hier S. 107.

Ihre Zerstörung fällt in das zwölfte Jahrhundert [sic!] unter Heinrich II.[1757] Auch der Aussicht wegen lohnt sich's der Mühe, zur Rolandsburg aufzusteigen, was von Mehlen aus ohne große Beschwerden geschieht. Nach Westen hin ist sie beschränkt; aber herrlich im höchsten Grade ist sie nach der Rheinseite zu. Das Auge weidet sich mit Entzücken an der reichen, gefällig geformten Insel Nonnenwerth, aus deren Fruchthain das berühmte Kloster freundlich heraufschaut, welches jetzt ein trefflich eingerichteter Gasthof ist, wo die Dampfschiffe anhalten und man in der schönen Jahreszeit stets eine zahlreiche und ausgesuchte Gesellschaft findet. Dahinter liegt die mit dem festen Lande durch einen Damm verbundene Rheininsel Grafenwerder mit vielen Villen, in geringer Entfernung das Städtchen Honneff, in einem Gartenkranze, links Römersdorf[1758], und die Ortschaften Rheinbreitenbach und Scheuern; Unkel rechts – dann endlich das herrliche Siebengebirg, mit seinen von der Hand der Natur castellartig aus gezackten Felsgipfeln, und den mit Burgen und Klöstern gekrönten Höhen.

Zunächst aber, quer über, jenseits des Rheins, ragt der uralte Drachenstein empor (die Ruine rechts auf dem Stahlstich, oben auf steiler Felswand), welcher in den Kranz vaterländischer Sagen eine der anziehendsten gewunden.

[1757] Heinrich II. (973 o. 978–1024), war als Heinrich IV. von 995 bis 1004 und wieder von 1009 bis 1017 Herzog von Bayern, von 1002 bis 1024 König des Ostfrankenreiches, von 1004 bis 1024 König von Italien und ab 1014 römisch-deutscher Kaiser.

[1758] Heute Rommersdorf.


CXXV

DRACHENFELS am RHEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



DRACHENFELS am RHEIN

Aus d.Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 119-123.

Der Drachenfels am Rhein.

„Am Rhein!" – Ob links, ob rechts am Ufer, das deutsche Herz pocht lauter, so oft es heißt: „am Rhein!" Mit dem Rhein ist des Deutschen Herz zusammengewachsen, er ist die Liebe, die Sehnsucht, die Freude und der Stolz der Nation, – und der Quell dieser unbegrenzten Zuneigung liegt tiefer, als auf der Oberfläche der schönen Landschaftsbilder, die seine Gestade schmücken. Auch von den übrigen deutschen Strömen ist keiner, der ganz von landschaftlichen Reizen geflohen wäre, ja einzelne, wie Donau, Main, Elbe und deren Nebenflüsse prangen mit viel besuchten und bewunderten Bilderreihen, aber nur die Bewohner ihrer Gebiete, ihre einheimische Umgebung nennen sie ihr eigen und sind stolz auf sie: der Rhein allein ist das Herzensgut aller Deutschen, das beweist der Schatz von Liedern, mit dem die Nation ihren Liebling preist, das beweist noch mehr die geschichtliche Thatsache, daß einig die Deutschen stets am raschesten wurden, wenn der Rhein, Deutschlands Strom, bedroht, war.

Um kein anderes Gestade ist so viel deutsches Blut geflossen, wie um das des Rheins, seitdem es jenseits der Vogesen zur Manie geworden, die französischen Grenzpfähle in der Mitte des Rheinbettes zu suchen. Vor den Zeiten Ludwigs XIV.[1759] und des dreißigjährigen Kriegs galt der deutsche Strom als ein ungefährdetes Kleinod des Reichs; hielt doch der Kaiser mit Straßburg den Schlüssel zum Rheinthor in fester Hand. Aus jenen Tagen klingen auch die Rheinlieder offenbar harmloser. Erst dem bedrohten Rhein wandte die Nation sich mit einem Gemeingefühle zu, dessen man sie kaum noch für fähig hielt: sie fand sich wieder in der gemeinsamen Sorge um einen großen vaterländischen Verlust. Die nationale Erkenntniß der natürlichen Zusammengehörigkeit der alten staatskünstlich getrennten Reichsglieder entsprang aus der Gefahr, die den Rhein bedrohte, und gleichzeitig quoll aus dem Volksherzen die romantische Liebe zum Rhein mit frischer Kraft. Und jeder scheele Blick Frankreichs machte in ganz Deutschland den alten Zorn auflodern um die Schmach, daß trotz 1813, 14 und 15 die Fluthen des deutschen Rhein noch immer welsches Land bespülten, fester und fester wurzelte die Ueberzeugung, daß keine Sicherheit um Deutschlands Macht und Friede sei, bis Arndts Wort sich erfülle: „Der Rhein ist Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze."[1760]

Wenn wir aber dennoch mit wachen Augen erkennen müssen, daß in deutschen Landen offene Feinde deutscher Vaterlandsliebe ihre gräflichen Häupter auf den Schultern tragen, und offener Verrath am Vaterland von solchen gezettelt wird, die berufen sind, über des Vaterlandes Sicherheit zu wachen; wenn die Nation wieder einmal erfahren muß, daß man da, wo man vor zwanzig Jahren am lautesten „Sie sollen ihn nicht haben etc."[1761] singen ließ, jetzt Mißtrauen und Verfolgungssucht gegen Männer nährt, deren Verbrechen abermals darin besteht, Deutschland einig, groß und stark zu wollen; wenn man noch heute nicht zu der Einsicht fähig ist, daß der Bestand der deutschen Nation wichtiger ist als Alles, was sonst noch innerhalb der Nation Bestand hat; wenn endlich vor der erschreckenden Nähe und Wucht der Gefahr die Diskussion über den Schutz der Grenze von einem grünen Tische zum andern getragen wird, während das alte Mainz, das wehrlose Bollwerk Deutschlands, der letzte Schlüssel des Rheins, in süßem Friedensschlummer rostet – da ist's wohl erklärlich, warum in Unmuth und Sorge des ganzen Volkes Blick und Herz sich wiederum nach dem Rhein wenden.

[1759] Er war mit der im Rahmen seiner Reunionspolitik zwischen 1633 und 1681 erfolgten sukzessiven Annexion des Elsaß erfolgreich bis an den Rhein vorgedrungen.

[1760] Ernst Moritz Arndts (siehe hierzu S. 211, Anm. 588) Kampfschrift „Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze. – […]" (Leipzig: [Rhein] 1813).

[1761] Zitat aus Nikolaus Beckers (1809–1845) 1840 entstandenem „Rheinlied".

Jedes Rheinbild ist jetzt ein beredter Sprecher für nationales Bewußtsein und von jedem Ufer unseres Stromes dringt uns eine Fülle deutschen Geistes, eine Innigkeit deutschen Gemüths entgegen, im Leben des Volks, in seinen Sagen, seinen Liedern, in seiner Arbeit, seiner Lust und seiner Klage. Unser Bild führt uns in das Paradies des ganzen Rheingebiets, zum Siebengebirge und seinem gefeiertsten Felsenkranze. Zwischen Bonn und Unkel sammelt jeder Rheinreisende seine herrlichsten Erinnerungsschätze, das Auge schwimmt in einer beständigen Wonne des Schauens; da, wo das Siebengebirge mit seinen Felswänden an den Strom herantritt, sammelt der sonst alpenrüstige rasche Strom seine grünen Wasser zum klaren stillen sinnigen See, als ging es ihm recht schwer an, von dieser Stätte zu scheiden; hier sann und sang ein Dichter:

„Der burggekrönte Drachenfels
Ragt hoch am vielgewundnen Rheine,
Es spült die Fluth des mächtigen Quells
Um weinumrankte Felsgesteine;
Die Hügel all im Blüthenglanz,
Die Felder reich an Korn und Weine,
Die, Städte rings im bunten Kranz
Mit ihrer Mauern weißem Scheine:
Dieß Alles eint zum Bild sich, hier,
Ach, doppelt schön, wärst du bei mir!

Wie stolz der Fluß hier schäumt und rollt,
Welch Reiz auf diesem Zaubergrunde!
Denn, tausendfach sich schlingend, zollt
Er neue Schönheit jeder Stunde!
Ach, könnt' ich immer leben hier!
Klingt seufzend es aus jedem Munde;
So theuer der Natur und mir
Ist wohl kein Ort in weiter Runde:
Doch glänzte mehr der Strand des Rheins,
Ach, säh dein liebes Aug' in meins![“][1762]

Für den zu Berg Fahrenden ist der Drachenfels mit dem schräg gegenüberliegenden Godesberg das malerische Thor der schönen Rheingegenden, – so sagt Simrock[1763], der Dichter und Sagensänger des Rheins.

Die sieben Bergzinnen, welche dem Siebengebirge den Namen geben, sind bekanntlich der Nieder- oder Nonnenstromberg, der Himmerich, der Oelberg, der Löwenberg mit der Löwenburg, der Wolkenberg mit der Wolkenburg, der Strom- oder Petersberg und der Drachenfels mit seinen Burgtrümmern, der zu einer Höhe von 1473 Fuß angegeben wird.

Von diesen Sieben ist der Drachenfels der besuchteste. Sein Panorama ist, gerade seiner geringen Höhe wegen, durchaus malerisch schön. Für den rechten Genuß der reizenden Inseln, welche hier der Rhein umschließt, der vielfachen Windungen, mit welchen er in der blühenden Ebene zwischen Bonn und Köln dem Blick entschlüpft, für die Betrachtung der Dampf und Segelschiffe, welche uns wie

---

[1762] Zitat aus George Gordon Byron's 1818 entstandenem Werk “Childe Harold's Pilgrimage, Canto the Third”, “LV.”, 2. u. 5. Strophe: “The Castled crag of Drachenfels \ Frowns o'er the wide and winding Rhine, \ Whose breast of waters broadly swells \ Between the banks which bear the vine, \ And hills all rich with blossomed trees, \ And fields which promise corn and wine, \ And scattered cities crowning these, \ Whose far white walls along them shine, \ Have strewed a scene, which I should see \ With double joy wert thou with me. \ […] \ The river nobly foams and flows, \ The charm of this enchanted ground, \ And all its thousand turns disclose \ Some fresher beauty varying round: \ The haughtiest breast its wish might bound \ Through life to dwell delighted here; \ Nor could on earth a spot be found \ To nature and to me so dear, \ Could thy dear eyes in following mine \ Still sweeten more these banks of Rhine!”. Die hier vorliegende Übersetzung besorgte Adolf Böttger (1815–1870).

[1763] Der Bonner Philologe und Dichter Karl Simrock (1802–1876), der sich vor allem um die Edition alt- und mittelhochdt. Texte verdient gemacht hat.

Kähne, und der Kähne, die uns wie Nußschalen vorkommen, ist dieser Standpunkt der geeignetste. Noch geeigneter ist er, um in die deutsche Sagen- und Heldenzeit zurückzuschauen. Dahin führt schon sein Name und seine Umgebung. Nach der ältesten Sage war es der berühmte Held Siegfried, König im Niederlande, welcher sich mit dem hiesigen Drachen in Händel einließ; anders ist die spätere christliche Auffassung, welche neuerdings erst durch einen Bauersmann aus Honnef einen praktischen Abschluß erhalten hat. Nach seiner Meinung fiel der Drache des Berges so lange alle vorüberfahrenden Schiffe an, bis endlich einmal ein Boot voll Pulver daher schwamm, das, vom Feuerathem des Drachen entzündet, ihn zerschmetterte. Der Untergang des Ritter-, insbesondere des Raubritterthums durch die Schußwaffen, hat somit ebenfalls seine Sagengestaltung am Rhein erhalten.[1764]

Noch bedeutender tritt die deutsche Heldensage hierauf. Der zweite große Held unserer epischen Lieder, Dietrich von Bern, verrichtet hier glänzende Thaten: er bestand hier den Kampf mit Herrn Ecke und seinen Brüdern Fasolt und Ebenrot, die es mit den neun Königinnen vom Grippigenland[1765] hielten. Diese wohnten auf der Drachenburg. Das deutsche Heldenbuch erzählt ihr Schicksal in dem Gedichte: Ecken Ausfahrt[1766]. Wir erkennen hier die riesigen Gestalten der Nibelungenwelt wieder, denn: „nachdem Dietrich Ecken im Zweikampf getödtet und seine Rüstung angelegt hatte, stürmt er, das Haupt des Erschlagenen in der Hand, den Drachenfels hinan, dessen Weinterrassen ihm als Stiegen dienen.“[1767] Welch Bild eines Recken, der über solche Felsentreppe schreitet! Und wie herrlich steht diese Kraft der Dichtung den Burgen des Rheins! Die germanische Phantasie schwelgte hier in ihrer liebsten Lust.

An die Drachensage erinnert ferner noch am Drachenfels das Drachenblut und das Drachenloch. Jenes ist der köstliche Wein, der Bleichart, der in der Domkaule[1768] wächst, welche unter den aufstarrenden, zackigen, vielfach zerklüfteten Trachytporphyrmassen, die gleich Schilden die südliche Seite des Drachenfelsen decken, den Raum zeigt, wo man die Steine zum großen Dom in Köln gebrochen hat. Und wer in ein Glas voll dieses Weins in der Christnacht die Rose von Jericho stellt, wenn noch so welk und dürr und mit gesenkter staubiger Krone, der wird sehen, was unser Freiligrath sah:

In dunkler Röthe lodert sie und flammt
Wie sie geflammt aus ihrer Heimath Triften,
Und um der Blätter königlichen Sammt
Weht als ein Opfer ihrer Krone Düften.[1769]

Das Drachenloch ist eine Felsenhöhle und war wohl lange der Schrecken der Wanderer, bis die Steinbrecher des Dombaues sie mit dem Rauche ihrer friedlichen Feuer schwärzten. So mußte auch dieses Stück Romantik aus dem Siebengebirge entweichen. Aber ein schönes Volkslied bewahren sich diese Berge noch bis heute; es ist der nachbarlichen Löwenburg eigen:

Verstohlen geht der Mond herauf,
Durch Silberwölkchen geht sein Lauf.

[1764] Reichlich frei übernommen aus dem von Karl Simrock (s. o.) bearbeiteten Band „Das malerische und romantische Rheinland […]“ (Leipzig: G. Wigand 1840), S. 427.

[1765] Alte Bezeichnung für die Landschaft um Köln und Aachen.

[1766] Auch „Eckenlied“ genannt; ein altdt. Heldengedicht aus dem 13. Jhd., das den Kampf des Riesen Ecke mit Dietrich von Bern erzählt. Es lag damals in der folgenden von Oskar Schade (1826–1906) besorgten Ausgabe vor: „Ecken Ausfahrt“ (Hannover: o. Vlg. 1854).

[1767] Simrock, Rheinland, wie S. 601, Anm. 1764, S. 427f.

[1768] „grube, loch, ein mitteld. wort, nd. kûle“ (DWG, Bd. 11, Sp. 348), also die Grube des Steinbruches für den Kölner Dom.

[1769] Zitat aus Ferdinand Freiligraths (1810–1876) Gedicht „Die Rose“ (die letzten vier Zeilen der 11. Strophe), erstmals veröffentlicht in dessen Werk „Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte […]“ (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta’scher Verlag 1849), S. 68.

Er steigt die blaue Luft hindurch,
Bis daß er schaut auf Löwenburg.

O schaue Mond durch's Fensterlein,
Schön Trude lock mit deinem Schein.

Und siehst du mich und siehst du Sie,
Zwei treure Herzen sahst du nie.[1770]

So innig und sinnig liebt man am Rhein! – Ja, den ganzen theuren Strom entlang ist jede Regung der Natur und der Menschen deutsch, und um so lebhafter begrüßen wir auf dieser Felshöhe ein Denkmal, das von dem letzten Kampfe um diesen Liebling der Nation zeugt: dort ragt die Pyramide empor, welche an den Rheinübergang von 1814[1771] erinnert und dankbar der Landwehrmänner gedenkt, welche in jener für Deutschlands Geschichte ewig geweiheten Neujahrnacht ihren Tod fanden.

Das heutige Geschlecht wird hinter den Kämpfern jener Befreiungsjahre nicht zurückstehen: es fühlt sich stark wie sie und wird, der Alten würdig, sein Kriegsfeld behaupten, wenn abermals der alte Wahn die Welschen verhören sollte, die Grenzen ihres Reichs über die Häupter von vier Millionen Deutschen hinweg nach dem Rhein verlegen zu wollen.

Wir sind seit jenen Befreiungskriegen durch zwei Revolutionen und drei Reaktionen gegangen, eine harte Schule, aber wir haben Etwas gelernt. Wir wissen, daß in der letzten Stunde der Gefahr das Werk unserer Widersacher, das im trägen Frieden wie Unkraut das Volkswohl überwuchert hat, zu Schanden werden muß, daß der Geist der Nation es ist, der dann zu Hülfe gerufen wird, und daß nur dem das deutsche Führeramt gebührt, der diesem Geiste huldigt. Wie mächtig aber dieser Geist schon jetzt in der Nation lebt, das ist ausgesprochen so mannhaft, als es je in Deutschland geschah, die Nation hat sich wieder gefunden, sie grüßt sich wieder in ihren schönsten Festen, sie führt die entferntesten Söhne zusammen, die schroffsten Familienglieder reichen sich die Hand und lernen sich vertragen, lernen sich lieben, ja, – wiedergefunden hat sich die Nation, und sie wird sich nicht wieder verlieren. Und wenn wir in Deutschland so viele Antinationalgrafenfabrikationskönigreiche wie Bundestagsferien[1772] hätten, so soll das kein Jota ändern an unserm Wahlspruch:

Fürwahr, es soll der Rhein –
und nicht bloß um den Wein –
Der Rhein soll deutsch verbleiben![1773]

[1770] Ursprüngl. ein bergisches Volkslied, hier verkürzt wiedergegeben aus Simrock, Rheinland, wie S. 601, Anm. 1764, S. 431.

[1771] Die Truppen der antinapoleonischen Koalition hatten am 1. Januar 1814 unter dem Kommando von Gebhard Leberecht von Blücher (1742–1819) bei Kaub den Rhein überquert.

[1772] Zum Bundestag siehe S. 91, Anm. 179; dieser war damals vor allem für seine ausgiebigen Ferien bekannt.

[1773] Hier wurde wohl bewußt der Refrain von Georg Herweghs (1817–1875) im Oktober 1840 entstandenem „Rheinweinlied" variiert, wo es ursprüngl. heißt: „Und wär's nur um den Wein, \ Der Rhein soll deutsch verbleiben." Herweghs Gedicht wurde erstmals veröffentlicht in dessen „Gedichte eines Lebendigen […]" (Zürich u. Winterthur: Vlg. des literarischen Comptoirs 1841), S. [36]f.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 98-100.

CXXVII. Verona[1774].

Ungleich streute die Natur über die Erde Segen und Fluch. Sie folgte keiner Regel, und unter demselben Breitengrade glühen ewige, öde Sandwüsten und prangen Länder wie Gärten, erstickend fast im Uebermaße des verschwenderisch empfangenen Reichthums.

Wie es also begünstigte Länder gibt, so gibt es auch einzelne Orte, an denen gewisse Vorzüge gleichsam erblich zu haften scheinen. Einige sind immerblühende Magazine des Handels und des Reichthums; andere immermächtige Sitze der Herrschaft; noch andere haben den schönen Ruhm, des Genies erkorne Heimath zu seyn, aus der alle Jahrhunderte große Männer hervortreten, die Menschheit zu erfreuen, zu bilden, zu erleuchten.

Ein solcher Ort – berühmter Sterblichen niemals leere Wiege – ist Verona. Lang ist die Reihe großer Veroneser: Vitruv[1775], Plinius[1776], Catull[1777], Nepos[1778], Titus, Vespasian, Fracastor[1779], die Scaliger[1780], Cagliari[1781], Paul Farinato[1782], Volta[1783] und Maffei[1784] sind allbekannte Namen. Auch Romeo und Julie. Es wäre Verrath am Genius der Dichtkunst und der Liebe, wollte ich sie übergehen, selbst wenn sie, was nicht der Fall ist, mehr Shakespeare, als der Geschichte angehörten.

Verona, geschirmt von der Alpen hohen Mauer, liegt am Rande des immer blühenden und duftenden Edens der lombardischen Ebene, zu beiden Seiten der Etsch, welche mit jugendlichem Ungestüm, den Tyroler Ursprung nicht verleugnend, ihre klaren Fluthen zwischen den Häusermassen hinrollt. Die Stadt hat über 9000 Häuser, eine Größe, welche ihrer jetzigen Bevölkerung, die 45,000 nicht übersteigt, kaum angemessen ist. Die entlegenen Stadttheile haben ein etwas verfallenes Ansehen und sind menschenleer.

In den hochgelegenen Gärten, dicht am Kastel, genießt man den vortheilhaftesten Ueberblick über diesen Ort, der schon zur Zeit des August berühmt war. Von diesem Standpunkte aus gesehen, (dem nämlichen, der zur Aufnahme des Stahlstichs diente,) stellt Verona und seine Umgebung ein wirklich großes und anziehendes Gemälde dar. Ueber die Masse ihrer krummen und unregelmäßigen, düstern Straßen ragen mehr als hundert schlanke Thürme und breite Dome, dazwischen hohe Zypressen zu tausenden, und rund umher ist eine freundliche, fruchtbare, unabsehliche Landschaft. Wenige Ansichten können reizender seyn.

Verona's Glanzperiode ist das Mittelalter, wo es kurze Zeit eine bedeutende Rolle spielte. Im 12. Jahrhundert, als die meisten der Städte Oberitaliens, durch den Handel reich geworden, ihre Fürsten verjagten und die Freiheit gewannen, eroberte auch Verona seine Unabhängigkeit. Es richtete die Repu-

---

[1774] Lat. Verona, dt. Welschbern.

[1775] Marcus Vitruvius Pollio, war ein röm. Architekt, Ingenieur und Architekturtheoretiker im 1. Jhd. v. Chr.

[1776] Siehe hierzu S. 319, Anm. 885.

[1777] Siehe hierzu S. 156, Anm. 365.

[1778] Der röm. Geschichtsschreiber Cornelius Nepos (ca. 100–ca. 28 v. Chr.).

[1779] Der Arzt, Dichter, Astronom und Philosoph Girolamo Fracastoro (ca. 1477–1553).

[1780] Die Herrscher Veronas aus dem Hause Scala von 1260 bis 1387.

[1781] Der Maler Paolo Veronese (eigentl. Paolo Cagliari; 1528–1588).

[1782] Der Maler, Bildhauer und Architekt Paolo Farinato (1524–1606). In mehreren Veroneser Kirchen finden sich Fresken von ihm.

[1783] Der Mineraloge und Paläontologe Giovanni Serafino Volta (1764–1842), der bei Verona bedeutende Funde machte.

[1784] Francesco Scipione Maffei (1675–1755), Gelehrter und Sammler griechischer, etruskischer, römischer und frühvenetianischer Inschriften, Reliefs, Urnen, Sarkophage und Skulpturen.



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

VERONA

Eigenthum der Verleger

blik auf. Diese dauerte nicht. Innere Uneinigkeit ging Hand in Hand mit dem äußern Glück, und im Streite der Parteien fand die Herrschsucht der Einzelnen ihren Vortheil. Nach langer Fehde, in der bald die, bald jene mächtige Familie die Zügel der Regierung faßte, kamen die Scaliger[1785] zur Herrschaft, in der sie sich über 170 Jahre lang zu behaupten wußten. Als sie aber mit dem übergewaltigen Hause der Visconti, das sich auf Mailands Thron gesetzt hatte, in Krieg geriethen, traf sie das Unglück, in mehren Haupttreffen zu unterliegen. Die Mailänder eroberten das ganze Gebiet, und 1387 fiel Verona selbst in ihre Gewalt. Inzwischen gaben die Visconti's dessen Besitz bald wieder auf, und einige Zeit wurde Verona von der Familie Carrari beherrscht. – Von dieser kam es (1405) an die Venetianer, welche erobernd bis an die Alpen drangen. Deren Herrschaft dauerte ungestört fort bis 1796, bis zur Periode der Vernichtung des Staats durch die neufränkischen Heere.

Verona besitzt blühende Gewerbe. Es hat bedeutende Webereien in Seide und ansehnliche Fabriken in wollenen Zeugen und Leder. Der lebhafte Handel mit Deutschland und der Schweiz ist aber doch nur noch ein Schatten von dem, was er früher gewesen war. Seide ist dessen Hauptgegenstand. – Zur Venetianer-Zeit galt Verona als das Hauptbollwerk des Staats gegen Deutschland; unter österreichischer Herrschaft hat es seine militärische Wichtigkeit verloren, und die drei Kastelle auf den benachbarten Höhen: St. Felice, St. Pietro und Castello, verfallen. – Von merkwürdigen Gebäuden nennen wir die Kathedralkirche, unter den vorhandenen 93 Kirchen die prächtigste und sowohl ihrer Bauart und Größe, als ihres Gemäldeschatzes wegen berühmt. Das alterthümliche Rathhaus ziert die Piazza de'Signori, (den Herrenplatz) den größten der Stadt, mit den Statuen ausgezeichneter Bürger. Die öffentliche Dankbarkeit errichtete sie in den Zeiten der Republik.

Verona ist reich an Denkmalen der klassischen Vorzeit. Vor allen ist das Amphitheater berühmt, und nächst dem Theater zu Nismes hat sich keine jener gewaltigen und riesenmäßigen Konstruktionen so erhalten auf die Nachwelt gebracht, wie dieses, welches in räumlicher Beziehung allein vom Colosseum in Rom überboten wird. – Das Veroneser mißt 464 Fuß Länge mit 364 Fuß Breite; das römische ist also um etwa die Hälfte größer. Die Außenseite ist sehr verunstaltet. Einst bot sie eine prachtvolle Marmorfaçade mit drei über einander gestellten Säulenreihen dar; aber von letztern sind nur noch einzelne Bruchstücke übrig, die Marmorbekleidung ist längst verschwunden und nichts mehr sichtbar als die Ziegelmauern, welche sie verbarg. Um so angenehmer wird der Beschauer durch das Innere überrascht. Es ist so vollkommen gut erhalten, als wäre es erst vor Kurzem erbaut. – Durch die Fürsorge des berühmten Maffei wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts die untersten Sitzreihen vom Schutte befreit, die Arena vollkommen gereinigt, und alle Beschädigungen im innern Raume mit Vorsicht und Ge schick ausgebessert. Seit dieser Zeit wird es auf Kosten der Stadt, welche einen besondern Fond dazu gewidmet hat, durch stete Nachhülfe vor Verfall geschützt.

Das Innere besteht aus 46 Reihen Sitzen von rothem Marmor, welche rund herumlaufen. Nach jeder der Arkaden führen 32 Ausgänge, so daß sich die unermeßliche, schaulustige Volksmenge stets ohne Drang und Unordnung versammeln und trennen konnte. 25,000 Menschen hatten auf den Bänken Raum, von deren obersten Reihen die Arena, ein Oval von 218 zu 129 Fuß Durchmesser, und groß genug, um 2000 Kämpfer zu fassen, auffallend klein erscheint. Gegenwärtig dient das Amphitheater bei feierlichen Anlässen zu öffentlichen Versammlungen und Schauspielen. Als die Franzosen in Italien herrschten, hatten sie in die Arena ein hölzernes Theater gebaut und einen Theil der Sitze für die Zuschauer damit in Verbindung gebracht. Harlekin trieb da sein Wesen, wo früher die Gladiatoren mit Tygern und Löwen stritten. Am Ende war der komische Wechsel kein übler und für das Jahrhundert keine Schande. Als Joseph der Zweite Verona besuchte, brachte ihm die Gesammtbevölkerung in diesen Mauern ihre Huldigung dar; und bei einer andern Gelegenheit empfingen daselbst 50,000 Menschen vom Pabste den apostolischen Segen[1786].

[1785] Die Scaliger (ital. Scaligeri), so benannt nach ihrem Wappen, das von der Darstellung einer Leiter (ital. scala) dominiert wird, beherrschten Verona von 1260 bis 1387.

[1786] Papst Pius VI. (siehe hierzu S. 1728, Anm. 5397) hatte auf seiner Rückreise von Wien am 12. Mai 1782 in Verona den apostolischen Segen erteilt (siehe hierzu Kovaćs, Elisabeth: Der Papst in Teutschland – Die Reise Pius VI. im Jahre 1782, Wien 1983, S. 160).

Von Denkmälern des Mittelalters ist das Merkwürdigste das Mausoleum Pipin's[1787], Vaters Karls des Großen, und der Sarkophag der treuen Julia, deren heroische Liebe, von Shakespeare's Genius getragen, den Erinnerungen aller Zeiten bewahrt bleibt. Der marmorne Schrein steht in dem öden Kirchhofe eines verlassenen Klosters; der Deckel ist herabgestürzt und in den Boden versunken; in den Sarg selbst aber ist eine Wasserröhre geleitet, und als Trog dient er den niedrigsten der Veroneser Nymphen zum Säubern der Wäsche. –

Sehenswerth sind auch die Grabmonumente der Scaliger. Sie stehen in der Ecke einer Straße, gewähren einen sehr malerischen Anblick und gehören zu den schönsten Mustern der Sculptur aus der Blüthenzeit der gothischen Kunst. Ihre Erhaltung ist erstaunenswürdig gut, wenn man erwägt, daß sie 500 Jahre schutzlos allen Wechseln des Wetters und der Ereignisse ausgesetzt waren. Wie oft tobte das Getümmel von Krieg und Aufruhr an ihnen vorüber!

Verona hat in neuester Zeit eine Berühmtheit besonderer Art erhalten. Es war nämlich Sitz eines europäischen Monarchencongresses, der 1815[1788] hier gehalten wurde, um die Angelegenheiten des Welttheils zu schlichten und zu ordnen. Die Repräsentanten der verbündeten Mächte waren die Kaiser und Könige: Alexander von Rußland[1789], Franz von Oesterreich[1790], Friedrich Wilhelm von Preußen[1791], Ferdinand der Erste von Neapel[1792], und Viktor Emanuel von Sardinien[1793]. Schweden schickte seinen Kronprinzen[1794]; Frankreich und England ihre Minister; letzteres – nachdem Castlereagh[1795], überwältigt von der Ueberzeugung, Großbritannien in eine seiner Ehre, seinem Berufe und seinem Interesse unwürdigen und nachtheiligen Stellung versetzt zu haben, sich selbst entleibt hatte, – den Herzog von Wellington[1796]. Die Intervention Frankreichs in Spanien zur Vernichtung einer demokratischen Verfassung, gemeinsame Maßregeln zur Unterdrückung der in vielen Völkern sichtbar gewordenen Bestrebungen nach größerer Geltung und Freiheit gegenüber den Thronen, wurden hier verabredet, und die dort aufgestellten und sanktionirten Grundsätze sind in der Politik der Gewaltigen Europa's leitend und in lebendiger Fortwirkung geblieben bis auf den heutigen Tag. –

[1787] Der karolingische Hausmeier Pippin d. J. (714–768), seit 751 König der Franken. Über ein derartiges Mausoleum ist jedoch nichts bekannt.

[1788] Der sogenannte „Veroneser Kongreß", eine Konferenz der „Heiligen Allianz", vom 20. Oktober bis 14. Dezember 1822. Dieser letzte Monarchenkongreß hatte es zum einen abgelehnt, die Unabhängigkeitserklärung Griechenlands anzuerkennen, zum anderen hatte er die obenerwähnte Intervention in Spanien angeordnet. Nach dem Selbstmord von Lord Castlereagh (1822; siehe hierzu S. 606, Anm. 1795) vertrat übrigens George Canning (1770–1827) Großbritannien in Verona.

[1789] Siehe hierzu S. 539, Anm. 1623.

[1790] Siehe hierzu S. 483, Anm. 1394.

[1791] Friedrich Wilhelm III. (siehe hierzu S. 272, Anm. 756).

[1792] Ferdinand von Bourbon (ital. Ferdinando I di Borbone; 1751–1825), als Ferdinand IV. (ital. Ferdinando IV di Napoli) von 1759 bis 1806 u. von 1815 bis 1816 König von Neapel, als Ferdinand III. von 1809 bis 1815 König von Sizilien (ital. Ferdinando III di Sicilia) und als Ferdinand I. ab 1815/16 König beider Sizilien (ital. Ferdinando I delle Due Sicilie).

[1793] Viktor Emanuel I. (ital. Vittorio Emanuele I; 1759–1824), von 1802 bis 1821 König von Sardinien und Herzog von Savoyen.

[1794] Oskar (schwed. Oscar I.; 1799–1859), seit 1844 als Oskar I. König von Schweden und Norwegen.

[1795] Siehe hierzu S. 426, Anm. 1207.

[1796] Der brit. Feldherr und Politiker Arthur Wellesley, 1st Duke of Wellington (1769–1852).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 109-112.

CXXXI. Die Wartburg in Thüringen.

Wenn dich ein schönes, hochkultivirtes Land, reich an anmuthigen, pittoresken und romantischen Naturscenen, voll fruchtbarer Auen und heimlicher Gründe, voll reizender Hügel und waldgekrönter Berge, voller Städte und Flecken, in welchen wohlhabende, betriebsame, gemüthliche, in geistiger Bildung den meisten übrigen germanischen Stämmen seit Jahrhunderten weit voranschreitende Menschen wohnen, reizen kann; wenn dich das Großartige, Geheimnißvolle, Gespensterische des dämmernden Alterthums anzieht, ein Land voll Burgen und Klosterruinen, voll Geschichten, Sagen und Legenden: so entschließe dich zu einer Wanderung nach unserm Thüringen, nach dem Herzen Deutschland's! Es wird dich nicht gereuen, auch wenn du die berühmteren Gegenden des Scheins und am Neckar gesehen hast, oder wenn du, aus dem Hesperidenlande[1797] kommst und gesättigt bist von den Wundern der Alpen.

Wohl an dreihundert Burgen und Vesten zählte einst Thüringen auf seinen Höhen, von denen noch über achtzig die Landschaft schmücken. Spurlos sind die Stätten der übrigen. Aber von jenen, obschon auch sie meistens bis auf einzelne Trümmer niedergesunken sind in Schutt und Staub, stehen mehre stark und fest, um vielen künftigen Jahrhunderten noch zu trotzen. Die, meisten dieser danken ihre Erhaltung und Pflege dem höhern Interesse, welches sie durch eine besondere Merkwürdigkeit einflößen, sey es in Bezug aus die politische Geschichte des Landes, oder weil sie durch irgend ein Ereigniß die Theilnahme der Lebenden frisch und beständig rege erhielten. Was ein gemüthliches Volk lieb gewonnen hat, geht so leicht nicht unter.

Unter allen Denkmälern der Vorzeit aber ist dem Thüringer keines so werth, als seine Wartburg. Denn ihre todten Mauern sind das lebendige Wort seiner Heldenzeit, da Thüringens Volk, unter einem Haupte, voranstand allen Brudervölkern im Rufe der Tapferkeit und Hochherzigkeit; und der Wartburg Geschichte leuchtet in der vaterländischen, aus finsterer Vorzeit, wie aus der spätern, gleich einem glänzenden Stern erster Größe. Wer hätte nicht die Wartburg nennen hören als die Wiege der deutschen Dichtkunst? wer nicht gehört von den, als Wartburg-Krieg bekannten, Wettstreiten der Minnesänger am bildungsfrohen Landgrafenhofe? wer wüßte nicht, daß die Wartburg es war, welche den gottbegeisterten Luther[1798] ein Jahr lang vor den Verfolgungen seiner Feinde verbarg, und wo er das Buch des geistigen Lebens, seine unübertreffliche deutsche Bibelübersetzung fertigte? wer wüßte nicht, daß auf der Wartburg es gewesen, wo ein Fest gefeiert wurde von deutschen Männern und Jünglingen, ein hohes Fest des gedoppelten Siegs der Wahrheit und des Rechts über die Macht der Unterdrückung, – ich meine des Siegs der deutschen Glaubensfreiheit, durch Luther errungen, und des Siegs deutscher Volksehre, gewonnen durch die Eintracht muthigen Wollens und Vollbringens unter deutschen Stämmen, – das Fest am 18. October[1799] 1817. – Alle diese Erinnerungen werden lebendig fortdauern, wenn auch die alleszerstörende Hand der Zeit Wartburg's noch feste und gewaltige Mauern von ihren Felsen gestürzt, und der Wind ihren Staub verweht hat.

Die Wartburg liegt eine halbe Stunde von Eisenach, in einer an grandiosen Naturscenen reichen Umgebung, auf der Spitze eines steilen, felsigen, waldbewachsenen Berges. Ihr Erbauer war Ludwig der Zweite (der Springer)[1800], der Thüringer Landgraf. Das Land war heimgesucht durch Hungersnoth;

[1797] Siehe hierzu S. 351, Anm. 1011.

[1798] Er hatte 1521/22 auf der Wartburg damit begonnen, das Neue Testament ins Deutsche zu übersetzen.

[1799] Der 4. Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht von 1813, der stets am 18. Oktober begangen wurde, und das 300-jährige Gedenken an das Jahr 1517, in dem Luther am 31. Oktober angeblich seine 95 Thesen an die Türe der Wittenberger Schloßkirche angeschlagen hat.

[1800] Ludwig der Springer (1042–1123), Graf in Thüringen.

der Fürst that seine Getreidemagazine auf und bot Brod gegen Arbeit am Burgbau. Da strömten Dürftige und Hungernde in Schaaren herbei, und nach zwei Jahren stand sie da, das prachtvollste Fürstenschloß im Thüringer Lande. Kein Fluch leibeigner Fröhner ruht auf ihren Zinnen; wohl aber der Segen vieler vom Hungertode Erretteten.

Nicht Worte genug finden die alten Chronisten, zu erzählen von Wartburg's damaliger Pracht. Ihre Dächer waren mit Blei gedeckt; byzantinische Bildhauer hatten Söller und Gesimse an Thüren und Fenstern verziert; aus kostbarem Schnitzwerk bestanden alle Decken und Wände der Gemächer. – Von dieser Herrlichkeit ist keine Spur mehr übrig.

Die Wartburg blieb die gewöhnliche Residenz der mächtigen Landgrafen, (deren Gebiet nicht blos das eigentliche Thüringen, sondern auch fast das ganze Königreich Sachsen einschloß,) bis die drei Söhne Friedrich's des Zweiten[1801] 1379[1802] das Reich unter sich theilten. Balthasar[1803], einer derselben, behielt Thüringen; die Brüder Wilhelm[1804] und Friedrich der Dritte[1805] bekamen das Osterland und die Länder an der Elbe: Meißen nämlich, das nach malige Kursachsen. Balthasar starb kinderlos. Thüringen wurde hierauf unter die Vettern vertheilt. Seitdem verschwinden die Landgrafen von Thüringen aus der Geschichte, und die Wartburg – nur noch zu gelegentlichen Besuchen der Fürsten erhalten – verliert ihre Bedeutung als Residenz. Ihre Glanzperiode ist vorüber.

Durch Feuersbrünste litt sie mehrmals, und einige ihrer Hauptgebäude gingen darüber zu Grunde, oder wurden abgetragen, um Neubauten Platz zu machen, welche weder mit der Pracht, noch für die Zwecke der alten aufgeführt wurden. Man räumte die Burg Beamten zur Wohnung ein, und schon vor der Reformation diente sie öfters zum Getreidemagazin. Aber eine strahlendere und dauerndere Glorie, als die ihr der Aufenthalt eines Monarchen geben kann, erhielt die Wartburg durch den Helden, der der christlichen Welt die Freiheit des Glaubens errungen hat.

Luther*)[1806] bewohnte die Wartburg elf Monate[1807]. Seinem hiesigen einsamen Aufenthalt verdanken wir eine Menge seiner segenreichsten und wichtigsten Arbeiten. Außer dem großen Werke der deutschen Bibelübersetzung schrieb er auf der Wartburg sein, so großes Aufsehen erregendes Buch gegen die Ohrenbeichte, mehre Schriften gegen den Mißbrauch der Messe und gegen die geistlichen und Klostergelübde; auch seine Auslegung der Psalmen, und der erste Theil seiner Kirchenpostille entstanden hier. Der begeisterte Mann saß in jeder Woche ganze Nächte hindurch über der angestrengtesten Arbeit, und in einer solchen Nacht geistiger Aufregung mag es gewesen seyn, als es ihm dünkte, der Teufel käme auf ihn zu, um ihn am Arbeiten zu hindern, und er entschlossen das Tintenfaß ergriff, es ihm an den Kopf zu werfen. Noch zeigt man Luther Stube auf dem wohlerhaltenen Ritterhause, und an

---

[1801] Friedrich II., der Ernsthafte (1310–1349), seit 1323 Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen.

[1802] Recte: 1349.

[1803] Balthasar von Wettin (1336–1406), seit 1349 Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen.

[1804] Wilhelm I., der Einäugige, (1343–1407), seit 1349 Markgraf von Meißen.

[1805] Friedrich III., der Strenge (1332–1381), seit 1349 Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen.

[1806] *) Luther hatte vor versammelten Kaiser und Ständen des Reichs, auf dem Tage zu Worms [1521], mit heroischem Muthe und göttlicher Kraft die Wahrheit seiner Lehre siegreich vertheidigt. Dennoch sprach Karl V., im Interesse des Pabstes und der Kirche, die Reichsacht über ihn aus, ihm blos 21 Tage sicheres Geleit bewilligend, damit er sie zur Flucht aus dem Reiche benutze. Luther, der Unerschrockene, schlug den Rückweg nach Miltenberg ein, reiste aber über Eisenach, um in dem 3 Stunden von da entfernten Dorfe Möhra, dem Geburtsorte seiner Eltern, Verwandte zu besuchen. Nach einem Aufenthalte von mehren Tagen zog er getrost des Weges weiter. Von der Geleitsfrist waren nur noch 24 Stunden übrig. Die Reichsacht lastete dann mit voller Rechtskraft auf ihn [sic!], er war vogelfrei. Jeder durfte ihn tödten, Niemand ihn schützen. – Dem Meining'schen Dorfe Altenstein vorbei führte sein Pfad durch einen dunkeln Waldgrund. Unter einer herrlichen Buche, die der Name des großen Reformators noch gegenwärtig ehrt, dort, wo ein klarer Quell den müden Wanderer zur Ruhe und Labung einladet, sah sich Luther plötzlich von zwei verkappten Rittern überfallen, die ihn nöthigten, ritterliche Rüstung anzuthun und ein Pferd zu besteigen. Auf unbekannten Waldpfaden brachten sie ihn zur Wartburg, wo sie ihm als Ritter Georg eine Wohnung und 2 Edelknaben zur Bedienung anwiesen. Diese seltsame Entführung war geschehen auf Veranlassung Kurfürst Friedrich's des Weisen [(1463–1525)], Luther's wahren, und um dessen Sicherheit ängstlich besorgten Freundes. Dieser sah, in Folge der Reichsacht, Luther's Verderben voraus, und erkannte in gewaltsamer Habhaftwerdung des Unerschrockenen das einzige Mittel zu dessen Rettung.

[1807] Vom 4. Mai 1521 bis zum 1. März 1522.

der Wand den ominösen schwarzen Tintenfleck. Nach Luther's Zeiten ist die Wartburg oft zur Verwahrung von Staatsgefangenen gebraucht, manchmal auch gemißbraucht worden. In neuester Zeit noch war sie eine Zwangswohnung politischer Gefangenen. Von der alten Burg des Landgrafen sind nur einzelne Partieen noch übrig; vom sogenannten „neuen Haus,“ 1317 erbaut, zeigt man noch die landgräflichen Wohnzimmer und den Rittersaal, in dem merkwürdige Gemälde der Fürsten, ihre Rüstungen und alte Waffen sehenswerth sind. Neben dem Rittersaale ist die Burgkapelle, deren Kanzel man nicht ohne Ehrfurcht betreten kann; denn von der nämlichen Stelle ertönte oft Luther's salbungsvolle, begeisterte Rede an die kleine Gemeinde! Dieser Raum und ein paar zur Hälfte abgetragene, oder eingefallene, alte Thürme, ein Pferdestall und noch einige Substruktionen der Vorzeit, auf die sich neue Anbauten (unansehnliche Flickwerke) stützen, bilden die Ueberbleibsel dieser ehemaligen, so prachtvollen Fürstenwohnung. Ihr Erbauer, träte er jetzt in den Burghof, würde sie gewiß nicht wieder erkennen. Aber alles Schmucks beraubt, wird sie doch immer als National-Denkmal Thüringens und des deutschen Landes in Ehren gehalten werden.



Gez. v. F. H.   Stahlstich v. J. G. Martini 1836.

DIE WARTBURG
von der Nordwestseite

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.   Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 171-175.

DCC. Die Lutherzelle auf der Wartburg.

Die Wartburg, wie ich sie als Knabe und Jüngling so vielmal besucht habe und wie ich sie vor 15 Jahren im Universum beschrieb, ist nicht mehr dieselbe. Damals trug sie noch das alte, abgetragene Kleid, auf welches die Jahrhunderte so viele Flicken und Lappen gesetzt hatten, daß sie einer Bettelherberge ähnlicher sah, als einer Fürstenburg, von deren Glanz und Herrlichkeit die thüringer Chroniken und Sagen so Vieles zu erzählen wissen. Die zierlichen Erker waren abgefallen, die Söller und Säulengänge waren entfernt oder vermauert, und auf dem gewaltigen Mauerwerk ehemaliger Warten und Thürme hatte sich im Lauf der Zeit ein Konglomerat von schlechten Bauten aus Fachwerk angesiedelt, das bald einem Verwalter oder Kastellan zur Wohnung, bald einer Invalidenbesatzung zur Kaserne, bald Gefangenen zu Zellen, bald als Speicher, Vorrathshaus, Kneipe oder zu sonstigen ökonomischen Zwecke», wie sie Bedürfniß und Gelegenheit schufen, gedient hatte. Nur wenige Räume, an welche sich ein hervorragendes geschichtliches oder volksthümliches Interesse knüpfte, waren nothdürftig im ursprünglichen Zustande erhalten worden. Das Uebrige der alten Wartburg war dem Zahne der Zeit mit sorglosem Vertrauen auf die Unverwüstlichkeit der Grundmauern überlassen, die mit dem Fels zusammen gewachsen scheinen, auf dem sie ruhen.

Das ist nun seit einigen Jahren anders geworden. Dem jetzigen Großherzog von Weimar[1808] war es schon als Erbprinz ein Lieblingsgedanke, die Wartburg in der Weise herzustellen, wie sie zu Zeiten der heiligen Elisabeth[1809] der Stolz Thüringens gewesen war. Den ersten Anstoß zur Restauration gab ein Auftrag des Fürsten an einen Maler, den berühmten Wettkampf der Minnesänger am landgräflichen Hoflager darzustellen. Dies führte zu einer künstlerischen Besichtigung und Erforschung der Räumlichkeiten der Burg, damit das Bild auch vom Oertlichen des Schauplatzes eine treue Darstellung gebe. Daß der Maler Reste der alten Prachttheils vermauert, theils in unbeachteten Winkeln auffand, war zwar keine neue Entdeckung; denn ich erinnere mich, auf meinen häufigen Wartburgwanderungen in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts bei den damaligen Ausbesserungen des Schlosses zierliches Simswerk, Säulchen und Fragmente von Skulpturen im Schutte gesehen zu haben und daß wir Buben einmal einen Haufen alter Bildwerke und Ornamente in einem Winkel ergatterten, von dem wir, was uns eben gefiel, abschlugen und als Wartburgangedenken mit nach Hause nahmen. – Jener Maler berichtete dem Fürsten über die Möglichkeit, manches Schöne am alten Bau wieder herzustellen und in Folge Dessen wurde vom Prinzen eine Kommission hergesendet, die Restaurationsentwürfe einer nähern Prüfung zu unterziehen. Zunächst empfahlen die Architekten eine Halle im byzantinischen Styl[1810], mit verzierten Rundbogenfenstern, von schmucken Säulchen getragen, durch Entfernung des Mauerwerks, das letztere verhüllte, und der kleinen Fenster, die der Vandalismus späterer Zeiten an die Stelle der Arkaden angebracht hatte, herzustellen. Während dieser Arbeit fand man noch andere Säulenreste, Austritte zu Altanen, Ornamente von guter und zarter Arbeit, Vieles dem Besten am Rhein und in Italien zu vergleichen. Manches war nur durch Backsteinverkleidung oder Tünche verhüllt, oder dem Auge entzogen worden. Der Fürst, durch die Berichte über diese Funde erregt, kam selbst mehrmals zum alten Fürstensitz, ordnete an, befeuerte den Eifer zur weitern Prüfung, und auf der Basis der gewonnenen Resultate wurde endlich der Plan zu einer Restauration gelegt, die des Gegenstandes ganz würdig sey. Die Aufgabe war eine höhere als die bloße Herstellung eines alten Raubritternests, wie sie jetzt von

[1808] Carl Alexander (1818–1901), seit 1853 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach; er stellte bereits 1838 erste Mittel zur Restaurierung der Wartburg zur Verfügung.

[1809] Die Landgräfin Elisabeth von Thüringen (1207–1231), sie hatte bis 1228 auf der Wartburg gelebt.

[1810] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.



DCCI

Die LUTHERZELLE
auf der Wartburg.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

Fürsten und Junkern als Mode-Spielerei, oder um ihre Sympathie mit den Zeiten des Faustrechts offenkundig zu machen, häufig vorgenommen wird. Es galt, ein Bauwerk in seiner ursprünglichen Form herzustellen, an das, als Monument der Kulturgeschichte, sich das Interesse und die Verehrung aller Zeiten knüpft, – die Burg, wo deutsches Fürstenthum in edlen Vorbildern glänzte, wo deutsche Poesie und Gesittung ihre frühesten Feste und Triumphe feierte, das Haus, wo der große Apostel des gereinigten Glaubens die rettende Freistätte fand, den Ort, von dem aus Luther das Buch der Bücher, die Urkunde des Christenthums, gesäubert von Fälschungen und Irrdeutungen, dem deutschen Volke in seiner Sprache hingegeben und Allen verständlich und zugänglich gemacht hat. Die Wartburg ist rechteigentlich der Freiheit und Gesittung „feste Burg" und deshalb knüpft sich an sie die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt. Gefeiert in Balladen und Gedichten lebt sie fort im Gedächtniß der Jahrtausende, wie die Säulenhäuser auf der Acropolis Athens, wie die Monumente auf dem kapitolinischen Hügel, wie des Jordans heilige Stätten. Ihre ursprüngliche Form zu bewahren und der Nachwelt zu erhalten ist, folglich ein patriotischer und auch humaner Gedanke, und er verdient den Dank Aller, die am Schönen und Guten ein menschliches Interesse haben.

Der Großherzog hat die Restauration der Burg einem geschickten Architekten[1811] anvertraut, der, für seine Aufgabe begeistert, sie gleichsam zu seinem Lebenszweck macht. Es ist viel geschehen diese Jahre her, aber noch viel mehr ist zu thun übrig. Herstellung des Alten ganz so, wie es war, ist die Aufgabe, und eine gewissenhafte Lösung derselben kann keine Eile vertragen. –

Wenn die Dichter Recht hatten, die Wartburg einen Tempel des deutschen Volks zu nennen – so ist die Luther-Zelle ihr Sanktuarium. Sie ist in einem abgelegenen Theile der Gebäude versteckt. Der Kastellan führt uns durch ein enges, tiefes Eingangsportal zu einem schmalen Treppenhaus, dessen hölzernes, verziertes Balkenwerk ein hohes Alter verräth. Eine massive Thür von Eichenholz, mit großen, schweren Bändern, die sich über die Thürfläche verzweigen, stößt auf einen kleinen Vorplatz. Der Führer ergreift aus seinem Bündel einen der schwersten Schlüssel; knarrend bewegen sich die Schließhaken, die Thüre wird geöffnet, und wir stehen auf der nämlichen Schwelle, die der Mann Gottes ein ganzes Jahr lang täglich überschritten hat. Hier wohnte Luther im Jahre 1521 unter dem Namen Ritter Görg, – ein freiwilliger Gefangener. In dieser Zelle fertigte er das Riesenwerk seiner Gelehrsamkeit und seines Fleißes, die Bibelübersetzung, und während er verschollen schien, während die Hierarchie dem Volke die Lüge aufheftete, der Teufel habe den Ketzer lebendig zur Hölle geholt: – da schmiedete Luther in seiner Wartburgklause ruhig die Waffe, mit der er Rom besiegte.

Die Lutherzelle ist noch ganz so, als zur Zeit, da sie Luther bewohnte. Es ist eine mäßig große Stube mit 2 breiten, fast viereckigen Fenstern, deren kleine, in Blei gefaßte runde Scheibchen durch das Alter meist erblindeten. Die inneren Wände sind von der Decke bis zum Boden mit dicken Bohlen beschlagen, und der kindische, oder eitle Sinn vieler der Besucher hat auf denselben seit drei Jahrhunderten unbekannte Namen in Menge eingeschnitten. An der Wand, zur Seite der Thür, ragt ein Kachelofen, wie dergleichen noch da und dort in Thüringen auf dem Walde anzutreffen sind, dessen Feuerraum groß und weit genug ist, um einen mäßigen Baumstamm ungespalten aufzunehmen. – An der Wand, neben dem Ofen, ist der bekannte Tintenklecks zu schauen, der unsern Luther schärfer und treuer zeichnet, als tausend Federn, welche sein Leben schilderten. Die Legende von dem Klecks hat, wie alle Legenden, ihre Varianten; die anmuthigste ist wohl folgende: „Als Luther einst bei trübem Lampenschein noch spät nach Mitternacht über die richtige Deutung einer schwierigen Bibelstelle nachsann, – da erschien plötzlich Satanas, Doktorhut und Schwanz zierlich neben einander im Arme tragend, vor seinem Schreibtisch. Er sprach: „„Doktor Martin: – was sinnst du und zerbrichst dir den Kopf? – mir ist das ein Leichtes; schreib', ich will dir's diktiren"". Doktor Martin sah auf, räusperte sich, als ob er was sagen wollte; aber ehe sich's jener versah, faßte er das schwere Tintenfaß und schmiß es dem Versucher an den Kopf. Der Teufel verschwand mit großem Gestank, und er ist nie wieder gekommen"[1812]. – Luther gebrauchte die rechte Waffe. Tinte und Druckerschwärze können der Teufel und seine Vetterschaft auch jetzt noch so wenig vertragen, als in Luthers Tagen; und auch wir würden uns ihrer gewiß erwehren können, wenn wir stets volle Freiheit hätten, ihnen das Tintenfaß an den Kopf zu werfen. –

[1811] Hugo von Ritgen (1811–1889).

[1812] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

Der Klecks ist über eine Hand groß. Er ist seit vierthalbhundert Jahren bei dem öfteren Ausweißen der Ofenwand stets sorgfältig umfahren worden, und daher erscheint er nun so viel tiefer, als die verschiedenen Lagen der Tünche betragen. Das Luther-Meublement, was davon noch übrig, besteht aus einem massiven Tisch von Lindenholz, dessen äußere Kanten seit langer Zeit mit starken Eisenschienen beschlagen sind, um ihn vor weiteren Spoliationen zu schützen. Der Volksglaube machte einen Span von Doktor Luthers Arbeitstisch zu einem unfehlbaren Mittel gegen Zahnweh, und am Ende wäre er, der schon um ein Drittel kleiner geworden ist, gar verschwunden, hätte man dem Wunder nicht noch rechtzeitig eiserne Riegel vorgeschoben. In der Ecke neben dem Tisch steht eine Truhe, stark mit Eisenbändern beschlagen, und mit Abtheilungen für Luthers Wäsche und Kleidern versehen; gegenüber der Thür aber fällt ein plumper, mit schwerem Beschlag versehener Schrank von Tannenholz in's Auge, Luthers Bücherschrank. – Statt des Armsessels, der, sammt der hölzernen Bettstelle Luthers, schon vor zwei Jahrhunderten unter den Messern der Besucher zu Trümmern gegangen ist, wird jetzt das Wirbelstück eines Wallfischgeripps vorgezeigt; der Sage nach hat es Luthern zum Fußschemel gedient. Ueber dem Tisch an der Wand hängt Luthers Bildniß mit den Portraits seiner Eltern, alle drei mit Kranachs, des Malers, Zeichen, aber sicherlich nicht von seiner, des Meisters, Hand; wahrscheinlich sind's alte Copieen ächter Bilder. – In der letzten Zeit seines Wartburg-Aufenthalts war das Geheimniß seiner Person den Bewohnern des Schlosses verrathen und Luther hielt zuweilen in der Burgkapelle statt des Schloßkaplans die Sonntag- oder Festpredigt.– Als der Tisch durch die eisernen Spangen vor den Messern der Besucher geschützt worden war, übertrug sich der Glaube an die Heilkraft der Späne von Luthers Tisch auf die Kanzel – und auch sie ist guten Theils spanweise durch die Welt gewandert.

Ich habe die Wartburg nur ein einziges Mal als Mann wieder besucht. Wie war doch damals der Eindruck ein ganz anderer, als der, welcher sich in den Erinnerungen aus den Jünglingsjahren wiederspiegelt! – Wie heilig, hehr und verklärt strahlte mich das Reformationswerk am Jubelfeste 1817 an, wie stand es so unverwüstlich vor meinen Augen, da noch die großen Führer des Protestantismus, ein Löffler[1813], Bretschneider[1814], Ammon[1815], Schuderoff[1816], Röhr,[1817] in Luthers Geist die Vernunft mit dem Glauben versöhnten und ein jeder derselben stolz war auf den Ursprung unserer Kirche – die Revolution des Gedankens gegen das Dogma, – den ihre heutigen Koryphäen[1818] muttermörderisch verleugnen. O laß sie doch, großer Luther! sich wärmen an der Flamme Deiner Empörung, die armen Schächer, die Deine Heerde nicht mehr wie Hirten, sondern wie Wölfe hüten! Wann that dem Protestantismus mehr noth die Wärme des Lebens? Wann war ihm die todte. starre Form entbehrlicher und schädlicher, als in unsern Tagen? Reden die Zeiten nicht mit feurigen Zungen? Kann nicht ein Tag kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo uns protestantischem Volk die Wahl gelassen wird, Luthers Lehre abzuschwören – oder zu erwarten, daß sich erneuere das Schicksal der Waldenser? – Dann werden die Protestanten auf die Wartburg ziehen und gen Wittenberg, und pilgern zu Luthers Zelle und knieen an Luthers Grabe, und ihre Thränen werden Luthers Asche wegschwemmen und fluchen werden sie den Hohenpriestern, welche ihre Kirche zur Bettlerin werden ließen. Daß das Lutherthum das erfahren sollte, – daß die zur Hut Berufenen selbst den Gegnern die Waffen schmieden – und seine Kirche zum Spott machen würden ihrer Feinde: – solch ein Loos ist den großen Werken großer Menschen manchmal beschieden. Wehe aber über Diejenigen, welche es verschulden, daß das Heilige, der Ewigkeit würdig, zum Vergänglichen werde – und dreifach Wehe! den Schuldigen, stehen sie als Priester an den Altären.

[1813] Der Gothaer Generalsuperintendent Josias Friedrich Löffler (1752–1816), der sich dort um die Reform des Schulwesens verdient gemacht hat.

[1814] Der Vertreter des theol. Rationalismus Karl Gottlieb Bretschneider (1776–1848).

[1815] Christoph Friedrich von Ammon (1766–1850), ein Vertreter des prot. historisch-kritischen Rationalismus.

[1816] Johann Georg Schuderoff (1766–1843), der wegen seiner reformerischen Ansichten mit seiner Kirchenleitung in Konflikt geraten war.

[1817] Johann Friedrich Röhr (1777–1848), ebenfalls ein Vertreter des theol. Rationalismus.

[1818] Vertreten durch Theologen wie den ref. Theologen pietistischer Richtung Hermann Hengstenberg (1802–1869) oder die antirationalistischen Theologen August Neander (1789–1850) und August Tholuck (1799–1877).


DIE WARTBURG
Aus d.Kunstanst. d.Bibl.Instit.in Hildbhsn.
Eigenthum d.Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 51-58.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 12-19.

Die Wartburg.

„Scepter brechen. Waffen rosten, der Arm der Helden verwest!
was in den Geist gelegt ist. ist ewig!"
(J. v. Müller.[1819])

Gib mir einen Stein, den ein großer Gedanke geweiht hat, und ich überlasse den Schilderern und Dichtern alle Schlösser voll eitler Pracht. – Groß aber nenne ich nur den Gedanken, dem eine die Menschheit erhebende, das Menschenthum fördernde Kraft innewohnt, eine schöpferische Idee, welche die Entwickelung unseres Geschlechts auf dem Pfade des Lichts und der Freiheit vorwärts führt und darum das Anrecht auf Unvergänglichreit in sich trägt. – Wozu aber einem solchen Gedanken noch ein Denkmal?

Und doch, während Tausende von Ehrensäulen der Menschengröße unter Schutt und Moos und in Vergessenheit versinken, um den Stein, den ein großer Gedanke geweiht hat, windet die Dankbarkeit der spätesten Enkel noch einen immergrünen Kranz des Ruhmes, und manche junge Hand legt auf dem grauen Zeugen der Vergangenheit stille heilige Eide ab, in denen gute Thaten der Zukunft keimen.

Jedes Volk hat solch ein Denkmal großer Gedanken in seiner Geschichte.

Ein sinkendes Volk verscheucht die Weihe aus dem Tempel der Vorfahren und wandelt ihn um zum Stall für den Nutzen des Augenblicks, ein gesunkenes gibt die Heiligthümer seiner Vergangenheit ohne Scheu und Scham dem Fremden, dem Raub, der Zerstörung Preis; wo aber Volk und Denkmal noch aufrecht in der Gegenwart stehen, da wallfahrtet die begeisterte Jugend wie der ernste Mann an allen hohen Festtagen des Vaterlandes zu dem Denkmal der alten Ehren und da steht auch die Hoffnung zu neuen Ehren noch in frischer Grüne.

Ein solches Denkmal der Deutschen ist die Wartburg. – Wie keine andere Stätte des Vaterlandes umschließt dieser Mauernring auf schroffen Felsenkanten die erhabensten Marksteine des Entwickelungsganges unserer Nation, die reichsten Erinnerungsräume an Blüthen- und Sturmzeiten deutscher Bildung und die erbaulichsten Bilder fürstlichen Familienlebens in Lust und Leid. Nirgends ist eine zweite Stätte im Vaterlande zu finden, wo der Schritt des deutschen Schicksals tiefere und bedeutsamere Spuren eingedrückt hätte. Spurlos ging keine Erhebung und kein Niedergang deutschen Volks an unserer Wartburg vorüber, und von den höchsten Triumphen des deutschen Geistes bleibt sie ein unverwüstlicher Zeuge.

Ja, der Vorrang ist ihr vor den glänzendsten Kaiser- und Königsschlössern Deutschlands sicher, daß sie immer mit der Zeit blühte und welkte, stieg und sank, daß kein glänzender und zündender Gedanke in den deutschen Häuptern loderte, dessen Widerschein nicht die Wartburg erleuchtet hätte, daß kein Elend und Jammer das Vaterland niedergeschlagen, wofür nicht in diesen Mauern heiße Thränen geflossen wären. Als das germanische Leben noch im duftenden Kranz der Sage träumte, hat auch die Wartburg mit dem blätterreichsten und frischesten sich geschmückt, der auf Felsenzinnen und Waldeshöhen um Mannesmuth und Frauenhuld, Volksvertrauen und Fürstentreue gewunden werden kann.

[1819] Zitat aus Johannes von Müllers (1752–1809) Text „Reisen der Päpste" in: „In kleinen Staaten ersterben große Gedanken aus Mangel großer Leidenschaften." Begegnungen mit Johannes von Müller. Ein Lesebuch. Hrsg. v. Stefan Howald. Göttingen: Wallstein 2003, S. 369 (die Werkausgabe ist im Internet leider nicht einsehbar).

Fast unmerklich wandelt der Sagenkranz sich in den gekrönten Helm der Geschichte um, ja, lange schmückt noch die Krone der unvergänglichere Kranz. Wie konnte solchem Reiz die Dichtung widerstehen? Als der geistige Klang das Leben in der Höhe veredelte, feierte die edelste Kunst im Wartburgkriege ihr schönstes deutsches Fest, das noch die Gegenwart im Gewande der Dichtung begeistert. Seitdem schmückt sie der Kranz der Poesie. Dann kam die Zeit, wo die fürstliche Pracht von den Bergen in die Thäler niederstieg. Auch die Wartburg neigte ihr Haupt und ward ein halbträumender Wächter. Es war damals, wo ein Raupenfraß am Immergrün deutschen Glaubens und deutscher Sitte nagte. Die Raupen trugen braune und schwarze Kutten und bildeten zusammen ein Ungethüm, häßlicher als der Heerwurm. Wie glänzende Lanzen schwangen einzelne Geistesblitze sich auf und stürzten auf den Feind, aber das Scheusal siegte und sie – gingen in Rauch auf. Da kam der Junker Görge mit dem rechten Speer, zertrat das Gewürm und heftete dankbar an die Wartburg den Ehrenkranz der Reformation. Das war der Wartburg zweite deutsche Geistesblüthe. – Nach diesem königlichen Aufstrahlen entschlummerte die Burg wieder, denn sie war damals schon fast ein halb Tausend Jahre alt. Alle Kriege, vom schmalkaldischen[1820] und dreißigjährigen bis zu denen des alten Fritz[1821] und des vorletzten Franzosenübermuths, brausten unter ihr hin, ohne die zerfallenden Mauern der Beachtung zu würdigen. Sie war zu gut für die Ehren des Mordhandwerks. Ihr winkten andere Kränze, als blutige, denn als der wiedererwachte Geist des deutschen Volks den Sieg errungen hatte über die fremden Knechte, hing Deutschlands edelste Jugend an den Mauern der Wartburg den Kranz der Freiheit auf. Und gerade weil der Undank der Fürsten den Kranz zerriß, gerade weil viele jener braven, nur für des Vaterlandes Heil begeisterten Jünglinge aus dem wonnigen Traum der Freiheit im Kerker erwachen mußten, gerade deshalb blieb fortan die Wartburg der heilige Wallfahrtsort der Deutschen zur Ehrenfeier für jeden freien Gedanken, für jede aufflammende Hoffnung, für jedes Hochgefühl der Vergangenheit, für jedes edle Streben der Jugend, edle Wirken der Männer, für jede wahrhaft deutsche That.

Das ist die unvergleichliche Krone der Wartburg: aus den Kränzen deutscher Kunst, Geistesfreiheit und Vaterlandsehre gewunden und auf die Zinnen gelegt durch den dankbaren Willen der Nation.

Laßt uns einen Gang thun durch die Bilderreibe ihrer Geschichte! – Noch ragen dieselben Felsen durch die Jahrhunderte und über das gefallene Laub von tausend Geschlechtern empor, auf denen der wackere Springer[1822] rief: „Wart', Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Gelehrte Leute bezweifeln das; wir glauben daran. Und die Burg war erst zwölf Jahre alt, als die Weltgeschichte zum ersten Male bis zu ihrem Fels vordrang: Kaiser Heinrich IV.[1823] ward (1080) ihren Füßen von seinen Widersachern angegriffen und geschlagen. – Weiter sehen wir des Saliers Sohn Ludwig als den ersten Landgrafen des Thüringerlandes[1824], und dessen Sohn, den Eisernen[1825], als ein Ritterbild, das noch heute im Wald lebendig einhergeht mit seinem Ruhlaer Schmied[1826] und dem Adel am Pfluge. Nun reitet Landgraf Her-

[1820] Der „Schmalkaldische Krieg" von 1546 bis 1547, in dem Kaiser Karl V. den Schmalkaldischen Bund, ein Bündnis prot. Landesfürsten und Städte unter der Führung von Kursachsen und Hessen, besiegte.

[1821] Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König *von* Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg.

[1822] Zu Ludwig dem Springer siehe S. 607, Anm. 1800.

[1823] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[1824] Ludwig I. († 1140), seit1131 Landgrafen von Thüringen; er war kein Sohn Heinrichs IV. (s. o.), folglich also auch kein Salier, sondern entstammte, wie sein Vater Ludwig der Springer, dem Geschlecht der Ludowinger.

[1825] Ludwig II., der Eiserne (1128–1172), seit 1140 Landgraf von Thüringen.

[1826] Landgraf Ludwig II. von Thüringen (s. o.), der als schwach und milde gegenüber seinem Landadel galt und nicht wußte, wie sehr Bürger und Bauern durch diesen geknechtet wurden, soll sich auf einem seiner Jagdritte im Ruhlaer Forst verirrt haben. Als er nach langer Suche endlich das Feuer eines Ruhlaer Waldschmieds sah, bat er diesen um Herberge. Auf die Frage des Schmieds, wer er sei, leugnete der Fürst seine wahre Identität und gab sich für einen Jäger des Landgrafen aus. Der Schmied, ebenfalls verbittert über die verfehlte Milde Ludwigs und die damit verbundene Bedrängnis durch den Landadel, ließ darauf seinem Unmut über den Landgrafen freien Lauf. Nachdem sich Ludwig, verwundert über die Worte des Mannes, zur Ruhe gelegt hatte, arbeitete der Schmied die ganze Nacht hindurch, so daß der Graf kein Auge zutun konnte. Der Schmied hämmerte das Eisen und rief immer und immer wieder: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart, so hart wie dieses Eisen!" und „Du böser, unse-

man[1827] heran mit dem Generalstab seines Ruhms: da ist Heinrich von Veldeck[1828], „der stolze wohlgeborene Mann und Ritter", Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwetzen[1829], Wolfram von Eschenbach, Biterolf[1830], Heinrich von Ofterdingen[1831] und endlich Meister Klingsor[1832] vom Ungarland, der wunderreiche Mann, welcher einst die Geburt jener gottgeweihten Elisabeth[1833] verkündigte, durch deren himmelstrebende Frömmigkeit um die Wartburg auch der Heiligenschein des alten Glaubens gelegt wurde. Daß die Sänger des Wartburgkriegs nichts Höheres zu preisen wußten, als „ihre Herren", lag weniger im Geiste jener Zeit, als im deutschen Geist; – („Weß Brod ich eß', deß Lied ich sing'") – denn als ein Richard späterer Jahrhunderte den Tert poetisch und praktisch änderte, ward er verbannt. – Das rührendste Bild der Gattenliebe steigt mit Ludwig[1834] und Elisabeth auf den Berg: „sie küßte ihn mit Herzen und mit Mund – mehr denn tausend Stund!"[1835] Aber die Farbe dieser Liebe war nicht das Roth der Rose, sondern das reinste Himmelblau. Und als der „Kumpan des Krämers" das Kreuz nahm und im gelobten Lande dahinstarb, wäre durch Heinrich Raspe[1836], den „Pfaffenkönig". die Wartburg in kaiserlichen Ehren beinahe die Schwester der Schwarzburg geworden. Es ist aber schöner für sie, daß in ihr der arme Heinrich an der Reue der Untreu starb. Von jetzt an blinken in dem Glanz des strahlenden Fürstensitzes häufig die Thränen des Unglücks, die von der heiligen Elisabeth, der verstoßenen und verlassenen, zuerst dort vergossen waren. – Der „Heiligen" Enkel[1837] war jenes „Kind von Brabant", dem Heinrich der Erlauchte[1838] erst Vormund, dann Feind wurde. Da rasselte der Kampf um die Mauern und die Bürgertreue legte einen neuen Kranz auf sie, denn die muthigen Worte Heinrichs von Velsbach[1839], als er, durch eine Blyde[1840] geschleudert, in den Abgrund flog, sind in den Jahrhunderten nicht verhallt: „Und Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!"[1841] – Welch reiches Bild wird nun vor uns aufgerollt: der unartige Albrecht[1842] und die treue Margaretha[1843], getrennt durch die Buhlerin

---

liger Herr! Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen?" Als der Morgen kam und Graf Ludwig von dannen zog, besann er sich der Worte des Schmieds und verfuhr gegenüber seinem Landadel fortan mit eiserner Hand. Siehe hierzu auch Thon, Schloß Wartburg, wie S. 619, Anm. 1855, S. 32ff.

[1827] Hermann I. (ca. 1155–1217), seit 1181 erst Pfalzgraf von Sachsen und seit 1190 Landgraf von Thüringen.

[1828] Heinrich von Veldeke (* vor 1150, † zw. 1190 u. 1200); sein Eneas-Epos entstand am Hofe von Landgraf Hermann I. (s. o.).

[1829] Der mittelalterl. Spruchdichter Reinmar von Zweter (* ca. 1200, † nach 1248).

[1830] Dt. Dichter des 13. Jhd.s, von Rudolf von Ems (ca. 1200–ca. 1254) erwähnt.

[1831] Sagenhafter, historisch nicht verbürgter Sänger des 13. Jhd.s

[1832] Zauberergestalt der mittelhochdt. Literatur, die sich sowohl im „Parzival" als auch in der „Manessischen Liederhandschrift" findet.

[1833] Siehe hierzu S. 611, Anm. 1809.

[1834] Ludwig IV., der Heilige (1200–1227), seit 1217 Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen.

[1835] Formulierung aus der mündl. tradierten Elisabethlegende.

[1836] Heinrich Raspe IV. (1204–1247), seit 1227 Landgraf von Thüringen sowie 1246/47 Gegenkönig zu Kaiser Friedrich II. (siehe hierzu S. 623, Anm. 1870) und dessen Sohn Konrad IV. (1228–1254). Wegen der massiven Unterstützung durch den hohen dt. Klerus bei der Königswahl und darüber hinausgehender Zuwendungen Roms hatte er den Beinamen „rex clericorum/Pfaffenkönig" erhalten.

[1837] Heinrich I. von Hessen (1244–1308), seit 1247 erster Landgraf von Hessen und Begründer des hessischen Fürstenhauses. Seine Mutter war Sophie von Brabant (siehe hierzu S. 623, Anm. 1867).

[1838] Heinrich III., der Erlauchte (ca. 1215–1288). seit 1221 Markgraf von Meißen und der Lausitz sowie seit 1247 als Heinrich IV. Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen.

[1839] Der historisch nicht verbürgte und wohl legendäre Heinrich von Welsbach.

[1840] Eine antike Wurfmaschine, Balliste.

[1841] Zitat aus Johann Carl Salomo Thons (1751–1830) Werk „Schloß Wartburg – Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit" (Gotha: C. W. Ettinger 1792), S. 88. Auf diesem Werk beruht in vorliegendem Artikel der historische Abriß zur Wartburg.

[1842] Albrecht II., der Entartete (1240–1314), von 1265 bis 1294 Landgraf von Thüringen, von 1265 bis 1292 Pfalzgraf von Sachsen und von 1288 bis 1292 auch Markgraf von Meißen.

[1843] Margaretha von Staufen (1237–1270), seit 1254 o. 1256 Gattin Albrechts II. (siehe hierzu S. 618, Anm. 1842).

von Eisenberg[1844]. Mordgedanken schleichen nächtlich durch die Burg dem Jammer der unglücklichen Mutter nach, die das Maal des Scheideschmerzes auf die Wange des liebsten Kindes[1845] drückt. Die Untreue siegt. Dort sehen wir den gebissenen Knaben als blühenden Jüngling wieder, aber hinter den Riegeln des Kerkers, während das italische Erbe seiner kaiserlichen Mutter ihm winkt, bis es verloren ist, und Kunigunde und Apitz[1846], dem bösen Sinn des Alten schmeichelnd, in der Fülle des Unrechts schwärmen. Beide besiegt der Tod. Friedrich wird frei, eine dritte Gemahlin[1847] tritt an des Unartigen Seite, aber neben ihr steht die schöne Tochter, eine Elisabeth[1848] im blühendsten Rosenroth der Liebe. Da kommt die Sühne: der „kecke“ Friedrich wird zum „Freudigen“; er raubt sich die Stiefschwester und führt sie als Gattin nach Arnshaug, und wie nun der grollende Vater der Kinder Erbe dem Kaiser verkauft und solche Unthat triumphirend von der Wartburg in das verwüstete Land hinabschaut, da erobert der bessere Sohn[1849] das entweihete Schloß, verbannt den grauen Uebelthäter nach Erfurt und pflanzt auf dem ragenden Burgfried das vereinigte Banner seiner Herrschaft über Thüringen und Meißen. Nie haben die Liebe und das Recht einen schöneren Siegeseinzug in einer Fürstenburg gefeiert! – Aber das Dritte zur Vollendung des Glückes fehlte: der Friede. Des Reiches Schaaren ziehen abermals heran, denn Eisenach will freie Reichsstadt werden. Sie rannten hart gegen die Mauern, hinter welchen die schöne Elisabeth ihr neugeborenes Töchterlein[1850] an das Herz drückte. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn auf dem kühnen Ritt zum Taufsteine das Kind nicht hätte trinken müssen, „und sollt’ es auch das Thüringer Land kosten!“[1851] Das Kind trank, der Vater siegte und der Friede zog in die Wartburg ein, mit ihm so hohe „Lustbarkeit in Thüringen“, wie sie von Fürstenhand nie wieder erneuet werden konnte. Selbst das tragische Ende dieses epischen Bildes stört das Kunstwerk der Geschichte nicht: der freudige Friedrich starb an einem geistlichen Schauspiel, denn daß die „thörichten Jungfrauen“ ewig verdammt sein sollten trotz der Fürbitten der Mutter Gottes, betrübte den Greis zu sehr, und er verging an der Schwermuth darüber.

Hiermit schließt die alte fürstliche Glanzzeit unserer Wartburg; sie hatte sich an Herrlichem erschöpft, wenn auch der Fürstenthron noch hundert Jahre in ihr stand. Die beiden nächsten Friedriche, welche das Landgrafenbanner hielten, heißen zwar „ernsthafte“ [1852] und „strenge“[1853], aber „friedfertig“ waren sie, wie der vierte ihres Namens[1854], und als dieser ,,1440 sein Pflanzenleben zu Weißensee endigte“, wie der alte Chronist Thon[1855] berichtet, stieg der streitbare Friedrich[1856], der ihm folgte, von dem alten Felsenschlosse herab und nahm den glänzenderen Herzogs- und Churstuhl von Sachsen ein.

[1844] Kunigunde von Eisenberg (ca. 1245–1286), seit 1270 2. Ehefrau von Albrecht II. (siehe hierzu S. 618, Anm. 1842).

[1845] Friedrich der Freidige, auch „Friedrich der Gebissene“ genannt (1257–1323), von 1280 bis 1292 Pfalzgraf von Sachsen, seit 1291 Markgraf von Meißen und seit 1298 Landgraf von Thüringen.

[1846] Sohn aus der Ehe Albrechts II. mit Kunigunde von Eisenberg (siehe hierzu S. 618, Anm. 1842 u. S. 619, Anm. 1844).

[1847] Albrecht II. (siehe hierzu S. 618, Anm. 1842) hatte am 1. Oktober 1290 in 3. Ehe Elisabeth von Arnshaugk geb. von Orlamünde (ca. 1265–1327) geheiratet.

[1848] Friedrich der Freidige (siehe hierzu S. 619, Anm. 1845) heiratete am 24. August 1301 in 2. Ehe Elisabeth, Gräfin von Lobdeburg-Arnshaugk (1286–1359), die Tochter der Elisabeth von Arnshaugk geb. von Orlamünde (s. o.), nachdem er sie zuvor entführt hatte.

[1849] Der hochverschuldete Albrecht II. (siehe hierzu S. 618, Anm. 1842) hatte zuvor Thüringen an König Adolf von Nassau (ca. 1250–1298) verkauft, das Friedrich der Freidige (siehe hierzu S. 619, Anm. 1845) mit dem Sieg bei Lucka am 31. Mai 1307 endgültig zurückerobern konnte.

[1850] Elisabeth (1306–1368), die 1321 Heinrich II., den Eisernen (ca. 1302–1376) heiraten sollte.

[1851] Thon, Schloß Wartburg, wie S. 618, Anm. 1841, S. 107.

[1852] Siehe hierzu S. 608, Anm 1801.

[1853] Friedrich III., der Strenge (siehe hierzu S. 608, Anm. 1805).

[1854] Friedrich IV., der Friedfertige (1384–1440), seit 1406 Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen.

[1855] Siehe hierzu S. 618, Anm. 1841.

[1856] Friedrich IV., der Streitbare (1370–1428), seit 1381 Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, ab 1423 Herzog, Kurfürst und Pfalzgraf von Sachsen.

Die Wartburg war nur noch Amtmannswohnung und verfiel. Hatte schon hundert Jahre früher der Blitz übel in ihr gehaust und den größten Theil der alten Pracht vernichtet, so ging es ihr nun noch schlimmer, nicht bloß die „hängenden Gärten“[1857] Friedrichs des Freudigen[1858], auch andere Gemäuer fielen von selbst ein und es war hohe Zeit, daß ,,die ganze Burg inwendig und auswendig zusamt den Thormen und allen Häußern berapt, die schadhaftigen Mauern gebuest und ausgezwickt“[1859] wurden, damit ihr bescheidenster, unscheinbarster und doch größter Gast dort Schutz und Herberge finden konnte.

„Luther auf der Wartburg“ – ist kein Gegenstand der Geschichte dieser Burg: es ist die Überschrift eines neuen Theils der Weltgeschichte. Wir gehen mit stiller Ehrfurcht an dem erhabenen Bilde vorüber, das allen Fürstenglanz überstrahlt und die Wartburg noch zum Heiligthum der Nation weihete, als beide, Nation und Burg, verkommen und versunken am Boden lagen.

Seit Luther im heiligen Zorn das Thor der Burg hinter sich zugeworfen, war der Geist der Freiheit von ihr gewichen. Sie ward zum Gefängniß. Der Notwendigkeit, sie für diesen Zweck zu erhalten, verdankt sie es, daß sie nicht, gleich hundert andern Burgen Thüringens, ganz von ihrer Höhe verschwand. Zerrissen und geflickt hielt sie sich nothdürftig aufrecht, auf bessere Tage wartend. Diese kamen, als der niedergetretene Geist der Nation sich endlich wieder erhob, und der sie zuerst in diesem Namen begrüßte, war Karl August[1860]. Er ehrte das Denkmal der Väter und half ihm auf, so viel er es vermochte; er ließ das Einsturzdrohende niederreißen, erbaute das „neue Haus“ von Stein, beseitigte alle verdüsternden Anhängsel der späteren Zeit und schmückte den alten Bau mit Rüstkammer und Bildnißsammlung.

Die höhere Ehre der Burg mußte jedoch vom Volke selbst ausgehen, und das geschah durch des Volkes beste Söhne: durch die im Freiheitskampf bewährte Jugend der deutschen Burschenschaft.

Seit dem 18. Oktober 1817 trägt die Wartburg den Kranz deutscher Freiheit und Ehre, trotz Restauration und Immediatkommission[1861], trotz Muckern und Pfaffen, Revolutionen und Octroyaden, rettender Thaten und Konkordaten, Kongreß-, Reichs- und Bundestagen[1862]. Eine vom Schicksal so hart geschlagene Nation, wie die deutsche, wird weder durch Dinte, noch durch Blut erweicht. Aber schwer trug sie an der Last eines dreißigjährigen inneren, unheimlichen politischen Kriegs, dessen Flamme nur einmal, 1830, emporflackerte, um von Neuem die Gefängnisse zu füllen. In jenen langen, trüben Tagen gab es kein Volks- und Freudenfest auf der Wartburg. Nur einsame Züge Trauender schlichen dahin, Jünglinge, die die Faust ballten, Männer, die kummervoll in die Zukunft des Vaterlandes blickten. Man holte sich Trost und Much in der Burg des festen Glaubens. Als endlich das Eis des Winters barst und ging, wie flatterten die Verkünder des Frühlings um den grünen Berg! Das war l847, wo die Sängerschaaren den Völkerfrühling ansangen[1863], ohne zu wissen, daß sie weit mehr bedeuteten, daß sie nicht weniger waren, als die Sturmvögel der Revolution. Der Sturm brach los, er zog dahin, zertrümmernd, nirgends bauend, Kugeln und Kerker übten ihre einseitige Gerechtigkeit, und Gott verzeihe den Schuldigen. – Es würde abermals schwer gewesen sein, Feste der Wartburg zu feiern, wenn nur die Politik dazu berufen wäre. Das ,,Volk der Denker“ weiß sich zu helfen: es trug die Ehrenfahnen seiner Wissenschaft und seiner Kunst herbei und bestieg mit reinerer Begeisterung die Burg seiner Sage und Dichtung, seiner Geschichte und – seiner Hoffnung.

Ein neuer Sturm pocht an Deutschlands Thore und, Gottlob, er pocht von außen. Kein Herz erzittert im ganzen Volke. Glück auf und ewig Heil, wenn es gelingt, am Ziel des blutigen Plans unseren

---

[1857] Thon, Schloß Wartburg, wie S. 618, Anm. 1841, S. 114.

[1858] Siehe hierzu S. 619, Anm. 1848.

[1859] Thon, Schloß Wartburg, wie S. 618, Anm. 1841, S. 132.

[1860] Carl August (1757–1828), seit 1758 Herzog und ab 1815 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.

[1861] Die Immediatkommissionen zur Unterdrückung der Freiheitsbestrebungen im Deutschen Bunden wurden erst nach der „Karlsbader Ministerialkonferenz“ mit ihren „Karlsbader Beschlüssen“ vom 20. September 1819 eingerichtet (siehe hierzu S. 638, Anm. 1916).

[1862] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.

[1863] Beim Sängerfest zu Eisenach am 23. und 24. August 1847.

ersehntesten Kranz zu winden! Welcher Jubel würde ihn auf Deine Zinnen legen, alte Wartburg, den Kranz der deutschen Einheit!

Wir stehen vor dem Thore. Wenn Du von der Burg vor Jahren geschieden, vielleicht, als Du in der Glanzzeit Deiner Jugend standest, mit welchem Gefühle begrüßest Du sie jetzt wieder? Freut es Dich, Alternden, daß sie wieder jung geworden? Haftete für Dich etwa an den alten vergrämten Zügen der Häuser und Mauern ein besonderer Werth der Erinnerung? Oder trägt die Gestalt, in welcher Dir heute Deine alte liebe Wartburg entgegentritt, Etwas zur Schau, das Dein verwöhntes Gemüth ankältete?

Nein! Nichts von alle Dem. Du blickst hinauf. Du gehst hinein und freuest Dich, weil Du siehst, daß hier sinnige, edle Hände sorgsam und ehrfurchtsvoll mit Deinem Heiligthum verfahren sind, daß nicht, wie man das anderswo und leider an verwandten Burgen zu beklagen hat, eine spielende, kindische Manier an charakteristischen und von der Geschichte geweiheten Formen der Vergangenheit zerstörend herumpfuscht.

Eine Wiederherstellung (Restauration wollen wir nicht mehr sagen, am wenigsten in Verbindung mit diesem Felsenschmuck der Freiheit; der Begriff jenes französischen Wortes ist in aller Welt zu übel berüchtigt; er verbindet sich ein für alle Male mit der Vorstellung frecher Anmaßung und höhnender Rechtsverletzung in den Tagen steigender Gewalt, und weibischen Zitterns und katzenpfötigen Nachgebens in den Tagen verlorener Macht, so daß man wohl an jedes Volkshaus und Fürstenschloß als Warnungsworte in den härtesten Stein einmeißeln sollte: „Schwachheit, dein Name ist Restauration!“), also eine Wiederherstellung der Wartburg ist wohl längst von allem deutschen Volke, das ein Herz für Licht und Recht hat, für sehr wünschenswerth befunden worden. Da aber das arme deutsche Volk nur eine öffentliche Meinung, keine öffentliche Kasse hat und, wenn trotzdem etwas Oeffentliches vollendet worden, hinterher nur mit einem öffentlichen Urtheil dienen kann, so ist es ein Glück für seinen Wunsch, daß derselbe zugleich in der Seele eines deutschen Fürsten, der nach Stammrecht in des Springers Räumen waltet, einen Ehrenplatz einnahm, und endlich, daß die bauende Hand der rechte Geist leitete. Denn wenn auch darin nur ein Gefühl herrschte, daß im Laufe der letzten Jahrhunderte durch nothwendiges Einreißen und nothdürftiges Aufbauen die Wartburg endlich ein Aeußeres erreicht hatte, dessen Bild nicht einmal der heimathlichen, geschweige der nationalen und weltgeschichtlichen Bedeutung derselben angemessen war, so blieb doch das Wie und Wieweit der Wiederherstellung eine nicht leicht zu beantwortende Doppelfrage.

Mach’ Dich auf zur Wallfahrt, Leser! Du findest die Frage gelöst, sie spricht zu Dir fest und klar, wie Friedrichs Schwert und Luthers Geist, in den steinernen Zügen zweier Zeitalter. Es ist keine neue Wartburg entstanden, nicht irgendwelche beliebige Phantasie hat eine gemauerte Theaterdekoration der Romantik über die grauen Reste aufgethürmt, sondern die alte Wartburg grüßt uns wieder in freudestrahlender Jugend. Mit zarter Hand hat man das Vorhandene der guten Zeit von den Zuthaten und der Tünche des Bedürfnisses späterer Jahrhunderte befreit und mit dem Ernst der Verehrung vor der Weihe der Stätte das Fehlende hinzugefügt. Wieder ragt der hohe Burgfried empor über die heiteren Hallen byzantinischer Pracht, der hohe Saal harrt der Sänger, die Kapelle der Gläubigen, von allen Wänden sprechen Sage und Geschichte zu Dir von „des Ritterthums und christlicher Tugend Dichtung und Kunst“. Auch Friedrichs des Freudigen „Tirnitz“[1864] wird Dir bald wieder zugänglich sein mit ihren gemüthlichen Wohnungen und ihrer stattlichen Waffenhalle, und sie und ihr Styl werden Dich hinüberführen aus der byzantinischen zur Periode der letzten altdeutschen Bauweise, in welcher die Thorburg, wo das alte Ritterhaus und Luthers Wohnung der Geschichte angehören, mit etwas ernsterer Miene in die Gegenwart schauen. Und selbst der Thorthurm richtet sich wieder auf und hofft, daß seine treue Zugbrücke sich allnächtlich wieder an ihn schmiege.

[1864] Die Dürnitz (von slaw. dorniza, „beheizbare Stube“), auch Dirnitz oder Türnitz genannt, ist ein rauchfrei beheizbarer Speise- und Gemeinschaftsraum in mitteleuropäischen Burgen oder frühen Schlössern. Die Dirnitz der Wartburg entstand 1867 anstelle der 1778 abgebrochenen Hofstube.

Ein schöner Traum, welchen Tausende in glücklichen Stunden des schwärmenden Geistes auf dieser Höhe geträumt, ist in die Wirklichkeit getreten. Nicht nur die Bauten, auch die Gestalten der Vergangenheit sehen wir vor uns; was der sinnige Besucher, in der Laube am Gemäuer sitzend, beim Rauschen der Blätter, aus der Wartburg Sagen und Geschichten in sich ausgemalt, das ist nun gemalt. Die Kunst ist allem Träumen zu Hülfe gekommen und die Namen Ritgen[1865] und Schwind[1866] haben sich dort fest mit dem Stein vermählt.

Verlangtest Du, Leser, Beschreibung des Einzelnen und Schilderung des Naturbildes rund um die Burg, so bist Du freilich getäuscht. Dessentwegen solltest Du selbst kommen! Thüringen liegt ja mitten im deutschen Vaterlande, das rege Herz, wohl würdig seines starken Körpers, und ist den fernsten Gliedern nahe genug, um sie mit Sehnsucht für sich zu erfüllen. Wem aber das Glück des Lebens treu ist bis zum Jahre 1867, der kann sich den doppelt freuen: er wird mit frohlockenden Schaaren deutscher Pilger zu dieser Höhe wallen, auf welcher die Wartburg ihr 800jähriges Jubelfest begeht. Möge dann auch Dir, lieber Leser, ihr „Willkommen!" gelten!

[1865] Siehe hierzu S. 613, Anm. 1811.

[1866] Moritz Ludwig von Schwind (1804–1871) hatte 1854/55 für die Wartburg zahlreiche Fresken zum Sängerkrieg und zur Vita der Hl. Elisabeth geschaffen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 9-13.

Ein Bild aus Eisenachs Romantik.

Eisenachs Flur ist der liebliche Garten des Thüringer Landes; die Stadt selbst ist das Thor zur hochberühmten Sagen- und Geschichtsquelle, zum Sänger und Fürstensitz des herrlichen Landes; zum Vatikan des thüringischen Glaubenshelden Luther. – Thüringen läßt sich nicht denken ohne die Wartburg und diese nicht ohne die thüringischen Wälder. – Aber die Wartburg hat den Namen Eisenach fast absorbirt und wie die Stadt gleichsam hervorwuchs aus den Wurzeln der Wartburg und längere Zeit hin nur in ihr Bedeutung und Namen gewann, so scheint sie auch jetzt noch nur der Wartburg wegen da zu sein. Und doch hat die Stadt auch an und für sich eine bedeutende Geschichte; klopfte lange Zeit in ihr der Herzschlag des thüringischen Landes; wurde in ihr oft das „Mein und Dein“, das „Soll und Haben“ thüringischer Fürsten in schweren Kämpfen entschieden. Aus einem derselben geben wir ein Bild von ewig dauerndem, weil rein menschlichem Interesse, zugleich von dem Hauche der Romantik durchweht. Es ist die schöne und stolze Erscheinung der thüringischen Heldenmutter Sophie von Brabant[1867], vor Eisenach kämpfend um das Erbtheil ihres Sohnes[1868]. – Der erste deutsche König aus den Wäldern Thüringens und der letzte Landgraf aus dem mächtigen, großen Hause der thüringischen Ludwige: Heinrich Raspe[1869], hatte am 16. Februar 1248 seine wilde, wirbelnde Feuerseele ausgehaucht. – Schon 1242 ließ der kinderlose Landgraf durch Kaiser Friedrich II.[1870] seinen Neffen, Heinrich den Erlauchten von Meißen[1871], mit Thüringen belehnen und Heinrich wollte nun auch sofort nach des Onkels Tode das reiche und mächtige Erbe antreten. – Seine nächsten Verwandten aber machten es ihm streitig und zwar unter dem Vorwand, daß Kaiser Friedrich zur Zeit jener Belehnung noch im Bann gewesen, dieselbe also ungültig sei. Die betreffenden Fürsten kümmerten sich zwar sonst durchaus nicht um den Bannfluch Roms; nun aber bezeigten sie ihm große Ehrfurcht. Dergleichen ist in der Geschichte der deutschen Fürsten sehr häufig zu finden. Noch häufiger sehen wir dieselben jede mögliche Gelegenheit benutzen: auf Kosten der Einheit, Macht und Ehre des Vaterlandes sich frei zu machen von der oberen, einheitlichen Gewalt. Und was die Fürsten gegenüber dem Kaiser thaten, das thaten ihre Grafen und Großen gegenüber ihnen selbst. So wollten denn auch jetzt die Grafen Thüringens den Augenblick benutzen, um sich von der – so lange und schwer getragenen – Gewalt der mächtigen Landgrafen zu befreien, um dann desto zügelloser und verwegener selbst schalten und walten zu können. – Sie verbanden sich mit Heinrichs fürstlichen Gegnern und es entbrannte ein langer, schwerer Kampf. Das Land selbst litt natürlich am meisten; da flammte und rauchte es herein von den Grenzen weithin durch alle Gaue; Mord und Plünderung waren Morgengruß und Abendsegen;

[1867] Sophie von Brabant (niederl. Sofia van Thüringen; 1224–1275); sie war die Tochter des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen (siehe hierzu S. 618, Anm. 1834).

[1868] Heinrich (siehe hierzu S. 618, Anm. 1837).

[1869] Siehe hierzu S. 618, Anm. 1836.

[1870] Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation.

[1871] Siehe hierzu S. 618, Anm. 1838.

die nächsten Augenblicke hingen an der Spitze der Lanzen und Schwerter und des Landmanns Saat war gesäet für Pferdehufe und Lagerzelte. – Aber Heinrich der Erlauchte blieb der mächtige, gefürchtete Sieger und als solcher zog er sich auf kurze Zeit in sein Stammland Meißen zurück. Plötzlich erschien ein neuer Gegner; scheinbar der schwächste zwar, doch der berechtigste: Sophie, Gemahlin Herzog Heinrichs II. von Lothringen und Brabant[1872]; sie kam von Brabant nach Hessen, dem Erbe ihres jetzt dreijährigen Sohnes Heinrich, und beanspruchte für ihn nicht allein dieses ihm schon geraubte Erbe, sondern auch das Land Thüringen; beanspruchte es als älteste Tochter Ludwig des Heiligen[1873] von Thüringen und in Erinnerungen dessen ihr feierlich gegebenes Versprechen, daß ihr Sohn dereinst sein Nachfolger werden solle. Sie gab dem Knaben den altehrwürdigen Namen Ludwig und daß er nun auch in der That ein neuer Ludwig von Thüringen und Hessen werden möge: kam sie heran von Marburg mit dem blitzenden Schwert in der Hand, glänzend gewappnet, und herab von schneeweißem Rosse stolz und kühn auffordernd, daß Thüringen streiten möge für das Recht ihres Sohnes, für den Enkel des heiligen Ludwig. – Gewaltig und herrlich war sie anzuschauen, die kühne Mutter, die Löwin der thüringischen Wälder; alle Mütter und Frauen schauten zu ihr empor in freudiger Begeisterung; elektrisch-magnetisch flog ihr Blick durch die Herzen und Geister der Männer. Da wuchsen und wuchsen die Reihen ihrer Streiter tagtäglich an – und bald stand sie mit 800 Geharnischten und eben so viel Bogenschützen vor dem starken, verschlossenen Eisenach. – Sie sah die Wartburg in goldenem Abendschein weit hin durch die Lande blinken; begeistert grüßte sie hinauf mit dem funkelnden Schwerte; trotzig kühn rief sie hinauf die beflügelten Worte: „O du stolzes Gestein! Du Wiege meiner Kindheit: du sollst jetzt der Thron werden für den geliebten, – für den beraubten Sohn! – Auf, auf zum Kampf! Zum letzten Kampfe mit Eisenach!“[1874]

Wie zündende Gewitter blitzte das hin durch die Reihen der Krieger! – Nun leuchtender Schwerterschein, – helles Trompetengeschmetter, – jubelnde Fanfaren, – jeder Arm ein Mann, ein unbeschreibbares Bild todesmuthiger, kampflustiger Begeisterung. Da erbebten die da drinnen in der Stadt; manches Herz flog auch wohl der Tochter und dem Enkel des heiligen Ludwig entgegen und wurde nur zurückgehalten von der Furcht vor des fernen Heinrichs dräuender Rache. Es gab ein langes Berathen und ängstliches Harren, ein leises Zischeln und Munkeln. Das wurde nun wirrer und wilder in dem Haufen des Volkes; plötzlich sprangen die Thore auf: das Volk drängte heran in langen, bangen Schaaren; dann in festlichen Gewanden und mit feierlichem Chorgesang Rathsherren und Priester, Zünfte und Gewerke und die blühende Zucht der Schulen. Alles beugte sich demuths- und ehrfurchtsvoll vor der gewaltigen Heldenmutter. Nur da und dort ein böses, finsteres Lauern, ein leise geknirschter Fluch – und Sophie von Brabant ritt hin durch die Stadt, hinauf zur Wartburg, stolz und kühn zur eroberten Wiege ihrer Kindheit. – Hinter ihr her aber zogen Wolken auf mit Blitzen der Vernichtung unter den schwarzen Gewanden.

Jene Wolken waren Heinrichs Heere, die er rasch und mächtig gen Eisenach führte. Und wieder nun klirrte und stampfte es durch der Saaten schwellendes Grün; flammte und rauchte es weithin durch die Gaue; glühten Tausende von Wunden; aber wieder war es Heinrich der Erlauchte, der seine Gegner darnieder warf. Die noch vor Kurzem so gewaltige, die löwenkühne Heldenmutter, stolz hinaufreitend zur Wartburg, in Mitten siegreicher Krieger: jetzt mußte sie fliehen, einsam und verlassen, verwundet und elend, durch Wälder und Schluchten, durch Nacht und Nebel. Es war eine grause Wandlung des Geschickes! – Und fürchterlich strafte Heinrich die Huldigung, welche Eisenach der fliehenden Fürstin ohne Schwertstreich dargebracht hatte; dann zog er gen Marburg, um das Kind von Hessen in seine Gewalt zu bekommen. Sophie hörte das und die Mutterangst gab ihr Flügel; sie erreichte das Schloß, bevor Heinrich dort ankam, mit jähem Freudenschrei sank sie nieder auf einer Schwelle; Angst und Kraft waren gebrochen: sie sah ja den geliebten Knaben frei und fröhlich ihr entgegen springen; sie lag nun wie eine glückliche Todte da. Als aber der Knabe erschrocken bittend, weinend seine Aermchen um ihren Hals schlang: da war’s, als ob neue Lebenskraft jeden Nerv ihres Körpers und Geistes durch-

---

[1872] Heinrich II. (frz. Henri II de Brabant; niederl. Hendrik II van Brabant; 1207–1248), seit 1235 Herzog von Brabant und Niederlothringen.

[1873] Siehe hierzu S. 618, Anm. 1834.

[1874] Die nachfolgenden ‚Zitate‘ sind lediglich als wörtliche Rede aufzufassen.

pulse und sie emporhebe von der Erde. Hoch und fest stand sie da mit dem Knaben; dann schaute sie düster sinnend und plötzlich hocherglühend und entschlossen umher; befahl ein Roß und einen reitenden Boten und schritt hinaus, – schweigend und stolz. Verwundert, erwartend und scheu folgten ihr Diener und Frauen in den Schloßhof. Schweigend stieg sie zu Roß, während ein Diener den Knaben hielt; dann nahm sie denselben wieder auf ihren Schooß und ritt hinaus. Ein banges Geflüster ging von Mund zu Mund; scheue, staunende Blicke folgten ihr und dem schweigend nachreitenden Boten. Man hörte nur der Rosse Hufschlag auf dem Pflaster und das Klirren des Beiles am Bügel des Reiters. Das Kind von Hessen aber küßte fröhlich den bleichen Mund seiner ernsten Mutter.

So ritt sie wieder ein in Thüringen und wieder hin gen Eisenach; aber ohne Harnisch und Schwert, ohne gepanzerte Mannen und Bogenschützen. – Zaghaft und beklommen blickten Mütter und Frauen empor zu der bleichen Gestalt; zu dem einsamen, schweigsamen Weibe; keine Männer stellten sich ihr zur Seite, und begegnende Feinde grüßten mit bedauerndem Hohne oder wichen ihr mitleidsvoll aus. Es war ein seltsam feierlicher Aufzug. – So kam sie nach Eisenach. – Und wieder blinkte die Wartburg im goldenen Abendscheine weithin durch die Lande, und wieder winkte und rief sie hinauf; aber nicht begeistert, nicht mit funkelndem Schwerte und geflügelten Worten, sondern düster, mit bebender Hand und grollendem Tone:

„Du meiner Kindheit Wiege! Du sollst jetzt mein Grab werden, wenn ich dich nicht erkämpfen kann für den Erben an meiner Brust.“

Mit jähem Griff riß sie ihr Roß hin vor das fest verschlossene Thor der Stadt. Dahinter aber und auf den Wällen und Mauern erschien das Volk; still und kalt, auch wohl höhnisch und frech herabschauend auf die unglückliche Frau, zu deren Füßen sie noch vor Kurzem gelegen hatten. Da wallte es empor in wilder, heißer Leidenschaft aus dem Herzen und über die Lippen der kühnen Mutter:

„Elende Sklaven! – Ihr glaubt, meine Macht sei dahin; meine Kraft gebrochen. Aber ich sage euch: Jetzt führ’ ich noch stärkere Waffen als Schwert und Panzer, als Pfeil und Bogen! Jetzt kämpfen für mich noch mächtigere Gewalten als Ritter und Knappen: die heilig gewaltige Mutterliebe ist es, die an euer Thor donnert und Einlaß begehrt für ihr Kind.“

Sie riß dem Boten das Beil aus dem Sattelgurt, schwang es hoch in die Luft und dreimal sausend nieder auf des Thores Schloß. Das dröhnte und rasselte, das schwirrte und zitterte seltsam hin durch das bange, lautlose Schauen auf den Wällen und Mauern und hinter den Thoren; weithin durch die lautlose Stille der Straßen. Und jetzt hob die Mutter hoch empor ihr bebendes Kind und rief mit gewaltiger Stimme:

„Seht hier den Enkel eures heiligen Ludwig! In seinem Namen begehre ich Einlaß! Weh dem Verräther, der mir ihn wehrt! Fluch dem Sklaven, der mir den Weg zu meiner Wiege versperrt!“

Und wieder blitzten ihre Worte wie zündende Gewitter weithin durch die Menge, durch alle Straßen, empor zu allen Fenstern; und wiederum helles Trompetengeschmetter – jubelnde Fanfaren – leuchtender Schwerterschein, – jeder Arm ein Mann, – ein unbeschreibbares Bild der Begeisterung. Wieder sprangen auf die Thore, drängte das Volk heran in langen Schaaren, kamen die Rathsherren und Priester, die Zünfte und Gewerke und die blühende Zucht der Schulen. Alles beugte sich freudig, ehrfurchtsvoll, in freier, stolzer Liebe der allmächtigen, allbezwingenden Gewalt der Mutterliebe! Und wundersam schön und rührend stand nun die Siegerin da, in Mitten ihrer Getreuen: nicht trotzig und wild, keine Löwin und Heldin mehr, sondern mild und gütig, züchtig und ehrbar, ein edles Frauenbild, eine sanfte, glückselige Mutter! – So sprach sie nun auch zum Volke und zu ihrem Sohne, und sie mahnte ihn, daß er mit reiner Kinderhand segnen möge den Menschenkreis. Da flössen unzählige Frauenthränen! Da flammte es kühn empor aus allen Männerherzen zu todesmuthigem Kampfe! Da sprang das ganze Eisenacher Geschlecht in heißem, wildem Trotze auf und schwur Schutz und Schirm zu sein dem fürstlichen Kinde! – Dann gab es ein freudig-feierliches Wallen hinauf zur Wartburg. –

Aus dem nun neu entbrennenden schweren Kampfe rettete Sophie von Brabant ihrem Sohne wenigstens das ganze Hessenland und es blieb ihm durch alle brausenden Stürme der Zeit; denn der Preis des Sieges war geweiht und gefeit durch die allmächtige, allbezwingende Gewalt der Mutterliebe!

Die Zeit ist zwar nun vorüber, – von den Machthabern selbst wie von dem ganzen Geist der neuen Geschichte zu Grabe getragen: wo ein Volk sich noch so erhebt für das Interesse eines legitimen Fürstenrechts; aber immerhin bleibt jener Akt ein ebenso rührendes als ermuthigendes Bild deutscher

Volkskraft; zeigt mit großen Zügen es an, was diese Volkskraft wirken kann, wenn sie zum reeh ten Ziele, zur Verherrlichung und Befestigung ihrer selbst geleitet würde.

A. Schloenbach.[1875]

[1875] Der Schriftsteller Arnold Schlönbach (1817–1866).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 140-142.

CXXXIX. Bamberg.

Wieder sind wir im Vaterlande; und wieder vor einer seiner freundlichsten Städte, seiner anmuthigsten Gegenden. Göthe's Zuruf:

Warum immer weiter schweifen?
Sieh, das Schöne liegt so nahe![1876]

war stets eine Wahrheit in Bezug auf unser Deutschland.

Wenn man Bamberg von seiner prächtigsten Seite sehen will, so muß man es von der Höhe der Würzburger Straße, betrachten. Von da aus bildet der Thalgrund, in dessen Mitte die Stadt, gleich wie im Schooße der Fruchtbarkeit und der Fülle, liegt, einen weiten Halbkreis, der von bewaldeten Bergen bekränzt wird. Die ausgedehnte, höchst reizende Fernsicht ist angefüllt mit freundlichen, aus Kränzen von Gärten hervorsehenden Dörfern, zerstreuten Höfen und blinkenden Schlössern, und hie und da schauen die Trümmer von Burgen und Klöstern von den Höhen herab. Eine Stunde unterhalb der Stadt vereinigen sich die beiden Flüsse, die von Süd nach Nord strömende Regnitz mit dem von Ost herkommenden Main, und die Stadt selbst zieht sich in verschiedenen Richtungen über sanft ansteigende Hügel hin, eine Eigenthümlichkeit, die an die Lage des alten Roms erinnert. Die schiffbare Regnitz strömt aber durch das Herz des Orts und stolz trägt sie dort das leichte Joch der Kettenbrücke (eine der ersten in Deutschland)[1877], wie der freie Mensch das Joch des Gesetzes.

Auch von jeder andern Seite zeigt sich Bamberg und seine Gegend überaus freundlich und heiter. Die Liebe für die freie Natur und für ihre Schönheiten und Genüsse war von jeher seinen Bewohnern eigen, und diese umgaben mit Gärten und freien Plätzen ihre Häuser, wo es nur thunlich war. Dadurch erhielt die Stadt eine sehr große Ausdehnung, und den im Verhältniß zu ihrer Häuserzahl kaum glaublichen Umfang von anderthalb Stunden. Eben dadurch wird es schwer, ihre Totalansicht in ein malerisch-schönes Bild zusammen zu drängen, ohne der Wahrheit wehe zu thun. Auch unsere schöne Ansicht versagt den Blick auf das östliche Ende, und die in den rechten Rand fallende Schloßruine Altenburg auf einem Felsen über der Stadt ist ebenfalls nicht sichtbar.

Bamberg, obschon uralt, macht eine Ausnahme von der Regel und gehört nicht zu den Orten, welche an den altstädtischen Zwang und den Gebrauch unserer Vorfahren erinnern, wie den Körper mit Panzerhemd und Harnisch, so ihre Wohnungen mit Gräben und Mauern zum Schutze gegen des Faustrechts Unbill einzuschließen, welches in Deutschland seine goldenen Zeiten erlebte. Nirgends sieht man finstere Thore, hohe Mauern, mächtige Bastionen, rasselnde Zugbrücken über tiefe Gräben u. s. w. Mit der Entfernung der äußern Zeichen des Zwangs scheint auch der Geist hier freier geworden zu seyn und

---

[1876] Der Anfang von Johann Wolfgang von Goethes Gedicht „Erinnerung. \\ Willst du immer weiter schweifen? \ Sieh, das Gute liegt so nah. \ Lerne nur das Glück ergreifen, \ Denn das Glück ist immer da“ in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Erster Band. […]“ (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1828), S.74.

[1877] Die 1829 nach Plänen des gebürtigen Würzburgers Franz Joseph Schierlinger (1790–1855) fertiggestellte Brücke stand dort bis 1891 und gilt wegen der für sie charakteristischen Pylon-Konstruktion als Vorbild für die 1883 fertiggestellte Brooklyn Bridge in New York. 2010 wurde an dieser Stelle die 4. Kettenbrücke in Betrieb genommen.


CXXXIX
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

BAMBERG

das Leben sich in anmuthigeren Formen zu bewegen. Das in den deutschen Mittelstädten, vorzüglich denen der Nordhälfte des Vaterlandes, dem wahrhaft Gebildeten so ekelhafte Kastenabsondern, und jene widrigen, dort immer und immer wieder vorkommenden jämmerlichen Verhältnisse, welche die Gesellschaft in bleierne Fesseln schlagen, erscheinen hier wenigstens in milderem Lichte. Der Fluch des Stadtlebens, jene öden Zirkel, jene kalte. Höflichkeit, jene leere Convenienz, jenes Geschäftigseyn und endlose Reden um Nichts, jene stets lächelnde, liebliche Miene, und des Anstands und guten Tons Honigworte, die unablässig von den Lippen träufeln, während Haß und Neid giftkochend im Herzen sitzen; jene ostentiöse Lust nach Genüssen ohne Genuß, und jenes dem Kenner so lächerliche Streben, ohne eine einzige Tugend den Heiligenschein aller Tugenden um sich zu ziehen: – alle diese dem edlern Menschen anekelnden, langweilenden, oder empörenden, und ihn der Geselligkeit entfremdenden Gebrechen der klein- und mittelstädtischen Gesellschaft, treten hier, wenn sie auch nicht unbekannte Dinge sind, doch weniger merklich hervor. Im Ganzen lebt man in Bamberg allerdings mehr ein Familienleben, als ein geselliges: tritt man aber in die Gesellschaft, so erinnert man sich ihrer Zwecke und man lebt dann mit humanem Sinn mehr Andern, als sich selbst. –

Gehen wir nun zur Schau der merkwürdigsten Gebäude Bambergs über, wie sie sich, vom linken Rande unseres Bildes aus, der Reihe nach dem Auge darstellen!

Als äußersten Punkt sehen wir eine Kirche auf der Höhe: es ist St. Gertraut, mit dem alten daranstoßenden Klostergebäude, jetzt eine Irrenanstalt. Ein Gnadenbild der Maria macht, daß das Gotteshaus noch immer sehr stark besucht wird. – Prachtvoll und mit ihrem Doppelthurm von der Höhe den Wolken zustrebend, sehen wir weiter rechts die ehemalige Benediktiner-Abtei Michelsberg, eine Stiftung des Kaiser Heinrich II. aus dem 11. Jahrhundert und sonst eine der reichsten Abteien Deutschlands. Als Bamberg mit Würzburg 1803 an Bayern kam, traf, bei der allgemeinen Aufhebung der geistlichen Stiftungen, auch diese Abtei das Loos der Säkularisation[1878], und der Staat zog alle ihre Besitzungen an sich. Später wurden die Gebäude der Stadt überlassen und von dieser zum Bürgerhospital und zu der Leihanstalt eingerichtet. – Auf einer etwas niedrigern Anhöhe weiter rechts erhebt sich majestätisch der Dom. Wie aus einem Gusse hervorgegangen, hat sich dieses großartige Bauwerk, unter den im byzantinischen Styl[1879] eines der herrlichsten Deutschlands, fast vollkommen erhalten, und für die Ergänzung des vom nagenden Zahn der Zeit schadhaft Werdenden wird stets mit Liebe und Sorgfalt gewirkt.

Zunächst am herrlichen Dome ragt die alte (bischöfliche) Residenz über die Häusermasse hervor; und dieser gegenüber die neue Residenz[1880], bis zur Säkularisation die Wohnung der Fürstbischöfe, später die des Prinzen Wilhelm von Bayern[1881], welcher im vorigen Jahre starb. – Aus einem Fenster im dritten Stock stürzte im Jahre 1815 am 1. Juni, gerade als eine Kolonne russischer Truppen unter den Schloßfenstern vorüberzog, in einer Anwandelung von Verzweiflung über den furchtbaren Wechsel des Schicksals, Berthier[1882], unter Napoleon's Kriegsfürsten der erste, sich herab und gab sich freiwillig den Tod. Die Stelle des Pflasters, wo er niederfiel, bezeichnet ein schwarzes Kreuz.

Gleich unter dem neuen Residenzgebäude tritt die obere Pfarrkirche vor's Auge, die an der Stelle einer uralten Kapelle in den Jahren 1320–27 erbaut worden ist; durch Aenderungen in der Periode des Ungeschmacks[1883] (1711 bis 1715) ist sie innen und außen auf's ärgste verunstaltet. Weiter rechts, dem Rande näher, ist die protestantische Pfarrkirche St. Stephan bemerklich, deren ältere Theile aus dem 11. Jahrhundert datiren. Sie war bis zur Säkularisation die Stiftskirche, dann eine Zeit lang ge-

---

[1878] Die Aufhebung bzw. Übernahme der geistl. Territorien (sowie die Aufhebung der meisten Klöster) in Bayern in den Jahren 1802/03 im Vorgriff bzw. als Folge des Regensburger Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803.

[1879] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.

[1880] Ab 1602 wurde der hintere zweiflügelige Teil im Renaissancestil, und zwischen 1697 und 1703 der vordere barocke Teil nach Plänen von Leonhard Dientzenhofer (1660–1707) erbaut. Heute beherbergt das Gebäude die Staatsbibliothek Bamberg.

[1881] Wilhelm, Herzog in Bayern (1752–1837), Pfalzgraf und Herzog von Gelnhausen.

[1882] Louis Alexandre Berthier (1753–1815; Selbstmord), prince de Neuchâtel et Valangin, prince de Wagram sowie maréchal d'Empire.

[1883] Des Barocks, der im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

schlossen und wurde 1807 den Protestanten zum Gottesdienste eingeräumt. Die Kirche am äußersten Rande rechts ist die der Jesuiten[1884], hinter welcher ihr Kollegiatgebäude, eine weitläufige Steinmasse, hervorsieht. Nach der Auflösung des Ordens wurde es der damaligen Universität zum Lokale eingeräumt; seitdem solche in ein Lyceum verwandelt wurde, ist es der Sitz dieses Instituts. – Andere, minder merkwürdige, öffentliche Gebäude dürfen wir in dieser übersichtlichen Beschreibung ohne Erwähnung lassen.

Im Allgemeinen ist Bamberg schön gebaut, und die meistens den Styl des 16. und 17. Jahrhunderts an sich tragenden Bürgerhäuser nehmen sich recht stattlich aus. Die Straßen, wenige ausgenommen, sind breit und die langen Reihen von Kaufläden, welchen der untere Stock der meisten Häuser eingeräumt ist, sprechen für die Betriebsamkeit der Bewohner. Die schönste Straße ist der vormalige Steinweg; jetzt, zum Kompliment für den neuen Herren, die Königsstraße geheißen. Außer der bereits erwähnten Kettenbrücke (1829–1830 erbaut), führt noch eine Steinbrücke von vortrefflicher Bauart über die Regnitz, – ein Werk aus dem 16. Jahrhundert.

Bamberg hat in 1800 Häusern etwa 20,000 Einwohner, welche in dem Handel mit einem Ueberschuß an Felderzeugnissen, besonders Gemüsen und Sämereien, die der Fleiß aus einem gesegneten Boden zieht, ihren Haupterwerbzweig finden. Großer Reichthum ist hier selten; aber eine mäßige Wohlhabenheit verbreitet sich durch alle Stände.

[1884] Der Bau der Jesuitenkirche war 1686 nach Plänen der Brüder Georg (1643–1689) und Leonhard Dientzenhofer (1660–1707) in Angriff genommen worden; 1693 wurde sie dem Namen Jesu geweiht. Mit der Vollendung des Kirchturms im Jahre 1696 wurde dann gleichzeitig der Grundstein für das Jesuitenkolleg gelegt. 1804 erhielt das Gotteshaus das Patronat der abgerissenen Kirche St. Martin und wurde Pfarrkirche.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 144-148.

CXLI. Würzburg.

Im Schooße des gesegneten Frankenlandes, eingeschlossen von nahen Hügelketten, die es erst in halb- oder viertelstündiger Entfernung dem überraschenden Blick des Reisenden enthüllen, liegt Würzburg, einst der ehrwürdige Hauptsitz eines der mächtigsten deutschen Völker. Von seiner stolzen Citadelle hoch überragt, breitet es sich mit seinen Prachtgebäuden in einer üppigen und malerischen Landschaft zu beiden Ufern des majestätischen Mainstroms aus. Wenige Städte Deutschlands haben eine herrlichere Lage, keine eine gesegnetere. In keiner ist auch allgemeine Wohlhabenheit so scharf und so untrüglich ausgeprägt.

Würzburg's Gründung reicht hinauf in die graue, deutsche Heldenzeit. – Schon in den Römerkriegen war es ein Waffenplatz. Unter König Pipin, dem Vater Karl's des Großen, wurde der Ort zum Bischofssitz erhoben, und der heilige Bonifacius weihete den ersten hiesigen Erzpriester, Burkhardt[1885], (741) mit eigener Hand. Weite Länderstrecken schenkten die freigebigen fränkischen Fürsten, und zur Macht gesellte sich allmählich der Reichthum. Viele der deutschen Kaiser erweiterten des Bisthums Besitzungen, und im 16ten Jahrhundert nahmen die Bischöfe hochmüthig den Titel „Herzöge von Franken“ an. Ihr bestrittenes Recht dazu behaupteten sie mittelst einer Schenkungsurkunde Pipin's, welche wahrscheinlich untergeschoben war. Eine Bulle Pabst Benedikt's des Vierzehnten[1886] fügte die erzbischöfliche Würde hinzu[1887], und ein zahlreiches Domkapitel, in dem von jeher die reichsten und prachtliebendsten Adelsfamilien des Reichs die Stelle der Capitularen suchten, erhöheten den Glanz eines Hofs, der mit dem von Mainz und Cöln wetteiferte, um die weltliche Glorie der Großwürdenträger der deutschen Kirche im höchsten Strahlenglanze zu zeigen. Der Fürst-Erzbischof genoß eine halbe Million Gulden[1888] Einkünfte, und die des Domkapitels erreichten den doppelten Betrag. Mancher König hatte geringere! Im 18ten Jahrhundert besaß das Hochstift ein Gebiet von 87 □ Meilen, auf dem eine Viertel-Million Menschen in Wohlstand lebten. Armuth war kaum gekannt, und die großartigsten Wohlthätigkeitsanstalten sorgten dafür, ihre Spuren bei ihrem Entstehen zu verwischen. Das alte Sprüchwort: „unter'm Krummstab ist gut wohnen,“ war hier buchstäbliche Wahrheit und Würzburg unter allen Ländern Deutschlands gewiß eines der allerglücklichsten.

Die französische Revolution, ihre Kriegsstürme und Friedensfolgen endigten diesen beneidenwerthen Zustand. Würzburg wurde durch den Lüneviller Traktat (1803[1889]), nebst andern unmittelbaren geistlichen Besitzungen, der Krone Bayerns, unter dem Titel eines erblichen Fürstenthums, zugesprochen, als Entschädigung für an Frankreich abgetretene überrheinische Provinzen. Mit dem Verlust des fürstbischöflichen Hofes und der Säkularisation der reichen Stifter und Klöster[1890]gingen die großen Einkünfte derselben auch für das Land verloren; – sie wanderten größtentheils nach München. Würzburg wurde wie ein erobertes Gebiet behandelt. Dieser unglückliche Zustand dauerte jedoch nicht fort. Im Frieden von Preßburg (1805) machte man es zum neuen Tauschobjekt und der ehemalige Groß-

---

[1885] Burkard (683–755), ein aus Südwestengland stammender Mönch, der Anfang 742 von Bonifatius zum ersten Bischof von Würzburg eingesetzt wurde.

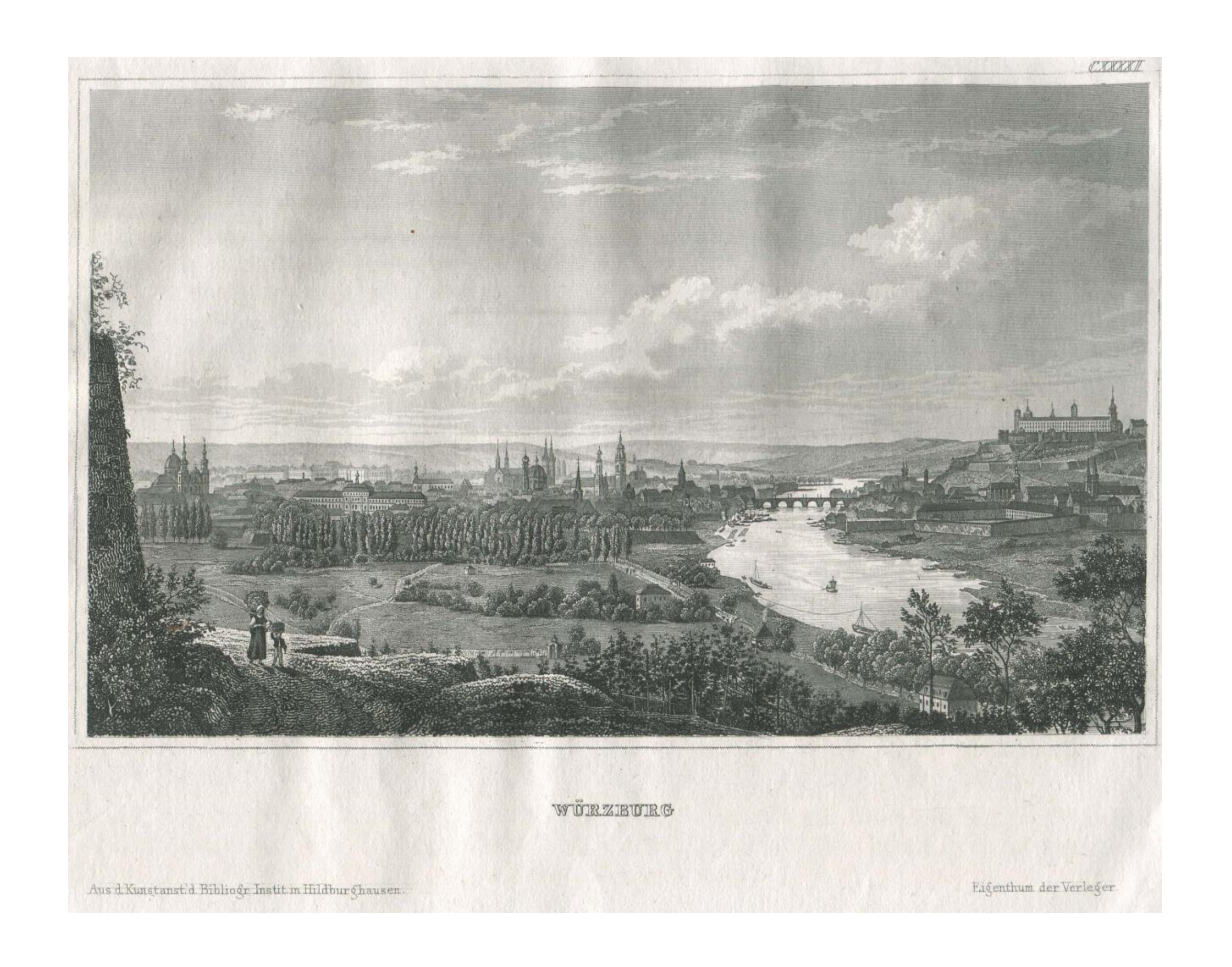
[1886] Benedikt XIV. (eigentl. Prospero Lorenzo Lambertini; 1675–1758), seit 17. August 1740 Papst.

[1887] Hier irrt Joseph Meyer. Würzburg war niemals zum Erzbistum erhoben worden.

[1888] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[1889] Recte: 1801 (9. Februar).

[1890] Die Aufhebung bzw. Übernahme der geistl. Territorien (sowie die Aufhebung der meisten Klöster) in Bayern in den Jahren 1802/03 im Vorgriff bzw. als Folge des Regensburger Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803.



WÜRZBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger.

herzog von Toskana[1891] erhielt es, mit dem Titel eines Kurfürstenthums, als Aequivalent für Salzburg, dessen Besitz an Oesterreich überging. Bayern aber wurde anderweitig entschädigt[1892]. Würzburg sah, als Sitz des kurfürstlichen Hofes und als Residenz eines Fürsten, der durch die humansten Gesinnungen den neuen Thron schmückte, die alten glücklichen Tage wieder kehren. Nach der Auflösung des deutschen Reichs verwandelte der Fürst seinen Titel in den eines Großherzogs und trat als solcher dem Rheinbunde[1893] bei. Die Ereignisse 1813 und die Verhandlungen des Wiener Congresses[1894] verwandelten aber dieses Verhältniß von neuem. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toskana wieder, und das arme Würzburg fiel an Bayern zurück. Seitdem bildet es den größten Theil des Untermainkreises[1895] und ist als dessen Hauptstadt der Sitz der obersten Verwaltungsbehörde (der Regierung) des Kreises.

Würzburg, das etwa 2000 Häuser mit 25,000 Einwohnern zählt und schön und stattlich gebaut ist. gewährt von jeder der nächstgelegenen Anhöhen eine sehr reizende Ansicht; die vollständigste und schönste aber hat man aus dem nördlich liegenden, seines köstlichen Weines wegen berühmten Steinberge, und diese nämliche ist's, welche unser Stahlbild veranschaulicht, dessen Beschreibung uns nun beschäftigen soll.

Den Vorgrund des Bildes machen Weinberge und mannichfache Gartenanlagen, aus denen größere und kleinere Sommerwohnungen der Städter, oder dem öffentlichen Vergnügen gewidmete Gebäude, als Restaurationen und Tanzsäle, freundlich herausgucken. Gemüse- und Getreidefelder schmiegen sich den Alleen an, welche die Stadt umgeben, und geschmackvolle Parkanlagen mit malerischen Baumgruppen breiten sich dicht unter den hohen, alten, stattlichen Wällen aus; denn Würzburg ist eine Festung, und in dem Wehrsysteme Bayerns das Nordthor des Reichs. Durch den herrlichen Main sehen wir die Stadt selbst in zwei ungleiche Hälften gespalten. Das Eigenthümliche, daß fast alle Hauptkirchen und die schönsten Gebäude auf erhabenem Grunde liegen, führt sie, trotz der hohen Wälle, schon in der Fernsicht kenntlich vors Auge und steigert das Imposante des Anblicks. – Zuerst fesselt die auf einem 400 Fuß hohen Berge am linken Mainufer prangende, mit siebenfachen Außenwerken umgürtete Festung Marienberg das Auge. Sie war die uralte Residenz der fränkischen Herzöge bis zu deren Aussterben im Anfang des 8ten Jahrhunderts. Damals wurde Hermina[1896], die Erbtochter der erlöschenden Dynastie, von Bonifacius getauft, und der merkwürdigste Theil der alten Herzogsburg, – ein der Diana geweiheter Tempel, – in die erste christliche Kirche der hiesigen Gegend verwandelt. Die Gebäude des Castells verfielen nach und nach; im 13ten Jahrhundert wurden sie vollends niedergerissen, und an deren Stelle erstand ein befestigtes Schloß, das, mehrmals erweitert und erneuert, die Residenz der Fürstbischöfe bis in's 18te Jahrhundert war. Gustav Adolph[1897] erstürmte die Veste 1631, plünderte sie aus und machte sie zur Stütze seiner Macht in diesen Gegenden. Erst 1635 kam sie wieder in den Besitz des Fürstbischofs. 1650 und später bekamen die Festungswerke, nach Vauban's[1898] System, eine andere, ihre gegenwärtige Gestalt. Seitdem hat sie öftere Belagerungen ausgestanden, die letzte, kürzeste 1813, wo sie das österreich-bayerische Armeekorps unter Wrede[1899], nach dreitägiger Berennung, den Franzosen abnahm. Die Räume für die Bewahrung von Mund- und Kriegsvorrath bestehen größtentheils aus in Felsen gehauenen Gewölben, und unerschöpflichen Wasservorrath giebt ein durch die Mitte des Bergs, 400 Fuß tief hinab getriebener Brunnen. Außerdem sprudelt aus 2 Fontainen Mainwasser, welches ein Pumpwerk über 500 Fuß hoch emporhebt. Alle wirthbaren Fleckchen Erde außerhalb der ei-

---

[1891] Ferdinand III. (ital. Ferdinando III di Toscana; 1769–1824), von 1790 bis 1801 Großherzog der Toskana, von 1803 bis 1806 als Ferdinand I. Kurfürst von Salzburg, von 1806 bis 1814 Großherzog von Würzburg und ab 1814 erneut Großherzog der Toskana.

[1892] Bayern hatte zum Ausgleich Tirol erhalten.

[1893] Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon abhängige Rheinbund (siehe hierzu S. 1050, Anm. 3185).

[1894] Siehe hierzu S. 788, Anm. 2406.

[1895] Mit Wirkung vom 1. Januar 1838 in Unterfranken umbenannt.

[1896] Wohl eher legendär.

[1897] Gustav II. Adolf (1594–1632; gefallen), seit 1611 König von Schweden.

[1898] Der frz. Festungsbaumeister Sébastien Le Prestre, seigneur de Vauban (1633–1707).

[1899] Carl Philipp Fürst (seit 1814) von Wrede (1767–1838), bayer. Generalfeldmarschall.

gentlichen Festungswerke sind mit Reben bepflanzt, und diese sind es, welche den kostbaren, weltberühmten Leistenwein liefern.

Der Stadttheil unter der Festung, auf der (stromabwärts gesehen) linken, im Bilde aber rechten Seite des Flusses ist der urälteste – und dort sehen wir auch die allerfrühesten Denkmäler der Baukunst. Zunächst am Main unterscheiden wir deutlich die Burkhardtskirche, nach der Marienkirche auf der Cidatelle die älteste und dem 8ten Jahrhundert angehörend. Obschon 1033, und in spätem Zeiten mehrmals, erneuert, ist doch der alt-fränkische Styl noch in manchen ihrer Theile deutlich zu erkennen. Ihre beiden Thürme sind bis zur höchsten Spitze massiv. Die beiden Kirchen, die wir dicht unter dem Festungsberge erblicken, sind die ehemaligen des Deutschordens und des Schottenklosters, jetzt, mit den daran stoßenden weitläufigen und massiven Ordens- und Klostergebäuden der Festungsgarnison zu Spitälern, Magazinen und Kasernen überwiesen. Beide sind schöne Denkmäler des Baustyls im 11ten und 12ten Jahrhundert.

Wir wandern nun durch ein stetes Gedränge von Menschen und Wagen über die circa 1000 Fuß lange schöne und massive Mainbrücke jenseits in die neuere, bei weitem größere Stadthälfte, in der 17 Kirchen mit großentheils gefällig geformten Thürmen über die Häusermasse sich erheben. Die weniger merkwürdigen unerwähnt lassend, fällt uns zuerst der Thurm der Universitätskirche[1900], der schönste und höchste der Stadt und eine ihrer Hauptzierden, auf dem Mittelpunkte des Bildes in die Augen. Die Universität ward 1403 nach dem Muster der von Bologna gegründet; sie ist folglich unter den deutschen Hochschulen eine der ältesten; doch ging die nicht fest gewurzelte Pflanze später wieder aus und erst 1582 wurde sie wieder erneuert und aus dem Eigenthum von im Bauernkriege[1901] verwüsteten und verlassenen Klöstern reichlich dotirt. Sie ist für die Pflege der medizinischen Wissenschaften mehr als irgend eine Hochschule in Deutschland, und hat auch in den Staatswissenschaften bis auf die neueste Zeit, wo die Tendenz des Rückwärts die Obergewalt bekam, durch berühmte Lehrer helles Licht verbreitet. Wir erinnern hier nur an zwei Sterne erster Größe: – Schönlein[1902] und Behr[1903]. – Der links zunächst und nicht viel weniger hoch hervorragende Thurm nach dem Vorgrunde zu ist der der Liebfrauenkirche[1904], die unter die sehenswürdigsten Denkmäler des schönsten altdeutschen Baustyls gehört. Weiter links gewahren wir eine große Kuppel und dicht an derselben einen Thurm von jener Form, wie man ihrer am Rhein, bei den urältesten christlichen Kirchen, zuweilen noch begegnet. Beide gehören zum sogenannten Neumünster[1905], höchst merkwürdig in der Verbreitungsgeschichte des Christenglaubens in Franken. Auf der nämlichen Stelle, welche die gewaltige Kuppel bedeckt, fielen die Häupter der ersten in diese Gegend gekommenen christlichen Heidenbekehrer, – des heiligen Kilian[1906] und

[1900] Die Neubaukirche war von 1583 bis 1591 nach Plänen von Georg Robin (1522–1592) von Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn (siehe hierzu S. 635, Anm. 1913) als Universitätskirche und Grabeskirche erbaut worden. Beim Bombenangriff am 16. März 1945 brannten die Alte Universität und ihre Kirche vollständig aus. 40 Jahre nach ihrer Zerstörung konnte die Kirche am 7. November 1985 ihrer neuen Bestimmung als Aula der Universität übergeben werden.

[1901] 1525.

[1902] Der Mediziner Johann Lucas Schönlein (1793–1864); der liberale Universitätsprofessor hatte am 17. November 1832 aufgrund von Denunziationen in Zusammenhang mit dem „Hambacher Fest“ (siehe hierzu S. 93, Anm. 187) seine Professur verloren.

[1903] Der Würzburger Professor und Bürgermeister Michael Wilhelm Joseph Behr (1775–1851). Nach mehrjähriger Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe und Majestätsbeleidigung (z. B. als Teilnehmer und Verteidiger des Gaibacher Festes am 27. Mai 1832) wurde er 1836 zur Abbitte vor dem Bildnis des Königs und zu einer Festungsstrafe von unbestimmter Dauer verurteilt. Behr verbrachte die darauffolgenden Jahre erst auf der Würzburger Festung, dann unter polizeilicher Aufsicht in Passau, Regensburg und in Bamberg, bis er 1847 entlassen und am 6. März 1848 rehabilitiert wurde.

[1904] Die gotische Marienkapelle auf dem Marktplatz.

[1905] Nach dem Abriß des Westchors aus dem 11. Jhd. wurde der barocke Westbau mit der Kuppel und der Westfassade durch Joseph Greising (1664–1721) errichtet, und der Innenraum in den folgenden Jahren nach Plänen der Gebrüder Dominikus (1685–1766) und Johann Baptist Zimmermann (1680–1758) im Stile des Barock ausgestattet. Die gesamte Innenausstattung fiel dem Bombenangriff auf Würzburg vom 16. März 1945 zum Opfer.

[1906] Der iro-schott. Missionsbischof Kilian (viell. ca. 640–ca. 689; ermordet).

seiner Begleiter[1907], – von dem Mordbeil der Franken. Das hier gestandene alte Kloster erbaute Würzburgs erster Bischof, Burkhardt; an dessen Stelle (im Jahre 1000) die jetzigen Gebäude entstanden, welche im 17ten Jahrhundert durch Umbau große Verunstaltungen erlitten haben. – Hinter dem Neumünster sehen wir 4 Thürme, in der Form einander fast gleich. Es sind die der Domkirche[1908], welche mit ihren Nebengebäuden als ein Spiegel und der Maßstab der Bau- und Verzierungskunst eines ganzen Jahrtausends gelten kann. Ihre ältesten Theile gehören in's neunte Jahrhundert; ihre neuesten dem neunzehnten an. Die Malereien sind meistens aus der Periode des Kunstverfalls; doch sind sehenswerthe Bilder von Sandrart[1909] darunter, und die Figuren an ihrer Kanzel von Alabaster so wie das erzne Baptisterium mit Skulpturen aus dem 13ten Jahrhundert sind von kunstgeschichtlichem Interesse.

Wir wenden uns von da links, in die äußerste Stadtferne, wo ein grandioser Gebäude-Cyklus, mit vielen Pavillons und Kuppeln, stolz sich ausbreitet, schon von außen die Prachtwohnung eines Herrschers verkündigend. Es ist die ehemalige fürstbischöfliche Residenz[1910], welche mit den prächtigsten Königspallästen Europa's den Vergleich aushält, und der wir später eine eigene Abbildung und Beschreibung widmen werden[1911].

In derselben Richtung, aber mehr im Vorgrunde, prangt über die Spitzen der Pappeln herüber die unermeßliche Façade eines Gebäudes, das, nach dem Schlosse, die Hauptzierde Würzburgs ausmacht. In dem weltberühmten Juliushospitale[1912], „für Arme, Preßhafte und Kranke," wie die goldene Inschrift über dem Hauptthor dieses Pallastes ankündigt, scheint die Wohlthätigkeit selbst ihre Wohnung aufgeschlagen zu haben. – Es ward gegründet vom Bischof Julius Echter[1913], einem jener wahrhaften Freunde der Menschheit, deren Wirken für ganze Staaten durch Jahrhunderte Segen schafft. Dem nämlichen Manne dankt Würzburg die Wiederbegründung der Universität und ihre königliche Dotirung, und eine Menge anderer Einrichtungen für die öffentliche Wohlfahrt. Das Juliushospital fundirte er mit einem Vermögen von 5 Millionen – der zehnjährigen Ersparnis seines persönlichen Einkommens. – Die ganze Einrichtung dieser Anstalt athmet den Geist der Liebe und Humanität, und ist höchst musterhaft. Bei der so reichen Ausstattung ist auch die Theilnahme an ihren Wohlthaten fast unbeschränkt. Nicht blos Kranke, sondern auch eine Menge gebrechlicher und alter Leute findet hier auf Lebenszeit Versorgung. Zu dem eigentlichen Hospitalpallaste gehören noch eine Menge anderer, zum Theil ansehnlicher und mit schönen Gärten umgebener Anlagen für verwandte Zwecke, z. B. das eigentliche Krankenhaus, die Heilanstalt für Geisteskranke, die für Epileptiker, das Krankenhaus für arme Fremde, ein Entbindungshaus, das anatomische Theater. Auch ein berühmter botanischer Garten ist ein Zweig von jenem gemeinschaftlichen Stamm der öffentlichen Wohlthätigkeit. –

Zur Beendigung der übersichtlichen Beschreibung unseres Bildes haben wir nur noch die schöne Tempel- und Thurmgruppe an seinem linken Rande zu erwähnen: – es ist die Pfarrkirche zu Haug[1914],

---

[1907] Kolonat und Totnan († ca. 689; ermordet).

[1908] Der ab 1040 erbaute romanische St.-Kilians-Dom wurde beim Bombenangriff vom 16. März 1945 durch Brand so schwer beschädigt, daß im Februar 1946 große Teile (insbesondere der Nordmauer) einstürzten; der Wiederaufbau unter dem Diözesan- und Dombaumeister Hans Schädel (1910–1996) konnte 1967 abgeschlossen werden.

[1909] Joachim von Sandrart d. Ä. (1606–1688).

[1910] Der Bau der Residenz der Würzburger Fürstbischöfe war im Jahre 1720 nach Plänen von Balthasar Neumann (1687–1753) begonnen worden und konnte bereits 1744 vollendet werden. Die Innenausstattung wurde jedoch erst im Jahr 1781 fertiggestellt. Beim Bombenangriff auf Würzburg am 16. März 1945 wurde die Residenz, vor allem in den Seitenflügeln, schwer beschädigt. Der Wiederaufbau konnte 1987 abgeschlossen werden.

[1911] Dies sollte leider niemals geschehen.

[1912] Der Grundstein für das 1585 fertiggestellte Julius-Spital war am 12. März 1576 gelegt worden. Im Stiftungsbrief vom selben Tage sicherte Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn (s. u.) den Unterhalt der Anlage durch Überschreibung von Grundbesitz wie Äcker, Weinberge und Wälder. Die Stiftung umfaßt heute u. a. ein Krankenhaus, ein Seniorenstift und ein Weingut.

[1913] Julius Echter von Mespelbrunn (1545–1617), seit 4. Dezember 1573 Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken.

[1914] Die barocke Kirche St. Johannes in Stift Haug war in den Jahren 1670 bis 1691 nach Plänen von Antonio Petrini (1631–1701) errichtet worden. Beim Bombenangriff vom 16. März 1945 brannte die Kirche völlig aus. Der Wiederaufbau konnte 1965 abgeschlossen werden.

(auf der Höhe), eine gewaltige Steinmasse von gefälliger, neurömischer Form und eine der schönsten der an schönen Kirchen so reichen Stadt.

Als Handelsplatz ist Würzburg wichtig durch seine Schifffahrt auf dem Main und eine besonders lebhafte Spedition. Der Verkehr mit dem Produkt seines Weinbaus ist, obschon der Geschmack in den Konsumtionsgegenden sich in neuerer Zeit sehr von den Maingewächsen ab und den eben so billigen des Oberrheins zugewendet hat, noch immer groß. Das Gesammt-Erzeugniß der Weinberge, welche die Stadt umgeben, ist in guten Jahren 75,000 Eimer[1915]; selten werden aber mehr als 10,000 Eimer auswärts verfahren. Die Fabrikindustrie ist im Ganzen nicht groß, und nur die in Tabak, Leder, Tuch und Wollenzeugen hat einige Bedeutung.

[1915] 1 Schenkeimer entsprach im Bayerischen 64,142 Liter.



WÜRZBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [101]-103.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 73-76.

Würzburg.

Seitdem Deutschland aus seinem bundestäglichen Traumleben erwacht ist, haben mehre deutsche Städte das Schicksal erfahren, ohne eigenes Verschulden zu eigenthümlichem politischen Rufe zu gelangen.

Wir gehen nicht auf eine ältere Zeit zurück, wo Karlsbad[1916], Laibach[1917] u. dergl. in übeln Geruch kamen, schweigen auch von Frankfurt, der deutschen Hauptstadt aller politischen Unverbesserlichkeit, sondern wir betrachten die Folgezeiten der Märzstürme von 1848. Von jener so viel verspotteten und für Deutschlands Entwicklung doch so unendlich wichtigen Revolution datiren diejenigen Parteiungen gekrönter und ungekrönter Häupter, von denen allein hier die Rede sein kann.

Als das Rumpfparlament[1918] zu Stuttgart der materiellen Gewalt erlegen war, gab es in Teutschland immer noch Fürsten und Minister, welche nicht an die Auferstehung des Bundestags[1919] glaubten. So mächtig war die Nachwirkung der Märztage in gewissen Reichsgliedern, daß sie befürchteten, durch die Offenbarung jenes Glaubens für politisch abergläubisch gehalten zu werden. Aus diesem Gefühle gingen die Erfurter[1920] hervor, jene deutschen Parlamenter innerhalb preußischer Festungsmauern. Neben ihnen hätten die Dresdener[1921] beinahe das Recht erworben, politisch auch einmal Etwas zu wer-

[1916] Die Karlsbader Ministerialkonferenzen vom 6. bis zum 31. August 1819, auf der vier Gesetzesvorlagen vorbereitet wurden, die anschließend vom Deutschen Bundestag in Frankfurt a. Main (siehe hierzu S. 91, Anm. 179) im Eilverfahren verabschiedet wurden: Die Exekutionsordnung (Regelung der militär. Intervention des Deutschen Bundes bei Unruhen in den Einzelstaaten), das Universitätsgesetz, das Preßgesetz (Pressegesetz) und das Untersuchungsgesetz. Gemeinsam bewirkten sie das Verbot der öffentlichen schriftlichen Meinungsfreiheit und der Burschenschaften, die Überwachung der Universitäten, die Schließung der Turnplätze (Turnsperre von 1820 bis 1842), die Zensur der Presse und Entlassung und Berufsverbot für liberal und national gesinnte Professoren, die ihre Einstellung ihren Schülern vermittelten (sog. „Demagogenverfolgung").

[1917] Resultat des „Laibacher Kongresses" der „Heiligen Allianz" vom 26. Januar bis 12. Mai 1821 war im Wesentlichen der Beschluß einer militärischen Intervention im Königreich beider Sizilien zur Niederschlagung des liberalen Putsches in Neapel.

[1918] Das in Stuttgart vom 6. Juni bis zu seiner gewaltsamen Ausweisung am 18. Juni 1849 tagende vorläufig letzte dt. Parlament.

[1919] Im Juli 1848 hatte der Bundestag (siehe hierzu S. 91, Anm. 179) zwar seine bisherige Tätigkeit für beendet erklärt und seine Befugnisse auf die Provisorische Reichsregierung des damals entstehenden Deutschen Reiches übertragen, doch wurde er im Sommer 1851 wiederhergestellt.

[1920] Im Erfurter Augustiner-Kloster tagte vom 20. März bis 29. April 1850 das sog. „Unionsparlament", das am 17. April einen Verfassungsentwurf für die auf Grund des Dreikönigsbündnisses (Preußen, Hannover, Sachsen) zustande gekommenen Union deutscher Staaten unter preuß. Führung vorlegte, der jedoch nie in Anwendung kommen sollte.

[1921] Die Dresdner Ministerialkonferenzen vom 3. bzw. 23. Dezember 1850 bis zum 15. Mai 1851, bei denen die deutschen Staaten über die Wiederherstellung des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 484, Anm. 1402) verhandelten. Dabei scheiterten jedoch sämtliche Versuche, zumindest eine deutsche Exekutive („Zentralgewalt") einzurichten endgültig an den Interessengegensätzen zwischen Österreich und Preußen, so daß der Deutsche Bund

den, wenn sich im Verlaufe der Zeit das dort gesammelte „unschätzbare Material“ als etwas mehr denn blose Aktenbündel für das Reichsarchiv der Zukunft erwiesen hätte. Sind nun auch die Dresdener im albertinischen Sachsen Nichts geworden, so ist der ihnen entschwundene politische Nimbus desto strahlender im ernestinischen aufgegangen[1922] und hat sich um die Mauerkronen zweier deutschen Antipoden gelegt. Die Gothaer und die Koburger gaben zwei deutschen Parteien Stammsitz und Namen.

Aus den Trümmern des Parlaments, unter welchen die preußische Kaiser-Idee mit ihren kleindeutschen Anhängern schreckenstarr verschüttet lag, stand sie mit der Drei-Königs-Idee[1923] wieder auf, und erst, als die Lebensunfähigkeit auch dieses politischen Flickmittels in Deutschland zu allgemeiner Einsicht gekommen war, zogen sich die Freunde und Genossen des deutschen doktrinären Juste-Milieu mehr und mehr in die Verborgenheit der einzelnen Ständekammern zurück. Ihr reines, wenn auch schwaches Wollen trat bei Seite, als die unreine Zeit, die schmutzigste Epoche der partikularistischen Ministerblüthen, die das deutsche Volk seit Napoleon I. erlebt, über uns hereinbrach. Die herrlichen Tage der Hassenpfluge, Manteuffel[1924] und Konsorten, die unmoralischen Eroberungen[1925], welche die Kreuzzeitungszöglinge in den Ministerien der kleinen Staaten machten, verbreiteten ihre junkerliche Beglückungen über ganz Teutschland, und an das neuerstandene Oesterreich klammerten sich die verschiedensten, oft sich direkt entgegenstehenden Hoffnungen an. So tief war Preußen in der deutschen Achtung gesunken, daß das viertelsdeutsche und ganz absolutistische Oesterreich selbst in einem großen Theile des deutschen Volks den Vorzug erhielt vor dem damals florirenden viertelskonstitutionellen und ganz krautjunkerlichen Altpreußenthum. Es herrschte damals eine trostlose Zerfahrenheit der Anschauungen im Volke selbst. Da schien ein äußerer Kampf der Einheit im Innern wieder aufzuhelfen. Der französisch-italienische Krieg gegen Oesterreich begann.

Nie hat Deutschland einen rascheren und bedeutenderen Umschwung der öffentlichen Meinung erlebt, als er durch die Erfahrung erzeugt wurde, daß all die gepriesene Kriegsmacht des angeblich durch seine Centralisation verjüngten Kaiserstaates nur Schein war. Es gehörten erst die Niederlagen Oesterreichs in den lombardischen Ebenen dazu, um das österreichische Regierungssystem selbst um den letzten Kredit im Volke zu bringen; man mußte erst erkennen, daß mit seinem Heere der ganze Kaiserstaat geschlagen, gelähmt und zu einer Wiedersammlung seiner Kräfte unfähig war; erst der Gram und die Scham über die unerhört elende Führung der österreichischen Armeen unter den Camarilla-Generalen einer klerikal-despotischen Hofklique rüttelte die Nation zum Nachdenken auf über den jämmerlichen Zustand ihres öffentlichen Lebens, und erst damals geschah es, daß sich die Blicke eines sehr großen Theils von Deutschland plötzlich wieder nach Berlin richteten, wo neue Hoffnungen den Thron bestie-

---

letztlich ohne die von zahlreichen Mitgliedsstaaten als notwendig erachteten tiefgreifenden Reformen wiederhergestellt wurde.

[1922] Mit der Gründung des „Deutschen Nationalvereins“ am 15./16. September 1859 in Frankfurt a. Main. Die vorbereitenden Treffen hatten jedoch im sachsen-weimarischen Eisenach stattgefunden. Sitz des Nationalvereins war dann Coburg, die Residenz des ebenfalls ernestinischen Herzogtums Sachsen-Coburg und Gotha. Die in Dresden residierenden Könige von Sachsen gehörten hingegen der albertinischen Linie des Stammhauses an.

[1923] Als „Dreikönigsbündnis“ wird eine Übereinkunft vom 26. Mai 1849 zwischen dem Königreich Preußen, dem Königreich Hannover und dem Königreich Sachsen bezeichnet, das anstelle des bisherigen Staatenbundes des „Deutschen Bundes“ (siehe hierzu S. 484, Anm. 1402) einen Bundesstaat unter der Federführung Preußens zum Ziel hatte; dieses letztlich gescheiterte Projekt erhielt später die Bezeichnung „Erfurter Union“ (siehe auch S. 638, Anm. 1920).

[1924] Ludwig Friedrich Hassenpflug (1794–1862) und Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805–1882), Ministerpräsidenten von Kurhessen bzw. Preußen während der „Reaktionsära“ nach der gescheiterten Revolution von 1848/49.

[1925] Anspielung auf die Erklärung des damaligen Prinzregenten, späteren Preußenkönigs und Deutschen Kaisers Wilhelm I. (siehe hierzu S. 547, Anm. 1637) vom 9. November 1858: „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist“. Mit der Berufung des beim Bürgertum allgemein als reaktionär verschrieenen Otto von Bismarck (s. auch S. 640, Anm. 1926) zum preuß. Ministerpräsidenten und aufgrund dessen ab 1862 eindeutig gegen die Landesverfassung verstoßenden Konfrontationspolitik zur Durchsetzung der Heeresreform (vom König ausdrücklich gefordert!), erschienen die obenzitierten ‚hehren‘ Worte vielen Zeitgenossen allerdings nur noch als blanker Hohn.

gen und das Ministerium gereinigt hatten. Aus dem Unheil, welches der Mangel an Einigkeit der deutschen Regierungen über Oesterreich gebracht, drang mit neuer Kraft das Streben der deutschen Völker nach Einheit hervor, und zum Anwalt und Führer dieses Strebens warf sich der Nationalverein auf, welcher ans dem republikanischen Frankfurt nach Koburg übersiedeln mußte.

Wie in der Uneinigkeit der deutschen Regierungen das Volk seine größte Gefahr erkannt hatte, der es durch nationale Einheit ein Ziel zu setzen entschlossen scheint, so erkannten die deutschen Mittel- und Kleinstaaten in diesem nationalen Einheitsstreben die größte Gefahr für sich und bauten sich zu Schutz und Trutz gegen den Verein von Koburg und das deutsche Banner in preußischer Hand ihr partikularistisches Zion zu Würzburg auf.[1926]

Es ist in unseren politischen Kämpfen eine leidige Sitte, die Gegner vor Allem um die Ehre der Ebenbürtigkeit zu berauben, sie für Verfechter eigensüchtiger Absichten, wenn nicht gar für schlechte Menschen zu erklären. Diese Blindheit solchen Hasses hat viel Unheil über uns gebracht. Die Träger der Gewalt gingen in dieser bösen Sitte stets mit dem schlimmsten Beispiel voran; nicht zum würdigen Prüfen der Meinungen ihrer Gegner, sondern zum persönlichen Verderben derselben bot ihr nur allzu oft die Justiz gefügig die Hand. Todesurtheile und lebenslängliche Einkerkerungen in ungemessener Zahl sind die traurigen Zeugen für die Wirksamkeit jenes politischen Hasses im Talar der Gerechtigkeit. Die Völker blieben stumme Zeugen solchen Märtyrerthums, bis die Ideen, um derentwillen die Gerichteten litten, an der Hand der Zeit den Sieg errungen hatten. – Mögen sie auch die Ersten sein, welche die Binde politischer Blindheit, die der Haß um die Augen legt, von sich werfen; mögen sie erst prüfen, ehe sie verurtheilen. –

Wenn die „Würzburger“ in der Centralisation kein dauerndes Glück für Deutschland erkennen und die Selbständigkeit der einzelnen Staaten zur eigenthümlichen Entwickelung des deutschen Geistes und Wesens für nothwendig erachten, so gebührt dieser Ansicht dasselbe Recht, sich auf deutschen Patriotismus zu berufen, wie den Einheitsbestrebungen der Koburger. Wenn das höchste Ziel der Würzburger auf die Größe und Kraft Deutschlands gerichtet ist, wenn sich dieses Ziel als offenes und redliches herausstellt, dann ist Verständigung mit ihnen die erste Pflicht der Nationalen, und es gilt nur, die Mittel und Wege zu prüfen, welche zu dem gemeinsamen Ziele führen sollen. Wir dürfen nicht verkennen, daß eine unbeschränkte Centralisation für Deutschland ein Unglück sein würde, und Thatsache ist es, daß es zehn Jahre lang in Preußen Minister gab, welche den Kern des deutschen Wesens, die Selbstregierung der Gemeinde, die ächt demokratische Grundlage des deutschen Staatslebens, so zu zernagen wußten, daß die Polizeistaats-Centralisation des französischen Nachbars auch bei uns bereits zu üppiger Blüthe gediehen war. Gegen eine solche Gefahr für die deutsche Nation ist Wachsamkeit nöthig, und der sicherste Wächter ist das von der Schweiz und von Nordamerika uns gegebene Beispiel volksthümlicher innerer Selbständigkeit in der Verwaltung, der Spitze der föderativen Gesammtmacht gegenüber. Wenn diese Sorge die „Würzburger“ zusammenführte, so verdienten sie Anerkennung, und statt des Streites bedürfte es blos der Verständigung.

Anders aber, wenn es dort weniger die Erhöhung der Gesammtmacht Deutschlands nach außen, als vielmehr die Erhaltung der Fürstenmacht im Innern gilt, wenn die Dankbarkeit für die französische Begnadigung der Vorfahren sich über Das stellen sollte, was das Volk „Vaterlandsliebe“ nennt. Die Zeit ist vorbei, wo Regierungsorgane eine absonderlich bayerische, kurhessische, waldecksche oder sachsen-meiningen-hildburghäusische Vaterlandsliebe erwecken konnten; wer an diese Zeit sich an-

---

[1926] Die vom sächsischen Außenminister Friedrich Ferdinand Freiherr von Beust (1809–1886) ins Leben gerufene „Würzburger Koalition“ aus Bayern, Württemberg, Sachsen, Kurhessen, dem Großherzogtum Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Nassau, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen und weiteren Kleinstaaten. Im Gegensatz zum Nationalverein traten sie nicht für die ‚kleindeutsche‘ Lösung unter der Führung Preußens und unter Ausschluß Österreichs ein, sondern lediglich für eine Reform bzw. Stärkung der „Zentralgewalt“ des als Staatenbund verfaßten Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 484, Anm. 1402). Weitere Ziele waren eine verbesserte Bundeskriegsverfassung, das Anlegen von Küstenbefestigungen, die Einsetzung eines Bundesgerichts, eine Vereinheitlichung der Rechtssysteme in Deutschland sowie einheitliche Maße und Gewichte. Bis zum Erscheinen obigen Artikels hatten bereits drei Konferenzen in Würzburg stattgefunden: 1.) vom 24. bis 27. November 1859, 2.) vom 20. Juli bis zum 5. August 1860 sowie 3.) vom 22. Mai 1861. Mit den ‚Reichseinigungskriegen‘ von 1864 (Krieg um Schleswig-Holstein) und 1866 (Deutscher Bundeskrieg) konterkarierte Otto von Bismarck (siehe hierzu S. 639, Anm. 1925) endgültig die Bemühungen dieses ‚großdeutschen‘ Reformvereins.

klammert, hat den Strohhalm im Sturm erfaßt und wird mit ihm untergehen. Wenn die Fürsten die Lehren des Rheinbundes vergessen haben sollten – ihre Völker haben sie nicht vergessen. – –

Vor der Hand wollen wir unser schönes Bild uns frei von solchem trüben Schatten denken: wir wollen glauben, daß nur Männer mit deutschen Herzen, keine „Würzburger“, durch seine alte Domgasse wandeln, und wir wollen hoffen, daß der Ruf Würzburgs seit den Tagen, wo das erste Lied für Schleswig-Holstein in ihm erscholl und das deutsche Volk den ersten Jubel über Befreiung von seinen Schlagbaumfarben in ihm feierte, in seiner Reinheit fortbestehe.

Würzburg ist die schönste Stadt des schönen Frankenlandes. Der Main mit seinen Rebenhügeln hat keine reizendere Stätte, als die, welche diese Stadt ziert, und reich ist sie an Allem, was das Leben erfreut, schmückt und erhebt. Welchen Wanderer hätte nicht das Bild entzückt, das sie schon von Weitem ihm entgegenhält? Burg und Thürme, Strom und Hügel, Alles vereinigt sich, um uns wie ein freudiges Willkommen zu begrüßen und uns wie daheim fühlen zu lassen bei ihrem Anblick. Und wie sie reich ist an Prachtbauten und edlen Stiftungen, wie ihr Dom, ihre Hochschule, ihr Juliushospital und ihr Stein- und Leistenwein – Jedes zum Geschätztesten seiner Art gehört, so birgt sie auch in ihrer Geschichte einen Schatz von Belehrung für das gesammte deutsche Volk, der gerade in unseren Tagen am wenigsten mißachtet werden sollte. – Was aber jedes Schulbuch und jedes Konversationslexikon unseren Lesern sagt, damit wollen wir hier den engen Raum nicht vergeuden. Würzburg liegt viel zu prächtig mitten in Deutschland, als daß nicht die Mehrzahl unserer Leser einmal im Leben es geschaut hätten. Allen diesen wird unser Bild eine liebe Erinnerung sein, welche Bedeutung auch die „Würzburger“ seiner Überschrift noch in der Geschichte beilegen mögen.

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Vierter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1837.

Enthält: Leipzig, Rathaus, Museum (1837, 1847, 1860, 1862).
Rovereto (1837).
Le Havre (1837, 1842).
Trient, Schloß/Castello di Buonconsiglio (1837, 1842, 1862).
Dublin (1837, 1844).
Dresden, Museum (1837, 1857).
Bidassoa, Irun (1837).
Königsstein und Lilienstein in der sächs. Schweiz (1837).
Nürnberg, Burg (1837).
Coburg, Rosenau, Veste (1837, 1862, 1863).
Herrnskretschen/Hřensko (1837).
Antwerpen (1837, 1841).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 21-25.

CXXXXVIII. Leipzig.

Es gibt welthistorische Namen, welche wie Signal-Feuerthürme aufgerichtet stehen in der Sahara der Vergangenheit, und die, wenn der Odem der Zeit Alles verweht, und der Staub der Jahrtausende Alles in Nacht und Vergessenheit begräbt, dem Forscher den Pfad bezeichnen, welchen die Menschheit wandelte. Ein solcher Name ist Leipzig[1927]. Gleich Marathon[1928] und Salamis[1929] ist er der Erbe der Ewigkeit.

Und wer, in Dem ein Herz für's Herrlichste schlägt, welcher Deutsche zumal, könnte ohne innere Bewegung der Zeit denken, die Leipzig's Namen die Weihe für alle Zukunft gab? Wohl ein arger Zauberer ist der Laut für Viele. Wetterwolken jagt er über männliche Stirnen, und manches bleiche Antlitz überzieht er glühend roth und mit finsterm Ernste: die Feuer auf den Bergen sind ja erloschen und verflogen sind die Jugendträume vom Wiederfinden eines verlornen Paradieses. – Aber wenn auch! Er bleibt doch der größte Tag Deutschland's durch alle Zeiten, der große Säetag zukünftiger Aerndte.

Leipzig, der Ort Leipzig, ist neueren Ursprungs. In dem sumpfigen Winkel, der die Flüßchen Barde und Pleiße vor ihrer Vereinigung trennt, hatten die Sorben-Wenden, welche diese Gegend bewohnten, im zehnten Jahrhundert ein schlechtes Dörfchen, das sie, nach den vielen Linden, die da wuchsen, Lipia (Lindenhain) nannten. Heinrich der Vogler[1930], der die wendischen Stämme unterwarf, und eine Menge Burgen im Sachsenlande erbaute, hat wahrscheinlich auch hier eine solche errichtet, und man führt, jedoch nicht mit Sicherheit, den Besitz städtischer Rechte auf diese Zeit zurück. Als Stadt mit Mauer und Thoren erscheint sie in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts; auch mit Marktrecht; doch war sie damals, und blieb es noch längere Zeit, nur kleine Landstadt. Erst im vierzehnten Jahrhundert, als sie bei dem veränderten Gange des Handels für den Verkehr zwischen Nord und Süd als Speditions- und Niederlagsort Wichtigkeit bekam, als Erfurt's Größe sank, und sie mit einwandernden Erfurter Kaufleuten einen großen Theil der über jenen Platz gegangenen Geschäfte an sich zog: nahm Leipzig rasch zu an Volk, Umfang und Wohlstand. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bekam es (den günstigen Umstand der Religionsverfolgungen in Böhmen, weshalb 3000 Studenten auswanderten, benutzend) Universität, bald darauf Meßrecht, und als die Grundpfeiler der alten Hansa niederstürzten, als das Band, welches die ältern deutschen Handelsstädte zusammengehalten hatte, sich auflöste, gelang es Leipzig, von den Trümmern so viel zu erhaschen, als seine geographische Lage, in der Mitte Deutschland's und von schiffbaren Strömen fern, nur irgend gestattete. Seit dem dreißigjährigen Kriege, von dessen Drangsalen es seinen guten Theil trug, hat sich Leipzig stets im Aufblühen erhalten. Nach dem siebenjährigen Kriege[1931] ebnete es seine Festungswerke, Mauern und Wälle, und wandelte sie in einen weiten und prächtigen Kranz der herrlichsten Gartenanlagen um. Die Begüterten

---

[1927] Wegen der dort vom 16. bis 19. Oktober 1813 geschlagenen „Völkerschlacht" gegen die frz. Unterdrücker.

[1928] Die Schlacht bei Marathon (siehe hierzu S. 160, Anm. 387).

[1929] Die Seeschlacht bei Salamis (siehe hierzu S. 160, Anm. 388).

[1930] Heinrich I. der Vogler (ca. 876–936), seit 912 Herzog von Sachsen und ab 919 König des Ostfrankenreiches.

[1931] Der Siebenjährige oder auch 3. Schlesische Krieg von 1756 bis 1763 war eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte. Preußen nutzte diesen internationalen Konflikt, um sich Schlesien ebenso unrechtmäßig wie endgültig auf Kosten Österreichs anzueignen.

und Reichen suchten nun häufig für ihre Wohnungen das Freie, und in den Vorstädten, welche noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts meistens aus unansehnlichen, barackenähnlichen Häusern bestanden, stiegen Palläste auf, und reiheten sich die stattlichsten Wohnungen allmählich zu prächtigen Straßen an einander. Auch im Innern der Stadt trat gleichzeitig vortheilhafte Aenderung ein. An die Stelle der alten Häuser von Fachwerk entstanden nach und nach große, steinerne Gebäude, und so groß war die Umwandlung binnen einem halben Jahrhundert, daß zu Anfang des jetzigen mit Recht Leipzig als eine der schönsten Städte Deutschland s gepriesen wurde, welche mit dem königlichen Dresden rivalisirte.

Auch in neuester Zeit hat Leipzig mit dem Verschönerungsstreben, welches ein charakteristisches Zeichen der Gegenwart ist und in allen größern deutschen Städten gleichsam Wunder schafft, Schritt gehalten und kein Jahr vergeht, ohne daß nicht die Stadt durch Neu- und Umbau an Größe und Glanz ansehnlich gewänne. Die Vermehrung des Wohlstandes und der Volksmenge steht damit auf die erfreulichste Weise in Wechselwirkung, unähnlich manchen Erscheinungen, namentlich in einigen Städten des südlichen Deutschlands, deren Großwachsen an Treibhauskünste erinnert. Leipzig, das vor 50 Jahren 1200 Häuser und 35,000 Bewohner zählte, umfaßt jetzt über 1600 meistens große Wohnungen und die Seelenzahl ist über 50,000 gestiegen. Kein Ort in Deutschland, nehmen wir einige Residenzen, wo das Mark von Königreichen die Metropole nährt und groß zieht, aus, und Elberfeld, Triest und Frankfurt etwa, kann des Aufblühens in so großartigem Maasstabe sich rühmen.

Die bedeutendsten Gebäude, großentheils in schönem und großem Style aufgeführt, sind das Rathhaus (noch ein Werk aus dem 16ten Jahrhundert), die Handelsbörse[1932], die Thomas- und Nicolai-Kirche, der Auerbachshof[1933], die Pleißenburg (das Schloß) mit der Sternwarte, das Gewandhaus[1934], das Paulinum[1935], das Theater[1936], die Thomasschule[1937], die neuerbaute Buchhändlerbörse[1938] und verschiedene andere. Unter den zahlreichen, ausgezeichnet schönen Gärten verdient der Reichelsche[1939], mit seinen schloßähnlichen Gebäuden, Bädern, der Mineralwasseranstalt[1940], und einer Menge als Cottages vermietheter Häuschen mit kleinen Gärten; der botanische

---

[1932] Am 30. Mai 1679 wurde mit dem Bau – höchstwahrscheinlich nach einem Entwurf von Johann Georg Starcke (1630–1695) – begonnen, der allerdings erst 1687 vollständig fertiggestellt werden konnte. Im 2. Weltkrieg brannte die Alte Handelsbörse vollständig aus; ab 1955 begannen die Arbeiten zur Wiederherstellung, die 1962 abgeschlossen werden konnten.

[1933] Der ehemalige Auerbachs Hof, einer der größten und bedeutendsten Handelshöfe der Stadt Leipzig, befand sich von 1530 bis 1912 unweit vom Markt in der Leipziger Altstadt. Ab 1. April 1912 ließ man die verfallende Bebauung abbrechen und vergrößerte das Gelände, woraus bis 1914 die Mädlerpassage entstand.

[1934] In den Jahren 1780 bis 1781 wurde im Auftrag der Stadt durch Johann Carl Friedrich Dauthe (1746–1816) ein Konzertsaal im zweiten Stockwerk des Leipzigers Gewandhauses eingebaut, der, mehrmals renoviert, bis zur Eröffnung des „Neues Concerthauses“ im Jahre 1884 für musikalische Aufführungen genutzt wurde.

[1935] 1830 war das Vorgängergebäude abgerissen und 1833 bis 1836 durch ein repräsentatives, mit der Front zum Augustusplatz gerichtetes neues Hauptgebäude der Universität, das Augusteum, nach Plänen von Albert Geutebrück (1801–1868) ersetzt worden; der Name Paulinum hielt sich für manche Teile der Anlage bis heute.

[1936] Der Dresdner Architekt Georg Rudolph Fäsch (1715–1787) plante den „Comödienhaus“ genannten und 1766 fertiggestellten Bau auf den nordwestl. Fundamenten der Stadtmauer. Bei der Bombardierung Leipzigs am 4. Dezember 1943 wurde auch das Alte Theater getroffen; die Ruine wurde nach Kriegsende abgetragen.

[1937] 1553 war als Ersatz für das mittelalterliche ein neues Schulgebäude errichtet worden, das bis 1877 genutzt wurde.

[1938] Die Buchhändlerbörse in Leipzig war von 1836 bis 1888 Sitz des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Das zweigeschossige Gebäude stand am Nikolaikirchhof in der Ritterstraße 12 auf einem Grundstück, das der Börsenverein von der Universität erworben hatte. Architekt des spätklassizistischen Baus war Albert Geutebrück (siehe hierzu S. 644, Anm. 1935). Am 4. Dezember wurde das Gebäude beim Bombenangriff auf Leipzig schwer beschädigt und 1963 abgerissen.

[1939] Der 1702 vom Leipziger Seidenfabrikanten Andreas Dietrich Apel (1662–1718) angelegte Barockgarten, den 1787 der Kaufmann Erdmann Traugott Reichel (1748–1832) erwarb; der Garten wurde im Laufe der 2. Hälfte des 19. Jhd.s fast vollständig bebaut und existiert heute nicht mehr.

[1940] Die 1823 in Leipzig von Friedrich Adolph August Struve (1781–1840) begründete Trinkkuranstalt mit künstlich hergestelltem Mineralwasser.

(Trier'sche[1941]), der Reimer'sche[1942], der Keil'sche[1943] und der sonst Reichenbach'sche (jetzt Gebhardt'sche[1944]) in der Rannstädter Vorstadt besondere Erwähnung.

Letzterer war der Schauplatz der Schlußscene des großen Kampfes, durch welchen ein Welttheil sich aus den Eisenarmen des corsischen Eroberers wand. Hier steht das Denkmal Poniatowski's[1945], der Stelle im Elsterflusse gegenüber, wo der Held, nachdem er seine Polen, um Napoleon den Rückzug zu decken, zum letztenmale den heranstürmenden Siegern entgegengeführt hatte, (am 19. October 1813), in dem Versuche, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen, ertrank.

Unter den entfernteren Umgebungen ist das anmuthige Rosenthal seit lange berühmt. Eine Menge zum Theil stattlicher Villen, mit parkähnlichen Anlagen, zwischen der Stadt und den nächstgelegenen Dörfern, geben von dem vorherrschenden Sinne der Leipziger für ländliche Vergnügen und ihrer Empfänglichkeit für die Reize der schönen Natur Zeugniß. –

Humanität sitzt seit Jahrhunderten auf Sachsens Fürstenstühlen, und seiner Regenten standhaftes Wirken für die höchsten und vorzüglichsten Güter der Menschen, für geistige Freiheit, für Wissenschaft und Kunst ist ihr unvergänglicher Ruhm. Weit voran schritten die deutschen Stämme unter sächsischer Herrschaft den übrigen germanischen Völkern in der Bildung, und vorzüglich waren Wittenberg und Leipzig die Heerde, auf denen die Flammen der Kultur hoch aufloderten, leuchtende und zündende Funken tragend durch das gesammte Vaterland. Leipzig hat die Ehre, die Wiege unserer Nationalliteratur zu seyn, und zu einer Zeit, als uns die Franzosen noch Barbaren nannten, als der größte der deutschen Monarchen selbst sich noch der Muttersprache schämte[1946] und mit Verachtung auf ihre Erzeugnisse herabsah, einen Kreis von Männern erzogen zu haben, großen Geistes und mit starkem Willen, die zuerst des Auslandes Fesseln für immer brachen und Deutschlands Literatur binnen ein paar Jahrzehnten zu einer Höhe führten, zu der wir mit gerechtem Stolze hinweisen, der Fremde mit Neid hinansieht. In vernünftiger Reform des Schulwesens ging Sachsen allen andern deutschen Staaten, als Zugführer, weit voraus, und die höheren Unterrichtsanstalten Leipzigs dienten, bis auf die neueste Zeit, für nahe und ferne Länder als Muster zur Nachahmung. Berühmt find die Thomas- und die Nicolaischule schon seit langen Jahren. Geßner[1947], Ernesti[1948], Fischer[1949], Reiske[1950] und vieler anderer ihrer Lehrer sind unsterbliche Namen. Auch für eine liberale, zeitgemäße Bildung des Bürgerstandes gibt

---

[1941] Das Areal war der Universität Leipzig 1806 von Rahel Amalia Augusta Trier (1731–1806), der Witwe des Appellationsgerichtsrats Carl Friedrich Trier (1726–1794), für die Gründung des „Trierschen Instituts" zur Hebammenausbildung hinterlassen worden, wobei von Anfang an vorgesehen war, Teile des Geländes für die Anlegungen eines Botanischen Gartens zu nutzen, der sich noch heute im Besitz der Universität Leipzig befindet.

[1942] Der 1698 vor dem Grimmaschen Tor von den Leipziger Rats- und Handelsherren Caspar (1645–1700) und Georg Bose (1650–1700) eingerichtete „Großbosesche Garten", den 1824 der Verleger Carl August Reimer (1801–1858) erwarb; der Garten wurde im Laufe der 2. Hälfte des 19. Jhd.s fast vollständig bebaut und existiert heute nicht mehr.

[1943] Der 1771/72 vom Leipziger Bankier Eberhard Löhr (1725–1798) angelegte Landschaftsgarten, der 1813 durch Einheirat in den Besitz des Dichters und Romanisten Johann Georg Keil (1781–1857) gelangte; ab 1870 wurde der Garten schrittweise parzelliert und der restliche Teil 1886 an die „Leipziger Immobiliengesellschaft" verkauft, die das Gelände vollständig bebauen ließ.

[1944] Der 1740 vom Leipziger Rats- und Handelsherrn Johann Zacharias Richter (1696–1764) „teils im holländischen, teils im englischen Stil" eingerichtete Garten; 1814 kaufte der Bankier Christian Wilhelm Reichenbach (1778–1858) den Garten, 1827 gelangte er in den Besitz des Kaufmanns, Gelehrten und Dichters Wilhelm Gerhard (1780–1858), der darin bedeutende Persönlichkeiten des Geisteslebens wie Ludwig Tieck (1773–1853), Friedrich Rückert (1788–1866), Heinrich Marschner (1795–1861), Albert Lortzing (1801–1851) und Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) empfing. 1880 erwarb die „Leipziger Immobiliengesellschaft" den Großteil des Areals, für das 1881 ein Bebauungsplan genehmigt wurde, der es der Stadt erlaubte, bereits 1883 die neu erbauten Straßen zu übernehmen.

[1945] Der poln. General und Fürst Józef Antoni Poniatowski (1763–1813; gefallen).

[1946] Der Preußenkönig Friedrich II. (siehe hierzu S. 617, Anm. 1821).

[1947] Der klass. Philologe und Rektor der Leipziger Thomasschule Johann Matthias Gesner (1691–1761).

[1948] Der prot. Theologe und Rektor der Leipziger Thomasschule Johann Heinrich Ernesti (1652–1729).

[1949] Der Philologe und Rektor der Leipziger Thomasschule Johann Friedrich Fischer (1726–1799).

[1950] Der Orientalist und Rektor der Leipziger Nicolaischule Johann Jacob Reiske (1716–1774).

die hiesige Rathsfreischule ein noch unübertroffenes Vorbild ab, und eine große Menge blühender Elementar-Unterrichtsanstalten, Sonntags-, Frei- und Handwerksschulen werfen in die niedrigsten und dunkelsten Lebenskreise das segenbringende Licht des Wissens, der Erkenntniß und der Gesittung. Daher ist es gekommen, daß der Masse von Leipzig's Bewohnern ein Grad von Bildung eigen ist, welcher jedem Fremden auffällt und wohlthut.

Unter allen Bildungsanstalten ist aber die Universität[1951] diejenige, auf welche Leipzig mit dem gerechtesten Stolze sieht. Sie besitzt, – ein schönes Zeugniß von der Munifizenz seiner Fürsten! – ein eigenthümliches Vermögen, (großentheils Grundbesitz,) das nach jetzigem Werths fast eine Million Thaler betragen mag, und zieht aus demselben ein jährliches Einkommen von 30,000 Thalern. Ihr Haupt ist der Rektor Magnificus und den 4 Fakultäten stehen 4 Dekane vor, welche aus den 23 ordentlichen Professoren alter Stiftung gewählt werden. Die Gesammtzahl ihrer öffentlichen Lehrer übersteigt gegenwärtig 70.

Seit den vier Jahrhunderten ihres Bestehens hat die Leipziger Hochschule den Ruhm, eine der besten Europa's zu seyn, ungeschmälert behauptet und sie besaß zu jeder Epoche gefeierte Lehrer von europäischem Rufe. Darum ist sie auch jederzeit von Studirenden aus den fernsten Weltgegenden besucht worden. Besonders zeichnet sie sich durch die Pflege der philosophischen und theologischen Wissenschaften aus. Zur Förderung dieser Studien dienen mehre trefflich organisirte Institute, welche mit der Universität in näherer oder entfernterer Beziehung stehen. Das philologische Seminar z. B., von Hermann[1952] geleitet, hat für ein geschmackvolles Studium des klassischen Alterthums Unermeßliches geleistet und ist immer eine Pflanzschule gewesen, aus welcher die höhern Bildungsanstalten des Auslandes, Gymnasien und Universitäten, geschickte Lehrer zogen. Preußen namentlich dankt ihm viel, und seine tüchtigsten Philologen sind geborne Sachsen oder gingen bei den Sachsen in die Schule. – Die Universitätsbibliothek ist etwa 80,000 Bände stark und im Fache der klassischen Litteratur reich.

Für die Kunst ist ein reger, lebendiger Sinn unter den Reichen Leipzigs und wenige Städte von ähnlicher Größe werden so viele und so bedeutende Sammlungen im Privatbesitz nachzuweisen im Stande seyn. Die Speck'sche[1953] Gallerie und das Otto'sche[1954] Kabinet von Kupferstichen und Handzeichnungen sind weltberühmt. Kleinere, aber durch Meisterwerke reiche und kostbare Sammlungen sind die von Brockhaus[1955], Baumgärtner[1956], Weigel[1957]; und an dem Weigel'schen Kunstantiquariat, dessen mit seltener Sachkunde abgefaßte Kataloge einen hohen wissenschaftlichen Werth haben, besitzt Deutschland ein in seiner Art einziges Institut.

Als Fabrikort war Leipzig immer unbedeutend, und Manufakturen haben hier, nehmen wir wenige aus, niemals ein rechtes Gedeihen gefunden.

Als Handelsplatz hingegen ist Leipzig, wenn man alle seine Geschäfte in ihrer Gesammtheit betrachtet, unter den Binnenmärkten in Deutschland der erste und größte. Die Pulsader des hiesigen Verkehrs sind die beiden Hauptmessen, (Jubilate[1958] und im Herbste) die bedeutendsten in der Welt, sowohl nach der Menge ihrer Besucher, als nach der Größe ihres Umsatzes. Die Zahl der fremden Kaufleute und Fabrikanten, Verkäufer wie Käufer, welche in der Jubilatemesse hierher kommen, wechselt zwischen 18 bis 24,000. Alle Handelsnationen der alten Kontinente, Europa's und Asien's, finden hier mehr oder weniger Repräsentanten und auch Nordamerikaner stellen sich häufig ein. Leipzig ist dadurch

---

[1951] Da in Prag im Zuge der Hussitenbewegung die „böhmische Nation" per Dekret bevorzugt wurde, waren 1409 ca. 1000 deutsche Studenten nach Leipzig übergesiedelt. Noch im selben Jahre wurde das „Studium generale" durch Papst Alexander V. (eigentl. Petros Philargis de Candia bzw. Philaretos; 1340–1410) bestätigt, und am 2. Dezember 1409 Johannes Otto von Münsterberg (tschech. Jan Otův z Minstrberka; ca. 1360–1416) zum ersten Rektor gewählt und die Universitätssatzung verlesen.

[1952] Der klassische Philologe Gottfried Hermann (1772–1848).

[1953] Des Kaufmanns Maximilian Speck, seit 1829 Freiherr Speck von Sternburg (1776–1856).

[1954] Hier ist viell. der Kaufmann Ernst Peter Otto (1724–1799) gemeint.

[1955] Des Verlegers Friedrich Arnold Brockhaus (1772–1823).

[1956] Des Buchhändlers Julius Alexander Baumgärtner (1797–1855).

[1957] Des Verlegers Johann August Gottlob Weigel (1773–1846).

[1958] 3. Sonntag nach Ostern oder 4. Sonntag der Osterzeit.

ein Hauptstapelplatz nicht nur für deutsche Fabrikate, sondern auch für die Englands und Frankreichs geworden, und namentlich ist der Umsatz in wollenen, baumwollenen und seidenen Stuhlwaaren[1959], in Leder, in nordischem Pelzwerk, von einem erstaunlichen Umfang. Im Handel mit Kolonialwaaren rivalisirt es mit Magdeburg, im Wechselhandel mit Frankfurt; der Wollhandel, unterstützt durch einen der wichtigsten Märkte für dieses Produkt, ist ein großes Geschäft, und der Buchhandel, welcher hier, wie nirgends in der Welt, Herz und Mittelpunkt hat, setzt viele Millionen um. Siebenhundert Buchhändler, und unter diesen welche aus fast allen Ländern Europas, ordnen in der Ostermesse, persönlich oder durch Vollmacht, ihre Jahresrechnungen, und die für dieß wichtige Geschäft hier bestehenden Einrichtungen sind ganz im Geiste eines Weltverkehrs, eben so originell, einfach und zeitersparend, als zweckmäßig. Zugleich sind sie für die Leipziger Buchhändler eine nie versiegende Quelle großer Vortheile, welche von andern Stapelplätzen oft bestritten und immer beneidet, aber noch nicht getheilt worden sind. Verwandte Zweige: Musikalienhandel, Buch- und Notendruckerei, Stereotypengießerei etc. existiren hier in großartigern Anlagen, als – wenn wir einige in London und Paris und unser eigenes Etablissement ausnehmen – irgendwo in Europa. Die Brockhaus'schen Offizinen z. B. beschäftigen nahe an hundert Menschen.

Fassen wir den geistigen und materiellen Verkehr Leipzigs in seiner Gesammtheit auf, so können wir uns eines Gefühls von Staunen und Ehrfurcht nicht entschlagen, das uns, so zu sagen, wider Willen beschleicht. Der berechnende Verstand erschrickt vor der kolossalen Größe der Resultate jenes stillen, vielhundertjährigen Austausches der Erzeugnisse des Bodens und der Industrie, von Kenntnissen und Beobachtungen, von Erfahrungen und Ideen zwischen Völkern und Menschen. Hand in Hand mit Handel und Gewerbsfleiß ziehen hier Kunst und Wissenschaft immerfort aus und ein, und auf des Leipziger Verkehrs nie rastender Woge schwimmt die Saat der Kultur und Zivilisation von einem Land zum andern. – Gerne legen wir das Bekenntniß nieder: In Betreff der erhabensten und edelsten aller Wirksamkeiten, der Verbreitung der Humanität, kann kein anderer Ort der Welt mit Leipzig sich messen; seine blutgetränkten Fluren aber, auf welchen zweimal*)[1960] Entscheidungskämpfe gekämpft wurden, bleiben für die Freiheit des Glaubens und die Unabhängigkeit des Vaterlandes ein ewig classischer Boden.

[1959] Textilien (nach dem Webstuhl so genannt).

[1960] *) Am 7. September 1632 [recte: 16. November 1632] (für die Glaubensfreiheit) durch Gustav Adolph's unsterblichen Sieg über Tilly [(1559–1632)]; und vom 16 bis 19. October 1813 in der bekannten Völkerschlacht.


CXXXVIII.
Stahlstich v. I. G. Martini 1836
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

LEIPZIG.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 156-160.

DLXI. Der Leipziger Markt.

„Zwölf Eier werden nächstes Jahr theurer seyn, als ein Dutzend deutsche Fürsten,“[1961] das Wort kann wahr werden. Noch schwebt der Geist über den Wassern; noch treibt's und fluthet's chaotisch durch's deutsche Reich; so viel aber ist doch schon deutlich, daß das Neugestalten der deutschen Dinge, wie es in Olmütz, Potsdam und München gewünscht und in Frankfurt gutgeheißen wird, auf Kosten der Mindermächtigen zu Gunsten der Mächtigsten, geschehen soll, und alle kleinern deutschen Staaten aufgehen sollen in der Solution des großen germanischen Reichs. Die Krähen sollen gespeist werden von den Adlern! Als der Bundestag[1962] noch den Schlüssel zu den Handschellen des Volks führte, damals sollten 38 Staaten, so verschieden an gegenseitiger Macht zu einander, wie an Werth der Pfennig zum Thaler, in vollkommener Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit neben einander bestehen. Keiner, dem Andern an Berechtigung überlegen und das Stimmrecht gleich seyn für die freie Stadt wie für den mächtigsten Fürsten. Das war die Theorie; die That strafte sie Lügen. Das Recht des Stärkern ist allemal ein Recht; und ist ihm die öffentliche Berechtigung versagt, so macht er sie im Verborgenen geltend. Aber was im Verhältniß des alten Staatenbundes nicht seyn konnte, das ist im neuen deutschen Bundesstaate kein Hinderniß. Die Gleichberechtigung der Schwächern neben den Stärkern wird in demselben so sicher zur Thatsache, als im demokratisch wohlgeordneten Staate die Gleichheit aller Bürger, trotz alles Unterschieds an materiellem und geistigem Vermögen. Das ist ja eben das eigentliche Wesen und der Vorzug des Föderativstaats, daß er dem schwächsten Gliede der Genossenschaft sichern Bestand neben dem stärksten gewährt. Ist aber der Fortbestand kleinerer Staaten der Bundeseinheit kein Hinderniß, so wird er auch von der Gerechtigkeit gefordert. Die Kleinern haben dieselben Ansprüche und Rechte in den Märztagen sich errungen als die Größern; sie haben sich als die allerersten erhoben und haben mit nicht geringerm Muth für die Freiheit gekämpft und Opfer gebracht. Jeder Stamm hatte seinen Theil an der Arbeit; also ist auch jeder gleich berechtigt zu den Früchten. Wenn die Stärkern die Schwächern zwingen wollen, ihr eigenthümliches, während Jahrhunderten entwickeltes Leben aufzugeben und unterzugehen in Anderer Daseyn: so ist das ein Mißbrauch der Stärkern, und an die Stelle gemeinsamer Freiheit tritt für den schwächern Theil Unterdrückung und Knechtung der empörendsten Art. Denn keine wird schmerzlicher ertragen, als diejenige, welche von Gleichberechtigten ausgeht. Stammfeindschaft ist stets die unversöhnlichste. Daß man sich hüte, sie in Deutschland zu entzünden! Wenn das Aufgehen aller kleinern Staaten und Stämme, in den größern geschehen soll, so verliert die deutsche Bewegung ihre sittliche Würde, Bedeutung und Macht, und die Nation würde durch die so hergestellte Einheit nur ihre Schwäche vergrößern, sowohl nach Innen, als nach Außen. Die Revolution sänke herab zum mißbrauchten Werkzeug für ein Paar Dynastien, um ihr Ländergebiet zu vermehren und ihre Habsucht zu befriedigen; der finstere Geist der Gewaltthat setzte sich an die Stelle des Genius der Gerechtigkeit. Der deutschen Nation Ursprung, ruhend auf einer folgerecht entwickelten und durch zwei Jahrtausende getragenen Stämmebildung, dieser Kern des deutschen Wesens würde mehr und mehr verloren gehen, und wenn einmal dem Gewaltrecht über die Schwächern Anerkennung gegeben ist, so würde am Ende nichts übrig bleiben, als die Herrschaft Habsburg und die Herrschaft Hohenzollern, bis auch eine von diesen zweien im letzten gegenseitigen-Vernichtungskampfe unterläge. Eine Einheit würde dann allerdings in Deutschland seyn: – die Ein-

[1961] Frei nach Ludwig Börnes (1786–1837) Aperçu: „Im nächsten Jahre [1831] wird das Dutzend Eier theurer seyn als ein Dutzend Fürsten“ aus seinem Brief vom 28. Dezember 1830 aus „Briefe aus Paris 1830—1831 […]. – Erster Band.“ (Hamburg: Hoffmann und Campe 1832), S. 162.

[1962] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.



DLXI

DER MARKT IN LEIPZIG

heit der Despotie; denn welche Gefahr die Freiheit läuft, wenn die ganze Kraft der Nation in eine Regentenfamilie oder in zwei gelegt würde, lehrt die Geschichte in tausend Büchern. Wer schützte denn während unserer dreiunddreißigjährigen Bundesnacht die Keime deutscher Freiheit vor gänzlicher Vernichtung? Die kleinern Staaten einzig und allein. Und was wäre während jener Zeit aus Deutschland geworden, wenn die 38 schon im Jahr 15 aufgegangen wären in ein Preußen und ein Oesterreich? Ein absolut beherrschtes Deutschland, auf das die Februarrevolution[1963] so wenig Einfluß geübt hätte, als auf das russische Czarenthum.

Dies mein Votum über den Plan, die an den edelsten Blüthen so reichen kleinern deutschen Staatsleben zu Gunsten der größern zu ermorden*)[1964].

Man braucht inzwischen auch nicht zu ängstlich zu seyn. Die Könige, die machen ihre Rechnung; die Völker, die streichen sie durch. Auch jene treulose und falsche Rechnung wird durchstrichen werden. Ueber dem trüben, schlammigen deutschen Wasser schwebt doch der Geist Gottes. Das warnende, rathende Wort ist auch noch allgegenwärtig und die Nation ist auf der Hut. Die deutsche Revolution stirbt ganz gewiß nicht an der seidenen Schnur der Könige. Zur rechten Stunde wird sie ihre rechten Kinder zeugen – Männer mit Herkulesnaturen, deren Kraft die Stärke von hundert gemeinen Tyrannen aufwiegt. Wenn dann jene an die Spitze der Nation treten, so wird diese alle Gefahren ihrer Freiheit überwinden und die Anschläge, welche ihre Feinde mit eben so viel Bosheit als Klugheit schmieden, vernichten.

Ein kleines Fleckchen von Deutschland ist dieser Markt von Leipzig und doch so geschichtsreich! Seit einem Jahrhundert ist Leipzig der einflußreichste Mittelpunkt für den geistigen Verkehr der Erde und Bildung und Wissen machen hier Propaganda für die ganze Welt. Kein Plätzchen ist auf unserm Planeten, der im reineren Lichte glänzte und dessen Strahlen wärmender und belebender auf die Menschheit wirkten. Nicht nur Alles, was die deutsche Literatur erzeugt, auch ein großer Theil der Werke, die im Auslande erscheinen, macht von Leipzig aus, oder durch Leipziger Vermittelung, seine Wanderung in alle Länder; ja in die dunkelsten Winkel des Planeten bringt von hier aus Guttenbergs[1965] Erfindung das Licht der begabtesten Geister. Mit den Büchern gehen die Erzeugnisse des Fleißes, der Künste und der Gewerbe durch die Länder; denn die Messen geben Leipzig Rang und Platz unter den Städten, wo der Welthandel seine Zelte aufgeschlagen hat. Nicht minder groß ist Leipzig in geschichtlicher Beziehung. Ein Kreuzpunkt vieler Völkerstraßen war es vielmal schon der Schauplatz von Ereignissen, welche die Geschicke der Staaten regelten und der Politik neue Bahnen anwiesen. Welches Volk in Europa hat nicht schon seine Fahnen entfaltet in Leipzigs Ebenen und den Boden mit seinem Blute getränkt? Welches versuchte hier nicht einmal das Glück des eisernen Würfelspiels? Reiche sanken hier von ihrer Höhe, andere stiegen aus dem Dunkel zu Glanz und Ansehen empor, bis vielleicht auch ihr Stern, nach einem gewagten neuen, unglücklichen Wurf auf diesem Spielbret Europa's wieder erblich oder erlosch. Der Leipziger Chronik sind viele der inhaltschwersten Blätter der Weltgeschichte eingebunden und ein Stammbuch der Stadt ist ein Ehrenbuch für ganz Deutschland.

[1963] 1848 in Frankreich, von der der Funke nach Deutschland übersprang und sich am 18. März in Berlin entzündete.

[1964] *) Da die Sympathien für die Fürsten im Volke täglich mehr verschwinden, so löse man doch lieber die größern Staatskomplexe, Preußen, Bayern und Oesterreich, in ihre Elemente – in Stammgebiete – auf. Geschähe dies, so würden eben so viel Republiken daraus werden, und dies des Reichs Umgestaltung in die „Vereinigten Freistaaten Deutschlands" anbahnen, ein Ziel, vor dessen Erreichung eine Beruhigung und Entwickelung des deutschen Staatslebens nach meiner Ueberzeugung gar nicht möglich ist.

[1965] Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg (ca. 1400–1468).

Wir wollen heute ein einziges Blatt dieses Ehrenbuchs betrachten. Ich darf dieß um so eher thun, da ich schon früher (Band IV, Seite 21)[1966] Leipzig im Allgemeinen beschrieb. Das Blatt, – es ist schwarz berändert; die Aufschrift ist: – **Robert Blum**[1967]. – Und die letzten Zeilen lauten:

„Mittelst standrechtlichen Urtheils vom 8. November ist **Robert Blum**, ein Buchhändler aus Leipzig, überwiesen durch sein eigenes Geständniß, wegen aufrührerischer Reden und bewaffneten Widerstands gegen die kaiserlichen Truppen in Folge der von Sr. Durchlaucht dem kaiserlich königlichen Herrn Feldmarschall Fürsten zu Windischgrätz[1968] unterm 20. und 23. Oktober erlassenen Proklamationen **zum Tode verurtheilt** und das Urtheil am 9. November Morgens um halb 8 Uhr bei Wien, im Augarten, mit Pulver und Blei **vollzogen worden**.[“]

Stille, stille! daß der Aufschrei des empörten Gefühls die Henker nicht in ihrem Werke störe; denn sie haben noch viel zu thun und „mit Pulver und Blei“ ihr Maß zu füllen. Sie werden’s gewißlich voll machen. Und dann? Nun dann ist ihr Gerichtstag vorüber. Und dann? Nun – „Wie du richtest, so wird man dich wieder richten.“[1969] So sagt die Bibel. –

Mit der Hinrichtung des hervorragendsten und gefeiertsten Mannes der deutschen Reichsversammlung, die den Mantel der Unverletzlichkeit um ihre Mitglieder warf, um sie vor der Barbarei von Oben wie von Unten zu schützen, ist der letzte Strahl der Märzsonne erloschen. Was weiter kömmt, das ist Wetter und Sturm in grauen voller Nacht. Das Vermitteln ist nun aus. Die Fäden der Versöhnung sind zerhauen. Der Engel des Friedens flieht verhüllt aus dem deutschen Lande und ein anderer hält Einzug mit dem flammenden Schwerte. Nicht um aufzubauen, sondern um zu zerstören; nicht um zu schützen, sondern um zu rauben; nicht um zu verzeihen, sondern um zu rächen kommt er. So weit ist’s im Vaterland gediehen! Seine Sterne – sie erlöschen. Für immer? Wer denkt daran! Die Trostlosigkeit gilt nur der nächsten Zeit.

Als in den Märztagen die Throne verlassen waren von ihren Satelliten, damals, als jedes Soldatenherz erwärmt war von der Morgensonne der Freiheit und kein Gewehr losging gegen die Bürger und der Rachen der Kanonen den Königen die Stimme versagte: – damals, als das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot, aber es schonte und Keinem ein Haar krümmte in überschwenglicher Großmuth: da dachten edle Männer daran, diese Tugend des Volks zum Gesetz zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an jene käme, die nie Erbarmen gehegt und die nie geschont haben, sie ihren Rachedurst wenigstens nicht mit Blut sollten stillen dürfen. Die Nationalversammlungen schafften daher die Todesstrafe für politische Verbrechen ab. Doch der Tyrannen Glück liegt ja eben in der Hoffnungslosigkeit der Unglücklichen: – sie können nicht herrschen ohne Tod. Sie wissen nur mit Leichenhaufen ihre Throne zu stützen, wenn sie wanken. Darum würden sie das Gesetz nicht achten, das ihnen den Mordstahl gegen überwundene Feinde entwindet, und hätte es Gott selbsteigen besiegelt. O, die Unglückseligen! Für wen denn reißen sie die Schranken wieder nieder, welche die menschlichen Gesetzgeber der Nation um die rächenden blutschnaubenden Leidenschaften gezogen haben? Für wen denn? Liegt nicht das Buch von 92 und 93 aufgeschlagen vor ihnen? Für wen wurden denn damals die Schaffotte aufgerichtet und blank geschliffen die verrosteten Beile der Henker? – Ahnet denn Keiner dieser Gewaltigen, welche Bürgerblut zum Kitt ihrer aus den Fugen gehenden Throne in Strömen vergießen: – ahnet denn kein Einziger, daß das furchtbare Standrecht, mit dem sie nach dem Siege wehrlose Ueberwundene ohne Erbarmen „mit Pulver und Blei“ in den Orkus schicken, auch einmal eine andere Anwendung

---

[1966] Siehe hier S. 1ff.

[1967] Der Publizist und Verleger Robert Blum (1807–1848) gehörte dem demokratischen linken Flügel des Paulskirchenparlaments, der Fraktion Deutscher Hof, an und wurde am 9. November 1848 auf der Wiener Brigittenau standrechtlich erschossen.

[1968] Der österr. Feldmarschall Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu Windisch-Graetz (1787–1862), der maßgeblich an der Niederschlagung der Revolution 1848/49 beteiligt war.

[1969] Mt 7,1-2 u. Lk 6,37; ähnl. auch Röm 2,1-2.

erhalten könnte, als gegen besiegte Streiter für der Völker Recht und Freiheit? Werden sie immer auf die Großmuth der Nationen zu rechnen haben? Ich zweifle. Wenn das Blatt sich wendet, dann mögen sie mit Entsetzen ihres Irrthums inne werden und Blums Geist ihnen schreckend vor Augen treten.

Robert Blum – der Mann der Erfahrung, des Wortes und der That, der Märtyrer für das Volk – ist ein Mann aus dem Volke. Seine Wiege stand auf ungedieltem Boden. Die bitterste Armuth war seine beständige Begleiterin in der Jugend. Auch als Mann ist die Sorge um das äußere Daseyn nie von ihm gewichen. Blum ist von Geburt Rheinländer. In Mainz kam er als Lampenputzer ans Theater. Das war freilich ein enges Pförtchen zum Tempel der Bildung, und doch hat er, der damals kaum lesen konnte, ihr Allerheiligstes erreicht. Des Abends schneuzte er die Lichter und der helle Morgen traf ihn noch über den Büchern. Sein Wissensdurst war unersättlich und keine Anstrengung war ihm zu groß, ihn zu befriedigen. Inzwischen avancirte er zum Billeteur, zum Rollenabschreiber, zum Souffleur, endlich zum Sekretär. Sein Genie erwarb ihm Bewunderer; sein Herz Freunde; sein Charakter Achtung bei Allen. Schon damals – die politische Nacht lag noch schwer auf Deutschland – kam sein für Freiheit und Recht erglühender Geist öfters in Konflikt mit der Philisterei und Gemeinheit, obschon es immer sein oberster Grundsatz war, daß es der Sache gelte, nicht den Menschen. Er verschonte Jeden; er wurde nie verschont; er verfolgte Keinen, ihn haben Viele verfolgt; Freiheit und Humanität waren ihm das Heiligste und in ihrem Liebesdienst opferte er Alles. Immer schlagfertig zu ihrer Vertheidigung, war er ein Löwe beim Angriff ihrer Feinde; aber sich selbst zu vertheidigen, dazu war seine Seele zu groß. Alle Blitze seiner Beredsamkeit gebrauchte er für Andere; für sich selbst war er gewöhnlich stumm. Hätte Blum seine Kraft so gebrauchen wollen gegen seine Feinde, wie er sie anwendete für die Sache, deren Streiter und Apostel er war: wahrlich, Keiner hätte ihn anzugreifen gewagt. Es ging ihm wie allen Oberpriestern im Tempel der Menschheit: – er diente den Göttern und vergaß sich selbst. Das ist sein schönstes Zeugniß und das L. S.[1970] seines Seelenwerths. Was Blum später in Leipzig als Literat, Buchhändler, Gemeindevorstand, als Repräsentant des Deutsch-Katholizismus, dessen Idee ihn begeisterte und für den er den harten Kampf mit der Intoleranz und dem Jesuitismus siegreich durchfocht, gewirkt hat, brach ihm den Weg in des Volkes Herzen, und sein Ruhm war schon längst über Sachsens und Deutschlands Grenzen gedrungen, als ihm Leipzig den Ehrensitz in der Paulskirche votirte. Was er dort gethan – im Vorparlamente, im Fünfziger-Ausschuß[1971], in der Nationalversammlung, – das steht geschrieben mit Flammenzügen in jeder von Freiheitsgefühlen schwellenden deutschen Brust, es ist eingegraben auf die besten Tafeln der deutschen Geschichte. Wenn man einst fragen wird: wer war unter Allen, die in Frankfurt tagten und kämpften, der Edelste, der Tapferste, der Geistreichste, der Muthigste: – so wird sein Name genannt werden vor allen Andern. Das erste deutsche Parlament war das Fußgestell seines Ruhms, und im Vertrauen, der Hochachtung und der Verehrung des Volks fand er seinen Lohn.

Blum's stärkste Waffe war das Wort, dessen Kraft in der höchsten Begeisterung für die Freiheit wurzelte. Seine Rede war ein Schwert, das in's Herz drang, wenn er vernichten, ein Feuerbrand, wenn er erwärmen, ein Blitz, wenn er zerschmettern, ein Sturm, wenn er fortreißen wollte. Er war ein geborner Redner, wie Demosthenes und Cicero, wie Burke[1972] und Sheridan[1973], wie Danton[1974] und Vergniaux[1975]

[1970] L.[ocus] S.[igilli], lat., „Ort des Siegels"; mit diesen beiden Buchstaben wird in Abschriften bzw. Drucken der Ort bezeichnet, an dem sich im Dokument das Originalsiegel befindet. Hier allgemein im Sinne von Siegel verwandt.

[1971] Der Fünfzigerausschuß war ein Gremium, das in der Märzrevolution vom Vorparlament eingesetzt worden war. Da das Vorparlament aufgrund einer privaten Initiative berufen worden war, sah es sich nicht befugt, hinsichtlich der späteren Frankfurter Nationalversammlung und Reichsverfassung Vorgaben zu machen. Das Vorparlament endete am 4. April, und am 18. Mai trat die Nationalversammlung erstmals zusammen. Für die Zwischenzeit fungierte der vom Vorparlament eingesetzte Fünfzigerausschuß als Organ der Revolution.

[1972] Der brillante brit. Rhetoriker, Politiker und Philosoph Edmund Burke (1729–1797).

[1973] Der brit. Dramatiker und Politiker Richard Brinsley Sheridan (1751–1816).

[1974] Georges Jacques Danton (1759–1794; hingerichtet).

[1975] Der herausragende Redner der Girondisten, Pierre Victurnien Vergniaud (1759–1793; hingerichtet). Er ist u. a. auch der Schöpfer des Ausspruchs: „La Révolution est comme Saturne: elle dévore ses propres enfants. / Die Revolution ist dem Saturn gleich: Sie verschlingt ihre eigenen Kinder."

es waren. Die Paulskirche hat nie einen größern gesehen. Blum war unbestritten der Erste der ganzen Versammlung und selbst seine Feinde erkannten das an. Als Haupt und Führer der Linken – der Partei, welche will, daß der Nation ihr Recht und ihre Freiheit ganz werde, und welche die republikanische Staatsform anstrebt zu ihrem Schutz und zu ihrer Sicherheit, – ist Blum durch keinen Andern zu ersetzen.

Etwas drückte Blum und er gestand es seinen Vertrautesten: „Man feiert mich als den Mann des Worts – dem Mann fehlt die That. Leonidas[1976], Winkelried[1977], Washington, Körner[1978], waren die Glücklichern!“[1979] Und dann sprach er begeistert von dem Glück, für die Freiheit seines Volks zu streiten und zu sterben. Es konnte ihn recht unglücklich machen, wenn Einer an seinem Muthe zweifelte, und seine Feinde benutzten in unedler Weise nicht selten diese Reizbarkeit. „Ich weiß, was ich dem Volke werth bin, und ich kenne meine Pflicht, mich ihm zu erhalten. Kommt aber der große Augenblick, wo mein Beispiel auf der Barrikade mehr nützt, als mein Reden hier auf der Tribüne – dann bleibe ich nicht.“[1980] Und der Augenblick kam. Wien erhob entschlossen die Hand zum großen Wurf für die Freiheit Deutschlands. Blum eilte bei der ersten Kunde hin mit ein Paar treuen Freunden, und in der Wiener Schlachtwoche war er der Erste und der Ausdauerndste. Blum hat die letzte Barrikade vertheidigt.

Die Würfel sind anders gefallen, als die Freunde der Freiheit gehofft hatten. Die Knechte jubeln, die Knechte auf und unter den Thronen, und das Urtheil der Menge flattert mit den Fahnen. Noch einmal hat das beherzte Wien sein Herzblut in breiten Strömen umsonst vergossen. Umsonst? Nicht doch! Auch diese letzte, furchtbarste aller Erfahrungen nach so vielem erduldeten Betrug und Verrath war ihm noch Noth und ist ihm beschieden zu seinem Heile. Auch die letzte Larve mußte fallen, damit das höllische Ungethüm in seiner ganzen Scheußlichkeit erkannt werde! In Wiens Flammen ist der Altar des Götzen aufgelodert, und mit jedem Männer herzen, welches dort ausschlägt unter den Füsiladen eines Henkers, – löscht der Aberglaube aus in Millionen Herzen und sie öffnen sich einem neuen, bessern Kultus.

Blum, der Mann des Worts, er hat vollendet als Mann der That; als Heros geht er durch die deutsche Zeit! Wer so gestorben ist, wie Blum starb, der ist zu beneiden, nicht zu beklagen. Er war der Auserkorene. Was er in der Paulskirche nie gekonnt hätte, das hat er im Wiener Augarten gethan: er hat den Freibrief seines Volks mit Blut geschrieben und mit seinem Tode besiegelt.

Er hat’s vollbracht![1981]

Den 9. November aber schreibe – deutsches Volk! – künftig roth in deinen Kalender, denn er ist ein Feiertag.

[1976] Siehe hierzu S. 161, Anm. 394.

[1977] Der wohl mythische schweiz. Freiheitskämpfer Arnold Winkelried (angebl. † 1386).

[1978] Der Dichter der Befreiungskriege Theodor Körner (1791–1813).

[1979] Zitat aus dem Artikel „Robert Blum“, in dem vom österr. deutsch-katholischen Geistlichen und Schriftsteller Eduard Duller (1809–1853) herausgegebenen achtbändigen Werk „Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks. […].“ (Frankfurt a. Main: Meidinger 1849), 7. Bd., S. 188. Der Artikel stammt aus der Feder Dullers.

[1980] Ebd.

[1981] Bewußt in Anlehnung an Joh 19,30 formuliert.



P. Ahrens gez. u. gest. Lpzg.

LEIPZIG

DER AUGUSTUSPLATZ MIT DEM MUSEUM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 81-88.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 139-146.

Leipzig, das neue Museum.

Als ob auf den Blut-Feldern und Aschen-Hügeln der Völker die Blüthe des Friedens am herrlichsten gedeihe, so glückliche Kraft ist in die Triebe des Wachsthums und Wohlstands dieser Weltstadt gefahren. Von allen Städten des deutschen Bundes steht ihr nur Triest an überraschender Kraftentfaltung gleich. Die älteren Leser unseres Universums erinnern sich der Schilderung jener Stadt im vierten Bande (S. 21–25)[1982]. Seit der Zeit sind neue Stadttheile und neue Vorstädte entstanden und bedecken nun den Boden, auf welchem damals noch der Pflug ging oder der sinnige Erdenwaller in schönen Gärten lustwandelte. Ueber ehemaligen Sümpfen erheben sich Paläste, und während die Stadt immer längere Arme nach den umliegenden Dörfern ausstreckt, rücken diese selbst der Stadt immer näher, so daß sie an Bauten und Bevölkerung schon jetzt weniger das Ansehen von Dörfern, als von kleinen Fabrik-Städten bieten und zu Leipzig schon jetzt in einem vorstädtlichen Verhältniß leben; die Zahl der Bevölkerung Leipzigs, welche in diesen Dörfern wohnt und deren arbeitsfähiger Theil jeden Werktagsmorgen zu allen Thoren der Stadt einströmt, beträgt über 16,000. Die Einwohnerzahl der Stadt Leipzig selbst hat 77,000 längst überstiegen. Die Zahl der bewohnten Gebäude hat sich seit 1837 von 1600 auf ungefähr 2200 vermehrt.

Die Ursache dieses außerordentlichen Wachsthums ist nicht weniger außerordentlich. Wir erkennen sie als das Vorgefühl einer glücklichen Stadt, welche einen drohenden Verlust der Zukunft frühzeitig durch die Eröffnung neuer, reichthumsprudelnder Erwerbsquellen zu ersetzen sucht. Weder der Handel – noch das städtische Hand werk allein, weder die Messen noch der Fremdenverkehr allein, weder der Beamtenstand noch die Universität und andere höhere Bildungsanstalten allein hätten ein so rasches Steigen der Häuser- und Bewohnerzahl zu bewirken vermocht, wie bevorzugt Leipzig auch durch all das Genannte vor seinen Nachbarstädten erscheint; hierzu bedurfte es einer totalen Charakterveränderung der Stadt, des Vertilgens besonderer Kennzeichen ihres Signalements, das wir noch in der oben citirten Schilderung des Leipzigs von 1837 in folgenden Worten bezeichnet finden: „Als Fabrikort war Leipzig immer unbedeutend, und Manufakturen haben hier, nehmen wir wenige aus, niemals rechtes Gedeihen gefunden."[1983] Dagegen kann der „Führer durch die Stadt" vom Jahre 1860 sagen: Leipzig ist auch ein wichtiger Fabrikplatz geworden. Von den Tabak- und Cigarren- bis zu den künstlichen Blumenfabriken, von den Spinnereien bis zu den großartigen Anstalten der graphischen Künste hätten wir Hunderte und Hunderte von Erwerbszweigen aufzuführen, die Menschenhände zu Tausenden beschäftigen und ihre Erzeugnisse im Werth von Millionen nach allen Welttheilen aussenden. Und dies ist die wahre Quelle des Wachsthums von Leipzig. Jeder neu aufsteigende Fabrikschlot zieht einen neuen Kreis arbeitender Hände herbei, und immer dichter ragen diese Industriethürme empor und rücken die Soldaten des Kapitals auf dem Kampffeld des Fleißes vor.

Wer gegen die Fortschritte der Gegenwart in staatsbürgerlichem und volkswirthschaftlichem Wohle nicht blind und undankbar sein will, muß zuweilen einen Blick in die deutsche Vergangenheit werfen und auf den dornenvollen Weg, auf welchem unsere blühenden Städte groß geworden sind. Zu

[1982] Siehe hier S. 1ff.

[1983] Siehe hier S. 646.

Leipzigs Entwickelung trug allerdings noch der ihm eigenthümliche Charakterzug bei, daß es seit lange das Unglück seiner durch Lage oder Pflege früher begünstigteren Nachbarstädte mit mehr als kaufmännischer Schlauheit zu seinem Nutzen auszubeuten verstand. Für die Zeit bis zum dreißigjährigen Kriege muß der Stadt aber zugleich die Ehre zuerkannt bleiben, daß ihre Bürgerschaft auf die Tapferkeit ihrer Männer so stolz sein konnte, wie auf die Festigkeit ihrer Mauern. Sie trotzten und widerstanden mancher Gefahr glücklich, der ihre Nachbarstädte erlagen, und hat so durch frühere Kriegstüchtigkeit viel von dem Boden gewonnen und bewahrt, auf welchem die friedliebenderen Nachkommen mit spekulativer Rührigkeit weiter bauen konnten. Ueberblicken wir im Flug die interessantesten Phasen ihrer Geschicke:

Nachdem die Stadt im 12. Jahrhundert von außen durch Kriege und Belagerungen, im Innern durch die steigende Macht des ihr aufgezwungenen Mönchsthums viel gelitten, verdiente sie sich bessere Tage durch ihre siegreichen Kämpfe für Heinrich den Erlauchten[1984] (1263). Dessen Sohn Dietrich der Weise[1985] ertheilte ihr nicht nur eine freie Municipalverfassung, sondern begünstigte insonderheit ihren Handel, indem er fremden Kaufleuten für sich und ihre Waarenlager vollkommene Sicherheit selbst für den Fall gewährte, daß er mit deren Landesherren in Krieg gerathen würde: eine für jene Zeit, wo stets zunächst des Bürgers und Bauern Gut und Leben für die Unbill des Fürsten herhalten mußte, ganz außerordentliche Vergünstigung. Die Kämpfe Albrechts des Unartigen[1986] unterbrachen die Blüthe der Stadt, und erst 1320 kam wieder dauernder Friede über das Land. In dieser Zeit wurden die Burgen der Raubritter in ganz Sachsen gebrochen, die Sicherheit der Straße befestigte den Handel, Leipzig wurde Stapelplatz für polnische Waaren, erhielt das Recht, Lehngüter zu kaufen, und die Macht, dem Uebermuth der Priester und Mönche Zaum und Zügel anzulegen. Von 1350–1362 verheerte die Stadt der schwarze Tod, Priestermacht und Aberglaube stiegen und Glück und Wohlstand sanken. Da half 1387 Merseburgs Unglück der Stadt plötzlich wieder auf: ein Brand legte jene Rivalin Leipzigs großentheils in Asche, und nun verlegten alle fremden Kaufleute, die bisher dort ihre Niederlagen gehalten, ihren Sitz hierher. Das erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts erhob Leipzig zur Universitätsstadt, es erhielt eigene Gerichtsbarkeit, sah seinen Schöppenstuhl zu hohen Ehren gedeihen, und während die Hussitenkriege[1987] das flache Land verheerten, flüchteten die fremden Kaufleute ihre Waarenlager in seine festen Mauern. Schon damals nahmen die Jahrmärkte an Jubilate[1988] und Michaelis[1989] den Charakter von europäischen Handelsmessen an. Die Hebung des Meßverkehrs datirt jedoch erst von 1497, wo ein kaiserliches Privilegium der Stadt das Stapelrecht in einem Umkreise von fünfzehn Meilen[1990] bestätigte, ja, Kaiser Max I.[1991] verlieh ihr 1507 noch ein erweitertes Privileg, weniger aus Liebe zu Leipzig, als um die geistliche Herrschaft niederzudrücken, die in Magdeburg, Erfurt, Merseburg etc. so warm saß. Das war der härteste Schlag für diese Städte zu Gunsten Leipzigs. Daß aber gerade diese Privilegien durch eine Bulle des Papstes ganz besonders gegen jeden Angriff gefeit wurden, sieht wie ein ironischer Streich der hierarchischen Politik aus. Offenbar muß Leipzig in dieser Zeit als ein besonderes Schooskind des Glücks und der Gunst der Mächtigen erscheinen. Es ging wohl vorbereitet den Stürmen entgegen, welche für Sachsen und ganz Deutschland aus der Reformation hervorbrechen sollten.

Es ist natürlich, daß der Handel nicht allein in Blüthe stehen konnte, ohne den Gewerben einen gleichen Flor zu verleihen. Zünfte und Gilden erhielten Vorrechte und standen im höchsten Ansehen.

[1984] Heinrich III., der Erlauchte (ca. 1215–1288). seit 1221 Markgraf von Meißen und der Lausitz sowie seit 1247 als Heinrich IV. Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen.

[1985] Hier ist wohl Friedrich der Kleine (1273–1316) gemeint.

[1986] Albrecht II., der Entartete (1240–1314), zunächst Landgraf von Thüringen und später auch Markgraf von Meißen.

[1987] Von 1419 bis 1436.

[1988] Siehe hierzu S. 646, Anm. 1958.

[1989] Der Festtag zu Ehren des Hl. Erzengels Michael fällt auf den 29. September.

[1990] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

[1991] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

Und wie Leipzig selbst eine Spätfrucht ist unter den deutschen Städten und gleichwohl so gut zeitigt, so ist es auch mit der Buchdruckerkunst erst im Jahre 1480 bekannt geworden und hat in ihr dennoch allen Städten der Erde den Rang abgelaufen. Wie gerade kurz vor der Reformation und in den Reformatoren selbst der nationale Geist in Deutschland sich kräftiger, als seit langer Zeit, regte, so war auch das Schaffen und Streben des Bürgerthums ein erhöhteres. Die meisten deutschen Städte bieten in dieser Beziehung um die Zeit vor den großen Stürmen ein wahrhaft erhebendes Bild.

Da kam der dreißigjährige Krieg mit seinen Schlachten von Breitenfeld[1992] und Lützen[1993] und den unaufhörlichen Durchzügen, Gefechten, Belagerungen, Brandschatzungen, Plünderungen u. s. w. Die Stadt lag am Ende des Kriegs so tief herabgekommen da, der Meßverkehr hatte so ganz darniedergelegen, die Bevölkerung war so geschwunden, daß wieder viele kleinere und größere Nachbarstädte in Handel und Wandel an Leipzigs Stelle zu treten suchten, und manchen würde dies gelungen sein, wenn nicht im Jahre 1661 Kaiser Leopold I.[1994] alle Privilegien der Stadt neu bestätigt hätte. Der Rest des Jahrhunderts verlief ohne äußere Friedensstörung, aber desto reger wirthschaftete der Geist der Herrschaft und Selbstsucht in den Ortsbehörden und Geistlichen der Stadt. Die Eigenmächtigkeit jener rang mit der Unduldsamkeit und bornirten Verketzerungs- und Verfolgungswuth dieser um den Schandpreis, und es gewannen ihn beide.

Das 18. Jahrhundert begann wieder mit Krieg. Karl XII.[1995] verfolgte den neuen Polenkönig, August den Starken[1996], bis in seine deutschen Erbländer. Die klugen Schweden besetzten das friedliche Leipzig und schonten sein Blut, aber an seinem Gelde erfreuten sie sich ein volles Jahr. Man hätte mit den Kontributionen einen tapferen Krieg führen können; aber die Heldenperiode Leipzigs war längst vorüber, seine Festungsmauern gesunken, die Wälle in Promenaden verwandelt. Auch erhoben sich um diese Zeit die noch heute prangenden Prachtbauten der Stadt. Die Verbindung mit Polen führte neue Handelsvortheile herbei und die Zahl der Kaufleute wie der Meßbesucher stieg so sehr, daß im Jahre 1701 der erste Adreßkalender nothwendig wurde.

Hatten das Land Sachsen und die Stadt Leipzig schon unter August „dem Starken“ kein großes Kriegsglück erfahren, wie viel weniger war von seinem Nachfolger, August „dem Schwachen“[1997] zu erwarten. Der Minister dieser gekrönten Null, der berüchtigte Graf Brühl[1998], verschuldete unter tausend anderen dem sächsischen Volke angethanen Uebeln auch die feindselige Stellung Sachsens zu Preußen, und „der alte Fritz“ war der Mann dazu, auf fremdem Boden für seine Kriegskassen zu sorgen. Zu Anfang des siebenjährigen Kriegs 1746 bezahlte Leipzig an Preußen eine Kriegssteuer von 2 ½ Millionen Thalern, 1756 587,000 Thaler, 1757 2 ½ Tonnen Goldes und 2,100,000 Thaler, im Jahre 1758 nicht viel weniger, 1759 500,000 Thaler, 1760 300,000 Thaler, und von den im Jahre 1761 geforderten 1,100,000 Thalern und den für 1762 ausgeschriebenen 400,000 Dukaten gewährte der König nur einen Nachlaß. Neben diesen Kriegssteuern wurden noch die übrigen Abgaben und Lasten mit unerbittlicher Strenge beigetrieben, und dazu all die Einquartierungen, Durchmärsche, Krankenverpflegung, Seuchen und alle Leiden der Soldatenrohheiten im eroberten Lande! Das allein hätte genügt, die reichste Stadt zu ruiniren, zumal Leipzig, dem mit Störung seines Meß- und Handelsverkehrs noch besonders zu Leibe gegangen ward.

[1992] Die für Gustav II. Adolf von Schweden siegreiche Schlacht m 17. September 1631.

[1993] Am 16. November 1632 bei Leipzig, in der Gustav II. Adolf den Tod fand.

[1994] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1556 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[1995] Karl XII. (schwed. Karl XII; 1682–1718), seit 1697 König von Schweden und Herzog von Bremen und Verden. Im Zuge des Großen Nordischen Krieges von 1700 bis 1721 war Karl XII. 1706 in das Kurfürstentum Sachsen einmarschiert, zu dem Leipzig gehörte.

[1996] Friedrich August I. (poln. August II Mocny, August II. der Starke; 1670–1733), seit 1694 Kurfürst und Herzog von Sachsen sowie ab 1697 in Personalunion als August II. König von Polen-Litauen.

[1997] Friedrich August II. (poln. Fryderyk August III; 1696–1763) seit 1733 Kurfürst und Herzog von Sachsen sowie als August III. König von Polen-Litauen.

[1998] Der sächs. Premierminister Heinrich von Brühl (siehe hierzu S. 689, Anm. 2123).

Fast noch verheerender, wie der Krieg, wurde für Leipzig der nun folgende Friede: das in den großen Staaten Oesterreich und Preußen eingeführte System hoher Schutzzölle sollte auch das kleine Sachsen beglücken! Ja, selbst die Durchfuhr belegte die Plusmacherei dienstwonniger Finanzleute mit schweren Abgaben, schnitt dadurch den Waarenzug von Leipzig sorgfältig ab und beschwerte den Speditions- und Transithandel mit lähmenden Ketten. Machte auch 1768[1999] die Thronbesteigung Friedrich August's III.[2000] solchem selbstmörderischen Treiben der sächsischen Staatsweisen ein Ende, so ward ja der Stadt nicht einmal Zeit genug gelassen, um sich aus der tiefen Verkommenheit ihres Wohlstandes wieder zu erheben, denn ehe nur die so gewissenlos verschütteten Quellen ihres Lebenserwerbs zur Hälfte wieder zugänglich und fließend gemacht waren, brachen die Kriege der französischen Revolution herein, von welchen nothwendig abermals Deutschland den größten und Sachsen den wichtigsten Theil innerhalb seiner Grenzen mußte wüthen sehen: bei Leipzig stehen die Ehrensäulen vom letzten Kampfe dieser großen wilden Zeit.

Am Ende der Kriege war Deutschland frei – von den Franzosen, Sachsen um drei Fünftel seines Gebiets und die Hälfte der Bevölkerung kleiner, Leipzig durch die preußischen Zollgrenzen vom größten Theile von Deutschland und durch ein nagelneues Verbrauchssteuersystem sogar vom eigenen Inlande abgesperrt. Unter der Last solcher Verkehrsfesseln wandt [sic!] sich die Stadt fast zwanzig Jahre lang keuchend vorwärts, denn auch der sogenannte mitteldeutsche Handelsverein von 1828 war mehr darauf berechnet, die Staatenfinanzen, als den Verkehr zu heben. Erst nachdem Sachsen dem deutschen Zollvereine beitrat (1833[2001]), ergoß sich frisches Blut in Leipzigs Adern, regte sich in allen Geistern und Händen der fleißigen Stadt ein neues, schaffensfrohes Leben.

Den wichtigsten Einfluß übten diese Anfänge zu einer deutschen Einigung zunächst auf die Leipziger Messen, von deren jetziger Großartigkeit man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß durch sie jährlich an Gütern, namentlich Leder, Pelzwaaren, Tuchen, nicht weniger als 600,000 Centner nach Leipzig kommen, die von einer besondern Meßbevölkerung von 30.000 Menschen begleitet sind. Die ganze Stadt erscheint zur Meßzeit wie eine ungeheure Kunst-, Industrie- und Produktenausstellung, umringt von einem Gewühl von Kirchweihlust und Schaugepränge und durchwandelt von einem Durcheinander von Volksgenossen aller europäischen Zungen, Physiognomien und Trachten. Die Messen sind deshalb nicht bloß für die Männer des Geschäfts Tage der Arbeit und Spekulation, der Hoffnung und Sorgen, sondern für eine Menge schaulustigen Volks Tage des Genusses. Für das Leben Leipzigs sind sie die Lungen. Der Großhändler wie der Markthelfer, der große Hausbesitzer wie der kleine Hintermiether, der Fabrikherr wie der Waarenkrämer bauen ihre glänzendsten Hoffnungen auf die Zeit der Messe. Alle Unternehmungen, alle Einrichtungen werden nach den Messen gerichtet, die Meßtage sind die großen Feste im Kalender des Leipzigers, nach denen er rechnet und seine Zeit eintheilt; die Messen sind die Quellen seiner Freuden und Leiden, in der Meßzeit flieht ihn der Schlaf, da schlagen seine Pulse doppelt rasch, beflügeln sich seine Schritte, Alles tanzt gemeinsam um das goldene Kalb. Aber gerade diese Hast nach dem Erhaschen der reichsten Meßbeute grenzt bereits nahe an die Thorheit Desjenigen, der die Henne schlachtete, welche die goldenen Eier legte. Schon jetzt beschränken gerade die Meßfremden mit den vollsten Beuteln ihren Aufenthalt auf die kürzeste Zeit, ja, die wichtigsten Meßgeschäfte, die des Großhandels, werden abgeschlossen, ehe nur die Messe begonnen hat, und wenn die Centnerzahl der Meßeinfuhr auch gegen frühere Zeiten imponirt, so beweist dies nur eine Zunahme in der Summe des Geschäftsverkehrs, während der Geschäfte selbst jährlich weniger werden. Allerdings ist Leipzig's Lage jetzt eine für den Handel sehr bevorzugte, an dem Zusammenfluß des Verkehrs von fünf Eisenbahnen; aber weder Dampfkraft noch Telegraphie stehen im Dienste der Centralisation, beide verallgemeinern die Wohlthaten der großen Produktion und des ungehemmten Verkehrs. Deshalb, bei dem vorauszusehenden Verfall der Messen möchten wir es das gesunde Vorge-

---

[1999] Recte: 1763.

[2000] Friedrich August (1750–1827), von 1763 bis 1803 als Friedrich August III. Kurfürst, seit 1806 als Friedrich August I. König von Sachsen. Er wurde im Anschluß an die Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 19. Oktober 1813) von Preußen gefangengenommen und erst im Mai 1815 wieder freigelassen.

[2001] Siehe hierzu S. 574, Anm. 1684.

fühl einer glücklichen Stadt nennen, welches Leipzig instinktmäßig antreibt, die Fabrikstadt kräftig aufzubauen, noch ehe die Meßstadt zu verschwinden beginnt.

Wie weit dieser große Wandel der Zeit auch auf dem zweiten Gebiete, auf welchem Leipzig nicht bloß für Deutschland, sondern für einen großen Theil Europas den Vorsitz führt, auf dem des Buchhandels und der Presse, seinen nivellirenden Einfluß ausüben wird, läßt sich noch nicht ermessen. In der Größe der literarischen Produktion suchen ihm seit Kurzem mehre Rivalen, wie Berlin, Stuttgart, den Rang abzulaufen, und selbst sein durch Herkommen fast monopolisirt gewesenes Speditionsgeschäft muß es bereits mit genannten Plätzen theilen. Einen Blick aber werfen wir gern auf dieses Gebiet, das in der That ein gerechter Stolz der deutschen Nation ist. Fremdes Unglück war auch hier Leipzigs Glück, denn ohne die allzutolle Wuth, mit welcher die im Jahre 1526 eingeführte und 1529 neu eingeschärfte allgemeine deutsche Reichsbüchercensur gegen Ende des 16. Jahrhunderts gehandhabt wurde, würde Frankfurt a. M. die Oberherrschaft über den Büchermarkt unverkümmert sich erhalten haben. Leipzig trat an seine Stelle, gab 1600 den ersten Meßkatalog heraus, hielt 1670 die erste Bücherauktion, begründete 1682 die ersten gelehrten Zeitschriften, 1789 die erste Modezeitung, 1796 die erste Literaturzeitung, zählte 1831 noch 79 und gegenwärtig 286 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 45 Buchdruckereien, 99 Buchbinder, 16 Antiquare, steht hinsichtlich der Produktivität in periodischer Literatur (149 zugleich erscheinenden Zeitschriften) von keiner Stadt übertroffen da und zu den circa 16,000 Nummern seines jährlichen Meßkatalogs stellt es ein Kontingent von ungefähr einem Dritttheil.

Eine so großartige Werkstatt für die Apparate der Bildung konnte nicht ohne Einfluß auf den Stand der letztern am Orte selbst sein, und die Produkte des Buchhandels haben allerdings mehr zur Verallgemeinerung der Bildung im Volke beigetragen, als die Universität, die des konservativen Geistes ihrer Prager Begründer sich noch heute in offizieller Weise zu rühmen pflegt. Ueberhaupt ist die bessere Schulbildung auch in Leipzig neueren Datums und die Stadt verdankt sie weniger der Weisheit der Jünger ihrer Alma mater, als dem tüchtigen Bürgersinn, der endlich die wahre Quelle des Volksglücks erkannt hat und Allen zugänglich zu machen sucht.

Zu einem redenden Zeugniß solch tüchtigen Bürgersinns lassen wir uns schließlich von unserem Bilde führen.

Das stattliche Museum auf dem großen schönen Augustusplatze zu Leipzig verdankt seine Entstehung einzig und allein der großartigen Opferwilligkeit der Bewohner Leipzigs, und es verdient als die Schöpfung und die That des ruhmwürdigsten Gemeinsinns eines gebildeten, tüchtigen und gesunden Bürgerthums seinen Ehrenplatz im Universum. Im Winter 1837 trat eine Anzahl Künstler und Kunstfreunde Leipzigs zu einem Kunstverein zusammen, der es sich zu einer seiner Aufgaben machte, den dritten Theil seiner Einnahme zur allmähligen Begründung eines Museums der Stadt zu verwenden. Die Theilnahme war eine allgemeine, und außer den Geldbeiträgen kamen auch bald Schenkungen von Gemälden dem Unternehmen zu Hülfe. Im November 1848 hatte man es bis zu 42 Oelbildern gebracht, die vereinigt mit jenen schönen alten Oelgemälden von Lucas Kranach, welche einst die Nikolaikirche geschmückt hatten, im ersten Stocke der ersten Bürgerschule für die Oeffentlichkeit ausgestellt werden konnten. Zu diesem kleinen Anfang kam die große Schenkung, welche den Bau des neuen Museums veranlaßte, ja überhaupt möglich machte: Heinrich Schletter[2002], ein reicher Handelsherr, ernannte im Jahre 1853 die Stadt zum Erben seiner höchst werthvollen Sammlung von Gemälden der besten französischen Meister und dazu eines Grundstücks im Werthe von 45,000 Thalern, mit der Bedingung, „daß innerhalb von fünf Jahren ein für die Aufstellung der Sammlung passendes und würdiges Gebäude angekauft oder erbaut werde“. Dies geschah; mit einem, durch Zuschuß aus dem Kommunalvermögen der Stadt bis auf 160,000 Thaler erhöhten Baukapital ward, nach dem Plane und unter der Leitung des Professors Ludwig Lange[2003] in München, der Bau ausgeführt und am 18. November 1858 eingeweiht und eröffnet. Mit der Schletter’schen Sammlung besteht nun die Gemäldegallerie aus 231 Nummern, und hierzu kam bereits eine neue, der vorigen an Werth kaum nachstehende Schenkung eines andern Leipziger Bürgers, Karl Lampe’s[2004], der dem Museum seine prachtvolle Kupferstichsammlung von

[2002] Der Leipziger Seidenwarenhändler Heinrich Schletter (1793–1853).

[2003] Der Darmstädter Architekt Ludwig Lange (1808–1868).

[2004] Der Leipziger Eisenbahnpionier Carl Lampe (1804–1889).

mehr als tausend Blättern vermachte. Eine Sammlung von Gypsabgüssen von Werken der neueren und neuesten Kunst seit der Renaissance, im Erdgeschoß des Museums aufgestellt, ist im Entstehen.

Der Bau, sein Aeußeres wie Inneres, ist einfach in seinem Schmuck und tritt nicht mit der Prätension auf, selbst als ein Kunstwerk angestaunt zu werden. Es begnügt sich, die schlichte, jedoch würdige Wohnung der Kunst zu sein, und – mehr noch, wir holen uns aus diesen Hallen der Kunst einen politischen Trost: ein Volk, dessen Bürgersinn in solcher Art gebildet, aufopfernd, tüchtig und gesund ist, wird auch in der drohenden Zeit politischer Noth und Drangsal fest und wacker stehen bleiben; man beschaue sich nur recht die beiden Bilder, die an den entgegengesetzten Enden der Saalreihen hängen: des Paul Delaroche Napoleon[2005] auf der einen Seite, ein Bild des sittlichen und politischen Bankerotts, und ihm gegenüber Veit's Germania[2006]. – Man wandelt in und um Leipzig auf dem blutigsten Grunde der deutschen Geschichte; nur Schlachtendenkmäler schmücken die Hügel der Ebene; es ist schwer, durch diese Flur zu gehen, ohne daß die Bilder der Verwüstung Deutschlands uns vor Augen treten; aber eindringlicher spricht zu den Deutschen kein Denkmal aller Kriege, als diese beiden Gegenstücke im Museum zu Leipzig. Nicht die Saxonia, nicht die Borussia oder Bavaria und wie die Dynastenfreundinnen in Stein und Erz alle heißen, erheben den Schild vor solchem Gegner: Germania ist's, die das Einheitsbanner über die getrennten Millionen der Deutschen entfaltet, ihr Adler wird sie führen, ihren Farben werden sie folgen, und es wird die Wahrheit durch drei und dreißig Länder gehört werden müssen: daß die Menschheit aus Nationen besteht, deren höchster Beruf das Emporstreben und Emporheben zum Menschenthum ist, daß dieser göttliche Beruf von keiner Nation reiner erkannt und treuer erfaßt wurde, als von der deutschen, und daß demnach keine Dynastie der Welt sich einbilden darf, ihr Bestehen sei nothwendiger, als das einer solchen Nation.

[2005] Das berühmte Portrait „Napoleon I. zu Fontainebleau am 31. März 1814 nach Empfang der Nachricht vom Einzug der Verbündeten in Paris“, 1845 vom Pariser Künstler Paul Delaroche (1797–1856) gemalt.

[2006] Das in den Jahren 1834 bis 1836 von Philipp Veit (1793–1877) geschaffene allegorische Gemälde „Germania“ war im 19. Jhd. weitverbreitet. U. a. findet sich auch in dem von Eduard Duller (siehe hierzu S. 774, Anm. 2372) herausgegebenem „Deutschen Stammbuch“ (Kandern: Oberrheinisches Comptoir [1838]) ein Stich.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 26.

CXXXXIX. Roveredo[2007].

In Roveredo begrüßt der Reisende, der aus Tyrol über den Brenner in Hesperien[2008] einzieht, die erste italische Stadt. Sie liegt in der Mitte eines Bergkessels, über dessen Ränder sich die beschneiten Gipfel der Hochalpen amphitheatralisch erheben, an dem kleinen, aber reißenden Leno, der sich weiter abwärts mit der Etsch vereinigt.

Roveredo, mit 9000 Einwohnern, ist ein blühender, wohlhabender Ott. Der Verkehr ist groß, und auf den bedeutenden Märkten tauschen die Bewohner der Gebirge mit denen der lombardischen Ebene ihre Produkte um. Die geschützte Lage des engen Thals gibt ihm schon südliches Klima, an den sonnigen Bergwänden kommen Orangen und Citronen im Freien fort. Maulbeerbäume gedeihen vorzüglich und auch noch in den höhern Thälern, und die Seide der Gegend gehört zu der besten Italiens. Ihre Verarbeitung beschäftigt in der Stadt allein 1500 Menschen. Die Spinnerei Bettini[2009], mit 500 Arbeiterinnen, ist eine der berühmtesten Italiens.

Die Stadt selbst ist offen: aber über derselben, auf einem Felsen, liegt ein uraltes, großes Kastell, welches sie und die Straße vollkommen beherrscht. Die Veste ist merkwürdig wegen ihrer originellen Bauart. Ein ungeheurer Thurm, dessen Seitenmauern bis zum Boden des Thales reichen und die tief in den Felsen eingelassen sind, scheint einer noch ältern als der Römerzeit anzugehören. An ihrer Basis sind die Mauern 16 Fuß dick, und sie versprechen eine eben so unverwüstliche Dauer als der Felsen, auf dem sie ruhen. – Roveredo hat ein hübsches Theater, ein Gymnasium, mehre Wohlthätigkeitsanstalten und 3 Klöster.

Ausflüge von hier aus in die Gebirge sind belohnend, vorzüglich der auf den Monte Baldo. Man macht die Tour bis zum Fuße des Berges bequem zu Wagen; das Ersteigen des siebenthalbtausend Fuß hohen Gipfels geschieht ohne große Beschwerden in 5 Stunden. Die Aussicht ist eine der umfassendsten in ganz Italien. Sie erstreckt sich über die ganze venetianisch-lombardische Ebene, die Kette der Appenninen, die engenäischen Höhen[2010], das adriatische Meer, den Gardasee und seine reizende Umgegend, und nur gegen Norden hemmen ewig beschneite Alpenrücken mit ausgezackten Gipfeln den Fernblick.

Von Roveredo bis Verona (7 Meilen[2011]) bleibt die Straße an der Seite der Etsch. Bei St. Marko wird man von dem furchtbar erhabenen Schauspiele eines Bergsturzes (dem Steinmeer) überrascht. Immer zwischen Felsen und dem Strome hingedrängt, öffnet sich hinter Chiusa, 3 Stunden von Verona, die Landschaft plötzlich, du letzte Stufe der Alpen ist verlassen und man betritt die gesegnete, lombardische Ebene.

[2007] Heute Rovereto; lat. Roboretus, der Eichenwald; dt. Rofreit.

[2008] Siehe hierzu S. 351, Anm. 1011.

[2009] Die 1818 von Domenico Bettini (Lebensdaten nicht ermittelt) gegründete berühmte Seidenspinnerei.

[2010] Recte: Euganäische Hügel (ital. Colli Euganei; von griech. εὐγενής, eúgenēs, „hochwohlgeboren"; lat. euganei), ein halb-mythisches, vor-italisches Volk auf dem Gebiet des heutigen Venetien.

[2011] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.


L. Daut sc Nbg
ROVEREDO
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 31-33.

CLII. Havre.

Nicht Größe noch Bevölkerung machen Havre zu einem weltberühmten Ort. Es ist's als Hafen von Paris, als die erste Handelsstadt Frankreichs.

Havre liegt am rechten Ufer der Seinemündung und ist neuen Ursprungs. Die Natur that nichts für seine Bestimmung. Noch zu Anfang des l6ten Jahrhunderts deckte eine Lagune seine Stelle, und ausgenommen einige Fischerhütten auf der Höhe, wo jetzt die reizende Vorstadt Ingouville sich ausbreitet, sah man keine Spur menschlicher Kultur. Bevölkerung und Handel hausten am jenseitigen Strande, im jetzt verödeten Honfleur.

Bei der allmählichen Versandung dieses Hafens, welcher den größern Schiffen den Zugang von Jahr zu Jahr beschwerlicher machte, faßte schon Ludwig der Zwölfte[2012] den Plan, am andern Ufer einen sichern Hafen zu bauen, tief und geräumig genug, um die größten Schiffe und eine große Flotte aufnehmen zu können. Der thatkräftige Franz der Erste[2013] führte aus, was jener beschlossen hatte. Das Unternehmen war schwer; denn es mußte dem Meere selbst der Raum dazu entrungen werden. Es kam in den Jahren 1515–1521 zu Stande, und neben den schönen Magazinen und prächtigen Kayen blühete eine freundliche Stadt auf. Er nannte den Ort Havre de Grace, Hafen der Gnade. Aber nicht lange war sein Bestehen. In dem nämlichen Jahre, als in der Schlacht von Pavia sein Gründer, Franz der Erste, Reich und Freiheit verlor: am 15. Januar 1525, um Mitternacht, warf der empörte Ozean, bei Nordsturm, die Dämme nieder, die seine Herrschaft beengten und Stadt, und Volk verschlingend, nahm er schrecklichen Wiederbesitz vom alten Gebiet. In dieser fürchterlichen Nacht kamen viele Tausende um's Leben. Aber mit beharrlichem Geiste richtete Franz der Erste, als er den Thron wieder bestiegen, sein Werk von neuem und nur um so fester auf, und bald war ein zweites Havre erstanden, schöner und größer als das erste[2014]. Noch einmal versuchte das Meer das alte Gebiet wieder zu erobern: zwölf Jahre nach der Wiedererbauung brachen bei Nordweststurm die Deiche, und die schrecklichen Wogen walzten abermals Verwüstung in die unglückliche Stadt. Hundert und zwanzig Schiffe zertrümmerten im Hafen, oder scheiterten, ganze Straßen verschwanden vor der Wuth des erzürnten Elements und Hunderte von Menschen ertranken. Aber von diesem Zeitpunkt an, gleichsam als wenn mit diesem doppelten Sühnopfer das Meer befriedigt wäre, schloß sich die Pforte des Unglücks für Havre, und ein seltenes und beständiges Gedeihen gab für die ausgestandenen Prüfungen reichen Lohn. Franz der Erste errichtete Docks zum Bau der größten Kriegsfahrzeuge, und wenn auch das erste Linienschiff, welches hier gebaut wurde, so schwerfällig war, daß es nicht schwimmen konnte und das Gespött der Welt auf sich zog, so sah man doch sehr bald (1545) eine Kriegsflotte von 200 Segeln entstehen, welche, England mit einer Landung bedrohend, die stolzen Britten beunruhigte. Franz der Erste schlug eine Zeitlang seine Residenz hier auf und gab an Bord der Flotte die glänzendsten Feste. Bei einem solchen gerieth einst das Admiralschiff, auf dem der König eben Tafel hielt, in Brand, bald stand's in vollen Flammen und die hohen Gäste hatten kaum Zeit sich zu retten. Aber der Etikette getreu, salutirte die Flotte bei des Monarchen Abfahrt, und, während 800 Kanonen donnerten, flog der flammende Dreidecker in die Luft. Ueber tausend Menschen büßten damals ihr Leben ein.

In den Kriegen zwischen England und Frankreich wurde Havre mehrmals erobert und wiedererobert; doch zog es aus diesen Wechseln gemeinlich große Vortheile. Kardinal Richelieu erweiterte

---

[2012] Ludwig XII. (frz. Louis XII; 1462–1515), seit 1498 König von Frankreich.

[2013] Franz I. (frz. François Ier; 1494–1547), seit 1515 König von Frankreich.

[2014] Nach der weiteren, fast völligen Zerstörung im 2. Weltkrieg wurde die Stadt in den Jahren von 1945 bis 1954 nach Plänen des Architekten Auguste Perret (1874–1954) wiederaufgebaut.

den Hafen und errichtete eine Menge neuer Werke, Leuchtthürme, Magazine etc. zur Förderung und Erleichterung des Verkehrs. Doch erst Napoleon war der eigentliche Begründer von Havre's jetziger Größe. Bei dessen Besuche im Jahre 1802 reifte in seiner Seele der Plan, Havre zum Emporium[2015] des französischen Seehandels zu machen, und Arbeiten wurden nun unternommen, die, bei Napoleon's Sturz leider unvollendet und auch jetzt noch nicht beendigt, in Erstaunen setzen. Eins dieser Werke ist der neue Hafen. Er besteht aus 3 Bassins, tief und weit genug, um die größte Flotte der Welt aufzunehmen, und ist mit Schleusenthoren versehen, durch welche zwei Fregatten neben einander einfahren können. Auf der Rhede können 2000 Schiffe in vollkommener Sicherheit vor Anker liegen. – Festungswerke von uneinnehmbarer Stärke schützen Stadt und Hafen vor jedem Angriff. Napoleon verwendete auf diese Bauten 200 Millionen Franken und hat sich damit ein Denkmal gestiftet, seines Namens würdig.

Havre zählt gegenwärtig etwa 2100 Häuser mit 40,000 Einwohnern, die im Handel, im Schiffbau und in der Rhederei, so wie in den, von diesen Gewerben bedingten, Manufakturen und Beschäftigungen eine Quelle des Reichthums und der allgemeinen Wohlhabenheit finden. Wegen der Beschränktheit und Kostbarkeit des Raums ist die untere, die eigentliche Stadt, in engen Straßen zusammen gedrängt, in denen das unbeschreibliche, nie rastende Gewühl beschäftigter Menschen dem Beobachter ein Bild vor Augen rückt, welches er nur in einer Welthandelsstadt sehen kann. Reizend aber ist die Neustadt – Ingouville – angelegt, auf der Höhe östlich von der Stadt, mit herrlichen und fast unbeschränkten Aussichten über die Ufer der Seine und das von kommenden und gehenden Segeln immer wimmelnde Meer. Hier hat der reiche Kaufmann, oder Schiffeigenthümer, seine Wohnungen mit schönen Gärten, und hier genießt er das Leben in den geschäftsfreien Stunden.

Havre's überseeischer Handel übertrifft den von Marseille und Bourdeaux [sic!] zusammen genommen, und Frankreichs Verkehr mit Amerika und Westindien gehört ihm fast ganz allein. Am wichtigsten sind die Geschäfte mit den Vereinigten Staaten, denen allein jährlich über 600 Schiffe dienen. Die Gesammtzahl der ankommenden und absegelnden Schiffe war im vorigen Jahre 1700. Den Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr schätzte man über 300 Millionen Franken.

[2015] Lat., Handelsplatz.



HAVRE

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCCII



HAVRE

Aus d. Kunstanst d. Bibl. Inst. in Hildbhsn.

Eigenthum der Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 80.

CCCCII. Havre, von der Seeseite.

Schon in einem früheren Bande des Universums (IV. Bd., Seite 31.) beschrieb ich diese erste Seehandelsstadt Frankreichs. Das anmuthige Bild zeigt sie uns jetzt von einer andern Seite. Es ist die schönste Partie von Havre. Eine unabsehliche Reihe palastähnlicher Wohnungen streckt sich an den schönen Kayen hin, vor denen die Seine, hier zum stolzen, mehre tausend Fuß breiten Strome geworden, ihre Wogen dem Meere zuwälzt.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 59-62.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 81-85.

CLX. Trient.

Die große Straße, welche aus Deutschland durch Tyrol von Innsbruck über den Brenner nach Italien führt, ist der niedrigste unter allen Passen über die Alpen. Sein Hochpunkt liegt nur 4700 Fuß über dem Meere. Er ist zugleich einer der bequemsten und unterhaltendsten Wege, und unter allen, die aus dem Norden nach der Halbinsel führen, der schönste und sicherste. Maria Theresia erbauete ihn.

Von Innsbruck bis zur Scheidecke des Berges windet sich die Straße bald rechts, bald links, an der dem Innstrome tosend entgegenschäumenden Sill aufwärts. Auf dem Südabhange des Brenners bekommt der Reisende die noch tosender der Etsch[2016] zustürzende Eisak[2017] zur Begleiterin. Auch hier, wie auf allen Alpenpässen, bewährt sich die physikalisch-merkwürdige Beobachtung, daß alle von Osten gegen Westen hinstreichende Gebirgsketten auf der Südseite weit schroffer abfallen, als auf der Nordseite. Bei Brixen[2018] schon beginnen die Weinberge, und auf dem Botzener Friedhofe zeugen die ersten Cypressen von der Nähe des italischen Himmels. Feigen und Granatbäumchen dauern in den Gärten aus, und in den sonnigen Buchten der Felsenwände, die im Zickzack die Eisak bespült, wuchert freiwillig der Caktus Opuntia (die gemeine Fadeldistel), der heißesten Erdreviere Bewohnerin.

Der Weg von Botzen[2019] bis Trient, immer der Etsch entlang, ist schnell wechselndes Erscheinen und Verschwinden malerischer Ansichten, wie in einem Guckkasten. Wenige Stunden vor Trient breitet sich rechts das Thal der dem größern Strome zurauschenden Non[2020] aus, entzückende und weite Blicke in die Gebirge öffnend. Es ist das reizendste im italienischen Tyrol und der Sommeraufenthalt vieler Familien Trient's, welche hier Landhäuser und Gärten besitzen. Sein oberer Theil heißt VAL DE SOL. Es steigt dieses Thal bis zu den Gletschern des Oerteler[2021] auf, und belohnt den Wanderer durch alle Schönheiten und Wunder der Hochalpenwelt. Zwischen St. Michael[2022] und Lavis[2023], der letzten Poststation vor Trient, engert sich der Weg zu einem Defilee; aber nicht lange, so verwandelt sich dieses bei einer scharfen Krümmung in ein prächtiges Thal, und der staunende Blick überschaut die Ebene, in deren Schooße die uralte Hauptstadt des südlichen Tyrols sich lagert.

Trient – das Tridentium der Alten – ist etruskischer Gründung, folglich früherer als Rom. Später ward es zur Hauptstadt der Coromannen, bis es, mit ganz Rhätien, dem Joche der Römer sich beugte. – Bei dem Verfalle des Weltreichs wechselte es unaufhörlich Geschicke und Herren. Denn an dem Wege gelegen, den die Italien überziehenden Völker des Nordens und Ostens nahmen, gehörte es bald den Hunnen, bald den Gothen, bald den Lombarden und Franken. Später war es ein Grenzwaffenplatz zwischen Italien und Deutschland, bald den Venetianern, bald Oesterreich unterthan. Einige Zeit

[2016] Ital. Adige, ladin. Adesc, trentin. Àdes, rätorom. Adisch.

[2017] Die Eisack (ital. Isarco, ladin. Isarch).

[2018] Ital. Bressanone.

[2019] Bozen (siehe hierzu S. 1659, Anm. 5211).

[2020] Ital. Val di Non.

[2021] Der Ortler (ital. Ortles).

[2022] Ital. San Michele all'Adige.

[2023] Dt. Laifs.

unabhängig unter einem Fürstbischofe, wurde es kurz vor der Auflösung des deutschen Reichs von Oesterreich in Besitz genommen, und theilte später das Schicksal Tyrol's, mit dem es 1814 an das alte Herrscherhaus zurückfiel.

Die Stadt selbst, so schön auch ihr äußeres Ansehen ist, ist im Innern winklich und düster. Sie hat etwa 800 Häuser und 10,000 Einwohner. Die hier schiffbar werdende Etsch gibt das Mittel zu einem starken Zwischen- und Speditionshandel von Italien nach Deutschland ab, der für viele Familien die Quelle des Reichthums geworden ist. Die große Kirche Sante Maria (das mit der hohen Kuppel überdachte Gebäude auf unserm Stahlstich) ist für die Kulturgeschichte höchst merkwürdig geworden als der Ort, wo das weltberühmte Conzilium gehalten wurde, das letzte und folgenwichtigste aller Generalversammlungen der Väter der Kirche.

Der Anlaß zu diesem Conzilium war das laute Verlangen der Christenheit nach gründlicher Reformation der Kirche, die sie von einer allgemeinen, freien, von Pabst und Fürsten unabhängigen Versammlung hoffte. Lange hatten sich die Päbste gesträubt, ein Conzilium zu berufen; denn sie fürchteten, die Beschlüsse desselben möchten ihrem Ansehen und ihrer Macht gefährlicher werden, als alle früheren. Gleichwohl konnte der römische Stuhl dem wiederholten Begehren, welches Karl der Fünfte mit allem Gewicht seiner Macht unterstützte, endlich nicht widerstehen: und als Karl auf dem Reichstage zu Augsburg, 1536, den Ständen die Zusammenberufung eines Conziliums feierlich versprach, mußte man, um wenigstens zu verhüten, daß der weltliche Herrscher die Prälaten seines Reichs nicht eigenmächtig versammelte, in Rom Anstalt dazu treffen. Pius der Dritte[2024] lud das Conzil nach Mantua, sorgte aber gleichzeitig dafür, daß es nicht zu Stande kam. Vom Regensburger Reichstage, 1541, aufs neue und hart darum angegangen, berief es Paul[2025], der Nachfolger jenes Pius, zum andern Male für 1542 nach Trient. Aber der Kaiser war indessen auf einen Kriegszug nach Frankreich gegangen, und der römische Hof benutzte diesen Umstand, die Versammlung zum zweiten Male zu vereiteln. Ein paar Jahre verstrichen: da schrieb es der Pabst zum dritten Male aus – für den 15. März 1545, abermals nach Trient. Der Sommer verging in Rangstreitigkeiten unter den Abgeordneten der Kirche, und in – Lustbarkeiten. Endlich am 13. December 1545 wurde die Versammlung, bei welcher sich etwa 110 Bischöfe und Prälaten der christlichen Abendländer eingefunden hatten, feierlichst eröffnet. Der Pabst hatte dafür gesorgt, sie mit seinen Creaturen und mit Leuten, die den Absichten des römischen Stuhls blindlings dienten, zahlreich zu beschicken; und als in der ersten Sitzung der Antrag: daß nicht die Majorität der Nationen, wie zu Constanz[2026], sondern die Stimmenmehrheit der Anwesenden bei den Berathungen entscheiden solle, durchging, war auch der römischen Curie gewonnenes Spiel gesichert. Der Pabst leitete das Conzilium durch den Kardinal del Monte[2027], dem Haupte der römischen Legation. Eine Kurierlinie zwischen Trient und Rom, und stündliche Correspondenzen während der Versammlungszeit, dienten dazu, um aus allen Ereignissen in der Zwischenzeit Nutzen zu ziehen, und Alles zum Vortheile der Absichten des römischen Hofs zu wenden, der nichts mehr fürchtete, als eine von allen weltlichen und vielen geistlichen Fürsten gewünschte Wiedervereinigung der gespaltenen Kirche, auf billige und solche Grundlagen gegründet, welche auch den Protestanten annehmbar wären. So gingen die Erwartungen und Hoffnungen von Abstellung alter Mißbräuche und von Verbesserung des Kirchenwesens, welche die Völker auf diese Versammlung ihrer Oberpriester gestellt hatten, schon im Keime zu Grunde, und gleich nach den ersten Sitzungen wurde die Klage der besser wollenden Minderzahl, das Conzilium sey nicht frei und ein williges Werkzeug des römischen Bischofs, laut und offenkundig. Am 3. März 1547 entschied man, daß derjenige lateinische Bibeltext, welcher als Vulgata bekannt ist, fortan als der ausschließlich authentische, und die Kirche als alleinige Auslegerin desselben gelten solle, und der noch wichtigere Beschluß, welcher die Tradition, als Erkenntnißquelle der christlichen Religion, der Bibel gleichstellt, ging voraus. Durch diesen wurde jene Menge kirchlicher Gebräuche, welche die heil. Schrift nicht vorschreibt, die aber die Kirchenväter erwähnen, oder spätere Synoden einführten, und welche die Protestanten als schriftwidrige Erfindungen des Aberglaubens, der

[2024] Recte: Paul III. (s. u.); der genannte Papst Pius III. (* 1439) war bereits 1503 verstorben.

[2025] Paul III. (eigentl. Alessandro Farnese; 1468–1549), seit dem 13. Oktober 1534 Papst.

[2026] Vom 5. November 1414 bis zum 22. April 1418.

[2027] Antonio Maria Ciocchi del Monte (1462–1533), der spätere Papst Julius III.

Priester-Herrschsucht, der Geldgier und des Betrugs ansehen, göttlichen Satzungen gleichgeachtet, und die ungeheuere Lehre von der unumschränkten Gewalt der Kirche über Glauben, Cultus, Gut und Leben der Christen, erhielt Stabilität und Unantastbarkeit. Es lag in solchen Beschlüssen die Absicht des römischen Stuhls klar zu Tage. Dem Trienter Conzil, (anstatt es, nach den Hoffnungen und Wünschen der Völker, zum Friedensstifter und Versöhner der kirchlichen Angelegenheiten zu machen), wollte er die dämonische Bestimmung geben, die Spaltung der Kirche und die Trennung von Katholiken und Protestanten zu verewigen. Das Spiel war zu offen. Unter dem Einflusse und dem Schutze des Kaisers raffte jetzt die Opposition ihre ganze Kraft auf, um dem Pabste die Verfolgung seiner Siege zu erschweren: da dekretirte dieser die Versetzung nach Bologna. Der Kaiser und die meisten der deutschen Prälaten protestirten dagegen und blieben in Trient. Nun aber vertagte der Pabst das Conzil. Erst 1551 kam es wieder zu Stande und jetzt sollten auch protestantische Prälaten Theil daran nehmen. Die Zeit der Stürme des ausgebrochenen Kriegs zwischen den protestantischen Ständen und dem Kaiser war sehr übel gewählt. Churfürst Moritz von Sachsen[2028] marschirte auf Trient los, und vor dem protestantischen Heere flohen die versammelten Väter. Pabst Paul der Vierte[2029], welcher durch das Beil und die Scheiterhaufen der Inquisition herrschte, wollte von keinem Conzil hören; erst unter dessen Nachfolger[2030], 1561, erfolgten neue Einladungen zur Wiederberufung. Die päbstliche Legation erschien an der Spitze von 116 der ihr ergebensten Bischöfe, Erzbischöfe und Prälaten; aber auch die Opposition, meistens deutsche und französische Prälaten, hatte sich gerüstet, und es begann nun ein Kampf, in dem es Skandal genug gab, aber nichts entschieden wurde. Zwei Jahre vergingen also, bis die allgemeine Ueberzeugung die Oberhand gewann, von diesem Conzilium sey für Verbesserung der Kirche nichts mehr zu hoffen. Die Opposition war ermüdet. Die meisten ihr angehörigen Prälaten reisten ab, und, entmuthigt, leisteten die Zurückbleibenden dem römischen Phalanx[2031] schwachen Widerstand. Nun folgten die wichtigsten und folgenreichsten Beschlüsse zum Aufbau eines ewigen Damms gegen alle Verbesserung in der katholischen Kirche rasch nach einander. Das Dekret von der Priesterweihe und Hierarchie, wodurch bestimmt wurde, daß die Rechte und Würden aller Bischöfe nicht göttlichen, sondern päbstlichen Ursprungs seyen; das Dekret vom Sakrament der Ehe, worin das Cölibat der Geistlichen geboten war, die Dekrete vom Fegefeuer, über Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, über Klostergelübde, Ablaß, Fasten etc. etc., und endlich das, welches die Abfassung des einzigen authentischen Katechismus und Breviers dem Pabste übertrug, zeigten die Vollständigkeit des Siegs der römischen Curie. Das Conzilium hatte Alles verwilligt, was Rom verlangte: diesem blieb kein Wunsch mehr übrig. Da wurde die Schließung dieser folgenschweren Versammlung, welche mit Hinzurechnung der Unterbrechungen 22 Jahre gedauert hatte, verkündigt. 255 Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten unterschrieben am 4. December 1563 die gefaßten Beschlüsse in der letzten feierlichen Versammlung in der Kirche zu Santa Maria, und nach dem Hochamte erhob sich der Kardinal von Lothringen[2032], das Haupt der päbstlichen Partei, im Vollgefühle des errungenen Siegs, von seinem Sessel und schrie: Anathema den Protestanten! – Anathema den Ketzern! schrieen die Kirchenfürsten insgesammt, und der Tempel des Herrn dröhnte wieder von Verwünschungen.

So endigte diese welthistorische Versammlung – deren ursprünglicher Zweck Versöhnung der kirchlichen Spaltungen im Abendlande gewesen, mit ewiger Trennung zwischen Katholiken und Protestanten. – Friede sollte sie gebären und sie gebar Völkermord und Verwüstung, gränzenlosen Jammer und Elend; – sie ward zur Mutter der Pariser Bluthochzeit[2033] und des dreißigjährigen Krieges.

[2028] Moritz von Sachsen (1521–1553), seit 1541 Herzog des albertinischen Sachsens sowie von 1541 bis 1549 Herzog von Sagan und ab 1547 auch Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

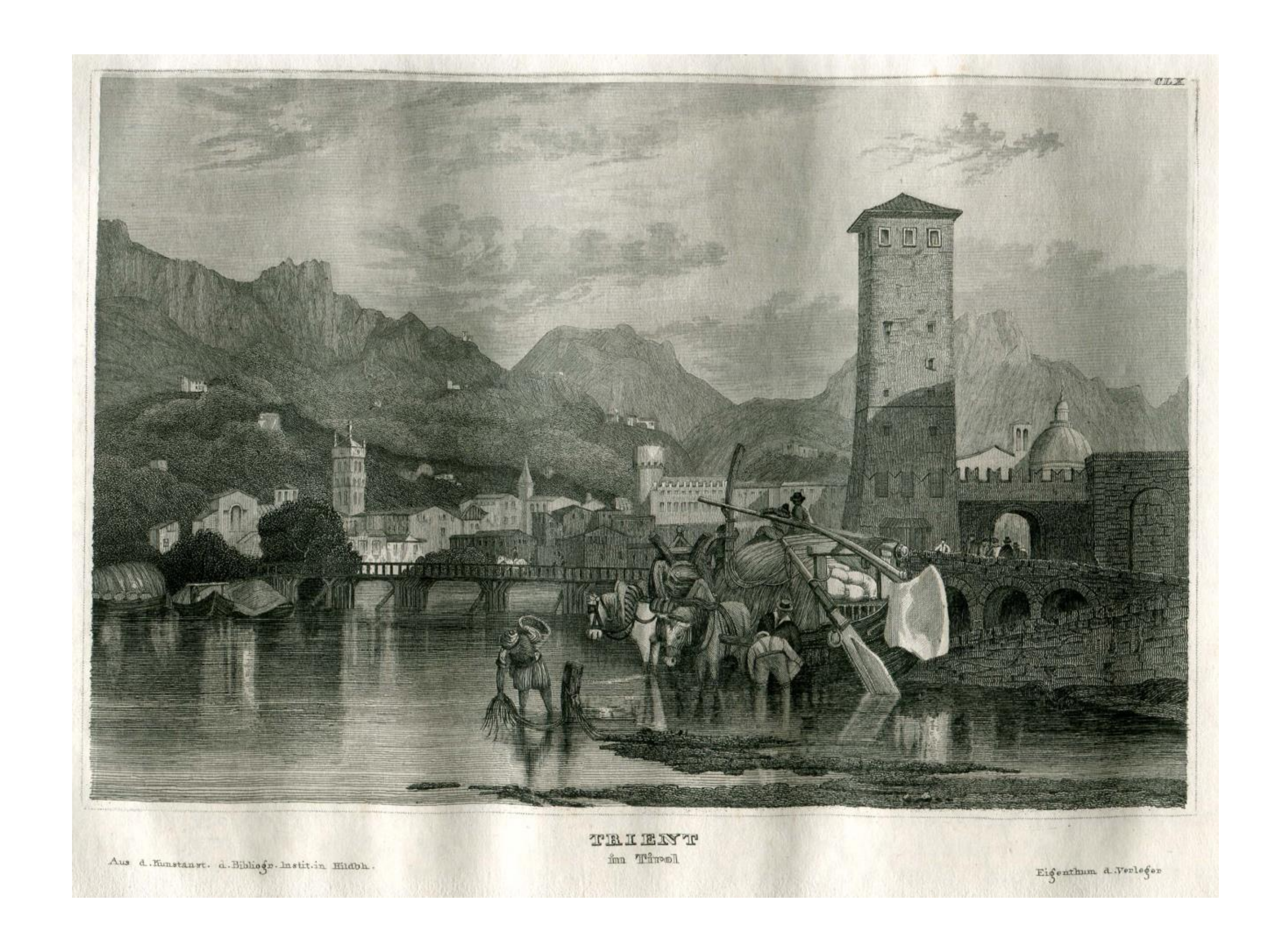
[2029] Paul IV. (eigentl. Gian Pietro Carafa;1476–1559), seit dem 23. Mai 1555 Papst.

[2030] Pius IV. (eigentl. Giovanni Angelo Medici; 1499–1565), seit dem 25. Dezember 1559 Papst.

[2031] Siehe hierzu S. 207, Anm. 583.

[2032] Charles de Lorraine-Guise (1524–1574), am 4. November 1547 zum Kardinal erhoben.

[2033] Die sog. Bartholomäusnacht (siehe hierzu S. 507, Anm. 1473).



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

TRIENT
im Tirol

Eigenthum d. Verleger

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 62.

CCCXCIV. Die Burg von Trient in Tyrol.

Noch prangt dieser uralte Wächter an der Grenzmarke Italiens und Deutschlands auf seinem Felsen am südlichen Fuße der Alpen ganz und unversehrt, wie zu den Zeiten, als er die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge von Fürsten und Grafen und vielen tausend Rittern zur Krönung und Huldigung und oft zu Krieg und Schlachten nach Rom ziehen sah. Damals gab es keine andere Alpenheerstraße aus Deutschland nach Welschland, als die über den Brenner[2034]. Sie führte durch Trient, wo zuerst der warme Hauch Hesperiens[2035] die nordischen Naturen fächelte, wo die Orange ihre goldene Frucht ihnen zuerst auf den Weg streute. Herkömmlich wurde in Trient Halt gemacht und während langer Rasttage der Vorgeschmack italischer Lust aus vollem Becher genossen. Die Burg war bei solcher Gelegenheit der Aufenthalt des Kaisers, und darum hatte sie den Rang einer kaiserlichen Pfalz. Dort empfing das höchste Haupt unter den weltlichen Herrschern die Deputationen seiner welschen Länder und Provinzen, die Boten der freien Städte und der Fürsten, die Prunkgesandtschaften der mächtigen Republiken Pisa, Genua und Venedig. Da war das weite Haus oft zu enge, die Menge der huldigenden Gäste zu fassen, und festliche Turniere, Schmaus und Gelag reiheten sich an einander in unaufhörlichem Wechsel. Wie anders jetzt! Staub ist das römische Reich und seine ganze Herrlichkeit; die römische Kirche selbst, ihres Heiligenscheins baar, verblutet aus vielen Wunden und die dreifache Krone ihres obersten Bischofs gilt nicht mehr als Symbol der Oberallmacht auf Erden und im Himmel. Auch in der Trienter Burg kehrt kein Kaiser mehr ein. Ein Hausvoigt wohnt jetzt oben, und steigt zuweilen noch ein fremder Gast hinan, so geschieht es nur um des schönen Ausblicks willen südwärts gegen die reichen Gefilde Oberitaliens und nach Nord in die große Welt der Alpen.

[2034] Ital. Brennero.

[2035] Siehe hierzu S. 351, Anm. 1011.



DAS ALTE SCHLOSS VON TRIENT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 69f.

CLXII. Dublin[2036].

Die Capitale Ireland's ist an Ausdehnung, Bevölkerung und architektonischer Pracht die zweite Stadt des brittischen Reichs. Ihre Bevölkerung, seit 20 Jahren stets wachsend, übersteigt eine Viertel Million, und die Zahl der Wohnhäuser 20,000. Diese große Masse von Gebäuden deckt auf eine Länge von 3 englischen Meilen das hügelige Gestade des Liffey, über den innerhalb der Stadt 8 Brücken führen. Massive Kayen fassen die beiden Ufer ein, und rund um die Hauptstadt leitet, über Thal und Hügel, zwischen zahllosen Villen und Parks, ein mit Bäumen und Anlagen bepflanzter Kreisweg, der Corso der Dubliner, von welchem man mannichfaltige und reizende Blicke auf die Stadt und Gegend genießt.

Die Straßen Dublin's sind fast ohne Ausnahme regelmäßig und breit gebaut, die Häuser von Stein und stattlich. Noch vor zwanzig Jahren konnte das Zeugniß der Schönheit nur für einzelne Stadttheile gelten. Aber seitdem ist der großartigste Plan, der je für die Umgestaltung einer Hauptstadt erdacht worden, zur Ausführung gekommen. Hunderte von engen Gäßchen und kleinen, schmutzigen Wohnungen, in denen Elend und Laster sich verkrochen, sind verschwunden, und freundliche und schöne Straßen traten an ihre Stelle. Freilich ward das Elend und die Armuth selbst damit nicht getilgt, und es fällt dem Fremden, namentlich dem, der den Eindruck, den brittische Reinlichkeit und Wohlhabenheit auf ihn macht, mit hernimmt, sehr unangenehm auf, wenn er in prächtigen Straßen zerlumptes Volk in Menge wandeln sieht. Auch in den Umgebungen der Stadt wird er bald einen Unterschied zum Nachtheile Ireland's merken. In den Gärten, Parks und Landhäusern fehlt überall jene Nettigkeit und Eleganz, die in England so erfreut. Es ist hier Alles vernachlässigter, und selbst Gras und Bäume erscheinen magerer. Die großen Züge der Landschaft aber, die Bay, die fernen Berge von Wicklow[2037], die hohen Vorgebirge und der majestätische Hafen entschädigen gewissermassen wieder.

Unsere Ansicht von der Irischen Hauptstadt ist die aus dem Phönix-Park, dem HYDE-PARK der Dubliner, und von keiner Seite nimmt sie sich reizender aus. Man übersieht das Thal fast ganz, zu dessen Seiten Dublin gebaut ist, und die schönsten Gebäude der Stadt, links zunächst der Ehren-Obelisk Wellington's, in der Tiefe die elegante Sarah-Brücke, welche in einem Bogen den breiten Fluß überspannt, rechts der hohe Thurm des großen Hospitals, eines der schönsten Werke Christoph Wrens[2038], und mehr im Hintergrunde der vierspitzige Glockenthurm der Kathedrale, und die von St. Nikolas und St. Anton, noch weiter oben der noble Dom der Vier-Gerichte (FOUR COURTS) treten kenntlich vor's Auge. Wir werden später Veranlassung haben das Bild dieser merkwürdigen Stadt weiter auszuführen. Möge dieser mit flüchtigem Griffel entworfene Umriß heute genügen.

[2036] Ir. Baile Átha Cliath.

[2037] Ir. Cill Mhantáin.

[2038] Christopher Wren (1632–1723).



DUBLIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 86-89.

CCCCLXXXXIV. Dublin.

Größe, Bevölkerung und monumentaler Schmuck stellen die irische Hauptstadt der Metropole Großbritanniens zunächst; aber an Reichthum, Handel und Gewerbe wird sie von Liverpool, Glasgow und Manchester weit übertroffen. Dublin nimmt mit seinen 21,000 Häusern, in welchen nahe an 300,000 Menschen wohnen, einen Raum von 4 englischen Quadratmeilen ein. Seine meisten Straßen sind weit, durchschneiden sich in rechten Winkeln, die größten öffnen sich auf weiten Squares, um welche glänzende Gebäude, Kirchen und die Sitze der öffentlichen Behörden versammelt sind. *Stephen's Green*, *Marrion's Square*, *the College Park*, *Fitzwilliam-*, *Rutland-* und *Mountjoy-Square* sind magnifike Plätze, wie sie keine Königsstadt schöner besitzt.

Noch vor dritthalb Jahrhunderten war Dublin das Gegentheil von dem, was es jetzt ist. Die Stadt lag damals im Schooße eines Morasts, und die schlechten, winklichen, engen, schmutzigen Gassen machten es zu dem abscheulichsten Ort des britischen Reichs. Jährlich wurde sie von den Fluthen des Meeres mit Ueberschwemmung heimgesucht, und diese Geißel hatte jedesmal Seuchen in ihrem Gefolge. Dublins Ungesundheit war so übel berüchtigt, daß zur Zeit der Königin Elisabeth[2039] das Ministerium den Vorschlag that, die Stadt ihres Ranges zu entkleiden und die Landesverwaltung nach Belfast zu verlegen. Elisabeth aber schrieb auf den Rand des Geheimenrathberichts: „Ich will Dublin nicht todt, sondern gesund machen.“[2040] Sie ließ sich einen Plan zur Trockenlegung der Sümpfe, zur Aufdämmung der Ufer gegen Ueberfluthung, zur Wegräumung der unregelmäßigen, engen Gassen und zum Neubau der Stadt vorlegen, und hat dessen Ausführung, trotz der ungeheuern Kosten, bis an ihren Tod standhaft verfolgt. Ihre Nachfolger setzten , ihn fort und aus dieser Umwandlung ist allmählich das heutige Dublin hervorgegangen, die schöne, regelmäßig gebaute Großstadt mit ihrem breiten Gartenkranze, umschlungen von zwei schiffbaren Kanälen, welche, nebst den Eisenbahnen, die von hier nach Limmerik[2041], Cork[2042] und Drogheda[2043] führen, viel dazu beitragen, die Kommunikation mit dem Innern und den Handel überhaupt zu beleben und zu erleichtern.

Bei aller äußern Schönheit fällt indeß Jedem, der aus England nach Dublin kommt, ein großer Unterschied auf, welcher nicht zum Vortheil Dublins ausschlägt. Die englische Reinlichkeit fehlt, und obschon in den vielen Palästen sich öfters der Reichthum zur Schau legt, so vermißt man doch die allgemeinere Wohlhabenheit und Behäbigkeit einer englischen Stadt. Man sieht viel Lumpenvolk in den Straßen, viel müßiggehende Leute und glänzende Uniformen in Menge. Selbst die Spaziergänge, die Gärten, Zäune, Wege, Rasenplätze haben das schmucke, geputzte Ansehen nicht, was ihnen in der Nähe britischer Großstädte die sorgfältigste Pflege gibt. Aber die Natur ist schön. Die Bay, die fernen Berge von Wicklow, das Vorgebirge von Howith[2044], das Meer machen mit den amphitheatralischen Häusermassen, den Quais und dem Hafen voller Wimpeln und Flaggen ein großartiges Landschaftsbild.

[2039] Elisabeth I. (siehe hierzu S. 365, Anm. 1059).

[2040] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[2041] Ir. Luimneach.

[2042] Ir. Corcaigh.

[2043] Ir. Droichead Átha.

[2044] Recte: Howth (ir. Binn Éadair).


CCCCLXXXXIV
C.Reiss del.
DUBLIN
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Auf die Sehenswürdigkeiten Dublins werfen wir nur einen flüchtigen Blick. Das Schloß des Vicekönigs[2045] ist sehr groß, ein Gemengsel von Irisch-Altem und Italienisch-Neuem. Die ältesten Theile der Gebäude datiren noch aus dem zwölften Jahrhundert. Imposant ist die Gebäudegruppe vom innern Hof aus betrachtet, schön die Kapelle mit alter Glasmalerei. Die Universität macht durch ihre Masse Effekt; höhere Ansprüche haben auch der Justizpalast und das Zollhaus nicht. Das Theater ist ein recht hübsches Haus; die vornehme Gesellschaft besucht es jedoch nur selten. Von großer Wirkung sind die Säulenfronte der irischen Bank und der Portikus der Post. Im Phönix-Park, dem Prater Dublins, hat der Vicekönig einen reizen den Sommerpalast, und Wellington und Nelson haben Standbilder und Ehrensäulen da. Dies ist in der Ordnung. Aber mit Unwillen liest man an dem Fußgestell eines hohen Obelisks die Inschrift: *To commemorate the visit to Ireland of our most gracious Sovereign King George IV*.[2046] Als ob Irelands Boden durch den Fußtritt seines Königs geehrt werden könnte!

Es wäre nicht recht, nachdem wir dem königlichen Visiten-Obelisken einer Betrachtung gewürdigt haben, nicht auch dahin einen Blick zu werfen, wo ein irischer Monarch mit ungesalbtem Haupte Gesetze gibt und Huldigungen empfängt: – ich meine in das Lokal der Repeal-Assoziation[2047]. Es ist ein Raum in der Kornbörse, ähnlicher einem Magazine, als einem Saale. In der Mitte desselben steht eine breterne, schlechte Tafel, an dem einen Ende derselben ein Schemel ohne Lehne; hinter diesem ist eine Latte aufgerichtet mit einer kleinen, grünen Fahne, worauf das Wort: Repeal zu lesen ist. Das ist der Thron O'Connels. – Zur Seite der Tafel stehen Bänke, aus rohen Bretern zusammengenagelt, für das Auditorium. Als weitere Dekoration dieses merkwürdigen Thronsaals hängt, rechts vom Sessel, ein großes, weißes Tuch von der Wand herab, mit der Inschrift: „Laßt kein Land, stark genug, eine Nation zu seyn, eine Provinz bleiben," – und gegenüber in einem grünen Laubkranze: „Das Volk, das nicht wünscht, sein eigener Gesetzgeber zu seyn, verdient Sklaverei;" – endlich an der Wand eine grüne Fahne mit der goldnen Legende: „Wer ein Verbrechen begeht, stärkt den Feind seines Landes. Daniel O'Connel." Die ganze Ausstattung des Raums hat keine 10 Pfund Sterling gekostet, – so wenig bedarf die Herrschaft des Mannes des äußern Glanzes.

Keine Sache in der Welt ist mehr besprochen und mehr beleuchtet worden, als die Ursachen der Repeal-Bewegung, und doch hört man über keine so selten ein richtiges Urtheil. – Schon vor 25 Jahren gab mir eigene Beobachtung die Ueberzeugung, daß das irische Elend blos unter der Vergrößerungsbrille der Faktionen bodenlos und unermeßlich erscheine. Damals hatte die Emancipations-Akte[2048] dem Volke seine theuersten Rechte noch nicht zurückgegeben, und doch waren im Zustande des Landes fortschreitende Verbesserungen bemerklich, welche seitdem, unter der Mitwirkung einer förderlichen Gesetzgebung, ununterbrochen andauerten und ihren Gang beschleunigten. Venedey[2049], derjenige unter den neuern Reisenden, welcher am tiefsten in das irische Volksleben gedrungen ist und mit wahrer Begeisterung für die irische Nation Parthei gegen die mächtigere Schwester genommen hat, ist derselben Meinung, und er schließt sein Buch mit der Bemerkung:

[2045] Der Lord Lieutenant of Ireland (ir. Tiarna Leifteanant na hÉireann), gen. Viceroy, war der Repräsentant der engl. Krone und Kopf der irischen Exekutive während der Lordschaft Irland (1171–1541), dem Königreich Irland (1541–1800) und dem Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland (1801–1922). Zur Zeit der Abfassung dieses Artikels hatte William à Court, 1st Baron Heytesbury (1779–1860) dieses Amt inne.

[2046] Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und König von Hannover.

[2047] Von Daniel O'Connoll (1775–1847) 1830 gegründete Bewegung, um das Gesetz aus dem Jahre 1800 ("Union Act"), das die staatliche Vereinigung zwischen der beiden Königreichen zum Vereinigten Königreich Großbritannien und Irland zum Inhalt hatte, zu widerrufen und damit die Unabhängigkeit zu erreichen.

[2048] Der "Roman Catholic Relief Act" vom 24. März/13. April 1829, der einen großen Teil der die britischen Katholiken diskriminierenden Bestimmungen aufhob; er gilt als Beginn der Katholikenemanzipation in Großbritannien.

[2049] Der Politiker und Publizist des Vormärz Jacob Venedey (1805–1871), der sowohl am 1832 am „Hambacher Fest" (siehe hierzu S. 93, Anm. 187) als auch beim „Frankfurter Wachensturm" vom 3. April 1833 beteiligt war.

„Das irische Elend ist groß, sehr groß. Man begegnet ihm auf jeder Straße, in Stadt und Land. Die Armen, die Hungernden, die Bettler zählen noch Millionen.“[2050]

„Aber dennoch ist es ein Irrthum, in den Freund und Feind nur zu oft verfallen, wenn sie das Elend als den Charakter des Landes darstellen. Es ist ein Irrthum; denn neben all diesem Elende, das Folge vergangener Zustände oder der Uebervölkerung ist, sieht man aller Orten neues Leben keimen, Kraft und Wohlstand und erwachte Energie, die beste Bürgschaft des dauernden Fortschritts. Wer nur auf der Straße reist und sich umsieht, der wird sich das Elend stets größer und allgemeiner denken; wer aber eindringt in die Familienkreise des Bürgers, mittlerer Klasse, (und diese ist sehr zahlreich), der wird finden, daß unter dieser Klasse durchschnittlich sogar mehr Wohlstand herrscht, als in Deutschland und Frankreich. Das größte Hemmniß einer raschern Entwickelung des Besserwerdens unter den untersten Klassen liegt in einem Umstande, gegen den die Regierung direkt am wenigsten vermag: – ich meine die unglaubliche Vermehrung der Bevölkerung. Kein Land in der Welt bietet in dieser Hinsicht eine solche Erscheinung dar. Sie spaltet das Eigenthum in immer kleinere Theile und schwächt folglich in gleichem Verhältnis die Keime des individuellen Wohlstandes. Namentlich sind es die Provinzen, in welchen das katholische Element das größte Uebergewicht hat, wo jene, an das Wunderbare grenzende Erscheinung der Bevölkerungszunahme mit ihren, das Elend mehrenden Folgen am meisten hervortritt.

Die Einwohnerzahl war:	1783	1791	1821	1844 (etwa)	Zuwachs im Ganzen:
in der Provinz Leinster	635,020	1,111,512	1,757,492	2,300,000	228 Prozent.
Munster	614,654	1,061,138	1,935,612	2,400,000	280
Ulster	505,395	1,337,274	1,898,491	2,550,000	410
Connaught	242,160	596,688	1,110,220	1,600,000	570

Connaught ist die rein-katholische Provinz, und hier, wo sich jedes Jahrzehnd [sic!] die Bevölkerung verdoppelt hat, ist es, wo seit Anfang dieses Jahrhunderts das Kriegsgesetz 28 Jahre lang geherrscht hat und Noth, Plünderung des Eigenthums und Mord zur Tagesordnung gehören.

Aber eine große, eine untilgbare Schuld Englands liegt darin, daß es einer solchen Uebervölkerung zusah, deren unausbleiblichen, furchtbaren Folgen es voraus berechnen konnte, und bis zur Stunde das unfehlbare Mittel dagegen nicht angewendet hat, das ihm sein unermeßlicher Territorialbesitz in allen Welttheilen im reichsten Maße darbietet. Es heißt Kolonisation im Großen. Wie leicht wäre es für England, das mit 25,000 Schiffen alle Meere beherrscht, dem armen Schwestervolke die Hand zu reichen, ihm für seinen Menschenüberfluß eine Brücke zu bauen zu einer andern Heimath auf britischer Erde! Aber das reiche England, das noch erst vor Kurzem mit 20 Millionen Pfund Sterling den Sklaven seines Westindiens Freiheit kaufte[2051], – das hatte bisher keinen Schilling für die Wegsiedelung der irischen Armen.

England ist der geborne, natürliche Pfleger der schwächeren Schwester. Es ist Bruder nicht nur, es ist der Vormund mit allen Pflichten desselben seit einem langen Zeitraum. Und es wird dereinst Rechenschaft über seine Vormundschaft geben müssen – eine schwere Rechenschaft wird es seyn; aber die Zeit wird kommen, wo das Geschick sie ihm abfordern wird.“

Und die Zeit ist näher, als Freund und Feind glauben. –

[2050] Die sehr freien Zitate – mit z. T. seitenlangen Auslassungen – stammen aus Jacob Venedeys (s. o.) zweibändigem Werk „Irland. […]. Zweiter Theil“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1844), S. 448ff. Die – übrigens ergänzte – Statistik finden wir dort z. B. in einer Anmerkung auf S. 453. Der letzte Absatz gibt wiederum ein Zitat aus einer Rede von Lord Henry Brougham (1778–1868) wieder, das dort auf S. 456 zu finden ist.

[2051] Infolge des am 28. August 1833 verabschiedeten „Slavery Abolition Act“ waren ab 1. August 1834 alle Sklaven im brit. Kolonialreich für frei erklärt worden; als Ausgleich für die hierdurch erlittenen finanziellen Verluste erhielten die brit. Sklavenhalter in der Karibik von der Londoner Regierung eine Entschädigung über £ 20.000.000,00.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 75-80 u. 89f.

CLXV. Dresden.

Vor undenklicher Zeit bildete Böhmens hochummauerter Kessel ein Binnenmeer, welches die zahlreichen Gewässer nährten, die den Wänden seines Berggürtels entströmten. Einst brach der Fluthen mächtiger Druck die vielleicht von unterirdischem Feuer gelockerte nördliche Scheidewand, und durch das also geöffnete Thor, die dahinter liegende Hügellandschaft mit unwiderstehlicher Wuth zerreißend, ergoß sich das entfesselte Element über die Schiefebene Norddeutschlands hinab zum Ocean. Aus dem See war Land geworden, und die Flüsse und Quellen der Bergwände, seiner ehemaligen Ufer, sammelten sich in Böhmens Thälern zum Strome, der in der Richtung, welche des Sees Gewässer genommen hatten, das Weltmeer suchte. So ist die Elbe entstanden, und so jene wild-romantische Gegend voller Schluchten und Felstrümmer an Böhmens Thor, die, als sächsische Schweiz, zum Ziele wird und zum Sammelplatze für so viele Reisende. Gleichsam am Eingange zu dieser berühmten Gegend (Mainz zu vergleichen, an der Pforte zum Rheingau) liegt, im Elbthale, zu beiden Seiten des Stromes, Dresden, des Sachsenlandes heitere Königsstadt.

Viele der Residenzen deutscher Fürsten sind neuern Ursprungs; so auch Dresden. Auf der Stelle der heutigen Neustadt stand im 13ten Jahrhundert ein Fischerdorf; auf dem jenseitigen Ufer reichte Urwald bis dicht an den Strom. Um 1290 erbaute sich Heinrich der Erlauchte[2052], der Meißner Markgraf, an dieser Stelle ein Jagdschloß, und später machte er's zu seiner bleibenden Wohnung. Er ward dadurch Dresdens Gründer; denn das fürstliche Hoflager lockte eine Menge Kolonisten herbei; die meisten Einwohner des Dorfes jenseits zogen auch herüber, und bald war ein Flecken entstanden, wo jetzt die Altstadt steht, der so zunahm, daß zu Ende des 14ten Jahrhunderts Dresden schon eine ansehnliche Stadt hieß.

Um diese Zeit hatten sich Bevölkerung und Kultur ganz auf das linke Ufer gezogen; das rechte war öde und wurde von den Fürsten als Jagdrevier benutzt. Unter Albrecht dem Einäugigen[2053] ward zuerst wieder, durch Gründung eines Klosters, mit dem Anbau desselben begonnen; ein Flecken entstand, und Alt-Dresden, wie man den Ort nannte, bekam später städtisches Recht. Es blühete bis zum Einfall der Hussiten[2054], die es gänzlich zerstörten. Späterer Wiederaufbau ließ es bis zum dreißigjährigen Krieg bedeutungslos.

In diesen unruhigen Zeiten wurde aber die Neustadt befestigt, und eine Menge begüterter Landleute suchten vor des Krieges Drangsal und Gräuel in ihren geschirmten Mauern Zuflucht und eine bleibende Stätte. Ihre Bevölkerung mehrte sich während dieser Periode um das Dreifache, und auch in der Altstadt war sie sehr gewachsen. Dabei hatte Dresden das Glück, nie eine Belagerung ausstehen zu müssen. Pest und Seuchen, die damals Deutschland entvölkerten, gingen zwar nicht ohne Einkehr vorüber: doch hatte Dresden weniger davon zu leiden, als die meisten andern deutschen Städte. Noch im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts stieg die Einwohnerzahl auf 26,000.

Aber die eigentliche Glanzperiode Dresdens beginnt erst mit dem Regierungsantritt Georg des Zweiten[2055], dessen Prachtliebe Adel, Künstler, Kaufleute und Handwerker aus der Nähe und Ferne in

---

[2052] Heinrich III., der Erlauchte (ca. 1215–1288). seit 1221 Markgraf von Meißen und der Lausitz sowie seit 1247 als Heinrich IV. Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen.

[2053] Albrecht II., der Entartete (1240–1314), von 1265 bis 1294 Landgraf von Thüringen, von 1265 bis 1292 Pfalzgraf von Sachsen und von 1288 bis 1292 auch Markgraf von Meißen.

[2054] Im Oktober 1429.

[2055] Johann Georg II. (1613–1680), seit 1656 Kurfürst von Sachsen und Erzmarschall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Menge nach der Residenz zog. Viele Anlagen, die jetzt noch zu den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt gehören, z. B. der große Garten[2056] mit seinem Schlosse, das alte Opernhaus[2057] etc. entstanden in dieser Zeit, welche unter der Regierung August des Zweiten, des Starken[2058], oder des Verschwenders, ihren höchsten Glanz erreichten. Unter diesem, von der polnischen Königskrone geblendeten, despotischen, üppigen, aber Kunst und Wissenschaft liebenden und pflegenden Fürsten verdoppelte sich die Häuser- und Volkszahl der Residenz, die sich mit einer Menge Palläste verschönerte, durch deren Bau freilich für die wahre Kunst nichts gewonnen wurde, denn sie tragen den Styl des verdorbenen französischen Geschmacks[2059]. Besonders waren es die Neu- und Friedrichsstadt, welche sich damals erweiterten und verschönerten, und erstere wurde durch eine der prachtvollsten Brücken in der Welt mit der Altstadt verbunden.

Der zweite schlesische[2060], noch mehr aber der siebenjährige Krieg[2061], der ganz Sachsen, von Feinden wie von Freunden gepeinigt, die tiefsten Wunden schlug, setzte dem weitern Aufblühen Dresdens ein Ziel, und untergrub seinen Wohlstand auf lange Zeit. August der Dritte[2062] hatte bei seinem Regierungsantritt den Willen bethätigt [sic!], seines Vaters Verschönerungspläne für die Hauptstadt fortzusetzen; er baute die katholische Kirche und bereitete die Ausführung großer Projekte vor, als der Krieg seiner Thätigkeit eine andere Richtung gab. Dresden fiel mehrmals in Feindes Gewalt. Es wurde schwer gebrandschatzt, und in der Belagerung von 1760 gingen sämmtliche Vorstädte und ein großer Theil der Stadt selbst in Feuer auf. Nach dem Frieden war an Wiederaufbau, nicht an Verschönerung und Erweiterung Dresdens zu denken.

Friedrich August's[2063] lange und väterliche Regierung hatte mehr das Glück und den Wohlstand seines Landes im Auge, als die Verzierung seiner Residenz, was wohl von Fürsten nur zu oft auf Kosten jenes geschehen ist und noch geschieht. Baute der gute König selbst wenig, so erlebte er dagegen die Freude, als Zeichen des wachsenden Wohlstandes, desto mehr Bürger bauen zu sehen, und erstanden auch nicht wichtige, für die Kunstgeschichte interessante Monumente der Kunst, so erheiterten doch die Menge schöner, neuer Häuser, welche an der Stelle von alten und schlechten sich erhoben, und die unzähligen Villen in der Umgebung, der Hauptstadt Ansehen von innen und außen auf die wohlthuendste Art. Aus den gefahrvollen Stürmen des Völkerkampfes von 1813, der Sachsens Fluren in fünf Hauptschlachten mit dem Blute von 500,000 Kriegern tränkte, ging Dresden, der eigentliche Wendepunkt des Napoleon'schen[2064] Ringens um die Herrschaft über Deutschland und über Europa,

---

[2056] Der Große Garten war ab 1676 auf Geheiß des Kurfürsten Johann Georg III. (1647–1691) angelegt und im Laufe der Geschichte mehrfach erweitert worden, so daß er heute auf einer Fläche von circa 1,8 Quadratkilometern einen annähernd rechteckigen Grundriß aufweist.

[2057] In dem nach Plänen von Matthäus Daniel Pöppelmann (1662–1736) erbauten Opernhaus am Zwinger hob sich im Jahre 1719 erstmals der Vorhang. Während des Dresdner Maiaufstands am 6. Mai 1849 brannte es ab und wurde daraufhin abgetragen. Bereits von 1838 bis 1841 war jedoch unmittelbar nördl. des Zwingers ein neues Königl. Hoftheater, der Vorgängerbau der Semperoper, nach Plänen von Gottfried Semper (siehe hierzu S. 690, Anm. 2124) errichtet worden.

[2058] Friedrich August I. (poln. August II Mocny, August II. der Starke; 1670–1733), seit 1694 Kurfürst und Herzog von Sachsen sowie ab 1697 in Personalunion als August II. König von Polen-Litauen.

[2059] Des Barocks, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[2060] Der 2. Schlesische Krieg von 1744 bis 1745 war sowohl Teil des Österr. Erbfolgekrieges (siehe hierzu S. 852, Anm. 2624) als auch das Ringen zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Schlesien. Während Preußen mit Frankreich verbündet war, bildete Österreich eine Allianz mit Sachsen, Großbritannien und den Niederlanden.

[2061] Siehe hierzu S. 643, Anm. 1931.

[2062] Friedrich August II. (poln. Fryderyk August III; 1696–1763), seit 1733 Kurfürst von Sachsen sowie als August III. König von Polen-Litauen.

[2063] Friedrich August (1750–1827), von 1763 bis 1803 als Friedrich August III. Kurfürst, seit 1806 als Friedrich August I. König von Sachsen. Er wurde im Anschluß an die Völkerschlacht bei Leipzig (16.–18. Oktober 1813) von Preußen gefangengenommen und erst im Mai 1815 wieder freigelassen.

[2064] In der Schlacht um Dresden, die am 26./27. August 1813 zwischen frz. Truppen unter Napoléon und dem Hauptheer der verbündeten Armeen Österreichs, Preußens und Rußlands unter Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg (1771–1820) stattfand, errang der Korse einen seiner letzten Siege auf deutschem Boden.

wenn auch nicht ganz unverletzt, doch wunderbar errettet hervor, und des Krieges Drangsale konnte es leichter verschmerzen, als die unerwartete Frucht des Siegs deutschen Freiheitsmuthes und des Friedens: – die Gefangenhaltung des rechtschaffensten Fürsten, die fremde Administration des Landes, und endlich – dessen Zerstückelung.

Während der letzten Regierungsperiode August's und unter seinen Nachfolgern, Anton[2065] und dem jetzt regierenden Könige[2066], ist Alles geschehen, was gute Fürsten vermögen, um nach so schwerer Verwundung des Staatskörpers dessen Verblutung zu hindern und seiner Entkräftung ein Ziel zu setzen. Maasregeln großer Einschränkung und Sparsamkeit in der Verwaltung, wie am Hofe, eben so nothwendig, als segenbringend für das Land, mußten doch in der Hauptstadt schmerzlich empfunden werden. Aber nie hat man dort die Ursache vergessen, oder ihren Zweck mißverstanden. Jeder weiß, daß die Zerstückelung des Landes allein es verschuldete, daß, während (seit dem Frieden) in Deutschland sich die Volkszahl um 20 Prozent vermehrt hat und die aller Residenzen fast um das Doppelte gewachsen ist, Dresdens Einwohnerzahl um fast 5000 abnahm. Nur in den letzten Jahren hat sie keine weitere Minderung erfahren. Man schätzt sie jetzt auf 58,000.

Trotz so ungünstiger Verhältnisse ist Dresden in dem Wettlaufe der größern deutschen Städte nach Verschönerung, nicht zurück geblieben. Seit dem Frieden sind die Festungswerke geschleift worden und an ihre Stelle traten öffentliche Spaziergänge, schöne Gärten und freundliche Wohnungen, von denen sich viele durch geschmackvollen und edlen Styl auszeichnen. Großartige und prächtige Bauwerke, wie in München, Berlin u. s. w. sieht man hier zwar nicht unter den Hervorbringungen der neuesten Zeit; doch vermißt man sie auch weniger an einem Orte, der für seine Größe eine bedeutende Menge von Pallästen und Prachtbauten aus früherer Zeit besitzt. Nur muß man an den Styl derselben keine andere Anforderungen stellen, als solche, welche die Zeit zuläßt, in der sie errichtet worden; leider eine Zeit des verdorbensten Geschmacks, wo man den Palladio karrikirte und das Schnörkelwesen auch in der Baukunst auf dem Throne saß. Wir dürfen nur das sogenannte Japanische Palais[2067] nennen, das der Prinzen[2068], das Brühlsche[2069] und das Coselsche[2070], alle aus der Zeit der Auguste, und die letzten beiden zugleich Denkmäler einer mehr als nur tadelnswerthen Verschwendung. Der sogenannte Zwinger[2071], merkwürdig als ein Muster des Manierirten und Kleinlichen des Styls in seiner größten Übertreibung, war ursprünglich als Vorhof zu einem königlichen Pallaste bestimmt, der alles Vorhandene an Pracht überstrahlen sollte, aber nie gebaut worden ist. In seiner fragmentarischen Gestalt mit seiner schönen Orangerie, seinem verfallenen Nymphenbade und schlecht unterhaltenen Springbrunnen

---

[2065] Anton (1755–1836), seit 1827 König von Sachsen.

[2066] Friedrich August II. (1797–1854), seit 1836 König von Sachsen.

[2067] Das ursprüngliche, heute als solches nicht mehr zu erkennende Gebäude geht auf ein von Matthäus Daniel Pöppelmann (siehe hierzu S. 682, Anm. 2057) für Jakob Heinrich Graf von Flemming (1667–1728) im Jahre 1715 errichtetes Lustschloß zurück. Im Laufe der Geschichte vielfach umgebaut, wurde es im 2. Weltkrieg durch Brand erheblich beschädigt. Die Wiederherstellungsarbeiten des Außenbaues, sowie die Rekonstruktion einiger Innenräume zogen sich von 1951 bis 1987 hin. Heute beherbergt das Gebäude das Museum für Völkerkunde und die Senckenberg Naturhistorischen Sammlungen.

[2068] Das Palais der Sekundogenitur war von Friedrich August Krubsacius (1718–1789) in den Jahren 1764 bis 1770 für Johann Georg (1704–1774), Chevalier de Saxe, einen illegitimen Sohn Friedrich Augusts II. (siehe hierzu S. 682, Anm. 2062), erbaut worden. Bei den Luftangriffen auf Dresden im Februar 1945 brannte es aus, und die Ruine wurde 1951 abgerissen.

[2069] Der in mehreren Bauabschnitten errichtete dreigeschossige Bau war von 1737 bis 1753 von Johann Christoph Knöffel (1686–1752) für den Grafen Heinrich von Brühl (siehe hierzu S. 689, Anm. 2123) errichtet worden. Im Jahr 1900 wurde das Palais abgetragen, um an dessen Stelle das Ständehaus zu errichten.

[2070] Der General Friedrich August von Cosel (1712–1770) hatte es sich in den Jahren 1762 bis 1764 von Julius Heinrich Schwarze (1706–1775) als Wohnpalais errichten lassen. Im Februar 1945 wurde das Palais bei den Luftangriffen auf Dresden zerstört. Die Flügelbauten wurden von 1973 bis 1975 wiederaufgebaut, das Hauptgebäude wurde von 1998 bis 2000 rekonstruiert. Das Palais wird heute als Bürogebäude und Restaurant genutzt.

[2071] Der Zwinger entstand ab 1709 als Orangerie und Garten sowie als repräsentatives Festareal nach Plänen von Matthäus Daniel Pöppelmann (siehe hierzu S. 682, Anm. 2057). Die Bombenangriffe vom 13. und 14. Februar 1945 trafen den Zwinger schwer und verursachten umfassende Zerstörungen. Seit etwa 1963 befindet sich der Zwinger äußerlich wieder weitgehend in einem baulichen Zustand wie vor dem Krieg.

und Statuen nimmt er sich sonderbar genug aus. Früher wurde er zu Hoffesten benutzt. Schauspiel[2072]- und Opernhaus[2073] haben ein fast ärmliches Ansehen und stehen, sowohl in ihrem Aeußern, als ihrer innern Einrichtung nach, denen anderer Königsstädte auffallend nach. Das Schloß im großen Garten ist etwas verfallen und der Garten selbst giebt in seinem jetzigen Zustande nur noch eine schwache Ahnung von dem, was dieser Ort der zauberischen Hoffeste in den Zeiten der prachtliebenden Auguste gewesen war. Doch hat er schöne Parthien mit reizenden Blicken über das Elbthal, er ist der Prater der Dresdener und an schönen Sommerabenden findet sich hier ein fröhliches buntes Gewühl.

Das königliche Schloß, von Kurfürst Georg dem Bärtigen[2074] in deutschem Styl erbaut, von dem zweiten August im schlechtesten französischen Geschmack vergrößert, ist groß, im Innern prachtvoll; aber seine nach dem Strom gekehrte Hauptfronte ist verbaut. Die interessanteste Ansicht ist die vom Hofe aus, ein herrlicher Raum, wo sonst Turniere und Ringelrennen gehalten wurden.

Unter den Kirchen Dresdens zeichnet sich die Frauenkirche[2075] mit ihrem schönen Dom durch Größe und Styl, – die katholische Kirche[2076] durch Schmuckreichthum von innen und außen aus. Auf den Bau der letztern wendete August III., in der Mitte des 18. Jahrhunderts, 3 Millionen. Schöne Gemälde zieren sie und das Altarblatt, eine Auferstehung Christi von Raphael Mengs[2077], nennt man des Meisters Hauptwerk.

Aber nicht die architektonische Pracht seiner Palläste und Tempel, die Kunstschätze, die Dresden bewahrt, sind's, was um seinen Namen einigen Heiligenschein wirft, der über die Welt hin leuchtet. In den verschwenderischen, aber kunstliebenden Augusten hatte es seine Mediceer und Herder's Wunsch:

„Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt,"[2078]

hat selbst der Kriegsgott erhört. In Zeiten, wo kein Privateigenthum sicher war, geschweige des Staats, blieb Dresdens Kunstheiligthum doch unangetastet. – Zuerst verdient die Gemäldegallerie Erwähnung, die vor einigen Jahren neu geordnet in einer großen Anzahl von Sälen und Zimmern des königlichen Schlosses aufgestellt ist. An Werken der italienischen und niederländischen Schulen ist diese Sammlung eine der reichsten in der Welt. Von Rubens sind 30 Bilder da (die Löwenjagd, das QUOS EGO, Meleager und Atalanta etc.), von Van Dyck 18, (Danae, König Karl I.[2079]), viele Rembrandts (Bildnisse von ihm selbst mit seiner Frau, seiner Mutter und Tochter), von Ostade[2080], (der Meister in seiner

---

[2072] Hiermit ist wohl das Morettische Opernhaus gemeint, das im Jahre 1761 errichtet worden war (der hölzerne Vorgängerbau datierte aus den Jahren 1754/55); es erhielt seinen Namen nach dem ersten Impresario Pietro Moretti (Lebensdaten nicht bekannt). 1780 wurde das Haus zum Hoftheater erhoben, 1841 nach der Fertigstellung des ersten Hoftheaters (siehe hierzu S. 682, Anm. 2057) von Gottfried Semper (siehe hierzu S. 690, Anm. 2124) abgebrochen.

[2073] Siehe hierzu S. 682, Anm. 2057.

[2074] Georg der Bärtige (1471–1539), seit 1500 Herzog von Sachsen sowie Herzog von Sagan.

[2075] Die Dresdner Frauenkirche war von 1726 bis 1743 nach einem Entwurf von George Bähr (1666–1738) erbaut worden, wobei diesem die von Giovanni Antonio Viscardi (1645–1713) bei Neumarkt i. d. Opf. erbaute Wallfahrtskirche Maria Hilf als Vorbild diente. Das Gotteshaus wurde bei den Luftangriffen auf Dresden in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 durch den in Dresden wütenden Feuersturm schwer beschädigt und stürzte am Morgen des 15. Februar ausgebrannt in sich zusammen. Während DDR-Zeiten fungierte die Ruine als Mahnmal gegen Krieg und Zerstörung. Erst 1994 begann der überwiegend durch Spenden finanzierte Wiederaufbau, der bereits 2005 abgeschlossen werden konnte.

[2076] Die Kath. Hofkirche war in den Jahren 1739 bis 1755 nach Plänen von Gaetano Chiaveri (1689–1770) errichtet worden. Während der Luftangriffe auf Dresden vom 13. bis 15. Februar 1945 wurde die Kirche mehrfach von Sprengbomben getroffen; der Wiederaufbau dauerte bis 1965.

[2077] Anton Raphael Mengs (1728–1779).

[2078] Distichon aus Johann Gottfried Herders „Adrastea. […]. Dritter Band", (Leipzig: J. F. Hartknoch 1802), S. 56: „Blühe, deutsches Florenz, mit Deinen Schätzen der Kunstwelt! \ Stille gesichert sei Dresden Olympia uns! \ Phidias-Winckelmann erwacht' an Deinen Gebilden, \ Und an Deinem Altar sprossete Raphael-Mengs."

[2079] Karl I. (1600–1649; hingerichtet), seit 1625 König von England, Schottland und Irland.

[2080] Adriaen van Ostade (1610–1685).

Werkstatt), Bol[2081], Mieris[2082], Gerhard Dow[2083], Teniers[2084] mehre. – Bewundernswürdig sind die Wouvermanns[2085], und von den schönsten Werken Adrian van der Werfs[2086] sieht man eine ganze Reihe. Vortreffliche Paul Potter's[2087], Van der Neer's[2088], Both's[2089], Goyen's[2090], Snyder's[2091], Berghem's[2092], Everdingen's[2093]; auch köstliche Stillleben von de Heem[2094], Huysum[2095], Eckhout[2096] etc. erfreuen in großer Zahl. Hervorstechende Zierden sind Ruysdaels[2097] Jagden und Wasserfälle und die Architekturbilder von Steenwyck[2098]. In der deutschen Schule ist Holbein's[2099] Muttergottesbild die Perle; die Lukas Kranach, einige Dürer, Tafeln von van Eyck und Lukas von Leyden[2100] gehören zu den besten Werken dieser Meister. Aus der französischen Schule sind zwei herrliche Claude[2101] und die heroischen Landschaften von Poussin[2102] berühmt. – Die Säle der Italiener (Hauptschätze wurden im Kaufe der Modenesischen Gallerie durch August III. für 1,200,000 Thaler erworben) haben einen Reichthum an Corregio's[2103], wie keine Sammlung in der Welt, und nirgends kann man diesen großen Künstler besser studiren, als hier. Seine Nacht, seine Madonna des heiligen Franziskus, seine Magdalena sind weltbekannt.

Giulio Romano[2104], Tizian (dessen lebensathmende Venus, der Zinsgroschen etc.), Andrea del Sarto[2105], die beiden Palma[2106], Paul Veronese[2107] (die Kreuztragung), die Carracci[2108], Guido[2109], die Albani[2110] werden durch viele ihrer schönsten Erzeugnisse repräsentirt. Carlo

---

[2081] Ferdinand Bol (1616–1680).

[2082] Frans van Mieris d. Ä. (1635–1681).

[2083] Gerard Dou (1613–1675).

[2084] David Teniers d. Ä. (1582–1649) und d. J. (1610–1690), Abraham (1629–1670) und David Teniers III. (1638–1685).

[2085] Philips Wouwerman (1619–1668).

[2086] Adriaen van der Werff (1659–1722).

[2087] Paulus Pieterszoon Potter (1625–1654).

[2088] Eglon Hendrick van der Neer (1635 o. 1636–1703).

[2089] Andries Both (1612 o. 1613–1641).

[2090] Jan Josephszoon van Goyen (1596–1656).

[2091] Der fläm. Maler Frans Snyders (1579–1657).

[2092] Nicolaes Pietersz Berchem (1620–1683).

[2093] Allart van Everdingen (1621–1675).

[2094] Cornelis de Heem (1631–1695).

[2095] Jan van Huysum (1682–1749).

[2096] lbert Eckhout (ca. 1607–1665/66).

[2097] Jacob Isaackszoon van Ruisdael (ca. 1628/29–1682).

[2098] Hendrick van Steenwyck d. J. (ca. 1580–ca. 1649).

[2099] Hans Holbein d. J. (1497 o. 1498–1543). Bei diesem Bild handelt es sich jedoch um eine Kopie von der Hand Bartholomäus' Sarburgh (ca. 1590–1637).

[2100] Lucas Hugensz van Leyden (1494–1533).

[2101] Claude Lorrain (1600–1682).

[2102] Nicolas Poussin (1594–1665).

[2103] Antonio da Correggio (eigentl. Antonio Allegri; 1489–1534).

[2104] Giulio Romano (eigentl. Giulio di Pietro Gianuzzi; 1499–1546).

[2105] Andrea del Sarto (eigentl. Andrea d'Agnolo di Francesco di Luca di Paolo del Migliore; 1486–1530).

[2106] Jacopo (ca. 1480–1528) und Jacopo Palma d. J. (ca. 1548–1628).

[2107] Paolo Veronese (eigentl. Paolo Cagliari; 1528–1588).

[2108] Annibale Carracci (1560–1609).

[2109] Guido Reni (1575–1642).

[2110] Francesco Albani (1578–1660); darüber hinaus gibt es noch zahlreiche ital. Maler namens Albani, die in diesem Zusammenhang noch in Frage kämen.

Dolce's[2111] himmlische Cäcilia, Battoni's[2112] reizende Magdalena, Guercino's[2113] Loth, die heilige Nacht des Carlo Maratti[2114], Hero und Leander von Mola[2115] sind ächte Perlen der Kunst. Aber die Krone der ganzen Sammlung und aller Bilderschatze der Welt ist der einzige Raphael – die sistinische Madonna*)[2116]. Ursprünglich für das Kloster der Benediktiner zu Piazenza gemalt, erkaufte diesen unschätzbaren Juwel König August der Dritte vor etwa 100 Jahren für die geringe Summe von 17,000 Dukaten.

Die Einrichtungen, welche den Genuß solcher Kunstschätze dem Publikum zugänglich machen, und angehenden Künstlern das Studium derselben ermöglichen und erleichtern, sind musterhaft und in jenem liberalen Geiste, der dem Regentenhause Sachsens seit jeher innewohnt.

In den schönen Sälen des japanischen Pallastes sind die königliche Bibliothek (täglich von 11 bis 1 Uhr geöffnet), die Antikensammlung, das Münzkabinet und die Porzellansammlung aufgestellt. Das weltberühmte Kupferstichkabinet in den Sälen des Zwingers (jetzt unter der Leitung Frenzel's[2117], Heineke's[2118] würdigem Nachfolger) besitzt an 200,000 Blätter, und die größten, besonders die ältesten Meister, sind hier in einer Vollständigkeit vorhanden, wie sie selbst die Wiener und Münchner Sammlungen entbehren. Im nämlichen Pallaste befindet sich auch das sogenannte grüne Gewölbe, eine sehr zahlreiche und höchst kostbare Sammlung von Seltenheiten, Juwelen und künstlichen Arbeiten in Elfenbein und Alabaster, Metallen und Edelsteinen, zu der, in besonderen Zimmern, Sammlungen von Uhren und Gewehren, von Anfang der Erfindung an, und viele Hunderte von künstlichen Modellen von Maschinen und merkwürdigen Gebäuden des Alterthums gehören. Vieles Unbedeutende und manche Spielereien sind hier mit dem Kostbarsten zusammengehäuft, und eine Sonderung thäte Noth.

Schöner und herrlicher aber als alle Kunst ist Dresden's Natur, und in dieser Beziehung gebührt ihm der Preis vor allen andern Königsstädten Deutschlands. Auf der einen Seite sieht es den prachtvollen Strom langsam und majestätisch durch ein breites und üppiges Thal sich winden, dessen, der Mittags-Sonne zugekehrten Wände Weinberge bedecken, mit unzähligen Winzerhäuschen und Villen; auf der andern Seite, nach Böhmen hin, breitet sich aus jene Landschaft mit den finstern und romantischen Thälern, mit Vesten und den Trümmern von Raubritterburgen auf wundersam gestalteten Felsen, voll wilder Bergströme, die bald in tiefen Schluchten brausen, bald als Kaskaden und Wasserfalle hoch herabstürzen; mit einem Worte: die sächsische Schweiz. Die Betrachtung der schönsten Punkte derselben aber sparen wir für eine besondere Beschreibung auf.

[2111] Carlo Dolci (1616–1686).

[2112] Pompeo Girolamo Batoni (1708–1787).

[2113] Giovanni Francesco Barbieri, genannt Il Guercino (1591–1666).

[2114] Carlo Maratta (1625–1713).

[2115] Pier Francesco Mola (1612–1666).

[2116] *) Seit 4 Jahren ist ein bekannter Künstler, in Auftrag bei bibliographischen Instituts, beschäftigt, dieses Bild, noch etwas größer, als das berühmte Müller'sche Blatt, in Stahl zu stechen: – ein Werk, das, vollendet, die Kunstwelt als eine der großartigsten und herrlichsten Erscheinungen zu erfreuen verspricht.

[2117] Johann Gottfried Abraham Frenzel (1782–1855) war bereits seit 1814 Inspektor der Sammlungen, ab 1844 deren Direktor.

[2118] Carl Heinrich von Heine(c)ken (1707–1791), von 1746 bis zu seiner Absetzung im Jahre 1763 Direktor des Dresdner Kupferstichkabinetts.



DRESDEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



Das neue MUSEUM in DRESDEN

Aus d.Kunstanst.d.Bibl.Instit.in Hildbhsn. Eigenthum d.Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 101-104.

Das neue Museum in Dresden.[2119]

Betrachte einen Blumenstrauch. Die Wurzeln saugen in der dunkeln Tiefe die Nahrung ein, die durch Stamm und Stengel aufwärts zieht in Zweige und Blätter. Diese, geschmückt und gelabt vom Thau der Sternennacht, erwachen zum heiteren Spiel mit Morgenlüften und Sonnenstrahlen und sind der Menschen Freude. In der Höhe streben, gar sorgsam gepflegt, die Knospen empor, und wenn diese sich endlich zu Blumen entfalten, so lenken sie alle Blicke auf sich, sie sind der ganzen Pflanze Haupt und Zweck und letzte Vollendung. Die armen Wurzeln! sie wühlen fort und fort in der Erde dunklen Klüften, während ihr Werk, die Blüthenkrone, im Sonnenglanze strahlt.

Nicht anders ist's am Baum der Menschheit: Wie arbeiten die braunen harten Wurzeln der Hände, wie ringen sie die nährenden Stoffe der Erde ab, die alle nach oben ziehen in Stamm und Aeste, Zweige, und Blätter des Baums, aber der Strahl der Augen, den die Sorge des Tags zur Erde kehrt, dringt, nicht von der dunkeln Tiefe hinauf bis zur Erkenntniß der Blüthen, welche die Krone zieren. Es ist ein gerechter Stolz, der uns erhebt, wenn wir vor den schönsten Schöpfungen des menschlichen Geistes stehen; aber ist die Wehmuth ungerecht, die uns erfüllen muß bei dem Gedanken, daß von den Millionen, aus deren Händen diese Schöpfungen hervorgegangen oder mit deren saurem Schweiß diese Schätze zusammengebracht worden, kaum Tausende zum wahren Genuß derselben befähigt und/berufen sind? Der Stolz thut wohl daran, beim Gang durch die geweihtesten Hallen der Künste auch die Demuth zum Geleit zu nehmen. – Der Blumenstrauch aber gibt uns mit seinem Bilde die Lehre, daß auch in der Menschheit, trotz alles Forschens und Strebens, Mühens und Opferns für allgemeine Völker-Bildung und Menschen-Veredelung, die auf- und absteigende Ordnung der Natur bleibt, wie sie war und ist. Wie das Kind zu allen Zeiten und in allen Ständen seine Puppe und seinen Nußknacker dem Apoll von Belvedere[2120] und der mediceischen Venus[2121] vorziehen wird, so wird der arme Wurzelmensch nach wie vor den Nürnberger Bilderbogen und das goldbeklebte Heiligenblatt mit demselben Maß von Bewunderung, Freude und Genuß betrachten, wie der glückliche Blüthenmensch eines Cornelius[2122] jüngstes Gericht oder die gefeiertste Madonna eines Raphael. –

„Brühl[2123], habe ich Geld?" – „„Ja, Sire!"" – In Folge dieser Unterhaltung zwischen dem sächsischen Kurfürsten und Polenkönig August III. und seinem Minister entstand die unschätzbare Kunstsammlung, für welche die Gegenwart einen neuen, würdigen Tempel errichtet hat. Es war hier in der That der Schweiß der harten braunen Hände, dem des Landes Hauptstadt das Herrlichste verdankt von Allem, was sie Herrliches umschließt. Es geht von dem Werths desselben nichts verloren, wenn wir mitleidig und entrüstet des unglücklichen Volks gedenken, dem zu dem Zweck Millionen Thaler Steuern abgepreßt werden mußten, während die Schuldenlast des Staates von 20 auf 100 Millionen anschwoll;

[2119] Vgl. hierzu den Artikel „Das neue Dresdener Museum" in dem von Friedrich Steger (1811–1874) herausgegebenen „Ergänzungs-Conversationslexikon der neuesten Zeit auf das Jahr 1855/56. […]." (Leipzig u. Meißen: Ergänzungsblätterverlag [1856]), 11. Bd., S. 321-328. Entweder diente dieser Artikel als Vorlage oder – was mir als das Wahrscheinlichere erscheint – die beiden Artikel stammen aus derselben Feder.

[2120] Beim Apollo (griech. Ἀπόλλων) von Belvedere handelt es sich um die Kopie einer griech. Marmorskulptur, die Ende des 15. Jhd.s in der Villa Neros (37–68; Selbstmord) in Anzio (lat. Antium) wiederentdeckt wurde und seitdem als ein herausragendes Beispiel klassischer Bildhauerkunst gilt. Sie befindet sich im Statuenhof des vatikanischen Belvedere und ist Teil der Antikensammlung der Vatikanischen Museen.

[2121] Die Venus Medici, eine im 1. Jhd. v. Chr. entstandene Statue vom Typus der „Venus pudica", der verschämten Venus.

[2122] Peter von Cornelius (1783–1867).

[2123] Der sächs. Premierminister Heinrich von Brühl (1700–1763).

auch dadurch nicht, daß die Geschichte uns belehrt, wie nicht die reine Liebe zur Kunst, sondern die maß- und rücksichtsloseste Prunksucht und Herrschgier eines ausschweifenden Fürsten und dessen Ministers freche Gelüste zu Veruntreuungen in kolossalem Style (derselbe bat, nach gerichtlichem Ausweis, Fürst und Land um 5,300,000 Thaler betrogen), bei der Aufhäufung dieser Kunstschätze geleitet. Der Werth derselben kann vielmehr nur um so größer erscheinen, wenn wir sie als das Einzige betrachten müssen, was von den vielen verschwendeten Millionen aus Sachsens unglücklichster Zeit dem Lande von dauerndem Werths und der Nation von unvergänglichem Schmuck geblieben ist.

Die Geschichte der Entstehung der Dresdener Gallerie öffnet auch auf italienischer Seite den Einblick auf einen Pfuhl von Habsucht und Treulosigkeit, der durch die dazwischen auftauchende patriotische Reue der Italiener über den Verlust ihrer gepriesensten Kunstkleinodien nur um so widerlicher wird. In Dresden befand sich bereits eine Kunstkammer, deren Begründung noch in das sechzehnte Jahrhundert fällt. Sie enthielt neben hauptsächlich altdeutschen Bildern nur sehr wenige von ausländischen großen Meistern. Des Kurprinzen August III. Reise in Italien hatte seinem Kunstsinne die Richtung angewiesen, in welcher später des Königs Wünsche ihre Befriedigung suchten. Die häufigen Geldverlegenheiten der italienischen Großen und die Geldgier ihrer Diener bahnten den Weg dazu, aber die Furcht vor der öffentlichen Meinung, in welcher sich damals noch italienischer Kunststolz wie in den Schichten des Volks ein ehrenhaftes Nationalgefühl aussprach, zwang sowohl Käufer als Verkäufer zur Vorsicht. Heimlich und unter falschen Namen wählten die sächsischen Unterhändler die Bilder aus und ihre Korrespondenz mit Brühl geschah mittelst einer Chiffreschrift. Ebenso mußten berühmte Bilder als andere Waare verpackt und so förmlich zum Lande hinausgeschmuggelt werden. Den Rechnungen für die Gemälde sind wunderliche Verzeichnisse von Geschenken für die italienischen Unterhändler beigefügt, Silberzeug, Chokolade und allerlei Sümmchen für Geschäftsführer und Domestiken. So ging man damals in Italien mit den Werken des höchsten Ruhms der Nation um. und heute noch ist Italien das bevorzugte Revier für russische und englische Kunstjäger. Mag nun Verarmung einzelne Familien zur Aufopferung solcher Zeugen des alten Glanzes nöthigen, oder steigende Geldliebe gesunkenem Kunstsinn die Hand zu deren Veräußerung fuhren, für Italien ist es gleichgültig, wohin die Bilder kamen, deren Erhaltung ihm doch nicht möglich war, für Deutschland aber sind sie eine Quelle edelster Kunstbildung geworden, nicht eingesperrt in Eremitagen und adelige Landsitze, sondern aufgethan für Jeden, der aus ihr schöpfen will.

Binnen zwanzig Jahren, von 1743 bis 1763, dem Todesjahre Augusts III., wurde der Ankauf dieser Muster-Gallerie vollendet. Er begann mit der Erwerbung von 100 Bildern aus der modenesischen Sammlung, darunter die sämmtlichen Prachtstücke der Bologneser Schule. Damit war der Handel eröffnet, die blanken Münzen des sächsischen Hofs verschafften ihm einen lebhaften Fortgang. Aber erst 1753 konnte die Perle der Dresdener Sammlung, Raphael’s Sixtinische Madonna, erlangt werden. Sie kostete 60,000 Thaler und eine Kopie in gleicher Größe, ein selbst für den damaligen Geldwerth geringer Preis. Mit den Massenankäufen in Prag kamen die besten Van Dyks und Rubens, mit denen in Paris die schönsten Wouvermans nach Dresden und so häufte sich durch fortgesetzte Erwerbungen die Sammlung bis auf 2000 Stück, zu deren Neuaufstellung im alten Galleriegebäude (1835) man drei Jahre gebraucht hatte. Seitdem hat dieselbe noch manchen neuen Zuwachs erhalten und vor zwei Jahren übersiedelte sie in ihre neue und ihrer würdigere Behausung, das neue Museum.

Der im vierten Bande des Universums beschriebene sogenannte Zwinger in Dresden war ursprünglich als Vorhof zu einem königlichen Palaste bestimmt, der alles Vorhandene an Pracht überstrahlen sollte, aber nie gebaut worden ist. Dieser Prachtpalast ist nun gebaut. Das neue Museum nimmt diese Stelle ein. Aus den Zwingergebäuden sind die Propyläen des Tempels der Kunst geworden.

Semper[2124], der Baumeister derselben, stellte sich die schwierige Aufgabe, den Charakter des Hauses dem seiner gesammten Umgebung auf das Genaueste anzupassen. So mußte es kommen, daß nun jede Seite des Museums ein anderes Gesicht zeigt. Die dem Zwingerhof zugekehrte Hauptfaçade

[2124] Gottfried Semper (1803–1879), unter dessen Leitung in den Jahren 1847 bis 1854 das heute ihm zu Ehren „Sempergalerie“ genannte Gebäude errichtet wurde.

setzt die Tonweise fort, welche in dem Zwinger, dieser „Dithyrambe[2125] des Rococo“, wie Hettner[2126] ihn nennt, angeschlagen ist. Nur ist der Styl des Museums reiner, edler, massiger gehalten. Diese Façade mit einem Theil des Zwingerhofs und dem Standbilde Friedrich Augusts nebst zweien der vier großen Springbrunnen stellt unser Stahlstich dar. – Die beiden Schmalseiten bilden in ihrer einfacheren Gestaltung den Uebergang zu der Nordseite, die, wie sie dem schönsten und architektonisch bedeutendsten Theil Dresdens, der Brücke, der katholischen Kirche und dem Theater, zum großartigen Abschluß und Hintergrund dient, einen, auch dem größeren Raume, der sie umgibt, entsprechenden zusammengehaltenen, massenhafteren und ruhigeren Charakter trägt. Das Baumaterial war der schöne sächsische Sandstein. Auch der Farbenton wirkt trefflich, indem die Rustica dunkel, die Mauermasse gelblich ist und die plastische Dekoration sich weiß darauf abhebt.

Dem architektonischen Werke gesellte sich die Bildhauerei bei mit ihrem beredten Schmuck: denn Hähnel[2127] und Rietschel[2128] sind die Meister, welche in dem durch den Bau bedingten großartigen Bildercyklus in herrlichster Eintracht zusammengewirkt und den unschätzbaren Inhalt des Hauses, die Gemäldegallerie, das Kupferstichkabinet und Mengs’ Gypsabgüsse der Antiken, also die höchsten Kunstwerke aller Zeiten, klar und anschaulich mit dem Finger der hier dienenden Bildnerkunst angedeutet haben. Sie stellten, um die beiden Hauptrichtungen aller Künste, das anmuthig Schöne und das dämonisch Erhabene, in Gestalten sich aussprechen lassen zu können, die Kolossalstatuen von Raphael und Michel Angelo in die Nischen des Südportals und reiheten diesen zur Linken und Rechten die entsprechenden Bildwerke so an, daß alle von diesen beiden Hauptwerken ausgehen und sich folgerichtig auf sie zurückbeziehen. In sämmtlichen Bildwerken hielten, wie Hettner rühmt, die Künstler unverbrüchlich an der Ruhe und Großheit des ächt plastischen Styls fest und ließen sich nirgends, wie dies in Sandstein so oft zu geschehen pflegt, zu manierirt malerischen Wagnissen fortreißen.

So schmuckvoll das Aeußere, so einfach-edel ist die Ausschmückung des Inneren. Außer den genannten Künstlern waren für dieselbe thätig die Maler Rolle[2129], Kirchbach[2130] und Schurig[2131] und der Bildhauer Knauer[2132]. Den Bau leiteten nach Sempers Weggang die Baumeister Hähnel[2133] und Krüger[2134]. Die Aufstellung der Sammlung ist das Werk ihres Direktors, des genialen Schnorr von Carolsfeld[2135], und Prof. Jul. Hübner[2136] verdankt sie ihre Katalogisirung. Die Ordnung der Dresdener Gallerie konnte keine streng geschichtliche seyn, wie die der Gallerien von München und Berlin. Nicht die Absicht geschichtlicher Vollständigkeit leitete beim Ankauf derselben, man richtete das Auge einzig auf die vollendeten Werke der reifen Blüthezeit der Kunst. – Den beiden kostbarsten Perlen der Sammlung hat der Baumeister eine besondere und sinnige Fassung gegeben. Zwei Eckkabinette des Museums wurden zu Kapellen eingerichtet, die eine westliche für Raphaels italienische Madonna, welche über einem Altar strahlt, während Holbeins deutsche Maria aus einer Nische der östlichen mit heiliger Würde, fleckenloser Reinheit und inniger Muttergüte auf uns herniederblickt.

2125 Griech. διθύραμβος, dithýrambos; eigentl. ekstatisches Chorlied aus dem altgriechischen Dionysoskult, allg. jedoch auch für ein der Ode ähnliches enthusiastisches Gedicht.

2126 Der Kunst- und Litertaturhistoriker Hermann Julius Theodor Hettner (1821–1882), seit 1855 Direktor der königl. Antikensammlung in Dresden; der Ausspruch stammt zweifellos von ihm, ist im Internet aber nur in späteren Ausgaben überliefert.

2127 Der Bildhauer Ernst Hähnel (1811–1891).

2128 Der Bildhauer Ernst Rietschel (1804–1861).

2129 Carl Gottlieb Rolle (1814–1862).

2130 Ernst Kirchbach (1831–1876).

2131 Karl Wilhelm Schurig (1818–1874).

2132 Hermann Knaur (1811–1872).

2133 Der Architekt Karl Moritz Haenel (1809–1880).

2134 Der Hofbaumeister Bernhard Krüger (1821–1881).

2135 Der Maler Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872), seit 1846 Direktor der Dresdner Königl. Gemäldegalerie.

2136 Der Maler Julius Hübner (1806–1882), seit 1871 Direktor der Dresdner Königl. Gemäldegalerie.

So steht Schale und Kern gleich vollendet schön vor uns, der Sachse darf sein Museum dem deutschen Landsmann mit gerechtem Stolze zeigen als eine ewige und einzige Perle längst vertrockneter und verziehener Thränen, und dem Deutschen ist das Recht geworden, zu behaupten: die herrlichste Gemäldesammlung der Welt gehört unserem Vaterlande.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 87f.

CLXVIII. Die Bidassoa: Eintritt in Spanien.

Die hohe Gebirgskette der Pyrenäen, welche Frankreich von Spanien trennt, dacht sich an ihrem äußersten, nördlichen Ende als eine Hügellandschaft von geringer Breite ab, in deren Thälern die Bidassoa mit ihren Nebenflüssen nach kurzem Laufe dem Meere zueilt. Es bildet der mäßiggroße Bergstrom hier die Grenze zwischen den beiden Reichen, und die über denselben führende, von St. Jean de Luz herkommende Straße ist die einzige nördliche, welche den Hochrücken der Pyrenäen meidet. Sie ist zugleich die bestgebahnte. Die übrigen Straßen über die Nordpyrenäen, zum Theil Werke Napoleons, sind auf spanischer Seite sehr verfallen, und werden jetzt fast nur von Schleichhändlern benutzt.

Je näher man dem spanischen Gebiete kömmt, desto verlassener und öder wird die Landschaft, desto seltner werden die Wohnungen. Struppiges Buschwerk bekleidet die Hügel, und schon einige Stunden von der Grenze wird der Volkstypus ganz verändert. In Anoa[2137], dem letzten Dorfe von den Staaten Ludwig Philipp's[2138], spricht Niemand französisch, als der Maire[2139].

Von der Höhe hinter diesem Ort fällt der Blick in das freundliche Thal der Bidassoa, jemeits derselben auf biskaische Hügel und damit zuerst auf spanische Landschaft. Malerisch liegt Irun[2140] am Abhange des Gebirgs, und seitwärts, im Hintergrunde, zieht sich die lange Brücke über den Strom, schon öfters der Rubikon[2141], dessen Uebergang das Schicksal von Monarchen und Reichen entschied. Auch der Mann des Jahrhunderts[2142] hat das erfahren, und an der Bidassoa begann, was sich in den Flammen Moskau's entschied, und bei Leipzig und Waterloo vollendete.

Aber noch tiefer als diese, der Vergangenheit angehörenden Betrachtungen, bewegt die Gegenwart des Schauenden Gemüth. Irun, jene erste Stadt auf spanischem Boden, deren weiße Wände so freundlich zu uns herüber blinken, – sie ist nur noch das Gerippe einer Stadt, und jene Mauern verbergen Schutthaufen, getränkt mit Blut. Des Stromes einst blühende, mit freundlichen Wohnungen geschmückte Ufer sind auf spanischer Seite verlassen und gänzlich verwildert! Aschenhaufen traten an die Stelle der Häuser, und statt der Schalmey der Hirten und dem Blöcken der Heerden, dröhnt der Donner des Geschützes und das Geprassel der Musketen aus den höhern Thälern – Zeichen des seit 4 Jahren hier nie rastenden Bürgerkriegs[2143]. Auch auf französischer Seite hat sich die Bevölkerung zurückge-

---

[2137] Wohl die Ortschaft Subernoa, heute ein Ortsteil von Urrugne (bask. Urruña).

[2138] Der frz. König Louis-Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331).

[2139] Frz., der Bürgermeister.

[2140] Span. Irún.

[2141] Rubikon (lat. Rubicon, ital. Rubicone), ein kleiner Fluß, der südl. von Ravenna in die Adria mündet. Bekannt wurde er durch den röm. Bürgerkrieg, in dem Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.) ab 49 v. Chr. gegen Gnaeus Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.) kämpfte. Der Senat hatte am 7. Januar 49 v. Chr. beschlossen, daß Caesar sein Heer entlassen und sein Imperium, d. h. seine Befehlsgewalt für Gallien und Illyrien, niederlegen müsse, ehe er erneut für das Konsulat kandidieren könne. Daraufhin überschritt Caesar am 10. Januar 49 v. Chr. mit seinen Truppen den Rubikon. Die bewaffnete Überquerung des Flusses in Richtung Süden – und damit in Richtung Rom – war jedoch gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an den Senat. Caesar war sich bewußt, daß es ab diesem Zeitpunkt kein Zurück mehr gab, was er in dem berühmten Zitat „alea iacta est" (wörtl. „Der Würfel ist geworfen worden") zum Ausdruck brachte.

[2142] Napoléon, der nach seinem Rußlandfeldzug 1812 in den Schlachten bei Leipzig (Völkerschlacht vom 16. bis 19. Oktober 1813) und Waterloo (18. Juni 1815) vernichtend geschlagen wurde.

[2143] Der sog. 1. Carlistenkrieg von 1833 bis 1840, in dem die unter Don Carlos (1788–1855), dem Bruder des verstorbenen Königs Ferdinand VII. (span. Fernando VII; 1784–1833), vereinigten Befürworter einer absoluten Monarchie gegen die sich um die unmündige Königin Isabella (span. Isabel II de España; 1830–1904; Königin von 1833 bis 1868) gesammelten konstitutionellen Monarchisten um die Vorherrschaft kämpften. Da die liberalen

zogen, die Weiler sind in Kasernen verwandelt, und von Strecke zu Strecke erheben sich Schanzen mit der dreifarbigen Flagge, aus deren Schießscharten die ehernen Würgengel des Kriegs ihre Rachen drohend nach dem unglücklichen Jenseits richten. Hüben hie und da eine Vedette[2144]; drüben dann und wann die unheimliche Gestalt eines Schmugglers, oder eine malerische Gruppe von Christines[2145], oder Carlisten, je nachdem gerade diese oder jene Faktion im Besitz der Gegend ist.

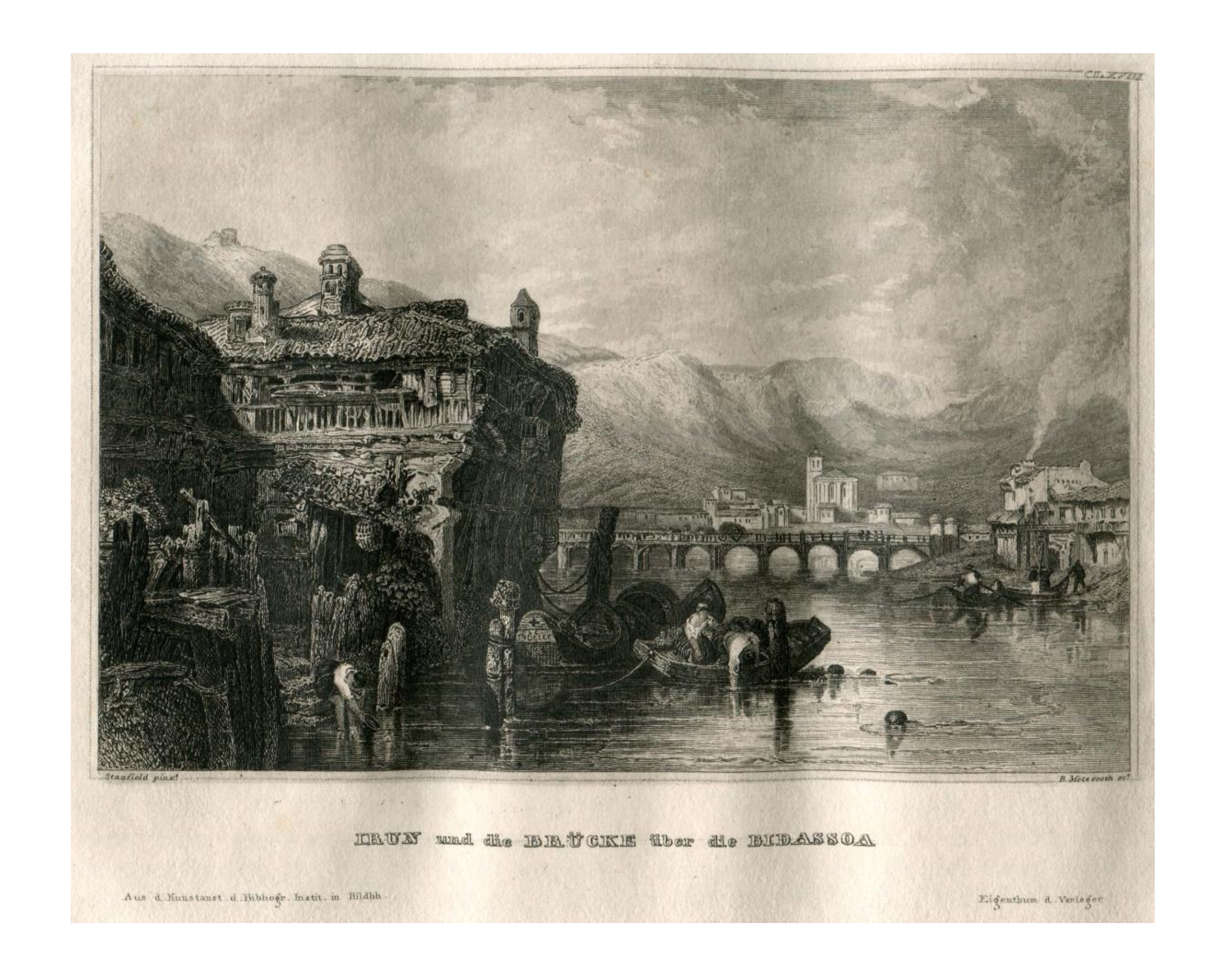
Armes Spanien! Wie ein Gespenst der Mitternacht rasest du über die Bühne des Tags; ringest nach Hülfe; aber deine Schreckengestalt hält jeden rettenden Arm zurück. Fortwirbelst du dem Abgrund entgegen, du sinkest, stürzest, endigst, zerstiebst, und der Niederschlag, deiner Auflösung ist Todtenschädel und Blut. Stirbst du allein? oder wie? bist du vielleicht nur ein Anfang von Völkersterben im Welttheil?

Jede aufgehende Sonne setzt eine niedergegangene voraus; im Tode keimt das Leben, und wenn die Völker untersinken, steigt die Menschheit. Drum – wäre auch die Antwort auf jene Frage eine bejahende – doch nicht verzagt! sondern vertraut auf Den, der hinter der Ewigkeit thront, und nicht gezweifelt, wenn er nach andern Gesetzen die Geschicke seiner Schöpfungen lenkt, als unser sterbliches Auge ermißt.

Konstitutionellen einen „modernen“ Zentralstaat nach frz. Vorbild anstrebten, schlugen sich die um ihre Autonomie fürchtenden Basken auf die Seite der konservativen Carlisten, die nicht beabsichtigten, an die bisherige Verfaßtheit Spaniens mit seinen teilweise recht unabhängigen Regionen zu rühren. Die unter dem Begriff Carlistenkriege in die Geschichte eingegangenen politischen Auseinandersetzungen (1833 bis 1844, 1847 bis 1849 und von 1872 bis 1876) wurden – ähnlich wie später während des span. Bürgerkriegs von 1936 bis 1939 – von beiden Seiten mit kaum vorstellbarer Grausamkeit geführt.

[2144] Frz., vorgeschobene Alarmstellung, Vorposten.

[2145] Span. Cristinos; so benannt nach der span. Regentin Maria Christina von Bourbon, Prinzessin Beider Sizilien (span. María Cristina de Borbón, princesa de las Dos Sicilias; 1806–1878), die am 11. Dezember 1829 dem span. König Ferdinand VII. (siehe hierzu S. 693, Anm. 2143) als 4. Ehefrau angetraut worden war; sie regierte damals anstelle ihrer unmündigen Tochter Isabella (siehe hierzu S. 693, Anm. 2143).



IRUN und die BRÜCKE über die BIDASSOA

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 89f.

CLXIX. Der Königsstein und der Lilienstein bei Dresden in der sächsischen Schweiz.

Die Natur zeugt und gebiert stumm an jedem Tage neue Welten; aber wie Geburten und Wiedergeburten der Völker gemeiniglich ein Sturm begleitet und ihnen Mars als Wehemutter dient, so hat auch die Natur ihre Zeuge- und Wehetage, wo sie laut wird; die Tage, da sie die Erdvesten ausbessert, oder neugestaltet, und bevor sie schaffen kann, erst zertrümmern muß.

Von einem solchen Kampftage, an dem sie die Elemente gegen einander in den Streit führte, trägt das Sandsteingebirge, welches von Pirna aus zu beiden Seiten der Elbe hinauf sich majestätisch emporhebt bis zur Pforte Böhmens, die es einst schloß, die sichtbaren Zeichen: unzählige Narben und Wunden. Zerrissen, zermalmt und zerspalten, wie es ist, könnte man es einem Schlachtfelde vergleichen, oder der Ungeheuern Brandstätte einer Stadt von Pallästen und Tempeln, die bei aller Verworrenheit und Zertrümmerung noch den Stempel der Pracht und Erhabenheit an sich tragen. Oft auch glaubt man sich zwischen die Mauern eines Irrgartens versetzt, von Giganten zusammengethürmt, und Giganten würden sich darin verlieren, wenn alle die hin- und herlaufenden Einschnitte, die Schluchten und Thäler, in welche das Gebirge zerklüftet ist, durch Quereinschnitte wieder verbunden wären, so daß man unmittelbar in der Tiefe aus einem in’s andere gelangen könnte.

Aus dieser Bergtrümmerwelt, die der gemeinschaftliche Name „die Sächsische Schweiz“ zusammenfaßt, ragen die Felskolosse: der Königsstein und der Lilienstein, gleichsam wie Feldherren über ein verworren durcheinander stehendes Heer. Vier Stunden von Dresden, nahe bei Pirna, stromaufwärts, erheben sie sich aus dem weitesten, prächtigsten Thale, das die Elbe durchwogt, einander gegenüber und fast 2000 Fuß hoch. Ihre Form ist die eines Zuckerhuts mit abgeschlagener Spitze. Auf dem Königsstein, der das linke Elbufer bewacht, prangt das Wunderwerk der Festung Königsstein, zu derem Fuße, unten am Bergrand, das Städtchen gleichen Namens liegt, armselig, wie ein Schwarm schlechter Sperlinge, über welche ein Adler in den Lüften kreist. Der Bau jener Bergfestung, deren Unüberwindlichkeit sonst sprüchwörtlich war, und welche, so lange als der Besatzung Muth und Proviant nicht ausgehen, nicht bestritten werden mag, begann gegen Ende des l6ten Jahrhunderts und er währte bis zum Jahre 1731, freilich nicht ohne Unterbrechung, fort. Unermeßliche Summen hat er gekostet, mehr, sagt man, als das ganze Sachsenland reich sey. Sie hat einen einzigen, furchtbar verwahrten und durch Gewalt nicht einzunehmenden Zugang. Für Kriegs- und Mundvorräthe, zu zehnjährigem Bedarf, sind bombenfeste Magazine da und schußdichte Wohnungen für eine Besatzung von 600 Mann. Bei der Festung, auf dem eine halbe Stunde im Umfang großen, unzugänglichen Plateau des Felsens, befinden sich Holzungen und ausgedehnte Getreidefelder, welche im äußersten Nothfall ein paar hundert Vertheidigern, nach dem Verbrauch aller Vorräthe, Jahr aus Jahr ein das Leben stiften können. Der Brunnen, fast 1200 Fuß tief durch den Felsen getrieben, ist ein Wunderwerk für sich; er kostete zu bauen über eine Million Thaler und 56 Jahre Arbeit. – Die neuere Kriegskunst hat den Werth kleiner Bergfesten tief herabgesetzt, und schon Friedrich der Zweite[2146] bewies es, daß solch ein unüberwindlich Bollwerk zur Vertheidigung eines Landes nichts nütze. König August der Dritte[2147] mußte, im siebenjährigen Kriege[2148], sein fast unter den Kanonen der Veste gelagertes, schönes Heer gefangen wegführen sehen. Jetzt benutzt man den Königsstein hauptsächlich zur Aufbewahrung der wichtigsten Landes-

---

[2146] Der Preußenkönig Friedrich II. (siehe hierzu S. 617, Anm. 1821).

[2147] Friedrich August II. (1696–1763), seit 1733 Kurfürst von Sachsen sowie als August III. König von Polen-Litauen.

[2148] Siehe hierzu S. 643, Anm. 1931.

Archive und der Dresdener Kunstschätze in kriegerischen, unsichern Zeiten und als ein Gefängniß für große Verbrecher und Staatsgefangene. Auch in neuester Zeit hat er die traurige Bestimmung erhalten, den in dem zweiten Dresdener Aufstande[2149] compromittirten Personen zum Kerker zu dienen. In eines Fürsten[2150] Brust, in welcher der Gnadenbogen des Friedens mit Gott und den Menschen ruht, in einem Fürstenrathe, wo ein Mann[2151] redet, dessen großer Geist den Weltenraum mißt und unter Sternen wandelt; ein Mann, der, umstrahlt von der Doppelglorie des Gelehrten und des Staatsmanns, zugleich als Vertreter des Volkes um Bürgerkronen wirbt, – sollte da das Wort Amnestie noch lange ein ungehörtes bleiben können? –

Der Lilienstein ist der erhabenere der beiden Riesen, und ein Obelisk auf seiner Spitze, welcher sich von unten wie eine Nadelbüchse ausnimmt, scheint nur hingestellt zu seyn, um den Unterschied zwischen Menschenwerken und Gotteswerken recht augenfällig zu zeigen. Der Aufgang ist steil und sehr beschwerlich; aber die Aussicht, köstlich über alle Beschreibung, lohnt reichlich dafür.

[2149] Vom 9. September 1830.

[2150] Friedrich August II. (1797–1854), seit 1836 König von Sachsen.

[2151] Der Jurist, Astronom und Minister Bernhard August von Lindenau (1779–1854), der von 1831 bis 1843 dem königl. sächs. Gesamtministerium vorstand.



KOENIGSTEIN und LILIENSTEIN
bei Dresden

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 94-98.

CLXXII. Nürnberg: – die Burg.

Im Herzen Deutschlands, zwischen den Wasserscheiden des Mains und der Donau, breitet sich das Frankenland aus, ein Land voll fruchtbarer Ebenen, graßreicher Gründe und gutmüthiger, lebensfroher Menschen. Belebte Straßen ziehen dort nach einem uralten Mittelpunkt des deutschen Handels und Fleißes, einer Wiege deutscher Kunst und Art: vordem einer Republik und immer einer Stadt ohne ihres Gleichen. Florenz ähnlich spricht jeder Platz und jedes Haus von großen Tagen, und noch gegenwärtig umfaßt Nürnbergs Gewerb- und Kunstfleiß die ganze Erde.

Schon in einer, Entfernung von mehren Stunden, von den Hügelketten her, welche die weite, sandige, holz- und kornreiche Ebene, in welcher Nürnberg den Mittelpunkt bildet, umgeben, erkennt man die altehrwürdige Stadt mit ihren colossalen Mauerthürmen und ihrer alles überragenden stolzen Akropolis. An Großartigkeit des Ansehens geht sie allen Reichsstädten voran, und nur von Prag wird sie an Reiz und Pracht des Alterthums übertreffen.

Ist der Reisende von den westlichen Höhen in die Ebene herabgestiegen, so verbirgt sich die Stadt hinter dunkeln Wäldern, und erst bei Fürth zeigt sie sich wieder, und da in voller Schöne. Fürth ist ungefähr eine gute Stunde von Nürnberg. Vor einigen Jahrhunderten verbannte ein Beschluß des Raths alle Nürnberger Juden – sie zogen hierher und erhoben ein schmutziges Dorf zur großen freundlichen Tochterstadt, welche jetzt die erste Eisenbahn Deutschlands mit der einst so undultsamen Mutter verbindet. Was für eine Unähnlichkeit zwischen Ursache und Wirkung! Ohne die Vertreibung der Juden kein Fürth[2152], und ohne Fürth vielleicht noch lange Jahre hin keine Eisenbahn in Deutschland[2153]! – –

Von Fürth trägt das Feuer-Roß mit der Schnelligkeit des Flugs vor die Thore der ehrwürdigen Stadt, die mit ihren rothen Dächern und zahllosen Thürmen aus einem trüben Dunstkreise der Ungeduld entgegen zu eilen scheint. Der Dampfwagen legt die Strecke in 8 Minuten zurück. Ehe man recht weiß, wie einem geschehen, sieht man sich schon in Nürnbergs Mauern.

Wer noch keine alte Stadt gesehen hat und in die Straßen von Nürnberg tritt, dem breitet sich eine ganz neue wunderliche Welt aus. Wie in einem Guckkasten die bunten Bilderbögen, drehen sich lebhafte Farben, roth, grün, blau, in wunderlichem Gemisch durch einander. Nichts Einerlei, keine Spur von Beschränkung und Vorschrift. Der Fremde sieht Patrizierpalläste neben des Handwerkers kleiner Wohnung und schmale, alte Häuserchen mit vorspringenden Giebeln und Erkern stehen nachbarlich vertraut neben dem Prachtgebäude des reichen Kaufmanns oder Fabrikherrns. Selbst das Unregelmäßige, Winkliche der Gassen fällt nicht unangenehm auf: denn es erhöht das Malerische derselben, und das Gepräge der Freiheit tragend, hat's auch geistig eine anziehende Seite.

Wunderlich und charakteristisch sehen die hohen rothen Dächer aus, die meistens mit Thürmchen und altmodischen Wetterfahnen geziert sind, welche jeder Windstoß knarrend und schwirrend bewegt. Schönausgezierte Fenster und Thüren, geschnitzte Tragbalken, wunderliche Karyatyden[2154], Basreliefs von Säulen und Figuren, alte Erker mit Sculpturen in gothischem und byzantinischem Styl[2155], zum Theil von der kostbarsten Arbeit, fesseln das kunstliebende Auge bei jedem Schritte. Wappen in Stein und

---

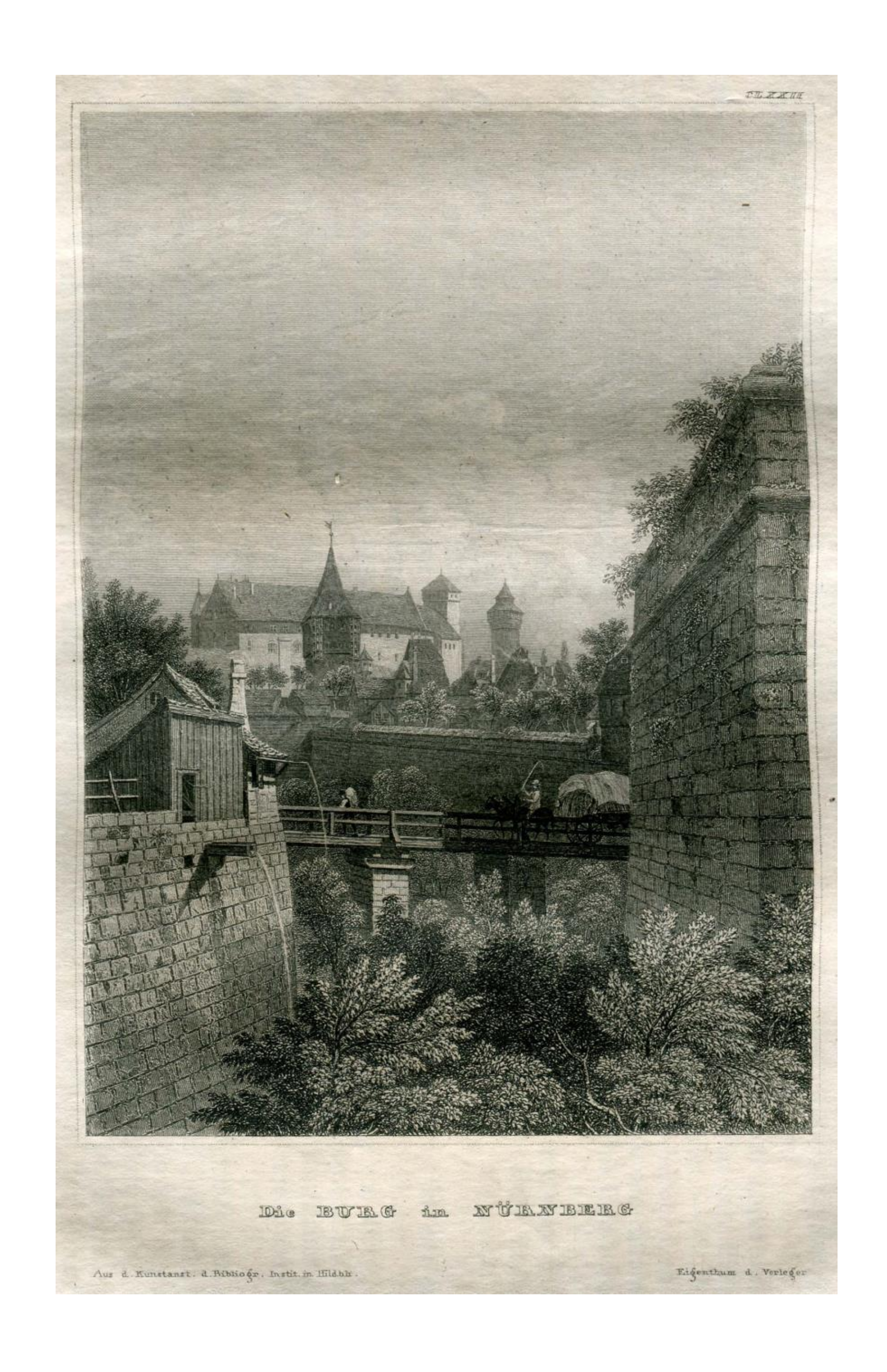
[2152] Fürth wird erstmals in einer Urkunde vom 1. November 1007 erwähnt; zur verstärkten Ansiedlung von Juden kam es jedoch erst ab 1440.

[2153] Am 7. Dezember 1835 hatte die erste Eisenbahnfahrt Deutschlands zwischen Nürnberg und Fürth stattgefunden. Der reguläre Betrieb wurde dann am 8. Dezember 1835 aufgenommen.

[2154] Siehe hierzu S. 162, Anm. 406.

[2155] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.

CLXXIII



Die BURG in NÜRNBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

Metall prangen über den Thoren; in Nischen zwischen den Fenstern und Postamenten, oder an den Ekken zwischen den Stockwerken, stehen Statuen von Schutzheiligen, oder sind Bildwerke in Basrelief, manche von den besten Meistern der klassischen Zeit eingemauert. Wie der Natur, so erscheint auch an diesen alten Wohnungen der Reichsbürger Unregelmäßigkeit als das Grundprinzip aller Freiheit. An demselben Hause sind oft die Fenster von dreierlei Größe, die bald nah, bald weit von einander stehen, Thüren, Erker, Thürmchen, alle mit verschiedenen Verzierungen. Ueberall sieht der unbeschränkte Wille der Bauherren als das SUPREMA LEX[2156] heraus. Solche Mannigfaltigkeit schützt den Reisenden vor der Langeweile, die ihn so oft anwandelt, wenn er nach der Schnur gebaute Städte unserer Zeit zu beschauen geht, in denen ein Haus und ein Platz dem andern ähnlich sieht, wie ein Soldatenrock dem andern. Besatz und Aufschläge mögen variiren: aber das Ding und der Schnitt bleiben in allem Wesentlichen doch das nämliche.

Die meisten der alten Nürnberger Häuser sind nur unten von Stein, in den obern Theilen von Holz und Fachwerk erbaut; aber die zu Tage liegenden, kunstvoll überschnitzten Balken verdrängen keineswegs die Vorstellung von Dauer und Stattlichkeit. Sie sind gewöhnlich nur von einer Familie bewohnt, denn man liebt dort Geräumigkeit und Unabhängigkeit. Dieser Sinn macht, daß Nürnberg, trotz der so sehr gesunkenen Bevölkerung (von einst 150,000 auf 36,000) doch kein unbewohntes Haus besitzt und er schützt es vor Verfall.

Es wird dem Fremden ganz mittelalterlich zu Muthe, wenn er in ein solches altes Haus tritt. Mühsam drückt er das schwere Thor auf und kommt in einen dunkeln, großen Raum. Die ausgeschnitzte breite Treppe führt zu einem Söller hinauf, die den ersten, wie eine zweite Gallerie über jenen den zweiten Stock, von innen einfaßt. Das steinerne Geländer ist, wie bei den Söllern vor den Rittersälen alter Burgen, von gothischer Arbeit; zierlich geschnitzte Säulen tragen die Decken. Gartenkübel mit Feigenbäumchen und Lorbeersträuchen stehen auf der Ballustrade, und umher liegendes Spielzeug verräth, daß hier die Kinder des Hauses einen priviligirten Tummelplatz haben. Aus der Mitte der Gallerie tritt auch wohl ein Erker weit hinaus und ein Tisch in demselben, überdeckt mit häuslicher Arbeit, zeigt an, daß hier die Hausfrau waltet, die Spiele der Kleinen zu zügeln. Da wird auch wohl gespeist von der Familie, an heitern Mittagen und Abenden. – Im Hofe plätschert in zierlicher Einfassung ein Springbrunnen, Arbeitsgeräthe hängt an den Wänden umher, mitunter eine alte verrostete Waffe. Die Zimmer, hoch und geräumig, sind alterthümlich ausgetäfelt und noch häufig mit kunstreich gewirkten Tapeten behangen. Glasschränke stehen an den Wänden und in ihnen kostbare Gefäße aus der guten altfränkischen Zeit: – buntes Porzellan, venetianische, feine Deckelgläser, Humpen und Becher mit Sinnsprüchen und Familienwappen. Große, glänzend gebohnte[2157] Schränke und zierlich ausgelegte Kommoden, hohes nußbraunes Getäfel, bunte, mosaikartig ausgeplattete Hausehren[2158], geräumige, von spiegelblank geputztem Kupfer- und Messinggeschirr funkelnde Küchen, kunstreich geschnitzte Tische und Stühle weisen, mit dem Aeußern des Hauses im Einklang, auf frühere Zeiten zurück, wo hier ein reicher Kaufherr, oder ein hochgebietender in einträglichen Aemtern stehender Patrizier, Haus und Hof hielt. Und Viele leben noch jetzt in der alten Sitte fort, heimisch nur in dem heimlichen Raum des Höfchens, und allenfalls eines schönen Obstgartens vor dem Thore. Aber freilich ist auch hier lange schon nicht mehr allenthalben das Alte! Der alte städtische Reichthum ist größtentheils dahin, und mit dem Versiegen der Quellen seines hohen Wohlstandes, – der reich dotirten von Geschlecht auf Geschlecht forterbenden Aemter, – ist der Stolz des Patriziers gebrochen. Schlicht und bescheiden wandelt dieser unter seinen Mitbürgern, und er, dessen Ahnen einst mit der Miene der Herrscher als Haupt der Republik zu Rathe saßen, dient jetzt gehorsam dem Staate, als wäre jene nicht gewesen, die ihn turnierfähig machte.

Durch ein Labyrinth sich windender und kreuzender Straßen gelangen wir zum Markte. Hier halten uns die Stände der Gärtner und Landleute auf, letztere ein kernichter Menschenschlag, dessen malerische Tracht mit der reinlichen, netten der Nürnberger Bürgermädchen und Dienstmägde angenehm absticht. Dort und auf dem Trödel- und Fischmarkte ist es, wo der derbe Nürnberger Volks-

[2156] Lat., „das oberste Gesetz“.

[2157] „cera liquefacta polire, frottieren, […] grundieren, den grund anstreichen“ (DWG, Bd. 2, Sp. 226).

[2158] Fränk. für Hausflur.

witz sich in voller Freiheit übt, und ein Campe oder Adelung[2159] fänden da an eigenthümlichen Redensarten und Schimpfwörtern gewiß eine unerschöpfliche Ausbeute.

„Nürnberger Witz[2160] und Tand
Sind durch die Welt bekannt."

ist ein altes Sprüchwort, und manche unserer Leser erinnern sich wohl noch der Nürnberger Schimpfe, einer Art Bilderbögen, auf welchen der hiesige Hall-Damenwitz mit einem Anfluge Hogarth[2161]'schen Geistes veranschaulicht war.

Dem bunten Menschengewimmel entronnen, ruht der Blick mit Bewunderung an dem schönsten Denkmale aus Nürnbergs großer, üppiger Zeit – auf dem schönen Brunnen[2162], der das eine Ende des Marktplatzes ziert. Wie von Filagrinarbeit [sic!] steigt dieß unbegreifliche Werk der Steinmetzenkunst, in gothischer schlanker Thurmgestalt an hundert Fuß[2163] hoch auf, unzählig sind die in den Verzweigungen angebrachten Statuen von Königen, Helden, Gottesstreitern u. s. w., und alle von der kostbarsten Arbeit. Von da eilen wir in die von Dürers unsterblichem Pinsel verzierten Säle des Rathhauses[2164], wandern durch die herrlichen Kirchen zu unserer lieben Frauen, von Sankt Sebaldus und St. Lorenz, wo uns die Werke Peter Vischers[2165] bezaubern, des größten deutschen Erzgießers, und Adam Kraft's[2166], des Bildhauers, von dem man sagte, daß er die Kunst verstanden, die Steine weich zu machen und in Formen zu drücken. Von da zum Hause Dürer's, zu seinem neuerrichteten Denkmal und zum Grabe des großen Meisters, auf den Johanneskirchhof, wo die Freundschaft gerechtes Lob in Erz grub. Und nun bergan zur Burg! Kühn und ehrfurchtgebietend thront sie auf dem Scheitel eines Sandsteinfelsens, der steil aus der Ebene emporsteigt, und überragt mit ihren mächtigen Thürmen die übrigen Gebäude der Stadt, wie ein Riese ein Heer von Zwergen. Wunderlich schön, ja fast phantastisch, schauen diese steinernen Colosse, die mit den Felsen zusammengewachsen scheinen, herab, Zeugen vergangener Jahrtausende und von hundert verschwundenen Geschlechtern. Vergeblich rüttelte an ihnen die Hand der Zeit und siegreich trotzten sie den Stürmen des Kriegs: denn Nürnbergs Schloß ist niemals erobert worden, auch dann nicht, wenn die Stadt in die Gewalt der Feinde fiel und, wie einst geschah, die Brandfackel sie gänzlich verzehrte.

Auf dieser Burg haußten die Kaiser des Reichs gar häufig, und Manches in derselben deutet noch auf die Herrlichkeit der alten Zeit. Sehr merkwürdig ist sie auch als Wiege der Größe des Hauses Hohenzollern, das, als es vom Kaiser im Jahre 1210 zur erblichen Würde eines Burggrafen von Nürnberg erhoben wurde, hier seinen Wohnsitz aufschlug. Ein solcher Burggraf war damals ein Kaiser und Reich verantwortlicher Obervogt für die Verwaltung der Reichsgüter eines gewissen Distrikts, ein erblicher Reichsbeamter, wie die meisten Großen und Fürsten damaliger Zeit es gewesen. Erst nach Jahrhunderten bekam ihre Stellung zum Reichsoberhaupte eine veränderte Bedeutung. Kaiser Karl der Vierte[2167] machte die Burggrafen von Nürnberg zu Reichsfürsten, und die bisher verwalteten Krongüter huldigten ihnen als die neu geschaffenen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth. Der bedrängte Kai-

[2159] Sowohl Joachim Heinrich Campe (1746–1818) als auch Johann Christoph Adelung (1732–1806) gelten noch heute als bedeutende Lexikographen der dt. Sprache.

[2160] Das Sprichwort meint hier mit „Nürnberger Witz" eigentl. den berühmten Nürnberger Erfindergeist.

[2161] Der brit. Maler und Graphiker William Hogarth (1697–1764), der als bedeutendster engl. Maler des 18. Jhd.s und als Vorläufer der modernen Karikaturisten gilt.

[2162] In den Jahren von 1385 und 1396 von Heinrich Beheim († 1403) errichtet.

[2163] Unabhängig davon, mit welchem Fußmaß man messen würde, wären das an die 30 m!

[2164] Der 1616 in Angriff genommene imposante Renaissancebau des Architekten Jakob Wolff d. J. (1571–1620), der allerdings erst nach Ende des Dreißigjährigen Krieg vollendet werden konnte.

[2165] Der Bildhauer Peter Vischer d. Ä. (ca. 1455–1529).

[2166] Der Nürnberger Bildhauer und Baumeister Adam Kraft (zw. 1455 u. 1460–1509).

[2167] Karl IV. (tschech. Karel IV.; 1316–1378), ab 1346 römisch-deutscher König, ab 1347 König von Böhmen, seit 1355 König von Italien und römisch-deutscher Kaiser.

ser Sigismund[2168] endlich setzte dem so schnellen Emporkommen des Geschlechts die Krone auf, indem er es mit der Kurmark Brandenburg (1417) belieh. Seinem Felsennest entflog der schwarze Adler, der nämliche, der jetzt, ausgewachsen, seine dunkelfarbigen Schwingen über die Hälfte des Vaterlandes breitet.

Und hier zieht es mich fast gewaltsam zu tiefsinnigen Betrachtungen über den Wechsel der menschlichen Dinge hin, denen ein Wortgewand wohl anstehen würde, in das sie zu kleiden mir aber versagt ist. Denke Keiner, ich vermeinte, über den Untergang des Alten zu klagen. Es ist ja das Recht der Gegenwart, auf den Katakomben der Vergangenheit zu wandeln, und naturgemäß rankt grünes, blühendes Leben über Gräbern sich am freudigsten auf. Wird doch auch das Neue vergehen, wie das Alte vergangen, wenn seine Stunde geschlagen! Drum keine Klage um dich, alter, lieber, todter, doppelköpfiger Reichsadler; – QUIESCE IN PACE[2169].

Deine alte Burg aber, deren Räume noch immer gastlich und freundlich erhellt sind, um deren Zinnen noch immer die Tauben flattern, und auf welcher noch immer Störche und Schwalben nisten und die Sträuche ranken, welche der zarte Griffel Dürer's so heimlich und lieblich in seinen Bildern verewigt hat, sie wird in ihrer Metamorphose unsere Enkel in spätern Jahrhunderten noch erfreuen. Statt der Gewalt lärmenden, kriegerischen Pomps zog der Kunst stiller Friede herein, und ihre unsterblichen Werke bedecken deren Wände würdiger, als einst vergängliches, glänzendes Rüstzeug. Es dient nämlich die Beste jetzt zur Aufbewahrung eines Gemäldeschatzes, welcher kostbare Juwelen deutscher Kunst umfaßt. Ueberaus herrlich sind einige Tafeln Dürers, vor Allem sein Karl der Große und Kaiser Sigismund im Krönungsornate, kolossal, in ganzer Figur. Carolus Magnus ist eine Gestalt von fast überirdischer Hoheit; ein Wesen, gleichsam aus einer andern, höhern Menschenwelt. Nicht minder herrlich sind die vier Apostel, über deren Originalität München mit der Dürerstadt seit Jahrhunderten rechtet. Nürnberg behauptet von jeher, sein Magistrat, der die Tafeln an Max von Bayern[2170] verkauft, habe die Copien untergeschoben und die Originale behalten. Außer den Werken Dürer's zieren die Schloßgallerie viele von Wohlgemuth[2171], dem Lehrer unsers Albrecht, von Martin Schön[2172], Hans Schäuffelin[2173], Hans Kulmbach[2174], G. Penz[2175], Lucas Kranach und andern großen Meistern. Sie giebt in ihrer Gesammtheit eine Uebersicht der deutschen Kunst von der ersten Dämmerungszeit an bis an das Ende jener Epoche, welche wir wohl, – was auch dissentirende Stimmen der Gegenwart dazu sagen mögen, – immer als diejenige zu betrachten haben in welcher sie das Höchste erstrebt und erreicht hat.

[2168] Sigismund von Luxemburg (siehe hierzu S. 1292, Anm. 3949).

[2169] Lat., „Möge er in Frieden ruhen“.

[2170] Die beiden berühmten Tafeln wurden 1627 von Kurfürst Maximilian I. von Bayern (siehe hierzu S. 521, Anm. 1525) erworben.

[2171] Michael Wolgemut (1434–1519).

[2172] Hiermit ist wohl Martin Schongauer (ca. 1445/1450–1491) gemeint.

[2173] Hans Schäufelin (ca. 1480/1485–ca. 1538 o. 1540).

[2174] Hans von Kulmbach (eigentl. Hans Suess; ca. 1480–ca. 1522).

[2175] Georg Pencz (ca. 1500–1550).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 111-115.

CLXXVII. Coburg.

Wer in südöstlicher Richtung vom Thüringer Waldgebirge niedersteigt und dabei dem Lauf eines kleinen Flusses folgt, welcher unmittelbar am Fuße dieses Gebirges, unter dem Bleßberg, in einer von hohen Buchen umschlossenen dunkeln Felsengrotte entspringt, wird in ein Thal gelangen, das nach demselben der Itzgrund genannt wird. Unter allen Thälern, welche vom Thüringer Walde nach Franken hinabführen, ist der Itzgrund das reichste und lieblichste; es begleitet seinen Fluß bis an den Main, in welchen er sich ergießt, und öffnet dort seinen traulichen Schooß in dem weiten und prächtigen Mainthal, dessen rebenbedeckte Berge mit Schlössern und Abteien gekrönt sind und in der Ferne von den Domthürmen Bambergs und von der hohen Altenburg überragt werden. Wiesen bedecken den Boden des Itzgrundes in seiner ganzen, fast achtstündigen Länge, und die Anhöhen, die ihn umgeben, tragen entweder noch den Stempel des Gebirges, dessen fortlaufende Arme sie sind, oder sie zeigen sich in sanfteren Formen und prangen im Laubschmucke einer üppigen und schönen Vegetation. Ein milderes Klima, der Athem des warmen und lieblichen Frankenlandes, weht bereits in diesem Thale, und nicht zu verkennen ist die erste Wirkung des Sonnenstrahls, der die Traube des Stein- und Leistenweins an ihrem Felsenabhange reift. Jeder, der, von Sachsen kommend, den Itzgrund betritt, wird aus der Physiognomie seiner Natur, aus dem Gruß seiner Bewohner, der Eigenthümlichkeit ihrer Tracht und Sprache, und aus manchem Andern, welches sich nur fühlen und erkennen, aber schwer beschreiben läßt, entnehmen, daß er den Norden hinter sich habe, und Süd-Deutschland sich vor ihm eröffne.

Eine große Menge von heitern Wohnplätzen, Zeichen einer dichten und glücklichen Bevölkerung, belebt den Itzgrund; ein Dorf reiht sich an das andere, und die Wohnungen des Landmanns haben ein behagliches und wohlhabendes Ansehen. Eine Menge Schlösser und Edelsitze, theils auf den Bergen, theils im Thal gelegen, bringen erheiternde Mannichfaltigkeit in die Ansichten, von welchen uns das vorliegende Blatt die einzige Stadt des Itzgrundes, seine Perle und seine Beherrscherin zugleich, vor das Auge rückt. Da nämlich, wo der vom Gebirge kommende Fluß, nachdem er eine Zeitlang seinen nach Mittag gerichteten Lauf verlassen, diesen wieder einschlägt, und wo die Pforte des Thals sich eröffnet, das wir so eben geschildert haben, liegt Coburg, die Hauptstadt des Fürstenthums gleichen Namens, und die Residenz des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Zu welcher Zeit Coburg erbaut worden ist und welches der Ursprung seines Namens seyn mag, sind Fragen, welche der Raum hier nicht zu erörtern erlaubt. Nur so viel sey bemerkt, daß bereits um die Mitte des eilften Jahrhunderts der Name der Stadt in Urkunden erscheint, und daß rücksichtlich dieses Namens gern angenommen wird, ein gewisser Graf Cobbo[2176] habe auf Veranlassung Kaiser Heinrich des Ersten[2177] das über der Stadt gelegene Bergschloß erbaut und diesem seinen Namen gegeben, welcher dann auf den später entstandenen Ort über gegangen sey. Längere Zeit befand sich dieses Bergschloß mit der ganzen Umgegend im Besitz der im Mittelalter so mächtigen Grafen von Henneberg, denen es auch mehrfach zur Residenz diente, bis es durch Heirath an das sächsische Fürstenhaus kam. „Malt mir ja," sprach in Bezug hierauf einst Churfürst Friedrich, der Weise[2178], zu Meister Lukas Kranach, damals in Wittenberg, „malt mir ja die Henne recht säuberlich und fein, denn sie hat dem Hause Sachsen ein gutes Ei gelegt." Auch die sächsischen Regenten residirten oftmals auf der Veste

[2176] Vielleicht Cobbo d. J. († nach 889).

[2177] Heinrich I. der Vogler (ca. 876–936), seit 912 Herzog von Sachsen und ab 919 König des Ostfrankenreiches.

[2178] Friedrich III., genannt „der Weise" (1463–1525), seit 1486 Kurfürst von Sachsen.

Coburg, bis in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von Herzog Johann Ernst[2179] hierin eine Aenderung getroffen wurde. Er hatte das Schloß „die Ehrenburg“ in der Stadt neu aufgeführt, und verlegte die Residenz in dasselbe. Unter den Fürsten, welche am längsten hier regierten und am meisten zur Vergrößerung der Stadt mit thätigem Eifer beitrugen, muß vor Allen Herzog Casimir[2180] genannt werden, der vom Jahre 1586 bis 1633 zu Coburg residirte; zunächst aber der jetzt regierende Fürst[2181], der mit dem Sinn für das Schöne auch einen fein gebildeten Kunstgeschmack vereinigt.

Die Stadt, welche hier auf unserem Bilde aus dem Grün einer lachenden Landschaft ihre freundlichen Thürme erhebt, überragt von der alten Beste und sanft bespült von den Wellen der Itz, die an ihren Mauern hinfließt und deren Spiegel wir gleichfalls im Vordergrund erblicken, zeigt sich uns von der südwestlichen Seite. Sie hat fünf Thore, eben so viele Kirchen (vier protestantische und eine katholische), nahe an achthundert Wohngebäude und nicht ganz zehntausend Einwohner. Ihre Bauart ist keineswegs modern, und trotz mancher, sowohl im Innern als vor den Thoren neu aufgeführten Häuser, trotz der geschmackvollen Gartenanlagen, welche ein naturfreundlicher Sinn nach und nach in ihren Umgebungen hervorrief, wird die Stadt dennoch niemals eine modern-heitere, oder elegante genannt werden können, Begriffe, denen der Charakter des mittelalterlichen Baustyls, welcher Coburg durchaus eigen ist, zu sehr widerspricht. Seine Straßen sind ungleich und, mit wenigen Ausnahmen, eng und winkelig. Dagegen zeigt es jenen Städtetypus, der im südlichen Deutschland heimisch ist, und den Anfang des wohnlich-stattlichen Elements von Bürgerthum, welches in Nürnberg seine höchste und edelste Erscheinung feiert.

Vom Residenzschloß, der Ehrenburg[2182], ist auf unserem Bilde nur der mit einer Flagge geschmückte Thurm sichtbar, rechts vom Hauptthurme der Stadt; seine Flügel sind von derselben verdeckt. Es steht auf dem Raum, den, bis zur Reformation, ein Barfüßerkloster einnahm, und erhielt seine gegenwärtige Gestalt, die nicht allein dem fortgeschrittenen Geschmacke der Zeit, sondern auch höheren Ansprüchen der Schönheit entspricht, erst im Jahre 1818 durch den jetzt regierenden Herzog. Es konnte damals indessen nur Ein Flügel, der östliche, ganz vollendet werden; an der Umgestaltung des westlichen, welche aus verschiedenen Ursachen eine zeitlang ausgesetzt blieb, wird gegenwärtig eifrig gearbeitet. Das Schloß enthält eine Menge sehr schöner Gemächer, eine Kirche und mehrere Säle, unter denen der Riesensaal, dessen Decke von kolossalen Caryatiden[2183] gestützt wird, der ausgezeichnetste ist. Auch viele Gemälde, namentlich aus der niederländischen und neu-französischen Schule, schmükken die Galerien der Residenz und unter den Familienportraits sind mehrere von berühmten Meistern gemalt. Nach dem Schlosse verdienen das Zeughaus[2184], das Regierungsgebäude[2185], das Casimirianum[2186] und das Rathhaus[2187] genannt zu werden; Gebäude, welche sämmtlich aus der Regie-

[2179] Johann Ernst (1566–1638), seit 1572 Herzog von Sachsen-Eisenach sowie von 1572 bis 1596 und wiederum ab 1633 Herzog von Sachsen-Coburg.

[2180] Johann Casimir (1564–1633), seit 1596 Herzog von Sachsen-Coburg.

[2181] Ernst I. (1784–1844), seit 1806 Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld. Als erster Herzog des neugeschaffenen Doppelherzogtums Sachsen-Coburg und Gotha war er 1826 Begründer des gleichnamigen Fürstenhauses.

[2182] Das Schloß war ab 1543 aus dem im Zuge der Reformation aufgehobenen Coburger Franziskanerkloster entstanden. Ende des 16. Jhd.s folgte eine Erweiterung nach Süden. 1690 wurde es dann zur barocken Dreiflügelanlage umgebaut und erhielt schließlich nach Entwürfen von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) aus dem Jahre 1810 eine gotisierende Fassade sowie im Empire-Stil gestaltete Wohn- und Festräume.

[2183] Siehe hierzu S. 162, Anm. 406.

[2184] Das Zeughaus war von 1618 bis 1621 unter Herzog Johann Casimir (siehe hierzu S. 705, Anm. 2180) nach Plänen des Architekten und Malers Peter Sengelaub (ca. 1558–1622) erbaut worden.

[2185] Die alte Kanzlei im Stil der Renaissance, heute Stadthaus genannt, entstand in den Jahren 1597 bis 1601 unter der Leitung von Peter Sengelaub (s. o.).

[2186] Am 2. September 1601 war die Grundsteinlegung durch Herzog Johann Casimir (siehe hierzu S. 705, Anm. 2180) erfolgt, und am 3. Juli 1605 konnte das von Peter Sengelaub (siehe hierzu S. 705, Anm. 2184) im Stil der Renaissance ausgeführte Gebäude seiner Bestimmung übergeben werden.

[2187] Das im Stadtbuch 1414 erstmals erwähnte neue Rathaus erfuhr im Laufe der Jahrhunderte mehrere grundlegende äußere Veränderungen. Josef Meyer kannte es als das zwischen 1750 und 1752 umgebaute Rokokogebäude.

rungsperiode des Herzogs Casimir stammen und in ihrer mittelalterlichen Großartigkeit selbst Nürnberg zur Zierde gereichen würden. Das Zeughaus, dessen ursprüngliche Bestimmung sein Name andeutet, dient jetzt zum Lokal verschiedener Behörden und Kassen und in seinem oberen Stockwerke befinden sich mehrere sehr werthvolle Sammlungen. An der Spitze dieser letzteren muß eine Bibliothek von etwa fünfzig tausend Bänden genannt werden, ein Kupferstichkabinet, von dem Vater des regierenden Fürsten[2188] zu einem der wichtigsten in Deutschland herangebildet, eine kostbare Gewehrkammer mit den prächtigsten und seltensten Waffen, unter denen sich viele türkische befinden, werthvolle Siegestrophäen eines Feldherrn, dessen Namen die Geschichte mit Achtung und Anerkennung nennt und der dem fürstlichen Hause von Sachsen-Coburg angehörte, des k. k. Generalfeldmarschalls, Prinzen von Coburg[2189], der sein thatenreiches und ruhmvolles Leben im Jahre 1816 hier beschloß; und endlich eine Sternwarte im obersten Raum des Gebäudes. Das Regierungsgebäude, auf dem Markte, dem Rathhause gegenüber, ist ein stattlicher, mit Schnitzsäulen, Wappen, Standbildern und dergleichen verzierter massiver Bau. Es enthält die Sitzungssäle und Kanzleien der höchsten Landesbehörden, mit Ausnahme des Ministeriums. Das Rathhaus umfaßt allen zur Verwaltung städtischer Interessen nöthigen Raum und ist zugleich das Lokal eines Gewerbvereines, einer Sonntagsschule und – einer Anstalt, welche schwerlich in so ehrenhafter Gesellschaft gesucht werden möchte: des Lotto. – Einer besondern Erwähnung verdient das Casimirianum unweit der Hauptkirche. Sein fürstlicher Erbauer hatte es zu einer Anstalt bestimmt, welche die Mitte zwischen Gymnasium und Universität halten sollte, eine Einrichtung, welche lange beibehalten ward, jedoch mit dem Anfang dieses Jahrhunderts eine Aenderung erlitt. Gegenwärtig ist das Gymnasium, nur als solches, in blühendem Zustande und der Leitung einsichtsvoller Männer vertraut. Es zählt unter seinen Hülfsanstalten eine Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet und verschiedene physikalische Apparate. Außer dem Gymnasium gibt es an höhern Lehranstalten in Coburg noch ein Seminar für Schullehrer. – Die Anstalten für Elementarunterricht begreifen eine Rathsschule für Knaben, mehrere Mädchenschulen und auch ein kürzlich gegründetes Taubstummen-Institut. Unter den Kirchen ist die des heiligen Mauritius die Hauptkirche der Stadt und wir sehen ihren ansehnlichen Thurm im Mittelpunkte des Bildes sich erheben. Der Bau der Kirche war für zwei solcher Thürme berechnet, aber wie bei so vielen Kirchen und Kathedralen, welche an ähnlicher Nicht-Vollendung leiden, kam der zweite niemals zur Ausführung. Indessen ist die Kirche immer ein ansehnliches Gebäude und enthält in ihrem hohen Chor mehrere Grabmonumente, ausgezeichnet sowohl in historischer, als künstlerischer Rücksicht. Das vorzüglichste derselben ist die, aus Alabaster gefertigte, von Figuren, dem Zeitgeschmacke gemäß fast überladene Pyramide, welche dreißig Fuß hoch an der Wand des Chors sich aufrichtet und ein Denkmal ist, welches Herzog Casimir seinen unglücklichen Eltern weihte.*)[2190]

In der Gruft der Morizkirche ruhen alle Mitglieder des herzoglichen Hauses von der Mitte des 16. Jahrhunderts an bis auf die neuesten Zeiten, mit Ausnahme des zuletzt verstorbenen Herzogs Franz und seiner Gemahlin[2191], die in einem eigens für sie erbauten kleinen Mausoleum im freundlichen Hofgarten den Todten-Schlummer schlafen. Die vier übrigen Kirchen sind: die Schloßkirche, die Kirche zum heiligen Kreuz, St. Salvator und die katholische Kapelle außerhalb der Stadt, an der Straße nach katholischem Lande, dem schönen benachbarten Bisthum[2192].

Als Handelsort ist Coburg nie bedeutend gewesen und von größern Fabrikanstalten sind blos die für Rothgarnfärberei, Zeugweberei und Porzellainmalerei bemerkenswerth. Dagegen sind die eigent-

---

Die letzten grundlegenden architektonischen Eingriffe erfolgten von 1901 bis 1904 durch den Coburger Stadtbaumeister Max Böhme (1870–1925) und betrafen vor allem die Fassade, das Treppenhaus und die Diensträume.

2188 Franz (1750–1806), seit 1800 Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld.

2189 Prinz Friedrich Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1737–1815).

2190 *) Der Vater des Herzogs Casimir war Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Gotha [(1529–1595)], der in Folge der bekannten Grumbachischen Händel die Reichsacht auf sich zog und nach 28jähriger Gefangenschaft, wohin ihm seine Gemahlin, Elisabeth von der Pfalz [(1540–1594)], freiwillig gefolgt war, in Oesterreich starb.

2191 Sophie von Sachsen-Hildburghausen (1760–1776) ehelichte am 6. März 1776 Herzog Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld.

2192 Dem Erzbistum Bamberg.

lich bürgerlichen Gewerbe sehr blühend und sie wurden die Grundlage des Reichthums, der in vielen Bürgerfamilien seit mehren Generationen festgehalten wird. Besonders wichtig ist die Bierbrauerei, welche ein weit und breit berühmtes, sehr gesundes Getränke liefert und ein Kapital von 4 bis 500,000 Gulden[2193] beschäftigt. Die hiesigen Sattler-, Schreiner- und Wagnerarbeiten sind wegen ihrer Solidität bekannt und beliebt.

Wenn man von Coburg redet, so würde es fast Ueberwindung kosten eines Umstandes nicht zu erwähnen, welcher einen längern oder kürzern Aufenthalt in dieser Stadt dem Fremden mit wenigen Ausnahmen angenehm und werth macht. Es ist dies die treuherzige, edle Biederkeit ihrer Bewohner. Die ungemeine Freundlichkeit der Natur scheint hier auch die Seelen freundlich gemacht zu haben. Coburg bietet dem Fremdling, der sich dort niederläßt, etwas, was er in größeren Residenzen und prächtigeren Städten nur zu oft vermissen wird, ein herzliches Wohlwollen und jenes heitere Entgegenkommen, welches glücklichen Naturen eigen ist und nicht überall getroffen wird.

Von der Stadt werfen wir noch einen Blick auf die alte Veste, welche sich über ihr erhebt und die Krone der ganzen Gegend bildet. In der That, aus der Ferne gesehen, namentlich von Süden her, hat die äußere Gestalt der Veste Coburg Aehnlichkeit mit einer Krone und da sie die höchste Lage im Umkreise mehrerer Stunden einnimmt, scheint sie als solche über den Bergen zu schweben. Der Weg, der von der Stadt hinaufführt, ist auf das beste gebahnt und läuft zwischen Gärten und freundlichen Anlagen hin. Weinpflanzungen bedecken den südlichen Abhang des Berges und überall sieht man die Schönheit der Natur durch die sorgsame Hand der Kunst benutzt, hervorgehoben, unterstützt. Eine immer reichere und blühendere Aussicht entfaltet sich mit jedem Schritte aufwärts. Thüringische, bayerische und böhmische Gebirge begrenzen den Horizont und winken mit ihren näheren oder ferneren Häuptern. Schlösser, noch in wohnbarem Zustande oder in Trümmer gefallen, zeigen sich überall auf den Bergen. Es sind ihrer acht in ziemlicher Nähe, die man zählen kann; auch eine Wallfahrtskirche**)[2194] und ehemalige Klöster***)[2195] stellen sich dem Auge dar.

Ueber eine Zugbrücke gelangt man durch ein alterthümliches, von Invaliden bewachtes Thor in das Innere der Burg. Doch den hauptsächlichsten Theil derselben, das große Gebäude, welches sich auf unserem Bilde zeigt, nimmt statt der sonst fürstlichen Bewohner, jetzt die Strafanstalt des Landes, das Zuchthaus ein! Nur der nördliche Flügel des Schlosses erinnert noch an ursprüngliche Bestimmung und Pracht und befindet sich entweder noch ganz in dem Zustand, wie er im 16. Jahrhundert die Residenz der Fürsten war, oder ist neuerdings im alten Geschmacke hergestellt worden. Besonders sehenswerth ist das sogenannte Hornzimmer, dessen Decke und Wände mit kunstvollen Holzschnitzereien und Einlegungen aus den Zeiten Casimir's geschmückt sind. Martin Luther hielt sich vor und nach dem Augsburger Reichstage (1530) längere Zeit hier auf und sein herrliches, ewiges Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott"[2196] ward hier gedichtet. Die Beste enthält noch ein Zeughaus, eine Rüstkammer, verschiedene Bildnisse und Gemälde, eine Kirche, wo Luther oft begeisterten Zuhörern predigte, einen sehr tiefen Brunnen, mächtige Basteien etc. Ein Theil der Wälle ist in neuester Zeit abgetragen und in eine prächtige Terrasse mit entzückender Aussicht umgewandelt worden.

In der freundlichen Nachbarschaft der Stadt sind die herzoglichen Lustschlösser Rosenau, Kallenberg und Ketschendorf für jeden Fremden eines Besuches werth.

[2193] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[2194] **) Die Kirche von Vierzehnheiligen am Main.

[2195] ***) Banz und Mönchröden.

[2196] Luther hielt sich vom 15. April bis 6. Oktober 1530 auf der Veste auf; der erste Druck besagten Kirchenliedes erschien jedoch bereits 1529.



COBURG
von der Südseite

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 22-24.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 24-27.

Die Rosenau bei Coburg.

Friede weht in allen Bäumen,
Weht bei'm letzten Abendschein;
Was an Lieb' die Herzen träumen,
Singen leis die Vögelein.[2197]

So sieht's den Dichter an, im Anschauen dieser heiteren Sommeridylle, die seine Phantasie nicht lieblicher zu träumen vermag, als die Natur sie im Grunde der Itz geschaffen. Alle Reize, die Busch und Hain, Wiese und Wasser, Licht und Farbe, Hügel und Ebene, Nähe und Ferne, zusammensteuern können, um ein kleines auserkorenes Fleckchen Erde damit zu schmücken, vereinigt, einem Juwelenschrein gleich, diese Au der Rosen in der Sommerszeit, wenn ein wolkenloser Himmel sein mildes Blau über die hohen Baumgipfel spannt, die Blumenkelche aus Strauch und Wiese die Luft mit ihrem Athemduft erfüllen, Schwan und Ente im Spiegel des Weihers ihre geheimnißvollen Kreise ziehen, und die muntere Itz, über Felsen sich tummelnd und durch Felsen sich windend, die helle Musik ihrer plätschernden Wellen dazu gesellt, – dann gleicht die Rosenau einem Stückchen Friedenshimmel, der auf die Erde gefallen ist, damit der geplagte Mensch, das geängstigte Gemüth, Sorge, Kleinmuth und Trauer sich vor dem Geräusch der Welt dahin flüchte, und die verborgensten Kammern der Seele sich jauchzend öffnen, um die Weihe eines wahrhaft verklärten Naturfriedens einziehen zu lassen.

Indeß auch die Kunst hat sich in Mitten dieser Idylle niedergelassen, an der Hand eines durch seinen Schönheitssinn ausgezeichneten Fürsten, und hat auf einer bewaldeten Anhöhe ein Nestchen gebaut, welches durch die schmucke Einfachheit und Reinheit seiner Bauart und geschickte Verwendung seiner nächsten Umgebung in einer höchst wohlthuenden Harmonie mit der Gesammtstimmung der Landschaft steht. Es ist das Sommerschloß des regierenden Herzogs von Coburg[2198] und erhebt sich im ländlich gothischen Styl, von den thüringischen Farben bewimpelt, von sorgfältig gepflegten Blumenanlagen und Tausenden von Rosenbüschen umgeben, auf dunklem Waldeshintergrund aus einem weiten üppigen Wiesenteppich, auf dem der verstorbene Herzog[2199] alljährlich das in der Gegend noch vielgerühmte Rosen- und Heuerfest des Landvolks abhielt.

Im 14. Jahrhundert war die Rosenau der Burghof einer Ritterfamilie; später kam sie in Verfall, bis sie vom vorigen Herzog neu hergestellt und im Innern glänzend eingerichtet wurde. Prinz Albert[2200]

[2197] Der gesamte Artikel könnte nach Inhalt und Tendenz aus der Feder von Friedrich Konrad Müller [von der Werra] (1823–1881) stammen, denn nicht unwesentliche Teile (u. a. eben auch dieses Zitat) finden sich in teilweise geraffter Form auch in dessen Werk „Thüringen. Ein Handbuch für Reisende. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen." (Leipzig: Hermann Mendelssohn 1861), S. 79.

[2198] Ernst II. (1818–1893), seit 1844 Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha.

[2199] Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg und Gotha (siehe hierzu S. 705, Anm. 2181).

[2200] Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819–1861), der am 10. Februar 1840 die engl. Königin Victoria geheiratet hatte. Um ihre Hand hatte er mit einem Gedicht Friedrich Rückerts (1788–1866) angehalten.



ROSENAU bei COBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

von England wurde hier geboren. Für die zwei Stunden entfernt wohnenden Coburger ist die Rosenau einer der gesuchtesten Ausflüge und namentlich an Sonntagen führt die Eisenbahn[2201] Schaaren von Lustwandelnden auch aus der Ferne in die Gegend, ohne daß ihr dadurch der Eindruck der Stille und Zurückgezogenheit benommen würde; so weit zerstreut die große Ausdehnung der Anlagen die Besucher. Geräuschvoller war es jüngst an den Tagen der Turner- und Sängerfeste, der Lehrer-, Förster- und anderer Versammlungen, deren Pickeniks auf der Rosenau abgehalten wurden, und von der gewiß manche unserer Leser ihre freundlichste Erinnerung an die schönen Tage von Coburg mit heim gebracht haben.

Im Schatten dieser Bäume – –

Verzeihung, lieber Leser, aber aus ist's auf ein Mal mit der poetisch-idyllisch wohligen Stimmung und auf die Seite voll Milch frommer Denkungsart mußt du noch ein Tröpfchen Fahrendes Drachengift nehmen.

Im Schatten dieser fürstlichen Baumpflanzungen und Schloßmauern, wollte ich sagen, erging sich auch zuweilen die Crême der Generalversammlungen, Kongresse und Ausschußsitzungen des in Coburg domicilirten deutschen Nationalvereins. Nachdem sie des Tages Last und Hitze getragen, das heißt, nachdem sie patriotische Redeübungen gehalten, dem schwerkranken Vaterland homöopathische Recepte verschrieben und im Sonnenschein fürstlicher Gastlichkeit und gnädigster Protektion sich gebähet[2202] hatte, mochte sich's im Schatten der fürstlichen Rosenau vortrefflich haben Siesta halten lassen und unzweifelhaft reiften manche der heilversprechenden Ideen des Nationalvereins unter den idyllischen Eindrücken dieser Rosenduft- Atmosphäre. Jene Herren, ehrenwerthe Männer aber schlechte Musikanten, sind nicht von der Art derer, die mit strengem Blick des Volkes Nieren prüfen und kühn zum Operationsmesser greifen, ohne vor dem Blut zu erschrecken, welches dabei fließen muß. Bei Leibe nicht! – man schaue nur mit welch zarter Delikatesse die humanen zungengewandten Herren dem lendenlahmen Michel den Puls fühlen, wie trost- und vertrauenerweckend wissen sie ihm zuzusprechen, wie zierlich etikettirt und verführerisch parfümirt sind die verordneten Verdünnungsdosen. Und Michel? – „hilft's nichts, so schadt's nichts", meint er, und verschluckt die Nichtse nach Herzenslust, beobachtet streng die vorgeschriebene politische Diät, zieht die Nachtmütze über die Ohren, steckt die Fäuste unter die Bettdecke und schwitzt in aller Behaglichkeit seine patriotische Gesinnung für jährlich einen Thaler aus; – und so wartet er auf die Krise, welche ihm das Podagra[2203] aus den Gliedern treiben und ihn wieder auf die Beine heben soll, damit er seinen eigenen Weg gehe. Er wartet und wird warten bis zum jüngsten Tag, wenn so lange Coburger oder Gothaer Nationalvereins-Homöopathen[2204] den armen Kerl in Behandlung behalten.

„Wir wollen aber keine Revolution mit drastischen Mitteln hervorrufen, sondern auf gesetzlich organischem Wege soll sich Michels kräftige Natur selbst helfen," dociren die Herren aus der Nationalvereins-Schule; – ja wohl, sie soll sich selbst helfen, aber der vernünftige Arzt entfernt vor allem die Hindernisse, welche der freien Wirksamkeit der innern Heilkraft im Wege stehen, und so lange diese Hindernisse in Bundestagsbeschlüssen[2205], gezogenen Kanonen und Spitzkugeln bestehen, so lange werden die patriotischen Gesinnungszeugnisse auf buntem Kartenpapier, die in Rollen vertheilte Zungendrescherei von den Kammertribünen, der passive Wider stand gegen Polizeiunfug und Büreaukratenthum, als ebenso harm- und wirkungslose Mittel sich erweisen, wie homöopathische Streukügelchen gegen die Gicht; der Michel wird seine Nachtmütze über den Ohren und die Faust in der Tasche behalten und alle frommen Wünsche für Deutschlands Größe, Macht und Einheit werden an der Druckerschwärze kleben bleiben.

[2201] Am 1. November 1858 konnte die gesamte Strecke der Werra-Bahn zwischen Eisenach und Coburg mit einer Länge von 130,1 km feierlich eingeweiht werden.

[2202] „bähen […] bedeutet uns wärmen und trocknen" (DWG, Bd. 1, Sp. 1076); hier im Sinne von sich wohlergehen lassen.

[2203] Veraltete Bezeichnung für die Gicht (griech./lat. Urikopathie bzw. Arthritis urica), besonders für die des Fußes.

[2204] Siehe hierzu S. 712, Anm. 2206.

[2205] Beschlüsse der Bundesversammlung, genannt Bundestag (siehe hierzu S. 91, Anm. 179).

Graf Borries[2206] und Herr von Beust[2207] mögen deshalb ruhig schlafen. –

Zu den romantischen Landschaftsbildern im Hintergrund der Rosenau gehört namentlich das Westbachsthal, die sagenreiche Ruine Lauterburg und, vielmehr eine ländliche Staffage, die nahe Schweizerei, das zeitweilige Asyl des rastlos wandernden Gerstäcker[2208], der hier die Trophäen seiner Abenteuer aus fremden Zonen birgt und vom frischen Waldesgrün sich den tropischen Sonnenbrand von seinem Angesicht bleichen läßt.

[2206] Wilhelm Friedrich Otto Graf von Borries (1802–1883) führender Politiker des Königreichs Hannover und eingefleischter Gegner des 1859 in Frankfurt a. Main gegründeten und anschließend zu Coburg residierenden kleindeutsch orientierten (also die Einigung Deutschland unter Preußens Führung und dem Ausschluß Österreichs) Deutschen Nationalvereins.

[2207] Der sächs. Außenminister Friedrich Ferdinand Freiherr von Beust (siehe hierzu S. 640, Anm. 1926).

[2208] Der Abenteuerschriftsteller Friedrich Gerstäcker (1816–1872). Er hatte sich 1862 mit dem Coburger Herzog Ernst II. (siehe hierzu S. 709, Anm. 2198) auf eine Reise nach Ägypten begeben und war in diesem Zusammenhang längere Zeit Gast auf der Rosenau gewesen.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 236-246.

Die Veste Coburg.

„Lieber, malet mir die Henne nur munter und lustig, denn sie hat dem Hause Sachsen ein gutes Ei gelegt.“ So sprach Friedrich der Weise, Sachsens „großer Kurfürst“, zu Lukas Kranach, als dieser zu Wittenberg die Bilder der Ahnen seines Herrn sammt ihren Wappen malte und eben das von Henneberg begann. Und in der That, die Freude des Fürsten an seinen „fränkischen Ortslanden“, wie die Regimentssprache jener Zeit sie nannte, war eine gerechte, denn reizend ist das Fleckchen Erde, auf das die Veste Coburg niederschaut.

Die Anmuth der Lage, der Umgebung, der näheren Rundschau und des Fernblicks würde den Berg zu einem gern besuchten Punkte machen, auch wenn kein bedeutsamer Bau ihn schmückte; nun er aber durch die Schicksale der Veste in alter und neuer Zeit zu einem Träger der engern Landesgeschichte, der deutschen Kunst und des deutschen Strebens der Gegenwart geworden, hat die Wallfahrt zu ihm eine vielseitige Bedeutung gewonnen, die das Burgthor fast nie leer werden läßt von Wanderern aus allen deutschen Ländern.

Seitdem die Schienenwege des Werrathals und des Maingrundes in Coburg ihre Verbindung feierten, ergießt sich dort unaufhörlich ein Strom von Reisenden, denen allen das Bild der Veste, mögen sie über die Berge Thüringens oder aus den Gauen Frankens zugeflogen kommen, so imponirend entgegen tritt, daß sie es in unserem Stahlstich gewiß so gleich wieder erkennen: zunächst diejenigen, welche einmal von der Rosenau über den Bausenberg gewandelt sind, den südlichen Ausläufer des Thüringerwaldes, auf dessen vorderster Koppe die Veste Coburg sich erhebt; sie erreichen da Mitte Wegs den Standpunkt unseres Zeichners. Die Veste selbst kehrt uns die starke Mauerbrust ihrer „hohen Bastei“ entgegen. Hohe Gebäude, spitze Dächer, Thürme und Thürmchen überragen den Mauerkranz, die Brücke, die Thorbasteien und das Gartengrün ihrer geebneten Wälle; das moderne Festungsbild ist verdeckt; es wird uns mittelalterlich zu Muthe, aber dieser Eindruck stört uns nicht, ja er thut uns wohl in der Dämmerung des hohen Buchenwaldes, dessen rauschender Blätterrahmen das Bild umschließt und den Anblick ahnen läßt, der von seiner Höhe aus unser Aug’ und Herz entzücken wird.

Wandeln wir aus dem Waldschatten heraus, an dem alten Gottesacker der Festungsbewohner und einem großen Oekonomiehofe vorüber, auf breiter Fahrstraße unserem Ziele zu. Schon hier überrascht uns links der Blick auf die südlichen Theile der Stadt Coburg und auf den Itzgrund, und rechts von der Veste streift das Auge am fernen Horizont über die Höhen vom Thüringerwald bis zur Rhön hin, während vor uns, je näher desto großartiger, das Mauerwerk der alten Zeit uns entgegentritt. Wir wenden uns links aufwärts und stehen nach wenigen hundert Schritten vor der Brücke, die allein heute noch die Höhe des ehemaligen Walles andeutet, der um die ganze Veste lief und auf der wir zum Hauptthore gelangen. Es ist mit Steinhauerarbeit aus der Mitte der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verziert. Ein zweites Thor, von einem neuen Thurme überragt, führt uns in das Innere der Veste.

Die sämmtlichen Baulichkeiten derselben gruppiren sich um zwei große Höfe. Haben wir durch den steilen Thorgang den ersten erreicht, so sehen wir zur Linken den Eingang zum zweiten. Der erste Hof, nach Rechts sich ausdehnend, umfaßt den an die alte Lutherkirche stoßenden Fürstenbau, den prächtigen freien Raum der hohen Bastei, das Wirthshaus und die Terrasse bis zum Thorthurme; den andern Hof umkränzen das eigentliche alte Schloß (bis in die jüngste Zeit Zuchthaus gewesen), der sogenannte lange Bau, einst Wirthschaftsgebäude; das beide Höfe trennende Gebäude ist ein Flügel des Fürstenbaues. Wie im ersten Hofe der dritthalbhundert Fuß tiefe Brunnen, erregt im zweiten die Einfahrt in die großen Keller unsere Aufmerksamkeit; letztere war aber zugleich die älteste Thorfahrt in die Burg, die an der Seite der jetzigen Bärenbastei ihren Ein- und Ausgang hatte.

Wir begeben uns in den ersten Hof. In dem die Höfe theilenden Flügel des Fürstenhauses öffnet sich uns eine breite Pforte des Erdgeschosses, über welcher der Ritter St. Georg *al fresco* gegen den



VESTE COBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Zahn der Zeit kämpft. Die Pforte führt zu einer Halle, in welcher die Trophäen von Eckernförde, das Gallionbild von Christian VIII., Paludans Säbel und aufgefischte Waffenreste und Flaggenfetzen aufbewahrt werden.[2209]

Vom Hofe aus wenden wir uns dem Gebäude zu, das uns durch seine schöne Holzkonstruktion gleich beim Eintritt in die Veste vor allen übrigen Baulichkeiten anzieht. Es ist der alte Fürstenbau, zu dessen offener Gallerie eine Freitreppe einladet. Die Rückwand dieser Gallerie ziert ein geistreiches Freskogemälde, das einen Einzug des Herzogs Johann Casimir darstellt, Coburgs bedeutendsten Fürsten in älterer Zeit, der die Veste für den Krieg ausrüstete, welcher 30 Jahre lang Deutschland verwüsten sollte und dessen erste Zeit von ihm selbst noch erlebt wurde.

Auf einer Wendeltreppe gelangen wir nach dem oberen Stockwerk dieses Baues, in den „Gewehrsaal“. In der würdigen Idee des ersten Wiederherstellers dieser Räume war er zu einem Ehrensaal des 30jährigen Kriegs bestimmt. Nur deshalb schmückte er ihn mit jener Zeit größten Kriegs- und Kronenhelden aus, mit den Bildnissen von Kaiser Ferdinand II.[2210], Gustav Adolf, Bernhard von Weimar[2211], Wallenstein, Tilly[2212] und dem bereits genannten Landesherrn in jener Zeit, Herzog Johann Casimir. Unter der hier aufgestellten außerordentlich reichhaltigen und interessanten Sammlung von Schießgewehren, Jagdmessern und Trinkgefäßen macht uns der Kastellan auf eine unscheinbare Büchse aufmerksam: der Mann, der die Kugel in diesen Lauf lud und die Hand an diesen Hahn legte, war Andreas Hofer, der „Kommandant“, der Held und Märtyrer von Tyrol.

An diesen Saal stößt das sogenannte „Rosenzimmer“. Es führt seinen Namen nach der reichen Holzschnitzerei der Wände, insbesondere der Decke. Eigentlich verdient es den Namen einer sächsischen Familiengallerie. An den Fensterwänden sind in gemüthlicher Haltung und Reihe die sächsischen Fürsten mit ihren Gemahlinnen von Dietrich II.[2213] (um 1030) bis zu Ernst dem Andächtigen[2214] (um 1486) dargestellt, während die Wände der Fensternischen Scenen aus dem häuslichen Leben dieser hohen Herrschaften enthalten. Die Fensterscheiben sind mit den Wappen aller sächsischen Fürstenhäuser geziert und ist jedes Wappen mit einem Spruch versehen, der alt genug klingt, um die Einfalt des Inhalts verzeihen zu lassen.

Eine Thür voll kunstreicher Holzschnitzarbeit führt uns in ein zweites, das „Marienzimmer“, das seinen Namen einer Reihe großer, in die Wände eingefügter Holzreliefs verdankt, welche das Reinigungsopfer der Maria darstellen.

An dieses Zimmer stößt ein kleines, aber reichhaltiges Gemach, das „Luther-“ oder „Reformationszimmer,“ ein wahres Prachtkabinet der Verehrung jener großen Zeit. In lebensgroßen Bildnissen auf Goldgrund erscheinen uns in demselben: Luther, seine Frau Katharina[2215], Veit Dietrich[2216],

---

[2209] Alles Spolien, die an das Gefecht bei Eckernförde am 5. April 1849 unter dem Kommando des Coburger Herzogs Ernst II. (siehe hierzu S. 709, Anm. 2198) erinnern, in dem die dänischen Kriegsschiffe „Christian VIII.“ und „Gefion“ aufgebracht wurden, die unter dem Kommando von Frederik August Paludan (1792–1872) standen.

[2210] Ferdinand II. (1578–1637), seit 1619 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[2211] Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar (1604–1639), antikaiserl. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges.

[2212] Siehe hierzu S. 321, Anm. 899.

[2213] Vielleicht Dietrich (ca. 990–1034), als Dietrich II. Graf von Wettin, ab 1015 Graf im Schwabengau, ab 1017 Graf von Eilenburg und Brehna, Graf im Hassegau und im Gau Siusili und als Dietrich I. ab 1032 der erste Markgraf der Mark Lausitz.

[2214] Ernst (1441–1486), seit 1464 Kurfürst von Sachsen, Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meißen.

[2215] Katharina von Bora (1499–1552), die Luther am 13. Juni 1525 geehelicht hatte.

[2216] Veit Dietrich (1506–1549), Luthers Hausgenosse und Vertrauter. Die hier genannten Personen waren fast alle in die Abfassung, Präsentation bzw. Durchführung der „confessio augustana“ involviert.

Kaspar Aquila[2217], Christian Bayer[2218], Georg Brück[2219], Justus Jonas[2220], Philipp Melanchthon[2221], Johannes Bugenhagen[2222] und Georg Burckhardt (Spalatin[2223]). An einer Wand dieses Zimmers hat von Luthers Hand der Spruch gestanden: „Ain veste burg ist unser Gott!“ und man schließt da her, daß gerade in diesem Raume das große Heldenlied der Reformation gedichtet sei.[2224]

Wir thun auch einen Blick in die „Hornstube“, wo ein Kunstwerk der Holzmosaik des 17. Jahrhunderts aufbewahrt wird, durch welches Johann Casimir seine großen Jagden hatte verherrlichen lassen, und steigen in das untere Treppenhaus hinab, an dessen Hauptwand ein treffliches Freskobild uns in die Augen fällt. Es stellt die tragi-komische Scene dar, welche einst die beiden Bären der Veste (noch jetzt sind dergleichen von dem nahen Fenster aus in ihrem Zwinger zu sehen) der fürstlichen Tafel bereiteten, zu welcher sie, ihren Behältern entkommen, als ungebetene Gäste erschienen.

Eine kunstvolle Thüre öffnet uns den großen „Rüst- und Waffensaal.“ Ein unwillkürliches „Ah!“ entlockt uns beim Eintritt der Reichthum, die Pracht und die sinnige Aufstellung der kostbaren Sammlung, die in mehren tausend Stücken das gesammte Rüst- und Waffenwerk vom 12. bis 17. Jahrhundert umfaßt. Außer etwa 50 vollständigen Ritterrüstungen, deren vier in Turnierhaltung zu Pferde aufgestellt sind, enthält die Sammlung viele einzelne und zum Theil sehr kunstreich gearbeitete Harnische, Schilde, Schwerter, Lanzen aller Art, Streitäxte, Armbrüste, Pulverhörner, Sättel, Fahnen, Pfeile, Trinkgefäße, Sporen, Lauten, und sogar Inquisitionsglocken und Marterinstrumente haben sich in diesen Rüstsaal der Vergangenheit verirrt. Von historischem Interesse darunter sind eine Turnierrüstung Bernhards von Weimar, der Helm eines Ordensmeisters der Schwanenritter, das Schwert des Jakob von Artevelde (zu Gent, † 1345), Thomas Münzers[2225] Panzerhemd, ein hiebfester Schweizerkoller aus Hanfgewebe, schwedische Pulverhörner vom lützener Schlachtfeld, Tryschl (Dreschflegel) aus dem Bauernkriege[2226] und manches Andere, – Da wir es einmal mit Mordinstrumenten zu thun haben, so erwähnen wir zugleich einer zweiten Sammlung im östlichen Flügel des Fürstenbaues, welche eine sehr beachtenswerthe Zusammenstellung der Schießwaffen von der ältesten Zeit und Form durch alle Veränderungen und Verbesserungen, sowohl des schweren Geschützes als des Gewehres, bis zur neueren Zeit enthält, Wir sehen hier den ältesten „ Schießprügel“, der noch ohne Schloß war, den ältesten „Kuhfuß“ mit dem Luntenschloß, bis zu den Tarraßbüchsen[2227] und Doppelhaken, vielläufigen Falkonets und sogenannten Orgelgeschützen oder Höllenkanonen (die eine mit 49 Läufen), Feldschlangen und Kabinetsstücke von Kanonen aus der Reformationszeit. In denselben Räumen werden auch die beiden Brautwägen des Herzogs Johann Casimir (von 1586 und 1599) und der Brautwagen des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen[2228] (von 1527) aufbewahrt; Konstruktion, Bildschnitzerei, Bemalung, Vergoldung sind merkwürdige Muster damaliger Pracht.

Wenn wir den Rüst- und Waffensaal verlassen, so lesen wir auf der entgegengesetzten Thüre dieses Treppenraums folgende Worte:

2217 Kaspar Aquila (1488–1560), der Reformator Saalfelds.

2218 Christian Beyer (ca. 1482–1532), Kursächsischer Vizekanzler.

2219 Gregor von Brück (1483–1557), Kursächsischer Kanzler.

2220 Justus Jonas d. Ä. (1493–1555), der Reformator von Leipzig, Halle, Eisfeld und vieler anderer Gebiete in Mitteldeutschland.

2221 Der dt. Reformator Philipp Melanchthon (eigentl. Philipp Schwartzerdt; 1497–1560).

2222 Der Weggefährte Luthers Johannes Bugenhagen (1485–1558).

2223 Der zu Spalt gebürtige prot. Theologe und Humanist Georg Burkhardt, genannt Spalatin (1484–1545).

2224 Siehe hierzu S. 707, Anm. 2196.

2225 Der radikale prot. Prediger und Bauernführer Thomas Münzer (ca. 1489–1525; hingerichtet).

2226 1525.

2227 „die Tarras-Büchse hat ihren Namen von Tarras, Terrasse, Erdanschüttung, Umwallung, und ist mithin Positions-Geschütz gewesen.“ (Ludwig Blesson, Geschichte des Belagerungskrieges […], Berlin: Schlesinger 1835, 3. Bd., S. 244). Kleinkalibrige, gewehrähnliches Geschütz in Blocklafette.

2228 Johann Friedrich I., auch Friedrich der Großmütige genannt (1503–1554), von 1532 bis 1547 Kurfürst und Herzog von Sachsen und nach dem Verlust der Kurwürde 1547 nur noch Herzog des ernestinischen Landesteils.

Da zu augspurg die confession ward übergeben[2229],
thät martin luther still wirkend hier leben.

Ein rechter Mann betritt diese einfache Stube nicht mit bedecktem Haupte: gänzlich schmucklos enthält sie, außer einigen Werken von Luthers Hand, nur noch sein Bett, zerschnitzt vom Aberglauben, der die Späne desselben gegen Zahnschmerzen verordnete.

Zu den oberen Zimmern des Fürstenbaues geleitet uns der herzogliche Inspektor der dort aufgestellten, äußerst werthvollen Sammlungen, die aus herzoglichen und Staatsgebäuden der Stadt Coburg hierher erst über gesiedelt worden sind. Sie bestehen aus einer Kupferstichsammlung von 220,000 Blättern, neben denen noch viele alte seltene Holzschnitte und Handzeichnungen bewahrt werden; ferner aus einem Kunstkabinet, einer neu angelegten Autographensammlung und einem Münzkabinet. An diesen Flügel des Fürstenbaues schließt die Kirche sich an, Altar und Kanzel sind angeblich aus Luthers Zeit; der übrige Bam ist neu.

Wenn wir damit die wichtigsten Sehenswürdigkeiten erschöpft haben, welche die Mauern auf dieser Bergeszinne umschließen, dürfen wir den Blick auch einen Flug hinaus ins Freie gönnen. Der Besucher wird bei ihm am liebsten und längsten verweilen, denn es ist ein Lustwandeln im lieblichsten Garten der deutschen Lande: keine großartige Gebirgs- oder Wasserscenerie, keine unübersehbare Fernsicht von schwindelnder Höhe, Nichts von gewaltigen sich in der Seele des Beschauers koncentrirenden Eindrücken, sondern gerade durchs Gegentheil reizend, lieblich, anmuthig, zu behaglicher Ruhe und stets neuem Genuß einladend. Das Auge erlabt sich an der umgebenden Fruchtbarkeit des üppig-grünen Frankenlandes, an den blauen Hügel- und Bergformen, welche von der Seite Thüringens, der Rhön und des Fichtelgebirges das Bild umschließen, es sucht und entdeckt immer Neues in den tausenderlei Einzelnheiten, die wie Spielzeug um den Christbaum in buntem Durcheinander umhergestreut liegen – – Dörfchen, Städtchen, Fluren, Wiesen, Wälder, Kapellen, Schlösser, Ruinen, durchwoben von Bächen, Flüßchen, belebten Straßen, Eisenbahnen – und nimmer wird es des Suchens müde noch des Schauens satt.

Die Geschichte auch dieser Burg hat keinen Anfang; sie muß von der Sage einige Vermuthungen entlehnen, die, wie überall, möglichst weit in die Jahrhunderte zurückgreifen. Nach ihnen gehört sie zu den Grenz-Burgen, welche Karl der Große zum Schutze des fränkischen Reichs gegen die Slaven erbaute; zu demselben Zweck sollen gleichzeitig die Burgen von Heldburg und Königsberg entstanden sein. Die Stadt ist jünger, als die Veste, und erhielt erst von dieser den Namen. Die ältere Geschichte ist ohne Interesse für unsere Leser. Wir bemerken daher nur, daß die älteste Urkunde, in welcher sie genannt wird, im Jahre 1057 von Richza ausgestellt ist, der Tochter eines Pfalzgrafen des Kaisers Otto III.[2230], welche die von ihrem Vater zu Lehen erhaltenen Reichsdomänen Saalfeld und Coburg, die sie ererbt, dem Erzbischof Anno von Köln[2231] vermachte. Später kam das Besitzthum an eine Reihe angesehener Adelsfamilien, die nacheinander das damals noch nicht erbliche Gaugrafenamt verwalteten. Zuverlässigere Aufzeichnungen beginnen erst mit dem Jahre 1232, in welchem Stadt und Veste Coburg an die Grafen von Henneberg kam. Diese wählten die Veste, abwechselnd mit der Burg Strauf bei Rodach zu ihrer Residenz. Da die Henneberger gar mächtige Herren waren und Freude und Pracht liebten, so mag damals die Veste manches glanzvolle Fest erlebt haben.

Im Jahre 1347 vermählte sich eine hennebergische Erbin dieser Lande, Katharina[2232], mit Friedrich dem Strengen von Meißen[2233], und auf diesem Heirathswege kam Coburg im Jahre 1353 an das Haus Sachsen, das sich bis heute im Besitze desselben zu halten wußte.

In den nächsten anderthalb Jahrhunderten ist die Veste und das Land der Schauplatz vieler Fehden sowohl der sächsischen Fürsten gegen die fränkische Ritterschaft, als auch der Fürsten unter sich, wozu die Erbtheilungen die Veranlassung gaben. Hierher gehört der in der Thüringischen Geschichte bekannte

---

[2229] Am 25. Juni 1530.

[2230] Otto III. (980–1002), seit 983 römisch-deutscher König und ab 996 Kaiser.

[2231] Anno II. von Köln (ca. 1010–1075), seit 1056 Erzbischof von Köln.

[2232] Katharina von Henneberg (ca. 1334–1397).

[2233] Friedrich III., der Strenge (1332–1381), seit 1349 Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen.

„Bruderkrieg“ zwischen den Söhnen Friedrichs des Streitbaren[2234]: dem Herzoge Wilhelm[2235], der in der 1445 abgeschlossenen Erbtheilung Thüringen, die Lande in Franken und einen Theil des Osterlandes erhalten, während Friedrich, der Kurfürst von Sachsen, Meißen und den Rest des Osterlandes gewählt hatte. In diesem Kriege spielen die Brüder Apel und Busso Vitzthum[2236], Wilhelms Räthe, eine Rolle, besonders ersterer, der sogar die fränkischen Lande (Coburg, Königsberg, Hildburghausen, Heldburg, Neustadt an der Heide und Sonneberg) für die Summe von 42,000 Gulden, die Wilhelm ihm für ein hergerufenes böhmisches Hülfsheer schuldete, in seinen Besitz brachte und sich selbst nach der Versöhnung der Brüder in der Veste Coburg hielt, bis das vereinigte Heer der Fürsten ihn 1451 durch Aushungern zur Uebergabe zwang.

Nach Wilhelms kinderlosem Tode fiel das fränkische Land an seines Bruders Söhne, Kurfürst Friedrich den Weisen und Herzog Johann den Beständigen[2237]. Diese vertrauten die Verwaltung Coburgs sogenannten „Pflegern“ an (daher auch „die Pflege Coburg“), welche auf der Veste ihren Sitz hatten. Die Fürsten hielten häufig Hof dort; ein eigenthümliches Geschick wollte es, daß der erste Prinz, welcher auf der Veste geboren wurde, Johann Ernst[2238] (Sohn Herzogs Johann und der Margaretha von Anhalt[2239]), als Fürst der letzte war, der auf ihr residirte; er baute das Schloß Ehrenburg, noch heute die Residenz in der Stadt Coburg.

Ein Schutz der Verfolgten war die Veste im Bauernkrieg, der in Franken heftig wüthete. Der Adel des Landes flüchtete hieher und 14,000 Bauern belagerten sie, bis Kurfürst Johann, im Mai 1525 mit einem Heer herbeieilte und sie entsetzte. Ebenso tapfer vertheidigte derselbe Johann im Jahre 1529 auf dem Reichstage zu Speyer die Lehre des Mannes, durch welchen die alte Veste später eine weltgeschichtliche Bedeutung erhielt; denn er war es, der im Frühjahre 1530, als er zum Reichstage nach Augsburg zog, seinen *Dr.* Martin Luther auf die Veste Coburg führte, um ihn sich näher und dennoch in vollkommener Sicherheit zu wissen.

Die außerordentliche Bedeutung von Luthers Aufenthalt in Coburg für den Gang der Reformation ist erst in neuester Zeit in das rechte Licht gesetzt worden*)[2240] für Diejenigen, welche in dem Reformator ihren kirchlichen Helden ehren. Uns aber erscheint Luther in einem höheren Lichte: denn sein Werk war die Entfesselung des Geistes zu einem Fortschritt, weit über die Grenzen der Konfessionen hinaus; sein Sieg war der der Wahrheit über die eherne Autorität, an ihm ging Savonarola’s vom Scheiterhaufen geschleudertes Prophetenwort in Erfüllung: „Ich sage euch, dieser Brand ist so gewaltig angezündet, daß ihr ihn nicht werdet auslöschen können, ihr möget blasen, wie ihr wollt!“ – „Ja,“ fährt ein deutscher Geschichtschreiber fort: „Die Gewalt kann den Leib tödten, den Geist der Menschheit nicht. Dieser Geist beseelt nicht blos neue Vorfechter, nein, er macht auch ganze Völker wehrhaft, und eben die Flammen, welche die einzelnen Kämpfer verzehrten, entzünden den Muth ganzer Völker zur That. Jene zwei einzelnen Helden, der Böhme Huß, der Italiener Savonarola, erlagen im Kampfe gegen die Weltmacht der Hierarchie; aber siehe da: ein ganzes Volk, das deutsche Volk, erhob sich mit Luther, um das Werk, welches jene begonnen, weiter zu führen: und das deutsche Volk wird dies Werk vollenden!“[2241] – Welches Werk zu vollenden ist – das weiß heute Jeder, und nur der in die Pfaffenwinkel zusammengedrängten armen verwahrlosten Schaar wird das Auge verhüllt vor der Wahrheit: daß

[2234] Friedrich IV., der Streitbare (1370–1428), seit 1381 Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, ab 1423 Herzog, Kurfürst und Pfalzgraf von Sachsen.

[2235] Wilhelm I., der Einäugige, (1343–1407), seit 1349 Markgraf von Meißen.

[2236] Apel Vitzthum d. Ä. zu Roßla (ca. 1400; † 1474) und dessen Bruder Busso (Lebensdaten nicht ermittelt).

[2237] Johann der Beständige (1468–1532), seit 1525 Kurfürst von Sachsen.

[2238] Johann Ernst (1521–1553), seit 1541 Herzog von Sachsen-Coburg.

[2239] Margarete von Anhalt (1494–1521), seit 13. November 1513 die 2. Gemahlin von Kurfürst Johann d. Beständigen.

[2240] *) „Luther in Coburg“, von E. Pfeilschmidt, Dresden 1853.

[2241] Zitat aus dem Artikel „Hieronymus Savonarola“, in dem vom österr. deutsch-katholischen Geistlichen und Schriftsteller Eduard Duller (siehe hierzu S. 774, Anm. 2372) herausgegebenen achtbändigen Werk „Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks. […].“ (Frankfurt a. Main: Meidinger 1847), 2. Bd., S. 164. Der Artikel stammt aus der Feder Dullers.

politische Freiheit und kirchliche Knechtschaft nicht nebeneinander bestehen können, daß nur eine Freiheit im Leben und im Glauben und nur eine Knechtschaft in beiden möglich ist. Und diese Knechtschaft wird fortbestehen trotz der freisinnigsten Verfassungsformulare, so lange die ärgste Blasphemie noch in tausend Kirchen als ein Priesterrecht geübt wird, so lange noch Menschen über arme blinde Völker mit den Schrecknissen der Hölle herrschen, und um Geld und gute Worte den Himmel aufthun. So lange und so weit ist auch alles Ringen der Besten nach Menschenglück durch Veredelung des Geistes und des Herzens, alle Völkerbeglückung durch freies tüchtiges Bürgerthum vergeblich, – so lange ist Niemand frei, als der, welcher durch Macht oder List alle Andern an der Sklavenkette oder am Narrenseile führt.

Wer aber voll froher Hoffnung aufathmet, daß solcher Macht und solcher List vom Feuer des freien Geistes der Boden unter den Füßen brennt, und sie mit ihrer letzten Anstrengung um sich schlägt in der Ahnung des nahen Endes, wer die besseren Tage der Menschheit in der steigenden Gährung des Volksgeistes erkennt, – der darf nicht mit Undank an den Erinnerungsmalen der großen Männer vorübergehen, welche zuerst den Kampf mit der Hyder[2242] der Geistestyrannei gewagt, als diese noch in ihrer furchtbaren Kraft die Völker der Erde erzittern machte – und zu diesen Männern gehört Luther, der deutsche Vorfechter für die Geistesfreiheit aller Völker. Darum „Hut ab!“ auf der Stätte, die sein Geist geweihet hat, darum ist für die Veste Coburg unter allen Ehren die höchste Ehre, die dieser Held ihr erwiesen, sie ist die einzige Ehre, auf die die deutsche Coburg stolz zu sein ein Recht hat.

Als Luther am 6. Oktober 1530, nach einem Aufenthalt von sechs Monaten, von der Veste schied, verfiel sie wieder der Gewöhnlichkeit des Daseins, bis ein verlorenes Menschenleben in ihr einzog und ihr den trüben Schein einer traurigen Romantik verlieh: wir meinen die vieljährige Gefangenschaft der Herzogin Anna[2243], der Gemahlin des Herzogs Johann Casimir. Dieser ritterliche Fürst war ein Sohn jenes Johann Friedrich des Mittleren[2244], welcher, in Folge seiner Theilnahme an den bekannten „Grumbachschen Händeln“[2245] auf eifriges Betreiben des Kurfürsten August[2246] in die Reichsacht gefallen, gefangen genommen, auf Lebenszeit nach Oesterreich in den Kerker geführt worden war und darin, bis zum letzten Augenblick von seiner Gemahlin Elisabeth[2247] treu gepflegt, starb. Kurfürst August hatte sich die Vormundschaft über Johann Casimir und dessen Bruder Johann Ernst angemaßt und beutete sie höchst eigennützig aus. Dieses Fürsten Tochter war jene Anna, die, von ihrem Gemahl der Untreue bezüchtigt und durch seine Gerichte zum Tode verurtheilt, von ihm zu ewiger Gefangenschaft begnadigt wurde. Erst nach zwanzigjährigem Leiden starb die unglückliche Fürstin, am 27. Januar 1613, und zwanzig Jahre später jener Ulrich von Lichtenstein[2248], der mit ihr verurtheilt worden war. Er hatte vierzig Jahre in dem großen runden Thurme am Gottesacker zu Coburg geschmachtet.

Herzog Johann Casimir ist in der Regentenreihe des Landes einer der tüchtigsten und durch seine ehelichen Schicksale, seine Jagd- und besonders seine Baulust, deren Denkmale dem Volk noch vielfach vor Augen stehen, zugleich der populärste der älteren Fürsten geworden. Er verwandelte auch die alte Burg durch den Anbau der fünf Basteien in eine Festung obgleich sie diese Bezeichnung schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts führte. Der Herzog erkannte die nahende Gefahr der Zeit, und die Zeit bewies leider, daß er Recht hatte. Der dreißigjährige Krieg brach aus, in welchem auch diese Veste

---

[2242] Die Hydra (griech. Ὕδρα), in der griech. Mythologie ein vielköpfiges, schlangenähnliches Ungeheuer, dem, so man ihm einen der Köpfe abschlug, stattdessen zwei neue nachwuchsen; zudem war der Kopf in der Mitte unsterblich.

[2243] Anna von Sachsen (1567–1613); sie hatte am 16. Januar 1586 Johann Casimir von Sachsen-Coburg geehelicht. Nach einem 1593 begangenen Ehebruch wurde die Ehe 1596 geschieden.

[2244] Johann Friedrich II. der Mittlere (1529–1595), seit 1554 Herzog von Sachsen.

[2245] Die Grumbachschen Händel zwischen 1552 und 1567 waren eine gewalttätige lehnsrechtliche Auseinandersetzung zwischen den Würzburger Fürstbischöfen und dem Rimparer Reichsritter Wilhelm von Grumbach (1503–1567; hingerichtet); wegen ihrer freundschaftl. Verbindungen zu Grumbach wurden auch die Herren Stein von Altenstein und die Herzöge von Sachsen darin verwickelt.

[2246] August (1526–1586), seit 1553 Kurfürst von Sachsen.

[2247] Elisabeth von der Pfalz (1540–1594), seit 12. Juni 1558 mit Johann Friedrich II. von Sachsen (siehe hierzu S. 719, Anm. 2244) verheiratet.

[2248] Der Höfling Ulrich von Lichtenstein (1564–1633).

eine zwar für die allgemeine deutsche Geschichte untergeordnete, für das Land Coburg und die Veste selbst aber desto mächtigere Rolle spielte.

Bis zum Jahre 1631 hatte Johann Casimir seinem Lande den Schutz der Neutralität bewahrt; nachdem er aber der evangelischen Union zu Leipzig beigetreten war und schwedische Besatzung unter einem Obrist Taubadel[2249] in seine Veste aufgenommen hatte, wandten sich auch hieher alle Schrecken jenes Kriegs. Als Wallenstein, nach den blutigen Tagen vor Nürnberg (September 1632) gegen Sachsen zog, wollte er seinen Zorn sogleich an der ersten Festung der abtrünnigen Fürsten auslassen und begann, im Verein mit dem Kurfürsten von Bayern[2250], am 27. September die Belagerung derselben. Seine Aufforderungen zur Uebergabe von Stadt und Veste, nach dem Drohstyl jener Zeit, waren vergeblich; die Stadt fiel jedoch bald in seine Gewalt. Ebenso vergeblich blieb bei Taubadel eine durch Wallenstein erzwungene Bitte einer Bürgerdeputation, die sogar in Gefahr stand, von Freund und Feind mit Kugeln begrüßt zu werden, bis sie in der Veste Schutz vor der Rache des Friedländers fand. Desto härter büßte das offene Land: die meisten der kleineren Städte und viele Dörfer des Landes gingen in Flammen auf. Nunmehr schritt Wallenstein zum Sturm auf die Veste. Er setzte sich am 29. September auf dem „Fürwitz“ (der auf unserem Bild sichtbaren Anhöhe vor der Veste) fest, legte hier eine Mörserbatterie an und ging mit Laufgräben und Minen gegen die Bastei vor, wurde jedoch zurückgeschlagen. Der 30. September hätte leicht ein geschichtlich denkwürdiger Tag werden können, wenn Konrad Rügers[2251], des berühmtesten Constablers der Veste, kühner Schuß getroffen hätte: er hatte mit einer Feldschlange nach Wallenstein gezielt und Feuer gegeben, „und traf dasselbe Stück gerade vor ihm in die Erde, daß die um ihn herum und auf den Leib sprang, worauf er seinem Pferde, welches davon stutzig worden und still gestanden, die Sporen gegeben und durchgegangen. Er hat aber, wie man nachher erfahren, heftige Drohworte ausgestoßen, nämlich: selbige Bestie, die ihm dies gethan, gleich aufhängen zu lassen, wenn er solche in seine Hände bekomme. Das war aber das Beste, daß er sie nicht hatte.“ – So erzählt Rüger selbst in einer „kurzen, jedoch gründlichen und wahrhaften Relation“ über jenen Krieg, die in Karcht’s „Jahrbüchern von Coburg“ abgedruckt steht[2252]. Nachdem auch ein nächtlicher Ueberfall mißlungen war, schritt Wallenstein am 3. Oktober zu einem Sturm, der nach heftigem Kampf und schweren Verlusten auf des Friedländers Seite ebenfalls abgeschlagen wurde. Da zugleich die Nachricht von dem Heranmarsch des Herzogs Bernhard anlangte, so hob Wallenstein die Belagerung auf und zog aus dem verwüsteten Lande ab.

Die Schäden der Veste wurden nun ausgebessert, der Fürwitz aber, dessen allzunahe Gefährlichkeit man erkannt hatte, um ein gutes Stück abgetragen. Schlimmer stand es, nach Taubadels Abzug, mit der Besatzung, die aus unzuverlässiger Landmiliz bestand, und dem Kommando, in welchem weder Einheit noch Einigkeit war. Während drunten im Lande das Rauben, Sengen und Brennen, Quälen und Morden nach und nach einen fast geregelten Lauf annahm, schwand das Vertrauen auf die Veste und in derselben mehr und mehr. Dennoch hielt sie gegen den General Lombay[2253] eine viermonatliche Belagerung aus, und nur ein Betrug, ein angeblicher landesfürstlicher Befehl zur Uebergabe, der gefälscht war, brachte sie in die Gewalt des Feindes. Das war ihr letztes kriegerisches Schicksal.

Die großen Kriege der neueren Zeit bis zum Sturze Napoleons I. zogen an den alten Mauern vorüber, ohne sie der geringsten Beachtung zu würdigen. Aber erst als die Wunden dieser bösen Zeit geheilt waren, konnte von dem Regenten des Landes an die Wiederherstellung der Festung gedacht werden. Herzog Ernst I. begann dieselbe im Jahre 1827 mit der Räumung und Einebnung des Wallgrabens, an die Gebäude und inneren Einrichtungen wurde erst 1838 die erste Hand gelegt. Nach der Wiederherstellung des Fürstenbaues, der Ausschmückung der Räume mit den Werken alter und neuer Kunst

---

2249 Georg Christoph von Taupadel (ca. 1600–1647), Offizier in schwed. und später frz. Diensten.

2250 Maximilian I. (1573–1651), seit 1597 Herzog von Bayern und ab 1623 Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

2251 Der noch heute ob seines Schusses auf Wallenstein (siehe hierzu S. 476, Anm. 1379) in Coburg gefeierte Konrad Rüger (1612–1689).

2252 „Jahrbücher der Herzogl. Sächs. Residenzstadt Coburg von 741–1822. Herausgegeben von P.[ilipp] C.[arl] G.[otthard] Karche [(1780–1854)]“ (Coburg: Ahl 1825), S. 463f.

2253 Recte: Guillaume de Lamboy (ca. 1590–1659).

und der Ordnung der Sammlungen aller Art erfolgte der Neubau der Kirche (1851), eines Wirthshauses (1853), die Anlegung der schönen Terrasse zwischen beiden, der Bau des neuen Thorthurms u. s. w., durch welche Unternehmungen das alte Bild der Veste mehr und mehr verwischt worden ist.

Die Lage, diese Bauten, die Sammlungen der Veste und die Zeit haben neuerdings zusammengeholfen, um sie zu einem beliebten Festplatz für die Deutschen zu erheben und sie auch in dieser Beziehung der schwesterlichen Wartburg ebenbürtig an die Seite zu stellen. Das hat uns auch verleitet, uns eingehender, als gewohnt und als dem ferner stehenden Leser von Interesse, mit den Einzelnheiten dieser Stätte zu beschäftigen, in dem Glauben, manchem unserer Leser, der bei einem Turn- oder Gesangfest, bei einer Naturforscher-, Lehrer-, Landwirthe-, Ornithologen-, Apotheker-, Forstmänner- oder Nationalvereins-Versammlung Gelegenheit hatte, sich der Gastfreiheit der guten Stadt Coburg und der Reize seiner Umgebung zu erfreuen, eine angenehme Erinnerung zurückzurufen.

F. Hofmann.[2254]

[2254] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 124f.

CLXXXII. Hirnischkretschen[2255].

Die Landschaftnatur hat das Große, daß sie nirgends klein ist, und das Eigenthümliche, daß sie niemals ermüdet. Am Sternen- und Wolkenhimmel, auf Bergen und an Strömen, in Felsen-Thälern und auf blumigen Wiesen geht nichts Einförmiges vor, und wenn auch die Contouren Familienähnlichkeiten zeigen, so wird doch der Beschauer an ihrer Ausfüllung niemals den Reiz der Abwechselung vermissen.

Aber was der Natur gelingt, wird ihrer Nachbildnerin, der Kunst, unendlich schwer. Im kleinen Bilde treten die Umrisse fast allein vor's Auge, und sind in einer Reihe solcher Bilder die Haupt-Charakterzüge gleich, so wird sie unfehlbar übersättigen. Darum werden lange Serien von landschaftlichen Darstellungen einer und derselben Gegend selten gefallen, und wohl in keiner Beziehung gilt das „VARIETAS DELECTAT"[2256] unbestrittener.

Der Stahlstich hieneben ist der fünfte aus der sächsischen Schweiz in diesem Werke. Hirnischkretschen, der südliche und schönste Endpunkt der berühmten Gegend möge die Reihe auf passende Weise schließen.

Hirnischkretschen liegt schon auf böhmischem Gebiet. Nur für das Mauth- und das Herrenhaus, (jetzt ein vortrefflicher Gasthof), ist an der prächtigen Elbe Raum, die hier durch die böhmische Felsmauer sich den Weg nach Sachsen brach. Dicht hinter den Gebäuden steigen die Steinwände 300–400 Fuß hoch senkrecht auf. Das Dorf selbst, (welches nichts Merkwürdiges enthält), liegt seitwärts in einem finstern Thale, vom Kamnitzbach[2257] bewässert. Brausend sucht der Bach den Strom, der ihn verschlingt.

Der Gasthof ist der gewöhnliche Ruhe- und Erholungspunkt für die Reisenden nach einer mühevollen, aber lohnenden Bergwanderung, und in der schönen Jahreszeit trifft man darum hier fast immer ein buntes Gewühl von fröhlichen Menschen. Nachtlager wird gemeinlich in Schandau gehalten und die Fahrt dorthin gegen Abend zu Wasser gemacht. Sie ist, günstigen Himmel voraussetzend, eine der genußreichsten Partien der ganzen Tour. Man übersieht den Strom auf einer großen Strecke und ein herrlicher Anblick ist's, wenn die scheidende Sonne ihren großen Spiegel, in dem sie den langen Tag über sich beschaut hatte, wie oben den Himmel, mit Rosen- und Purpurstreifen färbt, während sie die stolzen, mit Berg, Wald und Felsen geschmückten Ufer noch mit ihren letzten goldnen Strahlen bestreut. Bald sieht man Schandau mit dem blinkenden Kirchthurm und den hervorragenden Felsen der Schrammsteine am Winterberge, geröthet und gehoben und glänzen wie von allgemeiner Freude. Hinunterwärts aber streckt in seiner ganzen Majestät der hohe Lilienstein sein dunkles Haupt, wie ein ungeheures Trauerdenkmal, in die Wolken, dicht neben der Königin des Tages wallendem Feuergrab. –

[2255] Herrnskretschen/Hřensko.

[2256] Lat., „Die Verschiedenheit erfreut".

[2257] Tschech. Kamenice.



HIRNKRETSCHEN
an der Elbe

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 131-136.

CLXXXV. Antwerpen[2258].

Hat auf Regenten und Staaten die Natur gerechnet? Gewiß nicht! sondern auf das Wohlergehen der Menschen in ihren Weichen. Der höchste Regent bleibt den Naturgesetzen des Menschengeschlechts so gut unterworfen, als der Geringste. Sein Stand legt jenem die Verpflichtung auf, ein getreuer Haushalter dieser Naturgesetze zu seyn, und seine Macht, die er nur durch andere Menschen hat, auch nur zum Wohle derselben zu gebrauchen.

In der Geschichte schlechter und verwahrloster Fürsten erschöpfen sich alle Thorheiten und Laster unsers Geschlechts. Was geschehen kann, geschieht, und Wunder geschehen nicht, um einen Mißbrauch der Macht, wäre es auch der ausschweifendste, zu hindern. Aber ein anderes Naturgesetz, welches für jede Wirkung eine gegenseitige hervor ruft, das Gesetz der Wiedervergeltung, macht, daß das Böse, welches Andere verdirbt, zuletzt immer selbst verderbe. Zwar büßen schlechte Fürsten Frevel und Unvernunft öfters später, als sie der schlechte, gemeine Bürger büßt; weil jene immer nur mit dem Ganzen Rechnung halten, in welcher das Elend und der Jammer der Einzelnen lange unterdrückt und unterschlagen werden können; aber früher oder später rächt es sich doch, und wenn nicht immer an der Person des übelthuenden Fürsten selbst, doch an seinen Nachfolgern und am Staate mit desto gefährlicherem Sturze.

Für diese Wahrheiten liefern die Regentenleben Belege in allen Zeiten. Die stärksten vielleicht das Leben Philipp's des Zweiten. Niemals waren die Verbrechen und Irrthümer eines Monarchen furchtbarer in ihren Wirkungen, niemals ist auch schrecklicher und dauernder die Vergeltung gewesen. Philipp war ausgestattet von der Natur mit einem umfassenden Geiste, arbeitseifrig, freigebig, im Besitz der größten irdischen Macht; doch der schrecklichste, durch einen grenzenlosen Ehrgeiz, Starrsinn, finstern Aberglauben und die tiefste Menschen- und Rechtsverachtung genährter Mißbrauch dieser Macht verkehrte die Periode seiner Herrschaft zu der unheilvollsten, die je ein Reich gehabt hat. Durch die Verwüstung der Hülfsquellen der ihm anvertrauten Länder erreichte er nichts, als das Heraufbeschwören der Rachegeister, welche seit drittehalb Jahrhunderten über sein Geschlecht und Spanien die Geißel der Wiedervergeltung schwingen. Ihn selbst zwangen sie, auszuleeren den Kelch des tiefsten Menschenelends. Schrecken und Furcht waren die Elemente feines Daseyns, und der Gewaltige, welcher die Giftmischerei als Handwerk trieb und Banditen zum Zeitvertreib dang, zitterte vor Gift und Dolch noch auf dem Marterbette, wo er, aufgezehrt von der gräßlichsten Krankheit, fünfzig Tage lang mit dem Tode rang. Ist Philipp ein Schrecken der Völker gewesen, so bleibt sein Loos nicht minder ein Schrecken für alle Tyrannen. –

Mancher meiner geehrten Leser wird glauben, daß ich mich von meinem Gegenstande entferne, wenn ich von Philipp dem Zweiten rede; dem ist nicht so. Antwerpen ist die Ueberschrift für das schwärzeste Blatt in der Geschichte dieses Monarchen.

Nachdem Venedig gesunken war, stieg Antwerpen, das Herz des gewerbfleißigen Flamands, zu einer Handelsgröße empor, von der nur das heutige London einen Begriff geben kann. Die spanische Herrschaft berechtigte es zum direkten Antheil am amerikanischen und ostindischen Handel; als Glied des Hansabundes streckte es seine Verbindungen in den tiefsten Norden aus. Unter dem Schutze der damals allmächtigen spanischen Flagge, liberaler Gesetze und einer fast republikanischen Freiheit, versammelte es die unternehmendsten Kaufleute der Erde in seinen Mauern. Ueber 200,000 Einwohner bewohnten seine 12,000 Häuser; öfters lagen 3000 Schiffe zugleich in seinem Hafen und es war nichts Ungewöhnliches, daß die Fahrzeuge viele Wochen lang harren mußten, ehe sie an den Kayen zum Ent-

[2258] Frz. Anvers; dt. Antorf(f).

löschen gelangen konnten. Gränzenlos war der Reichthum hiesiger Kaufleute und bekannt ist die Thatsache, daß, als Karl der Fünfte einst bei einem solchen Flamändischen Rothschild speiste, dieser nach aufgehobener Tafel den Schuldbrief des Kaisers über zwei Millionen Dukaten vor dessen Augen verbrannte mit dem Bemerken, er sey bezahlt durch die Ehre des kaiserlichen Besuches. Die Venetianer, von denen sich viele hier ansiedelten, gestanden selbst, daß Antwerpens Handel zu dieser Zeit größer gewesen, als der ihrer Vaterstadt in ihrer blühendsten Epoche.

Aber was unter dem Zusammenwirken der günstigsten Verhältnisse Jahrhunderte gebaut und eine Reihe von Fürsten mit sorgsamer Hand gepflegt hatten, riß die Faust eines Despoten in wenigen Jahren nieder. Karl der Fünfte, der, wenn er auch kein weiser Monarch gewesen ist und nicht weniger Einfalt besaß, als Macht, wollte doch das Beste seiner Länder. Er war den Flamändern besonders gewogen, achtete sie als die damals reichste, aufgeklärteste und gewerbfleißigste Nation der Erde hoch und suchte ihr Glück und ihren Wohlstand durch Verleihung der wichtigsten Privilegien zu erweitern. Die Geißel der Inquisition, unter der seine übrigen Länder bluteten, hielt er fern von des Fleißes und des Weltverkehrs Wohnsitz. Im Angesicht der Notabeln Flamands war es, als der alternde Beherrscher des spanischen Weltreichs seinem Sohne Philipp das Gelübde auflegte, das Land einst mit Güte zu regieren und mit väterlicher Gesinnung zu erhalten, was er sorgsam und zu so großem Gedeihen gepflegt und herangezogen hatte.

Aber konnte ein Philipp, bei dem Blutgerüste, Mönchthum, Inquisition, Unwissenheit und Aberglaube als die Grundpfeiler galten, auf denen sich der Bau der Fürstengewalt erheben müsse, ein Volk lieben, das seines Rechts und seiner Kraft sich bewußt, Achtung forderte von seinem Herrscher? Bestätigung und Schutz verlangte für seine so lange genossenen Privilegien? Schirm in der unbeschränkten Ausübung der Gewissensfreiheit? Unmöglich! – Zu allen Zeiten war Rechtsbehauptung der Völker den Despoten ein Gräuel und synonym mit Rebellion und Empörung. Folglich auch dem spanischen Philipp. Haß im Herzen gegen das brave Flamand, sandte er, es zu demüthigen, die verworfensten Menschen als Machthaber in’s Land und errichtete ein System der raffinirtesten Plackerei und Bedrückung da, wo er kurz zuvor ein väterliches Regiment feierlich angelobt hatte. Die Großen des Volks wurden mit Verachtung behandelt, die Städte mit maßlosen Steuern beladen, der Handel durch Zölle, Abgaben und Beschränkungen aller Art gedrückt und gehemmt; auf die unablässigen Beschwerden gab er höhnende Antwort. Endlich ergriffen die Flamänder das letzte Rechtsmittel gegen Tyrannen: – sie ergriffen die Waffen. Philipp dekretirte nun für das großentheils protestantische Land Ausrottung der Ketzerei, Einführung der Inquisition, Aufhebung aller Privilegien – und ein Heer spanischer Mönche, Henker und Waffenknechte sandte er her, den gefürchteten Alba[2259] an der Spitze, die aufrührerischen Protestanten zu gleicher Zeit zu bekehren und zu züchtigen. So entstand ein Krieg, der über ein halbes Jahrhundert gedauert hat und in dem ein verhältnißmäßig kleines und schwaches Volk gegen den mächtigsten Fürsten der Erde, zum Erstaunen der Zeit genossen, zur Lehre für die Nachwelt und allen Nationen für immer ein herzerhebendes, begeisterndes Beispiel, seine Freiheit, seine Unabhängigkeit erkämpfte. Vergeblich bluteten 18,000 Flamändische Bürger, Hohe und Niedere, unter dem Beile des Scharfrichters; vergebens erschöpfte der gewissenlose Monarch alle Mittel der Macht: Gift, Dolch, Verrath, Lüge, Bestechung und Versprechung; vergebens sandte er Heer auf Heer und schickte Flotte auf Flotte: an der Flamänder eisernem Heldensinne zerschellten alle Anstrengungen und Anschläge des Despoten.

Unter tausend Todesgefahren errang sich die Nation ihre Unabhängigkeit und Freiheit. Freilich nicht ohne die schmerzlichsten Opfer. Nach mancher gewonnenen Schlacht durchzogen die spanischen Heere sengend und brennend das Land von einem Ende zum andern, und ein großer Theil der Bevölkerung, die das Schwerdt verschonte, fraß das Elend. Das größte aller Opfer brachte Antwerpen. Nachdem es in einer langen Belagerung heldenmüthig widerstanden, fiel es in Albas Gewalt (1585), der Rest seiner Vertheidiger endigte auf dem Blutgerüste, und Flamme und Plünderung theilten sich in ihre Habe.

[2259] Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (1507–1582), von 1567 bis 1573 Statthalter der span. Niederlande. Er bekämpfte den niederl. Aufstand zwar mit äußerster Härte, doch wurden ihm im Rahmen der prot. antispan. Propaganda Verbrechen unterstellt, für die er nach heutiger Kenntnis nur äußerst bedingt (wenn überhaupt) verantwortlich zu machen ist, wie z. B. die Plünderung Antwerpens Anfang November 1576 (niederl. Spaanse Furie), die ohne Einwilligung oder Befehl Albas eigenständig von den Söldnern durchgeführt wurde, um damit ausstehende Soldzahlungen zu erzwingen.

Schon vor der Belagerung waren viele Kaufleute mit ihren Geschäften in das durch seine Lage geschütztere Amsterdam geflüchtet. Alba erbaute die in unsern Tagen durch ein zweckloses Gladiatorenspiel so berühmt gewordene Citadelle[2260], um die Zwingherrschaft über die zertretene Stadt dauernd zu begründen, und vor dem blutigen Kriegsgott floh des Handels friedlicher Genius. Als endlich im Westphälischen Frieden[2261] die Schelde für die Niederlande geschlossen wurde, verging auch der letzte Rest seines durch Philipps Faust zerschlagenen Handelsflors und nicht ein Schatten blieb zurück.

Seit dieser Katastrophe blieb das einst so herrlich gewesene Antwerpen, obschon mancher Wiederaufstrebungsversuch gemacht wurde, ein Platz, der mehr durch Erinnerung als durch die Gegenwart Bedeutung hatte. Die städtische Bevölkerung überstieg im vorigen Jahrhunderte niemals 50,000, und sank oft viel tiefer herab. Erst nach Wiedereröffnung der Schelde, (durch welche Napoleon sich den Ruhm erwarb, Antwerpens zweiter Gründer zu seyn) fing (1807) eine glücklichere Periode an. Im genannten Jahre klarirten wieder 1800 Fahrzeuge in den lange Zeit verödet gewesenen Hafen ein. Doch konnte unter Napoleons eisernem Scepter, obschon der Industrie des Festlandes günstig, der Welthandel nicht gedeihen, und nur erst seit dessem Sturze, 1815, nahmen die Antwerpner Geschäfte einen dauernden, jährlich immer größeren Aufschwung. Seit der Abtrennung Belgiens von Holland ist der ganze belgische Verkehr mit dem Auslande in Antwerpen vereinigt, und je mehr sich ost- und südwärts die Linien ausdehnen, auf welchen das neue, mächtige Transportmittel, Dampfkraft auf Eisenbahnen, in Anwendung kommt, desto blühender wird sein Handel mit Deutschland und Frankreich werden, welchen es den nordholländischen Plätzen bereits größtentheils entwunden hat. Die Anzahl der jährlich in Antwerpen einlaufenden Fahrzeuge übersteigt 5000, die der größeren Schiffe ist etwa 1000. Sein überseeischer Handel, der den von Amsterdam und Rotterdam überflügelt hatte, ist zwar seit der Trennung von Holland geringer geworden, doch bleibt es unter den Weltmärkten immer in der vordersten Reihe. Antwerpen hat gegenwärtig über 80,000 Einwohner, und seine Bevölkerung ist noch im Wachsen.

Die Stadt liegt am rechten Scheldeufer, acht deutsche Meilen[2262] vom Meere, und bildet einen Bogen von fast zweistündiger Länge, dessen Sehne dem Strome zugekehrt ist. Sie wird durch die Citadelle an der Südseite der Stadt, und durch die Forts TÊTE DE FLANDRE und MONTEBELLO, jenes jenseits der Schelde, und überdies durch starke Vorwerke vertheidigt. In seiner äußern Erscheinung trägt Antwerpen die unverkennbaren Merkmale, der früheren Herrlichkeit und des neueren Aufblühens. Die Menge, die Größe und die altväterliche Pracht der öffentlichen Gebäude erregt Erstaunen, und einige Straßen bestehen fast ganz aus Pallästen. Die merkwürdigste ist PLACE DE MER, und man hält sie in Hinsicht ihrer Breite und der imposanten Architektur ihrer meisten Wohnungen für die schönste in Europa. Sie würde es vielleicht unbestritten seyn, würde sie nicht verunstaltet durch kleine, niedrige, alte Häuserchen, welche die lange, Linie der Palläste an vielen Stellen unangenehm unterbrechen: – ein Uebelstand, den Antwerpen mit allen alten Städten gemein hat, und der begründet ist in der republikanischen Gesinnung und Freiheit seiner ehemaligen Bewohner. Ohne Arg baute ehedem der kleine Handwerker sein Häuschen neben dem Pallaste des reichen Handelsherrn und Rathmanns. Beide waren Bürger und jeder einer vollkommenen Rechtsgleichheit sich bewußt. Es gab noch keine Hauptstädte, in denen sich Quartiere befinden, von denen die vornehme Welt jeden andern Bewohner ausschließt. Der Graf und der Handwerker, der Millionair und der Bettler waren Nachbarn. Das ist freilich jetzt vieler Orten anders.

Die Kayen sind stattlich und laufen eine Stunde lang am Scheldeufer hin. Sie sind mit schattenden und blühenden Bäumen bepflanzt und machen die Lieblingspromenade der Antwerpner aus, auf welcher es nie an Leben, Abwechselung und Unterhaltung gebricht. Die durch Napoleon ausgetiefte Schelde

---

[2260] Die unter dem Kommando des niederl. General David Hendrik Chassé (1765–1849) stehende Festung wurde am 24. Dezember 1832 nach 25-tägiger Belagerung von frz. Truppen unter Étienne-Maurice Gérard (1773–1852) eingenommen.

[2261] Vom 15. Mai und dem 24. Oktober 1648 in Münster und Osnabrück. Im Rahmen dieses Friedensvertrages wurde die 1585 von der niederl. Flotte vorgenommene Sperrung der Schelde festgeschrieben, da Spanien, von Frankreich ständig militärisch bedroht und zudem durch den Achzigjährigen Krieg gegen die Niederlande (1568–1648) bankrott, nicht in der Lage war, eine für die habsburg. Niederlande vorteilhafte Lösung durchzusetzen.

[2262] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

trägt die größten Kriegsschiffe ohne alle Gefahr bis in die Bassins, welche der Kaiser, groß genug für die Aufnahme von 50 Linienschiffen und eben so vielen Fregatten, innerhalb der Stadt anlegte. Es war seine Absicht, Antwerpen zum ersten Seehafen und Arsenal seines Reichs zu erheben und zu gleicher Zeit ein zweites London und ein anderes Portsmouth daraus zu machen. Er verwendete auf die Arbeiten zu diesem Zwecke 80 Millionen Franken. Die unermeßlichen Werfte für den Bau von Kriegsschiffen wurden in Folge eines dem eifersüchtigen England zugestandenen Artikels des Pariser Vertrags von 1814 geschleift, und die Docks selbst dem friedlichen Handel zum Gebrauche übergeben. Als die deutsche Hansa blühete, hatte der Bund da, wo jetzt die Docks sind, Bassins für seine Schiffe, seine Speicher und Contore; noch ist sein alter Pallast, der Oesterling[2263], übrig – die einstige Wohnung der Faktoren und Kommis jenes merkwürdigen Vereins. Sie enthält außer 600 Wohnzellen eine Menge feuerfester Waarengewölbe, welche jetzt als Ställe benutzt werden. – Antwerpen hat eine Börse, die prächtigste und zugleich die älteste Europas. Es gab eine Zeit, wo sie den Mittelpunkt des Weltverkehrs ausmachte und täglich 9 bis 10,000 Kaufleute aller Nationen sich hier versammelten. Das Rathhaus, die Post, das neue Theater sind sehenswerthe Gebäude. Das Arsenal war berühmt. Es ging im Bombardement der Holländer (1830) in Flammen auf und liegt noch in Ruinen. Auch die großen Waarenhäuser, welche damals mit ihrem, viele Millionen werthen Inhalte verbrannten[2264], sind erst zum Theil neu aufgebaut. Der jetzige Seehandel des Platzes erfordert so ungeheuere Speicher nicht mehr.

Die Krone aber unter allen Gebäuden Antwerpens ist die Cathedrale. Der Bau dieses Gotteshauses, eines der herrlichsten der Christenheit, mit dem höchsten, (447 Fuß[2265] hohen), Thurme in der Welt, wurde in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts begonnen und nach 95 Jahren (1518) nicht vollendet, sondern aufgegeben: denn der eine Thurm ist nur halb fertig und viele Verzierungen, die nach dem ursprünglichen Plane diesen Wunderbau schmücken sollten, blieben weg. Zerwürfnisse im städtischen Gemeinwesen, Religionspartheiungen und Vielleicht auch der Umstand, daß der Handel nicht mehr den reichen Gewinn abwarf, an den man früher gewöhnt war, machten, daß die Antwerpener am Ende wenig Lust mehr zur Dombausteuer zeigten, – die nämlichen Ursachen, welche auch anderwärts die Vollendung so vieler ehrwürdigen Denkmale der altdeutschen Baukunst hinderten. Die Länge dieses ungeheuern Gebäudes, dessen Bau und Verzierung, nach jetzigem Werthe, über 60 Millionen Gulden[2266] gekostet hat, ist nahe an 500 Fuß, und die Breite des Schiffs (die Seitenschiffe eingeschlossen) 230 Fuß. Die Decke wird von 125, beinahe 200 Fuß hohen, Säulen getragen.

Die unsterbliche Kunst eines Rubens und mehrer seiner berühmtesten Schüler und Zeitgenossen zierte das Innere dieses Gotteshauses. Das Rubens'sche Bild, die Kreuzabnahme, ist allein mehr werth als manches königliche Museum, und ist des großen Malers Meisterstück. Von Napoleon nach Paris entführt, wurde es 1815 wieder zurückgebracht und von den Antwerpenern so festlich empfangen wie ein Triumphator. – Das Haus, welches Rubens bewohnte und die Jakobskirche, wo sich ein würdiges Denkmal über seiner Ruhestätte erhebt, wird kein Fremder unbesucht lassen. Die Augustiner-, die St. Andreaskirche und die der Dominikaner bewahren noch viele Werke der besten Maler der Flanderschen Schule: außer mehrern von Rubens, Gemälde von Van Dyck, Seghers[2267], der Teniers[2268], Q. Mathys[2269], Vennius[2270], Jordans[2271], die fast Alle Antwerpener von Geburt waren, und wetteiferten, die öffentlichen Gebäude ihrer Vaterstadt zu verzieren.

[2263] Die prachtvolle Hanse-Niederlassung, auch Haus der Ostrelins genannt, war von 1564 bis 1568 erbaut worden.

[2264] Durch Beschuß der Niederländer von der Zitadelle (siehe hierzu auch S. 726, Anm. 2260).

[2265] Hier ist wohl ebenfalls der Pariser Fuß gemeint (siehe hierzu S. 733, Anm. 2279).

[2266] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[2267] Daniel (1590–1661) und Gerard Seghers (1591–1651).

[2268] David Teniers d. Ä. (1582–1649) und d. J. (1610–1690), Abraham (1629–1670) und David Teniers III. (1638–1685).

[2269] Quentin Massys (ca. 1466–1530), Mitbegründer der Antwerpener Malerschule.

[2270] Otto van Veen (1556–1629).

[2271] Jacob Jordaens (1593–1678).



DIE CATHEDRALE
in Antwerpen

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 30-34.

CCCXXXIX. Antwerpen.

Lange schon haben wir kein niederländisches Landschaftsbild wieder gesehen und das heutige ist so schön, als hätte das Original einem Waterloo[2272] zum Conterfei gesessen. Es gibt die Ansicht der Hauptstadt Flanderns vom Deck des Dampfers aus (von der Schelde) in zweistündiger Entfernung.

Schon bei der Insel Walcheren erreicht der seewärts nach Antwerpen Reisende den Strom, an dessen südlichem Thore Vließingens stundenlange Festungswerke mürrisch Wache halten, dräuend, nicht schützend. Von da bis etwa 8 Meilen aufwärts gleicht das 2 bis 3 Stunden weite Gewässer einem sich tief ins Land hinein streckenden Arm des Meers, und erst unterhalb des Forts Lillo nimmt es die eigentliche Stromgestalt an. Auf jener breitern Strecke ist man von der Landschaft selbst wenig gewahr geworden; nur dann und wann ragte eine Thurmspitze, wie ein Obelisk, einsam über die hohen Dämme empor, welche die Gestade umpanzern. Erst weiter aufwärts wird der Dammgurt niedriger, und mit Verwunderung schweift das Auge von dem hohen Verdeck über das weite Tiefland. Tausendjähriger Fleiß hat es, sonst unfruchtbare Sanddünen oder Sümpfe, wie wir sie noch an den Hannöverisch -Oldenburgischen Mooren und Halden sehen, in einen endlosen Park umgeschaffen, – einen Park freilich ohne Fels, Berg und Wald, aber voll der üppigsten Grasgründe und fruchtbarer Felder, durchzögen von unzählichen Canälen und Deichen, auf welchen, umgeben von Baumgruppen, alle neben theils klaren, theils schilfreichen Seen, Landsitze, Windmühlen, Weiler und Dörfer winken, die, mit den grasenden stattlichen Heerden, die Staffage malerischer, wechselvoller Landschaftsbilder ausmachen. Je näher Antwerpen, je reger wird das Leben auf dem Strome selbst, und je sorgfältiger die Cultur, je dichter wird auch die Bevölkerung der immer näher zusammenrückenden Ufer. Schneller und immer schneller fliegen dann die Städte, Flecken, Schlösser und Landsitze vorüber! Schanzen und Forts – wie unheimliche Hüter eines großen Schatzes oder wie die Vorposten eines Heers, – werden in rascher Aufeinanderfolge sichtbar; so, zuerst Fort Lillo, dann Lieftenshoek, und einander gegenüber die alten Werke vom Fort Philipp und Maria. – Endlich, mitten in der reichen, bunten Landschaft, tief im Hintergrunde des Wasserspiegels, tritt die stolze Münsterpyramide Antwerpens sichtbar hervor. Wie ein Candelaber steigt sie in die Wolken. Nach und nach gucken der Thürme immer mehr heraus, dann die Citadelle mit ihren Riesenwerken, und endlich der Mastenwald, hinter dem sich die 12,000 Häuser der Stadt in Rauch und Nebel verstecken. –

Es blüheten schon in uralter Zeit in Antwerpen Gewerbe und Handel, und in den Kreuzzügen wurde die Stadt mit dem steinreichen Brügge und dem glänzenden Gent die Perle Niederlands geheißen. Besonders war Antwerpens Verkehr mit den Normannen groß, und dort die Hauptniederlage der Produkte der baltischen Länder. Doch erst mit dem Sinken Venedigs stieg es zu der Handelsgröße empor, von der nur das heutige London einen würdigen Begriff zu geben vermag. Während Spanien selbst durch Auswanderung nach Amerika sich entvölkerte und an der Colonisirung des reichen Welttheils sich entkräftete, beutete Antwerpen durch seinen Handel die Schätze der neuen Welt aus, und das Gold Peru's und Mexiko's häufte sich da und in andern Städten Hollands und Flanderns zu jenem colossalen Reichthum an, der diesen kleinen Ländern später die Kraft gab, den Kampf auf Leben und Tod mit dem größten Weltreiche nicht nur zu wagen, sondern auch siegreich zu bestehen.

Unter dem Schutze der alle Meere beherrschenden spanischen Flagge, begünstigt durch die wichtigsten Privilegien und im Genusse einer fast republikanischen Freiheit, versammelte Antwerpen im

[2272] Der niederl. Maler Anthonie Waterloo (1609–1690).


CCCXXXII
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

ANTWERPEN

sechzehnten Jahrhundert die unternehmendsten Kaufleute der Erde in seinen Mauern. Der jährliche hiesige Warenumsatz wurde in der Regierungszeit Carl's V. auf 500 Millionen Gulden geschätzt. Oefters lagen 3000 Schiffe zugleich im Hafen, und es war nichts Ungewöhnliches, daß die Fahrzeuge 3 bis 4 Wochen lang harren mußten, ehe sie nur an die Kayen zum Entlöschen gelangen konnten. Die Venetianer, von denen, nach dem veränderten Gang des Welthandels, sich viele hier ansiedelten, gestanden selbst, daß Antwerpens Handel zu dieser Zeit weit größer war, als der ihrer Vaterstadt zu ihrer blühendsten Periode. Ueber 200,000 Einwohner drängten sich auf den Raum, der jetzt mit 90,000 dicht bevölkert erscheint. Sprüchwörtlich war Antwerpner Reichthum durch die ganze Welt, und dieser Reichthum wußte nicht blos zu genießen, auch Kunst und Wissenschaft erblüheten herrlicher unter seinen Fittigen, als die in Egoismus versunkene Neuzeit begreifen kann.

So großer Flor hätte viele Jahrhunderte lang dauern und sich fortentwickeln können, hätte es mehr bedurft, als eines Despoten Faust, um das, was unter dem Zusammenwirken der günstigsten Verhältnisse aufgebaut worden und was so viele Fürsten gepflegt hatten mit sorgsamer Hand, wieder zu zertrümmern. Auf Carl V. folgte ein Philipp II. Vergeblich hatte ihm Carl, Angesichts der flamändischen Nation, das Gelübde aufgelegt, mit Weisheit und Güte zu regieren und das Werk des Gedeihens zu erhalten; ein Philipp, bei dem Blutgerüste, Möncherei, Inquisition, Unwissenheit und Aberglauben als die Grundpfeiler galten, auf dem allein sich der Bau der Fürstengewalt würdig erheben müsse, konnte ein Volk weder lieben noch achten, das, seiner Kraft sich bewußt, Anerkennung und Schutz seiner Rechte und Freiheiten von seinem Herrscher als Etwas forderte, was nicht als Gnade empfangen seyn will, sondern als Etwas, was nicht verweigert werden kann. Das nannte Philipp Uebermuth, und er sandte ein Heer von Söldnern, Pfaffen und knechtischen Beamten in's Land, auf daß sie der Flamänder stolzen Sinn, zur Demuth beugen, und der Nation blinde Fügsamkeit in seinen Willen lehren sollten. Es ward ein System aufgerichtet der raffinirtesten Plackerei und Bedrückung, aufgehoben ward die garantirte Gewissensfreiheit, Ketzergerichte eingesetzt und auf jede Beschwerde mit Hohn und Verachtung erwiedert. Als endlich die Last zur Unerträglichkeit sich steigerte, da ergriffen die Flamänder das letzte, heilige Rettungsmittel der Völker gegen Tyrannen – die Waffen. So begann jener Kampf des kleinen Niederlands gegen das spanische Weltreich, der den größten Dichter der Neuzeit als würdigen Beschreiber gefunden hat[2273]. Ueber ein halbes Jahrhundert hat dieser Kampf gedauert, in dem ein kleines Handels- und Gewerbsvolk gegen den mächtigsten Monarchen der Erde, zum Erstaunen der Zeitgenossen, zur ewigen Lehre für die Nachwelt und für alle Völker auf immer ein herzerhebendes, begeisterndes Beispiel, endlich seine Freiheit und Unabhängigkeit errungen. Vergebens bluteten auf Alba's, des spanischen Feldherrn und Statthalters, Befehl an 18,000 flamändische Bürger unter dem Beile des Henkers; vergebens erschöpfte Philipp alle Mittel der Macht: Versprechung, Bestechung, Verfolgung, Lüge und die Schrecken der Grausamkeit; vergebens sandte er Heer auf Heer und Flotte auf Flotte: Fruchtlos waren des Despoten Anstrengungen gegen den eisernen Heldensinn, und Freiheit und Unabhängigkeit waren dessen Lohn und dessen Triumph.

Freilich nicht ohne furchtbare Opfer. Die offenen Provinzen wurden nach mancher verlornen Schlacht von den spanischen Völkern durchzogen, Verheerung war in ihrem Geleite, und Handel, Gewerbe, Künste flohen vor ihren Schritten. Den höchsten Preis hatte Antwerpen zu zahlen; es wurde belagert (1585), fiel nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, und der größte Theil seiner Kaufleute flüchtete mit ihren Geschäften in das durch seine Lage geschütztere Amsterdam. Und als im Westphälischen Frieden die Schelde für die Niederlande geschlossen wurde[2274], da stürzte das kaum wiedererstandene Gebäude seines Handelsflors gänzlich zusammen.

Seit dieser Zeit bis Anfang des jetzigen Jahrhunderts blieb Antwerpen mit schwachen Wechseln ein Platz ohne Bedeutung, und die Volksmenge sank allmählich bis auf 40,000 herab. Erst Napoleon, dessen Scharfblick die herrliche Lage Antwerpens für den Welthandel erkannte, faßte und verfolgte den

[2273] Friedrich von Schiller mit seinem Werk „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung. – […].“ (Leipzig: Crusius 1788).

[2274] Siehe hierzu S. 726, Anm. 2261.

Riesengedanken, aus Antwerpen für sein Continentalreich[2275] ein zweites London zu machen und stattete es von neuem mit den Bedingungen aus, die es ihm vermöglichten, allmählich wieder zu erlangen die Größe vergangener Zeiten. Napoleon hat auf die Reinigung der versandeten und unzugänglich gemachten Schelde, auf die Ausgrabung der Bassins und Docks, auf die Erbauung des Arsenals etc. etc. über 60 Millionen Franken verwendet, und wenn er auch nicht vermögend gewesen ist, selbst seinen Plan auszuführen, so wird doch Antwerpen, das die Früchte seiner Aussaat ärndtet, ihn immer als seinen größten Wohlthäter zu preisen haben. So Vieles und so Großes, als durch Napoleon für Antwerpen geschehen ist, wäre nie geschehen, am allerwenigsten unter der holländischen Herrschaft, unter welche es, nach dem Sturze des französischen Kaiserreichs, 1815 gelangt war.

Der allgemeine Frieden gab Antwerpen den vollen Gebrauch seiner Kräfte, und schon 1815 klarirten wieder fast 4,400 Schiffe in den anderthalb Jahrhunderte lang verödet gewesenen Hafen ein. Fort und fort nahm Antwerpens Verkehr zu. Er hatte schon den von Amsterdam und Rotterdam, seiner alten Rivalen, überflügelt und sich wieder zum Weltmarkte vom ersten Range gehoben, als die Abtrennung Belgiens von Holland[2276] sein Gedeihen von neuem erschütterte. Antwerpen, nun ein belgischer Hafen, sah sich plötzlich ausgeschlossen von der Theilnahme an den großartigen Geschäften mit den holländischen Colonien, und die Holländer, im Besitz der Citadelle und der Scheldemündungen, häuften Drangsal auf Drangsal, und Verluste auf Verluste auf die lange schutzlos gelassene Stadt. Von ihnen wurde das Entrepot[2277] in Brand geschossen und es verzehrten die Flammen für viele Millionen Güter. Endlich befreite die denkwürdige Belagerung und Eroberung der Citadelle (l831) durch ein französisches Heer Antwerpen und seinen Strom von den holländischen Drängern, und Belgiens sich riesenhaft entwickelnde Industrie, in Verbindung mit den Vortheilen, die ein das ganze Land überspannendes Eisenbahnnetz, dessen Hauptstrang in Antwerpen endigt, dem Handel gibt, ersetzte reichlich, was es durch die Ausschließung vom holländischen Colonialhandel verloren hatte.

Nach diesem geschichtlichen Ueberblick werfen wir einen in die Stadt selbst. – Den ersten Eindruck, den wir da empfangen, ist das Leben auf Straßen und Plätzen. Ueberall ist Thätigkeit, überall Auf- und Abladen der Waaren, Hin- und Hertragen der Ballen und Geldsäcke; überall eilende Commis und dichte Schaaren von Arbeitern. Alles scheint auf der Flucht, um die entschwindende Zeit zu haschen. Aber auch das architektonische Bild der Stadt selbst ist gar reich und mannichfaltig. Im älteren Stadtkern, der noch den Typus der großen altflandrischen Zeit bewahrt, stehen in breiten, heitern Straßen wohlerhaltene Giebelhäuser, tüchtigen und wohlhabigen Ansehens: theils im ältern Style mit einfachen Streifen, theils reicher mit Heiligenbildern, oder mit mythologischen und allegorischen Gestalten verziert; nicht selten wechselnd mit alt-gothischen Kirchen, oder vormaligen, in Wohnungen umgebauten Klöstern, oder größeren öffentlichen Gebäuden. Bei dieser Alterthümlichkeit (welche sich hier weit großartiger, als in den deutschen mittelalterlichen Städten, z. B. Aachen, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg etc., äußert) ist nirgends Verfall, nirgends Vernachlässigung oder Mangel zu sehen; das Alte ist so wohl erhalten, wie das Neueste, und seine sorgfältige, liebevolle Pflege thut Augen und Herzen wohl. Nichts Winkliches, Kleinliches, Beengendes auch! Geräumige Straßen wechseln mit geräumigen Marktplätzen und hie und da läuft eine Reihe alter Rüstern[2278] neben breiten, klaren Kanälen hin. Das Ganze ist ein heiteres, fröhliches Bild, das an die alten, großen Städte Oberitaliens erinnert. An diesen Kern schließen sich die neuen Straßen und Plätze an, mit modernen Prachtwohnungen, wo der Reichthum sich häuslich eingerichtet, oder weitläufige Fabrikgebäude mit dampfenden Schornsteinen dahinter und im Innern dröhnende, stöhnende Dampfmaschinen. Ueberall aber glänzen elegante Kaufläden, die Magazine der tausendfachen Bedürfnisse der Bequemlichkeit und des Luxus.

Unter den Gebäuden der Stadt zieht uns des Doms dunkle colossale Masse am meisten an, als weltberühmtes Meisterstück altdeutscher Kirchenbaukunst und durch die Kunstschätze, mit welchen die

[2275] Der Machtbereich der von Napoléon am 21. November 1806 in Berlin verfügten Wirtschaftsblockade über das Vereinigte Königreich und dessen Kolonien, kurz „Kontinentalsperre“ genannt (siehe hierzu S. 181, Anm. 466).

[2276] Am 4. Oktober 1830 wurde nach schweren Kämpfen die Unabhängigkeit von den Niederlanden erklärt, die in der Verfassung vom 7. Februar 1831 ihren völkerrechtlich verbindlichen Ausdruck fand.

[2277] Frz. für Zollager.

[2278] Ulmen (ulmus campestris; DWG, Bd. 14, Sp. 1548).

bilderfrohe Frömmigkeit früherer Tage sein Inneres schmückte. Er ist ein Werk des 13. Jahrhunderts, und sein Bau erforderte 88 Jahre. Der 440 Pariser Fuß[2279] hohe Thurm ist jetzt der höchste in Europa. Die Malereien machen diese Kirche zu einem Museum, und kaum minder kostbar als die Gemälde sind die Meisterstücke der Holzsculptur an Kanzeln, Betpulten, Chorstühlen etc. etc., von welcher fast alle Antwerpner Kirchen mehr oder weniger Vortreffliches aufweisen. Unter den Domgemälden ist das herrlichste die Kreuzabnahme von Rubens, des Meisters Hauptwerk, das aber leider schnell seinem Untergange zueilt. Rubens selbst ruht, umgeben von andern seiner Werke, in der Jacobskirche, und sein Haus (in der Rubensstraße) wird von der begeisterten Ehrfurcht erhalten, die dem großen Künstler erst kürzlich ein schönes Denkmal errichtet hat[2280]. – St. Paul (bei den Dominikanern), St. Andreas, die Augustinerkirche, so wie die Kirche des heil. Antonius von Padua enthalten alle kostbare Werke der flämischen Schule: namentlich viele von Rubens, viele von Van Dyk, Jordaens, Teniers, Franz Floris[2281]; auch einige kostbare Bilder der alt-niederländischen, oder van Eyck'schen Schule. – Des hiesigen Museums Bilderschatz hat Weltruf. Nur allein 11 Rubens und 6 van Dyck's bewahrt es; außerdem die schönsten Werke von Franz Floris, Matsis[2282] u. a. – Noch zieht im älteren Stadttheile ein gewaltiges, finsteres Gebäude die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf sich: der Palast der Hansa, (die Ostrelins), mit seinen massiven Hallen, ein Stück aus Antwerpens großer Vorzeit. Sodann das Rathhaus, weniger colossal zwar, als die Brüsseler und Genter, aber im heitern gothischen Style; endlich die Börse, das erste Gebäude dieser Art im nördlichen Europa, und das Prototyp aller übrigen. Sie ist im 16ten Jahrhundert gebaut worden, in der Zeit, als Antwerpen der Mittelpunkt des Welthandels war. Damals versammelten sich 6000 Kaufleute täglich in ihren Säulengängen und man hörte da alle Idiome und Sprachen der Erde.

[2279] 32,48 cm.

[2280] Das von Willem Geefs (1805–1883) geschaffene und 1843 eingeweihte Denkmal auf dem Antwerpener Groenplaats.

[2281] Frans Floris de Vriendt I. (1517–1570).

[2282] Quentin Massys (siehe hierzu S. 727, Anm. 2269).

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Fünfter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1838.

Enthält: Burgos, Kathedrale, Karmeliterruine (1838, 1839).
Étretat (1838).
Stift Melk (1838).
St. Malo (1838).
Göttingen, Universität (1838).
Rudelsburg und Saaleck (1838, 1863).
Wien, Ferdinands-/Schwedenbrücke Kaiserburg, St. Stephan, Brigittenau, Schloß Schönbrunn, Schloß Belvedere (1838, 1842, 1843, 1857, 1862, 1863).
Drei Gleichen (1838).
Passau, Schloß Neuhaus (1838, 1841).
Belgrad, Semlin/Zemun (1838, 1839).
Burg Altenstein (1838).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [3]-7 u. 37f.

CLXXXIX. Der Dom zu Burgos.

Der rohe Mensch ist der Sklave der Natur; der Künstler macht sie sich unterthan. Indem er ihr blos Objektivität einräumt, behauptet er ihr gegenüber, als Erscheinung, seine Selbstständigkeit, als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seinen Gott. Die Gespensterlarve nimmt er ihm ab, welche den rohen Menschen ängstigt. Die finstere Höhle, welche der Indianer einem Gott-Ungeheuer gräbt, das mit der Stärke und dem Schrecken des Raubthiers die Welt verwaltet: in schöne Contouren zieht sie sich zusammen vor der griechischen Phantasie, und vor der christlichen Kunst verklärt sie sich zum Höchsten der Form, zum Symbole des Unendlichen und Unkörperlichen.

Es gibt keine erhabneren Aeußerungen der Herrschaft des menschlichen Geistes über die Materie, als die Wunder der gothisch-christlichen Baukunst. Alles an derselben hat eine symbolische, hieroglyphische Beredtsamkeit und Bedeutung. Hoch ragen die schlanken Säulenbüschel auf, immer mehre sich fest aneinander schmiegend, gleich den Säulen der heiligen Haine; und wie der Dom zum Himmel hinstrebt – in's All, in das Unendliche, so soll der Geist des Menschen im Dome zum Allmächtigen sich erheben und durch Gebet und Betrachtung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Keine Verzierung, weder eine innere, noch äußere, ist zufälliger Schmuck. Bis auf das Monstranzhäuschen, welches, von kostbarem Metall, den Tempel im Kleinen wiederholt, ist Alles religiöse Bildersprache – Alles Heiligthum.

Betrachte diese Kathedrale. Sie ist der Triumph der christlichen Kunst, und schon der Blick auf das kleine Bild erfüllt dich mit Bewunderung und Ehrfurcht; fordert dich auf, dein Gemüth zu sammeln aus der Zerstreuung des Irdischen, und dich zu bereiten zu Gebet und Andacht. Sie ist wahrhaftig ein Haus des Allerhöchsten. Ganz Spanien, das an schönen Kirchen so überreiche, besitzt keinen herrlicheren Tempel. Schon zur Zeit des Columbus sang ein spanischer Dichter:

Burgos ist der Städte Krone,
Burgos' Cid[2283] die Kron' der Ritter,
Burgos' Dom die Kron' der Kirchen.[2284]

Armes Burgos! Was damals dich zierte und ehrte, ist auch heute noch dein Schmuck und dein Ruhm! aber du selbst, du alte Hauptstadt Kastiliens! bist nur noch ein Schatten von Ehedem, ein Bettler, der im Königsmantel einhergeht. – Nichts Erhabneres, als der Anblick von Burgos aus der Ferne, dieses Waldes von prachtvollen gothischcn Thürmen, die der Stadt das Ansehen geben, als wäre sie ein großer Pallast des lebendigen Gottes. Aber kömmt man in die Stadt selbst, wie grell ist der Gegensatz! Die Straßen sind unregelmäßig, größtentheils enge, schmutzig; viele sind ohne Pflaster; die Entvölkerung (von den 80,000 Einwohnern in den Tagen ihres Glanzes sind 7000 übrig!) fällt mit allen ihren Merkzeichen sogleich in die Augen. Selten begegnet man einem Vorübergehenden, und in den Hauptstraßen wächst Gras! Es gibt eine königliche Kammer für Manufakturen und Handel; aber der größere Verkehr und die Fabriken haben hier längst aufgehört, und jene mit Richtern und Assessoren reichlich versehenen Collegien füttern nichtsthuende Sinekuristen[2285]. Für das ewige Heil der Hand voll Bewohner wird

---

[2283] El Cid (eigentl. Rodrigo Díaz de Vivar; ca. 1045–1099), kastilischer Ritter und Söldnerführer aus der Zeit der Reconquista, der in der Neuzeit zum span. Nationalhelden avancierte.

[2284] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[2285] Sinekure (verkürzt aus lat. „sine cura animarum", „ohne Sorge für die Seelen", d. h. ohne Verpflichtung zur Seelsorge) bezeichnet ein Amt, mit dem Einkünfte, aber keine Amtspflichten verbunden sind.

durch 24 Kirchen und durch 22 Klöster und Abteien gesorgt! Die Klöster nehmen ganze Straßen ein, und die öftere Wiederkehr ihrer unabsehlich langen Fronten mit vergitterten und verschlossenen Fenstern und Thüren, in welchen, seit Aufhebung der religiösen Orden[2286], keine Menschliche Seele mehr haust, vermehrt die Einsamkeit. Vor der Unterdrückung der geistlichen Corporationen zählte Burgos über 900 Mönche. Man konnte sagen: die ganze Stadt sey ein großes Kloster. –

Tief haben die priesterlichen Sitten hier Wurzel geschlagen und noch ist ihr Gepräge unverwischt. – Du siehst keine lachende Miene auf den Gesichtern der Vorübergehenden; die meisten haben den Ausdruck eines stupiden Ernstes, der die Langeweile und Gedankenlosigkeit als Gott verehrt. Hier ist keine der Vergnügungen zu finden, an die der Fremde in jeder größern Stadt gewöhnt ist. Zu Burgos gibt es keine Bälle, keine Salons, keine Unterhaltung und keine Intelligenz. Bleich und matt schleichen die Nachkommen des großen Cid durch ein Leben, dessen Thatenlosigkeit den Namen schändet, auf den sie stolz sind. Sie haben die Erinnerung an's Große nicht verloren; aber der Sinn und die Begeisterung dafür scheinen ausgestorben zu seyn.

Doch, wenden wir das Auge weg von dem Nachtgemälde der Stadt und kehren es der Kathedrale zu, die uns an diesem Orte wie eine himmlische Erscheinung vorkommt! Dieser wundervolle Bau, durch dessen hohe Pforten die Bevölkerung von Burgos sich wie das Blut durch das Herz bewegt, ist zugleich der Centralpunkt des hiesigen Lebens.

Die Zeit der Erbauung der Basilika fällt in das 13., 14. und 15. Jahrhundert. 250 Jahre unermeßlichen Fleißes und überschwenglicher Kunst reichten hin, ein Werk harmonisch zu vollenden, dessen liefe Zweckmäßigkeit und hoher Ernst des Plans; dessen kühne und wohlverstandene Anordnung und unendlicher Ideenreichthum in Schmuck und Verzierung, eben so sehr mit Bewunderung erfüllen, als die Größe der Masse Erstaunen abnöthigt. Der Wunderbau, welcher aussieht, als wäre er von der Hand eines Benvenuti Cellini[2287] aus leichter Filagränarbeit zusammengefügt, bildet doch eine Steinmasse so groß, daß sie nur von wenigen christlichen Kirchen übertroffen wird. Des Doms Länge mißt 320 Fuß, die Breite 216, und die Höhe der beiden das Portal überragenden Thürme ist nicht weniger als 170 Ellen[2288]. Auf der Mitte des Kreuzes erhebt sich der Hauptthurm mit acht Pyramiden. Ueber den zwei Eingängen des Kreuzarms ist, 120 Fuß über dem Boden, eine Gallerie zwischen zwei, mit hohen durchbrochenen Pyramiden dekorirten Pfeilern, so daß das ganze Gebäude eigentlich zwölf Thürme zählt. Sie sind alle ohne Kern und jeder wird von acht schmalen, sich im Knopfe vereinigenden und schließenden Rippen gebildet, welche wieder durch leichte, in Zweigen, Blumen und tiefsinnigen Verzierungen ausgebreiteten Horizontalrippen mit einander verbunden sind. Aus jedem Knopfe tritt eine Blume. Sinniger Gedanke des Meisters, mit den Symbolen der Unschuld sey das Gotteshaus zu krönen!

Das Innere des Doms, obschon der Dünkel der neuern Kunst und des verdorbenen Geschmacks[2289] manches verändert und entstellt hat, ist des grandiosen Aeußern würdig. Keine Hand breit Raum ist ohne Verzierung, und doch ist dieser unendliche Reichthum keineswegs ermüdend, oder läßt den Gedanken an Ueberladung zu. Die Mannigfaltigkeit in den Formen, sowohl des Schnitzwerks von Holz, als der Figuren von Stein, ist so groß als die Zartheit ihrer Ausführung. Auf eine wunderliche, oft rührende Weise mischt sich das Groteske in die Darstellungen der ernstesten Gegenstände der Religion und des Lebens, eine Eigenthümlichkeit, der man, als Element der mittelalterlichen christlichen Kunst, in den bedeutendern Schöpfungen derselben allwärts begegnet.

Ich schweige von den Schätzen, welche in diesem Gebäude bewahrt liegen; von den Heiligen-Bildsäulen aus Silber, den mit Edelsteinen verzierten goldnen Kirchengefäßen, Meßgewändern, Kleidern der Madonna und ihrer heiligen Frauen etc. etc. – Der Erzbischof, der, nach dem von Toledo, die

---

[2286] Im Zuge der ab 1798 begonnenen „Desamortización" zur Sanierung der Staatsfinanzen. Nach anfangs eher zaghaften Enteignungsmaßnahmen wurden durch königl. Erlasse (9. Juni 1809, 23. Juli 1814 u. 25. Juli 1835) und auf Beschluß des span. Parlaments, der Cortes, vom 25. Oktober 1820 zunehmend ganze Ordensniederlassungen aufgelöst, und ihr gesamtes Vermögen der Staatskasse zugeführt. Die „Desamortización" wurde mit unterschiedlichem Erfolg bis 1860 fortgesetzt und nachträglich vom Hl. Stuhl (1860) vertraglich gebilligt.

[2287] Der ital. Goldschmied und Bildhauer Benvenuto Cellini (1500–1571).

[2288] Dt. Längenmaß um die 60 cm.

[2289] Des Barocks, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

erste geistliche Würde im Reiche verwaltet, ist der Hüter des Schatzes: – aber was das Dekret der Cortes[2290] nicht vermochte, den todten Schatz heben, das wird die Anarchie, sobald sie, der wenigen Fesseln baar, ihre höllische Mission in dem unglücklichen Lande vollendet.

Nicht so groß als der Reichthum an Juwelen, Gold und Silber, ist der an Malereien in dieser Basilika. Doch enthält sie einige Hauptwerke der Kunst: eine Magdalena von Raphael und ein wunderschönes Bild von Michel Angelo, – die heilige Jungfrau in Lebensgröße, – in deren Darstellung dieser große Maler des Riesigen, Geisterhaften und Furchtbar-Erhabenen gezeigt hat, daß dem wahren Genie nichts mißlingen kann, auch wenn es Gegensatze wagt.

Von spanischen Meistern ersten Ranges ist wenig hier zu finden.

Doch ist's nicht die Kunst, auch nicht der nur an den Gallatagen der Kirche sichtbare Juwelenschatz ist's, welcher die Bevölkerung von Burgos täglich in der Kathedrale versammelt. Eine Handvoll Asche und ein Häuflein Knochen, solche sind's, welche die magnetische Kraft verbergen, die die schwerbewegliche Masse herbeizieht. Keine Kirche in Spanien rühmt sich eines größern Reliquienschatzes, als der Dom von Burgos: und keine Bevölkerung hängt fester am Glauben ihrer wunderthätigen Kraft. Es ist dieser Glaube so mit ihren Vorstellungen verwachsen, daß selbst unbedeutende Geschäfte des Lebens ohne Gebet zu einem Arm- oder Wirbelknochen eines Heiligen nicht verrichtet werden können. Deshalb trifft man in der Kathedrale täglich ganz Burgos an. Man muß zu allen Stunden hineingehen; denn zu allen Tageszeiten bietet sie neue und unerwartete Scenen dar. Die Kirche ist so groß, daß in acht der Kapellen (jeder Heilige hat eine besondere) zugleich Kirchendienst gehalten werden kann, ohne daß einer den andern im mindesten durch vernehmbares Geräusch störe. – Der frühe Morgen gehört dem Pomp der Messe an, der mit einem Luxus gefeiert wird, welcher mit der Pracht des Orts übereinstimmt. Scharf stechen die rothen. und weißen Kleider der amtirenden Priester gegen die schwarzen, imposanten Kleider der Kanonici ab, und wenn man die lange, von 12 Chorknaben getragene Schleppe des Erzbischofs sieht, denkt man gewiß eher an einen Fürsten dieser Welt, als an den Jünger des Weisen, welcher nicht so viel sein nannte auf Erden, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Gegen Abend, wenn die Strahlen der sinkenden Sonne den buntbemalten Scheiben der hohen Fenster einen goldnen Lokalton verleihen, der ein verklärtes Licht über den ganzen Raum verbreitet, naht die Lieblingsstunde des einsamen Gebets. Frauen, in ihre Mäntel eingehüllt, kommen und entfernen sich leisen Trittes, und vor den entlegensten Altären knieen die schlanken, verschleierten Gestalten und vergießen die Thränen geheimen Schmerzes zu den Füßen der wunderthätigen Schreine und Bildsäulen. Sobald die Dämmerung in's Dunkel sich verliert, ändert sich abermals die Scene. Das Kommen und Gehen wird unruhiger; die schwankenden, bald zu süßer Wehmuth stimmenden, bald feierlich rührenden Flötentöne der Orgel scheinen zugleich zum Gebet und zur Liebe zu rufen. Dieß ist die Stunde der Intrigue und in das Schluchzen der Rührung mischen sich oft die Seufzer des Verlangens. –

Von der Gallerie des großen, mittlern Glockenthurms übersieht man die ganze Stadt und das umliegende Land. Burgos hat nicht den kahlen, öden Anblick der Städte in Aragonien und Neukastilien, die man von dem Genius der Wüste erbaut glauben sollte. Malerisch liegt es am Fuße eines in pittoresker Masse sich erhebenden Felsenhügels, den die uralte Königsburg der Beherrscher Altkastiliens krönt. Der klare Arlanzon[2291] trennt die eigentliche, von Mauern und Gräben umgebene Stadt von den Vorstädten. So weit das Auge reicht, ist eine lachende Gegend, Reichthum an Grün, kraftvolle Vegetation und – ein seltener Anblick in Spanien – majestätischer Baumwuchs. Sorgfältige Kultur darf man freilich nicht erwarten; aber auch nicht deren widrige Wirkung. Denn blickt die Hand des Menschen, welche die Natur der Kegel unterwirft, zu sehr hervor, dann ist's um einen Theil des Malerischen einer Landschaft schon geschehen. Die phantastische Freiheit in Spanien steht ihr immer besser an, als ihr geschmigeltes [sic!] Wesen in Holland. – Die Dörfer liegen weit aus einander; dichter zusammen aber rücken Klöster und Villas, meistens ansehnliche Gebäude, in reizender, eine freie Aussicht beherrschender Lage. Ihre weißen Giebel und die hohen, schön geformten Glockenthürme durchbrechen und überragen

[2290] Das span. Parlament, deren Mitglieder nach der Verfassung von 1812 in einem gestuften, indirekten Wahlverfahren von allen männlichen Personen über 25 Jahren gewählt werden sollten; ein Einkommens- oder Bildungszensus war nicht vorgesehen.

[2291] Span. Rio Arlanzón.

die dunkelgrünen Blättermassen, mit denen sie, wie von heiligen Hainen umgeben sind; hie und da breiten sich einige einzelnstehende, riesengroße Kiefern fächerartig aus, wie Palmen des Südens. Die Aussicht reicht gegen Abend hin, durch das breite Flußthal, bis zum 20 Stunden fernen Valenzia; nordöstlich aber ist sie beschränkt und geschlossen durch die nahe Sierra, die Wasserscheide zwischen Ebro und Duero, von welchen Strömen jener sein Wasser dem mittelländischen, dieser dem atlantischen Ocean zusendet.

Wendet man den Blick von der Gegend auf die Stadt zurück, so verliert sich das Auge in einem Labyrinthe enger Straßen und Häusergiebel und Thürme, deren Zahl unglaublich ist. Selten ruhen die Glocken: – und wenn an Sonn- oder Festtagen das gellende Geläute aller zugleich die Gläubigen zur Messe ruft und die Klöster der Nachbarschaft in den Chorus mit einfallen, dann wird’s eine Musik, die kein menschliches Ohr ertragen kann. Schweigen sie aber, – dann ist’s Todtenstille in diesen Höhen, kein dumpfes Gesumse, Leben und fröhlich schaffende Thätigkeit verrathend, dringt aus dem Chaos herauf und die Ruhe der Seligen scheint über Stadt und Gegend gebreitet. –



Die CATHÉDRALE in BURGOS
in Spanien



ANSICHT VON BURGOS
in Spanien

CCI. Burgos in Spanien.

[„]Es war ein schwüler Nachmittag; heiß brannte uns die kastilianische Sonne auf die Scheitel. Die fast erschöpften, trägen, stolpernden Maulthiere trugen uns langsam auf schroffen Pfaden zum Plateau der Sierra. Plötzlich hielt der voraustrabende Führer, und abendwärts deutend rief er aus: „Dort liegt Burgos mit seinen Thürmen!“ Schnell eilten wir nach. Welch eine Aussicht! Ein ferner, hoher Berggürtel, der sich rund um die Gegend, in deren Mittelpunkt die Stadt lag, herzog, schien bis in die Mitte mit schwarzem, silberumsäumtem Gewölk umzogen, in dem Blitze zuckten, und aus welchem ein unheimliches Getöse herüber drang, wie aus einer ungeheuern Werkstatt. Die Stadt selbst dagegen erschien hell und klar. Ihre glatten und weißen Mauern warfen die glänzenden Strahlen der Sonne zurück, und das vortreffliche Ebenmaß, der edle Styl aller Gebäude, ihre schöne Zusammenstellung kamen auf das vortheilhafteste zum Vorschein. Silberne Blumen schimmerten von den Thurmspitzen, und güldene Kreuze funkelten und leuchteten, wie dreifache Flammen.

Rasch trabten wir hinab in die Ebene. Als wir in die alte Königsstadt einritten, war die Nacht schon eingebrochen. Hie und da eine Figur, die zur Kirche wandelte; dann und wann der Klang einer Meßglocke: sonst Todtenstille in den öden, finstern Gassen. Da fingen die schlanken, bunten Fenster in den Kirchen und die obern in den Pallästen an hell zu werden; der Vollmond war heraufgestiegen, und sein bleiches Licht fiel auf die hohen Gebäude. Die gewaltigen Säulen, Mauern und unabsehlichen Façaden der verschlossenen Kloster erhellten sich allmählich ganz, bis sie im reinsten, silberfarbenen Schimmer standen und mit den sanftesten Farben spielten. Jeder Gegenstand war nun deutlich sichtbar, und der Widerschein der Heiligenstatuen von den Portalgesimsen der Kirchen und Palläste, von den wunderlichen Arabesken in den durchbrochenen Thürmen und den reichen, phantastischen Verzierungen an den Häusern malte die Straßen geisterhaft. Ich dachte an Cid, den Ritter ohne Furcht und Tadel, und augenblicklich schuf meine Phantasie aus den leblosen Schatten ein lebendiges Getümmel von Rittern und Knappen, und Spießen und Schwertern, und Schildern und Helmen, die sich nach dem Balkon des alten Königspallastes zu neigen schienen, auf welchem ich ein gekröntes Paar auf goldenem Sitze, von Rittern und Edeldamen umgeben, zu erkennen glaubte. Noch träumte ich fort, als wir durch das Thor eines sehr großen Gebäudes einritten. In der Mitte des Hofes spiegelte sich der Mond in den Wellen eines Marmorbassins, in das die Silberstrahlen des Wassers plätschernd herabfielen. War mir es doch, als gehörte ich selbst mit zum Ritterzuge, der dem Könige zu huldigen kam. Erst als wir abgestiegen und in die öde, weite Wirthsstube getreten waren, aus der uns ein ekelhafter Gestank, das Wahrzeichen des Schmutzes, dieser Pest der spanischen Wirthshäuser, entgegen duftete, merkte ich, daß wir uns in einem spanischen Wirthshause befanden, dem besten in Burgos, aber schlechter als das schlechteste in Deutschland.“[2292] –

So weit das Bild von Burgos, wie es die Feder eines deutschen Reisenden skizzirt hat. – Ich habe bereits bei einer frühern Veranlassung*)[2293] eine Beschreibung von der alten Hauptstadt Castiliens gegeben, auf welche ich, um Wiederholung zu vermeiden, verweise.

[2292] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[2293] *) Im 1ten Hefte vom 5ten Bande des Universums.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 92f.

CCLXVIII. Die Prachtruine der Karmeliter in Burgos.

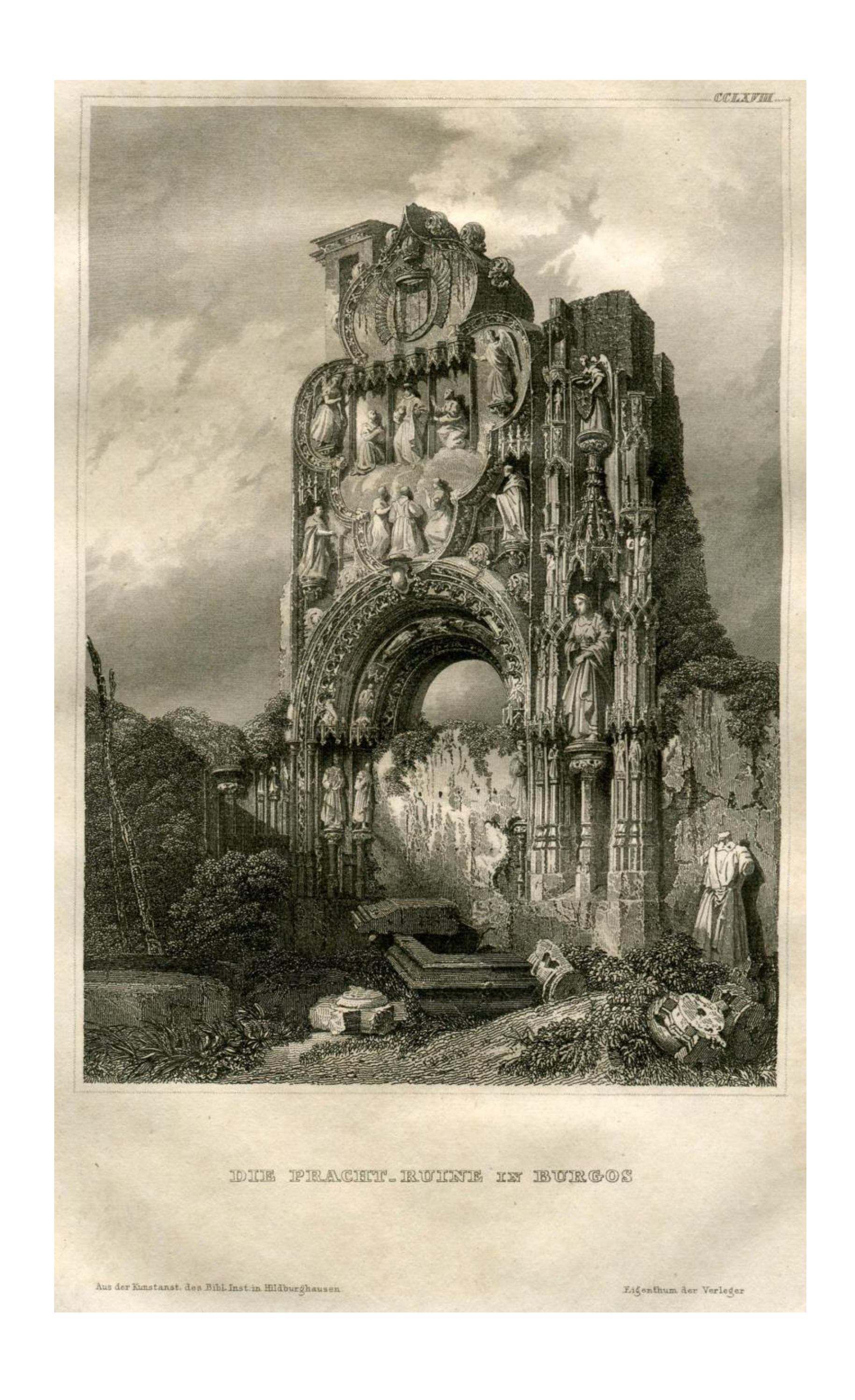
Längst schon in Trümmer und Schutt verfielen die Hallen des Tempels;
Aber die Pforte noch steht, Wunderwerk heiliger Kunst.
Hohe Apostelgestalten umstrahlet der Nimbus und über
Betende strecken die Hand segenausspendend sie hin.
Aber vor Allen bezaubert die himmlische Jungfrau,
Mutter des Heilands, voll Huld, rein auch und heilig wie er.[2294]

Wir haben schon früher die herrlichsten Werke gothischer Baukunst in der Stadt des Cid betrachtet. Blos das Schönste sahen wir noch nicht – die Ruine der Karmeliter. Nichts ist von diesem Wunderwerke noch übrig, als ein Thorgewölbe und das niedrige Gemäuer eines Kreuzgangs, der die eingesunkenen Gräber und Grabsteine des Klosterkirchhofs umschließt. Ein Gnadenbild der heil. Jungfrau machte einst dieß Kloster durch die ganze Christenheit berühmt. Wer in diese Zeit zurück sich denkt, im Geiste vor sich hinwandeln sieht die Tausende der Ablaßholenden; wie sie voller Demuth und Hoffnung eintreten durch die hohe Pforte, ihre Sündenlast und ihre Leiden niederzulegen am Altare der Gebenedeiten; wie sie dann heraustreten, heitern Angesichts, Seligkeit im Blicke, rein von Makeln und frei vom Wehe an Seele und Körper; oder wer im Geiste die Leichenzüge an sich vorüber schleichen sieht zum stillen Friedhof, das Kreuz voran und der hostientragende Priester, dann die verhüllten Särge und der Leidtragenden lange schwankende Reihe, begleitet von dumpfen Tönen der Glocken: – und er dann plötzlich aus dem Traume der Vergangenheit erwacht und die Gegenwart vergleicht, der wird eines Schauders sich nicht erwehren können, findet er alles so still, öde und todt um sich her, sieht er wildes Gesträuch aus den Mauern sprossen, Eulen horsten unter den Tabernakeln der Apostel, und junge Schwalben im Schooße der Mutter Gottes. Doch nur eines Gedankens braucht es, um ihn zu versöhnen, und den scheinbaren Widerspruch zwischen Aufbauen und Zerstören, Leben und Tod beruhigend und tröstend aufzulösen.

Die Bauzeit des Karmeliterklosters zu Burgos gehört jener Periode an, in welcher sich der gothische Styl schon entfaltet hatte, ohne noch alle Spuren des ältern byzantinischen[2295] zu verwischen. Nichts kann reicher seyn, als die Dekorationen dieser Pforte; nichts grandioser, als ihre statuarische Ausschmückung mit den Bildsäulen der Kirchenfürsten; nichts graziöser und inniger, als das Bild der heil. Jungfrau. Letzteres steht in einer tiefen, kunstreich verzierten Nische auf einer Säule unter einem Tabernakel, der zugleich schützt und verhüllt. Anmuthig faßt sie mit der einen Hand ihr Gewand, und, die andere auf den Busen gelegt, neigt sie sich vorwärts, als sey sie im Begriffe, ihre Verehrer zu segnen. Himmlische Schönheit ruht auf ihrem verklärten Antlitz. – Die Vortrefflichkeit dieser Skulpturen gab vor einigen Jahren Engländern Anlaß, den Schutt aufzugraben, um nach mehr Bildwerken zu suchen. Im Begriff, eben eine reiche Beute wegzuführen, nöthigte sie die geistliche Oberbehörde, Alles wieder an Ort und Stelle zu bringen, und nachdem es Priester von neuem geweiht hatten, begrub es das Volk unter feierlichem Gesange wieder in den Schutt.

[2294] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[2295] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.



CCLXVIII

DIE PRACHT-RUINE IN BURGOS

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen

Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 5.

CLXXXXV. Die Felsen von Etretat an der normännischen Küste.

Schön ist das feste Land mit seinen Bergen und Thälern, Flüssen und Wäldern; aber das Höchste, Erhabenste, womit unser Erdball geschmückt ist, lehrt nur Küstenland kennen; das wilde, zauberische Ungeheuer, den unabsehlichen Spiegel des Himmels, das größte Wunderwerk unserer Erde: – das Meer.

Betrachte dieß Bild! Scheint es nicht der Traum eines Dichters? Noch nennt das Volk diese wunderbare Felsgestalt das Schloß Neptuns und bevölkert die vermeintliche Ruine mit den zürnenden, tückischen Geistern der Tiefe. Aengstlich vermeidet die gefährlichen Klippen der Schiffer, und wenn er ihrer aus der Ferne sichtbar wird, schlägt er andächtig ein Kreuz und betet ein Vaterunser. Nach einer Sage fordert der Meeresfürst hier jährlich 7 Schiffe und 77 Menschenleben zum Opfer; und wohl mögen nicht viel weniger, vom Sturme hergeschleudert, ihren Untergang finden.

Die Kreidefelsen von Etretat sind Trümmer eines natürlichen Walles, welcher die normännische Küste vor vielen Jahrtausenden ohne Unterbrechung umgürtete. Sie ragen 3 bis 400 Fuß über den Wasserspiegel empor. Die wunderbarste Form zeigt das Neptunsthor[2296], offenbar ein Werk der Wellen, welche das weniger feste Gestein zwischen den Seitenpfeilern allmählig ausgewaschen und zuletzt durchbrochen haben.

[2296] Frz. Porte d'Aval (Untertor); dahinter ist die 51 m hohe Aiguille (Felsnadel) zu erkennen.



DIE FELSEN VON ETRETAT
oder
das Neptuns-Thor an der Normännischen Küste

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 29f.

CLXXXXVII. Die Benediktiner-Abtei Mölk[2297]. in Oesterreich.

Der Mensch erlangt nie, was er wünscht, weil seine Wünsche den Köpfen der Hyder[2298] gleichen. Den abgeschlagenen wachsen andere nach. Jeder befriedigte Wunsch zeugt neue, und darum ist es Sisyphusarbeit, in der Erreichung derselben Glück und Zufriedenheit zu suchen. Erst wenn man entbehren gelernt hat, statt zu erwerben, hält die Welt, was sich der bessere Mensch von ihr verspricht. Erstaunt wird dieser dann gewahr, daß er außer sich gesucht hatte, was er nur in sich selbst finden konnte, und Glück und Zufriedenheit, die ihn geflohen waren, so lange er um sie gerungen, nach aufgegebenem Kampfe kehren sie ein als ungerufene und unerwartete Gäste!

Diese Wahrheit, obschon von der täglichen Erfahrung bestätigt, hat dennoch eine gefährliche Seite. „Warum soll ich denn," möchte daraus gefolgert werden, „mein Schifflein mit Noth und Gefahr zusteuern der hohen, stürmischen See des Lebens, da ich doch auf derselben nicht erlangen kann, was ich suche? Warum soll ich Kraft und die schönste Lebenszeit daran setzen, mühselig nach Zielen zu ringen, die sich jedesmal weiter entfernen, sobald ich sie erlangt zu haben wähne? warum einen nutzlosen Kampf erst wagen, ehe ich ihn aufgebe? Klüger ist's, ich verzichte von Anbeginn darauf und lerne entbehren, ehe ich genieße, was doch nicht sättigt. Ein Mönch in seiner Klause ist am Ende ein nicht schlechterer Philosoph, als Aurel[2299] im Purpur, oder Diogenes[2300] im Fasse, und es hat jener die Weisheit jedenfalls wohlfeiler, und übt sie bequemer, als diese beiden."[2301] – So haben Tausende gedacht und Viele denken noch so, und das nächste Kloster dünkt ihnen des Lebens beneidenswerthester und schönster Port.

Wenn dem so wäre, lieber Leser, so wäre jenes prachtvolle Haus in einem irdischen Paradiese fürwahr ein Magazin voll irdischer Glückseligkeit. Aber zum Wohle der Menschheit verhält sich's anders. Nein! Es gibt keinen Genuß hienieden ohne den Stachel des Bedürfnisses, keine Ruhe ohne ermüdende Anstrengung! Immer setzt jener ein Entbehren, dieser eine Thätigkeit voraus. Ruhe ohne vorausgegangene Anstrengung ist Müssiggang, und der gibt nie dem Menschen Zufriedenheit und Glück. Wer niemals sich müde arbeitete, wird niemals die Seligkeit des Ausruhens zu schätzen wissen, und wer nicht Kraft und Jugend an die Erreichung seiner Wünsche setzte, kennt auch die Seligkeit der Resignation nicht. Nur auf den mit nützlicher Arbeit ausgefüllten Tag blickt der rechte Mann mit Zufriedenheit, und es bleibt ausgemacht: Rühmliche und freudvolle Ruhe ist nur der Lohn eines in Anstrengung und Mühen für edle und nützliche Zwecke hingebrachten rühmlichen Lebens. Glaube mir: Washington beschloß seine Tage in ländlicher Zurückgezogenheit mit reichern und ganz andern Gefühlen und Genüssen, als in jenem königlichen Hause ein Prälat, welcher von früher Jugend an bis zum Grabe sich im Schooße der Ruhe, der Sorglosigkeit und des Ueberflusses wiegt.

Königlich nannte ich das Haus; und fürwahr, kein Monarch der Erde möchte sich dessen schämen. Aber auch ganz Oesterreich hat kein zweites Mölk, keine Abtei so prachtvoll und so unermeßlich reich, als diese der Benediktiner. Ihre Einkünfte betragen mehr als eine Million. Es ist einleuchtend, daß die Ordensgeistlichen sie unmöglich ganz für sich verbrauchen können, und rühmlich ist's, daß ein wissen-

[2297] Melk.

[2298] Siehe hierzu S. 719, Anm. 2242.

[2299] Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser.

[2300] Diogenes von Sinope (griech. Διογένης ὁ Σινωπεύς; vermutl. ca. 410–323 v. Chr.).

[2301] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

schaftlicher, dem Orden eigenthümlicher Sinn die Überschüsse zur Unterhaltung höherer Bildungsanstalten und Institute anwendet, welche seit langer Zeit mit der Abtei vereinigt sind. Mölk enthält ein theologisches Seminar, ein Gymnasium (besonders zu gründlichen philologischen Studien geeignet), mit einem Conviktorium für arme Schüler, eine berühmte (an Incunabeln und Handschriften reiche) Bibliothek, und ausgezeichnete naturhistorische und kunstgeschichtliche Sammlungen.

Der Bau der der Donau zugekehrten Fronte (des sogenannten Stifts) ist ein Werk Brandauer's[2302], in welchem Oesterreich einen Palladio ehrte. Dem prächtigen Aeußern ist das Innere entsprechend. Ueberaus reich geschmückt ist die Kirche, vor derem Portal die colossalen Statuen der Heiligen Leopold und Coloman aufgerichtet stehen. Den Plafond der großen Kuppel malte Rothmayr[2303], an den Altären halfen ihm Bachmann[2304] und Paul Troger[2305]. Noch bedeutendere Schätze der Malerei bewahrt die Prälaten-Kapelle; viele Bilder alt deutscher Meister aus der besten Zeit.

Aus den Fenstern dieses geistlichen Pallastes und von den erhabneren Punkten des Stiftgartens genießt man reizende Aussichten auf die Donau und deren Umgebungen, von einer Reihe bewaldeter Berge im Halbkreise umlagert. Von vielen der letztern prangen Burgen, oder blicken Kapellen und Ruinen herab: – zunächst Weiteneck, in Trümmern, etwas ferner die wohlerhaltenen Schlösser Schönbiel und Lübeneck, und die Kirche Maria-Täferl, einer der berühmteren Wallfahrtsorte Oesterreichs.

[2302] Jakob Prandtauer (1660–1726) gilt als der bedeutendste österr. Barockbaumeister; nach seinen Plänen war die Abtei in den Jahren 1702 bis 1746 in ihrer heutigen Form erbaut worden.

[2303] Johann Michael Rottmayr (1654–1730).

[2304] Georg Bachmann, auch Pachmann (1613–1652), er hatte bereits 1650 das Gemälde zum Leopolds-Altar geschaffen.

[2305] Paul Troger (1698–1762).



BENEDICTINER — ABTEY MOELK an der DONAU
im Oesterreich

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 44f.

CCIV. St. Malo.

„Wenn ich der Kriegsgott des Meeres wäre, möchte ich in St. Malo wohnen," äußerte Wellington, als er zum erstenmale hierher kam, so sehr imponirte ihm der kriegerische Charakter der Ansicht dieses Hafens. Er ist einer der stärksten Waffenplatze Frankreichs, dessen Festigkeit sich in harten Belagerungen erprobte. – St. Malo liegt auf einer Felseninsel an der normännischen[2306] Küste, verbunden mit dieser durch einen schmalen Damm, auf dem man jedoch nur zur Ebbezeit trocknen Fußes zur Terra Firma gelangen kann. Rund um ragen Klippen aus dem Meere, alle mit Bollwerken gekrönt und vertheidigt. Doppelt erstaunenswürdig werden diese gewaltigen Befestigungen, wenn man erwägt, daß sie nicht auf Staatskosten errichtet worden sind, sondern zu Lasten des bürgerlichen Seckels, in einer Zeit freilich, wo ungeheuere Vermögen eben so häufig, als schnell hier erworben wurden. Es war die Periode (im 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts) des Ringens um die Seeherrschaft zwischen Holland, England, Frankreich und Spanien, in welcher St. Malo seine günstige Lage zur Kaperei benutzte, und dieses Gewerbe mit unerhörter Kühnheit und nicht geringerm Glücke trieb. Jene Zeit kehrte noch einmal im Anfange des französischen Revolutionskrieges auf kurze Zeit zurück; seitdem sind die Gewerbe des Friedens, Frachtfahrt und Fischerei, an die Stelle jener waglichen, aber einträglichern getreten. Nur der Charakter des Volks erinnert noch an die alte Zeit; – es ist der Charakter des stolzen, reichen, tüchtigen, waglichen und kriegerischen Seemanns. Die Kurzgebundenheit und Grobheit der Einwohner im Verkehr ist sprüchwörtlich; eben so aber auch ihre Geradheit und Rechtschaffenheit.

Die Stadt ist schlecht gebaut, eng, alt, winklich und finster. Bevölkerung: 10,000. Außer Rhederei und Fischerei sind verschiedene Staatsanstalten – das Arsenal, die königl. Werfte, die Stückgießerei – Hauptnahrungsquellen. Berühmt seit lange ist die königliche Seeakademie[2307], welche für die französische Marine eine Pflanzschule der tüchtigsten Offiziere ist.

[2306] Recte: Bretonischen.

[2307] Die 1669 gegründete „École nationale de la marine marchande de Saint-Malo", die seit 2010 zur „École nationale supérieure maritime" gehört.


L. Daut sc. Nbg.
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

St. MALO

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 77-80.

CCXVII. Die Universität Göttingen.

Wenn wirklich aus der Verwesung der vergangenen Welt ein neuer Geist, bildend und neugestaltend, aufsteigen soll, dann muß er nothwendig zuerst in dem neuen Geschlechte geboren werden, das die werdende Zeit zu beherrschen gesendet ist. Mag die absteigende Generation des Nachgenusses der Vergangenheit sich erfreuen; mag sie ihre Irrthümer beweinen, oder mit starrem Eigensinn ihre Thorheiten zu vertheidigen sich bemühen: die aufsteigende, – die Jugend, – soll mit frischem Lebensmuthe in die Geschichte treten. Die Erfahrung der Vergangenheit darf sie nicht verschmähen; aber auf die Erbschaft der Irrthümer und Thorheiten jener soll sie verzichten. Vor Allem aber soll sie durch rege Theilnahme an dem Oeffentlichen sich zu dem Werke befähigen, das zu vollbringen sie berufen ist.

Ward solcher Beruf nicht gültig gefunden aller Orten, damals, als es galt, das Vaterland zu lösen aus fremdem Joch und das blühende Leben einzusetzen zum Schirm der jungen Freiheit mit dem Schwerte? Und kam ihm damals die Jugend nicht mit Ehren nach? So ist es ja Thorheit, einen Geist um seines Daseyns willen anzuklagen, den man selbst hervorgerufen, oder zu verdammen, was man selbst verschuldet. Und der Geist, den man heraufbeschworen am heiligen Abend vor den Siegesfesten, ist ein guter Geist. Nur mißleitet kann er Bösem dienen, und eben an seiner Leitung soll die Weisheit der Alten sich bewähren.

Vor allem Gelassenheit und keine Furcht im Angesichte dieser Jugend; keine Anfeindung auch und auch keinen Argwohn. Eine gute Regierung hat nicht nöthig, die Nichtswürdigkeit auf Kundschaft nach geheimen Umtrieben zu legen. Wenn sie nur einigermaßen würdig ist, sieht ja ohnehin alles Gute mit ihr in geheimem Einverständnisse, und eine solche hohe Polizei läßt nicht leicht einen Frevel, der geheimer Zusammenwirkung bedarf, im Verborgenen. Darum, wenn sie sonst der öffentlichen Bewegungen in der Gesellschaft Meisterin geblieben, darf sie, am wenigsten in Deutschland, vor Verborgenem zittern, und ihre gelassene Aufmerksamkeit von ihrem Wege ablenken lassen. Jedem Unzufriedenen wird sie billigen Spielraum gönnen, jeden Uebelgesinnten bei der That erwarten; denn sie wird nie zweifeln am gewissen Siege. Aber sie wird auch nicht müde werden, aus den vorhandenen Thatsachen, auf analytischem Wege, die Ursachen zu erforschen, (die ihr kein Heilausschuß mit unbeschränkter Vollmacht entdecken wird), und nie sich scheuen, mit der Hinwegräumung der Ursachen die Wiederkehr der Wirkungen unmöglich zu machen.

Warum hat man nicht also überall gethan? Was hat die Pforten des Unterreichs aufgerissen, was hat die Leidenschaften losgekettet, was hat die Furien herauf beschworen auf deutsche Erde, die die Brunnen des öffentlichen Lebens grausam vergifteten? O daß ich die Antwort mit meinem Herzblut an die Pforten des Vaterlandes schreiben dürfte! Aber was ich nicht auszusprechen wage, die Formel, welche die Furien zurückzuschrecken Macht hat in den Abgrund, dem sie entstiegen, und die ihn verschlossen halten würde für immer: im Herzen jedes Biedermanns, der's wohlmeint mit dem Vaterlande, steht sie verzeichnet, leserlich Allen, die darinnen lesen mögen. –

Die kleine Quelle eines Stromes mag der Fuß eines Kindes aus ihrem Laufe drängen; aber den Strom selbst hemmt keine menschliche Kraft. Was hie und da jetzt vorgeht, ist wie Quellenrieseln, wie Windeswehen, wie Baumeswachsen. Aber trotz unheimlicher Zeichen grünt und schattet die deutsche Eiche doch so herrlich! Wie sollte man Gefallen daran haben, Blitze hinein zu schleudern, damit ihre Krone zum dürren Geniste werde und sie nur unterirdisch fortwachse: denn fortwachsen muß sie, und an die Möglichkeit des Vertilgens glaubt der Teufel selbst nicht.

Allerdings hat sie auch einige welke Zweige. Wenn die Blitze nur diese träfen, damit die regenerirenden Keime an ihrer Stelle sich um so schneller entwickelten, wäre es nicht übel gethan. Unsere Rechtspflege z. B., und unser Unterrichtswesen, das auf den Akademien besonders, hat schon längst

einer Neu-Begeistigung und Umgestaltung bedurft. Seit einer Reihe von Jahren sind die Universitäts-Disciplinen in Zwietracht mit den Forderungen der Zeit und des Lebens. Von Jahr zu Jahr immer mehre der dürren, welken Aeste strecken jene Institutionen vom Mutterstamme aus. Aufgelöst, morsch, faul und verwittert ist das meiste an ihnen, und der Geist der Verwesung geht um auf den Kathedern. Es hilft kein Tempelneubauen, wenn die Götter verschwunden sind. Wie in Ruinen hört man's in ihren Grundvesten und Wänden knistern, als nage vernehmlich der Zahn der Zeit an ihrem Bau; Tragpfeiler bersten, die Mauern rücken aus dem Lothe und nur der grüne Epheu, der sie umrankt, oder das Gerüste, das die Nothwendigkeit endlosen Ausbesserns um den morschen Bau gespannt hat, hält diesen nothdürftig noch zusammen. Aber die Masse, unverwüstlich wie der Urfels, aus dem sie gehauen, ist gesund und für Wiedergestaltung gar wohl empfänglich.

Auch dir, ehrwürdige, so plump mißhandelte Georgia Augusta, ist der neue, glänzende Tempel, den dir ein freundlicher Fürst gebaut, ein Leichenhaus, so lange die Stunde der Verklärung dir nicht geschlagen, welche dir weniger als irgend einer deiner Schwestern vorenthalten seyn wird. Ueber dem Zifferblatt, das jene Stunde zeigt, hat die Zukunft ihren Schleier geschlagen; wir wissen nur so viel: was dir geschehen ist und noch geschehen mag im Geiste des Geschehenen gegen den Naturgang der Dinge, das muß, indirekt, früher zum Ziele führen. Wenn die Zeit wird kommen, wo ein Gedanke alle Köpfe wie ein Contagium[2308] entzündet, wo eine Idee, in lichtem Schimmer aufgelöst, durch die Pforten der Sinne einzieht in alle Geister, dann wirst auch du von neuem einziehen in deinen Tempel, und eine zweite Weihe wird ihm werden, schöner, als die jüngstvergangene.

Göttingen, (12,000 Einw.), eine alte, doch eine der freundlichsten Städte Norddeutschlands, in einer schönen und fruchtbaren, gegen Süden von den Vorbergen des Harzes geschlossenen Gegend, ist weltberühmt durch seine Universität, die der englische König Georg II.[2309] unter dem Namen Georgia Augusta 1737 stiftete. Der freie, ächt-wissenschaftliche Geist, und die liberalen, fast kosmopolitischen Tendenzen, welche sich sogleich bei der ersten Besetzung ihrer Lehrstühle offenbarten und ungestört fortbildeten, verliehen der Universität eine nicht sowohl nationale, als europäische Bedeutung. Ausländer kamen zu Tausenden hierher. Die mit englischer Freigebigkeit dotirten Lehrstühle nahmen fast stets Männer ein, welche, im Phalanx[2310] des gelehrten Europa, als die ersten ihres Fachs, in den vordersten Reihen glänzten. Die Namen Tychsen[2311], Langenbeck[2312], Blumenbach[2313], Heeren[2314],

---

2308 Lat., Ansteckung.

2309 Georg II. August (engl. George II; 1683–1760), seit 1727 König von Großbritannien und Irland, Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg (Hannover) und nominell einer der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg.

2310 Siehe hierzu S. 207, Anm. 583.

2311 Der Orientalist und Theologe Thomas Christian Tychsen (1758–1834), der 1784 als Professor der prot. Theologie an die Universität Göttingen berufen wurde.

2312 Der Mediziner Konrad Johann Martin Langenbeck (1776–1851), ab 1802 Privatdozent, seit 1814 dann ordentl. Professor der Chirurgie und Augenheilkunde an der Universität Göttingen.

2313 Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840), 1776 a. o. Professor, 1778 ordentl. Professor an der Universität Göttingen; er lehrte Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie.

2314 Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760–1842), ab 1784 Privatdozent an der Universität Göttingen, 1787 a. o. Professor und ab 1794 zunächst ordentl. Professor der Philosophie, seit 1801 dann ordentl. Professor der Geschichte.

Lücke[2315], Ewald[2316], Hugo[2317], Meister[2318], Bergmann[2319], Beier[2320], Stromeier[2321], Osiander[2322], Gans[2323], Schütze[2324], Hausmann[2325], Müller[2326], Wendt[2327], Mitscherlich[2328] etc. etc., bilden einen Zyklus, wie ihn, gleichzeitig, keine andere Hochschule aufweisen kann.

Ein würdiger, ächt vornehmer Ton, der von jeher in Görtingen in dem Lehrerkreise herrschte, und der durch die Menge von fürstlichen Personen, welche ihre Studien hier machten, unterstützt und getragen wurde, mußte nothwendig auch auf den Ton unter den Studenten überhaupt zurückwirken. Dieser war stets anständig und freier von burschikosen Rohheiten, als sonst wo. Der Aufenthalt ist übrigens an keiner andern deutschen Universitätsstadt so kostbar wie hier; ein Umstand, der sich leicht erklären läßt.

Zur Zeit der höchsten Frequenz hatte Göttingen 1800 Studierende. Wegen der regen Theilnahme der Göttinger an der Burschenschaft, dem Wartburgfeste[2329] und anderen, die Regierungen ängstigenden Erscheinungen der damaligen Zeit wurde durch gemeinschaftlichen Beschluß ein zweijähriger Verruf über Göttingen ausgesprochen, welche Maßregel die Universität verödete und die Zahl ihrer Besucher auf 400 herab brachte. Göttingen erhob sich seitdem nie wieder zum früheren Glanze. Seine Schicksale in neuester Zeit sind zu frisch im Andenken aller Leser, um mehr als der bloßen Hindeutung zu bedürfen.

Göttingen besitzt mit königlicher Freigebigkeit dotirte wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen aller Art: ein Seminar, Gelehrten-Vereine in Menge, eine Sternwarte, ein Anatomisches Theater, ein Klinisches Institut, einen Botanischen Garten, ein Museum für Naturgeschichte, und eine Bibliothek, für neuere Literatur die reichste in der Welt, mit mehr als 300,000

[2315] Der prot. Theologe Friedrich Lücke (1791–1855); im Jahre 1827 hatte er einen Ruf an die Universität Göttingen erhalten, wo er Exegese, Dogmatik und Ethik lehrte.

[2316] Der Orientalist Heinrich Ewald (1803–1875); nach vier Jahren einer a. o. Professur wurde er 1831 zum ordentlichen Professor für Altes Testament an der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen ernannt. Am 12. Dezember 1837 fand seine Laufbahn in Göttingen jedoch ein plötzliches Ende, als er mit sechs Kollegen gegen die Aussetzung der Verfassung protestierte und deshalb als einer der „Göttinger Sieben“ (siehe hierzu S. 1193, Anm. 3659) von König Ernst August I. von Hannover (1771–1851), seiner Ämter enthoben wurde.

[2317] Gustav von Hugo (1764–1844), der ab 1792 als ordentl. Professor an der Universität Göttingen Rechtswissenschaften lehrte.

[2318] Der Jurist Georg Jacob Friedrich Meister (1755–1832); 1784 übertrug ihm die Universität Göttingen die Stelle des ordentl. Professors für Straf- und Kriminalrecht, wählte ihn dann 1801 zum Prorektor und Ersten Magistrat der Hochschule und benannte ihn 1807 zum Ordinarius der Juristenfakultät.

[2319] Der Jurist Friedrich Christian Bergmann (1785–1845); 1806 wurde er Beisitzer der Juristenfakultät, 1808 a. o. und 1811 ordentl. Professor der Rechte.

[2320] Dieser Name findet im vierbändigen, zeitgenössischen Standardwerk „Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen“ (Göttingen: Vandenhoek 1765–1838) keine Erwähnung.

[2321] Friedrich Stromeyer (1776–1835); 1805 a. o. Professor, ab 1810 dann ordentl. Professor der Chemie.

[2322] Der Mediziner Friedrich Benjamin Osiander (1759–1822) oder dessen Sohn, der Gynäkologe Johann Friedrich Osiander (1787–1855), die ab 1792 bzw. 1815 als Professoren an der Universität Göttingen wirkten.

[2323] Vielleicht der Jurist und Historiker Eduard Gans (1797–1839), der in Göttingen allerdings nur studiert hatte.

[2324] Dieser Name findet im vierbändigen, zeitgenössischen Standardwerk „Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen“ (Göttingen: Vandenhoek 1765–1838) keine Erwähnung.

[2325] Friedrich Hausmann (1782–1859), 1811 auf die Professur für Mineralogie und Technologie der Universität Göttingen berufen.

[2326] Karl Otfried Müller (1797–1840), 1819 auf eine a. o. Professur an der Universität Göttingen berufen, wo er neben Klassischer Philologie auch Kunstarchäologie lehrte; seit 1835 wirkte er auch noch als Professor für Eloquenz.

[2327] Der Philosoph, Musiktheoretiker und fruchtbare Herausgeber Johann Amadeus Wendt (1783–1836), der 1829 auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Georg-August-Universität Göttingen berufen wurde.

[2328] Der klass. Philologe Christoph Wilhelm Mitscherlich (1760–1854), 1785 zum a. o. Professor an der Universität Göttingen ernannt und an der Universitätsbibliothek angestellt; 1794 zum ordentl. Professor erhoben.

[2329] Am 18. Oktober 1817, dem 4. Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht von 1813.

Bänden und über 6000 Manuscripten. – Die im Stahlstich dargestellte neue, prachtvolle Aula[2330], ein Geschenk König Wilhelm's des Vierten[2331], wurde am Jubel-Stiftungsfeste der Georgia, am 19. September vorigen Jahrs, feierlich eingeweiht und der Universität übergeben.

[2330] In den Jahren 1835 bis 1837 nach Pänen von Otto Praël (1793–1862) und unter der Bauausführung von Christian Friedrich Andreas Rohns (1787–1853) errichtet.

[2331] Wilhelm IV. (engl. William IV; 1765–1837), seit 1830 König des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland sowie in Personalunion König von Hannover.



MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 80-84.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 30-34.

CCXVIII. Rudelsburg und Saaleck in Thüringen.

Das Böse
Stürzt mit dem Guten im Strom der Zeiten.[2332]

Die Natur zeigt uns in allen ihren Werken unendliche Mannichfaltigkeit. Keine zwei Wesen gleichen sich in der seelen- und willenlosen Schöpfung: denn im grenzenlosen All herrscht die Freiheit. Die organische Welt kann nicht davon ausgenommen seyn, und mehr als irgend ein anderes Geschaffenes hat der Mensch die Nothwendigkeit, seine Individuen in unendlicher Mannichfaltigkeit zu entwickeln, und jedem aufzudrücken sein eigen unterscheidendes Gepräge. Nach dem nämlichen Gesetze bilden sich die Völker, ebenso verwandte Stämme ein und desselben Volks eigenthümlich aus nach dem Einflusse ihres Klimas, der Natur und Fruchtbarkeit ihres Bodens, nach ihrem Stammcharakter, ihren Ideen, ihrer Lebensweise, ihrer Kunst, ihren geschichtlichen Erinnerungen, und überhaupt nach der ganzen Art ihres Seyns. Ich kenne nichts Lächerlicheres und Nachtheiligeres zugleich, als das Streben, welches in einem großen Reiche alle Individualität der einzelnen Völkerstämme verwischen und die Mannichfaltigkeit der Formen zerstören will. Nur Unverstand und Despotismus mögen einen solchen Willen befolgen. Kein Götzendienst aber empöret mehr, als der für eine willkührlich ausgedachte, die Nationalitäten zerstörende Einheit geforderte.

Nicht einmal unter sich verwandten Stämmen darf die Idee der Volkseinheit näher treten, als es die freie Entwickelung des Stammcharakters zuläßt. Wie thöricht sind Diejenigen z. B., welche von der Nothwendigkeit reden, alle Menschen deutscher Zunge in eine Form einzupressen, damit ein Deutscher dem Andem gleiche! Deutschland, das allen andern Ländern in der Bildung vorangeht, hat seine schöne, geistige Entwickelung einzig und allein der reibenden, rivalisirenden, immer zur Nacheiferung spornenden Individualitäts-Bildung seiner Stämme zu danken. Es trägt die Mannichfaltigkeit einer Welt in sich; und gerade diese Mannichfaltigkeit ist der Träger seiner Kultur und der Bürge ihres Fortschreitens. Welchem Stamm unter so vielen würde denn, wenn wir eins werden sollen, das Münzrecht gebühren? Welchem das Recht, mit seinem Stempel die übrigen, die Urbilder vernichtend, auszuprägen und in Kurs zu setzen? Dem Stärksten doch wohl. Und der wäre? Man sieht, wohin es führt. Nein! jeder deutsche Volksstamm muß sein selbstständiges, eigenes Leben behalten; er muß behalten seinen eigenthümlichen Charakter, seine Sitten und seine Gebräuche. Würden alle deutschen Stämme zu einer großen Nation zusammen geschmolzen, wie die französische, dann würden wir vielleicht der Welt Gesetze geben; aber mit dem Verwischen aller Individualität im Einzelnen ging unsere höhere Bestimmung sicherlich verloren.

Wir dürfen nicht fürchten, daß die Metamorphose, schon zweimal mißlungen, sobald von neuem versucht werde. Die Manie, die alten deutschen Landnamen auszutilgen, gleichsam als fürchtete man die historischen Erinnerungen, welche sich an sie knüpfen, ist eine obsolete, und in der neuerlichen Wiedererweckung der Ehrfurcht für deutsches Alterthum finden wir ein Palliativ[2333] gegen die Wieder-

[2332] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[2333] Von lat. Palliativum, schmerzlinderndes Mittel.



CCXVIII

RUDELSBURG UND SAALECK

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

holung. Wer freute sich nicht, hört er die alten Namen von Ländern und Gauen wieder aus dem Munde der Fürsten? So ist auch der Urname Thüringen, den des Thüringers Stamm treu bewahrt hat, so viel auch daran getauft und wieder getauft worden ist im Laufe der Jahrhunderte, und so viele Herren auch herrschen in seinen Gauen und auf seinen Höhen, neuerlich wieder zu Ehren gekommen, und man hat von Thüringischen Staaten und Staatenbündnissen mancherlei gehört. Am Ende liegt dem Volke freilich wenig daran: es vergißt den Heimathsnamen doch nicht, vergäßen ihn auch die Diplomaten.

Thüringen, wie Jean Paul es nennt, „das Land der gemüthlichen Natur und der gemüth- und bildungreichen Menschen,“[2334] zählte einst eine kaum glaubliche Anzahl von Burgen und Besten, deren Ruinen jetzt die Gegend schmücken. Der größere Theil derselben entstand zu jener Zeit, wo die Slaven sich gewaltsam Wohnsitze erbauten von den Westmarken Deutschlands an bis zu seinem Herzen; wo Wenden und Sorben der Lausitz und die Böhmen ihre räuberischen Einfälle oft bis in’s Thüringer Land ausdehnten. Da kamen feste Burgen auf auf [sic!] allen Höhen, zu Schutz und zur Abwehr der frechen Fremden. Die Rudelsburg wurde damals gebaut; Saaleck, für welches die Volkssage Karl den Großen als Gründer nennt, bedeutend erweitert.

Ritter Rudolf von Münchhausen[2335] errichtete jene im 10ten Jahrhundert. Anfangs bestand sie aus einem einzigen festen Thurme, hoch auf einem die Saale überragenden steilen Felsen, von Naumburg etwa anderthalb Stunden entfernt. Die Veste bezweckte ursprünglich, ein Zufluchtsort in Zeiten kriegerischer Noth zu seyn. Rudolf wohnte und wirtschaftete im gegenüberliegenden Dorfe Kreipisch, wo noch jetzt ein Rittergut ist, das ihm gehörte. Nach ihm erhielt die Burg den Namen Rudolfsburg, welcher später in den heutigen verkrüppelte. Grenzstreitigkeiten wegen kam es zwischen dem Geschlechte Münchhausen und dem der Gültenburge, welches auf der nahen Krainburg seinen Hauptsitz hatte, zur Fehde, die der Erbhaß ein paar Jahrhunderte lang nährte. Der Rudelsburger Zweig der Münchhausen war bereits im zwölften Jahrhunderte bis auf ein einziges Auge verdorrt. Ritter Otto, der letzte seines Stammes, hatte im heiligen Kriege seinen Sohn verloren; eine einzige Tochter war ihm geblieben, und der durch Alter entnervte Arm des Vaters war unvermögend, seine nach Hülfe schreienden Hintersassen gegen den drangsalirenden Nachbar zu schützen. Da that Otto den ersten schweren Schritt zur Aussöhnung. Er lud den Krainburger, diesem für sicheres Geleit sein Ehrenwort einsetzend, zu einem Fastnachtsschmauß. Ludwig von Gültenburg kam. Mit einer wechselseitigen freundschaftlichen Erklärung war der langwierige Hader aufgelöst, der böse Geist entwich und der der Liebe kehrte ein. Otto’s reizende Tochter, die reiche Erbin, wurde Ludwigs Hausfrau. Im Heirathsvertrage hatte man aber ausgemacht, daß, wenn die Ehe mit mehren Söhnen gesegnet, einer der jüngeren die mütterlichen Besitzungen erben, das Münchhausen’sche Wappen führen, am väterlichen Gute aber keinen Antheil haben solle; und am Hochzeittage that Hildegard laut das Gelübde, daß, wenn Gott ihr mehre Söhne schenke, sie den Klöstern zu Weißenfels und Naumburg, jedem tausend meißnische Gulden[2336] verehren wolle.

Es traf ein. Ludwig und Hildegard hinterließen 2 Söhne; der jüngere bekam die Rudelsburg mit dem mütterlichen Gute. Es war ein braver, redlicher, freundlicher Mann, allgemein geachtet; aber sein Sohn, auch ein Otto, schlug gänzlich aus der Art. Er wilderte auf Abenteuer umher, ein berüchtigter Raufbold; und als der Vater aus Gram über ihn starb, trieb er es ärger, als zuvor. Er bewaffnete seine Bauern und übte mit ihnen die adeliche Straßenräuberei auf eine gräuliche Weise aus. Sein Burgverließ füllte sich mit Schlachtopfern an. sein Schatz mit unrechtem Gute. Er baute eine Brücke über die Saale, blos um Vorwand zu haben zu Erpressungen. Da mußte jedes Schiff, das sie passirte, und Jeder, der des Wegs zog, schweres Zoll-, Brücken- und Geleitsgeld zahlen, und weder Freund noch Feind kam ungerupft durch. Dieses unwürdigen Otto’s Sohn war nicht besser als der Vater. Er war der Schrecken und die Geißel des Landes 10 Meilen in der Runde. Vergeblich waren die Klagen bei Kaiser und Reich. Sie wurden nicht gehört, oder das Raubgesindel verlachte die kaiserlichen Befehle, die ohne Kraft waren.

[2334] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[2335] Im Jahr 1171 wurde erstmals ein Hugo de Ruthelebesburch urkundlich genannt, der dem Geschlecht der Herren von Schönburg entstammte. Die in diesem Zusammenhang im Text erwähnten Personen und Ereignisse sind historisch nicht verbürgt.

[2336] Der meißnische Gulden, Abk. Mfl., war ein in Sachsen im Jahr 1490 auf 21 Groschen gesetzter rheinischer Goldgulden und von 1542 bis 1838 eine Rechnungsmünze (ein fiktiver Rechnungsgulden) im selben Wert.

Aber der große Habsburger[2337] kam, und mit ihm die Stunde der Vergeltung. 1289 erschien der Kaiser in Erfurt, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte; ihm nach zog ein kleines, aber streitgeübtes Heer. Nun ließ er von allen anwesenden Fürsten den Landfrieden beschwören, und wie ein Sturm ging's dann zur Vertilgung der adelichen Räuber von Burg zu Burg. An einem Tage richtete er zu Ilmenau über 28 gefangene Stegreifritter. Alle büßten mit dem Strang. Der Rudelsburger entging seinem wohlverdienten Schicksal auch nicht. Nach heftiger Gegenwehr fiel er, beim Sturme der Burg verwundet, von der Mauer, auf der er kämpfte, und wurde jämmerlich zertreten; die eingenommene Veste aber wurde geplündert, angezündet und zerstört. Dieß geschah 1290.

Nach langen Jahren erhielten die Nachkommen die Besitzungen zurück und vom Kaiser die Erlaubniß zum Wiederaufbau der Burg. Eine Fehde mit dem Bischöfe von Naumburg führte die zweite Zerstörung derselben im Jahre 1348 herbei. Das Geschlecht der Gültenberge erlosch, und vom 16ten Jahrhunderte an änderte die Burg öfters ihre Besitzer. Die Familien Bünau, Kreuzen, Zech, Brühl und Schönberg besaßen sie wechselsweise. Schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts war sie theilweise verfallen. Gänzlich verlassen wurde sie erst 1730 und seitdem ist sie, als Ruine, eine Zierde der Landschaft.

Den ehemaligen großen Umfang der alten Veste kann man noch aus den Trümmern deutlich erkennen. Brustwehren und Wälle umgaben einen äußern Hof, und eine sehr hohe Mauer, mit einem tiefen und breiten, in den Fels gehauenen Graben, umschloß die eigentliche Burg. Noch erkennt man an der Mauer die hervorstehenden Quadern, in denen die Angeln der Fallbrücke ruheten, welche letztere ein Bollwerk vertheidigte. Aus der Mitte der Veste erhob sich ein ungeheuerer viereckiger Thurm, dessen untere Mauern 12 Fuß dick waren. Der Eingang in denselben war 50 Fuß über dem Boden. In seinen tiefsten Gewölben sieht man noch das Burgverließ. Bei dessen kürzlich geschehener Aufräumung fand man die Ueberbleibsel menschlicher Gebeine. Welche Geschichten würden diese erzählen, wenn sie reden könnten! –

Der Rudelsburg gegenüber, nur durch eine tiefe Felsschlucht getrennt, stehen die Ruinen von Saaleck: – der Burg Karls des Großen, und des nachherigen Sitzes eines berühmten, längst erloschenen Geschlechts.

Nur 2 hohe, runde Thürme sind noch übrig; alles Uebrige ist versunken, und blos mit Bäumen bewachsene Schutthügel deuten den Standort der ehemaligen Gebäude dieses prachtvollen Schlosses an. Zwischen beiden Thürmen sieht man den Brunnen, der hinab drang bis unter den Spiegel der Saale. Er ist jetzt zur Hälfte verschüttet; jeder der Hinkommenden will die Tiefe durch einen Steinwurf beurtheilen, und so füllt er sich allmählich aus. Von dem höchsten der Thürme, in dem der jetzige Besitzer[2338] sich ein freundliches Zimmer eingebaut hat, und der bequem zu ersteigen ist, genießt man, nach Ost und West, hinauf und hinab in das Saale-Thal eine reizende Aussicht.

Als die ältesten Besitzer Saalecks nennt die Geschichte das Dynastengeschlecht der Schenken von Vargula[2339], berühmt in Thüringens Geschichte. Nach dessem Aussterben gab der Kaiser Schloß und Gut den Bischöfen von Naumburg zu Lehn. Diese benutzten die stattliche Burg zu ihrem Sommeraufenthalt, und in jener Zeit des äußersten Verderbnisses der Kirche (im 14ten Jahrhundert) waren die einsamen Mauern Saalecks öfters Zeuge von Scenen, von welchen die einfältige Laienwelt kaum eine Ahnung hatte, so frech und toll auch mancher geistliche Oberhirte in den Städten sein Wesen trieb. „Der bischöfliche Sitz zu Naumburg,“ berichtet eine alte Handschrift aus jener Zeit, „war eine Grundsuppe der Hölle und bestand aus erzgottlosen Bösewichtern und Kindern des Teufels, welche die ärgsten Sünden zu begehen keine Scheu trugen. Es hatten auch die bischöflichen Räthe und Vögte kein Gewissen, viel weniger Mitleid mit den Unterthanen, und da sie immer nur Geld in die bischöfliche Kammer schaffen sollten, mußten sie allezeit sinnen, wo sie es hernehmen und den Unterthanen abpressen sollten. Am schlimmsten von Allen trieb es der Bischof Johannes[2340] aus dem Geschlechte der Miltitze, dem der Teufel 1347 den Krummstab in die Hand gelegt. Dieser bezeigte sich seine ganze Regierung über als

---

[2337] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

[2338] Wohl Karl August Ludwig von Feilitzsch (1772–1844).

[2339] Die Stammlinie der in Thüringen reichbegüterten Schenken von Vargula starb Mitte des 14. Jhd.s aus.

[2340] Johann I. († 1351), seit 1348 Bischof von Naumburg; die Abstammung aus dem Geschlecht der Miltitz ist jedoch nach neuerer Forschung nicht mehr haltbar.

ein rechtes Satans- und Weltkind und lebte in Fressen, Saufen, Huren, Buben, Reiten, Fahren und Jagen also, als ob kein Herrgott im Himmel wäre. Er ließ, (und desselbigen Gleichen thaten seine Saufgenossen, die Canonici), die geistlichen Aemter durch Vikare verrichten und verlebte alle Zeit auf den Schlössern, oder in der Nähe von Nonnenklöstern, wo er ein schreckliches Leben verführte. Seine größten und meisten Schandthaten aber hat er auf Saaleck begangen, und man nannte die Burg mit Recht den Satanswinkel der Lust und der Bosheit. Da wurden Rotten von Gauklern aus Nürnberg verschrieben und lüderliche Metzen, und Leckerbißlein aus Leipzig und Braunschweig zu Hauf, und eingeladen zuweilen bei 200 Personen beiderlei Geschlechts, und nicht von dannen gegangen, als bis Küche und Keller geleert waren ganz und gar etc. etc."[2341] – Doch genug aus der Saalecker Chronik, die merkwürdige Beiträge zur Sittengeschichte einer längst vergangenen Zeit liefert.

Nach der Reformation wurde Saaleck mit den übrigen Besitzungen des Bisthums eingezogen, und die verlassene Burg verfiel. Als das dazu gehörige Gut durch Kauf an die Familie Feilitzsch[2342] kam, war sie Ruine.

[2341] Reichlich frei zitierter Auszug aus Friedrich Gottschalcks (1772–1854) „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands […]. – Fünfter Band" (Halle a. d. Saale: Hemmerde u. Schwetschke 1821), S. 309ff. Auch für Josephs Meyers Einlassungen zur Rudelsburg dürfte obengenanntes Werk (S. 287ff.) als Quelle gedient haben.

[2342] Im Jahre 1804.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 105-107.

CCXXVI. Wien[2343]; die Ferdinandsbrücke.

Auf der Dampfbootfahrt von Regensburg bis in die Nähe von Wien trägt die Donau, wenig Stellen ausgenommen, den Charakter des feierlichen Ernstes. Bald wälzt sich der Strom tobend durch ein düsteres Felsenthal; bald rauscht er zwischen Höhen, zwischen dichtbewaldeten Bergen dahin, an deren Abhängen Dörfer und Flecken sich ausbreiten, und von deren Gipfel alte Burgen und Trümmer, oder prächtige Schlösser und Abteien, wohlerhalten, herabschauen. Fast immer sind die Ufer malerisch; aber frei wird die Landschaft nur an wenigen Punkten, und noch seltner ergötzt eine weite Aussicht. Erst bei dem Städtchen Mautern, 2 Posten[2344] von Wien, verläßt die Donau die Gebirgsgegend ganz und tritt in die Ebene hinaus. Von da bis zur ungarischen Grenze fließt sie zwischen Inseln, sogenannten Auen, die sich auf der klaren, ausgebreiteten Wasserfläche zu wiegen scheinen. Gleichsam wie im Triumphe zieht der majestätische Strom durch das gesegnete Flachland. Das erste ferne Zeichen von der Nähe der Hauptstadt ist eine ungeheure Dunstwolke, welche sich über Wien ausbreitet, und die gemeinlich nichts weiter sehen läßt, als den Thurm St. Stephans. Wie ein Obelisk scheint dieser auf ihr zu ruhen, und stolz trägt er den Reichsadler, wie ein König seine Krone, auf dem erhabenen Haupte. Die meisten der Reisegesellschaft sehen in ihm, wie sich das von selbst versteht, nichts, als das willkommene und erfreuliche Zeichen vom Ziele ihrer Reise. Nur Einzelne lassen muthmaßen, daß der Anblick eine tiefere Bedeutung für sie habe und mächtige Empfindungen ihre Brust erschüttern. Man sieht's ihnen an, daß sie einsam sich fühlen in dem lauten, gesprächigen, fröhlichen Kreise, sie schleichen sich weg aus der Menge, und auf die Ballustraden gestützt, oder an die Masten gelehnt, den Blick unverwandt auf den Stephansriesen geheftet, geben sie zu erkennen, daß sie etwas anderes beschäftige, als der Vorgeschmack der Freuden und Genüsse der nahen Hauptstadt. Diesen, den Menschen voll ewig unbefriedigter Wünsche und nie zu stillender Sehnsucht, wird freilich die ernste Betrachtung überall hin folgen, sie mögen an der Wolga wandern, oder am Ganges, an der Donau, oder in den Anden.

Wien – Oesterreich – Stabilität – Monarchie, und alle Gegensätze dieser Begriffe treten wie ein Heer vor ihre Seele; der Name: Wien hat wie ein elektrischer Schlag sie geweckt. Mir geht es nicht anders. Denke ich an Wien, so denke ich es unwillkürlich als den Ort, wo die Monarchie in ihrem blendendsten Glanze strahlt, wo die Autorität als eine Thatsache auf dem Throne sitzt, ruhend auf sich selber, wie ein religiöser Glaube, nach dessem Ursprunge man mit meisternder Grübelei nicht fragen, sondern den man nehmen soll, wie er sich gibt und findet. Dort soll man nicht erörtern, ob die Macht von Gott gekommen, oder ob sie als Grundherrlichkeit erwachsen sey aus dem Boden. Genug, sie ist da, so legitim wie faktisch in ihrer Erscheinung, und unbestritten ging sie durch viele Jahrhunderte. Ihr Sollen zwingt durch seine moralische Nöthigung dort so vollkommen, wie das Müssen durch die physische. Eben so treu als blind, eben so gedankenlos als gern, unterwirft sich ein starkes Volk gleichsam im Naturinstinkt des Gehorsams. Es sieht im Kaiser nicht blos seinen Schirmherrn, der es gegen jegliche Gewalt und Ungebühr schützt; es sieht in ihm die Ursache von Allem, was im Staate gewirkt wird; es erkennt in ihm die Mutter der Macht, von der alle abgeleitete ein Ausfluß ist. Mithin anerkennt es auch im Kaiser die gesetzgebende Gewalt, die allein, ohne Hemmung durch den Einspruch der Untergebenen, alle Gesetze gründet. Bei solchen Präpositionen wird Alles Gewißheit, ist Nichts in Frage gestellt. Von Gottes Gnaden angeordnet, sieht der Kaiser nur Gott über sich und keine andere Schranke für seine Macht, als die Gesetze der Naturnothwendigkeit und das innere Pflichtgebot. Kein Untergeord-

[2343] Lat. Vindobona.

[2344] Joseph Meyer setzt hier für die Entfernung zwischen zwei Poststationen offensichtlich ca. 40 km an; allgemein betrug diese jedoch nur ca. 15 km.

netes aber kann seine abgeleitete Autorität gegen ihre Quelle richten, keine sogenannte Volksvertretung im Antagonismus der Kräfte der Majestät eine Gränze zu setzen wagen.

Erhaben über alle Erörterung, der Diskussion unerreichbar, hat Oestreichs Regierung keinen Anlaß, um die Gunst der öffentlichen Meinung zu buhlen. In ihren Augen ist diese ein wesenloses Gespenst, das jeden Tag Formen und Farben wechselt, und der Geist der Zeit ein rabulistischer Geist des Widerspruchs, den sie niederhält entweder mit Gewalt, oder ihn straft mit Verachtung. Die Löwenzahn-Aussaat der Revolution ist dort noch ungeschehen. Constitution ist noch ein fremdes Wort; nach österreichischer Definition ist's ein Bettlermantel, ein Erbe des Sanskülottismus zur Verunstaltung der Throne, gut, um den Aufruhr zu umhüllen und tumultarische Thätigkeit in das Gewand der Gesetzlichkeit zu kleiden. – In Oesterreich allein tritt der Begriff der Monarchie noch rein als wirkliche Erscheinung auf, und nicht zu läugnen ist es, im Vergleich zu unsern constitutionellen verliert sie nicht an ihrem Glanze. Das Bestreben der obersten Macht, alles Niedere um sich her in Friede, Liebe und Eintracht zu einigen, ist nicht zu verkennen, und wenn die patriarchalische Idee, daß in einem vollkommenen Staate alle Glieder, im Verbande mit ihrem, nur Gott verantwortlichen, Haupte ein ewig heiteres Reich des stillen Gottesfriedens bilden sollen, wo überall Wohlwollen ohne Selbstsucht herrscht, das strenge Recht zur liebreichen Schonung genöthigt erscheint, freiwilliger, gläubiger, ehrfurchtsvoller Gehorsam dem Machtgebote entgegenkommt, und ein Band der Gemeinschaft das Ganze also in Eintracht umschlingt, daß Alle sich wechselseitig schützen, beleben und glücklich machen, in der absolutistisch monarchischen Form zu unserer Zeit noch etwas Verführerisches haben könnte, so wäre es vielleicht durch ihre Erscheinung in Oesterreich. –

Wer seinen Abscheu vor dem Despotismus aller Art und Form jederzeit bekannte, den Kampf mit demselben nie aufgegeben hat, und sich der Unfähigkeit bewußt ist, jemals in seiner Ueberzeugung zu wanken, wird nie zaudern, gerecht zu seyn, aus Furcht, mißverstanden zu werden. Unbedenklich lege ich das offene Bekenntniß ab, daß ich mit Achtung ein Volk betrachte, dem Religion, Kaiser, Vaterland, und historische Erinnerung Perlen auf dem Hausaltare sind, seine Stammgüter, sein Nationalheiligthum. Diesen Gütern, für deren Erhaltung es so heiß gekämpft, ist in gleichem Maße seine Liebe zugewendet; es hat sie mit allen ihren Kräften in's Herz geschlossen. Es hängt mit Stolz an ihrer Vergangenheit, mit Treue an ihrer Gegenwart; und im ruhigen Genüsse ihrer Früchte fühlt es sich wohl und glücklich. So sehen wir Oesterreichs Volksleben wie ein Familienleben sich entwickeln, gedeihen in ruhiger Häuslichkeit und durch ein stilles, genußreiches Vegetiren im Sonnenscheine langer Friedenszeit, allen Störungen der unruhigen, geistigen Triebe, allen Tumulten der Partheiungen und aller Härte der absoluten Gewalt entzogen. Im Besitze eines gesegneten Bodens, wächst ihm sein ganzer Bedarf und alle Formen seines Bestandes gewissermaßen von selbst, von innen zu. Aeußere Veranlassung fehlt Oesterreich ganz, neue Formen auszusinnen und sie, wie Pfropfreiser, seinem Lebensbaume aufzusetzen, damit der Säfte Trieb aufzufangen und an edleren Aesten edlere Früchte zu erzielen. – „Ich befinde mich wohl und zufrieden," sagt der Oesterreicher; „warum sollte ich es anders machen wollen, und anders wünschen?"

Welcher meiner Leser weiß die rechte Antwort? welcher wagt sie auszusprechen?

Die örtliche Beschreibung Wiens wird zweckmäßiger eine allgemeine Ansicht der Residenz begleiten, welche in diesem Werke später erscheint. – Ueber die Donau, welche sich bei Nußdorf, eine Stunde von Wien, in mehre Arme theilt, von welchen der Hauptarm der Stadt in halbstündiger Entfernung vorüberströmt, ein kleinerer aber die Metropole fast mitten durchfließt, führen mehre schöne, größtentheils neu entstandene Brücken. Bei weitem die prächtigste ist die Ferdinandsbrücke, ein Meisterstück der Wasserbaukunst, 1819 aus weiß-grauen Quadern errichtet[2345]. Sie ruht auf Rosten mit

[2345] Ursprüngl. verband die 1368 urkundlich erstmals erwähnte hölzerne „Schlagbrücke" die Stadt mit dem „Unteren Werd", einer großen Insel auf dem Gebiet der heutigen Leopoldstadt. Wegen der nicht länger zu bewältigenden Belastung durch Eisstöße und Hochwasser wurde diese 1819 durch die vom damaligen Wasserbauamtsvorsteher Johann Kudriaffsky (1782–1840; Selbstmord) konzipierte steinerne „Ferdinandsbrücke" ersetzt, die ab Mai 1909 zugunsten einer am 27. April 1911 eröffneten Bogenbrücke abgetragen wurde; diese erhielt 1919, im

Landjochen und einem gewaltigen Mittelpfeiler, dessen Massivität mit der Leichtigkeit und Kühnheit der Bogenspannung auf das Angenehmste contrastirt. Diese Brücke unterhält die Kommunikation der sogenannten Leopoldstadt mit der Altstadt. Ihr Bau kostete 2 Jahre und mehr als eine halbe Million Gulden[2346].

Gedenken an die nach dem 1. Weltkrieg von Schweden geleistete humanitäre Hilfe, den Namen „Schwedenbrücke". Im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, wurde sie 1954/55 nach Plänen von Fritz Leonhardt (1909–1999) und Adolf Hoch (1910–1992) als erste Spannbetonbrücke Wiens neu errichtet.

[2346] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.



DIE FERDINAND'S-BRÜCKE in WIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger



DIE HOFBURG IN WIEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 57-61.

CCCXCIII. Die Kaiserburg in Wien.

Der Kampf verneinender Kräfte und Bestrebungen auf dem Uebergange aus einer alten Zeit in die neue dauert fort und zieht Alles in seinen Strudel hinein. Die Fermentation breitet sich mit jedem Jahre in weiter gezogene Kreise aus, die fernsten Reiche und Völker hat sie ergriffen, das Festeste ist erschüttert und beweglich geworden und der Umschwung der zersetzenden Ideen wird in steter Zunahme beschleunigt. Von den Völkerleben wird der Bann gelöst; alle Pulse schlagen schneller, voller, gespannter; die erhöhte Kraft verleiht den Nationen Selbstgefühl und Selbstständigkeitsstreben gegenüber den Regierern: aber die bessere Einsicht schützt zugleich vor dem Mißbrauch der gewonnenen Kraft. Selbst der Adel wirft seine todten Glieder ab und sucht seine Verjüngung im allgemeinen Lebensstrome. Er ist gewerblich und handelnd, er ist bürgerlich geworden, und, in der Behaglichkeit des bürgerlichen Wesens und Treibens, oder schiffend auf dem Meere des beweglichen Reichthums, verliert er nach und nach die Vorurtheile und Gewohnheiten, die ihn den andern Ständen so lange entfremdeten. Seine alten Pergamentblätter gönnt man ihm gern; auch daß er sie forterbe von Geschlecht zu Geschlecht: – weiß man doch, daß ein besserer Geist aus seiner Mitte in die Zeit gestiegen, daß der alte Feudaldämon in Schrift und Druck, in Ablösungsgesetzen und Besteuerungsmandaten eingewickelt zu Grabe getragen wird, und der Adelstand seine Werkeltage hat, so gut wie die andern; – daß der Fluch: „Du sollst im Schweiße deines Angesichts dein Brod essen!“[2347] an den hochgebornen Adamskindern nicht mehr leicht vorübergeht. sogar die Dynastien, die Fürstengeschlechter machen keine Ausnahme mehr von der allgemeinen Regel. Die Lotterbetten hat die Zeit den Thronen abgerissen, sie hat sie hart gepolstert; die uralten Sitze der Lust und des Vergnügens nimmt die Arbeit, nimmt die Sorge ein. Der Fürsten Anspruch auf Macht und Herrlichkeit mag immerhin als von Gott kommend gepredigt werden: die Meinung legt ihnen jetzt ganz andere Basen unter. Sie zieht sie vor ihren Gerichtshof wie andere Menschen. Ein thatenloser, fauler, oder unsittlicher Fürst stirbt jetzt schneller als eine Eintagsfliege in der Achtung seiner Unterthanen, und für einen solchen öffnet sich nirgends mehr der Mund der Sänger zu Lügen-Lob und -Preis. Wahrlich! die goldenen Tage der fürstlichen Gewalt sind vergangen. Die Dichter ziehen nicht, wie sonst, lakayenmäßig im Gefolge der Höfe umher; die Kunst hat aufgehört, in ihrer Courfähigkeit ihr Höchstes zu finden, und die Weltgeschichte ist etwas Besseres geworden, als eine Hofhistorie, die, wie eine Mätresse, dem beszepterten Laster lächelt und gekrönter Verruchtheit dienstfertig in goldenen Schalen Weihrauch spendet. Noch sind zwar die Heere, Garden im großen Styl! als bestellte Hüter der Gewalt da: aber auch sie verrücken unvermerkt ihren Standpunkt, und Hüter des Staats sind schon die meisten viel mehr, als die der Dynastien. Der unbedingten Herrschaft entfallen selbst in den absolutesten Reichen die Stützen, der willenlose, leidende Gehorsam fesselt die Nationen immer weniger.

Wenn man einerseits übelbefestigte Gewalten, welche die Zeit nicht begreifen, mit immer matterem Herzschlage gegen die vereinten Massen von Licht, Recht, Kraft und Festigkeit ankämpfen sieht, – so wird auf der andern Seite der Blick durch das Schauspiel erfreut und gehoben, daß der Regenten und Staatsregierungen immer mehre sich des Widerspruchs mit der Natur der Dinge zu entledigen trachten, und statt ihre und ihrer Völker beste Kräfte im unnützen Kampfe zu verwüsten, die Sicherheit der Throne und Dynastien dadurch neu zu begründen suchen, daß sie die Sache des Volks aufrichtig zu ihrer eigenen machen, und so den großen Rechtsstreit verjährter Gewaltstheorien mit unverjährbaren Freiheitsansprüchen weise beendigen. Wo wir diese Bahn aufrichtig einschlagen sehen, da sehen wir auch

[2347] Gen 3,19.

die Heime des Hasses in den Völkern gegen die historischen Rechte der Herrschaft bald wieder welken und die Anhänglichkeit zu den angestammten Fürsten wiederkehren in alle Herzen.

Habsburg's Fürstenhaus ist reich an solcher Liebe und war immer reich in der Treue seiner Völker. Keins auch hat ruhiger, fester in den Stürmen der Zeit gestanden und bei allen ihren Wechseln voll Glück und Unglück und allen ihren Versuchungen den Gleichmuth besser bewahrt. Nur eine schwache Stunde hat Habsburg gehabt, eine Stunde ohne Würde: auf die Tage der Volkserhebung von 1809[2348] folgten Tage tiefer Schmach. Am Morgen nach der Schlacht von Eßlingen[2349] war der Genius des alten deutschen Reichs zum Letztenmale an dem deutschen Kaiserhause[2350] vorübergegangen; es war voller Furcht; es hat ihn nicht beschworen. Doch die Woge der Zeit hat diese schlimmen Tage, und auch jene spätern, wo Oesterreich, dem neuen, sich verjüngenden Deutschland fast fremd geworden, sich in der Abgeschiedenheit von den Brüderstämmen so sehr gefiel, fortgespühlt. Das Kaiserhaus hat seine sociale Bedeutung in Deutschland nicht für immer vergessen, und deutsches Volk, froh, daß die Entfremdungs- und Isolirungsidee von ihm gewichen ist, kommt ihm mit offnen Armen auf halbem Wege entgegen. Wie nur mit Oesterreich die Sicherheit Deutschlands wohl bestellt ist, so ist auch die höchste Entwickelung seines innern Wohlstands nur mit Oesterreich möglich und kann sich die nationelle Einheit Deutschlands groß, gewaltig, die übrige Welt zügelnd, vollkommen ausbilden. Die Zolllinien und die Schlagbäume, welche noch immer Oesterreich von den übrigen Gliedern der deutschen Familie auf eine so unnatürliche Weise getrennt halten, müssen ebenfalls fallen; sie werden fallen und wenn dann das von dem deutschen Fleiß erworbene Kapital an Geld, an Können und Wissen im allgemeinen, fessellosen Verkehr durch des weiten Vaterlandes Adern kreißt, dann wird die rechte Lebenswärme in alle Theile kommen und damit der vereinten deutschen Nation das klare Gefühl einer innern Sicherheit, einer vollen Geltung, eines festen Rückhalts, eines verborgenen Lebensfonds, der, bei zustoßenden Unfällen, seine Schatzkammern aufthut, seine Heilkräfte offenbart und Unheil abwendet oder austilgt. Dieses Gefühl den deutschen Völkern zu geben: das ist des Habsburger Kaiserstamms schönster Beruf; in ihm liegt seine höchste Bedeutung zum Vaterlande, und es wird ihn – die neuesten Zeit-Erscheinungen sind dafür Bürgen! – nicht unerfüllt lassen.

Die kaiserliche Residenz, gewöhnlich die Burg, auch die Hofburg genannt, liegt am Südwestende der eigentlichen Stadt Wien, zwischen der Esplanade und einem weiten Kranze von Vorstädten, der Wien von allen Seiten umgibt. Die Burg imponirt nicht durch ihre Bauart; mehr durch ihre, doch von keiner Seite her ganz zu übersehende, Masse. Ihre ältesten Theile standen schon im dreizehnten Jahrhundert. Ein Babenberger, Leopold VII.[2351], gründete sie; seitdem ist, in dem Maße, als das Ländergebiet des österreichischen Hauses wuchs, ein Theil, ein Flügel nach dem andern angebaut worden, und so entstand allmählig die jetzige Residenz, ein Agglomorat [sic!] von mehr oder minder prachtvollen Gebäuden, ein Quodlibet der Baustyle vieler Jahrhunderte. – Die Gebäudefronten schließen den Burgplatz und andere, kleinere Höfe ein, oder richten sich gegen die benachbarten Plätze und Straßen. Sämmtliche Gebäude sind durch Gallerien und Thorwege mit einander verbunden. Im Innern der Residenz herrscht Wohnlichkeit und Bequemlichkeit mit fürstlicher Pracht. Der älteste Theil heißt vorzugsweise die alte Burg, oder der Schweizerhof, und hier, im zweiten Geschosse, wohnte, in häuslicher

---

[2348] Der Tiroler Volksaufstand gegen die bayer. Besatzung während des 5. Koalitionskrieges von 1809 (siehe hierzu S. 587, Anm. 1718).

[2349] Die Schlacht bei Aspern (frz., « bataille d'Essling ») fand im 5. Koalitionskrieg am 21./22. Mai 1809 zwischen frz. und österr. Truppen bei den Orten Aspern und Essling östl. von Wien statt; sie gilt als erste Niederlage Napoléons auf dem Schlachtfeld.

[2350] Kaiser Franz II. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2352) hatte nach der Gründung des Rheinbundes zum 1. August 1806 durch Napoléon am 6. August die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation niedergelegt und die Reichsstände von ihren Pflichten gegenüber dem Reich entbunden, was einer Auflösung des Reiches gleichkam.

[2351] Recte: Leopold VI. der Glorreiche (1176–1230); ab 1198 Herzog von Österreich und der Steiermark (seit 1194).

Einfachheit, Vater Franz[2352] mit seiner Gemahlin[2353] bis an seinen Tod. Gegenwärtig bewohnt ihn noch seine Wittwe, die Kaiserin Mutter. Auch befinden sich daselbst die Schatzkammer und die kostbaren Privatsammlungen des Kaisers. Am Burgplatz, der sich links nach dem Volksgarten und dem Theseustempel (mit Canova's berühmter Marmorgruppe: Theseus, den Centauren bekämpfend[2354]) öffnet, rechts aber zum kaiserlichen Hofgarten, an dessen Eingang die Reiterstatue Kaisers Franz des Ersten[2355] steht, führt, gewährt die südliche Fronte, mehr durch ihre Masse als durch ihren Styl, jenen imposanten Anblick, den der Künstler im Stahlstich verbildlicht hat. Sie ward unter Kaiser Leopold[2356] gebaut und wurde von der Maria Theresia[2357] und von Joseph II.[2358] bewohnt. Sie ist auch 60 Residenz des jetzigen Kaisers[2359]. Am Ende dieser Fronte springt ein neuerer Anbau hervor, der 1805 für große Hoffeierlichkeiten erbaute Rittersaal, über welchem, im zweiten Stocke, der alte Held, Erzherzog Karl[2360], seine Zimmer hat. Durch einen niedrigen, schmalen, unscheinlichen Thorweg gelangt man zu dem innern Burgplatz, einem Viereck, dessen eine Seite von dem erwähnten Schweizerhof, die andere gegenüber vom Amalienhof und die übrigen vom sog. Leopoldinischen Bau und der prächtigen, von Fischer von Erlach[2361] erbauten Reichskanzlei umgeben sind. Vor letzterer prangen schöne Marmorgruppen – die Thaten des Herkules vorstellend: – keine unglückliche Allegorie auf die übermenschliche Kraft, welche dazu gehören würde, diesen Augiasstall zu fegen, und Ordnung und Klarheit in das hier bewahrte Aktenchaos zu bringen, unter dem der letzte Lebenshauch des deutschen Reichs erstickte, und wo die Vermögen und die Hoffnungen von tausend Familien in hundertjährigen Prozessen begraben liegen. Die Auferstehungsverheißung, sie wird hier wohl nimmer erfüllt! Alle Prozeßakten und Papiere des Reichsarchivs wurden bei dem Andrange der Franzosen in große Kisten gepackt, um sie zu flüchten; aber die Eroberer kamen auf Windesflügeln, die Kisten blieben da, und unter Schloß und Siegel sind sie hier hoch aufgestapelt: ein merkwürdiges *Memento mori* des heiligen römischen Reichs. – Einen Blick noch in die Schatzkammer, ehe wir aus diesem Theile der Burg scheiden! Auch sie ist eine Grabhalle, und nicht blos für das heilige römische Reich; denn da liegen die Kleider, Kronen, Königsmäntel der Gewaltigen vieler Länder und Jahrhunderte; da sieht man Wallenstein's Horoskop,

[2352] Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte.

[2353] Kaiser Franz I. (s. o.) war in 4. Ehe mit Karoline Charlotte Auguste von Bayern (1792–1873), der Tochter des bayer. Königs Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 522, Anm. 1528), verheiratet.

[2354] Die vom berühmten ital. Bildhauer Antonio Canova (siehe hierzu S. 169, Anm. 431) 1819 fertiggestellte Figurengruppe, die seit 1890 das Treppenhaus des Wiener Kunsthistorischen Museums schmückt. Zuvor war sie in dem hierfür eigens von Peter von Nobile (1774–1854) in den Jahren 1820 bis 1823 geschaffenen „Theseustempel" untergebracht gewesen.

[2355] Franz Stephan von Lothringen (1708–1765) war zunächst von 1729 bis 1736 als Franz III. Herzog von Lothringen und Bar, anschließend ab 1737 als Franz II. Großherzog von Toskana und von 1745 an als Franz I. zugleich Kaiser des Heiligen Römischen Reiches; er war seit 1736 mit Maria Theresia von Österreich (siehe hierzu S. 768, Anm. 2357) verheiratet.

[2356] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1556 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[2357] Maria Theresia von Österreich (1717–1780), seit 1740 Erzherzogin von Österreich und Königin von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

[2358] Joseph II. (1741–1790), seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[2359] Ferdinand I., der Gütige (ungar. Jóságos Ferdinánd, tschech. Ferdinand Dobrotivý; 1793–1875), von 1835 bis 1848 Kaiser von Österreich und König von Böhmen und als Ferdinand V. seit 1830 auch König von Ungarn und Kroatien. Wegen seiner geistigen Behinderung wurde er auch „Gütinand der Fertige" genannt.

[2360] Erzherzog Carl Ludwig Johann Joseph Laurentius von Österreich, Herzog von Teschen (1771–1847). Er fügte Napoléon in der Schlacht bei Aspern am 21./22. Mai 1809 die erste Niederlage auf dem Schlachtfeld zu (siehe hierzu auch S. 767, Anm. 2349).

[2361] Der Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656–1723).

Timur's[2362] und Saladin's Schwert; die silberne Wiege des Königs von Rom[2363]; Napoleons Degen, Krone und Krönungsgeräthe; den Schlüssel zu der Kaisergruft bei den Kapuzinern; den Krönungsornat der deutschen Kaiser. Unter dem österreichischen Kronschatze wird auch der Diamant gezeigt, den einst Karl der Kühne in der Schlacht bei Granson[2364] gegen die heldenmüthigen Schweizer verlor. Ein Bauer fand ihn; er hielt ihn für Glas und verkaufte ihn einem Juden um einen Gulden. Sein jetziger Werth ist auf 1 Million 643,394 Gulden[2365] geschätzt.

Ein Thor des Schweizerhofes führt zu dem Josephsplatz. Prachtgebäude umschließen ihn von drei Seiten: die Hofbibliothek[2366], mit ihrem 240 Fuß langen und 54 Fuß breiten Saale, geschmückt mit den Marmorstatuen von 12 Habsburg'schen Kaisern; sodann die Reitschule[2367], die mit Säulen und Statuen überreich dekorirt ist, und die Augustinerkirche (Hofkirche), noch aus der Blüthenzeit der gothischen Architektur. Ihr Erbauungsjahr ist 1330. In einer Kapelle (der Lorettokapelle) stehen die Herzen der erstorbenen Habsburger in silbernen Urnen; die Leiber derselben ruhen in der Gruft bei den Kapuzinern. – Doch hinweg von diesen modernden Ueberresten irdischer Größe, und hinaus, wo ein frohes, freies Himmelsblau sich aufthut! Auf dem herrlichen Josephsplatz angelangt, da schaut eine Menschengestalt hoch zu Roß herab: Kaiser Joseph's Bild[2368] ist es, von Erz. In würdevoller Haltung, den Lorbeer um die Schläfe, streckt er seine Rechte segnend über sein Volk aus. „In den Regententafeln heißt er der Zweite; in den Herzen seines Volks, in Deutschlands neuerer Geschichte, in der Meinung der Welt ist er der Erste unter allen Fürsten."[2369] Ja, er war noch mehr. Erhoben nicht an ihm alle Edlen seiner Mitwelt den Vorblick in die Zukunft zu Hoffnungen, die nur sein Wille erwecken konnte? Messiashoffnungen waren es – seine Erscheinung dämmerte wie Morgenroth über die halbe Erde. Leuchtend strahlte sie in die Nacht hinein, aber ach! – der Tag blieb aus. Tausendfach umschlungen von einer Riesenschlange, mit welcher der Held einen Kampf auf Leben und Tod begonnen hatte, starb Joseph, und über seinem Sarge – einem Kindersarge voller Menschheitshoffnungen! – schloß sich das alte Chaos wieder. Joseph's heiliger Geist ist indeß nicht gestorben, dieser wirkt lebendig fort. Wie eine weiße Taube zieht er am Sternenhimmel. Zu ihr richten sich die Augen aller Guten und Edlen fort und fort empor, und aus ihrem Anblick kommt Trost, kommen Muth und Begeisterung zum Beharren im verwandten Streben. –

[2362] Der zentralasiatische Feldherr Temür (1336–1405), auch unter den Namen Timur Leng (pers. تیمور لنگ, Tīmūr Leng, „Timur der Lahme") Timur Lenk oder Tamerlan bekannt.

[2363] Napoleon Franz Joseph Karl Bonaparte (1811–1832), Herzog von Reichstadt.

[2364] Schlacht am 2. März 1476 in der Nähe von Grandson am Neuenburgersee, in der es den Eidgenossen gelang, die Truppen Karls des Kühnen (frz. Charles Ier le Téméraire; 1433–1477) derart in Panik zu versetzen, daß sie den Sieg davontragen konnten.

[2365] Siehe hierzu S. 763, Anm. 2346.

[2366] Der Bau wurde 1723 von Johann Bernhard Fischer von Erlach (siehe hierzu S. 768, Anm. 2361) begonnen und nach dessen Tod von seinem Sohn Joseph Emanuel (1693–1742) 1726 fertiggestellt.

[2367] Die „Winterreitschule" war in den Jahren 1729 von 1735 nach Entwürfen von Johann Bernhard (siehe hierzu S. 768, Anm. 2361) und Joseph Emanuel Fischer von Erlach (siehe hierzu S. 769, Anm. 2366) erbaut worden.

[2368] Das 1795 in Auftrag gegebene und von Franz Anton Zauner (1746–1822) geschaffene Reiterstandbild Kaiser Josephs II. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2358) war im Jahre 1807 enthüllt worden.

[2369] Zitat aus Eduard Dullers (siehe hierzu S. 774, Anm. 2372) „Die malerischen und romantischen Donauländer. […]" (Leipzig: G. Wigand [1840]), S. 81.



FERNSICHT VON WIEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 29-32 u. 32-37.

CCCCXXXII. Die Fernsicht von Wien.

„Wie gefällt Ihnen Wien?" – Ich habe es noch nicht gesehen. „Wie? sind Sie nicht schon zwei Monate bei uns?" – Bisher sah ich nur Fragmente Ihrer Hauptstadt. Der Totaleindruck fehlt mir noch. Ich kam mit dem Dampfschiff des Nachts an, und seitdem haben mich die interessanten Dinge und Menschen in meiner Nähe wie in einem Zauberkreise festgehalten. – „Warten Sie" – sagte mein Freund – „morgen früh sollen Sie Wien sehen. Um 5 Uhr rufe ich Sie ab."

Der Freund war pünktlich. Ehe noch die Sonne über die hohen Häuser schien, wanderten wir schon durch die schlummernden Straßen dem Wienerberge zu.

Ein prächtiger Maimorgen lachte uns entgegen. Wir gingen zwischen blühenden, sprossenden Gärten und an lichtgrünen Saaten hin, die Höhe hinan. Der zusammengesunkene Sonnenduft wallte und leichte Nebel zogen über die Erde hin wie silberne Schleier. In den Lüften jubelten die Lerchen, in den Büschen flöteten Nachtigallen, Zeisige zwitscherten, es schmetterte der rothbrüstige Fink, die Bienen summten und tausende von Käfern schwirrten voll Lust. Von den Baumwipfeln herab tönte Rauschen, als liefe die allmächtige Hand leise über das Saitenspiel der Schöpfung. Im Aether war Nachklang wie Jauchzen und die unsichtbaren Geister des Frühlings zogen als strömende Düfte vorüber. Die Wonne preßte unsere Seelen: – herrlich! herrlich! riefen wir einmal über das Anderemal aus, als der verstärkte Odem des Windes alle Düfte und alle Blüthen unter einander mengte und der ferne Wald mit seinem Baßbrausen hörbar wurde und Chorus machte zur allgemeinen Feier. So kamen wir zur Höhe, wo jene alte Denksäule steht, die unter dem Namen „die Spinnerin am Kreuze"[2370] einen ganzen Sagencyklus um sich geschaart hat. Auf den Stufen des Monuments setzten wir uns nieder. Unsere Seelen waren trunken, unsere Körper ermüdet; wir suchten Ruhe.

Der Wind hatte sich gelegt; ein silberweißer Dunstschleier umhüllte die ganze Tiefe; das Auge suchte die Kaiserstadt vergeblich. Auf der Stelle ihres unermeßlichen Häuserchaos und des lachenden Donauthals sahen wir ein Nebelmeer, begrenzt von fernen Gebirgen. Glänzend und wallend hob es sich bald, bald senkte es sich wieder, wie ein zwischen Vorsatz und That schwankendes Menschenherz. Der Ruhe und des Genusses froh, folgten unsere Blicke den Spielen des Nebels, und der Gedanke, daß wir den eigentlichen Zweck unsers Ausflugs missen könnten, beruhigte uns nicht.

Da rauschte es plötzlich in den Wipfeln, der Wind erhob sich, und vor dem frischen Hauche des Ostens zerriß der verhüllende Schleier im Nu. Aufgethan lag vor unserm Auge die Tiefe wie ein Tempel, über dem sich der blaue Himmel als Decke wölbt. Glänzend und funkelnd im Morgensonnenstrahl', wie eine reiche, geschmückte Braut, breitete sich die Stadt aus, und ihr zur Seite schimmerten die Silberfluthen der Donau und die grünenden, blühenden Auen, und auf der bethauten Ebene brach sich das Licht des Sonnenfeuers in allen Farben. Die Fernen umfaßte ein Alpengurt, und an den nähern Bergen hingen Wälder wie grünes Moos. Mein Freund ergriff meine Hand, ich drückte sie dankend, und er rief mit einem Blicke, in dem sich Stolz und Freude mischten: „Sehen Sie dort unser Wien: wie schön!"

[2370] Eine gotische Steinsäule in Wien-Favoriten. Früher hatte man, wenn man von Süden kam, von diesem Punkt aus den ersten Blick auf die Stadt Wien. In ihrer heutigen Form wurde die Säule 1452 von einem Dombaumeister des Stephansdomes, Hans Puchsbaum (siehe hierzu S. 774, Anm. 2377), zusammen mit Laurenz Spenning († 1477), wiedererrichtet. 1529 durch die Türken schwer beschädigt, wurde sie 1598 erneuert, 1606 durch Truppen von István Bocskai (1557–1606) nochmals schwer beschädigt, 1624 renoviert, 1650 um eine Inschrift laut Erlaß Ferdinands III. (1608–1657) ergänzt, 1683 wieder durch die Türken beschädigt und 1709/10 abermals renoviert. Für das Jahr 1709 ist erstmals der Name „Creutz-Spinnerin" bzw. „Spinnerin-Creutz" belegt. Figural dargestellt sind die Motive der Kreuzigung, Geißelung, Dornenkrönung und Ecce homo.

Und in der That konnte kein Punkt besser gewählt seyn. Man übersieht vom Wienerberge aus die Metropole eines Blicks in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht, man sieht sie in der Fülle ihres Lebens und fühlt die ganze Bedeutung ihres Daseyns. Zu drei Seiten umfangen von den Armen der waldgeschmückten, mit Schlössern und Landsitzen gekrönten Berge, gleicht sie der Arena eines Ungeheuern Cirkus, wo ein ganzes Volk sich im Wett- und Kampfspiel des Lebens drängt. Die ragenden Thürme erscheinen wie die Marksäulen der Rennbahn und des Stephans grauer Riese wie das Ziel, hinter welchem die Richter die Preise vertheilen. Es liegt eine Wahrheit in diesem Bilde. Wie viele Tausende ziehen nicht fort und fort dieser Arena zu, von keckem Muthe und frohen Hoffnungen umflattert, oder vom Feuer der Ehrsucht durchglüht, um einen Standpunkt im äußern Leben zu gewinnen, wo sie im Nebel, in Glanz, oder in Regenbogenfarben gesehen werden können! Wie Viele auch betreten hier ihre Laufbahn, begeistert für Alles, was groß ist für den Menschen: für Pflicht, Vaterland, Freiheit, Ruhm, und mit dem Vorsatz, redlich nach dem einen, rechten Ziele zu ringen! Jedoch wie Wenige gehen bekränzt als Sieger aus jenen Kämpfen und von diesem Rennen für Schein oder Wahrheit! Wie Wenige erreichen ihren irdischen Zweck ganz, und wie noch viel Wenigere nehmen die Palme mit hinüber in das weite Land des Friedens! Doch haben diese vor jenen den Vortheil, daß, wenn auch das höchste Ziel nur Einzelne erreichen, dennoch kein Streben für's Gute und Rechte im All nutzlos und fruchtlos ist, und es nicht ohne einen Antheil an der Zeit- und Völkerbeglückung bleibt. –

Selbst bei hellem Wetter ist schwer zu unterscheiden, wo eigentlich die Marken der Hauptstadt beginnen, oder endigen. Bei der Entfernung des Standpunktes rücken nämlich alle die vielen Orte, welche 1 bis 2 Stunden von Wien liegen, mit ihren Gärten und Saaten und Rebenhügeln den Vorstädten so nahe, daß sie dem Auge als ein zusammengehörendes Ganze erscheinen. So stellt sich Wien, gleichsam prophetisch, schon als das dar, was es im Laufe von ein paar Jahrhunderten ohne Zweifel werden wird: eine Stadt von mehr als doppelter Größe, deren weitgestreckte Arme die umliegenden Orte erfassen und ihrem Körper in ähnlicher Weise einverleiben werden, wie solches z. B. von London geschehen ist. Wien mit seinen 400,000 Einw. ist noch viel zu klein im Verhältnis zu der großen Monarchie voll Kraft und strotzenden Lebens, deren Herz es ist, und wo die großen Schlagadern zusammenlaufen, welche den Kreislauf der Säfte durch das colossale Reich bedingen. Oesterreich ist viel volkreicher als Frankreich, und Paris hat 1,200,000 Einwohner; es ist dreimal so groß, als Preußen, und Berlin kömmt an Bevölkerung Wien ganz nahe. Wien liegt überdies günstiger als alle Hauptstädte Europas: an dem großen Strome, der die Verbindung des Morgen- und Abendlandes vermittelt; es ist der große Markt, wo sich die materiellen und geistigen Güter des Verstandes mit denen des Ostens naturgemäß tauschen; es ist der Ort, dessen ungeheuere commerzielle und industrielle Bedeutung kaum von der Gegenwart geahnet, erst von der Zukunft ganz erkannt und begriffen werden wird. Schon streckt es seine Verbindungen, als so viel Hebel seines Wachsthums und seiner Größe, mit jedem Jahre weiter gegen Ost und West; der Kanal, der die Donau und den Main verbindet, öffnet ihm die nördlichen Meere; die Eisenbahn nach Triest rückt die südlichen Wasserstraßen an seine Thore, und die großen Linien des mitteleuropäischen Eisenbahnnetzes laufen in ihm, als in ihrem südlichen Mittelpunkt, zusammen; nichts drückt die Mission, welche der österreichischen Kaiserstadt für die Zukunft vorbereitet wird, deutlicher, großartiger aus, als diese Verhältnisse, und in ihnen liegt auch die Gewährschaft für Wiens glänzendes Gedeihen und sein weiteres Wachsthum.

Nur im Westen läßt der Blick vom Wienerberge aus eine Reihe anmuthiger Orte in der Umgebung Wiens deutlich abgegrenzt unterscheiden: so Kloster-Neuburg, Döbling, Heiligenstadt, Geinzing[2371], Sievering, Dornbach, Schönbrunn, Hietzing, Mödling und Laxenburg, der gemüthliche Sommersitz des österreichischen Herrschers. Alle diese Orte und noch zwanzig andere wimmeln im Sommer von Wiener Familien, welche mit glücklicher Empfänglichkeit dem Landleben leicht diejenigen Reize abgewinnen, welche der Städter allein auffindet, die aber Denen verloren gehen, welche sie alltäglich und ohne Abwechselung vor Augen haben. Die sömmerliche Emigration beginnt in den ersten Maitagen, und wenn die letzten Trauben gekeltert sind, dann kehren auch die letzten Auswanderer in die Stadt zurück. Die Bevölkerung Wiens ist daher im Winter immer um 20 bis 25,000 Seelen größer, als in der schönen Jahreszeit.

[2371] Recte: Grinzing.

Wer aber nicht auf dem Lande wohnen kann, der verschafft sich die ländlichen Freuden auf eine wohlfeilere Weise. Der Wiener braucht keine weitläufigen, kostspieligen Voranstalten; macht der Himmel ein heiteres Gesicht, so sind ein paar fröhliche Herzen, oder gleichgesinnt Familien bald gefunden, und gemacht wird die Landpartie in derselben Stunde, wo man sie beschlossen hat. Ein grüner Rasenfleck, ein schattiger Baum im Freien sind dann das Ziel; man servirt sich einander die selbst mitgenommenen Speisen und Getränke und kehrt heim mit leichten Körben und leichten Herzen am späten Abend. Es ist nicht Rohheit, nicht sinnliches Wohlleben, was den Wiener für den Genuß solcher einfachen Freuden so empfänglich macht; seine Lust daran geht aus dem größten Schmuck seines Wesens und dem Zauber des Wiener Lebens – seinem Gemüthe – hervor, das, allen widerstrebenden Einflüssen einer selbstsüchtigen, berechnenden Zeit zum Trotz, sich aus sich selber verjüngt von Geschlecht zu Geschlecht.

CCCCXXXIII. Sankt Stephan in Wien.

„Wir stehen“ – schildert Duller[2372] – „auf dem Stephansplatze. Vor Dir siehst Du den altersgrauen Dom in seiner ehrwürdigen Pracht mit der Riesenpyramide wie ein erhabenes Epos. Du zweifelst, ob Du mehr die Kühnheit der Phantasie, oder die Zierlichkeit in der Ausführung bewundern; ob Du dem gewaltigen Menschenstolze, oder dem Wunderthäter: dem Glauben, die Kraft beimessen darfst, welche ein solches, fast übermenschliches Werk vollbracht hat. Der Bau ist aus Sandsteinquadern aufgethürmt, und doch gemahnt er Dich mit seinen zahllosen Giebeln und Nebenthürmchen, die wie frische Schößlinge und junge Zweige aus dem Stamme ranken, mit seinem durchbrochenen Laubwerk, aus welchem allerlei abenteuerliche Thiergestalten hervorspringen, mit jenem ungeheuern Schaft, dessen Blüthenkrone, der Sonne frei aufgeschlossen, Kreuz und Blüthe trägt, wie ein heiliger Hain, der aus einer Wurzel emporgewachsen.[“][2373] Trittst Du in sein Inneres, so wird dies Bild noch deutlicher. Ein in bunten Farben zersplittertes, magisches Licht belebt jenes steinerne Volk von Engeln, Heiligen, Aposteln und Kirchenfürsten; schlanke Säulenstämme wachsen aus dem Boden hinan zur hohen Decke und breiten, im farbigen Lichte zitternd, die Aeste auseinander; wunderliche Thiergestalten schauen Dich an, da und dort, Affen und Meerkatzen und geflügelte Bestien und fremde Schlingpflanzen siehst Du an den Aesten klettern; Du wähnst Dich in einem fernen Wunderland des Ostens, auf den Höhen, wo Christus wandelte und die Patriarchen dem Herrn ihre Dankopfer brachten.

Die Stephanskirche hat im Grundriß die Gestalt eines lateinischen Kreuzes. Fünf Pforten führen in das Innere: das sogenannte Riesenthor, das nur selten, bei großen Ereignissen und besondern feierlichen Anlässen, geöffnet wird; das Primglöckleinthor unter dem ausgebauten, das Adlerthor unter dem unausgebauten Thurme, jedes mit einer prächtigen Vorhalle; zwischen beiden, von der Längenseite bis zur Stirnseite, sind zwei andere Eingänge. Die beiden Thürme sollten gleich hoch werden; doch der eine nur ist ausgebaut; der andere wurde bis zu ein Drittel seiner Höhe gebracht und dann mit einem haubenförmigen Dache eingedeckt. Das Kirchendach prangt, wie der Rücken eines geschuppten Drachen, mit glasirten, bunten Ziegeln, welche einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln vorstellen. Es ist das größte Thierbild, das wohl je auf ähnliche Weise ausgeführt wurde; denn es mißt von einer Flügelspitze zur andern 188 Fuß.

Der erste Herzog von Oesterreich, Heinrich Casemirgott[2374], hat 1144 an der Stelle einer alten Kapelle den Grundstein zum Dome gelegt. Erster Werkmeister war Octavian Wolzner[2375] aus Krakau. Ein Bischof von Passau machte den Plan. Von diesem ersten Bau sind noch das Riesenthor und die beiden kleinern Thürme vorhanden. Als Sankt Stephan 1258 und 1275 durch Feuersbrünste gelitten hatte, wurde der Plan zum Umbau des Tempels in seiner jetzigen Gestalt entworfen und bis 1511 mit mehren Unterbrechungen fortgeführt, wo man den Bau des zweiten Hauptthurms gänzlich aufgab. Pilgram aus Brünn[2376] war der erste Baumeister des Riesenwerks, und unter dem kunstreichen Hans Buchsbaum[2377] wurde das Hauptgewölbe des hohen Chors 1446 geschlossen. Anton Pilgram[2378], Enkel des ersten Baumeisters, der zu dem großen Thurme 83 Jahre früher 80 Fuß tief unter der Erde den Grund gelegt hat, setzte 1433 den Adler auf dessen Spitze. 1449 schlug der Blitz in den Thurm und entzündete das Holzwerk; 1514 traf ihn abermals der Blitz; große Reparaturen wurden nöthig, deren

---

[2372] Der österr. deutsch-katholische Geistliche und Schriftsteller Eduard Duller (1809–1853).

[2373] Duller, Donauländer, wie S. 769, Anm. 2369, S. 93; Joseph Meyers gesamter Text orientiert sich stark an Dullers (s. o.) Ausführungen.

[2374] Heinrich II., genannt Jasomirgott (1107–1177), aus dem Geschlecht der Babenberger; 1140/41 Pfalzgraf bei Rhein, 1141 bis 1156 Markgraf von Österreich, 1143 bis 1156 Herzog von Bayern und seit 1156 Herzog von Österreich.

[2375] Von den im Folgenden genannten Baumeistern waren lediglich Hans Puchsbaum (siehe hierzu S. 774, Anm. 2377) und Anton Pilgram (siehe hierzu S. 774, Anm. 2378) am Bau beteiligt.

[2376] Historisch nicht verbürgt.

[2377] Hans Puchsbaum († 1454).

[2378] Anton Pilgram (ca. 1460–1515).


CCCLXXXIIII
Gez. v. C. Reiss
SANCT STEPHAN IN WIEN
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

Wiederherstellung 5 Jahre erforderte. Spätere Bauten betreffen blos das Innere und nicht sowohl seine Verzierung, als Verunstaltung. Eitelkeit, Prunksucht und Kunstverwilderung haben Sankt Stephan mit geschmacklosen Altären und Grabmonumenten ohne Zahl angefüllt. Von den 31 Fenstern, die sämmtlich ehemals mit den schönsten Glasmalereien angefüllt waren, sind jetzt noch in dreien die Gemälde erhalten. Die übrigen haben die Geschosse des Kriegs bei den vielen Belagerungen, welche Wien auszustehen hatte, zertrümmert.

Das räumliche Größen-Verhältniß von Sankt Stephan zur Peterskirche in Rom ist wie 1 zu 4. Seine äußere Länge mißt 321 Fuß; das Innere ist in 3 Schiffe getheilt, welche durch 18 freistehende 8 Fuß dicke und 86 Fuß hohe Säulen getragen werden. Der Thurm hat vom Straßenpflaster bis zur Spitze eine Höhe von 421 Fuß; von dem Grundstein an aber mißt er bei 500 Fuß und er steht also der großen Pyramide von Gizeh an Höhe nur wenig nach, gehört überhaupt unter die 10 höchsten Gebäude der Erde. In den Türkenbelagerungen war der Thurm die gewöhnliche Zielscheibe des schweren Geschützes; er hat aber demselben jederzeit wie eine Felsmasse widerstanden. Nur die schwächere Spitze litt bei der letzten furchtbaren Belagerung Kara-Mustapha's[2379] so sehr, daß sie sich neigte und vor einigen Jahren deshalb abgenommen und erneuert werden mußte.

Unter den unzähligen Werken kunstverdorbener Zeiten[2380], von welchen Sankt Stephan voll ist, ragt Einzelnes hervor, welches die Bewunderung aller Zeiten verdient und erhalten wird. Zuerst die Kanzel. 28 Fuß hoch erhebt sie sich mitten im Hauptschiff der Kirche als eins der herrlichsten Denkmäler deutscher Steinbildnerei. Wenn man die Zierlichkeit und Beweglichkeit der Formen an dieser ungeheuern Steinmasse aufmerksam betrachtet, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die alten Meister die Kunst verstanden haben müssen, den Stein zu gießen, oder im erweichten Zustande zu modelliren: denn daß der Meißel so etwas hervorbringen könne, übersteigt den heutigen Begriff von der Technik der Kunst. Und doch war's der Meißel allein, der das Wunderwerk gefertigt hat. Der Meister, (Hans Buchsbaum), hat sein Bildniß mitten unter Aposteln und Kirchenfürsten recht naiv und sinnig angebracht: eine ernste Gestalt ist es, mit Winkelmaß und Zirkel. Das Dach der Kuppel ist kunstvoll aus Holz geschnitzt, mit unzähligen Figuren; eben so das Treppengeländer. Garstiges und unfreundliches Ungeziefer: – Frösche, Eidechsen, Schnecken, Schlangen,– kriecht und windet sich hinan, alles so naturgetreu, als ob es lebte. Diese Schnitzarbeiten und jene eben so kunstvollen an den Chorstühlen, sind wahrscheinlich von der Hand Jörg Sürlins[2381], der 1469 die schönen Chorstühle in Ulm verzierte. In gleichem Kunstwerthe steht das Grabmal Kaiser Friedrichs IV.[2382], von Niklas Lercher[2383] in Straßburg 1513 vollendet. Der Meister hatte zwanzig Jahre daran gearbeitet. Es befindet sich vor dem Altare im Passionschore.

Nach dieser kurzen Umschau im Innern des Tempels besteigen wir den Thurm.

Nicht weniger als siebenhundert Stufen führen von dem untersten Eingange bis zur Region, in der die Thurmwächter ihre Wohnung haben. Doch ehe wir in deren Hände überliefert werden, haben wir eine Menge andere zu passiren, und erst an der Spitze selbst, die man nur auf schwankenden Leitern zu erklimmen wagen kann, nimmt die Gefälligkeit der Thurmbewohner ein Ende. Ganz unten, im Niveau mit der Kirche, macht gewöhnlich ein junger Geistlicher den Cicerone. Weiter hinan, bis zum Kirchdach, herrschen die Küster. Dann kommt man in das Territorium der Glöckner; oben schalten die Thurmwächter, und im Innern der Spitze geben Fledermäuse in ungezählten Schaaren das Geleit. Diese machen die Honneurs umsonst; alle andern lassen sie sich tüchtig bezahlen. Auf jeder Treppe und

[2379] Merzifonlu Kara Mustafa Pascha (osman. مرزيفونلى قره مصطفى پاشا, Merzifonlu Ḳara Musṭafa Pāşā; 1634/35–1683; hingerichtet) war unter der Regentschaft des Sultans Mehmed IV. (osman. محمد رابع; Mehmed-i rābiʿ, von osman. رابع, rābi, „der/die/das Vierte", wörtl. übersetzt der 4. Monat im Mondjahr; 1642–1692) Großwesir des Osmanischen Reiches und Oberbefehlshaber bei der zweiten Belagerung Wiens im Jahre 1683.

[2380] Des Barocks, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[2381] Die Kanzel wird heute Niclas Gerhaert van Leyden (ca. 1430–1473) zugeschrieben.

[2382] Recte: Friedrich III. (1415–1493) aus dem Hause Habsburg war als Friedrich V. ab 1424 Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, als Friedrich III. ab 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[2383] Das Grabmal wurde von Niclas Gerhaert van Leyden (siehe hierzu S. 776, Anm. 2381) geschaffen.

jedem Absatz haben diese Leute etwas zu zeigen, oder geben dem Beschauer etwas zu bewundern; bald eine große Glocke, bald eine Inschrift; bald ein Schallloch, durch welches irgend ein Lebensmüder oder Wahnsinniger sich hinabgestürzt hat, und sie erzählen seine Lebensgeschichte in Kauf. Die große Glocke wiegt 354 Centner, ihr Klöppel allein 1300 Pfund. Der Thurm wanke, sagt man, wenn sie geläutet werde.

Der Stephansthurm hat seine eigene Fauna und Flora, und sie ist merkwürdig genug. Letztere besteht meistens aus zahlreichen Cryptogamenarten, von welchen viele in ausgezeichneter Ueppigkeit an dem alten Gemäuer wuchern. Im Februar fängt die Wetterseite des Thurmes ordentlich zu grünen an, und sie dient den kundigen Wienern für ein Merkmal des kommenden Frühjahrs. Die Südseite hat dagegen wenig Pflanzen. – Krähen, Dohlen, Habichte machen den Stephan zu ihrem Spiel- und Sammelplatze; Eulen sind seltene Gäste, und selbst das Käuzchen soll nie heimisch seyn. Dagegen haben alle Arten von Fledermäusen unzählige Kolonien gestiftet, und sie machen die größte Plage der Thurmbewohner aus, die, zumal bei ihren Nachtpatrouillen, vor diesen Kobolden Laternen und Angesicht nicht genug schützen können. Eine andere Plage sind die Schnaken. Man sollte es kaum denken, daß diese kleinen Insekten der Niederung bis zur Spitze fliegen könnten; man sieht sie zu Tausenden zwischen den durchbrochenen Verzierungen des Abends im Sonnenschein spielen. Stuben- und Stechfliegen kommen auch hinan, eben so mancherlei Käfer und das zirpende Heimchen. Der Spinnen sind Legion, und sie finden reichliche Nahrung. Ratten und Mäuse führen ihre Niederlassungen bis zur Höhe des Kirchdachs; weiter oben trifft man sie nicht mehr. –

Furchtbar ist die Janitscharen-Musik[2384] der Winde auf dem Thurmriesen. Wenn Gott die Stürme entzügelt, wird jedes Schallloch zur Orgelpfeife und heult seinen eignen Schreckenston. Denke man sich dazu das Kreischen und Sausen in allen Steinlöchern, Ritzen und Winkeln, das Wanken und Knarren der Geländer und Treppen, das Schlagen und Rasseln der Fensterläden und Thüren, das wilde Heer der vorüberjagenden Wolken und Nebelgestalten, das Leuchten der Blitze, das Prasseln des Hagels, das Gepauke des Donners – und die Sage, daß ein Fremder, der von einem Gewitter auf dem Stephansthurme überrascht worden war, in dem Glauben, der Tag des Weltgerichts sey gekommen, von oben hinabsprang in der Angst seiner Seele, wird nicht unglaublich erscheinen. –

Die Aussicht von dem Stephansthurm ist großartig. Wiens Häuserlabyrinth, mit seinem Glück und seinem Elend, fließt in eine chaotische Masse zusammen; die Märkte erscheinen Tellergroß, die breiten Straßen wie schmale Furchen, die stolzen Paläste schrumpfen zu Kartenhäusern ein, die Menschen zu Ameisen; – aber weit öffnet sich das Land, bis an die Marken Ungarns dringt der Blick, über die Wahlstätten hin, wo so vielmal die Völker aus Ost und West mit einander um die Herrschaft der Welt gerungen, und in blauer Ferne thürmt sich das ewige Gemäuer der Alpen. Die Vista ist schöner, als selbst vom Wienerberge aus, und lohnt den ermüdenden Gang reichlich.

Nun hinab in die Katakomben des Sankt Stephan! –

Eine kleine Pforte an der Außenseite der Kirche bildet den Eingang in diese weiten Hallen des Todes; ein zweiter führt aus der Wohnung des Pförtners dahin, und dieser letztere ist der gewöhnliche. Der Führer reicht jedem Fremden ein Licht; er selbst zündet eine Wachsfackel sich an, und so gerüstet beginnt die Fahrt. Ein schmaler, schlechtgewölbter Gang führt zuerst zu einer großen steinernen Treppe. Man steigt hinab und es öffnen sich weite, kellerartige Gewölbe. Zu deren Seiten sind Gerippe, Schädel, Knochen in schöner Ordnung hoch bis an die Decke aufgeschichtet und fort geht der Zug zwischen Wänden menschlicher Gebeine.

Plötzlich hält der Führer still. Er warnt, vorsichtig nähert er seine Fackel dem weiten Rande einer ungeheuern Gruft, die senkrecht in unbekannte Tiefen hinab führt. Das Licht fällt hinein: welch ein Anblick! nackte Todtengerippe, ohne Särge, in unendlicher Zahl, grinzen im wilden Durcheinander aus der Tiefe. Noch decken die Häute, zu Pergament verwandelt, die Glieder, denn in dieser Gruft verwesen

---

[2384] Die Janitscharen waren die osman. Elitetruppe (siehe hierzu S. 1325, Anm. 4127). Die Musik der als Mehterḫāne (osman. مهترخانه) bezeichneten Militär- und Zeremonialkapellen war den Europäern zunächst aus den osman. Kriegszügen auf dem Balkan bis nach Wien zur Genüge bekannt. Nach Abwendung der Türkengefahr im 18. Jhd. wurden dann jedoch Elemente der osman. Militärmusik übernommen, wie z. B. Wolfgang Amadeus Mozarts (1756–1791) Klaviersonate Nr. 11 A-Dur KV 301 mit dem „Rondo alla turca“ oder Ludwig van Beethovens (1770–1827) op. 113 mit dem „Marcia alla turca“ belegen.

die Leichen nicht, sie vertrocknen blos, wie unter dem Bremer Dom. Man erkennt noch die Züge, den Ausdruck, den Charakter der gespenstigen Gestalten, und während Du mit Schauergefühl in den Abgrund starrst, bückt sich der alte Mann über den Rand der Gruft hinab, und faßt eines der Gerippe, hebt es hoch empor und schwenkt seine Fackel so, daß Du alle Formen der Schreckensgestalt gewahren magst; – dann schleudert er sie wieder hinab in den Abgrund, und das Mark in den Knochen erbebt Dir vor ihrem Rasseln. Er nimmt ein zweites und drittes und viertes auf – einen Mann, ein Weib, ein Mädchen – und ladet ein, die Haut zu betasten, da sie noch nachgiebig sey, oder trommelt mit dem Finger auf der hohlen Brust. Während dieser Demonstrationen flattern aufgescheuchte Fledermäuse um die Lichter und der Mann warnt, die Hand vorzuhalten, daß sie nicht erlöschen. – Weiter geht's durch lange Gänge voll Gebeine, bis zu einer Halle, die wahrscheinlich in ältester Zeit als Todtenkapelle gedient hat. Undeutliche Massen von Schutt erheben sich vom Boden – lange dauert's, ehe das Licht den weiten Raum erhellt und das Auge die Gegenstände unterscheiden kann; – kletternd folgt man dem Führer auf eine Schutthaufenspitze und schaut um sich: welche gräßliche Scene! Du siehst Dich auf Menschen stehen, denn aus Menschengerippen bestehen alle diese Haufen – und Leichname, noch mit der Haut bekleidet, grinzen aus jeder Ecke und von allen Wänden in allen Stellungen Dich an. Wer das jüngste Gericht Michel Angelo's in der Peterskirche mit Schaudern sah, – hier findet er eine tausendmal gräßlichere Wirklichkeit wieder. Abermals treibt der alte Mann seine Kurzweil mit den Todten: bald zeigt er Dir einen „schönen Mann," bald ein „schönes Weib" – und er sucht und wühlt in den Gerippen umher, Dir noch mehr zu zeigen, bis Du, voll Ekel und Entsetzen, es ihm wehrst, und ihn zum Aufbruch treibst. Ehe er Dich aber den Rückweg leitet, führt er Dich zu einer zweiten, tiefen Gruft von großem Umfang, hält seine Leuchte niedrig und bittet Dich, hinunter zu sehen. „Da liegen viele Tausende," bemerkt er, „denn das Loch ist hundert Ellen tief." In geringer Entfernung davon gähnt eine weite Spalte im Gemäuer und ein Schacht geht hinauf bis zum Fußboden der Kirche, mit der er durch eine eiserne Fallthür communizirt. Der Führer hält seine Fackel in den Riß der Mauer und bemerkt, sie sey geborsten vom Drucke der Leichenmassen. In diesen Schacht wurden noch vor 50 Jahren die Todten begraben, oder vielmehr nicht begraben, denn man ließ die Särge durch die Fallthüre mit Stricken ein Stück Wegs hinab- und dann vollends hinunterstürzen. Noch sieht man zerbrochene Särge, aus denen Gerippe gähnen; manche hängen kopfüber, kopfunter, oder gucken halb unter den klaffenden Deckeln hervor. Eine Leiche hat sich im Sturze sogar zwischen die Mauerspalte hinein gezwängt und streckt Dir ihre Arme entgegen, auf denen Fledermäuse krappeln, aufgestört von der Leuchte des Führers.

Doch genug. – Auch Joseph II. hatte sich einst in die Katakomben führen lassen, um die irdischen Reste von Oesterreichs großen Männern und Geschlechtern bei einander zu sehen; entsetzt über den Gräuel, den er gefunden hatte, schrieb er in derselben Stunde jenen denkwürdigen Befehl, welcher das Begraben in den Kirchen durch's ganze Reich verbot, und seit der Zeit erhalten die Grüfte von St. Stephan keine neuen Bewohner.



Die BRIGITTENAU
im Prater bei Wien.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 123f.

Die Brigittenau.

Wenn der Sturm über das Land dahin raset, der Donner die Sinne betäubt, der Blitz zerschmetternd niederfährt, die Wasser der Berge das Thal überfluthen und die Felsen der Höhen wanken und stürzen und unter ihren Trümmern den Segen der Flur begraben, wenn der Strom die Leichen dahin spült, ungezählt und ungesichtet, rücksichtslos das hoffnungsselige Kind wie den todersehnenden Greis, – so tritt der Mensch zurück von der Gebieterstelle, die er im friedlichen Walten der Natur sich errungen, der Herr der Erde wird dem wimmernden Wurme gleich, machtlos unterwirft er sich dem Zorn der tobenden Elemente, und nur im instinktiven Trieb der Selbsterhaltung klammert er sich noch an den Baumstamm des Ufers, an die Sparre des Daches, an den sinkenden Kahn.

Und ist die Fluth verlaufen, der Sturm verbraust, das Feuer des Himmels erloschen, gehen die Lüfte wieder friedlich über das Land, theilen sich die trüben Wolken, da lockt, wie ein Wink der Güte, der erste Sonnenblick die Entflohenen zurück, die Verbrochenen an's Licht, die Geretteten auf den festen Boden, und alle suchen die heimische Stätte wieder und schauen sorgend aus nach dem Schicksale der Freunde und Genossen. als die nachfolgende es wissen kann.

Wohl findet da mancher das Haus nicht mehr, darin er geboren wurde, die Lieben nicht mehr, nach denen er vergeblich jammert. Gruppe um Gruppe trauernder Menschen stehen bald da, bald dort, wo das Unglück seine Maale, die Trümmer seiner Opfer, die blutigen Spuren seines Tritts, hinterlassen bat, und schon will dem verödeten, ausgestorbenen Herzen die Verzweiflung nahen, – da spannt der Ewige seinen Bogen der Gnade am Himmel aus und sendet den Engel der Versöhnung zu den empörten Seelen der von des Schicksals blinder Hand Niedergeworfenen. Der Hauch des wahren Friedens, der stärkenden Ruhe, der ermuthigenden Ordnung kehrt zu den Geistern zurück, und die Versöhnung, feiert ihr schönstes Fest im neuen, rüstigen Schaffen und Wiederaufbau des Zerstörten und der Gründung neuer Schöpfungen.

Solche Stürme sind auch die Kriege und die Revolutionen, und die Revolutionskriege sind doppelte, sind zehnfache, sind die verheerendsten Stürme der Menschheit.

So lange der Mensch Waffen führt, hat ihn nichts zu so erbittertem Kampf gereizt, als der Widerstreit der Meinungen auf dem Felde der Politik und des Glaubens. Haß und Verachtung vergiften dann die Waffen, und die Unmenschlichkeit freut sich ihrer Triumphe; aber nur während des Sturms, so lange Zorn und Grimm allein mit den Herzen in der Irre rasen und der Verstand vergeblich nach den Zügeln hascht. Ist aber der Kampf zu Ende, ist der Sieg der einen Partei errungen, Alles, was feindlich widerstand, zu Boden gestreckt und regt sich neben den Todten nichts mehr als das Stöhnen der Verwundeten und das Seufzen der Gefangenen, – dann füllen sich die Kerker mit Unglücklichen, und an den Grenzen ringen Tausende die Hände, die mit dem nackten Leben sich in's Elend der Verbannung gerettet haben.

So war's auch in Oesterreich. Wunden bluteten und Thränen flossen auch nach dem Kriege noch lange fort. Doch erschien endlich der Engel der Versöhnung und seine Gnade spannte den Friedensbogen über das weite Reich aus und Blumen sprießen aus der blutgetränkten Au[2385] – dort im Prater bei Wien.

[2385] In der Brigittenau war am 9. November 1848 der Publizist, Verleger und Abgeordnete des Paulskirchenparlaments Robert Blum (siehe hierzu S. 652, Anm. 1967), ein Parteigänger des demokratischen linken Flügels des Parlaments, standrechtlich erschossen worden.


Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit.in Hildbh.
Eigenthum d.Verleger.

SCHÖNBRUNN

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [25]-28.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 45-50.

Schönbrunn[2386].

Herrscherberuf – welch ein Wort! – Die von einem einzelnen Menschen aus unmittelbarer göttlicher Berufung beanspruchte Pflicht, Millionen Seinesgleichen die Wege ihrer Bestimmung zu bahnen und zu sichern, schließt eine Verantwortlichkeit in sich, vor deren Unermeßlichkeit jedwedem redlichen Herzen, selbst dem des loyalsten Unterthanen, bange werden muß. Welch eines Geistes muß der Mensch sein, welcher den Geist eines ganzen Volkes, einer Nation oder gar mehrer oder vieler Völker ergründen und nach den Gesetzen dieses Geistes das große Werk der Volksbeglückung, die allein das Ziel seines Berufs sein kann, vollbringen will! So schwerer Ernst ruht auf keinem Amte der Welt, als auf dem des Herrschers, und wer auf die Mannichfaltigkeit der menschlichen Gemüthsarten, Geistesrichtungen, Bildungsstufen, Bedürfnisse und Schicksale nur von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick wirft, den überkommt mit dem Gefühle des Staunens und Grauens vor der Unendlichkeit der Pflichten, die ein Herrscherauge zu über schauen hat, zugleich der Zweifel, ob eine solche Aufgabe nicht zu groß sei, um eines Menschen Beruf zu bilden.

Dieser Zweifel, lieber Leser, ist ein so natürlicher und, sollte man denken, deshalb auch unschuldiger; und doch – wer wäre im Stande, die Summe von Unglück zu ermessen, die er schon über Tausende und aber Tausende verhängt hat?

Unschuldig, ja, wäre der Zweifel, wenn man in dem Herrscherberuf eine Pflicht erkennen dürfte, deren Erfüllung nur eine höhere göttliche Begabung ermöglicht, ein Vergehen ist er aber geworden, seitdem jener Beruf sich zu einem Recht erhob, das einem Menschen durch Gottes besondere Gnade verliehen ist. Fortan ist der unschuldige Zweifler zu einem Verbrecher an einem göttlichen Rechte herabgesunken, und, Gott weiß es, die Strafen, welche die Gewalt dem Gesetze gegen solche Zweifler diktirte, sind von christlicher Milde allezeit am allerentferntesten gewesen.

Noch heute steht dieser Beruf mit gleichem Anspruch da, noch heute pocht selbst der kleinste Winkelfürst auf sein Recht als von Gottes Gnade entsprungen, und noch heute trifft die Unerbittlichkeit fürstlicher Gnade Niemanden härter, als den arglosen Zweifler an der unmittelbaren Göttlichkeit jenes Berufsrechts. – Und dennoch ist dieser Zweifel durch alle Lehren der Volkserzieher, durch alle Ermahnungen der Priester jeglicher Glaubensform nicht von der Erde zu vertilgen gewesen, dennoch hat sich diese Zweiflersekte zu Tausenden gemehrt und sind aus den Tausenden Millionen geworden. Was lehrt dies und wohin wird dieses Zeichen führen, das unfälschbar von der Geschichte den Völkern überliefert ist?

So verhängnißvoll auch diese Frage klingt, so einfach ist gleichwohl die Antwort darauf. Jener an sich so natürliche und unschuldige, und doch so sehr verketzerte, so unmenschlich hart bestrafte und eben deshalb heldenmüthig vertheidigte Zweifel hat vom Selbstherrscherthum zum Verfassungsstaate geführt. Denn mit der Verantwortlichkeit des Herrscherberufs in unsern Augen wuchs die

[2386] Ab 1743 wurden Schloß und Park in ihrer heutigen Form von Nikolaus von Pacassi (1716–1790) und Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1732–1816) um- und ausgebaut.

Schuld, die der fürstliche Wahn eines göttlich geweiheten persönlichen Herrscherrechts auf sich geladen, steigerte sich das Unheil, das dieser Wahn nicht nur über viele Tausende wahrhaft edler und guter Menschen, nein, über ganze Generationen von Völkern gebracht, zu so grauenvoller Höhe, wie sie die zum Bewußtsein einer staatlichen Existenz erwachten Geschlechter nicht zu ertragen vermochten.

Wo gibt es noch eine Gotteslästerung von unerhörterer Art, als die ist, Gott verantwortlich zu machen für die Uebel- und Schandthaten der Tyrannei? Oder waren sie nicht von Gottes Gnaden, die Scepter, welche ein Ferdinand II.[2387], ein Ludwig XIV. schwangen? Von wessen Gnaden waren die Scepter, welche Polen theilten und eine Nation mordeten? Gerirte nicht auch Gottes Gnaden sich jener Napoleon, welcher die Blüthe der europäischen Völker als Hekatomben[2388] seines Ehrgeizes opferte und eine Million Gebeine über Europa ausstreute, oder jener Nikolaus[2389], welcher Tausende von polnischen Patrioten lebendig begrub in die Bergwerke Sibiriens? War es nicht ein König von Gottes Gnaden, jener Ferdinand VII.[2390], dessen Wortbrüchigkeit das seinem göttlichen Herrscherberuf anvertraute Spanien den Greueln des Bürgerkriegs überlieferte[2391]? War es nicht ein König von Gottes Gnaden, jener Meineidige zu Neapel[2392], der aus den Kerkern des finstersten Mittelalters die Qualen der Folter hervorzog gegen die Zweifler an der Göttlichkeit der gemeinen Verbrechen, die er an Eigenthum, Freiheit und Leben von Tausenden beging? Herrschten nicht von Gottes Gnaden alle Scheusale auf den Thronen, deren Namen die Weltgeschichte in ihr schwarzes Buch getragen?

Diese Lehren der Geschichte sind es, gegen welche keine Ermahnung der Priester und kein Gesetz der Gewaltigen etwas vermag; sie sind es, welche den Zweifel an jener Berufsgöttlichkeit über ganze Völker ausbreiteten und ihnen die Macht gaben, den Uebermuth der menschenvergötternden Gewalt vor ihr Gericht zu fordern; sie allein endlich sind es, welche in ganz Europa dem Absolutismus das alte blutige Schwert entreißen und, die Monarchie läuternd und veredelnd, den Herrscherberuf seines göttlichen Rechts entkleiden und ihn wieder in die Pflicht verwandeln, zu deren Erfüllung der Mensch, und wäre er der begabteste, der Gnade Gottes so bedürftig ist.

Erst auf dem Standpunkt dieser rein menschlichen Bescheidenheit kann dem absoluten Monarchen der Gegenwart die Einsicht kommen, daß sein Geist allein nicht hinreicht, um Millionen Seinesgleichen die Wege ihrer Bestimmung zu bahnen und zu beschützen; erst dann hat er den Standpunkt erreicht, auf welchem alle Könige der Zukunft stehen müssen: als oberste Diener des Gesammt-Willens ihrer Völker.

Auch die Herrschersitze der Zukunft werden andere sein, als die der Vergangenheit.

Die Wohnungen des alten Fürstenglanzes sind sammt und sonders monotoner Art, sämmtlich mehr oder weniger à la Versailles, sämmtlich möglichst entfernt vom Geist nationaler Weihe, ja, sämmtlich zu offenbare und beredte Denkmale jenes Uebermuths der menschenvergötternden Gewalt, in deren Blüthezeit sie entstanden. In ihnen allen begegnet unserm Blick die vom Throne befohlene Huldigung vor seiner eigenen Herrlichkeit, überall zeigt sich uns die glänzende Bestätigung der traurigen Wahrheit, daß die Schmeichelseligkeit der Künstler im Dienste der Eitelkeit von je ihren liebsten Spielraum gefunden. Nirgends verräth solch ein alter Fürstensitz die geringste Spur von dem hohen Ernst, den unsere heutige Anschauung vom Herrscherberuf nicht mehr trennen kann. Statt einer würdigen Stätte der Ruhe von den Mühen und Sorgen des schwersten Amts sehen wir allenthalben nur ein unendliches Staffelwerk

---

[2387] Ferdinand II. (1578–1637), seit 1619 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[2388] Griech. ἑκατόμβη (von ἑκατόν, hekatón, einhundert; urspr. bezeichnete man im antiken Griechenland mit Hekatombe ein Opfer von 100 Rindern); im übertragenen Sinne heute eine einem unheilvollen Ereignis o. Ä. zum Opfer gefallene, erschütternd große Zahl von Menschen.

[2389] Der russ. Kaiser Nikolaus I. Pawlowitsch (siehe hierzu S. 229, Anm. 630); er hatte den poln. Novemberaufstand von 1830/1831 grausam niederschlagen lassen.

[2390] Ferdinand VII. (span. Fernando VII; 1784–1833), von 1808 und von 1814 bis 1833 König von Spanien.

[2391] Die sog. Carlistenkriege (siehe hierzu S. 693, Anm. 2143).

[2392] Ferdinand II., seit 1830 König beider Sizilien (siehe hierzu S. 314, Anm. 876).

von Menschenvergöttlichung, von Herrscherglorifikation, von raffinirtestem Ceremoniel, durchgeführt mit allen Mitteln rücksichtslosester Verschwendung. Vergeblich sucht der Mann des Volks in den meisten dieser goldenen Hallen voll Wappen und Bildern irgend ein Denkmal nationalen Fortschritts, ein Ehrengedächtniß an eine freie Volksthat, falls nicht gerade jener und diese in direktester Beziehung zur Verherrlichung eines fürstlichen Familienglieds stehen. Diese nur sich selbst kennende und sich überall und immer allein bedenkende und verehrende Verherrlichung der Dynastien macht ihre Schlösser zu Denkmalen nur ihres Charakters und ihrer Geschichte, an denen das Volk, je klarer ihm dieser Charakter und diese Geschichte im Gegensatz zu seinem Charakter und seiner Geschichte vor Augen gebracht wird, um so theilnahmloser, um so kälter vorüber geht.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, wie viel sie von diesen Gedanken mit sich nehmen wollen, wenn sie das weltberühmte Lustschloß der österreichischen Kaiserfamilie betrachten, vor welches sie unser Stahlstich führt. Erkennen sie auch in Schönbrunn kein Asyl, geeignet, um vom ernsten Herrschergeschäft auszuruhen, sondern eher eine Anlage, ausschließlich bestimmt, um den Glanz des Kaiserthrons aus dem Geräusch der Hauptstadt in die Zurückgezogenheit des Landlebens zu verpflanzen und ihn, von den Reizen der Natur erhöht, noch blendender strahlen zu lassen, so ist es doch hier gerade die mächtigere Natur, welche versöhnend auf das Gemüth wirkt, wie ja eben sie allein es ist, die alles Menschliche, das der Wahn getrennt hat, liebend wieder verbindet.

Das ganze breite Donauthal, in welchem die Kaiserstadt liegt, ist ein großer Garten, und ein besonderes Prachtstück in ihm ist der Park von Schönbrunn mit den Bauten des Luxus, der Anmuth, der Naturfeier und der Wissenschaft, die er umschließt. Nur eine halbe Stunde von der Mariahilfer-Linie entfernt öffnet uns die schöne Brücke über die Wien den Eingang zu dem Vorhofe des Schlosses, welchen zwei Obelisken bezeichnen. Den Schloßhof, ein weites regelmäßiges Viereck, schmücken zwei Springbrunnen, deren eherne Gruppen berühmte Werke Zauners und Hagenauers[2393] sind. Die Hauptseite dieses imponirenden Hofes wird vom Hauptgebäude des Schlosses, die drei andern Seiten werden von Nebengebäuden gebildet, so daß der Standpunkt unseres Zeichners auch hinsichtlich der Wohnungen uns deutlich eine Staffelung der Rangstufen von dem Gekrönten herab bis zum untersten Diener erkennen läßt. Das Hauptgebäude erhebt sich drei und ein halb Geschoß hoch und hat eine Länge von 100 Klaftern[2394]; zum Hauptgeschoß empor führt vom Hof aus eine geschmackvolle Doppeltreppe von Marmor. Obwohl von der früheren Pracht der inneren Räume Vieles verschwunden oder von anderem Geschmack gemildert ist, so bietet es doch noch heute eine Fülle von Sehenswerthem für die Augen, die sich an solcher Herrlichkeit erfreuen. Man zählt im ersten Stocke 68, im Halbgeschoß 71, im zweiten Stockwerk 91 und im Erdgeschoß 60 Zimmer nebst 9 anderen Gemächern; als Summe aller Säle, Zimmer und Gemächer des ganzen Baues nennt man 1441. Den Fremden macht man besonders aufmerksam auf den großen Saal mit Spiegelwänden und den Deckengemälden von Gregor Guglielmi[2395] (Schüler von Trevisani[2396]), ferner auf drei Landschaftszimmer, die Gallerie mit den Hamilton'schen Gemälden[2397], auf den Ceremoniensaal und die Schloßkapelle. Es ist schon viel allerhöchster Gottesdienst in dem kleinen Raume verrichtet worden, es haben in ihm die mächtigsten Herrscher vor dem Herrn gekniet, die größten Kirchenfürsten ihren Segen ertheilt; aber all den Gebeten und Segen hat allzulange das Eine gefehlt, das kein Priester gibt: die Kraft der That zu dem edlen Willen, einzig in dem Glücke der Völker das eigene Glück, einzig in der Blüthe der Völker den eigenen Glanz zu suchen. Nur darum ist der Segen aus dieser Kaiserkapelle den Nationen Oesterreichs noch bis heute nicht fühlbar geworden, und wird er's noch – so gebe Gott, daß es nicht zu spät sei und ihm nicht die Nationen mit ihrem Fluche antworten.

Aber die Natur lacht hier immer, wie auch die Herzen voll Trauer sind. Der reizende Garten, einer der großartigsten in ganz Europa (in weitester Ausdehnung 784 Klafter lang, 630 Klafter breit), lagert

[2393] Die Statuen etc. wurden von Benedict Henrici (1749–1799), Johann Baptist Hagenauer (1732–1810) und Franz Zächerl (1738–1801) geschaffen.

[2394] 1 österr. Klafter = 1,8965 m.

[2395] Gregorio Guglielmi (1714–1773); die Fresken wurden gegen Ende des letzten Krieges zerstört.

[2396] Francesco Trevisani (1656–1746).

[2397] Der Tier- und Stillebenmaler Johann George von Hamilton (1672–1737).

zum Theil in der Ebene, zum Theil steigt er den Schönbrunnerberg hinan und streckt sich bis in die Nähe des lieblichen Lustschlosses und Parks von Hetzendorf aus. An die Flügel der Südseite des Schlosses schmiegen sich die Gebäude der vielbewunderten Orangerie[2398] in einer Länge von 100 Klaftern an, und zwischen der Gartenfronte des Hauptgebäudes und dem Fuße des Schönbrunnerbergs betreten wir das sogenannte Parterre, einen Raum, welcher mit zwei und dreißig 9 Fuß hohen Statuen und Gruppen von weißem tyroler Marmor auf marmornen Piedestalen prangt. Auf der Höhe des Berges sehen wir das Gloriet[2399], ein prachtvolles, 300 Fuß langes, 60 Fuß hohes Gebäude mit herrlicher Kolonnade und Saal zu ebener Erde, das von seiner Plattform einen entzückenden Rundblick in all die Freuden gewährt, mit welchen Natur und Kunst sich hier gegenseitig überraschen. Ein höchst wichtiger Theil des Parks ist der botanische Garten mit sechs großen Gewächshäusern, ein wissenschaftliches Kabinetsstück von europäischem Rufe. Außerdem, wie überall in solchen Anlagen, Bassins, Statuen, Vasen, Fasanerien, Menagerien, Hühner- und Entenhöfe, Muster-Obstgärten, künstliche Ruinen, Obelisken und so weiter. Und willst du nun den Park verlassen, lieber Leser, so führt dich die Hauptallee an einer köstlichen mit Statuen geschmückten Quelle vorüber, die betrachte noch mit Theilnahme, denn die in ihr hausende Nymphe war es, die einst den Beherrscher dieses Reichs lockte und durch seine Hand all die Herrlichkeit hervorzauberte, die dich umgibt; daher der Name. Weiter führt der Weg dich nach Meidling. Rechtshin, am botanischen Garten vorüber, gelangst du nach Hietzing. Auch nach Hetzendorf lockt dich ein kühler Schattengang unter schönen Bäumen. Aber so schwer liegt der ringende Geist dieser Zeit auf den Herzen der Menschen, daß kein Auge sich eines reinen Genusses erfreut, und ob ihn die Natur mit allem Zauber des Kinderblicks anlächelte; auch du, mein Leser, kannst nimmermehr froh aus diesen Kaisergärten scheiden, bis für Deutschland abermals ein Abschnitt der Geschichte geschlossen, bis das Schicksal Oesterreichs erfüllt ist.

Die öffentliche Geschichte des Schlosses ist eine arme. Wir wissen nur, daß der Kaiser Mathias[2400] es gegründet, Maria Theresia es ausgebaut hat. Innerhalb seiner Mauern zeichnete Napoleon 1809 den Friedensvertrag, welcher nach ihrem Namen benannt wird, und auf derselben Schwelle ließ die Nemesis[2401] 23 Jahre später den Herzog von Reichstadt[2402] sein Leben aushauchen.

[2398] Sie wurde um 1754 fertiggestellt; der Architekt ist bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben.

[2399] Die Gloriette war im Jahr 1775 als letztes Gartengebäude nach Plänen von Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (siehe hierzu S. 782, Anm. 2386) als „Ruhmestempel“ errichtet worden.

[2400] Matthias (1557–1619), Erzherzog von Österreich; seit 1608 König von Ungarn und Kroatien, seit 1611 König von Böhmen und ab 1612 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[2401] Siehe hierzu S. 92, Anm. 181.

[2402] Siehe hierzu S. 769, Anm. 2363.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 66-72.

Wien von der Belvedere-Seite.

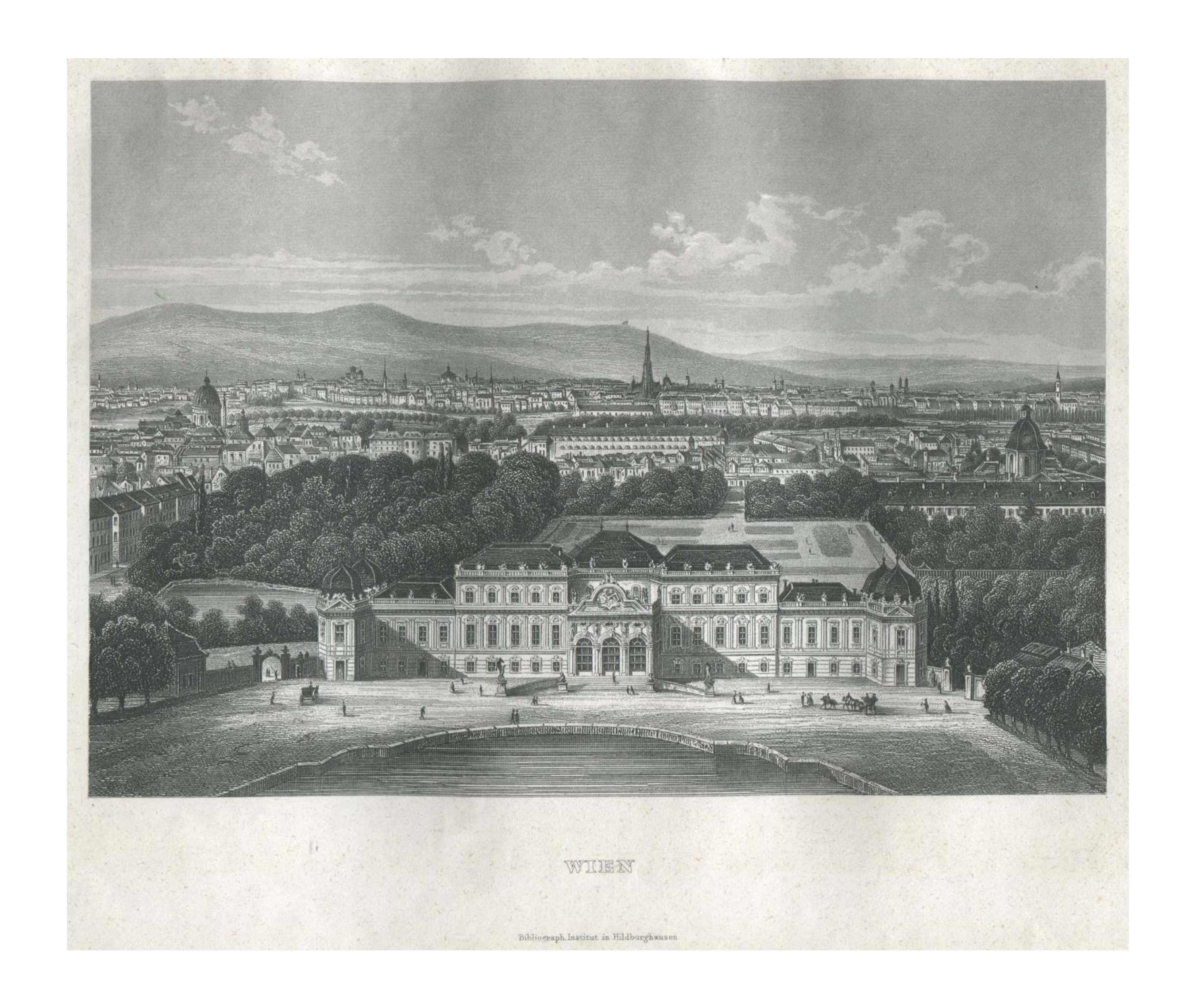
Belvedere[2403] heißt das Lustschloß, welches uns, wie zum festlichen Empfang in der Kaiserstadt, die Arme öffnet. Der Name ist hier bedeutungsvoll, und auch daß es ein „Lustschloß" ist, das uns aus dem Bilde willkommen heißt, kann uns bezeichnend sein für den ehemaligen Charakter Wiens, das einst kaum ein anderes Aushängeschild verdiente und – wünschte.

Daß aber dieses Bauwerk fürstlicher Prachtliebe seiner schönen Aussicht wegen gerade Belvedere, und nicht, wie in vielen anderen deutschen Gegenden, Bellevue genannt, daß die italienische Bezeichnung der französischen vorgezogen wurde, das ist kein zufälliger, sondern ein sehr bedeutungsvoller Umstand, dessen Motive mit einem Hauptstück der die gegenwärtige Richtung der stimmführenden Geister in Oesterreich noch immer beherrschenden Politik in engstem Zusammenhang stehen.

Unsere Leser wissen, und auch unser Universum hat es ihnen an vielen Stellen gesagt, daß das heutige Kaiserthum Oesterreich die Erbschaft des alten deutschen Reichs in dessen Beziehungen zu Italien angetreten hatte; und wie einst Deutschland, so leidet heute Oesterreich an den schlimmen Folgen dieser unglückseligen Erbschaft. Das vielgetheilte Italien war im ganzen Mittelalter das blutige Schachbret für die Kriegsspiele der mächtigsten Kronenträger Europa's. Nicht blos der Papst war dort von den Deutschen zu fürchten und zu bekämpfen, auch Franzosen und Spanier machten, so oft als nur möglich, den deutschen Kaisern die Herrschaft auf der Halbinsel streitig, und je länger dies geschah, desto entschiedener nahmen diese Kämpfe sich die vollständige Vernichtung des Gegners, die völlige Vertreibung des selben und all seines Einflusses auf italischem Boden zum Ziel. Am längsten und heftigsten war dieser Kampf in Oberitalien fortgeführt worden, nachdem in Unteritalien die Bourbonen sich festgesetzt hatten; je näher der französischen Revolution, desto erbitterter wurde er und gestaltete sich auch hier in einen Hauskrieg zwischen Habsburg und Bourbon um; den gefährlichsten Charakter nahm er aber Oesterreich gegenüber an, als das Haus Bonaparte sein falsches Spiel mit Völkern und Fürsten begann.

Der erste Napoleon vernichtete die alte Republik Venedig und warf das kranke Staatswesen Oesterreich in die Arme. Oesterreich nahm es als ein ihm durch Eroberungsrecht zugefallenes Gut hin, und Napoleon that wiederum ganz dasselbe, als er den alten Kaiserstaat zum zweiten Male gedemüthigt hatte. Das war der vollendetste Sieg Frankreichs gegen seinen ältesten Erbfeind in Italien. Hätte Napoleon zur Seelengröße eines Washington emporgeragt, so würde er nicht blos für Frankreich ein ruhm- und heilbringender Mann, er würde der Befreier der halben Welt geworden sein, denn nie, so weit uns die Geschichte in die Vergangenheit der Menschheit zurückleuchtet, war in eines Menschen Hand so ungeheure Macht gelegt und haben vor eines emporgekommenen Mannes Willen so alle geborenen

[2403] Das Schloß war im Auftrag des Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan (frz. François-Eugène de Savoie-Carignan, ital. Eugenio di Savoia-Carignano; 1663–1736) in den Jahren 1714 bis 1728 von Johann Lucas von Hildebrandt (1668–1745) erbaut worden.



WIEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Fürsten Europa's gezittert! – Namentlich war es in seine Hand gelegt, zweien Nationen zu ihrem verlorenen nationalen Rechte, zur Ehre nationaler Selbständigkeit wieder zu verhelfen: den Italienern und den Polen. Beide Länder sendeten Tausende ihrer Kinder für seine Siege in den Tod, aber beiden ward – derselbe Lohn: fürstlicher Undank.

Italien war von all seinen kleinen Herrschern, sogar vom Papste, befreit worden; nur die Inseln bewahrte der britische Dreizack den alten Dynastien. Anstatt aber in den Italienern sich freie Bundesgenossen zu erwerben, verwandelte Napoleon Italien zum Theil in eine Provinz und zum Theil in ein Vasallenkönigreich Frankreichs. Eugen[2404] und Murat[2405] waren die glänzenden Monde der napoleonischen Sonne; eigenes Licht durfte keiner seiner Vasallensouveräne in Anspruch nehmen, weder in Spanien noch in Holland, weder in Italien noch in Deutschland. Daraus erwuchs Italiens neues Unglück und das Oesterreichs zugleich.

Es war nämlich eine Eigenthümlichkeit der Ueberwinder Napoleons, daß Stiftungen und Einrichtungen desselben, durch welche Ansehen und Macht der regierenden Fürsten vor allem Volke erhoben wurden, nicht nur freundliche Schonung, sondern auch Nachahmung fanden; dazu gehören aber nicht nur die von ihm gestifteten Orden, nicht nur das Konskriptionswesen, die mächtigen Heere gegen das eigene Volk, sondern auch die Verachtung der Völker und insbesondere ihrer nationalen Ansprüche. Die Herren Fürsten und Diplomaten hatten gesehen, in welch rücksichtsloser Weise Napoleon den Völkern Fürsten nach seiner Wahl und den Fürsten Völker nach seinem Belieben zutheilte, sie hatten gesehen, wie er aus den verschiedenartigsten Nationalitätsbruchstücken neue Staaten zusammensetzte, und wie riesenhaft seine Macht scheinbar dadurch gewachsen war. Als nun der wiener Kongreß[2406] dieselbe Macht über das zerstückte Europa in ihre Hände legte, so beeilten sie sich, vor Allem in dieser Richtung sich als Napoleons würdige Nachtreter zu geberden. Mit frevelhafter Achtlosigkeit auf die Stimmen der Völker, die den Sieg über den größten Fürstenbändiger errungen hatten, schnitten die Diplomaten die neuen Staaten nach den alten Dynastien zu und klebten diese Fetzen als die neue europäische Landkarte aneinander. Die Gelüste der Fürsten und die Drohfinger der Großmächtigen (zu denen das besiegte Frankreich, nicht aber das siegende Deutschland gehörte! –) waren die einzigen Maßgeber bei dem diplomatischen Zuschneidergeschäft. Und die Fürsten zeigten so viele Ländergelüste, weil gar so schöne Stückchen Deutschlands und Italiens, an denen das Auge aller Wanderer sich erfreut, herrenlos geworden waren!

Zudem war noch eine andre Kleinigkeit der Salonsweisheit der modernen „Staatsmänner" im Kammerherrnfrack entgangen: nämlich die, daß ein Zusammenschweißen verschiedenartiger Völker zu einem Staate nur so lange möglich ist, als diese Völker selbst noch auf einer niedern Stufe politischer Kultur und allgemeiner Bildung stehen und an sich nicht stark genug zur Behauptung eigener Selbständigkeit sind. Die Unkultur fügt sich der Gewalt, und sie muß sich zu Gunsten der fortschreitenden und alleinherrschfähigen Civilisation dem Vorgeschritteneren fügen; das Gefühl und Bewußtsein großer nationaler Zusammengehörigkeit ist selbst erst ein Produkt höherer Bildung; am Anfang alles Völkerlebens gilt der Stamm allein als das Höchste und sucht all seine Ehre im Kampf mit dem stammverwandten Nachbarn.

Derlei Lehren der Geschichte klingen dem Ohre der hochweisen Diplomatie wie Larifari. Freilich, wo kämen auch die politischen Thorheiten her, wenn sie nicht begangen würden? Und so hatten denn die Herren von der Erbstaatsweisheit – denn Diplomaten können nur Adelige werden! – Griechenland an den Türken, Belgien an Holland, Polen direkt und Moldau-Walachei indirekt an Rußland, Schleswig-Holstein an Dänemark und Italien an Oesterreich und die Bourbonen geschmiedet, und sie sahen Alles an, was sie gemacht hatten, und empfingen für ihr neues Weltgeschichtskapitel große Orden und fanden das sehr gut.

[2404] Eugène-Rose de Beauharnais (1781–1824), von 1805 bis 1814 Vizekönig von Italien.

[2405] Joachim Murat, grand-duc de Berg et de Clèves und seit 1808 König von Neapel (ital. Gioacchino Murat; 1767–1815; hingerichtet).

[2406] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, vollzog die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon Bonapartes in den Koalitionskriegen.

In der That dauerte diese Herrlichkeit auch so lange, bis die Völker von ihrem Erstaunen über die Frechheit, mit welcher der Undank sie abgelohnt und die Untreue sie niedergetreten hatte, sich genügend erholt hatten. Dann begann durch ganz Europa das Rütteln und gegenseitige Wecken der Völker, denn alle Völker waren einig im Haß gegen das diplomatische Trugspiel, das der dienstselige Adel unterm deckenden Schatten der Throne an allen verübt hatte. Kultur und Halbkultur regte sich, Griechenland machte sich frei[2407], Belgien riß sich von Holland los[2408], Spanien[2409] und Neapel revoltirten[2410], Polen stand auf[2411], Moldau und Walachei wurden zum Zankapfel zwischen Rußland und der Pforte[2412], böse Tage in Galizien[2413], dafür in einer glücklichen Reaktionsstunde Krakau von der Landeskarte gestrichen[2414], endlich nach Schleswig-Holstein[2415] der große Prinzenfeldzug[2416] und schließlich als Fortsetzung des Krimkriegs und als sardinische Belohnung für denselben[2417] der jüngste Kampf Frankreichs und Oesterreichs in Italien[2418].

Und abermals war es ein Napoleon, welcher die Macht Habsburgs in Italien brach. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob dieser zweite Bonaparte im französischen Volkskaisermantel, dieser zweite Parvenu[2419] der (dritten) französischen Revolution, ehrlicher sei, als der erste es war, d. h. ob er den Nationen wirklich das bringen wolle, was er ihnen verspricht und durch seine Leute in der Presse versprechen läßt. Wir müssen es unseren Lesern überlassen, sich es selbst zu überlegen, wie das „Frei bis zur Adria“ mit dem Frieden von Zürich, wie der Friede von Zürich mit der geduldeten Vertreibung der kleinen italienischen Fürsten, wie diese Fürstenvertreibung mit seinem Vorschlag der Stiftung eines,

---

[2407] In der Griechischen Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Fremdherrschaft der Osmanen von 1821 bis 1829 gegen die Fremdherrschaft der Osmanen (siehe hierzu S. 166, Anm. 424).

[2408] Am 4. Oktober 1830 war nach den schweren Kämpfen der Belgischen Revolution die Unabhängigkeit von den Niederlanden erklärt worden, die in der Verfassung vom 7. Februar 1831 ihren völkerrechtlich verbindlichen Ausdruck fand.

[2409] Die sog. Carlistenkriege (siehe hierzu S. 693, Anm. 2143).

[2410] Mit dem Militärputsch vom 5. Juli 1820 war Ferdinand I. (ital. Ferdinando I delle Due Sicilie; 1751–1825) gezwungen worden für den Gesamtstaat beider Sizilien eine Verfassung zu gewähren, die aber bereits 1821 durch eine international gebilligte österr. Militär-Intervention wieder beseitigt wurde. Im März 1848 kam es in Neapel, wie in ganz Europa, erneut zu einer Revolution. Ferdinand II. (hierzu S. 314, Anm. 876) sah sich zunächst gezwungen, eine Verfassung akzeptieren, konnte diese jedoch bald wieder mit Hilfe von Schweizer Söldnern außer Kraft setzen. Im Oktober 1860 wurde besagtes Königreich von Garibaldi (S. 313, Anm. 866) dem Königreich Sardinien-Piemont angeschlossen.

[2411] Mit dem Ausbruch des Krakauer Aufstands am 18. Februar 1846, der die Wiederherstellung eines poln. Gesamtstaats zum Ziel hatte.

[2412] „Hohe Pforte“ war die Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 188, Anm. 497).

[2413] Nach dem am 20. März 1848 in Posen ausgebrochenen „Großpolnischen Aufstand“, der zwar bereits am 9. Mai niedergeschlagen worden war, verblieb das ebenfalls aufständische Galizien bis 1854 in österr. Belagerungszustand.

[2414] Nach dem Krakauer Aufstand von 1846 (siehe hierzu S. 789, Anm. 2411) hatte Österreich die Republik Krakau am 16. November 1846 mit der Zustimmung Rußlands und Preußens okkupiert und 1849 als Großherzogtum Krakau in das österr. Kronland Galizien eingegliedert.

[2415] Hiermit ist die Schleswig-Holsteinische Erhebung von 1848 bis 1850 gemeint, die mit dem dän. Sieg bei Idstedt am 24./25. Juli 1850 niedergeschlagen worden war.

[2416] Der Krimkrieg, in dessen Verlauf zahlreiche russ. Fürsten (im Frz. princes) und so mancher Prinz königl. bzw. kaiserl. Geblüts wie z. B. Napoléon Joseph Charles Paul Bonaparte, genannt Prince Napoléon oder Plon-Plon (1822–1891) oder Prince George, 2nd Duke of Cambridge (1819–1904) als Feldherren agierten.

[2417] Das Königreich Sardinien-Piemont war im Krimkrieg von 1853 bis 1856 Mitglied der gegen die Expansionsgelüste Rußlands gerichteten Militärallianz, der neben der Türkei auch die Großmächte Großbritannien und Frankreich angehörten.

[2418] Der Sardinische Krieg zwischen dem Kaisertum Österreich auf der einen Seite und dem Königreich von Sardinien-Piemont sowie dem Kaiserreich Frankreich auf der anderen Seite, in dem Österreich am 24. Juni 1859 bei Solferino entscheidend geschlagen wurde. Im Frieden von Villafranca vom 11. Juli 1859 mußte Österreich zwar die Lombardei abtreten, behielt jedoch weiterhin bis 1866 die Herrschaft über Venetien.

[2419] Frz., Emporkömmling.

dem deutschen würdig zur Seite stehenden, italienischen Bundes, wie dieser italienische Bundestag mit den geduldeten Siegen Garibaldis, wie diese Duldung mit der Beschützung des Papstes[2420] und wie endlich das ganze Papstthum mit dem Bonapartismus zusammen zu reimen sei. Das ist eine schwere Aufgabe, mit deren Lösung wir billig warten, bis die nächste französische Revolution ihr Wort gesprochen hat.

Das Eine ist aber heute schon klar, daß dieser Napoleon III.[2421] für seine Siege die zuverlässigste Grundlage wählte: seine Grundlage sind alle jene großen politischen Fehler, durch welche die europäische Diplomatie in der Nachahmung der schwächsten Seiten seines Oheims sich hervorthat. Der Nichtachtung aller Nationalität setzte er die entschieden ausgesprochene Berechtigung jeder Nationalität zu staatlicher Selbständigkeit, den Erbrechtsansprüchen der Legitimität den Wahrspruch von der Selbstbestimmung der Nationen und der Fürsteneinigkeit gegen die Völker das Prinzip der Nichtinterkonvention entgegen, für das er durch seine Interkonvention in Rom und Gaeta[2422] sogleich die Ausnahmsstellung Frankreichs faktisch und praktisch behauptete.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Frankreich und Oesterreich einig in einer Anschauung waren. Frankreich hatte längst die Vortheile Oesterreichs einem zersplitterten Deutschland und Italien gegenüber erkannt; es war offenbar Frankreichs erstes Ziel, Oesterreichs bevorzugte Stellung in Italien für sich allein zu gewinnen. In Frankreich vergaß man nicht so leicht, daß es einst einen kaiserlich französischen König von Rom[2423] gab. Der Ausführung dieses Wunsches stemmte sich der patriotische Andrang der italienischen Nation zu mächtig entgegen; und als der Ruf „*Italia una!*“ mit Siegesjubel durch die ganze Halbinsel drang, warf er ihn mit den alten Fürstenstühlen über den Haufen. –

Ging nun auch dieses stille Plänchen für Napoleon verloren, konnte er nicht als Mitglied eines italienischen Bundes (für Corsika und Nizza) die schwere Hand über das ganze italienische Reich sammt allen seinen geistigen Regungen und materiellen Mitteln ausstrecken, so wußte er selbst seine geheime Niederlage durch ein „*Italia una*“ doch desto nachhaltiger für Frankreichs und der Bonaparte’s alten Lieblingsplan – der vollendeten Schwächung Oesterreichs – zu benutzen. Dieser Plan konnte ihm aber nur dadurch gelingen, daß er Oesterreich nicht ganz und gar aus Italien vertrieb, sondern daß er ihm Stadt und Gebiet von Venedig sammt dem – gegen die heutigen Belagerungsmittel ohnedies nutzlosen – Soldatengrab Mantua[2424] ließ. Keiner der Siege Napoleons war für Oesterreich so verhängnisvoll, als dieser Frieden[2425], denn keiner nöthigte ihn zu so schweren Opfern, wie dieser, der die Kraft eines ganzen Staats, und zwar eine ohnedies sehr geschwächte Kraft, auf’s Aeußerste in Anspruch nimmt, um eine unheilbare Wunde am Staatskörper Oesterreichs fort und fort nothdürftig zu verdecken.

So ist es bis heute geblieben. Der Erbzug der alten Kaiser nach Süden übt noch heute seine Kraft aus, noch heute ist der Blick nach Italien ein – Belvedere, von dem das Auge des Kaiserhauses sich nicht trennen kann. Es ist ein Kampf im Herzen der Dynastie, dessen Schwere wir vielleicht kaum ahnen, denn er geschieht mit dem Hinblick auf die ungeheuren Opfer, welche der gesammte übrige Kaiserstaat bringen muß, um diese eine Nebenkrone, den zerstückten lombardo-venetianischen Reif, auf dem Haupte des Kaisers zu erhalten.

Zu keiner Zeit ist der Bestand eines Reiches aus verschiedenen zusammengezwungenen und sich gegenseitig befeindenden Nationen gefährdeter gewesen, als zu unserer. Eben weil die politische Bildung der Völker nicht länger aufzuhalten war, ist mit der Erkenntniß der eigenen Rechte der Trieb

---

[2420] Pius IX. (siehe hierzu S. 86, Anm. 173).

[2421] Charles Louis Napoléon Bonaparte (1808–1873), 1848 bis 1852 französischer Staatspräsident, dann bis 1871 als Napoléon III. Kaiser der Franzosen.

[2422] Zugunsten des Heiligen Stuhls.

[2423] Napoleon Franz Joseph Karl Bonaparte, Herzog von Reichstadt (siehe hierzu S. 769, Anm. 2363), der seit 1811 den Titel König von Rom trug.

[2424] Im Frieden von Villafranca (siehe hierzu S. 789, Anm. 2418) hatte man Österreich das 1815 zu Verteidigungszwecken errichtete Festungsviereck (ital. Quadrilatero) belassen, das neben Mantua auch noch die befestigten Städte Peschiera, Legnago und Verona umfaßte; zudem behielt Österreich bis 1866 auch die Herrschaft über Venetien.

[2425] Siehe hierzu S. 789, Anm. 2418.

nach Selbständigkeit erwacht. Wo aber diese Selbständigkeit eines abgerissenen Volkstheils nur möglich ist durch die Wiedervereinigung des Getrennten, da wird dieses Zusammenstreben unwiderstehlich – und wo ein Staat aus mehren solchen abgerissenen Theilen zusammengesetzt ist, da muß es im Laufe der Zeit so weit kommen, daß die nach außen strebenden Volkstheile den ganzen Staat auseinanderreißen.

Welchen Einfluß das polyglotte Oesterreich auf des Reiches Hauptstadt ausübte, ist bekannt. Es ward eine Stadt, in welcher der gemüthliche Unterösterreicher herrlich und in Freuden von den reichen „Welschen" und verschwenderischen Ungarn, Polen, Kroaten, Slavoniern[2426] etc. lebte, welche entweder zu den 5000 Adeligen, oder zu den 6000 Beamten oder 15,000 Soldaten gehörten, die man in Wien zählte, oder die zu ihrem Vergnügen als freie Leute (zu deutsch Particuliers) dort wohnten, oder die, als zu den 6000 Fremden gehörig, nur als des Rupfens wegen anwesend betrachtet werden konnten.

Diese hochbunte Schlaraffenfarbe ist bereits von Wien gewichen, sie ist in den Tagen der Revolution, der Reaktion, der Reichsnoth und der Reichsverjüngung erblichen; das mit verjüngte Wien sieht viel älter aus, als das alte zur Zeit seiner flitternden und kostbaren Bummelei, selbst im äußersten Katzenjammer je ausgesehen hat. Diese Veränderung ist natürlich nur in den Physiognomien der Leute zu sehen, hat namentlich dem öffentlichen gesellschaftlichen Leben eine andere Farbe aufgedrückt, hat die Kindereiseligkeit der Alten in den Kneipen und Gärten vermindert und selbst den ehemals unermeßlichen Einfluß der Volkstheater auf die Masse abgeschwächt. Der Duft ist von der Pflaume der Urgemüthlichkeit durch die harte Hand des Schicksals abgewischt.

Und. hat Wien wirklich viel daran verloren? – Wir, von unserm Standpunkt aus, müssen diese Frage mit Nein! beantworten. Man verlangt von der Hauptstadt eines großen Reichs, welches in der Welt eine wichtige Stellung einnimmt, daß sie die hohe Wichtigkeit und den Ernst ihrer Würde auch äußerlich zur Schau trage. Man will nicht, daß dies durch die Bauwerke, durch die hohen Thürme, prächtigen Kirchen, stattlichen Schlösser und prunkenden Palastreihen allein geschehe, man fordert, daß auch in der Haltung der Bevölkerung sich ein Gesammtbild darstelle, das vom Bewußtsein der Macht des Staats, dem man angehört, des Ernstes seiner Aufgabe zeugt, und ein Zeichen verräth von dem Stolz und der Genugthuung darüber, daß man einem solchen Staate angehört und in des Reiches Hauptstadt wohnt. Das wenigstens möchte man aus dem öffentlichen Bilde des Volkes hervortreten sehen. Aber gerade davon verrieth das alte Wien keine Spur. Die große Masse kannte keine Sache, keine Idee, der sie mit staatsbürgerlichem Gefühle huldigte, sie kannte nur allerhöchste Personen, deren Wohlergehen ihr eine laut geäußerte Unterthanenfreudigkeit erregte und deren Mißgeschick es mit auf richtigster Traurigkeit von ganzem Herzen mitbeklagte. Zu dieser Masse gehörte alles Volk, das nicht von Amtswegen dem Staate diente, und auch von dieser Staatsdienerschaft hatten nur Diejenigen sich um den Staat zu bekümmern, welchen dies befohlen war. Alle Uebrigen hatten einzig und allein dafür zu sorgen, daß sie ihre Steuern richtig zahlen, ehrlich leben und nach Kräften vergnügt sein konnten. – Das ist plötzlich anders geworden, seit dem Augenblick, wo zum ersten Male der Wahlspruch Metternichs[2427] in dem Staub lag, jener einst vielgepriesene Ausspruch christlichmilder Despotie: „Alles für, Nichts durch das Volk!"[2428] – Von diesem Tage an durchschritten Männer die Straßen Wiens, welche, obwohl nicht in die kaiserlich politische Uniform gekleidet, Gedanken an Wohl und Wehe des Vaterlandes im Haupte trugen; sie riefen sie hinaus, sie redeten von Ecksteinen und Brunnensäulen herab, sie sammelten viel Volks um sich, das in seiner kindischen Gewohnheit nur eine reine Art Volksschauspiel in diesem öffentlichen Politikmachen sah, allein – trotz aller Irrthümer, Auswüchse, Vergehen und selbst Verbre-

[2426] Die Einwohner der historischen Region im Osten Kroatiens (siehe hierzu S. 59, Anm. 90).

[2427] Der österr. Staatsmann Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.

[2428] Dieser Ausspruch stammt nicht vom damals überaus verhaßten Fürsten Metternich (s. o.), sondern von dem vor allem vom prot. Deutschland als Reformer gefeierten Kaiser Joseph II. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2358), der damit das Leitprinzip für seine Reformen formuliert hatte.

chen der sogenannten Straßendemokratie – das Volk ging unbewußt dennoch in die erste Schule des öffentlichen Lebens, es lernte dennoch, es blieb in den besseren Köpfen mancher hingeschleuderte Gedanke hängen, der in den engeren Kreisen weiter getragen und verarbeitet wurde, das Volk lernte an ernsten Dingen den Blick üben, der bisher nur nach fröhlichem Blödsinn gesucht hatte, und wenn Vieles vorkam, welches an die Schulzeit erinnert, in welcher die wilden Knaben in den Flegeljahren stehen, so konnte der Vorwurf von Rechtswegen nicht das Volk treffen, sondern Diejenigen, welche sich so ängstlich gehütet hatten, dieses Volk je in die politische Schule zu führen. Wer aber das Wien von 1848 mit dem von heute vergleicht, der wird mit stillem Freudenicken zugeben, daß das Volk nicht wieder aus der Schule gelaufen ist, daß es gut aufgeschaut hat und daß bei ihm die Zeiten der Flegeljahre nun vorüber sind. Die Wiener sind ernst geworden, die Wünsche, die Hoffnungen für den bedrängten Staat spiegeln sich im Antlitz des ganzen Volkes ab – und das imponirt mehr und dringt tiefer in's Herz des Beschauers, als alle Machtentfaltung des militärischen Rüstzeugs und alle Wichtigthuerei der diplomatischen Prachtkarossen.

Große Residenzen berechnen ihre Einnahme nicht ängstlich nach der Ausgabefähigkeit des Hofs. Wenn einer unserer kleinen herzoglichen oder hochfürstlichen Staaten eine seiner Provinzen verlöre, so würde dies allerdings auf die Kasse des Hofmarschallamts einen Einfluß ausüben, der in den meisten Straßen der Residenz seine Nachwirkung zeigte. Wien hat noch bis heute den Verlust der Lombardei nicht gespürt, und es leben viele hellerleuchtete Wiener, welche eben so wenig murren würden, wenn – „Belvedere" ganz und gar in „Schönblick" umgewandelt, wenn das Land so unermeßlichen deutschen Fluchs und so viel deutschen Elends endlose Ursache endlich gar dahin wäre. Wenn aber eine Hauptstadt nicht mit kleinlichen Finanzrücksichten auf die große Politik des Staats zu schauen braucht, wenn sie sogar befähigt wird, den Wünschen der gesammten Reichsbewohnerschaft kühn voran zu treten, dann erst hat sie die Würde erlangt, die ihr gebührt, und sie braucht nicht mehr zu beklagen, daß der Duft der Harmlosigkeit von der Pflaume der Gemüthlichkeit ihrer Bewohner fort ist.

Wien ist in der That die Stadt, die, im Nothfall, noch größere Verluste ertragen könnte, als den seiner „welschen" Bewohner und Gäste. Es wird nicht zu Grunde gehen, wenn der alte Wolfgang Schmölzel[2429] nicht mehr Recht hat, der einst schrieb:

„Ich dacht, ich wär gen Babel khumen,
Wo alle Sprach ein Anfang g'numen,
Hebräisch, griechisch vnd lateinisch,
Deutsch, französisch, türkisch, spanisch,
Böheimisch, windisch[2430], italienisch,
Hungarisch, guet niederländisch,
Raizisch[2431], polnisch und chaldäisch."

Es ist sogar vorauszusehen, daß eine Verminderung der polyglotten Bedeutung des Staats auch der Reichshauptstadt nicht zum Schaden gereichen würde. Bereitet sich in Wien doch so viel Neues vor, und vor der Hand blos durch Beseitigung des Alten, daß man mit seinen Zukunftsblicken schon etwas kühn vorgehen darf. So sind bereits die Bastionen, welche die Christenheit einst gegen Mongolen, Ungarn und Türken schützten, geschleift, die Wallgräben ausgefüllt und neue Wege des Lichts geworden; selbst die die innere Stadt beengende, schiefwinklige Bastei fiel vor Kurzem auf Franz Josephs[2432] Befehl, so daß der Vereinigung der meist der Neuzeit angehörigen Vorstädte mit dem am Alterthum hangenden Inneren, der sogenannten „Stadt", kein Hinderniß mehr im Wege steht. Es ist nun wohl leicht erklärlich, daß, so lange eine große Anzahl bunt und phantastisch gekleideter Donauvölker, wie

[2429] Der komponierende und dichtende oberpfälzer Pfarrer Wolfgang Schmeltzl († ca. 1564) in seinem „Lobspruch der Hochlöblichen weit berümbten Khünigklichen Stat Wienn in Österreich." (Wien 1547).

[2430] Slowenisch.

[2431] Serbisch.

[2432] Franz Joseph I. (1830–1916), seit 1848 Kaiser von Österreich.

Magyaren, Kroaten, Kumanen[2433], Walachen[2434], Panduren, Hanaken[2435] u. s. w., alle von dem paradiesischen Leben Wiens geblendet, mit voller Begeisterung singen: „Es gibt nur eine Kaiserstadt, gibt nur ein Wien“, das deutsche, geistige Element weder den ihm gebührenden Aufschwung genommen, noch auf alle jene Völker den rechten Einfluß geäußert hat; die Wiener sangen aber mit, und damit man nicht von Außen in diesem idyllischen Genusse gestört wurde, so ward von Oben dafür gesorgt, daß von den großen Errungenschaften des deutschen Geistes „draußen im Reiche“ nur sehr wenig in Oesterreich eindrang. Weder Luther, noch Friedrich II., weder Lessing[2436], noch Kant[2437] hinterließen dort einen bleibenden Eindruck und selbst Wien ward keine freie Stätte für die Wissenschaft und den Glauben; nur die Musik fand hier eine gastliche Ausnahme und liebevolle Pflege, aber auch blos, weil sie der Sinnlichkeit der Wiener behagte. Diese Zeiten sind nun vorüber, seitdem „Abgeordnete“ des Reichs in der Hauptstadt weilen, auf öffentlichem Rednerstuhl im Saale der Reichsstände das Recht des Volks und der Krone gewogen und aus dem Konglomerat des alten Kronländerstaates ein konstitutionelles Reich aufzurichten gestrebt wird.

Seitdem wir Wien zum letzten Mal betrachtet haben (Bd. X des Universums), hat sich die Zahl seiner Vorstädte auf 34 und die der Einwohner auf ungefähr 550,000 vermehrt. Unverändert ist nur die Enge der Straßen der inneren Stadt und die Höhe der Häuser (zur Weintraube 7 Stock) geblieben; auch der wiener Staub ist konservativ und so arg, daß die handfestesten Wiener sagen, sie müssen dieser Ursache halber zehn Jahre früher sterben, als andere Residenzler. Auch die Zuverlässigkeit der Fiaker soll sich noch sprichwörtlich erhalten haben, die auf der Straße verkehrenden Personen dem Frager noch immer gerne eine Nase drehen. Die übrigen Sehenswürdigkeiten Wiens sind noch dieselben, die Bibliothek der kaiserlichen Burg zählt noch immer 320,000 Bände, 12,000 Incunablen und 16,000 Handschriften und bewahrt noch immer den Koran in Form einer Wallnuß und dergleichen Seltenheiten. Es ist in der That schade, daß man in Wien vom Besuch von Sammlungen aller Art zu bald übersättigt wird. Man würde seiner Aufmerksamkeit auf dieselben weit größere Schätze zu verdanken haben, als so geschieht. Wie reich ist nur das kaiserliche, sowie das bürgerliche Zeughaus au historischen Sehenswürdigkeiten, von Rudolf I. an, meist aus den Ungarn- und Türkenkriegen bis auf die neueste Zeit. Nicht weniger Interessantes bewahren die vielen und äußerst werthvollen Gemälde- und Kunstsammlungen in den Schlössern der alten Adelsgeschlechter Esterhazy, Liechtenstein, Schönborn, Harrach, Czernin u. s. w.

Der Leser erwarte jedoch an dieser Stelle keinen Fremdenführer. Der ungeheuere Reichthum der Sehenswürdigkeit von Wien erfordert für die einfachste Schilderung ein dickes Buch, ein Wegweiser begnügt sich mit Auszeichnung der Namen und überläßt es dem Reisenden, die Sache selbst in Augenschein zu nehmen und sich das Sachliche, zu merken. Beides würde in unserm Universum übel angebracht sein.

[2433] Das turksprachige Volk der Kıpçak, das urspr. aus der Gegend des Flusses Irtysch (russ. Иртыш, kasach. Ертіс, Ertis), Nebenfluß des Ob in Rußland und China stammt; bei uns ist es auch unter der Bezeichnung Kumanen oder Polowezer bekannt.

[2434] Rumänen.

[2435] Die Hanáci, eine Volksgruppe aus der Hanna in Mähren.

[2436] Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781).

[2437] Immanuel Kant (1724–1804).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 108-112.

CCXXVII. Die Gleichen in Thüringen.

Jede Zeit erhielt von der ewigen Weisheit ungefähr das gleiche Maß von bildenden Kräften zur Ausstattung. Nur in der Anwendung derselben sind die Zeiten verschieden. Während die Gegenwart sie auf dem breiten, empirischen Grunde des Nützlichen praktisch entwickelt, räumt sie doch willig der Vergangenheit in allem Höheren, Idealen den Vorzug ein.

Jede Thätigkeit erkennt man am sichersten an ihren Früchten. Wenn dieß wahr ist, dann wird die Geschichte leicht belehren, welche Fülle das Mittelalter und zwar zu allermeist in Deutschland hervorgetrieben. Dreist darf es sich mit der Neuzeit messen, sowohl nach ihren äußern Formen, als nach ihren geistigen. Unsern Kanälen, Brücken, Viadukten, Eisenbahnen hält sie siegreich ihre Münster, ihre Kaiserburgen, ihre Fürsten- und Ritterschlösser, ihre Abteien entgegen; in der Kunst stellt sie unserem Cornelius[2438], unserem Overbeck[2439] und Thorwaldsen[2440], in ihrem Van Eyck, Dürer und Peter Vischer[2441] mehr als ebenbürtige Namen entgegen, und in Bezug auf Staatsentwickelung und Gesetzgebung unsern Verfassungen ihre Institutionen, deren tiefer Sinn schon die oberflächlichste Betrachtung entdeckt und die tiefste nicht ergründet, in denen Alles harmonisch zusammenstimmend in einen schnellkräftigen, gesunden, blühenden Staatskörper sich vereinigt. Selbst bei den Wettkämpfen der Philosophen, der Gottesgelehrten und Scholastiker, unähnlich den Federkriegen der Neuzeit, sehen wir eine lebendige Gymnastik, die im Innersten erfreut. Sie wurden, gleich den Uebungen der körperlichen Kraft und Gewandtheit in den Ritterspielen, gehalten vor den Augen der theilnehmenden Nation; es waren wahre Turniere, in welchen die Geister eine Gewandtheit und Schärfe erlangten, an die wir nicht von ferne mehr reichen. Bei aller Bereitwilligkeit zur Anerkennung des Guten in der Gegenwart und ihrer unendlichen Vorzüge in Betreff der praktischen Anwendung ihrer bildenden Fähigkeiten ist doch durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß das Mittelalter in seinem ganzen Thun und Wesen eine Tüchtigkeit, Lebendigkeit und Innigkeit entwickelt, von der uns kaum ein Begriff mehr übrig ist.

Auch ihr, ihr traulichen Ueberreste verhallter Jahrhunderte, die ihr Thüringens schönste Fluren, gleich halbversunkenen Grabsteinen einen blühenden Friedhof, überragt, zeugt rühmlich von deutscher Vorzeit. Wehmüthig betrachte ich euch im Bilde; denn ich gedenke eurer als das Lieblingsziel meiner einsamen Wanderungen, als den Ort, wo ich, als Knabe, schöne Lebensträume geträumt. Wie oft saß ich auf den erkletterten Zinnen eurer grauen Warten, des Untergangs der Sonne zu harren, den trunknen Blick in ihr Feuermeer zu tauchen, oder ihn schweifen zu lassen über die vergoldeten Fluren und schimmernden Wälder! Wie oft, wenn ich in diesen Ruinen wandelte, zog die Sage mich in ihren magischen Kreis und gingen die Geister und Thaten Aller, die ihre Ruhestätte hier gefunden, vorüber an meiner Seele! Ach! wie erschienen doch damals dem schwermüthigen Knaben das Leben und die Zukunft so überschwänglich reich; denn er betrachtete beide im Spiegel der Vergangenheit und im bunten Farbenscheine der Poesie und Legende. Das waren freilich Vorstellungen, die keine spätere Wirklichkeit ausfüllen konnte, und neben welchen das reichste Leben wie ein Bettler einhergeht. –

Die „drei Gleichen," wie der Thüringer die Schlösser Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg gewöhnlich nennt, liegen in der Mitte eines von den Städten Gotha, Arnstadt und Erfurt eingeschlossenen Dreiecks, zwei bis drei Stunden von ihnen entfernt. Sie krönen Bergkegel, die aus einer

[2438] Der Maler Peter von Cornelius (1783–1867).

[2439] Der Nazarener Johann Friedrich Overbeck (1789–1869).

[2440] Der dän. Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1770–1844).

[2441] Der Bildhauer Peter Vischer d. Ä. (ca. 1455–1529).



GLEICHEN UND MÜHLBERG
in Thüringen

fruchtbaren, fast ebenen Landschaft sich emporheben. Nur die beiden ersten fallen in den Rahmen unsers Bildchens; die Wachsenburg werden wir noch in einer besondern Darstellung zeigen[2442].

Mühlberg ist die älteste der Ruinen. Das niedrige Gemäuer sieht, wegen eines runden, 70 Fuß hohen Thurmes von riesenhaftem Verhältnisse, von ferne aus, als trüge es eine Krone auf dem Haupte. Außer jenem Thurms ist nichts mehr erhalten; wer aber die Mühe und Gefahr nicht scheut, diesen zu erklettern, den erfreut eine wunderschöne Aussicht. Südwärts dehnt sich das Panorama des Thüringer Waldgebirges, auf dessen Kamm wohl hundert benamte Berge zu unterscheiden sind, vor dem Beschauenden in einem Halbkreise aus dessen Spitzen bei zwanzig Stunden aus einander stehen. Im äußersten Westen thront die Wiege des Thüringer Volksthums, die ehrwürdige Wartburg; im Osten macht der Ettersberg bei Weimar die Grenze; im Norden dehnt die Aussicht bis zum Harze sich hin, und die Brokkenspitze ist, trotz einer dreißigstündigen Entfernung, bei heitern, Himmel mit bewaffnetem Auge deutlich zu erkennen. Die malerischen Trümmer der Schwesterburg Gleichen winken so nahe herüber, daß man vermeinen möchte, sie mit einem Steinwurf zu erreichen. Die Städte Arnstadt und Erfurt prangen mit ihren Thürmen, Gotha mit seinem herrlichen Fürstenschlosse, daneben, auf kahlem Kalkfelsen, die Sternwarte Seeberg, und unzählige Dörfer und Flecken liegen gebettet in reichen Fluren, oder recken ihre schlanken Thurmspitzen über vorliegende Höhen, oder aus tiefer liegenden Gründen. – Im Vistenbuche Thüringens[2443] ist's eines der herrlichsten Blätter! –

Auf den ältesten Schicksalen der Burg und der Zeit ihrer Erbauung ruht undurchdringliches Dunkel. Sie gab einem in Thüringens Frühgeschichte glänzenden Grafengeschlechte den Namen, welches aber schon im dreizehnten Jahrhunderte erlosch. Als auflässiges Lehn fiel Mühlberg an das landgräfliche Haus zurück, und als auch dieses aus starb, wechselte die Burg häufig ihre Besitzer. Ihre Zerstörung soll im 16. Jahrhundert durch Feuer geschehen seyn; ein Blitz, so heißt's, habe sie angezündet. Noch im vorigen Jahrhunderte waren die Ruinen viel bedeutender; ein zweiter viereckiger Thurm stand, höher als der runde, jetzt noch übrige. 1768 stürzte er während eines Sturmes ein, und die Bauern der Gegend holten die Quadern als Bausteine weg. Selbst zum Erfurter Festungsbau wurden während der Napoleon'schen Herrschaft viele 100 Fuhren Bausteine aus den Trümmern gehrochen, und die meisten Ueberbleibsel verschwanden bis auf die Grundmauern. Nur aus der Menge der eingestürzten Kellergewölbe läßt sich noch auf den ehemaligen, sehr großen Umfang der Burg schließen; sie bedecken die ganze Bergkuppe und gähnen dem Wanderer zwischen Dorngestrüppe und Strauchwerk bei jedem Schritte entgegen.

Ein halbstündiger, recht angenehmer Weg führt von Mühlberg nach den romantischen Trümmern der Burg Gleichen, durch die Geschichte ihres Helden, die so viele Dichter begeisterte, weltberühmt. Noch streckt der in Stein gemeißelte Löwe über'm alten Burgthor aus Fliederbüschen und Himbeerranken seine verwitterte Pranke hervor, und ruft uns die von Musäus[2444] so anmuthig erzählte Legende, – das Ergötzen unserer Jugend, – ins Gedächtniß zurück. Ich will sie wieder erzählen; doch kürzer zusammen fassen. –

– Von Rom war ein Ruf ausgegangen zum neuen Zuge in's heilige Land, beizustehen den hartbedrängten Christen, und Kaiser Friedrich der Rothbart[2445] rief seine Vasallen herbei zur fernen Heerfahrt für die Ehre des alleinigen Gottes. Der Thüringer Landgraf Ludwig[2446], sein treuer Lehnsmann, folgte willig dem kaiserlichen Gebot. Er befahl einen gemeinen Aufstand und nannte eine kurze

---

[2442] Dies sollte leider nie geschehen.

[2443] Hiermit dürfte der von Ludwig Bechstein (1801–1860) bearbeitete Band „Wanderungen durch Thüringen. […]. – Mit 30 Stahlstichen“ (Leipzig: G. Wigand's Verlag [1838]) gemeint sein, in dem sich vor S. 213 eine entsprechende, von Otto Wagner (1803–1861) entworfene und R. Dawson (erwähnt zw. 1830 u. 1860) gestochene Tafel findet.

[2444] Der dt. Philologe, Schriftsteller und Literaturkritiker Johann Karl August Musäus (1735–1787); er hatte besagte Sage unter dem Titel „Melechsala“ 1786 in den 5. Bd. seiner insgesamt fünf Bände umfassenden, ab 1782 in Gotha bei Carl Wilhelm Ettinger (1741–1804) erschienenen Ausgabe der „Volksmährchen der Deutschen“ aufgenommen.

[2445] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

[2446] Ludwig III., genannt der Fromme oder der Milde, (1151/52–1190), seit 1172 Landgraf von Thüringen.

Frist für die Grafen und Herren seines Landes, sich um ihn zu sammeln mit ihren Reisigen, und ihm zu folgen in’s Lager des kaiserlichen Heeres. Viele aber suchten Vorwand, die Kriegsfahrt abzulehnen; nur wenige kamen – unter ihnen Graf Ernst von Gleichen[2447], mit einer Schaar rüstiger Kämpen, Ritter wie Reisige. Dem jungen, kraftstrotzenden Grafen und seinem thatensüchtigen Geiste gelüstete nach Abenteuern unwiderstehlich, und weder Bitten, noch Thränen seiner liebreizenden Hausfrau, die ihm in 2 Jahren der glücklichsten Ehe 2 Kinder zur Welt geboren hatte, und ein drittes unter dem Herzen trug, konnten etwas über seinen Entschluß vermögen, mit dem Kaiser und den Fürsten zu ziehen und Gefahr und Ruhm mit ihnen zu theilen.

Der Landgraf sah nicht das Ziel seiner Fahrt. In Hidrunt[2448], als er sich zur Ueberfahrt nach Palästina anschicken wollte, packte ihn ein böses Fieber, und da er merkte, daß er die Welt gesegnen sollte, berief er Grafen Ernst an sein Sterbebette und ernannte ihn, an seiner Statt, zum Anführer der Thüringer Schaar. Er nahm ihm einen Eid ab, nicht heimzukehren, als bis er in offenem Kampfe gegen die Ungläubigen dreimal siegend das Schwert gezogen. Graf Ernst ließ die Leiche seines Herrn einbalsamiren, verschloß sie in eine silberne Truhe und schickte sie der frommen Elisabeth[2449] zur Wartburg; darauf aber spudete er sich zur schleunigsten Abfahrt und gelangte mit seinem durch Seuchen sehr verringerten Häuflein auch glücklich nach Ptolemais[2450], wo das Heer der hart bedrängten Christen lagerte.

Die Sarazenen[2451] waren Meister des Landes, und jenen nichts übrig, als einige feste Plätze. Das müßige Lagerleben ekelte jedoch den thatendurstigen Gleichen bald an; oft stahl er sich mit einigen gleich kühnen Genossen hinaus, um Abenteuer zu suchen. Einmal entfernte er sich, begleitet von einem einzigen Knappen, in der Abenddämmerung zu weit, kam, Irrlichter für Wachtfeuer ansehend, weit ab und verirrte sich so, daß er sich nicht mehr zurecht zu finden wußte. Finstere Nacht brach herein. Ermüdet legten sie sich unter einen Baum zur Ruhe und schliefen ein. Pferdegetrappel weckte die Schläfer; und erschrocken sahen sie im Zwielicht des Morgens die Reiterschaaren der Sarazenen vor sich und hinter sich ziehen. Jeden Augenblick der Entdeckung gewärtig, und der Unmöglichkeit des Entkommens gewiß, empfahlen sie ihre Seele Gott und der heiligen Jungfrau, und faßten den Entschluß, ritterlich zu sterben. Aufsprangen sie, – aufschwangen sie sich zu Roß, und die nächste Sekunde fand sie schon mitten unter einem Haufen Sarazenen, Tod und Verderben um sich her verbreitend. Aber immer dichter und dichter schaarten sich um sie die Feinde: das verwundete Roß des Grafen strauchelte und warf seinen Reiter mit schwerem Fall zu Boden. Er wurde entwaffnet, mit ihm der treue Kurt. Zwar schenkten die Sarazenen den Tapfern das Leben unerbeten; schlugen sie aber in Ketten und schickten sie, als Trophäe, zu ihrem Herrn, dem furchtbaren Beherrscher Aegyptens. Graf Ernst wurde zu Cairo in einen Thurm gebracht und gefangen gehalten.

Gleichen’s plötzliches, spurloses Verschwinden brachte Bestürzung unter die Christen, und die Thüringischen Ritter, denen das Lagerleben längst überdrüßig geworden, nahmen seinen vermeintlichen Tod zum schicklichen Vorwand für die Rückkehr; alle brachen auf und zogen heim. Die traurige Kunde von ihrem Gemahle stürzte die arme Gräfin in tiefen Kummer; doch eine geheime Stimme tröstete und sagte ihr immer, er sey noch am Leben. So stark wurde am Ende dieser Glaube, daß sie einen treuen Boten aussandte, ihren Ernst über Berg und Meer im fernen Morgenlande auszukundschaften. Der schwebte, wie ein Rabe aus der Arche über den Gewässern, hin und her, und ließ nichts von sich hören. Darauf sandte sie einen andern Boten aus; der kam nach vieljähriger Irrfahrt wieder; aber auch ohne den Oelzweig der Hoffnung. Dennoch beharrte das liebende Weib standhaft in ihrem Glauben, und einen dritten Apostel schickte sie, den Gemahl zu suchen. Der aber, träger Gemüthsart, hatte sich das Sprüch-

[2447] Diese und die nachfolgend genannten Personen sind alle historisch nicht belegt. Allerdings soll besagter Ernst von Gleichen erst am Fünften Kreuzzug unter Friedrich II. (1194–1250) teilgenommen haben.

[2448] Das klass. Hydruntum (griech. Ὑδροῦς, Hudroûs), die ital. Hafenstadt Otranto. Ludwig III. der Fromme (siehe hierzu S. 796, Anm. 2446) war allerdings auf der Überfahrt von Akkon nach Zypern verstorben.

[2449] Die Landgräfin Elisabeth von Thüringen (1207–1231); der erheblich früher lebende Ludwig III. (siehe hierzu S. 796, Anm. 2446) war übrigens mit Sophia von Minsk (ca. 1140–1198) verheiratet, die er jedoch noch vor Antritt des Kreuzzuges verstoßen hatte.

[2450] Griech. Πτολεμαΐς, Ptolemaís, heute Akkon (griech. Ἄκη, Áke; hebr. עַכּוֹ, ‘Ako; arab. عكّا, ʿAkkā).

[2451] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

lein wohlgemerkt: „zum Laufen hilft nicht schnell seyn"; darum blieb er weislich am Thore stehen, durch welches zu damaliger Zeit alle Kreuzfahrer der Christenheit ein- und aus zogen: er blieb in Venedig. Da hatte das Männlein gar bequem kundschaften und forschen.

Sieben lange Jahre hatte Graf Ernst, jedem Menschen, außer seinem Kerkermeister, unzugänglich, in seinem einsamen Thurm zu Groß-Cairo gesessen; als sich eines Tages plötzlich die Thüre seiner Zelle öffnete und ein hagerer Sarazene, mit einem Christensklaven im Gartengewand, eintrat. „Christenhund," rief er ihm zu, „folge mir; ich brauche für diesen Sklaven einen Gehülfen; du verstehst dich auf Gärtnerei, wie dieser sagt; du sollst mit ihm arbeiten!" – Jetzt faßte Ernst den Gärtnerburschen in's Auge; welche Freude! es war der treue Kurt. Er erkannte dessen Absicht; und als er den Kerker verließ, dankte er Gott, als wäre seine Befreiung schon geschehen.

Der Graf fand sich in seine neue, ungewohnte Beschäftigung bald, und er stieg in der Gunst seiner Obern allmählig so, daß er zum Aufseher der übrigen Gehülfen bestellt wurde. Die Tochter des Sultans, welche in Begleitung ihres Vaters zuweilen den Garten besuchte, warf ein heimlich Auge auf den schönen Christenmann, und allmählich entbrannte das Herz des Mädchens in unauslöschlicher Liebesglut; Allen ein Geheimniß, nur bald dem Grafen und seinem treuen Kurt keins mehr. – Am Ende kam es zu einem Verständniß. Die schöne Melechsala versprach ihm, zur Flucht behülflich zu seyn, ihm über Land und Meer zur fernen Heimath zu folgen und den Christenglauben anzunehmen: – er ihr, sie zu freien als eheliches Gemahl, wenn wahr sey, was ihm eine Wahrsagerin betheuert hatte, daß seine treue Ottilie vor Gram und Kummer längst das Zeitliche gesegnet habe mit dem Ewigen. Die erfinderische Liebe fand auch Mittel, auszuführen, was sie kühn ersonnen hatte; die Flucht, die der unzertrennliche Kurt theilte, gelang. Glücklich kam Graf Ernst mit seiner schönen Prinzessin und ihrem Juwelenschmuck in Venedig an, und seht! der Erste, der ihnen entgegentrat, war – der Kundschafter Ottiliens. Von ihm erfuhr der Graf alles in der Heimath Geschehene: daß seine Ottilie noch am Leben und seiner harre in unzerstörbarer Treue, Hoffnung und Liebe! –

Was war zu thun? „wo Niemand Rath weiß, da weiß die Kirche einen," sagt das Sprüchwort; und so geschah es auch hier. – Der heilige Vater gab der Tochter des Sultans, als Angelika, die christliche Weihe, und nachdem die edle Ottilie großmüthig erklärte, Bett und Tisch mit der Erretterin ihres Ernst theilen zu wollen, und die Prinzessin die päbstlichen Skrupel durch reiche Spenden überwunden, – gab er auch jene merkwürdige Dispensationsbulle, die einem christlichen Ritter zwei legitime Gemahlinnen zugleich zusprach. So etwas ist nie wieder geschehen[2452]. –

Die Vermählung wurde in der Burgcapelle zu Gleichen mit aller erdenklichen Pracht damaliger Zeiten vollzogen. Ottilie, welche die Braut wie ihre Schwester empfangen hatte, machte die Hochzeitmutter, und das Schloß, wie man sich denken kann, war nicht groß genug, um alle die vornehmen Gäste zu fassen, welche gekommen waren, um die wunderschöne Sultanstochter und das größere Wunder eines dreischläfrigen christlichen Hochzeitbettes zu schauen.

Das Band der Liebe und Eintracht blieb ungelockert um das seltene Kleeblatt geschlungen, und lange Jahre grünte es freudig fort. Angelika welkte, kinderlos, zuerst dahin. Ihr folgte Ottilie, und der Gram löschte bald nach ihr auch ihrem Ernst das Licht des Daseyns. Was aber im Leben so wunderbar verbunden gewesen, blieb auch im Tode vereinigt. Sie ruhen alle drei in einem Grabe vor dem Gleichischen Altare in der St. Peterskirche zu Erfurt auf dem Berge, wo ihr Grabmal[2453], noch zu sehen ist, mit einem Steine bedeckt, auf dem die Ruhenden ausgehauen sind, nach dem Leben abgebildet. Zur

[2452] Dieses lediglich sagenhafte Beispiel kirchl. legitimierter Bigamie hatte allerdings erst allgemeines Interesse gefunden, als die Affäre von Landgraf Philipp I. von Hessen (1504–1567) mit Margarethe von der Saale (1522–1566) nicht mehr zu verheimlichen war. Da eine Scheidung von seiner Gattin Christine von Sachsen (1505–1549) nicht möglich war, suchten seine Unterstützer nun nach einem Ausweg, um eine zusätzliche Vermählung rechtfertigen zu können. Veit Winsheim (1501–1570), ein Schüler von Philipp Melanchthon (1497–1560), veränderte daraufhin die Gleichen-Sage in der Form, daß er sie als einen hist. Tatsachenbericht ausgab, damit die Geliebte dem hess. Landgrafen im Jahre 1540 – mit ausdrücklicher Genehmigung Martin Luthers (1483–1546) – doch noch als Eheweib linker Hand angetraut werden konnte.

[2453] Die Grabplatte im Erfurter Dom soll allerdings Graf Lambert II. von Gleichen († 1227) mit seiner ersten Ehefrau Ottilie und mit Sophie von Weimar-Orlamünde († 1244) darstellen; letztere hatte er nach dem Tod der ersteren geehelicht.

Rechten Ottilie, Milde und Frömmigkeit im Ausdruck, in altdeutscher Ritterfrauentracht; zur Linken die schöne Sarazenin, die Königskrone auf dem schlanken Haupte; in der Mitte der Graf, auf seinem Wappenschilde mit dem Leopard-Löwen sich stützend. Jahrhunderte lang stand noch die alte dreischläfrige Sponde[2454] als Reliquie im nun verfallenen Schlosse, – und Mancher, dem die Eifersucht am Herzen nagte, schnitt sich heimlich davon einen Span, dem ein Volksglaube unfehlbare Heilkraft verlieh.

[2454] „gestell eines ruhebettes. in norddeutschen gegenden aus dem lat. sponda übernommen, während im süden die deutsche bezeichnung spannbette […] galt und der fremde ausdruck unbekannt blieb […]“ (DWG, Bd. 16, Sp. 2673).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 118f.

CCXXX. Schloss Neuhaus bei Passau.

„*)[2455] In Passau miethete ich einen Nachen, um dem Dampfschiffe, das erst den andern Morgen abfuhr, eine Strecke vorauszueilen, und die herrlichen Ufer mit mehr Muße und Genuß zu betrachten. Unbeschreiblich groß ist die Ansicht am Vereinigungspunkt der Iltz und des Inn, beides mächtige Ströme, welche die mütterliche Donau von entgegengesetzten Seiten fast zugleich umarmt. Oberhaus, die hochragende Passauer Veste, krönt die Landschaft. Wehmüthig winkte ich stille Grüße den Freunden hinauf und erflehte vom König der Könige das baldige Kommen einer ersehnten Stunde[2456]! Schlug sie ja doch im Nachbarlande[2457] kürzlich Vielen so ungeahnet, dachte ich, und – wenigstens für den Augenblick – verwandelte sich der heiße Wunsch in den tröstenden Glauben. Vor Engelhardtszell verläßt man Bayerns Gebiet. Den österreichischen Doppeladler grüßte ich heute in brünstiger und gerührter Stimmung. Mir war's wirklich, als sähe er so menschlich und gütig aus neben dem Zähringer Löwen[2458]! In Engelhardtszell ließ ich meinen Paß zum Visiren und meinen Mantelsack zum Verzollen, und ging inzwischen in die Kirche, welche sehenswerthe Gemälde schmücken. – Von hier aus entfaltet sich die Landschaft mit immer größern Reizen; die Schlösser und Burgen Ranariedl[2459], Mosbach[2460], Waldkirchen und Hayenstein[2461] blicken, bald rechts, bald links, von Felsen und bewaldeten Höhen in den Strom hinab; am herrlichsten aber macht sich Neuhaus, der mächtige, wohlerhaltene Rittersitz. Nie vergesse ich den Anblick! Schon dämmerte der Abend in dem tiefen Stromthale, als bei einer Wendung des Nachens ganz plötzlich mein Auge durch eine Oeffnung der Berge auf die hohe Veste fiel. Breit warf die Sonne vom Abendhimmel ihren Abglanz auf sie, und aus allen Fenstern fuhren goldne Flammen." – –

[2455] *) Fragment aus einem Briefe.

[2456] Die Stunde der Amnestie, da die Veste seit 1822 vornehmlich als bayer. Staatsgefängnis für politische Gefangene genutzt wurde.

[2457] Im Kaiserreich Österreich mit der Amnestie vom 6. September 1838 anläßlich der Krönung Ferdinands I. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2359) zum König von Lombardo-Venetien (siehe hierzu auch S. 841, Anm. 2574).

[2458] Eigentl. ein 1812 begründeter großherzogl. badischer Orden. Hier dürfte jedoch die seit dem 5. Oktober 1839 im Großherzogtum Baden amtierende antiliberale Regierung unter Friedrich Landolin Karl Freiherrn von Blittersdorf (1792–1861) gemeint sein.

[2459] Schloß Rannariedl.

[2460] Burg Marsbach.

[2461] Hiermit dürfte wohl die Burgruine Haichenbach bei Hofkirchen gemeint sein.



SCHLOSS NEUHAUS an der DONAU
in Ober-Oesterreich.

Aus d. Kunstanst: d. Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 79f.

CCCLVI. Passau in Bayern.

Es war Abend. Lustig fuhren wir mit dem Dampfschiffe Passau entgegen; denn Flöten, ein paar Guitarren, ein guter Tenorist und glockenreine Frauenstimmen waren auf dem Boote und thaten nicht spröde. Die aufsteigenden Dünste umhüllten mehr und mehr die Reize des prächtigen Stromes und die Nacht färbte den Schleier tiefer. Allmählich schmolzen die Gegenstände an den Ufern in dunkeln Massen zusammen. Die ganze Gesellschaft war auf dem Verdeck und um die Sänger versammelt. Alles war Ohr. Da trat über der waldigen Höhe der Mond hervor und beleuchtete eine Scene, die kein Van der Neer[2462] schöner gesehen und gemalt hat. Der breite Strom war wie ein See, auf dem Millionen silberner Wellen zitterten. Jenseits desselben traten die Konturen der Dreistadt am lichten Himmel wie Zacken sarazenischer[2463] Mauern hervor, und der ganze Hintergrund schien eine fortgesetzte Festung zu seyn, aus der die wunderbaren alten Kirchkuppeln und spitzige Glockenthürme wie Minarets[2464] hervorschauten. Auf dem Dunsthorizont des bleichen Mondspiegels aber schatteten die unheimlichen Gestalten der Gebäude des alten Kastells. So wie der Mond heraufstieg, warf das Wasser des Stroms einen magischen Reflex auf die Höhen, und ein ossianischer Duft legte sich über das geisterhafte Bild, aus welchem dann und wann die Lichter der nahen Stadt magisch schimmerten.

Aber auch bei Tage kann sich Passau's Landschaftsbild kühn neben die gepriesensten der Erde stellen. – Wenn man es mit dem von Coblenz vergleicht, so thut man ihm offenbar Unrecht. Es ist weit schöner, und die Donau-Königin trägt über die des Rheins den Preis davon ohne Kampf.

Passau besteht aus drei Städten. Das eigentliche Passau nimmt die Landzunge zwischen der Donau und dem Inn ein, wo die Römer einst ihre Zwingburg, die Castra Batava hingebaut. Es bildet die Mittelgruppe unsers schönen Stahlstichs. Rechts lagert die Innstadt, das alte Bojodurum, an den Ufern des grünlich wogenden Inns hin, und links an der Donau nördlichem Ufer, zwischen diesem und der felsumgürteten Ilz, die Ilzstadt. Brücken knüpfen die drei Städte zusammen. Zu beiden Seiten aber prangen auf den Höhen, auf dem Mariahilfberge, am rechten Innufer, die berühmte Wallfahrtskirche mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde, und dann links, auf dem Georgenberge, die Festung Oberhaus – der stumme Zeuge der blutigen Intoleranz des Mittelalters. Dort ist der grauenvolle Judenkeller, wo mit Vorwissen eines christlichen Bischofs einst die Juden, welche die Ilzstadt bewohnten, eingesperrt, und da sie sich nichts einander auffressen wollten wie die Ratten, – sämmtlich zu Tode gehungert wurden[2465]; dort ist der Kerker, in welchem die Widertäufer die entsetzlichsten Martern erduldeten – und dort seufzten seit vielen Jahren deutsche Ehrenmänner mit geschornem Haupte. Die Allerbarmerin im Kirchlein drüben hört die Seufzer der Unglücklichen unter diesen grauen Dächern freilich niemals; aber ich kenne Einen, der Jeden gezählt hat. –

Passau ist im Innern heiter und reinlich; zwar nicht groß (es hat nur etwa 10,000 Einwohner), aber für seine Grüße gut gebaut; ja Hauptstraßen und Märkte sind ausgezeichnet schön. Schade, daß die einst so berühmte Domkirche nach den Verwüstungen, welche die Flammen 1665 in derselben verrichteten, im allerschlechtesten Zopfgeschmack wieder restaurirt worden ist und nur noch durch ihre Masse

---

[2462] Der niederl. Landschaftsmaler des Barock Aert van der Neer (ca. 1603–1677).

[2463] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

[2464] Siehe hierzu S. 188, Anm. 495.

[2465] Es ist lediglich historisch verbürgt, daß er 1478 als Gefängnis der Juden gedient haben soll. Quelle für die obige Behauptung scheint Eduard Dullers (siehe hierzu S. 774, Anm. 2372) Werk „Die malerischen und romantischen Donauländer […]" (Leipzig: G. Wigand [1840]), S. 333 gewesen zu sein, in dem in dieser Angelegenheit erstmals von einer historischen Tatsache ausgegangen wird, während man sonst im eher ungefähren, doch korrekten „soll" verblieb.

imponirt. Auf dem Domplatz steht die Bildsäule des seligen Königs Max[2466]. Sie ist von kaltem Erz; aber warme Liebe hat sie aufgerichtet. Segnend streckt sie die Hand aus über das Land hin, die Hand, welche Bayerns Volke die Binde des Aberglaubens von den blöden Augen, die Schellen der Dummheit von den Füßen nahm.

Max war ein guter Katholik, und noch mehr – er war ein guter Christ. Gute Katholiken sind auch die Passauer, die ihm das Bild gesetzt, und frohe, rüstige, fleißige Bürger obendrein; daß sie aber Max die Säule aufrichteten, damit haben sie sich und ihren Sinn am meisten geehrt. Max ist nicht mehr; – aber Mönche und Jesuiten sehe ich wieder. Den Gedankenblitz, welcher mich in diesem Augenblick durchzuckt hat, mag ich nicht in Worte setzen; aber wohl darf ich den Zweifel aussprechen, – daß nimmermehr so furchtbare Stürme dahergefahren sind über den Erdtheil, daß nimmermehr der Herr zu Gericht gesessen hat in solcher Herrlichkeit über Lug und Trug und Frechheit und Uebermuth darum, daß, während der Donner seines Urtheils noch nachhallt in den Ohren der lebenden Zeugen, ein dunkles Reich sich wieder aufrichte, in dem jede Kraft ein Mißklang ist, jedes selbst ständige, freimüthige Urtheil eine Anmaßung, jedes überwiegende Talent eine gefährliche Gewalt, jede Idee, welche nicht gewissen Zwecken dient, eine Plage, Humanität eine Schwärmerei, cosmopolitische Gesinnung Demagogie, Erhebung und Begeisterung eine Narrheit, die zum Noviziat des Toll- oder Zuchthauses berechtigt. Ehrenwerth ist das Streben, jenes ruhige, behagliche Wohlbefinden der Massen wieder herzustellen, welches lange Zeiten des Kriegs zerstörten bis zum untersten Grunde; aber höher als das materielle Wohl der Völker steht das geistige, das sittliche, das vernünftige, und dieses zu fördern, ist die größere Aufgabe, welche durch Begünstigung des Jesuitenthums, einer lauen Gleichgültigkeit, theilnahmloser Unbekümmerniß und systematischer Ertödtung alles selbstständigen Willens nicht gelöst wird. Ich denke, ein starkes Volk müsse sich aus rüstigen, gewandten, viel versuchten Männern, mit Adel der Gesinnung, Kraft und Selbstgefühl begabt, zusammensetzen – nur ein solches sey des deutschen Namens werth und nur ein solches den Stürmen künftiger Zeiten gewachsen.

[2466] Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 522, Anm. 1528).


CCCLVI
Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildbghsn.
Eigenthum der Verleger

PASSAU

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 119-124.

CCXXXI. Belgrad[2467] in Servien.

– Während du noch schaust, führt dich mein Zauberstab auf den Hügel hinter Semlin[2468], an dessen Abhang die Promenade sich hinzieht. Zu deinen Füßen liegen die Häuser der österreichischen Stadt[2469], symmetrisch gruppirt, auf plattem Ufer; der majestätische Fluß[2470], auf dessen grünen Wogen schwere Barken und hochmastige Schiffe schwimmen, dehnt mit seiner ungeheuern, durch die Vereinigung mit der Drau vermehrten Wassermasse bis zum Horizont sich aus, und jenseits, auf hohem Felsenborde zeige ich dir Belgrad, mit seinen Minarets[2471] und seiner festen Burg[2472], von deren Zinnen der Halbmond[2473] schimmert. Da stehst du auf dem Grenzsteine des Abendlandes und vor der Pforte des Ostens! Die hölzernen, etagenweise hinter einander emporsteigenden Häuser von fremdartiger Form und mit den grünen Jalousien, die in der Sonne glänzenden Kuppeln der Bäder und Moscheen[2474], die gruppenweise emporsteigenden, zierlichen, schlanken Säulengestalten der Minarets, führen dich in eine neue, fremde Welt, und träumerische Vorstellungen von ihrem Leben und ihrer Lust umtanzen deine Phantasie, wie Elfen und Sylphen[2475]. Ungeduldig eilst du hinab – ein Nachen mit beturbanten, langbärtigen Ruderern nimmt dich auf, und eine halbe Stunde später befindest du dich auf türkischem Gebiete und in den Straßen von Belgrad.

Du bist da und – enttäuscht: denn im Gassenkothe hat das Träumen bald ein Ende. Belgrad bezaubert, wie alle Städte des Orients, nur in der Ferne. In der Nähe betrachtet wird es um so widerlicher, je freigebiger die Phantasie ihm Schönheiten andichtete, welche die Wirklichkeit in keiner Beziehung zeigt. Die Häuser sind elend, verfallen, von der schlechtesten Bauart; die Gassen dampfen von Misthaufen und unerträglichem Gestank; eng sind sie, winklich und verworren; die Palläste stecken eingeschlossen in finstern Mauern; Läden und Bazars sind, in Vergleich zu den splendiden Waarengewölben christlicher Großstädte, dürftig, ja arm, sowohl in Auswahl, als Kostbarkeit der Güter; kaum die Gegenstände der ersten rohen Bedürfnisse an Kleidung und Zierrath sind in Menge vorhanden; Gegenstände des Luxus aber bestehen fast nur aus dem Ladenhüter des Westen. Blos Waffen, viel, mannichfaltig und köstlich, den kriegerischen Charakter des Volks, der den Gesichtern aller Servier unverkennbar eingeprägt ist, verrathend, sind in Menge zu haben. Die berühmten Festungswerke sogar verfallen; streckenweise

---

[2467] Serbokroat. Београд/Beograd, die „Weiße Stadt" (aus serb. бео, beo, „weiß" und град, grad, „die Stadt") deshalb früher auch „Griechisch Weißenburg" genannt (lat. Singidunum; ungar. Nándorfehérvár, „Weiße Burg", aus ungar. fehér, „weiß" und vár, „die Burg"; nándor ist wiederum die ungar. Bezeichnung für einen bulg. Volksstamm, der an der Donau siedelte, bulg. нандор, „Nandor"; osman. بلغراد, Beliġrād).

[2468] Serbokroat. Земун/Zemun (lat. Taurunum; ungar. Zimony; osman. زمون, Zemūn), heute ein Vorort Belgrads.

[2469] Belgrad befand sich von 1688 bis 1690, von 1717 bis 1739 und von 1789 von 1791 in österr. Besitz.

[2470] Belgrad liegt an der Mündung der Save (slowen. Sava, serbokroat. Сава/Sava; osman. ساوه نهری, Sāva Nehri, „Savefluß") in die Donau.

[2471] Siehe hierzu S. 188, Anm. 495.

[2472] Serbokroat. Калемегдан/Kalemegdan (osman. قلعه میدانی, Ḳāle meydānı; aus osman. قلعه, ḳāla bzw. ḳāle, „die Burg, Festung" und میدان, meydān, „der Platz", also frei übersetzt „Burgplatz").

[2473] Siehe hierzu S. 190, Anm. 513.

[2474] Die Stadt hatte um diese Zeit noch 11 – von ursprüngl. um die 80 – Moscheen, die jedoch das Stadtbild noch bis weit ins 19. Jhd. prägten. Nachdem jedoch im letzten Viertel des 19. Jhd.s Belgrad systematisch „deosmanisiert" wurde, gibt es dort nur noch eine einzige Moschee.

[2475] Naturgeister der Mythologie.

bilden sie wahre Ruinen, welche die Stadt mehr beengen und verpesten, statt sie zu schützen. So zeigt sich deinem entschleierten Blicke die erste Stadt des Ostens. –

Dein Führer, gemeinlich ein alter Jude, bringt dich in dein Quartier. In der Wirthsstube kauern, in pferchähnlichen, durch Lattenwerk getrennten Abtheilungen beturbante Türken auf schmutzigen Polstern, oder Matten; der eine seinen Kaffee schlürfend und die Pfeife schmauchend, der andere Früchte essend, oder, seinem Nachbar zuhorchend, der, aufrecht stehend, in einer Hand die Pfeife und mit der andern gestikulirend, unbekümmert um dich und alle übrigen, Thaten oder Mährchen erzählt. Du versuchst es, dich in der Landessitte zu postiren, kauerst dich linkisch auf die Matte, und hältst bei den neben dir auf dem Boden servirten Melonen, denen Kaffee und Pfeife folgen, das unbequemste Mahl in deinem Leben. Ein Dolmetscher des Pascha[2476] erscheint: dir, dem wie auf Kohlen Sitzenden, ist er wie ein Erlöser. Es ist ein guter Osmanli[2477] nach altem Styl, mit silberbeschlagenen, ellenlangen Pistolen, Dolch und Yataghan[2478] im gestickten Gürtel. Er fragt dich über den Zweck deiner Reise und hört deine Antwort mit ernstem Schweigen, und wenn du ihm unverdächtig erscheinst, fragt er nicht weiter und geht von dannen. Nun erst erscheint der Wirth in eigner Person und weist dir ein abgesondertes Gemach im obern Theile des Hauses an. – Die besten türkischen Gasthäuser in Belgrad haben recht anständige Zimmer, geziert mit bemaltem, hölzernem Getäfel, oft mit altfränkischer Leistenvergoldung. Ein Divan[2479] mit Seegras, selten mit Haaren, aufgepolstert und mit großblumigem Zeug überzogen, nimmt fast die Hälfte des Bodens ein. Dieser Polster dient zugleich als Tisch und als Bett. Der Wirth entfernt sich und läßt einen Diener zurück, der sich mit dem Fremden oft in einem halben Dutzend Sprachen nothdürftig verständlich machen kann, und der beauftragt ist, dir bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt als Cicerone zu dienen.

Die „Lions“[2480] sind ein paar Moscheen, der Pallast des Pascha und die Citadelle; beide letztere sind nur auf Spezial-Erlaubniß des Commandanten zu besehen, welche aber ohne Schwierigkeit zu erlangen ist. Die Stadt selbst hat wenig große Privatgebäude, und diese sind hinter finsteres Gemäuer versteckt. Sie theilt sich in 4 Sectionen: in die Festung auf der Zinne des Felsens; die Wasserstadt, die den niedrigsten, schmalen Rand des Flußufers einnimmt, und die zwischen diesen beiden terrassenförmig über einander liegende Raizenstadt[2481] und Palanka[2482]. Keine Straße ist gepflastert, und die Spuren der Verwüstungen, welche sie in den häufigen Belagerungen erlitten, sind in den Schutthaufen und leeren Straßenräumen noch häufig sichtbar. Belgrad hat über 40 Belagerungen ausgehalten, und es hat die Herren mehrmals gewechselt. Prinz Eugen[2483] eroberte es und durch den Passowowitzer Frieden[2484] kam es 1718 an Oesterreich. 1739 eroberten es die Türken wieder. 1789 nahm es Laudon[2485] und 1791 kehrte es aus österreichischen Händen abermals in türkische zurück.

[2476] Siehe hierzu S. 200, Anm. 558.

[2477] Der Osmane (siehe hierzu S. 216, Anm. 607).

[2478] Osman. یاتاغان, Yātāġān, ein osman. Säbel, der nach der gleichnamigen Stadt im Südwesten der heutigen Türkei (türk. Yatağan) benannt ist.

[2479] Siehe hierzu S. 224, Anm. 622.

[2480] Da damals Engländer das Gros der Touristen ausmachten, waren besondere touristische Attraktionen offensichtlich mit dem engl. Wappentier, dem Löwen, als Vorläufer der heutigen Sterne-Klassifizierung gekennzeichnet.

[2481] Raizen, Ratzen, veraltet für Serben.

[2482] Die Unterstadt Belgrads (serb. паланка; osman. پالانقه, pālanḳa, „die Verschanzung“; von frz. la palanque, Pfahlwerk, Palisade; ungar. palánk, Blockhaus; während der Türkenkriege die Bezeichnung für eine kleine permanente Befestigung durch Gräben, Wälle und Palisaden; im Osman. bezeichnete man damit häufig alle befestigten kleineren Städte, Marktflecken, Wehrdörfer und Burgen); hiermit ist sicherlich der osman. Stadtteil von Belgrad gemeint.

[2483] Der habsburg. Feldherr Prinz Eugen von Savoyen-Carignan (siehe hierzu S. 786, Anm. 2403); er hatte am 16. August 1717 die Osmanen vor Belgrad besiegt und damit die Stadt eingenommen.

[2484] Der Friede von Passarowitz (serb. Пожаревац, Požarevac; rumän. Pojarevaţ; ungar. Pozsarevác; osman. پوساروفچه, Posārofça) vom 21. Juli 1718.

[2485] Der österr. Feldherr Gideon Ernst von Laudon (1717–1790); er hatte am 8. Oktober 1789 Belgrad eingenommen.

Als Czerny Georg[2486] das Panier der Freiheit in Servien aufpflanzte, wurde um den Besitz von Belgrad zwischen ihm und den türkischen Drängern lange mit Heldenmuth gestritten. 1806 wehte die servische Nationalfahne von den Wällen der Citadelle. Seit der Pazifikation Serviens ist Belgrad von neuem der Sitz des türkischen Statthalters, der jedoch auf die Verwaltung des Landes, welche national und fast unabhängig ist, keinen Einfluß mehr hat.

Als eine der Hauptmerkwürdigkeiten Belgrad's zeigt man die Wohnung jenes Georg, der, ein anderer Paoli[2487], das Geheimniß der Schwäche der türkischen Macht durch einen Jahre lang glücklichen Widerstand offenbarte und den Grund zur nationellen Entwickelung des servischen Volks gelegt hat.

Cara Yorghi, im Auslande gemeinlich der schwarze Georg genannt, war einer jener gewaltigen Männer, wie sie die Allmacht zuweilen unter das Menschengeschlecht treten zu lassen scheint, um ihre Zwecke auf eine raschere Weise zu erreichen. Er gehört zur Kategorie der Cromwells, der Bolivare[2488], der Napoleone.

Servien war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in 4 kleine Paschaliks[2489] getheilt, in denen Druck und Erpressung seit Jahrhunderten sich erblich fortgepflanzt hatten. Im Jahre 1800 brachten Abgeordnete ihre Klagen vor den Thron des Sultans[2490]; dieser entsetzt die Paschas; letztere lehnen nun als Rebellen sich auf. Die Pforte[2491] schickte vergeblich ein kleines Heer, sie zu züchtigen. Es wurde geschlagen von den verbündeten Paschas und der Sultan überließ hierauf die Provinz ihrem Schicksal. Die usurpirten Herren des Landes belasteten es mit Ungeheuern Auflagen, plünderten die Kaufleute und Geistlichen und übten die ärgste Bedrückung. Blutend unter der Geißel vierfacher Tyrannei, suchten, da in Constantinopel[2492] keine Hülfe zu erlangen stand, die Servier insgeheim Oesterreichs Beistand nach; aber dieses verrieth das Geschehene an die Zwingherren. Arglistig luden die letztern die Notabeln des Volks nach Belgrad zur Berathung, ließen die Versammelten meuchlings überfallen und ihnen die Köpfe abschlagen. Darauf durchzogen sie mit ihren Söldnern das von Entsetzen ergriffene Land, raubten, brandschatzten und plünderten, brannten Dörfer und Flecken nieder und schleppten die begüterten Einwohner als Geißeln in die Festungen. Aber als das Unglück des Volks den Hochpunkt erreicht hatte, als das Gefühl der Unerträglichkeit alle Herzen beengte, bedurfte es nur einer geringen Veranlassung, damit es sich erhebe zur Rache, wie ein grimmiger Tiger. Diese Veranlassung gab ein einfacher Landmann,

---

[2486] Đorđe Petrović (serb.-kyrill. Ђорђе Петровић; ca. 1762–1817; ermordet), genannt Карађорђе/Karađorđe (Karadjordje = „Schwarzer Georg"); er war der gewählte Anführer des 1. Serbischen Aufstandes gegen das Osmanische Reich von 1804 bis 1813 und Begründer der Dynastie der Karađorđević. Miloš Obrenović (siehe hierzu S. 810, Anm. 2501) ließ ihn 1817 ermorden und schickte den Kopf an die Hohe Pforte (siehe hierzu S. 188, Anm. 497). Die Namensvarianten rühren daher, daß schwarz in den slaw. Sprachen u. a. černá (tschech.), czarny (poln.), crna (kroat.), црн, crn (serb.-kyrill.), im Osman./Türk. aber ḳara (قره) heißt.

[2487] Der kors. Revolutionär und Kämpfer für die Unabhängigkeit Korsikas Pasquale Paoli (Kors. Filippu Antone Pasquale de Paoli; 1725–1807).

[2488] Der lateinamerikanische Unabhängigkeitskämpfer Simón Bolívar, genannt „El Libertador" (1783–1830).

[2489] Ursprüngl. bedeutete Paschalik (osman. پاشالق, pāşālıḳ) die Würde eines Paschas (siehe hierzu S. 806, Anm. 2476), woraus sich im Laufe der Zeit die Bezeichnung für einen Amtsbereich (Gouvernement, Provinz) im Osmanischen Reich entwickelte, der später administrativ Eyālet (osman. ايالت; ab 1867 Vilāyet, osman. ولايت) genannt wurde. Die vier Paschaliks, unter denen damals das heutige Serbien im Wesentlichen aufgeteilt war, hießen: Kanije (osman. ايالت كانيژه, Eyālet-i Ḳanije; ungar. Kanizsai ejálet; serbokroat. Кањишки пашалук/Kanjiški pašaluk), Budin (osman. ايالت بودين, Eyālet-i Budin; ungar. Budai vilajet; serbokroat. Будимски вилајет/Budimski vilajet), Eğir (osman. ايالت اكير, Eyālet-i Egīr; ungar. Egri ejálet; serbokroat. Јегарски ејалет/Jegarski ejalet) und Tımışvar (osman. ايالت تمشوار, Eyālet-i Tımışvār; rumän. Pașalâcul Timișoarei; ungar. Temesvári vilajet; serbokroat. Темишварски ејалет/Temišvarski ejalet). Hier dürfte jedoch die administrative Untereinheit Sandschak (osman. سنجاق, sancāḳ, „der Kreis, die Fahne, das Banner, die Standarte"; serbokroat. Санџак/Sandžak; alb. Sanxhaku; griech. σαντζάκι, santzáki) gemeint sein. Konkret dürfte es sich um den Sandschak Smederevo (serbokroat. Смедеревски санџак/Smederevski sandžak; osman. سمندره سنجاغى, Semendire Sancāğı) handeln, zu dem Belgrad damals im Paschalik Budin (s. o.) gehörte (siehe hierzu auch S. 809, Anm. 2498).

[2490] Siehe hierzu S. 187, Anm. 486. Hier ist konkret Selim III. (osman. سليم ثالث, Selīm-i sālis, von osman. ثالث, sālis, „der/die/das Dritte"; 1762–1808; ermordet) gemeint, der von 1789 bis 1807 Sultan des Osmanischen Reiches war.

[2491] „Hohe Pforte" war die Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 188, Anm. 497).

[2492] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

der in Rainamika, einem Dorfe 20 Stunden von Belgrad, wohnte. – Cara Yorghi saß mit einigen Freunden zur Tauffeier seines zweiten Sohnes bei einem frohen Mahle, der Weinkrug zirkulirte häufig und das Gespräch über den Jammer des Landes trieb das Blut heiß durch die Adern. Da kommt ein Weib wehklagend in die Stube und erzählt, 30 türkische Soldaten wären in ihr Haus gedrungen, hätten Betten und Vorräthe geraubt, die Möbeln zerschlagen und ihren Mann, der Vorstellungen dagegen gemacht, jämmerlich geprügelt. Cara Yorghi, ein kühner, entschlossener Mann, springt auf, ergreift seine Waffen, die Andern folgen. Mit der Beute der geplünderten Familie sieht er den Türkenhaufen lachend und schreiend dahergehen. Finstern Blicks tritt ihm Cara Yorghi in den Weg und fragt den Anführer nach der Ursache solchen Beginnens. Der würdigt ihn keiner Antwort; aber aus seinen Wink schlagen ein halbes Dutzend Türken auf den Servier an. Drei Kugeln durchfahren dessen Gewand; keine hatte ihn getroffen. Cara Yorghi springt in einen Hof, seine Begleiter ihm nach: glücklich erreichen alle das Haus des Yorghi. –

Seine erste Sorge gilt seinem Weibe und seinen Kindern. „Geht in den Wald," – ruft er ihnen zu – „und betet zu Gott um Stärke für mich und meine Freunde: und wenn wir fallen, um Barmherzigkeit für unsere Seelen." – Und nachdem er die Zaudernden zur Hinterthüre hinaus getrieben, verbarrikadirte er eilig die Zugänge des Hauses mit allerlei Holzwerk, Pflügen und Karren. Kaum ist's geschehen, so hört er das Brüllen der kommenden Türken. „Freunde! jetzt gilt's!" haranguirt[2493] er die versammelten Männer; „tausendgliedrig ist Serviens Kette; aber ein Glied zerrissen und das Ganze ist zerbrochen. Kommt, wir versuchen's mit Gott!"[2494] Ordnungslos stürmt der Türkenhaufe gegen das Haus. Da empfängt ihn eine Kugelsalve aus den Fenstern; jeder Schuß hat seinen Mann getroffen. Bestürzt weichen die übrigen zurück; die Servier stürmen mit dem Säbel in der Faust nach, und 25 von den 30 liegen erschlagen im Dorfe. Nur einer erreicht Belgrad und bringt dem Pascha[2495] die Kunde.

Der Pascha entsendet auf der Stelle 100 Reiter mit dem Auftrage, das Dorf und seine Bewohner zu vernichten.

Cara Yorghi war mittlerweile nicht müßig. Bei der bekannten Grausamkeit des Pascha sah im Dorfe Jeder ein, daß keine Wahl blieb, als zu siegen, oder zu sterben. Alle Einwohner ergriffen die Waffen, und Yorghi, ihr erwählter Anführer, legte die Mannschaft an einer den Weg nach Belgrad bestreichenden Anhöhe, die mit Obstbäumen bepflanzt war, in den Hinterhalt. Die Türken ließen nicht lange auf sich warten. Den ersten Schuß that Yorghi; er warf den türkischen Befehlshaber vom Pferde. Im nächsten Augenblick wälzten sich 35 Reiter in ihrem Blute; die übrigen ergriffen die Flucht. –

In Yorghi's Dorfe war ein alter Mann, der früher Schreiber bei einem Kadi[2496] gewesen. Er läßt ihn rufen. Schreibe, was ich Dir vorsage, ruft er ihm zu, und – er diktirte ihm eine Proklamation, die ganz Servien zur Nachfolge seines Beispiels auffordert. Noch an demselben Abend entsendet er sie durch Boten in vielen Abschriften an alle benachbarten Orte, und fordert jeden Empfänger zur weitern Verbreitung auf. Es cirkuliren 10,000 Abschriften in wenigen Tagen im ganzen Lande! Ueberall bilden sich im Nu Keime der Insurrektion, kleine Freikorps, und die Organisation eines allgemeinen Aufstandes schreitet mit Blitzesschnelle vor sich. Cara Yorghi versammelt alle Führer und schlägt die Wahl eines Oberhauptes vor. Melingos[2497], ein durch seinen Charakter, seinen Reichthum und seinen Muth gleich ausgezeichneter Servier, erhält 12 Stimmen mehr, als der unbemittelte Yorghi; aber jener lehnt die Wahl ab, umarmt Yorghi und nennt ihn den Würdigern. Einstimmig wird nun Yorghi als Insurrektionschef begrüßt! So ward der schlichte Bauer in wenig Tagen der Mann, in dessen Händen die Zukunft eines Volkes lag.

Yorghi begriff vollkommen alle Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte. Das Genie bedarf keinen andern Lehrmeister, als die Umstände. Yorghi dekretirte die Organisation des Heers, und setzte

[2493] Von frz. haranguer, „eine feierliche Ansprache bzw. eine Rede an die Menge halten".

[2494] Die Zitate sind so nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[2495] Hiermit dürfte der Janitscharen-Usurpator Küçük Ali (osman. كوچك على, „Kleiner Ali"; eigentl. Алија Ђеврлић/Alija Đevrlić; † 1804; hingerichtet) gemeint sein (siehe hierzu S. 809, Anm. 2498) gemeint sein.

[2496] Arab. القاضي, al-qāḍī, „der Entscheider, der Richter"; Richter in islam. Staaten (osman. قاضى, ḳāżī bzw. قاصى, ḳādī).

[2497] Historisch nicht verbürgt.

in einem Senate die oberste Verwaltungsbehörde ein. Sich selbst sprach er diktatorische Gewalt zu, zugleich gelobend, sie nur zur Befreiung des Vaterlandes zu gebrauchen und in den Stand des schlichten Bürgers zurück zu treten, sobald das Ziel errungen sey. Mit dem improvisieren Heere ging er dann gerade auf Belgrad los, wo sich die durch den allgemeinen Aufstand gefährdeten Truppen der 4 Pascha's[2498] zu einer ansehnlichen Streitmacht zusammen gezogen hatten. Mit unbeschreiblicher Kühnheit wagt er sogleich nach seiner Ankunft den Sturm auf die starke Festung. Er wurde abgeschlagen. Aber jeder Tag fast sah ihn erneuern. Endlich siegte die Begeisterung über die tapferste Gegen wehr: Yorghi. der Diktator, zog ein in das eroberte Belgrad. Drei der tyrannischen Pascha's (der vierte war bei der Belagerung geblieben) gingen in Fesseln vor ihm her; er ließ sie zum Marktplatze führen und da enthaupten zur Sühne für so viel von ihnen grausam vergossenes Blut. Dann proklamirte er eine allgemeine Amnestie für ihre Verwandte, Freunde und Anhänger; die Köpfe der Enthaupteten aber schickte er nach Constantinopel zum Sultan[2499], und bat um dessen Schutz und Garantie für das Land zu einer künftig bessern und glücklichern Verwaltung.

Sultan Selim sandte 12 Commissarien, um die Zügel der Regierung zu ergreifen und die Ordnung wieder herzustellen; gab aber auf das Begehren Yorghi's eine blos ausweichende Antwort. Das Benehmen und die Handelsweise der Commissarien, die ihre Arbeiten mit dem Erheben rückständiger Steuern begannen, fachte Mißtrauen und Unzufriedenheit von neuem an. Das Volk, noch die Waffen in der Hand, schrie über halbe Maßregeln und forderte laut die Unabhängigkeit von Constantinopel. Am Ende stieg die Erbitterung so hoch gegen die Commissarien, daß man ihre Gefangennehmung und Hinrichtung verlangte. Vergeblich suchte Czerny abzuwehren. Er mußte nachgeben. Die Köpfe der Commissarien wanderten nach Constantinopel, wie vor ihnen die der drei Pascha's.

Selim, entrüstet, bot die ganze Heeresmacht seines Reichs zum Zuge gegen Servien auf. 70,000 Türken überflutheten verwüstend das arme Land. Mit Erfolg versuchten sich die weit schwächeren Servier in mehren Treffen gegen die Ueberzahl. Doch wurden sie endlich genöthigt, sich in die Festungen zurückzuziehen und in den Gebirgen den kleinen Krieg zu treiben, der mit der größten Kühnheit Jahre lang fortgesetzt wurde. Yorghi, in Belgrad belagert, wehrte mit unerschütterlichem Muthe tägliche Angriffe ab, und bekannte öffentlich seinen Entschluß, sich unter die letzten Trümmer der Veste zu begraben. Da brach der Krieg der Pforte mit Rußland aus (1809) und verschaffte den Serviern Luft. Das türkische Heer zog großentheils ab, und Yorghi, der mit Rußland ein Bündniß schloß, blieb im festen Besitze der Gewalt, die er anwendete, um den Zustand des verwüsteten Landes zu verbessern und seine Wunden zu heilen. Der Friede sicherte endlich nach langem Kampfe Servien die Rechte, welche der Aufstand erstrebt hatte, und Georg Yorghi erkannte, daß nun seine Bestimmung erfüllt sey. Großherzig legte er hierauf die Gewalt von sich und zog sich in das Dunkel zurück. Wie ein Stern erster Größe hat er am Firmament der Zeitgeschichte geleuchtet, wie ein Meteor ist er verschwunden. Nicht ein Ereigniß hat sich wieder an den Namen des außerordentlichen Menschen geknüpft, dessen Arm der Macht eines großen Reichs widerstanden, und den Servien als Begründer seiner Freiheit durch alle Zeiten ehrt. Unerkannt soll er in den Heeren der Verbündeten gegen Napoleon gekämpft haben und später auf Veranstaltung der Pforte ermordet worden seyn. Doch sind dieß Umstände, auf welchen noch ein geheimnißvoller Schleier ruht.[2500]

[2498] Die osman. Offiziere Küçük Ali (siehe hierzu S. 808, Anm. 2495), Aganlija (serb.-kyrill. Аганлија; † 1804; gefallen o. hingerichtet), Mula Yusuf und Mehmed Aga (beide † 1804; gefallen o. hingerichtet) führten zwischen 1801 und 1804 die Terrorherrschaft der Janitscharen (siehe hierzu S. 1325, Anm. 4127), die sog. Dahije (osman. داهيه, dāhiye, „das Unglück"; serb.-kyrill. Дахије; siehe hierzu Redhouse, James W. [(1811–1892)], A Turkish and English Lexicon […], Constantinople: A. H. Boyajian 1890, S. 886; bei https://en.wikipedia.org/wiki/Dahije wird der Begriff von osman. دايى, dāyı, „der Onkel, der Rabauke", einer Anrede für niedere Offiziersränge bei den Janitscharen abgeleitet), an.

[2499] Selim III. (siehe hierzu S. 807, Anm. 2490).

[2500] Siehe hierzu S. 807, Anm. 2486. Er hatte auch nicht während der Befreiungskriege in den Jahren 1813 bis 1815 gegen Napoléon gekämpft.

Nach Yorghi's Verschwinden kam einer seiner Freunde, Milosch Obronowitsch[2501], an die Spitze der Verwaltung. Fürst Milosch (der Sohn eines armen Hirten) hat nicht blos den Beruf, sondern auch die Fähigkeit, fortzusetzen das Werk, was der Held vor ihm angefangen hatte. Eben so entschlossen, tapfer und edelmüthig, als dieser, ist Milosch gebildeter, voll natürlichen Sinns für Kunst und Wissenschaft, und der Civilisation mit Enthusiasmus zugethan. Jeder Servier hängt an ihm mit Liebe und spricht von ihm mit Stolz und Verehrung. Seine Aufgabe ist die schwierigere; denn er wird die Befreiung Serviens vom türkischen Joche ohne Schwert behaupten und sein Volk civilisiren.

[2501] Miloš Obrenović (serb.-kyrill. Милош Обреновић; eigentl. Милош Теодоровић/Miloš Teodorović; 1780–1860); er war 1815 Anführer im Zweiten serbischen Aufstand gegen das Osmanische Reich und erkämpfte ein selbständiges serbisches Fürstentum im heutigen zentralen Serbien. Er war auch Begründer der Dynastie des Hauses Obrenović.


CCXXXI
J. Poppel direx.
BELGRAD
Aus d Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.



SEMLIN

Aus der Kunstanst: des Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 17f.

CCXXXX. Semlin[2502].

Semlin, obschon uralt, hat das Ansehen einer Stadt von gestern. Die unaufhörlichen Kriege, welche während der letzten Jahrhunderte dieses Land durchwühlten, ließen auch nicht ein einziges Baudenkmal aus ältern Zeiten übrig. Symmetrisch reihen sich die neuen, gleichförmigen Häuser zu breiten Straßen, und selten unterbricht ein öffentliches oder Privatgebäude von größern und geschmackvollern Verhältnissen und solider Bauart die architektonische Monotonie. Doch das rege Leben und Treiben der bunten Bevölkerung entschädigt reichlich dafür. Betrachtet man die verschiedenen Physiognomien und Trachten, und hört man das Durcheinander der Sprachen und Dialekte, so kann der Gedanke entstehen, man sey an einem Ort, wo sich die Repräsentanten vieler Völker der Erde Rendezvous gegeben haben. Man erkennt, daß Semlin auf dem Punkte liegt, in welchem die Scheidungslinien mehrer Nationen des Abendlandes und des Orients zusammenlaufen. Alle Einwohner von Semlin sprechen einige Sprachen; die Nothwendigkeit, sich täglich in vielen verständlich zu machen, ist ihre Lehrerin. Handelsleute, Wirthe, Barbiere z. B., wissen sich oft in einem Dutzend auszudrücken; mindestens wird dieß jeder im Griechischen, Türkischen, Deutschen, Lateinischen nothdürftig können; slavonisch[2503] und ungarisch reden ohnehin alle. In gebildetern Kreisen ist lateinisch das gewöhnliche Unterhaltungsmittel, sobald ein Fremder an der Conversation Theil nimmt; und man hört das Idiom des Cicero mit Leichtigkeit und Zierlichkeit sprechen.

Semlin, nach Größe, Reichthum und Einwohnerzahl (10,000)) die wichtigste österreichische Stadt an der serbischen Gränze, hat vielen Handel mit den Ländern der europäischen Türkei, der sich mit jedem Jahre vergrößert. Er wird genährt durch die Donau und begünstigt durch die hier befindlichen Quarantaine- und Contumazanstalten[2504], welche alle aus der Türkei kommenden Reisenden und Waaren zu einem längern oder kürzern Aufenthalt nöthigen. Selbst die Briefe werden hier geöffnet und gereinigt, ehe sie weiter befördert werden dürfen. Deshalb ist es auch besonders der Speditionshandel, der groß und einträglich ist, und kein aus, oder über Ungarn mit der Türkei verkehrendes Haus kann eines Correspondenten in Semlin gänzlich entbehren. Die hiesigen Spediteure genießen den Ruf der Redlichkeit, der Zuverläßigkeit und Pünktlichkeit auch bei Besorgung kleiner Aufträge.

Semlin hat Manches, was man schwerlich an einem Orte seiner Größe, zumal in einer slavonischen[2505] Stadt und an den Marken der Türkei suchen wird: z. B. ein recht hübsches Theater, in welchem, abwechselnd, deutsche und ungarische Nationalstücke gespielt werden, Reunions, Bälle und Konzerte, stattliche, vortrefflich ausgerüstete Hotels und in seiner nächsten Umgebung öffentliche Gartenanlagen und Vergnügungsorte, die von den bessern Classen der Gesellschaft besucht sind, und wo man sich in einem leichten, freien, dem Fremden behaglichen Tone bewegt. Fast jeder öffentliche Garten schließt ein Belvedere[2506] ein, von dem man die Aussicht auf den majestätischen Strom genießt, der sich in halbstündiger Entfernung mit der mächtigen Drau vermählt. Jenseits fällt der Blick auf Belgrad, dessen einst so gefürchtete Akropolis man mit dem Interesse betrachtet, das ein gezähmter Löwe einflößt.

Der täglich steigende Wohlstand Semlins ist nur eine von den sichtbaren Wirkungen, welche die Eröffnung der Donau durch die Dampfschifffahrt auf alle Uferländer äußert. Servien, Bulgarien, die

[2502] Siehe hierzu S. 805, Anm. 2468.

[2503] Kroatisch.

[2504] Österr. Bezeichnung für Quarantäne.

[2505] Eine historische Region im Osten Kroatiens (siehe hierzu S. 59, Anm. 90).

[2506] Als Belvedere (ital. für „schöne Aussicht“) bezeichnet man entweder ein Gebäude, das eigens angelegt wurde, um einen schönen und weiten Ausblick zu ermöglichen oder einfach einen reizvollen Aussichtspunkt.

Moldau und Wallachei waren vor jenem Ereigniß dem allgemeinen Verkehr verschlossen, und die natürlichen Reichthümer dieser Landstriche ihnen selbst fast werthlose Güter. Das Leben versumpfte bei ihren wunderbar gemischten Völkern; der Civilisation waren sie unzugänglich, auf der Kulturkarte der Menschheit ein leeres Fleck. Seit jenem großen Fortschritt in der Verbindung mit dem übrigen Europa keimen Veränderungen auf, deren Entwickelung außer menschlicher Berechnung liegt, und nur Eines läßt sich mit Sicherheit behaupten: auch hier wird niederstürzen der Thron der physischen Macht, und an seine Stelle wird treten jene friedliche, prunklose Herrschaft des Geistes, für welche jede Erfindung eine neue Waffe und eine neue Bürgschaft des gewissen Sieges ist.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 125-129.

CCXXXII. Burg Altenstein in Franken.

Wie manche Stunde, lieber und getreuer Leser, haben wir mit schöpfendem Auge und saugendem Herzen zusammen schon gewandelt auf unsrer schönen Erde, zwischen den Perlenschnüren bethaueter Auen, durch sumsende Thäler, über schimmernde Höhen, durch dunkle, dampfende Wälder, oder durch Wüsten, brennende in Afrika's heißem Gürtel, und erstarrende in Asien s und Europa's Alpen. Mausoleen haben wir geöffnet, die Katakomben erforscht, Pyramiden erklimmt; wir haben die Geheimnisse der Orakel erlauscht und der Verehrung Gottes in allen Formen, am Ganges, wie am Nil, auf der Akropolis, wie am Grabe des Erlösers, beigewohnt. Die Palläste der Gewaltigen entgingen uns nicht, nicht die Kerker ihrer Opfer. Viel, viel haben wir mit einander gesehen, und viel, noch viel mehr mit einander empfunden; in jenen Augenblicken zumal, wo die Natur alle Röhren ihres Lebensstromes uns öffnete, oder wenn wir großen Menschen, die wir auf unsern Wanderungen trafen, an's Herz fielen, oder wenn große Erinnerungen und Ereignisse an uns vorüber zogen, wie die leuchtende Hand der Allmacht in der dunkeln Nacht der Geschicke. Und wir werden noch manche Stunde wandern, noch manche Gefühle tauschen mit einander, wenn in deinem und meinem Herzen und auf dem Staubkörnchen, über und unter welchem die Milchstraßen ziehen, das Leben fortschlägt. Wer möchte auch freiwillig zurückbleiben? ist doch unsere Wanderung so leicht; ist sie doch begabt mit jedem Reize und allem Genüsse der Mannichfaltigkeit und Freiheit! Jeder Schritt führt uns zu einem interessanten Ziele, und an jedem Ziele strecken sich alle 64 Radien des Compasses als wegweisende Arme uns entgegen. Sehen wir einen Pallast: dreist gehen wir hinein; einen Tempel: wir treten zum Altare; ein blühendes Thal: wir steigen hinab; einen Wasserfall: wir schlendern ihm zu; einen Berg: wir klettern hinan; eine Burg: wir erklimmen sie; einen Strom, oder ein Meer: wir wiegen uns auf ihrem Busen. Jede schöne Blume darf uns fesseln, und jedem bunten Schmetterling, oder jeder ziehenden Wolke mögen wir Reisegefährten seyn, ohne unser Ziel zu verfehlen; denn wo wir weilen, ist es da, und jede Stunde, in der wir es erreichen, ist die rechte. Wer könnte bei einem solchen Weltreisen ermüden? –

Sieh da oben jene ergrauten Trümmer, Zeichen irdischer Hinfälligkeit, wie sie das Angesicht gegen das sinkende Tagesgestirn wenden und glühen, wie die Wangen eines betroffenen Schuldigen. Auf und hinan! Während wir dort die Sonne untertauchen sehen in dem goldenen Meer der reifenden Saat, oder hinter den duftenden, röthlich-blauen Gebirgen, sollen uns die Trümmer ihre Geschichte erzählen. Wie sie trotzig und ernst auf ihrem starken Felsenhaupt sich recken! Wie die Gewölbe kühn über einander gesprengt sind in fünffachen Reihen, wie die Kunst noch blüht in den schlanken, zierlichen Fenstersimsen, wie die Thürme emporstarren aus den mächtigen Quadern, und die hohen Wälle den Leib des Trümmerriesen noch fest umgürten! Der erste Blick sagt schon, das sey kein gemeines Burgbild.

Unweit Schweinfurt, im ehemaligen fränkischen Gaue Grabfeld, sieht man auf dreien, im Triangel liegenden Bergen die Ruinen dreier Schlösser, ein Schmuck der ganzen Gegend. Der höchste der Berge trägt die Ueberbleibsel der schon im 12. Jahrhundert, auf Friedrich des Rothbarts Gebot, zerstörten Burg Bramberg; auf der andern Höhe ragen Raueneck's Trümmer; und die von Altenstein, mächtiger als jene beide, starren vom dritten Berge. Es ist dies das Stammhaus der noch in mehren

deutschen Ländern blühenden und begüterten Freiherren von Stein, – ein Name, welcher in der Geschichte des Vaterlandes häufig ehrenvoll, nicht immer fleckenlos[2507], erwähnt wird.

Schon in den Kämpfen der Franken und Sachsen, zu Pipin's und der Karolinger Zeit, kannte man das Geschlecht. Es hauste damals in einer noch ältern Burg, welche, nur an wenigen Substruktionen noch kenntlich und ¾ Stunden von der Altensteiner Ruine entfernt, die Heidenburg heißt. Die Zerstörung derselben fällt in die Zeit jener Kriege; und für Altenstein mag sie die seiner Erbauung gewesen seyn.

Die Steine von Altenstein waren ein rühriges, rüstiges, thatenfrohes, aber auch unruhiges und fehdesüchtiges Geschlecht. Schon in den ältesten Turnierbüchern, aus dem 10. und 11. Jahrhundert, werden sie erwähnt. Steine thaten sich in den Kreuzzügen hervor, kämpften als Johanniter- und Tempelritter, und ein Stein verpflanzte die westphälischen Vehmgerichte nach Franken. Noch zeigt man die unterirdischen Hallen, in welchen die furchtbaren Richter ihre Sitzungen hielten, heimlich Urtheil sprachen über ihre Geladenen, und Kerker sieht man, in deren Wänden die Vertiefungen, in welchen die Ketten befestigt waren, zu erkennen sind. Einen Steinblock, der in einem Gewölbe liegt, hält die Sage für die heimliche Richtstätte. Aber auch als Wegelagerer und Anführer war der Name Stein frühzeitig gefürchtet. Ein Heinrich von Stein[2508] steht 992 an der Spitze der aufrührerischen Bauern, welche das Joch der Geistlichkeit, die damals allmächtig war und das Volk mit Erpressungen aller Art belastete, mit Gewalt abzuschütteln versuchten. Ein Stein figurirte in den bekannten Grumbachischen Händeln[2509] als Hauptträdelsführer und Mitschuldiger beim Morde des Fürstbischofs von Würzburg, Melchior von Bibra[2510], und endlich als Strafgenosse des Grumbach[2511], mit dem er, nach Vollstreckung der Reichsacht, auf dem Marktplatze in Gotha enthauptet wurde. Als Brecher des Landfriedens waren Steine in des Faustrechts arger Zeit häufig berüchtigt und gefürchtet, und die Burg Altenstein Zeuge mancher Schauerthat, von Steinen begangen und durch ihre Helfer gethan. Schrecklicher jedoch als alles Verübte war die Vergeltung; eine That, die das Blut in den Adern gerinnen macht. Die Geschichte ist folgende.

In dem langen Kampfe der kirchlichen mit der Kaisermacht, war die Kraft der letztern gebrochen, die Achtung vor ihr untergegangen, und mit ihr die vor den Gesetzen des Reichs. Frech erhoben die Vasallen sich gegen die Lehnsherren, spotteten des Reichs und seines Haupts und machten ihr Schwert zum Gesetzbuch. Deutschlands Schreckenszeit war gekommen. Kein Recht galt mehr als das der Faust, und auf jeder Burg wehte das Panier der rohen Gewalt. Jeder dachte nur an Vergrößerung seiner Macht auf Kosten der Nachbarn. Ritter befehdeten sich, Städte kündigten ihren Lehnsherren den Gehorsam auf, Fürsten und Herzöge überzogen einander mit, Krieg. Deutschland war zur großen Räuberhöhle geworden.

Für das rührige, kraftvolle und thatendurstige Geschlecht der Steine war das eine goldene Zeit. Generationen hindurch trieb es kein anderes Gewerbe, als Befehdung der benachbarten Ritter und die Wegelagerei im Großen. Die Altensteiner Schnapphähne waren zwanzig Meilen[2512] weit gefürchtet, und ihre Reisige wagten sich zuweilen bis an die Thore von Nürnberg und Erfurt, wenn es galt, reichen Kaufleuten aufzupassen und kostbare Gütertransporte zu plündern. Mit dem geraubten Gute erkauften sie Schlösser im Auslande, befestigten und erweiterten sie ihre Stammburg; diese stand im Rufe der Unüberwindlichkeit.

[2507] Unter anderem entstammte der preuß. Kultusminister Karl Sigmund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein (1770–1840) diesem Geschlecht; allerdings auch Wilhelm von Stein zu Altenstein († 1567), der im Zuge der „Grumbachschen Händel“ (S. 719, Anm. 2245) der Reichsacht verfiel und schließlich in Gotha enthauptet wurde.

[2508] Für die mittelalterl. Herren von Altenstein finden sich kaum historische Belege.

[2509] Siehe hierzu S. 719, Anm. 2245.

[2510] Recte: Melchior Zobel von Giebelstadt (1505–1558).

[2511] Der Rimparer Reichsritter Wilhelm von Grumbach (1503–1567; hingerichtet); siehe hierzu auch S. 816, Anm. 2507.

[2512] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

Zwölf Ritter von Stein haußten im Jahre 1250 auf dem Altenstein, alle Söhne eines Vaters, alle von gleicher Raubsucht, Riesen von Körper, tapfer und ohne Erbarmen. Jeder dieser schrecklichen Zwölfe hatte seine Knechtschaar, und, wie Wölfe aus ihren Höhlen, so zogen täglich sechse auf Raub aus, während die übrigen die Burg hüteten. Klüglich vermieden sie es Anfangs, ihrem nächsten Lehnsherrn, dem mächtigen und kriegerischen Fürstbischof Eiring von Würzburg[2513], Ursache zur Beschwerde zu geben; wie aber der Erfolg des Bösen immer zur Verwegenheit spornt, so geschah es auch hier. Zuletzt machten sie zwischen den Unterthanen und Vasallen ihres Lehnsherrn und den Fremden keinen Unterschied mehr, überfielen Würzburgische Dörfer und Flecken und erhoben Brandschatzung von den benachbarten Städten.

Lange dauerte die Klage und entsetzlich wurde die Noth, ehe der Bischof den gefährlichen Zug gegen die Schreckens-Brüder wagte. Endlich erscholl ein allgemeines Aufgebot im Lande, und die Rachelust schaarte bald ein mächtiges Heer. 1254 brach der Bischof von Würzburg auf, und nachdem er die Altensteiner Haufen aus dem Felde geschlagen, berannte er ihre Burg. Lange lag er davor; vielmal versuchte er, sie zu erstürmen. An der Wachsamkeit und eisernen Tapferkeit der Brüder scheiterte jeder Anschlag.

Der Bischof versuchte nun List. Er begann Unterhandlungen mit den Belagerten, versprach ihnen Verzeihung des Geschehenen, wenn sie die Würzburgischen Lehnsleute künftig in Ruhe lassen wollten, und brachte es endlich dahin, daß ihm die Altensteiner ihre Burg öffneten und, als Zeichen der Versöhnung, den Bischof mit einer Anzahl Ritter und Reisige gastlich aufnahmen. Der Tag verging in Festlichkeit; fröhlich liefen des Abends die Pokale im Ritterkreise umher und nicht der leiseste Argwohn keimte in den unbefangenen Herzen der Steine. Nach aufgehobener Tafel zog sich der Bischof in seine Gemächer zurück; und nachdem der grausame, arglistige Mann seine Helfershelfer und den verkleideten Scharfrichter von Würzburg in Bereitschaft gestellt hatte, lud er die zwölf Brüder, unter dem Vorwande, daß er jedem eine besondere Mittheilung zu machen habe, der Reihe nach zu sich. Mitternacht war’s; noch saßen die Arglosen mit ihren Kumpanen beim Weine und zechten. Da erschien der Page des Bischofs und forderte einen nach dem andern. Eilfe[2514] kommen, unbewaffnet, im Hauskleide. So wie sie eintreten, werden sie ergriffen, geknebelt, zum Richtblock geschleppt und enthauptet. Herdegen, der zwölfte der Brüder, zuletzt geladen, hat böse Ahnung, faßt unbemerkt ein Waidmesser und steckt es zu sich. Er tritt in das Mordgemach. Ein Blick auf die im Blute schwimmenden Leichen seiner Brüder sagt ihm, was ihn erwartet; da zieht er entschlossen das Messer, dolcht rechts und links die ihn Anfallenden nieder, und macht sich Bahn zum Bischofe, welcher, entsetzt, von einer dichten Schaar seiner Ritter geschützt, in das Seitenzimmer zu entfliehen trachtet. Schon blutet Herdegen aus vielen Wunden, er fühlt seine Kräfte schwinden und sieht die Unmöglichkeit, den Bischof zu erreichen. Da schleudert er, in einem Augenblicke, wo dieser den Kopf nach ihm wendet, ihm das Messer in’s Gesicht, mit solcher Heftigkeit, daß es ihm die Nase aus dem Rumpfe trennt, und ruft ihm zu: „Meineidiger! nimm’s hin als ein Angedenken!“ und nun läßt er sich ruhig binden, zum Richtblock schleppen, und endigt, wie die Brüder vor ihm. Die Raubgenossen wurden in Fesseln geschlagen und zum Strange verurtheilt; die Leichen der zwölf Ritter aber an das Kloster Langheim zur Beerdigung ausgeliefert. Burg und Güter bekam Siegfried von Stein[2515] zu Lehen, ein Johanniter-Ritter und der nächste Erbe der Gemordeten.[2516]

[2513] Iring von Rheinstein-Homburg († 1265), seit 1254 Bischof von Würzburg.

[2514] Veraltet für Elf(e).

[2515] Lediglich legendär.

[2516] So ähnlich auch in Ludwig Bechsteins (1801–1860) „Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes […]“ (Würzburg: Voigt u. Mocker 1842), S. 193ff. Allerdings wurden hier, trotz der reinen Sagenhaftigkeit, die korrekten Namen wie Iring von Rheinstein-Homburg (siehe hierzu S. 817, Anm. 2513), Bischof von Würzburg, und Seyfried verwendet.

Altenstein fiel im Jahre 1525 den aufrührerischen Bauern durch Ueberrumpelung in die Hände, welche es plünderten und zerstörten. Der Burgherr, Klaus Ludwig[2517], commandirte damals als Feldhauptmann am Rheine. Als er von dem Unglück in der Heimath hörte, legte er sein Commando nieder, warb einige Fähnlein und zog schnell vor die Städte Ebern und Maroldsweisach, deren Bewohner bei der Zerstörung seiner Stammburg besonders thätig gewesen waren. Schrecklich war seine Rache: denn Viele der gefangenen Bürger ließ er geißeln und mehre vor ihren Wohnungen aufknüpfen. Darauf fing er an, sich, in Pfaffendorf, ein großes Schloß zu bauen und die ganze Bevölkerung der Gegend mußte Frondienste dabei leisten. Es war kaum halb vollendet – da revoltirten die Fröhner, überwältigten des Bauherrn Lanzenknechte und schlugen ihn selbst todt. – Nach der Zeit wurde ein Flügel des alten Schlosses wieder aufgebaut und es blieb derselbe die Wohnung der Familie bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo sie in das neue Schloß zu Pfaffendorf zog. Also verlassen verfiel die Burg nun bald. Zwar versuchte man, die Kapelle mit den uralten Grabstätten einige Jahrzehnte langer in baulichem Stande zu erhalten; doch hat auch sie das Schicksal der übrigen Gebäude schon längst getheilt.

[2517] Klaus Ludwig von Stein zu Altenstein (Lebensdaten nicht ermittelt).



BURG ALTENSTEIN

im Franken

Meyers’s Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Sechster Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1839.

Enthält: Bodensee, Insel Reichenau (1839).
Olmütz, Erzbischöfl. Palast, Oberring (1839, 1850, 1859).
Konstanz (1839).
Kloster Banz und Vierzehnheiligen (1839).
Brünn, Veste Spielberg (1839, 1841, 1863).
Heldburg und Straufhain (1839).
Karlsruhe (1839).
Valencia (1839, 1850).
Le Puy, Die Nadel/l’Aiguilhe (1839, 1844, 1862).
Kelheim, Befreiungshalle, Donaudurchbruch (1839, 1848, 1860, 1862).
Tharandt (1839).
Lyon (1839).
Salzburg, Mozarthaus, Festung Hohensalzburg, St. Peter (1839, 1843, 1856, 1863).
Bettenburg (1839, 1863).
Eger und Umgebung (1839).
Darmstadt (1839).
Köln, Dom (1839, 1857).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 8-10.

CCXXXVII. Der Bodensee und die Insel Meinau[2518].

Mancher Mensch beurtheilt die Schönheit einer Aussicht nach ihrer Ausdehnung. Der Schweizerreisende, der das thut, mag sich die Mühe und Ermüdung ersparen, auf den Gipfel des Pilatus, oder Rigi zu klettern; er findet dann Befriedigung von jeder Anhöhe am Bodensee. Er erfreut sich der Visten aus den Pallasten zu Mörsburg und Meinau; oder ihn entzückt die im Stahlstich verbildlichte von einem Hügel bei Constanz, die er unter einem schützenden Pavillon mit Muße, im Schooße der Bequemlichkeit, genießen mag. Hier liegt die große, spiegelhelle Fläche des Sees zu seinen Füßen, und das unermeßliche Amphitheater von Schweizer- und Tyroler-Gebirgen steigt vor seinen Augen von dem Gestade allmählich zum Himmel empor. Im Vordergrunde überschaut er das fruchtbare Thurgau, die Sankt Gallischen, die Appenzellner Uferlande, mit ihren unzähligen Gebäuden, Landsitzen, Fabriken und Höfen, Dörfern und Städten. Die ganze Landschaft ist ein ununterbrochener Park; jeden Hügel ziert ein Kloster, oder ein Schloß; jeden Berg das verfallene Gemäuer einer Veste, oder Burg, oder einer Kapelle. Ueppige, lachende Fruchtbarkeit steht in grellem, aber angenehmem Contraste mit den düstern Felsenmauern und glänzenden Firnen, welche die Aussicht gegen Mittag begränzen. Nordöstlich hingegen strecken die gelben Kornfelder Schwabens sich aus, während die südlichen, wärmeren und baumreichen Ufer im Farbenschmelze aller Abstufungen des Grüns prangen und die Nähe Italiens verrathen.

Der reizendste Punkt des Constanzer See's ist unstreitig Das, was er selbst mit Vorliebe in seinem Schooß gebettet, – die kleine Insel Meinau. Selbst neben den Eilanden im Lago Maggiore, oder im Orta, verliert sie nicht an Liebreiz, und die bezaubernd-schönen Inselchen anderer Schweizerseen, die Petersinsel im Bieler-, Aufnau im Züricher-, Schmanau im Lowizersee, halten mit Meinau den Vergleich nicht aus. Meinau liegt in einem Busen am nördlichen Ende des Bodensees, und seine Entfernung vom festen Lande beträgt nur wenige hundert Fuß. Da die Insel parkmäßig angepflanzt ist, so scheint ihr Umfang viel größer, als der wirkliche. Dieser mißt kaum eine halbe Stunde. Ihre Lage schützt sie vor der Kälte des Nords; offen hingegen ist sie den lauen Winden von Mittag, und diese, über die Fläche des See's streichend, bringen Wärme und Erfrischung zugleich. Darum gedeihen hier auch eine Menge, zur südlichern Vegetation gehörende, Gewächse, die am nördlichen Seeufer nicht mehr fortkommen. – Ein schmaler Steg, der nach Meinau hinüber führt, ist der gewöhnliche Zugang; doch kommt man bei niedrigem Wasserstand ohne Gefahr auch mit Wagen durch den See, und wenn dieß nicht angeht, so ersetzt eine Fähre den Mangel einer breitern Brücke. Auf dem höchsten Punkte der Insel steht ein stolzer Pallast, früher die Wohnung eines Comthurs der Deutschritter; in neuester Zeit der mysteriöse Aufenthalt der Geliebten eines ungarischen Fürsten[2519]. Aus den Zimmern des Schlosses genießt man eine Reihe der schönsten Aussichten, die schon von jeher die Reisenden entzückten. Von zwei Seiten schweift der Blick fast schrankenlos über die südwärts sich über 15 deutsche Meilen[2520] ausdehnende Wasserebene, über die Hügelterrassen des Küstenlandes, bis er sich in der hohen Gebirgswelt verliert, welche der Aussicht zum Hintergrunde dient. Erhaben über alle Beschreibung ist der Anblick des See's bei untergehender Sonne: die spielenden Wellen funkeln dann wie glühend Erz, die Ufer scheinen mit

---

[2518] Die Abbildung zeigt wohl den Blick von der Terrasse des Schlosses Wolfsberg im schweiz. Ermatingen auf die Insel Reichenau. Der Stich wurde offensichtlich der Ansicht „Le Lac de Constance" von Prosper Hyacinthe de Villiers (1816–1879) nachempfunden.

[2519] Marie Louise Freiin von Mainau geb. Plaideaux († 1835), die Geliebte von Nikolaus II. Esterházy de Galantha (ungar. Esterházy II. Miklós; 1765–1833).

[2520] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.



DER BODENSEE

einem dunkelfarbigen Schleier umhangen, die Berge schimmern fast durchsichtig im stahlblauen Glanze und goldene und rosensarbene Wolken drappiren das weite Gewölbe des Himmels. Doch nicht auf Meinau allein, überall hat ja die Natur solche Feststunden, wo sie ihr Feierkleid anthut, und es liegt jaund goldene und rosensarbene Wolken drappiren das weite Gewölbe des Himmels. Doch nicht auf Meinau allein, überall hat ja die Natur solche Feststunden, wo sie ihr Feierkleid anthut, und es liegt ja blos an der Indolenz und Trägheit des Menschen, wenn er letzteres nicht sieht und jene nicht mitfeiern mag. So wandern Tausende alle Jahre auf den Rigi, oder besteigen den Brocken, um einen Sonnenaufgang zu sehen, den sie daheim vom nächsten Berge schöner erlauschen könnten und mit dem hundertsten Theil der Mühe.

Bist du satt, Leser, vom Schauen? – Ist's so, dann ist's Zeit, daß ich dir nach so viel Schönem noch etwas Erhabenes zeige. Siehst du jene Eiche auf der Constanzer Höhe, die, von der Last der Jahrhunderte nichtgebeugt, ihre hundert kräftige Arme zum Himmel ausstreckt? Tritt näher; betrachte sie und zittere vor Ehrfurcht! denn du stehst an dem Orte, wo ein Märtyrer für die reine Lehre des Evangeliums die Qualen des Todes litt. Du findest ihn nicht in Roms goldnem Buche, diesen Heiligen: er ist kein Seliggesprochener; – aber so lange in der christlichen Menschheit das Wort Glaubensfreiheit nicht verloren geht, so lange wird auch der Name Huß kein vergessener seyn! Dieser Baum, er symbolisirt das Werk der Kirchenverbesserung, wozu der Märtyrer Huß den ersten Grundstein gelegt. Wisse, die schüchterne Hand der Verehrung setzte diese Eiche als jungen Stamm in die Asche seines Scheiterhaufens; und siebe! aus dem schwachen Reis ist, gepflegt von Gottes Hand, im Laufe der Jahrhunderte ein Riesenbaum gewachsen, der der Blitze spottet und stark ist, den Stürmen zu trotzen.

Es gibt nur eine wahre menschliche Größe. Es gibt etwas Höheres als Geistesstärke, gewaltiges Talent und mächtiges Genie. – Das Höhere ist jene Seelengröße, die alle Gaben des Geistes, alle Anlagen, Kenntnisse, Tätigkeiten, das Leben selbst, immer nur einem erhabenen Zwecke weiht, welcher nicht eigenes Wohl, nicht das Wohl der Zunächststehenden, nicht das Wohl der Vaterstadt, oder des Vaterlandes blos, sondern das Beste der Menschheit fördern will. Setzt die Götzen euerer Zeit als Götter auf Altäre, gießt die Statuen euerer Dichter, euerer Erfinder, euerer Heroen des Wissens in Erz; schmückt mit den Denkmälern euerer Könige und ihrer Räthe und Feldherren euere Gassen aus und ziert damit euere Palläste: immerhin! für einen Mann wie Huß, oder wie Luther, wird nie Raum seyn in einer Walhalla[2521]; denn für solche Räume sind solche Männer zu groß. Solche Menschen, die in der Wüste der Ewigkeit wie Meilenzeiger dastehen, an denen die Allmacht die Zeiten mißt, und die Geschichte der Menschheit ihre Epochen datirt, werden durch Denkmäler von Erz nur herabgezogen, nicht erhoben. Muß aber ja ein sichtliches Erinnerungszeichen seyn, so sey es eins, so anspruchslos und doch so herrlich, wie dieser Eichbaum!*)[2522]

[2521] Die Büste Martin Luthers war von König Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478) zwar bereits 1831 bei Ernst Rietschel (1804–1861) in Auftrag gegeben und fertiggestellt worden, fand aber – nach heftigen Protesten – erst fünf Jahre nach Einweihung, nämlich im Herbst 1847, Eingang in die Walhalla (siehe hierzu S. 1024ff.).

[2522] *) Da ein vortreffliches Bild von Constanz in einem spätem Theile dieses Werks gegeben werden soll, so werde ich noch Gelegenheit haben das Ereigniß, durch welches jene Stadt so große Berühmtheit erlangte, – das Conzil und Hussens Verurtheilung – ausführlicher zu schildern.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 11.

CCXXXVIII. Olmütz[2523] in Mähren.

Den malerischen Ufern des Constanzer See’s entrückt, erfreut uns ein liebliches Bild aus Mährens fruchtreichen Ebenen, das von des Landes uralter Hauptstadt. Es gab eine Zeit, da Olmütz der Sitz eines mächtigen Reichs war. Vom 6. bis 9. Jahrhundert besaß Mähren eigene Könige, und südwärts bis tief in Ungarn, ostwärts bis zur Weichsel, und nördlich bis in die Mitte Böhmens und Schlesiens erstreckte sich ihre Herrschaft. Erst an der Carolinger Uebermacht brach sie und im 10. Jahrhundert theilten sich Oesterreich und Böhmen in die Trümmer. Seitdem bildete das eigentliche Mähren, als Markgrafenthum, ein Lehn der Krone Böhmen, deren Schicksale es theilte, bis beide (1526) an das Haus Oesterreich fielen. Eine Zeitlang gestattete zwar Oesterreich Mähren noch eine gewisse Selbstständigkeit; doch schon 1619 hob es die Markgrafenwürde auf, und seitdem wird das Land (das auf 500 □ Meilen etwa 2 ¼ Mill. Einw. zählt) durch eine Provinzial-Regierung verwaltet, die in Brünn[2524] ihren Sitz hat. Olmütz, obschon an Größe und Wohlhabenheit dem gewerbfleißigen und blühenden Brünn weit nachstehend (Brünn hat 40,000, Olmütz 12,000 Einw.), ist doch sehr stattlich und, in Ansehung seiner Größe, reich an schönen Kirchen und öffentlichen, ausgezeichneten Gebäuden. Der Pallast des Fürst-Erzbischofs[2525] ist einer der herrlichsten Sitze deutscher Kirchenfürsten, und die Einkünfte des Domkapitels sollen sich auf 600,000 Gulden[2526] belaufen. Die hiesige, 1827 in verbesserter Gestalt wieder hergestellte Universität[2527] wird wenig besucht. Neben dieser hat Olmütz einen Cyklus höherer Unterrichtsanstalten: ein erzbischöfliches Seminar, Akademie, Gymnasium, Cadetten- und polytechnische Schule. Ein recht hübsches Theater[2528] und die erzbischöflichen reichen, literarischen, artistischen und naturhistorischen Sammlungen, jedem Gebildeten zugänglich, sorgen für die bessere Unterhaltung und allgemeine Verbreitung nützlicher Kenntnisse und eines guten Geschmacks. – Außer dem erzbischöflichen Pallaste sind die uralte Domkirche[2529], die Moritzkirche[2530], das prächtige Rathhaus[2531] sehenswerthe Gebäude, und die mit Statuen gezierte, 114 Fuß hohe Dreifaltigkeits

---

[2523] Hannakisch Olomóc bzw. Holomóc; tschech. Olomouc.

[2524] Tschech. Brno.

[2525] Die weitläufige Anlage des Erzbischöfl. Palasts (tschech. Arcibiskupský Palác) war im Wesentlichen im Jahre 1685 fertiggestellt worden.

[2526] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[2527] Das damalige Gebäude der 1573 als Jesuitenhochschule gegründete Universität beherbergt heute das Erzbischöfl. Priesterseminar Olmütz (tschech. Arcibiskupský kněžský seminář v Olomouci) neben der St.-Michaels-Kirche (siehe hierzu S. 827, Anm. 2534). Wegen stark rückläufiger Studentenzahlen war 1851 zunächst die Philosophische, 1855 dann die Juristische Fakultät geschlossen worden, ehe die Universität am 17. Mai 1860 gänzlich aufgehoben und erst am 21. Februar 1946 wiederhergestellt wurde. Sie ist heute u. a. im ehem. Jesuitenkonvikt (tschech. Jezuitský konvikt) untergebracht.

[2528] Das Mährische Theater (tschech. Moravské divadlo), an dem Gustav Mahler (1860–1911) 1883 als Kapellmeister wirkte.

[2529] Der Wenzelsdom (tschech. Katedrála sv. Václava).

[2530] Die St.-Mauritius-Kirche (tschech. Kostel sv. Mořice).

[2531] Tschech. Radnice.

säule[2532] auf dem einen der beiden Märkte ist berühmt. Als Waffenplatz endlich gehört Olmütz unter die stärksten der österreichischen Monarchie.

[2532] Die 35 Meter hohe barocke Dreifaltigkeitssäule (tschech. Sloup Nejsvětější Trojice), die auch eine Kapelle beherbergt, war in den Jahren 1716 bis 1754 als Dank für das Ende der Pest-Epidemie von 1716 nach dem Entwurf von Wenzel Render (1669–1733) errichtet worden. Die Säule steht auf dem oberen Markt, dem Oberring (siehe hierzu S. 829, Anm. 2537).



OLMÜTZ
die Hauptveste Mährens

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 86.

DCXXXI. Der erzbischöfliche Palast in Olmütz.

Im Jahre 860 wurde Perivina, der erste Herzog von Mähren[2533], der die Taufe empfing, von seinem, durch die Priester des alten Kultus aufgewiegelten Volker erschlagen. aus seinem Martyrerblute entsproßte das Christenthum für das ganze Land, und als es bekehrt war, sendete Rom einen Oberpriester hin, dort zu predigen und herrschen. So wurde das Erzbisthum Olmütz gegründet, dessen Krummstab die fürstliche Krone ziert, und dessen Träger Hoheitsrecht übt und königliche Einkünfte verwaltet. Das Grundvermögen des Kapitels allein ist mehr als 6 Millionen Gulden. In Oesterreich ist es jetzt wörtlich wahr: „Wo die Kirche ein golden Dach hat, geht der Staat betteln."

Der erzbischöfliche Palast in Olmütz (jenes hervorragende Gebäude mit Kuppeln[2534]) ist so groß, daß er im vorigen Jahre den flüchtigen Habsburger[2535] aufnehmen konnte mit seinem ganzen Hofe, und in dem Lustschlosse des Olmützer Kirchenfürsten Kremsier[2536] hatte die Nationalversammlung des Reichs Raum, welche die Todesangst des Herrschers in der Stunde der Gefahr zur Rettung seiner Krone berufen hatte. Das schwache Werkzeug wurde, als die Gefahr vorüber war, weggeworfen. Es war kein Unglück für Österreich. – Alles wiederholt sich im Leben. Jede verwelkende Dynastie hat solche „letzte Blätter", und das Schicksal betastet sie allemal mit schmutzigen und blutigen Fingern. – –

[2533] Mojmir I. († 846) war seit spätestens 830 der erste historisch verbürgte Herrscher der Mährer.

[2534] Das Kuppelgebäude ist die in den Jahren zwischen 1676 und 1703 von Giovanni Pietro Tencalla (1629–1702) und Baldassare Fontana (1661–1733) erbaute St.-Michaels-Kirche (tschech. Kostel sv. Michaela; zum erzbischöfl. Palast siehe S. 824, Anm. 2525).

[2535] Nachdem sich Kaiser Ferdinand I. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2359) bereits am 17. Mai 1849 ein erstes Mal nach Innsbruck abgesetzt hatte, sah er sich angesichts der die ungarische Insurrektion unterstützenden Wiener Unruhen am 7. Oktober erneut gezwungen, die Flucht zu ergreifen, diesmal jedoch nach dem mährischen Olmütz (Olomouc). Der am 22. Juli 1848 erstmals einberufene konstituierende Reichstag wurde daraufhin am 22. Oktober in das unweit von Olmütz gelegene Kremsier (s. u.) verlegt.

[2536] Tschech. Kroměříž.



Der erzbischöfliche Pallast
in
OLMÜTZ

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 91-92.

Der Oberring[2537] in Olmütz.

Zwei Ereignisse des letzten Jahrzehnts haben uns den fast vergessenen Namen der ehemaligen glänzenden und mächtigen Hauptstadt Mährens wieder in Erinnerung gebracht, der Vaterlandsfreund gedenkt ihrer mit Schmerz. Oesterreichs erste Nationalversammlung und mir ihr die schwärmerische Hoffnung der Millionen von vielerlei Zungen und mancherlei Herkunft, wie sie in dem großen Kaiserstaat beisammen wohnen träumten ihr kurzes Traumleben in dem Lustschlosse des Olmützer Kirchenfürsten; die jüngsten Ereignisse haben gelehrt, daß die Zeit der Verkörperung jener schönen Traumgestalten, wie sie in den Köpfen der nach Kremsier[2538] gesandten Boten des Reichs spukten, noch lange auf sich warten lassen wird. Das zweite Ereigniß, die folgenschwere Diplomaten- und Regenten-Konferenz nach der „Schlacht von Bronnzell“[2539] und die für Deutschlands Schicksal so verhängißvollen Lorbeeren des kühnen Staatsmannes Schwarzenberg, scheint zu einer dornigen Frucht gereift zu sein und ist in unsern Tagen vielfach als die Quelle des unheilvollen Zerwürfnissen der beiden Eckpfeiler unseren Vaterlandes angeklagt worden. – „Kein Oesterreich und kein Preußen mehr, ein einiges freies Deutschland!“ Du guter Erzherzog Johann[2540]! die Zeit wird kommen, da weder ein Oesterreich noch ein Preußen sein wird, aber das „freie einige Deutschland“ wird dein unsterblicher Geist noch in der fernsten Zukunft vergebliche suchen, und unter den Namen, die dich einen schlechten Propheten schelten und höhnend Lügen strafen werden, steht Olmütz in erster Reihe. –

Einem weiten Fruchtgarten mit natürlichen Parkanlagen gleicht das anmuthige Gefilde, welches die March[2541] in hell schimmernden Windungen durchzieht und in dem das kriegsgewaltige, von drei Wasserarmen umschlungene Olmütz sich erhebt. Mit seltener Freigebigkeit hat die Fruchtgöttin ihr Füllhorn dort ausgegossen; der Blick weidet sich an üppig wogenden Saatfeldern, von schattirten Gemüseanlagen unterbrochen und von brennend rothen Mohnbeeten durchstreift, und zahllose umhergesäete Ortschaften geben von der blühenden Landeskultur und der Wohlhabenheit der Einwohner Zeugniß.

Schon aus der Ferne verräth sich der militärische wie der kirchliche Charakter der Stadt. Zahlreiche Glockenthürme mit schimmernden Kreuzspitzen schmücken die Kirchen und Klöster. In den Werken auf den Höhen und in der Ebene spiegeln sich die blanken Waffen der Wachtposten, Uebungen und Züge von Truppen, rauschende Märsche der militärischen Musikchöre, Trommelschlag und Hornsignale beleben ununterbrochen das Weichbild.

[2537] Tschech. Horní náměstí (Oberer Platz). Bei dem dargestellten Brunnen handelt es sich um den 1725 von Wenzel Render (siehe hierzu S. 825, Anm. 2532) und Johann Georg Schauberger (1700–1751) geschaffenen „Cäsar-Brunnen“ (tschech. Caesarova kašna).

[2538] Siehe hierzu S. 827, Anm. 2535 u. 2536.

[2539] Das Treffen bei Bronnzell (der älteste und südlichste Stadtteil Fuldas) am 8. November 1850, bei dem lediglich der legendäre Stiefel des bayerischen Gefreiten Benedikt Mutzel und ein preuß. Schimmel als Opfer zu beklagen waren. Besagtes Gefecht war jedoch nur der skurrile militärische Höhepunkt eines bereits im Mai 1849 von Preußen in Angriff genommenen Unionsprojekts, das eine kleindeutsche Lösung unter der Führung Preußens und Ausschluß Österreichs vorsah, was sich natürlich sofort zu einem Konflikt mit diesem auswuchs. Dieser fand ein vorläufiges Ende in der Preußen demütigenden „Olmützer Punktation“ vom 29. November 1850, mit der es von Österreich zum Verzicht auf die bisher betriebene Unionspolitik gezwungen wurde.

[2540] Erzherzog Johann Baptist Josef Fabian Sebastian von Österreich (1782–1859), österr. Feldmarschall und 1848/49 deutscher Reichsverweser.

[2541] Tschech. Morava.

Die detaschirten[2542] Forts bilden eine weite kreisförmige Kette um die Stadt und Festung. Einige derselben gewähren den Anblick schmucker Burgen. Zwischen ihnen erhebt sich noch der wüste Wartthurm, den Jaroslaw von Sternberg[2543] zum Gedenken des heldenmüthigen Sieges errichten ließ, welchen er 1241 an der Spitze der Slavenritter über die Mongolen erfocht, und der das westliche Europa vor den schweren Schicksalen bewahrte, die Ungarn, Polen und die Länder der Wolga damals heimgesucht haben. Olmütz ward zum Bollwerk der Civilisation und des Christenthums gegen die Sturmfluth der asiatischen Weltverwüster. Dieser sein Ruhm erlosch in den folgenden Jahrhunderten der Religions- und der Bürgerkriege, die es vielfach zur Beute fremder Eroberer machten. Dagegen hielt es sich tapfer gegen Friedrichs II. Heeresmacht, die nach 14tägiger erfolgloser Beschießung und Berennung der Wälle unverrichteter Sache nach Böhmen wieder abzog.[2544]

Olmütz, ursprünglich die Hauptstadt des Landes[2545] und die Residenz der mährischen Herzöge und Markgrafen, ist gegenwärtig die Hauptreichsfestung des nördlichen Oesterreich, namentlich in der Vertheidigungslinie gegen Rußland, der Sitz des Fürsterzbischofs[2546], des Metropolitan-Domkapitels, des Festungskommando's, der militärischen Stellen, der politischen und gerichtlichen Behörden des Olmützer Kreises, der Handels und Gewerbekammer Mährens, der Landesbibliotheken, einer medicinisch-chirurgischen Lehranstalt, der theologischen Fakultät und des katholischen Seminars, eines Obergymnasiums, einer Oberrealschule, der Artillerieakademie und einer Infanterieschule, sowie mehrer niederen Schulen und Humanitätsanstalten. Die Stadt zählt mit der gewöhnlichen Besatzung 15,000 Einwohner.

Der Oberring, mit dem Kauf- und Stadthaus, von dessen wunderbar künstlicher Thurmuhr die Sage geht, daß ihr Meister (1422) sie mit Hilfe des Teufels vollendet habe und für solchen Frevel des Augenlichts beraubt worden sei, ist der belebteste Platz der Stadt.

[2542] Frz. détaché, freiliegend, ausgegliedert; hier im Sinne von vorgelagert.

[2543] Jaroslav von Sternberg (tschech. Jaroslav Šternberk; 1220–1287).

[2544] Während der Frühjahrsoffensive der Preußen im Jahre 1758 im Rahmen des Siebenjährigen Krieges (siehe hierzu S. 643, Anm. 1931).

[2545] Mit der Überführung der Landtafeln (Register der wichtigsten Rechtsgeschäfte des Adels; tschech. desky zemské) nach Brünn/Brno im Jahre 1641 büßte Olmütz seine Stellung als Hauptstadt der Markgrafschaft Mähren ein.

[2546] Am 5. Dezember 1777 war Olmütz zur Erzdiözese erhoben hoben.



DER OBERRING IN OLMÜTZ

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn

Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 32-37.

CCXXXXVI. Constanz[2547].

Welch ein Anblick, wenn man von den letzten Höhen Schwabens den ganzen Spiegel des Bodensees sammt seinen Busen und segensreichen Gestaden ausgebreitet vor sich sieht, im Glanze der Morgen- oder Abendsonne; oder wenn der brausende Föhn den strudelnden, schreienden See peitscht und taumelnde Schiffe, wie leichte Elfen, auf den schäumenden Wogen tanzen. Ist auch der Anblick des Meeres, oder des Himmels, indem das Unbegrenzte, das Unendliche das Vergnügen des Nachdenkens in das des Beschauens mischen, viel erhabener; so macht der des Bodensees durch seine Einfassung, seine lachenden Gestade doch heiterer und froher. Alle Vorlande des Sees siehst du bedeckt mit Städtchen, Schlössern, Klöstern und Dörfern und mit unzähligen kleinen Landsitzen; – dazwischen breiten sich Gärten und Auen aus, dahinter die prächtigen Wälder, die Vorberge der Alpen, die Arlberge, der 7700 Fuß hohe Sentis, und den Rahmen dieses Panorama's geben die Appenzellener Schneeberge, die glänzenden, leuchtenden, strahlenden Firnen der Graubündtner Kette. Kein Wunder, daß dies herrliche Binnenmeer die benachbarten Staaten mit magnetischer Kraft an sich zog, und es auf der Karte Europa's gleichsam der Mittelpunkt ist, in dem die Länderfarben zusammenlaufen. Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Baden und drei Schweizerkantone theilen sich in seine Gestade und Frankreich streckt seine Arme verlangend darnach aus. Doch so viele Wappenadler auch an seinen Ufern horsten: auf dem See selbst wohnt die Freiheit. Jeder Versuch des einen oder des andern Uferstaats, eine Oberherrschaft über den See zu erlangen, schlug fehl an der Eifersucht der übrigen.

Constanz ist die Hauptstadt des Bodensees, und gab diesem einen seiner beiden Namen. Malerisch liegt es an dem, die beiden ungleichen Theilen des Sees (oberer und unterer See) verbindenden Arme. Der Ort, in bessern Tagen freie Reichsstadt, jetzt Baden gehorchend, zählt nur fünftehalb tausend Bewohner: – einst hatte er 30,000!

Begünstigt durch seine Lage, könnte Constanz die erste Handelsstadt Süddeutschlands und der Schweiz seyn; sie könnte noch immer das seyn, was sie gewesen ist: eine Königin der Städte. Aber öde sind jetzt ihre düstern Straßen, das Gras wächst auf ihren Plätzen, sie verfällt und verarmt mitten in einem Paradiese, als ruhte ein Fluch auf ihr ob der Gräuel, welche einst in ihr geschehen. –
Constanz's Glanz war am höchsten zu der Zeit, als es den zahlreichsten Congreß von Kirchenfürsten herbergte, der sich jemals irgendwo versammelt hat. Das weltberühmte, und in seinen Folgen so wichtige Constanzer Conzil dauerte von 1414–1418, vier volle Jahre. Alle christlichen Völker sandten ihre geistlichen Oberpriester; – der Pabst selbst kam mit einem Gefolge von 600 Personen, fünf Patriarchen mit 118, drei und dreißig Cardinäle mit 150, sieben und vierzig Erzbischöfe mit 1500, hundert und sechzig Bischöfe mit 1600, fünf hundert weltliche Fürsten und Grafen mit 1700 Rittern und mit einer Dienerschaft von 5000 Personen. Die Universitäten schickten über 1000 Doktoren und Magister, und die Zahl der anwesenden Weltpriester überstieg 4000. Was, beim Besitz der Mittel, Genuß und Vergnügen suchte, oder, als Werkzeug für das eine oder das andere, auf Erwerb spekulirte, das ging nach Constanz, von dem es zu jener Zeit hieß:

In Constanz siehst du
Die fettsten Bäuche
Aller Reiche.

An allen Ecken
Da treiben sie wüste
Sodom'sche Lüste.[2548]

[2547] Lat. Constantia.

[2548] Sprichwörtlich, aber so nur in „Meyer's Universum" zu finden.



CONSTANZ

und das Panorama der Alpen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Schon jene Zahlen sind hinreichend, um eine Vorstellung von dem luxuriösen Leben zu geben, von welchem Constanz damals der Mittelpunkt war; aber keine Vorstellung erreicht das, was die alten Chroniken davon berichten. Geistliche Umzüge wechselten mit Turnieren, Saufgelage und Schmausereien mit Oratorien, Comödien mit den feierlichen Sessionen der versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten. Der See selbst wurde zum Schauplatz des Vergnügens. Bald ergötzten Lustfahrten, bald Stechrennen und Gastereien, die auf besonders dazu gezimmerten großen Flössen gehalten wurden. Die englischen Kardinäle verschrieben ihre Mysterienspieler; aus Venedig und Genua berief man Gauklerbanden und Tänzerinnen aus Palermo und Neapel. 3000 Geiger und Musikanten ließen der Lust und ihrem Taumel kein Ende finden. Jeder Tag hatte ein neues Fest und erfand neue Genüsse. Und inmitten dieses Treibens ward zu Gericht gesessen über die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und aller christlichen Völker, wurden zwei Päpste entthront[2549], ein dritter[2550] zur Abdankung genöthigt, ein vierter, in der Person Martin des Fünften[2551], gewählt. Mehre Erzbischöfe wurden von ihren Sitzen verwiesen, weltliche Herrscher gedemüthigt und zur Anerkennung der geistlichen Obergewalt gezwungen. Der Glanzpunkt aber des Conzils war das Verhör und die Verurtheilung jenes Mannes, dessen flammendes Lebensabendroth der Welt einen schönern Tag weissagte. –

Prag, damals der Hauptsitz der Gelehrsamkeit und Bildung, mit einer Universität, die eine kaum glaubliche Frequenz genoß, hatte an Huß einen Mann erzogen, der auf dem Catheder, wie auf der Kanzel, Ruhm ärndtete. Unbescholtenen Wandels und von strenger Tugend, war sein unablässiges Streben auf die Erforschung der Wahrheit gerichtet, und seine umfassende Gelehrsamkeit diente diesem Zweck als Mittel. Als Beichtvater der Königin Sophia[2552] wurde er mit den Schriften Wikleff's[2553] bekannt, die zu lesen der Papst hart verpönt hatte. Die Lehren dieses großen Mannes, deren Wahrheiten die Bibel belegt, erfüllte Hussen's Seele mit dem Vorsatze, der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des schriftmäßigen Christenthums wiederzugeben. Er begann sein apostolisches Wirken damit, daß er öffentlich gegen die Mißbräuche in kirchlichen Sachen predigte und die Nothwendigkeit einer Reform behauptete.

Die Zeit war günstig. Das große Schisma, das Verketzern von Päpsten und Gegenpäpsten wider einander, hatte das kirchliche Oberhaupt vom Heiligenscheine entkleidet und die Blößen von Priesterherrschaft aufgedeckt. Adel und Volk in Deutschland, besonders aber in Böhmen, dem damaligen Sitz der Aufklärung, waren durch einige helle Köpfe, welche als Vorläufer der Huß'schen Lehre galten, gegen die willkührlichen Satzungen des Papstthums eingenommen und an freiere Urtheile gewöhnt. König Wenzel[2554] begünstigte den antipapstistischen Geist aus politischen Gründen und aus Neigung für den geachteten Huß. Dieser durfte daher die verwilderten Sitten der Priester öffentlich rügen und wider den Ablaßkram des Papstes in Böhmen predigen: er sagte nichts Neues, wenn er Seelenmessen, Bilderdienst, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Fasten u. d. gl. für Erfindungen des geistlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmahle für schriftwidrig erklärte. Der neue Papst, Alexander der Fünfte[2555], forderte ihn endlich nach Rom, und da sich Huß nicht stellte, übertrug jener dessen Verfolgung dem Erzbischofe von Prag[2556]. Solcher, ein eifriger, orthodoxer Prie-

---

2549 Papst Gregor XII. (ca. 1335–1417) und Gegenpapst Benedikt XIII. (1342/43–1423).

2550 Johannes XXIII. (eigentl. Baldassare Cossa; ca. 1370–1419), von 1410 bis 1415 Gegenpapst, der für die päpstl. Zählung keine Gültigkeit besitzt.

2551 Martin V. (eigentl. Oddo di Colonna; 1368–1431), seit 11. November 1417 Papst.

2552 Sophie Euphemia von Bayern (tschech. Žofie Bavorská; 1376–1428), die zweite Ehefrau des böhmischen Königs Wenzel IV. (1361–1419).

2553 Der engl. Reformator John Wyclif († 1384), der vor allem den Vorrang der weltl. Herrschaft vor der des Papstes vertrat.

2554 Wenzel von Luxemburg (tschech. Václav; 1361–1419), seit 1363 als Wenzel IV. König von Böhmen und von 1376 bis zu seiner Absetzung 1400 römisch-deutscher König. Von 1373 bis 1378 war er zudem Kurfürst von Brandenburg.

2555 Alexander V. (eigentl. Petros Philargis de Candia; 1340–1410), von 1409 bis 1410 Gegenpapst.

2556 Wohl Konrad von Vechta (tschech. Konrád z Vechty; ca. 1370–1431), seit 20. Februar 1413 Erzbischof von Prag. Anfangs bekämpfte er zwar die Hussiten, schloß sich ihnen dann 1421 jedoch selbst an.

ster, begann damit, die Wickleff'schen Schriften überall, wo er ihrer habhaft werden konnte, wegzunehmen und öffentlich zu verbrennen. Huß sollte nicht mehr predigen. Der aber kehrte sich nicht daran, sondern schickte ein paar Freunde nach Rom, um den Erzbischof beim päpstlichen Stuhle zu verklagen. Statt sie zu hören, ließ sie der Papst verhaften. Oeffentlich denunzirte nun Huß das päpstliche Verfahren als dem apostolischen Geiste zuwider, und appellirte an ein allgemeines Conzil. Der Papst schleuderte dagegen auf Huß den Bannstrahl und belegte Prag mit dem Interdikt. Huß, den Wankelmuth Wenzels fürchtend, entfernte sich aus Prag und schrieb die merkwürdigen 6 Bücher gegen die 6 Irrthümer[2557] der katholischen Kirche, und als er bald darauf wieder, furchtlos und entschiedener wie früher, als antipapstistischer [sic!] Prediger auftrat, gewannen die Hussischen Lehren in immer weitern Kreisen Anhänger und mächtige Freunde.

Jetzt erhielt er von dem in Constanz versammelten Conzil eine förmliche Ladung, sich vor den christlichen Oberhirten aller Nationen und vor Kaiser und Reich über seine Glaubensgrundsätze zu rechtfertigen. Kaiser Sigismund[2558] verband die Ladung mit der feierlichen Zusage sichern Geleits zur Hin- und Rückreise, und auch der Papst Johann XXIII.[2559] versprach ihm das nämliche. Huß bedachte sich keinen Augenblick und erklärte, er sey bereit, sofort mit den Gesandten des Conzils abzureisen. Seine Freunde, König Wenzel selbst, riethen ihm ab; doch vergeblich. Als Huß sich nicht halten ließ, gab ihm der König den Grafen Chotum[2560] und 2 Ritter zur Begleitung, und machte letztere für die persönliche Sicherheit des furchtlosen Apostels der Wahrheit verantwortlich. Mehre böhmische Großen, Anhänger der Hussischen Lehre, besorgt um ihren Lehrer, folgten und erboten sich ihm zum Beistand in jeglicher Gefahr. Es war am 4. November 1414, als Huß unter dem wilden Geschrei einer unermeßlichen, von seinen Gegnern aufgeregten Volksmenge in Constanz Einzug hielt. Er war geeignet, auch den Muthigsten zu entwaffnen und ihn mit trauriger Ahnung von dem Schicksale zu erfüllen, das ihn erwartete. Zudem war Huß unterwegs krank geworden. Aber seine starke Seele achtete aller dieser Widerwärtigkeiten nicht, und sogleich nach seiner Ankunft verlangte er vom Papste öffentliches Verhör vor dem versammelten Conzil. – Es wurde verweigert. Drei Wochen blieb Huß ohne Gehör, aber preisgegeben den Beschimpfungen und dem Spotte eines gut bezahlten, aufgehetzten Pöbels. Erst am 24. November bekam er eine Ladung, vor den geheim-versammelten, anwesenden Kardinälen zu erscheinen. Huß, krank, ließ sich in einer Sänfte hintragen und vertheidigte seine Grundsätze mit erschütternder Salbung; aber, anstatt ihn zu widerlegen, befahlen die Kirchenfürsten seine Verhaftung. Sie wurde in ihrer Gegenwart vollzogen und Huß in den Kerker geworfen.

Hier schmachtete der kranke Glaubensheld 7 Monate. Endlich, auf die immer dringlichere Verwendung König Wenzel's und der böhmischen Großen, anberaumte man ein feierliches, öffentliches Verhör des Verketzerten vor dem versammelten Conzil und in Gegenwart des Kaisers und der Reichsfürsten. Mit ruhiger, fester Stimme sprach Huß seine Glaubenssätze aus und vertheidigte sie in drei auf einander folgenden Tagen mit der Begeisterung, welche die Wahrheit allem einhaucht. Die infulirten Väter der Kirche[2561], unfähig ihn zu widerlegen, übertäubten ihn mit Vorwürfen, und das Ende dieser schmachvollen Scene war die Forderung unbedingten, sofortigen Widerrufs von Allem, was er gelehrt hatte, und reuevolle Rückkehr zu den von ihm bestrittenen kirchlichen Satzungen. Ruhig erklärte Huß sein Unvermögen, ein solches Verlangen zu erfüllen, bevor man ihm nicht das Irrige seiner Meinungen bewiesen. Da schrie die Versammlung, gleichsam verabredet, Zeter über ihn, und verdammte ihn, als einen unverbesserlichen Ketzer, zum schrecklichen Feuertode. Huß hört schweigend das Urtheil; drauf wendet er sich gegen die weltliche Fürstenbank, nähert sich dem Throne des Kaisers und verlangt, würdevoll, das versprochene sichere Geleit. Die Röthe der Schaam überflog des Kaisers Antlitz, Aller Au-

[2557] Tschech. „O šesti bludiech“, 1413 verfaßt.

[2558] Sigismund von Luxemburg (siehe hierzu S. 1292, Anm. 3949).

[2559] Siehe hierzu S. 834, Anm. 2550.

[2560] Recte: Johann von Chlum, genannt der Unverschämte (tschech. Jan z Chlumu Klepka; † ca. 1425).

[2561] Als Inful, lat. infula, bezeichnete man ursprüngl. eine breit um die Stirn gelegte Wollbinde, befestigt mit Hilfe der Vitta, einer Binde, deren Enden im Nacken herunterhingen. Getragen wurde sie hauptsächlich von den röm. Priestern bei Kulthandlungen. Hier bezeichnen die Infuln die beiden von der Bischofsmitra herabhängenden Bänder. Da der Begriff Infuln auch Synonym für die Mitra, also die Bischofswürde war, sind hiermit Bischöfe gemeint.

gen hefteten sich auf Sigismund; in diesem Momente drang von der Straße herauf Pöbelgeschrei: – „zum Scheiterhaufen mit dem Ketzer!“ Und, „zum Scheiterhaufen mit ihm!“ hallte im Saale es wider.

Ketten klirrten, und 6 Henkersknechte traten ein, den Verdammten zu fesseln; denn noch an dem nämlichen Tage sollte das Urtheil vollzogen werden. Huß bat um eine kurze, einsame Stunde für Gebet und Andacht; er bat vergebens. Man behing ihn mit bunten Lumpen, band ihm eine Teufelslarve vor’s Angesicht und stellte ihn aus, damit die rohe Menge Spott und Schimpf mit ihm treibe. Als nun die Vorbereitungen zur Hinrichtung getroffen waren, da wurde der Märtyrer auf einen mit Teufelsfratzen und den Vorstellungen höllischer Strafen bemalten Karren gesetzt und unter dem herzlosen Jauchzen der Menge hinausgeführt nach seinem Golgatha, jener Anhöhe am See, wo des Märtyrers Eiche grünt! Dem Karren folgten 1000 Priester und eine Anzahl weltlicher Fürsten in feierlichem Aufzuge; ihnen nach und zur Seite drängte die Menge zu Tausenden. Es war zu der Zeit gerade eine totale Sonnenfinsterniß, einen Umstand, den man benutzt hatte, um auf das abergläubische Volk zu wirken. Langsam bewegte sich der Zug in dem schauerlichen Zwielichte, und die Sonne stand, blutigroth und strahlenlos tief am Horizont, als man anlangte. Hoch und breit war der Holzstoß aufgerichtet, Pechkränze umhingen ihn und in der Mitte erhob sich aus sorgfältig geschichtetem, harzreichen Kienholze eine Plattform, aus deren Mittelpunkte ein Mast emporragte. Oben standen die Henkersknechte und winkten. Festen Trittes bestieg Huß die Leiter. Noch einmal wurde er durch den Oberprofoß aufgefordert, zu widerrufen. Huß lächelte und antwortete nicht. Nun packten ihn die Henker, rissen ihm die Kleider vom Leibe und banden ihn mit rostigen Ketten nackt an den hohen Marterpfahl. Zürnend aber trat ein Bischof aus der Schaar der Priester und befahl, ihn rückwärts zu binden; denn man habe das Haupt des verfluchten Ketzers nach Osten gerichtet, wie das gemeiner Verbrecher, – aber ein Ketzer sey nicht Werth, nach Osten zu schauen. Die Henker gehorchten. Indessen war der Schatten von der Sonne gewichen und ihre volle Scheibe leuchtete dem Betenden in’s Antlitz. Schon naheten die Henkersknechte mit den zündenden Fackeln; – da ritt der Graf von Pappenheim[2562], der Reichsmarschal [sic!], heran und rief dreimal mit lauter Stimme: „O, Huß, widerrufe und rette dein Leben!“ – Huß aber antwortete: „Ich sterbe in der Wahrheit. Ehre sey Gott in der Höhe von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!“[2563]

Jetzt berührten die Fackeln die Pechkränze und ein weiter Flammenkreis umwirbelte den Märtyrer. Als die Flammen aufschlugen, brach das Volk in ein Freudengeschrei aus. Immer näher umflatterte die Lohe das Opfer; da wurde es stille in der unermeßlichen Menschenmenge, als stürbe ihre rohe Natur; – und eine weiche, zitternde Stimme durchdrang den Flammenkreis. Huß sang eine Hymne. Enger und immer enger umschloß ihn die Gluth, immer leiser tönte die Stimme. Da spaltete ein Windstoß den feurigen Vorhang, und noch einmal sah die Menge die Gestalt des Gemarterten. Hoch erhob er die betend gefalteten Hände, und das verklärte Auge war nach dem Himmelsblau gerichtet. Fest hing es an einer Stelle, als erschauere er dort den Unendlichen. Ein stiller Glanz war ausgegossen über sein Antlitz, das Land der Seligen schien aufgedeckt vor seinen Blicken, und unter den Qualen des Körpers schwelgte sichtbar seine Seele im Vorgenuß des Himmels. Es war nur ein Augenblick, der nächste umhüllte den Vollendeten mit dem Flammenschleier – und bald leuchtete die untergehende Sonne nur noch einem glimmenden Haufen. Als Alles vorüber war, da scharrten die Henker die Asche zusammen und streuten sie, unter den Verwünschungen der Priester, in den Rhein. –

Vieles ist noch in Constanz, was den Fremden an diese Tage und ihre Greuel erinnert. Im Conziliensaal (im ehemaligen Carthäuserkloster, das jetzt ein Fruchtmagazin ist), sieht man noch die hölzernen Thronstühle des Kaisers und des Papstes; die Wände sind noch mit Trümmern der alten Tapeten behangen; der Schemel, auf dem Huß geknieet, ist noch da, und die Bibel, welche er bei seiner Vertheidigung gebraucht hat. Den Ort, wo Huß gestanden, als man den Stab über ihn gebrochen, bezeichnet eine in den Fußboden eingelassene messingene Platte.

[2562] Haupt II. von Pappenheim (1380–1438).

[2563] Historisch nicht verbürgt.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 37f.

CCXXXXVII. Banz und Vierzehnheiligen in Baiern.

Im schönen Frankenlande, zu beiden Seiten des Mains, vier Stunden von Coburg und fünf von Bamberg, liegen die ehemaligen berühmten Benediktinerklöster Banz und Langheim. Ersteres, seit der Aufhebung der bayerischen Klöster[2564] unter Maximilian[2565], die Sommerresidenz einer herzoglich-baierischen Linie[2566], welche in Bamberg ihren gewöhnlichen Wohnsitz hat, zeichnete sich vor den meisten deutschen Abteien nicht blos durch die Größe ihrer Besitzungen, durch die Pracht ihrer Kirche und Gebäude aus, sondern auch durch wissenschaftliche Wirksamkeit und einen Geist der Humanität, welcher hier erblich war und sich in der Verwendung eines ansehnlichen Theils der großen Einkünfte zu gemeinnützigen Zwecken mancher Art bethätigte. Die Kirche hat einen reichen Gemäldeschatz, worunter sich die schönsten Arbeiten Bergmüller’s[2567] befinden. Der ehemalige Klostergarten ist zum Parke umgeschaffen, und bietet, sammt der großen Terrasse vor dem Schlosse, vortreffliche Aussichten in die Main- und Itzgegenden dar.

Banz gerade gegenüber, auf der andern Mainseite, nicht minder malerisch und ebenfalls auf einer Anhöhe, liegt die Kirche Vierzehnheiligen[2568], der berühmteste Wallfahrtsort im mittleren Deutschland. Er wird von der katholischen Bevölkerung weit umher häufig besucht, und aus den seit 4 bis 5 Jahren immer zahlreicher werdenden Zügen der Pilgerschaaren ist zu erkennen, daß ein sich nicht mehr verhüllendes Streben, den kaum etwas freier gewordenen Verstand der Massen wieder gefangen zu nehmen und den blinden Gehorsam des Glaubens durch äußere Andachtsübung und Ceremoniendienst zurückzubringen und zu stärken, auch in Baiern Frucht trägt.

[2564] Während der sog. Säkularisation in den Jahren 1802/03.

[2565] Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 522, Anm. 1528).

[2566] Herzog Wilhelm in Bayern (1752–1837) hatte 1814 die Anlage erworben.

[2567] Der Fresko-Maler Johann Georg Bergmüller (1688–1762), der den Balthasar-Neumann-Bau der Abtei Münsterschwarzach ausgemalt hatte; die Banzer Kirche hatte jedoch der Innsbrucker Melchior Steidl (1657–1727) 1716 al fresco ausgemalt.

[2568] Die von 1743 bis 1772 von Balthasar Neumann (1687–1753) erbaute Basilika und Wallfahrtskirche.

CCXXXVII



SCHLOSS BANZ IN FRANKEN

VIERZEHNHEILIGEN IN DER FERNE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 44-48.

CCLI. Der Spielberg[2569] bei Brünn.

Europa schreitet rasch, schreitet unaufhaltsam auf der Bahn der Vervollkommnung fort. Kaum vermag der Ge danke dem Strome zu folgen in seinem gewaltigen Laufe. Das Daseyn von Zuständen, Erfindungen, Methoden, Systemen, ist ein Leben von heute auf morgen. Beinahe jeder Tag erzeugt die Keime von Revolutionen im Wissen und Können, in Begriffen und Zuständen, und deren Entwickelung ist so rasch, daß sie schon einige Jahre nach her der Geschichte anheim fallen, um andern, noch mächtigern Veränderungskeimen Platz zu machen.

Die Gefahr dieser Periode des allgemeinen Gährens und Brausens – des allseitigen Drängens zum Umformen und Neugestalten ist allen Regierungen Europa's bekannt und wird von vielen überschätzt. Es ist eine gemeinsame Gefahr; daher haben sie sich auch eine gemeinschaftliche Aufgabe gestellt: die Pazifikation des Welttheils. Dieser Vorsatz, an sich sehr lobenswerth, (denn was kann erwünschter seyn, als die Erhaltung des Friedens?) begegnet in der Ausführung jedoch großer Schwierigkeit.

Noch gährt und braust es in vielen Ländern, und die Elemente der Zwietracht zwischen Gewaltigen und Gehorchenden sind noch nicht überall ausgetilgt. Auch die dazu dienenden Maßregeln diktirt nicht überall die Weisheit. Ich will nicht von Deutschland reden. Seinen Grenzen aber ganz nahe sehen wir in Nordost unbarmherzig die Vollstreckung eines Plans verfolgen, dessen Beweggründe von dem traurigsten Irrthum eingegeben zu seyn scheinen. Wie auch das furchtbare Experiment endigen mag, jener mächtige Staat[2570], der es versucht, wird doch immer nur sich einen Todfeind im eigenen Hause gemacht haben, den keine späteren Wohlthaten versöhnen können, und der ewig nur auf die Gelegenheit lauert, zu vergelten, was an ihm verübt wird. –

An den entgegengesetzten Marken wohnt eine Nation[2571], als Volk vielleicht nicht weniger unzufrieden, als jenes. Man gedenkt seiner freilich lange schon nicht mehr als Volk, und ist gewohnt, den Namen weniger mit Theilnahme, als mit Verachtung zu nennen. Und doch zählt dies Volk zwanzig Millionen!

Große Erinnerungen leben in ihm und stacheln es auf – und viele Herzen schlagen dort für eine Aenderung der Dinge. Die vielen Versuche in den letzten zwei Dezennien geben davon die Beweise. Sie sind unterdrückt; doch des Italieners lebhafte Phantasie malt gern die Hoffnungen, deren Verwirklichung die Gegenwart versagt, an den Vorhang der Zukunft, und denkt sich seine Traumbilder nur zu gern als Wirklichkeit, die ihn um so mächtiger verlockt, je mehr er seine Existenz im Contrast mit derselben fühlt. Auf dem fruchtbarsten Boden und unter dem mildesten Himmel sieht er sich arm, unter allen Erzeugnissen der Natur ohne reiche Industrie, mit allen Uebertragungen eines glänzenden Geschicks ohne politische Bedeutung. Diese gefährlichen Elemente sind in allen italienischen Staaten die nämlichen; aber im deutschen Italien, dem Oesterreichs Scepter gehorchenden Lombardisch-Ve-

[2569] Tschech. Špilberk. Der Stahlstich zeigt die Festung vom Franzensberg (siehe hierzu S. 845, Anm. 2587) aus; vorne links ist deutlich der dort 1818 zum Gedenken an das siegreiche Ende der napoleonischen Kriege errichtete Obelisk zu erkennen.

[2570] Rußland.

[2571] Italien.

CCLII



DIE VESTE SPIELBERG

(Mähren)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

netianischen Königreiche[2572], tritt noch hinzu die Gegenwart einer fremden Regierung und fremder Waffen. – Wenn es dennoch dem österreichischen Gouvernement gelungen ist, die Ruhe in seinen italienischen Staaten, und nach so heftigen Erschütterungen[2573], binnen einer kurzen Reihe von Jahren wieder in dem Maaße herzustellen und zu befestigen, daß es die Kerker öffnen und die Häupter der revolutionairen Bestrebungen in die Arme ihrer Familien zurückführen, die Verbannten und Flüchtlinge in die Heimath zurückrufen konnte, wie dieses durch den großen Akt einer vollständigen Amnestie[2574] vor Kurzem geschah, – so gab es der Welt damit das merkwürdigste und ehrendste Zeugniß von seiner staatlichen Verwaltung und seiner Staatsweisheit. – In Spielbergs dunkeln Kerkergewölben modern jetzt keine Unglückliche[2575] mehr, welche den Irrthum und die Liebe für Vaterland und Freiheit gleich Mördern büßten; sie sind nur noch die Wohnung des gemeinen Verbrechens. –

Die Veste Spielberg liegt dicht an den Mauern von Brünn, auf einem Berge, der sich von der Stadt gegen Abend[2576] erhebt. Die Gegend weit umher prangt im schönsten landschaftlichen Schmuck. Ehemals war das Schloß die Residenz der mährischen Fürsten; jetzt ist's das berüchtigtste Zuchthaus der österreichischen Monarchie. Gegen 300 Gefangene, meistens unverbesserliche Räuber und Mörder, sitzen gefesselt in seinen Gewölben, größtentheils zu harter und härtester Kerkerstrafe auf's ganze Leben verdammt.

Die Kerker sind Zellen, entweder gesprengt in den lebendigen Fels, oder eingebaut in die ehemaligen Kasematten[2577]. Die meisten der Verurtheilten, die den Schloßberg hinansteigen, erblicken auf diesem Wege Gottes Himmel und seine schöne Erde zum Letztenmale. Die nächste Stunde findet sie lebendig im – Grabe.

Werfen wir einen Blick in eines jener tiefsten Gewölbe, wo der zu härtestem Gefängniß Verurtheilte haust! Unser Begleiter ist der Kerkermeister, ein alter, auf Schlachtfeldern gefühllos gewordener Krieger. Versehen mit einem rostigen Bund Schlüssel, führt er uns durch enge, finstere Gänge und auf schmalen, zwischen triefendem Gemäuer hinabführenden Wendeltreppen zu einer Art Vorhalle. Kleine, niedrige Thüren stoßen auf dieselbe und jede ist verwahrt mit drei starken, von Rost überzogenen Schlössern und Riegeln. Mühsam und rasselnd öffnet er eine solche Pforte, während innen dumpfes Kettengeklirr tönt. Wir treten ein. Ewige Finsterniß scheint in dieser schrecklichen Höhle zu wohnen, aus welcher Gestank und Modergeruch uns entgegen dringen; und erst nach einigen Sekunden werden wir den rothen Schein einer Lampe gewahr, die oben an der Decke hängt und ein schauerliches Zwielicht auf die Gegenstände wirft. Auf einer von Würmern zernagten, aus dicken Bohlen roh zusammen gefügten Bank, dem ganzen Mobiliar, sitzt eine hagere, hohläugige Figur, angethan mit einem groben Kittel; neben ihr, auf der Bank, steht ein Krug mit Wasser. Um den Leib trägt sie einen eisernen, zusammen geschmiedeten Gurt, an welchem das eine Ende einer 9 Fuß langen Kette befestigt ist, dessen anderes mit einem in die Mauer eingegossenen starken Ringe in Verbindung steht. Die Kette ist gerade lang

---

[2572] Das Königreich Lombardo-Venetien war am 9. Juni 1815 als Ergebnis des Wiener Kongresses geschaffen worden. 1851 wurde es in die zwei Kronländer Lombardei und Venetien aufgeteilt, wobei die Bezeichnung „Königreich Lombardo-Venetien" beibehalten wurde. Nach der Niederlage im Sardinischen Krieg mußte Österreich mit dem Frieden von Villafranca (11. Juli/10. November 1859) die Lombardei an Frankreich abtreten. Im Vertrag von Turin (24. März 1860) mit dem Königreich Sardinien gingen im Austausch für die Lombardei Nizza und Savoyen an Frankreich, so daß die Lombardei 1861 Teil des neu gebildeten Königreiches Italien wurde. Mit dem Frieden von Wien fielen schließlich am 3. Oktober 1866 auch das bislang bei Österreich verbliebene Venetien sowie Mantua an Italien.

[2573] Der frz. Invasion und Herrschaft, die ab 1796 in manchen ital. Territorien (z. B. Neapel) bis ins Jahr 1815 währte.

[2574] Die Amnestie war von Kaiser Ferdinand I. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2359) am 6. September 1838 anläßlich seiner Krönung zum König von Lombardo-Venetien öffentlich angekündigt worden (siehe hierzu: Brunet, Francesca, Die Begnadigungen der Hochverräter im vormärzlichen Lombardo-Venetien: politische und kommunikationstheoretische Perspektiven. – In: Römische Historische Mitteilungen, 53. Bd., 2011, S. 303–314, hier bes. S. [303].

[2575] Wie z. B. Silvio Pellico (siehe hierzu S. 847, Anm. 2590).

[2576] Westen.

[2577] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.

genug, um 3 Schritte neben der Bank hin und her zu gehen, welche dem Gefangenen Tisch, Stuhl und Lagerstätte zugleich ist. Seine Nahrung besteht in Brod und Wasser. In diesem entsetzlichen Aufenthalte sieht der Sträfling außer dem Kerkermeister, der täglich zweimal kömmt und geht, keinen Menschen, wenn nicht zuweilen ein visitirender Commissair, oder der Arzt, oder ein zum Besichtigen der Gefängnisse zugelassener Fremder in seine Zelle tritt, was oft im ganzen Jahre nicht geschieht. Der Kerkermeister hat nicht das Recht, die Lage der Gefangenen erträglicher zu machen; aber er hat die Macht, den geringsten Fehler gegen die Zuchtordnung, die kleinste Unfolgsamkeit strenge zu bestrafen. Der Gebrauch dieser Gewalt läßt sich denken. Viele der Verbrecher sterben in den ersten 10 Jahren ihres hiesigen Aufenthalts. Doch hat man auch Beispiele von starken Naturen, die vierzig Jahre ausgedauert haben.

Hören wir die Geschichte dieser Gefangenen, dann erstaunen wir über die Masse des hier eingeschlossenen Talents und es drängt sich unwillkührlich die Frage auf, woher der entsetzliche Mißbrauch glänzender Fähigkeiten komme, welcher eine solche Menge von der Natur reich ausgestatteter Menschen in diese Räume geführt hat.

Es ist gewiß in neun Fällen unter zehn der Mangel an Erziehung, was den Übeln Gebrauch menschlicher Fähigkeiten veranlaßt und den Verbrecher macht. – Was soll Erziehung seyn? Doch wohl nichts anderes, als die Potenzirung des Gewissens zur höchsten Macht und die rechte Uebung der speziellen Talente eines Jeden. Was ist aber noch gegenwärtig die gewöhnliche Erziehung? Ich will nicht von der Lehre der Aeltern durch That und Beispiel reden. Man trete nur in eine Schule. Trauriges Schauspiel! Statt die Intelligenz zu entwickeln, statt mit diesen jungen, kaum entwickelten Gehirnen Experimente anzustellen, um zu wissen, wozu sie am besten geeignet find, erstickt man die Keime; statt sie zu pflegen, werden sie zertreten; statt zu leiten, herrscht man; statt zu biegen, werden sie gebrochen. Da wird die lebenvolle Jugend der mörderischen Methode, den Foltern der Grammatik, unverständlichen Doctrinen in der unverständlichsten Form geopfert. In den Augen des Kindes erscheint der Schulmeister wie ein unerbittlicher Despot, der ohne Appell richtet, und nach seinen Launen und Eingebungen straft. Ist das Kind zu diesem Begriffe gelangt, dann lernt es nicht mehr, um zu lernen; es lernt nicht, um besser, um gescheuter zu werden; sondern nur, um der Strafe zu entgehen. Es macht seine Aufgabe, es wiederholt, es lernt auswendig, es antwortet, es hört auf, – Alles, weil es muß, und nur so viel, als es eben muß. Seine Beweggründe sind Gewalt, Furcht, Zwang; allenfalls auch eine Portion Eitelkeit und Eigenliebe: nie aber Verlangen, recht zu thun, nie der Wunsch nach geistiger und moralischer Vervollkommnung. Man höre nur, wie das Kind die von ihm geforderte Antwort ertheilt: es gibt sie mit klagender Stimme, mit dumpfem, einförmigem Ton. Maschinenwerk scheint Alles, das der Schulstock bewegt. Nirgends ist des Schülers Wille dabei sichtbar; so wenig, wie bei dem Rade der Druckmaschine, welche dieses Blatt hervorbringt. Sklavenfurcht, Langeweile, Theilnahmlosigkeit, das sind die Genien unserer Schulhäuser. –

Die Tyrannei der Schule endigt und der Jüngling tritt heraus in die Welt. Die Geißel, welche den Knaben peinigte, ist fort; aber jetzt ergreift ihn der Arm der Gesetze. Eine zweite Erziehung, ein zweites Studium soll beginnen. Was wird er erforschen? Die Kunst, stets recht und edel zu handeln? Behüte Gott! Er fragt nur: wie weit geht meine Straflosigkeit? Wo findet sie ihre Gränzen? und darnach modelt er sein Handeln. –

Man folge dem talentvollen jungen Menschen, der weder durch Lehre in der Schule, noch durch Beispiel im Elternhause, zu einer Ahnung von sittlicher Würde gelangen konnte, auf dieser Laufbahn, auf welcher jeder Schritt für ihn eine neue, gefährliche Erfahrung ist. Ueberall trifft er auf Ungerechtigkeit, überall stößt er sich an kreuzende Interessen, überall findet er Fesseln bereit, die ihn am nützlichen Gebrauch seiner Kräfte und Anlagen hindern. Unter Form und Namen von Jurisprudenz und Gerechtigkeit, sieht er die Mehrzahl seiner Mitmenschen von zahllosen Uebeln befallen, gegen die sich nur der Reiche, der Mächtige einigermaßen zu schützen versteht. Bei der ängstlichsten Bevormundung aller Thätigkeiten wird ihm doch nicht das rechte Sicherheitsgefühl; immer muß er darauf gefaßt seyn, daß ihn einige Gewaltthätigkeiten des natürlichen, des wilden Zustandes noch zu erreichen vermögen. Neben einer Civilisation, die ihm dient, sieht er eine gesellschaftliche Organisation, die ihn erdrückt und zermalmt, oder auch unterstützt, je nachdem der Zufall es bestimmt. Erfahrung auf Erfahrung sammelnd, wird er jeden Tag mißmuthiger und mißtrauischer, und immer unzufriedener wendet er die Blätter des so schwer zu lesenden Buches „Welt“ um. Zufällige Verhältnisse bilden indeß seinen Beruf.

Nicht Neigung, nicht Fähigkeit haben dabei eine Stimme. Den die Natur zum Künstler schuf, der wird ein Bauer, weil sein Vater ein Bauer ist; der zum Minister Geborne dient als Kanzlist dem Tropf, der im Kollegium vorsitzt, und es niemals hätte weiter bringen dürfen, als zum Kopisten. Kein Mensch hat sich jemals darum bekümmert, zu erforschen, wozu er tauglich gewesen; er selbst kam nie darüber zur Klarheit, er schleppt nur das unbehagliche, beunruhigende Gefühl mit sich, daß er auf verkehrtem Wege geht, und sich an ein Geschick, an einen Beruf gebunden hat, in welchem er die Talente, deren Keime er in sich trägt, nie zur Förderung seines irdischen Wohlseyns entwickeln kann. Gezwängt in eine Lage, welche jeder Neigung widerstrebt, brütet er hin in Mißmuth und trägt entweder sein Unglück mit Resignation, oder – er erschöpft sich in Versuchen, seine natürlichen Anlagen der zwängenden Hülle zu entreißen, unter welcher sie ersticken. Fruchtlose Versuche! Er entwirft Pläne, häuft Anschläge auf Anschläge, entwirft Skizzen auf Skizzen: – angeschmiedet an den Felsen der Verhältnisse, kann er nichts vollenden. Das Gesetz hat den Kreis seiner Wirksamkeit mit engen, bestimmten Schranken umzogen: er mag Ideen, Wünsche, Chimären, Hoffnungen hegen; aber sobald er handeln will, tritt es ihm hindernd entgegen, zeigt es dem Fortschrittsdrang schroffe Berge, öffnet es Abgründe unter seinen Schritten. Da mag er wohl um sich schauen und Auswege suchen. Gibt es keine? fragt er sich anfangs scheu und leise. O, in Menge gibt es ihrer, und es sind blumige Pfade, deren Meilenzeigerarme das gesuchte Ziel ihm als ganz nahe verkünden. Arglist und Betrug laden ihn schmeichelnd ein, jene Auswege zu wandeln. Lange, jubelnde Schaaren sieht er ziehen, Stern- und Ordensleute, Bürger- und Bauernvolk durcheinander, und er erfährt das Geheimniß, daß von Tausenden erst Einer am Galgen stirbt, der ihn verdient. Er zaudert, – endlich wagt er's, und der Verbrecher ist fertig. Vom lichten, hohen Galgen schneidet ihn dann wohl des Kaisers Gnade ab, aber nur, um ihn in Spielberg's Kerkernacht zu stürzen. So bevölkern sich von Geschlecht zu Geschlecht diese gefürchteten Zellen.

Noch einmal! Unsere Erziehung, die alltägliche, ist die Mutter unserer Verbrechen. Weit entfernt, den Menschen vorzubereiten, mit Geschick und fester, sicherer Hand das Lebenssteuer zu führen, schickt sie ihn vielmehr auf die zerbrechliche Barke, wie einen unerfahrenen, schlaftrunkenen Matrosen. Ist's dann ein Wunder, daß das Fahrzeug auf dem unermeßlichen Ocean treibt, an alle Klippen stoßend und ein Spiel aller Winde? Daß aber der Schiffbrüchigen nicht noch mehre sind, das ist jene Barmherzigkeit, die wachend und schirmend ihre Hand vorhält den fallenden und strauchelnden Kindern!

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 18f.

CCCXXXV. Brünn[2578].

Nicht stolze Triumphbogen und Palläste, nicht Wasserleitungen, die sich von einem Hügel zum andern schwingen, nach Römerart und Römersinn, verkündigen die Nähe der Hauptstadt einer der reichsten Provinzen des österreichischen Kaiserthums: – ein Kranz von Gärten und Rebenhügeln mit freundlichen Landhäusern umschließt sie, breite Heerstraßen, vom Handel belebt, ziehen ihr zu, und als Wahrzeichen blickt ernst der gefürchtete Spielberg von seiner Höhe auf sie und die köstliche Gegend hinab. Brünn ist eine wohlhabende, menschenwimmelnde Stadt, wo Gewerbe, Handel und Bildung ihren Sitz vereint aufgeschlagen haben; eine Stadt der Neuzeit denn nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart gehört ihr schönes Gedeihen und ihre Blüthe. Noch im vorigen Jahrhunderte hatte Brünn nur 20,000 Einwohner; jetzt übersteigt die Bevölkerung die Zahl von 50,000. Eine Gränze seines Wachsens ist nicht abzusehen, und noch in neuester Zeit haben ihm die schaffenden Götter der Jetztwelt ein neues, mächtiges Element des Gedeihens zugeführt. Die Kaiser Ferdinands-Eisenbahn[2579] macht Brünn gewissermassen zu einer Vorstadt Wiens, und schüttet die tausend Vortheile über sie aus, welche die Nähe der Hauptstadt eines großen Reichs gewährt.

Heute nichts über die Urgeschichte dieser Gegenden, über welche die höchste Kultur ihre Segnungen breitet; nur die Sage sey erwähnt, ein heidnischer Mährenkönig, Magomir[2580], habe im Jahre 800 die Stadt erbaut. Zunächst an seine Zeit erinnert der ehrwürdige Dom, den die Landesapostel, Cyrill und Methard[2581], gegründet; nach ihm die Jakobskirche[2582], ein vortreffliches Monument altdeutscher Kunst. Das Rathhaus[2583] trägt ebenfalls alterthümliches Gepräge und besitzt mancherlei Schmuck. Sein Aufbau fällt noch in das 15. Jahrhundert. Bei weitem die meisten der schönern Gebäude gehören der Neuzeit; so der Palast des Landesgouverneurs[2584], das Franzensmuseum[2585], – dieses mit den schön geordneten Sammlungen von Allem, was Natur und Kunst, Fabriken und Manufakturen Bedeutendes im reichen, fleißigen Mähren erzeugen. Im Gouvernementspalaste sieht man Etwas, was wohl in der ganzen Welt nicht zum zweitenmale gefunden wird. Wer kann's errathen? Ein Pflug ist's, mit dem ein Kaiser ackerte. Joseph der Zweite[2586] – der Reine, Edle, Große, so viel Verkannte, – der ackerte damit eines Bauern Feld, welchen er bei seinen einsamen Spaziergängen zufällig bei'm Pflügen traf. Er wollte des Landmanns Stand nicht blos ehren, er wollte auch seine saure Arbeit kosten, und der Vorsatz, dem Bauer die tausend Fesseln allmählich abzunehmen, die seinen Fleiß ver-

---

[2578] Tschech. Brno.

[2579] Die Bahnstrecke war am 7. Juli 1839 eröffnet worden und verband die Stadt mit Wien.

[2580] Wohl eher sagenhaft.

[2581] Die aus Griechenland stammenden Slawenapostel Kyrill (griech. Κύριλλος, altkirchenslaw. Кѷриллъ; 826–869) und Method (griech. Μεθόδιος, altkirchenslaw. Меѳодїи; 815–885).

[2582] Tschech. Kostel sv. Jakuba; die Brünner Stadtpfarrkirche, ein spätgot. Sakralbau.

[2583] Hier ist das alte Rathaus (tschech. Radnice) gemeint.

[2584] Tschech. Místodržitelský palác, Gouverneurs- bzw. Statthalterpalast.

[2585] Tschech. Františkovo muzeum; das 1817 gegründete Museum beherbergt heute das Mährische Landesmuseum (tschech. Moravské zemské muzeum).

[2586] Joseph II. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2358). Es wird berichtet, daß der Kaiser am 19. August 1769 auf der Brünner Kaiserstraße nach Neiße unterwegs war, wo am frühen Abend die Hofkutsche nördl. von Slawikowitz (tschech. Slavíkovice) wegen eines Achsschadens liegenblieb. Während die Kutsche instandgesetzt wurde, war der Kaiser ausgestiegen und hatte sich zu einem neben der Straße gelegenen Feld begeben, wo gerade ein Knecht namens Jan Kartoš beim Pflügen war. Der Kaiser nahm ihm die Sterze des Pflugs aus der Hand und zog dann zusammen mit Kartoš, der die Zügel des Gespanns führte, zwei Furchen.

kümmern, war die Frucht. Daß keine Herkuleskraft damals ausgereicht, den Vorsatz zur vollen That zu machen, ist Joseph’s Schuld nicht.

Brünn ist reich an wissenschaftlichen Anstalten aller Art; seine Schulen – obenan stehen das Gymnasium und die polytechnische Schule – sind ausgezeichnet, und der Wohlthätigkeitssinn der Einwohner führt den älteren Instituten für Unterstützung Armer und Leidender, für Arbeit- und Unterrichtbedürftige, immerfort neue zu. Hauptgewerbe ist die Tuchmanufaktur, welche, seit lange blühend und von großem Rufe, mit großer Capitalkraft und eben so großer Intelligenz betrieben wird. Baumwolle- und Seiden-Weberei gedeihen ebenfalls, nicht minder andere verwandte Gewerbe.

Die Umgebungen von Brünn gleichen einem Parke, den die Kunst, im Schwesterbunde mit der Natur, verherrlichte. Der Franzensberg[2587] und der Augarten[2588] sind Lieblingsnamen für den naturfrohen Brünner und an schönen Tagen das Ziel für Tausende. Großartige Szenerien bietet das Adamsthal[2589] dar mit seinen Höhlen und seinen Burgruinen auf den grauen Felsen.

[2587] Tschech. Františkov bzw. heute Denisovy sady, Denis-Anlagen.

[2588] Tschech. Lužánky; bereits 1786 eingerichtet, gilt er als einer der ältesten öffentl. Gärten Europas.

[2589] Tschech. Adamov.



BRÜNN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 24-28.

CCCXXXV. Brünn in Mähren.

Verstecke dich nur, ziehe dich zurück und thue fromm, stelle gothische ehre würdige [sic!] Kirchen vor dich hin und suche durch Eisenbahndampfer und Fabrikschlöt[e] die Aufmerksamkeit des Wanderers von deiner Vergangenheit ab und auf die Gegenwart zu lenken, – du entgehst dem zürnenden Blick nicht, der dich aus jedem Menschenauge noch der spätesten Geschlechter treffen wird, so lange du aufrecht stehst. Erst wenn das Moos von Jahrhunderten auf deinen ganz verödeten Trümmern gewuchert, und wenn Generationen Glücklicher zu deinen Füßen des Lebens froh geworden, erst dann verzeiht man vielleicht den Ruinen, was man heute noch dem hochragenden stolzen Kettenbewahrer weder vergeben, noch vergessen kann.

Wir meinen den Spielberg, Oesterreichs furchtbaren Kerker für Verbrecher wie Silvio Pellico[2590] und Hunderte seines Gleichen.

Der Absolutismus konnte sich in Europa der stärksten Zwingburgen rühmen, gab es doch eine Zeit, wo das kleinste Ländchen seine Bastillen und Seufzerbrücken haben mußte und wo die Gefängnisse so selbstverständlich mit Mißliebigen angefüllt wurden, als ob von Paris aus auch die Mode der *Lettres de cachet*[2591] als Zubehör des Vongottesgnadenthums sich über die Höfe aller Regierenden der alten Welt verbreitet hätte. Der höhere Blödsinn, der sich allgemach in den Schichten der Aristokratie durch die, Anschauung ausgebildet hatte, daß es dreierlei Menschen auf Erden gebe, ganz unten die bürgerliche und Bauernkanaille als unreine Kaste, dann das reine Blut des Adels und hoch darüber die der Gottähnlichkeit zunächst stehenden regierenden Fürsten, – dieser Blödsinn ward das Unglück eines ganzen Zeitalters, schuf die Karrikatur [sic!] der exklusiven Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, die ihre Verzerrung aller Begriffe von der äußersten Spitze der Schusterarbeit bis zum letzten Gedanken der allerhöchsten Häupter ausdehnte, und ward die Nährerin jenes Absolutismus, der durch seine Thaten in der Geschichte als eines der größten Verbrechen gegen die Menschheit erscheint.

Der Adel im Allgemeinen hatte den männlichen und ritterlichen Stolz verloren, der früher ihn die Unabhängigkeit nach oben und unten als sein höchstes Gut schätzen ließ; er war mehr und mehr zur Bedientenrolle an den Fürstenhöfen hinabgesunken. Immer noch hatte er Glück; eine andere Unsitte war ihm zu Hülfe gekommen, um ihm über das beschämende Gefühl des allgemeinen Herabkommens seines Standes hinüber zu helfen.

[2590] Der ital. Schriftsteller Silvio Pellico (1789–1854), der sich früh dem Kampf gegen die österr. Fremdherrschaft in Norditalien verschworen hatte. 1820 wurde er unter dem Verdacht, Mitglied der Carbonari zu sein, verhaftet und 1824 zum Tode verurteilt; die Zeit bis zur Urteilsvollstreckung wurde er in den berüchtigten Bleikammern von Venedig, dem ehemaligen Gefängnis der Dogen, gefangengehalten. Von Kaiser Franz I. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2352) zu einer fünfzehnjährige Kerkerstrafe begnadigt, verbüßte Pellico die Strafe bis zu seiner vorzeitigen Entlassung im Jahre 1830 in der Festung Spielberg (siehe hierzu S. 841, Anm. 2574).

[2591] Ein vom frz. König unterzeichnetes versiegeltes Schreiben (frz. cachet, der [Siegel-]Stempel, das Petschaft). Es galt als schriftl. Niederlegung eines königl. Auftrags bzw. einer entsprechenden Willensbekundung, die für den Betroffenen in der Regel eine Inhaftierung ohne Gerichtsverfahren, eine Exilierung oder Internierung zur Folge hatte.


BRÜNN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Die Hauptstadt der europäischen Aristokratie, Paris, wurde die hohe Schule des Hoftons. Von diesem Zeitpunkt an trennte die Sprache die Exklusiven von den „Gemeinen“ auch in Deutschland. Und von da an begann jene Sucht des Adels, sich ganz und gar von aller bürgerlichen Gesellschaft abzuschließen und so, je tiefer er sich unter die Majestät des Fürsten beugte, um so höher über die Niedrigkeit des „Volks“ sich zu erheben. Als natürlichste Folge dieses diplomatischen Kunststücks drängte sich die Nothwendigkeit auf, fortan die Person und Würde des von Gottes Gnaden Regierenden ebenso hoch über das Maß alles Menschlichen hinauf zu schrauben, und wie es geschah, ist noch in der Erinnerung ein Anblick zum Erbarmen. Wenn nun selbst der Adel in der hof- und kammerjunkerlichen Vergötterung Serenissimi[2592] an der Grenze der Selbstentwürdigung angekommen war, wer wollte es den bürgerlichen Dienern des Staats, der Kirche und gar der Schule verargen, wenn sie in der That nicht mehr wußten, auf welche Weise sie im übertriebensten Wortschwall aller im Kothe kriechendsten Phrasen submissest als die allerunwürdigsten Knechte in allertiefster Ehrfurcht alleruntertkhänigst ersterben sollten.

Aus dieser Vergötterung der außerdem zum größten Theil geistig unbedeutenden und charakterschwachen fürstlichen Personen ging die unermeßliche Anspruchsfülle jenes Absolutismus hervor, welcher sich bis in die äußersten und untersten Glieder des staatlichen Mechanismus – denn unter der Regierungskunst begriff man damals nichts Anderes – für unantastbar hielt und jeden Zweifel an der Weisheit irgend einer behördlichen Verordnung für einen Angriff auf die fürstlichen Rechte, ja auf die Majestät selbst erklärte. Wehe dem Armen, der es damals wagte, als ein Mann aufzutreten, die Thorheit eines Beamten beim rechten Namen zu nennen, oder gar ein Wort der Wahrheit, der männlichen Ueberzeugung bis zum Fürsten selbst dringen zu lassen. Die verletzte Eitelkeit der Götterwürde hatte gegen solche Verbrecher ihr besonderes Recht, ihre besondere Strafe, ihre besonderen Mißhandlungen und für alles dies die entsprechenden Werkzeuge ihrer Rachegelüste. Denn Rache und nichts als Rache ist an den Unglücklichen verübt worden, die aus Liebe zum Volke Das anzutasten wagten, was der dienstbare Adel als des Fürsten Recht pries. Für solche adelige Selbstsucht, die vor der fürstlichen Herrschsucht im Staube kroch, mußte auch der Spielberg als Moloch dienen, und ihm brachte der Absolutismus die zahlreichsten liberalen Opfer dar, bis er selbst dem Liberalismus zum Opfer fiel.

Darum Fluch ihm, dem Zwinguri[2593] der Völker Oesterreichs bis auf unsere Tage, Fluch ihm auf seinem öden Fels, den das Grün des Lebens flieht, und bei seinem verhaßten Anblick Fluch über den Absolutismus und seine Knechte in je dem Winkel der Erde! –

Aber du seist gesegnet, Geist der neuen, besseren Zeit, der du aus unserem Bilde sprichst. Da stehen deine Zeichen, die Zeichen, unter denen du siegst. Und wie rasch vollbrachtest du hier eine Umwandelung durch alle Klassen der menschlichen Gesellschaft! Nicht mit dem alten Rüstzeug der Aufklärung ward dieser Fortschritt erkämpft, nicht gelehrte Theologen hatten in, berühmten Kolloquien um das wahre Licht Gottes gestritten und endlich den großen Fund auf die Altäre gesteckt, damit es von da aus das ganze Leben des Volks erleuchte. Auf dieses Licht haben die Völker lange gehofft auch für dieses Leben. Aber man hat sie mit Anweisungen auf das ewige Licht des Himmels vertröstet und ließ das irdische Jammerthal große Strecken entlang immer finsterer werden. – Da sprach der Geist aus der Natur zum Menschen und zeigte ihm die Bahn zum Glück.

Der Aufschwung der Industrie gibt der früher wie unter die eiserne Zuchtruthe des Spielbergs gebeugten Stadt Brünn ein ganz neues, ein freies und männliches Ansehen. Es ist wie der Anblick eines Volks, das sich, seiner verfassungsmäßigen Rechte und seiner bürgerlichen Würde bewußt zeigt. Vor dem Feuerrosse der Gleichheit, das alle Arten von Ständen, den Kronen- wie den Sackträger, mit demselben Dampf davonführt, erbleichen die alten Wappen auf den exklusiven Kutschenschlägen; an die Seite des armen Zünftlers, der mit Zittern und Zagen zu jedem „Vornehmen“ hinaufblickte, tritt der

[2592] Lat., wörtl. eigentl. „der Allerheiterste“, allg. jedoch in der Bedeutung von „der Durchlauchtigste“ verwendet; Anrede oder Titel eines regierenden Fürsten.

[2593] Eigentl. eine Schweizer Festung, die jedoch durch Friedrich von Schillers Drama „Wilhelm Tell […]“ (Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1804), S. 28, besondere Bekanntheit und Bedeutung erlangt hatte. Dort findet sie nämlich im „Ersten Aufzug“, „Dritte Scene“ folgende Erwähnung: „Frohnvogt, wie wird die Veste denn sich nennen, \ Die wir da bau’n? \ Frohnvogt \ Z w i n g U r i soll sie heißen, \ Denn unter dieses Joch wird man euch beugen.“

Fabrikherr, der der Industrie Paläste baut, deren dampfende Thürme mit ganz anderem Stolze emporragen, als ehedem die Luginslande des Raubadels; und die Kunde von den Kräften der Natur, die dem strebenden Volke mit ihren besten Erfahrungen in seinem Tagewerk zu Hülfe eilte, auch sie erfocht Sieg um Sieg über die Liebediener der gepflegtesten Finsterniß. Darum freuen wir uns unseres Bildes und besuchen gern eine Stadt, die den richtigen Weg zu Bildung und Menschenglück betreten hat und bereits mit solchem Erfolge wandelt.

Brünn, Mährens königliche Hauptstadt, machte auf mich einen wohlthuenden Eindruck, als ich an einem schönen Frühlingstage sie zum ersten Mal begrüßte und die trüben Wolken zerstreut hatte, welche beim Anblick ihres Spielbergs mir vor die Seele aufgestiegen waren. Wer mit dem Dampfzuge vom Norden, von Prag her, zu ihr kommt, in dem wird schon eine heitere Stimmung erregt durch die liebliche und schließlich wahrhaft neckische Fahrt durch die Tunnels und Windungen des Adamsthals. Endlich erreicht er das Freie und überschaut das anmuthige Hügelland, auf dessen Kuppen ihm die grauen Bauwerke der Vorzeit, Dome und Thürme, zuerst entgegenragen. Je näher, desto moderner, desto bürgerlicher wird das Bild, desto lebendiger die Umgebung, Alles verkündet eine aufstrebende Stadt, deren Industrie längst die alten Festungsbande gesprengt hat.

Fehlt auch der Landschaft der Reiz eines imponirenderen Wasserspiegels, als wie ihn die Schwarzawa[2594] und Zittawa[2595] bieten können, so vergißt man bald das Verlangen darnach vor den Häusermassen, die, wie L. Goldha[n]n[2596] richtig schildert, bald hier weich um die Hügel sich breiten, bald dort in gedehnter Flucht die Ebene bis zu den nächsten Bergen hin einnehmen.

Brünn besteht aus der alten eigentlichen Stadt und 14 Vorstädten. Der alte Kern ist noch mit Wall, Graben und Basteien umgeben, welche den Spielberg mit einschließen. Hier wird Niemand einen regelmäßig angelegten Stadtbau suchen. Die Hügellage und die Festungsbestimmung widerstrebten einer solchen, und die neuere Zeit ist noch nicht dazu gekommen, durch Aufräumen und Neubauen dem Mangel abzuhelfen. Man huldigt vor der Hand ausschließlich dem Erwerb und wird dem Dienste des Schönen erst dann die nöthigen Opfer bringen, wenn das Bedürfniß mit den Mitteln dazu in gleichem Grade vorhanden sein werden. Fürstliche Zwangspflanzen der Kunst haben ja selten für das Volk eher Früchte getragen, als dieses selbst zum Genuß derselben reif war. Trotz alledem bietet das alte Brünn auch in seiner dermaligen Gestalt für Forscher und Reisende des Bemerkenswerthen genug. Zu den schönsten Zierden der Innerstadt gehört der sogenannte „Parnaß“[2597], ein Röhrbrunnen, der aus einem künstlichen Felsenbau mit verschiedenen Figurengruppen aus Sandstein besteht; dieser Brunnen gewährt namentlich zur Sommerszeit ein reizendes Bild, wenn er, von hellgrünem Schlingkraut und Rosengewinden überwuchert, hochauf seine Wasserstrahlen sendet, die niederstäubend nicht selten in allen Regenbogenstrahlen schimmern. An diesem Platze steht auch das städtische Theater- und Redoutengebäude[2598], das reiche Landesmuseum[2599], und die große Hauptkirche der Stadt[2600] sieht in breiten Formen von dem nahen St. Petersberge herüber. Eine zu allen Tageszeiten sehr belebte Gasse verbindet den Krautmarkt mit dem sogenannten „großen Platz“[2601], dem Mittelpunkt des städtischen Verkehrs, und in einer parallel mit jener laufenden Straße finden wir eines der ältesten Denkmäler des Ortes: das alterthümliche Rath-

[2594] Heute tschech. Svratka (früher Švarcava).

[2595] Tschech. Svitava.

[2596] Der lange Zeit in Brünn lebende österr. Dichter und Dramatiker Ludwig Goldhann (1823–1893) wohl in einem seiner zahlreichen Theaterstücke.

[2597] Tschech. Kašna Parnas, Parnaß-Brunnen; von 1693 bis 1695 nach dem Entwurf von Adam Tobiáš Kracker (1658–1736) auf dem Brünner Kohlmarkt (tschech. Zelný trh) errichtet.

[2598] 1605 als städt. Neue Taverne in Renaissance-Stil auf dem Kohlmarkt (s. o.) erbaut. Ab den 1660er Jahren wurden hier jedoch bereits regelmäßige Theateraufführungen gegeben. In den 1730er Jahren wurde das Gebäude schließlich für Theateraufführungen und Tanzveranstaltungen umgebaut und erweitert. Die Brünner „Reduta“ ist eine der ältesten heute noch verwendeten Theaterspielstätten Europas.

[2599] Siehe hierzu S. 844, Anm. 2585.

[2600] St. Jakob (siehe hierzu S. 844, Anm. 2582).

[2601] Tschech. Velké náměstí, „Großer Platz“; heute Náměstí Svobody, „Platz der Freiheit“.

haus mit seinem reich dekorirten Portal und dem Wahrzeichen von Brünn, einem riesigen Lindwurm[2602]. Die bekannte Sage von diesem Ungeheuer hat sein Bild auch hier verewigt. Unmittelbar hinter dem großen Platz steht die schönste Kirche der Stadt, die von St. Jakob, ein Bau des 14. Jahrhunderts. Auf diesen Straßen und Plätzen entfaltet sich zu gewissen Tagesstunden großstädtisches Treiben des Geschäfts und des Genusses. Eines Besuchs werth ist auch der reiche Franzensberg[2603], der mit seinen Terrassen mit herrlicher Fernsicht und mit seinen Bosketen und Parkanlagen ein wahres Musterbild dessen zeigt, was geschmackvoller Bildsinn auf beschränktem Raume zu leisten vermag. Die Aussicht vom Franzensberge beherrscht zunächst das breite Thalbett zwischen dem Spielberg und den sogenannten „rothen Bergen“, welche sich jenseits der Schwarzawa, und den „gelben Bergen“, welche sich diesseits derselben in schönen Windungen hinziehen; hier hat sich Altbrünn[2604] gelagert, jetzt eine tiefgelegene Vorstadt von Brünn, deren reges industrielles Leben sich durch zahlreiche Riesenschlöte, die gleich Obelisken überall anfragen, auf den ersten Blick ,zu erkennen gibt. Hart an den Fuß heiterer Rebhügel schmiegt sich das Königskloster[2605], jetzt von Augustinern bewohnt.

Werfen wir auch auf die Vorstädte einen Blick. Sie- bilden ohnedies gegenwärtig den Haupttheil der mährischen Landeshauptstadt, denn sie gerade prangen mit den großartigsten Etablissements der Industrie, die jetzt Brünn größer macht, als alle seine staatsbehördlichen Würden, Insassen und Vortheile. Wir nennen hier vor Allem das Ghetto Brünns, die sogenannte Kröna[2606] mit ihrer prunkvollen Synagoge[2607]; ferner die „Zeil“[2608], mit palastartigen Fabrikgebäuden, und die „Neugasse“[2609], durch welche man zu dem Augarten[2610] gelangt, welcher Brünns Prater ist. Die übrigen Vorstädte wiederholen so ziemlich nur dasselbe Bild; alle zusammen aber verleihen der Stadt, wie gesagt, erst ihren heutigen Charakter: den einer Industrie- und Handelsstadt ersten Ranges.

So ungern es geschieht, so müssen wir doch noch einmal zum Spielberg zu rückkehren, wenn wir die Vergangenheit Brünns nicht ganz unberücksichtigt lassen wollen. Denn dieser Herrenbau hat, sowie er topographisch gleichsam den Mittelpunkt des brünner Stadtrayons bildet, auch zu allen Zeiten mitbestimmend in die Geschicke dieser Stadt eingegriffen; er diente auch gewissermaßen als ihr düsteres Wahrzeichen, bis im Laufe schon des vorigen Jahrhunderts das industrielle Streben ihrer Bürger auf einem andern Gebiet ihr nachhaltigeren Ruhm unter den deutschen Schwesterstädten erwarb und die, einst unbezwingliche Veste durch die zerstörungssüchtigen Franzosen im Jahre 1809 ihren alten gefürchteten Harnisch einbüßte.

Brünn ist sehr alt, die Zeit seiner Gründung unbekannt. Die älteste Urkunde, welche der Stadt unter ihrem slavischen Namen *Brno* erwähnt, datirt aus dem Ende des 9. Jahrhunderts. Schon zwei

[2602] Der sog. „Brünner Drache“ (tschech. Brněnský drak), ein ausgestopftes Krokodil, das im Durchgang zum Innenhof des Rathauses aufgehängt ist.

[2603] Siehe hierzu S. 845, Anm. 2587.

[2604] Tschech. Staré Brno, „Alt Brünn“.

[2605] Die Abtei St. Thomas der Augustiner-Eremiten (tschech. Augustiniánské opatství svatého Tomáše na Starém Brně) in Alt Brünn (s. o.) war ursprüngl. ein Zisterzienserinnenkloster, das 1323 von Königin Elisabeth Richza von Polen (poln. Ryksa Elżbieta, tschech. Eliška Alžběta Rejčka; 1286 o. 1288–1335) gegründet und deshalb auch Königin- oder Königskloster (tschech. Starobrněnský klášter, Altbrünner Kloster) genannt wurde. In diesem Kloster führte der Begründer der Genetik, der Augustinerpater Gregor Mendel (tschech. Řehoř Jan Mendel; 1822–1884), seine berühmt gewordenen Kreuzungsversuche an Pflanzen durch.

[2606] Tschech. Křena.

[2607] Aufgrund der für Juden in Österreich bis 1848 geltenden repressiven Sonderregelungen konnte die erste neuzeitliche Brünner Synagoge erst 1855 fertiggestellt und eingeweiht werden. Die tatsächliche Gleichstellung der Juden erfolgte erst im Zuge des Österreichisch-Ungarischen Ausgleichs im Jahre 1867.

[2608] Tschech. Řádky, „Die Reihen“.

[2609] Tschech. Velká Nová; „Große Neugasse“.

[2610] Siehe hierzu S. 845, Anm. 2588.

Jahrhunderte später ist sie der Sitz eigener Fürsten, ward aber bei dem innigen Zusammenhang der Länder Mähren und Böhmen häufig auch von den Schicksalen des Letztern mit erreicht. –

So sammelte Jaroslaus von Sternberg[2611] in Brünn seine Kriegsschaaren, als er zum blutigen Kampfe gegen die Tataren aufbrach; so weilte hier der ritterliche Przemysl Ottokar II.[2612], als er sich zum Entscheidungskampf gegen Rudolf von Habsburg[2613] rüstete; und Kaiser Rudolf selbst erhob Brünn bald darauf, zum Lohn für seinen feierlichen Empfang, zur freien Reichsstadt[2614]. Die späteren Fürsten fuhren in dieser Begünstigung fort, so daß Brünn schon im 14. Jahrhundert als eine starkbevölkerte, reiche und ausgezeichnete Stadt geschildert wird. Im Jahre 1364 fand hier jener glänzende Fürstenkongreß Statt, auf welchem ein Erbvereinigungsvertrag zwischen Luxemburg und Habsburg zu Stande kam und Markgraf Johann[2615] sich mit der vielgenannten Margarethe Maultasch von Tyrol[2616] vermählte. Im Jahre 1428 bestand die Stadt eine hartnäckige Belagerung der Taboriten[2617] und nahm ruhmvollen Antheil an einem Siege über Prokop[2618] und Weliko[2619]; im Jahre 1467 wurde sie abermals, weil sie sich dem Könige Matthias Corvinus von Ungarn[2620] angeschlossen hatte, vom dem Böhmenkönige Georg Podiebrad[2621], dem nur der Spielberg treu geblieben war, hart, aber ebenso vergeblich belagert. Die Blüthe kriegerischen Ruhms ging jedoch für Brünn während des dreißigjährigen Kriegs auf, wo es, unter Ludwig Raduit von Souches[2622], im Jahre 1645 während einer sechzehnwöchentlichen Belagerung mit wahrhaft heldenmüthiger Ausdauer den Siegesmuth Torstensons[2623] und seiner tapferen Schweden zunichte machte. Ein Jahrhundert später (1742), im österreichischen Erbfolgekrieg[2624], kamen auch die Preußen vor die Stadt, und auch diese tüchtigen Truppen zogen ohne Siegeskränze wieder ab. Während der Franzosenkriege spielte dagegen Brünn eine passive Rolle: zweimal sah es die übermütigen Feinde durch die offenstehenden Thore ziehen, und zum letzten Abschiedsgruß sprengten sie die Vorwerke des

---

[2611] Jaroslav von Sternberg (tschech. Jaroslav Šternberk; 1220–1287), der 1241 bei Olmütz/Olomouc die Mongolen schlug.

[2612] Ottokar II. Přemysl (tschech. Přemysl II. Otakar; ca. 1232–1278; gefallen), seit 1253 König von Böhmen; er unterlag Rudolf von Habsburg am 26. August 1278 in der Schlacht auf dem Marchfeld.

[2613] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

[2614] Brünn war niemals der Status einer Freien Reichsstadt verliehen worden; allerdings hatte 1243 König Wenzel I. (tschech. Václav I. Jednooký; ca. 1205–1253) der Stadt umfangreiche Privilegien verliehen, die an die Babenberger Stadtrechte für Wien anknüpften.

[2615] Johann Heinrich von Luxemburg (tschech. Jan Jindřich Lucemburský; 1322–1375), von 1335 bis 1341 Graf von Tirol und ab 1349 Markgraf von Mähren. Margarethe Maultasch (s. u.) war mit diesem seit dem 16. September 1330 verheiratet, setzte ihn jedoch am 2. November 1341 wegen der bis dahin erlittenen Mißhandlungen buchstäblich vor die Tür und ehelichte 1342 Ludwig den Brandenburger (1315–1361).

[2616] Gräfin Margarete von Tirol-Görz (um 1366 erstmals auch als Margarete Maultasch erwähnt; 1318–1369).

[2617] Die Taboriten (tschech. táboriti) gehörten zum radikalen und besonders militanten Flügel der Hussiten.

[2618] Der Geistliche und Heerführer der Reformbewegung der Taboriten (s. o.) Andreas Prokop, auch Prokop der Kahle genannt (tschech. Prokop Holý; ca. 1380–1434; gefallen).

[2619] Historisch nicht verbürgt.

[2620] Matthias Corvinus (eigentl. Hunyadi; ung. Hunyadi Mátyás; 1443–1490), seit 1458 König von Ungarn und von Kroatien, seit 1469 (Gegen-)König von Böhmen und der Eroberer weiter Teile der Habsburgischen Erblande, die er von 1485 bis 1490 von Wien aus beherrschte.

[2621] Georg von Podiebrad (tschech. Jiří z Poděbrad; 1420–1471), seit 1458 König von Böhmen.

[2622] Der kaiserl. Feldherr Graf Jean-Louis Raduit de Souches (1608–1682); am 14. März 1645 war er zum Kommandanten von Brünn ernannt worden, das er vom 4. Mai bis zum 23. August 1645 erfolgreich gegen ein überlegenes schwedisches Heer unter Torstensson (s. u.) behauptete.

[2623] Der schwed. Feldherr Lennart Torstensson, seit 1647 Graf von Ortala (1603–1651).

[2624] Der Österreichische Erbfolgekrieg war nach dem Tod Kaiser Karls VI. (1685–1740) ausgebrochen, weil dieser keinen männl. Thronfolger hatte und stattdessen seine Tochter Maria Theresia (1717–1780) den Thron bestieg. Mehrere europ. Fürsten erhoben daraufhin eigene Ansprüche auf die Habsburgischen Erblande bzw. das römisch-deutsche Kaisertum. Friedrich II. von Preußen nutzte diese Konstellation, um am 16. Dezember 1740 in Schlesien einzufallen, womit er nicht nur den 1. Schlesischen Krieg auslöste, sondern kriegerische Auseinandersetzungen gesamteurop. Ausmaßes vom Zaune brach, die zunächst bis zu dem am 18. Oktober 1748 geschlossenen Frieden von Aachen fortgeführt werden sollten.

Spielbergs in die Luft. – Der Hoffnung auf neue Kriegsehren hat Brünn damit für immer sich begeben; es strebt nach edlerem Lorbeer und hat ihn sich zuerst errungen auf der ersten londoner Welt-Industrieausstellung[2625]. Es bewies, daß es auch auf diesem Wettkampffelde keinen Gegner zu fürchten hat. Möge die brave Stadt noch viele Siegeskränze auf demselben erringen! –

F. H.[2626]

[2625] Die erste Weltausstellung in London fand vom 1. Mai bis 11. Oktober 1851 im Hyde Park in dem berühmten, eigens hierfür erbauten „Crystal Palace“ statt.

[2626] Die Initialen „F. H.“ stehen hier wohl für den Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 60-66.

CCLVII. Die Heldburg und der Straufhain.

Auf! mein wanderungsrüstiger Leser! Auf und schwinge dich mit deinen Geistesfittigen zurück an's Gestade des Vaterlandes, schwinge dich über die weiten Ebenen und breiten Gewässer seines Nordens meinen heimathlichen Bergen zu, durchirre ihre kühlen, schattigen Thäler, die grauen Burgen auf ihren sonnigen Höhen voll Erinnerungen meiner Jugend und senke den Blick von Thüringens Zinnen dorthin, wo ein reiches, mühevolles Wirken und treue, aufopfernde Liebe mir ein Leben voll lauter Sorge und voll stillen Glücks beschieden. Siehst du die zwei Bergschlösser dort drüben auf den Waldkuppen, die, von der Abendsonne beleuchtet, über der Gegend glänzen? Das zur Linken ist die Heldburg, jenes rechts der Straufhain, – die uralten Grenzwächter des Frankenlandes und der Schmuck meiner zweiten Heimath. Näher – dort, wo der Werra Silberband aus dem Grunde schimmert – liegt Hildburghausen, und wenn du sonst verweilen magst, kannst du in dem kleinen Städtchen einen weiten Kreis recht gebildeter Menschen finden und manches Biedermannes Hand drücken, nicht von Eisen, wie die des alten Götz von Berlichingen[2627], sondern kraftvoll und warm, und einem deutschen Herzen so nahe, wie Götzens Linke. Die Burg des Fürsten[2628] ist zwar seit 3 Lustren[2629] verwaist, die Schaar der Schranzen und Trabanten folgte dem alten Stern in's neue Land, oder dreht sich, von der neuen Sonne angezogen, in einem entfernteren Kreise; Gras und Unkraut wachsen auf dem Schloßhofe, und des Hofes Saat wuchert wohl auch anderwärts noch fort; aber das Unkraut verdirbt doch nach und nach, und aus manch besserm Korn keimt ein besseres Geschlecht. Auch hier liegt für die Masse, – denn im Kreise der Gebildeten konnte der kleine Hof sich nie als Lebensprinzip geltend machen, – die glücklichere Zeit noch zuckend in den Geburtsschmerzen und die Noth wird noch gewaltig an die Pforten der Zukunft pochen müssen, ehe der alte Dämon weicht und der Genius zur Herrschaft gelangt, welcher für des Städtchens Glück keine andere Grundlage anerkennt, als beharrlichen Fleiß, gewerblichen Sinn, Sittlichkeit und Rechtschaffenheit seiner Bewohner.

Lassen wir die Stadt; unser Ziel sind heute die Berge, die Ruinen. – Von Hildburghausen führt der Weg zur nächsten, dem Straufhain, südwärts, auf der Coburger Straße, über eine mäßige Höhe in einen weiten, von lieblichen Gründen durchfurchten Gau, und die größere Fruchtbarkeit und der lauere, mildere Hauch der Winde verrathen den Uebertritt in das gesegnete Frankenland. Ueppiger stehen die Saaten, schöneren Wuchses ragen die Bäume, und größeres Obst blinkt aus den Gärten der ansehnlichen Dörfer dieser Landschaft, deren Gewässer schon dem Main zueilen, während die eben verlassene noch dem Werragebiet zugehört. In Seidingstadt, 2 ¼ Stunden von Hildburghausen, einem großen Dorfe, dessen hübsches, anspruchloses Schlößchen mit freundlicher Gartenanlage ehedem der Hildburghäuser Fürstenfamilie zur Sommerresidenz diente, und das noch jetzt zur schönen Jahreszeit für einige Glieder des Hauses der trauliche Vereinigungspunkt ist, nehmen wir einen Führer, um den mit dichter Laubwaldung bewachsenen Basaltkegel zu erklettern, auf dessen Spitze die alte Burg ihr viereckiges Mauerhaupt stolz über alle Wipfel trägt. Eine Allee reicht bis zum Fuße, und ein Fahrweg windet sich von da schneckenförmig hinan, während den Fußgänger, der das Klettern nicht scheut, schmale, an steilen Wänden oft treppenartige Pfade durch dichtverwachsenes Gestrüpp gerade zum Gipfel leiten.

[2627] Der Reichsritter Gottfried „Götz" von Berlichingen zu Hornberg (ca. 1480–1562).

[2628] Im Zuge der wegen des Aussterbens der Linie Sachsen-Gotha-Altenburg notwendig gewordenen Neuordnung der ernestinischen Länder hatte Friedrich I. von Sachsen-Hildburghausen (siehe hierzu S. 858, Anm. 2634) das wiedergegründete Herzogtum Sachsen-Altenburg erhalten, in dessen Residenz Altenburg er am 23. November 1826 feierlich einzog.

[2629] Lat., ein Lustrum entspricht dem Zeitraum von fünf Jahren.


CCLVIII
DIE HELDBURG
DER STRAUCHHAYN
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Während des Steigens hat sich um den Kletternden, ihm selbst unbewußt, (denn das Gehölz verhindert jede Aussicht), eine große Welt entfaltet, und wenn er endlich, ermüdet, aus dem Dickicht hervortritt und er die Spitze des Kegels, von dem das gewaltige Mauerwerk in die Lüfte starrt, erreicht hat, öffnet sie sich ihm mit Einem Male. Vor dieser schönsten aller Rundsichten der Gegend flieht die Ermüdung, sinkt alle kleinliche Sorge des Erdenlebens und mit der reinern höhern Luft zieht in die Brust das Gefühl der Freiheit ein und der Nähe der ewigen Heimath. Froh und mit kindlichem Vertrauen blickt der Mensch bald in die im Zitterglanze der Sonne schimmernden, buntgekleideten Fernen hinaus, bald auf die mit rankendem Gesträuch und Wurzeln umklammerten Felsen und Mauern, oder er horcht auf das Zwitschern der jungen Schwalben und das Rufen der Käutzchen vom hohen Gemäuer, oder auf das Zirpen und Summen der Insekten, welche Bäume und Lüfte beleben, und gegenwärtig wird ihm die Liebe des Schöpfers, die Alles umfaßt und für Alles sorgt, von der Milchstraße an seinem Himmel bis zum Grashalm auf seiner Erde. Eine kühne Ahnung des Zusammenhangs steigt in ihm auf, und im Bewußtseyn seiner Gottverwandtschaft und Unvergänglichkeit wendet er sich von dem Endlichen ruhig und zufrieden aufwärts zum Aether. Er weiß, er ist kein Fremdling oder Gast im unbegrenzten Raume, sondern sein ewiger Bürger. –

Daß Tausenden vor ihm an dieser Stelle Herz und Gemüth aufgegangen, sieht er an unzahlichen Zeichen. Da ist kein Baumstamm, kein entblößtes Gestein, das nicht Namens- und Erinnerungsmale trüge, und Kreise, Herzen und Sterne umschließen oft viele Namenszüge zugleich. – Der westliche Theil der Rundsicht kann da, wo die Burg ihre Mauern auf den äußersten Rand einer senkrechten Felswand aufsetzt, nur aus dem Innern der Ruine genossen werden, deren Fensteröffnungen durch den Schutt der eingestürzten Zwischenmauern theilweise zugänglich geworden sind. Hier ist die Aussicht überschwänglich schön, zumal wenn die scheidende Sonne in den Wellen ihrer Goldfluth die Fernen taucht und das Himmelsgewölbe mit allen Abstufungen des tiefsten Blaus bis zum glühendsten Roth bemalt. Jeder Hügel trägt dann eine verschiedene Farbe, gleichsam aufgehöht tritt jede hervor vom lebhaftesten Blumengelb an bis zum düstern Blaugrün der Fichten und Kiefern. Zwischen den glänzenden Wiesen wallt bläuliche Saatenfluth, funkeln die silbernen Streifen der Bäche und Teiche, flimmern die Thurmspitzen der friedlichen Dörfer, und der röthliche Abendrauch zieht an den grünen Thalwänden hin. Ueber den Wäldern aber glänzen die verfallenen Ritterburgen in den letzten Strahlen der Sonne, so feurig, als wohnte neues Leben im alten Gemäuer.

Der Umfang des Panoramas ist wenigstens 50 Stunden. Vorzüglich schön ist die Aussicht nach Süd. Nicht nur die gegenüber liegende Heldburg, und Coburg’s Schmuck, die Festung und Schloß Callenberg, so wie die Thürme der Stadt selbst, sondern auch, in größerer Entfernung, Vierzehnheiligen und Kloster Banz, ja selbst die Burgen und Schlösser tiefer im Bamberger Lande (deutlich sieht man die Thürme des Bamberger Doms und zählt die Fenster der Altenburg mit bewaffnetem Auge,) sind kenntlich, und der fernste blaue Gebirgssaum am Horizont zeigt uns das Fichtelgebirge und einen Theil der böhmischen Kette. Die Heldburg scheint so nahe zu liegen, als könnte man sie mit einem Steinwurf erreichen. Auch nach allen andern Richtungen ist der Ausblick schön und mannichfaltig; überall öffnen sich Thäler und Gründe mit nahen und fernen Ortschaften, einzelnen Rittersitzen, Weilern und Mühlen, und blicken Kirchthürme hinter den Anhöhen hervor als freundliche Zeichen der dichten Bevölkerung.

Von der Geschichte des Straufhains ist fast gar nichts auf unsere Zeit gekommen. Castrum Struf hieß das Schloß in den ältesten Urkunden. Die Gewißheit, daß das nahe Streuf- (Struf-) dorf schon im 8. Jahrhunderte vorhanden war, macht es wahrscheinlich, daß die Burg in noch früherer Zeit gestanden und eine der ältesten der Gegend ist. Sie gehörte unter die zahlreichen Zwingvesten, mit welchen die mächtigen Grafen von Henneberg die ausgebreiteten Landstriche beherrschten, welche sie theils durch die Gunst des Reichsoberhaupts, theils erobernd, durch glückliche Fehden mit ihren Nachbarn, an sich gebracht hatten. Welche Bedeutung damals die Veste hatte, geht schon aus dem Umstand hervor, daß sich von ihr Hennebergs Dynasten den Titel Grafen von Struf (COMES DE STRUFA) beilegten.

Im dreizehnten Jahrhunderte wirkte sich der mächtige Berthold von Henneberg von Ludwig dem Vierten[2630] das Recht aus, alleiniger Richter in seinem Lande zu seyn, das er in mehre Zentsprengel

[2630] Ludwig IV. (bekannt als Ludwig der Bayer; 1282 o. 1286–1347), ab 1314 römisch-deutscher König und ab 1328 Kaiser im Heiligen Römischen Reich.

theilte, in welchen er selbst, unter dem Beistand seiner Gerichtsschöffen, jährlich zu gewisser Zeit, unter freiem Himmel, Streitigkeiten schlichtete und zu Recht sprach. Alles wurde, wie sich begreifen läßt, mündlich verhandelt, Jeder führte seine Sache selbst, denn Advokaten gab's damals nicht. Ein weises Gesetz bestimmte, daß, wer den Andern verklagte, seine Klage aber nicht vor dem Richter erweisen konnte, der Kläger eben die Strafe zu erleiden hatte, wie der Beklagte, im Fall dieser des Verbrechens überführt worden wäre. Da hatte die Prozeßsucht Damm und Riegel. Schatten dieser altdeutschen Gerichtsverfassung haben sich noch jetzt in dem Namen der Zentgerichte erhalten. In verjüngten und zeitgemäßen Formen lebt sie bei uns in den Friedensgerichten wieder auf.

Auch Strauf war der Sitz eines Zentgerichts. Mit dem Amt des Burgvogts verband ein Graf von Henneberg den Erbtitel eines Marschalks, von dem zwei noch jetzt blühende Familien den adlichen Namen entlehnen. In den Zeiten des Faustrechts fiel Struf durch Verpfändung an die Familie Heßberg, und später wechselte es seine Besitzer noch öfters, von denen sich manche durch Wegelagerei und Fehde berüchtigte Namen erwarben. Zerstört wurde es, wie die meisten Hennebergischen Schlösser und Vesten, im Bauernkriege[2631], und seitdem ist's Ruine. Ein gewaltiger, viereckigter Thurm, unverwüstlicher als der Felsen, auf dem er gebaut wird, steht noch aufrecht, von allen andern Gebäuden aber erheben sich nur geringe Spuren über den Boden.

Südwärts von Strauf, anderthalb Stunden davon, auch auf einer Basaltkuppe, liegt die Heldburg. Das in der breiten, fruchtbaren Aue zu ihren Füßen ruhende Städtchen mit demselben Namen nimmt sich von ferne in seinem thurmbesetzten Mauergurt gar ernst und ansehnlich aus und läßt Erwartungen zu, die freilich das Innere nicht befriedigt. Unmittelbar am Burgberge stehen die Wohn- und Wirthschaftsgebäude eines herzoglichen Kammerguts, des Neuhofs, und hier verläßt der Weg das Thal und die Heerstraße und geht aufwärts zur uralten Veste.

Der Pfad ist steil, doch anmuthig; denn der ganze Berg ist mit einem dichten Kranze von Gärten und freundlichen Anlagen umgeben und auf jedem Ruhepunkte ist dem Blick eine weitere und schönere Welt geöffnet. Auf drei Viertel der Höhe laden schattige Linden und kühle, in den Felsen gehauene Bänke neben Wirtschaftsgebäuden den Ermüdeten ein, sich zu erquicken. In der schönen Jahreszeit sind die Bänke fast nie ganz leer; denn jeder heitere Tag lockt Besucher herauf aus nah und fern. Weiter hinan werden die Garten-Anlagen immer schöner und mannichfaltiger: Blumenbeete wechseln mit Rasenplätzen und einzelnen Baumgruppen, Erd- und Brombeergesträuche und wilde Rosen umschlingen die Basaltblöcke zur Seite des Wegs; bald führt dieser an Weinpflanzungen hin, bald zu Felsenvorsprüngen und Terrassen, mit Ruhebänken und von Säulen getragenen Schirmdächern, unter welchen die herrlichsten Aussichten bequem und vor den lästigen Strahlen der Sonne geschützt, genossen werden können. Der tief aus dem stahlharten Fels gesprengte Burggraben trennt die sorgfältig gepflegten Anlagen von der Burg selbst, deren äußeres Ansehen, die Menge und Größe der Gebäude, die kunstvoll geformten Fenster, die verzierten Gesimse u. s. w. auf mehr als eine gewöhnliche Ritterwohnung hindeuten. Eine Pforte führt in den mit Mauern umschlossenen Vorhof, ein gewaltiges Thor in den innern Burghof. Staunen ist das erste Gefühl des Eintretenden, Wehmuth das zweite. Ganze Wände, vom Boden an bis zum Giebel, Balkone und Söller sind mit den kostbarsten Werken der altdeutschen Bildhauerkunst überdeckt, Karyatiden[2632], – die Helden germanischer und heidnischer Sagen mit Speer und Harnisch, – tragen die Portale, humoristische Vorstellungen aus der Fabelwelt der Thiers wechseln mit den Thaten der Götter und Heiligen auf Entablaturen und Gesimsen, und Arabesken von Blumen und Laubwerk durchziehen das Ganze bald trennend oder berahmend, bald Verwandtes einigend, bald hindeutend auf verborgenen Sinn. Aber der Geist der Zerstörung und des Wandalismus hat unter diesen Werken der alten Kunst schrecklich gehaust. Viele der schönsten Figuren sind abscheulich verstümmelt, mehre der edelsten Gebäude links am Thore gänzlich eingestürzt und bis auf einige mit kühnen Kreuzgewölben versehene Räume des Erdgeschosses ein Haufe Ruinen. Schutt, längst überrast, deckt den wahren Boden des Burghofs mannshoch; denn die Eingänge zu den ältesten und nobelsten Theilen der Burg, rechts vom Burgthore, liegen tief unter dem Niveau des heutigen Bodens zur Hälfte begraben, und man kann sie nur gebückt betreten. Schon dieser Umstand zerstört das Ebenmaß der Verhältnisse; noch mehr thun

[2631] Im Jahre 1525.

[2632] Siehe hierzu S. 162, Anm. 406.

dieß die gebrechlichen, geschmacklosen Bausudeleien aus dem 17. Jahrhundert, die einen widrigen Contrast zu dem alten Prachtbau machen. – Gar traurig ist die Verwüstung der innern Räume. Herzklopfend folgt man dem Führer über wankende Treppen und durch finstere Corridors über morsches, verfaultes Gebälk von Stockwerk zu Stockwerk, aus Zimmer in Zimmer, aus Saal in Saal. Dort eingestürzte Dekken, hier geborstene Mauern, da drohend -überhängende Wände; Haufen von Schutt liegen auf den Fußböden, und im großen Rittersaals flatterte, als ich das letzte Mal da war, aufgeschreckt eine Eule umher. In diesem Verwüstungschaos machen die überall noch sichtbaren Zeichen vergangener Pracht eine um so tiefere Wirkung. Bjldhauerarbeit ist an Gesimsen, Vorsprüngen, Thürstöcken, Fensterbrüstungen, an Kaminen und Pfeilern verschwendet und, trotz der ärgsten Verstümmelung von Frevel-Händen, bewundert der Kenner in Manchem die höchste Meisterschaft ihres Bildners. Viele erinnern an den Meisel Adam Krafft's[2633] und bestimmt sind sie, wenn nicht von ihm selbst, doch aus der Schule dieses berühmtesten Nürnberger Steinmetzen.

Nachdem man das uralte Grafen- und Fürstenhaus ein Jahrhundert lang sorglos der Verwüstung von Wind, Wetter und Menschen preisgegeben hatte, keimte unter dem letzten der Hildburghäuser Fürsten[2634] ein Interesse für seine Erhaltung und Herstellung. Mancherlei Restaurationspläne kamen auf, aber zur That wurde nichts, als eine nothdürftige Ausbesserung des Dachs und das kleinliche Aufputzen eines einzigen Gemachs. – Auch unter der jetzigen Herrschaft fängt man an zu restauriren und zu flikken; aber offenbar sind die angewiesenen Mittel dem Zwecke so wenig gewachsen, daß sie nicht einmal zur Erhaltung ausreichen. Es geht hier wie mit so manchen andern Bestrebungen:

Altes erneuen, das wollen wir! Vivat, es lebe das Alte!
Aber – das Alte ist todt; Jugend nur blüht und bringt Frucht.[2635]

Anstatt den alten, doch nicht mehr zu rettenden Prachtbau durch die Flickerei vollends zu verunstalten, wäre es gescheuter, man zündete ihn an und machte ihn mit Einemmale zur malerischen Ruine.

Noch verdienen der Brunnen und die Souterains eine kurze Erwähnung. An diesen Werken erkennt man den Geist der alten Zeit und ihrer Menschen; die Größe, Kraft und Ausdauer ihres Willens. Der Brunnen ist 10 Fuß im Durchmesser, aus dem härtesten Basalte gehöhlt, über 450 Fuß senkrecht tief, und hat noch jetzt, obschon seit ¾ Jahrhunderten aller Schutt der eingestürzten Gebäude hineingeworfen worden ist, die Tiefe von 320 Fuß. – Keller, Verließe und unterirdische Gänge sind auch zum Theil aus dem lebendigen Fels gehauen und bilden ein schauerliches Labyrinth, das unter der Burg sich verzweigt. Noch zeigt man in dem tiefsten der finstern Gewölbe die alte Marterkammer, mit den ganz kleinen, schmalen Oeffnungen in der dicken Mauer und daneben das ehemalige Stübchen des Gerichtsfrohn[2636]. Der letzte starb noch in diesem Jahrhundert und dessen Vorfahre hatte vor kaum 70 Jahren der letzten Torturoperation beigewohnt. – In einem andern Gewölbe sind die Ringe noch sichtbar, an welchen die armen Gefangenen geschmiedet waren; noch die niedrigen, Schweinskoben ähnlichen Käfige von massivem Eichenholz, wo Verbrecher, oder Opfer der Gewalt, des Hasses und der Intrike, in Gefellschaft der Molche und Kröten ans verfaultem Stroh oft viele Jahre lang vergeblich auf den Tod, als ihren einzigen Erlöser, harrten. Was für Seufzer der Qual, was für Jammertöne der unerträglichen Schmerzen mögen durch diese Gewölbe gezittert haben, was für Angstschweiß und Thränen in ihnen vergossen worden seyn, während in den Prunksälen über ihnen die fürstliche Freude schwelgte. Kein Mensch wird diese Denkmale der alten Zeit ohne Schaudern bettachten, und kein Mensch, der sie gesehen hat und ein Herz im Busen trägt, jene alte Zeit zurück wünschen.

[2633] Der Nürnberger Bildhauer und Baumeister Adam Kraft (zw. 1455 u. 1460–1509).

[2634] Friedrich I. (1763–1834), vom 23. September 1780 bis 17. November 1826 Herzog von Sachsen-Hildburghausen; wegen der vom Vater geerbten Überschuldung des Herzogtums, war es nicht möglich, größere finanzielle Verpflichtungen für eine Restaurierung einzugehen (siehe hierzu auch S. 854, Anm. 2628).

[2635] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[2636] „gerichtsdiener, nuncius judicii“ (DWG, Bd. 5, Sp. 3659).

Ueber die Entstehungszeit der Heldburg hängt ein dichter Schleier. Urkundlich erwähnt wird sie zuerst im 9ten Jahrhundert, als gelegentlicher Sitz der alten Gaugrafen des Grabfeldes. Auch die zum Besitz der Burgmannen gehörigen Städte Hilpertshausen (Hildburghausen) und Heldburg waren als Dörfer bereits vorhanden. Noch im 9ten Jahrhundert kamen Burg und Herrschaft an das Hochstift Fulda, später an die Grafen von Henneberg, und endlich an das Kur- und herzogliche Haus Sachsen. Herzog Friedrich der Mittlere[2637] erkor die Heldburg, 1560, zu seiner Residenz. Er erweiterte damals das Schloß zum prächtigsten Fürstenhause der ganzen Gegend. Als Festung wurde es im 30jährigen Kriege von den Kaiserlichen zweimal erstürmt, geplündert und zum Theil niedergebrannt.

Nach der Theilung der Sächsisch-Ernest. Länder unter die Söhne Ernst des Frommen[2638] fiel die Heldburg der Hildburghäuser Linie zu, bei der sie blieb, bis sie der letzte Erbvertrag[2639] mit dem ganzen Lande an Meiningen brachte.

Schön ist die Umsicht von der Heldburg, zumal von dem, obschon nicht ohne Gefahr zugänglichen, runden, halb abgetragenen, Thurme und sie bietet ein Rundgemälde dar, das 96 Dörfer, Höfe und Mühlen, über 100 benamte Berghöhen und eine Menge Schlösser, Burgen und Klöster, theils bewohnte, theils in Ruinen, umfaßt. Im Westen macht die lange Kette der hohen Rhön, im Süden, wo über die Städte Heldburg und Coburg hin, das gesegnete Frankenland sich mit seinen Städten und Flecken dem Auge bis hinter Bamberg aufthut, das Fichtelgebirge, gegen Nord der Bogen des Thüringer Waldgebirge den Rahmen. Nur gegen Ost ist die Aussicht durch die näher rückenden Gebirgsmassen beschränkter.

[2637] Johann Friedrich II. der Mittlere (1529–1595), seit 1554 Herzog von Sachsen.

[2638] Ernst I., der Fromme (1601–1675), seit 1640 Herzog von Sachsen-Gotha.

[2639] Von 1826 (siehe hierzu auch S. 854, Anm. 2628).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 67f.

CCLVIII. Karlsruhe.

Nach einem Salvator-Rosa-Bilde[2640] kann auch noch ein de Heem[2641] ergötzen, und aus dem romantischen Grenzgau Franken's wandern wir gern in das segenreiche Flachland des Oberrheins, voll fetter Wiesen, fruchtbarer Kornfelder, lachender Obst- und Rebengärten, und stattlicher, sorgfältig gepflegter Waldungen. Einem solchen Bilde geht zwar der Reiz des Romantischen ab, – Ebenen widersprechen dem Begriffe, – aber dafür hat es den der Anmuth. Gibt es wohl ein fröhlicheres Bild, als eine Landschaft, wo man das reinliche Bauernhäuschen kaum vor Fruchtbäumen, die runden Kindergesichter an den Fenstern kaum vor Rosen, oder Weinblättern, die Heerden nicht vor der bunten Fluth des Grases, die Schnitterinnen nicht vor den goldnen Aehren sieht? Und solche Bilder bietet die Gegend von Karlsruhe, der Hauptstadt des Badener Landes, in Menge dar.

Karlsruhe's Entstehung ist, der Ursache nach, ein merkwürdiger Beleg zu der Wahrheit, daß Kleines oft Großes gebiert. Einige auf die Wahrung vermeintlicher städtischer Gerechtsame eifersüchtige, blödsinnige Magistratspersonen Durlach's, der alten badischen Residenz, widersetzten sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Verschönerungs- und Erweiterungsplanen ihres Fürsten, des Markgrafen Karl Wilhelm[2642]. Dieser, unwillig darüber, baute sich an der Stelle des heutigen Karlsruhe ein Schloß und machte es zu seiner bleibenden Residenz. Bald knüpfte sich daran die Anlage einer Stadt, für deren Bau der Markgraf einen originellen Plan entwarf und bestimmte, daß von demselben niemals abgewichen werden sollte. – Hinter dem prachtvollen Schlosse breitet sich der von Alleen durchschnittene, aus Eichen und Buchen bestehende große Hartwald aus; vor der Fronte des Palastes ist ein geräumiger Platz, und von diesem laufen, als aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, die 9 Hauptstraßen der Hauptstadt in so viel Strahlen aus, und bilden einen weiten Halbkreis, den die Querstraßen bogenförmig durchschneiden. Mit ihren dem Schlosse zugekehrten Spitzen bilden jene 9 Straßen einen von Arkaden eingerahmten Halbzirkel, der, da alle Häuser einerlei Höhe und Styl haben, eine imponirende Totalansicht gibt. Die öffentlichen Plätze, deren Karlsruhe 5 zählt, sind der Regelmäßigkeit der Straßen angemessen, und den neuen Markt schmücken eine Menge palastähnlicher Gebäude. Das Schloß[2643] ist im alt-französischen Styl erbaut, hat ein Hauptgebäude mit zwei Flügeln, deren Fronte sich einerseits durch die Orangerie- und Gartengebäude, andererseits durch die Marställe und Reitschule verlängert. Es enthält berühmte Kunstsammlungen; Gemäldegalerie, Antiken- und Kupferstichkabinet, und eine große Bibliothek. Fast alle öffentlichen Gebäude sind mit Geschmack, viele mit Pracht aufgeführt. Die

---

[2640] Des ital. Zeichners, Malers, Dichters und Schauspielers Salvator Rosa (1615–1673).

[2641] Des niederl. Malers Cornelis de Heem (1631–1695).

[2642] Karl III. Wilhelm (1679–1738), seit 1709 Markgraf von Baden-Durlach.

[2643] Ab 1715 im Stile des Barocks als Residenz für den Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach (s. o.) errichtet; die im Laufe der Geschichte ständig erweitere Anlage brannte bei Bombenangriffen im September 1944 völlig aus und wurde zwischen 1955 und 1966 als Museum wiederaufgebaut, wobei nur die äußere Fassade originalgetreu wiederhergestellt wurde.

neue evangelische Hauptkirche[2644], die katholische[2645] mit ihrer 100 Fuß weiten, herrlichen Kuppel, die Synagoge[2646], zeichnen sich durch Umfang, oder Styl aus. Großartig ist die Münze[2647], ein schöner Palast; ferner das Hochberg'sche Schloß[2648] und das Theater[2649], welches 2000 Zuschauer faßt. An den Privatwohnungen ermüdet die Einförmigkeit der Bauart, so wie überhaupt das Allzuregelmäßige der ganzen Anlage, – diese immer wiederkehrenden geraden oder Bogen-Linien, die immer gleich weiten Entfernungen und Durchschnitte der Straßen und die endlosen Pappelalleen, welche vor der Stadt sich nach allen Richtungen als schnurgerade Linien in die Ebene verlaufen, – nur für den Augenblick gefällt. Bald tritt Ueberdruß ein und der Blick sehnt sich nach Abwechselung.

Karlsruhe, durch den Hof gegründet, blüht, unter dem Schirme des Fleißes und des gewerblichen Sinns seiner Bewohner, zu großem Gedeihen auf. Während Durlach die bittere Frucht der kurzsichtigen Spießbürgerlichkeit ärndtet und verwelkt, ist die neue Residenz zu einer der schönsten Städte Deutschlands empor gewachsen, die jetzt in 1400 Häusern über 24,000 Bewohner zählt. Ein hoher Grad von Bildung und eine humane Denkmeise, von vortrefflichen Unterrichtsanstalten ausgehend und gepflegt, ist in allen, selbst in den niedrigern Bürgerkreisen, mehr oder weniger heimisch geworden, und Karlsruhe gebührt in dieser Beziehung unter den deutschen Städten ein Platz in der vordersten Reihe.

[2644] Sie war nach Plänen von Friedrich Weinbrenner (1766–1826) und nach Vorgaben des Großherzogs Karl Friedrich von Baden (1728–1811) als prot. Kathedralkirche des Landes Baden am Marktplatz erbaut worden. Der Grundstein für die Kirche wurde am 8. Juni 1807 gelegt, die Einweihung der Kirche erfolgte am 2. Juni 1816. Im 2. Weltkrieg wurde die Kirche stark zerstört und anschließend unter Leitung von Horst Linde (1912–2016) wiederaufgebaut.

[2645] Die kath. Pfarrkirche St. Stephan war in den Jahren 1808 bis 1814 nach Plänen von Friedrich Weinbrenner (s. o.) erbaut worden. Im 2. Weltkrieg wurde sie 1944 bei Luftangriffen teilweise zerstört. Bereits 1946 konnte der Wiederaufbau eingeleitet werden, der 1955 seinen Abschluß fand.

[2646] Die Synagoge war in den Jahren zwischen 1798 und 1800 nach Plänen von Friedrich Weinbrenner (siehe hierzu S. 2644, Anm. 2644) erbaut worden. Das zu großen Teilen in Holz ausgeführte Gebäude brannte in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai 1871 nieder und wurde durch einen Neubau ersetzt.

[2647] Der Bau der Münze war 1816 nach Plänen des Militärbaumeisters Friedrich Arnold (1786–1854) in Angriff genommen worden und wurde später von Friedrich Weinbrenner (siehe hierzu S. 2644, Anm. 2644) fortgeführt; nach Weinbrenners Tod konnte die Münze am 9. Februar 1827 von dessen Schüler Friedrich Theodor Fischer (1803–1867) vollendet werden. Das Gebäude dient noch heute als Münzprägestätte (Buchstabe G).

[2648] Das Markgräfliche Palais war in den Jahren 1803 bis 1814 nach einem Entwurf von Friedrich Weinbrenner (siehe hierzu S. 2644, Anm. 2644) errichtet worden. Während des 2. Weltkrieges wurde das Gebäude im Jahre 1942 durch Luftangriffe weitgehend zerstört. Obgleich 1960 die Überreste abgebrochen worden waren, wurde das Palais im Jahr 1963 doch noch wiederhergestellt.

[2649] Der erste Vorläufer des heutigen Staatstheaters Karlsruhe war 1808 nach Plänen von Friedrich Weinbrenner (siehe hierzu S. 2644, Anm. 2644) fertiggestellt worden. Am 28. Februar 1847 brach während einer Vorstellung ein Feuer aus, durch das das hauptsächlich mit Leinwand und Holz ausgebaute Gebäude völlig zerstört wurde.



CARLSRUHE

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 69-72.

CCLIX. Valenzia[2650].

Der brudermörderische Gladiatorenkampf ist vorüber[2651]. Friede! jubelt's in allen Thälern, Friede! rufts von allen Höhen, Friede! tönt's von allen Thürmen des unglücklichen Spaniens. Schon längst hatte sich Europa in Ekel von den Schranken gewendet; nur der Menschenfreund wendete dem Würgen seine stille Theilnahme noch zu und erfreut sich am innigsten seines Endes.

Was wird aber nun aus Spanien werden? Die Frage ist in Aller Mund; aber die Lösung des Problems ist durch den Sturz des Carlism nicht erleichtert. Es gibt Leute, die beim Schluß jeder Scene eines großen Drama's wähnen, nun falle der Vorhang und das ganze Spiel sey aus. Sie mögen es auch jetzt sich denken; aber mit wenig Furcht vor dem Widerspruche der Ereignisse glaube ich der Flucht des Prätendenten[2652] einen richtigern Platz anzuweisen, wenn ich sie als das Ende des ersten Akts der spanischen Revolution bezeichne.[2653]

Cäsar, den Königstitel ablehnend; Sixtus V.[2654], seine Krücken wegwerfend; Cromwell, die Krone zurückstoßend; Bonaparte, erster Consul: das waren imposante Handlungen großer Schauspieler; doch ein Völkerdrama schlossen sie nicht. Und das erbärmliche Exit des spanischen Prinzen sollte eins beendigen? Wie kann auch dessen Rolle mit der jener Männer nur verglichen werden!

Betrachte man, um von dem Irrthum geheilt zu werden, Don Carlos in den 3 Phasen seines Lebens. –

Zuerst vor 10 Jahren. Wir sehen ihn als muthmaßlichen Thronerben in seinem Pallaste zu Madrid, umgeben von den Grands von Spanien, den Würdenträgern der Kirche; einen Schwarm von Höflingen zu seinen Füßen. Königlicher Prunk umringt ihn; ihn ehren Europa's Gesandte. Rom überhäuft ihn mit den Beweisen seiner Gunst. Was er ist, ist er durch seine Geburt. Nicht die kleinste Auszeichnung verdankt er seinem Geiste, der sich nicht aus dem Kreis der gemeinen Intrike wagt.

Fünf Jahre vergehen und wir sehen Don Carlos zum zweiten Male. Er heißt sich König; aber der Fürst spielt hier nur eine untergeordnete Rolle. Alles ist ambulant; er selbst, sein Hoflager, sein Ministerium. Oft ist sein Pallast nur eine Scheune; aber demungeachtet umgibt ihn ein dicker Kranz von besternten Höflingen und aller leere Prunk des Königthums. Gänzliche Unfähigkeit zu der Rolle, die er übernommen, ist der Stempel jeder seiner Handlungen. Grausamkeit, Unentschlossenheit, Treulosigkeit, Feigheit bilden den Cyklus der Eigenschaften, auf die der Prätendent die Ansprüche des großen Mannes gründet.

Fünf Jahre später treffen wir ihn auf Frankreich's Schwelle, verlassen und verflucht, elendiglich bettelnd um gastfreundlichen Schutz. Ehrlos stiehlt er sich aus dem Lande, das er verwüstet, von dem Volke, das er entmenschte: und Verwünschungen von Freund und Feind folgen ihm nach. Don Carlos hat das Ende seiner Laufbahn erreicht, ein Ende, würdig seinem Beginnen. Sein Name gehört fortan der

---

[2650] Valenc. València, span. Valencia, lat. Valentia Edetanorum, arab. مدينة التراب, Madīna at-Turāb, „Stadt der Arena" bzw. بلنسية, Balansīa.

[2651] Der sog. 1. Carlistenkrieg von 1833 bis 1840 (siehe hierzu S. 693, Anm. 2143).

[2652] Carlos María Isidro de Borbón y Borbón-Parma (1788–1855).

[2653] Hiermit sollte Joseph Meyer Recht behalten (siehe hierzu S. 693, Anm. 2143).

[2654] Sixtus V. (eigentl. Felice Peretti di Montalto; 1521–1590), seit 24. April 1585 Papst; zuvor war er im Kardinalskollegium vor allem wegen seiner scheinbaren Gebrechlichkeit aufgefallen, weshalb man ihn bereits nach dreitägigem Konklave per Akklamation als reinen Übergangskandidaten zum Pontifex wählte. Angeblich warf er unmittelbar danach sofort seine Krücken weit von sich und stimmte mit kraftvoller Stimme das „Veni Creator Spiritus" an. Sein fünfjähriges Pontifikat zeichnete sich durch eine energische Innen- und Außenpolitik aus.

Vergangenheit. Wer zu Spott und Abscheu geworden, kann niemals wieder Begeisterung für sich erwecken. –

Auch du, schönes Valenzia, hast das Blut deiner Bürger um den Nichtswürdigen fließen sehen, und mehr als einmal sahst du die Brandfackel leuchten, womit er dich zu züchtigen gedachte. Deine Erhaltung kommt aber nur halb auf Rechnung deines Muths; halb gehört sie der Feigheit deines Dräuers.

Valenzia liegt im Eden Spaniens; im Mittelpunkte der Provinz, welche sich unter dem schönsten Himmel Europa's ausbreitet; im Lande voll anmuthiger Hügel, Thäler und kleiner Ebenen, dem reichlich bewässerten und dem das nahe Meer beständige Kühlung zuweht. Wie um Neapel ist hier der Himmel beständig heiter, eine Wolke ist eine Seltenheit, selbst im December sind Reif oder Nachtfröste unerhört. Der üppig-fruchtbare Boden, der die edelsten Erzeugnisse Spaniens, köstliche Weine, Oliven, Südfrüchte (selbst Datteln), Aloe und balsamische Harze; Getreide in Ueberfluß; Flachs und Hanf in überschwänglicher Menge hervorbringt, ist hoch cultivirt, und die nähere Umgebung der Hauptstadt macht auf mehre Quadratmeilen einen herrlichen Garten aus, von unglaublich dichter Bevölkerung. Die Gegend von Valenzia sieht, was sorgfältige und verständige Benutzung des Bodens angeht, dem übrigen Spanien so unähnlich, wie die Vorderseite eines schönen Gemäldes seiner Rückseite, der rauhen Leinewand.

Die Stadt, am schiffbaren Guadalaviar, ¼ Meile vom Meere, zählt in 6000 Häusern etwa 80,000 Einwohner und ist ihrer Bevölkerung nach die dritte in ganz Spanien. Sie ist maurischen Charakters, von innen und außen; starke Mauern fassen sie ein, tiefe Gräben umgeben sie und eine Citadelle, die zwar klein ist, aber sie vollkommen beherrscht, dient ihr als Wehr und als Zwingburg. Der Generalcapitain des Königreichs[2655], ein Erzbischof, eine Universität und eine königliche Academie der bildenden Künste haben hier ihren Sitz. Der Handel wetteifert mit dem von Barcelona und Cadix, und wird begünstigt durch eine Menge Anstalten, die sich auf ihn beziehen: Handelsinstitut, Assecuranzgesellschaft, Börse und Hauptzollamt. Marseille unterhält eine wöchentliche, regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung mit Valenzia und die meisten Reisenden nach dem Süden Spaniens bedienen sich derselben, als der sichersten, schnellsten, bequemsten und zugleich billigsten Reisegelegenheit. Die geschützte Rhede von Groa, in halbstündiger Entfernung, dient Valenzia zum Hafen. Auch der Gewerbfleiß ist hier größer als irgend sonst wo in Spanien. Seiden- und Strumpfweberei beschäftigen über 20,000 Arbeiter; noch 1820 waren an 4000 Stühle in Thätigkeit. Die Universität ist die besuchteste des Reichs; die Zahl der Studenten übersteigt gegenwärtig 2000.

Unter dem Namen Huerta (Garten) begreift man alle die Stadt umgebenden Felder auf dem Umkreis von sieben Stunden. Die Fruchtbarkeit dieses irdischen Paradieses ist bekannt; sie ist das Produkt einer künstlichen Bewässerung, welche von den Arabern herstammt, und in derem System auch nach der Eroberung durch christliche Waffen nicht das Mindeste geändert wurde, aus Furcht, die Fruchtbarkeit des Bodens zu beeinträchtigen. Ein eigenes Tribunal sorgt für die genaue Ausübung der Regeln, welche zur Aufrechterhaltung jenes Systems maurische Gesetzgebung empfahl. Nach uralter Weise hält dieses Gericht auf dem freien Platz vor der Kathedrale wöchentliche Sitzung[2656]; alles wird da mündlich und von den Partheien selbst verhandelt; sein Ausspruch entscheidet ohne Appellation. – 12,000 Menschen bewohnen jede Quadratmeile der Huerta. Das Volk ist roh, stark, kräftig, und auf den ersten Blick sieht man's ihm an, daß es von ganz anderm Stamm als das Volk der Stadt entsproß. Das Königreich

[2655] Span. capitán general; seit 1817 der höchste Rang der span. Marine.

[2656] Das aus acht Richtern (span. síndicos) bestehende „Tribunal de las Aguas“ (valencian. Tribunal de les Aigües) trifft sich bis auf den heutigen Tag jeden Donnerstag (ausgenommen an Feiertagen und zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag) um 12:00 Uhr vor dem Apostelportal der Kathedrale von Valencia auf der Plaza de la Virgen.

Valenzia war nämlich maurisch bis zum 13. Jahrh. König Jakob von Arragon[2657] unterwarf es mit einem Heere, das größtentheils aus Franzosen bestand, die sich nach der Eroberung in der Stadt niederließen und der Bevölkerung allmählich ihr Gepräge aufdrückten. So finden wir, abgesehen von den vielen französischen Formen im Volksdialekte, in den Nachkommen der Eroberer auch jetzt noch die physische Gestalt ihrer Vorfahren, und namentlich ist dieß bei den Frauen bemerklich; denn sie haben eine auffallend weiße Haut, viele sind blond und blaue Augen sind so gewöhnlich als die schwarzen. Die Huerta hingegen bewahrt den arabischen Typus unvermischt und ist mehr maurisch als irgend sonst eine Gegend Spaniens. Valenzianische Bauern sind von denen in Fez und Marokko nicht zu unterscheiden. Man stelle sich breite, sonnenverbrannte Gesichter mit weißen Zähnen und stechenden Augen vor, mit über die Schulter hinabhängenden Haaren, nackten, sonnenverbrannten Beinen. Ihr Kostüm entspricht dieser Figur. Ein niedriger Hut mit fußbreiter Krämpe, Beinkleider von Leinwand, ein blauer Gürtel und ein Hemde ist Alles. Die Reichen allenfalls haben noch eine Weste von schwarzem oder rothem Sammet mit silbernen Knöpfen; alle aber tragen, reich wie arm, eine grobe Wolldecke auf den Schultern, die ihnen zugleich als Bett und als Mantel dient. Stricksandalen bekleiden ihre Füße. Schön sind ihre Frauen; voll Feuer; reizvoll im Sonntagsstaat, im enganschließenden seidenen Korsett und im leichtgelockten Haar, das auf dem Scheitel ein silberner oder goldener Pfeil zusammenhält. In diesem Volke nun wohnt ein erblicher Grimm gegen die Städter und kein Maure des afrikanischen Ufers kann seinen europäischen Nachbar beständiger hassen. Darum ist fortwährend Krieg zwischen Beiden, und Schlägereien, an denen öfters Hunderte Theil nehmen, sind was Gewöhnliches. Wenn die Bewohner der Huerta einen Streich gegen die Städter vorhaben, so versammeln sie sich bei dem Schalle einer Meermuschel; dieß ist der Caracol[2658], und er ist so gefürchtet, daß Todesstrafe jedem droht, der beim Blasen desselben betroffen wird. Unterm Schalle des Caracol erhob sich im Unabhängigkeitskriege[2659] einst die ganze Huerta und erschlug die Franzosen zu Tausenden. –

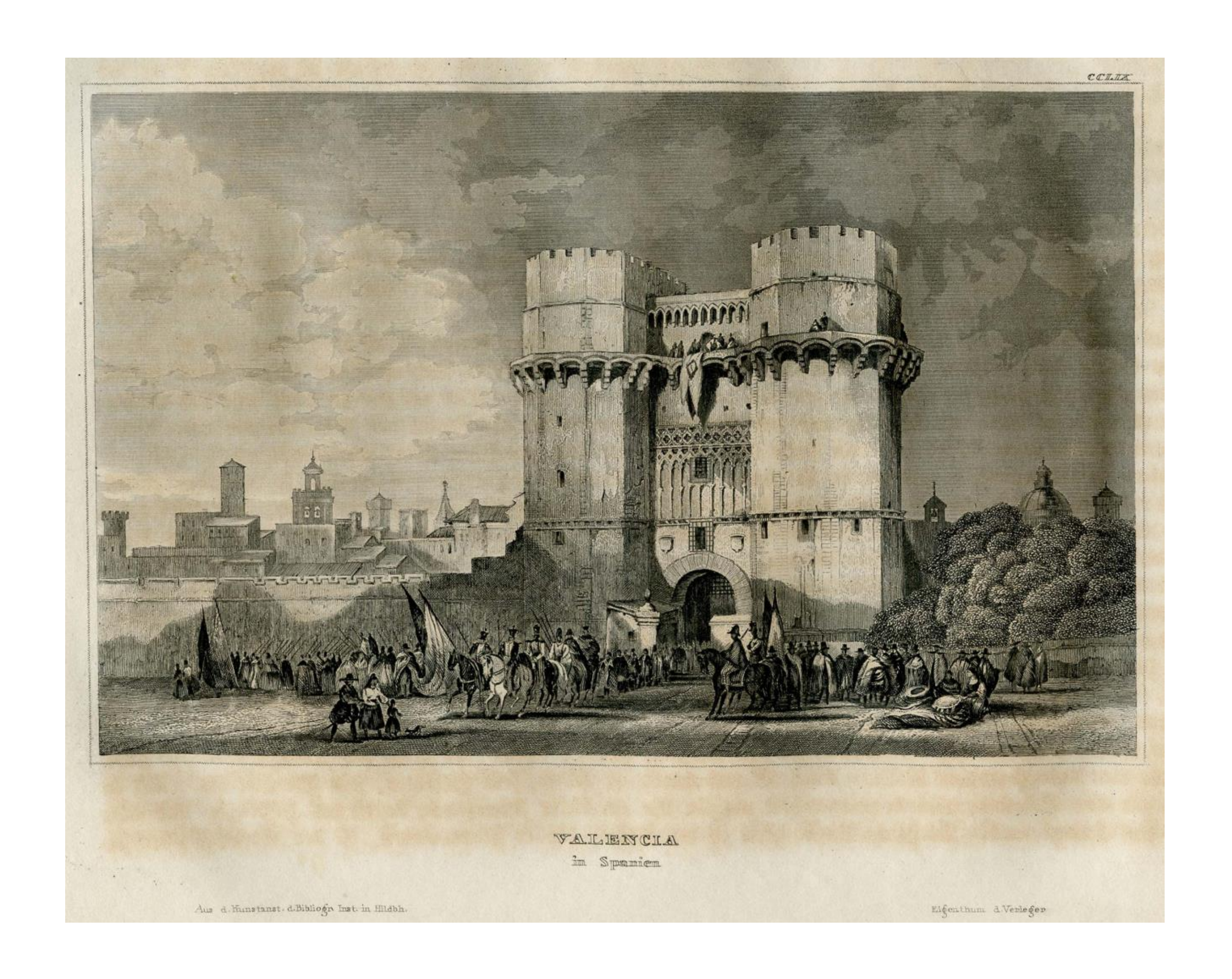
Das Innere der Stadt ist nicht gerade freundlich; enge winkliche Straßen werden durch die weit hervorragenden Giebel noch finsterer, und Schmutz und Koth sind überall lästig. Demungeachtet ist Valenzia reich an schönen Gebäuden und manche waren seine Zierde schon zur maurischen Zeit. Sehr merkwürdig sind der große königl. Palast und die Kathedrale. Von der Plattform des hohen achteckigen Glockenthurms[2660] der letztern übersieht man die ganze Stadt und die ganze Huerta. Es gibt keinen schöneren Umblick, zumal wenn sich das Auge an die kahlen, öden Ansichten arragonischer und kastilischer Orte, die man den Geistern der Einsamkeit erbaut glauben sollte, schon gewöhnt hat. Reizend in der Mitte seines Gartens gelegen gleicht Valenzia einer Stadt der Lombardei. Derselbe Reichthum an Grün, dieselbe kraftvolle Vegetation; auch dieselbe Monotonie der höchsten Kultur. Die Dörfer berühren sich; unzählbare Klöster und Villen erheben sich dicht an einander; und nur wo zuweilen eine schlanke Palme hervorragt und ihre Fächerkrone ausbreitet, bekommt die Landschaft ein anderes, fast tropisches Ansehen.

[2657] Jakob I. der Eroberer (katalan. Jaume el Conqueridor, aragon. Chaime o Conqueridor, span. Jaime el Conquistador; 1208–1276), seit 1213 König von Aragón, Graf von Barcelona und Herr von Montpellier aus dem Haus Barcelona.

[2658] Span., die Schnecke, das Schneckenhaus, die (Schmacht-)Locke.

[2659] Span. Guerra de la Independencia Española; der Krieg von 1807 bis 1814 gegen die napoleonischen Truppen, der bereits Anfang Mai 1808 die Form eines allg. Volksaufstandes gegen die frz. Unterdrücker angenommen hatte.

[2660] Valencian. El Micalet (span. El Miguelete) aus dem 14. Jhd.


CCLIX

VALENCIA
in Spanien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 155.



DXXXXVI. In Valencia.

Die Huerta (der Garten) Spaniens und die Stadt in ihrer Mitte habe ich schon in einer früheren Stelle meines Buchs (Band VI, Seite 69 u. f.) beschrieben. – Dies Straßenbild öffnet uns Valencia's Inneres. In scharfen, bestimmten, ausdrucksvollen Zügen treten uns maurische Formen und mauri-

sches Leben entgegen, und wenn heute das Khalifat[2661] erstünde aus seinem Grabe: es würde sich in Valencia leicht zurecht finden. Nur der Glaube ist anders geworden: – statt Mohamed steht Christus, statt des Halbmonds[2662] steht das Kreuz. Die Sonne erwärmt aber das Land jetzt wie damals, die Natur spendet aus vollen Händen ihre Schätze, und der Mensch freut sich ihrer und genießt sie heute wie ehedem.

„Es lebe die Freude und das Leben, das sie gibt!“ ließ ein Khalif über die Pforte des Thurmes meißeln, welchen wir im Bilde sehen. Das war gewiß ein weiserer Mann und auch ein besserer, als der Bischof, der den Spruch wegnahm und ein „Ecce Homo“[2663] an die Stelle setzte. –

[2661] Das aus dem 756 gegründeten Emirat (arab. الأندلس, al-ʾAndalus) hervorgegangene Kalifat (arab. خلافة, ẖilāfa) von Córdoba (arab. قرطبة, Qurṭuba) von 929 bis 1031, zu dem Valencia gehörte.

[2662] Siehe hierzu S. 190, Anm. 513.

[2663] Lat., „Seht, welch ein Mensch“ (Joh 19,5; in der Übersetzung Martin Luthers); für keine dieser beiden Inschriften findet sich eine ernstzunehmende Überlieferung. Sie dürften wohl ebenso dem Reich der Phantasie entsprungen sein wie die Darstellung des Glockenturms, die anscheinend den achteckigen „El Micalet/El Miguelete“ darstellen soll, jedoch nur entfernte Ähnlichkeit mit diesem aufweist.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 72f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 45f.

CCLX. Le Puy[2664].

Die Loiregegenden gehören zu den malerischen und interessanten Frankreichs. Sie sind in der schönen Jahreszeit das Ziel vieler Touristen, besonders Pariser, welche den Aufwand einer größern und kostspieligern Reise scheuen und doch sich ein paar Wochen außerhalb des Rauchs der Hauptstadt vergnügen wollen; denn in keinem Lande reist man billiger und mit weniger Ansprüchen, als in der Auvergne und der Lionnaise.

Einige Meilen[2665] von Le Puy, bei Monistrol, verläßt der Weg das breite, blühende Thal der mächtigen Loire und wendet sich dem Gebirge zu, welches in grotesken und fremdartigen Formen seitwärts aufstrebt. Dieß ist die Schweiz jener Touristen. Eine Brücke, ein Werk aus Römerzeit, führt in den engen Grund der Lignon, die, von Bäumen und Gesträuchen dicht überwachsen, nur zuweilen den silbernen Blick aus dem tiefen Bette dem Reisenden zuwirft. An die Stelle des regen, lauten Loirelebens tritt tiefe Stille, das Gefühl der Einsamkeit ergreift den Wanderer und macht seine Phantasie für die Eindrücke der neuen Scene empfänglich, die seiner am Ende des Grundes erwartet. Hier angelangt, glaubt er eine Gegend zu sehen, wo die Cyklopen[2666] den Himmel stürmten. Umgestürzte Berge bedecken den Boden, oder ragen als Thurm- und Säulenkolosse aus demselben empor; und ungeheuere Spalten, die, halb ausgefüllt mit Schutt, das Terrain durchfurchen, lassen erkennen, daß er sich auf einem Schauplatz der gewaltigsten vulkanischen Zerstörungen zu urweltlicher Zeit befindet. In der Mitte dieser Wildniß aber erhebt sich mit freundlichem Angesicht die Stadt Le Puy, und hinter ihr thürmen sich, schroff und finster, die Kuppel des 5000 Fuß hohen Le Dome und der niedrigere Kegel gleichen Namens auf. Des letztern Spitze schmückt eine Kapelle, ein besuchter Wallfahrtsort Frankreichs.

Die Stadt, die fast 15,000 Einwohner zählt, ist schon des unebenen Bodens wegen sehr unregelmäßig; hat jedoch viele recht hübsche Gebäude, und ihre Cathedrale, auf dem Gipfel eines Basaltfelsens, ist eine der ältesten Kirchen Frankreichs. Der Reliquienschatz in derselben – die Kerzen, welche am Sterbebette der Mutter Gottes brannten und der Mantel Aarons[2667], – ziehen Gläubige zu Tausenden an die silbernen Schreine, welche sie verwahren. Wo die Kirche jetzt steht, stand ein Isistempel[2668] der Römer[2669], und die Stadt selbst ist römischer Gründung.

[2664] Frz. Le Puy-en-Velay.

[2665] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

[2666] Siehe hierzu S. 382, Anm. 1091.

[2667] Hebr. אַהֲרֹן, Aharon.

[2668] Die ursprüngl. ägypt. Göttin Isis (ägypt. ꜣst; kopt. Ⲏⲥⲉ, Ēse; griech. Ἶσις, Ísis) wurde von den Römern im Sinne von Iuno, Diana und Ceres verehrt.

[2669] Diese Ansicht wird noch heute in esoterisch angehauchten Kreisen vertreten.



CHATEAU DE PUY

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 47.



CCCCLXXXIV. Die St. Michaels-Kirche in Velay (Frankreich.)

Die ganze Auvergne ist ein Gebilde längst erloschener Vulkane. Man zählt in dieser Provinz Frankreichs etwa 600 ehemalige Feuerberge auf, deren Krater zum Theil noch offen sind, und die Trümmer einer noch größern Menge, welche einbrechende Fluthen zerstört haben, füllen die Thäler und bedecken mit ihren Schutthügeln weite Strecken. Am wildesten charakterisirt sich der einstige Kampf des Feuers und der Gewässer in der Landschaft Velay. Dort sieht man Basaltberge vom Kopfe bis zum Fuße gespalten, ihre Seiten weggerissen, und die Ueberbleibsel ragen wie Thürme und Obelisken empor.

Betrachtet man diese Bauwerke, der Natur, so denkt man an die Mythe der Giganten, welche Berge zerbrachen und Stücke derselben aufeinander thürmten, um den Himmel zu stürmen.

Alles Große und Ungeheuere in der Natur stimmt zu religiösen Gefühlen; denn wo die Allmacht des Schöpfers dem äußern Sinne sich aufdrängt, kömmt auch der roheste Mensch zur Erkenntniß seiner Ohnmacht; er fühlt seine Abhängigkeit von höhern Gewalten, er fürchtet sich und aus der Furcht erwächst ihm Gottesfurcht. Darum sind alle Bergvölker fromm und der Glaube ist bei ihnen unwandelbarer, als bei den Bewohnern der Flachländer.

Bigotterie, die sich in starren Formen gefällt, ist ein Grundzug des Volks in der Auvergne. Sie ist es gewesen, welche die wild-erhabene, wundervolle Landschaft staffirte: – auf allen Höhen sieht man das Zeichen der Erlösung ragen, auf allen Felsen steht irgend ein wunderthätiges Bild eines Heiligen mit seiner Kapelle, und Wallfahrtskirchen und Klöster krönen alle Berge.

Unser Stahlstich gibt von der eigenthümlichen Szenerie des Landes ein imposantes Bild. Es zeigt uns eine Kirche, die auf dem Gipfel eines natürlichen Obelisks gebaut ist. Dreihundert Fuß Höhe hat der Basaltblock, den man auf Treppen ersteigt, welche in das Gestein gehauen sind. Die Kirche, dem Erzengel St. Michael geweiht, ist eine der ältesten im Lande; schon im fünften Jahrhundert richtete sich hier der christliche Kultus in den Trümmern eines Dianentempels ein, welchen die Römer erbaut hatten. Man sieht noch einige Säulen und Gesimse desselben im Gotteshause, und – (wunderliche Metamorphose!) – eine Statue der keuschen Olympierin küssen die Gläubigen als – Mutter-Gottes[2670].

[2670] Die heutige archäologische Forschung geht davon aus, daß zu röm. Zeiten an dieser Stelle ein Merkurtempel stand.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 73-76.

CCLXI. Die Donau bei Kellheim[2671] in Bayern.

Ordnung und Schönheit ist der ewige Charakter des Weltalls. In der Natur finden wir bei der höchsten Gesetzmäßigkeit und innern Einheit den reichsten Wechsel. Nichts vergeht und doch bleibt nichts dasselbe; bei gleichem Stoffe herrscht dennoch unendliche Verschiedenheit. Von der Edeltanne in unsern Wäldern oder der Palme des Morgenlandes, bis zum Wasserfadenmoose; vom Wallfisch, der lebendigen Insel des Meers, bis zur Milbe; vom wolkenumhüllten Urgebirge bis zum Sandstäubchen, welches ein Hauch der Wüste forträgt; vom Mississippi, auf dessen Busen sich Flotten wiegen, bis zur sickernden Quelle ist Alles, bei inniger Verwandtschaft der Elemente, doch selbstständig in seiner Erscheinung; Alles ist Individuum, mit eigenthümlichen Zügen und nur ein einziges Mal vorhanden. Unter Myriaden Blätter des Waldes ist keins einander vollkommen gleich. Jedes Ding im Universum bildet gewissermaßen wieder eine Welt für sich; jedes hat seinen eignen Zweck, obschon wir Alles wieder in Beziehung auf einander denken müssen und uns immer gegenwärtig bleiben soll, daß Ein Band alle Wesen vereinigt. Das Auffassen, oder das bloße Ahnen dieses Verhältnisses, – von Selbstständigkeit und Freiheit in der Natur bei aller Nothwendigkeit; von Absicht, bei allem Scheine des Zufalls; von Einheit, bei allem bunten Wechsel und aller Veränderung; kurz, von einem erhabenen Rhytmus [sic!] in der Natur, bei aller scheinbaren Dissonanz: – Das ist es, was den tiefern Beobachter von jenem unterscheidet, der nur mit eilendem Blick an der sinnlichen Gegenwart hängt und in jeglicher Erscheinung nur das Aeußere ergreift und darstellt. Auch in der Beschreibung des Unbedeutenden wird bei jenem die tiefere Beschauung durchschimmern und dem Leser, ist er überhaupt dafür empfänglich, der Sinn des Nachdenkens und der Forschung aufgehen, deren er sich nur hingeben darf, damit ihm die erhabenste aller Offenbarungen werde. –

Fürchte, christlicher Leser, bei solchem Forschen nicht für deinen Glauben! Denn das ist ja eben der größte Vorzug der Lehre des Nazareners, das ja eben der untrüglichste Beweis ihrer göttlichen Wahrheit, daß sie bei dem Fackellichte der Naturoffenbarung selbst geoffenbarter erscheint. Unsere Religion entseelt die Natur nicht, wie ihre Anatomiker es versuchen, oder der rohe Pseudo-Naturalist es thut, obschon er dir vorsagt, daß er sie vergöttere. Im Gegentheil, das stille Gesetz der Nothwendigkeit, das der Denker als Ausfluß der ewigen Güte andachtsvoll anerkennt, nimmt der christliche Glaube als eine Verfügung der ewigen Weisheit voller Demuth an, und zweifelt niemals an der besten Absicht. Der christliche Begriff von der Gottheit ruht, nach meiner Ueberzeugung, recht eigentlich auf jenem erhabenen Pantheismus, wie ihn schon das alte Testament entfaltet. Lies, willst du ihn erkennen, die Lobgesänge, womit die Barden des alten Bundes den Schöpfer des Himmels und der Erde verherrlichen. In den poetischen Riesenbildern der Ebräer tritt die ganze Natur in persönliche Beziehung auf Jehova[2672]; Wind und Feuerflammen sind seine Boten, Mond und Sonne seine Diener, die Gestirne der Schmuck seines Kleides; sein Gewand die Himmel: – kurz, jeder erhabene Gedanke sucht seine Hieroglyphe in der Natur, Alles in ihr ist untergeordnet der Idee des Höchsten und des Einen, dessen, Winke die Naturkräfte nach Gesetzen dienen, welche er ihnen für die Ewigkeit dictirte.

„Aber was hat diese Einkleidung, – fragt wohl Mancher, – mit unserm Bilde da zu schaffen? Ich sehe eine der schönsten Stromgegenden Europa's vor mir aufgethan, langsam steuert ein Marktschiff durch das Thor des Engpasses, den die steilen Felsen an beiden Ufern bilden, und mich ergötzt die Perspektive, welche, wie die einer tiefen Meerbucht, die Conturen der im Strome wurzelnden Bergmas-

[2671] Heute Kelheim.

[2672] Siehe hierzu S. 86, Anm. 174.

sen schließen. Vortrefflich ist die Ansicht, schön wie das Epos eines zeichnenden Dichters; und doch ist's, – schon die Unterschrift sagt's mir, – nur eine treue Copie vaterländischer Natur!“[2673]

So ist es; keine Linie in diesem Bilde gehört der Phantasie seines Zeichners. Aber betrachte es mit mir noch einmal! – Bemerke, wie jene leichten, ziehenden Wolken im Hintergrunde der Abend mit glühendem Gold umsäumt, wie er Feuer auf die Wipfel der Bäume wirft und die runzlichen. finstern Gesichter der alten Felsen röthet, daß sie ihre Gestalt wohlgefällig im Gewässer beschauen. Wie majestätisch erscheint dies Knochenwerk der Erde, wie ernst das Gebirge, dieß ewig starre, in die Höhe strebende und bleibende, dessen Eingeweide elementarisches Feuer wärmt, welches das todte Gestein zum Leben und zur Thätigkeit ruft und seinen sonst kahlen Scheitel mit der Pracht des Waldes bekleidet. Und nun, neben dem starken Felsen, als Gegensatz, das bewegliche, fortfließende, in die Tiefe eilende, Verborgenheit suchende Element, das Wasser! – hier ein gewaltiger Strom; aber in seinem Wesen eins mit der kleinsten Quelle, die sich im Grase versteckt, und wie sie seine Gewässer zum Ocean hintragend. Hier, wie überall hat die Natur antagonistische Elemente zusammengepaart, und doch, wie einig erscheinen sie in diesem Bilde! wie mild ist ihr Zusammenstoßen, ihr Auseinanderstreben, ihre Liebe, ihr Haß! Hier, wie überall, können wir erkennen, wie aller Orten auf der Erde ein Allleben sich äußert, wie es der Natur zahllose Glieder durchströmt, und wie alle ihre Kräfte, trotz eines scheinbaren Kampfes der Gegensätze, in einander und durch einander ewigen Kreislaufes harmonisch sich bewegen: und wenn wir dieß thun, wird da nicht der Anblick dieses geheimnißvollen Wirkens uns mit heiligem Schauer vor der Weisheit des Schöpfers erfüllen, und indem es uns überwältigt, wird es nicht zugleich uns trösten und erheben? Sieh', lieber Leser! so führt jede innige Betrachtung der Natur immer auf den höchsten und lautersten Begriff der Gottheit, und im Heiligthume der wahren Naturreligion findest du die Propyläen der christlichn.

Diesem Gedanken sollte mein Wortkleid gelten, nicht dem Bilde. Das Oertliche desselben ist für dich ohne Bedeutung, und selbst die Bemerkung, daß die Gegend bei Kellheim (oberhalb Regensburg) eine der imposantesten der Donauufer ist, kann, dem vortrefflichen Konterfei gegenüber, nur als überflüssige Wiederholung erscheinen.

[2673] So zuerst in „Meyer's Universum“ zu finden; Jahre später auszugsweise auch in Caspar Norbert Kleins (Lebensdaten nicht ermittelt) „Beschreibung der bei der Donau-Reise von Linz nach Wien ersichtlichen Ortschaften […]. Erster Theil: Oberösterreich“ (Linz: J. Schmid 1846), S. 83.



CCLXI

DIE DONAU BEY KELLHEIM
im Bayern

Aus d. Kunstanst: d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger



DIE BEFREIUNGSHALLE
und die MÜNDUNG des DONAU-MAYN-CANALS
bei Kellheim.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 54-58.

DLXXXIII. Die Befreiungshalle bei Kellheim.

Nur im Haupte eines deutschen Fürsten[2674] konnte der Gedanke erwachen, dem Andenken an die Kriege von 1812 bis 1815 einen Ehrenbau zu errichten unter dem Namen: Befreiungshalle. Das deutsche Volk ehrt seine Todten; es ließ ihnen von jeher mehr Gerechtigkeit, als den Lebenden, widerfahren; es kennt seine Geschichte seit jenen Schlacht- und Siegestagen; es weiß, daß die Heldenthaten jener Männer und Jünglinge des letzten Franzosenkriegs jeder Verherrlichung werth sind. Es wird ihre Namen mit Ehrfurcht lesen in einem Heldenbuche; es steht entblößten Hauptes vor den vielen Schlachtsäulen, die auf Deutschlands Boden sich erheben; es errichtet den Einzelnen, den Hervorragendsten, Denkmäler, wozu die Scherflein ungezählt aus allen Gauen herbeifließen: – aber spotten will es die glücklichen Todten nicht, die für die Freiheit gefochten haben und für die Knechtschaft gestorben sind. An Befreiungshallen im Sinne der Fürsten ist in Deutschland kein Mangel. Sie erhoben sich unter den verschiedensten Namen und Formen. Aber vergebens hat man sich bemüht, sie mit der Würde und dem Reiz des Volksthümlichen und Patriotischen zu umhüllen; das Volk kennt ihre Geburt und es geht kalt vorüber an den Monumenten fürstlicher Selbstverherrlichung.

Dieser Vorwurf soll jedoch den Gründer des Bauwerks nicht treffen, welches der nebige Stahlstich in seiner Vollendung zeigt. Jetzt, nachdem König Ludwig von dem Throne heruntergestiegen ist, auf dem er sich keine Lorbeern der Politik erworben hat, ist es an der Zeit, den Mann zu betrachten, an dessen Hand die deutsche Kunst zu ihrer Höhe emporstieg. Derselbe König Ludwig, unter dessen Zepter das Staatsleben der Bayern in kleinliche und ängstliche Schranken eingezwängt wurde; unter dem man das Volk allerdings auf dem Wege materiellen Wohlbehagens, aber zwischen Polizeizwang und Religionszwang dahin schob; unter dem es kein öffentliches Leben gab, als das des Kultus, oder des Genusses; unter dem man jedes geistige Aufstreben und Durchbrechen der Alltäglichkeit mit unerbittlicher Strenge bekämpfte, die gefeiertsten Volksmänner verfolgte und durch Strafen, welche entehren sollten, moralisch vernichten wollte; unter dem man in den Kirchen ewige Lampen ansteckte und das Licht in den Köpfen auszublasen suchte: – derselbe Ludwig schlug die wahre und einzig würdige Richtung ein zum höchsten Ziele der Kunst: er stellte wieder her, was in den traurigen Zeiten des Verfalls alles Volks- und Kunstlebens untergegangen war, – die innige Verbindung der schönen Künste unter einander und mit dem öffentlichen Leben, mit der Religion, mit der Geschichte und Poesie, mit den Lieblingsneigungen und Wünschen, mit den Erinnerungen und Bedürfnissen des Volks. Er baute neue Kirchen und ließ alten ihre ursprüngliche Schönheit wieder geben; er errichtete Thaten und Männern der Vorzeit Denkmäler und zeigte dem Volke seine Geschichte in prächtigen Bildern; die Gestalten, mit welchen Griechenlands und Deutschlands größte Dichter ihre Werke belebten, zaubern seine Maler und Bildhauer in die Gegenwart herein. „Aber (so lassen wir einen als Künstler und Gelehrter gleich tüchtigen Mann [Ernst Förster] uns berichten) nicht nur für Ausbreitung, sondern auch für Entwickelung war der König bedacht. Die Architektur mußte alle klassischen Baustyle der Vergangenheit vom altdorischen Tempel an bis zur Renaissance und bis zu Palladio durcharbeiten und gewissermaßen neu schaffen; die Skulptur hatte Aufgaben im Sinne der Antike zu lösen und mußte für die romantische und für die gegenwärtige Zeit entsprechende Weisen finden und sich üben in jedem Stoff, in Stein und Erz, und ihre Werkstätten erlangten einen Ruf über die ganze bewohnte Erde. Die Malerei endlich schuf auf des Königs Anregung die bewundernswerthesten Werke in allen Gattungen, in der Historie

[2674] Ludwig I. von Bayern (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478). Der Grundstein zur Befreiungshalle war am 19. Oktober 1842 gelegt worden, die feierliche Einweihung wurde am 18. Oktober 1863, dem 50. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, begangen.

wie im Genre und der Landschaft, und in allen technischen Weisen, in Fresko und Oel, in Wachs und Enkaustik, auf Porzellan und auf Glas, und übertraf in letztgenannten Werken die glänzende Vorzeit. Dazu gründete und vermehrte König Ludwig eine große Zahl herrlicher Sammlungen von Skulpturen und Gemälden, Vasen und Terrakotten, Bronzen, Zeichnungen, Kupferstichen, Holzschnitten und andern Werken jeder Art. Für seine Schöpfungen aber berief er die geistvollsten, begabtesten Künstler aus ganz Deutschland, um sie und um ihn schaarten sich wieder jüngere Talente, und so wurde München der organische Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens."[2675]

Wir setzen diese Lobsprüche eines begeisterten Verehrers des deutschen Kunstprotektors in dieses Buch, von dem man weiß, daß noch keines seiner Blätter vom Lobe der Gekrönten überfloß; wir thun dies, weil wir Wahrheit darin finden und weil in unsern Tagen des blinden und unfruchtbaren Parteikampfs nur zu oft die Wahrheit mit der Lüge in den Staub getreten und auch dem Verdienste seine Krone entrissen wird. Ludwig von Bayern hat es aufrichtig mit der Kunst gemeint, er ist ein Mäcen im rechten Sinne; ihrer Blüthenpflege, ihrer Verherrlichung weihete er sein Leben, er benutzte sie nicht, er beutete sie nicht aus zur Verherrlichung seines Ichs, wie dies von den meisten Gekrönten geschehen ist und täglich geschieht und wodurch die Kunst zur Magd der Lüge und Eitelkeit herabsinkt. Die Wahl der Gegenstände, mit deren Ausführung er seine Künstler beschäftigte, wurde stets von einem allgemeinen, oft wahrhaft großen Gedanken, nie von einem Privatgelüste geleitet; seine Sammlungen, seine Bauten sind Prachtwerke der deutschen Nationalehre und erheben ihn und sein Schaffen während eines Vierteljahrhunderts selbst über die Zeit der Mediceer und ihrer vielbewunderten florentinischen Kunstpflege.

Auch der bis jetzt noch unvollendete Bau, den unser Bild so zeigt, wie er nach Gärtner's[2676] Plan den Michaelsberg bei Kellheim schmücken sollte, war bestimmt, sich als Denk- und Ehrenstein für einen Abschnitt des deutschen Lebens zu erheben. Aber wie bei der Walhalla[2677] die Form, war hier Zweck und Name dem Volksherzen fremd, und man wird es kaum beklagen, wenn mit dem Throne der König auch der Vollendung des Bauplans entsagt haben sollte, obgleich Ort und Art desselben eine neue Triumphfeier für die vereinigte Schönheit von Natur und Kunst herbeigeführt hätten.

Der Michaelsberg, auf dessen Gipfel schon im Oktober 1844 die Grundbauten zur Befreiungshalle vollendet waren, liegt in dem spitzen Winkel, welchen Donau und Altmühl (nunmehr als Mündung des Ludwigkanals) bei dem Städtchen Kellheim bilden. Der südliche Abhang desselben senkt sich jäh und unersteiglich in das Durchbruchsthal von Weltenburg herab. Dadurch wird der Berg der Nachbar einer der imposantesten Naturscenen, jener Stromklause nämlich, deren mächtige Felsenpartien die so oft besungene Lurlei des Rheins an Großartigkeit bei Weitem übertreffen. Die Platte des Bergs, auf welcher die Halle sich erheben soll, gewährt in ihrer Höhe von 375 Fuß über dem Stromspiegel reizende Fernsichten über den malerischen Altmühlgrund und in das weite Donauthal gegen Abbach hin. Die Stelle zu einem Nationalprachtbau konnte kaum besser gewählt werden. – Kommt Gärtners Entwurf noch zur Ausführung, so wird das Gebäude eine Rotunde in alt-italienischem Styl, mit einer Kuppel überwölbt und von einem offenen Bogengange umgeben, welcher ein Polygon von 18 Ecken bildet. Das Ganze ruht auf einem Unterbau von drei mächtigen Stufen, die zusammen 24 Fuß hoch sind. Ein Fenster von 25 Fuß Durchmesser erhellt durch die Kuppel das Innere des Tempels, welches einen runden Saal bildet mit einem Säulengange von achtzehn Säulen, deren jede 4 Fuß Durchmesser und 24 Fuß Höhe hat. Am Fuße jeder Säule hält eine Siegesgöttin aus weißem Karrara-Marmor eine eherne Tafel, je mit dem Namen einer gewonnenen Schlacht und des siegreichen Feldherrn. Die Gewölbefelder des innern Säulengangs werden mit Trophäen und allegorischen Bildern geschmückt; die mit dunkelem Marmor überzogenen Wände, ein mosaikartiges Marmorpflaster und die reichvergoldete Kuppelwölbung vollenden dann die Pracht der innern Ausstattung. Der Gesammtdurchschnitt des Gebäudes würde 236 Fuß, die Sprengweite der Kuppel 100 und die Höhe des Ganzen 178 Fuß messen. Die technische

---

[2675] Zitat aus dem wohl von Ernst Foerster (1800–1885; gezeichnet „ef."), dem Schwiegersohn Jean Pauls, verfaßten Artikel „Die Abdankung des Königs Ludwig von Bayern und die deutsche Kunst" im „Kunstblatt" zum „Morgenblatt für gebildete Leser" (Stuttgart: Cotta 1848), „Nr. 20. Dienstag den 25. April 1848.", S. [77].

[2676] Friedrich von Gärtner (1791–1847).

[2677] Siehe hierzu S. 1024ff.

Leitung des Baus besorgte der Architekt A. Mühr[2678]. Als nach Gärtner's Tod (21. April 1847) Klenze[2679] die Oberleitung übernahm, war der Sockelbau bereits vollendet und sollten die 18 Säulen des Innern aufgerichtet werden. Zum Transport dieser riesigen Granit-Monolithen (jeder wog 7-800 Zentner!) vom Bruche bei Hauzenberg in der Nähe von Passau, mußte eine eigene Straße erbaut werden.

Trotz der ungeheuern Schwierigkeiten, welche Transport, Material und Platz boten, schritt der Bau rüstig vorwärts, bis vor dem Sturm des Frühlings Bauherr und Bauleute flüchteten. Seitdem steht der Berg verödet und die Zukunft des Baus bis jetzt noch auf einem dunkeln Blatte.

Das deutsche Volk freilich, das träumte von anderen Bauten! Im März war es selbst für einen Augenblick Bauherr geworden und gedachte, sich nach eigenem Plan seine „Befreiungshalle" zu gründen. Zum Bauplatz wählte es Frankfurt am Main. Aber Meister und Gesellen haben schlecht gearbeitet, und der Bauherr steht traurig und getäuscht vor dem unfertigen Werke, das nun gleiches Schicksal theilt mit dem König Ludwigs. Auch in dem Frankfurter Bau erkennt die Nation eine „fürstliche Befreiungshalle" und preßt die Faust auf das verspottete Herz. Abermals sah sie ihre Jünglinge und Männer für die Freiheit fechten und Fesseln zum Lohn erhalten, und knirschend sieht sie, wie aus ihren Bausteinen, anstatt des Tempels der Freiheit, ein Monument zur „fürstlichen Selbstverherrlichung" ersteht.

Aber Geduld! Die Steine, die man ihrem rechten Zweck veruntreut, sind nicht verloren. Die Herrschaft, welche die Arglist von Neuem über das Volk gewonnen, sie dauert nicht, und die Schlange, die es zu verführen trachtet mit dem Reichsapfel, sie wird im Staube kriechen, ehe der Kaiserstuhl gezimmert ist. Die bösen Geister der Lüge und des Betrugs, die jetzt im Volke umgehen, seine Begriffe verwirren und es mit jesuitischer Treulosigkeit zum Schmieden antreiben an seinen eigenen Ketten: sie werden noch zu rechter Zeit erkannt werden und von der Entrüstung des Betrogenen ihren Lohn empfangen. Ihr so schlau begonnenes Werk des Hochverraths an der Nation, welches unter dem gleisnerischen Vorwand, die deutsche Einheit aufzurichten, ausgeht auf die unheilschwere Scheidung von Nord und Süd, auf Entzweiung der Brüder und auf eine Theilung Deutschlands unter zwei Kaiser (um so leichter und sicherer würde dann die Unterjochung!) wird zu Schanden werden. Wenn die Zaubersprüche, mit denen man den Märzsturm beschworen hat, entkräftigt sind, dann wird er als Orkan wiederkommen, den Bau des Baals[2680] brechen, die Baumeister zerschmettern und die Werkleute mit Entsetzen von dannen jagen.

Gott läßt sich nicht spotten. Als er im März zu Gericht gesessen war über Verbrechen in drei und dreißig Jahren an der Nation begangen, – damals, als es nur eines Winks bedurft hätte, die wehrlosen Monarchen in den Abgrund hinabzuschleudern und zu überantworten den Mächten des Unterreichs: – damals machte er das Erbarmen stark in der Völker Herzen, damit Gnade für Recht ergehe über die Schuldigen. Wenn diese mit ihren Dienern und Anhängern das Geschehene schon vergessen haben, wenn sie in ihrer Vermessenheit wähnen, die in das Fleisch und Blut der Nation getretene Bewegung sey wieder bis an die Pforte des Ausgangs zurückzulenken und mit Lug und List, Krieg und Haß die unsterbliche Volksidee der freien Einheit auszutilgen, die Nation zu zerstücken und dadurch zu bewirken, daß sie in häuslichem Hader sich entkräfte und ihre edelsten Lebenstheile im innerlichen Krampfe aufreibe und zerrütte: – so werden sie sich täuschen. – Was sie sich vorgaukeln, das vergeht auch wie Gaukelspiel, und wenn der kurze Tag neuer Volks-Täuschung vorüber ist, – dann wird die Revolution nicht mehr richtend, sondern rächend wieder losbrechen wie die Lohe des Glutwindes der Wüste, um die Schuldigen zu strafen: und nicht mehr mit Adressen und Petitionen – nein, mit dem blutigen Schwerte wird dann das enttäuschte und ergrimmte Volk das verheißene Land seiner Sehnsucht und seines Strebens in Besitz nehmen. Wer, dem ein menschlich Herz in der Brust schlägt, möchte diese Katastrophe nicht abwenden? aber alles Warnen ist umsonst, die Brücken der Verständigung sind morsch, eine nach der andern stürzt ein. Das Höchste, die Freiheit, diese Gottes-Saat, aufgegangen in der Seele der Nation, wird zwar gerettet werden: aber auf der Richtstätte ihrer Widersacher und Verfolger wird ein anderer Drache sein rothes Panier aufpflanzen und der Kampf mit diesem, der wird

---

[2678] Z. Zt. nicht zu ermitteln. Der Name „A. Mühr" taucht in diesem Zusammenhang ausschließlich im Jahre 1844 in zahlreichen Zeitungen auf. Dort wird berichtet, daß er im Auftrag Gärtners die Bauleitung innehatte.

[2679] Leo von Klenze (1784–1864), der Gärtners Entwurf nicht unwesentlich veränderte.

[2680] siehe hierzu S. 280, Anm. 768.

noch härter seyn, als mit jenem. Ströme Bluts sehe ich fließen und meinen Schmerz mildert nur die Hoffnung, daß es ein Läuterungskampf werde und daß der Michel, was er so tappig begonnen hat, als ein Sankt Michael endigt. Wenn dann der germanische Freistaatenbund der neuen Welt dem Freistaatenbund deutscher Nation in der alten die Bruderhand reicht, dann wird wahre Freiheit und Gesittung allmählig Eigenthum der ganzen Erde werden, das Germanenthum seine göttliche Sendung erfüllen, eintreten die Sonnenwende des großen Weltjahrs und die Zeit kommen, wo verwirklicht wird der fromme Wunsch des Dichters:

> „Eine Halle der Freiheit erstehe für's Eine, die Menschheit;
> Grundbau: die Erde; Säulen: die Völker; die Decke: der Himmel!“[2681]

[2681] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 158-160.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 153-156.

Die lange Wand an der oberen Donau.

Warum auf 100 Rheinreisende kaum ein Donaureisender kommt? Warum der Rhein hundertfach besungen ist, während die Donau noch nicht einen einzigen Sänger gefunden hat? Steht sie denn an Rang und Reizen so weit ihrem stolzen Rivalen nach? Gewiß nicht an geschichtlicher Bedeutung, in welcher ihr mehr noch als der Rhein das so gang und gäbe, wiewohl oft genug zu Schanden gewordene Prädikat des „deutschen Stromes" gebührt.

An den Ufern der Donau brachen sich zuerst die Siegeswogen der Mark-Aurelischen[2682] Legionen; die Marken des römischen Weltreichs mußten jenseits stehen bleiben. In ihren Uferlanden fielen der Bischof Maximilian, der Tribun Florian, der heilige Stephan, die ersten Blutzeugen der weltversöhnenden Heilslehre. Auf der Donau flüchtete Julian, der Apostat[2683], der Mann voll Römertugend, die zerfallende Civilisation von Byzanz[2684] nach den Ufern der Save; an der Donau breitete Attila, die Geißel Gottes, seine blutige Herrschaft aus; an ihren Gestaden baute der heilige Severin seine Zelle, aus welcher der Heruler Odoaker[2685] gen Welschland zog, um das Thierfell um seine Lenden gegen den römischen Purpur einzutauschen; von Regensburg schiffte Rupert[2686], der Gottesmann, die Donau hinab, den verwilderten Völkern das Christenthum zu predigen; längs der Donau drang Karl der Große mit seinen gewaltigen Heeresmassen und dem Schrecken seines Namens hinab gegen die räuberischen Avaren und um des Magyaren trotzige Donauveste Melk wüthete noch 30 Jahre lang nach der Lechfeldsschlacht[2687] blutiger Streit. Und wie die Wogen der Völkerwanderung sich Jahrhunderte lang das Donauthal herauf über das westliche Europa ergossen, so zeigte wiederum die Donau ein Jahrhundert hindurch den streitlustigen Ritterschaaren mit dem Kreuz den Weg zur Befreiung des Heilandsgrabes, zu den Wundern und Märchen des Morgenlandes. Regensburg und Wien waren fortan die beiden Pole des süddeutschen Handels, die geräuschvollen Stapelplätze eines großartigen Verkehrs mit dem Orient. In dem Fischerdörfchen Erdberg bei Wien ward Richard Löwenherz[2688] erkannt und gefangen. Die deutschen Barden

---

[2682] Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser.

[2683] Flavius Claudius Iulianus (griech. Φλάβιος Κλαύδιος Ἰουλιανός; 331/32–363), seit 360 römischer Kaiser. In christlich geprägten Quellen wird er häufig als Iulianus Apostata (griech. Ἰουλιανὸς ὁ Ἀποστάτης) bezeichnet.

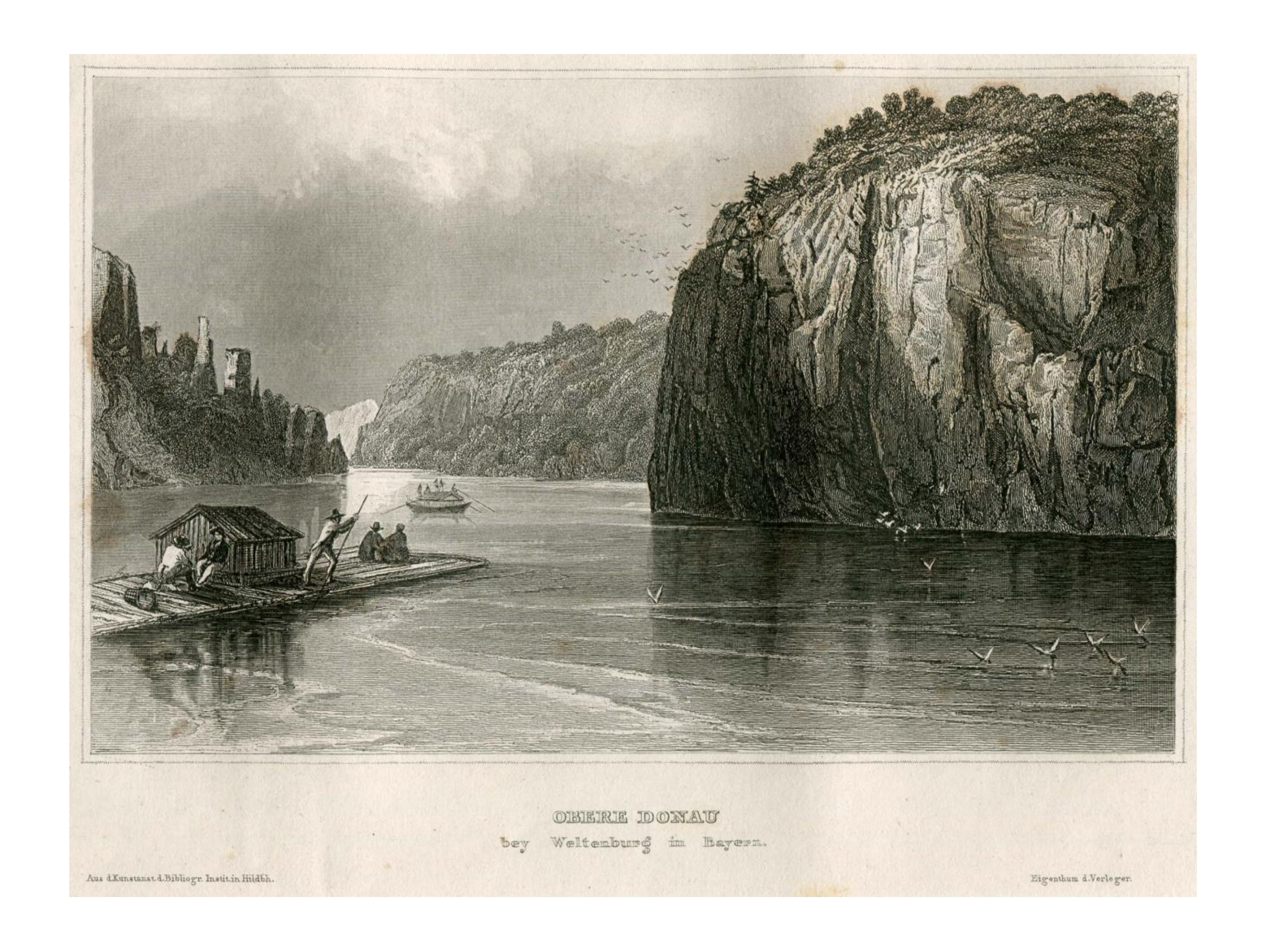
[2684] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[2685] Odoaker (ca. 433–493), seit 476 König von Italien (rex Italiae).

[2686] Rupert von Salzburg, auch Ruprecht (ca. 650–718). Bischof von Worms sowie erster Bischof in Salzburg und Abt des dortigen Stifts St. Peter.

[2687] Am 10. August 955 gegen die Ungarn.

[2688] Richard I. (engl. Richard I the Lionheart, eigentl. Richard Plantagenêt; 1157–1199), seit 1189 König von England.



OBERE DONAU
bey Weltenburg in Bayern.

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit.in Hildbh. Eigenthum d.Verleger.

Heinrich von Ofterdingen[2689], Walter von der Vogelweide, Ulrich von Lichtenstein[2690] erfüllten die Donaulande mit dem Ruhme ihrer Lieder. An der Donau, bei Wien, schlug der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare[2691], die grausigsten Gäste, welche je Deutschlands Grenzen verheerten, die Mongolen, aufs Haupt; auf dem Marchfelde errang Rudolf I. von Habsburg sich die deutsche Kaiserkrone, dem Reich Friede, Ordnung und Gesetz. Nach ihm haben Streitsucht und Ländergier deutscher Fürsten viel deutsches Blut den Donauländern zu trinken gegeben, und doch waren es wiederum der deutsche Strom und die Mauern Wiens, welche den von Sieg zu Sieg fliegenden Roßschweifen des großen Suleymann[2692] Halt geboten und das deutsche Vaterland vor dem Schicksal gerettet haben, zu einer osmanischen Provinz zu werden. Im dreißigjährigen Krieg rötheten sich die Fluthen der Donau vom Blut der Römischgläubigen und Lutherischen, wie im Bauernkrieg[2693] von dem der Edlen und Bauern im obderensischen Lande[2694], und auf den Feldern von Ulm, Elchingen, an der Drau und bei Aspern wirft noch heute des Landmanns Pflugschar die Gebeine der Tapfern aus den Furchen, sowohl die für den Ruhm des fremden Eroberers, als die für ihr Vaterland dort ihr Grab fanden; – auch die That, die uns in den so reichlich verdienten Siegerkranz so scharfe Dornen flocht, der Fürstentag, der den „Bundestag“[2695] geschaffen, ward an den Donauufern vollbracht.

Narben deutscher Ruhmesgeschichte hat also die Donaunymphe mehre und tiefere aufzuweisen, als irgend ein anderer deutscher Strom, daß es ihr aber auch an Reizen der Natur, an melodischem Sagenklang, an der Rebe edlem Gold, und an männlich deutschem Sinn ihrer Söhne nicht gebricht: das werden diese Blätter in der Zukunft uns oft zu Gemüthe führen.

Bild und Legende von der langen Wand bei Weltenburg in Bayern liegen uns zunächst zur Hand. Senkrecht ragen hier zu beiden Seiten des Wasserspiegels die Felsen auf, ja überhängend sogar, und kein Fuß breit Land bleibt zum Wandeln übrig. So schaurig, wie dieser Felsenengpaß des Stromthales, so erhaben und imposant ist nicht des Rheins gepriesene Lurley und nicht des Hudsons Pallisaden. Wehe, wenn hier ein Sturmwetter die Schiffenden trifft, wenn empörte Wogen die schwankenden Fahrzeuge an den Felsen zu zerschellen drohen. Dann thut freilich Hülfe von oben Noth, und St. Nepomucks Wunderkraft erflehen dann laut die Schiffenden. In langer Ausdehnung setzt sich zu beiden Seiten derselben Wassergasse die Felsenwand fort. Starke eiserne Ringe, an das Gestein gekettet, dienen dazu, daß die Stromaufwärtsschiffenden mit Hacken die Fahrzeuge gegen die Wellen ziehn.

Drei Felsenplatten, die zur linken Hand gesondert aus der Fluth gucken, heißen die drei Brüder, und die Sage flüstert: Es sind einmal drei Brüder gewesen, davon waren zwei ihrem jüngsten feind und wollten ihn verderben durch jähen Tod. Aus der Zille, einem großen Kahn, darin sie fuhren, stürzten sie den Bruder an jener Stelle, da gerade kein anderes Schiff sich zeigte, und sie ganz einsam auf dem schaurig schönen Fluthenspiegel dahin glitten, in den Strom. Da brauste es in der Tiefe zürnend auf, eine Welle sprang empor, und warf, wie die Faust eines übermächtigen Riesen, die Zille um sammt den

[2689] Sagenhafter, historisch nicht verbürgter Sänger des 13. Jhd.s

[2690] Der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein (ca. 1200–1275).

[2691] Friedrich II., auch Friedrich der Streitbare (1211–1246), seit 1230 Herzog von Österreich und der Steiermark. Er fiel 1246 in der Schlacht an der Leitha gegen den Ungarnkönig Béla IV. (1206–1270); mit ihm starben die Babenberger im Mannesstamm aus.

[2692] Süleyman I. (osman. سليمان; Süleymān; ca. 1495–1566), seit 1520 Sultan des Osmanischen Reiches.

[2693] 1525.

[2694] König Ottokar II. Přemysl von Böhmen (tschech. Přemysl II. Otakar; ca. 1232–1278) hatte während seiner Herrschaft 1254 im Frieden von Ofen und 1261 im Frieden von Wien den zur Steiermark gehörenden Traungau von dieser abgetrennt und daraus das „Fürstenthum ob der Enns“ geschaffen. Historiker bezeichnen die Jahre 1254/1261 als Geburtsjahre des Landes ob der Enns, das heutzutage im Wesentlichen dem österr. Bundesland Oberösterreich entspricht (im Gegensatz zu Österreich unter/nieder der Enns, dem heutigen Niederösterreich).

[2695] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.

Brudermördern, und darauf wurden alle drei in jene Felssteine verwandelt, der Nachwelt zum Gedächtniß, den Bösen zur Warnung.

An anderer Stelle umkreist schwarzes Geflügel eine Felshöhle, die wie ein dunkles Cyklopenauge[2696] an der Bergstirne sich zeigt. Das ist das Rabenloch, und einen isolirten Fels nicht ferne davon, den nennen sie, ob seiner eigenthümlichen Gestalt, die schwangere Jungfer. Von ihr geht eine uralte Sage: „Ein liebliches Nixenmädchen, – so erzählt sie, – schwamm im Mondenschein auf dem ruhigen, leise murmelnden Gewässer; ihr langes grünes Haar breitete sich wie ein Goldschimmer darüber hin. Ein Fischer hatte seine Netze an heimlicher Stelle nahe dem Ufer in den Strom geworfen, und in ihnen verfing sich das Nixlein. Stärker rauschte es, der Fischer kam erfreut und zog den sträubenden allerliebsten Fisch ans Land. Bald koseten sie im holdseligen Liebesgetändel, und sie fing nun ihn im Netz ihrer wunderbaren Schönheit. Mit tausend Eiden schwur er ihr sich zu, schwur, ihr nimmer die Treue zu brechen, die sie als einzigen Liebelohn mit stürmischem Verlangen forderte. Er brach ihre Blüthe und brach seine Schwüre, und hing sich an eine junge Dirne seines Dorfes, mit welcher er kirchlich aufgeboten wurde nach Brauch und Herkommen. Da kam, unter'm Herzen die Liebesfrucht, die arme Nixenmaid an die Kirche, und heischte ihr Recht; aber die Mutter legte ihr Kreuze in den Weg, der Fischer wandte ihr den Rücken, und der Pfarrer nahm ein dickes Buch, das an einer Kette lag und las Bannformeln gegen die bösem und verfluchten Geister der Wasserwelt. Da entwich weinend das schöne bleiche Wesen und klagte der Donaufei ihren Fall und ihren Schmerz; die aber verwandelte alsbald die Kummervolle in jene Steingestalt. Des Fischers Strafe blieb nicht aus. So oft er dort vorüberfuhr, war es, als blicke von der Höhe der Steinmaid ein strafendes, glühendes Augenpaar, und als wimmere ein Kind in gepreßten Schmerzenstönen, und er war oft Tage lang wie gebannt an jene Stelle. Er hatte seine Dirne gefreit, doch nicht lange währte die Freude. Eines Tags verspätete er sich beim Fischfang, wieder schien goldighell der Mond, und geheimnißvoll murmelten die Wellen; wieder rauschte es stark von den Netzen her, wieder war ein Nixlein gefangen, aber wie er nun zog, da zog es noch stärker ihn; das Netz zerriß, und ein bleiches Wasserweib, das seiner ersten Lieben glich, umschlang ihn fest, und drückte und herzte ihn, und küßte ihn todt. Nach neun Tagen schwamm am Felsenfuß der steinernen Jungfrau sein entstellter Leichnam."[2697]

[2696] Siehe hierzu S. 382, Anm. 1091.

[2697] Ziemlich vollständige Wiedergabe von Ludwig Bechsteins (1801–1860) „Der Fischer und die Nixe" aus dessen zweibändigem Werk „Die Donau-Reise und ihre schönsten Ansichten" (Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1838/39), 1. Bd., S. 23f.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 85f.

CCLXV. Der Plauen'sche Grund bei Dresden: Tharand.

Manche Gegenden gelten als irdische Paradiese gewissermaßen durch Privilegium. Auch der Plauen'sche Grund hat den Vorzug, von allen Reisenden als ein Eden geschildert zu werden. Man darf ihnen auf's Wort glauben; nur muß man es mit dem Begriff nicht so genau nehmen. Der Plauen'sche Grund, von Dresden bis Tharand, ist gewiß eine der reizendsten Gegenden Sachsens. Das 3 Stunden lange Felsenthal, welches ein wildes Gebirgswasser, die Weiseritz, durchströmt, bietet eine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Szenen dar. Hier starren nackte Felsen empor; dort breiten sich mit Laub- und Tannengehölz geschmückte Berge in sanften Abhängen aus; hier rauschen Mühlen; dort pochen Hammerwerke, und wo sich das Thal erweitert, lagern sich freundliche Dörfer an Weingeländen hin. Auch für den Erdkundigen, den Geologen und Geognosten, ist die Gegend interessant. Neptunische Gewalten von unbegreiflicher Kraft müssen das Thal vor Jahrtausenden gewühlt haben; das bezeugen die senkrechten Durchschnitte, seine phantastischen Krümmungen, die Massen von zertrümmerten Gebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen, welche zu beiden Seiten auf dem Urfels (Sienit) aufgeschichtet sind. Die Reste der hier zusammengeschwemmten Wälder formiren mächtige Steinkohlenflötze, welche um Potschappel und Gittersee bis zu einer Tiefe von 500 Fuß in schwunghaft betriebenen Gruben ausgeschlossen sind, welche einen großen Theil Sachsens (mittelst der Eisenbahn selbst bis über Leipzig hinaus) mit jenem täglich unentbehrlicher werdenden Brennmaterial versorgen.

Schon ¼ Stunde von Dresden, beim Dorfe Plauen, am Eingang des Grundes, tritt dessen Charakter hervor, in welchem sich das Heitere mit dem Ernst des Erhabenen vereinigt. Von der Höhe des Fußsteigs sieht man rückwärts noch einmal auf das sonnige Elbthal und die Hauptstadt, welche sich am Fuße einer Hügelreihe mit Weinbergen und Landhäusern ausstreckt; aber welcher Wechsel nach wenigen Schritten! Statt der lachenden Landschaft ist eine jähe düstere Schlucht geöffnet und zwischen nackten Felsenwänden windet sich ein Pfad steil und schmal in die schauerliche Tiefe hinab. Wer ihm zu folgen sich scheut, der kann die bequeme Heerstraße tiefer im Grunde einschlagen, welche ihre besondere Reize hat und an der Villa Grassi vorbeiführt, wo der berühmte Maler dieses Namens die letzten Jahre eines Lebens der Natur und der Kunst widmete. Jetzt ist die schöne Anlage eine Wirtschaft, ein Lieblingsplätzchen der Dresdner. Unter immer wechselnden Ansichten kommt man, an mehren Mühlen vorbei, bis Potschappel, wo der Grund freier wird und sich erheitert. Potschappel hat das Ansehen eines englischen Dorfs in der Nähe von New-Castle. Die hohen Rauchfänge der Dampfmaschinen, welche die Grubenwasser der Kohlenbergwerke gewältigen, ihr unheimliches Getöse, das emsige Gewühl mehrer hundert rußigen Gestalten, das Gedränge der Wagen an den Ladungsplätzen, alles das gibt ein Bild, welches mit dem ruhigen, stillen, einsamen Charakter der Natur im frappanten Widerspruch steht. Oefters ziehen, die Wagen als unabsehbare Reihe auf und abwärts das Thal hin und der Widerhall der knallenden Peitschen ihrer Führer macht ein Echo einzig in seiner Art. – Döhlen, der nächste Ort hinter Potschappel, liegt gar freundlich in einer Weitung des Thals; aber hinter dem Dorfe verengt sich's von neuem, zumal dort, wo die Weiseritz aus der Bereinigung zweier tosenden Waldbäche entsteht. In der Nähe macht ein schroffer und überhängender Fels eine Grotte, das Riesenbette genannt. Immer mehr zieht sich das Thal zusammen, endlich so sehr, daß zwischen dem Wege und dem reißenden Waldstrome keine Handbreit Raum bleibt. Zu beiden Seiten heben sich Tannen über einander, nackte Klippen ragen dazwischen hervor, und nichts Lebendiges begegnet, als die schwarzen Gestalten der Kohlenkärrner und der Bergleute. Noch einmal wechselt die Szene. Wo sich der Grund rechts umbiegt, thut er sich plötzlich auf und im Hintergrunde liegt das schöne Tharand, überragt von seiner malerischen Ruine.

Tharand ist gut gebaut und zählt unter seinen 1500 Einwohnern viele reiche und gebildete Familien. Ein Bad, eine Forstacademie[2698], die beste Deutschlands, geben dem Städtchen eine ganz ungewöhnliche Lebendigkeit. Seine Lage ist sehr reizend im Mittelpunkte dreier Thäler, die der Weiseritz, der wilden Weiseritz und des Schleitzbachs. Jedes hat eigenthümliche Naturschönheiten, deren Genuß im Sommer immer zahlreiche Besucher, besonders Dresdner, herbeilockt.

[2698] 1811 übersiedelte die von Johann Heinrich Cotta (1763–1844) im thüring. Zillbach gegründete private Lehranstalt nach Tharandt, wo sie seit 1816 unter dem Namen „Königlich-Sächsische Forstakademie" firmierte; sie gehört heute zur Fakultät Umweltwissenschaften der Technischen Universität Dresden.


CCLXV
THARAND
Aus der Kunstanst: des Bibl. Inst. in Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 89-91.

CCLXVII. Lyon.

In einem von Anhöhen eingeschlossenen fruchtbaren Thale, zum Theil auf jenen Anhöhen selbst, inmitten eines breiten, dichten Kranzes von Gärten und anmuthigen Landhäusern, unfern der Vereinigung zweier schiffbaren Ströme, der Saone und Rhone, liegt Lyon, die zweite Stadt Frankreichs. Von den höhern Stadttheilen schweift der Blick weit über das breite Thal und bis zum Jura hin, ja, bei klarem Himmel sieht man die weiße Kette der Alpen, scheinbar mehr dem Himmel angehörend, als der Erde, am Horizont glänzen, oder sich wiegen auf den Wolken.

Lyon ist das Lugdunum der Römer, und eine Menge Denkmäler erinnern an das klassische Alterthum. Die Stadt hat gegenwärtig an 10,000 Häuser und 200,000 Bewohner. Fast alle Gebäude sind massiv, in den ältern Stadttheilen oft 6 bis 7 Stockwerke hoch, und sie stehen dort in engen, winklichen, immer schmutzigen Straßen dicht bei einander. Desto schöner sind die neuern Theile, mit breiten, schnurgeraden Straßen und regelmäßigen Plätzen. Acht Brücken führen über die Saone, welche Lyon durchströmt und in zwei ungleiche Hälften scheidet. Die merkwürdigsten und schönsten Gebäude sind: das ehemalige Jesuiten-Collegium[2699], der Dom[2700], das Stadthaus[2701], das Zeughaus[2702], das große Hospital (NOTRE DAME DE PITIÉ)[2703] und ein sehr geräumiges Theater[2704]. Für Wissenschaft und Kunst war in Lyon von jeher ein reger Sinn und Wetteifer mit Paris. Die drei großen öffentlichen Bibliotheken haben zusammen über 500,000 Bände, und das Local der Stadtbibliothek ist vielleicht das schönste in Frankreich. Eine Gemäldegallerie, ein Museum für Alterthümer, zwei naturhistorische Sammlungen, ein großer, botanischer Garten, gehören zu den Jedermann zugänglichen Mitteln, sich zu unterrichten, und eine Menge Vereine (königl. Academie, naturforschende Gesellschaft, und die viel wirkende, literärische Academie für die Provinz), so wie die höhern Lehranstalten (Universität, Lyceum, Thierarznei-Schule, Zeichenacademie etc. etc.), befördern die allgemeine Bildung.

Lyon war, vermöge seiner Lage, am Bereinigungspunkte von zwei großen Wasserstraßen, zu allen Zeiten ein wichtiger Handelsort. Doch die Hauptstütze seiner Größe und seines Reichthums hat es immer in seinen Seiden-Manufakturen gefunden, deren mehr oder minderer Flor auch den der Stadt bedingt. Ihre beste Zeit fällt in das Ende der Regierungsperiode Ludwigs XIV., jenes Monarchen, dessen Prachtliebe in der ganzen übrigen Welt übertriebenen Luxus verbreitete, wodurch der Verbrauch der Seidenstoffe in's Unglaubliche sich steigerte. Damals waren in Lyon 35,000 Seidenwebestühle im

---

[2699] Die 1519 gegründete Schule wurde ab 1565 von den Jesuiten betreut, die bis weit ins 17. Jhd. eine rege Bautätigkeit entwickelten. Heute beherbergt der Komplex das Collège Ampère.

[2700] Der Baubeginn der Kathedrale Saint-Jean ist um das Jahr 1265 anzusetzen, die Fertigstellung erfolgte um 1480.

[2701] Das Hôtel de Ville war in den Jahren 1645 bis 1672 nach Plänen von Simon Maupin († 1668) und Girard Desargues, (1591–1661) errichtet worden.

[2702] Das 1549 in Betrieb genommene Arsenal war 1793 bei der Eroberung Lyons durch die Revolutionstruppen zerstört worden. Nach einer Zwischenlösung im ehem. Lyoner Klarissenkloster wurde 1841 ein Neubau in Angriff genommen, der 1846 fertiggestellt werden konnte; 1973 wurde es aufgelöst.

[2703] Besagtes Lyoner Krankenhaus, dessen Ursprünge ins 12. Jhd. zurückreichen, hatte 1507 den Namen „Hôtel-Dieu de Notre-Dame de Pitié du Pont du Rhône" angenommen; grundlegende Erweiterungsbauten wurden ab 1517 nach Plänen von Jean Perréal (1455 o. 1460–ca. 1528) errichtet, die in den Jahren 1622 bis 1637 durch einen Neubau nach Plänen von Guillaume Ducellet († ca. 1640) ersetzt wurden; der beeindruckende Gebäudekomplex diente bis 2010 als Krankenhaus.

[2704] Das erste Gebäude für das „Théâtre des Célestins" war am 9. April 1792 eingeweiht worden und brannte 1871 ab. Das heutige Gebäude nach Plänen des Lyoner Architekten Gaspard André (1840–1896) konnte am 1. August 1877 seiner Bestimmung übergeben werden.

Gange, die 180,000 Menschen beschäftigten, und 20,000 ernährte die Fabrikation goldener und silberner Tressen. Die Zahl der Lyoner Einwohner überstieg 300,000. Aber die Veränderung des Geschmacks, mehr noch die Verpflanzung der Lyoner Manufakturen in's Ausland, (nach der Schweiz, England etc. etc.), brachte diese Gewerbe allmählich und bis zur Zeit der Revolution, gar sehr herab. 1788 beschäftigten 10,000 Stühle nur noch 60,000 Menschen. Während der franz. Revolution war Lyon, als der Heerd des Royalismus (denn ein verschwenderischer Königshof und das Gedeihen der Lyoner Gewerbe waren, im Volksglauben, eins), allen Gräueln des Bürgerkriegs hingegeben und mehr als einmal der Schauplatz von Scenen, welche der Menschenfreund in ewige Nacht hüllen möchte. Tausend und tausend seiner Bürger fraß das Beil der Guillotine, oder die Kartätsche, welche man hier als Henkerwerkzeug gebrauchte, oder verschlangen die Fluthen, oder zehrte in der Belagerung von 1793 der Hunger auf. – 1801 waren nur noch 120,000 Einwohner übrig, und von 9000 Webstühlen ruheten über 6000. Unter Napoleon, welcher den Erzeugnissen der französischen Industrie den ganzen Continent öffnete, nahm der so sehr gesunkene Flor Lyon's rasch wieder zu und 1814 zählte man in den Seidenfabriken 16,000 Stühle in Thätigkeit und die Einwohnerzahl war bis auf 190,000 gestiegen.

Auf dieser Höhe erhielt es sich nicht. Die Mauthlinien, mit welchen, nach dem Sturze Napoleon's, die Nachbarstaaten Frankreich umgürteten, beschränkten den Markt für seine Erzeugnisse nothwendig gar sehr; an den überseeischen Plätzen aber fanden sie an englischen und deutschen Seidenfabrikaten Conkurrenten und der dortige Absatz konnte den Ausfall im europäischen nicht ersetzen. So kamen mit der Restauration die Lyoner Fabriken in Abnahme. Das Bestreben der Fabrikanten, trotz der hohen Einfuhrzölle sich auf dem europäischen Continent den Markt zu erhalten, brachte es mit sich, sie darauf denken zu lassen, die Fabrikationskosten zu mindern, und dieß mußte wiederum zu einer fortschreitenden Herabsetzung des Lohns der Arbeiter führen. Aus einem solchen Verhältniß werden sich überall, wo Industrie große kompakte Massen beschäftigt, die nämlichen Folgen und Gefahren entwickeln und es ist die Grundursache jener Arbeiteraufstände, die in unsern Tagen so häufig geworden sind.

Daher sind die Fabrikherren gleichsam in die Rolle der Barone des Mittelalters getreten; sie brauchen nur ihre Werkstätten zu schließen und eine Armee von Heloten[2705] ist brodlos und Jedem zu folgen bereit, welcher sie führen will. Je kolossaler sich die Industrie ausbildet, je schneller und gewaltiger sie alle Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Subsistenzmittel des Handwerkers zerstört, je mehr muß sich der Helotismus steigern, desto häufiger wird ihn eine Stockung außer Brod setzen, und desto nöthiger auch wird der festgegliederte Widerstand Derer, welche etwas besitzen, wider Die werden, welche nichts haben und nach Allem gelüsten. Daher ist in unserer Zeit, in Paris wie in Lyon, die Nationalgarde, in England die Yeomanry[2706] von so großer Bedeutung geworden. Darum hat auch ein gewisser Pseudo-Republikanismus, welcher unter dem weisen Gewand der Begeisterung für Menschenrechte und Freiheit die Diebsjacke verbirgt, in dem Helotismus ein unverwüstliches Daseyn, denn jener hat einen Zweck, den jeder Helote begreift. Und so werden denn Paris und Lyon immerfort Heerde der Unzufriedenheit bleiben, deren Ausbrüche jeden Augenblick die gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs, und folglich die Ruhe Europa's von Grund aus gefährden können. Sahen wir sie ja in unsern Tagen schon dreimal[2707] dadurch erschüttert und beide Städte in Schlachtfelder verwandelt, auf welchen mitten im Frieden die Dämonen des Kriegs blutige Gräuel trieben.

Bedenke man, um die Größe der Gefahr ganz zu begreifen, noch ferner, daß die Mehrzahl dieser Arbeiter gedient hat und fertig mit den Waffen umgehen kann, folglich sich einem tüchtigen Führer sogleich militärisch unterzuordnen versteht, und daß nirgends in der Welt so sehr als in jenen Städten durch den Unflath einer sittenlosen Unterhaltungsliteratur das Gift der Demoralisation, des Atheismus

---

[2705] Siehe hierzu S. 411, Anm. 1179.

[2706] Seit den Zeiten der napoleonischen Kriege milizartige Freikorps aus Yeomen, also „Freibauern", kleine Landbesitzer, denen der Adel und das Besitzbürgertum als Offiziere vorstanden. Sie wurden im 19. Jhd. vor allem innenpolitisch eingesetzt.

[2707] Durch die Revolution vom 27. Juli 1830, die von Pariser Arbeitern ausging und letztlich auf ganz Europa übergriff, durch die große Revolte der Lyoner Seidenweber vom 21. November bis zum 5. Dezember 1831, mit mehr als 700 Toten, und durch den Lyoner Aufstand vom 9. bis 15. April 1834, bei dem erneut über 600 Opfer zu beklagen waren.

und der Mißachtung von Tugend und Recht die untersten Klassen angesteckt und durchdrungen hat. „Die Gesellschaft in Paris und Lyon ist eine Bande von Spitzbuben; der ehrliche Mann kommt da in's Narrenhaus, die Dummheit aber an den Galgen!"[2708] – urtheilte Börne[2709]; hart zwar, aber gewiß mit etwas mehr Wahrheit als Lüge.

Noch ist der Abgrund der Revolution nirgends ein geschlossener; am wenigsten aber ist er's in Frankreich. Helotismus an dem einen, und Treulosigkeit an dem andern Ende der Gesellschaft halten ihn offen. Wir haben es im Juliaufstande[2710] gesehen, wer die Factoren waren. Wer sie damals erblickt hat, dem werden sie bei jeder Veranlassung vor die Seele treten, und die Ueberzeugung wird nimmer von ihm weichen, daß der Helotismus in Frankreich berufen sey, zur geeigneten Stunde an den höhern Klassen eine Vergeltung zu üben, welche sie schon dadurch verdient haben, daß sie durch ihr Beispiel stets hinwirkten, die Hefe der Gesellschaft in fauler Gährung zu erhalten; daß sie solche weder vernünftig erzogen, noch nützlich unterrichteten, noch ihr Achtung vor den Gesetzen einflößten; vielmehr sie stets als ein feiles, niedriges Werkzeug behandelten, das man kauft, braucht und abnutzt, und nach Gefallen bald hätschelt, bald höhnt, oder mit Kartätschenfeuer regalirt[2711]. – TANGERE ULCUS[2712]. –

[2708] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[2709] Der sozialkritische Journalist Ludwig Börne (eigentl. Juda Löb Baruch; 1786–1837), der sich 1830 in Paris niedergelassen hatte.

[2710] 1830 (siehe hierzu S. 889, Anm. 2707).

[2711] Vom frz., régaler, reichlich bewirten bzw. ergötzen; hier eindeutig sarkastisch verwendet.

[2712] Lat., „an eine Wunde rühren".


CCLXVII
Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger

LYON

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 105-108.

CCLXXIV. Salzburg[2713].

„In Hallein bleiben mocht’ ich nicht; mich trieb’s nach Salzburg. Der Nachmittag war heiß, der Himmel wolkenlos; nur am äußersten Horizont quollen weißliche Wölkchen auf, einen gewitterschwülen Abend verkündigend. Schwerfälliger als je trabten unsere Braunen auf dem prächtigen Heerwege das Salzathal hinab. Keine Kühlung stieg heute von den Fluthen auf. Nur ein würziger, warmer Geruch von Erdbeeren und Alpkräutern parfümirte den lästigen Staub, mehr ermattend als erquickend. Langsam rollte der Wagen an einer Kette von freundlichen Dörfern: Kaltenhausen, Niederalde, Anif, Morzig hin und den vor uns liegenden Schlössern Leopoldskron und Hellbrunn entgegen. Ueberall sahen wir auf den Alptriften die schönsten Kühe weiden mit harmonisch-klingendem Geläute; die Hirten bliesen auf ihren Schallmaien unter den schattigen Felsen, und auf den höchsten Thälern glänzten ruhige, friedliche, einsame Sennhütten. Gesättigt von diesen so oft schon genossenen Alpenbildern, ermattet von der Hitze und eingelullt vom rauschenden Gewässer der Salza schlummerte ich ein wenig ein. Wie lange, weiß ich nicht; als mich ein Geräusch wie fernes Donnern weckte. Aufschauend, blitzte mir die sinkende Sonne entgegen, als sie eben im Begriffe war sich hinter eine breite schwarze Wolke zu verbergen, aus derem glühenden Saum sie noch einen Halbkreis von Feuerstrahlen schoß. Finster lagen die Wälder und schwarzen Berghäupter unter ihr. Bald erhellte und röthete sich der Saum eines weit ausgebreiteten Gewitters und in dessen weiß-grauen Wolkenmassen fing blasses Wetterleuchten an zu zittern. Noch war die Sonne nicht untergegangen, – nur verhüllt; tiefblau glänzte über mir das Himmelszelt und die schwarze Wand in der Ferne brach das Tageslicht nur so viel, um die Gegenstände um so ruhiger betrachten zu können. Ueber das weite Thal hin schwelgte mein Auge in dem Anblick eines entzückenden Alpengebirgs, dessen kühn aufstrebende Kegel und Zacken, vielfach gefärbt, sich im Luftmeere badeten. Während ich mich ganz der Betrachtung hingab, kamen wir auf fast ebenem Wege, in immer weiterm Grunde, an den Punkt, wo bei einer Wendung der Heerstraße Salzburg sichtbar wird. Doch ich – denn träumerisch hing noch mein Auge an der heiligen Alpenwelt – sahe es nicht eher, als bis es ganz entfaltet vor mir lag, so wie du es, lieber Leser, hier im Bilde vor dir siehst. Lebhaft rief mir der erste Anblick den von Berchtesgaden zurück. Auch dieses liegt in einem Alpenkessel von Bergen umgeben; nur ist für Salzburgs Gegend der Maaßstab größer. Berchtesgaden und Salzburg sind zu vergleichen wie eine hohe Jungfrau mit dem siegprangenden Weibe. Dort noch verschlossene Knospe; hier Blüthe und Frucht: dort die urkräftige Natur; hier die mit der Kultur vermählte, voll ihres Segens.

Der von der Salza durchströmte Salzburger Bergbusen ist auf drei Seiten mit Hochalpen umschlossen und nur nordwärts setzt sich das Thal gegen Baiern hin als Ebene fort. Am linken Ufer der Salza liegt der größte Theil der eigentlichen Stadt, die uralte Veste Hohensalzburg, der Mönchberg und die Vorstädte Nonnthal und Mühlen; der kleinere Stadttheil sammt Vorstadt Stein und der sogenannte Kapuzinerberg nehmen das jenseitige, rechte Ufer ein. Eine 370 Fuß lange Brücke von Stein verbindet beide Stadttheile. Wall und 10 Thore umschließen das Ganze.

Salzburg’s Inneres verräth das lehrwürdige Alterthum in engen, unregelmäßigen Straßen, aber zugleich Geschmack und Wohlhabenheit in den stattlichen, solid gebauten, durchaus massiven Häusern, deren es 800 mit etwa 13,000 Einwohnern zählt. Der große, ernste Charakter des Baustyls, die regelmäßigen Märkte etc. die prächtigen Springbrunnen erinnern an die Nähe Italiens. Viele öffentliche Gebäude sind von ausgezeichneter architektonischer Schönheit; vorzüglich die Domkirche, ein Meisterwerk von

[2713] Lat. Municipium Claudium Iuvavum.

Sanzio Solari[2714], im Styl des Vatikans, mit 2 hohen Thürmen und prächtiger Marmorfaçade; im Innern voll vortrefflicher Malereien der besten deutschen und italienischen Meister des 17. Jahrhunderts. Das Baptisterum[2715] [sic!] gilt als das schönste seiner Art in ganz Süddeutschland. Schön ist auch die Lyceums-Kirche[2716] in griechisch-römischem Style; ihr gegenüber steht das Haus, wo der berühmteste Tonkünstler der neuern Zeit, Mozart[2717], das Licht der Welt erblickte. Daß Salzburg diese Ehre würdigt, zeigt das dem großen Manne jetzt in seiner Vaterstadt errichtete Denkmal[2718]. Schöne Altargemälde von Rottmeyer[2719] machen die Franziskanerkirche ebenfalls eines Besuches werth; und die alte Peterskirche zeigt die Grabmäler der Heiligen Rupert und Vital und des Componisten Haydn[2720]. Künstler wie Troger[2721], Högler[2722] und Greitter[2723] schmückten die Bürgerspital- und Sebastianskirche mit Fresken und Altargemälden aus. Die ehemals fürsterzbischöflichen, jetzt kaiserl. Schlösser, die alte und die neue Residenz mit ihren prachtvollen Marställen (jetzt Kasernen) und Reitschulen, von denen die sogenannte Sommerreitschule ganz in den Fels des Mönchbergs gehauen ist, imponiren durch Größe, obschon ihr verlassenes ödes Ansehen an das SIT TRANSIT[2724] erinnert, was in Salzburg noch durch vieles Andere geschieht. Denn wie sehr auch die jetzige Regierung bestrebt ist, der Stadt den Verlust der fürsterzbischöflichen, später kurfürstlichen Vergangenheit[2725] vergessen zu machen, so wird dieser doch noch schmerzhaft gefühlt. Schneller würde die Wunde verharrschen, wären in Salzburg Handel und Gewerbe blühender, als sie sind.

Bevor wir die nächsten Umgebungen Salzburgs betrachten, fesselt das Siegmundsthor unsere Aufmerksamkeit. Ehedem sperrte eine Wand des Mönchbergs hier den Zugang zur Stadt. Der Fürsterzbischof Siegmund[2726] ließ ein 39 Fuß hohes und 22 Fuß breites Gewölbe, 415 Fuß lang durchbrechen und durch den besten Bildhauer damaliger Zeit verzieren. Ueber dem Ausgange steht in einer Blende die colossale Statue des heil. Siegismund (von Hagenauer[2727]) aus weißem Marmor. Das Ganze ist ein Riesenwerk und dem großen Charakter der Umgebung würdig. – Von den nächsten Parthien sind das jetzt kaiserliche Lustschloß Mirabella[2728] mit den schönen Gartenanlagen, und der Rosenegger'sche Park[2729] am Bürgelstein (berühmter Fundort römischer Alterthümer[2730]) vielbesuchte Punkte; mehr als

---

[2714] Der von 1614 bis 1628 nach Plänen von Vincenzo Scamozzi (1548–1616) und Santino Solari (1576–1646) neu erbaute Dom St. Rupert und Virgil.

[2715] Besagtes Baptisterium stammt wohl aus dem 8. Jhd.

[2716] Die nach mehr als 70jähriger Bauzeit von Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656–1723) 1707 fertiggestellte Kollegienkirche, die der Unbefleckten Empfängnis Mariä geweiht ist.

[2717] Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791).

[2718] Das von Julius Schilling (1800–1870) initiierte, von Ludwig von Schwanthaler (1802–1848) gestaltete und von Johann Baptist Stiglmaier (1791–1844) gegossene Denkmal wurde am 4. September 1842 feierlich enthüllt.

[2719] Johann Michael Rottmayr (1654–1730), in der Franziskuskapelle.

[2720] Joseph Haydn (1732–1809).

[2721] Paul Troger (1698–1762).

[2722] Johann Högler († 1797).

[2723] Johann Michael Greiter (ca. 1735–1786).

[2724] Lat. Ausspruch „sic transit [gloria mundi] / so vergeht [der Ruhm der Welt]“.

[2725] Das Fürsterzbistum Salzburg war 1803 zum Kurfürstentum erhoben worden, das es bis 1805 unter Ferdinand III. von Toskana (1769–1824) blieb; die Kurwürde ging mit letzterem jedoch an das von diesem von 1805 bis 1814 regierte Großherzogtum Würzburg über und wurde mit der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mit Wirkung vom 6. August 1806 hinfällig.

[2726] Sigismund III. Christoph von Schrattenbach (1698–1771), seit 16. Dezember 1753 Fürsterzbischof von Salzburg. Das Sigmundstor ließ er von 1764 bis 1767 erbauen.

[2727] Johann Baptist Hagenauer von Hagenau (1732–1810).

[2728] Das 1606 im Auftrag von Fürsterzbischof Wolf Dietrich von Raitenau (1559–1617) für seine Konkubine Salome Alt (1568–1633) erbaute Schloß Altenau, das erst nach dessen Ableben in Schloß Mirabell umbenannt wurde.

[2729] Ein vom Salzburger Kunstgärtner Johann Rosenegger (1706–1793) 1791 erworbenes und zum Ausflugsziel ausgebautes Anwesen.

[2730] Johann Roseneggers (s. o.) Sohn Josef (1767–1846) hatte dort tatsächlich einen ehem. röm. Friedhof entdeckt. Nachdem ihm jedoch die echten Fundstücke ausgegangen waren, begann er Fälschungen aus Ton und Alabaster

Alles aber zieht die ehrwürdige Hohensalzburg an, die auf dem 500 Fuß hohen Haupte des Mönchbergs wohlbehalten steht. Diese Burg ist die uralte Residenz der Fürst-Erzbischöfe, und ihre Umwandlung in eine Festung gehört einer viel spätern Zeit an. Herrlich und über alle Beschreibung erhaben ist die Aussicht von ihrer höchsten Warte. Der ganze Salzburger Kreis thut sich auf, der, von zahlreichen Thälern durchschnitten, eine ununterbrochene Folgenreihe der köstlichsten Alpenansichten gibt. Aus diesem Panorama treten, noch innerhalb des Kreises, die Bergriesen Dreiherrenspitz, 9340 Fuß, Breithorn, 7460 Fuß, der Rattenstein, fast 7000 Fuß hoch hervor. An der Gränze Berchtesgadens zieht das sogenannte steinerne Meer, 7000 Fuß über dem Meere, 3 Stunden lang hin und gibt dem erstaunten Auge den sonderbarsten Anblick. Die ganze Fläche ist wogenartig gefurcht und mit nichts anderem zu vergleichen, als mit einem sturmgepeitschten Meere, welches plötzlich erstarrte und versteinerte. Den berühmten Untersberg mit seinen schauerlichen Höhlen, Grotten und Sagen übersieht man ganz, und das wilde, vielarmige Tauerngebirge mit seinen Hörnern und Zacken streckt sich weit nach Steiermark aus. In dieser Tauernkette, deren meistens unzugängliche Spitzen sich bis über zwölftausend Fuß erheben, sind die größten Gruppen von Gletschern eingelagert, welche reißende Bergströme in Kaskaden und Wasserstürzen nach allen Richtungen hin entsenden. Viele dieser stundengroßen Gletschermassen sind 9000 bis 10,000 Fuß hoch und ihre Unersteiglichkeit spottet der Nähe der Menschen. Dort starrt auch der Ankogel jenseit des Gasteiner Wildbads empor, dessen in ewiges Eis gehülltes Haupt zur Hochsommerszeit noch um 10 Uhr Abends im Sonnenlichte strahlt.

In geognostischer Hinsicht ist Salzburg’s Gegend, (alle Uebergänge vom Alpenkalk an bis zu den ältesten Urgebirgen zeigt sie,) interessant und für den Bergbau war sie seit undenklicher Zeit klassischer Boden. Viele Gewerbe hängen von ihm unmittelbar ab, oder sie stehen doch mit ihm in näherer oder fernerer Beziehung. Man baut im Kreise auf fast alle Metalle; und hier ist das einzige noch gangbare und bedeutende Gold-Bergwerk Deutschlands. Auch in dem Charakter des Volks ist der Einfluß seiner Hauptbeschäftigungen nicht zu verkennen, und ich möchte behaupten, daß sich das Berg- und Grubenwesen in den Physiognomien nirgends plastischer ausgedrückt hat. Kein anderer Stamm der Aelpner hat jene ernste, fromme Richtung des Geistes und Stimmung des Gemüths, welche dem Salzburger eigen ist, der von Generation zu Generation hinabsteigt in die Bäuche seiner Berge, um bei spärlichem Lichte mit Gefahr des Lebens die Schätze zu holen, welche von Andern obenan der Sonne genossen werden, während er selbst immer arm bleibt. Ausgeschlossen von der Lust und der Freude, die er Andern schaffte, wappnet und stärkt er sich im Ringen mit den dämonischen Gewalten der Tiefe mit dem kindlichen Glauben und Vertrauen an den Gott des Lichts, dessen Vaterauge auch im Dunkel auf seine Kinder sieht, und in der täglichen Rettung aus täglicher Gefahr lernt er Erkenntniß einer väterlichen Vorsehung und ächte Frömmigkeit.

herzustellen, die er an renommierte Sammlungen, u. a. auch an die des bayer. Königs Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478), verkaufte.



SALZBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



MOZARTS GEBURTSHAUS
in Salzburg

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 104-106.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 70-72.

DI. Mozart's Geburtshaus[2731] in Salzburg.

Wie Meilenzeiger stellt man die Grabsteine großer Menschen in die Wüste der Weltgeschichte; es wäre vielleicht verständiger, ihre Wiegen an die Marken der Zeiträume zu setzen. Nicht der Tod, das junge Leben ist ja die Mitgift der Epochen, und nicht an klappernder Greisenhand führt der Allmächtige seine Menschheit. Auf weichen Kinderarmen schaukelt er sie von einer Zeit in die andere.

Es gehört zu den Vorzügen unserer Zeit, dies zu erkennen, und sie ehrt und schmückt daher nicht blos die Gräber ihrer Lieblinge: sie sucht auch ihre Geburtsstätten auf und ziert sie mit Kränzen. Ich lobe diesen Sinn, der die Heiterkeit mit der Ehrfurcht paart und nicht blos bei der Bahre weinen, sondern auch bei der Wiege jauchzen will. An ihren Gräbern schleichen den Geschiedenen die Mißtöne des Lebens nach; an den Stätten aber, wo der erste Keim gesproßt, der die Blüthen und Früchte eines unsterblichen Lebens trug, da kräftigt jeder Gedanke und wird zur Freudenlabung für den betrachtenden Geist. Es ist zu vergleichen wie Aufgang mit Untergang der Sonne. Jener erfrischt und erfreut; das schönste Lebewohl des Gestirns stimmt hingegen zur Wehmuth.

In dem stattlichen Salzburg, welches so traulich im Schooße der Alpen liegt, in dem weißen, großen Hause dort, wohnte einst der Conzertmeister Mozart, der Vater, und hier erblickte der große Wolfgang am 17. Juni 1756 das Licht der Welt, die er erfreuen sollte. Schon in dem Kinde drängte und klopfte ein Geist, der dichterisch blühen wollte. Die Musik schien seine ganze Seele anzufüllen; die Musik wurde zur Sprache seiner frühesten Gefühle. Mozart komponirte schon im fünften Jahre, machte im siebenten Jahre mit seinem Vater[2732] die erste Kunstreise durch Europa und erregte durch seine Produktionen allgemeine Bewunderung. Es waren keine Blüthen, die, wie bei den meisten Wunderkindern unserer Tage, nur treiben, um abzufallen ohne Frucht anzusetzen: es waren die frühkräftigen Triebe des wahren Genius, der nicht lange auf die besten Früchte warten ließ. In seinem zwölften Jahre sehen wir Wolfgang auf einer Kunstreise nach Rom; im dreizehnten erhielt er das erste Ordensband, und als er bei verschlossenen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Simphonie gesetzt hatte, ernannte ihn der Papst[2733] zum Kapellmeister. Eine weitere Reise Mozarts in Italien glich einem Triumphzug. Ueberall kam man ihm mit Ehrenbezeugungen entgegen, Akademien und Vereine überreichten ihm ihre Diplome, oder wählten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Man nannte ihn den Raphael der Tonkünstler, und durch seine Compositionen, die rasch nach einander erschienen, füllte er, der kaum zum Jüngling gereift war, die Welt mit seinem Ruhme an.

Heros der Kunst, blieb er doch ein Kind in allen andern Beziehungen des Lebens. Außerhalb der Musik hatte Mozart für nichts rechten Sinn. Er folgte blindlings dem Zufall, ohne Zaum und Ziel. Keine Erdensorge haftete an ihm, keine Berechnung störte seinen schaffenden Geist. Häusliche Ordnung war ihm ein Grauen, das Geld warf er weg mit beiden Händen, sobald er es erworben, Ruhm und Ehre schienen ihm eine Bürde zu seyn, keine Zierde des Lebens. Den Tag über spielte er Billard, oder er pflegte in seinem Lehnsessel einer träumerischen Ruhe; ganze Nächte aber brachte er phantasirend an

[2731] In der Getreidegasse 9.

[2732] Leopold Mozart (1719–1787).

[2733] Clemens XIV. (eigentl. Lorenzo Ganganelli; 1705–1774), seit 19. Mai 1769 Papst.

seinem Klaviere zu, wo er bald die schauerlichsten, bald die lieblichsten Vorstellungen seiner Seele mit Tönen ausdrückte. Am schöpfungsreichsten war die Stunde von 6 bis 7 Uhr Morgens. In dieser hat er die meisten seiner unsterblichen Werke componirt, was er gewöhnlich im Bette that. – Das Aeußere Mozart's war unbedeutend. Sah man, ohne ihn zu kennen, den kleinen, blassen, hagern Mann, der so gar nichts Ungewöhnliches in seinen Zügen trug, und der sich durch nichts bemerklich machte, als durch ein schüchternes, zerstreutes Wesen, in Gesellschaft, so hatte man keine Ahnung von dem Genius, der sich unter so anspruchsloser Hülle verbarg. Erst wenn er den Stuhl zum Klavier rückte, offenbarte sich ein höheres Daseyn. Die Züge belebten sich, heiliges Feuer blitzte aus seinen blauen Augen, sichtbar spannte sich jeder Nerv, sein Ausdruck, seine ganze Haltung verriethen die höchste geistige Spannung. Mit dem Moment, wo er die Tasten berührte, gehörte er der Tonwelt an und dies so ganz und allein, daß selbst sein Körper während des Spiels für schmerzhafte und krankhafte Eindrücke unempfindlich war. Kein Wunder, daß sich Mozart's Hülle bei einer so abnormen Lebensweise bald abstreifen mußte. Schon im dreißigsten Jahre klagte er über Abnahme der Körperkräfte und schnelles Hinwelken. – Eines Tages kam ein Unbekannter zu ihm und trug ihm die Komposition eines Requiems zur Todtenfeier seiner Gemahlin auf. Mozart sagt zu, verlangt 200 Dukaten dafür und der Fremde zahlt sie ihm hin, um einer rechtzeitigen Fertigung gewiß zu seyn. Aber dem Vergessenen entfällt seine Verbindlichkeit; die Zeit war schon abgelaufen, als ein Bote mit einem Mahnungsbrief des Bestellers erscheint. Mozart, sich entschuldigend, geht nun an die Arbeit und gibt sich ihr mit solchem Feuer hin, daß er alles Andere darüber vergißt und seinem schwachen Körper anderthalb Tage lang sogar jede Nahrung, jede Erholung versagt. Seine Frau entreißt ihm zuletzt mit Gewalt die Partitur – zu spät! Mozart sinkt zusammen, wird krank und stirbt. – So feierte er in seinem letzten Werke gleichsam seine eigene Verklärung.

Mozart ist kaum fünfunddreißig Jahre alt geworden. Wer Ewiges geschaffen, stirbt nie zu früh. Hätte er auch nichts geschrieben, als seinen Don Juan, „ein Werk," – um mit Webers[2734] Worten zu reden, – „in dem Alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnend empfindet; ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Richtung zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird und zu dem Gewissen in Tönen redet, die zugleich schrecken und zermalmen;"[2735] – immer würde man ihn zu den Größten der Zeiten und Völker zählen. Was in seiner Seele geblüht: durch seine hinterlassenen Werke blüht es in Millionen Herzen fort, und der Keim, der gesproßt hat in jenem Hause Salzburgs: er wächst, nachdem er lange schon seine Samenhülle abgeworfen, zur tausendjährigen Eiche auf, die, festwurzelnd auf dem Boden des deutschen Gemüths, immer weiter schattet, immer herrlicher sich entfaltet, immer besser erkannt und auch immer mehr geschäht wird und hochgehalten.

Wer nichts gewirkt hat, stirbt auch nicht; er hat nie gelebt. Wer aber Gutes und Großes gethan aus Erden, für den ist das Sterben nur ein Scheintod, und jede Morgensonne, die auf sein Grab scheint, feiert einen Tag seiner Auferstehung.

[2734] Der Komponist Carl Maria von Weber (1786–1826).

[2735] Reichlich freies und eingekürztes Zitat aus dem Artikel „Mozart (Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus)" in der „Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie für gebildete Stände – (Conversations-Lexikon) – In zehn Bänden. – Sechster Band […]" (Leipzig: F. A. Brockhaus ^{6}1824), S. 579. Joseph Meyer hat den mit „Pq." gekennzeichneten Beitrag, der ihm wohl auch als Vorlage diente, offensichtlich Carl Maria von Weber (s. o.) zugeschrieben.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 16 u. 122.

DCCLVI. Hohen-Salzburg.

Welch’ eine reizende Natur, diese Salzburger Gegend; so lieblich, so anmuthig und so groß! Es müßte ein Paradies seyn, und daß die Menschen keines daraus gemacht haben, ist ihre Schuld allein. Weshalb diese Gürtel von Thürmen und Bastionen mit den Mordwerkzeugen des Kriegs an einem Ort, wo die Herrlichkeit der Schöpfung den Frieden predigt, wo, statt des wüsten Waffenlärms, nichts gehört werden sollte, als das majestätische Brausen der Wälder, und von keinen andern Stürmen die Rede seyn dürfte, als von denen, welche die Lüfte reinigen und die Wolken über die Berge jagen. Deinem entzückten Auge sollte da droben nichts begegnen, als die erhabenen Riesengestalten der Alpen mit den grünen und sonnigen Thälern und den lachenden Orten und Menschen; doch statt dessen siehst du finstere Thore und feuchtes, häßliches Gemäuer, es zeigt dir der Führer alte Zeughäuser und Rumpelkammern mit neuen Gefängnißzellen, einen „Giftthurm“ und ein „Schlangenrondel“, eine Torturkammer mit der Stube, wo das hochnothpeinliche Halsgericht gesessen hat, unterirdische moderige Verließe, der Molche und Kröten Wohnung, und er quält dich mit den Schauerlegenden, die in dem Kastell gespielt haben seit den Zeiten der Römer und Hunnen. Das Einzige, was dich auf Hohen-Salzburg erheitern mag, ist die Uhr mit dem Orgelwerke, welches alle Monate den armen Gefangenen eine andere lustige Weise vorspielt. Mozart’s Vater[2736] hat’s eingerichtet. Gott hab’ ihn selig!

[2736] Siehe hierzu S. 897, Anm. 2732.



HOHEN — SALZBURG

DCCLXXXV. Der Sankt Peters Kirchhof und die Maximus’ Kapelle in Salzburg.

Ein letztes Blatt aus dem salzburger Album, und ein schönes Blatt ist’s, aus dem der christlichen Romantik und Legende warmer Odem weht. Das Peterskloster ist das älteste in Salzburg. Es steht, nahe dem Dom, am Mönchsberge, dessen viele Höhlen und Klüfte die Klausner der ersten christlichen Zeit bewohnten, von denen Sankt Ruprecht und Sankt Maximus in die Heerschaar der Heiligen aufgenommen wurden. Der Friedhof selbst enthält eine Menge Ruhestätten der frühesten salzburger Christen, und die Pietät ihrer Nachkommen erhält diese Gräber mit großer Sorgfalt.



ST. MAXIMUS CAPELLE und ST. PETER'S KIRCHHOF
(IN SALZBURG)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 110f.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 80-82.

CCLXXVI. Die Bettenburg.

Fern von Hofes Glanz und Flitter,
In dem hohen Rittersaal,
Bei der Ahnen Ehrenmahl,
Lebte hier der letzte Ritter.[2737]

In unabhängiger Wohlhabenheit bewohnte bis vor wenigen Jahren ein Freiherr von Truchseß[2738] das Stammhaus seiner Ahnen, die Bettenburg, im bayerischen Franken. Von jeher galt die Burg als ein Sitz ächter deutscher Gastfreundschaft; dabei war sie gar wohnlich eingerichtet und von ihrem letzten Eigenthümer im Innern sinnig und geschmackvoll ausgeschmückt. Ihre Lage, auf den Vorsprung eines Waldgebirge ist sehr reizend. Man genießt aus allen Zimmern liebliche Fernblicke in die fruchtreichen Niederungen gegen den Main hin, nordwärts auf die holzreichen Höhen; nicht minder ansprechend ist die Nähe: denn durch vieljährigen Fleiß hatte Truchseß die Umgebung des Schlosses zu einem großen Garten[2739] umgeschaffen, wo Schönheit und Nutzbarkeit immer Hand in Hand gingen und keines über das andere vernachlässigt wurde. Welchem deutschen Pomologen wäre der Name Bettenburg unbekannt? Unter den deutschen Obstbaumschulen galt die hiesige für Kirschenveredlung eine Zeitlang als die erste in Europa und das Truchseß'sche Werk[2740] darüber ist classisch.

Die Burg des Ritters war viel besucht; sie war eines jener immer seltner werdenden Häuser, die des her ausgehängten Schildes nicht bedürfen, um eine Menge Gäste hinein zu locken. Der Hauptpol der Anziehung jedoch blieb immer der Hausherr selbst. Christian Freiherr von Truchseß war in kurhessischen Diensten gewesen; er hatte es bis zum Major gebracht und sich dann auf seine Güter zurückgezogen. Dieser Mann drückte die Biederkeit und Kraft des wahren deutschen Ritterthums so unverkennbar aus, daß, wer diese hohe, breitschultrige, kernfeste Gestalt erblickte, unwillkührlich der Ideale der Ritterzeit, eines Franz von Sickingen[2741], oder des Berlichingischen Götz[2742] gedachte. Unter so eindrucksvoller Hülle verbarg sich auch der ehrwürdigste Geist. „Ein treuer, fester Muth, immer und überall für Wahrheit und Recht zu sprechen, zu handeln; ein gerades, gesundes, unbestechbares Urtheil über Menschenwerth und Menschenthat; ein großartiger Sinn, nach welchem er dem Geringsten Achtung bewies, wenn er sich ihm als redlich und vernünftig bewährt hatte, im Gegentheil aber auch den Vornehmsten verachtete, sobald er die heiligen Pflichten der Humanität unerfüllt ließ; – eine höchst ein-

---

[2737] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[2738] Christian Truchseß von Wetzhausen zu Bettenburg (1755–1826).

[2739] Der in den Jahren 1789 bis 1811 angelegte Landschaftspark im Stile der Romantik, der in seiner Art einmalig ist.

[2740] Das von Friedrich Timotheus Heim (1751–1820) herausgegebene Werk „Systematische Classification und Beschreibung der Kirschensorten von Christian Freiherrn Truchseß von Wetzhausen zu Bettenburg; […]“ (Stuttgart: Cottaische Buchhandlung 1819).

[2741] Der Reichsritter Franz von Sickingen (1481–1523).

[2742] Der Reichsritter Gottfried „Götz“ von Berlichingen zu Hornberg (ca. 1480–1562). Der Truchseß setzte 1793 Franz von Sickingen (s. o.) und Götz von Berlichingen ein Denkmal in seinem Park.



DIE BETTENBURG

fache, herzliche Umgängigkeit, wodurch er alle guten und edlen Menschen, die sich seinem Kreise näherten , unwiderstehlich in denselben hineinzog und sich Herzen gewann; freie Selbstständigkeit des Geistes, Festigkeit der Grundsätze, gebaut auf religiöse und sittliche Ueberzeugung; eine sinnige Liebe für Poesie und Kunst; Begeisterung für alles Rechte und Gute, verbunden mit der reichsten Lebenserfahrung und einer vielumfassenden Bildung: das waren die Eigenschaften, deren Vereinigung dem edeln Truchseß mit Recht Anspruch auf die Aufmerksamkeit und Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarben.“[2743] –

Truchseß pflog mit den größten Geistern unserer Nation vertrauten Briefwechsel und innige Freundschaft, und in der schönern Jahreszeit versammelte sich oft ein weiter Kreis ausgezeichneter Menschen um den freundlichen und genialen Burgherrn. Jean Paul, Göthe, Wagner[2744], Thümmel[2745], Fichte[2746], Lindenau[2747], Fernow[2748], Rochlitz[2749], Ludwig Tieck[2750], Schlegel[2751], Griesbach[2752], Oehlenschläger[2753], Wangenheim[2754], Mosengeil[2755], der Kanzler v. Müller[2756], Geh. Rath v. Donop[2757] u. v. A.[2758], waren theils gelegentliche Zugvögel, theils heimisch gewordene Gäste. Auch die Fürsten der Nachbarschaft, die Herzöge von Meiningen und Hildburghausen, und der geistreiche August von Gotha[2759] sprachen öfters da ein, wo höfischer Ton und Zwang niemals geduldet wurden, und in manchem Briefe schildern sie die Seligkeit der schnell entschwundenen Stunden der Befreiung aus den Fesseln ihres Standes, die sie hier im Umgang mit guten und edlen Menschen bei dem „Fürsten der Bettenburg, dem Kaiser der Kirschen, dem Hauptmann der Männer, dem Herzog aller deutschen Herzen“ genossen*)![2760]

[2743] Zitat aus „Briefe über den Dichter Ernst Wagner; […]. herausgegeben von Friedrich Mosengeil [(1773–1839)]. – Zweites Bändchen“ (Schmalkalden: Varnhagensche Verlagsbuchhandlung 1826), S. 106f. Der gesamte Artikel ist stark an dieses Bändchen angelehnt.

[2744] Der Meininger Dichter Johann Ernst Wagner (1769–1812).

[2745] Der Coburger Schriftsteller Moritz August von Thümmel (1738–1817).

[2746] Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814).

[2747] Der Jurist und Astronom Bernhard August von Lindenau (1779–1854).

[2748] Der Kunsttheoretiker, Romanist und Bibliothekar Carl Ludwig Fernow (1763–1808).

[2749] Der Erzähler Johann Friedrich Rochlitz (1769–1842).

[2750] Der Romantiker Johann Ludwig Tieck (1773–1853).

[2751] Der Literaturhistoriker und Indologe August Wilhelm von Schlegel (1767–1845).

[2752] Der prot. Theologe Johann Jakob Griesbach (1745–1812).

[2753] Der dän. Dichter Adam Gottlob Oehlenschläger (1779–1850).

[2754] Der Staatsmann Karl August von Wangenheim (1773–1850).

[2755] Carl Friedrich August Mosengeil (1773–1839), einer der Erfinder der dt. Kurzschrift.

[2756] Der weimar. Kanzler Friedrich von Müller (1779–1849).

[2757] Der Numismatiker Georg Karl Wilhelm Philipp von Donop (1767–1845).

[2758] U. a. auch der Dichter und Orientalist Friedrich Rückert (1788–1866), ein besonderer Schützling des Burgherrn.

[2759] August (1772–1822), seit 1804 Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg.

[2760] *) Wagner’s Briefe an Truchseß [siehe hierzu S. 905, Anm., 2743, S. 142 (Brief vom 16. April 1810)].

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 112f.

CCLXXVII. Bei Eger.

Eger[2761], die alte Thorwache Böhmens und für die Geschichte des Landes und Deutschlands überhaupt ein merkwürdiger Schauplatz (in Eger wurde Wallenstein ermordet; an seinen Mauern brach sich die Kraft der Hussiten auf seinen Feldern wurden mehre Schlachten geschlagen), hat, als Festung, keine Wichtigkeit mehr; aber um den unfruchtbaren kriegerischen Glanz hat es die fruchtbringende Gewerbthätigkeit des Friedens getauscht und Wohlhabenheit und Fleiß haben der uralten Stadt ein genügliches, beschauliches Ansehen gegeben. Ihre 8000 Einwohner betreiben eine Menge Fabriken, und mehre Tuch-, Zeug-, Seifen-, Hut- und Ledermanufakturen gehören unter die bedeutendsten des Landes. Auch die Natur hat es gesegnet. Das Egerland wird zu den fruchtbarsten und anmuthigsten Strichen Böhmens gerechnet.

Eine Stunde von Eger ist Kaiser-Franzensbad[2762], und es ist, obschon erst seit 12 Jahren eröffnet, eine der besuchtesten Heilquellen der Monarchie. Die hiesigen Wasser, Franzensbrunn[2763], Louisenquelle[2764], kalter Sprudel[2765] und die Salzquelle[2766] gehören zu der Klasse der alkalisch-salinischen Eisensäuerlinge, sind in ihrer Zusammensetzung wenig von einander unterschieden und haben eine natürliche Temperatur von 9 Gr. Reaum.[2767] Sie wirken wie Karlsbad[2768], nur gelinder, in den Leiden des Unterleibs, bei Anomalien der Gallenabsonderung , auch bei rheumatischen Uebeln und Krankheiten der Haut. Viele, die das an Erregkraft reichere Karlsbad nicht vertragen können, setzen ihre Kur in Franzensbad fort.

Franzensbad, der Ort, hat keine andere Nahrung als das Bad und außer der Saison herrscht daselbst Stille und Oede. Außer einigen verzweifelten Kranken, welche das Diktat des Arztes, oder eine letzte Hoffnung an die Rettung verheißenden Quellen treibt, und die an Krücken, oder von ihren Wärtern geführt, den Bädern zuwanken, sieht man dann keine Fremden. Aber so wie sich Berge und Thäler in das neue Frühlingsgewand kleiden, nimmt mit jedem Tage Leben und Regsamkeit zu, und mit dem Juni beginnt ein wahres Zuströmen der Gäste. Beinahe ohne Aufhören, von Morgen und von Abend her, rollen die Wagen mit Kranken ein; zu ihnen gesellen sich die Züge der halbkranken und ganz gesunden Badegäste, und der buntfarbige, glänzende Strom der Spaziergänger, von den Melodien der Egerer Musikchöre begleitet, wogt immer breiter und gedrängter auf dem vordern Brunnenplatze des herrlichen Parks und durch die mit demselben durch schön gebahnte Wege verbundenen schattenreichen Thalgründe. Eine der lieblichsten und am häufigsten besuchten Parthien ist das Felsthal am Seebach[2769], das wir in unserm Stahlstich verbildlichen.

[2761] Tschech. Cheb.

[2762] Tschech. Františkovy Lázně; die Anlage des Kurbads im Jahre 1793 wurde von Kaiser Franz II. (1768–1835) maßgeblich gefördert, weshalb es auch nach diesem benannt wurde.

[2763] Bereits seit dem 15. Jhd. bekannt, wurde die Quelle 1793 gefaßt (tschech. Františkuv pramen).

[2764] Tschech. Luisin pramen; seit 1806 genutzt, ist sie die zweitälteste Quelle von Franzensbad.

[2765] Tschech. Studený Pramen; der kalte Sprudel wurde 1817 entdeckt.

[2766] Tschech. Solný pramen; die Salzquelle wurde 1819 erschlossen.

[2767] Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (siehe hierzu S. 67, Anm. 104).

[2768] Tschech. Karlovy Vary.

[2769] Alte Bezeichnung für die Eger (tschech. Slatinný potok, Moorbach; heute: Ohře).

Franzensbad ist mit allen Bequemlichkeiten eines Badeortes vom ersten Range ausgestattet und es hat manchen Genuß, den weder Karlsbad noch Töplitz[2770] bieten kann. Dahin gehört die freie Jagd für jeden Badegast in dem romantischen, wildreichen und großen Reviere.

[2770] Tschech. Teplice.

CCLXXVII



BEY EGER
im Böhmen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 125f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 67f.

CCLXXX. Darmstadt,
Hauptstadt des Großherzogthums Hessen.

Wer ein Panorama der heitersten Art, an welches sich das Geheimnißvolle und Betrachtende des Alterthums knüpft, suchen mag, der findet es auf dem Wege von Heidelberg nach Darmstadt, auf der Bergstraße. Ich habe sie sechsmal bereist, und mit immer neuem Entzücken genoß ich die Bilder, welche in steter Abwechselung, eines schöner als das andere, an dem Wanderer vorüber ziehen. Rechts begleitet ihn das am Odenwald sich anschließende Gebirge mit seinen Rebengeländen und Fruchtfeldern, welche bis an den Saum der dunkeln Wälder reichen, die alle Höhen umhüllen; links ist dem Blick eine weite Fläche geöffnet, welche der Rhein durchwandert, und im fernen Hintergrunde zieht sich im weiten Halbkreise die blaue Kette der Vogesen hin. Unzählich sind die Flecken und Dörfer, die bald traulich sich in dem Busen der Berge kauern, bald breit und anmuthig in die Ebene sich lagern, umgeben von zahlreichen Obstpflanzungen und üppigen Fluren. Jeden Hügel am Wege, jede Höhe im Gebirge schmückt eine alte Burg, oder die Trümmer eines Klosters, Zeugniß gebend, wie schon in den ältesten Zeiten den naturfrohen Sinn der Menschen die Schönheit der Gegend gefesselt hat.

Darmstadt selbst hingegen hat keine Ansprüche auf eine reizende Lage. Es ist in eine Sandebene gebaut, deren unangenehme Monotonie nicht einmal durch Fruchtbarkeit gemildert wird. Auch die städtische Physiognomie hat etwas gar Langweiliges und Einförmiges. Der alte Kern (von dem unser Bild die vortheilhaftesten Punkte darstellt) ist winklich und klein, und der weit größere Theil neuerer Entstehung hat wenig Anspruch auf architektonische Schönheit. Die Häuser sind meistens in einerlei Styl, die Straßen unverhältnißmäßig breit, mit zahlreichen Märkten und leeren Plätzen; man sieht in ihnen wenig Menschen und fühlt sich einsam. – Darmstadt, jetzt 24,000 Einwohner, hat keinen blühenden Handel und keine so großartigen Gewerbe, um die Wogen der Bevölkerung in steter Bewegung zu erhalten. Die Basis des hiesigen Lebens ist der Hof; naturgemäß bildet sich um diesen ein weiter Kreis von Civil- und Militärbeamten, und aus diesen Elementen fließen die Nahrungsquellen der Bürger. Daher hat auch die Masse des hiesigen Volks von jeher als sehr loyal gegolten und selbst in den versuchungsreichsten Zeiten gab sie unzweideutige Beweise ihrer treuen Anhänglichkeit an Legitimität und hergebrachte Ordnung. Die jedem Biedermann wohl bekannten Wenigen, welche dort was Mehres und Anderes wollten, – sie bildeten einen falschen Ton im Conzerte; darum hat man, wie man auch anderwärts gethan, die disharmonischen Saiten von den Tasten gelöst und man hört sie nicht mehr. –

Der Großherzog[2771] lebt in dem sogenannten „Neuen Schlosse,“[2772] einem ziemlich planen, auch nicht großen Pallaste. Das alte Schloß, von burgmäßiger, regelloser Bauart, mitten in der Stadt, dient andern Gliedern der fürstlichen Familie zur Wohnung. Daselbst sind auch die öffentlichen Sammlungen zu sehen: – eine Gemäldegallerie mit 600 Tafeln, unter welchen sich gute Bilder von alt-

---

[2771] Ludwig II. (1777–1848), seit 6. April 1830 Großherzog von Hessen und bei Rhein.

[2772] Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt (1667–1739) hatte 1715 Louis Rémy de la Fosse (ca. 1659–1726) mit dem Neubau eines Schlosses beauftragt, von dem jedoch bis 1726 nur zwei Flügel fertiggestellt wurden, die von 1803 bis 1919 den hess.-darmstädt. Großherzögen als Residenz dienten. Beim Luftangriff in der Nacht vom 11. auf den 12. September 1944 brannte das Schloß bis auf die Außenmauern nieder, und in zwanzigjähriger Wiederaufbauarbeit konnte zumindest äußerlich der Vorkriegszustand wieder weitgehend hergestellt werden.

niederdeutschen Meistern, von Cranach, Titian, den Teniers[2773], von Potter[2774] und andern Niederländern, bei vielen schlechten und mittelmäßigen befinden; das Naturalienkabinet, mit einer der reichsten Fossilien-Sammlungen in Europa, und die Bibliothek von etwa 100,000 Bänden. Eine sehr lobenswerthe, die Bildung befördernde Einrichtung erlaubt den Bürgern, sich Bücher aus derselben unentgeltlich zu leihen, und sie für eine gewisse Zeit zu Hause zu behalten. – Das Theater, nahe bei'm Schlosse, galt zu Lebzeiten des vorigen Fürsten[2775] (der kein größeres Vergnügen hatte, als manchmal die Oper selbst zu dirigiren) als eins der vorzüglichsten Deutschlands. Aber die besten Musiker sind längst fort und zerstreut. Als besondere Merkwürdigkeit zeigt man allen Fremden das große Exerzierhaus[2776] – dessen Raum, 319 Fuß lang bis 157 Fuß breit, ein simpler Zimmermann bedachte, nachdem große Baumeister die Aufgabe für unlöslich gehalten hatten. Bei weitem das schönste Gebäude Darmstadt's aber ist die neue katholische Kirche, ein Werk Moller's[2777], im edelsten Style. Ihre herrliche Rotunde von 175 Fuß Durchmesser und 123 Fuß Höhe wird von 50 Fuß hohen Säulen getragen. Am Schloß sind schöne Gartenanlagen (im englischen Geschmack), welche der humane Sinn des Fürsten dem Publikum offen hält.

[2773] David Teniers d. Ä. (1582–1649) und d. J. (1610–1690), Abraham (1629–1670) und David Teniers III. (1638–1685).

[2774] Paulus Pieterszoon Potter (1625–1654).

[2775] Ludwig I. (1753–1830) war zunächst vom 6. April 1790 an als Ludwig X. regierender Landgraf von Hessen-Darmstadt, mit dem Beitritt seines Landes zum Rheinbund ab dem 14. August 1806 als Ludwig I. Großherzog von Hessen und seit 7. Juli 1816 Großherzog von Hessen und bei Rhein.

[2776] „1769 errichtete Baudirektor Wilhelm Mann [Lebensdaten nicht ermittelt] am Südrand des Herrngartens, an der Stelle des heutigen Hessischen Landesmuseums, für die unter Landgraf Ludwig IX. [(1719–1790)] verstärkte Darmstädter Garnison eine Exerzierhalle. Dem Landgrafen gefiel die Halle jedoch nicht, so daß er sie im Jahr darauf wieder abreißen ließ. 1771/72 wurde von Johann Martin Schuknecht [(1724–1790)] und Johann Jakob Hill [(1730–1801)] ein neues Exerzierhaus errichtet. Dieser Bau, in dem bis zu 2.000 Soldaten exerzieren konnten, war der größte seiner Art im damaligen Europa (88,5 Meter lang, 44 Meter breit, 10 Meter hoch) und erregte wegen seiner großen freitragenden Halle internationales Aufsehen. […]. 1892 wurde das Exerzierhaus abgerissen, um dem Neubau des Landesmuseums Platz zu machen, der zwischen 1896 und 1902 von Alfred Messel [(1853–1909)] errichtet wurde." (https://www.darmstadt-stadtlexikon.de/e/exerzierhaus.html).

[2777] Die St.-Ludwigs-Kirche wurde in den Jahren 1822 bis 1827 von Georg Moller (1784–1852) erbaut.



CCLXXX

DER MARKT IN DARMSTADT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 129f.



CCLXXXII. Der Cölner Dom.

Haus Gottes, du ehrwürdig Denkmal deutscher Kraft und deutschen Geistes, sey mir gegrüßt in deiner Majestät Wer kann dich anschauen ohne Schauer der Ehrfurcht? Wer an dir vorübergehen, ohne die Idee zu bewundern, die dich in's Leben rief und der kühnen Bauleute zu gedenken, die deinen Riesenleib himmelan richteten? Ha! wenn du vollendet das schlanke Haupt in die Wolken recktetest! Aber nicht die Baumeister haben, die Zeit hat dich verlassen. –

Die erste Idee zu Cöln's[2778] Riesendome gehört dem Erzdischof Conrad von Hochsteden[2779], einem Manne von hochstrebendem Geiste, der, als 1248 die alte Domkirche niederbrannte, den Plan faßte, an ihrer Stelle dem Herrn einen Tempel aufzurichten, größer und herrlicher als alle Gebäude der Welt; denn 500 Fuß lang und im Schiff 180, im Kreuz aber 290 Fuß breit sollte er werden, die Dachfirsten sollten sich 209 Fuß über den Boden erheben, zwei kolossale Thürme, jeder auf einer Unterlage von 10,000 Geviertfuß 520 Fuß hoch emporsteigen und das Gebäude zieren. Selbst die Peterskirche in Rom erreicht solche Verhältnisse nicht, und niemals hat man an die Ausführung einer solchen Idee wieder Hand angelegt.

Nicht blos in ganz Deutschland, in der ganzen Christenheit wurde für den Cölner Dombau gesammelt und der Pabst[2780] verkündigte den Beitragenden vollkommene Sündenvergebung für 1 Jahr und 40 Tage. Darauf strömten die Gaben so reichlich herbei, daß noch in dem nämlichen Jahre, unter der Leitung Meister Gerhards[2781], des Steinmetzen, 5000 Arbeiter beschäftigt und am 14. August 1248 der Grundstein gelegt werden konnte. Rasch schritt in den ersten Jahrzehnten der Bau voran, und die fromme Begeisterung, durch immer neue Ablaßverkündigung gespornt, ließ es an Geld dazu nicht gebrechen; inzwischen traten noch vor dem Schluß des Jahrhunderts Fehden zwischen der Stadt und dem Erzbischof ein, und das angefangene Werk erfuhr große Störungen. Ueber 20 Jahre stockte darauf der Bau gänzlich. Doch in dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts ward er neu aufgenommen, und er gedieh so weit, daß 1322 der Chor eingeweiht werden konnte. Hundert und sechzehn Jahre lang wurde sodann fortgebaut ohne Unterbrechung und 1435 konnte man in dem einen Thurm die Glocken aufhängen. Nun stockte der Bau von Neuem. Im Laufe so langer Zeit erkaltete die Begeisterung, immer spärlicher flossen die Einnahme-Quellen, welche man zur Bestreitung der Baukosten hergeleitet hatte, viele versiegten gar und die Zahl der Arbeiterhände wurde kleiner von Jahr zu Jahr. Im folgenden Jahrhundert gelangten das Schiff, bis zur Capitalhöhe die Nebengänge zur Vollendung, die eine Halle wurde gewölbt und der nördliche Thurm so weit fortgebaut, um mit jener in Verbindung gebracht zu werden. Diese bedeutenden Arbeiten hatten die letzten Mittel erschöpft und die Reformation leitete den weitern Zufluß ab. Seitdem ruhete der Fortbau am noch nicht zur Hälfte vollendeten Dome ganz. Fünf Jahrhunderte lang nagte die Verwitterung an den unzähligen Knäufen, Thürmchen, Geländern, Kreuzen, Steinbildern, Blenden und Gehäusen, und das Wunderwerk war in Gefahr, zur Ruine zu werden, hätte nicht der jetzige König von Preußen[2782] freigebig für eine umfassende Restauration gesorgt, deren Fortsetzung auch in Zukunft mit eignen Fonds gesichert ist. Die Vollendung freilich, nach dem ursprünglichen Plane, – wollte man auch voraussetzen, daß eine hinlängliche Masse von Kunstgeschick nicht fehle, – wird wohl ewig ein frommer Wunsch bleiben; denn 20 Millionen Thaler würden dazu nicht ausreichen und wenigstens ein halbes Jahrhundert[2783] dazu gehören. –

Eine spätere Platte des Universums wird Gelegenheit geben, das Innere des Doms zu betrachten und ich versage mir heute dessen weitere Beschreibung; wer aber folgen mag, steige jetzt mit mir hinauf, – hinauf, das Herz zu lüften auf seiner majestätischen Zinne! – Da stehen wir, tief unter uns Gottes Erde und über uns das blauwogende Meer des Alls, Gottes Himmel! – Da oben Zukunft, dort unten Vergangenheit und Gegenwart. In der Höhe die unsterblichen Engel; unten die sterblichen Menschen, unsere Brüder. Ach! wie sie dort neben des Doms Riesenhüften wie Ameisen wandeln und durch das Leben kriechen! Winzig klein erscheinen ihre Hütten; aber wie groß ist die Sorge darinnen! Des Lebens Sturm umtobt sie; Ruhe, Liebe und Zufriedenheit und Freude aber sind seltene Gäste. – Brüder! Mit dem letzten Strahl des scheidenden Jahres seyd mir alle gegrüßt! Schwestern! seyd mir alle gegrüßt! Reiche und Arme, Weise und Thoren, Nahe und Ferne, Freunde und Feinde seyd mir alle gegrüßt! Daß ich Schultern

[2778] Lat. Colonia Claudia Ara Agrippinensium.

[2779] Konrad von Hochstaden (ca. 1205–1261) als Konrad I. seit 30. April 1238 Erzbischof von Köln.

[2780] Innozenz IV., (eigentl. Sinibaldo de Fieschi; ca. 1195–1254), seit 25. Juni 1243 Papst.

[2781] Meister Gerhard (eigentl. Gerhard von Rile; ca. 1210/1215–1271). Er legte am 15. August 1248 den Grundstein.

[2782] Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184).

[2783] Am 15. Oktober 1880 wurde unter Beisein des deutschen Kaisers Wilhelm I. (siehe hierzu S. 547, Anm. 1637) der Abschluß des Dombaus feierlich begangen.

hätte wie der himmeltragende Atlas, und ich eure Sorgen, Kämpfe, Plagen und Kummer legen zu der eigenen Last! Thörichter Wunsch des schwachen Menschen! Aber beten darf ich zum nahen Himmel:

Stärk’ den Müden, der des Lebens Plagen,
Seine Lasten duldet; friedsam! Still!
Doch laß Donner den Tyrannen schlagen,
Der des Schweißes Frucht ihm rauben will.

Gib dem Mangel Speis’, und Trank und Hülle!
Gib dem Reichen, – Gott! gib ihm ein Herz! –
Dann gibt Armen gern er von der Fülle,
Lindert gern des wunden Bruders Schmerz.

Werden Alle wir von Dir gerufen,
Wölb’ uns sanft den Hügel über’s Grab;
Und dereinst, an deines Thrones Stufen,
Richt’ uns mild; – nur Schurken brich den Stab![2784]

Mit diesen Gesinnungen scheide ich vom Jahre, schließe ich diesen Band meines Buches und trete hinaus in den weiten Kreis meiner Leser, unter denen Mancher ist, dem ich im Geiste zum letztenmale die Hand drücke. Es ist ein ernster Gedanke, wenn man so voranschreitet mit den Jahren, einer der alten Freunde und Bekannten nach dem andern heimgeht, – und der lieben, trauten Gefährten und Herzen immer weniger werden, wenn gleich der Kreis der Theilnehmer sich vergrößert. Darum auch möcht’ ich, daß die alten Freunde und alten Leser blieben, und treu blieben bis an des Werkes Ende. –

M.

[2784] Zitat aus Christian Friedrich Daniel Schubarts (1739–1791) „Schubart’s Leben und Gesinnungen. – Von ihm selbst, im Kerker aufgesetzt. – Zweiter Theil. – Herausgegeben von seinem Sohne Ludwig Schubart“ (Stuttgart: Gebr. Mäntler 1793), S. 106. Joseph Meyer übernahm jedoch allgemein – bis in manche einzelne Formulierung hinein – Schubarts hymnischen Ton, mit dem dieser 1776 das Ulmer Münster besungen hatte.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 93-95.



Das Innere des Kölner Doms.

Laßt mir des Kindes Auge ungetrübt,
Das zu dem Vater aufblickt voll Vertrauen,
Und das des Vaters Haus so innig liebt,
Daß es in ihm nur will das Schönste schauen.
Und bist dem Vater solch ein Kind auch, Du,
Wie schlägt das Herz Dir vor den hehren Hallen!
Wie eilt Dein Fuß dem Heiligthume zu!

Und vor der Pracht hemmst freudig Du Dein Wallen:
Der Glaube siegt! – rufst Du begeistert aus –
Denn wie der Glaube ist, so ist sein Haus![2785]

Und der Glaube thut Wunder. Wer zweifelt daran, wenn des Glaubens herrlichstes Wunder ihm vor den Augen steht? Es ragt gen Himmel zu Köln am Rhein und ist das Wunder der christlichen Baukunst, das vollendetste Meisterwerk der germanischen Architektur und somit das bewunderungswürdigste Werk aller Architektur! Es ist, so wie es jetzt dasteht, 609 Jahre nachdem der Grundstein gelegt worden, in seiner Unvollendetheit das vollendetste Symbol der deutschen Nation, des deutschen Reichs: Ehrfurcht gebietend durch die Stärke und Dauer seiner Grundfesten, erhebend und begeisternd durch den Adel und die Reinheit seiner kühn aufstreben den Glieder, gebrochen in der Kraft seines Wachsthums, seiner Vollendung für Jahrhunderte durch die Uneinigkeit im Glauben, dennoch allen Stürmen trotzend Jahrhunderte – ohne Dach und Spitze, aber – trotz aller frommen Sorgen und Mühen der Gegenwart – noch immer ohne feste Hoffnung, je die Bollendung zu erreichen, für die es der Plan des großen Meisters bestimmt hatte, – sie sagen: weil der Geist entwichen sei, der es begonnen.

Am Dome von Köln erscheint, wie Kugler[2786] uns belehrt, das System der germanischen Architektur in vollständiger, durchaus harmonischer und zugleich höchst grandioser Entfaltung. Es ist ein fünfschiffiger Bau, welcher in der Mitte von einem dreischiffigen, stark vortretenden Querschiff durchschnitten wird. Der Kapellenkranz um den Chor gibt dem Ganzen einen reichen vielgegliederten Abschluß. In der Formenbildung liegt, bei der höchsten Gesetzmäßigkeit des Organismus, den französischen Kathedralen desselben Styls gegenüber, eine gewisse Strenge, bei allem Reichthum des Details ein eigenthümlich keuscher Ernst zu Grunde. Die runde Grundform der Pfeiler wird belebt durch stärkere, fast frei vortretende Hauptsäulen für die Hauptbögen sowie durch kleinere für die Zwischengurte und durch Einkehlungen zwischen denselben. Die Träger der Gewölbgurte des Mittelschiffs steigen frei und unbehindert aus der Pfeilermasse empor, und die Gurte und Bögen selbst entwickeln sich klar und bestimmt, in vollkommener gesetzmäßiger Gliederung. Die Fensterarchitektur erscheint in den edelsten Formen; die unter den Fenstern des Viertelschiffs angeordnete Gallerie ist in deren Architektur durchaus harmonisch eingeschlossen. Dieselbe klare und durchgebildete Entwickelung zeigt sich an den Formen des Aeußern, obgleich hier die unteren Strebepfeiler noch auf eine etwas massenhafte Weise gebildet sind. Zum höchsten Reichthum entfaltet sich das System der Thürmchen über den Strebepfeilern und zwiefach gedoppelten Strebebögen. Als ein fast unbegreifliches Wunder der künstlerischen Konception tritt uns die Façade mit ihren beiden mächtigen Thürmen entgegen. In völligem Gegensatz gegen das zertheilende und trennende Galleriewesen des französischen Façadenbaues steigt hier das Ganze, unendlich gegliedert, aber in durchaus stetiger Entwickelung und mit unablässigem Bezuge auf den höchsten Gipfel empor. Hier ist der mannigfaltigste Wechsel der Theile, der höchste Reichthum der Formen und dennoch nichts Willkürliches, Nichts, was nur um seiner eigenen Bedeutung willen da wäre! Das Mittelschiff des Domes hat im Innern, seiner Gesammbreite entsprechend, eine Höhe von 161 Fuß kölnischen Maßes[2787]. Seine Länge im Aeußeren beträgt 532 Fuß; dasselbe Maß ist für die Höhe der Thürme bestimmt.

Das Universum gab im VI. Bande, S. 129, im Text die ältere Geschichte des Dombau's und im Bilde das Aeußere des Doms vom Jahre 1840. Seitdem sind bessere Tage für den hehren Bau gekommen. König Friedrich Wilhelm IV. und sein Nachfolger[2788], andere deutsche Fürsten, voran König

---

[2785] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[2786] In Franz Kuglers (1808–1858) „Geschichte der Baukunst […]. Dritter Band." (Stuttgart: Ebner & Seubert 1859), S. 214ff.

[2787] 0,28739 m.

[2788] Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184) und Wilhelm I. (siehe hierzu S. 547, Anm. 1637), seit 7. Oktober Regent, seit 2. Januar 1861 König von Preußen und seit 18. Januar 1871 deutscher Kaiser.

Ludwig von Bayern[2789], und endlich der Kölner Dombau-Verein mit den zahlreichen Filial-Vereinen im In- und Auslande brachten wieder Leben in das Riesenwerk, das dem Absterben näher zu sein schien, als einem neuen Aufblühen. Während der Revolutionsjahre versiegten viele dieser Einnahmequellen, und Dombaumeister Zwirner[2790] warf manchen klagenden Blick auf die leeren Gerüste und Hütten der Bauleute. Nach und nach bildeten sich wieder neue Vereine und gingen andere Quellen auf, wie die Kollekten an der Dompforte, die Beiträge der Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgesellschaften in den Rheinlanden, die Gaben für das Einzeichnen in das „Ehrenbuch der Wohlthäter des Doms", die Einnahmen der berühmten fahrenden Sänger Kölns in England u. dgl. – Freilich bedürfte, trotz alledem, ein solch ungeheurer Bau einer seiner Größe und Pracht angemesseneren Grundlage im deutschen Volke selbst, um sicher zur Vollendung geführt zu werden. Mehr als je sind aber gerade jetzt Keile groß und klein eingetrieben in alle Ritzen und Spalten der Gesellschaft und der Kirchenwände, und Tausende stehen vom eigenen inneren Zwiespalt zwischen Kopf und Herz geängstigt und erschüttert vor dem Spruch, den die Gegenwart mit hundert Zungen ausspricht:

„Wo Glaub' allein herrscht, wo ist da der Geist?
Und wo der Geist herrscht, wo ist da der Glaube?
Denn wo der Adler in den Wolken kreist,
Verschwindet aus dem Raum des Lichts die Taube.
Die Taube muß sich scheu in's Dunkel schmiegen,
Und nur der Adler kann zur Sonne fliegen."[2791]

2789 Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478); er hatte von Anfang an die Gründung von Dombauvereinen unterstützt und auch dabei mitgewirkt, die störenden „Kölner Wirren" im Mischehenstreit zwischen dem preuß. Staat und dem Erzbischof Clemens August Droste zu Vischering (1773–1845) beizulegen.

2790 Ernst Friedrich Zwirner (1802–1861), seit 14. August 1833 Kölner Dombaumeister.

2791 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Siebter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1840.

Enthält: Weimar, Goethes Gartenhaus (1840, 1852).
Bad Brückenau (1840, 1863).
Fulda, Dom, Grab des Hl. Bonifatius (1840).
Palermo (1840).
Kreuzberg/Rhön (1840, 1863).
Bad Kissingen, Rakoczy-Brunnen (1840, 1844, 1862).
Schmalkalden (1840).
Henneburg (1840).
Augsburg (1840).
Erfurt (1840).
Rudolstadt (1840, 1863).
Nîmes, Amphitheater, Maison Carrée, Pont du Gard (1840, 1857, 1862, 1863).
Paulinzella (1840).
Tegernsee (1840, 1863).
Bad Abbach, Löwendenkmal (1840, 1862).
Frankfurt a. Main, Römer, Paulskirche (1840, 1848, 1854).
Walhalla (1840, 1856).
Mailand (1840).

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 30.

CCLXXXIX. Göthe’s Gartenhaus in Weimar.

Im Herzen von Thüringen, in einem vom Ilmflusse durchschlängelten angenehmen Thale, liegt Weimar, dessen Aeußeres, das hübsche Fürstenschloß mit seiner Umgebung ausgenommen, keine Ansprüche hat, den Touristen zu fesseln; denn seine Bauart ist gar gewöhnlich, der Ort ist gar still und er hat jene nicht sehr behagliche Physiognomie von kleinen Residenzen, deren Bestehen auf nichts ruht, als auf Hof, Höflingen und Beamten. Aber nicht fern liegt eine Zeit, wo das an sich so unbedeutende Weimar die verehrungs- und liebenswürdigsten Geister unseres Volks in sich vereinigte und wie einst der Griechen Athen zur Göttergestalt sich erhob; personificirend gleichsam die deutsche Dichtkunst in ihrer vollkommenen Schönheit, in ihrer höchsten Würde. Herder[2792], Wieland, Schiller und Göthe lebten und starben in Weimar.

Carl August[2793] war’s, der sie dort um sich versammelt hatte. An seinem Hofe fanden sie eine gastfreie Welt und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie um so mehr an seiner Seite. Der deutsche Held lauschte ihren Gesängen und der Fürst huldigte den Dichtern, weil er fühlte, daß ohne diese sein Daseyn im Strome der Geschichte vergehen möchte, wie ein Hauch im Sturme. Mäcen[2794] gleich machte er seinen eignen Namen unsterblich, indem er ihn unvergänglichen angeknüpft hat.

Nach den Gräbern der Dichter, und nach Göthe’s Haus am Frauenplatz, auch nach dem Schiller’s auf der Esplanade, pilgert jeder Besucher Weimars. Im Göthe’schen Wohnhause erfreuen ihn eine Menge Reliquien seines gefeierten Besitzers und dessen vielfältige Sammlungen; denn Göthe’s Alles umfassendem Geiste blieb kein Wissen und keine Kunst fremd. Das Interessanteste aber des Göthe’schen Heiligthums ist die einfache, bescheidene Villa im Ilmthale: Göthe’s Gartenhäuschen, wo der Dichter in heimlicher Zurückgezogenheit, nur den Musen und den allervertrautesten Geistern zugänglich, den größten Theil des Sommers zubrachte und wo die herrlichsten seiner unsterblichen Werke entstanden.

[2792] Der Aufklärer Johann Gottfried von Herder (1744–1803).

[2793] Carl August (1757–1828), seit 1758 Herzog und ab 1815 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Förderer Goethes.

[2794] Gaius Cilnius Maecenas (ca. 70–8 v. Chr.).



GÖTHE'S GARTENHAUS

in Weimar

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 173-182.

DCCIII. Weimar.

Vor dem geistigen Auge ruht Weimars Größe in der Vergangenheit; dem leiblichen aber erscheint das heutige Weimar schöner als jenes, in dem die großen Menschen lebten und strebten. Die Fackeln sind ausgegangen; aber die Summe des Lichts, – brennen auch meist nur Pfennigkerzen – ist doch sehr groß, und es ist thöricht, zu sagen, daß der Ruf weimarischer Intelligenz an altbackenen Brodrinden nage. Man vergißt, daß Göthe, Schiller, Herder und Wieland, die Großschatzmeister der Kultur und Humanität, die Schätze nicht verschlossen gehalten haben, sondern sie verausgabten, und was einst bei Wenigen aufgehäuft lag, seitdem Vielen zu Theil geworden ist. Weimar hat sich in geistiger Beziehung seit seiner großen Zeit keineswegs zu seinem Nachtheil geändert. Die Stadt ist nicht nur wohlhabender, das Leben in derselben ist auch im Allgemeinen gebildeter, sittlilicher [sic!], genußreicher geworden.

Daß Weimars äußere Verhältnisse, mit denen in seiner großen Vergangenheit verglichen, in der Gegenwart gewonnen haben, darüber herrscht nur eine Stimme. Das in Schillers Tagen noch so unbedeutende Städtchen von 5000 Einwohnern, das einem großen Dorfe ähnlicher sah, als der Residenz eines angesehenen deutschen Fürsten, ist zu einer anmuthigen Mittelstadt von 12,000 Einwohnern herangewachsen, und die sich beständig erhebenden neuen Wohngebäude und Anlagen beweisen, daß das Gedeihen des Orts noch im Zunehmen ist. Die Eisenstraße hat Weimar mit der Welt verbunden[2795], manche früher unbekannte Quelle des Wohlstandes aufgethan, ältere erweitert oder reichlicher fließen gemacht, und auch dem geistigen Leben und Verkehr führt sie täglich frische Kräfte und Anregungen zu. Daß demungeachtet in Weimar Klagen gehört werden über Verlorenes und Mangelhaftes, darf das Urtheil nicht beirren. Nicht leicht ist der Mensch mit dem ihm in der Gegenwart beschiedenen Loose zufrieden. Wenn aber in Weimar die Unzufriedenheit gesprächig ist auch jetzt noch, so ist dies kein übles Zeichen. Wären laute Klagen immer ein Beweis von öffentlichem Unglück, dann müßten die unglücklichsten Menschen in England, die glücklichsten in Rußland oder Kurhessen wohnen. Man dürfte in Britannien, wo man die Minister zuweilen *in effigie*[2796] an den Laternenpfählen hängen sieht, nur einige Male jene Operation wirklich an den Personen der räsonnirenden Bürger vornehmen, um jede Aeußerung von Unzufriedenheit verstummen zu machen. – Weimar hat übrigens nicht nöthig zu klagen über das verlorne Paradies und das Verschwinden seines goldnen Zeitalters. Es darf sich auch nicht beschweren, daß ihm von der Last der allgemeinen und begründeten Unbehaglichkeit, welche die Zustände in Deutschland so Vielen verleiden, ein größerer Antheil geworden ist, als anderwärts. In Weimar ist's noch immer, selbst für den Mann, welcher die Freiheit liebt und dem die Verknechtung und die aus derselben hervorgehende Verderbniß des Volks an der Seele nagt, erträglich nach Zeit und Umständen. Die weimarische Regierung hat seit zwei Generationen im liberalen Geiste das Land verwaltet, sie war der Freiheit und den angeborenen Menschenrechten nicht feindlich. Dies gereicht ihr zum Ruhm. Aber noch höher ist's ihr anzurechnen, daß sie in dieser Zeit sich nie durch Beispiel und Zusprache auf die entgegengesetzte Bahn hinreißen ließ, daß sie keinen übermüthigen oder harten Gebrauch machte von dem Rechte des Stärkern und die Rolle des Despoten spielte. – In Weimar rathen noch gegenwärtig Männer als Minister dem Fürsten, welche durch das Volksvertrauen in den 48er Märztagen emporgehoben wurden, und das standhafte Fernbleiben der Regierung von der Doktrin, welche durch Treubruch und Meineid der Fürsten, durch Entsittlichung und Entmannung der Völker, durch das Herabwürdigen der Menge mittelst Gewalt,

---

[2795] Der erste Streckenabschnitt von Halle a. d. S. nach Weißenfels war von der Thüringischen Eisenbahn-Gesellschaft am 20. Juni 1846 eröffnet worden. Ein halbes Jahr später, am 19. Dezember, war Weimar erreicht und am 1. April 1847 die Strecke bis Erfurt in Betrieb. Der Abschnitt Erfurt–Eisenach wurde schließlich am 24. Juni 1847 eröffnet.

[2796] Lat., „als Bild"; es gab sowohl symbolische Hinrichtungen als auch Beisetzungen.

Betrug und Dressur zum Stande unvernünftiger Wesen das Recht der legitimen Herrschaft zu befestigen trachtet, und aus ihrem eigenen Werke, der Volksdemoralisation, die Folgerung zieht, die Masse sey ein Thier, zum Dienste des Herrn geboren, – das gereicht ihr um so mehr zur Ehre, da Weimar ein gar kleiner Staat ist, und es ihm, bei seiner Schwäche, folglich um so schwerer werden muß, den Kräften zu widerstehen, welche beständig zur entgegengesetzten Bahn hindrängen. Auch der neue Fürst[2797], – es steht zu hoffen wird an der Ueberzeugung seines Vaters halten, daß ein Verhältniß, welches die Berechtigung des Fürsten zum Despoten voraussetzt, das Volk hingegen zur Knechtschaft verpflichtet, – ein Verhältniß, das nur Räuber und Beraubte, Quäler und Gequälte, Starke und Schwache, Genießende und Darbende, willkürlich Befehlende und willenlos Gehorchende kennt, – nicht fähig sei, ein Staatswesen des Rechts und der Moral, des guten Glaubens und des gegenseitigen Vertrauens zu begründen, oder zu gewährleisten. Möge von der Schlechtigkeit und Niedertracht der Schleppträger der Tyrannei jene diabolische Doktrin als ewige Weisheit gepriesen werden, – sie kehrt die Ordnung der Natur doch nicht um, und wenn ihr Tag vergangen ist, wird sie an ihrer eignen Narrheit zu Schanden. –

„Weimar ist eigentlich ein Park, in welchem eine Stadt liegt“[2798]. – Wirklich ist die Naturumgebung, die Landschaft, bei ihrer Größe, Mannichfaltigkeit und Schönheit das Vorherrschende im Bilde Weimars und selbst bis in die Mitte der Stadt säuseln und rauschen noch die Baumwipfel, spielen die Blätter und Blüthen am Ufer des Flüßchens und klettert rankendes Gesträuch an den Schleichen[2799] und Radstuben der Mühlen hinan. Der großherzogliche Park, Göthe’s und Karl Augusts[2800] Schöpfung, beginnt an der Südseite des Schlosses und dehnt sich in weitem Bogen um die Hälfte der Stadt. Keine Mauer umschließt, kein Gitter umhegt die herrliche Anlage und läßt eine Scheidewand zwischen dem fürstlichen Besitzer und dem Volke, zwischen Park und Stadt erkennen. Feld und Wald, öffentliche Spaziergänge und Privatgärten, Straßen, Alleen, freie Plätze und Wiesengründe fließen überall in einander und das Gefühl unbegrenzter Freiheit wird durch keine Schranke beeinträchtigt. Dies eben macht die Umgebung Weimars so genußreich.

Von dem Parksaum führt eine mit Bäumen bepflanzte Kunststraße eine Landhöhe hinan nach Belvedere, dem schönen Sommeraufenthalte der fürstlichen Familie. Großartige Anlagen gruppiren sich um das Schloß und in reizvoller Abwechselung öffnen sich von den verschiedensten Punkten, über das Laubgewölbe hochstämmiger Buchen und Ulmen weg, nach jeder Seite Fernsichten in die Gefilde und Wälder Thüringens. Durch das Thal der Ilm und die blumenreichen Wiesen von Oberweimar knüpft sich der Park von Belvedere an die nähere Umgebung der Stadt, wo vielfach geschlungene Pfade zwischen Gärten und Baumpflanzungen zu mancherlei Ruhepunkten, einer schmucklosen Bank von Holz oder Stein, oder zu einer murmelnden Quelle, oder in eine Felsgrotte, oder zu einem Denksteine führen, geziert mit dem Bilde eines großen Mannes, oder zu einer Tafel, die an eine wichtige Begebenheit erinnert. An jeder Bank, an jedem Pfad und Steg haftet die Weihe von großen und edlen Menschen, welche einst auf ihnen ruhten oder wandelten, das Andenken an die Heroen und Propheten des Menschenthums, an jene Geisteskönige, welche ein kluger und genialer Fürst, der auch für seinen eigenen Ruhm bedacht war, in Weimar versammelt hatte. Viele Oertlichkeiten führen ihre Namen, und manche, z. B. das Borkenhäuschen am Ilmufer, rufen die Tage lebhaft in’s Gedächtniß, wo Göthe, Schiller, Herder und Wieland genußreiche Stunden im Kreist ihres fürstlichen Freundes verlebten. Schade, daß die Pietät, die für ihre Erhaltung sorgt, doch nicht immer zart genug fühlt, um sie auch vor einer unangemessenen Bestimmung zu schützen. Jene Hütte von Baumrinde, deren enger Raum dem Großherzoge Karl August Jahre lang zur Sommerszeit als Wohn- und Arbeitszimmer, Schlafgemach, Empfang- und Speisesaal genügte, und wo er im Kreist seiner Auserwählten so oft noch um Mitternacht durch Sang und Becherklang das Weimarische Spießbürgerthum entsetzte, das an der Gesellschaft des Fürsten mit den „Poeten“ beständig ein Aergerniß nahm, wird jetzt zur Aufbewahrung von Gartengeräthe benutzt, und wo die Geistes-

[2797] Wohl Carl Alexander (1818–1901), seit 1853 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.

[2798] Zitat aus Adolf Stahrs (1805-1876) Werk „Weimar und Jena – Ein Tagebuch“ (Oldenburg: Schulze 1852), S. 13. Inhaltlich richtet sich Joseph Meyers Artikel über Weimar stark an genanntem Werk aus, übernimmt sogar manche Passagen, wie z. B. über Schillers Wohnhaus oder die Fürstengruft nahezu wörtlich.

[2799] Eigentl. eine veraltete Bezeichnung für Spindeln (vgl. DWG, Bd. 15, Sp. 561).

[2800] Siehe hierzu S. 919, Anm. 2793.

funken blitzten, welche eine Welt erhellten, stehen Karren, Spaten und Schaufeln umher. Manche Aussicht, die zu einem unsterblichen Gedicht anregte, ist verwachsen, manche Lieblingsbank Schillers und Göthe's ist durch die überwuchernde Vegetation feucht, unheimlich und ungenießbar geworden. Wie tief jene großen Menschen für die Reize der Natureinsamkeit empfanden, sagen sie an tausend Stellen ihrer Werke und Briefe. So schrieb Göthe: (an Knebel[2801] 1780) „Es hat Neun geschlagen, – ich sitze, das Licht im Fenster, in meinem „„Kloster"" und schreibe Dir. Ich schlich den Abend um die Eingänge der kalten Küche (so nennt das Volk die kühle Parkgegend am Borkenhäuschen) und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist wahrhaftig nicht zur elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt! Ist's Einem ja doch nicht größer zu Muthe, als wenn man so die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, – und das Alles für sich, so wenig der Menschen halber; und doch genießen sie's so oft mit dem Glauben, es sey nur für sie. – Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen. Leb' wohl so lange. – – Ich komme daher. Das Wasser war kalt; denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war als tauchte ich in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinein that, da war's dunkel. Dann kam der volle rothe Mond über Oberweimar herauf. Es war so stille. Wedels[2802] Waldhörner tönten von Weitem und die Ferne machte mich reinere Töne hören – –".[2803]

Vom Borkenhäuschen führen gewundene, bald auf-, bald absteigende Pfade der Ilm entlang, zu einer Felsentreppe, und diese zu einem freien Rasenplatz, auf dem Karl August in spätem Jahren sich ein bequemeres Tuskulum erbaute. Er nannte es das Römische Haus. Es ist ein tempelartiger Bau, dessen von Säulen getragenes Hauptportal sich dem Belvedere zuwendet, während seine östliche Fronte mit einem von braunrothen dorischen Säulen getragenen Portiko auf der Kante einer hohen Felswand steht, an deren Fuß die Ilm rauscht. Zwischen den Säulen ist ein großes steinernes Becken, aus dem einst ein Springbrunnen emporstieg; jetzt füllen es Erde und Blumen. Ein Vorgemach, mit einer Schale von Rosso Antico[2804] und einigen Statuen geschmückt, ein größerer Speisesaal, ein Arbeitszimmer und ein Schlafgemach, – das ist der Inhalt des Römischen Hauses, wo der Fürst bis zu seinem Tode mit den Besten und Größten des Volks die schönsten Tage der schönen Jahreszeit genoß. Noch ist die ganze Einrichtung im Innern so, wie er sie verlassen hat. Im Saale hängen einige Familienbilder neben seinem eigenen; im Arbeitszimmer steht ein schlichter Holztisch mit ganz gewöhnlichem Schreibgeräthe; darauf liegt eine Papierscheere, eine Loupe, eine Brille, ein aufgeschlagenes Buch; im offenen Schlafgemach neben an ist das Mobiliar auch nicht splendider, als in einem ordentlichen Bürgerhause; einige Sepia- und Aquarellzeichnungen, italienische Veduten darstellend, zieren unter Rahmen und Glas die Wände. Von Komfort und Pracht nach modernem Begriff ist keine Spur; schön aber sind die Ausblicke in's Freie und sie lassen das Weimarische Land mit seinen Fruchtfeldern und Wiesengründen, Obsthainen und Wäldern, Kirchthürmen und Schlössern, Dörfern und Weilern, Bergen und Höhen wie einen Park erscheinen.

Wir verlassen Weimars Umgebung zu einem Gange in die Stadt. –

Siehst Du das kleine Eckhaus dort, an der Esplanade, mit der Steinplatte über der Pforte, auf welcher mit schwarzer Farbe Schriftzüge gemalt sind? Tritt näher und lies:

„Hier wohnte Schiller".

Bescheiden möchte sich das Haus unter den weit größeren und stattlicheren Nebengebäuden verbergen mit seinem kaum zimmergroßen Gärtchen; an jenen größeren aber weilt kein Blick, während an diesem kleinen kein gebildeter Mensch, ohne tiefe Erregung und ohne Ehrfurcht und Dankbarkeit zu empfinden, vorübergeht. Wie wenige Menschen haben, wie Schiller, so segensreich auf ihre Zeit und ihr Volk gewirkt! – Schiller kaufte das Haus um „den sehr theuern Preis von 2400 Thlr.", wie er seufzend seinem

---

[2801] Der Lyriker und Übersetzer Carl Ludwig von Knebel (1744–1834), Johann Wolfgang von Goethes „Urfreund".

[2802] Otto Joachim Moritz von Wedel (1752–1794), Kammerherr und später Oberforstmeister.

[2803] Ziemlich frei zitiert nach „K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. – Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. – Erster Band. Mit Knebel's Bildniß." (Leipzig: Gebrüder Reichenbach 1835), S. 118f.

[2804] Rötliche Marmorart vom Peleponnes.

Freunde Körner[2805] schrieb. An demselben Tage starb seine Mutter; an demselben Tage, drei Jahre später, reichte er Göthen zum letzten Male die Hand. Es war am 29. April 1805 und am 12. Mai früh vor Tagesgrauen trugen sie ihn hinaus im „Dreithaler-Sarge!“ Kein feierlicher Zug geleitete zum Friedhofe. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Nacht dunkel, die Straßen still und menschenleer. Zwei Groschenfackeln spendeten flackernd ihr spärlich Licht. An der Gruft harrten zwei Menschen – der Todtengräber und sein Gehülfe, mit ihren Stricken, um, ohne Sang und Klang, bei dem trüben Scheine einer zerbrochenen Laterne den Sarg in das feuchte, alte „Cassengewölbe“ zu vielen andern hinabzulassen, in denen die Gebeine vergessener, unbedeutender Menschen moderten. Am nächsten Sonnabend aber verkündigte das Weimarische Wochenblatt der Einwohnerschaft in einer schwarzgerandeten Anzeige: der sachsen-meiningensche Hoftath Friedrich v. Schiller sey gestorben und „standesgemäß“ begraben worden! –

Schillers Haus ist jetzt Eigenthum der Stadt. Sie kaufte es und sucht es zu erhalten. Es ist ein wohnliches, einfaches Bürgerhaus von zwei Etagen mit einem Erker, hinlänglich groß für eine Familie. Unten, zur Rechten des Eingangs, wohnt der Kustode; die Stube links hat derselbe zu einem Laden hergerichtet und mit allerhand Schillerangedenken: Statuetten, Büsten von Zink, Gyps und Terracotta, mit Portraits und Ansichten von Schillers Haus und Garten, mit Facsimile’s von Schillerschen Handschriften, mit Schilleralbums u. s. w. zum Verkauf versehen. Das mittlere Stock, wo Schillers Familie wohnte, hat der wohllöbliche Magistrat – vermiethet; nur der Erker, den Schiller selbst inne hatte, ist den Fremden geöffnet. Er enthält drei kleine Zimmer nach der Straße zu. Auch von diesen ist das eine profanen Zwecken hingegeben: in demselben verwahrt nämlich der Kastellan verschiedene Waarenvorräthe, Gyps, Gypsfiguren und allerhand Geräthe und Gerümpel. Das Mittelzimmer ist, leider!, auch nicht mehr in dem ursprünglichen Zustande. – In der gutgemeinten Absicht, ihm ein „würdigeres“ Ansehen zu geben, ließ es der Magistrat von Künstlerhand mit Bildern ausmalen, deren Motive aus Schillers Gedichten genommen sind. Ein gestickter Fußteppich bedeckt den Boden; gestickte Sessel, von Weimars Frauen verehrt, reihen sich an den Wänden umher, ein Paar Gypsabgüsse von Antiken stehen in den Ecken; das Ganze ist nett aufgeputzt, ruft aber doch das Bedauern jedes sinnigen Besuchers hervor, der keinen dekorirten Salon, wie es überall welche gibt, sondern die Wohnung Schillers zu sehen herkommt. Aus diesem zweiten Zimmer, das jetzt gleichsam die Stelle des Vorhofs zum Allerheiligsten vertritt, führt der Kustode in’s eigentliche Arbeitsstübchen Schillers. Es hat zwei Fenster nach der Straße zu; ein drittes geht in das Seitengäßchen. Vor diesem letztern steht der Schreibtisch Schillers; – derselbe, von dem er seinem Körner schrieb: „er hat mich freilich zwei Karolin[2806] gekostet!“ Niemand wird dieses Prachtstück des Schillerschen Mobiliars, auf dem die vollendetsten Werke des Dichters entstanden sind, ohne Pietät und zugleich ohne Mitleid betrachten, denn das Pult ist so niedrig, daß Schiller nur weit übergebogen und halb liegend an demselben schreiben konnte, – eine Gewohnheit, welche die verderblichsten Folgen auf seine Gesundheit äußerte und seinen Tod beschleunigte. Auf dem Schreibtisch liegen einige Schriftstücke von Schillers Hand, Fragmente seiner Werke und Briefe – eingerahmt und unter Glas, eine Lage Papier und ein Paar Federn. 6 ordinäre Stühle von braungebeiztem Buchenholz mit rohem Kalbleder überzogen, ein kleiner schlechter Tisch, ein Spinett, über welchem eine Guitarre an der Wand hängt, ein Paar geringe colorirte Kupferstiche, sicilianische Ansichten darstellend, in braunen und schwarzen Rähmchen, eine hellgrüne Papiertapete mit dunkelgrünen Sternchen: – das ist die Aus- stattung des Gemachs, zu der man noch das Bett gefügt hat, in dem Schiller starb, das kleine schwarze Nachttischchen mit der unscheinbaren Mundtasse, aus der er den letzten Trank schlürfte, und

[2805] Hier stimmt weder das Zitat mit der Kaufsumme noch der Empfänger Christian Gottfried Körner (1756–1831). Bereits in Adolf Stahrs „Weimar und Jena“ (siehe hierzu S. 922, Anm. 2798, S. 61) findet sich ein nachweislich falsch angesetzter Kaufpreis von „4200 Gulden“. Beim Brief dürfte es sich hingegen um den vom 10. April 1802 an seine Schwester Luise Dorothea Katharina Frankh geb. Schiller (1766–1836) handeln, in dem er über den Hauskauf Folgendes berichtet: „Dieses Frühjahr beziehen wir ein neues und ein eigenes Haus, das ich mir hier gekauft habe, es ist gar nicht größer als wir gerade brauchen, und doch kostet es 7.200 Gulden [≈ 4.200 Taler], so hoch sind hier die Häuser im Preiß, und nach diesem Preiße regulieren sich verhältnißmäßig alle andern Lebensbedürfnisse.“ (http://www.friedrich-schiller-archiv.de/briefe-schillers/andere-briefe/schiller-an-luise-frankh-10-april-1802/).

[2806] Dt. Goldmünze im Wert von 3 Gold- bzw. 10-11 Silbergulden.

die Tabaksdose, die er beständig bei sich trug. Ueber dem Bette hängt Schillers Portrait nach Danneckers[2807] Büste und ein zweites, das Jagemann nach der Leiche zeichnete. Dieses letztere ist von mächtiger, ergreifender Wirkung. Selbst von der entseelten Stirn, von den geschlossenen Augenlidern, leuchtet noch die ganze Hoheit dieses göttlichen Geistes. Ein kostbar gebundenes Schilleralbum bewahrt in einer, dem Deckel eingefügten, Glaskapsel eine seidenweiche, blonde Locke von Schillers Haupt – eine Reliquie, aufrichtiger verehrt und der Verehrung werther, als die mancher Heiligen! – –

„Licht, Liebe, Leben!“ – so lautet die Inschrift auf dem bescheidenen Stein in der Stadtkirche, unter dem Herders Asche ruht. Vor der Kirche steht sein Standbild, das einzige Weimars, der Stadt, welche das deutsche Volk einst noch mit Denkmälern schmücken wird, wie die Griechen ihr Athen. Die Statue ist von Schaller[2808] in München eben so vortrefflich gedacht als ausgeführt. So mag sie ausgesehen haben, die edle, ehrwürdige Gestalt des großen Herder, der für sein Volk, für die Menschheit, für die Humanität beständig gestrebt hat. Ein noch schöneres und dauernderes Denkmal aber hat ihm Göthe aufgerichtet in jenen ewigen Strophen:

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton und Wort zu finden,
Der tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen!
– –
Wo sich’s versteckte, wüßt’ Er’s aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn die Zukunft zu begründen:
Humanität sey unser ewig Ziel!“[2809]

Inmitten des ältesten Stadttheils liegt die Jakobskirche, von einem viereckigen Platz umgeben, dem ältesten Friedhofe der Stadt. Da schlummern die Generationen von neun Jahrhunderten, und in jede Handvoll Erde ist der Staub unbekannter und berühmter Menschen gemengt. – Da siehst Du in Stein gehauen an der Kirchenmauer, sein Käppchen in der Hand, den alten ehrenfesten Meister Lukas Kranach „den Ersten“, wie ihn die Inschrift nennt, zum Unterschied von seinem des Malens gleichfalls kundigen Sohne. Er war Luthers Freund und treuer Mitstreiter im Kampfe für christliche Wahrheit. Sein Schwert war nicht das Wort; seine Waffen waren Griffel, Pinsel und Schneidemesserchen; Kranach war der Maler und Holzschneider der Reformation. – Nicht weit von ihm steht der Denkstein des allbekannten und allverehrten Musäus[2810]. Wer hätte seine deutschen Volksmährchen nicht gelesen und wiedergelesen und wem hätten sie nicht die jugendliche Seele erfreut und erfrischt? Nicht weit von Musäus schläft Herders geistreiche Gattin[2811], und viele Namen auf anderen Grabsteinen, z. B. Kraus[2812], Bode[2813],

[2807] Johann Heinrich von Dannecker (1758–1841).

[2808] Der Bildhauer Ludwig Schaller (1804–1865).

[2809] Das Herder (siehe hierzu S. 919, Anm. 2792) gewidmete Gedicht „Die Ilme“ in „Goethe’s Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Vierter Band. […].“ (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1828), S. 38f.

[2810] Der dt. Philologe, Schriftsteller und Literaturkritiker Johann Karl August Musäus (1735–1787).

[2811] Johann Gottfried von Herder (siehe hierzu S. 919, Anm. 2792) war seit 2. Mai 1773 mit Maria Caroline Flachsland (1750–1809) verheiratet.

[2812] Der Maler Georg Melchior Kraus (1737–1806).

[2813] Der Hamburger Verleger Johann Joachim Christoph Bode (1731–1793).

Gore[2814] und Mounier[2815] erinnern an Persönlichkeiten aus Weimars glänzendster Zeit. Aber was ist der Ruhm aller dieser Todten zusammen gegen den Einen – was will das Interesse für alle diese Grüfte heißen bei dem Anblick jenes von rankenden, schlingenden Kräutern überwucherten verfallenen Grabgewölbes, das der Name „Schiller" geheiligt hat. Es ist das „Cassengewölbe", dasselbe, in welches man in jener düstern Mainacht Schillers Sarg senkte. Jetzt[2816] haben seine Gebeine in der „Fürstengruft" eine Stätte gefunden, an der Seite Göthe's, des Ebenbürtigen und in der Nähe Karl August's. Die Versetzung war eine schwere Aufgabe; denn als man die Gruft öffnete, fand man Schillers Sarg mit dreizehn andern zusammengebrochen, und die Gebeine Aller lagen durcheinander, ein wüstes, grauses Chaos. Sie wurden korbweise in die Anatomie getragen, um sie unter dem Beistand eines von Jena berufenen berühmten Anatomen zu sondern. – Schillers Schädel, dessen herrlicher Bau schon im Leben so bewundert worden, war leicht zu erkennen, und als dennoch der Zweifel die Möglichkeit einer Verwechselung geltend zu machen suchte, wurde der alte Diener Schillers[2817] von Jena herübergeholt, um wegen besonderer Merkmale Auskunft zugeben:– „Schillers Schädel", sagte er, „muß noch alle Zähne haben, bis auf den einen Backenzahn, den er sich ausziehen ließ" und es traf zu. Es wurde dann Knochen an Knochen gepaßt, bis nach unendlicher Mühe das ganze Gerippe zusammengefügt war. Ein einziger Armknochen fehlte. Dieser, nirgends aufzufinden, war wahrscheinlich bei dem Hertragen so vieler Gebeine unterwegs verloren worden. In einen neuen Sarg verschlossen, wurde das Gerippe sodann „standesgemäß" – die Gebeine eines Fürsten der Geister in ein fürstlich Begräbniß – beigesetzt.

Göthe hat die ganze Schmerzensempfindung über das Unwürdige in Schillers Geschick in die mahnenden Worte gefaßt:

„Drum feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben".[2818]

Mit dem Besuche des geweihten Orts, welcher die Sarkophage der beiden Dioskuren, Schiller und Göthe, gegenwärtig umschließt, wollen wir unsere heutige Pilgerfahrt beendigen.

Die Fürstengruft befindet sich auf dem neuen Friedhofe, der einem wohlerhaltenen Garten gleicht, wo die liebende Sorgfalt ihre Todten unter Grün und Blumen bettet. Den schönen Namen „Gottesgarten" verdient er mit Recht. Da ist kein Grabhügel vernachlässigt oder verwildert, fast alle prangen im reichsten Blumen- schmuck, und wohlgehaltener Baumwuchs und blühende, duftende Gesträuche fassen die breiten Wandelgänge ein, welche ihn in allen Richtungen durchschneiden. Die Erbbegräbnisse der Reichen und Vornehmen sind nicht durch Mauern eingeschlossene, bedeckte, moderhauchende Gebäude; es sind offne, leicht oder gar nicht eingefriedigte Plätzchen und jedes stellt sich als ein Blumengärtchen dar, das die Hand der Angehörigen gepflanzt und gepflegt hat. Alles ist bescheiden und einfach. Prachtgräber des Stolzes und der Hoffart sind hier nicht zu finden. So sollte es überall seyn; denn der Tod macht ja Alle frei und – gleich.

Am höchsten Punkte des Friedhofs, in seiner Mitte, erhebt sich auf einem mit Stufen umgebenen Sockel ein kleiner offener Tempel, dessen vorspringendes Dach auf Säulen ruht. Der Raum ist ohne allen Schmuck, frei von Farbe und Ornamenten, „als sollten Auge und Sinn der Eintretenden durch

[2814] Der Künstler Charles Gore (1729–1807).

[2815] Der frz. Politiker Jean-Joseph Mounier (1758–1806). Er hielt sich von 1797 bis 1801 in Weimar auf, wo er im Auftrag Carl Augusts (1757–1828) eine Beamtenschule gründete; verstorben ist er allerdings in Paris.

[2816] Am 16. Dezember 1827 waren die vermeintlichen Gebeine von Friedrich Schiller in die 1824 weitgehend fertiggestellte Fürstengruft überführt worden.

[2817] Georg Gottfried Rudolph (1778–1840).

[2818] Aus dem „Epilog zu Schiller's Glocke. Wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10ten May 1815" in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Dreyzehnter Band. […]." (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1828), S. 173.

Nichts abgezogen werden von Dem, um dessen willen sie gekommen“[2819]. Eine umgitterte runde Oeffnung in der Mitte reicht in die Tiefe. Für den Besucher führt eine steinerne Wendeltreppe durch eine seitwärts angebrachte und verschließbare Pforte hinunter. Ein Küster ist der Pfortenhüter und gibt uns das Geleit. Mit der letzten Stufe stehen wir vor zwei Sarkophagen Sie sind einander gleich; die Form ist antik, der Stoff Eichenholz; sonst Alles schlicht und schmucklos. Auf den Deckeln sind Metallplatten eingelassen, und aus frischen Lorbeerkränzen, die immer erneuert werden, sprechen goldne Lettern die Namen aus: „Schiller“ – „Göthe“. Der Küster vertheilt bereitwillig die Blätter der Kränze an Alle, welche nach Reliquien verlangen.

Etwas tiefer im Gewölbe steht der Sarkophag ihres fürstlichen Freundes, Karl August’s. Dieser ist von Erz, reich verziert; den regierenden Herrn verkündigend. Gewinde von Eichen und Lorbeer, Schwert und Wage, schmücken in kunstreicher, getriebener Arbeit den Sarg des Mannes, dessen Andenken so lange dauern wird, als die Namen Derer genannt werden, die ihm zur Seite ruhen.

Schillers Aufnahme in die Fürstengruft geschah am 9. November 1827[2820]. Fünf Jahre später folgte Göthe’s sterbliche Hülle dem großen Freunde unter feierlichem Geleite nach.

„Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Versinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überschleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird’sche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend“.*)[2821]

Wir sagen Weimar Lebewohl, um später wieder zu kommen und Göthe’s Haus[2822] und noch andere Orte großer Erinnerungen zu betrachten. Aus der Pforte des Gottesgartens werfen wir noch einen Blick auf das kleine Säulenhaus zurück und rufen ihm zu:

„Bist du auch klein, o Grab, den Mausoleen verglichen,
Welche der Könige Prunk aufbaut von Marmor und Erz,
Bist du doch herrlicher uns, denn was sie des Herrlichen schufen,
Heiliger bist du uns auch als der Heiligen Grab?
Denn es umfängt dein umhüllender Schooß die Erhabenen, Schiller und Göthe,
Ihres Volks und Geschlechts Ehren und Bildner zugleich.“[2823]

[2819] Stahr, Weimar und Jena (siehe S. 922, Anm. 2798), S. 510.

[2820] Siehe hierzu S. 926, Anm. 2816.

[2821] *) Schillers, „Braut von Messina [oder die feindlichen Brüder ein Trauerspiel mit Chören“ (Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1803), S. 81 (2. Akt, 5. Auftr.)].

[2822] Dieses Vorhaben wurde leider nie ausgeführt.

[2823] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.


DCLXXIX
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

WEIMAR

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 37f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 47f.

CCLXXXXIV. Bad Brückenau.

In einem langen, freundlichen Thale, dessen Bergwände mit stattlichem Buchen- und Eichenwald bedeckt sind, und durch welches der helle Sinnfluß rauscht, liegt Bad Brückenau, eine kleine halbe Stunde vom Städtchen gleichen Namens.

Der Badeort ist eine Einrichtung neuerer Zeit und größtentheils eine Schöpfung König Ludwig's von Bayern[2824], der ihn jeden Sommer auf mehre Wochen besucht. Indeß mag die Heilkraft der Quellen, obschon vor nicht langer Zeit erst wieder erkannt, schon vor vielen Jahrhunderten benutzt worden seyn. Beim Bauen hat man häufig alte Grundmauern und in der Nähe der Quellen selbst die Ueberbleibsel von Wasserleitungen gefunden.

Der Brückenauer Gesundbrunnen gehört zu den eisenreichen, alkalisch-salinischen Säuerlingen, ist wohlschmeckend und hält sich ohne merkliche Veränderung in gutverschlossenen Krügen 8–10 Jahre lang. Bei allen Krankheiten, die Schwäche der Verdauungsorgane und des Nervensystems zum Grunde haben, wirkt er mit oft sehr aus gezeichneter Heilkraft. Leberkranke und Lungensüchtige gebrauchen ihn zu großer Erleichterung. Er wirkt als Bad und als Trank. Einmal war eine Zeit, wo er als Schönheitsmittel bei der Damenwelt in großen Ehren stand. Freilich konnte er manche unbescheidenen Erwartungen nicht befriedigen, und sein Ruf ging wieder verloren.

Seitdem das nahe, schwesterliche Kissingen sich rasch zur Frequenz eines Kurorts vom ersten Range erhoben hat, ist Brückenau, wenn auch nicht weniger besucht als sonst, doch weniger besprochen, als früher. Den Namen eines großen Bades hat es niemals erlangen können; es gehörte stets jener Classe von Kurorten an, wo man gewiß ist, Gäste zu treffen, denen es um den ernsten Zweck zu thun ist; nicht blos um Vergnügen und Genuß. Darum ist auch das Leben der hiesigen Kurgäste durch die äußern ostensibeln Zeichen des Haschens nach Vergnügen wenig gestört, und selbst die Anwesenheit des Königs, der die alterthümliche Liebhaberei für leeren Pomp und Prunk des Königthums in Brückenau niemals zur Schau trägt, gibt selten Anlaß zu Festen, wo die Freude lärmt und mit Livreenschimmer das Auge blendet. Kur und hergebrachte Lebensweise schicken die Gäste am frühen Morgen zu den Brunnen und auf die Spazierwege. In den spätern Stunden des Vormittags versammelt der Pavillon oder der Saal des großen Kurhauses die geselligern Gäste, und der grüne Tisch hält die Spiellustigen gefesselt. Nachmittags, wenn die Witterung freundlich ist, macht man Parthieen in's Freie, oder – je nach Neigung und Wahl – einsame Wanderungen durch die schattigen Gänge der Buchenwaldung an den Bergwänden hin, oder ergeht sich im Thale, begleitet von der spiegelhellen Sinn, die fröhlich dahin rauscht. Ueberall sind Ruheplätzchen: Steinsitze in Felsennischen, unter blühenden Hecken Rasenbänke, Sessel von Flechtwerk am Wege und runde Tafeln und Bänke umschließen prächtige Eichen und Buchen, die Riesen der Waldung. Die Abendstunden füllen Conzerte aus, im Saale oder im Freien; hier oft bei brillanter Beleuchtung. Bälle und Maskeraden gehören zu den seltnern Vergnügungen.

[2824] Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478) weilte zwischen 1818 und 1862 er insgesamt 26-mal in Bad Brückenau zur Kur.

Der Quellen sind drei; die Brückenauer, die Sinnberger und die Werznaer[2825]. In ihrer Zusammensetzung unterscheiden sie sich zwar; doch nicht bedeutend. Alle springen in geringer Entfernung von einander unter eleganten, tempelförmigen Brunnenhäusern, die mit Rasenplätzen, duftenden Blumenbeeten, Spaziergängen, schattigen Bosketts und Ruhebänken umgeben sind. Die Gebäulichkeiten des Kurorts sind in großem Style und meistens in den letzten 20 Jahren durch die Munifizenz[2826] des regierenden Königs neu aufgeführt worden; bei welchem Anlaß man für die wohnliche Bequemlichkeit der Kurgäste auf die liberalste Weise sorgte. Das große Kurhaus, das rothe Haus und andere, Privatunternehmern gehörige Häuser enthalten zusammen über 600 Gastzimmer. Jenes, das große Kurhaus[2827], auf unserm Stahlstich abgebildet, gewährt mit seinem Balkon, und der schönen Veranda an seiner 240 Fuß langen Fronte hin einen herrlichen Anblick, und das Innere ist mit Pracht und Geschmack dekorirt. Es enthält einen großen Saal, eine Kapelle für katholischen Gottesdienst, und außer den Gesellschaftszimmern über 200 Wohnungen für Kurgäste.

Brückenau liegt am westlichen Fuße der Rhön, 6 Stunden von Fulda, 20 von Würzburg, 25 von Frankfurt, und gut chaussirte Wege setzen es mit allen Hauptstraßen in Verbindung.

[2825] Recte: Wernarzer.

[2826] Veraltet für Freigebigkeit.

[2827] Es war im Auftrag von König Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478) in den Jahren 1827 bis 1833 nach Plänen von Johann Gottfried Guttensohn (1792–1851) errichtet worden.



BAD BRÜCKENAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 39-42.

CCLXXXXV. Das Grab des Heiligen Bonifazius im Dom zu Fulda.

„Dort werde ich liegen,“ spricht der Sinnliche; „und wo ist dann dieses Lebens Stärke? Mein Grab wird bald zum grünen Rasen geworden seyn, und auch diesen letzten, kleinen Ruheplatz werde ich nicht einmal behalten. Andere werden ihn einnehmen, herauswerfen wird man meine Gebeine, die Luft wird sie bleichen und Kinder spielen mit den Knochen dieser starken Arme.“[2828] – Du kleiner Mensch! hat die Wissenschaft dir nicht längst gelehrt und nachgewiesen, daß kein Atom untergehen kann in der Schöpfung und verschwinden in das furchtbare Nichts? Und bist du denn nicht besser als Steine, Bäume und Thiere, du lebendige Seele? Thor, du! Bist überzeugt von der Unzerstörbarkeit des kleinsten Atoms, und bezweifelst deine eigene Unsterblichkeit!

Es gibt zweierlei Fortdauer nach dem Tode, sagt irgendwo Jean Paul: die eine ist unser unentäußerliches Erbtheil; die andere macht sich jeder selbst.

Wohlan, Zweifler! Wenn das Zerstieben deines kleinen geliebten Körpers dir trostlose Vernichtung ist, so gebrauche die dir vom Schöpfer verliehenen Kräfte der Seele und ringe nach der Unsterblichkeit des Wirkens. Glaube nicht, das könne allenfalls nur Der, welcher das ist, was man einen großen Mann zu nennen pflegt. Ein jeder Mensch, seine Verhältnisse, seine bürgerliche Stellung seyen, welche sie wollen, kann in der sittlichen Welt sich einen Wirkungskreis schaffen, von welchem aus er fortleben mag weit über sein irdisches Daseyn hinaus. Wird auch die Welle, die von der Thätigkeit seines Ichs ausgebt, schwächer und unmerklicher, je weiter sie sich in den Ocean der Zeit entfernt: wer kann sagen, wo ihre Schwingungen gänzlich endigen? Wer die Grenze bemessen, wo eine böse oder gute Handlung aufhört zu wirken? Wer sagen, in welchem hundertsten oder tausendsten Geschlechte die während eines ganzen Erdenlebens ausgestreute Saat des Guten oder des Bösen aufhören werde, Früchte zu tragen und sich fortzupflanzen? Wo aber keine Grenze in der Zeit ist, da ist Ewigkeit. Siehe, so kannst du dir eine Unsterblichkeit selbst machen; ja, du mußt dir sie machen ungewollt, wenn du auch noch so närrisch und noch so beharrlich dein großes Erbe verleugnest.

Betrachte diesen Dom. Er wölbt sich als Mausoleum über dem Sarg eines frommen Mannes. Der ward vor eilfhundert Jahren begraben und ist längst verwest; doch ist er lebendig, gegenwärtig, wirksam unter seinen Brüdern, als rollte noch das warme Blut in seinen Adern, welche Staub sind. Sein Mund ist längst geschlossen; und doch hören wir ihn das Evangelium verkündigen so laut und so wirksam, als er es den heidnischen Thüringern und Katten und Franken und Friesen verkündigte. Vergangen ist das irdische Organ seiner Stimme; doch tönt sie zehntausendfach in vielen Zungen und unter hundert Völkern. Die irdische Lebensfackel ist erloschen; aber an der ewigen Leuchte seines Wirkens erwärmen sich fort und fort Tausende von Herzen zur muthigen Nachfolge in seinem Berufe, und in seinem Beispiele findet jegliche Begeisterung für die Verbreitung des Evangeliums und christlicher Art und Tugend eine nie versiegende Quelle und unerschöpfliche Nahrung. Wer kann sagen, Bonifazius lebe nicht mehr? Wer sagen, in dem und dem Jahrhundert höre sein Fortleben auf? Wer kann ihm überhaupt eine zeitliche Grenze stecken? Eben so gut könnte man dem Leben der Menschheit selbst das Ende verkündigen.

Winfried Bonifazius, Sohn eines Bauers, wurde um das Jahr 680 in England geboren. Im Kloster zu Exeter erzogen, erhielt er im 30. Jahre die Weihe des Priesters. Den größten Theil Europas

[2828] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

bewohnten damals heidnische Völker. Thatkräftig blühete das Christenthum aber in England. Dort trat ein Kreis begeisterter Männer zusammen, auszuziehen nach dem Beispiele der Apostel und unter die in der Finsterniß des Götzenglaubens versunkenen Völker das reine Licht des Evangeliums zu tragen. Nach Holland gingen Swidbert[2829], nach Schweden Siegfried[2830], in Süddeutschland waren früher schon Kilian[2831] in Franken, Emeran[2832] in Bayern, Gallus[2833] in Schwaben wirksam. Nach Norddeutschland zog Bonifazius. Er begann sein Apostelamt 717 bei den wilden Friesen; mußte aber nach unsäglichen Gefahren unverrichteter Sache im nachfolgenden Jahre nach England zurück. Dort machten ihn die Brüder seines Klosters zu ihrem Abte. Aber weder die amtliche Würde, noch die Erinnerung an die erlebten Gefahren konnten des Bonifazius frühern Vorsatz erschüttern. Er erlernte die Idiome der deutschen Volksstämme, zog von allen Seiten Erkundigungen über ihre Sitten, Lebens- und Vorstellungsweisen ein, und als er sich zu seinem Vorhaben in Allem vorbereitet fühlte, legte er die Abtswürde nieder, ergriff den Pilgerstab und wanderte nach Rom, sich den päpstlichen Segen zu seinem Apostelberufe zu holen. Gregor II.[2834] ertheilte ihm förmlich Vollmacht, das Evangelium allen Völkern Germaniens zu verkündigen. Hierauf zog Bonifazius durch Tyrol und Franken unter das Volk der Thüringer, und mitten in ihren finstern Waldgründen, unweit Gotha, bei Altenberge, pflanzte er, 719, das Zeichen Christi auf. Unter den furchtbarsten Gefahren und Verfolgungen der heidnischen Priester erwarb sich die Wahrheit seiner Rede und der Mann, der sie verkündete, Freunde, und ehe 3 Jahre vergingen, stand das siegende Kreuz auf den Zinnen aller Berge, und Kapellen und Kirchen erhoben sich, wo man in heiligen Hainen den ungestalteten Götzen blutige Opfer gebracht hatte. Wieder ging Bonifaz nach Rom, Rechenschaft abzulegen von den Erfolgen seiner Apostelwirksamkeit, und der Papst erhob ihn zum Bischof. Nach seiner Rückkehr vollendete er im Hessenlande das Bekehrungsmerk und dehnte es bis tief in Westphalen aus; überall stiegen die Götzen von den Bergen nieder, und an ihrer Stelle christliche Kapellen und Klöster empor. Zur Förderung des Bekehrungswerkes berief Bonifazius Mönche und Lehrer aus England; der Papst überschickte 722 ihm das Pallium als Erzbischof, ernannte ihn zum Primas von ganz Deutschland und gab ihm Vollmacht, überall, wo er es zweckmäßig glaube, Bisthümer einzurichten und Bischöfe einzusetzen. Bonifazius gründete hierauf 4 Bisthümer: für Thüringen Erfurt; für Hessen und Westphalen Barnburg (Paderborn); für Franken Würzburg; für die Pfalz Eichstädt. Nach Carl Martell's Tode weihte er Pipin zum König der Franken, und der Pabst[2835] rief ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Aber sein liebster Aufenthalt blieb immer Fulda, wo er die so berühmt gewordene, nachmals gefürstete Abtei da gründete, wo er die erste christliche Kirche im Kattenlande gebaut hatte. Nach der Weise der Apostel Jesu machte Bonifazius jährlich große Rundreisen, um sich selbst vom Zustande jeder Diözese zu überzeugen, die Geistlichen in Provinzialsynoden zu versammeln, mit ihnen Rath zu pflegen und sie für die rechte Ausübung ihres Berufs zu begeistern. Achtmal vereinigte er die gesammte höhere Geistlichkeit Deutschlands in feierlicher Kirchenversammlung. Schon stand Bonifazius im Spätabend des Lebens; die Jahre hatten seine Locken gebleicht; die goldene Ernte seiner Lebensaussaat sah er prangen von einem Ende Deutschlands zum andern; er war sehr glücklich; – nur Eins bekümmerte ihn, immer wiesen die wilden Friesen das Evangelium zurück und beharrten in der Verehrung ihrer Götzen. Vergeblich hatte er zu verschiedenen Malen ihnen Lehrer zugesendet; keiner kehrte wieder. Da schien es dem edeln Greise, als wäre sein Werk nicht ganz vollbracht, und entschlossen tauschte er, nachdem er Verweser seines Amtes eingesetzt, den Erzbischofsstab mit dem Wanderstab und pilgerte nach Friesland, Christus dort selbst zu verkündigen. Schon hatte seine unbezwingliche Beredtsamkeit viele Tausende bekehrt. Von Ort zu Ort verpflanzte er das Kreuz; bald sah er sich dem Ziele seines Strebens nahe, als er das seiner irdischen Wanderung erreichte. Bei Dockum,

[2829] Der angelsächs. Missionar Suitbert (ca. 637–713), Gründer und erster Abt des Klosters Kaiserswerth.

[2830] Der engl. Missionar Siegfried († ca. 1067).

[2831] Der iro-schott. Missionsbischof Kilian (viell. ca. 640–ca. 689; ermordet).

[2832] Der Wandermönch und spätere Bischof Emmeram († ca. 652).

[2833] Der Missionar Gallus (ca. 550–640).

[2834] Gregor II. († 731), seit 715 Papst.

[2835] Gregor III. († 741), seit 18. März 731 Papst.

unweit Leuwarden, wurde (755) Bonifazius von einem Haufen heidnischer Friesen überfallen und sammt allen seinen Begleitern erschlagen.

Aber kaum ward die That ruchbar, so strömten die bekehrten Friesen herbei, bemächtigten sich der Leiche und führten sie feierlich nach Utrecht. Hier wurde sie eingesargt, und Priester trugen von da die irdische Hülle des großen Apostels von Station zu Station bis nach Fulda, wo man sie in der Stiftskirche, im Grabgewölbe (der Krypta), beisetzte. Bonifazius hatte dasselbe sich selbst zur Ruhestatte erbaut und oft geäußert, sterbe er wo anders, möchte er doch hier begraben seyn. Noch heute ruht seine Asche da, heilig geachtet und unangetastet von den Stürmen 11 langer Jahrhunderte.

Die Fuldaer Stiftskirche, welche Bonifazius baute, und an der die Krypta das letzte Ueberbleibsel ist, brannte 927 aus, wurde dann bei weitem herrlicher und größer wieder aufgebaut und 980 als Dom geweiht. 1393 legte auch diesen eine Brunst in Asche. Im fünfzehnten Jahrhunderte im schönsten gothischen Styl wieder hergestellt, traf ihn, wie so manchen andern Prachtbau der Vorzeit, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Schicksal, den damaligen Fürstbischöfen so geschmackswidrig vorzukommen, daß er eingelegt wurde bis auf die heilige Krypta. Auf seinem Fundamente und aus den Materialien des alten erhob sich der neue Dom[2836]. Es ist eines der schönsten Bauwerke aus jener verdorbenen Zeit[2837], wo der italienische Styl mit seiner Affengrazie und seinem Schnörkelreichthum der Baukunst allein Muster geben durfte. Dieser Dom, aus Werkstücken in einem lateinischen Kreuze erbaut, mißt 300 Fuß Länge, und die beiden Hauptthürme haben eine Höhe von 229 Fuß. Sein Inneres, obschon mit Pilastern und Ornamenten überladen, imponirt durch Größe, und man bewundert in demselben die vortreffliche Vertheilung des Lichts.

[2836] In den Jahren 1704 bis 1712 von Johann Dientzenhofer (1663–1726) als dreischiffige Basilika errichtet und am 15. August 1712 auf das Patrozinium Christus Salvator geweiht.

[2837] Des Barocks, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.



FULDA: DER DOM

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 42-48.

CCLXXXXVI. Palermo[2838].

Für den Mann, welchen höhere Interessen, als die des blos materiellen Wohlseyns begeistern, und der das Glück der Völker und Staaten nicht nach ihrer Wohlbeleibtheit mißt; für den Freund des Vaterlandes auch, der an gerechten Erwartungen die Wirklichkeit als Maßstab anlegt, ist die Zeit nicht so heiter, daß er in das Hosiannah einstimmen müsse, welches von so mancher Seite her sich fort und fort hören läßt. Alles Staunens über die Wunder und Herrlichkeiten der Gegenwart zum Trotz, sieht er sie doch schwer erkrankt. Die Ausartung der Sitten, ausgegangen von oben, hat die Gesellschaft durchdrungen bis zu den allertiefsten Schichten, und Immoralität, in trüber Mischung mit roher Selbstsucht und verbrecherischem Leichtsinn, bring die furchtbare Masse nachgerade in eine faule Gährung. Wenn man Recepte verschreibt, ist Krankseyn kein Geheimniß; zu keiner frühern Zeit waren aber die Aerzte so geschäftig als jetzt. –

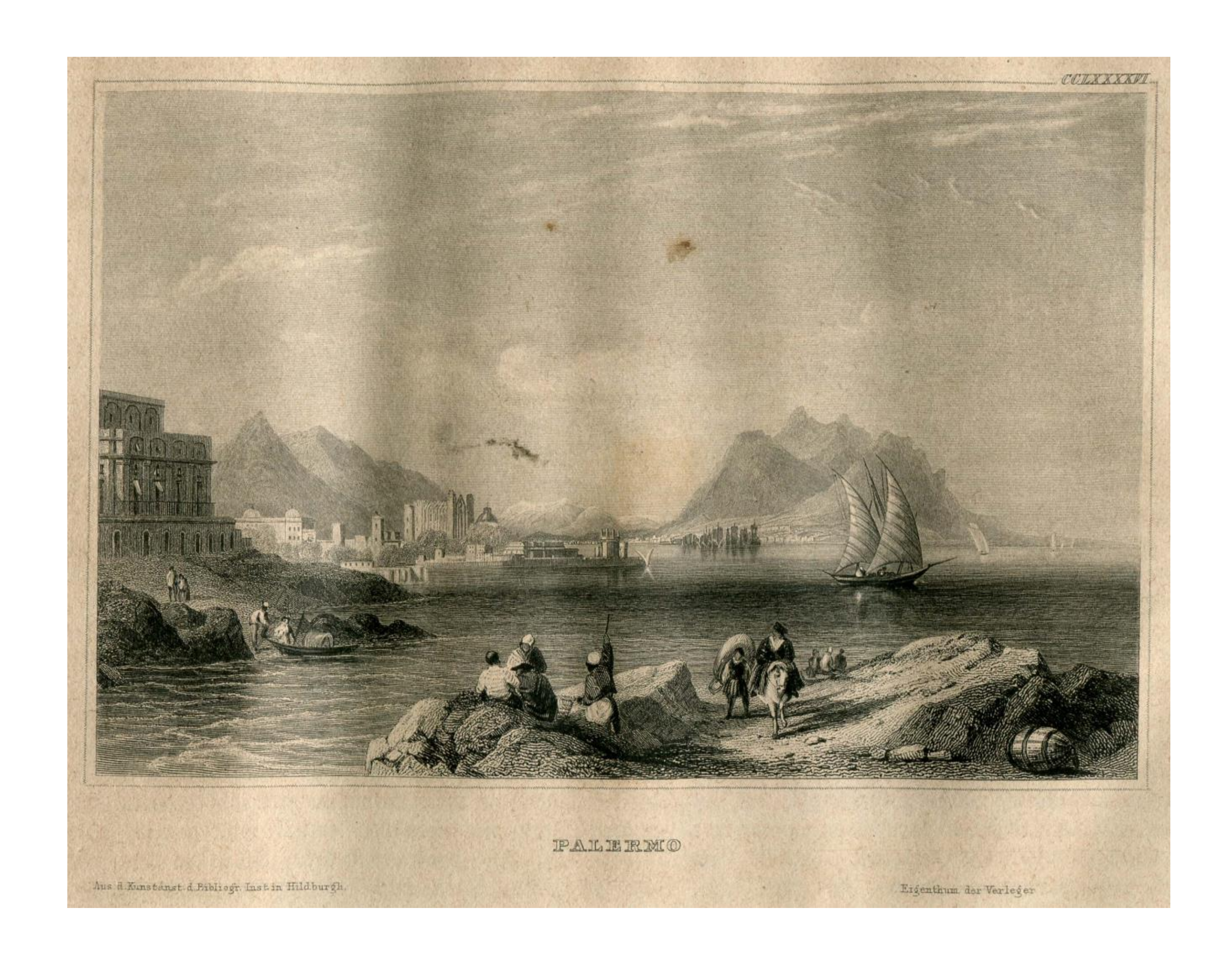
Inmitten dieser düstern Zustände erhebt die Industrie in blendendem Glanze ihr Haupt. Wie ein Cherub schreitet sie einher, und vor ihrem flammenden Schwerdte neigt der alte ehrwürdige Bau der bürgerlichen Gewerbe sich in den Staub. Krachend stürzt er ein, und wehe den Handwerkern, die sich nicht zeitig flüchten und einziehen in die neuen Palläste, welche Wissenschaft, mit Geldkraft im Bunde, zu ihrer Aufnahme freigebig gebaut haben. Ansprüche auf Unabhängigkeit kann der Handwerker, der Groß-Industrie gegenüber, freilich nicht geltend machen und der früher selbstständige Gewerbsmann sinkt zum Miethmann, zum Proletair herab. Aber die Umwandlung ist nicht mehr zu vermeiden und geht rasch vor sich. Bald wird es nur noch reiche Gewerbherren und arme Arbeiter geben, und der freie Handwerkerstand hört auf.

In enger Wechselwirkung mit diesen Verhältnissen steht die wunderbare Vermehrung der Communikationsmittel. Bisher hat die Sucht nach Vergnügen und Genuß in den höhern Classen der Gesellschaft am meisten Rechnung dabei gefunden, obschon es gewiß ist, daß mit der Zeit auch den unteren Classen die Vortheile zu gut kommen werden, welche jetzt den höhern vorzugsweise werden. Wo vor 20 Jahren Einer reiste, reisen jetzt Fünf, und in 20 Jahren werden so viel Hundert reisen. Bei dieser friedlichen Völkerwanderung müssen nothwendig jene Länder am meisten gewinnen, welchen der Schöpfer am freigebigsten die Reize verlieh, nach deren Genuß der Mensch am allermeisten verlangt: ein mildes Klima und eine schöne Natur.

Auch Sicilien nimmt reichlich Theil an der allgemeinen Aerndte. Seitdem Dampfbootrouten die Hauptstadt der Insel mit Neapel, Malta, Marseille, Livorno und Civita-Vecchia verbinden, werden mit jedem Jahre die Schaaren größer, welche Sicilien zum Ziele ihrer Forschungs- oder Vergnügungsreisen erkiesen. Man berechnet, daß sich binnen einem Lustrum[2839] die Zahl der Reisenden dorthin verdoppelte. Kein Wunder! Denn was die Natur Reizendes und Großes auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum der weiten Erde zusammen drängen konnte, hat sie in Sicilien versammelt, und was geschichtliche Erinnerungen vermögen, ein Land interessant und ehrwürdig zu machen, findet sich hier in reicher Fülle. Die großen Denkmäler von kaum noch dem Namen nach bekannten Nationen, die Riesenwerke alter Baukunst, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können, und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligem Schauer durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn den Wolken anstrebenden Gebirgen und zeigen sich noch nach 3000jährigen Zeitstürmen als des Landes herrlichsten Schmuck. In keinem andern Theile der Erde findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, und das

[2838] Phöniz. 𐤑𐤉𐤑, Ṣiṣ, „die Blume“; griech. Πάνορμος, Pán[h]ormos, „Ganzhafen, Großer Hafen“; lat. Panormus, arab. بلرم, Balarm; sizilian. Paliemmu.

[2839] Lat., Zeitraum von fünf Jahren.


CCLXXXXVI
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.
Eigenthum der Verleger

PALERMO

hochgepriesene Rom selbst darf seine Denkmäler denen Siciliens an Größe und erhabener Schönheit nicht vergleichen. Rom's Monumente gehören blos einer Zeit an, der kurzen Epoche seiner Cäsaren. Alles andere deckt die Nacht. In Sicilien hingegen umfassen nur allein die Monumente des griechischen Alterthums ein ganzes Jahrtausend, und den Bildungsgang der edelsten Kunst kann der Kenner Schritt für Schritt verfolgen. An die griechischen Denkmäler reihen sich die Monumente, welche die herrschende Siebenhügelstadt der Welt hinterlassen, und von diesen ausgehend kann der Forscher die ganze Stufenleiter des Kunstverfalls späterer Zeiten hinabsteigen, wo sich griechische, ägyptische, arabische Style bastartartig [sic!] zusammengatten, bis endlich germanischer Sinn unter Normannen und Barbarossa die Architektur zur herrlichen Selbstständigkeit von neuem erhob. Von dieser Epoche folgt er ihr leicht durch eine abermalige lange Periode des Verfalls bis zur Gegenwart. – Aber nicht blos für den Kunstforscher, auch für Diejenigen, welche die mildern Himmelsstriche aufsuchen, um eine schwankende Gesundheit zu befestigen, ist Sicilien, wo Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der heitere Himmel gleich entzücken, ein gefeierter Name. Könnten unsere invaliden Touristen nur bequem durch dieses Paradies fahren, so würden sie dahin wallfahrten, wie nach Florenz, Rom und Neapel.

Der Mangel an Heerstraßen in Sicilien ist sehr lästig; hat aber auch seine eigenthümlichen Reize. Da sich zu jenem, in natürlicher Folgerung, der Mangel von Gasthöfen gesellt, die man im Innern des Landes kaum dem Namen nach kennt, so fällt es der Gastfreundschaft zu, für Ersatz zu sorgen. Es gibt kein Land in der Welt, wo der gebildete Reisende zuvorkommendere und herzlichere Aufnahme findet, als in Sicilien. Er bedarf nur einer Introduction bei einem angesehenen Hause, um gewiß zu seyn, daß es ihm nicht an Empfehlungen für seine ganze Tour gebrechen werde, die ihm überall die Vorrechte und Annehmlichkeiten sichern, welche man dem Fremden nirgend so bereitwillig und mannichfaltig einräumt. Dabei findet sich in den höhern Klassen, weit allgemeiner als im übrigen Italien, ächte und zumal gelehrte Bildung, im Gegensatze zu Neapel, wo die vornehmeren Stände hinter einem geschmeidigen, äußerlich feinen Wesen, dem Würde und Charakter abgeht, häufig Unwissenheit und Rohheit verbergen. –

Palermo ist die Hauptstadt und zugleich das Herz Siciliens, in welchem die großen Pulsadern seines Lebens schlagen. Die Stadt liegt an der Nordwestküste der Insel, an einem kleinen Meerbusen, und wird durch 2 Forts gegen die Seeseite gut vertheidigt. Die Zahl der Einwohner, die in den glänzendsten Zeiten 300,000 überstieg, ist unter 150,000 gesunken; die Cholera raffte vor 4 Jahren allein 30,000 hinweg[2840]. Palermo ist prächtig gebaut und reizend seine Ansicht vom Meere aus, wie sie der Stahlstich uns zeigt; doch viel herrlicher noch ist der Fernblick auf Stadt und Meer von den benachbarten Höhen herab. Aus der Bay betrachtet, verlieren sich die Thürme auf der Folie der Berge, welche die Stadt umschließen. Hafen und Vorstadt erscheinen fast klein, und am erstem vermißt man das lebendige Gewühl des Neapolitaner Molo[2841], das Gequäcke der Policinells[2842], die einförmige Stimme der Vorleser des Tasso[2843], das Ausrufen der Früchteverkäufer, deren überreiche Vorräthe das lüsterne Auge ergötzen, und an den Marinaris (dem Schiffsvolk) die malerische rothe Kappe, welche in ganz Sicilien durch die nüchterne weiße Zipfelmütze verdrängt worden ist. Die platten Dächer haben auch aufgehört, und die häßlichen Hohlziegel des nördlichen Italiens sind ein eben so unerwarteter, als unangenehmer Anblick. Die ersten Straßen, welche man, vom Hafen aus, durchwandert, sind auch enge, winklich, finster; genug, der erste Eindruck ist kein günstiger. Aber ehe die Täuschung sich dem Begriffe vertraut machen kann, betritt man die Hauptstraßen der Stadt, schreitet man über den herrlichen Corso und die Strade Marqueda, und sie verschwindet. Genannte Stadttheile und die Piazza Villena sind fast ganz aus Pallästen gebildet, deren grandioses Ensemble reichlich ersetzt, was sie bei der Musterung im Einzelnen

---

[2840] Nachdem 1835 vor allem das ital. Festland von einer verheerenden Cholera-Epidemie betroffen gewesen war, suchte die Seuche im Jahre 1837 Palermo heim.

[2841] Die berühmte „Molo Angioino“ (Anjou'sche Mole) im Hafen von Neapel.

[2842] Der Pulcinella, einer Figur der neapolitanischen „commedia del arte“.

[2843] Auf der „Molo Angioino“ (siehe hierzu S. 938, Anm. 2841) waren damals Vorleser üblich, die dort täglich aus Werken von Ludovico Ariosto (1474–1533), Torquato Tasso (1544–1595) und anderen ital. Schriftsteller öffentlich vortrugen.

verlieren; denn die meisten dieser Prunkgebäude tragen das Gepräge der letztern Jahrhunderte zur Schau, Ungeschmack und Geistlosigkeit, die sich hinter einem Schwulst gedankenlosen Zierraths verbirgt. Wunderlich geschnörkelte und gebogene Eisenbalkone hängen vor jedem Fenster und werden von in plumpen Gestalten ausgemeißelten Consolen getragen; widerwärtige Karyatiden[2844], gewundene Säulen und ähnliche Auswüchse des Zopfstyls[2845] verunzieren die meisten Façaden; das Ganze imponirt aber doch durch seine gewaltige Masse, und man erkennt Palermo, durch sein äußeres Erscheinen, sogleich als den Sitz einer reichen und mächtigen Aristokratie und als die einstige Residenz der Beherrscher des Landes, von den Byzantinern und Sarazenen[2846] an, bis auf die Normannenfürsten, die spanischen Statthalter und die Vicekönige Neapels. Königsstandbilder reihen sich längs der Marina und thronen auf einzelnen Plätzen; Fontainen sprudeln an den Straßenecken und Marmortafeln verkündigen die Namen ihrer Stifter: aber die Inschriften sind schwülstig, die Formen verzerrt, die Ornamente bei aller Ueppigkeit ohne Humor. Palermo hat auf die Ehre, der Sitz des schlechten Kunstgeschmacks zu seyn, vollen Anspruch.

Unter der Herrschaft des Letztern hat auch das Große und Schöne aus früheren Jahrhunderten gelitten und die herrlichsten Werke der maurischen und gothischen Architektur sind von ihm vielfach angetastet worden. Die Kirche des Johannes in der Wüste z. B. hat von ihrer frühern Moscheenpracht blos die Kuppeln gerettet, der normännische Dom sogar ist durch plumpen Zierrath ganz verunstaltet. Nur die Kapelle Palatina von unvergleichlicher Schönheit entging den barbarischen Verbesserungen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Aus dem Vorhergesagten läßt sich ahnen, daß Palermo an eigentlichen Kunstwerken nicht reich seyn könne. Es hat zwar ein Nationalmuseum; aber die Sammlungen sind weder zahlreich, noch kostbar. Das Beste, was die Ausgrabungen in Selinunt[2847] etc. liefern, kommt nie hierher, sondern wandert nach Neapel, oder in die Palläste der Britten, deren Agenten jeden bedeutenden Fund sogleich aufspüren. Aus dem Mittelalter sind die Porphyrgrabmäler der Hohenstaufen im Dom noch die bedeutendsten; aber, so berühmt sie auch sind, so ist doch ihr historisches Interesse größer, als ihr Kunstwerth. Im königlichen Schlosse[2848] machen die gefeierten antiken Bronze-Widder im Krönungssaale das einzige sehenswerthe Sculpturwerk aus. Reicher ist Palermo an Malereien, obschon bei weitem das Beste des hier Gewesenen von den fremden Herren, den Spaniern zumal, längst entführt worden ist. Die Hauptkirchen enthalten viele Bilder aus der Zeit Raphaels und die Hauptwerke von Vinzenze Romano[2849], Aromolo[2850] und Monrealese[2851]; auch ist im Oratorio del Rosario ein berühmtes Bild von Vandyk[2852]. In den Pallästen ist keine Ausbeute. Sie sind mit den Fratzen des 17. und 18. Jahrhunderts behangen, vor welchen die nobeln Erzeugnisse der alten Kunst verschwanden.

Die Umgebungen Palermo's tragen den Zauber sicilianischer Landschaften an sich. Nirgends sind die Formen der Terrainverschiedenheiten launiger, mannichfaltiger. Große Strecken, welche mit Oelbäumen bepflanzt sind, andere, welche die Aloe als Zaun umspannt, Gärten, in denen die indianische Feige[2853] theils beetweise gezogen wird, theils in üppiger Freiheit durcheinander wuchert, traurige Zypressen, welche die Todtenäcker und einsamen Kapellen umgeben, kühne, von Normannen und Mauren gespannte Brücken über die reißenden Bergwasser und Schluchten, ferne Ruinen, Klöster und Burgen

[2844] Siehe hierzu S. 162, Anm. 406.

[2845] Abwertende Bezeichnung für den im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachteten Barock.

[2846] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

[2847] Griech. Σελινοῦς, lat. Selinuntum, ital. Selinunte, eine archäologische Fundstätte in der Provinz Trapani auf Sizilien.

[2848] Der Palazzo dei Normanni stammt aus dem 12. Jhd. und wurde von den Vizekönigen Siziliens ab dem 16. Jhd. aus- und umgebaut.

[2849] Vincenzo degli Azani da Pavia, genannt „il Romano" († 1557).

[2850] Nicht ermittelt.

[2851] Pietro Novelli, genannt „il Monrealese" (1603–1647).

[2852] Anthonis van Dyck (siehe hierzu S. 408, Anm. 1172).

[2853] Die Opuntie (Opuntia).

auf den Höhen, lachende Villen mit traubenschweren Veranden, einsame Vignen[2854], von Bergströmen zerrissene Schluchten, deren Wände die reichste Vegetation verschwenderisch bekleidet, fesseln den Blick bei jedem Schritt.

Unter den Sehenswürdigkeiten in der reizenden Umgegend nehmen die maurischen Schlösser Euba und Zissa, der Monte Pellegrini und die Villen der sicilianischen Großen um Bagaria die ersten Stellen ein. Jene beiden Denkmäler arabischer Herrschaft sind vollkommen erhalten und Zissa wird noch jetzt bewohnt. Es ist die Residenz des Fürsten Sciarra[2855]. Von diesem Schlosse, welches seiner Zaubergärten und der Pracht seiner Ausschmückung halber schon von den arabischen Schriftstellern gepriesen wurde, führt ein unterirdischer Gang nach der Stadt. Die Aussicht von der mit Zinnen gekrönten Terrasse ist unsäglich schön. Das große Palermo, umgeben von einem Gürtel von Orangengärten, über denen sich schlanke Palmen schaukeln, das Meer, die dunkelnden Berge mit ihren Spitzen und Zacken, rückwärts eine tiefe Schlucht, in welcher Dörfer und Weingärten und Klöster aus dem grünen Laubgewebe hervorlauschen, die Stadt Monreale mit ihren Kirchen, – alles rundet sich zu einem der herrlichsten Panoramen Siciliens.

Den Wallfahrtsberg (Monte Pellegrini) mit dem berühmten Grabe und Kloster der heil. Rosalie kennen wohl die meisten meiner Leser aus Göthe's plastischer Beschreibung[2856], und aus eben diesem Grunde kann ich mir auch die der prächtigen Schlösser um Ongaria, unter welchen jenes des Prinzen Pallagonia[2857] bei den Palermitanern als höchste irdische Herrlichkeit gilt, dem aber in Wahrheit nur die Palme des Ungeschmacks gebührt, erlassen. Sühne für diese vom Aberwitz und Reichthum gegen Schönheit und Vernunft begangenen architektonischen Frevel gibt das Kloster Monreale. In dreifacher Windung zieht die Straße hinan, eingefaßt von Caktus und der Aloe, die ihr königliches Blüthenhaupt emporstreckt. Die Klosterkirche ist nicht blos die schönste in ganz Sicilien, sondern in ihrer Art einzig in ganz Italien. Selbst die Marcuskirche Venedigs erreicht sie an Reichthum kaum und wird von ihr an edler Einfachheit und Reinheit des Styls weit übertroffen. Beim Eintritt in das Heiligthum blendet Goldgluth das Auge, und Minuten vergehen, ehe es fähig wird, vom wunderbaren Ganzen das Einzelne zu sondern und zu betrachten. Das Hauptschiff ruht auf antiken Säulen von größter Schönheit; alle Decken sind mit Roth, Gold und Blau, über welche sich lichtweiße Ornamente arabeskenartig hinziehen, aufgemalt. Goldblech bedeckt die Querbalken und faßt jedes Gesimse und jede Leiste ein. Die Seitenwände des Hauptschiffs sind mit der prachtvollsten Goldmosaik belegt, Scenen aus dem alten Testamente darstellend; Bilder aus dem neuen Testamente, ebenfalls in Goldmosaik, füllen die Altäre, die Chöre, die Seitenschiffe aus. Die Zeichnung an diesen Malereien ist vortrefflich. Alle Zwischenräume sind mit köstlichem Jaspis und Marmor ausgetäfelt; musivische[2858] Arbeit ziert Pfeiler und Bischofssitz im Chor; der Fußboden ist Mosaik aus Porphyr. Selbst der Kreuzgang des Klosters war ursprünglich mit Bildern auf Goldgrund geziert; aber unter den räuberischen Händen der Zeit und der Menschen sind diese verschwunden.

Im Charakter der Palermitaner tritt der Typus des sicilianischen scharf ausgeprägt auf, und die lange Gegenwart der fremden Herrschaft hat hierin nichts geändert. Des Neapolitaners affenartiger Beweglichkeit und seiner gutmütigen, für allen Scherz empfänglichen Laune, stellt sich das düstere, fast feierliche Wesen des Palermitaners schroff entgegen. Die Gesichtsbildung schon unterscheidet beide Raçen höchst auffallend und macht die Verschiedenheit ihres Charakters kenntlich. Die Palermitanische Physiognomie hat etwas Edeles, Stolzes; in ihrem dunkeln, beweglichen Auge lodert unheimliche Gluth; es ist ein Vulkan, der des Ausbruchs harrt. – Der Neapolitaner macht den Magen zu seinem Abgott; der Sicilianer dagegen ist nüchtern. Beide streben nach Erwerb ohne Arbeit; aber während der Neapolitaner

[2854] Frz., Weinberge, Weingärten.

[2855] Francesco Paolo Notarbartolo, Principe di Sciara e di Castelreale, Marchese di San Giovanni la Mendola (1806–1887).

[2856] Johann Wolfgang von Goethes Bericht über seinen Aufenthalt in Palermo vom 2. bis 18. April 1787 in dessen „Italiänischer Reise“ in „Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Acht und zwanzigster Band“ (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1829), S. 89-151.

[2857] Francesco Ferdinando II. Gravina e Bonanni, Principe di Palagonia (1677–1736).

[2858] Mit Steinen oder Glasstücken eingelegt.

auf die gemeinste Art bettelt, betrügt, oder stiehlt, – läßt sich der Sicilianer höchstens zum Raube herab. Nur in Einem sind Beide gleich: im Eifer für vernunftlosen Bilderdienst. Der Palermitaner ist so abergläubisch und so fanatisch eingenommen für seine Glaubensvorurtheile, als es der Neapolitaner nur immer seyn kann. Bei allen Angelegenheiten des Lebens verlangt er. daß der Himmel intervenire; bei jedem Geschäfte sucht er die Heiligen in sein Interesse zu ziehen. Der Einfluß der Geistlichkeit ist daher unbeschränkt, und ihr oft zügelloses Leben, obschon die Geschichten darüber von Munde zu Munde laufen, vermag nicht, ihre Macht zu schmälern. Nirgends finden sich so viele Klöster in und um eine Stadt zusammengehäuft als in Palermo, und der Boden des Landes weit umher ist zur größern Hälfte kirchliches Eigenthum. Notorisch stehen die meisten Klöster durch unterirdische Gänge mit einander in verborgener Verbindung, und, wie die Sage geht, zu sehr weltlichen Zwecken. – Reinlichkeit ist in Palermo nicht zu Hause; so wenig als in Neapel. Dort, wie hier, beleidigen das Auge des an Ordnung und Sauberkeit gewöhnten Nordländers die Zeichen der Unsauberkeit in jeglicher Wohnung, und selbst die Palläste der Großen lassen schneidende Contraste von Pracht und Schmutz bemerken. Die Sucht, mit einem zahlreichen Schwarm von Faullenzern [sic!] in betreßtem Röcke zu glänzen, macht sich in den Antichambren[2859] widerlich breit. Daneben aber ist große Negligence augenfällig, und in den prächtigen Sälen, ja sogar auf den Balkonen der Palläste, sieht man wohl auf queerüber gezogenen Leinen die Leibwäsche der Eccellenza trocknen. Artigkeit und seltene Zuvorkommenheit gegen Fremde sind indessen unter den vornehmen Classen allgemein, und der Forestiero[2860] findet am Palermitaner, hätten beide auch nur leichte Bekanntschaft an einem öffentlichen Orte mit einander geknüpft, den gefälligen Cicerone zu allen Merkwürdigkeiten in und außerhalb der Stadt. Ein eigenthümlicher Zug des Palermitaners ist's, den Fremden ohne Umstände zum Vertrauten zu machen, zumal zum Mitwissenden seiner Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen, die des Palermitaners Seele ausfüllt; denn sein Stolz auf sicilianische Nationalität fühlt sich durch hundert Dinge verletzt, und der Groll gegen die neapolitanische Herrschaft ist ohne Maaß und Ziel. Beide Völker überhäufen sich bei jedem Anlaß mit Schmähungen, und das sicilianische, als der untoleranteste Theil, ist jederzeit der Gelegenheit gewärtig, das Joch abzuschütteln, mit welchem sich zu befreunden es niemals lernen wird.

Bei alle dem ist das Leben des Volks in Palermo voller Genuß; und fröhlich und sorglos schwingt es sich durch die ihm beschiedene Spanne Zeit. An heitern Abenden hört man überall Musik, auf dem Corso und den Piazza's fliegen Leuchtkugeln, prasseln Raketen, Gesang und Guitarre tönen und schwirren an allen Fenstern bis tief hinein in die Nacht. Wer Herr seiner Zeit ist und zu den Glücklichen gehört, die frei ihren Aufenthalt wählen können, der säume nicht, ein Jahr auch in Palermo zu weilen, und wenn er zu leben weiß, wird er es gewiß zu den genußreichern seines Daseyns zählen.

[2859] Frz. l'antichambre, das Vor- bzw. das Wartezimmer hochgestellter Personen; wegen der damals üblichen langen, erniedrigenden Wartezeiten ist das dazugehörigen Verb „antichambrieren" pejorativ konnotiert im Sinne von sich unterwürfig, diensteifrig um jemandes Gunst bemühen.

[2860] Ital., der Fremde.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 53-57.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 97-101.

CCLXXXXIX. Der heilige Kreuzberg in der Rhön.

Die Ursachen, welche das verwirrende Chaos der Erdrinde gestaltet haben, blieben zu allen Zeiten des Erdalters die nämlichen. Vulkane und Erdbeben waren und sind noch gegenwärtig die Hauptmittel, deren sich unser feuerflüssiger Planet bedient, seine verschlackte Kruste, seine Continente und Meere zu verändern. Es laufen in verschiedenen Richtungen vulkanische Linien über die Erdkugel hin, welche beständig Ausbrüchen und Erschütterungen ausgesetzt find. So läuft die Linie der Anden durch die neue Welt ihrer ganzen Erstreckung nach von Süd nach Nord, vom Feuerland bis zu den Aleuten, ja sie läßt sich aus ihren Wirkungen selbst unter dem Ocean hin bis zu ihrem Anschließungspunkte an jene Reihe vulkanischer Heerde verfolgen, welche von Kamtschatka nach Japan, den Philippinen, Molukken bis in die südlichsten Glieder der asiatischen Inselkette sich ausdehnt. Der stille Ocean ist demnach von einem Gürtel thätiger Vulkane umgeben, während sich aus den, vom Senkblei unergründlichen Tiefen jenes Meeres zahlreiche Coralleninseln erheben, die meistens durch ihre Kegelform darauf hindeuten, daß sie einen alten Krater bergen. Eine zweite, uns nähere Vulkanen-Zone geht von Ost nach West, und ihre Schreckensherrschaft erstreckt sich von den blühenden Thälern Persiens, über Kleinasiens und Griechenlands herrliche Gefilde hin durch die alten Sitze der europäischen Kultur bis zu dem Atlantischen Meere. Zwei sich einander durchschneidende Linien lassen sich um die Erde ziehen, welche den heftigsten Stößen ausgesetzt ist. Zu beiden Seiten derselben strahlen die Bebungen aus, anfangs mit zerstörender Macht begabt, bis sie in schwachen Oscillationen endigen, die unfähig sind, die Bodengestaltung zu verändern. Solche Schwingungen erstrecken sich oft mehre hundert Meilen weit; sie pflanzen sich in der Erdkruste fort, wie der Schall in der Luft.

Nur wenn der Riß so tief ist, daß er von der Kruste der Erde bis zur feuerflüssigen Masse derselben niederreicht, können sich Laven entleeren. An den Schichten dieser Laven mißt der Geologe, wie der Botaniker aus den Wachsringen des Stamms das Alter des Baums berechnet, das Alter der jüngsten Erdrinde. Ungeheuer weit liegt deren Geburtstag für den gewöhnlichen Begriff des Menschen zurück. 3000 Fuß über der Basis des Aetna, zwischen Schichten von Lava und Bimsteinen, findet man Muschelbänke, welche über 200 Arten von Fischen und Schaalthieren enthielten, die denjenigen, welche noch jetzt im Mittelmeere leben, völlig gleich sind. Diese Thiere gehören also der letzten, der jetzigen Erdrinde an; augenscheinlich hob sie ein ungeheuerer Ausbruch aus dem Grunde des Meeres auf jene Höhe, und seitdem hat sie der Aetna mit seinen Lavaschichten allmählich 9000 Fuß hoch überdeckt. Da wir nun wissen, daß es neunzig Aetna-Ausbrüche durchschnittlich bedarf, um die Gesammtoberfläche jener ungeheuern (15 Meilen[2861] im Umkreis messenden) Feueresse um einen Fuß zu erhöhen, neunzig Aetna-Ausbrüche aber einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren einnehmen, so ist leicht zu berechnen, welche weit über alle Geschichte und Sage hinausreichende, in die Millionen Jahre gehende Zeit erforderlich war, um die Pyramide des Aetna zu ihrer jetzigen Höhe aufzuthürmen. Und doch gehört die Erdrinde, auf welcher die Lava sich allmählich zum Aetna erhob, in geologischer Hinsicht der Gegenwart an! – Erschrick' nicht, armer Sterblicher, der du deine Gegenwart mit einer solchen vergleichst, deine Spanne Zeit an solche Ewigkeiten missest. Auch diese Ewigkeiten sind nur Zeitspannen, denn

[2861] Hier ist wohl die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km gemeint.

zum Alter der Erde selbst verhalten sich die Alter ihrer Krustverwandlungen wie Eintagsfliegenleben zu Jahrtausenden. Noch mehr. Die Astronomie thut dar, daß unser Planet selbst nur ein Punkt ist in der Unendlichkeit des Raums; werden nun die Milliarden Jahre, die es zu den Formwandlungen der Erde, von ihrer Kindheit als Nebelfleck an bis zu ihrer Jugend als inkrustirte Feuerkugel, bedurft hat, mehr seyn, als ein Punkt in der Unendlichkeit der Zeit? – –

Wie die lebenden Vulkane einen Altersmesser für die neueste Erdrinde abgeben, so sind auch die erloschenen, den frühern Formationen angehörigen Erdschlöte geeignet, die Geschichte unsers Planeten unserm forschenden Auge immer mehr zu erschließen. Sie, und die durch eine lange Reihe von Formationen stufenweise zu verfolgenden Ueberreste der organischen Schöpfung, von dem fossilen Elephanten der vorletzten Kruste an bis zum atomistischen Schaalthiere des Urkalks herab, sind die Urkunden, welche Zeugniß ablegen von den Zuständen unsers Planeten vor dem Auftreten des Menschen; sie schlagen das Buch der Erdgeschichte vor uns auf, und führen unabsehliche Reihen von Verwandlungen und von geschaffenen Wesen an uns vorüber, von denen wir außerdem weder wüßten, daß sie gelebt haben, noch daß sie untergegangen sind.

Während sich heut zu Tage auf unserm ältern europäischen Continente die sichtbare Thätigkeit des unterirdischen Centralfeuers auf verhältnißmäßig wenige und unbedeutende Heerde zusammengezogen hat, nahmen die Vulkane in frühern Epochen einen unendlich größern Raum unsers Welttheils ein. Die ihren dicht aneinander gestellten Essen entquollene Lava thürmte ganze Gebirge empor. In noch ältern Zeiten blies die Gewalt der feurigen Fluthen Strecken der Erdkruste, Ländergroß, hoch auf, sprengte dann der Blase Riesenleib, und aus den vielen Meilen langen Spalten quollen die Porphyr- und Granitlaven heraus, und thürmten sich, erkaltend, als jene Felsmauern gen Himmel, deren Trümmer die Hochgebirge der Erde bilden.

Unser Deutschland war ein Hauptschauplatz der vulkanischen Thätigkeit in jenen Epochen. Recht großartig ist die älteste entwickelt in den Alpen, in den Karpathen; die im Erzgebirge, Thüringerwald, Riesengebirge und im Harz, um deren Porphyr- und Granitzinnen sich die gehobenen und geborstenen ältern Flötzkrusten mantelförmig lagern, sind schon jüngerer Bildung; zunächst an unsere Epoche aber reicht die Entstehung jener merkwürdigen Zone von erloschenen Vulkanen, welche wir mit geringen Unterbrechungen von der Rhone und dem Rhein durch den Spessart, über die Rhön hin durch Hessen (Meißner), Westphalen bis zum Kraterkranze der Eifel verfolgen. Die Rhön ist in dieser Zone der Punkt, wo sich die vulkanische Thätigkeit am schaubarsten und kräftigsten entwickelt hat. Dieses ganze Gebirge, welches sich in einer Länge von 6–7 Meilen und einer Breite von 2–3 Stunden westlich von dem Thüringerwald und der Werra hinzieht, besteht aus einer dichten Reihe von Vulkanen, deren Krater zwar größtentheils eingestürzt, jedoch zum Theil auch (wie der Euben bei Gersfeld) noch mehr oder weniger kenntlich sind. Die Lava ist hier von den Vulkanen auf junge Flötzschichten (Keuper und Sandstein), 2 bis 3000 Fuß hoch aufgeschüttet worden; einzelne höhere Kegel stürzten durch Erdbeben ein, und ihre Trümmer füllten theils die Zwischenräume der Feuerberge aus, theils wurden sie durch Fluthen weggeführt, und ebneten die Thäler der nächsten Landschaft. Auf diese Weise erhielt das Gebirge der Rhön seine Gestalt. Von fern betrachtet ist’s ein langer oder kahler Rücken, an dessem Saum sich hie und da eine Kuppe von abentheuerlicher Form und steilem Abfall er hebt. Jener Hauptrücken heißt die lange, oder auch (der Rauhheit des Klima’s wegen) die rauhe Rhön. Merkwürdigerweise nehmen einen großen Theil des Plateaus 2 Moore ein (das rothe und schwarze Moor), deren schwankende Rasen- und Binsendecke unerschöpfliche Torflager verbirgt, Quellen des Reichthums und des Erwerbs für die Geschlechter einer noch holzärmern Zukunft. Im Hochsommer sind diese Moore ohne Gefahr zu betreten, und die umliegenden Ortschaften benutzen das Gras auf denselben gemeinschaftlich, bei dessen Einbringung, im August, sich die unwirthliche Höhe belebt; aber im Herbst und im Frühjahr sind die Moore so wässerich und deren Decke ist so weich, daß Menschen und Thiere, welche darauf gerathen, leicht versinken. Geschehene Bohrversuche machen das Daseyn eines unterirdischen Sees von beträchtlichem Umfang wahrscheinlich, der vielleicht den Krater eines ehemaligen Vulkans ausfüllt. – Jene Zeit der Heuernte ausgenommen herrscht Einsamkeit und Todtenstille auf der langen Rhön. Nur krummholziges Fichtengestrüpp umschließt die traurigen Sümpfe, und weit und breit um sie her ist keine menschliche Wohnung zu finden.

Die höchste Kuppe der Rhön ist der heilige Kreuzberg am südwestlichen Ende des Gebirgs, und Angesichts des Frankenlandes ragt er empor wie eine Pyramide, 3000 Fuß hoch. Buchenwaldung bedeckt den untern Berggürtel, weiter hinan wird die Vegetation ärmlich, und den Gipfel, fast kahl, umrankt blos niederes Gesträuch. Einzelne Bäume, die mit gebrochenen Aesten und Kronen umherstehen, zeugen von der Macht der hier selten rastenden Stürme.

Schon in vorchristlicher Zeit opferten die umwohnenden germanischen Stämme auf diesem Berge der Gottheit. Der heil. Kilian[2862], der Frankenbekehrer, stürzte die heidnischen Altäre um und an ihrer Stelle richtete er drei steinerne Kreuze auf, des Evangeliums Siegeszeichen, sichtbar vielen umwohnenden Völkern. Später kam eine Kapelle dazu, zu welcher die Bekehrten wallfahrteten, wie sie früher zu ihren Götzen-Altären gethan hatten. Zeit und Sturm rissen allmählich das kleine Gotteshaus nieder; blos ein steinernes Kreuz blieb übrig auf der höchsten Kuppe, das Ziel der Pilger. Erst lange nachher ließ der fromme Bischof Julius in Würzburg[2863] die Kapelle wieder aufbauen und traf die Einrichtung, daß jährlich an den herkömmlichen Wallfahrtstagen einige Franziskaner vom Kloster Dettelbach herauf kamen, dem Volke zu predigen.

Im dreißigjährigen Kriege, vor dessem Wuth in Deutschland kein Thal zu versteckt und kein Berg zu unwirthlich und steil war, wurde die Kapelle zerstört und das uralte Kreuz freventlich zerschlagen. Die Dörfer und Städte der Gegend waren gleichzeitig verheert worden, die Bevölkerung derselben meistens aufgerieben, und die Wallfahrt erlosch. Erst nach dem Frieden richtete sie sich wieder ein. Bischof Johann Philipp von Würzburg[2864] erlaubte den Franziskanern, sich Zellen auf dem heiligen Berge zu errichten; der Klosterbau selbst endlich begann 1681. Bei dieser Gelegenheit fanden sich die Fragmente der drei steinernen Kreuze wieder und die Köpfe der Bildsäulen an denselben von Jesus und den 2 Schächern. Sie wurden außen an der Klosterkirche hinter dem Thor eingemauert; dort sieht man sie bis auf den heutigen Tag.

Das Kloster auf dem Kreuzberg ist den Hospizen auf den Schweizer Alpen ähnlich, ein einfaches, steinernes Gebäude, ohne Anspruch auf architektonische Schönheit. Es wird von einigen Franziskanern bewohnt. Mit Geduld und Beharrlichkeit haben die frommen Väter ein sonniges Plätzchen vor dem Kloster zu einem freundlichen Garten umgeschaffen, in welchem noch im Hochsommer die ganze Pracht der Frühlingsflora zu schauen ist. Hiazynthen und Tulpen blühen in dieser rauhen Höhe erst im Juli. Nicht minder überrascht die liebevolle Gastfreundschaft der frommen Väter, ihr wirthlicher Tisch und ihr vortreffliches selbstgebrautes Bier. Es ist das beste der ganzen Gegend. Der Gasthof vor dem Kloster gewährt kein anständiges Unterkommen, und jeder gebildete Fremde benutzt daher gern die bereitwillige Aufnahme im Kloster.

Zur schönen Jahreszeit ist der Kreuzberg das Ziel vieler Ausflüge aus dem Frankenlande, und von den nahen Kurorten Brückenau, Kissingen und Boklet machen größere oder kleinere Gesellschaften häufig Parthien hinan. Gewöhnlich läßt man die Wagen am Fuße des Berges zurück und erklimmt die Höhe. Ermüdend ist immer die über eine Stunde dauernde Bergwanderung. – Die Wallfahrtszeit beginnt im August. Einige Tage vor Bartholomäi[2865] strömen ungezählte Schaaren Wallender aus dem Fuldaischen, Würzburgischen, Bambergischen, ja selbst vom fernen Eichsfelde herbei. Diese nehmen Nachtherberge in den nächstgelegenen Ortschaften, und mit Tagesanbruch pilgern sie in feierlicher Prozession bergaufwärts. Am Kreuzwege einigen und ordnen sie sich, und unter Anführung eines Priesters geht der Zug von da weiter fort zur höchsten Spitze, wo er vor dem Bilde des Gekreuzigten niedersinkt in Gebet. Nach verrichteter Andacht hören die Pilger Messe und Predigt im Kloster, und nachdem sie von den Vätern mit Speis und Trank erquickt worden, ziehen sie heimwärts. Jeder Wallfahrer entrichtet ein kleines Geschenk an das Kloster, und auch der ärmste schließt sich nicht von der freiwilligen, ungeforderten Gabe aus. – Herrlich ist die Aussicht von der Stelle des hohen Kreuzes auf dem Gipfel, und sie übertrifft selbst die berühmten Visten der höchsten Thüringer Kuppen, des Inselsbergs und des noch

[2862] Der iro-schott. Missionsbischof Kilian (viell. ca. 640–ca. 689; ermordet).

[2863] Julius Echter von Mespelbrunn (1545–1617), ab 1. Dezember 1573 Fürstbischof von Würzburg.

[2864] Johann Philipp von Schönborn (1605–1673), vom 8. September 1642 bis 19. November 1647 Fürstbischof von Würzburg, danach Kurerzbischof von Mainz.

[2865] 24. August.

höhern Schneekopfs. Oestlich, über das wilde Chaos der Rhön hinaus, ruht das Auge auf der blauen Kette des Thüringerwaldes, der sich 20 Stunden lang in sanften Wellenlinien am Horizont hinschlängelt und dem bewaffneten Auge Dörfer und Flecken, Burgen und Schlösser in Menge erkennen läßt; weiter südlich breitet des Steigerwalds ernste, dunkele Masse sich aus; noch weiter im Süden und südwestwärts dämmern die Berge des Odenwaldes und die Bergstraße in 30stündiger Ferne; zu den Füßen des Schauenden aber lagern die Rebengelände des Mainthals, der ganze Garten des Würzburgischen Landes. Wer die entzückend schöne Aussicht recht genießen will, der nehme einen ganzen hellen Johannistag[2866] dazu und genieße sie zweimal; einmal am frühen Morgen, den Aufgang der Sonne erwartend, und dann am tiefen Abend, wenn sie unter den Horizont hinabsteigt. Die Heiligkeit des Orts, die feierliche Stille, die ihn umringt, wird den Anblick mit erhabenen Gefühlen würzen und ihm Augenblicke bereiten, die zu den seligsten gehören, welche der Sterbliche sich schaffen kann; – die nie aus der Erinnerung weichen. Jeder Mensch sollte solche Momente im Leben wenigstens doch einmal genießen, und jeder Familienvater zumal, gleichviel, welches Glaubens, sollte zuweilen nach einem solchen Bergtempel der Natur wallfahrten gehen, nicht mit der schreienden und murmelnden pilgernden Dummheit; sondern im Kreise der Seinen, damit er ihnen zeige die Pracht der Erde und die Herrlichkeit der auf- und untergehenden Sonne, und er ihnen lehre, was es heiße: „Gott, der Weltenschöpfer, ist herrlich und allmächtig und gütig, und wir sind seine Kinder, und dürfen zu ihm beten.“

[2866] 24. Juni, Joseph Meyer schlägt also einen Tag um die Sommersonnenwende vor.

CCXCIX



HEILIGER KREUTZBERG & KLOSTER
in der Rhön

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburghausen

Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 58-60 u. 88.

CCC. Der Kursaal[2867] in Kissingen.

Sechs Meilen[2868] von Würzburg, vom Bade Brückenau und von Schweinfurt drei, von Meiningen fünf Meilen entfernt, an der Nordgrenze Franken's, liegt Kissingen, gegenwärtig einer der berühmtesten Kurorte Deutschlands.

Freundlich ist Kissingens Umgebung und die ganze Gegend malerisch und fruchtbar, ohne gerade ausgezeichnet schön zu seyn. Ein fetter, blumiger Wiesengrund, von der fränkischen Saale durchschlängelt, fruchtbare Saatfelder, sanftansteigende Höhen, deren sonnige Gelände mit Weinreben bepflanzt sind, setzen eine recht hübsche Landschaft zusammen, welche nordwärts die blaue Kette der Rhön einrahmt.

Schon zur Römerzeit wurde, ist die Tradition wahr, die hiesige Salzquelle benutzt. Im 9. Jahrhundert tritt Kissingen als Städtchen auf, wohlhabend durch den Schatz, der ihm aus der Erde sprudelte. Es gehörte damals den weithin mächtigen Grafen von Henneberg.

Als Bad lernen wir den Ort in einer viel spätern Zeit kennen, und Ruf erhielt er in dieser Beziehung erst seit 20 Jahren. Wer Kissingen zu Anfang des Jahrhunderts besucht hat und es jetzt sieht, kennt es nicht mehr. Alles ist seitdem umgewandelt; die Stadt, die Promenaden, die ganze Gegend. Das äußere Gewand schon verkündigt einen Kurort vom ersten Range, dem jährlich 2000 bis 3000 Gäste[2869] aus allen Theilen der Erde zuströmen. – Medizinisch benutzt und gefaßt sind drei Quellen: der Maximilians-[2870], der Kur- oder Ragotzibrunnen[2871] und der Badebrunnen oder Pandur[2872]. Alle gehören zur Gattung der eisenhaltigen Kochsalzquellen. Reich an Kohlensäure, verbinden sie mit einem sehr beträchtlichen Gehalte an Alkali und Neutralsalzen eine ansehnliche Menge von kohlensaurem Eisen. Dieses macht des Wassers wirksamsten Bestandtheil aus.

Seiner Zusammensetzung gemäß hat das Kissinger Wasser eine kräftige, auflösende Wirkung. Es reizt und befördert mächtig die Absonderung auf dem Abdominalwege, ohne, selbst bei sehr lang fortgesetztem Gebrauche, Schwäche in den Gedärmen oder den übrigen Unterleibsorganen zu hinterlassen.

[2867] Der Arkadenbau wurde in den Jahren 1834 bis 1838 an der Westseite des Kurgartens nach Plänen von Friedrich von Gärtner (1791–1847) errichtet.

[2868] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

[2869] Das „Kissinger Adreß-Buch. – Zusammengestellt von J. B. Niedergesees […]" (Würzburg: C. A. Zürn 1838), S. 27 gibt hierzu folgende Auskunft: „Aus vorstehendem Verzeichniß geht hervor, daß Kissingen für Badegäste eine Anzahl von 1538 Zimmern und Stallungen zu 473 Pferden zu vermiethen hat." Wie weitverbreitet das Vermieten war, belegt vielleicht am besten die Tatsache, daß selbst der kath. Stadtpfarrer Georg Joseph Jüngling (Amtszeit von 1835 bis 1854) „6." Zimmer des Pfarrhauses zahlenden Kurgästen anbot (Kissinger Adreß-Buch, s. o., S. 25).

[2870] Der 1520 erstmals erwähnte Brunnen trägt diesen Namen seit seiner Neufassung unter König Max I. Joseph von Bayern (1756–1825) im Jahre 1815.

[2871] Der 1737 für Kurzwecke erschlossene Brunnen erhielt seinen Namen nach dem ungar. Fürsten Franz II. Rákóczi (ungar. II. Rákóczi Ferenc; 1676–1735), dem damals wegen seiner Erhebung gegen Habsburg in den Jahren von 1703 bis 1711 wohl bekanntesten Fürsten Europas.

[2872] Dieser seit 1616 bekannte Brunnen wurde nach dem berüchtigten Panduren-Korps benannt, das während des Österr. Erbfolgekriegs (siehe hierzu S. 852, Anm. 2624) in Südungarn für Unruhe und dadurch unter den Kurgästen für Gesprächsstoff sorgte.



DER KURSAAL
in Kissingen

Der Maximilians- oder Sauerbrunnen liegt etwa 150 Schritte außerhalb der Stadt gegen Süden, dem Kurhause gegenüber. Er wirkt am gelindesten und ist in einer Reihe von Leiden da ein Heilmittel, wo der energische Ragotzi und der noch kräftigere Pandur nicht angewendet werden darf. Sein Geschmack ist angenehm und dem des Selterser Wassers ähnlich. Seine Heilkraft wird in den verschiedenen Krankheiten der Lunge und Respirationsorgane gerühmt, und selbst bei weit vorgeschrittenen Leiden, wo eigentliche Heilung nicht mehr erwartet werden kann, gewährt es in der Regel fühlbare Linderung und dient zur längern Lebensfristung. Bei Skrofeln[2873] oder Krankheiten der Harnwerkzeuge leistet es ausgezeichnete Dienste.

Von viel durchgreifenderer Wirkung ist der Ragotzi oder Kurbrunnen, Kissingens Stolz und die Quelle seines Wohlstandes. Im Allgemeinen findet die Anwendung dieses berühmten Wassers immer nur bei chronischen Uebeln und Gebrechen statt, besonders bei denen der Unterleibsorgane mit ihren furchtbaren Verzweigungen, gegen welche es sich als eines der mächtigsten aller bekannten Heilmittel erweist. – Beide vorerwähnten Quellen werden als Trinkwasser benutzt, und der Ragotzi namentlich als solches durch die ganze Welt verfahren. Dagegen braucht man die dritte Quelle, den Pandur, fast nur als Bad. Er ist, wie der Ragotzi, schön gefaßt und mit steinernen Ballustraden umgeben, von welchen vier Treppen zu den Quellen hinableiten.

Die Krankheitsformen, in welchen sich der Pandur besonders heilsam zeigt, sind Gicht und eingewurzelte rheumatische Uebel. Man badet entweder im Kurhause, oder in den Privathäusern, die sämmtlich bequem dazu ein gerichtet sind. In's Kurhaus fließt das Mineralwasser unmittelbar von der Quelle in verdeckten Röhren; in die Privatwohnungen wird es in Bütten oder Tonnen gefahren, oder getragen. Für Kranke, welchen das Bad aus reinem Pandur zu angreifend ist, kann es mit den gelinder wirkenden Brunnen versetzt werden. Man badet warm, gewöhnlich in den Frühstunden; das Trinken geschieht am sehr frühen Morgen, und schon um 4 Uhr sieht man Gäste an den Quellen. Für alle andern Gattungen von Bädern, als Douche- und Schwefeldampfbäder etc. etc., sind die nöthigen Einrichtungen vorhanden. Während des Trinkens und nach demselben sind Bewegungen im Freien sehr zuträglich. Von der Kur unzertrennlich ist eine passende Diät. Sehr fette, saure, reizende und blähende Speisen, z. B. Käse, fettes Backwerk, Hülsenfrüchte, fettes, geräuchertes Fleisch, Oel, saure Salate und frisches Obst dürfen nicht genossen werden. Am zuträglichsten sind gute, kräftige, aber magere Boullion-Suppen, die zärtern Gemüßsorten, magere Braten, Wildpret, Geflügel und Fische, mit Ausnahme der fettern Gattungen. Des Abends essen die Kurgäste wenig und nur leicht verdauliche Speisen. Das Badeleben in Kissingen, obschon es früher, bei geringerer Frequenz des Kurorts, billiger war, ist doch, im Vergleich gegen andere Heilquellen vom ersten Range, auch jetzt noch nicht theuer zu nennen. Mit den Mitteln zu Vergnügen und zur Unterhaltung, wie man sie in einem großen Bade erwartet, ist Kissingen hinlänglich ausgestattet und sie werden von Jahr zu Jahr vermehrt. Spaziergänger und Solche, die weitere Ausflüge lieben, finden in den parkähnlich ausgelegten Waldgehägen und Thalgründen reichlichen Genuß. Lieblingspunkte sind: der Hirschheim'sche Garten[2874], die Oelmühle[2875] und das in einer Waldecke der östlichen Berge ganz versteckte Jägerhaus[2876] bei Winkels. Manchmal vereinigt sich die ganze Kurgesellschaft zu einem Ausfluge nach diesem stillen, schattigen Plätzchen. Man lagert sich dort in kleineren oder größeren Kreisen unter den Bäumen und labt sich an dem, was die einfache Wirthschaft bietet: an einem Glase Wein oder Bier, an kühlender Milch, oder an einer Tasse Kaffee, den die Försterin vortrefflich bereitet. Auch die Revierförster-Wohnung Klaushof, eine Stunde nordwestlich von Kissingen, und Hausen, sind Lieblingsorte der Kissinger Badegäste. Nicht minder Euerdorf[,] Garitz und der Seehof und die Ruinen Bodenlauben und Trimberg nebst den schönen Anlagen des Al-

2873 Hauttuberkulose.

2874 Die „Gartenwirthschaft *Bel Vue,* Wein- Bier und Speisehaus“ von Franz Hirschheim an der „Euerdorfer Straße“, die zudem noch „Theaterlokal und Schießstätte“ war (siehe hierzu „Kissinger Adreß-Buch“, wie S. 947, Anm. 2869, S. 12 u. 27).

2875 Die „Gartenwirthschaft Oehlmül Wein- Bier und Speisehaus“ von „Nikolaus Wirsching, Wittib“ an der „Euerdorfer Straße“ (siehe hierzu Kissinger Adreß-Buch, wie S. 947, Anm. 2869, S. 12 u. 27), heute Rosenstraße 10.

2876 Vielleicht die Pension des Jägers Michael Reichert (siehe hierzu Kissinger Adreß-Buch, wie S. 947, Anm. 2869, S. 12, 27 u. 34), heute Winkelser Straße 36.

tenbergs. Größere Ausflüge gehen nach den benachbarten Städten Neustadt, Münnerstadt, Hammelburg und Schweinfurt; dem prächtigen Schloß Werneck[2877] mit seinem Garten; Bad Bocklet und zum Riesen der Rhön, dem heiligen Kreuzberg.

Der Stahlstich zeigt uns die schönste Parthie des berühmten Badeorts, das neue Kurhaus, mit seinem von breiten Wegen durchschnittenen und mit Blumen und exotischen Sträuchern bepflanzten Garten. Von zwei Seiten umgeben ihn Säulengänge, zum Schutz für die Lustwandelnden bei kalter und unfreundlicher Witterung. Dicht dabei sind die Quellen, und schon bei Sonnenaufgang strömt Alles, was die Kur gebraucht, dem Garten zu, wo eine vortrefflich besetzte Harmoniemusik jeden jungen Tag in ein Festgewand kleidet.

[2877] Nachdem im Jahre 1723 die Baulichkeiten aus dem frühen 17. Jhd. abgebrannt waren, wurde die Anlage ab 1724 lediglich notdürftig instandgesetzt. In den Jahren 1733 bis 1745 errichtete dann Balthasar Neumann (1687–1753) die heutige Schloßanlage im Auftrag von Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (1674–1746) als Sommerresidenz.

CCCIX. Kissingen.

Die Beschreibung dieser schönen Ansicht des deutschen, vielbesuchten Kurorts wurde schon an früherer Stelle (Seite 58) in diesem Bande gegeben.



CCCLX

KISSINGEN

Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr.Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



DER RAKOCZY - BRUNNEN UND DER ARKADEN. BAU IN KISSINGEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 55-57.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 79-81.

CCCCLXXXVI. Der Raggozzi-Brunnen in Kissingen.

Ich war schon einmal Ceremonienmeister bei der Präsentation dieses beglückten Kurorts*)[2878]. Ein Lustrum[2879] ist seitdem vergangen. Während dieser Zeit ist der Ruf seiner Heilquellen durch alle Welttheile gedrungen, und von den äußersten Marken der Erde kommen Leidende, sich zu schaaren an die Tausende, welche alljährlich nach den Kissinger Brunnen pilgern, gläubig und hoffend, wie zu gnadenspendenden Heiligen.

Kissingen ist nicht mehr ein Bad des zweiten oder dritten Rangs. Es ist in die vorderste Reihe eingetreten und in dem ihm zugelegten stolzen Titel „Weltbad" ist gewiß weniger Anmaßung, als rechtlicher Anspruch zu erkennen. Auch sein Aeußeres hat durch die Rangerhöhung außerordentlich gewonnen. Um den alten, in einem Viereck erbauten Stadtkern mit den kleinen, unansehnlichen Häusern, der noch vor 15 Jahren sich in gar nichts von einem gewöhnlichen fränkischen Landstädtchen unterschied, wachsen nach allen Seiten neue Straßen mit großartigen Gebäuden auf, und, aufgeputzt und dabei viel reinlicher als ehedem, macht das Innere des Orts selbst jetzt einen recht heitern Eindruck. In der Nähe des Kurgartens zumal sind, wie durch Zauberkraft, eine Menge Paläste entstanden, deren Dekoration und Ameublement die Bestimmung verrathen, fürstlichen Personen zum Aufenthalt zu dienen. In der Kurzeit scheint hier in der That ein Kongreß von Königen versammelt. Luxuriöse Equipagen mit Livreen in allen Farben drängen sich, und Rang und Reichthum wetteifern im Zurschaulegen von Pracht und Eleganz. Das Rendezvous der glänzenden Gesellschaft ist zunächst der Kurgarten, in welchem die drei berühmtesten Heilquellen, der Raggozzi, der Pandur und der Maxbrunnen unter geschmackvoll geformten Pavillons entspringen, und der große Gesellschaftssaal im Arkadenbau, dessen Façade der Stahlstich versinnlicht.

Die rechte Zeit, Kissingen zu besuchen, die Saison, beginnt jetzt etwas früher, als ehedem, schon im Mai. Ich würde den Juni wählen, wenn das Land umher einen Garten bildet, die Wiesengründe in vollem Blumenschmucke stehen, das dichte Laub des Waldes den Spaziergänger in seine Schatten einladet, die murmelnden Bäche Kühlung fächeln und die Wohlgerüche aus den Thälern und von der schon Alpenflora erzeugenden Rhön die Luft würzen und ihr begeistigende Kräfte verleihen. Auch wer sich an der Fröhlichkeit eines muntern, kräftigen Volks ergötzen mag, der komme zur Zeit der Heuerndte[2880] her, welche in den Rhöngegenden mit Gesang, Tanz und Scherz begangen wird, wie in den Weinländern der Herbst.

Der größte Schatz Kissingens war von jeher der Raggozzibrunnen; aber wohl Niemand dachte vor einem Menschenalter daran, daß der Gebrauch desselben zu solcher Ausdehnung gelangen könnte. Als wäre er ein universelles Panaceum[2881] gegen den die Gegenwart beherrschenden Krankheitsgenius, wird er in jährlich steigender Menge in alle Welttheile verfahren, und wie die Alten an einen Wunderborn der Verjüngung glaubten, so glaubt die heutige Welt durch ihn neues Leben und Erkräftigung zu

---

[2878] *) Im VII. Bande Seite 85.

[2879] Lat., Zeitraum von fünf Jahren.

[2880] Im Juli.

[2881] Griech.-lat. für Allheilmittel, Wundermittel.

schlürfen. Ehe noch der Frühling den Bergen ihr weißes Kleid ausgezogen hat, zu Anfang März, beginnt die Füllung des Raggozzi an der Quelle und die Verladung erfolgt in ganzen Karavanen von Frachtwagen nach allen Richtungen. Täglich werden wohl an 10,000 Krüge und Flaschen gefüllt, und es gewährt einen eigenen Anblick, einige und 30 Personen fortwährend mit dieser Arbeit beschäftigt zu sehen. – Mittelst eines sinnreichen Apparats wird das Wasser für lange Seereisen zu besserer Haltbarkeit jetzt mit einer größeren Menge kohlensauren Gases imprägnirt und auch das Verkorken besorgt eine Maschine auf die vollkommenste Weise. Das Füllungsgeschäft und das Versenden des Wassers nehmen erst dann ab, wenn der Sommer naht und die Schaaren der Kurgäste aus allen Zonen und Völkern den Brunnen zu umwogen anfangen. Doch hört es nie ganz auf, und selbst bis tief in den Winter dauert die Verschickung fort, wobei es zuweilen wohl geschehen mag, daß ganze Ladungen mit gesprungenen Flaschen und gefroren den Ort ihrer Bestimmung erreichen.

Zu Ende des Juli ist das Leben der Badewelt gemeinlich am glänzendsten und vollsten. Man zählt dann oft an 2000 Gäste, und die Conversation an den Brunnen und in den Salons bewegt sich in allen Sprachen der civilisirten Erde. Ende August hat sich die vornehme Gesellschaft, welche der Saison Glanz gab, meist entfernt, und was im September noch an Kurgästen da ist, gleicht den zurückgebliebenen Schwalben nach dem Fortzug der übrigen. Jeder Tag macht die Verödung bemerklicher, bis der Spätherbst auch die letzten Gäste verscheucht hat. Dann schließen sich die Gasthöfe; selbst im Kurhause reduzirt sich die Schaar der flinken Kellner auf einen einzigen. Hat dann der Winter das Weltbad eingeschneit, so macht der scheue Hase im Kurgarten Promenade; menschenleer sind die neuen Straßen, menschenleer die neuen Paläste; ihre Eigenthümer leben in den kleinen Häusern des alten Kissingen und erst dann öffnen sie die Thüren und Fensterläden ihrer Hotels wieder, wenn die wärmere Sonne die Wiederkehr der goldgefiederten, fremden Zugvögel als nahe verkündigt.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 70-74.

CCCV. Schmalkalden.

Das war eine schöne Wallfahrt, gestern Abend*)[2882]. Früh war ich von Gotha weggegangen, um bei guter Zeit in Schmalkalden zu seyn. Der Morgen war so hell, auf jedem Halme schillerte und schaukelte ein Thautröpfchen und wie ein Meer im Sonnenscheine prangte die Saat. Vor mir lag die lange Kette des Waldgebirgs, das ich zu übersteigen hatte; nur seine Gipfel glänzten im rosigen Lichte, alles Uebrige hüllte sich abenteuerlich noch in des Nebels mystisches Grau. Schwarzbraun und düster streckte der Bergkamm seine langen Thäler aus; es zog mich sehnsüchtig zu ihnen hin, und ich enteilte den lichten Fluren mit pochendem Herzen. Doch ehe ich noch den Georgenthaler Waldgrund erreicht hatte, blickte die höhere Sonne schon siegreich in sein Heiligthum. Ueberall flatterte freundliches Grün durch den Wald, und leichtfertig spielten die jungen Birken mit ihren Schatten. Die freien Sänger des Waldes musicirten in vollem Chor, und von dem schwellenden Laubgewölbe fielen Thautropfen – Thränen des Dankes der beglückten Natur.

An einem hellen Forellenbach und an mehren Schneidemühlen hin kam ich nach Tambach, einem freundlichen, wohlhabenden Flecken, voll kräftiger, betriebsamer Menschen. Gleich hinter diesem Orte geht das Steigen an, und ununterbrochen fort, bis auf den 2200 Fuß hohen Nacken des Gebirgs. Es war schwül geworden und ich war stark gegangen. Vor dem wirthlichen Gasthofe standen Bank und Tafel. Ich ruhte aus bei frischer Waldbutter, kräftigem Brode und einem Labetrunk aus dem Brunnen. Gestärkt wanderte ich dann durch herrlichen Hochwald bergan. Es war heiß. Die gefiederten Sänger schwiegen; kein Blatt bewegte sich; alles bebte vor Gluth. Ich suchte die dichtesten, schattigsten Pfade auf und mochte so eine Viertelstunde fortgegangen seyn, als mich auf einmal ein ferner Donnerschlag erschreckte. Besorgt, von einem Gewitter überrascht zu werden, eilte ich der nahen Landstraße zu, wo ich eine freiere Umsicht erwarten durfte. Langsam wogte kohlschwarzes Wolkengebirg in der ganzen Breite des Horizonts über die Thüringer Ebene daher, von Nord-Ost nach Süd-West, in der Richtung meines Wegs. Als ich so stand, unentschlossen, ob ich weiter gehen, oder umkehren sollte, rasselten die Wagen einiger zurückeilenden Holzbauern an mir vorüber. Kreischend flogen die größern Vögel des Waldes aus der Ebene herauf, ihre Schlupfwinkel zu suchen, und die kleinern flatterten ängstlich umher, und verkrochen sich unter dem dichtesten Laube. Alles suchte Schutz, ein Paar Wanderer vor mir waren auch schon umgekehrt, und instinktmäßig folgte ich nach. Es war hohe Zeit; denn noch ehe ich ein Obdach erreichte, fielen schwere Tropfen, und kaum in Sicherheit, so flammten und rollten Blitz und Donner in furchtbarem Wettkampfe senkrecht über mir, und das furchtbarste Gewitter goß seinen Reichthum wie Wolkenbruchsfluth auf die lechzende Erde herab.

Schnell und gnädig war das Wolkenheer über das Thal gebraust; aber von dem hohen Gebirgskamm elektrisch angezogen und festgehalten, dröhnte der Donner noch Stundenlang in den Thälern fort, und der Regen wollte nicht aufhören. Als es sich, nach langem Warten, wieder hellte, war es später Nachmittag. Entschlossen jedoch Schmalkalden noch zu erreichen, griff ich zum Stabe. Nie werde ich die Wanderung vergessen! Alle Herrlichkeit des Morgens schien zu verschwinden gegen die Ueberschwenglichkeit des Abends. Jedes Blatt, jeder Halm war größer geworden, der ganze Wald schien gewachsen; mir war es, als hörte ich Millionen Knospen aufbrechen, als dränge das junge Grün gewaltsam hervor, als streckten die Blätter sich gegen einander, Gespielen suchend, wie die Kinder, oder verlangend, wie sehnsüchtig Liebende. Balsamisch dufteten die Birken und die Waldblumen aus weit geöff-

[2882] *) Aus einem Tagebuche.



SCHMALKALDEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

neten Kelchen. Die Harzknoten der Kiefern und Tannen flossen über, der Boden selber hauchte Wohlgerüche aus, und sein bläulicher Dampf stieg wie Rauchopfer zum Himmel auf. Die ganze Natur feierte, und ich nahm Theil an der allgemeinen Andacht.

Darüber war mir die Zeit entfallen, und schon tief im West sendete die Sonne goldene Strahlen aus, als ich die Höhe erreichte. Noch 2 Stunden Wegs hatte ich vor mir, durch tiefe, dunkle Waldschlucht. Aber so sehr mich's auch zur Eile trieb, konnte ich mich doch nicht von der Höhe trennen, ohne ihrer Aussicht mit vollem Genusse mich zu freuen. Ich setzte mich auf einen Felsblock und schaute umher. Der Blick schweift von dieser Höhe über einen großen Theil der innern Gebirgswelt und das ganze Schmalkaldener Land hin. Rechts ragt, wie ein König, der Inselsberg mit seinem Hospiz; dicht dabei der finstere Steinberg; näher die Hohewart mit ihrem Felsgipfel, gerade im Angesicht der Hühnberg mit dem starren Steinhaupt und die hohe Leite; links der Sperrhügel, der Roßkopf, der Greifenberg und der sagenreiche Hermannsberg. Zwischen vorliegenden Bergkuppen hin blickt man in einen tiefen Thalkessel, und ein gutes Auge erkennt deutlich die Thürme der Schmalkaldener Hauptkirche und die hohe Wilhelmsburg. Noch weiter hin öffnet sich die Aussicht auf's Werrathal, und die lange blaue Kette der Rhön macht in der Ferne den Rahmen.

Wenige Pässe des Gebirgs haben eine schönere Aussicht, und der Sage nach soll auf dem nämlichen Stein Luther geruht und sich an ihr ergötzt haben, als er zum großen Fürstentage nach Schmalkalden[2883] zog. –

Diese Erinnerung rief den Heros des Jahrtausends vor meine Seele. Er kam mir vor wie ein Riesenvulkan in der Geisterwelt, der sie bewegt fort und fort, daß sie nicht mehr zur Ruhe gelangen kann. Ich stellte die großen Menschen der vergangenen 3 Jahrhunderte neben ihn, die Könige und Feldherren und die Koryphäen des Wissens: – aber ich konnte keinen Punkt der Vergleichung finden.

Geschlechter und Nationen vergehen; ganze Geschlechter und Nationen leben ohne sichtbaren Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit; Luther kommt, und gleichsam im Triumphe führt er sie von Staffel zu Staffel im endlosen Vorwärtsstreben zur Vollkommenheit. Wohl, ich gebe es zu, sind Pausen gewesen, oder Perioden, wo der Fortschritt weniger bemerklich war; wenn aber Leute, die sich Luther's Jünger nennen, statt den vom Meister gewiesenen geraden Weg fortzuwandeln, Irrpfade einschlagen; wenn, statt über sich zu sehen in das Blau des Himmels, sie ängstlich zur Erde blicken und, statt an der Hand der Freiheit und des Lichts fortzuwandeln, sie im Finstern tappen an der Hand des quälenden Zweifels, so ist's nicht des Meisters Schuld. Luther kann nicht dafür, daß, nachdem er Christus göttliches Werk von dem Schmutze gereinigt hat, worin Aberglaube und Arglist es unkenntlich hüllten, Thoren nun die Vernunft selbst als goldenes Kalb auf den Altar setzen, gleichsam über ihren Gott und über ihren Glauben. Solche Narrheit, ein solches Erheben der Magd über die Herrin, wollte Luther nicht. Seelig sollten die Menschen leben im lichten Gottesglauben, und erheitern und erwärmen daran sollten sich die Brüder, damit Jeder fröhlich Hinblicken könnte auf das kahle Stoppelfeld der Zeit, bis es neu aufgrünt und das Räthsel eines endlosen Lebens für immer aufhört ein Räthsel zu seyn.

Der Nesselhof war bald erreicht, und dem brausenden, silberhellen Bach entlang bald auch Flohe. Von da bildet das Ufer des Bachs und weiterhin das der Schmalkalde eine fast ununterbrochene Kette von Weilern, Schleifmühlen, Hütten- und Hammerwerken. Die Blauöfen[2884] flammten, die Zain[2885]- und Stahlhämmer pochten und um die lodernden Essen drängten sich schwarze rußige Gestalten in malerischen Gruppen; und je näher der Stadt, je mehr häuften sich auch die Zeichen einer Betriebsamkeit, von welcher Schmalkalden seit undenklicher Zeit der Mittelpunkt ist. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dienten den Eisenfabriken dieser Stadt und ihrer Umgebung 7 Hoch- und Blauöfen, 27 Eisen- und Stahlhämmer, 11 Rohr- und Drathhämmer [sic!] und 25 Schleifmühlen. Den größten Theil dieser Werke treibt die Schmalkalde, welche, vom Hochrücken des Gebirgs kommend, sich in kleinen, oft malerischen

[2883] Vom 7. Februar bis 6. März 1537.

[2884] Hochöfen mit geschlossener Brust, also mit geschlossenem unteren Vorderteil.

[2885] Dünner, für weitere Verarbeitung bestimmter Metallstab (u. a. zum Münzschlagen verwendet).

Wasserfällen dem weiten Bergkessel zustürzt, in welchem sich Schmalkalden selbst mit seiner alten Burg gar stattlich ausbreitet.

Uralt ist der Ort und er kommt schon in den Urkunden des 9. Jahrhunderts als blühend vor. Er ist die größte nicht nur, sondern auch die volkreichste Stadt des ganzen Thüringer Waldes; denn er zählt über 1200, meistens hölzerne Häuser und an 7000 Einwohner. Die innere, eigentliche Stadt ist mit einer doppelten Mauer umgeben, unregelmäßig gebaut, und nimmt sich mit ihren alterthümlichen Gebäuden eben nicht schön aus. Vor jedem der drei Thore ist eine Vorstadt, und zumal ist die von Flohe her, welche ich zuerst betrat, groß und von seltsamem Ansehen. Sie besteht aus einer einzigen, Viertelstunde langen, sehr breiten, in der Mitte von dem spiegelhellen, rauschenden Fluß durchströmten Straße, die zu beiden Seiten mit gleichförmig gebauten, hohen, hölzernen Häusern eingefaßt ist, und von denen jedes in seinem Erdgeschosse eine Schmiede hat, die sich durch einen kleinen, gewöhnlich neben oder über der Thüre horizontal ausgehenden Rauchfang kenntlich macht. Schon von weitem hört man ein unaufhörliches Pochen und Hämmern, und in der Straße selbst wird es betäubend. Fast alle Menschen, denen man begegnet, sind von Kohlen und Ruß geschwärzt; denn fast die ganze Bevölkerung nimmt unmittelbar Theil am Hauptgewerbe. Kommt man aber an Sonn- und Festtagen her, so wird man keine Spur von Schmutz finden; kein Hammer regt sich, auf den frisch getünchten Bänken sitzen die reinlich gekleideten Aeltern, umschwärmt von einem Haufen eben so reinlich angezogener, bausbäckiger Kinder, und in den Häusern selbst ist Alles, vom Boden bis zur Schwelle herab, blank gescheuert; der Kohlenstaub ist verschwunden, der die Woche über alles bedeckt hat. Der Reinlichkeitssinn der Schmalkaldner geht so weit, daß Viele jeden Sonnabend Nachmittag den untern Theil ihrer Häuser mit Kalk frisch anstreichen. Leider ist seit einer Reihe von Jahren durch die Zeitverhältnisse und durch den Mangel an Fortschritt in der Vervollkommnung ihrer Fabrikate, dem Gewerbe der Stadt großer Eintrag geschehen, und Verarmung und Nahrungslosigkeit nehmen in einem furchtbaren Grade zu. Unglaublich ist's, für welchen geringen Lohn die meisten Eisenarbeiten hier gefertigt werden, ein Lohn, der bei dem äußersten Fleiße kaum hinreicht, das Leben zu fristen.

Die hiesigen Eisenfabrikate begreifen fast alle Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, und die meisten werden von eigenen Meistern gefertigt. Vor wenigen Jahren zählte man hier über 100 Ahlen- und Zweckenschmiede, 60 Bohr- und Zeugschmiede, 40 Messer- und 30 Kettenschmiede, 10 Lichtscheermacher, über 100 Huf- und Nagelschmiede u. s. w. Ein weiterer, sehr nachtheiliger und beunruhigender Umstand für die hiesigen Gewerbe ist, daß die Waldungen der Gegend den unermeßlichen Bedarf an Kohlen schon lange nicht mehr zu liefern im Stande sind, und dieses unentbehrliche Material größtentheils aus dem Auslande, bis auf 20 Stunden Entfernung, mit schweren Kosten und zu alljährlich immer höher steigenden Preisen beigefahren werden muß. Die Auffindung bauwürdiger Steinkohlenlager würde eine große Wohlthat, nicht nur für die Stadt, sondern für die ganze Herrschaft und auch das benachbarte, gleichartige Gewerbe treibende Meininger Gebiet seyn, und eine fleißige Bevölkerung von mindestens 20,000 Seelen nicht blos vor allmählicher gänzlicher Verarmung und Nahrungslosigkeit schützen, sondern auch die Begründung allgemeinen Wohlstandes möglich machen durch eine bessere und schwunghaftere Benutzung der Schätze von den trefflichsten Eisen- und von Kupfererzen, womit diese Gegend des Thüringer Gebirgs mehr als irgend eine andere gesegnet ist. Bei der Wahrscheinlichkeit, daß bauwürdige Steinkohlenflötze in der um Broterode, Flohe, Seeligenthal etc. etc. mächtig auftretenden Formation des ältern Sandsteins vorhanden sind, ist es kaum zu begreifen, daß man von Seiten der hessischen Regierung nicht schon längst Versuche gemacht hat, um zu dem Mittel zu gelangen, einem Nothstande abzuhelfen, welcher die größte Besorgniß erregt. – Bisher hat sie es dem Privat-Unternehmungsgeiste anheimgegeben, und der ließ es bei gemeinlich schwachen, auf halbem Wege endigenden Versuchen bewenden. Ein neuer, seit 2 Jahren beharrlich und mit Nachdruck fortgesetzter Angriff verspricht bessern Erfolg.

Die Bergwerke, welche nicht allein für die sämmtliche Stahl- und Eisenfabrikation des Landes, sondern auch für die der benachbarten Gothaischen, Hennebergischen, Meiningischen, Eisenachischen etc. Gebiete, die Erze liefern, sind innerhalb dreistündiger Entfernung von der Stadt gelegen. Die berühmtesten sind die Mommel und der Stahlberg, beides außerordentlich mächtige Ablagerungen reichen Spatheisensteins, der sich auf der Scheidung des Urkalks und Granits gebildet hat. Sie sind schon seit länger als 600 Jahren im Betrieb, und es werden jährlich wohl 25,000 Tonnen, oder etwa 120,000

Centner Erze gefördert, welche an 35,000 Centner Roheisen liefern, aber bei einer vollkommeneren Schmelzweise ansehnlich mehr ausbringen würden. Diese Erze bedürfen, ehe sie geschmolzen werden, keiner weitern Zubereitung, als daß sie in kleine Stücke von der Größe einer Wallnuß gepocht werden. Stabeisen aus diesen Erzen, mit Sorgfalt gefertigt, steht an Güte dem besten schwedischen nicht nach. An Stahl macht man jährlich etwa 6000 Centner; vieles davon geht roh zur weitern Verarbeitung in's Ausland. – Der Gesammtwerth der Schmalkaldener Eisen- und Stahlfabrikation in Stadt und Herrschaft beträgt gegenwärtig nicht über 160,000 Thaler. Er war in der blühendsten Zeit des Gewerbes viel bedeutender. Die hiesige Gewehrfabrik liegt darnieder, und eben so haben die Manufakturen von Plüsch, Parchenten, Drillichen etc. sich überlebt. Ein anderer Nahrungszweig Schmalkaldens, die Saline, hat aufgehört. Die nahen Asbacher Kupfer- und Kobaltgruben werden nicht mehr betrieben.

Außer der schönen Hauptkirche der Stadt, welche beiden, sowohl den lutherischen, als den reformirten Glaubensgenossen zur Gottesverehrung dient, und seiner alten, verödeten Wilhelmsburg, hat Schmalkalden wenig von architektonischem Interesse aufzuweisen; aber der Freund der Geschichte, der Freund auch der Aufklärung und Glaubensfreiheit, wird nicht verfehlen, sich die merkwürdigen Orte zeigen zu lassen, wo die deutschen protestantischen Fürsten am 29. Februar 1531 zu gemeinschaftlichem Schutz und zur Abwehr den berühmten Schmalkaldischen Bund schlossen, und wo, im Jahre 1537, sie sich unter Luther's Beirath abermals versammelten, um die von dem großen Reformator aufgesetzten und gegen Papst, Concilien und Kaiser fest zu behauptenden Rechte und Glaubensgrundsätze (die sogenannten Schmalkaldener Artikel) zu prüfen. Der Zweck des Bundes konnte zwar durch den Krieg, den er unmittelbar herbeiführte (der sog. Schmalkaldener Krieg[2886] der protestantischen Stände gegen Carl V.) nicht durchgeführt werden; wurde aber durch den Passauer Vertrag (1552) später erreicht.

[2886] Von 1546 bis 1547, in dem Kaiser Karl V. den Schmalkaldischen Bund, ein Bündnis prot. Landesfürsten und Städte unter der Führung von Kursachsen und Hessen, besiegte.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 87f.

CCCVIII. Ruine Henneberg.

Hennebergs Ruine liegt 2 Stunden südwestlich von Meiningen, auf der Spitze eines waldigen Bergkegels, dicht an der bayrisch-meiningenschen Grenze, hart über dem Dorfe, welchem die Burg ihren Namen gab. Die Urgeschichte jenes Stammhauses eines gefürsteten Grafengeschlechts umhüllt Fabelgewölk. Sicher ist, daß schon im siebenten Jahrhundert die Burg gestanden hat und der Henneberger Geschlecht dort hauste. Spätere Zeiten schwellten dessen Macht; aus dem kleinen Burg-Bezirke wurde allmählich – theils durch Schwertsgewalt, theils durch Heirath, theils durch der Kaiser Gunst, – ein weites Ländergebiet und aus den einfachen Rittersleuten gefürstete Grafen des Reichs. Die Burg selbst wurde zum prächtigen Schloß, und wo jetzt die Eule haust, zogen die Kaiser oft als Gäste ein.

Aber im Strome der Zeit verfloß Hennebergs Herrlichkeit. Als des großen Luthers mißverstandenes Wort der geketteten Bauern Joch zerbrach, und der Landmann Schaar und Sense gegen Ritter und Pfaffen erhob, schallte auch in Hennebergs Gauen, den dicht bevölkerten, Sturmglocken-Ruf von Dorf zu Dorf; wilde Schaaren brachen alle Burgen; auch des Stammes Haus ging in Flammen auf. Seitdem, seit 1525, ist es Trümmer.

Sechs und fünfzig Jahre später war ein Fürst Ernst[2887] Herr im Henneberger. Lande. Diesem kam einst der Gedanke bei, seiner Ahnen alte Burg zu sehen, und er zog hinauf mit großer Schaar. Da ward’s dem Fürsten plötzlich weh in dem Gemäuer, krank brachten ihn die Diener in die Hütte unten an dem Berge, und im niedrigen Bauernhäuschen drückte ihm der Tod die Augen zu. Er war der letzte Sproß und kinderlos. So sind Burg und Geschlecht vergangen und das Henneberger Land fiel Fremden zu*)[2888].

Von der Fürstenburg ragt jetzt nur noch ein Thurm zum Wald heraus; aber niedriges Mauerwerk, das einen großen Raum bedeckt, zeigt dem Forscher die einstige Größe an. Auch von einem Kirchlein steht noch Manches, so ein Bogen des Thors und zu sehen ist noch ein tiefer Brunnen, halb verschüttet, von dem die Chroniken melden, daß er durch den Leib des Berges bis unter des Thales Sohle reiche. Herrlich ist und von Wanderern viel genossen die Fernsicht von der Mauerzinne, und die Fürsten-Grafen pflegten ihren Gästen stolz zu sagen: „zweimal weiter als das Auge reicht, geht und schirmt der schwarzen Henne Flug.“[2889] –

[2887] Georg Ernst (1511–1583), seit 1543 letzter regierender Graf von Henneberg-Schleusingen.

[2888] *) Die 35 □Meilen großen ehemaligen Hennebergischen Länder haben jetzt folgende Besitzer; Preußen: der Hennebergische Kreis mit Suhl und Schleusingen, 8 ¾ □M mit 28,000 Einw.; Weimar: die Aemter Ilmenau, Ostheim, Kaltennordheim, 5 ¼ □M. mit 9000 E.; Meiningen: fast das ganze Unterland, 1 ¾ □M. mit 40,000 E.; Coburg-Gotha: 4 ½ □M. mit 10,000 E.; Kurhessen: Schmalkalden, 5 ½ □M. mit 22,000 E.; Stolberg-Werningerode: Schwarza mit 1000 E.

[2889] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.



RUINE HENNEBERG

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 89-92.

CCCX. Augsburg.

Gern weile ich bei deinem Bilde, du altes, ehrwürdiges Augsburg, du Vaterstadt von so manchen großen und guten Menschen, du Schauplatz von so Vielem, was als wichtig und folgenreich durch die Zeiten geht; du Stätte des redlichen Fleißes, du Wohnsitz hochherziger Gesinnung und biederer, altdeutscher Sitte! Wohl kann man sich erfreuen an dem Alten, wenn, wie hier, ein lebendiger Kern darin steckt, der die Gegenwart nährt, und Fruchtkeime für die Zukunft birgt. Man fühlt sich mitgeehrt, wenn die alten Städte ihrer großen Männer und Meister mit Festen und Bildsäulen gedenken, und das Herz schwillt, wenn man das ganze deutsche Volk sich bewegen sieht, ein Fest, wie Guttenberg’s[2890], zu feiern. Aber es schwillt auch die Faust, wenn man, wie sonst Gotteswort, Presse und Lettern an Ketten sieht, und man merkt, daß wohl hie und da vom schönen Jubel-Feste nichts übrig bleiben soll, als ein Dienstjubel. Dann ist’s recht, man thut wie Augsburg gethan und Nürnberg: – macht eine stille Gedankenfeier daraus, und läßt die Andern mit Glocken läuten, und die Thürmer blasen, und die Leute Begeisterung aus Champagner-Gläsern schlürfen, und die Zunftgenossen gerührt seyn, und breterne Buden bauen, und derbe Schmäuse und geschniegelte Reden halten, und Lieder dichten, so schön, wie nur je welche gedichtet worden sind bei der Dienst-Jubelfeier irgend eines knöchernen Staatsschreibers, der das große Verdienst gehabt hat, fünfzig Jahre lang des Papiers recht viel zu verbrauchen. – Ich halte es gern mit Denen, die keinem falschen Götzen räuchern mögen, wenn sie den Willen haben, einen wahrhaftigen Gott anzubeten, dessen Werde! tief unter dem Firmamente hervor das Licht gerufen, welches die ewige Nacht vom ewigen Tage scheidet. –

Aber zur Ordnung. Aus dem Guttenberg’s-Aerger wird doch keine Beschreibung Augsburg’s.

Stattlich – nicht eben schön und malerisch, – nimmt sich das große Augsburg auf seiner weiten, vom Lech durchströmten Thalebene von ferne aus. Mit der Fernsicht Erfurt’s, Nürnberg’s, Würzburg’s, Prag’s, Salzburg’s etc. kann’s freilich seine nicht messen. Der Landschaft fehlt ein Haupt-Schmuck; die Höhen nämlich mit den Mauerkronen, die, wie z. B. die Kaiserburg bei Nürnberg, herrlich über die Giebel hereinschauen. Doch wenn man der schönen, kräftigen Gestalt der alten Stadt näher tritt, denkt man nicht mehr an den Mangel. Ungebrochen ist noch Augsburg’s Mauergürtet, und die hochgewölbten, schönen Thore sind so ganz, wie zu Maxen’s[2891] Zeit. Wer noch keine altdeutsche Stadt gesehen hat, dem thut sich in Augsburg eine Welt auf voll Neuheit. Unregelmäßigkeit ist hier alles; oder mit einem bessern Worte – Freiheit. Keine Straße ist ganz gerade. Bald stehen die Häuser vor, bald zurück; bald ist dort ein weit überhängender Giebel, bald da ein weit hervorstehender Erker; die Fenster sind bald klein, bald groß; bald zusammengerückt, bald weit auseinander; bunter, grell abstechender Anstrich färbt die Häuser, oft alte Freskomalerei von Meisterhand. Einige Häuser mit platten Dächern zieren Statuen; andere haben Thürmchen oder Thurmspitzen, oder altmodische Wetterfahnen auf den hohen Giebeln; wunderliches Schnitzwerk windet sich häufig um Thüren und Fensterbekleidungen, und an Eckhäusern fehlen auch die Holzbilder nicht, an denen sich seit Jahrhunderten Volkswitz übt. Häufig prangen Wappen über den Thoren, hie und da wohl auch eine Nische, meistens leer jetzt, für den Schutzpatron des Hauses. Schöne, mit Kaiser- und Heiligen-Bildsäulen verzierte steinerne Brunnen stehen auf

---

[2890] Im Jahre 1840 zu Ehren von Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg.

[2891] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und seit 1508 römisch-deutscher Kaiser.

Straßen, auf Märkten, auf den Höfen alter Paläste. Jedes, auch das gemeine Bürgerhaus, ist in der Regel stattlich, und läßt der Bewohner Tüchtigkeit, Wohlhabenheit, Fleiß und Ordnungssinn schon von außen erkennen. Die schönste Parthie dieser anziehenden Stadt und dasjenige Gebäude, in welchem sich Augsburgs vergangene große Zeit am deutlichsten wiedererkennen läßt, ist das Rathhaus[2892], zu dessen äußerer und innerer Verzierung alle Künste des 16. und 17. Jahrhunderts ihr Bestes steuerten. Im sogenannten goldnen, 110 Fuß langen Prunk-Saale weilt man staunend, und begreift nicht, wie der Rath einer einzelnen Stadt es vermochte, solche königliche Pracht um sich zu häufen. Zeughaus[2893], Siegelhaus[2894], die Fuggerschen Paläste[2895] stammen aus nämlicher Zeit; und im Bischofshof[2896] (jetzt Schloß und Sitz der königlichen Oberbehörden des Kreises) zeigt man die merkwürdige Stätte, wo die protestantischen deutschen Fürsten ihr Glaubensbekenntniß vor Kaiser Karl V. und vor den versammelten Ständen des Reichs überreichten. Man weiß, wie noch bis auf den letzten Augenblick vom Kaiser und seinen Räthen vergeblich versucht wurde, diesen entscheidenden Schritt abzuwenden. Als der sächs. Kanzler Bayer[2897] schon aufgestanden war, das Bekenntnis vor dem Reichstage mündlich abzulegen, ließ ihm der Kaiser, – bedenklich wegen des Eindrucks, den der deutsche Vortrag auf die Stände machen möchte, – ein lateinisches Exemplar überreichen, mit dem Befehl, dieses abzulesen. Da antwortete der Mann fest und kühn: – „Wir sind auf deutschem Boden, und haben vor Deutschen unser Bekenntniß abzulegen; darum erlaube der Kaiser, daß es deutsch geschehe!“[2898] und sogleich begann er den Vortrag mit so kräftiger Stimme, daß das zu Haufen versammelte Volk im Hofe unten jedes Wort vernahm. –

In breiten, großen Wellen lasse ich die Geschicke Augsburgs vor dem Leser dahin rauschen aus dem Meere der Zeit durch zwei Jahrtausende.

Als blühende Römerstadt – als ***Augusta Vindelicorum*** – zeigt sich’s in der Geschichte zuerst und fünf Jahrhunderte früher, als im mittlern Deutschland, glänzte hier das Kreuz auf christlichen Tempeln. Schon im 2ten Jahrhunderte ward in Augsburg die erste christliche Gemeinde gegründet. Als Rom sank, ging auch seine Augusta unter; in den Verheerungsstürmen der eindringenden Barbaren erlag diese als erste Beute. Lange blieb sie wüst; unter Theodorich erst gelangte Augsburg als ostgothische Stadt wieder zu einiger Bedeutung, und um 600 macht sie sich als Bischofssitz bemerklich. Karl der Große befestigte sie, und im 8. und 10. Jahrhundert rauschen die blutigen Wogen der Entscheidungsschlachten Karls gegen die Baiern unter Thassilo[2899] und der Deutschen gegen die neuen Weltstürmer, die Ungarn, an ihren Mauern hin über das Lechfeld[2900]. Später, bei der Zerrüttung des Reichs, als Kaiser und Gegenkaiser einander bekriegten, und Anarchie die Bande lockerte, entwickelte sich, obwohl unter häufig wiederkehrenden, schweren Bedrängnissen, die Kraft des Gemeinwesens; die Macht des Reichsvogts und die Bischofsgewalt traten allmählig in den Schatten vor der Macht des Magistrats und der patrizischen Geschlechter, aus deren Mitte sich jener erneuerte. Hand in Hand damit ging der Zuwachs an

---

[2892] Das in den Jahren 1615 bis 1624 von Elias Holl (1573–1646) erbaute Augsburger Rathaus gilt als eines der bedeutendsten Bauten der Renaissancearchitektur nördl. der Alpen.

[2893] Das Zeughaus war in den Jahren 1602 bis 1607 nach Plänen von Elias Holl (siehe hierzu S. 964, Anm. 2892) errichtet worden. Die Entwürfe für die Fassade stammen allerdings vom Basler Architekten Joseph Heintz (1564–1609). Das britische Bombardement Augsburgs am 25./26. Februar 1944 überstand das architektonische Schmuckstück weitgehend unversehrt.

[2894] Das Siegelhaus, in dem die Weine geprüft und nach der Erhebung des sogenannten Ungeldes – einer Art Verbrauchssteuer für den Kleinhandel – versiegelt wurden, war 1604 von Elias Holl (siehe hierzu S. 964, Anm. 2892) erbaut worden, stand jedoch nicht mehr bei Abfassung dieses Artikels, da bereits 1809 abgerissen.

[2895] Die „Fuggerhäuser“ waren zwischen 1512 und 1515 als Residenz der gleichnamigen Augsburger Bankiers- und Händlerdynastie entstanden. Nach den Zerstörungen im 2. Weltkrieg wurde der Komplex bis 1951 von Carl Fürst Fugger-Babenhausen (1914–1979) wiederaufgebaut.

[2896] Die ehemalige Fürstbischöfliche Residenz, die unter Einbeziehung älterer Vorgängerbauten zwischen 1740 und 1752 unter Fürstbischof Joseph Landgraf von Hessen-Darmstadt (1699–1768) errichtet wurde und seit 1817 als Sitz der Regierung von Schwaben dient.

[2897] Christian Beyer (ca. 1482–1535).

[2898] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[2899] Tassilo III. (ca. 741–ca. 796), der letzte bayer. Herzog aus dem Haus der Agilolfinger.

[2900] Am 10. August 955 gegen die Ungarn.

Handel und Reichthum in Augsburg, welcher aus der im 12. Jahrhundert begonnenen engen Verbindung mit Venedig, Genua und den freien Städten der Lombardei sich entwickelte. Als sich im Jahre 1368 die Macht des Magistrats brach und er sie mit den Zünften theilen mußte, stand Augsburg in höchster Blüthe. In allen Ländern galt sein Ansehen und Handelsreichthum, und die Augsburger Handelsherren mochten es stolz mit Fürsten aufnehmen, die öfters Gesandte schickten. Daneben standen Kunst und Gelehrsamkeit in verdienter Anerkennung. Errungenes Freiheitsgefühl schlug in jedes Bürgers Brust, und als (1478) patrizische Geschlechter den Versuch wagten, die Rechte der Bürger zu schmälern, büßte ihr Haupt, Bürgermeister Schwarz[2901], die Schuld am Galgen. Nun folgte eine Zeit, da für den überschwänglichen Reichthum die Gefäße zu eng waren und Prachtsucht und Ueppigkeit alle Schranken überstiegen. Die Fugger's[2902] schwangen sich vom Webergesellen an durch Genie und Glück in neun Jahrzehnten zu den reichsten Kaufherrn in Augsburg, ja vielleicht in der Welt, empor; sie wurden die Rothschild's ihrer Zeit, die den Kaisern Max und Karl V. oft die erschöpften Schatzkammern wieder füllten. Ganze Handelsflotten segelten unter Fugger'scher Flagge nach Indien und Amerika, und die Fugger's prägten ihr Gold und Silber in eigenen Münzstätten aus. Die Kaiser machten sie zu Reichsgrafen, und ihr Geschlecht blühet noch in mehren Zweigen. Damals entstand auch die Fuggerei, ein geschlossener Stadttheil, mit Thoren und eigner Gerichtsbarkeit. – So überschwängliche Blüthe konnte nicht lange dauern. Augsburg hatte mit Venedig einerlei Schicksal. Der Handel, der sich nach Auffinden des neuen Wegs nach Indien und Amerika's Entdeckung, der alten Bahn entfremdete, suchte andere Wohnorte auf. Augsburg's Verkehr kleinerte sich von Jahr zu Jahr; zugleich sein Wohlstand. Viele Kaufleute zogen weg; nach den Niederlanden, nach Hamburg. Die Reformation und ihre Folgen, Religionskriege, halfen dazu, den Verfall der Stadt zu beschleunigen. Zu Ende des 30jährigen Kriegs war die Bevölkerung, welche man früher auf 100,000 Seelen geschätzt hatte, auf 30,000 zusammen geschmolzen. Zwar erhob es sich durch Gewerbfleiß wieder; doch der Glanz, welchen ihm der Welthandel gegeben hatte, war auf ewig dahin. 1805 erlosch für Augsburg auch seine, seit 1276 als freie Reichsstadt ununterbrochen behauptete, Unabhängigkeit durch die Auflösung des Reichs, und die alte Augusta kam unter Bayerns neues Königs-Zepter. Augsburg hat jetzt in 3700 Häusern 36,000 Bewohner. – Seine Industrie blüht und als Wechselplatz wird es immer einen hohen Rang behaupten.

[2901] Ulrich Schwarz (1422–1478; hingerichtet).

[2902] Jakob Fugger „von der Lilie“ (1459–1525) hatte die Augsburger Bankiers- und Händlerdynastie begründet.



AUGSBURG

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 92-96.

CCCXI. Erfurt.

Erfurt liegt in der Mitte und zugleich in der schönsten Gegend des Thüringer Landes, in einer von Hügeln rundum geschützten Thalebene voller Fruchtbarkeit. Das Thal wird durchströmt von der Gera, einem hoch aus dem Gebirge herkommenden Nebenfluß der Unstrut. Uralt ist Erfurt. Schon Bonifazius, der Apostel, fand es groß und volkreich, und lange Zeit trieb er, dort sein Bekehrungswerk, baute Kirchen und Klöster, und machte Erphisford zum Sitz des neugegründeten Thüringer Bisthums. Karl der Große, dessen Alles durchdringender Adlerblick die günstige Lage für den Handel erkannte, schenkte der Stadt Stapelrecht und andere Privilegien. Als Venedig emporkam, selbst ehe noch Nürnberg und Augsburg Verbindungen mit der nachherigen Königin der Meere angeknüpft hatten, trat Erfurt mit ihr in Verkehr, und so lange der Handel in den alten Wegen blieb, war Erfurt für Centraldeutschland der Platz, wo dieses die kostbaren Güter Indiens und die Fabrikate der lombardischen Städte gegen die einheimischen Produkte tauschte. Wenige Städte waren damals so blühend, volkreich und mächtig. Einmal zogen 9000 Bürger in ritterlicher Rüstung zur Fehde aus, und die Einwohnerzahl soll sich im 14. Jahrh. auf 93,000 belaufen haben. Auch zum Bunde der Hansa gehörte Erfurt und es war eines ihrer nützlichsten Glieder, denn es sorgte für die Sicherheit der Handelsstraßen im Innern Deutschlands, hielt die Raubritter im Zaum, und verschaffte durch die Stärke seines Arms und seines Reichthums dem Bunde Achtung, Anerkennung und Hülfe bei den Fürsten. Augsburg, Ulm, Nürnberg und Erfurt nannte man die 4 Pfeiler der Bundesmacht im Innern des Reichs. Mit Regensburg unterhielt Erfurt einen unermeßlichen Verkehr. An vielen Orten, selbst in den fernsten Ländern, hatte Erfurt Contore und Niederlagen, und an manchen war der Handel ganz in der Erfurter Hand. Erfurt legte Hammer- und Hüttenwerke an im meißener Lande und auf dem thüringer Walde, sein Unternehmungsgeist suchte die verborgenen Schätze der Erde auf und beutete sie aus, der sonst so blühende Bergbau Thüringens, welcher kaum noch in Sagen des Volks fortlebt, kommt fast ganz auf Erfurter Rechnung. – Er sank erst, als seine Pflegerin gesunken war.

Erfurt's lebendiger, thätiger Reichthum, der bei seinen Besitzern Pracht und vermehrten Lebensgenuß erzeugt, nach allen Radien hin Erwerbsmittel schuf und zu gleichen Bestrebungen anspornte, breitete seine wohlthätigen Wirkungen bis in die kleinste Stadt des thüringer Landes, bis in die Hütte des Landmanns aus. Die thüringer Chroniken aus jener Zeit enthalten davon die sprechendsten Beweise, und die Beschreibungen der öffentlichen und Privatfeste, nicht der fürstlichen, sondern der Bürger- und Volkslust auf Vogelschießen, Kirchweihen, Märkten, Bergfahrten etc., der Kleidungen, Speisen und Sitten auch der geringen Klassen geben uns in anziehenden Bildern zu erkennen, welch ein heitres, frohes Leben damals von Erfurt über ganz Thüringen ausgegangen, und andrerseits auch, wie damals die öffentlichen Bedürfnisse, die erkünstelten des Staats, in unsern herrlichen Gauen und traulichen Waldgründen noch nicht den Privatwohlstand verschlangen; wie noch des Bauers und Bürgers blieb, was er durch Emsigkeit errungen; wie nicht blos erworben, sondern auch genossen wurde. –

Als Erfurt blühete, vom 12. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts, geschah nichts von allgemeinem Interesse in Deutschland, woran die Stadt nicht nahen oder fernen Theil nahm. Häufig zogen die Kaiser nach Erfurt, hielten Reichs- und Kirchenversammlungen daselbst, und eine Menge der wichtigsten Urkunden datiren von daher. Ohne freie Reichsstadt zu seyn genoß Erfurt, vermöge seiner Privilegien, doch faktisch die Unabhängigkeit. Das Gefühl derselben erregte den Stolz, und der Reichthum mehrte den trotzigen Sinn. Im Mittelalter war keine Bürgerschaft wegen ihrer Kriegslast und ihres waglichen Sinns mehr verschrieen und mehr gefürchtet, als die Erfurter. Hader, Kampf und Fehde nach allen Richtungen hin ziehen sich durch die ganze Geschichte Erfurt's wie ein blutiger Faden. Mehrmals traf sie



ERFURT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

der päpstliche Bannstrahl, mehrmals, ihren Trotz gegen die Kaiser zu züchtigen, die Reichsacht. Für Gegenkaiser und Gegenpäpste nahm sie oft Partei, und mit ritterlichem Sinn, wenn auch mit wenig Klugheit, ergriff sie oft die Partei der Schwächern. Neben dieser Lust an Krieg wurde die Kunst und Wissenschaft eifrig gepflegt. Die Klosterschulen Erfurt's waren Sitze der Gelehrsamkeit. Erfurt's Universität, eine der ältesten in Deutschland (seit 1816 aufgehoben), wurde schon 1378 gegründet und reich fundirt. Damals war die große Zeit Erfurt's.

Sie schwand. 1472 legte ein furchtbarer Brand, durch Pfaffenbosheit angestiftet[2903], die Hälfte der Stadt in Asche und vernichtete eine unermeßliche Menge an Gütern und Werth aller Art. Viele Kaufleute zogen fort nach andern Orten, und Erfurt's Handelsverbindungen nahmen sie mit sich. Schlag auf Schlag folgten diesem ersten Unglück andere. Die gänzliche Umkehr im 16. Jahrhundert des Welthandels, die Auflösung der Hansa, die veränderte Lage des Reichs isolirten Erfurt und zerschnitten die Fäden seines Reichthums. Schlechte Wirthschaft im städtischen Haushalte führte zum Haß und blutigen Aufruhr der Bürger gegen den patrizischen Magistrat; die Reformation endlich, der die Hälfte der Bürger anhing, schürte das Feuer der innern Zwietracht ins Unendliche fort. Selten sah Erfurt nach langjährigem innerem Hader und Zwist kurze Perioden der Ruhe und des Friedens. Wer beides liebte, wanderte aus; viele reiche Erfurter ließen sich in Frankfurt nieder, andere in Braunschweig und eine Menge in Leipzig; andere zogen mit ihren Gewerben in die benachbarten thüring'schen Städte. Ehe der Donner des dreißigjährigen Kriegs über die Stadt hinrollte mit seinen Hagelwettern, da war die Einwohnerzahl Erfurt's schon auf 40,000 gesunken. Des langen Kriegs schwere Zeit lag hart auf Thüringen's Hauptstadt. Bald sah es die Schweden mit Gustav Adolph, bald Tilly[2904], bald Banner[2905] in seinen Mauern; alle forderten Opfer, alle verwüsteten und verheerten, drangsalten und trieben Brandschatzungen ein, und als der Religionsfriede dem Kriege ein Ende machte, war Erfurt, sagt der Chronist, „wie eine Laterne, ohne Licht und mit zerbrochenen Scheiben."[2906] Pest, Brand, Hungersnoth folgten, und ließen kein Wiederaufkommen zu. Von seiner ehemaligen Handelswichtigkeit blieb auch nicht eine Spur zurück, und die wenigen Fabrikgewerbe, welche sich erhielten, wollten nur selten recht gedeihen. Bis 1813 war die Einwohnerzahl auf 13,000 herabgekommen. Ein Drittel fast der 3000 Häuser stand leer. – Wie eine schlechte abgegriffene Münze, die Niemand behalten mag, ging zu jener Zeit Erfurt und sein Gebiet aus einer Fürstenhand in die andere[2907], und jeder neue Besitzer suchte der Stadt und dem Ländchen den Ueberrest an Lebenssaft auszudrücken. –

Als 1807 Napoleon seine Heeresfluth gegen Preußen wälzte, wurde Erfurt seine Erstlingsbeute von Friedrichs des Großen Reich. Er erkohr Erfurt zum Waffenplatz, zur Zwingburg für Deutschland, und machte es zur „guten Stadt des Reichs." Sein Plan, das Frankenreich Carls des Großen, aber in gallischer Zunge, aufzurichten, war der Welt kein Geheimniß mehr. In seinem Erfurt schaarte ein Wink des Gewaltigen, 1808, Deutschlands Könige und Fürsten um sich her, damit er seinem kaiserlichen Gast zeige, zu welcher Erniedrigung man sich verstehe, und wie reich Deutschland an Knechtschaft sey. Und als Gott dem Titan in Rußlands Steppen die Kraft genommen, und die zur Vergeltung aufgestandenen Völker von Auf- und Niedergang in den Ebenen Leipzigs zerstampft hatten die eiserne Krone der Weltherrschaft, die er geschmiedet, da mußte Erfurt noch dazu dienen, seine flüchtigen Schaaren vor Vernichtung zu schützen.

Deutschland war längst befreiet, längst hatten seine Söhne auf dem Völkerzuge zur neuen Roma den Rhein überschritten, als noch immer der fremde Raubadler auf Erfurts Höhen horstete. Erst im Frühjahr 1814 wurden die beiden Erfurter Citadellen, Petersberg und Cyriaxburg, an das preußische

---

[2903] Laut einer lokalen Überlieferung; in der Geschichtsforschung wird hingegen eher davon ausgegangen, daß die Brandstiftung – durch wen auch immer ausgeführt – im Zusammenhang mit dem Konflikt zwischen dem thüring. Adelsgeschlecht der Vitzthum und der Stadt Erfurt zu sehen ist.

[2904] Johann T'Serclaes von Tilly (1559–1632), der oberste Heerführer der Truppen der kath. Liga.

[2905] Der Oberbefehlshaber der schwed. Truppen in Deutschland, Johan Banér (1596–1641).

[2906] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[2907] Erfurt gehörte bis 1802 zum Kurerzbistum Mainz. Danach ging es an Preußen, das es 1806 nach der Niederlage bei Jena und Auerstedt an Napoléon abtreten mußte, der ein bis 1814 bestehendes, ihm direkt unterstelltes Fürstentum Erfurt errichtete. Danach ging Erfurt bis 1945 wieder in preuß. Besitz über.

Belagerungsheer übergeben, nachdem die Franzosen die Stadt selbst im Spätherbst des vorhergehenden Jahres, nach einem Bombardement, das 300 Häuser zertrümmerte, geräumt hatten. Seitdem gehört Erfurt, als Hauptort eines Regierungsbezirks, zum preußischen Staate, und lebt wieder einer besseren Zeit zu. Die Volksmenge hat sich seit 1813 fast verdoppelt; einschließlich der 3000 Mann starken Garnison beträgt sie gegenwärtig 26,000.

Die Sehenswürdigkeiten Erfurts, – wenn wir die Festungswerke der Stadt selbst, ihre beiden Citadellen[2908] und die Verschönerungen am Friedrich-Wilhelmsplatze, mit der prachtvollen Fontaine, dem Obelisk und dem Karl Friedrichs-Denkmal[2909] ausnehmen – gehören sämmtlich einer längst verschwundenen Periode an. So viel auch die zerstörende Hand der Zeit zertrümmert hat, soviel auch Wandalismus, Krieg und Vernachläßigung vernichteten: so ist doch für den Freund der Kunst und des Alterthums immer noch eine größere Ausbeute übrig, als auf so wenig Raum zu beschreiben ist. Vor allem muß der Dom[2910] uns fesseln, der, erhaben auf einem Felsen stehend, mit seinem hohen, stumpfen Thurmkegel als die hervortretendste Figur in der Ansicht Erfurts schon von fern den Blick auf sich zog. Inzwischen ist der erste Eindruck bei näherer Beschauung dieses uralten Denkmals der deutschen Baukunst kein erfreulicher. Mit Wehmuth vielmehr bemerkt man an so vielen Zeichen die dem Prachtbau durch Elemente und Krieg, durch Blitz und Kanonenkugeln gewordene Mißhandlung. Der Thurm ist seines Schmucks entkleidet, die Spitze, die Seitenthürmchen, die Erker, Nischen und der tausendfache Zierrath von Arabesken etc. sind abgeschlagen bis auf einzelne Trümmer, und nichts blieb übrig, als nacktes Mauerwerk. Es gehört schon eine kräftige Phantasie dazu, sich den herrlichen Bau in allen seinen Theilen zur vollen Anschauung vor die Seele zu zaubern; und nicht eher sollte man dessen Inneres betreten. Dann erst wird unser Auge das Novantike und Restaurirte in vieler Art übersehen und der Betrachter im Stande seyn, den großen, ästhetischen Eindruck in vollem Maße zu genießen, der ihn erwartet, wenn er aus dem Schiff in das bis auf wenige Einzelnheiten noch in seiner alterthümlichen Herrlichkeit vollkommen erhaltene Chor, durch dessen Fenster ihm die milde Farbengluth der nobelsten Schmelzmalerei anstrahlt, getreten ist. Wohl ihm, wenn ihn hier der Hauch der Begeisterung nicht unangeweht läßt, aus welcher die höhere Erkenntniß reift. Vor seinem geistigen Auge fallen dann die irdischen Formen, womit Zeit und Meinung das Wesen der Gottheit verschieden bekleiden; er liest an den Tempelhallen, in die Nacht der Berge hinein gebrochen; an den hohen Säulenhäusern zu ihren Füßen; an den Pylonen, deren Hieroglyphen von den Wundern der Kinder-Zeiten stammeln; an Luxors[2911] Obelisken und in den Säulenstraßen Balbecks[2912]; an den lichten Tempeln Griechenlands und Roms wie an des Nordens runenbeschriebenen Felsenhäuptern immer das nämliche Symbol – immer das eine Wort. – Stehend im hohen Münster des Mittelalters, dessen Massen, so will es ihn bedünken, Riesen thürmten, während seine Einzelnheiten kunstreiche Zwerge fertigten; stehend im Tempel voll schwebender Lichtgestalten, die in Feuersgluth auf ihn niederschauen, wird er inne, daß vom christlichen Prachtpalast der Gottheit bis zum rohen Altar des Wilden auf Bergeshöhe alles nur eines Triebes, einer Begeisterung Werk ist.

[2908] Cyriaksburg und Petersberg. Die Festung Cyriaksburg war 1604 aus der gleichnamigen Burg hervorgegangen und wurde unter dem Schwedenkönig Gustav Adolf ab 1631 zur Zitadelle ausgebaut; sie diente bis 1871 als militär. Befestigungsanlage und ist heute Bestandteil der berühmten Erfurter Gartenbauausstellung mit dem Deutschen Gartenmuseum. Die Zitadelle Petersberg wurde ab 1665 auf Befehl des Mainzer Kurfürsten und Erzbischofs Johann Philipp von Schönborn (1605–1673) errichtet und diente bis Mitte des 20 Jhd. überwiegend militär. Zwecken; heute ist sie eine vielbesuchte Touristenattraktion, die einen weiten Rundblick über die Stadt bietet.

[2909] Das Erthal-Denkmal ist ein 18 Meter hoher Obelisk auf dem Domplatz zu Erfurt. Er wurde 1777 anläßlich des ersten Besuchs des Mainzer Erzbischofs und Erfurter Stadtherrn Friedrich Karl Joseph von Erthal (1719–1802) errichtet, womit er zu den ältesten Denkmälern in Erfurt gehört. Die Baukosten betrugen 1120 Talern, von denen 858 von den Bürgern in einer Kollekte aufbracht wurden.

[2910] Die Vorgängerbauten der Erfurter Domkirche Beatae Mariae Virginis datieren bis ins 8. Jhd.

[2911] Siehe hierzu S. 1108, Anm. 3374.

[2912] Das liban. Baalbek (phöniz. 𐤁𐤏𐤋𐤁𐤊, bʿlbk; aram. ܒܥܠܒܩ, Bʿlbq; griech. Ἡλιούπολις, Heliópolis, „Sonnenstadt“; arab./osman. بعلبك, Baʿlabakk bzw. Baʿlbekk).

Wer aber lieber am Einzelnen sich erfreuen mag, läßt sich das schöne Cranachsbild an einem der Pfeiler zeigen und den großen Christoph an der Mauer, und die bronzene Statue des büßenden Kerzenträgers (schön, fast wie eine Arbeit Vischer's[2913]). betrachtet die köstlichen Schnitzereien an den Chorstühlen und steht sinnend an dem Grabsteine mit dem Bilde des gleichenschen Grafen zwischen seinen beiden Frauen[2914], denkend des Unterschieds von Jetzt und Damals, da Roms Schlüssel noch solche Kraft besaß, zu lösen und zu binden[2915]. Das lange männliche Gerippe hinter dem Hochaltar, welches lügenhaft als das des Grafen ausgegeben wird, läßt Jedes gern ungesehen. Den Domthurm aber werden Alle besteigen, schon um des prächtigen Blicks auf die Stadt und Umgegend, wenn auch nicht um der weltberühmten Susanne willen, der großen Glocke nämlich, die 286 Zentner wiegt, und welche man aus Furcht, der alte Thurm möchte es nicht ertragen, schon lange nicht mehr läutet. – Noch einen Ort nur muß der Leser sehen, und genug dann! – Es ist ein finsteres, ödes Gebäude, wohin ich ihn führe, durch düstere Kreuzgänge fort zu der kleinen, engen Zelle eines Mönchleins, – jenes Mannes sag' ich, der kühn ein Jahrtausend aus Roms Geschichte riß, um es den Flammen hinzugeben; der seine gute Ueberzeugung hart neben der Unfehlbarkeit auf den Stuhl hinsetzte und zwei Ringe aus der dreifachen Krone brach: – – zur Zelle Luther's.

[2913] Von der Hand des Bildhauers Peter Vischer d. Ä. (ca. 1455–1529).

[2914] Die Grabplatte im Erfurter Dom soll Graf Lambert II. von Gleichen († 1227) mit seiner ersten Ehefrau Ottilie und mit Sophie von Weimar-Orlamünde († 1244) darstellen; letztere hatte er nach dem Tod der ersteren geehelicht.

[2915] Anspielung auf die von Johann Karl August Musäus (1735–1787) überlieferte Sage, nach der Graf Ernst von Gleichen während eines Kreuzzuges die Sultanstochter Melechsala geehelicht haben soll, um mit ihrer Hilfe der Gefangenschaft zu entfliehen. Obwohl Ernst bereits mit Ottilie verheiratet war, soll der Papst das bigamistische Verhältnis nach der Taufe der Heidin kirchenrechtswidrig abgesegnet haben (siehe hierzu S. 798, Anm. 2452).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 103f.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 74-76.

CCCXIII. Rudolstadt.

Gar anmuthig liegt die kleine Hauptstadt des schwarzburg-rudolstädtischen Landes zwischen steil ansteigenden, mit Fichten bewachsenen Bergen im üppigen Saalgrunde, und imposant prangt über ihr die hohe Heidecksburg, das fürstliche Schloß.

Rudolstadt führt seine Geschichte in jene Frühzeit der Thüringer hinauf, wo das kräftige, freiheitsliebende Volk unter ihren Herzögen gegen Sorben und Wenden und Franken für seine Unabhängigkeit standhaft kämpfte. Ein Herzog Rudolf soll im sechsten Jahrhunderte denjenigen Theil Rudolstadts erbaut haben, welcher noch jetzt die Altstadt heißt. Thüringer Gaugrafen, das nun längst ausgestorbene Geschlecht der Orlamünde, besaßen die Stadt später und bis in's vierzehnte Jahrhundert, wo sie, erst als Pfand, dann durch Kauf, an die schwarzburger Grafen kam. Als diese Dynastie sich spaltet, ward sie Residenz der rudolstädtischen Linie.

Hübscher als Rudolstadt ist kaum irgend ein deutsches Städtchen gebaut, das, wie dieses, nicht einmal 5000 Einwohner zählt. Die Anwesenheit des durch Humanität und Leutseligkeit ausgezeichneten Hofs und die sich daran knüpfende Vereinigung fast aller Notabilitäten des kleinen Landes drücken den geselligcn Zirkeln den Stempel einer hohen Bildung auf, und man erstaunt über den weiten Kreis kenntnißreicher Menschen an einem so kleinen Orte. Handel und Fabriken haben dabei gar keinen Antheil, denn beide sind ohne Bedeutung und die bürgerlichen Gewerbe beziehen sich fast ausschließlich auf die Bedürfnisse des Hofs und der zahlreichen Beamten. In Rudolstadt haben alle höhern Landesbehörden ihren Sitz. Das Gymnasium genießt einen guten Ruf und hat einige ausgezeichnete Lehrer. Der Ton ist frei, der Ständeunterschied weniger bemerklich als in andern kleinen Residenzen und der Hof, der gern und ungezwungen an anständigen Volksvergnügungen Theil nimmt, geht dabei mit dem besten Beispiel voran. Sinn für Wissenschaft und Kunst ist heimisch und aus ihm sind mit der Zeit mehre Privatbibliotheken von Bedeutung und einige Sammlungen erwachsen, die manches Werthvolle und Gute enthalten. Das fürstliche Naturalien-, Conchilien[2916]- und besonders das Mineralien-Cabinet sind sehr reich, und in letzterm sind die Suiten[2917] der Erzeugnisse des ehemals so reichen Bergbaus in den kostbarsten und seltensten Stufen aufgestellt. Da sieht man z. B. große Stücke Waschgold aus der Schwarza, Quecksilber aus dem blankenburger Reviere u. s. w. Die sämmtlichen hiesigen sowohl fürstl., als Privatbibliotheken zählen zusammen über 110,000 Bände. In der fürstlichen Gemäldegallerie sind kostbare Werke der größten niederländischen Meister und ein herrlicher Dürer, der Schmuck der ehemals Rath Werlichschen Sammlung[2918], ist noch im Besitz der Familie. Die Umgebungen Rudolstadts sind reizend, die Spaziergänge herrlich. Von den Mauerterrassen des Schloßbergs hat man eine weite Aussicht hinauf und hinab in's Saalthal, und noch schönere Blicke von den höher gelegenen Punkten des Wildparks, welcher sich hinter dem Schlosse weit über den Bergrücken hin in das Dunkel der Wälder fortzieht. Malerisch an der Saale hingestreckt, ganz nahe liegt das kleine Volkstädt. Dort lebte der größte Dichter

[2916] Von griech. κόνχη, konche, „Muschel“, also Muschelsammlung.

[2917] Frz., Folgen, Stücke.

[2918] Die Sammlung des Rudolstädter Kammerrats und glühenden Schillerverehrers August Carl Friedrich Werlich (1772–1833).

seiner Zeit und seines Volks[2919] einige Jahre in stiller, heiterer Zurückgezogenheit dem Genuß der Liebe und Freundschaft. Aus seiner Wohnung, die vor dem Dorfe liegt, konnte er die Saale sehen und ihre lachenden Gründe, und gegenüber Rudolstadts Fürstenhaus, das ihn oft gastlich willkommen hieß. Eine Anhöhe dabei, Schiller's Lieblingsplätzchen, ist mit sinnigen Anlagen und seinem Bronzebilde geschmückt, einem Werke Danneckers[2920]. Kein Reisender zieht des Wegs, der nicht hinauf zur Schillershöhe pilgerte und ausruhete unter der Eiche, wo der Dichter so oft geweilt hat.

[2919] Friedrich von Schiller, der sich in dem unweit von Rudolstadt gelegenen Volkstädter Häuschen während des Sommers 1788 aufhielt. Nach einer ersten Stippvisite im Dezember 1787 hatte er von April bis November 1788 seinen Aufenthalt in Rudolstadt und Umgegend genommen. Hier begegnete er auch am 7. September 1788 Johann Wolfgang von Goethe zum ersten Mal.

[2920] Johann Heinrich von Dannecker (1758–1841).


CCCXIII
RUDOLSTADT
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 101-103.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 124f.

CCCXIV. Das Amphitheater zu Nismes[2921].

Wie in der Faustrechts-Zelt der starke Mensch sich gegen den Schwachen erhob, um ihm die Frucht seiner Arbeit zu rauben, so handelte einst Roms starkes Volk gegen die andern. „Warum sollen wir uns anstrengen, um Genüsse hervorzubringen, die in den Händen der Schwachen sind? Laßt uns zusammentreten und sie plündern; sie können für uns arbeiten und wir ohne Mühe genießen." So sagten die Gründer der ewigen Roma unter sich, und sie fielen Völker und Staaten und Reiche an fort und fort, und wo sie sich das Unterjochungswerk erleichtern wollten, hetzten sie Stamm gegen Stamm und Volk gegen Volk, sich zu würgen wechselsweise, damit sie ihre Güter erlangen möchten ohne Mühe. So wurde in der Zeiten Lauf die Erde ein blutiger Schauplatz voller Zwietracht und Plünderung, und das allmächtige Rom vom Raube der halben Erde reich.

Aber in Rom's Volk lebte zugleich neben der Raubsucht ein großer Sinn. Andere Eroberungsvölker vor ihm, Assyrer, Babylonier, Perser, gaben sich im Besitze der Kräfte und Reichthümer ihrer Ueberwundenen der Verweichlichung hin, und in der Langenweile der Uebersättigung vergeudeten sie die Schätze mit läppischem Kindertand, oder zur Befriedigung der Phantasien von übermüthigen Herrschern. Schwebende Gärten bauten sie wohl, leiteten Flüsse Berge hinan, schufen fruchtbare Fluren in Einöden um für wilde Thiere, machten üppige Thäler zu stinkenden Seen, thürmten Felsen in den Strömen auf, und entzogen nützlicher Arbeit Arme zu Hunderttausenden, um die unnützesten, lächerlichsten Werke zu verrichten. Sie machten so aus ihrem Joch ein Verderb für die Völker und ohne Ersatz. Darum war gar schnell gebrochen das Joch, wenn sich Gelegenheit gab; denn wenn Laster die Herrschenden entnervt, und die Nationen in ihren Herren nur noch Feinde sehen des allgemeinen Wohls, dann geschehen Revolutionen geschwind und leicht.

Nicht so Rom. Als es reich geworden war vom Raub der Welt, gab es groß und klug der Welt den Raub mit Zins zurück, indem es seinen Ueberfluß auf Arbeiten von gemeinem und öffentlichem Nutzen verwendete; nicht in einer Stadt, nicht in einer Provinz allein, sondern im ganzen Reich, vom Don bis zum schottischen Wall und vom Atlas bis zum Caukasus. Am thätigsten war dieser Geist unter der Herrschaft des August Das war die Zeit, wo die meisten jener Werke entstanden, deren Trümmer das alte Römerreich bedecken und die erkennen lassen würden die ehemalige Größe Roms, wäre auch kein anderes Zeugniß übrig. Werke entstanden damals, über deren Idee und Pracht der Geist gleich erstaunt; jene Wasserleitungen durch den Bauch der Berge und über Thäler hin, jene Hafendämme, im Boden des Meeres ruhend, jene Straßen über die steilsten Gebirge, jene Festungen in der Wüste, jene Bäder, Cirken und Amphitheater endlich, in welchen Rom Lust und Spiel den Völkern in Tausch für Freiheit bot. –

Unter allen Städten der römisch-gallischen Provinzen, die zu Julius Casars und Augustus Zeit durch große und nützliche Werke der Baukunst verschönert wurden, ist Nismes, im südlichen Frank-

[2921] Lat. Nemausus, okzit. Nimes, frz. Nîmes.

reich, die einzige, wo noch gut erhaltene Ruinen römischer Gebäude stehen. Das uralte Nismes, welches schon Strabo[2922] groß heißt, war zu August's Zeit die erste Stadt der Provinz, die ***altera Roma***[2923], Es blühete, bis die Vandalen es verheerten; diesen stürmten die Gothen nach; diesen Franken und Sarazenen[2924]. Nismes, als Stadt, verschwand von der Erde; nur an den Riesenbauten jener Zeit brausten die Wetter machtlos hin. Erst der Wandalismus in späterer christlicher Epoche und die langsam zerbrökkelnde Hand der Zeit hat nach und nach jene Römerwerke verstümmelt, oder sie ausgetilgt.

Die berühmtesten Ueberbleibsel sind, außer der großen Wasserleitung, ein Tempel, jetzt ***Maison quarrée***[2925] genannt, das Amphitheater, ein Nymphäum[2926] und die Thermen. Alle diese Ruinen sind in neuerer Zeit von den Schutthaufen gesäubert worden , welche sie zum Theil dem Auge entzogen, und sie werden jetzt sorgfältig vor weiterer Zerstörung bewahrt.

Das Amphitheater ist das größte, was die Römer außerhalb Italien bauten; und außer dem Colosseum gibt es nichts, was vom Genius Rom's eine gewaltigere Vorstellung geben könnte, als diese Trümmer.

Sie bildet ein Oval, dessen größter Durchmesser 405 Fuß und dessen kleinster 317 Fuß beträgt; die untern Sitzreihen ruhen auf 60 vierzehn Fuß breiten und einundzwanzig Fuß hohen Bögen; die obern auf Bögen derselben Anzahl, welche jedoch etwas niedriger sind. Die Gesammthöhe des Gebäudes war 60 Fuß und sein Raum groß genug, um 25,000 Zuschauer zu fassen. Portikus, Säulen, Pilaster und Decorationen, selbst mehre halbrunde Bildwerke: Thierköpfe, 2 Gladiatoren, und eine die Erbauer Rom's säugende Wölfin sind noch gut erhalten.

Das Ganze ist aus Werkstücken von festem Sandstein aufgeführt. Die Füllung der Zwischenräume besteht aus kleinen Stein-Brocken und Mörtel. Die Platten der Sitze sind größtentheils schon vor Jahrhunderten weggeführt und anderwärts verwendet worden; hingegen sind die Schranken der Arena ganz erhalten; auch die Souterains [sic!] mit den Behältern für die wilden Thiere, welche zum Kampfe bestimmt waren, sind noch unbeschädigt, und die Gewölbe so neu, als hätten die Werkleute sie erst gestern verlassen. Wenn man diese unterirdischen Hallen durchschreitet, so bringt jeder Fußtritt ein dumpfrollendes Geräusch hervor, wie ferner Donner, und man glaubt die gewaltige Stimme der alten Herren der Welt zu hören, die sie erbauten.

In der Revolutionszeit, in jener Epoche, welche sich in dem Nachäffen antiker Formen so wohl gefiel, und deren Daseyn in den Adlern der französischen Heere sich noch verräth, hatte man römische Wettrennen veranstaltet und das Amphitheater zu Nismes in einen Circus verwandelt. Im Stahlstich ist die ludicrose[2927] Scene treu verbildlicht. Man mag darüber lachen; doch gibt's genug zu denken, ein Volk zu sehen, das, nachdem das Heiligste zum Spiel herabgesunken, und kalte Zugluft in jeder Falte seines häuslichen Lebens weht, noch Elastizität genug besitzt, an Göttern- und Heldenspielen der Alten Spaß zu finden.

[2922] Der griech. Geschichtsschreiber und Geograph Strabon (griech. Στράβων; ca. 63 v. Chr.–ca. 23 n. Chr.).

[2923] Lat., „das andere Rom".

[2924] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

[2925] Frz. Maison Carrée, „das viereckige Haus"; es war wohl um 4 bis 7 n. Chr. erbaut worden.

[2926] Griech. νυμφαῖον; ein Nymphenheiligtum, gewöhnlich über einem Brunnen oder einer Quelle errichtet.

[2927] Lat., kurzweilig.

CCCXIV



DAS AMPHITHEATER IN NISMES

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DCCCLXV



DAS VIERECKIGE HAUS IN NISMES

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S., Inhaltsverzeichnis u. „Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß […] Band I bis XVIII". qu.-8°. S. 173.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 44.

Das viereckige Haus in Nismes.

Zum Schluß dieses Bandes theilen wir unseren Lesern noch den Stahlstich mit, auf welchen wir uns S. 88 (Artikel Richmond in Virginien) bezogen haben.

Nemausus hieß die römische Stadt in Gallien, welche die vielen großartigen Bauwerke hinterließ, die noch heute das französische Nismes schmücken. Das weltberühmte Amphitheater haben wir Bd. VII, S. 101 des Universums in Bild und Wort dargestellt. An Größe unbedeutend, aber als Werk der Prachtbaukunst von gleich hohem Werthe ist der Tempel, welchen man dem Fremden in Nismes als „*La maison quarrée*" zeigt. Die Zierlichkeit der Ausführung dieses Baues wird mit Recht bewundert. Die offene, von sechs Säulen getragene Vorhalle, zu der man auf einer hohen Treppe hinansteigt, macht einen festlichen Eindruck. Die Säulenknöpfe sind mit Olivenlaub geschmückt, welches von den Bildhauern mit großer Sorgfalt den Bäumen des Landes nachgebildet ward. Alle Theile treten hier zusammen in ein lieblich ebenmäßiges Ganzes, das wahrhaft wohlthätig, beruhigend und freudig erhebend zugleich auf den Geist wirkt.

Einzelne Mißgriffe, die man sich bei Restaurationen des Baues hat zu Schulden kommen lassen, wollen wir vergeben um der Liebe willen, mit welcher man für die Erhaltung der herrlichen Antike bemüht war. Zu den vielen Nachahmungen dieses Musters gehört auch die Magdalenenkirche[2928] in Paris; aber auch diese ist nur eine verblaßte Übersetzung geworden, das Original bleibt unerreicht.

[2928] Siehe hierzu S. 1218, Anm. 3730.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 84f.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 109f.

Pont du Gard bei Nismes.

Ein zweitausendjähriges Römerwerk! *Pont du Gard*, die Brücke des Gard, eines Nebenflusses der Rhone, in welche er unweit Beaucaire mündet, ist der noch vollständig erhaltene Theil einer römischen Wasserleitung, welche der Stadt Nismes zwei Quellen aus dem Thale von Uzès vier Meilen weit zuführte. Die drei Bogenreihen des herrlichen Baues erheben sich vom Spiegel des Flusses 182 Fuß bis zur Höhe der steilen Hügel beider Ufer. Die unterste Reihe hat 6 Bogen von je 62 Fuß Höhe und 58 Fuß Durchmesser und eine Länge von 498 Fuß, die mittlere 11 Bogen von je 60 Fuß Höhe und 56 Fuß Durchmesser und eine Länge von 800 Fuß; die oberste Reihe von 35 Bogen von je 24 Fuß Höhe und 17 Fuß Durchmesser und einer Länge von 829 Fuß, trug in einer Breite von 4 Fuß die ehemalige Wasserleitung. In der mittleren Reihe waren die bedeutend dickeren Pfeiler so kunstreich durchbrochen, daß dieser Theil des Aquädukts zugleich als Brücke für Reiter und Fußgänger diente. Die unteren Pfeiler hatten eine Dicke von 18 Fuß. So stand das Werk der Römer, nachdem die übrigen Theile der Wasserleitung längst zerfallen waren, für die späteren Jahrhunderte noch als Brücke in hohen Ehren.

Als Erbauer des Riesenwerks gilt Marcus Agrippa[2929], des Kaisers Augustus Schwager. Im Jahre 19 v. Chr. nach Gallien gesendet, um dort ausgebrochene Unruhen zu stillen, gewann er die Zuneigung des Volks dadurch, daß er das Land durch kostspielige Bauten verschönerte. Diesem Streben verdankt die Umgegend von Nismes viele der römischen Alterthümer, durch welche sie berühmt ist. Die Brücke des Gard überdauerte die Zerstörungszüge der Barbaren. Erst in den Hugenottenkriegen[2930] ließ ein gewisser Rohan[2931] mehre Pfeiler der mittleren Gallerie aushauen, um mit seiner Artillerie die Brücke passiren zu können. Dies würde den Untergang des ganzen Baues zur Folge gehabt haben, wenn nicht die Stände von Languedoc es für eine Ehrenpflicht gehalten hätten, das Zertrümmerte wieder herzustellen. Endlich baute man, in den Jahren 1743 bis 1747, in gleicher Höhe mit der ersten Pfeilerreihe und in gleichem Style eine Brücke für Fuhrwerk an den Römerkoloß an, die zwar der Großartigkeit desselben nichts hinzufügen konnte, aber auch den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt. Unser Bild zeigt diesen Anbau.

Auch die Umgebung der Brücke ist geeignet, auf die Stimmung des Wanderers angemessen einzuwirken. Wer sich von Avignon über Villeneuve nach Nismes wendet, kommt aus dem Paradiese der Provence bald in das ödeste Steinreich von Languedoc und fühlt sich erst wieder wohler im Herzen in der Nähe von Remoulins, wo das fröhliche Grün der Weinreben die sanften Hügel schmückt. Aber hinter diesem Städtchen treten die Berge näher und näher an einander und endlich bis an die Ufer des Gard heran; die Gegend wird immer einsamer, es wird immer stiller, kein Lüftchen geht im engen Thale, kein Blatt bewegt sich an den immergrünen Eichen und Lorbeersträuchern der schattendunkelen Abhänge,

[2929] Der röm. Feldherr und Politiker Marcus Vipsanius Agrippa (64 o. 63–12 v. Chr.).

[2930] Insgesamt acht Bürgerkriege gegen die frz. Protestanten in den Jahren von 1562 bis 1598 werden zusammenfassend als Hugenottenkriege bezeichnet.

[2931] Der frz. Hugenottenführer Benjamin de Rohan, duc de Frontenay, baron de Soubise (1583–1642).



PONT du GARDE
bei Nismes.

und in dieser Grabesstille stehen wir plötzlich vor dem grauen Zeugen einer Vergangenheit ohne Gleichen. Kein Aufwand und kein Abmühen der Kunst hätte um ein solches Bild einen würdigeren Rahmen legen können, als Natur und Zeit hier schufen.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 103f.

CCCXV. Paulinzelle.

Deutschland hat kein schöneres Denkmal klösterlicher Vorzeit aufzuweisen, als Paulinzelle; und selbst in England, dem an malerischen Abteitrümmern so reichen Lande, sind wenige, welche sich ihm an die Seite stellen lassen. – Diese herrliche Ruine liegt sechs Stunden südlich von Erfurt, eine Stunde von dem Waldstädtchen Königsee, in einem einsamen, tiefen Thale, auf grünen Wiesenmatten, mitten in einem stundenlang sich ausbreitenden Walde von hohen, düsteren Tannen. Unfern davon, bei freundlichen Anpflanzungen und an großen Teichen, gruppiren sich die wenigen Häuser des Dörfchens um das Amthaus und die Försterwohnung. An mehren dieser Wohnungen bemerkt man uraltes, verwittertes Mauerwerk; es sind dieß Substructionen der ehemaligen klösterlichen Oekonomie-Gebäude, welche bei m Bau des Dorfs und des Amthauses benutzt worden sind. –

Wir kehren zur Tempel-Trümmer zurück. Vor dem Hauptthore der Kirche, an der Abendseite, war sonst, wie an den ältesten Basiliken, eine weite Vorhalle, auf Säulen ruhend, bestimmt für die Schaaren der Andächtigen, welche das Innere der Kirche selbst nicht fassen konnte. Noch sieht man die Mauer, und Säulenstücke, auch noch ein verstümmeltes Weihgefäß halb versunken aus dem Boden zwischen säuselnden Halmen ragen. An der südlichen Seite steht ein Thurm noch und streckt sein gebrochenes Haupt schweigend in die Lüfte. Durch ein großes, tiefes Portal, dessen Gewölbe Säulen tragen, und über welches sieben gothische, gewölbte Fenster nach dem Innern der Kirche gebrochen sind, tritt man in das Schiff der Letztern. Auf dem Chor und an den Mauerabsätzen sind junge, schwankende Fichten emporgewachsen, und Gesträuch guckt aus allen Spalten hervor. So oft sich der schlanke Wuchs jener über das hohe Gemäuer erhebt, stürzt der Sturm sie mit Trümmern der Werkstücke herab. Doch immer erneuert die schaffende Natur das freundliche Bild.

Das Innere der Kirche theilt sich durch zwei Reihen hoher Säulenbündel in ein mittleres und zwei Seitenschiffe, und umher an der dicken Außenmauer waren die Altarnischen angebracht. Noch stehen die Säulen auf jeder Seite und tragen die Mauern, auf denen ehemals das Dach der Kirche ruhete; aber statt in den gemalten Himmel, schaut man in das Aetherblau, und statt in die Farbenpracht bunter Scheiben fällt der Blick durch die hohen Fensterbogen auf das grüne Thal. Ein alter Weidenbaum steht, wo sonst der Hochaltar gestanden hat. Spuren von Frescomalereien erscheinen wie bleiche Schatten auf den Wänden, und alte bemooste Grabsteine ragen aus dem Boden hervor, von denen die Hand der Zeit Bild und Schrift gewischt hat.

Paulinzelle, die ehemals berühmte Cistercienser-Abtei, war ursprünglich ein kleines Frauenkloster, gestiftet 1186 von einer frommen Rittersfrau, Pauline[2932], welche nach ihrem Tode als Heilige verehrt ward. Der Ruf der Wunderthätigkeit ihrer Gebeine und anderer vom Papste zu verschiedenen Zeiten geschenkten Reliquien machte die kleine Zelle bald zu einem berühmten Gnadenorte, der Andächtige von nahe und fern herbeiführte, und die stillen, dunkeln Wälder schallten von den Hymnen der Wallfahrer wieder. Auch fromme Gaben flossen reichlich am Schreine der Heiligen, und Schenkungen an Gütern, Frohnden und Zinsen mehrten den Reichthum des Kirchleins. Es konnte schon lange die Andächtigen nicht mehr fassen, als ein schicklicher Vorwand gefunden ward, die Frauenzelle umzuwandeln in ein großes Kloster, und die Kapelle in einen prächtigen Tempel, der, 1302 durch Brand zerstört, sich noch viel schöner wieder erhob. Der Bauernkrieg[2933], so verderblich für die Klöster und Schlösser Thüringens, verheerte auch Paulinzelle. Die Abtei ward, nach tapfern Widerstande der

[2932] Die Tochter des Truchsessen Moricho am Hofe von König Heinrich IV. (1050–1106); die Lebensdaten sind nicht bekannt.

[2933] 1525.

Mönche, von dem Landvolke geplündert und verbrannt und nachher die Kloster-Güter von den protestantischen Fürsten in ein Kammergut verwandelt.



PAULINZELLA
in Thüringen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 105f.

CCCXVI. Tegernsee.

Das reizende Thal, in welchem diese ehemalige Abtei liegt, bildet einen ovalen Bergkessel, den ein blanker See zur größern Hälfte ausfüllt, an dessen Gestade das ehemalige Kloster Tegernsee und das Dörfchen Egern gebaut sind. Ober- und unterhalb des Sees lachen üppige Wiesengründe, rauscht ein Heller Bergstrom, und das Ganze faßt das Amphitheater der Vor-Alpen ein, welches theils hoch und steil vom Ufer aufsteigt, theils sich gemach erhebt, und dessen Fuß mit Matten und Feldern, auf dem Rücken aber mit Hochwald prangt. Es ist ein schöner Fleck der Erde, einsam und abgeschlossen, der Wald voller Wild, der See voller Fische, und die Natur voller Poesie.

Die Legende von der Gründung, und wie aus der armen kleinen Zelle im Lauf der Zeiten eine steinreiche, gefürstete Abtei der Benedictiner wurde, ist eine lange alltägliche Geschichte, und es verlohnt der Mühe nicht, deshalb den Staub alter Urkunden aufzurütteln. Genug, die Chronisten nennen 756 als Geburtsjahr Tegernsees, erzählen viel von dem heiligen Quirinus, von den Wundern seines von Rom hergeschafften Leichnams, von canonisirten Aebten und den Schenkungen frommer Fürsten und Herren, auch von der Gelehrsamkeit der Mönche, und wie sie schon zu Anfange des 16ten Jahrhunderts eine eigene Druckerei gehabt, und Bücher, Bilder und Naturalien eifrig gesammelt hätten; auch wie sie Fehden gekämpft, tapfern Rittersleuten gleich, gegen die Wegelagerer und Räuber umher. Der Vater des jetzigen Regenten Bayerns[2934], Max[2935], der König mit dem lichten Geiste und dem warmen Herzen, säcularisirte Tegernsee mit 200 andern Klöstern und machte ein Jagdschloß daraus.

Tegernsee war Maxens Lieblingsplätzchen. Hierher flüchtete der König, wenn ihn der Ekel vor der conventionellen Sclaverei des Hoflebens und dem verkünstelten Staats- und Gesellschaftswesen übermannte, aus der unendlichen Schreib- und Tabellenwelt des Regierens, aus dem Treiben um ihn her voll Ueberspannung, Freigeisterei und Frömmelei, aus den grellen Widersprüchen von Kraft und Schwäche, von Thorheit und Weisheit, von Wahrheit und Lüge, die ihn in tausend Chamäleonsgestalten begegneten und zu täuschen suchten. Hier, in Tegernsee, froh der frischen unwandelbaren Natur der Söhne seiner Berge, denen er auf seinen einsamen Wanderungen und Jagdparthien so gern und treuherzig zusprach, fand er das heitere Bild vom Menschen wieder, welches ein stetes Weilen im Kreise der Höflinge zur elenden, widerlichen Carrikatur gemacht haben würde. In der Betrachtung der großartigen Natur und in der stillen Beobachtung der Erscheinungen derselben gewann die Seele des Königs nicht blos jene ihm eigenthümliche Denkweise, in der Gesetzmäßigkeit und Ordnung vorherrschten, sondern auch jene Erhabenheit der Gesinnung, die es ihn versuchen ließ, seinen Regentenberuf mit den Ideen in Einklang zu bringen, welche ihm offenbar wurden inmitten einer Schöpfung voll Größe, Schönheit und Herrlichkeit. Fühlte er sich dann gestärkt zum bessern und edlern Menschen, kehrte er in die täuschungsvolle Residenzwelt und in den Sorgenkreis des Regenten zurück, um, wenn wiederum ermüdet, oder war sein Blick wiederum getrübt, aus dem immer frisch sprudelnden Quell jungen Muth und neue Kraft zu schöpfen. –

Eines Monuments von Stein und Erz, das man ihm in Tegernsee setzte, hat dieser König wahrlich nicht bedurft. Wer noch heute dort in den Alpgründen und auf jeder Alm nach dem Vater Max fragt, der wird sein Andenken treu gehegt finden und treu gepflegt, und in jeder Sennhütte Worte der Liebe hören.

[2934] Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478).

[2935] Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 522, Anm. 1528).



TEGERNSEE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 210-217.

Tegernsee in den bayerischen Alpen.

Wenn wir wie hier ein liebenswürdiges Naturgemälde mit all seinen traulichen Reizen der Wald- und Bergesfrische und mit dem lachenden Spiegel eines Alpensee's vor uns erblicken, so möchten wir leicht glauben, daß der gebildete Menschensinn stets so viel Lust und Freude wie heutigen Tages an einer schönen Gegend empfand. Doch diese Annahme würde ein Irrthum sein, – eine Thatsache, die manche Leser befremden mag.

Viele antike Völker, zumeist die Griechen und Römer, waren nicht ohne Geschmack für die Zauber der Natur. Fehlte ihnen auch noch die Kunst der Landschaftsmalerei, so beweist doch die räumliche Wahl für die Gründung ihrer Städte und manche Schilderung ihrer Dichter ein offenes Auge für Berg und Flur.

Doch es gab andere Zeiten, verschiedene Perioden des Mittelalters, in denen die Menschen mit Gleichgültigkeit die imposantesten landschaftlichen Schöpfungen betrachteten. Ja Alles, was das freie, blühende Walten der Natur verkündigte, wurde von der Anschauung ihres streng in sich gekehrten christlichen Geistes wie ein feindlicher Dämon angesehen. In Gebirgsgebieten, die wir jetzt mit Entzükken durchwandeln, klagte man nur über Beschwerden und Unfruchtbarkeit des Bodens; ein herabbrausender Wasserfall, den wir heut mit Staunen genießen, alterirte die Gemüther als eine unütze wüste Spielerei und die herrlichsten Wälder waren ihnen nur ein Deckmantel für heimtückische Sümpfe und versteckte Räuberhorden. Ein alter Chronist stößt folgende humoristische Seufzer aus, die wir in etwas verständlicherem Deutsch wieder geben wollen. „Es ist eitel Spott und Hohn für ein ordentlich Mann, so ihn das Schicksal lasset in ein gebirgisch Land gerathen. Er muß steigen wie ein gemein Maulthier, kann net um sich schau'n, wie er möcht', denn überall stieren die Felsen ihn an wie der höllische Trotz und wenn er sich fürchtet und fanget an, ein fromm Liedlein zu singen, so replicirt ihm das Echo, ist aber die höhnische Stimme von Belzebub."[2936]

Diese Anschauungen haben sich in ihr Gegentheil verändert. Dem Bewohner des Flachlandes sind Felsen der pikanteste Anblick, nichts thut er lieber, als sich mit der coquetten schalkhaften Göttin des Echo's zu necken und er beneidet recht herzlich jedes steigende Maulthier, welches im „Nebel seinen Weg sucht".

Wir sind aber erst durch viele Wandlungen zu unserm jetzigen auf geweckten Geschmack für die poetische und malerische Anmuth in der Natur gekommen. Eine Zeitlang (im 15. Jahrhundert) hatte man eine manierirte Vorliebe für ganz enge, schroffe, pittoreske Gegenden. Die damaligen Modebäder und Lustschlösser mußten wo möglich zwischen spitzen Bergen eingeklemmt liegen und die Maler umschlossen ihre Städte und Burgen mit einer blauen zackigen Felsenwand, die selbst für Gemsen und Steinböcke peinlich war. Dann fand man plötzlich wieder den Inbegriff aller Schönheit in einer flachen Ebene mit Lämmerweiden und Schlehdornhecken, hinter welchen die Herren und Damen in Schäfer und Schäferinnen verkleidet Pfänderspiele aufführen konnten. Versailles und andere Lustschlösser boten dem 17. und 18. Jahrhundert ein solches Terrain im höchsten Style dar.

Aber diese Verirrungen des Naturgeschmackes, welche mit anderen Bizarrerien des Salonlebens, der Kleidertrachten und der gesellschaftlichen Vergnügungen Hand in Hand gingen, wichen allmälig einem gesunden Sinn.

[2936] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.



TEGERNSEE.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Ein edlerer Aufschwung in der Poesie, besonders in der englischen und in der unserer deutschen Klassiker erweckte ihn zunächst; Goethe, Schiller, Voß[2937], Geßner[2938], Bodmer[2939], Kleist[2940] wiesen mit geläuterter Erkenntniß das Auge der Menschheit auf die ewigen Reize der Natur hin. Die mehr und mehr aufblühende Landschaftsmalerei erschloß den Blicken tiefer und tiefer tausend Herrlichkeiten von nah und fern und so ist allmälig das Verständniß des Schönen in der Natur bei uns Deutschen, und bei anderen europäischen Kulturvölkern auf ähnliche Weise zum Allgemeingut geworden.

Es gibt in Gründen und Hügeln, in Thalschluchten und Bergeshäuptern kaum noch eine Anmuth, eine Merkwürdigkeit, an welchen der moderne Mensch ohne Empfindung vorüberginge. Er hat sich ein Urtheil für alle Gattungen der Landschaft geschult.

Es ist dem Jetztlebenden aber auch zum Bedürfniß geworden, sich hier und da eine freundliche lockende Stätte in der Natur auszusuchen, wo er sich eine Zeitlang vom Werktagsleben erquicken kann. Mit Recht! Unser Streben und Treiben im unerbittlichen Drange der Geschäfte ist heiß, anstrengend und ernst. Unsere Städte und besonders unsere großen Residenzen wachsen immer mehr; ihre Ausdehnung schneidet uns vom Genuß der Natur ab und bannt unsern Geist in den Dunstkreis des Zimmers, in den Staub des Marktplatzes. Er wird matt und erschöpft, und der Körper mit ihm.

Die friedliche Idylle der Natur mit ihren spielenden Lichtern und trunkenen Schatten, mit ihrem labenden Morgen- und Abendhauch, mit ihren frischen Wasserwogen und aromatischen Pflanzendüften bietet das einzige neubelebende Bad für Leib und Seele dar. Die landschaftliche Schönheit ist jedem Manne, jedem Weibe von Geist und Herz ein irdisches Evangelium, eine Freudenbotschaft, worin sich die Offenbarung der Vollkommenheit erhebend und liebevoll verkündigt.

Wer kann sich daher wundern, wenn die Landschaftsmalerei, ja wenn alle landschaftlichen Darstellungsarten durch den Griffel der Kunst immer zahlreichere Freunde finden und ein immer lebhafteres Bedürfniß werden? Lernen wir doch nur durch sie – Städte und Architekturen als große Staffagen der Landschaft mit eingerechnet – die Physiognomie unserer Erde kennen. Und diese Physiognomie ist das Abbild ihres verschiedenen Charakters, der so mächtig auf das verschiedene Wesen von ihren Bewohnern, das heißt von uns selbst, einwirkt.

Und wer möchte endlich nach solcher Einsicht noch darüber spotten, daß Alle, die es irgend haben können, jährlich so gern einige Wochen oder Monate auf dem Lande, wo möglich in den Bergen zubringen. Dies ist nicht zum Bedürfniß geworden, weil es eine Mode ist, sondern es ist zur Mode geworden, weil es ein Bedürfniß ist. Wie der Hirsch im trockenen Föhrenwald schon in biblischen Zeiten nach Wasser schrie, so verlangt die Seele in den übervölkerten, überkultivirten Städten nach Freiheit und Frische der Natur. Selbst der Nichtsthuer schließt sich diesem Bedürfniß an, hat er doch die schwerste Arbeit, sich täglich 24 Mußestunden zu ennuyiren.

Das Suchen der neuen Zeit nach schönen landschaftlichen Ruheplätzen hat besonders in den Alpen die meiste Befriedigung gefunden und dorthin geht der Zug der modernen Reiseausflüge mit reger Vorliebe.

Lange Zeit war nur die Schweiz das Haupteldorado der Touristen. Einige Plätze Tyrols schlossen sich zunächst an. Nach und nach hat man sich überall hin verbreitet, wo sich das Schöne mit dem Zweckmäßigen vereint.

Jetzt sind ganz besonders die bayerischen Alpen, wenn man so sagen darf, ein Modeartikel geworden. Es gehört in der gebildeten Gesellschaft zum guten Ton, sie bereist zu haben oder wenigstens das Interessantere von denselben zu wissen. Die große Münchener Malerschule, so umsichtig als werkthätig, hat dafür gesorgt, daß die Darstellungen „aus dem bayerischen Hochlande“ auf allen Kunstausstellungen heimisch geworden sind. In der That hat die Natur auch in jenen Gegenden Vieles zusammengedrängt, was zu den schönsten Eigenschaften des Alpencharakters gehört: hohe Bergspitzen bis zu 9000 Fuß; einige Gletscher; malerische Seen, imposante Felswände und endlich die stille Poesie der Sennenwirthschaft mit ihren Almenwiesen und traulichem Heerdengeläut finden sich hier in reicher

[2937] Der Dichter und Übersetzer Johann Heinrich Voß (1751–1826).

[2938] Der schweiz. Idyllendichter Salomon Gessner (1730–1788).

[2939] Der schweiz. Philologe Johann Jakob Bodmer (1698–1783).

[2940] Hier dürfte Ewald Christian von Kleist (1715–1759) gemeint sein.

Fülle vor. Das bayerische Gebirgsvolk liebt Sang und Tanz und einen heitern Lebensgenuß, weiß den sicher treffenden Stutzen beim Scheibenschießen und auf dem Wildstand zu führen, hält noch immer an einigen kleidsamen Ueberresten des alten Nationalkostümes fest und sein kecker Jodler ruf und Juchheschrei hallt, ein froher Lustgruß, eine frische Ermunterung für den müden Wanderer, in den sonnigen Thälern wieder.

So auferweckend und heiter-lebensmuthig sind auch Volk und Natur für den Reisenden bei Tegernsee.

Hier, wo mäßig hohe Voralpenberge von etwa 6000 Fuß dicht an der fruchtbaren altbayerischen Hochebene aufsteigen, zieht sich ein lieblicher blaugrüner Wasserspiegel von Norden nach Süden in diese Berge hinein. Ohne eine auffallend pittoreske Form und ohne beengende Schroffheit, umringen sie ihn mit der seltensten Ueppigkeit einer lachenden Wald- und Wiesenvegetation. Jeder vorspringende Hügelrücken der Berge ist parkartig bewachsen, wobei das verschieden wechselnde Grün der Tannen und Buchen, der Lärchen- und Ahornbäume dem trunkenen Auge angenehm schmeichelt. Um das hellleuchtende Schloß von Tegernsee mit seinen spitzen Thürmen gruppiren sich in malerischer Anmuth die freundlichen, gartengeschmückten Landhäuser, fast alle zur Aufnahme fremder Sommergäste eingerichtet. Einzelne schöne Villen ziehen sich zwischen Busch und Baum an den westlichen Abhängen der Berge in die Höhe, während drunten am Seeufer eine weitläufige Häuserverbindung, zwischen maigrünen Matten, Hecken und Obstbäumen die Oertchen Rottach und Egern am Tegernsee anreihen. Auch hier sind dem geselligen Treiben des Fremdenverkehrs alle Wohnungen geöffnet.

Der Geschmack des weltreisenden Fremden hat nach und nach richtig herausgefunden, daß hier ein kleines Paradies gemüthlicher Ländlichkeit die Seele täglich erquickt und neu fesselt, ohne sie durch gewaltige, kühn überraschende Eindrücke abzustumpfen. Ansprechende Badeanstalten erquicken den Körper in den Fluthen des freien Naturbassins, welches nie zu kalt ist, da es nicht von Gletscherwasser gespeist wird. Seine friedlichen Wellen sind den unterhaltenden Kahnfahrten günstig und viele bequeme Schiffchen, nach englischem Muster erbaut, werden selbst von den schönen Händen der Damen hin- und hergerudert. So sehen wir hier Engländer, Amerikaner und Deutsche, besonders Norddeutsche, die heiteren Mußestunden des Sommers verdehnen und selbst der reiche, aber keineswegs auf Reisen spendable Britte freut sich des billigen, wenn auch einfachen Lebenscomforts, der hier noch das irdische Dasein viel mehr als in der kostspielgen Schweiz erleichtert. Man fährt quer über den See hinüber, um empor zu steigen zu dem schönen Plateau eines kleinen idyllischen Hochthales und dort beim „Bauer in der Au“ sich an Kaffee, Honig und Bier zu erquicken. Oder man rudert den ganzen Wasserspiegel hinunter und bringt den Nachmittag in „Kaltenbrunn“, einem Gute des Prinzen Karl[2941] zu, wo sich gastliche Einkehr mit dem Anblick des schönsten Seepanoramas verbinden. Wer aber das Wasser oder überhaupt eine weitere Tour meiden will, der steigt hinauf zum „Paraplui“ oder zum „Westernhof“ und wartet, bis die Abendsonne ihre orangengelbe Beleuchtung und endlich ihren violett-rothen Duftschleier dämmernd über die hold gruppirten Berge wirft.

An trefflichen Fahrstraßen und schön geführten Spazierwegen mit Holztreppen, Geländern und trockenem Kiessand, der auch auf die weiche Papiersohle eines Damenschuhes zarte Rücksicht nimmt, kann mur Interlaken in der Schweiz mit Tegernsee wetteifern. Es ist die kostspielige Aufmerksamkeit des Prinzen Karl von Bayern, des hiesigen Schloßbesitzers und beiläufig bemerkt eines Wohlthäters der Armen, welcher hier durch solche Spaziergänge und öffentliche Einrichtungen einen bequemen Park im Großen gebildet hat.

Schon im Jahre 736 stifteten hier beim heutigen Orte Tegernsee die Benediktinermönche eine Abtei. Undurchdringlicher Urwald umlagerte damals die Stätte des Friedens, die zugleich einen Sammelplatz der Bildung bot, denn in jenen Tagen waren die Klöster nicht wie heute ein Lichtdämpfer, sondern eine Beförderung der Intelligenz. Die Mönche waren Pioniere der Aufklärung und Ordnung, welche kultivirend in die wilde Natur eindrang. Deshalb machte es sich auch nöthig, wie hier, tiefe Gräben und feste Mauern um die Abteien zu ziehen, denn Wolf und Bär umschlichen gar unfreundlich den Klostergarten, und räuberische, oft sogar noch heidnische Horden zogen zu feindlichen Ueberfällen heran. Der Schutz des Landesherrn und Fürsten befand sich oft in weiter Ferne, und so hatte die

[2941] Karl Theodor Maximilian August Prinz von Bayern (1795–1875).

Geistlichkeit die Pflicht, sich selbst durch ein sicheres Bollwerk zu hüten. Freilich wurde diese Pflicht auch ein unheilvoller Keim, woraus später eine weltliche Macht der Geistlichkeit willkürlich hervorschoß. Statt der demüthigen Priester im Kirchengewande ritten geharnischte Bischöfe und Pröbste zu Jagd- und Kriegsthaten, zu Lust- und Trinkgelagen in vielen deutschen Gauen aus …

Das Benediktinerstift Tegernsee wurde 1804 aufgehoben; die stattlichen Schloßgebäude stammen aus dem vorigen Jahrhundert. Sie umfassen unter Anderm, was sich in Bayern für Seele und Leib schwer entbehren läßt, eine ehrwürdige Kirche und eine preiswürdige Bierbrauerei.

Wer den reizenden architektonischen Aufbau dieses Seebadeortes für gesunde heitere Menschen aus der Vogelperspektive überblicken will, sieht sich nach einem Alpenstock und einem Führer um und erklimmt binnen drei Stunden entweder im Osten den Hirschberg oder im Süden den Wallberg. Mit den weißen Schneefirnen blitzend auf dem blauen Hintergrund des Aethers umschließt die mächtige tyroler Tauernkette mit dem Großvenediger, ferner der Höhenzug bei Innspruk und das Karawendel- und Wettersteingebirge nach den Bergen zu seinen Horizont; während im Norden der schwindelnde Blick über die blaue bayerische Ebene dahinschwebt. Unten zu Füßen die friedlich umbuchtete Seefluth mit ihrem lockenden Häuseranbau, – in Wahrheit ein Gemälde, welches sich der Seele mit den schönsten Farben und Linien froher Erinnerungen einprägt!

Aber eben so überraschend und ansprechend, wie diese charakteristischen Züge in der Natur, sind auch hier einige pikante Episoden aus dem Volkstreiben. Der Reisende aus dem Flachlande wird von der Neuheit derselben besonders gefesselt. Sie klingen ihm noch lange im Ohr nach, denn Lust und Heiterkeit, noch so keck und ausgelassen, bleiben immer eine gar angenehme Reminiscenz in diesem ernsten Leben.

In jedem Mitsommer ein Mal rüsten sich die Besucher Tegernsee's für den Ausflug zu einem Volksfeste, welches in der Falep[2942], im Thale der Kaisersklause, einige Stunden südwestlich mit origineller Ausgelassenheit gefeiert wird. Jeder sucht ein Fuhrwerk zu erringen und es kann nicht schaden, wenn ein paar Laternen daran befestigt sind, nicht etwa um wie Diogenes dabei Menschen zu suchen, wo an solchem Tage blos Leute sind, sondern um bei der Nacht den Rückweg zu finden, denn die Stätte der Freude bietet keinen Raum zur Herberge.

Romantisch im grünen Walde liegt die alte Försterei, in der zugleich Speise und Trank verabreicht wird. Von allen Seiten strömen nicht blos Fußgänger, Reiter und Equipagen, sondern auch die munteren Schaaren des geputzten Landvolks herzu, in ihren Sonntagsstaat gekleidet und ein lachendes Sträußl am spitzen Alpenhut. Denn hier halten die Arbeiter des Waldes, die Aufseher, Wildhüter und besonders die Holzfäller und Flößer ihr jauchzendes Tanzfest.

Treten wir heran an den grünen tannengeschmückten Tanzplatz! Es erklingt eine heitere Musik, die durch die kühne Ausgelassenheit des Alpenbewohners, durch jenen begehrlichen Takt des hitzigen enragirten Temperamentes wieder gut zu machen sucht, was sie in unreinen Tönen sündigt, Bursche und Mädchen drängen sich begierig heran und es wird sich für den Städter belohnen, besonders für die schaulustigen Damen, ihre Füße in Acht zu nehmen, denn wo diese hochgewachsenen schwergliedrigen Waldbewohner bei ihrem gesunden Gang mit ihrem Holzschuh hintreten, da wächst nicht nur langsam wieder ein neues Gras, sondern noch viel langsamer eine neue Haut. Immer lebhafter befeuert sich die Musik und jeder „Bua“ sucht mit seinem „Diandl“ den gedrängt vollen Tanzplatz zu erreichen und man sieht es vielen frohen Mädchengesichtern an, daß gar manche Maid eine Braut ist, oder wenigstens diesem Ziel heute näher zu sein wähnt, denn je. Laute Alpenrufe und Jodler der Lust werden ausgestoßen, und ab und zu die Tänzerinnen keck geschwenkt, hoch empor gehoben und dann wieder mit Hülfe ihres natürlichen Gewichtes stampfend zu Boden gesenkt. Von Zeit zu Zeit trennt sich ein naturalistischer Bravourtänzer von seiner Tänzerin und während sie sich walzend allein vor ihm herdreht, eilt er ihr in kurzen Sprüngen nach, stößt mit dem Hacken dröhnend auf den Boden und schlägt auf seinen Knieen den Takt dazu, wobei er in demselben Rhythmus wie ein Besessener mit dem Kopfe wackelt und manchen jauchzenden Schrei der Lust hören läßt. Endlich aber schlägt er den Takt noch auf eine andere Weise, indem er rückwärts mit der flachen Hand die Sohle seines Fußes klatschend zu treffen

[2942] Zusammenfluß der roten und weißen Falep.

weiß. Sind Hände und Füße von diesem Knalleffekt ermüdet, so ergreift er seine Tänzerin wieder, um in wenigen Minuten diesen Uebermuth aufs Neue zu wiederholen.

Dieser Nationaltanz ist das berühmte bayerische „Schuhplatteln“. Er konsumirt viel Kräfte, viel Lunge, viel Staub und vor allen Dingen sehr viel Bier. Letzteres aber stärkt diesen Tanz so, daß er noch unterm Sternenhimmel der Nacht fortzudauern vermag.

Aber wir lassen ihn gewähren und sehen es ohne Eifersucht, wenn sich einzelne Paare im Walde zerstreuen. Noch einmal erfreuen wir uns an den malerischen lebensmuthigen Gruppen. Auch die Jünger vom Waidwerk sind zahlreich vertreten und jene feste Gestalt dort mit den blitzenden Falkenaugen ist der vielgenannte Revierförster Krempelhuber[2943] aus Tegernsee, der Mann der Freikugeln, welcher sich von dem Frankfurter Schützenfest[2944] so manchen der ersten Preise heimgeholt hat. Ein Lebehoch der deutschen Mannheit und dem deutschen ferntreffenden Stutzen in Nord und Süd!

Und so stecken wir die vorher erwähnten Laternen an, und fahren nach Tegernsee zurück, um uns in stiller Nacht nach dem lauten Tage zu erquicken.

Otto Banck[2945].

[2943] Eduard Sebastian Max von Krempelhuber (1811–1867).

[2944] Beim 1. Deutschen Bundesschießen vom 13. bis 21. Juli 1862 in Frankfurt a. M.

[2945] Der Publizist und Schriftsteller Otto Alexander Banck (1824–1916).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 116.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 60.

CCCXX. Das Denkmal bei Abach[2946].

Abach, unfern Regensburg, mit seinem Römerthurm, liegt im Mittelpunkte einer reichen Landschaft. Die Donau, von ungeheuren Felsenmassen aufgehalten, macht daselbst eine rasche Wendung gegen Norden und bildet zwei Thäler, die zu den schönsten gehören, welche der Strom durchrauscht. In frühern Zeiten wand sich ein schmaler, kaum sechs Fuß breiter Fahrweg an dem thurmhohen Ufer hin, und Fälle waren so selten nicht, daß Wagen mit Roß und Führer hinab in die Fluthen stürzten. Manches eingehauene Kreuz gab davon Zeugniß, und die an den gefährlichsten Stellen aufgerichteten Heiligen- und Marienbilder konnten nicht helfen. – Vor 70 Jahren, unter dem Bayern-Herzog Carl Theodor[2947], wurde die Felswand bis zu einer Höhe von 180 Fuß weggesprengt, und aus dem halsbrechenden engen Pfade entstand eine breite, sichere Chaussee. Die Leitung des Baus besorgte der Ingenieuroberst Riedel[2948], und die Dankbarkeit der Umwohner, an deren Spitze ein Graf von Torring[2949] trat, setzte jenem und dem Fürsten, der das Werk angeordnet, das schöne, einfache Denkmal. – „Furchtbar ist der Strom“, hieß es sonst, „er dürstet nach Blut und will jährlich sein Opfer.“[2950] Jetzt zieht er in stiller Majestät am Fuße des gebändigten Gnomen hin. – Nicht weit von diesem Denkmal ist die interessante Stelle, wo der Kanal[2951] mündet, welcher den Main mit der Donau zusammenknüpft und Carls des Großen[2952] Idee verwirklicht.

[2946] Heute Bad Abbach.

[2947] Carl Philipp Theodor (1724–1799), seit 1742 als Karl IV. Pfalzgraf und Kurfürst von der Pfalz sowie Herzog von Jülich-Berg, seit 1777 als Karl II. auch Kurfürst von Bayern. Er war der letzte pfalz-bayerische Kurfürst.

[2948] Adrian von Riedl (1746–1809), seit 1790 Direktor der bayer. Straßen- und Wasserbauverwaltung.

[2949] Reichsgraf Josef August von Toerring (1753–1826), der von 1799 bis 1801 Präsident der Generallandesdirektion, die für die Verwaltung von Ober- und Niederbayern zuständig war.

[2950] Stattdessen findet sich auf der 1794 enthüllten Gedenktafel des vom bayer. Kurfürsten und Herzog Carl Theodor (1724–1799) angeordneten Straßendurchbruchs folgender Spruch: „CAROLO. THEODORO. C. P. R. BOIORUM. DUCI. ELECTORI. OPTIMO. PRINCIPI. EVERSA. DEIECTA. IMMINENTIUM. SAXORUM. MOLE. LIMITE. DANUBIO. POSITO. STRATA. A. SAAL. AD. ABBACH. VIA. NOVA. MONUMENTUM. STATUI. CURAVIT. JOS. AUG. TOERRING. AER. BOIC. PRAEFECTUS. CIƆIƆCCVIC / Carl Theodor, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog und Kurfürst von Bayern, dem besten Fürsten, ließ, nachdem die Masse drohender Felsen abgesprengt und entfernt, der Donau eine Grenze gesetzt und eine neue Straße von Saal nach Abbach gebaut war, Josef August Toerring bayer. Hofkammervizepräsident, 1794 dieses Denkmal errichten.“

[2951] Der 172,4 km lange, zwischen 1836 und 1846 erbaute Ludwigskanal, der die Donau bei Kelheim mit dem Main bei Bamberg verband.

[2952] Karl der Große hatte 792/93 den Bau eines Rhein-Main-Donau-Kanals, heute „fossa carolina“ genannt, in Angriff genommen.



DENKMAL BEI ABACH

Aus der Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbghsn.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 117-124.

CCCXXI. Frankfurt.

Schönes Frankfurt! Auf der nämlichen Stelle, von der die Aufnahme dieser Ansicht geschah, stand ich, als ich vor zehn Jahren zum letzten Mal dich sah! Die Paläste am Main hin warfen ihre breiten Schatten über den Strom, und nur der stumpfe Kegel des Doms strahlte noch im Heiligenschein der untergehenden Sonne. In deine Betrachtung verloren, dachte ich deiner vergangenen Zeit, und des Flusses Rauschen in der düstern Tiefe kam mir vor wie das Rauschen des Stroms der Ewigkeit, auf dem so viele deiner Geschlechter flutheten und vergingen. Deine Geschicke zogen wie Phantome durch meine Seele. Ich sah den Titanen Karl[2953] mit den 300 Bischöfen des Abendlandes zum Conzil in deinen Mauern versammelt; sah die Kurfürsten durch deine Thore einziehen zur Wahl des Reichsoberhaupts; hörte den Schwur des Gewählten vor allem Volke, Recht zu üben und die Freiheit zu schirmen überall in deutschen Landen; sah die lange Reihe der Kaiser salben und krönen in deinem Dome; – sah verschwinden all die Herrlichkeit, zusammenbrechen Reich und Kaiserthron, aus Reichsfürsten Fürsten des Rheinbundes[2954] werden, in dem Palast eines Erb-Reichspostmeisters Hof halten den Fürsten Primas, undenklich – du lieber Gott! – Beschlüsse fassen den Bundestag[2955]. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Namen, welche Begebenheiten, welche Erwartungen, welche Hoffnungen, welche Täuschungen haben sie geboren! Ach, mein Traum in jener Abendstunde ist ausgeträumt, und die glühenden Farben, in welche meine Phantasie damals die Zukunft malte, hat die kalte, nüchterne Gegenwart längst ausgespottet.

Was die Welt bei der jetzigen Gestaltung der Verhältnisse verloren oder gewonnen hat, mag hier unbeantwortet bleiben; Frankfurt aber hat sich gut dabei gestanden. Keine Stadt in Deutschland, nicht eine ausgenommen, hat so große Vortheile geärndtet, hat so zugenommen an Reichthum und, als Wirkung desselben, an Schönheit und an heiterm Ansehn, wie Frankfurt. Daß das Gebäude seiner reichsstädtischen Verfassung zusammenbrach, war ein Glück; denn alles war morsch daran und ausgeartet, und die äußere Form, wie das Leben drinnen, standen im Widerspruch mit der Zeit. In Regiment und Verwaltung waren die meisten Aemter längst zu Erbstücken der Patrizier geworden und ein Pfuhl, in welchem Habsucht und Neid mit einander im Kampfe lagen. Verwirrt liefen die Competenzen der verschiedenartigsten Behörden durch einander, täglich ausstreuend die Neusaat für Hader und innere Zwietracht. Frankfurt ***contra*** Frankfurt war eine stehende Rubrik bei den Reichsgerichten. Die wenige Lebensthätigkeit, welche noch im morschen Staatskörper war, ging in kleinlichen Eifersüchteleien und Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft, Zünften und Senatoren auf. Selbst der Sturm der Revolution (schon Custine[2956] rief den Frankfurtern auf offnem Markte zu: „habt ihr den deutschen Kaiser gesehen? – ihr habt den letzten gesehen!“[2957]) mit seinen schweren Erschütterungen besserte nichts. Er führte als Contribution und Brandschatzung viele Millionen fort; aber die alten Mißbräuche und Philister-Vorurtheile blieben da, und die Mängel im Regiments wurden unter der gewirkten Schuldenlast, (die meisten der gegenwärtigen Staatsschulden stammen noch aus jener Periode,) nur um so drückender und nachtheiliger.

[2953] Kaiser Karl der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 122).

[2954] Siehe hierzu S. 633, Anm. 1893.

[2955] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.

[2956] Adam-Philippe, comte de Custine, genannt général moustache (1740–1793; hingerichtet), frz. Général de division, der vor allem durch die Eroberung von Mainz im 1. Koalitionskrieg bekannt geworden war.

[2957] Frei zitiert aus dem „Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Sechster Band“ (Altona: J. F. Hammerich 1838), S. [3].

Die Rheinbundacte löste den Reichsverband, und was ein Jahrtausend zusammen gehalten hatte, fiel aus einander. Dalberg[2958] erhielt, als Fürst Primas, Frankfurt von des Eroberers Gunst als Eigenthum. Die Hand jenes gütigen und humanen Fürsten, den der Bedienten-Sinn anfänglich ebenso übertrieben gepriesen hat, als er ihn nach Verlust der Macht ungerecht schmähete, mußte nothwendig das alte Staatsgebäude einlegen und neu bauen, und sie that's, wie der Meister befohlen, nach französischem Muster. Dazu konnte Dalberg wenig Frankfurter brauchen; er zog Fremde in's Land als Gehülfen bei'm Organisirungswerke und dadurch, wie durch so manche Maaßregel, die ihm der Zeitendrang gegen seinen Willen abnöthigte, schuf er Unzufriedenheit. Die Frankfurter konnten unter seiner Regierung nicht glücklich seyn; denn für das gute Neue hatten sie noch keinen Sinn – (sie sahen ja nur ein zweifelhaftes Pflanzen, aber keine Frucht! –), der Verlust des Alten aber verletzte ihren Stolz und schmerzte sie, und selbst die Last, welche die Zeit unvermeidlich auflegte, betrachteten Viele nur als eine Folge von der Veränderung des Regiments und der Verfassung.

Dalberg säete; aber er hatte blos die Mühe und die Arbeit davon; die Freude an der guten Frucht, die erst spät reifen konnte, ward ihm nicht. Leipzig's Donner[2959] brüllte und das Primas-Intermezzo war zu Ende. Dalberg floh; er starb, verhöhnt, in Armuth*)[2960]. – Die siegreichen Heere der Verbündeten rückten ein, an ihrer Spitze Franz, der letzte deutsche Kaiser[2961]. An die Zusicherung desselben, die er den Vorständen seiner Krönungsstadt gab, knüpfte sich die Hoffnung auf Wiedererwerb von Freiheit und Selbstständigkeit, welche der 46. Artikel der Wiener Congreßacte[2962] nachher verwirklichte. Frankfurt trat dadurch ein in die Reihe der souverainen Staaten Deutschland's. – Es folgte ein lebendiger, oft krampfhaft und peinlich werdender Kampf der sich durchkreuzenden Interessen im neugeschaffenen Gemeinwesen, und je nachdem eine oder die andere Partei oder Anficht die Oberhand gewann, benutzte sie den Augenblick des Siegs, um sich Früchte desselben zu sichern. Innerhalb zweier Jahre wurden mehre Constitutionen erlassen, gehandhabt und wieder aufgehoben. Erst im Juli 1816 verständigte man sich über die noch in Kraft bestehende Verfassung. Sie ist im Wesentlichen die reichsstädtische mit denjenigen Modificationen, welche die Zeit als nothwendig forderte. Das democratische Prinzip anerkennt sie unverfälscht. Sie legt die Souverainitätsrechte in die Gesammtheit der christlichen Bürgerschaft und hebt die Vorrechte aller patrizischen Geschlechter auf. Diese Verfassung theilt die Gewalten

---

[2958] Carl Theodor Reichsfreiherr von und zu Dalberg (siehe hierzu S. 261, Anm. 730).

[2959] Die „Völkerschlacht" bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813, in der die Franzosen unter Napoléon von den verbündeten Russen, Preußen, Österreichern und Schweden vernichtend geschlagen wurden.

[2960] *) Unter Carl v. Dalberg's Herrschaft – so zeugt von ihm ein Frankfurter – wurde keinem Bürger ein Haar auf dem Haupte gekrümmt, Keiner wegen seiner Meinungsäußerung verfolgt, Keiner unter Commissionen gestellt, Keiner als Staatsgefangener in das Ausland abgeführt. Die Tortur, welche seine Criminalprozeßordnung abschaffte, wurde unter Dalberg nie durch Verlängerung oder Erschwerung der Untersuchungshaft ersetzt; seine Gerichte dehnten nicht, waren nie über den Schrei der Unschuld entrüstet, beschränkten nie, erschwerten nie die heilige Freiheit der Rechtsvertheidigung. Kein Frankfurter hat damals drei Jahre lang im Untersuchungsarreste, oder in Löchern mit *abat-jours* [Lichtöffnungen, also fensterlos], oder die Fenster mit Copalfirniß verkleistert [ein Überzug, der in etwa dem Effekt einer Milchglasscheibe gleichkommt], gesessen. Sein Herz, sein Streben war deutsch, frei und recht, so wenig eins seiner Edikte auch die Deutschheit zu Markte trug.

Rheinganum, im Art. Frankfurt in Rotteck's Staatslexicon [siehe hierzu S. 996, Anm. 2957].

[2961] Franz II., von 1792 bis 1806 der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (siehe hierzu S. 768, Anm. 2352).

[2962] Vom 8. Juni 1815: „La ville de Francfort, avec son territoire, tel qu'il se trouvoit en 1803, est déclarée libre, et fera partie de la ligue germanique. Ses institutions seront basées sur le principe d'une parfaite égalité des droits entre les différens cultes de la religion chrétienne. Cette égalité des droits s'étendra à tous les droits civils et politiques, et sera observée dans tous les rapports du gouvernement et de l'administration. Les discussions qui pourront s'élever, soit sur l'établissement de la constitution, soit sur son maintien, seront du ressort de la diète germanique, et ne pourront être décidées que par elle / Die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiete, so wie es im Jahr 1803 bestanden, wird für frei erklärt, und macht einen Theil des deutschen Bundes aus. Ihre Staatseinrichtungen sollen auf den Grundsatz einer vollkommenen Gleichheit der Rechte der verschiedenen Bekenntnisse der christlichen Religion gegründet werden. Diese Gleichheit der Rechte soll sich auf alle bürgerliche und politische Rechte erstrecken, und in allen Verhältnissen der Regierung und der Verwaltung beobachtet werden. Die Streitigkeiten, welche über die Errichtung oder über die Handhabung der Verfassung entstehen, gehören vor den deutschen Bundestag, und können nur durch ihn entschieden werden."

in die executive (den Senat, aus 42 Gliedern, Schöffen, Senatoren und Rathsverwandten), mit der leider! zugleich (factisch wenigstens) die richterliche verbunden ist, weil Stadtgericht, Appellationsgericht und Curatelamt[2963] aus Mitgliedern des Senats bestehen, und in die legislatorische. Letztere ruht in der gesetzgebenden Versammlung und der ständigen Bürgerrepräsentation. Diese besteht aus 61 Mitgliedern, ist das Auge des Staats, die Verwaltung controllirend und in allen Finanzsachen mit dem Senate berathend; jene ist aus 85 immer nur für ein Jahr gewählten Mitgliedern zusammengesetzt. Das Präsidium des Senats führen 2 Bürgermeister, die durch Rotation der Senatsglieder von Jahr zu Jahr wechseln. Die Bewohner der wenigen, zum Frankfurter Gebiete gehörenden Ortschaften sind von aller Theilnahme am Regimente völlig und in dem Maaße ausgeschlossen, daß der kenntnißvollste Sohn des reichsten Dorfbewohners in seiner Heimath nicht einmal als Schulmeister angestellt werden kann. – Die israelitischen Bürger können schon um ihres Glaubens willen nicht zu Staatsämtern gelangen und werden eben so wenig bei den Zünften zugelassen. In jeder andern Beziehung genießen sie Rechtsgleichheit. – Die nicht-bürgerlichen Einwohner Frankfurt's, Beisassen, (Permissionisten) haben blos auf Duldung und den allgemeinen gesetzlichen Schutz Anspruch. – Man sieht, es ist für künftige Verbesserungen in dem Staatswesen Frankfurt's viel Raum gelassen, und auch hier wird wahr, daß die Welt überall eine Welt von Kräften ist, in welcher alles Stärkere herrscht, so viel als es kann, und in einer der kleinsten Republiken so gut die Herrschsucht eine Rolle spielen will, als in Autokratieen. Auch die Frankfurter Bürger haben Unterthanen, und sie rufen ihrem Dörfler zu: „willst du Freiheit, so nimm sie mit heim; in deinem Hause magst du ihr Altäre bauen, ein ehrlicher Mann seyn, dein Feld pflügen, bei uns zu Markte gehen, für uns arbeiten, von uns Geld verdienen; – was aber drüber ist, ist dir von Uebel."[2964] – Vor einer Frankfurter Ausgabe Baseler Geschichten braucht man sich freilich nicht zu fürchten. –

Zum Bilde! – Längs dem Maine dehnt sich auf hohem Uferrand (vom Untermainthore) eine herrliche Fronte prachtvoller Privatwohnungen bis zu dem Landungsplatze, dem Hafen und dem Hauptzollamte hinaus, und es folgt so. dann die Mainseite des ältesten Stadttheils, eine Reihe alterthümlicher Gebäude mit hohen, überhängenden Giebeln und Schieferdächern. Dunkle, gewölbte, überthürmte Pforten (die sog. Wasserthore) geben Einlaß in das Innere der Altstadt. Oberhalb der großen Brücke, welche in den jenseitigen Stadttheil (Sachsenhausen) führt, steht, die Façade dem Main zugekehrt, abermals eine Reihe palastähnlicher Häuser auf hohem Gestade (die schöne Aussicht), und den würdigen Schluß dieser Parthie machen der Tempel der Stadtbibliothek am Obermainthor und das Wachthaus, dieses eine Nachbildung der Hallen des Campus Militum in Pompeji, jener im edelsten griechischen Styl. Um den weiten Halbkreis, den die Stadt selbst zwischen den beiden äußersten Punkten, dem Ober- und Untermainthor bildet, erfreuen, auf der Stelle ehemaliger Wälle und stinkender Gräben, die schönsten öffentlichen Anlagen mit schattigen Hainen, Bosketten von blühenden Sträuchen, Alleen, Rasenplätzen, Blumenterrassen, Teichen mit Geflügel etc. in reizender Abwechselung. Dazwischen sind die 5 Landthore: das Allerheiligen-, Friedberger-, Eschenheimer-, Bockenheimer- und Sanct-Gallusthor. Zur Seite der Promenaden gruppiren sich in zwei weiten Halbzirkeln Gärten und kleine Parks mit Palästen und Villen, die mehr wie alles Uebrige verrathen, daß Frankfurt wirklich die Stadt der Millionairs, die Residenz der Geldkönige, der Rothschilde[2965] und ihres Gleichen ist, an welche Sultan und Papst und Könige und Kaiser und die meisten Völker der Erde zinsen. Auch jenseits des Mains, auf der Mühlberger Höhe, über Sachsenhausen, hat, um der herrlichen Aussicht willen, der Reichthum seine Prachtwohnungen hingebaut; die Kleefelder und Weinberge verschwinden und machen Park-Anlagen Platz. Lange Reihen solcher Villen, deren Fürsten sich nicht zu schämen brauchten, stehen auch am untern Mainthor am Flusse hin, und damit die reichste Familie auf der Welt in diesen Aeußerungen des Ueberflusses würdig repräsentirt sey, so ist die Krone aller die Rothschild'sche Villa vor dem Bockenheimer Thore, welche

[2963] Die Frankfurter Vormundschaftsbehörde.

[2964] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[2965] Die Frankfurter Bankiers Amschel Mayer Freiherr von Rothschild (1773–1855), Salomon Mayer Freiherr von Rothschild (1774–1855), Nathan Mayer Freiherr von Rothschild (1777–1836), Carl Mayer Freiherr von Rothschild (eigentl. Kalman Mayer Rothschild; 1788–1855) und James de Rothschild (eigentl. Jakob Mayer Rothschild; 1792–1868).

des Herrlichen, was den Freund des Schönen fesseln mag, allein mehr enthält, als genügend wäre, ein Buch zu füllen. Fast alle großen Gärten haben Gewächshäuser. Das Schönste, was die Flora hier erzeugt, wird jährlich in eine Blumen-Ausstellung vereinigt, welcher sich keine andere in Deutschland an die Seite stellen kann. – Von den höher gelegenen Punkten der Promenaden hat man angenehme Blicke in das Land, und sie lassen erkennen, wie der Reichthum in dem glücklichen Frankfurt nicht Einzelne blos, sondern recht Viele erfreut. Ueberall sieht man neue Anlagen entstehen, Mauerwerke emporsteigen, und aus den Dörfern ringsum glotzen die neuen rothen Dächer[2966], zeigend, wie die Fluth des Ueberflusses auch durch kleinere Kanäle sich weit in das Land ergießt. Viele Frankfurter wohnen übrigens im Sommer in den benachbarten Flecken und Städtchen; viele selbst das ganze Jahr hindurch, und diese kommen täglich zur Stadt für die Besorgung ihrer Geschäfte. Fiakers, welche an allen Thoren stehen, erleichtern die Verbindung.

Die Physiognomie der innern Stadt straft den Begriff nicht Lügen, den die äußern Umgebungen hervor rufen. Selbst im allerältesten Kern, zwischen dem Dom und dem Römerberg, mit seinen engen, winklichen, düstern, doch reinlichen Gassen, deren alterthümliche Häuser ihre weit überhängenden, mit Wetterfahnen und Thurmspitzen gezierten Giebel der Straße zukehren, wird man die Zeichen der Gemächlichkeit und des Wohlstandes ihrer Bewohner nicht vermissen. Die Stadttheile zwischen dem Mainzer- und Fahrthor und der Zeil sind neuer; auch da sind viele Straßen eng; aber aus den hohen, meistens massiven Häusern, in deren untern Räumen sich Waarengewölbe und Contore, die Fenster mit eleganten Eisengittern verwahrt, befinden, blickt schon der Reichthum heraus. Die schönsten Parthieen im Innern der Stadt sind die 80 Schritt breite Zeil, die von der Konstabler- bis zur Hauptwache reicht, mit vielen Hotels (rothem Haus, russischem Hof, römischem Kaiser etc.) und der Roßmarkt. Herrlichere Straßen als die neuen Wallstraßen hat keine Stadt Deutschlands aufzuweisen. Palast an Palast steht dort, und man wird nicht müde, die Tüchtigkeit und Eleganz dieser neuen Prachtgebäude zu bewundern.

An ältern Bauwerken, welche welt- und kunstgeschichtliches Interesse haben, muß eine Stadt reich seyn, welche seit länger als tausend Jahren blüht und in der Geschichte des deutschen Reichs einen Ehrenplatz einnimmt, der zugleich ein Schauplatz der folgenreichsten Begebenheiten und Handlungen war. Der „Römer,“ wo die deutschen Kaiser gewählt, der Dom[2967], wo sie gesalbt und gekrönt wurden, sind jedem deutschen Herzen liebe, vertraute Namen und heilige Orte. In jenem uralten Palaste Karls des Großen (der 1480 durch Einbau der benachbarten Wohnungen seine gegenwärtige Gestalt bekam) führt eine breite Stein-Treppe den vom Römerberge her Eintretenden hinauf in das im Schmuck einer längst geschwundenen Zeit prangende Wahlzimmer, wo von den Kurfürsten des Reichs, zur Wahl versammelt, der feierliche Akt vollzogen wurde, durch den ein freies, deutsches Volk seinen Kaiser erhielt. Neben dem Wahlzimmer ist der Kaisersaal, wo der Neugekrönte, nach dem Zuge aus dem Dome, bei offenen Thüren an der Tafel speiste, die ihm deutsches Volk gedeckt hatte, und bedient von dessen Repräsentanten, den mächtigsten Fürsten des Kaiserthums. Der Hauptschmuck des Saals sind die Brustbilder aller in Frankfurt gekrönten Kaiser von Konrad I.[2968] an (912) bis auf Franz II., dessen Bild, ein bedeutsames Spiel des Zufalls, den letzten Wand-Raum, welchen seine Vorgänger übrig gelassen, gerade ausfüllt. Im Römer hält der Senat seine Sitzungen und da sind auch die Geschäftslokale der obersten Behörden der kleinen Republik. – Der Dom, vorhanden schon zu Pipin’s Zeit, von Ludwig dem Deutschen[2969] zum Stift erhoben, erhielt im 14. und 15. Jahrhundert seine jetzige Gestalt. Leider ist sie in der Nähe kaum zu erkennen; denn an dem noblen Bau hat die Habsucht und der Unverstand schlechte Häuserchen und elende Buden gekleckst, nichts frei lassend, als die Eingänge. Blos der Anblick aus der Ferne gibt einen Begriff von der Masse dieses Tempels, dessen stumpfer Coloß hoch über alle anderen Thürme der Stadt emporragt und ihr ein Ansehn von ehrfurchtgebietender Würde gibt. – Wohl hat auch am Domthurm der Zahn der Zeit genagt, sein Schmuck ist längst herabgeworfen,

[2966] Ziegeldächer an Stelle der traditionellen dunkelgrauen Schieferdächer.

[2967] Der 1239 geweihte Kaiserdom St. Bartholomäus, dessen Vorgängerbauten sich bis in das 7. Jhd. zurückverfolgen lassen.

[2968] Konrad I. (ca. 881–918), seit 906 Herzog von Franken und seit 911 König des Ostfrankenreichs.

[2969] Ludwig II. der Deutsche (ca. 806–876), seit 817 Unterkönig von Baiern, das er ab 826 selbständig regierte, seit 843 König des Ostfrankenreiches.

Nischen, in denen keine Heiligen mehr sind, sind geborsten, Steine sind gerückt, und, wie in manchem Staatsgebäude, geht der Geist der Verwesung um mit leisem Knistern; doch die Masse der Hauptmauern ist unverwüstlich, noch nicht ergraut und scheint nur des rechten Baumeisters zu warten, der sie wieder zu schmücken weiß. –

Nicht am Aeußern allein will sich der Sinn ergötzen; er verlangt auch des Domes Inneres zu schauen. Weit geöffnet sind die hohen Pforten, und wir treten ein mit Ehrfurcht; denn unser Fuß berührt die Schwelle, welche vor uns vierzig deutsche Kaiser überschritten. An alten Grabsteinen und Monumenten vorüber, an Altären mit Heiligenschreinen hin, über das Grab des gewählten Kaisers, Grafen Günther's von Schwarzburg[2970] weg, der hier starb, ehe er die Krone trug; über die Katakomben vergangener Fürstengeschlechter wandeln wir zum hohen Chor, zu jener Stufe am Hochaltare, wo das neugewählte Oberhaupt Angesichts des lebendigen Gottes und seines Volkes das Reichsgesetz beschwor. Viele leben noch, die des letzten Kaisers Schwur gehört, Viele, die, als sie, nach der Vertreibung des Reichszerstörers, Franz II. hier niederknieen sahen, Hoffnungen neu faßten, welche doch keine Zeit zu verwirklichen im Stande ist. – Ich huldige gern dem Großen unserer Vergangenheit; doch den Glauben, jener geheimnißvolle Ideenspuk, der in vielerlei Gestalten das deutsche Geisterreich durchschwärmt; jenes bedeutungsvolle, dunkle Einheitsahnen, das so träumerisch durch deutsche Seelen zieht und Befangene schreckt wie gespenstiges Schattenspiel – das würde sich gelegentlich in den alten abgetragenen Kaisermantel kleiden lassen, den man dann nur zu flicken brauche, – diesen Glauben halte ich für baare Thorheit.

Flüchtig nur verweilen wir bei den übrigen Merkwürdigkeiten Frankfurt's. Wir beschauen die mit Säulen geschmückte Façade des Thurn- und Taxischen Palais[2971], wo der österreichische Präsidialgesandte und der Bundestag zur Miethe wohnen; die Börse[2972] in einem andern Palaste, dem sog. Braunfels; die schönen Gebäude des Eisenbahnhofs[2973], wo uns ein neues Leben voller Zukunft erfreut. Die St. Paulskirche[2974] (1834 vollendet) ist der luther. Haupttempel und unstreitig einer der schönsten Kirchenbaue der neuesten Zeit. Ihre Form ist die Ellipse; der Styl der römische; einfache Würde der Charakter ihrer Ausschmückung. Man sieht kein Bildwerk, außer auf dem Altare ein goldnes Cruzifix mit Dornenkrone und Palmenzweig. Die beiden Bethäuser der Reformirten sind auf dem Korn- und auf dem Roßmarkt und verdienen das nämliche Lob. Die Katharinenkirche ist überladen mit geschmacklosem Schnörkelwerk; sie enthält aber schöne, altdeutsche Monumente, und ihr 250 Fuß hoher Thurm ist eine Zierde der Stadt. Zu der Sankt Leonhardskirche lenken den Kunstfreund Sculpturen und Glasmalereien aus der besten Zeit; zur Liebfrauenkirche das berühmte Werk eines Bildschnitzers des 14. Jahrhunderts, eine Anbetung der heiligen 3 Könige. Im Saalhof erkennt der Alterthumsforscher den alten Palast der Carolinger wieder und erinnert sich bei der Schmucklosigkeit des Gebäudes der Genügsamkeit der alten deutschen Herrscher, und ist eingedenk, wie der mächtigste Fürst auf Erden damals dem Bauer nach Lebensweise und Wohnung näher stand, als jetzt letzterer dem

---

[2970] Günther XXI., Graf von Schwarzburg-Blankenburg (1304–1349), hatte sich 1349 gegen König (dem späteren Kaiser) Karl IV. (1316–1378) aus dem Haus Luxemburg als Gegenkönig aufstellen lassen.

[2971] Das Palais war in den Jahren 1731 bis 1739 von Robert de Cotte (1656–1735) im Auftrag des Reichserbgeneralpostmeisters Fürst Anselm Franz von Thurn und Taxis (1681–1739) erbaut worden. 1748 wurde es Sitz der Hauptverwaltung der von den Thurn und Taxis betriebenen Kaiserlichen Reichspost, 1805 bis 1813 Residenz des Fürstprimas und Großherzogs von Frankfurt Karl Theodor von Dalberg (siehe hierzu S. 261, Anm. 730). Nach der Wiederherstellung der Freien Stadt Frankfurt tagte hier von 1816 bis 1866 der Bundestag des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 91, Anm. 179). 1943 und 1944 wurde das Palais bei mehreren Bombenangriffen stark beschädigt; ein guter Teil der Substanz blieb allerdings erhalten. Obwohl ein Wiederaufbau möglich gewesen wäre, wurde der Bau 1951 inklusive der Portalbauten für den Neubau des Fernmeldehochhauses abgerissen.

[2972] Zu jener Zeit war die Börse im Haus Braunfels am Liebfrauenberg untergebracht, da der ‚Neubau' erst 1843 fertiggestellt werden sollte.

[2973] Der von 1837 bis 1839 nach einem Entwurf des Mainzer Architekten Ignaz Opfermann (1799–1866) errichtete Taunusbahnhof, der Anfangs- und Endpunkt der Taunus-Eisenbahn, die Frankfurt ab 1839 mit Wiesbaden verband; er wurde 1888 durch den heutigen Frankfurter Hauptbahnhof ersetzt.

[2974] Sie war von 1789 bis 1833 nach Plänen von Johann Georg Christian Hess (1756–1816) anstelle der 1786 abgerissenen mittelalterlichen Barfüßerkirche erbaut worden und diente bis 1944 als prot. Hauptkirche Frankfurts.

bürgerlichen Kaufmann. Im Compostell, dem uralten Hospiz für die frommen Pilger nach dem fernen St. Jago di Compostella, ist die Verwandlung, welche die Zeit da vorgenommen, pikant; und für den Beschauer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, auch erfreulich. Denn im Hofe, auf der Stelle, wo vor dem Bilde der Jungfrau der gläubige Wallfahrertroß das Kreuz geschlagen, bauten die Israeliten dem alleinigen Gott ihren schönen Andachtstempel und daneben die der Bildung ihrer Jugend gewidmete treffliche Anstalt, das Philanthropin. – Das Theater[2975], für Drama und Oper zugleich, ist als Bauwerk schlecht; dabei ist's klein und nicht einmal schön im Innern. Es ist Frankfurt's unwürdig. Ehrenwerther jedoch erscheinen die großen Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Des (1825 vollendeten) Bibliothekgebäudes haben wir schon erwähnt. Ordnungsvoll ist hier ein literärischer Schatz aufgestellt, der nicht der Zahl, (er enthält 50,000 Bände), sondern dem Gehalte nach einer der reichsten Deutschland's ist; besonders reich an Erstlingsdrucken, Manuscripten und xylographischen Werken. Vieles ist auch da, was man gerade nicht sucht: so Antiken, Mumien, etruskische Vasen, Sculpturen in Holz und Elfenbein, Luther's Hauspantoffeln und Melanchthon's[2976] Priesterrock und eine kostbare Sammlung eigenhändiger Briefe großer Männer. – Das naturhistorische Museum[2977], an dessen Gründung die Patrioten, Cretschmar[2978] und der berühmte Frankfurter Reisende, Rüppell[2979], den meisten Antheil haben, verschließt in seinen weiten Sälen eine der umfassendsten Sammlungen der Welt, die sich durch Geschenke jährlich mehr vervollständigt. Noch wichtiger, als die genannten Anstalten, ist das Städel'sche Kunstinstitut[2980], die Stiftung eines einzigen Bürgers. Schon das magnifike Aeußere des Palastes und die innere Ausstattung seiner Räume lassen auf den Werth der hier aufbewahrten Schätze schließen. Die eigentliche Gemälde-Gallerie enthält 350 Nummern und viele gute Werke der niederländischen und deutschen Schulen, von denen kein großer Meister fehlt. Im Antikensaale sind die sorgfältigen Abgüsse der besten griech. Bildwerke aller Cabinette zusammengestellt. Kostbare Sammlungen von Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen füllen einen besondern Saal. – Aber nicht allein Kunst- und Wissenschaft, auch der Armuth und dem Elende hat der ehrenhafte Sinn der Frankfurter Paläste gebaut. – Das neue Waisenhaus auf der Wallstraße; das Versorgungshaus für Gebrechliche und Alte; das Senkenbergische Stift (für Krankenpflege, gegründet vom Bürger, dessen Namen es trägt[2981]), sind großartige und trefflich geleitete Anstalten. Das neue Fremdenhospital, nahe beim Bibliothekgebäude, von lachenden Anlagen umgeben, an einem freundlichen See und mit dem Ausblick in den Maingrund, ist eine architektonische Zierde Frankfurts und zugleich eine, die den Sinn der Frankfurter am meisten ehrt. Seine Bestimmung ist, die Verlassenen aus fremden Ländern aufzunehmen, zu pflegen und zu heilen, welche, in Frankfurt dienend, oder durchreisend, krank werden. Im Irrenhause finden die ärmsten aller Leidenden humane, sorgfältige, angemessene Pflege. Im Besserungshause ist die strafende Gerechtigkeit mit dem Bestreben vereinigt, die Gefallenen aufzurichten und nach überstandener Bußzeit der Gesellschaft als nützliche Glieder zurückzugeben. Außerdem sind eine Menge kleinerer Institute und Privatvereine für wohlthätige Zwecke wirksam; andere für Wissenschaft und Kunst; z. B. das Museum (den Sinn für's Schöne allgemein anzuregen,

---

[2975] Am 3. September 1782 hob sich erstmals der Vorhang des an der Nordseite des damaligen Theaterplatzes (heute Rathenauplatz) errichteten Frankfurter Nationaltheaters. Der klassizistische Bau war nach den Plänen von Stadtbaumeister Johann Andreas Liebhardt (1713–1788) erbaut worden. Das 1855 umgebaute Gebäude fiel den Bomben des 2. Weltkriegs zum Opfer.

[2976] Der dt. Reformator Philipp Melanchthon (eigentl. Philipp Schwartzerdt; 1497–1560).

[2977] Der 1817 von 32 Frankfurter Bürgern gegründete Naturforschende Verein erhielt die Erlaubnis der Dr. Senckenbergischen Stiftung, für seine Arbeit den Namen Senckenbergs (siehe hierzu S. 1001, Anm. 2981) zu führen. Bereits 1821 wurde als Vorläufer des späteren Museumsbaus ein „Öffentliches Naturalienkabinett" südöstl. des Eschenheimer Tors gegründet. Der Verein übernahm von der Stiftung Teile der Bibliothek und den Grundstock der Naturaliensammlung.

[2978] Der Anatom und Zoologe Philipp Jacob Cretzschmar (1786–1845).

[2979] Der Naturwissenschaftler und Afrikaforscher Eduard Rüpell (1794–1884).

[2980] Benannt nach dem Frankfurter Bankier und Gewürzhändler Johann Friedrich Städel (1728–1816), der seiner Heimatstadt seine Kunstsammlung sowie sein Vermögen zur Errichtung einer entsprechenden Stiftung vermacht hatte.

[2981] 1763 von dem Arzt und Naturforscher Johann Christian Senckenberg (1707–1772) gegründet.

und noch von Carl v. Dalberg gestiftet); der Instrumentalverein, der Kunstverein (seit 1829 bestehend, mit jährlichen Ausstellungen); der Senkenbergische naturforschende Verein[2982] etc.; der physikalische Verein; der geographische Verein etc. – Unter den höhern Unterrichtsanstalten steht oben an das vortreffliche Gymnasium mit 10 Professoren. – Eine Realschule, Musterschule, die öffentliche Zeichenschule etc. befriedigen die in Bezug auf den Unterricht der Mittelstände so sehr gesteigerten Ansprüche der Zeit. Der schöne Sinn, der mit so vieler Sorgfalt für die Lebenden wirkt, hat auch der Abgeschiedenen gedacht und die Todtenäcker: der Petersfriedhof, der neue jüdische und der Sachsenhäuser sind in freundliche Gartenanlagen umgewandelt worden. Eine schönere Nekropolis als alle diese ist jedoch der neue christliche Friedhof, etwa ¼ Stunde von der Stadt auf einer Höhe mit der weitesten Aussicht auf Stadt und Strom und das Taunusgebirge. Unter schattigen Ahornbäumen wandelt der schlafende Erdenpilger den letzten Weg hinan, wo ihn die Todtenzelle eines griechischen Tempels das letzte Obdach gibt. Von der Hand jeder beigesetzten Leiche führt eine Schelle in die Stube des Wärters, der mit Allem versehen ist, um den Scheintodten schleunigst wirksame Hülfe zu leisten. Der ganze Raum des Friedhofs ist ein Park, in welchem Blumenbeete mit Baumgruppen und Rasenplätzen wechseln. Hier ruhen die Erwachsenen in Hainen, die Kinder in einem Wäldchen von Rosenbüschen. Dieses schöne Denkmal des Gemeinsinns wurde 1827 vollendet.

Von den Quellen des Reichthums, der in dieser Stadt fortwährend so viel Großes und Schönes schafft, werde ich an einer andern Stelle zu reden veranlaßt seyn, und dann auch eine Schilderung des Frankfurter Lebens versuchen.

[2982] Siehe hierzu S. 1001, Anm. 2977.


CCCXXI
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger
FRANKFURT



Der RÖMER in FRANKFURT a. M.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 30-34.

DLXXIV. Der Römer in Frankfurt am Main.

„Am aufrichtigsten sind manchmal die Falschen, am offenherzigsten die Versteckten und das ehrlichste Spiel treibt der Ausbund aller List und Unwahrheit: die Diplomatie. Es kömmt nur darauf an, ihren Worten die rechte Deutung unterzulegen."[2983] So urtheilt Jean Paul, und er hat Recht.

Die Kollektiva der Menschen: Massen, Stände, Korporationen, Gesellschaften; auch die Repräsentanten derselben und die Leute in hoher Stellung, sind ehrlicher und offener, als man ihnen in der Regel einräumen will, und durchweg weniger verschlossen, als der Einzelne, welcher im Gedränge sich auf dem schmalen Räumlein behaupten muß, auf dem er sich, gestoßen und gedrängt, durch das Leben zwängt. Wir haben keinen einzigen Zeitraum in der Geschichte, welcher uns ohne Zeichen und ohne Fingerzeig läßt, um die geheimen Wünsche und die versteckten Bestrebungen kennen zu lernen, denen die Fürsten und Regenten einmal zugethan waren und von denen in Reden und Schriften gleichwohl wenig oder nichts erwähnt wird. Jene Wünsche und Bestrebungen waren zu allen Zeiten „öffentliche Geheimnisse"; nur gehören in der Regel zu ihrem Verständniß gute Augen. Mit solchen Augen kann der Leser – ein Beispiel möge für tausend gelten! – die geheime Geschichte der preußischen Regentenwünsche seit Friedrich II. auf dem Gepräge ihrer Thaler lesen[2984]. Die stille Korrespondenz, welche seit jener Zeit in diesem Lande zwischen Volk und Regenten mit Augen und Ohren gehalten wurde, haben die Thaler jedes Jahres in silbernen Zügen der Nachwelt aufbewahrt. Da siehst du bald Kanonen, Fahnen, Trompeten, Trommeln die Wappenseite einnehmen, denn Siegesruhm mußte das Volk zufrieden erhalten; bald erzählt dir ein breites, von starken Männern gehaltenes Wappen, daß das Königthum stolz, fest und sicher zu Throne saß; bald tritt ein einfaches, bürgerlich-gutmüthiges Antlitz wie bittend auf, denn die Liebe des Volks hat wieder Werth; bald muß ein Eichenkranz die Männer aufmahnen und in Begeisterung erhalten für das deutsche Königthum und das königliche Deutschthum; bald darauf wird der volksthümliche Eichenkranz entzwei geschnitten und die weggeworfene Hälfte durch einen königlichen Lorbeerzweig ersetzt; und ein Jahrzehnt später sucht dir wieder ein Wappen mit allen Feldern, welche die Dynastie besitzt, zu „imponiren," und aus dem *Borussorum Rex* ist wieder ein König von Preußen geworden u. s. w. Deutungsreiche Bilderbücher sind auch diejenigen, welche dir die Verwandlungen in den Kleidertrachten der Könige zeigen. Der Helm, der Dreispitz, der runde Hut, der Harnisch, die Perücke, der Oberrock, die Pantalons, der Frack, der Waffenrock, die Bürgerwehrmütze: wie viel öffentliche Geheimnisse erzählen sie! Ja, ich meine, selbst das unfruchtbarste alles Schaugehens, der Gang durch eine Bibliothek und das Betrachten der Bücher von Außen, könne fruchtbringend seyn für gute Augen. Ein Spaziergang zwischen den Buch-Schränken, diesen Katakomben der Geister, gibt zwar keine Geschichte der Wissenschaften, aber einen Fingerzeig auf die des Lebens. Jeder Einband erzählt von seiner Zeit, vom festen Mönchsband an, der die Wissenschaft in Holz und Schweinsleder mit metallenen Ecken und messingenen Klausuren verwahrt, bis zum lüderlich-broschirten Neuling. Hieroglyphen sind überall hingeschrieben, und zum Verständniß bedarfs keines Champollion[2985]; es genügt ein offener Kopf und ein warmes Herz.

[2983] So allerdings nur in „Meyer's Universum" und in keinem Werk Jean Pauls zu finden.

[2984] Seit 1750 galt in Preußen die in der heutigen Numismatik als „Graumannscher Reichstaler" bezeichnete Talerwährung, die sich bewußt vom bisher vorherrschenden Konventions-Münzfuß des Reichsspeziestalers gelöst hatte. Dennoch trugen diese Taler die provokante Aufschrift „EIN REICHSTHALER" und demonstrierten so den Machtanspruch des friderizianischen Preußen im habsburgisch dominierten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

[2985] Der Orientalist und Entschlüßler der Hieroglyphen Jean-François Champollion (1790–1832).

Am allerleichtesten ist die Chiffreschrift in den Werken der Baukunst zu lesen. Ihre Züge sind so groß, daß sie auch für blödere Augen noch kenntlich sind. Ein Beispiel für viele.

Wir wollen uns dies Mal nicht mit dem klassischen Alterthume und dem Mittelalter zu schaffen machen, so reich auch der Stoff ist, und so sehr er lockt. Wir wollen uns an das halten, was alte Leute und unsere Väter noch mit eigenen Augen gesehen haben. Es ist auch die Zeit der preußischen Thaler.

Zu Anfang dieser Zeit wurden die Ruinen der Ritterburgen und Bergschlösser nicht geschont, und noch weniger dachte man an's Restauriren. Dagegen baute man, oft mit unglaublichem Kostenaufwand, in die Winkel der steifen Schloßgärten künstliche Ruinen auf gemachte Felsen. Diese Gärten und Felsen und Ruinen sind das getroffenste Bild des Staatslebens ihrer Zeit. Es dauerte der Spuk, bis die große französische Revolution kam und den Plunder zur rechten Würdigung brachte. Die Bewunderung schlug in Spott um, man lachte nur noch über die Narrheit.

Nun folgt die Geschichte der neuern politischen Baukunst. Sie beginnt recht eigentlich mit den Befreiungskriegen. Der Wiederaufbau von Kaiser und Reich war mißlungen, weil die Geschichte des babylonischen Thurmbaues[2986] sich in Deutschland wiederholt hatte: die Sprachverwirrung zu Wien hatte die deutschen Volksstämme, die erst zur gemeinsamen Arbeit so treu vereinten, auseinander getrieben. So ging denn hin Jegliches in seine Heimath und wurde Eins dem Andern fremd. Nach lange gepflegtem Unmuth suchte man einen Trost und fand ihn in der nächsten Umgebung und in der Vergangenheit. Da ging's denn an ein Unterhalten der Ruinen und an ein Sammeln, Bewahren und Lobpreisen „vaterländischer Alterthümer." Wer die Fürsten für dumm hält, irrt sich. Ihre stille Korrespondenz hatte sie längst belehrt, daß man im Volke auf dem besten Wege sey, sich in die Urwälder der Stammbäume zu verirren und darinnen wieder in die alte deutsche treue Bewunderung alles Angestammten zu versinken und auf den Moosbänken der Gnade sanft einzuschlummern. Das mußte gefördert werden, und die Fürsten thaten's. Es erschienen Gesetze zur Erhaltung verrotteter Stadtmauern und von Schutt aller Art; ja die alten Burgen erstanden in neuer Pracht. Das Volk freute sich: es ahnete nicht, daß mit diesem Restauriren die Restauration im Staate selbst begann. Es freute sich und restaurirte mit! Das Mittelalter feierte ein Auferstehungsfest! In Domen und Rathhäusern, in Schlössern und Burgen, in Schulen und Kasernen wurde restaurirt. Die Ritterlichkeit fand wieder ihr Lob in der Könige Mund als hohe, schöne Tugend. Aber nicht bloß Talare und Ehrenketten, Waffenröcke und Pickelhauben traten wieder aus der Dämmerung des Mittelalters hervor; die Nacht selbst erschien mit all ihren Windlichtern. Kloster auf Kloster erstand, die Sonne mußte durch gemalte Scheiben in die düstern Tempelhallen dringen, ewige Lampen wurden vor Heiligenbildern gestiftet und die Lichter in den Köpfen ausgelöscht. Und wie schön waren die Ordenskapitel, wo die Könige mit dem prächtig glänzenden Schwert Krüppel an Körper und Geist zu den herrlichsten Rittern schlugen! Wie mußte da hervortreten aus den Schatten der alten Zeit der Glanz der deutschen Kaiser und des Reichs!

Und war denn nicht auch dem Bürger, namentlich in den ehemaligen freien Reichsstädten, die den Kontrast zwischen Sonst und Jetzt am tiefsten fühlten, die Sehnsucht nach dem Alten zu verzeihen? – Erstand doch auf dem Grab der Volksfreiheit die von Fürsten und Großen gepflegte Kunst! Ihr reiner Glanz mußte das Scheusal der Restaurationspolitik überdecken!

In diese Zeit und zu diesen Werken gehört die Wiederherstellung der Kaiserburg zu Nürnberg, so wie die des Kaisersaals im Römer zu Frankfurt a. M. In diesen alten von Kaiser und Reich abgenutzten und unter der Restauration wieder aufgeputzten Räumen des Römers – denn römisch, nicht deutsch, war ja der Kaiser-Herrlichkeit Ursprung und Weihe! – in dieser Stadt des deutschen Bundestags, auf den vom häßlichen Gewürm unterwühlten und durchkrochenen Trümmerwerk des umgestoßenen Staatsbaus, sollte der Grundriß entstehen zum Bau des neuen Deutschlands.

Einen Neubau von Grund aus verlangte die siegesfrohe und hoffnungsselige deutsche Nation. Die Werke der Restauration waren ihr endlich im rechten Lichte erschienen, in dem Lichte, welches die Märzsonne von 1848 auf sie warf. Zum ersten Mal schauderte sie zurück vor ihrem eigenen Bild in dem Spiegel, welchen der Bundestag selbst am ersten Märztage ihr vorhielt. Sie ahnte, wie tief sie in der Achtung der Welt gesunken seyn müsse, wie tief sie dastehe in ihrer restaurirten Erbärmlichkeit, wenn sogar der Büttel ihres langen Gefängnißlebens, wenn der Bundestag „mit voller Zuversicht

[2986] Siehe hierzu Gen 11,1-9.

vertraue auf ihren, in den schwierigsten Zeiten stets bewährten gesetzlichen Sinn, auf ihre alte Treue und ihre reife Einsicht!“ Die Schmach dieses Lobes mußte abgewaschen werden.

Daher sandte, um den Grundriß zu entwerfen zum Neubau von Deutschland, die Nation ihre Werkmeister in die alte Bundesstadt. Sie schickte sie mit der Erwartung, „daß jeder Mann seine Schuldigkeit thun werde“. – Sie hoffte und harrte; doch Nelson[2987] war glücklicher als – Michel. Jener hatte zu Männern gesprochen, welche ihr Vaterland liebten. Mit steigendem Unwillen, mit Gram und mit Zorn betrachtet seitdem die Nation Zug um Zug im entstehenden Plan, und trauernd und ergrimmt erkennt sie in dem Werke pflichtvergessener Baumeister abermals einen Restaurationsplan für ein eingefallenes Haus. Wer hat Das verschuldet? – Leider! muß die Nation auf die eigene Brust zeigen und sprechen: Ich selbst! Wie die Wahl, so die Meister, und wie die Meister, so das Werk.

Wer im Unglück sitzt, wirft die Schuld desselben gern weiter, als sie reicht. Auch auf die Wahl des Ortes zeigt Mancher mit warnendem Finger. Wo der Bundestag die Luft verpestet und die Restauration die alten Kaiser mit neuen Farben an die Wände des Reichshauses geklebt hat, konnte die Macht des Alten und Verkommnen nicht ohne Einfluß bleiben auf das Neuzuschaffende. So grollt der Unmuth. Aber mit Unrecht. Der rechte Mann stärkt sich am Gegensatz. Wo die Kurfürsten kührten [sic!] und der Kaiser thronte, throne das Volk, denn „Kaiser ist das Volk geworden.“

Ja, ja, – „Kaiser ist das Volk geworden,“ und obgleich diplomatische Schlauheit und Arglist, mit Untreue, Schlechtigkeit und Dummheit im Bunde, alle Hebel bewegt, um es aus dem Stuhle zu werfen, und hineinzusetzen eine Kreatur ihrer Hände; es wird nichts draus werden. Weder der Kandidat von Olmütz[2988], noch der von Potsdam[2989], noch der von München[2990] wird den Kaiserstuhl besteigen; aber die Intriguanten, welche jetzt auf allen Wegen und Stegen im Reich gegen einander rennen, den Kaiser zu erjagen, sie werden, nachdem sie Alles versuchten, Alles wagten und Alles mißbrauchten, nachdem sie die wilden Geister, die kaum gebannt sind, wieder entfesselt, die Leidenschaften zu ihren Bundesgenossen gemacht, die Dinge bis auf’s Aeußerste getrieben und, ohne nach den Folgen zu fragen, Erdbeben und Stürme heraufbeschworen haben, um nur die „Konkurrenten“ zu besiegen, sie werden mit Schrecken erfahren, daß sie einem Ziel zueilen, welches von dem erstrebten am fernsten liegt. Jene Agenten, jene Söldner und Lohnknechte, rühren, indem sie an die Leidenschaften und Antipathien der Massen appelliren, ein Feuer auf in dem himmelhoch gethürmten Zündstoff, das, wenn erst einmal die Lohe emporgeschlagen hat, keine Zauberkunst mehr besprechen kann. Es wird, einmal angefacht, fortlodern, so lange es Brennbares findet, und die Brunst wird verzehren die Fürstenschlösser mit ihren Thronsälen und Pergamenten, und die Bewohner werden sich glücklich preisen, wenn sie das nackte Leben retten. – Es ist meine Ueberzeugung: dieses widerliche, kniffige, schmuzige Rennen nach dem Kaiserstuhl, der dem Volk gehört und den es behalten will, muß die kaum beschwichtigten anarchischen Gelüste zur wildesten Gährung treiben, und diese kann nur endigen in einer gänzlichen Umwälzung der Dinge. Potsdam, Olmütz und München sind die Treibhäuser, in denen jetzt die deutsche Revolution gepflegt und zur schnellen Reife gebracht wird. Man hat den Teufel lange an die Wand gemalt, um politische Kinder fürchten zu machen; er wird kommen, die entzügelte Revolution wird beginnen mit der Vertreibung der Dynastien, mit dem Zerbrechen der Throne, mit der Zerstörung der kirchlichen Formen, mit der Ausrottung der Aristokratie der Geburt, mit der Plünderung der Aristokratie des Kapitals; die Republik wird ihren Umzug halten in Deutschland und ihre Fahne, – wird sie weiß bleiben? oder wird sie eine rothe Färbung erhalten? Wer kann’s bemessen? Und wer kann sagen, welche Menschen dann die ungeheure Gährung in die Höhe wirft und welche Ideen in diesen Geistern leben und die That suchen? – Leicht kann’s kommen, daß Deutschland zum Chaos wird, und wenn das von der Anarchie geplagte Volk dann einen Wallenstein findet und ihn als einen Moses empfängt, zeigt er ihm

---

[2987] Der brit. Admiral Horatio Nelson, 1st Viscount Nelson, 1st Duke of Bronté (siehe hierzu S. 391, Anm. 1103). Hier jedoch allg. für das brit. Volk verwendet.

[2988] Franz Joseph I. (1830–1916), der am 2. Dezember 1848 in Olmütz/Olomouc zum Kaiser der Donaumonarchie proklamiert worden war.

[2989] Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), vom 7. Juni 1840 bis 7. Oktober 1858 König von Preußen, der hauptsächlich in Potsdam residierte.

[2990] Maximilian II. (1811–1864), seit 1848 König von Bayern.

das gelobte Land in der Fremde, – wen sollte es Wunder nehmen? Ein revolutionäres Volk mit solcher Kraft, wie das deutsche, ist immer noch ein eroberndes geworden. Tritt aber die deutsche Nation habgierig über ihre Grenzen, hat sie ihren Rubikon[2991] überschritten, dann ist's auch gewiß, daß sie niederwirft die europäischen Staatsgebäude mit sammt den Embryonen von Nationalitäten, welche sich jetzt so wunderlich im Ei geberden, bis an die Grenzen Asiens. Armes deutsches Volk! Um den eitlen Ruhm des Länderraubs und gewonnener Schlachten wirst du dann die kostbarsten Güter der Gesittung und des Friedens verlieren, du wirst sie erkaufen müssen mit dem Blute von Millionen, mit der Zerstörung deines Wohlstandes, mit der Verödung deiner Heimath, mit dem Untergang von Allem, was du jetzt hochschätzest und dich beglücken kann.

Römer, du! Kaiserhaus! Hohl geht die See, der Sturm naht und der Spruch des Schicksals: „– wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit"[2992] – steht an den Thronen und verheißt Erfüllung.

Schwarze Nacht liegt auf dem Römerberg, wo im März die hellste Sonne des Völkerfrühlings leuchtete. Dennoch, Muth! auf jede Nacht folgt ein – Morgen! –

[2991] Siehe hierzu S. 693, Anm. 2141.

[2992] „In einem Scholion – einer erklärenden Randbemerkung – zu einer Stelle in der Tragödie „Antigone" des altgriechischen Dichters Sophokles (um 496 bis um 406 v. Chr.) finden sich die folgenden Verse eines unbekannten Dichters: ‚Immer wenn die Gottheit einem Menschen Böses antun will, so fügt sie zuerst seinem Verstand Schaden zu, mit dem er plant.' Daraus ergab sich, wohl über das gleichbedeutend mittellateinische ‚Quos deus perdere vult, dementat prius' im Deutschen: ‚Wen Gott verderben will, den verblendet er.' Hieraus wiederum entwickelte sich wahrscheinlich unter Einfluß der aus dem Alten Testament stammenden Wendung ‚Mit Blindheit schlagen' die Form ‚Wen Gott vernichten will, den schlägt er mit Blindheit'."
(http://universal_lexikon.deacademic.com/318699/Wen_Gott_vernichten_will%2C_den_schlägt_er_mit_Blindheit).


DCLII
Die PAULSKIRCHE zu FRANKFURT a/M
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

DCLIII



DAS ERSTE DEUTSCHE PARLAMENT
im der Paulskirche zu Frankfurt

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 49-64.

DCCXXIV. Die Paulskirche
und
Die erste deutsche Nationalversammlung[2993]

Die Paulskirche[2994] ist den Priestern zurückgegeben, von ihren Wänden sind die Symbole der deutschen Nation verschwunden, fortgenommen sind die dreifarbigen Banner aus dem Tempel und die Wogen, der Zeit rollen über das Grab so vieler Volkshoffnungen schon sechs ganzer Jahre hinweg. Wer könnte daran denken, ohne Erinnerungen aufzufrischen, die das Blut rascher durch die Adern treiben, und wer sähe nicht mit Schmerz und Scham auf den Schauplatz hin, wo so mancher brave Mann ein Märtyrer seiner Ueberzeugung wurde, und wo so Viele ein leichtfertig oder treulos Spiel getrieben haben mit dem Heiligsten. Was ist geworden aus diesen Boten des deutschen Volks, hergesendet als Träger und Bewahrer seiner Hoheit, daß es aufrichte den starken Bau seiner Herrlichkeit, seiner Größe und seines Glücks? Vielen hat der Gram das Herz gebrochen, viele verbargen ihre Schande in der Dunkelheit, andere sind froh, daß ihrer das Volk vergessen; viele tragen die Schleppen der Macht als deren demüthigste Diener, und Manche von Denen, die es redlich meinten, schlummern in den Standrechtsgräbern, seufzen in den Kerkern, oder irren in der Fremde umher, um dem Henker zu entgehen, welcher ihre Namen an den Galgen schlug. – Schauerlicher Wechsel!

Weder die Völker noch die Fürsten haben bei demselben gewonnen. Vieles, was in Einigkeit seit Jahrhunderten verbunden war, ist getrennt, die Liebe ist zum Haß geworden, und was man Frieden nennt, das ist, nach Innen wie nach Außen, nicht viel besser als permanente Kriegsbereitschaft. Gewalt steht an der Stelle des Rechts an manchen Orten, und eine eidbrüchige, heuchlerische und grausame Politik lacht in manchen Ländern den Pflichten der Milde, der Menschenliebe und des Christenthums Hohn. Das böse Beispiel verdirbt die Sittlichkeit in den unteren Kreisen. Heuchelei gebiert den Unglauben, der Lügengeist beherrscht die Menschen, die Lüderlichkeit saugt dem Volksleben die Säfte aus und macht Propaganda für Entmannung und Stumpfsinn. Manches Volk erscheint wie ein abgelebter Greis; manches wie ein todtkranker Mann, und die moderne Staatskunst, die, als Arzt, ihm helfen soll, verfährt mit ihm wie ein Quacksalber. Mit Opiaten wüthet sie gegen die Symptome und die Grundursachen des Uebels läßt sie unangetastet. Verwüstet, kraftlos, abgefallen, bis in's Innerste zerrüttet, siechen die Kranken hin unter dieser Kur, und selbst viele derjenigen Nationen, welche sich einer festern Gesundheit erfreuen, genießen ein nur zweifelhaftes Glück. Der in der langen Friedensperiode, während der Jahre eines wenn auch nur langsamen Fortschritts zu freieren Zuständen, gewachsene Volkswohlstand ist sichtlich wieder im Sinken; innerlich auszehrend, äußerlich welkend, wird die Gesellschaft, wie ein Nervenkranker, von jeder äußeren Bewegung fieberhaft erregt; ein verborgener Brand zehrt an ihrem Marke; sie ackert und pflügt zwar die Felder der Arbeit mit altem Fleiße; aber die schmächtigen Halme geben nur kümmerliche Ernten: denn der Muth ist hin in gar Vielen mit der Hoffnung, die Zufriedenheit mit der Freudigkeit, das Gottvertrauen mit der Frömmigkeit: und ohne ihr Zuthun ist ja in dem Schaffen der Menschen kein Segen. Finstern Blicks schaut mancher rechtschaffene Mann nach Trost; er sieht keinen; aber verruchte Arglist sieht er am Spieltisch sitzen und den Einsatz gewinnen. Die Welt scheint

---

[2993] Der vorliegende Artikel basiert auf Joseph Meyers zweibändigem Werk „Deutsche Parlaments-Chronik. Ein politisches Schulbuch für's deutsche Volk. […].“ (Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1848), wurde jedoch vom Autor für vorliegenden Artikels aktualisiert.

[2994] Siehe hierzu S. 1000, Anm. 2974.

umgekehrt, vergessen die Geschichte und ihre Lehre: – „jede Tücke fällt auf das Haupt ihrer Urheber zurück“[2995] – sie ist verlacht wie ein Ammenmährchen.

Ammenmährchen? – Nun ja, ein Mährchen will ich Euch erzählen, das Mährchen vom deutschen Parlamente. Glaubt Ihr noch an Mährchen? Tausende gibt es, und unter diesen gar ehrenfeste Leute, die über nichts mehr erröthen, als über das Eine: daß sie das Mährchen einmal geglaubt haben! – – –

Es war einmal eine Zeit voller Schlechtigkeit und Trübsal. Da saßen Lüderlichkeit und Verschwendung auf vielen Thronen, und Steuern und Gaben drückten viele Völker zu Boden und machten sie arm und elend. Es half kein Fleiß und kein Geschick. Die Steuererheber und Exekutoren spürten jeden erworbenen Pfennig aus, und zwackten ihren Theil davon, daß den Fleißigen nur das Leben blieb. Am schlimmsten waren die Franzosen daran in dieser Zeit und ihr Elend stieg so hoch, daß es zum Erbarmen war.

Der Bogen bricht, der zu sehr gespannt wird. Wie das Kreuz so groß und schwer geworden, daß es nicht mehr zu ertragen war, da gedachten die Franzosen des Beispieles der Schweizer zu Geßlers Zeit und suchten das Joch abzuschütteln. Das war schwere Arbeit und erforderte viel Blut, große Opfer und lange Zeit. Die Geschichte nennt das die erste französische Revolution.

Als das Wetter losbrach, da erschraken die Nachbarn des Franzosenkönigs; denn manche dachten, es könnte ihnen auch widerfahren. „Helfen wir ihm“, sagten sie, „daß kein bös Beispiel gegeben sey“. Und sie thaten sich zusammen, und erklärten den rebellischen Franzosen den Krieg. Ihre Heerschaaren brachen über die Grenzen des Landes, damit sie es züchtigten und wieder in das Joch brächten. Da mußten viele Hunderttausend Männer vom Pflug und Webstuhl, von Frau und Kindern ins Nachbarland, das ihnen nichts zu leid gethan hatte, es zu ketten und zu drangsalen, Alles um deswillen, weil es seinen König nicht mehr leiden und eine Herrschaft nicht mehr haben mochte, die ihm unerträglich geworden war. Die Franzosen aber wehrten sich tapfer gegen alle fremden Heere, und wenn diese auch manche Schlacht gewannen, so verloren sie noch viel mehre und das Ende war, daß, nachdem viele Hunderttausende den Versuch, den Franzosen einen König aufzuzwingen, mit ihrem Leben bezahlt hatten, die Angreifer sich zu schimpflichen Friedensschlüssen bequemen mußten. Deutschland bezahlte die Zeche; es trat den Franzosen seine schönsten Länder am Rhein ab. Viele Millionen Deutsche wurden dadurch zu französischen Republikanern gemacht über Nacht, deutsche Ländernamen verschwanden von der Landkarte, und es wurden französische Provinzen daraus.

Unter dem Druck verdirbt jedes Volk und die Franzosen hatten die Knechtschaft nur allzu lang ertragen. Sie waren nicht wie die Schweizer Hirten und Bauern, fromm, treu, bieder, einfach in ihrem Leben und ihren Wünschen und rein in ihren Sitten. Das Franzosenvolk war verdorben durch das Beispiel seiner Herren, und die verkehrte Zucht. Auch die Freiheit braucht lange Zeit, um eine verdorbene Nation besser zu machen. Ehe es aber so weit kam, da faßte ein kühner und großer Kriegsheld, im passenden Augenblicke, die Zügel der republikanischen Regierung. Napoleon Bonaparte setzte sich fest in den Sattel; er ward Konsul, bald auch Kaiser über Frankreich. Den schlacht- und sieggewohnten Heerschaaren der Franzosen aber zeigte der neue Herrscher die Länder der Nachbarn und rief ihnen zu: „Zieht hinaus und macht sie Frankreich dienstbar!“ Da brachen sie heraus und fielen, wie die Heuschrecken über die Saatfelder, über die Länder her, um da zu hausen und zu wirtschaften, wie die Nachbarn vordem bei ihnen selbst gethan hatten; und es wurde also wiederum wahr, daß auf verübtes Unrecht die Vergeltung nicht ausbleibe. Belgien, Holland, Italien kamen unter das französische Joch; die deutschen Fürsten waren uneinig unter sich – und als Napoleon ihnen die Wahl ließ zwischen Bundesgenossenschaft und Feindschaft, so sagten sich die Meisten los von Kaiser und Reich und machten Frieden und Freundschaft mit dem fremden Eroberer. Der nannte sie Souveräne, setzte ihnen Königs- und Herzogskronen auf, – spannte sie in sein Joch und die Herren ließen sich’s

[2995] Frei zitiert nach einem Ausspruch von Joseph Görres (1776–1848) in dessen Werk „Europa und die Revolution […]“ (Stuttgart: J. B. Metzler’sche Buchhandlung 1821), S. 309.

gefallen, Ketten unter dem Purpurmantel zu tragen. Dies war die Zeit des Rheinbunds, die Zeit der deutschen Schande, die Zeit der Zerstörung von Allem, was von der alten Volksfreiheit noch übrig war im deutschen Lande. Die Fürsten des Rheinbunds hatten von ihrem Herrn und Meister Macht und Gewalt bekommen, nach unten jeglichen Kitzel der Herrschsucht zu befriedigen; hingegen nach oben waren sie zu unbedingtem Gehorsam pflichtig. Wollte der Franzosenkaiser mehr fremde Nationen in die Knechtschaft schlagen, so forderte er von deutschen Fürsten, als wären sie seine Vögte, die Söhne ihrer Länder, und wo immer sein Adler sich niederließ, um Völker zu zerfleischen, da waren auch die deutschen Kontingente, um seine Schlachten zu schlagen und fremdes Land mit ihrem Blute zu düngen. Zu Dank konnte es dem Korsen dennoch Keiner machen. Er nahm morgen wieder, was er heute gab, und verschenkte Kronen waren ihm feil wie Trödelkram. Als Preußen, bevor es selbst in das Joch ging, den Kampf wagte um seine Selbstständigkeit, als Oesterreich Gut und Blut zweimal daran setzte, um sich des Drängers zu erwehren, da schickten die Rheinbundfürsten ihre Kriegerschaaren gegen Preußen und Oesterreich[2996], – Deutsche gegen Deutsche, – und nach gewonnenen Siegen schämte sich Keiner, seinen Theil von der schimpflichen Beute zu nehmen. Als endlich sogar auch Preußen und Oesterreich an Napoleons Triumpfwagen zogen, da sollte auch Rußland eingespannt werden. Abermals wurden 200,000 Deutsche, die Blüthe der Jugend, zur Schlachtbank geliefert und ihre Gebeine bestreuten die russischen Steppen von der Weichsel bis zur Wolga. Aber jetzt war der Herr der Welt des Quälers und Drängers müde, welcher die Völker seiner Erde wie Sklaven mißbrauchte. Der alte Jehovah[2997] reckte seine Hand aus gegen den Heros, – das flammende Moskau ward die Grenzmarke seines Weltzugs und im russischen Eise erstarrte des Riesen Kraft. –

Es riefen nun die Fürsten, des Joches und der Schande selbst übersatt, die deutschen Stämme an, daß sie sich erhöben, um sie zu befreien und die fremden Horden vom deutschen Boden zu vertreiben. Und das Volk ließ sich's nicht zweimal sagen. Auf stand's wie Ein Mann und brachte Gut und Leben zur Befreiung dar. Herrlicher ist nie eine Erhebung gewesen und nie hat sie einem reinern Zweck gegolten. Mit Gott zogen wir Männer aus von Nord und Süd und West und Ost – ein Gefühl, eine Idee, eine Begeisterung glühte in allen Seelen, und wo Deutsche zusammentrafen – da schlugen die Herzen in Bruderliebe zusammen. Zum Ersten Male seit zwei Jahrtausenden fühlten sich alle deutschen Stämme Eins – Ein Volk. Und von Schlachtfeld zu Schlachtfeld zog es, und von Sieg zu Sieg stürmte es vorwärts zwölf Monden lang, bis seine Fahnen wehten auf den Thoren von Paris, dem neuen Babel, welches Napoleon die Hauptstadt der Welt genannt hatte. Gebrochen lag das Eisenband, das geschmiedet war um so viele Völker. –

Und die Völker jubelten und dachten an nichts als an Glück und Freiheit. „Das war ein Gottesgericht!" riefen die Fürsten; und überwältigt von der Größe des Geschehenen gelobten sie feierlich, hinfort ihre eigene Freiheit und ihr eigenes Glück in nichts Anderem zu suchen als in der Freiheit, der Liebe und dem Glücke ihrer treuen Völker. – –

„Wenn der gute Engel sein Nest baut, legt der Teufel sein Ei hinein", sagt ein altes Sprüchwort. – In Wien saßen nach der Abdankung Napoleons und nach geschlossenem Frieden mit Frankreich die europäischen Fürsten zusammen 16 Monate. Bleicher und immer bleicher wurden die Völkerhoffnungen. Da war viel Markten und Feilschen und Streiten um Land und Leute; aber von den Gewährschaften der Volksfreiheit wollte nichts verlauten. Schon waren die Kongreßherren so böse aufeinander geworden, daß Mancher an den Degengriff schlug; da sandte der erzürnte Herrgott den gefürchteten Mann der Insel wieder unter sie, und der Schrecken stürzte die Wechselbuden um, und von Neuem entbrannte der Kampf. Noch einmal zogen die Deutschen als Sieger ein in das eroberte Paris und Napoleon wurde, – ein neuer Prometheus – an den einsamen Fels im Meere geschmiedet. Sein Engel der Erlösung war – der Tod.

„Nun kommt's gewiß, was man uns versprochen hat!" – so sagten Viele, die noch vertrauten, in diesen Tagen. Es kam: – der „heilige Bund". Mißtrauen trat an die Stelle der Hoffnung und auch die

---

[2996] Z. B. in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806, in der Preußen von besiegt wurde, oder in denen bei Eggmühl/Abensberg am 22. April 1809 und bei Wagram am 5./6. Juli 1809, in denen Österreich zunächst zum folgenschweren Rückzug gezwungen und schließlich vernichtend geschlagen wurde.

[2997] Siehe hierzu S. 86, Anm. 174.

letzten Gläubigen wurden kleinlaut, als die Bundesakte vom Gnadenhimmel der Gesalbten dem deutschen Volke in den Schooß fiel[2998]. Hatte man doch von der Aufrichtung des deutschen Reichs auf Grundlage der Volksfreiheit und Volkseinheit geträumt! Das Volk nahm's hin, fromm und geduldig wie ein Lamm. Die Resignation war an die Stelle der Erwartung getreten. Doch nicht bei Allen und Jeden. Noch leben Männer aus diesen Tagen, welche ihrer Entrüstung Ausdruck liehen und wir ehren zu dieser Stunde noch Manchen als einen der Besten unter uns, welcher damals um eines freien Wortes willen in die Kerker wanderte, oder aus dem Lande flüchtete und mit Steckbriefen verfolgt wurde. Das Volk sah solchen Thaten zu mit untergeschlagenen Armen, und frugen es die Schergen: „Kennst du diese Menschen?" so hat es sie verleugnet. Es soll dem deutschen Volke niemals vergessen seyn, was ich gesehen habe und was geschehen ist in den 18er und 19er Jahren. Kein Hahnruf hat ihm das Auge gefeuchtet; kein Liebes-Andenken erfreute die Märtyrer in ihrer Kerkernacht: – verschollen waren sie und vergessen. Zwölf lange, traurige Jahre folgten. Da klopften plötzlich die Pariser Ereignisse im Juli 1830 mahnend an die Pforten der Schlösser. Der Geist erschien manchem wohlwollenden Fürsten; doch keiner hatte das Herz, ihn anzurufen.

Was muthige Männer in diesen Tagen gesprochen haben, es verhallte – und bald wurde ihr Mund von Denen geknebelt, die solche Reden nicht leiden mochten. Wieder kam eine stumme Zeit. Sie dauerte acht Jahre. Dann aber regte sich ein beharrlicher, klarer Geist legalen Widerstandes in den ständischen Versammlungen und im Herbste 1839 fand die erste Besprechung ihrer Führer zu gemeinschaftlicher Förderung der Volksfreiheit auf gesetzlichem, parlamentarischem Wege Statt. Es war zu Hattersheim. Andere folgten von Zeit zu Zeit. Diese Zusammenkünfte fanden gewöhnlich auf einem Landgütchen im Rheingau (Hallgarten) Statt, das dem Patriarchen der deutschen Demokraten, dem alten Itzstein[2999], gehörte.

Ein Ausschwung des Volksgeistes that sich im Jahre 1845 kund. Von jetzt ab erkannten die Regierungen in ihm eine Macht. Sie fanden es nicht mehr für angemessen, ihn mit Ausnahmsgesetzen und Bundestagsprotokollen zu bekämpfen. Wirklich gab es damals Regierungen, die es ehrlich mit dem Entgegenkommen auf halbem Wege meinten und die Nation hielt sie hoch. Wie athmete man auf in jenen Tagen! wie innig schlossen sich da und dort Volk und Fürsten an einander und wie glücklich fühlten sich beide der gesetzlich fortschreitenden organischen Entwickelung zu besseren Gesellschaftszuständen! Wo dies Verhältniß Statt fand, war man befriedigt. Man wünschte nichts weiter, als den Fortschritt zum Bessern an der Hand der Regierungen.

Unter diesen Regungen, Hoffnungen und Wünschen war das Jahr 46 verflossen. 47 kam. Deutsches Volksbewußtseyn hatte starke Wurzeln getrieben; es sproßte und knospete. Da geschah Etwas, unerwartet, wie ein Blitz aus wolkenleerem Himmel, der in die Geister fuhr. Ein Kirchenfürst, angethan mit apostolischer Kraft und von dem edelsten Willen geleitet, erhielt die dreifache Krone. Pabst Pius IX.[3000] öffnete die Gefängnisse, die sein Vorgänger mit den Opfern einer finstern Politik gefüllt hatte, er rief die Vertriebenen aus dem Exil, er schrieb mit wunderbarer Großherzigkeit die Nationaleinheit Italiens in sein Programm, und Italiens Volk erhob sich, es zu verwirklichen. Noch einmal, so schien es, sollte vom Kapitol die Herrschaft der Welt ausgehen, – keine Herrschaft des Schwertes, wie die des alten Roms, sondern eine geistige, alle Völker beglückende.

Und die Welt erglühte in Sympathie: – „*Eviva Pio Nono!*" – jubelte jedes Herz, jedes war voll von Hoffnungen. „Die neue Zeit ist angebrochen", sagte Einer dem Andern. Am tiefsten, vielleicht, war der Eindruck in Deutschland, weil da das Mitgefühl am wärmsten. Der Vergleich lag so nahe! Dieselbe Zerstückelung, dieselbe Schwäche, dieselbe Zerfahrenheit, dieselbe Hülflosigkeit nach Innen wie nach Außen, dieselbe Sehnsucht nach Einigung. Kein Wunder, daß die Gefühle, welche den deutschen Volksgeist durchdrangen, da und dort überschäumten; kein Wunder, daß die Fürsten, unwillig, den langsamen, organischen Weg des Fortschritts zu verlassen, und von den oft stürmischen Wogen der Volkswünsche

---

[2998] Die Bundesakte des damit begründeten und bis 1866 bestehenden „Deutschen Bundes" war am 8. Juni 1815 während des Wiener Kongresses verabschiedet und schließlich am 10. Juni 1815 von den Bevollmächtigten von 38 Staaten unterzeichnet worden.

[2999] Der Mainzer Liberale Johann Adam von Itzstein (1775–1855).

[3000] Pius IX. (siehe hierzu S. 86, Anm. 173).

bedrängt, sich beunruhigt fühlten. – Jede Regierung ging nun ihren eigenen Weg. Manche setzten dem ungestümen Drängen schroffe Negationen entgegen: z. B. in Kurhessen und Oesterreich. Andere kokettirten mit den Wünschen nach Freiheit und Selbstregierung; noch andere suchten durch zögerndes Nachgeben zu befriedigen. Keine aber faßte die Erscheinung in der Größe ihrer Bedeutung auf, keine ergriff mit klarer Einsicht und mit starker Hand die Zügel, nicht um zurückzuführen oder zu unterdrücken, sondern um zu mäßigen und zu lenken. So endigte das Jahr 47 und das folgende begann unter wachsender Bewegung, unter den Symptomen naher Stürme.

So war die Lage, als der Februarblitz plötzlich in das schulderfüllte Haus Ludwig Philipps[3001] schlug. Drei Tage rang das Volk mit der königlichen Gewalt den blutigen Kampf: der Preis war – die Republik.

„Die Schrecken des Todes haben die Monarchie überwunden", sprach der Erzbischof von Paris[3002], als die Gefallenen der Freiheit in's Todtengewölbe hinabgesenkt wurden. Und diese Worte hallten wieder in den Bergen und ihr Echo wurde in den Ebenen und Thälern vieler Länder gehört. – „Laßt uns die Schrecken der Monarchie überwinden!" rief es am Po[3003], rief's am Rhein und an der Elbe, rief's in den Niederungen der Ostsee[3004], rief's in den Pußten Ungarns[3005], rief's an den Feuerbergen Neapels und Siciliens[3006], rief's vom Kapitol der ewigen Stadt und am Grabe Hamlets[3007]. „Laßt uns die Schrekken der Monarchie überwinden!" schrieben aufgestandene Völker auf ihre Fahnen. 136 Millionen, in vielerlei Zungen redend, wurden von dem einen Gedanken bewegt. Seit Weltgeschichte geschrieben ward, erzählt sie Gleiches nicht. Man nannte die Märztage des Jahres 1848 den anbrechenden Frühling der Völker.

Deutschlands Parole, noch am letzten Februartage gegeben, lautete: „Deutsche Preßfreiheit; deutsche Volksbewaffnung; deutsches Volksparlament" – und nach 14 Tagen stand sie schon an den meisten deutschen Thronsesseln geschrieben. Wien erhob sich am 13. März; fünf Tage später Berlin. Es war ein kurzer Kampf überall und ein unbeflecktes Siegen. Großherzig senkte das Volk mit seinen Opfern allen Grimm und alles Gedächtniß an das Vergangene in die Gräber, und seinen Kaisern, Königen und Fürsten

---

[3001] Der frz. König Louis-Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331).

[3002] Denis Auguste Affre (* 1793), seit 1840 zum Erzbischof von Paris. Er kam am 27. Juni 1848 auf den Barrikaden in Paris ums Leben, als er Frieden stiften wollte.

[3003] Wie später in fast ganz Europa waren in Italien ab Januar 1848 revolutionäre nationale Erhebungen ausgebrochen, die zum Eingreifen des Königreichs Sardinien-Piemont führten, das ab Frühjahr 1848 den Kampf der Insurgenten für ein vereintes, unabhängiges Italien anführte. Österreich, das mit dem Königreich Lombardo-Venetien über große Teile Norditaliens herrschte, schlug die Erhebungen jedoch sukzessive nieder und mit dem Sieg des österr. Feldmarschalls Radetzky (tschech. Jan Josef Václav hrabě Radecký z Radče; 1766–1858) über die Truppen des Königreiches von Sardinien-Piemont am 23. März 1849 bei Novara war dem ital. Streben nach nationaler Einheit vorerst ein Riegel vorgeschoben.

[3004] Siehe hierzu S. 1015, Anm. 3007.

[3005] Auch in Ungarn war es im Zuge der fast europaweiten revolutionären Ereignisse von 1848/49 zu nationalistischen Erhebungen gekommen, für deren Niederschlagung das Kaiserreich Österreich den russ. Zaren um militärische Unterstützung gebeten hatte, die von diesem auch mit der für Rußland üblichen Brutalität bereitwillig gewährt wurde.

[3006] Im März 1848 war in Neapel, wie in ganz Europa, erneut eine Revolution ausgebrochen. Ferdinand II. (1810–1859) sah sich zunächst gezwungen, eine Verfassung akzeptieren, konnte diese jedoch bald wieder mit Hilfe von Schweizer Söldnern außer Kraft setzen.

[3007] In Jütland, das ursprüngl. zum Herzogtum Schleswig gehörte, auf das am 8. Juli 1846 König Christian VIII. (dän. Christian 8.; 1786–1848) von Dänemark die gemäß der „Lex Regia" nur in seinem Land bestehende Gültigkeit der weiblichen Thronfolge in einem „Offenen Brief" auf die seinem Schutz unterstellten Elbherzogtümer ausgedehnt hatte, in denen das salische Recht galt. Damit drohte die Gefahr, daß Schleswig mit Holstein bei einem entsprechenden Thronwechsel in den dänischen Gesamtstaat eingegliedert wurde. Dagegen protestierte der deutschsprachige Bevölkerungsteil, der daraufhin die Deutsche Bundesversammlung in Frankfurt a. Main (siehe S. 91, Anm. 179) um Unterstützung anrief und im Herbst 1846 um formelle Aufnahme in den Deutschen Bund bat. Der Konflikt eskalierte in der Folge mit der Annexion der Elbherzogtümer am 28.1.1848 durch Friedrich VII. (dän. Frederik 7.; 1808–1863) zum deutsch-dänischen Krieg 1848/49, der mit dem Frieden von Berlin am 2. Juli 1850 endete, womit Preußen auf Druck Englands und Rußlands Schleswig-Holstein an Dänemark preisgegeben hatte.

reichte es in herzlichem Vertrauen die Hand zur Erneuerung des alten Bundes, den die Gewohnheit, die Treue und Jahrhunderte gleichsam heilig gesprochen hatten; zu dem Bunde, der fortan durch die bürgerliche Freiheit nur eine höhere Weihe erhalten sollte. Wie Posa seinem König, rief es ihnen zu:

– – Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Lassen Sie
Großmüthig, wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen. – – Sehen Sie sich um
In Gottes herrlicher Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet – und wie reich ist sie
Durch Freiheit! – – – – Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die – ach so lang! des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte – stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck – ihn binde keine Pflicht
Als seiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte. –[3008]

Und als die Fürsten die Bitten, welche des Volkes Boten, nach errungenem, nirgends mißbrauchtem Siege, überall ehrfurchtsvoll zu den Thronen trugen, erfüllen zu wollen versprochen hatten; als der König von Preußen selbst in seiner Proklamation gelobt hatte, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen; als in feierlichem Umritt durch die Straßen seiner Hauptstadt, seine Herolde die deutschen Farben trugen; als die Trikolore auf den Zinnen aller Fürstenschlösser wehete und von allen Thürmen: – da war des Volkes Jubel kein Ende und auch der leiseste Zweifel an die Aufrichtigkeit und Dauer dieser Manifestationen fand keine Stätte mehr, nachdem die Gewährung der Volkswünsche: Preßfreiheit mit Volksparlament, und zum Schirme beider die Volksbewaffnung überall als Gesetz verkündigt worden waren. Das Einzige, was die bedächtigen und besonnenen Volksfreunde damals beunruhigte, war der Gedanke: „das Volk möchte nicht vorbereitet und nicht reif seyn, ein so großes Maß von Gütern der Freiheit in würdiger Weise zu gebrauchen und nicht Ausdauer genug besitzen, das leicht Errungene sich zu bewahren. Ihre Sorge, schon in den Märztagen ausgesprochen, ist leider nur zu begründet gewesen. Wahrlich! eine furchtbare Wahrheit predigt des Dichters Wort:

Kein Volk verliert die Freiheit, wenn es nicht
Der Fessel werth ist."[3009] –

Ich muß hier einen Schritt zurück thun, damit ich des Mährchens Faden nicht verliere. –

In Heidelberg hatten sich am 5. März 1848 einige fünfzig brave Männer versammelt[3010], um in dem Augenblick, wo die Funken von dem verbrannten französischen Königsthron in den Zunder diesseits des Rheins geschlagen, und als Anarchie dem Brande nachzufolgen drohte, die für das Vaterland dringendsten Maßregeln zu berathen.

[3008] Sehr frei zitiert nach Friedrich von Schillers „Dom Karlos Infant von Spanien" (Leipzig: Göschen 1787), 3. Akt; S. 280, 281 u. 282.

[3009] So nur in „Meyer's Universum" (sowie in der „Parlaments-Chronik", S. XVI; siehe hierzu S. 1011, Anm. 2993) zu finden.

[3010] Die sog. „Heidelberger Versammlung", ein Treffen von 51 liberalen und demokratischen Politikern am 5. März 1848 im Gasthaus „Badischer Hof" in Heidelberg auf Einladung von Johann Adam von Itzstein (siehe hierzu S. 1014, Anm. 2999). Die Versammlung setzte wesentliche Impulse für das Vorparlament und kann somit als Meilenstein auf dem Weg zur Frankfurter Nationalversammlung gelten.

Nachdem sich diese Versammlung über Das verständigt hatte, was die Gefahr der Lage und die Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands erheische, beauftragte sie eine aus ihrer Mitte erwählte Kommission von sieben Männern, die Grundlagen einer deutschen Parlamentsverfassung zu berathen und die Berufung einer Nationalversammlung einzuleiten. Am 12. März erschien die Aufforderung der Siebener-Kommission[3011] an die Ständemitglieder aller deutschen Lande, sich am 30. März in Frankfurt einzufinden, um über die Berufung eines deutschen, verfassungsgebenden Parlaments zu beschließen; und als man erwog, daß der preußische Landtag am 3. April einberufen sey, ein Erscheinen preußischer Stände im Vorparlament also Schwierigkeiten habe, so lud man nachträglich die preußischen Stadtverordneten-Versammlungen zur Beschickung ein. Beide Aufforderungen waren Fehlgriffe; sie erregten durch ihre Ausschließlichkeit das Mißtrauen gegen die Intentionen der Männer, die sich zu Wortführern der großen Bewegung aufgeworfen hatten, und erregten den Unwillen des deutschen Volles. Glücklicher Weise wurde die Vokation nicht streng genommen. Es fanden sich viele Männer in Frankfurt ein, die ihre Berechtigung lediglich in dem Adel ihrer Gesinnung, in ihrem früheren öffentlichen Wirken und in der Hochachtung bei sich trugen, die ihnen von ihren Mitbürgern gezollt wurde. Diesen Unberufenen wurden die Pforten der Paulskirche so wenig verschlossen, als den Männern entgegengesetzter Richtung, welche die deutschen Regierungen selbst zum Vorparlamente schickten.

Die Frankfurter Paulskirche, die sich durch Bauart und Größe als ein passender und würdiger Raum für die Aufnahme einer Versammlung empfahl, welche die größte, schwerste und folgenreichste Aufgabe des Vaterlandes zu lösen hatte, empfing die für ihre neue Bestimmung erforderliche Einrichtung und in den letzten Märztagen zogen fast 600 Volks- und Regierungsboten aus allen Theilen Deutschlands der Kaiserstadt zu. Alle politischen Meinungen waren vertreten. Man sah die alten Degen der Volksfreiheit, Arndt[3012], Jahn[3013] und die anderen Grauköpfe, die schon vor 30 Jahren auf der Bresche gestanden, neben den feurigen Wortführern der jüngsten republikanischen Ideen, den Gleichmachern und Stürmern, Struve[3014], Hecker[3015] und Genossen; aber auch Kirche und Staat hatten aus ihren Freunden und Dienern ein zahlreiches Kontingent geschickt. Der Bundestag selbst, von dem Bewußtseyn überwältigt, daß er in seiner bisherigen Zusammensetzung eher Haß und Mißachtung als Vertrauen einflößen, und ganz ohnmächtig sey, – auch er hatte sich beeilt, sich durch populäre Elemente zu kräftigen. Er gesellte sich sogenannte Vertrauensmänner zu, welche, wie Gagern[3016], Jaup[3017] und Uhland[3018], das Volk hochschätzte, und durch Entfernung seiner anrüchigsten Glieder, an deren

---

3011 Die Heidelberger Versammlung (s. o.) wählte sieben Vertreter, den sog. „Siebenerausschuß“ – besetzt mit Heinrich von Gagern (siehe hierzu S. 1017, Anm. 3016), Friedrich Römer (1794–1864), Karl Theodor Welcker (siehe hierz S. 1018, Anm. 3019), Johann Adam von Itzstein (siehe hierzu S. 1014, Anm. 2999), Karl Stedmann (1804–1882), Friedrich Justus Willich (1789–1853) und Georg Christoph Binding (1807–1877) –, die eine zweite Versammlung (das Vorparlament) einberufen sollten, die sich dann die Wahl zur Nationalversammlung in die Wege leitete.

3012 Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860).

3013 Friedrich Ludwig Jahn, bekannt als „Turnvater Jahn“ (1778–1852).

3014 Der spätere demokratische Freischarenführer Gustav Struve (1805–1870).

3015 Friedrich Hecker (1811–1881), später ebenfalls radikaler Freischarenführer.

3016 Der spätere Parlamentspräsident Heinrich von Gagern (1799–1880; ab 15. Dezember 1848 Ministerpräsident der „Provisorischen Centralgewalt“), dessen Politik auf ein von Preußen geführtes deutsches Erbkaisertum abzielte.

3017 Heinrich Karl Jaup (1781–1860), ein großherzogl.-hessischer Beamter, der bald ins hess. Märzministerium berufen werden sollte.

3018 Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866).

Stelle Männer wie Welker[3019], Klosen[3020] und Jordan[3021] berufen wurden, suchte er eine Aussöhnung mit der öffentlichen Meinung zu erringen.

Das schlimmste Omen in dieser Zeit war der sichtbare Mangel an klaren Ideen über die Gestaltung der deutschen Zukunft. Keine Partei wußte recht, was sie wollte und sollte. Im Volke lebte zwar das unheimliche Gefühl der Unverträglichkeit der alten Zustände mit dem Neuzuschaffenden in dunkelen Vorstellungen; aber massenhaft war die Verwechselung des Begriffs der Freiheit mit dem der Zügellosigkeit und Anarchie. Fürsten und Regierungen, ihres Nimbus entkleidet, sie trieben auf den Wogen der Ereignisse als Wracks, ohne Mast und Steuer, dahin sind die besitzenden Klassen, ungewiß der Zukunft, und in beständiger Furcht vor dem Chaos, überlieferten sich dem Schrecken oder der Muthlosigkeit. Das Geld entzog sich dem Umlauf, der Kredit hörte auf, Handel und Wandel wurden Tag für Tag geringer und beschränkter und ihr Lebensfeuer sank nach und nach zu einem phosphoreszirenden Schein herab. – Die Mittelklassen gebärdeten sich wie Wechselfieberkranke; bald überflog sie die Revolutionshitze, bald machte ihnen die Furcht vor den Schauern des Despotismus Zähneklappern, welche nicht ausbleiben würden, wenn es den Regierungen gelänge, die Revolution zu erwürgen. Geldsack, Büreaukratie und Adel aber sahen in der allgemeinen Entwerthung der Staatspapiere, der Waaren und Güter, und in der Gewißheit, daß der Verlust ihrer Privilegien und Standesvorzüge unvermeidlich sey, mit Schrecken auf die Zerstörung von Dem hin, was ihnen über alles Andere werth war, – sie gingen der Zukunft, als wäre sie eine den allgemeinen Ruin herbeiführende Katastrophe, zitternd entgegen.

So war die Gesellschaft in Deutschland zu Ende März beschaffen. In Flammen loderten viele Lebensgeister; aber jene Flammen waren Flackerfeuer, und vom thatkräftigen Trieb, durch ernstes praktisches Zusammenwirken ein neues freudiges Volksleben zu begründen, war wenig zu spüren. Die Kräfte zersplitterten sich, hie und da gingen sie in offener Feindseligkeit auseinander. Unstätigkeit und Hastigkeit[,] Unklarheit und Unsicherheit drückten sich schon damals in vielen Erscheinungen der Bewegung aus. Die grundsatzlose Masse neigte sich mehr und mehr zur Zügellosigkeit, und wenn ihr die Vernünftigen mit Festigkeit entgegentraten, murrte sie, wendete sie sich, erkaltet, von der Revolution ab, und verrieth oft sogar ein Zurücksehnen nach den Fleischköpfen der ägyptischen Dienstbarkeit. – Kein Volk kann die Freiheit genießen ohne Vorbildung für die Freiheit. Ohne daß vorher eine tüchtige politische Bildung Wurzel geschlagen hat, wird ein revolutionäres Volk die Freiheit nur unvollkommen er kennen, ehren und ertragen; es kann das Recht, das sie giebt, nicht fassen; es kann die Pflichten und Opfer, die sie auflegt, nicht erfüllen, das Glück der Freiheit ist ihm ein verschlossenes Buch. –

Der 31. März war angebrochen. Es war ein Tag, blau, klar, sonnig, so recht gemacht zur Feier. Die alte Kaiserstadt hatte ein Festgewand angelegt, schön, wie sie je eins getragen. Jedes Haus hatte sich in grünes Laubwerk und bunte Teppiche gekleidet, Triumphbogen prangten auf Straßen und Märkten, Ehrenpforten waren alle Thore, lustig flatterten schwarz-roth-golden die Fähnlein aus allen Fenstern und die riesigen dreifarbigen Flaggen mit dem Reichsadler wogten von allen Thürmen. „Der deutsche Volksfrühling ist angebrochen, und Gott hat seinen Wohlgefallen daran; darum giebt er uns schon im März einen Maitag!“[3022] – so rief man sich zu, angehaucht vom belebenden Lenze und getragen von der Freude und der Hoffnung. 6000 frankfurter Bürger, geschmückt wie zur Hochzeit, bildeten Spalier für den Zug der 600 deutschen Männer, der nach dem Römer sich bewegte, dessen Kaisersaal zu ihrem Empfang bereitet war. Unabsehlich Volk war schon vor Tagesanbruch aus Nah und Weit Frankfurt zugeströmt, und als sich um 8 Uhr der Zug in Bewegung setzte. drängten sich mindestens 100,000 Menschen in den Straßen, und ihr Hoch, wenn einer der Lieblinge der Nation ansichtig wurde, wollte kein Ende nehmen. In den Jubel hallte der Kanonendonner, der erste, der die Majestät des deutschen Volks salutirte. Alle fremden Gesandten und fremden Konsuln hatten ihre Wohnungen festlich ge-

---

[3019] Der Staatsrechtler Karl Theodor Welcker (1790–1869), der in der Verfassungsfrage ein vehementer Verfechter des großdeutschen Gedankens war.

[3020] Der bayer. Jurist Karl von Closen (1786–1856).

[3021] Der liberale österr. Jurist Sylvester Jordan (1792–1861).

[3022] Ziemlich wörtlich zitiert aus G. J. Kintzingers (* ca. 1800) Werk „Deutschland und seine Verfassung. Dem deutschen Volke gewidmet […]“ (Karlsruhe: C. Macklot 1852), S. 128.

schmückt. Am herrlichsten prangte das amerikanische Gesandtschafts-Hotel. Auf dessen Zinne wehte das riesige Unionsbanner der Freistaaten mit den gold'nen Sternen auf himmelblauem Grunde und mit dem Adler der Freiheit, welcher das Pfeilbündel umschlungen hält, mit dem Wahlspruch: „*In pluribus unum*"[3023]. „Einheit in der Vielheit – das ist ja auch unser Wahlspruch", rief ein Graukopf aus dem Zuge der 600. Und das Volk verstand es. Ein Jubel, der nicht enden wollte, erschallte am Hause des amerikanischen Gesandten.

Die 600 wurden von dem Magistrat der Republik Frankfurt an der Schwelle des Römers feierlich empfangen und in den Kaisersaal geleitet. Dort überreichte der Siebener-Ausschuß dem Alterspräsidenten sein Programm. Das Dokument lautete:

I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern.
II. Ein Senat der Einzelstaaten.
III. Ein Haus des Volks, hervorgehend aus den Urwahlen.
IV. Ein deutsches Heer und Eine deutsche Wehr. Eine Vertretung Deutschlands gegen das Ausland. Eine Gesetzgebung für Handel und Gewerbe, für Zölle und Posten, für Münze, Maß und Gewicht, für Wasserstraßen und Eisenbahnen. Ein Codex für Civil- und Strafgesetze. Ein Bundesgericht. Eine Verfassung, welche dem gestimmten deutschen Volke die Segnungen der Freiheit verbürge.

Mit der Besprechung dieses Programms debutirte die Thätigkeit des deutschen Vorparlaments. Bald genug ließ sie die Unvereinbarkeit der Elemente dieser improvisirten Versammlung erkennen, und es war von Glück zu sagen, daß sie sich über die Wahl eines engern Kreises von fünfzig Männern des sogenannten Fünfziger-Ausschusses[3024] – verständigte, und diesem die Aufgabe stellte: 1) im Verein mit der Bundesversammlung die Berufung eines verfassunggebenden Parlaments, hervorgegangen aus der direkten Wahl der Nation, zu bewirken; 2) der Bundesversammlung zur Wahrung der Interessen der nationalen Freiheit zur Seite zu stehen; 3) bei eintretender Gefahr das Vorparlament von Neuem zu versammeln; und 4) die Volksbewaffnung in allen deutschen Landen in's Leben zu rufen. Vergeblich bekämpfte die kleine republikanische Partei (Hecker an der Spitze) diesen den Fortbestand des Bundestags und der Regierungen begünstigenden Beschluß und forderte zur sofortigen Annahme und Verkündigung von Grundprinzipien einer Neugestaltung Deutschlands im Sinne demokratischer Selbstregierung auf. Von den monarchischen Elementen überstimmt, sagte sie sich von der Mission des Vorparlaments los und schied aus der Versammlung. Dieselbe schloß ihre Sitzungen am 3. April und am nächsten Tage eröffneten die Fünfziger ihre Berathungen. Die Vornahme der Wahlen zum Parlamente war ihre dringendste Aufgabe. Sie wollten einen Abgeordneten auf 50,000 Seelen; der Bundestag hingegen bestand auf den Maßstab von 1 auf 70,000. Es war der erste schüchterne Versuch seines Widerstrebens; sobald der Ausschuß aber die Annahme seiner Ziffer gebieterisch forderte, unterwarf sich der Bundestag und schon am 11. April vollzog er das Wahlprogramm des Ausschusses, das er „den Ausdruck öffentlicher Wünsche" nannte.

Die Fünfziger hatten inmitten der auf sie eindringenden Fluth der Ereignisse und der oft sehr ungestümen Wünsche und Forderungen des Volks einen schweren Stand. Sie waren recht eigentlich auf den Posten zwischen Reaktion und Anarchie gestellt worden, entbehrten jedoch des sichern Bodens juristischer Berechtigung und des Bewußtseyns vollständiger Anerkennung ihrer Autorität. Fast täglich hatte der Ausschuß mit Proklamationen und öffentlichen Abmahnungen gegen die Unordnung zu kämpfen; noch schwieriger war sein Streit mit den Reaktions-Gelüsten der Regierungen und des Bundestags, und oft mußte er diesen durch die drohende Hinweisung auf seine Macht, der es nur eines Winkes kostete, die deutschen Bastill- und Thronstürmer in Masse aus der Erde wachsen zu machen, zu imponiren suchen. Dennoch konnte er die Vertagung in der Berufung des verfassunggebenden Parlaments vom

[3023] Recte: Lat., „E pluribus unum", frei übers. in etwa „Aus vielen eines".

[3024] Da das Vorparlament (siehe hierzu S. 1017, Anm. 3011) aufgrund einer privaten Initiative berufen worden war, sah es sich nicht befugt, hinsichtlich der späteren Frankfurter Nationalversammlung und Reichsverfassung Vorgaben zu machen. Das Vorparlament endete am 4. April, und am 18. Mai trat die Nationalversammlung erstmals zusammen. Für die Zwischenzeit fungierte der vom Vorparlament eingesetzte Fünfzigerausschuß als Organ der Revolution.

1. Mai auf den 18. nicht verhindern. Er fand im passiven Widerstand vieler Regierungen, welche sich nur nothgedrungen zur Vornahme der Parlamentswahl herbeiließen, ein unübersteigliches Hinderniß. Am hartnäckigsten widerstrebte Oesterreich; trotz seiner durch den Aufstand in Italien gefährdeten Lage, mochte es nicht einmal von dem angebotenen Beistand hören, als ein Aufruf der Fünfziger bei der Bedrohung Tyrols ihm Deutschlands Hülfe zusicherte.

Unter solchen Zuständen nahte der Tag heran, der der Mission der Fünfziger ein Ende machen sollte. Ihre letzten Tage waren der Vorbereitung für den Zusammentritt der Nationalversammlung gewidmet. Der Ausschuß schloß seine Sitzungen am18. Mai, am Festmorgen der Eröffnung des deutschen Parlaments. Das war ein schöner und großer Tag „trotz alledem!“ Unter Blumen und Laubgewinden, unter Glockengeläute und Kanonendonner, unter dem Lebehoch von Hunderttausenden zogen die Erwählten der Nation baarhäuptig in den geschmückten Tempel der Freiheit, in welchen die Paulskirche umgewandelt worden war. Heinrich von Gagern nahm den Präsidentenstuhl ein. Er sprach: „Wir haben das größte Werk zu vollenden, zu dem jemals deutsche Männer berufen worden sind. Ruf und Vollmacht empfingen wir von der Souverainität der Nation. Deutschland will Ein Reich seyn, Ein Volk. Es soll dies werden durch die Verfassung, die wir aufrichten“[3025]. – Als sich aber der Bischof von Münster[3026] ernst erhob, und er mahnte, daß die Werkleute durch Abhaltung einer gottesdienstlichen Feier die höhere Weihe für ihre Aufgabe anrufen und empfangen sollten, sagte Raveaux[3027] unser Gebet sey: „hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!“

Noch war der Monat der Eröffnung nicht zu Ende, und schon war das Parlament in Parteien gespalten, deren Bestrebungen sich scharf von einander absonderten. Was mit landsmännischen Vereinigungen angefangen hatte, hatte sich schnell zu politischen Faktionen ausgebildet, die, fest gegliedert, jede schwebende Frage vor der öffentlichen Diskussion in ihren Versammlungen abthaten und die Debatte in der Paulskirche allmählig zu einem Schattenspiel herabwürdigten. Starrer und liberaler Konservatismus, die Royalisten und die Konstitutionellen verschiedener Schattirungen, die Demokraten von Jenen an, welche noch von der Möglichkeit einer Vereinigung der Volksherrschaft mit monarchischen Staatsformen träumten, bis zu den Männern, welche in der Socialrepublik das einzige Heil des Vaterlandes suchten, hatte jede Partei ihr besonderes Hauptquartier, und alle Tage schwand die Neigung mehr und mehr, partikularistische Meinungen den allgemeinen Interessen der Nation zu opfern. Die Diskussion über die Gesammtverfassung Deutschlands rauschte wie ein ausgetretener Strom in unübersehlicher Breite dahin. Der Zauber, den die Ideen auf die Geister und die Ueberzeugung üben, verschwand mehr und mehr; hohle Worte beherrschten das Haus, und die zahllosen Redner, welche bei jeder Frage für und wider auftraten, ohne Kraft und Fähigkeit, der Frage eine neue Seite abzugewinnen, fraßen die kostbare Zeit. Die Regierungsgewalten waren durch die Aktion des Parlaments, das, in vielen Ländern mit mehr Ostentation als Takt, bei jedem Anlaß sein Souverainitätsrecht im Munde führte, paralysirt; die Ereignisse diktirten eine centrale Leitung und ein Beschluß des Parlaments übertrug solche einem Prinzen aus dem Hause Habsburg. Erzherzog Johann[3028] wurde am 29. Juni als Reichsverweser gewählt. Ein verhängnißvoller Akt! Ein Oesterreicher an die Spitze der Reichsgewalt gestellt, während die Verhältnisse Oesterreichs selbst so verwirrt und schwierig geworden waren, daß man fast an Wunder glauben mußte, wollte man an die Möglichkeit denken, wieder Ordnung aus solchem Chaos zu schaffen. In Wien und in den deutschen Landen war die Revolution siegreich, in Italien der Aufstand Herr, Ungarn in voller Empörung, alles slavische Land in Gährung; Sardinien schrieb, mit erhobenem Schwerte, die Einheit Italiens auf sein Schild; der Habsburger Hof selbst war ein Flüchtling in seinem eigenen Reiche. Unter diesem Wirrsal zog Erzherzog Johann in Frankfurt ein, – des neuen Deutschlands unverantwortliches Oberhaupt! – Es war ein neuer König Johann ohne Land: aber auch ohne Geld, ohne Soldaten, ohne Macht; der Zauber persönlicher Ehrenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit glich diese

[3025] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[3026] Johann Georg Müller (1798–1870), seit 1. Juli 1847 Bischof von Münster.

[3027] Der Kölner Demokrat Franz Raveaux (1810–1851), der u. a. auch als Begründer des politischen Kölner Karnevals gilt.

[3028] Erzherzog Johann Baptist Josef Fabian Sebastian von Österreich (1782–1859), österr. Feldmarschall und 1848/49 deutscher Reichsverweser.

Mängel nicht aus! Wenn man damals das Schwert Preußens zum Exekutor des parlamentarischen Willens gemacht hätte – wie wäre es dann geworden? –

Schon bei ihrem ersten Akt erfuhr die Reichsgewalt, den Regierungen gegenüber, Widerstand, und –sie ließ sich solchen gefallen. Die Forderung der Huldigung von allen deutschen Heeren wurde von den kleinern mit Mißtrauen empfangen, von den größern sogar abgelehnt. Die Huldigung der preußischen Armee wurde geradezu verweigert; in Oesterreich blieb die Verfügung der Centralregierung gänzlich unbeachtet. Vergeblich denuncirte die demokratische Partei im Parlamente einen solchen Widerstand als unleidliche Auflehnung. Der Reichskriegsminister[3029] selbst vertheidigte die Renitenten und die Majorität des Parlaments – sie fand sich zufriedengestellt! Eben so schwach zeigte man sich in den Beziehungen zum Auslande. Das Reichsoberhaupt schickte Gesandten und bevollmächtigte Minister; die meisten wurden mit Geringschätzung empfangen und mit Kälte behandelt. Man wagte nicht einmal dagegen diplomatische Reklamationen. So trat die Centralgewalt in's europäische Daseyn schwach wie ein neugeborenes Kind. –

Ein Verfassungsausschuß, Dahlmann[3030] an der Spitze, hatte unterdessen den Entwurf der Grundrechte des deutschen Volks vollendet. In und außer dem Parlamente war die Ungeduld schon lange laut geworden. Dennoch dehnten sich die Debatten beständig bis zum Uebermaß aus. Die Sündfluth der Anträge und Amendements schwoll bei jedem Paragraphen; Keinem ging es in den Kopf, die geringste Abweichung seiner persönlichen Auffassung den allgemeinen und höheren Zwecken unterzuordnen. Es wurden zu den Grundrechten 350 Aenderungsvorschläge eingereicht. Rechnet man für jeden derselben nur 12 Redner, so kamen 4200 Reden heraus – und als Zeit für das Ende der Berathung erschien das Jahr 1849, ein Kalkül, das wenig von der Wirklichkeit disserirte. Doch der Heldenmnth der Eitelkeit und Ehrsucht – (das Verlangen, sich durch spaltenlange Reden in die Unsterblichkeit der stenographischen Berichte zu schmuggeln, war zur Manie geworden!) – scheute vor diesem Schreckbild nicht zurück. Jeder Antrag, der die einströmende Fluth hätte beschränken und dämmen können, wurde von der Versammlung zurückgewiesen.

Endlich stieg die Ungeduld des Volks zum Murren – und während die hohle Phrase in der Paulskirche unbestrittene Herrschaft übte, fing es draußen an ihren Pforten zu lärmen und zu toben an. Die Massen wurden unruhig. Man mißtraute dem guten Willen der parlamentarischen Majorität, man munkelte vom Einverständniß derselben mit den Regierungen, welchen die wachsende Mißachtung der frankfurter Versammlung lieb war. Die anfänglich schwache republikanische Partei gewann nun innerhalb wie außerhalb des Hauses an Zahl und an Stärke. In Frankfurt selbst hatte sich ein Demokratenkongreß aus ganz Deutschland versammelt. Offen und furchtlos trat er dem Treiben der Majorität in St. Paul entgegen. Er verfolge ihre Absichten mit der bittersten Kritik, er denuncirte ihre Unfähigkeit den Massen, er höhnte sie in Zeitungsartikeln, Flugblättern und Maueranschlägen. Die Spitzen der demokratischen Minorität des Parlaments leiteten diese kecke Bewegung. Die urtheilslose Menge gewöhnte sich daran, in der parlamentarischen Majorität Verräther des Vaterlandes zu erblicken.

Während so der Versammlung der Boden unter den Füßen schwand, ging die Staatsordnung in vielen deutschen Landen mehr und mehr aus den Fugen. Alles hielt nur noch wie durch eigenes Gewicht am Schwerpunkt der Gewohnheit. Erhob sich dann aus dieser uferlosen Bewegung bald da, bald dort ein Nothschrei, so sollte das Parlament der Helfer seyn in der allgemeinen Angst, und wider Willen sah es sich zuweilen genöthigt, das Selbstregieren zu versuchen, was jedoch oft bloß zu einer Manifestation seiner Ohnmacht und Unfähigkeit Gelegenheit gab. Mit dem schleppenden Gerede über Grundrechte gingen Tag für Tag, Monat für Monat hin, bis denn endlich die Majorität nicht länger ihr Ohr Dem verschließen konnte, was draußen von allen Dächern gepredigt wurde. Nun auf einmal schickten sich die Erschrockenen an, alles mit kurzer Hand abzumachen und an's Ende zu kommen. In dieser Lage erschien der erste, schwache republikanische Aufstand in Baden – Heckers Zug – der Majorität wie ein *God send*. Aber statt zu warnen, schöpfte sie aus dem leichterrungenen Sieg neues Vertrauen in ihre Macht und Sicherheit. Sie lernte die Unzufriedenheit mit Gewalt unterdrücken; sie requirirte die Ba-

[3029] Der preuß. General Eduard von Peucker (1791–1876) amtierte vom 5. Juli 1848 bis zum 16. Mai 1849 als Reichskriegsminister.

[3030] Der Historiker Friedrich Christoph Dahlmann (1785–1860).

taillone der Fürsten gegen jede Volksbewegung in ihrem Bereiche. Sie sah nicht ein, daß sie sich eben dadurch der Quelle ihrer Macht entfremdete. Der Volksunmuth brandete in immer höhern Wogen und die Fluth durchbrach den Damm, als die Majorität jenen berüchtigten Vertrag von Malmoe[3031] sanktionirte, welcher das deutsche Schleswig zur dänischen Provinz machte. Am 16. September Abends, unmittelbar nach der Abstimmung, organisirte sich der Ausstand. Den nächsten Tag, nach einer Volksversammlung auf der Pfingstweide, brach er los. Das friedliche Frankfurt bedeckte sich mit Barrikaden. Aber die starke Garnison war vorbereitet – Kanonen schmetterten die Kampfgerüste der Republikaner nieder, ein Kartätschenhagel zerstreute ihre Schaaren, und am andern Morgen konnte die Militärmacht die Majorität in der Paulskirche mit der Versicherung erfreuen: „*l'ordre regne* [sic!] *à Varsovie!*“[3032]

Durch den Septemberaufstand war der Bruch der Nationalversammlung mit der Revolution entschieden, und ihre Unfähigkeit zur gedeihlichen Lösung ihrer Aufgabe weltkundig geworden. Das Schwert, mit dem sie den Volksaufstand niedergeschlagen hatte, hing fortan als Damoklesschwert über ihrem eigenen Haupte. Sie hatte gleichsam den Arm erhoben gegen ihre Mutter; sie hatte sich selbst von der Quelle ihrer Macht losgesagt; fortan sah die Nation in der Majorität des Parlaments nur noch das Werkzeug der Reaktion. Die Debatten im Parlamente verloren die Theilnahme des Volkes in demselben Maße, als seine Hoffnungen auf die Versammlung selbst gesunken waren. Sie arteten bald in ein erbittertes Parteigezänk aus, unerquicklich für den Beobachter und ohne Würde und Ehre für die Betheiligten. Das Vertrauen war begraben, der Glaube auf einen guten Ausgang war untergegangen bei allen Besonnenen.

Das Leben des Parlaments nach dem 18. September erscheint wie das eines kranken Mannes, den die Aerzte aufgegeben haben. Die weiteren Scenen in der Paulskirche – so geräuschvoll und heftig auch viele waren, – änderten doch an dem nothwendigen Ausgang Nichts, sowenig wie die Paroxismen[3033] einem Fieberpatienten helfen können, der dem Tod geweiht ist. Das Parlament, zum Spielwerk der Rivalitäten und Intrigen der Parteien herabgesunken, verfolgte seinen Lauf zum Untergange fortan wie ein Wrack, das, ohne Selbstbestimmung auf den Wogen dahin treibt, bis es der Klippe begegnet, an der es zerschellt. – Ich kann mich kurz fassen, die Agonien eines Sterbenden zu schildern. Die Kaiserwahl, die Fahrt der Parlamentsboten mit der papiernen Krone nach Potsdam, – ihre von dem Verbot der deutschen Fahnen begleitete Aufnahme in Berlin – der königliche Korb – die Sendung der Parlaments-Kommissäre in das Hauptquartier des Windischgrätz[3034] und nach Olmütz – der schauerliche Ausgang der Theilnahme einiger Parlamentsglieder am Wiener Kampfe für Freiheit und Verfassung, – Blums[3035] Todtenfeier, – die Intervention der Centralregierung bei dem Kampfe der Reaktion des Berliner Hofs gegen die preußische Nationalversammlung: – sie waren eben so viele offenkundige Niederlagen für Frankfurt und zeigten die Mißachtung der Autorität des Parlaments von Seiten der größeren deutschen Regierungen. Die Exekutive der Nationalversammlung ihrerseits hüllte sich in völlige Thatlosigkeit und sank nach und nach zum bloßen Schatten herab. Das Jahr 1848 war noch nicht zu Ende, und bereits war die deutsche Fahne in Oesterreich verpönt, und österreichische Volksboten, die in der Paulskirche von deutscher Einheit und Freiheit gesprochen hatten, mußten fürchten, beim Wiederbetreten des österrei-

---

[3031] Vom 26. August 1848, der auf Druck der europäischen Großmächte Rußland, Frankreich und Großbritannien zustandegekommen war; der Umstand, daß er in entscheidenden Punkten den Forderungen Dänemarks entgegenkam, verhinderte fast die Ratifizierung durch das Paulskirchenparlament.

[3032] Stark veränderter Ausspruch des frz. Kriegs- bzw. Außenministers Horace François, comte Sebastiani de la Perta (1772–1851) anläßlich des Polnischen Aufstands vom November 1830, das bei mehreren zeitgenössischen Karikaturen – z. B. bei denen von Charles Joseph Travies de Villiers (1804–1859) und Jean Ignace Isidore Gérard Grandville (1803–1847) – Verwendung fand. Der Originalausspruch lautete übrigens: „Le gouvernement a communiqué tous les renseignements qui lui étaient parvenus sur les événements de la Pologne […]. Au moment où l'on écrivait, la tranquillité régnait à Varsovie.“

[3033] Siehe hierzu S. 332, Anm. 945.

[3034] Der österr. Feldmarschall Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu Windisch-Graetz (1787–1862), der maßgeblich an der Niederschlagung der Revolution 1848/49 beteiligt war.

[3035] Der Publizist und Verleger Robert Blum (siehe hierzu S. 652, Anm. 1967).

chischen Bodens standrechtlich erschossen, oder in die Kasematten[3036] des Spielbergs[3037] geworfen zu werden. –

Die Geburt der Grundrechte zu Ende des Jahres war eine schwere Geburt; sie wurde von der Nation mit Kälte empfangen. Das Kindlein siechte seit dem ersten Tage. Die größern Höfe versagten den Grundrechten die Einführung. Als das Parlament die Spielbanken aufhob, deren Abschaffung die öffentliche Meinung gebieterisch gefordert hatte, legten die Regierungen Protest ein, und als die von den Habsburg'schen Maßregeln bis aufs Aeußerste gereizte Versammlung sich von Oesterreich ganz abwendete, und Ein Deutschland ohne Oesterreich proklamirte, so erklärten Oesterreichs Volksboten, daß sie ihr vom Volke erhaltenes Mandat höher achteten, als die vernunft- und rechtswidrigen ohnmächtigen Beschlüsse der parlamentarischen Majorität; sie wollten auf ihren Sitzen in der Paulskirche bleiben und nur der Gewalt weichen. So weit war es gekommen im Schooße der Versammlung, welcher das deutsche Volk seine Rechte, seine Erwartungen und Hoffnungen auf einheitliche Große, Würde, Macht, Glück und Freiheit anvertraut hatte! Die nun herannahende letzte Periode des parlamentarischen Daseyns war für das deutsche Volk eine Periode des tiefsten Leids. Die letzten Akte der großen Bewegung haben uns nichts hinterlassen, als Schlachtfelder, Standrechtsgräber, gefüllte Kerker und die langen Züge der Männer, welche das Exil in der Fremde der Verfolgung im Vaterlande vorzogen. Die Reichsverfassung[3038] selbst, das Kind eines Kompromisses zwischen unversöhnlichen, machtlos gewordenen Parteien, war, ähnlich den Grundrechten, todt geboren und der Aufruf des Parlaments an das Volk, sie gegen die allgewaltig gewordene Reaktion zu vertheidigen, vergrößerte bloß die Verwirrung, und beschleunigte durch ihre Folgen, die besiegten Aufstände in Baden und Sachsen, den Untergang des Parlaments und der Revolution. Verzweifelnd rief der alte Arndt, noch auf der Schwelle der Paulspforte stehend: – „wir sind im vierten Akte; bald fällt der Vorhang. Aber das Stück ist noch nicht aus; – wann wird er zum fünften aufgezogen werden? Man wird mir entgegenschreien: was prophezeihst du alter schneeweißer Rabe? Vermagst du Königen und Fürsten mit dem fünften Aufzug zu drohen? – Nein! nein! Ich drohe nicht; ich weissage ganz still und ruhig. Meine Füße stehen im Grabe, meine Augen werden hinter dem fünften Aufzug nichts Irdisches mehr sehen. Ich drohe mit keinem Zeichen; sondern der Alte der Tage, Gott, drohet mit dem seinigen"[3039].

Am 30. Mai 1849 war die letzte Sitzung des Parlaments in der Paulskirche; ihre Pforten wurden geschlossen und auf Vogts[3040] Antrag siedelte die Versammlung, aus kaum noch hundert Männern bestehend, – (die Uebrigen hatten sich beeilt, das lecke Schiff zu verlassen, oder waren dem Abruf der Regierungen gefolgt) – nach Stuttgart, nicht mehr, um zu siegen, denn dafür war längst jede Chance dahin, sondern um mit Ehren unterzugehen. Auch diese Absicht hat das unerbittliche Schicksal dem „Rumpfparlamente"[3041] verkümmert. Was im Kaisersaale zu Frankfurt so groß und so hehr, ausgerüstet mit der Allmacht, welche der Wille der größten Nation verleihen konnte, angefangen hatte, das endigte in Stuttgart, wie ein loser Kravall, durch den Stock der Polizei und den Säbel der Gensdarmen. –

[3036] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.

[3037] Die Festung Spielberg/Špilberk bei Brünn/Brno (siehe hierzu S. 839ff.); 1783 war dort auf Anordnung Kaiser Josephs II. (1741–1790) ein Gefängnis für die gefährlichsten und schlimmsten Verbrecher eingerichtet worden.

[3038] Die „Verfassung des Deutschen Reiches" (siehe hierzu S. 95, Anm. 189).

[3039] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[3040] Der Gießener Mediziner und Radikaldemokrat Carl Vogt (1817–1895).

[3041] Das in Stuttgart vom 6. Juni bis zu seiner gewaltsamen Ausweisung am 18. Juni 1849 tagende vorläufig letzte dt. Parlament.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 125-127.

CCCXXII. Die Walhalla[3042].

Seit Jahren schon sucht der nicht befriedigte und in so mancher Beziehung schmerzlich verletzte deutsche Nationalsinn einen Ausweg, indem er sich bald gegen diese, bald gegen jene Seite wendet. Des äußern Schwerpunkts entbehrend, auf dem er mit seinem irdischen Bestande ruhe, sucht er einen idealen auf; und wo ihm die Lebenden nichts bieten mögen, kehrt er bei den Todten ein. Gehindert, sich in schattenden Zweigen auszustrecken, sendet er seine Triebe in die dunkle Erde hinab und schlingt sie liebend um die Schreine seiner Heiligen. Deutsches Volk, das nicht mehr versuchen darf, Rath zu schlagen über deutsches Wohl, sammelt sich um die Urnen seiner großen Männer und richtet ihnen Denkmäler auf.

Vorzugsweise ist es die Architektur, welcher, vermöge der Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Formen, vor allen übrigen Künsten es zukommt, Nationaldenkmäler aufzuführen, und Skulptur und Malerei sollten nur dienen, die großartigen Gedanken jener zu verdeutlichen und zu erklären. In diesem Geiste schufen die alten Völker ihre Denkmäler; schmückte Athen seine Akropolis aus, bauten die Römer dem August und Hadrian[3043] Mausoleen, richteten die Pharaonen Pyramiden und Tempel auf. Nur da, wo die Persönlichkeit des Helden einen beschränkten Wirkungskreis ausfüllt, ist ein einfaches Bildniß-Setzen schicklich und am rechten Orte; bei Geistern universeller Thätigkeit aber muß das Bildniß stets eine untergeordnete Rolle spielen. – Als die Thüringer dem Bonifacius vor einigen Jahren an einsamer Waldstelle, da, wo der Apostel das erste Kreuz aufgerichtet hatte, ein Standbild errichten wollten, und dem Herzoge August von Gotha[3044] zwei Zeichnungen, die in den Gesichtszügen der Statue sehr differirten, zur Prüfung vorgelegt wurden, kritzelte der geniale Fürst einen Leuchter mit brennender Kerze auf's Papier und schrieb darunter: das ist Bonifacius. Und ein Candelaber wurde aufgerichtet auf der Höhe, der weithin sichtbar ist im thüringer Lande[3045], und Jeder weiß ihn zu deuten. Was soll eine Armin's-Statue, noch so groß, bei Detmold[3046]? Stellt mir auf einen Würfel ein deutsches Schlachtschwert als Obelisken hin, die Spitze gen Himmel gerichtet, und das Volk, dem's doch gilt, wird's besser begreifen.

Eine verwandte, gleich umfassende Bedeutung hat der Tempel, den ein deutscher König an der Donau bei Regensburg aufrichtet. Die Walhalla, jenes für germanischen Ruhm so prachtvolle Haus, dessen östlicher Giebel die Armin's-Schlacht[3047] schmückt, dessen westlicher Deutschland's neueste Befreiung darstellt und dessen Inneres die ganze vaterländische Geschichte, Folge und Ursache jeglichen Kampfes um deutsche Selbstständigkeit verherrlicht, kann auch ein Armins-Denkmal heißen, aufgefaßt im großen Geiste der Geschichte. Die Idee beurkundet den hohen Sinn jener Janusgestalt unter

---

[3042] ᚹᚨᛚᚺᚨᛚᛚᚨ, walhalla; der am 18. Oktober 1842 von König Ludwig I. von Bayern (1786–1868) eingeweihte Ehrentempel für die „Großen Deutschen" bei Regensburg.

[3043] Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römische Kaiser.

[3044] August (1772–1822), seit 1804 Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg.

[3045] Der Candelaber bei Altenbergen (Leinatal) war im Jahre 1811 errichtet und eingeweiht worden.

[3046] Bereits 1838 war damit begonnen worden, für die Errichtung eines Hermanndenkmals nach dem Entwurf des Ansbachers Ernst von Bandel (1800–1876) bei Detmold zu sammeln; es konnte jedoch erst 1875 fertiggestellt werden.

[3047] Die sog. „Schlacht im Teutoburger Wald" oder auch „Varus-Schlacht", in der 9 n. Chr. bei Kalkriese am Wiehegebirge im Osnabrücker Land der Cheruskeranführer Arminius/Hermann (ca. 17 v. Chr.–21 n. Chr.) die röm. Truppen unter Publius Quinctilius Varus (47/46 v. Chr.–9 n. Chr.) besiegte.

den Fürsten der Jetztzeit, und die Ausführung ist jenes Königs ganz würdig, den die Welt den Beschützer der Künste nennt[3048]. –

Zu diesem Ehrentempel des deutschen Volkes wurde 1830 der Grundstein gelegt, und er wird im nächsten Jahre geweiht werden[3049]. Nach der Idee Ludwig's entwarf Klenze[3050] den Plan dazu und leitete die architektonische Ausführung; die künstlerische, wozu theilweise Rauch[3051] die Zeichnungen fertigte, ist dem Heros der deutschen Bildhauerkunst, Schwanthaler[3052] und dessen Schülern, anvertraut.

Das Gebäude selbst ist ein dorischer Tempel von weißem Marmor, ähnlich dem Parthenon auf der Akropolis Athens. Bei einer Höhe von 70 Fuß hat es eine Breite von 100 und eine Tiefe von 300 Fuß. Das Dach wird auf jeder Seite von einer Reihe colossaler Säulen getragen, von denen je acht an den beiden Giebeln, 17 aber an jeder Seite stehen. Das Innere stellt sich als eine weite Marmor-Halle dar, deren reich cassetirte Decke von 2 Reihen ionischer Säulen gestützt wird. Den um den Saal herumlaufenden Fries schmücken die von Wagner[3053] in Rom gefertigten Reliefs, welche die Urgeschichte des deutschen Volks von seinen Wanderungen an bis zur Ausbreitung des Christenthums darstellen. An den Wänden hin sollen, in Hermenform, die Büsten aller Derjenigen zustehen kommen, welche deutsches Volk seit seinem Ursprung in jeglicher Beziehung verherrlicht haben: – seine Helden im Kriege und im Rathe, in der Poesie, in der Kunst und Wissenschaft. In einer Vorhalle werden die Bildnisse Derjenigen aufgestellt, welche schon bei ihren Lebzeiten als würdig erkannt sind, den Heroen der Walhalla zugerechnet zu werden. Die großen Männer der stammverwandten Nationen (Schweizer, Niederländer etc.) sind nicht ausgeschlossen; so daß sich, ganz unabhängig von politischer Abgrenzung, in der Walhalla wirklich alles Größte, was deutschem Volksthum entsprosse[n] ist, versammeln wird. Bis jetzt sind von den 140 vorhandenen Plätzen 50 noch nicht vergeben. Alle Büsten sind, so weit dieß zu erlangen möglich war, treue Portraits. Im Souterrain ist eine Halle, in welcher die Biographien der im Tempel Aufgenommenen, auf Pergament geschrieben, bewahrt werden sollen; zugleich auch, wenn sie Schriftsteller sind, ihre sämmtlichen Werke.

Die Walhalla ruht auf einem kyklopischen Unterbau, von dessen Fuße Marmorstufen hinauf zur Tempel-Terrasse führen. Dort hat man die herrliche Aussicht in das Donauthal und über die benachbarten Berge, deren nächster die malerisch-schöne Ruine der Burg Donaustauf trägt. Der ganze Bau dürfte, obschon er weit niedriger veranschlagt wurde, nicht weniger als 3 Millionen Gulden[3054] kosten, und er wird aus dem Chatullvermögen des Königs bestritten, dem auch der feindseligste Beurtheiler den Ruhm gönnen wird, mit diesem Denkmale die Kunst ihrer heiligsten Bestimmung zurückgeführt zu haben.

[3048] Ludwig I. von Bayern (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478).

[3049] Die Grundsteinlegung hatte am 18. Oktober 1830, dem Gedenktag an die Völkerschlacht bei Leipzig stattgefunden, die Einweihung ebenfalls an einem 18. Oktober im Jahre 1842.

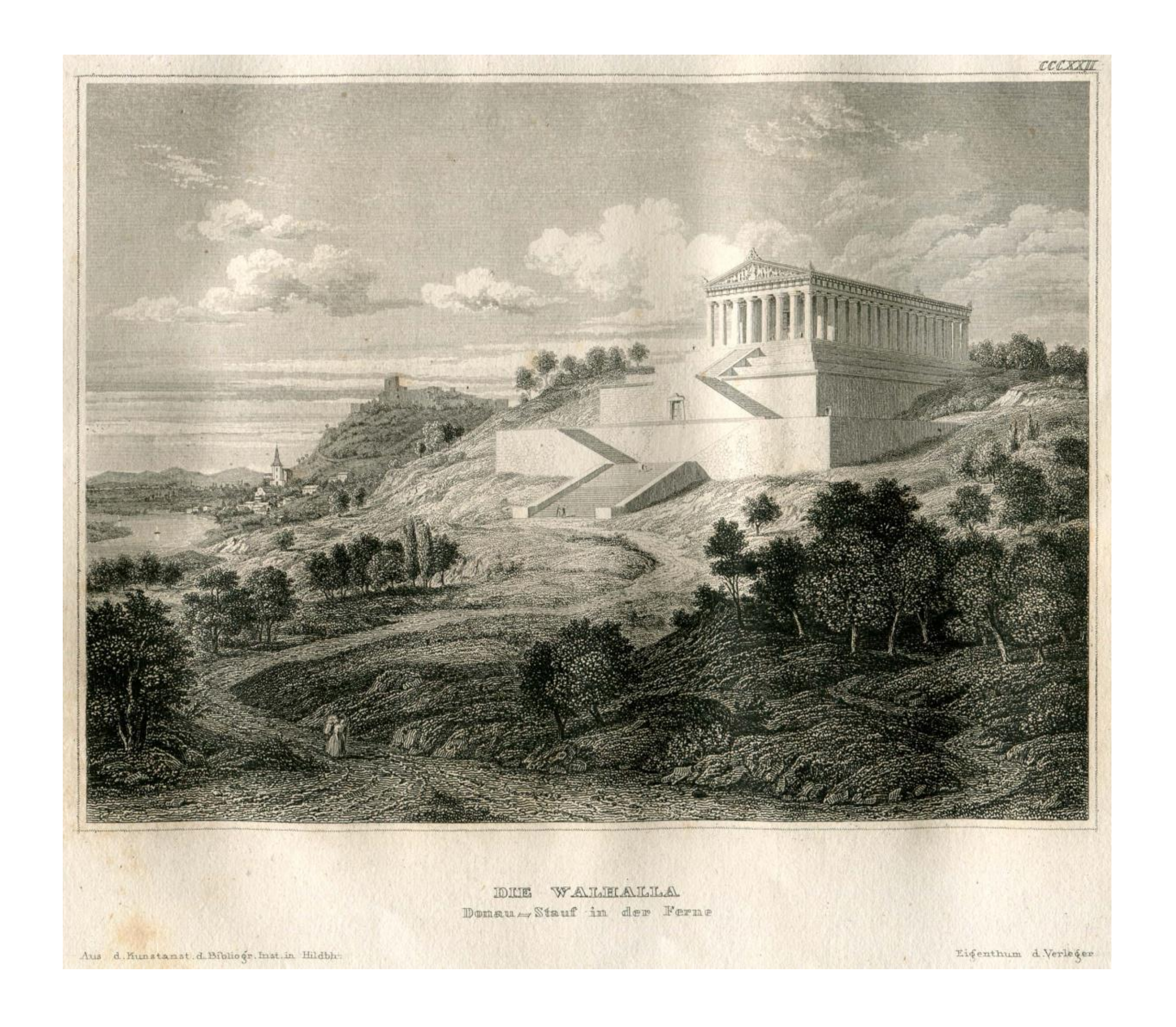
[3050] Leo von Klenze (1784–1864).

[3051] Christian Daniel Rauch (1777–1857).

[3052] Ludwig Schwanthaler (1802–1848).

[3053] Der Würzburger Künstler und Sammler Martin von Wagner (1777–1858).

[3054] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.



DIE WALHALLA

Donau-Stauf in der Ferne

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 100.

DCCLXXX. Die Innenansicht der Walhalla.

Im siebenten Bande des Universums (Seite 125) ist die äußere Ansicht der Walhalla und die allgemeine Beschreibung dieses herrlichsten aller monumentalen Bauwerke des Bayernkönigs Ludwig enthalten. Das heutige Bild läßt uns einen Blick in sein Inneres thun.

Das Säulenhaus umschließt einen 200 Fuß langen und halb so breiten Saal, der sein Licht durch die 70 Fuß hohe Decke empfängt, welche mit Bronceplatten und Ornamenten auf das Reichste ausgeschmückt ist. Blendende Pracht empfängt den Besucher. Fußboden, Thronstühle, Tafeln sind alle von köstlichem Gestein, öfters reich vergoldet. Ein Marmorfries, der 300 Fuß lang rings um den Saal läuft, erzählt, in halberhabenen Gestalten, die Heldensagen und Urgeschichten der deutschen Völker, von ihren Kämpfen mit den Römern an bis zur Aufrichtung des Kreuzes auf dem Platze, wo die Axt des Bonifaz die tausendjährige Donnereiche fällte. – 140 Konsolen, an den Wänden hingereiht, sind bestimmt, die Büsten der Männer und Frauen zu tragen, an deren Namen sich die Größe und der Ruhm unserer Nation auf den Schlachtfeldern und in den Arenen der Kunst und Wissenschaft vorzugsweise knüpft. Etwa 160 Plätze sind bereits eingenommen; die übrigen gehören den Ehren kommender Geschlechter. Hermann, der Heros, welcher mit dem Niederwerfen der Legionen römischer Eroberer die deutsche Freiheit rettete, beginnt die Reihe; Göthe, der Dichter Erzfürst, beschließt sie. Möge die Zukunft der Ebenbürtigen noch Viele hinzugesellen, ehe die deutsche Zeit geschlossen ist und ihr letztes Kleinod in den Hausschatz fremder Herren wandert!

DCCXXXIII



INNERES DER WALHALLA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1840. 152 S. qu.-8°. S. 137-142.

CCCXXVI. Mailand[3055].

Ich führe dich in Gedanken auf den gepriesenen Hügel von Brianza (an der Straße von Bellaggio nach Mailand), und wir besteigen den alten Glockenthurm, welcher im Mittelalter die Bewohner der Gegend zu den Comitien[3056] rief. Rückwärts glänzen die Alpen und zu deinen Füßen rauschen die Fluthen des Comersees, in dessen langen Armen die Landschaft ruht, die man das Paradies der Lombardei genannt hat. Ungehindert schweift der Blick südwärts über die weite Ebene, welche Städte und Dörfer, Weiler und einzelne Wohnungen bedecken. Zunächst liegt Monza mit seinen Parks und Schlössern, und die von da nach Mailand führende erste Eisenbahn[3057] Oberitaliens, das rege Leben auf derselben, dazu die Menge Frachtwagen, die Maulthierzüge, die vielen Reisenden auf allen Landstraßen etc. etc. deuten die große Stadt an, welche dein Auge vergeblich sucht. Da hebt ein Hauch der Alpen den Schleier, der sie bisher verhüllte, und mit einem Male ist dir ihr prächtiger Anblick geöffnet. Umgeben von einem Wald von Klöstern und schloßartigen Villen prangt das thurmreiche Mailand, zwischen blühenden Gärten seine unermeßlichen Arme ausstreckend, deren Fingerspitzen die nächsten Flecken und Dörfer bilden. Von Strecke zu Strecke scheint es sich unter dem Gewölbe der Bäume zu verlieren, um mit seinen breiten Häusergruppen nur um so imposanter wieder hervorzutreten.

Der Weg von Brianza ist werth der Hauptstadt des obern Hisperiens. Das ganze Land ist wie ein Gesang der Georgica[3058]: so schön, heiter und voller Harmonie. Ein weiches, duftiges Licht umhüllt alle Dörfer, kleine Flüsse benetzen sie, von allen Hügeln steigen Pinienhaine herab, prächtige Villen entschleiern sich von Zeit zu Zeit inmitten der Gärten und auf den Gipfeln der fernen Berge luftige Klöster wie Gedanken des Himmels. Segnender Friede herrscht auf der lombardischen Ebene, und ihre einst feindlichen Städte theilen sich im friedlichen Genuß der Güter. Ueberall erfreut den Reisenden das Bild der höchsten Cultur. Die rankende Rebe schlingt sich um jeden Fruchtbaum, und die Erde in seinem Schatten ist mit Getreide, Reis und Gemüse bedeckt. Alle Felder sind mit grünen Hecken eingefriedigt, die ihnen das Ansehen von lauter Gärten geben, und gebahnte Pfade winden sich zwischen ihnen hin. 20 bis 30 Miglien[3059] um die Hauptstadt wiederholt sich dies freundliche Bild. Sie selbst aber verkriecht sich, je näher man ihr kömmt, und das Häusermeer verschwindet hinter dem grünen Kranze bis auf die hervorragenden Kuppeln und Thürme und den Dom, dessen ungeheuere Masse alles andere beherrscht. Eine Säule an der Grenze der Stadtmarkung trägt die Inschrift Milano. Freudig pocht das Herz, wenn man den Namen liest. Bald hält man vor dem colossalen Bogen des Weltstürmers, vor Napoleons ***Arco del Sempione***, dem schönsten Thore Mailand's[3060].

Mailand ist eine sehr alte Stadt. Sie wurde gegründet ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt von Galliern, welche die Tusker am Ticin überwunden und vertrieben hatten. Sie war der Hauptort des

---

3055 Lat. Mediolanum, ital. Milano, lombard. Milan. Der Artikel scheint zumindest teilweise auf der „Beschreibung von Mailand" im „Handbuch für Reisende in Italien in Beziehung auf alte und neue Denkmäler, Wissenschaften, Künste, Klima und Produktion, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner. Sammt statistischer Übersicht [...]. Eine Uebersetzung des zu Mailand erschienenen Manuel du voyageur en Italie von Fr.[iedrich] Heldmann [(1776–1838)]" (Basel: J. G. Neukirch 1820), S. 135-149, hier besonders S. 146 (Aufzählung der Geistesgrößen), zu beruhen.

3056 Die Volksversammlungen des alten Rom.

3057 Sie war am 18. August 1840 eröffnet worden und führte von Mailand zum 13 km entfernten Monza.

3058 Vergils zwischen 37 und 29 v. Chr. entstandenes Lehrgedicht in vier Büchern über den Landbau.

3059 1 Miglio Lombardo/alte Lombard Meile = 3000 Braccii = 1784,808 m.

3060 Der 1807 begonnene und 1838 fertiggestellte „Arco della Pace" (frz. Arc de Triomphe du Simplon) auf der Piazza Sempione (Simplon-Platz).

Volkes der Insubrer und schon zu Polybius Zeiten[3061] groß. Trajan[3062] erhob sie zu einer römischen Munizipalstadt, und frühe ward sie berühmt als Wiege der Wissenschaft und Kunst. Das Christenthum schlug in Mailand Wurzel schon zur Apostelzeit, der heil. Ambrosius[3063] zierte den erzbischöflichen Stuhl, der nämliche, welcher einst mit heroischer Kühnheit dem Kaiser Theodosius[3064] den Eingang in seine Kirche verwehrte, bis er öffentlich Buße gethan habe für den im Zorne an Einwohnern der großen Antiochia verübten Mord. Der Kaiser würdigte den Eifer des heiligen Mannes, that Buße und ehrte ihn mehr als zuvor. – Nach der Theilung des Weltreichs war Mailand zuweilen die Residenz der römischen Imperatoren, und es rivalisirte mit der Siebenhügelstadt selbst an Größe, Pracht und Zahl der Bewohner. Attila, der Verwüster, plünderte und verbrannte auch Mailand (um 450); Belisarius[3065] eroberte es wieder; 539 nahmen es die Barbaren zum zweitenmale. Longobarden behaupteten seinen Besitz, bis Karl der Große sie vertrieb. Zur Carolinger und in späterer Zeit blühte Mailand unter seinen Erzbischöfen, welche, im Mittelalter sich dem päpstlichen Ansehen widersetzend, als Häupter der Ghibellinen[3066] angesehen wurden. – Kaiser Friedrich der Rothbart hatte an Mailand einen entsetzlichen Schimpf zu rächen. Bei einem Aufstande der Bürger hatten diese seine Gemahlin[3067] gefangen genommen und genöthigt, auf einem Esel, verkehrt, den Schwanz statt den Zaum haltend, durch die Stadt zu reiten. Ja, der höhnende Uebermuth ließ die Scene in Marmor meißeln und als Gruppe auf öffentlichem Markte aufrichten. Schrecklich war des zornigen Barbarossa's Strafe für die erlittene Schmach. Nachdem er Mailand bezwungen hatte, ließ er alle Einwohner mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den Thoren hinaus peitschen, die herrliche Stadt plündern und der Erde gleich machen. Erst im Jahre 1171 erlaubte er, auf die Fürbitte des Papstes, ihren Wiederaufbau. Sie gelangte bald wieder zur Blüthe. Im 13ten Jahrhunderte schwang sich, während den Wirren des Reichs, das Haus Turriani zur Herrschaft über die Stadt empor, bis im Jahre 1313 Matthias Visconti[3068] jenes Geschlecht vertrieb. Dessen Enkel erhielt vom Kaiser die herzogliche Würde. Die Visconti erloschen schon 1402. Franz Sforza[3069], eines Bauern Sohn, schwang sich unter den Stürmen jener Periode zum Herzoge empor, und von ihm stammen jene Fürsten, deren kriegerischer Muth und hoher Geist so vielen Einfluß auf die Schicksale Italiens gehabt haben. In späterer Zeit bemächtigte sich Frankreich, seine Erbansprüche geltend machend, zweimal Mailand's; Franz I. aber verlor es wieder durch die Schlacht von Pavia[3070], die ihm zugleich die Krone und die Freiheit raubte. Zum drittenmal fiel es Frankreich in die Hände im Jahre 1734, und Napoleon erwarb es erst der Republik, dann seinem Kaiserreiche. Mit des Eroberers Sturz kam es an das Haus Oesterreich zurück, unter dessen Herrschaft Mailand, als Hauptstadt des lombardisch-venetianischen Königreichs[3071], fortblüht. Man schätzt die gegenwärtige Einwohnerzahl auf 170,000, ohne die Fremden. Die Anzahl der letztern muß nothwendig groß seyn an einem Orte, welcher der erste ist, der den

[3061] Z. Zt. des griech. Geschichtschreibers Polybios (Πολύβιος), also im 2. vorchristl. Jhd.

[3062] Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser.

[3063] Ambrosius von Mailand (339–397).

[3064] Theodosius I. (eigentl. Flavius Theodosius; griech. Θεοδόσιος Α'; 347–395), von 379 bis 394 Kaiser im Osten des Römischen Reiches und ab September 394 de facto für einige Monate letzter Alleinherrscher des Gesamtreiches.

[3065] Der byzant. Feldherr Flavius Belisarius (griech. Φλάβιος Βελισάριος; ca. 505–565).

[3066] Bei den Waiblingern (Ghibellinen) handelte es sich um Parteigänger des staufischen Kaiserhauses, bei den Welfen (Guelfen) um solche des Papstes. Mailand zählte zu den nicht wenigen Städten mit wechselnden Loyalitäten.

[3067] Friedrich I. Barbarossa war am 17. Juni 1156 in Würzburg mit Beatrix von Burgund (ca. 1140–1184) den Bund der Ehe eingegangen. Bei der Geschichte mit dem Eselsritt handelt es sich anscheinend um eine Legende, die im 19. Jhd. jedoch häufig kolportiert wurde.

[3068] Matteo I. Visconti (1250–1322).

[3069] Francesco I. Sforza (1401–1466).

[3070] Zwischen den Truppen Kaisers Karl V. und denen des frz. Königs Franz I. (frz. François Ier;1494–1547) am 24. Februar 1525.

[3071] Siehe hierzu S. 841, Anm. 2572.

Reisenden für längere Zeit fesselt, er mag nun über den eisigen Gotthard, oder über das Stilfser Joch, oder über die Simplonstraße nach dem Lande der Hesperiden[3072] wandern.

Das Innere Mailand's zeigt auf den ersten Blick, daß der Reichthum der lombardischen Ebene hier seit Jahrhunderten zusammenfließt und bewahrt wird. Die Hauptstraßen (Corsi genannt,) sind breit, regelmäßig, voller Palläste; aber auch die Wohnungen in den engern, winklichen Nebenstraßen sind groß und stattlich. Viele der öffentlichen Gebäude und die meisten der 80 Kirchen sind schöne Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst. Antike Ueberreste, an denen Mailand einst so reich war, sieht man fast nicht mehr; sie gingen bei der Schleifung der Stadt durch Barbarossa mit unter. Das einzige Bedeutende, was aus der Römerzeit noch übrig ist, sind sechzehn Säulen eines dem Herkules geweiheten Tempels in der Kirche San Lorenzo.

Der Stadt größte Zierde ist der Dom; von den Mailändern das achte Wunderwerk der Welt genannt. Er ist, nach der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London, der größte Tempel der Christenheit, und übertrifft jene beiden an Herrlichkeit und Pracht. Dieses Riesengebäude von weißem Marmor ist 454 Fuß[3073] lang, 270 Fuß breit, und das Hauptgewölbe hat eine Höhe von 232 Fuß. Dach und Kuppel zieren acht und neunzig gothische Thürmchen. Der Dom bedeckt einen Flächenraum von 3100 Quadratklaftern[3074]. Sein Inneres theilt sich in 5 Schiffe, getragen von 52 Riesenpfeilern, von denen die 26 mittlern 108 Fuß hoch sind und 9 Fuß im Durchmesser haben. Die Perspektive nach dem mit vortrefflichen Glasmalereien geschmückten Chor macht eine großartige Wirkung. Kanzeln und Chorstühle sind von kunstvoll ziselirtem Erze. Ein magisches Licht dringt durch die hohen, mit durchbrochenen, reichen Ornamenten versehenen und mit Spitzbögen geschlossenen thurmhohen Fenster und durch die im Kreuze befindlichen Rundfenster in die heiligen Hallen, welche mit mehr als 4000 Bildsäulen ausgeschmückt sind. In der Mitte des lateinischen Kreuzes, welches die Grundform des Tempels ist, erhebt sich auf 8 Spitzbögen, wovon jeder mit 15 Bildsäulen geschmückt ist, eine achteckige Kuppel, und über dieser eine durchbrochene Pyramide, deren Gesammthöhe, vom Boden der Kirche an, 335 Pariser Fuß[3075] beträgt. –

Der Dombau, der noch unvollendet ist, wurde im Jahre 1386 angefangen und fast 200 Jahre mit kurzer Unterbrechung fortgesetzt. Napoleon führte ihn, mit einem Aufwande von vielen Millionen, dem Ziele nahe. Unter der jetzigen Regierung werden monatlich 6000 Gulden[3076] zum Ausbau verwendet. – Deutsche Baumeister haben den Plan zum Mailänder Dome entworfen und ihn auch in den schwierigsten Bauperioden geleitet. Schade nur, daß spätere, fremdartige Zusätze, in römischem Style, die Einheit und Harmonie stören. Obschon man in neuerer Zeit das Unschickliche der Vermengung einsah, war es doch zu spät und nichts mehr zu ändern. Man berechnet, daß der Bau des Doms nach jetzigem Geldwerthe 13 Millionen Ducaten kostete. – Die Schätze der Kirche, welche ihr ein besonderes Glück durch alle Wechsel der Herrschaft und alle Zeitstürme gelassen hat, sind außerordentlich. Silber, Gold, Perlen und Edelgesteine machen sie zur reichsten in Italien. Unter den colossalen Statuen von massivem Silber sind auch die des Ambrosius und Carlo Borromeo[3077], jener nicht nur heiligen, sondern auch wahrhaft großen Männer, die zugleich Wohlthäter des Landes und der Menschheit waren.

Rasch eilen wir an den übrigen Hauptsehenswürdigkeiten Mailands vorüber. – Die Basilika des heiligen Ambrosius (von diesem Kirchenvater selbst im 4ten Jahrhunderte auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut, und von Barbarossa bei der Schleifung der Stadt geschont), ist eine der ehrwürdigsten und ältesten Kirchen der Christenheit, und ihre Denkmäler sind eben so merkwürdig durch die Zeit, der sie angehören, als durch die Kunst und die Personen, denen sie galten. Am Sarge des Stilicho[3078] gedenken wir des Wallensteins der Vorzeit. – Voll schmerzlicher Ehrfurcht treten wir in das

---

[3072] Siehe hierzu S. 351, Anm. 1011.

[3073] Hier ist wohl der pariser Fuß zu 32,48 cm gemeint.

[3074] 3,59 m².

[3075] 32,48 cm.

[3076] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[3077] Karl Borromäus (ital. Carlo Borromeo; 1538–1584), seit ca. 1565 Erzbischof von Mailand; am 31. Januar 1560 zum Kardinal erhoben.

[3078] Der röm. Heermeister Flavius Stilicho († 408).

Refektorium der Dominikaner und vor jene berühmte Wand, die das Herrlichste weihet, was die Malerei zu allen Zeiten hervorgebracht hat. Leonardo da Vinci's Abendmahl des Herrn[*)][3079] ist leider! ganz verblichen und eilt von Jahr zu Jahr seiner gänzlichen Zerstörung unaufhaltsam entgegen. – Auch alle übrigen Kirchen sind theils wegen ihrer Bauart, theils wegen ihrer Kunstschätze sehenswerth. – Unter den weltlichen Gebäuden gebührt ein Besuch zuerst dem ***Palazzo delle Scienze e arti*** (sonst Jesuiten-Collegium), in dessen untern Räumen die reich dotirten höhern Schulen für gemeinnützige, künstlerische und gelehrte Bildung sich vereinigen. Die obern Säle enthalten eine Bibliothek von 100,000 Bänden, welche jedoch nicht so reich ist, als die Ambrosianische[3080]. Diese hat längst Weltberühmtheit erlangt. Sie besitzt 80,000 Bände, die seltensten Druckerstlinge aller Länder und 15,000 Handschriften; letztere machen eine noch immer unerschöpfte Fundgrube für die Bereicherung der classischen Literatur aus. – Die Gemäldesammlung im königlichen Palast ist eine der wichtigsten in ganz Italien; ihr Hauptschatz, Raphael's Verlöbniß der Maria, wurde durch den kostbaren Stich Longhi's[3081] auch dem größern Publikum bekannt. Die königliche Münzsammlung und jene im Pallaste Tivulzio gehören zu den vollständigsten der Welt; und von Privat- Kunstsammlungen und Bibliotheken (viele der letztern außerordentlich reich und noch lange nicht hinlänglich durchforscht,) sind einige dreißig berühmt und den Fremden leicht zugänglich. Von dem regen wissenschaftlichen Sinne in der höhern Mailänder Gesellschaft geben eine Menge Anstalten und Vereine Zeugniß, deren Zweck ist, Kunst und Wissen zu befördern. Unter den Lehranstalten zeichnen sich noch aus: die beiden Lyceen mit reichen Sammlungen; das große Seminar zur Bildung von Priestern; das musikalische und das Kunst-Institut; das Cadettenhaus und das von der Gräfin Torelli-Guastalla[3082] gestiftete weibliche Erziehungs-Institut. – Keine Stadt Italiens ist so reich an gemeinnützigen Stiftungen und Anstalten der Wohlthätigkeit. Das große Hospital für 4000 Kranke und Arme ist das magnifikeste und am besten eingerichtete in Europa, und besitzt das königliche Einkommen von einer halben Million Gulden. Das Hauptlazareth, das Taubstummeninstitut, das Findelhaus und viele andere sind Prachtwohnungen für das Elend, und das Zuchthaus und das Leihhaus (MONTE DI STATO) wetteifern in architektonischer Schönheit mit den Privatpalästen, welche letztere auch meistens Schätze der Kunst bewahren. – Zehn Theater zählt Mailand, von denen das ***della Scala*** das größte in ganz Oberitalien ist. Es faßt 15,000 Zuschauer. Seine innere Einrichtung ist dem Aeußern angemessen. – Der Vicekönig[3083] wohnt nicht im alten königl. Palaste, sondern in einem kleinern, der neuen Residenz[3084], die anmuthig am großen Corso liegt, auf dem an schönen Tagen des Mailänders leidenschaftliche Liebe für glänzende Equipagen den Fremden ein glänzendes Schauspiel bereitet. Vom Corso bewegen sich die unabsehbaren Carossenzüge durch die von Alleen durchschnittenen Rasenplätze, welche die Caserne umgeben, in welche sich der uralte Palast der Visconti und Sforza verwandelt hat. – Boulevards und Corsi am östlichen und am römischen Thore sind die Lieblingspromenaden der Mailänder Damenwelt, und an Festtagen mischen sich alle Stände in den ***Gardini publici***, den öffentlichen Gärten, durch einander, das Vergnügen aufzusuchen. Diese Gärten sind geschmackvolle Anlagen mit Restaurationen, Ballsälen und

---

[3079] *) Morghen's [Raphael Morghen (1758–1833)] treffliche, in Kupfer gestochene Copie jenes Gemäldes ist in den Händen aller Kenner. Ein noch höheres Ziel, was geistiges Erkennen und Wiedergeben betrifft, erstrebt [Friedrich] Wagner [(1803–1876) im Auftrag des Bibliographischen Instituts] in seinem Stiche der Cena, welcher diesen deutschen Künstler seit Jahren beschäftigt [das Werk sollte im Jahre 1840 nach sechsjähriger Arbeit fertiggestellt werden].

[3080] Die berühmte „Biblioteca Ambrosiana", für die Kardinal Federico Borromeo (1564–1631) ab 1602 das noch heute genutzte Gebäude errichten ließ, das am 8. Dezember 1609 seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

[3081] Giuseppe Longhi (1766–1831).

[3082] 1557 von Ludovica Torelli, contessa di Guastalla (1500–1569) gegründet.

[3083] Erzherzog Rainer von Österreich (1783–1853), von 1818 bis 1848 Vizekönig von der damals zu Österreich gehörenden Herrschaft Lombardo-Venetien.

[3084] Der „Palazzo Reale" erfuhr 1778 durch Giuseppe Piermarini (1734–1808) die bis heute sein Erscheinungsbild prägende Neugestaltung. Der brit. Bombenangriff vom 15. August 1943 verursachte schwere Brandschäden, die u. a. die Decke der Karyatiden-Halle zum Einsturz brachte. Die Renovierung erfolgte nach dem Krieg zunächst nur zögerlich und lediglich teilweise. Erst zur Jahrtausendwende nahm man die vollständige Renovierung des Komplexes in Angriff.

Bädern, und des Abends werden sie oft auf das prächtigste erleuchtet. Außerhalb der Stadt ist Napoleon's Circus zu Wettrennen und öffentlichen Spielen, mit Sitzen für 30,000 Zuschauer, sehenswerth.

Mailand gilt als der Vereinigungspunkt der Elite der lombardischen Gesellschaft; die größten Grundbesitzer haben hier ihre Paläste, und das Höchste, was das Land an Rang, Würde und Bildung hat, findet sich wenigstens auf einige Monate des Jahrs hier vereinigt. Der gesellige Ton ist gut; der Fremde von Bildung ist in den höhern Kreisen gerne gesehen und findet leicht Eingang. In den Mittlern Ständen herrscht durchgängig Wohlstand und häufig ist großer Reichthum bemerklich.

Mailand war von jeher die Wiege großer Männer, und den ihm schon in der Cäsarzeit beigelegten Namen „Neu-Athen" führt es mit einigem Rechte. Virgil studirte, Valerius Maximus[3085], Statius[3086], Virg. Rufus[3087], Lanfranco[3088], Alciat[3089], Cardone[3090], P. Lechi[3091], P. Porta[3092], Beccaria[3093], Frisi[3094], Barrini[3095] u. v. a. Koryphäen der Wissenschaft lehrten dort, oder wurden dort geboren; Helden auch und viele Fürsten der Kirche gingen hervor aus der Mitte seiner Bürger.

Das Klima Mailand's ist im Ganzen sehr gesund, die Luft, obschon etwas feucht, doch fast immer heiter; Wiesen und Gründe prangen das ganze Jahr im frischen Grün des Frühlings. Leicht trägt die Zeit den Bevorzugten, welcher, den äußeren Sorgen entrückt, hier frei seinen Aufenthalt wählen kann, auf ihren Schwingen, und wenn ihm der Lebenstraum hier nicht zu einer Wirklichkeit voller Genuß wird, so ist's nur seine eigene Schuld.

[3085] Der röm. Schriftsteller Valerius Maximus, der in der 1. Hälfte des 1. Jhd.s wirkte.

[3086] Der röm. Dichter Publius Papinius Statius (ca. 40–ca. 96).

[3087] Der röm. Feldherr und Politiker Lucius Verginius Rufus (ca. 14–97).

[3088] Der Maler Giovanni Lanfranco (1582–1647).

[3089] Der Humanist Andrea Alciato (1492–1550).

[3090] Wohl der Arzt, Mathematiker und Astronom Girolamo Cardano bzw. Cardani (1501–1576).

[3091] Der Jesuitenpater und Mathematiker Giovanni Antonio Lecchi (1702–1776), der maßgeblich an der Trockenlegung Mailands beteiligt war.

[3092] Das „P" steht jedenfalls für Pater; mehr war momentan nicht herauszufinden.

[3093] Der Rechtsphilosoph Cesare Beccaria (eigentl. Bonesana; 1738–1794).

[3094] Der Mathematiker und Astronom Paolo Frisi (1728–1784).

[3095] Nicht ermittelt.


CCCXXVI
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger
MAYLAND

Meyers’s Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Achter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1841.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 51-54.

CCCXXXXVI. Hohenschwangau.

Als Gott dem ersten Menschenpaare die Erde verlieh mit allem Zubehör, da sah er wohl voraus, daß jeder Mensch, der Tagelöhner mit seiner Kraft, der Bauer mit seinen Feldern, der Bürger mit seinen Gewerben, der Kaufmann mit seinen Schiffen, der Ritter mit seinem Schwerte etc. etc. Einer des Andern Diener seyn werde, und der Fürst sollte nach dieser Ordnung der Knecht von Allen seyn. Aber im Laufe der Zeiten trennten sich die letzten Glieder los von der Kette; die Fürsten, die Diener Aller und die Hüter des Gesetzes, machten sich zu Herren Aller und stellten sich über das Gesetz, und es verwandelte sich des Ritters und Reisigen schirmendes Schwert in ein Schwert des Unterdrückers. Da wurden aus den Burgvögten Burgherren, und aus den Räubervertilgern selbst Räuber, schlimmer als alle, die sie zuvor bekämpft hatten. Fortan schützte nur Macht, nicht das Gesetz. Der Besitz mußte Bollwerke haben und da erstanden die Mauerkronen der Faustrechtszeit auf allen Höhen, bis sie wieder vergingen in spätern Zeiten mit der Ursache, die sie hervorgerufen; denn als das Recht des Stärkern ein so entsetzliches Uebel geworden war, daß es seine Begründer, die Fürsten selbst, bedrohte: da verbanden sich diese mit dem Volke zu seiner Zerstörung, und wie das Gesetz hernach wieder zu Ehren kam und der Besitz das beschwerliche Wehrzeug entbehren konnte, baute er sich auch wieder gesellig seine Wohnungen in die Tiefe. Die Burgen wurden leer, es verfiel eine nach der andern. So sind jene Trümmer entstanden, welche zu der Gegenwart von einer Zeit reden, vor deren Wiederkehr uns die Gesittung ewig bewahren wird. Bei dieser Gewißheit mögen wir lächelnd zuschauen dem ergötzlichen Spiel, das mit dem Staube des Mittelalters hie und da Resurrektionsversuche macht, und wenn nebenbei, wie es bei der Wiederherstellung seiner äußeren Erscheinungen, der Schlösser und Burgen auf unsern Höhen, der Fall ist, noch für Kunst und Gewerbe ein Gewinn abfällt, mag selbst der Tadel schweigen, wenn auch die Vernunft die Motive nicht billigen kann, welche im Widerspruch mit der Zeit und ihren Forderungen stehen.

Schloß Hohenschwangau liegt in der schönsten Gegend des bayerischen Hochlandes, in den Vorbergen der Tyroler Alpen, 1 Stunde oberhalb Füssen, dicht an der österreichischen Grenze. Es gehört dem Kronprinzen von Bayern[3096], und ist dessen gewöhnliche Sommerresidenz. Die Wiederherstellung des verfallenen Gebäudes geschah unter der Leitung von Dominik Quaglio[3097] vor einigen Jahren mit eben so viel Pracht, als Geschmack, im mittelalterlichen Style, und in seiner jetzigen Gestalt und Ausschmückung erhalt es als Denkmal vaterländischer Kunst und Geschichte eine weit ernstere, höhere und würdigere Bedeutung, als ihm die Restauration allein jemals geben konnte.

Unser eben so schönes als treues Portrait giebt das Schloß und seine herrliche Umgebung als freundliches Frühlingsbild wieder. Ein Maimorgen war's, als der sinnige Künstler mit der Mappe unter dem Arm aus dem Thore des Gasthauses des uralten Städtchens Füssen schritt, Hohenschwangau zu zeichnen. Durch üppigen Wiesgrund der rauschenden Lech entlang, zieht der Pfad erst gemach bergan. Enger wird allmählig das Thal, es wird zur Schlucht – und die Lech stürzt nun in großen Sätzen und wild rauschend zwischen Felsmassen von Stufe zu Stufe. Nur die zartesten Erstlinge des Jahres schmückten die Ränder des Bergstroms. Südwärts trugen die kahlen Alpengipfel noch die Wintermützen, nur den Waldschnee jagte der Frühlingshauch in brüllenden Strömen die Thäler hinab. Nahe und

[3096] Maximilian (1811–1864), ab 20. März 1848 als Maximilian II. König von Bayern.

[3097] Domenico Quaglio (1787–1837).

ferne Wasserfälle sangen dem Ewigen Morgengesang, und dazwischen dröhnte der Sturz losgerissener und zermalmter Felsstücke. Selten gewinnt das Auge einen Blick ins Freie, und so weit er dringen kann, sieht er nur schwarze Waldungen. An einer weit vortretenden Höhe wendet sich der Weg rechts – noch einige hundert Schritte geht es fort im Dunkel des Forstes – da steht das Ziel. Ein paradiesisches Thal lacht heimlich und freundlich entgegen, und mitten in dieser arkadischen Einöde, auf der breiten Stirn eines Marmorfelsens, prangt die fürstliche Burg mit Mauerzinnen, Thurmfahnen, Wappenschilden und hochgewölbten Thoren, und unwillkührlich heischt eine längst entschwundene Zeit Erinnerung. Nichts tritt störend in das mittelalterliche Bild, als – die Menschen; aber auch diese stören den Lenzreisenden nicht, da der Hof vor dem Juli selten herkömmt. Die Kunst hat die herrliche Natur von Hohenschwangau's Umgebung mit scheuer, zarter Hand berührt, und sich blos darauf beschränkt, Wege zum Genuß und zur bequemen Betrachtung seiner Schönheiten zu bahnen. Bald durch des Gehölzes dunkles Dickicht, bald durch lichten, majestätischen Urwald, bald an einzeln stehenden Riesenbäumen, an deren bemoosten Stämmen sich schmucklose Rasenbänke lehnen, vorüber, gelangt man zum Schloß. „Der innere Burghof", so schildert der Künstler, „schien der Aufenthalt der Flora selbst zu seyn. All die zarten Blüthen des Frühlings, die ich selbst in Füssen erst knospen gesehen, waren hier, warm geküßt vom freundlichen Strahl der Sonne und vor jedem Luftzug geschützt, schon aufgebrochen, und kleine Singvögel hüpften und zirpten in allen Gebüschen umher. Ich setzte mich nieder und horchte zum erstenmale wieder am Busen des neuen Frühlings, und horchte still den gefiederten kleinen Sangkünstlern und dem fernen Rufe des Guckucks von der Waldeshöh. Erst als ich das Fest der Natur mitgefeiert, dachte ich meines Berufes und an Mappe und Bleifeder."[3098] – Zuerst fesseln wohl Jeden die geschmackvollen Brunnen. Der erste quillt aus den Ringmauern unter dem Schatten von dreihundertjährigen Linden; der zweite entströmt einem colossalen, trefflich modellirten Schwan; der dritte, prächtigste, stößt aus einer, von vier eisernen Löwen getragenen, Marmorschaale einen 20 Fuß hohen Strahl empor. Die Löwengruppe ist Schwanthaler's[3099] Werk, in Bodenwöhr gegossen. Ueber der Einfahrt prangen die Wappen des bayerischen Königshauses neben denen der Dynasten von Hohenschwangau, gehalten von zwei Rittern mit fliegenden Fahnen. Die Parterres des Schlosses nehmen die Stallungen, die Gemächer der Dienerschaft und das Gewächshaus ein. Eine prachtvolle Marmortreppe führt ins erste Stock; zuerst in die Halle. Alte Waffen, Hüfthörner und Jagdspieße hängen an den Wänden und Glasmalereien leuchten in den hohen Bogenfenstern. In den Ecken stehen Ritter in ganzer Rüstung. – Aus der Halle tritt man in den Rittersaal. Alle Wände desselben sind mit Frescogemälden – vaterländischen historischen Compositionen, – von den Meisterhänden Nehers[3100], Lorenz Quaglio's[3101] und Albert Adams und dessen Söhnen[3102] nach den Kartons von Ruben[3103] bedeckt, und die Fenster schmücken Glasgemälde von Keller[3104] in Nürnberg. Herrlich ist die Aussicht aus diesem Saale nach allen Seiten. Rings er heben sich die Bergkronen des Thals, – der Degelberg, der Strausberg, der hohe Sailing mit dem Kreuze, der Pilgersteig, im Süden zieht der große Kitzelberger Forst den Rahmen, jenseits aber liegen die Tyroler Alpenfirnen, gleichsam angehörend einem andern Bilde einer andern Welt. An den Rittersaal stößt eine Reihe Zimmer und Säle, welche die eigentliche Wohnung des Kronprinzen ausmachen. Sie sind alle *al fresco* mit vaterländischen Scenen, mehre mit Jagden, andere mit Landschaften als Erinnerungsbilder der Reisen des Fürsten im Oriente[3105] bemalt, lauter Werke guter Künstler der Münchener und Düsseldorfer

[3098] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[3099] Ludwig Schwanthaler (1802–1848).

[3100] Bernhard von Neher (1806–1886).

[3101] Lorenzo Quaglio d. J. (1793–1869).

[3102] Albrecht Adam (1786–1862) und dessen Söhne Benno (1812–1892), Franz (1815–1886) und Eugen (1817–1880).

[3103] Christian Ruben (1805–1875).

[3104] Wohl Johann Jacob Kellner (1788–1873), viell. aber auch sein Sohn Georg Konrad (1811–1892).

[3105] Maximilians (siehe hierzu S. 1036, Anm. 3096) Reise nach Sizilien, Griechenland, Smyrna (siehe hierzu S. 503, Anm. 1460), Troja, Mytilene (siehe hierzu S. 1045, Anm. 3150), Konstantinopel (siehe hierzu S. 39, Anm. 33) und zu den Ägäischen Inseln fand von April bis Ende September 1833 statt.

Schule. Es halfen daran außer den bereits genannten: Lindenschmidt[3106], Scheurer[3107], Schwind[3108], Glink[3109] u. A. In den Fenstern der Zimmer glühen Glasmalereien, theils alte, theils neue; und alle Verzierungen, alle Decorationen und das ganze Ameublement, letzteres theils aus Cederholz, sind dem Geschmacke des Mittelalters vollkommen angemessen. – Die zweite Etage des Schlosses nimmt der Heldensaal (mit Freskogemälden von Adam, Giesmann[3110], Glink, Neher, Nilson[3111], Schimon[3112], Schneider[3113] etc.) ein, – Scenen der den Nibelungen verwandten Wylkinasage[3114]. Der Geschichte der Hohenstaufen weihte die Kunst den Salon neben an; andere Räume der Geschichte der Welfen. Alle Fußböden sind von duftendem Cedernholz. Auf den Tafeln, Kamingesimsen etc. stehen und liegen eine Menge Kunstsachen des Mittelalters, – Pokale, Trinkhörner, Gefäße von kunstvoll getriebener Arbeit, Majolica, Schnitzarbeiten von Holz, Perlmutter und Elfenbein, alte Pergamentdrücke und Manuscripte, Missalen und Horen mit köstlichen Malereien etc. etc., die allein schon den Kenner Tage lang beschäftigen können.

Das Heiligthum der Natur in Hohenschwangau's Umgebungen stellt aber noch weit größere, reizendere, mannichfaltigere Gemälde auf, als der Tempel der Kunst. Jede Berghöhe besitzt einen größern oder kleinern Cyklus von Schönheiten, und jeder Thalgrund führt zu gemüthlichen oder romantischen Naturscenen. Die Ausflüge nach dem Bannwaldsee, nach Garmisch, zu der Ruine Altschwangau, zur Burghöhe, nach der Gypsmühle, zum Schwansteig, nach Schwarzenberg, und zum Sailing sollte kein Besucher Hohenschwangau's unterlassen. Die interessanteste Wanderung ist aber den Degelberg hinan, wo man von den Felstribünen Brunterschroffen und Gratz die herrlichste Fernsicht genießt. Man überblickt die schwäbischen Gauen mit einem großen Theil Oberbayerns und die spiegelnden Flächen von mehr als 20 großen und kleinen Seen. Herrliche Aussicht bietet auch der Strausberg.

[3106] Wilhelm Lindenschmit d. Ä. (1806–1848).

[3107] Hier dürfte der Landschaftsmaler Wilhelm Scheuchzer (1803–1866) gemeint sein.

[3108] Moritz von Schwind (1804–1871).

[3109] Franz Xaver Glink (1795–1873).

[3110] Friedrich Gießmann (1810–1847).

[3111] Christoph Friedrich Nilson (1811–1879).

[3112] Ferdinand Schimon (1794–1852).

[3113] Vielleicht Georg Schneider (1759–1843).

[3114] Auch Wiltinasage, die dem Sagenkreis um Dietrich von Bern gewidmet ist.



HOHENSCHWANGAU



HOHENSCHWANGAU

Bibliograph. Institut zu Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. S. 217-221.

Hohenschwangau.

In seinen „Alpenbildern" bemerkt Otto Banck[3115] sehr treffend, daß Lessing's Ausspruch: „Es gibt Menschen, welche berühmt sind, und solche, die es zu sein verdienen"[3116], sich auch auf Gegenden anwenden lasse; denn wie so manchem öffentlichen Charakter der Zufall bei der Ausbreitung feines Rufes zu Hülfe komme, so geschähe es auch mit manchen Landschaften. Zu den Landschaften, welche berühmter zu sein verdienen, als sie sind, rechnet nun Otto Banck das Bergpanorama von Füssen, das seiner Ansicht nach mit dem Panorama von Salzburg ziemlich rivalisiren könne; leider aber träte die Abgelegenheit und altertümliche Unfreundlichkeit des Städtchens dem Fremdenverkehr hindernd in den Weg. Hier auf aber fährt der Verfasser fort: „Nur eine einzige Perle landschaftlicher und architektonischer Schönheit dicht hinter Füssen ist durch eine große Zahl von Touristen zu verdientem Rufe gelangt. Und auch dies würde vielleicht nicht der Fall gewesen sein, hätte nicht dort das Besitzthum eines Königs die Neugierde mit dem natürlichen Geschmacke des Publikums gepaart."[3117]

Diese „Perle landschaftlicher und architektonischer Schönheit" ist das Schloß Hohenschwangau, das, nachdem es allmälig in Trümmer versunken war, von dem jetzt regierenden König als Kronprinzen[3118] angekauft, im Style einer alten Ritterburg wieder hergestellt und zu seinem Sommersitze erhoben wurde. Die Pracht der Umgebungen, die architektonische Einrichtung und malerische Ausschmückung des Schlosses und die sich an das Gebäude knüpfenden großen historischen Erinnerungen wirken zusammen, um diese bevorzugte Stelle zu einer für Reisende besonders interessanten zu machen.

Hohenschwangau erhebt sich auf einem grünbewaldeten Felsvorsprung, dessen Fuß von dem Schwanensee und dem dunkelgrünen Alpsee bespült und dessen Haupt von riesigen Schneegipfeln, darunter Aelblisspitz und der Säuling, überragt wird. Unser Bild gibt die eigenthümlich herrliche Lage des Schlosses, dieses in einen großartigen Wald- und Gebirgsrahmen gefaßten architektonischen Kleinodes, so bestimmt und deutlich wieder, daß wir gern auf den Versuch verzichten, unsere Feder in der Beschreibung dieser landschaftlichen Pracht mit dem Stift des Zeichners rivalisiren lassen zu wollen. Was aber der Zeichner nicht darstellen konnte, das sind die historischen Erinnerungen und Traditionen, welche sich an diese Stätte knüpfen. Wenden wir uns zunächst zu diesen, ehe wir das Innere der neuen Burg betreten.

In Hohenschwangau, in alten Zeiten Schwanstein genannt, war es, wo der jugendlich schöne Konradin[3119] von seiner Mutter Abschied nahm, ehe er seinen verhängnisvollen Zug nach Süditalien gegen den tückischen Karl von Anjou[3120], den Räuber seines väterlichen Erbes, antrat. Unter Thränen beschwor

---

[3115] Der Journalist und Kunsthistoriker Otto Banck (1824–1916).

[3116] Otto Banck (siehe hierzu S. 1041, Anm. 3115) in seinem zweibändigen Werk „Alpenbilder. – Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt […]" (Leipzig: B. Schlicke 1863), 2. Bd., S. 10.

[3117] Ebd.

[3118] Siehe hierzu S. 1036, Anm. 3096.

[3119] Siehe hierzu S. 319, Anm. 890.

[3120] Karl I. von Anjou (ital. Carlo d'Angiò; 1227–1285), seit 1266 König von Sizilien.

sie ihn, von seinem gewagten Unternehmen abzustehen. „Darf ich dich," sagte sie, „dich, meinen einzigen Sohn, den heimlichen Nachstellungen fremder Völker und boshafter Herrscher aussetzen? Ist nicht die Gefahr gewiß, der Erfolg zweifelhaft? Italien hat die Hohenstaufen immerdar tückisch angelockt und ihnen Kraft und Blut ausgesogen. Willst du, der Letzte dieses Stammes, jenen trügerischen, von finstern Mächten unterwühlten Zauberboden einem mäßigen, aber sichern Besitzthum in Schwaben vorziehen? Dünkt es dir angenehmer, mit tückischen Feinden zu kämpfen und mit zweideutigen Welschen, die nur die Maske der Freundschaft tragen, zu verkehren, statt mit redlichen deutschen Freunden und Lehnsmannen in Ruhe zu leben?"[3121] Aber Italien hatte es den deutschen Kaisern und Kaisersöhnen angethan, wie Frau Venus dem Tannhäuser; sie ließen in Italien ihr Glück, ihre Ruhe und ihr Leben; aber es war ihnen eine traditionelle Ehrensache, in den italienischen Angelegenheiten ihre Hand im Spiele zu haben, und auf ihren viel Geld und Blut kostenden Römerzügen ihr Ansehen in Italien auf eine kurze Zeit wiederherzustellen, während die deutschen Fürsten und Vasallen daheim ihre Abwesenheit dazu benutzten, auf Kosten der Reichseinheit in ihrem eigenen Interesse zu wirthschaften und ihre Sonderrechte zum Nachtheil der königlichen Autorität zu erweitern. Auf den thatendurstigen Konradin konnten die Beschwörungen und Vorstellungen seiner Mutter um so weniger Eindruck machen, da sein Oheim und Vormund, Herzog Ludwig[3122], ein ernster und besonnener Mann, dem Unternehmen Beifall zollte, und von allen Seiten Ritter und Mannen herbeiströmten zum Kampfe gegen weltliche und geistliche Tyrannei, gegen den räuberischen und gewaltthätigen Karl von Anjou und den hochmüthigen Papst Clemens[3123], der mit Karl im Bunde war.

So zog denn der kühne, schöne Jüngling über die Alpen hinab nach Italien, um hier einen kurzen, aber schönen Traum voll Pracht und Herrlichkeit zu träumen. Wie mochte seine Brust von den stolzesten Hoffnungen geschwellt sein, als ihm von Rom aus die Männer, wohl geordnet und bewaffnet und mit Kränzen und Blumensträußen geschmückt, bis zur Ebene unter dem Monte malo entgegen zogen, um ihn in die Stadt einzuführen; als die schönsten Frauen und Jungfrauen Roms, in gleich gekleidete Schaaren abgetheilt, den schönen Jüngling mit Gesang, Tanz und Musik mannigfaltigster Art empfingen; als alle Häuser in den Straßen Roms zu feinem Empfange mit Lorbeerzweigen und Blumengewinden, mit kostbaren Tapeten und seidenen, purpur- und golddurchwirkten, künstlich in einander geschlungenen Zeugen geschmückt waren, und als er endlich, umgeben von so vielen Fürsten und Edlen, auf dem Kapitol in jugendlicher Heiterkeit und Schönheit dastand, und nun der Jubel des Volks auf das Höchste stieg und kein Ende nehmen wollte! Da war er der Siegesheld, von dem seine italienischen Freunde den Welschen verkündigt hatten: „Seht, euer König wird schnell erscheinen mit starker Hand und preiswürdiger Majestät!"[3124] Aber grauenvoll gellend tönte durch all den Jubel des unbeugsamen Papstes Prophezeiung: „Des Knaben Größe wird verschwinden wie ein Rauch, er ziehet hin gen Apulien wie zur Schlachtbank!"[3125]

Und diese Prophezeiung des hoffärtigen Kirchenhauptes, nicht Konradins Heldentraum sollte sich erfüllen. Die anfangs für den Hohenstaufen entschieden siegreiche Schlacht von Tagliacozzo[3126] wandelte sich in Folge der Sorglosigkeit der Sieger und einer von den Franzosen angewandten List in eine Niederlage um; Konradin wurde auf der Flucht gefangen und ohne vorhergegangenes gerechtes Gericht auf Befehl des blutgierigen Karl auf einem öffentlichen Platze Neapels hingerichtet, mit ihm Friedrich

---

[3121] Ziemlich frei zitiert aus der wohl 2., verbesserten Auflage von Friedrich von Raumers (1781–1873) sechsbändigem Werk „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit […]" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1841), 4. Bd., S. 535.

[3122] Ludwig II. der Strenge (1229–1294), seit 1253 bis 1294 Herzog von Bayern.

[3123] Clemens IV. (eigentl. Gui Foucois; ca. 1200–1268), seit 5. Februar 1265 Papst.

[3124] Raumer, Hohenstaufen, wie S. 1042, Anm. 3121, S. 545.

[3125] Raumer, Hohenstaufen, wie S. 1042, Anm. 3121, S. 550.

[3126] Am 23. August 1268.

von Oesterreich[3127] und der Graf Gerhard von Pisa[3128]. Mit wie schmerzlicher Wehmuth und Reue mag Konradin während seiner Gefangenschaft, auf dem traurigen Gange zum Schaffot und vielleicht noch auf diesem selbst an Hohenschwangau und an die Thränen und abmahnenden Worte seiner unglücklichen Mutter zurückgedacht haben!

Eine Sage erzählt, daß nach Konradins Hinrichtung ein Adler aus den Lüften herabgeschossen sei, seinen rechten Flügel durch das Blut gezogen, und sich dann auf's Neue erhoben habe. Und weiter erzählt die Sage, daß der Aar der Mutter auf Hohenschwangau die Trauerkunde in des „Fittigs blutiger Schrift" gebracht habe, und daß nun die Mutter in den Bergen trostlos umhergewandert sei und jeden ihr Begegnenden um ein Almosen, nämlich um eine Thräne für Konradin angefleht habe.

Es wäre nun merkwürdig, wenn, wie vielfach behauptet wird, und auch auf einem Frescobilde[3129] des Schlosses dargestellt ist, gerade Hohenschwangau die Burg gewesen wäre, auf welcher Luther, der glückliche Gegner des Papstthums, nach seiner Flucht von Augsburg im Oktober 1518 Herberge und Schutz vor seinem Verfolger, dem Cardinal Cajetan[3130], gefunden hätte. Bekanntlich beabsichtigte Cajetan, den großen Reformator, dessen kühner Seele kein Widerruf abzupressen war, heimlich gefangen nehmen und nach Rom bringen zu lassen. Da erschien bei nächtlicher Weile vor Luthers Thür ein Ritter, der Langemantel genannt, und wies ihn mit den Worten „da hinab!" nach einem unbewachten Ausgang der Stadt. Die Stelle trägt die Bezeichnung „Da hinab" noch jetzt. So wurde die inmitten einer streng katholischen Bevölkerung gelegene Burg Hohenschwangau für Luther im Jahre 1518 Das, was nach dem Reichstage zu Worms[3131] die Wartburg für ihn wurde: eine Schirmburg gegen die Nachstellungen der Papisten, die nicht übel Lust gehabt haben würden, auch ihm das Loos seines Vorgängers Huß[3132] zu bereiten. Als ob man eine siegend gewordene Wahrheit so leicht in Asche und Staub verwandeln könne, wie den Leib des Menschen, der sie verkündet hat! Von Hohenschwangau zog Konradin gen Italien, um den Stolz des ihm feindlichen Papstes zu brechen und seine Listen und Tücken zu Schanden zu machen, und dasselbe Hohenschwangau beherbergte Denjenigen, der in einem spätern Jahrhundert, nicht durch das Schwert, aber um so sicherer durch die Macht der Idee und der Wahrheit das Straf- und Rächeramt an dem übermüthig und weltlich gewordenen Papstthum vollziehen sollte. Im Uebrigen ist nicht zu vergessen, daß neben Hohenschwangau auch andere bayerische Burgen, z. B. Hohenaschau, als die Herberge Luthers nach seiner Flucht aus Augsburg genannt werden.

Was die späteren Schicksale der Burg betrifft, so mögen hier nur noch einige Momente erwähnt sein. Im Schmalkaldischen Kriege[3133] setzte sich hier auf einige Zeit der bekannte Soldtruppenführer Schärtlin von Burtenbach[3134] und nach ihm der Kurfürst Moritz von Sachsen[3135] fest; im dreißigjährigen Kriege wurde das Schloß von den Spaniern und Schweden, im spanischen Erbfolgekriege[3136] von den Oesterreichern hart mitgenommen. Seit 1804 verödeten die Gebäude immer mehr und sanken im tyroler

---

[3127] Friedrich III., genannt von Baden († 1268; hingerichtet), Markgraf von Verona und Baden sowie seit 1250 Herzog von Österreich und Steiermark.

[3128] Außer Konradin (siehe hierzu S. 319, Anm. 890) und Friedrich „von Baden" (s. o.) wurden noch Friedrich von Hürnheim, Graf Wolfrad von Veringen und Konrad Kropf von Flüglingen am 29. Oktober 1268 auf der Piazza del Mercato in Neapel öffentlich enthauptet.

[3129] Das Fresko „Luthers Flucht unter Langemantels Schutz nach Burg Hohenschwangau" von Wilhelm Lindenschmit d. Ä. (siehe hierzu auch S. 1038, Anm. 3106).

[3130] Der ital. Dominikaner Thomas Cajetan (eigentl. Giacomo de Vio; 1469–1534), der am 1. Juli 1517 zum Kardinal erhoben wurde.

[3131] Vom 27. Januar bis zum 26. Mai 1521.

[3132] Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

[3133] Von 1546 bis 1547, in dem Kaiser Karl V. den Schmalkaldischen Bund, ein Bündnis prot. Landesfürsten und Städte unter der Führung von Kursachsen und Hessen, besiegte.

[3134] Sebastian Schertlin von Burtenbach (1496–1577). Er kämpfte u. a. 1525 bei Pavia und war auch 1527 am Sacco di Roma beteiligt.

[3135] Moritz von Sachsen (1521–1553), seit 1541 Herzog des albertinischen Sachsens sowie von 1541 bis 1549 Herzog von Sagan und ab 1547 auch Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[3136] Kabinettskrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten span. Habsburgers, König Karl II. (span. Carlos II; 1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

Kriege 1809 gänzlich in Trümmer, die 1820 von einem Landmann um 200 Gulden[3137] auf den Abbruch gekauft wurden. Dem Fürsten Oettingen-Wallerstein[3138] verdankt man es, daß von den historisch so ehrwürdigen Ruinen diese Schmach abgewendet wurde. Die Baulichkeiten gingen nach und nach in mehrere Hände über, bis sie im Jahre 1832, wie schon bemerkt, von dem Kronprinzen Maximilian, dem jetzt regierenden König, für die Summe von 6000 Gulden erworben und nun zu seiner Sommervilla ganz im Styl und Charakter einer alten Ritterburg hergestellt wurden. Diesem Charakter entsprechend sind die Zimmer, ja selbst die Säle klein, aber im hohen Grade wohnlich und traulich; als künstlerisch bedeutsamer Schmuck dienen ihnen aber die Fresken, die unter Dominik Quaglio's oberster Leitung im Auftrage des jetzigen Besitzers von den Münchner Künstlern Moritz von Schwind, Lindenschmitt, Lorenz Quaglio, Ruben, A. Adam, Monten[3139] u. A. ausgeführt wurden.

Durch die von Säulen getragene Vorhalle, welche allerlei Rüstzeug, Kriegs und Jagdwaffen enthält, und deren Fenster von Glasmalereien, letztere meist aus dem 16. und 17. Jahrhundert, prangen, tritt man zunächst in den Schwanenrittersaal, mit Darstellungen aus der Sage vom Schwanenritter, dem Ahnherrn der Ritter von Schwangau. Zu Grunde gelegt wurde jene Auffassung der Sage, der zu Folge die fälschlich angeklagte Herzogin von Bouillon den Schwanenritter als Kämpfer für ihre Unschuld gewinnt und ihm, nachdem er diese durch seinen Sieg über den Ankläger bewiesen, die Hand ihrer Tochter gibt. An diesen Saal reiht sich links zunächst der Schyrensaal, mit Darstellungen aus der Urgeschichte der Wittelsbacher oder des alten Geschlechts der Schyren. Hier sieht der Beschauer, wie Herzog Luitpold[3140], der Ahnherr des Königshauses, der Normannen Ring an der Dyle (891) erstürmt; sodann wie der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach[3141] mit Heinrich dem Löwen[3142] zu Rom 1155 Friedrich den Rothbart vor den aufständischen Römern rettet; wie der Sohn jenes Otto, Herzog Ludwig[3143], bei der schönen böhmischen Prinzessin Ludmilla[3144] um Gewährung süßer Minne sieht (1203); wie Herzog Ludwig als Kreuzfahrer gegen die Sarazenen[3145] in Aegypten kämpft (1221); wie Ludwig der Bayer[3146] nach der Schlacht bei Mühldorf und Ampfing das Siegesmahl feiert (1322), ein durch die Worte Ludwigs: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei"[3147] besonders volkstümlich gewordener Gegenstand; endlich wie der starke Herzog Christoph[3148] von München mit dem riesigen Woywoden von Lublin[3149] kämpft und ihn niederwirft. Von hier gelangt man in das sogenannte orientalische Zimmer, mit morgen-

---

[3137] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[3138] Ludwig Fürst zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Wallerstein (1791–1870), von 1832 bis 1837 bayer. Innenminister.

[3139] Dietrich Monten (1799–1843).

[3140] Luitpold († 907), Markgraf in Karantanien und Oberpannonien.

[3141] Otto I. der Rotkopf (ca. 1117–1183), seit 1156 als Otto VI. Pfalzgraf von Bayern und seit 1180 Herzog von Bayern.

[3142] Heinrich der Löwe (ca. 1129/30 o. 1133/35–1195), von 1142 bis 1180 als Heinrich III. Herzog von Sachsen sowie von 1156 bis 1180 als Heinrich XII. Herzog von Bayern.

[3143] Ludwig I., genannt der Kelheimer (1173–1231; ermordet), seit 1183 Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein.

[3144] Ludmilla von Böhmen (tschech. Ludmila; ca. 1170–1240), seit 1204 mit Ludwig I. von Bayern (s. o.) verheiratet.

[3145] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

[3146] Ludwig IV. (bekannt als Ludwig der Bayer; 1282 o. 1286–1347), ab 1314 römisch-deutscher König und ab 1328 Kaiser im Heiligen Römischen Reich.

[3147] „ja potz laus, ietlichem ein ai, dem getrewen Swepferman zwai". Zitat aus Sigismud Meisterlins (ca. 1435–ca. 1497) 1488 entstandenen „Nieronbergensis cronica", die in den „Chroniken der fränkischen Städte. – Nürnberg" (Leipzig: S. Hirzel 1864), 3. Bd., S. 3-180 (Zitat S. 122) ediert worden war.

[3148] Christoph der Starke von Bayern-München, auch Christoph der Kämpfer genannt (1449–1493).

[3149] Im Jahre 1475 bei einem Turnier anläßlich der berühmten „Landshuter Hochzeit" von Herzog Georg dem Reichen (1455–1503) mit Hedwig (poln. Jadwiga Jagiellonka; 1457–1502) aus dem poln. Geschlecht der Jagiellonen.

ländischen Landschaften, Ansichten von Troja, Smyrna, Mytilene[3150], den Dardanellen, Konstantinopel[3151] und Bujukdere[3152], während der Reise des Kronprinzen im Morgenlande[3153] an Ort und Stelle von Widmer[3154] aufgenommen und von Scheuchzer[3155] ausgeführt. Den Empfang des Kronprinzen beim Sultan[3156] stellte Monten[3157] dar, dessen anderes Bild: der Einzug des Kronprinzen mit König Otto[3158] in Athen jetzt, nur schmerzliche Erinnerungen an das Vergängliche menschlicher Größe und an das Trügerische menschlicher Hoffnungen erwecken kann. Rechts vom Schwanenrittersaal tritt der Besucher in das der Lokalgeschichte von Hohenschwangau gewidmete Gemach, mit sieben Darstellungen von Lindenschmitt, unter denen begreiflicherweise auch die beiden oben angeführten Hauptmomente, Konradin's Abschied von seiner Mutter[3159] und Luther's Empfang auf Hohenschwangau, nicht fehlen. Das nächste Zimmer, das sogenannte Bertha-Zimmer, enthält nach Moritz von Schwind's Entwürfen einen Cyklus von Darstellungen, welche die Sage von der Königin Bertha[3160], der Gemahlin Pipins, und der Geburt Karls des Großen in der sogenannten Reißmühle am Wurmsee behandeln, während das letzte Zimmer im ersten Stock, das Damen-Zimmer, Scenen aus dem Leben der Pfalzgräfin Agnes[3161], der Gemahlin Otto's von Wittelsbach, und damit Scenen aus dem Leben der Burgfrauen überhaupt zur Anschauung bringt. Im obern Stock befindet sich der Heldensaal, der mit sechszehn, nach Moritz von Schwind's Kompositionen ausgeführten Gemälden nach der Wilkyna-Sage geschmückt ist. Daran schließt sich links der Hohenstaufensaal mit folgenden, von W. Lindenschmitt entworfenen und ausgeführten Kompositionen Mailands Demüthigung durch Friedrich Barbarossa, desselben Sieg über die Ungläubigen bei Iconium[3162], sein Tod im Flusse Seleph, Jerusalems Eroberung durch Kaiser Friedrich II.[3163], Frangipani's[3164] Verrath an Konradin nach der Schlacht von Tagliacozza oder Skurkola, und König Enzio's[3165] Gefangenschaft in Bologna. Aus dem Hohenstaufengemach treten wir in das Tassozimmer, in dessen Fresken die Episode von Rinaldo und Armida[3166] aus dem „Befreiten Jerusalem" dargestellt ist. Das Gemach rechts vom Heldensaal, das Welfenzimmer, bildet ein würdiges Gegenstück zu dem Hohenstaufensaal, indem darin, nach Lindenschmitt's Kompositionen, die Hauptmomente aus dem Heldenleben Heinrichs des Löwen dargestellt sind. Freilich werden wir gerade in diesem Zimmer auch wieder an die alte Eifersucht deutscher Dynasten, an deutsche Uneinigkeit und deutschen Starrsinn erinnert, nämlich in der Darstellung des Moments, wo der Kaiser in Partenkirchen den stolzen Welfen um

---

[3150] Die griech. Hafenstadt Mytilini (griech. Μυτιλήνη, Mytiléne; osman./türk. مدللى, Midilli); sie ist wirtschaftliches, administratives und kulturelles Zentrum der Insel Lesbos (griech. Λέσβος, osman. مدللى, Midilli; türk. Midilli Adası), die ca. 10 km vor der türk. Westküste liegt.

[3151] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[3152] Heute Büyükdere, ein Stadtbezirk von Istanbul (siehe hierzu auch S. 199, Anm. 556).

[3153] Siehe hierzu S. 1037, Anm. 3105.

[3154] Johann Michael Wittmer (1802–1880).

[3155] Siehe hierzu S. 1038, Anm. 3107.

[3156] Mahmud II. (siehe hierzu S. 201, Anm. 573).

[3157] Siehe hierzu S. 1044, Anm. 3139.

[3158] Otto I. (griech. Ὄθων, Othon; 1815–1867), von 1832 bis 1862 erster König von Griechenland.

[3159] Elisabeth von Bayern (ca. 1227–1273), seit 1. September 1246 Gattin von König Konrad IV. (1228–1254).

[3160] Bertrada oder Bertha d. J. (ca. 725–783), seit 751 mit Pippin d. J. verheiratet.

[3161] Agnes von Loon (ca. 1150–1191), seit 1169 Gattin von Otto I. von Bayern (siehe hierzu S. 1044, Anm. 3141).

[3162] Die siegreiche Schlacht am 18. Mai 1190 während des Dritten Kreuzzuges (1189–1192) über die Rum-Seldschuken unter Sultan Kılıç Arslan II. (osman. قلج أرسلان, Kılıc Ārslān, „Löwenschwert"; † 1192).

[3163] Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation. Am 18. März 1229 setzte sich Friedrich die Krone von Jerusalem auf, wobei es sich nicht um eine wirkliche Krönung handelte, da er als Gebannter keine durch eine religiöse Zeremonie legitimierte Weihe empfangen konnte.

[3164] Giovanni Frangipani (Lebensdaten unbekannt).

[3165] Enzio (ca. 1220–1272) von 1239 bis 1249 König von Sardinien.

[3166] Die in Torquato Tassos (1544–1595) Epos "La Gerusalemme liberata" (Parma: Erasmo Viotti 1581) vorkommende sarazenische Zauberin Armida, die sich in den Kreuzritter Rinaldo verliebt.

seine Unterstützung gegen die aufsässigen Lombarden anflehte, sogar seine Kniee umfaßte, den unbeugsamen Vasallen aber nicht erweichen konnte. Da trat die Kaiserin zu Friedrich heran und sprach die Worte: „Steh' auf; Gott und du gedenket einst dieses Tages!“[3167] Haben wir nicht bis auf den heutigen Tag immer wieder Ähnliches in Deutschland erlebt? nicht immer wieder das Geschrei der Zwietracht gehört: hie Waiblingen, hie Hohenstaufen? hie Oesterreich, hie Preußen? und sind nicht alle Warnungen der Geschichte bis auf den heutigen Tag vergebens gewesen? An das Welfenzimmer reiht sich das Autharisziммer, worin Glinck[3168] nach M. von Schwind's Entwurfe die von Warnefried[3169] erzählte Sage von der Bayern und Longobarden Vereinigung durch Autharis[3170] und Theodelinde[3171] behandelt hat. Ein sechstes Gemach ist mit Darstellungen aus dem Ritterleben (nach Schwind's Kompositionen) geschmückt; da sehen wir, wie der Knabe in der Kunst, Rosse zu tummeln, sich übt, wie der Jüngling die erste Waffenwache thut, wie er den Ritterschlag erhält; wie der Ritter den Preis des Turniers empfängt u. s. w. So, indem wir die Räume Hohenschwangaus durchwandern, durchwandern wir auch ein beträchtliches Gebiet der deutschen Heldensage und der deutschen Heldengeschichte, wie des deutschen Kulturlebens. Mit seltener Liberalität ist das Schloß dem Besucher in allen seinen innern Räumen geöffnet, die selbst zur Zeit, wo die königliche Familie hier weilt, wenigstens in den Tagesstunden besichtigt werden können, in welchen die Bewohner auf einem Spaziergange in den herrlichen Umgebungen des Schlosses begriffen sind.

H. Marggraff[3172].

[3167] Zitat aus Eduard Dullers (siehe hierzu S. 774, Anm. 2372) „Die malerischen und romantischen Donauländer. […]“ (Leipzig: G. Wigand [1840]), S. 199.

[3168] Franz Xaver Glink (siehe hierzu S. 1038, Anm. 3109).

[3169] Historisch nicht verbürgt.

[3170] Authari (ca. 540–590), seit 584 König der Langobarden.

[3171] Theudelinde (ca. 570–627).

[3172] Hermann Marggraff (siehe hierzu S. 120, Anm. 258).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 58-62.

CCCXXXXVIII. Regensburg[3173].

Ehrwürdiges Regensburg! – Wie du herrlich noch prangst an deinem Strome und in deinen Wellen dich beschaust, als freutest du dich des rüstigen Alters. Wohl dir, daß du eigene Kraft genug hast, das Versiegen starker Lebensquellen zu ertragen und die vielfachen Wunden zu vernarben, welche die harten Zeiten dir schlugen. Wohl hattest du Gott und dem Reiche ein starkes Haus gebaut: aber selbst Berge, welche die Natur auf den ewigen Besten der Erde aufgerichtet, sind gestürzt und in Trümmer aufgelöst, wenn das innere erhaltende Leben abgestorben; und du hast wohlgethan, anstatt in Unthätigkeit zu trauern auf den Trümmern einer blühenden Vergangenheit, rasch und rüstig zu Entschluß und That dein neues Werk des Gedeihens auf die kluge, zeitige Benutzung der neuen Verhältnisse zu gründen, welche die Zeit entwickelt hat und dir bietet.

Regensburg, bis zum Fall des Reichs freie Reichsstadt und Sitz eines der obersten Kirchenfürsten, jetzt ein bayerischer Kreisort und eines dem Erzbischof von Freisingen untergeordneten Bischofs, – ist nicht blos der ältesten bayerischen Städte eine, sondern aller deutschen Lande. Schon die Römer fanden sie, als sie diese Gegenden besetzten. Kaiser Tiber[3174] machte sie zum römischen Waffenplatz und nannte sie *Tiberia Augusta*[3175]. Als Rom in der Periode seines Verfalls die Donauländer an die Deutschen verlor, – hausten da nach einander mehre Stämme, und als fränkische Stadt tritt sie mit dem 6ten Jahrhundert auf. Karl der Große erhob sie auf einige Zeit zu seiner Residenz; die Reichsfreiheit bekam sie 1190 vom Kaiser Friedrich I.[3176], und gleichzeitig durch die schon sehr frühe und viele Jahrhunderte lang unterhaltene innige Verbindung mit Venedig fing Regensburg's Handelsgröße sich zu entwickeln an, welche im 13ten Jahrhundert die höchste Blüthe erreichte. Es war damals Regensburg Hauptplatz für den diametrischen Weltverkehr, der auf der Donau den Osten mit dem Westen verknüpfte. Regensburger Schiffer fuhren bis ins schwarze Meer und der Küste entlang nach Constantinopel[3177], und viele Kreuzfahrer schafften sie auf diesem Wege nach Palästina. Doch ruhete seine Handelsgröße stets auf der Venedigs, und sie sank, sobald letztere fiel und der Welthandel sich, im 16ten Jahrhundert, neue Bahnen brach. Des 30jährigen Kriegs allgemeines Wehe, mit Pest und Brand im Gefolge, traf die Stadt sehr hart. Ihre Bevölkerung minderte sich während dieser Unglückszeit unter die Hälfte. Erst die Herverlegung des Reichstags, der vom Jahre 1662 an seine ordentlichen Sitzungen hier hielt, öffnete ihr neue Erwerbsquellen, die sie mit dem Fall des Reichs wieder verlor. Eine kurze, für sie glückliche, aber für das deutsche Vaterland trübe Zeit, erwuchs ihr aus der Residenz des Churerzkanzlers[3178], der, nachdem Mainz den Franzosen abgetreten worden war, in Regensburg seinen Sitz bekam. In den Schreckenstagen von 1809 duldete Regensburg viel. Die Franzosen hatten es in Brand geschossen und geplündert. 1810 endlich kam es durch ein Diktat Napoleons an Bayern, in dessen Besitz es seitdem geblieben ist.

Die Lage Regensburg's am rechten Ufer der schiffbaren Donau ist für den Handel sehr günstig. Durch die uralte Steinbrücke wird es mit Stadt am Hof und dem linken Ufer verbunden. Die

[3173] Lat. Castra Regina.

[3174] Tiberius Iulius Caesar Augustus (eigentl. Tiberius Claudius Nero; 42 v. Chr.–37 n. Chr.), seit 14 n. Chr. römischer Kaiser.

[3175] Regensburg erstmals wird Erstmals wird von Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser, als Römerlager erwähnt.

[3176] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

[3177] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[3178] Carl Theodor Reichsfreiherr von und zu Dalberg (siehe hierzu S. 261, Anm. 730).


CCCXLVIII
Aus d.Kunsanst.d.Bibliogr.Inst.in Hildburgh.
Eigenthum der Verleger.

REGENSBURG

ganze Gegend ist eben so schön als fruchtbar. Eine unermeßliche Ebene breitet sich am südlichen Gestade des Stromes hin; am nördlichen steigen Hügel malerisch empor und verlieren sich an den in der Ferne dämmernden Gebirgen der böhmischen Grenze. Prachtvoll erscheint von den höhern Standpunkten die Stadt mit ihrem ehrwürdigen Dom und ihren vielen schlanken Thürmen. Der ganze Charakter der Landschaft ist deutsch, reich an schönen Baumgruppen, fetten Wiesengründen, bewaldeten Höhen, Ortschaften mit gothischen Dorfkirchen, artigen Landsitzen der Patrizier und reichen Kaufleute, und etwas weiterhin staffirt mit Ruinen von Burgen und Capellen. In der Ferne aber ragt der hehre Tempel der Walhalla[3179] und sagt dir, daß du dich auf des Vaterlandes geweihtestem Boden befindest.

Das Innere der Stadt trägt den Stempel der alten, deutschen, großen Reichsstädte, welche wir früher schon (in den Beschreibungen von Augsburg, Nürnberg und Frankfurt) ausführlich schilderten. Weit überhängende uralte Häuser mit Erker und ungleichen Fenstern, hohen der Straße zugekehrte Giebeln, mit Wetterfähnchen und Thurmspitzen, füllen die engen, winklichen, doch reinlich gehaltenen Gassen der Altstadt. Hie und da guckt ein geschnitztes Heiligen- oder Madonnenbild von einer Hausecke oder über einer Pforte herab, und auf manchen Wänden sieht man alte Malereien in Fresko. Sie stellen vor die Legenden von Drachentödtern, Riesenbezwingern, dem großen Christoph, Goliath etc. (gern bezogen unsere Vorältern Profangeschichten sinnbildlich auf das Heilige) und geben vielen Hausern ihren Namen. Die Märkte sind unregelmäßig, doch einige groß, wie der Emmeran’s- und Dominikanerplatz. Die älteste Straße ist die Wallerstraße, mit Ueberresten noch aus der Römerzeit; die prächtigste die Maximiliansstraße, mit durchaus neuern Gebäuden. Fast alle Kirchen sind sehr alter Gründung, und keine ist, die nicht dem Kunstfreund durch irgend ein bedeutendes Werk der Skulptur, Malerei oder Bildschnitzerei für die Mühe des Besuchs reichlich entschädigte. Aber das schönste und ehrwürdigste Denkmal deutscher Kunst ist der herrliche, weltberühmte Dom. Von ihm sagt Wiebeking[3180] (i. s. Baukunst, 1. Bd. 684): „es ist uns noch gegenwärtig der vollgültigste Zeuge von einer Zeit, worin die kraftvollen Magistrate einzelner Städte und ihre biederen, fleißigen und tüchtigen Bürger vom Eifer beseelt waren, großartige Bauwerke zu errichten zur Ehre des ewigen Gottes. Es war ohne Zweifel das Gefühl wahrer Gottesfurcht, welches zum Entschluß auch dieses gewaltigen Monuments begeisterte, das ebenso über Regensburg’s moderne Wohngebäude hervorragt, als die Zeit alter biederer Sitte über ein verdorbenes Jahrhundert, worin die Gewalt über das Recht, Scheinheiligkeit über Moralität, persönliche Protektion über wahres Verdienst siegt, und der Egoismus alle edlen Gefühle der Dankbarkeit oder Anerkennung ächter Kenntnisse erstickt.“ –

Der Bau dieser Kirche, welche, wäre der ursprüngliche Plan durchgeführt worden, an Herrlichkeit den Straßburger Münster noch übertroffen haben würde, dauerte von 1273 bis 1456. Mit der Dämmerung des Reformationslichts erlosch die opfernde Flamme, und mit dem Vertrocknen der Geldquelle hörte auch die Fortsetzung des Riesenbaus auf.

Die Thürme, die 450 Fuß hoch geführt werden sollten, waren damals noch lange nicht zur Hälfte ihrer Höhe gebracht; auch der innere Schmuck blieb unvollendet. Aber in ihrer Einfachheit machen die drei majestätischen Hallen, deren jede, 300 Fuß lang, von 60 Fuß hohen Bündelpfeilern getragen wird, einen nicht weniger tiefen Eindruck. Auf den Pfeilern ruhen die hohen Seitenmauern des Mittelschiffs, mit 20 großen Fenstern voller Schmelzmalereien, die eine sanfte, aber hinreichende Beleuchtung auf die weiten Räume werfen. Die Höhe des Mittelschiffs ist 120 Fuß; die des Chors 140’[3181]. An den Wänden hin reihen sich die Denkmäler geistlicher und weltlicher Fürsten und die der alten patrizischen Geschlechter.

Regensburg steht an Menge und Zweckmäßigkeit seiner Anstalten für Erziehung, Wissenschaft und Kunst keiner deutschen Stadt ähnlicher Größe nach. – Außer einem Gymnasium, Lyceum und Seminar bestehen eine gut eingerichtete Landwirthschafts- und Realschule, 2 öffentliche Bibliotheken, Sternwarte, historische, landwirthschaftliche, naturwissenschaftliche Vereine und eine botanische Gesellschaft, welcher eigene Münzensammlungen in ihrem Garten, so wie die herrlichen des fürstl. Thurn-

[3179] Siehe hierzu S. 1024ff.

[3180] Carl Friedrich von Wiebeking (1762–1842). Der erste Band des genannten vierbändigen Werks war 1821 im Verlag von Joseph Zängl (1755–1827) in München erschienen.

[3181] Zeichen für das Längenmaß Fuß.

und Taxischen Hauses zu Gebote stehen, und die ihre Wirksamkeit weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet; – Wohlthätigkeitsanstalten, zum Theil noch patriotische Stiftungen aus Regensburg's großer Zeit, sind in Menge vorhanden.

Der Regensburger lebt in der Regel einfach, und der Luxus der großen Rheinstädte ist hier nur ausnahmsweise zu finden. Kein Regensburger, sey er noch so vornehm, scheut sich zu arbeiten, und dieser rührige, rüstige, praktische Sinn ist die ächte Fundgrube des städtischen Wohls. Die Faulheit kommt hier eben so wenig auf, als in Augsburg oder in Nürnberg. Ist auch in den reichen Kaufmannshäusern (deren es hier mehre giebt), das Bedürfniß nach Aufwand nicht immer fern gehalten worden, so wird man doch auch den frommen, häuslichen Sinn, herzliche Familienverhältnisse und die Neigung für Wohlthätigkeit selten vermissen. – Das Volk der untern Classen ist kernhaft, beginnt den Wochentag mit Gebet und Arbeit und beschließt ihn selten bei Bier und Tabak, Karten und Wein. Aber den Sonntag und Feiertag gibt es halb der Kirche und halb der Fröhlichkeit hin, eingedenk des alten guten Sprichworts: „Jedem Häslein bescheert Gott sein Gräslein!“ – Für gesellige Vergnügungen der höheren Classe wirken viele Vereine, ein gutes Theater, Concerte etc.

Regensburg's Gewerb- und Handelsverhältnisse gehen, nach langer trüber Zeit, jetzt einer schönen Zukunft entgegen. Der Ludwig-Donau-Mainkanal, welcher Nordsee und schwarzes Meer verbindet, und noch mehr der unausbleibliche Anschluß an das norddeutsche Eisenbahnnetz, werden, mit der Dampfschifffahrt auf der Donau zusammenwirkend, Regensburg zum großen Emporium[3182] für den Süden von Deutschland machen – und mit den Worten eines Vaterlandsfreundes zu reden: „die Helden der Walhalla werden mit Stolz auf den Weltverkehr herabblicken, der sich ihrem Volke zu ihren Füßen öffnet.“[3183] –

Ehe ich von Regensburg scheide, wage ich noch einen sauern Gang; ich habe mir ihn aufgespart, wie die Kinder ihren besten Bissen, bis zuletzt. Ich gehe zum Rathhaus. Mein Führer öffnet erst die Marter- und Folterkammern parterre; – schauerliche Gewölbe, mit schauerlichem Werkzeug. Dann führt er mich hinauf, schließt auf, und ich trete in den Raum, wo das heilige römische Reich – während Deutschlands langer Nacht – Tag gehalten hat fast zwei Jahrhunderte. Leer sind die Wände, leer die Tafeln, die Sessel leer. Ich schaue in den öden Saal hinein, wie in einen leeren Traum, gestern oder vor Jahren ausgeträumt, der, wenn er ins nüchterne Leben herübergaukelt, dieses nur stört und verwirrt.

„Ja, du bist dahin, mein Deutschland! Zertrümmert bist du, und der Deutsche hat kein Vaterland mehr!“ – so klagte ich, als vor 35 Jahren der Eroberer[3184] dem Fürstenverrath[3185] am Vaterlande den Purpur umhing, auf Vasallenhäupter Kronen drückte, und erlauchte Wähler des Reichs zu König-Sklaven des Rheinbundes erniedrigte. Wie war ich damals thöricht! –

Mein blödes Auge konnte es nicht erkennen, daß ein Blitz die dürre, morsche Krone der deutschen Eiche zerschlagen mußte, auf daß die Wurzel gerettet würde vor der Fäulniß von oben und sie frische Triebe auswerfen könne in die Höhe. Regensburg, du zeugst davon! Fast zwei hundert Jahre lang, von der ersten Sitzung an, die der Fürstenrath in deinen Mauern abgehalten, war die deutsche Geschichte ein Welken und ein Dürren, und als auf des Korsen Zauberspruch die Glieder abfielen, trennten sie sich von einem Leichnam. Der Rheinbund, in dem ich damals blos den Zerstörer sah, er hat sich in der That nicht minder als ein Erhalter erwiesen. Er war das Magazin, das die noch tauglichen Sparren und Balken aus dem morschen Hause aufnahm und sie vor Verderbniß bewahrte, bis die Zeit kommen

[3182] Lat., Handelsplatz.

[3183] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[3184] Napoléon Bonaparte mit der Gründung des Rheinbunds.

[3185] Die Gründung des von Napoléon abhängigen Rheinbundes am 12. Juli 1806, mit dem die 16 Erstunterzeichnerstaaten mit Wirkung vom 1. August 1806 aus dem Verband des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ austraten, woraufhin Kaiser Franz II. (1768–1835) am 6. August die Kaiserwürde niederlegte. Nahezu alle beteiligten Fürsten wurden hierfür mit Standeserhöhung, Bayern und Württemberg z. B. mit der Königskrone, belohnt.

würde, wo sie zusammen setzen sollten den neuen Bau, in welchem, – mögen auch die Frankfurter Uhren[3186] noch so falsch gehen! – eine bessere Zeit die ersten Stunden dennoch geschlagen hat.

Ja, ich preise den Tag, an dem das letzte Buch Papier in Regensburg zum Reichstagprotokolle verdorben wurde, wie ich den Axthieb segne, welcher vom zerschmetterten Stamme das letzte faule Stümpfchen wegnahm. Aufwärts und endlos vorwärts streben die eben dadurch hervorgelockten Schößlinge, welche, wie die Zweige früher eine Krone, ein Stamm vereinigt hat, jetzt die gleiche Wurzel, der gleiche Ursprung, die gleiche Sitte verbindet. Was mir damals, in der langen Nacht, als Untergang des deutschen Sterns erschienen, war doch nur ein Sternschneutzen[3187], und obschon auch er einst als Abendstern leuchten wird, – denn Völkerimmortellen blühen niemals, – so erscheint doch die Bahn, die er noch zu durchlaufen hat, dem Auge in der That unendlich. –

[3186] Die des von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main tagenden ständigen Gesandtenkongresses des „Deutschen Bundes“, Bundestag genannt (siehe hierzu S. 91, Anm. 179).

[3187] Die Analogie zum Dochtschneuzen, also zum regelmäßigen Beschneiden des verrußten Kerzendochts, das zum Erhalt der Leuchtkraft nötig war, besagt hier letztlich, daß die Zerschlagung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation dem Erhalt (eines in seiner Bedeutung steigenden) Deutschlands dienen wird.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 270-274.

Regensburg.

Sehr mit Recht ist mehrfach auf die Thatsache hingewiesen worden, daß wir Deutsche insgemein besser um die Geschichte fremder Völker, als um die eigene Bescheid wissen. Wie das Normannenkönigthum in England die Macht der Barone niederzwang, das wissen wir diesseits des Kanals sehr gründlich und genau; die betreffenden shakespeare'schen Stücke finden bei uns vollkommen sowohl die Kenntniß, als die Theilnahme für die geschichtlichen Vorgänge, welche sie zur Voraussetzung haben. Nicht minder genau kennen wir die Geschichte der Stuarts und des Hauses Hannover, wäre es auch nur aus dem schönfärbenden Macaulay[3188] und aus W. Scotts[3189] Romanen; wir sind zu Hause und wohl orientirt in den Kriegen der Fronde und der Hugenotten, wissen es sehr genau, wie die Girondisten eine Konstitution und der Berg die Revolution gemacht: die vaterländische Geschichte mit ihren Details darf meistens auf eine solche Kenntniß und ein solches Interesse nicht rechnen. Was weiß das Volk von den gewaltigen und an tragischen Momenten so reichen Kämpfen, die Jahrhunderte hindurch an den Grenzen des Reiches geführt worden sind; was von den nicht minder gewaltigen Kämpfen zur Unterdrückung der ständischen Rechte durch die Territorialherren; was von den historischen Dramen, deren Bühnen die freien Städte und in denen Patriziat und Korporationen die Akteurs waren, was von diesen Dingen? Daß an dem bedauernswerthen Verhältniß theilweise die deutsche Geschichte selbst, der Mangel an Einheit und die Vielstaaterei, die Auflösung des einen Nationalinteresses in verschiedene Lokal- und Sonderinteressen, wie dieselbe durch die Zersplitterung des Reiches und Volkes in eine Menge von Partikeln und Duodezpartikelchen bewirkt worden, mit die Schuld trägt, soll nicht geleugnet werden, und ebensowenig, daß in neuester Zeit, seit mit der gesteigerten Entwicklung des öffentlichen Lebens und der politischen Institutionen in der Heimath nicht mehr die Blicke ausschließlich auf den Wollsack an der Themse und auf Das, was früher französische Tribüne hieß, gerichtet sind, ein Fortschritt zum Bessern sich bemerkbar gemacht hat. Doch ist auch von diesem Fortschritt festzuhalten, daß sich einmal die vermehrte Theilnahme für die nationale Geschichte und die vergrößerte Kenntniß ihres Verlaufes nicht auf das Gros des Volkes, sondern auf ausgewähltere Kreise beschrankt, und zweitens, daß sie sich mehr auf einzelne Perioden, als auf die Gesammtheit bezieht. Man liebt es, solche Epochen, wie etwa das Reformationszeitalter oder das vorige Jahrhundert herauszugreifen, deren innerer Zusammenhang und mannigfache Nachwirkung auf die Zustände der unmittelbaren Gegenwart auch ohne tieferes Suchen erhellt. Vor dem Mittelalter hegt man eine unverkennbare Abneigung, die gestiegen, je mehr Grund zu einer Reaktion gegen mittelalterliche Romantik und was mit ihr zusammenhängt durch die Doktrinen und die praktische Politik feudaler Ultras gegeben worden ist. Und doch ist gerade das Mittelalter keineswegs so losgelöst oder loszulösen von allen Beziehungen zu der Gegenwart und zu den modernen Menschen, doch enthält dasselbe – die dunkeln, tiefdunkeln und zahlreichen Schattenseiten der Epoche unvergessen! – die reichste Fülle von Stoffen, welche, wenn ihre nähere Kenntniß von geschickter Hand

---

[3188] Thomas Babington Macaulay, 1st Baron Macaulay, (1800–1859).

[3189] Der schott. Dichter und Schriftsteller Sir Walter Scott, 1st Baronet (1771–1832).



Der DOM zu REGENSBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

ohne die Hineinschmuggelung der mondbeglänzten Zaubernächte und der blauen Wunderblume[3190], der Däumchen und Alraunchen vermittelt würde, nicht nur der Literatur einen Schatz zuführen, sondern auch zur Belebung des Nationalgeistes von dem förderndsten Einflusse sein könnten. Jene Phasen der deutschen Geschichte weisen Thaten und Männer ans, Handlungen und Zustände, Ereignisse und Verhältnisse, an denen empfängliche Herzen in Tagen der Entartung, des Unglücks und der Schmach sich erquicken, reinigen und stärken können; jene Epochen deutscher Geschichte sind erfüllt vom Odem gesunder Kraft, unverbrüchlicher Treue, aufrichtiger Demuth, bewußter Keuschheit, es strömt aus ihnen so frischer Hauch, so reicher Klang, wie aus der bewegten Meeresfluth über Strand und Bord.

Freilich wollen die Dinge und Menschen, welche wir rühmen, fast ohne Ausnahme nicht gesucht sein in den Pfalzen der Könige, nicht in den Residenzen und Burgen der Fürsten und Ritter, nicht in den Hochstiftern der Prälaten und in den Zellen der Klöster; indem wir unsern Satz niederschreiben, sind wir vorzugsweise einer Thatsache eingedenk, derjenigen Thatsache, welche geradezu den erhebendsten und leuchtendsten Glanzpunkt in der Geschichte des deutschen Mittelalters ausmacht: der Entwickelung des Städtewesens und des Bürgerstandes. Kein anderes Volk, auch nicht Italien mit seinem Lombardenbunde, hat im Mittelalter etwas Aehnliches aufzuweisen. Inmitten der Anarchie, inmitten der Wüste, in welche oft genug deutsche Gaue durch die Verbrechen einer irregehenden Vernunft Seitens weltlicher und geistlicher Fürsten verwandelt wurden, bilden die Städte mit der unaustilgbaren Freiheitsliebe und dem festen, kernigen Mannessinn, welche ihre Bewohner auszeichnen, mit der Summe von rastloser Arbeitskraft und vorwärtsstrebender Intelligenz, mit dem Kapital von Wohlstand, Kultur und Gesittung, welche sich an diesen Orten concentriren, – sie bilden die grünen, lachenden Oasen, auf denen wir bei einer Wanderung durch die Geschichte jener Jahrhunderte mit wahrem Vergnügen ausruhen.

Auch Regensburg, das alte *Reginum*, dann *Imbripolis*, gewöhnlich *Ratisbona* genannt, zu dessen Dom wir heute den Leser laden, gehört in vorderster Reihe, eine ebenbürtige Schwester von Nürnberg und Augsburg, mit in den Perlenkranz von Städten, welcher das werthvollste und beste Reichskleinod der deutschen Krone war. Ursprünglich lange Zeit der Sitz der bayerischen Herzöge, gelang es Regensburg im vierzehnten Jahrhundert, sich dieser Ehre zu entziehen; es trat in den Kreis der freien Reichsstädte, und von dem Zeitpunkte an datirt sein rascher Aufschwung, seine Blüthe und sein Reichthum. Eine Anschauung von dem letztern gewähren die Luxusgesetze, welche hier wie in den andern großen Manufaktur- und Handelsstädten Deutschlands im 15. und 16. Jahrhundert gegeben wurden, natürlich um nicht, wie es die Natur solcher Gesetze mit sich bringt, gehalten, sondern übertreten zu werden. So heißt es in einer Polizeiverordnung, es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische sein, auf jeden Tisch 10 Personen gerechnet, und bei einer kleinen nicht über 10 Tische; das Essen sollte nicht über 3 Stunden dauern. Das in dieser Verordnung festgesetzte Maß des Erlaubten mußte freilich Denen, die an das sonst Uebliche und Herkömmliche gewöhnt waren, als ein äußerst bescheidenes erscheinen, wie aus einem Küchenzettel erhellt, der uns von einer Patrizierhochzeit aufbewahrt ist. Bei dieser Hochzeit wurden verzehrt: 40 Hirsche, 50 Dammhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasane, 30 Auerhühner, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hammel, 5313 Gänse, 3106 Kapaune und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock[3191] Krebse, 7096 geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen[3192], 695 Neunaugen, 780 Häringe, 4 Hausen[3193], 30,947 Eier. An ungarischem und deutschem Wein wurden 1200 Eimer[3194] vertrunken, an spanischen Weinen 40 Tonnen[3195], von böhmischem Bier 903 Fässer[3196]. Auch gegen den übermäßigen Aufwand,

---

[3190] Der Romantik.

[3191] 1 Schock entspricht 5 Dutzend, also 60 Stück.

[3192] Wohl Seezungen.

[3193] Störe.

[3194] 1 Schenkeimer entsprach im Bayerischen 64,142 Liter.

[3195] 1 Moyo = 16 Ollas = 64 Acumbres = 132,96 Liter.

[3196] 1 Faß (böhmisch) = 4 Eimer = 128 Pinten = 512 Seidel = 244 3/23 Liter.

der bis in die niedern Bürgerklassen herab in der Kleidung getrieben ward, mühten sich ohnmächtige Verbote ab.

Wegen seines Reichthums war ferner Regensburg wiederholt und häufig Sitz der Reichstage[3197]. Allerdings brachten diese Versammlungen dem Orte, an welchem sie abgehalten wurden, während ihrer Dauer nicht unerhebliche materielle Vortheile, andrerseits aber erforderten sie auch bedeutende Mittel Seitens der Gastgeber. Der Troß des Gefolges, welcher die Fürsten auf solchen Reisen begleitete, pflegte so zahlreich und der Konsum ein so großer zu sein, daß die Stadt schon lange vorher wie zu einer Belagerung sich mit Vorräthen jeder Art versehen mußte. Die berühmtesten Reichstage, deren Schauplatz Regensburg war, fallen in die Jahre 1541 und 1546, also in das Reformationszeitalter, d. h. in diejenige Epoche, in welcher sich bereits eine Abnahme des Wohlstandes und der Machtfülle der deutschen Städte bemerkbar zu machen beginnt, theils in Folge der innern bürgerlichen Kämpfe um Theilnahme der Zünfte an dem Stadtregiment, theils in Folge der kirchlichen Spaltung, welche die reformatorische Bewegung erzeugte, theils endlich in Folge des Zusammenwirkens allgemeiner Ursachen, welche nach der Entdeckung des neuen Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen dem Handel und Verkehr eine veränderte Gestalt und Richtung anwiesen. Jener Reichstag von 1541 war wesentlich ein Religionsgespräch. Der Spanier Karl[3198] reichte hier mit gnädigem und huldvollem Lächeln jedem der bestallten Kollokutoren, auch Melanchthon[3199], die Hand, und das arglose Gemüth des Letztern baute darauf die besten Hoffnungen. Als dann ein Lustrum[3200] später der Kaiser an derselben Stelle die Maske fallen ließ, die er damals lediglich angenommen, um in Deutschland gedeckten Rücken, um freie Hand für seine Unternehmungen wider die Türken und Frankreich zu haben, konnte der Reformator seinen Irrthum erkennen. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1546 geschah es, daß Karl sein Vorhaben laut und öffentlich kundgab, die früheren Beschlüsse gegen die Protestanten mit Gewalt in Vollzug zu setzen; hier geschah es, daß der Kaiser heimlich und in der Stille den Ehrgeiz des jungen Herzogs Moritz von Sachsen[3201] zur Beraubung des Vetters verführte und zum schnöden Verrath an den eigenen Glaubensgenossen.

Hatte der regensburger Reichstag im Jahre 1541 einen eklatanten Beleg von fürstlicher Falschheit gesehen, indem Karl V. gegen dieselben Männer Herablassung und Freundlichkeit heuchelte, gegen welche er Groll und Haß im Herzen trug und die zu verderben er fest entschlossen war, so sah etwa neunzig Jahre später der im Juni 1630 nach demselben Regensburg einberufene Reichstag[3202] ein nicht minder eklatantes Beispiel von fürstlicher Undankbarkeit. Was er war, seine ganze Machtstellung im Reiche, dankte Kaiser Ferdinand II.[3203] dem Feldherrngenie Wallensteins. Der Kaiser gewann es über sich, den Mann fallen zu lassen, dem er Alles schuldete, als die Fürsten die Entsetzung des Friedländers von dem Oberbefehl als den Preis ihrer Stimmen für die Königswahl des Erzherzogs Ferdinand forderten. Fürstengunst und Fürstendank – über die Materie ist ein eigenthümliches Kapitel zu schreiben!

Eine neue Bedeutung gewann Regensburg für die Reichsversammlungen im 17. Jahrhundert. Seit dem 16. August 1663 war die Stadt Sitz des permanenten Reichstags, auf welchem die durch den westphälischen Frieden souverän gewordenen Fürsten es nicht mehr mit ihrer Würde für vereinbar hielten, in Person zu erscheinen, sondern sich durch Gesandte vertreten ließen. Das Datum ist in jüngster Ver-

---

[3197] 845, 894, 976, 1156, 1322, 1454, 1469, 1471, 1532, 1541, 1546, 1557, 1567, 1576, 1594, 1597/98, 1603, 1608, 1613, 1640/41, 1653/54, 1663–1806 (der sog. „Immerwährende Reichstag“).

[3198] Kaiser Karl V. (siehe hierzu S. 478, Anm. 1382).

[3199] Der dt. Reformator Philipp Melanchthon (eigentl. Philipp Schwartzerdt; 1497–1560).

[3200] Lat., Zeitraum von fünf Jahren.

[3201] Moritz von Sachsen (1521–1553), seit 1541 Herzog des albertinischen Sachsens sowie von 1541 bis 1549 Herzog von Sagan und ab 1547 auch Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[3202] 1630 fand kein Reichstag in Regensburg statt, sondern ein Kurfürstentag von Juni bis November, bei dem die Kurfürsten Kaiser Ferdinand II. (s. u.) zwangen, seinen Generalissimus Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein fallen zu lassen.

[3203] Ferdinand II. (1578–1637), seit 1619 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

gangenheit von dem Kaiser Franz Joseph zur Veranstaltung eines Schaugerichtes[3204], fürchten wir, benutzt worden, von welchem Dasselbe gelten dürfte, wie von den kalten Hochzeitsschüsseln im Hamlet[3205]. Uebrigens sind die Erinnerungen, welche sich an jenen permanenten Reichstag in Regensburg knüpfen, traurig genug, noch trauriger vielleicht, mehr niederschlagend und mehr beschämend, als die Dinge, welche wir von seinem Nachfolger und Erben, von dem frankfurter Bundestage[3206], haben ertragen müssen. Statt ernste Geschäfte zu betreiben, vertrödelten die Herren Diplomaten Kraft und Zeit mit den erbärmlichsten Lappalien, mit heillosen Eifersüchteleien und Chikanen, mit wüthenden Streitigkeiten über Etikette und Vorrang. In demselben Augenblicke, in welchem Ludwig XIV. die Réunionskammern[3207] einsetzte und das Reich auf das Schamloseste plünderte und die Nationalehre schimpflich mit Füßen trat, in demselben Moment berieth der regensburger Reichstag nicht etwa über die Mittel zur Abwehr des Angriffs, zur Vertreibung, der Mordbrennerbanden aus der Pfalz, behüte! Die Herren hatten Wichtigeres zu thun. Die Gesandten zankten Tag und Nacht, und zwar unter ausdrücklicher Zustimmung und im Auftrage ihrer Mandatgeber, Wochen und Monate hindurch darüber, ob die Forderung der kurfürstlichen Geschäftsträger zu bewilligen sei, welche auf rothbekleideten Prachtstühlen zu sitzen verlangt hatten, während die fürstlichen und städtischen nur einfache grüne Stühle bekommen sollten. Noch heftiger entbrannte der Streit über die Frage, ob die kurfürstlichen Gesandten berechtigt wären, ihre rothen Stühle auf die Franzen des Teppichs zu stellen, auf welchem der kaiserliche Botschafter unter einem Baldachin saß. Welcher Patriotismus und welche Misere!

So lächerlich derartige Spinnewebethorheiten erscheinen, sie haben zugleich ihre sehr ernste Seite, besonders wenn man festhält, zu welcher Zeit und unter welchen Umstanden sie in Scene gesetzt wurden. Sie sind nicht minder ernst, sie bieten des Abstoßenden, des Empörenden nicht weniger dar, als der wahnsinnige Aufwand und Prunk, durch welchen jene Gesandten in einer Zeit, wo Tausende vor Hunger in den vom Kriege verheerten Gegenden zu Grunde gingen, sich und ihre Gebieter gegenseitig zu übertreffen trachteten, und welchen einzelne Fürsten selbst entfalteten, wenn sie etwa einmal ausnahmsweise auf eine besondere Veranlassung hin nach dem Sitze des Reichtages kamen. Während im spanischen Successionskriege, im Jahre 1702, der Markgraf Ludwig von Baden[3208] die Linien von Weißenburg gegen Catinat[3209] ruhmvoll vertheidigte, und mit seinen braven Truppen an Sold, Verpflegung und an Allem Mangel litt, berührte der Sohn des Kaisers Leopold[3210], der römische König Joseph I.[3211], auf der Reise nach dem Lager von Landau auch Regensburg. Hören wir die unverdächtigste Quelle, einen enthusiastischen Anhänger des Hauses Habsburg und beredten Verfechter der sogenannten großdeutschen Politik, über die Art und Weise, wie Joseph auftrat. „232 Personen," schreibt Gfrörer[3212], „von denen keine zum Kriegführen tauglich war, begleiteten den kaiserlichen Thronerben. Von höherem und

[3204] Der vom österr. Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916) nach Frankfurt a. Main einberufene Fürstentag zur Reform des Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 484, Anm. 1402), der vom 16. August bis zum 1. September 1863 stattfand.

[3205] Bezieht sich auf „The funeral bak'd meats \ Did coldly furnish forth the marriage tables. / Das Gebackne \ Vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitschüsseln", in William Shakespeares „The Tragedy of Hamlet, Prince of Denmark", „Act I", „Scene 2".

[3206] Siehe hierzu S. 1051, Anm. 3186.

[3207] Ludwig XIV. hatte 1679 in Metz, Breisach, Besançon und Tournai sogenannte Reunionskammern eingesetzt, die mit Hilfe alter Verträge die angebliche historische Zugehörigkeit bestimmter Gebiete des deutschen Reiches zu Frankreich gerichtlich feststellen sollten.

[3208] Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, gen. Türkenlouis (1655–1707) im Herbst 1702.

[3209] Nicolas III. de Catinat de La Fauconnerie, seigneur de Saint-Gratien (1637–1712).

[3210] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1556 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[3211] Joseph I. (1678–1711), seit 24. Januar 1690 römisch-deutscher König.

[3212] Bis auf die in der Vorlage ausgeschriebenen Zahlen wörtliches Zitat aus August Friedrich Gfrörers (1803–1861) postum erschienenem Werk „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. […]. I. Ludwig XIV. Wilhelm der Oranier. Prinz Eugen. Karl XII. Peter der Große. Kaiser Leopold I. und Joseph I." (Schaffhausen: F. Hurter 1862), 1. Bd., S. 239f.

niederem Range unter diesem Trosse befanden sich des Königs Oberhofmeister, Fürst Dietrichstein[3213], der Oberst Kuchelmeister, Herr Graf Trautmannsdorf[3214], dann 12 königliche Kämmerer, 1 Untersilberkämmerer, 1 Mundschenk, 1 Vorschneider, 1 Truchseß, 1 Beichtvater mit seinem Socio, 1 Hofprediger, 2 Hofkaplane, 1 Kapelldiener und Junge. Weiter 4 Zusetzer, 4 Träger, 3 Kesselreiber, 8 Ordinari- und 3 Extraordinari-Jungen, unterschiedliche Fischmeister, Geflügelmaier sammt 2 Mägden, 3 Ziergärtner und Gehülfen, 3 Kellerdiener, 2 Faßbinder, 1 Mundbäcker und Junge, 1 Vicemundkoch und 20 Meister und Unterköche. Die römische Königin[3215], welche gleichfalls ihren Gemahl begleitete, hatte 170 Personen in ihrem Gefolge. Unter den zahllosen Wagen, welche diese Hofzurüstung weiterbeförderten, werden aufgeführt 2 Geflügelwagen, Kammerheizer-Zeltwagen, Tafeldecker-Zeltwagen, 3 Mund-Kuchelwagen, 2 große Bagage-Kuchelwagen, 1 Wagen mit der Feldtafel zum Speisen, 2 Wagen Ziergarten-Bagage, 1 Tafeldecker-Bagage, 2 Kammerfourir-Bagagen, 6 Kellerwagen mit Wein, 21 je mit 6 Ochsen bespannte Rüstwagen für Allerlei. Klingt das nicht beinahe wie der Zug des Xerxes[3216] bei Herodot[3217]!“

Wir deuteten vorhin auf die Ursachen, welche das Ihrige zu dem allmäligen Verfall Regensburgs sowohl, wie der übrigen deutschen Städte beitrugen, die im Mittelalter und noch beim Beginn der neuern Geschichte in höchster Blüthe standen. Daß später das große Nationalunglück des dreißigjährigen Krieges hinzukam, um den Ruin zu vollenden, darf unsern Lesern nicht erst breitspurig entwickelt werden. Ueber Regensburg brachte noch weitere, tödtlich treffende Unfälle der Anfang des laufenden Jahrhunderts, der Brand und die Plünderung nach der fünftägigen Schlacht von Thann, Abensberg und Eckmühl (19–23. April 1809).

Ein Blick auf die beiliegende Illustration mahnt uns, von Regensburg nicht zu scheiden, ohne desjenigen Mannes in Dankbarkeit und Pietät Erwähnung gethan zu haben, der vor etwa einem Menschenalter an eben dieser Stätte eine so gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Es wird genügen, blos den Namen dieses unter den deutschen Prälaten der Neuzeit einzig dastehenden Bischofs zu nennen. Wir meinen natürlich Sailer[3218]. Zu den Füßen des durch ein echtes Christenthum, durch Bildung, Toleranz und Humanität der Gesinnung gleich ausgezeichneten Meisters saß hier geraume Zeit sein Lieblingsschüler und Johannes: Melchior von Depenbrock[3219], der, ein wilder, stürmischer Kavalier, das preußische Lieutenantspatent quittiren mußte, um nachmals, eine edle Säule der Kirche, als Kardinal und Fürstbischof von Breslau, den milden, versöhnlichen Geist weiter zu verbreiten, der ihm in Regensburg von Sailer übermittelt worden war.

Thaddäus Lau[3220].

[3213] Ferdinand Joseph, 3. Fürst von Dietrichstein zu Nikolsburg, gefürsteter Graf von Tarasp, Freiherr von Hollenburg Finkenstein und Thalberg (1636–1698), Obersthofmeister, Konferenzminister und Geheimer Rat des Kaisers Leopold I. (siehe hierzu S. 1056, Anm. 3210).

[3214] Johann Friedrich Graf von Trautmannsdorff (1619–1696).

[3215] Amalie Wilhelmine von Braunschweig-Lüneburg (1673–1742).

[3216] Xerxes I. (siehe hierzu S. 161, Anm. 392).

[3217] Anspielung auf die raumgreifende Aufzählung von Xerxes’ (s. o.) Verbündeten bei dessen Feldzug gegen Griechenland im 7. Buch (Πολύμνια / Polyhymnia) von Herodots (griech. Ἡρόδοτος; 5. Jhd. v. Chr.) Geschichtswerk „ἱστορίαι / Geschichten“.

[3218] Der große Seelsorger Johann Michael Sailer (1751–1832), ab 28. Oktober 1829 Bischof von Regensburg.

[3219] Melchior Freiherr von Diepenbrock (1798–1853), ab 8. Juni 1845 Bischof von Breslau, am 30. September 1850 zum Kardinal erhoben.

[3220] Der zu seiner Zeit vor allem durch die Darstellung historischer Sujets bekannte Schriftsteller Thaddäus Lau († 1871).

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Neunter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1842.

Enthält: Bordeaux (1842).

Kassel, Ständehaus, Löwenburg, Wilhelmshöhe (1842, 1843, 1862, 1863).

Ulm, Münster (1842, 1862).

Worms, Dom (1842).

Paris, Julisäule/Place de la Bastille, Louvre, Rathaus/Hôtel de Ville, Notre Dame, Saint Sulpice, Place de la Concorde, Friedhof Père Lachaise, Salpetrière, Börse, Morgue, Triumphbogen/Place de l'Étoile, die Tuilerien, Place Vendôme, St. Germain l'Auxerrois, Obelisk, Palast der Ehrenlegion, Oper, St. Germain, Neuilly, Panthéon, Versailles, Vincennes, Hôtel des Monnaies, Sorbonne, Palais du Luxembourg, Akademie der schönen Künste/Académie des Beaux Arts, Champs Élysées, St. Cloud, Porte St. Denis, Hôtel des Princes, St. Étienne du Mont, St. Denis, (1842, 1843, 1844, 1847, 1848, 1850, 1852, 1857, 1859, 1862, 1863).

Marburg (1842).

Braunschweig, Markt, Rathaus, Dom (1842, 1843).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. [4]-8.

CCCCXXI. Bordeaux[3221] in Frankreich.

Sieben und zwanzig Menschengeschlechter ruhen in Frankreichs Todtenhügeln, seitdem im Streite von Karl's des Großen Enkel[3222] der Deutschen Macht in Frankreich gebrochen war und der erste Capetinger[3223] die Krone trug. Acht Jahrhunderte zogen über das Land hin, mit allen Triumphen und Trophäen und Siegeskronen und allem Ruhme, und aller Arglist und aller Blutschuld des Königthums, bis ihm die Sturmglocken zu Grabe läuteten, welche der Welt die ersten Stunden einer neuen Aera schlugen. Gedanke und Schwert, Krieg und Guillotine hatten des alten Frankreichs Herrlichkeit gefressen; aber auf dem Leichenacker richtete sich ein neues Frankreich auf, größer als das erwürgte. Lebenskräftig, wie eine junge Riesenschlange, hat es sich schon vielmal gehäutet: – Königskrone, Jacobinermütze und Kaisermantel glänzten und vergingen in drei Jahrzehnten. Und als der letztere zerrissen war, verrannen auch die Wogen der neuen Völkerwanderungsfluth; jedes Gewässer kehrte in sein altes Bett zurück und auf den befruchteten Ländern schossen die Saaten des Friedens üppig auf. Seitdem machte Frankreich abermals eine Metamorphose; aber obschon das vierte Häutungswerk, die Julirevolution[3224], manches Reich erbeben machte, ist es doch ruhiger erfolgt, als manches frühere. Vierzehn Jahre hat die Republik gedauert, 10 Jahre hat der Kaiserthron gestanden, 15 Jahre der der ältern Bourbons: – der der Orleans steht nun wieder 12 Jahre, und die Periode abermaliger Häutung mag nicht fern seyn. So stark aber sind die Elemente des Friedens in der Welt geworden, daß auch die fünfte Wandlung nur solche Erschütterungen bringen dürfte, die befruchtend, nicht zerstörend wirken.

In Frankreich selbst herrscht des Friedens Genius jetzt so absolut, und seine Kraft ist in der That so groß gewachsen, daß ein zerstörender Verlauf künftiger Revolutionen kaum mehr gedacht werden kann. Dort, wo dem Repräsentanten des Friedens, dem Mittelstande, aus einer sich täglich verjüngenden Industrie immer neue Kräftemassen quellen, wo er mit aller Gewandtheit, welche eine thatenreiche Zeit bei ihm entwickelte, mit allem Verstande, den vielseitig sich kreuzende Verhältnisse erregten, mit aller Einsicht, die ein versuchtes Leben gewährt, mit allem Feuer, welches die stets fortwährende Reibung unterhalt, die Interessen des Friedens ausbeutet und zugleich vertheidigt: da kann von einer Umwälzung, ähnlich jener früheren, welche das alte Frankreich begrub, nicht die Rede seyn. Das gemeinschaftliche Interesse hält die Kraft des Volks gebunden, und so heftig auch die Parteien einander hassen, so können sie doch nicht von einander lassen. Der Streit, den hier Nothwendigkeit und Freiheit führen, das Kriegsspiel der Faktionen, ist gerade genug, daß des Athleten Säfte nicht stagniren: er ist die Turnschule der Nation, in der sich ihre Glieder recken und strecken zu größerer Kräftigung. So lange nun die Regierung Ruhe und Maß behält, besonnen das Steuer führt, fort und fort der Nation den Puls fühlt, ihren Gang beschleunigt, wenn jener rascher geht, inne hält, wenn er langsamer schlägt, Nichts thut, als was das Volk will, sich vor jedem Mißbrauch der Gewalt hütet, – und das wird sie, so lange Ludwig Philipp[3225] das Steuer führt, – so lange wird auch der Thron der Orleans feststehen,

---

[3221] Lat. Burdigala.

[3222] Ludwig II. der Deutsche (ca. 806–876), seit 817 Unterkönig von Baiern, das er ab 826 selbständig regierte, seit 843 König des Ostfrankenreiches.

[3223] Hugo Capet (frz. Hugues Capet; 940 o. 941–996), seit 987 König der Franken. Ob Joseph Meyer aber den Begründer der Kapetinger tatsächlich meint, ist nicht ganz klar, da bereits frühere frz. Könige aus kapetingischen Nebenlinien stammten.

[3224] 1830.

[3225] Der frz. König Louis-Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331).


CCCLXXVI
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

BORDEAUX

ob er gleich auf einem Krater gebaut ist. Aber bei dem ersten Vergessen der Pflicht wird das Volk ihn verschlingen und das junge Frankreich friedlich seine fünfte Metamorphose machen. Die Elemente derselben sind längst thätig, und sogar ihre Gestalt ist deutlich zu erkennen. Sie wird die Emancipation des Provinz- und Gemeindelebens seyn: – denn unverkennbar streben alle Provinzen des Reichs nach einer selbstständigern Entwickelung. Das verhaßte Reich der Centralisation sinkt; die Macht von Paris hat ihr Zenith hinter sich; sie steigt abwärts und sie muß in eben dem Maße fallen, als die Bedeutung der Hauptstädte in den Provinzen wächst, weil bei einem gemeinschaftlichem Fort schreiten derjenige stets zurückkömmt, welcher am langsamsten weitergeht.

Alle Provinzhauptstädte aber haben notorisch seit zwei Jahrzehnten im Verhältniß mehr zugenommen an Bevölkerung, Reichthum und Geltung, als Paris, und mit dem Bewußtseyn größerer Kraft hat sich auch der Anspruch an größeres Recht gemehrt. Die Vorgänge der letzten Jahre beweisen, wie ein Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod, mit der Centralisation ganz unvermeidlich ist. Toulouse, Metz, Lille, Rouen, Bordeaux haben bei mehren Anlässen die Bahn des Widerstands betreten, und jedes neue Ereigniß hat bewiesen, wie tief der Emancipationsgedanke im französischen Gemeindeleben Wurzel schlug.

Frankreich hütet und pflegt sein größtes Gut nicht mehr, wie sonst, vorzugsweise in des Reiches Hauptstadt. Während Ludwig Philipp den Parisern so viele Bastillen baut, als die alte Fenster hatte, richtet die Freiheit in den Provinzen sich häuslich ein, und aus einem Feldlager macht sie hundert. –

Bordeaux, Toulouse und Marseille, Herde dieses Strebens, repräsentiren den französischen Süden – jenen glücklichen Süden, wo die *Gaieté*[3226] dem Leben einen Zauberstab in die Hand gibt, wofür der Deutsche nicht einmal einen Namen hat. „Dort wallt," sagt Weber[3227], „lauter Weingeist und Quecksilber in den Adern, und die Großmutter dreht sich mit dem Enkel sorglos, wo eine Trommel zum Tanze spielt." – In diesem Lande, wo der Witz neben Aufschneiderei das Erbtheil jedes Menschenkinds ist, wo man das Verworfenste und Edelste mit einem Bonmot auf gleiche Weise abfertigt, wo joviale Gutmüthigkeit jedes Ereigniß so lange dreht und wendet, bis sie ihm eine lustige Seite abgewonnen hat und diese festhält, – da steckt auch eine vielvermögende Thatkraft, die mit Beharrlichkeit ihre Ziele verfolgt, und ein Unternehmungsgeist, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt. Es dankt der Süden Frankreichs solchem Geiste die industrielle und commerzielle Betriebsamkeit, welche jede Stadt zu einer Fabrik- und Handelsstadt macht, und die in Bordeaux ihre großartigste Entwickelung erreichte. –

Das heutige Bordeaux ist nach Größe und Bevölkerung die vierte, als Handelsstadt die dritte des Reichs; mit mehr als 100,000 Einwohnern ist sie eine der schönsten in Europa. Sie liegt am linken Ufer der Garonne, die hier, obschon noch fünfzehn Meilen von ihrer Mündung, dennoch fast eine Viertelstunde breit ist und die größten Seeschiffe trägt. – Das alte Bordeaux vor 1743 hüllten Wälle ein; es war ein häßlicher Ort mit dunklen, engen, winklichen Straßen, in denen sich 50,000 Menschen enge zusammen drängten. In jenem Jahre riß man die Schranken weg, und das neue Bordeaux (die Neustadt) entstand nun nach einem schönen, regelmäßigen Plane. Die Pracht vieler der durchgängig massiv aufgeführten Privatwohnungen stempelt sie als Werke des Reichthums. Die Rue Chapeau Rouge besteht fast ganz aus Palästen und sie gilt als eine der schönsten Straßen der Welt. Oeffentliche Prachtgebäude fallen neben den magnifiken Privatwohnungen wenig ins Auge. Die ehrwürdige Cathedrale, deren ältester Kern im 11ten Jahrhundert entstanden ist, colossal und eins der besten Werke gothischer Baukunst (413 Fuß lang), blieb, obschon man Jahrhunderte lang daran gebaut hat, unvollendet. Ein durch ähnlichen Styl ausgezeichnetes Werk ist der erzbischöfliche Palast. Das Hotel

[3226] Frz., Freude, Ausgelassenheit.

[3227] Carl Julius Weber (1767–1832) in seinem Werk „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. […]. Neunter Band (= Carl Julius Weber's sämmtliche Werke, 24. Bd.)" (Stuttgart: Hallberger 1840), S. 44.

der Präfektur[3228], das Rathhaus[3229], das Hotel der Marine[3230], Börse[3231], Bank, Münze[3232], das Zollhaus[3233], reihen sich unter die Merkwürdigkeiten Bordeauxs. Imposant ist das große Hospital[3234]. Hier wohnt das menschliche Elend wirklich im Palaste. Das Schauspielhaus[3235] wetteifert an Umfang, Styl, und an Pracht der äußern und innern Ausschmückung mit dem Herrlichsten, was die Baukunst Gleichartiges irgendwo schuf. Es hat 6 ½ Millionen Franks gekostet. Die Plätze: Royal, Louis Philippe, Dauphin und St. Germain wetteifern mit einander an Schönheit. Die Place Royal (vergl. den Stahlstich) öffnet sich gegen die schönen Kayen an der Garonne, welche hier eine Breite von 2500 Fuß hat, und unfern davon verbindet ein kühner, gewaltiger Brückenbau die Stadt mit dem jenseitigen Ufer und der Vorstadt la Bartidé. Die Brücke kostete 5 Millionen.

Bordeaux ist auch einer der ältesten Sitze des Christenthums in Westeuropa; das hiesige Erzbisthum bestand schon im dritten Jahrhundert.

Eine Menge Institute für Kunst und Wissenschaft werden von einem im Ganzen sehr gebildeten Publikum genährt, und fordern die wachsende Verbreitung der Intelligenz. Außer den Staatsanstalten: einer königl. Academie der Wissenschaften und Künste[3236], der Universität[3237] mit Sternwarte etc., 2 Gymnasien, Bau- und Kunstschule, Schifffahrts- und Handelsschule, den academischen Schulen für Medizin, Chirurgie etc. wirken hier eine Menge Privatvereine für gelehrte und wissenschaftliche Zwecke, und ebenso zahlreich sind jene, welche die Ausübung der Pflichten der Nächstenliebe zum Zwecke haben. Der Wohlthätigkeitssinn der Bordeauxer ist sprichwörtlich. An Hülfsmitteln zu wissenschaftlichem Studium ist auch kein Mangel. – Die öffentlichen Bibliotheken zählen über 100,000 Bände; der botanische Garten ist einer der vollständigsten Frankreichs; Kunst und naturhistorische Sammlungen, sowohl öffentliche, als Privatpersonen gehörige, sind dem Wissensdurste bereitwillig geöffnet. –

Das lebendige Gewühl der Menschen von vielerlei Raçen und Trachten auf Straßen und Plätzen, an den Kayen und auf dem Strome kündigt dem Fremden sogleich die große Welthandelsstadt an. In der That steht Bordeaux's Industrie, so tüchtig sie auch betrieben wird, neben dem Handel doch

---

[3228] Der Gebäudekomplex war in den 1770er Jahren nach Plänen von Victor Louis (1731–1800) erbaut worden und ist seit 1810 Sitz der „Préfecture de Gironde".

[3229] Das ehemalige „Hôtel de Ville" wird in der Liste der „Monuments historiques" schlicht als mittelalterl. Gebäude beschrieben. Mit dem hier erwähnten Rathaus meint Joseph Meyer jedoch sicherlich das Palais Rohan, den ehemaligen Sitz des Erzbischofs von Bordeaux, das zwischen 1771 und 1778 nach Plänen von Richard-François Bonfin (1730–1814) erbaut und 1835 zum Rathaus umgewidmet worden war.

[3230] Mit dem Bau des „Hôtel de la Marine" war 1758 begonnen worden; seit 1763 fungierte es als Domizil für die Marine in Bordeaux.

[3231] Im Jahre 1730 war der Architekt Jacques-Jules Gabriel (1667–1742) mit dem Bau der Börse betraut worden, die wohl nach mehrmaliger Abänderung der Pläne um 1741 fertiggestellt wurde.

[3232] Das „Hôtel de la Monnaie" war in den Jahren 1757/58 nach Plänen von André Portier (1702–1770) errichtet worden.

[3233] Das 1738 nach Plänen von Jacques-Jules Gabriel (siehe hierzu S. 1062, Anm. 3231) begonnene und 1751 unter dem Intendanten Claude Boucher (1673–1752) fertiggestellte „Bureau de Douane".

[3234] Das „Hôpital Saint-André" war nach Plänen von Jean Burguet (1788–1848) erbaut und am 4. November 1829 seiner Bestimmung übergeben worden. Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) beschreibt die Anlage relativ ausführlich in „Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. – Aus den Papieren des Verstorbenen." (Stuttgart: Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung 1835), 2. Bd., S. 248-250, und lobt die Zweckmäßigkeit der Anlage sowie die dort vorzufindende Sauberkeit in den höchsten Tönen.

[3235] Das „Grand Théâtre" war in den Jahren 1773 bis 1780 nach Plänen von Victor Louis (siehe hierzu S. 1062, Anm. 3228) errichtet worden.

[3236] Die mit dem königl. Patent vom 5. September 1712 begründete und noch heute bestehende „Académie Nationale des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Bordeaux" an der Place Bardineau.

[3237] Die Gründung der Universität Bordeaux (frz. Université de Bordeaux) durch Papst Eugen IV. (eigentl. Gabriele Condulmer; 1383–1447) geht auf das Jahr 1441 zurück. 1793 aufgelöst, wurde sie 1896 wiedergegründet jedoch 1968 im Zuge der Studentenunruhen in drei eigenständige universitäre Einrichtung zerschlagen. Mit dem 1. Januar 2014 wurden die drei Gebilde wiedervereinigt und damit die ursprüngl. Verfaßtheit der Universität wiederhergestellt.

nur wie eine Magd neben der Gebieterin. Bordeaux's Verkehr umspannt jetzt die halbe Erde; nur der von Marseille kann sich der Masse nach mit ihm messen; der von Bordeaux aber stellt sich in weit ausgedehnteren Verhältnissen vor's Auge. Er gründet sich auf eine vortreffliche Lage, auf Verhältnisse, welche sich im Laufe der Jahrhunderte nach und nach ausbildeten, auf den Bordeauxern innewohnenden unternehmenden und geschäftlichen Geist, endlich auf eine Fülle von Capitalien, welche selbst die von Marseille weit überragt.

Es gibt eine Menge Häuser hier, welche Millionen besitzen. Wenn man Bordeaux mit einem andern Markte vergleichen wollte, so müßte man Hamburg nennen: – der nämliche Combinationssinn, dieselbe Neigung für vielfach in einander greifende überseeische Unternehmungen, dieselbe Liebe auch für den Waarenhandel, die nämliche Scheu vor dem unfruchtbaren verderblichen Fondsspiel! – Landwärts ist Bordeaux's Handel sehr groß. Durch die Garonne, die aufwärts noch 50 geographische Meilen[3238] weit große Boote trägt, durch die schiffbare Dordogne und durch den Languedok-Canal, welcher der Stadt die direkte Wasserverbindung mit dem Mittelmeere schenkt, wird dem Binnenverkehr ein weites Gebiet erschlossen. Bordeaux versorgt, vermittelst seiner Wasserstraßen, drei Viertheile des südlichen Frankreichs mit den Erzeugnissen der Colonien, und führt dagegen die Produkte des Landes auf 400 Seeschiffen und 800 Küstenfahrzeugen aus. – Sein großartigster Export ist der von Wein und Branntwein: – dieser allein beschäftigt über 125 Mill. Franks Capital, und die Gesammtmenge des Exports dieser zwei Artikel übersteigt jährlich 280,000 Stück. Ueber ein Viertheil davon trinkt Paris, der Rest vertheilt sich in die Länder des europäischen Nordens, an England und Amerika. Gegen manchen Bordeauxer Weinkeller würde der Bremer Rathskeller erscheinen wie ein Ei gegen das Heidelberger Faß[3239]: – denn einer faßt 30,000 Stück. Es ist aber auch die Kunst der Weinbrauerei nirgends in der Welt so weit gebracht, oder wird irgendwo in so großem Maßstabe und so – ohne Scheu ausgeübt, als in Bordeaux. Man macht hier dieselbe Sorte für jede Nation anders. – „Jedem maulrecht!“ ist oberstes Gesetz, und der ehrlichste Bordeauxer Weinhändler hält es für keine Sünde, wenn seine Kunst die Mängel der Natur verbessert und ein Wein, der als schlechter, herber Cotes in seine Hallen kam, als feiner *Chateau Margeaux* oder *Lafitte* wieder hinaus und in die weite Welt geht.

Der Werth der transatlantischen Einfuhr in Bordeaux wird auf jährlich 25–35 Millionen Franks veranschlagt, jener der Ausfuhr aber ist noch viel größer, und wohl nicht unter 100 Millionen zu schätzen: – Zahlen, welche hinreichen, den Umfang des Bordeauxer Verkehrs überhaupt zu bemessen.

[3238] 1 geogr. Meile = 7,4204 km.

[3239] Das Fassungsvermögen des 1751 angefertigten „großen Heidelberger Fasses“ beträgt 219.000 Liter.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 20-25.

CCCLXXXI. Cassel; das Palais der Stände.

„Das schöne Cassel!“ so hieß es vor hundert Jahren; und so heißt es noch. In der That ist Cassel in dem deutschen Städteflor eine der schönsten Blumen, so viele seiner Schwestern auch seit vier Jahrzehnten ihre Blumenkronen entfalteten und so viele es an Größe und Bevölkerung (Cassel hat nur 30,000 Einwohner) übertreffen. Die Lage ist reizend. Heiter und schmuck wie eine Braut prangt es im Fuldathale, zu beiden Seiten des klaren Stroms, der hier Schiffe trägt, umgeben von Höhen, aus deren Waldkränzen Schlösser und Denkmäler schauen: zunächst ragen der Habichtswald, der Rheinhardts- und der Sörewald; westwärts aber, im Hintergrund einer offnen, wellenförmigen Landschaft, erhebt der Meißner sein massiges Haupt.

Der Fluß theilt die Stadt in 2 ungleiche Hälften, in die kleinere auf der rechten Seite, die Unterneustadt, und in die größere am entgegengesetzten höhern Ufer: die Altstadt – den alten Stadtkern mit unansehnlichen Straßen – und die Oberneustadt, den bei weitem schönsten Stadttheil. Eine fast 300 Fuß lange Steinbrücke schlingt das Ganze zusammen. –

Die *partie brillante* ist der Friedrichsplatz mit seiner nächsten Umgebung. Der Friedrichsplatz, der den neuen Stadttheil vom alten scheidet, bildet gleichsam das Propylon für die prächtigen Anlagen, die sich von da bis zu der Allee fortsetzen, welche Cassel mit den berühmten Scenerien der Wilhelmshöhe zusammen knüpft. Der Friedrichsplatz, ein längliches regelmäßiges Viereck, hat seine prachtvollste, über 1000 Fuß lange Fronte gegen die Altstadt gerichtet. Die Königs-, Karls-, Frankfurter- und Bellevue-Straße, 4 der schönsten Cassel’s, münden in denselben. Massive, stattliche Bürgerwohnungen wechseln mit Palästen. Ueber alle erhebt sich das kurfürstliche Palais[3240] mit einer 180 Fuß langen, mit einem Säulen-Portikus und mit corinthischen Pilastern reich verzierten Hauptfaçade; diesem zunächst, mit einer fast 300 Fuß langen Fronte im heitern, ionischen Styl, das Museum, der Bewahrungsort der berühmten Antiken-Gallerie, der Sammlung der Anticaglien[3241], Gemmen, Mosaiken und von Kunstwerken aller Art; sodann der Bibliothek von 90,000 Bänden; der Kupferstiche, Holzschnitte etc. und mehren naturhistorischen Sammlungen; das Observatorium[3242]; die von außen einfache, im Innern aber prächtige katholische Kirche[3243] und das Friedrichsthor[3244], eine *porta triumphalis* im römischen Style. Dasselbe führt nach der Bellevuestraße, einer Reihe der prächtigsten Häuser und

---

[3240] Das Rote Palais war unter Kurfürst Wilhelm II. (1777–1847) in den Jahren 1821 bis 1826 von Johann Conrad Bromeis (1788–1855) als Residenz errichtet worden. Bei einem Bombenangriff in der Nacht vom 8. auf den 9. September 1941 brannte es aus und wurde ab 1954 abgerissen, um einem 1961 fertiggestellten Kaufhaus Platz zu machen, dem als einzig verbliebener Rest des Roten Palais der sanierte Portikus vorgebaut wurde.

[3241] „kleine Alterthümer, z. B. Münzen, Schmuck, Waffen etc., als Gegensatz gegen Antiken im engsten Sinne“ (Pierer’s Universal-Lexikon, Altenburg 1857, Bd. 1, S. 556).

[3242] 1714 hatte Landgraf Karl von Hessen-Kassel (siehe hierzu S. 1068, Anm. 3272) am südwestl. Ende der barokken Kasseler Oberneustadt oberhalb der Karlsaue ein Observatorium erbauen lassen. Bereits früh wurde es als Palais Bellevue von Personen der Hofgesellschaft bewohnt. Landgraf Wilhelm IX. (siehe hierzu S. 1069, Anm. 3277) ließ es dann um 1790 von Simon Louis du Ry (1726–1799) in seinen heutigen Zustand versetzen. Das Palais überdauerte den 2. Weltkrieg fast unbeschadet.

[3243] Die Elisabethkirche war auf Anordnung von Landgraf Friedrich II. (siehe hierzu S. 1066, Anm. 3246) in den Jahren 1770 bis 1777 von Simon Louis du Ry (s. o.) als Hofkapelle errichtet und 1785 zur Pfarrkirche erhoben worden. Beim schweren Luftangriff auf Kassel am 22. Oktober 1943 brannte die Kirche nach einem Bombentreffer völlig aus und wurde 1954 gesprengt. An ihrer Stelle steht heute das zwischen 1955 bis 1959 erbaute Staatstheater.

[3244] Das 1762 nach Plänen von Simon Louis du Ry (siehe hierzu S. 1064, Anm. 3242) errichtete Tor mußte 1907 dem Neubau des Königl. Theaters weichen. Der von diesen Baumaßnahmen verschont gebliebene Mittelteil fiel schließlich den Bomben des 2. Weltkrieges zum Opfer.



DAS PALAIS DER STÄNDE
in Kassel

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum der Verleger.

Paläste, mit freier, freundlicher Aussicht und einem andern kurfürstlichen Schlosse, dem sogenannten neuen Bellevue-Palais[3245], in dessen Umfang seit Kurzem mehre naheliegende Gebäude, unter andern der Palast des Landgrafen Friedrich[3246] und die Maleracademie gezogen sind, welche ein Arkadenbau mit dem eigentlichen Schlosse verbindet. An dasselbe stößt auch die Gemäldegallerie, deren Fronte sich rückwärts in die Frankfurter Straße öffnet. Manches Hauptbild hat zwar diese berühmte Sammlung im Sturme der französischen Herrschaft verloren; doch ist ihr Schatz, namentlich an Hauptwerken großer Meister der niederländischen Schule, noch immer äußerst groß. Rembrandt und Paul Potter[3247] namentlich sind durch die berühmtesten Bilder repräsentirt, und nicht minder würdig Vandyk[3248], Rubens und Vouvermanns[3249].

An die schöne Karlsstraße stößt der Wilhelmsplatz, aus dessen Gebäudecyklus das Hospital[3250] der französischen Gemeinde, das Neustädter Rathhaus[3251] und die prächtige Façade des Meßhauses[3252] (ein Bazar mit von Säulen getragenen Gallerien, unter welchen die Kaufläden und Contore für die fremden Verkäufer zur Meßzeit angebracht sind) hervorragen. Nicht weit davon ist der Wilhelmshöher Platz, ein Sechseck, im Innern, wie die Squares der englischen Großstädte, mit Rasenplatz und Baumpflanzung, umgeben von schönen Gebäuden, unter denen sich, als Palast, das Fürstenhaus[3253] hervorhebt. An den Wilhelmshöher Platz stößt die eine halbe Stunde lange Königsstraße, wo mehre Prachtgebäude die Monotonie der hübschen Privatwohnungen angenehm unterbrechen: so das Schauspielhaus, das Hessen-Philippsthal'sche Palais[3254], das Gouvernementsgebäude[3255], das Waitz'sche Hotel[3256], das Staatsministerium[3257] im grandiosen römischen Style. Der Königsplatz, ein weiter Cirkus aus schönen Gebäuden, fünftehalbhundert Fuß im Durchmesser, trennt die Königsstraße in 2 Hälften; sein schönster Schmuck ist der ehemals landgräflich Rotenburg'sche

---

[3245] Siehe hierzu S. 1064, Anm. 3242.

[3246] Friedrich II. (1720–1785), ab 25. Oktober 1760 Landgraf von Hessen-Kassel.

[3247] Paulus Pieterszoon Potter (1625–1654).

[3248] Anthonis van Dyck (fläm. Antoon van Dyck; 1599–1641).

[3249] Der niederl. Barockmaler Philips Wouwerman (1619–1668).

[3250] Das Hospital der ab 1685 zugewanderten Kasseler Hugenotten.

[3251] Das ab 1769 eigens für die frz. Hugenottengemeinde in der Karlsstraße errichtete Oberneustädter Rathaus war von Paul (1640–1714), Charles (1692–1757) und Simon Louis du Ry (siehe hierzu S. 1064, Anm. 3242) erbaut worden. Von 1837 bis zur Errichtung des neuen Rathauses im Jahre 1909 diente das Gebäude der gesamten Stadt als Rathaus.

[3252] 1763 war an der Ecke Karlsstraße/Wilhelmsstraße ein Gebäude als Meßhaus erbaut worden, das bald darauf um drei Flügelbauten erweitert wurde. 1904 wurde das Meßhaus für den Neubau des Rathauses abgebrochen.

[3253] Das sog. „Fürstenhaus" war zu Zeiten des Königreichs Westphalen (von 1806 bis 1813) als Amortisationskasse erbaut worden; nach Ende der frz. Fremdherrschaft lebten hier verschiedene hochrangige Familienmitglieder des kurfürstl. Hauses; in preuß. Zeit ab 1866 wurde es Sitz des Oberpräsidenten. Im letzten Krieg brannte es aus und wurde durch den Neubau des Hessischen Verwaltungsgerichtshofs ersetzt, der in seiner Größe und Proportion dem Vorgängerbau entspricht.

[3254] Die Hugenottenfamilie Landré hatte das Gebäude um 1736/37 erbauen lassen, das nach 1766 von der landgräfliche Seitenlinie Hessen-Philippsthal erworben wurde; von da an war es einer sehr wechselvollen Geschichte unterworfen. Beim Luftangriff 1943 brannte das Gebäude aus; nach weitgehenden Abbrucharbeiten stand bei Kriegsende nur noch das Portal, das schließlich 1960/62 für die Erweiterung des Kaufhofs weichen mußte.

[3255] Das Dörnbergsche Haus gegenüber der Martinskirche. Seinen Namen hatte das Haus mit dem Erwerb durch den landgräfl. Rat und Rentkammerpräsident Johann Caspar von Dörnberg (1616–1680) im Jahre 1666 erhalten. Von 1767 an diente es als Gouvernementsgebäude für die Kasseler Stadtkommandanten. Im 2. Weltkrieg wurde es bis auf das Barockportal und das alte Treppenhaus, die noch heute stehen, zerstört.

[3256] Ein wohl von Jacob Sigismund Waitz von Eschen (1698–1776) in Auftrag gegebenes und von Simon Louis du Ry (siehe hierzu S. 1064, Anm. 3242) erbautes Stadtpalais, das in der Bombennacht vom 22. auf den 23. Oktober 1943 bis auf die Außenmauern zerstört wurde. Ein durchaus möglicher Wiederaufbau wurde nach dem Krieg. aus polit. Gründen verworfen.

[3257] Siehe unten.

Palast[3258], jetzt Sitz der obersten Landesbehörden. Parallel mit der Königsstraße entwickelt sich die neue, nicht minder imposante Anlage der Friedrich-Wilhelms-Straße, deren Mitte Lindenalleen, Promenaden und Corso einfassen. Zwei Paläste im heitersten Style fesseln in dieser jüngsten Parthie der Hauptstadt das Auge zumeist: das Schwarzenberg'sche Haus[3259] und das **Palais der kurhessischen Stände**[3260]. Dieses wurde im Frühling der kurhessischen Freiheit nach einem großartigen Plane entworfen; aber es ging ihm, so heißt es, wie dem Verfassungswerke: – man schränkte und zwängte ein, schnitt da und dort ein Stück weg, und am Ende blieb von der Façade blos eine, die 7 Fenster breit ist, übrig, „weil die Mittel zu einem größern Bau nicht ausreichten." Für die jetzigen kurhessischen Verfassungszustände und ihre Bedürfnisse hat übrigens der Palast, der unter Ruhl's[3261] und Rudolph's[3262] Leitung vortrefflich ausgeführt ist, reichlichen Raum. Der Sitzungssaal (90 Fuß lang und 42 Fuß tief) kann außer den Deputirten über 300) Zuhörer auf den Gallerien fassen; aber dieselben sind nur zu oft und die prächtigen Logen des Hofs fast stets leer. Der Saal hat Kuppelbeleuchtung und ist von Ruhl's Meisterhand in Stucco einfach, aber mit Geschmack verziert. –

Die Altstadt[3263] sticht in ihrem architektonischen Aeußern gegen die obere Neustadt eben so ab, wie Hof und Bürgerthum. Das letztere ist hier zu Hause, und ein tüchtiges, kräftiges ist es, wie irgendwo in Deutschland. Einige fünfzig Straßen, unregelmäßig, enge, keine einzige schön, durchschlingen sich, oder stoßen auf den neun Märkten und Plätzen zusammen, welche freilich an Größe und Pracht mit jenen des neuen Cassels sich nicht vergleichen lassen: aber dafür erfreut das lebendige, rührige Treiben eines kräftigen Volks; Physiognomien, in welchen Arbeit, Unabhängigkeitssinn und Rechtsgefühl die Züge prägen, während in der Neustadt am häufigsten Livréengesindel und was diesem anhängt, widerwärtige Gesichter zur Schau tragen. Im Mittelpunkte der Altstadt steht der ehrwürdige Dom[3264] (gewöhnlich die große Kirche genannt), ganz frei auf dem St. Martinsplatze. Er ward in der Blüthenzeit des deutschen Kirchenbaustyls, im vierzehnten Jahrhundert, erbaut, und bleibt, wenn auch spätere Veränderungen und Zusätze Manches verunstalteten, immer ein herrliches Denkmal. In seinen Grabgewölben ruht eine lange Reihe guter und schlechter Fürsten Hessen's, deren Mausoleen in der Kirche selbst der Nachwelt in Sprüchen und Allegorien erzählen, was sie waren und was sie nicht gewesen sind. Das Monument für Philipp den Großmüthigen[3265] ist das prachtvollste und extravaganteste seiner Art vielleicht in ganz Deutschland; es nimmt die eine ganze Seitenwand der Kirche ein und reicht bis zum Gewölbe des Hauptschiffs. Es wurde um 1570 aus Marmor errichtet, wo die Sündfluth des verdorbenen

---

[3258] Das Palais der Landgrafen von Hessen-Rotenburg war das größte und prächtigste Stadtpalais Kassels. Es war 1769, wohl nach Plänen des Hofbaumeisters Christoph Philipp Diede (1719–1778), errichtet worden; 1813 wurde das Palais von der Regierung erworben und diente bis 1866 als „Kurhessisches Staatsministerium". Bei einem Luftangriff 1941 brannte das Gebäude aus, doch wurden nach 1945 die erhalten gebliebenen Teile wie Treppenhaus und Saalbau (beide von 1821) vorbildlich in einen Neubau integriert; dieser mußte schließlich 2006 einem Geschäftshauses Platz machen.

[3259] Wohl ein für den Kasseler Juristen und Ehrenbürger Daniel Wilhelm Ludwig Schwarzenberg (1787–1857) erbautes Wohnhaus am Königsplatz.

[3260] Bereits 1831 geplant, also im Jahr der Verabschiedung der für die damaligen Verhältnisse äußerst fortschrittlichen hessischen Verfassung (siehe hierzu S. 1068, Anm. 3268), wurde das Ständehaus schließlich in den Jahren 1834 bis 1836 nach Plänen von Julius Eugen Ruhl (1796–1871) errichtet. Nach dem Wiederaufbau dient es seit 1953 dem Landeswohlfahrtsverband Hessen als Hauptsitz.

[3261] Siehe oben.

[3262] Johann Conrad Rudolph (1784–1844).

[3263] Da die Kasseler Altstadt beim Luftangriff vom 22. auf den 23. Oktober 1943 zu 97 % zerstört wurde, und man nach dem Krieg zudem noch der Ansicht war, auch die letzten Reste der ursprüngl. Bebauung großflächig beseitigen zu müssen, steht fast keines der hier erwähnten Gebäude mehr, würde es sich also eigentl. erübrigen, weiter darauf einzugehen.

[3264] Die Kasseler Martinskirche war 1462 geweiht worden. 1943 wurde sie durch britische Fliegerbomben stark beschädigt, wobei die Langhausgewölbe und -pfeiler einstürzten. Beim Wiederaufbau in den Jahren von 1954 bis 1958 entschied sich der Trierer Architekt Heinrich Otto Vogel (1898–1994), das Kirchenschiff zwar in der ursprüngl. Forum zu rekonstruieren, doch für die Türme eine moderne Formensprache zu wählen.

[3265] Philipp I., genannt der Großmütige (1504–1567), seit 1509/1518 Landgraf der Landgrafschaft Hessen.

Geschmacks aus Italien[3266] schon über die deutsche Kunst hereingebrochen war. – In seinen ältesten Theilen nicht jünger als der Dom des heil. Martin ist das Rathhaus[3267] am Marktplatze. Der ihm vor einigen Jahren gegebene Name: „Feldlager der hessischen Freiheit!“ will kaum mehr passen, seitdem ihre Reihenführer im Thurme sitzen, oder im Grabe schlummern, und trotz der Fahnen der Bürgergarde, welche im Rathssaale schirmend hängen, kein braver Mann mehr Bürgermeister werden will: – immer aber werden die Vorgänge, welche hier in den Septembertagen des Jahres 1831[3268] statt fanden, was auch noch geschehen möge, um ihr Andenken zu trüben, einen vergangenen Zeitraum in der hessischen Geschichte schließen, und zugleich die seyn, mit denen eine neue Aera anhebt. – Merkwürdige Gebäude der Altstadt sind noch der neue Stadtbau, deren Zimmer und Säle für geselliges Vergnügen, zu Conzerten und Bällen, zu den Ausstellungen von Kunstgegenständen, Versammlungen des Kunstvereins und des Vereins für hessische Geschichte etc. bestimmt sind; das Hauptzollamtsgebäude mit den Dienstwohnungen und Bureaus der Mauthbeamten; das Zeughaus mit Armatur-Seltenheiten; der alte Collegienhof und die lutherische Kirche[3269] mit schönen Bildern von Tischbein[3270], und die große Maschinenfabrik von Henschel und Sohn[3271].

Die untere Neustadt ist derjenige Stadttheil, welcher am wenigsten architektonisches Interesse hat. Sine hübsche Kirche, das guteingerichtete Waisenhaus mit Gartenanlagen und die ehemalige Zwingburg (das sogenannte Kastell), welche zuweilen als Staatsgefängniß benutzt wird, machen die Sehenswürdigkeiten dieses kleinen Stadtviertels aus.

Cassel's Schönheitsruf beginnt mit der Regierungsepoche Karl's[3272], eines weisen und guten Fürsten, der durch Aufnahme der aus ihrem Vaterlande vertriebenen Reformirten neue Keime der Bildung, des Geschmacks und der industriellen Thätigkeit herpflanzte, durch den Zuwachs der Bevölkerung die Anlage der obern Neustadt veranlaßte und diese seine Schöpfung unausgesetzt mit Bauanlagen schmückte, welche sein geläuterter Geschmack von den Auswüchsen frei hielt, die die meisten Werke jener Zeit in Deutschland zu wahren Wechselbälgen der Kunst verunstaltet haben. 60 Jahre lang hat Karl für das materielle und geistige Wohl seines Landes gewirkt. Sein Nachfolger, Friedrich I.[3273], als Gatte der Königin Eleonore Friederike[3274] auf Schwedens Thron berufen und fern von seiner Hauptstadt, ließ nur erhalten, was Karl gegründet hatte; um so glänzender aber war die Regierungszeit Friedrich's II.[3275] für Cassel, von 1765 bis 1785. Dieser Fürst, den die Baulust als Leidenschaft beherrschte, welche zu befriedigen er auch solche Opfer nicht scheute, vor denen das Herz eines rechten Landesvaters zurückschreckt[3276], ließ eine Menge berühmter Baumeister kommen, um die überschwenglichen Ent-

---

[3266] Des Barocks, der im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[3267] Das 1408 errichtete und 1837 abgerissene Altstädter Rathaus am Altmarkt (siehe hierzu auch S. 1066, Anm. 3251).

[3268] Joseph Meyer meint hier sicherlich die revolutionären Unruhen Ende September 1830, aus denen letztlich die liberalste Verfassung Europas hervorgegangen war, die, nach der Verabschiedung am 5. Januar 1831 dann am 8. Januar feierlich verkündet wurde. Sie wurde allerdings vom Landesherrn nicht nur niemals anerkannt, sondern von diesem auch aufs heftigste bekämpft.

[3269] Die Alte Lutherische Kirche; das erwähnte Werk Tischbeins d. Ä. (s. u.), die Verklärung Christi aus dem Jahre 1765, ist heute in der neuen Lutherkirche zu finden.

[3270] Der Kasseler Hofmaler und Akademiedirektor Johann Heinrich Tischbein d. Ä. (1722–1789).

[3271] Die von Georg Christian Carl Henschel (1759–1835) 1810 gegründete Fabrik sollte sich zu einem der bedeutendsten Hersteller von Lokomotiven, Bussen und Lastkraftwagen entwickeln; 1957 wurde sie liquidiert.

[3272] Karl (1654–1730), seit 1670 Landgraf von Hessen-Kassel.

[3273] Friedrich I. (1676–1751), seit 1730 Landgraf von Hessen-Kassel und seit 1720 auch König von Schweden.

[3274] Ulrika Eleonore von Schweden (schwed. Ulrika Eleonora av Sverige; 1688–1741), seit 24. März 1715 mit Friedrich von Hessel-Kassel (s. o.) verheiratet.

[3275] Friedrich II. (siehe hierzu S. 3246, Anm. 3246) war der erste und einzige Landesfürst Hessen-Kassels nach der Reformation, der zum kath. Glauben übertrat. Zudem war er der erste Fürst der Aufklärung in Hessen.

[3276] Joseph Meyer meint hier den weiter unten ausführlicher angesprochenen berühmt-berüchtigt gewordenen „Soldatenhandel“ mit Großbritannien, unterläßt es dabei jedoch darauf hinzuweisen, daß dieser damals sowohl in monarchisch als auch in republikanisch (Schweiz) verfaßten Territorien allgemein üblich war, Friedrich II. von Hessen-Kassel also nicht der einzige Potentat war, der mit derlei „Geschäften“ seine klamme Kasse füllte. Ihm muß

würfe auszuführen, welche er für die architektonische Verherrlichung seiner Hauptstadt gemacht hatte. Durch sein Beispiel, und wo es nöthig war, durch unmittelbare Aufforderung erweckte er gleichartige Bestrebungen bei seinen Hofdienern, den Beamten und den Reichern des Gewerbstandes: und während er Kirchen, Brücken und Paläste aufführte, Lustgärten mir Wasserkünsten und Orangenhäusern anlegte, erhoben sich ganze Straßen der schönsten Privatwohnungen. Zweckmäßige Bauordnungen entfernten zugleich eine Menge Uebelstände, welche die ältern Stadttheile verunzierten. Wollte Jemand bauen und der Riß gefiel dem Fürsten, so schenkte er wohl Steine und das Material dazu, oder erleichterte die Aufführung durch Anleihen für geringe Zinsen. Den Künsten und Wissenschaften befreundet, erweiterte er die vorhandenen Sammlungen und stiftete neue und prächtige Gebäude zu ihrer Bewahrung.

Trotz dieser Bauten, trotz eines Heeres von Künstlern aller Art, welche er zu ihrer Ausschmükkung von überall her an seinen Hof rief und freigebig besoldete, trotz der glänzenden Feste, die er veranstaltete, drückte keine neue Steuer Hessens Volk: – vielmehr verminderte er die Abgaben, die bis zu seiner Regierungszeit auf dem Lande gelastet hatten. Wie er das angefangen? Leider! gibt die Geschichte eine furchtbare Antwort: Er verkaufte die Söhne des Hessenlandes für so und so viel den Kopf an England, das im deutschen Blute die junge Freiheit in Amerika zu ersäufen gedachte. Aber die Vorsehung machte es anders. Die Gebeine der verhandelten Hessen, sie düngten zwar Neuenglands Küsten; doch die Freiheitssaat wuchs um so herrlicher auf, und nach sieben Jahren kehrten die Trümmer von zehntausend hessischen Jünglingen zurück, – vom frischen Lebenskranze wenige welke Blätter. – Da war Trauer vollauf im Hessenlande; aber in der Hauptstadt erhob sich die eherne Riesenstatue des Landgrafen im Costüme der Cäsaren, mit der Inschrift: ***Friderico II. Patria*** – : und, um das römische Kunststück vollkommen nachzumachen, „auf Kosten und durch Beschluß der hessischen Stände!“ – die freilich, nach ihrer damaligen Zusammensetzung, so wenig geeigenschaftet waren, die hessische Volksmeinung auszudrücken, als ein römischer Senat zu Hadrians Zeit die der Völker im römischen Weltreiche. Die Franzosenherrschaft entfernte die Statue; die Restauration, gewiß nicht in einem Uebermaße von Schicklichkeitsgefühl, ließ sie 1818 wieder aufrichten, und dort, auf dem Friedrichsplatz, prangt sie noch heute und mit demselben Rechte, wie so manches Monarchenbild von Erz oder Marmor anderwärts.

Auf Friedrich II. folgte Wilhelm I.[3277], welcher zur Verschönerung Cassels manches Neue fügte, während er das Aeltere erhielt. Eine völlige Umgestaltung aber trat ein, als Napoleon mit einem Federstrich Hessen’s Kurfürsten aus der Liste der Regenten that und seinem Bruder Land und Leute mit Königstitel als Vasallenlehn hingab. Urplötzlich war die Metamorphose gekommen und der volle Athem des Zeitgeistes hauchte nun über die Hauptstadt des westphälischen Königreichs hin. Nicht die Zöpfe allein schwanden; in tausendfacher Regung trieb das neue Leben Keime, schlechte und gute; – aber Hieronymus[3278] war nicht der Mann, der jene ausjäten, diese pflegen mochte, wild schoß Alles neben einander auf und das Schlechte wucherte bald freudiger als das Rechte. – Die französischen Intendanten und Directoren administrirten wie im eroberten Lande, die besten Domänen wurden Dotationen französischer Generale, andere wurden verschleudert und verhandelt; – im Interesse des Landes geschah nichts: Cassel jedoch stand sich nicht übel dabei, ein heiteres, lustiges, sorgloses Leben strömte vom

---

sogar zugute gehalten werden, daß er nicht nur befahl, bei der Anwerbung strikt auf die Freiwilligkeit der künftigen Soldaten zu achten, also damit jeden Anwerbezwang verboten hatte, sondern daß er sich für jede einzelne Kriegsversehrung bzw. jeden eingetretenen Todesfall Entschädigungszahlungen ausbedungen hatte, die sämtlich in wohltätige Stiftungen flossen und auf diesem Wege den Angehörigen zugute kamen. Daß diese Art Geschäftemacherei an deutschen Höfen offensichtlich weit verbreitet war, belegt u. a. auch Friedrich von Schillers „Kabale und Liebe – ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen […]“ (Mannheim: Schwanische Hofbuchhandlung 1784), in dem der Dichter im „Zweiter Akt“, „Zweite Szene“, S. 39ff., Lady Milford, die eigentl. Franziska von Hohenheim (1748–1811), die Maitresse des württ. Herzogs Carl Eugen (1728–1793) vorstellt, dazu ablehnend Stellung nehmen läßt (siehe hierzu auch S. 1076).

[3277] Wilhelm I. (1743–1821), seit 1760 als Wilhelm IX. Graf von Hanau, seit 1764 dort Regent und ab 1785 regierender Landgraf von Hessen-Kassel. Aufgrund der 1803 im Reichsdeputationshauptschluß erfolgten Erhebung zum Kurfürsten nannte er sich Wilhelm I.

[3278] Jérôme Bonaparte (eigentl. Girolamo Buonaparte; 1784–1860), der jüngste Bruder Napoléon Bonapartes. Von 1807 bis 1813 war er unter dem Namen Jérôme Napoléon bzw. Hieronymus Napoleon König des Königreiches Westphalen, zu dem Hessen-Kassel während dieser Zeit de facto gehörte.

Hofe herein in die Beamten- und höhern Bürgerkreise. Das königliche Cassel hatte eine Zeit, welcher sich Viele noch als einer goldenen erinnern. Aber da kam der Sturm, der die Eiche niederwarf, unter deren Schatten so manche wurzellose Herrschaft eine Zeitlang ihre Triebe geschoben hatte. Der Spieß des Kosacken schreckte den König vom Faulbette auf; er warf seine Krone weg und über das große Stoppelfeld von Leipzig wanderte wieder der hessische Löwe ein. Hieronymus ging aus Hessen bettelarm – und das ist sein bester Ruhm.

Wilhelm I. strich, wie Napoleon mit ihm gethan, so die Napoleon'sche Zeit aus der hessischen Geschichte; wer seinen abgeschnittenen Zopf noch bewahrt hatte, holte ihn wieder vor, und wer keinen hatte, – der steckte sich einen gemachten an. Man spielte damals eben die alte Zeit wieder, wie man früher französisch gespielt hatte; indeß schritt die Zeit selbst tüchtig voran. Die Kernfrucht der französischen Revolution ist eine für die Ewigkeit geworfelte[3279] und in Deutschland war Napoleon ihr Sämann, ohne daß er's selbst gewollt. Die Spreu verflog, die Körner gingen im Stillen auf. – Die Hessen, als Volk, waren in den sechs Jahren der westphälischen Herrschaft weiter gekommen, als sie sonst in sechs Jahrzehnten gekommen seyn möchten. Wer's nicht sah, nicht sehen konnte und nicht sehen wollte, das war der Kurfürst. Er starb – und der einzige große Gedanke seines Lebens geht nun wie ein Riesengespenst am hellen Tage um und stattet das schöne Cassel mit dem unheimlichen Conterfei eines „verwünschten Schlosses" aus. Die Kattenburg[3280] sollte, wie eine Apotheose der Fürstenmacht, sich über alles Gemeinere und Niedrigere erheben: – über eine Million Thaler kostete die Substruktion allein; andere Millionen waren zur Vollendung nöthig und gesammelt; aber keine Hand regte sich mehr zum Fortbau, nachdem die Hand starr geworden war, deren Wink die Massen von Arbeitern um den neuen Thurm von Babel geschaart hatte, und wo die hessischen Regenten in vergoldeten Festsälen ehrfurchtsvolle Huldigungen entgegen nehmen sollten, – da sehen jetzt die Casseler dürres Gestrüpp ranken, Käuze flattern, Unken schleichen und die Ratten halten Rath und Gelag.

Bei der Kattenburg Schicksal mag man die Schmälerung des Ständehauses leicht vergessen. – Wenn wir aber von den allgemeinen Hemmnissen eines Gesund- und Starkwerdens Deutschlands, von dem einerseits absolutistischen und hierarchischen Fortschreiten und von der anderseits gleich widerlichen Neigung zum Materialismus und zu dem einer höhern Intelligenz feindlichen und Gleichgültigkeit gegen die ideellen Güter nährenden Treiben ab und auf die constitutionellen Zustände Kurhessens sehen, auf die Ereignisse, welche dort das öffentliche Leben bis in das tiefe Innere erschüttern: – so stimmen wir der tröstenden Ueberzeugung bei, welche der brave, gefangene Jordan[3281] aussprach: „Das constitutionelle Leben ist ein Keim der Zeit, – und was in der Zeiten Grund am tiefsten wurzelt und zum kräftigsten und dauerhaftesten Baume groß wächst, das gedeiht nur langsam und reift unter Stürmen. Eine große Idee, welche einmal in der öffentlichen Meinung, von deren Daseyn und Macht jeder Tag neues Zeugniß gibt, Wurzel geschlagen hat, die entwickelt sich vermöge der eigenen, innewohnenden Lebenskraft stets bis zu ihrer gänzlichen Vollendung, und wird sie auch in ihrem Fortgange durch äußere Hindernisse aufgehalten, so dient das nur, ihre verborgene Kraft zu spannen. Zur rechten Stunde sprengt sie dann schon die Kruste mit Uebergewalt, und um so rascher, vollkommner durchgeht sie dann die Stadien ihrer Entwickelung. – Kein Schmetterling ohne Verpuppen."[3282]

[3279] „getreide durch werfen mit der wurfschaufel oder windmaschine von der spreu reinigen" (DWG, Bd. 30, Sp. 1458).

[3280] Der 1816 bis 1821 in Angriff genommene Neubau für das 1811 abgebrannte Stadtschloß, der jedoch nie zum Abschluß kam. Die letzten Reste der Bauruine wurden erst 1870 beseitigt.

[3281] Der liberale österr. Jurist Sylvester Jordan (1792–1861) war maßgeblich am Zustandekommen der im Januar 1831 feierlich verkündeten liberalen Verfassung von Hessen-Kassel beteiligt; 1839 wurde er wegen angeblicher Beteiligung an der Vorbereitung des Frankfurter Wachensturms und weiterer sogenannter revolutionärer Umtriebe in Untersuchungshaft genommen, 1843 dann zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt und auf dem Marburger Schloß inhaftiert; das Urteil wurde jedoch 1845 durch das Oberappellationsgericht Kassel aufgehoben, und Jordan erhielt wieder seine Freiheit.

[3282] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

CCCCXXXIV



Gez. v. C. Reiss

DIE LÖWENBURG ZU WILHELMSHÖHE
bei Kassel

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 37-39.

CCCCXXXIV. Die Löwenburg[3283] auf der Wilhelmshöhe bei Cassel.

Das schöne Cassel hat nicht allein den Vorzug vor andern kleinern deutschen Residenzen, mit vielen Prachtgebäuden zu prangen, auch in seiner Umgebung hat die Kunst mit einer freundlichen Natur zu seinem Schmucke sich vereinigt. In einem Umfange von 3 Stunden sind der Lust- und Jagdschlösser für die fürstliche Familie so viele, als Tage in der Woche. Die Krone aller ist Wilhelmshöhe, ein Palast, der mit seinen Parkanlagen einem Herrscher ziemen möchte, zu dessen Hofhalt so viele Millionen beizusteuern haben, als ein Kurfürst von Hessen der Unterthanen Zehntausende zählt.

Eine von einer Lindenallee beschattete, sechzig Fuß breite Straße führt zwischen den Landhäusern und Gärten von Kassel zu dem Fuße des Habichtswaldes, wo die Anlagen beginnen, die sich stundenlang bis zur Höhe des Gebirges hinziehen und Meiereien, Burgen, Schlösser, Wasserfälle, Felsen, Thäler, Berge, Auen und ganze Wälder einschließen. Fürstlicher Luxus hat hier getrachtet, ein irdisches Paradies zu schaffen, und wenn seinen Besitzern der süße Schlummer des Gewissens nicht gefehlt hat, so konnten sie es auch wohl finden. Das Lustschloß Wilhelmshöhe hat eine Fronte von 750 Fuß, viel größer als die der königlichen Residenz in Berlin, oder der Kaiserburg in Wien. Es besteht aus einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln und ist in jenem italienischen Prachtstyl gebaut, der in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts bei dem Bau fürstlicher Schlösser Sitte war. Breite, gebahnte Wege umgeben die imposante Gruppe. Es ist schon etwas Königliches in diesen magnifiken Pfaden, welche von Palast zu Palast führen. Reicher architektonischer Schmuck bedeckt die Façaden der Flügel, und den Mittelbau zieren auf beiden Seiten Frontons, jeder von 6 colossalen Säulen, die 47 Fuß hoch sind und 5 Fuß Durchmesser haben, getragen. Der hintere Fronton hat die Inschrift: *Wilhelmus Elector condidit*[3284]. Ueber der Mitte des Schlosses ragt, wie eine Krone, eine runde mit Kupfer gedeckte Kuppel, die eine 62 Fuß im Durchschnitt große Rotunde deckt, deren gewölbte, cassettirte Decke 12 freistehende corinthische Säulen stützen. Hier prangen die Bildnisse aller Ahnen des Kurhauses in Lebensgröße. Wer eine glückliche, aristokratische Anlage mitbringt, kann sich wie ein Fürst fühlen in der Mitte dieser fürstlichen Schaar, die unter dem Baldachin des gemalten Himmels mit den eisernen Wämsern und den ernsten, eisernen Blicken auf ihn herabschaut.

Das Schloß hat Stoff zu einem Buche; wir aber halten uns nicht länger auf, sondern wandern in den Park, zur Löwenburg. Sie liegt auf einem hohen Felsen und verbirgt unter der Außenseite einer Burgruine eine zwar beschränkte, aber gar reizende, fürstliche Wohnung im Geschmack des Mittelalters. Zugbrücken, die in schweren Ketten hängen, führen über die tiefen Felsgräben durch gewölbte Thore in den Burghof. Die Kunst des Steinmetzen hat die Pforten und Hallen reich ausgeschmückt; prachtvoll sind Ritter- und Speisesaal, in allen Fenstern leuchten die bunten Wappenschilder, hellpolirter Waffenschmuck der fürstlichen Ahnen und ihrer Ritter und Knappen steht und hängt an den getäfelten Wänden. Man sieht alte Tapetenmalereien in den Zimmern, die Corridors sind mit den Trophäen des edlen Waidwerks ausstaffirt, und selbst eine mittelalterliche Bibliothek fehlt nicht, mit Incunabeln und Meßbüchern in Schweinsleder und Pergamenten. In der Burgkapelle schläft der Erbauer – Kurfürst Willhelm[3285]; er ruht in einem Marmorsarkophage von der Lust aus, die er hier aus vollen Bechern geschlürft

[3283] Die im Auftrag von Landgraf Wilhelm IX. (siehe hierzu S. 1069, Anm. 3277) in den Jahren zwischen 1793 und 1801 nach Entwürfen von Heinrich Christoph Jussow (1754–1825) errichtete Löwenburg gilt als eines der ersten bedeutenden Gebäude der Neugotik in Deutschland.

[3284] Lat., „[Dies] schuf Kurfürst Wilhelm".

[3285] Siehe hierzu S. 1069, Anm. 3277.

hat. Ruhl's[3286] geschickte Hand fertigte sein Grabmal, an dem die Kunst besser ist, als die Idee: – denn die Darstellung bezieht sich auf den feierlichen Empfang des Kurfürsten im – Elysium! Dabei fällt mir der Bauer ein, der von seinem verstorbenen Amtmanne allerhand Streiche erzählte, und bei jedem Punktum in der Erzählung allemal an seine Mütze griff und ausrief: „Gott hab' ihn selig!"

„Gott hab' ihn selig!" ruft auch das Volk dem Fürsten über dem Sarge nach; denn das Volk ist mild, es erwidert nie erlittene Kränkungen, und nach dem Tode eines Fürsten, wie bald hat es solche vergessen! Nur im offenen Kampfe verwundet es – nach dem Kampfe reicht es dem Gegner fast immer willig, gutmüthig, mitleidig und versöhnend den Arm hin. Das Volk mordet nicht wehrlose Gefangene, quält nicht die Ueberwundenen, verfolgt nicht Geflüchtete, sucht nicht Versteckte auf, beunruhigt nicht Verdächtigte. Es kennt keine Rache! – Wären alle Mächtigen so, wie viel Jammer weniger wäre auf Erden! Und wären jene Buben nicht, welche die Rachsucht stets als Gerechtigkeit preisen, die Regeln der Gewalt als heilige Gesetze auf den Altar stellen und die Völker für Tiger ausgeben, welche man bändigen müsse mit allen Mitteln der Gewalt, wenn man nicht von ihnen zerrissen werden wolle, – so wären gewiß auch Erscheinungen viel seltner, wie sie bis auf den heutigen Tag in so vielen Ländern, nah und fern, das Auge des Menschenfreundes schmerzen, sein Gefühl empören und sein Herz mit Trauer füllen.

[3286] Siehe hierzu S. 1067, Anm. 3260.



WILHELMSHÖHE
BEI CASSEL.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 289-291.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 231-234.

Wilhelmshöhe bei Kassel.

Eine Stunde westwärts von Kassel, am Ende einer schnurgeraden Allee, an der reizende Villen in Eleganz und Zierlichkeit mit einander wetteifern, am Fuße des Karlsberges steht das prächtige Schloß von Wilhelmshöhe, das Kurfürst Wilhelm I.[3287] in den Jahren 1788–98 an derselben Stelle erbauen ließ, an der früher das gothische Schloß Weißenstein stand, so benannt nach dem noch sichtbaren weißen Felsen. Der Oberbaudirektor Jussow[3288] führte das neue Schloß im altrömischen Style auf.

Wie herrlich sich dasselbe präsentirt, zeigt unser Bild. Im Vordergrund der klare, leicht bewegte Teich, auf dem schneeweiße Schwäne rudern und der ringsum von den prachtvollsten Baumgruppen umgeben da liegt wie eine Perle in schön geformter Muschel. Ringsum ein Park, der mehr als zwei Stunden Umfang hat, den größten Theil des Karlsberges umfaßt und berühmt ist durch seine Anlagen, die zu den großartigsten und merkwürdigsten in Europa gehören. Die in allen Farben strahlenden und von allen Wohlgerüchen duftenden Blumenbosquets, die das Schloß umgeben, vermag unser Bild uns nicht vorzuführen, aber es zeigt uns im Hintergrund den zum Himmel springenden, 190 Fuß hohen und 12 Fuß starken Wasserstrahl einer Fontaine, der als Staubregen wieder herunterfällt und uns dadurch schon einen kleinen Begriff gibt von all' den Wasserwundern, die hier noch auf uns warten. Und links vom Beschauer auf hohem bewaldeten Berggipfel erhebt sich das Oktogon, das achteckige Schloß, das Landgraf Karl[3289] 1701–14 nebst den Kaskaden durch den Italiener Guernieri[3290] erbauen ließ. Eine Doppeltreppe von 842 Stufen führt hinan. Die untersten Stockwerke des Schlosses sind aus rohen Steinen erbaut, das oberste besteht aus 102 massiven, gekuppelten, 48 Fuß hohen toskanischen Säulen, welche die über das ganze Gebäude laufende und mit einer Ballustrade umgebene Platform tragen. Auf der Vorderseite derselben erhebt sich eine 96 Fuß hohe Pyramide von Quadersteinen mit fünf übereinanderstehenden Kreuzgewölben. Auf dem Plateau dieser Pyramide ruht ein 11 Fuß hohes Piedestal, das eine Statue des Herkules (man nennt ihn hier öfters den „großen Christoph") trägt, die 31 Fuß hoch und 1717 von Küper[3291] aus Kupfer gefertigt und in neuerer Zeit restaurirt ist. Der Herkules ist hohl und man kann auf Leitern bis in die Keule steigen, die er trägt, und dort durch eine Fensteröffnung die reizendste Aussicht genießen. Ganz Kassel überschaut man wie aus der Vogelperspektive, und bis nach Gotha, bis zum Inselsberge und Brocken reichen die Blicke, denen der reizende Vordergrund des Parkes schon in der Nähe die wechselndsten Genüsse bietet.

[3287] Siehe hierzu S. 1069, Anm. 3277.

[3288] Heinrich Christoph Jussow (siehe hierzu S. 1072, Anm. 3283), der jedoch nur für den Mittelteil verantwortlich zeichnet. Die Ausführung des Weißenstein- und Kirchflügels beruht auf Entwürfen des Simon Louis du Ry (siehe hierzu S. 1064, Anm. 3242).

[3289] Siehe hierzu S. 1068, Anm. 3272.

[3290] Giovanni Francesco Guerniero (ca. 1665–1745).

[3291] Der Hofkupferschmied Otto Philipp Küper (1692–1770), allerdings wohl mit maßgeblicher Unterstützung durch den Augsburger Goldschmied Johann Jacob Anthoni (1674–1725).

Zwischen den erwähnten Treppen des Riesenschlosses stürzt sich eine dreifache Kaskade 900 Fuß lang und 40 Fuß breit in Zwischenräumen von 150 zu 150 Fuß, durch Bassins unterbrochen, herab in ein kolossales Becken, das auch noch andern Wasserkünsten zur Speisung dient und mit vielen abenteuerlichen Gruppirungen und Gestalten geziert ist, von denen freilich ein Theil dem Zahn der Zeit erlegen. Von neuerem Datum ist die Teufelsbrücke und der von dem Wasserbauinspektor Steinhöfer[3292] angelegte und nach ihm benannte Steinhöfersche Wasserfall, der wild über Felsen in einer romantischen Wald- und Felsenpartie des Parkes herniederdonnert.

Diese Wasserkünste befinden sich nur Sonntags im Gange, einzelne derselben auch Mittwochs. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten sind alle zugleich zu sehen.

Dies Spielen mit dem Wasser, dies Zwanganthun der Natur überhaupt ist ein charakteristisches Merkmal des 18. Jahrhunderts. Alles sollte sich den Launen fürstlicher Willkür fügen – warum nicht auch die Elemente, warum nicht auch das Wasser? Es durch kunstreiche Bauten und alle mögliche Zwangsmaßregeln bergauf zu treiben, statt ihm seinen natürlichen Lauf zu lassen, die mühsam gebändigte und eingeengte Kraft lange gefesselt zu halten, um ihren plötzlichen Sprung in die Freiheit zu einem momentanen Schauspiel zu machen, Hunderttausende zu vergeuden, um so das Wasser in des Menschen Dienst zu zwingen, nicht etwa zum Nutzen und Segen der Mitmenschen, sondern nur um die Prunksucht der Gebieter und die Schaulust müßiger Gaffer zu befriedigen – das war so recht im Geiste jener übermüthigen Großen, die in Allem, was zu ihrer Umgebung gehörte, nichts sahen, als Werkzeuge ihrer Unterhaltung, ihres Vergnügens. Man spielte mit dem Wasser durch kunstreiche Fontainen und – wunderbar! man spielte auch zugleich in denselben Hof- und Salonkreisen mit dem Feuer der Philosophie und der Aufklärung ein geistreiches Gesellschaftsspiel – bis es denn doch die zarten Finger verbrannte und, da diese es nicht mehr zu bändigen vermochten, das Haus über ihren Häuptern in helle Lohe setzte. –

Was kümmerte es den Landgrafen Karl, der diese Wasserwerke an legte und überhaupt den Karlsberg zu einem fürstlichen Lustort wandelte, wenn während dem, daß er so Erstaunenswürdiges schuf, sein Volk immer mehr ächzte und verkümmerte unter den auferlegten Steuern und sein Land entvölkert ward, weil der spanische Successionskrieg[3293] seine besten Söhne hinwegraffte, während die holländischen und englischen Subsidien des Fürsten Tasche füllten! Je mehr seiner Unterthanen er als Kanonenfutter an fremde Mächte verschacherte, um so größere Summen konnte er auf den Glanz seiner Schlösser und auf seine Wasserkünste verwenden.

Und wie Friedrich II.[3294], der Vater Wilhelms I., des Erbauers des neueren Schlosses, diesen abscheulichen Menschenhandel immer weiter und ins Große trieb, wie er 12,000 Mann für 21,276,778 Thaler an England zum Kriege gegen die nach Freiheit ringenden Nordamerikaner verkaufte: das hat uns Schiller in „Kabale und Liebe“ so ergreifend und wahr geschildert, daß wir aus diesen zum kunstreichen prächtigen Bau gefügten Steinen nur wieder die Anklage gegen die Verbrechen ihrer Urheber lesen.

Jetzt freilich verkauft der Kurfürst die eigenen Landeskinder nicht mehr nach Amerika, – jetzt wandern sie freiwillig dahin aus, weil sie daheim vergeblich auf eine Verbesserung ihrer Lage, auf die Wiederherstellung ihres Rechtes warten, – dieses brave Volk der Hessen, in seinem treuen Festhalten an Gesetz und Pflicht ein Mustervolk für alle deutsche Stämme. –

Dennoch wollen wir unsern Rundgang auf Wilhelmshöhe beenden. Da ist noch, gleichfalls hoch, aber weit entfernt von dem Herkules und ganz einsam im Walde, die Löwenburg gelegen. Erst vor etwa 60 Jahren ward sie im mittelalterlichen Styl erbaut und entsprechend eingerichtet. Die Burg ist nicht großartig, nicht imposant, aber reizend und, wenn man es von einem Gebäude sagen darf, überaus

[3292] Karl Steinhöfer (1747–1829).

[3293] Kabinettskrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten span. Habsburgers, König Karl II. (1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

[3294] Siehe hierzu S. 1066, Anm. 3246.

liebenswürdig. Sie enthält eine Rüstkammer mit den Rüstungen Wallensteins, Gustav Adolfs, Moritz' von Sachsen[3295] und anderer berühmten Helden. – Noch andere Sehenswürdigkeiten birgt der Park: das nach dem neapolitanischen Monument ausgeführte „Grab Virgils", das chinesische Dörfchen Mönlang, mit einer Pagode etc. – An den Park grenzt der Thiergarten, in dem auserlesenes Hochwild gehalten wird, und wir würden uns an dem Anblick stolzer Hirsche mit majestätischen Geweihen und zierlicher Rehe, wie an allen den reichen Schönheiten der hier vereinigten Natur und Kunst gern erfreuen – „wenn nur die bösen Träume nicht wären".

Luise Otto.[3296]

[3295] Moritz von Sachsen (1521–1553), seit 1541 Herzog des albertinischen Sachsens sowie von 1541 bis 1549 Herzog von Sagan und ab 1547 auch Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[3296] Die sozialkritische Schriftstellerin und Mitbegründerin der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung Louise Otto-Peters (1819–1895).

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 63-66.

CCCXCV. Ulm.

In einem freundlichen Thale der hier schon schiffbaren Donau, an der Marke zweier Königreiche, liegt die uralte Hauptstadt des Schwabenlands, Ulm, sonst frei, groß, stark und reich; jetzt eine der guten Städte Würtembergs. Es ist der Sitz der Behörden eines Kreises und Oberamts.

Der goldene Tag Ulms ist längst vorüber; doch steht seine Gegenwart dem Morgen näher als der Mitternacht. Schon die Urgroßväter sahen die Sonne untergehen, und die Aeltern der jetzigen Generation haben die schwärzeste Nacht und das tiefste Weh überstanden. Geht auch die Nachkommenschaft der Lebenden noch im Zwielicht und Morgennebel, dauert es auch noch eine Weile, bis die Sonne wärmend durchscheint und der glänzende neue Tag da ist: so kann er doch nicht ausbleiben; die Zeit und ihre Verhältnisse verheißen ihn zuversichtlich. In der sich rasch vorbereitenden Umgestaltung des commerziellen und industriellen Lebens Deutschlands und Europas überhaupt muß Ulms glückliche Lage an dem Punkte, wo der größte Strom des Welttheils[3297] zuerst Schiffe trägt, zur vollen Geltung gelangen. Es wird ihm die Vermehrung der Bevölkerung, des Gewerbfleißes und Wohlstandes aus derselben Quelle fortströmen, aus der sie ihm vor Jahrhunderten so reichlich floß.

Schon offenbart sich das neue Gedeihen Ulms mehr und mehr mit jedem Jahre. Die Bevölkerung, welche vor drei Dezennien unter 12,000 gesunken war, hat sich seit dem Frieden auf 18,000 erhoben, und Handel und Industrie haben sich in gleichem Verhältnis gemehrt. In den theilweise verödet gewesenen Straßen ist wieder ein rühriges Leben, der verarmte Handwerksstand kräftigt sich allmählig, und der anscheinend ganz erstorben gewesene Unternehmungsgeist der Ulmer treibt neue Schößlinge zu starken Aesten. Der Ulmer Handelsstand war vor ein paar Jahrzehnten an den Börsen fast verschollen; jetzt gebietet er wieder über große Hülfsmittel, den uralten Ruf der Energie, Thätigkeit und Sparsamkeit hat er sich neu erworben und er erntet seine Früchte. Im Allgemeinen geht Ulm auf gleicher Linie mit Nürnberg, Augsburg und Regensburg stätig, wenn auch nicht eilig, den Weg des Gedeihens und Verjüngens.

Und auch darin ist es jenen Schwesterstädten gleich, daß es das wohlbewahrte, alte Gewand nicht leichtfertig abwirft, sondern es liebend putzt und sich zu erhalten sucht. Das gemüthliche Gesicht der alten, süddeutschen, großen Reichsstädte schaut Einem in Ulm noch frisch an: – die unregelmäßig in einander geschlungenen, dabei aber reinlichen und wohnlichen Straßen, die Häuser mit den hohen Giebeldächern, Spitzen und Wetterfahnen, die sonnigen Erker, die unregelmäßigen, nur dem Gesetz wohnlicher Bequemlichkeit dienenden Fenster, die sogenannten Guckhäuslein, und das Guckhütlein (so nennt man nämlich ein auf dem Dache zur Aussicht in’s Freie angebrachtes, kleines, freundliches Gemach) sind noch da. Der große Vorraum vieler Häuser heißt noch immer hier „die Laube,“ der uralte, ehemalige Sammelplatz der Familie, der Freunde und Nachbarn nach gethaner Arbeit zu Gespräch, Gesang und Saitenspiel. Er ist häufig mit Ziegelplatten auf Art der Mosaik ausgelegt und mit Gemälden ausgeschmückt. Doch verschwindet in neuerer Zeit dieser Theil der Häuser schneller: denn da, bei der Zunahme der Bevölkerung, der Raum werthvoller geworden ist, so wird er häufig zu Läden oder Wohnungen umgebaut.

Ulms große Zeit hat manches schöne Monument zurückgelassen: den weltberühmten Münster, das Rathhaus, den Kaiserhof (jetzt sogenannten Neuen Bau) u. a. m. Vor allem ist der Münster ein der Gegenwart kaum begreifliches Zeugniß von dem, was religiöse Begeisterung und Gemeinsinn über die Bürgerschaft einer mäßig großen Stadt vermochten; es ist räthselhaft, wie es möglich war,

[3297] Die Donau (griech. Ἴστρος, Istros; lat. Danubius, slowak. Dunaj, ungar. Duna, serbokroat. Дунав/Dunav, bulg. Дунав, Dunav; rumän. Dunărea; osman. طونه, Ṭūna).

sie zu Werken zu ermuthigen, die zu unternehmen manches Reich jetzt nicht wagen würde. Dem Cölner Dom allein (wenn er ausgebaut seyn wird[3298]) steht der Ulmer an Masse nach, und, von fern gesehen, wirkt er auf die ihn umgebende Häusermasse wahrhaft erdrückend. Der Maßstab ist so ungeheuer, daß er die Möglichkeit eines Vergleichs ausschließt, und die ihn umgebenden stattlichen und großen Wohnhäuser (er steht frei auf einem ansehnlichen Platze) erscheinen dem Betrachter klein und zerbrechlich. Des Münsters äußere Dimensionen sind: Länge 485, Breite 200, Höhe 141 Fuß. Sechs Zugänge führen in den Tempel; der prachtvolle Haupteingang ist unter dem Thurme, der, obschon unfertig gelassen, doch nahe an 400 Fuß hoch ist. Fertig würde er, die große Pyramide von Gizeh ausgenommen, das höchste Gebäude der Welt geworden seyn[3299].

Das Fundament dieses Baucolosses ruht auf einem Rost von Ulmenbäumen. 1377 wurde der erste Stein gelegt. Hundert und drei Jahre hatte der Bau gedauert, da wurde die Kirche geweiht. Dann wurden noch 122 Jahre am Thurme fortgebaut. Aber inzwischen war die neue Zeit herangekommen, und vor dem Wissen und der Erkenntniß, die sie mitbrachte, trat die Religion in den Hintergrund. Der Enthusiasmus für den Bau nahm ab, die Goldquellen, welche das Unternehmen nährten, rieselten schwächer. Der Hader in der Kirche öffnete der Menge die Augen. Zu ihrem Siechthum trat auch die Erschlaffung des Reichs, und die Krankheit des Hauptes verbreitete sich durch alle Glieder. Die freien, einigen Gemeinwesen in den Reichstädten zerrissen in Parteiungen, sie verwandelten sich in Oligarchien, und eine trugvolle, tyrannische Familien Kliken-Politik trat an die Stelle geschirmter Bürgerfreiheit. Bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreitete sich die Lähmung, Gleichgültigkeit für öffentliche Werke trat an die Stelle der Theilnahme, und mit dem Erstarren der politischen und religiösen Formen erstarb auch der letzte Hauch der Begeisterung, der die Seckel von Arm und Reich über zwei volle Jahrhunderte lang zur Fortsetzung des Riesenwerks offen gehalten hatte. Da erschien der Tag, wo die Steinmetzen die letzte Löhnung faßten und Schicht war fortan am Münsterbau für immer. 1502 wurde der Thurm, erst zu zwei Drittheile fertig, eingedacht; was in der Kirche noch zu ergänzen war, blieb ebenfalls unvollendet, was aber spätere Zeiten hinzugethan, war nicht Zier, sondern Unzier und Verunstaltung. Den nachfolgenden Geschlechtern, die unter ganz veränderten Verhältnissen und ihren Einflüssen groß gezogen worden, fehlte das Verständniß, den Architekten mangelte die Einsicht in die bedeutungsvolle Tiefe des ursprünglichen Bauplans. Den alten Baumeistern war Alles Symbolik, die Formen waren ihnen nur die Träger des Gedankens; die neueren hingegen, da die Begeistigung verflogen, sahen blos starre, todte Bilder der Willkühr oder der Humoresken Laune, und im Verhältniß, wie die innere Anschauung erblindete, bildete sich bei ihnen der Begriff der Berechtigung aus, andere willkührliche Formen an die Stelle der älteren zu setzen. Im Uebermuthe unkünstlerischen Selbstgefühls drängte, so hier wie anderwärts, die neuere Architektur gegen alle Schranken an, die ihre Nichtachtung des Alten hemmen wollten. Was dieser barbarische Umbildungstrieb anfing, das vollendete nachher wirkliche Zerstörungssucht. Mit Mäßigung hatten die Reformatoren im Beginn nur das Gerechteste begehrt; aber von der antagonistischen Gewalt auch ihrerseits zur Gewalt getrieben, konnte bald das Maß nirgends mehr gefunden werden, und plumpe Rohheit, wohl auch Habsucht, der nach den Kirchenschätzen gelüstete, mischte sich darein und fand ein weites Feld, ihren Leidenschaften zu stöhnen. Die Reformation war damals der weite Mantel, der gar vieles Schändliche verhüllte. Während der bilderstürmenden Epoche wurde auch der Münster seines Schmucks zumeist beraubt[3300]. Zwei und fünfzig Altäre und viele Capellen wurden weggerissen, die Heiligenstatuen, viele Gemälde und unzähliger Zierrath abgenommen und verschleppt oder vernichtet und von der harmonischen Auszierung des herrlichen Gotteshauses blieb blos Einzelnes zurück. Die öden Wände wurden während des dreißigjährigen Krieges noch öder. Später zwar hat die Kunst sich zur neuen Ausschmückung versucht; was sie that, war jedoch des Hauses nicht würdig und meist eben so dürftig, als geschmacklos. Erst 1817, bei Gelegenheit

[3298] Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184) hatte am 4. September 1842 den Grundstein zur Fertigstellung des Kölner Doms gelegt. Am 15. Oktober 1880 wurde unter Beisein des deutschen Kaisers Wilhelm I. (1797–1888) der Abschluß des Dombaus feierlich begangen.

[3299] Der am 31. Mai 1890 vollendete 161,53 m hohe Turm ist noch immer der höchste Kirchturm der Welt (siehe hierzu auch S. 1085, Anm. 3325).

[3300] Beim Bildersturm vom 19. Juni 1531 waren über 60 Altäre entfernt worden, darunter auch der Hauptaltar.

des Reformationsfestes, ist für die Restauration des Tempels Besseres geschehen. Aber unendlich viel ist noch zu thun übrig und ein Ausbau, dem ursprünglichen Plane gemäß, wäre der Zeit wohl würdig, die es unternommen hat, in Cölns Dom die größte architektonische Idee aller Zeiten und Völker zur vollendeten That zu machen. – Der Chor des Ulmer Münsters ist derjenige Theil, welcher von den Stürmen der Reformation am meisten verschont blieb. Seine trefflichen, wohlerhaltenen Glasmalereien sind das Beste, was die (nun neuerstandene) Kunst in Süddeutschland aufzuweisen hat. Vor dem Chor steht der Hauptaltar mit Hans Schäuffelins[3301] herrlichem Bilde, die Einsetzung des Abendmahls. Von Martin Schaffner[3302], Dürer's Zeitgenossen, ist der Gemäldeschmuck im Chore selbst; die schönen Bildschnitzereien eben da fertigte Daniel Meth[3303]. Ein kunstvolles Sakramenthäuschen, in Gestalt einer Pyramide, steht neben dem Chor, ein Werk des Meisters Jörgen Surlen[3304] um 1570. Von derselben Hand sind die Chorstühle geschnitten worden und das vortreffliche Christusbild in der Vorhalle; auch die kunstvolle Kanzel und der Taufstein.

Das Ulmer Rathhaus ist noch älter als der Münster und stand schon 1360. Auch da ist in den vielen Zimmern und Sälen mancher Schatz alter Kunst verborgen; aber Vieles ist schlecht gehalten, unpassend aufgestellt und bleibt fort und fort vernachlässigt. Im großen Rathsaale waren ehedem die Sitzungen der schwäbischen Reichsstände, als deren Haupt Ulm eine Zeitlang großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Reichs besaß. Im Gewölbe unter demselben modert das schwäbische Archiv, eine Masse von Dokumenten und für die ältere Geschichte des Vaterlandes ein Schatz, welcher der Hebung wohl vergeblich harren wird. Hier befindet sich auch ein merkwürdiges Werk des großen Keppler[3305], ein Hohlgefäß von Kupfer, auf welchem alle damals gangbaren Hohlmaße genau angegeben sind. – Tief unter dem Rathhause, wie unter dem Capitol des römischen Senats, sind scheußliche Kerker, in welchen die herrschenden Patrizier, nach der Unterdrückung der Bürgerfreiheit, den von Zeit zu Zeit heftig erwachenden Freiheitssinn der Bürger zu zügeln wußten. Man sieht noch die Folterkammer, man sieht noch die Kloben[3306] in der Mauer und an den Pfeilern, zur Ankettung der unglücklichen Schuldigen und der schuldlosen Opfer.

Fort aus diesen Schauergewölben und in Ulms lachende Umgebung! Den dichten Gartenkranz um die verfallenen Wälle fassen wir recht in s Auge, denn wir sehen ihn nicht wieder. In einigen Jahren wird er verschwunden seyn. Ulm soll ja wieder ein Waffenplatz ersten Ranges[3307] werden. Wunderlicher Plan! während die Künste und Interessen des Friedens, Eisenbahnen und andere Dinge, den Krieg für immer würgen, baut man Festungen! –

[3301] Hans Schäufelin (ca. 1480/1485–ca.1538 o. 1540).

[3302] Martin Schaffner (ca. 1478–nach 1546).

[3303] Das Chorgestühl war in den Jahren 1469 bis 1474 vom Schreiner und Bildhauer Jörg Syrlin d. Ä. (ca. 1425–1491) unter Mitarbeit des Bildhauers Michel Erhart (ca. 1440/45–nach 1522) geschaffen worden.

[3304] Das Sakramentshaus stammt von der Hand Moritz Ensingers (ca. 1430–1483).

[3305] Das Eichmaß des Astronomen Johannes Kepler (1571–1630).

[3306] „gespaltenes holzstück, zum klemmen, festhalten. wie alts., galt es mhd. als fessel, fuszfessel" (DWG, Bd. 11, Sp. 1215).

[3307] Die Bundesfestung Ulm war – neben Landau, Luxemburg, Mainz und Rastatt – eine von fünf dt. Bundesfestungen und Europas größte Festungsanlage. Sie war 1842 begonnen und 1859 fertiggestellt worden und sollte in Friedenszeiten eine Besatzung von 5.000 Soldaten des Bundesheeres umfassen; im Kriegsfall rechnete man sogar mit bis zu 20.000 Soldaten. Die Gesamtkosten für die Befestigungsanlage werden heute auf 16.500.000 fl. (siehe hierzu S. 85, Anm. 168) geschätzt.



ULM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 55f.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 12 u. 140.

Ulm.

„Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz und Ulmer Geld behält den Preis in der Welt", – ein Sprüchlein aus der Zeit vor der Kirchenverbesserung, welches schon lange nicht mehr gilt – am allerwenigsten das Ulmer Geld, an dessen Stelle heut zu Tage höchstens noch Ulmer Brod[3308], Ulmer Schnecken[3309] und Ulmer Pfeifenköpfe[3310] von sich reden machen. Damals freilich, als es, die trotzigste im Bund der schwäbischen Städte, manches Paroli dem Kaiser zu biegen [sic!] wagte, als es prunkte mit so berühmten Namen seiner Söhne, wie des gelehrten Agricola[3311], Melander[3312], Beham[3313], des Meisters Syrlin[3314], des Holzschneiders Schultes[3315], als noch 120,000 Freie-Reichsstädter Bürgerskinder an dem Reichthum Ulms geschäftig waren und seine 400 Leinwandfabriken mit allen Ländern Europa's verkehrten, das Ulm von damals verdiente wohl, mit den vier vornehmsten Städten des Mittelalters in einer Reihe genannt zu werden. Mit der Auffindung neuer See- und Handelswege nach dem Orient, mit der Entthronung der Königin der Adria und dem Entfallen des Dreizacks aus den gelähmten Händen der deutschen Hansa fing das Ulmer Geld an außer Kurs zu kommen, der dreißigjährige Krieg rüttelte an den Grundvesten der reichsstädtischen Macht, furchtbare Seuchen decimirten und verscheuchten die Bevölkerung, der Erbfolgekrieg[3316] im Anfang und der Franzosenkrieg am Ende des 18. Jahrhunderts gaben der Stadt gar den Gnadenstoß und Macks[3317] schimpfliche Uebergabe im Feldzug von 1805 heftete auch noch einen Schandfleck der deutschen Waffen an seine Mauern. Von der alten Herrlichkeit blieb der Reichsstadt nichts als der Münster, in dessen Aufbau der Geist der Reformation störend eingriff, und das aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stam-

---

3308 Ein Feingebäck.

3309 Im 18. und 19. Jhd. wurden pro Jahr ca. 500 Tonnen schwäb. Schnecken zum Verzehr nach Wien geliefert, wo das Faß mit 10.000 Schnecken einen Preis zwischen 25 und 40 fl. (siehe hierzu S. 85, Anm. 168) erbrachte.

3310 „Pfeifenköpfe von Holz, gewöhnlich von Birkenmasern künstlich geschnitzt. Sie haben von der Stadt Ulm, wo die größten Fabriken dieser Art bestanden, ihre Benennung." (Krünitz, 193. Bd., S. 579).

3311 Der Pädagoge Peter Agricola (1525–1585).

3312 Der reform. Theologe Dionysius Melander (ca. 1486–1561).

3313 Der Baumeister Hans Beham († 1531), der die Ulmer Stadtbefestigung nach den Vorstellungen Albrecht Dürers umgebaut hatte.

3314 Es ist nicht ersichtlich ob hier Jörg Syrlin d. Ä. (siehe hierzu S. 1080, Anm. 3303) oder sein Sohn Jörg Syrlin d. J. (ca. 1455–1521), beide waren Holzbildhauer, gemeint ist.

3315 Matthaeus Schultes (* vor 1652, † nach 1679).

3316 Der Spanische Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten span. Habsburgers, König Karl II. (span. Carlos II; 1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

3317 Der österr. General Karl Mack Freiherr von Leiberich (1752–1828) hatte am 20. Oktober 1805 kapituliert und die Festung Ulm den Franzosen übergeben, die nun freie Bahn nach Wien hatten, das sie am 13. November 1805 kampflos einnahmen.

mende Rathhaus, welches unser Bild darstellt[3318]. Das deutsche Haus, das Konventsgebäude, das Hospital, Zeughaus etc., welche indeß jetzt andern Zwecken dienen, überliefern uns noch das Gepräge des alten vaterländischen Baustils, wie die überhängenden Häuser in den engen krummen Gassen noch heute die Schattenseiten des alten Stadtwesens, die Behaglichkeit in der kleinen Welt, ebenso getreu bekunden, als der Münster dessen Lichtseite, das starke werkthätige Gemeinwesen, den Thatenstolz des Patrizierthums, die Pietät für das Uebersinnliche; alle Widersprüche des Mittelalters, in seiner erhabenen Großartigkeit wie spießbürgerlichen Absonderung finden sich in der architektonischen Physiognomie Ulms erhalten, und selbst die Kanäle und Flußarme, welche die Straßen so heimlich durchschleichen, erinnern noch lebhaft an jene Zeiten, da jedes Haus des Bürgers kleine Burg, der Wassergraben seine Vertheidigung war und jedes Pförtchen in einer altersgrauen Mauer ein Hinterhalt.

An der neuen Herrlichkeit Ulms, welche es der strategischen Wichtigkeit seiner Lage am Ausgang der Schwarzwaldpässe und linken Donauufer verdankt, und welche in den Ungeheuern Forts, Reduits, kasemattirten[3319] Batterien und Kasernen besteht, die Ulm zur umfangreichsten deutschen Bundesfestung[3320] machen, ist seit 18 Jahren gebaut und armirt und vom deutschen Nationalvermögen 25 Millionen Gulden verausgabt worden – gewiß eine kostbare Aussteuer für dieses Bundestags-Schooßkind[3321], dessen Jungfräulichkeit noch nicht einmal in Versuchung geführt worden ist.

Den herrlichen Münster besprechen wir nächstens bei Gelegenheit eines besonderen Bildes desselben.

[3318] Dieses findet sich zum selben Text erst nach S. 12 im 1. Band der „Jahrbuchs“, auch „Pracht-Ausgabe“ genannt.

[3319] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.

[3320] Siehe hierzu S. 1080, Anm. 3307.

[3321] Des von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main tagenden ständigen Gesandtenkongresses des „Deutschen Bundes“ (siehe hierzu S. 91, Anm. 179).



ULM

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit.in Hildbh.

Eigenthum d.Verleger.

Der Münster in Ulm.

Unter allen Baudenkmalen, welche der großartige Kunstsinn und die auf opfernde Frömmigkeit des Mittelalters der nicht immer dankbaren Neuzeit als unschätzbares Erbtheil hinterlassen hat, nimmt der Münster in Ulm unbestritten eine der ersten Stellen ein. Es gilt dies nicht weniger von seiner Größe, wie von seinem Kunstwerth. Sein Flächenraum von 58,000 Quadratfuß[3322] wird nur von den Domen zu Köln und zu Speier übertroffen. Das Mittelschiff erreicht eine Höhe von 141 rheinischen Fuß, der Thurm, so weit er gebaut ist, hat zwar nur 337', nach dem Originalriß seines Erbauers Böblinger[3323] aber würde er ausgebaut die Höhe von 475'[3324] erreichen, während der zu St. Stephan in Wien 436', der zu Straßburg 456' mißt, und selbst die Thürme des Domes zu Köln, wenn ausgebaut, nur bis zu 474' sich erheben würden. So ist es wohl glaublich, was die Sage erzählt: die Ulmer, welche das ungeheure Bauwerk unternahmen und, so wie es ist, aus ihren Mitteln ausführten, hätten erklärt, in Thurm und Schiff ein Futteral über den straßburger Münster bauen zu wollen. Was aber den Kunstwerth des allerdings schon der Abblüthe des gothischen Styls und der spätesten Zeit des Mittelalters angehörenden Bauwerks betrifft, so beweist dieser Thurm, daß man selbst damals noch, sobald es galt, der großartigsten Ideen Meister ward. Es ist derselbe viel größer und unvergleichlich reicher, als die Thürme von Freiburg und Frankfurt, von schöneren, durchdachteren und mannichfaltigeren Formen, als der wiener Thurm, endlich weit schlanker, kühner und formenreicher, als die Thürme des kölner Domes. Mit der riesenmäßigen Aufgabe steht auch die Zeitdauer des nie unterbrochen gewesenen Baues in Verhältniß: im Jahre 1377 war der Grund gelegt und bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts fortgebaut worden.

Wohl mag es wahr sein, daß die Geldkräfte der Reichsstadt, welche eben damals für andere Zwecke, namentlich für die neue gewaltige Befestigung der Stadt dringend in Anspruch genommen wurden, nun dem Bau des Thurmes sich um so eher entzogen, als man vielleicht mit den fertig gewordenen Kirchenschiffen, deren mittleres das höchste in ganz Deutschland ist, das hauptsächlichste Ziel des ganzen Baues erreicht zu haben glaubte. Gewiß aber wirkte in dieser Richtung noch weit mehr auf den Stillstand des Thurmbaues das Wehen einer neuen Zeit, deren frischer Morgenwind, auch schon vor dem eigentlichen Anbruch der Reformation, die Bauleute von den Höhen der Dome der alten Kirche vertrieb, und der Schall des „Wortes“, vor welchem die Meißelschläge der Werkhütten verstummten. Von nun an bis auf unsere Tage geschah nicht allein nichts mehr für den Weiterbau[3325], sondern auch so gut wie nichts selbst für die Erhaltung des Gebäudes.

[3322] Hierfür dient wohl der rheinischen Fuß (siehe den folgenden Text) zu 31,39 cm als Grundlage.

[3323] Matthäus Böblinger (1450–1505).

[3324] Zeichen für das Längenmaß Fuß.

[3325] Die Bauarbeiten waren 1844 wiederaufgenommenen worden und 1890 vollendet (siehe hierzu auch S. 1079, Anm. 3299).



DOM in ULM

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 75f.

CCCC. Worms[3326]: der Dom.

Du sahest einst Germaniens Völkerkraft,
Du sahst die Herrlichkeit des alten Roms,
Du sahst den Glanz des deutschen Kaiserthums,
Du sahst den Mann, der einst mit großem Sinn
Der Welt die Glaubensfreiheit wiedergab! –
Wär' gar nichts sonst aus jener hehren Zeit
Geblieben dir: es ruhte dennoch, Worms!
Mein Geist voll Ehrfurcht aus an deiner Stätte,
Und dächt' an Weltgeschicke, Vaterland und Luther.[3327]

Im Duft und Schmelz der Legende stand das heilige Worms schimmernd vor der Seele des Knaben, und auf den Fluthen des Rheins rauschten die Sagenklänge des Vaterlandes in dessen Vorstellungen herüber. Siegfried und Chriemhilden, den Königsdom und den Rosengarten, den Landungshafen und all die andern Stätten der Sage, umspannte meine rege Phantasie auf einmal, sobald der Name Worms genannt wurde, und die Kluft der Zeit überspringend, reihete sie unmittelbar daran die große Schlußscene des Mittelalters – Luther vor Kaiser und Reich. Ein Gewand, das Zaubergewand kindlicher Poesie, umhüllte das Ganze, die Schatten der Mythe, wie die Gestalten der Geschichte. Worms kam meiner deutschen Knabenseele vor wie eine Königin der Städte, wie die rechte deutsche Maaleiche, an deren Stamm und Aesten sich alles Große und Herrliche im Vaterlande mit seinen Blüthendolden und Früchten hinanrankte und klammerte. So recht aus dem Grunde des Gemüths gedachte ich ihrer nur mit Ehrfurcht, und ich beneidete den Schiffer, der an ihren Mauern und Thürmen vorübersegelte, oder den Handwerksburschen, der dort einspräche, wie der Gläubige den Pilger beneidet aus dem heiligen Lande. Diese Vorstellungen verschwanden freilich bald genug und schon, als ich die nüchterne Erkenntniß mit aus der Schulstube nach Hause brachte. Dem alternden Mann aber ist kaum ein schwacher Nachhall in der Erinnerung geblieben, und des guten Worms Wirklichkeit ist auch wenig dazu geeignet, das bunt schimmernde, idyllische Bild wieder aufzufrischen.

Denn die ehemals so gefeierte, so große Reichsstadt ist, weniger unter der Last der Jahre, als vielmehr unter dem Drucke und der Geißel der Kriege, zusammengeschrumpft zu einer mittelmäßigen Landstadt des Großherzogthums Hessen, die kaum 8500 Einwohner zählt. Keine der alten, deutschen, großen Rheinstädte ist so tief gesunken, keine auch hat das Schicksal so hart verfolgt, für keine endlich ist zur Wiedererhebung so wenig geschehen. Seine großartigen Denkmale – Zeugen der Zeiten seines Glanzes und seiner Herrlichkeit – sein edler Dom, die Martins-, die Andreas-, die Dreifaltigkeitskirche, die Trümmer seiner Thore, seiner Pfalz, seiner gewaltigen Mauern und Thürme, Trümmer, auf die der wiedererwachte deutsche Volksgeist erröthend sieht, sind gleichsam Riesennoten einer Nationalelegie. Sie könnten auch wohl zur Melodie deutschen Schlachtgesangs dienen, wenn einmal die Buchstaben in den Friedenspakten unleserlich würden, oder eine kecke Hand sie verwischte. Doch diese Möglichkeit paßt schlecht zu meiner Weltanschauung, und zu den Hoffnungen, welche

[3326] Lat. Borbetomagus.

[3327] Nicht unwesentlich eingekürztes und verändertes Zitat aus Ludwig Langes (1808–1868) Werk „Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und Sonstiger Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Ludwig Lange, Architect und Zeichner, in Stahl gestochen von Ernst Rauch, Kupferstecher, im Verein mit Karl Rauch und andern deutschen Künstlern, mit einem artistisch-topographischen Text begleitet […]" (Darmstadt: Gustav Georg Lange 1832), o. Sz.

sich daran knüpfen, nicht für das Vaterland allein, sondern auch für die Menschheit. Ich lasse sie fallen und trete zu unserm Bilde.

Der Wormser Dom, die Krone und Zierde der Stadt, behauptet unter den Denkmälern byzantinischer Bauart[3328] in Deutschland eine der ersten Stellen. Der Charakter dieses Tempels ist Großartigkeit und jene ernste, ruhige Beschlossenheit und Einfachheit der Form, die dem Baustyle eigenthümlich ist, in dem er aufgeführt wurde. Vier runde, colossale Thürme begrenzen die beiden Chöre und machen den 500 Fuß langen und 120 Fuß breiten Riesenbau zu einer wahren Burgveste Gottes. Die Bauzeit derselben umfaßt die Periode von 996–1115[3329], und sie steht auf der Stelle, wo schon im sechsten Jahrhundert eine Basilika des heiligen Petrus stand. Der späteren Veränderungen waren zu wenige am Dome, um seinen architektonischen Charakter zu beeinträchtigen, und die Festigkeit des Baus, welcher die fürchterlichsten Wetter des Kriegs, denen die übrige Stadt erlag, bestand, läßt noch eine Dauer von vielen Jahrhunderten hoffen. Im Innern des Doms herrscht die nämliche Einfachheit, Würde und Festigkeit, wie im Aeußern. Die aus leichtem Tufstein gewölbte Decke wird von eilf Säulen getragen, und die Thürme an den Ecken der Chöre wölben sich zu hohen Kuppeln. Die Schätze der altdeutschen Kunst, welche der Dom ehemals an Grabmonumenten u. s. w. hatte, sind durch den Vandalismus der Franzosen zernichtet worden; die Wände sind kahl: aber dieser Mangel an statuarischem Schmuck läßt die Herrlichkeit des Baus selbst um so imposanter und ungestörter hervortreten, und der Eindruck wird gehoben, nicht vermindert. Nothdürftig erhalten sind nur noch einige Fresken und Skulpturen in den Seitenkapellen etc.; sodann ein paar für die Kunstgeschichte sehr interessante Gemälde auf Holz mit Goldgrund. Es sind Darstellungen der beiden Schutzheiligen der Kirche.

[3328] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.

[3329] Der Dom St. Peter war im Wesentlichen in den Jahren von 1130 bis 1181 erbaut worden, wurde jedoch von den Franzosen im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges (siehe hierzu S. 277, Anm. 766) sowie während der Revolutionskriege ab 1792 schwer in Mitleidenschaft gezogen und erst Mitte des 19. Jhd.s wiederaufgebaut.



WORMS: – DER DOM

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 110f. u. 129-132.

CCCCXIII. Die Juliussäule in Paris[3330].

Paris, die Wiege der Revolutionen, ist selbst dem Geiste der Umwälzung und Veränderung fortwährend unterworfen. Jedes Jahrzehnt verändert die Gesichtszüge der ungeheuern Stadt. Gärten verwandeln sich in Straßen, Felder und Wiesen in Gärten; neue Stadtviertel steigen auf, alte werden niedergerissen und die Palastarchitektur schichtet ihre Steinmassen auf den Stätten ärmlicher Wohnungen auf. Was ist aus dem Paris von 1789 geworden? Wer erkennt noch die classischen Orte der Revolution? Man gehe z. B. in die Vorstadt Saint Antonie! Sie gießt nicht mehr jene Volksmassen aus schmutzigen Gassen und Gäßchen, welche die Bastille stürmten, und bald der Revolution Handlanger waren, bald sie selbst beherrschten. Der Ruf, „die Faubourg ist da!" erschreckt Paris nicht mehr; friedlich lustwandelt eine gutgekleidete Menge in hübschen Straßen, die alten engen Gäßchen sind fort bis auf die Namen. Auch der Bastillenplatz hat nichts weiter übrig. Kein Steinchen ist mehr zu sehen von der alten Zwingburg-Trümmer, welche das Volk hingestellt hatte als Markscheide zwischen die alte und neue Zeit. Damit indessen ein Stein an der Stelle nicht fehle, richtete Ludwig Philipp[3331] die Julisäule[3332] auf! Der König hat's gethan in dem irren Wahn, der Revolution selbst einen Leichenstein zu setzen: er sah ihre Selbstbefreiung in den Julitagen[3333] für Selbstentleibung an, und sich für den von Gott berufenen Todtengräber. Du armer Philipp! Das Straßenpflaster, auf dem dein Sohn[3334] den Schädel sich einschlug, hat dir, grausam genug! über die Bedeutung Derer, denen Völker und Könige die heilsame Logik der Pflastersteine verdanken, ein Licht aufgesteckt, von dem du nichts träumtest, als du ihnen diese Säulengruft gebaut hast.

Als Kunstwerk können wir die Juliussäule nicht bewundern. Sie ist von Bronze. Ihre Verhältnisse sind schlecht, ihre Ornamente an Erfindung dürftig, eintönig, ohne Geist; das ganze Denkmal steht so tief unter dem großen Gegenstande, als etwa Luther's Monument in Wittenberg[3335]. Eine finstere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt; eine andere hinab in die Gruft zu den berühmten Todten, den Leuten ohne Namen. Von allen hat Keiner einen seinen Rock gehabt. Die guten Röcke blieben zu Hause. Es war 1789 eben so. Es wird künftig wieder so seyn: in Paris so; anderwärts so.

An der Juliussäule wird's einem wieder recht klar, wie die Künstler heut zu Tage nur gelernt haben, den Reichen und Mächtigen zu dienen. Könige und ihre Diener können sie denkmälern: dazu reicht ihr bischen Lebensfond und Seelenwärme aus: aber Volkesthat zu feiern durch ein Bauwerk

---

3330 Lat. Lutetia.

3331 Louis-Philippe (1773–1850), von 1830 bis 1848 konstitutioneller König der Franzosen.

3332 Am 6. Juli 1831 war der Bau der Säule auf dem Bastilleplatz per königl. Dekret angeordnet worden, um an die „drei glorreichen Tage" (27. Juli bis 29. Juli) der Julirevolution von 1830 zu erinnern. Die feierliche Einweihung erfolgte am 28. Juli 1840.

3333 Siehe oben.

3334 Ferdinand Philippe d'Orléans (* 1810) war am 13. Juli 1842 nach dem Sprung aus seiner Kutsche, deren Pferde durchgegangen waren, auf dem Pflaster von Neuilly-sur-Seine gestorben.

3335 Das am 31. Oktober 1821 eingeweihte Denkmal für Martin Luther in Wittenberg; die Figur war nach dem Entwurf von Johann Gottfried Schadow (1764–1850), der Baldachin nach dem von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) in Bronze gegossen worden.

unter freiem Himmel, Allen Verständlich, Alle anregend, in Allen Begeisterung erweckend – ein Werk, das die große That einziehen lasse, groß und hehr, in der Völker Herzen: – dazu fehlt ihnen die Kraft, die Begeisterung; das vermögen sie nicht!

CCCCXIII



DIE JULIUSSÄULE IN PARIS

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger.


C.Reiss del.
DER PALLAST DES LOUVRE
in Paris
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

CCVCXIX. Das Louvre in Paris.

Ich habe manchmal wunderliche Gedanken. Als mir vor 25 Jahren im Tower zu London der Haufen Kronen und Zepter gezeigt wurde, so kamen sie mir vor wie Dornenkronen und Prügelstöcke für die Völker daran, und ein andermal sah ich gar einen Herrscherstuhl für ein Passionsinstrument, und den goldnen Thronsaal für eine Folterkammer an, wo Einer, wenn er nur wolle, seine Quallust nach Herzenslust an dem gebundenen und geschundenen Dinge üben könne, das *gratia dei* seinen Händen überantwortet ist. So geht es mir auch jetzt wieder. Mir kömmt dieses Louvre wie ein Leichenhaus vor, wie ein ungeheures Beinhaus gemordeten Volksglücks und erdrosselter Menschenfreuden, und alle die Säulen daran wie Folterleitern, auf welchen die Generationen seit Dagobert's[3336] Zeiten hinangestiegen! – Den Teufel bete in Lichtgestalt unter deinem Dache an, wer da will: ich kann es nicht! Herrliches, – mir schreckliches, scheußliches Louvre! Welche Weltgeschichte ist gemacht worden! Wie viel Todtenstaubwolken wehten aus den dürren Schlachtfeldern zu dir herüber, wie viel Thränen und Blut flossen dem Walten in deinen Räumen, welche Flucheslast ruht auf die Meisten, die da gewohnt und geherrscht haben! *Ludovic magno*[3337] steht über deiner Pforte; ein Engel schreibt sie: der Würgengel des Elsaß und Niederlands. Ja, groß ward Ihr, du, Ludwig, und deines Gleichen, im Jammermachen auf Erden, groß als Heuchler, groß in Sittenlosigkeit, groß als Volksverderber, groß als Rabenvater eurer Länder: als glückverzehrende Drachen groß, nicht als glücklich machende Regenten!– Doch die Zeit hat auch dem Louvre den Stachel genommen und in die Todtenglocke tönt schon Freudengeläute hörbar ein. Das einstige Walten in diesem Hause ist ohne Auferstehung, das neue darinnen ist friedlich und wohlthätig, und ihm gehört die Zukunft.

Die Baugeschichte des Louvre umfaßt einen Zeitraum von zwölf Jahrhunderten. König Dagobert bewohnte den ältesten Bau, die eigentliche Burg, oder den Thurm. Er war dem *white Tower* in London ähnlich, stand in der Mitte des Hofes, wurde aber im Jahre 1529 abgetragen. Ludwig der Dicke[3338] ließ das Schloß erweitern und mit Bollwerken umgeben, und alle nachfolgende Könige besserten daran und verschönerten es. Eine gänzliche Umgestaltung erlitt das Gebäude unter Franz I.[3339] Dieser kunstliebende Fürst ließ es zum größten Theile abreißen, und auf seiner Stelle erstand, nach einem großartigen, von den Baumeistern Serlio[3340] und Lescot[3341] ausgearbeiteten Plane allmählich der neuere Palast. 1541 traten dessen Fundament aus dem Boden. Lescot bauete dreißig Jahre daran: – als er starb, war erst derjenige Theil vollendet, den man jetzt das alte Louvre heißt. Lemercier[3342] war sein Nachfolger. Dieser setzte den Bau des gegen die Seine gerichteten Flügels fort, eben so dessen Nachfolger Leveau[3343], welcher einen Theil der Hoffaçaden construirte. Der prunksüchtige Ludwig XIV.[3344] suchte in der Vollendung des Palastes Ruhm, den er dennoch nur theilweise erringen konnte. Er berief Bernini[3345], den berühmtesten Architekten damaliger Zeit, aus Italien zu sich, um den Bau zu leiten; aber dieser, durch Hofcabalen ermüdet, zog sich schon nach 8 Monaten zurück. Darauf legten

---

[3336] Dagobert I. (ca. 609–639), seit 623 Unterkönig in Austrasien und seit 629 König der Franken.

[3337] Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich; er hatte 1681 die Annexion des Elsaß abgeschlossen und 1683 weite Teile der Spanischen Niederlande besetzt.

[3338] Ludwig VI., genannt der Dicke (frz., Louis VI le Gros*;* 1081–1137) aus der Dynastie der Kapetinger; er war seit 1108 König von Frankreich.

[3339] Franz I. (frz. François Ier; 1494–1547), seit 1515 König von Frankreich.

[3340] Sebastiano Serlio (1475–ca. 1554).

[3341] Pierre Lescot (1515–1578).

[3342] Jacques Lemercier (1585–1654).

[3343] Louis Le Vau (1612–1670).

[3344] Siehe hierzu S. 1094, Anm. 3337.

[3345] Gian Lorenzo Bernini (1598–1680).

die französischen Architekten, zur Concurrenz aufgefordert, ihre Pläne vor: König Ludwig wählte den kostspieligsten von allen zur Ausführung. Perrault[3346] hatte ihn entworfen und dieser erhielt auch die Leitung des Baus. Sie begann 1670 und ist bis auf unsere Zeit fortgesetzt worden. Selbst unter Napoleon dauerte er noch und auf sein Geheiß erhielt die Königsburg jene bewunderten bronzenen Flügelthüren, welche zu den schönsten Gußwerken der neuern Zeit gehören. Die Grundform des Louvre bildet ein Viereck von etwa 540 Fuß Seitenlänge, dessen mit gekoppelten corinthischen Säulen prunkvoll dekorirte Façaden eine imposante Wirkung hervorbringen. Nicht minder prächtig sind die nach dem Hofe gerichteten Seiten. Der Hof selbst hat über 120,000 Quadratfuß Flächenraum. Eine Colonnade verbindet das Louvre mit den Tuillerien [sic!], und beide Paläste als Eins betrachtet, bilden die prächtigste Schloßanlage in Europa.

Während der Revolution zog in die verlassene Prunkwohnung der Könige das Bürgerthum ein, und Rentiers, Künstler und Handwerker hielten zwanzig Jahre lang Haus in den Zimmern und Salons, die vordem nur der hohe Adel betreten durfte. Napoleon gab dem Louvre eine angemessnere Bestimmung. Durch ein Decret machte er es zum Palast der Künste, und er plünderte Europa, um seine Räume mit dem Herrlichsten anzufüllen, was die alte und neue Kunst irgendwo aufgespeichert hatte. Des Louvres neue Bestimmung machte zahlreiche Veränderungen im Innern nothwendig, welche nach des Kaisers eignen Ideen vortrefflich ausgeführt sind. Die nach den Tuillerien leitende Gallerie (sie hat über 1300 Fuß Länge und ist die größte der Welt) wurde unter ihm vollendet; von ihm rührt auch der größte Theil der statuarischen Ausschmückung her, welche die Vestibülen und Corridors ziert.

Das weltberühmte Museum (*musée royal*) okkupirt den größten Theil des Parterres und der Belle-Etage; jenes enthält die Sammlungen der Skulptur und Alterthümer; diese die Gemälde, Kupferstiche und Handzeichnungen; auch eine Sammlung von 4000 gestochenen Kupferplatten der besten Meister.

Zur Kaiserzeit war dieses Museum der Stolz Frankreichs und die Bewunderung der Welt. Das Herrlichste, was Europa von Kunstwerken besaß, hatte des Eroberers Hand weggenommen und hier vereinigt. Wer Sinn für Kunst hatte, der pilgerte hieher, wie nach einem neuen Jerusalem. Eine solche Sammlung entsteht nie wieder.

Aber ihr Fundament war Gewalt und Raub[3347] und darum ohne Bestand. Die Tage der Vergeltung kamen; dem gedemüthigten Frankreich wurde Wiedererstattung des Raubs befohlen. Die gestohlenen Schätze verließen die Säle des Louvre und kehrten zu ihren frühern Eigenthümern zurück.

Was geblieben ist, ist Frankreichs rechtmäßiger Besitz. Der Reichthum ist immer noch groß, wenn auch mit dem frühern nicht zu vergleichen. Die Säle der antiken Skulptur sind in der That öde gegen ehedem, und in der großen Gemäldegallerie, die blos für die Werke der größten Meister bestimmt war, blieben von 1300 Bildern nur 250 übrig. Man hat seitdem die Lücken ergänzt; aber Gutes mußte an die Stelle des Besten treten, und manches Mittelmäßige die Räume ausfüllen, obschon alle Provinzen, die Kirchen und die andern königlichen Schlösser das Vorzüglichste hergaben und kein Kapitalaufwand gescheut wurde, die vorhandenen Sammlungen zu bereichern.

In seinem jetzigen Zustande ist das Louvre-Museum nach dem im Vatikan, was Gemälde anbetrifft, das erste in Europa. Alle Schulen und alle Zeiten sind würdig vertreten; am vollständigsten die französische Schule, von ihrem Beginn bis zu ihrer heutigen Entwickelung. Recht reich ist auch der Schatz spanischer Bilder und von Werken der großen Meister Italiens. Rubens Genie und das seiner flamändischen Zeitgenossen ist hier gut zu studiren. Schwächer ist die Sammlung an Holländern, am schwächsten an Tafeln deutscher Meister. – Die Saale für antike Skulpturen besitzen wenig von großer Bedeutung; desto größer aber ist der Schatz von Meisterwerken der französischen Bildhauerschule, besonders aus der neuern und neuesten Zeit. Abgüsse und Kopien der zurückgegebenen Kunstwerke, vorzüglich jener, welche in die florentiner und römischen Museen heimkehrten, füllen die Lücken aus. Da und dort sieht man auch Manches, was nicht mehr da seyn sollte. So die dem deutschen Kaiserdome in Aachen entnommenen 8 antiken Granitsäulen und jene aus der Gruft Karls des Großen. Die schlauen Franzosen machten, als man die Zurückgabe verlangte, den Einwand, die Säulen würden bei der Hin-

---

[3346] Claude Perrault (1613–1688).

[3347] Siehe hierzu S. 1147, Anm. 3529.

wegnahme Schaden leiden, und – man ließ sie ihnen. Daß der deutsche Michel 1815 in Paris ein Dummrian war, wissen wir längst; bei dieser Geschichte ist die Unehre aber größer, als die deutsche Albernheit. –

Die königliche Wohnung im Louvre wurde während der Restauration hergestellt; der Geist der Demokratie, der hier umgeht und geheimnißvoll fortwaltet, hat jedoch mit dieser Königswohnung ein wunderliches Spiel getrieben. Statt des Monarchen sind die Gewerbe eingezogen: – man hat sie nämlich den französischen Industrie-Ausstellungen zum Lokale überwiesen, welche gewöhnlich das ganze Geschoß von zwei und fünfzig Sälen ausfüllen. So wohnt denn recht eigentlich das französische Bürgerthum im Louvre, in dem Louvre, das die mächtigsten Könige der Welt inne hatten, das ehedem nie ein bürgerlicher Fuß betreten hatte, er müßte denn gekommen seyn, zu danken oder zu betteln. Man gehe hin zur Zeit der Ausstellung, damit man sehe, was es an der Zeit sey! Ja, es liegt was Großes in dieser Wallfahrt von Tausenden von Bürgern und Handwerkern, die mit bestaubten Füßen in den königlichen Sälen auf- und abwandern; es erhebt, sich unter diesen Säulenreihen mit dem Volke zu ergötzen, von diesen Balkonen mit dem Volke hinabzuschauen auf die Königsstatuen in dem großen Hofe und der Jahrhunderte zu gedenken, wo das Volk immer nur ehrfurchtsvoll hinaufsehen durfte, dahin, wozu lustwandeln es jetzt selbst Fug und Recht hat. Man blicke zurück und vergleiche. Von diesem Balkone herab vertheilten noch vor drei Jahrhunderten die Könige Frankreichs die Preise an die Sieger im ritterlichen Spiele; hier saß der Monarch auf seinem Thronstuhl; da koseten die adelichen, schönen Frauen; dort tummelten die lebensfrohen, wappenstolzen Ritter ihre Rosse; Alles rundum schimmerte und glänzte von Waffen, reichen Pferdegeschirren, von Sammt, Gold und Seide. – Welche Pracht, welches Leben! Hinter den Schranken aber gaffte das Volk – ein Ding ohne Geltung, ein Lumpenvolk, – *la canaille*! Und jetzt? – welch ein Wechsel, welch ein Fortschritt! Juble, Herz! Das ist der Maßstab für den Gang der Zukunft.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 14-16, 79-84, 100f., 105f., 107-113 u. 139-143.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 85-89.

CCCCXXVII. Das Pariser Rathhaus.

Paris ist das aufgeschlagene Buch der neuern Geschichte. Man liest es, indem man durch seine Straßen wandelt, und der Name jedes Platzes, jedes Markts, jeder Brücke, jedes Palastes wird zur Ueberschrift eines inhaltschweren Kapitels. Wie in Paris das Leben selbst keinem ruhigen Strome, oder stillen See, gleicht, sondern einem Wasserfalle, der mit betäubendem Geräusch von Stufe zu Stufe stürzt: – so verliert auch der Strom der Geschichte, sobald er die Ringmauern von Paris berührt, die ruhige Bewegung, er thürmt und kräuselt seine Wogen und bildet bald Strudel, bald Katarakte.

Am wildesten tosen sie im Centrum der Ungeheuern Stadt, welches die Tuillerien, das Louvre, das Rathhaus, das Palais Royal, den Justizpalast und die Kaien von der Pontneuf bis zum Palast des gesetzgebenden Körpers begreift. Es umfaßt zugleich den ältesten Theil von Paris: die *cité*, wo schon Julius Cäsar Geschichte machte. Sie ist sehr unregelmäßig gebaut, häßlich, schmutzig; voll enger, dunkler Gassen und schmaler Durchgänge. Die Bevölkerung ist unglaublich dicht; auf allen Straßen drängen sich die Wagen und Menschen; denn hier, im Mittelpunkt der Stadt, kreuzen sich und berühren sich die Verbindungen aller Quartiere.

Alle Centralanstalten des Reichs sind um den Mittelpunkt von Paris versammelt: Hof, Kammern, Börse, Bank, Academie, Ministerien, Gerichtshöfe, Münze; die großen Hospitäler und die Verwaltung der Stadt selbst. Letztere ist ausgedehnter und verzweigter als die manches Königreichs; denn Paris hat ein Budget von 55 Millionen Franken, also größer als das Budget Bayerns.

Der Sitz der Verwaltung ist das *hôtel de ville*, das Rathhaus[3348], ein alter, stattlicher Bau noch aus Franz des Ersten Zeit. Es steht am Greveplatz, der auf zwei andern Seiten mit Gebäuden umschlossen ist, seine vierte aber frei der Seine zukehrt.

Auf diesem Platze wimmelt eine Welt von Ereignissen und jeder Pflasterstein erzählt von einer großen oder schaudervollen Begebenheit. Die furchtbarsten Erinnerungen der Revolution drängen sich an dieser ihrer Richtstätte zusammen. Die entsetzlichsten Thaten, die größten Katastrophen, die größten Umwälzungen, die größte Hingebung, die ärgste Schuld, die vollendetste Bosheit, das schauderhafteste Verbrechen, – alle Tugenden und alle Niederträchtigkeiten sind abwechselnd über diese Bühne gegangen. Wenn du auf dem Greveplatz stehst, stehst du gleichsam im Mittelpunkte der neuern Geschichte; du siehst weltbewegende Begebenheiten über dir, um dich, unter dir, alle treibend, oder getrieben, alle brütend und mit Fortwirkung ohne Ende.

Das Pariser Rathhaus steht hier ganz an seinem Platze; denn welche Scenen haben seine Säle gesehen, welche Begeisterung und Aufopferung für das Herrlichste und Edelste auf Erden, und welche Auftritte cannibalischer Mordlust, teuflischer Intrike und superlativer Thorheit! An jenem Mittelfenster

---

[3348] Das gegenwärtige Gebäude wurde erst in den Jahren 1874 bis 1882 erbaut; die Entwürfe hierfür stammen von den Architekten Théodore Ballu (1817–1885) und Pierre Deperthes (1833–1898). Der Grundstein für den nach Plänen von Boccador (eigentl. Domenico Bernabei da Cortona; ca. 1465–1549) errichteten Vorgängerbau war bereits am 15. Juli 1533 gelegt worden, es konnte jedoch erst 1628 fertiggestellt werden; der Gebäudekomplex wurde im Jahre 1871 von der Pariser Commune durch Brand zerstört.



DAS STADTHAUS IN PARIS

wurde Ludwig XVI.[3349], nachdem ihn der Pöbel von Versailles geholt hatte, dem Volke vorgestellt als neuer Kustos der jungen Freiheit, und an dem selben Orte präsentirte Lafayette[3350] den Ludwig Philipp als – die beste Republik! Hier hatte die Revolution ihr Hauptquartier viele Jahre. Hier saß sie zu Gericht und stürzte ihr blutiges Beil auf Schuldige und Unschuldige herab; hier machte sie ihre Verwandlungen, hier wurde sie geschändet und verrathen, hier verkauft und verhandelt; hier hat man die Freiheit als Sklavin dem Kaiserthum überantwortet, das Kaiserthum der Restauration geopfert und diese der zweiten Revolution. Wenn man die Gesetzgebung in die Narrenhäuser verlegte, Aergeres könnte nicht zu Tage kommen, als aus diesem Hause hervorging. 1793 beschloß die Stadtgemeinde, die Pariser Zuckerbäcker sollten bei Todesstrafe ihre Süßigkeiten ohne Zucker backen; denn Zuckergebakkenes mache aristokratische Gesinnung; ein anderes Dekret des Gemeinderaths erklärte alle Personen für des Royalismus verdächtig, welche bei den Speisewirthen nur die Kruste vom Brode äßen, und die Krume liegen ließen; ein anderes Dekret in demselben Jahre beschuldigte des Aristokratismus alle Haarkräußler, welche das Haar der Guillotinirten kaufen würden, um Perücken daraus zu machen, und wer von einem Hingerichteten Haare auf seinem Kopfe trüge, der solle selbst zur Guillotine. In Folge dieser und ähnlicher Gesetze wurden noch an demselben Tage 7090 Personen eingezogen. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres[3351] wurde beschlossen, ein Ehrenprotokoll darüber aufzunehmen, daß man 1687 Franzosen guillotinirt habe; und in dem nämlichen Jahre wurde der Beschluß gefaßt. die große Nation solle ein höchstes Wesen[3352] anerkennen! Hier wurden den Robespierres[3353], den Marats[3354] und andern Männern des Schreckens Bürgerkronen votirt, hier hatten alle Häupter der Revolution nach einander ihre Stützen; aus diesen Sälen gingen sie hervor, und in diesen Sälen wurden sie verlassen und geopfert. Hier gab die gute Stadt Paris Napoleon, nachdem er die Freiheit erwürgt hatte, die glänzendsten Feste; hier legte sie sich ihm demüthig zu Füßen und goß die Schale der Vergötterung über ihn aus, und hier wurde von der nämlichen guten Stadt Paris seine Absetzung 1814 mit Jubel empfangen. Hier hat man die fremden Eroberer begrüßt, hier für Ludwig XVIII.[3355] die Beinamen: Ersehnter und Vielgeliebter – votirt, kurz nachher Ehrenpforten und Adressen der Unterwürfigkeit und Treue für den Kaiser, als er von Elba wiederkam, und ehe noch die Tinte des Protokolls darüber trocken war, da ward, nach der Waterlooschlacht[3356], Napoleon's abermalige Absetzung vorgeschlagen. Hier machte man Ehrenadressen an Karl X.[3357], hier stieß man die ältern Bourbons vom Throne, und hier ward Ludwig Philipp auf den Thron erhoben.

So ist Paris, so ist Frankreich; – aber über die Erscheinungen steht die ewige Weisheit und lenkt mit Gerechtigkeit und Liebe. Sie, die auf dem Schneehügel des Grabes neues Leben weckt, knüpft auch die Faktoren der Weltgeschichte, so nichtig und verwerflich sie einzeln seyn mögen, in einen Strauß zusammen, der die Menschheit schmücken und verschönern kann, so wie er schädliche Nebel zusammenschaart, oder schwarze Feuerwolken, wenn er seine Erde mit befruchtendem Regen erquicken will. Darum sollen wir, geschieht auch Arges vor unsern Augen, nicht verzagen, sondern Vertrauen behalten zu Dem, der die Gestirne in ihre Bahnen weist, und nur selbst vom Streit für das Rechte und Gute nicht lassen, wenn auch das Schlechte zuweilen siegt und das Unrecht vorübergehende Triumphe feiert.

[3349] Ludwig XVI. (frz. Louis XVI; 1754–1793; hingerichtet), von 1774 bis 1792 König von Frankreich.

[3350] Der frz. General und Revolutionsheld Marie-Joseph-Paul-Yves-Roch-Gilbert du Motier, marquis de La Fayette (1757–1834).

[3351] Am 10. Mai 1793.

[3352] Auf Betreiben von Maximilien de Robespierre (s. u.) wurde am 7. Mai 1794 per Dekret der „Kult des Höchsten Wesens" (frz. culte de l'Être suprême) eingesetzt, der mit dessen Hinrichtung am 28. Juli selben Jahres auch sein frühes Ende fand.

[3353] Maximilien de Robespierre (1758–1794; hingerichtet).

[3354] Jean Paul Marat (1743–1793), ermordet von Charlotte Corday (1768–1793; hingerichtet).

[3355] Ludwig XVIII. (frz. Louis XVIII; 1755–1824), seit 1814 König von Frankreich.

[3356] Am 18. Juni 1815.

[3357] Karl X. (frz. Charles X; 1757–1836), von 1824 bis 1830 König von Frankreich.



CCCCL. Notre-Dame in Paris.

Ich betrachte mit Wohlgefallen das schöne Bild dieses Colosses, um den die Menschen, wie Ameisen, wimmeln, die steinerne Heiligenschaar über seinen Portalen, und lese verwundert die Unterschrift: „Unserer Lieben Frau in Paris.“ Wer war die „Liebe Frau?“ – „„Die Mutter Gottes““ antwortet der Tonsurirte.

Erröthend verhülle ich mein Haupt, mein Auge füllt sich mit Thränen, und die Betrachtungen über den schmachvollen Zustand der menschlichen Dinge verfinstert meine Seele. Unglückliche Wesen, welcher unheilige Trug spielt mit euern heiligsten Gefühlen! Wer darf es wagen, hier, unter dem Dome des Himmels, im Chore der Welten, des Allmächtigen zu spotten!

Tempel! der Tag wird kommen, der dich in Ruinen sieht, die Nacht wird kommen, wo der bleiche Mond sein Bahrtuch über deine Trümmer deckt, und man wird dich einst malen, wie man Geister malt, die über den Gräbern wanken. Der Mensch wird nicht immer dem Lichte, sein Herz wird nicht stets den Eingebungen der Vernunft und der Wahrheit verschlossen bleiben. Der Augenblick kann nicht immer fern bleiben, welcher die Verblendung von ihm nimmt, und der Schutt von Notre-Dame, der Staub dieser

Mauern, welche von tausendjährigen Irrthümern zeugen, werden den Beweis erneuern, daß nichts besteht, denn die Wahrheit. – Wahrlich, wäre Gott wie der Gott der Bibel, „rächend an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied,"[3358] Erde und Himmel würde er auffordern, an den Menschen Rache zu üben, die, ihn verkennend und verleugnend, eine Puppe anstatt Seiner zur Anbetung ausstellen.

Klagt nicht die Befangenheit des menschlichen Geistes an, sagt nicht, sie sey die Pflegemutter des religiösen Irrthums! Nein! das Dunkel, worin die Vernunft sich verirrt, ist nicht das Dunkel Gottes. Die Quelle des Aberglaubens entspringt nicht aus dem Himmel; im Menschen selbst ist ihr Ursprung zu suchen, der Boden, aus dem sie hervorbricht, ist sein eignes Herz. Aber so gewiß, als die Sonne in ihrer Bahn bleibt, so gewiß wird die Weisheit über die Thorheit, die Erkenntniß über die religiöse Verblendung den Sieg davon tragen.

Urheber des Weltalls, Vater und Regierer! Großer – Guter – Allmächtiger und Allliebender! Du, den unter verschiedenen Namen die Sterblichen anbeten, ohne Dich zu kennen: – ewiger, unerschaffener Gott, der Du im Himmelsall den Lauf der Welten ordnest und die Abgründe des Raums, der Unermeßlichkeit, mit Sonnen ohne Zahl bevölkerst – sage: was gelten alle diese Religionssysteme der Menschen auf der kleinen Erde, die sich einander in Widerspruch hassen und verachten, in Deinen Augen? Was sind sie, diese Meinungen eines Häufleins Kinder in Deinem unbegrenzten Geisterreiche, für Dich, auf dessen Geheiß die Milchstraßen den Kreislauf ordnungsvoll vollenden? Was sind Dir die Spitzfindigkeiten ihrer Lehren und die Streitfragen ihres Glaubens? Kannst Du Wohlgefallen haben an diesem Kampfe ohne Ende, an dieser Selbstqual der Thorheit? Ach! wenn die Menschen, statt sich in hundert Religionsparteien und Sekten zu spalten, die nichts mit einander gemein haben, als den Haß, die Unduldsamkeit und den Irrthum, und deren Geisteskraft sich abmüht, in unzusammenhängenden Systemen den Faden der Einigung mit den unveränderlichen Gesetzen der Vernunft und der Moral zu finden, – die Offenbarung Gottes in der Natur suchten, – hier, wo Alles Gottes Offenbarung ist, wo die Wahrheit mit voller Ueberzeugung glänzt, – hier, vor dem aufgeschlagenen Codex der ewigen Gerechtigkeit, vor dem offenen Buche der Weisheit eines allgütigen Regierers, der alle seine Wesen mit gleicher Liebe umfaßt, der, um über ein Land regnen zu lassen, nicht fragt, was für einen Propheten es hat, der seine Sonne aufgehen läßt über alle Menschen jeden Glaubens, über den Weißen, wie über den Schwarzen, über den Muselmann, wie über den Heiden, über den katholischen wie über den protestantischen Christen; der die Saat da gedeihen läßt, wo sie sorgsame Hände ausstreueten und sie mit Liebe gepflegt ist; der jede Nation vermehrt und jede Familie emporhebt, bei welcher Redlichkeit, Fleiß und Ordnung herrschen; der jedes Reich steigen läßt, wo die Gerechtigkeit ausgeübt wird, und da die Menschen beglückt, wo der Mächtige durch Gesetze gebunden, der Arme durch sie beschützt wird; der die Völker stark macht, wo der Schwache in Sicherheit lebt und wo ihm der Mitgenuß der gesellschaftlichen Rechte unverkümmert und ungeschmälert bleibt von dem Starken; – ich sage, wenn sie im grünen Tempel des Herrn des Herrn Stimme hörten, wie sie des Priesters horchen in dem Hause von Stein: dann würden die einfachen und unveränderlichen Grundsätze der wahren Religion nicht eine Hieroglyphe seyn, die von vielen Millionen nur Wenige entziffern. Alle Menschen würden sie verstehen, und auch die im Schutt der priesterlichen Satzungen vergrabene Lehre des größten und besten aller Menschen – auch sie würde dann nicht mehr zum Schemel des Aberglaubens dienen. –

Seht, auf der Stätte dieses Gotteshauses, in das ich euch nachher führen werde, haben vor der „Mutter Gottes" andere Götter ihre Tempel gehabt; auch ihnen wurde von den lehrenden Priestern eine ewige Dauer verkündigt; auch ihnen glaubten die Völker so fest und so treu, als der Gottheit, welcher man heute. hier huldigt. Auf der Stelle, wo der gesalbte Priester das Blut des Gekreuzigten aus goldenen Kelchen schlürft und sein Fleisch an die Gemeinde theilt, – brachten die alten Gallier ihren Göttern Isur und Cornunnus einst Menschenopfer. Als die Römer kamen, stürzten sie die Altäre um, und Jupiter zog in das Säulenhaus, das sie an ihre Stelle gebaut; und als mit den Adlern Roms auch dessen Götter flüchteten, da nahm der Christengott und die Schaar seiner Heiligen Besitz von der verlassenen Stätte, und aus dem Säulentempel ist in der Jahrhunderte Lauf diese Kirche erwachsen, welche die Christenheit unter ihre ehrwürdigsten zählt. Liegt nicht in dieser Wiegengeschichte von Notre-Dame eine große Lehre und der Beweis für eine Wahrheit, die geeignet ist, manche gläubige Seele erschrecken zu

[3358] Ex 20,5 und 34,7, Num 14,18 sowie Dtn 5,9.

machen? Ja, du erschrickst, Irrgläubiger, und dein Inneres wird von Gedanken zerrissen, welche du nicht laut zu offenbaren wagst. Deine Einsicht ergreift ihre Züge; aber eine angelernte Ehrfurcht vor dem Irrthum hält deinen Sinn gefangen. Wisse, nur Unwissenheit und Thorheit glauben ohne Beweis, und einen Glauben mit Gewaltsprüchen unantastbar machen wollen, ihn entziehen wollen der Untersuchung und der Prüfung, ist Sache der Lüge und der Tyrannei und verräth seine Schwäche. Eine Religion, die das Verbot aller Untersuchung in den Vorgrund stellt, welche die Verleugnung des eignen Urtheils heischt, ein Glaube, der schon bei jedem leisen Zweifel das Gewissen des kleinmüthigen Menschen mit blankem Schwerte zur Züchtigung auffordert, ein Glaube, der bei jeder Prüfung, erschrocken, die Autorität himmlischer Mächte zu Hülfe ruft und die Kritik schlechtweg als Blasphemie verdammt, ein solcher hat – umflösse auch siebenfacher Heiligenschein sein Haupt! – nichts Ehrwürdiges, und ein solcher hat keine Gewähr seiner Unvergänglichkeit. Er kann diese nicht haben; denn durch einen solchen Glauben müßte ja der verblendete Mensch seine Fesseln an sich selbst vernieten, er würde auf immer, ohne Vertheidigungskraft, zum Sklaven seiner Unwissenheit, zum Spiel priesterlicher Schlauheit und Truglist gemacht. Und das will Gott nicht; denn nicht Stillstand, nicht Beharren, sondern Bewegung ist das Prinzip für seine Schöpfung. Was der geschaffenen Menschheit angeht, ist diesem Prinzip unterthan, und darum kann auch bei den religiösen Vorstellungen keine Unbeweglichkeit gedacht werden. Die Glaubenslehren Kinder der Jahrtausende und ihrer Zustände – sie wechseln wie diese; – die Religion schließt, wie alles Menschliche, die Fähigkeit der Läuterung und Fortbildung nicht aus, und gerade darin liegt ja für die Menschheit die Bürgschaft zur Erlangung glückseligerer Zustände in künftigen Zeiten.

Ehe wir die Kathedrale von Paris betreten, werfe ich einen Blick auf ihre Geschichte. Ich will nicht damit ermüden; ein paar Federstriche sollen genügen.

Der erste christliche Bau erstand hier auf Childeberts[3359] Befehl um 522. Normannen, die 875 Paris verheerten, zerstörten auch ihn. 1010 wurde der jetzige Tempel begonnen und fortgebaut daran drei volle Jahrhunderte. Von 1300–1331 schmückte man den herrlichen Chor. Unangetastet blieb der Riesentempel, bis Ludwigs XIV. Eitelkeit daran frevelte. Unter dem Vorwande einer Restauration verschwanden eine Menge Schätze der alten Kunst, und an ihre Stelle traten neue, nichtige Skulpturen in Marmor, und Guß- und Gitterwerk von Bronze und mit Vergoldung: – Dinge, die größtentheils in neuern Zeiten andern Zuthaten Platz machen mußten. Auch das Aeußere blieb der barbarischen Verschönerungsmanie des 17ten und 18ten Jahrhunderts nicht unzugänglich. Man hat bei dem zum Kirchgange der Könige bestimmten Portale eine Art Triumphbogen mit Säulen im dorischen Styl an die Mauer des Doms geklebt, gleichsam als fehlte noch Etwas, um von der Kunstverwilderung Zeugniß zu geben, welche zu einer Zeit in Frankreich herrschte, wo die Welt den französischen Hof als den Sitz des guten Geschmacks bewunderte.

An Größe ist Notre-Dame die sechzehnte Kirche der Christenheit. Sie mißt der äußern Länge nach 412 Fuß, in die Breite 156 Fuß; sie deckt fast 60,000 Quadrat-Fuß Flächenraum. Der Kubikinhalt ihres Mauerwerks ist nahe 2 Millionen Fuß.

Die imponirendste Seite des Doms ist die Fronte mit den Thürmen. Letztere sind unvollendet geblieben; ihre gegenwärtige Höhe beträgt 225 Fuß. Von ihren mit Balustraden umgebenen Scheiteln hat man einen Ueberblick der Weltstadt, in deren Mittelpunkt und ältestem Theil, der Cité, die Kathedrale selbst erbaut ist.

Notre-Dame ist nie verschlossen, denn zu jeder Stunde jeden Tags ist ein messelesender Priester hier bereit, der Andacht zu dienen. Wir, die wir nicht herkommen, um zu beten, treten ein in der Stunde, zu welcher diese Stätte noch leerer ist, als gewöhnlich, wann der Tag seine letzten vergoldenden Strahlen durch die bunten, glasbemalten Kirchenfenster wirft, und die herannahende Dämmerung mehr ahnen, als sehen läßt. Unser Eingang ist an der Prachtseite des Doms, durch das mittlere Portal zwischen

---

[3359] Childebert I. (ca. 497–558); bei der Reichsteilung im Jahre 511 erhielt er das Teilreich mit dem Königssitz Paris.

den Thürmen, und er führt in gerader Richtung auf den Hochaltar, über welchem sich der Chor mit schlanken Säulen zur Kuppel wölbt. Wahrlich, der Anblick ist groß! Die modernen Zuthaten verschwinden völlig in der Herrlichkeit des Ganzen: rein und unentweiht entwickelt sich der colossale, einfache Bau vor dem leiblichen und geistigen Auge. – Die Kirche scheint verlassen, kein Mensch bewegt sich, keine Stimme wird gehört. Durch das majestätische Mittelschiff, zwischen den Reihen der gewaltigen, über hundert Fuß hohen Bündelsäulen sucht der Blick das Ende dieser schönen Perspektive, den Hochaltar, um den ein matter Schein von 4 armdicken Kerzen auf silbernen Leuchtern schimmert. Wir wandern rechts und links und bewundern die Seitenschiffe, welche zwischen den Säulenreihen hin, wie Durchsichten in einem Tannenwald, fortgehen. Ihre Säulen sind mit spitzförmigen Arkaden verbunden, die auf die großartigen, mit steinernem Schlingwerk dekorirten Fenster auslaufen, aus welchen das farbige, gebrochene Dämmerlicht magischen Schein auf Schnitzwerke, Grabmonumente, Statuen und Heiligengruppen wirft, welche alle Räume an den Wänden anfüllen und überdecken. Kanzeln starren aus der Höhe auf uns nieder. Eine Menge leerer Stühle stehen, oder liegen umgestürzt umher: – wir fragen, was das sey? und lächelnd zeigt man auf einen Mann, der einen Haufen Zwei-Sousstücke[3360] von der Balustrade eines Altars streicht, – die Aerndte, welche der Stuhlherr von der letzten Versammlung der Andächtigen eben gehalten hat. Denn in Paris ist ein Sitz in der Kirche eben so käuflich, als ein Sitz in der komischen Oper: der Kauf gilt da wie dort für die Dauer einer Vorstellung. Auch hier wird nichts umsonst gegeben, nicht das Leben, nicht der Tod, nicht die Freude, nicht der Kummer, nicht die Darstellung von dem Mimiker auf der weltlichen, noch vom Priester auf der geistlichen Bühne: Alles muß mit Sous und Franken bezahlt werden. – Diesem glücklichen Pariser Volke, – gleichviel, ob es auf dem Kothurn[3361] oder unter der Schellenkappe, mit rothen Absätzen oder in rother Mütze, im Parlament oder im Tanzsaale, im Gerichtssaal oder auf dem Markte, im Kaffeehause oder im Beichtstuhle stehe, – ist alles Komödie; es schwimmt auf der Oberfläche leicht dahin, allen Grund und alles Gründliche hassend und es zugleich verachtend. Und doch faßt dieses Volk die Zügel der Weltgeschichte und lenkt sie, sobald es mag, nach seinem Wohlgefallen. –

Während wir Notre-Dame’s Glasmalereien bewundern im Feuerglanze des westlichen Himmels, ist der Vollmond von Ost heraufgestiegen und sein bleiches Licht fällt auf die, von wunderlichen Figuren belebten, Säulenknäufe und die rankenden Rippen der Gewölbe. Das buntscheckige Licht der Fenster erblaßt nun, die zitternden, vielfarbigen Reflexe auf den Gegenständen fangen an zu verschwinden. Die Mondhelle bleicht Alles, selbst der nankingfarbige[3362] Anstrich des Tempels ist in ein glänzendes Weiß verwandelt. Stumm und feierlich, wird Alles ringsum. Da regt sich’s in der Ferne; wir lauschen: – dort unten ist’s am Hochaltar. Lichter wandeln, Kerzen werden sichtbar, erst zwei, dann vier, sechs, zwanzig – eine lange Schaar. Man hält Umgang. Vor dem Hochaltar bleiben die Lichter stehen und einigen sich zum Kreise. Der Kerzenglanz hat nun den Mondschein verdrängt; nur in den fernsten Theilen und in den Seitenschiffen siegt noch der falbe Schimmer über das Feuerlicht, und graues Dunkel hüllt die Portale des Hintergrundes in ihren Schleier. Vor uns aber strahlt Alles im stattlichen Hellglanze des großen Meßdienstes, – Priester und Ministranten ordnen sich auf den Stufen des Altars; Glöckchen und Rauchfaß setzen sich in Bewegung; Andächtige, sitzend, stehend, oder knieend, gruppiren sich. Wir selbst treten der Scene näher; doch da schwindet das Bild der Andacht und nur die Darstellung bleibt übrig. Seitwärts steht eine Gruppe junger Leute, kosend und kichernd; dort schaukelt sich Einer auf seinem Sessel so ungenirt, als wie im Garten des Palais Royal, und ein Anderer, auf sein Rohr gelehnt, lorgnettirt[3363] die weiblichen Gestalten und denkt an andere Dinge, als an’s Beten. Laut schwatzend kommt eine ganze Schaar aus einem der Seitenschiffe daher gegangen, und manches zweideutige Paar schlüpft um die Säulenbündel und verliert sich in des Tempels düsterste Räume. Man wird bald gewahr, daß die meisten der Anwesenden müßige Zuschauer sind, welche Zerstreuung, oder das Vergnügen suchen, und zum Tempel des Herrn gehen, wie sie auf die Boulevards, oder in das Theater gingen. Inzwischen ist die Messe zu Ende, die feierlichen Töne der Orgel schwellen, ermatten, verstum-

---

[3360] 1 Franc = 100 Centimes ≙ 20 Sous; 1 Sou = 5 Centimes.

[3361] Siehe hierzu S. 299, Anm. 827.

[3362] Hellgelb.

[3363] Durch eine Lorgnette, eine Brille mit Stiel, anschauen bzw. anstarren.

men; die Priester und Chorknaben verschwinden; die Stühle werden leer, das Rauschen der Menge wälzt sich den Pforten zu; ein Licht nach dem andern erlischt, einsames Geflüster und leise Fußtritte werden hörbar, bis auch Beides verstummt. Leer ist die Kirche, leer sind die Stühle, nur das Mondlicht belebt die feierlichen Räume mit seinen stummen Schatten, bis, nach Verlauf weniger Stunden, das nämliche Schauspiel, die nämliche Darstellung sich erneuert.

CCCCLVII. Die Kirche Saint Sulpice in Paris.

Nach Notre-Dame und dem Pantheon (St. Genevieve) ist Saint Sulpice die größte Kirche in Paris. Ihre Länge ist 360, ihre mittlere Breite 150 Fuß. Die Höhe ihres Mittelschiffs, die Pracht und Größe des Gebäudes, der schöne Grundplan und die imposante Massirung der Schauseite verdienen um so mehr Bewunderung, da der Bau dieses Tempels in die Zeit fällt, wo der schlechteste Geschmack der herrschende war. Er wurde 1646 nach dem Plane von Le Veau[3364] angefangen und 1733 bis auf die Thürme, welche man nur bis auf 212 Fuß Höhe führte, beendigt. Dem Entwurfe zu Folge hätten die Thürme 400 Fuß hoch werden müssen.

Das größte Verdienst um diesen Prachtbau hat Servandoni[3365], von dem auch die Zeichnung zu dem majestätischen Portikus herrührt. Das vortreffliche Ebenmaß der Verhältnisse und seine einfach-edle Composition machen einen erhabenen Eindruck auf den Beschauer, würdig der Bestimmung, welcher das Gebäude dient. Es ist aus zwei Stockwerken gebildet; das untere gehört der dorischen, das obere der ionischen Ordnung an. Die dorischen Säulen sind 45 Fuß hoch bei 5 Fuß Durchmesser; die ionischen haben eine Höhe von 38 Fuß und 4 ½ Fuß Stärke. Das Mittelschiff ruht auf durch Bögen verbundenen Bündelpfeilern, welche bis zur gewölbten Decke 110 Fuß Höhe haben. Gleich bei'm Haupteingange stehen zwei Reihen corinthischer Säulen, zwölf an der Zahl, welche die große Orgel tragen. Die innern Ornamente sind fast sämmtlich von Marmor. Der Hochaltar ist von edler Composition, groß, majestätisch. Seine Form ähnelt der gewöhnlichen eines römischen Grabmals. Er ist ganz von farbigem Marmor. Der Chor ist zu reich ausgeschmückt, und das Gefühl der Ueberladung thut dem Effekt, den er außerdem machen würde, Eintrag. Alle Fenster desselben bestehen aus ältern Glasgemälden, unter denen man einige der schönsten Erzeugnisse der Kunst findet. Die sehr großen Statuen des Heilandes und der Apostel Paulus, Petrus und Johannes sind von Bouchardon[3366] und werden als Meisterwerke gerühmt. An den hintern Theil des Chors stößt die Kapelle der heiligen Jungfrau, bei deren Ausschmückung die Prachtsucht sich überboten hat. Die Säulen in derselben sind von blauem Marmor, die Statuen von vergoldeter Bronze; die Kuppel aber ist von dem größten neuern Freskomaler Frankreichs, von Lemoine[3367], gemalt. Das Sujet ist die Himmelfahrt der Maria, und es verdient den Preis aller Kenner. Der Lichteffekt des Bildes ist in der That magisch. – Auch die übrigen Kapellen sind sehenswerth und größtentheils erst in neuerer Zeit von Pariser Künstlern in Fresko ausgemalt worden. Ehedem war die Kirche auch reich an Grabmälern, unter denen sich viele schöne Werke des Mittelalters befanden, die aus dem ältern Gotteshause, an dessen Platz sich dieses erhob, dahin versetzt wurden. Sie sind aber im Sturm der Revolution, welche die Aristokratie bis auf die Wappen ihrer Grüfte zu zerstören trachtete, zertrümmert worden.

[3364] Louis Le Vau (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3343).

[3365] Giovanni Niccolò Servandoni (1695–1766).

[3366] Edmé Bouchardon (1698–1762).

[3367] François Lemoyne (1688–1737).



SAINT SULPICE

in Paris



PLACE LOUIS XVI
in Paris

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

CCCCLX. *Place Louis XVI.* (der Revolutionsplatz) in Paris.

Diese beiden Paläste rechts und links: – ein Fürst kann sie nicht schöner haben. Und was waren sie? Sie wurden mit einem Aufwande von mehren Millionen aufgeführt, um Hofschranzen prächtige Wohnungen zu geben. Ludwig XV.[3368] ernährte hier dreihundert Diener, während sein Volk unter Auflagen und Erpressungen darbte. Und das kleine Häuschen, das im Vorgrunde auf der Mitte des Platzes steht? Die Hütte war's, welche die Stelle deckt, wo Ludwig XVI., der Nachfolger jenes fünfzehnten, seinen Kopf unter das Beil der Guillotine strecken mußte.

„Wenn die Könige Weltgeschichte machen, so tauchen sie ihre Finger in Blut."[3369] Hier hat's das Volk auch einmal gethan. Von der Erbauung des Louvre an, aus dessen Fenstern ein Bourbon zur Kurzweil nach seinen Unterthanen schoß[3370], bis zur Aufrichtung des Schaffots[3371], auf dem ein Bourbon blutete, sind viele Jahrhunderte vergangen. Die Könige eilen, denn ihre Dauer ist ungewiß; die Völker aber nicht, denn sie sind ewig. Die Vergeltung brauchte eine lange Zeit, ehe sie das herausfordernde Geschlecht erfaßte. Jedes fühlende Herz muß weinen, daß gerade das schuldloseste Glied einer schuldbeladenen Raçe zum Sühnopfer werden mußte; aber das richtende Volk darum verdammen: – wer wagt es Angesichts der monumentalen Zeugen der Bartholomäusnacht[3372], der unzähligen Greuelthaten, Verbrechen und Volksmißhandlungen, welche die Bourbons früher und später auf dem Throne verübten? In Ludwig XVI. wurde ja nicht das Individuum, nicht der Mensch, sondern die Dynastie gerichtet, welche durch ihre Thaten längst den Stab über sich gebrochen hatte.

Kaum ist ein halbes Jahrhundert über das Blutfeld weggegangen, und die Hand der Zeit hat Richter und Gerichtete schon wieder ausgesöhnt. Die Rache der Völker hat niemals Zinsen begehrt; ein Bourbon sitzt wieder auf dem Thron und selbst die äußern Zeichen des Zwiespalts verwischte die ausgleichende Hand der Versöhnung. Der Revolutionsplatz hat unter Ludwig Philipp's Regierung sein Ansehen gänzlich verändert; den Namen nicht einmal hat er behalten, er ist zum Platz der Eintracht (*Place de la concorde*)[3373] geworden. Wo die Guillotine stand und das kleine Häuschen, da steht jetzt ein hoher Zeuge des Ruhms, der Obelisk von Luxor[3374]. Die letzten Jahre haben den Platz zum herrlichsten in ganz Paris umgeschaffen. Er hat die Form eines Oktogons. Steht man in dessen Mittelpunkt, so hat man einen Anblick, wie ihn keine Stadt der Welt wieder bietet. Auf der einen Seite erheitern die Baumgruppen, Bosketts und Rasenplätze der elisäischen Felder; durch die prachtvolle Avenue in der Fronte sieht man die Façade der Königswohnung, der Tuillerien, rückwärts aber den Triumphbogen *de l'Étoile* und die Avenue von Neuilly. Die Perspektive durch die Rue Royale endigt im Tempel der Ehre, dem Pantheon, und auf der andern Seite fällt der Blick über die neue Brücke hin auf die Colonnade des Palastes der Deputirten. Man steht hier gleichsam inmitten der Werkstätte der Geschichte, – man fühlt das Treiben und Bewegen ihrer Elemente. Noch mit dem letzten Blute, das hier vergossen wurde, ward die letzte große Seite der Weltgeschichte geschrieben. Es floß in den Julitagen[3375]. Die da fielen – sie ruhen jetzt unter der „Säule des Wahnsinns"[3376], wie ein loyaler deutscher Mann sie genannt hat. Ich lasse den Ausdruck gelten. Jegliche Aufopferung, jeglicher Heroismus läßt

---

[3368] Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774), seit 1715 König von Frankreich.

[3369] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[3370] Karl IX. (frz. Charles IX; 1550–1574), von 1559 bis 1560 Herzog von Orléans, seit 1560 König von Frankreich. Er soll angeblich während der berüchtigten Bartholomäusnacht (siehe hierzu S. 507, Anm. 1473) eigenh. auf Hugenotten geschossen haben.

[3371] Am 21. Januar 1793.

[3372] Siehe hierzu S. 507, Anm. 1473.

[3373] Der urspr. „Place Louis XV" genannte Platz erhielt erstmals 1795 den Namen „Place de la Concorde"; 1814 wurde er wieder in „Place Louis XV", 1824 dann in „Place Louis XVI" umbenannt; seit der Julirevolution von 1830 trägt er wieder seinen heutigen Namen „Place de la Concorde".

[3374] Siehe hierzu S. 363, Anm. 1053.

[3375] 1830 (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3332).

[3376] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

sich am Ende als Wahnsinn deduciren, wenn man die Gleichgültigkeit, Unbeweglichkeit und Indolenz, der gemeinen Menschen als gesunden Menschenverstand gegenüber stellt. Wahnsinn ist dann der Tod des Frommen, der für seinen Glauben stirbt; Wahnsinn der Muth des Helden, der dem Vaterland das Leben opfert; Wahnsinn das Streben des Edlen, der die verfolgte Unschuld in Schutz nimmt, und wahnsinnig ist der Mann, welcher der Freiheit Wege bahnt zu den Völkerherzen, und die Unterdrückung der Gewalt eben so, wie die Feigheit der Unterdrückten, mit dem Flammenschwerte des Wortes schlägt. Was hat er zu gewinnen? fragen die Spötter. O, die Armen! Ihnen ist's unverständlicher, als Hieroglyphenschrift, wenn ich ihnen sage: daß das Bewußtseyn, frei zu stehen auf klarer, jeder Prüfung beständiger Ueberzeugung, sicher zu seyn vor jeglicher Täuschung und fähig zu seyn, sich die Zukunft zur Gegenwart zu machen, die kein Gott uns rauben kann, allein schon alle Opfer eines Menschenlebens aufwiegt.



PÈRE LA CHAIS
(Paris)

CCCCLXII. Der Pariser Kirchhof *Père Lachaise*.

„Wer lange leben will, der bleibe in Deutschland, besuche im Sommer die Bäder und lese im Winter die Protokolle der Ständeversammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier schnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist und Herz und Sinn suchen und finden sich, und rasch und leicht hüpft die Welle des Daseyns dem Strome der Ewigkeit zu. – Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, das Fernrohr der Zukunft.“[3377]

Ein Anderer hat Paris mit einer Bühne verglichen, wo Jeder auf Kothurnen wandelt. In der That muß die einzelne Welle hoch aufschwellen, welche sich in diesem Ocean der Menschen bemerklich machen will, und selbst bedeutende Persönlichkeiten können da der Vergrößerung nicht entbehren, wo Alles auf Stelzen geht. Deshalb ist die Charlatanerie in Paris ein unentbehrlich Ding, und der hochgestellte Staatsmann, der gefeierte Akademiker, der Feldherr kann sie eben so wenig missen, als der kleine Krämer z. B., welcher seinen Namen und sein Waarenschild zehn Mal über und neben Thüren und Fenster malt, oder der Schlosser, der einen vergoldeten Schlüssel, groß genug für die Pforte des Himmels, dir vor die Nase hängt, oder der Coiffeur, welcher den lebendigen Bären hinter das Glasfenster seines Ladens zur Schau stellt, um die Leute glauben zu machen, daß er seine Pomaden aus dem ächten Fett der Bestien bereite.

Sogar der Tod geht hier auf dem Kothurn und die Charlatanerie begleitet den Sterblichen treu bis an die Schwelle des Schattenreichs. – Ein Leichenzug ist, nach deutschen Alltagsbegriffen, eine stille, ernste, fromme Feierlichkeit, in welcher die Verwandten, Freunde, Mitbürger einen Todten zur Ruhestätte begleiten. Man sucht dafür kein anderes Motiv, als Liebe oder Achtung. Ein Leichenzug in Paris hingegen ist vor Allem und wesentlich ein Schauspiel, um welches sich die Neugierde sammelt und durch welches die Ueberlebenden zu glänzen streben. Der Charakter der Trauer und der Wahrheit verschwindet: Pomp und Schein auf der einen, Vergnügen auf der andern Seite sind Alles. Am grellsten offenbart sich das bei den großen Leichenbegängnissen, die in einer Stadt wie Paris, wo alle Tage irgend ein durch seinen Reichthum, Rang oder Ruf bedeutender Mensch in’s kleine Kämmerchen einzieht, so häufig vorkommen. Es ist ein Spektakelstück und es setzt die Bevölkerung eben so leicht in Bewegung, wie eine Feuersbrunst oder eine Hinrichtung, eine Illumination, oder die feierliche Auffahrt des Königs. Die mit jeder Volksbewegung in Paris in Verbindung stehenden Vorsichtsmaßregeln der bewaffneten Macht und Polizei sind von einem solchen Leichenzuge unzertrennlich. Soldaten werden auf den Boulevards aufgestellt, Posten der Munizipalgarde und der Polizei sammeln sich an den Straßenecken und Plätzen, an welchen der Trauerzug vorüber gehen soll. Die Durchgänge werden geschlossen: wer passiren will, wird zurückgewiesen; ja man kann hundert Schritte[3378] von seinem Hause seyn: man passirt nicht! – Das Volk sammelt sich, es drängt aus den umliegenden Straßen herbei, und die Boulevards werden dicht mit Menschen gefüllt. Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles kömmt, fragt, bleibt stehen, um zu hören und zu sehen. Man lärmt und schreit. Ueberall ist Tumult, da Streit um die besten Plätze, dort unbändiges Lachen. „Was gibt’s?“ ruft jeder Neuankommende. „Ein General wird begraben: *un grand homme*!“ Der Tag kann nichts Unterhaltenderes, Belustigenderes bringen, als solch ein Begräbniß. Die Stunde naht, wo der Zug vorüber ziehen soll. Die Fenster in den Straßen füllen sich; bis zum fünften, sechsten, siebenten Stock reihen sich Kopf an Kopf, Hut an Hut, Schleife an Schleife: selbst an den Schornsteinen wird’s lebendig, wimmelt schaulustiges Volk. Nirgends in der unabsehbaren Menge ist ein Zeichen der Trauer; Kleider und Bänder von allen Farben: weiß, grün, blau, rosa, wie es die Mode bringt; alle Gesichter mit lachenden Mienen; überall Schäkern, überall laute Fröhlichkeit. Man unterhält, man amüsirt sich, – *voila tout*!

Polizeisoldaten ordnen die Menge zum Spalier, ein wandelndes Bahrtuch blinkt von fern her über die Köpfe der Menge. – Es ist ein Leichenwagen, der naht; ein Wagen, mit weißen Tüchern behangen,

---

[3377] Zitat aus Ludwig Börnes (1786–1837) „Lebens-Essenz“ in dessen „Gesammelte Schriften […]. – Fünfter Theil“, (Hamburg: Hoffmann u. Campe 1829), S. [20].

[3378] 1 Schritt entspricht etwas mehr als 74 cm.

mit weißen Pferden bespannt; eine Myrthenkrone liegt auf dem weißbekleideten Sarge, – Blumenkränze sind an den Seiten befestigt. Eine Reihe verschleierter Mädchen in weißen Gewändern folgt dem einfachen Zuge. Man bringt die Hoffnung einer Mutter, ein junges Mädchen, zur Gruft. – *C'est le hero en jupon!*[3379] spottet einer aus der Menge, und schallendes Gelächter rollt durch die dichtgedrängten Massen.

Eine Pause folgt – Ungeduld und getäuschte Erwartung bewegen die Massen. Viele verlassen ihren Standpunkt und eilen weg. Da werden die Polizeisoldaten von neuem lebendig – „er kömmt! er kömmt!" tönt's, und wie von einem Zauberstab berührt, steht die Menge und harrt.

Diesmal ist's der rechte Leichenzug, der daher kommt. Eine Gensd'armeriecolonne eröffnet ihn, ihr folgen Linientruppen mit gesenkten, florumhüllten Gewehren. Dann einige Offiziere mit schwarzen Degen. Hierauf der sechsspännige, schwarzbehängte, hochgerüstete Triumphwagen des Todes, auf dem sich Luxus und Pomp in Trauerinsignien zur Schau stellen. Auf der Vorderseite des Wagens ist eine Trophäe aufgerichtet; vier Helme von Silber senden von den vier Ecken des Sarges wallende Reiherfedern herab. Auf dem Deckel liegen die Zeichen des Ranges des Verstorbenen. Diener tragen auf Sammtkissen die Dekorationen, welche der Verstorbene hatte. Sein Leibroß figurirt hinter dem Sarge. Kameraden des Todten, Generale im großen Kostüm, halten die Zipfel des Sargtuchs. Offiziere, Beamte, Freunde folgen dem Wagen und eine Abtheilung Liniensoldaten und Gensd'armen beschließen den Zug. Der Pariser hält aus, bis der Letzte der Cavalcade an ihm vorüber schreitet. Dann trennen sich die Massen im Nu – und mit dem banalen „*C'est fini!*" eilt Jeder zu Hause, oder zu neuem Vergnügen. Das Spektakelstück endigt in *Père la Chaise* mit einigen Reden über dem Grabe, die, kalt gesprochen, nur von Wenigen gehört werden, und mit einer Musketensalve. „*C'est fini!*" ruft der Pariser wieder, und das Uebrige bleibt den Steinmetzen und Bildhauern überlassen, welche die Thaten des Verstorbenen einem Monumente einmeiseln.

Die Masse von Denkmälern berühmter und großer Menschen in diesem Friedhofe ist enorm, *Père la Chaise* ist ein Register der neuern Geschichte: ihre Stromkarte in allen ihren Wendungen, Erweiterungen, Wasserschnellen und Stürzen liegt ausgebreitet vor dem betrachtenden Auge. Wandelt man unter diesen Gräbern, so möchte man mit dem Grubenlicht hinabsteigen in die engen Wohnungen und die großen Gestalten einer großen Zeit heraufbeschwören an das Licht des Tages; ich meine jene Gestalten, die stolz ihre Häupter in den Geisterhimmel erhoben, jene Männer, welche in Staat und Wissenschaft die Vernunft zuerst in ihre Würde eingesetzt, jene starken Seelen, welche schaffend und gestaltend nach eignem Typus, von Gott selbst berufen schienen, Völker zu lenken und den Entwickelungsgang der Menschheit zu beschleunigen. Die leuchtenden Namen der französischen Revolution findet man in *Père la Chaise* wieder. Während das Auge sie auf den Monumenten entziffert, steigen sie vor der Seele wie riesige Schatten auf, und was sie gethan und gestrebt, das zieht lebendig durch die Erinnerung. Freilich decken nicht alle Mausoleen ausgezeichnete Menschen. Gar viele sind nur Mumiendecken der Eitelkeit, des Irrthums, oder des Verbrechens.

Sinnig und schicklich haben sich in dem weiten Todtenparke die Gestirne je nach ihrer Art zusammen geordnet, die illustren Abgeschiedenen je nach ihrer Gattung sich geschaart. Die großen Männer der Wissenschaft, der Kunst, des Staats; die Helden der Schlachten der Republik und des Kaiserreichs; die Gesetzgeber und jene, welche der Freiheit Acker rodeten und die Bürgerhoheit, den Baum, welcher stark, grün, ausbreitend seine Zweige über viele Völker, die Hoffnung der künftigen Geschlechter ist, aus dem Keime geweckt, ihn gepflegt und groß gezogen haben, – sie sind hier geselliger zu einander getreten, als im Leben. Liest man die Namen auf den Todtensteinen manches kleinen Raums, wie oft wird da der Gedanke hervorgerufen, daß es wohl ganz anders um die Welt stehen möchte, hätten die starken Geister ihren Zielen mit vereinigten Kräften zugestrebt, und daß sie viel mehr gewirkt haben würden, hätten sie im Leben so enge bei einander gestanden! Wie stark, wie mächtig, wie unverletzlich würde da das Recht jetzt seyn, für das sie gerungen, wie gedemüthigt das Unrecht, gegen das sie gekämpft, wie fest und unzerreißlich die Fesseln, die sie um die Tyrannei gelegt! Aber die Schlangensaat der Zwietracht, welche die Gegner unter sie geworfen, hat stets ihre Kraft gebrochen, die

[3379] Frz., „Das ist der Held im Unterrock!" Wohl eine Anspielung auf die Totenhemden vornehmer Persönlichkeiten, die zu jener Zeit feiner Unterwäsche nicht unähnlich sahen.

Arglist der Feinde hat immer wieder die Organismen ihrer großen Schöpfungen zerstört und zerrüttet, ehe sie sich zu beständigen Formen entwickeln konnten, und so ist ihre Zeit aufgegangen in einer Reihe von Zersetzungsprozessen. Es ist unter solchen Verhältnissen noch von Glück zu sagen, daß sich das neue Leben im Keime – das Prinzip der Volkshoheit als rechte Basis der Freiheit – in die Gegenwart herüber rettete.

Der Kirchhof *Père la Chaise* ist am Ostende von Paris, unfern von der Barriere[3380] *d'Aulnay*. Eine schönere und passendere Lage für die Nekropolis hätte man nicht wählen können. Sie nimmt einen etwa 100 Morgen[3381] großen Hügel ein, der trocken, luftig und nach allen Seiten hin frei ist. Auf seinem Gipfel stand ehedem ein Kloster. Ludwig XIV. erbaute nachher ein schönes Landhaus an dessen Stelle und schenkte es mit den reizenden Gartenanlagen seinem Beichtvater, *Père la Chaise*[3382], einem Jesuiten, von dem es an den Orden vererbte. Hier wurden, zur Zeit der Maria von Medicis[3383], die Pläne zur Protestantenverfolgung entworfen, hier der Widerruf des Edikts von Nantes[3384] zuerst vorgeschlagen, hier die schärfsten Pfeile geschmiedet, welche der schlaue, nach Weltherrschaft trachtende Orden gegen seine Feinde sendete, und die finstersten Intriken angesponnen, welche das Glück Tausender vernichteten und Staaten und Völker entzweiten. Nach der Aufhebung des Ordens, 1763, wurde *Père la Chaise* öffentlich verkauft und es wechselte seine Besitzer von da an sehr häufig. Die splendide, in der Unterhaltung höchst kostspielige Anlage verschlang ein Vermögen nach dem andern, und es wurde sprüchwörtlich, daß, wenn ein reicher Mann sich ruiniren wolle, er *Père la Chaise* kaufen müsse. Endlich, im Jahre 1801, erwarb die Stadt das Besitzthum und bestimmte es zur neuen Nekropolis von Paris. Die parkmäßige Anlage geschah unter der Leitung Brongiarts[3385]. Die Unregelmäßigkeit des Terrains begünstigte eine malerische Anpflanzung; Haine von Cypressen und Trauerweiden wechseln mit Bosketts von blühenden Sträuchern und immergrünen Gewächsen und dem sammtnen Teppich der Rasenplätze, unter denen die Tausende schlummern, deren Statte kein Kreuz oder Abzeichen bemerklich macht. Die höchsten Punkte mit reizenden Aussichten über Paris, Vincennes, Meudon, Montreuil und hundert andere Dörfer und Flecken an den Ufern der Seine und der Marne, sind vorzugsweise den Mausoleen des Ruhms und des Reichthums vorbehalten. Von diesen Punkten ragen Obelisken, Pyramiden, Tempel, Kapellen und Grabmäler aller Formen. Es sind diese Höhen kleinern Vermögen durchaus unzugänglich: denn der Grund und Boden ist daselbst der theuerste auf der ganzen Erde. Jeder Quadratmeter Flächenraum kostet 450 Franken, der Raum eines gewöhnlichen Grabes über 1000 Franken. –

Die Eingangspforten des Todes – gewaltige eiserne Gitterthore, zu deren Seiten die Leichenhallen mit den Wohnungen der Todtengräber, der Wächter, des Inspektors und eines Arztes sich befinden – sind von Mitternacht bis zum Abend offen, und wer an dieser Pforte weilt, sieht, daß der Tod niemals rastet. – Während Epidemien herrschen, folgen sich öfters ganze Tage lang die Trauerzüge auf dem Fuße, und als die Cholera vor einigen Jahren die Pariser decimirte, zogen die Todten in zwei- und dreifachen Reihen durch die weiten Thore in ihr Reich. Dem Eingang gerade gegenüber steht die Kirche, ein schönes Gebäude. In einem kleinen freundlichen Hause wohnen zwei Kirchendiener, welche bei den Ceremonien administriren.

3380 Siehe hierzu S. 1128, Anm. 3455.

3381 Der Umfang lag meist bei einem Fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

3382 François d'Aix, seigneur de La Chaise (1624–1709).

3383 Maria de' Medici (frz. Marie de Médicis; 1575–1642), seit 1600 die 2. Ehefrau des französischen Königs Heinrich IV. (siehe hierzu S. 1141, Anm. 3501), die 1601 Ludwig XIII. (siehe hierzu S. 1139, Anm. 3496) gebar. Nach der Ermordung Heinrichs IV. (siehe hierzu S. 1108, Anm. 3372) übernahm sie mehrere Jahre lang die Regentschaft für den noch unmündigen Dauphin.

3384 Vom 13. April 1598, das den Calvinisten Gewissensfreiheit sowie die freie Religionsausübung in der Öffentlichkeit gewährte; davon ausgenommen waren Paris und Umgebung sowie Städte mit Bischofssitz oder königl. Schlössern. Das Edikt wurde am 18. Oktober 1685 von Ludwig XIV. widerrufen, was zur Auswanderung vieler Hugenotten führte.

3385 Der Botaniker und Zoologe Alexandre Brongniart (1770–1847).

Zunächst der Kirche fesselt das Grabmal des Abelard[3386] und seiner Heloise[3387] den Blick. Es ist von einer schönen gothischen Kapelle eingeschlossen, und wurde bei der Errichtung des Kirchhofs aus der alten Abtei St. Marcells hierher versetzt. Leider! beging man bei diesem Anlaß die Roheit, die Gebeine beider Liebenden, die bisher ein Sarg umschlossen hatte, zu sondern und in zwei verschiedene Särge neben einander zu betten. – Zunächst diesem entweiheten, aber prächtigen Denkmal romantischer Vorzeit erhebt sich ein einfacher Stein mit dem Namen Sonnini[3388], des großen Forschers im Reiche der Natur, Büffon's[3389] Freund und Gehülfe. Etwas östlicher ragen die Grabmäler Hallé's[3390], des Arztes, und Delambre's[3391], des Astronomen. Hier beginnt der sogenannte classische Grund der Nekropolis, wo jeder Name einen großen Mann der Wissenschaft oder der Kunst andeutet. Mit Ehrfurcht berührt der Fuß die Grabhügel von Hauy[3392], des Mineralogen; Fourcroy[3393], des Chemikers; Bernardin St. Pierre's[3394], des geistreichen Denkers über die Harmonie in der Natur; Visconti's[3395], des Archäologen; Mentelle's[3396], des Geographen; Gretry's[3397], des Componisten; und der Dichter: Jaques Delille[3398], Mercier[3399] und Chenier[3400], des Sängers der Freiheit. Delille schläft unter den Blumen eines kleinen Gärtchens; über dem Pförtchen steht schmucklos sein Name. Eben so einfach ist Chenier's Ruhestätte – Name, Geburts- und Todestag ist die ganze Inschrift auf dem Steine Dessen, der fortlebt und fortwirkt, so lange die Gesänge der Freiheit Menschenherzen wärmen. – Die kühne Seglerin der Lüfte, Madame Blanchard[3401], ruht nicht weit von Delille, und nächst ihr der große Beherrscher des Tonreichs, Mehul[3402]. Eine Gruppe einfacher Denksteine gehört den Pädagogen und Philantropen an: wir lesen die Hochachtung gebietenden Namen von Hauy[3403], des Lehrers der Blinden; Petit's[3404], des Mitbegründers der polytechnischen Schule; Abbé Gauthier's[3405], des Verbesserers des Elementarunterrichts. Von da wenden wir uns ostwärts zwei Mausoleen zu, welche groß, prächtig und anspruchsvoll, den Wanderer herbeirufen: es sind die Gräber des Marschalls Kellermann[3406] und seiner Gattin[3407]. – Daneben steht bescheidener die Urne eines Opfers der Treue – des edeln, unglücklichen

---

[3386] Petrus Abaelardus (frz. Pierre Abélard; 1079–1142).

[3387] Heloisa (frz. Héloïse; ca. 1095–ca. 1164).

[3388] Charles-Nicolas-Sigisbert Sonnini de Manoncourt (1751–1812).

[3389] Der Naturforscher Georges-Louis Leclerc, comte de Buffon (1707–1788).

[3390] Jean Noël Hallé (1754–1822).

[3391] Jean-Baptiste Joseph Delambre (1749–1822).

[3392] René-Just Haüy, auch Abbé Haüy (1743–1822).

[3393] Antoine François comte de Fourcroy (1755–1809).

[3394] Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre (1737–1814).

[3395] Ennio Quirino Visconti (1751–1818).

[3396] Edme Mentelle (1730–1815).

[3397] André-Ernest-Modeste Grétry (1741–1813).

[3398] Jacques Delille (1738–1813).

[3399] Louis-Sébastien Mercier (1740–1814); mit seiner literarischen Zeitreise ins Jahr 2440 gilt er als ‚Erfinder' der Science-Fiction-Literatur.

[3400] André Chénier (1762–1794), der bedeutendste – doch heute völlig vergessene – Dramatiker der Revolutionszeit.

[3401] Marie Madeleine Sophie Blanchard geb. Armant (1778–1819; abgestürzt).

[3402] Étienne-Nicolas Méhul (1763–1817).

[3403] Valentin Haüy (1745–1822).

[3404] Alexis Thérèse Petit (1791–1820), der zwar an besagter Hochschule als Professor für Physik lehrte, diese aber keinesfalls mitbegründet hat.

[3405] Louis Gaultier, auch abbé Gaultier (ca. 1746–1818).

[3406] François-Étienne-Christophe Kellermann, 1er duc de Valmy (1735–1820).

[3407] Marie-Anne Kellermann geb. Barbé (1744–1812).

Labedoyere[3408]. Etwas entfernter schläft ein anderes: der Held Ney[3409], welchen der Tod in 100 Schlachten schonte und die Kugeln gemeiner königlicher Rachsucht fällten. Noch weiter ragt das Monument von Beaumarchais[3410], des witzigen Verfassers des Figaro.

Weiterhin, zur Linken, krönt eine Mausoleengruppe einen Hügel: er ist den Fürsten der Schlachten geweiht, den Männern, welche den corsischen Eroberer auf seinen Weltzügen begleiteten: Massena[3411], dem Unerschrocknen; Lefebre[3412], dem Braven, und dem minder würdigen Davoust[3413], einer Geisel überwundener Nationen. Aber nicht Kampf und Tod für Ehre auf den Schlachtfeldern gibt den meisten Ruhm. Nicht weit von Massena schlummert der größte Mimiker der Neuzeit, Talma[3414], und diesem nicht fern, im stillen Nachthause von schwarzem Marmor, der Abbé Sicard[3415], der den Aermsten unsers Geschlechts, den Taubstummen, die Wohlthaten des Unterrichts und der Bildung errungen hat. Er war der Gründer und Förderer der Taubstummen-Institute, deren Segnungen jetzt die Unglücklichen so vieler Länder genießen. Sicard machte die Menschenliebe groß auf der Erde und für den Himmel.

Näher ihm, näher den Gestirnen, näher dem erhabensten Punkte der Necropolis, wie die Wohnungen verwandter Götter um eine Höhe, gruppiren sich die Grabmäler von Foy[3416], Manuel[3417], Benjamin Constant[3418] und Camille Jordan[3419]. – Hier weile, o Wanderer, und feiere! – Welchen Sonnentempel des edelsten Strebens bauten diese vier Namen! Welche Wirksamkeit geht von ihnen aus, weitreichend in die Zeitenfernen! Foy: seine Seele erflog die göttlichen Höhen, in seiner Brust standen die Ideale festgebaut und unerschüttert; Manuel: er glaubte, daß die Völker mit ihm reiften und baute an einer seligen Gegenwart; Benjamin Constant: er schürte das Feuer, das die Götzen der Zeit verzehren sollte, bis zur letzten Stunde; Camille Jordan: das große Herz mit den großen Opfern! – Ach, wie ist's nach ihnen so öde und kalt im Tempel der Freiheit geworden! Wo ist nach ihnen der Priester am Altare, der ein eigenes, reiches, inneres Leben in die Opferschale gösse, wie diese? – Wenn, ihr Geschiedenen! wird der Tag kommen, der euern hellen Morgentraum verwirklicht? wenn wird der Todesengel die Felsen sprengen, welche die Resurrektion euerer großen Ideen verhindern? Wenn er kommt, dann wird man eure Herzen in ein Grab legen, und dann wird Alles in demselben vereinigt seyn, was groß ist im Menschen: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm!

Nahe jenen Vieren und ihnen verwandt im Geiste und im Streben, schläft Volney[3420] in einer einsamen Ecke des Friedhofs: Volney, der Verfasser der Ruinen, der Herkules, welcher die Ungeheuer

---

[3408] Charles Angélique François Huchet, comte de la Bédoyère (1786–1815; hingerichtet).

[3409] Michel Ney, duc d'Elchingen, prince de la Moskowa, maréchal d'Empire (1769–1815; hingerichtet).

[3410] Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais (1732–1799).

[3411] André Masséna, duc de Rivoli, prince d'Essling, maréchal d'Empire (eigentl. Andrea Massena; 1758–1817).

[3412] François-Joseph Lefebvre, duc de Dantzig, maréchal d'Empire (1755–1820).

[3413] Louis-Nicolas d'Avoût, genannt Davoût, duc d'Auerstaedt, prince d'Eckmühl, maréchal d'Empire (1770–1823).

[3414] François-Joseph Talma (1763–1826).

[3415] Roch-Ambroise Cucurron Sicard (1742–1822).

[3416] Maximilien-Sébastien, comte Foy (1775–1825); der napoleonische General war während der Restaurationsepoche einer der Wortführer der liberalen Opposition.

[3417] Der Jurist und liberale Politiker Jacques-Antoine Manuel (1775–1827).

[3418] Der liberale Politiker und Staatstheoretiker Benjamin Constant (eigentl. Henri-Benjamin Constant de Rebecque; 1767–1830).

[3419] Der dezidiert konstitutionelle Monarchist Camille Jordan (1771–1821).

[3420] Der Orientalist Constantin-François Chassebœuf de La Giraudais, comte Volney, genannt Volney (1757–1820).

des Glaubens tödtete. Parmentier[3421], der Thaer[3422] Frankreichs, hat zunächst seine Halle, und dann folgen zwei Denksteine mit unsterblichen Namen: Moliere[3423] und Lafontaine[3424].

Im nördlichen Theile des Friedhofs hat der Tod die werthloseste Aerndte aufgespeichert; er ist angefüllt mit Denkmälern von Menschen ohne That, aber mit langen Namen, und die Kunst der Wappenbildnerei war hier sehr fleißig. Er ist das aristokratische Viertel der Todtenstadt, das Stickmuster von farbigen Feldern mit Klauen- und Schnabelthieren aller Art in Marmor und Erz. Nur ein großer Mann hat hier sein Grab: Junot[3425], der menschliche Sieger, der, wenn er in den feurigen Schlachtentod stürzte, im Auge den Feind hatte, im Herzen die Liebe.

Nicht weit von Junot deckt eine Marmorsäule ein gebrochenes Herz: „Gräfin von der Mark“[3426] heißen es die goldenen Lettern, eine Prinzessin von Preußen ist es, die illegitime Tochter König Wilhelm’s II.[3427] – Auch die Gattin des Fürsten Demidoff[3428] ruht in *Père la Chaise*, und der colossale Reichthum ihres Gatten drückt auf das zarte Wesen mit überschwenglicher Marmorlast. Sie starb in der Blüthe des Lebens. – Doch wie oft liegen Traualtar und Grabhügel nahe bei einander, wie oft hat hier Hymens Fackel als Trauerkerze geleuchtet, wie oft gingen hinter diesen Todtenhügeln verwaisten Aeltern ihre ermatteten Ideale zum zweiten Male in den davon ziehenden Söhnen und Töchtern unter! Wie viele Hoffnungsfrühlinge sind hier verschwunden, wie viele Thränen tränkten diese kleine Spanne Erde! In jedem Thautropfen an Bäumen und Blumen kann man eine Perle der Trauer und des Schmerzes liebender Menschenherzen glänzen sehen. –

Stirbt aber nicht seit Jahrtausenden in jedem Jahre ein Frühling, und läßt die Auferstehungshoffnung auf den neuen jemals vergeblich warten? Darum – meine Brüder und meine Schwestern, die wir noch draußen stehen im Abendrothe des Lebens und hinüber blicken auf theure Gräber! – seyd eingedenk, daß die Frühlinge wiederkehren, und seyd getröstet.

„Schweig’ denn du o Thräne, die in Wehmuth Trost weint,
Mach’ das Herz nicht weich, fließe nicht mehr!
Ist am Ziel denn nicht Vollendung?
Folgt der Grabesnacht nicht junger Morgen?“[3429]
(Klopstock’s Messias.)

[3421] Der Pharmazeut und Agronom Antoine Augustin Parmentier (1737–1813).

[3422] Albrecht Daniel Thaer (1752–1828); er gilt als Begründer der Agrarwissenschaft.

[3423] Molière (eigentl. Jean-Baptiste Poquelin; (1622–1673).

[3424] Der frz. „Fabeldichter“ Jean de La Fontaine (1621–1695).

[3425] Jean Andoche Junot, duc d’Abrantès (1771–1813), Adjutant Napoléon Bonapartes.

[3426] Marianne Diderica Friederike Wilhelmine von der Mark (1780–1814).

[3427] Friedrich Wilhelm II. (1744–1797), seit 1786 König von Preußen.

[3428] Jelisaweta Alexandrowna Stroganowa (russ. Елизавета Александровна Строганова; 1779–1818), seit 1795 mit dem Stahlmagnaten und Grafen Nikolai Nikititsch Demidow (russ. Николай Никитич Демидов; 1773–1828) verheiratet.

[3429] Reichlich frei zitiert aus Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724–1803) „Zwanzigstem Gesang“ seines „Messias. – Vierter Band“ (Halle: C. H. Hemmerde 1773), S. 167: „Schweig denn, du o Thräne, die in Wehmut Trost weinet, \ Mach ihr Herz nicht weich, tröste nicht mehr! \ Ist am Ziel denn nicht Vollendung? \ Nicht im Thale des Tods Wonnegesang?“



DIE SALPETRIÈRE IN PARIS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

CCCCLXIX. Das Hospital La Salpetrière in Paris.

Paris ist ein Januskopf. Auf dem einen Gesichte liegen die Züge der Verschwendung, der Ueppigkeit, des Leichtsinns, des Unglaubens, kurz aller Laster, welche die Menschheit erniedrigen; auf dem andern die der Großmuth, der Aufopferung, der Hingebung, der Wohlthätigkeit und aller Tugenden, welche den Menschen ehrwürdig machen und den Christen zieren. So muß man in der That erstaunen, wenn man die unübersehliche Menge von Anstalten mustert, die hier für Arme, Kranke und Nothleidende, Wittwen und Waisen, verlorene und ausgesetzte Kinder, Alte und Schwache, Stumme und Blinde, Arbeitslose und Arbeitslustige und für Liederliche, die sich bessern wollen, von der Wohlthätigkeit, oder dem frommen Sinn der Privaten gestiftet worden sind. – In einem ganz andern Lichte hingegen erscheinen die königlichen Anstalten aus der Epoche Ludwig XIV., der, nachdem er das Volk ausgesogen und zu Bettlern gemacht hatte, Bettlerhäuser erbauen mußte, um sich vor der Verzweiflung des Elends zu schützen. Der schlichteste Verstand begreift, daß, hätten der Monarch und seine Nachfolger die bürgerliche Ordnung Frankreichs auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend gegründet, statt auf den Künsten des Volksbetrugs, sie nicht nöthig gehabt haben würden, in der Hauptstadt über hundert Millionen auf Asyle für das Elend zu verwenden, das sie selbst gemacht haben. Eine unverhältnißmäßig große Zahl von Spitälern, vom Staat gegründet, ist allwärts ein unverdächtiges Zeugniß von der Schlechtigkeit der Verwaltung; denn gutes Regiment hält die Nothwendigkeit so vieler Zufluchtsstätten der Armuth fern. Ein Zehntel der Pariser Bevölkerung lebt gegenwärtig von öffentlichem Almosen, oder in den Spitälern; in den Sterbesälen derselben haucht ein Fünftel die letzten Seufzer aus. –

Ludwig XIV. brachte den Krieg des Reichthums gegen die Armuth, der höhern Klassen gegen die niedern in ein System, welches fortwirkt bis auf den heutigen. Tag. Die dichte Bevölkerung der vielen Armenhäuser und Hospitäler beweist, auf welcher Seite von jeher der Sieg, auf welcher die Niederlage war. Blos die Revolution hatte auf eine kurze Zeit das Kriegsglück gewendet: die Guillotine dezimirte damals die Reichen, wie der Tod in den Spitälern die Armen zehntet.

Traurige Betrachtung! – Könige und Dynastien haben gewechselt, Verfassungen und Regierungsformen haben andern Platz gemacht und doch blieb die alte Ungerechtigkeit am Steuer. Immer hat sich die Macht, welchen Namen sie auch angenommen, mit dem Reichthum und dem Besitz gegen die Armen und Besitzlosen verschworen und das Helotenverhältniß[3430] im Volke zu befestigen gesucht. Wo Verfassungen mit Volksvertretung bestehen, da hat man schlau das Wahlrecht an den Besitz gebunden und den Völkern weiß gemacht, daß Menschen, welche nicht eignes Hab und Gut in Menge zu verlieren haben, am Landeswohl nie aufrichtig Theil nehmen könnten. Man schämt sich nicht, den Besitzlosen und Minderbegüterten auch noch das sittliche Gefühl abzusprechen, und macht sie ehrlos, indem man sie ihrer Rechte beraubt. Und doch ist nichts alltäglicher, als die Erscheinung, daß der Begüterte durch schnöde Künste und Bestechung sich in die Volksvertretung einschwärzt, daß ihn häufig die verächtlichsten Motive hineinführen, daß er, als Deputirter, nur egoistische Zwecke verfolgt und bereit ist, der Macht sein Gewissen zu verkaufen. Ich kenne ein Land, wo die Bauern vorzugsweise die Bänke der Volksvertretung füllen. In Norwegen hört man Nichts von einer Gesetzgebung, welche die untern Klassen zu Spitalbürgern oder Bettlern zu machen trachtet. In Frankreich hingegen und anderwärts, wo die reichen Leute, oder die Beamten der Regierung, allein als sogenannte Volksdeputirte die Auflagen vertheilen, werden wir stets das Bestreben erkennen, den größten und schwersten Theil derselben den Armen aufzubürden. Muß sich nicht das Herz empören, wenn man die Einnahmebudgets der meisten europäischen Staaten aufmerksam betrachtet? Welche Bedürfnisse zahlen die meisten Steuern? die unentbehrlichsten. Wer hat folglich die Lasten am schwersten zu tragen, unter welchen die Völker stöhnen? der arme Taglöhner, der Arbeiter, der Bauer, der geringe Handwerker. Der Landmann und der schlichte Bürger, die ihren Söhnen nicht das lernen lassen können, was sie vom Blutzehnt frei macht; sie müssen auch noch das Kind hergeben, den Ueberfluß des Reichen gegen ihre eigene Noth zu schützen. Salz und Brod, Bier und Fleisch werden durch Abgaben vertheuert, da doch der Luxus der Reichen entweder gar nicht, oder nur um so viel besteuert ist, um den Schein zu decken. Während die Quadrat-

[3430] Siehe hierzu S. 411, Anm. 1179.

ruthe[3431] Feld, auf welcher die arme Wittwe unter dem Schweiße ihres Angesichts einen Korb Kartoffeln baut, eingeschätzt ist, hat der Banquier Staatspapiere zu Hunderttausenden in der Truhe und sein Vermögen ist unbesteuert. Blutsauger unter allen Gestalten hängen am Geschäftsmann, der sich sorgt und plagt vom Morgen bis zum Abend, um ihm den Thaler zu entziehen, welchen sein Fleiß erwerben möchte: aber die kolossalen Vermögen unproduktiver, nutzloser, stolzer Geldkönige, deren ganze Jahres-Arbeit darin besteht, einen Haufen Coupons ab zuschneiden, bleiben von allem Druck und Zwang befreit, und Einkünfte von Hunderttausenden helfen ungeschmälert Millionen zu Millionen häufen.

Wenn eine Regierung das thut, – wenn eine Regierung, welche Millionen der Armuth abpreßt, nachher Hunderttausende zur Verpflegung siecher Armen hergibt, dann klebt diesem Verfahren so wenig Verdienst an, als der Handlung des Diebs, welcher einen Thaler stiehlt und einen Groschen zurückschenkt. Oder geschieht es wirklich aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man ihm das letzte Hemd auszieht, um ihm, nackt, nachher die Spitalthür zu öffnen? Man möchte es uns weiß machen; aber ich weiß es besser. Aus Furcht geschieht es, aus Furcht vor der Verzweiflung und um der Ängstlichkeit der Reichen Willen. Wer den Kopf schütteln möchte, der denke nur erst nach; ich werde Recht behalten.

Sämmtliche Pariser Hospitäler stehen gegenwärtig unter einer Centralverwaltung, haben Apotheke, Bäckerei und Keller gemeinschaftlich, und ein eigenes anatomisches Theater. Sie verpflegen jährlich über 100,000 Kranke mit 15 Millionen Franken Kosten. Ihre großen Einkünfte beziehen sie aus den Stiftungsfonds, weit mehr aber noch aus Antheilen an den städtischen Abgaben und dem zehnten Theil der Einnahmen aller Theater der Hauptstadt.

Mit dem Hotel Dieu[3432] wetteifert die Salpetrière[3433] an Größe und Zweckmäßigkeit der Einrichtung. Die Anstalt hat, auf dem Boulevard de l'Hospital, in der Nähe des botanischen Gartens, eine sehr gesunde Lage. Ihre Gebäude mit ihren Höfen und Gärten nehmen einen Raum von 16 Morgen[3434] ein. Sie bildet gleichsam eine Stadt für sich mit Straßen und freien Plätzen, Kirche, Friedhof und einer Bevölkerung von 6000 weiblichen Wesen. Armen- und Irrenanstalt zugleich, ist sie ein Asyl für Frauen, welche Alter und Krankheit gebrochen haben, und die letzte irdische Wohnung für die Unglücklichen, welche kein Band mehr mit der übrigen Welt zusammenknüpft, – für jene Aermsten unter Allen, denen

„Ein Gott, der Alles gibt und Alles nehmen darf,
„Die Mitgift nahm, die sie zum Menschen adelt.“[3435]

Die alten Frauen haben 2000 Zellen und mehre gemeinschaftliche Speise- und Unterhaltungssäle, auch einen Krankensaal mit 500 Betten. Viele beschäftigen sich mit leichten weiblichen Arbeiten, mit Spinnen und Spitzenklöppeln, deren Ertrag in die Kasse für gemeinschaftliche Rekreation fließt. Die hintersten Reihen der Gebäude bewohnen die Irren. 1500 Frauen und Mädchen jeden Alters zeigen hier die unerklärlichen Proteusverwandlungen des menschlichen Geistes in jeglicher Mannichfaltigkeit.

[3431] Altes Flächenmaß, in Preußen = 14,1846, in Sachsen für Feldmesser = 18,4475, in Bayern = 8,5182, in Württemberg = 8,2077 und in Österreich = 14,3866 qm.

[3432] Das dem heiligen Christophorus geweihte Hôtel-Dieu de Paris, ist das älteste Spital in Paris. Es war im Jahr 651 vom Pariser Bischof Landericus (frz. Saint Landry; † ca. 656) gegründet worden. Im Jahre 1865 ließ Georges-Eugène Haussmann (1809–1891) das alte Hôtel-Dieu im Zuge seiner städtebaulichen Maßnahmen abreißen und wenige Meter weiter durch den wesentlich größeren Neubau des heutigen Hôpital Hôtel-Dieu ersetzen. Es nimmt auf der Île de la Cité den gesamten Bereich zwischen der Rue de la Cité und der Rue d'Arcole, dem Parvis Notre-Dame genannten Domvorplatz und dem Quai de la Corse eine Fläche von rund drei Hektar ein.

[3433] Das „Hôpital de la Salpêtrière“ wurde auf Veranlassung Ludwigs XIV. (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3337) als Krankenhaus erbaut und 1656 seiner Bestimmung übergeben. Verantwortlich für das Bauprojekt zeichnete Louis Le Vau (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3343). Der Name geht auf eine Fabrik zurück, die zuvor auf diesem Gelände Schießpulver hergestellt hatte, das Salpeter (Kaliumnitrat, KNO_3) enhält.

[3434] Siehe hierzu S. 1113, Anm. 3381.

[3435] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

Wenn du je in einem Tollhause warst, war es dir nicht auch, als trätest du in ein Allerheiligstes? Rieselten dir nicht Schauer durch Mark und Gebein, als du die Nachtgestalten, als du in die Gesichter schautest, aus deren Augen und deren Zügen andere Zustände zu dir sprachen, als die gewöhnlichen der Menschen? War es nicht mehr Ehrfurcht, als Mitleid, was dich anwandelte, und schien es dir nicht erklärlich, daß die Welt so manche Wahnsinnige als Heilige verehrt hat? Unsere nüchterne Gegenwart ist freilich sicher davor, daß die Irrenhäuser Kanonisationsbullen bekommen, obschon so mancher tüchtige Canditat des Bedlam[3436] noch immer dann und wann, wäre es auch nur als Philosoph oder Meinungsapostel, der Welt eine Nase dreht.

Die Irren sind nach dem Grade ihres Wahnsinns in verschiedene Klassen getheilt und jeder sind eigene Gebäude und Höfe angewiesen. Die Närrinnen der ersten Klasse füllen die vorderen Gallerieen. Jede hat ihre Zelle; dabei haben je 40 bis 50 einen gemeinschaftlichen Saal zu Spiel, Arbeit und Conversation. Es sind größtentheils junge, schüchterne Wesen, viele von ausgezeichneter Geistes- und Körperbildung, deren Leiden sich selbst bei längerer Unterhaltung kaum verräth. Sie haben zu ihrem Gebrauche eine gemeinschaftliche Bibliothek, führen Conzerte auf und werden von den Damen, die sie beaufsichtigen, zu Zeiten selbst in’s Freie geführt. – Der Wurm nagt aber Allen am Herzen, und gerade von diesen sanften, in sich gekehrten Wesen genesen gar selten welche.

Die zweite Klasse besteht aus ausgemachteren Närrinnen. Auch sie sind frei, arbeiten und conversiren in gemeinschaftlichen Sälen. Doch ist ihre Unterhaltung schon viel bunter und ihre Reizbarkeit gegen äußere Eindrücke viel größer. Ein an sich geringfügiger Umstand, das Läuten einer Glocke, das Rollen des Donners, der Anblick eines fremden Gesichts erregt bei ihnen nicht selten die heftigsten Szenen. Schnell steigt dann in diesen anscheinend ruhigen, vernünftigen, ihren Beschäftigungen hingegebenen Wesen die Gewitterwolke des Wahnsinns auf, hüllt den klaren Horizont des Geistes in nächtliches Dunkel und Blitze und Donnerschläge der Raserei jagen Entsetzen ein, ehe man sich dessen versehen mag. Andere sind plötzlich zu lauter Herzoginnen, Prinzessinnen, Königinnen geworden; zerlumpte, groteske Frauengestalten verfügen mit dem Anstande einer Semiramis über Schlösser, Städte und Provinzen, oder sie halten Conseil mit ihren Ministern über das Wohl ihrer Reiche. Die eine erzählt dir von Staatsangelegenheiten, die andere unterhält dich mit dem Plane einer Vermählung mit dem oder jenem großen Monarchen zum Frommen ihrer Macht und Herrschaft. Stolz und Ehrsucht äußern sich, als Quellen der Narrheit, auf die pittoreskeste Weise. Ein Mädchen wirft sich zur Braut längst verstorbener literarischer oder historischer Berühmtheiten auf; eine andere drückt vermessen den ganzen Himmel, als dessen Verlobte, an die Brust, oder feiert ein Incarnationsfest mit dem Allmächtigen. Sehr viele von diesen unglücklichen, bedauernswerthen Geschöpfen sind Opfer der Liebe, welche die eiskalte Welt und ein eiskaltes Herz in’s Irrenhaus gebracht.

Wer beschreibt aber den Jammer in den Wohnungen für die untern Klassen der Wahnsinnigen? Wer das Leben der alleruntersten, gegen die das Leben des Mörders im Bagno[3437] noch wie Licht gegen tiefe Schlagschatten erscheint? Das Kainsgesicht auf dem Antlitz eines Galeerensträflings[3438] erfüllt uns mit Abscheu; allein der Ausdruck des Tigers in der Brüllenden, welche, nackt, ihre blutigen Hände an dem Gitter ihres Käfichs zerschlägt, oder in der Zwangsjacke mit aufgesträubtem Haare und blitzenden Augen am Boden sich wälzt, erfüllt mit Entsetzen. Und das sind noch nicht die ärgsten Szenen in diesen Höhlen des Grauens. Wo der Wahnsinn als Strafe wüster Ausschweifung erscheint, als Folge moralischer Fäulniß, – da ist auch oft die leibliche Fäulniß hinzugetreten, das Geschöpf wälzt sich im stinkenden Pfuhle, den es sich geschaffen; ein Anblick, nicht zu ertragen. Und doch wohnt in diesen Unglücklichen eine Seele, unsterblich wie deine eigene. Ich verstehe die Thräne in deinem Auge und lege die Feder nieder.

[3436] Engl., Tollhaus, Irrenanstalt.

[3437] Ursprüngl. Sammelplatz für Galeerensträflinge (s. u.), später allg. für Strafeinrichtungen mit Zwangsarbeit.

[3438] Dieser Begriff wurde bereits damals für die zur Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge verwendet, da die eigentl. Galeerenstrafe in Mitteleuropa größtenteils abgeschafft war.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [5]-9, 29-33, 48-54, 77-85, 91-95 u. 160-163.

CCCCLXXII. Die Börse in Paris.

Es ist ein alter Spruch, daß Geld die Welt regiere; aber keine Zeit hat ihn besser begriffen, als die unsrige. Selbst die diplomatische Kunst vermag oft nichts gegen die gewichtige Naturgewalt des Geldes, die sich in den kulturreichsten Völkern täglich mehr entkettet. Schon sieht man da und dort die Geldfürsten ihre Ansprüche zur Einwirkung auf die Beschlüsse der Regierenden durchsetzen, und ist es einmal zu einem einverstandenen Willen unter ihnen gekommen, wird erst eine europäische Millionär-Versammlung den Geist der Concentration in sie bringen, leitende Prinzipien an ihre Spitze stellen und ihnen ein Haupt, einen exekutiven Willen geben, dann wird kein Monarchencongreß ihnen entgegen seyn dürfen. Was dann die Mächtigen des Geldes Förderliches unter sich beschließen, das werden die Könige sanktioniren müssen, oder sie werden inne werden, daß es eine höhere Gewalt gibt, als die ihrige.

Der Friede hat die Macht des Geldes unermeßlich gehoben. Die Wunder, die er geschaffen, die große Industrie, die stupenden Werke des öffentlichen Nutzens, jene Kommunikationsmittel, welche Städte zusammenbauen, entfernte Länder einander nahe rücken und den Völkern Vermählungsfeste bereiten, sind zunächst das Werk des Geldes. Das Geld hat einen Bund mit der Zukunft geschlossen, und im Dienste der Kultur und Gesittung zur Umwandlung unserer socialen Zustände spielt es jetzt die erste Rolle. Sich selbst dessen unbewußt, ist es gleichsam aus dem Kreise des Materiellen in die Ideenwelt hinübergegangen, es ist emporgestiegen auf den Klüften der Unterwelt, um am Lichte des Tages zu wandeln. Es hat die Stufenjahre[3439] seines Gnomenlebens durchlaufen; seiner metallnen Fesseln ledig, wird es frei und beweglicher, und in dem Maße, wie es dem bestehenden Materiellen sich entfremdet, wie es bei größerer Ausdehnung seiner Masse größern Raum bedarf, wirkt es auseinanderdrängend und zerstörend auf den Bau, den es ehedem durch seine Schwere zu befestigen trachtete, und lockert mehr und mehr die Banden des alten gesellschaftlichen Organismus.

Diesen Tendenzen entgegen zu arbeiten und ihre Entwickelung zu stören, wäre unter allen Thorheiten die unverzeihlichste, und wer sich dieser unterfinge, hätte niemals auf Sieg zu rechnen. Was die Fürsten vernünftigerweise thun können, ist, den Einfluß des Geldes seine Entwickelungsphasen ruhig durchmachen zu lassen und sie durch ein kluges und rechtzeitiges Entgegenkommen zu begünstigen. Es macht sich dann die Umgestaltung still und ohne Zwist, abstreifend nur, was unhaltbar geworden, erstorben ist oder unnütz der Zeit, die uns gehört. Wenn man aber in plumper Weise stört und irrt, die Leidenschaften herausfordert und die im ruhigen Aufbau thätigen Triebe zur Gewaltthat und zum Gelüste nach Umsturz treibt, dann mag die Folgen hinnehmen, wer sie verschuldet. Es wäre der ärgste Irrthum, wenn man glauben wollte, daß, wenn man im Feldlager der Monarchen der Welt zuriefe: Rückwärts! und das Schwert über Alle erhöbe, die da Widerstand sich unterwinden, – das Geld noch auf ihrer Seite stehen würde. Es ist nicht zu verkennen, daß der Gang der Dinge seit den letzten zehn Jahren die Geldleute allmählig eher zur andern Seite hinzieht. Die Politik der Börsen dient nicht mehr, wie ehedem, vorzugsweise dem Absolutismus. Die Geldmächte sind schon seit geraumer Zeit zu einer bessern Würdigung seines Wesens gekommen, und der Cours seiner Garantien ist nicht der alte. Nachdem in so vielen Ländern, wo der Wille eines Einzigen herrscht, Liebe und Vertrauen hingeschwunden sind und das Ganze des Staatslebens einzig und allein noch auf dem Instinkte des Gehorsams ruht,

[3439] „Annus climactericus, bei den Alten, auch bei einigen Neuern, das siebente Jahr im menschlichen Leben, weil mit jedem siebenten Jahre eine völlige Veränderung in dem menschlichen Körper vorgehen soll, und auch in den Handlungen und Begebenheiten besonders ausgezeichneter Menschen; deshalb wird eine Zeit von sieben Jahren auch eine Stufe genannt." (Krünitz, 177. Bd., S. 188f.).

nachdem man so vielfällig Regierungshandlungen sieht, die zum Kampfe gegen sie herausfordern, und wie ein treuloses, verwegenes Spiel mit den Völkern schon so lange Zeit gedauert: so kann sich auch die oberflächlichste Betrachtung nicht mehr verhehlen, wie es Noth thue, einen andern und bessern Weg einzuschlagen. Selbst die Rothschilde[3440], der Könige treueste Bundesgenossen, rüsten auf den Abfall; sie flüchten ihre Millionen in die Schatzkammern der Industrie und befreunden ihre Interessen im Stillen mit denen der Bewegung. Diese scheuen sie nicht; nur Revolutionen wollen sie nimmer. Revolutionen tragen für die Geldinteressen stets den Schrecken bei sich, und für die Werke des Friedens sind sie von so furchtbaren Folgen, daß auch nur Verzweifelte sie jetzt herbeiwünschen mögen. Allezeit haben die Geldleute die Revolutionsmacher am meisten gehaßt. Aber sie unterscheiden jetzt, was sie früher nicht thaten, zwei Klassen von Revolutionären, und sie fürchten gerade die am meisten, welche die Völker durch ihre Regierungshandlungen zum legalen Widerstande aufstacheln und den Gräueln der Selbsthülfe den Weg anbahnen. –

Unter diesen Betrachtungen bin ich zum Börsenplatz gekommen. Der Fiaker hält, ich steige ab, und mit Entzücken betrachte ich den herrlichen Tempel, den die Pariser dem Gotte der Unterwelt, des Geldes und des Reichthums hier erbaut. Wenn nicht mit goldenen Buchstaben über dem Eingang zur Börse stände: „*Bourse et Tribunal du commerce*“ so könnte man diese Börse eher für einen, von Dämonen aus Griechenland hergetragenen Jupiterstempel, oder für eine französische Walhalla[3441] halten. – Nun, wenn für Frankreich die Zeit herbei gekommen ist, wo man den Menschenwerth vorzugsweise nach Millionen schätzt – und diese Zeit scheint nicht fern zu seyn! – so mag es eine Walhalla in der That werden, und die Franzosen werden dann die Rothschilde eher darin finden, als die Deutschen in der ihrigen – den Luther[3442].

Die Börse[3443] ist ein Bauwerk aus der Kaiserzeit. Sie hat zwei Fronten und ist rings mit einer prächtigen, corinthischen Säulenhalle umgeben, zu welcher Freitreppen hinanführen. Der große Börsensaal bildet ein Tonnengewölbe, das ein eisernes Dachgesparre trägt. Er faßt über 2100 Personen. Eine geräumige Vestibüle empfängt den Besucher, der durch hohe Flügelpforten, an welchen Schweizer Wache halten, in das Heiligthum des Geldgottes eintritt.

Im oberen Stocke sind die Säle und Zimmer des Handelstribunals. Eine Treppe von Marmor führt hinan, geziert mit einem Geländer von vergoldeter Bronze. In den Corridors deuten Malereien von Meisterhänden auf die Geschäfte des Gerichtshofs. Brogniard[3444] und Labarre[3445] waren die Baumeister der Börse.

Die Börsengeschäfte dauern täglich von zwei bis fünf Uhr Nachmittags. – Schon gegen ein Uhr fängt der Börsenplatz an sich zu beleben. Elegante Kabriolets halten vor dem Gitter der Freitreppe; man sieht Leute, Zeitungsblätter lesend, in den Säulengängen auf und ab wandeln; es bilden sich Gruppen, Polizeicommissäre mit untergeschlagenen Armen stehen umher und beobachten die Menge. Eilige Gestalten kommen, suchen mit scharfem Blick, wechseln bald da, bald dort einige Worte und verschwinden. Jede Minute macht die Szene belebter, zahlreicher. Die Gruppen schmelzen zu größeren Massen zusammen; die anfangs leise und geheimnißvoll geführte Unterhaltung wird laut, die Fama schüttelt ihr Füllhorn aus, eine lügnerische, trügerische Schwätzerin, welche dem jungen Börsentage mit geläufiger,

---

[3440] Siehe hierzu S. 998, Anm. 2965.

[3441] Siehe hierzu S. 1024ff.

[3442] Die Luther-Büste war von König Ludwig I. (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478) zwar bereits 1831 bei Ernst Rietschel (1804–1861) in Auftrag gegeben und fertiggestellt worden, fand aber – nach heftigen Protesten – erst fünf Jahre nach der Einweihung, nämlich im Herbst 1847, Eingang in die Walhalla.

[3443] Das Palais Brongniart, das die Pariser Börse vom 4. November 1826 bis zum 6. November 1998 beherbergte, war zwar bereits 1807 in Auftrag gegeben worden, konnte jedoch wegen des Todes des Architekten Alexandre-Théodore Brongniart (s. u.) erst im November 1825 fertiggestellt werden.

[3444] Alexandre-Théodore Brongniart (1739–1813).

[3445] Eloi Labarre (1764–1833).

gewissenloser Doppelzüngigkeit die Nativität zu stellen trachtet. Jetzt schlägt die Börsenuhr Zwei: das Parquet wird geöffnet und hinein strömen die Schaaren zu der privilegirten Spielbank Frankreichs. Was man Parquet nennt, ist ein mit Schranken umgebener, breiter Gang im Börsensaale, welcher auf einen gleichfalls umschrankten runden Platz stößt, in dessen Mitte eine erhöhete Estrade sich befindet: – gleichsam der Altar im Tempel. Die Mäkler der Börse füllen die umschrankten Räume, Wechsel, Staatseffekten und Aktien aller Art ausbietend oder suchend, bald zuschlagend, bald verweigernd. Auf der Estrade stehen die Ausrufer, athletische Gestalten, welche mit Stentorstimme die Kurse verkündigen, zu welchen die Geschäfte geschlossen werden; – es ist ein unaufhörliches Zahlen- und Namenrufen, welches das Ohr betäubt und den Sinn verwirrt. Den Schranken zunächst haben die Bankiers mit ihren Kommis Posto gefaßt, oder die großen Spekulanten, die Koryphäen der *hausse* und *baisse*, umkreist von geschäftigen Dienern, welche, ihres Winks gewärtig, bald da, bald dorthin schlüpfen, um Fonds und Aktien auszubieten, oder zu kaufen, je nachdem es die Operationen ihrer Prinzipale erheischen. Gallonnirte[3446] Lakayen überbringen den großen Männern des Börsenspiels versiegelte Depeschen; sie werden mit gleichgültiger Miene entgegengenommen, gelesen und eingesteckt, oder weiter mitgetheilt. Wird aber ein kleines Zettelchen mit einer Chiffre dargereicht dann verfolgen es die Blicke der Menge mit Habichtsaugen, in hundert Gesichtern malt sich der Neid gegen den Glücklichen, der sich eine Taubenpost halten kann, um die Neuigkeiten früher als alle Andere zu empfangen, und lange ruhen die Blicke auf den Zügen des Empfängers des räthselhaften Zettelchens, um den Gang seiner nächsten Operationen darin zu lesen und daraus Nutzen zu ziehen. Während dieses Treibens geht die eigentliche Börsenzeit schnell vorüber; schon gegen drei Uhr wird die Stockbörse geschlossen. Aber das Spiel hört darum nicht auf. An der linken Seite der Säulenhalle sammeln sich zahlreiche Gruppen und die Geschäfte beginnen von Neuem. Erst gegen fünf Uhr verlassen die Habituels[3447] des grünen Tisches in Masse den Kampfplatz, und gerade diese Zeit ist's, welche der Beobachtung den reichsten Stoff reicht. So lange noch die Karten liegen, so lange ist auch der unglücklichste Spieler nicht ohne Hoffnung; wenn aber die allgemeine Abspannung die Geschäftslust getödtet hat, wenn der letzte Verkäufer kein Gebot mehr findet, dann äußert sich das Resultat des Tags auf den meisten Gesichtern unverholen und sehr oft auf recht malerische Weise. Die Gewinnsucht, das gemeinschaftliche Motiv, wirft nun die beschwerliche Larve, als nutzlos, ab. Jeder überschlägt seine Tagesrechnung. Es lagert sich ein widerliches, unbefriedigtes Grinsen auf dem Antlitz des Gewinnenden; Angst, Furcht, Gewissensbisse, oder schlecht verhüllter Aerger und Neid staffiren die Gesichter der Andern. Vollendete Spielerkälte sieht man bei den Wenigsten. Die heitersten Züge haben noch die Mäkler. Sie, die Priester am Altare der niedrigsten Leidenschaft, sind die Immergewinnenden, sie sind die glücklichsten Leute der Börse.

Während der letzten Börsestunde kommen die Abendblätter, und ihre Neuigkeiten geben dann und wann den Geschäften frisches Leben. Gerüchte machen übrigens zu jeder Börsenstunde die Runde; oft ohne sie an den Kursen zu spüren. Dahingegen merkt man wichtige Neuigkeiten fast immer an den Preisen der Fonds, ehe sie das Ohr vernimmt. In Paris interessirt sich bei den Staatspapierkursen Jeder, der durch seine amtliche Stellung, oder auf Schleichwegen, zu den Staatsgeheimnissen gelangt. Der König und die Prinzen, die Minister, die Kammerdiener und Maitressen – sie Alle spielen an der Börse, oder lassen für ihre Rechnung durch Andere spielen. Viele über Nacht aufgeschossene glänzende Vermögen datiren von der halbstündigen Verheimlichung einer Depesche, oder der raschen Ausbeutung einer telegraphischen Nachricht.

Bei weitem der größte Theil der Pariser Börsengeschäfte in Fonds und Aktien besteht aus Lieferungsgeschäften, wobei es nicht auf wirklichen Besitz der Papiere, sondern blos auf die Preisdifferenz am Ablieferungstermine abgesehen ist. An einem Börsentage werden oft keine 10,000 Franken Renten wirklich cedirt[3448], während die geschlossenen Lieferungsgeschäfte sich auf Millionen belaufen. Die eigentlichen Renteninhaber sind dem Börsenspiel in der Regel fremd, und die gewöhnlichen Fluktuationen in den Kursen werden von ihnen gar nicht beachtet. Wenn aber Ereignisse eintreten, welche die Politik des Landes bedrohlich berühren, dann bringt sie die Furcht schnell in Bewegung. Sie tragen

---

[3446] Frz. galonner, mit Tressen besetzen, verbrämen; also mit Tressen besetzte uniformähnliche Röcke.

[3447] Frz. habituel, zur Gewohnheit geworden; hier im Sinne von „Stamm- oder Dauergast" verwendet.

[3448] Frz. céder, etw. überlassen, hier im Sinne von „Aktien verkaufen, Anteile abgeben" gebraucht.

ihre Renten zur Börse – „*Les fonds arrivent*“ ist der Kunstausdruck, – es gibt Fallen und Sturm und die *Baissiers*[3449] feiern einen leichten Sieg. Ueberhaupt ist die Pariser Börse für äußere Eindrücke sehr empfänglich, leicht erregbar und viel schwankender, als die Börsen von Amsterdam und London.

Die Damen der Hauptstadt sind dem Spiel auf der Börse nicht fremd. Früher sah man sie sogar an den Schranken des Parquets im dichten Gedränge der Männer; indessen ist diese Unschicklichkeit jetzt beseitigt. Die Damen sind an das hintere Gitter der Börse verwiesen, wo ihnen eine Schaar von Mäklern dient, um ihre Aufträge zu Kauf und Verkauf in den Börsensaal zu bringen und sie über die Wandlungen der Kurse zu unterrichten. Den weiblichen Spielerhaufen zu beobachten, ist pikant genug. Die meisten gehören den vornehmen Kreisen an. Man sieht jugendliche, schöne Gestalten, mit allen äußern Zeichen des Rangs und des Reichthums, den Affekten der niedrigsten Leidenschaft hingegeben, und nach unglücklichen Operationen endigte schon Manche in Verzweiflung.

Es ist allgemein bekannt, daß sowohl Glieder der königlichen Familie, als auch Minister, im Fondspiel oftmals ungeheure Summen gewonnen haben. Als endlich die öffentliche Meinung die Einstellung des argen Mißbrauchs einer ausschließlichen Benutzung der telegraphischen Depeschen von Seiten der Eingeweiheten durchsetzte, befahl das Gouvernement, jene Nachrichten sogleich nach Empfang derselben an der Börse anzuschlagen. Solches geschieht nun auch der Form nach; demungeachtet sind die wichtigsten immer schon abgenutzt, ehe sie dem Publikum bekannt werden.

Ich habe viele Börsen gesehen und kenne die Börsenwelt und ihr Treiben aus langer, eigner Erfahrung. Ich habe gefunden, daß in keinen Menschenkreisen weniger Zufriedenheit ist und die Ruhe seltner wohnt, als dort. Auch die glücklichsten Börsenspieler, Leute, die ohne Mühe schnell zu kolossalem Vermögen gelangt waren, fand ich nie befriedigt; denn das Gelüste ihrer Habsucht war stets größer, als ihr Gewinn. Das Geld macht die Menschen nicht glücklich. Wer diese Wahrheit in Frage stellen könnte, der möge nur einige Male eine Fondsbörse besuchen, und sein Zweifel wird verstummen.

[3449] Jemand, der auf Baisse, also das Fallen der Börsenkurse, spekuliert.



DIE BÖRSE IN PARIS



LA MORGUE
in Paris.

CCCCLXXVIII. La Morgue[3450] (das Findelhaus des Todes) in Paris.

Im Menschenmeere sind Paris und London die Punkte, wo das Senkblei keinen Grund mehr findet. Aufdecken wollen das ganze Leben dieser Städte, es in allen seinen Beziehungen, es in allen seinen Höhen und Tiefen anschaulich machen, ist vergebliches Streben. Eher könnte man ein Gemälde Dessen entwerfen, was. auf dem Grund des Oceans sich regt und bewegt.

Aber wie man mit der Taucherglocke leichter Mühe Einzelnes aus der Tiefe zu Tage holen mag, so mag auch der Beobachter einzelne Szenen des Lebens jener Riesenstädte beleuchten und den Stoff zu tausend und aber tausend Genrebildern herausnehmen, ohne ihn je zu erschöpfen. Die neue Sippschaft der Mysterienschreiber kann noch tausend Bände füllen; sie wird doch nur Tropfen aus dem Eimer schütten. Jederzeit wird in Paris und London dem Psychologen das belehrendste Feld zur Entdekkung und Forschung bleiben, jederzeit wird die Beobachtung Neues daselbst finden, und niemals wird die Aufgabe, das geheimnißvolle Leben jener Städte vollständig darzustellen, mehr als eine unvollkommene Lösung finden.

Es leben in Paris 1 ¼ Million Menschen. Vielfach geschichtet ist diese Bevölkerung; sie steht, nach Bedarf und Fähigkeit zu genießen, wie nach Rang und Vermögen, auf einer Leiter mit tausend Sprossen. Unser Bild nöthigt uns nicht, weit hinan zu steigen; denn zur Morgue, zu des Todes Findelhaus, schicken vorzugsweise Elend und Verbrechen auf den tiefsten Staffeln ihre Contingente.

Komm mit mir, Leser! und schaue. Folge mir in die Säcke und Höfe der Cité, in die finstern Gäßchen von St. Denis und du Temple, in die schmalen, schmutzigen Häuserchen von sechs Stockwerken, zu denen zwei Reihen Dachkammern als ein siebentes und achtes sich gesellen. Jedes Stock wird von 3 bis 4 Familien oder Genossenschaften bewohnt. Es sind Arbeiter; Arbeiter der untersten Klasse; Arbeiter, deren Beschäftigung das Leben nur zur äußersten Nothdurft fristet; doch ist’s nur der Armuth Jammer; das menschliche Auge darf wagen, ihn anzublicken. Aber eine Stufe tiefer – in jenen Hinterkämmerchen, wohin nie ein Sonnenstrahl dringt und nie ein reiner Lufthauch hinkömmt, – begegnen wir dem Elende der Nahrungslosigkeit. Hier, in dem Zwielicht ewiger Dämmerung, verwischt sich das Bild in ungewissen Umrissen, und wir weichen mit gepreßtem Herzen von einer näheren Einsicht zurück. Noch tiefer kömmt das Laster, kommen die strafbaren Gewerbe und das Verbrechen in üppiger Entfaltung. Hier wird uns ein berechnetes Dunkel entgegen gehalten; wir wissen Vieles, wir vermuthen manches Andere über das innere Treiben dieser entsetzlichen Wohnungen; aber jeder Tag, jeder neue Prozeß vor den Assissen[3451] bringt uns den Beweis, daß wir nur einen Zipfel des geheimnißvollen Schleiers gelichtet haben, und wir erfahren mit Trauer, daß nach der Entdeckung und Bestrafung eines bisher unbekannten Lasters stets ein anderes, neues entsteht und an die erledigte Stelle tritt. Die Mythe vom Sündendrachen, dem für jedes abgeschlagene Haupt ein neues wuchs, findet hier ihre entsetzliche Lösung.

Man schätzt den Theil der Pariser Bevölkerung, welcher aus Laster und Verbrechen seine Nahrungsquellen schöpft, auf nicht weniger als 80,000 Individuen. Der Zahl nach stehen oben an die öffentlichen Dirnen; ihrer sind allein über 10,000, von denen 4000 die Polizei registrirt hat. Fast jede hat ihren bevorzugten Vertrauten, ihren Souteneur[3452], und die Mehrzahl dieser Letztern gehört zur Kategorie der Beutelschneider und Betrüger. Von diesen Individuen sind die meisten ohne Wohnung und Heimath; sie sind die gewöhnlichen Besucher jener Nachtherbergen, die in den elendesten und ärmsten Quartieren von Paris der Verworfenheit offen stehen. Wer in einer solchen Höhle des Lasters übernachtet, zahlt zwei Sous[3453]; darnach beurtheile man die Schlafstelle und das Haus. Mit ihnen rivalisiren die untersten

[3450] Das hier besprochene berühmt-berüchtigte Pariser Leichenschauhaus war 1804 auf Anordnung des dortigen Polizeipräfekten Louis Nicolas, comte Dubois (1758–1847) auf der „île de la Cité“ eingerichtet und 1836 aufgestockt worden.

[3451] Frz. cour d’assises, Schwurgericht.

[3452] Frz. für Zuhälter.

[3453] Siehe hierzu S. 1103, Anm. 3360.

Klassen von *hotels garnies*[3454], wo sich die Hefe der Heimathlosen aus Wochen, Monate, Jahre um unglaublich geringe Preise einmiethet. Ihrer sind in Paris an 300, die über 10,000 Miethleute haben. Die Polizei überwacht diese Brüteplätze schauderhafter Laster und Unthaten mit Argusaugen, duldet sie aber, weil sie sonst die Fäden zu den Schlupfwinkeln des schlimmsten Theils der Bevölkerung zu verlieren fürchtet. In Privathäusern wohnen die Preller, Betrüger und Schwindler von Profession; ferner die Schmuggler; diese, 8000 an der Zahl, meistens an den Barrieren[3455].

Es ist ein Merkmal, zu welcher Höhe in Paris die Kultur des Verbrechens gestiegen ist, daß die Dieberei sich förmlich zur Wissenschaft ausgebildet hat und ihre Jünger nach gesetzlichen Vorschriften Jahre lang das Noviziat und die Gesellenschaft durchgehen müssen, ehe sie zur anerkannten Meisterschaft gelangen. Die Pariser Diebe haben ihre Klassen und jede Klasse hat ihre Regeln und ihren Cursus zur Ausbildung. Das erste Glied der langen Reihe ist der Taschendieb (*voleur à tire*[3456]), ein Künstler in Bezug auf das leichte Spiel seiner Hände, unschädlich für das Blut, aber sehr gefährlich für das Gut des Menschen, besonders für Uhren, Börsen, Taschentücher und Schmucksachen. Dann kommen die Bonjouriers[3457], leicht, gewandt, gut gekleidet, sehr artige und zuvorkommende Leute, die unter zwanzig Vorwänden in einer Stunde in zwanzig verschiedenen Häusern die Treppe hinaufsteigen, das Zimmer eines Freundes suchen, stets ein *Bon jour!* in Bereitschaft haben, durch das Adreßbuch wenigstens die Namen von zwei Miethleuten der besuchten Häuser kennen und bei dem Pförtner nach einem dieser Miethleute fragen, wenn sie bei dem andern stehlen wollen. – Die Rouletiers[3458] durchwandern die Orte, wo die Schiebkärrner vom Lande, die Wäscher mit ihren Wägelchen und Waschkörben anhalten, gutmüthige Leute, denen sie immer einige Worte zu sagen haben, während ein gewandter Zunftbruder jede Unachtsamkeit benutzt. – Der Diebstahl *à la détourne*[3459] verlangt schon elegantere Manieren und bessere Kleidung. Man tritt in eine Boutique mit dem Anstand eines Mannes von Welt, die Verbündeten erscheinen einer nach dem andern, jeder besieht die Waare, jeder handelt, mancher kauft, und der über den glücklichen Tag vergnügte Kaufmann merkt das Verschwinden seiner kostbarsten Gegenstände nicht eher, als bis die Kunden weg sind und er seine Kästen wieder ordnen will. – Der Carreur[3460] verlangt in jedem Laden Münzen aus der Republik oder der Kaiserzeit für seine Münzsammlung, er bietet hohes Agio, und während der Krämer gewinnsüchtig seine Kasse umstürzt und durchsucht, haschen des Sammlers gewandte Finger unbemerkt Gold- und Silbermünzen jeden Geprägs weg. – Der Floueur[3461] unterscheidet mit seltenem Scharfblick den Niais aus der Provinz[3462], den arglosen Mann vom Lande, dem er sich zutraulich nähert, den er in ein Kaffeehaus begleitet und endlich zu einer Spielpartie bringt, deren Kosten der Arme allein zahlen muß. – Noch gewandter ist der Amerikaner, der stets seine Fünfdollarstücke gegen vier Fünffrankenstücke auswechselt[3463], aber in der That den Betrogenen nur schlechten Beischlag statt der guten Münze gibt. – Der Ramastique[3464] endlich findet neben jedem Pinsel, der ihm Glauben schenkt, werthvollen Schmuck und tritt ihm um wenig Geld seinen Antheil an den Edelsteinen von Glas ab.

[3454] Hier im ursprüngl. Sinn von möblierter (frz. garni, „[mit Mobiliar] ausgestattet“) Unterkunft verwendet.

[3455] Frz. la barrière, der Schlagbaum; hier im Sinne von Stadtrand.

[3456] Frz. wörtl. übersetzt: der Ziehdieb.

[3457] Frz. wörtl. übersetzt: „die Guten-Tag-Sager“.

[3458] Frz. wörtl. übersetzt: die Roller.

[3459] Frz. wörtl. übersetzt: „mittels Ablenkung“.

[3460] Frz. wörtl. übersetzt: „der kurzentschlossen Handelnde“.

[3461] Frz., Bauernfänger, Nepper.

[3462] Frz., der Tölpel, Dummkopf, Einfaltspinsel; hier im Sinne von Landei.

[3463] Was durchaus angemessen gewesen wäre (der Dollar entsprach damals einem Wert von ca. 5 Francs – und das bis in die 60er Jahre des 20. Jhd.s!), hätte es sich bei der 5-Dollar-Münze tatsächlich um eine Goldmünze gehandelt.

[3464] Von frz. ramasser, aufheben, aufsammeln.

Wir haben in den obengenannten Klassen die leichten Truppen der Pariser Diebsarmee gemustert; betrachten wir nun die Mannschaft der Linie. Das Gros derselben bilden die Boucardiers[3465]. Gewandt, klug und verwegen treten sie in einen Laden, handeln um Etwas, kaufen eine Kleinigkeit; aber während sie ausschließlich mit ihrem Gegenstand beschäftigt scheinen, erfaßt ihr forschender Blick in einem Moment die ganze Lokalität, die Schwäche und die Stärke des Orts, und in der nächsten Nacht kommen sie mit Zangen, Hebeln und Monseigneurs (Dietrichen), um ihn zu belagern und mit Sturm zu nehmen. – Hinter den Boucardiers steht die Garde des Verbrechens, jene verruchte Genossenschaft, welche, Hyänen gleich, in der Gesellschaft umher wandert, Alles an Alles setzt, und beim Einbruch und Raub jeden Augenblick bereit ist, beim ersten Schrei, beim ersten Zeichen von Widerstand ihre Hände in das Blut ihrer Opfer zu tauchen. Diese Banditen sind selbst von ihren Genossen gefürchtet, denn nur die verworfensten Naturen sind ja im Stande, mit kaltem Blut einen Mord an dem Wehrlosen zu begehen, den sie bestehlen wollen. Leider ist es gerade diese Klasse der Diebsbevölkerung von Paris, welche sich von Jahr zu Jahr rasch vermehrt. Die meisten dieser Verbrecher gingen aus der Schule hervor, welche mit ihrem Unglauben alles Heilige höhnt und die Gesetze der Moral und Sittlichkeit als Vorurteile oder Sklaverei des Geistes verspottet. Nicht blos die niedrigsten Stände steuern zu dem Noviziat; Handlungsdiener, Schreiber, Studenten sieht man in Menge darin, Menschen, die, nachdem sie sich im Schmutz der Bordelle gewälzt und an den Spieltischen die Gelder verschwendet haben, welche sie ihren Herren und Aeltern veruntreuten, nur noch den Muth übrig haben, den Fuß vorwärts zu setzen auf der betretenen Bahn des Verbrechens. – Die Veteranen endlich in dem Heere der Diebe sind die freigelassenen Sträflinge, jene abgehärteten Verbrecher, welche von den Bagnos, mit dem Meisterbrief der Verruchtheit versehen, ausgespieen werden, – Ungeheuer, die vor keinem Gräuel zurückweichen.

Nach den Registern der Polizei halten sich durchschnittlich 1800 ehemalige Galeerensträflinge[3466] in Paris auf; viele andere stehen jedoch nicht in den Tabellen, die entsprungenen gar nicht, und gerade diese sind die allergefährlichsten. Unter diesen Menschen, die, geächtet und nirgends sicher, nur im Kriege mit dem Gesetz und der Menschheit ihr Daseyn fristen können, entstehen und organisiren sich jene Banden von Dieben und Mördern, die von Zeit zu Zeit die verschiedenen Quartiere der Hauptstadt beunruhigen, oder, von Paris aus, ihrem Hauptquartier, Eigenthum und Leben in den Provinzen bedrohen. Es sind diese Banden mehr oder minder zahlreich; im ersteren Falle theilen sie sich in Sektionen zu 12 oder 15 Mann, welche den Geschicktesten zu ihrem Anführer wählen. Den Oberbefehl übt immer ein entlaufener Galeerensträfling. Was die Sektionen erbeuten, das wird gemeinschaftlich nach einer gewissen, von allen Verbündeten anerkannten Rangordnung, vertheilt. Jene Autoritäten des Mordes und Raubes genießen unter ihren Genossen ein kaum glaubliches Ansehen, und sie sind immer von Klienten umgeben, welche sich bei ihnen um „Beschäftigung und Arbeit" bewerben. Sie erhalten die Berichte von ausgesendeten Spionen, entwerfen darnach die Pläne zu den Raubthaten, vertheilen die Rollen und überwachen die Ausführung. Sie werden unterstützt von einer Hierarchie von Hehlern, Kundschaftern und Agenten aller Art, worunter sich nicht selten selbst solche befinden, die zugleich im Dienste der geheimen Polizei stehen, der sie sich durch Angebereien von Verbrechen in andern Sphären verpflichten.

Das Hauptquartier dieser Elenden ist, wie wir schon erwähnten, die Altstadt: – sie ist der Pfuhl für den faulen Sauerteig des Lasters seit zwanzig Jahrhunderten. In den feuchten, schmutzigen, engen und dunkeln Gäßchen, welche sich dort dem Auge des gewöhnlichen Fremden hinter schmalen Thorwegen verbergen, in jenen geschwärzten, faulen, dem Einsturz drohenden Häusern haben die Rogomisten[3467], nämlich die Garköche für Lustdirnen und Diebe, ihre am Tage mit Lampenlicht erhellten Schenken, und in diesen Orten, – kenntlich durch eine Elster, die in einem Käfich über der Hausthüre hängt, und der dicken Firnißfarbe, mit der die Fenster der Schenkstuben überstrichen sind, – sammelt sich die Teufelsbrut zu Rath und zu viehischen Orgien. In der Nacht hört man aus diesen Höhlen nur Gezänk, Nothgeschrei und Fluchen, oft das Stöhnen der Geschlagenen, oder das Röcheln der Gequälten

[3465] Frz. le boucardier, der bandenmäßig betriebene Ladeneinbruch.

[3466] Siehe hierzu S. 1120, Anm. 3437 u. 3438.

[3467] Frz. eigentl. veraltet für Schnapshändler.

unter dem Satansgelächter der Uebelthäter. – Der unerschrockenste Beobachter, der nach 11 Uhr Abends die kleinen, verrufenen Gäßchen zu betreten wagt, flieht vor solchem Lärm.

Und diese Höhlen sind's, welche die Morgue zumeist mit todten Körpern versorgen, die daselbst, mit der Angabe ihres Fundorts versehen, auf langen Tafeln ausgestreckt, hingelegt werden. Es sind Leichen Unbekannter, welche man aus der Seine fischt und in den Gossen und Kloaken der Stadt aufliest; die Körper von Menschen, welche Laster, Elend, oder Verzweiflung, oder der Mörderdolch aus der Welt geschafft und auf die Straße geworfen haben. – Welche Szenen des Wiedererkennens mögen hier vorgehen! – Zu graß zur Beschreibung, werfe ich einen Schleier über sie – und sage: genug!

CCCCLXXXV. Der Triumphbogen de l'Étoile in Paris.

Im endlosen Raume des Universums weht der Geist der Liebe. Sie wärmt in den Strahlen der Sonne, sie spiegelt sich wieder auf des Mondes Antlitz, sie kleidet die Berge, füllt die Schatzkammern der Erde und schmückt ihre Spalten mit Krystall und Erz. Der rollende Donner verkündigt sie den lechzenden Fluren, das Murmeln der Quelle dem durstigen Wild. Im Sturm, der die Lüfte reinigt, braust sie durch die Wälder, die Jahrzeiten sind ihre Boten und die Nacht, die Ruhe spendende, ist ihre Zeugin. Sie wacht über den Zufall, schirmt gegen tausend Gefahren, lächelt in der Hoffnung und reicht noch im Tode ihre schönsten Gaben: – Wandlung, Unsterblichkeit. Die ganze Schöpfung ist von ihrem Hauche beseelt, und glücklich zu machen alle Wesen ihres endlosen Reichs ist ihr Streben ohne Ende. –

Gottes Liebe erkennen – das ist Alles, was die Menschen zum Erdenglück bedürfen. Hätten alle Menschen diese Erkenntniß, so würden sie alle milder, besser, glücklicher seyn. Sie würden alle einig werden in ihren Zwecken, und in dem einigen Streben nach gleichen Zielen würden sie sich als Kinder einer großen Familie betrachten lernen, deren symbolisches Haupt die Liebe selbst ist, welche im Universum waltet. Brudermörderischer Haß würde keine Stätte mehr finden unter den Völkern, er würde begraben seyn in der Brust der Gewaltigen. –

Warum ist's nicht so auf der Erde? Sechstausend Jahre hallt nun schon diese Frage wieder, und mit Hohngelächter schreibt die Geschichte ihre Antwort auf Schlachtfeldern und Brandstätten hin.

Auch dieser Bogen spottet der Liebe Gottes und höhnt die Gutmütigkeit der Menschenfreunde, welche den Riesengang der Welt den Strom der Ereignisse, nach dem Spruche des weisen Nazareners lenken Möchten, der die Friedfertigen am meisten glücklich preist. Die stumpfsinnige Menge, die sich von ihren Treibern und Herren an einander hetzen läßt zu Mord und Raub, lacht sie als Thoren aus und zollt den Denkmälern zur Ehre der Schlächtereien von Millionen mit eben der Stirn Bewunderung, mit der sie immer und überall bereit ist, entschlossenen Menschen, die auf ihr Verderben sinnen, das Recht, sie zu verderben, zuzuerkennen. Wehe Denen, die das ungestüm anders machen, und der Welt, welche man auf den Kopf gestellt hat, behülflich seyn wollen, daß sie auf einmal wieder auf die Beine komme. Schon die Gracchen[3468] haben es erfahren, und noch in unsern Tagen sahen wir Völker, welche das Blut ihrer treuesten Freunde vergossen.

Triumphbögen hatten ursprünglich den nämlichen Zweck, den sie heute noch haben: sie galten der Verherrlichung der Gewalt, des Kriegsglücks, des Länderraubs. Rom, das große Volk, dessen Geschichtsbücher das Motto der Diebe: „Nimm so viel als du kannst!" auf dem Titelblatt haben, erfand sie zur Verherrlichung seiner Feldherren, welchen vom Senate, nach erfochtenem Siege, bei ihrer Heimkehr die Ehre eines Triumphzugs zuerkannt wurde. Anfänglich blos dem vorübergehenden Zweck dienend, waren sie, wie die Ehrenpforten, nach welchen man bei besondern Anlässen den Fürsten die Liebe ihrer Unterthanen bemessen läßt, hohle, schlechte Breterbuden, staffirt mit Trophäen, Laub- und Kranzwerk. Oben, auf der Plattform, befanden sich Musikanten und Schreier, welche *ex officio* den Ausbruch der Volksbegeisterung im rechten, schicklichen Moment zu signalisiren hatten.

Als man später den Triumphbögen eine höhere Bedeutung geben, als man sie zu einem bleibenden Denkmal des Ruhms des Gefeierten und zu einem Geschichtsbuche machen wollte, das der Nachwelt die Erzählung großer Heldenthaten überliefern sollte, ward das Holz durch Stein, der Pappendeckel durch Marmor und Erz verdrängt, und die Künste verschwendeten ihre reichsten Hülfsmittel, sie würdig zu gestalten. Später, als die Zeit der großen Thaten und Eroberungen vorüber gegangen war und in Rom nur der Knechtsinn noch eine Glorie trug, machte sie die Schmeichelei zum Fußgestell der Kaiserbilder.

[3468] Die Gracchische Reform war der vergebliche Versuch der Brüder Tiberius Sempronius Gracchus (162–133 v. Chr.; ermordet) und Gaius Sempronius Gracchus (153–121 v. Chr.; Selbstmord), im 2. Jhd. v. Chr. in Rom Land- und Sozialreformen durchzuführen.



DER TRIUMPFBOGEN DE L' ETOILE
in Paris.

Der größte Triumphbogen des Alterthums, den wir kennen, ist der des Constantin[3469] zu Rom. Er hat 66 Fuß Höhe, 76 Fuß Breite und eine Dicke von 20 Fuß. Der des Septimius Severus[3470] ist etwas kleiner. Hadrians[3471] Bogen schmückt noch jetzt ein Thor von Athen. Der Bogen des Marius[3472] in Orange ist das schönste Denkmal des Alterthums in Frankreich.

Der eitelste, prunksüchtigste unter allen Monarchen der neuern Zeit, Ludwig XIV., errichtete sich in Paris den Triumphbogen der Porte St. Denis zur Apotheose seines Raubzugs an den Rhein. Es ist ein Bauwerk im edelsten Styl, welches an Masse dem größten in Rom nicht nachsteht. Ein anderer, die Porte St. Martin, auf Geheiß desselben Fürsten errichtet, ist dagegen ein Muster des Ungeschmacks[3473]. Unter den hyperbolischen Siegergestalten, die seine Wände bedecken, prangt der „große König“ als Herkules mit der Allongeperücke im Vorgrunde. Außer den genannten hatte das alte Paris noch ein drittes Ehrenthor in der Vorstadt St. Antoine. Dasselbe wurde, bei Erweiterung des Bastillenplatzes, weggeräumt.

Vor dem Triumphbogen ***de l'Étoile*** tritt alles Gleichartige, sowohl der alten als der jüngern Zeiten, in den Schatten. Man bedenke, daß seine Masse nicht weniger als das Zehnfache des größten Triumphbogens des alten Roms beträgt. Er ist 153 Fuß hoch bei einer Breite von 158 Fuß und einer Dicke von 69 Fuß. Der Hauptbogen hat 90 Fuß Höhe und 54 Fuß Breite. Die Nebenbögen sind 58 Fuß hoch bei einer Breite von 26 Fuß.

In diesem Werke ist ein großer Gedanke Napoleons verkörpert. Der Kaiser selbst hat auch die Zeichnung zu diesem Ehrendenkmal der französischen Heere entworfen. Sein Bau begann im Jahre 1806. Dreißig Jahre kostete er und 10 Millionen. Die Werkleute an demselben sahen das Kaiserreich stürzen, die Restauration kommen und verschwinden; sie sahen die Vindikation[3474] der Volkssouveräinität in den Julitagen und ihr letztes Werklohn zahlte, 1836, der glückliche Erbe Aller, Ludwig Philipp. Glücklich? Millionen Zeugen strafen mich Lügen. Wer sind sie? Die Pflastersteine. Sie machten ihn zum Könige und – haben seinen Erstgebornen zerschmettert[3475].

Als Bauwerk ist der Triumphbogen unbestritten das nobelste der ganzen neuern Zeit. Die Arbeit daran ist so gewaltig, als der Gedanke; sie scheint unzerstörbar. Alles an ihm ist Wahrheit, in dem Werke selbst, wie in seiner Bedeutung: ungeheuere Kriegsthaten, vollständige Siege, entschiedene Feldherrengröße, Welteroberung. Hier ist ein einziges Bildwerk ausgenommen – kein falscher Aufputz, kein eitles Spiel.

Die vier Mauerflächen zeigen in ihren untern Theilen Gruppen von Bildhauerarbeit im kolossalsten Maßstabe. Jede Gruppe mißt nämlich 36 Fuß Höhe, jede Figur ist 15 Fuß hoch.

Betrachten wir zuerst die Façade rechts des Thorwegs, auf der Seite, die nach den Tuillerien weist. Es ist der Prolog im ungeheuern Drama des Kriegs, welcher die alte Welt zusammen warf, um eine neue zu gestalten. Man sieht den Auszug der begeisterten Schaaren der jungen Republik von 1792 gegen die verbündeten Könige; die plastische Versinnlichung des berühmten Schlußverses des Marseiller Marsches[3476]:

Aux armes, citoyens! Formez vos Bataillons:
Marchons! Marchons![3477]

[3469] Kaiser Konstantin der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 121).

[3470] Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), seit 193 römischer Kaiser.

[3471] Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römische Kaiser.

[3472] Der Stadtgründungsbogen von Orange steht in keinerlei Zusammenhang zu irgendeinem der zahlreichen röm. „Mariusse“.

[3473] Des Barocks bzw. der frz. Klassik, die beide im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[3474] Hier wohl einfach im Sinne von Forderungen.

[3475] Siehe hierzu S. 1090, Anm. 3334.

[3476] Gedichtet und in Musik gesetzt von Claude Joseph Rouget de Lisle (1760–1836) in der Nacht auf den 26. April 1792.

[3477] Frz.: „Zu den Waffen, Bürger! Bildet Bataillone: Laßt uns marschieren, marschieren!“

Im Vorgrunde schreitet der Kriegsgenius, den Waffenruf erhebend; ihm folgt ein bejahrter Krieger im Feldherrnkleide, der den Helm schwingt. Ein herrlicher Jüngling hält ihn mit seinen Armen umschlungen und zieht ihn ungestüm vorwärts. Rechts gürtet ein alternder Mann sich mit dem Schwerte und ein Greis, zu schwach, die Waffen zur Schlacht zu tragen, nimmt Abschied von den Forteilenden mit verklärtem, begeistertem Antlitz. Links ist ein Krieger, den Bogen spannend; hinter diesem ein anderer, der sein Panzerhemd anthut und die Trompete faßt; den Hintergrund füllen Krieger zu Roß; die Tricolore aber entfaltet sich über die ganze Gruppe.

Gegenüber, auf der nämlichen Façade, links vom Thorwege, prangt das Basrelief des Triumphs (1810). Es ist die vollständige Siegerglorie Frankreichs. Ihre Personifikation ist nothwendig der Kaiser selbst. Er wird von der Viktoria gekrönt; Fama verkündet seine Thaten und die Geschichte schreibt sie nieder. Die überwundenen Nationen unterwerfen sich. An einer Palme prangen Kriegstrophäen; im Hintergrunde stehen Gefangene vieler Völker.

Die andere Façade des Bogens ist gegen Neuilly gerichtet. Hier sieht man, rechts vom Thorwege, die Gruppe der Vertheidigung (1814). Alle Völker stürmen gegen Frankreich an: – ein junger Krieger kämpft heldenmüthig an der Seite seines verwundeten Vaters, der sterbend seine Kniee umfaßt hält. Seine Frau hebt jammernd ihr erschlagenes Kind empor. Hinter ihm stürzt ein verwundeter Reiter nieder. Ueber der Gruppe schwebt der Genius der Zukunft: er scheint die Vertheidiger ermuthigen zu wollen, die Angreifer zu besänftigen.

Die Gruppe des Friedens ziert die linke Seite jener Façade. Man erblickt einen Krieger, welcher zufrieden sein Schwert in die Scheide stößt. Links hält ihm eine Frau ein lächelndes Kind vor, das die Arme verlangend gegen ihn ausstreckt. Rechts ist ein Mann, der eine Pflugschaar ausbessert; im Hintergrunde ein Soldat als Ackersmann, mit muthigen Stieren, die er bändigt. Ueber der Gruppe ragt Minerva mit Schild und Lanze; – daneben der Oelbaum.

Der Raum zwischen diesen reichen, allegorischen Gruppen und dem Gesimse des großen Bogens ist auf beiden Façaden ebenfalls mit Basreliefs bedeckt. Das eine, nach den Tuillerien zu, stellt das Leichenbegängniß des Generals Marceau[3478] dar (1796). Beide Armeen, die französische und die österreichische (diese unter dem Erzherzog Karl[3479]), haben sich vereinigt, um jenem bei Freund und Feind gleich hochgeachteten Führer die letzte Ehre zu erweisen. Er wird bestattet unter dem Donner der beiderseitigen Artillerie. Das war ein Tag großer Gefühle und einer solchen Aufzeichnung werth.

Das andere Bildwerk zeigt uns den Kampf vor Abukir (1799). Der gefangene Oberbefehlshaber des türkisch-ägyptischen Heers, Mustapha, Pascha[3480] von Rumelien[3481], welcher von Murat[3482] eigenhändig gefangen genommen war, wird vor Bonaparte gebracht. Es ist unter den Bildwerken in der Ausführung wohl das schwächste.

Von zwei Basreliefs auf der Façade nach Neuilly zu schildert das eine den berühmten Uebergang der Franzosen über die Brücke bei Arcole (1796). Bonaparte, der Held, ergreift in dem Augenblicke, wo seine Truppen, von den Kartätschen zerschmettert, zurückweichen wollen, eine Fahne und stürzt den feindlichen Feuerschlünden entgegen. – Im andern erblickt man den verwundeten Marschall Kleber[3483] mit seinen Schaaren auf den Wällen der erstürmten Alexandria (1798). Diese Komposition gehört zu den schönsten.

[3478] François Séverin Desgraviers-Marceau (1769–1796; gefallen).

[3479] Erzherzog Carl (siehe hierzu S. 768, Anm. 2360). Er sollte später Napoléon in der Schlacht bei Aspern am 21./22. Mai 1809 die erste Niederlage auf dem Schlachtfeld zufügen.

[3480] Siehe hierzu S. 200, Anm. 558.

[3481] Said Mustafa Pascha (1779–1808); seit 1807 als Mustafa IV. (osman. مصطفى رابع, Muṣṭafā-yi rābi‘, von osman. رابعه, rābiʿa, „der/die/das Vierte") Sultan des Osmanischen Reiches. Als Rumelien (siehe hierzu S. 213, Anm. 596) bezeichneten die Türken seit dem 15. Jhd. den europ., auf der Balkanhalbinsel gelegenen Teil des Osmanischen Reiches.

[3482] Joachim Murat, grand-duc de Berg et de Clèves (ital. Gioacchino Murat; 1767–1815; hingerichtet), seit 1808 König von Neapel.

[3483] Jean-Baptiste Kléber (1753–1800; ermordet).

Auch die Seitenfaçaden sind mit Basreliefs geziert. Die nördliche rückt uns den blutigen, gewaltigen Sieg von Austerlitz (1805) vor's Auge. Die Schlacht ist gewonnen; Napoleon hält den Ungestüm seiner Garde zurück. Die feindlichen Armeen stürzen in wilder Flucht über einen gefrornen See; die Decke bricht – Infanterie und Kavallerie sinken unter und verschwinden. Gräßliches, schauerliches Ringen um Lebensrettung ist hier mit ergreifender Wahrheit dargestellt worden. –

Gegenüber dieser, das Schicksal eines Welttheils entscheidenden, Groß-Schlacht hat leider! die Hofschmeichelei das verhältnißmaßig so unbedeutende Treffen von Jemappes (1792) eingeschwärzt. Es ist ein *hors d'oeuvre*[3484] ganz und gar; denn selbst der große Fürst des Friedens, Ludwig Philipp, erscheint hier, als Unterbefehlshaber, gar klein und am unrechtesten Ort von der Welt. Man denkt bei diesem albernen Pendant von Austerlitz unwillkürlich an die Parallele der neuafrikanischen Siegbülletins[3485] mit denen der großen Armee, eines Herzogs von Isly[3486] mit einem Fürsten von der Moskwa[3487], und der Regenschirm-Trophäe[3488] mit jenen, welche zu der Vendome-Säule das Erz lieferten[3489].

In dem Fries unter dem Hauptgesims läuft ein Basrelief um das ganze Monument. – Es stellt den Triumphzug der französischen Heere dar, begleitet von dem Ruhm, gefolgt von den Segnungen des Friedens.

Die freien Räume der innern Bogengewölbe sind dazu benutzt worden, die Namen von 96 gewonnenen Feldschlachten und Belagerungen aufzunehmen, welche, mit 30 andern auf so viel Schilden, die Summe von 126 Siegen ergeben.

[3484] Hier im wörtlichen Sinn von „außerhalb des Werkes“ verwendet.

[3485] Siegesmeldungen vom Dauerkriegsschauplatz Algerien, das Frankreich 1830 begonnen hatte zu besetzen bzw. von den Kämpfen gegen Marokko.

[3486] Thomas Robert Bugeaud, marquis de la Piconnerie, duc d'Isly (1784–1849); nachdem er 1834 mit äußerster Brutalität Pariser Unruhen niedergeschlagen hatte, wurde er nach Nordafrika beordert, wo er 1840 zum Gouverneur der algerischen Kolonie avancierte. Im Krieg gegen Marokko drang er erfolgreich in das feindliche Territorium ein und erkämpfte am 14. August 1844 den entscheidenden Sieg bei Isly (arab. ايسلي), der ihm genannten Herzogstitel einbrachte.

[3487] Napoléon Joseph Ney, 2e prince de la Moskowa (1803–1857) hatte in der frz. Pairskammer die Kriegsführung von General Bugeaud (s. o.) in Algerien als unmenschlich gebrandmarkt.

[3488] In der Schlacht von Isly (siehe hierzu S. 1135, Anm. 3486) waren neben 11 Kanonen, 18 Fahnen und dem reich möblierten Zelt des marokk. Kronprinzen Mulai Mohammed ben Abd-ar-Rahman (arab. مولاي محمد بن عبد الرحمن, Mūlāy Muḥammad b. ʿAbd al-Raḥmān; 1830–1873; seit 1859 als Mohammed IV. – arab. محمد الرابع, Muḥammad ar-rābʿi – König von Marokko) auch dessen Regenschirm (andere Quellen bezeichnen ihn auch als „Commando-Sonnenschirm“) erbeutet worden; dieser wurde sogar – natürlich zusammen mit den übrigen Beutestücken – beim Triumphzug von François Ferdinand d'Orléans, prince de Joinville (1818–1890), dem drittältesten Sohn von König Louis Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331), am 28. September 1844 in Paris präsentiert (u. a. nachzulesen in: Ansbacher Tagblatt für Stadt und Land, Nro. 104, Freitag, 4. Oktober 1844, S. 414).

[3489] Für den Guß der Vendôme-Säule verwendete man 133 in der Schlacht bei Austerlitz von der russ. und österr. Armee erbeutete Kanonen.

Sie sind[3490]:

Fleurus.	Ulm.	Ligny.	Colberg.	Günzburg.	Landshut.	Roveredo.	Montebello.	Valis.
Montenotto.	Austerlitz.	Sogunt.	Tourcoing.	Elchingen.	Eckmühl.	Bassano.	Minvio.	Medelin.
Lodi.	Jena.	Lille.	Neresheim.	Dürenstein.	Regensburg.	St. Georges.	Caldiero.	Maria-Belchite.
Castiglione.	Friedland.	Hondschoote.	Bamberg.	Hall.	Raab.	Mantua.	Castel-Franco.	Almonacid.
Arcole.	Somosierra.	Wattignies.	Amberg.	Saalfeld.	Mohilew.	Tagliamento.	Ragusa.	Ocanna.
Rivoli.	Eßlingen.	Arlon.	Friedberg.	Valenzia.	Smolensk.	Sediman.	Gaeta.	Alba de Tormes.
Pyramiden.	Wagram.	Courtray.	Biberach.	Halle.	Valentina.	Mont Tabor.	St. Bastan.	Vigne
Abukir.	Moskwa.	Tournay.	Altenkirchen.	Prenzlau,	Polotzk.	Chebreisse.	La Boulon.	Lerida.
Alkmaar.	Lützen.	Altenhoven.	Schliengen,	Lübeck.	Krasnoe.	Castiglione.	Burgos.	Ciudad-Rodrigo.
Zürich.	Bautzen.	Maastricht.	Kehl.	Pultusk.	Wurschen.	St. Giuliana.	Espinosa.	Almeida.
Heliopolis.	Dresden.	Weissenburg.	Engen.	Eylau.	Loano.	Ditikon.	Tudela.	Tortosa.
Marengo.	Hanau.	Landau.	Mooskirch.	Ostrolenka.	Millesimo.	Muttathal.	Uelez.	Sebora.
Hohenlinden.	Montmirail.	Neuwied.	Höchstädt.	Danzig.	Tajo.	Genua.	Corunna.	Badajoz.
Jemappes.	Monteran.	Rastadt.	Wertingen.	Heilsberg.	Monhovi.	Le Bar.	Saragossa.	Tarragona.

Was knüpft sich an diese Nomenclatur, zu der drei Welttheile steuerten? Das Andenken an 5 Millionen Erschlagener, welche die Blüthe der Völker waren, die Erinnerung an die Brandstätten von mehr als tausend Städten und Dörfern und an Jammer und Elend ohne Maß und Ende. Würde die Summe der Thränen, welche jene Namen erpreßten, in eine Fluth vereinigt, sie würde diesen Steinkoloß zertrümmern, den der Fürst der Schlachten für die Ewigkeit gebaut hat.

Das Unglück der Erde während der Herrschaft eines Eroberers ist stets gewesen, daß Einer den Krieg beschließen konnte, welchen viele Millionen auszustehen hatten. – Für Jetzt ist im europäischen Herrscherkreise doch mindestens so viel gewonnen, daß mehre für Krieg stimmen müssen, ehe er möglich wird. Eine dauerhaftere Bürgschaft des Friedens wird aber durch die neuen Kulturelemente, Eisenbahnen und Dampfschiffe, erlangt werden, welche die Völker mit einander bekannt machen, Freundschaften zwischen ihnen stiften und die dummen Begriffe von erblichen Nationalfeindschaften in die Rumpelkammer verweisen.

[3490] Insgesamt sind am Triumphbogen 158 Schlachten und Belagerungen zwischen 1792 und 1815 dokumentiert. Nordpfeiler: DIERSHEIM, YPRES, DUSSELDORF, LUXEMBOURG, GRAND-PORT, BRESLAW, MJAROSLAWIETZ, BERG-OP-ZOOM – LILLE, HONDSCHOOTTE, WATTIGNIES, ARLON, COURTRAI, TOURCOING, WEISSEMBOURG, MAESTRICHT, ALDENHOVEN, LANDAU, NEUWIED, RASTADT, ETLINGEN, NERESHEIM, BAMBERG, AMBERG, FRIEDBERG, BIBERACH, ALTENKIRCHEN, SCHLIENGEN, KEHL, ENGEN, MOESKIRCH, HOCHSTETT; – Ostpfeiler: JAFFA, GRATZ, PESCHIERA, C. de SPRIMONT, CAIRE, GEISBERG, CAPRÉE, CHAMPAUBERT – WERTINGEN, GUNTZBOURG, ELCHINGEN, DIERNSTEIN, HOLLABRUNN, SAALFELD, HALLE, PRENTZLOW, LUBECK, PULTUSK, EYLAU, OSTROLENKA, DANTZIG, HEILSBERG, LANDSHUT, ECKMULH, RATISBONNE, RAAB, MOHILEW, SMOLENSKO, VALONTINA, POLOTZK, KRASNOÏ, WURSCHEN; – Südpfeiler: ADIGE, NAPLES, MONTAGNE NOIRE, PLAISANCE, POZZOLO, MADRID, LA PIAVE, MEQUINENZA – LOANO, MILLESIMO, DEGO, MONDOVI, ROVEREDO, BASSANO, ST GEORGES, MANTOUE, TAGLIAMENTO, SEDIMAN, MONT THABOR, CHEBREISSE, BASSIGNANA, SAN GIULIANO, DIETIKON, MUTTA THAL, GENES, LE VAR, MONTEBELLO, LE MINCIO, CALDIERO, CASTELFRANCO, RAGUSE, GAETE; – Westpfeiler: ROSES, TOULOUSE, ASTORGA, M. del RIOSECO, GIRONE, OPORTO, OLIVENZA, FUENTE d'OUORO – LE BASTAN, LE BOULOU, BURGOS, ESPINOSA, TUDELA, UCLEZ, LA COROGNE, SARRAGOSSE, VALLS, MEDELLIN, MARIA-BELCHITE, ALMONACID, OCANA, ALBA DE TORMÈS, VIQUE, LERIDA, CIUDAD-RODRIGO, ALMEIDA, TORTOSE, GEBORA, BADAJOZ, TARRAGONE, SAGONTE, VALENCE; – Attika zur Avenue des Champs-Elysées: VALMY, JEMAPES, FLEURUS, MONTENOTTE, LODI, CASTIGLIONE, ARCOLE, RIVOLI, Les PYRAMIDES, ABOUKIR, ALKMAER; – Attika zur Avenue de Wagram: ZURICH, HELIOPOLIS, MARENGO, HOHENLINDEN; – Attika zur Avenue de la Grande Armée: ULM, AUSTERLITZ, IENA, FRIEDLAND, SOMOSIERRA, ESLING, WAGRAM, MOSKOWA, LUTZEN, WURSCHEN, DRESDE; – Attika zur Avenue Kléber: HANAU, MONTMIRAIL, MONTEREAU, LIGNY. Da angebl. nur siegreich ausgegangene Schlachten verzeichnet sind, dürfte ESLING (Aspern) dort eigentl. nicht verzeichnet sein.

Ja, es tagt eine bessere Zeit. Die Völker werden allmählich klüger und sie achten die schönen Fruchtkörbe des Friedens höher, als Lorbeerkränze mit Pechkränzen erkauft. Sie fangen an, zu erkennen, daß eine Staatserhöhung für sie gemeinlich auf eine Kreuzeserhöhung hinausläuft und daß mit der Größe der Adlersklauen auch die Gefräßigkeit des Raubthiers wächst. Sie sehen auf die kleinen Republiken und manchen Staat hin, der nur wenige Quadratmeilen zählt, und fragen sich, ob denn das Leichter- und Besser-Regiertwerden mit der Zahl der Millionen wächst, und ob ein Fürstenarm um so beglückender das Scepter führe, je länger er geworden? Und die Fürsten selbst – auch sie sind von den mildern und vernünftigern Begriffen der Zeit besiegt worden, auch sie sind, der Mehrzahl nach, zur Einsicht gekommen, daß in der Mordlotterie des Kriegs für eingesetztes Gut und Blut und Volksglück fast immer blos Nieten gezogen werden und daß selbst im glücklichsten Fall der Gewinn des Einsatzes nicht werth sey. Sie sehen ein, und was mehr sagen will, fangen an, es offen zu bekennen: daß eine weise, die Bedürfnisse der Zeit befriedigende und fördernde Gesetzgebung im Frieden die Völker höher entwikkelt, als eine Reihe von Schlachtenjahren, und jeder Fürst – als Gesetzgeber und als Regent – im Stande ist, sein Volk größer zu machen und seine Macht zu potenziren, ohne nöthig zu haben, ein anderes anzuketten. – Die Beweise liegen vor Augen. Der Orient lebt in ewigem Kriege und ist in ewiger Ohnmacht, Armuth und Barbarei, und dreißig Jahre Friede haben der Macht und Kraft Frankreichs eine größere Entwickelung gegeben, als vorhergegangene dreißig Jahre voller Eroberungen und Siege.

Noch einen Blick auf unsern Bogen des Kriegs! Als monumentales Kunstwerk verdient er die höchste Bewunderung. Seine hohe Schönheit verdankt nichts der Dekoration oder der Kostbarkeit des Stoffs; sie liegt im Ganzen, in dem Ebenmaß seiner Theile, in seinem großartigen Charakter. So wie der Triumphbogen dasteht, ist er nicht ein Denkmal, eine Vergötterung eines Einzelnen: sondern er ist ein imposantes Gesammtbild des ganzen Kriegsruhms, der sich über Republik und Kaiserthum entfaltet hatte. Kein einziges Individuum, auch nicht die hervorragende Gestalt des Kaisers, erdrückt die übrigen. Die Zeit der Republik hat ihre republikanischen Insignien, die des Kaiserreichs ihre Adler; die Titel selbst, welche die Generale auf den Schlachtfeldern des Auslandes erwarben, haben hier ihre blutigerworbene Stelle. In Allem ist der Ausdruck der Achtung vor historischer Wahrheit.

Den herrlichsten Eindruck macht der Triumphbogen vom Eintrachtsplatze her, besonders dann, wenn ihn die Morgensonne beleuchtet. Die mächtig-langen Alleen dienen ihm als dunkler Grund, von dem er sich abhebt in unbeschreiblicher Majestät.

Der Aufsatz fehlt ihm noch. Napoleon hatte, im Geiste des Eroberers, die Kolossalstatue Frankreichs, auf einem Globus sitzend, dazu bestimmt; aber die spätern Begebenheiten haben diese Krönung des Denkmals als unschicklich verworfen. Was wird sie ersetzen? Man frage das Schicksal!



C. Reiss del. B. Metzeroth sc.

DER TUILLERIEN - PALLAST

im Paris.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum der Verleger

CCCCLXXXXIII. Der Tuilerien-Palast in Paris.

Betrachtet man dies Königshaus, so möchte man ausrufen: Frankreich ist ein Bicètre[3491] und Bedlam; Gauner, Diebe, Heuchler sind seine Heiligen und Helden. Was haben der „großen Nation“ ihr Voltaire, ihr Rousseau, die Encyklopädisten, – was ihr *contrat social*[3492], was die Ströme Bluts, in 30 Kriegsjahren vergossen, was die Julitage[3493] geholfen? Kamen nicht die alte Thorheit, die alte Sünde, der alte Jammer wieder nach jeder Wandlung? „Frankreich ist eher neu zu machen, als auszubessern,“[3494] sagte schon Mirabeau[3495], und wenn man die Annalen der Tuilerien liest, wird man versucht, ihm aufs Wort zu glauben.

Vor drei Jahrhunderten standen auf der Stelle des Palastes, der sich so stolz erhebt, niedrige, schlechte Hütten. Ziegelbrenner trieben in denselben ihr Gewerbe, bis ein Brand sie verzehrte, worauf die damalige Regentin, Maria von Medici, den Plan faßte, die Gäßchen und Wohnungen in der Nähe anzukaufen, niederzureißen und auf dem also gewonnenen Platz sich eine neue Residenz zu erbauen. Der große Pavillon, welcher jetzt die Mitte der Tuilerien-Façade ausfüllt, war ihr Schloß. Ludwig XIII.[3496] und dessen Nachfolger bauten an, vergrößerten und erweiterten, und so ist nach und nach das kolossale Gebäude entstanden, in welchem Ludwig Philipp gegenwärtig Hof hält. – Seinem Umfange nach der größte Palast in Europa, steht er doch in künstlerischer Beziehung unter den meisten Königswohnungen; denn trotz der Größe, trotz dem Luxus an Säulen, Pilastern, 78 Statuen und Ornamenten, trotz dem, daß man die ganze Architektur des Alterthums gleichsam geplündert hat, um diesen Bau auszustaffiren, läßt er den Beschauer kalt: denn ihm fehlt die Seele, – der große, künstlerische Ge» danke. Es ist Alles Flickwerk. Die einzelnen Lappen sind wohl schön, aber das Ganze kann nimmer gefallen.

Bis zur Revolutionszeit war das Schloß der Tuilerien nur die Residenz der Könige. Nie vorher hatte es ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen seyn, dienend, dankend, bettelnd hinzuknien, oder Huldigungen darzubringen. Die Etikette herrschte. Ihr erster Sklave war der König; aber die Nation war die Magd des Königthums. In den Tuilerien war unter Ludwig XIV. der Welt die hohe Schule aufgethan, wo die Unterwürfigkeit praktisch gelehrt wurde, und hier überkamen den Eingeweiheten die geheimen Traditionen unbedingter Gewalt. War der Lehrling in dieser modernen Eleusis[3497] durch alle Grade zur Meisterschaft vorgedrungen, dann kehrte er in die Heimath zurück zur Ausbreitung des Absolutismus, oder er trat, machtbegabt, in’s Volk, dieselbe Unterwürfigkeit nach abwärts gebietend, welche er nach oben zollte. Die stolzen Barone, ihrer Selbstständigkeit entkleidet, die Prälaten, abhängig gemacht von der Krone, lernten zu Gefolge gehen, und aus Beiden bildete der Hof seine Glorie. Dieser wurde der Mittelpunkt der seinen Sitte, der guten Gesellschaft, des leichten Tons, der Gewandtheit in allen Verhältnissen des geselligen Umgangs. Poesie und Kunst wurden nur dann courfähig, wenn sie schmeichelten, und ihr höchster Beruf war damals die Apotheose des Königthums. Die Weltgeschichte war Hofgeschichte geworden: eine feile Dirne, welche die schändlichsten Thatsachen mit edlen Motiven staffirte und die Lüge in goldnen Schalen kredenzte. Die Akademien antichambrirten[3498] und richteten die Wissenschaften ab nach dem Winke des Gebieters. Die Geistlichkeit machte den Glauben geschmeidig und fabrizirte zweierlei Moral: die eine als Ring durch die Volksnase, die andere für

---

[3491] Das Bicêtre, ein ehemaliges Schloß in der Nähe von Paris; es diente von 1633 bis 1836 als Kranken- und Irrenhaus sowie als Gefängnis.

[3492] Das 1762 erstmals erschienene politisch-theoretische Hauptwerk des Genfer Philosophen Jean-Jacques Rousseau.

[3493] Siehe hierzu S. 1090, Anm. 3332.

[3494] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[3495] Der frz. Revolutionspolitiker Honoré Gabriel Victor de Riqueti, marquis de Mirabeau (1749–1791).

[3496] Ludwig XIII. (frz. Louis XIII; 1601–1643), seit 1610 König von Frankreich.

[3497] Eleusis (griech. Ἐλευσίς) ist ein Ort etwa 30 km nordwestl. von Athen. Seine Bedeutung erlangte er durch die Mysterien von Eleusis, einen wichtigen Kult im antiken Griechenland.

[3498] Siehe hierzu S. 941, Anm. 2859.

die Vornehmen, diesen zur süßen, leichten Bürde. Aus den Tuilerien kam durch jenen Ludwig der Fluch der stehenden Heere über die Welt, der Zwangsjacke für die Völker; in den Tuilerien wurden die Fesseln, Bänder und Schlösser erfunden, um die rüstigen, treibenden Kräfte der Nationen regungslos zu machen; dort wurden alle die Institutionen erdacht, welche die unbedingte Regierungs-Gewalt consolidiren sollten und von ihr fern halten die Möglichkeit eines Widerspruchs; dort wurde, als Ausfluß absoluter Herrschermacht, der Beamtenstaat gegliedert, eine Stufenfolge disciplinirter, uniformirter, allmählich ansteigender Fürsten- (nicht Staats-) diener, Sklaven nach oben, Despoten nach unten; dort wurde der Beamtengeist erfunden und eingesaugt, dort erhielt die Bureaukratie ihre eigenen Begriffe von Ehre und Schande, ihre Auszeichnungen vor dem übrigen Volke durch äußere Dekorationen, durch Bänder und Kreuze, dort bekam sie ihre eigene Taktik, ihr besonderes Exerzier-Reglement, ihr eigenes Geheimniß, ihre eigene Gesinnung, ihre eigenen Interessen. In den Tuilerien wurde zuerst die künstliche Maschine zusammengesetzt, durch welche man bis auf den heutigen Tag über die Völker herrscht; der Apparat ersonnen, durch dessen Thätigkeit man alle subjektiven Freiheitskräfte aufreibt und Alles unterdrückt, was sich der Centralisation der Gewalt entgegenstemmen mag; – und da entstand das Werkzeug, womit man alle provinziellen Eigenthümlichkeiten, alle örtlichen Rechte, alle Selbstständigkeit des Gemeindelebens, alle Macht des Herkommens und der Gewohnheit, alle Abneigung eingewurzelter Sitten, Freiheiten und Gebräuche, allen Stolz selbstständiger, unabhängiger Gesinnung nivellirt und aufhebt: Alles zum Vortheil des Einen – der Macht des Herrschers. In jenem Hause ist das Prinzip geboren worden, welches die Subordination, den willenlosen Gehorsam, an die Spitze der Pflichten der Staatsangehörigen stellt, das die Individuen zu Massen conglomerirt, in denen sie nur nach Zahl und Ziffer gelten und in welchen die Persönlichkeiten untergehen. In den Tuilerien hat man zuerst die Entdeckung gemacht, daß die Masse des Volkes, als Nährstände, eigentlich nur da sey für die Herrschaft und deren Angehörige; daß sie auf der Weil sey, um zu arbeiten, und die Arbeitsmenschen für nichts anders zu betrachten wären, denn als die Vormägen, in welchen sich Kraut und Gras in den Milchsaft zur Nahrung der Vornehmern verwandele. Dort wurden die Druck- und Saugpumpen zuerst ersonnen und construirt, mit denen man den Saft aus den Leibern der Völker zog, die Mauthen, die Verbrauchssteuern, durch welche man vom Bauer, den doppelten Zehnten nimmt, vom Handel seine Provision erpreßt und mit allen Gewerben und Industrien den Gewinn theilt, ohne Antheil an der Gefahr, den Kosten und den Verlusten zu haben. Den Tuilerien endlich gehört der Ruhm, Geburtsstätte der geheimen Polizei zu seyn, jener horchenden, spähenden, lauernden, im Finstern schleichenden, unsichtbaren Macht, die umgeht unter den Völkern, um ihre Besten zu verrathen und zu fahen[3499]. –

Nichts weiter? Wenn Das doch Alles wäre! Aber auch die letzten, höchsten Güter sollten den Völkern nicht bleiben vor dem Geiste, der in diesem Königshause waltete. Von hier ging unter den Nachfolgern des 14ten Ludwigs jener Pesthauch der Liederlichkeit, des Unglaubens, der frechen Verhöhnung alles Edlen und Erhabenen aus, welcher die meisten Höfe Europa's vergiftete und durch diese die Völker bis auf die untern Schichten mit sittlicher Fäulniß durchdrungen und verderbt hat. Die Tuilerien führten die Zeiten der Cäsaren zurück, und mit ihnen alle die viehischen Gräuel, welche jene Zeiten befleckten. Bei König Ludwig XV.[3500] und dem ruchlosen Regenten gingen die Fürsten und Großwürdenträger der Staaten, in dem Pfuhl der neuen Lutetia die Angehörigen der Völker, in die Schule und wurden Träger der Unwürdigkeit und des Verderbens, das alle Organe des europäischen Lebens anfraß und mit eiterndem Krebsstoff infizirte. In den Tuilerien hat man gesehen, wie schlechte Maitressen Kriege anzettelten, welche den Völkern das Herzblut kosteten und ihre Städte verwüsteten; in den Tuilerien wurde die Politik erdacht, die den Länderraub zum Recht gestempelt, den Volksbetrug zum Verdienst erhoben und die Staatsbeutelschneiderei im größten Style gestattet hat, mit deren Hülfe es nicht blos möglich war, der Gegenwart Hab und Gut zu verpfänden und aufzuzehren, sondern auch noch das der ungebornen Generationen: – ich meine Papiergeld (Assignaten) und Staatsanleihen. Kurz, aus den Tuilerien ist die Fluth des raffinirten Despotismus über den ganzen Welttheil hereingebrochen, brandend bis an die Felsen von Gibraltar und an die Gestade Sibiriens; dort war das goldene Kalb aufgerichtet, wohin die Fürsten voll inbrünstiger Andacht blickten, – dort stand der Hochaltar, dort

---

[3499] Veraltet für fangen.

[3500] Siehe hierzu S. 1108, Anm. 3368.

qualmte der Weihrauch, dort lehrte der Erzpriester, der König Frankreichs, und auf ihn hörten alle Fürsten. Kein Wunder! denn allen hat die Lehre ein annehmlich Ding geschienen, und jeder verpflanzte von der Herrlichkeit so viel in seine Staaten, als die Verhältnisse irgend gestatten wollten.

Seht, – das ist der Ruhm des Tuilerien-Palastes, – seht, das ist der Ruhm der Könige, die ihn bewohnt haben, von dem Nachfolger Heinrich IV.[3501] an bis auf Ludwig XVI., der, obschon. selbst schuldlos, die Schuld der Väter auf dem Schaffot gebüßt hat.

Aber es herrscht ein Gott in der Geschichte und sein Schwert ist das der Vergeltung. Das Reich der Gewalt, in welchem das Raubthier Staat sich selbst Alles, dem Volke Nichts gestattet, sich selbst Alles nimmt, der Nation Alles versagt, zerbrach, als Lafayette[3502] die junge Freiheit aus Amerika herüberholte. Vor ihrem Lichte wurde die Größe der Verderbniß offenkundig und, enttäuscht, sprengte das französische Volk seine Ketten; es nahm Rache an den Repräsentanten seines Verderbens. Der König selbst endete unter dem Beile, und alle die Tausende, die, mit Stern und Band, Rang und Würde beladen, das Königthum geziert hatten, fielen der Guillotine anheim, oder flohen in’s Exil. Die Tuilerien verödeten und die Prunkgemächer des Palastes wurden ihres Glanzes entkleidet. Das Bürgerthum machte sich wohnlich in der Wohnung der Könige, und während das Schwert an des Reiches Marken seine Opfer fraß und der Bürgerkrieg nach innen in Frankreichs Eingeweiden wühlte; – während der Terrorismus wüthete mit Noyaden[3503] und Mitrailladen[3504], Proscriptionen[3505] und Konfiskationen, Requisitionen und Plünderung aller Art, gaben die Jakobiner Bälle und Konzerte im Thronsaale, und wo vor dem Kronenträger an goldenen Spieltischen gesessen, da hielten Caffetiers Wirthschaft und der pariser Gamin[3506] spielte seine Parthie Billard für 2 Sous[3507].

Auch das ging vorüber. Die wilden, entzügelten Kräfte tobten aus, Erschöpfung trat an die Stelle der Exaltation, Das bürgerliche Regiment war kraftlos geworden; nur der in tausend Schlachten gebildete neue Adel des Schwerts war noch gewaltig und ihm fiel die Herrschaft zu. Nachdem Mehre ohne Entschlossenheit nach dem Zepter gegriffen hatten, bestieg Bonaparte erst als Consul den curilischen Stuhl[3508], bald als Kaiser den Thron.

Er stellte ihn in den Tuilerien auf, und was vor Alters glänzend in dem Palaste gewesen, das verjüngte sich wieder mit zehnfachem Glanze. In den Tuilerien ordnete er das Planetarium seiner Herrschaft; hier war es, wo um seine Sonnen-Mitte alle Planeten kreisten, und um diese wiederum die Trabanten; wo er das glänzende Staffelwerk eines neuen Adels vom Herzog bis zum einfachen Ritter herab aufstellte, ein Werk, das er in einem Tage schuf. Der Codex der Hof-Etikette, welche das Genie Ludwigs XIV. erfunden hatte, wurde mit den Druckerzeichen des Adlers noch einmal neu aufgelegt und in den Tuilerien zur strengsten Ausübung gebracht. Hier brütete nun der Korse seine Pläne der Welteroberung; da baute er Karls des Großen Reich zum zweiten Male auf; von da aus schleuderte er die Blitze, welche die Könige und Dynastien von den Thronen stürzten und Reiche zusammen warfen. Aus den Tuilerien entsendete er die Ordonnanzen, womit unabhängige Völker zu Heloten herabgewürdigt wurden und ihre Regierungen zur Dienstbarkeit; dort gingen – in der Zeit unserer eigenen, tiefsten Schmach – deutsche Fürsten, deutsche Könige zu Hofe; dort war es, wo um deutsche Stämme, um deutsche Länder gefeilscht und gehandelt wurde wie um Güter und Heerden – und dorthin trugen der Fürsten viele ihr letztes Kapital von Ehre, um Reichthum an Schande und Erniedrigung dafür zu tauschen. Sitzend

---

[3501] Heinrich IV., von Navarra (okzitan. Enric Quate Lo Gran; frz. Henri IV; 1553–1610; ermordet), seit 1572 als Heinrich III. König von Navarra und seit 1589 König von Frankreich.

[3502] Siehe hierzu S. 1099, Anm. 3350.

[3503] Von frz. noyade, das Ertrinken, Ertränken, Ersäufen; hier im Sinne des massenhaften Ertränkens von Gegnern der Französischen Revolution, wie z. B. 1793/94 in Nantes, wo man dieses Verfahren zynisch als „senkrechte Deportation“ bezeichnete.

[3504] Die Gruppenhinrichtung von Revolutionsgegnern mittels Kartätschenfeuer.

[3505] Von lat. proscriptio, die Bekanntmachung, die Achterklärung; hier eindeutig im letzteren Sinne gebraucht.

[3506] Frz., Bengel, Schlingel, Lümmel.

[3507] Siehe hierzu S. 1103, Anm. 3360.

[3508] Der Begriff kurulischer Stuhl (lat. sella curulis, Wagenstuhl) bezeichnete im antiken Rom den Amtsstuhl der höheren Magistraten als Herrschaftszeichen.

auf dem Throne der Tuilerien stampfte des Zauberers Fuß die Armeen aus der Erde, welche ausziehen mußten zu den Säulen des Herkules und bis an der Wolga eisige Fluthen, um die Völker zu jochen, und da ruhete sein Adlerblick zum letzten Mal auf seinen Trophäen, als das Weltrad, welches sein Titanenarm noch einmal gewendet hatte, zum zweiten Mal umgeschlagen war, und er nichts mehr erlangen sollte auf Erden, nach dem Rathschlusse des Allmächtigen, als ein Felsengrab im Ozean. – Denn – es lebt ein Gott in der Geschichte und sein Schwert ist – Vergeltung.

Die Bonapartes zogen zum zweiten Mal aus, und die Bourbons zum zweiten Mal ein; die Adler entflogen und die Lilien sproßten und blühten an den Mauern und Plafonds der Tuilerien von Neuem. – Wiederherstellung (Restauration) wurde jetzt die Parole des Palastes. Verrücktes Beginnen! Was war da zu restauriren, wo Alles in Trümmern lag, wo jede Mauer aus dem Sockel gewichen, wo jede Grundveste unterwühlt und die Fundamente selbst von oberst zu unterst gekehrt waren? Zwar konnte man in den Sälen der Tuilerien das Alte wieder erwecken und durch eine Milliarde, dem Volke entlistet, die in der Revolution verarmten Adelsgeschlechter wieder mit Schimmer umgeben und zu Hof locken; aber der Geist des Alten war ohne Wurzel im Volke; es sah in ihm nur einen Alp, der es drückte, und den es wieder wegwünschte, keinen guten Genius. Das Königthum mit seinen Restaurationsbestrebungen trat daher in Zwiespalt mit seinem Beruf – es theilte, wo es zusammenhalten sollte, es machte zwei Frankreiche aus einem, ein neues und ein altes, zwei Völker, die sich haßten, zwei Zungen, die sich verleumdeten, zwiefaches Regiment, zwiefache Gesinnung, zwiefache Sitte, doppeltes Leben in Wissenschaft und Kunst. Und solcher. Streit hat fortgewährt, bis Karl X. jene Ordonnanzen unterschrieb, welche den Franzosen ihr theuerstes Recht zu rauben trachteten. Da regte sich plötzlich der alte Geist in seinem Grabe, die Pflastersteine wurden lebendig, und das Volk that, wie seine Väter gethan: Söldner-Treue blutete noch einmal in den Höfen der Tuilerien; aber die menschlicher gewordene Nation schickte die Schuldigen nicht aufs Schaffot wie vordem, sondern in’s Exil. Abermals welkten die Lilien, abermals sah das souveraine Volk hohnlächelnd auf einen leeren Thron. – Doch nicht lange, so setzte sich die „beste Republik“ schlau hinein – und sie sitzt noch darin: – erst als Bürgerkönigthum, bis sie den lästigen Dualismus von sich warf und das Königthum allein zurückließ. Dies hat jetzt Alles wieder an seinen Platz gestellt: die Leibwächter-Schaaren an die Pforten und in die Korridors, die Hofmarschälle und Ceremonienmeister in die Salons mit Schaaren der Hofleute, und Kniebeugungen und Huldigungen werden nach den alten Formeln geübt. Die langen Reihen der glanzvollen Equipagen drängen sich vor der Pforte des Palastes wie ehedem, und die Boten der Völker und Fürsten der Erde bringen dem Nestor der Monarchen mit eben der Feierlichkeit Huldigung und Freundschaftsversicherung, als dem legitimsten der Könige, die vor ihm hier Hof gehalten. Wer wird nach Ludwig Philipp dieses Haus bewohnen? Das Kind, sein Enkel, das nur mit einer Krone spielen, nicht sie tragen kann? oder einer aus dem Triumvirat der Prätendenten? oder wer sonst? Das Schicksal rüttelt die Würfel; aber nur Gott weiß, für wen sie fallen.

Soll ich Euch nun in den Palast führen? – Offenherzig, meine Freunde, wir haben der Herrlichkeiten solcher Art schon mehr als zu viele gesehen, und Eintönigkeit ist ja die Seele des Königthums auch in seiner Livrey und Zierrath! Lieber hinaus in’s Freie, in das bunte, wogende Leben unter seinen Fenstern, das Ihr schauen sollt bei der Fackel eines andern, eines höheren Geistes.

Der Garten der Tuilerien.

„Engländern, (erzählt der edle Börne[3509]), die das Reisen lieben, und also auch gern das Bild der Geliebten zu Hause vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhäuser Wasserfall, ein kleines Chamounithal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohl-

[3509] Der sozialkritische Journalist Ludwig Börne (eigentl. Juda Löb Baruch; 1786–1837), der sich 1830 in Paris niedergelassen hatte.

gefallen erblicken.[“][3510] Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Das Herz eines ächten Parisers würde krank werden durch Erkältung oder Erhitzung, wenn er aus dem Kunstkabinet des Palais-Royal schon nach wenigen tausend Schritten in das Naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte, – wenn sein Ohr, ohne Zwischenseiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen überspränge; wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürsten, neben einander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund: denn er tritt aus dem Palais-Royal nur in einen Jardin-Royal. – Frühlingsluft weht uns an, aber der Frühling verkündigt sich in diesem Garten nicht durch Blüthenstaub, sondern durch irdischen. Seine Bäume behalten die Augen länger geschlossen; denn als Städter stehen sie später auf wie Landbäume. – Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen; das Kammermädchen in seidenem Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Briten Paris, um nach der Schweiz, nach Italien, an den Rhein zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- und Amortisationskasse. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in diesem Lande, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelm gar zu arg, dann muß er freilich nach Neapel, dort für einen halben Paol[3511] sein Abendmahl halten und dabei die Sonne aufgehen sehen im blauen Meere! … Wir verfolgen den englischen Reisewagen mit den Augen die ganze Tivolistraße hinauf bis an den Garde-Meuble[3512], wo er umbiegt. Auf diesem Palast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Die langarmige Tyrannei, wie sie ihre Fangklauen ausstreckt über Berg und Thal, vom Thron bis zu den Grenzen des Reichs! Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen von 1789 bis jetzt und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel dieser Art, dann will ich mich mit den Telegraphen befreunden. –

An jedem Gitterthor des Tuilerien-Gartens stehen zwei Schildwachen. Sie sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel handirt, als sie es hier thun. Sie müssen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. In jeder Viertelstunde zählt man 1000 Vorübergehende, und unter jedem hundert neun zehn bis zweiundzwanzig Bebänderte; also jeder fünfte Mann ist ein Wohlthäter des Vaterlandes, und dazu rechne man noch die Vielen, welche bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke tragen. Die Dekoration ist immer die nämliche: das Kreuz der Ehrenlegion. Wie monoton und armselig erscheint dieser französische Bänderschmuck gegen den Deutschlands, wo einige sechzig verschiedene Orden dazu bestimmt sind, die Röcke der großen Männer des Vaterlandes zu zieren. –

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht. Es sind Lehnstühle, Tausende sitzen darauf; auch wir nehmen Platz: aber kaum haben wir uns niedergelassen, so kömmt eine Frau, um 2 Sous[3513] als Lehnspflicht einzufordern. Das Recht, Stühle zu vermiethen, ist verpachtet und es erträgt dem Könige im Jahre 40,000 Franks. Eine bürgerlich-einfach-gekleidete Frau geht vorüber und fordert Kupfergeld ein; sie trägt Etwas verdeckt und achtsam unter ihrer weißen

[3510] Börne, Gesammelte Schriften, wie S. 1111, Anm. 3377, S. 86.

[3511] Die päpstl.-ital. Silbermünze Pàolo (1 Pàolo = 10 Baiocchi o. ⅒ Scudo). 1 Ducato d’oro di camera entsprach 16 Pàoli. Dieser Dukaten hatte wiederum den Wert von 2 Reichstalern, 5 Silbergroschen und 9 Pfennigen (1 ℛst. = 30 Sgr. à 12 ₰). Demnach entsprach ½ Pàolo 10 Sgr. und 10 Pfg., also gut ⅓ Taler, der im späteren Kaiserreich ziemlich genau dem Gegenwert von 3 Mark entsprach (⅓ Taler war also 1 Mark wert; zum Vergleich: der durchschnittliche Monatsverdienst eines Arbeiters betrug damals ca. 80 Mark).

[3512] Einrichtung für das zeitweise Einlagern von Möbeln, z. B. vor Umzügen o. Ä.

[3513] Siehe hierzu S. 1103, Anm. 3360.

Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein! sie bedeckt mit ihrer Schürze nur eine Art Gebackenes, das so leicht ist, wie gebackene Luft. Es heißt: *Plaisir des Dames*. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, daß es nicht kalt werde. „*Des Plaisirs, mes Dames! Des Plaisirs!*“ ruft sie im Fluge, und wie im Traume schwebt sie vorüber.

Wir Männer gehen leer aus – wie mag einer *Plaisir des Dames* fordern? Doch dort steht eine Reihe Buden, Männer in dichten Schaaren umgeben sie: – dort verkauft man wohl *Plaisirs des Messieurs*, denken wir, und lüstern treten wir heran. Wir täuschen uns nicht, – blos der Magen ist der Betrogene. Zeitungsbuden sind es alle Journale und Zeitungen von Paris liegen da, frischbacken, naß von der Presse weg. Jeder nimmt ein beliebiges Blatt und geht lesend spazieren, so lange es ihm gefällt. Bringt er das Blatt zurück, so bezahlt er einen Sou. Wir gehen und kommen, drei, vier Mal, fünf Mal: – hm! immer noch steht derselbe wohlgekleidete Mann da, der schon vor 2 Stunden, im Lesen vertieft, dort gestanden. Es ist ein Lauerer, ein Mann der Polizei, der sich an die Quelle der Ueberraschung lagert und daraus jeden Tag die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach, von zwei gemauerten Terrassen begrenzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücke und den Palast der Volksdeputirten. Die andere Terrasse führt der Straße Tivoli entlang und heißt die Terrasse *des feuillans*[3514], weil bis zur Revolutionszeit das Kloster *des feuillans* da gestanden. In diesem hatte die Nationalversammlung ihre Sitzungen. Am Fuße jener Terrasse, da, wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken versehen. Man heißt ihn *la petite Provence*, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreitet, welche selbst an hellen Wintertagen noch an jene südliche Provinz Frankreichs erinnert. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen, und wer des Pariser Kunstlebens voll und satt ist, kommt hierher, sich an der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war zwar die Kindernatur nicht; aber in Paris steckt sie in einem verzierten Etui, und wer sie haben will, muß sie herausziehen. Ich habe hier sechsjährige Mädchen bei ihren kindischen Spielen schon in der Koketterie debütiren und nach dem Beifall der Umherstehenden haschen sehen, als spielten sie bei Franconi[3515].

Wir haben uns lange aufgehalten; – jetzt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter: auch hier herrlich! denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken begegnet, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielplatz der Pariser Kinder; sie lächelt nicht minder, sie zürnet nicht mehr. – Es wird getrommelt und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie ladet scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit ein Jedes erfahre, daß am Thronhimmel der Mond nicht der alleinige Wächter sey. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab und stellen sich zehn Schritte aus einander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf Niemand und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen und Todesstille herrscht um den Palast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen, oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien der fernzurufenden Schildwache nicht sogleich antwortet. Dieses Versäumen hat schon Menschenleben gekostet; meist ganz unschuldiges Leben. Unselige Herrschaft, die, von einer halben Million Bajonette gestützt und in der Hauptstadt selbst von Mauern und Forts geschützt, doch vor jeder Wolke, jedem Lüftchen zittert, ein geängstetes Leben führt. Wie besser die andere, welche, gleich der Eiche, in dem Herzen des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, keine Axt zu fürchten hat und gewachsen ist allen Stürmen.

[3514] Frz. feuillants, lat. fulienses, eigentl. ein 1574 gegründeter Reformzweig der Zisterzienser. Der politische Klub der Feuillants während der Französischen Revolution hatte sich am 16. Juli 1791 von den Jakobinern abgespalten, da seine Mitglieder der konstitutionellen Monarchie für Frankreich den Vorzug gaben.

[3515] Adolphe Franconi (1801–1855), Gründer des Cirque des Champs-Élysées.

CCCCLXXXXVII



C. Reiss del. B. Metzeroth sc.

DIE NAPOLEONS-SÄULE
auf dem Vendôme-Platz in Paris.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

CCCCLXXXXVII. Die Napoleonssäule auf dem Vendomeplatze in Paris.

Betrachtet man den verbannten Kaiser mit seinem Riesenherzen auf dem Fels von St. Helena, nachsinnend über das Schicksal der Welt, die ihn ausgestoßen; oder sieht man ihn in den Tagen seines Glücks, wie er mit seinen Legionen und Adlern die Welt durchzieht, über Völkernacken hinschreitet, Throne niederreißt, die Jahrtausenden widerstanden, und Throne da aufrichtet, wo keine gewesen; oder sieht man ihn als Triumphator heimkehren an der Spitze seiner Heere; oder umgeben von seinen Vasallen, den Königen und Fürsten, Kronen verleihend und Länder austheilend, als wäre es Spielzeug: – so muß man bekennen, etwas Dämonisches und Tragisches hat ein solcher Anblick. Er ruft das Alterthum zurück, die Szenen der ewigen Roma, die Triumphzüge der Cäsaren mit ihrem Gefolge überwundener Könige, die Großthaten Alexanders; er erinnert an den Marius[3516] auf Karthago's[3517] Trümmern, an den Hannibal, der, wo er ein Asyl suchte, Verrath und Tod fand. Doch nicht seine persönlichen Schicksale allein tragen den großen Stempel des Alterthums: auch die Werke des öffentlichen Nutzens und die Monumente, welche er der Bewunderung der Nachwelt hinterließ, haben ihn. Geht nach Paris und seht dort seine Marktplätze, seine Wein- und Getreidehallen, seine Schlachthäuser, seine Wasserleitungen, seine Spitäler, seine Hafenbauten, seine Straßen; betrachtet auch seinen Triumphbogen, den wir kürzlich beschrieben haben, und seine Ehrensäule, hingestellt, Allen verständlich, unter freiem Himmel auf offenem Markte, jedem Auge und jedem Urtheil zugänglich, hingestellt vor die großen Augen des Volks: und ihr werdet gestehen müssen: auch da ist der Geist des alten Roms, auch da weht der Hauch der großen Vergangenheit. Herrlicheres als der Bogen der Etoile hat selbst Rom und Griechenland nicht aufzuweisen, und die Säule des Vendomeplatzes stellt sich, sowohl der Composition als der Ausführung nach, dem Größten zur Seite, was frühere Zeiten bewunderten.

Diese Siegessäule zur Verherrlichung der französischen Heere wurde nach dem berühmten Feldzuge von 1805 aus 1200[3518] eroberten russischen und österreichischen Kanonen gegossen. Ihr Vorbild war die Säule des Antonin[3519] in Rom. Im Jahre 1806 wurde ihr Grund gelegt; 1810 ist sie vollendet worden. Ihre Höhe beträgt 118 Fuß, das Piedestal nicht mitgerechnet; ihre Fundamentmauern reichen 30 Fuß in die Tiefe; ihr Durchmesser ist 12 Fuß. Sie steht auf den Grundpfählen, welche nichtswürdige Schmeichelei hundert Jahre früher eingerammt hatte, um eine kolossale Reiterstatue Ludwigs XIV. darauf zu stellen. 1,800,000 Pfund Erz gingen zum Guß des Schafts auf. Der Fuß, von 25 Fuß Höhe, zeigt auf seinen vier Seiten Basreliefs von Kriegstrophäen. Ueber dem Säulenstuhl, auf einer Attika, sind Eichen- und Lorbeerkränze angebracht, die an den 4 Ecken durch Adler getragen werden. Spiralförmig windet sich die erzene Siegs-Legende Napoleons und seiner Heere an den Schaft hinauf – von dem Abzuge aus dem Lager bei Bologna[3520] an bis zum Friedensschluß, welcher dem großen Tage von Austerlitz[3521] folgte. Im Innern des Denkmals führt eine Wendeltreppe von 176 Staffeln zur Gallerie, die auf dem Kapital angebracht ist. Ueber jener erhebt sich in Kreisform die Laterne. Sie endigt in einer Kuppel, auf welcher man die Inschrift liest:

> Denkmal, errichtet zum Ruhme der großen Armee.
> Begonnen am 25. August 1805, beendigt am 25. August 1810.[3522]

[3516] Der röm. Feldherr Gaius Marius (158/157–86 v. Chr.).

[3517] Karthago (siehe hierzu S. 41, Anm. 44) war 146 v. Chr. von den Römern unter Scipio Aemilianus (eigentl. Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus minor Numantinus; 185–129 v. Chr.) zerstört worden.

[3518] Recte: 133 (siehe hierzu S. 1135, Anm. 3489).

[3519] Antoninus Pius (86–161), seit 138 römischer Kaiser.

[3520] 1796.

[3521] 1805.

[3522] „NEAPOLIO IMP AVG \ MONVMENTVM BELLI GERMANICI \ ANNO MDCCCV \ TRIMESTRI SPATIO DVCTV SVO PROFLIGATI \ EX AERE CAPTO \ GLORIAE EXERCITVS MAXIMI DICAVIT / Der erhabene Kaiser Napoleon widmete dieses Denkmal des Krieges in Deutschland im Jahre 1805, unter seiner Führung vollendet in drei Monaten, gemacht aus dem vom Feind erbeuteten Erz, dem Ruhm seiner Großen Armee."

Auf dem Gipfel stand ehemals eine Statue Napoleons von Chaudet[3523]: – der Cäsar in der Tracht der Cäsaren, die Toga um die Schulter, den Lorbeerkranz auf dem Haupte, tragend in seiner Rechten eine Bildsäule des Siegs, zu seinen Füßen der Adler. „Jahrtausende werden an dem Bilde des Imperators vorüberziehen, und die Enkel des weltherrschenden Frankreichs werden hinaufweisen und die Geschichten erzählen von ihrem Herkules und ihrem Solon."[3524] So hieß es in der Inaugurationsrede. Und ehe ein Lustrum[3525] vergangen – lag sie, verspottet, im Staube. Wie das zugegangen? – Laßt mich es erzählen.

Mehr der Verrath und die Feigheit, als der Sieg, hatten im März 1814 den Verbündeten Paris in die Hände gegeben. Napoleon selbst war in Fontainebleau und sammelte die Reste seiner Heere. Wenige Getreue waren mit ihm. Die meisten, die er groß gemacht, Minister, Marschälle, Senatoren, verstärkten in diesen goldenen Tagen der Niederträchtigkeit das Feldlager seiner Feinde.

Am 31. März machten einige dieser Menschen, die den prunkvollen Einzug der Verbündeten mit ihrem Hurrah! begrüßten und in welchen die Flügelhörner der Preußen eine bilderstürmende Begeisterung gegen die Napoleon'sche Heldenzeit erweckt hatten, den Anschlag, die Statue des Heros von der Vendomesäule herabzustürzen. Ihre Handlanger stiegen hinan, schlangen Taue um den Kopf des Kaisers, und vierundzwanzig Pferde wurden angespannt und angetrieben, sie herabzureißen. Aber sie wich nicht. Hierauf spannten sich – es ist unglaublich! – die Pariser selbst an: Tausende zerrten; aber die Bildsäule spottete der Wucht der Tausende – sie wankte nicht von ihrer Stelle. Nun ließ man Schlosser hinaufsteigen, die es versuchten, das Standbild an den Knöcheln abzusägen. Bei der Härte des Metalls und weil die Füße nicht hohl, sondern vollgegossen waren, war auch dies vergeblich. Zuletzt sprach man von nichts Geringerem, als das Monument mit Pulver zu sprengen. Schon wurden Pulverfässer herbeigeschleppt: da widersetzte sich dem tollen Beginnen ein russischer General, welcher auf den Ruhm Frankreichs eifersüchtiger war, als die Pariser selbst, und den es entrüstete, eines der schönsten Denkmäler unserer Zeit gänzlicher Vernichtung Preis gegeben zu sehen. Russische Kosaken nahmen die Säule unter ihren Schutz, und die Anstifter mußten nun einen andern Weg einschlagen, um ihr Vorhaben auszuführen.

Sie wendeten sich an die Heerführer der Verbündeten im Namen der Pariser Bevölkerung und baten um sofortige Entfernung des Bildes, dessen Original, wie sie sich ausdrückten, der Fluch und Abscheu von ganz Frankreich geworden war. In Folge dessen erhielt der Kunstgießer Lunay[3526], derselbe, aus dessen Werkstätte die Statue hervorgegangen war und der sie aufgestellt hatte, von dem russischen Platz-Commandanten „bei militärischer Exekution" den Befehl, die Statue herabzunehmen und diese Arbeit „bis zum 6. April um Mitternacht" zu vollenden. Am Rande dieses martialischen Befehls stand geschrieben: „Augenblicklich zu vollziehen." Pasquier[3527].\

Lunay entledigte sich des empfangenen Auftrags. Die Bildsäule wurde ohne Beschädigung herabgenommen und der Künstler behielt dieselbe als Unterpfand für rückständige Forderungen, die er an den Staatsschatz hatte, in seinem Gewahrsam.

Der 20. März 1815 kam herbei: – die Bourbons flohen, der Kaiser saß wieder auf dem Thron. Am 21. März bat Lunay den General Bertrand[3528], die Säule wieder auf ihren Platz stellen zu dürfen; als Antwort bekam er Befehl, sie an Denon[3529] auszuliefern, was geschah. Wahrscheinlich hatte man ihre Wiederaufstellung zum Gegenstand eines späteren, feierlichen Akts machen wollen, den die Schlacht bei Waterloo vereitelte.

[3523] Antoine-Denis Chaudet (1763–1810).

[3524] So zuerst in „Meyer's Universum" zu finden; später auch in dem vom Leipziger Pädagogen Louis Thomas (1815–1878) herausgegebenen „Buch der Wunder I." im Rahmen der Ausgabe „Das Illustrirte goldene Kinderbuch. – Neue Jugend- und Hausbibliothek […]. – Sechster Band" (Leipzig: O. Spamer 1854), S. 184.

[3525] Lat., Zeitraum von fünf Jahren.

[3526] Jean-Baptiste Launay (1769–1827).

[3527] Der napoleonische Polizeipräfekt von Paris Étienne-Denis, duc Pasquier (1767–1862); später unter den Bourbonen Innen- bzw. Justizminister.

[3528] Henri-Gratien, comte Bertrand (1773–1844), einer der engsten Vertrauten Napoléons.

[3529] Dominique-Vivant, baron Denon (1747–1825), der Napoléons europaweiten Kunstraub organisiert hatte.

Die Bourbons kamen zurück. Bald machte sich die Restauration wieder mit der Napoleonssäule geschäftig. Lunay hatte sie von Denon zurück erhalten, um die Beschädigungen auszubessern, welche sie durch den vandalischen ersten Versuch, sie von der Säule herabzureißen und abzusägen, bekommen hatte. Seitdem hatte er sie sorgfältig aufbewahrt. Da kam auf einmal ein königlicher Befehl an ihn, das herrliche Kunstwerk zu zerschlagen und das Metall zum Guß des Pferdes für eine Reiterstatue Heinrich's IV. zu verwenden, die den Pontneuf zieren sollte. Lunay erbot sich, den doppelten Preis des Metallwerthes zu geben, wenn man ihm die Statue lassen würde; er schützte die Liebe für sein Werk vor, und zuletzt erbot er sich, den ganzen Preis dafür zu zahlen, den die Herstellung gekostet habe. Alles umsonst. Er mußte den Befehl vollziehen. „Schon zerschlagen" (so berichtete Lunay über diesen merkwürdigen Vorgang in den Journalen) „bot ich, um wenigstens die Reste der Vernichtung zu entziehen, 20,000 Pfund Bronze für sie, die nur 6000 Pfund wogen. Auch das wurde ausgeschlagen."[3530] Lunay goß nun aus der Bronze seines Napoleons das Pferd des IV. Heinrich's, aber zugleich eine Statuette des Kaisers, die er in die Höhlung des rechten Arms jener Bildsäule steckte, und im Bauche des Pferdes verbarg er ein Kästchen, in welchem er eine Geschichtserzählung der vernichteten Statue, und Lieder, Inschriften, Reden etc., welche aus diese schmählichen Vorgänge Bezug hatten, bewahrt hat: sprechende Denkmäler von dem Geiste der Zeit, in der sie entstanden, und der Niedertracht Derer, die in ihr eine Rolle gespielt haben. –

Nach der Entfernung des Kaiserstandbilds pflanzte die ruhmlose Restauration ihre weiße Fahne auf die Säule des Ruhms. Während der 100 Tage wehte die dreifarbige; dann abermals die weiße. Die Julirevolution zerriß diesen Lappen, und abermals spielten die drei Farben mit den Winden. Ludwig Philipp, gierig nach Allem greifend, was die Phantasie und die Eitelkeit der Nation eine Zeitlang beschäftigen mochte, hatte nach seiner Erhebung auf den Thron den Einfall, an den Platz der alten Kaiserstatue eine neue zu stellen. Nicht der idealisirte Napoleon sollte es seyn, wie Chaudet ihn so herrlich gedacht hatte, – nicht der kolossale Genius der Eroberung und des Siegs, nicht der Held, den Heroen der alten Welt vergleichbar: – sondern der sogenannte historische Napoleon, der Mann im Schulmeisterformat mit dem Dreieckhute, dem grauen Rock, den engen Beinkleidern, ganz so, wie wir ihn auf seinen Feldzügen gesehen, oder wie er im Tuillerienhofe die Garden gemustert. Und damit an der Wahrheit der äußern Erscheinung nichts gebreche, so mußte Bertrand dem Bildhauer Seurre[3531], der mit der Modellirung beauftragt war, einen vollständigen Anzug des Kaisers schicken, um den Gliedermann damit zu bekleiden. So kann man nun freilich von dem Hut, dem Militärfrack, den Epauletten, dem Ueberrock mit den Aufschlägen, den hohen Stiefeln, dem Fernglase, das er in der Hand hält, sagen: So haben sie ausgesehen! Der Degen sogar ward nach dem Original modellirt, das Napoleon in der Schlacht bei Austerlitz getragen. Aber gibt es nicht eine höhere historische Wahrheit für die monumentale Kunst, als die Lappen, in welche Tag und Zufall den Heros eines ganzen Zeitraums kleiden? Die schlagendste Kritik über den neuen geschichtlichen Napoleon auf der Vendomesäule machten Licht und Luft. Als nämlich das etwas spreitzbeinige Bild aufgestellt war, fand sich, daß der Baumstamm, welcher zur festern Stütze der Statue dienen sollte, derselben, von unten betrachtet, das Ansehen eines einbeinigen Invaliden gab. Er mußte entfernt werden. Nun fand sich aber wieder, daß das Licht, welches zwischen den Beinen durchfiel, solche so verdünnten, daß sie fast unsichtbar wurden und die ganze Figur einem an 2 Schnüren befestigten Drachen nicht unähnlich sah. Um auch dies zu verbessern, brachte man zwischen den Beinen eine Bombe und einen Haufen Kanonenkugeln an.

Die neue Statue ist aus 16 österreichischen und russischen Kanonen gegossen, welche zu den Trophäen des Feldzugs von 1805 gehören. Die Höhe des Standbildes mißt 11 Fuß; trotz dieser kolossalen Dimension nimmt es sich, von unten gesehen, klein, fast zwergartig aus.

Von künstlerischer Seite wird dieses Monument immer zu tadeln geben; aber nichts desto weniger wird es stets von einer Nation mit Stolz betrachtet werden, welche den Kriegsruhm so hoch achtet und die von jeher demselben so große Opfer gebracht hat. – Hieraus zu folgern, daß die jetzige Generation das System des Kaiserreichs zum thatsächlichen Bestande zurückwünsche, wäre jedoch ein großer Irrthum; im Gegentheil, nichts hat über die Gemüther des stimmberechtigten Theils der Nation mehr

[3530] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[3531] Charles Émile Seurre (1798–1858); das von ihm geschaffene Standbild wurde am 1. März 1833 eingeweiht.

seine Gewalt und seinen Zauber verloren, als das System der Napoleon'schen Welteroberung. Die Partei, welche dem Volke die Wiederkehr solcher Unternehmungen verspricht, findet wenig Anklang. Frankreich hat die Segnungen des Friedens in zu reichem Maße geärndtet, als daß es sie nicht zu würdigen wüßte. Alle Ideen wechseln mit der Zeit. Die guten Tage unfruchtbarer Trophäen sind vorüber, und was der afrikanische Krieg[3532], was die Expeditionen nach der amerikanischen Küste und Polynesien[3533] davon dermalen liefern, sind zu armselige Parodien der Kriegsthaten der Kaiserzeit und können in dem Volke eine tiefergehende Theilnahme niemals wecken. Bei der jetzigen Volksbildung und bei der Kraft, welche die Interessen des Friedens überall in der civilisirten Welt erlangt haben, bedarf es zum großen Kriege viel gewaltigerer Motive, als die der Eroberung; es bedarf tief eingehender, die höchsten moralischen Güter der Massen erfassender und bewegender Hebel. Ohne solche ist ein Zusammenstoß der Völker, wie wir ihn auf den Napoleon'schen Schlachtfeldern erlebt haben, nicht mehr möglich. Darum werden auch alle Versuche, Projekte und Entwürfe der Napoleoniden, die künftig geschehen mögen, um mit dem Schwerte des Helden auf der Vendomesäule über Frankreich zu herrschen, ohne Wirkung vorübergehen, wie die bisherigen.

[3532] Frankreichs Besetzung Algeriens ab 1830 und die daraus resultierenden Feldzüge (siehe hierzu auch S. 1135, Anm. 3486, 3487 u. 3488).

[3533] Anspielung auf die Annexion eines Großteils des heutigen frz. Polynesiens durch Abel Aubert Dupetit-Thouars (1793–1864) im Jahre 1842; Dupetit-Thouars war bereits durch seine in den Jahren 1836 bis 1839 durchgeführte Weltumseglung mit dem Schwerpunkt der amerikanischen Küsten berühmt geworden.

DXVIII. Die Kirche St. Germain d'Auxerre*)[3534] in Paris.

Paris ist arm an Denkmälern seiner Kindheit. In den verheerenden Kriegen und politischen Umwälzungen, denen die Hauptstadt von Frankreich so oft preisgegeben war, brachen die meisten ihrer alten Bauwerke zusammen, oder der modelaunige Sinn der Franzosen hat sie dermaßen von Grund aus modernisirt, daß ihnen oft nichts als ihre Stätte eigen geblieben ist.

Die Kirche St. Germain l'Auxerrois, ist eine der frühesten Ansiedelungen des Christenthums in Gallien. Ihre Gründung schreibt man dem König Childebert und seiner Gemahlin[3535] zu. Sie geschah zu Ehren des heil. Vincent gegen Ende des sechsten Jahrhunderts und die Statuen des königlichen Paars sind noch heute über dem Eingang des Tempels zu schauen. Lange Zeit war derselbe die einzige Parochialkirche im nördlichen Paris und er soll früher den Namen „St. Germain le Rond" getragen haben. 886 stürmten beutesüchtige Schaaren der Normänner die Seine herauf und raubten und verwüsteten auch in den Mauern dieser Kirche. Hundert Jahre später (998) stellte sie König Robert[3536] reicher und schöner wieder her und weihte sie dem heil. Germain l'Auxerrois (d'Auxerre), dessen Name ihr geblieben ist.

Jener für das kirchliche Interesse eifrige Fürst erhob das Gotteshaus zum Rang einer Kathedrale und dotirte ein Domkapitel, das aus einem Dekan, zwölf Canoniken, zwölf Kaplanen, Vikaren und Ministranten zusammengesetzt war. Im vierzehnten Jahrhundert wurde ein neues, größeres Chor [sic!] eingebaut, und einige Jahre später begann der Thurmbau, der 1423 unter Karl VII.[3537] zur Vollendung kam.

Ganz in der Nähe des Louvre und der Tuillerien gelegen, wurde sie als *paroisse royale*[3538] angesehen und empfing in den glanzvollen Zeiten Ludwig's XIV. häufig die pomphaften Aufzüge des Hofes, wenn es dem Könige gefiel, dem Herrn der Welten die Cour zu machen. Noch wird die Kanzel gezeigt, von der herab Massillon[3539] und Bourdaloux[3540] ihre salbungsreichen Reden hielten.

Die damaligen, in der Umgebung des Hofes lebenden Künstler: Boulogne[3541], Lebrun[3542], Coypel[3543], Warin[3544] etc., wetteiferten unter einander, den Tempel zu schmücken; doch ist das Verdienst dieser anspruchsvollen Werke weit geringer, als die Schätzung ihrer Zeit, und der Untergang der meisten in der Schreckensperiode der großen Revolution ist für die wahre Kunst kein großer Verlust. Der alles nivellirende Genius der Gleichheit, welcher, wie nach den Thronen der Könige, auch nach dem Throne Gottes seinen Arm ausreckte und die Religion als ächte Sansculottin an die Straßenecken consignirte, warf Putz und Schmuck aus den Kirchenpforten und schloß sie zu. Auch diese Phase ging vorüber. Als der Terrorismus verendet war, zogen die Priester wieder ein und Meßglocke und Weihrauch, Litanei und Gebet übten ihr altes Recht. Die Restauration machte St. Germain von neuem zur Hofkirche, eine Gunst, die ihr jedoch nach dem Sturz der ältern Bourbons genommen wurde. Von dieser Zeit an war ihre Priesterschaft dem Geiste der Julirevolution ein abgesagter Feind, und sie benutzte jede Gelegenheit, diese Gesinnung mit Ostentation zu offenbaren. Bei einem solchen Anlaß, bei der Feier des Todes-

---

[3534] *) Nicht St. Sulpice d'Auxerre, wie unter einer Anzahl Abdrücke durch ein Versehen des Stechers zu lesen ist.

[3535] Chrodechild, auch Chrodichild, Chrodechilde (lat. Chrodigildis; ca. 474–544); die Namensformen Chlothilde, Clothilde, Klothilde, unter denen sie in der spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Literatur rezipiert wird, sind nicht authentisch; sie war die 2. Ehefrau von König Childerbert I. (siehe hierzu S. 1102, Anm. 3359).

[3536] Robert II., genannt der Fromme (frz., Robert le Pieux; 972–1031), seit 987 (ab 996 Alleinherrscher) König von Frankreich.

[3537] Karl VII. (frz. Charles VII; 1403–1461), seit 1422 König von Frankreich.

[3538] Frz., königl. Pfarrei.

[3539] Jean-Baptiste Massillon (1663–1742), Hofprediger Ludwigs XIV. (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3337).

[3540] Der Jesuit Louis Bourdaloue (1632–1704).

[3541] Mit den vorhandenen Angaben nicht zu ermitteln.

[3542] Charles Le Brun (1619–1690).

[3543] Noël Coypel (1628–1707).

[3544] Jean Varin (1604–1672).



KIRCHE St. SULPICE D' AUXERRE
in Paris

tags des gemordeten Herzogs von Berry[3545], im Februar 1831, war es, als sie ihren Haß gegen die neuen Zustände so unverholen predigte, daß das gereizte Volk, von Indignation gegen die verwegenen Priester erfüllt, diese aus dem Tempel jagte und dann tobend über das Gebäude selbst herfiel und es geschleift hätte, wären ihm nicht die Bajonette zu Hülfe gekommen. Die Kirche wurde nun geschlossen und sie blieb es bis 1838, wo sie die Regierung dem Kultus zurückgab. Bei dieser Gelegenheit empfing sie in ihrem Innern eine sehr prächtige Ausschmückung, welche um so mehr gefällt, da sie im alterthümlichen Geiste des Bauwerks ausgeführt ist.

Für den Architekt war die Kirche St. Germain l'Auxerrois von jeher eine der anziehendsten pariser Sehenswürdigkeiten. Der Baumeister kann in ihr den Styl von 9 Jahrhunderten studiren, denn jede Restauration, jeder Anbau zeigt die künstlerische Eigenthümlichkeit der Zeit, in der sie entstanden. Die Kirche ist fünfschiffig und hat überdieß viele Seitenkapellen. Acht und dreißig Rundsäulen tragen die Deckengewölbe. Ihr Inneres macht eine großartige, überraschende Wirkung. Am prächtigsten ist der Chor mit seinen kühnen, spitzbogigen Kreuzgewölben und von dem Schiffe durch ein vergoldetes Eisengitter geschieden, zu dem Lebrun die Zeichnung fertigte. – Auch als Todtenstätte ist die Kirche merkwürdig; man liest viele berühmte Namen auf ihren Grabsteinen: Malherbes[3546], Mad. Dacier[3547], Stella[3548], Coypel, Caylus[3549] u. A. Die schönsten Monumente gingen jedoch in der Revolutionszeit zu Grunde.

St. Germain l'Auxerrois steht auch noch auf einem andern Blatte geschrieben, als in dem Chronikon des pariser Clerus und im Nekrolog künstlerischer und literärischer Celebritäten. Sein Name ist der Prolog zu einer Schauer-Tragödie des Jahrtausends und in seinen geöffneten Pforten erblickt man die Thore des Abgrunds, aus dem einst die höllischen Geister stiegen, welche mit dämonischer Gewalt Frankreichs Volk zum Brudermord trieben.

Am 24. August 1572 schlägt der Glöckner von St. Germain l'Auxerrois an und – die Bartholomäusnacht[3550] beginnt. Die Coligny's fallen und die Rochefaucaulds und die Perigny's[3551] und nach ihnen noch 700,000[3552] Hugenotten – alle gemordet auf das Geheiß ihres Königs[3553], der sie schützen sollte, alle gemordet auf den Rath der Priester des Herrn, welcher das Gesetz der Liebe und Duldung predigt in jedem Akt seiner Schöpfung.

O ihr Priester! Ihr, die ihr den Honig im Munde führt und den Stachel im Herzen: – sprecht uns nur noch vom Verfall des Glaubens und von Verödung eurer Tempel; klagt uns nur, daß sich das Volk lossage von euch, nicht mehr hören mag eure hohlen Worte der Heuchelei, nicht mehr sehen mag den Mummenschanz, welcher mit dem Heiligen ein schnödes Spiel treibt. Sprecht, wer hat die Schuld? Wer anders, denn ihr selber, hat die Pforten des Unglaubens aufgerissen, und wer anders, denn ihr selber, die Last der Mißachtung herbeigezogen, die euch jetzt den Nacken beugt? Seyd ihr es nicht gewesen, die das Christenthum seines schönsten Schmucks entkleideten, haben Andere ihm die Liebe geraubt, haben Andere die Leidenschaften losgekettet und aus der Religion eine Furie gemacht, haben Andere das Kreuz unseres Heilands in Brandfackel und Schwert verwandelt? Wer hat denn seit anderthalb Jahrtausenden, entweder allein, oder im Bunde mit der politischen Macht, die klarsten Quellen des öffentlichen Lebens getrübt, wer hat die Menschen durch den Glauben mit Haß und Argwohn gegen einander erfüllt, wer hat den Völkern abermals durch den Glauben ihre heiligsten Güter entlistet? – Ihr Pfaffen wollt von

---

[3545] Charles-Ferdinand d'Artois, duc de Berry (1778–1820; ermordet); der jüngere Sohn des späteren Königs Karl X. (siehe hierzu S. 1099, Anm. 3357) fiel am 13. Februar 1820 beim Verlassen der Oper einem Attentat des erklärten Bourbonenfeindes Louis-Pierre Louvel (1783–1820; hingerichtet) zum Opfer; der Herzog von Berry galt als Inbegriff der Restaurationsepoche.

[3546] Der Dichter François de Malherbe (1555–1628).

[3547] Die Übersetzerin und Schriftstellerin Anne Dacier geb. Le Fèvre (1654–1720).

[3548] Der Maler, Graveur und Holzschnitzer Jacques Stella (1596–1657).

[3549] Der Archäologe und Sammler Anne Claude de Caylus (1692–1765).

[3550] Siehe hierzu S. 1108, Anm. 3372.

[3551] Bedeutende calvinistische Adelsfamilien.

[3552] Recte: Ca. 25.000.

[3553] Karl IX. (siehe hierzu S. 1108, Anm. 3370).

Christenthum sprechen und wehklagen über den Verfall des kirchlichen Sinns und der Frömmigkeit? Ei so sagt mir doch, wer ist es denn gewesen, der die Religion zum Deckmantel der Habsucht, der Herrschsucht, des Lugs und des Trugs und jeglicher bösen Leidenschaft von jeher gemißbraucht hat? Wer kreuzigt noch jetzt den Herrn alle Tage in seiner Kirche und würfelt um sein Gewand? Wollte Gott, jene Bartholomäusnacht wäre eure ärgste That! Aber viel schlimmere habt ihr begangen, viel schlimmer ist die, daß ihr den tiefen Born im Herzen der Menschen vergiftet, daß ihr das Unglück der Zeit erbrochen und das Siegel eigner Schuld aufgedrückt habt den unschuldigen Völkern. Nur durch die Gemeinschaft mit euch ist die weltliche Macht volksfeindlich geworden; die Künste der Inquisition hat sie nur von euch gelernt. Oder wer anders, als die Pfaffen, haben der Macht gelehrt, die Gedanken in ihrer geheimen Werkstätte im Entstehen zu belauschen, wer ihr gelehrt, edle Männer, die mit ihren Idealen schwärmen, für kaltblütige Verbrecher zu achten, wer sie angewiesen, auf Gesinnungen zu invigiliren[3554], die aus der verschwiegenen Brust noch nicht an den Tag getreten, und Worte zu Hochverrath zu stempeln, die ohne alle Wirkung längst verhallt sind? Wer hat ihr den Argwohn eingegeben, welches Staatsverbrechen sucht überall, wo rechtliche Leute zusammen stehen, und eine Verschwörer-Herberge in dem Hause jedes braven Mannes wittert? Wer hat ihr gelehrt, die Geister gefangen zu nehmen und die Menschen im Staate zu willenlosen Rädern einer Maschine zu machen? „Der Codex der Hierarchie ist das Compendium der neuen Politik“[3555], sagt Canning[3556] – ein schweres Geständniß aus einem solchen Munde. –

Und nun, da die Zeit eurem Systeme das letzte Stündlein läutet, nun, da alle Räder eurer Maschine ausgelaufen sind und sie tückisch jeden Dienst versagt, den man ihr ansinnen will: – nun schreit ihr Zeter! und wißt euch nicht zu helfen. Indem ihr Finsterniß, Heuchelei und Aberglauben statt Licht, Frömmigkeit und Gottesfurcht in die Seelen gepflanzt, müßt ihr nun sehen, wie euer Christenthum in Dissonanz mit der Zeit gekommen ist, und nachdem ihr verschmäht habt, auch nur die leisesten Gegensätze zu binden, müßt ihr mit Schrecken gewahren, daß sie nun jeder Lösung spotten. Jetzt, da die Brunst allenthalben lichterloh gen Himmel schlägt und euer Haus verzehrt, sieht man euch mit ringenden Händen zusammenlaufen und Leitern und Hacken holen, und Spritzen zerren, und Gemeinschaft machen mit Allen, die nur helfen wollen. Conzile und Synoden ruft ihr zusammen, die Brandgeister zu beschwören: umsonst! sie können nur eure Rettungslosigkeit verkündigen. Gerade sie, in welche man jetzt Alles zusammendrängt, Alles zusammenschleppt, was sich innerlich ausschließt, gerade diese Conzile machen dem Volk den schwindelerregenden Wirrwar deutlich und geben der Masse die Ueberzeugung, daß nicht einmal mehr die Fähigkeit vorhanden ist, durch eine tiefgreifende Maßregel einer weitern Zersetzung im kirchlichen Chaos vorzubeugen. Die babylonische Sprachenverwirrung[3557] ist das Symbol dieser Versammlungen. Jeder Verstand wird da durch einen Unverstand aufgehoben, jede Kraft von einer Gegenkraft verzehrt, jede Bewegung durch eine antagonistische gehemmt; und in unnützen Deliberationen zerfließt jede Anstrengung, bleibt jede individuelle Kraft ohne Wirkung. Das Volk spottet dieses Treibens; sein Herz ist ihm längst abgewendet, es hat ihm unwiderruflich den Stab gebrochen, es hat nach eurem Schatten-Christenthum ohne Liebe und ohne Wärme keine Sehnsucht. Alle priesterlichen Künste vermögen nichts mehr gegen die Macht der Natur und ihrer Offenbarung, nichts mehr gegen die Verbreitung jener wahren Erkenntniß Gottes, die nach tausendjährigem Schlummer in priesterlichen Fesseln bei den Völkern von Neuem in ihre Rechte und in den Kreis des Bewußtseyns tritt und in der einfachen Lehre unsers Heilandes ihre Stütze findet. Keine Synode hält es auf und kein Congreß. Dem Verfall des falschen Christenthums, das die Pfaffen gemacht haben, dem stemmt sich alle Gewalt und alle List vergeblich entgegen. – Ja! der Gottesglaube, von dem jeder Grashalm predigt – dieser ächte Glaube, den die Priesterwelt zum dürren Genist gemacht hat, – Er muß wieder grünen und frische Zweige auswerfen und eine neue Krone gen Himmel treiben, in der sich Tugend und Glück-

---

[3554] „Invigilieren (lat.), über etwas wachen, aufpassen.“ (Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 9. Leipzig, 1907, S. 904).

[3555] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[3556] Der brit. Außen- und Premierminister (mit 119 Tagen die kürzeste Amtszeit, die je ein britischer Premierminister innehatte) George Canning (1770–1827).

[3557] Siehe hierzu Gen 11,1-9.

seligkeit ihre Nester bauen. So muß es werden – und so wahr, wie Gott geoffenbart ist in seiner Welt, so wird es werden; – aufhören wird endlich das Welken und Dürren in unsern heiligsten Gefühlen! – Wenn das geschieht, dann wird vielleicht grüner umranken – aber ihr Jüngern, ihr mögt es erleben! –



C. Reiss del.

DER OBELISK VON LUXOR
auf dem Eintrachtsplatz in Paris.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 43f., 64-66, 97f.

DXXIX. Der Obelisk von Luxor[3558] in Paris.

Was thust du hier, du starrer Zeuge des Uranfangs der Geschichte? Was willst du, Bote des ägyptischen Schattenreichs, hier unter den Lebendigen? Was hat dich herauf beschworen aus der Zeiten Abgrund, was dich aus deinem stillen Palmenhaine in die lärmende Gegenwart geführt? Geheimnißvolle Zeichen, Schlangenstab und Hermesschlüssel, sehe ich eingegraben auf deinen Seiten: – tratst du vielleicht als Priester des Verhängnisses unter uns, oder willst du, als Wahrsager und Zauberer, den Völkern ihre Geschicke verkündigen?

Wenn du das könntest! Wenn du die Zeichen und Linien deuten könntest, welche den Nationen in die Hände geschrieben sind! Wenn du lesen könntest ihre Schicksale in den Sternen und im Stande wärst, uns die Früchte bei Namen zu nennen, welche aus diesem Keimen und Wachsen, Sprossen und Schossen, Knospen und Blühen des Völkerfrühlings hervorgehen werden! Wenn du, klüger als ein Champollion[3559], die Hieroglyphen zu entziffern wüßtest, welche an den Pforten unserer Zukunft stehen, und im Stande wärst, die Nebelgestalten deutlich zu machen, welche auf- und niedersteigen am Gesichtskreise und bald mit Schrecken, bald mit Hoffnung erfüllen!

Aber du kannst keins von den allen! Du bist hergekommen als der elende Sklave der Tyrannei und der Arglist, welche die Völker betrügen und die Geschichte fälschen; du bist nichts, als ein verächtliches Werkzeug der prahlerischen Eitelkeit der Herrscher, wie die meisten Monumente deines gleichen. Der vor Jahrtausenden im fernen Nillande dich aufgestellt hat, damit du die Lüge seines Ruhmes fernen Zeiten erzählen sollst, war vielleicht kein Besserer, als der herzlose Satrap[3560], der dich niederwarf, und der fremde König, der dich in seiner Hauptstadt wieder aufrichtete, um der eitlen Ruhmsucht, des nämlichen Volkes zu schmeicheln, das zu berücken die Aufgabe seiner ganzen Regierung, war. Der Obelisk von Luxor hat in seiner Erscheinung auf dem Pariser Konkordienplatz Nichts, was den Menschen erfreuen, Nichts, was den Patrioten erheben, Nichts, was für die Motive Achtung erwecken, Nichts, das mit dem Zwecke aussöhnen könnte. Es ist eben nur ein Altar für den Götzen „Gloire“ dem das französische Volk so oft schon die Heiligthümer seines Besitzes: – das Blut seiner Söhne, die Freiheit, das Recht und die Gerechtigkeit zum Opfer brachte.

Mehemed Ali[3561], Vicekönig von Aegypten, schenkte Karl X. die beiden Obelisken, welche den Eingang des großen Tempels von Luxor auf der Stätte des alten Theben zierten. König Karl entsendete eine Expedition, um den einen dieser 72 Fuß hohen Monolithen abzuholen. Glücklich gelangte er nach Havre, wo er auf ein flaches Fahrzeug übergeladen wurde, das ihn nach Paris führen mußte. Hier,

---

[3558] Der Obelisk war im 13. Jhd. v. Chr. gefertigt worden und stand bis 1831 im Tempel von Luxor in Ägypten. Am 25. Oktober 1836 wurde er auf der „Place de la Concorde“ in Paris aufgestellt (siehe hierzu S. 363, Anm. 1053).

[3559] Der Orientalist Jean-François Champollion (1790–1832).

[3560] Satrap (griech. σατράπης, satrápes; altpers. 𐎧𐏁𐏂𐎱𐎠𐎺𐎠, xšaçapāvā, gelesen wie ksatrapava, „Schützer der Herrschaft“) der Titel des Statthalters einer größeren Provinz (Satrapie) im antiken Perserreich; Satrapen hatten eine politisch-administrative und militärische Leitungsfunktion, einem heutigen Gouverneur entsprechend. Bereits im 19. Jhd. wurde der Begriff Satrap bzw. Satrapenwirtschaft sarkastisch für Despotismus bzw. Behördenwillkür verwendet.

[3561] Mehmed Ali Pascha (siehe hierzu S. 200, Anm. 559).

als er in Gegenwart der über den Fremdling erstaunten Bevölkerung auf den Kay gehoben werden sollte, platzte die Maschine und der Koloß fiel in den Strom. –

Da lag der Sohn der Sonne im Schlamm den ganzen Winter hindurch und erst im nächsten Jahre wurde er seinem schmutzigen Bette enthoben und an den Platz geschafft, wo er sich jetzt befindet. – Wird der Obelisk, der vier Jahrtausende auf seinem alten Fußgestell in Theben gestanden hat, auch so lange auf seinem neuen bleiben? oder wird nicht ein Tag kommen, wo Aegypten ihn wieder wegholt, wie einst die Preußen ihre Viktoria wiederholten und Venedig seinen Löwen von St. Markus? Wer will das Ende vorhersagen des Streits mit den afrikanischen Atlantiden[3562], in den Frankreich sich einließ? wer will die Entwickelung jenes thatenreichen, großartigen, gewaltigen Drama's vorhersagen, welches in Algerien den ersten Akt spielt? Sind nicht in diesem Kampfe die beiden Elemente, welche Völker zum Aeußersten begeistern, Religion und Vaterland, auf dem Spiele? gilt es für den Araber nicht auch der Penaten auf dem Hausaltar und der kostbarsten Güter im Nationalheiligthum? Es ist meines Bedünkens nirgends abzusehen, wo der Streit endigen, wohin und wie weit er Frankreichs Trikolore führen werde; denn er ist in die unergründliche Tiefe der menschlichen Natur hinab gedrungen, er hat die brennenden Gemüther der Söhne der Wüste im Innersten ergriffen. Kein Friede, nur Waffenstillstand ist da möglich. Es ist der Kampf mit einem Volke, das noch den Urcharakter bewahrt hat; treu im Glauben, fest in Selbstgefühl, Vaterlandsliebe und Aufopferungsmuth: und ein solches Naturell, urplötzlich, wie es geschehen ist, aus seiner Einsamkeit in die Weltgeschichte hinausgestoßen, kann im fortdauernden Kampfe an Kraft nur gewinnen. Daß es so ist, beweist die Geschichte, beweist der Kaukasus. Es gehört wenig Prophetengabe dazu, voraus zu sagen: Frankreichs Kampf in Afrika wird werden ein Kampf um Seyn und Nichtseyn, wie Othins[3563] Kampf mit dem kapitolinischen Jupiter; und trotz aller Triumphe und Trophäen und gewonnenen und noch zu gewinnenden Siegeskronen ist es möglich, daß in diesem Kampfe Frankreich wie Rom noch endige. –

[3562] Atlas (griech. Ἄτλας vom Wortstamm τλα wie in τλῆναι, „tragen, erdulden") ist in der griech. Mythologie ein Titan, der das Himmelsgewölbe am westlichsten Punkt der damals bekannten Welt zu stützen hatte; er ist somit auch die Personifizierung des Atlasgebirges (arab. جبال الأطلس, Ğibāl al-Aṭlas; Tamaziɣt, ⵉⴷⵓⵔⴰⵔ ⵏ ⵡⴰⵟⵍⴰⵚ, Idurar n Waṭlaṣ) in Nordafrika.

[3563] Aus dem altisländ. abgeleitete Bezeichnung für Odin, Wotan, den Hauptgott in der nordischen Mythologie.

DXXXIV. Der Palast der Ehrenlegion in Paris[3564].

Das Firmament der Ordenssterne, mit welchem die Machthaber auf Erden die Augen der Menge zu blenden trachten, leitet seinen Ursprung zum Himmel des Christenglaubens zurück. Fromme Helden verbanden sich mit geistlichen Verbrüderungen oder stifteten Anstalten der Milde und Pflege für Palästinafahrer und gelobten dem Pilger Schutz und Krieg den Ungläubigen, wie der begeisterte Christ alle Andersglaubenden nannte. Alle Mitglieder eines solchen Ordens banden sich, wie die Mönche, an das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams; alle trugen eine gemeinsame Tracht und ein gemeinsames Abzeichen. Aus der gelobten Armuth gediehen jedoch die meisten Ritterorden allmählich zu großen Reichthümern, wie namentlich die Johanniter, Templer und Deutschherren, und, wie das Gelübde der Armuth, so litten auch die übrigen Satzungen, bis endlich, nachdem die Flammensäule der Glaubensbegeisterung immer tiefer gesunken war, auch der Hauptzweck der geistlichen Ritterorden verloren ging. Die Orden wurden nun aufgelöst, theils ihres Vermögens beraubt, theils gingen sie aus dem Dienste der Religion in den der Fürsten über. Die regierenden Herren der Erde erkannten frühzeitig in dem Einzigen, was von den alten ehrwürdigen Ritterverbrüderungen übrig geblieben war, in dem allgemeinen Abzeichen und dem Vermögen, ein vortreffliches Mittel zur Hebung ihrer Hausmacht. Sie verwandelten das einfache Ritterkreuz in glänzende, oft sehr kostbare Decorationen, deren Besitz zur Beziehung gewisser Antheile aus den Ordenseinkünften berechtigte. Der neue Köder war fertig, um Geister zu fangen, der Männer immer mehre in den Kreis ihrer Macht und Gunst zu bannen und zu Dienern ihres Willens und ihrer Pläne zu machen.

In den ersten Zeiten hatten die Fürsten noch so viel Achtung vor der Bedeutung, die sie selbst ihren Kreuzen und Sternen untergelegt hatten, daß sie sie nur als Zeichen ihrer Huld, als allgemein sichtbare Beweise ihrer persönlichen Zuneigung oder Achtung verliehen. Dies dauerte jedoch nicht lange. Je schärfer die Fürsten nach dem Plane hinzielten, die alten, ihre Willkürlust beengenden Volksrechte Stück für Stück zu vernichten, desto begieriger mußten sie jedes Mittel ergreifen, welches die Einzelnen, die Hervorragenden, die Starken von der Masse loszutrennen und durch irgend ein Band menschlicher Schwäche an sie zu fesseln vermöchte. Dieses Mittel bestand in einer langen und wohlgegliederten Reihe von Ritterorden, Hoforden, Militairorden, Civilorden. Man erklärte die aus fürstlichen Händen fallenden Sterne und Kreuze für Belohnungen besonderer Verdienste um das Staatswohl. Und als ob dies nicht Hohn genug sey, stellte man den wegen irgend einer Ehrenthat, oder wegen nützlichen Wirkens, oder wegen langer treuer Dienste Dekorirten nicht nur die Schranzen und Figuranten des Hofs vor, die, in ihrer „Dienstwonne“ schwimmend, wie Hechte nach dem Fraß, nach einem Sterne oder Großkreuze schnappten, sondern ihnen auch geborene Ordensleute gegenüber. Jener Paragraph der Ordensstatuten, welcher alle Mitglieder regierender Geschlechter zu geborenen Inhabern der höchsten Orden erklärt, hat den Völkern die Behauptung ins Gesicht geschleudert, daß es schon ein Verdienst sey, als Fürst zur Welt zu kommen! Noch mehr aber als diese Albernheit griff das Ordenswesen verderblich in das Volksleben durch die Eintheilung der Ordenszeichen in Rangklassen ein. So lange die Orden nur eine Klasse hatten, war man bei der Wahl der Ritter auf gewisse Kreise der Gesellschaft und auf eine geringere Zahl beschränkt; das Leben der mittleren und unteren Stände blieb unberührt von jener Pest der Eitelkeit, man stand sich im Volke noch einander gleich, wenigstens näher. Durch die Parcellirung der wie Pilze aus dem Boden emporschießenden Orden aber hatte man den Weg gefunden, die Einzelnen bis zur untersten Volksstufe herab an den langen Ordensstrick festzubinden, die Zahl der Ordensmitglieder nach Belieben zu vermehren, durch dieselben, als gute Leiter, die faule Hofluft in immer weitere Kreise zu bringen und vor Allem durch die Ordensrangklassen auch der bürgerlichen Welt eine ihr bis dahin fremd gebliebene Klassificirung aufzudrängen, welche das höchste Mannesgut, die Bürgerehre und Selbstständigkeit, den stolzen Trotz gegen jede anmaßende Gewalt, zerfressen mußte. Schon vor Jahren sagte ein freisinniger Mann: „In Folge dieses Systems haben die Staatsregierungen eine neue mächtige Gewalt in die Hände bekommen,

[3564] Das zwischen 1782 und 1787 nach Plänen der Architekten Pierre Rousseau (1751–1829) und Antoine-François Peyre (1739–1823) für den Fürsten Friedrich III. von Salm-Kyrburg (1745–1794; hingerichtet) gebaute „Hôtel de Salm“ ist seit dem 13. Mai 1804 Sitz der Ehrenlegion und beherbergt heute auch deren Museum.

DXXXIV



PALAIS DE LA LEGION D' HONNEUR

(Paris)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

ohne besonderen Aufwand von Kapital (für welchen ohnedies die Staatskasse einstehen muß) und dabei noch auf eben so öffentliche als verbindliche Weise die Menschen um ihr (der Staatsregierung) Interesse zu versammeln oder doch deren allzuherbes Auflehnen dagegen zu neutralisiren, geleistete Dienste zu belohnen, zu leistende belohnen zu können und selbst Männern, denen man mehr moralische Kraft zutraut, durch Uebergehen etwas Unangenehmes zu erzeigen."[3565] In diesem Sinne ward bis zur Stunde die Ordenswirthschaft geführt. – Fürstendienste wurden mit Orden, Volksdienste mit dem Zuchthaus belohnt. Männern, die das Volksvertrauen begleitete, zeigte man aus der Ferne den blinkenden Stern der Hofgunst so lange, bis sie, geblendet, dem Volk entwichen und dem lockenden Winken folgten, oder bis sie entrüstet der schmeichelnden Gewalt den Rücken kehrten, um fortan ein Leben des Drucks und der Verfolgung zu beginnen. Die Theilung der Ordenszeichen wurde bis ins Lächerliche, ins Kindische getrieben, man schuf Klassen mit dem Band und ohne Band und mit der Schleife und ohne Schleife und bezeichnete genau die Klassen, wie die Nummern auf den Halsbändern der Jagdhunde; man hielt auch bei diesen Gnadenbeweisen den Unterschied zwischen der Canaille und dem Vollblut fest und bestimmte an der Ehrenscala genau die Punkte, bis zu welchen jene emporklimmen kann und wo diese beginnen muß; das Klassisikationstalent eines Linn« war nichts gegen das Genie der Leute, welche die Ordens-Klassifikation der Menschenrace erfanden.

Durch die Revolution wird auch dieses Treiben der Regierungen, wie so vieles Andere, sein Ziel finden. Gerichtet war's schon früher durch die tiefe Verachtung, mit welcher allenthalben das Volk darauf hinblickte und im besten Fall den Dekorationen nur noch die Beweiskraft der – Eitelkeit zugestand. Heute wagt es bestimmt keine deutsche Regierung mehr, einem freien festen Mann von Ehre ihr Ordensbändchen anzubieten; schon jetzt gilt es für Etwas, seinen Rock von solchem Plunder rein bewahrt zu haben; und nicht erst jetzt, nein, schon lange her haben wackere Männer, denen die Achtung des Volkes genügt, solche nichtsnutzige Gnadengaben der Gekrönten in ein heimliches Schubfach verborgen, damit ihnen das Ding nicht unter die Augen komme und ihren Mannesstolz beleidige.

Alles das gilt auch von dem Orden der Ehrenlegion[3566]. So lange Napoleon, der Stifter, Herr des Ordens war, stand er noch allen europäischen Ehrenzeichen in volksthümlicher Achtung voran, der Siegerglanz des Kaisers warf seine vollen Strahlen auf ihn. Aber was haben nachher die Bourbons aus ihm gemacht? Schon unter Karl X. nannte ihn der Volkswitz das „Schuhputzerzeichen." Am verächtlichsten wurde er durch Louis Philipp[3567]; während Napoleon bei der Gründung die Legion 16 Kohorten stark machte und jeder Kohorte 7 Großoffiziere, 26 Kommandanten, 30 Offiziere und 350 Legionäre gab, so daß die Gesammtzahl aller Legionsmitglieder 6512 wurde, zählte er bei dem letzten Sturze des Königthums über 100,000 Angehörige! – Das Kreuz der Ehrenlegion gehörte zu den unvermeidlichen Dingen, es wurde zu Hohn und Spott.

Im Stahlstich sehen wir das Ordenshaus. Es ist zugleich die Wohnung des Ordens-Großkanzlers. Dieses Prachtgebäude ist der Hauptschmuck der Rue de Lille in Paris. Die Devise des Ordens: „*honneur et patrie*" (Ehre und Vaterland), die in goldner Schrift den Portikus ziert, ist, seitdem Schufte zu Tausenden das Kreuz tragen, – eine Lüge. –

[3565] Zitat aus „Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit den angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Zwölfter Band." (Altona: J. F. Hammerich 1841), S. 30.

[3566] L'ordre national de la Légion d'honneur, am 19. Mai 1802 von Napoléon Bonaparte begründet.

[3567] Der frz. König Louis-Philippe, siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331.



INTERIORE des OPERNHAUSES im PARIS

(GRAND BAL MASQUE)

DXXXXIV. Der Maskenball im Opernhaus in Paris.

Die Mitternachtsstunde war angebrochen. Es war *Lundi gras*[3568], der vorletzte Abend des Karnevals. Die Nacht war kalt, der Himmel glänzte tiefblau, die Sterne funkelten, die Milchstraße – jedes Stäubchen auf derselben eine Sonne – gürtete schimmernd das Firmament und spannte in ruhiger Majestät ihren Bogen über die Weltstadt. Sie schien zu schlummern. Da schlägt die Gespensterstunde – Lärm vertreibt die Stille, Wagen rasseln, die Thüren öffnen sich, die Fenster werden heller, die Straßen belebter, und unter schallendem Gelächter huschen wunderliche Gestalten, nicht Männer, nicht Frauen: – nein! Wesen ohne Namen in den Trachten und Anzügen aller Völker, aller Stände, aller Zeiten, verlarvt durch das Gedränge, Wo gehen sie hin diese Helden und Könige Hand in Hand mit der Zigeunerdirne und dem Bettelweib? Wohin eilt jene Kassandra im Arm des Tartüffe, diese römische Matrone geleitet durch einen Abbé vom Hofe des Regenten? – Alle haben nur ein Ziel: – das Opernhaus[3569]. – Dort ist heute die Maskerade, an der halb Paris Theil nimmt; das große Narrenfest, und Jeder, der fünf Franken entbehren kann, will heute ein Narr mit seyn, oder sich doch ergötzen am Narrenspiel. – In dem ungeheuern Raum des Opernhauses strömt das blendende Licht von 80 Girandolen[3570] herab, die Logen und Bänke füllen sich; doch noch ist's still: nur tausend und aber tausend Blicke kreuzen sich forschend und spähend in dem Chaos der wunderlichen Masken. – Auf einmal zittern die Mauern und schlagen die Herzen, ein Posaunengeschmetter, wie der Todtenruf am jüngsten Tage, gibt die Losung, mit dem Sturm der Töne ist losgelassen der Sturm der Lust und der Tollheit. Wie im Veitstanz reißt's die Massen in den Wirbel, ein Delirium ist Alle überkommen, der Fanatismus des, Vergnügens hat die Seelen gepackt, diese Wesen, diese Larven, Männer und Frauen, sie jauchzen und hüpfen, und Eins das Andere umschlingend werfen sie sich in das Durcheinander des formlosen Tanzes. Das Vergnügen wird zur Trunkenheit, die Trunkenheit zur Raserei: in immer schnellerm Takte treibt die Musik die Massen im Kreise, bis gänzliche Erschöpfung zu einer Pause nöthigt. Aber kaum haben die wüthenden Tänzer ausgeschnauft, so beginnt das Orchester von Neuem, das Pandämonium der Lust erbebt wieder unter den Füßen der Larventräger, und so geht es fort bis zum hellen Tage. – Das Opernhaus ist in der Karnevalsnacht wirklich ein Tollhaus zu nennen. Paris aber, dies aufgeschlagene Buch der Weltgeschichte, wer erkennt es in diesem taumelnden Wirrwar der Nichtigkeit und des Scheinlebens wieder? – Wer sieht in diesem Bilde den tausendarmigen Riesen, welcher, wenn er seine Glieder reckt und umwendet, die Welt erzittern macht, daß alle Throne wanken? den Heros, der nur den Arm zu heben braucht, um den Welttheil aus seinen Ketten zu erlösen? Dies das eine Bild der pariser Welt, – und dann das andere, wo das Volk die Tuilerien stürmt; dort Larven, hier Wesen der Wirklichkeit; dort die Lüge, hier die Wahrheit; dort die Jäger der Lust, hier der Blousenmann bei harter Todesarbeit; dort der Fanatismus des Vergnügens, hier die lebenverachtende Begeisterung für die Freiheit: – bei der Betrachtung beider Bilder wird es einem klar, daß es zwei Völker in Paris gibt, die nichts mit einander gemein haben, als – den Namen. Und wie in Paris, so in Berlin, so in Wien. Wer hat hier auf den Barrikaden gestanden? war's das Volk der Salons, der Oper und der Logen, oder war's das Volk der Werkstätte und der Straße? – Das ist immer so gewesen und wird auch künftig immer so seyn. Behüte uns in Deutschland nur der Volksverstand vor den dummen Streichen, welche die Franzosen in den Kinderjahren ihrer Freiheit machten, damit wir nicht, wie sie, die Revolution dreimal von vorn anfangen müssen, um die errungene Freiheit aus der Salon- und Larvenwelt zu retten, die sie aus den Armen des Volkes zu sich lockt, um – sie zu erdrosseln. Wir sind leider auf dem besten Wege, es mit einer „besten Republik“ *à la Louis Philippe* zu versuchen. An Talenten für die Rolle des Bürgerkönigs hat Deutschland keinen Mangel und deutscher Glaube ist stark.

[3568] Frz., Rosenmontag.

[3569] Die am 16. August 1821 eingeweihte und am 29. Oktober 1873 abgebrannte Salle Le Peletier, die durch das von 1860 bis 1875 unter dem Baumeister und Architekten Charles Garnier (1825–1898) erbaute heutige Gebäude ersetzt wurde.

[3570] Armleuchter, Kandelaber.


DLXXXVIII
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

ST GERMAIN



SCHLOSS NEUILLY
bei Paris.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 117-122, 133-135, 146-152, 161-167, 168, 174-187 u. 188.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 138.

DXCVIII. Schloss St. Germain bei Paris.

Das vier Stunden von Paris herrlich auf einer Felsterrasse des Seineufers gelegene einstige Lust- und Jagdschloß König Heinrichs des Vierten: – jetzt eine Invaliden-Kaserne der Republik.

DXCIX. Schloss Neuilly bei Paris.

„Die Freiheit ist ein Stück des Himmels; legt eine Leiter hinan und macht die Sprossen aus den Leibern der Unterdrücker!“[3571], so rufen uns die Brüder im fernen Westen zu, welche die süße Frucht um den Pfennig der Ueberfahrt kauften. Die haben gut reden. Sie sagen: die Schule der Erfahrung hat euch gewitzigt: ihr müßt nun wissen, wie ihr's anzufangen habt. Aber sie denken nicht daran, daß jetzt für den Michel die Schule der Erfahrung auf der Richtstatt und im Kerker liegt, und Büttel und Tod Keinen fragen, was er im Leben gelernt hat. Und wissen sie denn nicht, daß dem deutschen Volke, dem bedächtigen, von jeher die Leidenschaft für eine Sünde galt und es sich wohl eher zwanzig Mal vom Teufel holen läßt, als daß es sich einmal freiwillig in's Fegefeuer stürzt? Selbst ein aufwiegelnder Christus wäre unter uns nicht sicherer als einst bei den Juden. Käme einer, so würde es Hände genug geben, ihn zu binden und den Landpflegern zur Kreuzigung zu überantworten. Der Herrgott müßte am Ende ein ganzes Regiment Rettungsengel nach Deutschland senden, um den Erlöser selbst zu erlösen.

Mein Spott ist bitter und ich schreibe ihn nieder mit Grimm und Wehmuth – Gefühle, die in dieser schmachvollen deutschen Zeit Jeder mit mir theilen wird, der einen Funken von Volksbewußtseyn und Volksehre im Herzen trägt. Was aber den Unmuth noch größer macht, ist die Ursache so großer Schmach. Wäre es die Bosheit, welche sich der Einheit des Volks entgegenstemmte: dann könnte man sagen, wir wollen sie bekriegen; wäre es die Dummheit, so könnte man sagen: wir wollen sie unterrichten; aber die Philisterei ist's, diese widerliche, abgeschmackte Mischung von Engherzigkeit, Geistesflachheit und Feigheit, die nicht anders zu bekämpfen ist, als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauch aber Keiner, der sich fühlt, Demuth genug hat.

Die Volkserniedrigung – ein leidiger Trost – beschränkt sich nicht auf die große deutsche Nation. Sie lastet auch auf andern Ländern und schändet viele Nationen. Wo, außer bei den Ungarn, haben die großen Ereignisse des vergangenen Jahres die Völker auch groß und stark gefunden? Die Revolutionen brausten hin über die Länder wie Sturm und Gewitter, um die Atmosphäre zu erfrischen und dem Volksgeiste neue Spannkräfte zu verleihen; aber statt diese zur großen kompakten That zu gebrauchen, die das unhaltbare, verwerfliche Alte rasch umgestaltet und das Neugeschaffene gewährleistet, wurden sie träumerisch in leeren Phrasen und läppischen Spielereien vergeudet. Nun ist auf die Frische die Schwüle gefolgt, und abgemattet und müde liegen viele Völker am Boden und fühlen es kaum, daß man ihre

---

[3571] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

Glieder in neue Fesseln schmiedet. – „Ermanne dich, Volk!“ ruft wohl da und dort eine Stimme in der Wüste, aber Hohngelächter schallt aus der Tiefe, und der Geist der Schadenfreude hallt’s in allen Schlössern, Amt- und Schreibstuben wieder, ein tausendfältig Echo. Keiner hat jetzt Gewalt über diesen Geist. Er hat die Macht und herrscht seinen Tag. Alles Rechten mit ihm wäre verlorene Mühe! Aber trage er auch sein Haupt noch so hoch, trete er auch das Recht noch so frech mit Füßen, übe er auch seine Verfolgungskünste noch so teuflisch, den Muth und den Glauben soll er uns Männern eiserner Gesinnung nicht brechen, und wenn die Erde unserer Hoffnung spottet, so richten wir den Blick hinan zum gestirnten Himmel und hören auf sein Flüstern: „Große Revolutionen umfassen viele Tage und viele Nächte.“ Und schon schlug ja die Stunde der Mitternacht, welche den zweiten Morgen der unsrigen einläutet und die Spalte der Zeit ist schon fast geschlossen. – Darum Vertrauen, Hoffen!

Und vertrauend und hoffend wenden wir den Blick zum ewigen Vater; denn Er ist gerecht und allmächtig. Gebe Er uns nur mit dem Muthe in rechter Stunde auch das rechte Erkennen als Aussteuer für die Zukunft: denn sonst bleiben alle Rettungswunder, die am deutschen Volk ferner geschehen mögen, fruchtlos, wie alle frühern.

Betrachten wir das Bildchen! – Das ist auch ein Stückchen Papier, auf dem der Freiheitsglaube und das Gottvertrauen einer Nation unsichtbar geschrieben steht. – „Neuilly,“ schreibt man mir aus Paris, „Neuilly, der Lieblingsaufenthalt der letzten Königsfamilie in Frankreich, soll als Nationaleigenthum versteigert werden, und das Volk las die Annonce an den Straßenecken und es weinte vor Freude; denn das Plakat sagt ihm mit der Kraft eines Evangeliums: die Revolution ist nicht gestorben.“

Mögen die Royalisten in ganz Frankreich Geld sammeln für die Opfer der legitimen Treue; mögen sie ihre Wahlkollegien aufrichten an tausend Orten: ihr Thun ist hoffnungslos, denn „Neuilly soll versteigert werden!“ das heißt:

Die Dynastie Orleans kehrt nie wieder!

Sie, deren Sturz das Signal zur Erhebung von ganz Europa war, bildet in der Gallerie der Dynastien eine Erscheinung, die der Betrachtung wohl werth ist.

Die Linie der Herzöge von Orleans aus dem Hause Bourbon hat den Gepriesensten des Geschlechts, König Heinrich IV., zum Stifter. Doch sein Geist ruhte nicht auf ihr. Wenn auch einmal größeres Talent Einzelnen innewohnte, so wurde es nur zu einer Quelle des Unglücks für Frankreich; denn dann wurde stets von der herrschenden Linie der Bourbons mit teuflischem Eifer an der körperlichen und geistigen Entnervung solcher Familienglieder gearbeitet. Man fürchtete einen Rivalen im nächsten Verwandten; also mußte er unschädlich gemacht werden. Schamlose Liederlichkeit und alle Laster, welche in ihrem Gefolge gehen, wurden so das Erbe der Orleans und sie dadurch frühzeitig zum Fluch für das ganze Reich. Ihr schlechtes Beispiel wirkte von Generation zu Generation zerstörend und zersetzend auf Sitte und Tugend in allen Kreisen. Gleich der zweite dieser bourbonischen Herzoge von Orleans, der dritte Sohn Heinrich IV. und Bruder Ludwigs XIII., Johann Baptist Gaston[3572], mußte, weil der königliche Bruder die raschen Fortschritte derselben in allen geistigen und körperlichen Uebungen mit Neid und Eifersucht bemerkte, in eine Umgebung gebracht werden, die ihn wieder verdarb. Der Prinz that es bald in Schlechtigkeit allen Andern zuvor und damit und mit ohnmächtigen Anstrengungen, dem König und Richelieu, dessen Herrn und Minister, durch öffentliche Aufstände, Einbrechen mit fremden Truppen, geheime Bündnisse und Verschwörungen Achtung und Anerkennung abzuzwingen, verbrachte er sein Leben und vernichtete sein Glück und seine Ehre. Treulos war all sein Beginnen, er verließ und verrieth seine ergebensten Freunde, kämpfte gegen die eigenen Verbündeten und blieb eine Pestbeule des Reichs, bis er, aus Paris verbannt, auf seinem Schlosse zu Blois (1660) starb. Sein Sohn Philipp I.[3573] ist der Gründer des Reichthums der Familie Orleans, denn er vereinigte nach und nach

[3572] Gaston d’Orléans (1608–1614).

[3573] Philippe Ier de Bourbon, duc d’Orléans (1640–1701).

mit Orleans die Herzogthümer Valois, Chartres, Nemours und Montpensier. Aber was machte man aus ihm! In Frauenkleider gesteckt, mit Wollust und Spiel geistig und körperlich entnervt, damit er die Eifersucht seines königlichen Bruders (Ludwigs des Vierzehnten) nicht errege, starb er eben so verachtet als verächtlich. – Dieses Philipps Sohn und Nachfolger, Philipp II.[3574], war von der Natur mit körperlichen und geistigen Vorzügen fast verschwenderisch ausgestattet; aber noch verschwenderischer mußte er damit umgehen, weil der eitle Ludwig XIV. befürchtete, durch diese Nebensonne verdunkelt zu werden. Schamlose Weiber und Wüstlinge der verworfensten Art bildeten seine Gesellschaft, nachdem man ihm den Weg zu Ruhm und Ehre in Staat und Feld abgeschnitten hatte. Nur bisweilen wandelte der alte gute Geist die läppischen Beschäftigungen des Herzogs in edle, ernste um, sein scharfsinniges Urtheil und seine reichen Kenntnisse in der Mathematik, Chemie und im Kriegswesen erwarben augenblickliche Erfolge und Anerkennung; aber die erbärmliche Kunst des Königs und seiner Kreaturen, alle besseren Kräfte um sich her zu um stricken und auszusaugen, und die tief gewurzelte Lasterhaftigkeit der Orleans ließen es zu keiner nachhaltigen Erhebung kommen. Er stand in dem Rufe der Giftmischerei und wurde beschuldigt, seine Frau, den Dauphin, den Herzog und die Herzogin von Burgund, den Herzog von Bretagne und Andere durch Gift gemordet zu haben. Dieser vom Hof eifrig genährte Verdacht machte den Herzog zum Gegenstand des Abscheus im ganzen Volke. Vergeblich bat, flehte Orleans um strengste Untersuchung gegen sich; der König war königlicherer Ansicht: er erachtete ein Rechtsverfahren der Ehre des fürstlichen Standes unwürdig. So hoch reichte damals der Arm der Gerechtigkeit noch nicht, daß auch Glieder der gekrönten Sippschaft unter ihrem Schwerte gestanden hätten. Der Niedertracht die Krone aufzusetzen, geschah es, daß nach Ludwigs XIV. Tode das Parlament diesen wie die Pest geflohenen Mann als Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten anerkannte! Sein Walten beschleunigte die Verarmung des französischen Volks, die furchtbarste Zerrüttung des Staatshaushalts und den Ausbruch der Revolution. Alles gemünzte Geld hatte er mit Hülfe von Laws[3575] Zettelbank in seine, seiner Mätressen und Kreaturen Hände zu bringen gesucht, das Land mit Papiergeld überschwemmt, Hunderttausende um ihr Vermögen gebracht, den Staatskredit vernichtet und dem Volksgeiste dadurch, daß er das Laster zum Thron erhob und die Sittlichkeit dem öffentlichen Gespött Preis gab, unheilbare Wunden geschlagen. Würdig seines Lebens starb er an einem Blutschlag in den Armen einer Hetäre, der Herzogin von Phalaris[3576], 1723. Doch nieder mit dem Vorhang vor solchen Bildern, für deren unermeßliche Schuld der Himmel nicht bloß die Kinder bis ins dritte und vierte Glied[3577], sondern auch das französische Volk strafte, daß es ein solches Scheusal ertrug.

Wir übergehen minder wichtige Gestalten unserer schwarzen Gallerie und treten vor – Philipp Egalité[3578], den elenden Hanswurst der Revolution, Vater Ludwig Philipps, des letzten Königs von Frankreich. Ludwig Philipp Joseph war in der ersten Blüthe einer der schönsten und geistvollsten Jünglinge in Frankreich, bevorzugt vor Millionen durch Talent und Geburt. Aber noch hatte er das achtzehnte Jahr nicht erreicht, so war sein Körper von ekelhaften Krankheiten zerfressen, sein edles Gesicht von Geschwüren und Ausschlag entstellt, sein Herz vergiftet, sein Geist an das Gemeinste, Abscheulichste gewöhnt und er selbst ein Gegenstand des Abscheus und Entsetzens. Wie vom Volke, so vom Hofe gehaßt, zettelte er gegen diesen schmutzige Intriken an, wie dies überhaupt längst ein erbliches Streben in der Familie Orleans geworden war. Vor Allen verfolgte er die Königin Maria Antoinette[3579] mit dem bittersten Groll. Zwei Parteien, die der Königin und die des Prinzen, zerspalteten in Kurzem nicht nur den Hof, sondern ganz Paris. Das Gewirre der Kabale schien die Pausen der Ausschweifungen

---

[3574] Philippe II de Bourbon, duc d'Orléans (1674–1723).

[3575] John Law de Lauriston (1671–1729); er hatte 1716 die „Banque Royale" gegründet und Kredite auf der Basis von Papiergeld vergeben. Darüber hinaus hatte er 1717 „La compagnie du Mississippi" ins Leben gerufen, deren hochspekulative Geschäfte zwei Jahre später spektakulär platzten.

[3576] Marie-Thérèse Blonel de Phalaris (1697–1782), die letzte Maitresse von Philipp II de Bourbon (siehe hierzu S. 1167, Anm. 3574).

[3577] Siehe hierzu S. 1101, Anm. 3358.

[3578] Ludwig Philipp II Joseph, duc d'Orléans (1747–1793; hingerichtet).

[3579] Marie-Antoinette von Österreich (frz. Marie-Antoinette d'Autriche; 1755–1793; hingerichtet) hatte am 16. Mai 1770 den späteren frz. König Ludwig XVI. (siehe hierzu S. 1099, Anm. 3349) geehelicht.

des Herzogs ausfüllen zu sollen, und erst als es ihm nicht mehr Abwechselung genug bot, verlangte er einen hohen Kriegsposten. Er erhielt, statt den Rang eines Großadmirals, nur ein untergeordnetes Ehrenkommando, in dem er in der Schlacht bei Guessant[3580] gerade so wenig Muth zeigte, daß zum Haß auch der Spott des Hofes und des Volks kam. In gleichem Schritt entfernte er sich vom Hofe und versank tiefer und tiefer in den Pfuhl der entehrendsten Laster. Nichtswürdigkeit konnte kein Hinderniß seyn für das Großmeisteramt der Freimaurerlogen in Frankreich, das ihm neue Werkzeuge der Intrike in die Hände gab. Beharrlich in der Schlechtigkeit, blieb er auch beharrlich in der Opposition gegen König und Hof. So fand ihn die Revolution, welche er als ein willkommenes Mittel der niedrigsten Leidenschaften begrüßte. Er wurde Mitglied der Nationalversammlung und nannte sich fortan – Bürger. Er verwendete Vermögen und Einfluß zur Anzettelung unaufhörlicher Aufstände, um die Macht des Königs zu stürzen. Er gedachte den Thron einzunehmen, wenn er den legitimen Inhaber vertrieben. Darum begab er sich eine Zeitlang nach England, wo er mit versteckter Arglist den Plan zur Ausführung vorbereitete, die Nation um den Preis der Revolution zu betrügen und sich selbst als ihr Erbe auf Frankreichs Nacken zu setzen. Er kehrte zurück, wurde der Bannerträger der Jakobiner, girirte sich als Sansculotte und trank das Blut der Aristokraten und Royalisten in vollen Zügen. Doch überfiel ihn zuweilen mitten im gräßlichen Spiel der Paroxismus[3581] der Feigheit und es rüttelte ihn der Gedanke auf, daß er selbst mit seinem Vermögen nur ein Werkzeug zu Parteizwecken sey, die über das Ziel seiner Pläne hinausstrebten. Er sann endlich auf Umkehr. Zu spät! Des Hochverraths an der Revolution schuldig, fiel das sündenbeladene Haupt unter dem Fallbeil, dem das Ungeheuer Tausende von Unschuldigen als Opfer geliefert hatte.

Ueber Louis Philipp, „den letzten Bahrträger des Königthums in Frankreich,“ hat das Schicksal gerichtet, das ihn erzog und das er betrog, wie noch nie ein Fürst ärger es gethan. Wird nun Dunkel das fluchbeladene Geschlecht umhüllen, oder wird es noch einmal auf die Woge der Zeit gehoben werden und Macht empfangen, Völkerwehe zu schaffen und Nationen zu peinigen? Wer antwortet auf diese Frage?

Neuilly, das freundliche Schlößchen inmitten geschmackvoller Gartenanlagen, war Louis Philipps Sommerwohnung; der Ort, wo er die „Plage und Qual des Herrscherthums“ zu vergessen trachtete unter seinen Blumen, seinen Büchern und seinen Sammlungen, welche das Seltenste und Schönste der Künste in sich vereinigten. „Nach Neuilly darf der König nicht kommen,“ sagte oft der alte Mann im Scherze, und wenn wichtige Staatsgeschäfte ihre sofortige Erledigung erheischten, so mußte ihn der Telegraph in die Tuilerien rufen, weil er nicht duldete, daß die Minister zu ihm kamen, um in seinem Sans-Souci mit ihm darüber zu verhandeln. Wer den König in diesem kleinen Hause, als Privatmann, von seiner Familie umgeben, beobachtete, mußte ihn lieb gewinnen und ahnete in ihm nicht den Hochverräther an seinem Berufe, seinem Volk und der Freiheit, welcher in Louis Philipp – dem Sklaven schmutziger Habsucht – auf dem Thron saß.

[3580] Die Seeschlacht bei Ouessant (engl. Ushant) am 27. Juli 1778 während des amerik. Unabhängigkeitskrieges.

[3581] Siehe hierzu S. 332, Anm. 945.



Das PANTHEON im PARIS

DCII. Das Pantheon in Paris.

„*Aux grands hommes la patrie reconnoissante!*“[3582] Zu deutsch: Senf nach der Mahlzeit. Die Inschrift ist nicht der Arbeit werth. Gibt’s was Alberneres, als ein Beinhaus anzulegen mit solchem Titel und die Jahrhunderte als Sammler zu bestellen? und dies in Frankreich, in Paris, unter einem Volke, das für seine „*grands hommes de la patrie*“ in jedem Lustrum[3583] einen andern Begriff hat? Für wie Viele, deren Namen man in Paris heute als Verbrecher am Schandpfahle liest, oder die zu Vincennes im Thurme sitzen, windet morgen vielleicht die Nation Lorbeerkränze! und wie so manche Aschenurne, der sie die Ehre des Pantheons votirte, zerschlug sie nach wenig Jahren und streute ihren Inhalt fluchend in alle Winde! Vom Kapitol zum tarpejischen Felsen ist nur ein Schritt, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur eine Spanne. – Rousseau ruhte im Pantheon und daneben – Marat[3584]. –

Das Pantheon[3585] selbst legt Zeugniß ab von der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und Meinungen: – es ist die beste Illustration seiner stolzen Inschrift. Der Kardinal Richelieu wollte sich mit dieser wunderschönen Kopie des Heidentempels (des Pantheons in Rom) einen Stuhl im Himmel bauen, seine Kirche der heil. Genoveva sollte die schönste in Paris werden. Aber als die hohe Kuppel auf den schlanken korinthischen Säulen sich wölben sollte – da gaben die Fundamente nach, ein Theil des Baus stürzte ein und lange Jahre wußte man nicht, was daraus werden würde. Endlich erlangte der kühne Baumeister Soufflot[3586] vom Hofe die nöthigen Gelder für die Vollendung nach einem abgeänderten Plane. Er baute die Kirche fertig. Sie hatte mehr als 30 Millionen Livres[3587] gekostet. Nun kam die Revolution und die Schreckenszeit. Nach dem Prinzip der Gleichheit hätte sie gern den Herrgott guillotinirt. Da dies nicht anging, so jagte sie ihn. wenigstens aus dem Hause.

Das währte eine Zeit lang. Die Kirche wurde verschlossen, bis dem Konvente der Gedanke beikam, das *Ci-devant*[3588]-Gotteshaus zu einem Beinhaus zu machen für irdischen Ruhm. Die Inschrift: „*Pour la gloire de l’ètre suprème*“[3589] [sic!] wurde ausgetilgt, „*Aux grands hommes la patrie reconnoissante*“ dafür eingemeißelt, und die leeren Königsgrüfte wurden umgebaut in eine Reihe Zellen, deren jede den Sarkophag eines Mannes aufnehmen sollte, welcher sich um das Vaterland so große Verdienste erworben habe, um ein Votum der Nationalrepräsentation „für die Ehre des Pantheons“ zu rechtfertigen. Und es zogen ein in das stolze Haus des Ruhms: – wer? die Trefflichsten? nein! die wilden Thiere des Schreckens – voran Marat, das Ungeheuer, von dem die reine Hand eines opfermuthigen Mädchens das Land erlöst hatte. Charlotte Corday fiel auf dem Schaffot und ihr Haupt wurde den Hunden vorgeworfen; aber Marats Leichenzug zum Pantheon war ein Triumphzug und zu seinem Grabe pilgerte das rasende Volk wie zum Schrein eines Heiligen! Marat im Pantheon! – Was ist der Ruhm? Der Widerhall der Stimme der blinden, dummen, feigen Menge. Den Landräubern, den Despoten, den großen Schurken, den Peinigern der Völker hat es niemals an Lorbeerkränzen gemangelt: ein Cäsar trug sie und ein Alexander, ein Attila und Dschinghis-Chan[3590], und ein Friedrich Wilhelm IV.[3591] sogar kann sie noch erwerben, wenn seine Anschläge auf Unterjochung und Eroberung gelingen. Zum Ruhm bedarf es nicht Vernunft, nicht Gerechtigkeit, nicht Freiheit, nicht Ehre: es bedarf nur – Erfolg. Was das Göttliche in

---

[3582] Frz., „Den großen Männern – das dankbare Vaterland!“

[3583] Siehe hierzu S. 1147, Anm. 3525.

[3584] Siehe hierzu S. 1099, Anm. 3354.

[3585] Siehe hierzu S. 76, Anm. 126.

[3586] Das Gebäude wurde in den Jahren 1764 bis 1790 nach den Plänen von Jacques-Germain Soufflot (1713–1780) errichtet.

[3587] Frz. für Pfund; sie war vom 9. bis zum 18. Jhd. die vorherrschende frz. Währungseinheit; 1 livre = 20 Sous = 240 Deniers. Durch die Verordnung vom 15. August 1795 wurde die Livre durch den Franc ersetzt.

[3588] Frz., ehemalige, vormalige.

[3589] Frz., „Zur Ehre des Höchsten Wesens“ (siehe hierzu S. 1099, Anm. 3352).

[3590] Dschingis Khan (mongol. transliteriert Činggis Qaɣan; ca. 1155, 1162 o. 1167–1227), seit erster Großkhan der Mongolen.

[3591] Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184).

uns als das Ruhm würdige wirklich bezeichnet, – das hat schon längst keinen Kurs mehr bei den Spendern der Ehren: der Dummheit und Schlechtigkeit der Massen und dem Despotismus der Gewaltigen. Belege dazu gibt jedes Geschichtsblatt. –

Die Revolution sammelte ihre hervorragendsten Männer in die Zellen des Pantheons, bis der 18. Brümaire[3592] die Revolution selbst an die Kette legte. In der Kaiserzeit wurde die Ehre des Pantheons obsolet: Napoleon vermied gern Reminiszenzen, bei denen der Vergleich von damals und früher so nahe lag. Das Pantheon wurde sogar eine Zeitlang geschlossen. Der Kaiser löschte jedoch die Inschrift nicht aus; er machte sie nur mit dem Ruhm der Welteroberung vergessen. Die Restauration war dreister, weil sie dumm war. Sie warf die Särge Rousseau's, Voltaire's etc. hinaus, verwies die Leichen der Revolutionsmänner auf den Todtenacker, löschte die Inschrift über der Pforte und gab die Kirche an die Pfaffen und an die heilige Schutzpatronin von Paris zurück. Glorreiche Zeit! Acht Wochen lang dauerte das Abwaschen und Abscheuern des profanirten Tempels mit geweihtem Wasser, das Räuchern, das Messelesen, der Klaggesang der Litaneien, und der ganze Hof steckte sich in das Büßergewand, prozessionirte zu den frischgeweiheten Altären und hörte andächtig die Strafpredigten gegen Revolution und Empörung und die Dankeshymnen für die Wiedereroberung des Heiligthums durch die siegreiche Kirche. Und ganz Paris wurde andächtig und ging wallfahrten zur heiligen Genoveva, wie es früher zum Grabe Marats gepilgert hatte. Was für ein wunderliches Ding ist dies Volk von Paris! Immer schwört's bei der Ewigkeit, bei der Ewigkeit des Ruhms, der Ewigkeit der Begeisterung, der Ewigkeit der Liebe und Treue und streitet der Wandelbarkeit aller irdischen Dinge ihr Recht ab. Und doch, wo in der Welt ist der Wechsel der Meinung und der Volksgefühle schneller und heftiger als dort? Wo ist ein Volk auf der Erde, das am Morgen seine Götzen williger zerbricht, die es den Abend gemacht hat? „Unbeständigkeit, dein Name ist – Paris!"

Die Julirevolution von 1830 vertrieb die Pfaffen und Heiligen abermals von den Altären, und die „großen Männer der Revolution", zum zweiten Male ausgegraben, kehrten noch einmal zu den Grabzellen des Pantheons zurück. Am 25. Februar 1848 verschwanden sodann mit den Orleans auch die letzten Reste des Königthums, die Lilien, von den Mauern und Monumenten. Am 22. Juni war das Pantheon das Hauptquartier der sozialen Republikaner, als sie die erste gewaltige Schlacht gegen die Republik des Kapitals und Besitzes schlugen. 1500 entschlossene Männer fochten hier noch zuletzt den schweren Kampf aus, mit dem für **Das** Mal die Partei unterlag, deren nächster Sieg den alten Bau der Gesellschaft einstürzen und die soziale Welt auf anderm Fundamente erneuern wird. –

In architektonischer Beziehung gilt das Pantheon für das schönste Gebäude der neuern Baukunst in Paris. Es hat im Grundriß die Kreuzform bei einer Länge von 335 Fuß und einer Breite von 253. Das prächtige Portal, genau nach dem des römischen Pantheons kopirt, wird von 22 korinthischen Marmorsäulen von fast 60 Fuß Höhe und 6 Fuß Durchmesser getragen. 4 Kolossal-Statuen schmücken es, die auf die Bestimmung des Gebäudes Bezug haben. 130 Säulen korinthischer Ordnung tragen die drei Schiffe des Tempels und 52 Säulen die 282 Fuß hohe, wunderschöne, von dem berühmten Gros[3593] gemalte Kuppel. Von ihrer, die Laterne umgebenden Gallerie hat man den umfassendsten Ueberblick der Weltstadt, der Arena, wo Gewalt und Freiheit nach neuen Schlachten das Schicksal der Welt für lange Zeiten entscheiden werden. –

[3592] Am 18. Brumaire VIII des frz. Revolutionskalenders (9. November 1799) hatte in Frankreich ein Staatsstreich stattgefunden, der die Herrschaft des Direktoriums beendete und damit letztlich die Französische Revolution. Napoléon Bonaparte wurde damit als Erster Konsul zum Alleinherrscher über Frankreich.

[3593] Antoine-Jean Gros (1771–1835).

DCVII. Das Versailler Schloss.

Da stehst du, stolzer Bau, mit dem das Königthum die Nemesis[3594] herausforderte und ihren Zorn auf sich lud! Da stehst du, Hieroglyphe einer Zeit, welche als die ruhmvollste Epoche der Geschichte der Menschheit begann und die der Stolz, der Segen, das Glück des Geschlechts geworden wäre, hätte man sie in ihrer Entwickelung nicht gestört. Aber tausend Teufel warfen Unkraut hinein in die reine Saat der Begeisterung und Aufopferung, damit sie ersticke; gestaut ward die Strömung, bis sie ihre Ufer überstieg und sich verheerend über das Land ergoß. Nicht Schranken noch Maaß waren dann mehr zu finden. Im wilden Fanatismus warf die franz. Revolution Jahrhunderte und Geschlechter durch einander, und ihres Schwerpunkts beraubt, kann sie das Gleichgewicht nicht finden bis auf den heutigen Tag. Ist aber das die Schuld Derer, die sie angefangen haben und die es redlich meinten mit der großen Sache der Menschheit? die furchtlos den schützenden Schild über sie erhoben und sich ihr hingaben mit ganzer Seele? Oder ist es nicht vielmehr die Schuld Jener, welche unablässig bemüht waren, sie zu vernichten, und Alles wieder ins alte Geleise zurückzuführen? – So viel aber auch untergegangen ist in den Stürmen, welche ihren Ursprung haben in diesem Hause des Verbrechens und des Schicksals, und so hoch auch der Preis war für das Errungene: der Gewinn für die Nation ist doch ein unendlich größerer gewesen. Ja, wäre auch nichts gewonnen und wäre durch die Revolution weiter nichts gerettet worden aus dem verschlingenden Rachen des Despotismus, als das Völkerrecht der Selbstregierung, so wäre das schon des Preises werth: denn gerettet wäre damit das kostbarste Kleinod und die Bürgschaft der bessern Zukunft.

Und dies soll auch uns trösten und beruhigen, wenn das Gewitter der Revolution zerstörend über blühende Saaten zieht und Felder verwüstet. Wir haben lange um Regen gebetet in dieser Dürre. Nun ist schwarz der deutsche Himmel, die festgeballten Wolken stehen am Horizont, die Blitze zucken herauf, der Donner rollt über Thal und Berg und in den Tiefen des Volks brausen die wilden Ströme. Aber seyd nicht bange! Der Athem des gütigen Weltgeistes weht auch in den heftigsten Stürmen, und vergessen sollen wir nie, daß die unermeßlich hoch aufgethürmte Schuld sein Zürnen, Rächen und Richten gebieterisch fordert. Wenn das Gewitter vorüber gezogen ist mit seinen Verwüstungen und seinen Schrecken, dann kommt tausendfacher Segen nach. Die Verlierenden sind doch nur die kleinere Zahl, und das Ganze gewinnt sicher. Freilich werden manche Pfeiler stürzen, Vieler Glück wird gebrochen werden unter den Donnerkeilen, und verfluthet und verschlemmt werden wird manche Wiese mit Millionen Blumen: aber knickt auch der Hagel tausend und aber tausend schwere Halme, stöhnst du auch mit wundem Herzen auf der Asche deiner Lebensgüter dein Gebet zum ewigen, unendlichen Geist der Welten: rechte nicht mit dem Blitze, der dich getroffen; denn du würdest mit Gott rechten, der das Wetter zuließ. Die Revolution ist eine Nothwendigkeit für Deutschland geworden, wie sie für Frankreich eine war und noch ist. Sie stürzt den Boden der Gegenwart um, ohne lange darnach zu fragen, was darauf steht, und wirft die Saat des Besserwerdens für künftige Jahrhunderte und Jahrtausende hinein. Wenn sie schonungslos verfährt mit dem Bestehenden: kann sie anders? Das Jetzt ist ihr nichts; die Zukunft ist ihr Alles! Und das Jetzt, das uns so zittern macht und zagend, was ist es? Ein Tropfen im Ozean. Und unser Leben? Ein verhallender Laut. Und unser irdischer Besitz? Ein flüchtiger Traum. Und wenn nun das Rad der Revolution über dein Glück zermalmend hinrollt, wenn es in Stücken geht in der großen gewaltigen Fluth der unvermeidlichen Umwälzung: so ertrage es mit christlicher Demuth. Hast du aber Alles verloren auf Erden, so suche Trost im Blick zum Himmel. Dort steht ja dein Stern der Ewigkeit.

Am linken Seineufer, 4 Stunden von Paris, in einer freundlichen Hügellandschaft, liegt Versailles, – „des Königthums verzogene Tochter,“ jetzt eine arme verlassene Waise. Erst seitdem die

[3594] Siehe hierzu S. 92, Anm. 181.


DCVII
Reiss del.
Wagner sc.
CHATEAU de VERSAILLES
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Eisenbahn die Stadt mit Paris verbindet[3595], fand ihr Verfall eine Grenze. Versailles ist jetzt gleichsam nur eine Vorstadt der Metropole; denn die Fahrt dauert nur 20 Minuten. Darum kann es nicht in Erstaunen setzen, daß die Bahn jährlich 3–4 Millionen Reisende befördert; an manchem schönen Sonntag allein 40–50,000. Der Versailler Bahnhof liegt hoch und gewährt einen großen Anblick. Man übersieht die mit uralten Hainbuchen bepflanzten Avenuen zum Schlosse, und zwischen ihnen streckt sich die Stadt aus mit breiten, schönen, schnurgeraden Straßen, in welchen hie und da sich ein Palast oder eine Kirche im Rococostyl bemerklich macht. Aber die Stadt ist wie ausgestorben, Gras überzieht das Pflaster, manche Häuser sind geschlossen und ohne Bewohner. Die Bevölkerung, die in den Tagen des Glanzes 110,000 war, ist auf ein Fünftel gesunken.

Das Schloß, „an dem sich Frankreich arm gebaut hat," liegt isolirt auf einer Landhöhe. Der erste Anblick rechtfertigt die Vorstellungen nicht, die man gewöhnlich mitbringt; man denkt sich einen Palast von ungeheuerer Dimension, und findet eine Menge Paläste, die, einzeln betrachtet, weder durch Bauart, noch durch Größe imponiren. Erst wenn man die Gesammtheit als kolossale Einheit auffaßt, bekommt man einen Maßstab der Größe, die nicht zum zweiten Male in der Welt vorkommt, und erst durch die Reflektion wird der Eindruck gewaltig. Wie verloren irrt das Auge von Gebäude zu Gebäude der unermeßlichen Gruppe, die nach dem Park zu eine Fronte von fast 2000 Fuß einnimmt. Der reiche Schmuck der Attike mit Vasen, Statuen und Trophäen verleiht dem Ganzen die Weihe und die Heiterkeit der Kunst und stempelt jedes Gebäude zu einem Prachtbau, in dem der denkende Beschauer den treuen Ausdruck in der Geschichte, Literatur und Kunst des glänzendsten Zeitalters Frankreichs wiederfindet. Versailles mit seinem Schloß und Park ist der wahre Spiegel der Zeit und der Welt Ludwigs XIV., jener verrufenen Perückenzeit, in welcher die Menschen Unnatürlichkeit und Lüge auf denselben Altar stellten, von dem sie die Wahrheit gestürzt hatten, und die jene Teufeleien zur Weltgeltung brachten, welche noch jetzt als Vornehmheit, Repräsentationsmanier, Würde, Anstand und Etikette in der Gesellschaft Kurs haben und den Schein und die Heuchelei zu geselligen Tugenden erheben.

Die Schloßgebäude sind auf 3 Seiten von dem unermeßlichen Park eingeschlossen, in dem die rococofreundliche Jetztwelt das Meisterwerk des berühmten Le Notre[3596] bewundern kann. Es ist in seiner Weise allerdings ein großes Kunstwerk. Die richtige Berechnung starker Effekte durch die schöne Vertheilung großer Massen und die strenge Regelmäßigkeit des Styls in der Anordnung bringen die Anlage mit dem Palast und dessen Verzierungen im vortrefflichsten Einklang. Die feierliche Grabesstille, welche an gewöhnlichen Tagen in dem dann menschenleeren Park herrscht, erhöht nicht wenig die Größe des Eindrucks. Reich und geschmackvoll vertheilte Gruppen dunkler Bronzestatuen, welche wie entseelte Wächter einer fremden Welt an grauen, steinernen, wasserleeren Bassins ruhen und die Schaaren von Marmorstatuen, welche sich in blendender Weise aus dem dunkeln Waldesdickicht hervorheben, geben dem Ganzen ein geisterhaftes Ansehen. Man denkt an den Aufenthalt einer Fey oder verwünschten Prinzessin. Alle jene Werke sind aus den Händen der größten Künstler der Periode hervor gegangen (Desjardin[3597], Conston[3598], Girardon[3599] etc.); die Bronzegüsse fertigten die berühmten Brüder Keller[3600]. Sie stehen nun seit länger als anderthalb Jahrhunderten im Freien da, und nicht die geringste Beschädigung von frevelnder Hand hat ein einziges dieser Kunstwerke geschändet. Ihre Zahl ist Legion und deren Betrachtung könnte Tagelang unterhalten, wenn die Unnatur, die in diesem Park auf jedem Schritte Auge und Sinn verletzt, diese beschnittenen, himmelan ragenden Alleen von hundertjährigen Linden und Buchen, diese in die absurdesten Gestalten gezogenen Taxushecken mit den schnurgeraden, sich durchkreuzenden Wegen und steifen Blumenparterres, diese unzähligen Wassergötter und Fischgestalten, die mit weit aufgesperrten Rachen und Nüstern auf dem Trocknen sitzen und zu verlechzen scheinen, diese Verlassenheit und Oede, die allwärts hervortritt, nicht bald allen Genuß benähmen. Ein

---

[3595] Die Strecke war im September 1840 als erster Abschnitt der Bahnstrecke Paris–Brest der „Compagnie du chemin de fer de Paris, Meudon, Sèvres et Versailles" eröffnet worden.

[3596] Der Gartenarchitekt André Le Nôtre (1613–1700).

[3597] Der niederl.-frz. Bildhauer Martin van den Bogaert (alias Martin Desjardins; 1637–1694).

[3598] Der Bildhauer Nicolas Conston (1658–1733).

[3599] Der Bildhauer François Girardon (1628–1715).

[3600] Die schweiz. Erzgießer Johann Jakob (1635–1700) und Johann Balthasar Keller vom Steinbock (1638–1702).

unbewußtes Verlangen nach der lebensfrischen Natur erfaßt den Besucher schnell und ein unheimliches Gefühl treibt ihn gewaltsam von dem Schauplatz einer abgestorbenen Zeit. Wer von der traurigen Eintönigkeit der absoluten Monarchie eines Ludwig XIV., zugleich aber auch von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit der menschlichen Dinge einen unauslöschlichen Eindruck empfangen will, der komme an einem stillen, trüben Tage in den Park von Versailles. – In ganz veränderter Gestalt erscheint aber derselbe an hohen Feiertagen, wenn die Pariser Welt herzuströmt und die großen Wasserkünste spielen. Das sind Volksfeste, und ein Volk versammelt sich dann wirklich in diesen sonst so menschenleeren Gärten. An einem solchen Tage führen bloß die Eisenbahnen an 100,000 Besucher her, und die ganze, 4 Stunden lange Straße von Paris ist mit Fuhrwerken aller Art bedeckt; nicht zehnhundert sind's, nein! zehntausend! Dazu kommen die Fußgänger – ein Kontingent von 50–60,000, – und so beleben sich Schloß und Park von Versailles plötzlich mit 4 Million frohen Parisern. Der wogende Menschenstrom zieht Alles mit sich fort, was sich ihm naht; und wer ihm entrinnen will, lagert sich zu den Tausenden auf den Grasplätzen und um die Bassins, – zu der Menge, die mit Ungeduld des Augenblicks harrt, wo sich der unsichtbare Athem von Göttern und Halbgöttern, von gähnenden Thieren und grinsenden Ungeheuern in sichtbare Wasserströme verwandeln soll. Ein Kanonenschuß ertönt; auf einmal beleben sich die Gruppen wie durch Zauber, die Wasser fangen an zu strahlen, zu rauschen und zu plätschern, mit jedem Moment wird die Szene lebendiger, und die hundert und aber hundert Gestalten erhalten auf einmal Sinn und Bedeutung. Dort streiten Tritonen mit Nereiden; hier ist Götterkampf und Thierheze; dort siehst du die Bewohner des hohen Olymps von Wasserkünsten gebadet, hier die reizenden Nymphen der Diana von Wasserglorien umstrahlt; Aesops[3601] ganze Schöpfung, von den Ungeheuern des Waldes, den Thieren des Feldes, den Vögeln in der Luft an, bis zu den Fröschen und Mäusen, ist in Wasserkünste verwandelt, selbst die ernsten Götter der Unterwelt necken und spritzen sich, und Gladiatoren halten Zweikampf. Dazwischen steigen aus dem Boden empor und schießen von den Gipfeln der Bäume herab aus vielen hundert Röhren unzählige Wasserstrahlen, Wasserdampf sprüht einher und fällt als Regen auf die Menge nieder, die bald dahin, bald dorthin flüchtet in unbeschreiblicher Hast und Verwirrung. Denke dir dazu das tausendfarbige Zauberspiel des Sonnenlichts in dem weißen und schäumenden Gewässer und das Tosen und Brausen aus der Ferne von Wasserfällen und Kaskaden: denn wo du nur hinschaust, in jeder Durchsicht, in jeder Allee, auf jedem Platz, allenthalben sprudelnde, stürzende, steigende Wassergebilde und dazu das jubelnde, frohe, schäkernde Getümmel der Hunderttausende! Es ist eine Szene, die man in der Welt nur noch einmal antrifft: – in St. Cloud.

Trotz der großen Summe von fast einer halben Million Franken, welche die Republik auf Erhaltung der Wasserkünste zum Amüsement des Volks von Paris verwendet, gehen sie ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen. Viele Fontainen versagen schon den Dienst, bei manchen bleibt das Wasser ganz aus, bei anderen quillt es nur stoßweise hervor, Röhren sind gesprungen und setzen ganze Distrikte des Gartens plötzlich unter Wasser, zum Schrecken der fliehenden Menge, während hier ein Wallfisch, dort ein Bär, da eine Schildkröte, hier ein zartes Nymphchen auf dem Trocknen sitzen und vergebens nach Erfrischung und Nässe sich sehnen. Die Erhaltung ist jetzt nur auf's Nothdürftigste beschränkt, und die ganze Herrlichkeit würde vielleicht schon dem Schicksal aller irdischen Dinge verfallen seyn, wenn die Regierung nicht wüßte, daß die „*grandes eaux*“[3602] auch eine Lebensfrage sind für die Bürger von Versailles, denen das Schauspiel jährlich 4–5 Millionen Franks aus der Hauptstadt zuführt. Kaum haben nämlich die Drachenungeheuer am großen Bassin des Neptun ihr letztes kaltes Herzblut ausgeächzt, so erhebt sich alles Volk, und fort wälzt sich der Menschenstrom nach der Stadt, wo den Hungernden und Durstenden alle Thüren sich öffnen.

Fragen wir aber, was hat diese armselige Spielerei gekostet und auf welche Veranlassung und für welchen Zweck ward sie geschaffen? so lautet die Antwort: sie kosteten zu bauen und zu unterhalten während des Königthums 1200 Millionen Franks, und ein Despot schuf sie, um die üppige Phantasie seiner Hure[3603] zu befriedigen. Dies ist der schmutzige Ursprung dieser strahlenden Gewässer, und dies

[3601] Der griech. Fabeldichter Äsop (griech. Αἴσωπος; 6. Jhd. v. Chr.).

[3602] Frz., „die großen Wasserspiele“.

[3603] Hiermit dürfte wohl Françoise de Rochechouart de Mortemart, marquise de Montespan (1640–1707) gemeint sein.

der Zauberstab, der all diese Herrlichkeiten, Schloß, Park und Stadt aus dem Nichts ins Daseyn rief! Als Ludwig XVI.[3604] zur Regierung kam, fand er eine Schuldenlast von fünftehalb Milliarden; der Staat stand rettungslos am Bankerott und rann unaufhaltsam dem Verderben zu. Man hat berechnet, daß auf Versailles, das 800 Millionen zu bauen gekostet hat und jährlich 10–20 Millionen zur Unterhaltung und Verschönerung fraß, eine größere Summe aufgewendet wurde, wie die ganze Schuld betrug, die den Staat in den Abgrund stürzte. Und doch gibt es noch heute Menschen genug, die solche Ausgaben der Fürsten vertheidigen oder entschuldigen, und die es in der Ordnung finden, wenn ein König Millionen der Steuern verschwendet, um seiner Baulust zu fröhnen, seine Residenz zu schmücken, seine Eitelkeit oder seine Prunksucht zu befriedigen, während der arme Häusler die Kartoffeln ohne Salz essen muß.

Ludwig XIV. hatte 1000 Pferde in seinem Marstall zu Versailles und 200 Hofwägen in den Remisen; 1200 Diener, 40 Kammerherren, 80 Pagen warteten seiner Person und 5000 Schweizer bewachten sie. Jedes Pferd kostete 8000 Livres[3605] jährlich, die Tafel täglich 4000, der Keller jährlich 1 Million Livres. Die Livréen für seine Bedienten zehrten 500.000 Livres auf. Die besoldeten Tagediebe von Rang (die adeligen Hofchargen) erhielten 2 ½ Millionen; Wachslichter verbrauchte er für ½ Million, Seife und Parfümerien für 200,000 Livres. Die königliche Apothekerrechnung betrug im Durchschnitt 180,000 Livres; der König hatte 12 Leibärzte, und zu besonderen Gratifikationen für ärztlichen Rath gingen überdies noch 90,000 Livres auf. Er verschoß für 280,000 Livres Pulver auf seinen Jagden! – Und doch – furchtbare Wahrheit! – kostete dieser verschwenderische Hof Frankreich nicht so viel, als die Monarchie meinem armen Vaterlande. Ludwigs XIV. Hof war der Abgrund, der während einer langen Regierung die jährliche Durchschnittssumme von 38 Millionen Livres verschlang; aber die 34 deutschen Fürstenhöfe und Zivillisten kosten täglich fast hunderttausend Gulden[3606], also fast das Doppelte! Athme Einer leicht auf bei dieser Rechnung; ich kann's nicht. Ich kann's nicht, wenn jährlich 100,000 Deutsche an den duftenden Hofküchen vorüber wandern, um in einem fremden Welttheil den Hunger zu stillen; ich kann's nicht, wenn ich lese, daß ein deutscher König in dem letzten kalten Winter „die Gnade" hatte, den erfrierenden Armen in seinem warmen Marstalle neben den Pferden ein Nachtlager zu gestatten; ich kann's nicht, wenn man erzählt, daß an einem deutschen Hofe die Hühner mit Reis und die Pferde mit Waizenbrod gefüttert wurden, während in Schlesien die armen Weber vor Hunger starben; ich kann's nicht, wenn gesagt wird, daß eine Lola Montez[3607] in einem Jahre mehr erhielt von einem ehebrecherischen König[3608], als die gesammten Armen seines Königreichs; ich kann's nicht, wenn die Töchter einer andern Fürstenhure mit Millionen ausgestattet werden, die man dem ärmsten deutschen Lande auspreßt; ich kann's nicht, wenn regierende Herren Herrschaften kaufen in fremden Ländern von dem Gelde, das sie dem eigenen Lande entziehen, und Millionen in Sicherheit bringen in den Banken des Auslandes, während die Finanzen ihrer Länder dem Bankrott nahe stehen und ihre Bürger über den unsinnigen Staatsaufwand an den Bettelstab gerathen. Wenn ich von Hofsängerinnen höre, die mit ihren Flötenliedern Landesväter in den Schlaf lullen, dann denke ich an das Weinen verlassener Waisen und darbender Wittwen; und wenn über neue Paläste und unnütze Prachtbauten schmeichelnde Gauner und Schranzen ihre Bewunderung aussprechen und alberne Menschen diese Purpurlappen auf des Volkes Bettlermantel mit Wohlgefallen angaffen, dann steigt mir die Röthe des Zorns ins Antlitz. Mag diese Sprache Vielen nicht gefallen, mag das Feuer meines Gefühls und meiner Rede den Haß von tausend Köpfen gegen mich entzünden; wenn es tausend Herzen erwärmt, sie erglühen macht und aufstachelt zum Haß gegen die Geister der Herrschsucht, Habsucht, Lüge und Gleißnerei, welche das Unglück der Völker verschulden, so soll mich's nicht kümmern. Mein Wort ist wohl nur ein Wort, kein Schwert; aber Donnerkeile hat das Volk, und es wird sie schleudern zu rechter Stunde. –

Die unermeßlichen Anlagen von Versailles – Schloß, Park und Stadt – sind ganz das Werk Ludwigs XIV., des eitlen Tyrannen.

[3604] Siehe hierzu S. 1099, Anm. 3349.

[3605] Siehe hierzu S. 1170, Anm. 3587.

[3606] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[3607] Die irische Tänzerin Lola Montez (eigentl. Elizabeth Rosanna Gilbert; 1821–1861).

[3608] Ludwig I. von Bayern (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478).

Im Jahre 1660 begann der Bau. Er ward fortgesetzt bis 1685 und blieb unvollendet; denn der wahnsinnigen Verschwendung, welche alle Jahre tollere Pläne zur Erweiterung der Anlagen entwarf, versagten endlich die Mittel zur Ausführung. Nach des Gründers Tode wurde Versailles der Schauplatz jener viehischen Laster, die Alles besudelten, was mit dem Hofe des Regenten und Ludwig XV.[3609] in Berührung kam; Ludwig XVI. aber fand den Staat schon in Fäulniß, und durch die Noth zu Einschränkungen gezwungen, begann bald nachher der Verfall jener Schöpfungen, welche, als das glänzendste Monument der Monarchie, nothwendig auch alle Schicksale derselben theilen mußte. Versailles ist mit ihr gestiegen und mit ihr gefallen, und es soll sie nur überleben, um Frankreich ein bleibendes Erinnerungsmal der fluchwürdigsten Dynastenherrschaft zu lassen und der Nation ein Warnungsmal für kommende Zeiten.

Während der Revolution wurden die Kunstschätze des Schlosses nach Paris ins Nationalmuseum gebracht, vieles Kostbare verschleppt, das Mobiliar versteigert, und die stolze Wohnung der Könige zur Invalidenkaserne gemacht; der Park aber wurde vom Konvent in 3000 Loose getheilt und den Armen geschenkt. Endlich sah man jedoch ein, daß Versailles einer bessern Bestimmung werth sey, als in Ruinen zu fallen, und Männer wie Gregoire[3610] setzten es durch, daß man die Invaliden entfernte und die Gebäude vor fernerer Verwüstung schützte. Es wurden zwanzig Säle zu einem „Museum für die französische Malerei“ hergerichtet und die „Zentralschule für die schönen Künste“ ward ins Schloß verlegt. Damit war die Verwandlung des Hauses der Despotie zu einem Tempel der Kunst angebahnt. – Napoleon verwendete 3 Millionen jährlich auf die Ausbesserung der Gebäude und Anlagen; die Restauration aber setzte das Werk der Wiederherstellung der Königsburg aufs Eifrigste fort. – Da warfen auf einmal die Pflastersteine des Juli[3611] die älteren Bourbons[3612] von dem Throne! Louis Philipp, ihr schlechter Erbe, gab auf die Frage: was soll mit dem verhaßten Versailles werden? die kluge Antwort: ein Tempel des Ruhms für die Nation. Das ist er geworden. In mehr als 100 Sälen und Zimmern hat die Kunst – durch Pinsel und Meisel – die Geschichte Frankreichs geschrieben, eine Geschichte in Hieroglyphen, – in Gemälden und plastischen Werken, – großartiger, als die in den Königsgräbern und Tempeln von Theben.

[3609] Siehe hierzu S. 1108, Anm. 3368.

[3610] Der frz. Priester, konstitutionelle Bischof und Politiker Henri Grégoire (1750–1831).

[3611] Der Julirevolution von 1830 (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3332).

[3612] Karl X. (siehe hierzu S. 1099, Anm. 3357).



VINCENNES

Schloss und Staatsgefängniss
bei Paris.

DCX. Vincennes,
Veste und Staatsgefängniß bei Paris.

In dem Wallgraben jenes Schlosses führt man den Wanderer zu einem einfachen Stein, der eine traurige Geschichte erzählt. Ein Jüngling aus dem Geschlechte der Könige von Frankreich ist dort erschossen worden. Er war kein Verbrecher nach dem Ausspruch seines eigenen reinen Gewissens und nach dem Urtheil der Welt; er lebte in dem festen Glauben, daß auf die Krone der französischen Nation seinem Stamme ein göttliches Recht verliehen sey, und mit diesem Glauben trat er für sein Recht bewaffnet in die Schranken. In Frankreich war aber ein anderes Recht zur Gewalt gekommen, und diese Gewalt tödtete ihn. Das ist die Geschichte.

Es bedeutet wenig, daß dieser Jüngling ein Herzog von Enghien[3613] war, und eben so wenig, daß er talentvoll und wohlgestaltet in der Blüthenzeit des Lebens stand. Wie viel Edleres und Herrlicheres frißt jeder Krieg, vernichten tausend dämonische Mächte auf dem Erden- und im Geisterreich! Daß aber die Gewalt den Mantel der Gerechtigkeit um sich werfen und mit dem Schwerte derselben eine That der Rache und Heimtücke vollbringen konnte, das ist das Fluchwürdige der Begebenheit. Napoleon machte sich durch dieselbe zum gemeinen Mörder, und sie stürzte ihn tiefer hinab, als zehn verlorene Schlachten.

Noch Traurigeres erzählt uns das Schloß selbst, das von jenen starken Thürmen beschützt und bewacht wird. Es ist ein Staatsgefängniß. – Wo der Verbrecher seine Strafe leidet und in einsamer dunkler Zelle, oder an harte Arbeit gefesselt, begangenes Unrecht abbüßt, da mag der Genius der Menschheit, wenn auch trauernd, doch versöhnt vorüberziehen. Nothwendigkeit ist selbst ein Trost, und Gerechtigkeit ist die festeste Säule des Staatsbaus; bei ihr muß eine zwar immer menschliche, doch unbestechliche Schutzwacht stehen. – Aber sind es nur Verbrecher gewesen, die dort ihre Stirne an das Eisengitter preßten und jammernd zu den Wolken des Himmels emporblickten? oder die tief unten in der Kerkernacht schmachteten, auf lange, ja, wohl auf ewig geschieden von Gottes Licht und Luft? – Nein! Mit dem Missethäter, mit dem Auswurf der Menschheit theilten das gleiche Loos auch Männer, die in ihrem Innern keine schuldige Stelle fanden, Männer, die für ihre Partei, für ihren Glauben, für ihre Ueberzeugung muthig das Höchste, das Liebste im Leben gewagt, die im edelsten Kampf auf Erden, in dem für Freiheit und Vaterland, die theuersten Opfer gebracht hatten: kurz, jene Männer, die als „politische Verbrecher“ von jeher mit der schmählichsten Rachsucht, mit der grimmigsten Wuth von ihren siegreichen Gegnern verfolgt und mißhandelt worden sind. Und solcher Märtyrer barg dieses französische Staatsgefängniß zu jeder Zeit in seinen Mauern.

Schmerz ergreift uns bei dem Gedanken, daß, soweit unser Auge in die Vergangenheit der Völker zurück blicken kann, jeder Schritt vorwärts auf dem Pfade der Besserung, der Veredelung, der Vervollkommnung der menschlichen Zustände in Staat und Kirche, Schule und Familie auf den hartnäckigsten Widerstand traf und mit höchstem Kraftaufwand erkämpft werden mußte. Tiefer Schmerz faßt uns bei dem Hinblick auf ganze Geschlechter, Völker und Nationen, denen jeder Schritt vorwärts so lange unmöglich gemacht worden, bis die Widerstandskraft und der Kampfmuth versiegt waren, und die wir nun vor uns sehen zu Automaten vertrocknet, in denen der Geist, das Feuer des Lebens, erloschen ist. Das niederdrückende Gefühl, das uns vor solchen verknechteten Menschenmassen ergreift, wird nur gemildert durch die Erinnerung an die einzelnen hervorragenden Gestalten jener Männer, die im Ringen gegen die Gewalt Ehre und Heil ihres Geschlechts zu retten gesucht, und selbst im Untergange, im tiefsten Fall und niedrigsten Elend, noch erhaben und leuchtend vor uns stehen: – Sterne in dunkler Nacht.

Ihr Ringen, wenn auch erfolglos, war inzwischen nicht vergeblich! Ihre Saat, wenn auch vom Fußtritt der Tyrannei noch so tief in den Boden gestampft, geht dennoch auf! Sie können den Boden nicht vernichten, die Saat nicht tödten, die finstern Mächte, welche ihre Geißeln über die Völker schwingen! Sie keimt im Boden, sie bricht über Nacht hervor, sie wächst hinan zum Riesenbaume, der die Gipfel den Wolken zustreckt und Jahrtausende dauert, während jene ersticken in ihrem eigenen Unkraut, das sie allein mit Liebe gepflegt haben. Durch tausend Beispiele predigt die Geschichte den Unter-

[3613] Louis Antoine Henri de Bourbon, duc d'Enghien (1772–1804); Napoléon ließ ihn am 14./15. März 1803 aus Ettenheim in Baden entführen und machte ihm einen Schauprozeß, um die royalistischen Gegner abzuschrecken.

drückten: Bewahrt den Boden rein, die Saat der Edlen geht auf und auf ihren Gräbern ärndten kommende Geschlechter: – ihr Tod ist das künftige Leben der Freiheit.

Ja, so ist es! Baut immerhin Gefängnisse, um deren fensterlosen Thürme die Raben und Eulen flattern, und deren schauerlicher Anblick gemeine Seelen mit Schrecken erfüllt! Foltert die Helden des Volks durch heimliche Gerichte, dunkle Kerkerhaft und rohe Beschimpfungen; dingt die Banditen der Feder, daß sie die Männer des Volks mit niedrigem Verdacht besudeln; oder hetzt die dressirten Söldlinge an sie; macht den Belagerungszustand permanent für jedes Städtchen, das Standrecht zum einzigen Recht in jedem Dorfe und auf jedem Kreuzwege den Galgen zum Wegweiser für den Himmel: so wenig wie von Lady Macbeth's „kleiner, weißer Hand des Mordes Blut wäscht das tiefe Meer"[3614], so wenig könnt ihr der folternden Ueberzeugung entrinnen, daß alle Schreckungssysteme mit Standrecht, Marter und Gefängniß die stärksten Mittel sind, den Sinn und die Treue für Volksehre und Bürgerfreiheit in jedem braven Mann zu befestigen. Die Tyrannei war allezeit Thorheit; aber die größte ist sie im neunzehnten Jahrhundert. Was nützt es, daß sie die Bedienten- und Hasenherzen schreckt, die auch ohnedem der Willkür immer gehorsam sind? Männerherzen flößt sie keine Furcht ein; da weckt sie nur **Verachtung**! Die Weltgeschichte aber sagt den Tyrannen mit einem Blick, der ihnen Grauen in die Seele gießt, daß die geworfene Saat aufgeht, und daß wie ihre Saat ist, so die Aerndte. **Ihre** Aerndte aber reift schnell, – sie düngen ja mit Blut. Die Saatfelder des Despotismus, wie stehen sie so üppig, wie sind sie unabsehlich! Betrachtet – meine Freunde! – den Welttheil von seinem Westrande an, wo ihn der Ozean bespült, bis zu den Steppen Asiens: überall seht ihr blutgetränkte Fluren, grünend, schossend, reifend! In Portugal, wie in Spanien, in Italien, wie in Griechenland, in Deutschland, wie in Frankreich, in den Niederlanden, wie in Dänemark, in Ungarn, wie in Polen, in der Türkei, wie in Rußland – allenthalben haben Königsschwerter gepflügt und Königshände gesäet – und was ist aufgegangen? – Auf der pyrenäischen Halbinsel der Bürgerkrieg in Permanenz[3615], geschaffen und gepflegt von herrschsüchtigen Prätorianern und Pfaffen, blödsinnigen Thronprätendenten und zwei lüderlichen Messalinen[3616], welche spielen mit der Krone des Volks, das sie bestehlen und quälen. Wo 40 Millionen Menschen frei und glücklich leben könnten, ist die Bevölkerung bis auf 4 zusammengeschmolzen, und diese kümmerlichen Reste hetzt man auf einander, sich gegenseitig zu erwürgen, auf daß die königliche Diebsbande Zeit gewinne, die letzten Reichthümer der Nation zusammen zu raffen und in Sicherheit zu bringen. Während Spanien so aus einem Paradiese zur Mörderhöhle wird, und aus der edelsten Nation eine Heerde wilder Thiere, besorgen die „Vettern" die königliche Saat im Hesperidenlande, in Italien. Neapel und Sizilien sind Bettel- und Räuberherbergen geworden; allgemeine Verdummung, Hofverschwendung, Lazzaroni-Regiment[3617], Revolution und Volksmord grünen und blühen, Dank dem Königsverrath an der Nation, seit den Tagen der europäischen Restauration. – In Rom aber, in dem Lande, wo Staat und Kirche zu einem Wort zusammengeflossen waren, versinken beide im unergründlichen Sumpf der langen Pfaffenwirthschaft, und selbst ein Pius[3618] warf da vergebens den Rettungsanker aus. Das schöne Norditalien hingegen verkümmert und verblutet gar unter dem Doppel-Joch, das ihm einheimische und fremde Despotie auflegten[3619]. – In Griechenland geht

---

[3614] Hier haben wir es wieder einmal mit einem sehr freien (und, was die Person anbelangt, falsch zugeordneten) Shakepeare-Zitat Joseph Meyers zu tun. Macbeth spricht im 2. Akt, 2. Szene: "Will all great Neptune's ocean wash this blood \ Clean from my hand? No; this my hand will rather \ The multitudinous seas incarnadine, \ Making the green one, red." Worauf Lady Macbeth erwidert: "My hands are of your colour, but I shame \ To wear a heart so white."

[3615] Die sog. Carlistenkriege (siehe hierzu S. 693, Anm. 2143).

[3616] Königin Isabella und die span. Regentin Maria Christina von Bourbon, Prinzessin Beider Sizilien (span. María Cristina de Borbón, princesa de las Dos Sicilias; 1806–1876), die bis 1840 anstelle ihrer unmündigen Tochter regierte.

[3617] Die Lazzaroni (siehe hierzu S. 286, Anm. 781.) hatten sich bei den Erhebungen gegen die Bourbonenherrschaft in den Jahren 1820 und 1848 stets auf die Seite des Königtums geschlagen und bei der Niederschlagung der Aufstände an den Insurgenten grausamste Vergeltung geübt.

[3618] Pius IX. (siehe hierzu S. 86, Anm. 173).

[3619] Wie später in fast ganz Europa waren in Italien ab Januar 1848 revolutionäre nationale Erhebungen ausgebrochen, die zum Eingreifen des Königreichs Sardinien-Piemont führten, das ab Frühjahr 1848 den Kampf der

die Saat der Groß- und Schutzmächte auf; hier krümmt sich das seiner Selbstbefreiung nie froh gewordene Volk zwischen russischen Bärentatzen, französischen Katzenpfoten und englischen Goldfingern[3620]. Vergebens leert Gott sein Füllhorn über das herrliche Land; Armuth und Verwilderung reichen sich die Hände und freche Gewalt dolmetscht höhnend eine freie Verfassung. – In Ungarn ist aus der habsburger Drachensaat die Republik emporgewachsen; die Säemänner stehen verwundert vor ihrem Werke und das Volk im Schmuck des Ehrenkranzes vor ganz Europa, gegen den der Despotismus nun wüthend mit der Knute schlägt[3621]. – In Frankreich, wo die Tyrannei unter allen Gewändern so oft schon reifen sah ihre Saaten, da hat sie von Neuem bestellt ein reiches Blutfeld von Verderben, Fluch und Schande. Die jetzige Republik ist nur die falsche Firma für die Gewaltherrschaft eines Schurken[3622] – die Aerndte ist noch zu erwarten und – an ihr wird Theil haben die Monarchie des ganzen Welttheils, die schon der Gedanke daran zittern und beben macht. – In den Niederlanden sind die Wunden noch nicht vernarbt, welche das schamlose Gladiatorenspiel zu Antwerpen schlug[3623]. Die Holländer keuchen unter ihrer Bürde; Belgien aber lacht und tummelt sich frisch im Sonnenscheine seiner Freiheit, – dieser oranischen Fürstensaat. – In Dänemark hat der Absolutismus Hochmuth gesäet und die Demüthigung des Königthums ist aufgegangen. Die dänische Volksfreiheit wurzelt im Blute von Schleswig und Holstein, und in den jütschen Marschen schoßt die Saat beispielloser Königsperfidie und Unehre zu allgemeiner Entrüstung auf[3624]. – In Polen hat die Allianz der Länderdiebe Drachenzähne in Unzahl ausgestreut. Ueberreich war schon die Aerndte der Peiniger; aber die überschwenglichste wird noch kommen. Polen wird seiner Mörder Tod. – In Rußland, dem Lande des Schweigens und des Schreckens grünen unabsehliche Felder. Sechzig geknutete Völker gehen dort im Joch und ziehen jetzt auf des Zaaren Geheiß nach Westen: aber – was keine Ukasen hindern können – der laue West der Freiheit weht sie dort an, und die Treiber beben. – Die hohe Pforte[3625] aber, auf ihrem Aerndtewagen sehen wir sie zu Grabe fahren.

Und in Deutschland? Da haben Saat und Aerndte schon mehrmal gewechselt, seit Napoleons Schwert das Reich umgepflügt! Man säete in Wien und in Frankfurt, im heiligen Bund[3626] und im Bundestag[3627], in Karlsbad[3628] und sonst wo. Alle geheimen Vorrathskammern des Absolutismus wurden aufgeschlossen und ein gestreut wurden in den Schooß der deutschen Erde die Giftkörner mit vollen

---

Insurgenten für ein vereintes, unabhängiges Italien anführte. Österreich, das mit dem Königreich Lombardo-Venetien über große Teile Norditaliens herrschte, schlug die Erhebungen jedoch sukzessive nieder und mit dem Sieg des österr. Feldmarschalls Radetzky (tschech. Jan Josef Václav hrabě Radecký z Radče; 1766–1858) über die Truppen des Königreiches von Sardinien-Piemont am 23. März 1849 bei Novara war dem ital. Streben nach nationaler Einheit vorerst ein Riegel vorgeschoben.

[3620] Das 1829 vom Osmanischen Reich unabhängig gewordene Griechenland war stets Teil des grundsätzlichen Interessenkonflikts zwischen Rußland und der Türkei, da sich Ersteres zunehmend als Schutzmacht der gesamten Orthodoxie betrachtete, ein Anspruch, der schließlich 1853 im Krimkrieg kulminierte, in dem Frankreich, Großbritannien und Sardinien-Piemont auf Seiten der Türkei gemeinsam gegen Rußland kämpften und dieses schließlich 1856 niederrangen.

[3621] Auch in Ungarn war es im Zuge der fast europaweiten revolutionären Ereignisse von 1848/49 zu nationalistischen Erhebungen gekommen, für deren Niederschlagung das Kaiserreich Österreich den russ. Zaren um militärische Unterstützung gebeten hatte, die von diesem auch mit der für Rußland üblichen Brutalität bereitwillig gewährt wurde.

[3622] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), seit 20. Dezember 1848 Präsident der 2. Französischen Republik; am 2. Dezember 1852 wurde er dann als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert.

[3623] Die gewaltsame Sezession der Belgier in den Jahren 1830/31 von den Niederlanden, denen das Land beim Wiener Kongreß von 1815 zugesprochen worden war.

[3624] Siehe hierzu S. 1015, Anm. 3007.

[3625] „Hohe Pforte“ war die Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 188, Anm. 497).

[3626] Die „Heilige Allianz“, die die drei Monarchen Rußlands, Österreichs und Preußens nach dem endgültigen Sieg über Napoléon Bonaparte am 26. September 1815 in Paris abschlossen hatten. Frankreich war der Allianz dann 1818 beigetreten.

[3627] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.

[3628] Die Karlsbader Ministerialkonferenzen vom 6. bis zum 31. August 1819 (siehe hierzu S. 638, Anm. 1916).

Händen. Und die Frucht? sie brannte das Volk in den Eingeweiden; aber statt den Geist zu tödten, stachelte sie auf zum Widerstande. Der Hohn, die Arglist, die Lügenkunst und die Nichtswürdigkeit einer trugvollen Politik kamen zur allgemeinen Kenntniß und erregten den bittersten Haß. Die Vermehrung der Staatsbedürfnisse wuchs mit der Unzufriedenheit, und um Vertrauen und Ehrgefühl im Deutschen zugleich auszurotten, mußte die Wahrheit unterdrückt, die Presse geknebelt werden. In den Tagen der Befreiungskriege hatte das deutsche Volk Ehre gewonnen und Ansprüche auf die Dankbarkeit der Fürsten. In seiner Bescheidenheit verlangte es vor Allem nach Einheit des Reichs. Dahin hatten schon der Tugend- und der Männerbund gestrebt, dahin strebten die Burschenschaft mit ihren schwarz-roth-goldenen Hoffnungen, die Turngemeinden und die patriotischen Schriftsteller, wie Oken[3629], Arndt[3630], Fries[3631], Luden[3632] und Andere. Die Herren des Bundestags aber sahen in diesen Aussaaten nur die passende Gelegenheit, die Wirkung ihrer Vertilgungsmittel zu prüfen. Sie setzten aus den feilsten Werkzeugen der Macht eine Art Heilausschuß nieder und statteten ihn aus mit unbeschränktem Mandat zu Inquisition und jeder Gewaltthat. Von diesem wurde dann, seinen Instruktionen gemäß, vor dem verwunderten Europa eine deutsche, große, weit umgreifende General-Verschwörung auf Hochverrath proklamirt, die angeblich auf Fürstenmord ihre Erfolge baue, und ein Heer von Polizeibeamten und Spürhunden wurden über Deutschland losgelassen, aufzustöbern, zu hetzen und zu fangen. Alles, was den Plänen des Despotismus anstößig war. Die Gefängnisse füllten sich mit angeklagten Männern und Jünglingen, deren Verbrechen darin bestand, daß sie für „Kaiser und Reich" schwärmten. Wie die gemeinsten Verbrecher schleppte man sie von Kerker zu Kerker, bis das Ungethüm der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission große Papiermassen in nichtsnutzige Aktenstöße verwandelt hatte. Akademische Lehrer, die Zierden der Nation, entfernte man aus ihren Auditorien, man band die Zungen und knebelte die Geister, kurz, man „stellte die Ruhe und Ordnung wieder her".

Also wurde die Saat in den Boden gestampft zum zweiten Male. Manche edle Blüthe der Nation verwelkte im Kerker, Jünglinge mit vollen Locken und Feueraugen warf man hinter die Eisengitter, um abgestorbenen Greisen einst die Gefängnißthüren wieder zu öffnen.

Die Saat keimte still und unbeachtet unter dem Schnee des langen deutschen Winters! Als aber die Julisonne des Jahres 1830 ihn aufthaute, wie schoß sie empor! Sie war in Jünglingsherzen gestreut worden; nun ging sie in Männerherzen auf, deren eisernen Freiheitssinn die schweren Hämmer einer langen Zeit des schmachvollsten Drucks gehärtet hatten.– Auch diese Saat ward wieder zerstampft. Wieder war Treibjagd nach dem Edel wild von Memel bis nach Bacherach, und wir Männer des Volks waren vogelfrei für jeden Schuft, der einen gesinnungstüchtigen Bürger als Verschwörer angeben mochte. Wir wurden gehetzt von einem Hochverrathsprozeß in den andern, mundtodt erklärt, oder stumm gemacht hinter den Mauern der Kerker. Aber umsonst waren unsere Opfer nicht; das deutsche Volk hatte davon Gewinn. Es that einen Riesenschritt weiter: statt nach Reichseinheit verlangte es nach Volksfreiheit; Konstitution war das Stichwort jener Tage, und das allgemeine Verlangen war, daß der 13. Artikel der Bundesakte Wahrheit werde[3633]. Das Volk forderte, daß alle seine Fürsten wie ehrliche Männer Wort halten sollten. Der gute Michel! er glaubte noch! Der deutsche Bund aber unternahm es, diesen Glauben auszurotten. Er steigerte das Abschreckungssystem auf den Gipfel; die Gefängnisse füllten sich an mit Staatsverbrechern, Hochverräthern, Majestätsbeleidigern, die der Sammelname „Liberale" bezeichnete; denn das war damals der Schimpfname für Diejenigen, welche gegenwärtig von derselben Partei, welche jetzt als „konstitutionelle" die alten konservativen Wege geht, als „Demokraten" verfolgt werden. Und mit dem Bundestag machten die europäischen Fürsten Chorus. Polen fiel, das freie Frankreich sank, betrogen, in die schmutzigen Fesseln des Orleans, und Deutschland entschlummerte an der narkotischen Wirkung der Bundesbeschlüsse von 1832. Viele edle Männer alterten in den Kerkern; manche befreite der Tod. Es war finster geworden am Hoffnungshimmel der Nationen.

[3629] Der Mediziner Lorenz Oken (eigentl. Lorenz Okenfuß; 1779–1851).

[3630] Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860).

[3631] Der in Jena Philosophie lehrende Jakob Friedrich Fries (1773–1843).

[3632] Der Historiker Heinrich Luden (1778–1847).

[3633] „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden."

In diese trostlose Zeit fällt die religiöse Episode. Der Geist des deutschen Volks, dem das Politische verschlossen war, wandte sich zum Kirchlichen. Es begannen die religiösen Kämpfe in Deutschland, die in beiden Hauptheerlagern, im katholischen wie im protestantischen, mit gleichem Eifer geführt wurden. Aber auch hier erschien bald der Despotismus als Säemann. Im Süden Abel[3634], im Norden Eichhorn[3635], dort Jesuiten und Ultramontane, hier Hengstenberge[3636], Frömmler und Mukker: dazu mußte im Westen der kölner Erzbischof[3637] und der trierer Rock[3638] kommen, um im Osten die Saat aufgehen zu machen: – Ronge und Czerski. Deutschkatholiken[3639], freie protestantische Gemeinden faßten Fuß im Volk. Dagegen Verbote, Ausweisungen, Verbannungen, Einkerkerungen, die alten probaten Niederstampfungsmittel – diesmal jedoch vergeblich. Endlich fuhr „die Hand" aus den Wolken – Pius kam; er gab dem Zeiger der Weltuhr eine neue Richtung, die stärkste Kette riß im europäischen Räderwerk, und es schlug 1848! –

Die Kerkerthüren öffneten sich, das Volk stand auf und – die Summe seiner drei Bewegungen: Reichseinheit und Schwarzrothgold von **1815**, Konstitutionen und Preßfreiheit von **1831** und Glaubensfreiheit von **1845**– schrieb es **1848** auf seine Fahne: – **Deutsches Parlament mit deutscher Reichsverfassung.**

Auf diese Rechnung blicke der Aengstliche, der Verzagende, der in unserer trüben Gegenwart Trost und Ermuthigung sucht. Das deutsche Volk hat nach dem Knechtungsjahrhundert, dem 18., und nach der Franzosenherrschaft, trotz heil. Allianz und deutschem Bund, seit 1815 drei Riesenschritte gethan, es ist, trotz dreimaliger Unterdrückung, stets mit unermeßlich vermehrter Kraft gegen seine Dränger aufgestanden, es hat, trotz seiner Zerrissenheit, 1848 das Größte vollbracht, was bis jetzt ein Volk vermocht: – und weil nun andere Banner das schwarzrothgoldene wieder zu überdecken scheinen, wollt ihr am endlichen Sieg der guten Sache, am Sieg des Volks, am Sieg der Freiheit und des Rechts verzweifeln? Nimmermehr! Gerade an den Mitteln, zu welchen in diesem letzten Kampf die Gewalt ihre Zuflucht nimmt, erkennt ihr, daß es der letzte Kampf ist. Seht ihr nicht, daß die Gefängnisse bereits aufgehört haben, ein bewährtes Beruhigungsmittel zu seyn? Wie bei einer alten Hure sind die letzten Reste von Scham und Zucht aus der Physiognomie der Tyrannei verschwunden: sie schämt sich nicht mehr, sich zu zeigen, wie sie wirklich ist, während es noch vor den Märztagen zu ihrer Etikette gehörte, der Oeffentlichkeit mit einem Heiligenschein gegenüberzutreten. Bestrebte sie sich früher, ihre Gegner durch Ueberredung, Verführung, Bestechung, Drohung zu sich hinüber zu ziehen, und begnügte sie sich damit, die Halsstarrigen, Unerschütterlichen durch Ausweisung und Einkerkerung unschädlich zu machen, – so greift sie jetzt, nachdem das Volk sie einmal in ihrer Nacktheit gesehen hat, sogleich zu den ihren feindseligen Absichten passendsten Mitteln. Man schleppt die Volksmänner und Streiter der Freiheit nicht erst ins Gefängniß und übergibt sie den Händen der Justiz, – nein, – man spricht über ganze Städte und Provinzen das Interdikt aus, man wirft die erwählten Würdenträger der Nation in die eisernen Arme des Standrechts, man mordet, man vernichtet sie! Die rechtlose Gewalt verfährt mit ihren Gegnern, wie Bonaparte mit dem Enghien. Rache und Heimtücke führen das Schwert des Gesetzes und hüllen ihre blutigen Gestalten in den Mantel der Gerechtigkeit!

[3634] Der bayerische Staatsmann Karl von Abel (1788–1859), der im prot. Deutschland als Inbegriff des Ultramontanismus und der Reaktion galt.

[3635] Albrecht Eichhorn (1779–1856), von 1840 bis zur Revolution 1848 preuß. Minister für die geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.

[3636] Hermann Hengstenberg (1802–1869), ref. Theologe pietistischer Richtung.

[3637] Anspielung auf die als „Kölner Wirren" folgenreich gewordene Konfessionsstreitigkeiten, ausgelöst durch die von preuß. Gesetzen provozierte Weigerung des 1836 neu installierten Kölner Erzbischofs Clemens August Droste zu Vischering (1773–1845), Mischehen einsegnen zu lassen.

[3638] Siehe unten.

[3639] Religiöse Dissenterbewegung, die sich infolge der Ausstellung des „Trierer Rocks" 1844 unter Leitung der beiden exkommunizierten Priester Johannes Ronge (1813–1887) und Johann Czerski (1813–1893) gebildet hatte, und der zahlreiche hervorragende Vertreter der demokratischen Linken angehörten, z. B. Robert Blum (siehe hierzu S. 652, Anm. 1967); 1847 zählte sie 249 Gemeinden. Aus ihr sollte sich später die noch heute bestehende Freireligiöse Bewegung entwickeln.

Muth, ihr Männer! Wer so wüthet, wie jetzt gewüthet wird, hat bald ausgewüthet; bald wird noch manches Volk seinen letzten Schritt im monarchischen Gewande gethan haben und dann die Fetzen von sich schleudern, wie das Geschenk eines Aussätzigen! Die Fürsten, – sie, mit denen die deutsche Nation frei und glücklich werden wollte – vernichten sich selbst. Wer mag sie hindern? Ist's aber geschehen, so wird das Volk der „Vereinigten Freistaaten von Deutschland" dankbar wallen zu manchem Gefängniß und zu manchem Grabe und den Manen der Hingerichteten und Hingeopferten nachrufen, was mein Freund auf jenem Denkstein*)[3640] las:

„Was Ihr mit Blut einst gesät, das müssen wir endlich doch ärndten:
Sind es die Fürsten auch nicht, ist's doch das Vaterland werth!
Und wenn von Königen längst im Lande nur geht noch die Sage –
Denket an Euch noch das Volk, die Ihr für Freiheit gekämpft!"

Vincennes hat noch eine andere Bedeutung im Freiheitskampfe der Völker: es gehört in den Zwingburgen-Kranz von Paris, jenem Orleans-Bau, der zu einem Kerker der französischen Freiheit bestimmt war. Aber schon ist zur Hälfte eingetroffen, was ich 1847 sprach:

„Eine Bastille gab Stoff, die Freiheit von Frankreich zu formen;
Zwanzig stehen jetzt da – Stoff für die Freiheit der Welt! –["]

Die vollständige Erfüllung wird nicht lange auf sich warten lassen und wieder wird wahr werden, was die Geschichte in tausend Beispielen vergeblich den Königen lehrt:

Im großen Schöpfungswerke Gott zu stören,
Mit den Ideen der Zeit den Kampf zu wagen,
Ist bare Thorheit; Keiner hat gesiegt,
Der je verwegen solchen Streit gesucht.[3641]

Vincennes liegt anderthalb Stunden von Paris, am Rande der Fortifikationslinie. Es ist das älteste der Schlösser des Königthums, und die Residenz einer langen Reihe der Capets[3642], bis auf Franz I., der das burgähnliche Gebäude als Staatsgefängniß errichten ließ. Unter den politischen Gefangenen der älteren und neueren Zeit glänzen die Namen des großen Condé[3643] und Mirabeau's. – Vincennes ist auch zugleich das Zentral-Depot der Artillerie von Paris, und in den Kämpfen der Faktionen und bei den Aufständen der Hauptstadt gab sein Besitz häufig den Ausschlag auf der Wage, die über Frankreichs Geschicke entschied.

[3640] *) Im Johannis-Kirchhof zu Nürnberg, auf dem Grabstein eines Veteranen aus dem Befreiungskrieg.

[3641] Die beiden letzten Zitate sind so nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[3642] Das frz. Königtum leitete ihre Abstammung von der Dynastie der Kapetinger ab.

[3643] Louis Ier de Bourbon, prince de Condé (1530–1569), frz. Feldherr und Begründer des Hauses Condé.



Die MÜNZE in PARIS

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

DCXI. Die Münze in Paris.

Bis zum Jahre 1771 hatte Paris kein Münzgebäude, das der Hauptstadt eines großen Reichs würdig gewesen wäre. In jenem Jahre brannte die alte Münze ab. Die Regierung kaufte damals den Palast Conti, den Tuillerien gegenüber, riß ihn nieder und baute an seiner Stelle das heutige *Hôtel des monnaies*, eine Hauptzierde von Paris.

Den Plan machte der Baumeister Antoine[3644], welcher auch die Ausführung leitete. Die gegen den Kay und die Seine gerichtete Fronte hat eine Länge von 360 Fuß und eine Höhe von 84. Den Haupteingang im Mittelpunkte der Façade deckt ein herrlicher Portikus, getragen von 6 Säulen ionischer Ordnung; die Entablatur[3645] füllen Skulpturen aus von der Hand Lecomtes[3646], die sich auf die Bestimmung des Pallastes beziehen. Die Attike[3647] ist von Statuen in kolossalen Verhältnissen gekrönt. Sie stellen das Gesetz, die Weisheit, die Stärke, den Handel, den Ueberfluß und den Frieden dar. Um den 110 Fuß langen und an 100 Fuß breiten innern Hof läuft eine Säulengallerie und um diese reihen sich die meisten der die Münzfabrikation angehenden Werkstätten. Im Prägsaal, getragen von Säulen toskanischer Ordnung, sind 40 Prägwerke in Thätigkeit. Eine Dampfmaschine von 200 Pferden gibt die Triebkraft. – Für Medaillen sind besondere Prägmaschinen, und es wird da das Schönste hervorgebracht, was die Kunst in diesem Fache leistet. Napoleon pflegte die Anstalt mit persönlicher Neigung, und sie schrieb die Geschichte der Revolution und des Kaiserreichs mit unvergänglichen Lettern. – Das Personal des Etablissements zählt 1200 Arbeiter und Künstler. Es können in 24 Stunden für eine Million Franken Silbergeld, für 8 Millionen Goldmünzen hervorgebracht werden.

Eine kostbare und sehr zahlreiche Münz- und Medaillensammlung aller Zeiten und Länder wird in einem besondern Saale bewahrt. Sie steht dem Publikum täglich offen. Zum Besichtigen der Werkstätten bedarf es einer speziellen Erlaubniß vom Minister des Innern.

Alle Silber- und Goldwaaren, welche in Paris gefertigt werden, unterliegen, bevor sie zum Verkauf angeboten werden dürfen, im Münzhotel der Gehaltprüfung und Abstempelung; eine Einrichtung, die Nachahmung in allen Ländern verdient.

[3644] Jacques-Denis Antoine (1733–1801). Das „Hôtel de la Monnaie“ war 1775 fertiggestellt worden.

[3645] Eigentl. Gebälk; im Zusammenhang mit der griech. und röm. Architektur der Antike wird unter Gebälk der obere Teil einer Säulenordnung verstanden, bestehend aus Architrav (Epistyl), Fries und dem Geison, dem obersten, das Bauwerk abschließenden Kranzgesims.

[3646] Félix Lecomte (1737–1817).

[3647] Eine über dem Kranzgesims befindliche Aufmauerung oder eine Abschlußwand zur Verdeckung des Daches.

DCXIII. Die Sorbonne[3648] und die Universität in Paris.

So lautet die Verheißung: „Nicht wieder soll die Menschheit ausgetilgt werden durch Wassersfluth; in des Geistes Flammen soll sie sich verwandeln und verjüngen."[3649] – Wenn die alte Kultur angesetzt hat die letzten Ringe, wenn sie vollendet hat ihre Bestimmung, dann streift die Menschheit sie ab, wie die Schlange ihre Hülle, und eine neue Lebensphase beginnt sie auf neuen Prinzipien, mit neuen Begriffen, in neuen Formen. Nur diejenigen glauben nicht daran, die, vom Egoismus und Vorurtheil geblendet, in Finsterniß wandeln, während Licht die Welt erfüllt. Für Solche bleiben die Lotosblumen der Gegenwart immer geschlossen und die Mitternachtsstunde schlägt niemals aus.

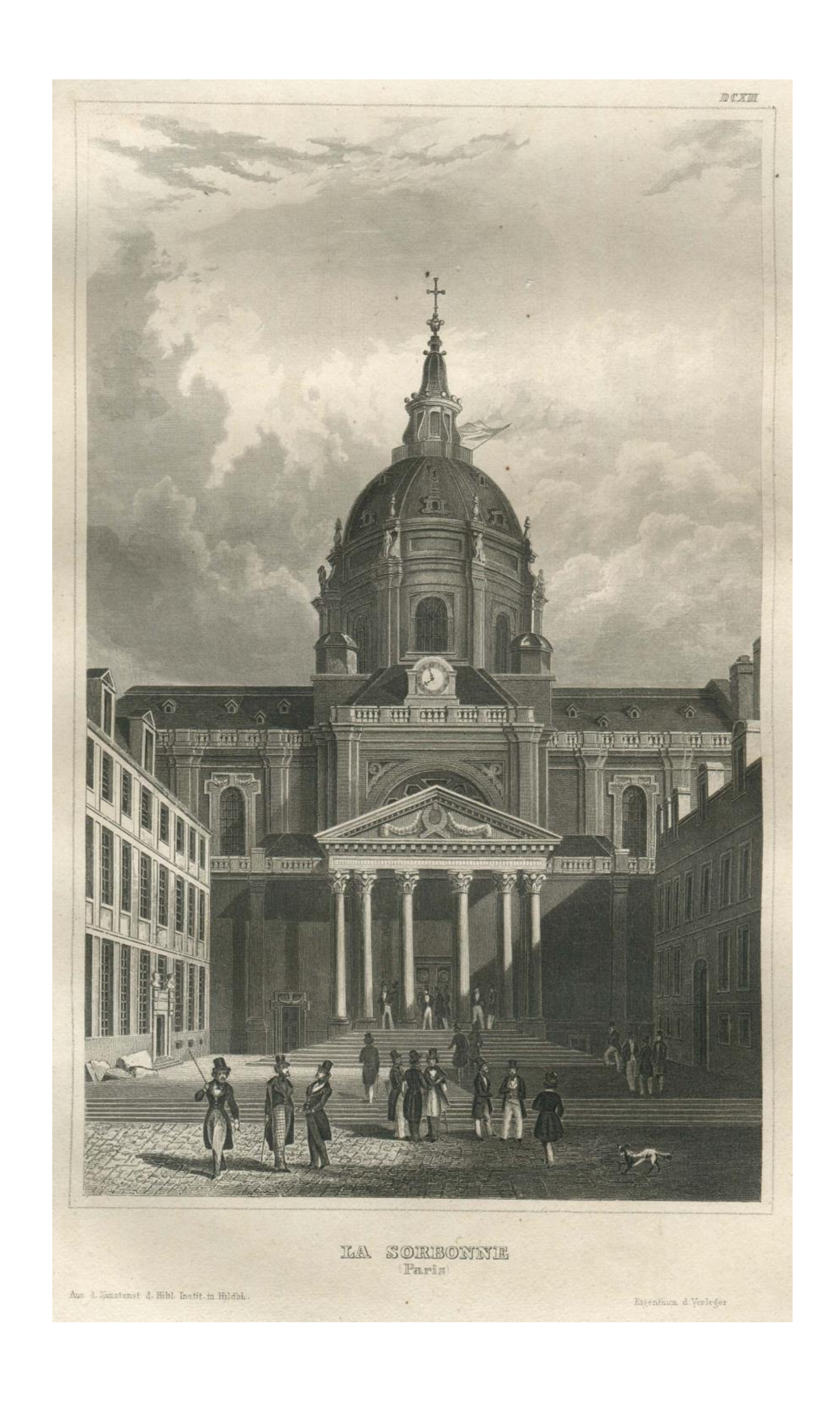
Für solche Kinder des ewigen Schlafs habe ich nie geschrieben. Wer wach ist, wer die Gegenwart begreift, die von Gottes Blitz durchzuckte und von seinem Hauch erwärmte; wer das wilde Toben aller der Kräfte, welche die Gesellschaft durchwühlen, zu deuten weiß; wer sieht, wie sie in tausend Windungen sich aufzuringen strebt zu andern Zuständen; wer gewahrt, wie der Menschengeist Lebensfunken aussprüht nach allen Richtungen, ohne noch das Räthsel seiner Neugestaltung gelöst zu haben; wer im Jetzt und nächsten Künftig die Wehe- und Geburtsstunde erkennt eines höhern Menschendaseyns, das Grauen eines neuen Schöpfungsmorgens: – dem wird auch diese Zeit mit ihrem Jammer und ihren Schrecken nicht eisig anwehen. Ihr Hauch wird ihm seyn wie kühle Morgenluft, in dem Zwielicht werden aufsteigen vor ihm dämmernde Gestalten, und ausfüllen wird er ihre undeutlichen Lineamente mit seinem Glauben und seinen Hoffnungen. Ihn stört es nicht, bricht das Firmament der Vergangenheit zusammen über seinem Haupte; denn über dem zerbrochenen sieht er gewölbt einen schönern Himmelsdom, geschmückt mit hellern Sternen.

Darum sollen wir mit dem Leid und Schmerz dieser Zeit uns zu vertragen wissen. Denke Jeder daran, daß sie eine Brücke ist zu einer neuen Zeit, daß sie folglich ein Losreißen von Allem verlangt, was dieser nicht angehört. Fordert sie, daß wir die größten, heiligsten und liebsten Güter zurück lassen, so hilft alle Trauer um dieselben nichts und alles Zagen mehrt nur den Schmerz um das Verlorne. Selbst die Vorrathskammern unserer Bildung sind nicht ausgeschlossen von der allgemeinen Gefahr! Wir dürfen nicht hoffen, sie als ein ganz ungeschmälertes Erbe unsern Kindern und Enkeln zurückzulassen; denn auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und Erziehung ist Auflösung und Neugestalten, und Vieles, was wir hoch halten und verehren, bleibt, verworfen von der neuen Zeit, in der Rumpelkammer der Vergangenheit zurück. Die Zeichen reden. Der tiefe Zwiespalt der Zeit in Grundsätzen, Ansichten, Glauben, Hoffnungen und Bestrebungen wühlt, wie auf dem Gebiete der Politik, so auf dem Gebiete der Erziehung, und stärkt sich durch jede neue Schlacht. Die alte Welt mit ihren Errungenschaften liegt in unversöhnlichem Streit mit jener andern, die jung aus dem Meere der Zeiten ragt, und der die Zukunft so gewiß gehört, wie jener die Vergangenheit. Beider Ansichten, Gesinnung, Thun und Trachten stehen einander schroff gegenüber. Es ist vergeblich, eine Einigung anzustreben; es ist dies so vergeblich, als wollte man dem Strom wehren, daß er nicht abwärts fluthe; oder dem Baum gebieten, daß er andere Frucht trage, denn die seinige; oder dem Sturm sagen: Fahre zurück, woher du gekommen bist! – Der Streit rast, die feindlichen Richtungen und Bestrebungen wogen auf und nieder; bald unterliegt die eine, bald erhebt sich die andere. Manche der Besten, Edelsten der Zeit sind zwar noch in dem Wahne befangen, daß bei der Lösung der großen Probleme der Neuzeit ihre Hand vermittelnd, versöhnend, ausgleichend eingreifen müsse. Eitle Vorstellung! Einen solchen Kampf endigt kein Friedensschluß, in der Vernichtung der einen Partei, oder der andern findet er allein das Ziel.

In zwei Hauptrichtungen wogt der Streit auf dem Gebiete der Erziehung. Man könnte sie die ideale und die materielle heißen. Die ideale betrachtet die gegenwärtige Bildung als einen von der Vergangenheit und ihren reichsten Geistern überkommenen Schatz, dessen Gebrauch an die Kunde der Sprachen, der Schicksale, der Zustände jener Zeiten, aus welcher er herstammt, geknüpft ist. Alles, wodurch wir geworden sind, was wir sind, liegt in ihrem Kreise: Christenthum, Poesie, Geschichte,

[3648] Der Stich zeigt die Universitätskapelle „Sainte Ursule de la Sorbonne", die in den Jahren 1635 bis 1642 nach Plänen von Jacques Lemercier (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3342) erbaut wurde.

[3649] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.



LA SORBONNE
(Paris)

Philosophie, kurz, alle Vorstellungen, Ueberzeugungen, Gewohnheiten, auf welchen die soziale und politische Ordnung der Gegenwart beruht. Alles, was Religion, Bildung und Staat begreift, zieht mit seinen Wurzeln hinab in die Jahrhunderte des klassischen Alterthums; es saugt aus ihm Nahrung und Gedeihen und es verdirbt und verdorrt, so wie jene Wurzeln durchhauen werden und sich die Gegenwart von der Vergangenheit ablöst.

Dieser idealen Richtung, welche Kraft und Trieb saugt aus der Vorzeit, ist jene materielle gegenübergestellt, die vorzugsweise auf Erwerb, Vermehrung und Gebrauch der äußern Güter gerichtet ist und für diese soziale Geltung und Ehre fordert. Sie will, daß man Das obenan stelle, was die Summe der äußern Güter vergrößert oder edler gestaltet, vor Allem Das, was dem Einzelnen, der Familie, der Gemeinde, dem Staate Reichthum zuführt und ihr Wohlbehagen, ihre Glückseligkeit, ihre Macht vermehrt. Sie will auch, daß die Berechtigung zur Erlangung dieser Güter die gleiche sey für alle Klassen, und tritt folglich der Bevorzugung einzelner Stände überall stracks entgegen. Dagegen ist ihr gleichgültig, oder gar eine Thorheit jedes Wissen, was sich nicht als nützlich für das praktische Leben erkennen läßt, oder es mittelbar fördert. Auf solcher Basis nun hat die neuere Pädagogik den Bau der Gegenwart begründet und den der Zukunft vorbereitet. Beschäftigung mit dem Alterthum, seinen Sprachen und seinem Geiste ist ihr eine entbehrliche Thätigkeit, die frühere Ueberschätzung der klassischen Bildung ist in das Gegentheil umgeschlagen, der Verkehr mit dem Alterthum überhaupt erscheint ihr als ein Widerspruch mit der Zeit, ja sie verdammt ihn wohl gar als ein Verderbniß für junge Geister, weil sie diese in gefährliche Träume versetze und sie unbrauchbar für die Erfüllung der Anforderungen mache, welche die Gegenwart stellt. Den Wissenschaften gibt sie eine neue Rangordnung, und angewandte Chemie, Physik und Mechanik nehmen in ihrem System des Unterrichts die vordersten Reihen ein.

Es ist nicht zu leugnen, daß bei der Stärke und Unwiderstehlichkeit, mit welcher das Gegenwärtige, das Greifbare, das Meß- und Zählbare mit ihren Herrlichkeiten in die Gemüther der Massen eingezogen sind, die Sympathien für die eigentlichen Geistesinteressen erkalteten. Daher die überall auftretende unerfreuliche Erscheinung steigender Gleichgültigkeit gegen die Religion, wie gegen alle höheren Bestrebungen auf dem Gebiete der Intelligenz und der Bildung. Selbst die gepriesene Neigung der Aristokratie, die bürgerlichen Gewerbe zu fördern, hat nur zu oft in der Adoration des neuen Erdengotts, des Geldsacks, seine schmutzige Quelle. Viele (gewiß die Meisten), die es nicht verschmähen, ihn als Hausgötzen in ihre Paläste einzuführen, denken inzwischen wohl nicht daran, daß sie damit in den Kreis hinuntersteigen, der weder der Geburt, noch der Bildung eine Vorzugsberechtigung zugesteht. Denn der neue Baalsdienst[3650] will von der Tradition nichts wissen, der Bildung, die in der Ueberlieferung wurzelt, versagt er die Anerkennung, und den herrlichen alten Kulturbau der klassischen Vorzeit, läßt er willig in Trümmer fallen wie die Säulenhallen und Tempel. Trauern wir um ihn! doch entmuthigen darf uns die Trauer nicht! Abwendend den Blick von dem Verlorenen, müssen wir ihn mit fester Zuversicht in die Zukunft werfen und vertrauen, daß auch die neue Zivilisation der Veredlung nicht entbehren und sie einst die Menschheit schmücken werde als lichter Ehrenkranz. Träumt nicht, wie Viele thun, von einem rückwärtsgehenden Prozeß der europäischen Kulturordnung! Wenn die alte Gesellschaft in ihre Atome sich auflöst; wenn die Stürme sie verwehen, wenn Throne und Staatseinrichtungen, Stände, Gesetz und Besitz zermalmt im Staube liegen, so bedenkt: es ist die rächende Nemesis mit den strafenden Blitzen, die sie zerschmettert. Und dann er wägt, ist nicht das oberste Gesetz alles neuen Lebens die Vernichtung des alten? Hatten die untergegangenen Kulturen früherer Zeiten weniger Berechtigung, als die heutige, und ist diese nicht auch auf dem Todtenacker jener emporgewachsen? – Meine Freunde! Der Strom des Menschengeschlechts zieht durchs Meer der Ewigkeit, und die Zivilisationsformen sind nur Wogen, die in demselben auf- und niedersteigen. Sie kommen, sie schwellen und sie vergehen, um – kommenden Platz zu machen. So ist's gewesen von Anbeginn und so wird's seyn in Ewigkeit.

[3650] Die Anbetung des Geldes, die hier mit der Verehrung des ursprüngl. westsemitischen „Götzen" Baal (siehe hierzu S. 280, Anm. 768) gleichgesetzt wird.

Die Universitäten sind die Tragsäulen jener Kultur, welche, wurzelnd in den Ruinen der klassischen Welt, das ganze Mittelalter umfaßt und ihren Entwickelungsgang mit der Gegenwart abschließt. – Als das Weltreich Rom, das in seinem Schooße alle Völker, vom Ursprung des Euphrat an bis zum Ostseestrande, aufgenommen, aus den Fugen ging; als die Riesin, welche die Völker dreier Welttheile in Ketten schlug, nach langem Wüthen in ihrem eigenen Eingeweide, verblutet war; als ausgespielt waren die alten Götterspiele, ausgeträumt der alte Traum und ausgestorben das Leben in den starren Formen; als die Mordfackel der Barbaren die Verwüstung in die römische Welt getragen und das Schwert den Boden aufgerissen hatte: da warf das Christenthum in die bereitete Erde die Saat einer neuen Kultur. Das Kreuz war sein Symbol. Das Kreuz wurde aufgerichtet auf dem ruinenbedeckten kapitolinischen Hügel, und Rom wurde zum zweiten Male der Sitz der Weltherrschaft und der Mittelpunkt der jungen Zivilisation, wie es der der alten zuvor gewesen. Das christliche Rom that, was das heidnische gethan hatte. Es sandte Eroberer aus mit Kreuz und Schwert, sein Reich zu mehren, Apostel- und Heldennaturen, die gemacht sind, um Altäre und Reiche zu gründen und die Gesellschaft in neue Formen zu kleiden. Bonifazius und Carolus Magnus trugen auf Roms Geheiß das Banner der neuen Gesittung unter die Völker, und indem Letzterer, eingesetzt von dem Hohenpriester zum Erben der Imperatoren, die christliche Zivilisation auf der Spitze des Schwertes siegreich durch Europa verbreitete und für sie Propaganda machte in hundert Schlachten, wurde er zugleich ihr Haupt und ihr Apostel. Was er mit dem Schwert gepflanzt hatte, das suchte dieser große Mann durch zweckmäßige Institutionen auch dauernd zu befestigen. An die Nöthigung der Gewalt knüpfte er die Nöthigung der Lehre; an den großen Eroberer den größeren Organisator und Regenten. Wo Karl das Kreuz aufgerichtet, da richtete er Schulen ein, und wo er die Reste heidnischer Kultur zerstört hatte, da ließ er nicht ab, bis der Bau der christlichen herrlich emporstieg. In der Gründung von Unterrichtsanstalten sah er aber die dauerhaftesten und stärksten Pfeiler der neuen Gesittung, und er hat sich nicht betrogen.

Ehre, dem die Ehre gebührt! Es ist wahr, was ein anderer Beurtheiler gesagt hat: „Hätte das mit Carolus Magnus beginnende Mittelalter nichts weiter gegründet und hinterlassen, als diese in ihrer wahren Eigenthümlichkeit den Alten noch unbekannten Institute, so müßten wir ihm schon dankbar seyn. Weder Schriftthum, noch Buchdruckerkunst, noch Literatur überhaupt haben eine so durchgreifende und mit den Zeiten immer wachsende Wirkung auf Denkart und Sitten nicht bloß der Gelehrten, sondern auch des Volks ausgeübt. Durch sie wurde zuerst die Idee der Wissenschaft als eines organisch gegliederten Ganzen zu immer allgemeinerem Bewußtseyn gebracht und sie waren es vor Allem, welche die Fesseln der Kaste, durch welche die wissenschaftliche Kultur in den Schulen der Geistlichen gelähmt war, sprengten und sie zum Gemeingut Aller machten. Gegenüber den Rittern auf den Schlössern und dem Edelmann an den Höfen traten jetzt die Ritter der Wissenschaft auf, und es entstand damit ein Adel, der zu gleicher Zeit der allgemeinste und der individuellste, recht eigentlich ein geborener war, weil er sich auf das angeborene Talent gründete.“*)[3651]

Die Universität zu Paris ist eine der ältesten. Ludwig der Heilige[3652] stiftete sie. Sie hob sich schnell zu Ansehen, Einfluß und Macht. Viele Jahrhunderte hindurch war sie der Mittelpunkt der Gelehrsamkeit, die Quelle der höchsten geistigen Bildung und oft eine Festung der Freiheit. Bei stürmischen Entwickelungsschritten des Volkslebens, besonders in den Bürgerkriegen zu Paris, legte sie nicht selten ihr Wort neben das Volksschwert in die Wagschale und – entschied. Am einflußreichsten und von der Staatsgewalt am gefürchtetsten war die theologische Fakultät: die Sorbonne. So hieß dieselbe zu Ehren von Robert von Sorbon[3653] (einem Dorfe der Champagne), dem Kaplan Ludwigs des Heiligen, welcher sie als Bildungsanstalt für junge Weltgeistliche stiftete. Mit aller Anmaßung, deren die Vertreter der Interessen Gottes, des Himmels, der Ewigkeit, der Religion, der Kirche von jeher fähig waren, warf die Sorbonne das Haupt empor, sobald politische oder religiöse Streitigkeiten den Staat bewegten. Ungefragt und ungebeten trat sie als Richterin auf, und ihren Aussprüchen wußte sie Folge zu geben und jede Opposition zu vernichten. So kam es, daß endlich die Könige keine die Kirche oder Religion

[3651] *) In der deutschen Vierteljahrschrift für 1845 [wieder sehr frei und gerafft zitiert aus besagter Zeitschrift (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1845), Drittes Heft, S. 197].

[3652] Ludwig IX. (frz. Louis IX; 1214–1270), seit 1226 König von Frankreich.

[3653] Robert von Sorbon (1201–1274).

angehende Maßregel mehr trafen, ohne die Sorbonne vorher um ihren Rath gefragt zu haben, der gewöhnlich in der Form von Gutachten und Beschlüssen ertheilt wurde, die auf Geist und Gestaltung des Katholizismus in Frankreich von entscheidendem Gewicht waren. Ja weit über Frankreichs Grenzen hinaus reichte ihr Einfluß. Lange Zeit war Europa daran gewöhnt, in seinen religiösen Zweifeln und Zerwürfnissen bei der Sorbonne Rath zu holen, und ihren schiedsrichterlichen Urtheilen unterwarfen sich sogar fremde Universitäten.

Der Sorbonne Macht war eine Macht in der Hand des Volks; aus seinen Reihen gingen die Glieder der Sorbonne vorzugsweise hervor. Die Sorbonne hatte es Jahrhunderte lang in ihrer Gewalt, das Glück des Volks, und nicht bloß des französischen, zu mehren und zu sichern. Denn, andern geistlichen Körperschaften unähnlich, wies sie nicht bloß mit dem Kreuze nach dem Himmel, sondern beherrschte auch die Volkserziehung und bot mit standhaftem Muthe der Krone wie der Tiara Trotz. Aber ihr Gebrauch von dieser hohen, gewaltreichen Stellung hat den Nationen nicht gefrommt. Die Sorbonne beschränkte ihre Machtübung auf das Gebiet ihrer Vortheile, ihr Vertheidigungsmuth blieb innerhalb des Kreises der Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche, kurz, sie erhob sich nie und nirgends über die Region hierarchischer Herrschsucht. Diese, kein höherer Geist, leitete sie in ihren Kämpfen erst gegen den Jesuitismus, dann gegen die Reformation; dieser Geist ließ sie zuerst die Schandthaten der Pariser Bluthochzeit gut heißen und dann in denselben Räumen für die Jansenisten gegen den Papst auftreten; dieser Geist trieb sie selbst auf die Seite der Jesuiten, nachdem Kardinal Fleury[3654] im Jahre 1729 hundert ihrer Doktoren verbannt hatte; und derselbe Geist führte sie endlich über die gefährlichste Brücke aller gesunkenen Größen, über die der Lächerlichkeit, ins Land der Vergessenheit. Die Revolution zertrat die widerspenstige Sorbonne, konfiszirte 1792 ihre Güter und schloß ihre Räume.

Jetzt lebt die Sorbonne in der Universität fort; aber Universitäten überhaupt sind ihrer frühern Mission nicht mehr gewachsen. Zwar zieren Ehrenkränze ihre Scheitel; doch sind sie Greise. Das Institut hat sich überlebt. Schon „die äußere Architektur der vier Fakultäten entspricht längst nicht mehr der inneren Organisation der Wissenschaften."[3655] Das Volk macht endlich auch seine Ansprüche an die aus seinem Boden entsproßten Pflanzungen der Kunst und Wissenschaft geltend und verlangt Mitgenuß; es will nicht bloß aus der Ferne Blüthen sehen, es will auch Früchte erndten und selbst genießen. Und das von Rechtswegen. – Die Universitäten, Kinder des Mittelalters, entsprachen den Bedürfnissen ihrer Zeit. Sie waren – wer wollte es nicht dankbar erkennen! – die Träger der Bildung und der Kenntnisse, die das Leben schöner und nützlicher machen; sie waren es, die noch vor Erfindung des Bücherdrucks zur Ausbreitung derselben das wirksamste Mittel beherrschten: das lebendige Wort vor der großen Zuhörerschaft. Die Weisheit war damals auch nicht an den Lehrstuhl gefesselt: die Männer der Wissenschaft wanderten von Ort zu Ort, von Hochschule zu Hochschule, oft durch ganz Europa, um allenthalben zu lehren und durch Disputationen der Wahrheit ihrer Worte breiteren Eingang und festen Sieg zu verschaffen. Da fiel auch unterwegs manches gute Korn in fruchtbaren Boden.

Die großartigste Wirksamkeit der Universitäten zeigte sich durch die Reformation, welche nur durch den freien Forschergeist, der von jenen Instituten ausging, hervorgerufen werden konnte.

Aber unmittelbar nach dieser gewaltigen Kraftäußerung des Universitätslebens folgte auch Ermattung. Der Wettkampf um die geistige Freiheit an den Bildungsstätten der Reformatoren artete aus in kleinliche Zänkereien. Die Wortführer derselben nannten sich die Nachfolger jener großen Helden. – Die trübe Quelle dieser traurigen Erscheinung lag nahe genug! Vor der Reformation hatte der Papst allein das Recht zur Gründung und Wiederaufhebung von Universitäten. Die Reformation entwand es ihm. Sie gab es dem Kaiser und den Fürsten. Es wurde eine Sache des Ehrgeizes oder der Eitelkeit, Hochschulen im eigenen, wenn auch noch so kleinen Lande zu besitzen. So stiftete man denn und dotirte und gab Privilegien, d. h. Freiheiten gegen Andere, namentlich gegen Stände unterhalb des Adels. Der Kastengeist wurde mit einem wissenschaftlichen Zaume umgeben; die Gelehrten gefielen sich auf dem isolirten Standes-Schaugerüste, das sie mehr und mehr von dem Volke schied, und erklärten

[3654] Der frz. Kleriker und Staatsmann André-Hercule de Fleury (1653–1743), am 11. September 1726 zum Kardinal erhoben.

[3655] Deutsche Vierteljahrs Schrift 1845, wie S. 1191, Anm. 3655, S. 197.

endlich die Höhe desselben für die der Wissenschaft, die nichts mit dem Treiben des Marktes gemein haben dürfe. Bei dieser Abschränkung von der Welt blieb es nicht. Während die Gelehrten vor der Reformation den Schatz ihrer Weisheit auf allen Feldern der Wissenschaft zusammengelesen, baute man nun die Schranken immer höher und thürmte endlich die Akten- und Foliantenstöße der monströsesten Forschungen so hoch auf, daß Niemand mehr über eine Fakultätsmauer hinüber in die Nachbarwissenschaft blicken konnte. Da saß denn Jeder in seinem Kasten und theilte sein Fach wieder in Fächer und Fächlein, von denen er endlich wieder nur eines wählte, um ihm sein ganzes Leben zu widmen. Dieses haarspaltende Forschen mit dem Ameisenfleiß erwarb namentlich den deutschen Gelehrten jenen Ruf der Gründlichkeit, auf welchen sie so stolz sind, und allerdings durchschaute fast Jeder sein (freilich oft winzig kleines) Fachwerk so weit als möglich; aber auch die Natur behielt ihr Recht: „wer immer auf einen Fleck sieht, wird blind," sagt das Sprichwort, und blind waren diese Herren, sobald sie ihre Blicke aus ihren Büchern auf die Wege der Menschen richteten.

Selbst als die Nacht, welche dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland gefolgt war, allgemach verschwand, als es die Philosophie bereits wagte, gegen Hexenprozesse und Tortur anzukämpfen, die beiden Schandsteine, auf welchen Theologie und Jurisprudenz in der Fakultäts-Toga so lange am Pranger gestanden, war es noch immer nur wenigen gelehrten Geistern vergönnt, ihren Blick abwechselnd am Leben und in Büchern zu schärfen, und die Lieblingsgegenstände ihrer Spekulationen aus der Luft auf die Erde herabzuziehen. Kaum etliche gingen aufrecht genug, um die Vorgänge um sich her zu prüfen und dem Unrecht, auf das sie stießen, unverzagt auf den Leib zu rücken. Ihre Zahl ist leicht zu übersehen. Sie ragen weit über die Mittelmäßigkeit empor und gehören zu den Ehrensäulen der Nation. Die große schwerfällige Masse der Gelehrten hingegen war mit einem so ausgebildeten Respektsgefühl gegen jede Autorität ausgerüstet, daß sie es kaum wagte, das Thun und Treiben der regierenden und hohen Herren mit kritischen Augen zu verfolgen. Daher konnten am armen Volke alle Schand- und Mordthaten von Fürsten und Fürstendienern, Edelleuten und Beamteten begangen werden, ohne daß, trotz all der vielen „Vesten der Wahrheit, der Religion und des Rechts", eine Stimme zum Schutze der Unschuld laut geworden wäre. „Während die deutschen Philosophen sich auf den Universitäten in überschwengliche Spekulationen vertieften, bekümmerten sie sich nicht darum, daß der Erzbischof von Salzburg einen Wilddieb für einen geschossenen Hirsch in eine Wildschweins-Schwarte einnähen und von seinen Hunden zu Tode hetzen ließ; bekümmerten sie sich nicht darum, daß ein anderer Bischof den unbefugten Jäger eines Hasen auf einen Hirsch binden ließ, bis dieser, von der ungewohnten Last geängstigt, Tage lang durch Wald und Dörfer laufend verendete; bekümmerten sie sich nicht darum, daß preußische Werber in allen Städten und Flecken des Vaterlandes an der deutschen Jugend ihr kniffiges Seelenverkäuferamt übten, und der Holländer seine Netze aufstellte, um für den Todtenacker in Batavia das Jahreskontingent unter Deutschlands Söhnen zu fangen; blieben sie stumm, da vor ihren Augen deutsche Landesväter ihre Landeskinder, das Stück zu so und so viel Thaler und Groschen, zum Mord der Freiheit auf die Schlachtbank nach Amerika verschacherten. Der gelehrteste Professor nannte sich schamlos dem lumpigsten Edelmann gegenüber „unterthänigster Knecht". Bedienten-Demuth hatte auf den deutschen Universitäten ihren Stuhl aufgeschlagen, und so notorisch wurde am Ende die Schmach der, trotz ihres Nimbus, schon lächerlich gewordenen Kaste, daß sie die Verachtung des Volks auf sich lud. Sein Sprichwort: „Je gelehrter, desto verkehrter", ist nicht im Scherz erfunden.

Erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als der warme Odem der Neuzeit, zuerst erregend, dann auflösend und zersetzend, die Völker berührte, erwachte auch auf den deutschen Universitäten wieder ein frischeres Leben. Als die Stürme der Revolution aus Westen brausten, entwickelte es sich. Aber bald hauchte fremde Gewaltherrschaft die Blüthenknospe eisig an, und noch einmal versank das Universitätsleben in langen Schlummer. Erst mit den Befreiungskriegen, die in diesem Sinne wahrhafte Befreiungskriege genannt zu werden verdienen, brach die schlummernde Knospe auf! Indem der Aufschwung, der die ganze deutsche Nation ergriff, sie von Philister-Feigherzigkeit, von Junkerübermuth und von der offenen und brutalen Tyrannei (an deren Stelle dann eine geheime und verschämte trat) befreite und niederriß den Ueberbau der Ständeschranken, hatte die gemeinsame Gefahr Alle einander näher gebracht, und der Sieg sah Gelehrte und Handwerker Arm in Arm in seinem Zuge.

Herrliche Zeit! Noch einmal glänzten die Universitäten in hellem Strahlenglanz! Sie waren die Herde gewesen, wo die Begeisterung für das Vaterland geschürt worden war. Dort war von der Jugend aus das Feuer in die Kreise der Lehrer und Gelehrten gedrungen und hatte endlich alle Stände erfaßt; von der Jugend war dem Alter das erstorbene Ehrgefühl für die Nationalsache frisch angefacht; die Sorge für das Staatswohl war eine Herzensangelegenheit der akademischen Jünglinge geworden, die vorher, zumeist mit Hunden, Humpen und Raufrappieren[3656] beschäftigt, selten mehr als einen Haufen Zuchtpflanzen im Mistbeete der Beamtenschaft vorstellten. Jetzt war abermals den Gelehrten die Gelegenheit geboten, groß für's Volk zu wirken. Es war jener Begeisterungs-Augenblick, wo es zum ersten Male auf allen Universitäten laut ausgesprochen wurde, daß man für das Volk, nicht für sich studiren solle, und daß alle Resultate des gelehrten Forschens dem Volke zu Gute kommen müßten. – Aber als die wenigen Männer, die an ihren Beruf in den Hörsälen den der Sprecher des Volks knüpften, nach schnell vorübergegangenem Freiheitsrausche entsetzt, verfolgt oder eingekerkert, verstummt waren, – da, nach „Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung,“ schlüpften die Bedientenseelen, die sich während des Sturms verkrochen hatten in der Angst ihres Herzens, wieder hervor, und der alte, das Volk verachtende Gelehrtenhochmuth, der die Servilität willig im Knopfloch trug, steckte sich gravitätisch seinen Zopf an und setzte sich die Lorbeerkronen auf, welche er sich selbst geflochten. Willig gingen die Meisten dem Despotismus im Gefolge, die Minorität aber bildete jenen vortrefflichen Kreis der Liberalen, welche Freisinnigkeit trieben, wie eine seine Lebensart, womit man fortkommt bei Groß und Klein und Gott dienen kann, wie dem Belial[3657]. –[“][3658]

Am demoralisirendsten hatten die beiden Restaurationsperioden vor und nach dem dreißiger Jahre auf die Akademien eingewirkt. Entsetzungen und Drohungen, öffentliche Gesetze und geheime Erlasse, Konduitenlisten und Spionierwesen hatten die Lehrer zu demüthigen Werkzeugen der Gewalt erniedrigt, während die Universitätsjugend entweder der Schmiegsamkeit und unentschiedenen Richtung der Mehrzahl bewußtlos folgte, oder in der nach Oben demüthigen und nach Unten hoffärtigen Bureaukratennatur der Landsmannschafter ihrer Selbstsucht fröhnte, oder endlich die Fahne der Gleichgültigkeit aufsteckte und als Brodstudenten nichts weiter erstrebte, als recht bald aus dem akademischen Hörsal in den Stall des Staats an die Krippe zu kommen. Und aus diesem stillen, stockenden, grünbeschlagenen Sumpfe, der **so** war, wie er auf vielen Akademien noch ist – gingen für die deutschen Landtage jene Vertreter hervor, denen von vorne herein mit dem Muth auch der gute Wille fehlte, ehrlich und treu für das Volk zu schaffen. Gleichwohl drängten sie sich an den Wahltagen herbei und schnappten nach einem Brocken der Volksgunst, um mit dessen Hülfe einen Sitz im Ständesaal, Diäten und die Notiznahme der Regierung zu erreichen. Da saßen sie denn (Ehre den Ausnahmen!) sie, die Männer der Wissenschaft, – im Herzen den Dünkel der Kaste und den Stolz öffentlicher Geltung, und vor sich die schöne Gelegenheit, sich des Ersehnten Mancherlei zu erwerben. Und in der Regel gelang es ihnen auch, mit dem bunten und glitzernden Merkmal ihrer Brauchbarkeit geschmückt, heimzukehren und ihren Wählern *ad oculos* zu beweisen, daß sie würdige Vertreter des beschränkten Unterthanenverstandes gewesen seyen.

So standen die Dinge. Das Volksurtheil wendete sich immer entschiedener von den Universitäten ab; Achtung und Vertrauen waren sehr gesunken. Da geschah Etwas, – ein Ereigniß, eine mannhafte That, die mit einem Schlage die Volksstimmung umwandelte: – der Protest der Sieben von Göttingen[3659]! – Die sieben Professoren waren die Helden des Tags, in Millionen hob sich die Brust

---

[3656] Fechten.

[3657] Belial (hebr. בְּלִיַּעַל) steht im Alten Testament (1 Kön 21,10-13) für die Personifikation des Teufels.

[3658] Die Herkunft des Zitats ist unbekannt, doch findet es sich erneut – ebenfalls als Zitat gekennzeichnet, jedoch mit minimalen Textabweichungen – im Artikel „Das Jubiläum der Wiener Hochschule“ im „Boten von Oberkärnten. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. F. Hoffmann. N^ro.^ 14. Villach, 15. August. 1865.“, S. [109]. Es ist allerdings durchaus möglich, daß der Autor des „Boten von Oberkärnten“ bei Joseph Meyer abgekupfert hat.

[3659] Die „Göttinger Sieben“, zu denen der Jurist Wilhelm Eduard Albrecht (1800–1876), der Historiker und Staatsrechtler Friedrich Christoph Dahlmann (1785–1860), der Orientalist Heinrich Ewald (1803–1875), der Literaturhistoriker Georg Gottfried Gervinus (1805–1871), die Germanisten Jacob (1785–1863) und Wilhelm (1786–1859) Grimm und der Physiker Wilhelm Weber (1804–1891) gehörten, hatten öffentlich gegen die willkürliche Aus-

bei dem überschwenglichen Lobe der Gefeierten, Universität und Volk waren sich wieder einander nahe gerückt. Und diese Beziehungen zwischen der Universitätswelt und dem Volke wurden immer enger, der Rapport immer stürmischer, je näher die vierziger Jahre kamen und je weiter diese dann vorrückten; das bisherige schwere Geschütz der Gelehrsamkeit, die dicken Bücher, blieben mehr und mehr vom Markte zurück und die Tagesschriften fesselten die Theilnahme, bis endlich auch die Sturmvögel der Revolution, die Flugschriften, ihre blitzähnliche Wirksamkeit in Deutschland entfalteten.

Außer den Naturwissenschaften, deren kundigste Forscher und Verbreiter als Förderer des Industrie- und Gewerbswesens mit dem Volke direkt in Berührung kamen, waren besonders die Religion und das Recht Gegenstände täglicher Besprechung in Zeitungen und Flugblättern. Der Kampf gegen den Ultramontanismus und das Muckerthum, die Gründung der deutschkatholischen Kirche und freier protestantischer Gemeinden, die Vertheidigung und Durchführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens, endlich die würdigere politische Stellung und Vertretung des Volks – solche Fragen erfüllten alle Herzen, bewegten alle Zungen.

Dieses mächtige Regen und Ringen mit Wort und Schrift, dieser rührige Geisterkampf brachte im Volk das erhebende Bewußtseyn des Besitzes tüchtiger geistiger Streitkräfte hervor. Es erkannte in den Universitäten wieder feste Burgen der Freiheit; es suchte dort ihre tapfersten Vorfechter. Tausend eindringliche Stimmen beschworen die Tage Luthers und der Befreiungskriege in's Gedächtniß des Volks herauf; die geliebtesten Namen der Nation hallten wieder aller Orten; der kommenden Umwälzung sah die Menge furchtlos, hoffnungsvoll, mit freudigem Herzklopfen entgegen.

Armes Volk! Endlich schien die rechte Ernte so theurer Aussaat für Dich gekommen und Du fühltest in Dir den Stolz auf Deine 20 Hochschulen und ihren Weltruhm. Aber nur zu bald wurden die Zeichen wieder trübe. Es kam ein Herzzucken über Dich, als Dein großes Oesterreich aus den höchsten geistigen Potenzen der Monarchie eine Akademie der Wissenschaften zu Wien errichtete[3660], diesen höchsten Potenzen aber versagte, auch über Welt- und Staatsweisheit ein Wort mit zu reden. Es trat Dir das Roth auf die blasse Wange bei der Botschaft einer sächsischen Preßfreiheit für ABC- und Kochbücher. Und wen dies nicht aufrüttelte – den weckte aus dem Traume seiner Hoffnungsseligkeit gewiß jener große Klatsch von Berlin auf, welchen der höchste Geisterverein im „Staate der Intelligenz" einem seiner berühmtesten Mitglieder, seinem eigenen Sprecher, auf den Mund gab, weil er einige wahre Worte gesprochen[3661]! Als nun vollends nicht eine einzige der deutschen Akademien die superlative Schmach, welche ihnen jener Bedientenstreich der Berliner angethan, rügte, als nicht einmal ein einziges Zeichen des verletzten Gefühls sich in der ganzen deutschen Gelehrtenwelt darüber kund gab: – wer war da nicht tief betroffen! – Jetzt aber, auf einmal, brachen sie los, überraschend und plötzlich, die Tage des Sturms, Tage, die von Jedem prophezeit, von Keinem berechnet werden konnten. Und es kam jene große, reine, fleckenlose Thatenzeit der Nation, ihre Erhebung – da die Jahrhunderte lang getrennten und aufeinander gehetzten Volksstämme die Waffe erfaßten und den zertrümmernden Schlag auf das Zuchthausleben des alten Polizeistaats führten. Der wahrhaft große Anfang verdiente ein großes Ende. Und Volk! Du würdest ein solches erreicht haben, hättest Du weniger treu gehofft und weniger standhaft vertraut. Aber Du wähltest Deine Bauleute nach den Winken Deiner Gutmüthigkeit und Deiner angeerbten Hochachtung für den Ruhm der Gelehrsamkeit. Beamte, Pfaffen und Professoren füllten das erste deutsche Parlament, der Vorhang der schwarzrothgoldnen Volksherrlichkeit rollte auf und ein Schauspiel begann, wie nie eins war und nie eins wieder seyn wird auf dieser Erde.

---

setzung des erst 1833 in Kraft getretenen liberalen hannoverschen Staatsgrundgesetzes durch den neuen Monarchen Ernst August I. (1771–1851) protestiert und waren infolgedessen aus ihren Ämtern entlassen worden.

[3660] Sie war am 30. Mai 1846 mit einem Handschreiben von Kaiser Ferdinand I. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2359) eingerichtet worden. Die offizielle Genehmigung der Statuten durch den Kaiser erfolgte dann am 14. Mai 1847.

[3661] Am 26. Januar 1843 hatte der Historiker Friedrich von Raumer (1781–1873) in seiner Eigenschaft als Sekretär der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin „[…] zur Gedächnißfeier König Friedrichs II. […]" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1843) eine Rede gehalten, in der er vor allem die religiöse Toleranz des „Alten Fritz" hervorhob. Diese gemäßigt liberalen Einlassungen riefen jedoch bei König Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184) so großes Mißfallen hervor, daß sich die Akademie bemüßigt sah, sich beim König für Raumers Ausführungen zu entschuldigen. Daraufhin legte Raumer seine Mitgliedschaft nieder.

Da saßen sie in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, und während die Nation ein volles Jahr lang, bald bittend, bald ungeduldig und entrüstet, an die Pforten klopfte, während die Fürsten Tag und Nacht an zersprengten Fesseln so eifrig schmiedeten, daß die Erde davon erdröhnte, während tausend und aber tausend Zeichen zur Eile spornten, und die folgenschwersten Ereignisse Schlag auf Schlag sich folgten, – Schläge, laut genug, um Todte aufzuwecken: – da saßen sie behäbig, Deine gelehrten und beamteten Herren, die seit Jahrhunderten jedes deutsche Gesetz theoretisch fertig gesponnen und praktisch ausgeführt hatten, jedes Trauer- und Freudenfest in den Fürstenfamilien belauscht und bewacht, jeden deutschen Heller berechnet, jede deutsche Familie und jeden deutschen Hühnerstall geblutzehntet, jedes deutsche Kind getauft oder einregistrirt, jeden deutschen Lebenslauf gezügelt und geregelt, jeden Todten mit begraben, jede Arbeit kontrolirt, jede Gerechtsame bestimmen helfen, die alle Schlupfwinkel der deutschen Geschichte ausgekrochen, alle deutschen Stammbäume gezeichnet und mit schützenden Stacketen umgeben, jedes deutsche Wappen sich ins Herz geprägt, kurz die an jeder Faser des deutschen Landes- und Volkskörpers gespäht, geforscht, geschnitten und gestritten hatten, – da saßen sie zwölf Monate lang und machten Deine – Reichs-Verfassung[3662]. Und als das Werk fertig war und mit Kanzleischrift auf Pergament geschrieben und unterzeichnet von Allen, die es gemacht hatten, da schwuren die Autoren hoch und theuer bei ihrer Ehre und dem Vaterlande, daß nur diese Konstitution für Deinen Körper tauge, und rührend war es, anzusehen, wie sie zusammenstanden und gelobten bei ihrer Seligkeit, daß sie für diese Verfassung in den Tod gehen und ihr opfern wollten Hab und Gut. Und, Volk, Du hast's geglaubt und hast es nachgeschworen. Aber sieh'! Während noch das Echo Deine Eide nachrief über Berg und Wald und Thal, da waren Deine Gefeierten, jene „Edelsten, Besten und Ehrenfesten", eines Anderen belehrt worden, und – gelehrig wie eine Wetterfahne – war ihnen ein Königsfußtritt genügend[3663], um sie jenes große Werk auf der Eselshaut als eine „frevelhafte Verirrung" reumüthig erkennen zu lassen und die Bußfertigen zu bestimmen, es zu verleugnen. Hintretend vor die Nation, nannten dieselben Männer, die sich vermessen hatten, vor aller Welt zu erklären: „Nicht ein Jota dürfe an Dem geändert werden, was sie, als deutsche Reichsverfassung, endgültig dem deutschen Volke übergeben", – nun ihr Machwerk einen „lebensunfähigen und todtgeborenen" Wechselbalg!

Aber vor der Nachgeburt desselben, – der Konstitution, die die Könige gemacht hatten, – verneigten sie sich tief und demüthig. Sie verließen die Paulskirche, legten vor den Pforten derselben die letzten Skrupel ab und trugen ihre der Nation entwendete Ehre und Treue gen Gotha[3664], wo sie dieselbe im Stillen noch einmal verpfändeten. Aus jener Gothaer Zusammenkunft ist nur das Eine hell an das Licht getreten: daß diese Herren nicht nur das Volk, sondern auch die Fürsten getäuscht haben. Das Volk vertraute ihnen, als seinen Weisen und Helden, sein Glück und seine Ehre an, und sie gingen damit durch, als sie die Pfänder des Vertrauens vertheidigen sollten; die Fürsten aber hatten gefährliche Leute in ihnen gefürchtet, und bewillkommneten nun mit dem gebührenden Hohne getreue Schafe auf der Rückkehr zum alten Stall. Das ist die Geschichte Deiner ersten Doktrinäre, deutsches Volk! Sie opferten Deine Hoffnungen, Deine Ansprüche, Deine Rechte, Deine Freiheit, Dein Glück: Alles ihrem Götzen: dem blinden Glauben an die Fürsten. Die Bestimmung des Lohnes für ihre Arbeit liegt in Deiner Hand und der Abrechnungstag bleibt nicht aus.

Ist Dir's ein Trost bei Deinem Beinbruch, daß der Nachbar den Hals gebrochen hat, so kehren wir zu unserem Ausgangspunkte, zur pariser Universität zurück. Auch sie hat dort, wo ihr Name längst in zweifelhaftem Ansehen steht, ihren mittelalterlichen Geist lebendig zu erhalten gesucht. Weder Revolution, noch Restauration hat das pfäffische Schlingkraut mit der Wurzel auszureißen vermocht, und die Doktrinäre der orleanischen Zeit wußten, was sie pflegten, als sie dem Gelehrtendünkel Lorbeeren steckten, dem Jesuitismus einen stillen Winkel bewahrten und „Ruhe um jeden Preis" zum

---

[3662] Die „Verfassung des Deutschen Reiches" (siehe hierzu S. 95, Anm. 189).

[3663] Am 3. April 1849 hatte der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184) die ihm vom Paulskirchenparlament angetragene Kaiserkrone abgelehnt.

[3664] Vom 26. Juni bis zum 28. Juni 1849 haben sich in Gotha 148 ehemaligen Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung getroffen, zumeist linke und rechte Liberale der erbkaiserlichen Richtung, um – letztlich ebenso ergebnis- wie folgenlos – über die Bildung eines deutschen Bundesstaats zu debattieren.

Morgen- und Abendgebete des Philisters machten. Die Jesuiten haben ihren höchsten Sieg nach ihrem tiefsten Fall errungen; ihr System herrscht in Frankreich trotz ihrer Verbannung, ihre Saat steht in voller Blüthe trotz der Revolution. Durch eine meisterhafte Berechnung und Benutzung des menschlichen Egoismus und nationaler Thorheit ist die Demokratie in Frankreich für den Augenblick entwaffnet, der Volkswille gefesselt. Es liegen nun zwei Löwen büßend und gebunden neben einander: die französische und die deutsche Nation. Was wird länger halten? die Nationen oder die Fesseln?

Zum Schluß falle noch ein Blick auf den „Cerberus[3665], der das Chaos bewacht," wie unser Humboldt[3666] die Pariser Universität in Bezug auf den öffentlichen Unterricht in Frankreich genannt hat. Die Revolution hob nämlich die Universität 1792 auf und verkaufte ihre Güter. Vom alten System blieben kaum einige Trümmer übrig. Nach Herstellung der Ordnung wurde ein Neubau nöthig, und schlau warfen sich die Jesuiten als Baumeister auf, welche sich inzwischen des Unterrichts bemächtigt hatten. Doch erst unter Napoleon feierte die Pariser Universität ihre eigentliche Wiedergeburt. Es war eine pomphafte Erscheinung; aber doch nur die Entwickelung des jesuitischen Prinzips unter fremder Firma. Kein Prinzip paßte besser für den Despotismus. Napoleon schob den hierarchisch-religiösen Charakter des jesuitischen Systems auf die Seite, setzte an dessen Stelle den streng- monarchischen des Kaiserreichs, und sein System war fertig.

Zur Ausführung desselben ergriff er Mittel, wie sie einem Napoleon ziemten. Er berief 2000 Schulkandidaten aus allen Theilen des Reichs nach Paris und ließ sie auf Staatskosten 2 Jahre lang von den ausgezeichnetsten Männern im System unterrichten. Am 17. März 1808 erschien das weltgeschichtliche Dekret, welches den gesammten öffentlichen Unterricht im Kaiserreiche der Oberaufsicht der Pariser Universität ausschließlich unterstellte. In demselben hieß es: Keine Schule, keine Anstalt des Unterrichts in dem Reiche, von welcher Art sie auch seyn möge, kann außer der kaiserlichen Universität und ohne die Ermächtigung ihres Chefs gegründet werden. Niemand darf eine Schule eröffnen, oder öffentlich lehren, der nicht Mitglied der kaiserlichen Universität oder von ihr graduirt ist. Die höheren Lehranstalten wurden in Rangklassen geordnet, in: 1) Akademien (26), 2) Lyzeen (unsern Gymnasien entsprechend), 3) Collèges (*écoles secondaires*, höhere Bürgerschulen), 4) Institute und Pensionen für spezielle Zwecke, 5) Primär- oder Volksschulen. Der Großmeister der Universität ist das Haupt des ganzen Unterrichts, und innerhalb des Systems herrscht er wie ein Autokrat. Seine Arme und Augen sind die Inspektoren. Sie machen unaufhörlich Runde in den Provinzen und berichten ihre Beobachtungen an den Großmeister jede Woche. Ihre Rapporte sind maßgebend für alle Maßregeln zur Repression gegen Bestrebungen, vom System abzuweichen, oder es zu schwächen, oder die Uniformität des Unterrichts im Reiche zu hindern. Bei solcher Disziplin ist natürlich von Freiheit der Bewegung keine Rede mehr; alle Selbstständigkeit des Urtheils, der Forschung, alle Eigenthümlichkeit der Methode ist Null und aufgehoben. Der Lehrer ist Sklave der Regierung, und seine Funktion ist, willige Diener der Gewalt aus seinen Zöglingen zu bilden. Es ist das System der Despotie, und – dieses System ist beibehalten worden unter geringen Modifikationen von allen Inhabern der Gewalt. Es galt unter der Restauration, es gilt heute unter der sogenannten Republik, „dem Spott ihres Namens."

In solcher Schnürbrust müßte der Geist gänzlich verkümmern und die Bildung völlig verkrüppeln, wenn nicht der Druck stets Gegendruck hervorriefe. Die Kraft des Widerstandes ist aber im französischen Volke um so heftiger, zäher und beharrlicher, je mehr seine Regierungsform mit diesem Sklavereiapparat des Unterrichts im Widerspruch sich befindet. Daher der stete Hader zwischen Universität und Lehrern, daher der fortdauernde stille Krieg, der das Unterrichtswesen, trotz aller scheinbaren Dressur, aus dem Zustande der Anarchie gar nicht herauskommen läßt. Berechnet ist das Druckwerk allerdings vortrefflich; der Theorie nach soll sich jeder Eindruck, jede Bewegung, die der Großmeister der Universität anordnet, bis in die letzten Räder und Ringe der Maschine fortsetzen; aber der Effekt ist in der Praxis viel geringer. Es ist zu widernatürlich, auf einem so rein geistigen Gebiete,

[3665] Kerberos (griech. Κέρβερος, lat. Cerberus, dt. auch Zerberus, „Dämon der Grube") ist ein in der griech. Mythologie zumeist als mehrköpfig beschriebener Hund, der den Eingang zur Unterwelt bewacht, damit kein Lebender einzudringen bzw. kein Toter daraus zu entkommen vermag. Im übertragenen Sinn gilt er als Inbegriff einer aggressiven Wachsamkeit.

[3666] Hier dürfte wohl der Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt (1767–1835) gemeint sein.

wie das des öffentlichen Unterrichts ist, Verwaltungsformen einzuführen, welche schon in den gewöhnlichen Administrativbehörden Erstarrung und Tod bringen würden. Der Volksunterricht muß, wo er gedeihen soll, frei seyn, nicht eingezwängt in feste Formen. Uniformität ist da ein Unding. Der Unterricht gehört der Welt des Gedankens an; er muß getragen, durchstrahlt, durchdrungen, befruchtet, belebt seyn von der Wärme des göttlichen Hauchs, der in den Organismen wirkt, um das Ganze der Vollkommenheit näher zu führen. Der Volksunterricht aber ist unter allen gesellschaftlichen Organen das größte und wichtigste; denn sein Produkt ist ja die Volksbildung, in der das Leben und Fortschreiten der Nationen, oder deren Verfall und Untergang den wahrsten Ausdruck finden. Das Reich der Intelligenz aber ist ohne Grenzen, folglich darf auch dem öffentlichen Unterricht kein streng geschlossener Wirkungskreis angewiesen werden. In Nordamerika, wo der Grundsatz der Lehrfreiheit ein Eckstein und Fundament des Staatsgebäudes ist, in welchem Bürgerfreiheit und Bürgerglück zusammenwohnen, hat sie sich seit drei Vierteljahrhunderten bewährt als ein unschätzbares Gut und eine Mutter tausendfachen Segens. Franklin's[3667] Zuruf an seine Mitbürger im Kongresse vor 70 Jahren, als eine orthodox-kirchliche Partei die Emanzipation des Unterrichts bekämpfte: – „Gebt die Lehre frei, denn die freie Lehre schützt die Freiheit!" ist eine Wahrheit, die dort von Allen erkannt wird, und von Allen hochgepriesen.

Der Stahlstich zeigt die Mittelpartie der weiten Pariser Universitätsgebäude: das prächtige Portal, welches zur Universitätskirche der Sorbonne führt. Den Grundstein für den unermeßlichen Bau legte am 15. Mai 1635 der Kardinal Richelieu. Lemercier[3668] war der Baumeister; er vollendete das Werk 1669. Die Kirche hat die Gestalt eines Kreuzes, Schiff und Chor sind von Seitenkapellen umgeben, korinthische Säulen tragen die Decke; über dem Ganzen erhebt sich eine schöne Kuppel, welche von Philipp de Champagne[3669] mit den Bildnissen der Kirchenväter geziert ist. Die zwei Stock hohe Façade sehen wir mit korinthischen und toskanischen Säulen geschmückt, die einem Fronton zur Stütze dienen. Richelieu's Grabmonument, von Girardin[3670], wurde während der Revolutionsstürme verwüstet, durch Napoleon aber restaurirt! Es steht im nördlichen Kreuzesarm. – In den Gebäuden der Sorbonne haben jetzt von den fünf Fakultäten der Universität die theologische, die Faculté des Lettres (Philosophie, französische und griechische Literaturgeschichte, Geographie und Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst) und die Faculté des Sciences (Mathematik, Astronomie, Mechanik und Naturwissenschaft) ihren Sitz. Die Zahl der Studenten aller Fakultäten ist etwa 7000; in den glänzendsten Zeiten ihres Flors, im Mittelalter, damals, als (im 15. und 16. Jahrhundert) Paris die größten Denker und Gelehrten der Welt auf seinen Lehrstühlen vereinigte, zählte man zuweilen 20,000 Studenten, und die wissensdurstigen Schaaren aus allen Welttheilen pilgerten nach Paris, wie die Andächtigen nach dem heiligen Rom.

[3667] Benjamin Franklin (siehe hierzu S. 386, Anm. 1092).

[3668] Jacques Lemercier (1585–1654).

[3669] Philippe de Champaigne (1602–1674).

[3670] François Girardon (1628–1715).

DCXIV. Der Luxemburg-Palast in Paris.

Für die neuere Geschichte ist Paris die Bühne, auf der das Schicksal als Souffleur fungirt. Es liest das Stück ruhig ab; das Uebrige thun die Pariser hinzu. Jede Gasse, jeder Markt, jeder Graben, jede Mauer, jeder Laternenpfahl hat einen gewissen Antheil an dem großen Drama, und jedem Pflastersteine ist etwas begegnet, das des Aufzeichnens werth ist.

Dies gilt besonders von den älteren Stadttheilen. Im lateinischen Quartier ist fast keine Straße, wo nicht einst Menschen geköpft, gehängt, oder verbrannt wurden; dort wurden die ersten Früchte der freien Forschung in Religion, Staat und Wissenschaft von Henkershand auf die Scheiterhaufen geworfen; dort wogten die bürgerlichen Kriege und Aufstände am heftigsten; dort schlachtete der Fanatismus des Glaubens die meisten Opfer; dort bildeten sich die großen Geister, die Dichter, Forscher und Staatsmänner aus, die Frankreichs Ruhm sind; dort warfen die Gelehrten ihre Saaten unter die Jugend; – und noch in unsern Tagen waren dort Chateaubriand[3671] und Chenier[3672], Beranger[3673] und Lamartine[3674] zu Hause.

Der Palast Luxemburg[3675] ist die architektonische Perle des Quartiers. Bis zur Revolution war er ein Tempel der Kunst, wie sein Urbild, der Palast Pitti in Florenz; aber in jener Zeit wurden die Bilder theils zerstreut, theils verwüstet, – der Palast selbst bald zur Kaserne, bald zum Gefängniß gemacht, und der herrliche Garten dem Volke zum Vergnügen überlassen. Die Restauration räumte den Palast der Pairskammer zum Sitzungslokal ein, bis die Revolution des vorigen Jahres jenes Institut aufhob. Die Republik hat dem Luxemburg eine feste Bestimmung noch nicht gegeben.

In einem Winkel des Gartens ist die Stelle, wo der Marschall Ney[3676], „der Tapferste der Tapfern," den Tod als Hochverräther durch die Kugeln derselben Krieger starb, die er in so vielen Schlachten zum Siege geführt hatte. Die Pairskammer hatte ihn verurtheilt. War ihr darum zu thun, in's Buch der Geschichte ihre Schande mit Blut zu schreiben, so hat sie ihren Zweck erreicht. Ludwig XVIII. hatte Ney's Tod verlangt und der Pairsgerichtshof gehorchte dem prinzlichen Winke so sklavisch, wie ein deutsches Standgericht.

„Was ist das für ein Thurm, der nahe am Gartenthor emporragt?" Das ist die Sternwarte, und dort wohnt Arago[3677]; der große Arago, der nächtlich forschte im Sternenreich und am Tage in der Toga des Volkstribuns sprach, oder als Minister das Steuer Frankreichs führte. Arago ist der größte Gelehrte, der schärfste Forscher, der weiseste Bürger Frankreichs; er hat das beste Herz, er ist der ehrlichste Mann. In ihm – der sich seit der Erhebung eines elenden Betrügers[3678] auf den Stuhl des Präsidenten in's Asyl der Wissenschaft zurückzog – lebt das Idol des Volkes und des Volkes Hoffnung auf bessere Tage.

[3671] Der Schriftsteller und Diplomat François-René, vicomte de Chateaubriand (1768–1848).

[3672] Siehe hierzu S. 1114, Anm. 3400.

[3673] Der Lyriker Pierre-Jean de Béranger (1780–1857).

[3674] Der romantische Dichter und Politiker Alphonse de Lamartine (1790–1869).

[3675] Das Palais wurde zwischen 1615 bis 1620, u. a. nach Plänen Salomon de Brosse (1571–1626), errichtet.

[3676] Siehe hierzu S. 1115, Anm. 3409.

[3677] Der Astronom, Physiker und dezidiert republikanische Politiker François Arago (1786–1853).

[3678] Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 1181, Anm. 3622); Arago (s. o.) verweigerte ihm den Eid, als dieser am 20. Dezember 1848 das Amt des frz. Präsidenten antrat.


DCXIV
PALAIS du LUXEMBOURG
(Paris)
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.



ECOLE NATIONALE DES BEAUX ARTS
(Paris)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 23-25, 29-37, 49-56 u. 172-181.

DCXVI. Die Akademie der schönen Künste[3679] in Paris.

Der Gipfel aller Civilisation ist die Humanität und Literatur und Kunst sind ihre Formen. Diese Formen sind nicht allenthalben dieselben. Jedes gesittete Volk bildet sich aus nach dem Einflusse des Klimas, der Natur seines Bodens und dem angebornen Charakter seines Stamms: und seine Sprache, seine Literatur und Kunst erhalten dadurch nothwendig einen eigenthümlichen, nationalen Ausdruck. Einem Volke, dessen Kunst und Wissenschaft der Nationalität entbehrt, geht das innerste Leben ab. Es erkennt gleichsam einem andern das Münz- und Stempelrecht zu, und prägt sich statt das eigene Bild ein anderes auf. Was hob die Griechen so hoch über alle Nationen der Erde auf die Staffel der Gesittung? Was gab ihnen jenes stolze Selbstgefühl, daß sie mehr werth seyen, als alle andern, jenes Gefühl, das sie fähig machte, das Größte zu unternehmen und zu vollbringen? das Gefühl, welches Helden schuf und Menschen in Halbgötter verwandelte? eben der Umstand, daß das größte aller Völker niemals zur Nachahmung sich herabließ. Alles war bei den Griechen ihr eigen und ging aus der freiesten Selbstentwickelung hervor: Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat und Gesellschaft, das Leben selbst und der Zweck des Lebens. Alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle sinnlichen und geistigen Begehren und Wünsche: – sie alle strebten nur nach dem Einen: Edle Menschenbildung.

Damit ist nicht gemeint, daß jedes Volk von vorn anfangen und sich auf Das beschränken müsse, was es selbst erforscht und erfunden. Wäre das, so wäre es mit Kultur und Fortschritt übel bestellt. Selbst die Griechen begangen ihren Lauf auf der Bahn der Gesittung von dem Punkte, den die Aegyptier schon erreicht hatten, und wenn nachher die Römer und alle spätern Nationen bei den Griechen in die Schule gingen, so ist dies kein Nachtheil für die Fortbildung des Geschlechts gewesen. Jeder Kulturzuwachs, den ein Volk erwirbt, soll ein Gemeingut seyn für die ganze menschliche Gesellschaft, und das Gut vermehrt sich in dem Verhältnisse, als die Zahl Derer größer wird, welche es gebrauchen. Die Gesittung soll keinem Volke, keinem Lande und keinem Stande ausschließlich leuchten, und Jeder, der Anspruch machen will auf das Prädikat human: – soll bestrebt seyn, das Licht weiter zu tragen und das heilige Feuer in immer größern Kreisen zu verbreiten. Es ist eine Mode der Zeit, von der „innern Mission" zu reden. Die wahre ist die, welche ich meine. Sie trägt kein Priestergewand und ihre Kerzen haben die kirchliche Weihe nicht. Jeder aber kann Priester seyn und Jeder ein Missionair; er kann es seyn in seinem Hause, bei seinen Freunden, in jedem Dorfe, in jeder Stadt, in jedem Lande; nah und fern, überall, wo Menschen wohnen. Diese „innere Mission" ward geübt zu allen Zeiten, und jede Stunde ist für sie die rechte. Sie hat auch Oberpriester gehabt von Anbeginn und wird sie haben in aller Zukunft. Wer sie waren? Die Edelsten und Besten: – Moses, Confuz, Homer, Solon[3680], Lykurg[3681], Sokrates, Plato, Epaminondas[3682], Numa[3683], Pythagoras[3684], Pau-

[3679] Die „Académie des Beaux-Arts" war 1803 gegründet worden und war seit 1805 im „Collège des Quatre Nations" am Quai de Conti untergebracht.

[3680] Der griech. Staatsmann und Lyriker Solon (griech. Σόλων; ca. 640–ca- 560 v. Chr.) der in der Antike unter die sieben Weisen Griechenlands gezählt wurde.

[3681] Historisch nicht belegt.

[3682] Epaminondas (griech. Ἐπαμεινώνδας; ca. 418–362 v. Chr); er gilt als der größte Staatsmann des böotischen Thebens (griech. Θῆβαι).

[3683] Numa Pompilius (angebl. 750–672 v. Chr.), der sagenhafte zweite König von Rom.

[3684] Pythagoras von Samos (griech. Πυθαγόρας ὁ Σάμιος; ca. 570–ca- 510 v. Chr.).

lus, Bonifaz, Baco[3685], Raphael, Huß, Luther, Keppler[3686], Newton[3687], Shakespeare, Montesquieu[3688], Rousseau, Franklin[3689], Washington, Schiller und viele Andere ihres Gleichen. Der größte aber heißt – **Christus**. Und diese Genossenschaft ist nicht eine ausschließliche oder geschlossene; sie öffnet ihren Kreis allen Menschen; sie fordert keine Gelübde von ihnen, sie verlangt kein Glaubensbekenntniß: sie will blos das Eine – die Bruderliebe! und für die Theilnahme an ihrem unbescholtenen Wirken lohnt sie mit den reinsten Freuden. –

Alle Anstalten in einem Staate, welche auf Verbreitung und Fortbildung von Kunst und Wissenschaft hinzielen, sind so viel äußere Merkmale seiner Gesittung. Zu den hervorragendsten gehören namentlich diejenigen Staatseinrichtungen, welche die Pflege der schönen Künste zum speziellen Zweck haben. Wo man ihnen Aufmerksamkeit widmet, wo man Kunst und Künstler mit Eifer hegt, wo man sie anwendet zur monumentalen Verherrlichung und zum Ehrenschmuck einer Nation für Begebenheiten, Dinge und Menschen: – da ist es immer ein Zeichen, daß der Staat entweder eine hohe Stufe der Civilisation wirklich einnimmt, oder doch so angesehen seyn will. Denn auch da ist nicht immer Wahrheit. Petersburg und Moskau haben Akademien so gut, wie Paris und London; aber die Russen sind dadurch um kein Haar civilisirter geworden, und jene zarten Blüthen der Gesittung sind dort ein falscher Schmuck, der Niemanden täuscht. Wahre Bedeutung und den höchsten Werth haben sie erst da, wo sie in der Gesittung des Volkes selbst Früchte hervortreiben und – wie bei den Griechen und Römern – auf die Verschönerung und Veredelung aller Lebensformen wirken.

Die Akademie der schönen Künste (*Academie des beaux arts*) in Paris ist eine Abtheilung jenes Instituts von Frankreich, auf welches die französische Nation mit Stolz hinweist, wenn sie sich unter den Repräsentanten der europäischen Civilisation zu alleroberst stellt. Kein Volk der Erde hat in der That Etwas aufzuweisen, was sich dieser grandiosen Centralisation des Ruhms und des Glanzes von Genie, Wissenschaft und Kunst an die Seite stellen könnte. Napoleon selbst rechnete es sich stets zur höchsten Ehre an, „Mitglied des Instituts“ zu heißen, und als seinem Schwerte der halbe Welttheil gehorchte, gefiel er sich in der Versammlung der Fürsten des Geistes und der Kunst auf dem einfachen Sessel so gut, wie auf dem Throne der Weltherrschaft. –

Die Pariser Kunstakademie ward unter Ludwig XIV. gegründet, und Kardinal Mazarin[3690] erbaute den Palast[3691], den sie gegenwärtig einnimmt. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: Architektur und Malerei und Skulptur. Die Theorie der Kunst lehren 12 Professoren, und in der Praxis geben die größten Meister Anleitung, während die reichen Sammlungen aller Art das Studium und die Ausbildung der jungen Künstler anregen und befördern. In den Hörsälen der *Ecole des beaux arts* (der Kunstschule) haben über 1000 Eleven Raum. Jeden Monat finden feierliche Preisvertheilungen Statt und öffentliche Ausstellungen der Arbeiten jedes Quartal. Künstler-Preisgerichte erkennen den Besten in jedem Fache den Ehrenkranz zu. Der Sieger ist berechtigt, ein Jahrlang das classische Land der Kunst,

---

[3685] Hier ist sicherlich der Franziskaner und Naturphilosoph Roger Bacon (ca. 1220– ca. 1292), bekannt als doctor mirabilis, und nicht der Karmelit und Theologe John Baconthorpe, auch Bacon, Baco, und Bacconius (ca. 1290–1347), bekannt als doctor resolutus, gemeint.

[3686] Der Astronom Johannes Kepler (1571–1630).

[3687] Der engl. Physiker Sir Isaac Newton (1642–1727).

[3688] Der Philosoph Charles-Louis de Secondat, baron de La Brède de Montesquieu (1689–1755).

[3689] Benjamin Franklin (siehe hierzu S. 386, Anm. 1092)).

[3690] Jules Raymond Mazarin (siehe hierzu S. 441, Anm. 1251); 1642 hatte Mazarin das Amt als regierender Minister übernommen.

[3691] Die Vorgängerin obengenannter Akademie, die „Académie Royale de Peinture et de Sculpture“, war 1648 gegründet, jedoch 1793 im Zuge der revolutionären Ereignisse aufgelöst worden. Das Gebäude, das die heutige Akademie beherbergt (siehe hierzu S. 1201, Anm. 3679) war von 1662 bis 1688 von Louis Le Vau (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3343) errichtet worden.

Italien, zu bereisen und in Rom seine Studien drei Jahre lang fortzusetzen: – beides auf Kosten des Staats.



LES CHAMPS ELISÉS
(Paris)

DCXX. Die Elysée'schen Felder und der Präsidentschaftspalast in Paris.

(Champs Elysées et Palais Elysée)

„Ich wollte Dich eben abholen!" rief, als ich aus der Hauspforte trat, der Maler R …, mir entgegen und hing sich an meinen Arm. „Die Republik der Ordnung[3692] hat heute Jahrtag!" Ich lächelte spöttisch. „Du lachst; aber es ist doch so. Hätten wir Republikaner die Socialisten nicht zu Boden geschlagen, so wäre Europa eine Ruine." „„Euer Sieg wird es dazu machen;"" sagte ich. Der Maler aber erwiderte: „Wenn man dem Teufel einen Finger gibt, so nimmt er den ganzen Mann. Wir wollen nicht streiten. Wir können uns doch nie verständigen in diesen Dingen. Denken wir heute blos an das Vergnügen! Ganz Paris genießt diesen sommerlichen Nachmittag im Freien."

Paris hat keinen Park wie London; keinen Prater wie Wien; keinen Thiergarten wie die Königsstadt an der Spree; es hat seine „*Champs*:" – freie, weite Plätze nämlich, bepflanzt mit Alleen, die sich in verschiedenen Winkeln kreuzen. Die Zwischenräume sind den Restaurationen, den Buden für Seil- und Reitkünste, für Panoramen, Menagerieen, Puppenspielen, Jonglerien und hundert anderen Dingen überlassen, welche die Promenirenden unterhalten und belustigen. An den Nachmittagen und Abenden der schönen Jahreszeit sind die „Champs" die Sammelplätze der Pariser Welt. Dann leeren sich Häuser und Werkstätten; ihre Bewohner ziehen aus, um frische Luft zu schöpfen und im Schatten der Bäume ihr Abendbrod zu verzehren.

Die *Champs Elysées* gelten in der Vorstellung des so leicht befriedigten und genügsamen Parisers wirklich für ein gebenedeites Stückchen Erde. In alter Zeit war's eine Viehweide. Colbert[3693] ließ den Platz ebnen und mit Bäumen bepflanzen, die zum Theil jetzt noch grünen. Die elysée'schen Felder werden auf der einen Seite von den prächtigen Kayen der Seine, auf den übrigen von dem Garten des Palastes des Elysée, von dem Concordienplatze und der prächtigen *Chausée d'Antin* umrahmt. Von den freieren Punkten hat man die imposantesten Blicke auf die Prachtpartieen der Weltstadt: die Tuilerien, den Dom der Invaliden, das Marsfeld mit der Militärschule und die zahlreichen Paläste und Brücken, welche vom *Quai Conti* bis zum *Quai d'Orsay* das andere Seineufer besäumen. Unter den Bäumen stehen unzählige Rohrstühle. Für einen Sou[3694] kann Jeder einen haben; der Pariser braucht aber immer ein Paar; den zweiten, um Füße oder Arme darauf ruhen zu lassen. Er ist luxuriös in solchen Dingen.

Wir fanden heute die „*Champs*" in Gala. Das sonnige, wonnige Wetter hatte nicht Tausende, nein, Hunderttausende hinausgelockt, und überall, auf allen Wegen und Pfaden und Rasenplätzen wogte spazieren des, geputztes Volk, oder ruhete Gruppe an Gruppe. Auf dem breiten Fahrweg difilirten [sic!] die glänzenden Equipagen, die stolzen Reiter und Amazonen. Alle Stände waren gemengt; alle Partei-zeichen an Bändern und Farben waren gemischt: nirgends eine Spur von Sonderung. Legitimisten, Bonapartisten, Orleanisten, die Republikaner aller Schattirungen, vom reinen Weiß bis zum grellsten Incarnat, spazierten Arm in Arm und verfolgten ein Ziel, das Vergnügen. Hätten die Abzeichen das politische Glaubensbekenntniß nicht verrathen, so würde es Niemanden eingefallen seyn, unter diesen friedlichen, geputzten und heitern Menschen die Zerstörer der alten Gesellschaft und die Erben der Zukunft – die Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten – zu suchen. Und doch waren sie da, und doch würde, wenn in diesem Augenblicke die Sturmglocke von Notre-Dame dem Pariser Volke das Zeichen „zur letzten Schlacht" gegeben hätte, sich im Nu diese Menschenmasse aufgelöst haben und zwei Heere wären, zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen, einander gegenüber getreten. –

Wir setzten uns im Schatten der Ulmen und ließen den Strom vorüberziehen. Mein Freund, ein eifriger Besucher der Nationalversammlung und der Klubbs, kannte fast jede hervorragende politische Persönlichkeit, und bezeichnete mir bald da bald dort eine interessante Erscheinung. „Siehst Du da drü-

---

[3692] Die vom 25. Februar 1848 bis 2. Dezember 1852 bestehende „Zweite Französische Republik".

[3693] Der frz. Finanzminister und Begründer des Merkantilismus Jean-Baptiste Colbert, marquis de Seignelay (1619–1683).

[3694] Siehe hierzu S. 1127, Anm. 3453.

ben in der prächtigen Landau den gespreizten Kahlkopf mit der stolzen Miene voller Selbstgenügsamkeit? Das ist der große Odillon Barrot[3695]! Und dort in dem Staatswagen mit den galonnirten Jägern das kleine bewegliche Männchen mit der Brille auf der spitzen Nase? Seinen Schädel deckt schneeweißes Haar; aber sein Geist ist immer noch so burschikos, wie im *Collège de France*. Er grüßt rechts und links, nur damit man ihn wieder grüße. Das ist der Agamemnon der Ordnung – Herr Arthur Thiers[3696], der, wenn einmal das Lumpenpapier 14 lange Tage säumen würde, sich mit seinem Namen zu beschmutzen, sich gewiß erschießen würde; denn schon der Gedanke, 14 Tage lang vergessen zu seyn, brächte ihn zur Verzweiflung. Beide fahren in's Elysée zum Ball des Präsidenten[3697]. – Und jener Herr da, inmitten eines Kranzes ältlicher Damen,– ich meine den Rothkopf mit der gelben Weste und dem scharf geschnittenen, edlen Gesicht, – das ist Berryer[3698], der Legitimist. Jetzt winkt er einem Herrn zu; er reicht ihm die Hand: die herrliche, hohe Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe, welcher halb an Achilles, halb an Aeschylos[3699] mahnt, die ist Lamartine. Und Der an seinem Arme – zwar an Körper weniger lang, aber um kein Haar kleiner an Geist, Charakter und Gesinnung, – dem Wissen und Weisheit aus allen Zügen sehen, – der ist Arago, der Philosoph, Mathematiker, Gelehrte, Staatsmann, der Stolz der Akademie, einst der Schmuck des Ministertisches und zu jeder Zeit, wann es gilt die Freiheit und das Recht der Nation zu vertheidigen, der erste der Volkstribunen und der geachtetste und gewaltigste." Noch Manche nannte mir der Freund – Victor Hugo[3700], Cremieux[3701] und den von allen Parteien eben so gehaßten, als gefürchteten Girardin[3702], diesen Mann, welcher schlecht, prinzipenlos [sic!] und perfid gegen alle Parteien, denen er nach einander angehörte und die er alle nach einander verließ, durch die Größe seines Talents eine Macht für sich bildet und jeden Morgen durch sein Journal, „die Presse," vor Hunderttausenden predigt. –

Wir ließen uns Erfrischungen bringen, und schon war der Vollmond hoch herauf gestiegen, als wir uns trennten. Mein Freund wollte in die Oper, und ich übergab mich einer Menschenwoge, die gegen das Elysée hinwälzte. Am Gitter des kleinen Parks, den der Präsident sich zum Privatgebrauche reservirt hat, zerschellte sie und ich richtete meine Schritte nach dem Palast hin, dessen zierliche Formen die Candelaber des Portals beleuchteten.

Vor den Pforten blieb ich stehen. Aus den hohen Spiegelfenstern strahlte es wie Sonnenglanz und warf ein blendendes, flackerndes Licht in die *Rue St. Honoré* und auf die nahen Baumgruppen. Flammen schienen auf jedem Laub zu zucken und die bunten Schatten tanzten in den Zweigen. Equipagen, an- und abfahrend, rollten und rasselten ohne Unterlaß, und beim Kerzenlicht schimmerte das Dienervolk in Gold und Silber. Das Wiehern der Rosse, das Rufen der Lakeyen, die spähenden Polizeisergeanten, die polternden Munizipalgardisten und die summenden, auf und ab wogenden Volksmassen gaben der Szene Leben und Mannichfaltigkeit. Der Abend war so schön! Am tiefblauen Himmel glänzten Orion und Siebengestirn und im Westen stand der Vollmond, an dem silberhelle Wölkchen langsam vorüberzogen. Ich blickte hinauf, weiter wurde mein gepreßtes Herz und der Alp floh von meiner Seele. Warum ärgert's dich, – rief ich mir zu, – daß Mücken spielen im Kerzenlicht? Blättere in den Leichensteinen dieses Hauses – denke seiner Vergangenheit! Und als ich das Haus wieder anblickte, lag ein Band Weltgeschichte aufgeschlagen vor meinen Augen. – Ich sah den wüsten Regenten, als er von einem Palaste des Vergnügens träumte; sah die Baumeister um ihn, sah die Mauern emporsteigen, die schlanken Säulen aufrichten, die Fenster wölben, sah alle Künste wetteifern zu seinem Schmuck, sah

[3695] Odilon Barrot (1791–1873), 1848/49 frz. Ministerpräsident.

[3696] Adolphe Thiers (1797–1877), 1830 bis 1851 und 1863 bis 1877 Mitglied des Parlaments; 1871 erster Präsident der 3. Republik.

[3697] Louis Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 1198, Anm. 3678).

[3698] Pierre-Antoine Berryer (1790–1868).

[3699] Der griech. Dichter Aischylos (griech. Αἰσχύλος; 525–456 v. Chr.).

[3700] Der frz. Schriftsteller Victor-Marie Hugo (1802–1885).

[3701] Isaac Moïse Crémieux (1796–1880), der damalige Vertreter des frz. Judentums.

[3702] Wohl der Verleger Émile de Girardin (1806–1881).

dann einziehen die erste Besitzerin, – die Pompadour[3703] – mit ihren Priesterinnen der Schönheit und Sittenlosigkeit. Ich gedachte der wilden Feste, die hier gehalten wurden, in denen der Fürst seine und des Reiches Kräfte zu gleich verschwendete; und vorüber gingen die zurückgekehrten Zeiten der Cäsaren, und mit ihnen Alles, was jene Tage befleckte. Hier in diesem Hause war der Pfuhl, in welchem zusammenfloß alles Abscheuliche; hier wurden die höchsten Beamten des Reichs, Kreaturen der Weiber und Intriguen, gemacht, um des Verderbens Saat in Gesellschaft und Staat zu tragen; hier wurden die letzten gesunden Organismen vergiftet. Und als die bodenlose Lüderlichkeit ausgespielt hatte, – da hielt der Raub seinen Einzug. Der Finanzmann und Generalpächter Beaujon[3704] speiste seine Gäste auf goldenen Tellern mit den Leckerbissen aller Länder, während seine Steuererheber der kranken Wittwe das letzte Kopfkissen pfändeten und den armen Häusler aus der Hütte warfen. Was die Verschwendung des Hofs verlangte, das drückte das fluchwürdigste Finanzsystem mit unersättlicher Gier dem armen Volke aus, und Beutelschneiderei, Ehrlosigkeit, Schelmerei und Betrug theilten mit der Monarchie das Produkt der Erpressung. – Dem Generalpächter folgte ein Oberpriester der Kirche[3705]. Es war ein Prinz von Geblüt und ein Kardinal. Der tonsurirte Fürst wälzte sich in den Lastern des Hofs, wie damals die meisten Großwürdenträger der Kirche, und er verrieth der Welt das Geheimniß, daß die Religion von ihren Wächtern nur als ein Werkzeug angesehen werde, um die Einfalt zu berücken und die priesterliche Sittenlosigkeit mit dem Mantel der Heiligkeit zu bedecken. Was damals im Elysée geschah, bereitete in Frankreich den Boden für jene materialistische Lehre vor, daß der Himmel in den Sinnen läge, die Moral in der Klugheit und die Glückseligkeit im Genuß: alles Andere aber nichts sey, als Pfaffentrug und Gaukelei. – Später, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurde der Palast den königlichen Prinzessinnen als Wohnung überwiesen. Das Königthum hielt damals mit dem erwachten Volksgeiste seine ersten Kämpfe. Polizei und Kerker, Bastille und Verbannung, Schwert und Galgen, sollten ihn überwinden. Umsonst. Der Titan war erwacht und seine Regungen füllten die Monarchie mit Schrecken.

Der gute Ludwig XVI. bestieg den Thron in so verhängnißvoller Zeit. Seine Schwester[3706], die trefflichste der Frauen, wohnte im Elysée. Ihr Rath wurde oft verlangt, und er hatte auf des Monarchen Entschluß, zur Rettung der Monarchie und des Reichs die Notabeln Frankreichs zu berufen, großen Einfluß. Die Ausführung dieses Entschlusses erhob den Widerstand des Volkes zur Berechtigung; er machte die Revolution legitim.

Und drei Jahre darauf schleppte die Revolution die Prinzessin aufs Schafott.

Das Elysée wurde Eigenthum der Nation; aber nicht diese, die Geister des Bluts und des Schreckens nahmen Besitz: Marat und seine Genossen. Bald darauf stellte der Convent seine Pressen in den Sälen auf, und Robespierre, Danton und die Männer des Bergs schleuderten von da ihre Blitze in Proklamationen und Aufrufen an die Nation und entzündeten sie zum Enthusiasmus, zum Heldenmuth, zur Raserei. – Die Kirchen wurden geschlossen, die Priester gemordet, die Guillotine gefeiert; aber auch jene Heere durch die Macht des Worts aus dem Boden gestampft, an welchen alle Armeen der verbundenen Dynastien des Welttheils zertrümmerten. Der Nimbus kriegerischen Ruhms, glänzender wie je einer gewesen ist seit der Zeit Alexanders, umstrahlte die Republik, und je mehr häusliches Glück verwüstet worden war, je trostloser und öde es in den innern Angelegenheiten des Reichs aussah, je höher schätzte die Nation das Eine, das ihr als Ersatz für alles Verlorene geboten wurde. „*Gloire*“ wurde der Abgott, den ganz Frankreich verehrte, und als er in Bonaparte den vollkommensten Ausdruck gefunden hatte, da mußte es diesem klugen und großen Mann leicht werden, den Ruhm über die Freiheit zu stellen und über die Republik – sein Ich.

Nun kamen die Männer des Schwerts und hielten Einzug in das Haus des Schicksals. Bonaparte wies die Pressen fort; er bedurfte ihrer nicht. Für das Talent und Wissen öffnete er andere Wirkungskreise. Das Elysée wurde Eigenthum Murat's, seines Schwagers, dem er es geschenkt hatte.

[3703] Jeanne-Antoinette Poisson, dame Le Normant d'Étiolles, marquise de Pompadour, duchesse de Menars (1721–1764); sie war eine Mätresse des frz. Königs Ludwig XV. (siehe hierzu S. 1108, Anm. 3368).

[3704] Nicolas Beaujon (1718–1786).

[3705] Historisch nicht verbürgt.

[3706] Élisabeth Philippine Marie Hélène de Bourbon (1764–1794; hingerichtet).

Napoleon ordnete das Planetarium seiner Herrschaft. Als er damit fertig war, verlangte er eines Tags den Palast von Murat wieder. Murat zog aus, – Napoleon zog ein mit Josephinen[3707].

Bonaparte, der hohe, einfache Mensch war untergegangen im Napoleon, dem Imperator und Halbgott; von Schlacht zu Schlacht, von Eroberung zu Eroberung eilend, kaltblütig das Leben und Glück von Millionen opfernd, niedertretend die Völker, Reiche bald zerstörend, bald aufrichtend, wie es seinen Planen gefiel, – war sein Herz allen zartern Gefühlen entfremdet worden. Zuletzt wendete sich seine frevelnde Hand auch gegen den Schutzengel selber, der ihn von den untersten Bahnen bis zur Oede und Höhe des Kaiserthrones begleitet hatte. – Marie Louise[3708], die Habsburgerin, die Beute eines Feldzugs, führte der Tyrann als Kaiserin in's Elysée, und die edle Josephine ward verstoßen. – **Damit** war das Maaß seiner Schuld voll, die Vergeltung begann ihr Werk. Angeschmiedet an den Montserrat mit dem einen, an den Ural mit dem andern Arme, war dem Titan die Kraft genommen. Baylen, Moskau, Leipzig, Paris, Elba – waren die Stationen auf dem Passionsgang des Korsen von dem höchsten Gipfel irdischer Macht bis zum Sturze. Die Alliirten zogen in Paris ein; Baschkiren und Kosaken standen Wache in den Gängen des Elysée; Kaiser Alexander[3709] von Rußland hatte es sich zur Wohnung gewählt. – Nach ihm kam die Restauration. Von den Monumenten und Palästen verschwanden die Insignien des Kaiserreichs, und an ihre Stelle traten die königlichen Lilien. Das Elysée wurde eine Residenz der Bourbonen. Was die Revolution übrig gelassen hatte von den alten Adelsgeschlechtern, sammelte nun das Königthum um sich; die Ehrenträger des Kaiserreichs wurden mit Hoffähigkeit begnadigt und die Wände errötheten nicht, als jene Marschälle, welche an der Seite ihres Alexanders drei Welttheile mit ihrem Ruhm beschrieben und auf jeder Seite der neuern Geschichte die Unsterblichkeit zurückgelassen hatten, im Hofkleide vor den schwachen Schößlingen eines morschen Königsstammes die Kniee beugten. Die Bourbonen selbst hatten im 25jährigen Exil nichts gelernt und nichts vergessen, und die Nation fühlte die Schmach solcher Herrschaft. Da schüttelt plötzlich der Adler auf Elba seine Fittige, und von ganz Frankreich mit Jubel empfangen, zieht Napoleon in Paris ein an der Spitze der Armeen, die ausgesandt waren, ihn zu vernichten. Noch einmal träumte der Korse im Elysée von Welteroberung und Unterjochung. Es war zum Letztenmale! Von Waterloo nach St. Helena war nur ein Wurf des Schicksals. – Die zweite Restauration schenkte das Elysée dem Herzoge von Berry[3710], und als dieser Fürst gefallen war vom Dolche des Mörders, kam der Palast, als Erbstück, an den Herzog von Bordeaux[3711]. – Das Jahr 1830 brachte die Julitage. Der Thron der ältern Bourbons wurde vom entrüsteten Volke zerbrochen, – und mit dem Reiche ward auch das Elysée dem schlauen Orleans gegeben. Die Pflastersteine hatten Louis Philipp erhoben. Er verleugnete seinen Ursprung und – die Pflastersteine forderten seinen Erstgebornen[3712], die Pflastersteine warfen sein Haus ein wie ein Kartenhaus und jagten seine Sippschaft aus dem Lande. Aus dem *Elysée Bourbon* machte die Republik *Elysée National*! aber damit die Farce der Tragödie auf dem Fuße folge, so wurde bei der ersten Ausübung des allgemeinen Stimmrechts von dem republikanischen Frankreich der verächtlichste aller Abenteuerer, der Prinz Louis Napoleon, zur höchsten Würde und Macht im Staate erhoben und ihm das Elysée zur Amtswohnung überwiesen. Da studirt nun der kleine Vetter die Rollen „des großen Onkels" ohne Unterlaß, und es gibt nicht Wenige, die wirklich glauben, daß es dem Wichte noch möglich seyn werde, die Herkulesarbeiten eines Heros zu wiederholen. Sie sehen

---

[3707] Joséphine de Beauharnais geb. Marie Josephe Rose de Tascher de La Pagerie (1763–1814), seit 9. März 1796 in zweiter Ehe mit Napoléon Bonaparte verheiratet; sie wurde von diesem am 2. Dezember 1804 in Paris zur Kaiserin gekrönt. Die gesetzl. Scheidung erfolgte am 15. Dezember 1809, die kirchl. Eheannulierung am 9. Januar 1810.

[3708] Marie-Louise von Österreich (frz. Marie-Louise d'Autriche; 1791–1847), seit 1. April 1810 die zweite Ehefrau von Napoléon Bonaparte.

[3709] Alexander I. Pawlowitsch (russ. Александр I Павлович; 1777–1825), seit 1801 Kaiser von Rußland, seit 1815 König von Polen und seit 1809 erster russ. Großfürst von Finnland.

[3710] Siehe hierzu S. 1152, Anm. 3545.

[3711] Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné de Bourbon-Artois, duc de Bordeaux, comte de Chambord (1820–1883).

[3712] Siehe hierzu S. 1090, Anm. 3334.

hinter dem Elysée nicht das Blutgerüste, sondern die Tuilerien; sie sehen in den albernen, kleinlichen Experimenten zur absoluten Herrschaft nicht das Aufstacheln der wilden Geister der Anarchie und des Umsturzes; sie sehen in jenem Menschen noch etwas Anderes, als das blinde Werkzeug des vergeltenden und rächenden Gottes; sie sehen in ihm mehr, als den Statisten des Schicksals, dem geboten ist aus der Verborgenheit zu ziehen an's helle Tageslicht die gänzliche Zerrüttung, Unheilbarkeit, Unzulänglichkeit und Ohnmacht der alten staatlichen „Ordnung." Die Zeichen reden. Louis Napoleon wird der Todtengräber der Gesellschaft seyn; sein Gräberlohn aber das Schafott oder die Laterne. –

So waren die Insassen des Elysée an mir vorüber gezogen! Jeder hatte eine Zeile oder ein Blatt Weltgeschichte geschrieben. Doch wie wenige unter ihnen leuchten als große Geister, und Menschensonnen, die mit ihren Strahlen Jahrtausende erwärmen, sah ich keine. Die meisten präsentirten sich als Mephistophelesgestalten, welche die wuchernde Saat ausgestreut haben, aus der sich jene Kräfte der Zerstörung entwickelten, welche, drängend von Umsturz zu Umsturz, erst im Chaos verenden werden.

Ergriffen von diesem Gedanken, sah ich gen Himmel. Noch glänzten die Sternbilder im Aetherblau, und der volle Mond sah heiter und still heraus zwischen goldumsäumten Wolken. Der Engel des Friedens schien zu kosen mit der dunkeln Erde und mir war's, als hörte ich ihn flüstern: Stürme reinigen die Völker; wenn aber vor den Stürmen Millionen fliehen, sind diese darum unglücklicher? wenn der Schrecken ganze Völker zum Wandern spornt und hinüber führt in die neue Welt, in die weiten ruhigen Länder voll Licht und Aerndten, ist das für die Menschheit ein Verlust? –

Ich wollte den Gedanken weiter ausführen; da faßte eine warme Hand die meinige: – es war Savoy's. „Ich bin zur Soirée des Präsidenten geladen und habe eine Karte an einen Freund zu vergeben. Du warst nicht zu Hause. Begleite mich ins Pandämonium!" sagte er scherzend. Und wir gingen in den Palast.

Pracht empfing uns; Pracht, wie ich nie gesehen. Die Republik trug gleichsam schon den Kaiserornat. Die Säle waren auf das herrlichste dekorirt und in Feengärten verwandelt. Die Erleuchtung blendete das Auge und der Glanz nahm die Sinne gefangen. Musik schmetterte aus allen Räumen und jeder ward von Tänzern durchflogen, zwischen denen die Gruppen reicher, besternter Uniformen und der in Juwelen, schimmernden Damen sie auf und abwogten. Genie und Talent, Wissenschaft und Kunst erkannte man an dem einfachen schwarzen Kleid; sie verloren sich in den glänzenden Zirkeln. Diener in strahlenden Livréen trugen Erfrischungen auf silbernen Platten umher, und reich aufgeschirrte Jäger kredenzten den Damen während der Pausen des Tanzes. Der Präsident als Festgeber, ging von Saal zu Saal, ein, zwei, drei Worte Jedem spendend, nach der Weise, wie es sein Ohm gethan. Er trug die Generaluniform der Pariser Nationalgarde, und an seinen Fersen hing, sich der Queue[3713] seiner Getreuen: zunächst die fahrenden Ritter des Elysée, die einstens ihrem Kaiser im Herzogskostüm zu dienen hoffen, – sodann die alten Haudegen der großen Armee, einige Minister und Gesandten, und allerhand ächte und gemachte Orientalen in ihren glänzenden Costümen: Spahis, algierische Offiziere und arabische Häuptlinge in Bournous. Der kleine Vetter spricht schlecht, folglich spricht er lieber gar nicht. Selten blieb er stehen, um irgend einer Celebrität einige Worte mehr als den Andern zu sagen. Die unansehnliche Figur ward durch keinen geistigen Ausdruck gehoben; er sah abgemattet, fast abgestumpft aus. Als erster Magistrat eines großen Freistaates sollte er Ehrfurcht einflößen, als Gewalthaber und Aspirant zum Imperator imponiren: – er that weder das Eine, noch das Andere.

In jedem Saale schien sich der Kometenschweif hinter ihm zu vergrößern. Selbst Damen von hohem Range verschmähten es nicht, ihren Cicisbeo[3714] am Arm, in die Reihe zu treten. Das Ganze erinnerte an die Feste, welche in diesen Sälen Ludwig XV.[3715] am Arm der Pompadour feierte, und an Glanz gab die Soirée der Republik der des Königthums sicherlich nichts nach. Die bunten Lampen, die strahlenden Girandolen[3716], welche ein farbloses Sonnenlicht auf Dinge und Menschen warfen, die köst-

---

[3713] Frz., Schwanz, Schweif; hier im Sinne von Gefolge verwendet.

[3714] Ital., eigentl. galanter Höfling, hier jedoch – wie stets im Zusammenhang mit Frauen – im Sinne von Galan, Liebhaber verwendet.

[3715] Siehe hierzu S. 1108, Anm. 3368.

[3716] Siehe hierzu S. 1162, Anm. 3570.

lichen Erfrischungen, welche mehr aufregten, als abkühlten, die Wohlgerüche der tausend Blumen und Essenzen, das dichte Gewühl der Gäste, – Alles zusammen machte das Klima in den Sälen zu einem tropischen, und eine lechzende Glut erfüllte Jeden, der in diesem Treibhause voll Lust und Genuß eine längere Zeit verweilte. Das Summen und Brausen der Conversation war so groß, daß, um sich den Zunächststehenden hörbar zu machen, Jeder mit lauter, erhobener Stimme sprechen mußte. – Wie die Stunden fortrückten, steigerte sich die allgemeine Aufregung. Diamanten, Gold, Flitter, kostbare Stoffe, Federn von Vögeln aller Zonen, Perlen, Sammt und Seide, blitzende Armbänder, strahlende Diademe, Blumen aus Juwelen, alle Zauberschöpfungen der sinnreichsten Toilettenkünste, glänzende Stickereien, schöne Füßchen, die kostbarsten Spitzen: kurz Alles, Alles, was Phantasie, gewählter Geschmack und verschwenderischer Luxus nur Reizendes, Schönes und Neues zu schaffen vermag, wogte um den Blick des Zuschauers wie Gebilde eines Feenmährchens. Aber selbst an diese Säle des rauschenden Vergnügens klopfte leise, wie ein ungeladener Gast, das – Elend. – Ein Paar verschleierte Damen standen an einem Pfeiler und vor ihnen stand eine silberne Schüssel. „*Pour les malheureux, s'il vous plait*!“[3717] mahnte ihr Flötenton die Vorübergehenden; Viele gingen und hörten es nicht! Ich legte meine Banknote hin und trat erschüttert von dem Kontrast und den Vorstellungen, die sich daran knüpften, in die nächste Fensterbrüstung. – Mein Blick flog über die elysäischen Felder hin auf die Vorstädte, wo das Elend wächst in grauenvollem Grade, und Verzweiflung und Communismus an seinen Brüsten saugen; denn die Arbeit stockt, weil das Vertrauen auf die Zukunft fehlt und das Geld aus den Gewerben in die Keller der Bank sich verkriecht, oder, nach dem Beispiel des Elysée, dem Börsenspiel sich hingibt. Was kümmert aber das die höhern Kreise? Das vornehme Paris tanzt, die Salons glänzen, die Theater füllen sich: mögen die Faubourgs hungern! Die Erde zittert vom Grollen der unterirdischen Mächte: die große Gesellschaft macht Karneval trotz dem und begräbt jeden sorglichen Gedanken im Rausche der Freude. In dieser, von flackernden Gasflammen erleuchteten, prächtigen ***Rue St. Honoré*** floß das Blut in Strömen und die Wasser des Himmels haben die Spuren auf dem Pflaster noch nicht ganz vertilgt. Aber nur das Volk hat dafür Augen und Gedächtniß, und – das Volk liegt in Ketten. – Dennoch will von der Gewalt die Furcht nicht weichen. Mit Erstaunen wurde ich gewahr, daß die Volksmassen, die noch vor ein paar Stunden hin und her wogten, gänzlich verschwunden waren. An ihrer Stelle gingen Polizeisergeanten Arm in Arm auf den leeren Trottoirs, von fern glänzten Bajonnette im Lampenschein, und auf dem Platze vor dem Palaste selbst standen zahlreiche Gruppen gesattelter Pferde und Krieger im Cuiraß mit hohem Helmbusch. „Das böse Gewissen in diesem Hause des Schicksals hatte allezeit Argwohn,“ – dachte ich, und auf die Tanzenden sehend, fiel mir Salvandys[3718] Wort an Louis Philipp kurz vor seinem Sturze ein: – „wir tanzen auf dem Vulkan.“[3719]

Fanfaren schmetterten! – Meine Aufregung war so groß, daß sie mir die Sinne verwirrte. Mir war's, als hörte ich den Posaunenschall des letzten Gerichts! Ich fühlte den Boden wanken unter meinen Füßen. Ich eilte aus dem Palaste. Da stand ich vor den stählernen Cuirassiren, welche an den Seiten ihrer Rosse ihre Cigarren schmauchten. Die glänzenden Kriegergestalten kamen mir vor, wie lauernde Mörder, das Volk zu schlachten. Ich beflügelte meine Schritte. Immer wieder traf ich neue Soldatengruppen, Infanterie und Kavallerie, und an der Mündung der *Rue d'Anjou* drohten die Rachen aufgefahrener Geschütze. Wo ist das Volk hin, stammelte ich, – das unterdrückte, aufgewühlte, betrogene, vom Zorn entflammte? Warum ist's geflohen vor der herausfordernden Gewalt? Warum nimmt's den angebotenen Kampf nicht auf? – Da rief's: „Die Zeit ist noch nicht reif.“

Und die Fanfaren brausten wieder und ich entfloh dem Jubel des Palastes bis auf den Bastillenplatz. Dort blinkte die Juliussäule im Mondlicht, wie der bleiche Geist der Gemordeten, und um die Katakomben der Märtyrer hingen zehntausend Kränze, und hungerndes, lumpiges Volk stand um das Gitter und hütete die Gruft seiner Heiligen und Helden. Mir schwoll das Herz. Dort im Palaste des

---

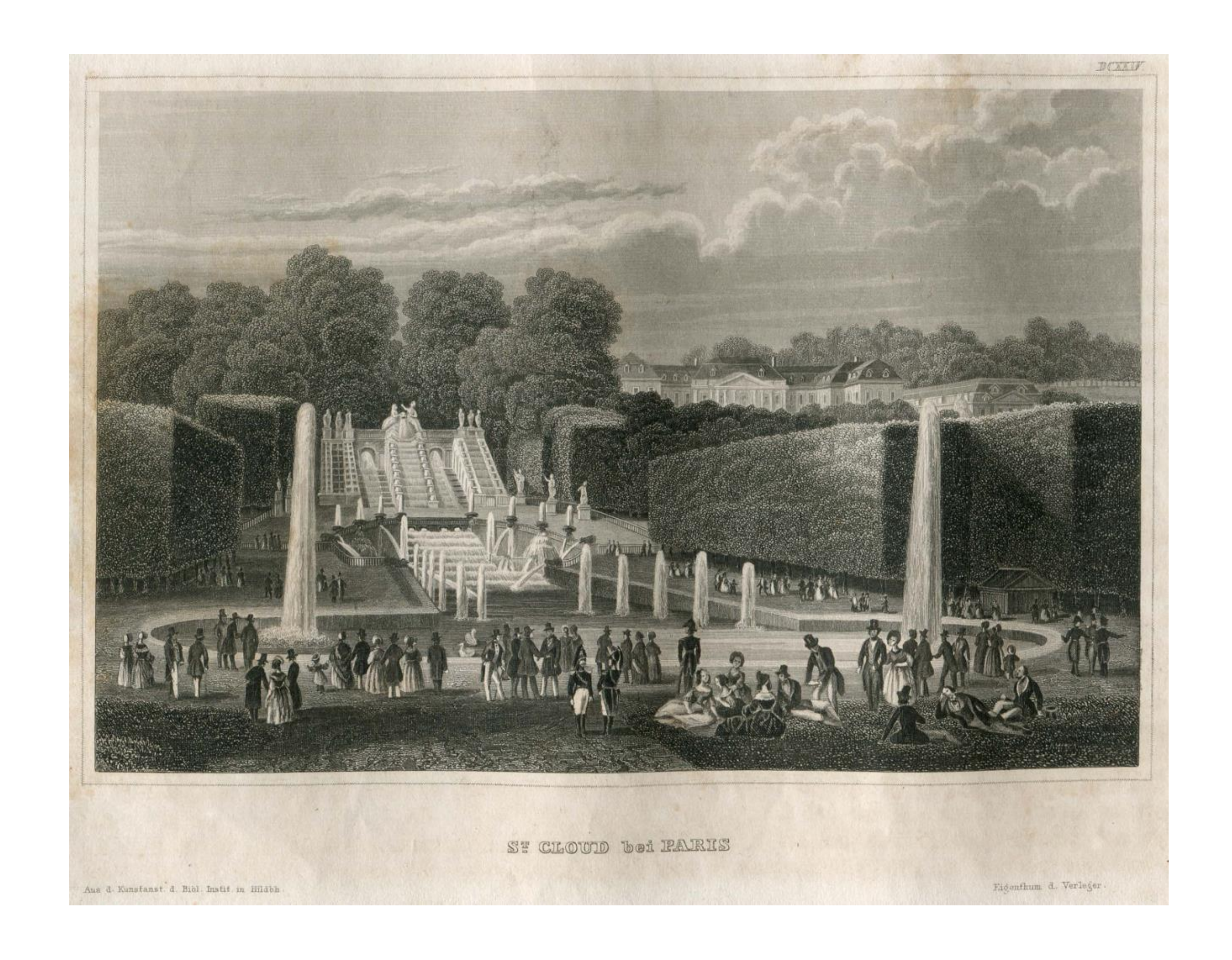
3717 Frz., „Für die Unglücklichen, bitte!“

3718 Der ehem. frz. Bildungsminister und Diplomat Narcisse-Achille comte de Salvandy (1795–1856).

3719 « C'est une fête toute napolitaine, monseigneur; nous dansons sur un volcan. », Ausspruch Salvandys (s. o.) gegenüber Louis Philippe d'Orléans dem späteren Bürgerkönig (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331), auf einem Ball zu Ehren des Königs beider Sizilien Franz I. (ital. Francesco I delle Due Sicilie; 1777–1830) am 31. Mai 1830, also nur wenige Wochen vor Ausbruch der Pariser Juli-Revolution.

Präsidenten die Blumengewinde der Tropengewächse aus dem Treibhause, und hier am Grabe des Volks die Cypressenkränze, welche Verehrung und Liebe zum Opfer brachten. Ich warf einen Blick nach dem Elysée hin; eine rothe Dampfwolke, wie sie über einem brennenden Dorfe schwimmt, bezeichnete seine Stelle. „Sie leuchtet euerem Untergang,“ dachte ich, und sah die Säule an. Auf der Spitze derselben schimmerte die Viktoria, des siegenden Volks Symbol, im Mondlicht. Neben mir aber stand eine schwarze Frauengestalt und drückte das gebeugte Haupt gegen das harte, kalte Eisengitter. Ein tiefer Seufzer wand sich aus dem martervollen Herzen. Regungslos stand sie, ein Bild des Grams und der Verlassenheit. Ich bückte mich zu ihr nieder und sagte leise: Weib, hoffe! es lebt ein Gott! – Sie wendete das Haupt, blickte mich an mit verworrenem Auge und rief: „O Herr, o Herr! Hier unten schläft mein Gatte mit meinen zwei Söhnen! und ich elendes Weib, ich lebe noch und die Republik läßt mich darben.“ – Als käme aber plötzlich der weichere Schmerz in ihre Seele, setzte sie, mit gefalteten Händen auf die Kniee sinkend, hinzu: Gott, Gott! vergib! laß mich leben um meiner Tochter willen! – Ich legte der Wittwe ein Goldstück in den Schooß und die Hand auf die Schulter und sagte leise zu ihr: Hoffe! –

Wann werden die Todten des Bastillenplatzes auferstehen und die bleichen Gerippe die Freudenglocke läuten? – Heute? Morgen? Uebermorgen? –



St. CLOUD bei PARIS

DCXXIV. St. Cloud[3720].

Welch ein Bild der erhabene Mensch! Verweile betrachtend,
Mit dem Blick des Gemüths schaue bewundernd ihn an.
Sieh'! er kämpfet die Kämpfe der Leidenschaft, bändigt die Stürme
Jedes mächtigen Triebs, jedes empörten Gefühls.
Nicht beugt den Helden die Last der aufgebürdeten Leiden,
Selbst nicht der spottende Blick, selbst nicht das Lachen des Hohns;
Alles erträgt er mit würdiger Kraft und mit Adel der Seele;
Wenn die Welt ihn verläßt – stützt er sich stolz auf sich selbst! – –[3721]

In der Idee von Gott geht alles Erhabene auf; in der Idee des Unendlichen versinkt alle menschliche Größe. Klein und ohnmächtig sehen wir uns der Allmacht gegenüber; doch hat ein solches Erkennen nichts Niederdrücken des: wir fühlen uns vielmehr aufgerichtet durch die Fähigkeit, das Unendliche denken und Gottes Größe fassen zu können in seinen Werken. Also entsteht das Gefühl des Erhabenen, jene Empfindung, vor der sich. Alles in Höhe und Tiefe, in Himmlisches und Irdisches scheidet. – Die sichtbare Ordnung in dem unermeßlichen Weitgebäude, die Bahnen, welche die Trabanten der Sonne in der Wüste des Aethers beschreiten, der Sternenhimmel als Bürge unserer Unsterblichkeit, – alle diese erhabenen Gegenstände betrachten wir mit einem unaussprechlichem [sic!] Vergnügen, dessen die Seele nicht satt werden kann. Wir empfinden über jede Erscheinung des Allgewaltigen und Allweisen ein Entzücken, vor dem das Mißvergnügen über unsere eigene Kleinheit und Schwäche verschwindet.

Wie in der Natur, so ist's in der sittlichen Welt. Ein wahrhaft großer Mensch, in welchem der göttliche Funke ausgeprägt ist durch Genie und Tugend zum Heros, füllt unsere Seele mit Schauern der Verehrung, der Freude und des Stolzes. Das Gefühl der eigenen Winzigkeit, solchen Menschen gegenüber, hat nichts Entmuthigendes; vielmehr weckt es ein Hochgefühl; denn in dem Gegenstand unserer Bewunderung sehen wir doch immer die Gestalt eines Menschen; wir sehen gleichsam unser Ideal verwirklicht. Wir blicken hinan zu dem hohen Sterblichen und messen den Abstand, und so groß er ist, so finden wir ihn doch endlich und innerhalb der Erreichbarkeit menschlicher Fähigkeit. Wir sehen gleichsam einen Vermittler zwischen Gott und dem Göttlichen in uns; er ist die Kerze, an der sich edle Gedanken entzünden; er gibt uns das Licht zur Orientirung in einer Welt von neuen Begriffen; er ist der Wecker hoher Gesinnung und steht als glänzendes Vorbild, würdig der Nacheiferung, vor unserer Seele. Ja, auf ganze Völker übt ein solcher Mensch oft einen fast überirdischen Einfluß. Er wird im Volksbegriff zum mythischen Wesen, und die Bewunderung und Verehrung steigern sich zum Kultus. Der Glaube, daß ein Heros dieser Art wirklich göttlicher Natur sey, oder doch unter Gottes unmittelbarem und speziellem Schutze handele, daß Alles, was er thue, vortrefflich sey, vollkommen und beseligend, erfaßt oft Millionen und wird unaustilgbar. Die Völker sagen von ihm: Er will, und es wird; er gebeut, und es steht da! Und ein solcher Mensch, der getragen wird von einem solchen Glauben, der kann auch das Größte wagen, und es wird gelingen; der kann Wunder thun wollen, – und Wunder werden geschehen. – Ein solcher Himmelsgeist: –

„Der aufwärts steigt,
Der über die Gedanken
Gebückter Seelen geht,"[3722]

[3720] Das Schloß brannte während des deutsch-französischen Krieges am 13. Oktober 1870 bis auf die Grundmauern nieder; der Brand war allerdings durch frz. Artilleriebeschuß verursacht worden.

[3721] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[3722] Frei zitiert aus Martin Opitz' (1597–1639) Gedicht „Lob des Krieges-Gottes": „Ein Sinn, der Feuer hat, der über die Gedancken \ Gebückter Seelen geht […]" in „Des berühmten Schlesiers Martini Opitii von Boberfeld / Bolesl. Opera Geist- und Weltlicher Gedichte / […]. Die neueste Edition" (Breslau: J. Fellgibel 1690), S. 90.

kennt aber auch stets seine Kraft und seine Regionen. Aus diesen herab wirkt er gewaltig, erleuchtend, befruchtend, bildend, beherrschend auf die Tiefe. Während der niedere Mensch immer nur Kleines denkt und strebt; während dieser mit den größten Mitteln nur wenig wirkt oder nichts: schafft der große Mensch Wunder mit der bloßen Idee und richtet mit Wenigem Unglaubliches aus.

Die fernsten Ziele sieht er nahe liegen,
Die kleinen Menschen unerreichbar scheinen;
Er schwingt sich auf, den Himmel zu erfliegen,
Er taucht hinab im Brunn der Morgenröthe,
Er schiffet mit der Wolken Sturmesflug,
Und Menschen, Geister und Dämonen sind
Die Diener seines Genius. Die Zukunft
Liegt aufgerollt vor seinem Adlerblick,
Und nach des großen Weltenordners Vorbild
Bringt er Gestalt und Regel in das Chaos. –
Doch am erhabensten und größten ist der Held,
Wenn Stürme heulen über seine Schöpfung,
Wenn unter seinem Bau der Abgrund bebt;
Wenn die gewalt'ge Hand des Schicksals ihn
Im Nu vom Gipfel in die Tiefe schleudert.
Dann zeigt der große Mensch sich wahrhaft als
Ein Wesen, angehörend höh'rer Ordnung;
Er richtet größer sich vom Sturze auf,
Und herrlicher denn früher steigt empor
Sein Werk zu seinem Ruhm und Gottes Ehre.[3723]

Es gibt aber auch große Menschen anderer Art, deren Größe sich als ein Dualismus darstellt; neben der Ehrfurcht flößen sie Schrecken ein. Diese sind weit häufiger, als jene hohen Gestalten, welche wie Sendlinge Gottes von Zeit zu Zeit über die Erde wandeln, und deren Wirken im Gedächtniß der Menschen in Verehrung und Liebe fortlebt. Wie die hoch aufstrebenden und drohend überhängenden Wände einer Felsschlucht, wie die Vulkane in ihrer zerstörenden Herrlichkeit, wie die Stürme in ihrer verwüstenden Kraft, wie der Strudel, der Schiffe verschlingt, wie die Brunst, welche Städte verheert, Bewunderung und Schrecken zugleich einflößen, so jene Menschen, in deren Seele das Göttliche mit dem Dämonischen streitet und diesen Kampf offenbart in ihrem irdischen Wirken. Die Kriegshelden und Eroberer, welche seit 6 Jahrtausenden durch die Geschichte gehen, gehören fast ohne Ausnahme in diese Kathegorie. Ein Alexander, ein Cäsar, ein Karl der Große werden zwar immer Ehrfurcht erregen durch ihre geistige Größe; aber in die Bewunderung ihrer Thaten mengt sich der Schrecken. Man betrachtet sie mit dem Wohlgefallen, mit dem man das stürmende Meer betrachtet, das Wellen auf Wellen thürmt und die Gestade zittern macht. Man hat Lust an dem Ungeheuern ihrer Kraft und man findet einen Genuß in der Erschütterung der Seele, die sie hervorbringt: aber von der Freude und Seligkeit, mit denen wir jene makellosen Auserwählten Gottes betrachten, geben sie keine Ahnung.

Der jüngste in der glänzenden Reihe der Helden und Eroberer war der kleine Mann, welcher vor einem Menschenalter in diesem Garten wandelte und da so oft die Loose warf über das Schicksal von Reichen und Völkern. – St. Cloud und Napoleon sind so unzertrennliche Begriffe, wie Olymp und Zeus. Napoleon war damals auf dem Gipfel seiner Macht. Von St. Cloud aus herrschte der Imperator im Styl des alten Roms; hier entwarf er die großen Pläne für die Verherrlichung Frankreichs und für die Unterjochung der Welt. Auf den einsamen Gängen im Park v. St. Cloud war es, wo er die Ruhe fand zu den Betrachtungen des Philosophen, Gesetzgebers und für jene Werke der tiefen Staatsweisheit, welche sein Haupt noch mit Glanz umgeben werden, wenn alle seine Triumphbögen und Siegessäulen von der Erde verschwunden sind. Von St. Cloud datiren jene Dekrete, welche die Staats-Verwaltung

[3723] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

gänzlich neugestalteten und ihren Getrieben jene einfache Konstruktion gaben, die nie übertroffen werden kann; – in St. Cloud ordnete er, nach Aussöhnung mit dem Papste, die Verhältnisse der Kirche und machte aus ihr, der Widerstrebenden, die Dienerin seiner Macht und das stärkste, mächtigste Werkzeug seines Willens; von St. Cloud aus regelte er die Erziehung des Volks, freilich als Kaiser und Herr, nicht als des Volkes Freund; nicht zum Dienste der Humanität, sondern zum Dienste der Selbstsucht; nicht zur Freiheit, sondern zur Sklaverei: – zur Heranbildung eines Geschlechts, das gehorchte aus Gewohnheit und des Bürgers Würde und Selbstbewußtseyn kaum dem Namen nach kannte.– Von St. Cloud aus ordnete er auch die Rechtspflege seines weiten Reichs. Er gab ihr Gravität und Würde zurück, stellte den Richterstand auf den Kothurn, und indem er dem Prozeßgang Festigkeit, Einfachheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit verlieh, wurde er der Wohlthäter des Reichs, das ihm gehorchte. Damit aber die Unabhängigkeit der Richter nicht ein drückendes Band werde für seinen Despotismus, so schuf er gleichzeitig jene furchtbare Polizeigewalt, die alle Fäden des öffentlichen Lebens in ihrer Hand hielt und, seines Winkes gewärtig, stets bereit war, den imperatorischen Willen in den fernsten Winkeln seines Reiches zur That zu machen. Wie ein Netz breitete Napoleon sein Polizeisystem über das Land, und ein Stern von Telegraphenlinien, welche in St. Cloud ihren Mittelpunkt hatten, gab seinen Befehlen die Aktion des Blitzes. – Auch das Beamtensystem reformirte er völlig, und durch konsequente Abstufung und Centralisation machte er die Staatsdienerschaft zu willenlosen und zuverlässigen Vollstreckern seiner Befehle. – Eben so wandelte er die Finanzwirthschaft ganz um; sie war ein Chaos geworden; er vereinfachte sie und ordnete sie. Napoleon wirthschaftete mit dem Volksvermögen wie ein sparsamer Haushalter, und mit einem Budget, das kaum ein Drittel der Summe erreichte, welche der König des Friedens, Philipp von Orleans, durch sein Regiment verschlang, schuf der große Mann sich die Mittel, den halben Welttheil zu erobern, und gleichzeitig jene Werke des öffentlichen Wohls zu bauen, welche Mit- und Nachwelt anstaunen. Aber so haushälterisch er mit dem Gelde seiner Völker umging, so verschwenderisch war er mit ihrem Blute. Napoleon nahm davon, so viel ihm gelüstete, und so viel seine Pläne forderten mußte ihm gegeben werden. Seine Dekrete aus St. Cloud vollendeten das Conscriptionssystem, und nie hat die Erde ein wirksameres Instrument für den Krieg gesehen, als dieses. Die Blüthe der Nation gehörte den Schlachtfeldern. Sie zog, von dem Geiste des Ruhms voll bis zur Trunkenheit, in die fernen Länder, wo Sieg und Tod ihrer harrten, wie zum Tanze. Die ganze Summe dieses Wirkens verlieh aber seinem Reiche eine Staatseinheit, stärker als jemals von einem Monarchen eine erdacht worden war. Fortan ward für Napoleon das Werk der Eroberung leichter. Manche harrten des Angriffs nicht und taumelten ihm von selbst in den Rachen; Andere überwand die List; die Starken aber warf er nieder in einer Reihe von Schlachten, und vor seinem Schwert und seinem Genie zerstob aller Widerstand wie leere Spreu. Bald gab es nichts mehr zu überwinden auf dem Continente des Welttheils; die Nationen lagen gefesselt, und Karls des Großen Reich war wieder neu geworden! Von den dalmatischen Küsten bis zu den Pyrenäen, und von der Ostsee bis zu Neapels Golf herrschte Napoleons Hand mit unumschränkterer Gewalt, als je ein Fürst des Alterthums geübt. Seine Völker waren willenlose Werkzeuge; seine Bundesgenossen trugen das Zeichen der Dienstbarkeit, und als Preis dafür, daß die Fürsten die Unabhängigkeit dem fremden Joch hingegeben, wurde ihnen nachgelassen, Tyrannei zu spielen mit ihren eigenen Völkern. Und sie, die aus den Händen des Gewaltigen Krone und Szepter hingenommen als Kaufpreis der Unterwürfigkeit, gingen nun zu Hof in St. Cloud und nahmen die Erniedrigung und den Hohn freiwillig in den Kauf, als hätten sie am vollen Maß ihrer Schmach noch nicht genug! Wer da nachschlagen möchte in dem Tagebuch dieses Schlosses, in welchem die schmutzigsten Blätter deutscher Regentengeschichten eingebunden sind! wer jetzt noch erzählen möchte, wie sich damals die neuen Souveräne, angethan mit den Lappen, die der Mann der Insel ihnen aus dem zerrissenen Reichsmantel zugeworfen hatte, sich in den Vorzimmern des Imperators geberdeten und wie dieser sie behandelte! Wie ein persischer Gesandter einst ein Vierteldutzend deutsche Hoheiten für Kammerdiener ansah und ein anderes Mal der Leib-Mameluck einen König fortbeschied mit den Worten: „Der Kaiser befiehlt, daß der wartende deutsche Herr morgen wieder zufrage; morgen; morgen früh eilf Uhr!“ Wir Alten haben ja diese Zeit der Schmach selbst durchgelebt und erinnern uns Alle noch der Rollen, welche deutsche Dynastengeschlechter damals gespielt haben. Ja, wir werden es nie vergessen, wer dem Corsen die Stücke der zerbrochenen Kaiserkrone abgehandelt hat und womit man sie bezahlte! Wir werden es nie vergessen, wer die waren,

die in den deutschen Ländern vom Mechanismus des Kaiserreichs so viel ein führten, als nur möglich war; wie sie durch die Conscription das deutsche Volk blutzehnteten, um dem fremden Moloch Opfer zu bringen und um ein eisernes Band über alle treibenden Volkskräfte zu schlagen; wie sie den unbedingten Gehorsam zur Militärehre ausprägten und die Heere selber zu Institutionen der unbeschränkten Fürstengewalt erniedrigten; wie sie die Beamtenschaft dressirten zu einem zweiten Friedensheere, den Staatsdiener in Uniform steckten, ihn militärisch disciplinirten und, ihn gliedernd von Staffel zu Staffel und Rang zu Rang, daran gewöhnten, im Fürstenwillen die einzige Quelle seines Sollens zu suchen; wie Alles, was dem System des Despotismus hindernd entgegentrat – die Tradition von Stammes Art und Sitte, das örtliche und provinzielle Recht, die Freiheiten und Privilegien von Ständen und Körperschaften, die Macht des Herkommens und der Gewohnheit, der Stolz selbstständiger und unabhängiger Gesinnung, – bekämpft wurde fort und fort, damit man ausrotte alle Kraft des Widerstands; wie endlich alles Regieren darauf hinausgegangen war, die Massen zu conglomeriren in ein Ganzes, dem man den Gehorsam als Lebensprinzip einimpfte und unter dessen Herrschaft die Staatsbürger nur als Ziffern und Zahlen nach der Höhe des Ertrags galten! Damals war es, wo, um zugleich dem fremden Dienstherrn und der eigenen Hoffahrt zu genügen, die deutschen Regierungen jenes Pump- und Saugwerk an alle produktiven Kräfte der Nation legten, auszuziehen das Mark aus Bürger und Bauer und die Verarmung in die Massen zu verbreiten, welche endlich nichts übrig lassen wird, als – Reiche und Dürftige. Damit aber ja keine einzige Quelle verborgen bliebe, aus der ein Tropfen zu schöpfen sey, und auch keine Regung des Volkslebens unbewacht und unbeachtet: so wurde zu allem andern Bösen auch noch jene horchende, spähende, schleichende Macht eingeführt, welche den Argwohn auf die Stufen der Throne setzte und den Fürsten wie das böse Gewissen nachging. O schmachvolle, unvergeßliche Zeit! Deutschland war verurtheilt, doppelte Ketten zu tragen: die des fremden Oberherrn, und die von den eigenen Fürsten, welche ihrerseits vor keinem Sklavendienst errötheten. In den Schlössern der Souveraine räucherte man dem fremden Herrn, golden glänzte sein Name in den deutschen Kalendern, und seine Geburts- und Namenstage wurden der Nation von ihren Regierungen als Freudenfeste empfohlen! War es da ein Wunder, daß alles Ehrgefühl und alles nationale Bewußtseyn getödtet und jeglicher Sinn für bürgerliche Freiheit und Selbstständigkeit bis zur Wurzel zerfressen wurde? Die Legende: „*Empire francais*,“ ging quer über die Karte Deutschlands hin bis zur Ostsee, und die Pulsadern des deutschen Lebens unterbanden französische Präfekten. Nur das Eine theilten damals die Fürsten mit den Völkern: die Erniedrigung. Dieses Loos traf jedoch Deutschland nicht allein. Weit über seine Grenzen hinaus reichte die Fluth, bis an die Säulen des Herkules ging sie, und alle Nationen und Fürsten des europäischen Continents beugten ihr Haupt vor dem Adler, der in St. Cloud horstete.

Und in St. Cloud war es, wo ein Federzug und ein Moment das zwanzigjährige Riesenwerk vernichteten. Die Urkunde seiner zweiten Abdankung hat Napoleon in St. Cloud unterzeichnet[3724]. Verrathen, gefangen, angeschmiedet an den einsamen Felsen des Ozeans verwandelte sich nun der Heros in den Seher, und von den Lippen des Sterbenden trugen die Wogen jene Weissagungen in die alte Welt, welche eingetroffen sind bis zur heutigen Stunde.

St. Cloud hat noch manches interessante Blatt in seiner Chronik. Hier unterzeichnete Carl X. im Juli 1830 jene Ordonnanzen, welche die schlafende Revolution aus ihrem Grabe riefen und ihre Geister aus der Tiefe. Von St. Cloud floh der Thronerbe aus Frankreich, Heinrich V.[3725], und ist seitdem der fahrende Ritter der Restauration. Die Republik öffnete Schloß, Park und Gärten dem Volke

[3724] Die erste Abdankung Napoléons in Fontainebleau datiert vom 4./12. April 1814 (Daten der Erklärung/Unterzeichnung), die zweite erfolgte am 22. Juni 1815 in Paris, jedoch war in St. Cloud am 3. Juli 1815 die Kapitulation von Paris unterzeichnet worden.

[3725] Henri d’Artois (siehe hierzu S. 1208, Anm. 3711) war 2. August 1830 von den französischen Legitimisten als Heinrich V. (frz. Henri V) zum König von Frankreich proklamiert worden.

– und das Volk, einem Kinde gleich, lacht und scherzt jetzt da, wo die Pläne gemacht wurden, welche die Welt mit Blut und Thränen füllten.

Der Palast von St. Cloud steht am Seine-Ufer, zwei Stunden unterhalb Paris, malerisch auf einem Hügel, umgeben von den prächtigen Parkanlagen, welche die Gelände und Anhöhen über eine Stunde weit bedecken. Es war in alter Zeit ein Kloster, das der Enkel Clodowichs, Clodoald[3726], gründete, der auch in demselben starb. Später wurde ein königliches Jagdhaus daraus und Ludwig XIV. baute das heutige Schloß. Es besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Pavillons und imponirt weniger durch seine Größe, als durch die Harmonie der Verhältnisse und den Reichthum seines äußern Schmucks. Die innere Ausstattung trägt den großen Charakter Napoleons. Sie ist einfach und edel. Der Kaiser verschmähete es, den kleinlichen Flitter der Macht zur Schau zu tragen. Aber die herrlichsten Werke der Kunst, – Trophäen seiner Eroberungen und Siege, – machten St. Cloud zu einer *Villa Hadriana*. Zwar ist Manches verschwunden; aber zum Bewundern ist genug übrig geblieben. Die einstigen Wohnungen des Kaisers haben theilweise noch ihre ursprüngliche Einrichtung und Ausstattung. Die Lilien, welche die Adler während der Restauration verdrängt hatten, sind abgefallen; die Embleme der Macht und des Ruhms sind seit der Revolution überall an ihren Platz zurückgekehrt. Das Volk freut sich dieser Zeichen. Sie sind eine Hinterlassenschaft seines Ruhms; an ihnen spinnt der Volksgeist den Faden fort, der dem Gestorbenen entfallen ist, und es hofft von der Zukunft, daß sie vollende, was er begonnen.

Die Gärten des Palastes sind von Le Notre[3727] angelegt. Sie wurden stets auf das sorgfältigste erhalten. Bassins, Wasserkünste, Statuen von Marmor und Erz, hohe Taxuswände und Blumenparterres geben dasselbe Bild, welches ich unter der Ueberschrift „Versailles“ schon einmal ausführlich schilderte. Die Prachtpartie ist die Caskade, der Gegenstand des vortrefflich ausgeführten Stahlstichs. Die Wassermasse steigt in Absätzen aus einer Höhe von 108 Fuß in das große Bassin hinab, aus dessen Tiefe mächtige Wasserstrahlen 100 Fuß hoch in die Lüfte steigen. Das Ganze verhält sich freilich gegen die großen Werke der Natur, z. B. gegen den Rheinfall bei Schaffhausen, wie ein Feuerberg auf dem Theater gegen den speienden Aetna, – und die Löwen, Hyänen, Schlangen und Seeungeheuer, die sich einander die Wasser ins Gesicht speien, mahnen an die Träume eines Wahnsinnigen. Nur im Frühjahr und Herbst haben die Werke volles Wasser; dann aber strömt die Bevölkerung von Paris jeden Sonntag hinaus, und Park und Garten werden Lustlager, wo sich Alles findet, selbst das Elend, jedoch im Kleide des Vergnügens. Die Armuth ist vergoldet, das Unglück lächelt, das Volk ist froh. Es wandelt durch die Salons des Palastes, es denkt an Wien, Berlin und Moskau; es kämpft die zahllosen Siege seines Heros noch einmal: es schlürft Glorie in vollen Zügen. Geht es dann berauscht zu Hause, so spottet es des Betrügers im Elisée[3728], der das Kaiserhütchen als Schellenkappe trägt und ein Kartenhaus baut, um sich vor dem Sturme zu schützen. „Wer stellt Leimruthen für den Adler“! – ruft es; „Wer will den Löwen in der Mausefalle fangen?“

[3726] Hl. Chlodoald (frz. Saint Cloud; ca. 520–560).

[3727] Siehe hierzu S. 1174, Anm. 3596.

[3728] Louis Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 1198, Anm. 3678).

DCXXXXIX. *Ludovico Magno.*

(Das Thor von St. Denis[3729] in Paris.)

Paris ist der „ewige Kalender“ der Geschichte. Auf jedem Schritt begegnen wir dort Menschen, Ereignissen und Bestrebungen, welche einem Jahrhundert oder Jahrtausend voraneilen, oder die uns zurückführen in längst entschwundene Zeiten, und wie in einem aufgeschlagenen Buche liegen vor uns die Meinungen und Gesinnungen, die Dummheiten und die Witzworte, die Niederträchtigkeiten und Großthaten, der Ernst und der Leichtsinn der Franzosen von heute und gestern. In Paris sollte der Beobachter tausend Augen und Ohren haben, alles Merkwürdige zu sehen und zu hören, und tausend Köpfe, um Alles aufzufassen, sich anzueignen und zu verarbeiten.

Der Leser und ich, wir haben schon manche Exkursion in der Weltstadt zusammen gemacht. Heute fangen wir unsere Wanderung von jenem interessanten Punkte an, wo die Magdalenenkirche[3730] steht, das Prachtstück der neuern Baukunst. Dort, wo die Boulevards der Chaussee d’Antin und von Saint Honoré zusammenstoßen, beginnt das aristokratische Paris. Die Millionairs, die großen Rentner, die Fürsten der Börse, der Geburt und des Amtes haben in diesem Viertel ihre Wohnungen; – dort ist jenes Paris, welches an architektonischer Pracht in der Welt seines Gleichen nicht hat. Wir gehen von der Madelaine über den Vendomeplatz mit seiner Kaisersäule, vorbei dem *Café Tortoni*, wo die Rothschilds und Foulds[3731] nach dem Schluß der Börsenzeit ihre Operationen fortsetzen, an welchen der Kredit und öfters das Wohl und Wehe ganzer Reiche kleben. Wir betrachten mit Wohlgefallen ein mit köstlichen Skulpturen bedecktes Gebäude und sind erstaunt, zu hören, daß es nichts weiter sey, als ein Kaffeehaus, das *Café de Paris*, das Rendezvous der Politiker der vornehmen Welt und der Männer der Wissenschaft. Ein heiterer großer Bau in einiger Entfernung ist ein Tempel der Kunst: – das Theater *des Varietés*, wo Brunets[3732] Spiel ein Menschenleben lang die Pariser entzückte. In der Rue Montmartre und in der anstoßenden Rue St. Denis zeigen sich die alten Wohnsitze des Hofadels aus den Zeiten des Königthums: Paläste und Hotels im Style des siebzehnten Jahrhunderts. Die Straße St. Denis hat ihren Ausgang auf den Boulevards und endigt mit einem Triumphbogen. Imposant erhebt sich derselbe (die Porte St. Denis) auf einer Basis von 5000 Quadratfuß hoch über alle Gebäude. Blondel[3733], der größte Architekt seiner Zeit, hat ihn errichtet. Edle Einfachheit des Styls und das reine Ebenmaß der Verhältnisse verrathen den Meister. Schmuck ist wenig daran. Auf der den Boulevards zugekehrten Fronte stellen sich zu beiden Seiten des Bogens die kolossalen Marmorbilder des Rheins und Hollands in halberhabener Arbeit dar, Fesseln an den Füßen und sitzend in der demüthigen Stellung der Ueberwundenen. Von der Tafel über dem Bogen aber strahlte und prahlte die Rieseninschrift:

LUDOVICO MAGNO!

Paris baute dies Thor zu Ehren Ludwigs XIV. nach den Siegen desselben in Deutschland und Holland mit einem Aufwand von 4 Millionen. Sie that’s als Sklavin ihres Herrn und auf des Herrn Geheiß. –

[3729] 1672 von François Blondel (ca. 1618–1686) errichtet.

[3730] Am 2. Dezember 1806 hatte Napoléon I. beschlossen, unter Verwendung der Fundamente und der bislang erbauten Teile eines vorrevolutionären Baus einen „Temple à la Gloire“ – eine Ruhmeshalle für seine Soldaten – zu bauen. Mit dem Entwurf wurde Pierre-Alexandre Vignon (1763–1823) betraut. Nach dem Rußlandfeldzug 1812 rückte Napoléon jedoch von seinem Plan einer Ruhmeshalle ab und kehrte zum ursprüngl. Projekt einer Kirche zurück. Die Bauarbeiten wurden von Jean-Jacques-Marie Huvé (1783–1852) im Jahre 1842 abgeschlossen, und am 9. Oktober 1845 konnte das Gebäude als Pfarrkirche geweiht werden.

[3731] Der damalige frz. Finanzminister Achille Fould (1800–1867).

[3732] Der Komödiant Joseph Mira-Brunet (1766–1851).

[3733] Nicolas-François Blondel (ca. 1618–1686).



PORTE ST DENIS & BOULEVARDS
(Paris)

Es war eine stolze Legende dieses „*LUDOVICO MAGNO*", das von dem Königthum dreimal neu ein gesetzt und von dem Meißel der Revolution dreimal entfernt ward. Auf wessen Seite das Recht dazu gewesen, das zu beurtheilen, müssen wir die königlichen Thaten schauen, den Spiegel jener königlichen Größe. –

Finstere Zeiten waren dem Jahrhundert Ludwigs XIV. vorausgegangen. Wie im ganzen Westen des Welttheils, so waren auch in Frankreich Land und Gut, Reichthum und alle Lust des Lebens, alle Waffen zur Vertheidigung des irdischen Besitzes, alle Kunst, Wissenschaft und göttliche Erkenntniß ein Eigenthum von Königthum, Adel und Kirche. Sie hatten Alles, konnten Alles, wußten Alles; das Volk, – mit Ausnahme der Bürgerschaft einiger größeren Städte, – war arm, dumm und wehrlos. Ritter, Pfaffen und König waren die Treu- und Dreibündler, welche alle Süßigkeiten des Lebens und der Gesellschaft unter sich theilten. Regten sich auch zuweilen Bestrebungen im Volke selbst nach bessern Zuständen, so wurden sie unterdrückt, oder niedergeschlagen, und sie waren für ihre Urheber verderblich. –

Nachdem die Kreuzzüge die Kraft des Adels gebrochen hatten, nachdem das Ansehen der Kirche erschüttert war durch die Spaltungen in ihrem Schooße und durch die Zweifel an der Unfehlbarkeit ihrer Dogmen, verlor der Bund das Gleichgewicht seiner Theile. Das sich stärker fühlende Königthum strebte nach unbedingter Alleinherrschaft. Zu vorsichtig, offen auf sein Ziel loszugehen, gebrauchte es die Mittel der List und macchiavellischen Künste. Schon unter Franz I. (in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts) begann jene Korruption, welche nachmals Ludwig XIV. schematisirte und zur konsequenten Ausbildung brachte, und die in ihren Folgen die Revolution vorbereitete. Ein glänzender Hof lockte den Adel aus seinen Schlössern in die Umgebung des Monarchen. Im Schranzenleben schrumpfte seine ritterliche Kraft, sein stolzer Unabhängigkeitssinn brach durch entnervende Vergnügungen und durch die ansteckende Sucht nach leeren Auszeichnungen; der oppositionelle Geist der Provinzialstände wurde durch Bestechung, die Ehrfurcht vor der richterlichen Würde durch die Käuflichkeit der Richterstellen gelähmt. Heinrich IV. hatte zwar den guten Willen, aber nicht die Macht, dem einreißenden Verderben zu steuern, und in den während seiner und der Regierung seines Nachfolgers Ludwig XIII. fortdauernden Bürger- und Religionskriegen wuchs die Zerrüttung. – Richelieu, der Mann, welcher unter letzterem die Geschicke des Reichs leitete, benutzte die kriegerischen Verhältnisse, um die Schranken zu erweitern, welche die Königsgewalt umzogen, und sein Nachfolger Mazarin, listiger noch als sein Vorgänger, wenn auch von weniger Fähigkeit, fuhr in dem eingeschlagenen Wege unter dem wachsenden Widerstande der gegnerischen Gewalten bis zu dem Tode des Königs fort. Ludwig XIV. war erst 5 Jahre alt, als sein Vater starb. Seine Mutter[3734] wurde Regentin und übergab die Erziehung des minderjährigen Königs an Mazarin. Im 14ten Jahre erklärte Ludwig seine Volljährigkeit (1651). Mazarin blieb zwar als erster Minister bis zu seinem Tode (1661) an der Spitze der Verwaltung; dann aber herrschte Ludwig 54 Jahre lang ohne ersten Minister, nach seinem Wahlspruch: „*l'État c'est moi!*" Die Rolle, die er wählte und die er sein Leben hindurch spielte, war die des menschenverachtenden Despoten. Als Mazarin sich einst über den Widerstand des Pariser Parlaments gegen seine Verfügungen beklagte: da brauste der noch bartlose König mit Stiefeln, Sporen und Reitpeitsche in den Sitzungssaal, befahl, und – die Männer ließen sich's bieten und gehorchten. Von diesem Augenblicke an trat das königliche „*car tel est Notre plaisir*"[3735] an die Stelle der Gesetze, die Willkür schaltete durch „Handbillets" über das zum rechtlosen Sklaven erniedrigte Volk, sie verfügte über Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger und saugte harpyenmäßig[3736] die Lebensquellen des Staates auf.

Ich will es versuchen, auf den nächstfolgenden Seiten ein wahres Bild zu entwerfen von jener Regierungspolitik, als deren Erfinder, Ordner und Meister Ludwig XIV. gefeiert ist von Allen, welche sich bei der Maxime: „der Staat bin ich!" selbst recht wohl befinden. Meine Schuld ist es nicht,

---

[3734] Anna von Österreich (frz. Anne d'Autriche; 1601–1666), die Ludwig XIII. (siehe hierzu S. 1113, Anm. 3383) am 21. November 1615 geehelicht hatte.

[3735] Frz., „da Uns solches besonderes Wohlgefallen bereitet".

[3736] Eine Harpyie (griech. ἅρπυια, hárpyia „Reißer") ist ein geflügeltes Mischwesen der griech. Mythologie und hat die Gestalt einer geflügelten Frau.

wenn es Leute gibt, die bei Betrachtung dieser Umrisse sich an die Völkerleiden und Zustände späterer Zeiten erinnern.

„*L'état c'est moi!*“ Als der große König das Wort sprach, folgte er dem Instinkte des Despotismus. Kühn und mit eiserner Konsequenz schritt er auf den Wegen fort, die zur absoluten Gewalt führen. Seine ganze Regierungskunst verfolgte nur das eine Ziel: durch Zerstörung aller andern Faktoren der Macht im Staate für sich allein alle Kraft zu gewinnen. Paris machte er zur Thurmkrone auf seinem Haupte. Indem er die gesammte Intelligenz des Staats in der Königin der Städte versammelte, nahm er den Hauptstädten der Provinzen ihren Einfluß; und indem er den Adel durch Orden und Hofämter als Hörige in sein Gefolge lockte, wurde mit ihrem Stolze und ihrem Unabhängigkeitssinn zugleich ihr Einfluß auf das Volk und ihre Vermögen gebrochen. Er erweiterte die Trennung der anglikanischen[3737] Kirche von Rom, um ihre Abhängigkeit von der Krone zu befestigen, und indem er über ihre Pfründen verfügte, so zwang er die Prälaten, die Glorie des Hofs durch ihre Unterwürfigkeit zu vermehren. Die Künste erzog sein Mäcenat zu galanten Dienerinnen des Königthums. Das Genie, courfähig gemacht, schmeichelte dem königlichen Herrn und die ernste Wissenschaft, durch Jahrgelder und in den Sesseln der Akademie an goldenen Gängelbändern festgehalten, wurde abgerichtet, sich zu bücken und ihre Kunststücke zum Amusement des Hofs zu produziren; die Geschichte sogar wurde dem Dienste des Herrschers gefügig und die besoldeten königlichen Historiographen lernten Hofgeschichte statt Weltgeschichte schreiben. Zur Stütze dieses Systems unterhielt er ein stehendes Heer von 300,000 Mann, welches, schlagfertig und im Kriegshandwerk eingeübt, beständig des königlichen Winks lauschte, um die Befehle der unbedingten Gewalt maschinenmäßig zu vollziehen und den leidenden Gehorsam unter den Willen des Herrschers zur Richtschnur für die Thätigkeit Aller im Reiche zu machen. Damit aber die Kette um die treibenden und spannenden Kräfte im Volke noch dichter und fester geschlossen sey, so wurde vom königlichen Meister eine Beamtenhierarchie organisirt, welche, vom Schulzen bis zum Minister von Grad zu Grad aufsteigend und streng gegliedert, in koncentrischen Ringen bis zum Throne reichte, und jeder Ring fand in dem allmächtigen Willen des Alleinherrschers eben so seinen Ursprung, wie die Wellenringe des Wassers im geworfenen Stein. Nach unten hin befehlend, nach oben hin gehorchend, war die Seele dieses Beamtenheers die Disciplin, welche Ludwig mit militärischer Strenge und diplomatischer Genauigkeit organisirte. Er schuf eigene Dekorationen für ein sogenanntes Civilverdienst, er setzte eine Rangordnung für jedes Amt fest, und die früher Staatsbeamte hießen, machte er zu königlichen Dienern, welche vom Büttel bis zur Excellenz des Königs Rock tragen mußten. Ludwig schuf eine eigene Ehre für diese Menschen: die Beamtenehre; er machte Das, was öffentlich seyn sollte, zum Dienstgeheimniß; er verrückte ihre Köpfe und versteinerte ihre Herzen mit allerhand seltsamen und unvernünftigen Vorstellungen von Standesgesinnung, Standesvorzügen, und Kastengeist: er trennte die Bureaukratie vom Volke und machte es ihr zur Pflicht, ihre Interessen von den bürgerlichen zu scheiden; er zog sie in dem Glauben auf, sie, die doch nur des Bürgers Fleiß ernährt, und welche die Diener ihrer Brodgeber seyn sollten, – wären besser, als diese und berechtigt, sich in Stolz und Hochmuth über das Volk zu erheben. Ludwig XIV. führte, als ein Werkzeug des Despotismus, die Telegraphie ein, um sie als Mittel zu gebrauchen, die königlichen Verfügungen aus dem Centrum des Reichs in alle Theile zu tragen, und durch die Schnelligkeit, mit der das geschah, im Volke den Begriff der königlichen Allmacht zu vermehren. Es ist nicht zu leugnen, Ludwigs Verknechtungsapparat war mit großer Klugheit ausgedacht und wurde mit fester Beharrlichkeit ausgeführt; aber er war theuer: und er würde bald aus einander gegangen seyn, hätte nicht der Erfinder die Mittel zu beschaffen gewußt, welche sein Gebrauch und seine Unterhaltung erforderten. Ludwigs Finanzsystem war die Krone des Despotenwerks. Es bestand aus einem tausendarmigen und tausendräderigen Druck-, Saug- und Pumpenwerk, das wie ein Polyp seine Saugwarzen und Saugrüssel an alle Gefäße des Volkskörpers heftete, jeden Tropfen des Erwerbs dem Fleiße zu entziehen wußte, jeden Genuß, bis zum Salz des Bettlers herab, besteuerte, jedes Glied des arbeitenden Volks wie eine Riesenschlange umwand und ihm das Leben auszog. Dieses System nahm seinen Theil von jeder Kartoffel und jeder Rübe, forderte ewige Renten aus des Verkehrs Kreislauf und behandelte das Volk als eine Heerde, die sich von der Schafheerde nur dadurch unter-

[3737] Recte: gallikanischen.

schied, daß diese des Jahrs nur einmal, jene aber alle Tage geschoren ward. Ludovicus Magnus, der große Meister aller dieser Regierungskünste, um Menschen zu quälen und Völker unglücklich zu machen, verstand es, sogar die Organe des Despotismus selbst zu beschatzen, indem er sowohl Aemter als Hofdienste – verkaufte. Jeder Rang und jede Stelle hatten ihren Preis; und Hunderte von königlichen Agenten machten die Mäkler im Reiche, um Vakanzen, nicht nur wirkliche, sondern auch künftige (Expektanzen) auf 5, 10, 15 Jahre hinaus zu vertrödeln. Mancher Franzose kaufte für sein Kind in der Wiege die Stelle eines Kollegienraths, oder eine Anwartschaft zum Sitz im Obergericht mit Rathstitel für seinen Knaben beim ersten Gang in die Schule; es cirkulirten Stellen-Preislisten mit dem Königswappen im ganzen Lande, und wenn der „große“ Ludwig in Geldnoth war, was bei seiner Verschwendung häufig geschah, so machte er einige 100 neue Stellen und Aemter und setzte sie dem öffentlichen Verkauf aus. Als dieser große Monarch, nachdem er über 60 Jahre absolute Herrschaft über Frankreich geübt, starb, – hinterließ er 260,000 Beamte, von denen 110,000 ganz ohne Arbeit waren, und 40,000 nicht viel mehr zu thun hatten, als jährlich eine Besoldungsquittung zu schreiben. Tausende von Stellen waren 3, 4- und 5fach besetzt, ja, es gab eine Menge Aemter, die 12 Beamte hatten, so daß alle Monate einer die Amtsgeschäfte versah und die eilf übrigen Ferien hielten! Oberrichterstellen (in den sogenannten Parlamenten) kosteten 60,000 Livres, eine Präsidentenstelle in Paris eine halbe Million; die eines Gerichtsdieners in den Provinzen wurde mit 500–4000 Livres bezahlt. Die Kassirerstellen verkaufte man an die Söhne reich gewordener Bürger, welche außer den Kaufpreisen noch Kautionen – oft 10–20, ja 100,000 Livres – an die königlichen Kassen leisten mußten. Es gab Kategorien von Stellen, die ausdrücklich für die titel- und rangsüchtige Dummheit eingerichtet waren. Der große Ludwig machte 4000 Rechnungsräthe (*Conseillers d'Escompte*), deren Diplome 10,000 Livres kosteten und die 1600 jährlich eintrugen. Das Volk nannte diese Menschen spottweise „die Räthe der Dummheit“ und als einmal eine Gesellschaft solcher Herren einem allzu naiven Kollegen seinen Geistesmangel vorwarf, so entgegnete dieser: „*Ah Messieurs, si j'avais eu de l'ésprit mon père ne m'aurait pas mis parmi vous*“[3738]. Wie es bei solcher Wirthschaft mit der Ehre, der Würde und dem Ansehen des Richteramtes und mit der Handhabung der Gerechtigkeit bestellt war, kann man sich denken. Die Gerichte waren der Abscheu des Volks und ihre Parteilichkeit und Tyrannei nicht geringer als ihre Bestechlichkeit und Ehrlosigkeit. Der große König beantwortete die Klagen des armen Volks, die doch endlich zu seinem Throne drangen, mit dem Hohne, der den ächten Tyrannen charakterisirt; er stattete die Gerichte mit noch mehr Macht aus, das Volk zu peinigen. Der schon so furchtbare Kodex der ältern Kriminalgesetze war ihm nicht streng genug, er revidirte denselben und ließ 1670 ein neues Kriminalgesetzbuch für das ganze Reich ausarbeiten (die berüchtigte *Ordonnance criminelle*), welche der Partei-, Herrsch- und Rachsucht der obern und niedern Gerichtshöfe die letzten Schranken nahm und jeden Franzosen, den Verleumdung, Intrigue oder Bosheit eines Vergehens oder Verbrechens anklagte, ihrer Willkür wehrlos hingab. Dem „großen Könige“ gebührt die Ehre der Erfindung der „doppelten Tortur“ und unerhörter neuer Martern, um der Unschuld Geständnisse abzupressen. Er ließ in allen Theilen des Reiches nicht nur neue Galgen, sondern auch unterirdische Kerker bauen, schlimmer als die Verließe in den Zeiten des Faustrechts waren; und Tausende der Unglücklichen, deren man sich entledigen wollte, starben in diesen Orten der Qual schon während der Untersuchungshaft. Unter dem „großen Könige“ wurde es für jeden wohlhabenden Franzosen Brauch, den Richtern Jahresgeschenke darzubringen, um die Geneigtheit Derer zu erhalten, welche Ehre, Hab, Gut, Leben der Bürger zu zerstören allezeit Macht und Gewalt hatten, und um dem Entsetzlichen dieser Justizverfassung die Krone aufzusetzen, sprach Ludwig sich selbst das Recht zu, jeden Franzosen durch unmittelbare „Allerhöchste Handbillets“ (*lettres de cachet*[3739]) ohne Anklage, Untersuchung und Spruch in seinen Verließen der Vergessenheit zu überliefern, –sie gleichsam lebendig zu begraben! Indessen würde doch die-

[3738] Frz., „Ach, wenn ich wirklich über Verstand verfügte, hätte mein Vater mich sicherlich nicht unter euresgleichen gesteckt“.

[3739] Ein vom frz. König unterzeichnetes versiegeltes Schreiben (frz. cachet, der [Siegel-]Stempel, das Petschaft). Es galt als schriftl. Niederlegung eines königl. Auftrags bzw. einer entsprechenden Willensbekundung, die für den Betroffenen in der Regel eine Inhaftierung ohne Gerichtsverfahren, eine Exilierung oder Internierung zur Folge hatte.

sem Monarchen an seiner „Größe“ noch etwas mangeln, wenn diesem Musterbau des Despotismus, dieser von Vielen bewunderten Maschine der Volksberaubung und des Volkselends, das Eine gefehlt hätte, welches Dionys[3740], (auch ein „großer König“) sich in etwas roher Weise in Syrakus eingerichtet hatte: – ich meine jenes Ohr[3741], das die Gedanken erhorcht, jedes Wort belauscht und bis in die Tiefen der Seele hinuntersteigt, um die Ueberzeugung und Meinung der Bürger zu erforschen. Ludwig XIV. ist der Schöpfer der geheimen Spionage im Staat und schon um dieses Einen willen verdient er gewiß in Vieler Augen Kanonisation! Sein geheimes Kabinet war der offene „Löwenrachen“, wo die aus einem über das ganze Reich gebreiteten Netze von Agenten und Aufpassern gehenden Fäden zusammenliefen; es war der Mund jener im Finstern schleichenden, spähenden, lauernden, horchenden, das Vertrauen mißbrauchenden, die Verschwiegenheit provozirenden und unterminirenden Macht, die die hohe Polizei hieß und das böse Gewissen der Machthaber genannt werden sollte. 1600 königl. Spione fraßen jährlich anderthalb Millionen Livres von dem Schweiße des Volks, und eine viel größere Summe ging ins Ausland, theils zur Korruption und Bestechung, theils um Diejenigen zu überwachen, welche den „Handbillets“ (den *Lettres de cachet*), oder dem Lebendigbegrabenwerden in seinen *Oubliettes*[3742], oder der Bosheit der Gerichte durch zeitige Flucht ins Ausland zu entrinnen so glücklich waren. Damit endlich die Sklavenzüchtung um so rascher im Volke gedeihe, so predigte der „große König“ durch eigenes Beispiel und das seines Hofes das Evangelium der Sittenlosigkeit. Aus der verpesteten Hauptstadt ergoß sie sich wie ein Giftstrom über ganz Frankreich. Eine Literatur, welche die Unzucht auf den Altar stellte und die Jugend des Reichs zu ihrem Dienste einlud, ging aus dem Literatenkreise hervor, welcher die Pensionen des „großen Königs“ bezog. Massenweise und fast umsonst in die Provinzen geschleudert, trug sie die moralische Fäulniß bis in des Reiches fernsten Winkel. Ludwig der Große wußte wohl, daß ein entsittlichtes Volk das gelehrigste sey für die Knechtschaft und ein solches das Joch der Sklaverei am geduldigsten trage. Die Erfahrungen der Tyrannen Roms in der Cäsarenzeit waren an ihm so wenig verloren, als an Andern vor und nach ihm. – Stumpf und abgelebt muß ja ein Volk gemacht werden, wenn es die Knechtschaft tragen soll. Schwindel und Betäubung muß in seiner Stirn und in seinem Mark hausen, Entmannung muß an die Stelle der Kraft, Indolenz und Apathie an die Stelle der Erregbarkeit treten, für die Rüstigkeit, der Keuschheit Preis, muß das Volk das flache, läppische Wesen der Lüderlichkeit tauschen, bei dem aller Ernst der Gesinnung und alle moralische Kraft des Widerstandes verloren geht, damit es die Fußtritte der Gewalt nicht nur schweigend hinnehme, sondern sich auch noch dafür bedanke, und es die Lehren der Lüge und des Aberglaubens acceptire von seinem Herrscher wie ein Evangelium, prüfungslos, weil es keiner Prüfung fähig ist. – Die Zeiten der Caligula und Nerone schienen zurückgekehrt. Der „große König“ war der Ceremonienmeister, der sie der civilisirten Welt mit leichter Grazie vorstellte, und Paris, die alte Lutetia, war die hohe Schule, auf welcher die Monarchie der halben Welt eingeweiht wurde in alle Mysterien der Tyrannei, der Verworfenheit und in alle Laster, welche den wahren Beruf des Fürsten schänden und ein heiliges Verhältniß in ein höllisches verkehrt haben. Ludwig XIV. lebte lange genug, um die Früchte seiner Saat zu ernten und sich der Zöglinge zu erfreuen, welche aus dieser Schule hervorgingen! Er sah sich, nachdem die Männer von Geist und Charakter, welche eine bessere, ältere Periode dem Staate erzogen hatte, (was hätte nicht ein Colbert leisten können unter einem guten Fürsten!) verbraucht waren, umgeben nicht mit Groß-Würdenträgern seines Reichs, sondern Groß-Schandträgern, Kreaturen seiner Mätressen und ihrer Intriguen, Trägern des Verderbens und der Verachtung, die in ihrer Widerlichkeit nicht einmal die äußere Würde des Königthums zu wahren verstanden. In seinem hohen Alter sah der Tyrann sein durch ihn unglücklich gewordenes Volk an dem Rande des Abgrunds, er sah Millionen, die ihn als ihren Verderber anklagten, er sah die Staatsverwaltung in grenzenloser Verwirrung, die Hülfsquellen des Reichs auf’s Aeußerste erschöpft und als Beute eines zahllosen Heeres von Beamten, die den Staat noch schamloser plünderten, als ein Feind erobertes Land. Die Abgaben waren ein oder mehre Jahre voraus erhoben.

[3740] Dionysios I. (griech. Διονύσιος; ca. 430–367 v. Chr.), seit 405 v. Chr. Tyrann von Syrakus; er gehörte zu den mächtigsten Tyrannen der Antike.

[3741] Das „Ohr des Dionysos“ (siehe hierzu S. 473, Anm. 1352).

[3742] Frz., Verließ, Kerker (siehe hierzu S. 281, Anm. 776).

Der Staat schuldete 600 Millionen den Generalpächtern[3743], die dem Bestohlnen ihren Raub zu 15 bis 20 Procent vorstreckten; die Armee war demoralisirt, ihre Disciplin war gelockert, sie war geleitet von Führern meist ohne Ruhm und ohne Ehre, die ihre Stellung der Gunst von Mätressen verdankten, und in der Staatskasse war beständige Ebbe. Alle List, Künste und Lügen, welche eine Finanzverwaltung zu entehren vermögen, waren versucht und verbraucht, und der Kredit des Reichs war Null gegenüber einer Staatsschuld von fünftehalb Tausend Millionen Livres! Nicht einmal Das, was des Königs Verschwendung baute, die oft zum Wahnsinn sich steigerte (wer kennt nicht die Thorheiten, Seen zu graben auf den Bergen, aufzuwerfen Höhen in der Ebene, wasserlose Einöden in Parke zu verwandeln und mit dem Aufwand von Hundert Millionen Kanäle zu thörichten Wasserkünsten zu bauen; – und wer hätte nicht von Marly, Trianon, Versailles etc. gehört!), – nicht einmal Das konnte erhalten oder vollendet werden.

Ludwig XIV. hinterließ Versailles, die Apotheose des Königthums, wie er es zu nennen pflegte, nach dem er über eine Milliarde an das unnütze Bauwerk vergeudet hatte, als Fragment, – weniger glücklich, als Philipp II. von Spanien[3744], der seine Apotheose des Pfaffenthums, das Eskurial, doch fertig brachte. Philipp schlachtete unter den Niederländern, und seine Grausamkeit verkehrte ihre Knechtschaft zur Freiheit; Ludwigs Feldherren mordeten und verheerten, schlimmer als Alba[3745] dort gethan hat, in der Pfalz, und statt dem Paar tausend Ketzer, die Philipp auf dem Scheiterhaufen der Inquisition sterben ließ, verfolgte der „große König" mit Kerker und Henkerbeil eine Million guter, fleißiger, aufgeklärter und ruhiger Unterthanen, den Schmuck seines Volks, und zwang 700,000 Calvinisten, Frankreich zu verlassen, während ihr Verfolger, als Vater des Vaterlandes, von Erz und Stein sich Ehrensäulen und Triumphpforten setzen ließ! Die Vertriebenen nahmen 1500 Millionen Livres mit hinaus und trugen Frankreichs einträglichste Gewerbe und einen ungezählten Schatz von Erfahrungen, Kenntnissen und Wissen in die Fremde.

Das sind die großen Thaten des großen Königs. –

Ludwig starb 1715, des Lebens, das er selbst wie eine Rolle im Theater betrachtete, müd und satt. Zum Spielball seiner Weiber und der Intriken herabgesunken, starb er ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Trost; nicht einmal die Genugthuung hatte er, daß das Gebäude absoluter Herrschaft, dem er das Glück seines Volkes geopfert hatte, sein Jahrhundert ausdauern werde; denn allzu sichtbar waren schon die Zeichen des Verfalls, als daß sie dem Auge des alten Königs hätten entgehen können. Wo er hinblickte in seinem weiten Reiche, ins Volk, in die Verwaltung, in die Armee, in seinen Hof, auf den Erben seines Throns, überall sah er die giftigen Früchte seiner Saaten reifen und das schaurige Walten der Nemesis. Die moralische Verderbniß und sittliche Fäulniß, die er, im Interesse des Absolutismus, mit tiefer Arglist weckte und förderte, hatten die Fundamente des Staatsgebäudes bis zum Untersten zerfressen. Ueberall sah er das Gemäuer sich senken, überall hörte er das Gebälke knistern oder aus den Fugen rücken, andeutend die begonnene Zerstörung. Nicht einmal die Möglichkeit einer gründlichen Restauration war übrig; Ludwig selbst mußte sich schon in dem letzten Jahrzehent seiner Herrschaft darauf beschränken, die Risse und Fugen mit Mörtel zu verstreichen, obschon Keiner besser wußte, als er, daß dadurch der Einsturz des Staats und der Monarchie um keinen Tag aufzuhalten sey. In seinem Nachfolger konnte er nur ein Werkzeug der ewigen Vergeltung erblicken, berufen, den schon begonnenen Prozeß der Auflösung zu beschleunigen. Dieser Mensch, der Urenkel des „großen Königs", welcher nachmals als Ludwig XV. den Thron bestieg, war ein unwissender, entnervter Wüstling, aufgezogen im Lasterpfuhl des Hofs, ein Ausbund aller Unwürdigkeit, ohne Ehre und ohne Scham, übersättigt und verwüstet von den Lüsten schon in einem Alter, wo sich gewöhnlich die Begierden erst

[3743] Frz. Ferme générale; ein Verfahren zur Steuererhebung, bei dem der Staat Steuern und Abgaben nicht selbst einzieht, sondern Privatleute (Steuerpächter) damit beauftragt, an die die zu erwartenden Steuereinnahmen gegen Vorkasse oder laufende Zahlungen verpachtet werden.

[3744] Siehe hierzu S. 180, Anm. 460.

[3745] Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (siehe hierzu S. 725, Anm. 2259).

zu regen anfangen. Was dem XIV. Ludwig den Schein der Größe gab, die äußere Würde, die strenge Konsequenz seines Wesens, das beharrliche Streben nach einem, wenn auch noch so verwerflichen Ziele, für dessen Erreichung er mit vollem Selbstbewußtseyn Alles hingeopfert hatte, was zu erhalten seine Pflicht war; – die Klugheit, der Egoismus, welche es verstanden, den Bau der Despotie mit blendenden Dekorationen zu schmücken, das Mäcenat der Künste und Wissenschaften zur Selbstverherrlichung zu gebrauchen und den Nimbus des Erhabenen und Göttlichen um seine Erscheinung zu legen, – waren Eigenschaften, welche dem Thronerben mangelten. Dieser hatte mit Ludwig XIV. nichts gemein, als die Launen des Despoten und die bodenlose Gier der Gewalt, vor der kein Recht und kein Eigenthum im Staate sicher ist, nach dem die Hand auszustrecken sich lohnt. Ludwigs Blick war scharf genug, um den Staatsruin vorauszusehen, der nach seinem Tode kommen mußte; er sah die Ausartung seiner gegliederten Beamtenschaft in völligen Cretinismus, er sah das absolute Regiment feiler, lüderlicher Weiber, er sah das fortsteigende Bedürfniß bodenloser Verschwendung und Verschleuderungen, er sah den Raub voraus, den sein Nachfolger am Vermögensrest der Bürger begehen werde; er sah voraus jene Staatsbeutelschneiderei, die schon wenige Jahre nach seinem Ableben in dem Law'schen Papiergeldsystem[3746] ihre Krone erhielt. – Doch „auch der Teufel ist nie ohne Trost". – – *Ludovicus Magnus* erlebte es noch, daß sein System, durch welches er die Monarchie zum Despotismus verkehrte und welches der Staatsverwaltung die Kunst der manierlichen Plünderung und des gesetzlichen Raubes gelehrt hat, Propaganda machte überall, wo es Throne und Fürsten gab, die willens waren, Völker unglücklich zu machen. Er sah das Verderben, das Frankreichs Glück verzehrte, verpflanzt nach Italien und Spanien und es da in fruchtbarem Boden wuchern; er hatte die Freude, daß deutsche Fürsten Affen seiner Thorheit wurden und sich als Karrikaturen des „großen Königs" gefielen; er erlebte es, daß Stände und Prälaten des heiligen römischen Reichs Pensionen aus seinem Schatz bezogen, um seine Krondienste buhlten und schamroth wurden über nichts, außer wenn ihnen die deutsche Bärennatur in den Salons von Versailles einen unfeinen Streich gegen die Etikette spielte. Ludwigs Triumph war es, daß die Fluth der Schlechtigkeit, der sittlichen Verkehrtheit und des Volks betrugs, mit der er das Unglück Frankreichs geschaffen hatte, über einen ganzen Welttheil hinströmte bis zu den Grenzen Sibiriens; denn selbst der ungeschlachte Hühne Peter von Rußland[3747] wurde französischen Meistern in Lehre und Zucht gegeben und von ihnen in die Geheimnisse der Tyrannei eingeweiht. Ludwig XIV. erhob Paris zum Thier der Apokalypse, vor dem die Fürsten und Vornehmen des Welttheils auf den Knieen lagen und in Andacht die Augen verdrehten. An der Seine glänzte das Licht der neuen Bildung, und die Sonne war der „große König" selber, der Zauberer, der sie aus dem Orkus heraufbeschworen hatte, der Solon[3748], der ihre Gesetze schrieb. Eine Politik, die den Betrug zu ihrem Gott erhebt, dem die Arglist, die Lüge, die Treulosigkeit, der Verrath, die Bestechung und die vollendete Schlechtigkeit und Ehrlosigkeit als Priester dienen, sie hatte im Thronsaale Ludwigs ihren Hochaltar, und dahin pilgerten die Großen und Herren Europa's, und jeder der Wallfahrer pflanzte in der eigenen Heimath von dem Giftkräutlein Despotismus so viel an, als die Beschaffenheit des Bodens oder das Geschick des Gärtners eben erlaubte. – Wie das Kräutlein aber festgewurzelt ist und fortgewachsen, wie es fortgewuchert hat und was es für Früchte brachte den Fürsten und Völkern, das steht auf jedem Geschichtsblatte der neuern Geschichte, und es steht vor unsern Augen. –

„LUDOVICO MAGNO!"

[3746] Siehe hierzu S. 1167, Anm. 3575.

[3747] Peter I. der Große (siehe hierzu S. 209, Anm. 585); 1697/98 war Peter I. – zum Teil inkognito – in Europa unterwegs gewesen.

[3748] Siehe hierzu S. 1201, Anm. 3680.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 8-14, 17-21, 156f.

DCLXV. L'Hotel des Princes in Paris.

Paris ist der Himmel, Paris ist die Hölle; Ihr dürft Beides für Wahrheit halten. Zur ewigen Seligkeit führt nur ein enger, steiler Pfad für die Wenigen. Der andere Weg ist die ebene, breite Straße, und daß ihn die Menge wandert, kann um so weniger Wunder nehmen, da auf demselben Vergnügen und Genuß die Führer sind. An keinem Ort der Erde schäumt das Leben feuriger, brennender, siedender, und funkelt's und knistert's und verzehrt sich's in sprühendern Flammen. In dieser großen Werkstatt des Genusses ist die Gesellschaft beständig auf der Rennbahn. Vergnügen ist das Ziel, und ist eins erjagt, so jagt sie dem andern nach. Um des Vergnügens willen stiehlt der Dieb, trügt der Gauner, bettelt der Arme; um sich einen lustigen Sonntag oder blauen Montag zu machen, unterzieht sich der Arbeiter den nächtlichen Anstrengungen, und der Kleinbürger, der Boutiquier messen ihren Erwerb nach dem Vergnügen, das er ihnen verschaffen wird; gegen Vergnügen verwechseln der Kaufmann und der Habitus der Börse das Gold, das ihnen die Spekulation und das Glück gegeben; Vergnügen lacht dem Rentier aus seinen Obligationen und Aktien, seinen Coupons und Dividendenscheinen entgegen, und der Beamte, der Offizier der Literat, der Künstler hält sein Bureau, seine Epauletten, seine Feder, seine Palette, seinen Meisel nach der Masse des Vergnügens werth, zu dem sie die Mittel beibringen. Bar des Vergnügens hätte der Altar keine Priester, das Gericht keinen Richter, die Assise keinen Vertheidiger, der Kranke keinen Arzt; bar des Vergnügens wären die Legislatur ohne Gesetzgeber, die Ministerien ohne Minister, der Staat ohne Haupt; denn das Alpha und Omega der ganzen gesellschaftlichen Natur des Parisers sind Vergnügen und Genuß. Er interessirt sich so lange für Alles, als es den Reiz des Vergnügens bei sich führt; hört es auf, ihn zu amüsiren, so erlischt auch seine Theilnahme dafür. An der Hand des Vergnügens hingegen ist ihm jede Erscheinung, jedes Ereigniß, jede Veränderung willkommen: Königthum, Revolution, Diktatur, Republik, Kaiserreich, Schreckensregiment, Plebiszit, Kapuzinerthum, Kommunismus, Barrikaden, Abd-el-Kader[3749]. Wegen des Vergnügens sucht er den Ruhm in der Schlacht, pilgert er nach St. Sulpice in Sack und Asche, hört er die Rachel[3750] in der Oper, die *oraison funèbre*[3751] in *Père la Chaise*. Die Legitimität wäre ihm recht, wäre sie nicht gar zu langweilig, und den Tod haßt und fürchtet er nur aus dem Grunde, weil er nicht amüsirt; ja, er würde Mohammedaner werden, wenn der Prophet nicht den albernen Streich gemacht hätte, für die Freuden seines Himmels von dem Vergnügen auf der Erde einen hohen Discont zu fordern. Was ihn nicht vergnügt, das rührt er nicht an, was ihn nicht berauscht, dem klatscht er nicht Beifall. Aber für Vergnügen ist ihm Alles feil: Liebe und Lust, Können und Wissen, Ehre und Freiheit. Im Gegentheil murrt er über Alles und spottet er über Alles, was ihn langweilt, und gleichgültig verläßt er, sobald er gähnen muß, seine Könige, seine Eroberungen, seinen Ruhm, seine Götzen, mögen sie von Bronze oder Glas seyn. Er wirft sie weg aus *ennui*[3752], wie er seine Strümpfe, seine Gesundheit, sein Vermögen wegwirft. Paris ist gefährlich nur dann, wenn es sich langweilt; es braucht stets Erregung zum Leben, es braucht stets Etwas, das die Leidenschaften anspannt, und dieses führt Ereignisse herbei, an welche die Welt nicht denkt. Der Pariser passionirt sich nur für die Spender des Vergnügens, sey es das Gold, sey es die Macht. Eine Zehntausendfrankennote ist ihm lieber, als alle Liebe, Und wer ihn vergnügt, von dem duldet er Alles: erdul-

[3749] Der alger. Freiheitskämpfer Abd el-Kader (arab. عبد القادر الجزائري, ʿAbd al-Qādir al-Ǧazāʾirī, „Abd el-Kader, der Algerier“ – von arab. الجزائر, al-Ǧazāʾir; „die Inseln“ für Algerien; 1808–1883).

[3750] Die jüd. Schauspielerin Élisa Rachel Félix (1821–1858).

[3751] Frz., Leichenpredigt.

[3752] Frz., Langeweile.



DCLXV

HOTEL des PRINCES
(Paris)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

det die Regierung mit der Phrase, die Regierung mit der Guillotine, die Regierung mit Cayenne[3753] und Lambessa[3754]; er duldet die Religion als Eva und in der Kapuze, Haynau[3755] und Louis Napoleon, wenn sie amüsiren! – Gold und Vergnügen sitzen permanent auf dem Throne dieser Stadt ohne Glauben, ohne Sitte, ohne Gefühl und ohne Wahrheit, und wenn Ihr dieses Labyrinth von Mörtel und Schmuz, und die Gedanken, die Affekte, die es bewegen, erschüttern, verwirren, kennt, so werdet Ihr für die hundert Räthsel und tausend Fragezeichen, denen Ihr begegnet, immer dieselbe Lösung, dieselbe Antwort finden.

Laßt es uns einmal versuchen, auf diesem Meere, das Millionen vor uns durchschifft und durchforscht haben, irgend ein unbekanntes Eiland zu finden. – Wir schiffen planlos hinaus, den Zufall am Steuer, Wind und Wetter als Führer.

„Boulevard des Italiens!“ – Der Fiaker rasselt durch die Rue vivienne, durch die Straße der Foulds[3756] und der Rothschilde, über den Börsenplatz hin, am großen Opernhaus vorüber. Der Schlag wird geöffnet – die dürre Hand empfängt ihr 20-Sousstück – *nous voilà*! Wie schön, heiter, glücklich erscheint hier Alles! Der Boulevard des Italiens ist der Tummelplatz der goldenen Jugend, das Eden der Flaneurs und Maulaffen, der Damenwelt mit ihren Wünschen und Gelüsten. Diamanten, Gold, persische Shawls, Brüsseler Points[3757], indische Essenzen und Parfümerien, erotische Pflanzen, seltene Früchte glitzern und prangen hinter Spiegelfenstern in den prächtigen Läden; dazwischen Costumes aller Phantasieen und reizende Frauenbilder für alle Träume. – Ist das Alles Wirklichkeit oder nur Schein? Dies oder Jenes, oder auch Beides, wie Du’s deuten magst. Die Trottoirs gleichen dem wogenden Meere, die reichen Equipagen, Fiaker aller Gestalten, Omnibusse[3758] und Fahrzeuge aller Gattungen machen sich den Fahrweg streitig; Dich selbst reißt die Menschenwoge hin, und mehr fortgestoßen und fortgetragen als gehend, schöpfst Du erst auf dem Boulevard St. Martin wieder Athem. Hier hat das Straßenleben die vornehme, aristokratische Maske abgestreift. Tabaksqualm und Bier dampfen aus den Billards und Cafés, Gerüche der Küche aus den Restaurants. Die gute Gesellschaft verirrt sich nicht in diese Region; sie gehört dem Kleinbürger, dem Handwerker, dem subalternen Beamten. Erst am Thor von St. Denis, der steinernen Lüge von der Größe Ludwigs XIV., verändert sich die Staffage wieder. Die Straßen dieser Nachbarschaft gehören meistens der Industrie, den Fabriken, den großen Werkstätten und den Niederlagen, wo die unzähligen Artikel gefertigt und aufgespeichert werden, für welche die Welt der Stadt Paris zinsbar geworden ist. Die Karossen der reichen Fabrikherren rollen über den Fahrweg; aber auf den Trottoirs haben die Blouse und die Grisette des Arbeiters die Majorität. Gegen Abend, wenn die vielen in dieser Gegend befindlichen kleinen Theater ihre Pforten öffnen, steigert sich das Leben zum Gedränge und der Name des anstoßenden Boulevard du Crime erhält dann die Bedeutung einer Wahrheit. Bei jedem Zwischenakte (das Spiel in den kleinen Theatern dauert bis Mitternacht) ergießen sich die in den engen Räumen eingeschlossenen Menschenmassen, durstig nach frischer Luft und Erquickung, über die Boulevards Du Crime und du Temple, und bei dieser Gelegenheit werden die geschicktesten Diebstähle und die frechsten Räubereien verübt. Hier sind die Contremarkenhändler[3759] und die Condottieri der Theater-Kritik zu finden: die Claqueurs und Succeßmacher; und ein Autor, ein Dramatiker, welcher die Mittel und Wege kennt, die zur literarischen Celebrität eines Abends oder einer Saison führen, kann hier für eine Handvoll Franken eine Ladung Beifall und Renommee allezeit haben. Da drängen sich auch die *Cries de Paris*[3760], jene schreienden,

---

[3753] Die größte Stadt des frz. Überseedépartements Französisch-Guayana und bis ins 20. Jhd. berüchtigter Verbannungsort.

[3754] Die alg. Ortschaft Tazoult-Lambèse (arab. تازولت, Tamaziɣt ⵜⴰⵥⵓⵍⵜ, Taẓult), damals ebenfalls Verbannungsort.

[3755] Hier ist wohl der österr. General Julius Jakob Freiherr von Haynau (1786–1853) gemeint; er hatte 1849 die ungar. Revolution niedergeschlagen.

[3756] Siehe hierzu S. 1218, Anm. 3731.

[3757] Frz. für Brüsseler Spitzen.

[3758] Siehe hierzu S. 386, Anm. 1093.

[3759] Billetverkäufer, die teilweise in betrügerischer Absicht agierten.

[3760] Recte: Frz. cris de Paris, „Pariser Schreie“; Bezeichnung für die Pariser Straßenhändler, die früher sehr marktschreierisch ihre Waren anpriesen.

wandernden Apfelsinenhändlerinnen, Kuchenverkäufer, Blumenmädchen, Cocospender, Colporteurs der Journale und Zeitungen, die spähenden Gamins, die Commissionairs, die Gelegenheitmacher, die Kupplerinnen mit ihren Dirnen, die Agenten der geheimen Polizei und die Sergeants de Ville; und vermengt mit dem Volke der Blouse und des fadensichtigen Fracks wird ein Babel daraus; Alles ruft durcheinander, Keiner hört auf den Andern, Jeder sucht den Andern zu überschreien. Mit wenigen Veränderungen dauert diese Staffage der Boulevards bis zum Bastille-Platze und dem Boulevard St. Antoine fort. Hier verschwindet fast jedes andere Costum neben Blouse und Polizei-Uniform. Der Pariser aus den höhern Ständen betritt diese Gegend niemals, wenn ihn nicht ein unabweisliches Geschäft dahin führt. Unter bestaubten Bäumen haben hier die Zuckerwasserverkäufer, die fahrenden Limonadiers, Caffetiers und Obsthändlerinnen ihre Stände. Auf keinem der Boulevards ist's übrigens so still und ordentlich; an die Bastille und ihre großen Ereignisse scheint kein Mensch mehr zu denken. Und doch ist diese St. Antoine mit ihren schweigsamen Straßen, auf denen man nichts hört als die heisern Stimmen der Arbeit in den ärmlichen Häusern: das Geräusch des Webstuhls, das Knarren der Drehbank und der hundert andern Handthierungen und Beschäftigungen, – jene gefürchtete Vorstadt, welche beständig schwanger geht mit Revolutionen. Sie ist die Gewaffnete, trotz zehnmaliger Entwaffnung; die immer Schlagfertige, trotz aller Niederlagen; die beständig Bereite, um für den Aufstand die Parole zu empfangen; immer des Rufs gewärtig, auf die Barrikade zu marschiren, oder der Gewalt entgegen, um sie zu brechen, und darum von dieser immer belauscht, bespäht mit Argusaugen, decimirt bei jeder Gelegenheit, in den Kerker geworfen, exilirt, deportirt; und wiederum ist sie verzehrt von den nagenden, zwickenden Dämonen der Rache und Vergeltung, die sie beständig mahnen, eine neue Seite der Geschichte von Frankreich mit Strömen von Menschenblut zu schreiben. Wer denkt daran, bei dem lustigen Leben der Blousen und der Mouslinkleider, das hier, wie Mücken an heitern warmen Abenden, spielt und kost, daß unter dieser arglosen Decke ein Ungeheuer schlummert, welches die Traditionen der Schreckenszeit und des Bürgerkriegs von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt? Wer es verstanden hat, rechtzeitig die Schwingungen dieses Geistes und dieser Traditionen in Bewegung zu setzen, ist allemal Herr von Frankreich geworden, und wenn er, als solcher, nicht wußte, die Uhr der Zeit zu stellen, so war es stets seine eigene Schuld. – St. Antoine ist an Werktagen ein Bild der Ordnung, des Fleißes, des Geschicks, der Anstrengung, der Genügsamkeit; der Löwe ist ein geduldiges Roß geworden, das für seinen Herrn, das Kapital, 6 Tage in der Tretmühle geht, leidet, fastet und sich abarbeitet, um das Stück Geld zu erhaschen, das ihm eine genußreiche Stunde gibt, in der es seine Lust austobt, bis der letzte Sou fort ist und die leere Börse und der leere Magen es zur Rückkehr an die Arbeit mahnen. Die Faubourg St. Antoine hat ein zweifaches Leben: die Arbeit und die Revolution. Sie beugt sich unter der Herrschaft der Scheere, des Hammers, der Spinnmaschine; sie hobelt, sagt, webt, reckt, modellirt, gießt, schnitzt, kleidet, färbt, bleicht, schwärzt, malt und vergoldet Alles; sie macht die Karosse der Könige und den Sarg des Guillotinirten, sie schneidet die Prachtgefäße von Krystall und dreht den irdnen Topf für die arme Wittwe: aber einen Tag in jedem Jahrzehent entzündet sie sich wie eine Pulvertonne und stürzt Throne und Gesellschaft zusammen. –

Fort zum Hotel des Princes! Was ist das? Es ist das Epitom[3761] von Paris, die Pariser Welt unter einem Dache. Der glänzende Titel darf Dich nicht irren; er ist bloß das Schild für die Bel-Etage, wo sich die goldenen Salons für Fürsten und Millionärs aneinanderreihen. Wie alle Pariser Hotels, haben auch diese hohen Prachtgemächer die niedrigen Dachstuben über sich und zu ihren Füßen die dumpfigen feuchten Kellergeschosse, hinter sich aber die Höfe und Kloaken, wo jene armen Menschen wohnen, die verdammt sind, ihr Leben in verpesteten Miasmen[3762] zu verathmen. – Tritt herein! An einer Säulenhalle des Thors empfangen Dich rothsammtne Portiers, welche Tambourmajor-Stäbe mit Silberknöpfen tragen. Ein Dutzend Diener des Hotels stehen am Treppenhause, Deine Befehle erwartend[.] In diesem Hause wird jeder Neu-Ankommende empfangen wie ein Prinz, und jeder findet in demselben, was er sucht. Du verlangst ein Dachstübchen: ein dienstfertiger Geist geleitet Dich hinauf; Du forderst ge-

[3761] Griech. ἐπιτομή, „Abriß, Auszug“, Abschnitt; hier im Sinne eines typischen bzw. idealen Beispiels verwendet.
[3762] Siehe hierzu S. 217, Anm. 608.

bieterisch Apartments in der Bel-Etage: – es sammelt sich eine Queue[3763] von Marqueurs[3764] und Lakayen um Dich, silberne Armleuchter wandeln Dir voran, die Freitreppe von Marmor hinauf, Flügelthüren springen aus und Pracht und Comfort umgeben Dich, als wärst Du Sardanapal[3765]. –

In diesen Zimmern und Salons des ersten Stocks vermißt der Gast nichts, um seine Prachtliebe und seinen Sinn für seine Bequemlichkeit zu befriedigen; nicht den Teppich von Aubusson[3766], nicht das Piano von Erard[3767], nicht den Chronometer im Goldgehäuse, der die Stunden des Vergnügens auf's Genaueste zeigt; nicht das Venetianische Spiegelglas, das von der Diele bis zur Decke reicht, nicht die silbernen Gefäße der Toilette, nicht die Bilder von Delaroche[3768], nicht den parischen Marmor, welcher Leben athmet. Kein Zeichen, kein Schmuck, kein Prachtgeräthe, womit Rang und Reichthum ihre Günstlinge umgeben, fehlt. Ein Salon ist vorhanden für Madame, ein Studirzimmer mit Bibliothek für Monsieur, ein Zimmer zu den Audienzen, eine Antichambre für die Wartenden; Saal für die Dienerschaft, Corridor für die Portiers. Jeder Schellenzug gibt einem dienstbaren Geiste Flügel oder zaubert eine Sylphide[3769] zu Deinen Füßen, um Deine Befehle zu empfangen, kurz: – kein Fürst kann fürstlicher wohnen als in der Bel-Etage dieses Hauses. –Du steigst eine Treppe höher. – Das Leben ist stiller, der Prunk macht keine Prätensionen mehr, Comfort tritt in den Vorgrund. Die Dienerschaft ist weniger glänzend gekleidet, sie gehorcht weniger schnell dem Winke; die Bücklinge sind nicht so tief, die Zimmer nicht so hoch, die Ausstattung ist nicht so in Fülle und so kostbar, obschon geschmackvoll. Der Prinz des Hotels ist in dieser zweiten Etage ein wohlhabender Kaufmann, ein Rentier aus der Provinz, ein Sous-Präfekt, ein General, der seine Pension zwischen der Wirthshausrechnung und dem Spieltische theilt; oder er ist ein Gutsbesitzer, welcher seiner Frau oder seiner Tochter Paris zeigen will.

Du steigst noch eine Treppe höher. Die Stille hat zugenommen, die Diener sind älter geworden, ihr Eifer kälter, die Livree fadensichtiger, niedriger die Decken der Zimmer, die Thüren, die Fenster: – bürgerlich sieht das Ganze aus nach Ausstattung und Einrichtung; die Nettigkeit ist größer als die Eleganz und die Formen sind mehr von gestern, als von heute. In diesem dritten Stock des Hotels wohnt der Advokat aus der Provinz, der die Geschäfte seiner Auftraggeber bei der Centralbehörde betreibt; der Gutsverwalter, der Professor aus dem Departement, der junge Arzt, der die Kliniken besucht; die Wittwe, welche eine Pension oder eine neue Verbindung wünscht, die angehende Kokette, die jungen Talente des Gesangs und des Tanzes; der alte Garçon[3770], der für seine 2000 Franken Rente das höchste Maß des Genusses erstrebt; die Aspiranten der Fortuna in allen Gestalten und mit allen Ansprüchen: Leute, die keinen Centimen in dem Schuldbuch der Nation eingetragen haben, aber in ihren Talenten die Schätze Kaliforniens beständig bei sich zu führen glauben. Arglose Träumer, wäre der Wahn, der Euch begleitet, doch länger! Aber gar bald steigen sie auf der Stiege des Hotels höher und tiefer auf der Leiter ihrer Hoffnungen, bis sie anlangen im Dachstübchen, in welchem vor ihnen die verlassene Grisette die vergangenen Tage der Freude beweinte. – Willst Du noch weiter? Willst Du in die Kämmerchen gucken *soixante sons par mois*[3771] mit dem einen Fensterchen, das über der Kloake des hintersten Hofes sich öffnet? Puh! Ich sehe, Du bist ermüdet. – Horch'! Glockentöne schallen durch's Haus; dieThüren fahren auf und schlagen zu; lachend und singend, plaudernd oder schweigsam, gravitätisch oder leichtfertig, „*Bon jour! Bon soir!*" Nachbarn und Bekannten spendend, rauscht der Menschen-Strom der Treppe zu, die zum Speisesaal führt. Die Eßglocke hat allen Unterschied des Rangs unter den Bewohnern des ersten bis zum dritten Stock ausgetilgt; Alle erscheinen in mit Geschmack geordnetem

---

3763 Frz., Schwanz, Schweif; hier im Sinne von Schlange verwendet.

3764 Frz., veraltet für Aufwärter, Kellner.

3765 Der assyr. König Aššur-bāni-apli (siehe hierzu S. 214, Anm. 597); angeblich beging er in seinem brennenden Palast Selbstmord.

3766 Handgewebte Teppiche aus reiner Schafswolle.

3767 Vom Instrumentenbauer Sébastien Érard (1752–1831).

3768 Vom Historienmaler Paul Delaroche (1797–1856).

3769 Die dienstbare Waldfee aus der gleichnamigen Oper von Jean-Madeleine Schneitzhoeffer (1785–1852).

3770 Frz., eigentl. Knabe, aber auch im Sinne von Junggeselle, Hagestolz verwendet.

3771 Frz., sechzig Sous im Monat, also 3 Francs; siehe hierzu auch S. 1103, Anm. 3360.

Anzug. Die *femme entretenue*[3772] ist von der Herzogin in Grandezza, Anmuth und Glanz der äußern Erscheinung kaum durch das geübteste Kennerauge und nicht minder schwer zu unterscheiden, als der ächte Schmuck von Imitationsdiamanten beim Kerzenschimmer. In keinem Königsschloß sind die Speisesäle geräumiger und prächtiger als im *Hôtel des princes*. Die Tafeln und Sessel sind von geschnitztem und vergoldetem Palisanderholz, die Damaste von größter Feinheit, die Aufsätze von Silber, die Kandelaber vergoldet, das Porzellain aus Sevres und von der größten Feinheit; blühende Orangenbäume und die seltensten Ziergewächse füllen jede Ecke, und über den Etageren biegen sich, mit Früchten und Blumen beladen, exotische Pflanzen. – Ist's eines Monarchen Namenstag? Gibt ein Großbotschafter ein diplomatisches Diner? Sind die Coryphäen der Wissenschaft, der Philantropie, der Börse zu einem Festessen versammelt? so fragst Du Dich bei dem Eintritt in diese glänzende Gesellschaft, die von Sternen und Orden funkelt und hinter deren Sesseln fünfzig Aufwärter in Frack und Seide mit dem Anstand des Gehorsams der Befehle lauschen – und Du staunst, wenn Du hörst, daß es das Schauspiel ist, welches sich zur sechsten Stunde jeden Abend in diesen feenhaften Räumen wiederholt. Und all' diese Herrlichkeit, mit einer Tafel, die den Feinschmecker entzückt, kannst Du sammt Deinem netten Kabinettchen im dritten Stock, sammt Wäsche, Frühstück und Bedienung für tägliche zehn Franken haben und dabei hast Du den unbezahlbaren Genuß einer guten Gesellschaft, einer geistreichen Unterhaltung, des Anblicks der schönsten Frauen, und Du kannst mit Berühmtheiten, die hier aus der ganzen Welt zusammenkommen, Worte und Blicke wechseln. Heute ist der persische, morgen der türkische Gesandte Dein Tischnachbar, das nächste Mal eine Kokette, in deren Augengluth alle Männerherzen schmelzen, oder eine Dame, die ihr *billet doux*[3773] mit einem Grafenwappen siegelt; oder Du sitzest neben einem russischen Fürsten, dessen Bruder in Sibirien Zobel fängt für seinen Czar und dessen Physiognomie selbst beim Champagnerglase in Paris nicht ganz das Bewußtseyn verheimlichen kann, daß ihn ein Faden hält den er nicht zerreißen darf und kann.

Doch nichts ist langweiliger, als das lange Bewundern. Das „*toujours perdrix*"[3774] verdirbt dem Hunger selbst den Appetit. – Adieu, *Hôtel des princes*!

[3772] Frz., eine Frau, die sich aushalten läßt.

[3773] Frz. wörtl. übersetzt: süßer Zettel, Liebesbrief.

[3774] Frz., „immer Rebhuhn"; geflügelter Ausdruck für Übersättigung.

DCLXVIII. Der Hof der Tuilerien in Paris.

„Wer wird nach Louis Philipp dies Haus bewohnen? Das Kind, sein Enkel, welches mit einer Krone nur spielen, sie nicht tragen kann? Oder einer ans dem Triumvirat der Prätendenten? Oder wer sonst? Das Schicksal rüttelt die Würfel; aber Gott weiß, für wen sie fallen".

So schrieb ich im Jahre 1844 in diesem Buche*)[3775].

Seitdem ist der Hof der Tuilerien zum dritten Mal der Friedhof der Bourbonenherrschaft geworden. Zum dritten Mal stürzte das Volk die Vertheidiger derselben aus den Fenstern des Palastes; noch einmal sahen die Tuilerien einen König fliehen vor dem *Vive la Republique* und zum Vagabonden werden in seinem eigenen Reiche; noch einmal sahen sie die Proletarier in den goldenen Sälen, welche sonst nur die Fürsten und Großen zu betreten wagten, und noch ein Mal streuete der Gamin die Asche eines Throns jubelnd in alle Winde. Dem Bürgerthum kann's nicht wohnlich seyn im Hause der Monarchie; die Republik schloß also die Tuilerien zu und schrieb den Spruch über die Pforte:

„So knechtet Euch der Menschen Lob und Spott,
Macht heut' Euch ehrenreich und morgen ehrlos".[3776]

Aber während ich dies schreibe (am 2. December), hat sie das Schicksal wieder aufgeriegelt, damit der Schatten des großen Kaisers[3777] Einzug halte, und mit diesem Tage beginnt für Europa die neue Aera des byzantinischen Cäsarenthums oder das Zeitalter eines zweiten Attila, der Geißel Gottes, um ein verderbtes Geschlecht zu züchtigen.

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kam zur Erde,
Den Frieden Euch zu bringen. Nein! das Schwert!"**)[3778]

Ludwig Napoleon erscheint mir wie ein Riese mit thönernen Füßen, auf dessen Schultern das schwankende Gebäude der Gesellschaft ruht; er ist die Welle, um welche sich Europa's Zukunft bewegt; er ist die Hieroglyphe des Schicksals und der Vergeltung, vor welcher die Völker und die Könige stehen und zu deren Ausdeutung sie vergeblich ihre Weisen berufen. – Fatalist wie Wallenstein, festgebannt im Kreise seiner ehrgeizigen Pläne und über die Mittel, sie zu verwirklichen, aller Skrupel baar, glaubt Ludwig Bonaparte an seinen Stern, glaubt er an den Beruf der Napoleoniden zur Weltherrschaft, glaubt er an seine Mission, und er fragt nicht darnach, ob er sie vom Teufel oder vom Herrgott empfangen habe. Wie ein Schatzgräber an die geheime Gewalt der Kreuzwege glaubt, wie ein Astrolog dem Einfluß gewisser Konstellationen und Zeiten geheime Kräfte zuspricht und darnach das Gelingen oder Mißlingen seiner Handlungen zum Voraus berechnet: so ist dieser merkwürdige Mann entweder tollkühn, oder muthlos, je nachdem die Ereignisse ihn bestimmen, oder drängen, an einem Glücks- oder Unglückstage seine Streiche zu wagen. Die Drei gilt ihm als die heilige Zahl seines Glücks. Was ihm zweimal in Straßburg und Boulogne mißlang[3779], das mußte, seinem Glauben gemäß, zum dritten Male gewißlich glücken. Und so ist es auch geschehen, und heute zieht er ein in das Kaiserhaus als unumschränkter Czar von Frankreich, keinem Gesetze unterthan, denn seinem Willen allein. Wie alle Wege

---

[3775] *) Vergl. die Beschreibung des Tuilerien-Palastes im XI, Bande des Universums, S. 82.

[3776] Wieder reichlich frei zitiert aus Friedrich von Sallets (1812–1843) Gedicht „Erdulden und Hingeben" aus dessen „Laien-Evangelium. – Jamben […]" (Leipzig: F. Volckmar 1842), S. 115: „So knechtet euch der Menschen Lob und Spott, \ Macht heut euch ehrlos, morgen ehrenreich."

[3777] Louis Napoléon Bonaparte, nun Kaiser Napoléon III.; er war ein Neffe Napoléon Bonapartes (siehe hierzu auch S. 1198, Anm. 3678).

[3778] **) *L'empire c'est la paix* [frz. „Das Kaiserreich bedeutet den Frieden"; Ausspruch Kaiser Napoléons III. (s. o.) in seiner Rede vom 9. Oktober 1852 vor der Handelskammer in Bordeaux. Honoré Daumier (1808–1879) sollte diesen Ausspruch mit seiner Karikatur in der Ausgabe des „Charivari" vom 19. Oktober 1870, also gut einen Monat nach dem Untergang des frz. Kaiserreiches, ebenso treffend wie vernichtend kommentieren].

[3779] Die gescheiterten Putschversuche vom 29. Oktober 1836 in Straßburg und vom 6. August 1840 in Boulogne-sur-Mer.

nach Rom führen, so haben alle Wege Herrn Ludwig Bonaparte nach den Tuilerien geführt. Er war rother Republikaner mit Ledru Rollin[3780], Sozialist mit Proudhon[3781], Reformator mit Girardin; er träumte mit Cabet[3782], war Reaktionär mit Thiers, gemäßigter Republikaner mit Cavaignac[3783], Feind des Kapitals und der Bourgeoisie mit Louis Blanc[3784], Gegner der Demokratie und der Revolution mit den Legitimisten, ein Bekenner der Glaubensfreiheit, wenn er vor Protestanten sprach, und ein demüthiger Verehrer, Beschützer und guter Sohn der katholischen Kirche, da es galt, die Unterstützung der Hierarchie und die Gunst der dreifachen Krone zu erlangen. Er schmeichelt dem Arbeiter mit der Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage, tanzt mir den Damen der Halle, ladet den Sackträger zu Gast, läßt dem Bauer und dem Handwerker die Wiederkehr des goldnen Zeitalters verkündigen, verspricht ihnen Abnahme der Steuern und Schulden, peitscht die Kurse zum Jubel der Börse und zum Frommen der Schwindler und der Spieler in die Höhe, berauscht die Soldaten mit Champagner und sprudelnder Hoffnung auf Gloire und versichert dem ruhelechzenden Besitz und dem kalkulirenden Handel: *l'empire c'est la paix*. Er verspricht Alles und unterschreibt Alles, sagt „Ja" zu jedem Wunsche und läßt jedem Verlangen Befriedigung hoffen; er schmeichelt dem Volke, indem er sich den Diener seines Willens nennt; er macht den ungebührlichsten Erwartungen der Menge Konzessionen und ihren Gelüsten nach Vergnügen und Zeitvertreib bringt er die größten Opfer: aber während er dieses that, wendete er mit perfekter Menschenkenntniß jedes andere wirksame Mittel an, die indolenten Massen seinen Zwecken unterthänig zu machen, sey es durch das Brod, das er austheilen ließ, sey es durch bunten Flitter- und Zinselkram, mit dem er die Augen blendete, sey es durch vage Hoffnungen, sey es durch Furcht und Schrecken, durch Lambessa und Cayenne. Jedes Mittel zur Erreichung seines Ziels ist ihm recht gewesen, und er erschrak so wenig vor den verschwenderischen Ausgaben der Millionen, als vor den sittlichen Konsequenzen seines Thuns und seines Handelns. Jenes erste Ziel, den Kaiserthron, hat Ludwig Bonaparte heute erreicht. Jetzt steht die Frage: was wird sein nächstes seyn? Die Herrschaft der Napoleoniden in Europa war der eingestandene Plan des großen Oheims; und Ludwig Bonaparte gibt sich für seinen Erben aus und für berufen, dessen Entwürfe zu erfüllen. Er sagt jedoch: „*l'empire c'est la paix*"; und dieses sein kaiserliches Wort ist eben so glaubwürdig, als des Präsidenten Eidschwur auf die Verfassung, die er heute vor einem Jahre zerriß und in dem Blute ihrer Vertheidiger begrub; es ist nicht weniger werth, als das Wort seiner Proklamation nach dem Staatsstreich: „ich liebe die Republik, weil sie die Freiheit schützt, und werde sie erhalten"; es ist so viel werth, als sein Wort von gestern: „*l'empire c'est la democratie couronnée*"[3785]. Wenn alle diese Worte niemals mehr gewesen sind, als Phrasen, um des Mannes wahre Absichten zu verheimlichen, so wird man auch das Wort „*l'empire c'est la paix!*" für nicht mehr annehmen mögen. Ludwig Bonaparte hat zwar keinen Funken von dem Genie seines Onkels, sein Ehrgeiz aber ist gewiß nicht kleiner. Alles, was diesem Ehrgeiz zur Befriedigung dienen kann, ist ihm willkommen. Frömmigkeit und Heuchelei, Wahrheit und Falschheit, Treulosigkeit und Grausamkeit, eiserne Härte und Großmuth, Wohlthätigkeit und Freigebigkeit bis zur Verschwendung – sie können in seinen Augen gleichbedeutende und gleichgültige Dinge seyn. Wer will behaupten, daß Ludwig Bonaparte ein Gefühl habe von Liebe oder Freundschaft, von Dankbarkeit oder Verpflichtung, wenn er heute der Treue den Rücken kehrt, die er gestern belohnte, wenn er morgen seinen Bundesgenossen in's Exil stößt oder in den Kerker, den er heute mit den Zeichen der Gunst und seines Vertrauens bedeckte; wenn er dem Feind, den er verfolgte, mit der Miene der Großmuth plötzlich die Hand reicht, sobald es seinen Absichten frommt? Verschlossen in seinen Plänen, Herr seines Mundes, dem er niemals das Recht gibt, der Verräther seiner Gedanken zu seyn, in der Verstellung ein noch

---

[3780] Alexandre Ledru-Rollin (1807–1874).

[3781] Pierre-Joseph Proudhon (1809–1865); von ihm stammt der berühmte Ausspruch „La propriété, c'est le vol. / Eigentum ist Diebstahl."

[3782] Der Sozialist und Philanthrop Étienne Cabet (1788–1856).

[3783] Der General und Kriegsminister Louis-Eugène Cavaignac (1802–1857).

[3784] Der Begründer der Sozialdemokratie Jean-Joseph-Charles-Louis Blanc (1811–1882).

[3785] Frz., „Das Kaiserreich ist die gekrönte Demokratie"; diese hier Napoléon III. zugeschriebene Bemerkung ist zwar hist. so nicht verbürgt, spiegelt aber dessen polit. Selbstverständnis durchaus korrekt wider.



Der HOF der TUILERIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

weit größerer Meister als Talleyrand war, erreicht er seine Ziele mit der Gewandtheit eines Luchses, während die Welt ihn noch weit davon entfernt glaubt und sich in falsche Sicherheit wiegt. Er ersieht bei seinen Sprüngen „seine Stunde“, in der sein Stern ihm Erfolg verheißt und ihn der Glaube kräftigt, daß der Erfolg ein sicherer sey. Zaghaft und schwankend zu andern Zeiten ist er immer bereit, in jenen Momenten des Glücks das Verwegenste, Unerwartetste und Ueberraschendste zu unternehmen und jeder Gefahr mit kaltem Blute zu trotzen. Als Monoman seines Namens glaubt er blind an das Dämonische seines Schicksals und an die Größe seiner historischen Sendung, und so betrachtet erscheint uns seine Gestalt wie die des Leviathan, welche über eine unglücksschwangere Zukunft die schwarzen Schwingen breitet. Ledig aller Bande, die die gewöhnlichen Sterblichen fesseln, und ohne sittliches Steuer, folgt er, mehr fanatisch, als willensklar, dem Fatum, seinem Gott.

So stellt sich meinem Blicke Derjenige dar, welcher heute einzog in das „Haus des Schicksals“ das Zepter des Imperators und das Schwert des Autokraten in den Händen. Ein Glück für die Welt, wenn das Bild nicht mehr ist als ein Trugbild meiner Phantasie.

Auf ein anderes Feld der Betrachtung treten wir, wenn wir die Frage erörtern: Hat Ludwig Napoleon eine Chance für das Gelingen seiner Pläne? – Hier haben wir es nicht mit seiner Persönlichkeit allein, –sondern zugleich mit den Thatsachen und der Gewalt der Situation zu thun, in welcher er sich befindet und in die er sich versetzt hat. Ich spreche unbedenklich, weil mit voller Ueberzeugung, den Glauben aus: Ludwig Bonaparte hat keine Chance. Er hat keine, nicht trotzdem daß er den Kaiserthron bestieg, sondern weil er ihn erklimmte und erklimmt hat durch alle macchiavellistischen, ich will nicht sagen diabolischen Künste. Er hat seine Mittel mit meisterhaftem Geschick benutzt; Mephistopheles selbst hätte es nicht klüger und hinterlistiger thun können: aber die Tragweite dieser Mittel war der Kaiser, und mit Erreichung dieses Ziels ist sie erschöpft. Der Allen Alles versprochen hat, um sich Stimmen zu verschaffen, muß nochwendig Allen Täuschungen bereiten. Auf der Spitze seines Ehrgeizes, auf dem Throne, steht er isolirt wie auf dem Gipfel einer Pyramide, – einsam, ohne Rückhalt. Er hat seinen Thron mit gemeinen Werkzeugen, inspirirt von gemeinen Leidenschaften, umgeben, – mit bloßen Sklaven seines Willens. Es hilft ihm nichts, daß er sie mit den hohltönenden Titulaturen: – Senat, Repräsentanten, Ministerien bekleidet. Er hat die Legislative so tief herabgewürdigt, daß sie bloß einen verspotteten Bedientenschwarm vorstellt, der dem Lande Millionen kostet, der Regierung aber keine Stütze bietet. Seine Minister sind Kommis und sie werden von ihm wie Kommis behandelt; sie, wie die Legislativen, sind nur beständige Elemente des Hasses und der Verachtung, die auf den Stufen des Thrones knieen. Er hat die Armee als blindes Werkzeug seiner Pläne gebraucht und ihre Ehre in Frage gestellt; ihre Sympathieen sind zusammengeschrumpft zum Gehorsam, den die strenge Disciplin erzwingt und zusammenhalten wird, bis sie – bricht. Die Träger ihres Ruhms und ihres Stolzes, die vorzüglichsten Generale, sind verbannt, oder entfernt; sie sind die natürlichsten, die stärksten, die unversöhnlichsten Feinde Bonaparte’s, und alle seine Gewalt kann die Gefühle der Theilnahme nicht verhindern, welche in jedem französischen Soldatenherzen für diese Helden schlagen, die keine andere Schuld an sich tragen, als die Treue für ihren Eid, welchen Bonaparte brach, und daß sie als Ehrenmänner keinen Theil haben wollen an dem meuchelmörderischen Ueberfall der Freiheit und der Republik, der, von 8 Millionen Franzosen gutgeheißen, jetzt den Kaisermantel umthut. Wie die Feldherren, so tragen auch die ersten Staatsmänner Frankreichs unversöhnliche Feindschaft im Busen gegen Den, der in seiner Person alle Gewalt und Macht des Staats vereinigte und sie selbst zur Nichtigkeit verwiesen hat, und was Frankreich an Genie und großem Talent besitzt, was der Ruhm gekrönt hat mit unsterblichen Kränzen im ewigen Reiche der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit und des Gedankens; Alles endlich, was die Geschichte früherer Zeiten mit erblichen Ehren, Würden und Rang belieh, steht tief verletzt und unversöhnlich ihm gegenüber. Der Weg, den er genommen, die gewaltthätigen Mittel, die er gebraucht, die grenzenlose Koncentration der Macht, die er sich zugesprochen hat, sie können nicht die geringste unabhängige Kritik, nicht den mindesten Tadel vertragen; die Spannung der Verhältnisse, die er hervorgerufen, ist schon jetzt so entsetzlich geworden, daß die mindeste Lockerung der Zügel für die Regierung zu einer gefährlichen Opposition umschlagen würde. Ludwig Napoleon wird

durch die Gewalt der Dinge zu immer größerer Gewaltthat fortgetrieben, und er kann jetzt so wenig einhalten als der vollbeladene Wagen, der auf schiefer Fläche dem Abgrunde zurollt. Er **muß** unbeschränkter Herr, Kaiser, Sultan, Czar bleiben, **oder** er ist nichts, weniger als nichts. **Darin** liegt die meiste Gefahr sowohl für seinen fundamentlosen Bau, als für Frankreich, für Europa, für die Gesellschaft, für die Welt; eine Gefahr, die schon viel größer geworden ist, als sie der Fortbestand der Republik in Frankreich jemals hätte erzeugen können, deren Untergang die Kurzsichtigkeit mit so viel Jubel begrüßte. Eine Zeit lang kann sich, meiner Meinung nach, Ludwig Bonaparte noch dadurch halten, daß er – die Rolle eines modernen Attila ergreifend – die unzufriedenen, unruhigen, oppositionellen Kräfte der Nation nach Außen hin lockt, Frankreich in Streit mit den Nachbaren bringt, das Feuer eines Universalkriegs anzündet, und Europa, und mit Europa die Welt, den blutigsten, furchtbarsten Erschütterungen Preis gibt, die je erlebt worden sind.

So sieht mein Auge – das menschliche, irrende. *Diis aliter visum*[3786]. Vielleicht! – – denn wer kann sagen, daß er im Rathe der Götter sitze?

[3786] Lat., „Die Götter beschlossen es anders“; siehe auch Virgil, Aeneid. 2, 428.

DCLXXXXVII. St. Etienne du Mont in Paris.

„Beuge Dein Haupt, stolzer Sikambrier!“ sagte der Bischof, als er Klodwig, den König von Frankreich, taufte: und so sagt die Kirche heute noch Jedem, der sie um einen Dienst von ihrer Hand anspricht. „Beuge dein Haupt!“ sagt sie am Taufstein und am Grabe, am Altar und von der Kanzel, und wehe dem Priester, der einen andern Spruch im Munde führt. Wäre er ein Bossuet[3787] oder ein Fenelon[3788] im Wissen, im Wandel und in der Kunst, zu reden, er würde doch dem Untergange geweiht seyn! – Das hat die letzte Zierde dieses Gotteshauses erfahren jener Apostel, der das Evangelium der Armen predigte mit einer Salbung und Hoheit, als vor ihm, seit Bossuet die Kanzel in St. Etienne verlassen, Keiner gethan hat: – Abbé Lamennais[3789] – als Denker ein Herkules, fest, stark, groß, unerschrocken wie Luther – der gegen die Laster, Verbrechen und Eitelkeiten des Jahrhunderts mit dem zweischneidigen Schwert seiner Redekraft eiferte und es wagte, die heilige Wahrheit der Christuslehre von dem Schutt, mit welchem Irrthum und Lüge sie bedeckt hatten, zu reinigen. Sein Lohn war: – Verketzerung – Ladung nach Rom,– Kerker. Lamennais kam um vier hundert Jahre zu spät, um gleich Savanorola[3790] auf dem Scheiterhaufen zu sterben; er kam um hundert Jahre zu früh, den Sieg seiner Lehre zu feiern. Aber der künftige Triumpf bleibt ihr doch vorbehalten, trotz allen Blitzen, die dem Vatikan entfahren. –

[3787] Der Klassiker unter den frz. Kanzelrednern Jacques Bénigne Bossuet (1627–1704).

[3788] François de Salignac de La Mothe-Fénelon (1651–1715).

[3789] Félicité de Lamennais (1782–1854); er war zwar wegen seiner theol. Aussagen mit dem Vatikan in Konflikt geraten (was letztlich auch zum Bruch führte), war dort aber niemals eingekerkert gewesen.

[3790] Der Bußprediger Girolamo Savonarola (siehe hierzu S. 320, Anm. 894).



St ETIENNE du MONT
(Paris)



PARIS
von der Seine aus

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. [3]-12 u. 121-123.

Paris.

Die Unruhe in der europäischen Staatenuhr, das Herz Europa’s, die Wiege der Revolutionen, die Stadt des Vorausgehens im ewigen Wandel, die Beherrscherin der Mode und feinen Sitte, die Stadt der Städte – dies Alles und noch mehr ist Paris schon genannt worden und zum Theil sogar gewesen. Gegenwärtig ist es die Hallpt- und Residenzstadt des Kaiserthums Frankreich. –

Bedeutende Länder und Städte wollen studirt sein wie bedeutende Menschen und Bücher. Leute, denen es Ernst mit diesem Studium ist, beginnen kursorisch: sie durchfliegen, mit der Karte vor den Augen, das Land und seine Geschichte, sie überblicken von einem hohen Punkte aus die Stadt, den Plan derselben in der Hand, sie erforschen äußere Stellung, Physiognomie und Lebenslauf des Menschen, sie durchblättern das Buch, dies Alles, um sich zum statarischen Studium[3791] vorzubereiten. Erst dieses führt, nachdem die Ueberschau des Ganzen gewonnen ist, zur Erkenntniß des Einzelnen. Durch das Zusammenfassen des Einzelnen zum Gesammtbilde dringen wir zum Wissen des Inhalts vor, und die Vergleichung des Inhalts mit seiner Bestimmung erhebt uns auf den Standpunkt des Urtheilens: ob das Buch seinen Zweck erreicht, ob des Menschen Anlage und Ausbildung seinem Beruf entspricht, ob die Stadt ihrer Stellung im Lande gerecht wird, und ob das Land seine Mission auf der Erde erfüllt.

Die Leser dieses Werkes haben, Paris gegenüber, das kursorische Studium längst hinter sich und das statarische fast vollendet, soweit dies mit Hülfe eines Buchs möglich ist, das seine Bilder mit nur wenigen Textesblättern begleiten kann und seine Kolumnen am wenigsten zur bloßen Beschreibung des bildlich Dargestellten verwenden soll. Die Stahlstiche und Artikel, welche der französischen Weltstadt und deren mit ihrem Wesen verwachsenen Umgebung gewidmet sind, würden, vereinigt, allein neun Hefte des Universums ausfüllen. Durch die selben sind die Leser geführt worden : auf die Juliussäule und in den Louvre (Bd. IX), vor das Rathhaus, in den Dom der Notre-Dame und die Kirche Saint Sulpice, auf den Revolutionsplatz, den Kirchhof Père la Chaise und in die Salpetrière (Bd. X), zur Börse, in die Morgue, vor den Triumphbogen de l’Etoile, in die Tuilerien, vor die Napoleonssäule und in die Kirche St. Germain d’Aurerre (Bd. XI), zum Obelisken von Luxor, vor den Palast der Ehrenlegion und in das Opernhaus (Bd. XII), nach St. Germain und Neuilly, vor das Pantheon, nach Versailles und Vincennes, zur Münze, in die Sorbonne und zum Luxemburg-Palast (Bd. XIII), vor die Akademie der schönen Künste, in die Elisée’schen Felder und zum Präsidentschaftspalast, nach St. Cloud und zur Porte St. Denis (Bd. XIV), vor das Hotel des Princes, in den Hof der Tuilerien, in das Innere der Kirche St. Etienne du Mont (Bd. XV) und zuletzt noch zu einer Soirée in den Tuilerien (Bd. XVI); dann durchwandelten wir mit einander die Räume des Industrieausstellungspalastes (Bd. XVIII) und stehen nun mitten über der uralten Seine, auf der Königsbrücke (Pont Royal). Vor uns verbindet die Caroussel-Brücke die Gallerie der Tuilerien mit dem Palais der schönen Künste; jenseits derselben spannen sich die neun gußeisernen Bogen der Brücke der Künste über den Strom, und oberhalb dieser führt Pont neuf vor Heinrichs IV. Reiterbild und zum Justizpalast; ihm zur Rechten erheben sich die Thürme von Notre-Dame und über alles Bauwerk der Nothwendigkeit und der Pracht ragt das Pantheon empor mit der mächtigen Kuppel.

Was beginnen wir hier? Die Seine mag eine reiche Geschichte haben, die reichste, soweit Paris sich in ihr spiegelt. Dort preisen sie Tausende als ihre Lebensader, wie sie schon Tausenden zum Grab geworden ist. Aber die Gräber schweigen, am stillsten die tiefen, nassen; und das Leben und Treiben auf dem trägen Flusse ist gegen den hohen Wogenschlag der Geschichte in dem Häusermeere jenseits

---

[3791] Durch ausführliche Erläuterungen des gelesenen Textes immer wieder unterbrochene Lektüre.

der Ufer so geringfügig, so verschwindend, daß wir diese „Schlange“ (Squan) der alten Celten, die einst hier hausten, nur als Schmuck im Bilde, nicht als Bild selbst betrachten können. Gehen wir denn in unserem Studium der Stadt einen Schritt weiter und streben nach einem Gesammtbilde von ihr.

Das Pantheon winkt uns zu lockend; wir steigen hinauf auf seine Kuppel. Auf dieser Höhe, 480 Fuß über dem Spiegel der Seine, legt sich das umfassendste Rundgemälde der Stadt und ihrer Umgebung nach allen Seiten vor uns hin und tritt die in den Bauwerken ausgeprägte Eigenthümlichkeit des verschiedenen Lebens in den einzelnen Gliedmaßen des Riesen uns mit überraschender Klarheit vor das Auge. – Wir freuen uns eines schönen Abends; die Luft ist rein. Die Seine spielt mit blitzenden Lichtern, so oft sie zwischen den Mauern und Häusern, Brücken und Bäumen hindurch zu uns heraufblicken kann. Das Irrgewinde der Straßen zeigt sich uns in scharfen Zügen, das Durcheinanderlaufen wie das Ausgreifen in verschwimmende Ferne, und die Höhen ringsum heben sich in sanften Linien vom Horizonte ab und ziehen ihren großen Kreis um uns als bläulich dämmernder Kranz.

Paris ist der Extrakt von Frankreich, nicht bloß in geistiger und finanzieller Beziehung; auch die äußere Erscheinung Frankreichs findet sich in Paris in verjüngtem Maßstabe wieder. Denn wie, nach Rosenkranz’[3792] sinniger Darstellung, Frankreich als das von der Natur am meisten abgerundete Land, als das Land vor uns steht, welches mit einer festen, in sich abgeschlossenen Einheit zugleich die größtmöglichste Fähigkeit zur Verbindung nach außen verknüpft, so erkennen wir als die Grundgestalt von Paris einen Kreis, dessen Durchmesser ein Fluß und dessen Umfang eine Hügelkette ist. Von dieser äußersten Peripherie, jenen lieblichen Höhen mit der reizenden Abwechselung von Schlössern und Landhäusern, kleinen Ortschaften und Mühlen, Wäldchen und Gärten, schlagen immer engere Kreiswellen rückwärts zu einem gemeinsamen Mittelpunkt. Den zweiten Kreis bildet der Festungsgürtel mit den sechzehn schwer gefaßten Edelsteinen desselben, den detachirten[3793] Forts. Auch sie erschrecken nicht mit dem finsteren Umsichgrollen mittelalterlicher Zwingburgen, sondern blicken hell und heiter herüber, diese Wölfe im Kleide der Unschuld. Näher rückt uns der Kranz der Mauer, welche die zahlreichen Vorstädte umschließt und an welcher die äußeren Boulevards sich hinziehen mit ihren immer vollen Weinschenken zwischen Friedhöfen und Schlachthäusern. Den nächsten Kreis bilden die Prachtstraßen der inneren Boulevards, und den kleinsten Ring könnte man in dem Palästegürtel der Tuilerien und des Louvres mit ihren Gallerien erkennen, mit dem Carousselplatze als Mittelpunkt, wenn nicht das Palais Royal den Vorzug verdiente, weil dort der Glanz des Bürgerlebens, die längste Zeit seinen Mittelpunkt hatte.

Diese Scheibe von Kreisen ist durchschnitten nach allen Spitzen der Windrose hin durch die Verkehrslinien, die der Mensch zog. Staats- und Landstraßen, Kanäle und Eisenbahnen gehen und laufen, rennen und jagen von allen Straßenenden der Stadtmauern hinaus ins Weite, oder stürmen herein, wie Du willst, lieber Leser; das Bild unbändigster Rastlosigkeit wird hier selbst von der Nacht nicht verwischt.

Zwischen diesem am Geist und am Herzen zehrenden Gewühl des Spielzeugs ihrer großen und kleinen, guten und bösen, armen und reichen pariser Kinder wandelt die Seine wie eine beruhigende Mutter hin. Ein schiffbarer Strom ist mit all’ dem Drängen und Treiben auf ihm eine würdigere Erscheinung, als eine Straße, sei sie von Holz oder Erde, Stein oder Eisen. Diese geht nicht selbst, es geht nur auf ihr hin und her. Der Strom verfolgt sein eigenes Ziel. Er duldet und unterstützt den Menschen, er lehrt ihm Muth und Vorsicht, und er bestraft ihn und begräbt ihn gelegentlich; er verbindet und vereint, was an beiden Ufern gemeinsam und sich unentbehrlich ist, und er trennt, wie die unübersteiglichste Mauer, Alles, was nicht zusammen gehört, und sichert Jedem den Raum zur eigenen Entwickelung. Gerade davon legt die Seine hier das glänzendste Zeugniß ab. Sie ist es, die das große der Welt als vollendete Einheit erscheinende Paris in drei Städte theilt von vollendeter Charakterverschiedenheit.

Die Herren vom pariser Rathhaus haben die Stadt sammt Inseln und Vorstädten nach und nach in zwölf Arrondissements geschieden; die Seine und das Volk blieben bei jener Dreitheilung. Das Volk benannte das Paris auf der Südseite des Stroms: *l’Université* und sprach von einem *Quartier latin* (dem

---

[3792] Karl Rosenkranz (1805–1879) in „Die Topographie des heutigen Paris und Berlin. Zwei Vorträge. […].“ (Königsberg: Gebr. Bornträger 1850), S. 11.

[3793] Frz. détaché, freiliegend, ausgegliedert; hier im Sinne von vorgelagert.

lateinischen Stadtviertel) mit Ehrfurcht. Diese südliche Stadt umfaßt seit Jahrhunderten alle großen wissenschaftlichen Anstalten Frankreichs und die Pflegestätten der Künste, die stilleren Hallen des Verdienstes und Ruhms und die lautlosen des ewigen Friedens. Dort sehen wir die alte theologische Hochschule der Sorbonne, die Schulen des Rechts, der, Medicin, der Pharmacie und der Chirurgie, die Sternwarte hebt dort zur Linken ihren Altan über die Dächerreihen empor, hinter uns breitet der botanische Garten seine duftenden Beete und Glashäuser aus, die Thürme von St. Sulpice zeigen uns die Stätte des Priester-Seminars an, die Kriegsschule, das Institut von Frankreich, alle Gymnasien schmücken diese Straßen, die Akademie der schönen Künste blickt dort in die Seine, in entgegengesetzter Richtung die Manufaktur der Gobelins zu den Höhen von Gentilly hinüber, und neben uns pflegt die Polytechnische Schule die höheren Blüthen der Gewerbe. Auch der Staat hat seinen Berathern hieher das Haus gebaut: im Palais Bourbon fanden die Deputirten ihre Kammer. Neben der Kriegsschule wölbt sich die Kuppel des Invalidendoms empor, dort freut sich das Alter seiner Ehre als Wacht am Feldherrnsarge in der Gruft. Wie für das hinfällige Alter sind hier die Schutz- und Pflegehallen für die körperlich und geistig Leidenden, die großen Hospitäler, die Charité, das Militärhospital Val de Grace und die Verpflegungsanstalt der Salpetrière. In diesem Kreise der Zurückgezogenheit der Wissenschaft und Kunst, der beschaulichen Erinnerung des bewegten Lebens und der genährten Hoffnung Hinsiechender hat auch die glänzende, aber seit langer Zeit mit der Gegenwart schmollende Aristokratie des legitimen Königthums ihre Heimstätte, wie das strenge Katholikenthum seine eifrigsten Diener und Dienerinnen in den Kirchen und Klöstern. Sie Alle aber beten und singen über einer Gruft, deren ewiger Tod auch die Stadt der Lebenden über sich mit einem Hauch seines Ernstes zu durchwehen scheint: die Katakomben beherbergen drunten ihre drei Millionen Gerippe, und über dem Riesengrabe und über die Wohnungen der Lebenden hinaus ragt das große Denkmal Frankreichs für seine großen Todten, das Pantheon, auf dem wir stehen, vom Abendrothe glühend in den Himmel. – Ueberschaue noch einmal dieses Dächerhalbrund im Süden der Seine und werfe einen vergleichenden Blick nach der Stadt des anderen Ufers hinüber, so bemerkst Du endlich, daß Du hier in der Stadt der Thurmkuppeln und Heiligenbilder bist, in der Stadt, wo die Erinnerungen die Hemmschuhe des Fortschritts sind, die selbst das räumliche Wachsthum derselben aufzuhalten scheinen, – während das Paris im Norden der Seine Dir keinen einzigen Kuppellhurm zeigt, Bildsäulen von Fürsten und Staatsmännern, Feldherren und Dichtern, Gelehrten und Künstlern auf den öffentlichen Plätzen vor dem Volke stehen, die freie Säule weltlichen Ruhms und das prunkende Triumphthor das Emporragendste ist und statt des Hemmschuhs – der Dampf am Wachsthum der Stadt arbeitet.

Die pariser Nordstadt ist die Hauptstadt des französischen Lebens; das Volk nennt sie nur „die Stadt“ (*la Ville*). Hier ist das Paris, welches einen großen Theil der Geschichte von Frankreich gemacht hat, hier stehen die Paläste, die mit den Strahlen ihres Glanzes ganz Europa blendeten. Blicke hin: dort der Louvre, den einst der Kunstraub mit den Schätzen Europa's gefüllt hatte, die Tuilerien, in denen so oft die Rollen für die Tragöden und Komödianten auf der Bühne der Weltgeschichte vertheilt wurden, und dahinter der blutgedüngte Tuileriengarten. Weiter der Eintrachtsplatz, auf welchen der Obelisk von Luxor fremd und theilnahmlos blickt, und die Elisée'schen Felder, beides unvergleichliche Arenen der Revolution, die einst von da herüberzog zur zitternden Südseite der Stadt, auf dem Marsfeld – am 14. Juli 1790 – noch reine menschliche Thränen vergoß, als die Königin dem freien Volke das Kind zeigte, die Königin, die auf dem Karren zum Fallbeil fuhr, und das Kind, von dem die Geschichte nichts mehr kennt, als die Zahl seines Namens in der Königsreihe. Dieselbe Revolution machte den Palast Luxemburg, jenes berühmte Bauwerk der Maria von Medicis, des guten Heinrichs IV. schlimmer Gemahlin, zu einem „Reservoir der Guillotine“. Ueber die „Brücke von Jena“ kehren wir zurück nach Nord-Paris, unwillkürlich zurückblickend nach der Kuppel des Invaliden-Hotels. Der dort als Kaiser ruht, war ein Kind der Revolution und liegt in deren Wiege: mit den Gewehren und Kanonen, die es hier fand, stürmte das Volk die Bastille. Des Löwen Zeichen stehen überall mitten unter denen der Revolutionen. Vom Triumphbogen am Thore nach Neuilly und an der Vendomesäule vorüber führt das Auge uns zu jenem Palast, dessen Geschichte in der Reihe seiner wechselnden Namen zu lesen ist: Palais Cardinal, Palais Royal, Palais Egalité, Palais du Tribunat, abermals Palais Royal, dann Palais national, dann? – Karl X.

war es, der, „auf einem Vulkane tanzend“[3794], dort „Schönes Wetter für seine Flotte von Algier[3795]“ wünschte. Des Dey’s[3796] und sein Thron stürzten noch im selben Monate. Dort winkt über die Dächerreihen herüber eine Flagge. Sie flattert auf der Zinne der Börse, die auch ihr Licht von oben erhält. Weiter die Post, die Post einer Weltstadt! Wie unermeßlich nur allein der Gedankenverkehr in diesem Haupte eines Reichs! Dort ragt eine Säule in der Nähe der Seine empor: die Palmensäule, und kaum tausend Schritte der Seine entlang aufwärts erkennst Du das eigentlichste Revolutionsgebäude der Welt, das Stadthaus, in dessen Räumen Feuer und Rauch der Politik stets zuerst ein- und auszogen bei jedem Staatsbrande seit Ludwig XVI., und in dessen Schatten der Grèveplatz, der Boden der Guillotinenarbeit in Frankreichs schrecklichsten Tagen, das Blut von Tausenden einsog. Drüben vom äußersten Osten der Stadt, aus der Vorstadt St. Antoine, kamen die Schaaren mir den zerrissenen Kitteln und schwieligen Fäusten, die für Sieg und Schmach der Revolutionen dieselbe Gewalt darthaten. Zwischen beiden trotzte die Bastille dem Recht und dem Volke. Jetzt birgt die Stätte ein großes Grab, und darüber errichteten sie ein Denkmal, den Leichenstein der Revolution, jene Juliussäule, auf welcher der Genius der Freiheit auf Einem Beine steht. Lauter geschichtlicher Hintergrund, und wieviel sehen wir nicht, und wieviel wollen wir nicht sehen! – Diese Nordstadt von Paris wird durch die Lebensverschiedenheit der Menschen von selbst getheilt in eine östliche und westliche Hälfte. Die westliche breitet sich aus zwischen den Tuilerien und den Straßen nach den Schlössern von Neuilly und St. Cloud hin, die östliche zwischen dem Stadthaus und den Gefängnissen von Vincennes und reicht bis hinauf zum Temple, wo die Geschichte von der lebendigen Verbrennung edler Ritter (1314) und den Thränen „hoher“ Gefangener erzählt. Dort entfaltet sich der Glanz der vornehmen Welt, hier ist vorzugsweise der Sitz des Volks, hauptsächlich der Bourgeoisie von Geld, Kredit und Einfluß; das Proletariat wohnt überall, denn es ist nirgends entbehrlich. Verbunden werden beide Theile durch die köstlichen Boulevards, welche jedes Parisers Stolz und Freude sind. Hier pulsirt das Blut eines Riesen. Hier rennt, rasselt, prunkt, treibt, lacht und lebt Alles; Gasthäuser, Theater, Bazare, Springbrunnen, Wagen, Rosse, um Alles schlingt das Menschendurcheinander sein endloses Netz; hier ärgert sich der Tag, daß es Nacht, und die Nacht, daß es Tag wird. Und oft hat das eine das andere zu beweinen. Im Centrum zwischen Ost und West herrscht auch hier der Mammon, dessen Thron in der Börse steht; und zwischen den Tuilerien und dem Rathhaus bildet einen Mittelpunkt die Kirche St. Germain l’Auxerrois mit jener Glocke, welche das Zeichen zur Bartholomäusnacht gab[3797].

Die Dämmerung sinkt tiefer. Eilen wir zu der Seine drittem Stadttheil: zur Cité, der Inselstadt in der Mitte des Stroms und beider Parise des Nordens und Südens. Hätte ein Weiser den Plan des heutigen Paris vorgezeichnet, sinniger konnte er Das, was Nationen und Familien stützt und weiht, nicht als herrschenden Mittelpunkt hinstellen: den Glauben und das Recht. Die ehrwürdige Notre-Dame und der alte Justiz-Palast? sind die Hauptgebäude der Cité. Aber unentweiht ist in Paris nichts, was der Sündfluth des Zeitstroms erreichbar war: im Justizpalast hielt das Revolutionstribunal sein Blutgericht, und auf dem Hochaltar der Notre-Dame ließ die Göttin der Vernunft sich anbeten. Ist doch sogar das Straßenpflaster hier zum Geschichtemachen mißbraucht worden, bis Mac Adam[3798] es endlich entwaffnen half.

Die Nacht stieg vom Himmel, in die Straßen steigt aus der Dämmerung der Tag ; 5900 Gaslampen werfen ihre Strahlen auf die wogenden Plätze und auf die lachenden Hänserreihen; sie funkeln an den Prachtkarossen und spielen auf den Wellen des Stroms, sie helfen dem Bettler sein Almosen mustern und dem Schurken seinen Raub; sie leuchten der Liebe und der Barmherzigkeit, dem Fleiße und der tobenden Lust, dem Jammer und dem Verbrechen; so ist’s wohl überall, aber es imponirt von alle diesem die Masse in solch einer Stadt.

[3794] Siehe hierzu S. 1210, Anm. 3719.

[3795] Siehe hierzu S. 336, Anm. 963.

[3796] Hussein III. Dey (arab. حسين داي, Ḥusayn Dāy, von osman. دایی, dāyı, „der Onkel, der Rabauke“, einer Anrede für niedere Offiziersränge bei den Janitscharen (siehe hierzu S. 1325, Anm. 4127), abgeleitet bzw. verballhornt; ca. 1773–1838), der letzte Dey von Algerien; er wurde am 5. Juli 1830 abgesetzt, als französische Truppen Algier einnahmen.

[3797] Siehe hierzu u. a., S. 1108, Anm. 3370.

[3798] Der Pionier des modernen Straßenbaus und -belags John Loudon McAdam (1756–1836).

Sind wir begeistert von dem ungeheueren Bilde, das vom Pantheon aus diese Stadt uns zeigt, erfüllen die, so weit unser Auge reicht, ragenden Häuserreihen uns mit Bewunderung vor dem Großen, das die Ameisenhaufen von Menschen im Verlaufe von Jahrhunderten zusammentragen können, so erscheinen die Menschen selbst doch gar klein! Wie sie da unten wimmeln und zappeln! Wie es durcheinander krappelt, das kleine Volk, das sich die große Nation nennt! Und werfen oft so lange Schatten, diese kleinen Leute! Nein, auf Menschen, Bevölkerungen, Völker sollte man nicht von solcher Höhe hinabblicken. Es haben's Millionen zu büßen, daß dies so oft geschehen ist. Steigen wir hinunter nach Paris, um Frankreich naher zu kommen.

Dieses Paris, sagen sie, sei – Frankreich. Die Redensart ist so alt, als der Cäsarismus auf dem französischen Thron, also ungefähr dreihundert Jahre. Denn so lange ist es her, daß die germanischen Elemente im französischen Staatsleben vernichtet worden sind, um die einheitliche Staatsmacht zu begründen. Die höchste Blüthe dieses Cäsarismus war jenes „*L'état c'est Moi*"! sie verwelkte mit dem „*Tête – armée!*" in Napoleons letztem Seufzer. Die Ausgangspforte des Cäsarismus trägt die Ueberschrift: *L'Empire c'est la paix*". Von dem Augenblicke an, wo Frankreich seine bisherige größte Macht: die Verbindung der kriegerischen Ruhmbegierde mit der Nationalität und der Staatseinheit aufgeben muß, wo es, von dem Felde der Schlachten auf das der Industrie gedrängt, in friedsamem Fleiß und Arbeitsbeharrlichkeit wettkämpfen soll mit seinen Nachbarn, ist sein bisheriges Uebergewicht auf dem europäischen Festlande im Sinken begriffen, ist des Cäsarismus festester Halt, die Uebereinstimmung des Nationalgeistes mit seinen Handlungen, unsicher, ist Frankreich nachdenklich geworden und Paris nicht mehr Frankreich. Diese Erscheinung ist für die Entwickelungsgeschichte des europäischen Festlands von außerordentlicher Wichtigkeit; am wichtigsten aber ist sie für Deutschland. Ihre Betrachtung zwingt uns, von den dicken schweren Prozeßakten in Sachen Deutschlands contra Frankreich wenigstens das Jnhaltsverzeichnis) zu durchblättern.

Nach drei Seiten hat Frankreich von der Natur gezogene Grenzen: die Pyrenäen und die Meere; auf der vierten Seite fließt der Rhein, den Frankreich seine Grenze, Deutschland seinen Strom nennt. Es galt aber nicht dieser Grenze und diesem Strome der lange Kampf zwischen beiden Reichen, sondern für Frankreich galt es, als es zur erobernden Macht geworden war, nach dieser ihm einzig offenen Seite hin die Herrschaft über Europa zu erringen, die auch von der Mitte des 16. Jahrhunderts an vom deutschen auf das französische Reich über ging. Das geschah für beide Nationen um einen hohen Preis. Frankreich war, nach G. Diezel[3799]*)[3800], dessen gediegenen Gedanken wir uns hier anschließen, noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein schön gegliedertes, organisch verbundenes Ganze mit Freiheit und Autonomie der Theile, mit natürlich verwachsenen, starken und lebenskräftigen Organen der Verwaltung und Rechtspflege. Es war ein von germanischen Ordnungen durchzogenes Frankreich. Vor diesem Frankreich war Deutschlands Selbstständigkeit sicher. Da begann jener doppelte Kampf gegen das Germanenthum: der im Innern, dessen Sieg das Ende der französischen Volksfreiheit war, und der nach außen, welcher Deutschland seine einst höchste staatliche Macht in Europa kostete. Frankreich gab seine inneren Freiheiten preis und stellte sich unbedingt seinen Machthabern zur Verfügung, und der Deutsche ward von seinem nationalen Mittelpunkt abgelöst und daran gewöhnt, in einem nach fremden Principien regierten und um eine fremde Sonne sich drehenden Bruchtheile seinen Mittelpunkt zu finden: die Franzosen wurden eine äußerliche, oberflächliche, unfreie Nation, und die Deutschen ein zersplittertes, philisterhaftes, im großen Leben nur auf geistige Arbeit und Beschäftigung beschränktes Volk, dessen religiöser Zwiespalt am eifrigsten vom französischen Cäsarismus benutzt wurde, um das Fürstenthum in Deutschland gegen die deutsche Reichseinheit zu hetzen und, getragen und gehoben von der deutschen Uneinigkeit, Deutschland immer mehr zu zerreißen und zu unterjochen.

Wir sehen: nur Deutschlands politische Nullität war die Bedingung für die Lösung der Aufgabe, für welche das französische Volk fortan einzig herangebildet wurde. Unfähig und entwöhnt jeder Selbstregiernng, nur auf das Aeußerliche gerichtet, erkannte es endlich seinen Beruf darin, als Sieger fremde Länder zu durchziehen, Provinzen auszusaugen, vorübergehende glänzende Erfolge zu erringen und, selbst nach den erschütterndsten revolutionären Unterbrechungen dieses Nationalzugs, stets wieder auf

---

[3799] Der Publizist Gustav Diezel (1817–1858).

[3800] *) Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Gotha, H. Scheube, 1857.

den nach innen nivellirenden, d. h. eine allgemeine Gleichheit nicht etwa vor dem Gesetz, sondern der politischen Recht- und Machtlosigkeit Aller unter der höchsten Gewalt anstrebenden, nach außen aber herrschenden Cäsarismus zurückzukommen. Je mehr aber dieses vom Wege seiner Bestimmung, die ihm eine Regeneration der romanischen Völker zur Pflicht gemacht hätte, abgeirrte Frankreich dem wesentlich germanischen Europa gegenüber die ganz antike Eroberung und Ausbeutung und die Weltherrschaft des römischen Kaiserthums noch einmal zur Geltung zu bringen suchte, desto fester hielt das deutsche Volk am germanischen Kern. Es konnten Stücke von Deutschland abgerissen, es konnte das ganze Staatsleben zerstückelt und machtlos werden, aber erobern, in ihrer nationalen Existenz vernichten konnte man die Deutschen nicht. Gerade die Thatsache, daß die Großen in Deutschland, die Glieder des der Reichseinheit widerstrebenden Fürstenthums, von Macht und Glanz des Franzosenthums, das an deren Selbstsucht den einzigen sicheren Halt hatte, geblendet und beherrscht, mit all' ihrem Einfluß auf das Volk dessen Deutschthum nicht erschüttern konnten, ist ein wohlthuender Beweis, daß die Deutschen individuell, was eigentliche menschliche Tüchtigkeit betrifft, sich getrost den Franzosen überlegen fühlen dürfen. Denn diesen kam auf ihren Eroberungszügen ein französisches Inland in Deutschland stets auf halbem Wege entgegen, um sich mit den Ehrenzeichen französischer Siege das Anrecht auf Fetzen vom deutschen Reich zu erkämpfen; – und was mußte, nach menschlicher Einsicht, nicht ihnen gelingen, hätten sie die moralische und politische Ueberlegenheit der Römer als Volk über die Deutschen gehabt, und wären die Deutschen nicht stets besser gewesen, als ihr Schicksal! In der Schule desselben mußten's die Deutschen erfahren, wie jene omnipotente Staatsgewalt nach außen wirthschaftete, wie sie planmäßig die gegenseitige Zerfleischung der deutschen Volksstämme beförderte, und wie sie Deutschland verwüstete, um auf seinem materiellen und politischen Ruine ihre Herrschaft über Europa aufzubauen!

Hatte Frankreichs Cäsarismus an sich unsägliches Unheil über Deutschland gebracht, so ward für das deutsche Volk noch verhängnißvoller das revolutionäre Frankreich mit seiner blutigen Vernichtung des alten Königthums und dem Dogma der Volkssouveränetät. Es erfüllte die deutschen Fürsten mit der Furcht vor der Revolution und stellte sie ihren eigenen Völkern gegenüber, in denen sie selbst durch ihr Liebäugeln mit dem französischen Cäsarismus längst eine nationale Mißstimmung erregt hatten. Sie suchten Schutz gegen die Gefahren der Revolutionen, die von frechen Händen an die Wand gemalt wurden, und fanden Schutz gegen Frankreich nur im Cäsarismus und gegen das Inland nur in der politischen Zionswacht von Rußland. So ward Deutschland von Ost und West her politisch beschützt und geleitet, während vom Süden die religiöse Macht am vielgliederigen Bau des Bundesstaats rüttelte und vom Norden her der Brite die deutschen Werkstätten und Märkte öffnete oder schloß, je nach den Beweggründen seiner Politik.

Das war abermals eine schwere Zeit für Jeden, dem ein Herz für des Vaterlandes Ehre und Heil im Busen schlug. Da kamen plötzlich für Deutschland die Tage der Enttäuschung? es gehörte eine heftige Erschütterung dazu, um dem Alpdrücken ein Ende zu machen. Das Jahr 1848 lieferte nämlich den Beweis, daß gegen Revolutionen weder der französische noch der russische Cäsarismus Schutz gewähre; es lieferte den Beweis, daß von dem mit sechzehn Zwingburgen umgebenen Paris aus Wien und Berlin und ein halbes Dutzend anderer deutscher Residenzen in Brand gesteckt werden können, ohne daß es Rußland möglich ist, zu rechter Zeit zu löschen. Beide Schutzmächte haben die Rüstung des Vertrauens für Deutschland verloren, und eine wunderbare, fast schon unglaublich gewordene politische Nothwendigkeit scheint endlich für Deutschland das Notwendigste herbeiführen zu wollen: eine nationale Politik. Die Grundlagen dafür sind gewonnen. Der französische Cäsarismus hat keine Macht mehr über Deutschland, das keinen andern mehr zu fürchten braucht. Die allgemeine politische Lage Europa's schützt uns gegen seine materielle Macht, Deutschland kann nicht wieder zum Schauplatz eines europäischen Kriegs werden und sieht dadurch eine ununterbrochene geistige und materielle Entwickelung vielleicht auf Jahrzehnte für sich gesichert. Aber auch die moralische Macht Frankreichs über uns ist gebrochen: die letzte französische Revolution lief im Angesicht von Europa auf Klassenkampf und Despotismus aus, und damit ist zerronnen der Zauber, den Frankreich so lange auf die Geister Deutschlands ausgeübt hatte. Ueber den Gegensatz, in welchem deutsches und französisches Wesen, folglich auch deutsche und französische Politik stehen, sind alle Klassen und Richtungen in Deutschland zur Erkenntniß gekommen; eine solche Erkenntniß bildet die unerläßliche Grundlage jeder nationalen Politik, und

diese Erkenntniß, diese Abgrenzung unserer Nationalität gegen Westen, verdanken wir dem neuesten französischen Cäsarismus.

Dieser aber ist wiederum ein Werk der Nothwendigkeit. Er bezeichnet, sagt Diezel, den Punkt, wo eine Nation, Jahrhunderte hindurch in einer Richtung fortgetrieben, sich an einem Abgrunde erblickt, in den sie sich, dem gewaltigen Zuge ihrer Vergangenheit folgend, stürzen müßte, wenn nicht eine kräftige Hand, sie vor sich selbst schützend, gewaltsam sie zur Umkehr zwänge. Der kriegs- und beutelustige französisch-nationale Geist ist in die besitzlosen Klassen gefahren: derselbe Geist, von welchem der frühere Cäsarismus getragen wurde, wird jetzt von diesem bekämpft; alle Klassen müssen niedergehalten werden, um sie vor gegenseitiger Zerfleischung zu schützen; und indem die Staatsgewalt gezwungen ist, nationalen Leidenschaften, Vorurtheilen, ja der ganzen Geschichte der französischen Nation sich entgegenzustellen, wird sie selbst antinational. Antinational ist es, die Größe und Bedeutung Frankreichs auf Arbeit und Produktion gründen zu wollen, antinational ist es, sich einem höheren Ganzen, den Gesammtinteressen Europa's, unterzuordnen, antinational ist es, mit England im Bündniß zu leben, die Rheingrenze unbehelligt zu lassen und die Italiener nicht durch ein geschicktes Eingehen auf ihre thörichten Leidenschaften zu betrügen, antinational endlich im höchsten Grade ist es, sogar an dem Dogma zu rütteln, in welchem sich in Frankreich alle Klassen und alle Meinungen begegnen, daß die Staatsmacht die Aufgabe und die Verpflichtung habe, dem Einzelnen Reichthum und Erwerb zu vermitteln. Kurz, es ist ein antinationaler, antifranzösischer, anticäsarischer Cäsarismus, die merkwürdigste Erscheinung, welche die Geschichte bis jetzt hervorgebracht hat. – Die Nothwendigkeit, die ihn schuf, hält ihn aufrecht, und wir Leute in Deutschland, ungewohnterweise einmal nur unser nationales Interesse im Auge, wünschen ihm und seinem *Empire de la paix* eine recht lange Dauer! – Sei friedsam und fleißig, liebes Paris, arbeite für den Luxus und handele mit Papieren, ehre unsere Freude und freue dich deiner Ehre! Auch Mutter Seine rauscht ihren Wunsch um Ruhe herauf; sie will schlafen gehen. Gute Nacht, Paris!

DCCCLXXXXIII



Die GRABMÄLER der KÖNIGE

zu St. Denis.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Die Grabmäler der Könige zu St. Denis.

„Er wird die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied.“[3801] – Eine finstere Drohung des Propheten, vor der sich der Glaube an den ewigen Geist der Liebe und Versöhnung empört. Aber an denen, die hier unten ihre letzte Stätte fanden, ist sie schrecklich in Erfüllung gegangen. Wir brauchen nicht lange in den Reihen der Särge zu suchen, die Frankreichs Schicksal mit inhaltsschweren Inschriften gekennzeichnet hat. Hier Einer, der dem Stahl eines Mörders verfiel[3802], dort ein Anderer, der sein Haupt unter der Guillotine ließ[3803], an Beiden sind die Sünden ihrer Vorfahren heimgesucht worden, Beide, die besten ihres Geschlechts, fielen als schuldlose Sühnopfer für eine große Schuld, – für die Schuld der Könige Frankreichs an seinem Volk. Ist aber das französische Volk selbst so schuldlos? Ja, ist die Frage schon beantwortet, ob es gegen das übrige Europa und die Welt nicht mehr gesündigt hat, als alle seine Könige?

Wahr ist’s, so lange die Könige in Frankreich herrschten, herrschten sie im Kampf gegen die Interessen des Volks und die Rechte der Gewissen und in einem Kampf, der unsägliche Opfer verschlang. Jedoch der Kampf an sich war ein offener. Nur die tausend Akte von Treulosigkeit und Gewalt häuften die größere Schuld auf die Könige. Dagegen erweckten diese Thaten und Unthaten, diese tapfere Vertheidignng von Volks- und Glaubensrechten und die pfäffisch-tückische Vernichtung und Beschimpfung derselben das Gefühl der Theilnahme bei allen Nachbarvölkern und den Geist der Wachsamkeit und des Widerstandes in ähnlichen Richtungen. Im Aufsteigen begriffen war das Streben freieren Gestaltens in Wissenschaft, Staat und Leben, geachtet, anerkannt war der kühne freie Denker, und ein stetig wachsender Einfluß liberaler Ideen auf die öffentlichen Institutionen war nicht bloß der Wunsch des Volls, sondern auch der höheren Stände.

Da fuhr in die schwüle Welt der zerschmetternde Blitz der französischen Revolution, und aus den Trümmern des brennenden Staatsgebäudes stieg die scheußlichste Gestalt der ganzen Weltgeschichte empor: die Schreckensherrschaft der mordenden Freiheit! Mehr als ein halbes Jahrhundert ist über die Blutstätte dieser Inquisition des Liberalismus dahingegangen, und noch heute verfolgen die Schatten der vom Richterspruch des französischen Volks Gemordeten jede freisinnige Regung in ganz Europa. Verdächtigt, verachtet, verfolgt ist fortan, was einst das Ziel der Edelsten war. „Schlagt ihn todt, er ist ein Liberaler!“ ward ein Losungswort, das die freiheitsfeindliche Richtung derselben Stände bezeichnete, die früher mit Rousseau geschwärmt und mit Voltaire gelacht hatten. Es gibt keinen zweiten mächtigeren, plötzlicheren und gleich beklagenswerthen Umschwung der ganzen Ideenrichtung eines Zeitalters, als die damalige. Aber wahr ist auch die entsetzliche Ursache: daß diese Verfechter der Volksrechte binnen zwölf Monaten mehr Verbrechen begingen, als die französischen Könige, die Merovinger, Karolinger und Kapetiuger, binnen zwölf Jahrhunderten vollbracht hatten! –

„Er wird die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern!“[3804] Blickt hin! Betrachtet Frankreich vom Tage jener Greuel an bis heute! Erkennt ihr die Heimsuchungen des französischen Volks für jene Sünde an der Menschheit? Da folgt auf einander, wie ein Fluch dem andern: der kaiserliche Despotismus mit der gefesselten Presse und umgestürzten Rednerbühne, mit Kerkern, fester als die alte Bastille, und Gerichtshöfen, gehorsamer als die alten Parlamente! Blickt weiter: die Restauration der Bourbons und der Jesuiten, die Kammer von 1815 und ihre Aechtungslisten, das Wiedererstehen des Feudalgeistes, der Uebermuth des Klerus, die Verfolgung der Protestanten, das Auftreten eines neuen Geschlechts von Montfort’s und Dominicus’[3805] im vollen Lichte des neunzehnten Jahrhunderts!

[3801] Siehe hierzu S. 1101, Anm. 3358.

[3802] Heinrich IV. (siehe hierzu S. 1141, Anm. 3501); er war am 14. Mai 1610 von François Ravaillac (1578–1610; hingerichtet) mit drei Messerstichen getötet worden.

[3803] Ludwig XVI. (siehe hierzu S. 1099, Anm. 3349); er wurde am 21. Januar 1793 in Paris guillotiniert.

[3804] Ex 20,5.

[3805] Hiermit dürfte der Dominikaner Louis-Marie Grignion de Montfort (1673–1716) gemeint sein, der wegen seiner erfolgreichen Volkmission in hugonottischen Stammgebieten, wie z. B. in La Rochelle und Umgebung, von den Vertretern des Jansenismus, einer betont gallikanisch ausgerichteten voraufklärerischen kath. Bewegung, die der röm.-kath. Hierarchie und Lehre äußerst kritisch gegenüberstand, vehement angefeindet wurde.

Noch weiter: der Beitritt Frankreichs zum heiligen Bunde, der Krieg, den alte Soldaten der dreifarbigen Fahne gegen die spanische Freiheit führen![3806] Noch weiter: zwei neue Revolutionen[3807] mit neuen Verbrechen und als einzige Frucht all' der blutigen Blüthen: – das heutige Frankreich!

Wenn es ein Richterspruch des Schicksals ist: „Wer einmal die Göttin der Freiheit durch Blut und Koth geschleift, für den ist ihre Glorie in Ewigkeit verloren!" – dann mag der Geist der Menschheit Trauer an legen für dich und Millionen werden über dich seufzen: Armes Frankreich!

Der heilige Dionysius wanderte gegen Ende des 13.[3808] Jahrhunderts von Rom nach dem gallischen *Vicus Catulliacus*[3809], wo er den Märtyrertod durch Henkershand erlitt. Catulla, eine vorher heidnische Frau, die seinen Leichnam begrub, dann die heilige Genoveva, dann Dagobert I. und zuletzt Pipin und Karl der Große errichteten nach einander Kapellen, Kirchen, Abteien über seinem Grabe. Um die reiche und mächtige Benediktiner-Abtei und aus dem römischen Flecken blühte seit dem 7. Jahrhundert eine Stadt auf, die, nach dem Heiligen St. Denis genannt wurde. Sie zählt jetzt über 10,000 Einwohner. Wir aber haben es hier nicht mit den Lebenden, sondern nur mit den Todten zu thun. Denn in den weiten Gewölben der Abteikirche ruhten die Leichname von mehren Königen des ersten und zweiten und allen Regenten des dritten Geschlechts, von Hugo Capet[3810] bis auf Ludwig XV., nicht weniger als 84 Prinzen und Prinzessinnen, 10 Königinnen und 25 Könige von Frankreich. Am Todestage der armen Königin Marie Antoinette[3811] zertrümmerte der pariser Pöbel Kirche und Gräber, warf alle Leichname in eine große Grube und goß aus den bleiernen Särgen, sowie aus dem Blei des Kirchendachs Kugeln. Napoleon ließ Kirche nnd Gruft wieder herstellen und sein N mit den Bienen an die Stelle der Lilien setzen, bestimmte auch für sich und seine Gemahlin die Ruhestätte. Ludwig XVIII. entfernte das kaiserliche N sammt den Bienen, ließ die Kirche von Neuem als königliches Erbbegräbniß weihen, restauriren, den noch vorhandenen und erkennbaren Gebeinen neue kostbare Denkmale setzen und liegt selbst darinnen. Die Juli-Dynastie[3812] verlegte ihre Gruft nach Dreux. Aber sie konnte ja so wenig wissen, wohin man sie begraben werde, als die nachfolgende es wissen kann.

[3806] Frankreich hatte während der span. Carlistenkriege (siehe hierzu S. 693, Anm. 2143) zumeist Partei gegen die „Liberalen" ergriffen.

[3807] Im Juli 1830 und im Februar 1848.

[3808] Recte: 3. Jhd.s

[3809] Röm. Bezeichnung für das spätere St. Denis.

[3810] Hugo Capet (frz. Hugues Capet; ca. 940–996), ab 987 König der Franken und Begründer der frz. Königsdynastie der Kapetinger.

[3811] Siehe hierzu S. 1167, Anm. 3579; sie war am 16. Oktober 1793 guillotiniert worden. Die Schändung der Königsgräber fand in mehreren Etappen statt: Vom 6. bis 10. August und vom 15. bis 25. Oktober 1793 sowie am 18. Januar 1794. Gänzlich eingestellt wurden die Grabräubereien allerdings erst mit dem Ende der Terrorherrschaft am 27. Juli 1794.

[3812] Die sog. Orléanisten, da Abkömmlinge der Herzöge von Orléans.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 6-12.

Das neue Paris.

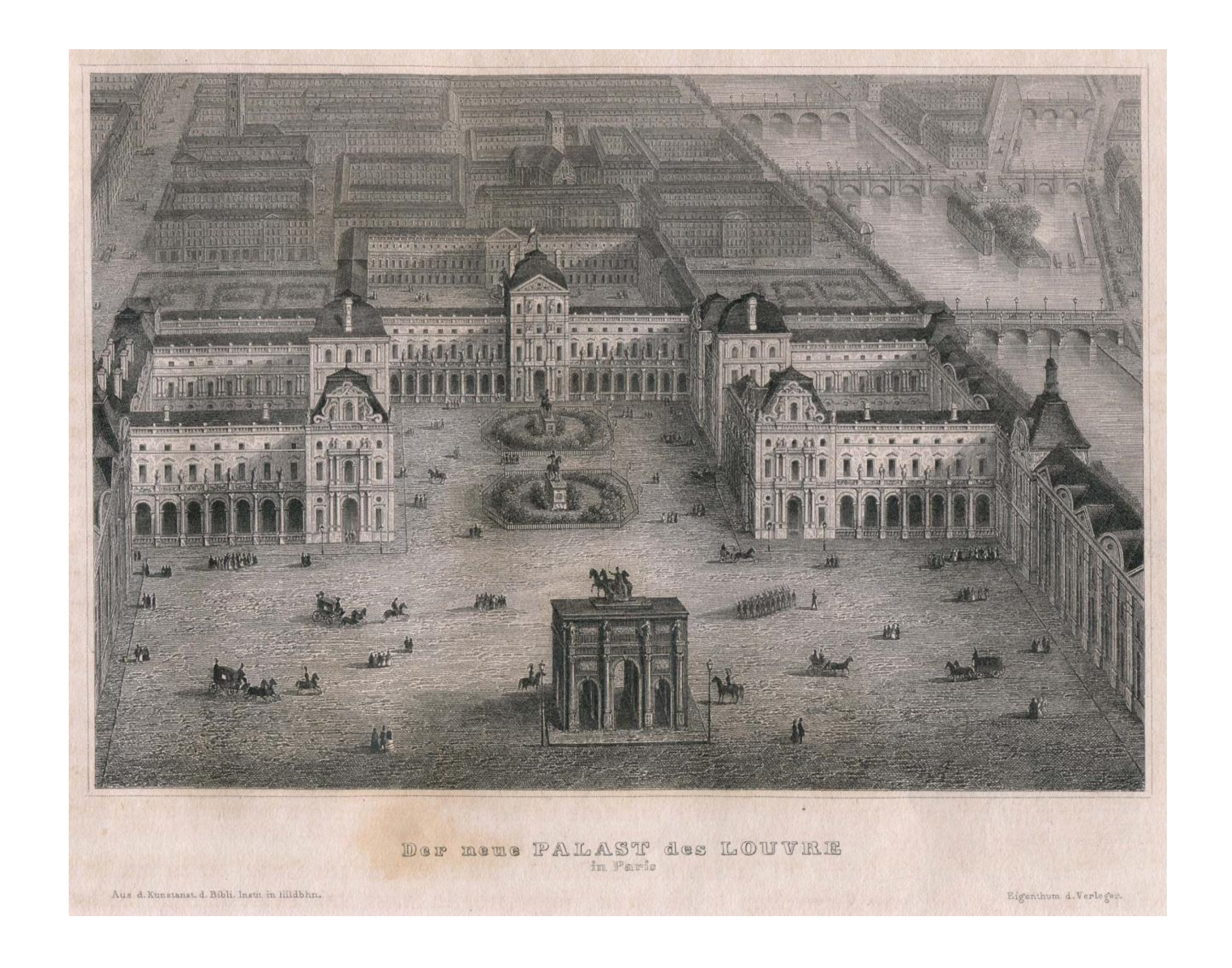
Die Hure von Babylon[3813] macht Toilette. Sie will der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in den Reizen der Jugend, der Epoche des wiedererstandenen Kaiserreichs in kaiserlichem Schmuck sich zeigen. Geschäftig sitzt die alte Kokette vor dem Spiegel, nach den verborgensten Runzeln auf Stirne und Wange forschend und alle Narben, die Alter und Abenteuer ihr geschlagen, sorgfältig übertünchend. Die altmodischen Schuhe, mit denen sie das schmutzige Pflaster der alten Cité ausgetreten, hat sie von den Füßen geschleudert und stolzirt auf seinen Sohlen über die trockenen Asphalttrottoirs; in die Rumpelkammer wanderten die fadenscheinig gewordenen Prachtgewänder aus ihrer Jugend und die verblichenen oder zerbrochenen Steine, die sie der Gunst ihres alten Liebhabers verdankte. Die Munifizenz[3814] des Kaiserreichs hat sie mit neuem und kostbarerem Schmuck beschenkt, und die eitle Buhlerin harrt mit Ungeduld des Augenblicks, wo die letzte Spur ihres Herkommens an ihr ausgetilgt sein wird, und sie in voller Jugendschminke aus den Werkstätten der Coiffeurs, Haar- und Kleiderkünstler, wie Aphrodite aus dem Schaum des Meeres, schöner, reicher, üppiger und lüsterner wie je hervorgehen wird, um ihren neuen Günstling, das *Empire*, so lange zu fesseln, als es ihrem lüsternen Sinn und ihrer Unbeständigkeit zusagt.

O Paris, du feile, treulose Stadt, die du heute buhlst und morgen züchtigest, die du heute die Erkornen deiner Gunst im Triumph auf/die Schultern hebst, und morgen als Opfer deiner Lust und deines Frevels durch den Koth deiner Straßen schleifst, – heute „Hosianna!“ und morgen „Kreuzige!“ rufst, heute Bienen und morgen Adler in deinem Wappen führst, heute prunkend in der Trikolore, morgen hochroth aufgeschürzt in der phrygischen Mütze dich zeigst! Pfui über dich, du schamlose Metze! –

Oder beweisen die letzten 50 Jahre etwas Anderes? Nach der blutigen Orgie, die du mit der Republik feiertest, warfst du dich dem Kaiserthum in die Arme, schwelgtest in Raub und Beute fremder Völker, die der Eroberer dir zu Füßen legte, und als er mit leeren Händen heimkehrte, kehrtest du ihm höhnisch den Rücken und warfst dich an die Brust deiner siegreichen Feinde. Dann nahmst du den Tanz wieder auf mit den Bourbonen, aber bald von dem neuen Rausch ernüchtert, suchtest du im Bürgerkönigthum Ersatz für die eingebüßten Freuden. Statt deren wurde dir magere Kost zu Theil, und Handschellen wurden dir angelegt; du solltest ja reuig und tugendhaft werden. Ein Wahn war's; in einer unbewachten Nacht warfst du den Feuerbrand in's Dach deines Zuchtmeisters. und wieder ging's zu den wüsten Gelagen der Republik und Anarchie, und wieder erkorst du dir einen Heros der Revolution zum Zuhälter, und nun? – prangst du im blendenden Hofkostüm des *Empire Napoleon III*., und jeder Tag fügt neue strahlende Juwelen in dein Diadem, und – du versprichst treu zu sein, so lange diese Sonne in verschwenderischer Gunst über dir strahlt und das goldene Füllhorn des Glücks seine Schätze über dich ausschüttet. *Qui vivra, verra!* Jedenfalls hat noch kein Herrscher von Paris den Zauberstab so sicher geführt, mit dem die Treue dieser Stadt beschworen werden soll, als Napoleon III. Die eisernen Fesseln, welche die vorhergegangene Dynastie so geschickt angelegt hatte, und auf deren Festigkeit sie so sicher vertraute, hat das unbändige Paris zermalmt, wie Eierschalen. Die goldenen Fesseln, welche sich jetzt unfühlbar um seine Glieder legen und sie schmücken, läßt es sich gerne gefallen. Es brüstet sich sogar mit ihnen, wie die griechische Sklavin am Parthenon, und so lange der Sold für seine Treue sich nicht schmälert, wird es Paris schwerlich einfallen, seinem Beherrscher nicht mehr angehören zu wollen und sich zu seinem Fußschemel zu erniedrigen. Darum sehe er zu, daß ihm die

[3813] Siehe hierzu S. 222, Anm. 616; diese Bezeichnung galt ursprüngl. dem päpstl. Rom (Offb 17 u. 18).

[3814] Veraltet für Freigebigkeit.



Der neue PALAST des LOUVRE
in Paris

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

Steine nicht ausgehen, mit denen er sie schmücke; wer möchte sonst dafür einstehen, daß die geschmeidige Dirne ihm nicht zur wüthenden Erinnye werde und dieselben Steine, mit denen er sie geschmückt, aus den Fugen reiße und nach seinem gekrönten Haupte schleudere! denn so lange es Steine in Paris gibt, werden diese nicht aufhören, auf der Bühne der Weltgeschichte mit zu spielen.

Aber wozu solche Betrachtungen? Nur betrachten wollen wir das neue Paris. *Prenez garde!*[3815] ruft ein Gardien auf dem Trottoir, der wie eine Schildwache uns plötzlich den Weg vertritt und auf die Straße auszubiegen ersucht; über unsern Köpfen hängt an vier Stricken ein bretterner Balkon, auf dem sich fünf oder sechs Burschen schaukeln, mit groben Pinseln und Farbtopf ausgerüstet, eine Façade tünchend. Von den Monumenten und Fronten der öffentlichen Gebäude wird die mißfarbige Kruste abgelöst, welche die wechselnden Jahreszeiten den Steinen angehaucht haben; die Statuen, sorgfältig gereinigt, schimmern im Weiß griechischen Marmors, junge kräftige Bäume verdrängen die altersschwachen oder kranken Stämme im Tuileriengarten, das Pflaster ist allenthalben aufgerissen, in der friedlichen Absicht, besseres zu legen, der Asphalt schäumt in den Pfannen und ergießt sich über die Avenuen der Elysäischen Felder, die Boutiquiers frischen die Farben ihrer Läden auf und vergolden ihre Firmen neu, die Kaffés poliren ihre Spiegel und Geräthe auf, jeder Concièrge seine Thürklinke; überall neue Steine, überall reine und frische Farben! – Dieser Alles ergreifende Restaurationsprozeß wandert von der *Rue Rivoli* nach dem Boulevard, und weiter nach dem Faubourg, von einem Stadttheil zum andern, bald da-, bald dorthin, unbekümmert um Tages- oder Jahreszeit. Das Knarren der Krahnen, das Rasseln der Fuhr- werke und das Behauen der Steine läßt sich Tag und Nacht hören; es leuchtet dazu ein elektrisches Licht, das an Helle der Sonne den Rang streitig macht.

Wir kommen, der *Rue Rivoli* entlang, zum Palast des Louvre. Um nicht die lange Geschichte von der Entstehung dieses König- und Kaiserpalastes noch einmal zu erzählen, knüpfen wir an den dahin gehörigen Artikel über das alte Louvre, in Bd. 9, S. 129 des Universums, an. Die Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre, welche ein Ensemble von Palästen bildet, großartiger und ausgedehnter, als die Geschichtsschreiber von den Herrscherpalästen in Rom, Niniveh[3816] oder Palmyra[3817] berichten, ist eine erst Napoleon III. eigen gewesene Idee, und, was mehr ist, sein jetzt in schönster Vollendung ausgeführtes Werk.

Die Schwierigkeiten einer solchen Kombination der zwei prachtvollsten Bauten in Paris, die unabhängig von einander errichtet waren, schienen unübersteiglich; Hunderte von Plänen wurden vorgelegt und verworfen, bis es dem Genie von Visconti[3818] gelang, eine so glückliche Verbindung zu kombiniren, daß sämmtliche Fronten, Flügel und innere Räume, die Pavillons, Treppen und Thore zu einem so symmetrischen Ganzen sich vereinigen, daß die ursprünglichen nicht zusammenstimmenden Anlagen als nothwendige und planmäßige Theile des Ganzen erscheinen. Kurz nach Vollendung des Planes starb Visconti, und überließ die Ausführung des Werks seinem Freunde Lefuel[3819]. Unter dessen kunstgeübter Hand erhob sich mit zauberhafter Schnelligkeit, wie in einem orientalischen Märchen, der riesige Bau. Eine Façade reihte sich an die andere, die zierlich durchbrochenen Balkone und Ballustraden wuchsen aus den Mauern, die geschmackvollen Fensterbögen wölbten sich, die Pilaster und Kapitäler bildeten sich im schönsten Ebenmaß, die luftigen Arkaden und prunkvollen Säulengänge erhoben, sich, die monumentalen Treppen stiegen empor, die reichen Ornamente blühten allenthalben hervor, die steinernen Trophäen gruppirten sich in ihren Nischen, die stolzen Karyatiden[3820] nahmen ihre Standpunkte ein, um ihre Bürde zu empfangen, die kunstvollen Eisengitter spannen sich um die grünen Plätze, welche die Höfe schmücken, und die Kaiserstatuen von Franz I., Ludwig XIV. und Napoleon I. stellten sich auf, ihren Postamenten auf. Alles dies war das Werk weniger Jahre, eines unbemessenen Aufwandes von Geld und Arbeit und eines beispiellosen, Tag und Nacht, Sommer und Winter ausdauernden Fleißes.

[3815] Frz., „Geben Sie acht!“, „Vorsicht!“.

[3816] Siehe hierzu S. 174, Anm. 446.

[3817] Aram. ܬܕܡܘܪܬܐ, Tedmurtā; hebr. תַּדְמוֹר, Tadmor; griech. Παλμύρα, Palmýra; arab. تدمر, Tadmur (viell. im Zusammenhang mit hebr. תָּמָר, tamar, „die Dattelpalme“ zu sehen).

[3818] Ludovico Tullio Giocchino Visconti (1791–1853).

[3819] Hector Martin Lefuel (1810–1880).

[3820] Siehe hierzu S. 162, Anm. 406.

Schöpfungen von verwandtem Maße haben früher die Kräfte und Lebensalter ganzer Dynastien gekostet; zu dieser waren nur die wenigen Regierungsjahre und die Willensstärke eines Napoleon III. nöthig.

Es kann sich aber auch keine Stadt eines solchen Monuments rühmen, und die Zukunft, so sehr sie von den Fortschritten ihrer Größe, Macht und Kultur träumen mag, wird schwerlich mehr die Bedingungen zusammen finden, welche ein solches Bauwerk erstehen lassen.

Und doch ist das mit den Tuilerien vereinigte Louvre nur der Schlußstein einer in gleichen Maßen ausgesteckten harmoniösen Anlage, die einen großen Theil von Paris in sich zu fassen bestimmt ist, und sich vom *Bois de Boulogne* und der Straße nach *Neuilly* an erstreckt. Man tritt ein durch den *Arc de l'Etoile*, das größte Siegesthor der Welt, und doch noch zu klein, um die Thaten und Namen des Ruhmes aufzunehmen, für welche es bestimmt war; hier öffnen sich die *Champs elysées*, eine lange Avenue, der Corso der Pariser, mit Parkanlagen und Palästen zu beiden Seiten. Man überschreitet den *Place de la Concorde*, auf dem sich so verwundert der rothe Porphyrobelisk des ägyptischen Königs Rhamses[3821] umschaut, verfolgt den weiten Aufgang zum Tuileriengarten, von dessen grünen Kastaniengruppen die weißen Marmorstatuen, Meisterwerke französischer Plastiker, sich abheben, schreitet durch den Portikus der Tuilerien nach dem *Place Caroussel*, mit dem, auf unserem Bild sichtbaren Triumphbogen und umrahmt von den beiden an das Louvre sich lehnenden Flügeln. Die mit gebrochenen Mansardendächern koiffirten Pavillons, die wie Stickerei sich ausbreitenden Skulpturen, die sich dazwischen einreihenden Karyatiden, die Glockenthürme von Rohan und Lesdiguière[3822] unterbrechen anmuthig die langen geraden Linien, die umlaufende Säulengallerie gibt der Kontur der Mauern ein wohlthuendes Profil, grünende Squares, hochspringende Fontainen und kolossale Standbilder beleben den weiten Platz. Man verfolgt seinen Weg zwischen den vorspringenden Neubauten des Louvre hindurch in den inneren Hof, und befindet sich in einem Museum der edelsten und reichsten italienischen Renaissance unter freiem Himmel, einer Gallerie von Statuen, Skulpturen und Kunstwerken, deren Betrachtung kein Ende finden, und deren Aufzählung und Beschreibung Bände füllen würde. Ermüdet vom Schauen tritt man heraus vor die Kolonnenfaçade des alten Louvre, an der sich Henri II. und sein Baumeister Perrault[3823] verewigt haben.

Die Vereinigung der Tuilerien mit dem Louvre ist nicht nur ein großartiges Architekturwerk, ein Wunder der Kunst durch die Kolossalität des Ensemble und den unermeßlichen Reichthum der Einzelheiten, es ist auch ein großes Werk der Politik. Diese Folge von in einander gefügten Palästen soll nicht eine bloße Dekoration sein, die hinter kunstvollen Coulissen Räume birgt ohne Bestimmung und von der Leere bewohnt. Das Haus muß einen Bewohner haben, in der Kirche muß eine Religion ausgeübt werden, wenn sie nicht beide, leblose Hüllen, einem frühen Verfall unterliegen sollen. Auch dem neuen Louvre ist eine Seele bestimmt, eine nützliche menschliche Thätigkeit soll diese herrlichen Räume beziehen, und praktische Zwecke sollen dem Bau eine längere Dauer garantiren, als der Werth eines todten Kunstwerks es vermag. Mit den Tuilerien, dem Sitz des höchsten Willens im Staat, des Hirns jenes künstlichen Organismus, sollen in diesem unermeßlichen Steinkörper die vornehmsten Glieder jenes Organismus, die *Instrumenta regni* vereinigt werden. Hier sollen die Ministerien aller Abtheilungen wohnen, um, auf einen Ruf des Souveräns, sich zu vereinigen mit dem Senat und der gesetzgebenden Versammlung. Hier sollen die Schlagadern des Staatslebens zusammen laufen, um, gleichviel, ob im gewöhnlichen Geschäftsgang oder in Epochen der Gefahr, den Ausdruck des höchsten Willens ohne Verzug und direkt seinen Zielen mitzutheilen; dieselben Mauern sollen den Willen, den Rath und die ausübende Gewalt umschließen. Im Einklang mit diesem Zweck ward auch das Louvre zum Knotenpunkt eines Netzes strategischer Straßen gemacht, welche in geraden Radien nach allen öffentlichen Gebäuden, Plätzen und den entlegensten Theilen der Stadt, in allen Richtungen hinausgezogen sind. Es soll diese Akropolis von Paris, die das Herz des Reichs bewahrt, die ganze Stadt nicht nur beherrschen, sondern auch sich gegen dieselbe nach allen Seiten vertheidigen können, wie eine Citadelle im offenen Feld.

[3821] Ramses II. der Große (ägypt. Ramesisu meri Amun (Rˁ msj sw mrj Jmn), „Re ist der, der ihn geboren hat"; ca. 1303–1213 v. Chr.).

[3822] Namen von zwei Pavillons des Louvre.

[3823] Siehe hierzu S. 1095, Anm. 3346.

Der Hof mit seinem Troß und jene Körperschaften mit ihrem Apparat nehmen indeß doch nur einen Theil der unermeßlichen Räume ein. Ein anderer Theil, nicht minder ausgedehnt, ist zu Museen der Kunst und Wissenschaft bestimmt. Ein Flügel für die kaiserliche Bibliothek, ein anderer für naturhistorische Sammlungen, wieder einer für Kunst- und Kulturdenkmäler des Alterthums, noch ein anderer für eine permanente Ausstellung von Kunstwerken lebender Künstler, und insgesammt bilden diese Bauten eine Ergänzung des alten Louvre, welches seit Napoleon I. die Nationalgallerie und das Museum der plastischen Kunstwerke enthält. Wie und womit Frankreich diese Ruhmeshallen des menschlichen Genius, groß genug, die Museen von ganz Europa aufzunehmen, füllen wird? Es lassen sich unsterbliche Werke des Geistes nicht aus dem Boden stampfen, wie die kunstvolle Steinmetzerarbeit, welche die Außenseiten der Bauten schmückt. Es müßte denn Frankreich wieder seine Adler fliegen lassen, wie ehedem, um, geharnischten Stoßvögeln gleich, die auf die friedlichen Bewohner der Lüfte losgelassen werden, ihre Beute außerhalb Frankreichs Grenzen zu suchen. Es müßten eben wieder die Antiken aus der Villa Borghese, der Viktoriawagen vom Brandenburger Thor, die schwarzen Marmorhengste vom kapitolinischen Hügel nach Paris wandern, wo sie schon einmal Villegiatur[3824] gehalten haben. Wer kann das wissen?

Vorläufig versperren nur die Gerüste der Maler, Bildhauer, Stukkaturarbeiter und Ebenisten[3825] den Platz, und der innere Ausbau, die Vollendung der Friese, Deckengemälde, Glasmalereien, Mosaiken, Statuen, Trophäen etc., dürften noch Jahre kosten, bis das neue Louvre würdig und bereit sein wird, seiner Bestimmung übergeben werden zu können.

Aber, um das neue Paris kennen zu lernen, dürfen wir nicht bei dem Louvre stehen bleiben. Der Plan, von dem wir bis jetzt nur einzelne Theile in Ausführung begriffen sehen, bezweckt eine gänzliche Umgestaltung der Stadt, nach Grundsätzen, die wir bis jetzt bloß ahnen, aber schwer begreifen können. Das alte Rom hatte einen Herrscher, der die Stadt, welche seiner Zeit die Rolle des heutigen Paris darstellte, zur Epoche seiner größten Macht und seines höchsten Glanzes eigenhändig in Asche legte, um eine neue, noch prachtvollere Capitale auf der Brandstätte zu erbauen. Paris erlebt jetzt ein verwandtes Schicksal, nur arbeiten Brecheisen und andere weniger wirksame Zerstörungswerkzeuge an Stelle der Pechkränze, und dennoch gehen die Demolirungen mit der Vehemenz von Erdbeben vor sich, und Straßen, öffentliche Plätze, Konstruktionen der solidesten Art verschwinden unter den Augen des Parisers wie Schnee an der Frühlingssonne. Davon, wie das neue Paris, die ideale Stadt der Zukunft, aussehen wird, können wir uns noch keine Vorstellung machen; nur einige Anfänge geben Andeutungen davon. So die *Rue Rivoli*, welche in gerader Linie von dem *Place de la Concorde*, längs den Tuilerien und dem Louvre, die Stadt durchschneidet, bis zum *Boulevard St. Antoine*. Sie umschließt den Thurm *St. Jacques*, der vollständig restaurirt ist, räumt aus der Umgebung des *Hotel de ville* ein Gewirre von Gäßchen und Bauten, und öffnet dessen monumentale Façaden auf einen großen ebenen Platz, überschreitet den *Place de la Grève*, dessen Merkmale blutigen Andenkens sie völlig entfernt hat, so wie die durch Balzacs pariser Studien[3826] berühmt gewordene *Rue du Tourniquet St. Jean*, wohl aber paradirt an deren Stelle, inmitten des dichtest bevölkerten Theils der Stadt, die Kaserne Napoleon, von außen einer Königswohnung ähnlich, von innen eine Festung, die eine Armee zu fassen vermag. Die weitere Fortsetzung berührt die Kirchen *St. Gervais* und *St. Paul*, deren architektonische Schönheit so lange den Augen verborgen war, und mündet auf den Platz der Juliussäule. Die Meilen lange Straße selbst besteht nur aus Palästen mit weißen, reich verzierten Fronten, Arkaden und Karyatiden, Balkonen und vergoldeten Ballustraden. Weiter erstrecken sich die Neuerungen längs den Quais, neue Brücken überspannen die Seine, neue Boulevards brechen sich vom *Arc de l'Etoile* aus Bahn, durch Gärten, Häuser, Hügel, ja selbst die *Champs Elysées* sollen ihre Rolle an das *Bois de Boulogne* abtreten, und sind nicht mehr sicher, zu einem neuen, noblen Quartier umgeschaffen zu werden. Dagegen soll sich die Umgebung des Ausstel-

[3824] Ital. la villeggiatura, die Sommerfrische, der Sommerurlaub.

[3825] Frz. für Möbelschreiner.

[3826] In Honoré de Balzacs (1799–1850) Novelle « Une double famille » (zuvor bereits unter anderem Titel erschienen) aus den « Études de moeurs au XIXe siècle – Scènes de la vie privée » (Paris : Madame Charles-Béchet 1834).

lungspalastes dort in einen Garten der Armida[3827] verwandeln, in dem der staunensmüde Wanderer in einer Atmosphäre ewigen Frühlings, inmitten einer tropischen Pflanzenwelt, Ruhe und Erholung finden kann, während ihn das Getöse der Weltstadt wie ein nimmer schweigendes Meeresbrausen umgibt.

Und nachdem so der Plan des alten Paris total unkenntlich geworden, möchten wir am Schluß fragen: *à quoi bon*?[3828] Geschieht es zur Förderung der nationalen Wohlfahrt, daß die Romantik der pariser Mysterien ausgetilgt wird, daß das schmutzige, häßliche, ungesunde Paris, welches sich seither hinter seinen Boulevards verkrochen, in eine Stadt uniformen Glanzes umgewandelt wird, in dessen entlegenste Quartiere von nun an Luft, Sonne und Gaslicht, aber auch das Auge des Herrschers dringt? Die Verleumdung spricht, es sei nur Bettelstaat, einer feilen Dirne umgehängt, um ihre Gunst zu erkaufen. –

Ob sich Paris über seine Neuerungen freut oder ärgert, wir wissen es nicht; genug, daß das historische, das romantische Paris zu Grunde geht und an seiner Stelle ein neues Paris, das Paris des *Empire Napoleon III*., ersteht.

[3827] Die in Torquato Tassos (1544–1595) Epos "La Gerusalemme liberata" (siehe hierzu S. 1045, Anm. 3166) vorkommende sarazenische Zauberin Armida.

[3828] Frz., „Wozu ist das nütze?"

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 139f.

CCCCXXI. Marburg.

Da liegt das alte Marburg in seinem grünen Thale, sonnig glänzen seine Hügel umher und seine Burg prangt malerisch auf ihrem Felsen; Garten an Garten windet sich wie ein Blumengeflechte um die Stadt und läßt die alten grauen Thore nicht sehen, welche, wie gute Wirthe, den Fremden empfangen und ihm zurufen: komm’ herein! – Innen enge Gassen, bald ansteigend, bald abschüssig, hervorspringende Giebel, ächtes, deutsches, mittelalterliches Gewand. Nur in der kleinen Neustadt und am Casseler Thore reihen sich moderne Gebäude zu ein paar schönen Straßen an einander. Junges Blut mit Barett und Bocksbart und ellenlangen Pfeifen macht die Gassen lebendig; hübsche, muntere Mädchengesichter lauschen in den Fenstern, ein lebensfroher Sinn kömmt Einem allerwärts entgegen: es ist die rechte Staffage einer kleinen deutschen Universitätsstadt.

Und klein ist sie, obschon sie sich weit ausspreizt mit ihren Anwüchsen, wie wenige Städte ihrer Größe. Sie zählt nicht ganz 8000 Bewohner, und die Frequenz der Universität übersteigt selten 250. Der Stolz des Städtchens ist sein ehrwürdiger Gottestempel, die Elisabethenkirche. Trotz einer ungünstigen Lage in der Tiefe ragt doch sein majestätisches Thurmpaar überall über die Giebelmassen hervor. Einst berühmt durch die ganze Christenheit wegen des Grabes der heiligen Elisabeth[3829], und darum von Hunderttausenden besucht, hält ihn die Gegenwart hoch als Denkmal altdeutscher Baukunst. Nur das, was ihm in den Augen der Gläubigen so großen Werth gab, ist ihm genommen. Die Gebeine der frommen Frau sind nicht mehr da; sie wurden weggebracht und in alle Welt zerstreut. Wucherischer Handel[3830] ist damit getrieben worden und arger Betrug: denn jetzt streiten sich die drei Städte um die Ehre, den Schädel der Heiligen zu besitzen; Brüssel, Dresden und Wien stellen ihn gleichzeitig zur Verehrung aus! Auch ward das Grabmal allmählig seiner größten Kostbarkeiten beraubt; noch während der Franzosenherrschaft wurden 115 große Edelsteine aus demselben gestohlen. Nur die Statuen und Figuren von getriebenem Silberblech sind noch übrig. Interessant und besser erhalten sind die trefflichen Glasmalereien im Chor, und die Monumente und Standbilder der alten Deutschordens-Comthure und der Landgrafen von Hessen, welche letztere alle bis auf Philipp den Großmüthigen[3831] hier begraben liegen.

Zur Aula der Universität, die im 15ten Jahrhundert gegründet wurde, dient das Gebäude des ehemaligen Dominikanerklosters. Ihre großen Tage hatte die Hochschule zur Zeit der Reformation; damals zog der wissenschaftliche Philipp II.[3832] die bedeutendsten Gelehrten als Lehrer herbei und mit ihnen Studiosen aus den fernsten Ländern. Seit längerer Zeit sind Coryphäen der Wissenschaft in Marburg selten. – Einen Stern erster Größe hatte es in unsern Tagen, er warf hellen Schein auf die alternde Mutter; aber der Stern ist verhüllt und bevor er wieder erscheint, wird sich noch manches Auge schließen. Der Kranz ist herabgerissen von Marburgs Haupte, sein hoher Priester im Tempel des Wissens ist nicht gestorben, aber das Schwert ist gebrochen in der Hand des Feldherrn, das warme Wort der Wahrheit und der Weisheit gleitet nicht mehr über seine Lippen, daß es ein ziehe in die Herzen seiner Schüler. Droben in der Fürstenburg, wo das Verbrechen wohnt, – dort mit Räubern, Mördern und Dieben unter

---

[3829] Die Landgräfin Elisabeth von Thüringen (1207–1231).

[3830] Weniger „wucherischer Handel“ als die Reformation verursachte letztlich die Zerstreuung der Gebeine der Hl. Elisabeth, denn der zum Protestantismus übergetretene Landgraf Philipp I. (s. u.) hatte 1539 Elisabeths Gebeine aus dem Schrein sowie den Schädel aus dem Kopfreliquiar entfernen lassen, um den Reliquienkult abzuschaffen. Der Verbleib der Gebeine ist bis heute unbekannt. Es ist jedoch möglich, daß der Schädel und zwei Schienbeine in das Kloster der Elisabethinen nach Wien gelangten, wo sie bis heute als Elisabethreliquien verehrt werden.

[3831] Philipp I., genannt der Großmütige (1504–1567), seit 1509/1518 Landgraf der Landgrafschaft Hessen.

[3832] Philipp II. (1541–1583), seit 1567 erster und einziger Landgraf von Hessen-Rheinfels.

einem Dache, dort schmachtet Der[3833] im Kerker, dessen Name jedem wackern Hessen in's Herz gegraben ist; dort hält man den Leib gefangen des freien Geistes, der Hessens Verfassung[3834] schrieb, und Allen verbrieft hat, was er allein entbehrt. Jedem Volke, das der Herr lieb hat, gab er bei entstehenden Revolutionen eine vermittelnde, lenkende Hand. Die Franzosen hatten ihren Lafayette[3835], die Holländer ihren Oranien[3836], die Nordamerikaner ihren Franklin[3837], ihren Washington, die Hessen – sie hatten ihren Jordan[3838]. Das ist der Stern, der jetzt Kerkermauern erleuchtet; das ist der Kranz, der herabgefallen, das ist das Schwert, das er zerbrochen; das ist der hohe Priester, der für Hessen das heilige Feuer geschürt am Altare der Freiheit, der sie gesetzlich geordnet hat mit eben so viel Kraft als Milde, und mit Kinderglauben an die Treue eines Fürstenworts. Was hat er denn verbrochen? hatte er mahnend und warnend die Hand erhoben gegen den Thron hin, oder machte er blutleere Höflinge erröthen? Oder rechnet man ihm jetzt nach und rechtet mit ihm über Dinge, die abgethan schienen und fertig, wie ein geschlossenes Buch? Niemand will davon reden. Wir wissen nur: Alles Große fordert Opfer, alles Heilige bedingt Sühne, und auch der Größte und Beste auf Erden ward einst gekreuzigt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahre rollen vorüber; es wechselt das Glück, es wechselt die Macht, Throne und Fürstenstühle wechseln ihre Inhaber und diese selbst sind dem Loose alles Irdischen unterworfen; auch die Stimme der öffentlichen Meinung steigt auf und nieder, ebbt und fluthet. Die Fluth wird wiederkommen und der Tag nicht ausbleiben, wo sie, laut, wie der Donner, ein Urtheil fällt über Jordan und seine Feinde. Ich sage es ohne Furcht: wem, wie diesem Manne, in kritischen Stunden die Vollmacht ward, für die gesellschaftlichen Verhältnisse eines ganzen Volks neue Fundamente zu legen zum friedlichen Aufbau – und wer die Kraft hatte, wie er, solches tüchtig zu vollbringen und ohne Mißbrauch – dem hat Gott sein Siegel auf die Stirn gedrückt, und unbekümmert um das Urtheil der gemeinen Gerechtigkeit, zolle ich einem solchen Manne Ehrfurcht und Liebe.

[3833] Sylvester Jordan (siehe hierzu S. 1257, Anm. 3838).

[3834] Nach revolutionären Unruhen Ende September 1830 war am 5. Januar 1831 die für die damaligen Verhältnisse äußerst fortschrittliche hessische Verfassung verabschiedet worden, die dann am 8. Januar feierlich verkündet wurde. Sie wurde allerdings vom Landesherrn nicht nur niemals anerkannt, sondern von diesem auch aufs heftigste bekämpft.

[3835] Der frz. General und Revolutionsheld Marie-Joseph-Paul-Yves-Roch-Gilbert du Motier, marquis de La Fayette (1757–1834).

[3836] Wilhelm von Nassau-Dillenburg (niederl. Willem van Oranje; 1533–1584; ermordet), der begann, die Loslösung der calvinistischen niederl. Provinzen von Spanien zu betreiben.

[3837] Benjamin Franklin (siehe hierzu S. 386, Anm. 1092).

[3838] Der liberale österr. Jurist Sylvester Jordan (siehe hierzu S. 1070, Anm. 3281).


CCCCXXI
C.Reiss del.
Aus d.Kunstanst d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger.

MARBURG

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 141.

CCCCXXII. Braunschweig: der Altstadtmarkt mit dem Rathhause.

Welch ein schönes, altdeutsches Bild bewahrt da Braunschweig in seinem Innern! Wir sahen Frankfurt, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Cöln; diesem kommt nichts gleich; der nordischen Schwester gebührt der Preis.

Braunschweig, dessen ehemalige Befestigungen seit 1814 in freundliche Gartenanlagen umgewandelt sind, liegt in einer Ebene an der Ocker und macht mit seinen hundert Straßen und den 4500 meist massiven Wohnhäusern ein gar stattliches Ganze, das von fern schon durch seine vielen Thürme und Thurmspitzen imponirt. Wie in allen Städten, die den mittelalterlichen Charakter behalten haben, so sind auch hier die Straßen zwar oft enge und ungerade, von den Markten mancher klein oder unregelmäßig, und viele der schönsten Monumente der alten Baukunst entweder versteckt, oder durch spätere Anbauten dem Auge theilweise entzogen: großartig aber sind mehre Plätze, so der Burgplatz, mit dem ehernen Löwen Heinrichs[3839], der graue Hofplatz mit dem Residenzschlosse, der Hagemarkt mit dem Theater, und der Altstadtmarkt mit dem ehemaligen Rathhause. Die prachtvolle, mit kunstreichen Ornamenten und mit lebensgroßen Kaiserstatuen geschmückte Fronte desselben ist ein Denkmal der Zeiten, in welchen das deutsche Bürgerthum seine Blüthe und Macht entfaltete, die Rolle der Fürsten übernahm, das Faustrecht bekämpfte, neue Grundlagen der Ordnung im Reiche schuf, und, im Hansabunde vereinigt, die Freiheit und Sicherheit der Meere gründete, schirmte, und dem Handel sichere Bahnen brach.

Aber dem altersgrauen Hause ist das innere Leben abgestorben, entfremdet seiner ursprünglichen Bestimmung, ist es in Kaufläden umgewandelt worden, und während der Meßzeit dienen die geräumigen Säle fremden Handelsleuten zum Bazar. Die Idee des Bürgerthums, wie sie sich in diesem Hause darstellte, wird und kann nie wieder erstehen: doch hatten sich aus dem alten, sehnigen Athletenkörper so viel straffe Fasern dem neuen assimilirt, daß in unsern Tagen Etwas geschehen konnte, was sich wie ein herausgerissenes Blatt der alten Geschichte Braunschweigs liest. Wer, der die neue Residenz betrachtet, gedenkt der Nacht nicht, in welcher Braunschweigs Bürgerschaft mit dem alten Schlosse ihrem Fürsten aus dem Lande leuchtete![3840] Dieser imposante Versuch der angebornen Kraft war wie ein mächtiger Schmiedehammer, der auf den nackten Ambos schlug: die Erde erbebte, daß viele Throne wackelten: aber – das warme Eisen fehlte. –

[3839] Heinrich der Löwe (ca. 1129/30 o. 1133/35–1195), von 1142 bis 1180 als Heinrich III. Herzog von Sachsen sowie von 1156 bis 1180 als Heinrich XII. Herzog von Bayern aus dem Geschlecht der Welfen.

[3840] Am 7. September 1830 war es in Braunschweig zu einer revolutionären Erhebung gekommen. Bürger sowie Landstände der Stadt und des Herzogtums rebellierten gegen Herzog Karl II. (1804–1873), der wegen seiner immensen Spekulationsgewinne und der offen zur Schau getragenen Prunksucht (er besaß eine äußerst kostbare Diamantensammlung) verhaßt war. Im Zuge dieser Revolte stürmte eine aufgebrachte Menschenmenge zunächst das Gelände der Residenz und anschließend das Schloß selbst, um es zu plündern und schließlich in Brand zu stecken. Das Schloß brannte im Bereich von Nordflügel und Mitteltrakt bis auf die Grundmauern nieder, während der Südflügel nur beschädigt wurde. Herzog Karl II. floh noch am selben Abend aus Braunschweig und sollte nie wieder dorthin zurückkehren. Bis 1841 wurde unter der Leitung von Carl Theodor Ottmer (1800–1843) eine neue Residenz errichtet, die durch Luftangriffe während des 2. Weltkrieges stark beschädigt und 1960 endgültig abgerissen wurde. Von 2005 bis 2007 entstand an der alten Stelle ein Neubau, nämlich die Kombination des Einkaufszentrums „Schloß-Arkaden“ mit der optischen Rekonstruktion der Außenfassade des Braunschweiger Residenzschlosses.



BRAUNSCHWEIG
Der Altstadtmarkt mit der Martinikirche.



DER BURGPLATZ IN BRAUNSCHWEIG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 39f.

CCCCXXXV. Der Dom auf dem Burgplatz in Braunschweig.

Herzog Heinrich der Löwe, Braunschweigs gefeierter Held im Mittelalter, der eben so fromm und leichtgläubig war, als tapfer, hatte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe gemacht und kehrte im Jahre 1329 mit einem für schweres Geld erkauften Reliquienschatze wieder heim. Da beschloß er, das fromme Werk mit dem Bau einer Kathedrale und der Stiftung eines Domkapitels zu krönen, und die Frucht dieses Entschlusses war der Braunschweiger Dombau. Er entstand in dem Zeitraume von 1130–1170. Er ist im gothischen Style aus Werkstücken aufgeführt und eins der besterhaltenen Denkmäler aus so früher Zeit; denn nur das linke Seitenschiff hat eine Veränderung erlitten: es wird von gewundenen Säulen der elegantesten Form getragen. – Auch die innere Ausschmückung ist größtentheils noch die ursprüngliche. Der Kronleuchter mit sieben Armen, der Hochaltar und vieles Andere sind offenbar Werke byzantiner Künstler. Deutsch aber und eines der schönsten Werke seiner Zeit ist das Grabmal Heinrich's des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde[3841], im Mittelschiff der Kirche. Ihre lebensgroßen Bildnisse von Marmor liegen auf den Sarkophagen ausgestreckt, die ihre Asche bewahren. Unter diesem Denkmal befindet sich die Gruft der Guelphen, von Heinrich dem Löwen an bis auf heute. Es war eine kriegerische Raçe: denn auf 8 Särgen liest man, daß ihre Inhaber in der Schlacht gefallen sind. Auch die zwei letzten Fürsten traf dies Loos: jenen Veteranen aus Friedrich's des Großen Kriegerschule, der bei Jena die Todeswunde empfing[3842] und seinen Sohn[3843], der des Vaters Tod bei Waterloo[3844] rächte und rächend den Tod fand. Zwischen ihnen ruht ein Weib, die Königin Caroline von England[3845], die, angeklagt des Ehebruchs, ich einst vor dem ersten Gericht ihres Königreichs hatte stehen sehen. Das Schicksal trifft selten Menschen, durch die es zu den Völkern en gros sprechen kann. Caroline und Georg IV.[3846] waren solche, und in seiner Hand wurde das noble Paar zum Werkzeug, den Schmutz eines königlichen Privatlebens aktenmäßig zur Wissenschaft aller Welt zu bringen und den Schleier von Verhältnissen zu reißen, welche man früher nur im Dämmerlicht der Memoiren treubrüchiger Kammerfrauen und Leibdiener gesehen hatte. Caroline hat viel gelebt, viel erlebt und durch das Oeffentlichwerden ihres Lebens viel gewirkt. Gönne man ihr denn das Plätzchen zwischen den beiden Helden!

Noch werden im Dome einige der Reliquien bewahrt, welche die pfäffische Habsucht dem Löwen-Heinrich und seiner gläubigen Einfalt in Palästina aufgebunden hatte. Man zeigt das gekrümmte Horn einer Antelope, welches einst angestaunt wurde als die veritable Klaue des Satans, und eine Wallfischrippe, die man viele Jahrhunderte für eine Rippe des Philistertodtschlägers Simson[3847] hielt. – Interessanter als diese Denkmäler des Pfaffentrugs ist die schöne, antike Bronzestatue eines Löwen, wel-

---

[3841] Mathilde von England (eigentl. Matilda Plantagenêt; 1156–1189) hatte Heinrich den Löwen 1168 geehelicht.

[3842] Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel (1735–1806; gefallen), ererbter Herzog zu Braunschweig und Lüneburg und seit 1780 Landesherr im Teilfürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel.

[3843] Friedrich Wilhelm von Braunschweig, auch der Schwarze Herzog genannt (1771–1815; gefallen); er war einer der deutschen Volkshelden der Befreiungskriege.

[3844] Vernichtende Entscheidungsschlacht gegen Napoléon Bonaparte am 18. Juni 1815.

[3845] Caroline Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1768–1821), seit 7. April 1795 mit dem nachmaligen engl. König Georg IV. (s. u.) verheiratet.

[3846] Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und König von Hannover.

[3847] Siehe hierzu Ri 13,1-16,31.

che die werthvollste Beute von Heinrich's Pilgerfahrt ausmacht. Sie steht auf hohem Fußgestell vor dem Dome auf dem Markte und ist vollkommen erhalten.

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Zehnter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1843.

Enthält: Stuttgart, Schloß (1843, 1863).
Die Bastei in der sächs. Schweiz (1843).
Bad Schandau und Lilienstein in der sächs. Schweiz (1843).
Prag, Hradschin, Burg Karlstein (1843, 1859, 1862, 1863).
Catania, Ätna (1843).
Turin (1843).
Hildesheim (1843).
Bursa, Große Moschee/Ulu Camii (1843, 1854).
Balkanpässe (1843).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 22-25.

CCCCXXIX. Stuttgart.

In unsers großen Vaterlandes südwestlicher Ecke liegt eine Landschaft, über welche eine heitere Natur das Füllhorn ihres Segens ausgegossen hat, bewohnt von Menschen, in denen deutsches Gemüth noch frische Triebe treibt, und biederer, redlicher Sinn noch die Regel ausmacht, – das liebe Schwabenland.

Der Kern dieser Landschaft, welche Natur, Sage und Geschichte wetteifernd schmückten, bildet ein mit Hügelmassen besetztes Plateau, welches im Westen und Osten von Gebirgszügen begrenzt ist. Der westliche Zug ist der Schwarzwald; wie ein Dach senkt er sich gegen die Ebene herab, während südöstlich jäh und steil die Alb ansteigt. Beide Höhenzüge nähern sich einander im obern Neckarthale bis auf eine halbe Stunde; jenseits geht die Landschaft weit auseinander und verflächt sich in die Ebenen des Mains und der Jaxt [sic!]. Von der Alb, im Süden, breitet sich die Hochebene Oberschwabens bis zur Donau und bis zum Bodensee aus und bildet die Grenze des Ganzen.

Das Prachtstück dieser schönen Landschaft, in welche Baden und Würtemberg sich theilen, ist das Neckarthal: heiter ist's und überaus fruchtbar. Rankende Reben kleiden seine Gelände, Obstwälder seine Höhen, lustige Wiesengründe und bunte Auen und Saatfelder die Seiten des Stromes, auf dessen Wogen in Dampf- und Segelschiffen, in Boten und Barken ein rüstiges Leben sich schaukelt. Städte, Flecken und Dörfer, reinlich und schmuck, bald in das breite Stromthal, bald in die Seitengründe gebettet, bald die Gehänge hinan gebaut, bald auf den Scheiteln der Höhen gelagert, wie Italiens Städte, oder hinter Obsthainen verborgen, bieten dem Auge liebliche, immer wechselnde Scenen dar, und der Ausdruck der dichten Bevölkerung zeigt im Allgemeinen Intelligenz und Zufriedenheit. Daß im Neckarthale nicht die Hauptstadt des Landes gebaut worden ist, müßte Wunder nehmen, wüßte man nicht, wie ungeschickt oder unglücklich die Gründer von Landeshauptstädten und fürstlichen Residenzen in der Ortswahl gemeinlich waren, und wie Laune und Zufall dabei so oft ihr arges Spiel getrieben. Man denke an Madrid, Berlin, München, Darmstadt! Würtemberg war darin doch minder unglücklich; denn Stuttgart's Lage ist, wenn auch eine bessere Wahl getroffen werden konnte, doch in der That recht schön und, weil fast in der Mitte des Königreichs, ist sie auch zweckmäßig.

Des Schwabenlandes Königsstadt nimmt mit ihren Gärten und Anlagen den größten Theil der kesselförmigen Ausweitung eines Thals ein, über welches die südliche Natur des nahen Neckarthals noch einen Theil ihres Segens ausgoß. Am schönsten ist die Fernsicht Stuttgarts von den Höhen um Cannstadt. Da prangen im Vordergrunde die königlichen Lustschlösser Bellevue und Rosenstein auf ihren Höhen, und zwischen ihnen, im Hintergrunde, fällt der Blick auf die Häusermasse der Hauptstadt, von den Eßlinger, Bosper- und Hasenbergen umgeben, und überragt von den königlichen Schlössern, der Solitude und den vielen Landhäusern auf den Höhen.

Unser Bild zeigt uns Stuttgart viel näher. An der äußersten Linken, halbverdeckt von dem Berge, sehen wir ein Gebäude von imponirenden Verhältnissen: es ist das königliche Residenzschloß. Man nennt es das neue. Es wurde 1746 begonnen, brannte aber vor der Vollendung, 1762, größtentheils nieder. Erst der letztverstorbene König[3848] hat es ausgebaut. Man kann vor diesem Hause und in seinem herrlichen Innern, das alle Künste wetteifernd schmückten, vergessen, daß Würtemberg das kleinste Königreich in Europa ist. Es ist ein regelmäßiger Prachtbau, der auf den ersten Blick dem Beschauer

[3848] Friedrich Wilhelm Karl (1754–1816), ab 1797 als Friedrich II. fünfzehnter Herzog von Württemberg, von 1803 bis 1806 Kurfürst und seit 1806 als Friedrich I. der erste König von Württemberg. Mit dem finalen Wiederaufbau hatte er Nikolaus Friedrich von Thouret (1767–1845) beauftragt, der den Schloßbau bis 1806 vollendete. Durch Luftangriffe am 21. Februar und am 2. März 1944 wurde das Schloß nahezu völlig zerstört und zwischen 1958 und 1964 unter der Leitung von Horst Linde (1912–2016) wiederaufgebaut.


CCCCXXIX
C. Reiss del.
STUTTGARDT
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger.

sagt: hier wohnt ein König. Und der König[3849] ist gut. Ein kluger, kräftiger, wohlwollender, braver Fürst, dessen Gemüth kein Arg in sich hegt, mit einer Gesinnung, die dem Rechte nichts vergibt, aber versöhnlich hoch über den Parteien steht, ist er im Kreise der deutschen Fürsten die beruhigendste und erquicklichste Erscheinung unserer Gegenwart. Würtemberg ist wirklich glücklich unter ihm und genießt die Früchte eines alles Preises würdigen Vertrauens und Zusammenwirkens zwischen Volk und Regierung in reichem Maße. – Neben der Residenz erscheint das hochgethürmte alte Schloß, wo man noch manche Merkwürdigkeiten und Curiosa sehen kann. Es ward 1553 zu bauen angefangen, und bis Ende des 17ten Jahrhunderts ist vielfach daran gebessert und erweitert worden. Der tiefe Graben, der es ehemals umgab, und wo die jagdlustigen Fürsten ein Rudel Hirsche gefangen zu halten pflegten, die sie aus den Zimmerfenstern schießen konnten, ist jetzt ausgefüllt und dadurch ein großer Theil des Baus in der Erde verborgen. Die einst berühmte unterirdische Mühle ist auch nicht mehr vorhanden. – Zunächst dem alten Schlosse guckt die alte Stiftskirche hervor, mit der Gruft der fürstlichen Familie und sehenswerthen Grabmonumenten; von ihrem gewaltigen Thurme schallt die große Glocke, Osanna, seit Jahrhunderten den Stuttgartern zu Freud und Leid. – Jenes Giebeldach, der Stiftskirche zur Rechten, gehört dem Theater an. Es ist eines der ältesten in Deutschland und bestand schon Ende des 16ten Jahrhunderts. Fast alle Erzeugnisse der deutschen dramatischen Dichtkunst gingen über diese Bühne. – Der Thurm, der die übrige Häusermasse überschaut, ist jener der Hospitalskirche, deren Altar Dannecker[3850] mit dem Modell seiner Christusstatue sinnig schmückte. Der Greis feierte damit die Stelle, wo er fünfundsechzig Jahre zuvor zum Erstenmal an des Herrn Tisch gegangen war.

Nach diesem Blick auf die Einzelheiten unsers Bildes noch eine Ueberschau des Ganzen!

Stuttgart ist nicht alt und aus gar kleinem Anfang groß gewachsen. Noch im 12ten Jahrhundert war’s ein armer Flecken, oft ein Fehde- und Tummelplatz von den adelichen, raublustigen Rittergeschlechtern, deren sieben Burgen die zunächst gelegenen Höhen einnahmen. Der wackere Habsburger[3851] kam auf seinem heiligen Zuge zur Züchtigung des hochgebornen Raubgesindels auch hierher und zerstörte ihre Nester miteinander. Nach seinem Abzuge nahmen die eingeschüchterten Schnapphahn-Familien ihre Wohnsitze in der Stadt, bauten sich daselbst Schlösser, und die würtembergischen Grafen verlegten dahin erst ihr Erbbegräbniß, dann ihre Residenz. Doch hatte Stuttgart bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts noch nicht über 10,000 Einwohner. Seine große Zeit begann erst, als Napoleon dem Fürsten Würtembergs eine Krone aufsetzte: nämlich unter dem letztverstorbenen Könige[3852]. Ganze Stadtviertel erhoben sich neu und seitdem ist Stuttgarts Verschönerung und Erweiterung unausgesetzt fortgeschritten. Es hat jetzt an 100 Straßen (unter welchen die Königsstraße die schönste ist) und über 2500 Häuser, mit einer Bevölkerung von mehr als 45,000 Einw. – Außer den bereits genannten Gebäuden zeichnen sich durch Umfang und Schönheit die Palais des Kronprinzen und der Prinzes-

[3849] Friedrich Wilhelm Carl (1781–1864), seit1816 als Wilhelm I. der zweite König von Württemberg.

[3850] Johann Heinrich von Dannecker (1758–1841). Das Gipsmodell einer hohen Christus-Statue, die er in Marmor für die russ. Kaiserin Maria Feodorowna (russ. Мария Фёдоровна; 1759–1828), einer geborenen Prinzessin von Württemberg, geschaffen hatte, stiftete Dannecker 1834 seiner Konfirmationskirche; es wurde während des 2. Weltkrieges zerstört.

[3851] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

[3852] Friedrich Wilhelm Karl (1754–1816), seit 1797 als Friedrich II. der fünfzehnte Herzog von Württemberg, von 1803 bis 1806 auch Kurfürst und ab 1806 als Friedrich I. der erste König von Württemberg.

sinnen[3853], das Postgebäude, der Bazar[3854], das Kanzleigebäude[3855] und die neue Kaserne[3856] aus. Den alten Schloßplatz schmückt die Statue Schiller's[3857], des Schwabenlands Stolz für alle Zeiten.

Stuttgart gilt in Süddeutschland als der Centralpunkt des geistigen Lebens und es hat gerechten Anspruch auf diese Ehre. Der Adel spielt hier nicht die überall bevorzugte Rolle, welche ihm an andern Residenzen zugetheilt ist, und der Beamtenstand findet in der Menge von privatisirenden Gelehrten und in einer großen Anzahl Individuen aus den bürgerlichen Ständen, welche wissenschaftliche Durchbildung besitzen, das Gegengewicht seiner Geltung. Daher sind die Stände hier weniger scharf geschieden, als in andern Hauptstädten Deutschlands; ein ächt geselliger, gemüthlicher, für alles Schöne und Nützliche empfänglicher Sinn ist lebendig und er macht jenen großartigern Sinnengenuß entbehrlich, den man in umfangreichern Hauptstädten findet. Die allgemeine Bildung wird durch die vorhandenen zahlreichen Sammlungen und Lehranstalten unterstützt und gepflegt, und sie äußert sich in einer Menge Vereine zu wissenschaftlichen oder philanthropischen Zwecken, welche ohne jene weder entstehen, noch dauem könnten. So besteht hier ein landwirthschaftlicher Verein mit einer über das ganze Königreich sich erstreckenden, fruchtbaren Wirksamkeit; ein botanischer Reiseverein, der zum Zweck hat, junge Naturforscher auf Untersuchungsreisen auszusenden; ein Centralverein für Handel und Gewerbe, welcher der Industrie und dem Verkehr in weiten Kreisen Vorschub leistet; eine Gesellschaft zur Verbesserung des Weinbaus, und ein pomologischer Verein mit Musteranlagen für Obst- und Rebenkultur; ein Wettrennverein für die Hebung würtembergischer Pferdezucht, der jährlich an dem landwirthschaftlichen Feste zu Cannstadt Pferderennen veranstaltet; ein Creditverein, dessen Anleihen mit successiver Capitaltilgung der Industrie mannichfach unter die Arme greifen und der sich eines großen Zutrauens erfreut; Versicherungsgesellschaften gegen Hagel, Feuer und eine allgemeine Rentenanstalt. Für religiöse und philanthropische Zwecke wirkt die große Bibelgesellschaft höchst gesegnet und ausgebreitet, und greifen die Frauenvereine thätig ein. Es bestehen welche für die Erziehung und Unterbringung verwahrloster und armer Kinder; für arme Jungfrauen aus den gebildeten Ständen; für dürftige israelitische Kinder; ein Verein für die fortgesetzte Besserung und Beschäftigung entlassener Strafgefangener, und der allgemeine Wohlthätigkeitsverein. Ungewöhnlich reich ist Stuttgart an literarischen Hülfsmitteln zur allgemeinern Benutzung. So haben fast alle Centralstellen ihre bedeutenden, möglichst vollständigen Fachbibliotheken; auch die Landstände haben ihre eigene, das Gymnasium, die Realschule und mehre gelehrte Gesellschaften. – Für Kunstbildung ist ebenfalls reichlich gesorgt. Außer dem königlichen Museum sind eine Menge Privatsammlungen durch die Liberalität ihrer Besitzer zugänglich geworden. Neben dem Sinn für das Schöne und für die Wissenschaft ist auch der für Industrie sehr entwickelt; eine Menge Fabriken gedeihen und nehmen zu mit jedem Jahre. Der Buchhandel ist hier das größte Gewerbe. Das Cotta'sche Haus[3858], mit einem Wirken und einem Rufe, der über die Erde reicht, beschäftigt allein halb so viel Kräfte zur Hervorbringung

---

[3853] Zwar wurde bereits 1605 mit den Arbeiten für den Prinzenbau begonnen, doch sollte er erst gegen Ende des 17. Jhd.s von Matthias Weiß (1636–1707) im klassizistischen Stil vollendet werden. Nach schweren Zerstörungen im 2. Weltkrieg 1944 wurde der Prinzenbau in den Jahren von 1947 bis 1951 unter Paul Schmitthenner (1884–1972) in seinem äußeren Erscheinungsbild unverändert wiederhergestellt.

[3854] Der in den Jahren 1835 bis 1838 von Nikolaus Friedrich von Thouret (siehe hierzu S. 1265, Anm. 3848) erbaute „Große Bazar" in der Oberen Königstraße, der 1944 den Bomben zum Opfer fiel.

[3855] Der östl. Teil der Alten Kanzlei wurde 1544 bis 1546 unter Herzog Ulrich von Württemberg (siehe hierzu S. 1272, Anm. 3874) errichtet. 1566 fügte Aberlin Tretsch (1500–1577) ein weiteres Geschoß hinzu und verlängerte den Komplex bis zum Prinzenbau. Nach einem Brand 1683 wurde das Gebäude von Matthias Weiß (1636–1707) wiederaufgebaut. Nach den schweren Zerstörungen im 2. Weltkrieg 1944 wurde die Alte Kanzlei in den Jahren von 1951 bis 1952 wiedererrichtet.

[3856] Zwar war mit dem Bau Infanterie-Kaserne bereits 1828 begonnen worden, doch konnte sie erst im Jahre 1843 vollständig fertiggestellt werden.

[3857] Ein Denkmal nach dem Entwurf von Bertel Thorvaldsen (1770–1844), das am Vorabend von Schillers 34. Todestag am 8. Mai 1839 feierlich enthüllt wurde.

[3858] Das Geburtshaus des berühmten Verlegers Johann Friedrich Cotta von Cottendorf (1764–1832); es stand in der Königstraße 42 und wurde 1944 bei Bombenangriffen zerstört.

und Vervielfältigung der Werke des menschlichen Geistes, als die Verleger Berlins zusammen genommen. Es leben an dritthalbhundert Schriftsteller in Stuttgart, und wenn auch viele Fabrikarbeiter darunter find, so wird doch auch sehr Tüchtiges erzeugt, was der deutschen Wissenschaft und Literatur zur bleibenden Ehre gereicht. Neben dem Verlagsgeschäft blüht der Kunsthandel und gedeihen seine Hülfsgewerbe: Buch- und Steindruckerei, Kupferdruckerei, Schriftgießerei etc. in zum Theil großartigen Anstalten. Bijouterie-, Gold- und Silberwaarenfabrikation, die Tuch-, Seiden-, Baumwollen- und Handschuhmanufaktur, Goldstickerei, Bandwirkerei werden lebhaft betrieben. Auch der Handel hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben und er wird noch weit mehr Bedeutung gewinnen, sobald das Eisenbahnnetz gelegt ist, von welchem Stuttgart der Centralknoten werden soll[3859]. Dieses wahrhaft große Unternehmen, welches 27 Millionen Gulden[3860] zu seiner Ausführung bedarf, ist das sprechendste Zeugniß von der Einsicht, der Eintracht und der Kraft, welche in Würtemberg alle Elemente des Staats beleben, und das kleinste Königreich in Europa stellt damit, wie durch seine Zustände im Allgemeinen, ein Beispiel auf, beschämend für viel größere Reiche und der Nachahmung aller würdig.

[3859] Am 22. Oktober 1845 war die erste Strecke der „Centralbahn" von Cannstatt nach Untertürkheim eröffnet worden; das Schienennetz sollte jedoch noch bis ins Jahr 1861 ausgebaut werden.

[3860] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.



SCHLOSSPLATZ zu STUTTGART

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [245]-248.

Der neue Schloßplatz in Stuttgart.

Wenn wir unser Deutschland überschauen und das Auge an seinen weiten Grenzen herumschweifen lassen, so bleiben wir zwar hie und da mit einem schweren Seufzer, mit dem schwersten aber an unserer Südwestgrenze stehen. Wir fragen uns: Warum mußte es so kommen, daß gerade gegen den stärksten und gefährlichsten Feind Deutschlands im Südwesten sich keine große deutsche Macht gebildet hat? Wir blicken nach Osten und freuen uns seiner Geschichte im Süden und Norden, denn wie im Südosten Oesterreich der Schirm des Reichs war, der alle Stürme der Ungarn und der Türken siegreich bestand, so hat im Norden Preußen den deutschen. Boden von der schwedischen Herrschaft befreit und muß uns als ein festes Bollwerk gegen Rußland gelten. Warum nun gerade im Westen die ärgste Zersetzung der Reichskraft?

Wir blättern im Geiste rückwärts in unserer traurigen politischen Geschichte und kommen zurück bis zu der einzigen deutschen Sage, welche im deutschen Volke die Erinnerung an seine Kaiserzeit wach erhält: zu der Sage vom Rothbart[3861], dem glanzumflossenen Hohenstaufen. Ganz Deutschland weiß es, und die Kinder deklamiren's in der Schule, daß er im Kyffhäuser sitzt und schlummern muß, bis „die Rabenschaar der Diplomaten" nicht mehr um den Berg fliegt und er siegreich aufersteht im einigen deutschen Reich. Es liegt ein leiser Trost in der Erscheinung, daß die deutsche Sage ihre Hoffnung für das Reich auf denselben schwäbischen Kaiser setzt, durch dessen Dynastie Deutschland bis zu seinem höchsten Glanz emporstieg. Uns aber, die wir mit ernster Sorge auf unsere Südwestgrenze schauen, sagt zugleich die Geschichte, daß das Beil, welches in Neapel das Haupt des jugendlich blühenden Konradin[3862] vom Rumpfe trennte, auch die Herrschaft zerspalten hat, die einst über Schwaben, Franken und Elsaß gewaltet und die allein fähig gewesen wäre, auch Frankreich ein starkes Deutschland entgegen zu stellen. Mit den Habsburgern beginnt der konsequente Gang der Reichszertrümmerung, denn sie schritten auf dem Kaiserthrone allen Fürsten des Reichs mit dem Beispiel der Habs-Seligkeit voran. Schon von da an beginnt das Oesterreich außerhalb Deutschlands, das Reich, dessen oberstes Interesse in der Dynastie selbst liegt! Von der offen dargelegten Selbstsucht dieser Habsburger gereizt, begannen nun auch die einzelnen Reichsfürsten mit den habgierigen Klauen ihrer Wappenthiere um sich herum zu langen und sich alle schwächeren Nachbarn gemüthlich einzuverleiben. So entstanden im Stromgebiet des Rheins, des Mains und der Weser jene zahlreichen Fürstenthümlichkeiten und Staatengrüppchen, deren Menge für Deutschland zuerst durch das Losreißen der Schweiz, des Elsaß, Lothringens und der deutschen Niederlande etwas gemindert, erst sehr spät jedoch durch Napoleon und den Wiener Kongreß auf das heutige Maß reducirt worden ist.

Das würtembergische Fürstenhaus hat ein reiches Buch seiner Geschichte aufzuweisen, und wenigstens einige Blätter sind darunter, die auch einen Mann des Volks erfreuen. Es hatte Glück zu seinem Anfang, denn als die Grafen von Würtemberg sich aus dem 1288 aufgelösten Herzogthum Schwaben

[3861] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

[3862] Siehe hierzu S. 319, Anm. 890.

hervordrängten, bildete ihre Grafschaft bereits ein ansehnliches Gebiet. Wie Oesterreich durch Heirathen, ist Würtemberg in der Folge durch Kaufen bedeutend gewachsen. Die Grafen waren gute Rechner und Haushalter. Sie sparten zu rechter Zeit, um wiederum bei rechter Zeit mit dem Geldbeutel bei der Hand zu sein, wenn eine freundnachbarschaftliche Verlegenheit einen guten Handel herbeiführte. Sogar als Mitbewerber um die deutsche Königskrone traten würtemberger Grafen zweimal, wie wohl vergeblich, auf: zuerst (nach Albrechts I.[3863] Ermordung) Eberhard III. der Erlauchte[3864], auch der Zanksüchtige genannt, dem indessen Heinrich von Luxemburg[3865] vorgezogen wurde, sodann, als der unwürdige König Wenzel[3866] im Jahre 1400 abgesetzt wurde, Eberhard IV.[3867], der Ruprecht von der Pfalz[3868] weichen mußte.

Derselbe Graf Eberhard IV., welcher die Kaiserkrone nicht erlangt hatte, wurde indessen, obwohl ohne sein Verdienst, ein Wohlthäter Würtembergs. Seiner prunksüchtigen Gemahlin[3869], einer mailändischen Prinzessin, war es gelungen, ihn zu so vielen Luxusausgaben zu verleiten, daß ganz Würtemberg staunte, wie sehr er aus der Art geschlagen sei. Während seine Vorfahren mit stets vollem Beutel in der Faust aller Welt Trotz boten, zwang diesen verschwenderischen Herrn häufige Geldnoth zu allerlei Zugeständnissen an die Stände des Landes, und aus diesen wuchs, mit gewaltiger Triebkraft, die alte würtembergische Verfassung heraus, die sich durch ihre Tüchtigkeit berühmt gemacht hat. Doch waren dies vor der Hand nur Vorbereitungen zur eigentlichen festen Begründung der landständischen Verfassung Würtembergs, die erst unter Graf Eberhard VI.[3870] Statt fand; der erste Landtag ward zu Leonberg gehalten.

Dieser Graf Eberhard VI. glänzt als ein Mann hohen Geistes und braven Herzens. Sein Land und Volk war seine wahrhafte Sorge, von der Schule bis zu seinem Hofe, von der Rechtsstube bis zur Kirche herrschte sein reformatorischer Ordnungssinn, der Bildung nach allen Seiten hin Bahn zu brechen, war sein höchster Ehrgeiz. Darum ehrte sich Kaiser Maximilian[3871] selbst, als er am 21. Juli 1495 aus einem Reichstage zu Worms den edlen Grafen mit der Würde eines Herzogs von Würtemberg und Teck bekleidete; zugleich erklärte er das würtembergische Land für ein freies untheilbares Reichslehn und erhob den nunmehrigen Herzog Eberhard I. zum Reichssturmfahnenträger.

Die herzoglichen Zeiten Würtembergs, die das 16., 17. und 18. Jahrhundert umfassen, waren für das Volk weniger glücklich, als die gräflichen, ja es sind die schrecklichsten Prüfungen über das Land verhängt worden, es hat Alles in ihm gewüthet, was im Vernichten von Menschenglück das Aeußerste leistet: der Bauernkrieg[3872], der dreißigjährige Krieg, die Franzosenkriege unter Ludwig XIV., der siebenjährige Krieg[3873], die französischen Revolutionskriege und dazu all die empörenden Leiden eines Juden- und Maitressenregiments. Gleich Eberhards Nachfolger, Ulrich I.[3874], fiel in die Hände vorneh-

---

[3863] Albrecht V. Graf von Habsburg (1255–1308; ermordet), seit 1282 als Albrecht I. Herzog von Österreich, von Steiermark und von Krain sowie Herr der Windischen Mark sowie ab 1298 römisch-deutscher König.

[3864] Eberhard I. (1265–1325), ab 1279 Graf von Württemberg.

[3865] Heinrich VII. von Luxemburg (1278/79–1313), seit 1308 römisch-deutscher König und seit dem 29. Juni 1312 römisch-deutscher Kaiser.

[3866] Wenzel von Luxemburg (tschech. Václav; 1361–1419), seit 1363 als Wenzel IV. König von Böhmen und von 1376 bis zu seiner Absetzung 1400 römisch-deutscher König. Von 1373 bis 1378 war er zudem Kurfürst von Brandenburg.

[3867] Recte: Eberhard III., (ca. 1362–1417), seit 1392 Graf von Württemberg.

[3868] Der Wittelsbacher Ruprecht (1352–1410) war ab 1398 als Ruprecht III. von der Pfalz Pfalzgraf und Kurfürst der Pfalz und ab 1400 römisch-deutscher König.

[3869] Antonia Visconti († 1405).

[3870] Recte: Eberhard im Bart (1445–1496), seit 1459 als Eberhard V. Graf von Württemberg-Urach und ab 1482 auch von Württemberg-Stuttgart sowie seit 1495 als Eberhard I. der erste Herzog von Württemberg und Teck.

[3871] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

[3872] 1525.

[3873] Siehe hierzu S. 643, Anm. 1931.

[3874] Ulrich (1487–1550), von 1498 bis 1519 und von 1534 bis 1550 dritter Herzog von Württemberg.

mer Gauner, die seine Räthe waren. Der Kanzler Lamparter[3875] und der Erbmarschall von Thumb[3876] leiteten den jungen und vergnügungssüchtigen Fürsten so, daß er eine ungeheure Schuldenlast auf das Land häufte; daß diese Schulden auch jetzt wieder von den Ständen benutzt wurden, um die Freiheit in Würtemberg immer fester zu begründen, war der einzige Gewinn aus einem solchen Mißbrauch der Regierungsgewalt.

Wieder ein Glück für Würtemberg war der edle Herzog Christoph[3877], der von 1550–68 regierte, und auch sein frommer Nachfolger, Ludwig[3878], schadete wenigstens dem Lande nicht, waren doch seine Freuden gar einfache: die Konkordienformel, sein *Collegium illustre* (Bildungsanstalt für Söhne von Fürsten und Adeligen) und ein großer guter Trunk. – Nach ihm kam (1593) der geheime Rath Enzlin[3879] zur Regierung, unter welchem sich Herzog Friedrich I.[3880] der hohen Idee seiner Herrscherrechte und der Gesellschaft seiner Goldmacher erfreute. Ihm und dem hingerichteten Enzlin folgte (1608) Johann Friedrich[3881], der, mit allem bunten Plunder fürstlicher Lustbarkeit geschmückt, sein Land in den dreißigjährigen Krieg führte; und in gleichem Geiste trat sein Sohn Eberhard (III.)[3882] die traurige Erbschaft an. Während der schlimmsten Kriegszeiten weilte der Herzog zu Straßburg und feierte mit der schönen Anna Katharina von Salm[3883] harmlose Flitterwochen, indeß in seinem verwüsteten Lande von einer halben Million Menschen der zehnte Theil arm und bloß mit dem Leben davon kam. – Unter seinen nächsten Nachfolgern litt das kaum aus Schutt und Asche wieder emporgeraffte Land durch die Mordbrennereinfälle der Franzosen, fast noch mehr aber unter der nun folgenden Regierung der Christine Wilhelmine von Grävenitz[3884], die das Scepter bis zum Tode ihres Galan, des Herzogs Eberhard Ludwig[3885], führte, worauf es der Jude Süß-Oppenheimer[3886] in die Hand nahm. Dieser waltete zum Erbarmen über dem Lande von 1733 bis zum Tode seines Herrn, des Herzogs Karl Alexander[3887], in Folge dessen er gehängt wurde. – „Das aber ist der Fluch einer schlechten Regierung, daß sie ganze Generationen verdirbt und ihnen wenigstens noch lange den Druck nachfühlen läßt, den ihre Väter fügsam ertragen. Darum sollten Alle bedenken, daß Diejenigen, welche dergleichen Unrecht schweigend dulden und dabei noch ihrer Geduld und stummen Resignation wie einer Tugend sich rühmen möchten, dafür den kommenden Geschlechtern und der ganzen Menschheit verantwortlich sind: zum Verbrechen an dieser kann werden, was der Einzelne in seiner Scheu vor kühnen Worten oder energischen Thaten noch als Edelmuth sich anzurechnen versucht."[3888]

Nun kam der Fürst zur Regierung, welcher erst in seinem fünfzigsten Jahre ein Mann wurde, wie aus dem bekannten Manifest an diesem seinem Geburtstage hervorgeht, in welchem er selbst seine ganze Vergangenheit verurtheilte und gute Besserung für die Zukunft versprach; es ist dies derselbe Fürst, welcher durch den Zusammenhang seines Lebens mit dem der Dichter Schubart[3889] und Schiller eine literaturbekannte und endlich sogar durch die „Karlsschüler" eine bühnenbeliebte Gestalt geworden und

---

[3875] Gregor Lamparter (ca. 1458–1523), zweimaliger Rektor der Universität Tübingen und 1496 bis 1516 württ. Kanzler.

[3876] Konrad Thumb von Neuburg (1465–1525), seit 5. August 1507 württ. Erbmarschall.

[3877] Christoph (1515–1568), seit 1550 vierter Herzog von Württemberg.

[3878] Ludwig (1554–1593), seit 1568 fünfter Herzog von Württemberg.

[3879] Matthäus Enzlin (1556–1613; hingerichtet).

[3880] Friedrich I. (1557–1608), ab 1558 Graf von Mömpelgard und seit 1593 sechster Herzog von Württemberg.

[3881] Johann Friedrich (1582–1628), seit 1608 siebter Herzog von Württemberg.

[3882] Eberhard III. (1614–1674), seit 1628 achter Herzog von Württemberg.

[3883] Anna Katharina Dorothea von Salm-Kyrburg (1614–1655).

[3884] Die Maitresse von Herzog Eberhard Ludwig (s. u.), Wilhelmine von Grävenitz (1685–1744).

[3885] Eberhard Ludwig (1676–1733), seit 1677 zehnter Herzog von Württemberg.

[3886] Joseph Ben Issachar Süßkind Oppenheimer (1698–1738; hingerichtet).

[3887] Carl Alexander (1684–1737), seit 1733 elfter Herzog von Württemberg.

[3888] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[3889] Der Schriftsteller Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), seit 1774 Herausgeber der Zeitschrift „Teutsche Chronik" saß von 1777 bis 1787 auf dem Hohenasperg ein.

der schließlich der Erbauer des Schlosses ist, vor dessen Bilde wir uns befinden. Dieser „Karl Herzog[3890]“ starb 1793.

Wie unter ihm, so hatte auch unter seinen beiden nächsten Nachfolgern, Ludwig Eugen[3891] und Friedrich Eugen[3892], das Land durch die Franzosenkriege zu leiden. Endlich, 1797, kam Herzog Friedrich II. Wilhelm Karl[3893] zur Regierung, der das rasche Glück genoß, nicht nur den langgehegten Wunsch der würtembergischen Herzoge nach der Kurwürde erfüllt zu sehen, sondern auch, nach des deutschen Reiches Untergang und in der höchsten Blüthe der Fürstensouveränität in Deutschland, durch die Huld des Advokatensohns von Ajaccio[3894] sich die Königskrone auf das Haupt zu setzen. Er vollendete den Bau des neuen Schlosses in Stuttgart und schmückte es 1806 mit der großmächtigen Königskrone, weil er an ihr eine gar sehr große Freude hatte. Als ein Wink für die Gegenwart sei noch bemerkt, daß König Friedrich I. von Würtemberg und König Maximilian I. von Bayern[3895] die einzigen deutschen Fürsten waren, welche sich der Begründung eines deutschen Bundesstaats widersetzten, weil Beide ihre Souveränität so hoch hielten, daß sie den Ausspruch thaten: „diese Souveränität sei ein von ihren Unterthanen mit theuren Opfern erkauftes Recht!“[3896] –

Möge nun der verehrte Leser sich, wenn auch noch ein wenig kopfschüttelnd, doch mit gutem Humor in unser Bildchen einführen lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der sogenannte neue Schloßplatz in Stuttgart einer der schönsten aller deutschen Residenzen ist. Er verdankt dies ebenso seiner Lage wie seiner Umgebung, denn alle Sehenswürdigkeiten der würtembergischen Hauptstadt koncentriren sich in seiner Nähe. Der Bau des Schlosses wurde 1746 begonnen. Es bildet ein Hauptgebäude mit zwei Flügeln. Ueber dem Hauptportale wölbt sich ein kuppelartiges Dach, mit der vielgenannten kolossalen Krone. In dem Schloßhof stehen die in Erz gegossenen Standbilder der Schildhalter von Würtembergs Wappen: Löwe und Hirsch. Im Innern des Schlosses befinden sich manche werthvolle Gemälde schwäbischer Meister. Ebenso hat hier die monumentale Malerei aus der würtembergischen Geschichte würdige Stoffe gefunden. An der Ostseite des Schlosses befindet sich das Reithaus des Königs, berühmt wegen seiner Vollblut-Bewohner. Der westliche Flügel des Schlosses steht mit dem geschmackvollen Theater in Verbindung, das dem Schloßplatz von der andern Seite zur Zierde gereicht.

Mit Entzücken gedenke ich des herrlichen Sonntagmorgens im Hochsommer, an dem ich den reizend angelegten Blumengarten betrat, der dicht an den Mauern des Schlosses beginnt. Zwischen Blumen und Bäumen, an den Ufern eines See’s, erheben sich Marmorstatuen, darunter die berühmten zwei Pferdebändiger, und weiterhin eine größere Gruppe, der Raub des Hylas[3897], von Hofer[3898]. Schattige Alleen geleiten durch den immer weiter sich ausdehnenden Park, wohl über eine Stunde lang, bis zum Palais des Prinzen Karl[3899] und der königlichen Sommerresidenz Rosenstein, ja weiter noch bis nach Cannstadt mit seinen Bädern.

Der Schloßplatz liegt zwischen der Neckarstraße und der schönen Königsstraße, und zu den Gebäuden der ersteren gehört auch das Gebäude der Karlsschule, dem man wohl Schiller zu Liebe

---

[3890] Carl Eugen (1728–1793), seit 1737 zwölfter Herzog von Württemberg.

[3891] Ludwig Eugen (1731–1795), seit 1793 dreizehnter Herzog von Württemberg.

[3892] Friedrich Eugen (1732–1797), seit 1795 vierzehnter Herzog von Württemberg.

[3893] Siehe hierzu S. 1267, Anm. 3852.

[3894] Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 40, Anm. 42).

[3895] Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 522, Anm. 1528).

[3896] Frei zitiert nach dem „Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Fünfter Band“ (Altona: J. F. Hammerich 1837), S. 352.

[3897] Hylas (griech. Ὕλας), der jugendliche und sehr schöne Eromenos (griech. ἐρώμενος, Geliebter) des Herakles (griech. Ἡρακλῆς) in der griech. Mythologie. Als Herakles sich den Argonauten anschloß, um nach dem Goldenen Vließ zu suchen, wurde er beim Wasserholen von Nymphen in ihren Quellteich gezogen.

[3898] Johann Ludwig von Hofer (1801–1887).

[3899] Karl Friedrich Alexander (1823–1891), seit 1864 als Karl dritter König von Württemberg.

einen Besuch abstattet. Durch den Palast des Prinzen Friedrich[3900] von dem Schloßplatz getrennt ist der Schillerplatz (früher der alte Schloßplatz genannt) mit dem Standbild des Dichters[3901].

[3900] Friedrich Karl August von Württemberg (1808–1870).

[3901] Siehe hierzu S. 1268, Anm. 3857.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 54-56.

CCCCXXXXI. Die Basteifelsen bei Dresden.

Ein Bild aus der sächsischen Schweiz. Majestätisch wogt der breite Elbstrom zwischen den zerrissenen Felswänden den Marken Böhmens zu.

Die Bastei ist die Glanzpartie dieser interessanten Gegend, und sie ist, trotz ihrer Entfernung, ein Vergnügungsort der Bewohner Dresdens, die in der schönen Jahreszeit, zumal des Sonntags, in großen Schaaren herkommen, um eine herrliche Natur zu genießen, oder um gesehen zu werden. Gewöhnlich wird die Basteifahrt zu Wasser gemacht; rathsam ist es dann, bei Ottowalde auszusteigen und den übrigen Weg zu Fuß zu machen. Von da ist’s zur Bastei noch eine halbe Stunde. Der Pfad geht durch eine schmale Thalschlucht, die Kluft genannt, und ist herrlich. Hohe Felswände, mit Flechten und Moosen üppig bewachsen, ragen thurmhoch zu beiden Seiten auf, oft hängen sie über, oft scheinen ihre Firsten einander zu berühren, so daß das Himmelsblau nur durch schmale Ritze sichtbar wird. Auf halbem Wege steht, unter hoher Felswand, ein einfaches Kreuz, das Maal einer tragischen Begebenheit. Eine reiche, fremde Familie kam vor mehren Jahren mit ihrem einzigen Sohne, einem Knaben von 15 Jahren, in diese Gegend. Beeren suchend, kletterte derselbe die Felswand hinan. Die Eltern glauben, er habe einen nähern Fußpfad eingeschlagen und beruhigen sich, als sie ihn missen, mit dem Gedanken, er werde sie auf der Bastei mit seinem Willkommen! überraschen wollen. Sie langen an: der Knabe ist nicht da, Niemand hat ihn gesehen. Besorgt eilen sie den Weg zurück, vergeblich tönt ihr Ruf durch die Felsen. Der Abend kömmt – schon sind alle Schluchten durchsucht – verzweifelnd sinkt die Mutter ihrem Gatten in die Arme. „Komm, setze dich in den Schatten der Rosenhecke und ruhe aus; ich will allein suchen!“ sagte der Vater und führte die Gattin zu dem blühenden Busch. Sie biegt ahnungsvoll einen Zweig zurück: da liegt der Knabe mit zerschmettertem Haupte vor ihr, die blonden Locken steif von Gehirn und Blut. Der Schreckensanblick macht sie wahnsinnig. Sie muß auf den Sonnenstein gebracht werden, und erst nach drei langen Jahren führt sie der barmherzige Gott dorthin, wo sie ihren Knaben wieder findet. Der Vater wird schwermüthig; einige Wochen besuchte er jeden Morgen den Platz an der Rosenhecke, wo das Kreuz steht; – einmal bleibt er aus: Niemand weiß, was aus ihm geworden. –

Am Ende der Schlucht hat man eine freie Aussicht und ein paar Steinbänke laden zum Ausruhen. Man übersieht einen großen Theil der sächsischen Schweiz mit dem Elbthal; der Pfaffen-, der Lilien- und der Königstein nehmen sich vorzüglich schön aus. Eine Allee führt von da zum Wirthshause der Bastei, einem ansehnlichen Gebäude, wo an schönen Tagen immer eine Menge Menschen, sowohl Dresdner als Reisende aller Nationen, angetroffen werden. Die Wirthschaft hat den Ruf, gut zu seyn und verdient ihn.

Dicht am Hause umgibt ein Geländer die Stirn eines weit in das Thal hinaustretenden Felsens. Von diesem Punkte übersieht man die ganze Gegend. Zunächst unter der 700 Fuß hohen Felswand rauscht die Elbe. Leicht trägt sie die schwere Last der Flöße und Schiffe und die mit schwellenden Segeln dahin gleitenden Fischernachen und die Kahne mit der bunten Menge, die landet oder heimfährt.

Seitwärts ragen die wunderlich gestalteten Rathener Felsmauern: die große und die kleine Gans, der Gammerichstein und nahe der Bastei die Steinschleuder und die Neurathener Gruppe mit dem altersgrauen Gemäuer einer Sorben-Burg. Weiter unten im Thale liegt der Ort Rathen mit seinem Thurme und die malerisch bewachsene Ruine Altrathen. Der Nonnen- und der Bärenstein starren zur Rechten empor, und in weiterer Entfernung prangen die Felskegel: der Lilienstein und der Königstein mit ihren Mauerzinnen, welche die Landschaft beherrschen, die sie schmücken. Zwischen

CCCCXXXXI



DIE BASTEIFELSEN BEY RATHEN

in der sächsischen Schweiz

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

ihnen tritt der Quirl keck hervor. Die Dschirnsteine[3902], der Pabst, der seltsam geformte Zirkelstein und der bewaldete Rosenberg begrenzen den Horizont, und nach Böhmen hin treten der Hohenstein mit seiner alten Veste und der Winterberg, der höchste des Landes, duftig und blau in den Aether. Die Basteifelsen und die Schluchten, welche die Gruppen trennen, sind zum Theil durch Brükken und Stege gangbar gemacht, und wo Gefahr war, hat man sie durch Geländer und Brustwehren zu beseitigen gesucht. Um alle die merkwürdigen Stellen zu besehen, reicht indeß ein Tag nicht aus und Viele beschränken sich nur auf die nächsten Punkte: sie besuchen das Rathener Thor und die Steinschleuder, die höchste Kuppe der Bastei, zu welcher über eine furchtbare Schlucht hin eine Balkenbrücke führt.

Wer aber mit der Zeit nicht zu kargen braucht, der nehme sich einige Tage, um von der Bastei aus das merkwürdige Gebirge zu durchwandern, welches durch die Menge von kleinen Flüssen und Bächen und durch die unzähligen Einschnitte, die es aus dem ewigen Kampfe mit den starken Elementen und der Alles zerstörenden Zeit als Wunden und Narben davon getragen hat, eine so prächtige Mannichfaltigkeit und Verworrenheit darbietet, als wenig Gegenden der Erde. Ueberall hin sind Wege gebahnt und jeder Schritt bringt Abwechselung oder Ueberraschung. An rauschenden Bächen hin, über frische, grüne Wiesengründchen, bei einsamen Hütten und Mühlen vorüber, in Felsschluchten hinauf oder hinab, wandelt man und sieht rechts und links schauerliche Thäler sich öffnen, in welche von steiler Felswand kleine Bäche in Caskaden herabstürzen. Was die Natur in der Schweiz auf einem Raume von einigen hundert Quadratmeilen im colossalsten Verhältniß ausgeführt hat, ist hier, freilich in kleinerm Maßstabe, auf der Strecke von wenigen Stunden zusammengedrängt. Das Vergnügen verliert durch das kleinere Maß nichts an seiner Stärke; und am Ende gäbe es ja auch für die Alpenwelt einen Standpunkt, wo sie dem Auge winzig und klein erscheinen müßte. Wenn der Gedanke auf zu den Sternen fliegt und der Geist von da herabschaut auf die kleine Erde, hören dann nicht alle Unterschiede zwischen Groß und Klein, Hoch und Niedrig auf derselben auf? ist dann nicht Alles ausgeglichen und geebnet?

[3902] Heute Tschirnsteine genannt.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 68-71 u. 85f.

CCCCXXXXVI. Die Aussicht vom Lilienstein
in der sächsischen Schweiz.

Gedenke ich des einst genossenen Rundblicks von des Liliensteins Felsenscheitel, und schaue dies Detailbildchen an, auf dem die Kunst sich abmüht, das *Engros*-Gemälde ganzer Landschaften in einen Rahmen, handbreit, zu bringen, so ist es mir, als versündige sich die Kunst an der großen Erhabenheit der Natur eben so sehr, wie der Narr, welcher auf einen Berg steigt, um mit einem Fernrohr eine Baum- oder Thurmspitze zu betrachten, welche er in der Nähe ohne Mühe und mit waffenlosem Auge deutlicher sehen kann. Wenn ich die Höhen der Erde besteige, so will ich die Pracht der Schöpfung bewundern und dem Herrn huldigen, der die Berge kleidet und die Thäler mit Blumen stickt; schwelgen soll mein Auge in der weiten Natur, nicht sich einkerkern in die dunkle Röhre, die mir durch die vergrößernde Glaslinse einen Pfennig des aufgethanen Schatzes näher rückt. Der Künstler, der aus einem Berg-Rundgemälde ein Segment herausschneidet und mit dem Storchschnabel seiner Phantasie auf ein Stückchen Papier fixiren muß, ist sehr zu bedauern. Er martert sich ab, das Große klein zu machen, und seine Mühe bringt ihm so wenig Dank, als Freude.

Weg mit dem Bildchen! – Ich erzähle von meiner Bergfahrt.

Dreißig Jahre sind’s her, als ich, „das Ränzchen auf dem Rücken, im Dresdner Elbthale wanderte. Damals kamen noch nicht allsommerlich Reisende zu Tausenden hin, und das Wetter des Kriegs, das in jener Gegend heraufzog, hatte im Sommer 1813 die sächsische Schweiz von Besuchern fast verödet. Nur einzelne Wandergenossen traf ich, meist junges Blut ohne Furcht, wie ich selber.

Wir waren Mittag zu Dritt von Pirna weggegangen, mit dem Vorsatze, den Lilienstein zu besteigen und dort den Sonnenuntergang abzuwarten, der an dem Abende prächtig zu werden versprach: denn nur leichte, schmale Nebelstreifen spielten im Himmelsblau und der Westen war wolkenlos. Am Fuße des ungeheuern Felskegels rieselt aus überhängendem Gestein eine Quelle. Da rasteten wir und stärkten die müden Glieder, denn wir hatten schon einen starken Marsch gemacht! – mit einem Labetrunk. Sodann begann die Auffahrt. Der Lilienstein ist ein fast senkrechter und wohl 1000 Fuß hoher Fels. Seine Form ist der eines Zuckerhuts zu vergleichen, dem die Spitze abgeschlagen ist. Um seinen Fuß hat sich der Schutt von Bergtrümmern angehäuft. Anfangs windet sich der Weg mit sanfter Steigung hinan; bald aber wird er steil, felsig und sehr beschwerlich. Wir mußten auf eingehauenen Stufen über mehre Abhänge klettern, und kamen durch eine Felsspalte zu einem, über eine tiefe Kluft führenden Steg. Hinter demselben wurde der Weg gefährlich. Der Tages zuvor gefallene, wolkenbruch-ähnliche Gewitterregen hatte streckenweise den Pfad ganz zerstört; um weiter zu kommen, mußten wir mehrmals auf Händen und Füßen rutschen. Endlich erreichten wir glücklich die letzte Felstreppe, und ein dreifaches Hurrah! grüßte den Obelisk, der auf dem Scheitel des Colosses steht, und der uns, aus der Tiefe gesehen, wie eine Nadelspitze vorgekommen war.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über dem Horizont; die Luft war rein. Erschöpft von der argen Strapatze setzten sich meine Begleiter auf die Steinbank; ich, als wäre mir der Standpunkt noch nicht hoch genug, kletterte den größten der umherliegenden Felsblöcke hinan, von dem die Umsicht nach allen Seiten frei war. Mein Blick wollte das große Panorama mit einem Zuge umreißen; er wollte messen, wollte die Entfernungen bestimmen: doch der überraschte, verwirrte Sinn war dem Vorsatz nicht gewachsen. Schwindelnd that ich ein paar Schritte vorwärts: da stand ich am Rande und sah hinab auf den tiefen Abgrund. Erschrocken setzte ich mich nieder, suchte mich zu sammeln und dann das unermeßliche Bild zu zerstückeln und in einzelne Rahmen zu fassen. Jede Parthie gestaltete sich zu einem großen, ruhigen Ganzen. Weite, tiefe Thäler, ein majestätischer Strom, bewaldete Berggipfel,

CCCCXXXXVI



DIE ELBE GEGEN SCHANDAU, DEM WINTERBERG UND BÖHMEN
vom Lilienstein aus.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

dunkle Wiesengründe und weite, in allen Schattirungen von Grün gemusterte Fluren, die Städte, die Flecken, Dörfer und Meierhöfe, die blauen fernen Gebirge, – Alles hatte von diesem Standpunkte aus den Charakter hoher, prunkloser Einfachheit und ruhiger, stiller Abgeschiedenheit. Die Schatten der einzelnen Wolken jagten über die Szene, wie Kummer und Sorge, von denen ich damals noch nichts wußte, über das Menschenleben.

Ich war bemüht, mit Hülfe meiner unterwegs einstudirten, nicht ganz probefesten Topographie der sächsischen Schweiz die hervorragendsten Punkte zu erkennen, oder interessante aufzusuchen, als mich der frohe Zuruf meiner Genossen einlud, hinabzukommen. Hinter einem Felsblock hervor sah ich die prasselnde Flamme lodern, und ein ambrosianischer Hauch stachelte den mächtigsten aller Sinne unwiderstehlich auf. Einer der Gefährten hatte nämlich den klugen Einfall gehabt, in Pirna ein halbes Dutzend Bratwürste in sein Tornister zu packen, und auf dem von grünem Astholz improvisirten Roste dampften ihre Balsamdüfte zum Himmel. Ueber dem Opferherde bog ein wilder Rosenbusch seine blüthenvollen Zweige zur Flamme nieder – neben und über derselben welkten und dörrten 70 Blätter und Blumen: ich machte nicht einmal den Versuch, die hinschmachtenden Kinder des Frühlings zu retten, und setzte mich mit wässerndem Munde in der lachenden Gesellen Kreis. Es wäre wohl Andern auch so ergangen; denn in wem spricht der reine, himmlische Ton des Gefühls, den der Schöpfer ursprünglich in jedes Menschenherz gelegt hat, am wenigsten an? Gewiß in dem Hungrigen.

Scherz und Lust würzten unser einfaches Mahl und eine halbe Flasche Meißner, die zur rechten Stunde aus dem Schnappsack des Klugen hervorkroch, reichte hin, um alle Lieben in der Heimath hoch leben zu lassen. Der letzte Becher galt dem Vaterlande, über welches damals die Hoffnungssonne so blutroth glühete, als die Abendsonne, die eben am Firmament hinunter stieg. Von der Heerstraße herauf glitzerten französische Gewehre; – Herr, gib der Befreiung Flügel! rief ich, und Amen! riefen die Andern.

Und nun ging's mit erhobenem Herzen und heiterm Muth auf den höchsten Felsvorsprung nach West, um eine Scene zu schauen, voll unvergeßlicher Hoheit und Pracht. – Wir sahen die Sonne von dem Vaterlande Abschied nehmen. Wie herrlich war die Bühne, von der wir den Auftritt betrachteten! Der Strom zu unsern Füßen schien der scheidenden Königin des Tags nachzuziehn, welche seine stolzen, mit Berg und Fels und Wald geschmückten, Ufer und seine Wogen mit Rosen und Purpur bestreute und mit ihren Strahlen übergoldete. Noch stand sie über dem Firmamente: über ihr zitterte ein leichter Wolkenvorhang, weißschimmernd, von dem sich dann und wann Flocken lösten und von ihm wegzogen, wie eine Heerde Lämmer. Sie färbten sich, während sie entflohen. Alle Masten und Segel auf dem Flusse, alle Fruchtfelder, alle Bäume und Berg- und Thurmspitzen schimmerten geröthet und gehoben. Wir standen und genossen, bis die wohlthätige Tagesgöttin in die Fluthen hinab sank und die Herrlichkeit der Entschlummernden des Auge blendete: dann wendeten wir uns auf die entgegengesetzte Seite nach Ost, wo schon dunkle Schatten heraufzogen. Auch der Anblick war schön. Man übersah das Elbethal bis hinan an die Marken Böhmens. Links, (alle nachgenannten Punkte sind auf unserm Bildchen kenntlich), dicht am Strome, kauerten die Ortschaften Prossen und Windischfähre[3903], ein Nebelstreifen bezeichnete den Eingang in den tiefen Grund, rechts lag Krippen mit seinem Fährhaus; dann weiter hinab, links, auf einer Landzunge, das Städtchen Schandau so traulich; dahinter der Eingang in den romantischen Kirnitschgrund; noch weiter hinab die Steinbrüche von Schmilka und Hirnitschkretschen[3904]; gegenüber Porschdorf mit seinen hohen Felsenmauern. Der Falkenberg prangte hellerleuchtet; rechts von demselben der Falkenstein, die Schrammsteine, die Winterberge; in noch größerer Ferne reckten die Lausche und die Schneekoppe ihre Häupter empor, und das Gebirge von Töplitz machte den Hintergrund des Gemäldes.

Schnell brach die Dämmerung herein; doch währte es nicht lange, so trat der Vollmond hinter dem großen Winterberge hervor und warf ein neues, silbernes Licht auf die Gegend. Wir Alle standen staunend und in den Anblick versunken. Alles war so ernst und still und heilig um uns, Jeder folgte willig feinen Gefühlen; meiner Phantasie waren die Flügel gelöst, und während ich so hinunter blickte auf die hohen Mauern und Zinnen des Elbthals, dachte ich sie mir als die Trümmer von Palästen und

[3903] Wendischfähre.

[3904] Herrnskretschen (tschech. Hřensko).

Tempeln und Triumphbögen längst vergangener Gigantengeschlechter, die einzeln stehenden Felskegel als die Pfeiler der Bögen, die einst über dem Thale sich wölbten, andere als Hochaltäre, wo die Riesenkinder der Erde dem Herrn opferten, wieder andere als Mausoleen für Heroen. Ich verglich dann mit dieser Felsarchitektur die stolzen Bauwerke, die ich den Tag vorher in Dresden gesehen, und sie kamen mir vor wie Maulwurfshügel neben Bergen. Da weckte mich der Ruf der zur Rückkehr mahnenden Wandergefährten aus dem Traume, ich wischte das phantastische Nebelbild aus meinen Augen und schied vom Prachtschauspiel der Natur mit beklommenem Herzen.

Drei Jahrzehnte voller Lebensstürme und Ungewitter sind seit diesem Abende über mich hingezogen, die Regengüsse der Sorge haben meine Stirn gefurcht und meine Haare fangen an zu bleichen. Dreißig Jahre! es ist eine kurze Spanne Zeit und doch wie viel Thränen rollten seitdem auf des Schicksals ernstem Altar! Gottlob! sie sind vertrocknet; sie haben sich nicht zur schmerzenden, eiternden Wunde eingefressen. Auch waren die geschwundenen Tage an Freuden nicht arm; manchen reinen, glänzenden Strich ließen sie auf ihrer Gedächtnißtafel zurück; – die reinsten kamen von euch, ihr Wandertage meiner Jugend!



SCHANDAU
am der Elbe

CCCCLI. Schandau.

Hart am Thore, das sich der Elbstrom durch den Gebirgsgürtel Böhmens gebrochen, im Mittelpunkte der sächsischen Schweiz, liegt, dicht an der Elbe, anmuthig und heiter, das kleine Städtchen Schandau. Im Sommer ist's für die Schaaren von Fremden, welche herkommen, um die Wunder der Gegend zu schauen, ein Hauptsammelplatz, und darum voller Leben und Treiben; im Winter hingegen, wo überdies die Gewerbe der Schiffer und Flößer stocken, wird's um so stiller; Weberei, Spinnerei und Steinbrechen bleiben dann die Nahrungsquellen, bis das Frühjahr zurückkehrt und reichlichere von neuem fließen. Auch ein Bad ist in Schandau; besucht aber wird es wenig, und lockte nicht die schöne Gegend manchen Kurgast her, so wäre es wohl schon längst verödet. Die weit heilkräftigern nahen Bäder Böhmens lassen Schandau, als Kurort, nie aufkommen.

Dagegen vereinigt die Umgebung des Städtchens Alles, was geeignet ist, auf Jeden, der Sinn für die Reize großartiger Naturscenen hat, unauslöschliche Eindrücke zu machen. Schon die nächsten Promenaden bieten des Schönen viel. Auf der Karlsruhe, nahe am Bade, entzückt die Aussicht auf den Strom, der mit weitgespanntem Bogen die Felsmauer umrauscht, und auf die Hochpunkte der Landschaft, auf den Bären-, Lilien- und Königstein, und in Thalgründe und Schluchten. – Ein zweiter, etwas weiterer Spaziergang führt durch das Kirnitschthal nach der Ostrauscheibe[3905], einem Plateau mit reizender Aussicht. Da prangt im Vorgrunde der Zahngrund mit seinen hohen Tannen und Fichten, überragt von den schauerlichen Felsmauern der Schrammsteine, und im Hintergrunde hebt sich der Winterberg; seitwärts aber, grotesk und ernst, der waldgegürtete Rosenberg. Eine dritte, noch genußreichere Wanderung von Schandau ist die nach dem sogenannten Kuhstall. Dahin führt der Weg den Kirnitschgrund hinauf, an dessen Spitze rauschender Hochwald den Wanderer empfängt. Lange in denselben fort windet sich der enge Pfad, bis sich plötzlich eine prächtige Felsmasse zeigt, an deren senkrechten Wänden altersgraue Fichten hinanstreben. An dieser vorbei führt der Weg steil zum Rücken des Bergs. Hier überrascht das erste Ziel: – ein weiter Triumphbogen, aufgerichtet von der Hand des großen Baumeisters selbst, der diese Gegend geschmückt hat. Gefesselt hängt der Blick an der wunderbaren Felsgestalt; er sieht betroffen durch die weite Halle, über einen tiefen Abgrund hinweg, auf die Wälder stunden ferner Gebirge. Der colossale Rahmen, das eingeschlossene Landschaftsbild, die dunkle Halle und die lichte Durchsicht, der starre, unbewegliche Fels und die leichten, vorüberziehenden Wolken sind lauter Gegensätze, die sich gegenseitig zur Folie dienen und verschönern.

Ungern reißt man sich los von dieser Stelle, wenn der Führer mahnt, daß noch Schöneres zu sehen sey. An einer wilden Felsschlucht vorüber, in die man nicht ohne Grauen hinunter sehen kann, tritt man durch den etwa 15 Fuß hohen und breiten Eingang in ein Steingewölbe, das mit jedem Schritte, den man vorwärts thut, sich immer kühner erweitert und erhöht, bis es, nach einer Länge von wenigstens sechzig Fuß, an einem steilen, tiefen Abgrund mit einem hohen, prächtigen Bogen endigt, dessen Umriß der aufgeregten Phantasie ein neues, großes Feld eröffnet. Da steht man nun und irrt mit seinen Blicken bald an den grotesken Wänden des düstern Gewölbes umher, bald in der weiten Ausdehnung des tiefen, waldigen Habichtsgrundes, bald auf der zackigen Kontour des gegenüberliegenden Winterbergs, und fühlt sich überschwenglich belohnt für die Mühe des zurückgelegten Wegs. Die Aussicht ist zwar an dieser Stelle beschränkt; aber Keiner wird dies anders wünschen. Eben diese hohe, prunklose Einfachheit der Vista gehört recht eigentlich für das immer offne Fenster dieses Felspalastes. Jede größere Ferne, jedes Hüttchen im Thale nähme dem Feierlichen und Abgeschiedenen des Orts etwas von seinem Reize.

Genug. Wollte ich alle Naturschönheiten der Schandauer Gegend anführen, so müßte ich mich zu einem Führer für die sächsische Schweiz aufwerfen: und das wird mir der Leser gern erlassen.

[3905] Ostrauer Scheibe.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 64-67.

CCCCXXXXV. Prag[3906].

„Prag," sagt Göthe, „ist in der Mauerkrone der Erde der kostbarste Stein."[3907] Es gibt in der That keinen Ort, der in seiner äußern Erscheinung großartiger, ehrfurchtgebietender auftritt, als Böhmens Hauptstadt. In vielen andern alten Hauptstädten malt sich uns ihr Leben nur aus der Vogelperspektive, oder aus der Ferne groß; ihre Herrlichkeit verschwindet bei näherer Betrachtung. In Prag hingegen tritt der Farbenglanz der Erinnerung überall frisch entgegen und die Vergangenheit hat die Fülle der Gegenwart zur Folie. Prag ist wie einhundertjähriger Greis, aus dessen Gang und Blick rüstiges Mannesalter schimmert.

Mit wenigen Worten Prag zu beschreiben, auf ein paar Seiten den ganzen Cyklus seiner Schönheiten zu entfalten, in einer Viertelstunde zu allen den malerischen Punkten hinzuführen, zu allen den Denkmälern und Werken der Kunst, an welche sich weltgeschichtliche Erinnerungen knüpfen, ist unmöglich. Im großen Umriß muß ich das Bild dem Leser zeigen, und nur da und dort werde ich bei Einzelnem verweilen.

Wenn Wien vorzugsweise den Charakter stattlicher Wohlhabenheit, Berlin ein neues, fürstliches Ansehen hat, in Köln und Nürnberg sich die Zustände alter Zeiten widerspiegeln, in Frankfurts weitem Palastcyklus um den alten Stadtkern sich Krösusreichthum brüstet, die Städte der alten Hansa des Handels rührigen Geist verrathen, so ist Prag die königliche durch Alterthum, Bauart und Natur zugleich. Am meisten rechtfertigt sich diese Charakteristik, und am imposantesten stellt sich Prag aus dem Thorweg des Thurms an der Moldaubrücke dar, wenn man nach der Kleinseite geht. Dort sieht man den Hradschin mit seiner prächtigen Kaiserburg, und die dreispitzige Domkirche mit ihrer Thurmpyramide über die Straßen und Märkte ragen, und der stolze, belebte Strom, die altersgrauen Kirchen und Paläste der nächsten Umgebung, die prächtige Brücke mit ihren colossalen Statuen setzen ein Bild zusammen, wie es in keiner Stadt Deutschlands großartiger zu schauen ist.

Auf unserer raschen Wanderung durch Prag weilen wir zuerst in der Altstadt. Hier fesselt der große Ring[3908] unsere Schritte – ein weiter, viereckiger Platz mit dem Rathhause, der Trinitatiskirche, der hohen Mariensäule, zum Andenken der Befreiung von den Schweden errichtet. Hier ist die Hauptwache, der Fiackerplatz, der Mittelpunkt des städtischen Lebens und Treibens. Das Rathhaus[3909] ist ein uraltes, gothisches Gebäude, mit einem viereckigen Thurm, der eine Gallerie mit vier Thürmchen als Dachstuhl trägt. Seine Anbaue und Fenster, die untere Gallerie mit den Arkaden, die große Uhr, die steinernen Standbilder in den Nischen, Alles schaut so wunderlich aus alten Zeiten herüber. – Vom Ring aus winden sich die Straßen der Altstadt mit den altersgrauen Palästen und den soliden Steinmassen drei- und vierstöckiger Wohnhäuser winklicht und festungsartig bis zu den neuern Stadtquartieren fort, wo sie sich luftig, breit, geräumig ausdehnen. So auch in der Kleinseite[3910], der Stadt des Adels, der Beamten, der Offiziere. Sie liegt am Fuße des Hradschin, ist schon eine halbe Bergstadt und enthält eine Menge Paläste, unter andern den Walenstein'schen, der, ein wahrer Coloß, des gewaltigen Mannes, der ihn erbaute, würdig ist.

[3906] Tschech. Praha.

[3907] Dieses Johann Wolfgang von Goethe zugeschriebene Zitat ist nirgendwo nachgewiesen.

[3908] Der Altstädter Ring (tschech. Staroměstské náměstí).

[3909] Das Altstädter Rathaus (tschech. Staroměstská radnice).

[3910] Die Prager Kleinseite (tschech. Malá Strana).



Der Weg nach dem Hradschin führt über die Moldaubrücke[3911]. Sie ist größer als die Dresdner und die Regensburger, und so breit, daß sich drei Wagen einander ausweichen können, ohne die Fußgänger zu gefährden. Von ihrer Mitte ist die Aussicht bezaubernd. Aufwärts prangt der Hradschin[3912], abwärtsschweift der Blick über die stattlich umsäumten Ufer des Stroms und die sich auf seinem Busen wiegenden Inseln. Eine Krümmung entzieht die Moldau dem Blicke, und ein Sattel von bewaldeten und mit Schlössern und Klöstern, oder Landhäusern besetzten Bergen begrenzt die Vista. Im Hintergrunde sieht man die alte Bergstadt Wischerad[3913] auf der Nachbarshöhe des Hradschin, mit ihren Thürmen, und den Lorenzberg[3914] mit einer Kirche zwischen Gehölz und fruchtbaren Matten. Die Brücke selbst ist die Bewunderung aller Reisenden. Sie hat sechzehn Bogen, und jeder ihrer Pfeiler ist geschmückt mit Statuen der Glaubenshelden und Gruppen von Heiligen. Peter Vischer's[3915] und seiner Söhne kunstberühmten Händen schreibt man die bronzene Statue des heiligen Nepomuk[3916] zu, des Schutzpatrons von Prag und ganz Böhmen. Sie ehrt die Stelle, wo der Märtyrerhinabgestürzt wurde, und den Tod fand. Wer vorbeigeht aus dem Volke, der zieht den Hut ab voller Ehrfurcht; nur der Mann mit dem feinen Rocke wandert ohne Respektsbezeugung vorüber.

Der Hradschin ragt wie ein Diadem über der Kleinseite, aus der man auf einem breiten Treppenpfad zu ihm emporsteigt. Die Palastreihe der kaiserlichen Burg bildet die Vorfronte, und dahinter erhebt sich die Sankt Veits- oder Domkirche[3917], deren Thurm durch zwei hohe durchbrochene Bogen mit dem Schiff verbunden ist. Dieses Bauwerk im altdeutschen Style krönt den höchsten Punkt des Felsens. Keiner scheue die Mühe, den Domthurm zu besteigen, um die reiche Aussicht auf eine lachende Landschaft zu genießen.

Blaue Gebirgszüge umschließen dies Panorama wie der hohe Rand eines Kessels. Ostwärts gewendet sieht man die Moldau sich majestätisch um die Altstadt krümmen und grüne Inseln aus ihren silbernen Wogen tauchen. Südwärts tritt Wischerad hervor, der uralte Sitz der Czechenherzöge, und die grauen Trümmer des Libins, der Burg der schönen Libussa[3918]. Dieser gegenüber, auf dem Ufer der Kleinseite, erhebt sich, langgestreckt der Lorenz- oder Laurenzi-Berg, ein grünender Rücken, auf welchem, wie die Sage lautet, die heidnischen Böhmen das licht- und wärmespendende Feuer göttlich verehrten. Eine im Zickzack herablaufende Mauer gibt der Anlage das Aussehen eines Kastells. Kaiser Karl IV.[3919] ließ sie erbauen, um den Armen durch Arbeit Brod zu verschaffen und Hungersnoth abzuwenden.

Auf der entgegengesetzten Seite breitet sich die Gegend weit aus, mit anmuthigen Hügeln und mit Landhäusern der Reichen und den Schlössern des Adels besetzt. Ganz nahe aber steht Tycho Brahe's[3920] berühmtes Observatorium, eine der Wissenschaft heilige Stätte. Der Styl dieses merkwürdigen Gebäudes hat etwas Orientalisches; doch nimmt es sich mit seiner Gallerie und Säulenhalle stattlich aus und ist der Schmuck des Schloßgartens, dessen hohe Baumgruppen der städtischen Umgebung Reiz und Abwechselung verleihen.

Vom Thurme herabgestiegen, betreten wir die Kirche. Der Dom von St. Veit ist eine gemeinsame Stätte für die monumentalen Denkmäler der kirchlichen und weltlichen Macht des Landes. Er ist das Erbbegräbniß der böhmischen Könige und die Gruft der böhmischen Heiligen und Kirchenfürsten,

---

[3911] Die Karlsbrücke (tschech. Karlův most).

[3912] Siehe hierzu S. 1289ff.

[3913] Die Prager Hochburg (tschech. Vyšehrad).

[3914] Tschech. Petřín.

[3915] Von der Hand des Bildhauers Peter Vischer d. Ä. (ca. 1455–1529).

[3916] Johannes Nepomuk (tschech. Jan Nepomucký bzw. Jan z Pomuka, ca. 1350–1393; ermordet), 1729 kanonisiert.

[3917] Der Veitsdom (tschech. Katedrála sv. Víta).

[3918] Libuše, der myth. Stammutter der Přemysliden-Dynastie in Böhmen.

[3919] Karl IV. (tschech. Karel IV.; 1316–1378), seit 1346 römisch-deutscher König, seit 1347 König von Böhmen, ab 1355 König von Italien und römisch-deutscher Kaiser.

[3920] Der dän. Astronom Tyge Ottesen Brahe (1546–1601).

deren Denkmäler Wände, Seitenkapellen und Altäre bedecken und anfüllen. Schade, daß die Stürme des religiösen Fanatismus und des Kriegs nicht immer schonend an diesem Gotteshause vorüber gingen: denn vieles Treffliche an Grabsteinen und Bildwerken ist gewaltsam zerstört oder verdorben.

Der Löwe des Orts und der Magnet, der die Gläubigen in großen Schaaren nach dem Tempel zieht, ist der Sarg des heil. Nepomuk[3921]. Von massivem Silber gefertigt, steht er am Hochaltar, umgeben von einer Glorie silberner Engel. – Nicht weniger prachtvoll und merkwürdig ist die Kapelle des heil. Wenzel[3922], der Böhmen erster christlicher Beherrscher. Wenzel ward von seinem eigenen heidnischen Bruder[3923] erschlagen, welchen die fanatische Mutter zur Unthat gereizt hatte, um die alten Götter an dem abtrünnigen Erstgebornen zu rächen. Man sieht mit Grauen die vom Blute gefressenen Rostflecken an dem Löwenkopf und dem Messingring, an welchen der arme Wenzel sich flehend festklammerte, als sein Bruder das Kainswerk verübte. Helm, Schwert und der drahtgeflochtene Panzer des Erschlagenen hängen dem verhängnißvollen Ringe zur Seite. Sie gehören zu den Reichsinsignen; denn Böhmens König kann keinen Ritter des Wenzelordens machen, – des einzigen böhmischen Ordens, – er sey denn angethan mit dem Kleide des Geopferten. Mit diesen Dingen desgeschichtlichen Grauens macht die rohe Pracht des Orts einen wunderbaren Contrast. Alles strahlt hier von Gold und Silber, man sieht Zierrathen aus großen, viereckigen, plump gefaßten Edelsteinen und ganze Tafeln von Smaragden, Topasen, Chrysolithen, Türkisen etc. sind an den Wänden befestigt.

Ermüdet verlassen wir den Tempel. An der Burg werfen wir im Vorübergehen einen Blick auf das Fenster im böhmischen Ständesaal, durch das einst die kaiserlichen Räthe den welthistorischen Sprung auf den Düngerhaufen machen mußten[3924]. Das war ein kühner Wurf! Wer so einen wagt, hat nicht die Polizei zu fürchten, nicht das Schmachten im feuchten Kerker, ohne Licht, ohne Luft, ohne Trost, – nicht den Eid, der dem Gequälten auflegt, nimmer die Geheimnisse der Tyrannei zu verrathen. Indem er den Steg des Rückzugs selbst zerstört, macht er Sieg oder Tod zu seiner Losung. Es ist jedenfalls die kürzeste Weise, um Geschichte zu machen. –

Unsere Zeit will nichts davon wissen. In unsern Tagen, wo man die Worte überzuckert, wäre der Sinn auch noch so bitter; wo der Unmuth anstandsmäßig nur wie ein Wölkchen erscheinen darf, das rosenroth mit Goldsaum schimmert; wo die Wahrheit höchstens so pikant schmecken darf, daß sie dem Gaumen mehr wohl als wehe thut; wo Alles sich in feinen, artigen, zarten und honigsüßen Redensarten dreht, – wäre die Furcht eines Regierungs-Commissarius vor einem solchen Salto mortale aus den Fenstern eines Ständesaals gewiß die allerlächerlichste.

In Prags heiterm Leben spiegelt sich das Wiener wieder, wenigstens den Hauptzügen nach: Klein-Wien ist es darum mit demselben Rechte geheißen, wie Brüssel Klein-Paris. Der Straßen-Verkehr ist nicht minder lebhaft, als in der Kaiserstadt, obschon Prag, das etwa hunderttausend Einwohner zahlt, nicht so dichtbevölkert ist, und die Kaufläden, die Kaffeehäuser, die Gasthöfe sind eben so verführerisch und schön ausgestattet. Nicht ganz so froh und behaglich mögen indessen die Prager, der Masse nach, aussehen, als das Wiener Völkchen; auch etwas genirter, etwas unterwürfiger, etwas verschlossener. Die schönen Töchter der Hauptstadt Böhmens mit dem slavischen, schwarzen Haar und dem kräftigen, hohen Wuchs, machen zwar nicht gerade die Regel in der hiesigen Frauenwelt aus, sind jedoch keineswegs Geschöpfe der Fabel. – Ei, wo gerathe ich hin? Kann ich die Prager „wie sie sind“ auf ein schmales Stück Papier hinstellen? Die Ironie bedarf einer Zeile: doch ein Witzwort schildert nicht – und um die prager Welt zu schildern, ist ein Buch nicht zu viel. Ich habe nur ein Blatt; es ist voll. Ein Paar andere Bilder, ein Paar andere Blätter sollen später dies Fragment ergänzen.

[3921] Johannes Nepomuks (siehe hierzu S. 1287, Anm. 3916) Begräbnisstätte im Veitsdom (siehe hierzu S. 1287, Anm. 3917) war im Jahre 1736 vom Wiener Silbermeister Johann Joseph Würth (1706–1767) nach einem Modelletto des Antonio Corradini (1688–1752) und nach einer Zeichnung von Joseph Emanuel Fischer von Erlach (1693–1742) im Stil des Hochbarocks neu gestaltet worden und 1748 mit Statuen der vier Kardinaltugenden ergänzt. Das kunsthistorisch bemerkenswerte Hochgrab des Heiligen besteht aus 1,68 Tonnen Silber.

[3922] Wenzel von Böhmen (tschech. Svatý Václav; ca. 908–929 o. 935; ermordet) aus der Dynastie der Přemysliden.

[3923] Boleslav I. (ca. 915–972).

[3924] Hier ist der Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618 gemeint, bei dem aufständische Protestanten die habsburgische Statthalterschaft aus einem Fenster der Prager Burg warfen; der Misthaufen scheint allerdings eine Erfindung Friedrich von Schillers zu sein.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 84-90.

Der Hradschin[3925].

Wir müßten eine Geschichte Böhmens hier folgen lassen, wollten wir dem Ansehen dieser uralten Königsburg gerecht werden und unfern Lesern neben dem Blick auf ihre Mauern und Thürme eine Rundschau in den gefüllten Schatz ihrer Erinnerungen und Erlebnisse gönnen, denn wie um ein leuchtendes Gestirn sammeln sich um die Zinne des Hradschin die Strahlen, welche hinab in das Dunkel der Vergangenheit Böhmens fallen; bis zu der Gründung Prags, bis zur Seherin Libusa reicht seine Geschichte. Mit allen Ereignissen des Böhmenreichs ist er in enger Berührung; der Herrschersitz seiner edelsten Geschlechter, der Preis aller Kämpfe, der Zeuge aller Größe und alles Unglücks, was über das Czechenland noch gekommen, steht der Hradschin als die eigentliche Landesmetropole und als das unvergängliche Symbol der Macht, von welcher die Geschicke des großen Böhmenvolkes ausgegangen sind.

Wir müssen uns auf eine Aufzählung der Hauptphasen beschränken, welche die alte Königsburg betroffen, und entnehmen diese einem größern Artikel der prager Zeitschrift Bohemia, welcher nach dem Schloßbrand im Jahr 1855[3926] erschien[3927]:

Die erste Gründung der Burg auf dem Hradschin fällt mit der Gründung Prags zusammen, jedenfalls vor das Jahr 750, während der nachbarliche Wysehrad sich eines noch höheren Alters rühmen darf. Die Gründerin des Hradschin war die fürstliche Seherin Libusa, welche in Prag im Geiste eine Stadt erstehen sah, deren Ruhm zu den Sternen reichen sollte, und über dieser neuen Ansiedlung eine Burg erbauen ließ. – Die ersten christlichen Regenten des Landes hielten sich nur zeitweilig auf dem Hradschin auf, ihre eigentliche Residenz blieb der Wysehrad. Unter Herzog Wratislaw[3928], dem Vater des heiligen Wenzel, belebte sich das Innere der Hradschiner Burg durch die Erbauung der Kollegiatkirche St. Georg, und unter Wenzel dem Heiligen durch die dem heiligen Veit geweihte Rotunda, aus welcher später der jetzige großartige St. Veitsdom entstand. Derselbe Herrscher erbaute eine neue herzogliche Residenz und verbesserte die bisherige Befestigung derselben durch neue, feste, viereckige Thürme, weshalb das Volk die Hradschiner Burg Jahrhundertelang „die St. Wenzelsburg" zu benennen pflegte. Unter dem heiligen Wenzel erschien der erste Feind vor seinen Mauern, Kaiser Heinrich der Finkler[3929] (928), und bald darauf, im Jahre 950, ein zweites deutsches Heer unter König Otto I.[3930] Erobert aber wurde die Hradschiner Burg erst im Jahr 1003 von polnischen Truppen Boleslaw's[3931], welcher Böhmen okkupirte und den Piasten Wladiwoj[3932] zum Herrscher einsetzte, allein den festen Wysehrad nicht zu nehmen vermochte. Im nächsten Jahre zog Böhmens rechtmäßiger Herr, Herzog

---

[3925] Tschech. Pražský hrad.

[3926] Am 20. Februar 1855.

[3927] Die nachfolgenden Einlassungen sind dem namentlich nicht gekennzeichneten Artikel „Die k. Burg auf dem Hradschin" in den Nrn. 49, 50 vom 26. u. 27. Februar sowie der Nr. 52 vom 1. März 1855 der Prager Zeitung „Bohemia" (Prag: Haase 1855), 28. Jg., S. 225, 233 u. S. 241f. entnommen.

[3928] Vratislav I. (ca. 888–921), böhmischer Herzog.

[3929] Heinrich I. der Vogler (ca. 876–936), seit 912 Herzog von Sachsen und ab 919 König des Ostfrankenreiches.

[3930] Kaiser Otto I. der Große (siehe hierzu S. 461, Anm. 1305).

[3931] Bolesław I. (poln. Bolesław I Chrobry; 965/967–1025), seit 992 Herzog von Polen und seit 1025 erster König von Polen sowie von 1003 bis 1004 als Boleslav IV. Herzog von Böhmen.

[3932] Vladivoj (ca. 981–1003) war in den Jahren 1002–1003 Herzog von Böhmen.



DER HRADSCHIN IN PRAG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildhn.

Eigenthum d. Verleger.

Jaromir[3933], durch einen kühnen Handstreich seines Bruders Udalrich[3934] und des tapfern Ritters Wyhon Dub[3935] wieder in der den Polen entrissenen Burg ein.

Das Kriegsjahr 1041, in welchem Heinrich III.[3936] mit zwei Heeren Prag bedrohte, aber nicht einnahm, bewog den böhmischen Achilles, Herzog Bretislaw I.[3937], neue Festungswerke nach wälscher Art rings um das Prager Schloß zu errichten. Prinz Spitihnew[3938], des Herzogs Sohn, leitete in eigener Person die Befestigungsarbeiten. Er legte auch den Grund zu einer bedeutenden Erweiterung des dazumal noch romanischen Veitsdoms. Im Thronstreite des Herzogs Wladislaw II.[3939] mit dem mährischen Premysliden drang Herzog Konrad III. von Znaim[3940] mit mährischen Truppen bis in das Herz von Böhmen vor und belagerte den Hradschin. Die Feuerpfeile der Belagerer fielen in die Fürstenburg und legten die Kirchen St. Veit und St. Georg in Asche. Die Burg litt zwar beträchtlichen Schaden, aber die Mährer mußten doch unverrichteter Sache abziehen.

König Wenzel I.[3941] ließ im Jahr 1252 eine neue Mauer mit Vertheidigungsthürmen und Schießscharten um die Hradschiner Burg ziehen. Sein Sohn, der große Premysl Otakar II.[3942], ließ neue Mauern und mehre Thürme errichten, bessere und tiefere Gräben ziehen und die Thürme durch geschützte Gänge mit Zinnenwänden verbinden. Zugleich erhielt die Kleinseite Ringmauern, Wälle und Gräben, und bildete so ein deckendes Vorwerk des Hradschins. Die königlichen Wohnungen wurden mit jener Prachtliebe, welche Otakar von seinem Vater Wenzel geerbt hatte, prunkvoll ausgestattet und auf Kosten des Oberstlandrichters Tschitsch[3943] im Jahre 1263 die Allerheiligenkirche erbaut, die sofort zur königlichen Hauskapelle erkoren ward. Zehn Kastellane aus den edelsten Geschlechtern des Landes hatten die Burg zu bewachen und jedem derselben waren dreißig bewaffnete Schloßwächter beigegeben. Von dem Otakar'schen Bau haben sich noch mehre Reste über dem Hirschgraben, gegen das Belvedere zu, erhalten; die festen Thürme Daliborka, Mihulka und der sogenannte weiße Thurm, rühren in ihrer Grundform aus Otakar's Periode her. Von der Mächtigkeit der Otakar'schen Befestigungen gibt uns ein gleichzeitiger Chronist einen Begriff, indem er die Breite der neuen Hauptmauern auf 40 Ellen[3944], die Höhe auf 50 Ellen schätzte.

Regengüsse, Wolkenbrüche und heftige Orkane machten im Jahr 1281 einen alten, gegen das St. Georgsstift zugekehrten Theil der Burg einstürzen, und später legte eine heftige Feuersbrunst einen Theil der königlichen Wohnungen in der Hradschiner Burg in Ruinen. Unter der leichtsinnigen Verwaltung Johann's von Luxemburg[3945] geschah nichts für die nöthige Herstellung, und die Prager Burg blieb in einem so verfallenen und kläglichen Zustande, daß Karl IV.[3946], von seinem Vater zum Reichsverweser in Böhmen eingesetzt, bei seiner Ankunft in Prag im Jahre 1333 ein Bürgerhaus beziehen mußte. Es wurden rasch Anstalten zu einem Neubau gemacht und mit königlichem Aufwand ausgeführt, besonders als Karl selbstständiger Regent geworden war. Großgezogen am französischen Hofe, wählte der

---

3933 Jaromír († 1035), in den Jahren 1003, 1004 bis 1012 und 1033 bis 1034 Herzog von Böhmen.

3934 Oldřich († 1034), seit 1012 Herzog von Böhmen.

3935 Lebensdaten nicht ermittelt.

3936 Heinrich III. (1016 o. 1017–1056), seit 1039 König und seit römisch-deutscher 1046 Kaiser.

3937 Břetislav I. (ca. 1005–1055), seit 1035 Herzog von Böhmen und Gatte der Judith von Schweinfurt (tschech. Jitka ze Svinibrodu; † 1058).

3938 Spytihněv II. (1031–1061), seit 1055 Herzog von Böhmen.

3939 Vratislav II. (ca. 1035–1092), ab 1061 Herzog, seit 1085 als Vratislav I. König von Böhmen sowie zwischen 1076 und 1081 Markgraf der Lausitz.

3940 Konrad III. Otto von Znaim (tschech. Konrád III. Ota Znojemský; ca. 1135–1191), Markgraf von Mähren und seit 1189 Herzog von Böhmen.

3941 Wenzel I. Přemysl (tschech. Václav I. Jednooký; ca. 1205–1253), seit 1230 König von Böhmen.

3942 Ottokar II. Přemysl (tschech. Přemysl II. Otakar; ca. 1232–1278; gefallen), seit 1253 König von Böhmen.

3943 Lebensdaten nicht ermittelt.

3944 1 Böhmische Elle = 0,59518 Meter.

3945 Johann von Luxemburg, genannt der Blinde (tschech. Jan Lucemburský; 1296–1346), seit 1311 König von Böhmen, Markgraf von Mähren, Graf von Luxemburg und von 1311 bis 1335 Titularkönig von Polen.

3946 Siehe hierzu S. 1287, Anm. 3919.

prachtliebende und kunstverständige Fürst das Schloß der französischen Könige, das Louvre, zum Vorbild der Prager Königsburg. Der Neubau ward so bewunderungswürdig, daß man im ganzen Lande niemals etwas Aehnliches gesehen. Die Bleidächer der beiden höchsten Burgthürme ließ Karl mit reinem Golde überziehen, daß deren blendender Glanz bei hellem Sonnenschein weit im Lande zu sehen war. Der herrliche gothische Neubau des Doms St. Veit erhob sich inmitten der Burgmauern und selbst die Burghöfe bekamen manchen werthvollen Schmuck, davon sich die Reiterstatue des heiligen Georg bis auf den heutigen Tag erhielt. Karl IV. bestimmte den Dom von St. Veit zur Krönungs- und Grabesstätte der böhmischen Könige und hinterließ ein selbst verfaßtes Rituel darüber.

Als nach Wenzels IV.[3947] Tode die hussitischen Unruhen unaufhaltsam vorschritten, warf sich die Königin Wittwe Sophie[3948] mit ihren treuen Baronen und Rittern in die Hradschiner Burg und lieferte den Pragern von da herab manchen blutigen Strauß, bis sich die Hussiten an die Belagerung des Hradschins machten und die Königin zur Abschließung eines Vertrages nöthigten (1419). Eine Besatzung Sigmund's[3949] hielt sich längere Zeit in der Burg, bis Zizka[3950] und die Prager ernste Anstalten zu einem Sturme auf dieselbe trafen. Die Schloßbesatzung bat um einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen, und versprach sich zu ergeben, wenn sie bis dahin von König Sigmund keine Hülfe erhalten sollte. Nach Ablauf dieser Frist wurde die Burg wirklich übergeben und eine Besatzung von 200 Prager Bürgern hinein gelegt.

König Wladislaw II.[3951], baulustig und prunkliebend, wollte den Königshof prachtvoll umbauen, die fortwährenden Unruhen der Bürger Prags verleideten ihm aber den Aufenthalt. Als ein Neustädter Bürger sich so weit vergaß, daß er gegen den aus einem Fenster schauenden König die Armbrust spannte und den Umstehenden zurief: „Laßt uns diesen verdrießlichen Polen niedermachen!" setzte Wladislaw noch in derselben Nacht mit einigen Treuen über die Moldau und begab sich auf den Hradschin. Er wandelte einen großen Theil der Residenz großartig im gothischen Style um, und ließ einige herrlich gewölbte Säle darin erbauen, deren einer, der sogenannte Wladislaw'sche, noch jetzt eine der schönsten Zierden des Landes und einer der interessantesten gothischen Säle überhaupt ist. Der Werkmeister des Wladislaw'schen Burgbaues, von dem sich noch ein stattlicher Flügel und zwei Säle erhalten haben, war der geniale Benes von Laun[3952]. Wladislaw's Sohn und Thronerbe, König Ludwig[3953], der letzte Jagellonide und dessen Schwager und Nachfolger Ferdinand I.[3954] residirten auf dem Hradschin, und der Königshof in der Altstadt verfiel zusehends.

Am 2. Juni 1541 brach in der Kleinseite jener fürchterliche Brand aus, welcher diesen Stadttheil großentheils einäscherte und zum Unglück auch die königliche Burg ergriff und verheerte. Die königlichen Wohnzimmer mit allen Schätzen und Seltenheiten, die Regierungslokalitäten mit allen Akten und Archiven, und zum unberechenbaren Schaden des Landes auch die Landtafel wurden ein Raub der Flammen; der St. Veitsdom, die Kirche und das Kloster St. Georg, die Allerheiligenkirche erlitten furchtbare Verheerungen; eine große Anzahl von Privatgebäuden und Häusern der Herren und Ritter, welche in

---

[3947] Wenzel von Luxemburg (tschech. Václav; 1361–1419), seit 1363 als Wenzel IV. König von Böhmen und von 1376 bis zu seiner Absetzung 1400 römisch-deutscher König. Von 1373 bis 1378 war er zudem Kurfürst von Brandenburg.

[3948] Sophie Euphemia von Bayern (tschech. Žofie Bavorská; 1376–1428); Wenzel IV. (s. o.) war seit 2. Mai 1389 mit ihr in 2. Ehe verheiratet.

[3949] Sigismund von Luxemburg (tschech. Zikmund Lucemburský; 1368–1437), von 1378 bis 1388 und von 1411 bis 1415 Kurfürst von Brandenburg, seit 1387 König von Ungarn und Kroatien, seit 1411 römisch-deutscher König, seit 1419 König von Böhmen und von 1433 bis zu seinem Tode römisch-deutscher Kaiser.

[3950] Jan Žižka von Trocnov (tschech. Jan Žižka z Trocnova; ca. 1360–1424), der bedeutendste hussitische Heerführer.

[3951] Vladislav II. (tschech. Vladislav Jagellonský; 1456–1516), seit 1471 König von Böhmen und seit 1490 auch König von Ungarn und Kroatien.

[3952] Der böhm. Architekt Benedikt Ried (tschech. Beneš z Loun; ca. 1454–1534).

[3953] Ludwig II. (tschech. Ludvík Jagellonský; 1506–1526), seit 1516 König von Böhmen, Ungarn und Kroatien.

[3954] Ferdinand I. (1503–1564), ab 1521 war er als Erzherzog von Österreich Herrscher in den habsburgischen Erblanden und ab 1526/1527 König von Böhmen, Kroatien und Ungarn; seit 1558 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

und an der Burg standen, verbrannten bis auf den Grund, sehr viele Menschenleben gingen durch die bei der großen Dürre noch durch einen starken Wind genährten Flammen und den erstickenden Qualm zu Grunde. Ferdinand I. ließ den Schaden durch geschickte Baumeister nach Möglichkeit wieder ersetzen. Ihm verdanken der Schloßgarten, die Staubbrücke und das herrliche Lustschloß am Volksgarten die Entstehung, das er seiner Gemahlin Anna[3955], der Schwester des letzten böhmischen Jagelloniden Ludwig, zu Ehren erbaute. Die glänzenden Turniere, die schon Wladislaw, so lange er Geld hatte, kultivirte, fanden unter Ferdinand nicht selten in dem großartigen Wladislaw'schen Saale Statt.

Größern Aufschwung noch nahm das Prager Schloß unter Rudolf II.[3956]; es ward zum Schatzkasten der mannichfaltigsten Kunstwerke, Antiquitäten und Seltenheiten: nicht mit Uebertreibung nannte man es damals das „achte Wunder der Welt" und den Kaisergarten einen „unvergleichlichen Lustort der Feen". Die stattlichen, zum Theil jetzt noch erhaltenen Lustgebäude jenseits der Staubbrücke[3957], die Reitschule, die Ballhäuser, die Löwen und Thierzwinger entstanden durch Rudolf II. und die Sehenswürdigkeiten seines Gartens überragen jegliche Beschreibung. Die rudolfinische Epoche ist für Prag unvergeßlich. Die Burg war damals der Mittelpunkt eines großartigen, wahrhaft kaiserlichen Hofstaats und zahlreicher fremder Gesandten und Agenten, auf dem Hradschin hatte die Reichshofrathskanzlei ihren Sitz und glänzende Feste versammelten den einheimischen und fremden Adel im Wladislaw'schen Saal, in den Burghöfen, im Turnierhause und in den beiden Ballhäusern des Königsschlosses, bis Rudolf in jene ängstlich brütende Melancholie versank, welche seine Studien und Versuche in der Alchymie, aber auch zugleich seinen Sturz beförderte. Unter den Gelehrten, welche theils mit dem Kaiser in dieser Burg verkehrten, theils ihm die Produkte ihres Geistes widmeten, waren ein Tycho Brahe, ein Keppler[3958], Thaddäus von Hajek[3959], Adam Huber von Riesenbach[3960], Ritter Adam Zaluzansky von Zaluzan[3961] (der erste Aufsteller des Sexualsystems in der Botanik), Anselm von Boodt[3962], Christoph Harant von Polzic[3963] (der böhmische Ulysses), Bartholomäus Paprocki von Gogol[3964], Jakob Typotius[3965], Georg Handschius von Limusa[3966], Rabbi Löw[3967], unter den Dichtern: Thomas Mitis von Limusa[3968], Paul von Jisbice[3969], Georg Karolides von Karlsberg[3970], Kaspar Kropác[3971], Georg Pontanus von Breitenberg[3972], Simon Lomnicky von

---

[3955] Anna Jagiello von Böhmen und Ungarn (poln. Anna Jagiellonka; ungar. Jagelló Anna; tschech. Anna Jagellonská; 1503–1547), seit 26. Mai 1521 mit Ferdinand I. (s. o.) verheiratet.

[3956] Rudolf II. (1552–1612), von 1572 bis 1608 König von Ungarn, von 1575 bis 1611 König von Böhmen, ab 1576 Kaiser des Heiligen Römischen Reichs und bis 1608 Erzherzog von Österreich.

[3957] Die zu dem von Nikolaus Franz Leonhard von Paccassi (1716–1790) erbauten Nordtor führende Brücke.

[3958] Der Astronom Johannes Kepler (1571–1630).

[3959] Der Astronom und Arzt Thaddaeus Hagecius von Hayek (tschech. Tadeáš Hájek z Hájku; 1525–1600).

[3960] Der Mediziner Adam Huber von Riesenbach (tschech. Adam Huber z Risenpachu; 1546–1613).

[3961] Der Botaniker Adam Zalužanský ze Zalužan (1555–1613).

[3962] Der fläm. Chemiker und Arzt Anselmus de Boodt (1550–1632).

[3963] Der Komponist und Schriftsteller Christoph Harant von Polschitz und Weseritz auf Pecka (tschech. Kryštof Harant z Polžic a Bezdružic na Pecce; 1564–1621).

[3964] Der Historiker Bartholomäus Paprocki von Gogol (ca. 1540, gest. 1617).

[3965] Der fläm. Emblematist Jacobus Typotius (1540–1601).

[3966] Der Botaniker Georg Handsch (1529–1595).

[3967] Judah Löw (hebr. יהודה ליווא בן בצלאל, Jehuda Levaï ben Bezal´el; † 1609).

[3968] Der neulat. Dichter Thomas Mitis von Limusa (1523–1591).

[3969] Paulus Gisbicius († 1608), Dichter.

[3970] Der neulat. Dichter Georg Karolides von Karlsberg (1569–1612).

[3971] Der neulat. Dichter Caspar Cropacio (1539–1580).

[3972] Der böhm. Humanist und Domprobst Georg Barthold Pontanus von Breitenberg (ca. 1550–1614/16).

Budec[3973], die „englische Muse" Elisabeth Weston[3974], unter den Malern, Bildhauern und Kupferstechern: Hans von Achen[3975] (des Kaisers erklärter Liebling), Bartholomäus Spranger[3976], Roland Savery[3977], Georg Hufnagel[3978], Joseph Heintz[3979], die beiden Sadeler[3980], Peter von Mecheln[3981], Alexander Kolin[3982], Adrian von Vries[3983], Johann du Mont[3984], Alexander Abondio[3985], unter den kunstreichen Gemmenschneidern, mit welchen Rudolf nicht selten selbst arbeitete: Jobst von Brüssel[3986], drei Miseroni von Lisson[3987], Kratsch[3988], Costrazzi[3989], Schweiger[3990] und Lehmann[3991]. Dazu kam noch das Völklein abenteuernder Alchymisten, Magier, Geisterseher und Zeichendeuter, zuvörderst der Pole Michael Wojski Sendiwoj[3992], die Engländer John Dee[3993] und Edward Kelley[3994], der Grieche Mamugna[3995] (der falsche Graf Marco Bragadino), der Italiener Scotto[3996], der Niederländer Kornel van Drebbel[3997], die Deutschen Müller von Müllenfels[3998] (der ehemalige Barbier), Philipp Güstenhöfer[3999] (der Goldschmied aus Straßburg), Sebald Schwerzer[4000] und Michel Mayer[4001]. Nachdem bei dem Einfall der Passauer, wenn auch vorübergehend und durch offenbaren Verrath, fremdes Kriegsvolk den Hradschin betreten hatte, schwankte die böhmische Krone auf Rudolf's Haupte und sein Bruder Mathias[4002] wurde 1611 König von Böhmen. Der Schmerz über die Entthronung nagte an Rudolf's Leben, er starb 1612 in Prag's

---

[3973] Der böhm. Schriftsteller Šimon Lomnický von Budeč (1552–1623).

[3974] Die engl.-böhm. Naturforscherin Elisabeth Johanna von Weston (tschech. Alžběta Johana Vestonia; 1582–1612).

[3975] Der Hofmaler Hans von Aachen (1552–1615).

[3976] Der fläm. Maler Bartholomäus Spranger (1546–1611).

[3977] Der fläm. Maler und Radierer Roelant Savery (1576 o. 1578–1639).

[3978] Der niederl. Miniaturmaler und Kupferstecher Jacob Hoefnagel (1575–1630).

[3979] Der schweiz. Maler und Architekt Joseph Heintz (1564–1609).

[3980] Die fläm. Kupferstecher Jan (1550–1600) und Egidius Sadeler (tschech. Jiljí Sadeler; ca.1570–1629).

[3981] Vielleicht ist hier Peter Paul Rubens (fläm. Pieter Pauwel Rubens; 1577–1640) gemeint.

[3982] Der fläm. Bildhauer Alexander Colin (ca. 1528–1612).

[3983] Der niederl. Bildhauer Adriaen de Vries (ca. 1545 o. 1556–1626).

[3984] Der fläm. Bildhauer Hans Mont (ca. 1546–ca. 1582).

[3985] Der Maler Alessandro Abondio († 1564).

[3986] Der fläm. Goldschmied Jan Vermeyen (ca. 1559–1606).

[3987] Die ital. Bildhauer Giovanni Ambrogio (1551–1616), Alessandro (1562–1648), Aurelio (1566–ca. 1612) und Ottavio Miseroni (1567–1624).

[3988] Der Edelsteinschneider Matthias Krätsch (wirkte in Prag 1589–1604).

[3989] Der Edelsteinschneider Giovanni Costracci (Lebensdaten nicht ermittelt).

[3990] Der Edelsteinschneider Christoph Schwaiger († 1600).

[3991] Der Edelsteinschneider Caspar Lehmann (ca. 1563/65–1622).

[3992] Michał Sędziwój, genannt Sendivogius (1566–1636).

[3993] John Dee (1527–1608/09).

[3994] Edward Kelley (1555–1597).

[3995] Der Venezianer Marco Bragadino (ca. 1545–1591).

[3996] Girolamo Scotto (ca.1505–1572).

[3997] Der niederl. Erfinder Cornelis Jacobszoon Drebbel (1572–1633).

[3998] Johann Müller von Mühlenfels (ca. 1578/79–1606).

[3999] Philipp Jakob Güstenhöfer (Lebensdaten nicht ermittelt).

[4000] Sebalt Schwertzer (1552–1598).

[4001] Michael Maier (1568–1622).

[4002] Matthias (1557–1619), Erzherzog von Österreich; seit 1608 König von Ungarn und Kroatien, seit 1611 König von Böhmen und ab 1612 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Königsburg, nachdem er bei seines Bruders Krönung seinen Fluch über das „undankbare Prag“ herabgerufen, der sich nur zu bald erfüllte.

Mathias erhielt von den Ständen 20,000 Schock meißnischer Groschen zum zierlichen Umbau der Burg fronte, welche dieser Fürst im Jahre 1614 durch den bekannten Architekten Scamozzi[4003] in Ausführung bringen ließ. Das Scamozzische Portal sammt der gleichzeitigen Inschrift hat sich erhalten. Nachdem der weltbekannte Fenstersturz, dessen Schauplatz, die alte Landstube, ganz in ihrer alten Einrichtung erhalten ist, am 23. Mai 1618 eben auf dem Prager Schlosse das Signal zum Ausbruche des 30jährigen Krieges gegeben hatte, behielt Mathias seine Residenz fortan zu Wien. Dessen Beispiele folgten die späteren Regenten. Die Landtage und der Sitz der Dikasterien bewahrten jedoch dem Prager Schlosse auch fernerhin eine politische Wichtigkeit. Nur für eine kurze Zeit schmeichelte sich der Hradschin mit der Hoffnung, eine Residenz zu bleiben, als Friedrich von der Pfalz[4004] mit der schönen Königstochter aus England, Elisabeth Stuart[4005], als erwählter König einzog. Während am 8. November 1620 ganz in der Nähe die Kanonen der Schlacht auf dem weißen Berge donnerten, saß König Friedrich in einem der Säle dieser Burg bei einem glänzenden Mahle, als ein Bote mit der Nachricht, die Entscheidungsschlacht sei verloren, hereinstürzte und den sofortigen Aufbruch des Königs und des ganzen Hofstaats verursachte. Nicht lange darauf besetzten, statt der ständischen und königlichen Söldner, Bouquoy’s[4006] Wallonen und Tilly’s[4007] Bayern die Wachen in der Königsburg.

Der 30jährige Krieg brachte dem Prager Schloß ungeheure Verluste. Die Bayern und Sachsen, jene 1620 als Freunde, diese 1631 als Feinde auf dieser Burg anwesend, entführten zahlreiche Ladungen voll Kunstschätze und Kostbarkeiten. Was diese übrig ließen, nahmen zum größern Theil die Schweden unter Königsmark[4008] aus den Kunstkammern und Zeughäusern des Prager Schlosses, dessen sie sich 1648 zugleich mit der Kleinseite bemächtigt hatten.

Unter Ferdinand II.[4009] wurden viele im Innern der Königsburg eingebaute Privatgebäude angekauft und demolirt und der Anfang zur neuartigen Befestigung des Prager Schlosses gemacht. Kaiser Ferdinand III.[4010], welcher gern und oft in Böhmens Metropole weilte, ließ im Jahre 1641 unter der Leitung des Hofbaumeisters und Mathematikers Miseron[4011] einen größeren Umbau der Vorderfronte der Burg vornehmen und Vorbereitungen zu einem großartigen Ausbau treffen; allein die kriegerischen Zeiten hinderten die Ausführung. Die neue Befestigung der Burg wurde dafür energisch in Angriff genommen. Vom Jahre 1645 ab wurde auf lange Zeit eine Tranksteuer im ganzen Lande bewilligt, „daß daraus die angefangene Fortifikation continuirt und vollführt werden solle“. Um dem Königreiche Böhmen einigen Ersatz für die geraubten Kunstwerke zu bieten, vermehrte, Ferdinand III. die in der Prager Burg gebliebenen Bilder durch den Ankauf der großen und werthvollen Gemäldegallerie des Lord Buckingham[4012], welche herrliche Sammlung noch durch Leopold I.[4013] vermehrt wurde. Heute ist leider wenig mehr davon übrig als der Katalog. Derselbe Herrscher ließ 1686 den noch jetzt vorhandenen großen Röhr- und Springbrunnen durch den geschickten Heidelberger anfertigen und im zweiten Burghofe aufstellen, ferner im Jahre 1698 den spanischen Saal von David Hagenmüller[4014] mit

---

[4003] Vincenzo Scamozzi (1548–1616).

[4004] Friedrich V. (1596–1632), von 1610 bis 1623 Pfalzgraf und Kurfürst von der Pfalz sowie als Friedrich I. von 1619 bis 1620 König von Böhmen.

[4005] Elisabeth Stuart (engl. Elizabeth Stuart; 1596–1662).

[4006] Der kaiserl. Feldherr Charles Bonaventure de Longueval, comte de Bucquoy (1571–1621).

[4007] Johann T’Serclaes von Tilly (1559–1632), der oberste Heerführer der Truppen der kath. Liga.

[4008] Der schwed. Marschall Hans Christoph Graf von Königsmarck (1600–1663).

[4009] Ferdinand II. (1578–1637), seit 1619 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[4010] Ferdinand III. (1608–1657), seit 1637 römisch-deutscher Kaiser, zudem bereits seit 1625 bzw. 1627 König von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

[4011] Vaclav Dionysio Miseroni (ca. 1607–1661).

[4012] George Villiers, 1st Duke of Buckingham (1592–1628).

[4013] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1556 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[4014] Der Stukkateur und Marmorierer Balthasar Haggenmüller (erwähnt zw. 1689 u. 1733).

Stuckmarmor bekleiden. Karl VI.[4015] nahm eine neue Ausschmückung des deutschen und spanischen Saales durch den bekannten böhmischen Baumeister Dienzenhofer[4016] vor und erbaute, da das unter Ferdinand III. und Leopold I. in der Burg bestandene Theater seinen Anforderungen zu klein erschien, ein großes Hoftheater jenseits der Staubbrücke.

Die französische und bayerische Invasion[4017] (1741 und 1742) brachte dem Prager Schlosse, welches der General Rutowski[4018] mit sächsischen Truppen genommen hatte, keinen erheblichen Schaden: nicht das Mindeste wurde entwendet und nur der Schloßgarten durch die in demselben kampirenden französischen Regimenter arg zugerichtet. Schlimmer ging es bei der fürchterlichen, aber vergeblichen Belagerung Prags durch Friedrich dem Großen[4019] (1757). Auf den Hradschin war das mörderische Feuer der meisten preußischen Batterien gerichtet, und der ehrwürdige Domthurm das Hauptziel derselben. Man kann den Schaden ermessen, welcher der Prager Burg damals zugefügt wurde, wenn man weiß, daß 22,000 Kugeln auf die St. Veitskirche geschleudert worden waren; 770 davon lagen in der Kirche, und das Kirchendach war an 215 Stellen durchlöchert. Die königliche Residenz, der spanische Saal und die meisten übrigen Gebäude, namentlich das Damenstift, waren übel zugerichtet. Das Hofopernhaus jenseits der Staubbrücke hatten am 8. Juni 1757 preußische Bomben, deren an diesem Tage 2059 geworfen wurden, in Schutt und Asche gelegt.

Eine gründliche Restauration der Prager Burg ergab sich als eine dringende Notwendigkeit und wurde in ausgreifenderer Weise ausgeführt, indem man die von Ferdinand I., Mathias und Ferdinand III. restaurirten Flügel in architektonischen Einklang brachte, die alten, erhaltenen Theile, die Landtagsräume, den spanischen und deutschen Saal und den interessanten Wladislaw'schen Bau aber in ihrer alten Gestalt beließ. Dieser Bau wurde 1774 beendet. Der spanische und deutsche Saal wurden 1783 restaurirt, mit Fresken und zahlreichen Lüstern geziert, und noch in demselben Jahre mit einem Hofball eröffnet, welcher 16,000 Gulden[4020] kostete. Unter Karl VI. und der Kaiserin Maria Theresia wurde leider eine Menge kostbarer Bilder aus der Prager Burg nach Wien und anderwärts fortgeführt, aber dennoch sind die Kunstwerke der Burg noch heute nicht ohne Belang, obwohl sogar noch unter Joseph II. im Jahre 1782 bei einer vor schnellen Versteigerung alter Ueberreste der rudolfinischen Kunstkammer viele werthvolle Stücke, z. B. der unvergleichliche Torso des Ilioneus, jetzt eine Hauptzierde der Münchener Glyptothek, für ein Spottgeld verschleudert worden.

Seit dem denkwürdigen 2. December 1848 bewohnt Ferdinand I.[4021] die königliche Burg des Hradschins; am 20. Februar 1855 brach Feuer in den Dachräumen aus und ein beträchtlicher Theil der Dachung des der Stadt zugekehrten Flügels brannte ab. Unter den neuesten Ausschmückungen der Burg verdient die Restaurirung der Hofkapelle Erwähnung; sie wurde dem böhmischen Historienmaler Wilhelm Kandler[4022] übergeben und ward im Laufe der Jahre 1856 bis 1858 beendet.

[4015] Karl VI. (1685–1740), seit 1711 römisch-deutscher Kaiser und Erzherzog von Österreich sowie Souverän der übrigen habsburgischen Erblande, als Karl III. (ung. III. Károly) König von Ungarn und Kroatien, als Karl II. (tschech. Karel II.) König von Böhmen, als Karl III. (span. Carlos III.) designierter Gegenkönig von Spanien, ab 1713 als Karl VI. (ital. Carlo VI.) König von Neapel sowie durch den Frieden von Utrecht von 1713 bis 1720 als Karl III. (ital. Carlo III.) auch König von Sardinien, und ab 1720 als Karl IV. (ital. Carlo IV.) König von Sizilien.

[4016] Kilian Ignaz Dientzenhofer (1689–1751).

[4017] Während des Österr. Erbfolgekriegs (siehe hierzu S. 852, Anm. 2624) einiger europ. Mächte gegen Maria Theresia (siehe hierzu S. 768, Anm. 2357) in den Jahren 1740 bis 1748.

[4018] Der kursächs. Feldmarschall Friedrich August Graf Rutowski (1702–1764), ein illegitimer Sohn Augusts des Starken (1670–1733).

[4019] Preußenkönig Friedrich II. (siehe hierzu S. 617, Anm. 1821), der durch seine Bündnispolitik maßgeblich am Ausbruch des von 1756 bis 1763 währenden Siebenjährigen oder 3. Schlesischen Krieges beteiligt war (siehe hierzu S. 643, Anm. 1931), der ähnlich dem Österr. Erbfolgekrieg (siehe hierzu S. 852, Anm. 2624) ein gesamteuropäischer Krieg war.

[4020] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[4021] Siehe hierzu S. 768, Anm. 2359.

[4022] Wilhelm Kandler (tschech. Vilém Kandler; 1816–1896).



PRAG

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [149]-154.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 25-32.

Prag.

Für jede Nation kommt eine Zeit, in welcher sie an ihre Stellung zur gesammten Menschheit erinnert wird. Die vorgeschrittenen Geister, die denkenden und welterfahrenen, formen zuerst aus einer Vergleichung mit fremden Volkscharakteren das Bild ihrer eigenen Nation, zu welchem Stolz und Selbstüberschätzung nur zu häufig die Hand führen.

Ist die ideale Figur der Nation fertig, so ist die zweite Sorge die Ausarbeitung der Rolle, die sie in der Welt zu spielen haben soll. Jedes Volk hält solch eine Rolle fest wie ein Ehrenkleinod, und in jede hat die menschliche Eitelkeit den Beruf zur Belehrung, Bekehrung, Führung oder Beherrschung der anderen Nationen einzuschmuggeln gewußt. Diese Berufsseligkeit erfüllt insbesondere alle europäischen Nationen, von den romanischen am hervorstechendsten die Franzosen, von den germanischen die Deutschen; den Slaven dagegen ist von ihren leitenden Geistern die große Aufgabe gestellt: „die beiden gegensätzlichen Elemente europäischer Civilisation, die griechischen und lateinischen, die morgenländischen und abendländischen, zu verschmelzen,“[4023] oder, wie die kirchliche Auffassung der Aufgabe lautet: „eine Vereinigung der christlichen Staaten auf der Grundlage einer völligen internationalen Gleichheit anzubahnen.“ Die Einheit dieser Tendenz des Slavismus zeigt sich vor Allem in der Literatur, welche natürlich die Hauptarbeit beim Aufbau dieses slavischen Jerusalems der Zukunft auf sich genommen hat. Von den vier slavischen Schwesterliteraturen, behauptet Einer der leitenden Geister derselben, von der russischen, der polnischen, der illyro-serbischen und der czechischen, sei jede für sich allein und vollständig. Während die eine schlafe, arbeite die andere; gehe die eine zurück, so schreite die andere vor; was die eine nicht vermöge, wisse die andere zu vollbringen. In ihrer Gesammtheit aufgefaßt, bildeten sie dagegen eine Welt voll göttlichen Einklangs; dieser Einklang breche jedoch plötzlich in einem Mißton ab, wenn man sich in den abgeschlossenen Kreis einer einzelnen Nationalität bannen wolle. – Man ersieht aus diesen Lehren, wie eifrig der Panslavismus schon in seiner Literaturgeschichte dafür sorgt, daß kein einziger slavischer Volksstamm an eine staatliche Selbständigkeit der glorreichen Zukunft für sich allein denke, sondern daß alle Zukunftsgedanken in der siegreichen Einheit des Slaventhums aufgehen.

Um aber jedem der vier genannten Slavenstämme, die sich selbst als „Mittelglieder zwischen dem kindischen Morgenlande und der altersschwachen Civilisation des Abendlandes“ bezeichnen, einen würdigen Antheil an der gemeinsamen Aufgabe zu geben, sind die Rollen in folgender Weise vertheilt: dem monarchischen Rußland das Schwert und die Disciplin, dem enthusiastischen Polen die Initiative in der Aktion und edle Sitte, dem illyro-serbischen Volk die Pflege des Familien- und Gemeindelebens und dem gelehrten Böhmen die Wissenschaft.

[4023] Die nachfolgenden Ausführungen basieren auf dem Aufsatz „Die vier slawischen Literaturen“ von Cyprian Robert (1807–1865?), der im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ (Berlin 1853), № 49. Sonnabend, den 23. April 1853, S. 195f. und № 50. Dienstag, den 26. April 1853. Diesem Aufsatz entstammen auch die Zitate (hier S. 196). Grundlage für diesen Aufsatz dürfte wiederum Roberts Werk „Le monde slave son passé son état présent et son avenir […]“ (Paris: J. J. Ledoyen et P. Giret 1852) gewesen sein.

Von diesen vier Stämmen traten nur die drei erstem mit Ansprüchen auf staatliche Selbständigkeit auf, während alle übrigen Slaven die Erfüllung ihres großen Zukunftstraums mehr und mehr in Rußland suchen, namentlich die Südslaven, die Illyro-Serbier, die unter habsburgischem und osmanischem Scepter zunächst nach nationaler Befreiung streben.

Anders verhielt es sich in dieser Beziehung mit den Czechen Böhmens.

Dem Lande Böhmen hat. die Natur selbst die Schranken staatlicher Ausdehnung gesetzt in dem Gebirgsgürtel, der es von allen Seiten gleich Festungswerken umschließt. Was jenseits dieser Bergmauern durch das Schwert erworben wurde, war auswärtiges Gut, das nie zu festem Zusammenhalt mit dem Hauptkörper gedieh. Innerhalb dieser Grenzen aber konnte, schon wegen deren Beschränktheit, nie eine einflußreiche politische Macht sich entwickeln, und je mächtiger die Nachbarreiche wurden, desto mehr blieb Böhmen auf eine untergeordnete und endlich auf eine abhängige Stellung beschränkt.

Die Leser wissen, daß als erster historischer König in Böhmen der Markomanne Marbod[4024] gilt, dem die Römer diese Bezeichnung beilegten. Später waren nach einander Longobarden, Thüringer und Franken Herren des Landes. Unter den Letzteren wurde der Grund zur Slavenherrschaft in Böhmen gelegt. Das Land war entvölkert; um aber steigenden Nutzen aus demselben zu ziehen, beförderten die fränkischen Herren die Niederlassung von Kolonisten gegen jährlichen Tribut. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts faßte auf diese Weise hier das Volk der Czechen festen Fuß, die ihren Namen von ihrem ersten, aber fabelhaften Führer Czech erhalten haben sollen. Dieses Völkchen gewann eine so üppige Verbreitung, daß es nach und nach alle übrigen slavischen Stammverwandten in sich aufnahm und das ehedem deutsche Böhmen in ein Czechenland umwandelte.

Wenn der Czeche die Blüthe seiner nationalen Herrlichkeit sucht, so geht er bis in seine älteste Geschichte, bis in die Zeit des 7. bis 9. Jahrhunderts zurück, wo Samo, der Held, das Land von der Knechtschaft der Avaren befreite und ein Reich gründete, das sogar den Frankenkönigen Besorgniß einflößte; wo Krok, der weise Richter, das Volk beglückte, und wo seine schöne Tochter Libussa, mit dem Bauern Przemysl[4025] vermählt, die Gründerin von Prag und die Ahnfrau des prager Herzogsgeschlechts wurde, das bis 1306 regierte. Aus jenen Tagen erfreut der böhmische Mägdekrieg[4026] noch heute das sinnige Volk, und die Geschichte erzählt glänzende Heldenthaten aus dem Kampfe der Czechenherzoge gegen die Kaiser Karl und Ludwig[4027]. Dann aber fiel Böhmen in Abhängigkeit von dem großmährischen Könige Swatopluk[4028] (Zwentibold), und als dessen Reich durch die Ungarn gestürzt wurde, traten des ersten christlichen Böhmenherzogs Borziwoi[4029] Söhne, Spitignew[4030] und Wartislav[4031], am 13. Juli 895 freiwillig in den deutschen Reichsverband.

Die Nachfolger Borziwoi's regierten das Land als Herzoge unter deutscher Hoheit bis zum Jahre 1197, wo mit Przemysl Ottokar I.[4032], nachdem Böhmens Macht durch die zahlreiche Nachkommenschaft des alten Herrscherhauses, die sich unaufhörlich um den schwankenden Thron stritt, sehr tief gesunken war, die schon von Kaiser Friedrich I.[4033] gewährte böhmische Königswürde erblich wurde. Unter den Przemysliden nahm noch einmal Böhmen den Aufschwung zu einer europäischen Macht, denn es gelang dem Könige Przemysl Ottokar II., der von 1253–78 regierte, durch Erbschaft und

---

[4024] Marbod († 37 n. Chr.), der bedeutendste Herrscher der Markomannen.

[4025] Die Figuren Czech, Samo, Krok, Libussa und Przemysl gehören der böhm. Mythologie an und sind historisch nicht verbürgt.

[4026] Der Mägdekrieg (tschech. Dívčí válka) ist ein sagenhafter Krieg zwischen Frauen und Männern um die Herrschaft in Böhmen.

[4027] Karl der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 122) und Ludwig I. der Fromme (778–840).

[4028] Svatopluk I. († 894) aus der mährischen Herrscherdynastie der Mojmiriden.

[4029] Bořivoj I. (zw. 852 u. 855–zw. 888 u. 890). der erste historisch belegte böhmische Herrscher aus der Dynastie der Přemysliden.

[4030] Spytihněv I. (ca. 875–915), Herzog von Böhmen aus dem Geschlecht der Přemysliden.

[4031] Siehe hierzu S. 1289, Anm. 3928.

[4032] Ottokar I. Přemysl (tschech. Přemysl I. Otakar; ca. 1155–1230), König von Böhmen aus der Dynastie der Přemysliden.

[4033] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

Eroberung die böhmische Herrschaft auszudehnen über Mähren, die Lausitz. Schlesien, Oesterreich, Kärnthen, Krain, Friaul und sogar einen Theil Polens und Preußens, so daß sein Scepter von den Lagunen der Adria bis zu den Dünen der Ostsee reichte. Dieses große Reich zerrann, wie es gewonnen war, und als mit Wenzel III.[4034] am 4. August 1300 der Mannsstamm der Przemysliden erlosch, blieb diesem ganzen Königthume kein anderer Nachruhm, als daß rohe Gewalt und Willkürherrschaft der Fürsten, Anmaßungen des Adels, der Priester und Mönche, Bedrückung und Armuth der leibeigenen Landleute, Haß gegen die Deutschen, eine barbarische Rechtsverfassung und ein sklavisches Unterthanenverhältniß die Grundzüge in dem düstern Gemälde jener Zeit bildeten. – Aber trotz all dieser Schatten bewahrt der Czeche aus jener Zeit ein lebendes Licht: in den Nationalgesängen, die der Stolz des großen böhmischen Namens jener Machtepoche hervorrief.

Von jetzt an ward Böhmen ein Wahlreich und öffnete sich dem deutschen Einfluß unter seinen meist deutschen Herrschern so vollkommen, daß selbst Prags Stadtrechte im Jahre 1341 in deutscher Sprache abgefaßt wurden. In dieser Zeit gedieh es zugleich zu seinem höchsten Glanz, unter König Karl I., der als deutscher Kaiser Karl IV. von 1346–78 regierte. Er gründete im Jahre 1348 die erste deutsche Universität zu Prag, erhob Böhmen zum Mittelpunkt des gebildeten Deutschlands, belebte durch weise Einrichtungen Handel, Gewerbe und Landbau, gab den Künsten neuen Aufschwung, durch die er sein Prag zur schönsten Stadt des Reichs um wandelte, und legte durchweg den Grund zu der nationalen Blüthe, welche diese Periode (bis zur Schlacht am weißen Berge und dem gänzlichen Erlöschen der böhmischen Wahlfreiheit) als das herrschende Zeitalter der czechischen Literatur bezeichnet. Böhmens ganzes geistiges Streben war in seinem Huß verkörpert, der nicht nur der Reformator Böhmens war, sondern mit dem auch (wie bei den Deutschen mit Luther) eine neue Aera der czechischen Nationalliteratur beginnt.

Böhmen sah darauf auch die Jagellonen auf seinem Throne und ging nach deren Erlöschen für immer an Oesterreich über, mit dem es um des Glaubens willen fortan in unaufhörlichem Kampfe lag, bis es, trotz des böhmischen Majestätsbriefs, in Folge des kaiserlichen Siegs am weißen Berge seine gesammten Freiheiten und endlich in Folge des 30jahrigen Kriegs Alles verlor, was eines Volkes Geist aus der Tiefe des Unglücks erheben kann. Kaiser Ferdinand ward zum Würgengel Böhmens. Er verwandelte das blühende, freie Wahlreich von vier Millionen Bewohnern, von denen drei Viertheile Protestanten waren, in ein rein monarchisches und katholisches Erbreich, führte die Jesuiten zurück, vertrieb 36,000 protestantische Familien des Landes und konnte sich auf dem Sterbebette der Thatsache erfreuen, daß von jenen vier Millionen Böhmen des Jahres 1618 schon im Jahre 1637 nur noch 780,000 übrig waren, die ihm ihren Fluch nachrufen konnten. Die Blüthe des Nationalgeistes, die Literatur, wurde vollständig geknickt. Unter den Vertriebenen, Hingerichteten, Eingekerkerten befanden sich auch die geistreichsten Schriftsteller der Czechen. An die Stellen all dieser Lehrer, Priester und Beamten kamen nun italienische, niederländische, spanische und irländische Glücksritter, von welchen jede nationale Aeußerung des Volks mit Hohn überschüttet ward. Dazu begann die Vernichtung aller als der Ketzerei verdächtigen, in czechischer Sprache gedruckten Bücher, die bis fast an das Ende des 18. Jahrhunderts währte, denn noch im Jahre 1760 konnte ein Jesuit, Ant. Konias[4035], sich rühmen, allein 60,000 böhmische Bücher verbrannt zu haben. Unschätzbare Geistesgüter der Nation gingen dadurch für immer verloren, während auch für den Weiterbau der czechischen Literatur Grund und Boden verwüstet wurde, denn im Jahre 1774 erschien ein kaiserliches Hofdekret, welches fortan in ganz Böhmen deutsche Schulen einführte und künftig keinem Böhmen in seiner Muttersprache mehr, als höchstens Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus zu lernen vergönnte.

Da erbarmten sich edle hochstehende Patrioten dieses verwilderten Brachfeldes der nationalen Literatur, und unter Kaiser Josephs[4036] aufmunternder Fürsorge wachte selbst in dem schwer darniedergebeugten Böhmen-Volke die schlummernde Vaterlandsliebe von Neuem auf, und seine Nachfolger entzogen dieser Pflege ihre Hand nicht wieder. Im Jahre 1793 wurde ein Lehrstuhl der czechischen

---

[4034] Wenzel III. (tschech. Václav III.; 1289–1306), ab 1301 König von Ungarn, ab 1305 König von Böhmen und Titularkönig von Polen und der letzte aus der Dynastie der Přemysliden.

[4035] Antonín Koniáš (1691–1760).

[4036] Joseph II. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2358).

Sprache und Literatur an der Universität Prag errichtet, in Preßburg erstand 18l)3 ein Institut der czechisch-slowakischen Literatur, und auf dem ständischen Theater zu Prag trat schon seit 1786 die czechische Muse wieder im Mutterlaute vor ihrem Volke auf. Noch bedeutungsvoller war die 1822 vollbrachte Gründung eines Nationalmuseums in Prag, aus welchem 1831 ein Komité zur wissenschaftlichen Pflege der czechischen Sprache und Literatur hervorging.

Wir haben unseren Lesern hiermit gezeigt, auf welchem Wege die Czechen Böhmens zu der Rolle gelangt sind, welche der Slavismus ihnen zuerkennt: ihr Wirken für die slavische Gesammtheit auf dem Felde der Wissenschaft, mehr als auf dem der Politik; und wir finden sogar die Czechen gerechtfertigt gegen die vorwurfsvolle Charakteristik, welche ein Ultraslavist von ihnen mit den Worten gibt: „Der spekulative böhmische Patriot verläuft sich in den Irrgängen der Abstraktion. Sein höchstes Glück wäre, mit den Ablegern der *Matiza ceska* („der böhmische Bienenkorb“, Name der prager Universität) alle Akademien Europa’s und der Welt zu besetzen. Man lasse ihm seine rückwärts schauenden gelehrten Arbeiten, mehr verlangt er nicht. Die Nationalität ist für ihn die Sprache und ihr ungebundener Gebrauch, unbeschränkte Freiheit der Presse, des Wortes, der Industrie, der Person; die Nationalität in ihrer politischen Stellung – die schlägt der Böhme sehr wohlfeil los.“ Der Deutsche braucht nur sich selbst zu prüfen, um einen solchen Ausspruch zu verstehen und gerecht zu würdigen. Die Deutschen heißen bei den übrigen germanischen und den romanischen Stämmen „das Volk der Denker“ dessen politische Rolle man nicht beneidenswerth, aber so, wie sie ist, auch ganz in der Ordnung findet. Daher die kopfschüttelndc Verwunderung des Auslandes über das plötzliche anspruchsvolle Aufbegehren der Deutschen als Nation. Dieselbe Erscheinung macht sich in Böhmen kund, und sie ist es, welche in der neuesten Entwickelung des Staats- und Völkerlebens in Central- Europa dem Lande Böhmen eine in nationaler Beziehung schwankende, in politischer Beziehung falsche Stellung gegeben hat!

Die magyarisch-slavische Erhebung in Oesterreich, die seit drei Jahren in so friedlicher und würdiger Weise begann, hat auch Böhmen und Mähren mit in ihren Kreis gezogen. So lange die Anforderungen des Böhmenvolks an den Thron rein politischer Natur blieben, konnte man sich in Deutschland ihrer nur freuen, wie über jeden Fortschritt eines deutschen Volkstheils zur Freiheit. Sobald jedoch der slavische Zusammenhang Böhmens betont und eine slavische Stimme im Reichstage zu Wien von ihm begehrt wurde, sobald die Slavenpartei ganz ignorirte, daß ein Dritttheil der Bevölkerung Böhmens deutsch sei, und das Land zum deutschen Bunde gehöre, mußte von deutscher Seite solchem panslavistischen Treiben ein Halt zugerufen werden. Die österreichische Regierung selbst ist dergestalt von dem nationalen Durcheinander in ihrem Reich geblendet, daß sie von den fünf Gruppen bei der Reichstagsvertretung Böhmen und Mähren nicht zur deutschen Gruppe, sondern mit Galizien verbunden hat.

Erfreuen wir uns indeß der Aussicht, daß die Nation selbst die Zügel ihres Geschicks mehr und mehr in die Hand nehmen werde, und sie wird die Grenzen ihrer Macht mit festerem Griffel ziehen und der Welt beweisen, daß sie des nahen tausendjährigen Jubelfestes der Vereinigung Böhmens mit Deutschland eingedenk ist.

Vor mehr als anderthalb Jahrzehnten hat das Universum eine Schilderung der alten Königsstadt Prag zu dem Bilde vom großen Ring gebracht: Damals gewährte sie das Bild einer stillen, verblichenen Größe, die der Reisende ihrer historischen Denkwürdigkeiten wegen besuchte, deren wahrhaft königlich gelegenes Schloß er bewunderte, in deren alten Kirchen er den klassischen Boden der jahrhundertlangen Glaubenskämpfe betrat, an deren herrlicher Lage er sich erfreute und an die er keine weiteren Ansprüche einer Hauptstadt in unserem Sinn, geselliger Genüsse, modernen Lebens und Treibens, zu stellen gewohnt war. Dem geselligen Leben ins besondere vermochte nicht der Fremde allein, sondern auch der Einheimische keine besonders fesselnde Seite abzugewinnen. Der schroffe Gegenüber stand der beiden nationalen Parteien – der Czechen und Deutschen – trug das Seinige dazu bei, um der stillen, fast möchte man sagen, reglosen Stadt auch noch den Stempel einer höchst unerquicklichen, blos von dem dumpfen Drucke strengster polizeilicher Niederhaltung verhüllten innern Zerklüftung aufzuprägen. – Wer mit dieser Vorstellung Prag jetzt wieder sieht, kann sich eines Erstaunens nicht erwehren, sowohl über die äußerlichen Umwandlungen, wie über den geistigen Umschwung, welcher über die alte Böhmenstadt in so kurzer Frist gekommen ist.

Nachdem sich schon vor langen Jahrhunderten der Schwerpunkt Prags von den unbequemen, nur mühsam zugänglichen Höhen zuerst des Wyssehrads und dann des Hradschins an die flachen Ufer des Stromes hinabgezogen und sich an diesen die belebten Straßen und Plätze der heutigen Alt- und Neustadt erhoben hatten, sind es auch in der jüngsten Gegenwart wieder die eben gelegenen Partien der Stadt, in welchen sich der umschaffende Geist der neuen Zeit kundgibt. Trotz des Hofhalts des alten Kaisers Ferdinand steht der Hradschin mit dem weitläufigen Königsschlosse und den zahlreichen Palästen, die sich um dieses, wie einst ihre Erbauer um den Thron ihres Herrn, in dichtem Kreise reihen, vom großen Leben abgeschlossen, vereinsamt und fast lautlos da. Nur eben dieser Stille und der billigeren Miethpreise wegen nimmt man hier Wohnung. Der moderne Verschönerungssinn und die moderne Industrie meidet diese Stadttheile und schafft um so rüstiger jenseits des Stroms, in dem Schwerpunkt des Prag von heute, und zwar eben desselben, welches unser Bild, von der Hradschinhöhe aus aufgenommen, darstellt. Ganze Straßen uralten Angedenkens, noch aus den Zeiten der drei Wenceslave her, haben hier weichen müssen, um einem freien, luftigen Quai Platz zu machen, an dessen granitnem Damme die Wellen der Moldau branden, während seine breite Esplanade nächst dem Stromrande eine schattige Baumreihe ziert, eine Lieblingspromenade der Prager. Eine Reihe durch ihre Größe stattlicher, aber leider fast ohne allen feineren architektonischen Sinn aus geführter Wohnhäuser nimmt die Landseite dieses Quai's ein. Von ihm aus genießt das Auge gegen Süden hin eine stundenweite Aussicht über das Moldauthal und über das ganze Schloß und die Kleinseite und somit eines der herrlichsten Städtebilder der Welt. In unmittelbarem Zusammenhange mit dem Quai steht die neue Kettenbrücke, welche, in vier granitnen Pfeilern hängend und über die Schützeninsel hinweggespannt, die Neustadt mit der Kleinseite verbindet und dadurch dem Verkehr zwischen den beiden Stadttheilen, der früher auf die berühmte prachtvolle steinerne Brücke Karls IV. beschränkt war, eine außerordentliche Förderung gewährt. Die umfassendsten Neubauten jedoch erwuchsen für Prag in Folge des Aufschwungs, den seine Industrie und seine Eisenbahnverbindungen zugleich nahmen. Schon seit mehren Jahrzehnten war im Osten der Altstadt, längs des flachen, dem Verkehr durchaus günstigem rechten Moldauufers eine neue Vorstadt entstanden, die nach des Kaisers Franz I.[4037] letzter Gemahlin[4038] den Namen Karolinenthal erhielt. Ein großer Theil der fabrikmäßigen Industrie hat sich hier niedergelassen, und als vollends das erste Lokomotiv, das Prag sah, unmittelbar an den Häusern dieses Orts vorüberbrauste, ja, bei der spätern Fortsetzung der Bahn gegen den Norden Böhmens und Sachsen ein prachtvoller Viadukt seine kühnen Bogen über die Dächer dieser Häuser hinwegspannte, gewann Karolinenthal die Bedeutung eines integrirenden Theils der Stadt selbst, für deren Handel und Transit es nun auch zum großen Theil der Stapel- und Lagerplatz ist. Im Jahre 1857 war die böhmische Westbahn, die Bahn, welche Prag mit dem Südwesten Deutschlands und mit Paris in kürzester Linie verbinden soll, und der Platz für den westlichen prager Bahnhof, am linken Moldauufer kaum abgesteckt, und schon sahen wir, in richtiger Vorerwägung der außerordentlichen neuen Vortheile, welche diese Verbindung mit sich bringen muß, jenseits der Kettenbrücke und außerhalb des ihr zunächst gelegenen Thores, an der Stelle des noch vor wenigen Jahrzehnten ganz unansehnlichen Dorfes Sinichow eine ganz neue Industriestadt sich erheben, die damals schon gegen 8000 Einwohner zählte und, wenn die ganze westliche Bahn erst einmal im Gange ist, das zweite Emporium[4039] Prags zu werden verspricht.

Zeugt schon diese Masse von Um-, Neu- und Anbauten Prags für sein rühriges Emporarbeiten ans seiner ehemaligen fast bewegungslos hin dämmernden Unthätigkeit, so wird der Fremde, der es heute wiedersieht, die vielfachen Beweise dieses Umschwungs, die seinem Auge auch in dem Innern der Stadt, in den Straßen, auf den Plätzen, ja in den Häusern selbst und in den neuerschlossenen Beziehungen des Lebens und der Bestrebsamkeit allenthalben entgegentreten, kaum minder überraschend finden. Es beweist ihm dies schon der erste Blick in die jetzigen Hotels und Kaffeehäuser, sowie auf den zur Schau gestellten und getragenen Luxus, vor dessen lockendem Glanz die alten Prager sicherlich mit wahrer Sündenscheu zurückgeschauert haben würden.

[4037] Franz I., er hatte 1804 das Kaiserreich Österreich begründet (siehe hierzu S. 768, Anm. 2352).

[4038] Karoline Charlotte Auguste von Bayern (1792–1873), seit 10. November 1816 die 4. Ehefrau von Kaiser Franz I. (s. o.).

[4039] Lat., Handelsplatz.

Wir können von dem schönen Prag nicht scheiden, ohne den Wunsch auszusprechen, daß die ultraslavistischen Führer des Czechenthums beherzigen möchten, wie wenig sie dem wahren Heile Böhmens zu Gunsten arbeiten, wenn sie den Sporn ihres Treibens lediglich im Haß gegen die Deutschen finden. Das wahre Wohl und die Quelle jedes Volkswohlstands hängt heute von dem großen Verkehr ab: der große Verkehr ist der natürliche Feind aller partikularistischen Besonderheiten, mögen sie staatlich oder national sein, er steht nur fest bei den großen von Welthandel und Weltindustrie gehobenen Nationen, und darum können kleine Nationalitäten nur im Anschluß an große am allgemeinen Fortschritt Theil haben. Niemand soll dem czechischen Geiste wehren, am großen Bau des Menschenthums in seiner Weise mitzuwirken; sei die Wissenschaft fort und fort seine Lust und der Dienst des Schönen seine Freude, beides ist kosmopolitischer Natur: die Politik stellt andere Anforderungen an den Verstand der Volksführer, und ihnen rufen wir zu, daß, so wahr Böhmen deutscher Boden war, ehe Czechen dort den Acker pflügten, so wahr deutsche Kultur es ist, an der selbst das Slaventhum dort sich erst emporrankte, und so wahr Böhmens Verbindung mit Deutschland eine tausendjährige ist, gleiche Schicksale Deutsche und Böhmen seit tausend Jahren zusammengekettet haben, ebenso wahr wird nur durch den engsten Verband mit der deutschen Nation das Land und das Volk Böhmens das wahre Heil seiner Zukunft erringen und sichern.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 68.

Schloß Karlstein[4040] in Böhmen.

Berühmt, wie keine andere böhmische Burg, ist dieses herrliche, auf schroffem Kalkfelsen in einsamem Waldkessel gelegene Schloß Kaiser Karls IV. Der Vandalismus des dreißigjährigen Kriegs und nach ihm die nicht geringere gegen alles Alterthümliche wüthende Geschmacks-Barbarei des achtzehnten Jahrhunderts hatten es dem Verfall preisgegeben, bis die Kaiser Franz I. und Ferdinand mit schweren Summen ihm den alten Glanz und Schmuck zurück erkauften. Erst vor Kurzem ist die umfassende Restaurirung beendet worden. Die Pracht der inneren Ausstattung und die Festigkeit der Mauern, welche sie verwahren, wetteifern. Geschnittene Edelsteine bilden die Schlußsteine der 13 Fuß dicken Kreuzgewölbe, deren Wände von geschliffenen Jaspisen und Karneolen sind, bedeckt von 130 lebensgroßen Bildnissen der Heiligen; statt des Glases enthalten die Fenster Halbedelsteine in vergoldetes Blei gefaßt, vergoldete Truhen stehen in kostbaren Schreinen, welche einst die Reliquien und Schätze des Kaisers Karl bargen, daneben sein selbst gezimmerter Betschemel und das Tabernakel, in welchem die böhmische Krone aufbewahrte wurde. – Was nütze es? Alle Verschwendung von Kunst und Gold frischt doch die verblichenen Herrlichkeiten der vergangenen Zeit nicht auf, welche einst diese Stätte bewohnten. Unser Geschlecht mag den neuen Firniß anstaunen, aber über das eitle Thun wird es lächeln und sich der Sisyphusarbeit freuen.

H. N.

[4040] Tschech. Karlův Týn; oberhalb der Ortschaft Karlštejn gelegen.



SCHLOSS KARLSTEIN in BÖHMEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 91-96.

CCCCLIV. Der Aetna[4041] und Catanea[4042].

Wie aus den untersten Schichten der Menschheit die größten Geister kamen, so sind die höchsten Gebirge Kinder der Tiefe. Plutonische Kräfte zeugten sie in dem Innern der Erde und thürmten sie im Laufe der Aeonen empor. Erdgeboren find sie, wie alle irdischen Dinge, der Wandlung unterworfen Von den ältern Gebirgen hat keines mehr seine ursprüngliche Gestalt. Sie sind in der That nichts weiter als Ruinen, um welche die Zerstörung während der langen Zeiträume, welche die Erdformationen trennen, kleinere Trümmer gehäuft hat. Schutt und Staub haben die Räume, welche die Berge trennten, ausgefüllt; sie sind das Band geworden, welches letztere zu den Gebirgen zusammen knüpfte, die wir auf der Erdkarte bald als Bergketten mit Gipfeln auf dem Rücken, bald als ein großes Hochland, oder Alpenland, mit Seitenarmen, Mittel- und Vorgebirgen bemerken. Allen diesen Höhengruppen sind Thäler mit Flüssen, Nebenthäler mit Bächen eigen; häufig hebt sich Terrasse über Terrasse, oder Hochebenen lagern auf ihrem Rücken. Mit solchen Formen erscheinen alle großen Gebirgssysteme, z. B. die Alpen, die Pyrenäen, die Karpathen, die Apenninen, und jene letzte Freistätte classischen Heldenmuths, der Kaukasus.

Ganz anders zeigt sich hingegen der Bau des neuen Gebirgs, das die Hand der Zeit und ihre Kräfte, oder Erdumwälzungen, noch nicht zerstört haben. Es stellt sich in den Vulkanen der jüngsten und vorletzten Erdperiode dar. Selbstständig, freistehend, eine Feueresse, welche die Erde sich selbst gebaut hat, erhebt es sich aus der Tiefe zu den Wolken und bringt dieser den Blitz und den Donner. Ein Gebirg dieser Art ist der Aetna, der höchste Berg Siciliens, der größte und merkwürdigste, der kraftvollste und, in seinen Wirkungen, furchtbarste Vulkan Europas. Obgleich an Umfang und Höhe ein Berg erster Größe, besteht er doch nur aus einem einzigen Kegel, ohne Kamm, ohne Hochebenen und Terrassen, ohne Thäler und Flüsse. Seine ungeheuere Masse ruht auf einer Basis von 24 Quadratmeilen, und er streckt den Gipfel 11,000 Fuß hoch zum Himmel, sein Flammenleben also weit über die Regionen der ewigen Erstarrung. Nur die Spitze der Alpen und einige Punkte der Sierra Nevada übertreffen ihn an Höhe.

Dieser Riese tritt mit seinem südlichen Fuße in die Ebene von Catanea und in Osten steigt er zu den Tiefen des Meeres hinab. Seine Basis hat die Kreisform. Seine Kegelspitze thront vollkommen in der Mitte; die Wände dachen sich, mehr oder minder steil, nach allen Seiten ab. Die Spitze des Aetna wird von der Randmauer des Hauptkraters gebildet, eines furchtbaren Feuerrachens, der über eine halbe Stunde im Umfange groß ist. Hunderte von kleinen Kratern steigen auf allen Seiten, als abgesonderte Hügel mit trichterförmigen Vertiefungen, empor; aber sie sind, obwohl groß genug für sich betrachtet, doch nur Zwerge im Verhältniß zum Hauptkegel, und erscheinen neben diesem wie Maulwurfshaufen.

Der Erdboden des ganzen Bergs ist vulkanisches Gebilde: Lava, in hundert Gestalten, Dichtigkeitsgraden und Farben, mit Zwischenlagern von Gyps und Schwefel, oder Asche. Letztere bedeckt vorzugsweise die höheren Regionen. Quellen schickt der Aetna nur von seinem Fuße der Ebene zu.

Für physikalische Forschung, für Denjenigen, der den Einfluß beobachten will, welchen die Höhe auf das Klima und mittelbar auf den Pflanzenwuchs ausübt, ist der Aetna klassischer Boden. Nirgends vielleicht in Europa sind die verschiedenen Vegetationsgürtel so in die Augen fallend, so scharf begrenzt und können so leicht mit einem Blicke übersehen werden. Schon die Umwohner bezeichnen diese Verhältnisse durch Namen; sie unter scheiden 3 Regionen, die angebaute, die waldige, die nackte.

[4041] Ital. Etna bzw. Mongibello.

[4042] Veraltet für Catania; griech. Κατάνη, Katánē; lat. Catana bzw. Catina, arab. مدينة الفيل, Madinat al-fīl, „Elefantenstadt“ bzw. قطانية, Qaṭāniyyah.

Erstere reicht bis zu 2500 Fuß Höhe. Hier herrscht die üppigste Fruchtbarkeit. Sie offenbart sich in den Weingeländen, den Waizen- und Gerstenfeldern und in den Hainen der Südfrüchte. An den sonnigen Wänden der Mittagsseite ist die Vegetation wahrhaft tropisch. Zuckerrohr und Baumwollenstaude kommen im Freien fort, und zarte Kaktusarten bekleiden an den wasserärmsten Stellen den schwarzen Fels mit buntem Blüthenschmuck. – Der zweite Gürtel geht bis 6000 Fuß Meereshöhe. Die Kinder der Tropen, die Orange und der Oelbaum, sind hier nicht mehr sichtbar, die Mandel entbehrt des fröhlichen Gedeihens, und höher hinan erfreut und lockt auch die Traube der rankenden Rebe nicht mehr von der hohen Ulme. An die Stelle des Mais und des Waizens ist der härtere Roggen getreten; der Hafer fängt an die Gerste zu verdrängen. Aber der eigentliche Herrscher ist der starke Baum des Forsts: die Wälder sind majestätisch und nehmen fünf Sechstel dieser ganzen Region ein. Sie bestehen meist aus Eichen und in den untern Parthien aus Kastanien, die eine fabelhafte Größe erreichen. Manche dieser Stämme haben seit vielen Jahrhunderten Namen, die darauf Bezug haben; so heißt einer der Baum der hundert Reiter; er hat 180 Fuß an der Wurzel im Umfang. Gegen den obern Rand der Region hin nimmt der Baumwuchs ab, und endlich bleibt nichts davon übrig, als die kriechende Wachholder und der Berberisstrauch mit seinen rothen Beerbüscheln. – Der höchste Gürtel geht von 7500 Fuß bis zum Kraterrand. In diesem sind baumartige Gewächse verschwunden. Der Boden ist mit nackter schwarzer Lava und Asche überdeckt, – kaum 10 Pflanzenarten, den Kryptogamen angehörend, findet der Forscher noch in den untersten Theilen des Gürtels auf. – Obschon der Aetna die ewige Schneegrenze weit überragt, so bleibt doch, wegen der Wärme seiner Seitenwände, so wenig wie an der Wand einer immer geheizten Esse, der Schnee sehr lange Zeit liegen.

Eine Besteigung des Aetna ist eine schwere Arbeit und erfordert mehr als gewöhnlichen Muth und große Rüstigkeit des Körpers. Sie geschieht am häufigsten von Catanea aus und kostet mindestens ein Paar Tage, oft auch mehre. Die erste Nacht wird in der Regel in dem englischen Hause gerastet, einem 1811 von den in Sicilien wohnenden Briten auf Subscription errichteten Gebäude, das dreizehn hundert Fuß unter dem Hauptkegel liegt, nahe an der Stelle, wo die Sage des Alterthums den Philosophen Empedokles[4043] wohnen ließ. Bis dahin kann man allenfalls reiten; dann muß man aber die Maulthiere zurücklassen und den Ueberrest der Wanderung zu Fuß machen. Es kommen Stellen, wo man auf Händen und Füßen zu klimmen hat, und wo dieß auch nicht der Fall ist, wird das Steigen durch die Unsicherheit des Tritts auf der Asche und dem lockern Bimsteingerölle doch äußerst beschwerlich und ermüdend. Den Kraterrand selbst erklettert man in einer tiefen Schlucht, die nichts Anderes ist, als ein Riß im Krater selbst. Der Blick vom Rande in die Tiefe des Feuermunds ist wahrhaft schauerlich. Die ganze innere Wand des Kraters ist mit Schwefelkrystallen von wunderlichen Formen, die Rauch und Ruß schwarz gefärbt haben, überzogen, und die aufgeregte Phantasie macht leicht Teufels und Mißgestalten von Gnomen und Drachen daraus, die grinzend, verlangend und drohend nach dem neugierigen Wanderer heraufschauen. Tief im Abgrunde ist der eigentliche Kanal, der nach dem Innern der Erde geht. Rauch- und Schwefelqualm brechen aus ihm hervor, leuchtender Erdbrei quillt und strudelt an seinen Ufern, und unter unheimlichem Stöhnen und mit grauenvollem Aechzen schleudert er von Zeit zu Zeit glühende Steine prasselnd empor und gegen die Kraterwände, gleichsam als zürne er seines Kerkers. Es ist ein Entsetzen erregender Gedanke, den Krater hinabzuklettern: und dennoch ist dies mehrmals und mit Glück gewagt worden. Man ist der Feueröffnung so nahe gekommen, daß man Steine hineinwerfen konnte, und hat das Kochen und Brausen im Erdleib deutlich gehört. Ein Franzose, d'Orville[4044], ließ sich an einem um den Leib geschlungenen Strick hinab; zu seinem Erstaunen fand er die Oeffnung geschlossen und an ihrer Stelle ein Gewölbe glühender Lava, aus deren Rissen Blitze zuckten und Flammen, weiß wie Gasflammen, loderten. Es ist also wahrscheinlich, daß der Krater zu Zeiten seine Form ändert.

[4043] Der griech. griechischer Philosoph, Naturforscher, Politiker, Redner und Dichter Empedokles (griech. Ἐμπεδοκλῆς; ca. 495–ca. 435 v. Chr.). Eine Ruine, einige hundert Meter vom Observatorium, der früheren Casa Inglesi, entfernt, wird von den Einheimischen als die legendäre Wohnstätte des Philosophen bezeichnet.

[4044] Der Altphilologe Jacques Philippe d'Orville (1696–1751). Er hatte Frankreich, England, Italien und Deutschland in den Jahren 1723 bis 1729 bereist.

Unvergleichlich ist die Aussicht von der Zinne des Aetna: „die Erinnerung daran macht den Menschen selig.“[4045] Da kein anderer Gipfel, keine Bergketten sie beschränken – denn die nahen Gebirge Siciliens schrumpfen zu Hügeln ein, betrachtet vor dieser Höhe! – so liegt das Land und das Meer mit seinen Eilanden, fünf und dreißig Meilen in der Runde sichtbar, wie eine Ebene ausgebreitet da; es ist, als ob man in einem Luftballon im Aether schwebte, aber mit dem beseligenden Gefühl, auf festem Boden zu stehen. Man überschaut ganz Sicilien wie eine Stadt von ihrem Thurme; die liparischen Inseln heben sich aus der klaren Fluth so deutlich, als ob man sie mit den Händen greifen könnte. Wie eine silberne Schlange windet sich die Meerenge von Reggio zwischen die Länder, die sie scheidet; jenseits breitet sich Kalabrien aus, und über dessen 6000 Fuß hohe Berge hin schweift der Blick in’s ionische Meer und sucht und findet die blauen Höhen Attika’s. Der Golf von Neapel wird durch die Rauchsäule des Vesuvs bemerklich, der von dieser Höhe winzig und unbedeutend sich ausnimmt. Im äußersten Nord erkennt man die Spitzen der sardinischen Gebirge und in entgegengesetzter Richtung macht das bewaffnete Auge bei hellem Horizonte Entdeckungen an der Küste Afrika’s. Wie die großen Thaten großer Menschen durch längere Zeiträume getrennt sind, während die Thätigkeitsäußerungen der kleinen sich oft rastlos an einander reihen, – so ist auch ein Ausbruch des Aetna ein viel seltneres Ereigniß, als der seines so häufig feuerspeienden Nachbars. Selten vergeht ein Jahr, ohne daß der Vesuv seine Umwohner ergötzt oder schreckt; der Ausbrüche des Aetna hingegen sind nur wenige in einem Jahr hundert. Ist er ruhig, so sieht man blos lichte, weiße Rauchsäulen von seinem Gipfel aufsteigen; treten aber die Vorzeichen seines Kreißens ein, dann wird der Rauch dunkler, es fahren des Nachts einzelne Blitze heraus, und dieser Zustand dauert oft mehre Wochen, während welcher Zeit die Rauchsäule immer tiefer sich schwärzt, immer furchtbarere Blitze aussendet. Es steigen dann in ihrer Mitte einzelne Flammen auf, die allmählich zu einer beständigen Flammensäule sich vergrößern. Unterirdisches Brausen und Dröhnen wird sodann hör bar; der Donner rollt im Bergleib, die Erdveste geräth in zitternde Bewegung. Erdbeben spalten die Seiten des Berges, und Schwefeldämpfe entquellen den Rissen. Es baut die unterirdische Feuersgewalt sich neue Essen auf, da und dort an den Seiten des Vulkans; die Spitzen der neuentstandenen Kegel öffnen sich; inmitten der Flammen werden Felsstücke emporgeschleudert, glühende Asche verfinstert die Sonne und fällt als ein feuriger Regen auf die Erde nieder. Zwei, ja zuweilen drei und vier Monate nach den ersten Symptomen eines Aetna-Ausbruchs erhebt sich endlich der flüssige Erdbrei bis zu der Mündung der Krater und strömt dann, ein alles verwüstender Feuerstrom, aus der Spitze der Kegel, oder aus den Seiten-Spalten derselben, mit anfangs furchtbarer Schnelligkeit an den Bergwänden hinab. Oft gesellen sich Ströme siedenden Wassers dazu, die, wenn sie die Lava berühren, mit furchtbarem Krachen detoniren, meilenweit hörbar. Die Lava ströme des Aetna erlangen eine Breite von mehren Miglien[4046], und ihr Lauf währt Monate, bis sie endlich an ihrer Spitze erstarren. In der Strömungszeit hört das Flammen der Krater, hören die Aschen- und Steinregen und die Erdbeben nicht auf. Der Tag wird dann oft zur Nacht, die Nacht zum Tage. Städte werden verschüttet, Thäler ausgefüllt, Wälder gehen in Flammen auf, und wo der menschliche Fleiß in vielen Jahrhunderten ein Eden schuf, werden Wüsteneien. – Doch kaum sind einige Jahrzehnte verstrichen, so keimt auf den ehemaligen Feuerströmen wieder frisches, junges Leben: denn die porösen Laven zersetzen sich gar bald und der erwärmte Boden gibt dem üppigsten Pflanzenleben Nahrung. Die Fruchtbarkeit des Bodens um den Aetna ist sprüchwörtlich und so lockend für die Menschen, daß sie, so oft sie auch der gewaltige Berggeist verjagt hat, doch immer wieder, seine Schrecken und die Gefahr nicht achtend, in sein Reich zurückgekehrt sind.

Unter den neuesten Ausbrüchen des Aetna ist der von 1832 berüchtigt, welcher die Umgegend von Bronte und die schönsten Wälder verwüstete. – Keine Eruption war aber furchtbarer und in ihren Folgen entsetzlicher, als jene von 1669. Schon die Zurüstungen des Berges setzten damals ganz Sicilien in Bestürzung. Achtzehn Tage vor dem Ausbruch war der Himmel schwarz vom Rauche, und es blitzte und donnerte unaufhörlich. Zu gleicher Zeit setzten sich die Nachbarvulkane in Bewegung: die auf Stromboli und der Vesuv spieen Flammen, das Kreißen des größern Verderbers verkündend. Am 11. März öffnete, nach einer zweistündigen Pause, der Aetna selbst, unter plötzlichem, gräßlichem Kra-

[4045] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[4046] 1 Miglio entsprach im Königreich Neapel, zu dem Sizilien seit 1302 gehörte, 1,4866 km.

chen, seinen Leib nach Catanea zu, und in der Breite von mehren tausend Schritten drang aus dem ungeheuern Schlunde ein Feuerstrom. Noch in derselben Nacht entstanden an mehren andern Stellen des Berges Risse, aus denen sich nun die Laven unter stetem Beben der Erde der Niederung zuwalzten und Alles verbrannten und verheerten. Dies dauerte fort bis zum 25. März, wo das ganze Gebirge vom Erdbeben so gerüttelt wurde, daß der große Hauptkegel in sich selbst unter betäubendem Getöse zusammenstürzte. Bald darauf warf der Schlund die Bergtrümmer wieder aus und schleuderte Massen von tausend und mehren Centnern wie Federbälle in die Luft. – Die Lavaströme hatten indeß die Ebenen am Fuße des Aetna erreicht. Vor ihren glühenden Wogen sielen und vergingen Städte, Flecken und Wälder wie dürres Laub vor dem Sturme. Sie warfen die Mauern von Catanea nieder, und über der Stadt weg fluchend, suchten sie das Meer. Als sie das Wasser erreichten, sprudelte es thurmhoch auf in kochen der Bewegung, und Prasseln ward gehört, schrecklicher als der furchtbarste Donner. Alte Lavaströme, auf welchen seit Jahrhunderten der Mensch Gärten und Wohnungen gebaut hatte, wurden, durch die unterirdische Hitze erweicht, flüssig, und mit Grauen sah man ganze Gehöfte mit Weinbergen auf den Feuerfluthen eine Zeit lang, wie Inseln, treiben, bis sie die Gluth verschlang. Binnen 40 Tagen – so lange dauerte der Ausbruch! – waren die Wohnungen von 37,000 Menschen zerstört worden, und von 20,000 Einwohnern Catanea's blieben nur 3000 am Leben. –

Und nicht ist's das erste Mal, daß diese Stadt der Aetna zerstört hat; schon dreimal hat die Lava ihre Straßen ausgefüllt, schon dreimal alles Leben in Tod verwandelt. Und wie oft auch hat der Kriegsgott in Catanea schrecklich gehaust! Schon von Dionys[4047] ward es verheert und geschleift. Es ging im punischen Kriege[4048] unter; Augustus colonisirte es von Neuem. Gothen, Wandalen, Saracenen[4049] fiel später die Stadt abwechselnd zur Beute, und von allen wurde sie zerstört oder verbrannt. Dennoch ist sie wieder und immer schöner wieder erstanden. Die Fruchtbarkeit der Gegend, ihre herrliche Lage, das tropische Klima zogen nach jeglicher Verwüstung eine neue Bevölkerung schnell herbei, und jetzt ist Catanea, wenn nicht die größte, doch, mit mehr als 70,000 Einwohnern, die blühendste und reichste Stadt Siciliens.

[4047] Dionysios I. (griech. Διονύσιος; ca. 430–367 v. Chr.), seit 405 v. Chr. Tyrann von Syrakus; er gehörte zu den mächtigsten Tyrannen der Antike.

[4048] Während des 1. Punischen Kriegs in den Jahren 264 bis 241 v. Chr.

[4049] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.



CATANEA UND DER AETNA

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 97-99.

CCCCLVI. Turin[4050].

Der Zeichner dieses schönen Bildes versetzt uns auf den Mont Superga, auf jene in der alten Geschichte berühmte Stelle, wohin Hannibal, nach dem Zuge aus Afrika durch Spanien und Gallien, Karthago's[4051] ermattete Heere führte, um ihnen die reichen römischen Provinzen zu zeigen. Und fürwahr! der Blick von diesem Punkte ist ganz geeignet, ein beutelustiges, nach Eroberung trachtendes Heer zu entzücken. Man übersieht die ganze Ebene von Piemont und der Lombardei, einen Landstrich von größter Fruchtbarkeit, durchschlängelt vom gelben Po, eingefaßt von der weißen Kette des Hochgebirgs und besäet mit Städten und Ortschaften, Schlössern und Landsitzen, so weit das Auge dringen und unterscheiden kann. Zunächst in dieser Landschaft liegt das prächtige Turin mit vielen Kuppeln und Thürmen, und streckt seine mit schlanken Pappeln bepflanzten Heerstraßen wie so viel Arme in alle Weltgegenden aus.

Turin ist eine der schönsten und ältesten Städte von Europa. Als Hauptstadt der Ligurier spielte sie schon in der Frühgeschichte Roms eine Rolle; sie war Hannibals erste Eroberung auf römischer Erde nach Uebersteigung der Alpen. Kriegsstürme verwüsteten sie kurz nachher gänzlich; in der Cäsarenzeit sandten die Römer eine Kolonie dahin zum Wiederaufbau der Stadt, und fortan hieß sie *Augusta Taurinorum*. Als das Reich verfiel, war sie Gothen, Wandalen, Hunnen abwechselnd preisgegeben. Sie wurde vielmal geplündert und verwüstet, und im 6ten und 7ten Jahrhundert hing ihr Name nur noch an einem Haufen Ruinen. Ihr Leben war hin, bloß der Schatten war noch übrig. Erst als die Herzoge von Burgund mächtig wurden, wuchs aus den Trümmern wieder eine Stadt hervor. Bedeutend wurde sie. seitdem Karl I.[4052] sie zur bleibenden Residenz der savoyischen Fürsten erkor, und mit Emanuel I.[4053] trat sie in die Reihe der Großstädte Europa's ein. Diese Skizze ihrer Schicksale macht auch den Mangel von Denkmälern aus der klassischen Zeit und an großartigen Gebäuden aus dem Mittelalter erklärlich. Turin's Bauwerke gehören den neuern Zeiten an.

Die schöne Lage der Stadt ist der von Dresden ähnlich. Wie dieses ist sie in ein breites Stromthal gebettet und umgeben mit reizenden Hügeln, welche Weinberge, Obsthaine, Lustgärten und Landhäuser tragen. Der schöne Po krümmt sich um die eine Stadthälfte, zwar nicht so mächtig als die Elbe, aber doch mit Nachen und Fahrzeugen belebt. – Die Anlage Turins ist regelmäßig. Seine geraden Straßen durchkreuzen sich in rechten Winkeln und schließen schöne Plätze ein. Unter den Straßen sind die Contrada di Dora, die große, del Po, della Posta und die Nuova die schönsten. Die Bauart der Häuser ist solid, von Backsteinen; manche Paläste sind von Marmor aufgeführt. Balkons gehen aus den Wohnungen auf die Straßen; mehre derselben sind mit fortlaufenden Bogengängen umgeben. Das fashionable Leben legt sich vorzugsweise in der Po-Straße zur Schau, welche an schönen Tagen von glänzenden Equipagen, Reutern und Fußgängern wimmelt. – Turin hat eine Citadelle, denn eine feste Zwingburg darf in einer Hauptstadt nicht fehlen, wo ein absoluter König thront. Sie liegt am Südwestende der Stadt und kann mit ihren 200 Feuerschlünden den 140,000 Bewohnern imponiren. Eine Garnison von mindestens 15,000 Mann ist hinlänglich, um jegliches Freiheitsgelüste, das nach That strebt, im Werden zu ersticken. Die Unterwürfigkeit der Turiner hat sichtlich den Zwang zur Unterlage, und ihre Treue kein höheres Verdienst.

[4050] Ital. Torino; piemontes. Türin.

[4051] Siehe hierzu S. 41, Anm. 44.

[4052] Karl I. (ital. Carlo I di Savoia; 1468–1490), seit 1482 Herzog von Savoyen.

[4053] Emanuel Philibert (ital. Emanuele Filiberto di Savoia; 1528–1580), seit 1553 Herzog von Savoyen.

Die Prachtpartie Turins ist der Königsplatz, auf den die Façaden der königlichen Residenz[4054], der Kathedrale und des Opernhauses[4055] stoßen. Erstere, welche von Viktor Amadeus II.[4056] und Karl Emanuel III.[4057] ihre jetzige Gestalt bekam, gehört zu den umfangreichsten königlichen Wohnungen und schließt zwei Kirchen, die Bureaux für die Ministerien, die Militärakademie, Münze etc. in sich. Unter den daselbst befindlichen Sammlungen sind der Waffensaal und das Münzkabinet die bedeutendsten. – Der Dom ward um 1470 im Style des Bramante[4058] erbaut. Die Dekoration daran ist äußerst reich, aber ganz in der ausschweifenden Weise des Guarini[4059]. Auch die übrigen Kirchen zeugen vom Zeitalter des verderbten Geschmacks. Die Architektur ist durchgängig schlecht und wird erdrückt von Ornamenten ohne Geist und Bedeutung. An Schätzen der Malerei findet man auch wenig in den Tempeln; um so reicher ist die königliche Gallerie im alten Palaste. Der größte Juwel derselben ist Raphaels Madonna Della Tenda. Zahlreiche Werke von Bellini[4060], Tizian, Palma Vecchio[4061], Paul Veronese[4062], Bassano[4063], Guido Reni[4064], Guercino[4065], Albano[4066] gehören zu dem Besten, was diese großen Meister hervorbrachten. Schöne Niederländer nehmen zwei Säle ein, und von der piemontesischen Schule kann man nirgends einen vollständigern Ueberblick haben. – Das große königliche Theater erbaute Alfieri[4067] in edlem Style. Es kann 8000 Zuschauer fassen. Außer diesem hat Turin noch zwei, das Theater Carignan[4068] und das neue. Sie werden sehr besucht. Eine Menge wissenschaftlicher Anstalten mit prangenden Aushängeschildern würden auf eine emsige Kultur der wissenschaftlichen Disciplinen und auf vorzügliche Geisteskultur schließen lassen, wenn diese in den Fesseln und in der Finsterniß gedeihen könnten, in welchen der Jesuitismus, mit der politischen Despotie im Bunde, den Unterricht hier gefangen hält. Die Turiner Universität hat 2000 Zöglinge und ist überreich dotirt; die königliche Akademie der Wissenschaften stellt Preisfragen aus und krönt Werke des Geistes: aber diese und alle übrigen derartigen Anstalten geben selten eine Ausbeute von wahrem Werthe.

Desto tüchtiger sind die Anstalten, die der Gewalt als Werkzeuge dienen. Die königliche Militair-Akademie, für Bildung junger Söhne adelicher Familien zu Offizieren, ist musterhaft organisirt. Das Zeughaus ist eines der größten, prächtigsten und reichsten Europa's. Es hat 5 Höfe und viele Waffensäle, deren Decken, wie die Schiffe gordischer Kirchen, auf hohen Säulen ruhen, und enthält das complette Rüstzeug für 100,000 Mann. Bei'm Zeughause ist eine große Kanonengießerei. Die Kaser-

[4054] Der Königliche Palast (ital. Palazzo Reale) war ab 1646 nach Plänen von Amadeo di Castellamonte (1613–1683) anstelle eines zuvor als Residenz genutzten ehemaligen Bischofspalastes an der Nordseite der heutigen Piazza Reale errichtet worden.

[4055] Das von Benedetto Alfieri (1699–1767) nach Planungen von Filippo Juvarra (1678–1736) in den Jahren 1738 bis 1740 erbaute „Teatro Regio di Torino“ (dt. Königliches Theater von Turin). 1936 durch einen Brand zerstört, wurde es bis 1973 wiederaufgebaut.

[4056] Viktor Amadeus II. (ital. Vittorio Amedeo II di Savoia; 1666–1732), seit 1675 bis 1730 Herzog von Savoyen, von 1713 bis 1720 König von Sizilien und von 1720 bis 1730 König von Sardinien.

[4057] Karl Emanuel III. (ital. Carlo Emanuele II di Savoia; 1701–1773), seit 1720 Herzog von Savoyen und ab 1730 König von Sardinien-Piemont.

[4058] Donato Bramante (eigentl. Donato di Pascuccio d'Antonio; 1444–1514), der Begründer der Architektur der Hochrenaissance, der jedoch am Dom von Turin nicht mitgewirkt hat.

[4059] Guarino Guarini (1624–1683).

[4060] Giovanni Bellini (ca. 1437–1516).

[4061] Jacopo Palma d. Ä. (ca. 1480–1528).

[4062] Paolo Veronese (eigentl. Paolo Cagliari; 1528–1588).

[4063] Jacopo da Ponte, genannt Bassano (1515–1592).

[4064] Guido Reni (1575–1642).

[4065] Giovanni Francesco Barbieri, genannt Il Guercino (1591–1666).

[4066] Francesco Albani (1578–1660).

[4067] Siehe hierzu S. 1312, Anm. 4055.

[4068] Das ebenfalls von Alfieri (siehe hierzu S. 1312, Anm. 4055) erbaute „Teatro Carignano“, das seinen Namen vom gegenüberliegenden Palazzo Carignano erhielt.

nen sind gewaltige und manche festungsartige Gebäude. Sieht man diese, dem „Rechte des Stärkern" gewidmeten Anstalten, so glaubt man sich in ein großes Reich versetzt, welches die Geschicke des Welttheils mit dem Bajonet lenken zu wollen die Aufgabe sich gemacht hat. Es ist nicht so. Sardinien ist eine Macht vom zweiten Range, und alle diese Anstalten dienen bloß zur Aufrechthaltung der Ordnung im Staate, welche des Herrschers Wille diktirt hat.

Als Handelsstadt ist Turin wichtig für den Transit zwischen Frankreich und Italien; zum Speditionsplatz eignet es sich durch seine Lage an der Hauptverbindungsstraße beider Länder vortrefflich. Der wichtigste Zweig des hiesigen Proprehandels[4069] ist die Seide von Piemont. Er allein beschäftigt ein Kapital von 15 bis 20 Millionen Franken. Fabriken wollen hier nicht so recht gedeihen; nur die Tapeten-, Waffen-, Tabak- und Seiden-Manufakturen blühen einigermaßen; von letzteren sind einige Etablissements großartig und ihre Erzeugnisse vorzüglich. – Die Umgebungen Turins sind sehr reizend. Es gelten als die schönsten: das Lustschloß Valentino[4070] mit seinem Parke am Po, der Weinberg der Königin auf einer Anhöhe mit weiter Umsicht; die königlichen Villen Stuppinigi[4071] und Moncaglieri[4072] und das Kloster Superga[4073] mit jener prachtvollen Vista, wie die oben beschrieben.

[4069] Des Handels mit eigenen, in der Umgebung hergestellten Gütern.

[4070] Das Castello del Valentino war in den Jahren 1633 bis 1660 nach Plänen von Carlo (1571–1640) und Amadeo di Castellamonte (siehe hierzu S. 1312, Anm. 4054) erbaut worden.

[4071] Das in den Jahren von 1729 bis 1734 von Filippo Juvarra (1678–1736) erbaute Jagdschlößchen von Stupinigi (ital. palazzina di caccia di Stupinigi).

[4072] Das königl. Schloß von Moncalieri, dessen Baugeschichte bis in den Anfang des 12. Jhd.s zurückreicht; sein jetziges Aussehen verdankt es dem Architekten Carlo di Castellamonte (siehe hierzu S. 1313, Anm. 4070).

[4073] Die von Filippo Juvarra (siehe hierzu S. 1313, Anm. 4071) in den Jahren 1716 bis 1731 errichtete Basilica della Natività di Maria Vergine, die zugleich als Wallfahrtskirche und Grablege des Hauses Savoyen dient.


CCCCLVI
C.Reiss del.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

TURIN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 101-104.

CCCCLVIII. Hildesheim.

Der Traum des Mittelalters ist ausgeträumt; nur mit seinen Monumenten tritt es da und dort in die Gegenwart wie ein Riese. Wer kann dieses Bild der alten Stadt der Carolinger anschauen ohne Bewunderung? Und welch ein furchtbarer Wechsel der Geschicke ging an diesen Denkmälern vorüber! Wie viel Throne und Völker wurden seitdem niedergeworfen, wie viel neue haben sich erhoben! Doch konnte es nicht anders seyn. Die Welt ist eine Welt von Kräften; das Starke herrscht und hat keinen Richter; es hat keine Furcht, als vor dem Stärkern. Alle Geschichte beweist dieß, und auch die Hildesheimer Geschichte ist nur ein Beleg zu Tausenden.

Ehe das Kreuz die Irmensäule[4074] des Sachsenlandes verdrängte, war diese Gegend von dem schaurigen Urwald bedeckt, der von der Weser bis zur Elbe reichte. Unter Ungeheuern Bäumen hatten die tapfern Besitzer des rauhen Bodens ihre Hütten, und die Heerden wilder Thiere streiften in den unabsehlichen Forsten. Nur die Thaten des Kriegs und der Jagd beschäftigten das Volk; Ackerbau und Künste waren ihnen unbekannt. Da, im siebenten Jahrhundert, sendete England seine Apostel über das Meer, um in die norddeutschen Wälder und Völker die lichtende Axt und das leuchtende Evangelium zu tragen. Keiner war eifriger und glücklicher in diesem kühnen Unternehmen als Winfried, der heil. Bonifazius. Nachdem er die Thüringer und Hessen bekehrt hatte, kam er auch in die Gegend von Hildesheim. Er stürzte die Götzen von den Altären, lehrte dem wilden Volk Ackerbau und Gewerbe des Friedens und errichtete das erste christliche Kirchlein. Schon Ludwig der Fromme[4075] fand in Hildesheim eine so zahlreiche Christengemeinde, daß er, der den Dom erbauete, das Stift zum Bischofssitz erheben konnte. Er verlieh dem Oberhirten einen weiten Landstrich und im Laufe der Zeit kamen ansehnliche Schenkungen hinzu. Das Bisthum wuchs heran zu einer weltlichen Macht, die mit den benachbarten Fürsten es aufzunehmen sich erkühnte. Oft hatten die Bischöfe Fehde; mancher trug den Panzer häufiger, als die Stola.

Bischof Johann IV.[4076] hatte im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Krieg mit Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig[4077]. Es war ein unglücklicher. Er verheerte das Hildesheimer Land und endigte damit, daß der vom Kaiser Karl V. unterstützte Herzog mit dem größten Theile des Bisthums beliehen, der Bischof selbst aber, als Reichsfürst, in die Acht erklärt wurde. Mit Mühe konnte er sich in seinen geistlichen Würden erhalten; die weltliche Macht blieb ihm genommen. Hildesheim kam an Braunschweig; das Domkapitel behielt nur einige Aemter. Unter dem Schutze der protestantischen Fürsten drang nun die Reformation ein; in Hildesheim, dem Sitze des Bischofs selbst, wurde der Abfall groß; fast die Hälfte der Einwohner und Geistlichen sagten sich von der ältern Kirche los und traten zur jüngern über. Ueber hundert Jahre nachher führte der dreißig jährige Krieg eine Restauration herbei. Bischof Ferdinand[4078] bekam durch einen Vergleich mit Braunschweig, 1643, den weltlichen Besitz des Bisthums zurück, und noch einmal wurde so die fürstliche Würde an den Krummstab ge-

[4074] Die Irminsul oder Erminsul, ein frühmittelalterliches Heiligtum der Sachsen, das nach fränkischen Annalen im Jahre 772 auf Anordnung Karls des Großen (747 o. 748–814) von den Franken zerstört worden war.

[4075] Ludwig I. der Fromme (778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

[4076] Johannes IV. von Sachsen-Lauenburg (1483–1547), seit 1503 Bischof von Hildesheim.

[4077] Heinrich II. d. J. (1489–1568), seit 1514 Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, Fürst von Braunschweig-Wolfenbüttel.

[4078] Ferdinand von Bayern (1577–1650), seit 1612 Kurfürst und Erzbischof von Köln. Als solcher gebot er auch über das Vest Recklinghausen und war Herzog von Westfalen. Er war auch Fürstbischof von Hildesheim, Lüttich, Münster und als Ferdinand I. Bischof von Paderborn.

knüpft. Das dauerte bis 1802, bis zum Lüneviller Frieden[4079], der die Säkularisation so vieler Stifter zur Folge hatte. Bonaparte warf damals die deutschen geistlichen Länder den größern Reichsfürsten hin, und sie gaben dagegen ihre Zustimmung zu Frankreichs Raub am schwachen Reiche. Hildesheim wurde der Krone Preußen zugesprochen; preußische Regimenter rückten ein und nahmen Besitz.

Tausend Jahre hatte, mit der einzigen Unterbrechung, welche die Braunschweiger Herrschaft herbeiführte, der Krummstab über die Städte und Dörfer, über die Hügel und Thäler des Hildesheimer Landes gewaltet. Urplötzlich kam der Wechsel, der eine ganze Reihe von Umwandlungen nach sich zog. Denn nachdem einmal die friedliche Aufeinanderfolge von regierenden Bischöfen ihre Endschaft erreicht hatte, sollte sich die Herrschaft über das Fürstenthum alle Paar Jahre ändern. Die preußische Verwaltung, die französische Administration, die westphälische Regierung, das abermalige Regiment Preußens folgten rasch auf einander. Es waren dieß die Uebergänge zu der durch den europäischen Frieden wieder herbeigeführten Dynastie Braunschweig-England, welche zu ihrem Hannover Hildesheim als neue Zuthat bekam, bis das Regiment eines selbstständigen Königreichs an die Stelle britischer Statthalter trat. Alle diese Wechsel waren nur Erzeugnisse der Nachbrandung jenes Sturms, der den Krummstab entwurzelt hatte.

Bei der Raschheit, mit der die Metamorphosen der Herrschaft auf einander folgten, war an ruhige und reife Entwickelung im Staatsleben nicht zu denken. Es waren Umwälzungen, welche mehr zerstörten, als aufbauten. Doch wurden unter den Stößen und Reibungen, welche das nimmermüde Reformiren und Aendern in allen Staatseinrichtungen und nach allen Richtungen hin veranlaßte, die schlummernden Kräfte im Volke geweckt und zumal das gewerbliche Leben erhielt, sowohl auf dem Lande als in der Hauptstadt, mehr und mehr Geltung und Rührigkeit. Betteln und Allmosenempfangen wurden eingeschränkt, der arbeitsfähige Müssiggang zur Arbeit angehalten. Dem geistigen Leben ward besserer Vorschub. Schon die erste preußische Verwaltung brachte dem Schulwesen heilsame Reformen. Namhafte Männer wurden an die umgestalteten Gymnasien berufen, und die alten Lehrer, welche sich dem Streben und den Studien der neuern Zeit nicht befreunden konnten, beseitigt. – Das gesellige Leben in Hildesheim erhielt durch den Wechsel der Verwaltungen frische und neue Zuthaten; protestantische Staatsdiener der höhern wie der Niedern Ordnung, welche Berlin, Kassel, Hannover nacheinander schickten, brachten neue Gewohnheiten, feinere Sitten und freiere Gedankenbewegung in die bürgerliche Gesellschaft. Der Athem des Zeitgeistes hauchte die uralte Stadt an, und wenn sie auch in der Zeit, als die französischen Intendanten administrirten, oder Hildesheim wie eine Kriegseroberung von ungewisser Dauer und Bestimmung gouvernirt wurde, viel zu dulden und zu leiden hatte, so hatte das doch auch wieder die gute Folge, daß man bürgerlich und religiös verträglicher gegen einander wurde, und daß der Druck gemeinschaftlicher Leiden die Widersprüche im Verkehr leichter ausglich und verwischte.

So ist denn das uralte Hildesheim nicht alternd und hinfällig geworden unter den Stürmen und den Wandlungen, welche ihm die Zeit gebracht hat, sondern es blüht noch und wächst von Jahr zu Jahr. Es hat jetzt eine Bevölkerung von 16,000, die in 2000 Häusern wohnt. Im Kern der Stadt herrschen die Formen des Alterthums; die Neuzeit spiegelt sich in dem jüngern Stadttheile ab, den manches ausgezeichnet schöne Gebäude ziert. – Hildesheim ist der Sitz eines Bischofs und der Oberbehörden des Fürstenthums. Es hat ein katholisches und ein protestantisches Consistorium, ein Seminar, ein protestantisches und ein katholisches Gymnasium, eine Gewerbschule und mehre Vereine für wissenschaftliche Zwecke. In einem geistlichen Staate, der größtentheils selbst aus geschenkten Besitzungen entstanden war, konnte es nicht an Quellen zu milden Zwecken fehlen. Daher eine außerordentliche Menge wohlthätiger und Armen-Anstalten (man zählt deren zwanzig), und sie hatten das Glück, daß sich ihre Fonds, unter allen Wechseln der Herrschaft, erhielten.

Hildesheim bietet mit seinen 18 Kirchen und mittelalterlichen Denkmälern dem Freunde der Kunst und Geschichte reichen Stoff zur Betrachtung. Der ehrwürdige Dom allein, noch aus der Karolinger Zeit, mit Ludwigs des Frommen[4080] Grabmal, mit der Irmensäule, den Schnitzereien, Gemälden etc. kann einen Tag fesseln. Vor dem Dome steht ein sehr berühmtes Denkmal altdeutscher Kunstgießerei: eine 30 Fuß hohe Säule von Metall, mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte in Relief. Sie

[4079] Vom 9. Februar 1801.

[4080] Ludwig I. (778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

stammt aus der Zeit des heil. Bernward[4081], Lehrer Kaiser Otto's III.[4082] und Bischof zu Hildesheim, der auch die Domkapelle mit Portalen von Bronze schmückte.

[4081] Bernward von Hildesheim (ca. 950/60–1022), seit 993 Bischof von Hildesheim.
[4082] Otto III. (980–1002), seit 983 römisch-deutscher König und ab 996 Kaiser.



CCCCLVIII

C. Reiss del.

HILDESHEIM

(Der Markt)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 143.

CCCCLXX. Die grosse Moschee in Brussa[4083].

Brussa war vor der Eroberung Constantinopels die Hauptstadt des Türkenreichs und die Residenz der Padischah's[4084] vom Stifter der Dynastie, Osman I.[4085], an, der hier begraben liegt. Sie hatte eine Viertel-Million Einwohner; in ihren Mauern waren die Reichthümer angehäuft, welche die Herrscher im Laufe der Jahrhunderte durch die Plünderung des halben Orients erbeuteten. Jene Tage des Glanzes und der Größe — sie sind längst vorüber. Seitdem Brussa auch aufgehört hat, der Hauptsitz der Seidenweberei zu seyn und Lyon an dessen Stelle trat, seitdem die Zahl seiner Webestühle von 40,000 bis auf 2000 herabgesunken ist, nimmt die Stadt jährlich ab an Bevölkerung, Leben und Wohlstand, und das Labyrinth seiner engen und schmutzigen Gassen zählt kaum noch 70,000 Bewohner.

Die Moscheen Brussas darf jeder Europäer ohne Ferman[4086] betreten. Diejenige, welche vorzugsweise die „große"[4087] heißt, ist ein Muster maurischen Baustyls. Sie steht im Mittelpunkte der Stadt und drei Sultane theilen sich in die Ehre ihrer Erbauung: Murad I.[4088], Bajazid I.[4089] und Mohamed I.[4090] Das Innere des Gebäudes ist von Marmor, und der Hauptraum wird von einer herrlichen Glaskuppel überdacht, um welche herum neunzehn kleinere sich wölben. Unter der Hauptkuppel steigt aus einer Fontaine von parischem Marmor krystallhelles Wasser in Strahlen empor, in denen sich das von oben hereinfallende Sonnenlicht mit allen Farben bricht und spiegelt. Das magische Farbenspiel und das Wassergeplätscher verleihen dem Tempel einen heitern, zur innigen Andacht stimmenden und zu heitern, menschlichen Gefühlen ermunternden Charakter, von denen man in den düstern Kirchen der Christen keine Spur findet. – Darum läßt auch der zum Gebet rufende Muezzim[4091] nie vergebens sein „Es ist nur ein Gott und Mohamed sein Prophet! Kommt zum Gebet, kommt zur Seligkeit!"[4092] vom Minaret[4093] erschallen; fünf Mal[4094] geschieht es täglich, und immer füllt sich der heitere Tempel mit den Schaaren der Andächtigen.

[4083] Veraltet für türk. Bursa (von griech. Προύσα, Prousa; osman. بورسه, Bursa).

[4084] Siehe hierzu S. 198, Anm. 541.

[4085] Osman I. Gazi (siehe hierzu S. 196, Anm. 535).

[4086] Ein Ferman (osman. فرمان, fermān) ist ein Erlaß, ein Dekret, eine Vollmacht oder eine Verordnung eines Souveräns in islam. Ländern; hier jedoch eindeutig im Sinne von Genehmigung bzw. Erlaubnis verwendet.

[4087] Osman. اولو جامع, Ulu Cāmiʿ, „Große Moschee"; türk. Ulu Camii.

[4088] Murad I. (osman. مراد بن اورخان, Murād b. Orḫān; 1319 o. 1326–1389; gefallen), seit 1359 Sultan des Osmanischen Reiches.

[4089] Bayezid I. (osman. بايزيد بن مراد, Bāyezīd b. Murād; 1360–1403), von 1389 bis 1402 Sultan des Osmanischen Reiches.

[4090] Mehmed I. (osman. محمد چلبى, Meḥmed Çelebi, von osman. چلبى, çelebi, „vornehm", auch für „Prinz" verwendet; 1389–1421), seit 1413 Sultan des Osmanischen Reiches.

[4091] Siehe hierzu S. 218, Anm. 610.

[4092] Der Adhān (siehe hierzu S. 225, Anm. 624).

[4093] Siehe hierzu S. 188, Anm. 495.

[4094] Siehe hierzu S. 224, Anm. 623.



DIE GROSSE MOSCHEE IN BRUSSA

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 128-133.

CCCXXXXIV. Brussa in Anatolien[4095].

Vom Olymp[4096] nach Brussa ist eine Viertel-Tagreise, von dem lustigen Haushalt der alten Heidengötter und dem Kriegsgetümmel der Argonauten zum stillen Gebet der Moslemin in den Moscheen und zum Lärmen der täglich aus- und einziehenden Karawanen aber 3000 Jahre; so wunderlich spielen dort Raum und Zeit mit einander. Brussa ist die ewige Stadt des Morgenlandes. Alle möglichen Herrgötter haben da Hof gehalten. Von den unsterblichen, aber leutseligen Bewohnern des Olymps bis zum kriegerischen Herrn der gläubigen Heerschaaren und dem dreiköpfigen Cerberus[4097] der griechischen Christenheit[4098] hat sie jede Wandlung in Kultur und Völkerleben mit immer neuem Glanze bekleidet und bis vor Kurzem strahlte sie noch in Anmuth, die die Herzen der Dichter begeisterte, und den Sinn ihrer Gäste entzückte. Aus griechischen und römischen Ruinen erhoben sich die schlanken Minarets herrlicher Moscheen, unversiegbar quollen die heißen Wasser, in denen die byzantinischen Kaiser sich badeten; Seidenwurm und Wein gedeihen auch jetzt noch so üppig als zur Phönicier Zeit und wandern auf dem Rücken der Kameele nach allen Himmelsgegenden aus. Neben der Asche der alten bithynischen Könige haben sich die Gebeine der osmanischen Herrschergeschlechter gebettet und wenn uns die Runen der Vergangenheit erzählen, daß Hannibal[4099], der große Römerfeind, flüchtig und geächtet, hier ein Asyl fand und freiwillig den Giftbecher trank, so zeichnet unsere Zeit den Namen eines anderen großen Afrikaners daneben ein, denn Abd-el-Kader[4100], der greise Wüstenfürst, lebt in Brussa das Leben der Verbannung, nachdem er seinem siegreichen Erbfeind, dem Franken, Urfehde geschworen. Noch ein Paar Jahre, und Brussa ist das gemeinsame Grab zweier blut- und geistverwandten Helden, beide Söhne derselben Scholle, beide gebräunt unter derselben Sonne, beide Kämpfer für Freiheit und Glauben, beide Grabträger ihrer Nationen, beide Opfer romanischer Eroberung, – zwei ganz gleiche Unglücksgenossen. die auf fremdem Welttheil, in denselben Mauern, aber von den Endpunkten zweier Jahrtausende sich hier wieder begegnen. War's nicht ein grandioser Gedanke der finsteren Mächte der Unterwelt, als sie jüngst die Feuer der Tiefe schürten und Brussa's Moscheen und die hohen Dampfessen der fränkischen Fabriken zur Erde legten, diesem Heldenpaar unter den Ruinen der ewigen Stadt ein gemeinsames Grab zu bereiten, bewacht von der alten Götterburg, dem Olymp, als Denkmal, damit die kommenden Jahrtausende zu ihrer Stätte pilgern?

[4095] Griech. ἀνατολή, anatolē, „Osten"; osman. آناطولو, Ānāṭolu bzw. آناطولى, Ānāṭolı, „Kleinasien".

[4096] Osman. اولو طاغ, Ulu Ṭaġ; heute türk. Uludağ. Der Berg war früher unter der Bezeichnung Mysischer bzw. Bithynischer Olymp bekannt.

[4097] Siehe hierzu S. 1196, Anm. 3665.

[4098] Hiermit ist sicherlich das im Byzantinischen Reich Ephoria (griech. εφορία, Überwachung, heute auch für Finanzamt verwendet) genannte dreiköpfige Gremium gemeint, das in den jeweiligen Provinzen für die Erhebung der Steuern zuständig war; da in Byzanz ein ebenso ausgefeiltes wie drakonisches Abgabensystem praktiziert wurde, waren die damit verbundenen Behörden natürlich entsprechend negativ konnotiert.

[4099] Der pun. Feldherr Hannibal Barkas (siehe hierzu S. 101, Anm. 216), der sich in Bursa, seinem Exil, entleibt haben soll.

[4100] Der alger. Freiheitskämpfer Abd el-Kader (siehe hierzu S. 1226, Anm. 3749) verbrachte die ersten Jahre nach seiner Freilassung aus frz. Gefangenschaft von 1852 bis 1855 in Bursa, ehe er wegen der dortigen Erdbebengefahr nach Damaskus (arab. دمشق, Dimašq; osman. شام, Şām) übersiedelte.



BRUSSA

Aber die Götter thun der Poesie nichts mehr zu Gefallen, seitdem die Poeten sich ihrer schämen. Vom Olymp sind sie ausgezogen und im Kern der Erde lungern und träumen die Cyklopen[4101] und lassen ihre Herde erkalten.

Brussa ist die Capitole des Paschaliks[4102] von Anatolien[4103] und im Range die dritte Stadt im türkischen Reich. Strabo[4104] schreibt ihre Gründung dem Veteranen des bithynischen Königsgeschlechts, Prusias I.[4105], zu, der sie nach seinem Namen taufte; an den Grenzen des alten Phrygiens und Mysiens gelegen, war sie zur griechischen Blüthezeit schon eine der wichtigsten Plätze Kleinasiens. Schon damals und auch noch unter den Römern versammelten die dort entspringenden heißen Quellen zahlreiche Kranke in ihren Mauern; römische Skulpturen, die an den Umfassungen des alten „Kestell“[4106] (*Castellum*) noch zu sehen sind, bezeichnen diese Befestigung als ein Bauwerk aus jener Zeit. Im 10. Jahrhundert wurde die Stadt von einer kriegerischen Horde Araber belagert und zerstört. Zur Zeit der Kreuzzüge bleibt sie unerwähnt, und taucht erst wieder im 14. Jahrhundert auf, als die Dynastie Osman, gefolgt von zehn thatkräftigen weltstürmenden Fürsten bis Suleiman I.[4107], Brussa zum Centrum ihrer Macht erkor. Binnen einem Jahrhundert wuchs die Bevölkerung der neuen Residenz gewaltig an; Macht, Reichthum, Glaubensfanatismus und Kunstliebe, die damals das Haus Osmans umgaben, schmückten die von Natur schon so reich Bedachte mit den herrlichen und großartigen Denkmälern, die des Muselmanns Stolz, im Fremden Bewunderung jener Vergangenheit erregen. Mußte Brussa auch, als sich der Schwerpunkt der Macht des Eroberers nach dem Abendland verlegte, schon Ende des 14. Jahrhunderts an Adrianopel[4108] und später an das unvergleichliche Stambul[4109] die Ehre und den Glanz des Herrschersitzes abtreten, so blieb es doch bis auf unsere Tage blühend durch die Ergiebigkeit seiner Gefilde, die Heilkraft seiner Quellen und den Fleiß und die Geschicklichkeit seiner Bewohner. Dem europäischen Handel ist Brussa noch eine der wichtigsten Städte in Kleinasien, dem Staatsschatz der Pforte[4110] eine ihrer ergiebigsten Einkunftsquellen und dem Volk der Osmanli[4111] wird sie ewig die heiligste im ganzen Reich bleiben, denn sie birgt in ihren hochgewölbten und cypressenbeschatteten Grabstätten die Gründer seiner zerfallenden Größe und Herrlichkeit, Sultane, Scheiche, Propheten und Dichter, bis zu dem Tage, wo Allah alle Moslems im Thal Josaphat zu Gericht ruft[4112].

Das Dampfboot, welches von Konstantinopel Post und Reisende regelmäßig nach Brussa bringt, legt in Ghio[4113], der altgriechischen Kolonie Kios, dem nächstgelegenen Seehafen an der anatolischen Küste von Marmora an. Die Straße geht eine kurze Strecke zwischen Weingärten am Meeresufer hin und steigt dann landeinwärts in einer üppig bewachsenen Thalschlucht bergan. Von da überschreitet sie ein fruchtbares Hochland und senkt sich noch ein Paar Stunden Wegs in die reiche Brussa-

---

[4101] Siehe hierzu S. 382, Anm. 1091.

[4102] Eine osman. Verwaltungsebene (siehe hierzu S. 807, Anm. 2489).

[4103] Osman. ایالت آناطولی, Eyālet-i Anaṭolı; die Hauptstadt dieser 1841 aufgelösten Provinz war allerdings Kütahya (osman. كوتاهيه, Kütāhya). Bursa wurde erst 1841 Hauptstadt des neugeschaffenen Eyālet-i Ḫüdāvendigār (osman. ایالت خداوندكار).

[4104] Der griech. Geschichtsschreiber und Geograph Strabon (griech. Στράβων; ca. 63 v. Chr.–ca. 23 n. Chr.).

[4105] Prusias I. Cholos (griech. Προυσίας Α ὁ Χωλός, „Prusias der Lahme“; † 182 v. Chr.) seit ca. 228 v. Chr. König von Bithynien.

[4106] Osman. قسطل, ḳasṭel bzw. كستل, kestel (von ital. castello).

[4107] Süleyman I., genannt „der Prächtige“ (osman. سليمان; Süleymān; ca. 1495–1566), seit 1520 Sultan des Osmanischen Reiches.

[4108] Veraltet für türk. Edirne (siehe hierzu S. 1597, Anm. 4955).

[4109] Veraltet für İstanbul/Istanbul (siehe hierzu S. 39, Anm. 33); von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei.

[4110] „Hohe Pforte“ war die Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 188, Anm. 497).

[4111] Der Osmane (siehe hierzu S. 216, Anm. 607).

[4112] Recte: Joel 4,2 u. 4,12.

[4113] Osman. كمليك, Gemlik, früher griech. Κίος, Kios; heute gleichfalls Gemlik.

Ebene hinab, die sich in einem 3 geogr. Meilen[4114] langen und breiten Gürtel um die alte Götterburg, den Olymp und das angrenzende Alpenland windet, das seine über 8000 Fuß hohen Gipfel in schweren kuppigen Massen in die Wolken streckt. Von dieser Seite zeigt sich Brussa auf unserem Bilde. Wie sichtbar, ist die Stadt selbst amphitheatralisch hart am Bergabhange in die Höhe gebaut, überragt von der alten Burg Kestell, mit ihren krenellirten Mauern[4115] und Thürmen.

Zahlreiche aus den Schluchten des Olymps hervorbrechende Bäche durchschneiden die Stadt und die Ebene, um sich in den Nilufar[4116] zu ergießen, einen wilden Alpenstrom, der den Fuß des Gebirges badet und ein herrliches Thal, dann die Ebene durchströmt. Oberhalb, im Bereiche des alten Kestell, liegt ein großes, von lebendigen Quellen gespeistes Wasserbassin, das durch unterirdische Leitungen zahlreiche öffentliche Brunnen in der Stadt versorgt. Im Mittelalter genügte jene alte Befestigung, Brussa zu einer schwer einzunehmenden Stadt zu machen, während selbst die neuere Citadelle jetzt gegen einige auf den nächsten Berghohen errichtete Batterien keinen Tag zu halten wäre. Auch scheinen die Türken so wenig an die Notwendigkeit einer Vertheidigung mehr zu denken, daß sie die Geschütze in den Werken verrosten und die Garnison verkommen lassen. Die Neuzeit hatte, außer ein Paar Brükken, Mühlen und Fabrikanlagen, wenig stattliche Bauwerke aufzuweisen. Der Palast des Pascha[4117] bedeckt mit seinen Gärten, Dienstgebäuden, Salanolik[4118], Harem und dazwischen liegenden Höfen einen weiten Raum, zeigt aber in seinen hohen weiß getünchten Kasernenwänden keine Spur von Styl. Ehrwürdige Bauten sind die feuerfesten und altersgrauen Chane (Karawanserais[4119]), ein oder zwei Stock hohe, im Quadrat angelegte Fremdenherbergen von dickem fensterlosem Mauerwerk, in dessen nur durch eine Thüre mit der Straße in Verbindung stehenden Höfen zwei-, vier- und mehrfüßige Geschöpfe in Eintracht beisammen lagern. Auch die meisten Wohnhäuser waren, zum auffallenden Unterschied von anderen orientalischen Städten, sehr massiv aus Stein gebaut. Die Zierde und der Stolz Brussa's aber bleiben seine Werke muhamedanischen Glaubenseifers, die zu den edelsten Erscheinungen in der Geschichte der Architektur und denselben Jahrhunderten angehören, in denen auch die kirchliche Baukunst des Abendlandes ihre Triumphe feierte, – seine Moscheen und Sultans-Gräber.

Brussa ist *par excellence* die Moscheen-Stadt, denn es hat deren so viel als Tage in der Woche, kleinere Gotteshäuser aber nicht weniger als Tage im Jahr, wie die türkischen Schriftsteller aufzählen, daher die Minarets so zahlreich sind, wie in einer belgischen Fabrikstadt die Feueressen. Als die älteste Moschee ehrte man die des Bajasid[4120], die in einem halbverfallenen Stadttheil gelegen, noch von roher ungeschlachter Bauart ist; eine seltsame Aufhäufung der verschiedensten Bogenkonstruktionen und geschmackloser Ornamente, die sich da nebeneinander vertragen müssen. Das einfache Grabmal würde keiner Erwähnung werth seyn, wenn es nicht die Asche jenes wilden Padischa enthielte, der durch Bru-

---

[4114] 1 geogr. Meile entspricht 7420,44 m.

[4115] Mit Schießscharten versehen.

[4116] Osman. نيلوفر چايى, Nīlüfer Çāyı, „Seerosenbach“ (aus osman. نيلوفر, nīlüfer, „der Lotos, die Seerose“ und چاى, çāy, „der Bach“); heute Nilüfer Çayı.

[4117] Siehe hierzu S. 200, Anm. 558.

[4118] Recte: Osman. سلاملق, selāmlıḳ, der von den Männern bewohnte Teil des osman. Hauses bzw. der Empfangsraum in einem orientalischen Haus. Der offizielle (öffentliche) Teil eines Palastes (osman. سراى, sarāy) im Osmanischen Reich hieß ebenfalls so.

[4119] Eine Herberge für Karawanen (siehe hierzu S. 216, Anm. 606).

[4120] Osman. يلدرم بايزيد جامع, Yıldırım Bāyezīd Cāmiʿ (türk. Yıldırım Bayezid Camii); die zwischen 1391 und 1395 errichtete Moschee mit Stiftungskomplex (siehe hierzu S. 1325, Anm. 4129) wurde bei den Erdbeben von 1855 stark in Mitleidenschaft gezogen und danach mit erheblichen Eingriffen in die ursprüngl. Bausubstanz wiederaufgebaut (zu Bayezid I. siehe S. 1319, Anm. 4089).

dermord zum Throne gelangte[4121] und zu viel Stolz besaß, um nach dem Unglückstag von Angora[4122] von seines Siegers Gnade zu leben. In Pisidien[4123] tödtete ihn ein Schlag. Die Seinen nannten ihn Jildirim[4124] den „Blitz", weil er wie ein Wetter bald an die Donau fuhr, Serbien zu knechten oder eine Königstochter nach seinem Harem zu entführen, bald die Akropolis des Kekrops[4125] bestürmte, bald nach Morea[4126], bald nach Armenien an der Spitze seiner Janitscharen[4127] einen Raubzug that. Der todte Bajasid kehrte, was dem lebenden nicht mehr vergönnt war, an die Stätte zurück, wo er Hof gehalten. Eine Viertel-Stunde weiter, auf einem in die Ebene verschlingenden Hügel, steht die große Moschee Emir Sultana[4128], mit einem prachtvollen Treppen-Aufgang, der die ganze Breite des Hügels einnimmt. Sie bildet im Innern ein kolossales, weiß getünchtes Mauerquadrat, an der einen Seite mit einem stattlich aufgeputzten und von riesigen Wachskerzen strahlenden Altar; künstlich verschlungene Koranverse bedecken die Wände, in Gold-Schriftzügen auf schwarzem Grunde geschrieben. In der Mitte des Hofes sprudelt eine Fontaine. Weiter hinauf in der Ebene liegt Jeschil Imaret[4129], die „grüne Stiftung",

---

[4121] Bayezid I. (siehe hierzu S. 1319, Anm. 4089) ließ bei Amtsantritt sofort seinen Bruder Yaḳub (osman. يعقوب) ermorden und begründete damit eine lange Tradition des Brudermords, der bei den Sultanen des Osmanischen Reiches bis Ende des 17. Jhd. praktiziert wurde. Zwar hatte sich dann das Senioratsprinzip, also die Thronfolge des ältesten Erbberechtigten, durchgesetzt, doch wurde eine gesetzliche Thronfolgeregelung zugunsten des ältesten Sohnes erst mit der Verfassung von 1876 getroffen. Bis dahin wurden die Prinzen übrigens im Istanbuler Topkapı Saray (siehe hierzu S. 188, Anm. 497) im sog. „Prinzenkäfig" (osman. قفس, ḳafes, „Käfig") in ‚fürstlicher Gefangenschaft' gehalten.

[4122] Veraltet für Ankara (osman. آنكورى, Āngorı); am 20. Juli 1402 unterlagen die Osmanen dort den Truppen des Timur (pers. تيمور, Tīmūr; 1336–1405), auch unter den Namen Timur Lenk, Timur Leng oder Tamerlan bekannt. Bayezid I. (siehe hierzu S. 1319, Anm. 4089) geriet dabei in Gefangenschaft und starb einige Monate später in der anatol. Stadt Akşehir (osman. آقشهر, Āḳşehir, aus osman. آق, āḳ, „weiß" und شهر, şehir, „Stadt", also frei übersetzt „Weißenstadt").

[4123] Griech. Πισιδία, Pisidía; in der Antike die Bezeichnung für eine schwer zugängliche Landschaft im westl. Taurusgebirge im Süden Kleinasiens; sie erstreckte sich zwischen der Küstenebene bei Antalya im Süden und den Seen um Burdur im Norden.

[4124] Osman. يلدرم, yıldırım.

[4125] Kekrops I. (griech. Κέκροψ, „der Geschwänzte"), mythol. König von Athen, der gemäß der griech. Mythologie auf der Akropolis die Burg Kekropia erbaute, weshalb er als Gründer Athens galt.

[4126] Morea (griech. Μωρέας o. Μωριάς) ist seit dem Mittelalter die Bezeichnung für die Halbinsel Peloponnes.

[4127] Die Janitscharen (osman. يكيچرى اوجاغى, Yeñiçeri Ocāġı, „Janitscharenkorps", wörtl. „Feuerstelle – osman. اوجاق, ocāk – der neuen Truppe"; nicht von ungefähr hießen bei den Janitscharen die Bataillonskommandeure osman. چورباجى باشى, Çorbācı-Bāşı, „Suppenmeister" und die Hauptleute osman. آشجى استا, Āşcı Ustā, „Chefkoch"; auch wurden ihnen anstelle von Standarten – osman. Sing. سنجاق, sancāḳ, Pl. سنجاقلر, sancāḳlar – mächtige Suppenkessel – osman. Sing. قزغان, ḳazġān, Pl. قزغانلر, ḳazġānlar – vorangetragen). Sie stellten die Leibwache des Sultans und erreichten höchste Positionen im osman. Staatswesen. Dieser seit dem 14. Jhd. bezeugte Truppenteil wurde 1826 aufgelöst.

[4128] Osman. امير سلطان جامع, Emir Sulṭān Cāmiʿ (türk. Emir Sultan Camii); der ursprüngl. Bau datiert aus dem 14. Jhd.; 1804 wurde die Moschee jedoch neu erbaut und im Jahr 1868 erneut, wobei die Gesamtarchitektur jeweils leicht verändert wurde.

[4129] Wörtl. eigentl. die zu der wohl zwischen 1414 und 1424 erbauten Grünen Moschee (osman. يشيل جامع, Yeşil Cāmiʿ; türk. Yeşil Camii) gehörige Armenküche (osman. عمارت, imāret; türk. aşevi, Suppenküche); bedeutende Moscheen waren häufig mit zahlreichen Stiftungseinrichtungen (osman. كليه, külliye; von osman. كلى, külli, „umfassend, gesamt"; türk. külliye, Gebäudekomplex) ausgestattet; diese umfaßten neben der obligatorischen Suppenküche (s. o.) eines oder mehrere Mausoleen (siehe hierzu S. 1326, Anm. 4130) meist eine oder mehrere Hochschulen (osman./türk. مدرسه, medrese), eine Bibliothek (osman. دارالكتب, darülkütüb; türk. kütüphane), eine Elementarschule (osman. مكتب, mektep; türk. ilkokul), ein Hospital (osman. دارالشّفا, darüşşifā; türk. hastane), ein Bad (osman./türk. حمام, ḥamām), ein öffentliches Brunnenhäuschen mit Getränkeausschank (osman./türk. سبيل, sebil) und eine Karawanserei (Siehe hierzu S. 200, Anm. 558) für Reisende. Manchmal waren ein sufitischer Derwisch-Konvent (osman. تكيه, tekye, türk. tekke) oder ein Gästehaus für wandernde Derwische (osman./türk. طبع خانه, ṭabʿẖāne) sowie ein offener oder geschlossener Markt (osman./türk. چارشى, çārşı bzw. قپالى چارشى, kapālı çārşı, „überdachter Markt") angegliedert, dessen Mieterlöse der Stiftung zugute kamen und der Versorgung des umgebenden Wohnviertels (osman./türk. محله, maḥālle) dienten. Manche großen Sultanskülliyen verfügten sogar über ein Institut zur astronomischen Bestimmung der Gebetszeiten und Ähnlichem (osman./türk. موقّتخانه, muvaḳḳitẖāne). In osman. Urkunden wurde jedoch meist der gesamte Komplex als İmaret (s. o.) bezeichnet.

eine kleine Stadt von Moscheen, Sultans-Grabstätten und dazu gehörigen Spitälern, Wohlthätigkeits- und Lehr-Anstalten. Ihren Namen verdankt sie den grünen, mit persischem Porzellan bekleideten Kuppeln, deren vier der großen Moschee, eine fünfte dem herrlichen Grabmal[4130] angehören, welches Mohamed I., der kunstverständigste unter den Beherrschern Brussa's, sich noch bei seinen Lebzeiten errichtete. Auf einer erhöhten Terrasse, unter dem Portal der Moschee, plätschert ein schöner Brunnen seine kühlen Wasser in ein weißes Marmorbecken, und unter dicht belaubten Bäumen lagern da die Pilger, Angesichts [sic!] einer paradiesischen Natur, bis sie der Muezin zur Andacht ruft. Die Moschee selbst ist an Schönheit und Reichthum ein Meisterwerk der Baukunst. Von den edelsten Verhältnissen, ist es mit Ornamenten aus den mannigfaltigsten und kostbarsten Marmorn prächtig geschmückt. Die Wände des Innern und zweier symmetrisch angelegten Seiten-Rotunden spiegeln Weiß in Blau die Inschriften des Korans wieder, wie Perlenstickerei auf Sammtgrün; der roth-marmorne Altar (Mihrab[4131]) ist mit einer Buchstaben-Guirlande eingefaßt, die dem kundigen Auge die Größe Allahs darstellt. Von derselben originellen Pracht war das Grabmal des Sultans. An seinen Sarkophag, der mit den kostbarsten persischen Shawls behangen war, reiheten sich an 30 Särge seiner Prinzen und Töchter. Die achtseitige Umfassungsmauer, über der sich die hoch aufstrebende Kuppel erhob, war aus blauem Porzellan und mit Koran- und Dichtersprüchen beschrieben.

So sehr jeder Beschauer von der reizenden „grünen Stiftung" entzückt ward, so wartete seiner doch noch ein imposanterer Eindruck, wenn er die nahe gelegene Ulu Dschami[4132], die eigentliche Kathedrale Brussa's, besuchte, das gemeinsame Werk der Sultane Murad, Bajasid und Mohamed, dreier Menschenalter, vom Großvater bis zum Enkel. Die an den anderen Tempeln beschriebene Pracht fand sich hier in noch gesteigerterem Maße, und die Vereinigung derselben mit kolossalen Dimensionen und der Kostbarkeit der Stoffe machte für den Kunstfreund den Besuch dieser Moschee zum Glanzpunkt seiner Genüsse in Brussa. Geschichtlich merkwürdig war eine ehemalige griechische Klosterkirche, in deren Hallen die Gründer der osmanischen Macht[4133], Osman und Achan[4134], mit ihren Familien beigesetzt wurden. Dies uralte Kloster liegt innerhalb der Mauern des Kastells. Im reinsten gothischen Styl erbaut, ist es zum Theil Ruine und von wild wuchernden Gärten umschlossen; aber die Gruft ist noch in der den großen Todten würdigen Pracht erhalten; am Gewölbe glüht der blutrothe Halbmond[4135] auf silbernem Grunde; golddurchwirkte Purpurtücher umhängen die Sarkophage und der weiße Turban mit diamantener Agraffe bezeichnet die Sultanswürde der Eingesargten. Der Geist der osmanischen Geschichte geht in diesem ehrwürdigen Mausoleum noch um und prophezeit dem denkenden Menschen von der Genesis und dem Untergang alles Großen auf der Erde. – Das Kastell[4136] von Brussa ist verfallen; nur noch die flankirten Mauern und theilweise erhaltenen Thürme aus großen Granitblöcken beweisen seine frühere Bestimmung und seine Herkunft von der Hand römischer Baumeister. Da ist's, wo nach der Sage der alten Geschichtsschreiber der große Afrikaner, von Prusias verrathen und von den Schaaren der Römer belagert, sich den Tod gab.

Wie allenthalben im heutigen Türkenreiche, trägt auch Brussa schon längere Zeit die Zeichen des Verkommens an sich, weniger im Aeußeren, als durch das auffallende Sinken der Einwohnerzahl, unter denen hier im Herzen des osmanischen Lebens in der letzten Periode hauptsächlich die Rajahs[4137] und das europäische Element prosperirten. Während v. Hammer[4138] im Jahre 1818 die Bevölkerung

---

[4130] Das 1421 erbaute berühmte Grüne Mausoleum, türk. Yeşil Türbe (osman. يشيل تربه; von arab. تُرْبَة, turba, „Staub, Erde, Friedhof, Mausoleum").

[4131] Arab. محراب, miḥrāb, die Gebetsnische in Moscheen, die die Richtung nach Mekka (arab. قبلة, qibla) anzeigt.

[4132] Siehe hierzu S. 1319, Anm. 4087.

[4133] Das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (siehe hierzu S. 197, Anm. 540).

[4134] Hiermit dürfte Orhan I. (osman. اورخان غازى, Orḫān Ġāzī; 1281–ca. 1359) gemeint sein, der Sohn von Osman I. Gazi (siehe hierzu S. 196, Anm. 535).

[4135] Siehe hierzu S. 190, Anm. 513.

[4136] Siehe hierzu S. 1323, Anm. 4106.

[4137] Osman. رعايا, reāyā, „der Untertan" (siehe hierzu S. 225, Anm. 627).

[4138] Der österr. Orientalist Joseph von Hammer-Purgstall (1774–1856) in seinem 1818 in Pesth bei Adolf Hartleben (1778–1863) erschienenen Werk „Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos,

auf 100,000 Seelen schätzen konnte, betrug sie im vorigen Jahre kaum noch 70,000, unter denen 10,000 Armenier, 7000 Griechen und mehrere Tausend Juden und Franken waren. Die Handwerke, welche eine unseren Innungen ähnliche Organisation haben, und die Fabriken befinden sich größtentheils in den Händen der Rajahs; die blühenden Seidenwebereien namentlich, welche im größten Maßstabe mit europäischen Maschinen betrieben werden und mit den besteingerichteten Fabriken von Lyon und Wien rivalisiren, gehören reichen armenischen Bankiers. Der Weinhandel ist ein bedeutendes Exportgeschäft fränkischer Häuser geworden und versorgt, außer Konstantinopel und andern weintrinkenden Städten der Türkei, das Innere Rußlands. Seine politische Wichtigkeit, die ihm die centrale Lage zwischen den beiden Meerespforten, den Dardanellen und dem Bosporus, verlieh, hat Brussa längst an Konstantinopel abgetreten. Noch aber dient es zum Ausgangspunkt der Pilger- und Handels-Karawanen von und nach dem Innern Asiens.

In den letzten Tagen des vergangenen Februar[4139] hat eine furchtbare Katastrophe das alte Brussa heimgesucht. Die berühmten heißen Quellen in der Umgebung der Stadt und die früher schon vorgekommenen Erderschütterungen zeugen von unterirdischem Feuer, welches hier seinen Herd hat und öfters schon Erdbeben herbeiführte. Nach einem heftigen Sturm und Regen in jenen denkwürdigen Tagen erfüllten die Anzeigen einer nahen Katastrophe plötzlich die Einwohner Brussas mit panischem Schreck. Unerträgliche Gewitterschwüle und heftiger Schwefelgeruch er füllten die Luft, der Himmel umnachtete sich, Blitze zuckten von allen Seiten abwechselnd mit dem Krachen des Donners und in furchtbaren Konvulsionen erbebte die Erde. In heftigeren und rascheren Schlägen folgten die Erschütterungen und hoben mit einem Mal die tausendjährigen Mauern aus ihren Fugen. Der weite Umkreis der menschenerfüllten Stadtviertel erdröhnte vom Einsturz der Moscheenkuppeln und vom Fall der hohen Minarets; kaum eine der vielen hundert blieb unversehrt; ganze Straßen verwandelten sich in Trümmerhaufen, und die mächtigsten massivesten Bauwerke, welche Ewigkeiten zu überdauern schienen, wurden aus ihren Fundamenten gelöst und zur Erde gelegt; ganze Familien, Schaaren von Betern in den Moscheen und von armen Spinnerinnen in den Fabriken fanden ihr Grab unter den Ruinen. Die Erdstöße wiederholten sich in längern und kürzern Pausen während mehrerer Monate. Feuersbrünste brachen aus und beförderten das Werk der Zerstörung. Nur langsam und zögernd kehren die flüchtigen Einwohner zurück und beginnen mit dem Wiederaufbau ihrer Wohnstätten; viele bleiben ganz aus. – Schwerlich wird sich Brussa ganz wieder von diesem schweren Mißgeschick erholen, und seine zerstörten Monumente alter Pracht und Herrlichkeit bleiben für immer verloren. –

---

und von da zurück über Nicäa und Nicomedien […]“, S. 65. Allerdings bezweifelt Hammer-Purgstall selbst die ihm genannte Einwohnerzahl.

[4139] Am 28. Februar, 11. April u. 23. Mai 1855.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 144-146.

CCCCLXXI. Die Pässe des Balkans.

Wie die Alpen die Scheidewand zwischen Italien und Deutschland, den Völkern germanischer und lateinischer Abkunft, bilden, so trennt der Balkan die Nationen hellenischer und slavischer Art. An dem hohen Gebirgswall, der vom schwarzen bis zum adriatischen Meere reicht, brach sich vielmal die Fluth der Menschenströme, vielmal die Ländergier der Eroberer. Doch nicht immer. Beim letzten Akt der Völkerwanderung, dem Ausbruch der Türken aus den tartarischen Steppen, nachdem sie das in Fäulniß ersterbende Reich der Byzantiner verschlungen hatten, überstiegen sie den Balkan und zertrümmerten die dortigen schwachen Reiche. Seitdem sind die überwundenen Völker hörige Knechte des Osmanenreichs[4140] geworden[4141], rechtlos hingelegt unter den Fuß der Sieger. Keine moralische Verpflichtung, kein Vertrag knüpft diese Nationen an ihre Kette; die aufgedrungene Sklaverei tragen sie daher auch nur so lange, als die Unterdrückung mächtig ist, die auf ihnen liegt; läßt aber ihre Kraft nach, dann sieht man sie zum Schwerte greifen und versuchen, die Banden zu zerhauen und heilige Rechte zu vindiziren[4142], welche keine Tyrannei auslöschen kann. So ist seit langer Zeit kein Jahrzehnt verflossen, wo nicht der Aufstand eines mißhandelten Volks[4143] in diesen Gegenden das türkische Racheschwert herbeilockte, wo nicht Europa zusehen mußte, wie die rohe Uebergewalt niedergeschmetterten Bevölkerungen alle Adern aufriß, damit das Blut aus tausend Wunden auf die Erde rinne und der innere Empörungsdrang in physischer Ohnmacht verende. Ohne irgend eine Sympathie für die Länder und Völker, die dem türkischen Schwerte gehorchen, ohne irgend eine Theilnahme für ihr Wohl und Wehe, nur den Standpunkt des Eroberers festhaltend gegenüber den Ueberwundenen, vergeht bei einem Zuge der Türken gegen aufgestandene Provinzen das Leben wie Staub auf ihrem Wege; kein Erbarmen, kein menschliches Gefühl hat sich jemals ihrer rasenden, reißenden Gewalt genaht; Städte hat sie in ihren Wirbel wie leichte Spreu umher getrieben, ganze Bevölkerungen standrechtlich gerichtet, weite Landschaften wüste gelegt. Noch heute, obschon das entartete, verweichlichte Geschlecht Osmans[4144] kaum noch so viel Kraft hat, um die Zügel des Reichs zu halten, sehen wir, wie die türkische Regierungskunst den religiösen Fanatismus, die Zügellosigkeit und Raubsucht der wilden Horden mohamedanischer Stämme benutzt, um sie gegen die christlichen Unterthanen zu hetzen, wie Bluthunde auf scheues Wild.

Aber obschon eine schamlose Politik fortwährend bemüht ist, die Türken als liebe Bundesgenossen anzunehmen, obschon sie sich nicht scheuet, in diesem Bündniß mit plumper Tyrannei ihre Maximen in widerlichster Gestalt zur That werden zu lassen, macht doch eine mächtigere Hand ihre schlech-

---

[4140] Das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (siehe hierzu S. 197, Anm. 540).

[4141] Wohl um 1369 war Adrianopel/Edirne von den Osmanen erobert worden. Nach der Schlacht an der Mariza (bulg. Марица, Mariza; griech. Έβρος, Evros; osman. مريج, Meriç; türk. Meriç Nehri) im Jahre 1371 folgte die Eroberung Makedoniens (1371) und Bulgariens (1385 und 1396). 1389 gelang es Murad I. (osman. مراد بن اورخان, Murād b. Orḫān; 1319 o. 1326–1389; gefallen) mit dem Sieg in der Schlacht auf dem Amselfeld (serb.-kyrill. Битка на Косову, Bitka na Kosovu, „Schlacht auf dem Amselfeld"; Косово поље, Kosovo polje, „Amselfeld" aus serb. кос, kos, „die Amsel" und поље, polje, „das Feld") 1389, die verbündeten christlichen Fürsten aus Serbien und Bosnien zu unterwerfen.

[4142] Hier wohl einfach im Sinne von fordern.

[4143] Seit Anfang des 19. Jhd.s hatte es regelmäßig Erhebungen der Einheimischen gegen die osman. Fremdherrschaft gegeben: Z. B. 1804 bis 1813 den Aufstand der Serben unter Đorđe Petrović (siehe hierzu S. 807, Anm. 2486) oder die „Griechische Revolution" von 1821 bis 1829 gegen die Fremdherrschaft der Osmanen (siehe hierzu S. 166, Anm. 424).

[4144] Osman I. Gazi (siehe hierzu S. 196, Anm. 535).



DER HAUPTPASS DURCH DEN BALKAN

ten Gedanken und Absichten zu Schanden. So hoch ist die Masse der Fäulniß und des innerlichen Verderbens im Türkenreiche angewachsen, so eilig folgen sich die Schläge und drängen sich die Zeichen unvermeidlicher Auflösung, so laut und immer lauter rufen die Ereignisse, daß, nachdem man alle Künste aufgewendet und alle Arglist verbraucht hat, um die Völker des schönsten Theils der Erde den türkischen Treibern zu bewahren, man endlich doch mit Ernst darauf zu denken scheint, dem lieben Bundesgenossen einen Todtenschein auszustellen und sich über die Theilung der Verlassenschaft zu verständigen. Dann wird auch der Balkan wieder, wie in vortürkischer Zeit, Reiche trennen, und Kultur, Glaube, Sitten und Regierungsformen werden sich auf seinem Rücken scheiden.

Der Balkan hat in seiner ganzen Längenausdehnung nur sechs gangbare Pässe, und eine einzige Heerstraße aus den nördlichen Provinzen des Reichs führt nach Constantinopel[4145]. Sie geht von Rustschuck[4146] an der Donau aus über Schumia[4147], ist aber jetzt sehr schlecht unterhalten und ohne eine Bedeckung von Tartaren nicht sicher zu passiren. Häufiger schlagen die Reisenden seit einiger Zeit die besser hergestellte Straße über Tirnova[4148] ein, welche sicherer ist und nicht beschwerlicher, als jene.

Von Rustschuck aus bis zum Balkan nimmt der Anbau des Landes allmählich ab; in der Nähe des Gebirgs liegen Dörfer und Flecken in weitern Zwischenräumen aus einander; dünner wird die Bevölkerung; sie flieht den wasserarmen Boden. Desto wohlthätiger sind die hübschgefaßten Brunnen, die man am Wege findet, größtentheils Werke frommer Gelübde, oder Stiftungen von Privatpersonen, die zugleich einen Fond für die Unterhaltung hergaben. Um diese Brunnen ist gemeinlich ein freundliches, grünes Plätzchen mit schattigen Bäumen und steinernen Ruhebänken. Ein eisernes Schöpfgefäß steht immer in einer kleinen Nische neben der wasserspendenden Röhre. Niemand bewacht es und niemals wird es gestohlen.

Der Eintritt in den Balkan ist sehr malerisch. Man sieht links, hart an der Straße, umgeben von Cypressen und Platanen, eine geschmackvolle und wasserreiche Fontaine; rechts schmiegt sich in eine Vertiefung ein freundliches Dörfchen, und vorwärts wölbt sich eine hohe Brücke über eine Schlucht, durch die ein reißender Strom, der Sohn des Gebirgs, fortbraust. Jenseits öffnet sich eine dunkle Kluft mit senkrechten, oft überhängenden Steinwänden; sie ist das Thor, durch welches der Weg in die wunderbare Felswelt führt, die den Balkan schmückt, wie der Säulenvorhof einen Tempel des Osiris. Die Straße folgt der Felsschlucht nach jeglicher Windung, bis man, wie ein Geiersnest an der Felszinne, auf steiler Höhe Tirnova liegen sieht.

Hinter Tirnova beginnt die zweite, höhere Gebirgsregion. – Nach zweistündigem Aufsteigen wird wieder ein Wohnort menschlicher Wesen erreicht: es ist Gablowa[4149], ein regsames Bergstädtchen. Seine Lage ist einzig. Ein krystallheller Strom stürzt über breite Felsstufen in ein Dutzend schäumender Kaskaden nieder und an jede sind Hammerwerke gebaut, deren Getöse noch lauter ist, als das Toben der Fluthen. Aus allen Häusern sprüht rothe Gluth durch die weitgeöffneten Pforten und gucken Cyklopengestalten[4150] heraus. Das Eisen, das hier gemacht wird, ist das beste in Bulgarien, und täglich kommen ganze Züge von Maulthieren und Pferden, um es abzuholen und in die Gegend zu verführen. –

Hinter Gablowa tritt die Straße in die dritte Region des Gebirgs. Die prächtigen Waldungen schrumpfen nach und nach zu niedrigem Buschwerk zusammen; Wildbäche stürzen von den steilen Bergstufen und verlieren sich in tiefe Schluchten, in welchen das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis nicht schmelzen. Die höchsten Kuppen sieht man selbst noch im August mit Schnee bedeckt, und schon im September legen sie das neue Winterkleid wieder an. Auf menschliche Wohnplätze trifft man nicht

---

[4145] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[4146] Die an der Grenze zu Rumänien gelegene bulg. Donaustadt Russe (bulg. Русе; osman. روسچوق, Rusçuḳ).

[4147] Die ostbulg. Stadt Schumen (bulg. Шумен; osman. شمنى, Şumni bzw. Şumnu).

[4148] Die bulg. Stadt Weliko Tarnowo (bulg. Велико Търново; osman./türk. تورنوفو, Tırnova).

[4149] Heute die bulg. Stadt Gabrowo (bulg. Габрово; viell. osman. كابلوفو, Gablova; diese Ortsbezeichnung mit entsprechend passenden geographischen Angaben kommt lediglich in Werken der 1. Hälfte des 19. Jhd.s vor).

[4150] Siehe hierzu S. 382, Anm. 1091.

mehr. Nur dann und wann steht hart am Wege ein kleines Häuschen, das bei eintretendem Unwetter einen ärmlichen Schutz für Menschen und Thiere bietet.

Die höchste Zinne des Passes wird 4 Stunden über Gablowa erreicht. Herrlich ist von diesem über 7000 Fuß hohen Punkte die Aussicht. Rückwärts und zu beiden Seiten irrt das Auge in der labyrinthischen Bergwelt umher, aus der hundert und aber hundert Kegel und Spitzen wie Riesen und Thürme aufstarren; vorwärts aber öffnen sich die gesegneten Gefilde Rumeliens[4151]. Wie eine Landkarte liegt die Landschaft ausgebreitet zu den Füßen. Kleine und große Flüsse durchziehen sie wie Silberfäden, sie ist übersäet mit Städten und Dörfern. Das Auge sucht am Horizont die Säulenthürme der Constantinsstadt, die Gestade des Hellesponts[4152] und des Bosporus, die Marken zweier Welttheile.

Unser Stahlstich versinnlicht die grandiose Szenerie des Balkanpasses[4153] unweit Gablowa.

[4151] Als Rumelien (siehe hierzu S. 213, Anm. 596) bezeichneten die Türken seit dem 15. Jhd. den europ., auf der Balkanhalbinsel gelegenen Teil des Osmanischen Reiches.

[4152] Die Dardanellen (siehe hierzu S. 234, Anm. 648ff.).

[4153] Der Schipkapaß (bulg. Шипченски проход, Šipčenski prochod, „der Durchgang bei Schipka“); mit seiner Höhe von 1.185 Metern über dem Meeresspiegel ist er einer der höchstgelegenen Pässe Bulgariens überhaupt.

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Elfter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1844.

Enthält: Der Hohentwiel (1844).
Hannover, Leibnitzhaus (1844, 1864).
Baden Baden, Geroldsau, Casino (1844, 1847, 1854, 1856, 1857).
Straßburg, Münster (1844, 1847).
Barcelona (1844).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 67-70.

CCCCLXXXIX. Hohentwiel in Oberschwaben.

Von den geheimnißvollen Gestaden, an welchen die Gefährten des Odysseus[4154] ruhen und der ewig lärmende Vulkan seine Werkstätte hat, versetze ich den Leser in des Schwabenlandes stille, heimische Waldgründe, in das eigentliche Geburtsland des deutschen Geistes, auf die Lieblingsbühne vaterländischer Sage und Geschichte.

Jenseits der Alp, einem rauhen, wasserarmen Kalkgebirge, welches Würtemberg von West nach Ost durchzieht, breitet sich ein romantisches Bergland aus. Es ist dies Oberschwaben, dessen südliche Marken bis an die Buchten des Bodensees und in die nördlichen Kantone der Schweiz reichen.

Die Krone dieser Landschaft und des ganzen Schwabenlandes ist der Hägau[4155] (der Gau der Höhen) – eine Bergebene mit einem Kranze von Porphyrfelsen. Fast jeder der letztern trägt das Gemäuer tausendjähriger Burgen und Vesten. Die höchste unter diesen einstigen Hütern des deutschen Landes ist Hohentwiel.

Das Entstehen dieses Schlosses läßt sich bis an die Grenze der Römerzeit verfolgen. Geschichtlich wichtig wurde die Burg schon im 10. Jahrh. Damals war sie nämlich der Sitz der schönen und strengherrschenden Herzogin Hedwig von Alemannien[4156], welche das Zepter über ganz Schwaben bis zum Neckar hin führte und es festhielt, bis dem Lande wieder ein Herzog ward. Seit der Zeit war Hohentwiel ein Eigenthum der schwäbischen Fürsten, bis es, nach Conradins[4157] unglücklichem Ende, der Kaiser Rudolf[4158], der Habsburger, als heimgefallenes Lehen seinem Kanzler Klingenberg[4159] verlieh. Die Klingenberger behaupteten sich im Besitz bis 1538. In diesem Jahre kam es durch Kauf an das herzogliche Haus Würtemberg. Hierauf wurde es sehr erweitert und befestigt. Im dreißigjährigen Kriege und im spanischen Erbfolgekriege[4160] vergeblich belagert, erwarb sich das Schloß den Ruf der Unüberwindlichkeit, verlor ihn aber 1800 durch eine schimpfliche Uebergabe an die Franzosen unter Vandamme[4161], der das Pulver, welches gegen die Angreifer zu verschießen die Besatzung nicht den Muth gehabt hatte, in die Kasematten[4162] bringen ließ und die Veste in die. Luft sprengte. Seitdem liegt sie in Ruinen.

Zur Ueberschauung des Schwaben- und des Schweizerlandes, zumal des vorderen Alpenzugs, wird dieser isolirte Hochlandsgipfel häufig bestiegen.

Hinan führt aus dem mit üppigen Wiesen und einem schönen Waldbach geschmückten Thale ein bequemer Fahrweg; die Meisten wählen aber den steilern Fußpfad durch die Rebengelände, welche den Fuß des Felskegels rings umgürten. Er bringt zu einer Schenke, welche auf nicht ganz halber Höhe neben einer Försterwohnung und einem Meyerhofe steht und wo gewöhnlich gerastet wird. Hinter dem Wirthshause, auf mauerartiger Felsumwallung, liegt der Friedhof mit den wenigen Ueberresten einer kleinen

---

[4154] Griech. Ὀδυσσεύς, ein Heros der griech. Mythologie.

[4155] Hegau.

[4156] Hadwig (ca. 940–994), als Gemahlin von Herzog Burchard III. (ca. 910–973) Herzogin von Schwaben.

[4157] Siehe hierzu S. 319, Anm. 890.

[4158] Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

[4159] Heinrich von Klingenberg (ca. 1240–1306), als Heinrich II. 1293 bis 1306 Fürstbischof von Konstanz und von 1296 bis 1306 Pfleger des Klosters Reichenau; für Rudolf I. war er Pronotarius und Vizekanzler.

[4160] Kabinettskrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten span. Habsburgers, König Karl II. (span. Carlos II; 1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

[4161] Der frz. General Dominique Joseph Vandamme, comte d'Unsebourg (1770–1830).

[4162] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.

Kapelle, und manches versunkene Steinkreuz mit unleserlichen, uralten Schriftzügen gibt hier dem Alterthumsfreund Stoff zur Forschung. Wahrscheinlich war er die Ruhestätte der Burgbewohner, und der Meyerhof gehörte wohl ehemals zur Kaplanei.

An hohen, ausgehauenen Felswänden hin geht es fort bis an den Eingang eines dunkeln, wohlerhaltenen Thorgewölbes. Dieses führt in den Vorhof. Welch ein Anblick! Steintrümmer und Felsklumpen, die das sprengende Pulver abriß, liegen regellos und wild durch einander. Es sind die Ueberbleibsel der Kaserne, eines Wirthshauses, einer Apotheke und der Bastei, die den Eingang schützte. In der Mitte des Platzes steht noch, übermauert und unversehrt, der Ziehbrunnen der Veste, von großer Tiefe.

Steil und immer steiler geht der Weg zwischen Felsen fort bis zur zweiten Umwallung, jenseits welcher ehemals eine Zugbrücke zur eigentlichen Veste leitete. Jetzt ist ein hölzerner Steg über den mit Schutt und Steinblöcken bis zur Hälfte gefüllten Graben gelegt. Seitwärts gelangt man auf einem treppenförmigen Pfade auf die Zinne einer Schanze – und mit Zittern sieht man sich da am Rande einer senkrechten Wand von mehr als 400 Fuß Höhe. Hier ist die Aussicht schön! Die Burgen der Nachbarhöhen: Staufen, Stoffeln, Hohenkrähen, Mägdeberg, möchte man mit den Händen greifen, so nahe scheinen sie. Ihre Felssäulen erinnern an die Bilder der sächsischen Schweiz: nur mangelt dort die großartige Scenerie des Fernen. Noch einmal geht's bergauf – zu der Stelle, wo die dritte Zugbrücke stand, deren Graben die innerste Burg umgab. Letztere enthielt das Haus des Kommandanten, die uralte herzogliche Wohnung und den sogenannten Klosterbau – ein Gebäude unsicherer Herkunft, das später als Kaserne diente. Kreuzgewölbe, halb verschüttet, führen unter demselben hin und eine Menge Ornamente, welche an byzantinische Kunst erinnern, sind die unzweideutigen Zeugen von dem hohen Alter dieses Theils der Burg. Ihr schönster Ueberbleibsel aber ist die Kirchruine, deren zierliche Fenster, Portalwölbungen und reiche Ornamente die Blüthenzeit des deutschen Baustyls verrathen. Der Thurm derselben ragt noch hoch über alles Andere hinaus; doch die zehn Glocken, welche einst von da herab zur Andacht riefen, verloren ihr Stimmrecht an die unzählige Menge Raben, Eulen und Geier, welche ihre gemeinschaftliche Wohnung daselbst aufgeschlagen haben. Alle diese Ruinen der innersten Burg werden von einem großen, schön gepflasterten Hofraum eingeschlossen, in dessen Mitte alte Linden grünten, unter welchen die Besatzung der Veste zu exerziren pflegte. – Die Zerstörungslust der Franzosen hat glücklicher Weise gerade da etwas gelinder gehaust; viele Räume sind noch zugänglich und theilweise, Dank ihrer festen Bauart! gut erhalten. Im Rittersaale sind noch nicht alle Spuren der ehemaligen Pracht verwischt; an Thürgewänden, Kaminen und Gesimsen sieht man künstlichen Zierrath, und in den schön geformten Fensternischen lassen mancherlei Ornamente eine Meisterhand erkennen; was aber alle Herzen erfreut, ist die herrliche Aussicht aus den offenen Fensterluken auf die Burgen, die Seen, die Gebirge. Eine noch schönere ist dem Wagenden vorbehalten; ich sage, dem Wagenden; denn sie will mit einiger Gefahr erkauft seyn. Wer folgt mit hinauf zur luftigen Krähenwohnung, auf des höchsten Thurmes Zinne? Wohlan! die schwanke Leiter ist bald erstiegen und durch eine Bresche, welche mehr die Hand der Zeit, als die zerstörende des Pulvers, in die Mauer gerissen, erklimmen wir die Spitze.

Hier steh'n wir auf den Zinnen der Felsenveste Twiel,
Da treibet auf der Eb'ne der Blick ein weites Spiel,
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte,
Hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der AlleMannen, mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen –
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen *)[4163].

Und in der That, eine lachendere, eine reizendere, eine weitere Aussicht kann es kaum von einem Alpengipfel geben, als von diesem Standpunkte. Zu den Füßen öffnet das Schwabenland, öffnen die Kantone Basel, Schaffhausen, Thurgau und St. Gallen ihre landschaftlichen Schätze – ein anmu-

[4163] *) Gedichte von G. Schwab, [(Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1829)], II. Bd, S. 182.

thiger Wechsel von Berg und Thal, Wald und Wiesen, Ruinen und Schlössern, Städten und unzähligen Dörfern; nahe glänzt der Bodensee wie ein leuchtendes Meer mit seinen Buchten und seinen Garteninseln Reichenau und Meinau, mit seinen Ufer-Städten, Flecken und Dörfern, – ihrer mehr als hundert. Man sieht den Rhein, wie er, noch mehr See als Strom, sich gegen Stein fortwälzt, wo er hinter hohen Felswänden verschwindet; dann kommt er wieder – in sanfter Schlangenwindung zieht sich sein Silberband bis nach Schaffhausen hin, um abermals sich hinter Wald und Fels zu verstecken. – Die Prachtpartie der Vista aber geben die südlichen Fernen, ist die Ueberschau der Alpen. Das Auge herrscht über die ganze Kette, von den Berner Gipfeln bis zu den Riesen Tyrols. In Erstaunen und Ehrfurcht versunken, schaut man auf diese Welt von Pyramiden, auf diese Hieroglyphen-Schrift, mit welcher der große Gott die Urgeschichte seiner geschaffenen Erde schreibt, – für den Menschen ein Stoff des würdigsten Forschens und der erhabensten Offenbarung. („Auf den Bergen tritt der Mensch, wie das Kind auf einen Schemel.“ Hippel.[4164]) Man sieht viele der hohen, nackten, Riesen vom Fuße bis zum Scheitel und manche himmelan strebende Firn, die in ewigem Eise starrt. Die kälteste Brust bleibt nicht kalt bei diesem Anblick, und eine empfindsame Seele schmilzt in unaussprechlichen Gefühlen. – Wohl dir, wenn du allein hinauf klettertest und kein profaner Begleiter dich stört. So allein, entrückt dem Getümmel der Welt: – wie nahe dünkt dich dann die ferne Wohnstätte, wie klein wird dir dann dein Kummer, wie leicht die irdische Bürde! Reiner schaut dich hier die kommende Sonne an, und wenn sie schon lange gesunken ist, strahlt noch ihre Glorie auf den Firnen und es weidet sich das Auge noch an ihrem Nachglanze, bis er von Bergstaffel zu Bergstaffel, von Zinke zu Zinke hinan allmählich verlischt. –

Kein Genuß gleicht einem solchen auf hoher Warte einer herrlichen Natur. Keiner ist schöner, keiner reiner, keiner läßt seligere Eindrücke zurück. Wer, der ihn gekostet hat, blickt – zurückgekehrt in die Strudel seiner Geschäfte, oder in den monotonen Wirbel conventioneller Vergnügungen – nicht oft mit Sehnsucht zu den erstiegenen Höhen und zählt die dort verbrachten Augenblicke zu den glücklichsten? Wer aber Gleiches noch nicht genossen hat, der eile, daß auch er sagen kann mit uns Andern:

„Auf den Bergen wohnt der Friede,
Auf den Bergen wohnt die Freude,
Auf den Bergen lebt die Freiheit,
Schlingt den Ehrenkranz um Beide.“[4165]

[4164] Der Staatsmann und Schriftsteller Theodor Gottlieb von Hippel (1741–1796). Obengenanntes Zitat findet sich allerdings so nur in „Meyer’s Universum“.

[4165] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.


C.Reiss del.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

HOHENSWIEL

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 89f.

CCCCLXXXXV. Hannover.

In einer ebenen, wohlangebauten Gegend des norddeutschen Flachlandes, an der Leine, einem Flusse, der hier schon kleine Schiffe trägt, liegt Hannover, die Hauptstadt eines deutschen Königreichs; denn deutsch bleibt es, wenn es auch nie das Credo des deutschen Zollvereins[4166] betet und die Oriflamme[4167] des neuesten Deutschthums, unser Zolltarif, auch nimmer an seinen Küsten weht. – Im Mittelalter war Hannover Mitglied der Hansa, und noch trägt die Altstadt den Stempel dieser Zeit in seinen krummen, unregelmäßigen Straßen, während der jüngere Anwuchs, Neustadt und Aegydienneustadt, sich durch regelmäßige Anlage und schöne Straßen und Gebäude auszeichnen. Unter allen königlichen Residenzen Europa's die kleinste hat die Stadt kaum 2200 Häuser und ihre Bevölkerung erhebt sich noch nicht auf 30,000. –

Hannover ist weder eine eigentliche Fabrik-, noch Handelsstadt. Hof, Adel, Beamte und ein glänzender Militairstaat sind die Elemente seines Lebens und seiner Blüthe. Künftig wird das anders seyn. Dadurch, daß Hannover zum wichtigsten Knotenpunkt im norddeutschen Eisenbahnnetze gemacht wird, muß es sich zu einem Centralpunkte des Verkehrs erheben, und auch die große Industrie wird da einen Sitz aufschlagen, wo so wichtige Grundlagen ihres Gedeihens vorhanden sind. Hannover hat in seiner Nähe an Urstoffen für großartig zu betreibende Gewerbe manche Schätze, welche, wie die Steinkohlen, noch mehr aber die unerschöpflichen Torf- und Asphaltlager des Landes, zu einer bessern Nutzung dringend auffordern, die ihnen auch werden wird, sobald der Eisenbahnstern dem Spekulations- und Unternehmungsgeiste leuchtet. In unserer schnell schaffenden und gestaltenden Zeit dürften wenige Jahrzehnte hinreichen, um die Hoffnungen auf Hannovers Zukunft über alle Berechnung hinaus zu verwirklichen.

Unter vielen schönen Gebäuden, mit denen die neueren Stadttheile geschmückt sind, sind vorzüglich das königliche Schloß[4168], das königliche Palais[4169], die Domainenkammer, die polytechnische Schule[4170], die Kadettenschule, das Ständehaus[4171] zu erwähnen. Die Markt- und die Neustädter Kirche sind groß; ihre Ansprüche an architektonische Schönheit aber klein. Eine Zierde der

[4166] Der preuß. dominierte „Deutsche Zollverein" (siehe hierzu S. 574, Anm. 1684).

[4167] Oriflamme (von lat. aurea flamma, Goldflamme bze. Goldfeuer) hieß die vom 12. bis zum Anfang des 15. Jhd.s geführte Reichs- und Kriegsfahne der französischen Könige; hier allg. im Sinne von Panier verwendet.

[4168] Die Anlage von Schloß Herrenhausen datiert ins 17. Jhd.; im 19. Jhd. war eine Umgestaltung in Sinne des Klassizismus erfolgt. Infolge der Luftangriffe auf Hannover während des 2. Weltkrieges brannte das Hauptgebäude am 18. Oktober 1943 vollständig ab. In den Jahren 2011/2012 wurde die Fassade des klassizistischen Schlosses rekonstruiert.

[4169] Das Alte Palais, das eine äußerst wechselvolle Besitzgeschichte aufweist, stand an der Stelle des heutigen Hannah-Arendt-Platzes und des Niedersächsischen Sozialministeriums. Da die Altstadt von Hannover im letzten Krieg bei 88 Luftangriffen zu 90 % zerstört wurde, steht fast keines der hier genannten Gebäude mehr, erübrigt es sich eigentl., weiter darauf einzugehen.

[4170] 1831 von Karl Karmarsch (1803–1879) als Höhere Gewerbeschule gegründet, bezog sie 1837 ein neu errichtetes Gebäude in der Georgstraße (heute Kröpcke-Center). Aus ihr sollte 1879 die „Königliche Technische Hochschule" hervorgehen, aus der sich letztlich die „Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover" entwickeln sollte.

[4171] Das 1711 von Louis Remy de la Fosse (1659–1726) für die Calenberg-Göttingschen Landstände errichtete Ständehaus wurde bereits 1881 abgebrochen.

Stadt ist die hohe Siegessäule[4172], welche die Häusermasse überragt und schon von fern verkündigt, wie hoch man hier die Ehre der Schlachten schätzt; und in der That, kaum eine Stadt in Deutschland wird es geben, in welcher sich der unnütze Prunk der Soldateska so zur Schau stellt, als eben hier. Hannover wendet mehr auf ein Regiment, als auf das ganze Volksschulwesen des Königreichs.

Auch die Wissenschaft, so gering ihre Geltung hier seyn mag, hat in Hannover ein hübsches Ehrenmal. Vor dem Gebäude der königlichen Bibliothek steht unter einer Kuppel von antiker Form die Marmorbüste des großen Leibnitz[4173].

[4172] Die Waterloosäule ist eine 46,31 Meter hohe Siegessäule im hannoverschen Stadtteil Calenberger Neustadt, die von einer Statue der röm. Siegesgöttin Victoria geziert wird. Sie war in den Jahren von 1825 bis 1832 nach einem Entwurf von Georg Ludwig Friedrich Laves (1788–1864) auf dem gleichnamigen Platz errichtet worden.

[4173] Des Philosophen und Mathematikers Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716).


CCCCLXXXXV
C. Reiss. del.
HANNOVER
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger



LEIBNITZHAUS in HANNOVER.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [61]-63.

Das Leibnitzhaus in Hannover.

Es ist vortheilhaft, Wirth des Genius zu sein. Goethe spricht das Wort. Die Stätte, heißt es im Tasso, die eines großen Mannes Fuß betrat, bleibt geweiht für alle Zeiten[4174]. Das Bild, welches diesen Zeilen beiliegt, führt an eine der Stätten, die geweiht sind durch das Gastgeschenk, welches der Herberge der Beherbergte mit seinem Namen zurückließ.

Unsre Illustration zeigt das Wohnhaus des größten Denkers, des bedeutendsten Kopfes, den das siebenzehnte Jahrhundert in und für Deutschland hervorbrachte.

„*E pur si muove!*“[4175] An dem nämlichen Tage, obschon nicht des nämlichen Jahres, an welchem Galilei seinen Widerruf vor der römischen Inquisition thun mußte, den 23. Juni 1646, wird dem Leipziger Moralprofessor Leibnitz[4176] ein Knabe Friedrich geboren. Im kleinen, armseligen Wittwenstübchen härmt sich die Mutter[4177] mit der sechsjährigen Waise, der ein allzufrüher Tod den Vater entrissen hat. Mit beengendem Mangel und mit Noth hat die Frau zu kämpfen. Aber voll Zuversicht und hoffnungsfroh blickt die Wittwe auf den vielversprechenden Sohn, der den Virgil auswendig weiß und den halben Livius[4178], als er mit fünfzehn Jahren die Universität bezieht. Ein Lustrum[4179] später machen sie den jungen Magister der Philosophie in Altdorf zum Doktor der Rechte.

Eine Scene des Zufalls, des Ungefährs! An dem Ehrenplatze einer Gastwirthstafel zu Nürnberg speist ein ältlicher Reisender, ein gar vornehmer Herr. Der kurmainzische Minister Boyneburgk[4180] ist der Fremde. Am untern Ende der Tafel plaudert fröhlich und harmlos ein anderer jüngerer Reisender mit seinen Nachbarn. Unter heiterem Lachen erzählt er von einem Scherz, den er sich jüngst gemacht. Auf der Fahrt von Altdorf nach Nürnberg habe er von einer geheinmißvollen Gesellschaft Goldmacher gehört, die in letzterer Stadt ihr Wesen triebe. Rasch habe er nach seiner Ankunft einen Brief in dem alchimistischen Rothwälsch an diese Grillenfänger geschrieben, der jene so neugierig gemacht, daß sie ihn freiwillig in ihre Genossenschaft aufgenommen. Mit witzigem Spott schildert der Erzähler die albernen Thorheiten seiner Genossen. Der Minister horcht auf das Gespräch. Die Excellenz mengt sich in dasselbe. Eine nähere Bekanntschaft des Ministers mit Leibnitz, denn er war der Erzähler, ist das Re-

---

[4174] „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, \ Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt \ Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“ Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes Schauspiel „Torquato Tasso. […]“ (Leipzig: Göschen 1790), 1. Aufzug, 1. Auftritt, S. 8.

[4175] Galileo Galileis berühmter Ausspruch: „Und sie bewegt sich doch!“

[4176] Friedrich Leibnütz (1597–1652).

[4177] Catharina Leibnütz geb. Schmuck (1621–1664).

[4178] Der röm. Geschichtsschreiber Titus Livius (ca. 59 v. Chr.–ca. 17 n. Chr.).

[4179] Lat., Zeitraum von fünf Jahren.

[4180] Johann Christian von Boyneburg (1622–1672), kurmainzischer Staatsmann unter Kurerzbischof Johann Philipp von Schönborn (1605–1673).

sultat des Tischgesprächs. Bekanntschaften haben ihre Folgen. Kurfürstliche Gnaden Johann Philipp von Schönborn[4181] geruhen den *Doctor juris* zu Höchstihrem Kanzleirevisionsrath zu ernennen.

Der Faustische Drang, das All zu begreifen und zu erfassen, die Richtung auf Universalität ist eine hervorstechende Specialität des germanischen Charakters. Die amtliche Thätigkeit für den Staat konnte bei Weitem nicht alle Kräfte des reichen Geistes von Leibnitz in Anspruch nehmen. Seinem Genius war es beschieden, fast in allen Wissenschaften zu arbeiten und alle mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Auf eine mathematische oder naturwissenschaftliche Studie folgte eine philosophische oder historische, eine chemische oder theologische Untersuchung; in den Tiefen der spekulativen Philosophie war er nicht minder zu Hause wie auf den schwindelnden Höhen der Differentialrechnung. Die Schnelligkeit und Schärfe seines Geistes, verbunden mit einem beispiellosen Gedächtniß, waren gleich bewunderungswürdig. Beim ersten Blick durchschaute er nicht nur die verworrensten Gegenstände, die schwierigsten Probleme; er vermochte sie sofort mit der prägnantesten Klarheit und Gründlichkeit zur Darstellung zu bringen. Eh er es selber wußte oder ahnte, galt er Europa als eine erste Autorität. Davon sich zu überzeugen, ward ihm Gelegenheit, als er zu Anfang der siebenziger Jahre Huygens[4182] in Paris und Newton in London besuchte. Die Akademien beider Weltstädte rechneten es sich zur Ehre, den Gast zu ihrem Mitgliede ernennen zu dürfen.

Von seinen Reisen heimgekehrt, trat Leibnitz als Bibliothekar in die Dienste des Herzogs Johann Friedrich von Hannover[4183], da inzwischen sowohl der Kurfürst von Mainz als sein Gönner Boyneburgk gestorben waren.

Wohl ziemt es sich, mit einem Gefühl der Bewunderung und Pietät einen Blick auf die Stätte zu werfen, welche vierzig Jahre (1677–1716) die rastlose, unermüdete Arbeit des Mannes gesehen, um dessen Freundschaft die Großen der Welt und außer ihnen die Edelsten und Besten buhlten, wie nur immer in späterer Zeit um die Freundschaft eines Goethe oder Humboldt[4184]. Die Arbeitskraft von Leibnitz entsprach seinem Arbeitsdrange. Erst um zwei Uhr nach Mitternacht gönnte er sich in der Regel den Schlaf. Zum Essen hatte er keine bestimmte Zeit. Nie unterbrach er eine Arbeit, außer wenn ihn der Hunger bis zum Umsinken erschöpft. Gar oft vermied er das Bett überhaupt bei Studien, deren Gegenstand ihm ein besonderes Interesse abgewonnen. Dann schlief er nur ein paar Stunden in einem einfachen Lehnstuhl, um gleich beim Erwachen im Stande zu sein, ohne Zeitverlust bei der Arbeit fortzufahren. Eine eiserne Konstitution ermöglichte es, daß er mitunter monatelang auf diesem Stuhl fast ohne aufzustehen gearbeitet hat.

So einfach das Arbeitszimmer des Gelehrten eingerichtet war, so stattlich und elegant konnte das übrige Haus eingerichtet werden. Die Fürsten wetteiferten, dem Eigner reiche Jahrgehalte und reiche Geschenke zu schicken. Als Ernst August[4185] Kurfürst von Hannover wurde, setzte er seinem Geheimrath und Hofhistoriographen einen Gehalt von 1300 Thalern aus, und bewilligte ihm außerdem freie Bedienten und freie Equipage. Der Herzog von Wolfenbüttel[4186] gab ihm jährlich 600 Thaler; Peter der Große[4187] schenkte ihm den Titel eines Kaiserlichen Justizraths mit einem Jahreseinkommen von 1000 Albrechtsthalern. Kaiser Karl VI.[4188] fügte der Erhebung in den Reichsfreiherrnstand ein Jahrgeld von 2000 Reichsgulden[4189] hinzu, und Sophie Charlotte, die geistreiche Gemahlin Friedrichs III. von Bran-

---

[4181] Johann Philipp von Schönborn (1605–1673), vom 8. September 1642 bis 19. November 1647 Fürstbischof von Würzburg, danach Kurerzbischof von Mainz.

[4182] Der niederl. Physiker, Astronom und Mathematiker Christiaan Huygens (1629–1695).

[4183] Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig-Lüneburg (1625–1679) war 1665 für kurze Zeit Fürst von Lüneburg sowie ab 1665 Fürst von Calenberg mit der Residenz in Hannover.

[4184] Der Naturforscher, Weltreisende und Schriftsteller Alexander von Humboldt (1769–1859).

[4185] Ernst August von Braunschweig-Calenberg (1629–1698), seit 1679 Fürst von Calenberg und ab 1692 der erste Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg.

[4186] Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (1633–1714).

[4187] Zar Peter I. der Große (siehe hierzu S. 209, Anm. 585).

[4188] Kaiser Karl VI. (siehe hierzu S. 1296, Anm. 4015).

[4189] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

denburg[4190], stellte ihre Chatoulle dem Begründer der Berliner Societät der Wissenschaften, aus der nachmals die Akademie wurde, bereitwilligst zur Verfügung.

Aber von dieser letztern Verbindung, von dem Verkehr mit der ersten Königin Preußens sollten Leibnitz nicht blos Auszeichnungen, Ehren und Geschenke die Fülle werden; auch die Fülle an Mühen, der Beschwerden, der Verdrießlichkeiten. Bayle's[4191] Zweifel, dessen Werke sie mit brennendem Eifer studirt hat, will die Königin[4192] von Leibnitz widerlegt haben. Der gelehrte Freund schreibt der gekrönten Freundin eine lange Reihe der scharfsinnigsten Briefe, aus denen in der Folge die „Theodicee" entstand; aber die Königin hat fortwährend zu fragen, die Erklärungen von Leibnitz bereiten ihr immer neue Schwierigkeiten und sie kann sich nimmer genug thun. Dem alternden, von Gichtanfällen heftig geplagten Manne ist diese Korrespondenz häufig eine kaum mindere Plage, eine Quelle der Störung und des Unmuths. Manchen Seufzer hört der Lehnstuhl: „Ihro Majestät will immer das Warum des Warum hören!"

Die Bäder von Pyrmont sollen dem 71jährigen Greise Linderung von der Uebermacht der Schmerzen und der Krankheit bringen. Die Reise wird unternommen, indeß ohne Erfolg. Wie er gelebt, die Feder in der Hand, stirbt Leibnitz auf seinem Lehnstuhl den 14. November 1716.

Mit schmerzlichem Neide neidete Alexander es Achill, daß er in Homer seinen Herold gefunden. Wir begreifen den Neid. Die Heroen, nicht blos der Sage, auch die Heroen im Sinne Carlyles[4193] bedürfen ihrer Herolde und Sänger. So viel bereits über Leibnitz geschrieben ist, Leibnitz wartet noch seines Biographen.

Thad. Lau[4194].

[4190] Friedrich I. (1657–1713), seit 1688 als Friedrich III. Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches und souveräner Herzog in Preußen nahm er 1701 als König den Namen Friedrich I. an. Er war seit dem 14. August 1688 in 2. Ehe mit Sophie Charlotte von Braunschweig und Lüneburg (1668–1705) verheiratet.

[4191] Der calvinistische Philosoph und Schriftsteller Pierre Bayle (1647–1706), der u. a. wegen seines ausgeprägten Skeptizismus als einer der bedeutendsten Köpfe der Aufklärung gilt.

[4192] Sophie Charlotte Herzogin von Braunschweig und Lüneburg (siehe hierzu S. 1343, Anm. 4190); sie hatte am 6. November 1684 den preuß. Kurprinzen Friedrich (siehe ebd.) geehelicht.

[4193] Hier ist offensichtlich Thomas Carlyle's (1795–1881) Werk „On Heroes and Hero Worship and The Heroic in History" (London: J. Fraser 1841) gemeint, das 1853 auf deutsch erschienen war.

[4194] Thaddäus Lau (siehe hierzu S. 1057, Anm. 3220).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 91.

CCCCLXXXXVI. Das alte Schloss Baden.

In den weiten Bereich der Parkanlagen, welche den berühmten Kurort Baden-Baden umgeben, gehört auch das alte Schloß Baden, der Ahnensitz des milden Regenten[4195] über eines der schönsten deutschen Länder. Ueber dem Thale, in welchem der Kurort sich bettet, liegt es auf halber Höhe einer bewaldeten Bergkuppe. Geebnete Pfade führen von allen Seiten zur Ruine, die auf schroffem Porphyrfels im Kreise vielhundertjähriger Bäume steht, von Epheu umgürtet und durch abgetragene Felsmassen und einen tiefen, jetzt verschütteten Graben von der Kette des Bergrückens geschieden. Neben dem Schlosse, auf einem Ruheplatze, überrascht durch eine lichte Waldöffnung eine heitere Aussicht in das Rheinthal nach den Vogesen.

[4195] Leopold I. (1790–1852), seit 1830 Großherzog von Baden.


CCCCLXXXXVI
C. Reiss del.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

BURG BADEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 89-96.

DXXXXIII. Baden-Baden[4196].

Wer zur Saisonzeit durch die prachtvollen Säulenhallen, durch die Promenaden und englischen Anlagen, durch die in feenartigem Glanze schimmernden Säle des Kurorts Baden-Baden wandelt, vergißt, daß er sich in einem Landstädtchen befindet, welches einem kleinen deutschen Fürsten angehört: er fühlt sich in eine Hauptstadt des Kosmopolitismus versetzt, in welcher die sogenannte Elite der Nationen unsers Welttheils ein Lustlager aufschlug. Allenthalben, in Promenaden, an Buden und Laden, in Hallen und Sälen, an Menschen und Thieren siehst du die ausgesuchteste Pracht zur Schau gestellt, Lust und Genuß sind die Firmen auf allen Schildern und Stirnen, und wenn mitunter ein Kranker in einfachem Gewande zwischen der rauschenden Menge dahin schleicht, so ist dieß nichts Störendes; liegt doch der Gedanke nahe, daß auch anderwärts nicht lauter Gesunde wohnen.

Und wer sind die Hunderte und Tausende, welche die wandelnde Bevölkerung dieses Ortes bilden? Wer sind diese glücklichen Menschenkinder, welche, unbekümmert über das Links und Rechts mit seiner Sorge und seiner Noth, harmlos der Zukunft entgegentanzen? Wer find die Vollbürger in diesem Schlaraffenlande?

Antwort: Die Aristokratie Europa's, die Aristokratie nach allen ihren Abstufungen, von der der Geburt und des Geldes an bis hinauf zur Aristokratie des Genies. Denn hier haben ihre Vertreter sowohl die feinste Bildung, wie die Aufgeblasenheit der hohlen Arroganz, das körperliche Siechthum, wie die geistige Zerfahrenheit und die trostlose öde Blasirtheit, und rings um die Peripherie dieses Kreises zieht die Gewinnsucht eine doppelte Mauer, während zwischen allen Radien hin die Gaunerei ihre Schleichwege bahnt.

Das durch Jahrhunderte klug und keck durchgeführte Streben der Gewaltigen in der Vernichtung aller der reinen Natur entkeimten Verhältnisse in Staat, Kirche und Familie erblickt hier sein glänzendes Resultat zu einem Gesammtbild vereinigt, wie es kaum ein anderer Punkt Europa's in so engem Rahmen darbieten kann. In diesem Spiegel sieht die alte Europa, was unter Kamm und Scheere der Höfe und deren Schleppenträger, Adel, Pfaffen und Beamten, endlich aus ihr geworden ist.

Betrachtet diese Elite der Gesellschaft recht in der Nähe, tretet in ihre Privatzirkel, begleitet sie auf die Promenaden und auf gemeinsamere Ausflüge zu den nahen zahlreichen Lustorten, folgt ihnen in die Säle zu Bällen und Reunionen nach und stellt euch hinter sie am grünen Tische; haben sich eure Augen an den anfangs gar blendenden Glanz gewöhnt, so merkt auf, welches Triebrad die vielen großen und kleinen Räder dieser Gesellschaftsmaschine in Bewegung setzt? Es ist ein Doppelrad: die asiatische Schwelgerei und die europäische Lüge.

Wer blickt noch nach Asien, um eine Satrapenwirthschaft[4197] zu erspähen? Wer sucht noch nach Verbrechen des Harems im Morgenlande? Das Ausgesuchteste von Beiden bietet uns die europäische Aristokratie von Lissabon bis Petersburg in ihren Palästen und Wanderzelten, daheim und auf ihren Geschäftsreisen, d. h, ihrem hastigen Jagen nach Reizung und Befriedigung der ermatteten Begierden, nach Ausfüllung der langen leeren Stunden so vieler langer leerer Tage des Jahrs, nach Ausspinnung der in der Verzweiflung über das ewige Einerlei ihres faden Lebens angeknüpften Intriken, der ärgern Pläne nicht zu gedenken, deren schauderhaftes Gelingen in unseren Tagen manche Königskrone und manchen Fürstenhut an den Pranger des Abscheus genagelt hat. Wahrlich, der Orient ist mit all seinen

[4196] Lat. Aquae bzw. Aurelia Aquensis.

[4197] Siehe hierzu S. 1156, Anm. 3560.


DCCCXIII
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

BADEN - BADEN

Erbärmlichkeiten eingezogen in die höhern Regionen des Abendlandes, in denen Prunksucht und Faulenzerei das von Millionen fleißiger Hände unter Hunger und Mühsal Zusammengebrachte genußlos verpraßt.

Ja, genußlos! Besuchen wir die gerühmten Salons der Exclusiven und beobachten sie während der gepriesenen Saisonzeit der Bäder, was tritt uns da allorts entgegen? Zunächst die Mode, der Eitelkeit und Beutelschneiderei stets kränkelndes Kind, für das enorme Summen verwendet werden, ohne daß es je zu einem gesunden, festen Zustand gelangt. Das schadet nicht. Es veranlaßt doch den Ausdruck von Vergnügen in der stets geputzten vornehmen Welt, man freut sich über ein anderes Bändchen, ein anderes Fältchen, einen anderen Schnitt, eine andere Farbe, und warum nicht? Man muß ja vergnügt seyn, dazu ist man vorhanden. Schmückt sich doch auch der Wilde mit buntem Gestein, der Indianer tätowirt sich und die Pfauenfeder ist des Chinesen höchste Zierde. Aber Genuß, den Genuß der Gebildeten, der Edelen (und dazu rechnet sich ja die gesammte Aristokratie) erkennen wir darin nicht. – Tretet in die Salons, in denen der Luxus die Schätze aller Welttheile zusammengeschleppt hat, in denen dem Auge, den Ohren, dem Gaumen entgegen kommt, was nur fähig ist, ein Beglaubigungssiegel auf das Zeugniß über den Reichthum des Besitzers zu drücken, euch erfaßt ein doppeltes Staunen: über die zahllosen Herrlichkeiten der Erde und – über die gleichgültigen Gesichter Derer, aus deren Wink diese Pracht zusammengetragen wurde. Ist Das doch Alles nur da, damit Andere eine huldigende Verwunderung aussprechen, und ist es doch plebejisch, über Dinge, deren baarer Werth tausend arme Familien beglücken würde, ein anderes, als das alltägliche Gesicht zu zeigen. Hier darf das innere Vergnügen der Exclusiven nicht hervortreten. Wie bürgerlich wäre das, wie gemein! – Belauscht das aristokratische Geflüster ihrer Conversation. So feine, vornehme Leute, die von ihrer Höhe auf das Volk tief herniedersehen, gewiß bewegen ihre Gedanken sich stets in edelster Haltung um die erhabensten Gegenstände; gewiß erkennen und durchforschen sie, denen der Staaten Lenkung bis daher allein in die Hand gegeben war, die Mittel zur Menschenbildung und Volksbeglückung; gewiß sind sie mit den Schöpfungen unserer großen Geister, mit den Meisterwerken der Künste, mit den Fortschritten der Wissenschaften, mit den Bewegungen im Völkerverkehr innig vertraut und in ihren Kreisen darauf bedacht, mit ihren reichen Mitteln allenthalben zu helfen und zu fördern. Denn wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. – Weit gefehlt! Es gab eine Zeit, wo man allerdings den Schein einer solchen Höhe von Bildung und Gesinnung für die Aristokratie zu retten wünschte; als der Schein durchsichtig wurde, hielt man es nicht mehr der Mühe werth, der Kanaille gegenüber sich zu verstellen. Und so erkannte man bald genug in dem Salongeflüster das fade Geschwätz, die hohle Wortklauberei, das Spiel mit glatten Schmeicheleien, jene Zungentändelei, über welche männiglich sein Entzücken zu gestehen pflegt, während die ganze Gesellschaft sich gegenseitig in möglichste Entfernung wünscht. – Seht sie an langen, von Gold und Silber schimmernden Tafeln sitzen, seht sie im Ballsaale in den von Edelgestein funkelnden Reihen stehen, immer klirrt die Fessel der Etikette um die hochwohl- und hochgebornen Glieder; seht sie in geschmackvoller Einfachheit zu einem Gotteshause, seht sie in gewähltem Kostüm in die freie Natur eilen, immer regelt der strenge Zollstab des minutiösesten Anstandes jede Bewegung der Hand und gestattet keiner Herzensregung ihren unmittelbaren Ausdruck; nur am Spieltisch, wo die Leidenschaft jene Bande zerreißt, und wohl in der Einsamkeit, aber nur in der sichersten, tritt nackt hervor der Regent dieses bis zur Wurzel verunstalteten und aller Ursprünglichkeit entfremdeten Lebens.

Ja, so weit hat sich das Leben dieser Aristokratie in der Zeiten Lauf von den Gesetzen der Natur entfernt, so tief ist die Kluft zwischen dem, was die Vernunft gebietet, und dem, was das Herkommen, die Hofsitte und die Sucht, anders zu seyn und sich anders zu gebärden, wie das Volk, geworden, daß die Erscheinung einer Mannes- oder Frauengestalt, wie des Volks gesund erhaltener Sinn sie achtungswürdig preist, zu den Ausnahmen der exclusiven Kaste gehört, und daß die Verstellung, das falsche Wesen, die Lüge die zerrissenen Fugen derselben nothdürftig zusammenhalten muß. Gleich den Volksbedrückern des Morgenlandes sog die Mehrzahl Leute dieser Kaste am Marke des Volks, aber ärger noch als jene, weil kleinlicher, habgieriger und bedürfnißreicher, spekulirten sie auf den Pfennig des Volks, mochte er aus den Staatskassen oder auf noch leichterem Wege zu erlangen seyn. Die einträglichsten Posten besetzten sie; wie die Aemter verwaltet wurden, war in den meisten Staaten ihre geringste Sorge. Mußten doch selbst neue Aemter geschaffen werden, wenn Einer von altem Adel nicht anders „standesmäßig“ unterzubringen war. Und dennoch sah bis noch vor wenig Wochen ein der

Art aus dem Volksbeutel genährter Mann der Aristokratie mit hoch erhobenem Halse auf die „Bürgerlichen“ herab, und nicht wenige solcher Leute sind es auch, welche in den Bädern mit dem Volksgut die Lüge des Reichthums durchführen, während der fleißige Bürger für sie arbeiten, darben und steuern muß. Die Sitte des Orients behagte der Aristokratie, und mit Ingrimm blickt sie nach der andern Seite der Welt, wo das Volk seine Sonne leuchten sieht: die Sonne der geachteten Menschenwürde und der Freiheit.

So ist’s. Alle Feinde der Volksfreiheit blicken hoffnungsvoll nach Osten; dort winkt ihr Heil. Die Macht, die es dort wahrt und wieder in die Länder der europäischen Mitte bringen soll, ist längst gewählt, auf ihrer Fahne steht: „Absolutismus um jeden Preis.“ – Das Volk und alle Freunde der Freiheit blicken nach Westen[4198]; dort winkt die blaue Fahne mit den silbernen Sternen, und hell strahlt ihre Inschrift über den Ocean: „Freiheit und Gleichheit!“

Und warum steht jene Fahne so hoch und fest? – Weil ein Volk sie hält, das seit dreien Generationen das Glück ächter, reiner demokratischer Jugend- und Volksbildung genießt. Dort heischt die Lebensregel: „Lerne, so viel du kannst, du brauchst es!“ der Schulbefehl in den meisten europäischen Staaten aber lautet: „Lerne, was du sollst, nicht was dir und der Welt nützt.“ Dort – freie Bewegung aller Kräfte des Geistes und Körpers – hier ängstliches, lauerndes Prüfen und Zügeln, Hemmen und Schieben nach besonderen Regierungsplänen; – dort der Blick des Lehrenden und des Lernenden auf einen ehrwürdigen, großartigen Staatsbau hingerichtet, – hier die Staatsmaschine den Blicken der wißbegierigen Jugend möglichst verhängt, bei strenger Strafe über die „Unberufenen,“ welche an dem Vorhang ziehen; – dort Lehre und Leben Hand in Hand; – hier Schule und Praxis, Lehre und Bedürfniß in ewigem Hader; – dort eine Volksgeschichte, groß in der Vergangenheit und groß in der Gegenwart, – hier eine von diplomatischem Lug und Trug und dynastischem Eroberungsgelüste gemachte Geschichte, in welcher man die Nationen wie Heerden, von einer Schlachtbank zur andern, getrieben sieht, um in den friedlichen Zwischenakten geschoren, ausgesogen, gequält und mit leeren Versprechen und Zusagen gehöhnt und getäuscht zu werden: – eine elende und schmachvolle Vergangenheit und keine genießbare Gegenwart, denn alles Heil für uns liegt ja im Hoffen auf den folgenden Tag.

Gottlob, die Völker sind endlich erwacht. Wanken sie auch, noch halbträumend, unsicheren Schrittes ihrer so spät angebrochenen Zeit entgegen, ihre Hoffnungen können nicht mehr zu Schanden werden, ihre Augen, jetzt noch von der langen Nacht getrübt, sie werden strahlen im Lichte der Sonne, die im Westen leuchtet und von dorther aufgegangen ist über alle Völker Europa’s.

Jene Aristokratie aber, der Wurm, welcher seit so vielen Jahrhunderten am Marke der Völker nagt und ihr Leben zu einem dauernden Siechthum verkehrt, aus welchem Glück, Freudigkeit und Wohlbehagen verbannt ist, sie stirbt unter dem Odem der Zeit dahin, und auch in Deutschland ist ein dauernder Bestand für sie nicht mehr zu hoffen. Mag sie immer noch stolz ihr Haupt recken, oder mag sie mit verstellter Schlauheit emsig dem Volke schmeicheln; es wird ihr, dieser glitzernden Genossenschaft von Leibeigenen im Dienste der Höfe und der Lüge des Lebens, nichts helfen. Ihre Standesehre ist vor dem Volke hingeschwunden für immerdar, und das historische Recht ihres Besitzes findet im Rechtsbewußtseyn der Nation keinen Glauben mehr. Entkleidet von dem trügerischen Nimbus sieht sie in diesem gepriesenen historischen Rechte nur den verjährten Mißbrauch und das altersgraue Unrecht. Vor den Revolutionen hat kein Recht der Verjährung Gültigkeit. Schnell fahren sie über die Jahrhunderte bis zum Ursprung des Mißbrauchs hin und fordern unerbittlich den geraubten Besitz zurück. Wie sie in Frankreich den Baronen vordem mit einem Federstrich den ganzen Feudalbesitz abgefordert hat, so wird sie auch in Deutschland zu rechter Stunde mit den Lehnträgern der Usurpation kurze Abrechnung halten. Nicht auf ein Flickwerk hat’s die Zeit abgesehen, wie man den Fürsten und der Nation wohl weiß machen möchte; nicht auf halbe Arbeit, die nur mechanisch theilt und Ungleichartiges gewaltsam zusammen bindet; nicht auf Palliative[4199] für das kranke Leben, sondern auf dessen gründliche Heilung. Die Aristokratie der Geburt ist das älteste Krebsgeschwür am deutschen Volkskörper. Es muß entfernt werden, sollte es auch herausgebrannt werden müssen, damit der Körper wieder in frischer Gesundheit erblühe. Darum, ihr Angehörigen der Geburtsaristokratie, ihr von Adel und ihr Standesherren, laßt euch

[4198] In Richtung Vereinigte Staaten von Amerika.

[4199] Von lat. Palliativum, schmerzlinderndes Mittel.

rathen! Harrt nicht, bis von der Revolution, die doch nun einmal als eine unleugbare Thatsache in die Gegenwart getreten ist, mit euerm Unrecht auch euer Recht hinaus geworfen werde! Bedenkt, daß Alles, was mit seinem Bestande auf Mißbrauch und Schlechtigkeit angewiesen ist, nicht mehr Gnade vor der öffentlichen Meinung findet. Darum werft die Thorheit des leeren Hochmuths auf blos conventionelle Vorzüge, den Trödel äußerer Auszeichnung mit dem ganzen dünkelhaften Junkerthum, das ja ohnehin der Spott des Volks geworden ist, von euch, flieht den langweiligen Müssiggang der Höfe und die faden, kahlen, flachen, leeren, im Grunde so gemeinen Zirkel der blasirten Welt, und wer Adel der Gesinnung wirklich im Herzen trägt, der rette den letzten Rest von Achtung, die euerm Stande noch anklebt, durch die Metamorphose zum wahren, rechten, tüchtigen, ehrenfesten Bürger und wirke als solcher im regen öffentlichen Leben, in der Gymnastik der Volksbewaffnung, in der Schule der Wissenschaft und in Allem, was das Volk achtet und ehrt und was beiträgt zu feinem Wohle. Ihr habt ebenfalls Ketten zu brechen: wären sie auch vergoldete. Brecht sie, die schimpfliche Leibeigenschaft eueres im Hofdienst, in Tand und Schein der Etikette und in leeren conventionellen Formen aufgehenden Lebens und – vor allem Andern! – wendet euch ab von dem Phantom eures historischen Rechts, das, außer euch selbst, keinen Menschen mehr täuscht. Wartet nicht, bis man euch Rechte aufzugeben nöthigt, welche keine sind; sondern reicht sie dem Volke als freiwilliges Opfer dar und sucht euch damit des Volkes Dank zu erwerben. Für eine erzwungene Gabe wird niemals Erkenntlichkeit getauscht. Das Schicksal der französischen Aristokratie in der ersten Revolution[4200] ist eine furchtbare Warnung und sie sollte an euch um so weniger verloren gehen, da sich die deutsche Revolution, allen Verständigen sichtbar, rasch derselben Lebensstufe nähert, auf welcher der französische Volkssenat stand, als er die Vernichtung der Feudalrechte verfügte. Da hilft kein Zögern und kein Widerstand; nur ein Zuvor- und Entgegenkommen kann nützen und den Verlust mindern. Oder glaubt ihr, ihr von Adel und ihr Standesherren, daß jetzt, nach der Umkehr, der in Umwandlung und Neugestaltung begriffene deutsche Staat auf Unkosten der Nation zu euerm separatistischen Vortheil sich ordnen könne? Das wäre die gröbste Täuschung und zugleich die gefährlichste, der ihr euch hingeben könntet. Wähnt nicht, daß aus dem jetzigen Chaos des deutschen öffentlichen Lebens das alte heilige Reich[4201] erstehen wird wie ein Phönix aus dem Feuer und mit ihm wiederkehren werden für euch die goldenen Tage der Ehren und der Luft, die ihr unter den Schwingen des Reichsadlers so lange genossen habt. Mögen alle Zeichen der todten Herrlichkeit – Reichsapfel und Kaiserkrone, Zepter und Purpurmantel – in Frankfurt zur Schau gestellt werden, mögen sie Sympathieen erwecken, mögen wohlmeinende Männer für die Größe der deutschen Nation unter der Majestät eines kaiserlichen Hauptes schwärmen und die Versöhnung aller Interessen im Schatten derselben versuchen: – die Revolution geht ihren Gang fort und es kann nichts nützen, daß man ihr Todtes und Abgethanes als eine lebendige Geburt in den Schooß legt. Nein, der stille Krieg des deutschen Volkes mit seinen Regierungen, welcher der gewaltigen Explosion unserer Tage um mehr als ein halbes Jahrhundert vorausgegangen ist, wird nicht sein Ziel in einer staatlichen Ordnung finden, welche Unversöhnliches zusammen schmiedet und den Kampf der feindseligen Elemente nur verlängern und verderblicher machen müßte. Die Revolution hat einmal ihren Trennungs-, Auflösungs- und Zersetzungsprozeß in Deutschland angefangen und sie wird ihn vollenden, was auch geschehen mag, ihn aufzuhalten. In diesem Prozeß müssen aber alle Unterschiede des Rangs und des Standes verloren gehen und die Aristokratie der Geburt wird bei uns ganz gewiß so vollständig verschwinden, als sie in Frankreich verschwand. Während so viele tüchtige, brave und wohlgesinnte Männer sich abmühen mit dem Plan zum allmähligen Umbau des alten, aus den Fugen gegangenen deutschen Bundeshauses, dürfte es ganz und gar zusammenstürzen und kein Plan wird dann mehr passen, es wird nichts zu thun seyn, als, ohne Rückblick auf die alten, abgethanen Verhältnisse und ihre Zeit, von Grund aus neu zu bauen mit neuen Steinen. Dann – wenn auch nicht früher, – wird man zugestehen, daß die Regierungsformen in Deutschland, wie sie bisher bestanden, keineswegs in Allem zu Recht bestehende gewesen sind, daß vielmehr ein Regiment der Gewalt und der Usurpation vielfach da gewesen ist, in dem Fürst, Beamte

[4200] Von 1789.

[4201] Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das mit dem von Napoléon Bonaparte geschaffenen Rheinbund am 1. August 1806 de facto – und nach Niederlegung der Reichskrone durch Kaiser Franz II. (1768–1835) am 6. August 1806 auch de jure – aufgelöst worden war.

und Aristokraten Alles waren, der Bürger aber nichts, und daß das, was man bisher in Deutschland bürgerliche Ordnung genannt hat, öfters der That nach nichts weiter war, als eine Tyrannei, die sich unter der gleißenden Hülle der Gesetzlichkeit und der dezenten Form zu verbergen wußte. Noch ist unser Sinn befangen durch die Gewohnheit der langen Censurnacht[4202], in der wir das Leben hingebracht haben: wir sehen bei hellem Tage und mit offenen Augen nicht den ganzen Moder und die Fäulniß unserer Zustände und das Gewimmel der Maden und Molche in unserm Staatsleben; –und wer möchte auch darnach schauen in den ersten Stunden der heiligen Begeisterung für deutschen Volkes Freiheit und Unabhängigkeit und für Alles, was den Menschen, den Bürger, die Nation ehren und erheben kann! Aber dieser Frühling des Gefühls geht vorüber, wie jeder Frühling – der weinigen Währung muß die essigsaure auf dem Fuße folgen. Dann werden wir wohl Manches belächeln, was jetzt als groß gedacht und klug entworfen auf der Tagesordnung der Gegenwart steht, und mit bitterer Ironie werden wir auf das Thun und Streben von Männern zurückblicken, die, obgleich der großen Mehrzahl nach, gewiß mit der redlichsten Absicht, sich der fruchtlosen Mühe unterziehen, Unvereinbares zu einigen und gegnerische Interessen zu verbinden und zu versöhnen. Das Sprüchwort sagt: im Kampfe mit der Dummheit richten selbst die Götter nichts aus; – die Allmacht selbst aber vermag nichts gegen die Trennungskraft von Elementen, Ideen, Begriffen und Zuständen, welche das ewige Naturgesetz geschieden hat.

Werfen wir nun einen Blick auf Baden – Badens Landschaft und Stadt. –

Im schwäbischen Gebirge, dem dunkeln Schwarzwalde, hat sich das Murg-Flüßchen ein tiefes Thal gegraben, welches, ohne auf Großartigkeit Anspruch zu machen, doch eine Menge Naturschönheiten in sich vereinigt. Streckenweise unbewohnt, wild, schauerlich, öde und still, lärmt und klopft an andern Orten das rührige Leben der Schneidemühlen, Poch- und Hammerwerke und aus Stollen und Halden in der Thalwand guckt der verborgene Fleiß des Bergmanns. Die prächtigen Wälder, die bis zum Thalgrund hinabsteigen, bestehen aus Fichten und Weißtannen und alle Schluchten und Höhen dampfen von den Meilern der Köhler und den Oefen der Kienrußbrenner[4203] und Theerschweeler[4204], welche hier im innungsmäßigen Verbande stehen.

Eine schmale Kette kegelförmiger Waldberge trennt das Murgthal mit feinen anspruchlosen Bewohnern von dem betäubenden Geräusch der großen Welt in dem besuchtesten Kurort des Welttheils. Baden-Baden brüstet sich mit einer Kurliste, die schon bis auf 27,000 Namen in einer Saison anstieg: Besuchende, nicht Kranke. – Kaum der zehnte Theil wird vom körperlichen Wehe hierher geführt; die übrigen lockt das Vergnügen; tausende das Spiel[4205].

Die Gegend ist schön. Die Bucht, an deren Rand der freundliche Ort gebaut ist, wird von einem Halbkreis von Bergen umgeben, auf deren Gipfel das Grau verfallener Burgen mit dem Grün des Waldes

---

[4202] Am 3. März 1848 hatte der Bundesrat zu Frankfurt a. Main den folgenden Beschluß gefaßt: „1. Jedem deutschen Bundesstaate wird freigestellt, die Censur aufzuheben und ***Preß***freiheit einzuführen. 2. Dieß darf jedoch nur unter Garantien geschehen, welche die andern deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit möglichst sicher stellen."

[4203] Ein Beruf des Waldgewerbes bis ins frühe 20. Jhd. Kienruß wurde aus harzhaltigen Stoffen des Nadelwaldes gewonnen: Holzteile wie Nadelholzzapfen, Reisig und Kienspäne kamen zum Einsatz, sowie Harzgrieben, die als Rückstände der Baumharzverarbeitung anfielen. Die Aufgabe des Kienrußbrenners bestand darin, die rußbildenden Stoffe bei dem Schwelvorgang des harzigen Materials unter möglichst geringer Luftzufuhr in der Kienrußbrennerei zu sammeln. Dabei entstand der begehrte Kienruß, der als fast reiner Kohlenstoff u. a. zur Herstellung von Malerfarbe, Schuhwichse, Druckerschwärze und Pigmentpaste verwendet wurde.

[4204] Als Vorprodukt für die Kienrußgewinnung (s. o.) verarbeiteten die Teerschweler in Meilern harzreiche Nadelhölzer.

[4205] Durch markgräflichem Erlaß war einigen Badewirten bereits 1748 erlaubt worden, unter Aufsicht einer entsprechenden Kommission Glücksspiele zu veranstalten; ab 1801 fanden dann erste konzessionierte und überwachte Glücksspiele in Baden-Badener Hotels statt. Am 16. Juni 1812 wurde die Spielbank unter staatl. Aufsicht eröffnet. Das Baden-Badener Glücksspiel erlebte dann unter dem Pächter Jacques Bénazet (1778–1848) ab 1838 seine erste ‚Blütezeit'.

anmuthig wechselt, und umsäumt von Rebgeländen und Obsthainen, aus denen die Menge niedlicher Häuschen herausschaut, zwischen welchen da und dort ein schloßartiger Landsitz oder eine prunkende Villa sich hervorhebt. Die Stadt selbst hat sich zur Sommer-Residenz des begehrlichsten Reichthums und des Adels anständig eingerichtet; eine Menge palastähnlicher Gebäude schmücken die Straßen und Plätze. –

Der Ruhm der badener Heilquellen ging schon durch die römische Welt. Septimius Severus[4206], Caracalla[4207], Heliogabel[4208] hatten Wohnungen bei den Thermen, und der glänzende Hof der Imperatoren trug vor 1600 Jahren in Baden ein vielleicht noch üppigeres Leben zur Schau, als die Gegenwart. Noch geben eine Menge Trümmer und Merkmale von der Anwesenheit der alten Weltbeherrscher Kunde: – Thermenreste, Mosaiken, Inschriften auf Meilenzeigern und Grabsteinen, Gefäße und Münzen.

Die Quellen, welche aus dem Gneis der Terrasse des sogenannten Schneckengartens hervorsprudeln, sind in ihrer Zusammensetzung und ihren Wirkungen den wiesbadener Thermen ähnlich. Sie gehören zur Klasse der muriarischen[4209] und ihre Heilkraft äußert sich vorzugsweise in den Krankheiten des Lymph- und Drüsensystems, bei Skropheln[4210], hartnäckigen Rheumatismen, Lähmungen und in den Leiden, welche aus der Schwäche der Verdauungsorgane entspringen. Man braucht den Brunnen als Bad in allen Formen, am häufigsten als Douche. Ein frisches, kräftigendes Stahlwasser, das in der Nähe quillt, unterstützt den Gebrauch der Thermen und öfters mit großen Erfolgen.

Die Saison beginnt im Mai, ihre Glanzzeit füllt den Juli aus, und in den ersten Septembertagen veröden Salons und Promenaden. Doch bleiben immer kleine Winterkolonen zurück, meistens englische Familien, die, von der herrlichen Gegend gefesselt, nicht selten für mehre Jahre sich hier niederlassen.

[4206] Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), seit 193 römischer Kaiser.

[4207] Caracalla (eigentl. Lucius Septimius Bassianus; 188–217; ermordet), seit 211 bis zu seinem Tod römischer Kaiser. Der offizielle Kaisername des Sohnes von Septimius Severus (s. o.) lautete Marcus Aurelius Severus Antoninus.

[4208] Elagabal (eigentl. Varius Avitus Bassianus; 204–222; ermordet), seit 218 römischer Kaiser. Sein offizieller Kaisername lautete Marcus Aurelius Antoninus.

[4209] Lat. für salzsauer.

[4210] Hauttuberkulose.

DCCXX



BADEN-BADEN
VON DER BURGRUINE AUS GESEHEN.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 9-14.

DCCXIII. Das Baden-Baden von heute.

Die Erscheinungen der Zeit finden ihren Schlüssel im Wesen und Zustand der Gesellschaft. Wie glänzend oder wie groß, wie stark oder wie trotzig, wie widerlich oder wie fade sie auch aussehen mögen, alle haben doch nur eine Quelle als Ursprung und ein Steuer, dem sie gehorchen: die socialen Verhältnisse und die Ideen, welche dieselben beherrschen. Das Kulturleben, ausgehend von einem Punkte, wie die Ringwellen des Wassers durch den geworfenen Stein, drängt sich hinaus in immer größere Kreise. Jedes Ende ist zugleich ein Anfang und hinter jeder untergehenden Gesittung steigt die Morgendämmerung einer neuen herauf. Die griechische ist hinweggeschmolzen mit ihrer Herrlichkeit, als wäre es Eis gewesen bis auf wenige Ueberreste; die römische, ihre Tochter, ist ein Trümmerhaufe, und auch die europäische der Neuzeit wird in den Abgrund sinken. Wie die Natur die neuen Kontinente aus den Ruinen der älteren, aufgebaut hat, wie sie die neuen Geschlechter aus der Zersetzung der vorher gegangenen ernährt, wie junge Völker und Reiche an die Stelle der alten treten, wie die modernen Künste die alten ersetzen, wie neue Erfindungen, Fertigkeiten und Anwendungen die früheren verdrängen und unnütz machen, so steigen auch von Zeitraum zu Zeitraum neue Kulturformen auf den Ruinen der älteren empor. Das, was sich der organischen Verwandlung hemmend entgegenstemmt, sey es Staat, Gesetz, Kunstregel, Sitte, Religionen, wird zerbrochen: – denn das Streben zum Neugestalten duldet keine Fesseln, je größer der Widerstand ist. desto größer ist seine Kraft und wo ihm eine allmählige Entwickelung nicht zugelassen ist, wird es durch Umwälzungen und Revolutionen siegen.

Doch der gewöhnliche Verlauf des Kulturlebens ist ein ruhiger. Sprosse um Sprosse erklimmt eine Gesittung ihre Höhe, und Staffel um Staffel steigt sie von derselben wieder herab. Auch die moderne Kultur Europa's hat ihren Gang abwärts angetreten. Unser Auge mag es nur nicht sehen, die Seele scheut zurück vor dem Gedanken, daß es so sey, sie zittert vor der Idee, daß die europäische Civilisation ihr weites Haus räumen müsse – daß das Schicksal ihr das letzte Gemach, den letzten Schrein vielleicht in nicht sehr langer Frist verschließen werde. Während die meisten Menschen ein leichtfertiges Spiel mit den auffälligsten und bedenklichsten Erscheinungen des Verfalls treiben, sind es nur wenige, die sie wie das Mene Tekel[4211], wie Prophezeiungen des Kommenden betrachten.

Es gehört in der That doch ein sehr leichter Sinn dazu, z. B. den glänzenden, summenden Mückentanz des heutigen Genußlebens für ein Zeichen des Wohlbefindens und der Sicherheit zu halten. Seht Euch vor, wenn der große Gott beschließen sollte, einen Zerstörer und Messias zu senden in das faule Babel! Es wird dann in Europa seyn, wie in einer großen Stadt, wo das Feuer an hundert Orten zugleich aus den Giebeln bricht, und kein Mensch mehr weiß, was sicher vor ihm sey und wo es ende. – Dann ist kein Reichthum, der nicht verzehrt, keine Macht, die nicht über den Haufen geworfen werden könnte; dann ist kein Gut und Besitz ungefährdet; dann ist kein Verdienst, das gewißlich schützt; dann ist Alles bis auf den Glauben, bis auf Volkssitte und Volksgebräuche, ja, bis auf die Hoffnungen und Gedanken des Herzens der Zerstörung und Verwandlung hingegeben – Alles geht in dem neuen Kulturprozeß auf, welchen eine unbekannte Macht als Keim in ihrem Schooße birgt. Daher der Schauer, welcher jeden Gedanken in diese Wandlung begleitet; darum die allgemeine Scheu, dieses Thema zu erörtern; daher die Leichtfertigkeit, mit der sich die Menschen in den Strudel des Genusses und Vergnügens stürzen, sich zu betäuben; daher die Willfährigkeit, sich über das Treiben dieser Zeit Illusionen zu ma-

[4211] Hebr. מנא, מנא, תקל, ופרסין; „So aber lautet die Schrift, die dort geschrieben steht: Mene mene tekel u-parsin, Und sie bedeutet dies: Mene, das ist, Gott hat dein Königtum gezählt und beendet. Tekel, das ist, man hat dich auf der Waage gewogen und zu leicht befunden. Peres, das ist, dein Reich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben“ (Dan 5,25-28).

chen. Mitten in der Periode des Verfalls lebend, niedersteigend von Staffel zu Staffel, stehend am Rande des Abgrunds, aus welchem der Krieg und die Revolution, mit den Attributen der Barbarei beladen, drohend heraufsteigen, .um die Gesellschaft umzukehren, freut sich der Leichtsinn der Flammenzüge, welche an den Wänden glühen, wie eines Feuerwerks, und umgeben von den gewaltigen Symptomen des herannahenden neuen Weltalters, sitzen die Uebrigen wie Idioten da, weder hoffend noch fürchtend, wartend, stumm, leer, kalt, Menschen gleich, die zu Stein wurden, wie Lots Frau[4212], durch die Furcht, daß sie dem Geschick nicht entrinnen können. – Europa ergraut mit jedem Tage. Es nützt ihm nichts, daß es sich die Runzeln glättet, die Wangen malt und Rosen in das falsche Haar steckt. Das Weib von 70 Jahren wird darum keine junge Maid, in deren Auge sich ein Himmel voll Liebe und Glück aufthut. Die Kulturformen folgen in ihrem Entstehen und Verschwinden unabänderlichen Gesetzen. Die Macht großer Ideen allein kann sie schaffen: auch sie ist’s wieder, die sie ihrem Untergang zuführt. Der Einzelne ist ein Tropfen im Strome; er kann an dem Laufe desselben nichts ändern. Aber die Ewigkeit seines Daseyns hebt ihn über alle Phasen des Veränderlichen und Vergänglichen hinweg und glücklich ist er, wenn er dem Zuruf folgt:

„Laß wandeln die Gedanken-Sterne
Den lichten Pfad;
Als Sämann streue in die Seelen
Des Guten Saat.[4213]

Baden-Baden, das heutige, ist ein Bad für Gesunde. Seine unermeßlichen Anlagen, die Menge seiner Prachtsäle und Paläste, in denen sich die vornehme Welt aus allen Theilen der Erde zusammen findet, würden leer stehen, wäre Badens Anziehungskraft auf seine Heilquellen allein begründet. Unter den Luxusbädern ist jetzt Baden, was London ist unter den Städten; denn die Zahl seiner Gäste steigt allsommerlich wohl auf 30,000! Es ist begreiflich, daß in einem solchen Bade die kleinlichen Rücksichten, die man anderswo zu nehmen hat, um nicht Anstoß zu erregen, wegfallen. Da wird nicht ängstlich nach Rang und Stand gefragt, woher Jemand stamme, welches Kleid er trage, wie er seine Zeit am liebsten sich vertreibe. Wer in Baden-Baden bemerkt seyn will, muß schon ganz besondere Eigenschaften besitzen oder sehr auffallend leben. Freilich fragen auch die kleineren Kreise, deren es hier hunderte aller Art gibt, streng genug nach den Verhältnissen eines Unbekannten, der sich ihnen zu nähern sucht. Das heutige Baden wimmelt nämlich von männlichen wie weiblichen Abenteurern selbst des vornehmsten Ranges, so daß man gegen jeden Fremden, mit dem man nähere Bekanntschaft schließen will, vorsichtig seyn muß. Von dem freundlichen Entgegenkommen, von der Verschmelzung aller Badegäste in eine einzige große Familie, wie man es in kleineren Kurorten findet, wo der Ankommende sich schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes wie zu Hause fühlt, trifft man dort keine Spur. Aecht großstädtisch, ohne Neugier und ohne Theilnahme geht Alles aneinander vorüber. Wo Jedem, wie hier, eine so reiche Auswahl zur Geselligkeit offen steht, kann auch Jeder nach seiner Neigung wählerisch seyn. Es gewährt ein komisches Schauspiel, wenn irgend ein Groß-Würdenträger eines kleinen Staates, der daheim gewohnt ist, schon vor seinem leeren Wagen alle Hüte auf hundert Schritte aus übergroßem Respekt vom Kopfe fliegen zu sehen, zum ersten Mal in Baden ankommt. Nachdem er seinen Titel, der zwei Linien des Fremdenblattes füllt, mit ängstlichster Sorgfalt, daß um’s Himmelswillen kein „Ober“ oder „Geheim“ vergessen werde, eingeschrieben hat, schreitet er, ganz gegen die hiesige Sitte, alle Ordensbänder im Knopfloch, die Gemahlin – aufgeputzt, als wollte sie zum Hofballe fahren, – ihm zur Seite, im Gefühl seiner Würde stolz einher, in der Meinung, Jeder müsse mit zuvorkommender Höflichkeit sich ihm nähern, sich glücklich schätzen, die Ehre seiner Bekanntschaft zu machen. Aber von all’ den langen Titeln, breiten Bändern und der stolzen Attitüde nimmt Niemand Notiz. Da läßt denn der Verblüffte allmählig die Dekorationen verschwinden, die Exzellenz trägt mit dem einfachen Kleide auch

---

[4212] Gen 19,26.

[4213] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

einfache Manieren zur Schau, und dem Witzbold ist die Gelegenheit genommen, an einer Lächerlichkeit seinen Stachel zu üben. – Das Konversationshaus mit seinen vielen Sälen, und noch schönerem freien Platze, von süßduftenden großen Orangenbäumen umsäumt, ist der eigentliche Mittelpunkt des großartigsten gesellschaftlichen Lebens. Die Abendzeit von 7–9 Uhr hält hier die *Haute volée*[4214] versam melt. In einem Kiosk auf der grünen Matte, die durch die breite Promenade von der Säulenhalle des Konversationshauses getrennt ist, spielt ein gut besetztes Orchester. Die Klänge der neuesten Walzer, Polka's und der Ouverturen beliebter Mode-Opern tönen in das Gesumme der auf- und niederwogenden Menschenmenge. Es sind hier oft 2000 Personen aus allen Gegenden der Welt vereinigt, die auf dem Platze promeniren oder auf den Sitzen der Ruhe pflegen. Alles findet hier seine Repräsentanten: Jugend und Schönheit, Stand und Reichthum, der Glanz berühmter, sey es erworbener oder ererbter Namen. In einer Gruppe sieht man oft Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und Künstler zusammen, die sich Ruhm in allen Enden der Welt erworben, deren Namen und Thaten Tag für Tag die Zeitungen verkünden. Dazwischen der Frauen bunte Schaar gleich wogenden Blumenbeeten, wo sich oft die höchste Eleganz mir der höchsten Einfachheit der Toilette zu verbinden sucht. Und welche Grazie der Haltung, welche Freiheit der Bewegung! Da sind die vornehmen Russinnen mit ihrem schmieg- und biegsamen Körper, den sie so geschickt zu tragen wissen, mit den gelblich blassen Gesichtern ohne Frische, die nur durch die zwar gewöhnlich hellen, aber sehr lebendigen, mandelförmig geformten Augen Leben und Reiz erhalten. Selten findet man unter ihnen eine vollkommene Schönheit: schon die Gesichter junger, kaum den Kinderschuhen entwachsener Mädchen sind fast immer krankhaft; weißer Teint, frische Farben gehören bei ihnen zu den seltensten Ausnahmen. Aber etwas Piquantes haben sie in ihrer Erscheinung trotz dieses Mangels an Jugendlichkeit, trotz der zu breit hervorstehenden Backenknochen. Uebertroffen werden sie im Allgemeinen von den Französinnen, denen man in ihrer ganzen Erscheinung die Palme zuerkennen muß; Eleganz der Bewegung mit zierlichem Wuchse und fesselndem Ausdruck der Züge ist bei ihnen vereint. Von Engländerinnen, deren Zahl in Baden eine Legion ist, sieht man einzelne, welche durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge und ihr rosiges Kolorit die Blicke mit Recht anziehen; sonst haben sie etwas Steifes, Eckiges, wenig Ansprechendes in Wuchs, Gang und Kleidung und stehen hinter den andern weiblichen Nationaltypen weit zurück. Auch unseren deutschen Frauen mangelt nicht selten der Reiz einer eleganten Erscheinung, obschon sie es an Sinnigkeit und wahrer Anmuth mit der ganzen übrigen Damenwelt aufnehmen können.

Die Kokette ist in Baden Königin. Wie feurige Raketen fliegen die Blicke umher, die empfänglichen Herzen der Männerwelt zu entzünden. Die Flammen, die hier auflodern, sind meist leere Strohfeuer, eben so schnell wieder erloschen wie aufgeflackert; aber leichte Verhältnisse knüpfen sich schnell, denn die Gelegenheiten sind günstig, die strenge Sitte beugt sich in Baden dem Vergnügen. Ein Blick auf die hundert Verhältnisse, die sich auf der Promenade anknüpfen und zwischen verschwiegenen Wänden fortsetzen, könnte uns zeigen, wie locker die Bande, wie leicht die Moral der vornehmen Welt aller Nationen geworden sind. Doch wer mag solche Spuren verfolgen, wo so Vieles zum reineren Genuß ladet! Wie süß duften die Orangen! Sie erhöhen den südlichen Zauber, der über Allem ausgebreitet liegt. Lind und warm ist die Luft, jedem rauhen Winde ist der Zutritt durch die schützenden Berge verwehrt, von dunklerer Färbung ist das Blau des Himmels. Auf der einen Seite der Promenade steht das im edlen Style gebaute weitläufige Konversationshaus mit seiner Säulenhalle und seinen zierlichen Nebengebäuden; auf der andern breitet sich ein grüner Rasenteppig [sic!] aus, rings von einer Allee schattiger Bäume umgeben. Dahinter, amphitheatralisch erhaben, ist die Stadt Baden mit ihren schimmernden Häusern, Balkonen und flachen Dächern, die ihr einen italienischen Charakter verleihen; hoch oben darüber glänzen die sorgfältig angebauten Höhen des Schwarzwaldes, in deren Baumwipfel die Winde wie Choräle rauschen. Ganz oben, einen würdigen Schluß bildend, ruht das malerische Gemäuer der alten Schloßruine; mit ihm in gleicher Höhe sich über alle Berge hinziehend ein hoher Kamm kahler Felsen, deren todtes Silbergrau schön von dem dunkeln frischen Waldesgrün absticht. – Jetzt hat die scheidende Sonne über dies bunte Gemälde ihre purpurne Gluth ausgegossen, alle Farben erscheinen zuletzt noch in hellerem Glanze, die Fenster des Städtchens speien Flammen und, gleich Rubinen, funkeln sie in der silbernen Einfassung der weißen Gemäuer. Noch so ein letzter hellstrahlender Blick, und

[4214] Frz., von hohem Rang; bessere, feine Gesellschaft.

die Schatten der Nacht sinken allmählig herein, und verbreiten über Alles leise ihren dunkeln Fittich. Da blitzen wie mit einem Zauberschlage unten auf der Promenade die Gasgirandolen[4215] mit ihren weißen, durchdringenden Strahlen auf, und helle Streiflichter fallen auf die immer noch wogende Menschenmenge. Ihr trügerischer Schein ist Vielen günstiger als das klare Licht der Sonne, er schmeichelt dem falschen Glanze, den dieses unbarmherzig enthüllt. Lebendiger glänzen die Wangen der Frauen, unsichtbar sind die Falten und Runzeln und die matten Kreise der Augen, die des Lebens Eile und überschwenglicher Genuß zu frühe gezeichnet; feuriger scheinen die Blicke, deren innere Leere sich jetzt weniger bemerklich macht. Immer lebendiger wird das Gesumme, immer kühner werden die Worte der selten vergeblich schmachtenden Seladons[4216], immer gewährender die Blicke der Frauen; was die Helle des Tages noch zurück drängte, um nothdürftig den äußeren Schein zu retten, offener und rücksichtsloser wird es in der Dunkelheit der Nacht. Dazwischen das Geplauder der Gruppen, die weiter unten an der *galerie des fumeurs* um einzelne Tische sitzen und, behaglich Sorbet[4217] oder farbiges Eis schlürfend, sich die Spaziergänger betrachten. Auch in den Sälen des Konversationshauses, die mit vielem äußeren Glanze, ganz darauf berechnet, die Augen der großen Menge zu blenden, ausgestattet sind, drängt sich die Menge. Welche Fundgrube für einen Genremaler, der die verschiedenen Scenen, die hier unaufhörlich den Blicken des Beobachters sich darbieten, wiedergeben wollte! Interessant müßten solche Bilder seyn, schön aber selten, denn ein wohlthuender Anblick ist's nicht, den diese Scenen gewähren. Wie verschieden malen sich die Leidenschaften in ihren wechselnden Steigerungen in den Gesichtern dieser Gesellschaft! Welche unvergängliche Linien werden hier oft dem Antlitz für immer eingegraben! Alt und Jung, Vornehm und Gering stehen dicht um die grünen Tische geschaart; Stand und Rang sind hier ganz verschwunden; die Sucht nach Gewinn macht Alle gleich, und mit immer gleicher Miene harkt der Croupier die Geldrolle des Fürsten und den letzten Kronenthaler des armen Handwerkers zusammen, der schwach genug war, der lockenden Verführung nicht zu widerstehen. Kalt wie das Metall, das er mit geschickter Hand umher wirft, sind die Blicke eines solchen Dieners der privilegirten Geldsucht; was kümmert's ihn, wie die rollende Kugel fällt, ob sein Geben ober Nehmen des Goldes Entzücken oder Verzweiflung bereites? *Faites vos jeus, Messieurs*![4218] tönt heiser die tonlose Stimme, blitzend fliegt das Auge über den langen Tisch, die Sätze zu kontroliren, und Betrügereien zu verhindern.

Oft sieht man viele Tausende auf einem Satze stehen, und der Unternehmer, ein französischer Oberst, Benazet[4219], soll, außer dem jährlichen Pacht von 40,000 Franken und den großen Kosten für den Bankbetrieb, bei dem allein nahe an 30 Croupiers angestellt sind, in einer Saison oft mehr als 100,000 Gulden reinen Gewinn gehabt haben. Gewähren schon Männer an Spieltischen einen widerwärtigen Anblick, so ist dies in weit stärkerem Grade bei den Frauen der Fall. Förmliches Geschäft vom Spielen, so daß sie sich hinsetzten und auf der Karte nachpointirten[4220], machten in der Regel nur vornehme Russinnen, die, wie überhaupt über alle Schranken der Sitte, so auch hier über den Anstand sich am kecksten hinwegsetzen; außer ihnen auch einige Französinnen der höheren Gesellschaft. Bei Engländerinnen und Deutschen herrscht noch das Ehrgefühl zu sehr vor, als daß sie anders als auf einige Augenblicke sich den Tischen nähern und stehend, gleichsam aus Scherz, einige Goldstücke dann und wann hinwerfen. Das ächte Bild einer wahren Spielerin gab mir eine elegant gekleidete Französin in mittleren Jahren. Sie trug noch die Spuren ehemaliger großer Schönheit. Von 11 Uhr Morgens, wo die Säle der Bank sich öffnen, bis spät um Mitternacht, wo sie geschlossen werden, behauptete sie unablässig ihren Sitz, gewöhnlich beim *Trente-un*[4221]. Sie spielte nicht sehr hoch, ihre Mittel schienen dem großen Spiel nicht gewachsen. Aber mit welcher Spannung haftete ihr großes dunkles Auge, in dem

---

[4215] Mit Gas betriebene Kandelaber.

[4216] Veraltet für einen schmachtenden Liebhaber; so benannt nach dem Helden des fünfbändigen Romans „L'Astrée“ (Paris 1607-1628) von Honoré d'Urfé (1567–1625).

[4217] Ein eiskaltes Getränk oder eine halbgefrorene Speise aus Fruchtsaft (siehe hierzu S. 213, Anm. 594).

[4218] Frz., „Machen Sie Ihre Spiele, meine Herren!“

[4219] Jacques Bénazet (siehe hierzu S. 1351, Anm. 4205).

[4220] Veraltet für das Setzen beim Glückspiel.

[4221] Ältere Variante des Kartenglückspiels „Siebzehn und Vier“ (Black Jack), bei dem es galt, 31 statt der heute üblichen 21 Punkte zu erreichen.

einst die Flammen der Liebe gelodert haben mochten, auf der Hand des Croupiers, der die Karten umschlug! Welche unersättliche Gier spiegelte sich in den scharfen Zügen, in denen Leidenschaften aller Art ihre Furchen zurückgelassen! Ihre Freude über Gewinn war fast noch unschöner, thierischer, als der Zorn über Verlust. Im letzteren Falle verfehlte sie nie, durch eine starke Prise Tabak ihr Gehirn anzufrischen.

An den Sonntagsabenden spielt von 8 Uhr an im großen Hauptsaal ein ausgezeichnetes Orchester, teilweise von den ersten Pariser Virtuosen gebildet, die von dem Unternehmer freigebig bezahlt werden. Dann tönt das Schmettern der Trompeten zu dem Rollen der Kugeln, dem Klappern und Klingen der Goldhaufen, dem eintönigen Ruf der Bankhalter. Die Verlierenden, die an solchen Abenden doppelt zahlreich sind, können sich dann wenigstens trösten, daß Fanfaren ihren Verlust begleiten oder sanfte Flötentöne ihn betrauern.



DCCCXXI

WASSERFALL bei GEROLDSAU

unfern Baden-Baden.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 37.

DCCLXV. Die Geroldsauer Kaskade bei Baden-Baden.

Eins jener reizenden Plätzchen, mit welchen die Hand der Natur so gütig und so verschwenderisch die Umgebungen von Baden-Baden ausstattete. Kunst und Alterthum, Legende und Geschichte haben von den meisten Besitz genommen und Dichter, Geschichtsforscher, Antiquare und Maler finden sich allesammt befriedigt, wenn sie das Stammschloß der Zähringer, die Burg der tapferen Ebersteine, die stillen friedlichen Hallen Lichtentals oder des fremersberger Klosters besuchen, oder auf der hohen Yburg die Prachtschau über den Schwarzwald genießen: hier spricht die Natur zum Herzen allein. Nichts hat die Menschenhand hinzugethan als eine kleine Bank aus Baumästen und ausgestopft mit weichem Moos. Von den Tausenden und aber Tausenden, welche in Baden-Badens glänzenden Säulenhallen nach irdischer Glückseligkeit und üppigem Lebensgenuß suchen, von dem ganzen großen Haufen, der im Gewühl des Reichthums und seiner Sorgen und Leerheit sich verliert, und der immer nur darnach zagt, den Sinn für das Gute und die besten Freuden des Lebens bei sich zu ersticken, sich Herz und Hand zu verwunden, und zum Genuß der wahren Freuden so unfähig zu werden, als für die Hoffnungen eines künftigen Lebens, – von diesen Unglücklichen, welche den Gedanken an Gott, an Religion, an ihre Pflichten als Mensch, an Unschuld und Tugend beständig zu fliehen trachten, indem sie sich- in die dichtesten Wolken des Lasters, in den Pfuhl der Lüge und in den Fieberparoxismus[4222] unersättlicher Leidenschaften stürzen, von dieser Gesellschaft, in deren Schatten alles Reine beschmutzt, alles Hohe erniedrigt wird und alles Frische und Lebendige erkrankt, verirrt sich selten Einer an diesen stillen Ort. Aber von den Besseren aus dem schwülen Kreise Badens wird er gern aufgesucht. Ein Niagarafall ist der Geroldsauer freilich nicht. Als Menschen ist uns aber auch kein Blitzstrahl nöthig, um durch die Luft zu fliegen, sondern nur ein kleines Wölkchen, um uns still über das Irdische zu erheben.

[4222] Siehe hierzu S. 332, Anm. 945.



CONVERSATIONS-SAAL in BADEN
(BADEN)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S., Inhaltsverzeichnis u. „Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß [...] Band I bis XVIII". qu.-8°. S. 91f.

Goldgräbereien.

[…]

Konversationssaal[4223] in Baden-Baden.

Auch hier gräbt man Gold, aber gemünztes, nicht aus dem Schlamm des Flusses und im Felsthal der Wildniß, sondern auf feinem grünem Tuch polirter Tische im glänzenden Prachtsaal, nicht mit schwieliger Faust, sondern in Glacéhandschuhen; hier graben nicht zerlumpte Männer im Sonnenbrand, sondern feine Herren in labender Kühle und zarte Damen bei heiterem Glanz zierlicher Lampen. Gemeinsam ist Beiden nur Zweierlei: die Gier nach Gold und die äußere Gleichstellung der Gesellschaft. So wenig, wie in den Goldminen Kaliforniens, fragt man hier nach Alter, Rang und Stand. Dem grünen Tisch ist's einerlei, wer auf ihm arbeitet, der beringte Finger eines grauen Besternten, oder die zitternde Hand einer leichtsinnigen Kammerjungfer. Nur Eine Arbeiterklasse findet sich hier, die Kalifornien bis jetzt noch entbehrt, nämlich die Derjenigen, welche in den Goldminen des grünen Tisches nichts Anderes suchen, als ein probates Mittel zum Todtschlagen der überflüssigen Zeit. Deshalb schlagen diese hier ihr Geld todt, denn „*time is money*". – So weit ist der Korruptionsgang unserer Generation bereits vorwärts gekommen, daß ein ernstes Wort gegen das Hazardspiel[4224] der Grünentischbäder mindestens als Lächerlichkeit, möglicher Weise auch als Vergehen gegen höhere Ansichten und Anordnungen erscheint. Also – spielt nur zu! Es fehlte ja sonst der dritte Vergleich zwischen Euch und den Arbeitern auf unserem Bilde: Ihr grabt Beide nach Gold über Vulkanen.

Eine Beschreibung des Konversationshauses mit einer Schilderung des Lebens und Treibens darin hat das Universum in seinem XV. Bande, S. 11 ff., gegeben.

[4223] Der Konversationssaal diente als Casino.

[4224] Glücksspiel; von altfrz. le hazard, der Zufall; der Begriff erfuhr dann im Engl. einen Bedeutungswandel zu „Gefahr, Risiko".

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 107-115.

DII. Strassburg[4225].

Wenn wirst du aufhören, ein Stachel zu seyn in meinem Herzen? Wenn wird der Tag kommen, wo das Vaterland dir zuruft: Willkommen, nach langer Trennung, ehrwürdiges, altes Straßburg! Wenn ich den Tag denke, den Tag, wo aus allen deinen Fenstern schwarz-roth-goldne Wimpel flattern, alle Glokken läuten von deinen Thürmen und deutscher Jubel wie Sturmesbrausen durch deine Straßen zieht: – dann geht mir die Brust weit auf und ich wünsche der Zeit die Schwingen des Blitzes, auf daß der Tag an die Gegenwart rücke und ich seine Herrlichkeit preisen könne mit beredtem Munde.

Eitler Wunsch. Die Gegenwart spottet meiner Gefühle, der gallische Hahn kräht von dem Münster und die Tricolore weht von den Wällen. Die Pfalz, jener alte, feste Harnisch, welcher das Vaterland um gürtete; Straßburg, die Mauerkrone Deutschlands mit dem regen Leben drinnen; – beide sind noch in des Räubers Händen, der vor Jahrhunderten des Reichs Pforten aufgebrochen und mit Brandfackel und Schwert in demselben gewüthet. Das Thor von Deutschland haben die Fremden inne und das Reich ist zum offenen Dorf geworden, gehütet von schlechten Zöllnern. Das Lied vom deutschen Strom ist eine schändliche Lüge; die aber, welche den Kaisermantel, der Alle umfing, zerrissen und sich gekleidet haben in seine Fetzen – die achten den schmählichsten Diebstahl, der je an einem großen Volke begangen wurde, wie ein rechtmäßig erworbenes Besitzthum, und sie erröthen nicht, wenn im deutschen Heiligthum das Tedeum schallt bei'm Namenstage des fremden Gebieters, und dessen Vögte am Rhein über eine Million Deutsche herrschen. –

Man wird mir sagen: die Pfalz hat Theil an Frankreichs Freiheit; der Pfälzer ist besser dran, als das Volk, dem er anstammt. Wunderliches Gerede! Ich kenne diese Freiheit: eine Freigelassene ist sie, die noch die Narben ihrer Ketten fühlt. In der Freiheit eines Volkes, das einem Fremden gehorsamt, ist ein Widerspruch, den keine *Magna Charta*[4226] austilgt. Das Wesen einer solchen Freiheit, die aus dem Joch fremder Unterdrückung herausgewachsen, das läuft auf einen wohlgezogenen Despotismus hinaus, und betrachtet man es recht, so ist es nichts, als ein Zerren zwischen Eigenwillen und Licenz, ein wechselseitiges Fürchten und Fürchtenmachen, eine gährende Bewegung ohne Resultat, einerseits das arglistige Streben, das Deutschthum vollständig zu entfernen und die Assimilation zu beschleunigen, anderseits ein zähes, zaghaftes Verhüllen und Vertuschen entgegengesetzter Absichten und Wünsche, ein Bemänteln und Belügen, kurz ein Hadern zwischen beiden Nationalitäten ohne Kraft und ohne Würde. Wohl weiß ich, daß wir an diesem Zustande selbst gar viel verschuldet.

Wohl weiß ich, daß, wie selbst Berge, welche die Natur auf den Vesten der Erde aufgerichtet, stürzen und sich in Trümmer auflösen müssen, wenn das innere Leben abgestorben ist, so auch in des Reiches weitem Hause schon gar lange ein sieches Leben wohnte, sonst es wohl nicht hätte geschehen können, daß ein Fremder von der besten Kammer Besitz genommen. Aber jetzt, nachdem wir auf der Zerstörung einer blühenden Vergangenheit den Aufbau eines neuen Volksthums fest begründet, nachdem wir unsere Phönixperiode durchlaufen haben und zur Wiedergeburt unsers Irdischen gelangt sind: sollen wir da nicht alle Elemente deutschen Volksthums wieder zu vereinigen trachten? – Schreit nicht die Pyramide von Straßburgs Münster die Antwort in den Himmel hinein? oder ist es eine Fabel, daß deutsches Volk sie aufgebaut, ein Zeichen deutscher Kraft und Einigkeit? Keine Stadt in Deutschland, die nicht Geld und Gut dazu gesteuert, die nicht Handwerksleute gesendet; kein Dorf, das nicht sein Scherflein gespendet! Nein, es ist keine Fabel, und diese Steine sind keine todten Massen. Sie reden mit feurigen Zungen von der großen deutschen Nation, die, einig und gläubig, ihren Willen an eine Idee

---

[4225] Lat. Argentoratum, frz. Strasbourg, elsäss. Schdroosburi.

[4226] Siehe hierzu S. 404, Anm. 1163.

gesetzt. Und auf diesem Denkmal, das mein Volk, stark und einig, in vielen Jahrhunderten erbaut, soll der Hahn der Gallier fortkrähen? –

Geflügelt sind die Geister der Nationen. Frei hat sie Gott gegeben. Auf ihre Gefahr können sie Jegliches versuchen. Der Tag wird kommen, wo der starke deutsche Adler kampfmuthig die Schwingen schlägt, zurückzufordern, was man ihm geraubt und was unsere Fürsten dem Räuber ließen. Wer dürfte den Versuch Frevel nennen, zurückzuerlangen ein Eigenthum, das man uns stahl? wer uns hindern, Gebrauch zu machen von unserm unveräußerlichen Recht? Freilich wird es Zeit bedürfen. Ungahr und unklar ist noch das junge Selbstbewußtseyn in den Massen, das Morsche, Abgestorbene ist noch nicht überall abgestoßen und das neue Leben hat sich noch aus dem Todeskampfe des Alten fest zu gestalten. Es ist noch ein Zischen und Streiten, ein Bilden und Zerstören da und dort; Chaotisches könnte man es nennen, wenn nicht der Zug und Trieb der innern Kräfte, die unsern Gestaltungsdrang beleben, ein festes Ziel verriethen. Aber wenn erst deutsches Volk in seinem Gebilde das rechte Maaß getroffen hat, dann wird auch der Trieb, alles Deutsche zu Deutschland wie der zu einigen, allwärts bis an die Grenze verfolgt werden, wo der letzte deutsche Laut vernommen wird, und Meister Erwins deutsches Gotteshaus wird wieder ein Gotteshaus in Deutschland werden. –

Auf eisernem Pfade denke ich mich vom Dämon Dampf im Fluge durch die Gauen des schönen Badener Landes geführt. Auf dem Stationshofe bei Kehl verlasse ich den bequemen Sitz und, meinen Reisesack an der Hand, wandere ich hinüber gen Straßburg. Kehl, einst eine starke Festung, die für das Reich, nach dem Verluste der Pfalz, ein Schild gegen Frankreich gewesen, hat jetzt das Ansehen eines offenen Dorfs. Von den Franzosen wohl ein dutzend Mal belagert, bombardirt, erobert, erstürmt und der Erde gleich gemacht, ist es zuletzt ein offenes Thor geblieben, durch welches die Straßburger Garnison jeden Tag, wenn sie Lust hat, uns einen Besuch in Karlsruhe oder Heidelberg abstatten kann. Bei'm Anblick dieser gänzlichen Schutzlosigkeit Deutschlands auf seinem wichtigsten und verletzbarsten Punkte erscheint mir der deutsche Bundesfestungsbau in Rastadt und Ulm wie eine Parodie. Zwar hat Germersheim einige Befestigungen: aber gegenüber den furchtbaren Linien Straßburgs – jenen Mauerkronen und Zinnen, auf welche das deutsche Volk einst mit Stolz hinblickte, jetzt aber nur gesenkten Auges hinschaut, wie ein Jeremias auf die Trümmer seines Tempels – gemahnen sie mich, wie ein Zwerg gegen Giganten.

Vor Straßburg theilt sich der Rhein in zwei Arme, welche ein Eiland umschließen, das die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildet. Hier steht das Gebäude des französischen Mauthamts, berüchtigt und verhaßt wegen der Plackereien, die hier verübt werden, bei der ganzen Reisewelt. In geringer Entfernung von diesem Tempel der Zöllner und Sünder ragt Desaix's[4227] Denkmal, von Trauerweiden umschattet und mit der Aufschrift: Desaix die Rheinarmeen. Welche Gegensätze der Vergangenheit und Gegenwart rufen die Paar Worte in die Erinnerung! – Von dem Eiland führen zwei Schiffbrücken hinüber nach der wohlverwahrten Pforte Frankreichs, der Straßburger Citadelle. Vaubans[4228] Befestigungs-Genie hat da Unglaubliches geleistet.

Jenseits der Citadelle entfaltet die Stadt selbst, mehr ernst, als heiter, ihre dunklen Häusermassen mit den zahlreichen Thürmen. Obschon fast zwei Jahrhunderte lang abgerissen von dem Boden, in welchem sein ganzes Geschichtleben wurzelt mit allen seinen äußern Zeichen, – den großartigen Denkmälern der alten Kunst und deutscher Herrlichkeit – hat es sein Gesicht doch noch nicht im Mindesten geändert: es ist das alte, deutsche Straßburg geblieben, wie es zu Erwins[4229] und Guttenbergs Zeiten gewesen, und auch die Physiognomie des Volks ist noch durchaus deutsch, so sehr auch die Fremd-

---

[4227] Der frz. General Louis Charles Antoine Desaix (1768–1800; gefallen); das von Landolin Ohmacht (1760–1834) und Friedrich Weinbrenner (1766–1826) geschaffene Straßburger Denkmal, ein Kenotaph, war im Jahre 1802 errichtet worden. Es befindet sich heute nicht mehr auf der Île aux Épis, da es1960 auf die Place du Maréchal de Lattre de Tassigny versetzt wurde.

[4228] Der frz. Festungsbaumeister Sébastien Le Prestre, seigneur de Vauban (1633–1707).

[4229] Erwin von Steinbach (ca. 1244–1318).

herrschaft bemüht gewesen, daran zu fälschen und zu ändern. Die frische, unverdorbene, germanische Kraft im Volkscharakter des Pfälzers und Elsassers hat immer ein Gegengewicht gegen alle Bestrebungen der Herrschaft zum Aufpfropfen eines fremden Volksthums in die Waagschale gelegt. Ihr innerer Kern blieb unverfälscht deutsch, und zwei Jahrhunderte der Reibung haben die scharf ausgeprägte Nationalität nicht verwischt. Das deutsche Element, weit entfernt, abgestorben zu seyn, treibt im Gegentheile mit jedem Jahre frische Blüthen, es reift wieder zum Selbstbewußtseyn und verjüngt seine Kraft. Das Wesen der Zeit, was jetzt in Deutschland alle Geister erwärmt, das wird auch im Elsaß empfunden, und was uns diesseits ein Symbol geworden, wird auch jenseits verstanden. Man ahnet, daß, wie auch die Gegenwart sey, der Vergangenheit ihr Recht behalten werden müsse, und die Idee des Alterthums, welche die große Gemeinschaft der Deutschen als ein Reich ausprägt, verjüngt in die kommenden Zeiten treten müsse. Diese Ahnung, welche die Masse instinktartig bewegt, will, weil historisch, geehrt und geachtet seyn, und wird, wenn sie in eine selbstbewußte Anschauung übergegangen ist, nachdem gemeinen Gang der Dinge, einst das Aeußerste wagen, um jedes abgerissene Glied wieder zum organischen Ganzen zu fügen. Aber damit dies geschehen könne, müssen wir selbst erst ein frisches, grünendes, durch alle Triebe gekräftigtes Leben gewonnen haben, wir müssen zusammengewachsen seyn in einen Volksbund. Nicht zusammengehalten muß dieser seyn durch ein bloßes Pergamentband, sondern durch einen, der germanischen Volksnatur eigenthümlichen Organismus, dessen Theile sich wechselseitig kräftigen und beleben, erhalten und lieben, ernähren und begeistigen, und so jenes in sich geschlossene freithätige Ganze bilden, das mir als das erreichbare Ideal vom Staate vor Augen schwebt. – Hoffen wir, daß es dahin komme, helfen wir dazu, Jeder nach seinen Mitteln, daß es so werde; aber erwarten wir nicht von der nächsten Zukunft schon Erreichung dieses großen Ziels. –

Unter diesen Betrachtungen habe ich des französischen Straßburgs altdeutsche Straßen durchwandert – und ich stehe vor dem Münster. Welch ein Werk! – wie erhebt der Gedanke, daß es Menschen bauten! – Dieses Gotteshaus ist eine Messiade mit Lapidarschrift vom deutschen Volke in dreihundertjähriger Begeisterung geschrieben. Die tausend und aber tausend Bildwerke, Statuen und Ornamente daran ranken sich wie die tausend und aber tausend Aeste und Zweige, Früchte und Blätter eines Eichbaums zur Einheit empor, die das Ganze in sich beschlossen trägt. Nirgends hat hier das Einzelne Bestand in sich, es verliert sich willig an jenes Ganze, das alle Theile aus sich hervorgetrieben, so daß ein Jegliches in dem Andern sey und jeder Theil, der zum Organe des Allgemeinen wird, seine ganze Kraft erhalte. Im Münster sehe ich überall den großen Naturtypus der Germanen ausgeprägt und ich erkenne in ihm das innerste Prinzip des deutschen einen großen Volksstaats wieder.

Als Bauwerk reiht sich der Münster unter die größten und erhabensten des Mittelalters. Wie auch der Geschmack und die Mode in der Kunst gewechselt, jederzeit hat es die Bewunderung des Beschauers erregt, von welcher Nation sie auch waren und zu welchem Glauben sie sich bekennen mochten. Ja, keine Feder ist vermögend, den Eindruck stark genug zu beschreiben, den der Anblick dieses Tempels auf den Betrachter ausübt.

Hat man den Eindruck des Ganzen in sich aufgenommen und geht dann auf die Prüfung der einzelnen Theile des riesengroßen Gebäudes über, so weiß man nicht, welchen man den Vorzug geben soll: ob der stolzen, mit der tiefsten Kenntniß vom Gleichgewicht der Massen entworfenen und mit größter, schmückender Sorgfalt aufgeführten Thurmpyramide, ob der Herrlichkeit der Construktion des Langhauses, des Kreuzesarms und Chors mit ihren so genial wie schön angeordneten Ornamenten, ob dem hohen Mittelschiff mit seinen Säulengallerien und großen, mit bemalten Scheiben gefüllten Fenstern, ob der wundervollen, mit bedeutungsvollen Skulpturen gezierten Kanzel, ob den mit reichdekorirten Gewölben und den Monumenten alter deutscher Kunst ausstaffirten Seitenkapellen, ob den drei, mit Bildsäulen und Schnitzwerk von Stein auf das reichste verzierten vorderen Portalen, ob den hohen und schlanken Bündelsäulen, welche die drei Kirchenschiffe trennen, ob der Vorhalle mit ihren Skulpturen, ob mehr der großartigen Anordnung des Aeußern oder des Innern, ob mehr der massenhaften, auf die Dauer von Jahrtausenden berechneten Construktion dieser Anlagen, oder der Kunst, welche sie alle geschmückt hat. Auch in dem nüchternsten, zu Skepsis am meisten geneigten Gemüthe kann kein Tadel aufkommen; kein Mensch verläßt den Wunderbau ohne den Gedanken: Gleiches siehst du auf Erden nicht wieder!

Das Material zu dem Münster ist ein blaß-rother Sandstein. Das Gebäude nimmt eine Gesammtlänge von 343 par. Fuß[4230] ein; das in drei Schiffen getheilte Langhaus ist 114 Fuß weit; die Länge des Kreuzarms mißt 173 Fuß. Sein Flächenraum, 48,052 Quadratfuß, verhält sich zu dem der Peterskirche wie 1 zu 4 ⅛. Zwei Reihen von Gewölben tragen die hohen Wände des Mittelschiffs und durch dieselben fällt das Licht ein mittelst 14 kolossalen Spitzbogenfenstern, welche, wie die Fenster mehrer Seitenkapellen, durch wunderschöne Glasgemälde geschmückt werden. Außerdem beleuchten den Tempel das große Rundfenster über dem Hauptportale, 10 kleine Fenster und noch andere, welche über den zwei Seitenportalen an den Enden des Kreuzarms und im Chore angebracht sind. Unter dem Chore liegt die Gruftkirche oder Krypta, gewöhnlich die Kapelle des heil. Grabes genannt, und unter dieser ist die Schatzkammer zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes angebracht. Letztere empfängt ihr Licht durch zwei Fenster, die sich an dem Kreuzarm öffnen.

Betrachten wir nun den Thurm. Die Fronte desselben wird durchbrochen von 3 großartigen, im deutschen Styl perspektivisch geordneten Pforten, die mit reichen Giebeln und vielen Skulpturen prangen. Alle Verhältnisse daran sind kolossal. Die Mittelpforte ist vorn 24 Fuß weit, ihre eigentliche Thüre hat 15 Fuß, die innere Oeffnung aber 27 Fuß Höhe. Die Seitenwände derselben sind mittelst Rundstäben in 5 große Hohlkehlen abgetheilt; nicht weniger als siebenzig größere und kleinere Statuen und Bildwerke schmücken die letztern, und vor dem Mittelpfeiler steht Maria mit dem Christuskinde, das mit der Weltkugel spielt. Der feine, dunkle Sandstein aller dieser Bilder ist so gefärbt, daß sie wie von Erz gegossen aussehen. Leider sind jetzt viele restaurirt, manche wohl auch neu: denn der Vandalismus des Kriegs und der Revolution hat gar Vieles zerstört gehabt. Die Pforten selbst wurden 1343 mit Erztafeln belegt, deren Relief-Darstellungen die Bewunderung der Zeiten waren: aber in der Revolution wurden sie – eingeschmolzen und zu Pfennigen vermünzt! Glücklicher waren die herrlichen Bildwerke von Stein über dem mittlem Eingange; sie sind wohl erhalten. Sie stellen das Abendmahl, die Gefangennehmung Jesu, die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt vor. Auf ähnliche Weise, gar sinnig, sind die Nebenportale geschmückt – Ornamente der reichsten Art ranken und gipfeln an der Thurmfaçade empor, Nischen bildend und umschließend, in welchen Bildsäulen von Helden, Hohenpriestern und Schriftgelehrten des alten Bundes, von Aposteln und heiligen Männern und Frauen, oder der Fürsten und Gesetzgeber des deutschen Volkes stehen. Allbewundert waren die kolossalen Equestralstatuen der fränkischen Könige Clodowig[4231] und Dagobert[4232] und Kaiser Rudolfs[4233], des Habsburgers. Auch sie wurden von den bilderstürmenden Gleichheitsmännern herabgestürzt, und ihre Erneuerung gibt kaum eine Ahnung von dem, was sie ursprünglich gewesen. – Zur Plattform des Thurms, auf welcher der Wächter wohnt, führt eine kunstvolle Wendeltreppe von 329 Stufen. Von dieser Gallerie erhebt sich der eine der beiden projektirten Thürme vollendet in die Wolken – eine Pyramide, welche als ein Achteck mit stufenförmigen Absätzen äußerst künstlich und mit den edelsten Ornamenten aufgeführt ist. Sie endigt in einer Krone, aus welcher ein kolossales Kreuz emporstrebt, auf dessen Spitze ehemals die Statue der himmlischen Jungfrau gestanden. Aber schon 1488 hob man die vom Blitz getroffene herab und eine Steinplatte kam an ihre Stelle.

Göthe läßt sich über diesen Wunderbau also vernehmen: „Dem Meister galt es, Widersprüche zu vereinen; das Kolossale hier leicht und zierlich erscheinen zu lassen und, obschon tausendfach durchbrochen, ihren himmelanstrebenden Mauern doch den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit zu geben. Die Ausführung dieser Aufgabe war die schwerste; in ihr lag der Gipfel der Kunst: und der Meister hat sie auf das glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besondern Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt; daher Alles im passenden Sinn verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann und so das Angenehme im Ungeheuern sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdecke sich einsenkenden, bis in’s Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbögen verzierten

---

[4230] Der Pariser Fuß entspricht 32,48 cm.

[4231] Chlodwig I. (westgerm./fränk. Hludo-wīgaz; frz. Clovis 1er; 466–511), fränkischer König bzw. rex aus der Dynastie der Merowinger.

[4232] Dagobert I. (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3336).

[4233] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

Thüren, an das wunderherrliche Fenster und dessen, aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweise zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Steinsaum umgeformtes Naturgebilde erscheint.“[4234]

Die Baugeschichte des Münsters steigt bis in die Frühzeit der ersten Ausbreitung des Christenthums in den Römerstädten am Rhein hinab. Da wo ein Marstempel in dem alten Argentoratum der Triboker gestanden, baute Clodowig von 504–510 eine christliche Basilika. Das Langhaus derselben blieb bei dem neuen Hauptbau, welchen Pipin unternahm und Karl der Große fortsetzte und vollendete, stehen; und dieser Bau, byzantinischen Styls[4235], mit seinen Gewölben aus leichten Tuffsteinen, hat sich bei allen Metamorphosen, welche spätere Veränderungen, Brand und Verheerung seit fast anderthalb Jahrtausenden brachten, bis auf den heutigen Tag erhalten. Nach der Erstürmung Straßburgs am 4. April 1002 durch Herrmann[4236], Herzog von Elsaß, wobei der größte Theil der Stadt in Flammen aufging, ward auch der Dom, bis auf das unverwüstliche Langhaus Clodowig’s, eine Ruine. Bischof Wernher[4237] restaurirte ihn prächtig; aber kaum war er vollendet, so zündete ein Wetterstrahl das Dachgebälke des Thurms, und der herrliche Tempel ging abermals in Flammen auf. Da lief die Sage durch die deutschen Lande, der Teufel selbst habe das Feuer gelegt, und damit die Freude des Höllenfürsten nicht dauere, so steuerten Alle, Reich und Arm, zum schleunigen Neubau des Gotteshauses. So reichlich floß der goldene Strom, den der fromme Sinn nach Straßburg leitete, daß Bischof Wernher den Bau noch viel großartiger und prächtiger, als den frühern, vornehmen konnte. Doch er starb lange vor der Vollendung, schon 1028. 30 Jahre später wurden die Seitenschiffe überwölbt und der Anbau der Kapellen beschäftigte die Bauleute noch bis ins dreizehnte Jahrhundert. Um 1269 war der Münster ganz ausgebaut; von der Kunst geschmückt, von Innen und Außen stand er da, die große, sprechende That deutscher, einiger Frömmigkeit; aber noch fehlte dem Riesenwerk seine Krone; es hatte keine Thürme. Sie wurden der Gegenstand des dritten Hauptbaus – des schwierigsten – und er ist’s, der am längsten gedauert. Der größte deutsche Baumeister seiner Zeit, Erwin von Steinbach, entwarf auf Bischof Conrad von Lichtenberg’s[4238] Geheiß dazu den Plan. Die feierliche Grundlegung des ersten Steins geschah, nachdem der Rost vollendet war, am 25. Mai 1277.

Bischof Conrad schrieb dazu einen Ablaß aus – Jedem, der zu dem Thurmbau steuerte, sey es Geld, sey es Baumaterial, sey es Arbeit, sollten die Sünden vergeben seyn, die geschehenen wie die zukünftigen, auf 40,000 Jahre. Da wurde das Pergament theuer in Germanien, denn jede Sündenquittung war auf Eselshaut geschrieben. Geld kam ein zu Hunderttausenden, und das Feuer, welches der Ablaßkrämer angezündet hatte, flammte, nicht blos von der Frömmigkeit, sondern auch von stolzem, deutschem Volksgefühl genährt, noch lange fort. Jahr aus Jahr ein kamen Tausende von Arbeitern hergewandert aus allen Gauen Deutschlands, ihre Arme ohne Lohn zum Thurmbau anzubieten und aus den fernsten Marken, aus Oesterreich, sogar, kamen Fuhrleute, die unentgeltlich Materialien zum Bau herführten. Reiche Legate wurden zum Bau gestiftet, Fürsten und Herren sendeten Künstler, um auf ihre Kosten das große Werk zu schmücken, und viele Klöster bestimmten den vierten Theil ihrer Einkünfte auf lange Jahre hinaus zur Förderung des Werks. Ein heftiges Erdbeben, welches Ende des 13. Jahrh. das ganze Elsaß in Schrecken setzte, konnte nur die Festigkeit des Baus beweisen; es warf in Straßburg Straßen ein, aber am Münster trat kein Stein aus seinen Fugen. Auch eine furchtbare Feuersbrunst, welche bald darauf, 1289, den Stadttheil rund um den Tempel in Asche legte, konnte nur einen Theil der

---

[4234] Ziemlich frei zitiert aus Johann Wolfgang von Goethes „Dichtung und Wahrheit“, „Neuntes Buch“ in „Goethe’s Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Fünfundzwanzigster Band. […]“ (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1829), S.267f.

[4235] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.

[4236] Hermann II. († 1003) aus der Familie der Konradiner war seit 997 Herzog von Schwaben.

[4237] Werner I. von Habsburg (ca. 975/980–1028), seit 1001 Bischof von Straßburg.

[4238] Konrad III. von Lichtenberg (ca. 1240–1299), seit 1273 Bischof von Straßburg.

Bedachung und die Baugerüste des Thurms verzehren, was Erwin noch in demselben Sommer wieder herstellte.

Erwin, der große Meister, starb, nachdem er den Thurm bis zur Dachfirste des Langhauses geführt hatte, und an seine Stelle trat sein Sohn Johann[4239]. Dieser setzte den Riesenbau fort bis zur Plattform, und starb 1339. Ihm folgte Johann Hülz[4240], und dessen Enkel, Hülz II.[4241], war der Vollender der Pyramide, 1439, in welchem Jahre er das kolossale Kreuz aufrichtete und auf dessen Spitze das Standbild der Maria stellte. Von der Grundsteinlegung an waren über anderthalb Jahrhunderte vergangen, und während dieser langen Periode, die fünf Generationen verschlungen, hatten die Werkleute kein Jahr geruht.

Blitz und Wetter haben seitdem, 4 Jahrhunderte lang, an dem Wunderbau genagt; aber sie zeigten nur ihre Ohnmacht. Mehr als sechzig Mal schlug der Blitz in den Münsterthurm, ohne ihn bedeutend zu beschädigen, und fünf Erdbeben haben an seinen Grundfesten umsonst gerüttelt. Was die Elemente nicht gekonnt, hat jedoch menschliche Narrheit gethan; sie hat verunstaltet, zerstört, verwüstet. Im 17ten Jahrhundert, als die Fluth der Geschmacksverwilderung zu allen Tempelpforten herein brach, da wurden Altäre und Kapellen aus Erwin'scher Zeit mit unschätzbaren Denkmälern der Kunst abgerissen und entfernt, um Platz zu gewinnen für die abscheulichen, sinnlosen Dekorationen jener widerlichen Periode, welche man als das Jahrhundert Ludwigs XIV. bezeichnete. Der Todtengräber dieser Periode, die französische Revolution, sie, der die sociale Welt des Guten und Großen so unendlich viel verdankt, sie sogar erschien nur als Zerstörungsengel im Dome von Straßburg: – denn, als ob die grandiose Herrlichkeit des Münsters in Widerspruch träte mit dem Prinzip der Gleichheit, man trug auf Abtragung der Thurmspitze des Tempels an und auf Entfernung seines letzten architektonischen und künstlerischen Schmucks. Dieser wahnsinnige Antrag fand Beifall. Bald erhoben sich Gerüste, um den Münster seiner Zierden zu entkleiden. Man zerschlug am großen Portal 15 der herrlichsten Bildsäulen, 70 in den perspektivischen Portalräumen angebrachte Bildwerke wurden ausgebrochen und zertrümmert, 80 Statuen aus ihren Nischen geworfen, die Engel von den Zinnen herabgestürzt, die vortrefflichen, kolossalen Bildsäulen der Apostel zerstört, von den bewunderten Equestralstatuen die drei schönsten mit Pulver zersprengt und unzählige Ornamente, Säulchen und Figuren ausgebrochen oder verstümmelt. Nicht weniger Kunstwerke gingen unter den Axtschlägen und Brechstangen der bilderstürmenden Gleichheitsmänner im Innern des Münsters zu Grunde. Als die Vernunft wieder zu ihrem Rechte gekommen war, ist nun zwar von der französischen Regierung und der kirchlichen Behörde alles Mögliche geschehen, die schmachvolle Verstümmelung der kolossalsten That deutscher Baukunst durch geschickte Restauration zu verbergen; allein was die neue Kunst an die Stelle der zerstörten gebracht hat, kann das Verlorene so wenig ersetzen, als die Copie ein Raphael'sches Original. Aus diesen nachgebildeten Gestalten spricht nur zu häufig mehr der Dünkel ihrer Urheber als ihre Fähigkeit; die höhere Weihe gebricht ihnen, es fehlt ihnen der Funke der schaffenden Begeisterung.

Wir scheiden. Herb und zürnend blickt das Kreuz deines Münsters mich an – hindeutend auf das deutsche Kleinod, das der Friede[4242] in Räubershand gelassen. Mein Trost ist: Was der Zeiten Lauf unvermeidlich herbeiführt, wird doch geschehen, und was die Vergangenheit nicht zurückzufordern wagt, wird die Zukunft uns in die Hände geben. Auch das weiß ich: auf freiwillige Erstattung dessen, was Recht und Billigkeit verlangen, dürfen wir nicht hoffen. Aber die Zeit kommt gewiß, wo Deutschlands Anspruch, wohl weniger durch der Fürsten Mund, als durch des Volkes Schwert, Geltung und Erfüllung fordern wird, und das Ergebniß kann nicht zweifelhaft seyn. Wenn dann das deutsche Schwert zum zweiten Mal die Rheinbrücke schlägt und unser Recht im Rechte des Stärkern seine Kraft suchen wird – so wird das fiebernde Europa die Zeit beklagen, wo man Alles das hätte leicht haben können, was dann nur die schwersten Opfer erringen mögen. War nicht die Nothwendigkeit der Wieder-

---

[4239] Johannes von Steinbach († 1339).

[4240] Hans Hültz († 1369).

[4241] Johannes Hültz (ca. 1390–1449).

[4242] Der Wiener Kongreß vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 (siehe hierzu S. 788, Anm. 2406); um die Herrschaft der wiedereingesetzten Bourbonen nicht von vornherein zu diskreditieren, war der territorialen Integrität Frankreichs bewußt der Vorrang vor deutschen Begehrlichkeiten eingeräumt worden.

erstattung des Elsasses schon 1813 an dem Gesichtskreis unserer Edelsten heraufgestiegen? Warum standen die Gewaltigen zagend, warum fehlte ihnen der frohe Muth, ihre Hand auszustrecken nach dem Geraubten? Wann der Tag gekommen, da die Elsaßfrage wie ein schwarzes Gewitter am Horizonte steht und die Zukunft bewegt und alle Geister aus der Tiefe des Volks heraufbeschwört: o dann, wie wird es sie gereuen!



STRASBURG.

Carlsruhe im Kunst Verlag.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 166-170.

DLXIII. Das Münster in Strassburg.

Das Universum ist mehr, als ein Bilderbuch. Sein Hauptzweck ist nicht, das kunstliebende Auge zu befriedigen, die Müßigen zu unterhalten, oder den Wißbegierigen mit geographischen, ethnographischen, statistischen und historischen Notizen zu sättigen. Für solche Zwecke sind Hunderte von Federn, Stiften und Pressen thätig, und wir freuen uns ihres Wirkens, denn „Wissen ist Macht."

Unsere Blätter gehören einem anderen Baume an: dem Baume der Erkenntniß. – Erkenntniß! Liege sie in des Meeres Abgrund, wir holen sie herauf; verberge sie sich in des Weltraums Unendlichkeit: wir finden sie! – Die Werke des Herrn sind vor uns aufgeschlagen und wir stehen vor ihnen mit einem Herzen, das offen ist für jede Regung, die der Anblick derselben hervorruft. Wir spielen mit dem Wiesengrün, tändeln mit den Blumenauen einer harmlosen Landschaft, erheben uns mit den Alpen zu den Wolken, sehnen uns mit den ewigen Strömen nach dem ewigen Meer und beben in Ehrfurcht vor der Allmacht des Schöpfers, die aus den Feuerschlünden der Erde und dem Fluthendonner der Katarakte spricht. Die Natur ist für uns nirgends todt. Aber eben weil wir das Leben überall suchen, so halten wir vor Allem am Lebendigen fest, dessen Höchstes der Mensch ist.

Des Menschen große Werke sind uns daher die liebsten Bilder. Steht der Mensch vor den nieder drückenden Riesenmassen der Schöpfung und den unermeßlichen Kräften der Natur zagend still, schwindelt ihm beim Anblick der Leiter, die ihn unmittelbar zur Erkenntniß des Meisters und seines Bauplans hinan führen soll, so sieht er in den großen Werken großer Menschen eine bequeme und sichere Brücke zur Erkenntniß Gottes, und er vertraut sich ihr an mit ruhigem Muthe. Zu solchen Werken gehören ebenso des Dichters und des Denkers Worte, des Forschers Schriftzüge, des Musikers Töne, als die Werke der bildenden und bauenden Künste. An einem großen Bau sehen wir Tausende von Menschenkräften thätig, um das in einem Geiste erstandene Bild gleichsam mit Erz und Stein für die Generationen von Jahrhunderten zu kopiren. Das Durch- und Nebeneinander von Kräften, welches in der Natur nach ewigen Gesetzen bindet und trennt, schafft und zerstört, spiegelt sich hier im Kleinen ab. Dort gibt der Gedanke Gottes, hier gibt der Menschengedanke die Gesetze; und vergeht auch die Kopie in Erz und Stein im Sturm der Zeit: was sie gewirkt hat im Geist und Gemüth der Menschen, das bleibt ewig.

Darum ist's uns allemal eine Freude, wenn uns auf unserer Wanderung durch die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit ein solches Werk entgegentritt. Mit immer neuer Lust betrachten wir seine mächtigen und schönen Glieder, welche der Ameisenfleiß der Menschen in langer Jahre Lauf emporthürmte. Der Gedanke an des Erdensohns Ohnmacht und Vergänglichkeit, an die tausend Werkleute, welche Tage und Jahre lang an den Zacken und Säulen, Quadern und Stützen und hunderterlei Bildwerk herumgemeißelt und die nun alle begraben und vergessen sind, – hat für uns nichts Demüthigendes; denn es hebt Brust und Haupt das Bewußtseyn, daß solches Werk entsprungen ist in eines Menschen Geist, auf den ein Gnadenblick der Gottheit fiel. Nur solche Werke sind es auch, welche die Bewunderung langer Zeiten fesseln. Jedes Jahrhundert ändert die Formen in den Dingen des Lebens, in Schmuck und Bedürfniß; es modelt an den Gebilden der Kunst, und der Geschmack, das bewegliche Kind der Zeit, diktirt andere Gesetze von Generation zu Generation: – aber ihr Einfluß ist nichtig auf jene mächtigen Werke, diese gelten fort und fort als unveränderliche Symbole der Schönheit.

Ein Bauwerk solcher Art ist der deutsche Riese, der auf dem Münsterplatz zu Straßburg wurzelt. Beschrieben habe ich ihn schon auf einem frühern Blatt (Bd. XI, Seite 107), und wir könnten daher wieder nach Hause gehen, wären wir bloß hergekommen wie Kunstliebhaber und Antiquare. Aber nicht



DLXIII

Die CATHEDRALE zu STRASBURG

Published for HERRMANN J. MEYER. 164. William-Street. NEWYORK.

die Kirche wollen wir heute besuchen; besteigen wollen wir den Thurm Erwins[4243], hinabzuschauen weniger auf das Paradies, in das der Rhein seine trennende Furche zog, als auf ein Werk anderer Art, ein Werk von Menschen, auf die kein Gnadenblick der Gottheit fiel. –

Da sind wir oben. Horcht! Jubel lärmt in den Straßen der alten deutschen Stadt! Seht! Die Märkte und Plätze wogen, die Häuser prangen in grünem Festschmuck, die Trikolore flattert von Giebeln und Thürmen, hinter Musikbanden ziehen bunte Menschenschweife nach. Durch alle Thore wallt geschmücktes Volk herein, und durch das heraufdringende Gemurmel und Getöse der Menge donnern die grüßenden Kanonen. Was hat das zu bedeuten? Ich werde es errathen haben! Jedes Volk hat ja in seinem Leben Zeiten und Tage, die roth gedruckt in seinem Kalender stehen und dem vorausblätternden Bürger hohe Feste verkündigen. Dergleichen Tage sind ihm wie Alpengipfel, an welchen noch lange das Licht der stolzen und freudigen Erinnerung glüht; es sind die Tage, wo das Volk gleichsam seinen Schnitt macht in's Kerbholz der Ewigkeit und an denen es sich selber den Freudenbecher, gefüllt bis zum obersten Rande, kredenzt. Und ein solcher Tag wird's wohl seyn, den heut das Volk des Elsaß feiert: ein Tag, der an Jahrtausenden hinangeklettert von Säkulum zu Säkulum; ein Tag, der, in der deutschen Urzeit wurzelnd, das Herz des Volks mit deutschem Immergrün umrankt; ein Tag, an dem das deutsche Wesen neue Schossen treibt. –

Da tritt ein Mann herzu. „Herr!" frage ich ihn: „was hat das zu bedeuten?" „„Der Elsaß feiert heute seine zweihundertjährige Verbindung mit Frankreich! – es feiert seine zweihundertjährige **Trennung** vom deutschen Mutterlande!!"" –

Ich stehe betroffen. – Wer, so frage ich mich traurig, wer hat Das meinem Deutschland gcthan? – Daß ein Theil von einem Volk und Land im blutigen Würfelspiel des Kriegs verloren gehen, daß Waffengewalt die Wiedervereinigung der getrennten Theile lange Zeit hindurch unmöglich machen kann, – davon erzählt uns die Geschichte genug. Daß aber ein durch schmählichen Verrath vom Gesammtvaterlande losgerissener, vom Nachbar unterjochter Volkstheil während ganzer zweier Jahrhunderte nie den schwächsten Versuch gemacht hat, das fremde Joch abzuwerfen und dem Mutterlande sich wieder anzuschließen, ist demüthigend vor allen Nationen; daß er, dem größten Helden der Zeit von Sieg zu Sieg folgend, das alte Vaterland am härtesten schlug, ist erschütternd; – daß aber in einer Zeit, in welcher alle Nationen des Erdtheils sich aufraffen, Verlorenes wieder zu vereinen, daß jetzt, wo sie von ihrem Leib auch nicht das geringste Glied mehr missen wollen, – ein solch losgerissener Volkstheil seine Trennung vom Vaterland mit einem Jubiläum begeht, das steht als Beispiel der Nationalentwürdigung einzig da im ganzen Jahrtausend.

Und wer hat Das verschuldet? – Das hat das Regiment gethan, welches seit dem westphälischen Frieden auf Deutschland lastete. Nachdem viele Fürsten durch fortgesetzte Rebellion die Kraft des Reichs gebrochen, frech die Fahne des Despotismus aufgesteckt und geworfen hatten die deutschen freien Stämme in's Joch der Knechtschaft, nachdem sie das Kirchengut bestohlen und andere Reichsgenossen unterdrückt und verschlungen hatten, richteten sie ihr ganzes Dichten und Trachten darauf, das Recht, die Sitten, die Erinnerungen des Volks auszurotten und den Untergang aller Freiheit zum alleinigen Vortheil ihrer Familienherrschaft und ihrer despotischen Gelüste herbeizuführen. Sie sahen in den deutschen Ländern nur noch Hofgüter und Leibeigene in den deutschen Bürgern. Sie hatten das Reich zu einem Sumpfe gemacht, dessen Gestank verpestete, und das Reichszepter zum Kinderspott für die ganze Welt. Ein Deutscher zu heißen wurde zum öffentlichen Schimpf. Es gab eine Zeit, wo man sogar die Sprache mit welschen Worten verbrämte, um sie unkenntlich zu machen, eine Zeit, wo die höheren Klassen sich schämten, deutsch zu reden! War es da den Elsassern [sic!] zu verargen, daß sie sich glücklich schätzten, entlassen zu seyn aus einem Verbande, der nur noch eine Sklavenfessel war und den der Spott anderer Völker brandmarkte? Selbst wenn man den Vergleich stellte zwischen der tollen Wirthschaft im deutschen Reich mit der der liederlichsten französischen Könige während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, konnte die Frage: wohin sich wenden? keinen Zweifel in ihnen erregen. Alle Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit des Regiments in Frankreich wurde in Deutschland noch überboten, und die Ohnmacht und Schmach war eine Zugabe, welche die Elsasser mit Ekel erfüllen mußte. So war's bis zur Revolution. Sie machte auch die Deutschen im Elsaß frei.

[4243] Siehe hierzu S. 1364, Anm. 4229.

Lag auch die französische Freiheit in einem Meere von Blut: die Elsasser holten sie mit herauf und hatten ihren Theil an der großen Beute. Als dann der Korse kam und die Revolution betrog, und den Franzosen den Ruhm statt der Freiheit gab; als dann die Adler flogen von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg über den Welttheil: – da war freilich auch das Elsaß im Rausche befangen und es lag mit auf den Knieen vor seinem Götzen im Kaisermantel. Aber es war kein fremder Gott; es war ein Gott, den sie sich selbst gemacht. Die deutschen Fürsten aber mit ihrem herabgewürdigten Volk, sie lagen dutzendweise vor dem Altar des ausländischen Götzen und küßten die Sklavenfessel, die sie aus seinen Händen empfingen! Erst als diese unerträglich geworden war, wurde sie abgeworfen; doch das Volk tauschte nur Kette um Kette. Welcher Druck war ärger, als der des deutschen Bundes? Und was hätte in dieser Periode der Knechtung die Elsasser reizen können, von Frankreich zu lassen und deutsch zu werden? Auch die der Julirevolution folgenden Zustände in Deutschland waren keine Aussaat für deutschen Patriotismus: der damalige deutsche Liberalismus war ein Licht, das der Bundestag[4244] schnell auslöschte, und dem kurzen Wetterleuchten folgte die lange, rabenschwarze Nacht des Despotismus, den Metternich und seine Genossen so eifrig hüteten, wie Cerberus[4245] die Hölle.

Für die Kronenträger war das die Rosenzeit. Die treuen Phylaxe[4246] wachten; das eingepferchte Volk schnarchte; die Presse war stumm und geknebelt: – da konnten die Fürsten sorglos seyn und sie waren es auch: sie gingen auf Reisen. Wie die Mücken vor Sonnenuntergang, so schwärmten die Glieder der Vetterschaft in Europa umher, die Herrlichkeit des Lebens genießend, und die Saugpumpen, die im Volksmark standen, gingen indessen lustig fort, und die Millionen, die das Reisen kostete, hörten nicht auf zu fließen. Wo aber war in dieser Zeit die Erpressung, Unzufriedenheit, Druck und Knechtung am allergrößten? Nicht in Frankreich, sondern in Deutschland! Und so haben wir denn die Elsasser bis zur Revolution dieses Jahres begleitet und konnten den Stein nicht finden, den wir wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen das sprach- und stammverwandte Reich auf sie schleudern sollten. Die Steine, die am Wege lagen, sie hatten alle eine andere Ausschrift.

Anders ist es seit dem Sonnenaufgang dieses Jahres. Das Elsaß sah, daß Deutschland sich erhob, daß es kämpfte und daß sein Volk entschlossen die Freiheit wollte. Mochten nun auch die Bewohner jenes alten deutschen Herzogthums jenseits des Rheins nicht allsogleich achten auf den von Lamartine[4247] für Frankreich aufgestellten Grundsatz der Revolution: „Die Verträge von 1815 sind gelöst, und die Grenzen werden nur so lange als bindend erkannt, als nicht die Nationen aufstehen und sich mit den Stämmen wieder vereinen wollen, von denen sie in unnatürlicher Weise früher abgehauen worden sind“ – mochten ihnen auch die deutschen Bewegungen, da sich ihrer so bald die Reaktion wieder bemächtigte, nicht das feste Vertrauen einflößen, so durften sie doch nimmermehr Hohn schleudern auf die Mutter, der sie, trotz zweihundertjähriger Trennung und trotz der zahlreichen französischen Nationalisirungsversuche, weder in Sprache noch in Sitte entfremdet werden konnten. Die Schmach dieser Herabwürdigung und Verleugnung ihrer Abstammung, dieses unedle Lossagen von

---

[4244] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.

[4245] Siehe hierzu S. 1196, Anm. 3665.

[4246] Griech. φύλαξ; eine Person, die auf etwas aufpaßt: Wächter, Behüter, Beschützer.

[4247] Tatsächlich traf der romantische Dichter und Politiker Alphonse de Lamartine (1790–1869) eine dem obigen Wortlaut ähnliche Aussage. So formulierte er in seinem « Manifeste aux Puissances » vom 4. März 1848, das er als Außenminister per Rundschreiben an die diplomatischen Vertretungen Frankreichs versenden ließ: « Les traités de 1815 n’existent plus en droit aux yeux de la République française ; toutefois les circonscriptions territoriales de ces traités sont un fait qu’elle admet comme base et comme point de départ dans ses rapports avec les autres nations. » Lamartine ließ es in seinem Werk « Trois mois au pouvoir […] » (Paris: Michel Lévy frères 1848), S. 75, publizieren. Joseph Meyer könnte aber auch den Ausspruch des frz. Außenministers Jules Bastide (1800–1879) gemeint haben, der am 11. Mai 1848 Lamartine unmittelbar im Amt nachfolgte. Dieser hatte nämlich 1848 vor der Assemblée nationale constituante folgendes erklärt: « Les traités de 1815 n’existent plus. La carte de l’Europe, telle que ces traités l’avaient faite, est aujourd’hui une lettre morte. C’est à la souveraineté européenne de prononcer. Nous, nous devons être les premiers soldats de cette souveraineté. Un moment viendra, et ce moment n’est pas éloigné, où s’assemblera un congrès formé des représentants des peuples, pour régler d’une manière permanente et sûre les rapports des nations entre elles » (zitiert nach: Le congrès ou essai sur l’influence française depuis Le milieu du XVIIe jusqu’au milieu du XIXe siècle par le Vte de Lecuyer la Papotière, Paris: E. Dentu 1864, S. 6).

den Pflichten, die ihnen tausend Denkmäler und tausend Blätter ihrer frühern Geschichte auflegen, fällt auf die Festfeirer des Elsaß selbst zurück und stempelt diese Feier zu einer Schande.

Da liegt das schöne Land und schmiegt sich um die alte Stadt und ihren deutschen Dom. Nach Westen verschließen die Vogesen dem Blick die Pforte nach Frankreich: nach Osten öffnen sich die Gauen, als breiteten sie zum Willkomm die Arme aus. Und dort wäre eine Grenze? Der Rhein zerschneidet nichts, er schmückt nur als Silbergürtel das grüne Prachtkleid des schönsten deutschen Landes.

Sprich, mit welchem Band sollen wir dich wieder festknüpfen an die alte Mutter? „Mit dem Band vollkommenster Freiheit und Volksehre.“– Ja, erst dann, wenn die Nation Michels alten Aberglauben abgestreift hat ganz und gar; erst wenn der Glaube lebendig geworden ist, daß nur sie allein das Recht besitze und kein Herrscherrecht bestehe neben diesem; erst wenn sie ihre Macht stolz fühlt und weiß, daß keine größer seyn soll auf Erden, als die ihrige; erst wenn sie selbst daran nicht mehr zweifeln wird, daß die deutsche Welt ihr allein gehören muß, und nicht der kleinste Theil davon andern Reichen und fremden Königen zustehen darf; kurz, wenn die Erkenntniß ihrer Macht und ihres Rechts durchdrungen hat der Nation Mark und Gebein; wenn alle Dynastenfarben erblichen sind, und statt der vielen Kronen ein einziger Bürgerhut das Haupt bedeckt, von dem das Volk nach den Gesetzen regiert wird, die es sich selbst gegeben hat kraft seines ewigen Rechts: erst dann wird die deutsche Trikolore ihre Wunderkraft bewähren und alle Söhne des Vaterlandes zusammenrufen. Eher nicht! Aber

Läg’ auch der Tag noch Jahre weit.
Wir **wissen** doch: **es kommt die Zeit!**

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 139-144.[4248]

DXII. Barcelona[4249].

Religion, Vaterland und die Erinnerung der Vergangenheit sind dem Spanier Seele, Leib und Leben. Sie sind ihm die Penaten auf dem Hausaltar, die Stammgüter im Nationalheiligthum. Für sie hat er allezeit heiß gekämpft, für sie hat er seine Felder mit Blut getränkt; ihnen ist seine ganze Liebe zugewendet, und wie er mit unerschütterlicher Treue an seinem Boden hängt, so hängt er mit Stolz an seiner Geschichte, die ihn mit hohem Selbstgefühl für die Gegenwart begabt. Darum kann die Autorität, der er willig gehorchen soll, nie wohl eine andere Grundlage haben, als eben jene Elemente, die zur eigentlichen Seele der Nation gehören. Nur die Unterwerfung unter eine solche Autorität kann das Selbstgefühl nicht verletzen bei einem Volke, das, das stolzeste der Erde, sich in Masse adelich fühlt. Wenn der Asturier diesen Adel anspricht seines rein-gothischen Blutes wegen, so fordert ihn der Kastilier, weil sein Stamm der herrschende geworden, und der wackere Biskayer, der kühne Katalonier, die stolz und frei auf ihren Wehrgütern wohnen, verlangen die Anerkennung als für ein Erbstück von den Vätern überkommen, das alle Könige ehrten. So, mit bestimmt und scharf ausgeprägten Charakterzügen, steht das spanische Volk in der Weltgeschichte ernst und großartig da, einer Aloe gleich, die nur in langen Zwischenräumen ihre geschlossene Knospe zur wunderbaren Blüthe aufschließt. Fest, besonnen und ruhig, jedoch heftig und reizbar in der Liebe wie in der Ehre, ernsthaft, streng, ja finster in der Stimmung; freisinnig, edelmüthig, ritterlich und standhaft in seinem Thun, steht dies Volk wie ein Granitfels in den Wogen der Zeit, – verwittert zwar und von Flechten und Moos überwachsen, aber nicht erweicht, nicht abgerundet, nicht zahm und zur Knechtschaft aufgelegt.

Die Fluth der Aufklärung über sociale Begriffe, die Ideen von durchgängiger Gleichheit, angestammten Menschenrechten und ihrer Unverjährbarkeit, von der Souveränität des Volks und der nothwendigen Delegation aller Macht von unten herauf: – kurz die Ideen, welche bei den gesittetsten Völkern durch Revolutionen und Reformen seit 50 Jahren eine Umgestaltung des Baus der Gesellschaft bewirken, sie haben in Spanien noch keinen solchen Boden gefunden, um schnell und tief zu wurzeln. Darum sind auch Verfassungen, die auf jenen allgemeinen Abstraktionen sich gründeten, der Masse des spanischen Volks unverständlich geblieben, und eine weitere Folge davon ist gewesen, daß die Mehrheit es jederzeit gleichgültig geschehen ließ, daß man sie eingeführt, wieder abgerufen und von Neuem zurückgebracht hat. Seinem heimathlichen Sinn ist ein solches Verfassungswerk so fremd, wie ihm der abstrakte Despotismus zuwider ist. Dem spanischen Volke, zumeist aber dem Katalonier, ist Heimath und Gemüth und angestammtes Recht Alles; die Theorie der neuen Gesetzgebung hingegen liegt ihm fern. Was in jenem wurzelt, wird ihm schnell vertraut und werth; solche Verfassungen aber, die diese Grundlage nicht haben, betrachtet er mit Verwunderung und Mißtrauen, sie gehen nie in den gewöhnlichen Bereich seiner Begriffe über. Was er will, ist eine Regierungsform, die sich seinen Gefühlen und Gesinnungen, seinen Sitten und Gewohnheiten, ja selbst seinen Vorurtheilen anpaßt, die in seiner Geschichte wurzelt, also eine solche, in welcher er sich selbst wieder erkennt und Schutz und Sicherheit für seine theuersten Güter findet.

[4248] Joseph Meyers vorliegender Artikel orientiert sich vor allem für den 2. Teil im Wesentlichen an den namentlich nicht gezeichneten Ausführungen „Barcelona." in der von Johann Joseph Christian Pappe (1768–1856) herausgegebenen Zeitschrift „Lesefrüchte vom Felde der neuesten Literatur des In- und Auslands […]" (Hamburg: o. Vlg. 1843), Jg. 1843, 2. Bd., S. 10-14. Ähnliches findet sich auch in einem gleichfalls namentlich nicht gezeichneten Beitrag in „Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1843), 16. Jg., Nr. 69. 10 März 1843, S. [273]f.

[4249] Phöniz. 𐤁𐤓𐤒𐤍, brqn (wohl identisch mit dem altiber. Barkeno); griech. Βαρκινών, Barkinṓn; lat. Barcino.

Es ist einleuchtend, daß bei dieser Haltung des Volks, bei dieser Theilnahmlosigkeit der Mehrzahl an den Schwingungen des Zeitgeistes die Kräfte, welche diesen Pendel in Bewegung setzen, nur Partei-, nicht Volkskräfte genannt werden dürfen. Je geringer die Zahl Derer ist, welche in Spanien den Beruf übernehmen, das Staatsgebäude ihren Wünschen gemäß umzugestalten, und je weniger das Volk selbst daran Theil nimmt, desto weiter ist auch das Feld, welches sich für das Spiel und den Kampf der Faktionen öffnet. Deshalb haben wir in Spanien seit einer Reihe von Jahren den traurigen Anblick, daß Parteien um die Herrschaft blutigen Hader treiben, bei dem das Glück des Volks kalt und grausam geopfert wird. Bald mißbrauchend den Namen der Monarchie, bald den der Freiheit, wird Spanien abwechselnd durch die Leidenschaften seiner Fürsten oder Derjenigen gequält, welche Arglist und Glück an die Spitze der Macht führt. Jede Partei macht sich das Mißvergnügen des Volks zu nutze, jede schmeichelt ihm mit der Hoffnung auf einen bessern Herrn, jede theilt Geschenke und Versprechungen aus, um den Despoten des Tags zu stürzen, und gelingt es und setzt sich ein Anderer an seine Stelle, so gibt solcher Erfolg den Unordnungen, Verheerungen und der Qual der bürgerlichen Kriege nur neue Nahrung.

Armes Spanien! Unglückliches Land du, wo ein sittenloses, ränkevolles Weib[4250], mit dem schlauesten und blutdürstigsten Parteihaupte[4251] im Bunde, unter der Larve eines verzogenen Kindes[4252] jetzt zu Thron sitzt und die Kunst der Tyrannei über ein braves Volk übt! Widerliches Schauspiel, eine Nation, in der Millionen starke Männerherzen schlagen, mißhandelt und betrogen zu sehen von einer Handvoll Menschen, die nicht einmal ein großer Charakterzug ziert! Wie ist es empörend, diese Taschenspieler zu sehen mit ihren Künsten zur Behauptung der Herrschaft, wie sie schmeicheln der Eitelkeit des Einen, erbittern die Eifersucht des Andern, hofiren dem Geize von Diesem, entflammen die Rache von Jenem, reizen die Leidenschaften Aller; wie sie Eigennutz oder Vorurtheile gegen einander stellen, Zwietracht säen und Haß; wie sie versprechen dem Armen die Beute des Reichen, dem Reichen die Unterjochung des Armen; wie sie einem Menschen mit dem andern drohen, einem Stand mit dem andern, einer Provinz mit der andern; wie sie die Bürger durch Mißtrauen vereinzeln, Stärke aus ihrer Schwäche ziehen und ihnen mit Hülfe der Lüge und des Schreckens ein Joch von Meinungen auflegen, dessen Knoten sie täglich enger schürzen. Durch Bajonette bringen sie die Steuern auf, durch jüdische Finanzkniffe und Börsentrug bringen sie fremdes Kapital als Anleihen an sich, und mittelst solcher Steuern und Anleihen verfügen sie über das Heer und machen es zu einer Rotte von Henkersknechten, immer bereit, die Blutbefehle der Tyrannen zu vollziehen. So legen sie durch das in einander wirkende Spiel von Reichthümern und Aemtern, öffentlicher Plünderung und Schmeichelei, Blutbefehlen und militärischem Terrorismus die spanische Nation in Fesseln und überliefern den Staat allen Leiden des Despotismus.

Aber das edle Spanien ist nicht für immer zum Leiden verurtheilt. Zerreißen wird endlich der Faden seiner Langmuth, aufstehen wird das Volk und mit den zerrissenen Ketten wird es die Tyrannei zerschlagen und verjagen seine Unterdrücker. Alsdann werden große Menschen, aufgeklärte, thatstarke Apostel der Volkswohlfahrt in Spanien erscheinen, und der jetzt in finsterer Schreckensherrschaft befangenen Nation wird es ergehen wie es andern Völkern in gleicher Lage vor ihr ergangen ist: das Licht wird sich immer weiter verbreiten und allmählich das Ganze erhellen. Das Beispiel freierer, glücklicherer Völker wird in Spanien nicht ohne Nachahmung bleiben. Schon reden tausend Zeichen von der nahen Wendung der Dinge; ich vernehme schon an den nächsten Ufern der Zukunft das Flüstern von Dem, was, einmal laut ausgesprochen, widerhallen wird von den Firsten der Pyrenäen bis zu den Mauern von Corunna[4253] in allen spanischen Herzen. Schon geht hörbares Murren über die Unterdrückung durch die

---

[4250] Die span. Regentin Maria Christina von Bourbon, Prinzessin Beider Sizilien (span. María Cristina de Borbón, princesa de las Dos Sicilias; 1806–1878), die am 11. Dezember 1829 dem span. König Ferdinand VII. (span. Fernando VII; 1784–1833) als 4. Ehefrau angetraut worden war; sie regierte bis 1840 anstelle ihrer unmündigen Tochter Isabella (siehe hierzu S. 1377, Anm. 4252).

[4251] Der General und Politiker Baldomero Espartero (eigentl. Joaquín Baldomero Fernández Espartero Álvarez de Toro; 1792–1879), der von 1840 bis 1843 die Regentschaft anstelle der unmündigen Isabella (s. u.) ausübte.

[4252] Isabella II. María Luisa (span. Isabel II de España; (1830–1904), von 1833 bis 1868 Königin von Spanien.

[4253] Die galizische Stadt A Coruña (span. La Coruña).

ganze Nation; schon knistert die noch unsichtbare Flamme; schon regt sich's in den Provinzen da und dort; schon sieht man überall im Stillen rüsten, die Hülfsmittel prüfen und die Lage der Dinge in ernste Berathung ziehen. Noch ein Tag, noch eine Betrachtung – und eine ungeheuere Bewegung wird entstehen, eine neue Zeit wird hervorgehen; eine Zeit des Schreckens für die Tyrannen und für Spanien ein Tag des Freiwerdens, ein großer Tag der Hoffnung, und – wer weiß es? – nicht allein für Spanien!

Barcelona, die jetzt durch Tyrannei so gebeugte Hauptstadt Kataloniens, nach Intelligenz, Frei heitssinn und Gewerbfleiß die erste, nach Größe und Volksmenge die zweite Stadt in Spanien, blühte schon vor der christlichen Zeitrechnung. Hamilkar[4254], der Vater Hannibals[4255], hat sie gegründet und sie mit Carthagischen Ansiedlern bevölkert. – Carthagischer Geist ist nie aus ihr gewichen. Republikanische Institutionen, ächte Freiheitsliebe, die den Tod nicht achtet, und ein Unternehmungsgeist, der Barcelona's Namen zu allen Zeiten in der Handelswelt groß gemacht hat, behielten hier eine Heimath.

Katalonien ist Barcelona, denn Barcelona ist der Brennpunkt, das Leben des ganzen Landes. Deshalb ist Kataloniens Geschichte auch die seinige. Alle großen Ereignisse erhielten hier Vollzug, hier entschieden sich die Kriege, hier wurden die Friedenspakte geschlossen.

Barcelona war die erste spanische Großstadt, welche die Römer von den Carthagern gewannen; sie war die letzte, welche von ihnen verlassen wurde. Die Gothen besaßen sie nicht lange; dann bekam sie Herren aus Italien, aus dem Norden Europas, aus Afrika. Auch die Besetzung der Araber war von kurzer Dauer; der Schlag, den Karl Martell bei Poitiers[4256] gegen sie führte, warf sie bald bis an den Tajo zurück. Um jene Zeit (902–903) hatte Barcelona die 17 Monate dauernde denkwürdige Belagerung gegen Ludwig den Aquitanier[4257] auszuhalten, in welcher von der Bevölkerung über 60,000 umkamen, und bald darauf, unter christlicher Herrschaft, eine zweite gegen die Sarazenen[4258], in Folge welcher, nach heldenmüthigem Widerstand, der Rest der Einwohner zu Sklaven gemacht wurde, bis sie das christliche Schwert wieder befreite.

Schnell entfaltete sich seitdem die Glanzzeit seiner Geschichte unter den christlichen Beherrschern Kataloniens. Hauptstadt eines unabhängigen Staats geworden, nahm es in eben dem Maße zu, als sich des letztern Macht vergrößerte. Sardinien und Sicilien wurden erobert, siegreich mit Byzanz[4259] gekämpft und diesem ein großer Theil von Griechenland entrissen, während die Handelsflotte von Barcelona, dem neuen Carthago, alle bekannten Meere bedeckte und in der mit Reichthümern erfüllten Stadt Künste und Wissenschaften mit der arabischen Civilisation erfolgreich wetteiferten. Nicht als ob die Barcelonesen während und nach dieser Periode dauernden innern Frieden genossen hätten: ihr stolzer, unruhiger Geist und ihr unbeugsamer Sinn für Freiheit verwickelte sie oft in Kämpfe gegen ihre eigenen Fürsten und Magistrate und brachte der Stadt manchmal schwere Tage. Doch das frische, rührige Leben, das ihr innewohnte, vernarbte schnell jede Wunde wieder.

Im Erbfolgekrieg[4260] ward (1702) Barcelona von Philipp V.[4261] in Person mit gewaltiger Anstrengung, doch fruchtlos belagert. Ja, nachdem schon ganz Spanien die neue Dynastie anerkannt, nachdem

---

[4254] Der pun. Feldherr Hamilkar (siehe hierzu S. 468, Anm. 1327).

[4255] Der pun. Feldherr Hannibal Barkas (siehe hierzu S. 101, Anm. 216).

[4256] In der Schlacht von Tours und Poitiers im Oktober 732 besiegten die Franken unter Führung von Karl Martell die nach Gallien vorgestoßenen muslimischen Araber und stoppten damit deren Vormarsch nach Mitteleuropa.

[4257] Eigentl. Ludwig I., genannt der Fromme (frz. Louis le Pieux; 778–840), seit 781 König in Aquitanien, ab 813 Kaiser des Fränkischen Reiches. Ein aquitan. Feldherr gleichen Namens zu obengenannter Zeit ist historisch nicht belegt.

[4258] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

[4259] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[4260] Der Spanische Erbfolgekrieg (siehe hierzu S. 1082, Anm. 3316).

[4261] Philipp V. von Anjou (span. Felipe V; 1683–1746), seit 1700 König von Spanien, ab 1713 auch König von Sardinien und König von Sizilien und Neapel; er war der erste span. Herrscher aus dem Hause Bourbon.

England und Oesterreich Barcelona seinem Schicksal überlassen und ihre Truppen entfernt hatten, behielt die Stadt noch den Muth, allein den vereinigten spanischen und französischen Heeren und Flotten zu widerstehen. Die damalige Belagerung ist jenen von Numantia[4262] und Saragossa[4263] zu vergleichen. Als die feindlichen Kugeln die Zinnen von den Bürgern, ihren Vertheidigern, so gelichtet hatten, daß diese allein nicht mehr vermögend waren, die täglichen Stürme abzuschlagen, bildeten sich die Frauen und Mädchen zu Bataillonen und halfen bei der Vertheidigung mit Löwenmuth. Nachdem allmählich in dem ungleichen Kampfe alle Werke verloren waren, vertheidigte die Bevölkerung Straße für Straße noch mehre Wochen lang; jedes Haus wurde zur Festung, und jedes erforderte einen Sturm und ein Blutbad zur Eroberung. Erst nachdem drei Viertheile der Einwohner gefallen waren, die Stadt zur Hälfte in Schutt lag und der übrige Theil in Flammen stand, – konnte der Marschall Berwick[4264] (1714) seinen Einzug halten. Auf den Trümmern eines zerstörten Stadtviertels wurde nachmals die Citadelle Montjui als Zwingburg erbaut, welche in spätern Zeiten so oft dazu diente, den unbändigen Geist der Barcelonesen zu zügeln.

Die Lage dieser berühmten Stadt ist herrlich. Von Norden her durch eine sich in schönen Formen erhebende Gebirgskette geschützt, dehnt sie sich, Front machend gegen das Meer, an der Mündung eines breiten Thals aus, welches die Flüsse Llobregat und Besos bewässern. Hier belohnt die größte Fruchtbarkeit unter einem milden Himmelsstriche hundertfältig jede Mühe der Kultur. Der Hafen ist weit und groß und wird durch einen prächtigen Molo vor den feindlichen Winden geschützt. Doch hat ihn die Regierung leider! und wohl nicht ohne Absicht in den letzten Jahren sehr vernachlässigt und so versanden lassen, daß jetzt nur Schiffe mittlerer Größe, die höchstens 12 Fuß Tiefgang haben, einlaufen können. Größere sind gezwungen, auf der unsichern Rhede vor Anker zu gehen.

Die Bauart Barcelona’s nähert sich auffallend der einer deutschen Stadt des Mittelalters. Die Häuser sind einfach, fest, massiv, hoch; die Straßen meist eng und winklich: nur wenige sind regelmäßig, breit und prachtvoll. Die ausgezeichnetste ist die Rambla, eine Art Boulevard; auch auf der Riera ampla und Riera Conde del Asalto stehen viele Paläste. Die schönste aber und die modernste ist die Ferdinandsstraße, der Sitz der reichsten Kaufleutc und Fabrikanten. Von den Kirchen zeichnen sich die Kathedrale und Maria del Mar durch Größe und innern Schmuck, von den öffentlichen Gebäuden durch seine Masse der königliche Palast[4265] und durch Styl und Zweck die Börse[4266], das Zollhaus[4267], das Theater[4268], das Rathhaus[4269] aus. Vieles ward in dem Bombardement vor 2 Jahren[4270] zerstört

---

4262 Mit der Eroberung der zuvor monatelang belagerten Stadt Numantia durch Scipio Aemilianus (185–129 v. Chr.) im Sommer des Jahres 133 v. Chr. fand der fast zehnjährige Krieg des Römischen Reiches gegen die Keltiberer sein Ende.

4263 Eine frz. Armee hatte im Juni 1808 mit der Belagerung Saragossas begonnen; nach zahlreichen vergeblichen Versuchen, die Stadt im Sturm nehmen, zog man schließlich am 13. August 1808 wieder unverrichteter Dinge ab.

4264 James Fitzjames, 1st Duke of Berwick (span. I Duque de Berwick, I Duque de Liria y Jerica, I Duque de Fitzjames; 1670–1734), ein illegitimer Sohn des brit. Königs Jakob II. (1633–1701), der in frz. und span. Diensten kämpfte.

4265 Besagter Palast (katal. Palau Reial, span. Palacio Real) datiert aus dem 11. Jhd.

4266 Die bereits im 14. Jhd. eingerichtete Börse von Barcelona, la Llotja (span. la lonja, eigentl. der Fischmarkt, jedoch auch „die Börse“) genannt, logierte zu jener Zeit in einem von Joan Soler i Faneca (1731–1794) in den Jahren von 1764 bis 1794 errichteten Gebäude.

4267 Das heute katal. „Duana vella“ (span. Aduana Vieja) genannte Gebäude wurde in den Jahren 1790 bis 1792 nach Plänen von Juan Miguel de Roncali y Destefanis, comte de Roncali (1729–1794) erbaut.

4268 Das seit dem 16. Jhd. bestehende Teatre de la Santa Creu (span. Teatro de la Santa Cruz, „Heiligkreuz-Theater“), das spätere Teatre Principal (span. Teatro Principal, Haupttheater), wurde in seiner damaligen Form 1778 nach Plänen des Militäringenieurs Carlos Francisco Cabrer y Rodriguez (1760–1843) errichtet, der nach dem Brand vom 27. Oktober 1787 auch den Wiederaufbau geleitet haben dürfte (Wiedereröffnung am 4. November 1788).

4269 Beim Rathaus von Barcelona (katal. Ajuntament, span. Ayuntamiento) handelt es sich um ein Bauwerk aus der Zeit der Gotik.

4270 Die Stadt wurde am 3. Dezember 1842 auf Befehl von General Espartero (siehe hierzu S. 1377, Anm. 4251) vom Montjuïc aus bombardiert, da sie sich gegen dessen Herrschaft aufgelehnt hatte.

und beschädigt, indeß eben so schnell wieder hergestellt und jetzt ist kaum eine Spur jener Verwüstung übrig. Aber in den Gemüthern grünt ihr Andenken fort, und Barcelona bleibt der Heerd, auf dem der Brennstoff am höchsten aufgeschichtet ist, der, zur rechten Stunde angezündet, Spanien in Flammen setzen und seine Unterdrücker vernichten wird.

Barcelona ist die reichste Stadt in Spanien, und unter allen Provinzialorten ist in ihr die meiste Intelligenz, der meiste Sinn für Kultur, Kunst und Wissenschaft zu finden. Doch noch viel größere Wichtigkeit hat Barcelona als Mittelpunkt der spanischen Industrie – es ist das Manchester des Südens. 20,000 Webstühle sind in der Stadt gangbar, 10,000 arbeiten für die barceloneser Fabriken auf dem Lande. Engländer und Franzosen haben in neuerer Zeit viele große Etablissements gegründet und neue Gewerbzweige hergepflanzt: so Maschinenfabrikation, Eisengießerei u. s. w., und für die Bearbeitung der seit Jahrhunderten unbenutzt gebliebenen Mineralschätze Kataloniens bestehen jetzt eine Menge Vereine. Auch die Rhederei blüht mächtig auf und beschäftigt schon Tausende. Der Handel, von jeher groß und mehre Welttheile umfassend, wird durch das Emporkommen des Fabrikfleißes jährlich gehoben; über 1100 Schiffe haben im vorigen Jahre den Hafen besucht. Nirgends sonst in ganz Spanien begegnet dem Auge eine solche Rührigkeit, ein so fleißiges Leben. Von allen Seiten erschallt das Getöse der Hämmer, das Rauschen der Webstühle, das Stöhnen der Dampfmaschinen; Männer, Weiber und Kinder sieht man zu Hunderten im Freien mit ihren Rädern und Spindeln Fäden drehen, oder emsig die Nadel führen, um die rohen Stoffe zu Geweben vorzubereiten, oder diese durch Stickerei zu veredeln. An Sonn- und Feiertagen aber, wenn Gesang und Glockengeläute aus den Tempeln schallt, ruhen alle Hände – und des Nachmittags strömen die Schaaren der fleißigen Bürger mit ihren Familien hinaus nach Grazia oder Serria unter die Zelte und Platanen. Der Barcelonese ist nüchtern, mäßig in jedem Genuß. Tiefe Religiosität ist ein Grundzug seines Charakters, und von Natur beherrscht ihn nur eine große Leidenschaft – die Liebe zur Freiheit. Für sie hat er nie ein Opfer zu groß gefunden.


C.Reiss del.
Aus d.Kunstanst.d.Bibl.Inst. in Hildbh.
Eigenthum d.Verleger

BARCELONA

Meyers's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.

Zwölfter Band.

Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut

1847.

Enthält: Freiburg i. Brsg., Münster (1847, 1863).
Franzensfeste (1847).
Großglockner (1847).
Speyer (1847).
Gelnhausen, Kaiserpfalz (1847).
Pavia, Karthause (1847).
Ludwigsburg, Schloß (1847).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 37-40 u. 171-177.

DXXVI. Freiburg im Breisgau*)[4271].

„Freiburg!" – welche bewohnte Stätte Deutschlands trägt ihren Namen mit so vollem Rechte, wie Du, einfache, bescheidene Stadt im Thale der Dreisam? –

Deine verfallenen, von lustigem Rebengelände überwucherten Wälle umgürten keine den Blick verwirrenden Häusermassen, keine Prachtpaläste reihen sich zu riesigen Straßen aneinander, keine obherrschende Vornehmheit trägt sich auf Deinen offenen Plätzen zur Schau; – krumm und winkelig, wie Laune und Zwang sie zusammen gedrängt, stehen Deine wenigen alten, grauen und Deine vielen neuen, hellen Wohnungen in bunter Reihe neben einander, und weder in Deiner Kaiserstraße noch in Deiner Pfaffengasse entbehrt man den Anblick, der uns den guten Bericht bringt, daß hier nach wohlerprobter Sitte ehrsam bürgerlich Haus gehalten wird. – Und wie die Stadt, ist ringsum das Thal: freundlich und lieblich, ein Garten, in welchen die Höhen des Schwarzwalds nachbarlich hineinschauen. Und mitten aus dieser einfachen deutschen Landschaft, über diese kleinen, hellen Gebäude, über die Gartenhäuschen und Pappelalleen ragen die gewaltigen Massen eines Doms, der würdig wäre, eines Reiches Hauptstadt zu krönen! Wer hat diesen Riesen gesetzt zu jenen Zwergen? Wie soll das Auge Vermittelung finden für diesen Zwiespalt der Verhältnisse?

Gottlob! Für das deutsche Auge hat in unseren Tagen dieses Bild die erhebendste Einheit gewonnen. Das deutsche Auge sieht jenen Dom erglänzen von einem Lichte, welches seine Strahlen durch Nacht und Sturm über alle Länder deutscher Zunge ausgegossen, den Verzagten geleuchtet, die Erstarrten gewärmt hat, welches von keinem tückischen Wind gebeugt, von keinem Orkanwüthen erstickt worden ist, bis der Augenblick der Tageshelle über ganz Deutschland heraufgezogen war. In Freiburg ist die Quelle dieses Lichts. Hier ging die Sonne des deutschen Völkerfrühlings auf, ihr Strahlenkranz erhebt die „freie Burg" des Breisgau's zum Mittelpunkt des befreiten Vaterlandes, und als ob es jener Zähringer geahnt hätte, daß einst hier sein Werk die würdigste Stätte schmücke, hat er Deutschlands schönsten Dom aufgebaut in der Ehrenburg der deutschen Freiheit!

Freiburg hat unter seinen 1200 Gebäuden gar manches Haus, in welchem der Leser die Heimathstätte dieses Lichts vergeblich suchen würde. Nicht aus den fürstlichen Hallen des erzbischöflichen Palastes ging es hervor: dort trat man den Segnungen der Aufklärung und des Fortschritts mit der Priesterwaffe des Fluchs entgegen, verbannte die deutsche Sprache, als eine „dazu untaugliche und ganz gemeine", aus der Kirche und suchte niedere und höhere Bildungsanstalten dem Loyolismus in die Polypenarme zu drücken; – darum ging jenes Licht auch nicht hervor aus dem Priesterseminarium und nicht aus den Kirchen; – auch aus dem Schauspielhause nicht: denn wo Jesuiten hausen: – Gute Nacht, Licht der Bühne!

Erzherzog Albrecht von Oesterreich[4272], Herr des Breisgaues, schrieb im Jahre 1456 der Stadt Freiburg in einem Stiftungsbrief: „Die Hochschule soll eine Quelle seyn, woraus von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde das erleuchtende Wasser der Weisheit, zur Auslöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit."[4273] – Und diese Hochschule wurde – nicht die Quelle des neuen politischen Lichts, aber die starre Einfassung derselben. Des Stifters edler Zweck wurde nicht lange in Ehren gehalten. Je erfolgreicher er dem Pfaffentreiben entgegen gearbeitet hatte, je freier sich auf dem frischen Boden die Blüthe der Wissenschaft entfaltete, je stärker der Zudrang der

[4271] *) Geschrieben von wackerer Freundeshand. M[eye]r.

[4272] Albrecht VI. (1418–1463), Erzherzog von Österreich, seit 1458 Herrscher in den Vorderen Landen und Herzog von Österreich ob der Enns und seit 1462 Herzog von Österreich unter der Enns.

[4273] Zitat aus der prot. „Allgemeinen Kirchen-Zeitung Nr. 175. Sonntag 2. November 1834", Sp. 1428f.

Wiß- und Lehrbegierigen aus allen Ländern vor und auf die Lehrstühle Freiburgs wurde, desto energerischern Gegendruck leisteten die römischen und österreichischen Feinde des Lichts – und sie siegten. Schon im Jahr 1620 überlieferten Albrechts Nachfolger im Breisgau die Lehrstühle der Theologie und Philosophie dem Orden der Jesuiten. Die Hochschule sank. Nachdem sie zwei Male, vor den eindringenden Franzosen flüchtend, in Konstanz eine sichere Statte gesucht hatte und endlich, wieder in Freiburg, unter der Geistesfolter der Jesuiten ihrer gänzlichen inneren Auflösung nahe war, sah sie sich plötzlich durch die Vertreibung des verhaßten Ordens, dessen Güter ihr großentheils zufielen, besonders aber durch die Theilnahme, welche Kaiser Joseph[4274], der ewige Liebling nach Freiheit strebender Völker, ihr laut und offen zuwandte, einer neuen goldenen Zeit entgegengeführt. Abermalige Angriffe, von der französischen Revolution und vom neubelebten Mönchsgeist über sie verhängt, überwand die nunmehr erstarkte Anstalt glücklich. Mit dem Breisgau fiel sie dem badischen Lande zu. Wie hoch aber auch jetzt, unter dem Schutze eines geachteten Fürsten, der Wetteifer der tüchtigsten Gelehrten für das Aufblühen der Anstalt in geistiger Freiheit stieg, die katholische Fakultät der Theologie blieb ein verstockter Widerpart jedes Fortschritts und jeder selbstständigen wissenschaftlichen Forschung. In einer Zeit, wo reaktionäre Umtriebe aller Art den offenen oder versteckten Schutz der Regierenden genossen, während die Re gierten, in politischen Kämpfen noch ungeübt und der kompakten Masse der „großen Herren“ gegenüber ohne Wehr und Macht, mehr und mehr zu einer traurigen Resignation sich entschlossen, wäre das Ersticken aller freien Regungen, wie der Zweck, auch der Triumph der Ultramontanen und des aristokratischen Adels geworden; waren doch schon des edlen Wessenbergs[4275] segensreiche Werke des Glaubens von der herrschenden Partei der Erde gleich gemacht worden!

Da führte ein günstiger Stern die beiden Männer an der Hochschule zusammen, die das Licht des neuen Völkerlebens am hellsten in Deutschland aufsteckten, sich unerschrocken an die gefährliche Spitze der Bewegung stellten und durch ihre unaufhörlichen Kämpfe, ihr Ringen, Siegen und Unterliegen, ihr Wiederaufraffen nach dem härtesten Fall, ihr schmerzenreiches Märtyrerthum um die Freiheit jenen heiligen Schein um Freiburg zogen, von dessen Glanz umflossen der Münsterbau heute in unserm Blicke sich wiederspiegelt: die Heldengestalten von Rotteck[4276] und Welcker[4277] sind es, die wir mit Ehrfurcht und Jubel begrüßen.

Rotteck und Welcker, diese Dioskuren auf dem Felde des Kampfes zwischen Fürstengewalt und Volksrecht, standen zum ersten Male am 17. März 1831 als Volksvertreter neben einander in der zweiten Kammer. Rotteck hatte bereits auf dem ersten und zweiten Landtag als Mitglied der ersten Kammer, durch sein die zweite Kammer noch an Freimuth überbietendes Auftreten, Hof und Adel gegen sich aufgeregt. Die Landtage von 1825 und 1828 hatten die Minister ihm zu versperren gewußt. Von dem Augenblicke des gemeinsamen Wirkens Beider an ist ihr Leben und Streben eingeschrieben in die Geschichte und namentlich die Landtagsgeschichte des badischen Volks: eine lange, bittere Leidensgeschichte, Schmach und Schande aufthürmend über den Häuptern, ja, über den Gräbern jener mit der Herrschermacht angeblich begnadeten Menschen, welche, Krämer-, Schacherer- und Bedientenseelen unter den Ordenssternen bergend, als Polizeileute agirten über ihr Volk nach dem Befehl auswärtiger Despoten; – eine ehrenwerthere Rolle haben nur wenige der unmediatisirt gebliebenen Fürsten auf ihren Thrönchen und Stühlen gespielt. – Und mit solchen Gegnern mußten Männer in die Schranken treten, deren geheimste Ader für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Recht und Volksglück schlug!

[4274] Joseph II. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2358).

[4275] Ignaz Heinrich Karl, Freiherr von Wessenberg (1774–1860), ein kath. Priester, der sich für eine deutsche Nationalkirche im Sinne des Gallikanismus einsetzte, ein Ansinnen, das im Vatikan naturgemäß auf wenig Gegenliebe stieß.

[4276] Der liberale Staatswissenschaftler und Herausgeber zahlreicher lexikalischer Werke Karl Wenzeslaus Rodeckher von Rotteck (1775–1840), der u. a. ab März 1832 mit Welcker (s. u.) in Freiburg die Zeitschrift „Der Freisinnige“ herausgab, deren Erscheinen aber bereits nach fünf Monaten eingestellt werden mußte, da der Bundestag zu Frankfurt (siehe hierzu S. 91, Anm. 179) auf die strikte Durchführung der im Zuge der „Karlsbader Beschlüsse“ von 1819 erlassenen strengen Zensurgesetze bestand.

[4277] Der Staatsrechtler Karl Theodor Welcker (1790–1869), der später in der Verfassungsfrage ein vehementer Verfechter des großdeutschen Gedankens war und dafür von den ‚Kleindeutschen‘, die ein Deutschland unter Ausschluß Österreichs wünschten, heftige Kritik einstecken mußte.

– Sollen wir alle Thaten der List, Tücke, Frechheit, des Hohns und der Gewalt aufdecken, mit welchen den kühnen Volksvertretern begegnet wurde und welche nicht selten ihren Zweck gar deutlich verriethen, die geflüchteten Feinde zu Ungesetzlichkeiten zu verleiten, oder moralisch zu vernichten, ja auch körperlich zu schwächen? – Sollen wir erzählen, wie man Freiburg als „den Centralpunkt des revolutionären Geistes" durch scharfe Strafdrohungen einzuschüchtern und den Handwerksstand gegen die Freiheitsmänner aufzuwiegeln suchte? – und wie die Einwohnerschaft den Regierungsumtrieben antwortete durch einstimmige Wahl Rottecks zum Bürgermeister? – und wie Welcker ein männliches Wort der Wahrheit mit Gefängniß büßte? – und wie endlich Badens Regent[4278] die Universität des gegen Druck und Unrecht widerstrebenden Freiburgs schließen und die Rädelsführer Rotteck und Welcker von ihren Lehrstühlen weisen ließ? – und wie „Der Wächter am Rhein" und „Der Freisinnige" endeten? – Wollen wir die heilige Freiheitssonne unserer unvergleichbar großen Gegenwart mit den schwarzen Seiten solcher Geschichten trüben? Nein! Besser, das Buch zu! – denn leider ist die badische Geschichte jener Zeit noch lange nicht der schlechteste Theil der Geschichte des deutschen Volks und seiner Fürsten.

Zurück zu den Männern, welche Freiburgs Ruhm und Deutschlands Heil und Ehre sind: Welcker und Rotteck! Wenn Du, Geist des Entschlafenen, heute unter uns erschienst – heute, kaum acht Jahre nach Deinem Tode – und gingest mit irgend einem Manne, den Du zu Badenweiler die Hand gedrückt, zu Frankfurt, in der Bundesstadt, durch die Eschenheimer Gasse, und da sähest Du die schwarzrothgoldene Fahne auf dem Bundespalaste und müßtest Deine Freunde Welcker, Uhland[4279], Jordan[4280] etc. als Bundestagsgesandte[4281] begrüßen – um wie viel Jahrhunderte würdest Du die Welt älter schätzen? –

Großer, erhabener, armer, beklagenswerther Rotteck! Itzstein[4282] und Welcker, Arndt[4283] und Wessenberg, Louis Philipp[4284] und Metternich – sie alle erlebten den Tag der Völkererlösung, und Jeder von ihnen erkennt in so wunderbarem Walten den rettenden und rächenden Finger des Herrn! – Du, Du allein, mußtest scheiden ohne Hoffnung, wenn auch bis zum letzten Hauch kämpfend gegen jeden Zweifel, an des Vaterlands einstige Rettung. Du Märtyrer der deutschen Freiheit, dem sie – die Herren in Karlsruhe – noch einen Fußtritt in's Grab gaben: ja, ja, dem sie ein ehrenvolles Begräbniß versagten, Dir sey nach glorreichem Kampfe das deutsche Banner mit dem vollsten Lorbeerkranz auf's Grab gepflanzt!

[4278] Leopold (1790–1852), seit 1830 Großherzog von Baden; er hatte 1832 nach einer Intervention des Bundestags zu Frankfurt (siehe hierzu S. 91, Anm. 179) wegen des Wirkens von Rotteck und Welcker (s. o.) kurzzeitig die Universität schließen lassen.

[4279] Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866).

[4280] Der liberale österr. Jurist Sylvester Jordan (1792–1861).

[4281] Für den von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main tagenden ständigen Gesandtenkongresses des „Deutschen Bundes" (siehe hierzu S. 91, Anm. 179).

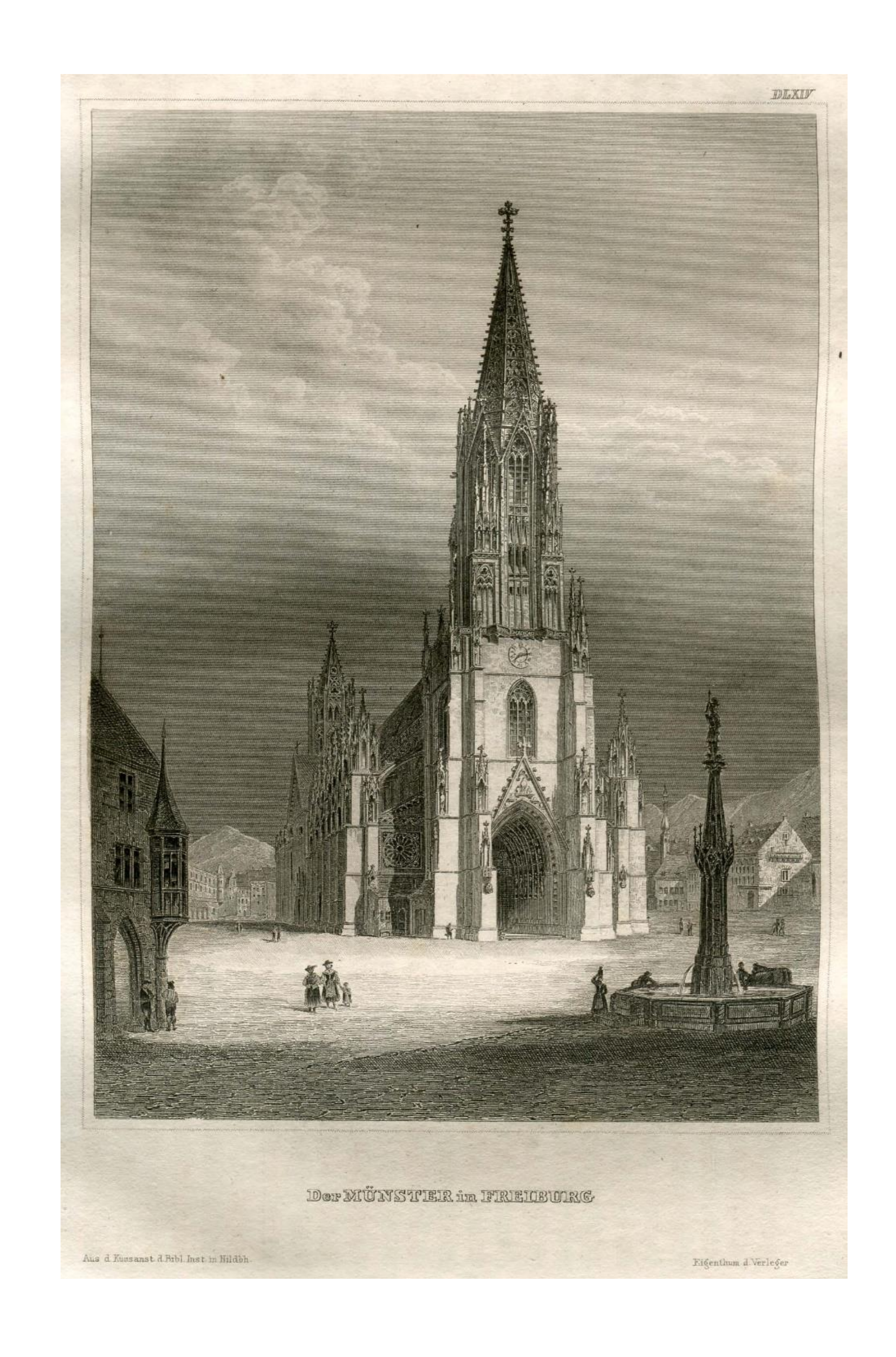
[4282] Der Mainzer Liberale Johann Adam von Itzstein (1775–1855).

[4283] Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860).

[4284] Der frz. König Louis-Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331).



FREIBURG im BREISGAU


DLXIV
Der MÜNSTER in FREIBURG
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

DLXIV. Das Münster in Freiburg.

Kampf, Kampf auf Leben und Tod – ist jetzt das Losungswort von Millionen! Was anfänglich nur als leichte Gegensätze erschienen war, das haben die Leidenschaften und Interessen immer weiter aus einander getrieben, die Parteien haben sich geschieden und unversöhnlich stehen sich die Entzweiten einander gegenüber. In den Strudel des Streits wird Jeder gezogen. Bei dem Rufe: „Wer nicht mit uns ist, ist wider uns!“[4285] muß ein Jeder Partei ergreifen. Es ist keine Wahl gelassen.

„Vor dem Kriege flieht die Gerechtigkeit.“ Auch der Meinungsstreit, der jetzt in Deutschland wüthet und dem Bürgerkriege die Schwerter schleift, hat den Boden der Gerechtigkeit verlassen und die Wahrheit tritt er mit Füßen. Keine Waffe wird mehr für zu schlecht geachtet, um dem Feinde zu schaden, und kein Mensch ist so ehrwürdig und so makellos, keiner steht so hoch in der öffentlichen Achtung, der jetzt nicht gefaßt seyn muß, das Schlimmste zu erdulden, was Lüge und Verleumdung, was Bosheit, giftiger Haß und maßlose Leidenschaftlichkeit ihm zufügen können. Geschichte, Sittengesetz und Recht sind herabgezogen von den Altären in den Koth der Gasse, und ihre Tempel sind zu Rüstkammern geworden, aus denen jede Partei, für jede tyrannische Anmaßung und für jede brutale oder abgefeimte Willkür sich nach ihrem Bedarf die nöthigen Waffen holt. So ist es. Helfe Gott, daß es anders werde!

In jenem Sich-Lossagen von aller Gerechtigkeit und Wahrheit, in dem Abstreifen aller Billigkeit und Humanität des Urtheils ist eben die Unversöhnlichkeit der Streitenden begründet. Jede Partei treibt’s auf die äußerste Spitze und macht so den entschlossenen Kampf zur Nothwehr. Die Rollen blutiger Gcwaltthat wechseln herüber und hinüber. Mit jedem Zusammenstoße wächst die grenzenlose Erbitterung der Unterliegenden, der Hohn und der Uebermuth der Ueberwinder. Und – das ist das Eigenthümliche in diesem Kampfe! – von jeder Niederlage steht der Geschlagene stärker auf und jeder Sieg macht den Frieden unmöglicher. Grauen kommt über Einen, wenn man den Blick in die nächste Zukunft wirft. Rabenschwarz, wie ein zerstörendes Wetter, steigt sie herauf am deutschen Himmel. Frankfurt war des Wetters erstes Leuchten[4286], Wien ist sein erstes Donnern![4287] –

Furcht kann die Gefahr nicht entfernen. Muth allein kann sie besiegen. Sehen wir dem Ungeheuer fest in’s Auge, dessen weitgeöffneter Rachen dem Vaterlande Verderben droht, und halten wir ihm entschlossen Schild und Lanze entgegen! Jetzt ist die Reaktion die siegende Partei, und für das Volk und die Freiheit wäre Gefahr, wenn sie ihren Sieg mit Mäßigung und Weisheit zu gebrauchen wüßte. Aber sie mißbraucht ihn und kehrt so die Spitze ihres Schwerts gegen sich selbst. Jene Partei, vom Herrn verlassen, will nicht versöhnen. Wie ein verwegener Spieler, der, als er einen großen Einsatz gewonnen hat, *Va banque!* ruft für die nächste Karte, und wenn auch diese schlägt, von Tisch zu Tisch rennt, um alles Gewonnene auch wieder auf eine Karte zu wagen fort und fort, bis er endlich Alles verliert: – so schreitet die Reaktion auf dem betretenen Pfade roher Gewalt dem Aeußersten zu, hinter welchem der Abgrund ihres Verderbens gähnt. Sie unterdrückt, quält, stachelt, erbittert und wälzt so lange den Felsblock den Berg hinan, bis sie, von ihm überwältigt und zerschmettert, mit ihm hinabrollt. So gewiß als jeder Nacht ein Tag folgt, so gewiß wird die Monarchie auf dem Wege, den sie jetzt betreten hat, ihr Werk der verschlagenen Weltklugheit, ihr Werk, das sie so viele Jahrhunderte aufgebaut hat mit unablässigem Eifer, selbst zerstören in einer verhängnißvollen Stunde. Wer den Dynasten den Rath gab, ihre Mäntel im Bürgerblut aufzufärben, der hat ihnen schlecht gerathen. Blut ist kein Purpur, und indem sich die rothe Monarchie mit der rothen Republik auf eine Linie stellt – so stößt sie sich selbst den Dolch ins Herz. Je tiefer die Alleinherrschaft in Blut watet, je breiter sie das Bett gräbt, in dem das Leben der Völker dahin strömt, um so schneller wird sie von den Wogen an die äußerste Grenze ihres Bestands getragen, und während sie wähnt, Alles erreicht zu haben, steht sie am Rande der Vernichtung. Da angelangt, ist kein Rückschreiten möglich. Wenn sie abgefallen sind von ihrer Bestimmung ganz und gar, so haben die Männer von Gottes Gnaden keinen Gnadenblick von Gott mehr zu hoffen.

[4285] Mt 12,30.

[4286] Der Aufstand in Frankfurt vom 16. bis 18. September 1848, für dessen Niederschlagung das Paulskirchenparlament österr. Truppen anfordern mußte.

[4287] Der vom österr. Militär niedergeschlagene Wiener „Oktoberaufstand“ vom 6. bis 31. Oktober 1848.

Mögen sie dann noch eine Zeit lang wie Nachtwandler über die andern Menschen auf den Firsten der Dächer gehen; mögen sie, wie himmelstürmende Titanen, Berge auf Berge wälzen; mögen sie die Völker mit Bajonnetten spießen und die Städte mit Kanonen zerschmettern im starren, herzlosen, furchtbaren Wahne, eine Krone sey mehr als ein Volk; mögen sie Schädel zu Pyramiden fügen, die an die Wolken reichen und oben drauf ihre Throne stellen: – wenn das Schreckenswerk hoch genug hinaufgewachsen ist, so wird es des Himmels Blitze auf sich ziehen oder zusammen brechen unter seiner eigenen Last und die Baumeister begraben unter den Trümmern. – Alle Macht des Unrechts ist nichts gegen die ethischen Gesetze; und diese sind die treuesten Helfer der mißhandelten Nationen.

Kleinmüthige kann manche Erscheinung der Gegenwart wohl irre machen. Sie sehen, wie das Einschüchterungssystem allwärts um sich greift und vor keiner Gewaltthat zurückbebt. Sie sehen, wie die Reaktion mit Cymbeln und Pfeifen ihre Hoffnung auf die Rückkehr der Volksknechtung frech von Land zu Land führt; sie sehen, wie die Fähnlein von Ehedem flattern auf den Bergen und in den Auen, und die schlechten Gesellen, die damals, als der Lenzsturm des Herrn über die Reiche fuhr, in der Angst des bösen Gewissens sich verkrochen, alle wieder herausschlüpfen aus ihren Winkeln, Um sich zu wärmen in der alten Sonne und zu Gefolg zu gehen den alten Herren. Auch jene Volksfreunde, welche der Freiheit dienen wie einst die Juden dem Belial[4288], jene Männer des Fortschritts, mit dem man fortkömmt bei Hof und an der Börse, bei Groß und bei Klein, finden sich wieder zurecht im alten System, das auf's Neue zu Ehren kommt, und die Ministerstühle füllen sich schon wieder mit den Staatsmännern von altem Datum. Ueber eine gründliche Restauration des Staats, in des seligen Haller's[4289] Geiste, wird in manchem Kabinet alles Ernstes berathen. Es könnte ja seyn – heißt es, – daß der Michel noch einmal an einer konstitutionellen Komödie Geschmack fände, an Landständen, die auf nichts ruhen, als auf den Coterien[4290] der Hauptstädte, und zu nichts nützen, als um eine durch alle Elemente durchgeführte Despotie zu stützen; es könnte ja seyn, daß er sich, wie ehedem, mit dem Spaß befriedigte, gelegentlich einen mißliebig gewordenen Minister vom Seile zu stürzen, damit ein anderer, wohlgelittener, heraufsteige, um dieselben Sprünge zu machen; es könnte ja geschehen, daß das Gebäude der deutschen Einheit und Majestät, welches man in Frankfurt in die Luft hinausbaut, einfalle wie ein Kartenhaus vor dem Hauche der Gewalt, sobald diese ihre Zeit ersehen, – oder es endige wie der Thurmbau zu Babel; es könnte ja nicht gefährlich seyn, dann, wenn die Werkleute, mitten in der Sprachverwirrung, die schon begonnen hat, aus einander gelaufen sind, die Idee von der deutschen Einheit erst als Narrheit zu verspotten, und nachher, wie man früher gethan, als Hochverrath zu stempeln; man dürfe es schon wagen – meinen Viele, – das deutsche Parlament, das da tagt „von Aufstands wegen", wieder gehen zu heißen. Nun ja, es ist Vieles möglich. Metternich empfängt schon wieder in seinen Soireen an der Themse, sein Kanzlersessel wird neu gepolstert, und käme er morgen wieder – er fände alte Freunde am Ministertisch, und Sedlnitzky[4291] ist auch schon da, um ihm zu helfen, den Staatswagen wieder in's alte Gleis zu schieben. Metternich's Grundsätze sind von vielen Fürsten noch so hoch geehrt, als ehedem, und wenn es auch Leute gäbe, die starr und eigensinnig sich nicht fügen wollten in die Wiederkehr, so sind Windisch-Grätze[4292] da, welche die Schwätzer stumm machen „mit Pulver und Blei," und Hände genug willig, Narren in Ketten zu legen und zu begraben in Oubliettes[4293], bis sie gelernt haben mit heitern Mienen nichtswürdigere Fesseln zu tragen und Jene zu preisen, welche sie schmiedeten. Die Hoffnungen fliegen hoch, und nicht in Olmütz[4294] allein. In gar vielen Schlössern sind – Kamarillen.

Aber blickt auf! Mitten im Taumel des Sieges erblassen die Sieger: sie erbleichen, wie Belsazar einst im Taumel des königlichen Festmahls erbleichte. Was ist ihnen geschehen?

[4288] 1 Kön 21,10-13 (siehe hierzu S. 280, Anm. 768).

[4289] Der Schweizer Staatsrechtler Carl Ludwig von Haller (1768–1854); er gilt als Theoretiker der Restauration und war bei Liberalen entsprechend verhaßt.

[4290] Frz. la coterie, das Cliquenwesen.

[4291] Josef Graf Sedlnitzky Odrowąż von Choltitz (1778–1855) war von 1815 bis 1848 Polizeipräsident von Wien.

[4292] Der österr. Feldmarschall Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu Windisch-Graetz (1787–1862), der maßgeblich an der Niederschlagung der Revolution 1848/49 beteiligt war.

[4293] Frz., Verließ, Kerker (siehe hierzu S. 281, Anm. 776).

[4294] Dorthin war die österr. Regierung am 7. Oktober 1848 vor den Aufständischen geflohen.

Ein Blitz, der einen Mann niederwarf, hat in’s deutsche Volk geschlagen, und die Kugel, die ihm in’s Herz gefahren, traf die Nation. Sie erhebt sich wie ein verwundeter Leu und wendet sich gegen die Verfolger. Seit den Tagen des Märzes ist nichts geschehen, was sie so gewaltig ergriffen und bewegt hat, als jene That. Was getrennt war, hat sie geeinigt; was gespalten gewesen, das hat sie geschlossen; die Verschiedenheiten der Meinungen hat sie geebnet; der Stachel der Beleidigung und der Schmach: – er sitzt in allen Herzen. Was lange unverständlich nach Verständigung gerungen hat, das hat jetzt das „rechte Wort“ gefunden; der blutige Fleck im Wiener Augarten ist der Punkt geworden, in dem Deutschlands Gedanken sich versammeln, und alle Parteien haben über das Ereigniß nur eine Meinung und ein Gefühl: das Gefühl des schneidendsten Hohns, den Jeder erlitten, aber auch das Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit und Vergeltung! Blums Ermordung[4295] hat, Jedem sichtbar, ein helles grelles Schlaglicht über den Zustand des Vaterlandes geworfen und in Millionen und aber Millionen Herzen eine erneuerte, lebendige Theilnahme an den Ereignissen geweckt, die im Strome der allgemeinen Bewegung die Wogen höher und höher schwellen mit jeder Stunde. Mit dem Mord, den Windisch-Grätz begangen, hat die deutsche Revolution ein neues Stufenjahr[4296] angefangen. Ueber Alle, selbst über die ist der Ernst der Zeit gekommen, welche seither die Dinge ruhig oder sorglos betrachteten. Das Volk ist in allen Tiefen aufgeregt; die Folgen werden furchtbar seyn; sie werden die soziale Welt erschüttern.

Jetzt ist das Schicksal, das der Gewalthaber gallenbitterer Uebermuth aufs Neue herausgefordert hat, in entsetzlicher Gestalt mitten unter sie getreten. Grauen packt sie vor seiner Macht. Die Morgenstunde des 9. November wird vielleicht die Geburtsstunde der verhängnißvollsten Zeit. Birgt diese für die Monarchie in Deutschland die Stunde ihres Untergangs, dann mögen die Fürsten nicht das Volk anklagen, sondern ihr Wehe! über diejenigen ihrer Diener rufen, welche aufgerissen haben mit Gewalt die Pforten des Unterreichs, losgebunden die wüthenden Leidenschaften und herauf beschworen die Furien, welche gefesselt im Orkus lagen. – Warnend und drohend rief die Geschichte: „Noch Keiner hat gesiegt, der mit dem Volke solchen Streit gesucht und ihn geführt hat in solcher Weise.“[4297] – Aber es war in den Wind gesprochen!

Wie es auch werde, auf Eins können wir sicher rechnen. Entwickelung und Fortschritt stehen der Zeit an der Stirn geschrieben, und die Nation verfolgt ihren innersten, ihr von Gott eingepflanzten Trieb, wenn sie vom Staate die Bedingungen beharrlich fordert, welche eine freie Entwickelung gestatten und erleichtern. Wenn es Fürsten gibt, die, von ihrem Hochmuth getrieben, sich unterfangen, die Nation in solchem Begehren zu hemmen und zu irren, so sind sie Despoten, und sie sind Thoren, wenn sie glauben, es werde ihnen damit gelingen. Noch nie hat ein solches Gegenstreben zum Ziel geführt. Von jeher haben die Völker in solchen Lagen ihre Dämme durchbrochen, und ihr eiserner Wille hat noch stets die Fesseln gesprengt, welche man ihnen mit List und Gewalt anlegte. Und was die Geschichte anderer Völker als untrüglichen Erfahrungssatz hinstellt, das wird die deutsche Nation nicht Lügen strafen.

Vor 600 Jahren war in Deutschland auch eine Zeit, der unsrigen zu vergleichen. Auch damals war ein Uebergang aus einem Zeitraume in den andern; es war eine Zeit des Gährens und Brausens, des Trennens und Zerfallens, des Zersetzens der alten Organismen und des Wiedervereinigens ihrer Atome zu neuen Verbindungen und Formen. Es hatte damals das Recht des Stärkern alle Phasen seiner Entwicklung durchlaufen, im Feudalwesen hatte es seine organische Gliederung und seine rechtliche Weihe empfangen, im Ritterwesen, veredelt und vergeistigt, seine schönsten Blüthen entfaltet: – sein besseres Leben war beschlossen und es würde, wie schon die Erscheinungen der Raubritter kund thaten, unfehlbar die Barbarei zurückgeführt haben, wenn dies verträglich gewesen wäre mit der Weltordnung, die das Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit unwandelbar bedingt. Der germanische Völkerstamm war schon längst der Träger der Kultur und des Fortschritts: – seine Mission, die noch lange nicht zu Ende ist, konnte daher auch damals keine Unterbrechung dulden.

[4295] Der Publizist und Verleger Robert Blum (siehe hierzu S. 652, Anm. 1967).

[4296] Siehe hierzu S. 1121, Anm. 3439.

[4297] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

Darum erweckte Gott in einem armen Mönch einen Gedanken, der die stagnirende Welt neu bewegte: – Peter von Amiens[4298] predigte der ritterlichen Christenheit den Zug nach Palästina! Auf Peter folgte in Deutschland der heilige Bernhard[4299], welcher mit brennender Begeisterung alle tapfern und edlen Herzen für die Idee befeuerte, das Land, wo der Heiland gelebt, gelehrt und gelitten, aus der Hand der Ungläubigen zu befreien. Der Ort, wo er zuerst auftrat, war eben das Gotteshaus, dessen herrliche Gestalt im Bilde schon unser Wohlgefallen erregt hat: – der Freiburger Münster. Hier, im Jahre 1146 am 13. Juli, predigte Bernhard den Zug in's gelobte Land, und noch an diesem ersten Tage nahmen über 300 Ritter und Bürger das Kreuz!

Nur das bestimmte Ziel hatte der begeisterte Mönch im Auge; darüber hinaus reichte sein Blick nicht. Von der unendlichen Tragweite seiner Worte, welche das Abendland gegen den Orient in Bewegung setzten, hatte er keine Ahnung. Niemand hatte sie; denn die unermeßlichen Folgen für die Civilisation traten erst in den nächsten Jahrhunderten klar hervor, nachdem die Kreuzzüge und Gottesfahrten den Pfad gangbar gemacht hatten zu dem wild verwachsenen Morgenlande. Auf der alten wieder geöffneten Götterstraße pilgerte nun eine neue Ideenwelt mit den Heimkehrenden in den Occident. Anderer Glaube, andere Propheten, andere Weisheit wurden zum Erstenmal bekannt in der bisher streng in sich abgeschlossenen occidentalischen Christenheit; neue Gedankenformen, neue Vorstellungen, neue Tonleiter der Empfindungen, neue Sitten und Weltanschauungen traten an die alten heran, forderten sie zum Streite heraus, und unterlagen entweder, oder fingen an, jene zu unternagen und zu lockern. Mit den Ritterschaaren des Westens zogen viele Träger der occidentalen Wissenschaft nach Osten. Hunderte ließen sich in Byzanz[4300] nieder und gaben sich da den Studien der griechischen Literaturschätze hin. Altgriechenland stieg nun herauf im Abendlande, wie durch sarazenischen Zauber aus dem Todtenreich beschworen, – die Ideenwelt des Alterthums wurde prägnant in den germanischen Geistern, die klassische Bildung fing an, als ein neues unwiderstehliches Auflösungsmittel die deutsche Gedankenwelt zu zersetzen. Gleichzeitig fraßen die Schwerter der Sarazenen[4301], oder das stürmende Meer, oder die mordende Seuche, oder das wüste, üppige Leben in den Großstädten des Orients und Italiens die Rittergeschlechter des Abendlandes auf, die Burgen verödeten, die Macht des waffenstarken Adels war gebrochen und das Bürgerthum – ein empfänglicher Boden für die Saat der Bildung, der Wissenschaft und Künste, gelangte zu hervorragender Geltung. Der neue Zeitraum hatte seine Form gefunden, und der große Hebel zur weiteren Entwickelung seines Wesens wurde ihm, als bald darauf Columbus, der Argonaut der Neuzeit, die andere Hälfte der Erde zu der schon bekannten fügte und den erstaunten Zeitgenossen die Entdeckung Amerika's verkündigte. Seht, das war auch eine große Zeit, und an schaffender, bildender Kraft nicht kleiner als die unsrige.

Und nun wollen wir die Kirche näher betrachten, auf deren Kanzel der heilige Bernhard das Programm für jene Zeit gesprochen. –

„Ein Baumeister wollte einen Psalm dichten zum Lobe Gottes, und es wurde der Freiburger Münster daraus," sagen die Schwaben, und in der That ist dieser herrliche Tempel die Krone des deutschen Kirchenbaues. Er ist, was bei wenigen der Fall ist, ausgebaut, und da er frei in der Mitte eines großen, mit alterthümlichen Gebäuden eingefaßten Platzes steht, so findet der Beschauer auf allen Seiten einen vortheilhaften Standpunkt. Der Bau selbst wurde im Jahre 1122 angefangen. Landesherr, Klöster und Bürgerschaft hatten sich vereinigt, die Kosten desselben gemeinschaftlich zu tragen. Nach einigen Jahren sagten jedoch Fürsten und Pfaffen ihre Beiträge auf und der Bau stockte; es

[4298] Peter der Einsiedler, auch Peter von Amiens oder Petrus von Amiens genannt (frz. Pierre l'Ermite; ca. 1050–1115), frz. Prediger zur Zeit des Ersten Kreuzzugs.

[4299] Der Abt, Kreuzzugsprediger und Mystiker Bernhard von Clairvaux (frz. Bernard de Clairvaux; ca. 1090–1153).

[4300] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[4301] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

kam auf den Punkt, daß er eingestellt werden sollte. Da versammelte sich die Gemeinde um die sich schon zum Abzuge anschickenden Werkleute, und, Angesichts der hochstrebenden Wände und Pfeiler, thaten sie in frommer Begeisterung allesammt den Schwur, die Kirche fertig zu bauen auch ohne Pfaffen- und Fürstenpfennige, selbst wenn sie die letzte Ziegel auf ihren Dächern verpfänden müßten. Und so geschah es wirklich. Die Bürger verpfändeten ihre Häuser und Felder und verkauften entbehrliches Eigenthum, um die Summen beizuschaffen, welche die Fortsetzung des Riesenbaues verlangte. Arme, die nichts zu verpfänden und zu verkaufen hatten, arbeiteten als Handlanger oder Werkleute wöchentlich einen Tag umsonst; und der Gedanke, – „Alles geschieht zu Gottes Ehre!“ – ließ jede Entbehrung und jedes Opfer, auch noch so groß, doch leicht ertragen. Nach 24 Jahren war der Bau so weit vorgerückt, daß der heilige Bernhard zur Einweihung der Kirche gerufen werden konnte, und die erste Predigt rief, wie ich schon erzählt habe, zum Zuge nach Palästina auf. Der damals fertige Theil der Kirche begriff jedoch nur das Schiff; der Bau des Chors und des Thurmes wurde fast noch drei hundert Jahre lang fortgesetzt, und das Ganze, wie es jetzt zu sehen ist, erhielt 1513 seine Vollendungsweihe. Viele Millionen hat es gekostet; aber weit mehr ist die Ausdauer zu bewundern, welche nöthig war, um mit scheinbar so schwachen Mitteln ein solches Werk zu schaffen. Es würde die Macht eines großen Reiches geehrt haben; hier thaten es die vereinigten Kräfte der Bürger einer kleinen Stadt; sie thaten es zehn Generationen hindurch – erst die eilfte sah den Tag, der das Vollendungswerk geweiht hat!

Die Kirche hat eine Länge von 175 Fuß, bei 82 Fuß Höhe; zwei Reihen herrlicher Bündelsäulen tragen die kühnen Gewölbe und spalten den Raum in ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe. Der fünfseitig geschlossene Chor ist höher als das Langhaus und hat eine Länge von 157 Fuß. Kostbarer Bilderschmuck füllt die innern und äußern Wände. Die Hauptfenster sind mit Glasgemälden bedeckt, und zur Zierde der Altäre haben die berühmtesten Maler der oberdeutschen Schule mit einander gewetteifert. Von Baldung Grün[4302] sind die Bilder des Hochaltars. Die Holzskulptur erschöpfte ihre Kunst an Chorstühlen, Kanzel und Gesimsen, und das Geschick der alten Bildhauer und Erzgießer ist an den Grabmälern zu schauen, die bis in’s zwölfte Jahrhundert hinan reichen. Das Bewundernswertheste aber ist der Thurm, dessen 20 Fuß starke Fundamente über 40 Fuß tief in die Erde gesenkt sind, während der Oberbau bis zur Spitze sich 415 Fuß hoch erhebt. Der untere Stock ist ein Viereck von 120 Fuß, bildet weiter oben bis zur Gallerie ein Zwölfeck, und von dieser steigt die achteckige, kühn und zart wie Filigranarbeit durchbrochene Pyramide bis zur Spitze auf. „Wer die Baumeister der deutschen Vorzeit in ihrer Größe kennen lernen will,“ sagt Wiebeking in seinem Werke über die deutsche Architektur, „der muß Freiburgs Thurm untersuchen. Alles daran, sowohl Konstruktion als Ausführung, ist Trefflichkeit.“[4303]

Wir, die wir nicht als Baumeister das Menschenwerk betrachten, wir staunen es an als die große That jener Glaubensbegeisterung, von der die Bibel zeugt: – sie kann Berge versetzen[4304] und Thäler ebnen. Wir staunen; doch wir begreifen’s nicht! Vergebens suchen wir den Leitfaden in jene geheimnißvolle Glaubenswelt, die ihren Aetherhimmel über die christliche Menschheit ausspannte und alle Gestalten ihres damaligen Lebens beseelte. Das Stufenjahr, es liegt hinter uns, wie die Kindheit: denn, älter geworden, vermögen wir die Idee, welche ihren Erscheinungen inne wohnt, kaum mehr zu fassen. Eine andere Sprache, andere Bilder, andere Ideen, andere Sympathien sind in uns lebendig, ein anderes Feuer erwärmt die Geister, für andere Ziele schwärmt das Volk und ist bereit, ihm jegliches Opfer zu bringen. Wie sonst der Glaube sich die Gemeinschaft mit einer andern Welt eröffnete, so schließt auch das Völkerstreben nach Freiheit die Pforte einer Zukunft auf und beseelt mit seiner Zuversicht und seiner Hoffnung die ungeborne Zeit.

Die Werke des Glaubens sind herrlich; doch die Werke der Freiheit werden, wenn wir meisterlich und mit Ausdauer bauen nach meisterlichem Plane, noch herrlicher werden. Nicht ergrauend, wie unsere Münster, werden sie nach Ablauf von Jahrtausenden noch gesund und frisch da-

---

4302 Hans Baldung, auch Hans Baldung Grien genannt (1484 o. 1485–1545).

4303 Ein solches Zitat findet sich nicht in Carl Friedrich von Wiebekings (1762–1842) Werk „Von dem Einfluß den die Untersuchung und beurtheilende Beschreibung der Baudenkmale des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit auf die Erforschungen im Gebiet der Geschichte haben […]“ (München: G. Jaquet 1834).

4304 Mt 17,20 u. Mt 21,21.

stehen, fortwachsend und sich neu gestaltend, dem Weltgeiste eine Freude, dem Volke ein Heil, dem Vaterlande zum Glück und den Baumeistern zur höchsten Ehre.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [148]-151.

Freiburg im Breisgau.

Aus dem Konglomerat von Gebäuden, welche der Beschauer auf unserm. Bilde erblickt, ragt schlank, zierlich und feingegliedert der berühmte Freiburger Münster hervor, der mächtig unsere Blicke auf sich zieht und unsere Bewunderung fesselt. Wir könnten zwar Manches über die historischen Schicksale der badischen Kreishauptstadt Freiburg, die mit den Schicksalen des Breisgaues überhaupt zusammenfallen, berichten, von der Zeit ihrer Gründung durch Herzog Berthold III. dem Zähringer (1120) an bis herab auf das Jahr 1848, wo (am 23. April) der badische General Hoffmann[4305] den Aufständischen die Stadt mit stürmender Hand abnahm; wir könnten über die seit 1456 hier bestehende katholische Universität und über die mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Anstalten Ausführlicheres mittheilen; oder wir könnten auch vor Allem die prächtigen Umgebungen der an der Treisam[4306], die sich in munteren Bächlein durch die Gassen nach allen Richtungen ergießt, und am Fuße des Schwarzwalds herrlich gelegenen altehrwürdigen Stadt schildern. Aber wenn historische Schicksale, Universität und was zu ihr gehört und landschaftliche Umgebungen auch dazu beitragen, Freiburg zu einer der interessantesten Städte des Großherzogthums Baden zu machen, so ist doch vor Allem der Münster das eigentliche Kleinod der Stadt, diejenige architektonische Merkwürdigkeit, welcher sie ihren Weltruf verdankt. Bei diesem wollen wir auch hier vorzugsweise verweilen.

Der Münster oder Unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg wird von manchen deutschen Domen an großartigen Dimensionen, an imponirender Massenhaftigkeit und an ehrwürdigem Aussehen übertroffen; aber er hat den Vorzug, daß an ihm nichts Ruine, nichts unfertig, daß er bis in die kleinsten Details vollendet ist und durch Feuer und Krieg nicht gelitten hat. Was das zarte Verhältniß aller seiner Theile betrifft, so dürfte er kaum von irgend einer andern Kathedrale übertroffen werden. Dieser harmonische Eindruck im Ganzen ist um so merkwürdiger, da auch dieser gothische Bau keineswegs in Einem Zuge fortgeführt worden, sondern das Werk mehrerer Jahrhunderte ist. Von dem alten Chor, der während der Regierung Konrads des Zähringers[4307] (1122–1152) erbaut wurde, sind nur noch die Kreuzvorlagen und einiges Andere, z. B. die kleinen niedrigen Säulen im Schiffe zunächst am Chore übrig. Graf Konrad von Freiburg[4308] (1236–1272) setzte den Bau fort und zwar kamen unter seiner Regierung das Langhaus, das noch im Todesjahre des Herzogs seine Vollendung erhielt, und der vordere Thurm zu Stande. Dieser scheint daher der erste seiner Art mit durchbrochenem Helm zu sein; denn sollten auch, meint C. L. Stieglitz[4309] in seiner „Geschichte der Baukunst“, die Meister des Doms zu Köln

[4305] Der damalige badische Kriegsminister General Friedrich Hoffmann (1795–1879), der Freiburg übrigens erst am 24. April 1848 einnahm.

[4306] Recte: Dreisam.

[4307] Konrad I. von Zähringen (ca. 1090–1152), seit 1122 Herzog von Zähringen und ab 1127 Rektor von Burgund.

[4308] Konrad I. (ca. 1226–1271), seit 1236 Graf von Freiburg.

[4309] Aus Christian Ludwig Stieglitz' (1756–1836) „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuern Zeiten. […].“ (Nürnberg: Friedrich Campe 1827), S. 384.



FREIBURG im BADEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

eher auf die Idee gekommen sein, die Helme der Thürme ihres Werkes zu durchbrechen, so hat doch der Thurm des Freiburger Münsters eher vollendet gestanden, ehe noch zu jenen Thürmen, die ohnehin nie ihre Vollendung erreichten, der Grund gelegt war.

Damals fand, theils aus Ehrgeiz, theils aus religiösem Bedürfniß, unter den Fürsten und städtischen Bevölkerungen ein förmlicher Wetteifer in der Errichtung prächtiger Kirchen Statt; an diesem Wetteifer entzündete und entwickelte sich das Genie der Architekten und die Geschicklichkeit der Maurer, Steinhauer und anderer Werkleute, und so kamen kirchliche Gebäude zu Stande, die allerdings Wunder der Baukunst sind und mit welchen alle unsere modernen öffentlichen Bauten, und zwar schon deshalb, weil die neuere Zeit nur ältere Stylformen in eklektischer Weise nachahmt, keinen Vergleich aushalten. Zu bewundern ist namentlich auch die Zähigkeit, welche unsere Vorfahren dabei bewiesen, indem Generationen auf Generationen nicht müde wurden, Gelder zu dem geliebten Bauwerk beizusteuern, und Generationen und wieder Generationen in's Grab sanken, während an Langhaus, Chor oder Thurm munter fortgebaut wurde. Was die Zeitdauer der Erbauung betrifft, so zählen auch die stattlichsten Bauwerke unserer Zeit nur nach so vielen Jahrzehenden, als die Dome des Mittelalters nach Jahrhunderten. Nur zur Ausführung des reichen Schmuck- und Skulpturwerks brauchte man damals eben so viele Decennien, als heutzutage zum Bau einer ganzen Kirche sammt Thurm Jahre gebraucht werden. Einige dieser Dome sind allerdings mehr oder weniger Ruinen geblieben, weil sie selbst für Jahrhunderte zu großartig angelegt waren und noch vor ihrer Vollendung eine Zeit eintrat, wo der alte Glaube, aus dem jene Dome emporwuchsen, und mit ihm der Opfermuth und der alte Kunstgeist mehr und mehr erloschen.

Aber der Münster zu Freiburg ist, wie schon bemerkt, bis zur kleinsten Zuthat fertig geworden, und zwar durch gemeinsame unermüdliche Betheiligung der genannten Fürsten wie der Freiburger Bürgerschaft. Hatte diese schon bisher den Bau durch viele Beiträge und freiwillige Opfer gefördert, so machte sie von der Mitte des 14. Jahrhunderts an noch viel großartigere Anstrengungen, um das Werk auszubauen und zu jenem Prachtbau umzugestalten, der die Hauptzierde ihrer Stadt und ein Gegenstand der Bewunderung für Alle ist, welche sowohl für architektonische Größe als für architektonische Zartheit und Harmonie Sinn und Verständniß haben. Thurm und Langhaus und Vorderseite standen bereits in aller Pracht da; nur der alte, unter Herzog Konrad erbaute Chor entsprach diesem Glanze nicht. Wohl mochten Kunstverständige aus Straßburg, Köln und andern Orten nach Freiburg gekommen sein, welche die Freude der Bürgerschaft über ihren Münster mit kritischen, wegwerfenden Bemerkungen über die Unansehnlichkeit des alten Chors dämpften. Der Ehrgeiz der Bürgerschaft wurde dadurch geweckt und sie beschloß, einen neuen, des ganzen Baues würdigen Chor zu errichten, zu dem dann auch, nach einer Inschrift am Chore, im Jahre 1354 der erste Stein gelegt wurde. Der Bau rückte jedoch nur langsam fort, und obgleich man sich um das Jahr 1471 wieder zu neuer und erhöhter Thätigkeit empor raffte, so dauerte es doch immer noch eine geraume Zeit, ehe der Chor eingeweiht werden konnte, was endlich im Jahre 1513 geschah. Wenige Namen der ausgezeichneten Baumeister jener Zeit sind auf uns gekommen; den Werkmeister des Chors im Freiburger Münster kennt man jedoch, Dank einer Vertragsurkunde desselben mit dem Rath zu Freiburg, die sich erhalten hat. Es war Hans Niesenberger von Graiz[4310]. Trotz dieses späteren, dem Uebrigen trefflich angepaßten An- oder Umbaues macht das Ganze dennoch den Eindruck eines in sich Vollendeten, und mit Recht bemerkt Gustav Schwab: „Plan und Kräfte wirkten bei dem Freiburger Münster mehr als wo im Einklang und schufen ein Werk, das unter die ersten Zierden des deutschen Vaterlandes zu rechnen ist."[4311]

Zunächst nehmen, abgesehen von dem zierlich prächtigen Thurm, der untere Theil des Thurmes und das Portal die Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch. In der vordern Thurmmauer befindet sich das äußere säulenreiche Portal, das bis zur Spitze seines Bogens offen ist und in seiner Giebelverdachung eine Vertiefung mit schönen Hochbildern hat. Eine Vorhalle zieht sich von hier nach dem in-

[4310] Auch Hans von Graz genannt (ca. 1415–1493). Er tat sich vor allem als Baustatiker hervor; so stabilisierte er z. B. im Mailänder Dom die Tragfähigkeit der Vierungspfeiler.

[4311] Zitat aus dem von Gustav Schwab (1792–1850) betreuten ersten Band „Wanderungen durch Schwaben" der letztlich zehn „Sektionen" umfassenden Reihe „Das malerische und romantische Deutschland" (Leipzig: Georg Wigand [1837]), S. 186.

nern Hauptportale, das wie die Vorhalle und die Thür mit dem reichsten Bildwerk geschmückt ist. Ueber dem Haupteingange erhebt sich der Thurm, an dem namentlich der gefällige Uebergang aus dem Viereck in das Achteck und die pyramidale Spitze, deren durchbrochene Steinarbeit sich fast mit feingearbeitetem Filigranwerk vergleichen läßt, bewundert werden. Namentlich beim Durchschimmern des Mondes macht diese zierliche Pyramide einen fast zauberhaften Eindruck. Von der untern Gallerie steigt man auf einer Wendeltreppe von 56 Stufen auf die Plattform, den schönsten Standpunkt auf dem ganzen Thurm, und von hier auf 70 weiteren Stufen zur oberen Gallerie, um die durchbrochene Arbeit in der Nähe in bewundernden Augenschein zu nehmen und der schönen Aussicht zu genießen, obschon Viele derjenigen den Vorzug geben, welche sich von dem nahe bei der Stadt in mäßiger Höhe sich erhebenden Schloßberg eröffnet.

Was das Langhaus betrifft, dessen Gewölbe von 12 Pfeilern, 6 zu jeder Seite, gestützt wird, so möge hier nur auf dessen Hauptzierde, die gemalten Fenster, hingewiesen sein, deren älteste bis in das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Das Glas ist durch und durch gefärbt und stückweise zusammengesetzt, und die Umrisse der Figuren sind von innen aufgetragen und eingebrannt. Daher das lebendige Farbenspiel und die unzerstörbare Haltbarkeit dieser Glasmalereien, die, wie Kenner versichern, in dieser Hinsicht von keinen andern in der Welt übertroffen werden. Diese, so wie die Kapellen im Langhause und viele alte Denkmäler verkünden die Meisterschaft der altdeutschen Künstler in jedem Zweige der Kunst.

Das Gewölbe des Chors bildet ein kunstreiches netzförmiges Gewebe, und weist durch die künstlichere Struktur der Wölbungen und durch die phantasiereicheren Ausschmückungen der Fensterbogen auf die spätere Zeit seiner Entstehung hin, wogegen die feierliche Größe der Anordnung und die ernste wohlthätige Harmonie der älteren Kunst vermißt wird. Doch auch so erweckt der Chor Bewunderung, obschon die Glasgemälde, die ihn schmücken und deren ausgezeichnetstes nach einer Zeichnung von Hans Baldung gefertigt ist, trotz der phantasiereicheren Erfindung und der richtigeren Zeichnung nicht ganz dieselbe zauberhafte Wirkung hervorbringen, als die im Langhause; denn das Glas ist hier nicht mehr selbst gefärbt, sondern weiß, und die Farben sind nur auf beiden Flächen eingebrannt, weshalb auch gegen die Wetterseite hin ganze Theile abgefallen sind. Außerdem sind noch mehrere Gemälde von Hans Baldung aus Gemünd in Schwaben, die den Altar zieren, zwei Gemälde von Hans Holbein[4312] in der südlichen Kapelle des Chors oder der sogenannten Universitätskapelle, und unter den Denkmälern besonders das Steinbild Bertholds V.[4313] († 1228) beachtenswerth.

Wir Neuern errichten keine Dome mehr wie der Freiburger, weil wir nicht mehr dieselbe religiöse Begeisterung, dieselbe Ausdauer und denselben Opfermuth besitzen wie unsere Vorfahren, weil es unsern Baumeistern an der dazu gehörigen genialen Erfindungskraft und Kombination und unsern Werkleuten für gewisse Details die Geschicklichkeit der frühern fehlt. Die Politik, möchte man sagen, sei mehr und mehr unsere Religion geworden, und so wollen wir noch zum Schlüsse eines trefflichen Mannes gedenken, der lange Jahre bis zu seinem Tode (1840) in Freiburg lebte und wirkte und einen andern Dom, den Dom des deutschen Liberalismus, durch Rede und Schrift mitbegründen und ausbauen half. Wir meinen den berühmten Geschichtschreiber und Kammerredner Karl von Rotteck[4314], der mit einer unermüdlichen Ausdauer, von der Regierung verfolgt und unter oft sehr ungünstigen Verhältnissen, die

[4312] Hans Holbein d. J. (1497 o. 1498–1543).

[4313] Berthold V. von Zähringen (ca. 1160–1218), seit 1186 Herzog.

[4314] Siehe hierzu auch S. 1384, Anm. 4276.

Sache des badischen Konstitutionalismus in der ersten badischen Kammer Jahre lang verfochten hat. Ihm haben seine dankbaren Mitbürger und Gesinnungsgenossen in Freiburg ein Denkmal[4315] errichtet, welches später in einem jener nicht seltenen Augenblicke des Wahnsinns, von denen die Reaktion sich zuweilen überraschen läßt, entfernt wurde, jetzt aber wieder aufgerichtet ist.

H. Marggraff.[4316]

[4315] Nachdem der bayer. König Ludwig I. (1786–1868) Ludwig Schwanthaler (1802–1848) gezwungen hatte, den Auftrag zur Denkmalsgestaltung abzulehnen, wurde die 1844 genehmigte Büste von Johann Nepomuk Zwerger (1796–1868) ausgeführt und 1847 auf dem heutigen Rathausplatz aufgestellt. Wegen der Revolution von 1848/49 verblieb das Denkmal jedoch hinter dem Bretterverschlag, der zum Aufbau errichtet worden war. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juni 1851 wurde es dann auf höhere Anweisung ganz entfernt, nachdem es vorher als Brunnen gedient hatte. Die bis auf den heutigen Tag wechselvolle bis groteske Geschichte dieses Denkmals verdient es, unter Wikipedia nachgelesen zu werden (https://de.wikipedia.org/wiki/Rotteckdenkmal).

[4316] Hermann Marggraff (siehe hierzu S. 120, Anm. 258).

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 75f.

DXXXVII. Die Franzensveste[4317] in Tyrol.

Die hohlen, tönenden Worte der Eitelkeit und Schmeichelei – wie oft reißt sie die Geschichte stammelnd auseinander! Auch Deutschland hat solcher Namen die Menge, neue wie alte. Es hat Heilige Allianz-Citadellen, Nikolaus-Forts, Kongreß-Basteien, und seit einem Jahrtausend plaudert es der Schuljugend vor von einem deutschen Meere, auf dem alle Flaggen zu finden und geschützt sind, nur die deutsche nicht[4318]. Oder ist es eine Fabel, daß von der deutschen Nation selbst, von ihrem Daseyn, bis vor 6 Wochen der deutsche Bundestag[4319] nichts gewußt hat? Daß ein Kaiser von Oesterreich den Schatten eines Königs von Jerusalem[4320] hinter sich herschleift zum Gelächter der ganzen Welt und bis auf den heutigen Tag den Fürsten von Sachsen das Gespenst eines „Herzogs von Engern und Westphalen“[4321] nachläuft? In solchen Dingen könnten wir an den Franzosen ein Beispiel nehmen. Haben Zeit und Geschichte einen Namen oder Titel zum Gespött gemacht, so streichen sie ihn weg ohne Weiteres und machen einen passenden daraus. Wie viele Orleansville’s sind in den letzten Februartagen von den französischen Karten geschwunden[4322] und wie viele *Royal*-Namen von den Straßenecken und Palastpforten, von den Brücken und Kanälen, von Schauspielhäusern und Monumenten, von Anstalten, Körperschaften und Vereinen! Alles Namen, welche die Herrlichkeit des abgeschafften Königthums künftigen Zeiten erzählen sollten, und Zeugniß ablegen von der Schmeichelei und dem Knechtsinn der Menschen.

Die Franzensveste mag ihren Namen immerhin behalten. Die beste Seite der Regierung Kaiser Franz II. von Oesterreich[4323] – diese Regierung, welche so viel verschuldet hat, was die Gegenwart schwer büßen muß, – war ihre Sorge für materielles Volkswohl. Auf Straßenbau, allezeit eines, der wichtigsten Förderungsmittel des öffentlichen Wohlstands, – wendete Oesterreich über 200 Millionen.

[4317] Ital. Fortezza; zwischen 1833 bis 1838 nach Plänen des österr. Festungsbaumeisters Franz Scholl (1772–1838) erbaut.

[4318] Die Frankfurter Nationalversammlung hatte am 14. Juni 1848 in einer ihrer ersten bedeutenden Entscheidungen beschlossen, eine dt. Flotte aufzustellen und dafür sechs Millionen Reichsthaler bereitzustellen. Am 4. Juni 1849 kam es dann zum ersten Gefecht mit den Dänen.

[4319] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.

[4320] Der „Große Titel“ für den Kaiser von Österreich lautete bis zum 3. Oktober 1866 offiziell folgendermaßen: „Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät Franz Joseph I. von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, von Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; König von Lombardo-Venetien; König von Jerusalem etc.; Erzherzog von Österreich; Großherzog von Toskana und Krakau; Herzog von Lothringen, von Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain und der Bukowina; Großfürst von Siebenbürgen, Markgraf von Mähren; Herzog von Ober- und Niederschlesien, von Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, von Auschwitz und Zator, von Teschen, Friaul, Ragusa und Zara; Gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol, von Kyburg, Görz und Gradisca; Fürst von Trient und Brixen; Markgraf von Ober- und Niederlausitz und in Istrien; Graf von Hohenems, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg etc.; Herr von Triest, von Cattaro und auf der Windischen Mark; Großwojwode der Woiwodschaft Serbien etc., etc.“ 1866 erlosch der Titel eines lombardo-venetischen Königs. Die übrigen Titel, wobei es sich jedoch größtenteils um reine Anspruchstitel handelte, gingen 1916 an Kaiser Karl I. (1887–1922) über, blieben also bis zum Ende der Monarchie 1918 erhalten.

[4321] Die Bezeichnung „Engern“ wurde bis 1806 im Titel des Herrschers des jüngeren Herzogtums Sachsen („Herzog von Sachsen, Engern und Westfalen“) geführt. Mit der Übernahme Westfalens 1815 ging die Titulatur „Westfalen und Engern“ an den preuß. König Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) über.

[4322] Der Name Orléansville für das heutige Ech Cheliff (arab. الشلف, aš-Šalif; Tamaziɣt ⵛⵛⵍⴻⴼ, Cclef) in Algerien hat sich immerhin bis 1964 erhalten.

[4323] Franz I., er hatte 1804 das Kaiserreich Österreich begründet (siehe hierzu S. 768, Anm. 2352).

Die Wege, welche es über die Alpen führte, über Höhen, wo der ewige Winter haust, übertreffen Alles, was die Alten Großes der Art ausgeführt haben – und selbst die Bauten Napoleons, die Straßen über den Simplon und den Cenis, können sich nicht mit jenen messen.

Zum Schutz der Wege, welche, aus Kärnthen und Italien kommend, unweit Brixen[4324], bei dem Dorfe Vahrn[4325], im Eisackthale[4326] zusammenstoßen, wurde auf einem Granitkegel in den Jahren 1833–38 von Oesterreich eine Citadelle erbaut und Franzensveste geheißen. Sie beherrscht den Vereinigungspunkt der Straßen vollkommen und von solcher Stärke sind ihre Werke, daß sie für uneinnehmbar gelten. Vollständig armirt führt sie 130 Kanonen von schwerem Kaliber und 1200 Mann Besatzung. Die Batterien erheben sich staffelnweise am Berge, eine über der andern, bis zum Gipfel. Alle Kasematten[4327] und Vorrathsräume sind bombenfest und meistens in den Felsen selbst gehauen; die Werke sind durch unterirdische Gänge mit einander verbunden. Kürzlich sind noch Befestigungen an der Eisack-Brücke dazu gekommen, und es wird dadurch die Stärke des Platzes, der, nach dem Abfall Italiens[4328], für Oesterreich, die größte strategische Wichtigkeit hat, sehr vermehrt.

[4324] Ital. Bressanone.

[4325] Ital. Varna.

[4326] Ital. Valle Isarco; ladin. Val dl Isarch.

[4327] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.

[4328] Am 30. Mai 1848 hatten die österr. Truppen in Peschiera vor denen Karl Alberts I. von Sardinien-Piemont (ital. Carlo Alberto di Savoia; 1798–1849) kapituliert, der Rest der Österreicher zog sich zwischenzeitlich nach Verona zurück. Auf diesen Erfolg hin wurde Karl Albert spontan zum König von Italien proklamiert. Nach dem österr. Sieg bei Custozza am 25. Juni 1848 entwickelte sich die militärische Lage jedoch wieder zuungunsten Italiens, so daß am 8. August die österr. Herrschaft über Norditalien als wiederhergestellt gelten konnte. Der Artikel dürfte also Anfang/Mitte Juni 1848 verfaßt worden sein.


DXXXVII
FESTUNG BRESSENONE
(FRANZENVESTE)
Aus d. Kunstanst. d. Bibl Inst in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 81-84.

DXXXX. Der Gross-Glockner*)[4329].

Die Alpen, „die silberne Krone Europas," sind nicht eine Gebirgskette: sie machen eine ganze Gebirgswelt aus, welche in Domen sich wölbt, in Hörnern emporzackt, aufstarrt in himmelhohen Wänden, in Nadeln und Thürmen ausspitzt und aus seinen Knotenpunkten schmale Graten und scharfe Kämme ausstreckt, wie ein Polyp seine hundert Arme.

In drei großen Abtheilungen rückt das Gebirge aus seiner Wurzel, dem Schweizer Alpenlande, nach Ost durch den deutschen Süden. Die mittelste, wo die Riesen stehen, welche Eismeere auf ihren Schultern tragen, wird die Centralkette geheißen und sie erreicht öfters eine Breite, von 25 Stunden. Dort schaust du die Alpennatur in ihrer vollen Pracht, in ihrer ganzen überwältigenden Größe. Dort ist's, wo deine Seele den Eindruck empfangen kann, welchen das ewige Schweigen hervorbringt, das um die höchsten Throne der Eiswelt herrscht. Keine Schneelerche schwingt sich dort hinauf, keine Gemse läßt ihre Spur zurück, die Wasserfälle verstummen und kein Staubbach schüttelt sein weißes Haar über, die Tiefe. Nur ein Leben herrscht und spricht auf diesen Zinnen: – die Zerstörung: – die Lawine mit ihrem Donner, der Bergsturz mit feinem Prasseln und jene Gewalt, welche die Gletscher sprengt und die Felsen spaltet.

Derjenige Theil der Centralalpen, von dem der Brenner die tiefste Kerbe ist und der höchste Punkt der große Glockner, dieser König, den die andern Riesen wie so viel dienende Trabanten umstehen, umfaßt die Quellgebiete des Ziller- und des Gasteinerthals und alle die kürzern Einschnitte und Schluchten, welche von der Salzach in einem weiten Bogen zu dem Eismeere aufstrahlen, das, eine ewig gebärende Mutter der Gewässer, diese in tausend Rinnsalen zur Landschaft der Tiefe hinab, sendet. Der Kern dieses Hochgebirgs, wie der der Centralalpen überhaupt, ist granitisches Gestein und Gneis, denen sich die Schiefergebilde mantelförmig anlagern. Große Gangspalten im Granit sind mit Quarz gefüllt; es sind das die Lagerstätten, auf welchen das köstlichste der Metalle seit Jahrtausenden gewonnen wird. Im Labyrinthe dieses alten, noch immer belebten Bergbaus verlieren sich die Sagen von unermeßlichen Schätzen, welche Kobolde hüten und Geister schirmen, und jede Generation der nachfolgenden wieder erzählt.

Eine Besteigung des Glockner geschieht am bequemsten von Süden her, durch das große Möllthal, welches bis in die Mitte der herrlichen Gruppe führt. In dem letzten Pfarrdorfe, Heiligenblut, nimmt man einen Führer. Schon nach kurzem Steigen entfaltet die Alpennatur ihre Pracht und versetzt in eine feierliche Stimmung. Katarakte rauschen die Thalwände herab, der Gießbach donnert durch die Schluchten und Einstürze und Bergrutschen verrathen die Gewalt der wirkenden Kräfte. Als Gegensatz erfreuen saftige Matten mit den grasenden, läutenden Heerden, mit Weilern und Gehöften, deren reinliches, wirthliches Aeußere auf stilles, friedliches Glück im Innern deutet. Wie sich das Thal verengert, hängt sich der Blick sehnsüchtig an seine oberste Spalte; er sucht den Riesen, das Ziel der Bergfahrt, und kaum hat ihn der von einer hohen Wand herabhängende Schleier eines Staubbachs, oder der imposante Sturz der Ache auf kurze Zeit gefesselt, so fliegt er schon wieder hinauf und fragt bei jedem sich zeigenden Schneehaupt – ob das der Glockner sey? Fast an des Thales Ende steht einsam in dem Erlendunkel ein graues gothisches Kirchlein und ein hoher Felsendamm dahinter scheint das Thal zu verriegeln. Steil zieht die gewundene Straße an denselben hinan unter dem Brüllen des Gießbachs, welcher sich, wüthend und bäumend, in die Tiefe stürzt und mit seinem schäumenden, aufspritzenden

---

[4329] *) Nach [Adolf] Schaubach's [(1800–1850)] Schilderung [in dessen Werk „Die deutsche Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Oesterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstoßenden Gebiete. […]. Fünfter Theil. Die südöstliche Abdachung vom Großglockner bis Triest. […]" (Jena: F. Frommann 1847), S. 51ff.].

Gischt dir Haut und Kleid netzt. Endlich stehst du oben auf der hohen Thalstufe und aufgerollt liegt vor dir eine Alpenwelt, die Alles übertrifft, was du dir Herrliches gedacht hast. Das ist er – der Glockner – leibhaftig, und um ihn die Trabanten, die Hörner und Spitzen, wie die Diener eines großen Herrschers.

Von Thalstufe zu Thalstufe, von Felsendamm zu Felsendamm dringst du nun, vom Anschauen des Ziels gestärkt, näher und näher. Krummholzkiefern grünen auf der Matte und das Alpenröschen blüht am Wege: du hast die Sennerregion erreicht, und die regellos zerstreuten Hütten mit den weidenden Rindern bringen Leben und Mannichfaltigkeit in die Bilder. Endlich schwindet auch der letzte Strauch aus dem Thale und eine neue Wunderwelt öffnet die Pforte. Der blendende Eispalast eines Riesengletschers thürmt sich auf und quer durch das weite Hochthal siehst du schimmernd in vielen Farben eine ungeheuere Eismauer aufgerichtet, auf deren Zinnen die bildende Natur Thürme, Pyramiden und Obelisken hingestellt hat. Tiefe Spalten und Klüfte trennen das durchsichtige Gestein bald da, bald dort, und vom lichtesten Aquamarin bis zum dunkelsten Malachit blau schimmert's und strahlt's an den Kanten. Staunend hängt dein Blick an dem Niegesehenen und Unbegreiflichen; – ein hoher Thurm auf der Zinne, der dich eben fesselte, er beginnt jetzt zu wanken, er neigt sich, und mit einem Krachen, das dem Donner eines nahen Gewitters gleicht, stürzt er hinab und schleudert mächtige Eisstücke weit im Thal umher. Jenseits der Mauer ist eine prächtige Matte mit Sennhütten – eine Oase in einer Wüste von Gletschern, – denn rundum siehst du sie zwischen den dunkeln Felsmauern herabsteigen, und fort und fort rollen ganze Massen von Eis aus den Höhen und bestreuen die Ränder der Alp mit ihren Trümmern. Alle Eigenthümlichkeiten des Gletscherlebens findest du hier am Wege: die seltsamen Gletschertische; die den Ziehbrunnen gleichenden Löcher mitten im viele Klafter[4330] dicken Eise mit dem klarsten Wasser; die gähnenden Spalten, welche, meergrün schimmernd, oft in unergründliche Tiefen hinabreichen; das Rauschen der unsichtbaren Gewässer inmitten der Eisschichten; die Hallen und Dome, funkelnd und strahlend im Sonnenlichte, aus deren geheimnißvollem Innern die Gletscherbäche hervorbrechen, und dicht daneben die aus Granitblöcken fest zusammen gemauerten Sennhütten mit den traulichen Rauchwölkchen über dem Dache, den zwischen den Eisblöcken grasenden und kletternden Ziegen, der melkenden Sennerin, oder dem Senner, jodelnd, oder die Schalmey blasend. – Das Krachen des spaltenden Eises schallt wie Freudensalven drein, die große Natur und ihren Meister zu feiern.

Zwischen umherliegenden Gletschertrümmern und Granitblöcken leitet der Führer nun hinan auf das eigentliche Eismeer. Stundenweit dehnt es sich aus und du glaubst nicht anders, als daß ein See hier in dem Augenblick erstarrt sey, als ein Orkan seine Wogen peitschte. Ueber ihm ragt in ruhiger Majestät der hohe Glockner selber, angethan mit dem blendend weißen Schneegewand, welches der Firn in den wunderlichsten Falten um seinen granitnen Leib gelegt hat. Die völlige Abgeschlossenheit von der Welt und die Eingeschlossenheit in dem ewigen Winterreiche verleiht dieser Scene einen eigenthümlichen Reiz. Wunderbar reflektirt das Licht des sinkenden Tags an den Eis- und Schneemassen; doch am herrlichsten wird das Alpenbild, wenn die Sonne untertaucht und von ihren letzten Strahlen die weißen Häupter der Berge rosenroth erglühen. Das ganze Eismeer ruht dann schon im blauen Schatten, und während die tieferen Kämme und Gräten sich in mattes Grau einhüllen und ihre Fernen sich in Undeutlichkeit verlieren, verglimmen die Kerzen der höchsten Spitzen, eine nach der anderen, und wie eben die letzte erloschen ist, da legt sich ein todtenblasser eiskalter Ton auf das Gefilde, wie ein Bahrtuch, und der schneidende Wind, welcher über die Eisfelder hinfährt, wirkt erstarrend auf alles Lebendige. Schon willst du, tief in deinen Mantel eingewickelt und von Frost geschüttelt, Schutz suchen in der kleinen Hütte bei der Felswand, welche den Besteigern des Glockner ein nothdürftiges Obdach gibt, als du ein neues Leben erwachen siehst. Die höchsten Bergspitzen, so blaß und todt vor wenigen Sekunden, lichten sich, das Blut tritt auf ihre Wangen, sie röthen sich wieder, die Ränder blitzen und bald glüht der ganze Eispalast in nie gesehener Pracht. Was ist das? fragst du verwundert und weißt es nicht zu fassen. Morgenroth kann es nicht seyn; denn am Abend steht ja der Morgen nicht auf. Indem du noch sinnst – da erlöscht's schon wieder, die Zinnen erblassen und der Nachtwind heult der gestorbenen Natur sein schauerliches Grablied. Es war nur das letzte Auf lodern des Sonnenlichts hinter dem Horizonte,

[4330] Als Längenmaß geht das Klafter auf die Spanne zwischen den ausgestreckten Armen eines erwachsenen Mannes zurück und wurde traditionell mit 6 Fuß definiert, entsprach also etwa 1,80 m.

der Widerschein der Abendröthe, – ein Scheinleben, flüchtig wie die fliehende Hoffnung. Wie viele Sterbestunden endigen in gleicher Weise mit einer kurzen, süßen, letzten Täuschung! –

Das Glockner-Eismeer ist das gewöhnliche Ziel der Touristen. Auf den Gipfel zu steigen ist den Meisten zu beschwerlich und es erfordert größere Zurüstungen. Bei'm Lichtglanze der Schneewelt und dem Scheine des Vollmonds treten denn auch wir unsere Rückwanderung an, begrüßen das erste Sennhüttendach mit seinen Heerden und seinen Hirten freudig, wie ein Seefahrer ein befreundetes, bevölkertes Land, suchen dort den Schlaf auf weichem Heu, ein wärmendes Feuer und erquickende Milch, und am frühen frischen Morgen wandern wir gestärkt und wohlgemuth das prächtige Thal hinab – bis uns die Kastanienbäume begrüßen und die Weingärten empfangen. Unter den Lüften und den Wohlgerüchen des Südens ziehen wir wieder ein m das Dörfchen, von dem unsere Bergwanderung ausgegangen war; der Einladung des behaglichen Gasthauses aber:

> „Geh' nicht achtlos vorbei. – Es öffnet sich freundlich die Wohnung Jeglichem,
> und für ein kleines Stück Geld bietet sie gastlich Genuß."[4331]

folgen wir willig.

[4331] Frei zitiert nach dem in Distichen verfaßten Gedicht „Der Eros-Garten" des spätgriech. Dichters Marianos (griech. Μαριανός; erwähnt zw. 491 u. 518) in Friedrich Jacobs (1792–1854) „Leben und Kunst der Alten. […]. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. – Der Griechische Blumenlese VII. – XII. Buch" (Gotha: Ettingersche Buchhandlung 1824), S. 65.



DER GROSSGLOCKNER

in den Salzburger Alpen.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 101-104.

DXXXXVI. Speyer[4332].

Jedes Volk hat in dem Lande, in welchem es lebt oder seinen Ursprung sucht, eine heilige Stätte, einen Berg oder eine Au, einen Strom oder eine Stadt, einen Wald oder eine Quelle, um die es den goldenen Reif seiner schönsten Sagen und Geschichten legt. So ist Auge und Herz des deutschen Volks vorzugsweise dem Rheine zugewandt seit uralter Zeit. Der Rheinstrom mit seinen Gauen, Städten, Domen, Burgen und Klöstern bleibt des Deutschen liebste Sehnsucht, vom begeisterten Jüngling bis zum berechnenden Mann und träumenden Greis erkennen Alle in dem mächtigen Schiffeträger die kräftigste Ader des deutschen Lebens, und als ob seine Fluthen an jedes Herz auch in den entferntesten Theilen des Vaterlandes schlügen, hallen die Lieder vom Rhein und seinen Sagen und seinen Reben an den Ufern aller deutschen Ströme wider.

Am Rhein ist unser klassisches Land. Von den Alpen bis zum Meere reiht sich an ihm Stätte an Stätte, die im Verlaufe der Jahrhunderte die Blicke des gesammten Vaterlandes auf sich gezogen haben und deren Namen als Wegsäulen in unserer Geschichte stehen. Dort kämpften die germanischen Stämme ewigen, unversöhnlichen Krieg mit dem römischen Weltreiche, und dort stürmten sie seine Burgen und errangen sie die großen Siege, welche ihnen zu dem Kapitol selbst den Weg bahnten. Dort gründete die deutsche Wissenschaft ihre ältesten Sitze, dort entfaltete sich die deutsche Kunst zur ersten Blüthe, dort hat sie ihre Meisterwerke hingestellt, die noch jetzt die Bewunderung der Völker sind; am Rhein druckte Guttenberg das erste Buch; am Rhein fanden deutsche Gewerbe den fruchtbarsten Boden und verbreiteten den Ruf von der Kunstfertigkeit und dem Fleiße der Bewohner über weite Länder; Schiffer und Winzer erfüllten das gesummte Rheinland mit den lockenden und fesselnden Bildern der Rüstigkeit und des Frohsinns; starke und schöne Städte zeugten von Wohlstand und Bildung und in der Mitte der mächtigen und freiheitstolzen Bürger schlugen Kaiser und Fürsten ihre glänzenden Sitze auf. Aber leider! auch die Blätter der Trauer und Unehre in den Jahrbüchern unseres Volks sind bedeckt mit rheinischen Namen. An keiner anderen Grenze des Reiches treten dem Deutschen Merksteine von so schlimmer Bedeutung vor Augen, als in den rheinischen Landen. Hier liegen vor aller Welt die Zeugnisse von der Zerrissenheit der Nation und der Ohnmacht und Schlechtigkeit ihrer Fürsten; hier kündigen die Burgtrümmer auf den Bergen von dem Elend des ungeschützten Volks in den Thälern; hier erzählen die grauen Prachtbauten der Städte von der einstigen Macht des später so schmählich niedergetretenen Bürgerthums; hier sehen wir die von Gott den Völkern durch die Sprache gezogenen Grenzen verwischt, verschoben und zerschnitten, und hunderte von Schutthaufen und Brandstätten bewahren die Spuren vom Schwerte siegreicher Eroberer, vor denen sich das deutsche Volk, vom eigenen Blute verlassen und verrathen, beugen mußte, und der Rhein gab dem Gipfel deutsch-fürstlicher, volksverrätherischer Niedertracht und Schande – dem Rheinbunde[4333] – seinen Namen.

Besonders schmerzliche Gefühle über die Verwahrlosung und Verkümmerung der Nationalehre erregen dem Deutschen zwei Ruinen an den Ufern des Rheins – (Ruinen nennen wir sie im Vergleich ihrer kleinen Gegenwart zu ihrer erhabenen Vergangenheit) – Worms und Speyer: Worms, groß gezogen durch die Gunst der Kaiser, die gern hier lebten, und Speyer, gepflegt vom frommen oder ängstlich gläubigen Sinn der Gekrönten, die sich im Kaiserdom ein Grab bestellt hatten.

Von Worms hat unser Buch bereits Bild und Wort gebracht. Zu der andern Denksäule deutscher Schmach leitet die Stahlplatte, welche uns den einzigen Zeugen vorführt, der von dem großen, blühen-

---

[4332] Lat. Noviomagus bzw. Civitas Nemetum.

[4333] Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon Bonaparte abhängige Rheinbund (siehe hierzu S. 1050, Anm. 3185).

den, alten Speyer übrig ist: den Dom. Kaiser Konrad II.[4334] legte am 12. Juni 1030 den Grundstein zu diesem Prachtbau, um den Himmel zu versöhnen, der ihn, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Gisela, nach dem sprichwörtlichen Ausdruck des Volksglaubens mit „Sterben und Verderben ohne Erben“ drohen mußte. Konrad und Gisela[4335] und ihr Sohn Heinrich III.[4336] waren die ersten in der Gruft des Doms, dessen Bau Heinrich IV.[4337] vollendete; diesem aber gönnten seine beiden bittersten Feinde im Leben, die Kirche und sein Sohn[4338], erst lange nach seinem Tode die Ruhe in den selbst gebauten Hallen der Verwesung. Mit ihrem Sohn bestatteten sie hier den letzten Salier. Neben ihn legten sie seine treue Bertha[4339], von deren Häuslichkeit und Fleiß noch jetzt das Sprüchwort Kunde gibt: „Die Zeit ist vorbei, wo Bertha spann.“ Aus dem hohenstaufischen Geschlechte wurden die Kaiserin Beatrix[4340], des Rothbarts[4341] Gemahlin, und Philipp von Schwaben[4342] hier bestattet; zu ihren Särgen reiheten sich der Rudolfs von Habsburg[4343], der seines Sohnes Albrecht[4344] und endlich jener Adolfs von Nassau[4345].

Man wartet die Ruhestätte großer Tobten mit Liebe und Sorgfalt und umgibt sie gern mit dem Glanz, welchen Kunst und Reichthum verleihen können. Die Früchte dieser Pietät der Kaiser und des Reichs gegen die dahingegangenen Herrscher kamen der kaiserlichen Todtenstadt zu Gute und erfüllten sie mit Leben und Gedeihen. Das freie Speyer wurde groß und schön und stark, feste Mauern schirmten die stattlichen Wohnungen und tapfere Bürger trotzten jedem Feinde. Lag doch schon im Jahre 1129 Kaiser Lothar[4346] mit seiner Heeresmacht vergeblich vor seinen Wällen! Und noch zwei Jahrhunderte später gelang es weder den Raubrittern der Nachbarschaft, noch dem Verrathe der Patrizier, den Muth der wachsamen Bürger zu brechen, ja selbst der noch mächtigere Feind, welcher in den verrätherischen Bischöfen Adolf[4347] und Rabanus[4348] gegen sie aufstand, zerstob vor den wohlgerüsteten Vertheidigern der reichsstädtischen Freiheit. Die Zeit vollster Blüthe und höchsten Glanzes genoß Speyer im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts: es wurde Sitz des Reichskammergerichts (1513) und sah den Reichstag von 1529, welcher den Protestanten ihren Namen gab, innerhalb seiner Mauern. Mit dem siebenzehnten Jahrhundert beginnt das Sinken der Stadt. Der dreißigjährige Krieg beschleunigte ihren Verfall, indem er sie abwechselnd den Schweden und den Kaiserlichen, und endlich 1644 den Franzosen unter die Füße warf, und das Ende des Jahrhunderts zeigte dem Wanderer auf der Stätte, wo einst Speyer stand, einen von Mauertrümmern umgebenen Schutthaufen, aus welchem als einziges Denkmal aus den Tagen ihrer Pracht und Größe der Kaiserdom emporragte.

[4334] Konrad II. (ca. 990–1039), seit 1027 römisch-deutscher Kaiser.

[4335] Gisela von Schwaben (ca. 989–1043), seit 1016/17 in 3. Ehe mit Konrad II. (s. o.) verheiratet.

[4336] Heinrich III. (1016 o. 1017–1056), seit 1039 König und seit 1046 römisch-deutscher Kaiser.

[4337] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[4338] Heinrich V. (1081 o. 1086–1125), seit 1098 Mitkönig seines Vaters, Kaiser Heinrichs IV. (s. o.), seit 1106 römisch-deutscher König und ab 1111 römisch-deutscher Kaiser.

[4339] Bertha von Savoyen oder auch Bertha von Turin (1051–1087), seit 1066 mit Heinrich IV. (siehe hierzu S. 1407, Anm. 4337) verheiratet.

[4340] Beatrix von Burgund (ca. 1140–1184), Kaiser Friedrich I. Barbarossa hatte sie am 17. Juni 1156 in 2. Ehe geehelicht.

[4341] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

[4342] Philipp von Schwaben (1177–1208; ermordet), seit 1198 römisch-deutscher König.

[4343] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

[4344] Albrecht V. Graf von Habsburg (1255–1308; ermordet), seit 1282 als Albrecht I. Herzog von Österreich, von Steiermark und von Krain sowie Herr der Windischen Mark sowie ab 1298 römisch-deutscher König.

[4345] Adolf von Nassau (ca. 1250–1298), seit 1292 römisch-deutscher König.

[4346] Lothar III. (auch Lothar von Süpplingenburg o. Lothar von Supplinburg; 1075–1137), Herzog von Sachsen sowie ab 1125 König und seit 1133 römisch-deutscher Kaiser.

[4347] Wohl Adolf von Eppstein († 1433/34), der von 1430 bis 1433/34 Bischof von Speyer war.

[4348] Raban von Helmstatt (ca. 1362–1439) war von 1399 bis 1430 Bischof von Speyer und ab 1430 Kurerzbischof von Trier; von 1433/34 bis 1438 verwaltete er erneut und zusätzlich das Bistum Speyer.

Es war ein schweres Gericht über die Stadt ergangen; mit der ganzen Pfalz büßte sie für die Sünden des im westphälischen Frieden von seinen Fürsten für immer zerrissenen Kaiserreichs.

Im Frühling des Jahres 1689, an einem Maitage, hatte des alten Speyer letzte Stunde geschlagen. Ludwigs XIV. Söldlinge, die im Jahre zuvor Herren der Stadt geworden waren, sahen sich genöthigt, dem endlich herbeiziehenden Heere des Kaisers und seiner Verbündeten das Feld zu räumen. Vor ihrem Abzuge fügten sie zu den Titeln ihres „großen" Königs den eines gekrönten Mordbrenners. Nachdem sie die Befestigungswerke der Erde gleich gemacht, alles Werthvolle, die Archive und Gerichtsakten sogar, davon geschleppt und die Bürger geplündert hatten, gingen sie an die Zerstörung der ganzen Stadt. Unter das Thier war im Wüthen und im Verwüstungseifer die Soldateska gesunken! Am Dome wurde bis auf das unerreichbare Mauerwerk alle Pracht vernichtet, man drang in die Gruft, riß die Särge an das Tageslicht, beraubte die Leichen ihres Schmucks, warf die Gebeine umher und schob mit den Köpfen der deutschen Kaiser Kegel! Da rollten die Schädel von Mann und Weib, von Vater und Sohn, von Freund und Feind, und nur Einen hat man später wieder erkannt – den Schädel des Königs Albrecht – an dem Schwerthieb, an welchem er in des Bettelweibes Schooß gestorben war. Als die Franzosen sich an diesem weltgeschichtlichen Kegelschub sattsam ergötzt hatten, steckten sie die Stadt an allen Ecken in Brand. Ueber das einst so herrliche Speyer schien der jüngste Tag her eingebrochen zu seyn. Ja, es war der Wille des Franzosenkönigs, daß eine Wüste seine Stätte bezeichnen solle, denn die Bewohner, welche ihr Leben aus Brand und Mord gerettet hatten, sollten, so wollte es Ludwig XIV., sich auf französischem Gebiete niederlassen und dafür der monarchischen Großmuth ein Jahr lang Unterhalt und die folgenden zehn Jahre Abgabenfreiheit zu danken haben. – Die treuen Speyerer wandten aber der königlichen Gnade ihres Henkers den Rücken, sie wanderten am Bettelstab zurück an den Ort, wo ihre Paläste gestanden hatten und bauten um den alten Dom eine neue Stadt an. Der Baum ihres Glücks war jedoch an der Wurzel beschädigt. Speyer hat sich nie wieder erhoben. Wo einst die mächtige freie Reichsstadt ihr gefürchtetes und geachtetes Banner erhob, belehren uns seit 1815 blauundweiße Schlagbäume und Wappen, daß man vor einem bayerischen Orte steht, und sein Titel „Kreishauptstadt" höhnt gleichsam die alte Herrlichkeit.

Das Schicksal Speyers und die Verwüstung der Pfalz[4349] ist seit zwei Jahrhunderten das offizielle Thema, um Franzosenhaß und Franzosenfresserei im deutschen Volke zu unterhalten, und noch 1840 mußte der gute Michel das freie Rheinlied singen, als die erschrockenen Vierunddreißig[4350] hinter seinem breiten Rücken Sicherheit suchten. Das ist nun hoffentlich auch vorbei für immer. Der Deutsche weiß jetzt, daß er nicht erst von den Franzosen geschlagen wurde, sondern daß er längst von seinem Kaiser und seinen Fürsten geschlagen war; er weiß, daß die todten Kaiser schutzlos dem Feinde in die frevelnden Hände fielen, weil der lebende Kaiser und seine Lehnsleute das Reich dem Feinde gegenüber schutzlos gelassen hatten; er weiß, daß Deutschland dem Verrath seiner Fürsten alle Schmach und allen Schaden dankt; er weiß endlich, daß es die größte Dummheit der Völker war, sich zum Ruhm und Gedeihen einzelner Dynastenstämme gegenseitig zu zerfleischen, und achtet nur noch ein Wappen: das der Freiheit und Ehre der Nationen! Völker, welche dieses Wappen in ihrer Fahne führen, geizen nicht nach Schlachtenruhm und nähren nicht Eroberungsgelüste, Mittel, durch welche nur Einzelne, nur Herrscherfamilien, nimmermehr Völker groß und glücklich werden. Alle gesitteten Völker haben ein Ziel und zwischen sich und diesem Ziele einen gemeinsamen Feind: ihre Eintracht ist ihres Feindes Verderben, und dieser Feind, er ist den Mächten des Unterreichs, seiner Heimath, längst verfehmt; – hingegeben ist er den Rachegeistern und nicht Heere, noch diplomatische Arglist können ihn vor dem Verderben schirmen, noch eine geweihte Stätte ihm ein Asyl gewähren. Der Geist der Vergeltung ist zürnend in die Geschichte getreten – und dieser Geist ist kein säumiger. Die Ladung ist geschehen; das Urtheil schwebt wie das Damoklesschwert über seinem Haupte. Bald wird's vollzogen seyn und dann wird's heißen: „sein Daseyn war der Quell alles Bösen auf der Erde, aber vergangen ist's und verflucht sey es auf ewig!"[4351] – Nein, jener unnatürliche Zwiespalt,

---

[4349] Während des vom frz. König Ludwig XIV. vom Zaune gebrochenen Pfälzischen Erbfolgekrieges (siehe hierzu S. 277, Anm. 766).

[4350] Die 38 Fürsten des 1815 gegründeten Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 484, Anm. 1402).

[4351] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

der vom Erbfeinde der Nationen Jahrtausende lang künstlich genährt wurde, und den er voller Arglist auch jetzt neu entzünden möchte, findet keine Nahrung mehr, – die Völker sind Brüder; sie hegen keinen Haß, keinen Neid gegen einander; sie geben sich willig jenen Gefühlen hin, die in jeder Menschenbrust laut zu Gunsten jedes Bedrängten sprechen, und wo ein Volk sich frei macht von seinen Drängern, da wird's begrüßt von der Akklamation der ganzen gesitteten Welt, es empfängt den Bruderkuß von allen andern.

Darum blicken auch jetzt wir Deutsche ohne Rachegedanken von dem zerstörten Speyer nach Frankreich hinüber, dessen edles Volk hundert Jahre nach der Verwüstung der Pfalz durch die Vertreibung seiner Könige bewiesen hat, wie tief es deren Thaten verachtete. Mit den Gebeinen der deutschen Kaiser hatten französische Soldknechte Kegel geschoben; die Gebeine jenes Ludwigs XIV. aber riß das französische Volk aus der Gruft von St. Denis und warf sie in eine Kalkgrube. So schreibt das Volk seine Noten zu den Lügen der Hof-Historiographen. – Fürstengräber können nie Altäre für die Nationen seyn; denn aus ihnen weht der böse Geist, der die Lebendigen erfüllt hat. Ueber dem Sarge Friedrichs II. von Preußen schwuren sich Napoleon von Frankreich und Alexander von Rußland ewige Treue[4352], und – sie brachen den Eid. Wenn aber Deutschlands und Frankreichs Nationen sich jetzt die Hände über dem Altare der Humanität und Freiheit reichen, – so wird aus ihrer Vereinigung ein Völkerbund erwachsen, die stärkste Bürgschaft für das Glück und den Frieden des Welttheils.

[4352] Napoléon Bonaparte und Kaiser Alexander I. von Rußland (russ. Александр I Павлович; 1777–1825) standen niemals gemeinsam vor dem Sarg Friedrich II., der damals in der Potsdamer Garnisonskirche untergebracht war.


DXXXVI
SPEIER
Aus d. Kunstanst d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 113-120.

DXXXXVIII. Die Kaiserpfalz in Gelnhausen.

Die Republik war unsere Jugend; Kaiser und Reich füllten unsere reiferen Jahre aus; altersschwach geworden, schlug uns die Dynastenherrschaft in ihre Bande und durch die Republik werden wir uns zum neuen Leben verjüngen. Die Unfähigkeit der alten Monarchie, sich neu zu gestalten im Geiste der Zeit und die Bedürfnisse und Forderungen eines freien Volks zu befriedigen, liegt am Tage. Die Ueberzeugung von dieser Unfähigkeit durchdringt alle Klassen, ihre Hinfälligkeit ist notorisch, und selbst bei ihren treuesten Anhängern ist der Glaube an ihre Lebensdauer tief erschüttert. Die Monarchie in Deutschland gleicht einer Sterbenden. Krampfhaft hält sie sich am gesunden Volksleib festgeklammert, und in ihrer Todesangst schreit sie jeden Arzt und jeden Quacksalber, der vorüber geht, um Rettung an. Nicht gedenkend ihrer Vergangenheit und jeglicher Selbstachtung sich entäußernd, sucht sie demüthig nun sogar bei Denen Hülfe, welche sie in den glänzenden Tagen ihrer Macht Mit bitterer Feindschaft verfolgt hat. Volksmänner, welche sie vordem in den Kerker warf und an Ketten legte, citirt sie an ihr Sterbebett, und aus Hochverräthern und Majestätsverbrechern, Verbannten und Flüchtlingen macht sie Vertrauensräthe und Minister. Warum folgen aber **diese** Männer **solchem** Rufe? Sind die edeln, starken Stämme des Volkshains dazu da, daß man sie fälle einen nach dem andern, um die zusammenbrechenden Gebäude der Fürstenherrschaft zu stützen? Sind sie nichts Besseres werth? Sind sich jene Männer nicht eines höhern Berufs bewußt, als des zur **letzten Priesterschaft** eines Götzen? Nicht an der alten, verrosteten Kette der Alleinherrschaft mitzuschleppen, sondern schöpferisch neue, bessere Zustände für des Vaterlandes Zukunft zu gründen, ist ein Geschäft, würdig, daß die bessern und reichbegabten Geister all ihr Können und Vermögen daran setzen. Die Zeit ist rührig; sie hat Meilenstiefeln an; die. Monarchie ist aber das Prinzip der Trägheit und darum hat sie die Zeit verworfen. Wandelbarkeit ist die Bedingung alles Lebens, und Fortschritt und Vervollkommnung sind seine Aufgaben. Wir sollen im Schlamm der Alleinherrschaft nicht stecken bleiben wegen einzelner Goldkörner, die sich darin verbergen; wir sollen nicht die berghohe Masse des Mißbrauchs schonen, weil manches Gute unter ihm versteckt liegt. Aufgeräumt und weggefegt muß werden von Grund aus und ohne Zögern. – Wir sollen aber auch nicht die Fabel vom Schlaraffenlande glauben, in welches die Republik nach einem weit verbreiteten Wahne Deutschland verwandeln wird. Ein solches Eden mag am Ende der Zeiten liegen, wenn der Mensch den Teufel in sich selber bezwungen hat und die Tugend allerwärts als Nothwendigkeit des Daseyns gilt. Diese Zeit liegt jedoch unter künftigen Aeonen begraben, und bis dahin wird uns kein anderer Baum grünen und Früchte tragen, als den wir gepflanzt haben unter dem Schweiße unseres Angesichts und gepflegt mit harter Arbeit. – Auch die Republik ist kein anderer. –

Trotz dem wird er gepflanzt werden. Es ist nicht auszuweichen. Der alte Baum der Monarchie ist innerlich morsch und faul, seine Wurzel ist abgestorben, er ist der Axt verfallen und an seinen Platz muß eine junge Pflanze. Alles irdische Leben geht im Kreislauf. Auch das deutsche Volksleben hat seinen Turnus. Aufgegangen aus der Demokratie, schossend und wachsend in der Republik, blühend und Früchte ansetzend im Reich, reifend, welkend und dorrend in der Fürstenherrschaft, hat nun die Revolution den Saamen wieder ausgeschüttet auf die Erde, er ist zurückgekehrt zu seinem Ursprung, und aus dem Boden der Volkshoheit geht er von Neuem als Republik auf. Das ist der Kreislauf; kein Gott kann ihn ändern.

Die Tage unserer Gegenwart sind die Tage des Keimens. Darum treibt ein innerer Instinkt die Nation jetzt nach Allem hin, wodurch sie den neuen Lebenskreis, der ihr eröffnet ist, erfüllen kann. Sie strebt und ringt aus allen ihren Kräften, sich von Zuständen und Verhältnissen loszumachen, bei denen, wie sie fühlt, fernerhin kein Verlaß mehr ist; nicht Sicherheit nach Außen, noch Frieden nach Innen;

nicht Würde, noch Hoffnung; nicht Glück, noch Liebe. Trennung von der Monarchie – (die in den Augen Vieler schon ein Kadaver ist) – ist unvermeidlich, und die Nation wird dies Ziel erreichen – je nachdem man sie gewähren läßt, oder hindern wird – friedlich oder kämpfend.

Bis dorthin bleibt Alles Flickwerk und jede Einrichtung ein Provisorium. Wir können nicht eher neu bauen an dem Platz des Alten, als bis dieser gereinigt ist von Schutt und Trümmern. Und dann muß das Erste seyn nieder zuarbeiten und aufzusäubern bis zum untersten gesellschaftlichen Fundament – zum Urvertrage, der allem vernünftigen Begriff vom Staate zum Grunde liegt. In diesem Vertrage hat Jeder seine nur durch das Maß seiner Kräfte beschränkte Freiheit willig an die allgemeine Freiheit hingegeben, Jeder hat seine Person, sein Leben, seine Rechte und sein Eigenthum in die Genossenschaft, den Staat, eingelegt, und vom Staate hat er sie gewährt und gesichert zurückerhalten. Indem so der Einzelne sich ans Ganze verlor, hat er sich alsobald wiedergefunden als gleichberechtigtes Element dieses Ganzen; indem er sich der Gesammtheit unterwarf, hat er seinen Antheil an der Herrschaft über die Gesammtheit gewonnen. – Nur in der Allheit ist der Einzelne aufgegangen, nicht aber in einer Klasse, oder in einer Familie, oder in einer einzigen Persönlichkeit. Nach dem gesellschaftlichen Urvertrage bleiben Alle einander gleich, wie sie es vorher gewesen sind, und Keiner ist, der auf Grund des Vertrags ein Vorrecht für sich in Anspruch nehmen könnte. Darum darf in einem, aus dem Urvertrage folgerecht und unverfälscht entwickelten Staate keine Gliederung in Ständen und Klassen, keine Unterordnung, kein Staat im Staate geduldet werden; denn die ausdrückliche Wirkung des gesellschaftlichen Pakts soll ja die Ausgleichung der Unterschiede seyn, welche sich im Naturzustande durch physische Stärke oder geistige Ueberlegenheit Einzelner gegen Andere kenntlich machen; er ist gegen das Recht des Stärkern gerichtet, er soll die Unterdrückung verhindern, nicht sie hervorrufen, erleichtern oder ihr gar, als heilig und unverletzlich, Bestand gewähren. Darum ist das Volk, weil es mit sich selbst den Vertrag abgeschlossen hat, im wahren Staate immer auch der einzige Gebieter über sich selbst, und die Summe der Willenskräfte jedes Staatsangehörigen, jedes Bürgers, macht eben jenen Gesammtwillen aus, welcher als Souveränität dem Volke inne wohnt. Es kann sich dieser Machtvollkommenheit eine Nation nie entschlagen; sie besitzt sie als ein Recht, das ewig unveräußerlich ist und sich unzertrennlich mit dem Begriff „Volk" verbindet. Sie kann folglich auch durch keine Entäußerung gültig übertragen werden. Sie hat ihr Daseyn einzig und allein in dem gesummten Volke und äußert sich gesetzgebend und regierend, nach dem Willen der Mehrzahl, durch ihre Organe, die vom Volke zur Legislatur frei und direkt gewählten Männer seines Vertrauens und die verwaltenden und exekutiven Behörden. Letztere, um die Beschlüsse des Gesammtwillens, diesem unterthänig, in Vollzug zu setzen, können nie, wie die erblichen Fürsten von Gottes Gnaden, die Quelle ihrer Macht in sich selber tragen; sie schöpfen die ihrige, welche stets dienender Natur bleibt, einzig und allein aus dem Brunnen aller Autorität, der Souveränität des Volks, und ihr Mandat erlischt, sobald das souveräne Volk es zurückzieht. Auf so einfachen Grundlagen beruht die republikanische Staatsverfassung, und eben so einfach als stark baut sie sich aus, wenn sie bei ihrem Bau nichts anderes gelten läßt, als die folgerechte Anwendung des Prinzips der Volkshoheit. – Geschieht dies, dann wird auch die ethische Nothwendigkeit, das Sollen, sich stets mit der rechtlichen Freiheit der Staatsangehörigen, die kein Gesetz antasten soll, zur moralischen Möglichkeit verbinden, und aus der Wechselwirkung jener Freiheit und dieser Nothwendigkeit werden eben so einfach die Pflichten und Rechte sich gestalten, welche die Unterwerfung des Einzelnen unter den Staatswillen zu einer freiwilligen erheben, und die, Alle schirmend, jeglicher Gewalt ihre sittlichen Schranken setzen. Und wenn dann die Religion über ein solches Gemeinwesen seinen Bogen des Friedens und der höhern Versöhnung, wie eine Brücke aus der immerdar wechselnden, unstäten, kreiselnden und wirbelnden, leiden- und thränenreichen Welt des Daseyns in die ruhige Welt des ewigen Seyns hinüberspannt; – wenn dann das auch im besten Staate unheilbare Wehe des trüben Erdenlebens jener „ewigen Liebe" sich in den Schooß legt, die alle Elemente der natürlichen wie der sittlichen Welt zusammenhält; wenn kein leidendes Herz den Trost entbehrt, daß es nicht außerhalb der Grenzen des Alls hinausgestoßen sey in die leere Wüste: – dann wird auch der Staat der höhern Lebenswärme und sittlichen Starke nicht entbehren, ohne welche er seine höchste Bestimmung: die Zwecke der Humanität zu fördern, niemals erfüllen kann; – er wird für Menschenglück Das wirken, was überhaupt auf Erden durch den Gesellschaftspakt zu erreichen steht. – Ihr

Ideal freilich wird eine deutsche Republik so wenig ausfüllen, als sein menschliches der Mensch: – der Mensch, dieser getrübte Strahl, herabgefahren aus dem Lichtkreise Gottes; dieser Funken aus den Flammensäulen des ewigen Geisterreichs und doch unvergänglich wie Gott selber! – Der Mensch kann das Kleinste nicht vollkommen thun, geschweige das Große: und der Menschenwerke Allergrößtes ist der Staatenbau für freie Nationen! – –

Unser Bild rückt uns wieder einmal Kaiser und Reich vor's Auge, und zwar diesmal den Wandelkaiser und das Wahlreich: – beide versunken, wie ihr Haus zu Gelnhausen, in Schutt und längst – Ruinen.

Beide waren hervorgegangen aus Verhältnissen, die nun fast tausend Jahre hinter uns liegen. Mit dem letzten Karolinger war die Erblichkeit der Thronfolge im ostfränkischen oder deutschen Reich zu Grabe getragen und zugleich das Band zerrissen, welches die deutschen Völkerschaften unter sich und mit dem Thron verknüpfte. Von den Hauptvölkerstämmen, den Franken, Schwaben, Bayern, Thüringern, Sachsen, Friesen und Lothringern, hielten nur Sachsen und Franken fest an einer dauernden Vereinigung, während Bayern und Schwaben schon damals, wie Burgund, auf Gründung selbstständiger Königreiche hinzielten. Die Furcht vor äußerer Gefahr und gegenseitige Eifersucht, nicht die Einsicht, daß nur ein gemeinsames Oberhaupt den Völkerschaften das imposante Gepräge einer großen, mächtigen Nation aufdrücken könne, am wenigsten aber Begeisterung für ein starkes Deutschland – bewog die Stammesfürsten zur Wahl eines Oberherrn. Nach diesen Wahlmotiven bestimmten sich auch die den Königen eingeräumten Rechte, wie denn überhaupt das ganze Bild der Reichs-Regierung und Verwaltung ein umgekehrtes geworden war: früher Erbkönige, durch welche die einzelnen Herzoge gewählt und eingesetzt wurden, jetzt Erbfürsten, welchen allein das Recht der Königswahl zustand; früher erbliches Reichseigenthum des königlichen Hauses, jetzt Einsetzung des gewählten Königs in die Reichsgüter.

Diese Verhältnisse waren indessen der Ausbreitung und Wahrung der Volksrechte günstiger, als der Entwicklung der Fürstengewalt. Mußte es im Interesse der Herzoge liegen, in der Kräftigung ihrer Stammländer sich ein Gegengewicht gegen etwaige Uebergriffe der Kaiser oder ihrer Nachbarn zu sichern, so forderten Pflicht und Klugheit die Kaiser auf, im Volke selbst ihren Schutz gegen etwaige Uebergriffe der Fürsten zu suchen, und dies, mehr als ihre Hausmacht, war zugleich das Mittel, der Wahlkrone selbstständigen Glanz zu verleihen. In diesem Sinne handelte Heinrich I.[4353], als er die Pfalzgrafenämter in den Herzogtümern einführte. Die Pfalzgrafen erhielten, wie die früheren Kammerboten, die Aufsicht über die Krongüter, die Gerichtsbarkeit über Diejenigen, welche vom herzoglichen Gerichtszwange befreit waren, und in peinlichen Fällen das Schultheißenamt neben dem Herzoge. Die bekanntesten dieser Pfalzen*)[4354] waren in den Provinzen sächsischen Rechts Merseburg, Goslar, Grona, Allstädt und Mühlhausen, und in den Provinzen fränkischen Rechts Aachen, Ingelheim, Trebur, Speyer und Gelnhausen. Diese waren der Lieblingsaufenthalt der Hohenstaufen.

Noch kräftiger verfolgte Heinrich sein Ziel der Niederdrückung der Feudaldespotie durch die Wehrhaftmachung des Volks und die Gründung eines freien Bürgerstandes. Sein Nachfolger Otto[4355] pflanzte auf diese Errungenschaften die äußere Glorie kaiserlicher Majestät durch die zum ersten Male ausgelegte Pracht der Krönung und den Hofdienst der Erzämter. Diesem Krönungsglanze folgte eine Regierung voll Blut und Stürme; Otto aber blieb Sieger gegen die aufrührerischen Großen wie gegen die äußeren Feinde des Reichs und brachte endlich auch die römische Kaiserkrone wieder auf das deutsche Königshaupt.

[4353] Heinrich I. der Vogler (ca. 876–936), seit 912 Herzog von Sachsen und ab 919 König des Ostfrankenreiches.

[4354] *) Das Wort Pfalz, altdeutsch Pfalenz oder Palenz, stammt vom lateinischen *Palatium*, Palast. Die deutschen Wahlkaiser hatten nämlich keinen festen Sitz, sondern zogen im Reiche umher und bewohnten die in den verschiedenen Städten für sie und von ihnen errichteten Kaiserpaläste. Daher nannten wir sie oben Wandelkaiser.

[4355] Kaiser Otto I. der Große (siehe hierzu S. 461, Anm. 1305).

Durch die Erwerbung Italiens und der Kaiserkrone hatte Deutschland ein neues und weites Thor zu künftigen Kriegen geöffnet. Zu den Großen des Reichs trat der Papst als zweiter Feind der kaiserlichen Macht. Zugleich erhielt die Pfaffenmacht eine Stütze jenseits der Alpen und das Volk eine Stütze an der Pfaffenmacht gegen die Bedrückungen der weltlichen Herren. Die theuersten Opfer kostete aber Deutschland der durch jene Erwerbung heraufbeschworene Traum der Wiederherstellung der Macht und Herrlichkeit des alten Roms und der Errichtung einer römisch-deutschen Erbmonarchie. Die sächsischen Kaiser waren diesem Ziele dadurch näher gekommen, daß sie die Herzogtümer bald theilten, bald vereinigten und, so viel als möglich, sie an Mitglieder der königlichen Familie vergaben. Die fränkischen oder salischen Kaiser verfolgten denselben Plan; doch der Umschwung der Dinge unter Heinrich IV.[4356] führte ein ganz anderes Resultat herbei. Heinrich IV. sah sich genöthigt, Herzogthümer wieder erblich zu verleihen; an die Stelle der Pfalzgrafen traten Burggrafen und nahmen, wie die Markgrafen und Grafen, allmählig eine selbstständige fürstliche Stellung ein: auf den Trümmern der Monarchie erstand eine vielköpfige Aristokratie, neben welcher der freie Bürgerstand der Reichsstädte sich festsetzte. In dieser neuen Entwickelung schritt Deutschland auch unter den Hohenstaufen vorwärts, über deren Stellung zum deutschen Volke wir uns schon früher ausgesprochen haben. Unter ihnen wurde die Erblichkeit der Herzogthümer gesetzlich anerkannt; die Volksherzogthümer gehen, zersplittert, an einzelne Erbfürsten über und die Völkerstämme verlieren ihre selbstständige Stellung und ihre Namen in der Geschichte; die Bischöfe treten als reichsunmittelbare Herren auf und üben in ihren Sprengeln die herzogliche Gewalt aus. Dazu kommen endlich noch die Ritterschaften, die freien Städte und die geistlichen Verbindungen in ihrer höchsten Blüthe.

So war denn nach dreihundertjährigem Kampf die Kaisermacht bis auf einige armselige Trümmer zusammengesunken. Zwar hieß der Kaiser noch der erste Fürst der Christenheit; der Nimbus der Majestät war jedoch zerrissen und nur eine großartige Persönlichkeit des Kronenträgers konnte ihn noch mühsam zusammenhalten. Eine solche war Rudolf von Habsburg[4357]. Seine energischen Schritte zur Aufrechthaltung des Landfriedens erwarben ihm den Dank des Volks; sein rastloser Eifer für seine Nachkommen erregte Mißstimmung unter den Fürsten, aber gleichwohl nahmen seine Nachfolger diesen Theil seiner Regentengeschäfte sich allein zum Muster: die Sorge für die Kräftigung des eigenen Hauses überwiegt jede andere, und ihr gegenüber tritt die Sorge der Wahlfürsten, stets Männer von geringer Hausmacht auf den Thron zu bringen, immer deutlicher hervor. Luxemburg, Oesterreich, Bayern liefern Könige dieser Art, und weder die Bestimmungen des Kurfürstenvereins zu Rense, noch die goldene Bulle vermochten das Reich von seinem Krebsschaden zu heilen. Zu den Werken der Eitelkeit und Selbstsucht, mit welchen Karl IV.[4358] seine Regierungszeit ausfüllte, kamen Verluste an den Reichsgrenzen und unaufhörliche innere Unruhen, denen auch der unfähige König Wenzel[4359] kein Ziel setzen konnte. Ruprecht[4360] sah seine Heeresmacht in Italien untergehen und Sigismund[4361] zündete an dem Scheiterhaufen zu Konstanz die Flamme des Hussitenkriegs[4362] an. Unter ihm erhielt der Burggraf Fried-

[4356] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[4357] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

[4358] Karl IV. (tschech. Karel IV.; 1316–1378), seit 1346 römisch-deutscher König, seit 1347 König von Böhmen, ab 1355 König von Italien und römisch-deutscher Kaiser.

[4359] Wenzel von Luxemburg (tschech. Václav; 1361–1419), seit 1363 als Wenzel IV. König von Böhmen und von 1376 bis zu seiner Absetzung 1400 römisch-deutscher König. Von 1373 bis 1378 war er zudem Kurfürst von Brandenburg.

[4360] Der Wittelsbacher Ruprecht (1352–1410) war ab 1398 als Ruprecht III. Pfalzgraf und Kurfürst der Pfalz und ab 1400 römisch-deutscher König.

[4361] Sigismund von Luxemburg (siehe hierzu S. 1292, Anm. 3949).

[4362] Von 1419 bis 1436.

rich von Nürnberg[4363] das Kurfürstenthum Brandenburg und der Markgraf Friedrich von Meißen[4364] das Kurfürstenthum Sachsen; beide Staaten waren bestimmt, bei der Umgestaltung der Verhältnisse Deutschlands durch die Reformation die wichtigste Rolle zu spielen. Gesetz und Herkommen scheint endlich die Furcht der Kurfürsten vor einer starken kaiserlichen Hausmacht beseitigt zu haben, denn von Albrecht II.[4365] an bleiben sie bei allen Wahlen dem Hause Oesterreich treu, obgleich schon der nächste König, Friedrich III.[4366], nur an die Vermehrung seiner Hausmacht dachte. Noch wichtigere Rechte wußte der römische Stuhl durch die aschaffenburger Konkordate dem schwachen Reichsoberhaupt zu entreißen: die Besetzung der meisten Kirchenstellen und Pfründen und mit ihr eine unerschöpfliche Quelle reicher Einnahmen kam wieder in dessen Gewalt. Einen tröstlichern Blick gewährt nur das städtische, wissenschaftliche und Kunstleben; das Handwerk hatte seinen goldenen Boden; Wohlstand und Bildung waren der gewerblichen Thätigkeit und dem Handelsbetrieb gefolgt, das freie wissenschaftliche Leben äußerte bereits seine Einflüsse auf den Volksgeist.

Aber während die deutsche Nation durch humane Kultur erstarkte, wandte sich die politische Gestaltung Deutschlands einer immer größeren Beschränkung der centralen Gewalt zu. Hier hatte die Hierarchie selbst dem Siege der Reformation vorgearbeitet; sie hatte den Einfluß des Reichs auf das Ausland und sich selbst geschwächt. aber auch auf die Reichsglieder, die nun, ob Fürsten, Dynasten, Städte, Ritter ihre eigene Meinung dem Kaiser und dem Papste zum Trotz durchsetzen konnten. Deutschland hatte unter Friedrichs III. langer Regierung nichts gewonnen; Oesterreich aber den Grund zu seiner Macht gelegt. Maximilian I.[4367] folgte seinem faulen Vater, der Wenzels Schicksal nur deshalb nicht theilte, weil eben, bei der Selbstständigkeit der einzelnen Reichstheile, des Kaisers Thätigkeit nicht sonderlich hoch angeschlagen wurde.

Max mußte bald genug erkennen, daß Deutschland zu einem Staatenbund und der Kaiser zum machtlosen Vorstand desselben ausgeartet war. „Die gewaltigen, regsamen Kräfte des deutschen Volks, Fürsten, Ritterschaften, Bürger- und Bauernbünde, strebten ungebändigt auseinander und ließen sich nie ganz, höchst selten in zureichender Menge zu einem Zwecke zusammenbringen. Da Max also seine Bahn nicht mit Hülfe der Deutschen verfolgen konnte, so that er es ohne sie, und was er erreichte, geschah nur für sein Haus, nicht für Deutschland."[4368] Seine Bemühungen um Herstellung eines geordneten Rechtszustands, Reichsgerichts, Reichseintheilung in Kreise und Schutzes gegen Außen hatten deshalb nur schwache Erfolge. Die Stände des Reichs beobachteten jedes kaiserliche Unternehmen mit der Eifersucht des Sonderinteresses; das Reich war längst kein ungetheiltes Ganzes mehr und die Landeshoheit der Territorialherren grenzte bereits an volle Staatsgewalt. Der Reichstag bestand aus drei Kollegien, nämlich den sieben Kurfürsten, den übrigen weltlichen und geistlichen Fürsten und den Ständen, d. h. den Prälaten, Grafen, Herren und Städten, die das Reich im engsten Sinne bildeten, denn für sie, galt der Kaiser noch allein als eigentlicher Landesherr und bei ihnen findet man noch Bruchstücke der alten Verfassungsformen, während die landeshoheitliche Stellung der Fürsten sie der Hauptsache nach ganz verdrängt hatte.

So kraftlos war das deutsche Reich, als die Reformation es überraschte und zu den politischen und nationalen die religiösen Spaltungen fügte. Maximilians Tod, das Zwischenreich unter Kurfürst

---

[4363] Friedrich I. von Brandenburg (ca. 1371–1440), seit 1415 Markgraf von Brandenburg sowie Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[4364] Friedrich IV. der Streitbare (1370–1428), seit 1381 Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, ab 1423 Herzog, Kurfürst und Pfalzgraf von Sachsen.

[4365] Albrecht II. (1397–1439), ab 1404 als Albrecht V. Herzog von Österreich und ab 1438 römisch-deutscher König sowie König von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

[4366] Friedrich III. (1415–1493), ab 1424 als Friedrich V. Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, seit 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[4367] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

[4368] Zitat aus einem Werk von Carl Winderlich (Lebensdaten z. Zt. nicht zu ermitteln). Da dieser 1848 mehrere, die Geschichte Deutschlands betreffende Werke herausgab, diese jedoch nicht in Internet verfügbar sind, kann das Zitat nicht eindeutig zugeordnet werden. Erstmals nachweisbar ist der Ausspruch – zumindest teilweise – in Winderlichs „Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk" (Leipzig: O. Wigand 1851), S. 81.

Friedrich von Sachsen[4369] und die Wahlkapitulation, welche Karls V.[4370] Macht beschränkte, wirkten günstig auf die Ausbreitung der Reformation und zugleich auf die Vernichtung des Restes von Reichseinheit. Denn wenn auch die von Karl durch gesetzte Reichs-Regimentsordnung ihm zu feiner Macht das volle kaiserliche Ansehen wieder zu gewinnen schien, so machten doch die bald nach den Reichstagen von Worms, Speyer und Augsburg ausbrechenden Kriege diesen Hoffnungen ein Ende.

Und hieher ist auch die Grenze von Dem zu setzen, was man unter „Kaiser und Reich“ versteht. Von jetzt an treten die einzelnen deutschen Staaten als selbstständige Waffenmächte auf. Unter „Kaiserlichen“ begreift man nur noch die österreichischen Soldtruppen. Reichsarmeen erscheinen fortan blos als Gegenstand des Spottes. Der Kaiser selbst gilt als der Erzfeind aller protestantischen Deutschen, Religionshaß zerreißt den letzten Faden, der die Glieder mit jenem Haupte verband; ein Kaiser der Deutschen existirt nur noch in der Sprache der Diplomatie, aus den Herzen der einen Hälfte des deutschen Volks ist er gerissen und ein großer Theil der anderen, der katholischen, schwört eigenen Göttern. – Der westphälische Frieden drückte das Siegel auf diese Jammerzustände: er stellte Deutschlands Grenzen bloß, öffnete der Einmischung fremder Mächte in innere Staatsangelegenheiten Thür und Thor und sanktionirte die Auflösung der Reichseinheit. Und von nun an entwickelt sich die Herrschaft des französischen Wesens im Kabinette, im Salon, endlich in Schule und Haus, die Tage von Deutschlands tiefster Erniedrigung brechen an, die Nachbarn treiben mit dem faulen Reichskörper Spaß und Kurzweil. Umsonst sucht Joseph II. ihn noch einmal wach zu rütteln; Friedrich II. von Preußen hatte ihm den tödtlichen Fußtritt gegeben; die französische Revolution und der Verrath seiner Glieder gaben ihm den Gnadenstoß. Ein halbes Jahrtausend hat er hingesiecht am unheilbaren Krebs der erblichen Dynastenherrschaft. Friede sey mit ihm!

Ja, Friede mit „Kaiser und Reich!“ – Wer so lebte und so starb, kann und darf nicht wieder erstehen. Wir verkennen nicht das Gute, welches aus jenen Zeiten, wo Deutschland 370 Reichsstände zählte, in einzelnen Gebietstheilen noch segensreich wirkt; wir wissen, daß Wissenschaft, Kunst, Volksbildung fast so viele Schutzstätten hatten, als es große und kleine Höfe und Herrschaften gab, und daß manches Werk der Wohlthätigkeit jenen Zeiten seinen Ursprung verdankt.

Gedenken wir daran mit Dankbarkeit! Aber ebensowenig sey vergessen, wie unsäglich viel Last und Noth, Unrecht und Unehre aus jenen Zeiten noch auf dem deutschen Volke drückt! Werfen wir dieß dem alten todten „Kaiser und Reiche“ nach, lassen wir uns nicht täuschen von unsern Germanisten, deutschthümelnden Romantikern, Verehrern der Vergangenheit und Rittern der mittelalterlichen Zustände, die um die Kaiserhäupter einen neuen Nimbus fügen und das freiheitsstolze Volk der Gegenwart wieder gut kaiserlich machen möchten. Es soll ihnen nichts helfen. Was noch von Kaiser und Reich am Vaterlande hängt und seiner freien Entwickelung mit verrosteten Hemmketten entgegentritt, das wird abgeworfen und unsere zerrissenen Fürstenmäntel – bald genug werden auch sie verschwinden von der freien Schulter der Germania, die keiner gekrönten Schutzleute bedarf, um Licht und Recht ihrem Volke zu wahren und das Zepter der Freiheit und Ehre zu halten in starker und flecken loser Hand!

[4369] Friedrich III., genannt „der Weise“ (1463–1525), seit 1486 Kurfürst von Sachsen.

[4370] Kaiser Karl V. (siehe hierzu S. 478, Anm. 1382).



DIE KAISER PFALZ

IN GELNHAUSEN.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 124-126.

DLI. Die Karthause bei Pavia[4371].

Eine Meile[4372] nördlich von Pavia, der alten Hauptstadt der lombardischen Könige, erhebt sich eines der größten Prachtgebäude Italiens: Kirche und Kloster der weltberühmten Karthause des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti.[4373]

Die Entstehungsgeschichte dieses Klosters gleicht der der meisten ähnlichen fürstlichen Stiftungen: es galt, für ein schweres Verbrechen die habgierige Kirche durch ein reiches Geschenk zu versöhnen. Das Verbrechen war schwerer Mord, die „fromme" Stiftung geschah, der Verbrecher ruht in geweihter Erde und die Geistlichkeit betet über seinem pomphaften Grabmonument. Das ist tausend Male da gewesen. Die Geistlichkeit preist solche Werke und ihre Gründer, die Kunst verherrlicht, die Poesie verewigt sie, bis die Geschichte den Griffel der Gerechtigkeit in die strenger prüfende Hand nimmt, Prunk und Wortgepräng der Schmeichelei ausstreicht und ihren Urteilsspruch in einfacher Schrift darunter setzt: „Ein Werk der Lüge, der Heuchelei und der Eitelkeit."

Johann Galeazzo, der schlechte Sohn seines unwürdigen Vaters, Galeazzo's II.[4374], – eines der vielen Visconti's, welche vom eilften bis fünfzehnten Jahrhundert über das Mailändische herrschten und durch Raub und Faktionskriege wie durch häusliche Schandthaten die Ehre Italiens befleckten und Glück, Würde und Freiheit des Volks mit Füßen traten, – Johann Galeazzo hatte einen Oheim, Barnabo[4375], vor dessen Nachstellungen schon sein Vater sich von Mailand nach Pavia zurückgezogen hatte und dessen Macht auch er fürchtete. Diesen, einen, nach Art der Visconti's, finsteren, ungestümen und grausamen Mann (– er bestrafte, wie die von gekrönten deutschen Waidmännern im 19. Jahrhundert erlassenen Gesetze, Wilddiebe nicht nur, sondern auch jede „Beleidigung" seiner Jagdhunde standrechtlich mit dem Tode!) – galt es, aus der Welt zu schaffen. Johann war mit diesem Entschluß, seitdem er 1378 zur Regierung gekommen war, vertraut; dennoch vermählte er sich 1380, nach dem Tode seiner ersten Gattin, mit der Tochter seines Opfers[4376]. Zuerst versuchte er es mit Vergiftung. Die Versuche mißlangen. Da steckte Galeazzo die Larve der Freundschaft auf und lud seinen Oheim und Schwiegervater ein zu einer Lustfahrt auf dem Lago Maggiore. Der alte Sünder ging in die Falle des jungen. Er wurde mit zweien seiner Söhne festgenommen, auf Befehl des Neffen und Schwiegersohnes in's Gefängniß geworfen und hier 1388, und diesmal wirksam, vergiftet. Der fürstlichen Greuelthat setzte das Mittel, die Wuth des Volks vom Mörder abzulenken und die Masse für sich zu gewinnen, die Krone auf. Johann hetzte das Volk zur Ermordung der Beamten seines Onkels und gab die Schätze und Schlösser desselben der Plünderung Preis.

Auf diesem blutbeschmutzten Grund erstand der Plan des Kirchenbaus, den die Nachwelt als ein Wunderwerk der Frömmigkeit verehrt hat. „Zur Sühne seiner Schuld und Erlösung seiner Seele" – so berichten die italienischen Chronisten – legte Johann Galeazzo 1396 den ersten Stein. Dieß geschah mit dem höchsten Gepränge im Beiseyn der Bischöfe von Pavia, Novara, Feltre und Vicenza, sowie der

---

4371 Lat. Ticinum Papiae, dt. Pawei.

4372 Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

4373 Gian Galeazzo Visconti (1351–1402). Im Mai 1385 hatte er per Handstreich die Macht an sich gerissen, wurde alleiniger Herrscher und ließ wenig später seinen Onkel Bernabò (siehe S. 1418, Anm. 4375) vergiften.

4374 Galeazzo II. Visconti (ca. 1320–1378).

4375 Bernabò Visconti (1323–1385); bei der Aufteilung des Herrschaftsgebiets der Familie war ihm 1354 die Stadt Mailand zugesprochen worden.

4376 Am 2. Oktober 1380 verband er sich in 2. Ehe mit Caterina Visconti (1360–1404).

ganzen übrigen Geistlichkeit seiner Herrschaften, und Millionen wurden nun aus dem Volke gepreßt, um den Bau zu fördern. – Die Pfaffen aber lohnten den Fürsten mit dem Nimbus der Heiligkeit, und um derselben sich noch würdiger zu beweisen, veranstaltete Johann jährlich große Wallfahrten zu dem Schreine der heil. Jungfrau. Der Opferstock füllte sich bei solchen Zügen bis oben an. Kein Wunder, daß die Geistlichkeit in ihm den treuesten Sohn der Kirche erkannte und ihn dem dummen, betrogenen Volke als einen Gegenstand der Verehrung anpries. „Willst Du ein Heiliger werden, so morde Deinen Bruder und gib Dein Vermögen der Kirche“[4377] – sagt Hutten[4378]. Es ist immer so gewesen.

Das Gebäude selbst, nach Bauart, Größe, Einrichtung und Ausschmückung, verdient die Bewunderung, die ihm stets zu Theil wurde. In drei Jahren war der Bau so weit vollendet, daß ein Prior mit vier und zwanzig Mönchen seinen Einzug halten konnte. Ungeheuere Privat- und Staatsgüter, die der Gründer für Klostergut erklärte, erhoben die Karthause sogleich zu einer der reichsten Abteien Italiens. In seinem letzten Willen verordnete der Stifter, daß von dem Klostereinkommen jährlich ein bestimmter Theil zur Verschönerung und Erweiterung der Gebäude verwendet werden müsse. Dieß und die Schenkungen, welche dieser großen Mastanstalt der Faulheit fortwährend zu Theil wurden, boten hinreichende Mittel, um die Karthause zu einem Sammelplatz der Kunsttalente zu machen, die mit Begeisterung an der Ausschmückung des Wunderbaus arbeiteten. Luino[4379], Giacomo della Porta[4380], Procaccino[4381], Sacchi[4382], Guercino[4383] und andere Meister waren vier Jahrhunderte hindurch, vom fünfzehnten bis zum achtzehnten, zu diesem Zwecke in Thätigkeit, und doch glauben wir beim Beschauen aller dieser Werke kaum, daß es in diesem Zeitraum möglich war, so Vieles zu vollenden. Die ganze Karthause ist ein Kunstmuseum und der Werth desselben wahrhaft unschätzbar. Skulpturen, Schnitzereien, Bildwerke, Arbeiten in Gold, Erz, Elfenbein, Ebenholz und in kostbaren Steinen, Mosaiken, Oel- und Freskogemälde, welche alle Räume füllen und den Kapellen und Chören, Sakristeien und Altären, Monumenten und Mausoleen die höchste Pracht geben, sind nicht zu zählen. Kein Reich hätte jetzt die Mittel, eine solche Sammlung zu erwerben. Sogar die Räume für niedrige Zwecke sind mit Basreliefs, Malereien und Statuen von den größten Meistern ausgeschmückt. Den höchsten Glanz entfaltet jedoch, inmitten dieser stummen und überwältigenden Herrlichkeit, des Stifters Grabmal. Die Mönche begannen den Bau desselben hundert Jahre nach Johanns Tod und zugleich nicht ohne die Absicht, den Sforza’s, den Nachfolgern des verherrlichten Johann Galeazzo, damit einen Wink zu geben, daß sie in dessen Fußtapfen treten möchten. Das Prachtwerk, von Pellegrini[4384] begonnen, ward von Giacomo della Porta im Jahre 1562 vollendet. Die Arabesken und kostbaren Ornamente sind von Christofero Romano[4385]. Das Ganze besteht aus dem schönsten parischen Marmor.

Das Kloster wimmelte von Insassen, als Kaiser Joseph II. den Thron bestieg. Mit so vielen andern üppigen Schlemm- und Betpalästen traf auch die Karthause das Schicksal, ihrer bisherigen Bestimmung entzogen zu werden. Der große Kaiser trieb die Mönche hinaus und in die Thätigkeit des Lebens zurück und stellte vier Priester zur Besorgung des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen, so wie einen, Sakristan zur Beaufsichtigung und Erhaltung der Gebäude und Kunstschätze des Klosters an. Einige der Gemälde wanderten aus den überfüllten Räumen später nach Wien und Paris; alle andern sind da geblieben, und noch heute bewahren die Gebäude die Kunst, die Pracht und den Reichthum vergangener Tage.

[4377] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[4378] Der Humanist Ulrich von Hutten (1488–1523).

[4379] Bernardino Luini (ca. 1480–1532).

[4380] Giacomo della Porta (ca. 1532–1602).

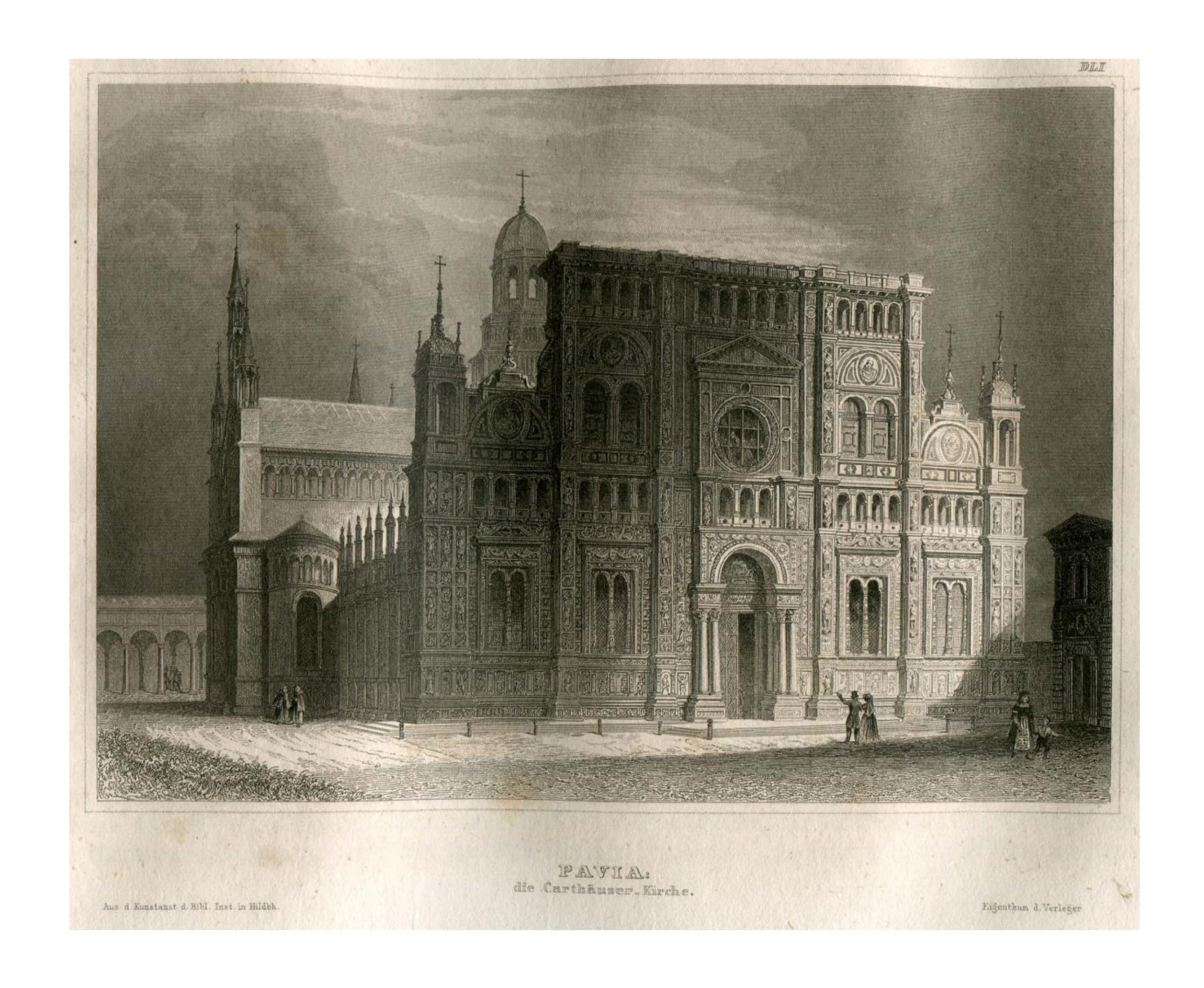
[4381] Giulio Cesare Procaccino (1574–1625)

[4382] Andrea Sacchi (1599–1661).

[4383] Giovanni Francesco Barbieri, genannt Il Guercino (1591–1666).

[4384] Giovanni Antonio Pellegrini (1675–1741).

[4385] Gian Cristoforo Romano (1456–1512).



PAVIA:
die Carthäuser-Kirche.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 178-184.

DLXV. Das königliche Schloss in Ludwigsburg.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Idee vom patriarchalischen Staat mit seinen guten Landesvätern und unwandelbar gehorsamen Landeskindern, seinen erbweisen Hirten und erbfrommen Heerden, seinen allzeit erfahrenen Führern und tapfern Streitern und Schirmherren einer kindlichen Phantasie als höchst liebenswürdig erscheint. Grenzt ein solcher Staat doch so nahe an das Schlaraffenland, welches wir in guten Stunden unseren Kleinen zum Ergötzen vormalen; und tritt doch Alles so alttestamentlich vor uns hin, daß mit jenem Staatsbilde die schönsten Erinnerungen aus der Kinderzeit, wo die Bibel unser tägliches Lesebuch war, uns wieder vor der Seele aufsteigen. Die Geschichte leugnet auch nicht, daß es während der Wiegen- und Gängelzeit der Nationen einzelne kurze Zeiträume gegeben habe, die uns das Staatsleben derselben in einer jenem Ideale mit Glück nachgeformten Gestalt zeigen. In einer Monarchie solcher Art konnte die Gesellschaft ein stilles Glück genießen, und, sie genoß es wirklich, wenn das zarte und feste Band der Häuslichkeit und der sittigen Liebe, welches die Familien zusammen knüpft, auch den Staat zusammen hielt, der Gemeingeist das Ganze umschlang und die Autorität, ausgeprägt mit dem Stempel der Erfahrung und praktischen Weisheit, mit ethischer Würde und Lauterkeit die Krone trug. Vor einer solchen, die sich selbst nie ein Unrecht gestattete und Gerechtigkeit übte in allen Dingen, beugte sich willig die Gemeinschaft, und wenn, wie es in den ältesten Zeiten fast immer der Fall war, sich in der Person des Fürsten auch der Oberpriester, der Vermittler der Gottheit einigte, so mochte man der Autorität wohl eine Delegation vom Himmel gläubig zuerkennen.

Unsere Monarchien von Gottes Gnaden pflanzten den Baum, von dem sie ihre Zepter schnitten, in jenen idealen Boden: der Stammbaum der Könige wurzelt im alten Testament. Das vierte Gebot, das Gebot der kindlichen Ehrfurcht, wurde die Inschrift der Throne. Treue und Gehorsam, Glaube und Vertrauen wurden zu ihren vier Ecksäulen gemacht, und so lange ein Thron getragen wurde von solchen Stützen und auf dem Thron ein verständiger, milder, barmherziger Spender des Rechts saß über Alle, der in der Kraft des moralischen Weltgesetzes wirkte und handelte, konnte man solche Monarchen wohl von Gottes Gnaden nennen, denn ihr Thun war ja sichtbar nach den Rathschlüssen des ewigen Weltgeistes. Aber ein solcher Bau wird zum Teufelsspuk, wenn seine Säulen verfault sind und die eisernen Pfosten der Gewalt und Willkür, der Lüge und Habsucht an ihre Stelle treten. Dann wird eine Monarchie nicht von Gottes Gnaden, sondern von Satans Grimm daraus, die Gesetz und Macht nicht zum Heile, sondern zum Verderben und zur Qual der Völker handhabt. Das Zepter wird dann zur Ruthe, das schützende Schild ein Werkzeug der Bedrückung, das richtende Schwert ein Mittel des Schreckens und der Qualen für die geknechteten Völker. Mit der Umkehr stürzt alles Gute, und Pflicht und That der Herrscher verhalten sich wie der Himmel zur Hölle.

So lehrt die Erfahrung. Die Lehre ist einfach, verständlich für jedes Kind, auch für das größte: das Volk. Und die Völker haben zu allen Zeiten an dieser Lehre festgehalten. Inzwischen kommen beide eben beschriebenen Gegensätze nur in wenigen Monarchien der Gegenwart zur vollen Erscheinung. Die Zustände müssen arg seyn, ehe ein Volk sagt, sie sind „von Teufels Gnaden,“ und viele Völker stützen gutmüthig die zerfressenen vier Säulen durch eine fünfte: Geduld. Welcher Thron in Deutschland hätte jetzt nicht diese Stütze und welcher könnte sie ganz entbehren?

Ja, es gibt unter den wechselvollen Bildern im Guckkasten des Lebens kein rührenderes, als das von der Treue und dem Vertrauen, von der Liebe, dem Gehorsam und der Engelsgeduld, womit die



KÖNIGL. SCHLOSS in LUDWIGSBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

deutschen Stämme viele Jahrhunderte hindurch ihren Fürstengeschlechtern zugethan waren. Land und Landesherr waren in den Begriffen des Volks zusammen gewachsen, sie bildeten ein so vollkommen Ganzes, daß keines ohne das andere gedacht wurde. Warf die Sonne des Glücks einen Freudenstrahl in die Hallen des Regentenhauses, so jauchzte das ganze Volk in seinem Widerschein; zogen Wetterwolken über der Fürstenfamilie zusammen, so zitterte das Volk in Sorge und Angst um die geliebten Häupter; war ein Trauerflor über das Schloß gebreitet, so weinten die treuen Augen in der ärmsten Hütte. Es war nicht befohlenes Schreien, wenn das Volk über eine glückliche fürstliche Niederkunft jubelte, und eben so rein vom Herzen kam die Freude der Unterthanen, wenn sie die Kinder ihres Fürsten gut und froh heranblühen sahen. Deshalb ging auch die Anhänglichkeit vom Vater auf den Sohn über und man verzieh noch dem Enkel manches Unrecht, um des Großvaters vielleicht einziger guten That willen. Die Wappen der Fürstenfamilien wurden Landeswappen, für deren Ehre das Volk Gut und Blut willig einsetzte; der Namenszug des Fürsten schmückte bei öffentlichen Festen Hallen und Pforten und das Lebehoch auf ihn und sein Haus brauchte nicht auf dem Programm zu stehen; es brach sich von selbst Bahn. Alle Künste huldigten ihm und von seiner Hand mußte geweihet werden, was öffentliche Ehre und Anerkennung finden wollte. Und das Volk rechnete sich's hoch an, wenn ein Dichter von ihm singen konnte, wie „Eberhard mit dem Barte[4386], Würtembergs geliebter Herr", der da sprach:

„Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;
Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann ohne Sorgen
Legen Jedem in den Schooß."[4387]

Das Volk, das hat wahrlich seine Schuldigkeit gethan, die Throne fest und in Ehren zu erhalten. Es gelang ihm nicht. Warum nicht? Die aus dem Herzen des Volks emporgewachsenen Säulen der deutschen Throne wurden von den Fürsten und ihren Räthen nicht mehr werth gehalten. Man pflegte ihrer nicht mehr, man ließ sie in Koth und Schmuz verfaulen und vom Gewürm zerfressen. Ungerechtigkeit, Lüge, Haß, Laune und Leidenschaft traten den alten Volkstugenden fast allwärts entgegen und gründeten ihre Herrschaft auf Furcht und blinden Glauben, Knechtsinn und blinden Gehorsam. Die treuherzigen, biedern, redlichen, rauhen, scharfkantigen, eckigen Charaktere, welche mit den Fürsten zu Rathe saßen, wurden unbequem gefunden und entfernt, es wurde die blinde persönliche Ergebenheit und Unterwürfigkeit an ihre Stelle gerufen und die Landesväterlichkeit zur Mimik wohlerzogener Willkür gefälscht, welche unter ihrer Larve das Geheimniß unbedingter Gewalt vor den Uneingeweiheten verbarg. Die meisten deutschen Höfe wurden zu Herbergen aller Sünden und aller Schlechtigkeit, aller Unehre und aller Niedertracht, in deren Atmosphäre kein Mann und kein Weib von wahrer Ehre und sittlichem Werths leben konnte; und auf diesem hohlen Boden führten die Fürsten die Schule auf für die Schmiegsamkeit und Knechtung der Gesinnung, für die feine Sitte der guten Gesellschaft, für den leichten Ton und die Gewandtheit in allen Verhältnissen des geselligen Umgangs, kurz: für die Apotheose der Heuchelei und der Lüge. Poesie und Künste wurden zu Kammerjungfern und das Genie wurde courfähig, wenn's mit galanter Willfährigkeit die Glorie des Hofs verherrlichte. Was von der ehrlichen, rechten Anhänglichkeit, der freien, kecken, derben alten Treue noch übrig war, das wurde, versuchte es eine Annäherung an den Landesherrn, ungnädig oder schnöde und hochfahrend zurückgestoßen und in die Stille des Familienlebens verwiesen; – der Wuchs des freien Mannes paßte nicht in den französischen Gartengeschmack der deutschen Fürsten, welcher Bäume und Menschen an Spalieren und mit der Scheere zu Fratzen zog. Sogar die Religion wurde zur Hofmagd und die Hof- und Oberhofprediger lernten es gar bald, den starren Glauben und seine strengen Vorschriften dem Ohre des Allerhöchsten und seinen Schranzen angenehm zu machen. Die Lehre: das Christenthum sey gut genug, um

[4386] Eberhard im Bart (1445–1496), 1459 als Eberhard V. Graf von Württemberg-Urach und ab 1482 auch von Württemberg-Stuttgart sowie seit 1495 als Eberhard I. der erste Herzog von Württemberg und Teck.

[4387] Zitat aus Justinus Kerners (1786–1862) 1818 entstandener Ballade „Der reichste Fürst" in „Gedichte […]" (Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1826), S. 23f.

für das Volk einen Nasenring daraus zu machen, für die Vornehmern müsse es aber ein leichtes, süßes Ruhekissen seyn, wurde von dem Pfaffengeschlecht schnell begriffen. Als nun, Alles hergerichtet und die Herren und Meister sahen, daß es gut war, so setzte sich häufig der Despotismus geharnischt und beutegierig auf den Sessel der Monarchie, umwickelte sich mit ihrem gesetzlichen Purpurmantel, stülpte die Krone von Gottes Gnaden auf den absoluten Kopf und trat hohnlachend die Säule der Volksgeduld mit Füßen. Und hatte dann ja einmal das Volk in den Augen eines jungen Fürsten eine bessere Zukunft gelesen und in Erwartung milderer Tage die harte Gegenwart ertragen, wie lange währte es, so konnte der Geschichtsschreiber den alten Satz wiederholen: „Die schönen Hoffnungen, welche das Land auf seinen jungen Fürsten gesetzt hatte, blieben leider unerfüllt.“

An diesen Satz erinnerte uns ein Blick auf unsere Stahlplatte. – Ludwigsburg, die zweite Hauptstadt Würtembergs, ist ein Produkt der Fürstenlaune und Maitressenrachsucht. Weder die Maintenon[4388], noch die Pompadour[4389] hatten in Frankreich eine so unheilvolle Herrschaft ausgeübt, als das Fräulein von Grävenitz[4390] in Würtemberg unter und über Herzog Eberhard Ludwig[4391]. Schon im sechszehnten Jahre von der Vormundschaft seines Oheims (Friedrich Karl[4392]) und seiner Mutter (Magdalena Sybilla[4393]) befreit, lebte der junge Fürst bis zum Frieden von Riswyck (1698) in Basel. Erst nachdem in Folge dieses Friedens die Franzosen Würtemberg geräumt hatten, erschien er in der Mitte seines Volks, das, nach der damaligen Lage der Dinge, nur von ihm Rettung aus seiner tiefen Noth erwarten konnte. Aber der junge Fürst steckte die goldnen Schranken eines glänzenden Hofstaats zwischen sich und dem Volksjammer auf, und entwich ihm, wenn er zu laut zu werden wagte, auf weiten und kostspieligen Reisen. Ein Ländchen, so von Gott gesegnet, wie Würtemberg, und ein Völkchen, so gutherzig wie die Schwaben, war jedoch auch dadurch noch lange nicht zum Aeußersten gebracht. Es mußte ärger kommen und – es kam. Der Vater Eberhard Ludwigs[4394] hatte die Schuldenlast um Millionen vermehrt, trotz dem, daß er an dem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich keinen Theil genommen hatte. Dem Sohne hingegen war es eine Hauptsorge, sich für diesen Krieg[4395] zu rüsten und mit allem Glanz eines kaiserlichen Feldmarschalls zu umgeben. Eine der Blüthe des Volks enthobene stattliche Armee führte er zur Schlachtbank. An das Kriegsunglück knüpfte der Fürst das Schlimmste und Erniedrigendste, was über Volk und Land verhängt werden kann, die Maitressenherrschaft. Von 1708 bis 1731, ganzer dreiundzwanzig Jahre, regierte eine Hure mit ihrem diebischen Gelichter über das geduldige Würtemberg! Allen Bitten und Klagen, Warnungen und Drohungen der gesetzlichen Volksvertreter, der Landstände, antwortete der Herr von Gottes Gnaden mit Spott und Hohn. Schon im ersten Jahre ihres Regiments hatte die Grävenitz das Land die ganze Wucht ihrer absoluten Gewalt empfinden lassen. Die Stände, jammernd über den Ruin des Landes, erschöpften alle gesetzlichen Mittel, um ihn abzuwenden; aber Bitten, Flehen, Drohen, – Alles war in den Wind. Sie bestürmten endlich den Reichstag um Abhülfe und wirkten in der That einen Befehl vom Reichsoberhaupt[4396] aus, der die Messaline aus Würtemberg verbannte. Sie ging an den Genfersee, und – der Herzog ging ihr nach mit dem ganzen Hofe! Es sollte

---

[4388] Françoise d’Aubigné, marquise de Maintenon (1635–1719); sie war die letzte Mätresse und in morganatischer Ehe die 2. Gemahlin des frz. Königs Ludwig XIV.

[4389] Jeanne-Antoinette Poisson, dame Le Normant d’Étiolles, marquise de Pompadour, duchesse de Menars (1721–1764); sie war eine Mätresse des frz. Königs Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774).

[4390] Wilhelmine von Grävenitz (1685–1744).

[4391] Eberhard Ludwig (1676–1733), seit 1677 zehnter Herzog von Württemberg.

[4392] Friedrich Carl von Württemberg (1652–1698); vom 27. November 1677 bis 22. Januar 1693 Obervormund von Eberhard Ludwig (s. o.).

[4393] Magdalena Sibylla von Hessen-Darmstadt (1652–1712), sie hatte am 6. November 1673 Wilhelm Ludwig (s. u.), den Erbprinzen und späteren Herzog von Württemberg geehelicht.

[4394] Wilhelm Ludwig (1647–1677), seit 1674 neunter Herzog von Württemberg (s. o.).

[4395] Für den Spanischen Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten span. Habsburgers, König Karl II. (span. Carlos II; 1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

[4396] Joseph I. (1678–1711), seit 1690 römisch-deutscher König und ab 1705 Kaiser des Heil. Röm. Reiches Deutscher Nation sowie König von Böhmen.

dem dummen Volke bewiesen werden, daß es auch außerhalb des Landes regiert werden könne! Daneben hatte man auf den Bedientensinn der Stuttgarter gerechnet und die gemachte Rechnung traf zu. Die Residenzler sehnten sich nach dem Hofe und seinen Freuden und Vortheilen zurück, und der unterthänigst angeflehte Fürst beglückte das Land mit seiner Heimkehr. Er hielt feierlich Einzug an der Seite der Maitresse. Der Herzog hatte, um die Konkubine weniger anstößig zu machen, solche unter großem Gepränge mit einem Grafen von Würben[4397] vermählen lassen und gleichzeitig ernannte er ihren Bruder[4398] zum ersten Minister. Das arme Land! Aber dessen Klagen verstummten unter der Doppelherrschaft der Gewalt und Intrike; jedes Widerstreben mußte biegen oder brechen. Selbst des Herzogs Gemahlin, eine Prinzessin von Baden[4399], fiel als Opfer; sie wurde schändlich verleumdet und vom Hofe verbannt. Die Maitresse führte oft selbst den Vorsitz im Kabinet, sie diktirte ihre Beschlüsse den Ministern, beherrschte die Behörden, verkaufte die Beamtenstellen an die Meistbietenden, trieb alle „Mißbeliebigen“ von ihren Posten und reinigte das Land von unfriedfertigen Patrioten. Endlich hatten doch einmal die Stände in Stuttgart, Angesichts der Noth im Lande, den verzweifelten Muth, allersubmisseste Vorstellungen an den verbrecherischen Thron zu richten; aber das rachsüchtige Weib schwur Stuttgart zu züchtigen für alle Zeiten und der bürgerlichen Kanaille einen Maulkorb anzuhangen, wie sie noch keinen getragen: in Folge dessen baute sie ein Trotz-Stuttgart, eine zweite Residenz.

Dies war Ludwigsburg, wo früher nur ein kleines Jagdschloß gestanden hatte. Zwölftausend Bauhandwerker und Arbeitsleute strömten auf den Wink der Maitresse herbei, und aus den Feldern und Wiesen erstiegen wie durch Zauber die prächtigen Häuser zu Straßen und Märkten. Die Gründung einer umfangreichen Stadt, die königliche Pracht der Fürstenwohnung, der Glanz des Hofstaats und die unaufhörlichen Feste fraßen abermals Millionen. Das Volk, das unter der Presse lag, gab sie unter dem unwiderstehlichen Druck her. Doch war das noch nicht der größte Schaden, den die neue Einrichtung dem Lande brachte. Dadurch, daß man alle höchsten Staatsstellen, Behörden und Anstalten von Stuttgart nach Ludwigsburg übersiedelte, wurde Stuttgarts bürgerlicher Wohlstand in der Wurzel angegriffen, und die Verarmung der Hauptstadt dehnte sich in weiten Kreisen über das Land aus. Der Häuserwerth in Stuttgart fiel auf ein Drittel und Tausende von Familien verloren schon dadurch ihr ganzes Vermögen. Der Strom des Adels und der vornehmen Fremden war nach dem neuen Paradiese des Schranzenthums hingeleitet und dort, aller Scheu vor dem Volke baar, gingen die Festlichkeiten nicht aus, eine üppiger und glänzender als die andere. Uebermüthig ließ man sogar gegen das Volk noch die Intrike spielen. Man fachte den Neid von Land und Städten gegen einander an und stellte die Zwietracht und den Haß unter die Regierungskünste. Hatte bis jetzt das Volk wenig ausrichten können gegen die Phalanx[4400] der Hofpartei, so wurde nun seine Widerstandskraft durch Uneinigkeit ganz gelähmt. Das Uebrige thaten Furcht und List, welche bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen auf die einzelnen Städte wirkten. Das Nehmen und Geben von Behörden, Anstalten, Garnisonen wurde eine neue Waffe in den Fäusten der schmuzigen Kamarilla – und wie solche Waffen wirken, das sehen wir ja in unsern Tagen!

Das Verhältniß zwischen dem Herzog und der Maitresse endigte in würdiger Weise. Als man das Volk ausgedrückt hatte, wie man eine Zitrone bis zur trockenen Schale ausquetscht, als das Land zu Grunde gerichtet war, als die Hure sammt ihrer Sippschaft Reichthümer aufgesammelt und fortgeschafft hatte, der Fürst aber auf leeren Kassen saß: da schüttelte der Landesvater unbehaglich seine Rosenkette und seine große Seele erhob sich zu einem großen Entschluß: er fertigte einen Befehl aus, kraft dessen die Frau Gräfin augenblicklich das Land zu verlassen habe, lief aber selbst davon, ehe noch der Befehl der Maitresse übergeben war, um den Erfolg seiner großen Unternehmung weit vom Schuß – nämlich in Berlin – abzuwarten. Die Frau Gräfin aber blieb. Nun offenbarte sich des Herrn Seelenadel in

---

[4397] Johann Franz Ferdinand Graf Würben und Freudental (tschech. Jan František Ferdinand Bruntálský z Vrbna; 1641–1721). Die Eheschließung fand am 24. Januar 1711 statt.

[4398] Friedrich Wilhelm von Grävenitz (1679–1754), von 1717 bis 1733 erster Minister in Württemberg. Er war der Urheber der Vermietung württ. Soldaten an ausländische Mächte.

[4399] Johanna Elisabeth von Baden-Durlach (1680–1757), die Eberhard Ludwig (siehe hierzu S. 1424, Anm. 4391) am 6. Mai 1697 geehelicht hatte.

[4400] Siehe hierzu S. 207, Anm. 583.

seinem ganzen Glanze. Herzog Eberhard Ludwig ließ die Geliebte durch eine Schwadron Dragoner bei nächtlicher Stunde aufheben, auf das Bergschloß Urach bringen und sie hier so lange einsperren, bis sie alle ihr vom Herzog geschenkten Güter zurück gegeben hatte. Sie mußte eine Urkunde ausstellen, daß dies – freiwillig geschehen sey!!

Nach dem Tode dieses Fürsten (1733) verschrumpfte der Pilz der Maitressengunst so rasch, als er aufgeschossen war. Der Nachfolger auf dem Schwabenthron, Herzog Karl Alexander[4401], zog mit dem gesammten Hof- und Staatswesen wieder nach Stuttgart, und die schönen Tage Ludwigsburgs waren auf eine Zeitlang zu Ende. Doch das Land gewann bei diesem Wechsel nichts. Der neue Herzog war ein Wicht in anderer Weise. Aus Habsucht wechselte er den Glauben (er wurde katholisch); angeblich um Ordnung in die Kassen zu bringen, machte er den Hofjuden Süß-Oppenheimer[4402] zum Finanzminister mit fast unumschränkter Gewalt und haderte und prozessirte mit den lästigen Landständen. Den Plan, sich ganz und gar von ihnen zu befreien und die Schwaben die Süßigkeiten einer absoluten Monarchie kosten zu lassen, durchschnitt die Parze; er starb 1737 an einem Schlagflusse.

Mit seinem Tode streifte Ludwigsburg sein Trauergewand wieder ab: denn es begann nun die Zeit seines höchsten Glanzes. Der Herzog Karl[4403] erhob Ludwigsburg zu seiner beständigen Residenz. Auch von Karl hieß es: „die schönen Hoffnungen, welche das Land auf seinen jungen Fürsten gesetzt hatte, blieben leider unerfüllt.“ – „Karl war ein hochbegabter Mann, von der Natur (sagt sein Biograph Kurz[4404]) mit allen Eigenschaften der Selbstständigkeit und mit einem durchdringenden Verstande ausgerüstet. Leidenschaften, die bei der Jugend gewöhnlich die Zeichen großer Anlagen sind, begannen unbezähmbar in ihm zu erwachen, die Schmeichelei des Hofes kam ihm auf mehr als halbem Wege entgegen, er fühlte die gefährliche Macht, die in seine Hände gegeben war, und adoptirte nur zu willig die orientalischen Regierungsgrundsätze, die sich um jene Zeit von Frankreich aus an den deutschen Höfen eingenistet hatten.“ Herzog Karl kann als ein Muster der Fürsten des 18. Jahrhunderts gelten. Despoten waren alle; denn alle waren Zöglinge des Versailler Meisters[4405], den sie jedoch selten an Originalität und Energie erreichten.– Selbst Kaiser Joseph[4406] konnte ja den Tyrannen nicht ganz verleugnen! Dieser große Fürst despotisirte in der Ausführung aller seiner Pläne für Freiheit und Beglückung der Völker in der Weise jenes Zeloten, der da predigte: „Ihr müßt selig werden, und sollte Euch der Teufel in den Himmel führen!“– An das Glück seines Volks dachte aber Herzog Karl nicht eher, als bis er über 3 Decennien lang fast ganz allein für seine Launen, Leidenschaften und Lüste geherrscht hatte. Erst nachdem er dem Volke das Mark ausgesogen, um seiner Eitelkeit und Prachtsucht zu fröhnen, nachdem er viele Millionen vergeudet hatte für Hofprunk, Opern, Bauten, Reisen und Maitressen, erst nachdem er das flitternde und bunte Soldatenspiel bis zum Ekel ausgekostet hatte, war er – und nicht auf die Bitten seines Volks, sondern auf Veranlassung der Höfe von Wien, Berlin, London und Kopenhagen – zu bewegen, nicht bloß auf das giftige Kleeblatt des Landes, den Aemterjuden Wittleder[4407], den Maitressenspediteur Montmarin[4408] und den Polizeiminister Rieger[4409], sondern auch auf die Stimme der wackern Volksvertreter zu hören. Er besserte sich in sofern, als seine Eitelkeit und sein Schafftrieb sich mehr und mehr vom Luxus ab- und auf nützliche Gegenstände hinwandten, die denn

---

4401 Carl Alexander (1684–1737), seit 1733 elfter Herzog von Württemberg.

4402 Joseph Ben Issachar Süßkind Oppenheimer (1698–1738; hingerichtet).

4403 Carl Eugen (1728–1793), seit 1737 zwölfter Herzog von Württemberg.

4404 Der schwäb. Schriftsteller Hermann Kurz (1813–1873) in seinem Werk „Schiller’s Heimathjahre. – Vaterländischer Roman […]. Erster Theil“ (Stuttgart: Franckh’sche Verlagsbuchhandlung 1843), S. 143; allerdings – wie fast üblich – von Joseph Meyer ein wenig eigenwillig zitiert.

4405 Ludwig XIV. von Frankreich (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3337).

4406 Joseph II. (siehe hierzu S. 768, Anm. 2358).

4407 Caspar Laurentius Wittleder († 1769), der sich vom preuß. Unteroffizier zum württ. Kirchenratsdirektor „hochgedient“ hat; er wurde als „der Schwaben Pestilenz“ bezeichnet.

4408 Graf Friedrich Samuel von Montmartin (1712–1778), von 1758 bis 1766 württ. Minister.

4409 Philipp Friedrich Rieger (1722–1782). Friedrich von Schiller verewigte ihn in seiner Erzählung „Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück einer wahren Geschichte“, die erstmals 1789 anonym im Januarheft des „Teutschen Merkur“, S. 52ff. gedruckt erschien.

auch weniger bedeutende Summen in Anspruch nahmen. Dazu trug sowohl die Festigkeit der Stände, die sich endlich ermannten und dem Verschwender die Hände banden, als Karls Verbindung mit Franziska von Leutrum[4410] (Gräfin von Hohenheim) bei, die ihn „mit kluger Hand auf einem geräuschloseren und friedlicheren Wege einem bessern Ziel entgegen zu führen wußte."[4411] – Nie aber lernte er Menschen und Meinungen achten. Ihm war nicht bloß der Bauer weniger werth, als ein Hirsch; auch die edelsten Geister, wie den eines Moser[4412], Schubart[4413], Schiller u. s. w., verfolgte, beugte oder knickte er unter seiner Zuchtruthe. Am Abend seines langen Regierungstags übte der gewissenlose Fürst noch das scheußlichste Verbrechen, mit dem ein Tyrann sich beladen mag. Nachdem er 1778 seinem Lande öffentlich versprochen, daß er sich bessern wolle, verkaufte er nämlich seine treuen Würtemberger regimenterweise, den Mann um so und so viel Gulden[4414] und Stüber[4415], an die Holländer, welche sie in ihre afrikanischen und ostindischen Kolonien auf die Schlachtbank, oder in das verpestete Batavia auf den Todtenacker führten. Der fluchbeladene Fürst starb 1793.

Ludwigsburg aber pries ihn als seinen Mäcen. Er schmückte mit prachtvollen Gebäuden und kostbaren Gärten Stadt und Umgegend, und Anstalten, welche zugleich Glanz auf den fürstlichen Namen warfen, Karlsschule, Theater, Akademie u. s. w., vollendeten die Anmuth und den Genuß des Aufenthalts. Mit Karls Tode sank diese Herrlichkeit; ihr letzter schwacher Nachglanz war unter König Friedrich[4416], der Ludwigsburg zu seiner Sommerresidenz erkor. Seit auch dieser Fürst schied, fiel die Treibhauspflanze der Maitressen- und Fürstengunst dem Verwelken anheim. Gegenwärtig führt sie zwar noch den Titel einer zweiten königlichen Residenz, ist aber in der That nichts als eine – Soldatenstadt. Sie gilt als Hauptwaffenplatz von Würtemberg, hat das Arsenal und die Stückgießerei, ist die Garnison der Artillerie und des Trains, einer Reiter- und einer Infanteriebrigade, des Generalquartiermeisterstabs und besitzt die Bildungsanstalt für Offiziere. Außerdem ist die Stadt Sitz eines Oberamts, der Kreisbehörden, der Finanzkammer und mehrer höhern Schulanstalten. Einige Gewerbe blühen. Tuchmanufaktur, Glanzleder-, Tabak-, Nadel-, Bijouteriewaarenfabrikation, Leinwand-, Barchent- und Baumwollenweberei beschäftigen von den 7000 Einwohnern eine bedeutende Zahl.

Ludwigsburg ist recht reizend in einer Hügellandschaft gelegen, eine halbe Stunde vom Neckar. Seiner Entstehung angemessen, ist es im Geschmack des 17. Jahrhunderts prächtig gebaut. Zu den sieben meist großen Plätzen führen dreißig fast schnurgerade Straßen, darunter zwei von 5000 Fuß Länge. Das königliche Schloß[4417], das Prachtgebäude, dessen Bild wir vor uns haben, besteht aus 16 Gebäuden, die die verschiedenen Fürsten nach und nach zum Ganzen fügten. Es enthält schöne Kunstsammlungen, eine Hof- und Ordenskapelle, die prächtige Fürstengruft und ein Theater. In der Umgebung liegen die Schlösser Monrepos und Favorite: – Sitze fürstlicher Lust. Eine weitere Schilderung jenes Hauses der letzten Schwabenherzöge, seiner Kunstschätze und Spielereien erläßt uns der Leser. Es ist keine der vielen tausend Thränen damit zu trocknen, welche sie gekostet haben.

[4410] Franziska Theresia Reichsgräfin von Hohenheim (ab 1774) geb. Freiin von Bernerdin, seit 1765 Freifrau Leutrum von Ertingen (1748–1811), seit 1772 offizielle Mätresse, seit 1785 2. Ehefrau von Herzog Carl Eugen von Württemberg (siehe S. 1426, Anm. 4403) und seit 1790 Herzogin von Württemberg.

[4411] Kurz, Schiller's Heimathjahre, wie S. 1426, Anm. 4404, S. 150.

[4412] Der württ. Landschaftskonsulent Johann Jacob Moser (1701–1785), der gegen die Vermietung württ. Truppen protestiert hatte und dafür 1759 bis 1764 auf der Festung Hohentwiel in Einzelhaft gehalten wurde.

[4413] Der Schriftsteller Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), seit 1774 Herausgeber der Zeitschrift „Teutsche Chronik" saß von 1777 bis 1787 auf dem Hohenasperg ein.

[4414] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[4415] Stüver ist die Bezeichnung für Kleingroschenmünzen, deren Wert 4 Pfennige oder 2 Deut betrug.

[4416] Friedrich Wilhelm Karl (1754–1816) war ab 1797 als Friedrich II. fünfzehnter Herzog von Württemberg, von 1803 bis 1806 Kurfürst und von 1806 bis 1816 als Friedrich I. der erste König von Württemberg.

[4417] In den Jahren 1704 bis 1733 nach Plänen von Johann Friedrich Nette (1672–1714) erbaut.

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Dreizehnter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1848.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 18.

DLXXI. Nizza in Savoyen[4418].

Nicht einem Strom oder einem Sturzbach gleicht das gewöhnliche Leben der Reichen; es ist ein Bach, der still durch Blumengründe fließt, und mit tausend Liebkosungen schmeichelt der Sorgenfrei so gern der Natur einige Jahre mehr Lebensdauer ab. Wer so das Erdendaseyn nach seiner Länge mißt, der komme nach Nizza! Hier, auf diesem sonnigen Plätzchen, an der schönsten Meerbucht, welche die Alpen mit ihrem Schilde vor jedem rauhen Lüftchen schützen, feiert der Frühling Feste mitten im Winter. Der Mandelbaum entfaltet seine rothen Blüthen schon im Januar, und die reinste Luft, die das ganze Jahr hindurch weht, kräftigt und hebt die Lebensgeister, wie an keinem Ort der Erde. Darum eilen auch in dem Spätherbst Menschenschaaren, wie Zugvögel, aus dem Norden her, die sich vor der rauhen Hand des heimathlichen Winters flüchten, und es schlagen in Nizza das letzte Zelt ihrer Erdenwanderung Viele auf, denen alles Gold in ihrem Vaterlande nicht die Bedingungen erkaufen kann, ein schwaches oder sieches Leben länger zu fristen. Greisen, hektischen und entnervten Menschen ist Nizza ein letzter Trost. Aber nur der Reichthum kann ihn erkaufen, denn der Aufenthalt ist in Nizza theurer, als selbst in Palermo.

Nizza war schon zur Römerzeit wegen der Heilkraft seiner Luft in großem Ruf. Das alte Nicäa, eine Niederlassung der Massilier[4419], wurde von den Römern in der Zeit Cäsars zum Reiche geschlagen und zum Waffenplatz gemacht, um die unruhigen Ligurier zu zäumen. Nach dem Sturze Ost-Roms und nachdem es Gothen und Vandalen verheert hatten, kam es an die Grafen der Provence und von diesen an Savoyen, dessen Schicksale es seither getheilt hat. Der Wiener Kongreß gab es dem sardinischen Königshause[4420] zurück.

Nizza ist eine nicht sehr betriebsame, an Kirchen und Klöstern aber desto reichere Stadt von 24,000 Einwohnern, häßlich und winkelig im ältern Theil, um so freundlicher und schöner aber in der Neustadt, wo die fremden Gäste ihre Wohnungen nehmen. Es hat zur Winterszeit ein ganz großstädtisches Treiben. Sehr schöne, auf Kosten der Gemeinde sorgfältig erhaltene Spaziergänge durchschneiden die lieblichen Umgebungen nach allen Richtungen, Berühmt ist die Terrasse am Meere hin – und der Korso vor dem königlichen Schlosse, wo sich die vornehme Welt an heitern Tagen versammelt. Eine Viertelstunde von der Stadt liegen die malerischen Trümmer des alten Nicäa, unter welchen sich die eines Amphitheaters befinden, das 8000 Zuschauer fassen konnte: ein schönes Denkmal einstiger Größe und Blüthe. Auch das neue Nizza hat ein Theater[4421]; aber es steht öde: die Nacht des Glaubens, die in Nizza von mehr als 300 Geistlichen sorgfältig unterhalten wird, ist dem fröhlichen Spiel des Lebens abhold und liebt Dichter und Mimen nicht.

[4418] Griech. Νίκαια, Níkaia; lat. Nikaia, frz. Nice; die Stadt gelangte zusammen mit dem Herzogtum Savoyen erst im Tausch gegen die Lombardei im Jahre 1860 in den Besitz Frankreichs.

[4419] Die Einwohner des antiken Marseille (griech. Μασσαλία, Massalía; lat. Massilia).

[4420] Nachdem es jahrhundertelang ein Vizekönigreich Spaniens gewesen war, fiel Sardinien 1720 an die Herzöge von Savoyen, die daraufhin den höherrangigen sardischen Königstitel annahmen.

[4421] Nachdem 1826 das alte Theatergebäude abgerissen worden war, ließ die Stadt Nizza an gleicher Stelle ein neues erbauen, das schon ein Jahr später unter dem Namen „Théâtre Royal" (Königl. Theater) eröffnet wurde. Nach dem Übergang Nizzas an Frankreich im Jahre 1860 wurde das Theater im Jahre 1871 in „Théâtre municipal" (Städtisches Theater) umbenannt. Am 23. März 1881 brach nach einer Gasexplosion ein verheerender Brand aus, der das Theater vollständig zerstörte.


DLXXI
B. Metzeroth sc.
Aus d. Kunstanstalt d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

NIZZA

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 35-39.

DLXXVI. Zwickau.

Als Deukalions[4422] Fluth den Erdkreis mit Wasser bedeckte,
Legt' er dir, freundliche Stadt, heimlichen Schatz in den Schooß.
Auf denn! rege die Hand und heb' ihn zum Wohle des Landes,
Daß er belebe den Fleiß, schaffe dem Volke Verdienst.[4423]

Freudig begrüßte das Vaterland die hellen Lenztage der Volksfreiheit; aber die Märzsonne ist untergegangen und für Verkehr und Gewerbe ist schon längst dunkle Winternacht geworden. Die Industrie verkümmert; der deutsche Fleiß geht müßig; deutsche Arbeiter sind ohne Arbeit; deutsche Arbeitgeber zu Tausenden sind ohne Geld und ohne Absatz. „Das ist die Schuld und das Erbe der Freiheit!" sagen ihre Schmäher. – Sie lügen's. Die Freiheit hat so wenig Schuld daran, als der Arzt an der Hinfälligkeit des Kranken, wenn die Arznei das Fieber gehoben hat. Der Trauerzustand der deutschen Gewerbe ist die Schuld der langen Knechtung, deren Unerträglichkeit die Revolution verursachte, und jener tollen Staatswirthschaft, welche der Nation das Mark aussaugt, das baare Kapital derselben in die Fremde jagte und es mit Kreditpapieren ersetzte, die, als endlich der überspannte Bogen platzte und damit der Kredit selbst brach, vom Mißtrauen aus der Zirkulation gewiesen, bei Vielen nichts zurückließen, als bodenlose Noth, Ruin und Armuth. Man erwäge! In den drei und dreißig Friedensjahren hat die deutsche Nation durch die Schuld der Regierungen und ihrer, die deutsche Arbeit der fremden Raubindustrie schutzlos preisgebenden Berather dem Auslande sieben hundert Millionen Thaler für solche fremde Arbeitserzeugnisse hingegeben, die sie selbst machen konnte. Wir ließen fremde Nationen für uns weben; wir zahlen den Briten hundert Millionen Thaler Spinnerlohn; wir befahren jetzt noch mit englischen und belgischen Dampfrossen auf englischen und belgischen Schienen die Eisenbahnen Deutschlands; – ja in einem Dritttheil des Vaterlands kocht der hungrige Michel heute noch seine Kartoffeln in englischen Töpfen bei englischen Steinkohlen. Sträubt sich nicht der Nationalstolz, wenn uns die Zolltabelle vorrechnet und nachweist, daß wir für Eisen allein den Engländern etc. seit 1815 hundert und zwanzig Millionen Thaler haben bezahlen müssen? Für Eisen, sage ich, während Berge der prächtigsten Eisenerze unbenutzt gen Himmel starren, während unermeßliche und unerschöpfliche Kohlenschätze den Bauch der deutschen Erde segnen und des Rufs zu ihrer Hebung warten; während die Hungerpest die arbeitslose Bevölkerung unserer Gebirge fraß; während Mangel an Arbeit das Proletariat dem Elend in den Rachen jagte und Hunderttausende von fleißigen und geschickten, kräftigen und braven deutschen Bürgern zum Lande hinaustrieb, um über dem Meere eine neue, dem Fleiße dankbarere Heimath zu suchen. Ja, verrathen und verkauft war das deutsche Arbeitsvolk an die Fremde, und jene ehrlose, deutsche Diplomatie, welche mit dem deutschen Volksinteresse Schacher trieb, wie eine Kupplerin mit der Unschuld, die lohnte jede Klage, jede demüthige Vorstellung der Betrogenen mit Fußtritten und verachtendem Schweigen. Wenn aber die erwerblosen Massen zu laut wurden in ihrer Verzweiflung, so machte man sie durch Kanonendonner verstummen und ihren Hunger stillten die Volkspeiniger mit blauen Bohnen. –

Noch ist dieses fluchbeladene System in Kraft. Während die deutsche Industrie, die Nährmutter der Arbeit, von tausend Schlägen getroffen, krankt und verkümmert; während zahllose Werkstätten geschlossen sind; während Hunderttausende sonst fleißiger Hände ruhen; während ganze Arbeiterheere

[4422] Deukalion (griech. Δευκαλίων) spielt in der griech. Mythologie eine vergleichbare Rolle wie Noah im Alten Testament oder Utnapischtim im sumerischen Gilgamesch-Epos.

[4423] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

darben und mit Entbehrung und Elend kämpfen: – überschwemmen nach wie vor die Erzeugnisse fremder Fabrikation die deutschen Lande, schleppen den letzten Thaler fort und dem armen deutschen Proletariat das letzte Stück Brod. Das Bankett der Freiheit ist vorüber; doch den deutschen Arbeitern ist nicht einmal ein Brosame zugefallen. Sie darben jetzt noch ärger, als zuvor sie haben darben müssen. Auch die letzte große Hoffnung ist gebrochen; denn der Traum einer deutschen Zolleinheit zum Schutze deutscher Arbeit ist ausgeträumt, wie so viele andere Träume und das Reich selbst erscheint dem Volke nur noch wie ein Wolkenbild, oder als stinkender Nebel, der sich allmählig auflöst, um bald gänzlich zu verschwinden.

Trotz alle Dem soll die deutsche Arbeit nicht müde werden, ihr Recht zu fordern und ihre Interessen zu vertheidigen. Was man ihr so lange vorenthalten und schmählich verkümmert hat, ihren Anspruch auf genügenden Schutz, welcher der fremden Raubindustrie die deutschen Märkte verschließt oder es doch möglich macht, daß die Produkte des deutschen Fleißes neben den fremden feilhalten können auf deutschem Boden, muß sie immer und immer wieder erheben, und nach jeder Versagung soll sie die Erfüllung um so entschiedener fordern. Sie darf nicht nachlassen, am wenigsten jetzt, wo das Interesse der ausländischen Arbeit dem deutschen mit Frechheit entgegentritt, mitten in Deutschland sein Heerlager aufschlägt oder Vesten baut, und nichts Geringeres im Schilde führt, als die weitere Entwickelung der deutschen Industrie unmöglich zu machen, sie nieder zu kämpfen und zu unterdrücken. Namentlich verfolgt die Freihandelspartei, unter der Oberleitung britischer Emissäre, die deutsche Arbeit mit grimmigem Haß. Diese Partei hat in den fabrikarmen deutschen Küstenländern, welche keinen Begriff haben von dem Elend und dem Jammer der brodlosen Arbeiter im Binnenland, eine große Macht, und an den Kommissionären, Händlern, Spediteuren und Agenten der fremden Fabrikation, welche Deutschland aussaugt und arm macht, findet sie ihre eifrigsten Wortführer. Sie hat in den deutschen Stapel- und Niederlagsplätzen der ausländischen Manufaktur ihr volksfeindliches Panier aufgesteckt, und die Fahne ihres englischen Propheten flattert auf dem Kirchhof der Hoffnung der deutschen Nation neben der in Trauerflor gehüllten Trikolore. Frankfurt[4424] ist der Zentralpunkt, in welchem alle Thätigkeit der Freihandelsvereine zusammengeht und von da aus werden die wohlorganisirten Kämpferschaaren geleitet. Ihnen schließen sich Alle an, welche bei der Invasion fremder Arbeit ihre Rechnung finden, oder sich durch die Deklamationen Derer bethören lassen, welche mit jesuitischer Dreistigkeit die Thatsachen verdrehen, die Erfahrung verleugnen und die Wahrheit der Verhältnisse auf den Kopf stellen. Diese der deutschen Volksarbeit feindlichen Gegner eines unsere Industrie schirmenden Zollsystems sind unablässig thätig. Britischer Einfluß ist ihre Stütze und britisches Geld erkauft ihnen Talente und Stimmen. Sie haben eigene Organe zur Verfolgung ihrer Pläne und die Tageblätter einer indolenten, gesinnungslosen oder bestochenen Presse öffnen sich willig ihrer Sophistik. Ihre Emissäre durchziehen das Land und stiften Vereine, halten Tischreden, streuen Flugblätter, Traktätchen und Pamphlets aus, um die öffentliche Meinung zu berücken; sie beaddressiren Kammern, Minister, Klubs und Parlamente; sie stacheln die Sonderbundsgelüste deutscher Regierungen an, um sie in Zwiespalt mit den der deutschen Arbeit und der furchtbaren Noth des deutschen Fabrikproletariats freundlichen Bestrebungen zu setzen und die Uneinigkeit für ihren und ihrer ausländischen Verbündeten Vortheil auszubeuten. Die Gefahren, welche von diesem Feinde drohen, sind um so höher zu achten, je größer die Mittel sind, über welche er zu verfügen hat. Wir wissen Alle, daß, wo der Schutz des britischen Fabrikinteresses in Frage steht, England kein Opfer schont. „Wir ersäufen die Gegner und Rivalen unseres Arbeitsinteresses überall in einem Goldstrom, und wo dies mißlingt, da kommen wir durch Retorsionen, Drohungen, oder die ultima ratio des Stärkern, durch Kanonen, zum Zweck.“[4425] – Diese Aeußerung des ältern Pitt[4426] ist die traditionelle Politik Englands und – diese Politik trägt das Weltreich.

Gegen einen solchen Feind ist Nachgeben ein Sich-Aufgeben und Rückzug Vernichtung. Englands rastloser Thätigkeit im Angriff müssen die Vertreter deutscher Arbeit gleiche Thätigkeit der Vertheidigung entgegensetzen. Wenn auch die List und die Kraft jetzt überwiegen auf jener Seite, so

---

[4424] Frankfurt a. Main war von 1816 bis 1866 Sitz des ständigen Gesandtenkongresses des „Deutschen Bundes“, Bundestag genannt (siehe hierzu S. 91, Anm. 179).

[4425] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[4426] Der engl. Premierminister William Pitt, 1st Earl of Chatham (1708–1778).

wird doch zuletzt die Stärke des Rechts den Sieg behalten. Es wird aus dem Konflikte die bessere Einsicht der Regierungsgewalten sich entwickeln und die Läuterung der öffentlichen Meinung im Volke selbst geschehen, welches, irregeleitet, nicht selten das eigene Interesse verkennt. Mag dann während des Streits, der kaum begonnen hat, es der Fürstengewalt gelingen, die deutsche Bewegung für eine kurze Zeit in die erstarrten Formen des alten Staatenbundes zurückzudrängen; ein neuer Märztag wird doch kommen, wo die Nation, abermals von großen Gedanken ergriffen und aufgeweckt, jene Formen zum zweiten Mal, dann aber für immer, von sich stößt, um dauernd zu verwirklichen, was ihr jetzt wie ein Traum entschwindet. Vor dem „hohen Volke", vor dem Areopag, den freie, direkte Wahlen aus den Besten und Weisesten zusammenführt, wird dann auch das Schutzrecht der Volksarbeit die Sanktion und Geltung erhalten, welche von den Gesetzgebern, die jetzt noch in letzter Stunde zu Frankfurt tagen, nimmer zu erwarten ist. Aus dem Schiffbruch unserer Märzhoffnungen haben wir noch genug gerettet, um dem erleuchtenden Wort eine Brücke zu bauen in alle deutschen Herzen, und durch die öffentliche Meinung ein Zwangsrecht zu üben, dem sich keine positive Gewalt entziehen kann. Benutzen wir diese Zeit zur Aufklärung des Volkes über seine materiellen Interessen, damit, wenn der Tag komme, wo die Nation wieder zu Thron steigt als ihr eigner Gebieter, ihr das Verständniß nicht gebreche, ohne welches auch das höchste Maß von Freiheit dem Schutzbegehren der deutschen Arbeit noch keine Gewähr der Erfüllung gibt. Dieser Schutz, er muß anerkannt werden von der großen Mehrheit der Nation als sittliche Nothwendigkeit und er muß einen Grundpfeiler des deutschen Verfassungswerks bilden, welches aufzuführen einem neuen Volkstage beschieden ist.

In keinem Lande ist die Industrie noch groß geworden ohne legislative Pflege und Aufmunterung und ohne jenen Zollschutz, welcher der feindlichen, fremden Konkurrenz die Macht nimmt, sie im Entstehen zu unterdrücken und ihrer Entfaltung enge Schranken zu ziehen. Aber Zollschutz wird immer nur da seinen Zweck erreichen und eine gesunde, starke Industrie aufziehen, wo die natürlichen Bedingungen einer solchen vorhanden sind: Zunächst Beschäftigung suchende Menschen in Menge, folglich billigen Handlohn; Anstelligkeit, Sinn und Lust für Fabrikarbeit; wohlfeile Urstoffe; reichliche und billige Kommunikationsmittel und – Kapital. Ein wohlfeiler Brennstoff ist namentlich für die meisten Groß-Industrien ein Hauptbedürfniß. Ohne den unermeßlichen Steinkohlenschatz hätte z. B. England's Fabrikation nie der Riese werden können, welcher sich die ganze Welt tributpflichtig gemacht hat. Aber auch welch ein Schatz! 40,000 Bergleute und 900 Dampfmaschinen mit der Kraft von 112,000 Pferden holen jährlich 1100 Millionen Zentner Kohlen, im Werthe von 250 Millionen Gulden[4427], aus der Erde, und eine Flotte von 1800 Seeschiffen und 2000 Barken, bemannt mit 40,000 Matrosen, dient dazu, sie zu den Verbrauchsorten zu führen!

Neben einem solchen Bilde erscheint freilich Alles winzig, was wir gleicher Art in Deutschland haben. Doch ist der Steinkohlenschatz um Zwickau, dessen bekannte Ausdehnung über 6 Fluren reicht und im Hauptfelde aus 9 Kohlenflözen von zusammen über 130 Fuß Mächtigkeit besteht, von solcher Größe, daß eine Förderung von jährlich 1 Million Karren ihn in vielen Jahrhunderten nicht erschöpfen würde. Gegenwärtig bringen 1200 Bergleute mit 17 Dampfmaschinen etwa 400,000 Karren oder 3 ½ Millionen Zentner jährlich zu Tage. In Sachsen gilt das Gesetz, daß die Kohlenflöze nicht Eigenthum des Staats, sondern des Grundbesitzers sind. Früher war der Werth derselben wenig geachtet; seit er aber vollständig erkannt ist, sind mehre Dörfer um Zwickau zu großem Reichthum gelangt, und man hört dort von Bauern reden, die 4 Million Thaler Kapitalien besitzen. Ein Acker Kohlenfeld ist schon mit 30,000 Thaler bezahlt worden; – dreimal theurer, als vor 50 Jahren das größte Bauerngut.

Fragen wir aber nach den Industrien zur großartigen Nutzung des Schatzes, so hören wir mit Verwunderung, daß auf diesem üppigen Boden bis jetzt noch wenige emporgewachsen. Nur ein wahrhaft großes Etablissement, hervorgerufen durch den Patriotismus einiger Kapitalisten, hat sich nach langem, schweren Kampfe durch den ausdauernden Muth eines seiner Interessenten (Freiherrn v. Arnim auf Planitz) zu einer festen Existenz emporgerungen: das Eisenwerk Marienhütte zu Kains-

[4427] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

dorf[4428]. Es fertigt hauptsächlich Schienen für den Bau der sächsischen Staatseisenbahnen. Außer diesem Werke, das im Stande ist, 50,000 Zentner Walzeisen zu fertigen, nutzen eine Glas-, eine Porzellanfabrik und viele Ziegeleien die reichlich vorhandenen Rohstoffe.

Nichts Anmuthigeres ist im ganzen Voigtlande, als die Lage von Zwickau. Wie eine bekränzte Braut liegt die von Gärten und Anlagen umgebene Stadt in einem schönen Thale, das die Mulde durchschlängelt, und die Menge Dörfer mit den großen, ja theilweise eleganten Wohnungen und die sorgfältig bebauten Fluren sind Zeugen von dem Fleiß und Wohlstand der Bewohner und nicht minder von der Fruchtbarkeit des Bodens. Eine eigenthümliche Zierde wird dem Fernblick der Stadt durch die Menge schlanker Säulen, welche sich im Süden der Stadt über einzelne Gebäude erheben und Rauchwolken ausstoßen. Es sind dies die Dampfessen der Steinkohlengruben, welche Tausende ernähren und den Wohlstand der ganzen Gegend mit begründen.

Die Stadt selbst ist eben nicht schön. Straßen und Plätze sind unregelmäßig, und selten sieht man ein Haus, das durch Bauart und Größe sich auszeichnet. Allein das Ganze hat das wohlthuende Gepräge des bürgerlichen Behagens, und die Lebendigkeit und Rührigkeit auf den Straßen läßt auf den ersten Blick erkennen, daß der Fleiß hier zu Hause ist und die städtischen Gewerbe blühen. Die Ursache, welche all das Leben hauptsächlich schafft, ist bald sichtbar. Langen Zügen von Kohlenwagen begegnet man auf allen Hauptstraßen, und die Chausseen in der Nähe der Stadt sind ganz geschwärzt von Kohlenstaub. Manchen Tag kommen 2–300 Frachtfuhrleute, um Kohlen zu laden, und Keiner kommt und Keiner geht, der nicht zum bürgerlichen Erwerb sein Scherflein steuert.

Zwickau hat etwa 9000 Einwohner in 850 Häusern. Seit einigen Jahren wird viel gebaut und es erweitert sich die Stadt nach mehren Richtungen. Unter den öffentlichen Gebäuden steht die Marienkirche[4429] – die schönste Zierde der Stadt – oben an. Sie ist die Perle der gothischen Baukunst im ganzen Königreich und besitzt einen Schatz von Gemälden und Skulpturen altdeutscher Meister. Das königliche Schloß Osterstein[4430], groß und unregelmäßig gebaut, dient jetzt zum Aufenthalt für Sträflinge. Das ehrendste Denkmal verständigen Gemeinsinns hat sich aber die Stadt in ihrem neuen Schulgebäude[4431] gesetzt, dessen Erbauung 40,000 Thaler kostete. Die Einrichtung desselben ist musterhaft. Es ist mit schönen Anlagen umgeben und jeder Zwickauer darf es mit Freude und Stolz betrachten.

[4428] Die am 2. August 1839 von der Sächsischen Eisenkompagnie gegründete Königin Marienhütte in Cainsdorf bei Zwickau, die Hans Carl von Arnim (1802–1857) 1843 gemeinsam mit Georg Heinrich Wolf (1800–1855) und Friedrich Henning (1804–1885) gepachtet hatte.

[4429] Das Gebäude war um 1180 ursprüngl. als romanische Saalkirche errichtet worden, wurde aber zwischen 1453 und 1563 zur dreischiffigen Hallenkirche im spätgotischen Stil umgebaut. Im Jahr 1520/1521 predigte hier Thomas Müntzer (1489–1525; hingerichet).

[4430] Unter dem sächs. Kurfürsten Christian I. (1560–1591) war die bestehende Schloßanlage nach Plänen des Landbaumeisters Hans Irmisch (1526–1597) in den Jahren 1587 bis 1590 zu einem prächtigen Renaissanceschloß umgebaut worden. Mit diesem Umbau wurde auch der Name Osterstein gebräuchlich. Nur 40 Jahre später, wurde das Schloß in Folge des Dreißigjährigen Krieges 1632 so stark verwüstet, daß es für 30 Jahre unbewohnt blieb. In den Jahren 1770 bis 1775 wurde es schließlich zur Strafanstalt umgebaut, das spätere Zuchthaus Zwickau, in dem zahlreiche prominente Häftlinge einsaßen, darunter Karl May (1842–1912), August Bebel (1840–1913) und Rosa Luxemburg (1871–1919; ermordet). Ab dem Jahr 2000 wurde mit Restaurierungsarbeiten für das seit den 1980er Jahren verfallende Schloß begonnen, und bereits am 7. November 2008 erfolgte die Schlüsselübergabe an die Betreibergesellschaft Senioren- und Seniorenpflegeheim gem. GmbH Zwickau.

[4431] Nach der Grundsteinlegung am 25. Mai 1840 konnte am 15. August 1842 das im klassizistischen Stil errichtete Gebäude für die 1833 gegründete Knaben-Bürgerschule eingeweiht werden; das Schulgebäude in der heutigen Peter-Breuer-Straße 11 dient seit 1949 als allgemeine Berufsschule.


DLXXVI
B.Metzeroth sc.
Aus d.Kunstanst.d.Bibl.Inst.in Hildbh.
Eigenthum d.Verleger

ZWICKAU

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 43-46.

DLXXIX. Sorrento[4432].

Natur du warst die Freudenspenderin meiner Jugend und schmücktest meine Erinnerungen mit deinen Kränzen. Schon als Knabe war ich nirgends froher, als in deinen Armen. Ich suchte dich auf im Schatten des Tannenwalds, am murmelnden Bach, in der dunkeln Felsschlucht, in Feld und Au; der erste Sonnenstrahl grüßte mich auf dem Berge, und im Abendthau bestieg ich die Höhe, um den ersten Blick des aufgehenden Vollmonds zu genießen. Die Natur war mein Katechismus, und am Sternenhimmel las ich die Gebote Gottes.

Und als ich herangewachsen war zum Jüngling, da warst wiederum du es, die mich das Ränzchen schnüren und wandern hieß, um deine Herrlichkeit auch in der Ferne zu sehen. Du zeigtest mir die Ufer des Rheins, die Thäler des Harzes, die Triften Holsteins und die Ebenen Niederlands mit ihren Heerden und einem Volke, ausgeprägt unter dem Stempel der Freiheit.

Als Mann führtest du mich in fremde Länder und auf die Wogen des Oceans. Wie groß und hehr bist du mir da erschienen! Im Spiegel des Weltmeers sah ich die Unermeßlichkeit Gottes, im Rauschen der Wogen vernahm ich Psalmen, in den Stürmen ahnete ich die Zukunft meines eigenen Geschicks. Wenn ich in mondheller Nacht auf dem Verdeck stand, dann umschwebten mich die Gedanken an Ewigkeit, Unsterblichkeit und Menschenbestimmung, keimten die Pläne und Vorsätze für künftige Tage und für große und hochgesteckte Ziele. Damals sah ich in Allem Harmonie, und Harmonie war in allen Dingen meines eigenen Wesens. Jede Naturschönheit riß mich zur Bewunderung hin für den Schöpfer und in die Saiten einer reichen Seele und eines weichen Gemüths schlagend, entlockte sie ihnen helle Töne. Noch war nichts verstimmt unter dem Hammer des Unglücks; nichts verbittert von tausendfacher Täuschung; nichts zertrümmert durch den Sturz von mühsam erklimmten Höhen; nichts in Unordnung gebracht durch dämonischer Gewalten grausames Spiel. Aus jeder neu geöffneten Pforte der Naturherrlichkeit rief mir die Stimme Gottes entgegen als religiöse Offenbarung, als ewige Weisheit. Mein Herz nahm ihre Lehren mit Andacht auf und mein Verstand stellte aus ihnen die Schatzkammer des Lebens zusammen. Glückliche Zeit! Wie auf Adlerflügeln erhob sich mein Geist in deinen Armen, gütige Natur, und zündete die Fackel an am Feuer des Himmels.

Verlornes Paradies! Nicht mehr folgt meine Phantasie dem Kometenfluge, und die Tage starker Entschlüsse für das aufsteigende Leben sind vorüber. In den matten, langen, düstern Schatten der Abendsonne sitzen Mißmuth und Kummer. Am rauhen Pfade sprießt nur selten noch ein Blümchen, und zagend dringt der Blick in eine dunkle Zukunft. Nur ein Gedanke leuchtet beständig: „Jenseits der Mitternacht ist Morgenroth und jenseits des Grabes ist die Heimath."[4433] Gedanke – Funke des lebendigen Gottes – du wirst mich nicht verlassen.

Zu den Widersprüchen, deren mein Leben voll ist, gehört auch der, daß ich, dem die Wanderlust von frühester Jugend an als unwiderstehlicher Drang inne wohnte, in ältern Jahren recht geflissentlich darauf hinarbeite, mich mit unzerreißbaren Banden an die Schollen zu fesseln, auf denen ich lebte, und Alles, was ich von der Welt nicht in jüngern Jahren gesehen hatte, meinem leiblichen Auge für immer verschlossen blieb. Nur mit dem geistigen Blick darf ich mich noch umschauen auf Gottes Erde, und indem ich es thue, flackert die Liebe zum Schönen in der Natur oft in ihrer ganzen Stärke auf. Gesegnete Stunden, wo der Geist sich verjüngt und sich aufringt zum Vergessen seines Wehs!

[4432] Lat. Surrentum; neapolitan. Surriento.

[4433] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

Sorrentino generosos palmite colles.
Ov. Met.[4434]

Wer das eigentliche Hesperien[4435] (die *Italia felix*[4436]), das Göthe's Lied[4437] besingt, kennen lernen will, muß von Neapel aus das 20 Miglien[4438] entfernte Vorgebirge Campanella, das *Promontorium Minervae*[4439] der Römer, besuchen. Als eine Halbinsel tritt es weit ins Meer hinaus und scheidet den Meerbusen von Neapel von dem von Salerno. Auf drei Seiten vom Meere und auf der vierten von hohen Felsen umschlossen, bildet es ein natürliches Amphitheater, dessen Arena einige Miglien im Durchmesser hat und 20,000 Einwohner faßt, von denen 5000 in Sorrento und 15,000 in den Dörfern wohnen, welche die kleine Landschaft bedecken. Dieses, von unterirdischem Feuer, dessen Esse der Vesuv ist, erwärmte Plätzchen ist ein wahrer Treibgarten und das fruchtbarste Stück Italiens. Hier ist jede Felsnische ein Gärtchen, und jedes Eckchen, wo ein Korb voll Erde haften kann, pflegt die Menschenhand. Hier wiegt die schlanke, tropische Palme ihre hohe Blätterkrone in den Lüften und es prangt die Blüthenpyramide der Aloe in den Spalten des Gesteins; Myrthen und andere duftende Sträucher grünen und blühen immerdar und Wälder von Oliven wechseln mit Zitronen-, Orangen- und Weingärten ab, wozu die seltsam ausgezackten Kalkfelsen, die bald als Thürme, bald als Mauerzinnen, bald als Thiergestalten sich darstellen, die Staffage bilden. Gewöhnlich wählen die Touristen von Neapel aus den Wasserweg nach Sorrento, und die täglich abfahrenden Barken bieten dazu immer Gelegenheit. Wer aber die kleine Fußreise von Kastellamare[4440] aus nicht scheut, wird sich tausendfach belohnt finden und sehen und bewundern, was unter Denen, welche jährlich Italien bereisen, den Meisten verborgen bleibt. Es scheint ein Paradoxon; aber es ist darum nicht weniger wahr: Italien, das am meisten bereiste Land der Erde, ist großentheils noch eine *Terra incognita*[4441]. Fast keine Beschreibung geht weiter, als zur Schilderung Dessen, was an den Heerstraßen liegt; eine Miglie darüber hinaus beginnt eine neue Welt. Unter Tausenden hat nicht Einer den Muth, sie zu erforschen. Fahrbare Straßen verbinden in Italien freilich nur die größeren Städte; die übrigen sind schlecht, die meisten sind bloße Saumpfade oder Fußwege, die Wirthshäuser abscheulich, und die Schreckensgeschichten von Räubern und Banditen werden zu Drachenhütern der verborgenen Schönheiten des Gebirgslandes. So kömmt es, daß die große Mehrzahl der Reisenden sich damit begnügt, die einladenden Formen der Bergketten, welche unter öfters wechselnden Namen die Heerstraßen, Wächtern gleich, umstellen, aus der Ferne zu bewundern, oder daß sie ihre Ausflüge auf wenige nahe gelegene Orte beschränken, zu denen gebahnte Wege führen und deren guter Ruf den Gedanken an persönliche Gefährde nicht aufkommen läßt.

Mit Hülfe der Eisenbahn von Neapel nach Kastellamare kann man die Tour nach Sorrento recht bequem in einem Tage machen. Von Kastellamare geht man zu Fuß, um sich des Schönen ganz zu erfreuen. Die Landschaft ist wirklich eine Reihe von Paradiesen, durch Schluchten und Felsmauern von einander geschieden. Die Haine der Orangen, Zitronen und Granaten beugen sich unter der Last ihrer Früchte, der Duft ihrer Blüthen erfüllt die Luft, und die Felsen sind mit dem üppigsten Grün bekleidet und geschmückt mit bunten Blumen. Bald starren sie empor als Pyramiden, bald als schlanke Obelisken; bald bilden sie Grotten, oder weite Zelte, ausgeschlagen mit farbigem Moos wie mit grünem oder violettem Sammet und goldenen Frangen[4442]. Auf jedem Vorsprung entzückt die Aussicht auf das Meer,

---

[4434] Zitat aus Ovids (43 v. Chr.–17 n. Chr.) „Metamorphoseon libri" XV, 710: „Und die gesegneten Höhn mit den edlen surrentischen Reben,…" (in der Übersetzung von Reinhart Suchier; 1823–1907).

[4435] Siehe hierzu S. 351, Anm. 1011.

[4436] Lat., „glückliches Italien".

[4437] Hiermit ist sicherlich Johann Wolfgang von Goethes Gedicht „Kennst du das Land? wo die Citronen blühn,…" aus dessen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre. – […]. – Zweyter Band" (Frankfurt a. Main u. Leipzig: [J. F. Unger] 1795), S. 7f. gemeint.

[4438] 1 Miglio entsprach im Königreich Neapel 1,4866 km.

[4439] Lat., „das Vorgebirge Minervas", heute Capo di Masso.

[4440] Lat. Stabiae, heute Castellammare di Stabia.

[4441] Lat., „unerforschtes Gebiet".

[4442] Veraltet für Fransen (viell. von frz. la frange, die Franse).

auf den Golf von Neapel mit dem rauchenden oder flammen speienden Vesuv, auf die lebenden und todten, die blühenden und begrabenen Städte an seinem Fuße. Zuweilen sind die Felsmassen hinabgerollt ins Meer und bilden kleine Inselchen, um welche her Barken mit dem Fange von Springkrebsen und Schaalthieren beschäftigt sind, die sich in jener Spalten flüchteten.

Sorrento selbst prangt mit seinem Kastell gar schön auf hohen, von tiefen Schluchten zerrissenen Felsen. Das Städtchen ist ein Labyrinth von engen, unregelmäßigen Straßen, deren Häuser sich oft durch Arkaden, welche von einer Seite zur andern reichen, einander stützen. Die größern Räume in denselben sind zum bessern Schutz gegen die häufigen Erderschütterungen gewölbt und die Kirchen und andere Hauptgebäude durch dicke Strebepfeiler gestützt, die nichts desto weniger durch die Menge Spalten und Ritzen erkennen lassen, wie unzuverlässig der Schutz ist, den diese Waffen gegen die Gewalten der unterirdischen Erdgeister gewähren.

Sorrento ist uralt. Viele Häuser stehen noch auf römischen Substruktionen. Außer einigen schönen Säulen, welche die Altäre von ein Paar Kirchen zieren, sind jedoch keine der Alterthümer sehenswerth. Die Stadt erlag schon im 5ten Jahrhundert der Zerstörungswuth der nordischen Völker und ward im 9ten Jahrhundert von den Sarazenen[4443] wiederholt verwüstet; auch die Erdbeben trugen dazu bei, sie ihres alterthümlichen Schmucks zu entkleiden. – Dauernder ist ihr Ruhm, ein Lieblingssitz der Musen zu seyn, die einen Kranz von Namen um Sorrento geflochten haben, der nie verwelken wird. Tasso[4444], Petrark[4445], Boccaz[4446] schrieben in Sorrento unsterbliche Werke; Salvator Rosa[4447], Spagnoletto[4448], Lanfranco[4449] und Caravaggio[4450] hatten daselbst Werkstätten; Domenichin[4451] und Guido Reni[4452] suchten hier, nachdem sie ermüdet den Pinsel niedergelegt hatten, ein Asyl am Busen der herrlichsten Natur. So ward Sorrento für Poesie und Kunst ein heiliger Ort, und manche Fakkel ist hier angezündet worden, welche das Menschengeschlecht noch erfreuen, erwärmen und erleuchten wird in späten, kommenden Zeiten. –

[4443] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65. Zwar hatte Sorrent 846 und 849 als Verbündeter an den Schlachten gegen die Sarazenen bei Licosa und Ostia teilgenommen, von einer Zerstörung der Stadt durch diese ist jedoch nichts bekannt.

[4444] Der Dichter Torquato Tasso (1544–1595).

[4445] Francesco Petrarca (siehe hierzu S. 101, Anm. 215).

[4446] Giovanni Boccaccio (1313–1375).

[4447] Der ital. Zeichner, Maler, Dichter und Schauspieler Salvator Rosa (1615–1673).

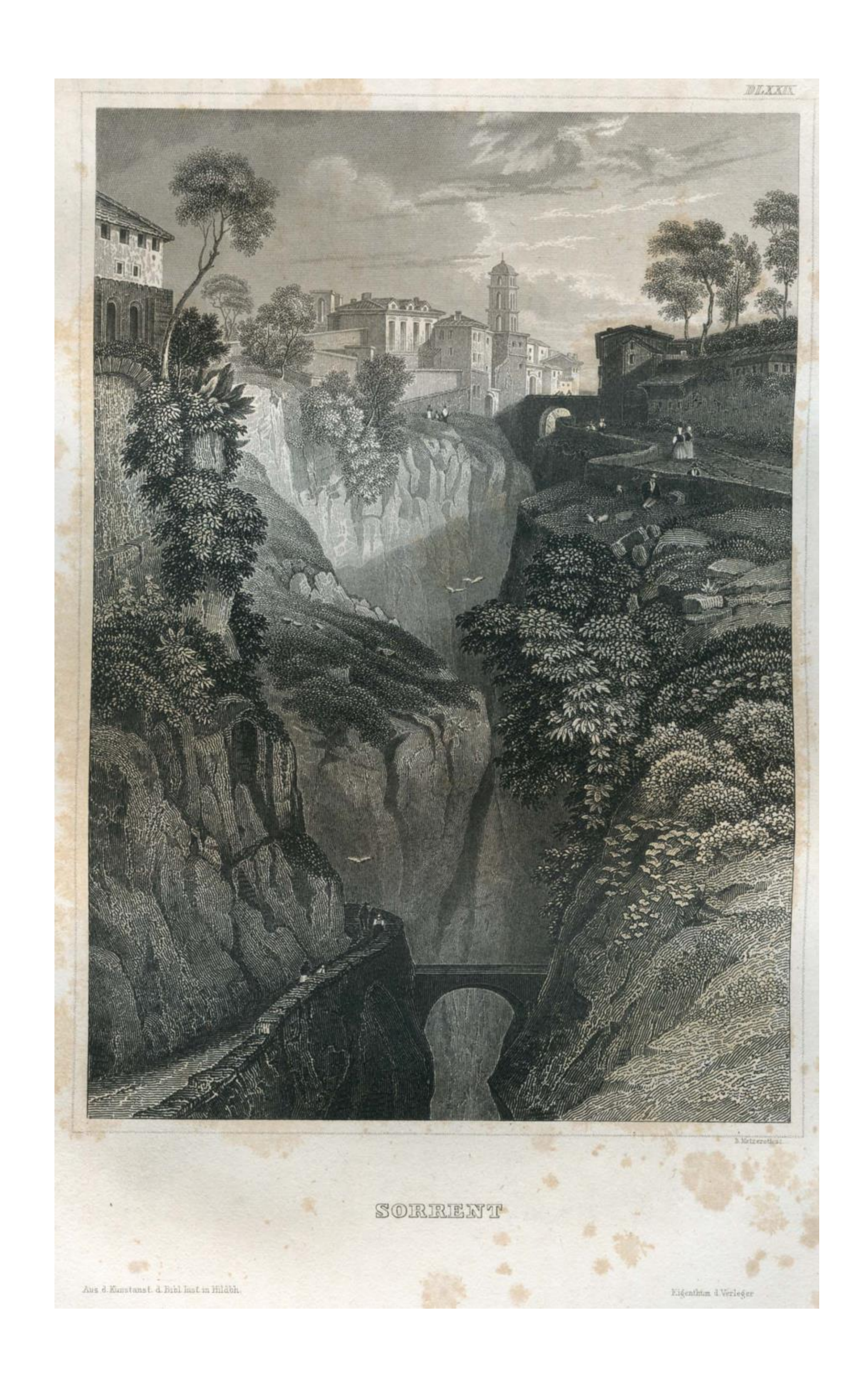
[4448] Der span./ital. Maler Jusepe de Ribera, genannt „lo Spagnoletto“, der kleine Spanier (1591–1652).

[4449] Der Maler Giovanni Lanfranco (1582–1647).

[4450] Michelangelo Merisi, genannt Caravaggio (1571–1610).

[4451] Der Maler Domenichino (1581–1641).

[4452] Der Maler Guido Reni (1575–1642).


DLXXIX
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

SORRENT

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 76f.

DLXXXIX. Linz[4453].

Ein Bild aus dem gelobten Lande Oesterreich. Ja, gelobt bist du, herrliche Austria, die du, in der Fülle des irdischen Guts, kühn aufgehoben hast das dunkle, begeisternde Auge nach höhern Welten, und muthiger als viele andere deiner Schwestern, mitsangst den gewaltigen Choral, dessen feierliche Töne an das Gewölbe des Himmels schlagen, unserm Volke eine neue Zeit verkündigend. Von deinen Lippen strömte der Heldengesang der deutschen Revolution am kräftigsten, in den Herzen der Oesterreicher glüht ihr elektrisches Feuer am beständigsten, und es wird, wenn die Zeit gekommen ist, daß die Gewitterwolken sich entladen, in den furchtbarsten Blitzen herabfahren, niederschmetternd mit seinen Donnerkeilen Alles, was der Revolution feindlich entgegensteht. Wo geworfen ist der Same, aus dem das neue Volksleben sprießt, auf solchen Boden, wie in Oesterreich, da geht er auf und trägt Frucht und träte ihn des Despotismus eiserner Fuß auch zehnmal nieder. Menschwerdend ist das göttliche Prinzip der Volkshoheit in den Kreis der deutschen Stämme getreten, und wenn auch augenblicklich die Gewalt seine Anwendung hindert, so wird doch Nichts die Nation ablenken von ihrem Wege, der unausbleiblich zum Sturz der Alleinherrschaft und zur Selbstbestimmung ihrer Geschicke führt. Mit Pulver und Blei kann man wohl den Leib vertilgen; aber damit richtet man nichts aus gegen die Ideen, welche als Revolutionsprediger von Gedanken zu Gedanken ziehen und aller Belagerungszustände, aller Heere, aller Kanonen, aller Windischgrätze und Jellachiche[4454] spotten. Trage denn, Austria, stolz und hoch das Haupt; denn nicht nur die Hoffnung ist dein, auch der gewisse Sieg. Wenn die giftigste der Schlangen drei Mal sich gehäutet hat, so stirbt sie. Und deine häutet sich aber jetzt zum dritten Male.[4455]

Linz, im deutschen Lande „ob der Ens"[4456] die blühende Hauptstadt, ist gelegen im breiten, reichen Donauthale und nimmt sich von allen Seiten mit seinem Schloß auf der Höhe und seinen vielen Thürmen recht freundlich aus. Helle Straßen, schmucke Häuser, stattliche Plätze, das frohe Leben und die Rührigkeit überall, bestätigen, was man von dem allgemeinen Wohlstande der Linzer hört; aber das Schönste und Beste ist das Volk selber, ein scharf ausgeprägter, ächtdeutscher Menschenschlag, schön geformt und kraftvoll, unter unsern Stämmen einer der edelsten und eine Zierde für die ganze Nation. Herzlichkeit und Biederkeit ist des Oberösterreichers gemeinsame Lebensgabe, und mit diesen Eigenschaften verbindet sich bei den Linzern Bildung und Gesinnungstüchtigkeit. Die Schönheit der Linzer Frauenwelt ist sprichwörtlich, und dazu gesellt sich nicht selten jene geistige Anmuth, welche mehr als die reizendste Körperform fesselt.

Linz ist römischer Gründung und erscheint in der Karolinger Zeit zuerst als Zollstätte wieder. Furchtbare Schicksale hat die Stadt ertragen, und viele Stürme des Kriegs, der Belagerung und der Er-

---

[4453] Lat. Lentia.

[4454] Die Generale Alfred I. zu Windisch-Graetz (1787–1862) und Joseph Jelačić von Bužim (1801–1859) hatten den Wiener Oktoberaufstand (6. bis 31. Oktober 1848) niedergeschlagen.

[4455] Hier übertreibt Joseph Meyer, denn Linz spielte alles andere als eine herausragende Rolle während der Revolution von 1848/49.

[4456] König Ottokar II. Přemysl von Böhmen (tschech. Přemysl II. Otakar; ca. 1232–1278) hatte während seiner Herrschaft 1254 im Frieden von Ofen und 1261 im Frieden von Wien den zur Steiermark gehörenden Traungau von dieser abgetrennt und daraus das „Fürstenthum ob der Enns" geschaffen. Historiker bezeichnen die Jahre 1254/1261 als Geburtsjahre des Landes ob der Enns, das heutzutage im Wesentlichen dem österr. Bundesland Oberösterreich entspricht (im Gegensatz zu Österreich unter/nieder der Enns, dem heutigen Niederösterreich).

oberung zogen über sie hin in so langer Zeit: – niemals ist aber ihr städtisches Leben ganz erloschen und in neuerer Zeit hat es sich auf das Freudigste entfaltet. Die Belagerungsnacht, die sie jetzt umfängt, ist nur ein schlechter Fastnachtsspaß. Der Linzer lächelt darüber, denn er weiß: wenn der Fasching da ist, ist Ostern nicht weit.



LINZ
an der Donau

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. 107-113.

DXCVI. Karlsbad[4457] in – –.

– – in Deutschland, wollte ich schreiben, aber die Feder verweigerte den Zug. Warum denn? Haben plutonische Kräfte die Erdrinde gespalten, die deutschen Länder in Stücke zerrissen und die Volksfetzen auseinander geschleudert? Ist Deutschland in Trümmer gegangen? Ist die Gesellschaft ins Chaos zurückgeworfen? War es eine Fiktion, daß eine deutsche Nation bestanden? Sind wir hinabgesunken in den Naturzustand, welcher das Dagewesene verleugnet und keine frühere Uebereinkunft mehr anerkennt? Ist das große Volk der Germanen, welches als Träger der neuern Kultur auf dem Kothurn[4458] durch das Jahrtausend schreitet, in fauler Zersetzung begriffen? Zwingt die Auflösung die Atome zur Trennung und zum Eingehen in neue Krystallisationen? Oder hat der zürnende Jehova[4459] seine Blitze auf die deutsche Eiche geschleudert und die Aeste von dem Stamme geschlagen? Nichts von alle Dem! Nicht titanische Gewalten haben die deutsche Erde zerrissen; nicht das Feuer des Himmels hat den deutschen Völkerstamm zerbrochen: – nein, Männer, sonst hochgehalten, sind auf das Katheder der Paulskirche gestiegen und verkündigen:

„Der Bürgerhut taugt nicht für's deutsche Volk,
Die schwere Kaiserkrone muß es tragen!"[4460]

Und auf die Gefahr hin, daß Das, was Eins war und zusammengewachsen seit zwei Jahrtausenden, fortan gespalten sey, und du, großes, deutsches Volk von 45 Millionen, verblutest unter dem Kaiserschnitt, wird der Erbkaiser der Deutschen zur Welt gebracht.

Tiefe Ironie des Schicksals! Die Glocken, mit welchen man am 28. März[4461] vom Thurme des alten Kaiserdoms die Frankfurter Todtgeburt als eine lebende dem Volke verkündete, haben den zweiten Akt der deutschen Revolution eingeläutet. Daran hat Keiner gedacht von Denen, welche die Läuter bestellt haben!

O ihr Verblendeten! Zu glauben, Friedrich Wilhelm IV.[4462], der Mann, an dem die ewige Gerechtigkeit schon einmal ihr Gericht geübt hat, der Mann, der am 19. März vor einem Jahre öffentlich Buße that vor dem Volke, wie Kaiser Heinrich IV.[4463] vor Gregor VII.[4464], der Mann, welcher, auf dem Balkon seines Schlosses stehend, den Hut ziehen mußte vor den ihm zur Schau gelegten Leichen seiner Bürger und Vivat rief den befreiten Polen, die gegen seine Garden gekämpft hatten, – dieser Fürst, den die deutsche Revolution vor der Welt demüthigte, wie keinen der Monarchen, und der die ganze Wucht der Volksallmacht und den blitzschnellen Wechsel von Königsgewalt und Königsohnmacht ertragen hat: dieses „gebrannte Kind dieser Zeit" werde der Revolution die Hand zum ehrlichen Bunde reichen!

[4457] Tschech. Karlovy vary.

[4458] Siehe hierzu S. 299, Anm. 827.

[4459] Siehe hierzu S. 86, Anm. 174.

[4460] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[4461] Die „Verfassung des Deutschen Reiches" konnte zwar am 28. März 1849 verkündet werden, sollte jedoch niemals in Kraft treten.

[4462] Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184).

[4463] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[4464] Der berühmte „Gang nach Canossa" des dt. Königs Heinrich IV. (siehe hierzu S. 319, Anm. 888).

Nein! Der Hohenzollern, welcher erst noch vor wenigen Monden sein keckes *Va-Banque*-Spiel gewonnen hat, durch das sich der Erniedrigte auf den Standpunkt wieder erhob, von dem er als Herrscher das stolze Wort jetzt redet:

> So viel gab ich dem Volke Gewalt, als mir eben genug dünkt,
> Mir nichts nehmend, ihm nichts gebend an Macht.
> Gnade ist Alles, was ich verleihe, und Gnade ist's,
> Wenn das Verliehene meinem Volke verbleibt.
> Also steh' ich, von Gottes Gnaden ein König, mit kräftigem Schilde
> Schirmend und schützend den Thron, wahrend mein göttliches Recht. –[4465]

kann nie den Gedanken hegen, der Schildträger der Volksherrlichkeit zu werden.

(Einige Tage später geschrieben.) Was Vermuthung war, ist That geworden. Der Hohenzollern hat die dargebotene deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen[4466] und die Volks- Boten mit Fußtritten zurückgeschickt. Die Kränkung war groß für die Männer, viel größer für die Nation. Die Lektion war gallenbitter, aber sie war nöthig, und die mitgebrachte Lehre:

> „Was aus der Empörung entsprungen, such' nie der Fürsten Gesellschaft;
> Immer dem Volke allein schließ' es mit Treue sich an;"[4467] –

wird fortan beherzigt werden.

Nun aber? – Komm, heiliger Geist, weit geöffnet stehen die Pforten des Tempels, ziehe ein und richte die gedrückten Seelen, wie einst die der Jünger des geschiedenen Meisters, auf! Noch ist Alles zu retten, und zu retten durch dieselben Männer, durch deren Schuld wir Alles zu verlieren in höchster Gefahr sind. Wir stehen am Abgrund. Ein Schritt noch auf dem bisherigen Wege des Verderbens und – das Verderben ist vollendet.

Umkehr! heißt der Rettungsruf. Wird aber die Nationalversammlung den sittlichen Muth haben, ihm zu folgen? Wird die verirrte Tochter der Mutter reuig in die Arme eilen, wie „der verlorne Sohn" in der Bibel[4468]? Wird sie, die von ihren mächtigsten Fürsten mit Füßen getretene, zurückkehren zu ihrem Ursprung und da Hülfe suchen, wo sie ihr niemals verweigert worden wäre? Wird sie, endlich sehend geworden nach so langer Verblendung, die Größe jetzigen Moments erkennen und einsehen, daß er gewaltige Entschlüsse und Thaten und ein sofortiges machtvolles Eingreifen in das Triebwerk der Arglist, ein rasches Zerreißen der Netze des Verraths gebieterisch fordert? Wird sie, ihres Irrthums klar, der Nation sich in die Arme werfen, und unauflöslich mit ihr vereint jetzt, in letzter Stunde, dem geschlossenen Phalanx[4469] der Könige gegenüber aussprechen das entscheidende Wort: Feststehend auf dem Rechtsboden der Revolution, durch welche die deutsche Nation die Selbstherrlichkeit sich errungen, und kraft der von ihr uns übertragenen Machtvollkommenheit brandmarken wir als Rebellion und Hochverrath jede Auflehnung gegen unsere gesetzlichen Beschlüsse, und erklären entthront und geächtet jeden deutschen Fürsten, der die von uns endgültig verkündigte Reichs-

---

[4465] Sarkastisch umgedichtete Distichen des Solon (griech. Σόλων; ca. 640–ca. 560 v. Chr.): „δήμῳ μὲν γὰρ ἔδωκα τόσον γέρας ὅσσον ἐπαρκεῖν, \ τιμῆς οὔτ' ἀφελὼν οὔτ' ἐπορεξάμενος \ οἳ δ' εἶχον δύναμιν καὶ χρήμασιν ἦσαν ἀγητοί, \ καὶ τοῖς ἐφρασάμην μηδὲν ἀεικὲς ἔχειν \ ἔστην δ' ἀμφιβαλὼν κρατερὸν σάκος ἀμφοτέροισι, \ νικᾶν δ' οὐκ εἴασ' οὐδετέρους ἀδίκως / So viel gab ich dem Volke Gewalt, als eben genug ist; \ Nichts ihm nehmend, und nichts Uebriges bietend an Macht. \ Auch für jene, die hoch und geehrt in der Schätze Besitzthums, \ Sorgt' ich, und jegliche Schmach wehrte von ihnen ich ab. \ Also stand ich mit kräftigem Schild und schützte sie beide; \ Keinem erlaubt' ich den Sieg gegen das heilige Rech)", Solon, 5,1-6. Bei der Vorlage dürfte es sich wohl um Karl Friedrich Borbergs (1800–1850) Ausgabe „Die Dichter des hellenischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken […]" (Stuttgart: K. Göpel 1842), 1. Bd., S. 242, gehandelt haben.

[4466] Am 3. April 1849.

[4467] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[4468] Lk 15,11-32.

[4469] Siehe hierzu S. 207, Anm. 583.

verfassung nicht anerkennt, oder ihren Vollzug verweigert, und entlassen das Volk, das Heer und die Beamten solchen Hochverräthers aller geleisteten Eide der Treue und des Gehorsams.

Wenn der Rath der deutschen Nation in Frankfurt in dieser schweren Stunde*)[4470] sich ermannen wird zu solcher Sprache, wenn den Männern der Paulskirche der Muth dazu heute in die Seele fährt, dann singe ihm Psalmen, mein Volk! denn dann ist deine Ehre, deine Freiheit, deine Größe, deine Herrlichkeit gewißlich gerettet! Dann – ja dann wollen auch wir, wir Millionen deutscher Männer, die wir den Gaukeleien, welche in Frankfurt getrieben wurden, mit Gram und Verachtung zugeschaut haben, Alles, was geschehen ist und alles Ueble, was man gethan hat in der unseligen Verblendung, zu vergessen trachten; dann stehen wir mit der Nationalversammlung wie Ein Mann, setzen Gut und Blut freudig für sie ein, mit ihr siegen wir, mit ihr fallen wir.

Und der Sieg – er würde uns dann gewiß nicht fehlen. Eine solche vereinte Masse von Muth, Licht, Recht, Kraft und Festigkeit könnte vom Standpunkt einer in ihren Grundfesten morschen und verrotteten Fürstengewalt, deren Arm die Faust der Nationalvertretung des Reichs bereits gelähmt hat, nimmer bezwungen werden. Ja, schon das entschlossene Aufheben dieser Faust würde die Renitenten zum Gefühl ihrer Ohnmacht bringen und sie zur unbedingten Anerkennung und Durchführung unseres Verfassungswerks nöthigen. Stark sind die Fürsten nur dann, wenn die Paulskirche schwach und feig ist, und ein 18. Brümaire[4471] ist nur dann in Frankfurt möglich, wenn sich die Nationalversammlung selbst aufgibt in der entscheidenden Stunde.

In solchem Falle ist aber auch nichts an ihr verloren, dann mag sie mit Kolbenstößen und Fußtritten heimgeschickt werden, bedeckt mit Schimpf und Schmach, beladen mit dem Fluche der verrathenen Nation, begleitet vom Hohngelächter der Welt füllend in der deutschen Geschichte das schlechteste Blatt: – ein Blatt ihrer ewigen Schande.

Vom östlichen Gehänge des Böhmerwalds windet sich der Teplbach[4472] durch eine tiefe Furche des Granitgebirgs zum Thal der Eger[4473]. Im Sommer wasserarm, wie alle Gebirgsbäche, schwillt er im Frühjahr, wenn die geschmolzenen Schneemassen in tausend Rinnsalen sein Bett suchen, oder die Gewitter ihre Fluthen von dem Gebirge wälzen, zu einem reißenden Strome an, der nicht selten Verheerungen anrichtet und das ganze Egerthal unter Wasser setzt. Nahe bei seiner Einmündung in die Eger, wo das Flüßchen zwischen hohen Ufern und steilen Felswänden in einem weiten Bogen um ein Vorgebirge rauscht, liegt der berühmteste der deutschen Kurorte, – Karlsbad, die Sehnsucht und das Ziel der Leidenden, der Ort, wo jährlich Tausende Genesung sich holen, oder Linderung ihres Wehes, oder ein letztes, stilles Ruheplätzchen der Erlösung finden. Auch mir ging an deinen Quellen die welke Blume der Hoffnung von Neuem auf – und in der Genesung eines edeln Weibes lehrtest du mich die Fülle des Erbarmens kennen, die für den Bedrängten in tiefer Lebensnoth bei der Allmacht wohnt. Darum sey mir dein Name, Karlsbad, für immerdar gepriesen! –

Karlsbad ist halb ländlichen, halb städtischen Ansehens. Dies geht aus seiner eigenthümlichen Lage hervor. An vielen Stellen ist die Thalwand, an welche sich die Häuser der Hauptstraße lehnen, so steil, daß die Giebel die Felsen berühren, und die Breite des Thalbodens verschmälert sich an manchen Stellen bis zu 130 Fuß. Am engsten ist der Grund bei der „obern Wiese“, wo das Flüßchen sich zwischen thurmhohen Felsen und den Steinwänden der „neuen Wiese“ durchdrängt. Außerhalb der Hauptstraße sind die Wohnungen einzeln, oder in Gruppen auf den Absätzen und Terrassen der beiden Thalwände hingestreut und mit freundlichen Gärten und Anlagen umgeben. Das Ensemble gewährt mit seinen waldbekränzten Höhen immer einen wohlthuenden Anblick, von welcher Seite man es auch betrachten mag.

Nicht weniger als siebenzehn vom vulkanischen Feuer erwärmte Heilquellen entspringen auf dem kleinen, von der Stadt bedeckten Raum. Sie treten aus Granitspalten hervor, deren Wände Kalksinterbekleiden. Dieser Sinter, marmorartig und buntfarbig, ist ein Erzeugniß der Quellen selber und wird

---

[4470] *) Geschrieben am 11. April.

[4471] Der Staatsstreich vom 18. Brumaire VIII (9. November 1799), bei dem die frz. Nationalversammlung aufgehoben worden war und das Direktorium – mit Napoléon Bonaparte an der Spitze – an die Macht gelangte. Dieses Datum wird als das Ende der Französischen Revolution angesehen.

[4472] Tschech. Teplá.

[4473] Ohře.

von den industriösen Karlsbadern zu allerhand hübschen Sachen verarbeitet, da er sich leicht schleifen und poliren läßt. Er bricht massenhaft beim „Sprudel“. Daher der Name „Sprudelstein“.

Der Sprudel ist von allen Quellen die berühmteste, wirksamste und ergiebigste. Ihre Temperatur ist auch die höchste: 60 Grad R[4474]. Das Wasser tritt dampfend, mit großem Geräusch, stoßweise und sprudelnd zu Tage und entleert sich unter einer zum Abziehen der Dämpfe in der Mitte offnen, von Säulen getragenen Kuppel in ein rundes Becken, aus dem den Gästen die Becher gefüllt werden. 200 Schritte vom Sprudel entfernt ist der Schloßbrunnen. Die Temperatur desselben ist 40 Grad R. Er wird erst seit einem halben Jahrhundert zur Kur benutzt. Etwas wärmer sind der Mühl-, der Neu- und der Theresienbrunnen (45 bis 50 Gr. R.). Sie sind seit etwa hundert Jahren in Gebrauch. Dem Sprudel an Temperatur sehr nahe steht der Bernhardsbrunnen[4475]; doch wird er, so wie der Spitalbrunnen[4476] und die Hygieiaquelle[4477] weit weniger benutzt. Andere Quellen sind noch gar nicht gefaßt, und da sie in dem Teplbett selbst entspringen, so werden sie nur durch die Dampfwolken kenntlich, welche von ihnen aufsteigen. An jeder der gefaßten und zur Kur benutzten Quellen sind für die Gäste bequeme Einrichtungen angebracht: – bedeckte Säulenhallen für Spaziergänger an Regentagen und gebahnte Wege ins Freie, die sich durch tiefe, schattige Waldgründe und an den Thalwänden mit ihren romantischen Felspartien hinziehen und sich stundenweit fortsetzen.

Alle Thermen Karlsbads sind – dies ist durch die neuesten Untersuchungen erwiesen – die verschiedenen Mündungen eines heißen Wasserstroms, dessen Kessel in jenen tiefen Räumen liegt, wo die Erdrinde sich noch im glühenden Zustande befindet. Je höher die Quellen zu Tage ausgehen, desto geringer ist ihre Temperatur. Die heißeste – der Sprudel – ist unter dem Teplbette gefaßt. Die Bestandtheile*)[4478] aller Quellen sind gleich und auch fast in gleicher Menge enthalten; nur die höhere Temperatur kräftigt die Wirksamkeit der heißesten. Ungeheuer groß ist das Volumen des heißen Wassers, das allen Quellen entfließt; man schätzt es jährlich auf 600 Millionen Kubikfuß, ein Quantum, das einen fünf Fuß tiefen See von 1 ½ Stunde Umfang füllen würde. Die Sprudelquellen allein stoßen in 24 Stunden 112,000 Eimer[4479] aus. Natur! wie verschwenderisch und überschwenglich bist du selbst in deinen kostbarsten Gaben!

Die Eigenschaft der heißeren der Karlsbader Thermen, alle ihnen ausgesetzten Gegenstände in sehr kurzer Zeit mit einem harten Sinter zu inkrustiren, benutzen die Matronen, welche den Kurgästen die Becher füllen, um Blumen, Früchte, Krebse, kleine Vögel, Blumentöpfe mit Pflanzen, Vogelnester etc. dem Spritzen des Sprudels auszusetzen, wodurch sie sich bald mit Sprudelstein überziehen und so die niedlichsten und wunderbarsten Versteinerungen bilden. Frische Pflanzen brauchen kaum 14 Tage zum Inkrustiren, viele andere Dinge noch kürzere Zeit. Die Fremden nehmen diese Sachen als Andenken mit, und den Erlös werfen die Frauen in eine gemeinschaftliche Kasse zur Unterstützung der Kranken und Schwachen ihrer Genossenschaft.

Die Heilkräfte der Karlsbader Wasser sind bekannt seit Jahrhunderten, ihr Ruf umkreist die ganze Erde und führt jedes Frühjahr die Leidenden aus allen Welttheilen und aus allen Zonen in großen Schaaren in das stille Thal. Und in der That sind ihre Wirkungen in vielen der hartnäckigsten chronischen Uebel wunderbar. In den meisten Unterleibskrankheiten, in denen der Leber und der Gekrösdrüsen und bei Hämorrhoidalstockungen übertrifft das Karlsbader Wasser an Heilkraft jedes andere Mittel. Nicht

---

[4474] Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (siehe hierzu S. 67, Anm. 104).

[4475] Die 1784 unter dem Bernhardfelsen (tschech. socha sv. Bernarda; benannt nach der 1706 hier errichteten Statue des Hl. Bernhard) entdeckte Quelle trägt heute den Namen Fürst-Wenzel-Quelle (tschech. Pramen Kníže Václav I).

[4476] Nach obiger Beschreibung könnte es sich hierbei entweder um die Mühlenquelle (tschech. Pramen Mlýnský) oder die ehemalige Neue Quelle (heute tschech. Rusalka) handeln, die beide bereits im 16. Jhd. entdeckt worden waren.

[4477] 1769 war der Schloßbrunnen entdeckt worden, der jedoch 1809 infolge eines „Sprudelausbruches“ versiegte; an derselben Stelle entsprang dafür die Hygieia-Quelle, die inzwischen aber wieder in Schloßquelle (tschech. Pramen Zámecký) umbenannt wurde.

[4478] *) Schwefelsaures, salzsaures und kohlensaures Natron, kohlensaurer Kalk, etwas Kieselerde und Eisenoxyd.

[4479] 1 böhm. Eimer = 32 Pinten = 128 Seidel = 0,9581 bayer. Schenkeimer = 61,453 Liter.

weniger wirksam zeigt es sich bei hartnäckigen Gichtleiden. Oft hebt es die ganze Krankheit; fast immer aber schafft es Linderung, schwächt des Uebels zerstörende Kräfte, oder bewirkt, daß die Zufälle Jahre lang schweigen. Merkwürdig ist auch die große Wirksamkeit der Quellen auf die tropischen Krankheiten. Jedes Jahr kommen Unglückliche aus Ost- und Westindien etc., die mit den fürchterlichsten Leber- und Milzkrankheiten behaftet sind, um hier das letzte Rettungsmittel zu versuchen, und viele kehren geheilt zurück.

Bei der Kur wird gewöhnlich mit den kühlern, gelinder wirkenden Quellen: – dem Mühl-, Schloß- oder Theresienbrunnen[4480], begonnen. Das drastischer wirkende Sprudelwasser fordert Vorsicht und sollte nur auf den ausdrücklichen Rath des Arztes getrunken werden. Die gewöhnliche Dosis einer Morgenkur ist für Erwachsene 10–15 Becher. Bäder dienen zur Unterstützung. Die Kurdauer ist gemeinlich 5–6 Wochen (im Juni und Juli). Als Nachkur gebrauchen viele Kranke Teplitz[4481], Franzensbad[4482], seltener Marienbad[4483], auf 14 Tage. –

Es ist ein ungezwungenes, großstädtisches Leben im Karlsbade, und die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Gegend, die Gemüthlichkeit und theilnehmende Freundlichkeit der Bewohner, die in jedem Kurgaste einen Pflegebefohlenen erkennen, wirken beruhigend, aufheiternd und versöhnend auf die Leidenden und tragen dazu bei, die Kur zu befördern. Schon das schmetternde Willkommen der Trompeten, welches jeden Neuankommenden von dem Thurme empfängt (ein uralter Gebrauch), hat was Gastliches, Festliches und macht einen frohen Eindruck. Am nächsten Abend grüßt gemeinlich das städtische Musikkorps durch ein Ständchen unter seinen Fenstern, und von den Hausleuten auf das Zuvorkommendste und mit Herzlichkeit bedient, mischt sich der Badegast ungenirt und unbeachtet unter das bunte Gewühl am Brunnen, der eine Welt im Kleinen, alle Raçen, alle Sprachen, alle Sitten, Religionen und Trachten, alle Stände, alle Völker um sich versammelt. Leicht fühlt man sich hier wie zu Hause, obschon Keiner zu Hause ist, und das Bedürfniß der Geselligkeit läßt die interessantesten Bekanntschaften knüpfen und gibt dem Scherz und Frohsinn Flügel. In den Nachmittagsstunden spielen Musikbanden auf verschiedenen Punkten der Promenade; Konzerte, Theater, Bälle, Reunions füllen die Abende aus. Aber am anziehendsten ist die Natur in den herrlichen Spaziergängen, welche den Kurort stundenweit umgeben, und wenn das Wetter weitere Ausflüge nicht begünstigt, so bleiben doch der Posthof[4484] und das Dorf Hammer[4485], Karlsbads Prater, immer zugänglich, auf dessen breiter Straße die eleganten Equipagen in langer Reihe hinrollen, während die Fußgänger auf schattigen Sandpfaden wandeln. In Hammer sammelt sich jeden Nachmittag eine zahlreiche Gesellschaft, die unter dicht belaubten Bäumen, oder schützenden Zelten, ihren Kaffee, oder Forellen, Butterbrod und Flaschenbier verzehren. An heitern Abenden eilt Alles auf die Wiese, lauscht da der herrlichen Konzertmusik und sucht Bekannte auf.

Obschon die Kurwelt immer die Haupteinnahmequelle für die Karlsbader bleibt (man schätzt die Summe, welche die fremden Gäste jährlich zurücklassen, weit über 1 Million Gulden[4486]), so sind sie doch auch recht gewerbfleißig und mehre Fabrikationszweige werden in seltener Vollendung hier betrieben. Die Karlsbader Stahlwaaren und Nähnadeln kennt alle Welt, die Erzeugnisse der Zinngießer, Glasschleifer, Ebenisten und Feintischler sind nicht minder schön und gut. Unthätigkeit gilt in Karlsbad für eine Schande und die Bettelei ist unbekannt. Treffliche Anstalten sorgen für die Arbeitsunfähigen und für die hülflosen Alten, und das Auge des Kurgasts verletzt nirgends der Anblick des Elends in Lumpen, das den Aufenthalt in so manchem anderen Kurort verleidet.

Ein Plätzchen besuchen wir noch, ehe wir Karlsbad verlassen – den Friedhof. Auch da ist eine Welt versammelt, die Pilgerschaaren der Erde von allen Völkern, allen Farben, allen Ständen. Hier leg-

---

[4480] Vielleicht die heutige Quelle Karl IV. (tschech. Pramen Karla IV.), die ebenfalls zu den im 16. Jhd. entdeckten Karlsbader Quellen zählt.

[4481] Tschech. Teplice.

[4482] Tschech. Františkovy Lázně.

[4483] Tschech. Mariánské Lázně.

[4484] Tschech. Poštovní Dvůr.

[4485] Neuhammer (tschech. Nové Hamry).

[4486] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

ten sie ihren Wanderstab für immer nieder. Diese kleinen Hügel kalter Erde, mit grauen und bemoosten, mit blinkenden und glänzenden Grabsteinen und den Inschriften aller Zungen: welche reiche Lebensblüthen schließen sie ein, die hier, fern von der Heimath und von allen Lieben, am letzten Abend welkten. Wie viel Schmerzensquellen entsprangen von diesen Grabhügeln fließend in ferne Herzen; wie viel Sehnsucht steckte auf denselben ihr Ziel hin! Wie viele Geister rufen diese Namen ins Gedächtniß, die ehrwürdig in den Zeiten stehen! Jeder deutsche Stamm findet da irgend einen bekannten deutschen Namen, den er liebt und ehrt und zu den besten rechnet – und jedes Volk findet hier den Aschenkrug eines edeln Landsmannes, der an den heilenden Quellen, statt der gesuchten Milderung seiner Qualen, ihr Ende fand im Schooße des ewigen Friedens. Um manchen Grabstein, der mit fremden, unverständlichen Schriftzügen den Betrachtenden anredet, siehst du Gruppen stehen; denn jeder herpilgernde Fremdling sucht die Gräber Derjenigen auf, die lieb sind seiner Seele, oder theuer seinem Herzen, und die Hand der Verehrung schmückt die Denkmäler jedes Jahr mit neuen Kränzen, oder pflanzt frische Blumen zu ihren Füßen.

DLXXXVI



G.&B. Metzeroth sc.

CARLSBAD

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Vierzehnter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1850.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 38-46.

DCXXI. Erlangen.

Gleichheit gehört zur Trias, welche die Zeit auf die Standarte der Menschheit geschrieben hat. Aus der Ungleichheit des Bürgers, aus der Ungleichheit der Völker ist das Elend der Erde erwachsen, wie es bei dem Einzelnen aus dem gestörten Gleichgewicht der Kräfte hervorgeht. Die ganze Natur liegt in stetem Kriege mit der Ungleichheit, und die Geltung des Gleichheitsgesetzes herzustellen und zu befestigen, wo es verletzt oder gelockert wurde, sind ihre Kräfte immerfort wirksam. Daher Ebbe und Fluth in Luft und Meer, daher Donner und Blitze, Stürme und Ueberschwemmungen, Erdbeben, Pest und Mißwachs. Sogar in die tiefen Räume des Himmels ist der Kampf gedrungen: zertrümmerte Planeten fliegen um die Sonne und der unregelmäßige Lauf der Gestirne zeugt von der Störung des Gleichgewichts im Weltall.

Für die Völker des westlichen Europa war von jeher die Ungleichheit in Gesittung und Bildung die fruchtbarste Mutter ihrer Leiden. Sie ist der Wall, welcher jeden Fortschritt zu glücklichern Zuständen hemmt; sie ist die Mauer, welche den Despotismus schirmt: – eine Mauer, stärker, höher, unübersteiglicher, als die chinesische; sie ist die Nährmutter aller volksfeindlichen Mächte; der Zauberring, welcher die letztern nach jedem Niederwerfen wieder aufstehen macht mit größerer Kraft; sie ist die Klippe, an der die Freiheitsregungen der Völker fortwährend scheitern; und diese Ungleichheit ist's, bei deren Betrachtung in jedem wahren Menschenfreunde die Hoffnung auf die Früchte von Katastrophen stirbt, welche uns in der nächsten Zeit bevorstehen. In dem unermeßlichen Abstand zwischen der Bildung jener erleuchteten Männer, welche den Völkern dienen als Wortführer und geistige Streiter für Freiheit und Recht, und der Masse des Volks selber liegt ein Abgrund, welcher unserer Zukunft die größten Gefahren bringt. Wo ist ein im Kampf mit dem Absolutismus und der Alleinherrschaft befangenes Volk in Europa, in dessen Masse ein vernünftiger Begriff von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorhanden, festgewurzelt und wirksam ist im Denken und im Handeln? Nirgends! Der Absolutismus wußte wohl, was er that, als er die Staatseinrichtungen überall so regelte, daß die Bildung immer nur Wenigen ein Bedürfniß und zugänglich wurde und die Masse des Volks auf Unwissenheit und Helotendaseyn[4487] angewiesen blieb. Friedrich II. schrieb am Rande eines Schulreformplans, der ihm vorgelegt wurde: „Es soll beim Katechismus und den 4 Spezies bleiben. Wenn ein Potentat seinen Bauern mehr lernt, so sägt der Narr den Ast selbst ab, auf dem er sitzt."[4488] – Diese Königslehre ist so alt, als die Monarchie selber. Mit dem Thun für's Gegentheil ist's nie rechter Ernst gewesen; Phrasen waren es meist, um die Leichtgläubigkeit zu täuschen.

Daher sehen wir, wo immer Volksfreiheit und Selbstregierung zur Herrschaft gelangen, daß der Steuerleute erste Sorge ist, den Volksunterricht zu reformiren und dem belehrenden Wort die Zunge zu lösen. Bildung ist jedoch kein Gut, das erworben wird über Nacht; sie ist kein Besitz, den man theilen kann unter Alle, wie Aecker und Wiesen, Haus und Geld, durch einen kommunistischen Machtspruch! Was der gebildete, wissensreiche Mann durch Lehrer, Bücher, eigenes Nachdenken, Umgang und Ideentausch mit andern Gebildeten in einer langen Reihe von Jahren errungen hat: seinen Schatz des Geistes, dieses Wissen und diese Reife, Richtigkeit und Schärfe des Urtheils über Begebenheiten, Menschen und Dinge: – das kann der in Unwissenheit geflissentlich auferzogene große Haufe nicht erlangen durch ein paar Jahre Zeitungs- und Bücherlesen, oder im Wirthshaus. Er hält sich vielleicht nach einem solchen Kursus für klug, weil er unklare Vorstellungen über Volksfreiheit und deren Rechte in sich aufgenommen hat; aber er ist so unfähig, als vorher, sich zum Vollbe-

---

[4487] Siehe hierzu S. 411, Anm. 1179.

[4488] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

wußtseyn dieser Rechte zu erheben, und der Muth zu einer besonnenen, beharrlichen, mit Opfern verknüpften Vertheidigung derselben ist selten bei ihm zu suchen. In seiner Einfalt leicht aufzuregen zu unbesonnenen Streichen und nur zu oft ein Werkzeug für Jeden, der ihm schmeichelt und seinen albernen Begriffen von Freiheit dreist das Wort redet, überläßt er hingegen den Patrioten, der muthvoll, fest und treu die Heiligthümer des Volkes in den Tagen der Unterdrückung und Gewaltherrschaft Schritt für Schritt vertheidigt, nur zu häufig theilnahmlos den Verfolgungen und wagt es oft nicht einmal, ihn durch Zeichen der Liebe in seinem Kampfe zu stärken. Wie vielen Männern, die sich ihm aufgeopfert haben, hat er durch gänzliches Vergessen Dornen aufs Haupt gelegt! – Der Stachel aber, der sie am meisten schmerzt, ist die Hoffnungslosigkeit. Wird die hereinbrechende Katastrophe Besseres thun, als – die Rache befriedigen? Wird sie zur Herrschaft der Freiheit und des Gesetzes führen? Wie Viele wagen es noch, das zu hoffen? denn die Rohheit begreift eine solche Herrschaft nicht und will nichts von ihr wissen. –

Demungeachtet soll das belehrende Wort nicht müde werden, wäre es auch eine Stimme in der Wüste. Gerade in solcher Zeit muß die Wahrheit alle Schminke und alle Halbheit von sich thun und verflucht sey die Hand, welche den Rand des Abgrunds, auf dem wir wandeln, mit Blumen bestreut! Die Sache der Freiheit ist eine so heilige Sache, daß ihre Streiter sich lieber dem Untergang weihen müssen, als den Sieg suchen durch ungerechte Waffen, oder durch ein Bündniß mit den unsaubern Geistern, welche ganz andere Ziele verfolgen. Ein unwürdiger Sieg würde an unserer Sache mehr verderben, als zehn Niederlagen. Nein, gerade jetzt, wo die Dinge getrieben sind auf's Aeußerste und das Schicksal des gesammten Vaterlandes am Scheidewege steht: gerade jetzt sollen alle Männer, welche nichts mehr und nichts weniger wollen, als die Herrschaft des Gesetzes im freien Bürgerstaate, jeden Zweifel über ihr Streben von sich weisen. Sie sollen erklären: „Wir wollen das Reich der Freiheit als ein Reich des Gesetzes; wir wollen es als ein Reich der Gerechtigkeit und der Gleichberechtigung, der Ordnung und Wohlfahrt für Alle: nicht aber als ein Reich der Anarchie und Gewalt; wir wollen es als ein Reich der Toleranz und Duldung für jeden Glauben und für alle Meinungen und Ueberzeugungen: nicht aber als ein Reich der Verfolgung für Andersdenkende; wir wollen es als ein Reich der Liebe: nicht als ein Reich des Hasses und der Rachsucht; wir wollen es als ein Reich des Friedens, der Verträglichkeit, der Einigkeit und der Freundschaft aller Völker: nicht als ein Reich der Zwietracht und des Kriegs, – und wir sind entschlossen, in jeglichem Kampfe, der kommen wird, das Kleinod, das wir erstreben, zu erobern mit reinen Händen und gerechten Waffen, oder – unterzugehen." –

Als die Geißel Gottes – Attila – in Rom eingezogen war, um Rom von der Erde zu tilgen, da trat ihm der römische Bischof mit dem Kreuze entgegen, und vor der Macht des Symbols der Liebe sank dem Verwüster das schon erhobene Schwert aus den Händen. – Als die Menschheit, angekettet an den sterbenden Polytheismus, in Fäulniß zu verderben drohte, da weckte Christus Liebeswort das frische Leben und sein Kreuzestod versöhnte das Schicksal mit der Schuldigen. – Sollte denn nicht auch jetzt das zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit mahnende Wort, wenn Jeder, der Fähigkeit und Beruf dazu in sich fühlt, das Apostelamt in seinem Kreise übt, wirksam seyn können? Vielleicht ist's vergebens; denn auf dem Meere der Leidenschaften gehen die Wogen thurmhoch, und im tobenden Sturm mag auch der kräftigste Zuruf ungehört verhallen. Den noch muß es versucht werden. Der pflichtgetreue Mann handelt nach dem innern Gebot, nicht nach dem Erfolge.

Völker eines Volks, Stämme einer Wurzel, Deutsche aller Länder! Söhne einer Mutter, geboren in einem Schooße, gesäugt an einer Brust, Ihr, die ihr einander jetzt gegenüber steht wie feindliche Brüder: – laßt das Schwert in der Scheide! Welcher höllische Wahnsinn will deutsche Völker in Streit gegen einander treiben, daß sie sich morden und verfolgen wegen fremder Interessen, oder wegen Meinen, Glauben und Hoffen? Warum, Preuße du, und du Schlesier, du Rheinländer, und du Mann aus der Mark und Westphalen, wolltest du dich mit dem Bayer, dem Franken, dem Schwaben schlagen, der mit gefalteten Händen zu demselben Gotte um die ewige Barmherzigkeit für sich fleht und um Freiheit und Ehre für das große Vaterland, zu dem auch du betest? Wendest du dich, Pommer und Mecklenburger, nicht auch gegen Osten zur aufgehenden Sonne und dankst der Güte des ewigen Weltgeistes, der deine heimathlichen Fluren segnet, eben so wie es der Hesse und Pfälzer thut, und wenn der frohe Thüringer aus seinen Bergen schaut und das Auge des Ewigen sucht in den Sternen und Gottes Stimme in

dem Donner des Gewitters; – und wenn der Holsteiner und Dithmarse der Verheißung lauschen in dem Brausen des sturmgepeitschten Meeres: – sucht dann der Tyroler und der Steiermärker nicht das Nämliche in der weiten, herrlichen Natur seiner Alpen? und horcht nicht mit denselben Gefühlen, wie jeder andere deutsche Mann, der Oesterreicher der Stimme Gottes in den Wogen seines großen Stromes und im Rauschen des Waldes: „Seyd einig und frei?“ Und wo, in welchem Winkel des Vaterlandes, fände ein solcher Zuruf nicht ein Echo, und welcher deutsche Mund sagte nicht dazu: „Amen! Amen! Ja, ja, so soll’s geschehen?“ Jede untergehende Sonne nimmt aller Deutschen Wünsche für das Vaterland mit fort und jede aufgehende Sonne bringt sie wieder. Die deutschen Stämme alle, ja **alle** mit einander wollen eins und dasselbe: Frieden in der Freiheit, und in der Einheit und Einigkeit der Nation gemeinsame Ehre und gemeinsames Glück. Wer ist’s, wer ist’s denn nun, der blutdürstig die Waffen schleift gegen verwandte Herzen? Wer ist’s, wer ist’s, der euch den Mordstahl reicht gegen die Brüder? Wer ist’s, wer ist’s, der Deutsche gegen Deutsche hetzt? Wer ist’s, wer ist’s, der unser herrliches Vaterland, das ein Paradies seyn könnte durch Gesittung, Freiheit und Frieden, zur Mördergrube macht durch Haß und Habsucht, und die Nation, welche, unter dem Wahlspruch: „PLURIBUS UNUM.“ das glücklichste, geachtetste Volk der Erde und das erste im Rathe der Nationen seyn könnte, zum unglücklichsten macht und zum Gespötte aller übrigen?! –

Auf jedem Blatte der Geschichte steht,
Auf jeder deutschen Stirn, in jedem Herzen
Die Antwort! – – –[4489]

Alles nationale Leid, alles deutsche Elend ist auf Eins zurückzuführen, auf die Uneinigkeit im Volke, und die Mutter dieser Uneinigkeit ist die Roheit des großen Haufens. Wo Erkenntniß die Masse des Volks durchdrungen hat, da hält es fest zusammen: denn Einigkeit macht stark; da ist die Tyrannei unmöglich: denn die Knechtung findet dann keine Werkzeuge. Nur ein unwissendes Volk läßt sich berücken und bedrücken; nur unter Unterwissenden haben Lüge und Arglist Spielraum, und nur ein solches Volk läßt sich über seine eigenen Interessen so sehr täuschen, daß es sich verführen und mißbrauchen läßt zu Allem, was seinem Wohle schadet; und ein solches nur läßt sich zur steten Uneinigkeit verhetzen und kehrt seine Kraft und sein Schwert gegen sich selbst. An einem solchen Volke gehet auch jede bittere Erfahrung, jede Warnung, jede Züchtigung, jedes Unglück früherer Zeiten verloren. Wäre das deutsche Volk nicht der Masse nach so roh und unwissend, niemals hätte es gelingen können, die kleinliche Eifersucht und den elenden Neid der Stämme und Stämmchen gegen einander zu der Höhe zu treiben, daß sie der Wurzel vergessen, welche sie Alle nährt und trägt und niemals wäre es möglich gewesen, die Glieder zum Groll gegen den Körper aufzustacheln, die Kinder zur Mißhandlung der gemeinschaftlichen Mutter zu verleiten, die Brüder zum Brudermord! Oder hätte es je dahin kommen können, daß man, wie es jetzt geschieht, die Nation nach den Weltgegenden abtheilt und von Interessen der Nord- und Süd-, der Ost- und Westdeutschen Völker spricht, als von so viel feindlich gespaltenen? So weit ist’s aber schon, daß die ebenbürtigen Söhne einer und derselben Familie nur noch in der gemeinschaftlichen Schande und in dem Unglück Aller die gleichen Rechte wieder finden! Dahin ist’s gekommen, daß Nord und Süd von ihren besondern Nationalheiligen sprechen und jeder seinen separaten Herrgott oder seinen separaten Teufel verehren mag! Man schimpft sich und klagt sich an; man verdammt sich wechselseitig und fühlt nicht, wie man sich dadurch nur der gemeinschaftlichen Verdammung würdig macht. Aller Spuk der vergangenen Zeiten, alle Verbrechen, und alle Schande, welche die deutsche Geschichte besudeln, sind schon wieder da, oder im Anzug; und was wir Alten schon einmal erlebt haben, das werden wir wohl noch einmal erleben müssen, das Allerabscheulichste: ich meine, daß Deutsche Deutsche erwürgen und brandschatzen deutsche Städte und verheeren deutsche Länder, und daß man dann Siegesfeste feiert und die Glockenthürme ihr Evohe[4490]! rufen und deutsche Priester Dankgebete an deutschen Altären stammeln und deutsche

---

[4489] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[4490] Griech. Εὐοῖ; Ausruf der Bacchanten (griech. Βάκχαι) zu Ehren des griech. Gottes Dionysos (griech. Διόνυσος).

Kirchen vom Lobgesang über den deutschen Brudermord erschallen! Dann wird Festtag seyn in der Hölle! Aber, deutsches Volk, wenn die Strafe deinem Verbrechen auf dem Fuße folgt und die Blitze des verhöhnten Weltenrichters dich in den Abgrund schmettern, dann sollst du auch nicht klagen; denn „Du hast's verdient."

Aber ich wollte Euch ja von der Eisenbahnfahrt nach Erlangen erzählen und hatte es rein vergessen. – Nun denkt mich in Plauen im Bahnhofe, wartend auf die Abfahrt. – – Horcht! Die Lokomotive keucht und in der nächsten halben Stunde überfliegt der Zug schon die sächsisch-bayerische Grenze, und wir sehen die Thürme von Hof. –

„Diese Landesgrenze hat eine doppelte Bedeutung," bemerkte ein Reisegefährte; „sie scheidet Nord- von Süddeutschland." Das eiserne Band klammert beide fest zusammen, erwiederte ich. Aber traurig ist's, daß man in dieser nüchternen Zeit für die Nothwendigkeit der Einigkeit zwischen Nord und Süd kein stärkeres Argument anzuführen weiß, als das schmutzigste, – den Handelsvortheil. Immerhin sind die deutschen Eisenbahnen stehende Proteste gegen die deutsche Uneinigkeit, obschon sie gegen den Bund von Hochmuth, Ehrgeiz, Habgier, Haß und Neid in den Stämmen und Fürsten, kaum etwas ausrichten werden. Wenn sich Süd und Nord zerfleischen wollen, so geschieht es doch. –

Ich sah hinaus auf die Landschaft. Erz- und Fichtelgebirge schicken ihre Ausläufer weit umher und furchen das Land in liebliche kleine Thäler, auf deren smaragdgrünen Matten mit den klaren Forellenbächen sich das Menschenleben seine Stätten gebaut hat. Dann und wann kommt ein Rittersitz zum Vorschein; meist aber sind es kleine Häuschen, die oft dürftig aussehen. Die Eisenbahn selbst steigt nie in den Thalgrund nieder. Sie zieht an den Gehängen hin, die Lokomotive fliegt über die Schornsteine fort mit ihrem langen Wagenschweif, über enge Waldschluchten hinweg auf hohen Brücken, oder an schwindelnden Abgründen vorüber. Straßen und Wege steigen in diesem durchschnittenen Terain bald auf bald nieder; manchmal sieht man sie neben den Bächen im Thale hinlaufen, manchmal sich mühsam den Berg hinan winden. Für den eisernen Strang aber mußte der Mensch eine Ebene bauen in dem Hügelland, und es ist ihm auf der einen Seite gut gelungen. Ueber Hof hinaus aber, wo die Wassergebiete des Rheins und der Elbe sich scheiden, da stürzt das Gebirge so steil zum Maingrund herab, daß die Herstellung einer Bahnlinie mit gewöhnlichem Gefälle unmöglich wurde. Sie geht an den Rändern kleiner Thäler so widerspenstig hinunter, daß keine Bauwerke helfen konnten, sondern die Bahn in Curven hinabgeführt werden mußte. Das ist die berühmte „Schiefe Ebene," auf welcher die Lokomotiven mit ihren Zügen unter dem Bangen der Reisenden 400 Fuß tief nach Schorgast hinunter rollen. Von da läuft die Bahn, an den Abhängen des Fichtelgebirges fort, ins Mainthal. Wunderschöne Aussichten öffnen sich auf dieser Strecke bald da, bald dort, bis die uralte Akropolis der weltberühmten Bierstadt Culmbach heranrückt und vor dem spähenden Auge das Frankenland seine Gauen aufthut. Dieses Franken ist ein gesegnetes Stück deutscher Erde voller Schönheit und Fruchtbarkeit, und die Romantik lugt von allen Höhen und Bergen. Klostertrümmer und Wallfahrtskirchlein stehen umher und die grauen Burgen gucken aus dunkelm Waldesgrün und erinnern an jene Zeiten, wo die reiche, fränkische Ritterschaft auf ihrer Reichsbank in Regensburg tagte und ihr Bund stark genug war, mächtigen Fürsten, die nach ihren Besitzungen verlangten, in langen Kriegen Widerstand zu thun. Fast alle Städte haben eine Veste zur Seite und Wälle und Mauern zum schirmenden Gurt; in ihrem Schooße aber blühen Handel und Wandel und lebt und webt ein tüchtiges Volk, die Enkel jener Bürger, welche die Künste pflegten im Frieden, aber wenn es galt, ihr Recht zu vertheidigen, mit Lanze und Schwert Schlachten schlugen, den tapfersten Rittern gleich, und alle Drangsal lieber duldeten, ehe daß sie ein Jota von ihrer Freiheit fahren ließen. Das wußten die Kaiser zu ehren mit Schenkungen, Verleihungen und Privilegien, und wenn sie des Landes Grenze betraten auf ihren Zügen gen Nürnberg, um Recht zu sprechen, oder Reichstag zu halten, da ritten ihnen die Bürger im Waffenschmuck voran und gaben ihnen das Geleit. – Bis Bamberg ist die Bevölkerung meist katholisch. Von da ab wiegt die protestantische über, und die Reminiszenzen jener Zeiten, da die Zollern als Reichsbeamte und Grafen auf der Burg in Nürnberg saßen, hielten im Volke Sympathien wach, welche erst die neuesten Begebenheiten ausgelöscht haben. Die anti-weißblaue, preußisch-deutsche Partei ist jetzt fast verschwunden vor den bittern Täuschungen und

Kränkungen, welche man in Potsdam so reichlich kredenzt hat, und jeder Franke fühlt es jetzt tief, wie nahe die Rettung Deutschland und der Wittelsbacher Größe lag, als in Berlin der 3. April[4491] so ewig denkwürdig für die Nation und das Haus Zollern endigte. – Wie stände es jetzt, wenn der Geist des großen Ahn[4492] in den König Max[4493] gelebt und er erfaßt hätte die Kaiserkrone, welche ein anderer Fürst so schnöde von sich warf? Aber das ist eben der Fluch dieser Zeit, daß sie mit ihren großen Schicksalslosen überall kleinen Menschen begegnete. Wäre Max der Mann gewesen, wie ihn die Zeit brauchte, dann hätte er das kostbare Kleinod sich nicht entschwinden lassen. Mit dem Kaisermantel angethan und getragen von der Begeisterung des mächtigsten Volks der Erde, hätte er dem Riesengang der Welt neue Bahnen angewiesen und dem Strom der Ereignisse einen neuen Lauf; und der Hyder[4494], die alle Anstrengungen für's Bessere lähmt, der hätte er den Kopf zertreten. – – Aber dann hätte König Max seyn müssen, was er nicht war, ein großer Mann und er hätte den Beruf in sich fühlen müssen, etwas zu werden, was er nie seyn wird, ein Mann des Volks. Mit dem freien deutschen Volke einig zusammenstehend hätte er Deutschland zum Schiedsrichter der Welt erhoben.

Das edelste Pferd verlangt stets den besten Reiter; Esel aber können auch Kinder besteigen. Wenn ich des Falls gedenke, daß die Kaiserkrone auf das Haupt eines Mannes mit engem Herzen und beschränktem Verstande gekommen wäre, dann danke ich Gott, daß es nicht geschehen, obschon mir das Herz bei dem Gang der Dinge aus tausend Wunden blutet. Unter einem Haupte, das kleiner gewesen wäre, als seine Krone, hätte Deutschland das schmählichste aller Schauspiele mit ansehen müssen. Wahrlich! unser Unglück ist groß, und unsere Schmach nicht minder: aber dem allergrößten Wehe und der allergrößten Schande sind wir doch entgangen.

Schon bei Bamberg ist die Eisenbahn aus dem Mainthal in das der Regnitz getreten, und sie bleibt in demselben bis Nürnberg. Vor Erlangen drängen sich Straße, Strom, Kanal und der Altstädter Berg so enge zusammen, daß die Bahn durch den Berg geführt werden mußte, und im weiten Bogen geht sie von da zur Stadt. Von diesem Punkte aus (demselben, welcher zur Aufnahme unseres Bildes gedient hat) gewährt Erlangen, inmitten eines weiten, wohlangebauten Thals und eines Kranzes von Dörfern liegend, einen überaus freundlichen Anblick. Das Innere der Stadt straft ihn nicht Lügen. Die breiten, reinlichen, regelmäßig angelegten Straßen und die stattlichen, meist steinernen Wohnungen in gefälligem, oft zierlichem Styl rechtfertigen vollkommen den Ruf Erlangens, eine der hübschesten Städte Deutschlands zu seyn. Aber stille ist's, fast zu stille. Die Bevölkerung (etwa 10,000) scheint noch kleiner, als sie wirklich ist, in dem weiten, großstädtischen Gewande.

Die Universität ist für Erlangen gegenwärtig der Angelpunkt des geistigen und materiellen Lebens. Sie ist eine Stiftung des fränkischen Fürstenhauses und wurde bald nach ihrer Gründung (1732) von Baireuth hieher verlegt. Spärlich dotirt und von der Regierung eher zurückgesetzt als begünstigt, hat sie sich zwar niemals zu großem Glanze entfalten können; den Ruf aber, den strengen Geist der Wissenschaft zu bewahren und tüchtige Männer zu bilden, sich allezeit erhalten. Zwischen Lehrer und Schüler herrscht hier ein Ton, der gegen den auf manchen großen Universitäten eingeführten vortheilhaft absticht. Dem Studenten öffnen sich die geselligen Kreise der Professoren, er findet in den achtbarsten Familien leicht Zutritt: und unter diesem wohlthuenden Verhältniß, das seine sittliche Bildung fördert, wird er manchen Gefahren entrückt, welche da am schroffsten hervortreten, wo der Student durch vornehme Abgeschlossenheit der Lehrer immer wieder auf den Umgang mit seines Gleichen hingewiesen ist.

[4491] Am 3 April 1849 hatte der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) die ihm vom Frankfurter Paulskirchenparlament angebotene Kaiserkrone abgelehnt.

[4492] Ludwig von Wittelsbach, genannt der Bayer (ca. 1282–1347), seit 1314 als Ludwig IV. römisch-deutscher König und ab 1328 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[4493] Maximilian II. (1811–1864), seit 1848 König von Bayern.

[4494] Siehe hierzu S. 719, Anm. 2242.

Die Universität Erlangen hat viele Männer gebildet, die als Sterne erster und zweiter Größe weit hin glänzen: Martius[4495], Steinheil[4496], Liebig[4497], Goldfuß[4498], Bischoff[4499] brachen in den Naturwissenschaften neue Bahnen, und ihr Ruhm geht durch die Welt. Schelling[4500] in Berlin, Osann[4501] in Würzburg und der Dichter Rückert[4502] sind auch Zöglinge jener Hochschule. Die glänzendste Wirksamkeit hat sie jederzeit in den Naturwissenschaften geäußert; da steht sie an der Spitze des Fortschritts; nur die theologische Fakultät verfolgt seit einer Reihe von Jahren, leider! die entgegengesetzte Richtung, und seine bekannteren Lehrer stehen als ächte Zionswächter auf der Bresche des orthodoxen Glaubens.

Die Fakultät sollte des Schicksals von Loths Frau[4503] eingedenk seyn. – Wo wird der Sieg bleiben? auf der Seite des Rückwärts oder des Fortschritts, der Finsterniß oder des Lichts? Was hat größere Dauer? die Hülle oder der Geist? Wenn das fortrollende Rad der Zeit über das Dogma, das die Orthodoxen so hartnäckig vertheidigen, längst zermalmend hinweggegangen ist, so wird die freie Christuslehre bestehen und die Nacht erleuchten mit hellem Kerzenlicht. Das Christenthum bleibt dem frischen Leben und dem Fortschritt treu, trotz den Zionswächtern und ihres Gleichen. Ob sie den Glauben zu einem Symbol des Unbeweglichen machen wollen oder zu einem Schwerte des Absolutismus, über den sie den Segen sprechen: – so fruchtet das ihrem Zweck so wenig, als das Wasserschöpfen den Danaiden[4504]. Christus war am Schmerzenslager der geknechteten, siechen Menschheit nie ein Bußprediger, der den Leidenden das Fegefeuer als Vorhof des Himmels zeigte, sondern ein Tröster voll Hoffnung und Ermuthigung, der ihren Blick inmitten eines Himmels voll Liebe, Licht und Seligkeit richtete. Die Thoren! Wandelt nicht jede Gegenwart auf den Gräbern der Vergangenheit? und sie wollen auf dem Schutt veralteter Dogmen stehen bleiben und hindern, daß er weggeräumt werde, um Platz zu machen zum Aufbau neuer Tempel? Das heißt nicht der Wissenschaft dienen, das heißt Todte galvanisiren.

Erlangen ist sehr alt; die Gründung der Stadt reicht in Karls des Großen Zeit hinauf, der überwundene Slavenstämme in diese Gegend versetzte. Neue, starke Lebenstriebe erhielt der Ort, als nach dem Widerruf des Edikts von Nantes[4505] Markgraf Christian[4506] die Stadt den aus Frankreich vertrie-

[4495] Der Erlanger Naturforscher und Ethnograph Carl Friedrich Philipp von Martius (1794–1868), der Friedrich Rückert (1788–1866) freundschaftlich verbunden war.

[4496] Der Physiker, Astronom und Pionier der Photographie Carl August von Steinheil (1801–1870), der von 1821 bis 1825 in Erlangen studiert hatte.

[4497] Der Chemiker Justus Liebig (1803–1873) hatte 1821/22 in Erlangen promoviert.

[4498] Der Paläontologe und Zoologe August Goldfuß (1782–1848).

[4499] Der Botaniker Gottlieb Wilhelm Bischoff (1797–1854), der von 1821 bis 1824 in Erlangen studiert hatte.

[4500] Der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775–1854) dozierte von 1820 bis 1826 als Honorarprofessor ohne feste Lehrverpflichtung in Erlangen.

[4501] Der Chemiker Gottfried Osann (1796–1866) wirkte während der 1820er Jahre (mit Unterbrechungen) mehrere Jahre als Privatdozent in Erlangen.

[4502] Der Dichter und Orientalist Friedrich Rückert (1788–1866) hatte von 1826 bis 1841 in Erlangen eine Professur für orientalische Sprachen inne.

[4503] Gen 19,26.

[4504] Die 50 Töchter des Königs Danaos (griech. Δαναός) von Argos, die alle – bis auf eine – auf dessen Anordnung in der Brautnacht ihre Männer töteten und dafür zur Strafe im Tartaros (griech. Τάρταρος) ein durchlöchertes Faß mit Wasser füllen mußten.

[4505] Vom 13. April 1598, das den Calvinisten Gewissensfreiheit sowie die freie Religionsausübung in der Öffentlichkeit gewährte; davon ausgenommen waren Paris und Umgebung sowie Städte mit Bischofssitz oder königlichen Schlössern. Das Edikt wurde am 18. Oktober 1685 von Ludwig XIV. widerrufen, was zur Auswanderung vieler Hugenotten führte.

[4506] Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth (1644–1712), seit 1655 Markgraf des fränkischen Fürstentums Bayreuth.

benen Protestanten als Asyl anbot. Sie erbauten die Neustadt und gründeten die Gewerbe, welche noch jetzt hier blühen: Spiegelfabrikation, Strumpfwirkerei und die Handschuh-Manufaktur, welche in ihrer blühenden Zeit allein tausend Hände beschäftigte. Veränderte Handelsverhältnisse und die Verstopfung gewohnter Absatzquellen haben die Fabrikthätigkeit jedoch in neuerer Zeit sehr geschmälert und dem früheren Wohlstand der Stadt tiefe Wunden geschlagen.


DCXXI
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

ERLANGEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 56-64.

DCXXV. Wittenberg.

Dort drüben, lieber Leser, wo das schlanke Thurmpaar über das Dach des Gotteshauses schaut, ist eine heilige Stätte des deutschen Landes. Dort lehrte Luther, dort liegt er begraben. Gottes Friede über die Asche des Apostels und des Helden!

Wenn ich sein gedenke, dann möchte ich niedersinken und zum Himmel rufen: „Komm' herab und rette!“[4507] Wenn ein Luther sein Volk um die heilige Fahne rief, wie schnell würde die Kraft von der Gewalt fallen! wie würden die Wechsler von ihren Tischen fliehen! wie würden die Throne erbeben, wie würden die Mächte des Widerstands verschwinden und in welcher Herrlichkeit würde dann erstehen ein Bau der Freiheit, des Friedens und der Ordnung! – Kein Luther da? fragt das Schicksal umher im Volke, in den Heerlagern, in den Parlamenten, in den Gerichten, in den Rathsstuben der Fürsten, unter den Fürsten selber; es fragt in den Palästen, es fragt in den Hütten; es klopft an die Thüre des Glücks, es winkt dem Unglück: aber stumm bleibt's überall, oder es werden ihm lose Reden. – Nur das Eine ist noch zu fragen – das Eine, was noch nicht da ist, aber kommen wird: das Chaos. – – – –

„**Fortbildung** ist das Gebot für alles Erschaffene“. – Die Sonne geht auf und unter und die Sterne versinken und kommen wieder, und die Sphären haben ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, denn in den leuchtenden Quellen des Lebens selbst ist Leben und Fortbildung. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe enträufeln den Sternen, wie die Thautropfen den Wolken, und umfangen die Erde kräftigend, wie die Nacht die Natur, wie der Schlaf die Menschen.

Weil aller Tod Geburt ist, so muß auch schon im Sterben sichtbar werden die Erhöhung des Lebens. Nicht der Tod tödtet, sondern das lebendige Leben, welches, hinter dem alten verborgen, nach diesem beginnt. Darum ist jede Geburt blos das Ringen des Lebens mit sich selbst zu höherer Vollkommenheit. Daß die Natur ein Leben durch den Tod vernichten könne, – ein solcher Gedanke streitet gegen die Vernunft, er widerspricht aller Erfahrung, aller Beobachtung, aller Forschung, er ist unverträglich mit den unabänderlichen Naturgesetzen, er ist der Gedanke des Unmöglichen.

Aber nicht blos das geistige Selbst jedes Menschen, die Seele, ist unsterblich, auch die irdische Wirksamkeit des innern, unsichtbaren Lebens kann keine Zeit, kein Tod vernichten, sofern dieses Wirken selbst des Lebens nicht entbehrte. Indem es die Zeit verwischen will, frischt sie es auf; und während es zu sterben scheint, zieht es in ein höheres, entwickelteres Leben ein. Was einmal eingetreten ist in den Kreis der Entwickelung, dem klebt auch die Ewigkeit an. Wären Tod und Vernichtung gleichbedeutend, so wäre ja das ganze Weltleben endlich, es wäre ein langer Akt des Sterbens und der Kreis der Schöpfung wäre ein geschlossener. Jeder Blick in dieselbe beweist aber das Gegentheil: Leben, Fortentwickelung, Ewigkeit stellen überall sich als unzertrennliche Begriffe dar.

Die Vergangenheit hat die Gegenwart geboren, und diese ist die Mutter der Zukunft. So zeugt die Vergänglichkeit der Zeit ebenfalls nur für die Unvergänglichkeit! Die Vernichtung trifft nicht einmal die Form; denn alle Form ist nur der Vorhang gleichsam, durch den eine unendlich vollkommnere Form verborgen wird, und der Keim, aus der sich diese entwickeln soll.

[4507] Zitat aus der 12. Strophe des von Andreas Gryphius (1616–1664) verfaßten Kirchenliedes „Von des HErrn JEsu Creutzigung“.

Was der Mensch auf Erden lebendig schafft und wirkt, hat ebenfalls Anspruch auf Unvergänglichkeit.

Es ist der erhabenste, der allerstolzeste, der allerbegeisterndste Gedanke, daß Jeder, welcher die große Aufgabe übernimmt, seine Brüder und Schwestern weiser und glücklicher zu machen, auch auf Erden ewig fortwirke; daß also auch seines Daseyns Spur auf Erden nie aufhören wird. Sey Apostel der Tugend durch Beispiel und Wort; sey Apostel der Wahrheit und der Freiheit; bekämpfe das Schlechte furchtlos; führe rastlos Krieg gegen Tyrannei und Unterdrückung: der Tod kann dein Werk nicht abbrechen; denn jede lebendige That trägt die Fortdauer in sich und keine Zeit stellt ihrer Entwikkelung Grenzen. Jeder große und tüchtige Mensch, welcher für die heiligen Interessen der Menschheit und für die Elemente der Gesittung streitet und wirkt, hat mit der Uebernahme seiner hohen Aufgabe die Ewigkeit an sich gerissen. Er hebt sein Haupt kühn empor gegen die finstern Gewalten, die ihm entgegen treten, er stellt sich vor seine giftigen, dräuenden Widersacher ruhigen Auges und spricht: [„]Ich bin ewig und ich trotze eurer Macht! Brecht Alle los gegen mich, ruft die Hölle zu eurem Beistand herauf, schäumt und tobt, hebt Schwert und Strang gegen mich und zermalmt in eurer Wuth meinen Körper zu Sonnenstäubchen: mein Wille allein mit seinen festen Vorsätzen wird kühn und kalt über euere Leidenschaften schweben und euern Zorn belächeln: denn ich streite unter den Augen Gottes, und je mehr ihr mich verfolgt, um so herrlicher ist mein Sieg. Mein Wirken ist dauernder, als ihr, denn es ist ewig.“ – So spricht er, und er weist auf Christus, den armen Zimmermannssohn, den sie vor 1800 Jahren als Rebellen an’s Kreuz genagelt haben.

„Im Martertod hat er’s vollbracht,
Das Kreuz hat ihn zum Gott gemacht!“[4508]

Jeder begabte Mensch kann sich auf Erden eine Unsterblichkeit schaffen, sobald er sich mit reifestem Willen und unverbrüchlicher Treue dem Dienste der Menschheit weiht. Die übersinnliche Welt ist keineswegs eine solche, welche der Zukunft ausschließlich angehört. Sie ist gegenwärtig und sie kann in keinem Punkte unseres Daseyns gegenwärtiger seyn, als in dem andern. Wir leben mitten in derselben; wir gehören ihr an, wir sind ihre Bürger. – Wenn diese Ueberzeugung doch alle Menschen erwärmte! Sie ist das Fundament der großen Vorsätze, des weithin wirkenden Strebens, sie bringt die großen Thaten zur Welt, sie trägt die großen Menschen. Wo sie die Seele durchdringt, da verliert das Erdenwehe seinen Stachel und der Leidenskelch seine Bitterkeit, Selbst der Tod bringt dann Freude; er ladet ja zum neuen, höhern Leben. Ein solcher Mensch sieht sein Wirken unverloren; durch seinen Tod wird es der Menschheit Erbe und seine weitere Entwickelung ist dadurch gesichert.

Das Saatkorn warfst Du. –
Die weiteren Mühen,
Das Wachsen und Blühen,
Das Reifen im Feld,
Das Streu’n über die Welt
Thut Gott dazu! –[4509]

sagte einst Spalatin[4510] zu Luther, und Luther antwortete frisch:

„Und der Teufel begießt’s,
Ob’s gleich ihm verdrießt.“[4511]

[4508] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[4509] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[4510] Der zu Spalt gebürtige prot. Theologe und Humanist Georg Burkhardt, genannt Spalatin (1484–1545).

[4511] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

Was Luther jetzt sagen würde? Wohl eben so; freilich in anderm Sinne!

Unaufhörlich sitzt die Geschichte zu Gericht, und das Richtschwert Gottes ist thätig ohne Unterlaß. – Jetzt werden die Sünden der Hohen und der Niedrigen zu gleicher Zeit heimgesucht. Die Schuld der Ehrlosigkeit, Feigheit, Wortbrüchigkeit und Leichtgläubigkeit unten empfängt mit der Schuld der Wortbrüchigkeit und Grausamkeit oben zugleich ihren wohlverdienten Lohn. Aufgeriegelt liegt das finstere Reich des Abgrunds vor uns; die dunkeln Mächte haben den Geist der Versöhnung, des Verständnisses und des Friedens in Blut ersäuft und die edlern Gefühle sind versenkt in die tiefsten Brunnen: – in einem Labyrinthe sind jetzt Beide, Regierungen und Volk, befangen, und die höllischen Mächte haben den Faden in Verwahr genommen, der einen Ausweg vielleicht noch zeigen könnte. Wann wird das Unglück der Zeit das Siegel nehmen vom Urtheil Gottes! Wie dieses lautet, das ahnen Alle; aber Keiner kann an den Vollzug denken, ohne daß jeder Nerv zuckt und jedes Haar sich sträubt! Welche Geister werden dazu berufen werden, welche Schrecken werden in ihrem Gefolge gehen!

Bis dieser Tag kommt, an welchem der Stab gebrochen wird über Glück und Leben von Hundert tausenden, – sind wir in der Lage der Verdammten, die ihr Urtheil kennen, und den Tag des Vollzugs ohne Gnadenhoffnung erwarten.

Oben die Hülflosigkeit; Halt und Steuer gebrochen; keinen Glauben mehr an sich selbst und an die Dauer des Daseyns; lebend von einem Tag zum andern; rathlos sogar für die nächste Zukunft, in Aengsten und Argwohn ohne Unterlaß und von Gewalthat zu Gewalthat, von Mißgriff zu Mißgriff taumelnd, um den Bestand in der Gegenwart nothdürftig zu fristen; im **Volke** aber das Vorgefühl der nahenden Umwälzung, ein Gefühl, welches jegliches Verhältniß dominirt. Alle Gemüther sind in höchster Spannung; empört sind die Herzen ob so vieler Täuschung, Lüge, Schmach und Arglist; Allwärts Trauer oder Entrüstung ob des Niedertretens des Rechts und der Verkümmerung der Freiheit; ob des Bruchs der heiligsten Schwüre und Zusagen; ob der Entäußerung der Ehre und Scham in den Verthältnissen Deutschlands gegen das Ausland; die Herzen sind vergiftet; der Unwille, der Haß, die Verachtung, das Mißtrauen und alle bösen Leidenschaften, die genährt werden von den täglichen Ereignissen und von der Maaßlosigkeit der Faktionen sind auf den höchsten Grad hinangetrieben, und Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit sind die bösen Geister, welche über den finstern Gewässern der Erwartung schweben. Jeder fühlt es, daß für menschliche Kräfte eine friedliche Lösung des schwindelerregenden Wirrsals unmöglich geworden ist. Alle Friedensmittel sind verworfen, keine Gewaltmaßregel hilft mehr; jeder Verstand wird vom Unverstand, jede Kraft von der Gegenkraft verzehrt, jede Bewegung durch die entgegengesetzte aufgehoben, und wo kluge Männer sich zusammenthun, um zu rathen, zerfließt jede Anstrengung in nutzlose Deliberationen[4512], wie beim Thurmbau zu Babel[4513]. Kommts auch einmal zu einem Entschluß, so fehlt ihm die Spitze – die That. Was haben die unter den schmerzhaftesten Wehen zur Welt gebrachten Zangengeburten: die Drei- und Vierkönigsverträge[4514], die Verfassungsentwürfe, die Minoritätsparlamente und Lakayenkammern, was haben die Galvanisirungs-Experimente an dem Cadaver „Bundestag“[4515], was hat der grandiose Akt der Einsetzung einer vollziehenden Centralgewalt gefruchtet? Alles dies hat auf die Autorität, die von der Volksachtung nicht mehr getragen ist, noch das Odium der Lächerlichkeit gelegt und von der Impotenz und Zerfallenheit den letzten Schleier hinweggezogen. Das Herz der Nation ist von solchen leidigen Experimenten gänzlich abgewendet; sie hat nach den Gespenstern der Todten nicht die geringste Sehnsucht. Wer aber meint, das Allerletzte, was allenfalls die souveräne Rathlosigkeit noch versuchen kann und wird, ein Fürstenkongreß nämlich, werde fähig seyn den durch und durch morschen, aus den Fugen gegangenen und auseinanderfallenden Bau zu halten und die faule Auflösung, die sich bereits in ihrem letzten Stadium befindet, ungeschehen zu machen: – der gibt sich dem Irrthum preiß. Gegen den Naturgang der Dinge ist die vereinte Gewalt aller Gewaltigen durchaus nichtig. Ein Fürstenkongreß hält die Katastrophe so wenig zurück, wie eine königliche Ordonnanz

[4512] Lat., Beratschlagung, Überlegung.

[4513] Siehe hierzu Gen 11,1-9.

[4514] Ironische Anspielung auf das am 26. Mai 1849 geschlossene Dreikönigsbündnis zwischen Preußen, Sachsen und Hannover, das der Gründung eines dt. Bundesstaats unter der Führung Preußens den Weg bereiten sollte.

[4515] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179 und S. 638, Anm. 1921.

einen heranbrausenden Meersturm. Der Umsturz kommt, sobald der Weiser auf der Uhr der Zeit die rechte Stunde zeigt, und die Stunde – naht. –

Wenn es mit der Gesellschaft auf einen Punkt gekommen, wie derjenige ist, auf welchem sich die deutschen Verhältnisse gegenwärtig befinden, dann ist es Zeit, daran zu denken, wie in frühern ähnlichen Perioden die Vorsehung handelte, um das gänzliche Verderben des Geschlechts in so zerütteten Ländern zu hindern und dem Verwesungsprozeß Grenzen zu setzen. Erinnern wir uns der Perioden, da die römische Welt, faulend von innen heraus, aus einander brach. Da öffnete sie den Völkerströmen des Ostens die Schleußen, und durch die Fluthen der Barbaren, welche sich über jene Welt ergossen, kam frisches, gesundes Blut in das stockende Leben und der schon dorrende Stamm schoßte, von andern Säften verjüngt, in großen, neuen Trieben. Zwar fließen jetzt die Völker-Brunnen im Orient nicht mehr so reichlich, seit die Kultur dort gelichtet hat das Dunkel des Urwalds und die Pflugschar die wilde Erde zähmte. Dagegen aber hat Columbus die Siegel genommen von den Pforten des fernen Westens und die andere Hälfte der Erde mit ihren überschwenglichen Gütern und Reichthümern der bedrängten Menschheit der alten Welt zum Asyl und zur Besitznahme geöffnet. Es ist dieß ein unermeßlicher Vortheil, welcher der Gesittung der Jetztwelt zu gute kommt; sie rettet dadurch ihren ganzen Bestand, sie überträgt ihn ohne Verlust in die neue Heimath und dort, das Leben des neuen Landes in sich aufnehmend und von ihm durchdrungen, wird sie, gleichsam verjüngt und mit frischen Kräften ausgestattet, die Stufenjahre[4516] zu immer höherer Vollkommenheit viel rascher durchlaufen, als es ihr in der alten Welt selbst bei der ungestörtesten Entwickelung möglich gewesen wäre. Dieses Fortwandern in die neue Welt, dieses Aufgeben des heimathlichen Bodens von den rüstigsten, lebenskräftigsten Theilen des Volks hat schon seit einigen Jahren viel dazu beigetragen, den Zerstörungsprozeß der deutschen Gesellschaft zu befördern. Jetzt aber, wo nicht blos in Hunderttausenden der Drang zur Auswanderung nach Amerika lebendig ist, jetzt, wo er die Masse des Volks erfaßt und in Millionen deutscher Familien der Gedanke wach geworden ist: in der neuen Welt sich ein neues Haus zu bauen und sich zu retten vor den Gräueln der Verwirrung und Barbarei, die das Vaterland bedrohen, ist die Auswanderungsidee das allermächtigste Element der Zersetzung geworden; – sie löst von Innen heraus alle Bande des alten Organismus auf. –

Deshalb – ich muß es immer und immer wieder sagen – ist es vergeblich und in der That thörigt, daß die Autorität sich abquäle, am Alten zu flicken und zu restauriren. Je eifriger sie sich dabei geberdet, je mehr beschleunigt sie die Auflösung. Alle Gewaltmaßregeln fügen der Agentien[4517] mehr zu denen, welche für die Zerstörung bereits in Thätigkeit sind. Die Zeit, wo sie die losgebundenen Volksgeister, in Eintracht mit den dynastischen Interessen, in die segenvolle Bahn höherer Gesittung und eines wahren Rechtsstaates hätte leiten können, ein Werk, zu dem sie ihre sittlichen Pflichten unaufhörlich mahnten und die Stimmen aller wahren Vaterlandsfreunde unermüdet, aber vergeblich, aufforderten, ist ein für allemal vorüber und sie mag nun beginnen, thun, zusagen, versprechen, was sie will, es hilft ihr nichts mehr, weil alles und jegliches Vertrauen in ihre Humanität, Gerechtigkeit, Treue und Redlichkeit aufs tiefste erschüttert ist. Man gesteht ihr zu, die Gewalt zu üben, so lange sie sie hat; man fügt sich ihr, so lange man sie nicht besiegen kann; man thut's mit Resignation; aber man thuts ohne Entmuthigung; denn man weiß, die Sündfluth kommt und die Sündfluth ändert's.

Alle Menschen, mit Ausnahme jener kleinen Faktionen, die sich vom Volke ausgeschieden haben, sind jetzt eines Sinns geworden und, sichtbar für Alle, die der Herr nicht geschlagen hat mit Blindheit, sichtbar für Alle, die Beobachtungsfähigkeit und Urtheil haben, schweben die durch den Zersetzungsprozeß der Gesellschaft verflüchtigten Geister umher und suchen gleichsam die Anfänge zu neuen Verbindungen! Gebt Acht, wenn sie im ersten Moment der Katastrophe sich niederlassen werden auf die Häupter dieser Zeit, wie sie reden werden mit feurigen Zungen! Gebt Acht, wie die Ideen der neuen Gesellschaft dann einziehen werden in alle Sinne und in alle Geister, gleich einem Contagium[4518], unwiderstehlich und unvermeidlich, um die Menschen zum neu begonnenen Werke zu weihen! Die größte und gefährlichste aller Thorheiten in solcher Zeit ist, sich mit Illusionen zu tragen, sich was weiß zu

[4516] Siehe hierzu S. 1121, Anm. 3439.

[4517] Lat., Wirkmittel.

[4518] Lat., Ansteckung.

machen, seine Wünsche zum Glauben zu potenziren und angesichts der heranziehenden Gefahr den Kopf in den Sand zu stecken wie der Strauß, um auszurufen: es ist keine Gefahr! Tausende, welche Pflicht und Beruf haben, die öffentliche Meinung darüber ins Klare zu setzen, werden jetzt, wo über der freien und furchtlosen Meinungsäußerung in diesen Dingen das Schwert der Gewalt schwebt, durch Furcht, Feigheit und Eigennutz bestimmt, ihre Ueberzeugung zurückzuhalten, oder sie zu fälschen; Viele, ja nur zu Viele, erröthen sogar nicht, das Gegentheil ihrer Ueberzeugung zu predigen, und diese Nichtswürdigen, welche an den heiligsten Pflichten zum Verbrecher werden, laden sich die schwere Schuld auf, Andere geflissentlich irre zu leiten, ihnen ein Vertrauen in den Bestand der Dinge einzuflößen, das sie selbst nicht hegen, und so ihre Nebenmenschen zu hindern, sich gegen die Gefahr zeitig zu rüsten. Sie bedenken nicht, daß sie dadurch vielleicht für Tausende Ursachen ihres Verderbens und Unglücks werden! Das ist nimmer ein rechter Weg! Gerade jetzt soll die Humanität ihre warnende Stimme, trotz der Gefahr, die daran haftet, unverdrossen fort und fort erheben, und sie soll namentlich den Leichtfertigen, welche ihre erwachenden Besorgnisse in Vergnügen und falschen Vorstellungen zu begraben suchen, das Mene Tekel[4519] an die Wand schreiben. Sie soll auch den Mächtigen zurufen ohne Unterlaß: „Es ist der Thorheiten unverzeihlichste, das große Schöpfungswerk dieser Zeit zu stören und sich zu unterfangen, mit ihren Ideen einen Streit auf Tod und Leben zu beginnen. In solchem Kampf hat noch Keiner gesiegt. Allezeit hat er die wilden, thierischen Kräfte den Ideen zur Seite gestellt und die Völker zu Gewaltthat und allgemeinem Umsturz hingedrängt, und stets hat er damit geendigt, das Schwertrecht gegen Die zu kehren, welche es zuerst angerufen. Alle Maßregeln zu gewaltsamer Aenderung der Gesetze, zur volksfeindlichen Interpretation des Rechts, zur Verletzung und Fälschung der Freiheit, zur Unterdrückung der Majoritäten, zur Mehrung der Heere als Werkzeuge solcher Unterdrückung, zur Steigerung der Abgaben, zur Minderung des Verkehrs u. zur Stockung des Erwerbs, auch jede Grausamkeit u. Verfolgung gegen Andersmeinende sind in einer solchen Zeit Sünden gegen den gesunden Menschenverstand; sie wirken aufreizend, nicht niederdrückend, auf das Volk und stacheln es zur Selbsthülfe auf. Ist es aber nicht ein verwegenes, frevelndes und leichtsinniges Spiel jederzeit gewesen, ein Volk zur Revolution zu treiben und es anzuweisen auf den Umsturz, um sein Recht zu wahren? Können das Regierungen vernünftigerweise wollen? Macht man sich aber jenes Strebens nicht schuldig, wenn man mit brutaler Strenge und Haß in das von den Ideen der Zeit bis ins Innerste aufgeregte Volksleben verletzend greift, wenn man dem Verlangen nach größerer Freiheit den Despotismus entgegensetzt, wenn man vor dem Gedanken nicht zurückschaudert, für den alten Staat, den abgelebten, das Herzblut von Millionen Bürgern zu vergießen, und – wenn er nicht anders zu retten wäre, – es darauf ankommen zu lassen, daß die Hälfte der lebenden Generation die andere Hälfte im Bruderkriege erwürgete? Deutsche Fürsten! Ihr zeigt auf die Pforte der Vergangenheit, als den Verschluß Euerer Rechte! Die deutsche Geschichte hat sie der Nation vorgehalten, das Volk hat sie gewogen, und es ist nicht seine Schuld, daß es gar manche zu leicht gefunden! Das Volk ist gerecht. Es ist mit seinen Dynastien aufgewachsen in vielen Stämmen aus einer Wurzel – und wie sie zusammen ausgedauert haben in den Stürmen der Jahrhunderte, davon weiß Jeder zu sagen. Jeder weiß, wie viele deutsche Fürsten in vergangener Zeit Muster waren ihres Berufs und welche Last des Segens auf ihrem Andenken ruht. Aber es hat auch für die Schuld ein Gedächtniß und die Verbrechen an der Hoheit, Ehre und Macht des Reichs, an der gemeinen Freiheit und am Recht der Nation begangen, leben frisch in der Erinnerung. Im Volke geht eine Vorstellung um, – ein Zeichen, auf das wohl zu merken ist; denn es wirft ein Streiflicht auf manche Erscheinung. Es heißt: Die alten Dynastien sind unterthan dem Naturgesetz, wie alles Menschliche; sie sind folglich altersschwach geworden, der Geist ihrer großen Ahnen beginnt sie zu verlassen, ihre Stammbäume hören auf zu grünen und jene hohe Volksidee, welche in ihnen verkörpert war, fängt an zu verschwinden. Wenn die Fürsten, ablassend von der Hoffahrt, in christlicher Demuth diesem Volksglauben Rechnung getragen und ihren Blick gerichtet hätten, nicht stolz auf die glänzenden Thronhimmel, sondern bescheiden auf die Erde: – es sähe wohl anders aus in Deutschland und wir ständen nicht an dem Rande eines Abgrunds, der Schuldige und Unschuldige verschlingen wird. –

[4519] Siehe hierzu S. 1354, Anm. 4211.

Doch die Sphinx[4520] sieht mich stumm an und lächelt, als wollte sie sagen: – „Gott naht ja, du kleiner Menschengeist, und die Wage ist schon erhoben." –

Ich sage es mit Trauer: Jedes Wort ist wohl „zu spät" und vergebens, und ich schließe diese Betrachtung mit den Worten Luther's:

> „Ich rede auch nicht, daß ich hoffe, die Fürsten werden's annehmen. Doch bin ich gewiß, daß Gottes Wort sich nicht lenken noch biegen wird nach den Fürsten."[4521]

Und weiter:

> „Ich habe nichts gethan; das Wort hat Alles gethan und ausgericht. Ja, hätte ich wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen bracht haben. Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele. Ich habe das Wort lassen handeln. Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen. Amen."[4522]

Und wenn ich daran den Wunsch hänge, daß ein solches Wort aus solchem Munde doch noch eine Stätte finden möge im Vaterlande: – sind dann nicht Wunsch und Hoffnung feindliche Geschwister? – – –

Wittenberg, die Wiege der Reformation und die Grabstätte der Reformatoren, gehört zur Trias der preußischen Elbfestungen. Der Schmuck seiner großen Zeit, die Universität, ist, seit Preußen die Stadt mit dem halben Lande von Sachsen abriß, aufgehoben[4523] – und das an ihre Stelle errichtete Predigerseminar gibt dafür keinen Ersatz. Das geistige Leben ist hier verödet, und von den Zeiten, wo die Fackeln der Wissenschaft in Wittenberg glänzten und ihr Licht über Europa verbreiteten, wo die Hörsäle zu klein waren und die Stadt zu enge, die Durstigen zu fassen, die zum Born des Wissens und der Glaubensfreiheit hierher strömten aus allen Ländern, ist blos die Erinnerung übrig. Die bürgerlichen Gewerbe sind schwach; sie haben gegenwärtig in der starken Garnison ihren Stützpunkt. Der Antheil an dem Elbhandel ist auch von keiner Erheblichkeit, und erst in neuester Zeit sind durch den Eisenbahnverkehr frische, wenn auch nicht reiche Quellen des Verdienstes hergeleitet worden. Die Bevölkerung zählt nicht über 10,000.

In der Universitätskirche, an deren Pforte der Augustiner 1517 seine 95 Theses gegen den Tetzelschen[4524] Ablaßkram schlug und damit dem allmächtigen Rom den Fehdehandschuh hinschleuderte zur Befreiung des Glaubens aus den ehernen Fesseln, die anderthalb Jahrtausende jedem Bestreben, sie zu zerreißen, gespottet hatten, – ruht die Asche Luther's neben der Melanchthon's[4525] und seiner Beschützer und Freunde, der Kurfürsten Friedrich des Weisen[4526] und Johann des Beständigen[4527]. –

[4520] Griech. σφίγξ; die Sphinx wurde bei den Griechen als ein geflügelter Löwe mit dem Kopf einer Frau, teilweise auch als Frau mit den Tatzen und der Brust einer Löwin, einem Schlangenschwanz und Vogelflügeln dargestellt.

[4521] Zitat aus „Martin Luther. – Sein Leben und Wirken geschildert von Dr. Ph. Christian Franz Gottlieb Stang [(1789–1836)], […]" (Leipzig u. Stuttgart: J. Scheible's Verlags-Expedition 1835), S. 215.

[4522] Dieses Zitat findet sich zumindest teilweise bei Stang, Martin Luther, wie S. 1464, Anm. 4521, S. 162.

[4523] Auf Beschluß des Wiener Kongresses von 1815 fielen drei Fünftel des Königreiches Sachsen, darunter auch Wittenberg, an Preußen. Im Jahre 1817 traf dann der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) die folgenschwere Entscheidung, die Wittenberger Universität aufzulösen.

[4524] Der Ablaßprediger Johann Tetzel (ca. 1460–1519).

[4525] Der dt. Reformator Philipp Melanchthon (eigentl. Philipp Schwartzerdt; 1497–1560).

[4526] Friedrich III., genannt „der Weise" (1463–1525), seit 1486 Kurfürst von Sachsen.

[4527] Johann der Beständige (1468–1532), seit 1525 Kurfürst von Sachsen.

Man hat vor einigen Jahren in Wittenberg dem Reformator ein Denkmal gesetzt[4528] von Stein und Erz. Das war verständig von den kleinen Menschen dieser Zeit, die, um das Große zu sehen, die Verkleinerungsbrille brauchen. – Liliputer! Den Luther denkmalen! Sie denkmalen wohl noch den Mohamed, den Confucius, Christus – den Herrgott selber! –

[4528] Das am 31. Oktober 1821 eingeweihte Denkmal für Martin Luther; die Figur war nach dem Entwurf von Johann Gottfried Schadow (1764–1850), der Baldachin nach dem von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) in Bronze gegossen worden.



WITTENBERG an der ELBE

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 65.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 89f.

DCXXVI. Autun in Frankreich.

Aelter als Rom ist Autun! – Von den Phocäern[4529] gegründet, dann als Bibracum Hauptstadt der tapfern Aeduer, dann *Augusto dunum* unter den Cäsaren bis Constantin[4530], der sie *Flavia Aeduorum* hieß, war sie vor zwei Jahrtausenden eine der volkreichsten Städte Galliens. Cäsar machte sie zum Mittelpunkt seiner Operationen für die Unterjochung des Landes, und als Hauptsitz der römischen Verwaltung füllte sie sich mit Prachtgebäuden an, deren Trümmer, obschon sie seit so vielen Jahrhunderten das Material zur neuen Stadt hergaben, noch jetzt von ihrem einstigen Glanze und römischer Größe zeugen. In jedem Theile Autuns findet man noch Ruinen aus der klassischen Vorzeit; von Theatern und Tempeln, von Palästen und Bädern, und au fast allen größeren Gebäuden sieht man Fragmente von Skulpturen, Inschriften, Tafeln, Säulenstücken etc. etc. Die alten Stadtmauern sind ein römisches Werk. Sie bestehen aus kolossalen Granitquadern und tragen vierzig Thürme. Die Thore sind römische Triumphbogen, mit Bildwerken geschmückt, und noch ziemlich erhalten. Bei ihrem Anblick denkt man an das welterobernde Volk, an Cäsar, seine Legionen und seine Siege.

Autun ist jetzt eine Landstadt Burgunds im Departement der Saone und Loire von 12,000 Einwohnern, welche der Rebenpflanzungen pflegen, die Hügel und Gelände bedecken, und den Schutt und die Trümmer einer untergegangenen Welt umranken.

[4529] Die Bewohner der antiken griechischen Stadt Phokaia (griech. Φώκαια; osman/türk. فوچا, Foça).

[4530] Kaiser Konstantin der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 121).



AUTUN

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 83-86.

DCXXX. Breslau[4531].

„Breslau ist der kostbarste Edelstein in Preußens Krone.“ So sagte Friedrich II., dessen Schwert ihn aus dem Habsburger Diadem gebrochen hat. Und seit der Zeit ist sein Werth nicht kleiner geworden. Keine einzige Provinzstadt in Deutschland hat ein solches Gedeihen und Wachsen. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges[4532] zählt Breslau 50,000 Einwohner; 1811 64,000; 1840 100,000; jetzt über 110,000, und so reichlich fließen hier die Ströme des Erwerbs, daß die Bevölkerungszunahme voraussichtlich noch lange Zeit fortdauern wird. Dazu kommt, daß Breslau als Sitz der geistlichen und weltlichen Oberbehörden, einer vielbesuchten Universität und anderer wissenschaftlichen Anstalten, als Sammelplatz schlesischer und polnischer Grundbesitzer, reicher Kapitalisten, Rentiers und Solcher, die den Rest ihrer Tage noch genießen wollen, was das Leben an Freuden beut, – und bei dem Luxus, welcher, von der Bildung verfeinert, im großen Styl sich hier zur Schau stellt, auch den kleinen bürgerlichen Gewerben reichen Gewinn bringt. – In wenigen Großstädten ist der Wohlstand so allgemein verbreitet, so fest begründet.

Die Stadt liegt am Zusammenfluß der schiffbaren Oder und der Ohle auf mehren kleinen Inseln, welche etwa 150 Brücken und Stege miteinander verbinden. An der eigentlichen Stadt (Alt- und Neustadt) hat das Bedürfniß einer in vierzig Jahren auf das Doppelt gestiegenen Bevölkerung vor jeder der sechst Thore eine Vorstadt gebaut, die ihre Arme nach allen Richtungen in's Land strecken. Jedes Jahr macht sie länger wachsen. Die Hauptstraßen finden in dem Markte, in der Mitte der Stadt, ihren Vereinigungspunkt. Regelmäßige Anlage, die Breite und Reinlichkeit der mit Trottoirs versehenen Straßen, die stattliche Bauart der meist steinernen Wohnhäuser, das thätige Leben überall und die bunten eigenthümlichen Trachten der Bewohner des Gebirgs und der nahen polnischen und galizischen Landschaften, – geben Breslau eine eben so anmuthige als anziehende Physiognomie, und lassen den Fremden ein Bild bürgerlicher Behaglichkeit und Tüchtigkeit gewahren wie er es kaum in irgend einer andern deutschen Stadt wieder findet. Die höhere Gesellschaft wird durch Geistesbildung und einen entwickelten Sinn für die Interessen der Humanität, für Kunst und Wissenschaft getragen, und auch der Ton in den mittlern Ständen gibt von der Verbreitung wissenschaftlicher und socialer Bildung ein vortheilhaftes Zeugniß. Die Breslauer Bürgerschaft hat an der großen Bewegung unserer Zeit immer den wärmsten Antheil genommen, und wie sie im Jahre 13 mit ächter Begeisterung Habe und Leben für die Ehre der Nation und zur Befreiung des Vaterlandes und ihres Königs[4533] aus dem fremden Joch darbrachte, so hat sie auch bei dem letzten Ringen der deutschen Nation aus nicht minder schmählichen Banden in der vordersten Reihe gestanden, und Tausende aus ihrer Mitte haben kühn ihr Leben dafür eingesetzt. Wenn nach der Restauration des alten Regiments, nach dem Verwelken so großer Hoffnungen, die Bourgeoisie sich beeilte, sich auf die Armesünderbank zu setzen, so hat sie eben nur das Das gethan, was ihrer Natur überall als das Angemessene erschien. Sie machte es in Breslau wie in Berlin, in Berlin wie in Wien, in Wien wie in Karlsruhe, in Karlsruhe wie aller Orten. Um die Ehre der Fußtritte, welche sie empfangen, hat sie noch niemand beneidet. Aber das Volk nimmt Akt von diesen Dingen – und Erinnerungstage bleiben nicht aus. –

[4531] Poln. Wrocław.

[4532] Siehe hierzu S. 643, Anm. 1931.

[4533] Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), seit 1797 König von Preußen und als Markgraf von Brandenburg zudem Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Auflösung im Jahre 1806 (siehe hierzu auch S. 1474, Anm. 4545).

Große, imposante, Kunstsinn und Geschmack befriedigende, Bauwerke hat Breslau wenig. Obenan steht sein Dom, 1170 vollendet; die schöne Liebfrauenkirche und die Kirche des heiligen Kreuzes sind Muster des deutschen Styls aus dem 13. und 14. Jahrhundert. In dieser Zeit wurde auch das Rathhaus[4534] gebaut und mit dem reichen Schmuck von Skulpturen und Bildwerken versehen. Der Hatzfeldsche Palast[4535] und das Palais des Grafen von Donnersmark[4536] imponiren durch Größe und Pracht. Das Universitätsgebäude ist im Zopfstyl[4537] des vorigen Jahrhunderts von den Jesuiten erbaut worden. Es nimmt den Platz der alten Burg ein, in der die Könige von Polen, von Ungarn und von Böhmen, die Kaiser und die Fürsten Oesterreichs oft Hof gehalten haben und zu Gericht saßen als Herren des Landes. Schlesien rang seit dem 11. Jahrhundert vergeblich nach Selbständigkeit, und Breslau, die Hauptstadt des Herzogthums schon seit dem Jahre 1000, war deshalb öfters der Schauplatz tragischer und blutiger Scenen. Mehrmals steckte die kriegerische Bürgerschaft kühn die Fahne der Unabhängigkeit auf, und Kaiser Sigismund[4538] ließ einmal (1421) 26 der Rädelsführer an einem Tage hinrichten. Grausamkeit hat jedoch noch niemals den Muth gebrochen, und Erbitterung der Gewalt niemals ein Gewinn. Nach jeder Züchtigung erhoben die wackern Breslauer, so bald sie bessere Gelegenheit ersahen, um so unerschrockener das Haupt, und sie setzten es endlich bei dem ermüdeten kaiserlichen Hofe durch, daß sie ihr Gemeindewesen fast unabhängig einrichten durften. Der Kirchenreformation[4539] öffneten die Einwohner die Thore und Herzen, ungeachtet ihre geistliche Oberbehörde, der Fürst-Erzbischof[4540], Himmel und Erde bewegte, um das Eindringen der Ketzerei und die Schmälerung seiner Kirchengewalt zu verhindern. Nachdem der größere Theil der Bürgerschaft seinen Abfall von der katholischen Lehre förmlich erklärt und das Lutherthum bekannt hatte, wurden die Katholiken vom Stadtregiment ausgeschlossen und dieß Verhältniß, sammt der Religionsfreiheit, trotzt der katholischen Oberherrschaft, auch in späteren Zeiten gerettet. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gelang es den unablässigen Bestrebungen Habsburg's, unter dem Beistand der Jesuiten, den festgewurzelten Protestantismus zu beengen. Die Jesuiten trugen den Zwiespalt in Gemeinde und Familien; der Hof aber hätschelte den aristokratischen Theil der Bürgerschaft und machte Adel und Geldsack seinen Interessen und Absichten dienstbar. Schlesien wäre demselben Verdummungssystem verfallen, wie Böhmen, hätte das Schicksal ihm nicht den Krieg gesendet; für das Volk war die preußische Eroberung eine Erlösung aus dem geistigen Kerker, eine Heilung vom erstarrenden Siechthum, eine Erweckung zu neuem Leben.

Friedrich's II. Adlerblick erkannte sofort im Handel die stärkste Basis für Breslaus Zukunft und Größe, und er that alles Mögliche, ihn zu spornen und zu vermehren. Er opferte selbst zu diesem Zwecke große Summen, ließ auf seine Privatkosten fremde Länder bereisen, um für die schlesischen Fabrikanten und Kaufleute neue und vortheilhaftere Absatz- und Bezugsquellen zu erforschen: er übernahm das Wagniß der ersten Versuchsgeschäfte, schickt Agenten in alle Welttheile, um durch Traktate den schlesischen Produkten die Einfuhr zu erleichtern; er suchte die unterirdischen Schätze des Landes auf, zog sie hervor aus ihrer Verborgenheit, kundschaftete alle Verbesserungen, welche der Holländer, Belgier und Normann[4541] in der Kultur und Aufbereitung des Flachses gemacht hatten, und führte sie

---

[4534] Siehe hierzu S. 1473ff.

[4535] Die von 1765 bis 1773 für Franz Philipp Adrian Fürst von Hatzfeldt-Gleichen-Trachenberg (1717–1779) errichtete Residenz. Das Gebäude wurde bis auf die Eingangspartie 1945 bei den Kämpfen um Breslau zerstört.

[4536] Das 1827 vollendete Palais an der Oder-Promenade, das wohl für den schles. Industriellen Carl Lazarus Graf Henckel von Donnersmarck (1772–1864) errichtet worden war. Es wurde wohl 1945 völlig zerstört.

[4537] Abwertende Bezeichnung für den im prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachteten Barock. Zur Universität siehe S. 1478ff.

[4538] Sigismund von Luxemburg (siehe hierzu S. 1292, Anm. 3949).

[4539] Johann Heß (siehe hierzu S. 1475, Anm. 4556), ein Freund Melanchthons (1497–1560), hatte erstmals 1523 in St. Maria Magdalena luth. gepredigt, und nach der Breslauer Disputation vom 20. bis zum 23. April 1524 in der Dorotheenkirche begann er in aller Stille, die Wittenberger Kirchenordnungen einzuführen.

[4540] Erst unter Kaspar von Logau (1524–1574), Fürsterzbischof seit 1560, gab es in Breslau erste gegenreformatorische Bestrebungen.

[4541] Hiermit dürften die Flamen gemeint sein.

ein; holte feinwollige Schaafheerden aus Spanien und verpflanzte sie in die schlesischen Berge und Thäler, und streute in dieser Weise die Saat aus zu neuen Reichthümern in einer Provinz, deren großartiges Gedeihen er als Hauptstütze seines Reichs betrachtete. Noch am Rande der Gruft forderte er seinen Nachfolger auf, unverwandten Auges in dem von ihm verfolgten Werke für Schlesiens Erblühen zu sorgen.

Und es geschah. Bis zum Kriege von 1806 blieb Schlesiens Flor im Steigen. Breslau war der Knotenpunkt dieser Entwickelung und die Hand, die den unermeßlichen Verkehr vermittelte. 20 Millionen Thaler betrug allein der Werth der schlesischen Leinen, welche über Breslau nach allen Weltgegenden verführt wurden! Jener unglückliche Krieg aber wirkte auf Schlesien wie ein Hagelwetter; und an die Stelle des allgemeinen Wohlstandes traten Verluste, Stockung der Fabrikation, Noth und Verarmung. Damals wurden die größten Häuser Breslau's zur Zahlungseinstellung gedrängt; Schlesien blutete aus vielen Wunden und der ohnmächtige Staat konnte nicht helfen. Da kam das Jahr 13. Preußens König rief das Volk[4542] zum großen Akt der Selbstrettung auf – und keine Provinz ist ihm schneller, williger gefolgt, keine hat ihm treuer zur Seite gestanden, keine hat ihm größere Opfer gebracht.

Der Sturz Napoleon's befreite Land und Meer und machte dem schlesischen Handel und Gewerbe die Kanäle wieder zugänglich, welche so lange nicht benutzt werden konnten; aber viele waren inzwischen schlämmt, oder von der britischen Industrie in Besitz genommen – und unwiederbringlich verloren. Das ehedem so kolossale schlesische Leinengeschäft bleib ein Schatten von dem, was es früher gewesen; doch wurden in der emporkommenden Wollen- und Baumwollen-Manufaktur, und noch viel mehr in der Veredlung und Vergrößerung der Schafzucht, in der rasch wachsenden Montanindustrie (Kohlenbergbau, Eisen- und Zinkfabrikation) Quellen der Arbeit und des Reichthums errungen, welche die versiegten ersetzten.

Breslau ist der Agent, der bei Allem wirksam eingreift mit seinen Kapitalen und seinem Kredit. Es ist der Markt der Provinz für Produkte, wie für Fabrikate. Sein Wollmarkt z. B. ist der größte in der Welt. Er wird von Händlern und Fabrikanten aller Länder besucht und er allein bedingt, bei einem jährlichen Absatz von 120,000 Ctrn., eine Kapitalbewegung von 12 Millionen Thaler. Der Leinenexport ist, obschon gegen sonst sehr gesunken, immer noch groß, und summirt ein paar Millionen Thaler. Die Metalle Oberschlesiens sind der dritte große Stapel der Stadt. Sie betragen ebenfalls Millionen; 1 Million Centner Eisen und 600,000 Ctr. Zink gehen die Oder hinab; der Zink sucht auf dem wohlfeilen Seewege Markt in den entferntesten Welttheilen. Für Getreide, Oelsaaten, Oel, Talg, Branntwein und Schlachtvieh gehört Breslau, als Markt, zu den größten des innern Deutschlands. Würde nun der habsburgische Traum eines germanisch-slavischen Mittelreichs Wirklichkeit, – so wäre damit für Breslau der Anfang einer Aera merkantiler Größe gewonnen, deren Gränzen nicht abzusehen sind. Aber „der Mensch denkt's, Gott lenkt's". Er bekümmert sich nicht um die Träume der Gekrönten, und thäte er's, wäre der Himmel längst eine Zwingburg und statt der ewigen Seligkeit erwarteten da droben manchen ehrlichen Mann – Kasematten[4543].

[4542] Mit dem Aufruf „An Mein Volk" hatte sich Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (S. 1469, Anm. 4533) am 17. März 1813 in Breslau an sein Volk gewandt, um Unterstützung für den Kampf gegen Kaiser Napoléon I. zu gewinnen; am selben Tag war auch die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgt.

[4543] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.


DCXXX
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

BRESLAU

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [121]-124

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 138-143.

Das Rathhaus in Breslau.

Wir haben an einer andern Stelle dieses Werks einmal ausgerechnet, daß Deutschland seit 300 Jahren nicht weniger als 150 Kriegsjahre zählt. Wer nur oberflächlich die Ursachen der meisten dieser Menschenschlächtereien und ihre Resultate mit dem Elend vergleicht, das sie verschuldet haben, den überkommt ein Grauen über die bodenlose Gemeinheit der Menschennatur, sobald sie über alle menschlichen Pflichten sich erhebt und zur Gottähnlichkeit hinaufschwindelt im Wohlgefühl über den umräucherten und angebeteten absoluten Herrscherwillen. Wenn erst eine edlere Bildung über die Völker gekommen sein wird, dann werden auch die Männer erstehen, welche den Götzendienst des Bluts aus den Blättern der Geschichte herausreißen, welche die höhere Mordgier der Schlachtenruhmseligen in ihrer Blöße darstellen, und welche die Verwunderung der spätem Geschlechter hervorrufen werden über die Möglichkeit, daß man in unterthänigster Blindheit so viele Verbrecher in Purpur Jahrhunderte lang als große Heroen in der Weltgeschichte hat herumspazieren lassen. –

Unser Bild müssen wir hier mit einer Parallele bevorworten, einer Vergleichung von Oesterreichs und Preußens Stellung auf der politischen Kulturleiter: denn ohne diese antipode Stellung würde Breslau nicht die Hauptstadt einer preußischen Provinz geworden sein.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Preußen gegen Oesterreich sich erhob, lebte hier der Hof spanisch und dort spartanisch; galt das Volk nichts, hier wie dort. Während in Wien das Mark der unter den Habsburg-Lothringern vereinigten Länder in unermeßlichem Hofprunk vergeudet, der Wahnwitz des spanischen Hofceremoniels mit deutscher Gründlichkeit gepflegt wurde, Alles, was zur nächsten dienstlichen Umgebung der Gekrönten gehörte, im Widerschein des göttlichen Nimbus strahlte, so daß die Bedeutung eines Kammerherrn die eines Feldmarschalls bei Weitem überstieg und das olympische Nichtsthun ein so charakteristisches Vorrecht der Götter dieser Erde war, daß man sogar ihr einziges weniges Arbeiten nur mit „gnädigstem Geruhen" zu bezeichnen wagte, – eine Einfalt, deren man sich heutzutage noch nicht schämt, – während man all diese Thorheiten der Kinder des zufälligsten Glücks der Geburt bis in's Extrem trieb, ließ man die Staatsmaschine eben laufen, wie sie von subalternen Händen geschoben wurde, denn „gnädige" Hände konnten sich mit so gemeiner Arbeit, wie sie die ernste Geschäftsstube auferlegt, unmöglich befassen. Sobald man oberflächlich zu befehlen geruht hatte, war man mit seiner Arbeit fertig. – Daß unter solchen Umständen, wo nur das Hofschranzenthum zu Staatsehren ermöglichte, auch die Armee eine untergeordnete Rolle spielte, ist natürlich. Der gesammte Adel klammerte sich an die Höfe an und überließ das Todtgeschossenwerden der bürgerlichen Canaille, die dazu geworben und dafür bezahlt wurde. Kaufte aber ja mitunter einmal ein Herr Papa dem Söhnchen eine Kompagnie Reiter, so gab man ihm einen alten Wachtmeister zum Beschützer mit, der ihm sicher, wie eine ganz selbstverständliche Sache, stets zu rechter Zeit respektvoll vermeldete: „Retirire sich der Herr Baron, es wird etwas setzen." – Daher finden wir im damaligen österreichischen Heere auch die meisten höheren Offiziersstellen mit fremden, meist französischen, spanischen oder italienischen Abenteurern besetzt. Alles Nationale war am Kaiserhofe und an allen übrigen deutschen Höfen außer Mode – mit einer einzigen Ausnahme.

Preußen war auch in dieser Beziehung der Antipode Oesterreichs, so lange König Friedrich Wilhelm I.[4544] auf dem Throne saß. Er war es, der es sich in den harten Kopf gesetzt hatte, eine spartanische Wirthschaft in Staat und Haus einzuführen, und er gebot dies nicht nur seinen Unterthanen, sondern ging in spartanischer Einfachheit und Strenge seinem Lande in seiner eigenen Familie voran. Mehr als spartanisch wendete sich diese Richtung allerdings gegen jede Kunst und alles Wissen, das nicht dem Soldatenstaate von unmittelbarem Nutzen war, sie erniedrigte die Wissenschaft zum Gegenstand des Spottes, kommandirte den Glauben und verwandelte das Scepter zur Fuchtel; aber die Regierung jener Zeit mußte dagegen als ein Muster von hausväterlicher Ordnung und Sparsamkeit gelten, ihr allein konnte es gelingen, eine Kapital- und Militärmacht anzusammeln, durch welche sein kleiner und armer Staat sich zum politischen, militärischen und volkswirthschaftlichen Gegenstück des an Reichthums- und Machtquellen so reichen und doch in jeder großen Gefahr ohne die außerordentlichsten Anstrengungen an Machtmitteln so armen Oesterreich erhob. Natürlich würde diese ganze spartanische Erziehungsperiode Preußens vergeblich gewesen sein, wenn damals einer der spätern Könige und nicht gerade Friedrich II. die spartanische Erbschaft angetreten hätte.

Haben wir in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Oesterreich einen reinen Hofprunkstaat gesehen gegenüber einem fast ebenso ausschließlichen preußischen Soldatenstaat, so sehen wir die Parallele bedeutend auf der Bahn des Fortschritts vorgerückt zur Zeit der Befreiungskriege von 1809 bis 18l5. Wir finden nun Oesterreich auf dem preußischen Standpunkt des Soldatenstaats, während in Preußen durch den Aufruf „An mein Volk“[4545] von der Krone das Zeugniß ausgestellt wird, daß dem Volke, welches allein kerndeutsch geblieben war, während alle Höfe und aller Adel französischer Anbeterei und Vasallenschaft sich unterworfen hatten, fortan das Recht zustehe, im Staate Etwas zu sein. So weit war man in Oesterreich noch nicht gekommen, wo die metternichsche Nothlüge „Alles für, nichts durch das Volk“[4546] noch als baare Münze galt.

Weiter schreitet die Zeit, und nun in der Mitte des 19. Jahrhunderts ist Oesterreich auf Preußens Stufe auch in der Beachtung der Volksrechte gestiegen, ja die Verluste in seinen letzten Kriegen erfüllten es plötzlich mit so hellem politischen Liebte, daß es sich bis zu der Fähigkeit gestärkt fühlt, auch an die Stufe moralischer Eroberungen[4547] zu denken, auf welcher Preußen in kläglicher Eitelkeit Oesterreich und Deutschland gegenüber längst die beliebte Bequemlichkeit für seine „freie Hand“ gefunden zu haben glaubte. Ist auch der Regierung des Intelligenzstaates nicht zuzumuthen, daß sie sofort einsehen solle, wie ihr nur noch der letzte Schritt auf die Stufe, auf welcher das Volk Alles ist, zur eigenen Machtrettung übrig bleibt, so darf man um so eher hoffen, daß das Volk Preußens darüber mit den übrigen Deutschen klar ist, was es unter moralischen Eroberungen zu verstehen habe.

Schlesien, die jetzige preußische Provinz von 742 Geviertmeilen und 3 ¼ Millionen Einwohnern, galt dem Ptolemäus[4548] für deutsches Land. Die Völkerwanderung übte hier denselben Einfluß, wie in Mähren, Böhmen und der Lausitz; slavische Stämme drangen ein und machten sich zu Herren der Niederungen an den Strömen, ja im 7. Jahrhundert sollen alle diese Länder sammt Polen ein großes slavisches Reich gebildet haben, das erst zu Anfang des 10. Jahrhunderts den Schwertern der Deutschen und der Ungarn erlag und in die beiden Kronen Polen und Böhmen zerfiel. Schlesien gehörte zu Polen, jedoch nur bis zum Jahre 1163, wo, mit Kaiser Friedrichs I.[4549] Hülfe, das Land unter unabhängige

---

[4544] Der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), seit 1713 König in Preußen, Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[4545] Siehe hierzu S. 1471, Anm. 4542.

[4546] Dieser Ausspruch stammt nicht vom damals überaus verhaßten Fürsten Metternich, sondern von dem vor allem vom prot. Deutschland als Reformer gefeierten Kaiser Joseph II., der damit das Leitprinzip für seine Reformen formuliert hatte.

[4547] Anspielung auf die noch während der Prinzregentenzeit gefallenen Äußerung Wilhelms I. (1797–1888; seit 1861 König von Preußen, ab 1871 zusätzlich Deutscher Kaiser) vom 9. November 1858: „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist“.

[4548] Der griech. Mathematiker, Geograph und Astronom Claudius Ptolemäus (griech. Κλαύδιος Πτολεμαῖος; ca. 100–ca. 160).

[4549] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

Herzoge kam und in Ober- und Niederschlesien getrennt wurde. Da weder die Untheilbarkeit dieser Herzogthümer gesetzlich bestimmt, noch das Erstgeburtsrecht eingeführt war, so wurde das Land durch Erbtheilungen in viele kleine Staaten zerstückelt. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts zählte man in Schlesien nicht weniger als siebenzehn regierende Fürstenhäuser. Bei solcher Zersplitterung der Landeskraft blieb die Selbstständigkeit Schlesiens nicht lange unbedroht. Wäre es den siebenzehn Fürsten möglich gewesen, zum Heile des Ganzen durch Entsagung der Einzelnen ein einiges Schlesien zu schaffen, so hätte dasselbe wohl den Polen Trotz bieten und auch neben Ungarn und Böhmen wenigstens als Bundesgenosse bestehen können, denn zum deutschen Reiche gehörte das Land damals nicht. Die Fürsten zogen es jedoch vor, sich unter böhmischen Schutz zu stellen, unter welchem Schlesien nun fast anderthalbhundert Jahre (1335–1471) blieb. In diese Zeit fallen die Verwüstungen der Hussitenkriege[4550] und die Schrecknisse des sogenannten Interregnums von 1439 bis 1453, während dessen der unmännliche Kaiser Friedrich III.[4551] das Land vormundschaftlich verwaltete, d. h. dem Faustrecht und der Räuberei Preis gab. Im Jahre 1471 wurde Matthias Corvinus[4552], der Ungarnkönig, als Herr Schlesiens anerkannt. Unter Wladislaw[4553] waren Ungarn, Polen und Böhmen nebst Schlesien abermals zu einem Reiche vereinigt, und unter dessen Nachfolger Ludwig[4554] führten der Bischof Jakob von Salza[4555] und Johann Heß[4556] die Reformation in Schlesien ein; schon im Jahre 1526 war fast ganz Niederschlesien evangelisch. Durch seine Verbindung mit Böhmen kam Schlesien im Jahre 1526 an den zum Böhmenkönig gewählten Erzherzog Ferdinand von Oesterreich[4557] und damit unter österreichische Herrschaft. Fortan theilte es alle Schicksale Böhmens und Mährens. Wie diese erfreute es sich des Majestätsbriefs[4558], der die freie Religionsübung sichern sollte; mit diesen fachte es die Flamme des dreißigjährigen Kriegs an und ging, wie diese, verwüstet und verarmt aus dem ungeheuren Brande hervor. Wie überall in den Ländern der Habsburger spielte auch in Schlesien die Sorge derselben für die ewige Seligkeit ihrer Unterthanen die Hauptrolle; trotz im westphälischen Frieden bebriefter und besiegelter Rechte der Protestanten begannen die Jesuiten schon seit 1648 ihre Wirksamkeit und arbeiteten, im Verein mit dem österreichischen Finanzbeamtenthum, eifrigst der Trennung Schlesiens von dem Kaiserhause vor.

Wie nämlich die Willkür sich über alles Recht setzte in religiösen Angelegenheiten, so setzte sie sich über alle Ordnung in den finanziellen. „Die Steuern und Landesabgaben waren nicht nach einem beständigen Anschlag festgestellt, sondern sie wurden von Zeit zu Zeit gefordert, angelegt und erhoben.“ Diese doppelte Ungewißheit, über Zeit und Höhe der Besteuerung, lastete doppelt drückend auf dem Lande. „Trotzdem fehlte es dem Hofe beständig an Geld, und die Unterthanen klagten beständig über schwere Abgaben.“ Und dies war der Fall in gewöhnlichen Zeiten des Friedens. Sobald jedoch gar ein Krieg drohte, so machten Noth und Druck sich noch weit fühlbarer. Man versetzte dann wohl, wie noch 1735, die schlesischen Einkünfte an englische und holländische Kaufleute gegen baares Geld und

[4550] Von 1419 bis 1436.

[4551] Friedrich III. (1415–1493), ab 1424 als Friedrich V. Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, seit 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[4552] Matthias Corvinus (eigentl. Hunyadi; ung. Hunyadi Mátyás; 1443–1490), seit 1458 König von Ungarn und von Kroatien, seit 1469 (Gegen-)König von Böhmen und der Eroberer weiter Teile der Habsburgischen Erblande, die er von 1485 bis 1490 von Wien aus beherrschte.

[4553] Vladislav II. (tschech. Vladislav Jagellonský; 1456–1516), seit 1471 König von Böhmen und seit 1490 auch König von Ungarn und Kroatien.

[4554] Ludwig II. (tschech. Ludvík Jagellonský; 1506–1526), seit 1516 König von Böhmen, Ungarn und Kroatien.

[4555] Jakob von Salza (1481–1539), seit 1. September 1520 Fürstbischof von Breslau.

[4556] Der Nürnberger Reformator Johann Heß (1490–1547).

[4557] Ferdinand I. (1503–1564), seit 1521 war er als Erzherzog von Österreich Herrscher in den habsburgischen Erblanden, seit 1526/1527 König von Böhmen, Kroatien und Ungarn und seit 1558 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[4558] Vom 9. Juli 1609.

erfand eine schöne Reihe immer neuer Steuern, als da sind: außerordentliche Türkensteuer, Kopfgelder, Auflagen auf Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln, ja sogar eine Tanzaccise bestand.[4559]

Seit dem 11. Juli 1742 (Friede zu Breslau) gehört Schlesien zum Staate Preußen. Friedrich II. schritt gleich nach der Besitznahme zu einer gründlichen Reorganisation des gesammten Verfassungs-, Verwaltungs- und Rechtswesens, während er, religiösen Hader verabscheuend, auch in Schlesien Jeden nach seiner Façon selig werden ließ. Leider folgten aber jenem Friedensschluß noch ein zweiter schlesischer[4560] und der siebenjährige Krieg, Kriege, die zu denen gehören, welche wir Eingangs dieses Artikels aus tiefster Seele verdammt haben. Wie sah Schlesien ans, als endlich am 15. Februar 1763 in Hubertsburg der fürstliche Starrsinn sich zum Frieden beugte: „Die blühendsten Gegenden waren in Einöden verwandelt, die Männer in den Schlachten geblieben oder verstümmelt, und die Aecker konnten von Greisen und Weibern nur nothdürftig bestellt werden.“ Ueber eine Million Menschen waren der Habsucht und dem Ehrgeiz der Gekrönten zum Opfer gefallen, über 500 Millionen Thaler hatten die vortrefflichen 16 Schlachten, 20 Belagerungen und sonstigen hochberühmten Thaten dem Wohlstande der Völker gekostet, und nicht bloß Schlesien, ganz besonders Sachsen, Pommern, die Marken, Hannover, Hessen und Westphalen waren verwüstet, und alle diese Greuel – wozu? Damit Alles blieb, wie es vorher gewesen war. Dorthin sind die Dynastien der Gegenwart zu führen, dort ist ihnen die Rechnung zu stellen, wie unendlich viel sie dem Volke wieder gut zu machen haben, wie unendlich viel sie in der That und Wahrheit für solche Unthaten der Vergangenheit dem Volke schuldig sind!

Schlesien hat bei einem Vergleiche mit seinen ehemaligen Schicksalsgenossen, Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien, wie hart es ihm später gerade wegen seiner Zusammengehörigkeit mit Preußen, namentlich während der französischen Kriege, auch widerfuhr, gleichwohl seine gewaltsame Trennung von Oesterreich nicht zu beklagen: die freiere Geistesrichtung in dem neuen Staatsverbande ist allein ein unschätzbarer Gewinn. Befreit von den Fesseln pfäffischer Verdummung, die ihm in der letzten Zeit seiner österreichischen Unterthanenschaft mehr und mehr drohten, hat es sich so energisch aufgerafft und in allen nationalen Bewegungen Deutschlands eine solche würdige Gesinnungserhabenheit bewiesen, daß Schlesien nicht nur unter den preußischen, sondern unter allen deutschen Ländern an der Spitze des entschiedenen Fortschritts steht, und daß wir ihm viele unserer tüchtigsten Kämpfer für Recht, Macht und Ehre Deutschlands verdanken.

Die Geschichte der jüngsten Zeiten, die diplomatischen Versündigungen Preußens am Wohlstande des schlesischen Handels, die geistige Bevormundung nach Eichhorns Manier[4561], die fortwährende Noth in den Gebirgen und die heißen Wünsche der Gegenwart – dies Alles bedarf hier keiner Auseinandersetzung. Daß die Zeit aber bedeutend rascher geht, als die preußische Politik, das ist eine Bemerkung, die man eigentlich nur ausspricht, um von dem verehrten Leser in der vollkommensten Eintracht der Anschauungen zu scheiden.

Wir stehen am Ende und haben unser schönes Bildchen noch kaum eines Blicks gewürdigt. Es spricht deutlich genug für sich. Jedes Rathhaus ist ein geschichtereiches Gebäude, und wenn es als der alte Zeuge eines Bürgerthums vor uns steht, wie das von Breslau seit frühen Tagen war und noch ist, so recht voll des Stolzes einer festen Gesinnung und des Bewußtseins vom eigenen Werthe, da hat es nicht bloß Bedeutung für die Stadt, sondern wird von jedem deutschen Manne als ein Haus der Bürgerehre hochgehalten, und vor vielen andern gebührt dies dem Rathhaus in Breslau.

[4559] Woher die Zitate genau stammen, ist nicht zu eruieren. Grundlage hierfür dürfte aber Karl Ludwig Klöbers (1739–1795) Werk „Von Schlesien Vor Und Seit Dem Jar MDCCXXXX“ (Freiburg: o. Vlg. 1785), 1. Theil, S. 291ff., gewesen sein, das wiederum die Übersetzung des engl. Werkes „Accounts from Silesia with Remarks on the Austrian and Prussian Governement“ (1778) sein soll, das bibliothekarisch jedoch nirgends nachgewiesen ist. Die in Klöbers Werk getroffenen Grundaussagen finden sich zwar in neuerer Diktion, doch inhaltlich sehr ähnlich in zahlreichen zeitgenössischen Lexika und populären Geschichtswerken.

[4560] Von 1742 bis 1745 (Friedensschluß in Dresden vom 25. Dezember 1745).

[4561] Johann Albrecht Friedrich Eichhorn (1779–1856), 1840 bis 1848 preuß. Kultusminister, dessen Schul- und Wissenschaftspolitik sehr kirchlich, und damit selbst für damalige Verhältnisse sehr konservativ, ausgerichtet war.



RATHHAUS in BRESLAU

Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [241]-246.

Die Universität zu Breslau.

Die Breslauer Universität in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist, gleich der Berliner, in der trostlosesten Epoche Preußens – im Jahre 1811 – gegründet worden, in einer Zeit tiefer Erniedrigung, die aber das Gute in sich barg, daß in maßgebenden Kreisen der Gedanke Wurzel faßte, die Hoffnung einer besseren Zukunft vor Allem auf die Macht des Geistes zu setzen, „der, wie schon die Alten es wußten, in allen menschlichen Dingen den letzten entscheidenden Aus schlag gibt.“ Hatte doch schon König Friedrich Wilhelm III.[4562] nach dem Tilsiter Frieden in Memel die denkwürdigen Worte ausgesprochen: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er au physischen verloren hat.“

Die Breslauer Universität ist eine kombinirte. Sie wurde aus der Breslauer „*Leopoldina*“ und der Frankfurter „*Viadrina*“ zusammengesetzt. Die Erstere, bereits über ein Jahrhundert alt, war doch nie zu einer rechten Entwicklung gekommen, wurde auch kaum als eine eigentliche Universität angesehen, und bestand auch nur aus zwei Fakultäten, einer theologischen und philosophischen. Die „*Viadrina*“ anderseits, welche 1806 schon ihr 300jähriges Bestehen gefeiert hatte, war überlebt und konnte nach der Begründung der Berliner Universität vollends keine Verjüngung hoffen. Aus einem unfertigen und einem abgelebten Organismus also wurde die Breslauer Stiftung zusammengesetzt.

Der unfertige Organismus, die „*Leopoldina*“, war ein Werk des bekannten Jesuitenpaters Wolff[4563]. Als sich im Jahre 1695 die erste Kunde in Breslau verbreitete, daß derselbe die damalige unter seinem Rektorat stehende Jesuitenschule in eine Universität umzuwandeln beabsichtige, gerieth die Stadt in fieberhafte Angst und Bestürzung. Rath und Bürgerschaft glaubten alles Ernstes, daß durch die Einführung von Studenten der gänzliche Untergang Breslaus unfehlbar und gewiß sei. In der ersten Immediat-Eingabe an Kaiser Leopold[4564] (vom 2. März 1695) betheuerten die „Rathmannen“ Breslaus auf zwölf Folioseiten „in allertiefster Demuth“ bei ihren Eidespflichten, daß die Gründung einer Universität in der ganzen Stadt „eine unbeschreibliche Furcht, Perplexität und Kleinmüthigkeit erwecken,“ und daß „die sämmtliche Bürgerschaft die Hände sinken lassen würde.“

Wie es damals in Breslau aussah, davon gibt Reinkens[4565] eine köstliche Beschreibung, in der es unter Anderem heißt:

Die Zünfte und Zechen klagen nicht allein, daß sie bei ihrer „zuläßlichen Ergötzlichkeit“ von den Studenten gestört werden würden, sondern ihre beunruhigte Phantasie sieht auch „alles Unheil, Zwietracht, Schwelgerei, Unzucht, Schlägerei, Mord und Todtschlag mit vollen Haufen eingeführt,“ und sie

[4562] Siehe hierzu S. 1469, Anm. 4533.

[4563] Friedrich von Lüdinghausen Wolff (1643–1708).

[4564] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1556 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[4565] Die Schrift Joseph Reinkens (1821–1896), Theologe und von 1857 bis 1866 Rektor der „Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität“ zu Breslau, „Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Festschrift der katholisch-theologischen Facultät. […].“ (Breslau: Königl. Universitäts- und Stadt-Buchdruckerei W. Friedrich 1861), S. 34ff.

gerathen dabei so in Angst, daß sie ausrufen: „Hilf, ewiger Gott! was für Jammer und Elend, wie viel Todtschläge, auch wohl gar Plünderungen der Häuser und ander Unglück mehr dürfte uns ärmsteu, jedoch allezeit treugehorsamsten Bürgern zuwachsen, und damit zugleich viel Blutschulden und Gottes schwere Strafen über diese Stadt gezogen werden!" Sie erzählten einander, was sie während ihrer Wanderjahre „in manchen schönen Königreichen, Ländern und Provinzen" von Universitäten und Studenten gesehen und gehört hatten, wie diese keine Obrigkeit achteten, überall herrschen wollten und namentlich mit Garnison, Kaufleuten und Handwerksburschen sich balgten und rauften bis zu Mord und Todtschlag. Sie stellten sich auch vor, es würde gleich anfangs die ganze Stadt mit Studenten aus allen katholischen Landern überfluthet werden. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß zuletzt alle miteinander „weh- und demüthig um Gottes Barmherzigkeit willen" fleheten, der Rath möge „zur Hintertreibung dieser Stadtverderblichen Universität" dem Kaiser Alles „fußfälligst vor Augen stellen" und „höchstbeweglich" erbitten helfen, daß der Kaiser die Stadt „mit weiterer Extendirung der H.H. P.P. *societatis Jesu*[4566] und Errichtung der gesuchten Universität allergnädigst verschonen." Auch die Kaufleute regten sich immer mehr auf und glaubten von Tag zu Tage fester an den „tragischen Ausgang," daß aus der Errichtung einer Universität zu Breslau: „der Stadt Ruin, der Commerzien Verjagung in andere Länder, der Handwerker Untergang und äußerste Armuth und aller guten Verfassung Destruktion, endlich auch Ihrer Kaiserlichen Majestät Conneval-Intraden[4567] äußerste Schmälerung erfolgen würde."

Bei so wachsender und allgemeiner Unruhe wurde denn beschlossen, eine besondere Gesandtschaft nach Wien zu schicken. Dieselbe machte sich am 15. November auf den Weg und verweilte nicht weniger als beinahe zehn Monate in der Kaiserstadt. Sie brachte dem Kaiser ihr Anliegen buchstäblich „fußfälligst" vor, sie antichambrirte bei den Großen und Vornehmen, sie theilte Geschenke aus und versprach noch viel mehr, um so gut wie Nichts zu erreichen. Alles, was sie erzielte, war ein Interims-Dekret des Inhalts: Es werde der Stadt Breslau nichts Unbilliges oder Nachteiliges widerfahren, die Resolution über die Universitäts-Angelegenheit werde also ergehen, daß die Stadt mit Fug darüber zu beschweren nicht Ursache haben, noch zuversichtlich in Abfall gerathen werde.

Aber schon am 21. Oktober 1702 unterzeichnete Kaiser Leopold die Stiftungsurkunde der „Leopoldinischen Universität", am 2. November erfolgte die Mitteilung an den Breslauer Rath mit der Mahnung „sich dem Kaiserlichen allergnädigsten Willen aus allerunterthänigster Pflicht zu unterwerfen, und am 12. November erging von P. Wolff eine Einladung zur Inauguration, und schon am 15., am Namenstage des Kaisers, erfolgte die feierliche Eröffnung der Universität, welche der Kaiser gegründet „in allergnädigster Betrachtung, daß der alleinselig machenden katholischen Religion nicht allein, sondern auch in *instructione Juventutis* dem *Publico* viel und großer Nutzen zeither durch die Societät Jesu in Schlesien geschafft worden und noch mehr geschehen könne, wenn die *studia* in hiesiger Königl. Stadt Breslau noch mehr befördert würden."

Die Universität war da. Nochmals wurde ein Gesandter nach Wien geschickt, um die Verlegung nach einer andern schlesischen Stadt zu beantragen und nochmals lag der Gesandte vor dem Kaiser auf den Knieen, um „fußfälligst" um Erhörung zu flehen. Das diesmalige Dekret verbot aber in aller Kürze, „daß hinfüro ferners diese Universität *impugniret*[4568], noch auch auf eine *Transferirung* drungen werde."

Die Universität blieb.

Sie blieb, aber wie Herr von Pein[4569] in Wien ganz richtig vorhergesehen, weder zum Nutzen, noch zum Schaden der Stadt Breslau: „Denn wo – so hatte sich der vorerwähnte Gegner der Jesuiten geäußert –, wo hätte man ein Exempel, daß eine Jesuiten-Universität förderlich aufkommen wäre?" –

Hundert und zehn Jahre waren dahingezogen, ohne die Leopoldina zu irgend einer Blüthe gebracht zu haben. In Berlin war soeben eine neue Universität nach den großartigsten Maßstäben in's

---

[4566] Die Abkürzung kann wohl mit „Hochwürdige Patres der Gesellschaft Jesu" aufgelöst werden („H.H. P.P" als Pluralform von „H. P.").

[4567] Lat., Einkünfte.

[4568] Lat., angreifen, bekämpfen.

[4569] Johann von Pein (1582–1649), Hofrat in Wien, der die Jesuiten in Breslau erbittert bekämpfte.

Leben getreten, und man konnte leicht vorhersehen, daß die mangelhafte *Viadrina* in dem benachbarten Frankfurt sich nicht werde behaupten können. Da reifte plötzlich im Winter von 1810–11 im Ministerium der ganz neue Gedanke, die „*Viadrina*“ nach Breslau zu verlegen und mit der *Leopoldina* zu einer großen Universität zu verschmelzen. Auf die erste Kunde dieses Planes gerieth Frankfurt in Bestürzung und in Breslau – herrschte Jubel.

In der That war die Stimmung über das neue Projekt in allen Kreisen der Stadt und der Provinz eine ganz außerordentlich günstige. „Alles Geschwätz über die Leiden der Zeit – lesen wir bei Büsching – scheint vergessen, man denkt an nichts Anderes, als an die neue Universität, die man nun in Kurzem hofft hier aufblühen zu sehen. Alle die unendlichen Vortheile, welche Stadt und Land durch dieselbe haben werden, werden aufgezählt. Man ist so voll von den schönen Plänen, daß man schon davon spricht, auf Ostern müsse Alles fertig sein.“ Wem drängt sich hier nicht der gewaltige Kontrast zwischen 1702 und 1811 in vollster Schärfe auf?! So vollständig hatten sich Zeiten und Menschen geändert, daß eine Erscheinung, welche damals allgemeines Entsetzen, jetzt allgemeinen Jubel hervorrief, daß die Opfer, welche damals gegen, jetzt mit Freuden für die Gründung einer höheren Bildungsanstalt gebracht wurden! Wer wollte Angesichts solcher Thatsachen noch die „gute alte Zeit“ loben?

Die Angelegenheit ging rasch von Statten. Schon am 24. April unterzeichnete der König die Kabinetsordre, in welcher die Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau angeordnet, und schon am 19. Oktober 1811 wurde sie mit großer Feierlichkeit und unter enthusiastischer Theilnahme der gesammten Bevölkerung eröffnet.

Der erste Rektor der neuen Universität war der aus Frankfurt mit über gesiedelte Geh. Medicinalrath, Professor Berends[4570]. Der erste neu immatrikulirte Student war Braniß[4571], gegenwärtig der Nestor der hiesigen Hochschule, dem es vom Schicksal vergönnt war, ihr Jubelfest im Jahre 1861 als ihr Rector magnificus zu begehen.

Noch nie dagewesen, ja vordem für ganz unmöglich gehalten, war eine paritätische Universität, wie sie jetzt aus der Verschmelzung einer Stiftung des Ordens Jesu mit einer reformirten Universität in’s Leben trat. „Bisher – schreibt Roepell[4572] in seiner Festschrift – hatten wohl katholische Laien auch auf protestantischen Universitäten studirt, die Anstalten selbst aber waren stets auf und für ein bestimmtes Glaubensbekenntniß gestiftet, und in denselben erhalten worden. Daß aber katholische und protestantische Theologen an ein- und derselben Universität lehren und der konfessionelle Gesichtspunkt bei Professoren und Studenten aller Fakultäten so weit hinter den wissenschaftlichen zurücktreten könnte, um ein friedliches gemeinsames Wirken zu ermöglichen, hätte in früheren Zeiten Niemand geglaubt. Es gereicht deshalb unserem Staate und den Männern, welche seine innere geistige Wiedergeburt damals leiteten, zu nicht geringem Ruhme, daß sie die Ersten in der Welt waren, welche die Idee einer Simultan-Universität hier zur Ausführung brachten.

Die Staatsmänner unserer Tage halten sich allerdings für weiser. Ein preußischer Kultusminister[4573] will von keiner Simultan-Universität wissen, und gestattet z. B. den Juden die Zulassung zur Universität Königsberg nicht, trotzdem sie selber die Aufhebung der betreffenden Bestimmung beantragt hat.

Aber diese hochmüthige Schulweisheit wird den ewigen, unwandelbaren Gang des Weltgeistes in der fortschreitenden Entwickelung des reinen Menschenthums nicht hindern. Einer der größten Vorkämpfer auf diesem Entwickelungsgange, Lessing, verkündet es laut in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst

---

[4570] Der Mediziner Carl August Wilhelm Berends (1759–1826), ab 1815 Leiter der Berliner Charité.

[4571] Der Philosophieprofessor Christian Julius Braniß (1792–1878).

[4572] Die Festschrift zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Universität Breslau von Richard Roepell (1808–1893) „Zur Geschichte der Stiftung der Königlichen Universität zu Breslau. […].“ (Breslau: Königl. Universitäts- und Stadt-Buchdruckerei W. Friedrich 1861).

[4573] Der von 1862 bis 1872 als preuß. Kultusmininster fungierende Heinrich von Mühler (1813–1874) weigerte sich bis zum Ende seiner Amtszeit kategorisch, Juden als Lehrer an höheren Schulen und Universitäten zuzulassen (siehe hierzu u. a. auch: Rahden, Till van, Juden und andere Breslauer – Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1920, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 202ff.).

in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird. Geh’ deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! – Es ist nicht wahr, daß eine kürzeste Linie immer die gerade ist.“

In der neu errichteten Breslauer Universität sollte aber nach nicht zu langer Zeit auch in welthistorischer Beziehung etwas Unerhörtes geschehen, es sollte geschehen, daß von hier aus im Jahre 1813, noch bevor es König Friedrich Wilhelm III. gethan, der Krieg gegen Frankreich erklärt wurde[4574].

Wie ging das zu? Unter den nach Breslau berufenen Professoren befand sich auch Steffens[4575] aus Halle, den Schleiermacher[4576] schon für Berlin empfohlen hatte, weil Niemand mehr geeignet sei, „den Sinn der jungen Leute zu wecken, sie mit Enthusiasmus für Wissenschaft überhaupt zu erfüllen und ihnen die Ahnung von etwas Höherem als Dem zu geben, was nur in’s bürgerliche Leben eingreift!“ Der Mann sollte sich in dieser Eigenschaft bald bewähren.

Es war im Februar 1813. Der König befand sich in Breslau, wohin er sich zur größeren Sicherheit vor den Franzosen begeben hatte. Aber noch waren Preußen und Frankreich Bundesgenossen, und der französische Gesandte St. Marsan[4577] hatte den König sogar nach Breslau begleitet. Allgemein wurde der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung erwartet, und Steffens verlangte einen Tag vor der Veröffentlichung eine Abschrift dieses Aufrufs (vom 3. Februar). In demselben war aber bekanntlich der Feind, gegen den man sich bewaffnen sollte, nicht genannt, und die Eingeweihten befürchteten von diesem Stillschweigen eine lähmende Wirkung. Steffens, der Jahre lang in Halle eine politische geheime Thätigkeit entwickelt hatte, gerieth in die größte Unruhe. „Ich brachte die Nacht – erzählt er in seinen Gedenkbüchern – in wilden, unruhigen Träumen zu und erwachte, um mich so viel wie möglich für einen Vortrag über Naturphilosophie vorzubereiten, der um 8 Uhr stattfinden sollte. Indeß ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf und plötzlich ergriff mich der Gedanke: es steht ja, dachte ich, bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt es dir, und was der Hof beschließen wird, wenn es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein. Ich zweifelte gar nicht an dem Entschlusse des Königs, sich mit Rußland zu verbinden. Es kann geschehen, erwog ich, daß man, um die noch nicht aus gesprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja bestraft. Du wirst dann wahrscheinlich in’s Gefängniß gebracht, vielleicht nach einer Festung geschickt. Wie unbedeutend erschien mir dieses in einer solchen Zeit.“

Steffens hielt seinen naturphilosophischen Vortrag an dem erwähnten Morgen vor wenigen Zuhörern, und ein zweiter über physikalische Geographie sollte von 11–12 Uhr folgen. Am Schluß des ersten Vortrages aber sprach Steffens seine Zuhörer folgendermaßen an: „Meine Herren, ich sollte um elf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Sr. Majestät au die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen, oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleichgültig. Ich erwarte so Viele, als der Raum zu fassen vermag!“

In der Stadt herrschte eine ungeheure Bewegung und unter der heftigsten Aufregung drängte sich die Menge um die angegebene Stunde nach Steffens Hörsaale. „Ich hatte diese zwei Stunden (vor 11 Uhr) – heißt es in den erwähnten Memoiren – in einem seltsamen Zustande zugebracht; was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf; ich sollte jetzt und unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer aus meinem Gemüthe gelastet hatte; ich sollte der Erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu

---

[4574] Siehe hierzu auch S. 1474, Anm. 4545.

[4575] Der Philosoph und Naturforscher Henrich Steffens (1773–1845). Die Zitate stammen aus dessen Autobiographie „Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben […]. Siebenter Band.“ (Breslau: Josef Max 1843), S. 71ff.

[4576] Der prot. Theologe Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834).

[4577] Antoine Marie Philippe Asinari de Saint-Marsan (1761–1828).

bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert windest: und sie ist jetzt der Alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen. Thränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Kniee, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte."

Und die erste öffentliche Kriegserklärung gegen Frankreich – fügen wir hinzu. Denn kaum war das Gerücht von dieser Rede verbreitet, als der französische Gesandte zum Staatskanzler eilte: „Sagen Sie mir, was das zu bedeuten hat? Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unsere Bundesgenossen und nun wagt es ein Universitätslehrer, unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären?" – Hardenberg[4578] antwortete dem Gesandten: „Die Gesinnung des Volkes, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimniß sein; die Rede konnten wir nicht verhindern; daß sie gehalten wurde, erfuhren wir erst, als sie beendigt war. Der König desavouirt sie. Fordern Sie Genugthuung, sie soll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit setzen würde und die wir schwerlich zu hemmen vermögen."

Dem „übereilten Redner" geschah nichts zu Leide. Bei der ersten Begegnung mit Scharnhorst rief ihm dieser vielmehr in tiefster Bewegung zu: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie gethan haben!" Einige Tage später (16. Februar) erhielt der muthige Professor folgendes königliche Schreiben:

„Ich bezeuge Ihnen mein ganzes Wohlwollen darüber, daß Sie nicht nur die Zuhörer Ihrer Vorlesungen bei der Universität ermuntert haben, sich jetzt der Beschützung des Vaterlandes gegen die äußere Gefahr zu widmen, sondern sich selbst noch diesem rühmlichen Zwecke hingeben. (Steffens hatte den Eintritt in die Schaar der Freiwilligen nachgesucht.) Zudem ich Sie zu diesem Ende von Ihrem gegenwärtigen Amte bis dahin beurlaube, daß die Umstände Ihnen gestatten, dasselbe wieder anzutreten, wünsche ich aufrichtig, daß das Beispiel, mit welchem Sie den Jünglingen in der ernstesten Ausübung der Pflichten für's Vaterland vorangehen wollen, wirksam beitragen möge, sie zur freudigen Erfüllung derselben anzufeuern."

In welchem Maße aber dieses Beispiel auf die Jünglinge gewirkt hat, ergibt sich zur Genüge aus der einfachen statistischen Notiz, daß von den 351 Studenten, welche sich zu Anfang des Jahres 1813 an der Breslauer Universität befanden, nur 119 an derselben zurückblieben.

Im September 1815 belief sich die Zahl der Studirenden wieder auf 236 und sie steigerte sich bis zum Jahre 1830 auf mehr als tausend. Im Jubeljahre 1861 zählte die Universität 775 Studirende. Die Jubelfeier selbst wurde vom 1. bis 6. August des gedachten Jahres begangen, und sie gehört unstreitig zu den denkwürdigsten Tagen von Breslau und ganz Schlesien.

Noch ein paar Worte über das Gebäude. Dasselbe gewährt namentlich von der Oderseite einen überaus imposanten Anblick. In alten Zeiten stand hier die Kaiserburg, daher auch das Thor unter der Universität den Namen „Kaiserthor" führt. Von den Jesuiten 1736 vollendet, zeigt es den Jesuitenstyl in seiner ganzen Blüthe, eine Fundgrube des üppigsten Rococo. Berühmt wegen ihrer Fresken ist die *Aula Leopoldina*, welche die ganze Breite des Gebäudes (120 Fuß) einnimmt und als Disputations- und Promotionssaal, zuweilen auch zu Konzerten benutzt wird.

Bis zum Jahre 1800 blieb das Gebäude im Besitz der Jesuiten. Bei der damals auf königlichen Befehl vorgenommenen Reform fiel es sammt dem Korporationsvermögen dem Staate zu. Im Jahre 1773 war dieser Wohnsitz der Jesuiten von dem protestantischen Könige gegen den Papst in Schutz

[4578] Der preuß. Außenminister und Staatskanzler Carl August von Hardenberg (1750–1822).

genommen. Friedrich der Große hatte das Aufhebungsbreve des Papstes Clemens XIV.[4579] gegen die Jesuiten in Breslau nicht bekannt machen lassen, sie vielmehr in ihren Rechten geschützt, so daß Voltaire dem König ziemlich ironisch sehreiben konnte: „*Vous voilà général des jésuites après avoir été général de l'armée.*“[4580]

Und wie ernst es Friedrich dem Großen mit seinem den Jesuiten gewährten Schutze war, das bezeugte noch in dem Jahre 1803 der Kanzler der *Leopoldina*, Anton Gottfried Steiner[4581] laut und öffentlich mit dem Geständniß: „Er hat sein königliches Wort erfüllt!“

Max Kurnik.[4582]

[4579] Clemens XIV. (eigentl. Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli; 1705–1774), seit 19. Mai 1769 Papst; am 21. Juli 1773 hatte er mit dem Breve (also nicht in einer Päpstlichen Bulle, sondern mittels untergeordneter Rechtsform „per Brief“) „Dominus ac redemptor noster“ die Aufhebung des Jesuitenordens angeordnet.

[4580] Frz., „Jetzt sind Sie vom Armeegeneral zum Jesuitengeneral avanciert“.

[4581] Anton Gottfried Steiner (1749–1819), von 1796 bis 1812 Professor für kath. Theologe an der Leopoldina Breslau und bis 1811 deren letzter Kanzler.

[4582] Max Kurnik (1819–1881), ein linksliberaler Breslauer Journalist.



P. Ahrens gez.

Die UNIVERSITÄT in BRESLAU

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 115-118.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 10.

DCXXXIX. Der Hohenasberg.

„Dort auf der Burg, im milden Sonnenglanze,
Rundum ein grünend Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Des nahen Dörfchens abendlich Geläute: –
Wer wohnt dort? welch gesegnetes Geschlecht?"
„„Treufeste Männer schmachten dort für's Volk!""[4583]

Im würtembergischen Oberamte Ludwigsburg, auf einem freistehenden, kegelförmigen Berge, 700 Fuß hoch, prangt das feste Bergschloß Hohenasberg, einst die Wiege eines verblüheten Grafengeschlechts, dem es den Namen gab. Schon im 10ten Jahrhundert war die Burg vorhanden; später kam sie an die Grafen von Tübingen, und der erste Herzog von Würtemberg[4584] erweiterte und verschönerte sie zu einer landesherrlichen Wohnung. Dieser große Fürst sagte die unvergeßlichen Worte: „Ich darf mein Haupt jedem Würtemberger ruhig in den Schoos legen!"[4585] und zu seinen versammelten Räthen: „so Jemandem meine Regierung schwer und ungerecht gewesen und „wider Billigkeit" – dem soll es mit alle meiner eigenen Habe ersetzt werden, und wenn Dir, Gott und Schöpfer! damit noch nicht genug gethan – so ist hier mein Leib!" – – Jetzt aber? Wenn die Millionen Seufzer all der Unglücklichen, die aus den Kerkerzellen des Hohenasberg zum Himmel stiegen – und wenn all die Thränen des stillen Grams und tiefen Kummers, die da vergossen wurden, als Sündfluth niederstürzen sollten, um die Hartherzigkeit von der Erde zu vertilgen, – wo wäre für sie Rettung? Wo wäre Erbarmen für sie zu finden? – – Der Dichter Schubarth[4586], der erste, der eine Zeitschrift für Volksbelehrung schrieb im Würtemberger Lande, der wurde eingesperrt und stumm und dumm gemacht auf dem Asberg vor 70 Jahren; und statt des Einen sitzen jetzt sieben Redakteure freisinniger Volksblätter droben und so viel näher den Sternen. Wie seltsam klingt dies „*Da capo!*" nach siebenzig Jahren. Haben sie denn geschlafen, die Rufenden, diese letzten drei Viertel Jahrhunderte? Selbst Gottes Donner hat sie nicht geweckt, vergeblich schlugen seine Blitze neben ihnen nieder.

So schlaft, schlaft denn fort unter Stummen und Verschnittenen und träumt den letzten Traum. Ja, ja, den **letzten**! –

4583 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

4584 Eberhard im Bart (1445–1496), 1459 als Eberhard V. Graf von Württemberg-Urach und ab 1482 auch von Württemberg-Stuttgart sowie seit 1495 als Eberhard I. der erste Herzog von Württemberg und Teck.

4585 Zitat aus Justinus Kerners (1786–1862) 1818 entstandener Ballade „Der reichste Fürst" in „Gedichte […]" (Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1826), S. 23f. Besagte Stelle wurde damals zum geflügelten Wort, das sowohl in politischen Reden als auch in zeitgenössischen Zeitschriften kolportiert wurde, z. B. vom württ. Staatsminister und Kammerpräsident Karl Ludwig Georg von Wöllwarth-Lauterburg (1750–1832) in seiner Rede vor den Landständen am 2. Juni 1817 oder in „Der Bayerische Volksfreund, № 56, Sonnabend, 6. October 1832", Sp. 454.

4586 Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), seit 1774 Herausgeber der Zeitschrift „Teutsche Chronik" saß von 1777 bis 1787 auf dem Hohenasperg ein.

Es ist zwar wahr: gegenwärtig überfluthet die Demoralisation Alles, und diese traurigste Erscheinung in dieser unglücklichen und schmachvollen Zeit ist dazu gemacht, schwächere Patriotenherzen mit Niedergeschlagenheit, stärkere mit Ekel zu erfüllen. Irre machen darf es aber nicht, verzagen darf Keiner. Alles das ist schon da gewesen. Dem Corsenjoch[4587] und der Rheinbundschande[4588] folgten die Erhebung und die Triumphe der Nation von 1813–15, den Karlsbader Beschlüssen[4589] die Erschütterung des Absolutismus im Jahre 30, der spätern Volksbedrückung und Verfolgung der Patrioten die Revolution von 48; – die Bundesverbote der deutschen Farben hatten in dem Aufziehen des deutschen Banners auf dem Bundespalaste ihren Ausgang, und das Knebeln der Presse in dem Bundesgesetze: „die deutsche Presse soll frei seyn für ewige Zeiten!" – Dreimal habe ich das Ebben und Fluthen erlebt in den deutschen Dingen; dreimal haben die Wogen der Freiheit und Knechtschaft gewechselt; dreimal hat das Volk Ketten zerrissen und Ketten angenommen: wird es bei diesem „Dreimal" bleiben? wird die Nation in den neuen Fesseln sterben, oder sie wieder zerreißen? In meiner Seele steht die Ueberzeugung felsenfest: Die Unterjochung des deutschen Volkes, wie sie im Sinne des Absolutismus gewünscht wird, wird nicht gelingen. Wenn der Absolutismus das Unmögliche versucht; wenn er den Strom hinauf bis zu seiner Quelle schwimmen will: – so ist das Unsinn. So wenig wahre Größe auch in diesem Zeitalter zu finden seyn mag: seine Gewaltmenschen sind doch zu klein, es zu bezwingen. Der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig. Sie können es nicht durchsetzen. Sie bereiten sich ihren Untergang. Keine Offenbarung ist gewisser. Deutschland war so unklug, eine halbe Revolution zu machen, und das war ein Unglück: denn sie mußte die gereizte Autorität zum entgegengesetzten Ziele hindrängen. Aber der Stoff zum Widerstande wird nicht schwächer durch den Druck, und die zersetzenden Elemente haben durch letzteren an Wirkung eher gewonnen, als verloren. Ich kann nicht glauben, der nackte Absolutismus sey das Ende der Bewegung so vieler Völker. Wenn aber die Auflösung der alten Parteien, welche jetzt in so vielen Erscheinungen hervortritt, erfolgt, so ist dieß nicht der Tod, sondern vielmehr das Vorzeichen des neuen Lebens. Wenn der Geist der zukünftigen Gesellschaft in die alten Formen nicht mehr passen will, so findet er auch in den alten Parteibegriffen keine Befriedigung mehr. Junger Most verlangt neue Schläuche. Die Demokratie von 48, der Constitutionalismus von 49, die Reaktion von 50 sind Faktoren, die sich abnutzen, wie die Altliberalen von vormärzlichem Datum sich verbrauchten, und alle die mittelmäßigen oder unfähigen Menschen, welche jene Parteien repräsentiren, sind in der Meinung schon so vollständig zu Grunde gerichtet, daß, wagten sie sich je auf die Bühne der Zukunft, sie ganz gewiß ausgepfiffen werden würden. – An eine dauernde Herrschaft der Reaktion ist gar nicht zu denken. Sie, als derzeitigen Inhaberin der materiellen Gewalt, würde nur dann einigen Respekt ansprechen können, wenn sie eine geistige Größe belebte. Aber ihre Figuranten sind ja lauter kleine Menschen, und in der ganzen Gesellschaft steckt bei aller Kniffig- und Pfiffigkeit nicht so viel gesunder Menschenverstand, um zu wissen, daß man Todte zwar galvanisiren, aber nicht wieder beleben kann. Die Sache der Reaktion ist ohne Chance: sie ist eine verzweifelte. Die Sache der Völker ist aber blos dann verloren, wenn die Völker selbst sie aufgeben; auch dadurch aber könnte die Sache der Menschheit nicht verwüstet werden; denn sie wird von Gott geleitet. Und der Neubau der Gesellschaft – die Aufgabe der Zukunft – sie **ist** Sache der Menschheit. – – –

Deutschland – es ist wahr – hat niemals schmachvollere Tage gesehen. Das Ungeheuere, das Erbärmliche, das Feige, das Verderbliche, das Schlechte des Rheinbunds[4590], gegenüber der geistigen

---

[4587] Unter Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 40, Anm. 42).

[4588] Siehe hierzu S. 1486, Anm. 4590.

[4589] Die Karlsbader Ministerialkonferenzen vom 6. bis zum 31. August 1819, auf der vier Gesetzesvorlagen vorbereitet wurden, die anschließend vom Deutschen Bundestag in Frankfurt a. Main (siehe hierzu S. 91, Anm. 179) im Eilverfahren verabschiedet wurden: Die Exekutionsordnung (Regelung der militär. Intervention des Deutschen Bundes bei Unruhen in den Einzelstaaten), das Universitätsgesetz, das Preßgesetz (Pressegesetz) und das Untersuchungsgesetz. Gemeinsam bewirkten sie das Verbot der öffentlichen schriftlichen Meinungsfreiheit und der Burschenschaften, die Überwachung der Universitäten, die Schließung der Turnplätze (Turnsperre von 1820 bis 1842), die Zensur der Presse und Entlassung und Berufsverbot für liberal und national gesinnte Professoren, die ihre Einstellung ihren Schülern vermittelten (sog. „Demagogenverfolgung").

[4590] Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon Bonaparte abhängige Rheinbund (siehe hierzu S. 1050, Anm. 3185).

und politischen Größe des Eroberers war nicht so verächtlich, als jene Politik der Gegenwart, welche nicht erröthet, einen slavischen Selbstherrscher[4591] zum Schiedsrichter anzurufen in den Geschicken Deutschlands, und aus Petersburg und Warschau die Orakelsprüche der modernen Pythia mit Knebelbart und Kantschu[4592] zu holen. Dem Verrath an der Würde des Vaterlandes folgt inzwischen die Züchtigung so unmittelbar auf dem Fuße nach, daß ein Verlassen dieser Bahn wohl nicht ausbleiben wird. Freilich ist's immer zu beklagen, wenn auch nur eine Zeitlang die humanitätsfeindlichen russischen Staats- und Regierungsmaximen in Deutschland Einfluß üben dürfen. Das Schicksal wird es rächen, die Geschichte wird es richten. –

Was haben aber die Patrioten bei der jetzigen Lage des Vaterlandes zu thun?

Ich antworte: Schaut den Sternenhimmel an – die Welt des Künftigen; und blickt in die Vergangenheit hinab – die Welt der Erfahrung: in Beiden steht's geschrieben. Was der Patriot thun soll, kann jeder wissen; denn, wie es gekommen ist, sah Jeder längst voraus. Es trifft Keinen unvorbereitet und unerwartet. Auch ist das Ende Keinem verborgen. Das ruhige Auge des Beobachters überschaut den nothwendigen Gang der Reaktion bis an ihr Ziel hin – den Abgrund. Der Weg, den sie eingeschlagen hat mit ihrem Wagen, dem schwerbeladenen, führt so steil hinunter, daß ihn kein Gott mehr aufhalten und retten kann die Führer und Passagiere. Wir aber, wir wollen muthig und standhaft dem Schlimmsten entgegen treten, was kommen kann. Aendern den Gang der Dinge können wir nicht mehr. Das vergeltende Verhängniß, welches die Verblendeten ins Verderben forttreibt, ist stärker geworden, als alle menschliche Macht. Und wenn, in patriotischer Selbstaufopferung, wir unsere Leiber vor die hinabrollenden Räder niederwerfen würden: hemmen können wir sie doch nicht; sie würden zermalmend über uns weggehen, wie der Wagen des Götzen zu Jaggernaut[4593] über die Opfer des Fanatismus.

Die Reaktion treibt zur Katastrophe hin, die sie verschlingen wird, und die Katastrophe muß erwartet werden als etwas Unvermeidliches. Erst ihr Losbruch ruft die wahren Patrioten auf die Bühne. Erst dann, wenn das Feuer auflodern wird an tausend Enden und der himmelhoch aufgehäufte Zunder in Flammen aufschlägt und ein allgemeiner Brand zu verzehren droht mit allem Bösen auch alles Gute, mit dem Tand auch die Schätze, mit dem Absolutismus auch die theuersten Errungenschaften tausendjähriger Gesittung: – wenn sie Kunst und Wissenschaft und ihre Träger, und alles Bestehende, in ein gemeinschaftlich Grab stürzen will ohne Unterschied und ohne Prüfung – **dann** sollen wir, zum Opfertod für das Heiligste entschlossen, kühn und kalt den wilden Mächten der Zerstörung uns entgegenwerfen, uns einigen zu ihrer Bekämpfung. Und ein glorreicherer und gerechterer Bund wird auf Erden nicht gewesen seyn!

Diese Ansicht ist zu fassen, festzuhalten und zu verbreiten. An ihrer Durchführung hängt das Schicksal Deutschlands, der Gesellschaft.

Wie groß, oder wie klein die Zahl Derer sey, welche Aufopferungsmuth genug in sich tragen, im entscheidenden Augenblicke entschlossen und freudig Alles daran zu setzen an den Versuch, die Wogen der Zerstörung zu stillen und nach Leiden und Drangsal ohne Gleichen das unglückliche Vaterland vor dem Ruin der Anarchie zu schützen, das kommt jetzt nicht in Frage. Großes Unglück hat noch allemal große Menschen gezeugt. So einzeln sie jetzt stehen, die Treuen und Zuverlässigen, sie werden nicht vereinzelnt bleiben, wenn die Stunde der Gefahr geschlagen hat. Jetzt haben jene Männer

---

[4591] Zar Nikolaus I. (siehe hierzu S. 229, Anm. 630) war für seine repressive Politik berüchtigt. Er verstand sich als Schutzherr der in Europa herrschenden monarchischen Ordnung und belebte deshalb 1833 von neuem die Heilige Allianz.

[4592] Aus Leder geflochtene Riemenpeitsche; sie galt als charakteristisches Attribut der Kosaken bzw. der russ. Offiziere (russ. нага́йка, Nagaika).

[4593] Der tonnenschwere Prozessionswagen „Ratha“ (sanskr. रथ) für die ind. Gottheit Jagannatha (sanskr. जगन्नाथ, Jagannātha) entwickelte sich im engl. Kulturraum zum Inbegriff für eine unaufhaltsame, alles vernichtende Kraft steht.

den dringenden Beruf, Lehrer der Nation zu seyn, sie, besonnen und leidenschaftslos, zu einer klaren Erkenntniß ihrer Zustände zu bringen, in ihr den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes zu stärken, den Sinn für Recht und Ehre zu pflegen, jenen für Deutschlands Größe und Selbstständigkeit wach zu erhalten, auf die Gefahren des Kommenden und Unvermeidlichen hinzudeuten, die Banden der stammlichen Vorurtheile und Antipathien schonend zu lösen, die partikularistische Selbstsucht durch Belehrung und durch die Erhebung der Idee zum Allgemeinen zu bekämpfen und so den Samen auszustreuen für die Wiedergeburt der Nation auf den Grundsätzen der Humanität. Sie sollen Steine sammeln und zusammentragen für den künftigen Neubau, während die Reaktion, im Wahne, das Alte, Einfallende zu erhalten, mit eigenen Händen den Grund aufreißt, auf dem es steht. Und die angedeuteten Mittel des patriotischen Wirkens in dieser entsetzlichen Zeit kann uns selbst der Absolutismus nicht ganz entziehen!

So laßt uns denn wirken, ihr Männer! so lange ein Wirken überhaupt uns noch gelassen ist! Der Leidenschaft baar, den sittlichen Ernst und die geistige Weihe nicht nur auf der Stirn, sondern auch im Herzen tragend, müsse unser Streben und unsere Lehre unablässig auf die bürgerliche, religiöse und moralische Erhebung unsers Volkes gerichtet seyn. In der Reaktion ist keine Gefahr, denn sie entleibt sich selbst. Große Gefahr ist aber in der Roheit des Volks. Bildet das Volk, um das Vaterland zu retten, und mit demselben rettet ihr die Freiheit! –



HOHENASBERG

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 182-185.

DCL. Baireuth.

In Culmbach verließ ich die Eisenbahn, miethete einen Wagen und fuhr nach Baireuth. Es war eine stille, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich vom tiefblauen Himmel auf die schlafende Erde herab und ihr Licht spielte mit den Wellen des jungen Mains, an dessen Ufer die Straße sich hinzog. Johanniswürmchen funkelten aus dem Grase, oder haschten sich in den Büschen, mit denen der Nachtwind bald leiser, bald lauter kosete, und dann und wann sang das rauschende Wehr einer Mühle seinen Choral vom Thal herauf. Alles war Friede, Alles athmete Liebe. Ich lag ausgestreckt im offenen Wagen, begrub Augen und Gedanken in die dunkle Tiefe des Weltraums und überließ mich meinen Träumen. – Gott ist die Liebe. – – Die Liebe regiert das Universum, die Liebe hält die Welt in ihren Bahnen, der Geist der Liebe beseelt die ganze Erde. Dieser Gedanke scheuchte allen Haß aus meinem Herzen. Ich hörte den Geist der Liebe rauschen im Strome, ich hörte ihn plätschern im Bach, ich sah ihn auf den Bergen, ich lauschte auf ihn in den Wipfeln der Wälder. Ich fühlte mich nicht mehr einsam; ich hatte keine Sorge mehr um irdisches Gut, ich dünkte mich so reich, so selig! Warum sind solche Stunden so selten und warum vergehen sie so schnell? – Ich träumte noch, da hörte ich meinen Wagen auf dem Straßenpflaster rasseln; ich fuhr auf, ich war in Baireuth.

Es schlug eben zwei. Die Dämmerung warf ihr Zwielicht auf die stattlichen Häuser der weiten, öden, stillen Straßen. Da schlugen ferne Stimmen, Gesang und Saitenspiel an mein Ohr; es kam näher und näher. Der Wagen hielt vor einem hohen, hellerleuchteten Hause. Sie haben Ball? fragte ich den Kellner, ihm zur Treppe folgend. „Seiner Majestät zu Ehren; – es war gestern des Königs Namensfest“[4594]. – Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismus und Manteufel[4595], Preßprozesse und ungerechte Urtheile, Zahnschmerzen und Verbote meiner Werke; – aber einen Königsball – – da hält der Kellner an der Thüre dicht neben dem Ballsaal. Um's Himmelswillen! sagte ich: ich bin müde und hier soll ich logiren? – „Salon Nr. 1, das beste Zimmer des Hauses“. Ei, so führen Sie mich in Ihre letzte Erkerkammer im Hinterhofe, weit weg von diesem Pandämonium! „Bedauere sehr; Alles besetzt; die vielen Beamten vom Lande“– –, antwortete Jean mit Achselzucken; – „doch beruhigen Sie sich; es wird bald 3 Uhr seyn“. – Ist dann die Komödie aus? So werde ich indeß Ihre Stadt beschauen. Leuchten Sie hinab! Und eine leichte Röthe des Unwillens lief Jean übers Gesicht, und es schienen ihm des Dichters Worte auf den Lippen zu schweben:

„Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk,
Nicht Hohn geschmollt aus dem entflammten Blick:
Das Fest gilt meinem Herrn, dem hohen Haupt“.[4596]

[4594] Der Namenstag von König Maximilian II. von Bayern (1811–1864) wurde zu Ehren des Hl. Maximilian von Celeia am 12. Oktober begangen; der 12. Oktober war übrigens auch gleichzeitig sein und seines Vaters, Ludwigs I. (1786–1868), Hochzeitstag.

[4595] Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805–1882), 1850 bis 1858 preuß. Ministerpräsident, der für eine äußerst konservative bis reaktionäre Politik verantwortlich zeichnete und unter den Liberalen dem entsprechend verhaßt war.

[4596] Reichlich freie Übersetzung aus William Shakespeare's „The Taming of the Shrew / Der Widerspenstigen Zähmung“, 5. Akt, 2. Szene: "Fie! fie! Unknit that threatning unkind brow, \ And dart not scornful glances from those eyes, \ To wound thy Lord, thy King, thy Governor."


DCL
BAYREUTH
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Vor hundert Jahren nannte man Baireuth das fränkische Paris, und es hatte sein Versailles und St. Cloud, nur im verjüngten Maßstabe. Noch trägt Baireuth das Hofkleid. – Die Stadt (die 20,000 Einw. zählt) ist heiter und weitläufig gebaut, offen nach allen Seiten und mit Anlagen, Alleen, Promenaden, Springbrunnen, Statuen verschönert, ihre Hauptstraßen sind gerade und breit; die Friedrichsstraße ist sogar prächtig und die Staatsgebäude: Schloß[4597], Kanzlei[4598], Opernhaus[4599], Reithaus mit dem Theater, Marstall, Jagdzeughaus etc. sind große, massive Bauten im Roccocostyl aus Ludwig XIV. Zeit. An schönen Partien in der Umgebung fehlt's den Baireuthern nicht. Der Umkreis der Stadt ist geschmackvoll angelegt, und prächtige Chausseen führen nach den ehemaligen Lustschlössern der Markgrafen. Drei Viertel-Stunden entfernt ist die Eremitage[4600] mit ihrem 84 Morgen[4601] großen Park und den hundert architektonischen Spielereien fürstlicher Vergnügungssucht; mit Tempeln, Grotten, Ruinen, Wasserfällen, Wasserkünsten, japanischen und chinesischen Häuschen, Felsenpforten, Meiereien, einer Einsiedelei für 24 Waldbrüder, – in deren Tracht sich der Hof maskirte, wenn er anwesend war, – und obschon unterm Zahne der Zeit Manches wieder verschwand, so ist doch noch genug übrig, um einen Begriff von der albernen Verschwendung und Verschleuderung des Volksvermögens zu geben, welche damals an den Höfen der kleinen Fürsten herrschten, die sich als Affen des 14. und 15. Ludwigs[4602] gefielen. – Da sehen wir z. B. einen „Sonnentempel"[4603], dessen Aufbau 100,000 Thaler verschlungen hat, und in demselben einen mit Krystall und Glas ausgelegten Saal, der am Tage durch das Sonnenlicht von Oben, des Nachts durch 1000 Wachskerzen erleuchtet wurde. Was der dunkle Schooß der Erde an Glänzendem, Funkelndem verbarg, was daraus kunstreiche Menschenhände Bewundernswerthes bilden konnten, vereinigte dieser Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten die Wände aus Jaspis; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; Colibri's zwitscherten auf silbernen Bäumen, und Kakadu's wiegten sich hin und her auf goldenen Stäben. Die 8 Marmorsäulen, welche die Kuppel dieses Saals tragen, haben allein über 8000 Louisdors gekostet. Und in diesen Räumen führten Ausgelassenheit und nackte Lüderlichkeit das Scepter, und die Laster des Hofs richteten die Sitten des Volks zu Grunde. Von den Markgrafen Georg Wilhelm[4604] und Friedrich[4605] wurden für unnütze Luxusbauten, Schlösser, Marställe, Komödien- und Opernhäuser, Wasserkünste etc. 3 ½ Millionen Thaler vergeudet, welche der Steuer-Exequirer[4606] den gedrückten und verarmten Unterthanen schonungslos abpreßte, und als die Steuerkraft derselben erschöpft und das Land ausgesogen war, borgte man bei den Juden. In solcher Weise sind die meisten sogenannten Landes-Schulden in den kleinern deutschen Staaten entstanden, und wir, die lebende Generation, haben noch Steuern zu zahlen und zu arbeiten für jene fürstli-

---

4597 Das Neue Schloß Bayreuth wurde ab 1753 erbaut, nachdem ein Feuer im Januar desselben Jahres die bisherige Residenz – sie wird heute als Altes Schloß bezeichnet – größtenteils zerstört hatte. 1758 war es im Wesentlichen fertiggestellt. Für die Architektur zeichnete der markgräfl. Hofbaumeister Joseph Saint-Pierre (1709–1754) verantwortlich.

4598 Die Markgräflichen Kanzlei in Bayreuth, erbaut in den Jahren 1623 bis 1630, 1737 und 1786; im 19. Jhd. wurde sie gestalterisch und funktional zu einer Einheit verbunden. Heute wird das Ensemble von der Regierung von Oberfranken genutzt.

4599 Das Markgräfliche Opernhaus wurde in den Jahren 1744 bis 1750 nach Plänen von Joseph Saint-Pierre (siehe hierzu S. 1492, Anm. 4597) erbaut; das Innere des Hauses gestalteten Giuseppe (1696–1757) und Carlo Galli da Bibiena (1728–1787) im Stil des ital. Spätbarocks.

4600 Bei der Eremitage in Bayreuth handelt es sich um eine nach Entwürfen des Hofbaumeister Elias Räntz (1649–1732) ab 1715 entstandene barocke Parkanlage.

4601 Der Umfang lag meist bei einem Fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

4602 Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774), seit 1715 König von Frankreich.

4603 In den Jahren 1749 bis 1753 wurde westl. des bisherigen Schlosses das Neue Schloß errichtet (nicht zu verwechseln mit dem im Stadtzentrum ab 1753 erbauten Neuen Schloß; siehe hierzu S. 1492, Anm. 4597). Es besteht aus zwei, vom Mittelteil getrennten, gebogenen Flügeln. Der Zentralbau trägt auf der Kuppel eine vergoldete Quadriga, die von einem fackeltragenden Apollo als Sinnbild der Sonne gelenkt wird, weshalb das Gebäude meist als Sonnentempel bezeichnet wird.

4604 Georg Wilhelm (1678–1726), seit 1712 Markgraf des fränkischen Fürstentums Brandenburg-Bayreuth.

4605 Friedrich III. (1711–1763), seit 1735 Markgraf des fränkischen Fürstentums Brandenburg-Bayreuth.

4606 Der Steuereintreiber.

chen Thorheiten im vor'gen Jahrhundert. – Das romantische „Sanspareil“[4607], das zweite Lustschloß der Baireuther Fürsten, ist noch schöner gelegen, obschon weniger üppig ausgestattet. Da hat die Natur mit ihren Felsen, Bächen, Grotten, Wiesen und Wäldern das Beste gethan und mit unvergänglicher Hand geschmückt. – Das dritte Schloß der Lust ist die „Phantasie“[4608], 1 Stunde von der Stadt an der Bamberger Straße. Es ist Eigenthum des Herzogs Alexander von Würtemberg[4609], und dieser hat es verstanden, die Kunst mit der schönen Natur geschmackvoll zu verbinden. Der Park ist groß, vortrefflich in Anlage, sorgfältig erhalten, und die Gewächshäuser bergen einen berühmten Schatz der kostbarsten Pflanzen. Im Schloß ist eine Bibliothek aufgestellt, welche die vorzüglichsten Werke der neuern Literatur in den lebenden Hauptsprachen enthält und deren imposantes Lokal mit einer anzuerkennenden Humanität den Einheimischen und Fremden offen steht. Andere Räume des Schlosses enthalten Sammlungen von Gemälden, Statuen, Münzen, Alterthümern, Kupferstichen, und jedem anständigen Reisenden ist der Genuß bereitet, sie mit Muße zu sehen und zu bewundern. –

Doch was sind alle diese vergänglichen Schlösser und Häuser der Pracht, erbaut unter den Thränen und Flüchen des Volks, gegen das kleine Haus, wo ein schlichter Mann wohnte, an dessen Hand der Name Baireuth durch die Ewigkeit geht? Was sind diese prächtigen Denkmäler und Statuen gestorbener Fürsten gegen den einfachen Grabstein mit der Aufschrift: Jean Paul Friedrich Richter? Ein Paar Schläge an der Uhr der Jahrhunderte werfen alle jene Schlösser und Monumente in den Staub, und die Hand der Zeit wischt die unbedeutenden Menschen, die sie errichteten, noch früher von den Blättern der Geschichte; aber in Jean Paul lebt eine goldene Zeit, die nicht rostet, ein Frühling, der nicht abblüht, eine ewige Jugend. Und an dieser hat nicht nur ganz Deutschland, es hat die ganze Menschheit Theil. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlecht, und er steigt und wird fort steigen mit jedem Menschenalter in der allgemeinen Liebe und Verehrung. So lange es Menschen gibt, wird Jean Paul's Flammengeist nie verlöschen, so wenig wie der Geist Homer's und Shakespeare's. Wenn einst alle Kronen gefallen sind von den Häuptern der Könige, und zerbrochen alle Schwerter in der Hand der Volksschlächter, und alle Kanonen umgegossen zu Ehrensäulen großer Menschen, und alle Völker in Frieden leben mit einander und glücklich sind in der Liebe und in der Freiheit: da wird noch die Dankbarkeit Tempel bauen über die Bildsäulen der hohen Priester der Humanität, und Jean Paul wird den allergrößten erhalten. „Jean Paul“ – sagt Börne[4610] – „hat zwar nicht allen seinen Zeitgenossen gelebt; aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren werden. Jean Paul sang nicht in den Palästen der Reichen; er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Fürsten, er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die weichen Töne seiner Harfe. Als der Dichter der Freiheit steht er in seiner Zeit fast allein da. Jean Paul ist der Jeremias seines gefangenen Volks. Er findet seine Schmerzen, er stachelt seinen Zorn, er weckt seine Hoffnung. Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: ich komme, mit dir zu weinen. – Träumt deinem guten Engel – so steht Jean Paul vor seiner Wiege – und wird dir's kalt und frostig in der Einöde deines Herzens – so sucht er dir die Oasen, die versteckten Paradiese, auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter, und in der Asche des ausgebrannten Vulkans findet er den letzten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Aber er rettet den einzelnen Menschen nicht nur; er rettet das ganze Volk. Er sagt ihm, daß die Freiheit nicht darin bestehe, daß es ohne Gesetze lebe, sondern, daß es sein eigener Gesetzgeber sey.– Jean Paul ist der Sänger der Tugend und der Sittlichkeit. Nie schmückte er die Sünde mit den Blumen seiner Worte, nie bedeckte eine unedle Regung das Gold seiner Reden. Er war der Streiter Gottes für Reli-

---

[4607] Frz., Ohne Gleichen; der Felsengarten wurde im Jahre 1744 nach Plänen von Joseph Saint-Pierre (siehe hierzu S. 1492, Anm. 4597) und Giovanni Battista Pedrozzi (1711–1778) angelegt.

[4608] Der Bau des Lustschlosses Fantaisie wurde 1753 begonnen, konnte aber wegen des Todes der markgräfl. Auftraggeber erst im Jahre 1763 unter der Bauleitung von Johann Jakob Spindler (1724–1792) fertiggestellt werden.

[4609] Friedrich Wilhelm Alexander von Württemberg (1804–1881), Cousin von König Wilhelm I. von Württemberg (1781–1864).

[4610] Der sozialkritische Journalist Ludwig Börne (eigentl. Juda Löb Baruch; 1786–1837), der sich 1830 in Paris niedergelassen hatte.

gion, Recht, Wahrheit und Freiheit, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens unrechtes Gut! Wo er das sah, – da war er ein Donnergott; er war eine blutige Geisel im Strafen, ein David, wenn er niederschleuderte den Riesen Hochmuth, ein Simson, wenn er die Schlauheit, die Arglist, die Untreue schlug, ein Herkules, wenn er den Betrüger, den Lügner, den Unterdrücker, den Tyrannen von seiner Höhe in den Staub zog. –

So war Jean Paul. – Fragt Ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? – so sage ich Euch: – Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab.[“][4611] –

[4611] Stark gerafftes Zitat aus Ludwig Börnes (1786–1837) „Denkrede auf Jean Paul […]. Vorgetragen im Museum zu Frankfurt am 2. Dezember [1825]“ aus dem „Morgenblatt für gebildete Stände“ Nro. 294 u. 295 (Stuttgart: Cotta 1825), S. 1173f. u. 1177-1179.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 120-125.

Jean Paul's Grab.

Die Festklänge sind verhallt, welche hie und da in Deutschland den hundertjährigen Geburtstag[4612] unsers größten Humoristen feierten, und diese Festlichkeiten selbst haben ein Urtheil gesprochen über ihn und unsere Zeit.

Es hat sich herausgestellt, daß wir im Zeitalter der Korrektheit leben, das sein Urtheil über Alles, was geschieht, was geschrieben, gesprochen, gepinselt, gemeißelt und gesungen wird, mehr von dem Wie? als von dem Was? bestimmen läßt. Wir sind in Allem sehr weit gekommen in der Technik, und darum hat die Form eine solche Wichtigkeit in unseren Augen erlangt, daß die Frage nach der Solidität des Inhalts und Gehalts darüber hintangesetzt wird. Inhaltlose, aber glatte Reimereien, leere, aber gefällige Kompositionen, spannende, wenn auch noch so geistlose Romane und dergleichen erfreuen sich des Beifalls des großen Theils derjenigen genußfähigeren Masse, die man das gebildete Publikum nennt, und von einem solchen war allerdings nicht zu erwarten, daß es, wenigstens vor dem hundertjährigen Geburtstag eines der geistreichsten und zugleich edelsten Männer der deutschen Nation, die Werke desselben aus den bestäubtesten Winkeln der Bibliotheken hervorsuche, um sich zu belehren, was der Mann seiner Zeit gewesen sein müsse und warum er im Leben zu den gefeiertsten Menschen gehörte, die je in Deutschland glücklich waren.

Jean Paul ist nicht so gefeiert worden, wie er es um das deutsche Volk verdient hat. Wer trägt die Schuld? Diejenigen, welche sie auf den Dichter selbst zu schieben suchten, die Presse und der Buchhandel.

Von der Mehrzahl unserer öffentlichen Organe ist, als die Zeit des Gedächtnißtags herannahte, die Ankündigung desselben sofort in der möglichst verkehrtesten Weise geschehen. Wie echte Musterreiter der Kritik wußten die schreibenden Herren nichts Besseres zu thun, als aus den neueren literargeschichtlichen wie den alten abgelegten Recensions-Vorräthen allen Tadel zusammenzusuchen, der je gegen die Dichtweise Jean Paul's ausgesprochen worden. Und dieser Tadel bildete dann die Einleitung zu der sehr klug und weise geäußerten Befürchtung oder gar Erwartung, daß diese Dichterfeier keine so allgemeine werden könne, wie andere. Solchergestalt trat die Einladung zur Jean-Paul-Feier in der Presse, oder vielmehr die Presse mit der Einladung auf, und es ist nur zu verwundern, daß nicht derselbe Ausbund von Weisheit hinterher in das Triumphgeschrei ausbricht: Seht ihr's, es ist genau so geworden, wie wir es vorausgesagt!

Wie viel besser würden diese gelehrten Menschen gethan haben, wenn sie sich vor Allem des Wortes erinnert hätten, das Ludwig Börne seinen Zeitgenossen zugerufen: „Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlene Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat

[4612] 1863.



JEAN PAUL'S GRAB IN BAIREUTH

manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? … Jean Paul war – ein Emporkömmling: er hatte von seinem Volke nichts geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gern! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth!“[4613] –

„Darüber lachen froh die Erben!“ Ja, trauter Börne, sie lachen, wenn du die oben bezeichneten Schriftgelehrten und die Pharisäer der Gegenwart darunter verstanden hast. Die lachen sich in’s Fäustchen, jene, weil sie so herrlich wahr gesagt, und diese, weil die Männer des Fortschritts im Volke sich abermals eine Gelegenheit haben entgehen lassen, einen öffentlichen Triumph der Wahrheit zu feiern und dem Volke einen für die ungeheure Mehrzahl seiner Glieder so gut wie neu gehobenen Schatz von Wahrheiten an das Herz zu legen.

Es ist sehr zu beklagen, daß man dies versäumt hat. Indeß ist nur das Fest Jean Paul’s, nicht jener Schatz verloren, und darum ist in der Hauptsache nachträglich noch gut zu machen, was vor der Feier und zu ihrer wahren Erhebung zu einem segensreichen Volksfeste hätte geschehen sollen. Nicht eine vorlaute, halb absprechende, halb anerkennende, halb kritisch tadelnde, halb patriotisch und liberal lobpreisende Beurtheilung über Jean Paul hatte man dem Volke zu geben, sondern den Jean Paul selbst in dem kerndeutschen Geist aus seinen Werken! Dazu war jetzt in jeder Beziehung die rechte Zeit. Und welches deutschen Dichters Werke bieten eine größere Fülle von Sprüchen tiefer Weisheit, die sich dem Herzen unauslöschlich einprägen durch die durchschlagende Kraft ihres Ausdrucks, welche Perlenschnur herrlicher Gedanken ließe aus Jean Paul’s Büchern sich spielend aneinanderreihen, wie leicht wäre es, gerade im rechten Sinn der Pietät, das ein rascheres Verständniß und den reinen frischen Genuß seiner wunderbaren Schilderungen aus dem Seelenleben des Volks hie und da störende „Gestrüpp des Waldes“ zu entfernen, wie würden seine vielen kleinen entzückenden Lebensbilder veredelnd und erhebend wirken, kurz welch ein wahrhaftes Volksbuch würde ein Reichthum mehr des deutschen Volks werden, wenn der Buchhandel sich entschließen wollte, den Versuch damit zu wagen. Zu Gunsten eines solchen Versuchs spricht die sicherlich nicht unwichtige Thatsache, daß bei dem Jean-Paul-Feste in Leipzig (von der Schriftsteller-Gesellschaft „Leipziger Warte“ veranstaltet) keine der zum Theil vortrefflichen Reden über Jean Paul die zahlreichen Festtheilnehmer so zu packen, zu erwärmen und zu begeistern vermochte, wie das Wenige, welches aus Jean Paul selbst vorgetragen wurde. Also! –

Und wie nahe, ja wie recht ganz an das Volksherz hinan legt sein eigener Lebenswandel gerade diesen Dichter! Wie allbekannt, kam er in dem fränkischen Städtchen Wunsiedel zur Welt, und zwar, wie er selbst erzählt, „in dem Monate, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehrere Schnepfen und Sumpfvögel anlangten, und zwar an dem Monatstage, wo, falls man Blüthen auf seine Wiege streuen wollte, gerade das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüthe traten, desgleichen der Ackerehrenpreis oder Hühnerbißdarm[4614], nämlich am 21. März, und zwar in der frühesten frischen Tageszeit, nämlich am Morgen um 1 ½ Uhr; was aber Alles krönt, war, daß der Anfang seines Lebens zugleich der des damaligen Frühlings war.“[4615] Auf der Welt ist er, aber wie geht es ihm nun? Wie noch weit trauriger wäre das Leben des Knaben gewesen, wenn sein Inneres, auf das er nur gar zu frühzeitig ganz allein zum Spiel und zum Streben angewiesen war, ihm nicht Ersatz hätte bieten können für Entbehrungen aller Kinderlust in den

[4613] Ebenfalls aus Börnes „Grabrede“ (siehe hierzu S. 1494, Anm. 4611).

[4614] Die Vogelmiere (Stellaria media).

[4615] Aus Jean Pauls 1818/19 verfaßter „Selberlebensbeschreibung – Erste Vorlesung.“ in „Wahrheit aus Jean Paul’s Leben. Erstes Heftlein“ (Breslau: Josef Max 1826), S. 1f. Als Vorlage für die hier zu findenden biographischen Zitate dürfte allerdings Richard Otto Spaziers (1803–1854) Werk „Jean Paul Friedrich Richter – Ein biographischer Commentar zu dessen Werken“ (= Jean Paul’s sämmtliche Werke LXI; Leipzig: Brüggemann u. Wigand 1833), 1. Bd., S. 44, gedient haben (siehe auch S. 1498, Anm. 4618).

Jahren der Schulzeit. Denn weil ihn einmal in der Schule ein langer Bauernjunge mit seinem Taschenmesser auf die Finger geklopft hatte, gab der in seinem geistlichen Ansehen dadurch gekränkte Vater fortan seinen Kindern selbst Unterricht und entzog ihnen allen Umgang mit andern Kindern. Der Vater war in Wunsiedel ein armer Tertius[4616] an der Stadtschule gewesen, und war später ein armer Pfarrer, erst im Dorfe Joditz, später im Marktflecken Schwarzenbach an der Saale. Als er daselbst starb, kam seine Familie in die bitterste Noth. Jean Paul war zu selber Zeit Gymnasiast in Hof, wo seine Großeltern wohnten und wohin nun auch seine Mutter mit den Geschwistern zog. Da saß nun das Bißchen Armuth beisammen, bis es Jean Paul möglich gemacht wurde, die Universität zu beziehen, und zwar der Theologie wegen, und Leipzig, weil dort Gellert lebte, von dem man sich's versehen konnte, daß er dem jungen Richter, wie so vielen Hunderten vor ihm, sobald er Kandidat geworden, auch eine Hauslehrerstelle verschaffen werde. Auch das kam anders. Jean Paul war nicht, wie die anderen Studenten, die etwas auf ihren Zopf hielten und möglichst schon im Aeußern die zukünftige Standeswürde ahnen zu lassen suchten; Jean Paul war der erste Deutsche, der sich den Zopf abschnitt, das Haar frei und unfrisirt um das Haupt wallen ließ, und dazu fügte er noch die ganz Leipzig empörende Frechheit, Hals und Brust nicht mit dem Halstuch-Wulste und dem Spitzen- und Krausenwerk zu verhüllen, sondern frei und offen zu tragen. Das hätte ihm allein schon die theologische Laufbahn versperrt, wenn er sie sich nicht bald genug selbst verriegelt hätte. Jedem Geisteszwang feind, gab er sie auf, und weil er für den Pfarrer verdorben war, mußte er Schriftsteller werden.

So betrat er denn diesen Dornenpfad, und genau an der Stelle, wo die Rosen am dünnsten standen. Er mußte vorwärts, er hatte zwei strenge Treiber: einen kalten Ofen und einen hungrigen Magen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen glückte es ein wenig; die „Grönländischen Prozesse“ brachten einen Nothpfennig ein. Bald aber war der Pfennig alle und die Noth wieder da, ja sie stieg so hoch, daß Jean Paul, der namentlich die unaufhörlichen Mahnungen seines Speisewirths nicht mehr ertragen konnte, eine Winternacht benutzte, um aus Leipzig zu entfliehen. In jämmerlichem Zustand, die rechte Hand erfroren, tritt er in Hof in das Stübchen seiner Mutter, blutarm, aber doch froh, daß er da ist. Wie groß hier die Armuth war, erzählt Jean Paul selbst, wo er sagt: „Wenn uns einmal ein Gulden[4617] in's Haus kam, so war unter uns ein solcher Jubel, daß wir hätten die Fenster einschlagen mögen!“[4618]

Trotz alle dem blieb Jean Paul bei der Schriftstellerei. Aber wie muß er sie *jetzt* treiben, wo er ihre Hülfe am nöthigsten hat? Blicken wir einmal in das einzige Stübchen im Häuschen am alten Schloßplatz zu Hof. Da steht die Mutter am Zuber beim Ofen und wäscht und kocht zugleich, von den jüngern Kindern spaltet ihr das eine Holz, das andere bricht Reißig zusammen, die andern poltern im Spiel in der Mitte der Stube, und im Winkel am Fenster steht der Tisch, und da sitzt der junge Richter, noch immer ohne Zopf, und schreibt die „Auswahl aus des Teufels Papieren!“ – Eine Zeit lang war er Hauslehrer, dann zwang ihn endlich die Noth, eine Privatschule in Schwarzenbach zu übernehmen, um das Leben fristen und die arme Mutter unterstützen zu können. Er war selbst der „Schulmeister Wuz“, es klingt ganz wie ein Stück aus seinem eigenen Leben, wenn er von seinem Wuz erzählt: „Abends, dachte er, lieg' ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen wie sie wollen, unter meiner warmen Zudecke und drücke die Nase ruhig in's Kopfkissen acht Stunden lang. Und kroch er endlich in der letzten Stunde eines solchen Leidenstags unter sein Oberbett, so schüttelte er sich darin, krempte sich mit den Knien bis an den Nabel zusammen und sagte zu sich: Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei!“[4619]

[4616] Subrektor, der sowohl dem Konrektor als auch dem Rektor untergeordnet war und somit die dritte Position innerhalb der Schulhierarchie einnahm.

[4617] Siehe hierzu S. 85, Anm. 168.

[4618] Spazier, Biographischer Commentar (= Jean Paul's sämmtliche Werke LXII; Leipzig: Brüggemann u. Wigand 1833), wie S. 1497, Anm. 4615, 2. Bd., S. 126.

[4619] Aus Jean Pauls „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal“ in „Jean Paul's sämmtliche Werke“ (Berlin: G. Reimer 1840), 2. Bd., S. 249.

Vorbei sollte endlich auch die Zeit der Noth für Jean Paul sein. Er hatte seinen ersten großen Roman „die unsichtbare Loge“ vollendet und ihn an den Aesthetiker Moritz[4620] in Berlin gesandt. Da kommt nach einiger Zeit nach Schwarzenbach an den Herrn Kandidat Richter ein Brief mit einer Geldrolle. Jean Paul öffnet: Moritz ist entzückt, schreibt, daß Das (Jean Paul’s Roman) noch über Goethe, daß es etwas ganz Neues sei, bietet ihm 100 Dukaten für das Manuskript und legt gleich als Abschlagszahlung 30 bei. O, wer ihn da gesehen hat, wie er mit Brief und Rolle spornstreichs nach Hof lief und in’s liebe Häuschen rannte und die funkelnden Goldstücke seinem Mütterlein in den Schooß schüttete, daß es über so großes Glück vor Freuden laut auf weinte!

Jean Paul gab nun die Schulmeisterei auf und zog 1794 wieder nach Hof. Dieses jetzt so schmucke Städtchen ward das Nest des Adlers, aus dem er später sich auf gestählten Schwingen zu seinem Triumphfluge erhob. Schon zwei Jahre später erhielt er, vorzüglich in Folge der Veröffentlichung seines „Hesperus“, seines „Quintus Fixlein“ und seines“ „Siebenkäs“, dringende Einladungen vom alten begeisterten Gleim[4621] und an den Musenhof von Weimar, ward von der Herzogin Amalie[4622] hochgeehrt, von Herder „als ein Schatz vom Himmel“ an das Herz gedrückt und ist seitdem ein geliebter und gefeierter Mensch geblieben durch sein ganzes Leben.

Es war dies sein erster größerer Ausflug gewesen, oder, nach damaligen Verkehrsbegriffen, seine erste größere Reise, und hatte eine lebhafte Wanderlust in ihm erregt. Diese diktirte ihm sein „Kampanerthal“ und trieb ihn 1797 nach Leipzig und von da nach Berlin, wo das Glück in Karoline Mayer[4623] ihm seine Gattin in die Arme führte. Besonders waren es jetzt die Höfe und fürstliche Personen, welche ihn in ihre Kreise zogen; von den Besten und Ausgezeichnetesten jeder Stadt verstand sich das von selbst, und von den Frauen, die in ihm die reine, edle Natur des Dichters und des Mannes verehrten, ward er fast angebetet. So empfingen ihn mit ungewöhnlicher Auszeichnung, ja herzlichem Entgegenkommen in Berlin die Königin Louise[4624], in Weimar außer dem Hof und Herder auch Wieland[4625] und die La Roche[4626], in Meiningen, wohin er 1802 kam, der edle Herzog Georg[4627], in Hildburghausen die Schwester der Königin Louise, die Herzogin Charlotte[4628]. Immer aber gehörte sein Herz dem Volke, zu dem er aus den Hofkreisen stets wie aus der Fremde in die Heimath zurückeilte. Wie sinnig und herzlich er mit Leuten aus dem Volke zu verkehren verstand, davon habe ich in der Gartenlaube (Nr. 9, 1863) als ein Beispiel erzählt, in welcher Weise er einer Mutter, die während seines Aufenthalts in Koburg (im Jahre 1803) als Kindermädchen bei ihm diente, erklärlich machte, daß jedes Blättchen in seiner Arbeits-Mappe von großem Werth für ihn sei. „Weißt Du, was Du da unterm Arm getragen hast? Du hast ein ganzes Gewitter unterm Arm getragen!“ – sagte er zu ihr. – „Siehst Du, die kleinen Blätter, das sind lauter Blitze, und die großen, das ist lauter Donner. Nun merk’ auf! Wenn Du die Mappe einmal fallen lassen solltest und der Wind jagt Dir die Blätter fort, so springe nur ja nach den kleinen, die raffe mir alle zusammen, die großen kannst Du fliegen lassen. Denn, siehst Du, den Donner, den mach’ ich selber und den kann ich immer machen, aber die Blitze kommen vom Himmel, und die kommen nicht wieder, wenn sie einmal fort sind!“[4629] – Dieses Gewitter waren die „Flegeljahre“. Sein „Titan“ war eine frühere Arbeit, die „Levana“ eine spätere.

[4620] Karl Philipp Moritz (1756–1793), der seit 1789 eine Professur der Theorie der schönen Künste an der Kgl. Akademie der Künste in Berlin inne hatte.

[4621] Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803).

[4622] Anna Amalia Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach geb. von Braunschweig-Wolfenbüttel (1739–1807).

[4623] Die Eheschließung mit Caroline Mayer (1777–1860) fand am 27. Mai 1801 statt.

[4624] Königin Luise von Preußen geb. Prinzessin zu Mecklenburg (1776–1810).

[4625] Der Dichter und Schriftsteller Christoph Martin Wieland (1733–1813).

[4626] Die Schriftstellerin Sophie von La Roche geb. Gutermann von Gutershofen (1730–1807).

[4627] Georg I. (1761–1803), seit 1782 Herzog von Sachsen-Meiningen.

[4628] Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen geb. von Hessen-Philippsthal (1730–1801), von 1763 bis 1782 Regentin genannten Herzogtums.

[4629] So nur in den von Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101) verfaßten Beiträgen über Jean Paul.

Um diese Zeit geschah das – trotz unserer vielen Fürsten – in Deutschland überhaupt Seltene, daß ein Fürst einem Schriftsteller, und zwar einem so freisinnigen, wie Jean Paul, einen Jahrgehalt aussetzte. Dies that der Fürstprimas von Dalberg[4630], und nach seinem Tode übernahm die Krone Bayern die fernere Auszahlung dieser jährlichen 1000 Gulden. Jean Paul war von Koburg nach Bayreuth übergesiedelt und hier ist endlich sein fester Wohnsitz geblieben.

Hier hat er noch 22 Jahre gelebt, nach seinen äußern Verhältnissen glücklich. Die Sorgen des Alters standen ihm fern, er konnte den Regungen und Zielen seines Geistes und Herzens frei folgen, er brauchte nicht, wie zu seiner Dornenzeit, um Brod zu arbeiten. Reisen und Ausflüge, an den Rhein, nach Heidelberg, München, Berlin, Dresden, Stuttgart, Koburg u. s. w., erfrischten ihn nach jeder vollendeten größern Arbeit. Zu der herzlichen und sogar oft schwärmerischen Verehrung von Tausenden kamen einzelne Anerkennungen, die für ihn besondern Werth haben mochten: der Herzog von Hildburghausen machte ihn zum Legationsrath, die philosophische Fakultät Heidelbergs zum Ehrendoktor, die Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem ordentlichen Mitglied. Mit einem Orden hat ihn der feinere Takt seiner fürstlichen Zeitgenossen verschont. Aber auf dem Gymnasiumsplatze zu Bayreuth zeugt seit 1842 ein ehernes Denkmal öffentlich dafür, daß sein König, Ludwig I.[4631], ihn nach seinem ganzen Werthe zu ehren wußte.

Ohne Schmerz konnten eines solchen Mannes Tage nicht bleiben, dafür sorgte schon die Zeit und das Vaterland. So gläubig er einst der in Frankreich aufsteigenden Freiheitssonne entgegen gejubelt hatte, so schwer drückte, ihn der Gram über das durch jenes nun selbst geknechtete Frankreich so hart darnieder geschlagene Deutschland. Aber er spielte nicht dichterisch mit seinem Schmerze, sondern verwandelte ihn männlich in eine geistige Waffe gegen den Feind. Fast gleichzeitig mit Fichte[4632] erhob er seine Stimme für die Wiedererweckung des deutschen Geistes und ein großer Theil der wunderbaren Begeisterung der Frauen im Befreiungskampfe ist offenbar Jean Paul's Verdienst. Und wie die Klage, so tönte sein Siegesjubel durch das ganze Deutschland. – Als aber ein abermaliger Untergang allen Hoffnungen der treuen deutschen Patrioten drohte, als die mitsiegenden Ideen und die Männer, aus deren Häuptern sie hervorgegangen, zugleich verfolgt und unterdrückt wurden, bis endlich „das Mordattentat auf das innere Leben der Nation"[4633] durch die † † † Karlsbader Beschlüsse[4634] ausgeführt wurde, – da ging der allgemeine Schmerz in dem nächsten des blutenden Vaterherzens unter: sein einziger herrlich blühender Sohn[4635] sank vor ihm in's Grab. Von dieser Zeit an wankte auch Jean Paul dem Grabe zu.

Früher, noch in der fröhlichen Zeit des Schaffens, hatte er, wie in Koburg in dem Gartenhaus auf dem Adamiberg bei der Stadt, so unweit Bayreuth einen stillen, ländlichen Winkel für fein Arbeitstischchen in der allbekannten Rollwenzelei gesucht. Die Stätte ist geweiht, zu ihr geht die eine Wallfahrt seiner Verehrer; die andere geht seit der Mitte des November 1825 zu der Stätte, die wir im Bilde vor uns haben. Unter dieser einfachen Pyramide ruht der Dichter und sein Sohn. Wer diese Stätte betritt, der gedenke jener Worte, die der Unsterbliche einst bei dem Tode einer Jungfrau ausrief, und handle darnach: „Streut nur Blumen auf sie, ihr Freundinnen! Ihr brachtet ja sonst ihr Blumen bei den Wiegenfesten. Jetzo feiert sie ihr größtes, denn die Bahre ist die Wiege des Himmels."[4636]

Friedr. Hofmann[4637].

[4630] Carl Theodor Reichsfreiherr von und zu Dalberg (siehe hierzu S. 261, Anm. 730).

[4631] Ludwig I. von Bayern (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478).

[4632] Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814).

[4633] Der politisch motivierte Mord des Erlanger Studenten Carl Ludwig Sand (1795–1820) an dem Schriftsteller und kaiserl. russ. Staatsrat August von Kotzebue (* 1761) am 23. März 1819.

[4634] Die Karlsbader Ministerialkonferenzen vom 6. bis zum 31. August 1819 (siehe hierzu S. 638, Anm. 1916).

[4635] Max (1803–1821).

[4636] Aus dem zum Zyklus „Polymeter" gehörenden Gedicht „Die Blumen auf dem Grabe der Jungfrau" in „Jean Paul's sämmtliche Werke" (Berlin: G. Reimer 1842), 24. Bd., S. 347.

[4637] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 209f.

DCLV. Heilbronn.

Im schönen fruchtbaren Neckarthale, auf der Stelle einer römischen Niederlassung, entstand bald nach dem Untergang der Römerherrschaft Heilbronn, welchen Namen der Ort einer Quelle entlehnte, der der Volksglaube in jener Zeit große Heilkräfte zuschrieb. Der Flecken blühte schnell auf und Karl der Große, welcher sich eine Zeitlang zum Gebrauch der Bäder dort aufhielt, erbaute sich ein Schloß, das er zum Rang einer königlichen Pfalz erhob. Stadtrecht erhielt Heilbronn vom Kaiser Heinrich IV.[4638], und Konrad III.[4639] verlieh ihm sammt seinem Gebiet die Reichsunmittelbarkeit, welche erst kurz vor der Auflösung des Reichs selber verloren ging. Im Jahre 1803 kam es mit den übrigen schwäbischen Reichsorten an Würtemberg zur Ausstattung des neuen Königreichs aus der Fabrik Napoleons.

Heilbronns herrliche Lage in einem der gesegnetsten deutschen Gauen, der Wein, Obst und Getreide in Ueberfluß hervorbringen und an der Stelle, wo der Neckar für größere Fahrzeuge schiffbar wird, auch am Kreuzpunkte mehrer Hauptstraßen, wo der Verkehr zwischen West- und Ost-, Süd- und Norddeutschland wechselt, hat dem Orte so viel Elemente beständigen Gedeihens gegeben, daß es nicht Wundernehmen kann, wie trotz großer Unfälle in frühern Zeiten und nach dem Verluste seines Gebiets und seiner Selbstständigkeit, die Stadt fortschreiten konnte in Wohlstand, Größe und Bevölkerung. Sie hat jetzt nahe an 13,000 Einwohner und eine noch raschere Entwickelung ist in dem Fall vorauszusehen, daß die Stadt das Kreuz der Eisenwege erhält[4640], welche zur zweckmäßigsten Verbindung der bayerischen, würtembergischen und badischen Bahnen noch nothwendig sind. Ein Hauptnahrungszweig Heilbronns, das Speditionsgeschäft, wird dann einen großen Aufschwung erlangen.

Das Innere von Heilbronn ist in seinen ältern Stadttheilen gar stattlich und behäbig, nach nürnberger oder augsburger Weise; die neuern Partien sind freundlich und licht, wenn auch ohne höhere Ansprüche auf Schönheit. Die Altstadt prangt mit mehren großen, durch Styl und Bauart ausgezeichneten alterthümlichen und geschichtlich merkwürdigen Gebäuden; Rathhaus, Götzens Thurm (wo der Berlichingen[4641] gefangen saß), das Schloß[4642], die Kilianskirche, der herrliche Brunnen am Markte[4643] sind des Beschauens wohl werth.

Der Gewerbfleiß hatte von jeher in Heilbronn eine rühmliche Stätte, und verschiedene Fabrikationszweige genießen weithin einen begründeten Ruf und werden großartig betrieben. Zwei Maschienen-Papierfabriken setzen allein jährlich für eine halbe Million Gulden ab; und der Gesammtwerth der hiesigen Fabrikate wird zu 3 Millionen jährlich, die Anzahl der Hände, die durch sie beschäftigt werden, über 8000 geschätzt.

[4638] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[4639] Konrad III. (1093 o. 1094–1152), seit 1116/20 Herzog in Franken, von 1127 bis 1135 Gegenkönig von Lothar III. und ab 1138 römisch-deutscher König.

[4640] Am 15. Oktober 1846 konnte Heilbronn an die Bahnstrecke Cannstatt-Stuttgart-Ludwigsburg angeschlossen werden.

[4641] Der Reichsritter Gottfried „Götz“ von Berlichingen zu Hornberg (ca. 1480–1562).

[4642] Die Baulichkeiten des seit 1225 in Heilbronn ansässigen Deutschen Ordens. Der Gebäudekomplex des Kleinen Deutschhofs war im Wesentlichen im 16. Jhd. entstanden und wurde im 18. Jhd. um den Großen Deutschhof ergänzt. Beim Luftangriff vom 4. Dezember 1944 weitgehend zerstört, wurde das Ensemble von 1958 bis 1977 in mehreren Bauabschnitten wiederaufgebaut.

[4643] Hiermit könnte der Siebenröhrenbrunnen gemeint sein, der allerdings bereits 1868 abgerissen wurde. Heute findet sich dort eine Rekonstruktion aus dem Jahre 1904.

Das Leben in Heilbronn ist angenehm und nicht theuer. Es ist, wie in fast allen würtembergischen Städten, viel Bildung und viel Wissen unter der Bevölkerung verbreitet und in der Gesellschaft herrscht ein freier ungezwungener Ton, den die strenge Scheidung nach Klassen und Ständen, – hier wenig bekannte und noch weniger beliebte Dinge, – nicht beeinträchtigt.

Große Männer mit großen Zwecken hat Heilbronn unter seinen Mitbürgern niemals gehabt; Menschen, die die Erde verändern und in das Rad der Weltgeschicke eingriffen, hat es nicht geboren; aber an glücklichen, heitern Alltagskindern hat es, wie die Sage geht[4644], hier nie gefehlt. Heilbronn hat nichts dabei verloren. Ich gehe selbst lieber an zehn schlichten Bürgerhäusern vorüber, wo das Glück wohnt, als an einem Palaste.

[4644] Anspielung auf die von Heinrich von Kleist (1777–1811) zwischen 1807 und 1808 verfaßte und 1810 in Wien uraufgeführte Komödie „Das Käthchen von Heilbronn“.



HEILBRONN am NECKAR

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Fünfzehnter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1852.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 14.

DCLXVI. Ingolstadt.

Zehn Meilen[4645] nordwärts von München, sechs Meilen von Augsburg und eben so weit von Regensburg entfernt, gelegen in einer von der Donan durchströmten weiten Ebene, umgürtet und gepanzert vom Gott des Kriegs, gewährt Ingolstadt mit seinen Glockentürmen und hohen Kirchdächern aus der Ferne einen stattlichen Anblick. In der Nähe betrachtet ist es jedoch nichts weniger als schön. Die Stadt, welche, kaum 1500 Familien zählt, hat eine stehende Garnison von – 2000 Mann! –

Ingolstadt, besaß eine der ältesten-Universitäten Deutschlands. Sie wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gegründet, gelangte in den folgenden zu großem Ansehen, wurde aber später eine Pflanzschule geistiger Verfinsterung, deren Wirken bis auf die neuere Zeit in manchen Erscheinungen zu Tage trat. Der kulturfreundliche König Max I. von Bayern[4646] verlegte die Universität nach Landshut und später wurde sie mit der Münchener vereinigt[4647].

[4645] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

[4646] Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 522, Anm. 1528).

[4647] Die Universität war 1472 von Herzog Ludwig IX. dem Reichen (1417–1479) gegründet worden, wurde im Jahre 1800 nach Landshut verlegt und im Jahre 1826 mit der Universität München vereinigt.


DCLXVI

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

INGOLSTADT
in Bayern.

Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 25f.

DCLXX. Culmbach und die Plassenburg.

Wie du so stolz droben stehst, Fürstenburg, eine Krone auf des Berges Scheitel! – Stoße in's Horn, Thurmwart, und laß die Zugbrücke nieder! Pförtner, thue auf die Thore! Riegel rasseln, Schlüssel knarren, – – jetzt wirst du sie sehen, die hochgewachsene Fürstengestalt auf dem schwarzen Leibroß, gekleidet in glänzenden Stahl, auf dem Haupte den goldenen Helm, von dem die weißen Reiherfedern herabnicken; neben ihm seine Hausfrau in fürstlichem Putz und Schmuck auf schneeweißem Zelter, ihr zur Seite die Prinzessinnen auf purpurgeschirrten Falben, gefolgt von schlanken Edelknaben in seidenen Wämsern, Falken auf den zierlichen Händen tragend: – – – aufgethan ist das Thor! Männer treten heraus in blanken Helmen mit gezogenen Säbeln und ordnen sich zu beiden Seiten des Wegs; anstatt der fürstlichen Kavalkade aber folgt ein langer, langer Zug von Weibern und Männern in zweifarbigen Kitteln, – bleiche, krankhafte Gestalten. Manche schleppen die Kette, manche haben schwere Eisen an den Füßen, alle tragen Hacken und Schaufeln auf den Schultern, oder ziehen kleine eiserne Karren. Es sind die Züchtlinge, die zur harten Arbeit gehen. – Die ehemalige Fürstenburg ist ein Kerker- und Strafhaus, und in dem Banketsaale dort oben, wo der Wein in goldenen Pokalen schäumte bei den Festgelagen der fürstlichen Macht, Pracht und Ueppigkeit, und wo die Freude aus den Augen rosiger Frauen und Mädchen strahlte: da trinken die abgemagerten Gestalten des Verbrechens und Unglücks jetzt Wasser aus hölzerner Schale und essen dazu schwarzes, hartes Brod. So ist das lustige Tagebild meiner Phantasie plötzlich zum Nachtbild umgeschlagen, wehmüthig betrachte ich den Zug, der, vorüberwandelnd, kein Ende nehmen will, – und ich danke es dem Sturmwind, der in den Thürmen heult, und den kreischenden Wetterhähnen, daß sie die Seufzer der Armen ersticken.

Eine Kolonne Fußsoldaten mit geladenem Gewehr, (auch willenlose Menschen in zweifarbigem Tuch,) schließen den Zug; er verschwindet zwischen dem Gemäuer. Eine Täuschung mehr, dachte ich, ein Tropfen mehr in dem vollen Eimer. Wie häufig, wenn wir die Arme ausstrecken, Glückliche zu umfassen, umhalsen wir des Jammers bleiche Schatten, und es macht wenig Unterschied, ob diese den Purpur, oder die Züchtlingsjacke tragen. Ein Stachel bleibt doch immer im weichen Herzen zurück, wenn wir von Sommernächten in blumigen Auen träumen und auf Gräbern erwachen.

Die Plassenburg war Jahrhunderte lang die Residenz der Markgrafen von Culmbach, nach deren Aussterben[4648] Land und Schloß an die Markgrafen von Bayreuth fiel. Ihre jetzige traurige Bestimmung hat die Burg vor länger als 30 Jahren erhalten. Der dort verwahrten Sträflinge sind mehre Hundert, und im Ganzen genommen soll ihre Behandlung menschlich seyn.

Am Fuße des Schlosses, in einem tiefen Einschnitte des fruchtbaren Mainthals, liegt die Stadt Culmbach – als vielbesuchter Wallfahrtsort des heiligen Gambrinus wohlbekannt und von Jung und Alt gepriesen. Welcher Verehrer des edlen Gerstensafts würde nicht vor Culmbach die Kniee beugen wie der Pilger bei dem Anblicke des ewigen Roms! Das „Culmbacher" wird in alle Welttheile verfahren. Es ist der Magnet, der jährlich Hunderttausende fremden Geldes in das Städtchen zieht, dem man in dem schlichten Kleide seinen Wohlstand nicht ansieht. Zwar will der Neid wissen, man könne Manches in dem Culmbacher Biere finden, was andern Ursprungs sey, als Hopfen und Malz. Aber wer wird denn darnach suchen! Jede solide Größe wirft ihren Schatten, jeder Ruhm hat seinen Makel, jede Reinheit ihr Fleckchen, jede Statue braucht einen Sockel, jeder Obelisk sähe kleiner aus, stände er nicht

[4648] 1603 gelangten die Markgraftümer Ansbach und Kulmbach durch Erbschaft in den Besitz der Brandenburger Kurlinie unter Markgraf Christian von Brandenburg (1581–1655), der die Residenz von Kulmbach nach Bayreuth verlegte. Seither wurde das Markgraftum nach der neuen Hauptstadt benannt.

auf einem Würfel, und die Hochgebirge, die Riesen der Erde selber, haben ja ein Fußgestell nöthig, daß sie groß erscheinen aus der Ferne.

Tröste dich also, du freudespendendes, sorgenbrechendes Culmbach! Der Neid kann dir nichts anhaben. Verlörest du aber deinen Ruhm durch eigne Schuld, dann wäre freilich Hopfen und Malz an dir verloren.

DCLXX



CULMBACH mit der PLASSENBURG

Aus d Kunstanst d. Bibl. Inst in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 43.

DCLXXIV. Der Kufstein und sein Thal.

Ein Kabinetsstück aus dem deutschen Tyrol.

Der Inn hat bei Landeck das Urgebirg verlassen. Bei Wörgel tritt er hinaus in die Kalkalpenwelt, nachdem der mächtige Strom den Damm durchbrochen hat, der ihm einst den Ausgang verschlossen hielt. Schroff stürzen an dieser Stelle zu beiden Seiten des Flusses die Bergwände nieder, und brausend und zürnend stürmt die Fluth durch den Paß, ungewohnt des engen Gewandes. Die Straße, welche nach Kufstein führt, verläßt bei den Hüttenwerken von Heydach das Thal und zieht über welliges Waldland. Hinter, dem Dorfe Kirchbühel[4649] wird die Gegend auffallend wild und einsam. Ununterbrochen führt der Weg durch den dichten, düstern Forst von Krummholzkiefern, bald hinauf, bald hinab, und nur dann und wann spendet eine Höhe einen Lichtblick in die Berge. So geht's drei Stunden lang beständig fort. Da biegt die Straße unerwartet um eine Felsecke und aufgethan ist eine der lieblichsten Schau der Innenwelt Tyrols. Inmitten eines mit grünen Matten eingefaßten Thalkessels, liegt, wie hingeschleudert von der Hand der Allmacht, ein gewaltiger Felsblock. Von allen Seiten klettert Gemäuer an ihn empor, sein Scheitel trägt Gebände und Thürme, seinen Fuß umbraust der Inn, den eine schöne Brücke überspannt, und ein Häuflein freundlicher, schimmernder Häuser beschaut sich wohlgefällig im Spiegel der klaren Fluth. Um den Kessel aber steigen die Riesen des Gebirgs auf, über und hinter einander, als mühte sich jeder, einen Blick auf das hübsche Bildchen zu erhaschen. Das ist der Kufstein mit seinem Städtchen und seinem Thale – der Kufstein mit seinen Schrecken; denn Kaiser Maxens[4650] alte Veste ist jetzt Staatsgefängniß, und in seinen Kasematten[4651] und Thürmen schmachten viele der Männer, welche die Jahre 48 und 49 als Sühnopfer forderten für die Sünden eines verderbten Geschlechts.

[4649] Hiermit ist wohl Kitzbühel gemeint.

[4650] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

[4651] Siehe hierzu S. 137, Anm. 307.



DCLXXIV

VESTE KUFSTEIN in TYROL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 70f.

DCLXXVIII. Der Königsee.*)[4652]

Auch der Norden hat seine Eden. Gönnt Neapel den milden Himmel, die lauen Lüfte, das blaue Meer mit seinen lieblichen Inseln, seinen Feuerberg, seine duftenden Orangenhaine, seine feurigen Reben: im Besitze der Alpenwelt darf der Deutsche kein Land um die Schönheiten der Natur beneiden.

Dieses reizende Bild aus den deutschen Alpen ist nur Eins von Tausenden.

Von dem mit dem prächtigsten Grün überkleideten Hügel des Vorgrunds siehst Du in ein weites Thal, dessen ganze Fläche, bis dicht unter Deinem Standpunkte, mit einem prächtigen Wasserspiegel ausgegossen ist, welchen die schillernden Farben des Smaragds und Malachits durchleuchten. Reizend geformte Eilande tauchen empor wie die Nymphen des Sees. Sie sind mit Obsthainen bepflanzt, aus denen bald ein Kloster, bald ein Kirchlein heraussieht, bald ein schmucker Landsitz, weiß, mit grünen zierlichen Gallerien und Fensterläden; oder ein stattlich Gasthaus mit vorspringenden und buntbemalten flachen, steinbelasteten Giebeln, das schon aus der Ferne der Gesellschaft winkt, die unter Musik und Gesang auf dem Dampfer die grüne Woge durchschneidet. – Unwiderstehlich zieht's Dich hinaus in's Boot, das Seethal hinauf. Die Ufer sind bald flach und mit Gehöften und Weilern besetzt, bald schroff und von bewaldeten Höhen überschattet. Dort tritt ein Felsenriff kühn in die dunkle Fluth; Du umfährst es und ein neues Bild überrascht Dich. Senkrecht und starr bauen sich die Ufermauern auf, und nur wenige Kiefern und Fichten, deren Kronen der Sturm längst abgestreift hat, wagten sich hinaus auf ihre Zinnen. Ueber diese erste Terrasse erhebt sich, weiter rückwärts, ein höheres Felsenstockwerk, über dieses ein drittes, viertes, fünftes, sechstes, deren Zacken hoch in den flimmernden Duft hinansteigen. Schneefelder ziehen in den Furchen herab, Wolkensäulen rauchen aus den Schluchten auf, ein mächtiger Gießbach bricht aus dem Felsbauch, und in der Ferne stürzt eine schäumende Wassersäule über die Bergwand nieder, geisterhaft eingehüllt in einen weißen Schleier. Sehnsüchtig blickst Du aus Deinem Nachen hinan, nach den umdufteten Höhen und schwelgst in den Vorstellungen von ihrer Herrlichkeit. Doch, erst dann, wenn Du selbst oben warst und herabschautest auf die Welt in der Tiefe, wenn Du dort oben geruht hast in den Strahlen der Abendsonne und Dir alles Menschliche verschwand vor der Größe Deiner Umgebung, wenn Du von den Gipfeln der ewigen Ruhe hinunter sahst in die Klüfte und Gründe, die Eis- und Felsblöcke ausfüllen, und Dich das Gefühl überkommen hat, als wärest Du auf den Straßen und Plätzen, auf den Thürmen und Mauern einer ungeheuern Stadt, von Berggeistern bewohnt: dann erst wirst Du im Buche der Alpen lesen lernen. – Ein Erbauungsbuch ist's und die Gebete, die Du daraus lernst, wirst Du niemals vergessen. –

[4652] *) Vergl. den Art. Berchtesgaden, S. 53, des VI. Bandes [**Recte: Der Chiemsee!**].



DER KÖNIGSEE

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 140f.

DCLXXXXIII. Der Kyffhäuser in Thüringen.

Dies ist der Erinnerungsbilder eins aus jenen grünen Lenzmonden meines Lebens, auf die ich hinschaue, wie auf den Frieden eines heimlichen thüringer Thalgründchens, über das der blaue Himmel seinen Glanz gebreitet hat. Ein solcher Bilderkreis, froh, rein, unschuldig, ist eine heilige Mitgift für's ganze Daseyn, und Jeder, der ihn hat, sollte öfters hineinschauen; er sollte der erquickende Morgenthau für jeden neuen Tag seyn.

Ich gedenke meiner ersten Wanderung zur alten Kaiserburg so lebhaft, als wäre sie gestern geschehen. Sie war der erste weitere Ausflug des Knaben, und sie erschien ihm größer, als dem alten Manne jetzt eine Reise auf den Aetna oder zu den Katarakten des Nils erscheinen würde. Das Herz klopfte mir, als ich auf der Höhe hinter Frankenhausen zum ersten Mal den Thurm des Barbarossa deutlich aus dem Grün seines Berggipfels emporragen sah, und seine Riesengestalt sich am blauen Himmel genau abzeichnete. Als ich das Rathfeld hinauf durch den hohen Eichwald trollte, da dünkte mich's, ich ging' in einem Bardenhaine, und das ernste feierliche Rauschen des Windes in den Wipfeln goß Schauer der Ehrfurcht in meine junge Seele.

Oben war Seligkeit! Es schwelgten die Gedanken, es waren meiner Phantasie die Flügel gelöst. Alle die alten Mauerbrocken und Reste eingesunkener Gewölbe setzte ich zu den Hallen und Thoren des stolzen Kaiserschlosses zusammen, und Friedrich[4653], inmitten seiner Ritter, stand vor meinen Augen wie der Held eines Hünengeschlechts. Die Geister der Volkssage sah ich um jeden Stein tanzen, den Hauch der Legende jeden Dornstrauch umwehen, und neugierig kroch ich in jede Bergöffnung, welche wandernde Venetianer und Zigeuner, gierig nach vergrabenen Schätzen, gemacht hatten, um den unterirdischen Thronsaal zu erspähen, wo der verzauberte Kaiser sitzen soll, dem Rufe seines Volkes gewärtig, mittlerweile ihm der rothe Bart durch den Steintisch gewachsen ist. In jenen Tagen schleppte Deutschland am Joch des Korsen und die Zeit gab der Sage eine nähere Bedeutung. Das Jahr 13 kam und hat das Volk betrogen; das Jahr 48 ist dagewesen und hat den Zauber nicht gelöst. –

Die erste Erbauung der Kaiserpfalz auf dem Kyffhäuser reicht in die Zeiten, wo Geschichte und Tradition sich vermengen. Wir wissen nur mit Sicherheit, daß sie der große Hohenstaufen, der die Burg lieb hatte, beträchtlich erweiterte. Als die Schlacht am Welferholze die Macht Kaiser Heinrichs V.[4654] brach, fiel nach 3jähriger Belagerung die Veste in die Hand der rebellischen Reichsbeamten, und erst nach Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und des Landfriedens durch Rudolf, den Habsburger[4655], wurde sie wieder ein Reichslehen und als solches dem Grafen von Beichlingen-Rothenburg zur Obhut gegeben, aus dessen Hand sie später an's Haus Schwarzburg kam. Dieses erbaute die einst berühmte Gnadenkapelle der Muttergottes, welche die Wallfahrerzüge anlockte, bis die Refor-

---

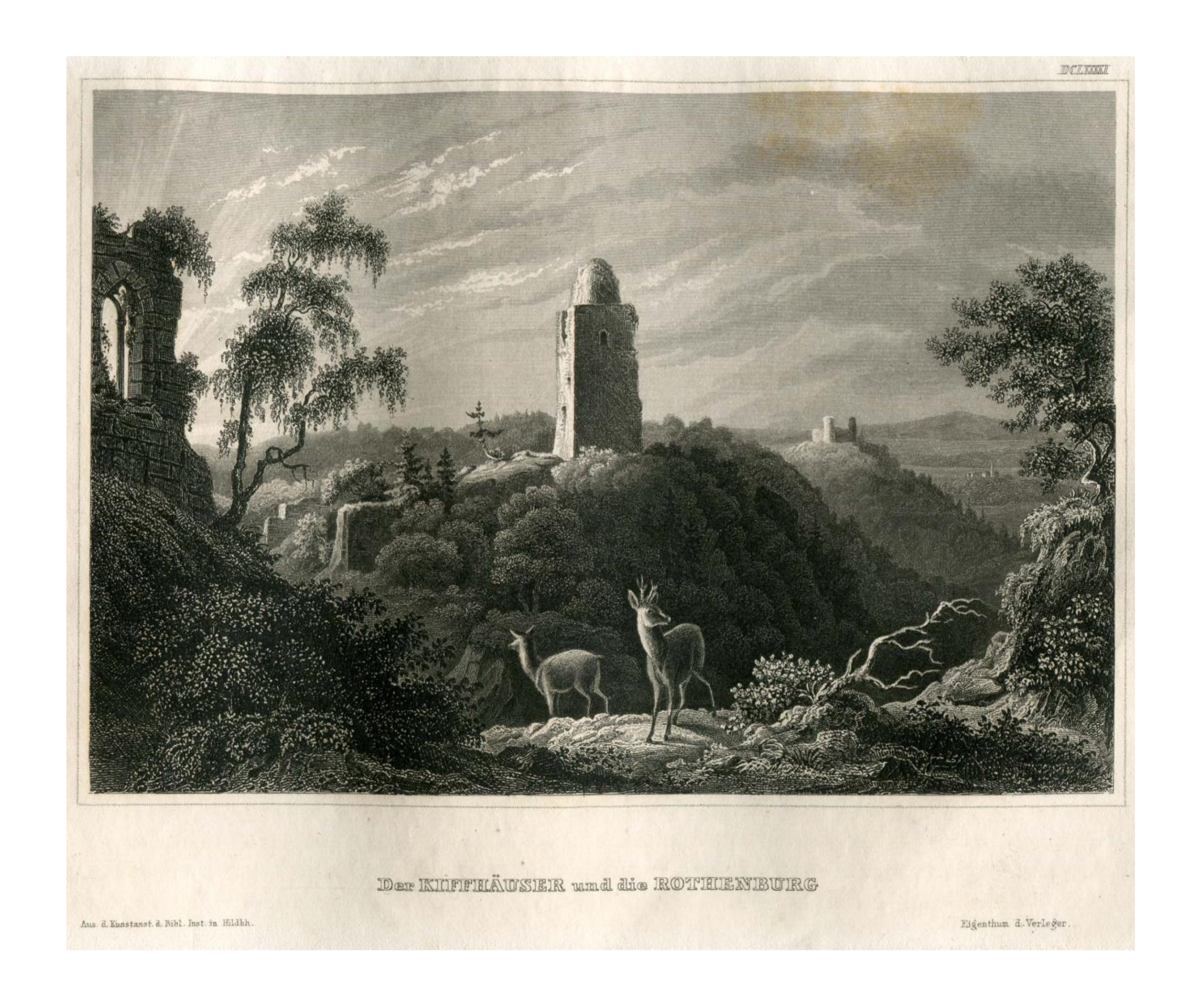
[4653] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529). Friedrich Rückerts (1788–1866) Gedicht „Der alte Barbarossa…" ist als Auslöser des Barbarossa-Mythos im 19. Jhd. kaum zu unterschätzen, wie auch die kunsthistorische Studie von Camilla G. Kaul betont „Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser. Bilder eines nationalen Mythos im 19. Jahrhundert" (Köln, Weimar u. Wien: Böhlau 2007), dort bes. 32–48; die Entrückung des Königs in den Berg geht auf das sog. ‚Volksbüchlein von Kaiser Friedrich' „Ein warhafftige history von dem Kayser Friderich der erst seines Namens, mit einem langen rotten bart, den die Walhen [sic!] nennten Barbarossa […]" (Landshut: J. Weyssenburger 1519) zurück; für Rückert sind als Vorlagen relevant Johann Gustav Büschings (1783–1829) „Volks-Sagen, Märchen und Legenden" (Leipzig: C. H. Reclam 1812), S. 319 und 333–339 (Nr. 69. „Der Kyffhäuser") und die „Deutschen Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm" (Berlin: Nicolaische Buchhandlung 1816) S. 29–30 (Nr. 23: „Kaiser Rothbart auf dem Kyfhäuser").

[4654] Heinrich V. (1081 o. 1086–1125); ab 1098 Mitkönig seines Vaters, des Saliers Kaiser Heinrich IV., ab 1106 römisch-deutscher König seit 1111 römisch-deutscher Kaiser.

[4655] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

mation denselben ein Ziel setzte. Die Burg, welche man nicht mehr der kostspieligen Ausbesserungen für werth achtete, verfiel von dieser Zeit an rasch, und jetzt ist nichts übrig von ihr, als niedriges Mauerwerk und das hohe Viereck des Barbarossathurms, den Epheu und Immergrün umschlungen haben.

Die Zinne des Thurms ist in unsern Tagen zugänglich gemacht worden, und sie lohnt ihrem Besucher durch einen unvergleichlichen Ausblick in das Thüringer Land, dessen Perle, die goldne Aue, mit ihren Klöstern, Flecken und Dörfern, unmittelbar zu seinen Füßen liegt. Köstlich ist der Sonnenuntergang von diesem Punkte an hellen Sommerabenden. So herrlich stirbt kein Held, als ich sie einst in den goldnen, unermeßlichen Fruchtfeldern, ihrer Segnungen Werk, entschlummern sah.



DCLXXXI

Der KIFFHÄUSER und die ROTHENBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 189-194.

DCCV. Jena.

Noch ein Blatt aus dem Buche meiner Jugenderinnerungen. Wie ich, mit dem Ränzchen auf dem Rükken, von Weimar herüberkommend, das heitere Jena zum ersten Male sah vor fast fünfzig Jahren, so liegt es heute noch da, gebettet in dem warmen Saalthale, mit seinen schöngeformten Berghöhen, Wäldern und Gründen. Die Gespielen aber, die dort Hand in Hand mit mir gingen, die mit mir gejubelt haben an jeder Stelle, welche eine weite Aussicht gab, und auf der Mauerzinne der Lobdenburg neben mir gestanden, sie sind von den Wogen des Lebens in die Ferne getragen, oder mir fremd geworden, oder sie ruhen unter ihren Rasenhügeln aus von einer längern Wanderung. Leid und Freud hat Keiner mit mir getheilt; die Hände, die noch so warm in den meinen liegen, die Augen, in welchen ich jeden Kummer und jede Freude wieder sehe, wie in einem Spiegel, die Herzen, die mit so treuer Liebe für mich schlagen, diese mir noch erhaltenen Blüthen des Lebens, welche, die Trümmer meines Glücks und meines Wirkens und Schaffens umwinden, wie der Epheu zerbrochenes Gemäuer, sind, spätere Geschenke Gottes.

Was die Schülerschaaren in jenen Jahren nach Weimar und Jena führte, ist längst kein Ziel mehr für unsere reisesüchtige Jugend. Die großen Männer sind im Sarge, kein Stern ersten Ranges glänzt mehr in jenen Städten. In welcher Glorie strahlten sie damals und welche hehren und heiligen Vorstellungen knüpften sich an die Orte, wo Schiller, Göthe, Wieland und Herder noch leibhaftig wandelten, und als Apostel des Menschenthums lehrten! Noch erinnere ich mich der Schauer der Ehrfurcht, die meine junge Seele überrieselten, als ich den Einen oder den Andern zum ersten Male sah, und wie flog mein Blick mit begeisterter Hast hinan an das Erkerfenster „der Tanne“, als einst ein Vorübergehender uns umhergaffenden Knaben zurief: „Seht doch dort hinauf, dort steht ja der Göthe!“ – Sie sind alle fort die großen Menschen, und wenn ich jetzt nach Weimar oder Jena käme, so würde es mir seyn, als wandelte ich auf den Trümmern umgestürzter Hochaltäre und müßte ich auf bemoosten Grabsteinen verloschene Schriftzüge suchen.

Jena und Weimar! – Wenn ich ein Kaiser wäre, so müßtet ihr strahlen von den goldnen Kuppeln der Säulenhäuser, und prangen mit Malen des Ruhms, gegen welche alle Denkwerke Indiens und Griechenlands, am Nil und an der Tiber zusammensänken, wie unsere Thüringer Berge vor den Alpen. Ich würde nicht wägen und markten: denn die Größten sind des Größten werth. In dieser selbstsüchtigen Zeit ist freilich für solche Werke nichts zu hoffen. Aber ein Tag wird kommen, wo die Nation thut, was ihre Väter zu thun unterlassen haben.

Der Saalstrom hat seine Rinne in das Sandsteinplateau eingeschnitten, welches vom Thüringer Waldrücken aus nordwärts in das tiefere Land hineinragt. Hüben wie drüben haben Flüßchen und Bäche ihr Bette gewühlt und bilden bald schmale, bald breiter auslaufende Gründe, welche in das Hauptthal münden. Die in solcher Weise von drei Seiten ausgekerbten Ränder der Hochebene stellen sich als die Berge des Saalthals dar. In der Umgebung von Jena fallen sie steil gegen den Strom ab und haben sehr malerische Formen. Ihre landschaftliche Schönheit wird erhöht durch den Schmuck der Kultur, durch Rebgelände und Obsthaine, durch freundliche Gartenhäuser und altergraue Trümmer von Burgen.

Von einem jener Berge, dem Hain- oder Galgenberge, ist der Anblick Jena’s, seines Thals und seiner Höhenzüge am schönsten. Dorthin richtete Schiller an schönen Abenden häufig seinen Spaziergang; und allein oder mit Göthe sah man ihn zuweilen auf einem Stein sitzen, auf dem, wie die Sage geht, vor Alters die armen Sünder ausruheten, ehe sie die Leiter betraten, die Keiner wieder hinabstieg.

Die Stadt nimmt sich, von fern betrachtet, recht ansehnlich aus mit ihren Thürmen und die Jenenser Chronisten erzählen, daß, als Karl V. in die Gegend kam, ihm der Ausdruck entschlüpfte: „Jena liegt ja da wie ein kleines Florenz“[4656]. Näher besehen rechtfertigt es diese Vorstellung freilich nicht. Jedem Besucher wird es beim ersten Blick bemerklich, daß der Ort seit mehren Jahrzehnten im Sinken ist. Jena ist in der That mit seinen winklichen, von hohen, öfters baufälligen Häusern eingeschlossenen Gassen einer alten, herabgekommenen Landstadt so gleich, wie ein Ei dem andern. Spuren von Neubau sind nirgends zu sehen und mancher verschlossene Laden zeugt von dem Verkümmern des Erwerbs und Verkehrs. Die meisten Häuser sind für Studentenwohnungen eingerichtet, und wenn man bedenkt, daß vor sechzig Jahren die Universität 1700 Besucher zählte, und unter diesen fast 1100 meist reiche Ausländer waren, während ihre Frequenz seit den letzten Jahrzehnten niemals 500 erreicht hat, so kann man sich die Abnahme des bürgerlichen Wohlstandes bei der Menge der leerstehenden Wohnungen, dem Sinken der Miethen und dem Versiegen sonstiger Nahrungsquellen wohl erklären. Auf den Charakter der Bewohner haben aber diese Verhältnisse nicht nachtheilig gewirkt. Die Jenenser sind noch der lebensfrohe, anmuthige Menschenschlag, und ein gebildeter, guter Ton ist selbst den Mittlern und bürgerlichen Schichten eigen. Reinlichkeit im Hause und in den Straßen ist ein alter Ruhm Jena’s. Die Zeiten sind vorüber, wo der zügellose Studentenadel Kurlands, Ungarns und Mecklenburgs den Ton angab; das damalige, wegen seiner Rohheit verrufene Jenenser Studentenleben hat der Sitte und Anständigkeit im Benehmen der Musensöhne Platz gemacht, ohne doch die Erscheinungen einer harmlosen, lebensfrischen Romantik ganz zu verdrängen, die den Jünglingen, wenn sie nicht mit anmaßlicher Renommisterei und widerlichem Zynismus in Worten und Werken verbunden ist, jedenfalls besser zu Gesicht steht, als das kopfhängerische Frommthun, das jetzt auf so vielen deutschen Hochschulen auffällt und den Beobachter mit Ekel und Bedauern erfüllt. Möge Jena sein heiteres Studentenleben sich bewahren, zugleich mit jener Achtung auch vor den äußeren Formen der Bildung, die jungen Männern ziemt, aus deren Kreise die Richter, Lehrer, Prediger und Staatsmänner des Volks hervorgehen sollen. – Die Universität, – Jena’s Leben und Jena’s Stolz, – ist zu allen Zeiten ein Hort der deutschen Gelehrsamkeit und am Firmament der Humanität und Wissenschaft ein strahlendes Sternbild gewesen. Eine längere Reihe von glänzenden Namen hat keine deutsche Universität aufzuweisen, als das kleine Jena, und zu den Geisterschlachten hat es seit Jahrhunderten allezeit ein tapferes Kontingent gestellt. Bis in die Gegenwart herab ist es der Universität möglich geworden, eine rühmliche Stellung zu behaupten, und wer daran zweifeln könnte, dem dürfte man bloß die Namen: Schiller[4657], A. v. Humboldt[4658], Fichte[4659], Schelling[4660], Hegel[4661], Voß[4662], Reinhold[4663], Griesbach[4664], Schlegel[4665] und viele andere in’s Gedächtniß zurückrufen, welche Zierden der Jenenser Lehrstühle in den letzten 60

[4656] Wohl aus Adolf Stahrs (1805-1876) Werk „Weimar und Jena – Ein Tagebuch“ (siehe hierzu S. 922, Anm. 2798), S. [8] zitiert.

[4657] Friedrich von Schiller lehrte von 1789 bis 1793 Geschichte und Philosophie an der Universität Jena.

[4658] Der Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt (1767–1835) hatte von 1794 bis 1797, allerdings mit längeren Unterbrechungen, seinen Wohnsitz in Jena.

[4659] Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814); er hatte von 1794 bis 1799 an der Jenaer Universität einen Lehrstuhl für Philosophie inne.

[4660] Der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775–1854); er wurde 1798 zum a. o. Professor nach Jena berufen, wo er bis 1803 lehrte.

[4661] Der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831); er lehrte von 1801 bis 1807 an der Jenaer Alma Mater.

[4662] Der Dichter und Übersetzer Johann Heinrich Voß (1751–1826); er weilte von 1802 bis 1805 als Privatier in Jena.

[4663] Der vom Mönch zum Aufklärer gewordene Carl Leonhard Reinhold (1757–1823); 1787 erhielt er an der Universität Jena eine a. o. Professur für Philosophie, 1791 wurde er ordentl. Professor mit dem Titel eines Hofrats von Sachsen-Weimar; 1794 wechselte er nach Kiel.

[4664] Der prot. Theologe Johann Jakob Griesbach (1745–1812); er hatte 1755 eine ordentl. theologische Professur an der Universität Jena erhalten.

[4665] Der Literaturhistoriker und Indologe August Wilhelm von Schlegel (1767–1845); er lehrte von 1795 bis 1801 als a. o. Professor.

Jahren waren. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Dürftigkeit der äußeren Mittel, gegenüber den Ansprüchen, welche unsere Tage an eine Hochschule der Wissenschaften machen, die Möglichkeit mehr und mehr in Frage stellt, ihr Ansehen ungeschmälert fort zu erhalten und gegen die reicher dotirten Schwestern nicht zurückzustehen. Jena's Flor ist, trotz der berühmten Männer, die heute noch sein Stolz sind, in Abnahme begriffen. Nur eine sorgfältige Pflege von Seiten der Regierungen, deren Patronat die Universität unterworfen ist, und die Bewilligung bedeutend größerer Geldunterstützung kann sie vor weiterem Verfall bewahren. Es wäre eine schöne Aufgabe der jetztlebenden, meistens jungen sächsischen Herzöge, den Ruhm ihres Jena zu erneuern, der Hochschule das Feld großartiger geistiger Wirksamkeit nach allen Seiten hin zu öffnen, die Schranken niederzuwerfen, die sie beengen, und die verwachsenen Pfade zu reinigen oder wieder gangbar zu machen. Die Tempel der Gelehrsamkeit bedürfen der beständigen Pflege und ihre Opfer-Priester des erwärmenden und belebenden Feuers. Auch die Feldzüge, Eroberungen, Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften verlangen Zustände, Verhältnisse, Vorbereitungen und Anstalten, die Geld, und öfters viel Geld kosten. Die Misere der kleinen Universitäten in Teutschland ist, daß sie arm sind und ihre Dotation in der Regel so spärlich und knapp bemessen ist, daß sie nicht selten darauf verzichten müssen, an den wissenschaftlichen Wettläufen Theil zu nehmen, die den Siegern Preis und Ehre bringen. Die Beschränktheit der Mittel läßt die Anschaffung mancher Apparate und Hülfsmittel gar nicht zu, welche manche Disciplinen zu ihrem Fortschreiten nicht entbehren können. Dieser Umstand, verbunden mit der Kärglichkeit der Besoldungen, hat zur Folge, daß die Professur von dem hervorragenden Talente gar oft nur als Staffel zum Erklimmen einer andern Stellung, oder als ein Warteposten betrachtet wird, von dem es scheidet, sobald der Ruf an eine besser dotirte Anstalt aus der Ferne ertönt. Die Mittelmäßigkeiten bleiben, die Berühmtheiten gehen; – ein Umstand, der dem Charakter des Lehrerstandes an kleinen Universitäten auch nicht günstig seyn kann, da sich mit der Mittelmäßigkeit leicht das Gefühl der Abhängigkeit verknüpft und dieses nur zu häufig der Festigkeit des Charakters und männlicher Gesinnung Eintrag thut. Man denke sich Jena ausgerüstet mit größern Geldmitteln und in diesem Jena einen festgeschlossenen Kreis von Männern wie Oken[4666], Schleiden[4667] etc. unter dem Schirm freier Gesetze und unter dem zuverlässigen Schutze von Fürsten, wie Karl August[4668] einer war, und frage sich, wie lange es dauern würde, die glanzvollen Zeiten zurückzuführen, da 1800 Jünglinge, deutsche und fremde, sich um seine Lehrstühle drängten und die Universität auf den Namen „Saal-Athen" stolz seyn konnte. Gerade jetzt wäre es die Zeit. – Bevormundung und Knechtung der Lehr- und Hörfreiheit verleidet manchem berühmten Lehrer eben so sehr wie der studirenden Jugend das Leben auf vielen größern Hochschulen und das Gift einer geheimen Regierung in jesuitischem Geiste richtet auf manchen Geister und Wissenschaft zu Grunde. Gegen solches Gift wäre kein Mittel wirksamer, als die liberale Ausstattung einer kleinen Universität wie Jena mit allen Mitteln zur Berufung berühmter Lehrer und zur Anschaffung der umfassendsten wissenschaftlichen Apparate, unter der offiziellen Erklärung, daß sie der Freiheit der Wissenschaft und der Lehre ein unantastbares Asyl sey. Oder ist der Geist ohne Erbe, der einen Oken auf das Katheder berief, und Schillern einen Lehrstuhl gab, – Schillern, der auf die Frage: Was glaubst du? antwortete.

> „Welche Religion ich bekenne? Keine von Allen,
> Die du mir nennst. Und warum keine? – Aus Religion"[4669].–

Schillern, der bekannt hat, daß er den Abfall der Niederlande nur deshalb schrieb, weil ihn „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Kampfe

---

[4666] Der Mediziner Lorenz Oken (eigentl. Lorenz Okenfuß; 1779–1851); 1807 an die Jenaer Alma Mater als a. o. Professor berufen, wurde er wegen der Herausgabe der polit. Zeitschrift „Isis" 1819 entlassen, worauf er nach Basel wechselte.

[4667] Der Botaniker Matthias Jacob Schleiden (1804–1881); er lehrte von 1839 bis 1863 an der Universität Jena Naturwissenschaften.

[4668] Carl August (1757–1828), seit 1758 Herzog und ab 1815 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.

[4669] Erstdruck im „Musen-Almanach für das Jahr 1797. herausgegeben [sic!] von Schiller" (Tübingen: J. G. Cottasche Buchhandlung [1796]), S. 163.

siegen“[4670], begeistert habe; – der als Professor die kühnen Worte drucken ließ: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen“[4671]; – Schillern, sage ich, – der in seinem Schwanenliede, im Tell, vor seinem Volk das ewige Wort gesprochen:

> „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden;
> Wenn unerträglich wird die Last – greift er
> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
> Und holt herunter seine ew’gen Rechte,
> Die droben hängen unveräußerlich –
> Der alte Urständ der Natur kehrt wieder,
> Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht –
> Zum letzten Mittel, – wenn kein andres mehr
> Verfangen will – ist ihm das Schwert gegeben!“[4672]

Es gehört jetzt freilich etwas mehr Muth dazu, ein Karl August zu seyn, als damals, und wo ist Muth jetzt zu finden? –

Aus einer stillen Stadtecke, zwischen Hecken und verfallenem Gemäuer, an baufälligen Hintergebäuden, Scheunen und Ställen vorüber, führt ein schmaler, grasbewachsener, wenig begangener Pfad, das Mönchsgäßchen genannt, hinaus zu einigen Gärten, die eine mäßige Anhöhe bedecken. Aus einem derselben schaut ein zweistöckiges Haus zwischen Obstbäumen hervor. Es ist unschön, unregelmäßig, mit einem Anbau, der einen kurzen, thurmartigen Aussatz trägt. Dies ist Schillers Gartenhaus, jetzt die Wohnung des Direktors der Universitäts-Sternwarte, welche in dem Anbau eingerichtet ist. An derselben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologie brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni ausgestattet hat, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft der modernen Bildung den Lauf und Wandel der Gestirne nach ewigen Gesetzen. –

Einsam und abgeschieden, wie diese Gartenwohnung ist, so lebte auch Schiller in Jena, zurückgezogen von der Welt, seinen Umgang ans wenige Vertraute beschränkend, unbekannt den meisten seiner Mitbürger. Viele Jenenser jener Zeit haben Schillern nie gesehen, obschon er so viele Jahre unter ihnen gelebt hat.

Hinter dem Hause ist eine hochgelegene Baumpflanzung mit Pfaden durchwunden. In der südlichen Ecke derselben, auf einem Vorsprunge, von dem man einen freien, reizenden Blick über Stadt und Thal genießt, liegt, an der Stelle eines jetzt abgebrochenen Borkenhäuschens ein bemooster Felsblock, auf dem die Worte stehen:

„Hier schrieb Schiller den Wallenstein“.

Eine Linde, ein Paar Tannen und Akazien beschatten das Plätzchen. Schiller kaufte diese Besitzung im Jahre 1796. Auch als er schon nach Weimar gezogen war, kehrte er oft des Sommers dahin zurück. Die herrlichsten Werke dieser Periode sind in dem Erkerstübchen entstanden, in demselben, wo er oft mit Göthe bis spät nach Mitternacht zusammensaß,

---

[4670] Aus Friedrich von Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung. – […].“ (Leipzig: L. Crusius 1788), S. [3].

[4671] Zitat aus Schillers an „Herrn M**. Vierter Brief.“, der publizierte wurde in Christian Felix Weißes (1726–1804) „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Fünf und funfzigsten Bandes Erstes Stück“ (Leipzig: Dyckische Buchhandlung 1795), S. 12.

[4672] Stauffacher in Schillers Drama „Wilhelm Tell […]“ (Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1804), S. 90.

Den Sphären lauschend,
Gedanken tauschend;
Einer dem Andern, zu Beider Ruhme,
Sonne zugleich und Sonnenblume.

In sternenheller Nacht, oder wenn der Vollmond sein bleiches Zwielicht in die schattigen Gänge warf, sah man sie oft wallen, Arm in Arm, horchend den Chorälen in den Baumwipfeln, oder sprechend von den Kräften, welche Welten um Welten führen, und von der Macht, welche die Gestirne im unermeßlichen Raume aufgehangen und ihre Bahnen geordnet. „Da flogen", berichtet ein Freund Göthe's von solchen Stunden, „die Lichtheere an ihrem Blick vorüber, ihre Seele badete im Strome der Milchstraße und wälzte sich jubelnd im Blütenstaube junger Welten".[4673] –

[4673] Die beiden letzten „Zitate" sind so nur in „Meyer's Universum" zu finden.



JENA

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 203-210.

DCCVIII. Broadway in New York.

Jeder Graukopf hat im Leben Augenblicke gehabt, wo er sich dem Teufel verschreiben mochte. Wenn Noth und Sorge zwicken und zwacken an allen Nervenbündeln der Seele; wenn Furcht und Haß, Unmuth und Zorn mit der neunschwänzigen Katze geißeln; wenn jeder Glücksplan in Unheil ausgeht, keine Arbeit, kein Können, kein Wagen mehr verfangen, kein Gebet mehr trösten will; wenn der Platzregen des Unglücks auf den Menschen niederprasselt, wie aus den Schleichen des Himmels während der Sündfluth; wenn kein Freund mehr Stand hält und jede Treue in Verrath umschlägt. – dann mögen wohl auch starke Geister den Bösen anrufen und als letzten Helfer in der Noth citiren. Wer, in dessen Leben Sturm und Sonnenblicke, Auf und Nieder, häufig wechselten, hat nicht schwache Stunden gehabt, wo er sich von Gott verlassen wähnte? Ich habe es an mir selbst erfahren. Mein ganzes Daseyn ist ein Ringen und Kämpfen, ein Mühen und Plagen, ein beständiges auf der Bresche Stehen gewesen, und seit meine Wehrkraft sinkt und das Alter Körper und Geist schwächt, wird das Gefühl der Ueberlegenheit geringer und das stolze Selbstvertrauen wankt auf seinen Fundamenten. Die feindlichen Gemalten, die es auf Verderben angelegt, haben meine Schwächen und meine Noth erforscht, und wo keine ist, da weiß der schleichende Verrath welche herbeizuführen. In solchen bedrängnißvollen Tagen hatte ich wohl auch zuweilen ein Gelüste, den Teufel zu citiren: aber der träge Bursche ist allemal zu spät gekommen, und wenn er kam, so wurde ihm die Thür gewiesen. Ein Verzweifeln kann auf Augenblicke auch den tüchtigsten Menschen überkommen. Es ist ihm keine Schande. Wo es aber dauert, führt es in sicheres Verderben. Sichselbstverlassen ist der Seele Tod. – „Herr! führe uns nicht in Versuchung!“[4674] – bete darum Jeder am Morgen, wie am Abend. –

„Guten Tag, Reichs-Parlamentsmann! Was gibt's Neues?“ – „„Pierçe[4675] hat, um die Vollblütigkeit unseres Staatsschatzes zu kuriren, für Kanada 100 Millionen geboten, und bei Barnum[4676] ist Washingtons Tante[4677] und die Seeschlange[4678] ausgestellt““. – „Die Schlange möchte ich sehen –“ sagte

---

[4674] Mt 6,13.

[4675] Franklin Pierce (1804–1869), von 1853 bis 1857 der 14. Präsident der Vereinigten Staaten; hinsichtlich der brit. Kolonie Kanada verfolgte er offen Annexionspläne.

[4676] Der amerik. Zirkuspionier und Politiker Phineas Taylor Barnum (1810–1891).

[4677] Die schwarze Sklavin Joice Heth (ca. 1759–1836), die sich 1835 als 161 Jahre alte ehemalige Amme von George Washington (1732–1799) ausgegeben hatte und von P. T. Barnum (s. o.) bis zu ihrem Tode im ganzen Lande als „Aunt Joice“ präsentierte wurde. Barnum verdiente sogar noch an der öffentl. Autopsie der alten Sklavin vor mehr als 1.500 Zuschauern, indem er pro Person 50 ₵ Eintritt verlangte. Siehe hierzu den Artikel „Barnum“ im „Ergänzungs-Conservationslexikon […] unter der Redaktion von Dr. Fr. Steger [(1811–1874)]. Zehnter Band oder: Neue Folge dritter Band“ (Leipzig u. Meißen: Ergänzungsblätter-Verlag [1846]), S. 801-816, hier S. 804-806.

[4678] Das 1845 von Albert Carl Koch (1804–1867) bei Clarksville/Alabama entdeckte fossile Skelett eines „Hydrarchos Harlani“, das weltweit ausgestellte wurde und sich später als Konglomerat mehrerer Exemplare eines Basilosaurus erwies. Das Skelett wurde schließlich beim großen Brand von Chicago vom 8. bis 10. Oktober 1871 zerstört. Siehe hierzu auch Kochs (s. o) Schrift: „Kurze Beschreibung des Hydrarchos Harlani (Koch) eines riesenmässigen Meerungeheuers und dessen Entdeckung in Alabama in Nordamerika im Frühjahr 1845. Nebst einigen geognostischen Bemerkungen verschiedener Felsengebilde, welche der Verfasser während seiner 2 ¼ Jahr langen wissenschaftlichen Reise in den westlichen und südlichen Theilen der vereinigten [sic!] Staaten untersuchte. […]“ (Dresden: Königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold & Söhnen [1845]).

mein Sohn[4679], der New-Yorker Buchhändler, und Arm in Arm schlenderte er mit seinem Freunde Fröbel[4680], – der einst mit Robert Blum[4681] auf der Schwelle der Ewigkeit gestanden, von White-Hall-Kay durch die schattigen Gänge des Parks nach der Marmor-Fronte des Rathhauses[4682]. Sie waren wenige hundert Schritte gegangen und Broadway that sich auf mit seiner unendlichen Perspektive. Broadway ist die prächtigste Straße in der neuen Welt. Sie beginnt am Südende der Stadt, fast am Meerstrand und führt in gerader Linie, in einer Breite von 100 Fuß, anfänglich unter dem eigenen, dann unter anderen Namen, bis zum nördlichen Ende New-Yorks, so daß sie es der ganzen Länge nach durchschneidet. Der ländliche Charakter, welcher in den Gängen des Parks und den Alleen der Batterie oder Castle-Gardens Dich in New-York anweht, ist mit dem ersten Tritt in Broadway verschwunden; es umfängt Dich das Leben der Weltstadt wie eine brausende, schäumende Woge des Oceans.

Ein Dualismus beherrscht die ganze amerikanische Welt, und er macht sich kenntlich in jedem ihrer Theile. Das ganze Wesen des Yankeethums spiegelt sich in Broadway wieder. Es ist da Etwas, was der Ebbe und Fluth des Meeres, Tag und Nacht, Mann und Weib gleicht. Zu den Gegensätzen gesellt sich das Uebermaß; es ist sichtbar in allen Dingen und Erscheinungen. Wo aber ein Uebermaß ist, ist auch ein Mangel. Jedes Süß hat sein Sauer, und jeder Fähigkeit, durch die wir Vergnügen empfangen, ist eine entsprechende Strafe für ihren Mißbrauch auferlegt. Die Natur haßt Uebertreibung, sie duldet kein Monopol des Genusses und des Vergnügens, ohne die Monopolisten zu züchtigen. Wenn der Reichthum praßt, vermehren sich auch Die, welche ihn verzehren; häuft der Sparsame Besitzthümer auf, so gibt die Natur ihm die Sorge zum Begleiter. Für jedes Ding, das der Mensch gewinnt, verliert er etwas. Die sich aufbäumenden Wogen des Meeres suchen nicht eiliger die ausgleichende Ebene, als das Uebermaß im Leben und dessen Erscheinungen ein nivellirendes Verhältnis. Es findet sich immer ein Etwas, das den Uebermüthigen, den Starken, den Reichen, den Mächtigen, den Glücklichen hinabdrückt, und mit dem Minderbegabten und Minderglücklichen in ein Gleichgewicht zu bringen trachtet. Das beobachtende Auge wird dies überall finden; nur darf es sich vom Schein nicht täuschen lassen.

Das äußerliche Leben in Broadway trägt durchgängig den Stempel des Reichthums, des Luxus und des Vergnügens. Alle Etablissements in dieser Straße, – die Läden, Hotels, Kaffee- und Speisehäuser, Konditoreien, Austernkeller, Lesezimmer und Klubs – alle, bis zu den Salons der Haarschneider, Barbiere und Zahnausreißer herab, sind mit übertriebenem Prunk ausgestattet. Es macht, von außen besehen, eine großartige Wirkung, zumal auf den Neuling. Ueberall blitzt's und blendet's, flackert's und fnnkelt's; doch unter all' dem Schein und Schimmer kann ein recht behaglicher Genuß nicht aufkommen. Nachts zumal, wenn die Falten der reichgeblümten, schweren Seidengardinen, die Silbertapeten und die Goldrahmen der gewaltigen Spiegel von Gasflammen bestrahlt werden, bieten Restaurationen und Kaffeehäuser einen fast zauberhaften Anblick dar. An den heißen Sommerabenden, wo die schwüle, drückende Luft die Spaziergänger schnell ermüdet, sind namentlich die Eiscremesalons gedrängt voll wohlgekleideter Männer und Frauen. Nicht minder die Austernkeller ersten Rangs, welche, die Souterrains vieler Prachtgebäude einnehmend, sich, wie Aladdins Höhle, funkelnd von Licht

---

Joseph Meyer benutzt hier offensichtlich die beiden keineswegs mehr aktuellen und zudem zeitlich noch weit auseinanderliegenden, jedoch historisch verbürgten Geschehnisse, um Barnums skrupellose Bauernfängerei um so nachdrücklicher anprangern zu können (Meyer sen. war übrigens niemals in den Vereinigten Staaten gewesen).

[4679] Herrmann Julius Meyer (1826–1909), der 1849 in New York eine Zweigniederlassung des Bibliographischen Instituts gegründet hatte, die er dort bis 1854 betrieb; siehe hierzu Peter Kaisers (* 1957) Biographie „Der Pläneschmied – Das außergewöhnliche Leben des Verlegers Carl Joseph Meyer“ (Leipzig u. Hildburghausen: Salier Verlag 2007), S. 226.

[4680] Der Geologe und Mineraloge Julius Fröbel (1805–1893); als Mitglied der von Robert Blum (s. u.) geleiteten Delegation nach Wien hatte er sich mit diesem am Wiener Oktoberaufstand 1848 beteiligt. Nach dessen Niederschlagung durch Fürst Windisch-Graetz (1787–1862) war er zunächst ebenso wie Blum zum Tode verurteilt worden, doch kurz darauf begnadigt, während Blum erschossen wurde; daraufhin floh er nach den Vereinigten Staaten ins Exil; von dort kehrte er nach einer Amnestie 1857 nach Deutschland zurück.

[4681] Der Publizist und Verleger Robert Blum (siehe hierzu S. 652, Anm. 1967).

[4682] Die am Broadway in Lower Manhattan gelegene City Hall; das Gebäude war von 1803 bis 1812 nach Plänen von John McComb Jr. (1763–1853) errichtet worden und ist heute das älteste in dieser Funktion genutzte Rathaus der USA.

und Pracht, auf den Broadway öffnen und die lustwandelnden Schaaren in ihre Tiefen locken. Schauen wir selbst! – Folge mir hinab in die schimmernden Trinitatistempel des Luxus, der Lust und des Genusses! – Von der letzten Stufe einer breiten Marmortreppe, auf der ein Gaskandelaber hinableuchtet, treten wir durch eine Pforte von vergoldeten Säulen in einen Feensaal. Zu beiden Seiten des langen gewölbten Raums streckt sich, schwimmend in Licht, das zurückgeworfen und vervielfältigt wird von zahllosen Spiegeln, unter Draperien von Gold- und Silberstoffen hin, eine lange Reihe der prächtigsten Arkaden aus. Sie sind mit anmuthigen Malereien und Schnitzwerk geziert, mit kostbaren ultramarinblauen oder carmoisinrothen[4683] Gardinen verhängt und an den Pfeilerwänden, oder in den Casetten der Decken mit Kristallglas ausgelegt. Jede der Arkaden bildet eine Anzahl durch Marmorsäulen und Vorhänge getrennte Kämmerchen, manche durch Kronleuchter strahlend erleuchtet, andere durch gefärbte Lampen in Helldunkel gehüllt, in denen das kostbarste Mobiliar, ein schwellender Divan[4684] von Sammt, geschnitzte Lehnsessel und Longchaises, allerliebste Tischchen von Rosenholz, im Verein mit den Bildern an den Wänden durch die Vorstellungen des ausgesuchtesten Luxus und Comforts auf die unbewachten Sinne wirken. Hier ist Alles, was das Auge sieht, mit seinen Richtern und Schatten auf das Meisterhafteste für das Eine berechnet, die Begierde zu erregen, die Lust für Genuß zu erwecken. Da ist kein leeres Plätzchen, auf dem das Auge ausruhen, der Gedanke sich sammeln und abkühlen könnte; jedes Winkelchen ist verziert, geschmückt, ausgefüllt mit reizenden Gegenständen und jeder Gegenstand leitet immer auf den einen Zweck hin. Dort lauert ein Amor mit zielendem Pfeil von einem Postamente, daneben füllt die Statue einer halbentkleideten Venus eine Nische, dort fesseln die drallen, schwellenden Glieder eines Ganymed[4685], der dem Vogel des Jupiter die Nektarschale reicht, den Blick, es strahlt die funkelnde Flaschenpyramide auf dem Schenktisch, es glitzert das Silbergeschirr, es duften die Krystallvasen mit Blumen von der Marmortafel – und einladend blicken aus dem Grün der blühenden Umgebung die Schüsseln, angefüllt mit den rothen Hummern und Krabben und den appetitlich zubereiteten Seefischen in allen Größen und Gestalten, die geschliffenen Caraffen und Gläser, die Vasen und Schüsseln mit Austern, hinter denen schmucke Kellner stehen, eines Worts oder Winks von Dir gewärtig, um Dir die Leckerbissen auf silbernen Schalen zu präsentiren. Wie Wenige, welche diese Zaubergrotten betreten, können den von allen Seiten auf sie andringenden Erregungen widerstehen, und glücklich, wenn sie diese Orte nur mit leichteren Börsen und schwererem Kopfe wieder verlassen! Denn auf den Neuling lauert in den unterirdischen Lichtpalästen die elegante Gaunerschaft, der Veteran der Ausschweifung oder des falschen Spiels, und hat er sein halbes hundert Austern verspeist und sich mit einer Flasche Sherry oder Madeira den Kopf drehend gemacht, so sammeln sie sich um ihn, wie um ein Aas die Geier. Die Bekanntschaften, welche hier angeknüpft werden bei dem Lichte von tausend Flammen – sie endigen nur zu oft in den dunkelsten Höhlen, wohin sich viehische Laster und grauenvolle Verbrechen verbergen, oder in der stillen, finstern Zelle des Gefängnisses. Seht dort den blonden, bartlosen Jüngling, der am Arme des ältlichen Herrn die Marmortreppe hinan auf die Straße wankt. Er ist die Beute eines ergrauten Kartenkünstlers, eines Werbers für eine jener fashionablen Spielhöllen, die ihre Agenten in den Kaffeehäusern und Restaurationslokalen unterhalten, um reiche Gimpel zu fangen und ihnen Beute zuzuführen. Das Paar hat nicht weit zu gehen. Nebenan, im Hofe des palastähnlichen Gebäudes, – dort, wo die Reihe hoher Fenster ist und matter Kerzenschein durch die Jalousien zittert, ist der Tempel, dessen Pforten sich nur auf die Parole des Eingeweihten erschließen. – Dort tauscht er, Grad für Grad, die Mysterien des Spiels und der Lust an den grünen, mit der elegantesten Gesellschaft umgebenen Tischen und in den Boudoirs der schönsten Frauengestalten, gegen ein Vermögen, seine Kraft, seine Ehre, sein gutes Gewissen und die Ruhe seiner Seele ein, bis er selbst herabsinkt zum Vollblutschurken, zum Veteranen des Lasters, zum Werber und Kuppler für die Teufel, deren List er zum Opfer fiel.

[4683] Ein aus Cochenilleschildläusen (Dactylopius coccus) gewonnener roter Farbstoff, dessen Hauptbestandteil die Karminsäure ist. Der Farbstoff findet noch heute Verwendung für die Herstellung von Lippenstiften.

[4684] Siehe hierzu S. 224, Anm. 622.

[4685] Ganymed (griech. Γανυμήδης, Ganymédes, „der Glanzfrohe“) galt in der griech. Mythologie als der „Schönste aller Sterblichen“ und wurde deshalb Geliebter des Zeus (griech. Ζεύς).

Alle Kaffee- und Speisehäuser des Broadway sind Anlagen im großen Styl und beständige Fundgruben für den Beobachter und Menschenkenner. Die ungeheure Zunahme des Handels und Verkehrs in New-York hat aus dem älteren Stadttheile, wo die Geschäfte ihren Hauptsitz haben, die Wohnungen in die nördlichen, neueren Stadtviertel, oder über den Strom nach Williamsburg und Brooklyn gedrängt, oder auf die anmuthigen Eilande verlegt, welche den Hafen von New-Kork vom Ocean trennen und die, noch vor ein Paar Jahrzehnten Wald und Weideplätze, jetzt mit Parks, Gärten und Tausenden von Landhäusern bedeckt sind. Dort ist der Kaufmann zu Hause; im Broadway und den angrenzenden Stadtvierteln hat er seine Geschäftslokale. Bis zum vierten Stock bestehen die meisten Häuser aus Niederlagen und Schreibstuben, und da Zeit in Amerika Geld ist, und Geld der Werthmesser der Menschen, so denkt Keiner der geschäftlichen Bevölkerung daran, eine Viertel- oder halbe Stunde Zeit dem Wunsche zu opfern, in seiner Familie zu speisen. Zur festgesetzten Minute entleeren sich die Komtoire und die Geschäftsleute strömen nach dem nächstgelegenen Kaffee- oder Speisehause, um den inwendigen Menschen mit dem zu erfrischen, was Leib und Seele zusammenhält. Während die Kinnladen sich beschäftigen, erquickt sich der Geist an den Zeitungen und empfängt der Spekulationssinn den neuesten Handelsbericht und Kurszettel als fruchtbringende Saat. Ueber 50,000 Handelsherren und ihre Gehülfen speisen in diesen Mammuthsgarküchen Jahr aus Jahr ein, und man kann sich nach dieser Zahl das Leben an diesen Orten zur Essenszeit vorstellen, dies unablässige Wogen der Gehenden und Kommenden, das Gewirr und Gewühl von Hungrigen und Gesättigten. In manchem Hause rechnet man die täglichen Gäste nach Tausenden. Viele der Paläste im fashionablen oberen Stadttheil sind von den Schillingsstücken gebaut worden, mit denen die Geschäftsleute in diesen Speisehäusern ihr einfaches Mahl bezahlen, und mehr als einer der stolzen Landsitze auf Staaten-Island und in Jersey gehören Leuten, die in den Restaurationen von Broadway in kurzen Zeiträumen große Vermögen erwarben. –

„Die Seeschlange aber?“ – Schau’ hinüber auf die Wand des Palastes, von dessen Dach das riesige Sternenbanner flattert, dort an der Ecke der Annestreet, – dort hängt ja ihr Conterfey unter Mißgestalten und Bestien aller Zonen, und umgeben von dem Wappengethier vieler Könige und Fürsten. Eine goldene fünf Ellen hohe Inschrift kündigt Dir an, daß Du vor Barnum’s Museum stehst. Der Yankee-Doodle[4686] schallt von den Ballonen, Böller knallen auf dem Plateau des Daches, und im Innern des Gebäudes lärmt’s, tobt’s und brüllt’s wie aus einem Pandämonium; bei Nacht aber beleuchtet eine künstliche Sonne den Tempel des Gottes Humbug[4687], dessen Verehrer der Oberpriester täglich zu Tausenden zehntet.

Barnum, der Erbauer und Eigenthümer dieses merkwürdigen Hauses, in dessen Sälen und Korridors aus allen Ecken und Enden der Welt, ohne Wahl und Kritik, hunderttausend leblose und lebendige Dinge, – Kuriositäten, Kunsterzeugnisse und naturhistorische Sammlungen, Riesen und Zwerge, ägyptische Mumien und Schädel berühmter Männer, – aufgestapelt sind, ist in seiner Weise ein Genie, – ein Genie freilich, das ihn in der alten Welt auf die Galeere oder in’s Zuchthaus gebracht haben würde, während es in der neuen sein Glück gemacht hat. Barnum, seines Zeichens ein Kürschnergesell, kommandirt jetzt eine Million Dollars, ist der größte Güterbesitzer in Konnektikut und Ohio, Partner oder Direktor mehrer Banken; sein Name figurirt auf den Kandidatenlisten bei den Wahlen von Govornors und Senatoren; der Mann präsidirt in politischen und landwirthschaftlichen Vereinen, er empfängt als Mäcen der Wissenschaften und Künste die Huldigungen der Dichter. Er hat es mit Vielem versucht, ehe er den rechten Weg zum Glück ausgemittelt. Er war nach einander Seifensieder, Essigbereiter, Schriftsetzer, Buchdrucker, Wahlagent[4688], Stumpredner[4689], Schiffsmäkler und nebenbei ein Lump überall. In

[4686] Das Spottlied brit. Offiziere auf die in ihren Augen undisziplinierten und unorganisierten „Yankees“ wurde bereits im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg von 1775 bis 1783 von den amerik. Insurgenten übernommen, die dem Lied eine positive, patriotische Bedeutung unterlegten. Im Sezessionskrieg von 1861 bis 1865 avancierte das Lied sogar zu einer Art inoffizieller Hymne der Nordstaaten.

[4687] Engl., Schwindel.

[4688] Von engl./amerik. election agent, „wer bei der wahl zu gunsten einer bestimmten partei thätig ist“ (DWG, Bd. 27, Sp. 534); heute würde man eine solche Person wohl als Wahlkampfmanager bezeichnen.

[4689] Von amerik. stump speaker, Wahlredner.

einer sonnigen Schicksalsstunde gerieth er auf den Einfall, einem bankerotten Menageriefführer seine verhungerten Bestien abzukaufen – und gefunden war die Leiter des Glücks, auf der er von Staffel zu Staffel emporstieg, bis er im Stande war, sein Museum zu bauen für 120,000 Dollars, fünfzig Federn zu miethen und fünfhundert Zeitungen zu bestechen, um seinen Humbug durch die Union zu posaunen, täglich 150,000 Straßenecken, Omnibusse[4690], Dampfboote, Wirthsstuben und Ladenwände mit seinen Plakaten und Annoncen zu bekleben, und bald den General Tom Dumb[4691], bald die Jenny Lind[4692] an seinen Triumphwagen zu spannen. In der Wahl der Mittel macht sich Barnum niemals Skrupel. Er näht ein Rudel Büffel in Bisonfelle ein, streicht ein halb Dutzend junger Bursche, ächte Kinder von New-York, roth an, putzt sie mit Federmütze, Köcher und Bogen als Indianer des Felsengebirgs[4693] heraus und ladet dann zum Schauspiel einer Bisonjagd ein; er läßt aus Pferdeknochen und Fischgräten unbekannte, riesige Ungeheuer der Vorwelt zusammensetzen und bringt die gelehrte Welt, mit „unzweifelhaften Zeugnissen“ ihrer Aechtheit und mit „glaubwürdigen Berichten“ über Vorkommen und Fundorte in Staunen und Streit; er verwandelt weißhäutige Knaben in schwarze Aethiopier; er räumt die Trödelbude eines Hebräers aus, um die Lumpen und Lappen, die alten Tabaksdosen und ausgedienten Spazierstöcke, die verrosteten Degen und Pistolen etc. als Reliquien von Fürsten des Geistes und von Helden der Schlachten in vergoldeten Schränken hinter Spiegelgläsern zu zeigen. Zur Zeit des mexikanischen Krieges[4694] producirte er das Bein von Santa Anna[4695] in einer ungeheuern Spiritusflasche, obschon dem mexikanischen Feldherrn in der Schlacht von Buena-Vista[4696] nur ein Stück seines hölzernen Stumpfs abgeschossen worden war, da er das Bein selbst schon zehn Jahre früher vor Vera-Cruz verloren hatte; und wenn eine Zeitungs-Ente durch die Union schwimmt, ein Bericht von einem fabelhaften Geschöpf der Tiefe, einer Meermaid[4697] oder einer Seeschlange, – so kannst Du gewiß seyn, es nach wenigen Wochen bei Barnum zu sehen. Das Publikum rennt, läuft, zahlt, schaut; es lacht, betrogen, seine eigene Leichtgläubigkeit aus, oder es murrt, schimpft, schreit Humbug! – aber Barnum setzt der guten, wie der bösen Laune stoische Gleichgültigkeit entgegen, freut sich seiner goldenen Ernte, lacht sich in’s Fäustchen und macht den Spektakel durch einen neuen Humbug vergessen. Der Tom-Dumb-Humbug, – er ließ den Zwerg auf einem, aus einer Schildkrötenschale gefertigten, mit Silber verzierten Wägelchen von acht Elephanten durch die Stadt ziehen, – warf ihm 60,000 Dollars ab; der Jenny-Lind-Humbug, für den er mit einem Aufwande von 50,000 Dollars alle Komponisten, Redakteure, Autoren, Buch- und Musikalienhändler, alle Haarkräußler, Putzmacherinnen und alle Künste der Reklame in Bewegung setzte, um das ganze Land für seine schwedische Nachtigall toll zu machen, brachte ihm über 200,000 Dollars ein; und jetzt, wo der Mann eine Million sein nennt, erinnert man sich kaum mehr des Schmutzes und der Unehre, die daran haftet, und Barnum gilt in der neuen Welt als „ein großer Ge-

---

[4690] Siehe hierzu S. 386, Anm. 1093.

[4691] Der zwergwüchsige Zirkuskünstler (102 cm) Charles S. Stratton (1838–1883), der, von P. T. Barnum entdeckt, ab 1842 weltweit unter dem Namen „General Tom Thumb“ aufzutreten pflegte.

[4692] Die „schwedische Nachtigall“ genannte Opernsängerin Jenny Lind (1820–1887); sie absolvierte in den Jahren 1850 bis 1852 eine von P. T. Barnum organisierte Tournee durch die USA.

[4693] Die Rocky Mountains.

[4694] Von 1846 bis 1848; mit dem Friedensschluß von Guadalupe Hidalgo am 2. Februar 1848 war Mexiko gezwungen worden, weite Gebiete (Arizona, Kalifornien, Nevada, Utah sowie Teile von Colorado, New Mexico und Wyoming) an die Vereinigten Staaten abzutreten.

[4695] Der mexik. General und Politiker Antonio López de Santa Anna Pérez de Lebrón (1794–1876); er war von 1833 bis 1835, 1839, von 1841 bis 1842, 1843, 1844, von 1846 bis 47 und von 1853 bis 1855 Präsident von Mexiko.

[4696] Am 22./23. Februar 1847, in der die US-amerikanischen Truppen über die der Mexikaner unter Santa Anna (s. o.) siegten.

[4697] Von engl. mermaid, Meerjungfrau.

schäftsmann“, glücklicher als Cagliostro[4698] und St. Germain[4699], die mit weit größeren Fähigkeiten in der alten Welt es nie über den Ruf „famoser Betrüger“ bringen konnten.

„Wie ist es aber nur möglich“ – wird man fragen, „daß ein so weltkluges Volk sich mit so kindischer Leichtgläubigkeit vom plumpsten Betrug beständig täuschen lassen kann? Wie verträgt sich solches mit dem Rufe des praktischen Verstandes, der ihm in so hohem Grade beiwohnt?“ Ich sehe keinen Widerspruch. Verstand allein schützt nicht vor Leichtgläubigkeit. Der Mangel an Gemüth, Geist, Genie erklärt das Uebrige! Der Verstand bringt Pläne, Entwürfe, Systeme hervor. Er ist die Zeugung des Geistes für's praktische Leben; er vermählt gleichsam den Gedanken mit der nützlichen Anwendung. Wo aber mit Genie ein reiches Gemüth verbunden ist, da sind auch Idee und Offenbarung bei einander. Die Offenbarung aber ist jeder Zeit ein Wunder, ein für den Verstand Unbegreifliches, Etwas, das den Forscher beständig in Erstaunen setzen und verblüffen wird. Sie ist der Eintritt der Wahrheit in die Welt, eine neugeborene Gedankenform, die zum ersten Mal im Universum erscheint, ein Kind der alten, ewigen Weltseele, ein Atom des Unermeßlichen, Unbegrenzten. Das Genie erscheint gleichsam als der Erbe von allem Dagewesenen; es schreibt die Gesetze der Zukunft, es wirkt mit dämonischer Gewalt auf die Vorstellungen der Menschen ein und zaubert ein Neugestalten in den Verhältnissen hervor. Aber das Genie bedarf einer Vermittelung zu seinen Offenbarungen; die wunderbarsten Inspirationen sterben mit dem Begeisterten, wenn ihm die Fähigkeit abgeht, sie den Sinnen darzustellen, dem Lichtstrahle gleich, der unsichtbar den Raum durchstreift, wahrnehmbar erst da, wo er auf einen Gegenstand fällt.

Ein Uebermaß von praktischem Verstand, aufgewogen von Mangel an Genie und Gemüth, bildet einen Grundzug im Volkscharakter der Yankees. Auf diesem Boden wird die Saat der europäischen Bildung, gute wie böse, das nährende Korn, wie das giftige Unkraut, ausgestreut. Es ist kein durch die Arbeit vorausgegangener Jahrhunderte sorgfältig bereiteter Boden, auf dem das Ausgestreute in eigener Entwickelung und Selbstständigkeit überall gedeihen könnte. Das Leben in Amerika bewegt sich beständig auf der Rennbahn; die Hast macht das Uebertreiben zur Nothwendigkeit; Zeit zum gegenseitigen Durchdringen, Ineinanderleben, Assimiliren ist nirgends gelassen. Dadurch erhalten Uebertreibung und Unnatur Berechtigung in den wichtigsten Lebensverhältnissen, und wo das Unnatürliche in die Rechte des Natürlichen eintritt, – da haben auch Wunderglaube und Humbug Spielraum und es können uns die Erscheinungen nicht befremden, die diesem entsprechen. Von Allem, was der Verstand nicht fassen kann, von allem ihm Unbekannten, läßt sich der Amerikaner imponiren und er behält die empfangenen Eindrücke so lange, bis sie andere, neue wieder verwischen. Seine krankhafte Leichtgläubigkeit begeistert ihn für eine Sache unglaublich schnell; sein rechnender Verstand läßt ihn jedoch eben so schnell Das wieder aufgeben, was ihm unpraktisch erscheint. Er schwärmt für politische und religiöse Meinungen; von Dem, was sich dreist als außerordentlich, übernatürlich, an das Wunderbare grenzend ankündigt, wird er unwiderstehlich angezogen, die schreiendsten Gegensätze erregen seine Theilnahme, das Unmögliche bringt ihn in Bewegung. Daher findet der Humbug – jene aufs Höchste potenzirte Charlatanerie, für welche die alte Welt keinen Ausdruck hat, – in Amerika jeder Zeit Gläubige in Menge und in allen Klassen. Der Humbug durchdringt die ganze Gesellschaft, ja, in vielen Verhältnissen wird er zur anerkannten Nothwendigkeit. Jeder, der in Amerika war, wird hundertmal die Bemerkung vernommen haben, Humbug gehöre zum Geschäft – eine starke Dosis Charlatanerie könne auch der ehrenhafteste Charakter, wenn er sich geltend machen wolle, sey es als *political man*, sey es auf der Börse, oder im Atelier, auf dem Katheder oder im Gerichtshofe, gar nicht entbehren. Wo der Amerikaner hinschaut, begegnet ihm Humbug, er kann ihm nicht ausweichen, und er wird, ehe er sich's versieht, selbst ein Priester an dem Altare des Gottes, dem seine Leichtgläubigkeit opferte. Darum ist der Amerikaner auch so tolerant in seinem Urtheile über Täuschungen, die wir schlechthin Betrug nennen, und er knüpft an Handlungsweisen keine Unehre, mit denen sich diesseits des atlantischen Meeres Keiner beflecken darf, der Anspruch macht auf den Namen eines rechtlichen Mannes.

[4698] Der ital. Hochstapler, Okkultist, Alchemist und Scharlatan Alessandro Graf von Cagliostro (ital. Alessandro, conte di Cagliostro; eigentl. Giuseppe Balsamo; 1743–1795).

[4699] Der Graf von Saint Germain (auch Graf von Aymar, Graf von Bellamare o. Belmar, Graf Soltikoff, Graf Welldone; ca. 1710–1784), dessen wahre Identität bis heute ungeklärt ist, war ein zu seiner Zeit berühmter Abenteurer, Hochstapler, Alchemist, Okkultist und Komponist.

Dies wird sich ändern, wenn das amerikanische Volk in ein höheres Lebensalter tritt und die Periode des „Dollarmachens“ zurückgelegt hat. Dann werden neben dem Verstand auch Geist und Gemüth wieder zu ihrem Rechte kommen und wahre Bildung wird an die Stelle jenes Firnisses eines Halbbarbarenthums treten, das, wie der Parvenue[4700] auf sammtnen Polstern, noch die Manieren und den Geschmack seiner jüngsten Vergangenheit verräth. Die wahre Bildung ist ein Ganzes und verlangt Vollständigkeit und Harmonie in allen ihren Theilen. Eine solche Bildung wird aber weder von einem Volke, noch von einem Individunm ohne Anstrengung oder im Fluge erworben: sie geht nach unwandelbaren Gesetzen in organischer Entwickelung vor sich, und verlangt ihre Zeit.

[4700] Frz., Emporkömmling.



BROADWAY

(New-York)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 219f.

DCCIX. Der Viadukt über das Göltzschthal.

Bei diesem Anblick mag man wohl das *nil admirari*[4701] vergessen. Es ist dieses Werk des deutschen Eisenbahnbaues das größte seiner Art auf der Erde und selbst das Alterthum hat nichts Massenhafteres in seinen bewunderten Weg- und Wasserleitungen aufzuweisen. Zu beklagen, bleibt es jedoch, daß man den Forderungen der Schönheit nicht mehr Rechnung getragen. Die Form ist plump, die Verhältnisse sind ohne Harmonie: es wäre gewiß zu ermöglichen gewesen, mit den unabweislichen Forderungen an Festigkeit und Dauer auch die des Schönen in Einklang zu bringen. Der Mangel an edler Einfachheit und Ebenmaß beeinträchtigt die Großartigkeit des Eindrucks, welchen mau erwartet; und aus der Ferne betrachtet, siebt das Werk fast aus wie eine Kaserne ohne Fenster. – Schönheit hat Berechtigung bei allen Werten der Baukunst, zumal bei öffentlichen Werken monumentalen Charakters, welche bestimmt sind, späten Jahrhunderten Zeugniß zu geben von dem Geschmack, dem Kunstsinn und der Bildung ihrer Zeit.

Der Viadukt ist ein Theil der Leipzig-Hofer Eisenbahn auf der Strecke von Reichenbach nach Plauen. Er überbrückt das Flüßchen Göltzsch, welchem, aus den Bergen des Voigtlandes kommend, durch eine tiefe, felsige Schlucht der Elster zuftießt.

Der Viadukt bat eine Gesammtlänge von 2026 Fuß und die Breite der Fahrbahn zwischen den Ballustraden ist 28 Fuß. Seine größte Höhe von der Flußsohle bis zur Schienenebene beträgt nicht weniger als 274 Fuß; von der tiefsten Stelle des Fundaments sogar 325 Fuß. Sie wird folglich von den höchsten Thürmen Deutschlands nur in wenigen Fällen übertroffen. Von den gekuppelten Pfeilern des Mittelbaues geht die Brücke in 4 Stockwerken den Thalwänden zu. Die Spannungsweite des untersten großen Mittelbogens über den Sockel ist 101 Fuß, die des oberen 109 Fuß. – Das Material des Fundaments, der Sockel und der Pfeilerecken ist Granit oder fester Sandstein; zu den übrigen Theilen nahm man Ziegel, von denen über 20 Millionen verbraucht wurden. Mörtel hält das Riesenwerk zusammen. Eiserne Klammern und Anker sind ganz vermieden.

Der Bau hat 2 ⅕ Million Thaler gekostet. 5 Jahre (1846–51) genügten zur Ausführung. Die Baumeister waren die Ingenieure Wilke[4702] und Dost[4703]. Was Solidität und Zweckmäßigkeit der Konstruktion betrifft, so wird dies kühne Werk von keinem vorhandenen übertroffen.

[4701] Lat., „nichts bewundern" (Cicero, „Tusculanae disputationes" 3,30; Horaz, „Epistulae" 1,6,1; Seneca, „Epistulae Morales" 8,5).

[4702] Der Entwurf der Brücke sowie die statischen Berechnungen stammen von Johann Andreas Schubert (1808–1870), während Robert Wilke (1804–1889) für den Ausführungsplanung und die Oberbauleitung verantwortlich zeichnete.

[4703] Ferdinand Dost (1810–1888) hatte die Bauleitung inne.



Der GÖLTZSCH-THAL-VIADUCT

(SACHSEN)

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Sechzehnter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1854.

Enthält: Friedrichshafen (1854).
Lindau (1854).
Naumburg, Dom (1854, 1863).
Burg Tancarville (1854).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 45f.

DCCXXII. Friedrichshafen am Bodensee.

Die Ansichten vom schwäbischen Ufer des Bodensees haben einen Grundcharakter, der allen gemeinschaftlich angehört. Die nächsten Umgebungen sind freundlich und blühend; der von Dampfbooten und Schiffchen belebte Wasserspiegel des Sees ist nach allen Richtungen breit, ausgedehnt, großartig; gegenüber liegen die Schweizerufer in blauer Ferne: – das Vorland mit den Dörfern und Städtchen, den Klöstern und Schlössern, alte Burgen, welche die rebenbewachsenen Gelände, oder die mit stattlichem Wald gekrönten Höhen überragen, und im Hintergrunde die himmelansteigende Säntiskette, an die sich die Schneegebirge von Glarus anschließen. – Diesseits aber, zur Linken, prangen die bayerischen Gestade, und weiter hin, unter Habsburgs Banner, das umdüsterte, aus Felsen sich vordrängende Bregenz mit seinem Waldgebirge und dem Amphitheater der Vorarlberger Alpen.

Meersburg, – der uralte Thurmwart des Sees, – und das neue, schmucke, aufblühende Friedrichshafen sind die günstigsten Standorte. Während Meersburg, das graue Felsnest, mit seinen, in den Rissen des Gesteins zerstreuten Gräbern und Grabsteinen, und der kühn über eine breite Kluft geworfenen Brücke, deren Alter an die Römerzeit grenzt, den Reisenden durch den Kontrast mit der lachenden Umgebung in eine elegische Stimmung versetzt, erfüllt dagegen das junge Friedrichshafen das Gemüth mit Heiterkeit, befreundet es mit der Gegenwart und läßt die herrliche Aussicht über See und Gebirg, froh genießen. Von Friedrichshafen übersieht man den ganzen See auf- und abwärts in seiner ganzen Länge; einerseits bis Konstanz, andererseits bis zu dem breiten Vorlande, durch das der Rhein seine blauklaren Gewässer in den See ergießt. Gegenüber zeigen die Gebirge der innern Schweiz mit ihren Zacken und Jochen ihre Felsenstirnen, und steigen terrassenförmig, mit den mannigfaltigsten und reizendsten Staffagen geschmückt, zum Gestade hinab.

Friedrichshafen (das ehemals reichsfreie Städtchen Buchhorn) ist eine Schöpfung des jetzigen Königs von Würtemberg[4704], welcher sein Schooßkind mit Privilegien und kostspieligen Verkehrseinrichtungen reich ausstattete. Ein großes Gedeihen hat die königliche Sorgfalt reich belohnt. Die Stadt ist der Endpunkt der würtembergischen Eisenbahn; sie vermittelt den Verkehr Deutschlands mit der Schweiz und Italien, dessen Vortheile und Wichtigkeit von Jahr zu Jahr besser erkannt und benutzt werden. Der Hafen ist der belebteste am ganzen See; die regelmäßige Verbindung mit den übrigen Städten des Ufers besorgen 9 Dampfschiffe und die Zahl derselben ist beständig im Wachsen.

[4704] Recte: Friedrich Wilhelm Karl (1754–1816), ab 1797 als Friedrich II. fünfzehnter Herzog von Württemberg, von 1803 bis 1806 Kurfürst und seit 1806 als Friedrich I. der erste König von Württemberg. Friedrichshafen entstand 1811 aus der ehemaligen Reichsstadt Buchhorn (von der sie das Wappen übernahm) durch Zusammenschluß mit dem nahen Dorf und Kloster Hofen an derselben Bodensee-Bucht.



FRIEDRICHSHAFEN
am Bodensee.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 77-82.

DCCLXXVIII. Lindau am Bodensee.

Als Gott einst rief die Riesenkette
Der Alpen aus der Ebne Schooß,
Da brach der Rhein im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los,
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er rauschet hell in's off'ne Land,
Und ruht in einem liefen Becken
Als blauer See mit grünem Rand –

Bis er, von Gottes Geist getrieben,
Hinaus bricht zu dem fernen Meer,
Doch ist sein Ruhebett geblieben,
Die Wälder sprossen um ihn her;
Und über'n See, hoch ausgebreitet,
Spannt sich der linden Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held!

Gesegnet ist die stille Fläche
Vor vielem Land und vielem Meer;
Froh eil'n ihm zu die Ström' und Bäche,
Froh siedeln Menschen um ihn her.
Der Hauch des Herrn treibt seine Boote,
Voll werden stets die Netze seyn;
Froh ißt sein Volk vom eignen Brode
Und froh trinkt's selbstgebauten Wein! –[4705]

Es gibt solcher lieben, milden, ächt poetischen Landschaften, wie die, welche Griffel und Stichel mit vollendeter Meisterschaft und Treue in den kleinen Rahmen unseres Bildchens zusammengedrängt haben, wenige auf der Erde. Wem das Glück gegeben ist, sie zu schauen, dazu einen sonnigen, wolkenfreien Himmel, einen heiteren, für Freude empfänglichen Sinn und die Wonne, an der Seite der Freundschaft zu wandeln, und bald Wiesen, Wälder und Berge im spiegelnden Auge des Sees, bald im klaren Blick guter und geliebter Menschen zu betrachten, der darf es schon glauben, das reizende Stückchen Erde sey ein Stück vom Himmel selbst.

Ist zwar das ganze Gestade des Bodensees ein Juwelenschmuck, so bleibt doch Lindau und seine Umgebung unter den kostbaren Steinen einer der allerköstlichsten. Von der Bregenzer Seite aus gesehen, eine halbe Stunde oberhalb Lindau, welchen Punkt unser Zeichner zur Aufnahme wählte, ist die Landschaft besonders schön. Du siehst die Inselstadt wie ein kleines Venedig in der krystallenen Fluth gebettet; links ziehen sich die Bergketten der Schweiz aus den Kantonen des Thurgau und St. Gallens bis an den See herab und zu ihren Füßen scherzen die weißen Segel auf der Wasserfläche, deren Ausdehnung von Lindau bis Konstanz volle 16 Stunden beträgt. Seitwärts, im Bilde, und von der Baumgruppe des Vorgrundes bedeckt, öffnet sich das breite, große Thal, durch welches der Rhein aus den

[4705] Reichlich frei zitiert aus Gustav Schwabs (1792–1850) Gedicht „Die Schöpfung des Bodensee's" aus dessen „Gedichte […]" (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1828), 1. Bd., S. [359]ff., hier bes. S. 359f.

rhätischen Alpen dem Bodensee zueilt; rückwärts aber thürmen sich die Felsmauern Vorarlbergs zu Hochgebirgen auf, auf deren Firnen noch im Hochsommer die Schneefelder glänzen und der Lämmergeier die Gemse jagt. In einer Felsbucht tief unten liegt die Stadt Bregenz, umgürtet mit Schanzen, von denen der Doppeladler in sein zerbrochenes altes Nest hinüberschaut, aus dem ihm [sic!] das kecke, freiheitsfrohe Volk der Sperber und Falken längst verjagt hat. –

Lindau steht auf drei kleinen Felseninseln des Sees, deren größte, dem Ufer nächste, durch eine 300 Schritte[4706] lange Brücke mit dem festen Lande verbunden ist. Die drei Eilande haben zusammen einen Flächenraum von nur etwa 100 Morgen[4707].

Die vorderste Insel ist die größte und bildet die eigentliche Stadt; die zweite enthält die Wohnungen der Schiffer, Fischer und Weingärtner; die dritte, kleinste, heißt die Burg. Die letztere ist die älteste Ansiedelung aus der Zeit der Römer her. Als eine Zwingburg für die benachbarten allemannischen Stämme haben sie in der Periode der Cäsaren ein Castrum hier erbaut. Jetzt steht die uralte Jakobskirche auf dessen Substruktionen. – Weinberge, Gärten und freundliche Anlagen der Lindauer Bürger nehmen den übrigen Raum ein. Auf den Resten der Thürme der Weltbeherrscher duften Jasmin und Geisblatt, rankt sich die Rebe zu lieblichen Lauben, und wo der eiserne Tritt der römischen Legionen einst erdröhnte und gelle[4708] Schlachtgesänge widerhallten, da spielen jetzt die Kinder und tönen die heiteren Lieder der Jugend. –

Lindau, die ehemalige freie Reichsstadt, kam nach dem Sturz des Reichs unter bayerische Hoheit[4709]. Schon lange vorher war die Stadt, – im Mittelälter, nächst Konstanz, die bedeutendste am Bodensee, zählte sie in 800 Häusern fast 10,000 Einwohner, und unterhielt mit den Uferstaaten und Italien einen blühenden Speditions- und Zwischenhandel, – im Sinken. Im Jahr 1820 waren die Einwohner auf 2500 geschmolzen. Erst mit Einführung der Dampfschifffahrt[4710], welche den Lindauer Hafen begünstigte, regten sich neue Lebenskeime und ein schwunghafter Speditionshandel richtete sich wieder ein. Jetzt ist die Stadt der Ausgangspunkt des bayerischen Eisenbahnnetzes[4711] in südwestlicher Richtung. Die Bevölkerung wächst wieder, mit ihr der Häuserwerth, der allgemeine Wohlstand, Handel und Gewerbe. Lindau ist, als Hauptstation der Dampferflotille des Bodensees (sie zählt bereits über 30 Schiffe), ein Centralpunkt der Spedition zwischen Deutschland, der Schweiz, des südlichen Frankreichs und Italiens geworden und die Schaaren der Reisenden, welche ihm der Dampf auf Booten und Eisenbahnen täglich zuführt, geben der Stadt Leben und Rührigkeit. Dem bürgerlichen Erwerb sind neue Quellen geöffnet, die Menschen selbst haben sich vortheilhaft geändert. Die begonnene Einwanderung der Fremden übt einen wohlthätigen Einfluß und verträglich mischen sich die christlichen Konfessionen, die Stämme, Idiome, die Sitten und Gebräuche. Das beständige Hin- und Herwogen der Reisenden aus allen Ländern hat die Lindauer aufgerüttelt und an die Stelle des früheren Kleinstädterwesens ist jener verständige weltbürgerliche Sinn getreten, der sich überall im Verkehr mit Menschen anderer Völker, anderen Glaubens und anderer Meinungen entwickelt und immer zu einer humanen Anerkennung der gegenseitigen Tugenden und Vorzüge führt. Was sich ungesellig gegen das Fremde abschließt und sich beständig in dem Kreise der eigenen Meinungen dreht, verliert die Fähigkeit, das Rechte und Wahre zu erkennen. Wir sehen dies überall bestätigt und finden z. B. manche Völker in Asien, die durch ihr Isolirungssystem unfähig geworden sind, die unermeßlichen Güter der europäischen Civilisation zu würdigen, oder aus denselben Vortheil zu ziehen, – Völker, die nicht begreifen können, wie man leben kann

[4706] 1 Schritt entspricht etwas mehr als 74 cm.

[4707] Der Umfang lag meist bei einem fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

[4708] „durchdringend“ (DWG, Bd. 5, Sp. 3036).

[4709] Gemäß Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 gelangte Lindau zunächst an das Kaiserreich Österreich, das es dann im Frieden von Preßburg vom 26. Dezember 1805 an Bayern abtrat.

[4710] Die Anbindung an das Schiffahrtsnetz erfolgte 1824, und 1838 wurde in Lindau das erste eiserne Dampfschiff auf dem Bodensee, das „DS Ludwig“, in Dienst gestellt.

[4711] Am 12. Oktober 1853 war Lindau-Aeschach an die nach Augsburg führende Ludwigs-Süd-Nord-Bahn angeschlossen worden; die letzten 1,8 km bis Lindau Hauptbahnhof wurden dann bis 1. März 1854 fertiggestellt, womit nach nur elf Jahren der Bau der insgesamt 566 km langen Strecke von Hof bis Lindau abgeschlossen werden konnte.

anders als unter dem Schwerte der Despoten, oder unter dem Schrecken von Religionen, welche Menschenopfer für die Altäre ihrer Götter fordern.

Lindau hat manche Sehenswürdigkeiten, welche seine Frühgeschichte illustriren. Die Marienkirche[4712], – zu dem ehemals reichsfreien Frauenstift gehörend, – war berühmt wegen ihrer Denkmäler und Bildwerke, die bis in die Zeit der fränkischen Könige reichten, und die nach der Zerstörung der ältesten Stiftskirche bei Nonnenborn durch die Hunnen, hierher gerettet wurden. Leider ist bis auf eine Anzahl altdeutscher Gemälde und Holzskulpturen fast Alles in dem großen Brande vom Jahre 1728 untergegangen, und die wenigen, noch übrigen Gebäude des Stifts dienen jetzt den bayerischen Behörden als Amtslokale. Die Aebtissin hatte von uralter Zeit her das Recht, einen Missethäter durch eigenhändige Abschneidung des Strickes in dem Augenblicke, als er von der Leiter durch den Henker in die Ewigkeit gestoßen werden sollte, zu erlösen. Ein heroischer Akt für eine Dame! Das Messer, um den Strick abzuschneiden, wurde der Aebtissin auf silberner Schüssel nachgetragen. War der Verbrecher glücklich erlöst, so wurde er in feierlicher Prozession in's Kloster geführt und da bis zu seinem Tode ernährt; aber zum Denkzeichen mußte er den Armesünderkittel und den Strick immerdar um den Leib gebunden tragen. Jede Aebtissin durfte das Galgen-Erlöser-Recht zwar nur einmal in ihrem Leben ausüben; aber fast jede machte, die letzte noch im Jahre 1780, davon Gebrauch. Erst unserm Zeitalter, das sich doch das humane nennt, war es vorbehalten, alle Privilegien der Barmherzigkeit dieser Art, welche so manchen Justizmord verhinderten, abzuschaffen.

Die Dreifaltigkeitskirche[4713], ein schöner, mittelalterlicher Bau, ist leider seit einem halben Jahrhundert geschlossen, und gelegentlich als Magazin benutzt worden. Im Chore hat der Lindauer Patriotismus die Bildnisse aller Männer versammelt, die sich seit den ältesten Zeiten um Staat und Kirche verdient gemacht haben. Sehenswerther und sehr merkwürdig ist die in der sogenannten Konsistorialstube der Kirche aufgestellte Stadtbibliothek, die ihre Gründung auf das Jahr 1538 zurückführt. Sie ist reich an kostbaren Inkunabeln, besitzt auch seltene arabische Manuskripte, wichtige Autographen und eine Sammlung römischer Münzen, deren Fundort zumeist der Schutt des römischen Castrums auf der Burginsel war. Noch steht unter dem Namen „die Heidenmauer“ ein Theil jener Veste aufrecht, – wahrscheinlich ein Stück von einem Thurm, welches seine Erhaltung dem Umstand verdankt, daß ein paar kleine Häuser sich an dasselbe anlehnen. Dies Gemäuer ist fast 10 Fuß dick und aus unbehauenen, großen Felsstücken zusammengefügt. – Die Tradition des Volks nennt den Tiber[4714] als Erbauer und Begründer der Stadt. Sicherer ist, daß das Hereinbrechen der barbarischen Völker im vierten Jahrhundert viele römische Familien veranlaßte, sich auf die benachbarten Inseln unter den Schutz des Castrums zu flüchten und Wohnstätten zu bauen. Durch ihre Lage geschützt, blühte die Kolonie bald auf. Der Ruf ihres Reichthums lockte im 10. Jahrhundert die eingefallenen Hunnenschwärme herbei; Lindau wurde von ihnen eingenommen, geplündert und mit Feuer und Schwert verheert. Nachdem das Reich durch die Vernichtungsschlacht auf dem Lechfelde[4715] von der Hunnenplage erlöst worden war, erstand Lindau wieder aus seinen Trümmern; der Kaiser schenkte ihm Selbstregierungsrecht, Freiheiten die Menge und schon Rudolph der Habsburger[4716] nennt die Stadt die „uralte, freie“; auch „die reiche“ hieß sie damals zur Auszeichnung vor ihren Schwestern. – Aber sie wußte das Recht der Selbstregierung so wenig wie irgend eine deutsche Reichsstadt vor Mißbrauch zu wahren. Die Herrschaft sank zum Erbrecht einiger patrizischen Familien herab, und diese übten einen Despotismus, unleidlicher und

[4712] Die ehemalige Stiftskirche „Unserer Lieben Frau“, deren Ursprünge sich bis ins frühe 9. Jhd. zurückverfolgen lassen. Nach dem Stadtbrand von 1728 wurde die heutige Kirche in den Jahren 1748 bis 1752 nach Plänen von Johann Caspar Bagnato (1696–1757) errichtet; sie ist heute Lindaus kath. Stadtpfarrkirche.

[4713] Die im Zuge der Reformation profanierte Franziskaner- oder Barfüßerkirche, die ab 1658 als evang. Dreifaltigkeitskirche genutzt wurde; 1798 wurde sie aufgegeben, und der Kirchenraum diente fortan als Kaserne, Militär- und Feuerwehrmagazin sowie als Turnhalle. Ab 1868 wurde der Bau dann vornehmlich kulturell genutzt, und am 22. Mai 1887 konnte in der Barfüßerkirche ein Theatersaal feierlich eröffnet werden, der, nach grundlegenden Umbauarbeiten in den Jahren 1950/51, bis heute als Stadttheater dient.

[4714] Kaiser Tiberius (Siehe hierzu S. 40, Anm. 39).

[4715] Am 10. August 955 gegen die Ungarn.

[4716] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

drückender, als sonst die Fürsten und ihre Vögte geübt. Da entstand (im Jahr 1396) ein Aufstand der Bürger gegen den tyrannisirenden Rath; dieser schlug ihn jedoch, mit Hülfe der Söldnerschaaren, welche die Magistrate der verbündeten benachbarten Reichsstädte zu Hülfe schickten, nach blutigem Kampfe nieder, legte die Ueberwundenen auf die Folter oder auf den Richtblock, und schickte Alle, denen er mißtraute, in die Verbannung. Tödtlicher Familienhaß zehrte fortan an dem Lebensmark Lindau's; er legte den Grund zu seinem nachherigen Verfall, welchen die Wirren und Drangsale des 30jährigen Kriegs beschleunigten. In der Reformation trennte sich der demokratisch gesinnte Theil der Bürgerschaft von der katholischen Kirche und nahm Luthers Lehre an. – Von 1551 an war die Herrschaft des Magistrats eine absolute. Er hatte es durchgesetzt, daß der Einfluß der Zünfte auf das Regiment ganz beseitigt wurde, und ein „geheimer Rath", aus 3 Bürgermeistern und 2 geheimen Rechtskonsulenten bestehend, übte die Exekutive. Die Abgaben der Bürgerschaft, um das Blutsaugersystem der herrschenden Familien, ihrer Dienstmannen und Werkzeuge aufrecht zu erhalten, stiegen in's Unglaubliche; sie fraßen am Ende ein volles Drittel des bürgerlichen Einkommens auf. Die Furcht vor Verarmung trieb Tausende zur Auswanderung. Unter diesen Verhältnissen war der Sturz des Reichs und der Selbstregierung für Lindau ein Glück, der Verlust der mißbrauchten Freiheit ein Gewinn und die bayerische Herrschaft ein Segen.

Fort mit den ärgerlichen Gedanken! – Siehst Du, lieber Leser, auf dem Bilde das kleine Häuschen dort in der Umpfählung am äußersten Ende der Stadt? Von da hast Du eine der schönsten und reichsten Visten des ganzen Schwabenmeers. Mit Hülfe Deines Taschenteleskops siehst Du sehr deutlich die Thürme der Abtei von St. Gallen; den Dom von Constanz sogar kannst Du bei hellem Wetter erkennen; die nähern Städtchen Rheineck, Rorschach, Arbon glänzen unter hundert Flecken, Dörfern und Weilern, die das schweizer Ufer beleben, und auf den Hügeln und Höhen landeinwärts glitzern die vielen Schlösser und Burgen Appenzells und Thurgau's über des Gewässers breiten Spiegel. Die Wolken haben sich jetzt zurückgezogen in die höhern Luftgefilde; sie umhüllen nur noch die höchsten Häupter der Gebirge, oder flattern kosend von einer Schlucht in die andere: – wenn aber, wie es oft geschieht, der Föhn von den Hochalpen durch die engen Thäler dem See zubraust, bald hie und da den Nebelschleier von den Firnen und Firsten reißt und die von Schnee und Eis starrenden Scheitel, oder das scharfkantige graue Felsgemäuer der Gräten und Zacken entblößt; oder wenn er die Nebel niederdrückt, daß sie Alpen und Thäler bedecken und nichts sichtbar bleibt, als hier und da ein einsames Berghorn, das hoch über den Wolken zum Himmel ragt: wie ist's da schön! wie ist da die ganze Natur ringsum ein aufgeschlagenes Evangelienbuch des geoffenbarten Gottes in einer Prachtausgabe mit funkelnden, goldenen Decken und Schließen. Viele, überwältigt von so viel Schönheit, wagen's kaum schüchtern hineinzublicken mit verstohlenem Blick, so voll sind sie der Freude, der Ehrfurcht und der Anbetung.

Auch die Rheinmündung ist ein gar schöner Punkt in dem weiten Panorama. Ganz nahe guckt Dich der Strom an in seinem breiten Bett, durch welches er seine klaren Gewässer dem See zurollt. Ohne Krümmungen verfolgt das Auge den Rhein in gerader Linie meilenweit das Thal hinan, und neugierig treten da und dort die grünen, bewaldeten Berge an seinen Rand, oder schaut eine Burg über die mit Reben und Obstbäumen bepflanzten Gehänge zu ihm nieder. Zwischen den felsigen, steilen Gebirgszügen Vorarlbergs und den Bergen der Schweiz ist das Ufer des Sees flach; niedriges Gesträuch kriecht an dem Boden, manche sumpfige Strecke ist mit hohem Schilf und mannshohem Riedgras überwachsen. – Am schönsten wird die Aussicht, wenn die Sonne zum Horizonte sinkt, die Wellen des Sees vergoldet, hierauf das ganze sechzehn Stunden lange Schwabenmeer in rothe Feuergluth taucht, und lichte, rosige Wölkchen unter der tiefblauen Himmelsdecke zittern und aus hundert Orten das Abendgeläute herüber summt. Wer wollte beschreiben wo das Wort fehlt, und nach Worten suchen, wo die Seele in Andacht zerfließt? – Wenn endlich die Sonne völlig hinabgestiegen ist in die Fluth und der Abendstern – der erste des Weltenheers – sein funkelndes Antlitz in jeder Welle beschaut: dann belebt sich der See mit Barken und Nachen, da und dort tönt die Musik in das Rauschen der Gewässer und es erschallt das preisende Lied:

Stimmt an den Sang, die grünen Wogen rauschen,
Im alten Schwabenmeer!

Und heller glänzet im Borüberschweben
Der Thurm von Dorf und Stadt.

Sobald ihr singt, beginnen sie zu lauschen,
Und hüpfen um euch her.

Und sie durchströmt der Geist der fernen Zeiten,
Wo rings der Strand erklang,
Der Minne Lied zum Silberton der Saiten
Aus hundert Burgen drang.

Im leichten Haus, das auf der Woge schwimmet,
Da wohnt der leichte Muth,
Da wiegt sich jede Freude groß, da glimmet
Noch jeder Hoffnung Gluth,

Der Ruderschlag verstärkt den Schlag der Herzen,
Freundschaft und Lieb' erwacht;
O blickt umher, wie froh die Wellen scherzen,
Drum scherzt auch ihr und lacht.

Die Firnen glühn, die niedern Hügel beben,
Umwallt von Blüth' und Blatt.

Dort am Gestade schwingen sich die Reben –
So sagt, wo habt ihr Wein?
Im Doppelstrom durchschwimmen wir das Leben,
Schenkt ein! schenkt ein! schenkt ein!

Die Wonne wacht und alle Sorgen schlafen: –
Doch ist des Glücks zu viel;
Es sinkt die Nacht, es öffnet sich der Hafen –
Ach, schon sind wir am Ziel!

So süße Fahrt laßt uns durchs Leben träumen,
Da lebt sich's noch, so gern,
Und wenn's auch stürmt, wenn hoch die Wogen schäumen –
– Der Hafen ist nicht fern! –[4717]

[4717] Zitat aus Gustav Schwabs „Gesellschaftslied auf dem Bodensee" aus dessen „Gedichte", wie S. 1536, Anm. 4705, 1. Bd., S. 111ff.



LINDAU am BODENSEE

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 169f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 59f.

DCCLIII. Naumburg und sein Dom.

Hier ist gut wohnen! Denn das Naumburger Ländchen ist ein heiteres Land, und die Leute drinnen sind ein biederer, freier und aufgeweckter Schlag, unter denen es Einem wohl seyn kann. Das romantische Saalthal, tief in den Sandsteinfels gegraben, mit Reben an seinen sonnigen Gehängen, und von waldigen Höhen umkrönt, hat keine schönern und lachendern Gegenden aufzuweisen, als die um Naumburg, – das aus seinem Gartenkranze den Fremden schon von fern gar freundlich anschaut. Die Stadt ist offen, die alten finstern Festungswerke sind längst eingeebnet und heitere Spaziergänge und Anlagen nehmen den Platz der Schanzen und Bastionen ein, welche die Einwohner nicht schützen konnten. Hielten sie es doch für klüger, selbst gegen die undisciplinirten Horden der Hussiten, welche unter Prokopius[4718] am 28. Juli 1432 vor ihren Wällen erschienen, sich mehr auf das Mitleid der Feinde, als auf die Stärke ihrer Mauern zu stützen, und sie haben wohl daran gethan. Die Stadt feiert den Tag lieber als Festtag[4719], denn als Trauertag.

Naumburg ist alt und groß; doch seine Bevölkerung (16,000 Einw.) nicht zahlreich. Schon im 10. Jahrhundert wurde es an das Stift Zeitz verschenkt, 1029 siedelte das Bisthum von letzterer Stadt herüber. Seine Messe, die älteste fast in Deutschland, war schon im 16. Jahrhundert berühmt; die Blüthe derselben wurde durch den 30jährigen Krieg gebrochen, und die spätern Wechsel der Herrschaft und der Verkehrs- und Zollverhältnisse waren nicht geeignet, dem Ort die frühere Bedeutung als Handelsstadt zurück zu geben. Jetzt sind die Messen zu Jahrmärkten herabgesunken, und auch der Flußverkehr hat durch den leichten und billigen Transport auf den Schienenwegen verloren. Dagegen ist das Flößereigeschäft und der Holzhandel empor gekommen, und der Geschäftskreis desselben erweitert sich mit jedem Jahre. Die sogenannte Holzmesse wird vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag abgehalten, – die ganze Saale ist dann bis 1 ½ Stunde herauf mit Flößen bedeckt und die Ufer mit Menschen: der Umsatz beläuft sich auf viele Hunderttausende.

Unter den Sehenswürdigkeiten Naumburg's steht der Dom in erster Reihe. Er wurde in dem ersten Jahrhundert der Einführung des Christenthums durch Bonifacius gegründet. Von diesem ersten Bau ist jedoch nur die Krypta übrig. Der heutige Oberbau datirt aus dem 12. Jahrhundert, als der romanische Styl sich noch mit dem germanischen vermischte. Viele kostbare Monumente altdeutscher Kunst: Statuen, Basreliefs, Gußwerke und herrliche Schnitzereien und Skulpturen in Holz und Metall schmükken sein Inneres und machen es zu einem Museum.

[4718] Der Geistliche und Heerführer der Reformbewegung der Taboriten Andreas Prokop, auch Prokop der Kahle genannt (tschech. Prokop Holý; ca. 1380–1434; gefallen).

[4719] Das Naumburger Hussiten-Kirschfest wird noch heute begangen.


DCCXXXXII
NAUMBURGER DOM
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 178-180.

DCCLVIII. Chateau Tancarville
in der Normandie.

Ruinen bedecken die ganze Erde; Ruinen sind die Berge und die Thäler; jede Zeit bürdet ihre Trümmer den ältern auf. Die Schatten der Geschichte gehen um, wohin wir schauen, und wohin wir horchen, dringt die Stimme untergegangener Völker in unser Ohr. Tancarville an der Seine – wer har je von Tancarville gehört? Wie ein verwünschtes Schloß, mehr Vision als Wirklichkeit, erheben sich seine Mauern und Thürme über die Waldnacht und glitzert des Mondes helles Licht durch die scheibenlosen Fenster. Magisch heben sich die Formen des Gebäudes von den tiefen Schatten des Forstes ab; aber aus dem klaren Wasserspiegel unten gucken die Segel blendend weiß herauf und geben der Scene Leben.

Ich setze mich nieder auf einen bemoosten Felsblock, um zu träumen und im Buche vergangener Zeiten zu lesen. – Horcht! Sind das nicht Stimmen aus dem Thale? Ferner Gesang tönt her, wie Chorgesang und Psalm. Männer mit weißen Bärten bewegen sich in feierlichem Schritt um eine Felsplatte, auf welcher ein Feuer lodert. Fernab kniet stummes Volk in weitem Halbkreis. Keltische Priester sind's, welche die Götter der Wälder, der Stürme, des Donners, der Schlachten verehren, und die unwissende Menge beugt sich vor ihren geheimnißvollen Sprüchen in Furcht und Unterwürfigkeit. Sie herrschen durch den Schrecken; das Volk gehorcht ihnen mit fanatischer Demuth. O entsetzlich! Seht, im tollen Wahn reißt dort eine Mutter den Säugling von ihrer Brust und ein Priester schleudert das Kindlein in die lodernden Flammen. Welcher Glaube ist das gewesen und welcher Gott, der Menschenopfer forderte! Hinweg mit dem gräßlichen Schattenbilde!

Ich träume wieder. Taumelnde Nebel machen das Thal zum wogenden Meere. Ein Sturm erhebt sich, die Bäume brechen, der Regen stürzt in Strömen herab. Allmählig legt sich das Wetter und heller Sonnenschein beleuchtet das Bild der Zerstörung. Aber die Ruhe der Natur muß vor dem Lärm der Menschen weichen. Das Geklatter der Schilde, der Klang der Schwerter, der Widerhall der Streitaxtschläge dringen herauf, Krieg rast in dem Thale, Flammen wirbeln aus den Hütten, heulend fliehen Weiber und Kinder. Bewaffnete Männer aus anderem Volk streiten mir den keltischen Männern. Diese unterliegen. Am Fuße der Altäre werden Priester und Barden erschlagen und gestürzt werden die unförmlichen Götzen von ihren Postamenten. Auf der Stelle der niedergebrannten Hütten aber richten die Fremden Wohnungen und weite, blühende Städte auf. Ueber herrliche Göttergestalten wölben sich Tempel und Säulenhallen; Wald und Gau, Berg und Thal, Schlucht und Strom, jeder Baum, jede Blume, jedes Atom der Schöpfung beseelt sich und hat seinen Gott. Das Schlachtgetümmel schweigt, der Friede herrscht Jahrhunderte lang, Evoe[4720]! jubelt es und hallt es wieder in den Bergen, Blumengewinde schmücken alle Altäre, der Cymbelschlag ist an die Stelle des Schwertschlags getreten; der römische Adler, gesättigt vom Blute der Nationen, er wird trunken vom Wein.

Ich träume wieder. Neues Chaos im Thal, Getümmel und Rebellion, Verrätherei, ein Schlachten und Würgen, ein Metzeln und Ringen, ein Brennen und Sengen: die Städte lodern zum Himmel auf, es stürzen die Tempel, zwischen zerbrochenen Altären liegen zerbrochene Götter: alles Glück ist mit dem Frieden geflohen, die Furien des Bürgerkriegs verwüsten das Land, die Greuel der Anarchie haben es verödet. – Da tritt ein begeisterter Seher hinzu und verkündet das Kreuz, das neue Heil, die Gleichheit aller Menschen vor dem Throne Gottes, Lohn und Strafe für's Gute und für's Böse in Ewigkeit. Hosiannab! Hosiannah! rufen die erlöseten Völker, der Adler Roms, altersschwach und verachtet, stirbt, die letzten Priester des Heidenthums zerbrechen selbst die letzten Götterbilder und werden Priester des

[4720] Griech. Εὐοῖ; Ausruf der Bacchanten (griech. Βάκχαι) zu Ehren des griech. Gottes Dionysos (griech. Διόνυσος).

großen einzigen Gottes, welcher Liebe um Liebe gibt. Rom hat ausgeherrscht; wie ein Schemen vergeht ein Weltreich.

Wieder ein Traum – und noch einmal Finsterniß im Thal. Wie unbeständig ist das Menschenglück! Sieh', wie ein Heuschreckenschwarm bei einem Gewittersturm fahren wilde Eroberer daher, Männer von Riesengestalt und Riesenkraft, gekleidet in Stahl und Erz. Sie sind geführt von einem Helden im Purpurgewand, der in der einen Hand die Weltkugel hält, als Zeichen der neuen Weltregierung, in der anderen das Schwert und das Zepter, die Völker zu schlagen und zu richten. Wer ist's? Es ist Carolus Magnus. Licht strahlt von ihm aus. wie aus Mosis Haupt, und ein Regenbogen, Heil verkündend, geht von Horizont zu Horizont und wölbt sich über den halben Welttheil. Die Völker hoffen und unterwerfen sich. In die Fußtapsen des Imperators aber tritt ein Hohepriester, führend der Heiligen Schaar als des Christengottes neuer Hofstaat. Wohl machen viele Diener einen Herrn arm, aber den einzigen Gott machen sie nicht größer.

Ich träume noch ein Mal. Wiederum im Thal der Schrecken und des Wehe. Kelten und Gallier, Römer und Franken, die Ueberwundenen und die Ueberwinder fliehen das Thal; denn auf unzähligen Schiffen sind die Männer des Nordens gekommen, mordend und raubend, sengend und brennend. Die Städte schwinden unter ihren Tritten, das Land wird abermals zur Wüste.

Die warme Sonne behagt aber den Fremdlingen. Sie richten sich häuslich ein sie vertheilen das Land unter sich, und die alten Besitzer, die das Schwert und das Elend übrig gelassen, werden ihre Sklaven und Leibeignen. „Euch die Arbeit", sagen sie, „uns den Genuß; euch den Gehorsam, uns die Herrschaft". Und sie befehlen: „richtet uns Burgen auf, euch zum Zwang, uns zum Schirm". Und Zinnen und Thürme steigen empor von allen Bergen und von allen Waldhöhen, und das Schwert der Burgherren und Barone herrscht for[t]an allein. Leibeigen ist ihnen alles Lebendige. Was nicht Ritter ist, lebt durch der Ritter Gnade allein. Auch auf die Waldeshöhe an der Seine Strand schleppen Tausende auf das Geheiß Steinblöcke zu Mauern und Thürmen. und als die Burg fertig ist, hängt der Baron sein Wappenschild über dem Thore auf und nennt das Schloß nach seinem Namen. Chateau Tancarville[4721] aber ist gefürchtet im ganzen Lande wie den Horst des Adlers die kleinen Vogel des Waldes fürchten. –

Noch ein Mal träume ich, den letzten Traum. Aus dem Thale zieht es herauf mit Schalmeien und Trompeten ein langer, langer Zug. hoch zu Roß Herren und Frauen m Goldbrokat und Seide, kein Krieges-, – nein! ein Königszug. Und ein König kommt wirklich, wenn er auch nur eine papierne Krone trägt. John Law[4722], der das Genie der Rothschilde[4723], Fould[4724] und Pereire[4725] vor hundert Jahren in seinem Kopfe trug, John Law, der Zauberer, der es verstanden hat, ganz Frankreich, – Hof wie Volk, – den Veitstanz des Börsenschwindels tanzen zu lassen, – John Law hat Schloß Tancarville um eine Million Livres[4726] erkauf[t], und er ist gekommen, sein Einzugsfest zu hal[t]en. Doch ehe noch der Herbst den Wald entblättert, ist das Schloß wieder verödet, geflohen ist sein Besitzer, seine Papierkrone ist abgefallen, Law ist zum Bettler geworden; Profoß[4727] und Gerichte schlagen das Schloß dem höchsten Bieter zu und dieser ist – der Schneider des Entflohenen. So steigen Reiche und Nationen, Staaten und Menschen. Könige und Bettler auf und nieder. –

[4721] Im 11. Jhd. von Raoul, sire de Tancarville († 1079) erbaut; heute Ruine.

[4722] John Law de Lauriston (1671–1729); er hatte 1716 die „Banque Royale" gegründet und Kredite auf der Basis von Papiergeld vergeben. Darüber hinaus hatte er 1717 „La compagnie du Mississippi" ins Leben gerufen, deren hochspekulative Geschäfte zwei Jahre später spektakulär platzten.

[4723] Siehe hierzu S. 998, Anm. 2965.

[4724] Der damalige frz. Finanzminister Achille Fould (1800–1867).

[4725] Die Brüder und frz. Finanzmänner Émile (1800–1875) und Isaac Péreire (1806–1880), die portugiesisch-sephardischer Herkunft waren.

[4726] Frz. für Pfund; sie war vom 9. bis zum 18. Jhd. die vorherrschende frz. Währungseinheit; 1 livre = 20 Sous = 240 Deniers. Durch die Verordnung vom 15. August 1795 wurde die Livre durch den Franc ersetzt.

[4727] Der Profos (auch Profoss, früher auch Profoß, Provost, Profot; von lat. propositus bzw. praepositus, Vorgesetzter) war ein für Strafverfolgung bzw. Strafvollstreckung zuständiger Militärbeamter.



CHATEAU TANCARVILLE
an der Seine

Meyers’s Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Siebzehnter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1856.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. [3]-14.

DCCLIX. Pompeji.

Große Geister und starke Seelen erheben sich über ihre Zeit. Für das Gewöhnliche nur ist die Regel; für das Ungewöhnliche gilt sie nicht. In diesem Sinn läßt das Alterthum seinen gefeiertsten Heros[4728] in den Gewässern des Styx[4729] baden und durch Centauren erziehen, stellt die Gegenwart so gern ihre großen Männer auf den Kothurn[4730] des Außerordentlichen, und sucht die Berechtigung ihres Handelns außerhalb der Ordnung, welche, die moralische Welt zusammenhält und gewöhnliche Sterbliche verpflichtet. Wenn ein Monarch im leidenschaftlichen Verfolg seiner Zwecke die Blüthe seines Volks auf die Schlachtbank führt und der Sieg ihn krönt, so wird ihm mit dem Triumphzug das Triumphgeschrei der Menge niemals fehlen; wenn ein anderer durch Gewalt, Betrug und Arglist sein Volk zum Lastthier herabwürdigt, während er sich mit aller Pracht und allem Pomp des Herrschers umgibt, so werden sich immer Bewunderer und dienstfertige Geister finden, welche aus der Verderbnis des Volks das Recht des Herrschers, es zu verderben, construiren und von der Versunkenheit der Geknechteten die Folgerung ableiten, die Menge sey zum Dienste, der Fürsten geboren. Vor der Macht der Willkür kann das Recht selbst als Unrecht erscheinen. Ein Volk lasse, sich nur die erste Gewaltthat und den ersten Betrug gefallen, und es sey gewiß, daß Gewalt und Täuschung bald die stolze Miene der Berechtigung annehmen werden. Eine Nation dulde es, daß man sie einmal plündere, und sie wird immer bestohlen werden; der Bürger ertrage es, daß ihn die Macht um sein Vermögen beschwindele, und sie wird ihn bald als Bettler aus seinem Hause jagen, und krümmt er sich dagegen, so wird man ihm das Recht des Sträubens ableugnen und er mag es hinnehmen, daß man ihn in's Zuchthaus oder in's Hungerloch sperre. Sehen wir nicht in den schönsten Ländern der kulturstolzen Europa Despotismus, Sklaverei und Grausamkeit herrschen und schamlos heiligen Menschenrechten Hohn sprechen? Und doch, wie Wenige wagen es in dieser von der Selbstsucht umstrickten Zeit, das Scheußliche abscheulich zu finden und die Verworfenheit mit Mißbilligung und Verachtung zu strafen! Theilnahmlos und ungerührt gaffen Millionen die Büberei an, und wenn diese die Maske abwirft und es nicht einmal mehr der Mühe werth hält, über ihre schwarzen Thaten einen Schleier zu decken, so rufen andere Millionen, denen die Größe der Schamlosigkeit eben so sehr imponirt, als die Größe der verbrecherischen That, ihr Bravo! Elende Zeit und elende Menschen, denen der Instinkt sogar für die Tugend, denen das Gefühl sogar für Gerechtigkeit, Ehre, Menschenwürde, Selbstbestimmung und Freiheit verloren gegangen ist! Dienend der niedrigsten Selbstsucht, ist gegen dieses bleiche, grinzende Lakayengeschlecht der Negersklave noch ein Held; denn, wie ein Anderer gesagt hat: „der ist doch nur Sklave der Kette und der Peitsche, wir aber sind die Sklaven unseres schlechten Herzens, unseres verderbten Verstandes und unserer Feigheit"[4731].

Ich sage es frei heraus: Die Sünden der Gesellschaft erfüllen die gesittete Erde und die großen Verbrechen, im Schooße der Völker begangen, hauchen Gestank aus allen Winkeln. In den Miasmen[4732] werden nie dagewesene Pestilenzen ausgebrütet. In keiner Nation mehr ist noch ein Wille vor-

---

[4728] Der griech. Heros Achilleus (griech. Ἀχιλλεύς) wurde von seiner Mutter, der Meernymphe Thetis (griech. Θέτις), in den Unterweltsfluß Styx (griech. Στύξ) getaucht, um ihn unverwundbar zu machen. Seine Ferse aber, an der Thetis ihn dabei festhielt, wurde allerdings nicht benetzt und blieb daher verwundbar. Anschließend wurde er vom Kentauren Cheiron (griech. Χείρων, die Hand) aufgezogen, der ihn in Kriegskunst, Musik und Medizin unterwies.

[4729] Siehe hierzu S. 290, Anm. 814.

[4730] Siehe hierzu S. 299, Anm. 827.

[4731] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[4732] Siehe hierzu S. 217, Anm. 608.

handen, der allgemeinen Corruption Grenzen zu setzen; keine auch will auf sich nehmen die Schuld, welche auf dem Ganzen lastet. Faul ist das ganze Wesen der Gesellschaft. Niemand bekümmert sich darum, wenn Mord und Raub vor den Thüren liegen, was aus den Bewohnern des Hauses werde; Jeder lebt leichtfertig in den Tag hinein für die nächste Stunde, und als hätten sie nur diese eine noch zu leben, so genießen sie Viele, dem armen Sünder gleich, welcher im Rausche der Henkersmahlzeit dem Gedanken an den Galgen zu entrinnen sucht. Man blicke nur auf die Tagesgeschichte und ihr ekelhaftes Gebahren! Dieses nichtsnutzige Geschlecht, welches sich brüstet, die Nächstenliebe durch die Selbstliebe erstickt zu haben, hat es schon gelernt, die Ordnung in der Unordnung, das Recht im Unrecht, den Frieden im permanenten Kriegszustande, die Treue in der Treulosigkeit, die Ehre in der Niedertracht, die Wahrheit in der Lüge anzuerkennen. Läßt es sich ja jetzt sogar herbei, eine kurze Suspension des Stärkerrechts als ewigen Gottesfrieden zu preisen, obschon es gewiß ist, daß, sobald die vom Streit Ermatteten ausgeschnauft haben, der Rachen der Mächtigeren sich wieder aufsperren werde gegen die Schwächeren, und obschon ein jeder Schulbube aus der Bibel gelernt hat, „daß die Habsucht der Könige niemals müde wird, umzugehen wie ein brüllender Löwe, der da sucht, wen er verschlinge“[4733]. Befremden kann dies Gebahren freilich nicht. Ein Wunder wäre es, wenn es anders wäre.

Indeß, so trostlos auch die Gegenwart sich darstelle, so entbehrt die Zukunft der Keime und Bürgschaften der Hoffnung dennoch nicht. Das Zerstörungswerk in der sittlichen Welt mag noch eine Zeit lang dauern, das entfesselte Contagium[4734] der Fäulniß mag fortfahren, die Köpfe zu entzünden, die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gutem und Bösem zu verwirren und die Bande der Gesellschaft zu lockern und aufzulösen: – aber wie jeder Ursache in der physischen Welt die Grenze ihrer Wirkung gesteckt ist, so werden auch die sittlichen Zerstörungselemente die Grenze finden, jenseits welcher ihre Verwüstungsgewalt aufhört. Jede Thorheit heilt sich selber durch ihre Folgen, und unter den Thorheiten, den Verbrechen und dem Verfall unserer Zeit kommt, wenn auch für die Menge noch unsichtbar, die Metamorphose der Verjüngung langsam zur Reife. Aus dem Dunkel der Gegenwart zieht ein lichter Schimmer der Hoffnung in die Geister ein. Ich sehe schon den fernen Tag sich röthen, wo zündende Gedanken durch die Völker fahren und wo die Menschen, müde ihrer Verworfenheit und Verkommenheit, eines Sinnes werden, sich aufzuraffen, um die ihnen innewohnende plastische und erhaltende Lebenskraft wieder zur vollen Geltung zu bringen. Erst muß freilich das alte Haus verschwinden, ehe ein neues gebaut werden kann auf seinem Platze; auch die alte Gesellschaft muß alle Stufenjahre[4735] ihres Lebens durchlaufen und sich aufgelöst haben, ehe aus ihren Elementen eine neue zu construiren ist. Daß der Verwesung und Verwandlung nur ein ruhiger Verlauf gelassen werde! Aber die große Gefahr ist, daß man sie störe und irre in plumper Weise; daß man dadurch den Krieg aller Leidenschaften entzünde; daß man die wilden Triebe zu Gewaltthat und allgemeinem Umsturz erwecke, daß die Banden sich plötzlich lösen und daß dann der Ruf zum Schwerte – ein Ruf Aller gegen Alle – durch Europa gehe. Die Bedeutung einer solchen Katastrophe ist so furchtbar, so ernsten, tiefen Inhalts, daß gewiß nur Verzweifelte oder Verrückte sie herbeiwünschen können. Einer gewaltsamen gesellschaftlichen Umwälzung in dieser Zeit würden alle Elemente der Gesittung im Wege und zuwider seyn. Religion, Moral, Wissenschaft, Kunst. Geist, Erfahrung, die Wunder der Industrie wären ihr ein Greuel, Zerstörung wäre ihr gemeinsames Loos, in den Paroxismen[4736] des Wahnsinns würden die losgebundenen Völker die ganze Leiter menschlichen Frevels durchlaufen und sie würden nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie, nachdem sie alles Bestehende umgestürzt, alles Feste zerschmettert, alles Hohe geschleift, alles Edle erwürgt, allen Besitz gewechselt hätten, in ihrer eigenen Unfähigkeit, in ihrer Hülflosigkeit, in ihrer Erschöpfung und in ihrem Elend für ihre Raserei die Grenze finden würden.

Es herrscht Analogie in dem Verlauf der Revolutionen der sittlichen und der physischen Welt. Wenn die Natur in ihrer organischen Entwickelung nicht gestört wird, macht sie keine Sprünge; aus einer Phase des Lebens in die andere ist der Uebergang still und ruhig; wenn aber die Elemente ihres Wirkens sich einander hindernd oder feindlich entgegentreten, dann macht sich nothwendig der Ge-

---

[4733] Sehr frei nach Ez 22,25.

[4734] Lat., Ansteckung.

[4735] Siehe hierzu S. 1121, Anm. 3439.

[4736] Siehe hierzu S. 332, Anm. 945.

gensatz der langsamen, stetigen Entwickelung geltend, Widersprüche werden in ihrem innersten Leben aufgeregt, die Kräfte accumuliren sich, steigern sich zur höchsten Gewalt und zum Despotismus, und, ganz wie in der sittlichen Welt, durchlaufen sie nun eine Stufenfolge von Freveln wider einander, bis der Umlauf derselben vollendet, die Kraft in ihrer Wirkung erschöpft ist und die Extreme sich wieder ausgeglichen haben. Entsetzliche Katastrophen gehen diesem Streiten der erregten Elementarkräfte im Gefolge. Orkane fegen die Wälder von den Häuptern der Gebirge, begraben die Flotten in den Meergrund und stäuben die Wohnungen der Menschen von der blühenden Erde; – des Wassers Gewalt reißt die schützenden Damme von dem Strande und begräbt ganze Landschaften mit allem Lebendigen; des Feuers Wuth frißt Städte mit ihrem Reichthum; noch viel furchtbarer sind aber die Zerstörungen, welche aus dem unterirdischen Kampf der elastischen Gase mit dem starren Felsgerippe der Erde gelegentlich hervorgehen. Erdbeben legen zuweilen ganze Länder wüst, und löschen das Leben von Bevölkerungen aus. Zagend fragt sich dann wohl der Zeuge solcher Katastrophen bei dem plötzlichen Untergang von so viel Schönem und von so viel Menschenglück: Wie verträgt sich das mit der Vorstellung von dem Walten der Liebe und Gerechtigkeit in Gottes Schöpfung? Und mit lachendem Munde tritt der Leugner Gottes zu dem Schwachen und sagt ihm: Siehe, du hast von Gottes Thaten bisher mit Begeisterung erzählt und allezeit seine Herrlichkeit, Liebe und Gerechtigkeit gepriesen: mach' nun dies Schauspiel zum Probirstein deines Wahns! Werde inne, daß aller Gottesglaube eitel sey und auf Nichts gestellt. Wo findest du die Quelle der ewigen Liebe, die aufs Erhalten geht? Wo ist die Wage der Gerechtigkeit? Wo ist die Hand, die sie hält mit unveränderlicher Unparteilichkeit? Sage dich los von deinem Aberglauben; denn was du Gott und Vorsehung nennst, ist nichts als entweder der erwärmende, heilbringende Sonnenstrahl, oder der zerschmetternde Blitz des Zufalls; wenn du aber die Natur beobachtest, so wirst du finden, daß Zerstörung vorzugsweise ihr Wesen ist und Niederreißen ihre Stärke.

So spricht der Apostel des modernen Materialismus, und so jeder Thor, der seine Irrthümer in das Reich des Glaubens trägt und mit dem Maßstabe seines Evangeliums, das der eigenen Mutter die Existenz abspricht, göttliche Dinge messend, sie in das Thierische hinabzuziehen trachtet. Ihm, in dessen Gehirn der Strahl der Wahrheit sich in so viel Farben getrennt und verfinstert hat, daß ihm sein menschliches Daseyn unkenntlich wurde, ist das geistige Leben zum Schemen einer Scheinwelt herabgesunken; er spricht sich eine unsterbliche Seele ab und verdammt sich selbst, ein bloß sterbliches Leben zu führen. Die Menschenseele ist, nach seiner Meinung, nur eine Sinnenthätigkeit phosphorescirender Nervenfäden, ein triviales Würfelspiel mit den Atomen einer Elementarwelt, ein lächerlicher Larventanz höherer Scheinkräfte in Thierverkleidung. Er müht sich ab, die Menschen auf die unterste Stufe organischer Geschöpfe hinabzuführen, indem er uns glauben machen will, die Menschheit offenbare in ihren herrlichsten und erhabensten Erscheinungen, in einem Christus, Confuzius und Moses, in einem Socrates und Plato, in einem Homer, Dante und Milton[4737], in einem Euripides[4738] und Shakespeare, in einem Schiller und Göthe, in einem Baco[4739], Newton und Humboldt[4740] nichts mehr und nichts weniger als ein kindisches Spiel chemischer Kräfte! – Wohl könnte mau den modernen Materialismus ruhig denselben Weg gehen lassen, den alle ähnliche Ausgeburten menschlichen Dünkels und Wahnwitzes seit Jahrtausenden gegangen sind: den Weg alles Nichtigen zur Vergessenheit; – wenn nur nicht gerade unsere überspannte Zeit und unsere nervenschwache Gesellschaft dazu angethan wäre, Gift und Pestilenz aus dem materialistischen Schlamm zu saugen. Dieses Geschlecht, welches, der Natur entfremdet und vom gesunden klaren Gottesglauben abgelöst, schon lange in künstlichen Abstraktionen lebt und nach den Schattenbildern leerer Theorien und philosophischer Gaukler und Taschenspieler rennt; dieses Geschlecht, das, in seinen Irrthümern befangen, beständig über das Wirkliche und Vernünftige hinübergreift, folgt dem Schellengeläute williger, welches nach dem frivolen Treiben der Sinnenwelt lockt, als der Stimme der Weisen, Guten und Großen, die in den Tempel des Herrn ruft. Das Unheil, welches die

---

[4737] Der engl. Dichter John Milton (1608–1674).

[4738] Der griech. Dramatiker Euripides (griech. Εὐριπίδης; 480 o. 485/84–406 v. Chr.).

[4739] Hier ist sicherlich der Franziskaner und Naturphilosoph Roger Bacon (ca. 1220– ca. 1292), bekannt als doctor mirabilis, und nicht der Karmelit und Theologe John Baconthorpe, auch Bacon, Baco, und Bacconius (ca. 1290–1347), bekannt als doctor resolutus, gemeint.

[4740] Der Naturforscher, Weltreisende und Schriftsteller Alexander von Humboldt (1769–1859).

materialistischen Lehren angerichtet haben, gibt sich im Zustande unseres häuslichen und öffentlichen Lebens, leider! deutlich genug zu erkennen.

Oder ist etwa das Bild, das mir vor Augen schwebt, ein Traum? Ist die fratzenhafte Liederlichkeit und Gottlosigkeit, die Einem anekelt bei jedem Blick, den man forschend in die Gesellschaft wirft, keine Thatsache? Wer möchte das behaupten! Betrachtet es nur, das weltkluge Phrasenvolk, das in wechselseitigem Lug und Betrug, bis in die geringsten Lebensgeschäfte herab, seine Ehre sucht; das beständig zwischen frecher Licenz[4741] und knechtischer Niedertracht schwankt, das bald wohlgefällig auf die Narben seiner Ketten zeigt und das Glück des Despotismus in den siebenten Himmel hebt, bald mit der Kokarde der Freiheit und Gleichheit sich schmückt und großer Entdeckungen in Sachen der Selbstregierung sich rühmt, oder sich Kammern baut, wo Freiheit und Rechtsungleichheit einträchtiglich neben einander wohnen sollen, wie die Taube und der Geier. Wo ist ein vernünftiges, ehrenhaftes, folgerechtes, festes Anstreben nach einem klarbewußten Ziele sichtbar? Nirgends. Aber überall guckt ein fieberhaftes Zappeln, bald nach einer, bald nach der andern Richtung heraus, ein wechselseitiges Fürchten und Fürchtenmachen, eine gährende Bewegung ohne Resultat, ehrloses Verhüllen, Vertuschen, Belügen, Bemänteln und Betrügen gegen einander, ein Grollen und Hadern ohne Kraft und ohne Würde, während der große Haufe mit besessener Gier nach dem Thaler läuft, und vor dem Gotte der Unterwelt, als dem einzigen Gotte, an den er noch Glauben hat, sich anbetend in den Staub wirft. Und damit dem Bilde die rechte Folie nicht gebreche – schaut die schwarzen Schaaren an, die zu unseren Domen wandeln, welche unsere Vorfahren dem Schöpfer und Herrn aller Welten himmelan gebaut – und vergleicht sie mit jenen selbstständigen Naturen, die einst, ächter Frömmigkeit voll, ihren Willen an die Idee gesetzt. Was ist aus unserem Christenthum geworden? Die Neufrömmigkeit verleugnet die Vernunft, die Heuchelei weiß nichts von Opferfreudigkeit und dem äußeren Glaubensschein ist jener Geist ein Fremdling, welcher die Kraft hatte, Berge zu versetzen. Scholastische Spitzfindigkeit predigt ihren Quark statt das Evangelium, Sektenhaß und Verfolgung Andersgläubiger füllen Kanzeln und Lehrstühle, und der hohe Sinn milder christlicher Duldung ist verdrängt allüberall von einem Zelotismus, würdig einer Zeit, wo die Scheiterhaufen der Inquisition und der Hexenrichter zum Lobe Gottes und der Gerechtigkeit brannten. – Daß Religion und Vernunft als Schwestern in einem Hause wohnen können, diese Möglichkeit wird Gotteslästerung geheißen; aber die Glaubenssatzungen früherer Jahrhunderte, welche doch auch Kinder ihrer Zeit waren, sie werden mit dem Zeichen der Unabänderlichkeit, Unverletzlichkeit und Heiligkeit gestempelt. Haben denn unsere Priester und Schriftgelehrten, die das thun, schon vergessen, daß Alles auf Erden, Religion und Glaubenslehren nicht ausgenommen, seine Zeiten, seine Stufen[4742]- und Wandeljahre hat, daß jeder Glaube seine Phönixperiode durchläuft, daß ihm das Princip der Beweglichkeit und der Vervollkommnung, kurz, des Lebens und Uebergangs zu schönerer Wiedergeburt, unzertrennlich und unaustilgbar innewohnt? Das Christenthum gehört dem Himmel und der Erde. In der Erde haften seine Wurzeln, während sein Stamm in den Aether aufstrebt und seine Blüthenkrone in den Himmel ragt. Auch das Christenthum fußt auf die Zerstörung einer schönen Vergangenheit. Denkt doch, Ihr Priester des alleinigen Gottes, an die Tempel in Hellas, Rom und Jerusalem – und fragt Euch, ob sie nicht schön und köstlich gewesen, diese Welten des alten Glaubens; und so wird auch die Zeit kommen, liege sie auch noch so fern, wo das Christenthum, nachdem seine irdische Form zerbrochen ist, in reinigenden Feuerflammen zur schöneren Wiedergeburt erstanden, neugestaltet und in größerer Herrlichkeit die Menschen erleuchtet, besser und glücklicher machen wird. – Seht, Das [sic!] ist der Hieroglyphen, welche aus den himmelanstrebenden, wunderbar-erhabenen Baumsäulen und Tannenspitzen und Kreuzesblumen unserer Münster zu unserem inneren Sinn sprechen, rechte Deutung. Aber Ihr, Ihr seht nicht und wollt nicht sehen die Symbole von Leben und Bewegung an den Gebilden unserer Gotteshäuser; – Ihr seht nur todte, starre Massen, harten, kalten Stein.

[4741] Lat., Erlaubnis, Dispens, Privilegium; hier im Sinne von „sich Freiheiten herausnehmen“ verwendet.

[4742] Siehe hierzu S. 1549, Anm. 4735.

Das war ein langes Vorwort zu einem kurzen Universum-Artikel. Lieber Leser, nimm mir's nicht übel.

Im Jahre 79 nach Christo, zur Regierungszeit des Kaisers Titus[4743], war es. als jener Ausbruch des Vesuvs erfolgte, der, von Erdbeben begleitet, welche die italische Landfeste erschütterten, viele blühende Orte zerstörte oder unter Lava und Asche begrub, Tausenden von Menschen das Leben kostete und das gepriesene Campanien, das Eden Italiens . wo die Großen und Mächtigen Roms ihre Sommerpaläste und Prachtgärten hatten, größtentheils in eine unfruchtbare Einöde verwandelte. Zwei Städte ragten über den von der Katastrophe betroffenen hervor: Herculanum und Pompeji. Sie waren nach Capua und Neapolis die größten und reichsten Unteritaliens. Herculanum hatte eine Bevölkerung von mindestens 100,000 und die von Pompeji zählte über 40,000, als die Asche des Vesuvs beide Orte für siebenzehn Jahrhunderte mit ihrem Leichentuche bedeckte.

Pompeji war, wie die Genossin seines Schicksals, Herculanum, von Oskern gegründet, später von Hellenen bewohnt, die sich aus den großgriechischen Pflanzstädten im heutigen Sicilien während der häufigen Kriege und bürgerlichen Unruhen massenhaft in Unteritalien ansiedelten, daselbst republikanische Gemeinwesen stifteten und hellenische Kultur in weiten Kreisen verbreiteten. Als das junge Rom zu Macht und Einfluß in ganz Italien gelangte, traten die griechischen freien Städte mit der größeren Republik in Bundesgenossenschaft, um sich gegen die Gelüste fremder Eroberung und Herrschaft zu schützen: allmählig wurde ihnen jedoch Roms Freundschaft so drückend und kostbar, daß man die Feindschaft als das kleinere Uebel wählte. In dem Kriege, den die Bundesgenossen gegen die Römer wagten, blieben diese Sieger und die Ueberwundenen mußten sich in's Joch der Unterthänigkeit fügen. Auch Pompeji traf dies Geschick. Der größte Theil der hellenischen Bevölkerung, deren angeborene Liebe zur Freiheit das neue Verhältniß unerträglich fand, verließ jedoch lieber das paradiesische Campanien und wanderte massenhaft nach Hellas und in die griechischen Kolonien Siciliens zurück. Dadurch sah sich Rom genöthigt, Land und Städte mit neuen Ansiedlern zu besetzen. Viele kamen aus Latium, denn bei dem Tausche war der Vortheil auf der Seite Campaniens; und dessen Städte blüheten, von Rom begünstigt und beschützt, nun rasch zu schöner Entfaltung auf. Pompeji erhielt die Freiheiten einer römischen Municipalstadt. Es hatte eine eigene Verwaltung und wurde durch den Handel reich. Daß der Vesuv Gefahr bringen könne, daran dachte man damals nicht; denn der Feuerberg hatte sich seit Jahrhunderten ganz harmlos bewiesen und an die leichten Rauchwölkchen, die kräuselnd seinem Krater zuweilen entstiegen, knüpfte sich keine Ahnung an die Möglichkeit einer Katastrophe, wie sie nach nicht langer Zeit verheerend hereinbrach. Unvorbereitet und urplötzlich erfolgte nämlich im Jahre 68 nach Chr., unter Nero's Schwertherrschaft, ein Ausbruch aus mehren Oeffnungen, der Herculanum zum dritten Theil in Trümmern legte und auch Pompeji theilweise zerstörte. Diese dem Wohlstande der Stadt geschlagene schwere Wunde war kaum geheilt, da brach die zweite, größere Katastrophe herein, welche wir erwähnt haben. Pompeji verschwand durch dieselbe von dem Angesicht der Erde. Spätere Ausbrüche gossen Lavaströme über die Aschendecke und wälzten vulkanische Schlammwogen über beide hin. Jede Spur der herrlichen Stadt war vergangen und im Laufe der folgenden Jahrhunderte, in deren Stürmen das Römerreich selbst zusammenstürzte, fremde Völker verwüstend und zerstörend die Länder durchtobten und alles römische Kulturleben niederstampften und vernichteten, erlosch selbst das Andenken an den Ort, wo Pompeji gestanden.

Und doch war die Decke, welche die Stadt verbarg, keineswegs so schwer, daß sie nicht hätte gelüftet werden können? Gar selten steigt nämlich ihre Dicke auf 15 Fuß, und als man im Jahre 1680 beim Graben eines Brunnens die ersten Spuren ihres Daseyns wieder auffand und verfolgte, fand man bei dem Abräumen des Gestrüpps, welches die Gegend überwucherte, an mehren Stellen noch Säulenkapitäler, Architrave[4744] und Friese von Tempeln und Theatern aus dem Boden ragen. Die ersten Ausgrabungen geschahen in den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts. Anfangs bekümmerte sich

---

[4743] Titus (eigentl. Titus Flavius Sabinus Vespasianus; 39–81), seit 79 römischer Kaiser.

[4744] Ein in auf einer Stützenreihe ruhender Horizontalbalken, meist der den Oberbau tragende Hauptbalken.

die Regierung nicht um dieselben und überließ sie der Privatspekulation, welche eben auch nur aufs Geradewohl an Orten, wo sie lohnende Kunstbeute zu machen hoffte, ein Loch abteufte und ein Stück von einem Tempel oder Hause zugänglich machte, um Geld und Kunstsachen herauszunehmen. Da jeder Schürfer verpflichtet war, den verlassenen Bau wieder zuzufüllen und einzuebenen, so war damit für die Aufdeckung der Stadt selbst nichts gewonnen. Erst im Jahre 1721 entschloß sich die neapolitanische Regierung, angelockt durch kostbare Funde, die Koncessionen den Privaten zu entziehen und die Aufdeckung Pompeji's nach einem systematischen Plane für eigene Rechnung vornehmen zu lassen. Diese, obschon nicht ohne lange Unterbrechungen fortgesetzten, Arbeiten haben bis jetzt die kleinere Hälfte der alten Stadt an das Tageslicht gebracht. Weil die meisten Gebäude – bloß die hölzernen Dächer und die Plafonds verkohlten und stürzten ein – sich ziemlich vollständig erhalten haben, – denn die Steingewölbe haben dem Drucke der Schuttlast meistens widerstanden, – so bietet das wiedererstandene Pompeji mit seinen Marktplätzen, Straßen, Tempeln, öffentlichen und Privathäusern das überraschendste Bild einer altrömischeu Stadt dar, und manche Straßen sind noch so frischen Ansehens, daß man vermeint, jeder Augenblick müsse den Zauber lösen, der auf dem antiken Leben ruht, und die Todtenstille sich in das Geräusch geschäftiger Menschen verwandeln.

„Lebt es in dem Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen, Römer, o kommt, o seht! Das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's Neu' bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen: o eilt, ihn zu beleben, herbei!"[4745]

Der Reisende, der Pompeji besehen will, nimmt in Portici einen Führer. Die Gegend der Ausgrabungen ist öd und traurig. Die haushohen Schutthaufen von Asche und Lava umwallen die alte Stadt wie die Halden großer Bergwerke. Hat man dieselben erstiegen, so führen schmale Pfade hinab in die ziemlich regelmäßigen schweigenden Gassen. Der erste äußere Eindruck ist keineswegs der erwartete: – man hat die Ruinen Roms und Pästums gesehen, ist vielleicht von Selinunt und Agrigent herüber gekommen und hat den riesigen Maßstab der griechischen Großstädte und des Imperatorensitzes mit hergetragen: in den ersten Gassen Pompeji's aber findet man weder die imponirenden Reste, welche an die Welteroberer erinnern, noch sonst etwas Außerordentliches, das den Charakter des großen Alterthums sehr hervorragend bezeichnet. Die, Straßen sind nicht weit, ja oft so enge, daß zwei Wagen nicht einander ausweichen können. Fast alle Wohnhäuser sind klein und einstöckig, die Thüren niedrig, und sie erscheinen um so winziger, je fester der Begriff gewurzelt war, nichts Altrömisches könne anders als groß seyn. Offenbar haben diese Straßen Pompeji's so bescheidene Bewohner gehabt als unser Nürnberg oder Leipzig; man liest noch die Handwerksfirmen an den Thüren und Läden der Metzger, Bäcker, Sandalenmacher, Schmiede, Krämer, Aerzte, Barbiere, der Bauhandwerker und der Gastwirthe, und unter 50 kleinen Wohnungen, die selten mehr als 30 Fuß Fronte haben, macht sich kaum ein größeres Gebäude bemerklich, entweder das Haus eines Reichen, oder die Lokalität eines Beamten der Gemeinde oder des Staats. Die gewöhnlichen Wohnhäuser scheinen alle nach einem Plane gebaut zu seyn, dem Bedürfniß bürgerlichen römischen Lebens streng sich anpassend und ihm entsprechend. Alle Zimmer sind auffallend klein, oft kaum 100 Quadratfuß groß; die Eleganz ihrer Verzierung aber deutet einen bürgerlichen Luxus und Wohlstand an, von dem die modernen Wohnungen unseres Handwerkerstandes gar keinen Begriff geben. Jedes Haus, sey es noch so klein, enthält zwei mit zierlichen Säulengängen eingefaßte Höfe; auf diese gehen die Fenster der Zimmer. Es scheint, die Alten haben ihr häusliches Leben den profanen Blicken so sorgfältig verborgen als es noch die südlichen Spanier, die Mauren und Türken thun. Die Frauen bewohnten die hinterste Hälfte des Hauses in anscheinend vollkommener Absperrung. Schlösser und Riegel schützen freilich nicht, wenn sich die Sitte nicht selbst beschützt, und dies ist niemals wahrer gewesen als zur Zeit, da der Aschenregen Pompeji begraben hat, denn alle damaligen Schriftsteller klagen über die Sittenverderbniß ihrer Zeit. – Von den Marktplätzen der Stadt

[4745] Ein, wie üblich, ziemlich freies Zitat aus Schillers 1796 entstandener Elegie „Pompeji und Herkulanum", erstmals veröffentlicht in dessen „Musen-Almanach für das Jahr 1797 […]" (Tübingen: J. G. Cotta [1796]), S. 19.

sind vier mehr oder weniger vollständig aufgedeckt. Von einem Theil des *Forum civile*, des größten, gibt unser Bild eine getreue Ansicht. Es ist ein schöner, regelmäßiger, viereckiger Platz, an dessen einer Seite eine bedeckte mit Marmorplatten belegte Kolonnade für Spaziergänger hinlief. Vor den Zwischenräumen der jetzt meistens zerschlagenen und zerbrochenen Säulen sieht man noch die Postamente für die Bildsäulen berühmter Griechen und Römer, welche hier aufgestellt waren. Auf diesem Forum prangten auch die schönsten Tempel der Stadt: – das Pantheon[4746], der Romulustempel, eine Basilica, ein Tempel der Venus und der große Tempel des Jupiter, an welchen ein Triumphbogen sich anschloß.

„Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennet ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curilischen Stuhl[4747]?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn".
(Schiller.)[4748]

Schade, daß das Feuer so viel zerstört und die Kalcination[4749] des Marmors bald nach der Aufdeckung das Meiste einem schnellen Verfall hingegeben hat! – Ein zweiter Marktplatz, wegen seiner dreieckigen Form das *Forum triangulare* genannt, ist mit drei prächtigen, von dorischen Säulen getragenen Portiken umgeben und wird auf der Südseite durch die alte cyklopische Stadtmauer[4750] geschlossen. An dem dritten Markte, am *Forum nundinarium*[4751], steht ein Theater und eine Kaserne, mit mehr als hundert kleinen Zimmern, in denen man noch 64 Skelette in voller Rüstung vorfand. Wahrscheinlich hatte ihr Befehlshaber in der allgemeinen Bestürzung vergessen, die Soldaten abzurufen und sie starben auf ihrem Posten recht eigentlich als Opfer der eisernen römischen Disciplin. Im Ganzen mögen jetzt 20 Straßen vom Schutt befreit seyn; darunter mehre ihrer vollen Länge nach. Alle sind mit Lava sehr sorgfältig gepflastert und mit erhöheten Trottoiren an den Seiten für Fußgänger versehen. Auf allen Punkten, wo Straßen sich kreuzen, stehen Brunnen und Fontainen, alle mit zierlichen Ornamenten oder Bildwerken (Basreliefs), mehre auch mit einzelnen Statuen oder Gruppen geschmückt. Letztere befinden sich gegenwärtig im *Museo borbonico*[4752], wo alle antiken Kunstsachen, die Beute der Aufdeckungen, bewahrt sind. Eine breite Straße führt durch das Thor von Herculanum nach der Gräberstadt, wo hunderte von Denkmälern bereits entblößt sind und noch mehre einer künftigen Ausgrabung harren.

Unendlich groß ist die Zahl der antiken Geräthe von Bronce und kostbaren Metallen, welche man in Pompeji vorfand. Die Katastrophe brach so unerwartet herein, daß die meisten Einwohner froh waren, das nackte Leben zu retten und die werthvollsten Dinge zurückließen. Doch so groß auch die Menge der Kunstwerke war (kein einziges Haus war leer von solchen und selbst die gemeinsten Thongefäße hatte die Kunst geschmückt), so selten wurden doch welche von hohem Werthe und eigentlicher Meisterhand aufgefunden. Schon damals war der Verfall der wahren Kunst weit fortgeschritten. Die pompejanischen Kunstgegenstände sind zum größten Theil mechanische Wiederholungen älterer Werke von Ruf, an denen weniger die schaffende als die geschickte Hand betheiligt war. Auch die Wandgemälde (jede Zimmerwand ist mit polychromen Bildwerken auf Kalk verziert) haben selten einen Anspruch auf höheren Kunstwerth, so nett und zierlich sie auch aussehen. Einen Hauptfund machte man durch die Aufdeckung einer Straße, die aus Magazinen von Gold- und Silberwaaren bestand und deshalb die Silberschmiedstraße genannt worden ist. Das Meiste ist, leider! von den Arbeitern verschleppt, und um

---

[4746] Siehe hierzu S. 76, Anm. 126.

[4747] Der Begriff kurulischer Stuhl (lat., sella curulis, Wagenstuhl) bezeichnete im antiken Rom den Amtsstuhl der höheren Magistraten als Herrschaftszeichen.

[4748] Schiller, Musen-Almanach 1797, wie S. 1553, Anm. 4745, S. 20.

[4749] Hier lediglich im Sinne von Kalkbrennen, wozu der Marmor der antiken Gebäude genommen wurde.

[4750] Das Zyklopenmauerwerk oder Polygonalmauerwerk ist eine Sonderform des Bruchsteinmauerwerks aus sehr großen, unregelmäßigen Steinen, die paßgenau aufeinandergeschichtet sind.

[4751] Lat., „der zum Markt gehörige öffentliche Platz".

[4752] Das 1816 gegründete „Real Museo Borbonico" erhielt nach der Einigung Italiens im Jahre 1861 den Namen „Museo nazionale" und trägt heute den Namen „Museo archeologico nazionale di Napoli".

die Entdeckung zu erschweren, zerschlagen und eingeschmolzen worden; das Herrlichste ist vielleicht auf diesem Wege zu Grunde gegangen: doch des Erhaltenen ist noch genug übrig, um einen Begriff von dem Luxus und dem Reichthume einer Stadt zu geben, die doch nur zu den größeren Landstädten zu rechnen war. Für uns ist namentlich die Kunstbildung ganz unbegreiflich, welche sich über alle Klassen der Einwohnerschaft erstreckte. Da ist nichts, an dessen Verzierung nicht die Kunst ihren Antheil gehabt hätte: das Gewicht und die Wage des Fleischers und die Lampe oder der Topf der armen Frau nicht minder wie der Kamm und Spiegel der vornehmen Matrone; das Wehrgehänge des Kriegers und der Halsring des Sklaven, wie das Silbergeräth auf der Tafel des reichen Mannes: – alle tragen die edelsten Formen an sich. Wenn Stettin oder Chemnitz nach zweitausend Jahren ausgegraben würde, wie jetzt Pompeji, welche Vorstellung würde man sich dann von der Kunstbildung dieser Städte nach den Funden zu machen haben! Könnte man nicht von einem Thor zum andern graben, ohne eine Schüssel oder eine Bronce zu finden, des Aufbewahrens werth? – Höchst anziehend ist auch der Besuch der Tempel mit den vollständig erhaltenen Einrichtungen, mit den priesterlichen Wohnungen und den Läden, in welchen das Fleisch der geopferten Thiere verkauft wurde, mit den Wechsel- und Krambuden auch in den Höfen. Noch sind die steinernen Gestelle für die Tafeln vorhanden, auf welchen man die Waaren auslegte. Von nicht geringerem Interesse für die Kunde der Bühneneinrichtungen der Alten war die Aufdeckung des großen tragischen Theaters. Aus Tuffstein aufgeführt, und mit Marmorplatten bekleidet, konnte es 6000 Zuschauer auf seinen Sitzreihen fassen.

„Unter dem geräumigen Porticus stürzt’ einst durch seine
Sieben Mündungen sich fluchend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!“
(Schiller.)[4753]

Das Odeon mit dem prachtvollen Orchester aus pentelischem Marmor[4754] war mit dem Theater durch eine Gallerie verbunden und hatte für 1500 Zuhörer Raum. Auch ein Amphitheater für die Gladiatorenspiele besaß Pompeji. Wie das Colosseum Roms von ovalrunder Form mißt es in seiner größten Weite 430 Fuß. Es ist das imposanteste Gebäude der alten Stadt und seine herrlichen Verhältnisse erregten bei der Ausgrabung eben so sehr die Bewunderung, als der in seinem Raume verschwendete Kunstschmuck. Das Podium, auf welchem die Sitzreihen der Zuschauer über die Arena sich erhoben, war mit den schönsten Gemälden in den frischesten Farben bedeckt; aber, der Luft ausgesetzt, verschwanden sie schon nach wenigen Jahren. – Eine Art Börse, ein Bazar und ein Handelsgericht waren im Chalcidium[4755] vereinigt. In dem Hofe, der mit einer Kolonnade schöner Marmorsäulen korinthischer Ordnung umgeben war, befanden sich die Verkaufsgewölbe, in welchen die Tafeln stehen, welche zum Auslegen der Waaren dienten. Bei der Ausgrabung fand man noch die Schränke in den Wänden; noch waren an den Pfeilern und Säulen Plakate und Anzeigen angeschlagen; noch lagen Gold- und Silbermünzen auf den Tafeln, die vielleicht in dem Moment aufgezählt worden waren, als die Katastrophe hereinbrach. Die Schlüsselbunde zu den Waarenbehältern, die Haken zum Fortbewegen der Ballen, die Wagen und Gewichte waren noch jedes an seinem Orte. Gold- und Silbermünzen fand man in Menge in den Lokalen der Wechsler aufgespeichert und in einer Getreide- und Getränkehalle waren die mit den Bildnissen der Kaiser gestempelten öffentlichen Getreide-, Wein- und Oelgemäße verwahrt. – Unter den neueren Ausgrabungen zeichnen sich die der Bäder aus, welche sich in dem südlichsten Stadttheil in einer Straße befanden, welche darum die Thermenstraße genannt worden ist. Es fand sich Alles noch vor, wie es bei der Verschüttung verlassen worden war; in manchen Badezellen waren die Hähne geöffnet, man fand Reste und Ornamente von den Kleidern der Badenden, in einer Marmorwanne sogar ein weibliches Gerippe. Alle Gemächer waren auf das Heiterste mit Stukkaturarbeit, Basreliefs und

[4753] Schiller, Musen-Almanach 1797, wie S. 1553, Anm. 4745, S. 20.

[4754] Pentelischer Marmor (griech. Πεντελικὴ μάρμαρος), griech. Bau- und Dekorationsgestein, das seinen Namen dem heute Pendeli genannten Bergmassiv Pentelikon verdankt.

[4755] Lat., Bezeichnung für eine Säulenvorhalle antiker Gebäude, etwa an der Schmalseite einer Basilika.

Freskomalereien, Bronze- und Marmorstatuen geschmückt, die Fußböden mosaikartig mit bunten Marmortäfelchen belegt. Ein Ofen heizte die ganze Anstalt; bronzene Röhren leiteten das warme und kalte Wasser nach den Zimmern. – Welch' ein reges, thätiges und üppiges Leben überhaupt in Pompeji herrschte, das findet sich auch in dem Umstand angedeutet, daß in den Hauptstraßen alle Parterregeschosse nach der Straße zu bloß aus Waarengewölben bestehen, oder in Hallen ausgehen, welche die Bestimmungen unserer Gast- und Kaffeehäuser erfüllten. Man fand die Gläser und Flaschen noch auf den Marmortischen, und in einem großen Saale eine mit bemalten Schüsseln und reichverziertem Silbergeschirr besetzte Tafel, von der die Gäste vielleicht in dem Augenblick geflohen waren, als zur Mahlzeit geläutet wurde; denn eine silberne Handglocke lag auf dem oberen Tafelende. – Einige Gewerbe müssen in Pompeji eine Stätte ihrer Blüthe gehabt haben; denn manches große Gebäude trägt die Firma einer Fabrik oder Manufaktur über der Pforte. Sogar die modernste Erscheinung unserer Industrie, eine große Brodfabrik, gab es in Pompeji, um die Bevölkerung mit gutem und wohlfeilem Brod zu versorgen. – Außerhalb der Thore der alten Stadt hat man von Zeit zu Zeit ebenfalls Ausgrabungen vorgenommen, welche sich oft reichlich lohnten. 1764 wurde die Villa des Cicero[4756] aufgefunden; nachdem man die vorhandenen Kunstgegenstände fortgebracht hatte, schüttete man sie wieder zu. Schöner noch und viel größer war die Villa des Arrius Diomedes[4757] mit weitläufigen Anlagen, mit Grotten, Bädern, Tempeln: nach Ausräumen der Kunstwerke wurde auch sie wieder der Verschüttung und Verwüstung überlassen. Oft schon hat die gebildete Welt über die Nachlässigkeit und Mißverwaltung bei den Ausgrabungen Klage erhoben und Wünsche ausgesprochen; aber selten wurde ihnen Aufmerksamkeit geschenkt; sie verhallten in den Wind. –

Grab bist du, Pompeji, der eignen Gräber geworden,
Sechzehn Jahrhunderte lang ruhte vergessen die Stadt;
Doch nicht berührte die Zeit das Bewahrte. Mütterlich
Sorgsam, getreu hütet' ihr redlicher Schooß!
Wie es geordnet gewesen, so fanden die Menschen es wieder;
Wie die vergangene war, fand es die jetzige Welt. –
Aber die Finder vergalten mit plumpen Händen die Pflege,
Roh sie die Asche zerstreuen, welche der Urne vertraut.[4758]

4756 Marcus Tullius Cicero; aus der immer noch zugeschütteten sog. Villa des Cicero wurden 1763/64 zwei von Dioskurides aus Samos (griech. Διοσκουρίδης ὁ Σάμιος; 2./1. Jhd. v. Chr.) signierte Mosaikböden geborgen, die heute im „Museo archeologico nazionale di Napoli" (siehe hierzu S. 1554, Anm. 4752) gezeigt werden.

4757 Die sog. Villa des Diomedes erhielt ihren Namen vom Grab des Marcus Arrius Diomedes, das sich gegenüber dem Eingang der Villa befindet; sie wurde 1771 bis 1774 vom span. Archäologen Francesco La Vega (1737–1804) freigelegt und wurde im Gegensatz zur sog. Villa des Cicero nicht wieder zugeschüttet.

4758 Zitat aus der von König Ludwig I. von Bayern 1805 verfaßten X. Elegie „Pompeji", veröffentlicht in der nachfolgenden Ausgabe seiner „Gedichte […]" (Stuttgart: J. G. Cotta 1829), S. 35.

DCCCXVI



POMPEJI
(Das Forum)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 25-35.

DCCLXIII. Tiflis[4759].

Dort in dem östlichen Berg- und Sonnenlande, am Kaukasus und am Ararat[4760] quillt von Anfang an der frischeste Lebensborn der Menschheit. Dort war es, wo, als die Wasserfluthen über die Erde stürmten, sich die Erwählten des Geschlechts auf die Berge retteten, und von dort verbreitete sich eine neue Bevölkerung im Laufe der Jahrtausende über Asien und Europa. Dort hat die Civilisation, haben die Künste des Friedens ihre Keime; das Wissen von den Geheimnissen der Natur ist von dort ausgegangen, dort wurden die ersten Propheten geboren, denen Gott sich offenbarte, jene Männer, welche die erlangte Weisheit den Völkern lehrten, Stiftshütten, Altäre und Tempel bauten und die ersten Staaten gründeten. In Iran (dem heutigen Georgien und Armenien) sind die ersten Anfänge geordneter Menschenvereine zu suchen, und aus ihrer Wurzel sind die ältesten Staaten in Indien, Saba, Aegypten, Syrien, Palästina, Phrygien[4761] und Turan[4762] mit ihrer bunten Blätterpracht entsprossen. Von dort sind die Männer voll Muth, Willenskraft und Körperstärke ausgezogen, die Helden und Eroberer, von welchen die ältesten Schrift-denkmäler erzählen, jene gewaltigen Naturen, welche mit ihren Genossen die Wüsten der Erde erforschten, um Abenteuer aufzusuchen, Ungeheuer zu bekämpfen und das Land, für die Aufnahme der Saat der Gesittung zu roden; jene Helden, welche, die Pioniere der Civilisation, ihren Willen den wilden Raçen als Gesetz auflegten und das rohe Naturrecht bändigten, damit der Friede mit seinen Segnungen unter den Menschen gedeihen könne. Die Fülle von Kräften, welche den Urbewohnern jener Länder angeboren ist, der unverwüstliche Schatz von geistigen Vorzügen, von Gedanken, Tönen und Klängen, den Gott in ihre Brust legte, der heitere Natursinn, mit dem er sie ausstattete, und das schöne Ebenmaß ihrer Körperformen und ihrer Seelenkräfte stellte sie recht eigentlich dem kindlichen Begriff der ältesten Zeit als Verwandte der Götter dar. Der kaukasischen Raçe und den Anstrengungen derselben ist darum, wie uns schon die frühesten Sagen erzählen, auch der Ruhm und die Herrlichkeit vorzugsweise geworden. Auch Hellas und die Stadt der sieben Hügel[4763] sind davon Zeugen, und was die germanische Kraft in der alten Welt geschaffen hat, bis zu ihren Walten in der neuen Welt: – dieser unermeßlich breite Strom der Gesittung führt, wenn wir seinen Ursprung aufsuchen, in die Alpen Armeniens und des Kaukasus. Noch immer liegen dem Menschenstamm, der dort seine Ur-Heimath hat, und der zum Gebieter über die Erde erkoren ist, die Mühen und Arbeiten des Herakles ob; noch immer ist er derjenige, welcher mit den Löwen und Leoparden, den Ebern und Minotauren[4764] zu kämpfen berufen ist; beständig treiben in ihm die Lebensgeister um und gürten ihn zum ewigen Streite; noch immer hat er die Mission der Drachentödter, der Lindwurmbändiger und des ersten Pflügers, welcher die Erde, wo sie noch wüst

---

[4759] Griech. Τιφλίδα, Tiphlida; pers. تفليس, Tiflīs; georg. თბილისი, Tbilisi; bis 1936: ტფილისი, Tpilisi. Bei der Transliteration der georg. Endung „ისი" folge ich der allg. europ. Gepflogenheit und gebe sie mit einfachem „s" wieder, anstatt mit dem im Deutschen vornehmlich vorzufindenden (und ebenfalls korrekten) „ss".

[4760] Osman. آغرى طاغ, Aġrı Daġ, „Berg der Bedrückung, Sorge", von osman. آغر, aġır, „die Bedrückung, die Sorge" und طاغ, daġ, „der Berg"; armen. Մասիս, Masis oder Արարատ, Ararat; pers. كوه نوح, Kūh-e Nūḥ, „Berg Noahs", da hier nach biblischer Überlieferung (Gen 8,4) die Arche ‚gestrandet' war (siehe hierzu auch S. 1561, Anm. 4783).

[4761] Griech. Φρυγία, Phrygía; die antike Bezeichnung einer Region im Herzen der heutigen Türkei.

[4762] Pers. توران, Tūrān; die pers. Bezeichnung für das Land der Nicht-Iraner jenseits des Oxus (griech. Ὦξος, Ôxos; pers. آمودريا, Amudarya).

[4763] Rom.

[4764] Griech. Μινώταυρος, Minṓtauros; der stierköpfige Sohn des kret. Königs Minos (griech. Μίνως, Mínos) und seiner Gattin Pasiphaë (griech. Πασιφάη, Pasipháē) aus der griech. Mythologie.

befunden, zur Aufnahme der Saaten bereitet. Unter dem ausgewählten Hirtenstamm, dessen Schafe am Ararat weideten, da war es ja auch, von wo die Erlösung der Menschheit aus den finstern oder unklaren Vorstellungen der Gottheit und Weltregierung hervorgegangen ist, da ward das Sittengesetz aufgerichtet, welches zum Stab der Menschheit wurde, von dort kommen jene Offenbarungen und Verheißungen, welche dem Tod den Stachel nehmen und diesen als eine Durchgangspforte aus einem niederen Naturleben in ein höheres, geistigeres erkennen lassen. Oder war es nicht so? Waren nicht jene Gegenden Abrahams Heimath, und stammte nicht aus seinem Geschlecht der liebevollste, weiseste, gottreichste aller Propheten, dessen Lehren hinfluthen über die ganze Erde, sie neu zu beleben, zu befruchten, zu erheitern, zu beglücken? Am Kaukasus ruht von der Zeiten Anbeginn ein Schatz, der sich nie erschöpft hat, so viel auch die Wanderungen der Völker von ihm genommen. Am Ararat ist die Stromkarte der Geschichte aufgehangen mit allen ihren Weiterungen und Wendungen, Stürzen und Wasserschnellen. Von dort her ist der Welt das Ferment gekommen, in welchem wir den Grund aller Bewegung in der Geisterwelt erkennen und die Mutter der Kraft, welche alle Mumiendecken des Irrthums nach und nach abstreifen wird, und welche alle Verwandlungen im unendlichen Entwickelungsprozeß der Menschheit beständig schafft und leitet. Von dort her empfingen wir auch die Leuchte einer höheren Geschichte, und darum kann kein heller Menschheitstag gedacht werden, ohne zugleich des Landes zu gedenken, wo der erste Lichtpunkt zum Morgenroth entstand, welches die Nacht verscheucht hat.

Das Land „Georgien ist die Perle der Erde“ nach Klaproth's[4765] Ausdruck. Es füllt die Einsenkung zwischen dem Kaukasus und den armenischen Alpen aus. An Größe kommt es Bayern, Würtemberg und Baden zusammengenommen gleich. Es deckt die Vorstufen und Abhänge beider Gebirge und nimmt das zwischen diesen liegende herrliche Thal des Kur[4766] ein, welches zu allen Zeiten wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, seiner milden, gesunden Luft und der Schönheit seiner Menschen berühmt war. Oft zwar wurde es durch innere und äußere Kriege und die Raubzüge der Mongolen und Tartaren verheert; doch die Kultur faßte immer schnell wieder Boden. Gegenwärtig ist es das blühendste unter den pontischen[4767] Ländern und es begreift die Fürstenthümer Kachetien[4768], Karthlien[4769], Imeretien[4770], Mingrelien[4771] und Gurien[4772], aus welchen im Alterthume die Reiche Kolchis[4773], Iberien[4774] und Albanien[4775] gebildet waren. Seit Kurzem ist es als grusinisch-imerethisches Gouvernement dem Staatenkomplex des nordischen Riesen[4776] einverleibt.

[4765] Der Orientalist, Sinologe und Forschungsreisende Heinrich Julius Klaproth (1783–1835); er hatte 1807/08 den Kaukasus bereist. Die ihm oben zugeschriebene Bemerkung findet sich übrigens in keinem seiner Werke. Friedrich von Bodenstedt (siehe hierzu S. 1561, Anm. 4783) hatte Georgien hingegen zumindest als „die Perle des Kaukasus“ bezeichnet (Tausend und ein Tag, wie S. 1561, Anm. 4783, ^{3}1859, S. 339).

[4766] Die 1364 km lange Kura (griech. Κῦρος, Kyros; georg. მტკვარი, Mtkwari, „Süßwasser“; aserbaidsch. Kür) ist der größte Fluß im Kaukasus.

[4767] Das Schwarze Meer wurde in der Antike Póntos Eúxeinos (griech. Πόντος Εὔξεινος), „gastliches Meer“ bzw. Póntos Mélas (griech. Πόντος Μέλας), „Schwarzes Meer“ genannt.

[4768] Georg., კახეთი, Kacheti.

[4769] Georg., ქართლი, Kartli.

[4770] Georg., იმერეთი, Imereti.

[4771] Georg., სამეგრელო, Samegrelo; mingrel. სამარგალო, Samargalo.

[4772] Georg., გურია, Guria.

[4773] Das antike Königreich Kolchis (griech. Κολχίς; lat. Colchis; georg. კოლხეთი, Kolcheti).

[4774] Das antike Königreich Albania (griech. Ἀλβανία, Albanía; lat. Albanía; armen. Աղվանք, Aghwank) im Kaukasus.

[4775] Das antike Königreich Iberien (griech. Ἰβηρία, Ibería; lat. Hiberia; georg. იბერია, Iberia) im Kaukasus, in georg. Quellen auch Königreich Kartli (siehe hierzu S. 1559, Anm. 4769) genannt.

[4776] Des russ. Zarenreichs.

Die Zahl seiner Einwohner ist nicht ganz eine Million, von denen 700,000 dem eigentlichen georgischen Stamme angehören. Turkomannen, Osseten, Tartaren, Mongolen, Armenier und Juden, theils Einwanderer und Kolonen, theils Raçentrümmer aus den früheren Einfällen und Kriegen, bilden den Rest der Bevölkerung. Der größte Theil bekennt sich zum griechisch-christlichen Glauben; doch sind auch unter der langen Tyrannei mohammedanischer Eroberer Viele zur Fahne des Propheten übergetreten. Fast die Hälfte der Gurier sind Muselmänner. Seit undenklicher Zeit hat sich in diesen Ländern eine Art Feudalverfassung ausgebildet, welche unter allen Wechseln der Herrschaft sich in ihren Grundzügen aufrecht erhielt. Der sehr zahlreiche Adel, dessen Häupter die Familien der ehemals souveränen georgischen Fürsten sind, hat den bei weitem größten Theil des Grundbesitzes inne, und ihm ist der dritte Stand der Leibeigenen, welche, als Hörige der Scholle, für den Edelmann arbeiten, unterthan. Der zweite Stand der Freien bewirthschaftet kleinere Güter oder er lebt von Handel und Gewerben in den Städten.

Unähnlich dem gewöhnlichen Verlaufe scheint die früheste Ansiedelung des Landes von der Höhe zur Tiefe, von den Quellflüssen des Kur abwärts bis ans schwarze Meer zu gehen. Wo der Kur, vom Hochgebirg umgeben, als reißendes Gletscherwasser sich durch Schluchten und Klüfte seinen Weg bahnt, sucht die Tradition die Urgeschichte Georgiens auf. Dort sind die geheimnisvollen Ruinen seiner ältesten Wohnsitze: die Troglodyten-Stadt von Uplis-Ziche[4777], und die grauen Trümmer von Armas[4778], deren Mauern Giganten aufgeschichtet zu haben scheinen. Die Feudalverfassung, welche schon 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung sich unter den Völkerschaften des Kaukasus und Armeniens mehr oder weniger ausbildete, war der Anlage großer Städte ungünstig: unseren Rittergeschlechtern des Mittelalters gleich, baute sich jeder adelige Mann eine Burg oder ein Kastell auf einer Höhe, und versammelte um dieselbe die Hütten seiner Hörigen, die ihm das Feld bewirthschafteten und die er zu schützen verbunden war. Den Fürsten zum Heerbann verpflichtet, lebte der Edelmann übrigens sehr unabhängig und bildete sich ein, in dein engeren Kreise seiner Besitzungen selbst ein Fürst zu seyn. Günstig der Bewahrung einer freiheitsstolzen Gesinnung und aller häuslichen Tugenden war diese Einrichtung doch der Entwicklung der Eintracht und Stärke des Staats nicht zuträglich: Georgien, durch seine Lage nicht geschützt, wie die Volksstämme der Nachbarn in den hohen Gebirgen, wurde beständig von den Einfällen fremder Nationen heimgesucht, welchen bald von Nord her, bald von Süd, nach der paradiesischen Landschaft gelüstete. Heute fielen die armenischen Reiterschwärme ein, morgen kamen die tartarischen, oder die persischen Verwüster und Eroberer, ein anderes Mal stiegen die Scythen aus dem Norden herab und der lockere Verband der georgischen Fürsten unter sich und ihres Adels war nicht dazu gemacht, sich aller dieser Feinde stets mit Erfolg zu erwehren. Schon 633 v. Chr. gerieth Georgien unter das Joch der Scythen; später wurden sie den Persern unter Darius Hystaspes[4779] zinsbar, gewannen zwar oft ihre Freiheit wieder, wurden aber auch öfters wieder unterworfen. Alexander der Große ließ bei der Zertrümmerung des persischen Reichs das Land durch einen Unterfeldherrn besetzen; indessen gelangten unter seinen Nachfolgern die georgischen Könige und Fürsten bald wieder zur Unabhängigkeit und suchten sie, oft mit glänzendem Erfolg, oft zeitweilig unterliegend, später gegen die Griechen, Perser, Tartaren und Mongolen zu behaupten. Uneinigkeit unter sich war allezeit ihr Hauptfeind. Waren sie nicht von außen bedrängt, so befehdeten sich die Großen unter einander, und die häufigen Erbtheilungen und der öftere Dynastienwechsel ließen das schöne Land nicht zur Ruhe und Kraft kommen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gab es nicht weniger als 24 souveraine georgische Fürsten auf einmal, welche unabhängig von einander regierten. Von dieser Zeit an wird der russische Einfluß sichtbar. Die russischen Großfürsten hatten ihre Herrschaft bis an's kaspische Meer ausgedehnt, sie kamen nun mit den Persern in häufige Konflikte, welche ihrerseits, eingedenk ihrer langen Herrschaft über Georgien, beständig darnach trachteten, dieselbe zu erneuern. Ihre Ansprüche hatten sie nie aufgegeben. In dieser Lage bewarben sich die Georgier um die Freundschaft der Russen zum Schutz gegen den

[4777] Die Festungs- und Höhlenstadt (griech. τρωγλοδύτης, troglodýtēs, „Höhlenbewohner“) Uplisziche (georg. უფლისციხე) bei Gori (georg. გორი).

[4778] Armasi (georg. არმაზი) mit der Festung Armasziche (georg. არმაზციხე) unweit der georg. Königsstadt Mzcheta (georg. მცხეთა).

[4779] Dareios I. (siehe hierzu S. 159, Anm. 376).

gemeinschaftlichen Feind. Aber die Bundesgenossenschaft des Schwächeren mit den Stärkeren hat noch allemal zur Unterjochung des ersteren geführt. Als die persische Macht in dem immerwährenden Kampfe mit Rußland sich erschöpfte, im 17. Jahrhundert, kam es schon zur gelegentlichen russischen Besatzung von georgischen Häfen der Pontusküste – und in dem Kriege des Czaren gegen die Türken, 1770, drang eine russische Armee unter General Tottleben[4780] durch Imerethien gegen Kars und Erzerum vor. Russischer Einfluß dominirte fortan im Lande. Er setzte Fürsten ein und ab, er usurpirte die Oberhoheit in staatlichen Dingen, und als im Jahre 1783 Persien von Neuem seine alten Ansprüche auf Georgien erhob, da begab sich der damalige Fürst Irakli[4781], der den Königstitel führte, offen unter russischen Schutz und schickte der Kaiserin Katharina[4782] durch eine glänzende Gesandtschaft seinen Unterwerfungsakt nach Petersburg. Gleich darauf ließ Rußland das ganze Land besetzen. Die georgischen Fürsten waren zu russischen Lehnträgern und Vasallen ohne Regierungsgewalt herabgesunken. Der König selbst wurde Pensionär des Czars und so trägt nun Georgien, welches über 2000 Jahre, wenn auch unter manchem Wechsel, seine Unabhängigkeit behauptet und, wenn verloren, stets wieder erkämpft hatte, und dessen Fürstengeschlechter ihren Stammbaum zu der Wiegenzeit des Menschengeschlechts zurückführen, den Stempel des russischen Sklaven, wenn auch noch angethan mit dem äußeren Glanz und Pomp einer Herrschaft, die sie nicht mehr besitzen.

Das Folgende entnehme ich Herrn von Bodenstedts Erzählung in seinen kaukasischen Reisen[4783].

„Zwei Straßen führen von Süden her nach der georgischen Hauptstadt. Eine Meile nördlich von Eriwan[4784] am Abhange des fruchtbaren und schönen Goktschai-Gebirges[4785], welches den gleichnamigen, 5000 Fuß hoch gelegenen, 9 Meilen langen und halb so breiten Goktschai-See[4786] mit seinen zackigen Porphyrgipfeln umsäumt, liegt Kanakir[4787], ein armenisches Dörfchen, von dem aus wir in das anmuthige Thal der Sanga hinabritten, um wenig östlich von dem Wege, den wir nach Etschmiadsin herangekommen waren, durch die Hochebene von Basch-Abaran zurückzugehen. Ein anderer Weg führt über den hohen Gebirgskamm des Goktschai zum lieblichen Thale von Deliktschan, dessen freundliche Baumgruppen etwa 10 Meilen von Eriwan beginnen und zu einer wahrhaft alpenartigen

---

[4780] Der russ. General Gottlob Curt Heinrich Graf von Tottleben, Herr auf Tottleben, Zeippau und Hausdorf im Saganschen (russ. Готлиб-Генрих Тотлебен; 1715–1773), der zwischen 1768 bis 1771 die militär. Voraussetzungen für die Ausweitung des russ. Einflusses in Georgien schuf.

[4781] Erekle II. (georg. ერეკლე II; 1720–1798), von 1744 bis 1762 König von Kachetien und von 1762 bis 1798 von Kartlien-Kachetien (siehe hierzu S. 1559, Anm. 4768 u. 4769).

[4782] Katharina II. die Große (russ. Екатерина Великая; 1729–1796), seit 1762 Kaiserin von Rußland, Herzogin von Holstein-Gottorf und ab 1793 Herrin von Jever.

[4783] Das nachfolgende ‚Zitat‘ dürfte der 2. Auflage von Friedrich von Bodenstedts (1819–1892) dreibändigem Werk „Tausend und ein Tag im Orient“ (Berlin: Decker 1853-1854) entnommen worden sein. Insgesamt wird – wie üblich – wenig textnah bzw. sehr gerafft zitiert. Sonderbarerweise scheinen aber Bodenstedt in diesem Reiseabschnitt exakt dieselben Begebenheiten widerfahren zu sein, wie die von Johann Friedrich Parrot (russ. Иван Егорович Паррот;1792–1842) in dem bereits 1834 in der Spenerschen Buchhandlung zu Berlin erschienenen „Ersten Theil“ seiner „Reise zum Ararat […]“, S. 235f. geschilderten; bei Parrot handelt es sich übrigens um den Erstbesteiger des 5.137 m hohen Ararat (9. Oktober 1829; siehe hierzu auch S. 1558, Anm. 4760).

[4784] Jerewan (armen. Երևան).

[4785] Wohl das heutige Geghamgebirge (armen. Գեղամա լեռնաշղթա, Geghama lernasheghta). Der alte Name Gök Çay scheint aus dem türk. Sprachraum zu stammen (auch das Aserbaidschanische gehört zu den Turksprachen), da osman. كوك چايى, Gök Çayı (aserbaidsch. transliteriert: Göy Çay) soviel wie „Himmelsfluß“ bedeutet.

[4786] Der Sewansee (armen. Սևանա լիճ, Sewana litsch) er ist mit einer Länge von 78 km und einer Breite von maximal 56 km der größte Süßwassersee Armeniens sowie des gesamten Kaukasus; er liegt 1.900 m über dem Meeresspiegel.

[4787] Kanaker (armen. Քանաքեռ), heute ein Vorort von Jerewan (siehe hierzu S. 1561, Anm. 4784).

Bergnatur in's Thal der schmalen, aber reißenden und Goldsand führenden Axtafa[4788] überführen, längs der man dann den Kur und an ihm aufwärts selbst erreicht. Wir ließen diesen Weg zur Rechten, übernachteten in dem Tartarendorfe Karadschüran[4789], und trafen auf 2 Kosakenpikets[4790], welche bestimmt waren, den Karawanen das Geleit nach Gümri[4791] zu geben, (das jetzt unter dem Namen Alexandropol bekannter ist), und überschritten den südlichsten Kamm des Pambakgebirges auf einem kürzeren Wege, wo wir in dem Tartarendorfe Karsai[4792] vor Regen und Dunkelheit Schutz fanden. Aus der hohen und offenen Gegend, in welcher dies Dorf sich befindet, steigt man durch ein tiefes, bewaldetes Gebirgsthal bei mehr als 6000 Fuß Höhe über den Bergrücken des Besobdal[4793] zu einem höchst fruchtbaren Thale hinab, welches durch einen dritten Bergrücken, 11 Meilen von Tiflis, wieder von den baumlosen Hochebenen geschieden ist, die bis zum Kurthal sich abdachen. Wenige Meilen weiterhin in der nun schon offeneren Gegend beginnen, 7 Meilen von Tiflis, die ersten deutschen Niederlassungen der im Jahre 1819 durch Glaubensschwärmerei hierher getriebenen Würtemberger, die alle Wechselfälle des Krieges mit ertragen haben und von den räuberischen Bergbewohnern zu vielen Malen ausgeplündert wurden. Man erkennt Katharinenfeld[4794], in einem Nebenthale des ostwärts zum Kur abfließenden seichten, aber sehr breiten Chramflusses[4795], jenseits des kegelförmig aussteigenden Alawerdi[4796] gelegen, alsbald an seinen weißen Häusern mit Fenstern, Thüren und Schornsteinen. Bald erreicht man auf dem Wege, der längs des herrlichen Felsthales des Chram, dessen Ufer aus löchrichter schwarzer Lava gebildet sind, hinzieht im Thale das [sic!] Alghet[4797] das deutsche Elisabeththal[4798]. Es besteht aus einer Doppelreihe schöner niedlicher Häuserchen, die Fenster alle nach der Straße zu, und einer überaus freundlichen Kirche. Von da wendet sich die Straße durch eine sehr anmuthige bergige Gegend Tiflis zu, von dem Elisabeththal nur 3 Meilen entfernt ist. Zwei andere deutsche Kolonien liegen noch dicht oberhalb der Stadt am Kur, zwei andere 7 Meilen weit nach Osten zu am Fuß des Kaukasus, und noch zwei andere gegen 20 Meilen südostwärts in der Nähe von Gandscha oder Elisabethpol.

Will man von Tiflis einen vortheilhaften Gesammteindruck empfangen, so muß man einen Mergelschieferhügel am linken Ufer des Kur über dem sogenannten Sande in Neu-Tiflis ersteigen. Dort (dem Standpunkte für den Zeichner unseres Stichs) beherrscht das Auge die ganze georgische Hauptstadt mit ihren amphitheatralisch gruppirten Häusern, Festungen, Kirchen, Kapellen und Palästen, wie sie zwischen den hohen kahlen und ziemlich steilen Bergen in einem Kessel gelegen ist, der ostwärts vom reißenden trüben Strome an ziemlich schmaler Stelle durchbrochen wird, im Norden aber weit geöffnet ist mit einem prächtigen Fernblick auf die hohe Alpenkette des Kaukasus, die gerade im

---

[4788] Armen. Աղստև, Aghstew; aserbaidsch., Ağstafaçay.

[4789] Nicht ermittelt. Die meisten Örtlichkeiten und Gemeinwesen im Dreiländereck Armenien-Aserbaidschan-Georgien haben im Laufe der dort nicht seltenen politischen Umwälzungen eine Vielzahl von Namensänderungen über sich ergehen lassen müssen, die nach dem 1. Weltkrieg – und erneut nach dem Zerfall der Sowjetunion zu Beginn der 1990er Jahre – den jeweils nationalen Gegebenheiten neu angepaßt wurden, wobei offensichtlich nicht wenige der durch die Reiseliteratur des 19. Jhd.s überlieferten Ortsnamen in Vergessenheit gerieten.

[4790] Kosakenstoßtrupp (vom frz. piquet, einer temporären Truppeneinheit aus Elitesoldaten).

[4791] Gjumri (armen. Գյումրի, Giumri), von 1840 bis 1924 Alexandropol (russ. Александрополь), die zweitgrößte armen. Stadt im Westen des Landes.

[4792] Nicht ermittelt (siehe hierzu S. 1562, Anm. 4789).

[4793] Das Bazum-Gebirge (armen. Բազումի լեռնաշխթա, Bazumi lernasheghta).

[4794] Eine der ursprüngl. drei Siedlungen, die zwischen 1817 und 1819 von 2.629 eingewanderten schwäb. radikalen Pietisten gegründet worden waren; 1921 wurde sie von den Sowjets in Luxemburg (russ. Люксембург) umbenannt. Der heutige georg. Ortsname lautet Bolnisi (georg. ბოლნისი).

[4795] Der Chrami (georg. ხრამი; aserbaidsch. Anaxatır) ist ein 201 km langer rechter Nebenfluß der Kura (siehe hierzu S. 1559, Anm. 4766).

[4796] Die Berglandschaft von Alaverdi (georg. ალავერდი; siehe hierzu auch S. 1566, Anm. 4822) in Kachetien (siehe hierzu S. 1559, Anm. 4768) im Osten Georgiens.

[4797] Georg. ასურეთისხევი, Asuretiskhevi.

[4798] Das heutige Asureti (georg. ასურეთი; siehe hierzu auch S. 1562, Anm. 4794).

Mittelgrunde den kameelbuckelförmigen Gipfel des Kasbek[4799] zeigt. Das Amphitheater der Häuser zieht von Nordwest nach Südost immer steiler hinauf; im Vordergrunde dehnt am linken Ufer Awlabar[4800] sich aus, eine theilweis von deutschen Handwerkern bewohnte, von Wagen, Waarenballen und Floßholz überfüllte Vorstadt; auf dem anderen Ufer erhebt sich in sanfter Steigung die alte Stadt, deren Häuser noch vielfach mit grasbewachsenen Erdterrassen eingedeckt sind, während die stattlichen Neubauten dazwischen mit grün und roth gemalten Holzdächern prangen, oder in strohgelbem Anstrich zwischen den schmutzig braunen armenischen und georgischen Häusern hervorleuchten. Vor Allem fallen die blanken einförmigen Mauern der großen Kasernen in's Auge, daneben die im armenisch-georgischen Baustyle nicht kuppelförmig gewölbten, sondern kegelförmig zugespitzten, mit bunten Farben bemalten alten Dome, die, gleich gewaltigen massenhaften Kirchtürmen, über die niedrigen Häuser hervorragen; nicht so die Wohnung des russischen Generalgouverneurs, die an der Stelle des alten georgischen Königspalastes steht, wiewohl ihr Bewohner mit unumschränkter Gewalt über Länderstrekken von Deutschlands Größe zu sagen hat. Je höher die Häuserreihen zum Rücken des Berges hinaufziehen, um so prächtiger zeigt sich die Stadt, in welcher gerade durch diese amphitheatralische Gruppirung die Festungen, Kasernen, Kirchen, Kapellen, Bazars und Karawanserais[4801] so bedeutend gewinnen, daß ich den Anblick von Tiflis, verglichen mit Konstantinopel[4802], Genua, Neapel, Brussa[4803], Prag, Salzburg oder Algier, auf keine Weise in die letzte Reihe stellen würde. Denn eben der ernst-schöne Charakter seiner Felsenumgebung, die fremdartige bunte Mannigfaltigkeit seiner Bauwerke an den hohen Ufern des wilden Bergstromes und jene Mischung von Morgen- und Abendland geben ihm an großartiger Pracht noch den Vorzug vor Prag, mit dem es sonst eine gewisse Aehnlichkeit hat. Dies ist das Bild der mächtigen Stadt, von der der Siegesflug des russischen Adlers schon weit nach Süden drang; hier muß der Glanz des weißen Czaren ganz entfaltet werden, damit die Völker davon staunend wiedersagen; hier wird so manches kühne, kaukasische Fürstenherz gebändigt und zum Frieden umgestimmt, wenn es erkennt, wie doch an diesem Fels sich endlich die Wogen der größten Tapferkeit brechen müssen.

Noch bis zum Jahre 380 n. Chr. war Tiflis ein ärmliches Dorf, das seinen Namen von den heißen Quellen trug, die sich an einem kleinen Bache finden, der mitten in der heutigen Stadt dem Kur zufließt. Da aber gründete ein persischer Befehlshaber, der einige grusinische Volksstämme unterwarf, ein festes Schloß an den Bädern, und 70 Jahre später ein georgischer Fürst die eigentliche Stadt in drei Quartieren, die Schloßstadt oder Kalissi[4804], die Bäderstadt Thilissi[4805] und die heutige Vorstadt Nissani[4806], wohin dann 50 Jahre später, um's Jahr 500, die Residenz der georgischen Könige selber verlegt ward. Als solche war sie in allen Wechselfällen des Schicksals und unter Timur[4807] der schrecklichsten Plünderung preisgegeben, bis endlich zuletzt noch im Jahre 1795 der Wütherich Aga-Mahomet-Khan[4808] mit Persern, Kurden und Tartaren den größten Theil von ihr in einen Schutthaufen verwandelte. Schon vorher waren die Russen als bleibende Schutzherren Georgiens eingetreten. Sie bauten Tiflis schöner auf und fügten die neuen weiten Straßen den schattigen Gassen der Orientalen hinzu, so daß die Stadt nun

---

[4799] Der Kasbek (georg. ყაზბეგი, Qasbegi, auch მყინვარწვერი, Mqinwarzweri, „Eisgipfel“) ist mit 5.047 m der dritthöchste Berg Georgiens und der achthöchste Berg des Großen Kaukasus.

[4800] Der heutige Tifliser Stadtteil Avlabari (georg. ავლაბარი).

[4801] Eine Herberge für Karawanen (siehe hierzu S. 216, Anm. 606).

[4802] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches bzw. der Türkei (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[4803] Veraltet für Bursa (siehe hierzu S. 1319, Anm. 4083).

[4804] Kalasi (georg. კალასი).

[4805] Recte: Tbilisi (siehe hierzu S. 1558, Anm. 4759).

[4806] Isani (georg. ისანი).

[4807] Der zentralasiatische Feldherr Temür (1336–1405), auch unter den Namen Timur Leng (pers. تیمور لنگ, Tīmūr Leng, „Timur der Lahme“), Timur Lenk oder Tamerlan bekannt.

[4808] Aga Mohammed Khan (pers. آقا محمد خان bzw. آغا محمد خان, Āḡhā Moḥammad Khān; 1742–1797), seit Frühjahr 1796 Schah von Persien; er hatte 1795 Georgien besetzt und nach der Zerstörung von Tiflis 22.000 Georgier als Sklaven verschleppt.

über viertehalbtausend Häuser zählt und jetzt der Sammelplatz all' der Völker vom Araxes[4809] bis über den Kaukasus hinaus, wie vom kaspischen und schwarzen Meere geworden ist. Die gemeinsame Sprache, durch welche alle sich verständigen, ist die tartarische, wie wohl auch russisch viel gehört wird. Zwei Reihen räucheriger Küchen sorgen für Speisung der Tausende fremdartiger Gäste, welche die hiesigen Märkte besuchen; Schneider, Schuster, Sattler, Barbiere und Waffenschmiede arbeiten theilweis in offenen Buden auf der sogenannten großen Straße; die Würtemberger bringen Gemüse und Kartoffeln, Georgier liefern Geflügel, Kaukasier Wildpret und Felle. Armenier Stoffe zu Kleidern, Tartaren die trefflichen Pferde. Vor Allem prangen die kostbaren Waffen, die für den Bergbewohner in den Buden ausgelegt sind, um allerlei seltenere Gäste aus weiter Ferne herzulocken; dann müssen die großen militärischen Schauspiele im Maimond dazu dienen, die Herrlichkeit des großen „Padischah[4810] in Petersburg" zu veranschaulichen, und selbst der griechische Gottesdienst mit seiner überwältigenden Pracht und seinem zu Rom nicht so herrlich ausgeführten Chorgesange kann nur den gleichen Zweck erfüllen wollen. Denn von dem Christenthum des Abendlandes, zumal wie es das evangelische ist, weiß man sich hier kaum eine Vorstellung zu machen, da Niemand um das Evangelium sich kümmert, was nur des Priesters Sache ist; daher denn auch der russische Soldat so lange noch für sich den Himmel offen weiß, als er nur seine Messe nicht versäumt, die Fasten streng gehalten, das vorgeschriebene Gebet gemurmelt, gekniet und sich bekreuzigt hat. Dem mohammedanischen Gottesdienste steht diese Art und Weise näher, als man glaubt; sittliche Tüchtigkeit wird nicht begriffen, oder als Thorheit verstanden; nur Almosengeben an jedem Freitag, wo die Bettlerschaar sich durch die ganze Stadt ergießt, führt noch zum Himmel ein. Aus diesem Grunde haben die beiden Vorgänger des redlichen, aber einfachen Generalgouverneurs v. Neidhardt[4811], Baron v. Rosen[4812] und Fürst Golowin[4813], bei diesen Völkern mehr gewirkt, als sonst nur möglich wäre, indem sie, obschon weit unter dem großartigen Yermoloff[4814] stehend, durch die Pracht ihrer Hofhaltung des letzteren Schöpfungen wenigstens wohl zu erhalten wußten, während v. Neidhardt durch seine bescheidene Ungezogenheit und namentlich dadurch, daß er selbst die zu Ostern üblichen großen Hoffeste unterließ, den ganzen Kreis des längst an Pracht, Tanz und Lust gewöhnten Adels sich zum Feinde machte. Dies mag denn auch der Grund gewesen seyn, weshalb der greise Sardar[4815] der Kyrosstadt im Frühlinge des Jahres 1845 durch Graf Woronzow[4816] ersetzt ward, der seitdem den Fürstentitel führt. Selten, vielleicht niemehr, hat Tiflis solch einen zauberischen Glanz, solchen Zudrang von Menschen, solch eine wunderbare Pracht gesehen, als bei dem Einzuge dieses neuen Statthalters. Ein sonniger Himmel begünstigte das Fest. Alle Straßen waren mit Blumen bestreut, alle Bazars mit Teppichen ausgelegt, die Häuser aller Wohlhabenderen mit kostbaren Stoffen behangen; auf den Dächern, auf den Balkons und Gallerien war Kopf an Kopf in den schönsten Gewändern; einige Springbrunnen waren mit blutrothem Weine gefüllt. Am Abend schien die Stadt zu einem Feuermeere umgewandelt zu seyn, die Berge in der Runde waren flammende Vulkane geworden, auf allen Dächern loderten Fackeln; gleich blizzenden Perlenschnüren zogen schimmernde Lampenreihen überall durch die Straßen, auf allen Plätzen brannten bengalische Feuer, und nun dazwischen die

[4809] Wohl der Fluß Aras (aserbaidsch. Araz; griech. Ἀράξης, Araxes; pers. ارس, Aras; armen. Արաքս, Araks).

[4810] Siehe hierzu S. 198, Anm. 541; der osman. Titel wurde hier scherzhaft für den russ. Zaren verwendet.

[4811] Alexander Iwanowitsch Neidhart (russ. Александр Иванович Нейдгардт; 1784–1845), von 1842 bis 1844 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen.

[4812] Gregor von Rosen (russ. Григо́рий Влади́мирович Ро́зен; 1781–1841), von 1830 bis 1837 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen.

[4813] Jewgeni Alexandrowitsch Golowin (russ. Евге́ний Алекса́ндрович Голови́н; 1782–1858), von 1837 bis 1842 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen.

[4814] Alexei Petrowitsch Jermolow (russ. Алексей Петрович Ермолов; 1777–1861), von 1817 bis 1827 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen und Gründer der Stadt Grosny (russ. Гро́зный; tschetsch. Соьлжа-ГӀала, Sölza-Ġala).

[4815] Sardar (pers. سردار), ein ursprüngl. pers. Titel, abgeleitet von pers. سر, sar, „Kopf". Wörtl. bezeichnet Sardar den Chef oder die Autorität, im militär. Bereich den Kommandeur.

[4816] Michail Semjonowitsch Woronzow (russ. Михаил Семёнович Воронцов; 1782–1856), seit 1844 Vizekönig des Kaukasus.

leichtfüßigen Töchter von Tiflis in luftigen Gewändern, die stattlichen Männer des Gebirges in silbernen Waffengeschmeiden, die Stämme von Kolchis, vom Ararat, Kosaken, Tartaren und Reiterschaaren, das Wirbeln der Trommeln und Hörnerklang – es konnte im Mährchen nicht schöner seyn! Aber mit dem Erlöschen dieser Flammen ging manche letzte Hoffnung auch hinüber.

Ich, der ich fern stand von solchen Hoffnungen, verlebte meine Zeit im stillen Kreise lieber Freunde, indem wir uns am Wein und an der Liebe Lied ergötzten. Manche Stunde verging uns bei'm ehrlichen Salzmann[4817], dem allbekannten deutschen Sandwirthe von Tiflis, wo Billard gespielt und gelärmt wird von russischen Offizieren, während für deutsche Landsleute ein abgesondertes ruhiges Stübchen bereit ist. Doch ohne den theuren Champagner geht es auch dort nicht ab, nachdem der billige blutrothe Kachetiner vorangegangen ist. Wenn aber dann der sonnenhelle Mond Georgiens zur Ruhe leuchtete, und in den menschenleeren Straßen nur noch der trunkene Kosak gefunden ward, oder nur hie und da noch eine tief in die blendend weiße Tschadra (weißes Obergewand) verhüllte Georgierin an uns vorüberschwebte, oder die Töne der Balalaika (dreisaitige Guitarre) zur Schönen auf dem Dache sprachen, dann ward in anderer Art die Stadt für mich zur Feenstadt, zumal wenn dann mein morgenländischer Freund, der reichbegabte Mirza Schaffy[4818], des Herzens innerste Gedanken sogleich in schöne Dichterblumen umzuprägen wußte.

Die ,,gute Gesellschaft" von Tiflis besteht vorwiegend aus den vornehmeren Militärs und der höheren russischen Beamtenwelt, worunter eine Menge deutscher und einzelne französische und spanische Namen sich befanden; dazu kamen zahllose Prinzen und Prinzessinen aus dem alten georgischen Königshause und einzelne begüterte armenische und georgische Fürsten, deren Kleidung und Lebensweise schon mehr oder weniger einen europäischen Anstrich trug. Bei außergewöhnlichen Festlichkeiten sah man die Fürsten der Kirgisen, Truchmenen. Kabarder, Abchasen, Gurier, Tuschen, Mingrelier, Imerether und anderer Stämme, in den prachtvollsten asiatischen Gewändern und kostbaren Waffengeschmeiden; doch in den engeren Kreisen der Gesellschaft war die französische Sprache nebst schwarzem Frack oder gewöhnlicher Uniform das herrschende Element. Die große Masse der georgischen, armenischen, tartarischen und persischen Bevölkerung der Stadt war für diese Kreise gewissermaßen gar nicht da, indem man es für erniedrigend achtete, sich dem Hause einer nicht salonfähigen Familie irgendwie näher zu stellen. Die Asiaten selbst aber haben durchaus kein geselliges Leben im europäischen Sinne des Wortes, indem die Frauen für gewöhnlich ausgeschieden sind, und nur bei ganz besonderen Veranlassungen, wie Kindtaufen, Hochzeiten u. dgl., finden auch eigene Frauengesellschaften Statt, die man nur draußen durch's Fenster zu sehen Gelegenheit hat. Es sitzen mit untergeschlagenen Beinen dann 30–40 auf einem das ganze Zimmer ausmessenden Teppiche umher, meist stumm und regungslos; den Wachsfiguren gleich, bis endlich eine nach der andern den als Armband getragenen Rosenkranz löst und in Ermangelung besseren Zeitvertreibes dessen Perlen langsam die seidenen Fäden herabgleiten läßt. Eine mit Süßigkeiten jeder Art beladene Tischplatte steht in der Mitte des Kreises und fordert zu gelegentlichem Nippen auf, oder ein Mährchen ertönt aus dem Munde einer älteren Dame, dem Alle so gespannt lauschen, daß sie das Spielen mit der Tschotka[4819] oder dem Rosenkranz darüber vergessen. Dies ist's, worauf sich Alles beschränkt; nie aber kommt eine lebendige Unterhaltung unter diesen mit kostbaren Stoffen behangenen Schönen zu Stande, die auch ein derartiges Bedürfniß durchaus nicht zu fühlen scheinen. Dagegen ist es bei den Männern im andern Zimmer um so lauter und bewegter, da dort das Trinken die Hauptsache ist, worin es dem Armenier fast Niemand gleich thun möchte. Nur wo europäische Sitte in einzelnen armenischen oder georgischen Häusern schon hie und da gemischte

---

[4817] Johann Friedrich Salzmann (* 1798), ein württemb. Kolonist (siehe hierzu S. 1562, Anm. 4794), der auf der Tifliser Sandbank seit 1836 ein Hotel betrieb und deshalb „Sandwirt" genannt wurde (der eigentl. „Sandwirt" war jedoch der Tiroler Freiheitskämpfer Andreas Hofer).

[4818] Der aserbaidsch. Dichter Mirza Schaffy, (südaserbaidsch. میرزا شفیع واضح, Mirzə Şəfi Vazeh; ca. 1796–1852). Friedrich von Bodenstedt (siehe hierzu S. 1561, Anm. 4783) brachte 1851 unter dessen Namen einen Band Gedichte heraus, bei denen jedoch erhebliche Zweifel bestehen, ob Mirza Shaffy tatsächlich der Verfasser derselben war.

[4819] Der Tschotki (russ. чётки) bzw. Komboskini (griech. κομποσκοίνι bzw. κομβοσχοίνι) ist eine Gebetsschnur, die aus 33 Perlen besteht, mit deren Hilfe man das „Jesusgebet" (griech. Προσευχή του Ιησού, Prosefchí tou Iesou; russ. Иису́сова моли́тва, Iisúsova Molítva) aufsagt, wobei die Perlen für die 33 Lebensjahre Christi stehen.

Gesellschaften hervorgerufen hat, sind auch die Trinkgelage mäßiger geworden, wogegen die Unterhaltung gewonnen hat. In einem solchen Hause, das zu den besten und wohnlichsten der Stadt gehörte, war mir's vergönnt, einer vorwiegend aus Armeniern und Georgiern bestehenden Hochzeitsgesellschaft anzugehören, bei der die Frauen sämmtlich in ihrer Nationaltracht erschienen, während mich unter den Männern nur wenige schwarze Fracks und Uniformen zu sehen waren. Eine Unterhaltung mit den rings an den Wänden auf Divans[4820] herumsitzenden Frauen, mit Ausnahme einiger Jüngeren, welche, in der adeligen Pension von Tiflis erzogen, nicht allein russisch, sondern auch französisch sprechen gelernt haben, ist auch hier kaum möglich; der Tanz nimmt fast die ganze Aufmerksamkeit der Damen in Anspruch, dazu die Lieder der vier Sänger, die abwechselnd zum Ruhme des Brautpaares, des Hauses und der Gäste sich hören lassen, und unter denen ein alter Blinder als Stegreifsdichter vorzüglichen Beifall erntete. Die Herren spielen Schach oder Lotto im Nebenzimmer; die Diener tragen ausgewählte Leckereien, insonderheit Backwerk, herum, damit die Zeit vergehe bis zur zwölften Stunde. Dann geht der Zug zur Kirche bei nächtlicher Weile, wie es die Sitte will. Im altehrwürdigen Dome drängt sich nun Kopf an Kopf, das weibliche Geschlecht durch eiserne Gitter vom männlichen streng geschieden nach altem Kirchenbrauch, und es beginnt die Einsegnung zunächst des Trauringes, der unter der Aufforderung des Diakonus: „Nun lasset uns beten zu dem Herrn des Friedens“ auf einen Teller gelegt und dann vom Priester singend eingesegnet wird unter dem Schwingen des Weihrauchfasses. Lieder aus dem armenischen Gesangbuche wechseln mit Stellen der Schrift und Gebet, bis endlich die Ceremonie vollendet ist und nun der Ring der Braut gegeben wird. Dann folgt unter gleicher Weitschweifigkeit die Einsegnung „des Kleides der Krone“, das dem Bräutigam vor dem Altäre angethan wird, während die Braut in einem besonderen Raume, verborgen vor den Augen der Männer, sich umkleidet. Hierauf bewegt sich der Zug zum Hause zurück, wo die Hände des Paares in einander gelegt werden unter Gebet und Gesang, und jetzt erst werden die letzten Förmlichkeiten wieder in der Kirche vollzogen, indem zwei dreifädige Schnüre zum Umwinden der Kronen gedreht werden, mit denen die Brautleute gekrönt find, welche nach Ablegung ihres Sündenbekenntnisses das heilige Kreuz küssen und endlich zum heiligen Abendmahle gehen, womit die mehrstündige Kirchenfeier schließt. Daheim aber wird noch ein gesegneter Becher mit Wein den Vermählten gespendet, dem Bräutigam ein Schwert gereicht, unter welchem die Braut hindurchschlüpfen muß in der Thüre, als Zeichen, daß sie unter seinem Schutze stehe; darnach erinnert ein Trunk süßen Wassers an die Hochzeit von Kanaan[4821] und endlich ein vom Bräutigam unter die Füße getretener Teller an unsere Sitte des Polterabends. Erst nach Durchmusterung der vielen reichen Hochzeitsgeschenke begann das eigentliche Mahl, bald aber gewann auch hier das „*Allahwerdy*!“[4822] und „*Jachschi jot*!“[4823] („Gott hat's gegeben!“ „Einen guten Weg gehe es!“) beim Strömen des Champagners so sehr die Oberhand, daß ich, am hellen Morgen das Haus verlassend, noch alle Räume davon wiederhallen hörte.

Der in der That großartige Luxus, welcher in Tiflis getrieben wird, ist durch die seit 1837 vom Baron Hahn[4824] entworfene Verfassung des Landes in sofern noch gesteigert worden, als dieser das unter dem unglücklichen Rosen herrschende Bestechungssystem dadurch zu unterdrücken meinte, daß den Beamten Transkaukasiens ein höheres Gehalt bewilligt werde, wie dies in sonst keinem Theile des ganzen russischen Reiches nur üblich ist. Denn bei der Unsicherheit der Stellungen, die jeden Augenblick verloren gehen können, und dem damit verbundenen großen Aufwande, der nicht davon getrennt werden konnte, ist die Bestechung geblieben und nur dem Maße der Gehaltszahlungen mehr angepaßt worden, ohne daß ein anderer Zweck, als eben die Entfaltung des blendendsten Glanzes damit erreicht worden wäre. Freilich hat man auch Schulanstalten jeder Art gegründet, um sich das Ansehen des Schutzes und der Pflege der Wissenschaften zu geben; allein so lange man Generale zu Vorgesetzten dieser Anstalten umschafft, welche der Wissenschaft selbst durchaus fern stehen und nur das Ansehen der Personen stützen können, die ihnen schmeichelnd zu gefallen wissen, kann auch allein nur Das gedeihen,

[4820] Siehe hierzu S. 224, Anm. 622.

[4821] Joh 2,1-12.

[4822] Aserbaidsch., Allah vərdy (von pers. الله وردی), wörtl. „Gottes Gabe“ (siehe hierzu auch S. 1562, Anm. 4796).

[4823] Aserbaidsch., yaxşı yol, wörtl. „guter Weg“.

[4824] Der kaiserl.-russ. Senator Paul Theodor von Hahn (russ. Па́вел Васи́льевич Ган (1793–1862).

was dem bekannten russischen Geiste angemessen ist, daher denn auch Männer, wie der Armenier Abowian[4825], der sich um deutschen Unterricht zu Tiflis wie zu Eriwan so sehr verdient gemacht hat, und andere rechtliche Männer im Elende ihrer Stellungen sehr bald zu Grunde gehen mußten. In gleicher Weise aber steht's oft mit den Richtersprüchen, die außerdem schon nach den alljährlich eintreffenden kaiserlichen Ukasen einem ewigen Wechsel unterworfen sind; daher sich jeder je nach Verhältnissen kurz faßt, um der Mühe überhoben zu seyn, das noch bestehende Recht von der hinzugetretenen Ausnahme zu unterscheiden, so daß auch hier die Goldstücke am meisten in Erwägung fallen.

Das ganze Transkaukasien, welches in zwei ungleich große Unterstatthalterschaften zerfällt, eine östliche am kaspischen Meere, bestehend aus den vorherrschend mohammedanischen Provinzen Karabagh, Talysch, Schirwan, Baku, Derbend und Scheki, und eine westliche vom Ararat bis zum schwarzen Meere, wird, wie auch Ciskaukasien, allein von Tiflis aus beherrscht, von wo drei durchaus fahrbare gute Straßen, nordwärts durch's Gebirge, westlich längs des Rion[4826] zum schwarzen Meere und nach Südost im Thale des Kur zum kaspischen Meere führen. Dazu nun gerechnet die Straße nach Eriwan und man begreift, wie Fürst Woronzow, die Wichtigkeit der Lage von Tiflis erkennend, bis in die neueste Zeit fortwährend neue Garten- und Parkanlagen, ganz neue Stadttheile, Brücken, Bäder, Theater und Prachtbauten jeder Art im Sinne des Kaisers[4827] hervorrufen konnte, um durch die Kraft des Mörtels zu verbinden, was noch durch's Schwert so tief zerspalten lag. Wem diese Hauptstadt einst gehören wird, vermag kein Sterblicher zu sagen; doch gibt es nicht ein Ohr im fernsten Kaukasus, das nicht spähend jeder Kunde von Tiflis lauscht.

[4825] Chatschatur Abowjan, (armen. Խաչատուր Աբովեան; 1809–nach 2.IV.1848), der Vater der modernen armen. Literatur; er fungierte in den Jahren 1837 bis 1843 als Schulinspektor des Schuldistrikts von Tiflis. Am 2. April 1848 war Abowjan plötzlich verschwunden; vermutlich war er von der zaristischen Geheimpolizei entführt und ermordet worden.

[4826] Der 327 km lange Rioni (georg. რიონი), der durch Jasons (griech. Ἰάσων) Suche nach dem Goldenen Vlies (griech. Χρυσόμαλλον Δέρας, Chrysómallon Déras) berühmt gewordene Fluß Phásis (griech. Φάσις) in Kolchis (siehe hierzu S. 1559, Anm. 4773).

[4827] Wohl noch Nikolaus I. (siehe hierzu S. 229, Anm. 630).


DCCCXX
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.
Eigenthum d. Verleger.
TIFLIS

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 50.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 91.

DCCLXVIII. Bei Caën[4828] an der bretagne'schen Küste[4829].

La belle France! Wahr ist das Wort immer noch, wenn's auch aus einer Zeit stammt, die erröthen würde, wenn sie das heutige Frankreich[4830] wieder sähe; denn an die Stelle einer großen nach Entwickelung strebenden Nation ist eine arme und ehrlose Generation von Sklaven, an die Stelle der Ritterlichkeit die Prostitution, für den großen Krieg[4831] für große Zwecke Gladiatorenspiel und Prätorianerthum, und für das Huhn, das einst in jedes Bauern Topfe brodelte[4832], das *grand Livre*[4833] mit seinen acht Milliarden Landesschuld eingetreten. Wo Turnier und Minnesang ehedem die Blüthe des Landes versammelten, treibt ein Bastardengeschlecht[4834] heut zu Tage seinen Spott und die Juwelen der Krone, die im Hause Karls des Großen und Hugo Capets[4835] erblich waren, möchten erbleichen auf der Stirne eines meineidigen Parvenü's[4836].

Schön sind noch, wie vormals, die Gefilde Frankreichs, seine Stromthäler, seine Meeresküsten, seine blauen Berge und dunklen Olivenwälder, seine Städte, Dome und Schlösser; aber entartet ist Alles, was an seine heutigen Bewohner erinnert; entartet sind seine politischen Institutionen, sein Recht und Gesetz, seine Gesellschaft und Familie, der Herr wie der Knecht, Reich und Arm, das Herrscherthum wie das Volk. Und wo ist der Arzt, der dieses Gift der Korruption aus dem edlen Körper treibt, wo ist das Gewitter, das die Luft von den Miasmen[4837] reinigt, und wann wird der Sonne Blick wieder mild und klar über einem schönen und glücklichen Frankreich leuchten?

[4828] Lat. Cadomum, norm. Caën bzw. Kaem.

[4829] Caen liegt in der Normandie; was die Abbildung anbelangt, so ist leider nicht ersichtlich, was sie darstellt.

[4830] Unter Napoléon III. (siehe hierzu S. 1198, Anm. 3678).

[4831] Z. B. der Krimkrieg von 1853 bis 1856, in dem sich eine Militärallianz aus Großbritannien, Frankreich, dem Osmanischen Reich und dem Königreich Sardinien-Piemont gegen Rußland verbündet hatte, um dessen Expansionsgelüsten Einhalt zu gebieten. Der Sardinische Krieg zwischen dem Kaisertum Österreich und dem Königreich von Sardinien-Piemont, in dem Frankreich mit letzterem verbündet war und Österreich am 24. Juni 1859 bei Solferino entscheidend schlagen konnte. Die Intervention Frankreichs im Winter 1861/62 in Mexiko und die Besetzung weiter Teile des Landes bis 1867.

[4832] Dies geht angebl. auf einen Ausspruch des frz. Königs Heinichs IV. (frz. Henri IV; 1553–1610) zurück, den er gegenüber Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen (ital. Carlo Emanuele I di Savoia, span. Carlos Manuel I de Saboya; 1562–1630) geäußert haben soll: « Si Dieu me donne encore de la vie, je ferai qu'il n'y a pas de laboureur en mon royaume qui n'ait moyen d'avoir une poule dans son pot. » / „Wenn es Gott gefällt, mir weiterhin das Leben zu gewähren, werde ich dafür sorgen, daß es in meinem Königreich keinen Bauern gibt, der sich kein Huhn für seinen Kochtopf leisten kann."

[4833] Frz., Buchführung; hier jedoch im Sinne von einem ‚großen (Schuld-)Buch' verwendet.

[4834] Napoléon III. (siehe hierzu S. 1198, Anm. 3678) war lediglich ein Neffe von Napoléon Bonaparte.

[4835] Hugo Capet (frz. Hugues Capet; ca. 940–996), ab 987 König der Franken und Begründer der frz. Königsdynastie der Kapetinger.

[4836] Frz., Emporkömmling.

[4837] Siehe hierzu S. 217, Anm. 608.

So lange die Glieder nicht gegen den Magen sich empören, so lange Paris, der ungeheuere Polyp, unzählige Arme zu seiner Fütterung dienstbar hat, so lange im neuen Babylon[4838] alle edle Lebenskraft Frankreichs zu faulem Eiter gebraut wird, so lange wird „die große Nation" der Spott der Welt und unglücklich seyn.

Fährt aber der Wetterstrahl aufs Haupt der goldgeschmückten Hyder[4839], zuckt aber der Blitz in's raubbeladene Nest der jungen Adler, – dann werden auch die Tauben wieder fliegen, die Sänger ihre Kehlen stimmen und entflohenes Glück die alte Stätte wieder suchen.

[4838] Siehe hierzu S. 222, Anm. 616; diese Bezeichnung galt ursprüngl. dem päpstl. Rom (siehe hierzu auch Offb 17. u. 18).

[4839] Siehe hierzu S. 719, Anm. 2242.

DCCLXVIII



BEY CAEN
(BRETAGNE)

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 133.



DCCLXXXVIII. Das Hochkreuz am Rhein.

Mein Buch hat der Geschichten, Sagen und Legenden des Rheins manche erzählt, sein schönes Land, seine Burgen und Klöster, seine Sitten und Gebräuche oft und mit Vorliebe dargestellt und beschrieben; – denn das Großartige, Geheimnißvolle und Gespenstische des dämmernden Alterthums hat mich als Knabe schon erbaut und angezogen. In wessen Seele Kunst und Wissenschaft, in vollkommenem Ebenmaß mit einer herrlichen Natur, eine festliche Stimmung zu wecken vermag, der lasse sich den Rhein hinabgleiten von Mainz bis zum Siebengebirge hin, und die Bilder, die er gesehen, werden in seiner Erinnerung ein dauernderes und froheres Andenken bewahren als manche Reise in weite Fernen.

Schon an einer frühern Stelle dieses Werkes habe ich jenes Prachtstück im Rheingeschmeide geschildert, in welchem die Ruinen von Godesberg und Drachenfels wie Diademe glänzen. Bescheiden erhebt sich in ihrer Nähe, auf einem Hügel, der die herrlichste Aussicht über das Rheinthal gewährt, ein kleines aber wunderschönes Denkmal, welches mittelalterliche Kunst und Frömmigkeit aufgerichtet haben. Das Hochkreuz ist es geheißen und der wohlerhaltene Bau trotzt mit altdeutscher Festigkeit der Zeit und dem Wetter schon viele Jahrhunderte.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 151f.

DCCXCIV. Düsseldorf.

Die Muse der bildenden Künste ist immer Freundin und Begleiterin einer edlen Gesittung und schönen Natur gewesen. Die herrlichsten Landschaften, der sonnigste Himmel, die am schönsten gelegenen Städte waren immer vorzugsweise ihr Aufenthalt, denn da war der Menschen Geist, mit dem sie verkehrte, am leichtesten angeweht vom Zauber des Schönen, das die Natur ausströmte. Darum waren es auch Griechenland und Italien vorzugsweise, wo sich der Sinn für Kunst am höchsten entwickelte. Wohl hat sie auch Tempel im Norden, in den Ebenen, oder am stachen Ufer des Meeres; aber sie ist selten daheim und erscheint nur als ein zeitweiliger Gast. In Deutschland, im Herzen der modernen Civilisation, war sie seit länger als einem Jahrtausend heimisch; namentlich ist sie an den herrlichen Ufern des Rheins auf- und abgewandert und auf dieser Heerstraße der Kultur hat sie in den alten Städten Basel, Straßburg, Mainz. Köln schon frühzeitig Wohnsitze gehabt. Ihr neuester aber ist da, wo die Stromnymphe die letzten Perlen ihres Geschmeides niederlegt, im freundlichen Düsseldorf.

Düsseldorf ist eine Stadt von noch jugendlichem Charakter, in der ein frisches Leben pulsirt und mit behaglichem Wohlstand einhergeht. Zeit und Mittel sind da hinreichend vorhanden, dem Genuß am Schönen nachzuschlendern; Auge und Sinn werden nicht von den Eindrücken des Verfalls gestört, wie in manchen alten, aber verkommenen Städten am Rhein, noch wird er abgezogen und betäubt vom Geräusch des Alles übertönenden Fabrik- und Handelslebens, wie im reichen Köln. Der Kunst ist wohler in Düsseldorf als anderswo, und hat, obgleich sie vielfach mit der Ungunst ihrer Protektoren zu kämpfen hatte, doch einige der schönsten Blüthen getrieben, welche jemals dem, vaterländischen Boden entsprossen.

Die Gründung der düsseldorfer Maler-Akademie fällt in's Jahr 1767, in die Regierungszeit des pfälzer Kurfürsten Karl Theodor[4840], nach dessen Tode sie als Erbe auf Maximilian Joseph von Bayern[4841] überkam. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Preußen wanderten Düsseldorfs Kunstschätze und die meisten Künstler nach München und Augsburg aus, und während der französischen Occupation war die Thätigkeit der Akademie gänzlich erlahmt. Erst nachdem die politischen Zustände wieder in's Geleise gekommen, nahm sich der König von Preußens Friedrich Wilhelm III.[4842], der verwaisten Anstalt an und berief 1819 den Meister Cornelius[4843] aus Rom an ihre Spitze.

Die geniale Wirksamkeit dieses größten Künstlers der Neuzeit bewährte sich bald. Er schnitt der Pflanzschule der deutschen Malerei den Zopf ab, proklamirte eine freie Entwickelung des Talents und bildete die ersten Priester idealer Kunst. Ehe aber noch die neue Richtung eine feste Gestalt angenommen hatte, verlor die Schule ihre große Stütze und mit ihr ihre bedeutendsten Kräfte, durch die Berufung von Cornelius nach München. Mit seinem Nachfolger, dem Historienmaler Wilhelm Schadow[4844],

---

[4840] Carl Philipp Theodor (1724–1799), seit 1742 als Karl IV. Pfalzgraf und Kurfürst von der Pfalz sowie Herzog von Jülich-Berg, zu dem damals auch Düsseldorf gehörte; seit 1777 als Karl II. auch Kurfürst von Bayern. Er war der letzte pfalz-bayerische Kurfürst.

[4841] Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 522, Anm. 1528).

[4842] Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), seit 1797 König von Preußen und als Markgraf von Brandenburg zudem Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Auflösung im Jahre 1806.

[4843] Der gebürtige Düsseldorfer Peter von Cornelius (1783–1867) war von 1819 bis 1824 Direktor der Kunstakademie Düsseldorf.

[4844] Der Nazarener Wilhelm von Schadow (1788–1862) stand der Düsseldorfer Kunstakademie von 1826 bis 1859 als Direktor vor.

begann eine Umwälzung für die Kunstrichtung Düsseldorfs. Anfangs trat ein neuer Zopf, wenn auch kein gepuderter, nur ein vornehm poetisch zusammengeflochtener, an die Stelle der genialen Weihe und naiven Ursprünglichkeit, welche Cornelius hinterlassen; eine lyrische Stimmung trat an die Stelle des Epos und der dramatischen Komposition, eine Schwärmerei für die Farbe und Technik an die Stelle des Ausdrucks großer Ideen, eine sentimentale Weichlichkeit, ein stereotyper Weltschmerz an die Stelle der Kraft, des Entschiedenen und Klassischen, eine scheue Zahmheit in der Darstellung an die Stelle der Sicherheit und des kühnen Aplomb des früheren Meisters. Dem großen Publikum aber war die Seichtigkeit der Ideen verständlicher als die Tiefe und sein Wohlgefallen an den schön kolorirten, genreartigen Bildern brachte die düsseldorfer Schule weit und breit in Ruf. Zum Glück für sie entsprang aber bald aus ihrem Schooß, gerade als sie in einer sentimental-religiösen Richtung zu versumpfen drohte, ein Principienkampf, der den akademischen Sauerteig ausfegte und eine Ausscheidung und Isolirung der sich widerstrebenden Elemente zur Folge hatte. Lessings[4845] Genialität hat das Beispiel der Emancipation des Talentes gegeben, den gesunden Kern der Schule von der Schale der Hyper-Romantik und Ascetik befreit und die Fahne des reinen Realismus, des nackten Naturalismus, der selbstständigen Anschauung und inneren Wahrheit erhoben, welcher der jüngere Theil der Akademie jetzt so große Erfolge verdankt. Mag der ältere auch noch seine Seele an das Philisterthum der Kunst, an die alten konventionellen Typen, die seelenkranken Heiligen und romantischen Ritter verkauft haben, es ist doch ein neuer, gährender, individueller Geist in den Kreis der Künstler, etwas Männliches, Muthiges, Bewußtes in Stift und Farbe gefahren, was Düsseldorfs bessere Kunsterzeugnisse zum geistigen Ausdruck der Zeit erhebt, der sie angehört.

[4845] Der Maler der Romantik Carl Friedrich Lessing (1808–1880).


DCCX
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh
Eigenthum d. Verleger

DÜSSELDORF



DÜSSELDORF

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 255-260.

Düsseldorf.

Düsseldorf ist der letzte interessante Punkt am preußischen Niederrhein.

Der Tourist, der vom Süden her an diesem Strome seinen Baedeker abreist, erreicht gewöhnlich in Köln seine Schlußstation. Da wird im alten heiligen Erzstift der Dom, das Museum und der zoologische Garten besucht – dergleichen muß doch in Augenschein genommen werden! – Dann zurück oder fort ohne Aufenthalt mit dem Kurierzuge nach Paris, nach Brüssel, nach Berlin.

Es ist freilich wahr, landschaftliche Schönheiten bietet dem Reisenden die Weiterfahrt von Köln nach Düsseldorf nicht mehr. Einförmig und flach breitet sich die Bodenwelle hin; ohne Wechsel und Reiz gibt sich die Gegend. Die Berge fehlen mit ihren Ruinen und den pittoresken Felsenmassen; der majestätische Strom mit den grünen Rebenhügeln und mit dem unergründlichen blauen Wasserspiegel hat sich, in ein schmales Bett eingegrenzt, zu einem träge und schmutzig dahinschleichenden Gesellen verwandelt. Aber wenn man nach etwa anderthalbstündiger Fahrt Düsseldorf selbst erreicht, die Stadt der Gärten und der Künstler, sauber und rein wie eines Holländers Schiffscabine am Sonntag, frisch und schmuck, lächelnd und lockend, wie eine glückliche Braut am Polterabend, zumal im Schmuck des ersten Frühlingsgrüns und des duftenden Blüthenschnees – hier lohnt es sich des Aufenthaltes.

Die „Stadt der Gärten und der Künstler“ ist allerdings ein Beiwort, das auf Düsseldorf zutrifft, aber ein erschöpfendes ist das Beiwort keineswegs. Wenn man häufig das einem Orte Charakteristische und Eigenthümliche mit einem oder ein paar prägnanten Worten zusammenfassen und bezeichnen kann, für Düsseldorf wird ein derartiges summarisches Verfahren zur Unmöglichkeit. In der buntesten Mannigfaltigkeit finden sich auf diesem Fleck Erde die heterogensten Elemente friedlich beisammen. Düsseldorf ist Residenz eines Prinzen von Geblüt und hat seinen Hofstaat, den des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen[4846]. Welche Ideenassociationen verbinden sich nicht sofort mit dem einen Wort, mit dem Begriff „Kleinresidenzlingen!“ Aber laßt die sonst nicht unberechtigten Vorstellungen, ich bitte. Hier sind die Bewohner stolz auf „ihren“ Fürsten. Wo man hinhört, heißt es „unser“ Fürst. Kein öffentliches Lokal, kaum ein Privathaus bis herunter auf Dachkammern und Kellerwohnungen, in welchem das Porträt des Fürsten Anton nicht zu finden. Ist doch der Fürst von Hohenzollern einer der freisinnigsten und deshalb als einer der populärsten Männer nicht blos am Rhein, sondern in ganz Preußen hoch geachtet und allgemein verehrt. Was will gegen eine solche natürliche und aufrichtig aus dem Herzen quellende Popularität das im uckermärkischen Sande künstlich gezeitigte Produkt der Popularität eines „Papchen“ Wrangel[4847]? Der bedeutende Reichthum und die ansgedehnten verwandtschaftlichen Familienverbindungen des Fürsten, insbesondere seine intimen Beziehungen zu dem Hofe von Koblenz – der

[4846] Karl Anton von Hohenzollern (1811–1885), vom 27. August 1848 bis zum 7. Dezember 1849 letzter regierender Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen vor dessen Eingliederung in Preußen; er residierte jedoch nur bis 1858 in Düsseldorf.

[4847] Der preuß. Generalfeldmarschall Friedrich Heinrich Ernst Freiherr von Wrangel (ab 1864 Graf von Wrangel; 1784–1877) war sehr populär und wurde „Papa Wrangel“ genannt.

berliner Hof ist bekanntlich, seitdem Herr von Bismarck[4848] Minister, nicht der Hof der regierenden Königin Augusta[4849] – bringen etwas von einem wirklich hauptstädtischen Wellenschlag in die äußere Physiognomie des gesellschaftlichen Lebens von Düsseldorf. Mit einer starken Besatzung, namentlich an Kavallerie, versehen, hat die Stadt ferner Ueberfluß an den specifisch brandenburger Lieblings- und Wunderbauten, an Kasernen und militärischen Vorrathsgebäuden aller Art. Kein Gang auf die Straßen, Alleen, Gärten, ohne daß man den buntscheckigsten Uniformen begegnete, einer wahren Musterkarte. Nicht mindern Ueberfluß hat da neben die Stadt als Sitz eines Regierungskollegiums, an dem europäischen Mandarinenthum, an Bureaukraten mit und ohne Zopf, von allen Rangstufen und Klassen, von allen Würden und Orden. Dazu nehme man die Unzahl von gefallenen Größen und ausgedienten Excellenzen, von Generälen und Stabsoffizieren zur Disposition, von emeritirten Präsidenten und geheimen Räthen, welche bei dem traurigen Eintritt der angedeuteten Katastrophe aus allen Provinzen und Garnisonen des Staats herbeieilen, um in der freundlichen und anmuthigen Rheinstadt, die der Annehmlichkeiten so viele aufweist, und in der man verhältnißmäßig so wohlfeil lebt, mit Behagen und Muße ihre Pension zu verzehren. Man nehme weiter die angesehenen und einflußreichen Vertreter des Handels und der Industrie. Beide, Handel wie Industrie, haben sich theils aus Köln, theils aus dem Wupperthal nach Düsseldorf gezogen, seitdem dasselbe preußisch geworden, und die Stadt dankt wesentlich den Aufschwung und die Blüthe, welche sie gewonnen, ihren spekulirenden Großhändlern und unternehmungslustigen Fabrikanten. Wie in allen Fabrikdistrikten, fehlt es natürlich nicht an einem zahlreichen Fabrikproletariat, mit welchem die seit der Anwendung des Dampfes arg herunter gekommene alte Gilde der Rheinschiffer und Fischer ziemlich auf derselben Stufe steht. Ein wohlthätiges Gegengewicht gegen nicht beliebte Einflüsse, wie dieselben wohl an manchen Orten von einer Vorherrschaft der Jünger Merkurs auszugehen pflegen, bilden nicht allein die ansehnlichen Kontingente der Militärs- und Regierungsbeamten, auch der Kontingente ist in dieser Hinsicht zu gedenken, welche die Richterkollegien und Advokaten, die Lehrerkollegien, Aerzte und Privatgelehrten, die Männer von der Presse stellen. Als einer besondern Bevölkerungsschicht will endlich in Parenthese der Gärtner, oder vielmehr der Blumenmädchen und Gemüsehändlerinnen nicht vergessen sein. Mit Leidenschaft betreibt allgemein Jung wie Alt die Gartenkultur. Meilenweit in die Runde wird die Nachbarschaft mit Blumen, Obst, Gemüse von hier aus versorgt. In förmlichen Karawanen strömen an den Markttagen die Frauen mit den schwer bepackten Körben nach den Eisenbahnzügen, um bis tief hinein nach Westphalen die duftenden, einladenden Erzeugnisse hinauszutragen. Reisebeschreibungen sind voll des Lobes der Blumenverkäuferinnen in Paris, in den italienischen Städten. Warum so weit schweifen? Das Gute liegt uns näher. Die jungen, schmucken Blumenmädchen Düsseldorfs verstehen sich trefflich auf ihr Gewerbe. Aus dem unscheinbaren Nichts wissen sie mit Anmuth und Geschmack Schönes zu machen.

Mau sieht, die sozialen Elemente sind in der Stadt mannigfach durcheinandergewürfelt. Der Rückschlag der Thatsache auf die Gestaltung Dessen, was man Gesellschaftston und gesellschaftliches Leben nennt, kann keinen Augenblick verkannt werden. Keine Sonderung, keine Schroffheit, keine Einseitigkeit nach Ständen, nach Beruf, nach Thätigkeit tritt hier zu Tage. Die gerühmte Gemüthlichkeit des rheinischen Lebens hat in Düsseldorf vorzugsweise ihre Heimath. Und doch ist bisher eines Elementes noch keiner Erwähnung gethan, und zwar eines Elementes, welches geradezu als ein charakteristisches, als ein tonangebendes für viele Kreise hervorgehoben werden muß. Wir meinen die Maler und ihre Akademie. Von ihnen gleich im Nächsten.

Die Hauptquartiere Düsseldorfs, die Neustadt und die Karlstadt, sind erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angelegt, doch haben sie glücklicherweise Nichts von dem üblichen Baustyl jener Zeit. Bekanntlich galt es damals für vollendete Schönheit eines Regiments, wenn ein Mann dem

[4848] Der preuß. Ministerpräsident und spätere Reichskanzler Otto von Bismarck-Schönhausen, ab 1865 Graf von Bismarck-Schönhausen, ab 1871 Fürst von Bismarck, ab 1890 auch Herzog zu Lauenburg (1815–1898). Mit Wirkung vom 22. August 1862 war er zum preuß. Ministerpräsidenten berufen worden.

[4849] Augusta Marie Luise Katharina von Sachsen-Weimar-Eisenach (1811–1890), seit 11. Juni 1829 mit dem späteren Preußenkönig und dt. Kaiser Wilhelm I. (1797–1888) verheiratet. Dieser war 1849 zum Generalgouverneur der Rheinprovinz ernannt worden, weshalb beide von 1850 bis 1858 im Koblenzer Kurfürstenschloß residierten. Die als liberal geltende Augusta war eine entschiedene Gegnerin der Politik Bismarcks (s. o.). Die beiden verband eine ausgeprägte gegenseitige persönliche Abneigung.

andern wie ein Ei glich, wenn ein Schnurrbart geschnitten war wie der andere, ein Knopf wie der andere glänzte, ein Gamasche wie die andere ihre sechszig Knopflöcher zählte. Nach Idealen, die einem solchen Reglement entnommen, wurde auch gebaut; ein Blick auf Potsdam, Karlsruhe, Mannheim, Ludwigsburg, Nymphenburg beweist es. Die Straßen sollten dastehen wie Soldatenreihen, jedes Haus so hoch, so tief wie das andere, Fenster, Thüren, Anstrich der Läden, die Dächer, Alles wo möglich sollte gleich sein. Weil nicht die Anlage einer fürstlichen Laune, sondern weil von Privaten nach wirklichem Bedürfniß hergestellt, sind die Neustadt und die Karlstadt Düsseldorfs keine derartige militärische Schablonenarbeit. Die Regelmäßigkeit dieser Straßenzeilen hat nicht das Beengende und Unschöne, dessen Eindruck die nach Zollstock und Richtschnur bemessene Regelmäßigkeit in den genannten fürstlichen Residenzen jüngeren Datums hervorruft. Viel trägt dazu die Menge der Gärten, Alleen, Plätze bei, die in malerischer Anordnung mitten durch die Stadtquartiere vertheilt liegen. An Sammlungen und Kunstschätzen bietet das heutige Düsseldorf – die einzelnen Malerateliers außer Acht gelassen – wenig; die alte berühmte Gemäldesammlung der Stadt ist zur Zeit der Franzosenherrschaft gründlichst ausgeraubt worden. Von monumentalen Zierden wäre die auf dem Marktplatz stehende eherne Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz[4850] zu nennen. Die Tradition berichtet, daß Meister Gabriel Gruppello[4851], der das Bild gegossen, nach der Enthüllung von dem Landesherrn reich belobt worden. Die Hofschranzen, welche dem Künstler den gewonnenen Ruhm neideten, hatten eben deshalb an Roß wie Reiter lebhaft zu kritteln. Gruppello that, als wäre der ungerechtfertigte Tadel begründet; er versprach einen Umguß. Eine Umzäunung erhob sich um das Bild; sechs Tage brannten Reis- und Strohbündel lichterloh auf dem Platze und ein gewaltiges Hämmern ward Tag und Nacht gehört. Dann lud der Meister den Kurfürsten sammt Gefolge zur abermaligen Enthüllung ein. Die früheren Tadler, in der Meinung, es sei wirklich unter Berücksichtigung ihrer Kritik ein Umguß geschehen, konnten sich in der Anerkennung nicht genug thun. Hohnlachend rief Gruppello seine Gesellen herbei, die bezeugen sollten:

Kein Feilstrich ward gethan,
Strohfeuer ließ ich lodern zum Hohn Euch himmelan,
Mein Gußbild leidet nimmer nur eines Hämmrers Hand,
Ich schlug auf alte Kessel und Tadlers Unverstand.

Gruppe[4852] hat zwar nicht poetisch, aber doch in Versen die Sage erzählt.

In den Literaturgeschichten hat Düsseldorf sich einen Platz gesichert für das vorige Jahrhundert, weil dort Jacobi[4853] in dem pietistischen Kreise der Fürstin Gallizin[4854] seine theologische Gefühlsphilosophie betrieb, für das laufende Jahrhundert, weil Immermann[4855] den verfehlten Versuch unternahm, dem Tieck'schen[4856] und romantischen Literaturdrama in Düsseldorf eine besondere Bühne für die Selecta ästhetischer Feinschmecker zu etabliren. Gottschall sagt zutreffend über das Experiment: „Immermann's düsseldorfer Theaterleitung ist als ein wohlgemeinter dilettantischer Versuch spurlos vorübergegangen, indem die romantischen Poeten, die er auf die Bühne zu bringen versuchte, der Schau-

---

[4850] Johann Wilhelm von der Pfalz (1658–1716), seit 1679 als Johann Wilhelm II. Herzog von Jülich und Berg und ab 1690 auch Erzschatzmeister des Heiligen Römischen Reiches, Pfalzgraf-Kurfürst von der Pfalz und Pfalzgraf-Herzog von Pfalz-Neuburg.

[4851] Der fläm. Bildhauer Gabriel Grupello (1644–1730); sein berühmtes „Jan-Wellem-Reiterstandbild“, bis heute das Wahrzeichen Düsseldorfs, wurde im Jahre 1703 begonnen und 1711 aufgestellt.

[4852] Die letzte Strophe aus Otto Friedrich Gruppes (1804–1876) Gedicht „Meister Gruppello“, das erstmals veröffentlicht wurde im „Düsseldorfer Künstler-Album […]. Achter Jahrgang“ (Düsseldorf: Arnz & Comp. 1858), S. 20.

[4853] Der Philosoph und Schriftsteller Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819).

[4854] Die sowohl dem Katholizismus als auch der Aufklärung zugetane Amalie von Gallitzin geb. Gräfin von Schmettau (1748–1806).

[4855] Der Schriftsteller und Dramatiker Karl Immermann (1796–1840), der von 1834 bis 1837 das Düsseldorfer Stadttheater leitete.

[4856] Der Romantiker Johann Ludwig Tieck (1773–1853).

spielkunst keine Anregungen bieten und auf das Publikum keinen Eindruck machen konnten."[4857] Der einst vielgenannte Jacobi'sche Garten[4858] ist gegenwärtig Eigenthum der Künstlergesellschaft „Malkasten"[4859]; in dem Hause, in welchem Immermann und eine Zeit lang auch seine geistvolle Egeria[4860], die Gräfin von Lützow[4861] – verunglimpft durch die skandalsüchtige Ludmilla Assing[4862] – . gewohnt, auf „Collenbachs Gut" in Derendorf, ist kürzlich eine „Mägdeherberge" durch den bekannten Pastor Fliedner[4863] aus Kaiserswerth eingerichtet worden. Allerwärts muß die Poesie mit ihren Erinnerungen der unerbittlichen Prosa des täglichen Lebens weichen: *damnosa quid non imminuit dies!*[4864] Der Romandichter von Uechtritz[4865], der Düsseldorf bis auf die jüngste Zeit angehörte, ist unlängst nach Görlitz übergesiedelt.

Es erübrigt ein Blick auf die Akademie, auf das Leben und Treiben der Maler. Adolf Stahr[4866] polemisirt in seinen Reisebriefen aus Italien mit großem Nachdruck gegen die Akademieen überhaupt. Schon Rumohr[4867] habe einmal berechnet, daß allein im vorigen Jahrhundert „diese Warteschulen der Kunst"[4868] Europa dreißig Millionen Thaler gekostet, ohne daß sie etwas Anderes geleistet, als die Rumpelkammern und Winkelböden zu füllen. Ein Künstler in Bonn, fährt Stahr fort, habe, obschon selbst Mitglied einer Akademie, diese Anstalten die Hegerinnen und Pflegerinnen der Mittelmäßigkeit und der Stümperei genannt, welche durch Prämien und Stipendien lediglich eine Menge von Halbtalenten heranzögen, die in jeder Weise der wahren Kunst im Wege stünden. Die Summen, welche unsere Gegenwart ans die Kunst verwende, müßten eigentlich Armenunterstützungen heißen, da bei ihrer Vertheilung die Rücksicht des Mitleids bestimmend sei. Etwas Wahres ist unzweifelhaft an manchen Ausstellungen und Vorwürfen, welche gegen die Malerschulen erhoben worden sind, aber uns deucht, man sollte nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Die Welt liebt einmal die Knallbonbons mit glänzender Devise, und so mag es sich bei einer Causerie[4869] ganz gut für einen Augen blick anhören, wenn die Bemerkung hingeworfen wird, mit den Kunstakademieen sei es, wie mit den Klöstern. Beide hätten ihre Mission erfüllt. Eine ernste und unbefangene Prüfung indeß halten dergleichen Phrasen nicht aus. Wohl wissen wir, daß keine Macht der Erde, kein Gold und keine Protektion große und wahre Künstler hervorzubringen vermag, und auch Das sei zugestanden, daß manche Akademieen, welche, ein künstliches Molluskengewächs landesherrlicher Eitelkeit, nur dazu gedient haben, um falsche Richtungen zu verewigen, die sonst wahrscheinlich viel früher in sich selbst erloschen sein würden; anderseits aber will festgehalten sein, daß zahlreiche und bedeutende Kräfte theils in Folge der eigenen äußeren Mittellosigkeit für die Kunst verloren gegangen sind und fortwährend verloren gehen, theils weil sie ohne akademische

---

[4857] Zitat aus Rudolf Gottschalls (1823–1909) „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt […]. Zweiter Band" (Breslau: Trewendt ^{2}1860), S. 263 (nicht in der 1. Aufl. von 1855!).

[4858] Das Anwesen des Philosophen und Schriftstellers Friedrich Heinrich Jacobi (siehe hierzu S. 1580, Anm. 4853).

[4859] Der am 6. August 1848 in Düsseldorf gegründeten Künstlerverein Malkasten, hatte 1861 das Jacobi'sche Anwesen erworben und hat bis heute seinen Sitz im „Malkasten-Haus" in der Jacobistraße 6a im Stadtteil Pempelfort.

[4860] Die Quellnymphe Egeria, eng verbunden mit dem Diana-Heiligtum von Ariccia, soll nach der röm. Mythologie Geliebte des sagenumwobenen zweiten Königs von Rom, Numa Pompilius, gewesen sein.

[4861] Elisa Davidia Margarethe von Lützow geb. Gräfin von Ahlefeldt (1788–1855), Gattin des preuß. Generalmajors und Helden der Befreiungskriege Adolf von Lützow (1782–1834).

[4862] Rosa Ludmilla Assing (1821–1880) in ihrem 1857 im Duncker-Verlag zu Berlin erschienenen Werk „Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Eine Biographie. Nebst Briefen von Immermann, Möller und Henriette Paalzow. Mit einem Bildniß Elisa's."

[4863] Der prot. Pastor, Sozialreformer und Gründer der Kaiserswerther Diakonie Theodor Fliedner (1800–1864).

[4864] Lat., „Was verdirbt die Unheil bringende Zeit nicht?", Hor., Carm. Lib. III, Od. VI., Vers 45.

[4865] Der Schriftsteller und Jurist Friedrich von Uechtritz (1800–1875), der 1858 aus dem Justizdienst in Düsseldorf ausschied und danach in seine Heimat zurückkehrte.

[4866] Der Schriftsteller Adolf Stahr (1805–1876) in „Ein Jahr in Italien" (siehe hierzu S. 99, Anm. 203).

[4867] Der Kunsthistoriker Carl Friedrich von Rumohr (1785–1843).

[4868] Stahr, Ein Jahr in Italien, wie S. 1581, Anm. 4866, 1. Bd. (1847), S. 331.

[4869] Frz. für Geplaudere.

Studien in allerlei dilettantischen Irr- und Umwegen stecken bleiben. Verkehrtes und Unzweckmäßiges mag sich, es sei durch aus nicht bestritten, bei Akademieen vorfinden, doch bestritten muß es werden, daß die Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit eine nothwendige Bedingung solcher Anstalten ist. Daß eine Akademie bei angemessener Leitung Angemessenes leistet, eben dafür ist die düsseldorfer Akademie ein sprechender Beweis.

Diese Akademie feierte im November 1851 ihr fünfundzwanzigstes Jubiläum. Wenn man aber will, ist die Akademie ungleich älter. Sie wurde von dem kunstliebenden Kurfürsten Karl Theodor im Jahr 1767 gegründet und auf das Freigebigste ausgestattet. Landstände und Gemeinden wetteiferten mit dem Fürsten bei der reichen Dotirung der wichtigen Landesanstalt. Die Einkünfte fielen fort, als französische Willkür Düsseldorf zur Hauptstadt des Großherzogthums Berg machte. Obschon das Gebiet bereits 1815 an Preußen fiel, wurde die Akademie doch erst 1819 hergestellt. Niebuhr erwarb sich das Verdienst, daß er Peter Cornelius als Direktor berief. Als der Letztere durch König Ludwig[4870] 1824 nach München gezogen war, stand die Anstalt wieder verwaist da, bis Schadow im November 1826 für dieselbe gewonnen wurde. Mit Schadow beginnt für Düsseldorf eine neue glanzvolle Epoche. Ihm war es vorbehalten, die Ansicht, daß Akademieen der Kunst mehr schädlich als förderlich seien und deshalb sammt und sonders aufgehoben werden müßten, durch die That zu widerlegen.

Schadow's Thätigkeit, dem die meisten seiner nachmals so berühmt gewordenen jungen Schüler: Lessing, Julius Hübner[4871], Hildebrandt[4872], Sohn[4873], Mücke[4874], Köhler[4875], nach dem neuen Wirkungskreise folgten, war vor Allem darauf gerichtet, die Anstalt so zu organisiren, daß sie den Zöglingen die Vortheile einer gut ausgestatteten Akademie und des zu fruchtbarem Wetteifer anregenden gemeinschaftlichen Studiums gewährte, ohne damit den hergebrachten allgemeinen, keine Individualität berücksichtigenden Mechanismus und die geisttödtende Pedanterie zu verbinden. Daneben suchte Schadow auf die jungen Künstler durch einen lebendigen und ununterbrochenen privaten Verkehr fördernd einzuwirken. Sein Haus stand Jedem offen, der an gebildeter und bildender Geselligkeit Geschmack hatte, und wurde als bekannter Sammelpunkt von Einheimischen wie Fremden gerne besucht. Als intime Hausfreunde gingen dort ein und aus Felix Mendelssohn[4876], Immermann, Karl Schnaase[4877], F. von Uechtritz u. A. m. Durch einen solchen Verkehr erhielten die Künstler die mannigfachste Anregung zur Bildung und Bereicherung ihres Geistes, und es begreift sich leicht, daß Jeder, der in Düsseldorf zu jener Zeit verweilt hat, die angenehmsten Erinnerungen für sein ganzes Leben daran bewahrt.

Hauptsächlich aus diesen Jahren datirt der Ruhm der düsseldorfer Schule. Ihre ersten Bilder erwarben sich auf den Ausstellungen zu Berlin u. s. w. eine beispiellos begeisterte Aufnahme. Der von der neuen Schule angeschlagene romantische Ton, die naive und von keinerlei Abstraktionen verkümmerte Auffassung der gewählten Gegenstände, sowie die liebevolle und äußerst gewissenhafte Darstellung fanden ein dafür empfängliches und dankbares Publikum. Es wurden diese düsseldorfer Erstlingswerke von der Kritik wie von der allgemeinen Volksstimme in einer Weise gefeiert, gegen welche die Geringschätzung grell abstach, mit welcher einige Jahre später reifere und tüchtigere Werke dieser Schule von demselben Publikum und denselben Kritikern aufgenommen wurden.

Ein Verdienst Schadow's will noch besonders gewürdigt sein. Auf seine Veranlassung trat 1829 der „Kunstverein für Rheinland und Westphalen" in das Leben. Jeder Laie weiß, was diesem Verein nicht blos die beiden Provinzen verdanken, deren Namen er trägt, sondern unsere Kunst überhaupt. Seit seinem Bestehen ist von dem Verein die beträchtliche Summe von fast 400,000 Thalern zu Kunst-

[4870] Ludwig I. von Bayern (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478).

[4871] Julius Hübner (1806–1882).

[4872] Theodor Hildebrandt (1804–1874).

[4873] Carl Ferdinand Sohn (1805–1867).

[4874] Heinrich Mücke (1806–1891).

[4875] Christian Köhler (1809–1861).

[4876] Der Komponist Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847).

[4877] Der Jurist und Kunsthistoriker Carl Schnaase (1798–1875).

zwecken verausgabt worden. Unter den von ihm geförderten Arbeiten der Stechkunst dürfte vor Allem die „*Disputa*“ Raphaels in den Stanzen des Vatikans hervorzuheben sein.

Eine bloße Nomenklatur hat freilich wenig zu besagen. Fügen wir uns indeß in die Notwendigkeit. Weit über das übliche Maß hinaus müßte der Artikel anschwellen, wollte er den Versuch unternehmen, auch nur in der gedrängtesten Analyse dem Einen oder dem Andern der düsseldorfer Künstler gerecht zu werden. Außer den bereits erwähnten Namen zählt die deutsche Kunst mit Stolz aus der düsseldorfer Schule Schirmer[4878], Hans Gude[4879], Camphausen[4880], Bendemann[4881], die beiden Achenbach[4882], Gurlitt[4883], Leu[4884], Geselschap[4885], Hasenclever[4886], Tidemand[4887], Knaus[4888], den Grafen Kalkreuth[4889], Salentin[4890], Kretzschmer[4891], Richter[4892], Mintrop[4893], Scheuren[4894], Schrader[4895], Stilke[4896], Weber[4897] u. A. zu ihren gekanntesten und gefeiertsten Mitgliedern.

Zum Schluß noch ein Wort über den geselligen und gesellschaftlichen Verkehr der düsseldorfer Maler. Derselbe ist ausgezeichnet durch eine echt akademische Freiheit und Ungebundenheit. Die Provinz der Lieder und des Weins, der schöne Rheingau, ist gleichsam von der Natur für eine derartige Schule prädestinirt. Dabei charakterisirt ein achtbarer Ernst der Bildungsgrundlage, welcher dem Scherz und Humor Dauer gibt, das gesellige Treiben der Künstler des „Malkastens“. Die öffentlichen Festlichkeiten, welche der Verein veranstaltet, wie z. B. in jüngster Zeit die Todtenfeier für Uhland[4898], legen in dieser Hinsicht das ehrenvollste Zeugniß ab. In dem Wintersemester finden regelmäßig auf dem Gesellschaftshause in der Altstadt populär-wissenschaftliche Vorträge statt. So hörten wir hier in dem letzten Winter literarhistorische Vorträge von dem Dichter Karl Siebel[4899] in Barmen und geschichtliche Vorträge von dem Historiker Sybel[4900] in Bonn.

Thaddäus Lau[4901].

[4878] Johann Wilhelm Schirmer (1807–1863).

[4879] Hans Fredrik Gude (1825–1903).

[4880] Wilhelm Camphausen (1818–1885).

[4881] Eduard Bendemann (1811–1889).

[4882] Andreas (1815–1910) und Oswald Achenbach (1827–1905).

[4883] Louis Gurlitt (1812–1897).

[4884] August Leu d. Ä. (1818–1897).

[4885] Eduard Geselschap (1814–1878).

[4886] Johann Peter Hasenclever (1810–1853).

[4887] Adolph Tidemand (1814–1876).

[4888] Ludwig Knaus (1829–1910).

[4889] Stanislaus von Kalckreuth (1820–1894).

[4890] Hubert Salentin (1822–1910).

[4891] Hermann Kretzschmer (1811–1890).

[4892] Adolph Richter (1835–1852).

[4893] Theodor Mintrop (1814–1870).

[4894] Caspar Scheuren (1810–1887).

[4895] Julius Schrader (1815–1900).

[4896] Hier dürfte wohl Hermann Stilke (1803–1860) gemeint sein, und nicht dessen Gattin Sophia Hermine Stilke, geb. Peipers (1804–1869).

[4897] August Weber (1817–1873).

[4898] Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866).

[4899] Carl Siebel (1836–1868), ein Freund von Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895).

[4900] Heinrich von Sybel (1817–1895), der seit 1861 in Bonn lehrte.

[4901] Siehe hierzu S. 1057, Anm. 3220.

Meyers's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.

Achtzehnter Band.

Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut

1857.

Enthält: Bad Liebenstein, Burg (1857).
Landshut, Martinskirche (1857, 1863).
Adrianopel/Edirne (1857).
Pau, Schloß und Brücke (1857).
Avignon (1857).
Meiningen, Burg Landsberg (1857, 1863).
Hambacher Schloß (1857).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 33-43.

Burg und Bad Liebenstein.

im Herzogthum Meiningen

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Silbern springt in deinen Gründen
Mancher frische Labequell.
Und durch deine Thäler winden
Bäche sich so klar und hell!
Und des Rasens Teppich breitet
Bunt sich zwischen Waldessaum,
Daß der Fuß des Wandrers gleitet
Stets auf hundertfarb'gem Raum.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Alte wunderbare Sagen
Nachts durch deine Wälder gehn,
Horch! von ihnen rauschen, klagen
Alte Wipfel auf den Höh'n.
Auf den Bergen, in den Gründen,
Und wohin das Auge blickt,
Hat mit ihren Dorngewinden
Poesie das Land geschmückt.[4902]

So spiegelte das schöne Land, in welches unser Stahlstich uns führt, sich in der Seele eines Dichters wieder, Ludwig Storchs[4903], der so stolz auf sein Thüringen war! Thüringen selbst ist das Spiegelbild Deutschlands, dessen Herz es genannt wird.

Ein Blick auf die Landkarte von Thüringen zeigt uns das bunte Staatenbild im Kleinen, welches von der deutschen Karte im Großen vorgeführt wird. Zwischen Preußen und Bayern, Sachsen und Hessen eingeklemmt; lassen innerhalb dieses Bereichs die Ländchen ihre Grenzlinien so harmlos durcheinander laufen, wie der spielende Griffel des Erbrechts in der Hand des Zufalls sie gezogen hat. Da findet sich jedes Landes Farbe in allen übrigen in größeren und kleineren Tupfen wieder, Gebietsteile, Enklaven, Parzellen überall, und selbst in den hell- und dunkelblauen Meeren von Bayern und Preußen schwimmen noch thüringische Farbeninseln. Das dunkelblaue Meer greift aber tief hinein in das alte Thüringerland, es hat den größten Theil der wellenförmigen Ebene überschwemmt und bildet auf der andern Seite des Gebirgs noch dunkelblaue Landseen (Schleusingen und Ziegenrück). Die Vielgetheiltheit Deutschlands ist in seinem Herzen am vollendetsten ausgeprägt.

Diese Vielgetheiltheit, welche dem deutschen Reiche so viel Unheil, dem deutschen Volke so viel Schmerz und Trübsal bereitete, die deutsche Geschichte zu einem so traurigen Buche macht, ist in dem kleinen Thüringen, welches keine Ansprüche auf politische Wichtigkeit erheben konnte, in vieler Beziehung dem Land und Volk zum Vortheil gediehen. Hat die oft beklagte Vielstaaterei schon in den meisten größeren deutschen Ländern wenigstens dahin geführt, daß für die Förderung und Verallgemeinerung der Bildung des Volks sorgsamer und erfolgreicher gearbeitet wurde, als in allen großen Nachbarstaaten, die sammt und sonders in dieser Hinsicht tief unter Deutschland stehen, so ist dies im höchsten Grade der Fall in dem Thüringerlande. Alle dazu gehörigen Staaten und Staatentheile (circa 200 Quadratmeilen) sind allerdings nur von ungefähr 1 ⅕ Million Menschen bewohnt, aber unter diesen ist kein einziger Erwachsener von geistig gesunder Organisation zu finden, der nicht wenigstens lesen und schreiben könnte. Selbst das höchste und versteckteste Bergdörfchen hat seine gute Schule, und selbst im strengsten Winter laufen und steigen die Schaaren der Kleinen aus den vereinzelten Weilern, Höfen, Fabriken und Mühlen nach diesen Bienenstöcken der ersten Weisheit. Jedes Städtchen hat seine Sonntagsschule, seinen Gesellenverein, seine Liedertafel, denn gesungen wird überall; und jede der Residenzen, Exresidenzen, Haupt- und Gelehrtenstädte ist im Besitz von Sammlungen für Wissenschaft und

[4902] Die 2. und 4. Strophe des von Ludwig Storch (s. u.) verfaßten Gedichts aus dessen Novelle „Reinhardsbrunn", veröffentlicht in „Novellen […]. – Vierter Band" (Frankfurt a. Main: J. D. Sauerländer 1834), S. 212f.

[4903] Der zu Ruhla gebürtige Dichter Ludwig Storch (1803–1881).

Kunst, welche, wenn sie in einer Hauptstadt vereinigt würden, die größten Schätze der mächtigsten Staaten an Reichthum übertreffen müßten. Weit über eine Million Bände zählen die öffentlichen Bibliotheken der Hauptstädte Thüringens, die Kunst- und Naturaliensammlungen (man denke nur an Gotha, Weimar, Jena, Meiningen, Rudolstadt, Koburg!) messen sich, vereint, mit denen mancher großen Königsstadt. Thüringens Produktion auf dem Felde der Kunst und der Literatur beträgt an Menge und Werth beinahe die Hälfte von der des österreichischen Kaiserstaats, die von Mailand, Wien und Venedig ausgenommen. Außer diesen Städten kann sich keine andere Stadt Oesterreichs mit der literarischen und artistischen Produktion von Gotha, Weimar, Jena und Hildburghausen messen. In der Geschichte der deutschen Literatur bleibt dem Thüringerlande der Ruhm, daß die höchste Blüthe derselben in ihm gepflegt wurde. Nicht Preußen, sondern Thüringen verdient den Ehrennamen des Landes der Intelligenz.

Auch auf Gewerbe und Verkehr erstreckt sich der wohlthätige Einfluß der geistigen Aufgewecktheit der Bewohner dieser Kleinstaaten. Thüringen ist als Gebirgsland sehr stark bevölkert. Auf den 77 Geviertmeilen, welche die Thüringer Berge bedecken, wohnen über 300,000 Menschen, trotz dem, daß der Waldboden die Hälfte jenes Flächeninhalts einnimmt. Da muß die Hand das verdienen, was das Land nicht gibt; daher das rege Manufaktur- und Fabrikleben in allen Thälern und wasserreichen Gründen des Gebirgs. Ueberall Pochen und Hämmern, Glühen und Blasen, Räderkreisen und Rauchwirbeln, hohe Schlöte und rauschende Wehre, springende Minen und Fäustelschlag tief im Schooß der Erde und hoch am schwindelnden Felshang, Eisen und Gewehre, Messer und Scheeren, Glas, Porzellan und Steingut, Papier und Schwamm, Pech und Olitäten[4904], Schiefertafeln und Spielwaaren gehen aus Thüringen hinaus in die Welt. Der thüringer Balsamsträger[4905] war einst eine oft ersehnte Erscheinung in jedem Haus und eine sehr beliebte Figur auf den nürnberger Bilderbögen. Und wie arbeiten die Schneidemühlen für die Schiffswerften der Nordsee! Ueber 400 Sägen rasseln zwischen den Wäldern. Der Glashütten sind über 20; ebenso der Porzellanfabriken, für welche wieder mehr als 1000 Porzellanmaler beschäftigt sind, von dem einfachen Mann an, der die blauen Schnörkel auf die wohlfeilsten Tassen malt, bis zu jenen Künstlern, welche mit den Porträts von Luther und Napoleon, dem alten Fritz[4906] und Paganini[4907], Hecker[4908] und Haynau[4909] die Pfeifenköpfe hundertweise zieren. Die nährende Brust von Land und Volk des Gebirgs ist aber und bleibt der Wald. Da rauchen die Weiler allerwärts, Holzflöße schwimmen auf den Flüssen, die Axe[4910] seufzt unter der Last der Nutzhölzer, die in die Manufakturen, und des Brennholzes, das in die Fabriken wandert. Ein Stück des Waldes ist selbst der Vogelhandel, in dessen Hauptort, Breitenbach, durchschnittlich 4000 Singvögel, besonders Finken, schlagen und zwitschern, während Waltershausen als hohe Schule der Gimpel (Dompfaffen) in ganz Thüringen berühmt ist.

Sogar die vielen schönen Straßen und Wege, welche Thüringen und sein Gebirg nach allen Richtungen dem Verkehre öffnen, verdanken theilweise Entstehung und Erhaltung der Vielstaatenschaft des Landes. Wie über die Alpen Heerwege, so waren es hier nicht selten Lustwege, sogenannte Alleen, welche einen Verkehrsstraßenbau einleiteten. Die Nothwendigkeit, entlegene Jagdschlösser durch bessere Straßen sich näher zu bringen, ist früh ein gesehen worden und hat viel Gutes gestiftet. Daß der Handel gute Wege braucht, dieser Lehrsatz hat zwar viel später Anerkennung gefunden, ist dafür aber weltherrschend geworden. Die vortrefflichsten Straßen besitzt das preußische Thüringen, das rings um den Kyffhäuser, wo Kaiser Friedrich Barbarossa[4911] ebenfalls auf bessere Zeiten wartet, den reichen Aehrenschmuck der goldnen Au entfaltet. Die 60,000 bis 100,000 Eimer[4912] thüringischen Weins aber,

---

[4904] Balsame, Öle, Teemischungen und einfache Pillen.

[4905] Eine Art ambulanter Drogist, auch Buckelapotheker genannt.

[4906] Der Preußenkönig Friedrich II. (siehe hierzu S. 617, Anm. 1821).

[4907] Der berühmte Geigenvirtuose Niccolò Paganini (1782–1840).

[4908] Der radikale Freischarenführer von 1848/49, Friedrich Hecker (1811–1881).

[4909] Hier ist wohl der österr. General Julius Jakob Freiherr von Haynau (1786–1853) gemeint; er hatte 1849 die ungar. Revolution niedergeschlagen.

[4910] Die Achse eines Fuhrwerks.

[4911] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

[4912] 1 Eimer = 67,362 Liter in Thüringen.

welche den Bergen um Jena, Naumburg und Freiburg entquellen, vermehren den Ruhm der Saale und der Unstrut fast in gleicher Weise, wie die 10,000 Centner wasunger Tabaks den der Werra.

Wir haben das Anerkennungswerthe anerkannt, uns des Guten im und am Lande gefreut; verschweigen wir nun auch nicht das. was auf ein anderes Blatt gehört. Was in Thüringen Großes geschah, aus Thüringen Großes hervorging, war nie thüringisch, sondern es war entweder deutsch, wie die große Literaturepoche in Weimar, oder gehörte der ganzen Welt an, wie Luther's Reformation. Was aber bloß und allein thüringisch war, trug den Charakter der Verhältnisse des Landes, es blieb kleinlich. Thüringen, das deutsche Land der Mitte, ist das Heimathland der Kirchthurmspolitik und der wohlgepflegten Mittelmäßigkeit. Die beschränkten Verhältnisse und Beziehungen der Staaten wirken in einzelnen Richtungen auf die Begriffsgestaltung und Willensrichtung der Köpfe ein. Die Grenzpfähle stehen so eng, daß sich die Leute nicht frei bewegen, sondern immer wie mit der Befürchtung, man könne bei einem kräftigen Schritt einem difficilen Nachbar in's Gebiet stolpern. Wer Großes, mehr als Thüringisches, in Thüringen anstrebt, hat einen schweren Stand, es wäre denn, er hätte einen Beschützer von Oben, oder die Begabung, sich von Unten den gegebenen Verhältnissen scheinbar anzuschmiegen. Wer mit offenem Schritt sein fernes unverhülltes großes Ziel verfolgt und dazu das Unglück hat, auch mit seiner Lebens- und Staatsanschauung die deutlich angestrichenen Grenzpfähle zu überspringen, für den steht das Prokrustesbett[4913] bereit. – Die Angst, es könne „aus einer industriellen Maus ein politischer Elephant“[4914] wer den, hat schon viel Unheil angerichtet und manchen braven Mann mit gebrochenem Herzen unter den Rasenhügel gebracht. – Wir haben ein theueres Grab hier, darunter ruht Einer, der an den ächtthüringischen Verhältnissen gestorben ist, ein Geist, wie seit Luther kein Zweiter in Thüringen mit der Leuchte der Wahrheit und dem Schwert des Wortes aufgetreten! Unsere Leser kennen ihn, den Gründer dieses Universums, den Genius, welchen die hämischen und launigen Kobolde und Zwerge unter und über der Erde so lange mit Steinen, Knüppeln und Koth bewarfen, bis er seinen Stab nahm und für immer von dannen ging.*)[4915]

Thüringen, und besonders der Thüringerwald, ist dadurch, daß das Dampfroß bis zu dessen Nordfuße vordringt, während der schönen Jahreszeiten reich an nordischem Besuch. Da flötet die weiche Sprache des Ostseebewohners, da singt der süße Sachse, da klappert die berliner Zunge, bauschige Reifröcke rauschen den Wasserfällen des Gebirgs zum Trotz, der Zwicker sitzt im verzerrten Auge, und das milde Urtheil der großen Welt findet Alles so passable, so nett! Die Natur bleibt aber ewig gesund und jung und schön, da lacht die grüne Erde den blauen Himmel so offenherzig an, wie die Augen der schmucken, starken Kinder des Gebirgs Dich anlachen, die Berge tragen ihre Buchen-, Eichen- und Tannenkronen stolz auf den Felsenstirnen, und die Wiesen der Thäler schmücken mit der buntesten Pracht sich und die Quellen und Betten ihrer köstlichen Gewässer. Diese Natur macht sich gar nichts daraus, ob die zweibeinige bezwickerte, verputzte und verzerrte Unnatur noch so wohlwollend und herablassend auf ihr herumsteigt. Ich höre eine Stimme vom Südabhang des Gebirgs her, die singt, was wahr ist:

Der Thüringerwald
Ist im Winter gar kalt.
Und die Bäume ganz weiß
Und die Wege voll Eis!

Ihr Leutle, packt auf
Und geht emal 'rauf,
Wenn's Frühjahr zur Nacht
Die Thürle aufmacht!

Die Blümle! Die Gründle!
Die Wälder! Die Berg'!
Was ist da der Mensch
Für ein lausiger Zwerg![4916]

[4913] Prokrustes (griech. Προκρούστης, „Ausstrecker“), ein Riese der griech. Mythologie; er bot Reisenden stets ein Bett an; waren diese nun zu groß für das Bett, hackte er ihnen die Füße bzw. die überstehenden Gliedmaßen ab; waren sie jedoch zu klein, hämmerte und reckte er ihnen die Glieder auseinander, indem er sie auf einem Amboß streckte.

[4914] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[4915] *) Ueber das Leben und Wirken Joseph Meyer's erscheint demnächst eine besondere Schrift im Bibliographischen Institut, auf welche wir im Voraus dieses deutschen Mannes zahlreiche Verehrer und Freunde aufmerksam machen [das Werk ist leider niemals erschienen].

[4916] „Fritz Hofmann's Koburger Quackbrünnla – Volksdichtungen in nordfränkisch-koburger Mundart.“ (siehe hierzu auch S. 63, Anm. 96), S. 62, Nrn. 369, 371 u. 372.

Die besuchtesten Punkte des Gebirgs sind im östlichen Theile die kaiserliche Schwarzburg und das Felsenspalier des Schwarzathals, die prachtvolle Klosterruine von Paulinzelle, Blankenburg mit den Trümmern des Greifensteins, die Saalestädte Saalfeld, Rudolstadt und Jena mit ihren reizenden Umgebungen; nach Westen hin lockt Ilmenau mit Elgersburg, da hebt das Gebirg seinen Rücken immer höher, läßt das erzdröhnende Suhl tief im Thal erblicken, zeigt den Oberhof auf der Schulter und setzt die hohe Sturmhaube des Inselsbergs auf, dessen steinerne Helmspitze jetzt einen weiten Blick über das Berg- und Hügelmeer in die ebenen Lande hinaus gewährt. Herabwärts geht’s durch das Felsen- und das Drusethal, da winkt schon wieder Reinhardsbrunn mit der frischen schönen Schminke auf der uralten Haut, und dort die berühmte frische und frohe Salzmannschaft in Schnepfenthal[4917], und weiter Eisenach mit seinen Kunst- und Naturmerkzeichen der Sage und der Geschichte: Hörselberg und Wartburg, Venusreich und Sängerkrieg, Tannhäuser und Luther! Und wandeln wir von da schnurgerade nach Süden, so tritt uns in Wilhelmsthal der Geist Karl Augusts[4918] und seines Göthe entgegen, noch weiter ragen die Trümmer der Burg Altenstein über den Bergwaldsaum empor, und endlich empfangen und umfangen uns heitere Anlagen, zeigen sich bald leise, bald kräftige Nachhülfen kunstreicher Menschenhand bei den Bildungen und Gestaltungen der Natur, und wir sind, wohin unser Stahlstich uns ruft, im Bade Liebenstein und am Fuße der Anhöhe, welche die Burgreste gleichen Namens trägt.

An einer schönen Stätte auf heimischem Boden soll man den Leser nicht schriftlich herum-, nicht jede Einzelheit ihm beschreibend vorführen. Man soll ihm nicht mehr sagen, als nothwendig ist, um ihn von der Scholle weg, vom Kanapee empor, aus der Arbeitsstube heraus zu reißen, ihn in den Wagen oder in die Reiseschuhe zu bringen, ihm die Familie oder den Reisestock allein mitzugeben. Nun komm’ und sieh Dich selber um! – Aber beleben muß man ihm vorher die Gegend mit den Gestalten der Sage und der Geschichte: dann wird sie ihm leichter selbst heimisch, und manchen Baum, manchen Quell, manches alte oder neue Gemäuer oder Gebäude begrüßt er wie einen alten Bekannten, wenn in seinem Gedächtniß ein Bild der Sage oder der Geschichte mit dem Namen desselben verbunden ist. Folgen wir heute dieser weisen Lehre, die wir uns selbst gegeben haben.

Du bist so gefällig, lieber Leser, auf der Straße von Obergrumbach herzukommen. Von da wandelst Du in einer schattenkühlen Allee zwischen freundlichen Häusern und Parkanlagen zu den Hauptgebäuden des Badeorts Liebenstein. Drehe Dich auf einem Absatz herum, so fliegen liebliche Wiesenflächen, der bewaldete Berggipfel, herrliche Baum- und Felsenpartien und der Bergformenreichthum des Thüringerwalds als Hintergrund wie ein rasch abgerolltes Panorama an Deinen Augen vorüber, und Du weißt, daß, wie mir ein Fremdenführer sagte, Du eine Figur bist in einem reizenden Idyll, welches eines göttlichen Dichters Laune in ein erhabenes Epos verwebte. Jene Allee führt Dich vor das Fürstenpalais, das sich durch Glaskuppel, Säulen, Balkon und geschmackvolle Blumenumkleidung auszeichnet. Dem Palais gegenüber, im sogenannten Langen Bau, kannst Du ein Zimmer finden; ist’s da nicht mehr möglich, so kommst Du im Kurgasthause oder in einem der anmuthigen Häuser des Dorfs unter. Jetzt weiter! Neben dem Fürstenpalais siehst Du das Theatergebäude: da erblickt man das Brunnenhaus und einen Theil des Dorfs. Vor dem Kurhaus ist ein prächtiger Platz, da geht’s allen fünf Sinnen so gut, daß der ganze Mensch froh wird. Das Auge erfreut sich am Blick in das heitere Werrathal, die vortreffliche Musik der herzoglichen Kapelle von Meiningen entzückt Dein Ohr, dieselben Lüfte, welche, über die klaren Gewässer hin und zwischen den rauschenden Blättern der Bäume hindurch wehend, so erfrischend auf Dein Gefühl wirken, tragen die Wohlgerüche des Blumenflors Dir zu, und wenn gar an Sonn- und Feiertagen die bildschönen Töchter des Gebirgs kommen und in ihrer malerischen Tracht vor Dir dahinschreiten, und die kräftigen und sonoren Stimmen des steinbacher Singvereins unter den Baumhallen aufsteigen, da muß auch Dein Geschmack eine stille Freude empfinden über die perlende Gottesgabe! Wenn dies nicht, so bist Du ein krankes Menschenkind, das in die Wanne gehört, und dahin wollen wir sogleich gehen. – Da sind wir wieder am Theatergebände, und mit diesem ist das Badehaus verbunden. Hier findest Du Wannen von inländischem Marmor, eine Douche,

[4917] Der Sitz der am 4. März 1784 von Christian Gotthilf Salzmann (1744–1811) in Schnepfenthal nach den Grundsätzen des Philanthropismus gegründeten Erziehungsanstalt, die bis heute als Gymnasium besteht.

[4918] Carl August (1757–1828), seit 1758 Herzog und ab 1815 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Förderer Goethes.

ein Gasbad; auch Sool- und Seesalzbäder sind da zu haben. Zum Trinken des Heilquells gehen wir in das Brunnenhaus, ein heiteres Rund, von einer Kolonnade umgeben, welche die Glaskuppel trägt. Die Quelle, zu welcher eine Steintreppe mit Geländer führt, strömt binnen 4 ½, Minuten ¼ Eimer Wasser aus, und keineswegs von dem Wasser, welches „es freilich nicht thut!“ Der Surborn (Sauerbrunnen), wie er im Volksmund heißt, ist ein klares, farbloses, starkperlendes, erdig-salinisches Eisenwasser von salzig-prickelndem, tintenartig-zusammenziehendem Geschmack. In einem Pfunde desselben haben berühmte Sachverständige 26 Kubikzoll[4919] Kohlensäure, 2 Gran[4920] kohlensaures Eisen, 2 ½ Gran Kalkerde und 2 Gran schwefelsaures Natron gefunden. Es nimmt somit unter den Eisenwassern Deutschlands eine vorzügliche Stelle ein, ist in Ansehung des Geschmacks dem von Pyrmont und Driburg fast gleich, verändert seine Eigenschaften nickt, wirkt (getrunken oder zugleich zu Bädern gebraucht) reizend, stärkend und zusammenziehend auf das Gefäßsystem, die Muskeln, Fasern und Nerven, die Schleimhäute, die äußere Haut, und schafft bei hypochondrischen, hysterischen und vielen anderen Uebeln Heilung. Wem dies Alles nicht genügt, wer sein Heil auf kaltes Wasser setzt, der findet rechts vom Kurhaus die Gebäude der mit allem Nothwendigen, mit Apparaten zu Regenbädern, aufsteigenden Douchen, Quellbädern, Theil- und Sturzbädern, ansgestatteten Kaltwasser-Heilanstalt. Nur Eines findet er in Bad Liebenstein nicht: Spielhöllen! Wer die sucht, muß anderswohin gehen, und „Niemand gibt ihm das Geleit.“

Weil nun, ob dieses Spielhöllen-Mangels, die Kurgäste nicht nur volle Zeit zum Gesundwerden, sondern auch zum Naturgenuß haben, so wollen wir rasch an Allem vorbeifliegen, was dem liebensteiner Gast jene „*Salons de jeu*“, zu deutsch „Bänke der Schande“[4921] ersetzt. Da gehen wir vom Kurhaus gleich zum Erdfall, einer amphitheatralischen Riesenlaube mit Springquell, Grotte und Bierkeller, einem Feenpalast, wenn er bis hoch zu den Wipfeln der Bäume mit tausend Lampen geschmückt ist. Von da zum Burgberg schreitend gelangen wir zum Bernhardsplatz mit der Fernsicht auf weite blaue Gebirgszüge, und von diesem aus am Tannenwäldchen hin zur Burg, deren Trümmer stolz auf einem Dolomitfelsen thronen. Die Landschaftsbilder durch die Fensterhöhlen sind so in keiner Gemäldegalerie wieder zu finden. Zwischen der Burgruine und dem Bernhardsplatz führt ein Waldpfad zum Felsentheater, das vom edlen Mosengeil[4922] (dem ersten deutschen Stenographen) in Abendglockenwehmuthschauern zur „stillen Kirche“ erhoben wurde. Durch den Hain des Burgbergs herabsteigend werden uns die etwaigen mathisson[4923]’schen Burgtrümmerreime vom Au- und vom Zigeunerbrunnen weggeschwemmt. Wir stehen an der Kaltwasser-Trinkpromenade und verfolgen sie bis zum Werner’s-Platz[4924]. Noch weiter, als da, reicht der Blick bei der Mooshütte am Aschberge: dort liegen über 37 Orte Dir zu Füßen. – Von Liebenstein eine gute Viertelstunde ostwärts wandernd, stehen wir vor dem Eingang in das Thüringer Thal mit dem Eselssprung, einer hufähnlich eingepreßten Vertiefung in einen Fels, von welchem *D.*[4925] Luther, nach andern Sagen Christus selbst, auf einem Esel reitend hinab gesprungen ist. Wer von Liebenstein aus Glücksbrunn (Schloß und Ort mit einer großen Maschinen- und Kammwollspinnerei, nebst Musterwirthschaft) und Schweina (einen ansehnlichen Marktflecken) besucht, dem erscheint zwischen den mächtigen Granit- und Dolomitfelsen im Westen das Bild eines steinernen Riesen, der in seinen Mantel gehüllt dasitzt und einen hohen Pokal vor sich hält. Diese Bedeutung jenes Felskolosses erkannte zuerst ein Dichter, der’s verstand, und erzählt, der greise Zecher habe auf dieser Stelle mit goldenem Wein das schön blühende Land leben lassen und sei, den Becher in der Hand, gleich da geblieben. Denn:

[4919] 1 Kubikzoll (Preußen) = 1728 Kubiklinien ≈ 17,891 cm³ = 0,017891 Liter.

[4920] In den Nürnberger Apothekergewichten entspricht das Gran (wie andernorts auch) dem 20. Teil eines Skrupels und dem 5760. Teil des Apothekerpfundes, also etwa 62 mg.

[4921] Frz., korrekt übersetzt eigentl. Spielsalon.

[4922] Carl Friedrich August Mosengeil (1773–1839), einer der Erfinder der dt. Kurzschrift.

[4923] Der dt. Dichter und Schriftsteller Friedrich von Matthisson (1761–1831).

[4924] Benannt nach Hofrat Werner († 1841), der dreißig Jahre lang die Geschicke des Liebensteiner Bades gelenkt hatte.

[4925] Ein einfaches „D.“ steht für den Doktortitel der prot. Theologie.

„Er stieg nicht mehr herunter
Vom Felsenthron in's Thal
Er saß, ein steinern Wunder,
Hoch droben im Morgenstrahl. –

Der Wand'rer, freudeglühend,
Schaut noch den Zecher so,
Die Auen liegen blühend,
Noch seines Segens froh!"[4926]

In der Nähe des glücksbrunner Schlosses ist abermals ein schattenkühler Erdfall, uns aber nur des starken Baches wegen interessant, der aus einer Grotte dort hervorbricht. Könnten wir diesem Bache von da in seinem unterirdischen Felsenbette aufwärts folgen, so gelangten wir in die prächtigste Halle der großen Höhlen, die am 28. Juni 1798 hier entdeckt worden sind und über deren, bei voller Beleuchtung, bezauberndes Innere ich gar nichts verrathe. Hier gilt's, unvorbereitet genießen! – Zu den Herrlichkeiten des Bades Liebenstein gehört aber auch noch das Sommerschloß Altenstein mit seinem großartigen Naturparke und dazwischen den nirgends störenden Gebilden der Menschenhand. Haben wir auf dem Gipfelpunkte des Thurms der alten Burg das Rundbild mit ruhigem Auge umgangen, so verlassen wir die Terrasse und besteigen den Felskegel der Ritterkapelle, schlendern an der großen Linde vorüber zum Wasserfall und zur Sennhütte, lassen uns von da auf die Teufelsbrücke verführen. Von da ist nicht weit zur Stätte der Nauenburg, wohin die Sage jene „lebendige Mauer" verlegt. Heller leuchtet durch die Geschichte der Bonifaciusfels und die Bonifaciuskapelle. Ein Denkmal der Kindesliebe ist der Blumenkorb auf 60 Fuß hohem Felsobelisk; von da führt ein Schattenweg und ein Grottengang zur Rotunde mit ihrer Ueberraschung. Aber der imposanteste der altensteiner Felskolosse steht am Abhang des nach Glücksbrunn hinab abgedachten Bergvorsprungs: der Hohlenstein, so genannt wegen einer thorartigen Höhlung am Fuße, in welcher eine doppelte Aeolsharfe[4927] ihre elegische Zauberei treibt. Wenige Schritte von hier erblicken wir das Morgenthor zwischen den ungeheueren Felsmassen, und wer den Abend auf herzerhebender Höhe will scheiden sehen, der steigt da hinauf.

Dies Alles schmiegt sich dem liebensteiner Bade als Zubehör an. Für den rüstigeren Wanderer bieten sich Berg- und Thalfahrten vom größten Interesse. Nur Tagereisen sind es, die ihn führen nach Marienthal, Salzungen und Krainberg, nach Wilhelmsthal und zu der Wartburg, auf den Inselsberg und in das Drusenthal, nach Wallenburg, Stahlberg und Schmalkalden, nach Meiningen und zum Landsberg. Und wenn der in Liebenstein Genesene aus Dankbarkeit gegen den Thüringerwald den ganzen Rennsteig entlang läuft, so wird auch dieser Lauf ihn nur zu neuem Danke gegen das schöne Thüringen und sein gemüthbeseligendes Bad verpflichten.

Da hat der Leser eine lange Reihe von Namen, aber hinter jedem steckt ein Lockvogel, dem man getrost folgen darf. Belebt sind die meisten dieser Punkte durch zahlreiche Sagen, von denen manche Hand in Hand mit der Geschichte gehen, andere zu ihr hinführen. Die Erzählung derselben würde ein Buch füllen, und wir haben nur Blätter zu bieten. Es müssen ein Paar Andeutungen genügen. Den thüringischen Sagenmann, L. Bechstein[4928], kann der Badegast ohnedies immer hier an der Quelle begrüßen.

Der Gast hat vor Allem die Aussicht, sehr reich zu werden, wenn er die weiße Frau erlöst, die auf der Burg einen großen Schatz hütet. Auch die liebensteiner Teufelsmahten sind berühmt. Der Teufel hat in Einer Nacht die ganze Flur mähen müssen und ist darüber in Verzweiflung gerathen, nach Salzungen entflohen und dort in einen tiefen Tümpfel – die Teufelskutte – gefahren. Da steckt er noch. Tief im Wald bei Altenstein ist die Stätte, wo die Burg Altringelstein stand. Da sprang eine geraubte Braut glücklich hinab; ihr zu Ehren heißt der Bach, der dort fließt, der Brautborn. Aber auf der Stätte selbst

---

[4926] Die beiden letzten Strophen aus Ludwig Bechsteins (1801–1860) siebenstrophigem Gedicht „Der Zecher". Es findet sich in dem von Heinrich Eduard Apel (Lebensdaten nicht zu ermitteln) herausgegebenen Werk „Die Sänger unserer Tage. – Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart […]" (Altenburg: H. A. Pierer 1842), S. 273f.

[4927] Ein Saiteninstrument, dessen Saiten durch Einwirkung eines Luftstroms zur Resonanz und somit zum Klingen gebracht werden. Der Name geht auf Aiolos (griech. Αἴολος), den Beherrscher der Winde in der griech. Mythologie, zurück.

[4928] Siehe hierzu S. 1590, Anm. 4926.

geht eine schöne Jungfrau mit einem Schlüsselbund um; von den Flachsknotten[4929], die sie Dir etwa anbietet, nimm ja, das wird lauter Gold! – In den verschütteten Kellern dieser Burg liegen ungeheuere Fässer voll des besten Weins; das Holz der Fässer ist verfault, der Weinstein umzog das edle Naß fest mit einer krystallenen Haut. Bei Glücksbrunn geht gar ein goldener Hirsch um: der zeigt den Reichthum an, der in den verlassenen Schachten der Berge der Erlösung harrt; und wie geht's gar in den Gruben um! Da gibt es Gnomen und Gnomiden, winzig klein und riesengroß, und schöne und schreckliche Geschichten in Menge. Ueber'm Luthersbrunnen unter dem Gerberstein haben Nonnen, deren Kloster einst dort stand, auch einen großen Schatz vergraben. Eine der Nonnen hat sich dorthin verwünscht und läßt sich als schöne weiße Jungfer sehen. Sie ist besonders Kindern gut und gibt ihnen Beeren und Kirschen und Blumen. Erlöst ist sie noch nicht, ebenso wenig wie ein häßliches Kleeblatt im Flußberg, hoch im Gebirg über Liebenstein: ein Metzger und Wirth, ein Müller und ein Grenzsteinverrücker; die sind von einem Jesuiter[4930] und Pöpelsträger[4931] dort in ein tiefes Loch gebannt und spielen Karte und raufen sich bis in Ewigkeit. Und was in und bei den großen und kleinen Seen Alles vorgeht! Wie herrlich schauerlich ist das! Gar neckische Streiche üben auch die Wichtelmännlein aus, die in den Grotten und Höhlen hausen. Aber der Bonifaciusthurm, der an dem Bonifaciusfels sich anlehnt, zeigt Dir die wahrhaftigen Fußstapfen eines großen Mannes[4932], und der Luthersfuß, der in einem Stein beim Glasbach sich abgeprägt hat, gibt Dir einen Wink, daß Möhra in der Nähe ist und die Luthersbuche und die Luthersquelle, und wie hoch der Mann im Volke steht, daß er nicht mir ein Held der Weltgeschichte, sondern auch der Sage geworden ist.

Dagegen liegt die Geschichte von Burg und Bad Liebenstein etwas abseits vom breiten Strom der Weltgeschichte, von dem nur hie und da eine Welle verheerend in das Thal schlug. Wer die ersten Steine zum Bau der Burg hat anfahren lassen, weiß Niemand. Vielleicht war es der Rheinpfalzgraf Siegfried[4933], der es mit den thüringischen Grafen gegen Kaiser Heinrich IV.[4934] hielt. Einen solchen Erbauer kann sich jede Burg gefallen lassen, denn er wird von den Chronisten als der „allerfreudigste und beherzteste Fürst"[4935] gepriesen. Eine andere noch glänzendere Möglichkeit ist die, daß von den henneberger Grafen, denen das nahe Laudenbach gehörte, des berühmten Minnesängers Otto von Bodenlaube[4936] Saitenspiel auch in diesen Hallen erklang. Aus der Blüthezeit des Ritterthums besitzt man nichts Schriftliches über Liebenstein; erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts beginnen die Urkunden mit den üblichen Erb-, Schenk-, Pfand- und Lehenbriefen. Recht hell wird der Burg Geschichte erst durch die Flammen des Bauernkriegs[4937]. Ringsum brannten viele Klöster und Schlösser, auch widerspenstige Dörfer, nach dem kräftigen Spruch der Bauern: „Mit gethan oder todt geschla'n!" Einer der Junker vom Stein zu Liebenstein hörte damals die Pfaffen in Barchfeld nach Anleitung seines Textes Joh. 21, wo Petrus sagt: „Ich will fischen gehen" den Bauern predigen, daß die Fürsten und Herren gleich den Hechten seien, welche die andern Fische auffressen. In der gerechtfertigten Angst seines Herzens gab der Junker sofort, noch an der Kirchthür, seinen Bauern vollkommene Fischereifreiheit in allen Gewässern seines Gebiets. Und das ganze Dorf zog zum Fischen aus, und der Junker unterschrieb die 12 Artikel des

---

[4929] Auch Flachsbollen genannt; die Samenkugeln des Flachses (Linum usitatissimum).

[4930] Diese pejorative Bezeichnung für Jesuit war im prot. Deutschland lange Zeit Synonym für Arglist und Verschlagenheit.

[4931] Ein Banner böser Geister, von sächs.-schles. Popel, der (Haus-)Geist.

[4932] Des Missionars Bonifatius (eigentl. Wynfreth; ca. 673–754 o. 755).

[4933] Wohl legendär.

[4934] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[4935] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[4936] Der dt. Minnesänger Otto von Henneberg (wahrsch. 1177–ca. 1245) und Graf von Botenlauben aus dem Geschlecht der Henneberger.

[4937] 1525.

Aufruhr-Manifestes[4938]. Als aber die böse Schlacht von Frankenhausen[4939] geschlagen war, kam das strenge Gericht auch über die Bauern dieser Thäler, und es blieben ihnen – so spottete der Junker – von den edelmännischen Fischen viele Gräten im Halse stecken. Im schmalkaldischen Krieg[4940] rettete sich die Burg durch ihre stärkere Befestigung. Damals saß droben Junker Asmus von Stein[4941], ein Lehensmann des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen[4942], der durch die grumbachschen Händel[4943] Land und Freiheit verlor und nach achtundzwanzigjähriger Gefangenschaft in Oesterreich gestorben ist. Nachdem sein Vetter August[4944], der Kurfürst von Sachsen, mit dem Reichsheer Gotha, des Herzogs Residenz, genommen hatte, ward auch Liebenstein belagert. Erst nach drei Monaten gelang die Erstürmung der tapfer vertheidigten Burg. Asmus fiel im Kampf, die Burg wurde zum größten Theil zerstört und der Glanz des Hauses war erloschen. Nur einen Theil der Güter konnte Asmus' Wittwe[4945] erhalten, und stellte den Liebenstein nothdürftig wieder her. Ihre Nachkommen hetzte der dreißigjährige Krieg mit über die Schlachtfelder, die Familie schwand zusammen, so daß im Jahr 1676 nur noch eine alte Majorin mit zwei Dienerinnen in den öden Räumen saß. Da fiel die Burg an Herzog Ernst den Frommen[4946], der sie Eulen und Sperbern, Schatzgräbern und Teufelsbannern zum Nachtquartier überließ. Stürme und Wetter fraßen am Dach, bis die Wolken in's Gemäuer hineinschauen konnten, und so entstand die schöne Ruine, wie sie der Leser auf unserem Bilde über den Bergwald emporragen sieht.

Aber ein schöner Zug der Geschichte ist es, daß die Söhne der beiden Unglücklichen, durch deren Mißgeschick der Glanz Liebensteins auf dem Berge erloschen war, sich die Hand reichten, um ihn im Thale zu erneuen. Ein Sohn jenes Asmus, Hermann[4947], wurde der Liebling des Herzogs Johann Kasimir[4948] von Koburg und Eisenach, eines Sohns jenes Johann Friedrichs des Mittlern. Herman[n] bewog den Herzog, den Sauerbrunn unter Liebenstein zu gebrauchen. Derselbe sprudelte damals aus einem Morast bei einem kleinen Teiche unter einem hohlen, überhängenden Weidenbaum hervor und war von jeher von den Landleuten als ein gesundes Wasser getrunken worden gegen alle Krankheiten. Die Heilkraft des Quells schrieben diese natürlich dem alten Weidenstock zu, der mit Gewalt entfernt werden mußte. Mau legte die Quelle frei, die 13 Fuß unter dem Morast aus reinem Kies hervorquoll, gab ihr eine schöne Umfassung mit Geländer und Treppe, und schon 1610 erschien die erste gelehrte Schrift des Magister Libavius[4949] über den „Kasimirianischen Gesundbrunnen zu Liebenstein"[4950], der Herzog

---

[4938] Die Zwölf Artikel, am 20. März 1525 in Memmingen verabschiedet, gehören zu den Forderungen der Bauern gegenüber dem Schwäbischen Bund. Sie gelten als die erste Niederschrift von Menschen- und Freiheitsrechten in Europa, und die zu den Zwölf Artikeln führenden Versammlungen gelten als erste verfassungsgebende Versammlung auf deutschem Boden.

[4939] Am 15. Mai 1525 in der die aufständischen Bauern unter Thomas Müntzer (ca. 1489–1525; hingerichtet) durch ein Fürstenheer vollständig besiegt wurden.

[4940] Von 1546 bis 1547, in dem Kaiser Karl V. den Schmalkaldischen Bund, ein Bündnis prot. Landesfürsten und Städte unter der Führung von Kursachsen und Hessen, besiegte.

[4941] Anselm von Stein († ca. 1568; ermordet).

[4942] Johann Friedrich II. der Mittlere (1529–1595), seit 1554 Herzog von Sachsen. Da er Partei für Wilhelm von Grumbach (1503–1567; hingerichtet) ergriffen hatte, der sehr wahrscheinlich an der Ermordung des Würzburger Fürstbischofs Melchior Zobel von Giebelstadt (1505–1558) beteiligt war, wurde am 12. Dezember 1566 die Reichsacht über ihn verhängt.

[4943] Siehe hierzu S. 719, Anm. 2245.

[4944] August (1526–1586), seit 1553 Kurfürst von Sachsen.

[4945] Nicht zu ermitteln.

[4946] Ernst I., der Fromme (1601–1675), seit 1640 Herzog von Gotha.

[4947] Hermann von Stein (Lebensdaten nicht zu ermitteln).

[4948] Johann Casimir (1564–1633), seit 1596 Herzog von Sachsen-Coburg.

[4949] Der Schulmann und Chemiker Andreas Libavius (ca. 1555–1616).

[4950] Libavius' (s. o.) Schrift „Tractatus Medicus Physicus unnd Historia, Deß fürtrefflichen Casimirianischen SawerBrunnen, unter Libenstein, nicht fern von Schmalkalden gelegen Welchen der Durchläuchtige Hochgeborne Fürst unnd Herr, Herr Johann Casimir, Hertzog zu Sachssen, Gülich, Cleve und Berg […] Durch verordente seiner Gnaden Medicos, Physicos, besichtigen probiren, und durch Baw- und Brunnenmeister zu bequemen brauch

mit zahlreichem Hofstaat, großem Marstall und fünf Hofnarren belebten das bis dahin so stille Thal und zogen vornehme Gäste allerwärts herbei, und Liebenstein war für jene Zeit ein berühmter glänzender Badeort. Da kam der dreißigjährige Krieg, der etwas mehr auf dem Gewissen hat als Liebensteins Verfall. Erst zu Anfang des folgenden Jahrhunderts suchte ein Herr von Fischern[4951] das Bad wieder zu heben, erbaute daselbst ein Schloß, das jetzige Kurhaus, pflanzte die wohlthätigen Baumgruppen vor demselben und zog glücklich die fürstlichen Nachbarn wieder als Gäste zur alten Quelle. In seinen jetzigen Stand wurde der Badeort erst gesetzt, nachdem er durch Kauf in den Besitz des herzoglichen Hauses von Sachsen-Meiningen gekommen, und das geschah am 1. März 1800. Herzog Georg[4952], ein Fürst, von welchem sich das Volk noch heute so viel Edles, Originelles und Handfestes erzählt, daß auch er einst ein Mann der Volkssage werden wird, ist der Restaurator des Bades. Er zauberte in die frische Waldnatur ringsum den blühenden Garten. Sein Nachfolger[4953] pflegte des Vaters Werk mit Liebe, die Umgebung in Schmuck, das Bad au Reichhaltigkeit und zeitgemäßer Verbesserung der Anstalten; noch im Jahr 1846 wurde sogar 105 Fuß tief eine im Freien springende Mineralquelle erbohrt. Natur und Kunst haben ihre Pflicht gethan, sie spenden Segen für Leib und Seele, und keine Hölle vergiftet Heilung und Heil.

anzurichten, anfangen lassen“ war 1610 in der „Fürst. Truckerey“ zu „Coburgk“ erschienen und gilt als eine der ersten „Brunnenschriften“ Deutschlands.

[4951] 1710 hatte Friedrich Albert von Fischern (Lebensdaten nicht zu ermitteln) Bad Liebenstein zum Kaufpreis von 26.000 Talern erworben.

[4952] Georg I. (1761–1803), seit 1782 Herzog von Sachsen-Meiningen; er hatte Bad Liebenstein zum Kaufpreis von 110.000 Gulden erworben.

[4953] Bernhard II. (1800–1882), von 1803 bis 1866 Herzog von Sachsen-Meiningen.



BAD LIEBENSTEIN

im Herzogth. Meiningen

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 69f.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 37f.

Die Martinskirche zu Landshut.

Erst im altdeutschen oder sogenannten gothischen Baustyle erhielten die Thürme ihre eigentliche architektonische Ausbildung und ihre vollkommen organische Verbindung mit den übrigen kirchlichen oder weltlichen Bauwerken. Sie gehören, als zusammenhängender Haupttheil des Ganzen, ausschließlich der christlichen Baukunst an, und die Idee des altdeutschen Baustyls fand gerade in dem Bau des Thurms ihre rechte Verwirklichung. Die Thürme erheben sich stylgemäß viereckig in mehren Absätzen, die sich, wie Kugler[4954] uns belehrt, durch ein reichgegliedertes System von Strebepfeilem aus einander lösen und durch die Anlage bedeutender Fenster belebt werden. Das Geschoß hat, zumeist jedoch nur bei den ausgebildeten Architekturen von Deutschland, eine achteckige Grundform, vor deren Eckseiten wiederum freie Thürmchen, nach dem Princip der Gliederung der Strebepfeiler, emporsteigen. Ueber dem Achteck schießt sodann eine achtseitige Spitze schlank in die Lüfte empor. In dem Organismus dieses Thurmbaues waltet durchaus das Gesetz vor, das Streben nach aufwärts auszudrücken; in ihm erscheint dasselbe in seiner vollsten ergreifendsten Kraft.

In der letzten Hälfte des vierzehnten und besonders im fünfzehnten Jahrhundert erscheint das Aeußere der Thürme ziemlich reich dekorirt, zum Theil aber herrscht auch die schwere Masse vor. Letztere Bauweise findet sich vorzugsweise in den östlichen und insbesondere in den nordöstlichen Gegenden von Deutschland. Eine Ausnahme von dieser geographischen Bestimmung macht die Kirche St. Martin zu Landshut, deren Thurm die Zierde unseres Bildchens ist. Sie ist wesentlich nach jenem nordisch massenhaften Princip behandelt. Der Thurm, 448 Fuß hoch, gehört zu den höchsten in Deutschland. Der Bau des herrlichen Gotteshauses fällt in die Jahre von 1432 bis 1478.

Man kann das himmelaufragende Prachtwerk nicht anschauen, ohne mit Stolz sich der Kühnheit und Kraft des germanischen Geistes zu freuen, und täglich sollte man die deutsche Nation vor ihre Riesenwerke führen, um sie mit dem zu nähren, was ihr bitterster Mangel ist: mit Selbstachtung. – Es war einmal ein Löwe, der war sehr stark und lag sorglos hingestreckt zwischen falschen Nachbarn. Sie fürchteten seine Pranken, so lange aus den Augen ein mächtiger Wille sah. Da ward der Löwe krank und vertheilte in seiner Krankheit seinen Willen an die einzelnen Gliedmaßen. Das war sehr übel gethan. Denn jedes Glied that nun, was es wollte, und die anderen kümmerten sich nicht darum, ja, die falschen Nachbarn rissen von manchem Gliede ganze Fetzen los, ohne daß die anderen thaten, als ob sie etwas mitfühlten. Das Haupt saß recht vergeblich oben darauf, als ob es nur da wäre, um die Glieder zu betrachten. Sogar die kleinsten Nachbarn des Löwen wurden übermüthig und verhöhnten ihn und sprangen bellend an ihn hinan. Das ist so oft schon geschehen und geschieht noch heute und noch morgen! Und innen im Löwen blutet das Herz vor Wehmuth und Zorn. Aber das Herz hat keine Stimme und der Löwe kein Haupt mit einem Willen. Ein Schlag mit der Tatze, und der giftige Kleffer schwiege für immer. Er aber klefft und knurrt und zaust an des Löwen Mähne, und dessen Glieder liegen da regungslos fast zum Erbarmen. Es ist eine recht traurige Geschichte.

[4954] In Franz Kuglers (1808–1858) „Geschichte der Baukunst […]. Dritter Band.“ (Stuttgart: Ebner & Seubert 1859), S. 341f.



LANDSHUT
(DIE MARTINSKIRCHE)

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S., Inhaltsverzeichnis u. „Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß [...] Band I bis XVIII“. qu.-8°. S. 71-75.

Adrianopel[4955].

Es sind trübsinnige Eindrücke im erhabensten Style, welche die Großstädte der europäischen Türkei auf den abendländischen Reisenden machen. Inmitten einer Natur, über die alle Zauber der Schönheit gegossen sind, unter einem Himmelsstriche, wo Alles, wie die Sage geht, von bewundernswürdiger Güte und Sanftheit ist, Luft und Erde und Thier, Alles – bis auf den Menschen, – da dehnen sich, über Thäler und Hügel hin, jene Riesenbaue mit ihren Moscheen und Palästen, Zinnen und Thürmen ohne Zahl, stolz und gewaltig, und dennoch, trotz des blendenden Glanzes, von unheimlichem Aussehen, tausend Spuren des Verfalls an sich tragend, wie belastet vom Fluche des Untergangs und gebrandmarkt von all’ den Greueln, welche im Laufe von Jahrhunderten in und außer den Mauern der Mensch hier verübte, und deren Erinnerungen den Wanderer auf Tritt und Schritt, wie schwarze Schatten, verfolgen. So ist Stambul, so auch Adrianopel oder Edreneh, wie die Türken sie nennen, die zweite Stadt des Reichs.

Auch ihre Lage, ist von hoher und berühmter Schönheit, und wer droben auf der Galerie eines der schlanken Thürme steht, welche sie zieren, und den Blick schweifen läßt über die Stadt und die buntfarbige Landschaft, über der das tiefe Blau eines südlichen Himmels ruht, genießt eines entzückenden Anblicks. Da liegt zu Deinen Füßen im weiten Thal der Maritza[4956], über sieben sanfte Anhöhen sich hinziehend, das kaum übersehbare Häusermeer. Zierlich gewunden und in verschiedene Arme sich theilend, schlängelt der blaue Fluß durch die Stadt, und Gruppen von Grün, in allen Schattirungen und allen Formen, bis hinan zur schwarzen Cypresse, leuchten anmuthig zwischen den flachen rothen Dächern hervor, über deren Gewirr die schwärzlichen Mauern und Thürme und, wiederum aus dem Schatten gewaltiger Bäume, die weißen Minarett[4957] und. blanken Kuppeln der Moscheen majestätisch sich erheben. Dichtbelaubte Gärten mit schimmernden Landhäusern, lachende Weinberge, Rosenwäldchen und strotzende Saatgefilde bilden in lieblichem Wechsel die Umgebung der, Stadt und locken den Blick in die Ferne, bis er sich hier ins Unendliche verliert, dort von den blauen Bergen des Balkan begrenzt wird.

Entzückt stehst Du vor dem reizenden Bilde, betroffen von dem mächtigen Eindruck der Stadt; vor Deinem Geiste aber rollen sich die Bilder der Geschichte des denkwürdigen Volkes auf, das hier haust: wie es hervorbricht aus dem Innern Asiens, ein reißender Bergstrom die Niederungen überschwemmt, Städte zerstampft, Reiche erobert, das Banner seiner Herrschaft aufpflanzt in drei Welttheilen, ganz Europa beben macht durch den Klang seines Namens – und, halb Grausen, halb Bewunderung im Herzen, steigst Du von Deiner luftigen Warte nieder. Dich verlangt, diesem kühnen Wolke näher zu treten, die blendende Stadt, einen Mittelpunkt seines Reichs, in der Nähe zu schauen. Du willst ihre 40 Moscheen, ihre Bollwerke und Prachtbauten, alle die Denkmale ihrer Größe bewundern, willst Dich in das Wogen ihrer Bevölkerung mischen, an ihrem Schaffen und Genießen, ihrem Wagen und Gewinnen Dich erfreuen, und Du wirfst Dich hinein in das Labyrinth von Häusern, das Du aus der Höhe eben überblickt hast. Welche Täuschung! Da siehst Du das Gras wachsen auf den Straßen, siehst die Gebäude wie verlassen stehen, hier verfallende Paläste, dort Reihen in Schmutz versinkender Baracken, halb eingestürzte Zinnen und Thürme, von dunkelgrünem Epheugeranke dicht umwuchert; siehst Gärten verödet und verwildert, Trümmer ehemaliger Wasserkünste halb versunken unter dem Schatten riesiger Bäume, in deren Wipfeln das Volk der Vögel jubilirt und sich des Tages freut, unbekümmert um Lust und Leid

[4955] Veraltet für türk. Edirne (bulg. Одрин, Odrin; griech. Αδριανούπολις, Adrianoupolis; osman. ادرنه, Edirne).

[4956] Bulg. Марица, Mariza; griech. Έβρος, Evros; osman. مريج, Meriç; türk. Meriç Nehri.

[4957] Siehe hierzu S. 188, Anm. 495.

der Menschen; Du siehst das armselige schläfrige Treiben der Märkte und Straßen; das monotone, freude- und interesselose Leben der Einwohner, die, aus Juden, Türken, Griechen und Armeniern bunt zusammengesetzt, im weiten Umfang der Stadt sich verlieren, wie in einem weiten Mantel ein dürrer Körper; siehst ihr mühevolles Ringen um ein karges Stück Brod, ihre ganze klägliche Existenz unter Schmutz, Lumpen und Ungeziefer; nirgends frisch pulsirendes Leben, nirgends ein geistiges Interesse, überall nur furchtbare Oede, Verfall und Verkommenheit, Stumpfheit, Noth und Verlassenheit überall, auf jedem Gesicht, an jedem Giebel, in jedem Winkel. Da ergreift ein peinliches Gefühl von Trauer und Melancholie Dein Gemüth, Du gedenkst Deines fernen Deutschlands mit seinen hohen Reichthümern, seiner Literatur, seinem Wissen, seinem Verlangen und Ringen nach geistigen Gütern – und Du verstehst mit einem Male das Voltaire'sche*)[4958] Witzwort, das vom „kranken Mann" spricht unter den Staaten Europa's.

Wohlan! Durchfliege noch einmal die Blätter jener Geschichte, deren Bilder Dir vorhin in so imponirendem Licht erschienen, und der Verfall dieses Reiches wird Dir als eine nothwendige Folge klar werden, als ein Schicksal, das Religion, Staatseinrichtung und Volkscharakter vereint herbeiführten. Der Islam ist ein Kind Arabiens. In den wilden unzugänglichen Steingebirgen dieses Landes, in seinen Sandwüsten mit ihren sternenfunkelnden Nächten und der öden und erhabenen Einsamkeit, dort ist seine Heimath; dort, überhaupt in Asien, hat er noch heute seine volle Lebenskraft. Er ist das Herzblut der Raçe, des Klima's, der socialen und sittlichen Anschauungsweise jener Länder und jener Menschen. Unter europäischen Himmel verpflanzt, neben abendländische Kultur, das phantastische Kind der Wüste neben den nüchternen Sohn christlicher Civilisation, war er der Baum, der auf ungeeignetem Boden verkümmert: der Türke verlor seine Glaubensgluth und Glaubenskraft und nahm zum Ersatze dafür nichts als den Auswurf westlicher Gesittung. In Europa muß und w i r d der Mohammedismus untergehen. Nicht mindere Schuld aber, als diese religiösen Verhältnisse, trägt am trostlosen Zustande des Staates der Charakter des türkischen Volkes überhaupt. Der Türke ist mit dem Araber, seinem Glaubensgenossen, nicht auf einerlei Stufe zu stellen. Die Araber sind ein edles, reichbegabtes Volk, von wilden starken Gefühlen, aber zugleich eiserner Gewalt, sie zu bändigen. Wo sie gebildete Länder eroberten, erlangten sie allenthalben schnell einen bedeutenden Grad von Civilisation. Der Türke dagegen ist geblieben, was er war, der ungeschlachte, aller Kultur und Sitte unzugängliche Barbar. Die ganze gewaltige Laufbahn dieses Volkes, sein Ruhm und seine Triumphe sind nichts als die Siege des Schwerts, die Erfolge der rohen Gewalt. Wie rauhe Bergluft in milde Thäler stürzte die Horde aus ihrer Steppe über die civilisirten Länder her. Der rohe Nomad sieht den gebildeten Weichling zu seinen Füßen; durch Raub und Mord werden die schönsten Frauen seine Beute; vor seinem Schwerte sinken blühende Städte in Trümmer, die herrlichsten Länder werden zur Wüste unter dem Hufschlag seiner Pferde; Verheerung, Rauch und Trümmer bezeichnen seinen Pfad; aber dieser Pfad führt ihn aus den Zelten der Wüste auf die weichen Polster der griechischen Großen, aus Armuth zu überschwenglichem Reichthum, aus Unbedeutendheit auf den Thron der Weltherrschaft. Sein Schwert ist der Schrecken der gebildeten Welt. Mit seinem Schwerte triumphirt er über Geist und Civilisation, Bildung und Schönheit. Was Wunders, wenn er, arm an Ideen, wie er ist, Geist und Kultur verachtet, der Menschlichkeit Hohn spricht, mit der Brutalität eines rohen Emporkömmlings sich dem Genusse ergibt, und das Schwert sein Glaube, seine einzige Beschäftigung bleibt? In der That, auf Unduldsamkeit und stete Eroberung war die Herrschaft der Türken gegründet, und so lange der Schreckensstrom ihrer Kriegsfahrten und Raubzüge in frischer Kraft dahin brauste, so lange stand es wohl und sicher um ihr despotisches Regiment. Aber jede physische Kraft wird endlich erschöpft und bricht zusammen, wie jeder Genuß in sich selbst sein Grab findet. Jener gewaltige Strom verlief sich allgemach, und das Reich sah sich eingedämmt zwischen die Staaten der europäischen Christenheit zu friedlichem Gedeihen. Der Barbar der Steppe verlor sein Schwert, und mit ihm Alles. Ohne geistiges Leben, ohne Anbau im Innern zu weiterer Entwickelung, ohne alle

[4958] *) Der Philosoph von Ferney [Voltaire] brauchte den Ausdruck zuerst in seinen Briefen an die Kaiserin Katharina von Rußland [(1729–1796)], um ihren byzantinischen Gelüsten zu schmeicheln [der Ausdruck „Больной человек Европы / Der kranke Mann Europas" in Bezug auf das Osmanische Reich wurde übrigens erstmals von Zar Nikolaus I. (siehe hierzu S. 229, Anm. 630) am 9. Januar 1853 in einem privaten Gespräch mit dem brit. Botschafter Sir George Hamilton Seymour (1797–1880) verwendet].

Rücksichtsnahme auf die Forderungen, welche Zeit und Nachbarn stellten, eingerostet in seinen Reichs- und Glaubensformen, bot der Staat das Bild des starren orientalischen Despotismus, und die täglich um sich greifende Schwäche und Versumpfung setzte unaufhaltbaren Verfall als sein unvermeidliches Loos außer Zweifel. Das ist das Leiden des „kranken Mannes“, das die Türkei schon seit hundert Jahren zum Spielball auswärtiger Politik macht, und dessen Syndrome dem Wandrer in jenem Lande aller Orten entgegentreten, an keinem aber stärker und ergreifender, als in Adrianopel.

Kehren wir jetzt dahin zurück. Die Stadt ist alt und hat wechselvolle Schicksale im Laufe der Zeit erlebt. Ursprünglich hieß sie Uskadama und war die Hauptstadt der alten Bessier. Ihren jetzigen Namen führt sie von Kaiser Hadrian[4959], der sie neu aufbaute und vielfach verschönerte. An dem Punkte gelegen, wo die verschiedenen Pässe des Hämus[4960] zusammentreffen, war sie dem Andrängen aller Völkerschaften ausgesetzt, welche Beutelust oder abenteuerlicher Sinn über das Gebirge nach dem Süden führte. Von Gothen und Bulgaren erlitt sie wiederholte Plünderung und Verheerung! auch die Kreuzfahrer unter den Komnenen[4961] nahmen über Adrianopel ihren Weg. Endlich im Jahre 1360[4962] bemächtigte sich Murad II.[4963] der schon damals nicht unbedeutenden Stadt, und sie war fortan, bei ihrer für militärische, politische und merkantile Zwecke äußerst vortheilhaften Lage, bis zur Eroberung von Konstantinopel[4964] Residenz der Sultane und Mittelpunkt des gesammten Osmanenreiches. Jetzt begannen für sie die Tage des Glanzes. Bald schimmerten die kupfernen Dächer zahlreicher und prunkender Moscheen weit hinaus in die Gefilde, Paläste und Schlösser entsprangen dem Boden, Gärten entstanden mit Villen und Lustsitzen, Wasserleitungen und künstlichen Springbrunnen, Befestigungswerke wurden aufgeführt, großartige Bäder von Marmor geschaffen mit domartigen Vorhallen, Märkte und Khane[4965] gebaut, Klöster, Schulen, Spitäler und andere Stiftungen errichtet, Brücken in kühnem Schwung über den Fluß geworfen, die Stadt alljährlich vergrößert und verschönert. Der Tribut gezüchtigter Völker, die Beute aus eroberten und verheerten Ländern, die Schätze von hundert verwüsteten Städten, die Trophäen zahlloser Siege, Alles floß hier zu unermeßlichem Reichthum zusammen und wurde von den Großen des Reichs in orientalischer Genußsucht, Weichlichkeit und Prachtliebe vergeudet. Jagdzüge und Jagdfeste, mit unerdenklichem Pompe von den Sultanen veranstaltet, belebten die Umgegend; die Einwohner (deren Zahl sich damals auf mehr als 300,000 belief, während sie jetzt kaum 90,000 beträgt) thaten sich hervor in den Künsten des Ostens, ihr Rosenöl und Rosenwasser, ihre Seidenzeuche, ihre feine Seife, ihre Scherbett[4966] und ihr Zuckerwerk wetteiferten mit den berühmtesten Erzeugnissen des Orients, und gefeierte Dichter sangen Hymnen zum Preise der Stadt und ihrer Bevölkerung.

Von all’ den Bauwerken, welche aus jener Zeit noch vorhanden sind als die Zeugen des entschwundenen Glanzes, ist Weniges mehr sehenswerth. Etwa die Citadelle, die mit ihren 16 Thürmen die Stadt beherrscht, der Bazar mit 6000 Gewölben, das alte und neue Serai[4967] und einige Moscheen, z. B. die Murad’s II.[4968] mit ihrem berühmten Vorhofe, dessen zwanzig Kuppeln von 70 der kostbarsten,

[4959] Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römischer Kaiser.

[4960] Veraltet für das Balkangebirge (griech. Αἷμος).

[4961] Die Komnenen (griech. Κομνηνός, Pl. Κομνηνοί), eine Adelsdynastie des Byzantinischen Reiches; sie stellten 1057 bis 1059 und von 1081 bis 1185 die byzantinischen Kaiser, sowie von 1204 bis 1461 die Herrscher im Kaiserreich Trapezunt mit dem Titel Großkomnene (Μέγας Κομνηνός).

[4962] Recte: 1362.

[4963] Murad II. (osman. مراد بن محمد, Murād b. Meḥemmed; 1404–1451), seit 1421 (mit einer Unterbrechung von 1444 bis 1446) Sultan (arab./osman. سلطان, sulṭān, „Herrschaft, der Herrscher“) des Osmanischen Reiches.

[4964] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 39, Anm. 33).

[4965] Osman. خان, ḫān, „Gasthof, Herberge“; hier dürfte jedoch eine Karawanserei (siehe hierzu S. 216, Anm. 606), also eine Einrichtung zur Beherbergung ganzer Karawanen gemeint sein.

[4966] Ein eiskaltes Getränk oder eine halbgefrorene Speise aus Fruchtsaft (siehe hierzu S. 213, Anm. 594).

[4967] Osman. سرای, sarāy, „der Palast“.

[4968] Osman. مرادیه جامع, Murādiye Cāmiʿ.

aus den Ruinen von Athen und Cyziens[4969] hierher geschleppten Marmor- und Granitsäulen getragen werden. Mehr aber noch als diese verdient unsere Aufmerksamkeit die in der Mitte der Stadt auf einer Anhöhe gelegene und Alles überragende Moschee[4970] Selims II.[4971], und ihr Bild läßt uns mit einem würdigen Eindruck von der Stadt des Hadrian scheiden. Diese Moschee, deren Bau in Folge eines Gelübdes nach der Eroberung von Cypern (1466[4972]) unternommen wurde und die Summe von 13 Millionen Piastern[4973] verschlang, wird von Sachkundigen für die prachtvollste des ganzen Orients erklärt. Sie bildet ein Viereck von 180 Fuß nach jeder Seite, mit einem Vorhofe von gleichem Umfang, dessen drei freie Seiten (die vierte bildet die Façade der Moschee) vierundzwanzig von Säulen gestützte Kuppeln zieren. Das Dachgewölbe der Moschee, außen mit Blei bedeckt, auf der innern Seite mit vielfarbigen Steinen zierlich ausgelegt und von Fenstern durchbrochen, übertrifft an Größe und Höhe das der Aja Sofia[4974] in Konstantinopel, und noch weit über dasselbe empor ragen die vier prachtvollen Minarete, von deren Galerien aus man die reizende Aussicht genießt, die wir oben beschrieben. Im Innern des Tempels, das nur mir entblößten Füßen betreten wird, sind weder Bilder noch Statuen, noch Altäre, noch Grabdenkmale zu sehen; nur arabische Inschriften, Sprüche aus dem Koran, Namen heiliger und frommer Männer, meist in Gold und in kolossalem Maßstabe ausgeführt, schmücken die Wände. Auf dem weißmarmornen und mit Teppichen bedeckten Fußboden liegen hie und da auf besondern Gestellen große und prächtig ausgestattete Exemplare des Koran, und eine Quelle des herrlichsten Wassers sprudelt in der Mitte der Moschee, schön in Marmor gefaßt, unter einem säulengetragenen Gewölbe. So drückt sich erhabene Einfachheit, Ruhe, Größe und Einheit des durchgehenden Gedankens aus, im Style des Ganzen wie in der Ausschmückung des Einzelnen, und der Eindruck ist durchaus gewaltig. Gewaltig am Tage, wenn durch die 250 Fenster der Kuppel das Licht der Sonne niederströmt, gewaltiger noch in den feierlichen Nächten des Ramazan, wenn der Tempelraum im Glanze von zwölftausend Lampen wiederstrahlt, und so zur großartigsten Verbildlichung der Aufschrift wird, welche seine Pforten ziert:

„Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“[4975]

[4969] Hiermit dürfte Lykien (lyk. 𐊗𐊕𐊐𐊎𐊆𐊍, Trm̃mis; griech. Λυκία, Lykia) gemeint sein, das die westl. der beiden halbkreisähnlichen Ausbuchtungen der kleinasiatischen Südküste einnahm (die östlichere, oberhalb Zyperns, gehörte zu Kilikien – griech. Κιλικία, Kilikía).

[4970] Osman. سليميه جامع, Selīmīye Cāmiʿ (türk. Selimiye Camii); sie war in den Jahren 1568 bis 1575 vom berühmten Architekten Sinan (osman. قوجه معمار سنان آغا, Ḳoca Miʿmār Sinān Āġā; ca. 1488/1490–1588) erbaut worden.

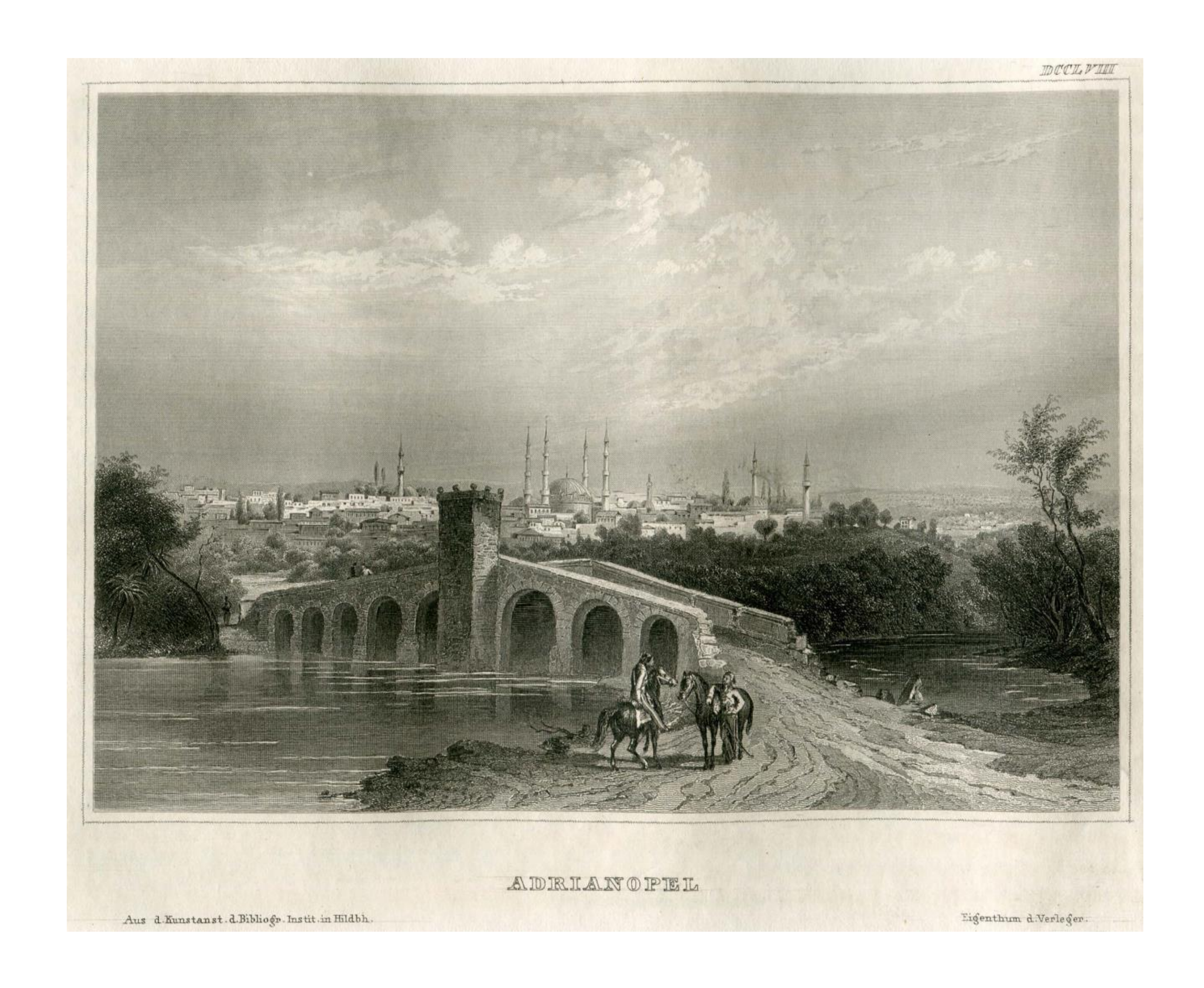
[4971] Selim II. (osman. سليم ثانى, Selīm-i s̱ānī, von osman. ثانى bzw. ثنى, s̱ānī bzw. s̱anī, „der/die/das Zweite; 1524–1574), seit 1566 Sultan des Osmanischen Reiches.

[4972] Zypern (griech. Κύπρος, Kypros) wurde erst 1570 von den Osmanen erobert.

[4973] Osman. Münze (siehe hierzu S. 233, Anm. 647).

[4974] Die Istanbuler Hagia Sophía (siehe hierzu S. 189, Anm. 505).

[4975] Beginn von Vers 35 der 24. Sure des Koran, der auch als Lichtvers (arab. آية النور, āyat an-nūr) bezeichnet wird: اللَّهُ نُورُ السَّمَاوَاتِ وَالْأَرْضِ, allāhu nūru s-samāwāti wa-l-ˈarḍi, „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde“ (in der Übersetzung von Friedrich Rückert; 1788–1866).


DCCLVIII
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

ADRIANOPEL

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S., Inhaltsverzeichnis u. „Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß […] Band I bis XVIII". qu.-8°. S. 95-100.

Schloß und Brücke von Pau[4976].

Wo fehlt es Dir? Macht Dir Deine Brust Angst um sich selber? Drückt der schwere Athem Dir alle Freuden des Lebens nieder? Komm' mit nach Pau! Da findest Du Leidensgenossen ein Paar Tausende, aber alle voller Hoffnung, daß ihrer die Erlösung harrt von ihrem Uebel. Freilich geschieht dies auch hier nicht immer durch die weiche, milde Luft, die von keinem rücksichtslosen Wind in Zug geblasen wird, sondern manchmal auch auf die andere Weise, von der man nicht gern spricht. Aber trotzdem verdient Pau das Vertrauen, welches die Leidenden auf sein wonniges Klima und heilkräftiges Wasser setzen, und die alte Stadt mit ihrem berühmten Schlosse ist auch in mancher andern Beziehung ein beachtenswerther Ort; Lage, Bauart, Bewohner, Geschichte geben ihr vielfaches Interesse.

Die gewöhnliche Reisefahrt von Deutschland aus nach Pau führt, wenn der Bewohner unserer Meeresküsten nicht die Seereise vorzieht, um über Bayonne oder Bordeaux dahin zu gelangen, über Paris, Orleans, Tours, Poitiers nach Bordeaux und von da am angenehmsten über Dax in das alte Land Bearn, dessen Hauptstadt Pau einst gewesen ist. Gleich hinter Dax verläßt der Wanderer die Tiefebene, die ihn bisher umgeben hat, und steigt zu dem Gebiete der niederen Pyrenäen hinauf. Es ist eine Art Fegefeuer mit himmlischer Fernsicht, was er zunächst um und vor sich hat: das einförmigste Haidegebiet dehnt sich ringsum aus, aber jenseits der trostlosen Hügelzüge winken die Riesen des Hochgebirgs mit ihren schneebedeckten und eisgekrönten Häuptern.

Anders gestaltet sich das Landschaftsbild, wenn wir Pau selbst vor uns haben. Die Stadt liegt am Saume eines Plateau's, durch welches das schöne Thal des Gave de Pau beherrscht wird, wie auf einem Erker vorgeschoben, und zwar augenscheinlich in der Absicht, den glücklichen Bewohnern einen durch nichts unterbrochenen Halbrundblick auf die Kette der hohen und niederen Pyrenäen zu eröffnen und auf den, zwischen beiden wie ein dreisitziger Thurm hervorragenden Pik von Ossau[4977]. Am vollständigsten genießt man diese Augenweide auf dem Platze vor der Kirche St. Martin, die wie auf einem vorgeworfenen Balkone steht, ferner auf dem Spaziergange des Place Royal und auf der künstlichen Plattform des Schlosses. Von diesen Standpunkten aus sehen wir die Berge in langen vom Schimmer des ewigen Schnees erglänzenden Linien sich im Süden der Stadt ausbreiten. Ihr Anblick ist entzückend im ersten Morgenlicht, aber häufiger bewundert bei Sonnenuntergang. Zu den Füßen des Hochgebirgs lagern sich die Hügelzüge der niederen Pyrenäen, reizende Thäler bildend, die zu baumreichen Auen zusammenlaufen und von den Flüssen Hedas[4978] und Ousse[4979] malerisch durchzogen werden. Beide nimmt die gebirgfrische Gave auf, die im steinigen, von immergrünen Ufern begleiteten Bette dahinrollt, und mit der prächtigen, hohen und breiten Brücke, die unsere Stahlplatte zeigt, zum Hauptschmuck des Vordergrundes dieses Landschaftsbildes gehört. Diese Brücke verbindet die Stadt, welche am rechten Ufer von den Hügeln bis zum Fluß herabsteigt, mit dem Flecken Jurançon, der sich zwischen den Hügeln und Feldern des linken Ufers ausbreitet und da den besten und gesuchtesten Wein der Gegend (*le vin de Jurançon*), den Nektar des Gebirgsbewohners, erzeugt. Die Lage von Pau, das sich zum größeren Theile auf den Hügeln ausdehnt, welche den Fluß auf seiner rechten Seite begleiten und sich in die Hochebene des Landes verziehen, hat einige Aehnlichkeit mit der von Salzburg, wird aber von letzterer an Mannigfaltigkeit, Schönheit und Großartigkeit überragt.

[4976] Bask. Paue.

[4977] Der 2.884 m hohe Pic du Midi d'Ossau.

[4978] Hédas.

[4979] Ousse des Bois.

Die Stadt Pau ist nicht nur die bedeutendste Frankreichs in solcher Nähe der Pyrenäen, sondern sie gilt bei ihren eigenen Bewohnern neben Paris für den einzigen Ort großstädtischer Geselligkeit im ganzen Reiche. Der letztere Anspruch ist neuesten Datums und eine Folge des Zustroms von Fremden zu den heilkräftigen Lüften und Gewässern der Gegend. Die Bevölkerung der Stadt ist seit dieser Zeit von 14,000 auf 20,000 gestiegen. Gäste vom September bis Mai oder Juni zählt man jährlich über 2000. – Pau ist regelmäßig gebaut und hat breite, freundliche Straßen. Mauern und Thore sind verschwunden, reizende Spaziergänge nehmen zum Theil deren Stelle ein. Der besuchteste führt vom Platze St. Martin zu den Alleen des Schlosses und von da zu der sogenannten Basse-plante, einem Spaziergange, den man einen Vorsaal des großen Parks[4980] nennen könnte. Auch dieser bietet viel Anmuthiges an Wegen, Pfaden, Gruppen und Fernsichten. Von der Basse-plante kann man zur Haut-plante gelangen, die eine neue stattliche Infanteriekaserne[4981] schmückt. Die meisten Häuser Pau's sind mit Schiefer gedeckt und einzelne Straßen zeugen von Geschmack und Wohlstand zugleich. Außer der oben erwähnten Brücke führen noch mehre über die Gewässer von Pau. Nur das Trinkwasser muß eine einzige Quelle liefern, die allerdings aus sechs Röhren reichlich fließt. In der Nähe der Stadt sind noch zwei andere Quellen, die der Feen[4982], welche Heilkraft besitzt und zu Bädern benutzt wird, und die der Saracenen[4983], so genannt, weil diese, so lange sie Herren von Pau waren, sich derselben ausschließlich bedienten. – Gegenwärtig ist Pau als Hauptstadt des Departements Nieder-Pyrenäen der Sitz des Präfekten, ferner eines Unterpräfekten, zweier Friedensgerichte, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Civil- und Handelstribunals, eines Einregistrirungs-, Etappen- und Sicherheitsamtes für Gold- und Silbergefäße und dergl. Behörden aller Art. Pau hatte seit 1724 auch eine Universität; Ludwig XIV.[4984] hatte sie gestiftet und die Stadt ihm dafür eine Erzstatue auf dem großen Platze vor dem ehemaligen Kapuzinerkloster errichtet. Die erste Revolution hob die Anstalt auf und stürzte den Bronzekönig vom Postamente. Dagegen besitzt es noch die 1721 gegründete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, ein Collége [sic!], eine Bibliothek, Handelsschule, Normalschule, mehre Gesellschaften und andere Institute für Förderung von Bildung und Wohlstand. Die berühmtesten Ausfuhrartikel von Pau sind die unter dem Namen Mouchoirs de Bearn bekannten leinenen Schnupftücher, der bereits genannte Jurançonwein und die geräucherten Gänsekeulen und Schinken, welche als Bayonner Schinken in die Welt gehen.

Die Bewohner von Pau sind, wie die Bearner überhaupt, größtentheils Basken, Nachkommen der alten Venarner oder Benarner, ein kräftiges Gebirgsvolk. Man rühmt sie gegenwärtig als fleißige und redliche Leute, tüchtig bei der Arbeit wie unter den Waffen. In früherer Zeit waren sie ein freiheitsstolzes Geschlecht. Die Fürsten von Bearn waren von einer mächtigen Landesvertretung abhängig. Auch die Rechtspflege war volksthümlich. Gewöhnliche Streitigkeiten unterlagen dem Spruch von Volksgerichten, das höchste Gericht bestand aus den Bischöfen von Lescar und Oléron und zwölf Baronen. Später errichtete man zu Pau ein ordentliches Hofgericht, welches unter Ludwig XIII.[4985], dem ersten Unterdrücker des Protestantismus in Pau und ganz Bearn, um 1620 in ein Parlament für Navarra und Bearn umgewandelt wurde. Die Revolution machte durch ihre Folgen allen diesen Volksherrlichkeiten ein Ende. Jetzt ist, trotz der vermehrten Bevölkerung, während der Ferien des Fremdenzugs die Stadt ziemlich still und ruhig; ja, deutsche Reisende wollen sogar vor den Palais der Post und der Präfektur schönes Gras zwischen den Pflastersteinen entdeckt haben.

Zum Hauptgegenstand unseres Bildes, dem Schloß von Pau, gelangen wir am angenehmsten auf einem Gange durch die Geschichte der Stadt. Veranlassung zur Errichtung von Befestigungen in dieser Gegend gaben die Mauren. Sie brachen nicht selten durch die Engpässe der Pyrenäen verheerend in

---

[4980] Hiermit dürften die Schloßgärten, heute „Le domaine national du château", gemeint sein.

[4981] Die im Jahre 1825 aufgenommenen Arbeiten am Bau der Infanteriekaserne konnten erst 1875 abgeschlossen werden. Allerdings bezogen bereits ab 1830 erste Einheiten die Anlage.

[4982] Frz. Fontaine des Fées.

[4983] Frz. Fontaine des Sarrasins (zum Begriff Sarazenen siehe S. 50, Anm. 65).

[4984] Recte: Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774), seit 1715 König von Frankreich, hatte 1722 die Universität gegründet; nachdem sie 1793 aufgehoben worden war, wurde sie 1971 neugegründet.

[4985] Ludwig XIII. (frz. Louis XIII; 1601–1643), seit 1610 König von Frankreich.

Bearn ein. Hier herrschten, seit Ludwig dem Frommen[4986], nicht mehr die Herzöge von Gascogne, sondern eigene Vicomten unter des Kaisers Hoheit. Gegen das Ende des 10. Jahrhunderts erbaute der Vieomte Gaston I.[4987] ein Schloß an der Südgrenze der Ebene von Pontlong. Den Bauplatz dazu hatten die Bewohner des Thales von Ossau abgetreten gegen das Versprechen für sich und ihre Nachkommen, daß sie in dem Saale des Schlosses, in welchem der Cour Majour[4988] abzuhalten sein würde, während der Sitzungen desselben stets das Recht des ersten Platzes haben sollten, ein Zeugniß des Bearner Bauernstolzes jener Zeit. Auch den Namen des Schlosses sucht die Sage zu erklären. Man habe, berichtet sie, zur Bezeichnung der Ausdehnung des abgetretenen Raums drei Pfähle (lat. *pali*) eingeschlagen; da, wo der mittelste Pfahl (*palum*) stand, erhob sich das Schloß und hieß deshalb *Chateau du Pal* (Pfahlburg), welches Pal der Volksmund nach und nach in Pau[4989] umgewandelt habe. Andere leiten den Namen von *pa1us*, Sumpf, ab, nach der noch jetzt nicht ganz verschwundenen Eigenschaft großer Strekken des Landes. Das Schloß hieß später Castel Menou und erfreute sich einige Jahrhunderte des Ansehens, daß des Landes Fürsten dort häufig Hof hielten und viele Vasallen und Unterthanen sich um dasselbe niederließen. Dann ward ein größeres Schloß unweit davon gebaut und das alte verlassen. Der allgemach hier entstandene Ort wuchs jedoch sehr langsam, und als 500 Jahre nach jenem ersten Gaston ein anderer desselben Namens (als Graf von Foix Gaston IV.[4990]) Vicomte wurde, konnte er eine raschere Vermehrung der Bevölkerung und die Anlage neuer Bauten nur dadurch herbeiführen, daß er Pau zu seiner Residenz erklärte, zum Markte erhob, Juraten[4991] einsetzte und diesen die Erhebung einer Abgabe von Wein und anderen Marktwaren gestattete, wenn sie sich verpflichteten, den Ort mit einer Mauer zu umgeben und eine Kirche zu bauen. Das geschah 1468; schon fünf Jahre später stand die Kirche ganz, die Mauer halb vollendet da. Rasch hob sich nun der Markt zur Stadt, wurde 1502 Hauptstadt des Landes und Residenz der Fürsten, die nach einander den Häusern Foix, Grailly und Albret angehörten. Johanna von Albret[4992], seit 1548 Gemahlin Antons von Bourbon[4993], wurde die Mutter König Heinrichs IV.[4994], durch welchen Bearn an Frankreich kam. Heinrichs Geburtsstätte ist unser Schloß Pau.

Dieses „Königshaus“, wie es jetzt vor uns steht, bildet das westliche Ende der Stadt Pau. Es ist um 1518 von Alain d’Albret[4995] während der Minderjährigkeit seines Enkels, des nachmaligen Heinrichs II.[4996], gebaut. Nach der vollständigen Einverleibung Bearns in Frankreich unter Ludwig XIII. verfiel das vernachlässigte Bauwerk. Es war einer der vielen volksschmeichlerischen Griffe Ludwig Phi-

---

[4986] Ludwig I. der Fromme (frz. Louis le Pieux; 778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

[4987] Gaston I. (frz. Gaston 1er; 1287–1315), seit 1302 Graf (frz. comte) von Foix und als Gaston VIII. Vizegraf (frz. vicomte) von Castelbon und Béarn sowie Co-Herr von Andorra.

[4988] Der 1220 von Wilhelm I., Vizegraf von Béarn (frz. Guillaume Ier; 1173–1224) eingerichtete „Cort Major“ fungierte bis 1490 als Regierungsorgan des Béarn und bestand aus dem jeweiligen Souverän, den Bischöfen von Lescar und Oloron sowie zwölf „Juraten“ (siehe hierzu S. 1604, Anm. 4991), die den Titel eines Barons von Béarn führten.

[4989] Diese Ableitung entspräche durchaus der frz. Lautverschiebung.

[4990] Gaston IV. (frz. Gaston IV; 1423–1472), seit 1436 Graf von Foix und Bigorre, Vizegraf von Béarn, Marsan, und Castelbon sowie Co-Herr von Andorra; zudem durch Kauf auch seit 1447 Vizegraf von Narbonne.

[4991] Okzitan. jurat, der Vereidigte.

[4992] Johanna III. von Navarra, besser bekannt als Jeanne d’Albret (frz. Jeanne III de Navarre; 1528–1572), seit 1555 Gräfin von Rodez und Königin von Navarra; die fanatische Calvinistin hatte am 20. Oktober 1548 Anton von Bourbon (s. u.) geehelicht.

[4993] Anton von Bourbon (frz. Antoine de Bourbon; 1518–1562), Führer der hugenottisch-bourbonischen Koalition gegen die Herzöge von Guise.

[4994] Heinrich IV., von Navarra (okzitan. Enric Quate Lo Gran; frz. Henri IV; 1553–1610; ermordet), seit 1572 als Heinrich III. König von Navarra und seit 1589 König von Frankreich.

[4995] Alain d’Albret, genannt der Große (1440–1522), 16. Herr (frz. seigneur) von Albret, Vizegraf von Tartas, 2. Graf von Graves und Graf von Castres.

[4996] Heinrich II., genannt Henri d’Albret (frz. Henri II; 1503–1555), seit 1517 König von Navarra.

lipps[4997] nach der Julirevolution[4998], die Wiegenstätte des eigentlichen Paradekönigs der Bourbonen einer Restauration zu unterwerfen. Mehre Reliquien Heinrichs IV., seine Wiege, eine große Schildkrötenschale, das Bett seiner Mutter und ein Paar Porphyrvasen, ein Geschenk Bernadotte's[4999] (der ebenfalls in Pau geboren ist) an Ludwig Philipp, waren in den Räumen zur Schau gestellt. Ein anderes Schaustück bezog das Schloß im Frühling 1848, nachdem die Februarrevolution[5000] über das Haus Orleans gesiegt hatte. Der Held der Wüste, Abd-el-Kader[5001], der mit schamloser Verletzung des Völkerrechts als Gefangener nach Frankreich geschleppt worden war, wurde Ende April 1848[5002] aus dem Fort Lamalgue bei Toulon hierher gebracht und weilte mit seiner Mutter[5003], drei Kindern, seinem Schwager Mustapha Ben Tschann[5004] und noch 22 Personen, theils Familiengliedern, theils Dienern, in den Räumen des Schlosses, bis ihm von der Regierung der Republik das Schloß Amboise[5005] als Wohnsitz angewiesen wurde. Während Abd-el-Kader noch Gefangener in Pau war, ließ man sich zu der eben nicht noblen Ironie verleiten, einen Trompeter, Escoffier[5006], der lange Zeit Abd-el-Kaders Gefangener gewesen war, zum – Kommandanten von Schloß Pau zu ernennen. Als Frankreichs Präsident, Louis Napoleon[5007], Kaiser der Franzosen geworden war, setzte er die von seinem Vorgänger begonnene Wiederherstellung der stolzen, vielthürmigen Burg der Valois fort und vollendete sie so weit, daß er sie der Herzogin von Hamilton[5008], geborenen Prinzessin von Baden, seiner Verwandten, zum Winteraufenthalte anbieten konnte. Dadurch hat sich für Pau der alte Glanz seiner fürstlichen Tage erneuet, und der alte Bau seines Schlosses steht vielleicht von nun an wieder fester, wie manches der neuesten Häuser voll jüngster Pracht. –

Was hat das Schicksal schon zu thun gehabt, so lange die Welt steht! – Welcher unerschöpfliche Reichthum, welche unermeßliche Mannigfaltigkeit der Geschicke! Wem schwindelt nicht vor diesem Gedanken, wenn er mit dem Auge über die erste beste Landkarte dahinfährt? Aus der Mitte Deutschlands über Hunderte von Städten hin, zwischen denen Tausende von Dörfern liegen, alle mit Leben erfüllt voll täglichen, ja stündlichen Auf- und Niederwogens der Verhältnisse, gelangen wir mit dem Finger zum äußersten Ende Frankreichs, – da ist ein kleiner Punkt, der heißt Pau, und was ist dort Alles geschehen seit den 10 Jahrhunderten seiner erkennbaren Jahresringe! Dynasten haben sich ermordet, Familienblut ist auf des Schlosses Dielen geflossen, der Krieg hat gewüthet, die Wolkenbrüche des blutigen Schicksals haben das Land überschwemmt, und die hellen Bäche des Friedens haben die Lachen weggewaschen und fortgeströmt in das Meer der Vergessenheit. Dieses Meer des Schicksals ist ganz wie das andere, alle Quellen und Bächlein, Flüsse und Ströme fluthen hinein, und es wird nie voller. Was ist des Einzelnen Geschick in diesem Meere des Schicksals? Was ragt daraus hervor, als die Wogen, welche oben schwimmen? Wie viel ist Dessen, was sie bedecken! Und dennoch behält das Bächlein

---

[4997] Der frz. König Louis-Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331).

[4998] Die „drei glorreichen Tage" vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe eingeführt wurde.

[4999] Der vom einfachen Soldaten zum frz. Marschall aufgestiegene Jean-Baptiste Bernadotte (1763–1844), seit 1818 als Karl XIV Johan König von Schweden und als Karl III Johan König von Norwegen.

[5000] Die Pariser revolutionären Unruhen vom 22. bis 25. Februar 1848, die das Ende der Bourbonenherrschaft herbeiführten.

[5001] Der alger. Freiheitskämpfer Abd el-Kader (siehe hierzu S. 1226, Anm. 3749).

[5002] Am 28. April 1848.

[5003] Al-Zahra bint al-Šaiẖ Sīdī Bū-Dūma (arab. الزهرة بنت الشيخ سيدي بودومة; Lebensdaten nicht ermittelt).

[5004] Muṣṭafā b. Aḥmad al-Tahāmī (arab. مصطفى بن أحمد التهامي; Lebensdaten nicht ermittelt), der wohl am 24. April 1846 das Massaker an den frz. Überlebenden der Schlacht von Sidi-Brahim (arab. سيدي إبراهيم, Sīdī Ibrāhīm) vom 22. September 1845 angeordnet hatte.

[5005] Am 2. November 1848, wo Abd el-Kader (siehe hierzu S. 1226, Anm. 3749) bis zum 16. Oktober 1852 gefangengehalten wurde.

[5006] Joseph Escoffier (1815–1883).

[5007] Napoléon III. (siehe hierzu S. 1198, Anm. 3678).

[5008] Marie Amalie von Baden (1817–1888), seit dem 23. Februar 1843 mit William Douglas-Hamilton, 11th Duke of Hamilton and 8th Duke of Brandon (1811–1863) verheiratet.

seinen Werth und läuft der Strom seine Bahn unbeirrt so fort. Nur der Unterschied zwischen beiden ist groß.

Der Unterschied der Geschicke besteht weniger darin, wie weit Einer gesehen wird, als darin, wie weit Einer sieht. Haben Viele schon gar hoch gestanden, und ihr Blick reichte nicht über ihre nächste Umgebung. Der Geist ist des Geschickes Schmied. Die Vertheilung, Tüchtigkeit und Pflege dieses rastlosen Gesellen erzeugt die Unterschiede, nach welchen das Schicksal die Loose des Einzelnen zuschneidet. Sie bestimmen die Sehweite seines inneren Auges, und von dieser hängt die Wahl seines Ziels und seine Strebekraft ab nach jenen Höhen der Menschheit, wohin dem Zufall der Geburt der Schlüssel nicht zur Verwahrung übergeben ist. Aber auch das Schicksal hält ihn fest und theilt ihn nur Wenigen aus –

weil es von Gott so scheint bestimmt,
Daß zu den ungemeinen Höhen
Des Geisterreichs nicht Jeder klimmt,
Ja, Millionen nie sie sehen!

Wer aber steigt mit festem Schritt
Und nimmt – sonst ist der Gang vergebens! –
Zur Höh' die rechten Augen mit,
Der siehet klar den Strom des Lebens:
Der sieht, was in dem Thal verschlammt
Zu Sumpf und Nebel scheint verdammt,
Frei von des Wahns und Truges Netzen!
Gelenkt von ewigen Gesetzten.

Den wärmt mit ächter Liebe Gluth
Der Wahrheit Stern: ihm kann's gelingen,
Dem armen Volke Hoffnungsmuth
Mit einem alten Stab zu bringen:

So lang' nur bleibt der Arme blind,
Der schönen Erde ärmstes Kind,
Bis Die da sehen, besser sind.
Sprich nicht: das ist uralte Spreu!
Die Wahrheit ist nicht immer neu!
Sie ist nie glänzend, selten heiter;
Nicht spottend deut' auf sie hinab:
Die Wahrheit ist der alte Stab,
Dem Müden hilft der ält'ste weiter.[5009]

[5009] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.



Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

SCHLOSS UND BRÜCKE
von Pau

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 133-139.

Avignon[5010].

Es hilft nichts, daß der Himmel eines Paradieses sich über Fluren und Menschen wölbe, es hilft nichts zur Verschönerung der Fluren, daß dem Menschen Alles geboten sei, was ihm sein Stück Erde zum wahren Eden erheben könnte, es hilft nichts zur Veredelung des Menschen, daß Himmel und Flur ihm den Finger Gottes auf jedem Schritte zeigen, – wenn in den Häuptern der Menschen der Wahn und in den Herzen die Rohheit die Alleinherrschaft ausüben durch Reihen von Jahrzehnten, ja durch Jahrhunderte.

Socrates trank unter Griechenlands ewig lachendem Himmel den Giftbecher, so hatte es der Wahn der Vielgötterei und der Herrschsucht geboten gegen den freien Denker und standhaften Gläubigen an Ein höchstes Wesen. Der Wahn siegte, und die Rohheit triumphirte. Jesus Christus wandelte im prächtigen Morgenlande von Hütte zu Hütte, von Tempel zu Tempel, von Stadt zu Stadt, um mit der Macht des Geistes den Wahn zu brechen, mit heiliger Liebe die Rohheit aus den Herzen zu bannen, „dem Tode seinen Stachel und der Hölle den Sieg“[5011] zu entreißen, und darum starb er am Kreuze. Wer zählt die Märtyrer der Religionen! Wer zählt die Opfer der Glaubenstreue seit jenen weltgeschichtlichen Trauertagen von Athen und Golgatha, Rom und Kostnitz[5012], Sevilla[5013] und Genf[5014]! Und wer zählt die Henker der Unglücklichen unter all' den lachenden Himmeln, von welchen Gottes Sonne erleuchtend herabsah auf Kreuze und Arenen, Kerker und Galgen, Marterbänke und Scheiterhaufen!

Und was hilft alles Streben und Ringen der Edelsten und Besten unter allen Himmelsstrichen für das irdische Wohl der Völker und Nationen, wenn die Herzen ganzer Generationen hohen und reinen Gefühlen nicht zugänglich und die Häupter dem Strahle des Geisteslichts verschlossen sind? Da reißt die Rohheit die Früchte der Liebe zur Menschheit in den Koth der Selbstsucht, und der Wahn nennt es Recht und Freiheit, mit dem Schwerte der Herrschgier Rache zu üben bis zur Uebersättigung. Es führt zu Einem, ob die Massen der Wahn erfaßt, oder die Rohheit in deren Lenker fährt, es führt immer Schaaren Unglücklicher zur – Seufzerbrücke[5015], und Seufzerbrücken sind aufgebaut unter jedem Himmel für den letzten Gang in Elend und Tod.

Wer die Menschheit achtet als das höchste Schöpfungswerk des Ewigen, in welchem sein Ebenbild sich ausprägen soll an der zur Erkenntniß führenden Hand des Geistes im All bis zur höchsten Vollendung, und wer die Menschen achtet, von denen jeder Einzelne berechtigt ist, von den Mitteln zur Durchführung der unendlich reichen Gottesidee seinen Theil von der Menschheit zu fordern, weil nur das Glück des Einzelnen der feste Grund und höchste Schmuck ist für das Glück des Ganzen, den begleitet beim Forschergang durch die Jahrhunderte der Geschichte ein tiefer Schmerz. Er sieht vom Anbeginn den Kampf des Lichts mit der Finsterniß, aber des Kampfs will kein Ende werden. Wie den Schatz im Mährchen sieht er den Weg zum Heil der Menschheit auf Erden bewacht von Riesen und Drachen. Und wo sein Herz schon zittert vor Wonne, wenn ein Ritter des Lichts die strahlende Lanze schwang und Riesen und Drachen erschlug und aufthat die Thore des Menschenglücks, – wie lange, und

[5010] Lat. Avenio, okzit. Avinhon bzw. Avignoun.

[5011] Bezieht sich auf 1 Kor 15,55.

[5012] Tschech. Kostnice für Konstanz, wo 1415 Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet) als Ketzer verbrannt wurde.

[5013] Am 6. Juni 1391 wurde die dort lebende jüdischen Bevölkerung Opfer eines grausamen Pogroms; die Überlebenden wurden anschließend gezwungen, kollektiv zum Christentum zu konvertieren.

[5014] Der Reformator Johannes Calvin (1509–1564) ließ in Genf seine Widersacher nicht nur mit strengsten Strafen belegen, sondern schreckte auch nicht davor zurück, sie vom Rat zum Tode verurteilen und hinrichten zu lassen.

[5015] Siehe hierzu S. 41, Anm. 49.

es dämmerte wieder, – neue Drachen erstickten mit ihrem Gifthauch das Licht und neue Riesen verschlossen die Thore des Glücks fester als zuvor. Und wie ist in den Zeiten solcher Finsterniß mißhandelt worden Alles ohne Unterschied, von der Hoheit bis zur Knechtschaft, vom Glanze bis zum Elend, vom Laster bis zur Unschuld und Tugend! Wo wäre das Licht, das der Wahn scheute, und wo das Recht, das die Rohheit ehrte! Vor solchen Blättern der Geschichte bangt Jedem für die Zukunft. Da gilt es, den ewigen Gottesgedanken fest zu halten, da gilt es, die Seele von den niederdrückenden Bildern zu befreien:

Da muß dem Aug' aus der Vergangenheit
Nach unsrer Tage wärm'rem Licht verlangen!
Da ruht es auf den Scherben alter Zeit,
Die braun wie Herbstlaub an den Felsen hangen.

Doch wo die Eisenfüße der Gewalt
Zertraten einst viel tausend warme Herzen,
Da muß mit Müh' – so ist's noch schauerkalt! –
Die neue Zeit die alte erst verschmerzen.[5016]

Avignon – noch heute Petrarca's „tönende Stadt"[5017], d. h. eine Stadt der Glocken und Mönche – soll schon sechshundert Jahre vor Christus gegründet worden sein. Wie Massilia (Marseille) ist auch diese gallische Kavarenstadt Avenio, die *Avenicorum civitas* der Römer, griechischen Ursprungs. Die rührigen Kaufleute von Massilia wurden die Wecker der Industriethätigkeit in Avenio. Seine Blüthe verdorrte mit der des Römerreichs, die Bürgerkriege vernichteten beide. Mehrmals rasch nach einander erobert, geplündert und verheert, kam es als ein Haufen von Hütten zwischen Palästetrümmern an die Burgunder und wurde dann, im Verlaufe der Völkerwanderung, in bunter Folge westgothisch, wieder burgundisch, dann ostgothisch, dann fränkisch, dann saracenisch[5018] und (durch Karl Martel) wieder fränkisch, bildete, nach dem Zerfall des Frankenreichs, mit seinem Gebiete eine eigene Grafschaft, ward Hauptstadt von Venaissin, fand neue Herren in den Grafen von Toulouse, Provence und Forcarlier und sah erst nach der Letzteren Aussterben sich die Bahn geöffnet zur municipalen Selbstentwickelung. Gleich den freien Städten Deutschlands und der Lombardei gab sich Avignon zu Anfang des 13. Jahrhunderts eine republikanische Verfassung. Aber schon dreißig Jahre darnach hat es wieder seinen Oberherrn in dem Grafen von Provence.

Wie Venaissin und Avignon in den Besitz der Päpste kamen, ist keine schöne Geschichte. Der Herr des Landes war Graf Raymund VI. von Toulouse[5019], Markgraf der oberen Provence, ein Mann von hellem Geist und edlem Herzen. Unter seinem Schutze predigte Peter de Bruys[5020] die Lehre der Albigenser[5021], wenigstens schützte er diejenigen seiner Unterthanen, welche, entrüstet über die bodenlose Verworfenheit des damaligen Klerus, ihre Seelenberuhigung in der neuen Lehre suchten. Was nun folgte, lag im Wahn und in der Rohheit jener Zeit: blut- und beutegieriges Gesindel fiel, nach des

---

[5016] So nur in „Meyer's Unviersum" zu finden.

[5017] Dieser Ausspruch wird auch François Rabelais (1483 o. 1494–1553) zugeschrieben.

[5018] Siehe hierzu S. 50, Anm. 65.

[5019] Raimund VI. (frz. Raymond de Toulouse; okzitan. Ramon de Tolosa; 1156–1222), seit 1194 Graf (frz. comte) von Toulouse.

[5020] Peter de Bruys (frz. Pierre De Bruys; † 1124; ermordet); er begründete die Sekte der Petrobrusianer, die sowohl die Kindertaufe als auch die Heilige Messe und den Zölibat vehement bekämpfte.

[5021] Die Katharer (wörtl. „die Reinen", von griechisch καθαρός, katharós „rein"), eine radikale religiöse Bewegung, die vom 12. bis zum 14. Jhd. vor allem im Süden Frankreichs verbreitet war. Obgleich sie niemals ein theol. System ausgebildet hatten, zeichneten sie sich eindeutig durch einen quasi-manichäischen Dualismus von Gut und Böse aus, der letztlich von einer Art Deus ex machina aufzulösen gewesen wäre. Ihre Lebens- und Glaubenspraxis war durch antisakramentale, asketische und das Eigentum ablehnende Einstellungen geprägt.

Papstes Bannstrahl, her über das fleißige, fromme und treue Volk, raubend, mordend, brennend und schändend, – und das hieß Kreuzzug[5022]! Mit den Mordbrennern wetteiferte die Inquisition in lodernden Flammen der Scheiterhaufen und Einsäckeln des Vermögens der Hingeschlachteten. Nach tapferem Widerstand erlag der edle Raymund und starb vor Gram über so unsägliches Unglück. Sein Sohn[5023] mußte dem Papste die Grafschaft Venaissin abtreten, um den verheerten Rest seiner Länder zu retten und – durch solche Hände „vom Zorn Gottes" erlöst zu werden! – Die Stadt Avignon bot durch die Festigkeit ihrer Mauern und die Tapferkeit ihrer meist albigensischen Bürger dem Andrang des „Kreuzheers" Trotz, bis König Ludwig VIII. von Frankreich[5024] ihn brach. Vergeblich berief sich die Stadt auf ihre Unantastbarkeit, weil sie zum burgundischen Kreis des deutschen Reichs gehöre. Schon damals lag ja unser armes Reich überall in Deutschland – „draußen!" – Avignon kam nach noch mancherlei Herrenwechsel an Neapel, und als die liederliche Königin dieses Landes, Johanna I.[5025], die Mörderin ihres Gatten[5026], an den päpstlichen Hof nach Avignon floh, wegen ihrer Schönheit mit allen Ehren empfangen und gehalten wurde und in Schulden gerieth, überließ sie Avignon dem Papste (Klemens VI.[5027]), der ihr dagegen 80,000 Goldgulden versprach; das ist das würdige Ende dieser Geschichte.

Die sogenannte babylonische Gefangenschaft[5028] der Päpste in Avignon (1309–1377) ist die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Christenthums. Kein Fetischdienst der Erde mit den massenhaftesten Menschenopfern hat so gewüthet im Blute des eigenen Geschlechts, als damals Wahn und Rohheit der herrschenden und fast allgewaltigen Priesterschaft! Es ist zum Erbarmen, ja, man muß in seinem Urtheil Mitleid und Schonung üben gegen die unglücklichen Henker, die, bei der eigenen unvergleichlichen Versunkenheit in den tiefsten Sündenpfuhl, an die entsetzlich verzerrte und beschmutzte Form des Glaubens und Gebets sich anklammernd, für das Heil ihrer Seele keine höhere Sicherheit erkannten, als die: den allbarmherzigen Gott der Liebe mit Blut und Asche seiner Kinder zu erquicken! – Lassen wir einen Zeitgenossen jener Tage reden, an dessen Wahrhaftigkeit Niemand zweifelt: den großen italienischen Dichter Petrarca (1304–1374). Er nennt Avignon: „das occidentalische Babylon" und „eine Schule des Lasters, einen Mittelpunkt der Irreligiosität und des schändlichsten Aberglaubens"[5029] und fährt fort: „Man verliert hier die kostbarsten Güter, Freiheit, Ruhe, Zufriedenheit, Religion, Hoffnung und christliche Liebe; jede Straße ist ein Sammelplatz aller Laster; das Alter verderbt die Jugend, Entführung, Entehrung der Weiber, Ehebruch und Blutschande sind ein Spiel für den römischen Hof. Nur das Gold ist im Stande, das Ungeheuer zu zähmen, das hier sein Wesen treibt; für Geld öffnet man hier den Himmel, für Geld verkauft man Jesum Christum, unsern Herrn!"[5030] – Und damit genug von diesem Jammer. Wir begegnen ihm ohnedies noch einmal beim Gange durch die Räume der Burg der Päpste.

Die Frucht dieser avignoner Blüthe war das große Schisma der abendländischen Kirche. Es wurden nun Päpste in Avignon und in Rom gewählt, die sich gegenseitig in den Bann thaten. Erst

---

[5022] Der sog. Albigenserkreuzzug von 1209 bis 1229.

[5023] Raimund VII. (frz. Raymond de Toulouse; okzitan. Ramon de Tolosa; 1197–1249), seit 1222 letzter Graf von Toulouse. Das Venaissin fiel nach dem Tod des kinderlos gebliebenen Kapetingers Alfons von Poitiers (frz. Alphonse de Poitiers; 1220–1271), der es von seinem Schwiegervater Raimund VII. geerbt hatte, zunächst an die frz. Krone, die es 1274 Papst Gregor X. (eigentl. Tebaldo Visconti; 1210–1276) überließ, der es zur Grafschaft (frz. comtat) erhob. Am 14. September 1791 wurde die Grafschaft von Frankreich annektiert.

[5024] Ludwig VIII. (frz. Louis VIII; 1187–1226), seit 1223 König von Frankreich.

[5025] Johanna I. von Anjou (ital. Giovanna d'Angiò; ca. 1326–1382), seit 1343 Königin von Neapel und Gräfin der Provence.

[5026] Andreas von Ungarn (ungar. I. András; 1327–1345; ermordet); der Prinz aus dem Hause Anjou wurde am 18. September 1345 mit Wissen seiner Ehefrau ermordet.

[5027] Clemens VI. (eigentl. Pierre Roger o. Peter von Fécamp; ca. 1290–1352), seit 7. Mai 1342 Papst.

[5028] Siehe hierzu Jer 25,11.

[5029] Äußerst frei und eigenwillig nach Francesco Petrarcas „Babylonischen Sonetten" (ital. sonetti babilonici; CXIV, CXXXVI, CXXXVII und CXXXVIII) aus dessen Werk „Il Canzoniere".

[5030] Dieses Zitat scheint Christian Friedrich Mylius' (1762–1841) „Malerische Fußreise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Ober-Italien […]. – Zweyter Band. Erste Abtheilung" (Karlsruhe: Selbstvlg. 1818), S. 254, entnommen worden zu sein.

nachdem das Papstthum zu Avignon mit Waffengewalt aufgehoben worden war, residirten daselbst nur Legaten oder Päpstliche Statthalter.

Am Sinken Avignons arbeitete fortan zweierlei: der Mangel der Millionen, welche aus den Kassen der Päpste und ihrer Umgebung in alle Schichten der Bevölkerung gesickert waren, und der Zwiespalt der kirchlichen Gilden: der grauen, weißen und schwarzen Büßer. Letztere waren aus Resten der Albigenser entstanden. Aus diesen drei Gilden erwuchsen ebenso viele Parteien unter der Bürgerschaft, die den Streit vom kirchlichen auch auf das politische Feld übertrugen und sich nicht selten vollständige Straßenschlachten lieferten. Frankreich einverleibt wurde Avignon mit Venaissin erst im Jahre 1791 durch die Nationalversammlung. Der alte Bürgerkrieg gewann dadurch nur einen größeren Kampfplatz; fürchterlicher als irgendwo wütheten die Mordwaffen der Revolution hier in der Hand der Gilden. Und nachdem man die zweite Blutsündfluth vergossen hatte, in der Burg der Päpste, wurde in der alten denkmälerreichen Stadt Alles zerstört, was in den Augen und Herzen von Menschen Werth hat, nicht bloß Kirchen und Paläste, Statuen und Bilder – auch das Denkmal der armen schönen Laura[5031].

Aus diesen Trümmern ging das Avignon der Gegenwart hervor. Der Schutt der Paläste fiel hoch über die Stätten der Scheiterhaufen und Blutlachen, und darüber wandelt und wohnt das neue Leben, wie oft auf längst vergessenen Grabhügeln wieder Rosen wachsen, mit denen frohe Kinder spielen.

Die Rosen wachsen gar schön dort. Du athmest in Avignon schon den Reiz der Natur des Südens. Ueber Dir wölbt sich ein italischer Himmel, immergrüne Fluren umgeben Dich, geschmückt mit der Flora der tropischen Zone. Da prangen Limonen- und Oliven-, Orangen- und Feigenbäume, die Weinrebe umschlingt den Maulbeerbaum, und durch die üppige Fülle der Landschaft wogt mit bläulichen Fluthen die Rhone dahin, mit stolzem Ungestüm dem nahen Meere in den Schooß eilend. Am linken Ufer des herrlichen Stroms liegt die Stadt, zu beiden Seiten des von den Fluthen bespülten, senkrecht emporsteigenden Kalkfelsens Dons, in sanft aufsteigender Ebene, umringt von zinnen- und thurmreichen grauen Mauern, hinter welchen aus dichtgedrängter Häusermasse unzählige Glockenthürme emporragen, und beherrscht von dem Riesenbau der Burg der Päpste. Zu den Füßen derselben trotzen malerische Brückentrümmer dem Wogendrang; es sind die letzten vier von den einst neunzehn Bogen, welche – jedoch nur für Fußgänger und Reiter breit genug – von 1180 bis 1660 Avignon über die fruchtbare Rhoneinsel Barthelasse hin mit dem Städtchen Villeneuf am rechten Rhoneufer verbanden. Eine Kapelle der Madonna steht auf dem zweiten Pfeiler, auch Ruine. – Wer den rechten Eindruck vom Charakter dieser wunderbaren Stadt empfangen will, muß im Abenddämmerungslichte die Rhone abwärts hierher kommen; da fühlt er sich so seltsam ergriffen, als wäre er plötzlich in die graue Vorzeit oder gar in eine andere Welt versetzt. Und wandelst Du dann am Tage in den meist engen, steilen, finsteren Straßen zwischen den alten massiven Häusern mit herausgebauchten schweren Eisengittern vor den Fenstern, so geht der einmal empfangene Eindruck mit Dir, und er weicht erst ein Wenig zurück, wenn Du in das hellere und neuere Stadtviertel der Kaufleute und Fabrikanten kommst, wo die moderne Zeit Herr ist, oder in die wüsten Höfe der Papstburg, in welcher der rothhosige Kriegsmann[5032] sein Kasernenleben führt.

Diese Burg zeigt sich uns als das meisterhafteste Porträt, das von der Physiognomie irgend eines Zeitalters auf uns gekommen ist: Palast, Festung und Gefängniß, aber mehr grauenvoller Kerker, als Festung, und mehr sturmfeste Burg, als Palast, und selbst als Palast ein Schloß mit orientalischem Aeußeren: alle Fenster nur den inneren Höfen zugekehrt. Wie aus Einem Guß von Erz steht die altergebräunte Veste da, aus welcher der dreifachgekrönte Donnerer[5033] seine Blitze auf Fürsten und Völker

[5031] Nach eigener Aussage hatte Petrarca in Avignon am 6. April 1327 eine junge Frau kennengelernt, die er Laura nannte, und die möglicherweise identisch ist mit der damals etwa 16-jährigen und jungverheirateten Laura de Noves (1310–1348); er sollte die Unerreichbare zeitlebens als ideale Frauenfigur und dauerhafte Quelle seiner dichterischen Inspiration verehren.

[5032] Der gemeine frz. Soldat (frz. Spitzname „Poilu / der Tapfere“; eigentl. der Behaarte) zog mit seinen berühmten roten Hosen (zum hellblauen Rock) sogar noch in den 1. Weltkrieg.

[5033] Der tiarabekrönte Papst.

schleuderte. Hier, sagt Dumas[5034], begreift es sich, wie in einer Zeit, wo der Schwache keine Hoffnung und der Starke keinen Zügel kannte, Alles von Eisen war, vom Scepter bis zum Kreuze, vom Kreuze bis zum Dolche! – Begonnen ward der an Ungeheuerlichkeit der Quadermassen unübertroffene Cyklopenbau, dieses in der Welt einzig dastehende Monument, das nie eine Nachahmung finden wird, von Johann XXII.[5035], fortgesetzt und vollendet von seinen Nachfolgern Benedikt XII.[5036] und Klemens VI.[5037] ungefähr von 1320 bis 1350.

Wir folgen in das Innere einem kundigen Führer. Gleich beim Eingang der Burg, sagt er uns, betritt man die Küche des Papstes, jetzt eines französischen Infanterieregiments. Die Kapelle, ein Meisterstück des reinsten gothischen Styls, ist zu Schlafsälen der Soldaten verbaut. Die Deckengemälde sind übertüncht bis auf eines, das eine Versammlung von Heiligen darstellt. Ueber der Kapelle ist die Rüstkammer, mit rohen Schildereien (wahrscheinlich in späterer Zeit) ausgemalt. Durch einen weiten Hofraum führt der Weg zu dem Theil des Schlosses, wo die Inquisition ihr Wesen trieb. An der Eingangsthür steht ein monolither Kessel, der zur Probe des siedenden Oels gedient haben soll. Dicht darneben ist ein in die Mauer eingehauenes Kerkerloch, ohne Licht und ohne Raum zu der nothwendigsten Bewegung, ein steinerner Sarg, in welchem dem armen Opfer Wochen oder selbst Monate Zeit gegeben wurde, sich durch Aufreibung aller sittlichen Kraft auf das Erscheinen vor dem heiligen Gerichtsstuhl vorzubereiten. Einige Schritte weiterhin folgt eine zweite Kerkerhöhle dieser Art. Den Gerichtssaal der Inquisition bezeichnet die halbverlöschte Inschrift: „*In dextra gladium teneo*“ (in der Rechten halte ich das Schwert). Unmittelbar daran stößt die Folterkammer. Klafterdicke[5038] Mauern ohne Fenster machten dieses kellerartig gewölbte Gemach undurchdringlich für jeden Schrei der wüthendsten Qual und Verzweiflung. Der Kamin, in welchem die Foltereisen geglüht wurden, grinzt dem Besucher wie ein Teufelsrachen entgegen. Von hier blickt man durch eine Maueröffnung in den inneren Raum der – Glacière: die Stätte der zweiten Blutsündfluth von Avignon. *Glacière d’Avignon* und der 16. Oktober 1791! bleibt ein Mahnruf, der in Avignon die Herzen erbeben macht. Dieser „Eiskeller“ der Päpste wurde an jenem Revolutionstage das Grab von 8000 Menschen jedes Alters und Geschlechts! Jourdan[5039], der *Coupe-tête* (Kopfabschneider), leitete dies Menschenabschlachten in dem oberen Stockwerk des runden Thurmes, mit welchem der Eiskeller überbaut ist. Noch jetzt sieht man die Spuren der Blutströme, die durch das runde Loch oben herein und an den Mauern herabflossen. Leichen und Köpfe stürzte man durch dieselbe Oeffnung hinab. – Die Schreckensherrschaft der Revolution marterte wenigstens nicht lange, sie machte es kurz. – Folgen wir wieder dem Gefangenen der Inquisition; er hat nur noch zwei Schritte bis zu seinem schrecklichen Ende. Der erste führt ihn in eine kleine Kapelle, wo er im Sünderhemde und mit der Kerze in der Hand Kirchenbuße thun mußte. Sein Platz war eine Nische in der Mauer neben einem kleinen Fenster, aus welchem – und das ist die Erfindung der raffinirtesten Bosheit! – der Blick des armen Opfers noch einmal auf die Herrlichkeit des Himmels der Provence und auf das ewig grünende, blühende Land fiel! Dann ein Schritt aus der Kapelle und der Verurtheilte stand auf der Brandstätte in einem trichterförmigen Thurme, der oben eine Schornsteinöffnung hat, noch schwarz vom Ruß dieses Satansherdes! – –

Hinaus an’s Licht der guten Sonne! – Was hilft es, solche Gräßlichkeiten aus der Nacht der Vergangenheit hervorzuziehen? Die Todten bleiben todt, die blutigsten Thränen waschen solche Blätter der Geschichte nicht rein! Warum jetzt noch die Unthaten von Wahn und Rohheit so grell beleuchten?

[5034] Wohl von Alexandre Dumas d. Ä. (1802–1870) in einem seiner zahlreichen Werke geäußert. Dieses Zitat findet sich übrigens auch im „Beiblatt zu № 17 der Rheinischen Zeitung. Köln. Dienstag, den 17. Januar. 1843.“

[5035] Johannes XXII. (eigentl. Jacques Arnaud Duèze o. Jacques Duèse; 1245 o. 1249–1334), seit 7. August 1316 Papst.

[5036] Benedikt XII. (eigentl. Jacobus Novelli, okzitan. Jaume Nouvel, frz. Jacques de Novelles; ca. 1285–1342), seit 20. Dezember 1334 Papst.

[5037] Siehe hierzu S. 1610, Anm. 5027.

[5038] Als Längenmaß geht das Klafter auf die Spanne zwischen den ausgestreckten Armen eines erwachsenen Mannes zurück und wurde traditionell mit 6 Fuß definiert, entsprach also etwa 1,80 m.

[5039] Der frz. Revolutionär Mathieu Jouve Jourdan (frz. Mathieu Jouve dit Jourdan Coupe-Tête, Mathieu Jouve, genannt Jourdan Kopfabschneider; 1746–1794; hingerichtet).

Warum? Was es hilft? – Helfen soll es dazu, daß Jedermann, dem Gott und Religion, Wahrheit und Recht, Freiheit, Ehre und Vaterland unantastbare Heiligthümer sind, wache und sorge und ringe und kämpfe mit des Geistes geweiheten Waffen, daß solche Tage des Wahns und der Rohheit nicht wiederkehren! Ein Rückfall ist möglich überall! Der Menschen Geister sind willig – zum Guten und zum Bösen, und das Fleisch ist schwach! Darum – ,,wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!“[5040] spricht Christus.

„So ernst verlassen wir das Bild?“ – Ich weiß, was Du meinst, lieber Leser! Avignon liegt in der Provence, der Heimath und dem Blüthenlande der Troubadours, und war selbst ein gefeierter Sitz der Liebeshöfe. Es ist noch mehr Liebes von jenen Rhonegestaden zu erzählen. Heute jedoch würden mir bei allen Minnehöfen. wo ich Ritter und Retter der Unschuld suche, die ein Recht zur Minne haben, nichts als die Hofpfaffen von Avignon vor die Augen treten, und der Troubadour müßte Lieder heulen, die zu den Marterhöhlen paßten, die wir durchkrochen haben. Wir kehren später in die schöne Provence zurück. Dann decken wir den Mantel der Liebe auf alle schwarzen Blätter im Stammbuch des Landes und freuen uns harmlos seiner Herrlichkeiten.

[5040] Mt 26,41.


DCCCLXIII
AVIGNON
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achtzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 173 S., Inhaltsverzeichnis u. „Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß […] Band I bis XVIII". qu.-8°. S. 145-148.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 5-9.

Burg Landsberg bei Meiningen.[5041]

Eine Idylle im Ritterkostüme auf lieblichem Hügel in einem Thale des Friedens! – Vor uns stehen Mauern und Zinnen, Warten und Schießscharten, aber nicht bestimmt, einem Feinde zu trotzen, sondern dem fürstlichen Erbauer zu einem gemüthlichen Lug-ins-Heimathland zu dienen und den Bewohner des Landes, wie den Wanderer aus der Ferne zum Genusse von mittelalterlichen Erinnerungen und Kunstwerken moderner Hand einzuladen; mehr will er nicht sein, unser Landsberg, das neue Bergschloß des Herzogs Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen[5042].

Wer vor zwanzig Jahren auf der untern Werrabrücke der Stadt Meiningen stand, sah das Thal nach Norden von einem Kalksteinhügel begrenzt, der sich öde und traurig aus dem Wiesengrün emporhob. Die Burgtrümmer auf seinem Rücken lagen am Boden, nichts Erhebendes versöhnte mit seinem Anblick. Früher war und jetzt ist das anders. Die Lage der isolirten Höhe zwischen drei belebten Straßen, dem alten Thalwege im Werragrund, der alten Frankenstraße und der Straße in das sogenannte Sandland, war zu lockend für die Burgengründer des Mittelalters, um lange unbenutzt zu bleiben. Urkundlich ist erwiesen, daß die nahen Orte Meiningen, Vachdorf und Leutersdorf unter König Heinrich I.[5043], dem Städtebauer und Hunnenbesieger, ihre Befestigungen erhielten. Da nun Walldorf und Meiningen damals Reichsdomänen waren, so spricht Vieles für die Wahrscheinlichkeit, daß auch auf dem heutigen Landsberg schon zu jener Zeit (zwischen 924–930) eine feste Burg erbaut worden sei. Am deutlichsten spricht aber dafür der Name jener ältesten Burg: sie hieß „Landeswehr" und der Berg „der Landwehrberg."

Wenn dies der Ursprung der alten Burg ist, so haben wir damit den interessantesten Theil ihrer Geschichte erzählt. Später hatte sie das Schicksal von Hunderten ihres Gleichen in Thüringen, Franken und Schwaben. Lange Zeit sammt der Stadt Meiningen und deren Umgegend Besitzthum der Bischöfe von Würzburg, welche Burgmänner daselbst hielten, blieb sie am längsten in der Hand des Geschlechts der Wolfe, die jedoch in jenen Blüthentagen des Faustrechts ebenso oft die Grafen von Henneberg, von deren Gebiet Meiningen und Landeswehr rings umschlossen waren, ihre Lehnsherren nennen mußten. Burg und Berg mit den Hofstätten am Fuße desselben waren wieder würzburgisches Kammergut geworden, als der Bauernkrieg 1525 der Herrlichkeit auf der Höhe ein Ende machte. Ein hoher Thurm und einige Thor- und mächtige Mauerreste mit hohlen Fensterluken bedeckten den Landwehrberg. als derselbe sammt Meiningen 1542 an Henneberg und endlich, 1583, an das Haus Sachsen kam. Der dreißigjährige Krieg hatte hier nur den Meierhof mit allem Zubehör zu verwüsten, that dies aber so gründlich, daß noch lange nach dem westphälischen Frieden sich Niemand zum Wiederanbau der hier entstandenen Wildniß entschließen wollte. Nach der Ländertheilung des Herzogs Ernst des Frommen[5044] ward

[5041] Der Artikel folgt in geraffter Form ziemlich genau Ludwig Bechsteins (1801–1860) Beschreibung in „Schloß Landsberg bei Meiningen" (Hildburghausen: Gadow ^{3}1853; 1. Aufl. 1842).

[5042] Bernhard II. (1800–1882), von 1803 bis 1866 Herzog von Sachsen-Meiningen.

[5043] Heinrich I. der Vogler (ca. 876–936), seit 912 Herzog von Sachsen und ab 919 König des Ostfrankenreiches.

[5044] Ernst I., der Fromme (1601–1675), seit 1640 Herzog von Sachsen-Gotha.

Meiningen durch Herzog Bernhard[5045] Fürstensitz; man verwendete nun die Steine der Ruine Landeswehr zum Schloßbau in Meiningen und sprengte den letzten Stolz des Hügels, den hohen Thurm, mit Pulver. Dies geschah im Jahre 1685. Ein zerborstener Theil dieses Thurms liegt noch heute, quer und fest wie sein heidelberger Schicksalsgenosse, auf dem Fundamente seiner Vergangenheit. Seitdem machte der Name „Landwehrberg“ dem kürzeren „Landsberg“ Platz.

Diesen Namen erhielt auch das neue Schloß, dessen Bau im Jahre 1836 begonnen und nach dem Plane und unter der Leitung August Döbners[5046], des herzogl. Baumeisters, bis 1840 in den Hauptmassen vollendet wurde. Das Ganze besteht aus dem mit drei starken Eckthürmen und zwei hohen Plattformen zierend umgebenen Hauptbau und zweien durch Bogengänge und Thormauern damit in Verbindung stehenden Nebenbauten, der Kastellanswohnung und dem Thorwarthause. Von diesem bis zu jenem zieht sich eine Ringmauer hin, die einen freundlichen Hofraum umgürtet und das alte Thurmgetrümmer noch mit umschließt. Neben letzterem führt eine Pforte zu dem zweiten neuen Schmuck des Laudsbergs, zu der herrlichen jungen Waldanlage, aus deren frischem Grün das Schloß so heiter und anmuthig emporragt und durch welche schattige Fußwege zur ebenfalls neuen und von Döbner nach Schweizermanier erbauten Meierei am Fuße des Hügels führen. Unser Stahlstich zeigt uns Burg und Berg von dieser Seite.

Dem äußeren Bilde der Burg entspricht vollkommen das Innere. Die Anmuth herrscht im ganzen Bau vor und hält die Pracht im rechten Maße zur Größe der Räumlichkeiten. Das Mittelalter zeigt uns hier alle heiteren Seiten seiner Lebensformen, und wie Herzog Bernhard II. dasselbe angesehen wissen will, sagt uns der Spruch über dem Eingang der Waffenhalle:

„Nicht zurück wünschen laßt uns die alte Zeit,
Wohl, aber der Ahnen Kraft und männlich Walten,
Nicht den Lehnsdruck, nicht der Ritter Eisenkleid,
Wohl aber die felsenfeste Treu’ der Alten.“[5047]

Die Waffensammlung selbst ist klein, aber wohlgewählt und geschmackvoll geordnet. Besondere Beachtung nimmt der große Saal (50’[5048] lang, 17 ½’ breit und ebenso hoch) in Anspruch wegen W. Lindenschmitt’s[5049] acht historischer Bilder aus der Vorzeit Thüringens, der trefflichen Glasmalereien, der reichen gothischen Schnitzereien am Holzgetäfel der Wände, des Credenztisches, der geschmackvollen Kronleuchter und der neuerdings dort aufgestellten sehr werthvollen Autographensammlung. Drei hohe Glasthüren verbinden diesen Saal mit der 3219 Quadratfuß großen nördlichen Plattform der Burg, die den Blick nach Norden und Osten frei läßt.

Das nordöstliche Thurmzimmer und das Lutherzimmer sind hauptsächlich mit Skulpturwerken Ferdinand Müllers[5050] ausgeschmückt, jenes mit einem beziehungsreichen Turnierfries, dieses mit Reformatorenstatuetten. Eine besondere Zierde des letzteren ist Kellner’s[5051] (in Nürnberg) Glasgemälde: „Der Tod der Maria.“

Im zweiten Stock des Schlosses fesselt uns im Mittelzimmer ein Bild, das alle heiteren Eindrücke der bis her durchwandelten Räume plötzlich verdüstert. Da sitzt der arme Tyrann auf dem Balkone, das abgefeuerte Gewehr im Schooße, im Gesicht das Zeugniß eines vom Glaubenswahn verbrannten

---

[5045] Bernhard I. (1649–1706), seit 1680 der erste Herzog von Sachsen-Meiningen.

[5046] August Wilhelm Döbner (1805–1871).

[5047] Bechstein, Landsberg, wie S. 1615, Anm. 5041, S. 17. Nach Ludwig Bechsteins „Wartburgfahrt“ stammen die Zeilen tatsächlich vom Erbauer (siehe hierzu S. 1615, Anm. 5042).

[5048] Zeichen für das Längenmaß Fuß.

[5049] Wilhelm Lindenschmit d. Ä. (1806–1848).

[5050] Ferdinand Müller (1809–1881).

[5051] Wohl Johann Jacob Kellner (1788–1873), viell. aber auch sein Sohn Georg Konrad (1811–1892).

Gehirns: „Karl IX.[5052] nach seinem ersten Schuß auf die Hugenotten in der Bartholomäusnacht“, Beck's[5053] treffliche Kopie nach Wappers[5054] weltberühmtem Gemälde. Auch die übrige Zimmergesellschaft kann einem ehrlichen Deutschen das Herz nicht erleichtern: Kaiser Karl V., Tilly[5055] und Ferdinand II. von Spanien[5056]. Was die in den Freinächten der Geister während der heiligen Zeit[5057] da droben mit einander berathen mögen? – Offenbar um eine protestantische Opposition gegen etwaige Beschlüsse dieser gefährlichen vier Herren zu ermöglichen, hält im nordöstlichen Eckzimmer eine Versammlung von anderen Männern geheimen Rath: Ernst der Fromme, Bernhard von Weimar[5058], Gustav Adolf, Philipp der Großmüthige[5059] und Friedrich von der Pfalz[5060]; Erzengel Michael, der Drachenbesieger, ist ihnen sinnig zugesellt, letzteres ein feines Holzrelief. – Nachdem wir noch die Laube, das Spruch - und das Stammbaumzimmer, deren Bestimmung und Hauptschmuck durch die Bezeichnung erklärt ist, betrachtet haben, besteigen wir vom ebenfalls noch zimmerreichen dritten Stock aus die Schneckenstiege des 120' hohen Hauptthurms, auf dessen freier Zinne wir 456' über dem Spiegel der Werra und 1343' über der Nordseefläche stehen.

Gleichwohl kann die Aussicht in das von höheren Bergen begrenzte und an sich schmale Thal der Werra nur eine beschränkte sein. Außer den fern herüber schauenden Köpfen der Rhön und des Thüringerwaldes sind die Berge der Nähe, Geba und Dolmar, die Zierden des Rundbildes, welches gegen Süden die untere Vorstadt von Meiningen, nach Norden die berühmte Tabaksstadt Wasungen mit den Trümmern der ehemaligen Burg Maienluft (im Hintergrund unseres Stahlstichs sichtbar) und außerdem noch zwischen Feldern und Wiesen und an Waldrändern und kahlen Höhen 8 Dörfer und 4 Einzelhöfe, die Meierei des Landsbergs eingeschlossen, in sich faßt. Anstatt der Aussicht erquickte mich auf der Thurmzinne bei Hinabblick auf das Schloß eine wohlthuende Einsicht. Vergleiche, lieber Leser, die Jahre vor der Julirevolution[5061], wo die großen Sonnenblumen der ersten Restauration blühten, mit der Gegenwart: damals wieder, wie zu Ludwigs XIV. Zeit, war Paris die Sehnsucht aller Prinzen, und nur das Ausland bot standesmäßige Bezugsorte für alle feineren Bedürfnisse der höheren Regionen. Was „nicht weit her“ war, taugte nichts, und wer nichts taugte, war „nicht weit her“. Ist das nicht anders, nicht besser geworden? Bei den schönsten Arbeiten da unten im Schlosse, zu deren Vollendung Handwerk und Kunst sich die Hände reichen mußten, frage: Wer sind ihre Meister? Wer war des Schlosses Maurer? Wer verfertigte jene Kronleuchter? Wer jene Holzschnitzereien der Sessel, Stühle und Wandbänke, der Thüren und Decken? Wer jenen kunstreichen Credenztisch? Wer die architektonische Malerei der Zimmer? Wer die Glasmalereien der Fenster und Thüren? Wer die plastischen Ornamente und historischen Skulpturwerke? Da erfährst du Namen, wie: Meister Thomas, Meister Meiße[5062], Meister

[5052] Karl IX. (frz. Charles IX; 1550–1574), von 1559 bis 1560 Herzog von Orléans, seit 1560 König von Frankreich. Er soll angeblich während der berüchtigten Bartholomäusnacht (vom 23. auf den 24. August 1572) eigenh. auf Hugenotten geschossen haben.

[5053] Hier ist der Gothaer Maler B. Beck gemeint.

[5054] Der belg. Historienmaler Gustaaf Wappers (1803–1874).

[5055] Johann T'Serclaes von Tilly (1559–1632), der oberste Heerführer der Truppen der kath. Liga.

[5056] Ferdinand der Katholische (aragon. Ferrando II o Catolico; ital. Ferdinando II d'Aragona; 1452–1516), seit 1468 König von Sizilien, von 1474 bis 1504, zusammen mit seiner Frau Isabella (1451–1504), als Ferdinand V. (span. Fernando V) König von Kastilien und León, ab 1479 als Ferdinand II. König von Aragón und ab 1505 als Ferdinand III. König von Neapel.

[5057] Die zwölf Rauhnächte zwischen 25. Dezember (Weihnachten) und 6. Januar (Dreikönigstag).

[5058] Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar (1604–1639), antikaiserl. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges.

[5059] Philipp I., genannt der Großmütige (1504–1567), seit 1509/1518 Landgraf der Landgrafschaft Hessen.

[5060] Friedrich V. (1596–1632), von 1610 bis 1623 Pfalzgraf und Kurfürst von der Pfalz sowie als Friedrich I. von 1619 bis 1620 König von Böhmen.

[5061] 1830.

[5062] Gürtlermeister in Meiningen.

Morgenroth[5063], Meister Rieneck[5064], Eberlein[5065], Kellner, Thieme[5066], Müller u. s. w., lauter deutsche Namen, deren Inhaber nicht weit her, meistens in Meiningen und, wenn nicht im Inland, höchstens nur in Deutschland daheim sind. Das thut wohl und macht dem edlen Bauherrn wie den tüchtigen Meistern der Heimath Ehre!

Deshalb glauben wir's auch nicht, wenn uns die Leute im Thale weiß machen wollen, wir ständen hier auf dem Thurm gerade über der Hölle. Das ist nicht wahr, sondern tief unten im Grunde des Thurms liegt ein großer Schatz begraben und lauert ein versteinerter Mann auf Erlösung, und das ging so zu. Es war einmal ein uralter Herzog, der wollte jagen. Da schickte er seinen Kammerherrn voraus, daß er die Jagd anstelle. Der aber kam auf den Landwehrberg als ein müder Mann und nickte bei dem Thurme ein. Da träumte ihm von einer wunderschönen Jungfrau in einem schneeweißen Kleide, die winkte ihm und deutete mit dem Finger auf die Glücksblume. Und als er erwachte, blühte vor ihm im Boden eine große Schlüsselblume, die zog er heraus und siehe, an der Wurzel hing ein großmächtiger Schlüssel, und eine Eisenthür stand plötzlich vor ihm in der Mauer. Als ein kluger und tapferer Herr ging er mit dem Schlüssel darauf los, die Thür sprang auf und da lag's haufenweis von Gold und Edelgestein. Aber wie er nun mit beiden Händen zugreifen will, hat's der Teufel besorgt, daß die Jagdhörner ertönten und sein gnädigster Gebieter da war und ihm rief. Eiligst sprang er hervor, steckte den Schlüssel in die Tasche, – und verlor die Blume! Freilich schlich er gleich nach der Jagd wieder hin zum Schatz, aber vergeblich: er fand die Eisenthür nicht wieder. Da stieg er hinauf, wo im Thurm ein Loch durch den Schlußstein des Gewölbes geht, und da harret er nun, den Schlüssel in der Hand, der weißen Jungfrau und versteinerte nach und nach, um das Warten besser aushalten zu können. Armer Mann, du kannst noch lange lauern! Du hast ja die Blume verloren! – Darum merk's, lieber Leser: willst du den Schatz heben, so wahre die Blume! Hast du sie verloren, so bebst du den Schatz nimmermehr.[5067]

[5063] Schreiner in Leutersdorf.

[5064] Schreinermeister in Meiningen.

[5065] Georg Eberlein (1819–1884).

[5066] Ernst Thieme (Lebensdaten nicht ermittelt); „Müller“ war naheliegenderweise nicht zu ermitteln.

[5067] Aus Ludwig Bechsteins „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Waldes. […]. Dritter Theil (Meiningen u. Hildburghausen: Kesselring 1837), S. 211f.; Bechstein, Landsberg, wie S. 1615, Anm. 5041, S. 45f.



BURG LANDSBERG
(BEI MEININGEN)

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit.in Hildbh.

Eigenthum d.Verleger.

Die Maxburg[5068] in der Rheinpfalz.

Zwischen dem Panorama des Haardtgebirgs, von Bergzabern im Süden bis Grünstadt an der Nordgrenze der und dem Rhein liegt das lieblichste und blühendste Stück von jenem

„– großen, eb'nen Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn;
Da steht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen."[5069]

Dieser Garten ist nicht bloß herrlich durch den Schmuck, den Natur und Menschenhand in ihm ausgebreitet, sondern auch seine Größe ist etwas werth: er hat eine Länge von ungefäbr neun Meilen und mißt vom Gebirg bis zum Strom bald etwas mehr, bald etwas weniger als drei Meilen. Nach der französischen Seite stößt er an einen denkwürdigen Zaun, der aber dem Nachbar gehört: die weißenburger Linien[5070]; von den Marksteinen des Nordrandes aus erblickt man die Thürme von Worms. Auf seinem ganzen Laufe geht der Rhein nicht so lustwandelungsselig in großen Bogen zur Linken und Rechten durch die Fluren: man sieht, wie schwer ihm das Scheiden wird aus seinem Paradiese. Der erhabenste Schmuck dieses Gartens ist jedoch die Terrasse, welche seine ganze westliche Länge begrenzt, jenes Panorama des Haardtgebirgs.

Nichtdurch Höhe, eisige Pracht und Schreckenreichthum imponirt dieser Gebirgszug, der nach Elsaß und Lothringen hin den Vogesen weiland deutsche Reichsnachbarn hatte, sondern durch die strahlende Anmuth, die entzückende Lieblichkeit der Thäler, den lachenden Reichthum der Hügel, die kekken Gestalten der Berge und das stattliche Leben des deutschen Fleißes, die Werke der Industrie, die Denkmäler der Kunst, der Sitte und des Glaubens, die uns hier vor jeden Blick unserer Augen treten. Könnte man diese ganze Terrasse von Bergzabern bis Grünstadt mit Einem Blick überschauen, so umfaßte derselbe über 70 Berge und Hügel und vor, an und auf denselben gegen 60 Werke der Menschenhand an Städten und Marktflecken, Dörfern und Einzelhöfen, Schlössern und Ruinen, Klöstern und Kapellen. Das Gebirg selbst bietet eine überraschende Mannigfaltigkeit der Formen. Wie auf einem Wanderzug nach Norden begriffen, strecken dorthin viele langrückige Berge ihre Häupter vor, andere erheben sich mit runder Behaglichkeit, andere sind kühn gewölbt und noch andere ragen als Pyramiden in den Himmel. Damit das Auge beim Genusse dieser Schönheit auch seine Eintheilung machen könne, scheiden zwei breitere Tiefthäler das ganze Panorama in drei Gruppen. Hinter Albersweiler, wo die Wasser der Queich sich sammeln, öffnet sich das Annweiler Thal, in der Mitte der Südhälfte, und beim Beginn der Nordhälfte des Panorama's liegt Neustadt am Eingang in das andere Thal, durch welches dem Dampfwagen die Bahn gezogen ist vom Ludwigshafen am Rheinstrom bis nach Zweibrücken.

[5068] Der Stich orientiert sich stark an den Plänen, die August von Voit (siehe hierzu S. 1622, Anm. 5075) für den beabsichtigten Umbau erstellt hatte.

[5069] Zitat aus Friedrich von Schillers Drama „Wilhelm Tell […]" (Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1804), S. 126, „Dritter Aufzug", „Dritte Scene".

[5070] Die Weißenburger Linien waren zwischen 1701 und 1714, also während des Spanischen Erbfolgekriegs (siehe hierzu S. 1082, Anm. 3316), von Claude-Louis-Hector de Villars (1653–1734) zur Verteidigung des von Frankreich neu erworbenen Elsaß zwischen dem Rhein bei Lauterburg/Lauterbourg und den Vogesen bei Weißenburg/Wissembourg angelegt worden.



DIE MAXBURG IN DER RHEINPFALZ

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

In der Mitte der mittleren Gruppe dieser Kegel und Pyramiden, Kuppeln und bäumenden Bergrücken erhebt sich als höchste Spitze die Pyramide des Kalmit zu 2046 Fuß, und zwischen ihr und Neustadt (Bd. XVII, S. 205f.) tritt auf steiler Höhe, über dem breiten Kranze eines Kastanienwaldes, beherrschend und krönend zugleich, aus der Reihe der Berge und Hügel der Gegenstand unserer Stahlplatte hervor. Die Maxburg kann sich unbestritten der reizendsten Lage im ganzen Haardtgebirge rühmen.

Unser Bild, lieber Leser, lügt Dir etwas vor, oder, um milder zu reden, es stellt nicht die Wahrheit dar, sondern einen Wunsch, der früher ein in der Ausführung begriffener Plan war. Die Burgruine, die unter dem Namen „Hambacher Schloß" (sogenannt nach den Dörfern Ober-, Mittel- und Niederhambach, die malerisch zu den Füßen ihres Bergs liegen) in den „dreißiger Jahren" europäischen Ruf[5071] erlangt hatte, war Eigenthum der Bürger von Neustadt, als Bayerns Kronprinz Max[5072] sich mit der preußischen Prinzessin Marie[5073] vermählte. Da brachten die Pfälzer ihrem künftigen Herrscherpaare die prachtvolle Ruine als Festgabe dar. Es lag eine sinnige Bedeutung gerade in diesem Angebinde, das offenbar mit gewissen geschichtlichen Erinnerungen versöhnen sollte; damals (1842) erhielt das Hambacher Schloß den Namen „Maxburg." Zugleich war der Wunsch ausgesprochen, daß der zukünftige König sich ein Seitenstück zum Hohenschwangau, eine königliche Pfalz in der Mitte seiner Pfälzer, auf dieser Höhe errichten möge. Der Gedanke fand Anklang und die Wiederherstellung der Burg wurde, nach dem Plane von Ziebland[5074] und Voit[5075], begonnen. Im Jahre 1846 stand bereits die östliche, dem Rhein zugekehrte Frontseite des Hauptbaues mit ihren 15 Fenstern im reichen mittelalterlichen Styl fertig da. An der nördlichen Wand, deren Einsturz man befürchtete, und am Jahre 1848 scheiterte der Ausbau der Maxburg, die jetzt, in der Nähe allerdings schon prächtig, jedoch aus der Ferne betrachtet nur beklagen läßt, daß man die großartige Ruine in ihrer malerischen Schönheit nicht unberührt gelassen.

Auch ihrer Geschichte nach gehört diese Burg zu den Volksheiligthümern des schicksalreichen Landes; sie hat dessen ganzen Jammer mit durchgelebt und zeigt die Spuren davon noch der Gegenwart. In der ältesten Zeit hieß sie Kästenburg, d. h. Kastanienburg, und war eine stattliche Pfalz der deutschen Könige. Heinrich II.[5076] erbaute sie sich zu Anfang des 11. Jahrhunderts. Später kam sie an Wolfram, Graf der Ardennen[5077], Schwager des unglücklichen Kaisers Heinrich IV.[5078], der von dieser Burg aus den verhängnißvollen Gang nach Canossa[5079] angetreten haben soll. Ein Neffe dieses Kaisers, Bischof Johann[5080], schenkte sie um 1100 dem Hochstifte Speyer, dessen Bischöfen sie bei drohenden Gefahren zum Zufluchtsort diente. Im Bauernkriege[5081] erstürmte sie die wilde Rotte des sogenannten Kolbenhaufen und setzte sich darin fest. Des Bischofs großes Faß von 100 Fudern[5082] ward rein ausgeleert; den übrigen Fässern schlugen die Bauern den Boden ein und steckten dann die Burg in Brand. Auf Kosten der Bauern wieder hergestellt, wurde der feste Bau schon 1552 vom deutschen Alcibiades Markgraf

---

[5071] Vom 27. Mai bis 1. Juni 1832 war die Schloßruine für sechs Tage Schauplatz für die als „Hambacher Fest" in die dt. Geschichte eingegangene Zusammenkunft von ca. 30.000 Menschen liberal-demokratischer Gesinnung.

[5072] Maximilian (1811–1864), ab 20. März 1848 als Maximilian II. König von Bayern.

[5073] Der bayer. Kronprinz Maximilian (s. o.) hatte am 12. Oktober 1842 Prinzessin Marie von Preußen (1825–1889) zur Frau genommen.

[5074] Der Architekt Georg Friedrich Ziebland (1800–1873).

[5075] Der Architekt August von Voit (1801–1870).

[5076] Heinrich II. (973 o. 978–1024), war als Heinrich IV. von 995 bis 1004 und wieder von 1009 bis 1017 Herzog von Bayern, von 1002 bis 1024 König des Ostfrankenreiches, von 1004 bis 1024 König von Italien und ab 1014 römisch-deutscher Kaiser.

[5077] Historisch nicht verbürgt.

[5078] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[5079] Der berühmte „Gang nach Canossa" des dt. Königs Heinrich IV. (siehe hierzu S. 319, Anm. 888).

[5080] Johannes I., Graf im Kraichgau (1063/64–1104), seit 1090 Bischof von Speyer.

[5081] 1525.

[5082] In der Pfalz faßte zu jener Zeit 1 Fuder 6 Ohm, was 955 Litern entspricht.

Albrecht von Brandenburg[5083] abermals durch Feuer zerstört. Und abermals erstand sie aus Schutt und Asche und überdauerte sogar den 30jährigen Krieg, aber nur, um dem schmachvollsten aller Kriegszüge, dem Orleans'schen Mordbrennerkriege[5084], zu erliegen. Wie viele andere Burgen und Klöster der Pfalz ragt sie seitdem als ein Denk mal Ludwigs XIV. und des deutschen Reichs, aber zugleich als ein mahnender Fingerzeig der Geschichte empor über ein vielgeprüftes Land.

[5083] Albrecht II. Alcibiades (1522–1557), von 1541 bis 1554 Markgraf von Brandenburg-Kulmbach.

[5084] Zu Beginn des vom frz. König Ludwig XIV. vom Zaune gebrochenen Pfälzischen Erbfolgekrieges (siehe hierzu S. 277, Anm. 766) war die bereits reichlich marode Festung von den Franzosen niedergebrannt worden und sollte fortan Ruine bleiben.

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Neunzehnter Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1857.

Enthält: Auch (1857).
Frankfurt a. d. Oder (1857).
Burg Prunn im Altmühltal (1857).
Padua (1857).
Die Viamala (1857).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 29-33.

Auch[5085] in Frankreich.

„Die Originale werden immer seltener." So lautet eine der allgemeinsten Bemerkungen, ja fast Klagen der gegenwärtigen Gesellschaft. Sonst, sagen die Alten, hat jedes Städtchen, jedes Dorf seinen „originellen Kerl", gehabt: jetzt gibt es nur noch wohlgezogene, artige Leute, sieht Einer aus wie der Andere, und die Entgegengesetzten haben nichts Originelles mehr, sondern sind höchstens grob. Das Bleibende im Wechsel ist allein die Fortsetzung des Beispiels jener biblischen vierzehn Jungfrauen[5086]: daß eben Thörichte und Kluge auf dem Lebensweg neben einander dahin laufen mit oder ohne Oel in den Lampen. –

Die Wahrheit dieser Bemerkung hat guten Grund, die Erscheinung selbst ist eine lokale, keine allgemeine. Wo ein „origineller Kerl" gedeihen soll, muß kräftiger Boden und frische freie Luft sein, sonst verkümmert diese edle Pflanze. Und edel ist eine solche Pflanze stets. Ein richtiger origineller Kerl ist der „Kunz von der Rosen"[5087], seines Orts, seiner ganzen Umgebung. Die Guten lieben, die Schlechten scheuen ihn, denn er hat das stillschweigend anerkannte Recht, Jedermann die schnurgerade Wahrheit zu sagen, weil er es versteht, dieses Recht auf seine besondere Manier zu handhaben. Für diese große Gerechtsame trägt er gern zur Erheiterung der Menge mitunter eine Narrenkappe zur Schau, und das ist der Theil vom Stück, welchen der große Haufe als sein „Originelles" erkennt. Zu einem originellen Kerl gehört das stolze Gefühl der Selbstständigkeit seiner ganzen Umgebung gegenüber, einer sicheren geistigen Ueberlegenheit über die Denkhöhe der Menge und die scharfe Waffe des Witzes zur klaren Gemüthlichkeit eines reinen Herzens. Eine andere charakteristische Haupteigemhümlichkeit der originellen Kerle ist ihre leichtere Behandlung des Lebens überhaupt, d. h. sie sind nur gar zu oft den „Vögeln unter dem Himmel"[5088] gleich: sie säen nicht, sie ernten nicht, und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch. Die Besten des Standes hängen diesem Zuge wenigstens insofern an, als sie das philiströse Einerlei regelmäßiger Thätigkeit verschmähen, mit fester Kraft und glücklich arbeiten, so lange die Lust dazu ihnen im Herzen sitzt, aber dafür auch diesem Herzen die Freude machen, ihm allezeit gehorsam zu seinen anderen Lustbarkeiten zu folgen. Ein solcher Origineller ist überall der Liebling der Kinder und die Kinder sind seine Lieblinge, weil sie sich verwandten Herzens fühlen: aus so tiefem Grunde rührt der Scharfblick der Kinder, die stets Den herausfinden, der sie wirklich lieb hat. Ein Origineller darf endlich nie selbstsüchtig sein, im Gegentheil, „wenn er hat, haben Alle", sonst macht er sich seines hoben Standes unwürdig und steigt zur weit tieferen Klasse des „Sonderlings" herab, den weiter gar nichts auszeichnet, als daß er sein wirkliches geheimes Privat-Unwesen standhaft für sich so hin treibt, auch wenn die Leute darüber lachen.

Nur aus dem Stande der originellen Kerle gehen die Genies hervor und die geistig fruchtbaren Talente, welche ihren Fleiß dem Wohl der Menschheit widmen: oder umgekehrt, alle diese originellen Kerle sind eben nur dies, weil ihnen diejenige Stellung im Leben nicht wurde, für die sie hinsichtlich ihrer geistigen Begabung von der Natur bestimmt waren. Gerade dieser Kontrast zwischen Geist und Lebensstellung macht sie im Auge der urtheilsarmen Menge zu komischen Figuren, welche „so närrische Einfälle" haben. Hätte aber die menschliche Gesellschaft endlich einmal den richtigen Einfall, nicht

---

[5085] Lat. Augusta Auscorum.

[5086] Mt 25,1-13.

[5087] Kunz von der Rosen (ca. 1470–1519), Berater und Hofnarr von Kaiser Maximilian I. (1459–1519). Er war vor allem wieder durch Gustav Freytags (1816–1895) 1842 erschienenes und 1844 erstmals aufgeführtes Bühnenstück „Die Brautfahrt oder Kunz von den Rose" einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden.

[5088] Mt 6,26.

vorzugsweise der wohlhabenden Mittelmäßigkeit, dem erwerbsüchtigen Reichthum und gepflegter Vetterschaft die Wege zur höchsten Bildung bequem zu machen, sondern würde vorzugsweise das wirkliche Talent schulpolizeilich ausspionirt und von Staatswegen auf die ihm gebührende Bahn geführt, so sollte es wohl der „originellen Kerle" noch weniger, aber desto mehr Originale in Wissenschaft und Kunst und hochgesinnte, thatkräftige, opferfreudige Männer im Dienste des Staats und der Menschheit geben, wahrlich ganz andere, als jetzt die gehätschelte und stets selbstsüchtige Mittelmäßigkeit mit einer wissenschaftlichen Bildung, die das Herz auspumpt, um den Kopf zu füllen, vor und über das Volk stellt. Wäre es möglich, daß ein Federzug des Schicksals dieses fehlervolle Exercitium des Menschenlebens plötzlich corrigirte, wie viele arme Leinweber, Seiler und andere Handlanger säßen auf hohen Lehrstühlen und Präsidentensesseln, und wie viele Hofräthe müßten sofort Schuster und Schneider werden!

Die Unlust der originellen Kerle am philiströsen Tageserwerb liegt eben nur darin, daß sie den abgerackerten Pegasus im Ochsenjoch darstellen sollen. Wo aber die Mittelmäßigkeit lange Zeit die Alleinherrschaft führt, wird der Boden des Lebens entkräftet und die Luft verdumpft. Wie lange arbeiten nun schon Polizei und Geistlichkeit an der Ausrottung aller alten kernigen Volkssitten! Wie sorgsam werden die Löcher verstopft, aus denen das Herz die frische Luft der Lust schöpft! „Bete und arbeite!" wird an jede Hüttenthür geschrieben, aber „der Freude schönen Götterfunken"[5089] mit demselben Eifer in des Volkes Brust zu wecken, daran denken höchstens noch die vom siegenden Materialismus mehr und mehr decimirten armen „originellen Kerle". – Und daher, aus diesem Gefühle mehr und mehr versiechender Quellen rüstiger, kräftiger, sittentüchtiger Freuden, stammt wohl der klagende Ton in jener Bemerkung, daß die Originale bei uns immer seltener würden.

Aber auf der Erde sterben sie nicht aus: sie wandern mit in neue Länder und setzen sich fest, wo sie ihren guten Boden, ihre rechte Luft finden. Eine dauerndere Heimath überall haben sie in einzelnen Ständen, die dem Forscher nach solchen erquicklichen Erscheinungen stets gute Ausbeute liefern werden. Das sind die in sich noch fest verbundenen und durch die Eigentümlichkeit ihres Lebenserwerbs von der gewöhnlichen Gesellschaft abgeschlossenen Stände, wie die Männer der See, der hohen Gebirge, der Tiefen der Erde und weit abseits liegender Landwohnungen. Nur abseits vom Strom des civilisirenden Alltags gedeihen auch bei uns noch diese Originellen; ebenso in Städten, welche groß genug sind zur Einsamkeit für den Einzelnen.

Im Einzelnen spiegelt sich das Ganze ab; im großen Ganzen erkennen wir die Bilder des Einzelnen wieder. Von originellen Kerlen, von originellen Ständen werden wir geführt zu originellen Völkerschaften. Jede Nation hat im Kranze ihrer Völker eine solche „wunderliche" Blume, jede Nation hat ihren belachten und doch geliebten „Kunz von der Rosen." Welcher Deutsche denkt in diesem Augenblick nicht an unsere braven Schwaben? Wo ist noch ein deutscher Volksstamm, der so viel Stoff zu lustigen und lächerlichen Geschichten geboten hätte? Und wo ist noch ein deutscher Volksstamm, aus dessen Mitte für die Nation eine Reihe von Original-Männern der Wissenschaften und der Künste, der Industrie und jeder Richtung des öffentlichen Lebens hervorgegangen wäre, wie ans dem der Schwaben? Und Männer der Wahrheit waren sie alle, die Dichter und Philosophen, Gelehrte aller Fächer, Staats- und Geschäftsmänner, Fürsten und Helden, welche ihres Landes Stolz waren und der stolzesten deutschen Länder höchste Zierden wurden. Darum mag des Schwabenvolkes Antlitz immer schalkhaft lächeln zu dem ihm nacherzählten „Schwabenstreichen", der Lorbeer bleibt doch ewig grün auf seinem Haupte, und ganz Deutschland sieht in ihm seinen hochherzigen Kunz von der Rosen, den Retter aus mancher Geistesnoth und den treuesten Freund in jeder Gefahr des Vaterlandes.

Auch Frankreich hat sein Schwabenland, das jedoch mit dem deutschen weniger von der Ehren-, als von der komischen Seite gemein hat. Es ist die Gascogne, das französische Hauptland der originellen Kerle. Bekanntlich, und wie erst im Artikel Paris[5090] angedeutet worden, war es ein Hauptbestreben des französischen Königthums, die Volksthümlichkeiten der einzelnen früher selbstständigen Bestandtheile des Reichs zu vernichten, um durch die Uniformität des Nationalgeprägs sich die Herrschaft zu erleichtern und gegen jedes Erwachen von Selbstständigkeitsgedanken zu sichern. Dies Bestreben ist nicht durchweg von Erfolg gewesen, am wenigsten aber in der Gascogne. Dort war, wie

[5089] Frei zitiert aus Friedrich von Schillers 1785 entstandener „Ode an die Freude".

[5090] Auf S. [3]-12 obengenannten Bandes.

überall, das Gebirg und die Armuth des Landes der Schutz des Volksthums, das sogar Herr wurde über seinen ärgsten Feind: die vielfache dynastische Zersplitterung der Gascogne. So finden wir denn noch heute die Million Menschen, welche auf dem alten Gebiete des jetzt in dreizehn Departements zertheilten Landes leben, ganz und fest in ihrer interessanten Volksthümlichkeit, sowohl in ihrer äußern Erscheinung, als in Sprache und Sitten. Die Gascogner sind ein gutmüthiges, tapferes und kluges Volk; ihren komischen Zug verdanken sie allein ihrer etwas außer Verhältniß gerathenen Eitelkeit. Diese ist die Mutter der berühmten Gasconaden. Die Armuth des Landes zwang nämlich stets viele junge kräftige Leute, auswärts in Dienste und am liebsten in Kriegsdienste zu treten. Unsere ehrlichen Schwaben würden da. wie unsere wandernden und kriegsdienenden Tiroler und Schweizer, gesagt haben, daß sie in die Fremde gegangen wären, weil sie daheim nichts zu schleißen[5091] und zu beißen gehabt hätten. Des Gascogners Eitelkeit sprach anders; sie schilderte herrliche Schlösser und große Waldungen voll edlen Wilds, reiche Heerden und weite Felder voll Fruchtbarkeit als erbliches Eigenthum des Prahlhans, bei dem Schmalhans erblicher Küchenmeister war, aber den dennoch nur die Liebe und Sehnsucht nach Kampf und Ruhm aus dem Schooß des Ueberflusses getrieben haben sollte. So repräsentiren beide Völkerschaften in einem Hauptcharakterzug ihre Nationen: der Schwabe mit seiner lachenden Selbstironie, Klugheit und Muth verleugnend, während er Beides im reichsten Maße besitzt, und der Gascogner, seiner Heimath Armuth und seine eigene verleugnend, während er daran den weltbekanntesten Ueberfluß hat: dort Uebermaß in der Bescheidenheit, hier Uebermaß in der Eitelkeit, dort Deutschland und hier Frankreich.

Auch die Gascogner haben ihrem großen französischen Vaterlande eine Reihe tüchtiger Männer geliefert, würdige Früchte des originellen Baums. Aus der Stadt allein, die unser Bild uns zeigt, gingen zwei Größen hohen Rangs hervor: der Naturforscher Duchesne[5092], besonders als Chemiker und Anhänger der chemisch-medicinischen Schule des Paracelsus[5093] bekannt, und der Marschall Montesquiou d'Artagan[5094] († 1725).

Auch galt bis auf die Departemental-Eintheilung Frankreichs als Hauptstadt von Armagnac und zeitweise von ganz Gascogne. Gegenwärtig ist es die Hauptstadt des Departements Gers und des Bezirks von Auch und Sitz der Departementalbehörden, eines Erzbischofs (schon seit dem 4. Jahrhundert), eines Handelsgerichts und einer Börse. Im Alterthum war es als Climbernum, auch *Civitas Ausciorum* oder *Augusta Ausciorum*, Hauptstadt der Auscier. Seit dem 10. Jahrhundert residirten hier die Grafen von Armagnac, und vom 11. bis 14. Jahrhundert wurden mehre Kirchenversammlungen und Synoden hier gehalten. Die Stadt liegt am linken Ufer des Gers und besteht aus einer Ober- und einer Unterstadt, die durch abschüssige, zum Theil unfahrbare Straßen verbunden sind. In ihrem üppigen Rahmen von Obstgärten gewährt die alte Stadt einen imposanten Anblick; das Imposanteste aber ist die Alles überragende Kirche. Sie ist eine der größten und prachtvollsten in ganz Frankreich. Stylrein ist sie nicht; sie ist im gothischen Style begonnen und im griechischen[5095] vollendet. Die Kirche selbst ist rein gothisch, hat ein Schiff von 90'[5096] Höhe, Glasmalereien von wunderbarer Schönheit und hohe Gewölbe von 80' Spannung; über sie erheben sich zwei Thürme, deren Gerippe, die nackte Mauer, dem der Notre-Dame-Thürme in Paris sehr ähnlich ist, deren Umkleidung jedoch aus lauter korinthischen gekoppelten Säulen besteht, zwischen denen noch Altane, Gallerien, Fenster und dergleichen Unzierden mehr angebracht sind. Es ist Schade um den herrlich begonnenen Bau, denn trotzdem, daß diese Thürme auf einer Kirche

---

[5091] „einhauen, tapfer schmausen" (DWG, Bd. 15, Sp. 617).

[5092] Hier ist sicherlich Joseph Duchesne, genannt Quercetanus (1544–1609) gemeint, der allerdings aus l'Esturre im Armagnac stammt.

[5093] Der Arzt, Alchemist, Astrologe und Philosoph Theophrastus Bombast von Hohenheim (ca. 1493–1541), der sich ab 1529 Paracelsus nannte.

[5094] Der frz. Marschall Pierre de Montesquiou d'Artagnan, comte d'Artagnan (1640–1725); nicht zu verwechseln mit Charles de Batz de Castelmore, genannt comte d'Artagnan (1615–1673), der Alexandre Dumas d. Ä. (1802–1870) für seine „Drei Musketiere" als Vorlage diente.

[5095] Damit dürfte die Architektur der frz. Klassik gemeint sein, die ihre Blütezeit vor allem während der Herrschaft von Ludwig XIV. erlebte.

[5096] Zeichen für das Längenmaß Fuß.

in der Gascogne stehen, so sehen diese Griechenköpfe auf dem Germanenleib durchaus nicht aus wie das Obertheil von ein Paar originellen Kerlen, sondern sie sind aus Nachgemachtem zusammengestoppelte Waare, der braven originellen Gascogne nicht angemessen.


DCCCLX
AUCH
in den Pyrenaeen
Aus d.Kunstanst.d.Bibl.Instit.in Hildbhsn.
Eigenthum d.Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 37-40.

Frankfurt an der Oder.

Frankfurt gehört zu den vielen deutschen Städten, die mit Stolz auf ihre Geschichte blicken können, wie der Deutsche berechtigt ist, mit Stolz auf alles Land östlich von der Elbe und Saale zu blicken, denn wenn der Fremde höhnisch fragt: „Wo sind euere Kolonien?“ so zeigen wir dorthin: das halbe Norddeutschland ist's, das unsere Alten erst mit Schwert, Kreuz und Pflug erobern mußten. Frankfurt ist in diesen unseren Kolonialländern ein vielgeprüfter Ort, gehärtet und gestählt durch den Kampf vieler Jahrhunderte, und behauptet noch heute fest und würdig seinen alten Posten.

Je älter eine Stadt, desto freier beginnt der Chronist ihre Geschichte. Um mittelst einer Furth der Franken den Ursprung der Stadt und ihres Namens mit einem Federzug hinzustellen, lassen die alten Chroniken um 140 v. Chr. einen Frankenkönig (Sermo oder Sunno I.[5097]) aus Scythien[5098] daherziehend hier die Oder überschreiten. Daß aus Scythien nie Franken gekommen sind und der Name „Franken“ damals hier noch kein menschliches Ohr berührt haben könnte, kümmerte die braven Alten nicht. Das Einfachste ist, daß Frankfurt ursprünglich ein Fischer- und Schifferdorf war, das allmählig zum Marktflecken anwuchs und, der günstigen Lage angemessen ein Uebergangspunkt für den deutschen Handel nach Polen wurde. Zur Stadt wurde es erhoben am 14. Juli 1253. Dieses Datum trägt eine Urkunde, nach welcher die Markgrafen von Brandenburg, Johann I.[5099] und Otto III., in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Magdeburg[5100] den „Flecken“ vergrößern und den Marktplatz bei der Nikolaikirche, sowie die Niederlage in der Nähe des Orts erhalten wollten. Die junge Stadt wurde in Rechten und Pflichten Berlin gleichgestellt. Sie gedieh durch die Rührigkeit ihrer Bürger, die ihren Namen mit Ehren trugen, denn sie wußten ihre Stadtburg zu schützen. Ihre Nachbarn, namentlich die geistlichen, sorgten dafür, daß sie allezeit tüchtig in der Tapferkeit geübt wurden. Die Stadtmauern waren kaum fünfunddreißig Jahre alt, als sie die erste Belagerung, 1290 durch Markgraf Dietrich von Meißen[5101], zu bestehen hatten. Darauf wurde (1318) die Befestigung vom Markgrafen Waldemar[5102] verstärkt. In ihrem Bürgersinn verständig und treu und, durch Erfahrungen in nächster Nähe gewitzigt, waren die Bürger in allen Kämpfen zwischen Hierarchie und weltlichem Reich dem Kaiser treu, und so urprotestantisch ist Land und Luft dort, daß schon dieses junge Frankfurt des päpstlichen Bannes lachte, Bischöfe von seinen Mauern trieb und bis in die eigenen festen Sitze verfolgte. Doch waren sie in Frankfurt weniger grausam, als zu Halle[5103], wo die Bürger den habgierigen Magdeburger Erzbischof[5104] 1325 einkerkerten und hinrichteten: die Frankfurter nahmen den Bischof von Lebus[5105], der nicht des Glau-

---

[5097] Sunno, fränk. Heerführer bzw. Kleinkönig im späten 4. Jhd.

[5098] Hist. Siedlungsgebiet der Skythen, nördl. des Schwarzen Meeres im heutigen Südrußland und der Ukraine von der unteren Wolga (russ. Волга) und dem Kuban (russ. Кубань) bis zum Dnister (ukrain. Дністер, russ. Днестр).

[5099] Johann I. (ca. 1213–1266), seit 1220, gemeinsam mit seinem Bruder Otto III. dem Frommen (1215–1267), Markgraf der Mark Brandenburg.

[5100] Rudolf von Dingelstädt († 1260), seit April 1253 Erzbischof von Magdeburg.

[5101] Recte: Albrecht II. der Entartete (1240–1314), zunächst Landgraf von Thüringen und später auch Markgraf von Meißen.

[5102] Waldemar der Große (ca. 1280–1319), ab 1302 als Mitherrscher Markgraf der Mark Brandenburg und ab Mai 1309 Alleinherrscher von Brandenburg.

[5103] Recte: Magdeburg.

[5104] Burchard III. († 1325; ermordet), seit 1307 Erzbischof von Magdeburg.

[5105] Stephan II. von Lebus († 1345), seit 1317 Bischof von Lebus.

bens, sondern des lieben Zehntens wegen im Verein mit dem Polenkönig[5106] das Land verwüstet und 1326–1328 Frankfurt vergeblich belagert hatte, in Goritz, der Bischofsburg, die sie eroberten, gefangen und ließen ihn so lange in strenger Haft büßen, bis er in sich ging, Lösegeld zahlte und von den ungerechtesten seiner Forderungen abstand. Erst im Jahr 1334 wurde der Gottesdienst in Frankfurt gegen eine zehnjährige Abgabe wieder freigegeben! Das sind Zeichen jener Zeit. Als der falsche Waldemar[5107] aufstand, fiel Frankfurt ihm zu und wurde deshalb 1348 von Kaiser Karl IV.[5108] belagert; und kaum war diese Kriegsdrangsal vorüber, so sorgten die feindlichen Bischöfe von Lebus für einen neuen Bannstrahl, 1350 bis 1354. Einen treuen Gönner fand die Stadt an dem Kurfürsten Ludwig dem Aeltern von Brandenburg[5109]: er ertheilte ihr neben vielen anderen werthvollen Privilegien auch die Freiheit der Schifffahrt zwischen Breslau und Stettin. Aehnliches erfolgte von Seiten seiner Nachfolger und selbst der Kaiser. Die Stadt war reich und mächtig geworden, so daß sie den stets geldbedürftigen Fürsten bereitwillig aus der Noth helfen und dafür immer neue Vorrechte und Vortheile für sich gewinnen konnte. Das 14. Jahrhundert schloß die glückliche Stadt mit einem frommen Werke: der Stiftung des Karthäuserklosters beim Gubener-Thore. Das 15. Jahrhundert ließ mit neuen Stürmen nicht lange auf sich warten und schloß abermals mit einer Stiftung, die ein strahlendes Zeugniß ablegt für den geistigen Fortschritt, den diese hundert Jahre in den Häuptern und Köpfen des deutschen Volkes, und zwar nicht nur im Norden, bewirkt hatten. Die Kriegszüge der Hussiten erstreckten sich bis nach Frankfurt; Procop[5110] belagerte die Stadt zweimal vergeblich. Mit ebenso wenig Erfolg lagen 1450 die Polen vor den Mauern der festen Bürger. In besonderer Gunst stand Frankfurt bei dem Kurfürsten Friedrich II.[5111] und Johann Cicero[5112], der schon als Kurprinz eine Vertheidigung der Stadt gegen den Herzog von Sagan geleitet hatte, 1477. Damals kehrten 350 gefangene Frankfurter, die der Herzog frei gelassen hatte unter der Bedingung, daß 100 Dukaten Lösegeld für sie bezahlt würden, in die Haft zurück, weil diese Summe für sie nicht aufzutreiben war. Das hieß: Worthalten, weiter nichts. Von da an ging das Jahrhundert auf der beglückenden Bahn des Friedens seinem Ende entgegen; denn die einige Zeit störenden Strauchdiebereien märkischer Edelleute, der Krachte, Köckeritze, Lüderitze, Itzenplitze und Cons.[5113], legten sich, nachdem die Bürger mit guten Stangen und Klingen einigemale die adeligen Schnapphähne auf Finger und Köpfe geklopft hatten. Die Stiftung, mit welcher Frankfurt das Ende des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts verherrlichte, war die einer Universität: soweit war man in 100 Jahren vom Karthäuserkloster aufwärts gestiegen! Den Anfang dazu machte das noch von Johann Cicero (1499) errichtete „Fürstenkollegium“; die Universität selbst wurde 1505 von Joachim I.[5114] gestiftet, nach dem Muster der leipziger Hochschule eingerichtet und 1506 eingeweiht. Einer ihrer ersten Studenten war Ulrich von Hutten[5115], und – der Ablaß-Tetzel[5116] erhielt von ihr den Doktorhut. In der deutschen Gelehrten-Republik ist von jeher Alles möglich gewesen. Viel schadete der jungen Universität die Pest, welche

---

[5106] Władysław I. Ellenlang (poln. Władysław I Łokietek; 1260–1333), als Władysław IV. seit 1306 Princeps von Polen und seit 1320 als Władysław I. König von Polen.

[5107] Der falsche Woldemar o. falsche Waldemar († 1356; hingerichtet) war ein Hochstapler, der von 1348 bis 1350 von Karl IV. (s. u.) mit der Mark Brandenburg belehnt war.

[5108] Karl IV. (tschech. Karel IV.; 1316–1378), seit 1346 römisch-deutscher König, seit 1347 König von Böhmen, ab 1355 König von Italien und römisch-deutscher Kaiser.

[5109] Ludwig der Römer (1328–1364/65), als Ludwig VI. von 1347 bis 1351 Herzog von Bayern und als Ludwig II. ab 1351 Markgraf von Brandenburg, 1356 wurde er zudem Kurfürst und Erzkämmerer des Heiligen Römisches Reiches.

[5110] Der Geistliche und Heerführer der Reformbewegung der Taboriten Andreas Prokop, auch Prokop der Kahle genannt (tschech. Prokop Holý; ca. 1380–1434).

[5111] Friedrich II. von Brandenburg (1413–1471), von 1440 bis 1470 Markgraf von Brandenburg sowie Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[5112] Johann „Cicero“ von Brandenburg (1455–1499), seit 1486 Kurfürst und Markgraf von Brandenburg.

[5113] Abk. für Konsorten.

[5114] Joachim I. Nestor (1484–1535), seit 1499 Kurfürst von Brandenburg.

[5115] Der Humanist Ulrich von Hutten (1488–1523).

[5116] Der Ablaßprediger Johann Tetzel (ca. 1460–1519).

zehn Jahre lang in Frankfurt wüthete und die Verlegung der Anstalt nach Kottbus nöthig machte, und die Eifersüchteleien gegen Wittenberg und Luther. Erst nachdem unter Joachim II.[5117] am 9. Nov. 1539 die Reformation in Frankfurt eingeführt und die Universität nach reformirten Grundsätzen eingerichtet worden war, gedieh sie zu einer schönen Blüthe. Sie ward 1811 nach Breslau verlegt.

Eine lange Zeit äußeren Friedens ließ der Stadt Muße, an der Entwickelung ihrer Verwaltung und Verfassung, der Ausbreitung ihres Handels durch die berühmten Messen und gesicherte Schifffahrt zu arbeiten. Im Nordosten Deutschlands war Frankfurt damals eine Zierde deutscher Handels- und Gewerbsthätigkeit. Da kamen über die Stadt drei große Kriege, gekämpft mit den Waffen der neuern Zeit, gegen welche ihre Mauern keinen Halt mehr boten: der dreißigjährige Krieg, der siebenjährige Krieg[5118] und die Franzosenkriege. In allen drei Kriegen lag Frankfurt fortwährend in der Feuerlinie. In welchem Zustand eine Stadt aus solchen Drangsalen hervorgehen muß, erklärt sich von selbst. Nach dem dreißigjährigen Krieg waren 500 Feuerstellen der Stadt verschwunden und 5000 Einwohner von Krieg und Elend dahin gerafft worden. Nach dem siebenjährigen Krieg klopfte die Armuth an alle Thüren. Nach der Schlacht bei Jena[5119] bis zum Aufruf: „An mein Volk“[5120] fraß die französische Herrsch- und Habgier bis in’s Mark, so daß damals viele Bewohner die Stadt mit dem Rest von Hab’ und Gut lieber in Stich ließen, als der Schande länger zusahen, die man in unseren Tagen mit „Helena-Medaillen“[5121] verewigen möchte.

Seit dem Frieden von 1815 hat die Stadt wieder rastlos an ihrem Wohlstand gebaut und, trotz mancher ungünstigen Vorgänge, in der Handelswelt einen ehrenwerthen Rang behauptet. Die jährlichen drei Messen (zu Reminiscere[5122], Margaretha[5123] und Martini[5124]) sind die stärksten der Monarchie, und wenn sich auch seit 1835 eine Abschwächung derselben fühlbar machte, so wird Frankfurt doch stets ein wichtiger Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen den deutschen und nordischen Staaten, ein besonders glücklich gelegener Austauschplatz der deutschen Fabrikwaaren gegen polnische und russische rohe Produkte und deshalb, so lange sich der Kulturzustand des Nordostens nicht bedeutend verändert, noch fort und fort ein bequemer und lebhafter Meßplatz bleiben. Die Eisenbahnen, die es mit Berlin, Breslau, Danzig und Königsberg verbinden, werden für die Zukunft der Stadt, im Verhältniß des riesigeren Verkehrs, so großartig wirken, wie dies durch die Kanäle und Chausseen im langsameren Schritt der früheren Zeit geschehen ist.

Frankfurt liegt bekanntlich am linken Ufer der Oder und besteht aus der eigentlichen Stadt und den drei Vorstädten Gubener-, Lebuser- und Dammvorstadt. Letztere liegt auf dem rechten Oderufer und ist mit der Stadt durch die 844’[5125] lange und 31’ breite hölzerne Brücke verbunden, welche wir auf unserem Stahlstich vor uns haben. Stadt und Vorstädte bedecken einen Flächenraum von 1057 ½ Morgen[5126]. Die Stadt hat 5 Thore und ist regelmäßig gebaut: ihre vier geraden Hauptstraßen werden von 13 anderen durchschnitten. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehören, außer den schönen öffentlichen Plätzen (großer Markt, neuer Markt, Anger und Roßplatz) und den meist sehr alten und gut restaurirten Kirchen und weltlichen Gebäuden (Rathhaus, Herrenhaus, große Magazine in der Lebuser-Vorstadt,

---

[5117] Joachim II. Hector (1505–1571), seit 1535 Kurfürst von Brandenburg.

[5118] Siehe hierzu S. 643, Anm. 1931.

[5119] Die von Preußen verlorene Schlacht bei Jena und Auerstedt während des 4. Koalitionskrieges am 14. Oktober 1806.

[5120] Mit dem Aufruf „An Mein Volk“ hatte sich Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) am 17. März 1813 in Breslau an sein Volk gewandt, um Unterstützung für den Kampf gegen Kaiser Napoléon I. zu gewinnen; am selben Tag war auch die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgt.

[5121] Eine Gedenkmedaille für die frz. Land- und Seestreitkräfte. Sie war von Kaiser Napoleon III. (1808–1873) am 12. August 1857 zur Ehrung der Kriegsteilnehmer aus der Zeit der Kämpfe von 1792 bis 1815 gestiftet worden und wurde auch an Ausländer verliehen, die unter frz. Flagge gekämpft hatten.

[5122] Der 2. Fastensonntag, also während der vorösterlichen Zeit.

[5123] Hier ist wohl der Gedenktag der Hl. Margaretha von Antiochia († um 305) gemeint, der auf den 20. Juli fällt.

[5124] Der 11. November.

[5125] Zeichen für das Längenmaß Fuß.

[5126] 1 preuß. Morgen = 2.553,22 m^2.

Hebammeninstitut auf dem Damm, etc.) sowie den verschiedenen Unterrichts-, Erziehungs-, Vergnügungs-, Wohlthätigkeits-, Heil- und Besserungsanstalten, wie wir dergleichen in allen gleich großen deutschen Städten finden, auch mehre wahrhaft denkwürdige Denkmäler. Im Park, zwischen dem neuen Markt und dem Anger, sehen wir die des Generals von Diringshofen[5127], des Professors Darjes[5128] und des Dichters Ewald Christian von Kleist[5129], der in der Schlacht bei dem nahen Kunersdorf 1759 den Heldentod gefunden hat, und auf dem rechten Oderufer erhebt sich das Denkmal eines Helden der Menschenliebe, jenes Herzogs Leopold von Braunschweig[5130], der sein Leben in der Oder verlor, aus deren Wellen er Verunglückte retten wollte. Endlich ist Frankfurt der Geburtsort des Großkanzlers von Cocceji[5131], des Theologen Augusti[5132] und des Dichters Heinrich von Kleist. – Die Einwohnerzahl Frankfurts, die im Jahre 1825 nur 19,620 betrug, stieg bis 1840 auf 25,900, bis 1843 auf 28,700 und mag gegenwärtig ungefähr 35,000 sein.

[5127] Bernhard Alexander von Düringshofen (1714–1776), General im Siebenjährigen Krieg (siehe hierzu S. 643, Anm. 1931); sein Denkmal stand früher im Park auf der Südseite der Stadt.

[5128] Der Pfarrer, Jurist und Ökonom Joachim Georg Darjes (1714–1791), der an der Viadrina das Studium der Kameralwissenschaften einführte.

[5129] Ewald Christian von Kleist (1715–1759).

[5130] Leopold von Braunschweig-Wolfenbüttel (* 1752), der tatsächlich am 27. April 1785 in den Fluten des Oderhochwassers ertrunken war; allerdings hatte er niemals die Absicht gehabt, bei der Rettung von in Not geratenen Zivilisten tatkräftig mitzuhelfen, sondern er wollte lediglich die Bergung der Ausrüstung seiner Soldaten, die sich auf dem gegenüberliegenden Ufer befand, beaufsichtigen. Trotzdem wurde ihm am 11. August 1787 am Prinzenufer ein allegorisch geprägtes Denkmal gesetzt.

[5131] Samuel von Cocceji (1679–1755), seit 1747 Großkanzler unter Friedrich II. von Preußen (1712–1786).

[5132] Friedrich Albrecht Augusti, geb. als Josua Ben Abraham Eschel oder Herschel (1691–1782).



FRNKFURT a/d. ODER

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 58-60.

Schloß Brunn (Prunn) im Altmühlthale.

Die schöne Kriemhild im Burgundenland, des Nibelungenliedes Heldin, hat vieler herrlicher Ritter Tod verschuldet, aber keiner derselben wird in unserem kostbarsten Nationalepos schmerzlicher beklagt, als der Markgraf Rüdiger von Bechlaren.

Das ist von allen traurigen Geschichten, die uns die alten Sagen und Dichtungen von der deutschen Vorzeit bewahrt haben, die schönste. Siegfried, der tapfere, starke Königssohn aus den Niederlanden, war nach Worms im Burgundenland gekommen, hatte durch kühne Thaten die Freundschaft des Königs Gunther und seiner Brüder Gernot und Giselher gewonnen, die ihm Kriemhild, ihre Schwester, zum Weibe gaben. Gunther selbst hatte Brunhild, die mächtig starke Königin auf Island, mit Siegfrieds Hülfe bewältigt und heimgeführt nach Worms. Siegfried aber zog mit Kriemhilden auf seine Burg zu Xanten. Einstmals aber kamen sie zum Besuch nach Worms. Da erhub sich ein Neid und Streit zwischen den beiden Königinnen über ihren Vorrang und die Vorzüge ihrer Männer, sie sagten sich harte Worte, und die wurden Siegfrieds Tod. Denn Königin Brunhild gewann den tapferen, bösen Ritter Hagen, und der erschlug den schönen Siegfried im Walde. Dazu holte Hagen später durch List und Tapferkeit Siegfrieds großen Schatz, den er einst den Nibelungen abgekämpft, den berühmten „Nibelungenhort“, und versenkte ihn heimlich in den Rhein. Da ward die Rache groß in Kriemhilden gegen Hagen und ihren eigenen Bruder Gunther und sein Weib Brunhild. Sie zog mit ihrer Mutter Ute in das Kloster zu Lorsch, nahm den Leichnam ihres Gemahls mit, begrub ihn in „einem langen Sarg“ und beweinte ihn in der Einsamkeit dreizehn Jahre lang.

Da kam frohe Botschaft in's Burgundenland. Rüdiger von Bechlaren war gesandt, um für Etzel, den König der Heunen (Attila, den Hunnenkönig) zu werben um die schöne Kriemhild. Sie widerstand scheinbar, aber ernstlich widerrieth der kluge, kühne Hagen dem König Gunther, Kriemhild ziehen zu lassen zu dem mächtigen Etzel. Er fürchtete Rache. Und um der Rache willen ging Kriemhild mit Rüdiger und seinen Helden, nachdem sie in geheuchelter Freundschaft von den Ihrigen Abschied genommen hatte. Aber das Lied sagt:

„*Ich wæne, der übel vâlant Kriemhilt daz geriet,*	(„Ich wähne, der üble Teufel Kriemhilden das rieth,
daz si sich mit friuntschefte von Gunthere schiet.“	Daß sie sich in Freundschaft von König Gunthern schied.“)[5133]

Der treue, edle Rüdiger wußte nichts von dem bösen Sinn der schönen Frau. Recht in Freude über den gelungenen Dienst für seinen Lehnsherrn führte er die Königsbraut auf seine Burg Bechlaren, wo Kriemhilden von seiner Gattin Götelinde und seinem lieblichen Töchterlein „*vil michel dienest*“[5134], „gar freundlicher Dienst“ bereit war. Zu Zeißenmauer[5135] geschah dann die Begrüßung Kriemhildens durch Etzel, und dann ward zu der Königsburg an der Donau gefahren und die Hochzeit gefeiert siebzehn Tage lang.

Nach sieben Jahren gebar Kriemhilde dem König Etzel einen Sohn, und im dreizehnten Jahre ihrer Ehe gedachte sie an die Ausführung ihrer Rache an Hagen und den Burgunden. Sie klagte eines Nachts dem König, daß sie von ihren hohen Verwandten noch nicht besucht worden sei, so daß die Leute im Lande sagten, sie sei nur eine Landverwiesene. Der liebevolle Etzel, sandte sogleich seine

---

[5133] Wohl zitiert nach der von Ludwig Braunfels (1810–1885) edierten Ausgabe „Der Nibelunge Nôt. Urtext mit gegenüberstehender Uebersetzung nebst Einleitung und Wörterbuch […]“ (Frankfurt a. Main: Literarische Anstalt 1846), S. 330, Strophe 1444.

[5134] Braunfels, Nibelungen, wie S. 1635, Anm. 5133, S. 312, Strophe 1366.

[5135] Eine Burg bei Wien.



SCHLOSS PRUNN im ALTMÜHLTHALE
(BAYERN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.   Eigenthum d. Verleger.

Fiedelleute, Werbel und Swemmel[5136], gen Worms, wohin sie auch Rüdigers Grüße mitnahmen. Abermals warnte Hagen den König und die Seinen vor Kriemhildens Rache; als aber kein Warnen half, begleitete er selbst die Helden auf ihrer letzten Fahrt. Nach vielen Abenteuern kamen sie zu Rüdigers Burg Bechlaren, wo sie herrlich empfangen und bewirthet wurden und wo Kriemhildens jüngster Bruder Giselher Rüdigers Töchterlein erfreite und für die Heimfahrt zum Weib erhielt. Aber Niemand fuhr wieder heim, denn schon die Weise, „wie Kriemhild Hagenen empfing“, bereitete den Vernichtungskampf zwischen den Burgunden und den Heunen vor. Kriemhild’s Racheplan siegte, der geschürte Haß verkehrte die Turnierspiele in blutigen Kampf und den Bankettsaal in ein Schlachtfeld. In wenigen Tagen lagen 7000 Helden erschlagen. Da schwur auch Etzel allen Burgunden den Tod und Kriemhild ließ Feuer legen unter den Saal, den die Ihrigen vertheidigten. Die Schaaren der Heunen waren schrecklich gelichtet. Da mußte auch Rüdiger in den Kampf gegen seine Gastfreunde und den Bräutigam seiner Tochter. Die Lehnstreue gegen seinen König und die Treue gegen seine Freunde stritten in seinem Herzen. Er klagte bitterlich:

Owê mich gotes armen, daz ich ditz gelebet hân!
aller miner êren der muoz ich abe stân,
triven unde zühte, der got an mir gebôt.
owê got von himele, daz mih’s niht wendet der tôt!

(O weh mir Gottverlaßnen, daß ich dies sollt’ erleben!
Aller meiner Ehren muß ich mich nun begeben,
Aller Treu und Züchten, die Gott mir angebot.
Weh mir, o Gott vom Himmel, daß mich entledigt nicht der Tod!)[5137]

Aber die Lehnstreue siegt über die Freundespflicht. Er scheidet von seinen Freunden, die nun seine Feinde sein müssen, mit den ergreifendsten Klagen, beschenkt Hagen noch mit seinem eigenen Schild, und dann führt er seine Mannen zum Verzweiflungskampf. Reihen der Helden sinken vor seinem starken Arm, die Kämpfer waten im Blute, der Seinen liegen schon viele erschlagen zu seiner Linken und Rechten, und endlich fällt auch er. – Um des Helden Leichnam, wie um ein heiliges Kleinod, beginnt der letzte Kampf, und der endet mit dem Tode aller Mannen Dietrichs von Bern, und mit Gunthers, Gernots, des jungen Giselhers, des bösen Hagens und auch der schönen Kriemhild Tod. „*Hie hat daz mær ein ende. ditze ist der Nibelunge nôt.*“[5138]

Wie konnte aber unser Bild uns zu den „*alten mæren*“ führen und zu Rüdiger von Bechlaren? Der Anblick dieser Felsenburg in der Mondnacht könnte schon an sich an die Mondscheinhelle unserer Sagenwelt und die Felsenfestigkeit ihrer Heldengestalten gemahnen, wenn auch nicht des edlen Rüdigers Nachkommen die Herren dieses Schlosses wären. Nach dem alten Stammhause an der Donau Alt-Bechlarn oder Pöchlarn nannte ein Grafengeschlecht sich Pecklarn, später Pöcklar und seit 1500 Pückler. Es zerfiel in die lausitzer und die fränkische Linie. Letztere, jetzt Pückler-Limpurg. besitzt außer Burg-Farnbach etc. auch Schloß Brunn, das, wohl erhalten, eine Zierde des an romantischen Reizen reichen Thales der Altmühl in Bayern ist.

[5136] Spielleute in Diensten König Etzels (wobei „werbel“ im Poln. eine kleine Trommel bezeichnet).

[5137] Braunfels, Nibelungen, wie S. 1635, Anm. 5133, S. 506, Strophe 2229.

[5138] Braunfels, Nibelungen, wie S. 1635, Anm. 5133, S. 558, Strophe 2459.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 125-129.

Padua[5139].

Gösse das Weltmeer auch die unendliche Fülle der Fluth aus,
Tränke Germaniens Schaar alle Gewässer des Rheins:
Nie doch bebten, so lang' die gewaltige Rechte des Kaisers
Ohne zu wanken, die Welt lenket, die Besten von Rom!
Also stehen die Eichen des Zeus auf den mächtigen Wurzeln;
Nur das vertrocknete Laub stören die Winde herab.[5140]

So besang um Christi Geburt der griechische Dichter Krinagoras[5141] „das römische Kaiserreich." Nicht fünf hundert Jahre zählte die neue Aera, da war die Eiche des Zeus zersplittert und verfault, und aus dem vertrockneten Laub, das die Winde einst herabgestört hatten, war fruchtbare Erde geworden für neues – Strauchwerk, für das Wäldchen verkrüppelten Gebüsches, welches die rastlos hinein rasenden Stürme von außen und der Wurm, der in Mark und Rinden bohrt, nimmer zum aufstrebenden Gedeihen kommen lassen. Denn das ist, seit den Tagen Theodorichs[5142] des Gothen, der über ein großes einiges Italien das letzte Scepter streckte, das politische Bild vom Mutterlande des zertrümmerten römischen Weltreichs.

Dennoch ist es keinem Denkenden gegeben, geringschätzig auf diese Trümmer hinzusehen. So hoch ragt für Ewigkeit selbst diese gefallene Größe, daß sie den Menschen, der sie ganz zu begreifen trachtet, erhebt. Wie in den ehemaligen Provinzen des Römerreichs, welche längst zu selbstständigen Staaten emporwuchsen, deren Machtfülle dem alten Rom nicht mehr weichen würde, jede Spur, jedes Denkmal, jeder Bau der Nothwendigkeit oder der Kunst von Römerhand als ein die ganze Gegend ehrender und sorgsam bewahrter und gepflegter Schmuck gilt, so ist Italien selbst für die Gebildeten aller Kulturvölker der alten Welt das Land der Sehnsucht geworden, und ist es geblieben trotz des politischen Verfalls und der Fäulniß, die das Leben des Volks zerfrißt. Diese Sehnsucht wird nicht erst geweckt durch die lockenden Bilder vom herrlichen Himmel und der wunderschönen Erde jenseits der Alpen und nicht bloß genährt durch des Landes unermeßliche Schätze in jeder Kunstrichtung: beides ist geschehen schon in der jungen Brust durch das Studium der großen Geschichte der Vergangenheit, deren Namen uns mit unverwelklichem Ruhmeskranze fort und fort vor den Augen glänzen.

Diese Namen stehen in zwei Reihen vor uns. Die untere zeigt uns die vom Bürgerthum, vom Heldenthum, durch die Wissenschaft oder die Kunst des klassischen Roms verherrlichten, die obere diejenigen, welche das christliche Italien des Mittelalters als Träger seiner Ehren preist. Mit diesen beiden Reihen stand Rom zwei Male an der Spitze der Menschheit! Zwei Male war kein Punkt der gebildeten Erde unbeherrscht von dem Einflusse seines Geistes, und beide Male war es Rom, das die Brücke für den Wanderzug höherer Gesittung bildete, der vom Orient und von Griechenland mit römischer Färbung und Kräftigung zu den Nationen des Westens und des Nordens vordrang. Von beiden Glanzepochen strahlt die des Römerreichs ungeschwächt für alle Zeiten und für Aller Augen; selbst des todten Volkes Sprache beherrscht noch das Leben unserer Gelehrten-Schulen und der gesammten Wissenschaften. Dagegen bat die tiefe Verkommenheit, in welcher das Staats- und das Volksleben im größten Theile von Italien seit zwei Jahrhunderten darniederliegt, es verschuldet, daß die zweite Blüthenzeit

[5139] Lat. Patavinus, ital. Padova.

[5140] Wohl zitiert nach Karl Friedrich Borbergs Ausgabe „Die Dichter des hellenischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken […]" (siehe hierzu S. 1444, Anm. 4465), 2. Bd., S. 969.

[5141] Krinagoras von Mytilene (griech. Κριναγόρας ὁ Μυτιληναῖος; 70–18 v. Chr.).

[5142] Theoderich der Große (siehe hierzu S. 74, Anm. 118).

Roms durch den italienischen Geist nur in einzelnen Richtungen wissenschaftlich gepflegt und öffentlich anerkannt wurde, aber das Gesammtbild des großartigen Einflusses Italiens auf das europäische Kulturstreben von der Mitte des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts mehr und mehr verblaßte. Es dürfte wohl ein rechter Mann es möglichst bald für eine Pflicht halten, die Farben dieses Bildes zu erfrischen. Es drückt kein Undank schwerer, als der gegen die Verdienste einer Nation um die Fortschritte der Menschheit. Hier, in diesem Buche, ist für die Darlegung eines so breiten Gebiets kein Raum: nur einen raschen Blick darüber hin dürfen wir uns gestatten.

War es auch eine germanische Hand, die nach den Stürmen und Verheerungen der Völkerwanderung in Italien wieder die ersten Schulen gründete, so war der Boden auch unvergleichlich fruchtbarer, als in allen anderen Theilen des damaligen Frankenreichs; die Schulen Karls des Großen zu Bologna, Pavia etc. entwickelten sich zu den ersten Pflanzstätten der gesammten Wissenschaft ihrer Zeit. Schon um 1150 war Bologna die berühmteste Rechts-, Salerno die beste Arzneischule der Welt. Vom Ende des 12. Jahrhunderts an regt sich im romanischen wie im germanischen Europa der Drang nach Aneinanderschließung des Zusammengehörigen, des durch gleiche Ziele und Interessen Verwandten. Ritter, Gelehrte, Kaufleute. Gewerke, Künstler und Geistliche schließen Bünde, Genossenschaften, Gesammtheiten (*Universitates*). Gesellschaften, Zünfte, Kongregationen u.s.w. Italien griff rasch nach diesem neuen Förderungsmittel jeden Fortschritts in Gesittung, Bildung, Macht, Reichthum und Freiheit. Während in Deutschland die Minnesänger in den Burgen und Schlössern und die Klostergeistlichen in ihren heiligen Mauern die einzigen Vertreter von Kunst und Wissenschaft waren, entfalteten diese in Italien ihre höchste Blüthe. Die Schiffe von Venedig und Genua durchfurchten die Meere und trugen einen Marco Polo zu seinen Forschungen. Dante, Petrarca, Boccaccio wurden der Stolz und das Entzücken des ganzen Volks, die Italiener treten als die sinnigsten Erfinder und die kühnsten Entdecker auf. Gioja[5143] erfindet um 1300 den Kompaß, die Musik wird durch neue Instrumente bereichert, die Kirchenmusik begründet, zu einer italienischen Malerschule die Bahn gebrochen. Auch die Spielkarten erfindet der Italiener, stellt 1325 zu Venedig den ersten Wechsel aus und baut 1340 die erste Papiermühle. Der Besitz einer Universität oder einer Akademie wird Ehrensache jedes Hofs und jeder freien Stadt. Die in Deutschland erfundene Buchdruckerkunst verdankt Italien die erste großartige Entwickelung und Anwendung. Subiaco, Rom, Venedig und Mailand gründen die ersten italienischen Druckereien, die sich von da bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts noch über 40 Städte Italiens ausbreiten. Während dieses ganzen Jahrhunderts ist Florenz die Ehrenstätte des italienischen Geistes durch die Medici. Dort entstehen 1432 die Universität, in Folge der Einwanderung zahlreicher griechischer Gelehrten nach dem Untergang des Byzantinischen Reichs 1464 die griechische Schule und die Platonische Akademie, und 1468 errichtet Lorenzo von Medici[5144] die Kunstakademie. Leonardo da Vinci erfindet die Perspektive, Macchiavelli schreibt seine florentinischen Geschichten. Venedig und Genua theilen sich mit der deutschen Hansa in den Welthandel. Italien ist durch Schifffahrt, Handel und Papstthum das reichste Land der Welt geworden, und aus seinem Reichthum sproßt nun seine letzte herrliche Blüthenkrone, die Kunst. Es stürmt förmlich von da an dem Gipfel seines Ruhms und Glücks entgegen, um jenseits den steilsten Abgrund desto tiefer hinab zu stürzen. Zu ein und derselben Zeit rüsteten die Racheengel die Werkzeuge der Strafe für die Zwietracht Italiens im Innern und für die Verbrechen Roms an der Christenheit. Denn während die Genuesen Christoph Colombo und Vasco de Gama sowie der Florentiner Amerigo Vespucci[5145] durch ihre Entdekkungen neuer Erdtheile und Seewege den Todeskeim in Venedigs und ganz Italiens Handel legten, sang vor den Thüren in Magdeburg und Eisenach ein armer Schüler, der die Alleinmacht Roms über die christliche Welt vernichten und damit die andere Quelle des italienischen Reichthums zur Hälfte verschütten sollte. Noch aber strotzte der Ueberfluß und gestattete dem 16. Jahrhunderte die Ehre der höchsten Kunstblüthe. Nicht nur Ariost[5146] und Torquato Tasso[5147] gehören ihm an, sondern Raphael,

[5143] Flavio Gioia (13./14. Jhd.); er soll den Kompaß allerdings nur verbessert haben.

[5144] Der Florentiner Lorenzo de’ Medici, genannt „il Magnifico“, der Prächtige (1449–1492).

[5145] Der Navigator Amerigo Vespucci (ca. 1452–1512).

[5146] Der Dichter Ludovico Ariosto (1474–1533).

[5147] Der Dichter Torquato Tasso (1544–1595).

der die römische Malerschule, Correggio[5148], der die lombardische, Michel Angelo, welcher die florentinische, und Titian, welcher die venetianische Schule stiftete. Auch der Erbfeind aller Finsterniß, die periodische Presse, trat 1536 zu Venedig mir der ersten europäischen Zeitung in's Leben. Das Ende dieser schönen aufsteigenden Zeit des italienischen Geistes bezeichnet die schwarze That des Pfaffenthums an dem großen Galilei. Von da an ragen aus der allgemeinen Versunkenheit erhabenere Namen gar einzeln, wie Guido Reni[5149] und Dominichino[5150] im 17. und Metastasio[5151] im 18. Jahrhundert. Nur die Musik blieb dem italienischen Ruhme getreu. Alles Andere beugte sich und verlor sich vor Frankreich in Nachahmereien aller Art, oder sank fortan vor der nach jeder Völkerniederlage neu erstarkenden Priesterschaft in den Staub.

Folgt man dem Gange der italienischen Kulturgeschichte von Karl dem Großen bis zu Galilei nicht mit steigender Freude? Wir schauen darin die Ehre des Volks im reinsten Lichte, denn wer diese schauen will, muß die politische wie die Kirchengeschichte, die Thaten der Dynastien und der Geistlichkeit, aus den Jahrbüchern des Lebens und Wirkens der Völker streichen. Wer aber diese Großthaten des Volks zusammenstellt mit den gleichzeitigen Unthaten und Schandthaten der öffentlichen, einheimischen und fremden Gewalten in Italien, den wird Achtung und Bewunderung erfüllen vor einer Nation, die trotz alledem die höchste geistige Höhe zu erklimmen vermochte. – Um so beklagenswerther ist der gegenwärtige Zustand des Volks im größten Theile von Italien, namentlich im Kirchenstaate und in Neapel. Die Intriguen des Auslandes, besonders der französischen Herrsch- und der englischen Gewinnsucht, der geistige und materielle Druck durch die unfähigen einheimischen Lenker und die geistliche Allgewalt der Priesterschaft sind auf die staatliche Entwickelung, auf die Literatur und auf das gesammte Volksleben von vorherrschendem Einfluß geblieben, und hauptsächlich dem letzteren Einfluß verdanken die italienischen Hochschulen das unerquickliche Bild, das sie, besonders den Universitäten Deutschlands, Englands und des germanischen Nordens gegenüber, zur Schau stellen.

Eine Ausnahme von dieser traurigen Regel macht Padua, unter den zwanzig Universitäten Italiens noch heute die vorzüglichste und die besuchteste. Kaiser Friedrich II.[5152] stiftete sie im Jahre 1221. Im 16. und 17. Jahrhundert zählte sie oft gegen 8000 Studenten, im Jahre 1842 immer noch 1800 bei 57 Professoren. In Folge der Theilnahme der akademischen Bürger an dem Februaraufstande 1848[5153] wurde die Universität geschlossen und erst im Jahre 1850 wieder eröffnet. Die Einrichtungen, Anstalten und Sammlungen derselben kommen an Trefflichkeit und Reichthum den entsprechenden der größeren deutschen Hochschulen nahe; die medicinische Fakultät ist die vorzüglichste Italiens und zeichnet sich noch durch das besondere Recht aus, daß sie nicht bloß protestantischen Ausländern, sondern auch Juden und Türken den Doktorhut ertheilen darf. Die Sternwarte befindet sich auf dem 130 Fuß hohen Thurm des alten Schlosses, in welchem einst Ezzelino[5154], der berüchtigte Tyrann von Padua, seine Verbrechen büßte. Die öffentlichen Bibliotheken der Stadt umfassen über 180,000 Bände. Das Universitätsgebäude, wunderlicher Weise *Palazzo del Bo* (Ochsenpalast) genannt, nach Einigen von Palladio, nach Andern von Sansovino[5155] erbaut, ist eines der schönsten und prächtigsten Italiens.

[5148] Antonio da Correggio (eigentl. Antonio Allegri; 1489–1534).

[5149] Guido Reni (1575–1642).

[5150] Der Maler Domenichino (1581–1641).

[5151] Der Dichter und Librettist Pietro Antonio Domenico Bonaventura Trapassi, Pseud. Pietro Metastasio (1698–1782).

[5152] Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation.

[5153] Am 8. Februar 1848 war in Padua ein bewaffneter Aufstand ausgebrochen, der jedoch von den österr. Truppen niedergeschlagen wurde.

[5154] Ezzelino III. da Romano (1194–1259), ghibellinischer, also kaisertreuer Feldherr, seine Grausamkeit fand ihren literarischen Niederschlag u. a. bei Dante, Lessing und Eichendorff.

[5155] Weder Andrea Palladio noch Jacopo Sansovino (eigentl. Jacopo Tatti; 1486–1570) werden heute mit den Baulichkeiten der Universität von Padua in Verbindung gebracht.

Virgilius, der römische Epiker, schreibt die Gründung von Padua dem trojanischen Helden Antenor[5156] und seinen landflüchtigen Gefährten zu; diese Dichtung deutet wenigstens auf ein sehr hohes Alter der Stadt hin. Auch schicksalreich ist sie, wie das ihre Größe, Wichtigkeit und Lage nicht anders erwarten läßt. Griechen, Römer, Gothen, Hunnen, Longobarden, Franken, das deutsche Reich, einheimische Tyrannen und Dynasten (am längsten das Haus Carrara), Venetianer, Franzosen und Oesterreicher waren nach einander und sogar abwechselnd Feinde oder Herren, Zerstörer oder Neubegründer der Stadt. Noch heute gehört sie zu den größten und wichtigsten des österreichischen Italiens[5157]. Sie hat über zwei Stunden im Umfang, zählt gegen 55,000 Einwohner und liegt im fruchtbarsten Theile des Po-Gebietes, im Paradiese Oberitaliens. Zwar sind die meisten Straßen schmal und schmutzig, doch hat man zu beiden Seiten solcher Straßen die Erdgeschosse der Häuser in einer Breite von 6–12 und mehr Fuß zu Bogengängen eingerichtet, die Winter und Sommer dem Fußwanderer zur großen Wohlthat gereichen. Prachtvolle öffentliche und Privat-Paläste (Rathhaus mit ungeheuerem Saale, Theater und Amphitheater, Kaffeehaus Pedrocchi et.), Thore, Brücken über den Bacchiglione, 96 kuppel- und thurmreiche Kirchen (Kathedrale, St. Antonio, Sta. Justina, Sta. Annunziata etc.) und herrliche öffentliche Plätze machen auch das äußere Erscheinen der Stadt zu einem imponirenden.

Der größte, interessanteste und Padua als die Stadt der Wissenschaft am würdigsten charakterisirende Platz ist der Prato della Valle. In der Mitte desselben umgibt ein in Quader gefaßter Kanal eine ovale Insel von 528 Fuß Länge; beide Ufer des Kanals sind mit ungefähr 80 überlebensgroßen Bildsäulen berühmter Männer geschmückt. Ich war nicht wenig erstaunt, beim Gang zwischen diesen ehrwürdigen Reihen hin plötzlich vor – Gustav Adolf[5158] zu stehen. Dieses unverhoffte Zusammentreffen mit dem großen gekrönten Ketzer in der Schutzstadt des heiligen Antonius sagte mir deutlicher, als es jetzt dort gesagt werden darf, welch hoher und freier Geist in glücklichen, helleren Tagen einst hier gewaltet hat.

[5156] Antenor (griech. Ἀντήνωρ) war nach der Überlieferung des Homer einer der weisesten unter den greisen Trojanern.

[5157] Infolge des ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 gelangte Padua, nun als Teil des künftigen Königreiches Lombardo-Venetien (ab 1815), erneut in den Besitz Österreichs, dem es schon einmal im Frieden von Campo Formio vom 17. Oktober 1797 zugesprochen worden war. Mit dem Wiener Frieden vom 3. Oktober 1866 kam Padua mit Venetien dann endgültig an das Königreich Italien.

[5158] Die Statue des Schwedenkönigs war im Auftrag des schwed. Königs Gustav III. (1746–1792) aufgestellt worden, da Gustav II. Adolf (siehe hierzu S. 633, Anm. 1897) in Padua studiert hatte.



PADUA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 133-135.

Die Viamala[5159] in Graubünden.

Eine Rheinreise! Nicht die am alt, groß und breit gewordenen Strome, nicht von Mainz nach Köln, der Modetour aller Flitterwöchner, Ferienzügler, Engländer und Harfenmädchen höherer Ordnung, sondern ein Gang mit dem Kinde von da an, wo es das Laufen gelernt hat.

Der Rhein kommt aus dem Paradiese. Wer das nicht glaubt, frage die Bündtner des Rheinwaldthals. Die einsame Stätte zwischen wilden Urgebirgstrümmern, wo, mit Moos und Flechten ärmlich geschmückt, die Wiege steht, in welcher die Adula, deren Eiszackenkrone 10,000 Fuß hoch in den Wolken glänzt, den Säugling nährt, ist in der kurzen Zeit des höchsten Sommers von italienischen Hirten bewohnt, deren Aeußeres die Bündtner verleitete, das erste Bettchen des Rheins im Paradiese zu sehen. – Im Dorfe Splügen*)[5160] betrat ich die erste Rhein-Brücke. Stahlblau springen die Wellen des Bachs über das dunkle Gestein. Frische Wiesgründe drängen sich an ihn hinan, schlanke Tannen rauschen mit ihm um die Wette, und neckische Felsblöcke und Baumstämme, die den Kleinen im Laufe aufhalten oder gar fangen wollen, erregen seinen ersten Zorn. Derweil wächst der Bub’ zusehends. Und es freut sich Alles darüber, denn die Felsen recken sich immer höher übereinander empor, um ihn zu sehen, die Lärchen und Tannen umstehen fast wälderweise seinen Weg, Berge und Hügel stecken über ihn wonneblickend die Köpfe zusammen, und die ragenden Gletscher schauen theilnehmend dazwischen herab zu dem Knaben, zu dessen Ernährung und angemessener Erziehung auch sie ihre Beisteuer geben.

Wenn wir die erste Ruine der Ritterburgen des Rheins, bei der alten Schamser-Straße am hohen Kalkberg, nicht mehr sehen, so sind wir bald an der Stelle, wo die schöne Straße, von kühner Menschenhand gebaut, sich vom Rheine trennen muß, so gefährlich wird sein Gang. Die Natur bereitet uns durch eine mächtige Felsenpforte auf die Schauer vor, die hier zu erleben sind. Gleich hinter derselben öffnet sich die Schlucht der Rofflen, deren wildeste Partie auch die „innere Viamala“ genannt wird. Im Zickzack abwärts windet das graue Gestein mit immer tiefer und schroffer abstürzenden Wänden und immer trotziger aufgestemmten Zacken und Brocken den Weg für den jungen Riesen. Es wird ihm zu enge, er brüllt vor Wuth und schlägt um sich und schnappt nach Luft, daß der Schaum ausspritzt an seine Kerkermauern. Aber vergeblich. Er muß sich fügen. Wo er am schlimmsten zu toben beginnt, führt uns die Straße ab von ihm. Man hört nur noch sein Grollen, immer tiefer herauf, während wir selbst nur wenig abwärts steigen. Plötzlich donnert er wieder vor uns. Eine mächtige Brücke überspannt ihn in Einem Bogen, und hier begrüßen wir den ersten großen Rheinfall. Er hat’s gewagt, und je tiefer der Sprung, desto höher ist fortan seine Lust, und die Rofflen sorgen dafür, daß er sie wacker büßen kann. Jetzt senkt sich auch die Straße oft steil in die Tiefe, und links verläßt uns das Donnern des Rheins nie. Ueber hundert furchtbare Stufen führt sein Weg in den Abgrund, immer mächtiger stürmt er einher, verstärkt durch frische Genossen, und immer herrlicher glänzen ihm Aug’ und Kleid. Bald sehen wir ihn dahin jagen auf glattem Gestein, im smaragdenen Gewande, verziert mit blüthenweißen Spitzen, bald rafft er sich zum Sprunge auf und stürzt, blinkend im stählernen Panzer und schaumbedeckt, von Fels zu Fels, bald ruht er aus im tiefen stillen Grunde und in seinem blauen Auge spiegeln sich die freudig nickenden Tannen, die grünen Hügel, die schwarzen Felsen und die sonnigen Häupter der Berge. Dazu klingt prächtig das „gutten Tack!“ der rothbäckigen Gesichter! Wie urkräftig und kerngesund steht und geht da Alles! Und wie stolz und fest tritt der Fuß auf und wandelt der ganze Mensch dahin auf dem Boden der Freiheit!

[5159] Rätorom. veia mala, schlechter Weg.

[5160] *) Vgl, den Art. Die Splügenstraße, Bd. XVIII, S 12.

Die überraschenden, bezaubernden, entzückenden Gebirgsbilder erhalten auf dieser Wanderung Aug' und Seele so in fortwährender Aufregung, daß es unmöglich ist, das Einzelne hier nur namentlich aufzuführen, geschweige zu schildern.

An einem der schönsten Punkte verlassen wir die Rofflenschlucht. Die Straße führt in vielen Windungen abwärts durch einen lustigen Wald, dann auf hoher Brücke über den Averser-Rhein, der, vom Gebirg herabstürmend, sich mit in die Rofflen stürzt, und endlich rechts in weitem Bogen an dem lieblichen Alpendorf und der Ruine Bärenburg vorüber hinab in das heitere, vom nun doppelt starken Rhein in breitem Bette durchströmte dörfer- und burgenreiche Schamserthal. Wir eilen durch die schönen Orte Andeer und Zillis, deren Bewohner dem Sprachstamme der Romanen angehören („Bon' dies!" lautet der Gruß der Leute) und gelangen nun zur eigentlichen Viamala.

Zwischen dem Müttnerhorn und dem Piz Beverin (8400 Fuß hoch) geht, wie durch Erdbeben gesprengt, ein Felsenspalt, oft nur einige Klaftern[5161] breit, aber von 6–800 Fuß Tiefe, durch welchen der Rhein seinen Weg aus dem Schamser- in das Domleschger-Thal fand und dem schon die Römer den Namen (via mala, schlimmer Weg) gaben. Durch diesen Spalt kriecht eine Fahrstraße! Hoch am Fels windet sie sich hin, so daß der Rhein oft 4–500 Fuß tief unter ihr in einem Bette wüthet, welches auf große Strecken ewige Finsterniß umfängt. Dreimal mußten den furchtbaren Abgrund Brücken mit Einem Bogen überspringen, da diesseits dem Vordringen der Straße jede Möglichkeit abgeschnitten war. Hunderte von Arbeitern fanden bei diesem Bau ihren Tod. Der Strom hat in seiner grauenvollen Tiefe das Gestein so ausgehöhlt, sich so tief hineingefressen, daß sein immer donnernder Gang an einzelnen Wegstellen nicht einmal zu hören ist. Da, wo er auf kurze Strecken dem Auge sichtbar wird, erscheint er, wie seine Arbeit und seine Umgebung es bedingt, bald unheimlich dunkelgrün, bald stahlgrau und bald ganz zu Schaum und Gischt zerpeitscht. Und will auf diesem Pfade des Grauens der Blick aus dem schwindelnden Schlunde sich zum blauen Himmel erheben, so sieht er zu seiner Rechten und Linken die Felsenwände senkrecht, ja überhängend noch Hunderte von Fußen emporstarren, die ihm vom Himmel nur einen schmalen Streifen, aber damit gerade genug schauen lassen, um die Sehnsucht nach einem freien Ausblick erst recht lebendig zu machen. Ungefähr 500 Schritte hinter der letzten dieser Brücken erweitert sich die Schlucht ein wenig und wir kommen an einigen Häusern des Dorfs Rongella vorüber. Hier sehen wir den Rhein endlich wieder. „Flüchtig und heulend stürzt er hervor, als flöhe er vor den Schrecken dieser Einöde entsetzt davon, um in dem reizenden Thale von Thusis auszuruhen."[5162] Die Straße windet sich von da links an der Felswand steil hinan, eilt durch eine Gallerie, welche in einer Höhe von 300 Fuß über dem Rhein durch den senkrechten Felsenvorsprung gehauen werden mußte, und nähert sich, endlich den tröstlichen Blick auf das lachende Thusis gewährend, den beiden Riesenwächtern des verlorenen Lochs. So heißt dieser letzte Theil der Schlucht von Rongella an. Die Riesenwächter aber sind der 600 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Fels der Burg von Hohenrhätien und sein Nachbar gegenüber am Piz Beverin.

Der Gegenstand unseres Bildes ist die mittlere der Viamalabrücken. Die Höhe ihres Bogens über den gewöhnlichen Wasserstand des Rheins beträgt 480 Fuß. Deshalb gilt sie für die höchste Brücke Europa's. Ihr zunächst stehen die Brücke von Ronda über den Guadiaro im spanischen Königreich Granada, die Albulabrücke bei Solis[5163], die Teufels-[5164] und die Pantenbrücke[5165]. Das Ueberschwemmungsjahr 1834 hatte den Rhein so angeschwellt, daß, trotz der ungeheueren Höhe der Brücke, der Schaum der wüthenden Fluchen bis an ihren Bogen emporspritzte.

In Thusis, wo der keuchende Rhein aus seinem Höllenthore hervortritt, um, mit Nolla und Albula fröhlich verbunden, die ersten Spuren eines gesetzteren, großartigen Lebenswandels zu zeigen, indem er sich zum Floßtragen rüstet und schon stattliche Inseln bildet, in Thusis steht der Wanderer am Fuß des schönsten Bergs der Welt, des Heinzenbergs, an welchem der erste Rheinwein wächst.

[5161] 1 Schweizer Klafter (zu 6 Fuß à 0,30 m) entspricht exakt 1,80 m.

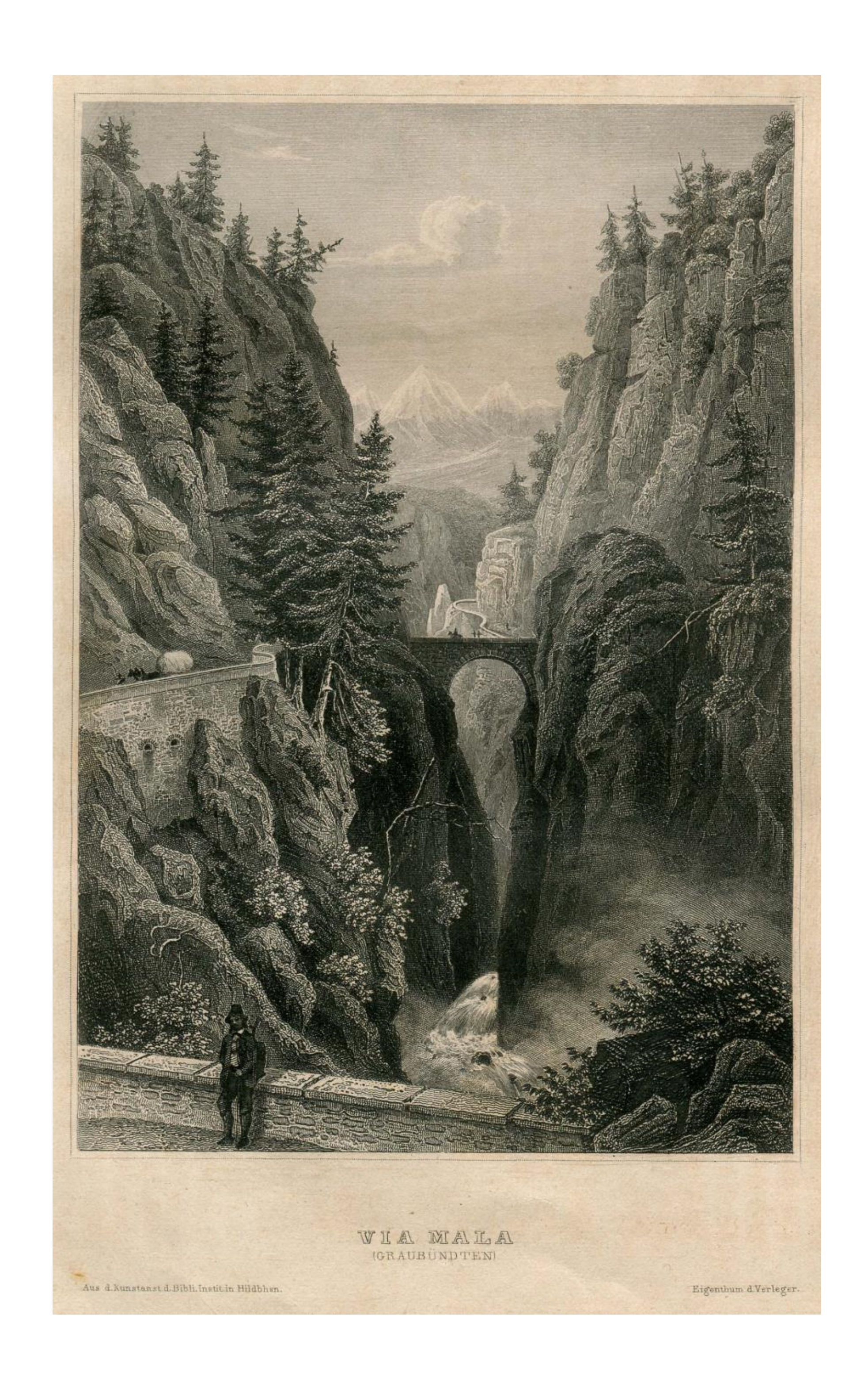
[5162] Zitat aus Heinrich Beitzkes (1798–1867) Werk „Die Alpen. Ein historisch-geographisches Bild […]" (Goldberg: C. F. Post 1843), S. 222.

[5163] Ebenfalls in Graubünden gelegen.

[5164] Hier ist wohl die Teufelsbrücke über die Schöllenenschlucht im Kanton Uri gemeint.

[5165] Im Kanton Glarus.

Dies, nicht die 22 Dörfer und 20 Burgen und Ruinen des Domleschgerthals, zwingt uns, hier den Schluß unserer Rheinreise zu machen. Wir haben die erste Rheinbrücke überschritten, die erste Rheinburg gesehen, den ersten Rheinfall bewundert, nun stehen wir vor dem ersten Rheinwein, und da wollen wir bleiben.



VIA MALA
(GRAUBÜNDTEN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn. Eigenthum d. Verleger.

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Zwanzigster Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1859.

Enthält: Nemi, See (1859, 1862).
Teschen/Děčín, Schloß (1859).
Taormina, Amphitheater (1859).
Znaim/Znojmo (1859, 1862).
Bozen, Burg Hocheppan (1859).
Kaub (1859).
Gardasee, Riva (1859, 1862).
Meran (1859, 1862).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 20.

Nemi[5166].

Zwei und eine halbe Stunden von Rom, in Mitte einer waldbedeckten Landschaft, umschließen die senkrechten Wände eines ausgebrannten Kraters einen dunkelfarbigen meilenwetten Wasserspiegel, nach dem die Mythe den Badeplatz der Diana, die Chronik des römischen Kaiserreichs aber den Sommeraufenthalt des Trajan, und zwar in Mitte des Sees, auf einen schwimmenden Palast[5167] verlegt. Die Bestätigung dessen ist uns von einem berühmten und gelehrten Alterthumsforscher aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts[5168] überliefert worden, der in einem Tauchapparate jenen versunkenen Herrlichkeiten nachspürte und aus den am Grund des Sees entdeckten Ueberresten uns eine genaue Beschreibung von dem hinterlassen hat, was dieselben einst gewesen sein mögen: ein Schiff, 500 Fuß lang, 270 Fuß breit und 60 Fuß hoch, aus Eichen- und Cedernholz gezimmert und mit Blei beschlagen. Das Verdeck ruhte auf Marmorsäulen, und Bildwerke von köstlicher Bronze schmückten das Innere. So will es der alte Taucher gesehen haben, und es wundert mich, daß die Jagdpassion der Alterthümler, welche schon halbverdaute Städte den Eingeweiden der Erde wieder entreißt, den See von Nemi noch nicht ausgepumpt hat, um Trajans ersäuften Palast wieder trocken zu legen.

[5166] Lat. nemus Dianae, Wald der Diana.

[5167] Bei dem „schwimmenden Palast“ des Trajan (53–117 n. Chr.) handelt es sich in Wirklichkeit um zwei im Auftrag von Caligula gebaute Schiffe, von denen das eine als Diana-Tempel, das andere als Palast diente. Die beiden gut 70 m langen Schiffe wurden schließlich 1929/30 geborgen, fielen jedoch in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni 1944 aus bis heute ungeklärten Gründen einem Feuer zum Opfer.

[5168] Francesco de Marchi (1504–1576) hatte 1535 mit der ersten historisch belegten Taucherglocke entsprechende Untersuchungen unternommen, über die er wohl in seinem postum erschienenen dreibändigen Werk „Della Architettvra Militare […]“ (Brescia: Oglio 1599) berichtete.



Aus d. Kunstanst. d. Bibli. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

NEMI
STADT A SEE IN ITALIEN.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 40f.

Nemi.

Zwei und eine halbe Stunden von Rom, in Mitte einer waldbedeckten Landschaft, umschließen die senkrechten Wände eines ausgebrannten Kraters einen dunkelfarbigen meilenwetten Wasserspiegel, nach dem die Mythe den Badeplatz der Diana, die Chronik des römischen Kaiserreichs aber den Sommeraufenthalt des Trajan, und zwar in Mitte des Sees, auf einen schwimmenden Palast verlegt. Die Bestätigung dessen ist uns von einem berühmten und gelehrten Alterthumsforscher aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts überliefert worden, der in einem Tauchapparate jenen versunkenen Herrlichkeiten nachspürte und aus den am Grund des Sees entdeckten Ueberresten uns eine genaue Beschreibung von dem hinterlassen hat, was dieselben einst gewesen sein mögen: ein Schiff, 500 Fuß lang, 270 Fuß breit und 60 Fuß hoch, aus Eichen- und Cedernholz gezimmert und mit Blei beschlagen. Das Verdeck ruhte auf Marmorsäulen, und Bildwerke von köstlicher Bronze schmückten das Innere. So will es der alte Taucher gesehen haben, und es wundert mich, daß die Jagdpassion der Alterthümler, welche schon halbverdaute Städte den Eingeweiden der Erde wieder entreißt, den See von Nemi noch nicht ausgepumpt hat, um Trajans ersäuften Palast wieder trocken zu legen.

Statt dessen hat sich später ein römischer Duca[5169] ein Schloß auf jenen Kraterfirst gebaut, jedoch, nach Aussage des hütenden Schloß- und Gartenvogts, nie bewohnt, so daß Stück für Stück herabbröckelt und sich den Trümmern seines großen Vorgängers im Bette des Sees zugesellt. Dieselbe Neigung zeigt auch das übrige Geniste von elenden Steinhütten, welche sich auf und an der Felswand festgeklammert haben, Alles ein Bild ächt italienischen, baufälligen und morschen, nur aus Barmherzigkeit für die ebenso verkommenen, zerrissenen und ruinenhaft aussehenden Bewohner noch zusammenhaltenden Wesens. Aber ein einziger Blick über diese armselige Umgebung hinaus, über den waldumkränzten Spiegel des Sees, die in Abendsonnengluth getauchten Formen des Monte Artemisio, über die Campagna nach dem fernen Meer, versetzt den Spötter plötzlich unter die poetischen Gebilde eines Claude[5170] und Salvator Rosa[5171] und belebt diese phantastischste aller Landschaften unwillkürlich mit badenden Nymphen und der Metamorphose des Aktäon[5172]. bis die sich herbeidrängenden ungewaschenen und zerlumpten schwarzäugigen Murillogestalten[5173] ihn mit ihrem Geschrei daran erinnern, daß der *Forestiere*[5174] ihnen den *Bajoccho*[5175] noch schuldig sei. Man greift unwillig in die Tasche, wird aber die unverschämten Taugenichtse nicht los, bis man sich wieder auf der Landstraße befindet und Nemi mit seiner herrlichen Aussicht weit im Rücken hat.

5169 Ital., Herzog.

5170 Der frz. Maler Claude Lorrain (1600–1682).

5171 Der ital. Zeichner, Maler, Dichter und Schauspieler Salvator Rosa (1615–1673).

5172 Aktaion (griech. Ἀκτέων), ein Heros der griech. Mythologie; die bekannteste Version der Aktaion-Sage stammt von Ovid (43 v. Chr.–17 n. Chr.), der erzählt, daß Aktaion auf der Jagd die Göttin Diana beim Bad überrascht hatte, woraufhin sie ihn in einen Hirsch verwandelte, der anschließend von seinen eigenen Jagdhunden zerfleischt wurde.

5173 In der Manier des span. Malers Bartolomé Esteban Murillo (1618–1682).

5174 Ital. il forestiero, der Ausländer.

5175 Die päpstl.-ital. Silbermünze Pàolo entsprach 10 kupfernen Baiocchi.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 62.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 82.

Schloß Tetschen.[5176]

Im äußersten Norden Böhmens, zwei Stunden oberhalb des Austritts der Elbe, thront auf einem an 200 Fuß über dem Stromspiegel schroff aufsteigenden Sandsteinfelsen das Schloß Tetschen, von Vielen als der glänzendste Schmuck des Elbthals gepriesen. Auf dem Flusse und der Schienenstraße, die beide sich tief unter den Fenstern des Schlosses hinziehen, muß Alles vorüber, was aus Böhmen nach Deutschland und weiter will, ein lebendiges, jeden Tag wechselndes Bild von Dampfessen, Schiffsmasten und Eisenbahnzügen. Zu Füßen des Schloßberges, am dies- und jenseitigen Ufer, liegen die verkehrslustigen und gewerbrührigen Ortschaften Tetschen[5177], Bodenbach[5178] und Weiher[5179], durch eine neue Kettenbrücke[5180] zu einem einzigen und hauptsächlichen Stapelplatz böhmischer Ausfuhr verbunden. Das Schloß[5181] selbst ist weniger bedeutend durch architektonische Schönheit, als interessant durch seine wechselvolle Geschichte, die es mit der Böhmens, namentlich in dem verheerenden Hussiten-[5182] und 30jährigen Krieg theilte. Von berühmter Schönheit sind die zugehörigen großen Gartenanlagen am Berg, mit zahlreichen Treibhäusern für exotische Pflanzen. Es reifen darinnen allein an 4000 Ananas jährlich. Besitzerin von Schloß und Herrschaft ist die altgräfliche Familie Thun[5183].

[5176] Tschech. Děčínský zámek.

[5177] Tschech. Děčín.

[5178] Tschech. Podmokly.

[5179] Weiher bzw. Weier hieß der Bodenbacher (s. o.) Ortsteil unmittelbar unterhalb der Schäferwand (tschech. Pastýřská stěna).

[5180] Die 1855 in Betrieb genommene Kaiserin-Elisabeth-Kettenbrücke (tschech. Řetězový most císařovny Alžběty), die 1933 durch die Tyrš-Brücke (tschech. Tyršův most) ersetzt wurde; diese hatte ihren Namen zu Ehren des böhm. Kunsthistorikers und Sportpioniers Friedrich Tirsch (tschech. Miroslav Tyrš; 1832–1884) erhalten.

[5181] Das Schloß geht auf eine Ende des 10. Jhd.s von den Přemysliden erbaute Befestigung zur Kontrolle der Elbschiffahrt zurück. Im 16. Jhd. wurde die Anlage im Stil der Renaissance zu einem Schloß um- und ausgebaut.

[5182] Von 1419 bis 1436.

[5183] Das österr. Adelsgeschlecht derer von Thun und Hohenstein, das sich seit dem 12. Jhd. nachweisen läßt. 1604 in den Freiherrenstand erhoben, wurde der Familie 1629 der Reichsgrafentitel verliehen. Im Jahre 1911 erfolgte dann die Erhebung in den Fürstenstand.



TETSCHEN
an der Elbe.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

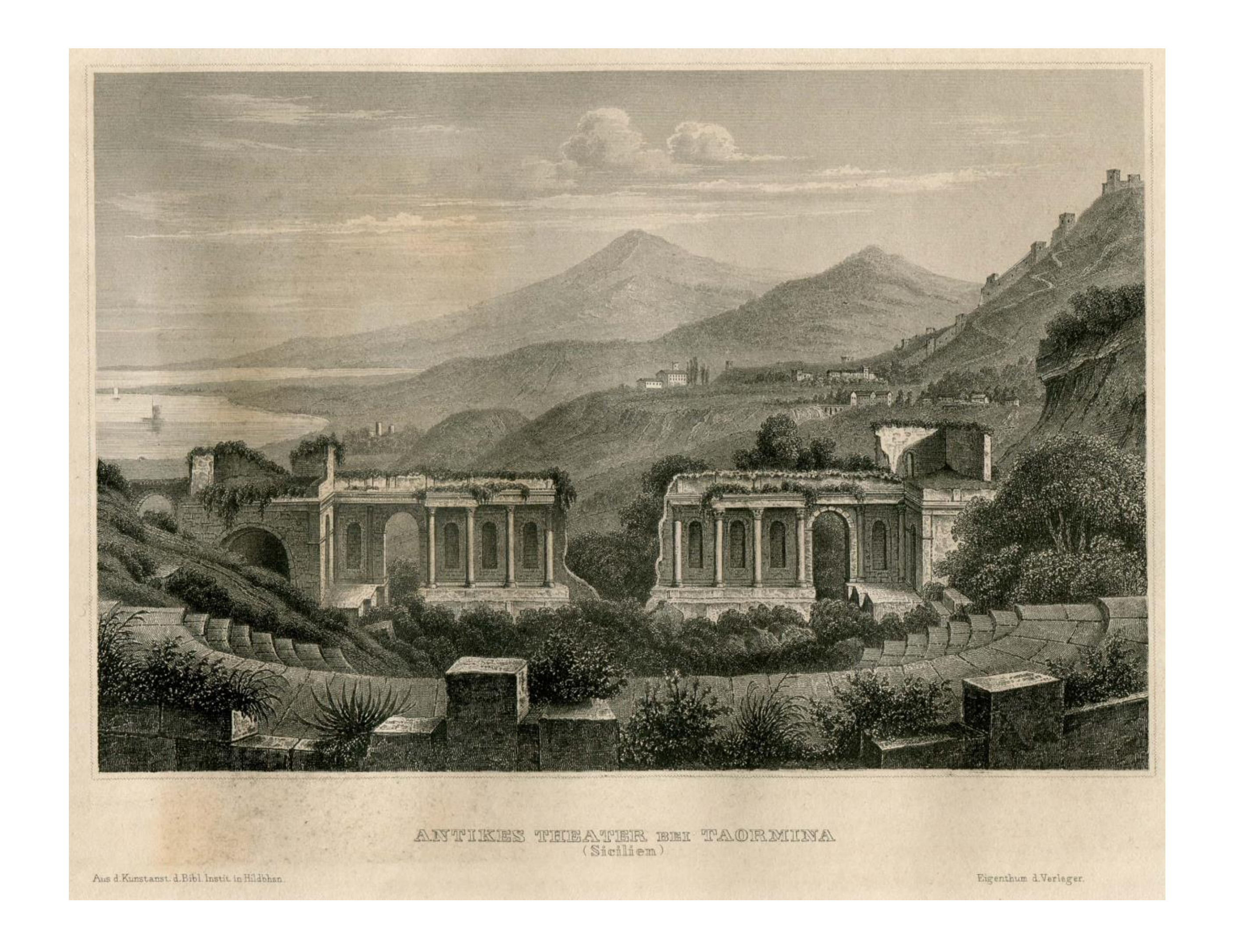
Eigenthum d. Verleger.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 66.

Antikes Theater bei Taormina.

An der Ostküste von Sicilien, zwischen Catania und Messina, liegt die kleine Stadt Taormina[5184], das alte *Tauromenium* der Römer, von dessen Blüthe, Reichthum und Größe noch weitläufige Alterthümer zeugen; das interessanteste darunter ist das Theater, von dem unser Stahlstich eine treue Abbildung gibt. Die umgebende Landschaft ist von klassischer Schönheit.

[5184] Griech. Ταυρομένιον, Tauromenion; lat. Tauromenium, arab. المعزّيّة, Al-Muʿizziyya (zu Ehren des Fatimiden-Kalifen ابو تميم معد المعزّ لدين الله, Abū Tamīm Maʿadd al-Muʿizz li-Dīn Allāh; ca. 930–975); sizilian. Taurmina.



ANTIKES THEATER BEI TAORMINA
(Sicilien)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 75f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 154f.

Znaim[5185].

Am 10. Juli 1809, vier Tage nach der Schlacht bei Wagram, folgte das Gefecht und der Waffenstillstand von Znaim, und der darauf in Wien diktirte Friede beendete den Krieg[5186]. – Wieder stehen wir am Ausgang eines Feldzugs[5187], wieder waren es dieselben Rollen, die der Gott des Kriegs ausgetheilt hatte, wieder sank das gute Recht vor dem triumphirenden Uebermuth blutend in den Staub, wieder ward die Erbmacht des deutschen Namens und Reiches in einer großen, entscheidenden Schlacht geschlagen[5188], wieder ward ihr ein schmachvoller Friede abgerungen, wieder war Deutschlands Schwäche so groß wie seine Schande. Wer in den Sternen der Zukunft erforschen könnte, daß der Waffenstillstand von Villafranca[5189] in der Geschichte Napoleons III.[5190] in gleicher Höhe steht mit dem von Znaim in der Geschichte seines Ahnherrn! Dann wollten wir jubeln zum faulen Frieden, den die Diplomatenfedern am Schweizersee niederkritzeln, dann wollten wir freudig nochmals das Blut als Lösegeld opfern, das schon einmal die Befreiung Deutschlands kostete, denn dann wüßten wir den Preis, um den dem Schicksal seine Loose feil sind, denn dann wüßten wir, daß eine unbesiegbare Macht uns zur Seite steht, kein blasses Schattenbild der Furcht, sondern Fleisch und Bein, mit Schild und Wehr, – der Geist des Volkes wäre aufgestanden, der Geist, der damals Dörnberg[5191], Braunschweig[5192], Schill[5193] als Herolde der Volkserhebung aussandte, der aus Patrioten Märtyrer schuf, der das Gefühl nationaler Erniedrigung zum Fanatismus entflammte, der Geist, der von nun an rastlos die Geißel der Menschheit verfolgte, bis er sie festgeschmiedet an dem fernen Fels im Meer.

5185 Tschech. Znojmo.

5186 Im Frieden von Schönbrunn vom 14. Oktober 1809 wurde die Niederlage des Kaisertum Österreichs in dem von diesem am 9. April 1809 gegen Frankreich begonnenen 5. Koalitionskrieg vertraglich besiegelt.

5187 Der Sardinische Krieg vom 29. April bis 11. Juli 1859, in dem Österreich gegen das mit Sardinien-Piemont verbündete Frankreich unterlag.

5188 Die Schlacht bei Solferino am 24. Juni 1859.

5189 Nach der Niederlage im Sardinischen Krieg mußte Österreich mit dem Frieden von Villafranca (11. Juli/10. November 1859) die Lombardei an Frankreich abtreten. Im Vertrag von Turin (24. März 1860) mit dem Königreich Sardinien gingen im Austausch für die Lombardei Nizza und Savoyen an Frankreich, so daß die Lombardei 1861 Teil des neu gebildeten Königreiches Italien wurde.

5190 Siehe hierzu S. 1198, Anm. 3678.

5191 Der hannoveraner General Wilhelm von Dörnberg (1788–1850), Anführer des nach ihm benannten gescheiterten Aufstandes Aufstand am 22. April 1809 im hessischen Homberg (Efze) gegen das napoleonische Königreich Westphalen, dessen Ziel es war, die als frz. Fremdherrschaft empfundene Regierung von Jérôme Bonaparte (1784–1860) zu stürzen.

5192 Friedrich Wilhelm von Braunschweig, auch der Schwarze Herzog genannt (1771–1815; gefallen), der ab dem Waffenstillstand von Znaim (siehe hierzu S. 1655, Anm. 5186) mit seiner „schwarzen Schar" gegen das napoleonische Frankreich kämpfte.

5193 Der preuß. Offizier und Freikorpsführer Ferdinand Baptista von Schill (1776–1809; gefallen).

Unmittelbar nach dem Frieden von Wien war es, daß Napoleons Glücksgestirn sein Zenith passirte. Wenn auch 120 Millionen „*vive l'Empereur!*“[5194] riefen, wenn auch ein „Salon von Königen“ und ein „Parterre von Majestäten“ der Winke ihres Herrn demüthig harrten und fünf Königinnen die Schleppe der neuen Kaiserin[5195] trugen, so fühlte und fürchtete doch gleichzeitig Napoleon den gefährlichen und überlegenen Feind, welcher im Verborgenen gegen ihn zu rüsten begann. Vernichtung des Volksgeistes ward seine hauptsächliche Bestrebung, und zu den gemeinsten wie grausamsten Mitteln nahm er seine Zuflucht. Er suchte mit Heuchelei und Versprechen zu bestechen, mit Drohung und Härte einzuschüchtern; die Presse wurde in Fesseln gelegt, seine und seiner Vasallen Staaten wurden mit einem Netz geheimer Polizei und Denunziation überzogen, Kirche und Schule, Religion und Wissenschaft zu Werkzeugen seiner Selbstvergötterung prostituirt, – vergeblich; die gejochten Völker drohten in der Schwüle seiner Ruhmessonne zu verlechzen, die schwarzen Wetter des zürnenden Volksgeistes stiegen an seinem Himmel auf, sammelten sich, in Spanien, Rußland, Deutschland, und brachen rings über ihn, während er am mächtigsten da stand, mit so zerschmetternder Wucht herein, daß man kaum rasch genug der Vollziehung des Strafgerichts folgen kann, welches sich von jetzt an Schlag auf Schlag an ihm erfüllte.

Die Machtentfaltung Napoleons III. scheint in ein ähnliches Stadium eingerückt. Den einen Arm Deutschlands[5196] hat er gelähmt, dem andern[5197] gebricht die eigene Kraft, die übrigen Glieder sind durch die Furcht gefesselt, Deutschland wäre ohnmächtig wie damals, wenn nicht die Stimme des Volksgeistes in ihm laut wäre. Sie zu beschwichtigen, zu betäuben, zu bestechen, einzuschüchtern, gilt ihm jetzt mehr als Schlachten zu gewinnen. Aber auch ihn, wenn es die rechte, ächte Stimme des deutschen Volkes ist, wird ihr Richterspruch ereilen, und dann wird ihr auch das Schwert nicht fehlen, ihn zu vollziehen.

Znaim, die alte Hauptstadt Mährens, gesellt zu ihren geschichtlichen Erinnerungen den Reiz einer sehr freundlichen Naturumgebung. Seine Lage, am Saume des österreichischen Weingeländes, wo dieses sich nordwärts von den rauheren Getreidefluren scheidet, auf jenen anmuthigen Hügeln gebettet, zwischen welchen das enge romantische Thayathal[5198] gegen die Ebene von Nordösterreich ausmündet, gewährt ihm die Vortheile eines zweifachen Klima's. Das alte Städtchen mit der Burg soll manchem Sturme der Avaren und Ungarn schon widerstanden haben, und von da bis zum Schluß des 30jährigen Kriegs hat es alle Fährlichkeiten und Heimsuchungen seines Landes getheilt.

[5194] Frz., „Es lebe der Kaiser!“

[5195] Joséphine de Beauharnais (siehe hierzu S. 1208, Anm. 3707).

[5196] Das Kaiserreich Österreich.

[5197] Das Königreich Preußen.

[5198] Tschech. Dyje.



ZNAIM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 105f.

Hohen-Eppan[5199] in Tyrol.

In frühen Jahrhunderten war um den Bodensee, an den Ufern des Lech, im Innthal bis in's Wälschland hinein das Geschlecht der Welfen[5200] mächtig. Ethiko[5201], ein berühmter Welf aus der Zeit Ludwigs des Frommen[5202] [sic!], war der Ahnherr der Eppaner. Die Geschichte der Grafschaft Tyrol erzählt viel von dem wilden kriegerischen Leben und den langen blutigen Fehden mit den Bischöfen von Trient, welche die Grafen von Eppan in dem 11. und 12. Jahrhundert führten. Wurden sie damals für ihre Raufsucht und ihren Uebermuth schon schwer gezüchtigt, so fanden sie in ihrem unversöhnlichen Streit mit den Grafen von Tyrol endlich ihren Untergang. Letztere waren ghibellinisch, die von Eppan welfisch[5203]. In Tyrols Thälern lagen die Güter und Burgen beider Häuser durcheinander verstreut, und die Herrschsucht und Mißgunst beider schienen die einen erst dann des Lebens froh werden zu lassen, bis die anderen gänzlich vernichtet waren. Kaiser Barbarossa[5204], als er auf seiner ersten Römerfahrt in Tyrol erschien, konnte die feindseligen Nachbarn zwar nicht versöhnen, aber zwang sie, den Landfrieden zu halten. Kaum hatte er jedoch den Rücken gewendet, so entbrannte der Streit auf's Neue; und als gar 1158 zwei Grafen von Eppan, Strauchgesellen von ächtem Schrot und Korn, den Bischof von Trient und zwei päpstliche Kardinäle, die mit kostbaren Geschenken in's kaiserliche Lager gesandt waren, aus dem Hinterhalt überfielen, beraubten und in's Verließ warfen, zog Heinrich der Löwe[5205] aus, um die frechen Welfen zu züchtigen, stürmte und verbrannte ihnen eine Burg nach der andern, ließ sie ihren Frevel mit dem Strang büßen, gab einen Theil ihrer Güter an den Bischof von Trient und zwang ihre Nachkommen zum Vasallendienst der Grafen von Tyrol. Graf Friedrich von Eppan[5206] starb aus Gram über seines Hauses Verfall und Schande noch in demselben Jahr, und von da an eilte das Geschlecht der Eppaner seinem Untergang unaufhaltsam entgegen.

Der letzte der Eppaner, von dem die Geschichte erzählt, war Egno[5207], der 1244 den bischöflichen Stuhl zu Trient bestieg, ein Mann voll Muth und Thatkraft. in dem der alte Geist des Hauses, der lange geschlummert, noch vor seinem Verschwinden zu Glanz und Thaten aufflammte. Damals war Ezzelino da Romano[5208], der dämonische Ghibelline, als kaiserlicher Hauptmann und Reichsvikar im Besitz der Stadt Trient. Bischof Egno erlauerte eine günstige Gelegenheit und vertrieb dessen Reisige. Ein Jahr darauf erschien Ezzelino mit einem Heere und nahm die Stadt wieder, in der er nach seinem Brauch schauerlich wüthete. Er wußte sie auch, obwohl nicht unbestritten, zu behaupten, bis er durch seinen

---

[5199] Ital. Castel d'Appiano.

[5200] Die Eppaner Grafen gelten als illegitime Abkommen der Welfen.

[5201] Ausschließlich in Geschichtswerken des 19. Jhd.s erwähnt.

[5202] Ludwig I. der Fromme (778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

[5203] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[5204] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

[5205] Heinrich der Löwe (ca. 1129/30 o. 1133/35–1195), von 1142 bis 1180 als Heinrich III. Herzog von Sachsen sowie von 1156 bis 1180 als Heinrich XII. Herzog von Bayern aus dem Geschlecht der Welfen.

[5206] Aus dieser Zeit ist kein Graf Friedrich von Eppan bekannt.

[5207] Egno von Eppan († 1273), seit 20. Mai 1240 Fürstbischof von Brixen, seit 1250 Fürstbischof von Trient (ital. Trento).

[5208] Ezzelino III. da Romano (1194–1259), ghibellinischer (siehe hierzu S. 1658, Anm. 5203) Feudalherr, der im Ruf großer Grausamkeit stand.

Tod (1259) Trient und die ganze Lombardei von dem Schrecken seines Namens befreite. Bischof Egno aber war nach Padua entflohen, erkrankt und in einem Kloster gestorben.

Dies war das Ende des letzten Eppaners, der noch selbst die Infel[5209] getragen, gegen die seine Ahnen so lange in Streit gelegen. Die Güter des Geschlechts fielen alle an die Erbfeinde, die Grafen von Tyrol, – das Schloß zu Eppan auf seiner ragenden Höhe blickte verlassen und traurig in das herrliche Thal der Etsch[5210] hinab. Und so ist es seit jenen Tagen geblieben, eine prächtige Ruine, jetzt ein Wallfahrtsort romantischer Pilger oder spürsamer Alterthümler, die in dem Bauwerk die Hand der römischen Eroberer erkennen wollen. Seine Hallen, seine Stuben und Gänge sind aber im Laufe der Jahrhunderte so verfallen, daß kaum der Baumann noch eine sichere Stelle findet für seinen bescheidenen Herd und sein ärmliches Lager.

Von Botzen[5211] gelangt man, das Etschthal aufwärts, in zwei Stunden dahin.

[5209] Als Inful, lat. infula, bezeichnete man ursprüngl. eine breit um die Stirn gelegte Wollbinde, befestigt mit Hilfe der Vitta, einer Binde, deren Enden im Nacken herunterhingen. Getragen wurde sie hauptsächlich von den röm. Priestern bei Kulthandlungen. Hier bezeichnen die Infuln die beiden von der Bischofsmitra herabhängenden Bänder. Der Begriff Infuln steht auch als Synonym für die Mitra, also die Bischofswürde allgemein.

[5210] Ital. Adige, ladin. Adesc, trentin. Àdes, rätorom. Adisch.

[5211] Bozen (ital. Bolzano, ladin. Bulsan bzw. Balsan).



SCHLOSS HOHEN-EPPAN
bei Botzen

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 115.

Der Rhein bei Caub.

Zwischen Koblenz und Bingen fließt der Rhein durch eine lange, enge, von gewaltigen Felsen umstarrte Schlucht, in einem tiefen, von seinen ungestümen Fluthen selbst gegrabenen Bette. Hier war es zumeist, daß gepanzerte Männer diese Felsen erklommen, Burgen aufschlugen und dem freien Sohn der Alpen Zaum und Fessel anlegten. Alles, was auf seinen Wellen des Weges zog, wurde angehalten und mußte Geleit und Zoll bezahlen. Zu solchem Zwecke entstand auch der finstere, trotzige Zinnenbau, der aus der Mitte des Stromes dem zu Thal Reisenden entgegenstarrt, sobald er Bacharach im Rücken hat. Die alten Pfalzgrafen vom Rhein konnten von da am besten ihr verfluchtes Räuberhandwerk schirmen, und jedes nahende Marktschiff, jedes hinabtreibende Floß bewachen, daß es nicht unbesteuert vorüber gleite. Außer ihm, der Pfalz, wie er schlechtweg noch im Munde des Volks heißt, gab es im Mittelalter nicht weniger als noch 31 solcher Felsennester dort, von denen aus die Wegelagerei betrieben wurde. Desselben Wegs, wie die geplünderten Kaufleute und schwerbesteuerten Waarenschiffe, zog aber auch der nach Freiheit ringende Geist der Geschichte, stärker als jene Burgmauern. Mit den Städten im Bund, brach er die unwürdigen Fesseln und frei trug der Rhein wieder seines Stromes Bürde hinab in's Land – bis Caub nur, denn dort bedeutet eine blau-gelbe Flagge, daß alle passirenden Schiffe bis auf diese Stunde noch Rheinzoll zu entrichten haben. Den „letzten Rheingrafen" titulirt deshalb der Witz der Rheinschiffer den Herzog von Nassau[5212].

Die Sage, welche in tausenderlei Gestalten diese Gegend des Rheins umschwebt, legt der Pfalz eine romantischere Bestimmung bei: Die Pfalzgräfinnen, oder gar die deutschen Kaiserinnen, was einige Male zusammenfiel, hätten sie bewohnen müssen, um ihres Stammes Nachfolger dort zur Welt zu bringen.

Das kleine Städtchen Caub ist mit seinen nach dem Rhein zugelegenen Häuserreihen auf eine alte Stadtmauer gebaut, was dem Ort vom Strom aus ein befremdendes Ansehen gibt. Der obere Theil der Mauer, auf den aus den oberen Stockwerken besondere Hausthüren hinausführen, ist zu einem Fußweg eingerichtet und heißt der Nothgang, weil bei oft plötzlich eintretender Wassersnoth nur auf ihm die Bewohner der Häuser sich retten können. Auch noch andere alte Städtchen am Rhein haben einen solchen Nothgang. – Die Burg über dem Städtchen heißt der Gutenfels.

[5212] Adolph Wilhelm Carl August Friedrich von Nassau-Weilburg (1817–1905), vom 20. August 1839 bis zum 20. September 1866 (Annexion durch Preußen) Herzog von Nassau.



DIE PFALZ IM RHEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 135-138.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 160-163.

Riva am Gardasee[5213].

Die Wälder und die Wasser rauchen,
Die Nebel rollen niederwärts,
Nur durch des Sees verklärte Augen
Blick' ich hinab bis in sein Herz.

Die Fische seh' ich tief im Grunde
Lustwandeln in der grünen Au,
Und heiter schaut des Himmels Runde
Ihr Wolkenspiel im dunklen Blau.

Der Morgen webt die Nebel lichter.
Und plötzlich schweben ob dem See
Der Unterwelt erstandner Dichter
Und trauernd eine schöne Fee.

„Sprich, Dante, wird im Fegefeuer
Auch eines Volkes Seele rein?" –
„„Sie wird es, doch ein Ungeheuer
Spinnt sie in dunkle Netze ein.""

„„Willst für dein Volk du Heil erflehen,
So höre, erst durch ärgste Noth
Kann es zum Geistes-Licht erstehen:
Licht ist des Ungeheuers Tod!"" –

Wohl schwingt ihr Blick sich auf zur Höhe:
„Wenn Noth hilft, ist Erlösung nah'!" –
Doch bleibt es Nacht, und „Wehe! Wehe!" –
Versinkt die Fee – Italia.[5214]

Diese Erscheinung habe ich auf dem Gardasee erlebt, als mich der Dampfer von Desenzano nach Riva trug. Es war vor dem Kriege von 1859[5215]. Auf der Halbinsel des Catull[5216], den drei Felsenhäuptern von Sermione, flatterte noch das Banner Oesterreichs, und Tyrol grenzte noch nicht an Sardinien. Seitdem weckte noch einmal Kanonendonner die klagende Fee des Garda, französische Rothhosen winkten ihr zu, und zweier Kaiser[5217] Heere spiegelten sich vor ihr in den Fluthen. Und abermal floh sie zu Dante[5218], dem Kundigen der Unterwelt und der Zukunft. Wohl hat er ihr einen guten Rath ertheilt, denn er kennt von Allen die Ahnen, die in der Hölle sitzen, und schätzet mit Gerechtigkeit die Bäume nach ihren Früchten. Nach der Orakel Art hat der Dichter seine Gedanken in dunkle Verse gehüllt, die da heißen:

Sover[5219] und Ora[5220] kämpften nie,
Des Süds und Nords beschwingte Geister;
Das Gute dort, das Schöne hie,

[5213] Ital. Riva del Garda, dt. Reiff am Gartsee.

[5214] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[5215] Der „Sardinische Krieg" zwischen Österreich auf der einen Seite und Sardinien-Piemont und Frankreich auf der Gegenseite. Er endete mit dem Frieden von Villafranca vom 11. Juli 1859, in dem Österreich zwar das Königreich Lombardei abtreten mußte, doch Venetien bis 1866 behielt.

[5216] Der röm. Dichter Gaius o. Quintus Valerius Catullus (1. Jhd. v. Chr.).

[5217] Die Heere Kaiser Franz Josephs I. (1830–1916) und Napoléons III. (1808–1873) während des Sardinischen Krieges (siehe hierzu S. 1663, Anm. 5215).

[5218] Dante Alighieri (1265–1321).

[5219] Der Sover ist ein Nordwind am Gardasee, der vornehmlich vormittags weht.

[5220] Die Ora (ital. Stunde) ist ein Südwind am Gardase; sie weht hauptsächlich nachmittags.

In Einem ist je Einer Meister:
Die Alpen ehr', wie sie dich ehren,
Und hüte, Fee, dich vor zwei Scheeren. –[5221]

Ich kenne die Ora. Es ist der Wind, der jeden Mittag in der italischen Ebene sich aufmacht und des Südens Grüße, milden Hauch und Wohlgerüche über den See zu den Alpen und ihren Bewohnern trägt und freundlich die Schiffe voll goldener Früchte hinaufsendet zu den wilden, schroffen Gestaden des Nordens. Und der Sover ist des Nordens Gegengruß, der um Mitternacht in den Felsgründen erwacht und an das Ufer eilt, um mit seinem frischen Athem die Schiffe voll Maultrommeln aus dem Hafen von Riva zu blasen und mit ihnen auf breiten Schwingen, die von den Brescianer Alpen bis zum Monte Baldo reichen, der lockenden Riviera entlang nach Süden zu fliegen, über Sermione hin, wo er so oft den Lorbeer auf Catulls Lieder streute, und in der blühenden Ebene zu verwehen. Das sind die Beiden, von welchen Dante's Orakelspruch erzählt.

Es gibt wenige Seen, welche dem Gardasee an Schönheit gleichen und an Reiz für jeden Fremdling, er mag am Nord- oder am Südgestade das Schiff betreten. Der Wanderer vom Norden schwärmt schon in Riva, dieser Uferstadt Wälschtyrols, in der Luft Italiens, aber noch umragen ihn die Riesenhäupter des deutschen Gebirges, dessen Thäler und Schluchten ihn an den See führten. Hier aber öffnet sich dem Blicke das Bild des Südens, der über den See herübergrüßt, und je weiter der Dampfer oder das auf der ewig klaren Fluth hin- schwebende Segelschiff vordringt, um so weiter treten erst die Ufer, dann die schroffen Felswände zurück, bis endlich die Wasserfläche in einer Breite von drei Meilen[5222] sich ausdehnt, die Berge zu Hügeln geworden sind und zuletzt Fluth und Ebene in einander übergehen. Und welche Bilderreihe steht an den Ufern vor uns! Die Hoheit des Monte Baldo mit seinen Wänden, Buchten und Wasserfällen, und mit den Gardafelsen und der Stadt zu Füßen, welche dem See den Namen gibt; und ihm gegenüber, am Westgestade, die prächtige Felsenreihe bis zum Monte Frame und zum Busen von Gargnano, an welchen die freudestrahlenden Orte Viella, Bogliacco und San Pietro sich so verliebt anschmiegen, daß sie dem Auge des Vorüberfahrenden wie eine Häuserfamilie erscheinen; und dazu auf dem Schiffe im blinkenden Pokale den feurigen Vino santo von den Rebengeländen des Ufers: wahrlich, in immer höheren Tönen jubelt das Herz und – immer fester ballt sich die Faust vor Ingrimm gegen die ruchlosen Verbrecher an der Menschheit, welche das von Gott geschaffene Paradies der Erde mit den Teufeln und Teufeleien ihrer Herrsch- und Habgier, ihres Ehrgeizes und ihrer Selbstsucht bevölkern und besudeln.

Pfui, wer wird den Wein verschütten! – Lassen wir uns wieder von der Ora einschmeicheln und zu dem Gegenstande unseres Bildes, hinauf nach Riva, tragen. Unterwegs fesselt uns eine neue Herrlichkeit: die Geheimnisse der Tiefe. Es geht da unten im See gar wunderlich zu. Die Schmiede Vulkans reicht bis an den Grund heran, nach Schwefel riechende Wasserperlen steigen aus ihrer Esse empor, und dies geschieht längs der ganzen Ostseite von Sermione. Aus der Nähe dieser höllischen Spende flieht das Leben des Sees, und nur der naturforschende Mensch dringt bis an die Pforte des Geheimnisses vor. Wir verlassen ihn und fahren weiter. Da regt es sich in der Tiefe wie eine Windsbraut unter'm See; während wir ruhig auf der stillen Fluth dahin schwimmen, unter ihr verfolgen die Wogen streng und hastig ihre Bahn der unsern entgegen. Das ist die Wasserströmung nach dem Sturm. So sinnig ist die Bewegung der Wasser, so ganz für den friedlichen Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden geschaffen, daß die vom Sturme des Nordens nach Süden getriebenen Fluthen in der Tiefe wieder heim ziehen, um die geschäftige Oberfläche nicht zu beunruhigen; und gerade so machen es die Wasser des Südens, wenn sie vom Norden wieder heim kehren. Ich glaube, daß uns Dantes Orakel immer verständlicher wird, bis auf die Netze und Scheeren, die Niemand versteht.

Mittlerweile ist der Naturforscher uns nachgekommen und ereifert sich, uns den wunderbaren See als etwas ganz Natürliches zu erklären, als einen ungeheuer großen, d. h. sechs Meilen[5223] langen und

---

[5221] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[5222] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km. Die Breite des Sees beträgt allerdings nur 17,2 km.

[5223] 51,6 km.

hie und da bei tausend Fuß tiefen Felsenspalt, in welchen oben, von den Alpen her, die Sarca hineinfließt und, nachdem sie ihn mit Hülfe von hundert andern Bergwassern total ausgefüllt, sich nach Italien begibt, wo sie, breit und hochmüthig geworden, sich ihres weiblichen Ursprungs schämt und als Mincio berühmt wird.

Riva liegt in der andern, der Sarcamündung entgegengesetzten Nordecke des See's, der hier auch der See von Riva genannt wird. Trotz aller Erinnerung, daß wir hier eine Stadt des deutschen Bundes[5224] vor uns haben, begegnet uns doch allenthalben die italienische Art, weil auf die Gesetze der Natur sogar die Bundesakte[5225] keinen Einfluß hat und der deutsche Geist nirgends siegt, wo ihm die Flügel beschnitten sind. Nach der politischen Eintheilung gehört die Stadt Riva zum Kreis Roveredo, der gegen 7000 Einwohner zählt. Riva selbst liegt warm und schön zwischen dem See und den Bergen. Trotz der abseitigen Lage von der Heerstraße im Thal der Etsch überraschte es doch das Schicksal mit manchem harten Schlag. Ursprünglich römische Niederlassung, später Theil des Hochstifts Trient und diesem mehrmals in heftigen Kämpfen entrissen, erhielt es 1575 Stadtrechte. Die Pest verheerte es 1512 und 1522. Im Jahre 1703 zog sich der berüchtigte „bayerische Rummel“[5226] bis hieher und zerstörte die Festungswerke von Riva. Die Einwohnerzahl der Stadt hat noch nie 5000 überstiegen. Die Lage erleichtert wohl Nahrung und Genuß, aber ohne der Vergrößerung des Orts günstig zu sein. Gegenwärtig ist Riva der Sitz eines Landgerichts, eines Dekanats, Mauthoberamts und eines Postamts. Die ansehnlichsten Gebäude sind das Schloß, ein Hieronymitanerkloster und eine Wallfahrtskirche. Das Gewerbsleben ist rege und umfaßt Seidenbau und Seidenspinnerei. Orangerien, Olivenölbereitung, Papierfabrikation, mehre Geschirrfabriken, Fabriken in Eisenwaaren (Maultrommeln allein werden jährlich in 12 großen Werkstätten über 800,000 verfertigt), Holzwerkzeuge, Stecknadeln, Stöcke, Sonnenschirme. Durch diese Geschäftigkeit hat Riva sich zu einem nicht unwichtigen Stapelplatz zwischen Italien und Deutschland erhoben, denen beiden Dante ein friedliches Heil der Zukunft wünschte.

Die Umgebungen Riva's bieten eben so großartige als reizende Partien, wie die Burg Arco, der Wasserfall des Ledro und manche andere Fels- und Wasserpracht.

[5224] Riva gehörte mit dem heutigen Südtirol bis 1918 zum Kaiserreich Österreich, das wiederum bis 1866 dem Deutschen Bund angehörte.

[5225] Die Bundesakte des damit begründeten und bis 1866 bestehenden „Deutschen Bundes“ war am 8. Juni 1815 während des Wiener Kongresses verabschiedet und schließlich am 10. Juni 1815 von den Bevollmächtigten von 38 Staaten unterzeichnet worden.

[5226] Einfall bayer. Truppen in Tirol unter Kurfürst Maximilian II. Emanuel (1662–1726) im Sommer 1703 im Zuge des Spanischen Erbfolgekrieges (siehe hierzu S. 1082, Anm. 3316).



RIVA
am Garda See.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 139-145.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 94-101.

Meran[5227].

„Maia, Meran! dir nähr' ich mit Holz die Flamme des Herdes,
Aber als theures Entgelt nehm' ich die Mauern dir oft."[5228]

Mit diesem ehrlichen Geständniß läßt Lertha[5229], der Dichter von Kains[5230], die wilde Passer das schöne Meran begrüßen, und sie deutet damit einen Theil von dem Schicksal an, welches dieser Stadt den Kranz äußerer Pracht und sorgloser Fröhlichkeit entrissen hat. Der andere, weit mächtigere Theil jenes Schicksals hat keinen Dichter gefunden, er fühlte sich wohl zu hart au, um in die zarte Form des Verses gegossen zu werden.

Auf unserem Rundgang durch die Wohnstätten der Menschen begegnet uns am häufigsten in ihrer Geschichte die traurige Thatsache, daß sie die gepriesenste Zeit ihrer Blüthe nicht innerer Kraft, sondern äußerer Gunst verdanken und daß nur allzuoft vom Wechsel ihrer Herren der Wandel ihres Glücks abhängt.

Wir blicken ans unser eigenes Leben und das unserer Lebensgenossen zurück und finden dieselbe Erscheinung. Unsere goldene und schönste Zeit, die Strecke, die jeder Mensch, und wäre es noch so kurze Frist, im wonnigen Luftstrom der Poesie dahin fliegt, fällt in die Jahre, wo Andere für uns sorgen. Da trägt sich noch der bunt geschmückte Hut harmlos auf dem Haupte, das sich unter den vollen Locken für frei dünkt und Wünsche und Hoffnungen mit dem Adler um die Wette fliegen läßt. Die Schranken, an welchen die trotzige Stirn widerrennen wird, sind jedoch längst aufgerichtet, und die Minute des Erwachens aus dem bilderreichen Traum kommt für Jeden. Dann pocht es von jener andern Schicksalsseite an des Menschen Brust, und regt sich dort nicht die Kraft einer Stimme, welche trotzig zu rufen wagt: „Selbst ist der Mann!" – so wird die zweite Lehrzeit nach jener der Schule, die Lehrzeit des Lebens, eine harte werden müssen, bis die Noth solch eine verwöhnte Seele erzogen und gefestigt hat oder sie bis zum Verkümmern erdrückt und – bricht.

So ist auch die Jugendzeit der Städte. Es gibt solche, die früh zur Selbstständigkeit gereift sind, früh auf eigene Faust den Kampf begannen gegen jede fremde Beherrschung ihres Schicksals, trotzig auftraten nach oben und unten und im Schweiße ihrer Arbeit voll Stolzes rufen konnten: Selbst ist die Stadt! – Aber solcher Städte sind wenige. Sie sind Günstlinge der Natur, wie die ihnen ebenbürtigen Menschen Günstlinge des Geistes sind: dort half die Lage, hier die Anlage zur selbstbestimmenden Kraft. Auch über solche Städte ergeht des Schicksals Spruch, aber nicht Herrenlaune allein stürzt sie, wie nicht Herrenlaune sie gehoben hat, sondern der Arm des Weltgeschicks, dem selbst die größten

---

[5227] Lat. Castrum Maiense, ital. Merano, ladin. Maran.

[5228] Äußerst frei zitiert nach Joseph Thalers (1798–1876) Distichon „Passer" in dessen Werk „Edelrauten von den Alpen Tirols. Vaterländische Dichtungen von Lertha" (Innsbruck: Wagner 1840), S. 49: „Majas Tochter! umsonst dir nähr' ich die Flamme des Herd's nicht; \ Wenn es Laune gebeut, nehm' ich Mauern dafür."

[5229] Pseudonym des Benediktiners Joseph Thaler (s. o.).

[5230] Kuens (ital. Caines), Ortschaft oberhalb Merans am Eingang des Passeierthales, wo Joseph Thaler (siehe hierzu S. 1667, Anm. 5228) mehr als vierzig Jahre als Seelsorger wirkte.

Völker sich beugen müssen. – Noch heute bewundern wir die freien Städte des Griechenvolks als Vorbilder bürgerlicher Selbstständigkeit, und mit gleicher Achtung staunen wir noch heute die Denkmäler des bürgerlichen Reichthums an, welche sich in den großen Bauwerken der freien Städte des deutschen Reichs und Italiens erhalten haben; die Rathhäuser der alten Hanseaten allein würden eine Galerie freistädtischen Ruhmes bilden, und die Chronik Aller würde am Ende bekennen, daß nicht der Fürsten Macht und des Adels Gewalt es waren, die sie gebrochen, sondern daß eine neue Richtung des Weltverkehrs, Kriege, welche auch die Schlösser der Herren von ihrer Höhe stürzten, und die innere Zwietracht ihren Fall herbeiführten. Einem solchen Baume ist gleichwohl schwer an die Lebenswurzel zu kommen; es ist eine zähe Kraft, die sie am Leben erhält, und jede frische Wendung zum Völkerglück weckt die alten Triebe und schmückt die Aeste mit Blättern und Blüthen. Mailand, Magdeburg, Hamburg haben in ihrer Asche gelegen, nur ihre Wurzeln waren gerettet, und noch heute überragen sie an städtischer Würde Hunderte gewesener Residenzen weltlicher und geistlicher Gebieter.

Ein anderes Bild stellen uns die verhätschelten Städte vor, die von fürstlicher Huld groß gezogen und aufgeputzt worden sind. Wenn über sie die Wandlung der Herrenlaune kommt, wird ihr Anblick ein kläglicher, ja oft ein widerlicher. Die Hallen des Luxus stehen verwaist, und von ihnen aus greift es wie eine abzehrende Krankheit von Haus zu Haus, so weit die Sorge der Gunst sich erstreckt hatte. Da folgt dem Uebermuth die Klage, dem leichtsinnigen Schlemmen das trübsinnige Darben, der Gewohnheit des leichten Erwerbs die Faulheit des Trotzes und der Verzweiflung, und Gras wächst üppig auf den Schloßhöfen, Kartoffeln blühen zwischen den Götterstatuen der Prachtgärten und verdrossenes Volk läuft in den stillen, öden Straßen, bis die Frist eines mosaischen Wüstenzugs vorüber, ein Geschlecht vergangen und mit einer frischen Generation ein neuer Geist eingezogen, mit anderen Bedürfnissen ein anderes Streben erwacht ist. Wer aber in der Wüstenzeit lebte, hatte ein trauriges Loos.

Vom Schicksale der Städte haben die Völker gelernt, aber nicht alle. Praktischen Nutzen konnten nur diejenigen aus der Lehre ziehen, welchen das Bild eines Mannes am Gängelbande noch zu rechter Zeit lächerlich genug erschienen war. Und auch bei Ländern thut's nicht die Einsicht und der Wille allein, sondern des Landes Natur und Lage. Ueberall ist aber das Ziel des Ringens werth, denn kann des Menschen Herz und Auge sich etwas Herrlicheres wünschen, als den Anblick eines Volks, das sich die durch Geist und Muth, Fleiß und Bildung errungene Freiheit bewahrt? Und kann etwas Traurigeres die Erde tragen, als ein Volk, das, durch Geist und Natur zur Freiheit berufen, taub und träge dem uralten Zügel, den das verhärtete Gebiß nicht mehr fühlt, in einem uralten Kreise folgt, der nie vorwärts führt? Die Lehre breitet sich täglich mächtiger aus: daß keines großen Staates Macht mehr in der Stärke der Gängelbänder besteht, sondern daß dieselbe lediglich in dem Maße wächst, als der Spruch: „Selbst ist das Volk!“ in ihr und unter ihrem Schutze zur Wahrheit wird.

Lieber Leser, begrüße dieses Bildchen besonders freudig, du siehst ja selbst: dort predigen die Berge den Muth und die Thäler das Glück, Gottes helle Sonne scheint auf beide, und in ihrem Strahle wandeln Menschen, an deren Bilde sich das Auge labt. Die Zeit wirft wohl ihren Schatten auch über dieses Thal, und zwar einen Schlagschatten, aber der Gegenstand, der ihn verursacht, ist ein Menschenwerk und der Vergänglichkeit unterthan, wie jene erste Blüthe Meran's, die auch vergangen ist.

Einst erschallte in dem Thale mancher Trompetenstoß und viel Sang und Klang, als die Grafen von Tyrol hier Hof hielten und der Adel des Landes an den Halden des Hochgebirgs seine Burgen baute. Die glücklichen Freiherren des damaligen Tyrol wählten zur Gründung fester Wohnstätten früher am liebsten dieses Thal, nicht nur weil seine außerordentliche Schönheit die großartigste Alpennatur mit aller Lieblichkeit und Ueppigkeit des Südens vereinigte, sondern weil das nahe Italien ihnen nicht selten Gelegenheit zu Kampf und Beute bot. Daher drängen sich nirgends überraschender und malerischer die Trümmer der untergegangenen Ritterherrlichkeit in einem Raume zusammen, als in den beiden Thälern der Passer und der Etsch, die unweit Meran in einander übergehen.

Wandeln wir aber, ehe wir Thal und Stadt selbst betreten, erst eiligen Schrittes durch ihre Vergangenheit. Die ersten Steine zu Menschenwohnungen sind vor mehr als tausend Jahren an diese Stelle des Passerthals getragen worden, und Meran lag wohl schon lange als ein unbedeutender Ort da, bis ein

fremdes Unglück ihm zu seiner ersten Blüthe verhalf. Unweit von dieser Stätte prangte einst die römische Stadt Maja (*Urbs Magiensis*) am Fuße des ragenden Naifer, aber nur bis zum Anfang des neunten Jahrhunderts: da begrub sie der stürzende Berg im Schrecken einer Nacht lebendig unter seinen Trümmern. Meran ward der Erbe der Todten, und es wuchs nun, nachdem es an den Gaugrafen des Gebirgs gnädige Herren erhalten, in gleichem Schritte mit der Macht derselben. Bekanntlich sind beim Aufgang der Geschichte von Tyrol die Namen der Grafen von Andechs die gefeiertsten. Der rechte Glanz kam aber erst mit Meinhard I., Grafen von Görz und Tyrol[5231], über diese Herren, die sich aus der königlichen und kaiserlichen Dienstbarkeit zur selbstständigen Fürstenwürde erhoben hatten. Die nahen Burgen Schloß Tyrol und Zenoberg sahen schon damals hohe Pracht in ihren Mauern, und von all dem Schimmer fiel der einträglichste Widerschein auf die Stadt zurück, die allgemach, wie sie gleichsam den Kern der ringsum an den Höhen hangenden Burgen und Schlösser bildete, ebenso der Mittelpunkt und Sammelplatz alles gemeinsamen Lebens nicht bloß der nächsten Thäler, sondern der ganzen Grafschaft Tyrol wurde.

Die goldene Periode des Meraner Lebens fällt in das 14. Jahrhundert und umfaßt die Regierung Meinhards II.[5232], des ersten Grafen, in welchem ganz Tyrol seinen Gebieter erkannte, ferner die seines Sohnes Heinrich[5233], der sich König von Böhmen nennen ließ, endlich die seiner einzigen Tochter, der vielberufenen Margaretha Maultasch[5234], und der festlichste Tag Meran's war die zweite Vermählung derselben mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg und der Lausitz[5235], nachdem sie, wie der geistreiche Tyrolfahrer Steub[5236] erzählt, „Herzog Hansen von Luxemburg[5237], dessen untüchtiger Liebe sie nicht froh werden konnte, davon gejagt."[5238] – An jenem 10. Hornung[5239] 1342 war es, wo die Laubengasse von Meran ihre vornehmste Pracht sah, denn da ritten zwischen ihren staunenden Häusern im volkumwogten Zuge dahin der deutsche Kaiser[5240], der Markgraf von Brandenburg[5241], die Herzoge Ludwig der Römer[5242] und Stephan von Bayern[5243], zwei Herzoge von Teck, die Bischöfe von

[5231] Meinhard III. (ca. 1193/1194–1258), seit 1220 Graf von Görz und als Meinhard I. seit 1253 Graf von Tirol (sowie Vogt von Aquileia, Trient, Brixen und Bozen).

[5232] Meinhard IV. (ca. 1239–1295), von 1258 bis 1267 Graf von Görz und seit 1286 als Meinhard II. Graf von Tirol, Herzog von Kärnten, sowie Pfandherr des Herzogtums Krain und der Windischen Mark.

[5233] Heinrich von Kärnten (tschech. Jindřich Korutanský; † 1335), von 1307 bis 1310 König von Böhmen und Markgraf von Mähren sowie Titularkönig von Polen. Zudem war Heinrich ab 1310 als Heinrich VI. Herzog von Kärnten und Krain sowie Graf von Tirol.

[5234] Gräfin Margarete von Tirol-Görz (um 1366 erstmals auch als Margarete Maultasch erwähnt; 1318–1369).

[5235] Ludwig der Brandenburger (1315–1361), seit 1323 als Ludwig I. Markgraf von Brandenburg, seit 1342 Regent der Grafschaft Tirol und seit 1347 als Ludwig V. Herzog von Bayern.

[5236] Der bayer. Schriftsteller und Jurist Ludwig Steub (1812–1888).

[5237] Johann Heinrich von Luxemburg (tschech. Jan Jindřich Lucemburský; 1322–1375), von 1335 bis 1341 Graf von Tirol und ab 1349 Markgraf von Mähren. Margarethe Maultasch (siehe hierzu S. 1669, Anm. 5234) war mit diesem seit dem 16. September 1330 verheiratet, setzte ihn jedoch am 2. November 1341 wegen der bis dahin erlittenen Mißhandlungen buchstäblich vor die Tür und ehelichte 1342 Ludwig den Brandenburger (siehe hierzu S. 1669, Anm. 5235).

[5238] Zitat aus Ludwig Steubs (siehe hierzu, S. 1669, Anm. 5236) Werk „Drei Sommer in Tirol" (siehe hierzu S. 483, Anm. 1393), S. 293.

[5239] Veraltet für Februar.

[5240] Ludwig IV. (bekannt als Ludwig der Bayer; 1282 o. 1286–1347), ab 1314 römisch-deutscher König und ab 1328 Kaiser im Heiligen Römischen Reich.

[5241] Der Ehemann Ludwig der Brandenburger (siehe hierzu S. 1669, Anm. 5235) war der Markgraf von Brandenburg.

[5242] Ludwig der Römer (1328–1364/65), als Ludwig VI. von 1347 bis 1351 Herzog von Bayern und als Ludwig II. ab 1351 Markgraf von Brandenburg, 1356 wurde er zudem Kurfürst und Erzkämmerer des Heiligen Römisches Reiches.

[5243] Stephan mit der Hafte (1319–1375), seit 1347 (teilw. gemeinsam mit seinen Brüdern bzw. Halbbrüdern) Herzog von Bayern.

Augsburg[5244], Regensburg[5245] und Freising[5246], zwei Grafen von Schwarzburg, darunter der edle Günther[5247], welcher später als Gegenkönig zu früh für Deutschland starb, dann noch eine ganze Cavalkade von Grafen und Rittern aus Deutschland und Wälschland, und als die schönste Zierde des ganzen Zugs in dessen Mitte die blühende Braut von Tyrol. So ritten sie zum „Hauptschloß" Tyrol hinan, wo das fürstliche Beilager Statt fand. Der einzige noch vorhandene Zeuge dieser hohen Festlichkeit ist der graue mächtige Thurm, in welchem sie geschah.

Es ist natürlich, rein menschlich, nicht bloß fürstlich, daß einem Orte, wo man so viel Liebes erlebte, auch viel Liebes angethan wurde. Und diese Liebe schmückte die kleine Stadt mit Allem, was sie noch Sehenswerthes besitzt, und überhäufte sie mit Rechten, Vorrechten, Wohlthaten und Reichthümern, die, soweit sie nur Geschenke der Gunst waren, mit den Tagen der Herrlichkeit auch wieder vergangen sind. – In jener frohen Zeit entstand das wohlbedachte Stadtspital, die Münze, das Gebäude der fürstlichen Hofhaltung, welches noch heute seinen alten, ein sehr wesentliches altgermanisches Bedürfniß andeutenden Namen des „Kelleramtes" führt, ebenso das Kloster der Klarissinnen und die schöne Stadtkirche (1310–1335 gebaut), die sich des höchsten Thurms in ganz Tyrol rühmt. Dazu hatten die Landtage und Jahrmärkte hier ihren Sitz, die verkehrreichsten Straßen führten hierher: kurz, für Verdienen und Verthun, für Arm und Reich, für Fromm und Froh gab es in der südlichen Alpenwelt keine gemachtere Stätte, als Meran.

Im Jahre 1363 ward Oesterreich Herr in Tyrol. Mit dem mächtigeren Gebieter betrat es eine ernstere Bühne, auf welcher sein Geschick sich fortan reicher an Kämpfen und Leiden abspielen sollte. Da ging auch die Rolle der Fröhlichkeit und Wonne von Meran zu Ende. Herzog Friedel (Friedrich mit der leeren Tasche[5248]) erhob Innsbruck zur Landeshauptstadt, und kaum war Meran dieser erste Reif vom schimmernden Haupte genommen, so verlor das Unglück die Scheu vor ihm und brach um so toller durch die fertige Bresche ein. Was half's nun, daß die Stadt aus dem Aschenhaufen, in welchen der ergrimmte Hans von Luxemburg sie 1347 verwandelt, sich herrlicher wieder erhoben hatte? Jetzt machte sich der Wildsee des Passerthales die neue Gelegenheit zuerst zu Nutze, seine Fluthen zerstörten einen großen Theil der lustigen Wohnungen und erfüllten die übrigen mit Noth und Trauer. Dann raste der Engadiner Krieg (1499) durch das Thal, die Passer kam wieder, 1503 und 1512, mit noch wilderen Ueberschwemmungen, als wenn sie der Reformation Bahn brechen wollte; aber die Sturmwogen Beider wurden endlich eingedämmt und abgesperrt. Und nachdem die Stadt Alles verloren hatte, woran einst ihr Herz und ihr Glück gehangen, die Fürsten, die Landtage und den zahlreichen Adel, nachdem die Münze nach Hall gezogen und durch neue Straßenzüge selbst die Bedeutung der Jahrmärkte geschwunden war, mußten die Spanier aus Italien auch noch die Pest herbeischleppen, um dem Thale das Beste zu nehmen, was es von je und immer hatte, seine stattlichen Menschen.

Gottlob, das ist das Einzige, was dem Unglück nicht gelang. Und diesen Menschen, nicht dem fürstlichen Gemäuer, grauem Bauwerk und sonstigem Alterthum zu Liebe eilen wir jetzt in die Stadt, wie sie die Gegenwart und unser Bild uns zeigt.

Dem Wanderer lacht das Herz, wenn er von Weitem der Stadt naht; und wenn er vor ihr steht und dreht sich frohlockend auf dem Absatz herum, so fliegt das bilderreichste Panorama an seinem Auge vorüber: das Dorf Tyrol auf dem Mittelberg, über ihm das „Hauptschloß", das dem Lande den Namen gab, daneben die alte Pfarre St. Peter und der Durnstein, dies Alles überwölbt vom hohen Partschins; weiter die Gegend von Obermais, wo, reich an Burgen und Geschichten, der Rahmen der Landschaft die Dörfer und Fluren von Schöna und Freiberg mit ihren Schlössern einfaßt, über welchen das Kirchlein

---

[5244] Heinrich III. von Schönegg († 1368), von 1337 bis 1348 Bischof von Augsburg.

[5245] Wohl Heinrich III. von Stein († 1346), von 1340 bis 1345 Gegenbischof von Regensburg und Fürstbischof von Regensburg; er war der Kandidat Kaiser Ludwigs des Bayern (siehe hierzu S. 1669, Anm. 5240).

[5246] Johann von Göttingen (eigentl. Johann Hake; ca. 1280–1349), der bekannte Arzt war seit 1331 als Johannes I. Bischof von Verden sowie ab 1341 als Johannes II. Bischof von Freising.

[5247] Günther XXI., Graf von Schwarzburg-Blankenburg (1304–1349), 1349 Gegenkönig zu Karl IV. (1316–1378) aus dem Hause Luxemburg.

[5248] Friedrich IV. (1382–1439), ab 1402 verwaltete er als Titularherzog von Österreich die österr. Vorlande und war ab 1406 auch Graf von Tirol und damit Regent in Oberösterreich.

Katharina in der Schart thront und der Ifinger Alles überragt; weiter, vier Stunden lang, streckt die reizende Ebene sich üppig zwischen den schönsten Bergen hin bis zum Vigilijoch.

Die Stadt Meran besteht eigentlich nur aus einer Hauptgasse, die Laubengasse genannt, an die sich am unteren Ende die Quergasse des Rennwegs anschließt, hat nur zwei Plätze: den Kornplatz und den Sand, und öffnet, den Straßenausgängen entsprechend, sich dem Verkehr durch vier Thore. Der besuchteste Spaziergang seiner einheimischen Bewohner ist die starke, mit wilden Pappeln besetzte Wassermauer, durch welche die Stadt sich von der Passer hat scheiden lassen, über die eine Brücke zur Spitalkirche mit ihren berühmten Glasgemälden führt. Ein alter Thurm dicht ober der Stadt, jetzt von Weinbergen umgeben, hat sogar seine Geschichte verloren; es will Niemand mehr wissen, welch besonderen Zwecken er einst gedient habe. In der Stadt selbst hat man die gewöhnlichen öffentlichen Gebäude, geistliche und weltliche Behörden, sogar ein Gymnasium und die sonst landüblichen Bildungs-, Erziehungs-, Vergnügungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Man trug wenigstens, so weit die allgemeinen Verhältnisse Tyrols dies zuließen, die Sorge, die einst so berühmte Stadt nicht ganz zum offenen Dorfe herabsinken zu lassen. – Der Wohlstand des Volks in und um Meran (im sogenannten Burggrafenamte) liegt bei alledem im Argen; denn wenn auch die meisten der alten Adelsschlösser in die Hände von Landleuten gekommen sind, so hat dies doch Beide nicht vor dem allmähligen Verfall gerettet. Es ist hier ein volkswirthschaftlicher Umschwung nothwendig, um der gesunden Volkskraft ein entsprechenderes Feld der Thätigkeit frei zu geben, und eine Erweiterung oder Beseitigung mancher Verkehrsschranken, um dem Fleiße seinen Lohn zu sichern. Mit Weinbau und Viehzucht allein kann dieses deutsche Südtyrol neben seinen wälschen Nachbarn und Landsleuten, die an Wein, Geld und List ihm überlegen sind, nimmermehr aufkommen.

Eine Hülfsquelle, früher vernachlässigt, jetzt je mehr benutzt, desto reichlicher spendend, dankt Meran der Natur: die wohlthätige Milde und Beständigkeit seines Klima's neben seiner Schönheit. „Die mittlere Höhe des Barometers beträgt in Meran innerhalb 6 Jahren 26,10°, die mittlere Temperatur 9,9° R.[5249], die höchste 27,0° R., die niedrigste –5 bis 9,0° R.; die Durchschnittszahl der heiteren Tage ist 135, der Regentage 58, dem Schnee gehören 8, den Gewittern 11 Tage. Die Sterblichkeit verhält sich wie 1 : 37. Endemische Krankheiten gibt es hier nicht." Diese kurze Notiz ist das neue Aushängeschild für wahrhaft „belebende Geschäfte": Meran ist ein vielbesuchter Hoffnungshafen für Brust- und Nervenschwache geworden, die von allen Winden mit dem ersten Gruß der Lerchen hieher gesegelt werden, in der größten Zahl aber Solche, welche, wie Steub sagt, „mit dem süßen Traubenfleisch Schlund und Brustkasten auskalfatern und die Lücken zupichen wollen, die der deutsche Winter hineingerissen hat."[5250] Neben der Traubenkur steht ebenso empfohlen da der Gebrauch der an aromatischen Theilen so reichen Kuh-, Ziegen- oder Eselinnenmilch, entweder rein, oder als Molken, ebenso der von eingeführten Mineralwassern, von denen die nächsten, den Alpenadern entquellenden: der Säuerling von Ladis und der sehr starke Eisenborn von Rabbi, von patriotischen Gemüthern der Vorzug gegeben wird. Die wirksamste Zugabe bleibt aber das Thal, die Stadt und ihre Menschen: sie kuriren Alles vom Herzen aus, das fühlt der Fremdling beim ersten Gang durch die Laubengasse.

Die Laubengasse Meran's charakterisirt den Ort und sein Leben. Lauben nennen sie dort die Bogengänge (Arkaden), welche sich längs der Gasse hinziehen und die sich vor denen anderer tyrolischer Städte auszeichnen; sie sind nicht nur länger und offener und laden so freundlich zum Lustwandeln bei Sonnengluth und Regenwetter ein, sondern sie beschatten auch die gemüthlichen Batreien, d. h. die Sitze und Plätze für die bildschönen Verkäuferinnen und ihre reizenden Früchte. Es ist hier schon südlicher Anhauch; man stellt das Schönste in's Freie und ängstet sich nicht besonders um nordische Wohnlichkeit des Hauses, und wie nicht die Luft der Stube, sondern die vom Athem des eisigen Gebirgs und der warmen Thäler hier zusammenfließende das Menschenkind umweht, so ist auch Milde und Frische das Vorherrschende im leiblichen und geistigen Wesen des Volkes. Auch hier birgt die deutsche Natur noch einen Schatz für die Zukunft, auf den sie um so stolzer sein darf, weil dieses körnige Bauernvolk im Burggrafenamte, wie es umgeben von einem Kranze hoher Schneeberge in der warmen grünen Tiefe lebt, unter dem heißen italienischen Himmel, in der schmalen Ebene, die wie ein Herd erscheint, um

---

[5249] Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (siehe hierzu S. 67, Anm. 104).

[5250] Steub, Drei Sommer in Tirol, (siehe hierzu S. 483, Anm. 1393), S. 292.

Hitze auszukochen, von allen deutschen Stämmen, die einst mit gezücktem Schwerte über die hohe Wand der Alpen nach den Südländern gestiegen, der letzte Rest germanischer Zunge ist, der unter Feigen und Mandelbäumen Haus hält. Ja, hier im oberitalienischen Paradiese an der Etsch[5251] sitzt noch die ganze Gefolgschaft hochstämmiger Recken in urkräftiger Deutschheit beisammen, immer noch abweisend und schroff gegen den wälschen Nachbar, wie vor anderthalb Jahrtausenden.

Möge dies denjenigen Deutschen, welche gegen das nach Freiheit schreiende Ausland allezeit so gefällig und freigebig sind, nicht ganz entgehen! Es ist im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes: auf den letzten Hufen wohnen die treuesten Söhne; aber in der weiten Mitte, fern von den Schrecknissen der Gletscher und der Brandung, da, wo wie ein Garten das Land zu schauen ist, haben jene Treuen schon so oft vergeblich nach derselben Treue gesucht. Möge nicht das Schicksal von Schleswig[5252] sich in Südtyrol wiederholen!

F. H.[5253]

[5251] Ital. Adige, ladin. Adesc, trentin. Àdes, rätorom. Adisch.

[5252] Mit dem Frieden von Berlin am 2. Juli 1850 hatte Preußen auf Druck Englands und Rußlands Schleswig-Holstein an Dänemark preisgegeben. Es gelangte erst mit dem 1864 von Otto von Bismarck gegen Dänemark angezettelten Krieg wieder unter dt.-österr. Herrschaft.

[5253] Die Initialen „F. H." stehen hier wohl für den Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101).



MERAN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

Meyers's Universum
oder
Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde.
Einundzwanzigster Band.
Hildburghausen und New York: Bibliographisches Institut
1860.

Enthält: Granada, Alhambra (1860).
Zell, Zillertal (1860, 1864).
Bregenz (1860).
Abtei Göttweig (1860).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 8-28.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 19-37.

Die Alhambra.

„Ich kenn' euch wohl, ihr leichtgeschwung'nen Bogen,
Ihr Säulen auch, voll räthselhafter Zier;
Auch hat des Mauren brauner Arm gezogen:
Denn einst als Herr gebot der Maure hier.
Ja, diese Halle ward von ihm gegründet,
Einst seinem Fürst ein prächtig Haus zu sein,
Hier diese Säule ward von ihm geründet,
Und einst sein Hauch belebte diesen Stein."
(Prutz.)[5254]

Viele, viele Jahre hindurch hatte mich ein Zauberwort von der iberischen Halbinsel angeklungen und jedesmal, wenn dieser Klang in meinem Innern ertönte, eine Sehnsucht, unendliche Sehnsucht in mir wachgerufen, die ich weder zu deuten, noch zu bekämpfen vermochte: „Alhambra" hieß dieses Zauberwort! Endlich waren meinen Wünschen die Schwingen gewachsen. Ich war mit meinen Reisegenossen und Freunden schon durch ein gutes Stück des dichtungsreichen Landes gezogen und wallte der liedgekrönten Granada[5255] zu. Vor uns stiegen die Thürme und Häuser der Herrlichen auf, und die Wahrheit des spanischen Sprüchworts:

„*Quien no vio a Granada*
No vio nada"*)[5256]

sollten wir Alle heute noch erkennen.

Das gepeitschte Zehngespann vor unserem Wagen jagte aus einer Straße durch die andere und hielt endlich keuchend vor dem Ziele seines heutigen Weges, einem alten, schlechten Hause, in welchem sich die Schreibstube der Eilwagengesellschaft befindet. Führer, Lohndiener, Marktschreier und Bettler drängten sich wie gewohnt massenweise um uns, und es kostete diesmal wirklich Mühe, ihnen zu entgehen. Jedes Kind in Granada aber konnte uns dorthin geleiten, wohin unsere Sehnsucht jetzt uns trieb.

Durch bald breitere, bald engere Straßen und Gassen zogen wir langsam dahin, mehr und mehr ansteigend. Endlich bogen wir in ein fast düsteres Gäßchen ein, dessen alte, verfallene Häuser schon im Voraus uns künden wollten, daß wir von nun an mit vergangenen Jahrhunderten Zwiesprache halten würden. Wir kamen durch dies Gäßchen in die „*Cuesta de Gomeles*" (Aufstieg der Gomelen), den eigentlichen Weg zur Burg, zum Schlosse der maurischen Könige. Und wiederum alte Häuser, verfallene Höfe, vermauerte Säulenknäufe, wie sie nur die braune Hand des Mauren gearbeitet haben konnte: klarer und beredter werden die Zeichen der Vergangenheit. Aber zwischen Häusern und Mauern und Höfen

[5254] 5. Strophe von Robert Prutz' (1816–1872) 1840 entstandenem Gedicht „Ein Dom in Spanien" in „Gedichte […]" (Leipzig: O. Wigand), S. 146f.

[5255] Arab. البيرة, Ilbīra, span. Elvira bzw. قلعة غرناطة, Qalʿat Ġarnāṭa, „Burg von Granada".

[5256] *) Wer Granada nicht sah, hat Nichts gesehen.

lachen Blumen herab, ziehen sich kleine Gärtchen an den steilen Wänden empor; auch die Gegenwart spricht ein Wörtchen mit, um den hier Emporsteigenden nach und nach vorzubereiten und die in seiner Seele schlafende Dichtung zu wecken. Und oben, gerade vor und über dem Auge des gemächlich Wandelnden, erheben sich stolz und kühn wie früher, nur hier und da benagt von der Alles vernichtenden Zeit, Thürme und Mauern und Wälle. Alles strebt, steigt nach oben; scharfe Umrisse zeichnen die Bauwerke vom dunklen Himmel ab; selbst die Nacht, die verhüllende, Schweigen gebietende, läßt sie noch klar und verständlich erscheinen, reden und klagen, wenn auch ohne Worte. Freundlich klettert und rankt sich der Epheu an dem Gemäuer der rothen Thürme hinan; er will sie mit einem neuen Arabeskennetz umflechten, auch auf sie Blätter und Blüthen legen.

Vor dem Siegesbogen, welchen Karl V. an die Stelle des alten maurischen Thores Wechar setzen ließ, standen wir still, als ob wir die Wahrheit nicht glauben, der Sehnsucht nicht folgen dürften. Aber die Lust, die ganze, große Herrlichkeit, welche Reisende und Dichter geschildert und unser Geist noch köstlicher ausgemalt hatte, trieb uns vorwärts. Unsere Seele jubelte laut auf, unsere Schritte geleiteten uns durch das Bogenthor, und in demselben Augenblick verstanden wir, daß der Name Alhambra ein herrliches Gedicht ausspricht.

Uns hatte ein Ulmenhain aufgenommen, so köstlich, so dicht, so schattig, so waldig-lebendig, wald-fröhlich, wie ich noch nie in Spanien einen gesehen hatte, und nirgends mehr sehen konnte. Die dunklen Stämme hoben sich nordisch-schlank empor; ihre Kronen waren so dicht und laubig, wie nur irgendwo in der frischen, grünen Heimath; der Epheu rankte sich mährchenhaft lieblich an den düstern Stammsäulen hinan und seine dunklen Blätter schienen zu spielen mit dem theilweise schon gelblichen Laubwerk der Ulmen: denn sie mischten sich wunderbar mit diesem, um Sträuße und Rankennetze zu binden. Rosengebüsche liehen dankbar dem sie umschlingen den Epheu ihre Blüthen zum Schmuck, und hunderterlei andere Blumen lachten aus Hecken und Dickichten hervor. Das war ein herzerfüllender Anblick! Und dennoch stand der kostbare Lustwald nicht mehr in seiner Blüthe; der Monat Oktober hatte ihm bereits so viel von seinem Schmuck geraubt! Wenn er auch hier und da anstatt der Blumen Blätter in Roth und Gold und anderen Herbstesfarben erblühen ließ, und wie gesagt noch nicht alle Blüthen vernichtet hatte: den Frühlingsduft, welchen er genommen, konnte er ebenso wenig ersetzen, als den Frühlingsklang. Der Sängerkönig Ruisenor[5257] war längst dem heißen Süden zugeflogen und hatte so manchen seiner Unterthanen mit sich genommen; keines der reichen Liebeslieder dieses einzigen, den verödeten Hallen treu gebliebenen Minnesängers klang uns mehr entgegen, wie im Frühjahr, wo er noch immer singt und erzählt von den alten Zeiten. Nur nordische Bekannte, die der in ihrer Heimath einziehende Winter hierher vertrieben hatte, sandten uns ihre Liedergrüße zu. Aber dennoch hatte der Wald auch jetzt noch seine eigenen Weisen: das Wasser murmelte, flüsterte, rauschte, sang sie uns zu.

Der Hauptweg theilt sich bald in breite, allmählig sich erhebende, sorgsam gepflegte Gänge, zu deren beiden Seiten aus Ziegelsteinen zusammengesetzte Wassergraben hinlaufen. In ihnen fließt beständig das überflüssige Wasser des künstlich auf die Höhe des Königsschlosses geleiteten Darro[5258] seinem ursprünglichen Bette zu; aber wie! Man muß erst wissen, was es sagen will, den traulichen Klang des murmelnden und rauschenden Wassers auf Monate zu entbehren; man muß Wüstenstrecken durchwandert haben und in nackten, wald- und wasserleeren Gebirgen von der Sonnengluth erdrückt worden sein, wenn man das Murmeln und Rauschen des Wassers verstehen will. Ich verstand heute Alles, was das geschwätzige erzählte. Es murmelte von den alten, vergangenen Zeiten und Minnen, welche es erlebt, von dunklen, glühenden Augen, welche in ihm sich beschaut, – und rieselte fast schmachtend dahin, wie jene Liebesworte von den blühenden Lippen der früher hier hausenden Schönen Afrika's; es sprach aber auch von Haß und Neid, von Krieg und Mord, von Blut und Seufzern, Todesstöhnen und Kampfgebrüll: d'rum rauschte und klagte, zürnte und brauste es hier und da so heftig. Fast schien es, als fürchte es, seine Geheimnisse alle zu verrathen; dann eilte es schnell von dannen und rauschten seine Töne mir vorüber: wirr und unklar, wie eine Geschichte, welche die Sage erzählt, vielleicht wollte es dieselben gern zum Meere hinabtragen, um sie in dessen Tiefe zu versenken.

[5257] Span. ruiseñor, die Nachtigall.

[5258] Fluß in Granada.

Vor Zeiten rieselte das Wasser nicht von hier hinab zur Tiefe, zu der Zeit nannte man den Berg, auf dem sich die Alhambra erhebt, den „rothen Hügel“. Granada war damals bereits die Perle unter den Städten Andalusiens, sein König ein mächtiger Sultan[5259], geliebt von seinem Volk, gefürchtet von seinen Feinden; aber er besaß noch keinen Palast, welcher seiner würdig gewesen wäre. Der rothe Hügel war überwuchert von dem Gebüsch der immergrünen Eiche und dieses von Brombeeren durchrankt und durch Dornen- und Stachelgewächse undurchdringlich geworden. Der Berg selbst hatte ein wüstes Aussehen; er war rauh, steinigt, hin und wieder dürr und verbrannt, aber von lebhafterem Roth, als die übrigen Berge: daher wohl sein Name. An seinem westlichen Gehänge erhob sich ein alter Thurm von zweifelhaftem Ursprung, wahrscheinlich ein Wachtthurm; auf der südlichen Seite sah man die Trümmer eines römischen Tempels.

Im Jahre 1240 lebte hier der gerechte und mächtige Sultan Mohammed-Ibn-Abd-Allah-Ibn Jussuf-Ibn-el-Hamar-el-Nassr[5260], der Herrliche, Fürst und Herr aller Gläubigen, welcher die ersten Meister der Künste und Wissenschaften um sich versammelt, sehr glückliche Kriege geführt und große Schätze angehäuft hatte. Dennoch war er nicht glücklich, denn das Weib seiner Liebe, die Sultanin Lëila el Radtïeh, war ihm geraubt worden; – – – doch die Sage, die auf dem Wasser rauscht, erzählt davon nichts weiter und fährt fort, wie dann dieser Sultan für die Braut seines Sohnes, die „weiße Jungfrau“ ein prächtiges Schloß auf dem rothen Hügel erbaute, weil dort der Ruisenor alllenzlich so viel Schönes von Liebe sang, und dieses Schloß „Rubinenpalast“ nannte. Es behielt später diesen Namen nicht bei; El-Hamars Nachkommen gründeten neue Hallen, Thürme und Wälle, und nannten die nach und nach entstandene Burg zu Ehren ihres Gründers „Khassr-el-Hamra“[5261] – Alhambra.

Die Gefährten waren mir weit vorausgekommen; ich ließ sie ziehen. Mir war, als habe jeder Stein besonders mit mir zu reden; ich wußte ja, daß er es gekonnt hätte, deshalb schlenderte ich langsam und träumend die herrliche „Alameda“[5262] hinan. In der „Fonda de los siete Suelos“[5263] traf ich die Freunde wieder und saß bald mit ihnen im Gärtchen vor dem Gasthause, beim goldenen Weine aus Malaga, des Ortes und der Aussicht mich freuend. Für heute war es zu spät zu einem Besuche im Königsschlosse; deshalb genossen wir einstweilen in vollen Zügen. Das, was wir vor uns hatten: – und wir hatten Vieles! Sollte der Wanderer hier auch Manches vermissen, was er im lieben, schier überfeinerten Deutschland eben nicht missen will, so wohnt er dafür innerhalb der Ringmauern des Schlosses selbst und lauscht, wenn es Frühling ist, der Nachtigall ihre süßen Minnelieder und dem Wasser seine alten Sagen ab, sieht Festtags die Alameda in ihrem schönsten Schmucke prangen, wenn die dunkeläugigen Schönen Granada’s hier lustwandeln, hat Bettler und Zigeunerinnen in Hülle und Fülle, Ruhe und Stille oder auch Jubel und Becherklang unter dem tiefdunklen, klaren Himmel, wie er es eben erwählt.

Schon der erste Sonnenstrahl des folgenden Tages fand uns wach, und mit dem Frühesten waren wir auf dem Wege zum Schlosse. In mir tauchten alte Erinnerungen auf: das Volk vom fernen Osten, mit dem ich so lange zusammengewohnt hatte, wallte vor meinen Augen wieder aus und ein auf der verödeten Stätte, die die Kunst seiner Baumeister geweiht hatte. Doch kaum hatte ich die oberhalb des alten „Thores der Gerechtigkeit“ in die Mauer gebrochene Pforte durchschritten, so wurden diese mir gar freundlich erscheinenden Bilder der Vergangenheit durch trübe Empfindungen verscheucht. Ein eigenthümlich trauriges Gefühl erbebt in der Brust, wenn man seinen Fuß auf die Trümmer großartiger Werke der Vergangenheit setzt: wenn man aber weiß, daß Barbarei solche Werke in Trümmer schlug, dann gesellt sich zur Trauer der Unmuth, zu dem Unmuth der Groll.

Gleich beim Eintritt in die Burg hat man das Schloß Karls V. vor sich. Es steht auf derselben Stelle, welche früher der Winterpalast der maurischen Könige einnahm. Dieser soll die jetzt noch vorhandenen Ueberreste aus der Maurenzeit an Pracht und Schönheit bei Weitem übertroffen haben. Der

---

[5259] Siehe hierzu S. 187, Anm. 486.

[5260] Muhammad I. (arab. محمد بن يوسف بن نصر, Muḥammad b. Yūsuf b. Naṣr; ca. 1194–1273; ermordet), seit 1232 Emir von Granada.

[5261] Arab. قصر الحمراء, qaṣr al-ḥamrā, „die rote Burg, das rote Schloß“.

[5262] Span., Allee.

[5263] Ein Mitte des 19. Jhd.s gegründetes berühmtes Gasthaus in Granada in der Nähe der Alhambra, benannt nach dem siebenstöckigen Turm derselben.

christlich-kirchliche Hochmuth der Sieger kannte aber keine Grenzen; er artete in Barbarei aus. „Meine Rosse sollen den Boden zerstampfen, auf denen die Könige der Heiden wandelten,“[5264] soll Karl gesagt haben – und ließ, sein Wort zur Wahrheit zu machen, eine Reitbahn im Innern des Schlosses anlegen! Die seither verflossenen Jahrhunderte haben diese unsinnige und rohe Zerstörungswuth bestraft; die maurischen Künstler sind gerächt. Man kann das Schloß nicht unschön nennen; man fühlt, daß es einem freien Platze in der Stadt gewiß zur Zierde gereichen würde: hier oben aber verunziert es das Ganze und stört den Gesammteindruck. Ob das die späteren christlichen Könige auch gefühlt haben? Möglich; warum auch hätten sie es sonst verfallen lassen? Es liegt schon halb in Trümmern; kein Maler nimmt sein Bild mit sich hinweg; kaum Einer der Tausende, welche alljährlich hierher pilgern, würdigt es der Anschauung. An ihm gehen Alle kalt vorüber – und Allen wird das Herz warm, wenn sie vor der Pforte des maurischen Schlosses stehen. Die Zeit ist gerecht.

Auch ich empfand den Fluch der Barbarei; auch ich fluchte ihr. Und so oft ich später in der Burg umher ging, immer wurden dieselben Empfindungen in mir rege. Ich vergaß hier, wo mich dieselbe Zauberei, die Dichtung der Denkmale aus alter Zeit so recht in Mitten des Lebens der Erbauer jener stolzen Gebäude trug, allen meinen christlichen Stolz und beklagte nicht das Erlöschen des Islam in diesem Theile der Erde, wohl aber die mit dem Volk des Südens vertriebene Dichtung der Blüthenzeit der Alhambra. Und so kam es, daß gar eigne, sogar recht unchristliche Wünsche in mir laut wurden. Ich wünschte, daß der Palast des christlichen Kaisers doch recht bald in Trümmer fallen möge – und betrauerte jeden Stein, jede Gypsplatte, welche in den Mauern und Gewänden des „Khassar“ (Alkazars)[5265] fehlte! Ich wünschte alle Spanier, die ich hier oben sah, hinaus, weit, für immer hinaus aus diesen Mauern, welche gegen sie errichtet worden – und wünschte dafür die edlen Turbanträger wieder herein, die sie erbaut hatten; ich wünschte ein erbärmliches Machwerk spanischer Baukünstler hinweg, trotzdem daß es eine Kirche ist, und begehrte dafür die alte hochgethürmte Moschee wieder an ihre Stelle; ich wünschte alles der Neuzeit Angehörige hier, gerade hier nicht zu sehen, und hätte so gern allem Alten hier seine eingebüßte Berechtigung wieder gegönnt.

Nach einem vorläufigen Rundgange durch die gewöhnlichen Besuchern zugänglichen Theile der Burg kamen wir zur Eingangspforte in das Schloß der Saladine, welches wir vorzugsweise unter dem Namen Alhambra verstehen; wohl deshalb, weil es alle Pracht und Schönheit der noch erhaltenen Ueberreste in sich vereint. Die Spanier begreifen, wie vormals die Mauren, unter „Alhambra“ die ganze Burg.

Diese Eingangspforte wird von einem Thürsteher gehütet, dem zugleich das Geschäft obliegt, die Besucher herumzuführen. Auch wir durchwanderten in seiner Begleitung die Höfe, Hallen und Säle des Schlosses; aber der Mann eilte uns Allen viel zu sehr, und wir mußten deshalb noch oft wiederkehren, ehe wir zu einigem Verständniß des Ganzen gelangten. Ich will versuchen, zunächst den Eindruck und die Bedeutung des Ganzen und sein Gepräge zu schildern und dann erst zur Aufzählung und theilweisen Beschreibung der einzelnen Räumlichkeiten übergehen.

„Das Königsschloß der Alhambra ist ein morgenländisches Liebesgedicht in Stein.“[5266] Ich will diese Worte buchstäblich verstanden wissen; sie drücken die ganze Beschreibung des Mährchenbaues aus, der in der That Alles und Jedes enthält, was solche Dichtung enthalten muß. Der volle Reichthum, der kühne Flug der Gedanken, die Tiefe, Frische, Innigkeit, Anmuth und Zierlichkeit, die Pracht der Farben eines morgenländischen Minnesanges finden sich sämmtlich wieder in diesem schönsten Denkmal der höchsten Blüthe der arabischen Baukunst. Das fühlt auch der nüchternste

---

[5264] „Zitat“ aus Alfred E. Brehms (siehe hierzu S. 1689, Anm. 5291) Erstdruck des vorliegenden Artikels, der in nahezu unveränderter Form unter dem Titel „Die Alhambra“ erschienen ist in der Zeitschrift „Faust – Polygraphisch illustrirte Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft, Industrie und geselliges Leben“ (Leipzig: G. H. Friedlein 1859), № 3, Sp. 42-45, № 10, Sp. 160-162, № 11, Sp. 174-177, № 12, Sp. 189-191 u. № 13, Sp. 206-209. Besagtes Zitat stammt aus № 10, Sp. 160.

[5265] Span. Alcázar; Bezeichnung für eine Burg, ein Schloß; abgeleitet von arab. القصر, al-qaṣr, „Burg, Schloß“; das arab. qaṣr geht als Lehnswort wiederum auf das lat. castrum, „Feldlager“ zurück.

[5266] Brehm, „Alhambra“ in: Faust, wie S. 1678, Anm. 5264, № 10, Sp. 161.



SÄULENGANG in der ALHAMBRA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

Mensch unwillkürlich heraus. Aber die Alhambra ist noch mehr. Der ganze Bau ist wirklich und wahrhaftig ein Buch der Lieder[5267]; seine Wände sind die Blätter dieses Buches; auf den Knäufen der Säulen, geschmückten Rankennetz der Arabesken hervor und diese Buchstabenreihen einen sich zu Gedichten und Liedern. Der Stein ist lebendig geworden: er spricht; was er aber redet, sind Worte der Dichtung.

Es gibt keinen Baustyl weiter, welcher, wie der maurische, die Dichtung im Wort zu seinem Schmuck bedürfte. Gewöhnlich ruft die Baukunst nur ihre beiden Schwestern Malerei und Bildhauerei zu Hülfe, wenn sie bilden will. Der Dreibund ist mächtig genug: – dem maurischen Künstler aber genügt er nicht. Er zieht eine vierte Schwester in jenen Verein, die Dichtkunst. Und diese ist wahrlich nicht die am wenigsten Wirkende; denn gerade ihr müssen die übrigen Schwestern dienstbar werden. Die Baukunst bildet das Blatt, auf welches der Dichter durch den Bildhauer seine Worte schreiben läßt; dann kommt der Maler noch hinzu und beide Letzt genannten schmücken und zieren die Worte. Diese freilich sind wiederum Schmuck und Zierde des Ganzen – nicht bloß dem Geiste im Wohlklang erkennbar, sondern das Auge allein schon durch ihre Wohlgestalt erfreuend: selbst sinnlos noch würden die Reihen der Buchstaben eine Zierde des Baues sein. Um sie herum und durch sie hindurch schlingt und rankt der Künstler sein wunderbares Arabeskennetz, welchem der Maler die volle Farbengluth seiner Palette ertheilt; und so erscheinen alle Gedichte von drei anderen Künsten getragen, umkränzt und gekrönt. Dankbar dafür preist und erhebt die Dichtung den schönen Verein; sie wetteifert im Wort mit der Leichtigkeit und Zierlichkeit der Baukunst, mit dem Schwung und der Fülle der Bildhauerei und mit der Gluth und der Farbenfrische der Malerei. Im Saale der beiden Schwestern[5268] liest man ungefähr folgende Worte in diesem Sinne:

„Du, der Du hereintrittst zu meinen Thoren,
Sieh in mir das schönste Werk des Mohren!
Meines Baues unendliche Schönheit
Hat sich das Volk zum Sprichwort erkoren,
Und wenn mein Name den Lippen entflieht,
Zum Gedicht wird er in Aller Ohren.
Sogar die Steine, die hier verwendet,
Haben die Rauhheit in mir verloren,
Sind wiederleuchtend in meinem Licht,
Als Edelgesteine neu geboren.
Ich bin die Wohnung des Morgenrothes;
Die Sonne beeilt die Flucht der Horen,
Um ewigen Schatten mir zu verleihn
Und selbst die Sterne haben geschworen,
Wenn sie nicht müßten die Welt durcheilen,
Sie zögen herein zu meinen Thoren." [5269]

Das sind einige von den hunderttausend Versen, welche die Wände der Alhambra bedecken von unten bis oben. Wo sich nur immer ein passendes Plätzchen fand, wurde ein Gedicht zur Freude des Auges wie des Herzens mit erhabenen Buchstaben an die Mauer geschrieben. Alle größeren Gedichte sind selbstständig und rühmen entweder die Alhambra selbst und ihre Erbauer oder preisen die Liebe und ihre gewaltige Zaubermacht. Dazwischen aber sieht man, wie an allen maurischen Werken, fromme

---

[5267] Anspielung auf Heinrich Heines berühmte Gedichtausgabe „Buch der Lieder […]" (Hamburg: Hoffmann u. Campe 1827), die auch Orientalisierendes enthält. Das Gedicht „Der Mohrenkönig", das explizit den Untergang der Nasriden-Dynastie (siehe hierzu S. 1681, Anm. 5270) unter Muhammad XII. (siehe hierzu S. 1684, Anm. 5281) thematisiert, erschien allerdings in dessen „Romanzero […]" (Hamburg: Hoffmann u. Campe 1851), S. 64ff.

[5268] Span. Sala de dos Hermanas; diesen Namen verdankt der Raum jedoch nicht wirklichen oder zumindest legendären Schwestern, sondern den beiden so bezeichneten großen, gleich aussehenden Marmorplatten in der Mitte des Bodens.

[5269] Zu den Inschriften siehe auch: Greußing, Astrid: Die Alhambra in Granada: Funktion und Inhalt wichtiger arabischer Inschriften. Wien 2011 [Dipl.-Arb.].

Sprüche hervortreten, und namentlich der eine don ihnen geht durch das ganze Haus. Er ist der Denk- und Wahlspruch, der Grund- und Schlußstein der Alhambra, das Vorgebet und die Danksagung über den Bau selbst: *Wala rhálib ila Allahu hi*[5270] („Kein Sieger außer Gott der Herr!“) – Dieser Spruch findet sich in der Alhambra überall, in mehr als tausendmaliger Wiederholung und mehr als zwanzigfacher Abänderung in Schreibart und Größe der Buchstaben. Er ist der Grundgedanke jeder Verzierung. In kufischer[5271] und arabischer Groß- und Kleinschrift läuft er um die Thürgewände, an den Gesimsen, Knäufen oder glatten Wänden hin, bald reich mit Arabesken durchwebt und umflochten, in erhabenen Schriftzügen aus dem Spitzengewebe der Gypsverzierungen hervortretend; bald alle Balken der Wappenfelder oder Mittelpunkte der Rosetten zierend; bald einfach, sich selbst genug, eine eigene Kante an den Wänden und der Decke bildend. Mag er auch wechseln in Schrift und Anordnung, mag sich auch der leichte Reigen der arabischen Schönschrift, welchen er zusammensetzt, durch die ernsten und schweren kufischen, sich oft verkehrt einander gegenüberstehenden oder doppelgesichtigen Buchstaben, die ebenfalls zu ihm sich einen, hin durchwinden: er ist und bleibt derselbe, allgegenwärtig wie der Gott, zu dessen Anbetung ermahnt, überall vor die Augen tretend, dem Könige im Saale der Gerechtigkeit in die Seele redend, ihn im Schlafgemach zum letzten Gebete des Tages mahnend.

Gewiß, die Alhambra spricht mit tausend Zungen; jeder ihrer Steine hat seine Worte und alle Worte werden zu Gedichten. Und darum nenne ich sie ein morgenländisches Liebesgedicht in Stein!

Warum aber gerade ein Liebesgedicht? Nicht wegen der unzähligen lieblichen Lieder der Minne, mit denen sie den Verstehenden anspricht; denn der ernsten Gedichte sind mehr als jener. Auch nicht weil die Sage, wie oben angedeutet, die Liebe den ersten Grundstein zu dem Feenschlosse legen läßt; denn der Sage fehlt das Zeugniß der Wahrheit. Wohl aber deshalb, weil der ganze Bau auch ohne Sage, ohne Lied und ohne Worte unverkennbar nur der Liebe Sinnbild ist. So wie ein gothischer Säulenchor einem Choral verglichen wird, auf dessen Schwingen sich die andächtige Christenseele wiegt, und ein gothischer Dom ein Sinnbild ist des Glaubens, der emporstrebt zum Himmel und seinen Engeln und Heiligen, und unter sich die Hölle schaut sammt deren Teufeln, Drachen und andern Ungeheuern: so ist ein maurischer Bau ein Lied, ein Sinnbild der Liebe, selbst dann noch, wenn er dem Gläubigen den Pfad zum Paradiese weisen soll; denn dieses Paradies ist ja eben ein Garten der Liebe, leider sogar der sinnlichen Liebe. Deshalb vermißt man in der Alhambra auch das Großartige nicht, welches, bei dem gothischen Bau mit der Schönheit der Form vereint, die erhabene Stimmung der Seele in uns hervor ruft; man fühlt, daß es sich dort um etwas Anderes handelt. Die Alhambra ist nicht großartig, nicht riesenhaft; aber sie ist zierlich, überaus zierlich und mährchenhaft. Sie ist, wie der Muselmann selber, ernst und würdevoll von Außen, blühend und bilderreich im Innern.

Alle Räume des Schlosses reihen und ordnen sich um drei freie Plätze: den Mirtenhof, den Löwenhof und den Garten der Lindaraja[5272], welche wie die Winkel eines Dreiecks auseinander liegen. Die hohen und luftigen Gemächer sind zu ebener Erde angelegt; nur die Bäder und einige andere Räume liegen unter ihnen, halb über, halb unter der Erde. Alle innern Wände sind mit Gypsplatten getäfelt, von denen Tausende in einer Form gegossen worden sind. Manchmal entsteht erst durch die Zusammensetzung vieler Platten ein Ganzes, und dieses ist dann im hohen Grade reich an Mannichfaltigkeit des Einzelnen, welches aber immer im vollsten Einklange mit dem Uebrigen steht, mag es an und für sich auch noch so verschieden erscheinen. Die Verzierungen sind erhaben und gewöhnlich unbemalt, wogegen man die Farben in den Vertiefungen auftrug. Dadurch erscheinen die Arabesken und Buchstabenreihen wie die Maschen eines über eine bunte Fläche gelegten Spitzengewebes. Alle einfarbigen Flächen sind mit Arabesken übersponnen, alle glatten Flächen dagegen, namentlich die Sockel in den Säulengängen und Zimmern ausgebrannten und verglasten Thonsteinen zusammengesetzt, welche buntfarbige Bilder darstellen. Die Säulen bestehen aus Marmor, sind ungemein schlank und tragen zier-

---

[5270] ولا غالب إلا الله, Wa-lā ġāliba illā ʾllāh, die Wappendevise der nasridischen (von arab. بنو نصر, Banū Naṣr, „Söhne des Sieges“) Dynastie.

[5271] Eine der ältesten kalligraphischen Formen der arabischen Schrift, die sich durch ein sehr massives Schriftbild auszeichnet.

[5272] Span. Jardín de Daraxa; der Garten wurde allerdings erst von 1526 bis 1538 von Kaiser Karl V. angelegt.

liche Knäufe. Selten lastet der schwungvolle Hufeisenbogen auf einer Säule allein; es treten vielmehr gewöhnlich ihrer zwei und in den Ecken wohl auch ihrer drei und vier zusammen, um einen Bogen zu stützen. Die Decken sind entweder aus Holzgetäfel zusammengesetzt, oder Kuppeln mit einem Hängewerk aus Tropfsteingebilden.

Der Mirtenhof ist der Vorhof zu den noch erhaltenen Theilen des Schlosses und war es früher auch für den Winterpalast. Man hat die Eintrittshalle zu letzterem zu seiner Rechten, das Thor zum Saale der Gesandten zu seiner Linken, gerade vor sich aber die Thüre nach dem Löwenhofe; der Mirtenhof ist klein; seine Länge beträgt, nur 150, seine Breite etwa 80 Fuß. Ein länglich viereckiges Steinbecken, an dessen beiden Längsseiten die Mirtenhecken hinlaufen, läßt von dem Hofe eigentlich bloß breite Seitengänge übrig. Aber gerade dieses Becken ist seine Schönheit; es ist ein wahrer Zauberspiegel, gleichsam dazu bestimmt, den Geist auf alles nun Kommende vorzubereiten. Der Darro füllt es, wie alle übrigen Wasserbehälter der Burg, mit klarem, frischem Wasser an, und Hunderte von Goldfischen treiben darin ihr lustiges Spiel; aber die Mirtenhecken werfen einen wunderlieblichen, grünen Duft auf seine Oberfläche und dieser legt sich dann wiederum als Zugabe auf das herrliche Spiegelbild, welches die Bogengänge und Eingangshallen der beiden schmalen Seiten in dem niemals von einem Windhauche berührten Wasser hervorzaubern. Ich weiß noch heute nicht, ob das Spiegelbild nicht noch schöner ist, als die Gebäude selber; denn mir kam es immer vor, wie ein wonniger Traum gegenüber der Wirklichkeit, deren Farben vor denen eines Traumbildes gewöhnlich erbleichen müssen. Wir Alle haben lange, lange still gestanden und ins Wasser geschaut und sind fast trunken geworden im Anschauen dieser Zauberei in Stein und Wasser.

Zwei Hufeisenbogen, in denen ein ganzes großes Zauberwerk von Gyps hängt und schwebt, wie die Arbeiten der Berggeister in Tropfsteinhöhlen, fesseln demnächst das Auge. Wenn man eines der durch sie überwölbten Thore durchschreitet, gelangt man in den rings um den Löwenhof laufenden Säulengang und schaut durch den von 20 schlanken Marmorsäulen getragenen, mit einer reichen Holzkuppel überdachten Vorbau auf den Löwenhof mit seinen Brunnen, den tempelartigen Säulenhof des Saales der Gerechtigkeit und die beiden Thorhallen des Saales der Aben-Serragen[5273] und der zwei Schwestern. Es blitzt und leuchtet, flimmert und glänzt in die Augen, daß man Zeit haben muß, um zu wissen, fest davon überzeugt zu sein, das Ganze werde sich nicht in Nichts auflösen und wie eine schillernde Seifenblase zerplatzen. Doch nein! Einer der Feenpaläste aus Tausend und Einer Nacht steht wirklich und wahrhaftig vor dem Beschauer, als verkörpertes Bild arabischer Dichtung, als ein Gedicht in Stein. Der Geist räumt das schwere Dach, welches die zierlichen Säulen zerdrücken möchte, leicht hinweg und sieht nur den durch eines Zauberkünstlers Hand belebten Stein, der ihn mit seinen Wundergaben entzückt, sieht den Bau wie er ist und wie er war zur selben Zeit. Man will es nicht glauben, daß dieses Schloß nur als todtes Ueberbleibsel vergangener Tage voll Pracht und Schimmer und Ruhm und Glanz erscheine; denn ohne daß man weiß, wie es geschehen mag, kommt zu dem Leben im Stein noch Leben in Bildern. Die Seele malt sich jene Tage aus, in denen arabischer Klang hier laut wurde, und schmückte ihre Traumgebilde treulich mit der Frische und den uns fast unverständlichen Farben, welche eben nur das Morgenland erzeugen kann.

Der Löwenhof ist 126 Fuß lang und 73 Fuß breit. 146 Säulen tragen den Rundgang und die beiden sich gegenüberstehenden Vorbaue; 3 Springbrunnen an jeder der schmälern Seiten und einer unter jedem Vorbau kühlen ihn und diese, der große Löwenbrunnen den Hof selbst. Leider spielen die Wasserwerke jetzt nur bei seltenen Gelegenheiten. Ich hatte das Glück nicht, sie in ihrem Perlenglanze zu sehen.

Früher waren die Säulen des Löwenhofes unbedingt die schönsten der Alhambra, noch schöner als jetzt: der maurische Bildhauer hatte auch ihre Schäfte mit seinen Arabesken übersponnen. Nun kam aber eine böse Zeit für das herrliche Schloß: Zigeuner nahmen Besitz von ihm. Und als dann die spanische Regierung den Verfall aufhalten und das Beschädigte wieder herstellen lassen wollte, wurden die mit dieser Arbeit Beauftragten anstatt zu Erhaltern, zu Zerstörern, als müßten die Spanier noch heute der auf die Alhambra geschleuderte Fluch sein oder ihn wenigstens vollziehen. Die von Madrid hierher gesandten Bildhauer fanden nämlich die Wiederherstellung des Arabeskenschmucks zu schwierig und

[5273] Arab. بنو السراج, Banū s-Sarāǧ, „Söhne des Sattels“; span. verballhornt Abencerrajes, ein maurisches Geschlecht in Granada, das im 8. Jhd. nach Spanien kam.

vertilgten deshalb einfach die dem Stein anvertrauten Dichtergedanken der maurischen Künstler: sie schabten die Säulenschäfte glatt! So erscheinen diese jetzt noch schlanker, als sie früher gewesen sind – jedoch, da man nicht ahnt, was sie verloren, noch immer vollkommen schön. Sie sind 10 Fuß hoch und haben nur 8 Zoll[5274] im Durchmesser; deshalb machen sie fast den Eindruck, als ob sie zu zierlich, zu gebrechlich wären: aber gerade darin mag wieder das Wunderbare des Gesammtbildes liegen. Jeder Vorbau ruht auf 20 ihrer Gattung; die meisten stehen paarweise; in den Ecken treten ihrer wohl auch 3 und 4 zusammen. An jeder einzelnen liest man den Wahlspruch und die Worte: „*An lamu lahna ibn Abd-Allah*“ („Der Sohn Abd-Allahs[5275] hat uns gegründet“). Der Bogengang ist mit einfachen und verglasten Ziegeln geplattet und mit Holz gedeckt. Jedes Feld ist anders, jedes ist verschieden; aber jedes ist gleich kunstvoll und steht mit dem Ganzen durchaus im Einklange. Die Uebereinstimmung der sehr reichen Verzierungen ist so groß, daß man die Unterschiede der einzelnen Felder erst heraussuchen muß, obgleich man augenblicklich gewahrt, daß man etwas Neues vor sich hat, wenn man ein neues Feld betrachtet. In den Winkeln des Säulenganges sieht man wieder jene wirklich fabelhaften Tropfsteinkuppeln, welche eben nur ein arabischer Geist sich ausdenken, eine arabische Hand zu bilden verstand. Man wandelt hier wie träumend auf und nieder; jeder Schritt bringt ein neues Bild vor das Auge, welches zuletzt wirklich ermüdet. Es ist gar nicht möglich, alle Einzelheiten zu betrachten: sie beschreiben zu wollen, würde ein immer mißlingendes Unternehmen sein. Die gröbsten Umrisse kann man vielleicht wieder geben: mehr aber gewiß nicht!

Jedes einzelne Bauwerk, welches der Löwenhof enthält oder dem Beschauer erschließt, ist ein vollendetes Kunstwerk in seiner Art. Auch der Löwenbrunnen ist es, obgleich die 12 Träger der gewaltigen Marmorschale nur entfernt dem Könige der Wildniß gleichen; denn der Koran verbietet mit dem Bibelworte: „Du sollst Dir kein Bildniß machen!“[5276] eine naturgetreue Darstellung der Löwen. Die Brunnenschale schmücken arabische, des Khalifen Ruhm verherrlichende Verse längstvergessener, namenloser Dichter. Mehrere Male geht man in den Säulenhallen des Hofes auf und nieder; dann aber sucht man nach Ruhe und wendet sich einem der Räume zu, in der Hoffnung, sie dort zu finden. Vergebens! Die Ruhe der Uebersättigung erlangt man, nicht aber die Ruhe des Schauens. Denn wiederum tritt so viel Neues vor das Auge und das Neue ist so schön, daß man sich immer wieder damit beschäftigen muß. Augen und Geist finden hier Beschäftigung, nicht bloß für Stunden, sondern für Tage und Wochen.

Wir treten zunächst in den Saal der Aben-Serragen ein. Ein gleichseitiges Viereck bildet die Grundgestalt; rechts und links schließen sich ihm gleichlange, aber schmale Zimmerchen an, welche nur durch zwei in der Mitte auf einem Säulenpaare ruhende Bogen von ihm getrennt sind. Nach oben verwandelt sich das Quadrat in einen achtstrahligen Stern. Wie aus der Mauer geboren und nur noch an die Mutter sich anlehnend, lieblich leicht, der sicheren Stütze bewußt, treten aus den Winkeln Vierecke, aus der Mitte jeder Wandseite Drei ecke hervor, um diesen Stern zu bilden; so sicher schweben sie, daß sie unten noch ein ganzes Heer von Gypsgebilden halten können; frei, kühn steigen sie auf, um die Kuppel zu tragen; doch nein, nicht eine Kuppel, sondern eine Menge von in- und nebeneinander schwebenden Kuppeln in Stern- und Kreisform, und Gypsgehänge, eingesenkte Arabeskentafeln, – ich weiß keine Worte weiter für alle die verschiedenen Gestalten dieser Tropfsteinnachbildungen – tragen sie und Alles hängt fest an- und untereinander, oder Eines schwebt in und über dem Andern. „Schweben“ ist hier der bezeichnende Ausdruck, denn der Gedanke des Schwebens spricht sich deutlich genug aus. Damit die Kuppel recht erleuchtet sei, damit Licht und Schatten hier den Reigen führen und zu der Zauberei in Stein noch die in Farben kommen könne, läuft unter der eigentlichen Wölbung noch eine Reihe von Fenstern um die Kuppel und zwischen diesen Fenstern springen Halbsäulchen aus der Mauer hervor, welche einzig und allein jenen Gedanken verkörpern sollen. Sie sind nicht bestimmt, Lasten zu tragen; denn jede Last würde sie zerdrücken; haben sie ja doch nicht mehr als zwei Zoll im Durchmesser! Aber dafür trugen und tragen sie heute noch aus längstvergangener Zeit den kühnen Gedanken des arabischen Baumeisters in unsere Tage hinüber: „Die Kunst beherrscht die Welt; sie gibt dem Stein Leben und

---

[5274] 1 Zoll = 2,54 cm.

[5275] Muhammad III. (arab. أبو عبد الله محمد بن محمد, Abū ʿAbd Allāh Muḥammad ibn Muḥammad; 1257–1314), von 1302 bis 1309 Emir von Granada.

[5276] Ex 20,4.

Flügel, besiegt das Gesetz der Schwere und wird dafür zum Träger der plumpen Last.“[5277] – Das Ganze läßt sich nicht beschreiben, – vielleicht kaum mit dem Pinsel wiedergeben. Man muß diesen Saal selbst gesehen haben; man muß in ihm gewesen sein, wenn der letzte Schimmer der Abendröthe durch seine Fenster fällt und jene Malerei einer Vollmondsnacht beginnt, welche ich aller Welt gern beschreiben möchte, – wenn mir Jemand die Worte dazu gäbe. Der Saal der Aben-Serragen gleicht in Wahrheit

„einem Truggesicht
der Wüste, blendend, schimmerreich!“[5278]

mag man nun den Blick auf einer seiner Wandflächen haften, in der Kuppel sich verirren oder durch die Thür und den Löwenhof hinweg nach dem Saal der zwei Schwestern hinüber schweifen lassen.

An einem Theile der Wand hat man die alten Farben wieder aufgefrischt und damit dem Beschauer einen Begriff der alten Herrlichkeit und Pracht des maurischen Zimmerschmucks zu geben versucht, zu dessen Verständniß man in der That erst durch diesen Farbenreichthum gelangt. Aber auch das arabische Gedicht, dessen ich früher gedachte, lernt man verstehen: weil hier jeder Stein wirklich zum Edelsteine geworden ist. Und wenn man dann beim Scheiden noch nach dem Saale der beiden Schwestern hinüberblickt, wo 6 Bogen hinter einander stehen, von denen der entferntere immer kleiner ist, als der vorhergehende – damit auch kein Theil seiner Schönheit dem Auge entzogen werde: – trägt man sicher das schönste Mährchenbild und vollen Glauben an dasselbe mit sich hinweg; denn das Gesehene ist ja nichts Anderes, als ein von den Mauren im Abendlande zurück gelassenes, versteintes arabisches Mährchen.

Daß diesen Raum die Sage sich erkor, um zu der Dichtung in Stein noch die in Worten zu fügen, ist leicht erklärlich. Aber diesmal ist die Sage nicht so freundlich als der von ihr erwählte Ort. Sie weiß zwar von zarten Liebesworten und der Minne süßem Lohn zu erzählen, aber sie berichtet auch vom Blute, welches eben dieser Liebe wegen vergossen wurde. Ob die Sage wohl Recht hat zu behaupten, daß der Saal seinen Namen zum Gedächtniß der blutigen Rache des letzten Königs von Granada tragen soll? Ob es wohl wahr ist, daß der Emir und Wahli Ibn-Achmed, der Tapferste und Ritterlichste aller Aben-Serragen, seine Blicke zu den dunkelblauen Augen der Sultanie Soraïde[5279] erhob und von diesen himmlisch schönen und so seltenen Augen begnadet wurde? Und ob es begründet sein mag, daß Beide dann unter der weltberühmten Cypresse im Garten des Generaliefe[5280] Liebesschwüre tauschten, weshalb der Baum noch heute die Cypresse der Sultanin heißt? – Aber die Segries, jene Erzfeinde der Aben-Serragen, kündeten dem Könige, daß der schönste und edelste Mann Granada’s das Herz der Königin und mit ihm Alles errungen habe, was er, der Herrscher, vergeblich ersehnte. Denn Soraïde liebte ihn nicht; Boabdil[5281] hatte sie gegen ihren Willen zur Sultanïe erhoben und war ein wüster Schwächling, den sie verachten mußte. Ibn-Achmed aber war Fürst, wie der Sultan selber, sein Blut floß eben so rein, als das des Königs: – und alle Schönen Granada’s hatten ihn längst gekrönt in ihren Herzen. Boabdil raste vor Wuth, als er die Liebesmähr erfuhr, und schwur bittere Rache. Er ließ den tapfern Mann und seinen ganzen Anhang in sein Schloß bescheiden – und im Saale der Aben-Serragen auf die erbärmlichste Weise meuchlings umbringen. Das Blut der Königin Soraïde mischte sich mit dem ihres Geliebten!

[5277] Brehm, „Alhambra“ in: Faust, wie S. 1678, Anm. 5264, № 11, Sp. 177.

[5278] Zitat aus Ferdinand Freiligraths (1810–1876) Gedicht „The Arab“, 8. u. letzte Strophe, Verse 3 u. 4. in „Gedichte […]“ (Stuttgart: J. G. Cotta 1838), S. 227.

[5279] Die Genannte, auch Soraya genannt, hieß wohl ursprüngl. Isabel de Solís und war eigentl. die Konkubine von Abu l-Hasan Ali ibn Sa'd (arab. أبو الحسن علي بن سعد, Abū l-Ḥasan ʿAlī b. Saʿd; † 1485), dem Vater Muhammads XII. (siehe hierzu S. 1684, Anm. 5281). Inwiefern die übrigen in diesem ‚sagenhaften‘ Zusammenhang Genannten (z. B. Ibn-Achmed) historisch verbürgt sind, entzieht sich leider meiner Kenntnis.

[5280] Der Palacio de Generalife (arab. جنة العريف, Ǧannat al-ʿArīf, „Garten des Architekten“) war der Sommerpalast und Landsitz der Nasriden-Sultane von Granada.

[5281] Muhammad XII. Abu Abdallah (arab. أبو عبد الله محمد الثاني عشر, Abū ʿAbdi-llāh Muḥammad aṯ-ṯānī ʿašar; ca. 1459–1518), genannt Boabdil (span. Verballhornung von Abu Abdullah), von 1482 bis 1483 und von 1485 bis 1492 Emir von Granada.

Zwar leugnen die Geschichtsforscher auch diese Sage; aber das Volk, gläubiger als sie, läßt es sich nicht nehmen, daß mehre dunkle Flecken auf den Marmorplatten im Saale, welche man noch heute den Fremden zeigt, von dem damals vergossenen Blute herrühren. Auch ich will ihnen ja gerne Glauben schenken.

Der Saal der Gerechtigkeit stößt an die hintere, schmälere Seite des Hofes. Drei Haupteingänge führen zu ihm; vor dem mittleren erhebt sich eine der beiden tempelartigen Thorhallen. Einfache oder mit Gypshängewerken verzierte Bogen scheiden ihn in 10 Abtheilungen. Die so abgegrenzten Räume sind klein; aber sie stören den Gesammteindruck nicht. Einige Theile bilden Zimmer für sich und sind auch mit eigenen, wundervollen Holzkuppeln überdacht, während in den übrigen Räumen Tropfsteindecken vorhanden sind. Die Holzkuppel des Zimmers, in welchem der Richtersitz des Königs gestanden haben soll, ist vergoldet und zeigt die ziemlich rohen Bilder von 10 Richtern in der Tracht der damaligen Zeit; zwei andere kleine Kämmerchen zu beiden Seiten begrenzen die Thronnische und sind in ähnlicher Weise verziert; man sieht im Deckengewölbe mangelhafte Darstellungen von Kämpfen maurischer Helden mit christlichen Rittern und wilden Thieren. Wenn man sein Auge der unnachahmlichen Gypsbildnerei zuwendet, übersieht man gewiß die fehlerhafte Malerei.

An diesen Raum reiht sich der Saal der beiden Schwestern an: dasjenige Gemach, welches dem gegenüberliegenden Saale der Abencerragen seinen Rang streitig machen kann. Jedenfalls ist er das würdigste Seitenstück desselben, in vieler Hinsicht übertrifft er ihn wohl noch. Er zeigt sich ganz als das Prunkgemach eines Königs, aber eines morgenländische Pracht liebenden Königs. Der Eingang zu ihm und seine Kuppel sind gleichsam sprechende Zeugnisse des Siegesjubels der Kunst nach vollkommen errungener Herrschaft über die Masse. Es hält sehr schwer und ist jedenfalls mehr oder minder einseitig, in der Alhambra von schön und schöner zu sprechen: aber die 6 hinter einander stehenden, immer kleiner werdenden Thorbogen, welche man von drüben aus übersieht, sind doch gar zu wunderbar, als daß man ein neues Aufjauchzen über alle dem Auge gebotene Pracht unterdrücken könnte. Man möchte hier alles Gesehene vergessen können, um nur der Vergleichung überhoben zu sein; denn dieses ewige Vergleichen stört die wohlige Ruhe der Betrachtung. Man fühlt, daß es hier keinen Maßstab gibt, das Schöne zu messen, und quält sich gleichwohl, einen zu suchen, um ihn anlegen zu können. Nur Eines wird beim Vergleichen deutlich: daß der in seinen Verhältnissen kleine Raum großartig werden kann, wenn, wie hier, die reichste Bildnerei gewirkt und Zierlichkeit an die Stelle des Riesenhaften gesetzt hat. Mag man die arabische Baukunst auch auffassen, wie man will, Eines muß man ihr lassen: ihren, uns Nordländer förmlich verwirrenden Reichthum oder ihre Bildungsfähigkeit. Der Saal der beiden Schwestern ist nicht minder reichhaltig in seinem Schmuck, als sein Seitenstück, und doch wieder ganz anders. Die Grundgestalt des Raumes ist dieselbe hier wie dort; die Kuppel des Saales der beiden Schwestern fußt auch auf einem achtstrahligen Stern, und an den untern Theil des Gemachs reihen sich ebenfalls kleine Nebenzimmer an; und gleichwohl ist er wieder ein besonderes Stück des großen, durch und durch einhelligen Ganzen, eine neue Ausführung des geistvollen Grundgedankens. An Gedichten ist er fast überreich. Außer den oben erwähnten finden sich in ihm noch Hunderte von Sprüchen und Reimen.

Er führt seinen Namen von zwei großen, sich vollkommen gleichenden Marmorplatten des Fußbodens, welche neben dem keinem Zimmer fehlenden Springbrunnen liegen. Von seinen drei Nebengemächern ist der Saal der Lindaraja mit seinem Erker unbedingt das schönste. Der über dem Fenster des letzteren sich wölbende halb vortretende, äußerst reiche Bogen schließt die Reihe der erwähnten 6 Wölbungen, welche man vom Hofe aus sieht. Durch die von ihm gekrönten Fenster schaut man in den Garten der Lindaraja hinab, in welchem die weltberühmten Rosen der Alhambra das ganze Jahr hindurch blühen und allen Reisenden sich selbst zum werthvollen Erinnerungszeichen bieten. Diese Rosen in dem heimlichen, so recht im Herzen des Schlosses liegenden Garten sind mir als eigentliches Sinnbild der Alhambra erschienen. Denn wie wir jede einzelne Rose besonders lieben und dadurch erst ihr ganzes Geschlecht mit der Krone des Königthums unter den Blumen begaben und schmücken: so erscheint uns auch jeder einzelne Raum der Alhambra einer besonderen Bewunderung oder Liebe werth, und erst aus der Vereinigung aller Eindrücke erlangen wir das zauberhafte, unser ganzes Wesen und Sein umstrikkende und fesselnde Gesammtbild des ganzen Schlosses. Jede einzelne Rose erscheint mir wie ein lieber Mensch, und jedes einzelne Zimmer der Alhambra wie eine Rose. Deshalb finde ich es auch so schön

gedacht, sich diese Blumen zum Wahrzeichen an wunderbare, reiz- und glanzvolle Stunden mit in die Heimath zu nehmen. An den Rosen der Alhambra haftet noch nach Jahren ein unaussprechlich lieblicher Duft: die ganze Dichtung des Wunderschlosses selbst. Diese Kleinode leuchten aus dem außerdem noch mit goldenen Orangen und Citronen geschmückten Garten nach dem Erker der Lindaraja herauf und bringen ihm noch neuen Schimmer und Glanz zu dem alten. Daher mag es wohl kommen, daß jeder Reisende hier wieder lange, lange fest gehalten wird. Doch ist der Saal mit seinem Erker auch ohne die blühenden Rosen unten im Garten reich an selbsteigener Schönheit. Da er lang und schmal ist, überdeckt ihn keine Kuppel, sondern nur ein Tonnengewölbe mit Tropfsteinnachgebilden; aber in diesem Gewölbe bringen 13 kleine, zugleich verschiedene Kuppeln eine außer ordentliche Mannichfaltigkeit hervor. Die kufische Schrift bildet auch hier wiederum den Rahmen zu der arabischen oder tritt selbstständig als Schmuck der Gesimse auf. Die übrigen Nebengemächer sind zierliche Schlafzimmerchen.

In der einmal begonnenen Richtung weitergehend, gelangt man, nachdem man einige dunkle Gemächer durchschritten und dem Gefängniß der wahnsinnigen Königin Juana[5282] einen Blick geschenkt hat, zu dem Erker der Königin und damit zu einem neuen Theile der Alhambra; denn nunmehr hat man zu dem Blicke auf das Innere auch den nach Außen. Der Erker ist auf Befehl der Königin Isabella der Katholischen[5283] verstümmelt worden, indem die arabischen Zierrathen mit Gyps überworfen und durch einfache Wandgemälde ersetzt wurden. Zu Zeiten der Mauren diente er dem Könige als Betzimmer und hat sicherlich seinem Zwecke entsprochen, wie selten ein anderer Raum. Denn wenn die Stunde des Frühgebetes den König hierherberief und er, sich nach Osten wendend, seine Augen erhob, sah er von hier aus die schimmernden Gipfel des Schneegebirges überhaucht von dem ersten Golde des Morgens, mit ihren silbernen Kuppeln gleichsam Schriftzeichen auf purpurnem Grunde bildend, welche nur die Worte: „Rüste Dich zum Gebet!“ enthalten konnten. Wenn zur Mittagszeit der Muëddihn den Glaubensspruch vom schlanken Thurme der Moschee herabrief, und er hierher zum Beten ging, mußte er wohl einen Blick auf die im Mittagssonnenglanze unter ihm liegende Stadt werfen, und gewiß webte sich das empfangene Bild seinem Gebete als Mahnung ein, ein gerechter Herrscher sein zu wollen über Die da unten. Und wenn er nach vollbrachtem Tagewerke ein Dankgebet mit vollem Herzen bringen konnte, woben sich ihm hier die Strahlen der untergehenden Sonne als schönste Königskrone um das Haupt; ja selbst zur Zeit des Nachtgebetes noch sah er von hier aus nach Westen hin den Himmel golden glühen. Dieser Erker war noch ein würdigerer Ort zum Beten, als er jetzt zum Ausschauen ist: doch darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die christliche Königin den ersteren Zweck vergaß und nur des letzteren gedachte. Die Anschauung der damaligen Zeit sah selbst in den heiligsten Orten der Mauren nur Götzentempel des blinden Heidenthums und gestaltete sie sich nach Laune und Bedürfniß beliebig um. Nun war und ist das alte Betzimmer gerade ein herrlicher Platz, um Umschau zu halten: deshalb erwählte ihn Isabella vor allen andern dazu, die eroberte Stadt mit Herrschergenuß zu übersehen. Das damalige Granada, die heutige Vorstadt Albaicín, lag gerade gegenüber und bot sogar das Innere seiner weißen Häuser zur Schau; aber der Blick konnte auch die ganze herrliche und zur Maurenzeit noch weit köstlichere Fruchtebene erfassen und in einem Umsehn von deren fernen farbenreichen, blauüberdufteten Grenzgebirgen zu den höchsten Zinnen der Halbinsel schweifen. Das war und ist wohl ein Ort, wie sich ihn eine Königin wählen mag, ihr Auge zu ergötzen.

Ein einfach gehaltener Gang führt von hier aus nach dem Saale der Gesandten, dem größten und höchsten Raume des Schlosses. Eine Holzkuppel überdeckt ihn. Sie ist sehr schön, steht jedoch den Tropfsteingehängen der übrigen Kuppeln nach. Der Saal ist überhaupt weniger zierlich, als die übrigen Räume, dafür aber großartiger, ächt königlich und ganz geeignet, dem eintretenden Botschafter fremder Herrscher einen hohen Begriff von der Macht und dem Reichthum des ihn empfangenden Königs zu geben. Er wird durch 9 große und eben so viele kleine Fenster erleuchtet, von denen sich je 3 auf jeder

---

[5282] Johanna I., genannt Johanna die Wahnsinnige (span. Juana I de Castilla bzw. Juana la Loca; 1479–1555), von 1504 bis 1506 Königin von Kastilien, seit 1506 Titularkönigin von Kastilien und León, seit 1516 Titularkönigin von Aragón, womit sich die span. Königreiche in ihrem Erbe als Personalunion vereinigten.

[5283] Isabella I., genannt Isabella die Katholische (span. Isabel I de Castilla bzw. Isabel la Católica; 1451–1504), seit 1474 Königin von Kastilien und León und seit 1479 als Gattin Ferdinands II. (aragon. Ferrando II o Catolico; 1452–1516) auch Königin von Aragón.

Seite befinden. Die letzteren laufen unter dem oberen Sims dahin; die ersteren stehen in besonderen, wundervollen Nischen; je das mittelste einer Reihe ist ein durch eine schwache Marmorsäule geschiedenes Doppelfenster, und die Nische über ihm stets mit einer Holzkuppel bedeckt, während die der anderen nur eine einfache Holzdecke trägt. Ueber jedem größeren Fenster sind noch zwei kleinere oder vielmehr nur Gypsplatten mit verschiedenartigen gerad- und kreislinigen Einschnitten angebracht, durch welche Oberlicht in den Saal fällt. Auch die Wandverzierungen entsprechen dem allgemeinen Gepräge dieser Halle. Sie zeigen sich nur in den Nischen in der ganzen Lieblichkeit der Alhambra; sonst sind sie ernst und ruhig, ja fast streng. Um die Thor- und Fensterbogen, um das Hauptgesims, und mit kufischer Schrift abwechselnd auch um das mittlere, läuft der bekannte Wahlspruch, während man in kleinen Kreisen und Ellipsen die Worte liest: „Der Sultan Abu el Hadjadj[5284] hat mich erbaut; möge Gott für ihn siegen!“

Man muß sich in dem Saal der Gesandten einen seiner längst vergangenen Tage vergegenwärtigen. Der Fürst und Herr aller Gläubigen, der Sultan und Herrscher der königlichen Stadt Granada, saß hier auf seinem Throne, umgeben von den Großwürdenträgern seines Reiches. Seine Unterthanen, Fürsten, Kriegsoberste, Richter und Koranverständige umstanden ihn im reichen und prächtigen, von Perlen und Edelsteinen glänzenden Waffenschmuck; schwarze und weiße Diener bewegten sich zwischen der Menge oder harrten im Vorgemach des christlichen Botschafters, welcher im einfachen, mit dem Kreuz gezierten Eisengewande hereintrat, um Krieg oder Frieden zu bringen. Es galt ihm gegenüber Pracht und Glanz zu entfalten; und sicherlich geschah dies auch in so vollem Maße, daß folgende Inschrift des Saales nicht allzukühn erscheinen mochte:

„Nachkomme der Könige, Deiner Höhe vergleichen
Sich selber die Sterne nicht in den himmlischen Reichen.
Dies Schloß, welches, o Herrscher, Du hier Dir erbauet,
Macht stumm des Tadelnden Mund, Deine Feinde schweigen.
Es ist ein redendes Sinnbild Deiner nie endenden Macht, -
Von Deinem unsterblichen Ruhme das Ehrenzeichen! –
Du hast des Propheten Gesetze geehrt und erleuchtet,
Allen Gläubigen willst Du Gnade und Huld bezeigen:
So bist Du des Glaubens Leuchte, der Gerechtigkeit Stütze,
Der Feinde Entsetzen – mögen vor Dir sie erbleichen!
Erhalte Dir Gott, unser Herr, Deinen Ruhm, Deine Milde,
Und möge sein Segen von Deinem Hause nie weichen!“

Durch eine reich geschmückte, wahrhaft pomphafte Eingangshalle und den Saal der Comares hindurch schreitend, gelangt man wieder in den Mirtenhof und hat damit seinen Rundgang beendet. Die übrigen Zimmer, wie die Bäder, ein in eine Kapelle umgewandelter und dadurch verbauter Saal, und andere Räume sind unbedeutend im Vergleich zu den bereits durchwanderten Sälen und Hallen.

Aber im Uebrigen bietet die Veste und ihre nächste Umgebung dem Besucher noch reichen Stoff für Tage und Wochen. Innerhalb ihrer Ringmauern gibt es gegenwärtig eine Menge von bewohnten Gebäuden, Gasthäuser, Schenken, Kramladen, ja selbst Gefängnisse etc. doch sie sind es nicht, welche uns noch beschäftigen. Außerhalb des herrlichen Schlosses sind zwei Gebäude der Veste besonders merkwürdig, das eine wegen seines großartigen Baustyls, das andere wegen seiner Geschichte, welche heute noch wie ein geöffnetes Buch vor die Seele tritt, wenn man das platte Dach des Baues betritt: ich meine das „Thor der Gerechtigkeit“ und den „Thurm der Wacht“.

Ersteres bildete den Haupteingang zur Burg und war deshalb zugleich als festes Bollwerk nach außen gerichtet. Zwei Hufeisenbogen überwölben den Eingangsraum: sie sind einfach in ihrer Pracht, prächtig in ihrer Einfachheit. In dem Schlußsteine des äußeren Bogens sieht man eine Menschenhand, in dem des inneren einen Schlüssel eingemeißelt: beide Sinnbilder sind noch immer dunkel geblieben. Am äußeren Bogen liest man in großer arabischer Schrift die Worte:

[5284] Yusuf I., (arab. أبو الحجاج المؤيد بالله يوسف بن إسماعيل, Abū l-Ḥaǧǧāǧ al-Mu’ayyad bi-Llāh Yūsuf bin Ismāʿīl; 1318–1354), seit 1333 Emir von Granada.

„Gelobt sei der Herr, der Allerbarmende und Alleinige;
Gelobt sei sein Prophet. Allah allein ist der Sieger!“[5285]

über der Schrifttafel des inneren, welche unleserlich geworden ist, steht steif und verlassen ein Muttergottesbild. Der Name dieses Eingangsthores klingt hell und freundlich aus alter Zeit zu uns herüber. Hier wurde vom Kadi[5286] oder vom Könige selbst wirklich und wahrhaftig Recht gesprochen am Freitage vor allem Volk, nach erzväterlichem Gebrauch des Morgenlandes; – und wenn auch hier leider Blut vergossen worden ist: es sind nur Tropfen gewesen gegen die Ströme, welche die späteren Beherrscher der Veste „von Rechtswegen“ oder zur „Ehre des Alleinigen“ vergossen haben! Deshalb klingt dem ehrlichen Spanier der Name dieses Thores heute noch wie Hohn auf sein Volk und seine Zeit.

Der Wachtthurm liegt auf der Westseite der Veste, gerade über dem heutigen Granada. Der Besucher, welcher sein flaches Dach betritt, steht auf derselben Stelle, von welcher am 2. Januar 1492 der Graf von Tendilla[5287] das erste spanische Banner aufpflanzte und der Kardinal Mendoza[5288] mit lauter Stimme herniederrief:

„*Granada, Granada, por los inclitos reyes de Castilla!*“[5289]

wie eine in der Mauer eingefügte Gedenktafel erzählt. Ueber ihr hängt eine Glocke, welche bloß am Jahrestage dieses hochwichtigen Ereignisses ihren ehernen Mund aufthut, während der übrigen Zeit des Jahres aber nur des Nachts in Zwischenräumen von höchstens drei Minuten den Klang einer bestimmten Anzahl von Schlägen über die Fruchtebene entsendet, um dort die Bewässerung zu regeln. Diese Glocke, das Wasser und die Nachtigall im Verein muß man hören: da steigen tausend Bilder vor dem geistigen Auge auf! – Von dem platten Dache des Wachtthurmes genießt man eine entzückende Aussicht über Granada und seine Ebene, zumal zur Zeit des Sonnenuntergangs, wenn die östlichen Gebirge sich in ihren rosigen Schimmer kleiden: – doch, wo käme ich hin, wollte ich mich hierbei aufhalten. Ich darf ja nur Namen nennen, wo ich beschreiben möchte! Noch gar Vieles hätte ich zu berichten von den übrigen Gebäuden und Plätzen der Alhambra, von den Thürmen, Mauern, Plätzen, unterirdischen Wasserbehältern und anderen Sehenswürdigkeiten, kurz von Allem, was aus der alten Maurenzeit herüber zu uns spricht: aber ich muß und will mich beschränken.

Doch von Einem kann ich nicht schweigen: von dem köstlichen Garten, „*Djenne el ârife*[5290]“ – liebliches Paradies nannten ihn die Mauren, und ein liebliches Paradies ist er; hundert Sagen reden von ihm, und hundert Mährchenbilder werden in der Seele Dessen wach, welcher in ihm wandelt. Gegen Abend muß man in ihm weilen, kurz vor Sonnenniedergang von ihm aus auf Granada niederschauen. Da begreift man, daß dieser Ort das stille Heiligthum glühender Herzensliebe sein konnte, ja sein mußte; da werden alle die Mährchensagen zur vollgültigen glaubwürdigen Wahrheit. Wenn die Sonne niedergeht und ihre goldenen Strahlen in das Blattgrün der Frucht ebene einwebt; wenn die Stadt unten erglüht und noch einmal aufjauchzt im Sonnenlicht; wenn die Lichtmalerei auf den Bergen rundum traumartig-feenhafte Bilder wachruft; wenn unten sich der Nebel auf Thal und Ferne legt, während über dem westlichen Ringgebirge, auf den Zinnen der in der Vogelschau vor den Blicken liegenden Alhambra, und in dem Paradiesesgarten noch paradiesisches Leuchten schimmert; wenn endlich die Nachtigall anhebt zu sehen, zu bitten, zu erzählen, zu jauchzen, zu jubeln: da zieht nur ein Gefühl durch die Seele, bewältigt

---

[5285] Die sog. Hamdala (arab. حمدلة, ḥamdala), die arabische Formel „al-Ḥamdu li-Llāh“ („الحمد لله / Lob sei Allah“), ergänzt mit zweien der bedeutendsten der insgesamt 99 Namen Allahs, nämlich „Allerbarmer“ (arab. الرَحمان, ar-Raḥmān, „der Erbarmer“) und „Alleiniger“ (arab. الأحد, al-Aḥad, „der Einzige“), sowie mit einem Prophetenlob und der Wappendevise der nasridischen Dynastie (siehe hierzu S. 1681, Anm. 5270).

[5286] Siehe hierzu S. 808, Anm. 2496.

[5287] Der spätere Vogt (span. alcalde) der Alhambra Íñigo López de Mendoza y Quiñones, Marqués de Mondéjar y Conde de Tendilla (ca. 1442–1515).

[5288] Der span. Staatsmann Pedro González de Mendoza (1428–1495), am 7. Mai 1473 zum Kardinal erhoben; er erhielt den Ehrentitel „El gran cardenal de España“.

[5289] Span., „Granada, Granada, für die ruhmreichen Könige von Kastilien!“

[5290] Siehe hierzu S. 1684, Anm. 5280!

alle andern Gedanken und herrscht gewaltig: es ist das Gefühl einer unendlichen Liebe, ohne daß man zu ergründen vermöchte, welchem Gegenstande sie gilt. Und wenn dann der letzte Schimmer hier oben erbleicht und die Nachtigall gleichwohl noch immer fortfährt in ihren Beschwörungen: da beginnt in den dunklen Cypressengängen, in allen Winkeln und Grotten, in den schäumenden und brausenden Wassern und in den noch im Dunkel marmorweiß schimmernden Säulenhallen ein geisterhaftes Wehen und Rauschen, und Sage und Dichtung gewinnen Gestalt und Leben. Aus der stillen Tiefe herauf aber klingen einzelne Laute der Guitarre oder ertönt ein ferner Gesang, bis von dem Thurme des Domes herab eine Glocke zu sprechen anfängt und bald alle übrigen mit einstimmen zu dem einen Klang: *Ave Maria!* – – –

B.[5291]

[5291] Das „B." steht für den durch sein „Tierleben" berühmt gewordenen Alfred Edmund Brehm (1829–1884), der aber zuerst als Reiseschriftsteller reüssierte.



DIE ALHAMBRA

Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d.Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 74.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 90f.

Das Zillerthal.

Wenn du das Innthal hinauf wanderst in's prächtige Land Tyrol, und hast endlich den Ort Straß erreicht, so siehst du links ein weites lichtes Thal sich öffnen: dahinein geht unser Weg. Wie sanft und lieblich wandelt sich's hier! Wie lebensvoll und jugendkräftig ist Alles! Hast du je blumigere und saftigere Wiesen gesehen oder schwellendere Saatfelder? Wie ein Park steigen die Pflanzungen, die herrlichsten Ahorn-, Linden- und Wallnußbäume, hüben wie drüben den Bergabhang hinan. Nirgends ein kahler Felsen oder ein Bergriß, selbst die jäheren Halden überdeckt von einem Mattenteppich! Hie und da schaut aus grüner Gartenumgebung ein freundliches Dorf mit spitzem Kirchthurm hervor, während zahllose Einzelansiedlungen, in reizender Lage, bis zum Hochwald hinansteigen, über den die kahlen Zinken des Hochgebirges sich erheben. Schau, das ist das Zillerthal, das schönste Thal im ganzen nördlichen Tyrol, dazu bewohnt von den hübschesten, fleißigsten und lustigsten Menschen weit und breit. Du sollst dich davon überzeugen, wenn wir dort in Fügen, einem Hauptorte des Thals, Rast machen.

In Fügen ist's hübsch. Wie schmuck im Grün der Obstbäume die Häuser aussehen, mit ihren überhängenden Schindeldächern und den Blumengärtchen davor, in denen Levkoien, Rosen- und Nelkenstöcke prangen, die Lieblingsblumen des Tyrolers. Und wenn gar am Abend, besonders am Sonntag, Mädchen und Buben vor den Thüren sitzen, lachend und kosend, oder die Zither schlagend und Schnadahüpfln singend (du weißt ja von daheim aus, wie gern und schön man im Zillerthal singt!) – dann ist's allerliebst. Du darfst schon näher treten und sie begrüßen. Sie hören's gern, daß es dir bei ihnen gefällt, und bekräftigen es treuherzig: „Ja im Zillnthal isch fein!" Ja, wahrlich! und fein sind sie selber, die stattlichen Buben wie die rothbackigen Mädchen im netten Sammtspenser und kurzen Rock, auf dem Kopf den spitzen Hut, der die klugen Augen beschattet.

Willst du weiter, bis Zell, dem zweiten Flecken des Thals, oder bis Mayrhofen – wieder dieselben lieblichen Bilder, dieselbe krystallene Frische, dasselbe schimmernde duftige Grün, dieselben saubern, netten Dörfer, – und hinter Mayrhofen das Durthal, das Stilrupthal, den Zillergrund hinauf, wo die Ahornspitz, das Hörnlejoch, der Krimmlertauern mit ihren Schneefeldern und glänzenden Fernern[5292] emporragen, – die guten Leute zeigen dir wohl den Weg. Ich gehe diesmal nicht weiter mit.

[5292] Veraltet für Gletscher.



DAS ZILLERTHAL

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 206-208.

Zell im Zillerthale.

Nicht nur die Schönheit der Natur, auch die Lebenslust und kecke heitere Frische der Bewohner hat Viel dazu beigetragen, das Zillerthal zu einer der allerberühmtesten Gegenden Tyrols zu machen.

Was die landschaftlichen Reize anbelangt, so sind sie allerdings beträchtlich; nicht aber in Vergleich zu stellen mit so manchen anderen in großartigen Alpenthälern. Man kann sagen, die Zillerthaler selbst als kecke Weltfahrer mit Fußteppichen, Peitschenstielen und echten, sowie ganz besonders nachgemachten gemsledernen Handschuhen, holten die Reisenden eigentlich erst herbei. Die Leute der civilisirten Welt wurden neugierig, die Heimathstätte jener gesunden, halb naiven, halb unverschämten Naturburschen und auch höchst natürlichen Jungfrauen kennen zu lernen, von welchen sie auf allen Jahrmärkten und Messen mit dem vertraulichen „Du“ angeredet wurden, – eine unschuldige Manierirtheit, die sich wie im vorliegenden Fall um so besser macht, wenn die Ausübenden ein knappes Nationalkostüm und einen spitzen Hut mit Sträußel und Gemsbart tragen und dabei gar kecke Lieder singen. Gesang war stets ihre hellste Lebenslust und der Tanz, unterbrochen durch Trutzlieder und nachfolgende Abmessung der größeren Körperkraft, wegen des Besitzes einer schönen Tänzerin, wurde nicht dabei vergessen. Sie theilten diesen Lebensmuth und Uebermuth am meisten mit den Bewohnern des Innthales und Pusterthales, Gegenden, wo noch immer am meisten gejodelt, getanzt und gerauft wird, so sehr sich auch die Geistlichkeit bemüht, den Leuten eine bessere Moral an-, und ihren letzten Rest erlaubter und unerlaubter Fröhlichkeit abzugewöhnen.

Das Zillerthal hatte das Glück, am längsten von diesen kirchlichen Bestrebungen verschont zu bleiben, denn es stand beinahe tausend Jahre lang unter der Zuchtruthe des Erzbisthums Salzburg, die deswegen sich ungemein mild und tolerant erwies, weil sie nicht lang genug war, um ohne Unbequemlichkeit der Verwaltungsbehörden von Salzburg bis nach dem entlegenen Zillergau hinüber zu reichen.

So war das Zillerthal, obgleich man es nicht versäumte, sich die Abgaben einzufordern, so ziemlich vergessen; man überließ es dem Genius seiner eigenen Moral und Selbsterziehung, und diese ist nicht immer eine sehr strenge gewesen. Im Gegentheil ging es sehr heiter und ungenirt in diesen romantischen Gründen zu, und trotzdem später eine obrigkeitliche Erziehung nachkam, rühmen noch heute die Tyrolerbursche, daß die Zillerthaler „Maidli“ nicht blos schön, sondern auch von Herzen gut und lieber kokett, als abstoßend sind. Jedenfalls besitzen sie dabei eine große ungekünstelte Naivität, wie schon ihre Fähigkeit beweist, ohne Verlegenheit den fremden Reisenden Volkslieder vorzutragen, deren kühner Inhalt schwerlich in der Pfarrschule erlernt sein kann. Auch hierin liegt Kraft und ursprüngliche Gesundheit, mehr geeignet, von der Ueberkultur beneidet, als verspottet zu werden.

Diese Kraft aber tobte früher in freilich weit größeren Unternehmungen aus, als jetzt. Ich ziele damit auf ein echtes Volksfest, ganz für einen Hirtenstamm geeignet und würdig, daß es schon zu Jakobs Zeiten ausgeübt worden wäre; obgleich dazu die alttestamentarischen Heerden und ihre Hüter schwerlich, wie der Aelpler sagt, „Schneid und Couraschi“ genug gehabt haben würden.

Damals war es für den Reisenden eine Lust, von Straß im Innthal aus, am Zillerbach aufwärts das schöne, von hohen, weit zurückgelagerten Bergzügen umgebene, tannenrauschende Zillerthal zu durch-


P. Ahrens gez. u. gest.
ZELL IM ZILLERTHALE
Bibliograph. Institut. Hildburghausen.

wandern, und gerade jenen für die Bewohner so erhabenen Tag abzupassen, wo diese über die männliche Ehre und Kriegstüchtigkeit zweier ihrer größten Gemeinden feierlich entschieden. An allen Enden regte und belebte sich's im Thal; aus den vielen kleinen Gehöften und Berghäuseln, selbst aus den Köhlerhütten am Walde kamen Neugierige festlich gekleidet heraus und tummelten sich in geschäftiger Eile die Straße dahin. Hatte man endlich den Ort Zell erreicht, den unsere Ansicht darstellt und welcher einen beliebten Glanzpunkt des Zillerthales bildet, mit freundlichen Häusern gewerblicher Thätigkeit und im Hintergrunde durch eine imposante Verzweigung der Berggruppen geschmückt, – war man endlich zu diesem heitern gemüthlichen Marktflecken hin gelangt, so harrte des Reisenden und seiner Geldbörse nicht nur mancher geräumige Gasthof, sondern auch unweit des Städtchens ein Genuß imposanter Art.

Hier war das Feld der Ehre. Die Bursche und Hirten von Zell und die von Fügen hatten ja den stärksten Widder aus ihren Heerden gewählt. Diese beiden Exemplare, gleich andalusischen Stieren künstlich gereizt, mußten gegen einander kämpfen.

Es bildete sich ein Kreis von Neugierigen, ein buntes lebendiges Gedränge, gemischt aus allen Bewohnern von Nah und Fern. Die Widder, der eine ein Fügner, der andere ein Zeller, mit Abzeichen geschmückt und von Jedem durch patriotische Blicke, vermischt mit ermuthigenden Rippenstößen, verfolgt, thaten Anfangs das Ihrige. Sie fuhren mit ihren mächtigen Jupiter-Ammonshörnern klappernd gegen einander, verwickelten sich, bäumten ein wenig auf den Hinterfüßen, rissen sich dann wieder von einander los und versetzten sich durch eine Seitwärtsbewegung der Köpfe Schläge, die freilich einem Schafschädel bei weitem nicht so empfindlich sind, als der Kniescheibe eines Menschen. Sei es nun aber, daß das Geschlecht der Widder keinen so unverwüstlichen Muth besitzt, als das der Stiere; oder sei es, daß die klugen Thiere ahnten, man werde sie in ihrer Mühwaltung ablösen, – kurzum sie fochten ihren Streit fast niemals aus. Da nun Keiner der Helden auf dem Kampfplatz todt zu bleiben, sondern ihn beide gesund und unbeschädigt zu behaupten pflegten, wer sollte da den Sieg entscheiden? Und doch mußte er entschieden werden!

Man stritt hin und her. Die Gemüther erhitzten sich und endlich wiederholte sich immer dasselbe Spiel: die Partei von Fügen und die von Zell nahmen die Stelle der Widder ein und setzten das Gemeinde-Duell fort. Zuerst traten einige der stärksten rauflustigen Bursche, „Robbler“ genannt, gegeneinander vor und forderten sich, die Hüte umkehrend, so daß der Strauß nach vorn kommt – ein altes Kampfsignal – zum Streit heraus.

„I bin a Füger Bu, juchhe!
Und ka Zeller Fant[5293] hat a Schneid,
Daß er mi' Stra'ußl und Gamsbart
Vom Hütle abtheit[5294].“

Hierauf sprang ein Zeller vor und erwiderte in derselben Melodie:

„Kimm her Du Füger Bu, juchhe!
Der Zeller Fant steht fest,
Und Dir und Dein Gamsbart
Dem gib i an Rest!“

Noch einige solche Schnaderhüpfl, die endlich zur Injurie in Reim und Rhythmus anwachsen, von lauten Zurufen der Parteien begleitet, und die edeln Kämpen packten sich. Bald war einer unterlegen und es folgten andere Paare, sich regelrecht zu Boden zu werfen, was jedesmal mit freudigen Ausrufen von der -Partei des Siegers begleitet war.

Aber vergebliche Mühe! Auf diese Weise konnte noch Nichts entschieden werden; es ging zu langsam und war zu unvollständig, denn die Ringer standen zu neuen Thaten wieder auf, da der Alpenbewohner gegen gequetschte Nasen, Stöße in die Magengegend und übersprungene Sehnen keine große

[5293] „famulus, servus, bursche, bube, kerl“ (DWG, Bd. 3, Sp. 1318).

[5294] Wohl oberdt. dialektal für ab- bzw. herunterziehen, ab- bzw. herunterreißen.

Empfindlichkeit an den Tag legt. Was sollten endlich die vielen Zuschauer mit ihrer Theilnahmslosigkeit beginnen?

Bald warfen sich von beiden Seiten Einzelne dazwischen. Der Knäuel der Kämpfer verwickelte sich, man trug Steine und Prügel herbei und die Mädchen feuerten mit Worten und Geberden die Burschen an, wie die alten Ritterfräulein ihre Turnierhelden. Zu stets größerer Wildheit artete die Schlägerei aus, und da man hier und da ein Messer zog, so gab es, nachdem Kraft und Vergnügen erschöpft waren, in der Regel auf der Wahlstatt ein paar Leichen. Sie wurden still und mit Schmerz begraben, aber desto lauter und lustiger war die Ausgelassenheit, mit der die Siegespartei sich ihren Hochgefühlen hingab und Abends im Wirthshause die Becher im Trunk und die Zillerthaler Mädchen im Ländler schwenkte. Ohne Schimpf und Spott durfte sich keiner der Geworfenen dabei blicken lassen, und man will wissen, daß es, ganz nach altgermanisch barbarischem Vorbilde, die „Maidli" stets mit den Stärkern hielten.

So endete der ehrwürdige Brauch dieses heitern, blutigen Volksfestes, ein Zeugniß der Rohheit, aber auch der robusten Kraft.

Wenn uns dieses „Widderstoßen" davon abgebracht hat, nicht ebenso wie der Maler bei der landschaftlichen Schönheit des reizenden idyllischen Zell zu verweilen, so entschuldigte es sich gewiß dadurch, daß das immer allgemein werdende Verschwinden jeder volksthümlichen Sitte, jeder nationalen Racen-Aeußerung unser Interesse fesseln und anziehen mußte.

Otto Banck.[5295]

[5295] Der Journalist und Kunsthistoriker Otto Banck (1824–1916).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 133-139.

Bregenz.

Am östlichsten Winkel des Bodensees, auf der westlichsten Spitze der österreichischen Lande, liegt es vor uns, und hinter ihm das Hochgebirg von Vorarlberg und der Schweiz, und vor ihm der Spiegel unseres herrlichen Schwabenmeers – dieses reizendste Fleckchen der deutschen Erde, wohl werth, daß man Beides von ihm kennen lerne, das Land und die Leute.

Vorarlberg ist der letzte Rest schwäbischen Besitzthums des Kaiserhauses, und so fest blieben in diesen Bergen die alten Familienzüge der Völkerschaften erhalten, daß noch heute der alemannische Vorarlberger neben dem nächsten landsmännischen Nachbar, dem Tiroler, als ein Anderer dasteht mit besonderen Eigenthümlichkeiten und bewußter Selbstständigkeit. Dreihundert Jahre Unterthanengemeinschaft haben beide österreichischen Völkerstämme einander nicht näher gebracht; noch heute fühlt der Tiroler sich abgestoßen von dem weltklügern Vorarlberger, der ihm der Freisinnigkeit und Ketzerei verdächtig erscheint und dem er Mangel an Aufrichtigkeit vorwirft, während der rührige Vorarlberger die trübselige Kopfhängerei und Demuth seines östlichen Gebirgsnachbarn belächelt und sich dem Schweizer verwandter fühlt, als überhaupt dem Oesterreicher und dem Bayern.

Wer aber kann von irgend einer Richtung heute die Grenze Oesterreichs betreten, ohne allenthalben derselben Erscheinung zu begegnen, und wer kann dieses große Reich betrachten, ohne erschüttert zu sein von den unerbittlichen Folgen der Vergangenheit! Ja, je begeisternder an dieser Stätte die Natur zu uns redet, je berauschendere Bilder die Silberspiegel ihrer Seen und Gletscher im frischen Rahmen der Auen und des Himmels uns vorzaubern, desto näher überkommt unser Herz der Zorn, der zu Gericht sitzen möchte über eine Starrköpfigkeit im Irrthum und Zähigkeit in der Selbstsucht, die so entsetzliche Thatsache möglich machen konnten, – die Thatsache, daß eines Reichs Hauptstadt wie ein feindlicher Dämon gerade gegen die Völker sich dräuend erhebt, welche die unerschütterliche Schutzwehr seiner Grenzen sein sollten! Und diese Völkermauer, anstatt sein Schutz zu sein, ist sie gerade des Reiches größte Gefahr, denn nicht gen Wien ist das Auge des Volksgerichtet, wo es die Burg seiner Zuversicht und seines Vertrauens erblicken sollte, sondern mit centrifugaler Gewalt strebt sein Herz dem Nachbar jenseits der Grenze zu, als ob ein böser Geist im Innern rase. Nicht nur Venedig, auch Südtirol streckt die Arme sehnsüchtig nach Italien aus, in dem undankbaren Triest herrscht der fremde Geist, und die Freiheit von Montenegro strahlt dem Dalmatiner heller, als der Glanz der Hofburg in Wien. Die Kroaten träumen vom Panslavismus und hängen, gleich den Slavoniern[5296], des russischen Kaisers Bildniß neben das Konterfei ihres Schutzheiligen. Der Grenzer steht nicht mehr feindselig am Donauufer, seitdem sein Erbfeind, der Türke, nur noch ein galvanisirter Leichnam ist, und er begrüßt im verfolgten Rajah[5297] einen armen, verwandten Bruder und beneidet den Serben um sein stolzes Selbstgefühl. Gegen Norden aber wird die Kluft noch tiefer zwischen Wien und dem Grenzlande jenseits der Karpathen, da sind für Liebe und Treue die Wege verschneit, so lange noch in polnischer Zunge auf Erden gesprochen wird, oder so lange das Glück der Völker nicht Eins ist mit dem der Throne.

Es wäre ein schweres Unrecht, zu behaupten, es sei je in Oesterreich nicht die Absicht des Throns gewesen, das Glück der Völker zu begründen, oder gar die Absicht, es nicht zu begründen. Die Geschichte zeigt uns eine unendliche Reihe von Gesetzen, Verordnungen, Maßregeln und Thaten, deren ausgesprochener Zweck kein anderer war, als „das Wohl der Unterthanen." Aber wie? Jedermanns Thun und Lassen in einen möglichst engen Kreis, in einen möglichst schmalen Kanal der Pflichten, der Bildung und Umsicht festzubannen, das war § 1 der Staatsweisheit. Aus der Beschränkung aber erwuchs eine Beschränktheit, die dem Verlangen nach stets wachsender Steuerkraft schlecht entsprach. Wie-

[5296] Einwohner der historischen Region im Osten Kroatiens (siehe hierzu S. 59, Anm. 90).

[5297] Osman. رعايا, reāyā, „der Untertan" (siehe hierzu S. 225, Anm. 627).

derum sollten unzählige behördliche Anweisungen abhelfen; aber dicht neben dem Unterrichtenwollen erhoben sich geweihete Finger gegen jede geistig freiere Regung: bis hieher und nicht weiter! So stak dort fortwährend der Geist der Völker in der Zwickmühle ängstlich zugemessener Belehrung und rücksichtsloser Censur. Je verbotener aber die Frucht, desto emsiger ward sie vom wißbegierigen Volk gesucht. Von „draußen", aus dem Reiche drang allerlei Kenntniß und Erkenntniß neben den Schlagbäumen in das Land. Weil jedoch diese Bildung gesetzwidrig, weil sie eingeschlichene Kontrebande war, so mußte man von oben herab thun, als wisse man nicht, daß man unten so Vieles weiß. Dadurch entstand eine Sprachverwirrung, die endlich so weit führte, daß Regierung und Völker in fortlaufendem gegenseitigem Mißverständniß befangen waren. Das Volk stand der Regierung mundtodt gegenüber, es durfte kein Urtheil über ihre Handlungen wagen, obwohl es ihm weder an Einsicht, noch an Gelegenheit dazu gebrach. Der blinde Glaube sollte von der Kirche in das politische Leben des Volks hinübergeführt werden. Da aber die irdischen Dinge dem Blicke der Menschen nicht so weit entrückt sind, wie die himmlischen, so konnte der Glaube nicht bestehen, wo die Augen hell das Gegentheil sahen, zumal die Aepfel vom Baume der Erkenntniß dem Volke von allen Grenzen hereingeworfen wurden.

Wenn eine solche theatralische Behandlung der Politik vielleicht für den Charakter und Civilisationsgrad der Franzosen geeignet ist oder in fester Hand wenigstens eine Zeit lang gut thut, so erblicken wir in ihr ein großes Unrecht den Völkern Oesterreichs gegenüber, die theils, wie die Deutschen und Ungarn, zu ehrlich, theils, wie die Mehrzahl der Slaven, zu ungebildet für solch ein Spiel sind. In dieser Beziehung besonders befand sich die Regierung Oesterreichs bisher auf einem schlimmen Irrwege.

Wo aber die Irrwege erkannt sind, da sollte der rechte Weg zum Heil von Staat und Volk nicht so schwer zu finden sein. Und man findet ihn ohne Mühe, wenn man nicht die Leuchte selbst verlöscht. Dem Volke nur das Schloß vom Munde, und den Regierungen wird die Binde rasch von den Augen fallen! –

Zwei Dinge sind es, für welche Völker zu begeistern und für welche sie zu jedem Opfer bereit sind: Vaterland und Freiheit. – Jedoch der Staat, weil ihn eine Krone beherrscht, macht noch nicht das Vaterland aus. Der Mann auf den ionischen Inseln[5298] und in Gibraltar[5299] läßt nicht Großbritannien, der in Schleswig nicht Dänemark, der in Nizza und Korsika nicht Frankreich, der in Posen nicht Preußen, der in Polen nicht Rußland als sein Vaterland leben. Sein Vaterland umfaßt dasjenige Stück Erde, auf welchem er geboren ist, soweit es von dem Volke seiner Sprache bewohnt wird. Man sträube sich, wie man will, gegen die Nationalitätspolitik: die Nationen sind von Gott geschaffen, die Staaten von Menschenhand gegründet, und Gottes Werk allein hat ewige Dauer. Wenn darum weder der Pole noch der Italiener, weder der Ungar noch der Slovene den Becher für Oesterreich als sein Vaterland erhebt und selbst die beamtliche Begeisterung in offizieller Pflichtschuldigkeit nicht bis zum ganzen Reich, sondern nur bis zur höchsten Person des Reichs emporsteigt, so beweist das am deutlichsten den Mangel am wesentlichsten Erforderniß eines festen Staatsbaues. Polen, Italiener und Slaven suchen ihr Vaterland außerhalb Oesterreichs, und selbst der deutsche Oesterreicher blickte schon einmal nach der Paulskirche in Frankfurt am Main erwartungsvoller, als nach der Hofburg in Wien. – Kann aber ein Staat diesen Mangel ersetzen? – Man entschädige die Völker, denen man kein Vaterland reichen kann, mit Freiheit. Oesterreich gebe den Ungarn, was es ihnen Höchstes geben kann: ihr Vaterland; und es gebe Deutschen, Polen, Italienern und Südslaven das Höchste, was es diesen bieten kann: verfassungsstaatliche Freiheit; dann und nur dann wird über den bunten Fahnen all der verschiedenen nationalen Landtagshäuser die Reichsfahne prangen Allen zur Ehre und zum Schutz. – Kein Volk ist unempfindlich für das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer großen Gemeinschaft, nur müssen ihm aus derselben nicht ausschließlich größere Lasten erwachsen; ein jedes Volk freut sich seiner Einheit mit einem an Gebiet, Macht und Ehre großen Staate, nur muß ihm dieser Staat auch größere Mittel und Wege zu seiner Wohlfahrt und größere Sicherheit der nationalen Selbstständigkeit und der persönlichen Freiheit bieten. – Wenn der Pole in Galizien und Krakau, der weder von Rußland noch von Preußen den Geist

[5298] Siehe hierzu S. 174, Anm. 441.

[5299] Arab. جبل طارق, Jabal Ṭāriq, „Berg des Tarik"; die Insel war 1704 im Spanischen Erbfolgekrieg (siehe hierzu S. 1082, Anm. 3316) von den Briten besetzt und im Frieden von Utrecht vom 11. April 1713 diesen völkerrechtlich zugesprochen worden.

seines Volksthums geachtet und gepflegt sieht, diese Achtung und Pflege unter dem Kaiserscepter Oesterreichs gefunden, und zwar im Verein mit bürgerlichen und politischen Einrichtungen, und einer geistigen Erziehung, wie sie dem alten Polen geradezu unmöglich waren, so würden für den Kaiser keine treuere Kämpfer gegen einen nordischen Feind erstehen, als diese Polen. Wenn die Slaven im Süden des Reichs, Dalmatiner, Kroaten, Slavonier u. s. w., die noch in den glücklichen Kinderschuhen des Volkslebens wandeln, unter weiser und liebevoller Anleitung der Krone ihr Volksthum ausbilden und zum Bürgerthum sich erheben könnten, geschützt in ihren Rechten und in ihrem Erwerb gegen jede Verletzung im Innern und durch die Macht des Staats ihres gesicherten Eigenthums und Lebensfroh, – wo wäre der Boden, den die panslavistische Verführung finden könnte? Wenn in den italienischen Landen zu rechter Zeit nicht bloß für die möglichste Steuerkraft, für treffliche Straßen, Kanäle und Eisenbahnen allein gesorgt worden wäre, wenn die Krone den außerordentlichen Vortheil, den ihr das klägliche Beispiel des benachbarten Kirchenstaats und die politische Ohnmacht der anderen Klein- und Mittelstaaten geboten, in der rechten Weise ausgebeutet: wenn sie durch freie Institutionen den Stolz des Volks geweckt und genährt hätte, so würden die klugen italienischen Rechner auch den Vortheil eines so mächtigen Schutzes ihres Wohlstands gewürdigt haben: hätte sie den Italienern der Lombardei die Freiheit gewährt, so würde diese nicht durch die Freiheit ihr entrissen worden sein. – Wenn das Kaiserthum nicht abermals in Ungarn die Vaterlandsliebe polizeilich unterdrückt und als Majestätsverbrechen bestraft, sondern wenn es dieses köstliche Kleinod ehrt, wenn es den Nationalstolz des Ungarvolkes selbst zu ehren versteht, so darf heute noch der Kaiser[5300], der dort König ist, mit gleicher Zuversicht, wie weiland seine große Ahne Maria Theresia, an das Schwert seiner Ungarn schlagen, wenn ein Feind die Grenzen des Reichs bedroht. –

Was von den genannten fremden Völkern Oesterreichs gilt, gilt auch von den deutschen: sie werden nicht mehr Preußen, Sachsen, Bayern um ihre Verfassungen beneiden, wenn ihnen eine österreichische für die deutschen Länder des Kaiserstaats gewährt wird, und auch Vorarlberg wird, selbst dem freien Schweizer gegenüber, mit dem Stolze der Genossenschaft eines großen, freien Völkerbundes unter dem Schutze einer mächtigen Krone, seinen Kaiser freudig leben lassen.

Wie strahlen vor solchem Bilde die Berge und der See! Nur wenn das Herz froh ist, spiegelt das Auge die Herrlichkeiten der Erde wider; wem aber kann in einem Reiche, in welchem – – –

So weit war geschrieben, und der begonnene Satz sollte mit den Worten enden: – in welchem schon das Besprechen freien Verfassungswesens für gefährlich erkannt und den Zeitungen verboten wird! – Da kommt die Kunde von dem Manifeste des Kaisers[5301] zu uns.

Sie kommt, obwohl längst ersehnt, dennoch unerwartet, diese Kunde von dem doppelten Ereigniß, daß Absolutismus und Centralisation in Oesterreich mit einem Federzuge vernichtet seien. – Warum jubelte nicht jede freie Seele laut auf bei solcher Kunde? Was drückte die Freude nieder? Welcher Schatten stellte sich zwischen den Kaiser und die Völker? – Es gibt in der Gegenwart Namen, deren Zug unter jeder Urkunde, und wäre sie vom edelsten Willen diktirt, immer den Verdacht der Unlauterkeit erregt. So auch hier. Dieselbe Hand, welche die Verfassung des braven Hessenvolks zu Boden warf[5302], hat hier

---

[5300] Franz Joseph I. (1830–1916), seit 1848 Kaiser von Österreich sowie König von Böhmen und Ungarn.

[5301] Mit dem Patent vom 5. März 1860 war seit 1849 wieder ein Reichsrath einberufen worden, der zu Kaiser Franz Josephs I. (s. o.) berühmtem Diplom vom 20. Oktober 1860 führte, das die Abwendung vom absolutistischen System markierte und eine vorsichtige konstitutionelle Öffnung des Kaiserstaates in Richtung föderale Strukturen vorsah.

[5302] Österreich hatte 1850 beim kurhessischen Verfassungskonflikt Partei für die reaktionäre Regierung von Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1802-1875) ergriffen und Mitte Oktober über den Frankfurter Bundestag (siehe hierzu S. 91, Anm. 179) sogar eine militärische Intervention erwirkt, die am 1. November 1850 zur Besetzung Hanaus durch österr. und bayer. Truppen führte. Das konkurrierende Preußen besetzte im Gegenzug Fulda und Kassel. Am 8. November kam es dann zwischen den beiden nach Hegemonie strebenden Machtblöcken zum berühmten Treffen bei Bronnzell, bei dem lediglich der legendäre Stiefel des bayerischen Gefreiten Benedikt Mutzel und ein preuß. Schimmel als Opfer zu beklagen waren. Besagtes Gefecht war jedoch nur der skurrile militärische Höhepunkt eines bereits im Mai 1849 von Preußen in Angriff genommenen Unionsprojekts, das eine kleindeutsche Lösung unter der Führung Preußens und Ausschluß Österreichs vorsah, was sich natürlich sofort zu einem Konflikt mit diesem auswuchs. Dieser fand ein vorläufiges Ende in der Preußen demütigenden „Olmützer Punktation“ vom

ein verfassungs-ähnliches Schriftstück unterzeichnet, das einen völkerreichen Staat beglücken, ein sinkendes Reich erheben soll: kann eine Gabe rein sein, die von solcher Hand kommt? – Es ist nicht möglich, daß Trauben wachsen am Dornstrauch. – So grollten wir im Stillen, auf die verheißenen Landesstatute harrend, aber immer mit der fast ängstlich begütigenden Hoffnung, daß das Gegebene besser sei, als des unwillkommenen Namens Klang.

Da kam zum Manifeste und den Beischriften, welche den Triumph der Ungarn bezeugten, als Erstes das Statut für Steiermark[5303] und der Vorhang fiel für unsere Hoffnung und unsere Freude. Das aschgraue Mittelalter stieg, stolzierend in der ständischen Uniform, an das Tageslicht der Gegenwart, vorauf die Geistlichkeit, dann der Adel, dann einige wohl filtrirte städtische Vertretung und ganz hinten einiges mehrmals durch den Wahl- und Reinigungstrichter durchgelaufenes Volk. Und für jedes Ländchen solch ein Ständchen! – Und wie sie sind, diese Stände, so ist auch ihr Dürfen und ihr Sollen: Keine freie, ehrliche, offene Vertretung der deutschen Völker Oesterreichs vor ihrem Oberhaupte und vor der Welt, sondern eine Anzahl gesetzlich streng von einander geschiedener regierungsbevormundeter Volksbeamtenversammlungen für allerinnerste Angelegenheiten! – Und, damit in der Jesuiten Farçe auch der Hanswurst nicht fehle, dazu die befohlenen Illuminationen, welche der Hofburg zu Wien die Begeisterung der Völker im ganzen Reiche vorlügen sollen!

Leider war unser Artikel demnach nicht vergeblich geschrieben; wir beharren bei ihm Wort für Wort und rufen es nur um so lauter dir zu, du armes schönes verblendetes Oesterreich: so sicher du nicht ablässest, Wind zu säen, so sicher wirst du Sturm ernten!

Schade um das schöne Land und Volk, daß wir's nun nicht mit frohen Augen beschauen können. Das bittere Gefühl abermaliger Täuschung verhängt alle lachende Herrlichkeit mit dem Flor der Volkstrauer, und ständen wir nicht vor ihr, wir suchten sie diesmal nicht auf, die freundliche Stadt unseres Bildes.

Ich besuchte Bregenz von Lindau aus. Von dieser hellen und heitern Stätte trägt uns der Dampfer der waldigen Gebirgsbucht zu, nachdem wir an der schönen Villa Leuchtenberg vorüber gefahren sind. Je näher dem Seehafen von Bregenz, desto großartiger entfaltet sich das Amphitheater der Hügel und Berge, und endlich wir die Stadt am Fuße des Gebhardsberges, an dem sich ihre gesunden alten Glieder wohlhäbig emporstrecken.

Bregenz ist ein Städtchen von etwa 3300 Einwohnern und zerfällt in die untere und obere Stadt. Die untere Stadt war ursprünglich eine Fischeransiedelung, klein und ärmlich, bis der Wohlstand sich hier niederließ und die eigentliche Stadt mit den zahlreichen Behörden, Aemtern und öffentlichen Anstalten hierher verlegte. Als eine neuere Anlage hat sie weder Mauern noch Thore, und so gehören auch ihre Sehenswürdigkeiten mehr der Gegenwart als der Geschichte an. Hier finden wir, außer den öffentlichen Gebäuden des Staats und der Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, einige Fabriken von Bedeutung, das Schützenhaus als besuchswürdigen Vergnügungsplatz und die Kornhallen, beide am See und letztere seit dem Jahre 1548 jeden Freitag eine belebte Stätte für den Getreide- und Wochenmarktverkehr. Eine Kapelle am See erinnert an einen großen Sieg der Bregenzer über die Appenzeller im Jahre 1408, durch welchen die belagerte Stadt mit Hülfe der Ritter des schwäbischen St.-Jörgen-Schildes von schwerer Bedrängniß gerettet wurde. Diese Belagerung widerfuhr jedoch der obern oder alten Stadt, zu welcher wir jetzt hinaufsteigen.

Die obere Stadt, auf einem freien von zwei Bächen bespülten Hügel stehend, zeigt der Gegenwart noch stolz ihre Umfassungsmauern in alter Originalität. Nur die Außenwände sind gefallen und von den innern Bauwerken der Vorzeit das Rathhaus und die Burg der Grafen von Montfort, die hier residirten.

---

29. November 1850, mit der es von Österreich zum Verzicht auf die bisher betriebene Unionspolitik gezwungen wurde.

[5303] Ebenfalls am 20. Oktober 1860 erlassen, trat es nie in Kraft, da es durch das Patent vom 26. Februar 1861, das den mit dem Oktoberpatent (siehe hierzu S. 1699, Anm. 5301) eingeschlagenen Weg in Richtung eines liberaleren Föderalismus fortführte, aufgehoben wurde.

Die Alterthumsforscher vermuthen aus einigen Ueberresten die Stätte eines römischen Kastells, denn man findet hier, wie auf der Stelle, auf welcher man die Ueberbleibsel vom alten Brigantium zu suchen hat (am Wege nach Lautrech, auf dem sogenannten Oelrain bis zur Riedenburg hin), noch viele und zum Theil sehr werthvolle römische Alterthümer. Zwischen der oberen Stadt und dem Kloster der Dominikanerinnen zu Thalbach erhebt sich auf einem reizenden Hügel die Pfarrkirche zu St. Gallus, in welcher der Reisende gern bei einzelnen Grabinschriften verweilt; so beginnt vom alten tapfern Oberst Schoch[5304], der in der bregenzer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs eine Rolle spielte, eine Grabschrift:

Allhier in diesem Loch
Liegt Oberst Kaspar Schoch etc. etc.[5305]

Prachtvoll ist von diesem Friedhofe der Blick über den See und in das Rheinthal und rückwärts in die waldreiche Schlucht des Pfändergebirgs; noch umfassender aber finden wir ihn, wenn wir an dem Monumente des Feldmarschalllieutenants von Hotze[5306] (fiel im Jahr 1799 bei Schännis) vorüber den nächsten Weg auf den Gebhardsberg einschlagen. In einer halben Stunde erreichen wir die Felsenkuppe, auf welcher einst das Schloß Hohenbregenz prangte. Jetzt erinnern nur noch wenige Trümmer an dasselbe, und ein weithin berühmtes Wallfahrtskirchlein leuchtet mit seinen schlanken Thürmchen über dem grauen Gemäuer. Neben dem Kirchlein steht ein Wirthshaus mit einem Altane über jäher Höhe. Hier ist die Fernsicht nach drei Seiten frei und überraschend großartig, wenn sie auch die auf dem 3360 Fuß hohen Pfänderberge, dem letzten westlichen, fast ganz isolirten Ausläufer der vorarlbergischen Alpen, bei Weitem nicht erreicht. Wir sehen vor uns den See in seiner ganzen Länge bis nach Konstanz und bis an den Untersee, rechts das lachende Schwabenufer, links von der Rheinmündung bis Rheineck, wo die St. Galler Vorberge die Fortsetzung des Seeufers verbergen. Ein tiefer Grund, aus welchem die Bregenzerach hervor- und dem See zustürzt, scheidet den Bregenzerwald von den Vorarlbergen. Drüben öffnet sich das Rheinthal mit seinem Kranze von Hochgebirgen, und dorthin soll man beim Sonnenaufgang blicken, um die werdenden und vergehenden Farben, Formen und Lichter, im Thal und auf Höhen, eine täglich neue Schöpfung, zu bewundern.

Der Bodensee und sein Uferland gehören, wir wiederholen es, zu den schönsten Stellen der Erde. Hier ist Alles vereinigt, was Auge und Herz am höchsten entzückt: des Hochgebirgs Majestät, die Thäler und Ebenen, wo „wie ein Garten das Land zu schauen ist“[5307], die Pracht eines großen Wasserspiegels, und dies Alles in edelster Harmonie. Wir scheiden darum ungern von unserem Schwabenmeere, aber mit der Hoffnung, recht bald durch ein anderes Bild dahin zurückgeführt zu werden.

H[5308]

[5304] Caspar von Schoch (1610–1672).

[5305] Die von Schoch selbst verfaßte Inschrift auf dem Epitaph lautet korrekt folgendermaßen: „D. CASPARUS SCHOCH – ALLHIE LIGT DER MADENSACK. NUN HELFEN DICH WEDER PISTOLL NOCH PRACHT. WEIL DU ABER DEN GRABSTEIN HAST BEIZEITEN GMACHT, WIRDT DICH HOFFENTLICH GOTT NEMEN IN OBACHT. ANNO MDCLXXII. HODIE MIHI CRAS TIBI. GOTT WOLL UNS ALLEN GNÄDIG SEIN. AMEN.“

[5306] Friedrich Freiherr von Hotze (1739–1799), Schweizer Militär in österr. Diensten. 1851 hatte man ihm auf dem Bregenzer Friedhof ein Denkmal gesetzt.

[5307] Zitat aus Friedrich Schillers „Wilhelm Tell […].“ (Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1804), „Dritter Aufzug.“, „Dritte Scene,“, S. 126.

[5308] Die Initiale „H“ könnte für den Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101) stehen.


BREGENZ
Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 172.

Benediktinerabtei Göttweih[5309].

Eins der stolzen Hochstifter Oesterreichs, die an Glanz, luxuriöser Ausstattung und Einkünften Fürstensitzen gleich sind. Die Abtei wurde 1083 vom Bischof Altmann[5310] von Passau gegründet. Nachdem ein Brand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts[5311] den alten Bau zerstört hatte, wurden die prächtigen Gebäude aufgeführt, die jetzt noch die Zierde der Gegend sind. Abt war damals der berühmte Geschichtsschreiber Bessel[5312], der Verfasser des „Chronicon gottwihcense". Das Kloster enthält eine reiche und interessante Bibliothek und werthvolle wohlgeordnete Sammlungen von Naturalien, Münzen, Alterthümern und Kunstsachen aller Art. Seine Lage, auf einem steilen Berge in der Nähe von Furth an der Donau, gewährt einen reizenden Blick in das weite gesegnete Thal des stolz dahin wallenden Stromes.

[5309] Heute Göttweig.

[5310] Altmann von Passau (ca. 1015–1091), seit 1065 Bischof von Passau.

[5311] Nach dem Brand von 1718 zog sich der Neubau des Stiftes nach Plänen von Johann Lucas von Hildebrandt (1668–1745) bis ins Jahr 1750 hin, um schließlich eingestellt zu werden, ohne daß jemals mehr als etwa ein Drittel der ursprüngl. Pläne realisiert worden wären.

[5312] Gottfried Bessel (1672–1749), 1714 zum Abt des Benediktinerstifts Göttweig in Niederösterreich gewählt.



GOTTWEIH

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen. Eigenthum der Verleger.

Meyers’s Universum

Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst.

Oktavausgabe.

Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band.

Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1863.

Enthält: Meißen (1863).

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 58-62.

Meißen.

Meißener Markgrafthum, Burggrafthum, Bisthum, – Meißener Kreis, – Meißener Erb- und Kreisamt, Prokuraturamt, Stiftsamt, Schulamt, – Meißener Dom, – Meißener Gulden[5313], Meißener Porzellan, Meißener Wein: wie bedeutend muß die Stadt sein, welche in der Geschichte, im Staatswesen, in der Baukunst, im Verkehr und in der Industrie ihren Namen so angesehen und so geltend zu machen wußte! –

Verlassen wir die Riesa-Dresdener Eisenbahn dem imponirenden Bilde der Stadt Meißen gegenüber, um durch die anmuthige Flur auf breiter Straße nach ihren lockenden Höhen zu wandeln.

Je näher wir den ragenden Thürmen der Stadt, des Doms und des Schlosses kommen, um so mehr schwindet allerdings die Täuschung über die Größe der Stadt, desto unansehnlicher wird die Mehrzahl der Wohn gebäude, aber desto reizender ist das Gesammtbild von Strom und Dom, von Schloß, Stadt und Vorstädten, Weinbergen und Waldhügeln, wenn wir es endlich von der stattlichen Elbebrücke aus betrachten. Wir müssen uns gestehen, daß hier der Raum für eine große schöne Stadt vom Schicksal abgesteckt war, aber die Zeit ist unbenutzt verronnen, zu welcher der Ausbau hätte vollendet werden sollen.

Meißen hat in der Jugend seinen Lebenszweck verfehlt. Als auf dem Syenitfelsen seines Schloßbergs eine dreifache Residenz sich erhob, als Markgrafen, Bischöfe und Burggrafen zugleich auf ihm ihre Sitze aufgeschlagen hatten, konnte es nicht lange an Kämpfen zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht fehlen, und da nicht selten bei solchen Fehden in den Augen der Bürger der Bischof als der Stärkere erschien, so hielten sie nicht treu genug zu ihrem Markgrafen. Zu der Mark derselben, wie der deutsche König Heinrich I.[5314] sie um 822 bis 829 gegründet, gehörten jedoch außer Meißen noch die Städte Lommatzsch, Nossen, Leisnig, Mügeln, Kolditz, Dresden, Bautzen und Kamenz; es stand somit den weltlichen Herren die Wahl einer andern Residenz offen, und sie wählten Dresden.

Allerdings zeigten die Bischöfe sich der Stadt als gnädige und wohlwollende Herren; der herrliche Dom, das reiche Stift und St. Afra sind Zeugen dafür. Diese schätzbare Huld fiel jedoch in eine Zeit, in welcher der geistliche Segen allein nicht hinreichte, um Städte groß zu machen: er mochte bürgerliches Wohlleben um sich verbreiten und einzelnen Familien zu Reichthümern verhelfen, aber die Städtegröße ruhte allezeit auf weltlichem Grunde, Gewerbfleiß und durch fürstliches Interesse geschützte Verkehrswege und Märkte förderten hauptsächlich das Städtewachsthum im ganzen Mittelalter. Vom Ende desselben an beginnt die Periode der künstlich groß gezogenen Residenzen, für welche namentlich im protestantischen Deutschland die eingezogenen Kirchen- und Klostergüter treffliche Mittel boten. Gerade zu dieser Zeit hörten aber in Meißen mit dem Bisthum die geistlichen Residenzfreuden auf, während die Fürsten sich längst in Dresden häuslich niedergelassen hatten. Die einstige Hauptstadt von Meißen, des Landes, durch welches Sachsen und Thüringen verbunden wurden, war zur Landstadt herabgesunken, der nur um ihres Schlosses willen sich die fürstliche Obsorge bisweilen zuwandte; dabei ward ihr in keinem der großen europäischen Kriege, die in Deutschland ihre Schlachtfelder fanden, ihr Theil Elends erspart. Und als sie sich aus allen Niederlagen, Beraubungen, Verlusten und Verwüstungen nach und nach, in neuerer Zeit besonders durch die eifrige Benutzung ihrer glücklichen Verkehrslage, wieder erhoben, da nimmt die Eisenbahn auch diesen Vorzug von ihr, indem sie dieselbe zur Seite liegen läßt und sie so zum zweiten Male zu einer Landstadt hinabdrückt, die abseits vom großen Verkehrsstrom

[5313] Der meißnische Gulden, Abk. Mfl., war ein in Sachsen im Jahr 1490 auf 21 Groschen gesetzter rheinischer Goldgulden und von 1542 bis 1838 eine Rechnungsmünze (ein fiktiver Rechnungsgulden) im selben Wert.

[5314] Heinrich I. der Vogler (ca. 876–936), seit 912 Herzog von Sachsen und ab 919 König des Ostfrankenreiches.



MEISSEN

Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

dahin leben muß. Die spätere Zweigbahnverbindung[5315] hat das im Konkurrenzkampf Verlorene nicht wieder gebracht.

Verlassen wir die Brücke und gehen in die Stadt; wir sehen uns bald von freundlichen Häusergruppen umgeben und wandeln durch reinliche Straßen dahin. Die Zahl der Häuser der Mittel- und Oberstadt sowie der Vorstädte beträgt ungefähr 600, die der Einwohner über 6000. Von den hervorragendsten Gebäuden der Stadt fesseln uns das Rathhaus, das Gewandhaus und der Marstall, von den acht Kirchen die schöne Stadt- und Frauenkirche, die zu St. Afra und der Dom. Zur Afrakirche steigen wir auf den Afraberg, dessen Klosterbauten seit dem Jahre 1543 der berühmten Fürstenschule gleichen Namens geöffnet sind. Vom Afraberge führt eine Brücke von einem einzigen Bogen zum Schloßberge, auf welchem wir zu Meißens schönstem baulichem Schmuck, zu seinem Dom und seiner Albrechtsburg gelangen.

Meißens Domkirche ist ein Meisterstück altdeutscher Baukunst. Ihre erste Gründung soll sie den Kaisern Heinrich I. und Otto I.[5316] verdanken; dieser Bau ward jedoch zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch Feuer stark verwüstet. Da vollbrachten die Bischöfe Willigo I.[5317] (1266–1293) und Willigo II.[5318] (1312–1343) den neuen Bau, wie er noch gegenwärtig steht, mit Ausnahme der beiden westlichen Thürme, welche kurz nach ihrer Vollendung der Blitz entzündete und zerstörte. An ihre Stelle verunstaltete lange Zeit ein vom Volke sogenannter „Schafstall“ diesen Kirchentheil, bis eine gefällige Plattform, die das Uebel wenigstens milderte, den Namen des „breiten“ Thurms für denselben rechtfertigte; desto kühner strebt der östliche, sogenannte „höckerige“ Thurm mit seiner sechzig Fuß hohen kunstvoll durchbrochenen Spitzsäule zum Himmel auf. Das Innere des Doms ist zwar längst seines ganzen alten Schmucks beraubt, aber dadurch auch von mancher Ueberladung befreit worden, so daß der mächtige Bau in seiner Größe (hohes Chor, Schiff und Begräbnißkapelle sind zusammen 160 Ellen[5319] lang) und Einfachheit seine Wirkung auf das Gemüth nicht verfehlt. – Die Geschichte der Herrscher Sachsens hat in Meißen ihre ältesten Denkmale zu suchen, und in diesem Dome stehen die ältesten Grabsteine ihrer Geschlechter. Die Begräbnißkapelle blieb daher vor wie nach dem Ende der bischöflichen Zeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Pflege von Seiten der sächsischen Regenten. Außer der Begräbnißkapelle befinden sich in und an der Domkirche noch neun andere verschiedene Kapellen.

Von der Stätte, wo die Fürsten, Bischöfe und Ritter längst „in Gott ruhen“, wenden wir uns zu den Räumen, wo die meisten von ihnen geweilt und gewirkt haben. Das Schloß oder die Albrechtsburg, ursprünglich von Heinrich I. auf dem Fels gegründet, mußte durch den Kurfürsten Ernst[5320] und den Herzog Albert[5321] in den Jahren 1471 bis 1483 von Neuem auf gebaut werden, erhielt jedoch den heutigen Namen erst nach einer abermaligen Restauration im Jahre 1676 durch Johann Georg II.[5322] Es ist ein fester Bau, von dessen sechs Stockwerken fünf gewölbt sind, und die Wendeltreppe des freistehenden Thurms wird als ein Meisterstück der Baukunst gepriesen. – Trotz aller dieser Herrlichkeiten würde vielleicht auch diese Burg dem Schicksale nicht entgangen sein, das so viele ehedem hochgefeierte Fürstensitze traf, vielleicht hätte irgendwelche staatswirthschaftliche Rücksicht dazu veranlaßt, auch sie, wie z. B. die Plassenburg, die Koburg u. s. w., in ein meißnisches Zucht- und Irrenhaus zu verwandeln, wenn nicht durch ein meißnisches Glück ihr ein ehrenvolleres Loos bestimmt worden wäre.

[5315] Am 9. Juli 1860 hatte der erste Spatenstich zum Bau der Stichstrecke Coswig–Meißen stattgefunden, und bereits am 1. Dezember 1860 konnte die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie den Personenverkehr aufnehmen.

[5316] Kaiser Otto I. der Große (siehe hierzu S. 461, Anm. 1305).

[5317] Withego I. von Furra († 1293), seit 1266 Bischof von Meißen.

[5318] Withego II. von Colditz († 1342), seit 1312 Bischof von Meißen.

[5319] In Sachsen 0,5664 m.

[5320] Ernst (1441–1486), seit 1464 Kurfürst von Sachsen, Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meißen.

[5321] Albrecht der Beherzte (1443–1500), seit 1464 Herzog von Sachsen und als Albrecht III. Markgraf von Meißen.

[5322] Johann Georg II. (1613–1680), seit 1656 Kurfürst von Sachsen und Erzmarschall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Im Jahre 1705 mußte Johann Friedrich Böttger[5323], der deutsche Erfinder des Porzellans, auf Befehl des Königs August II.[5324] das Laboratorium, in welchem er für diesen Monarchen seine Versuche zu machen hatte, in die Albrechtsburg verlegen, um gegen allerlei Neugier, besonders aber gegen die Raubgier der Schweden gesichert zu sein. Dabei war jedoch die Aufsicht, welche den deutschen Erfinder des Porzellans umgab, nicht weniger streng gegen ihn selber, als gegen den äußern Feind gewendet: er lebte als wandelndes Staatsgeheimniß fortan in fortwährender Gefangenschaft, eben so sein gesammtes Arbeitspersonal, so daß dennoch auch von der Meißener Albrechtsburg ein zuchthäuslicher Anstrich nicht ganz fern gehalten werden konnte. Nachdem diese berühmteste aller Porzellanfabriken später noch eine Zeit lang auf dem Königssteine untergebracht worden war, hat sie die Burg von Meißen erst in neuester Zeit wieder verlassen, um sich in der Stadt Meißen selbst nieder zu lassen. Ihre Glanzzeit ist übrigens vorbei und ihre Einträglichkeit vorüber. Sie konnte dem Schicksale aller fürstlichen oder staatlichen Erwerbsanstalten nicht entgehen: trotz der Vortrefflichkeit ihrer Leistungen erliegt sie der rührigen Konkurrenz der freien bürgerlichen Industrie, und zwar von Rechts wegen; daher konnte auch der den fürstlichen Anschauungen in gegenwärtiger Zeit nahe liegende Plan, das Schloß seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechend zu restauriren und die Porzellanfabrik anderswohin zu verweisen, wunderlich nur für Leute erscheinen, welche über Schlösser, Restauration und Industrie ihre eigenen ungemüthlichen Gedanken hegen. In solcher Leute Augen wirft auch das Thal und die Ebene jenseits der Elbe ein anderes Bild, als in korrekte Unterthanen-Augen; vor ihren Blicken wandelt das Schicksal des Landes noch heute über die Fluren, und sie sehen in der Vergangenheit das Spiegelbild der Zukunft.

Just wie vor tausend Jahren gestaltet sich heute für Deutschland der Kampf, der auf diesen Feldern im Großen und Kleinen gestritten worden ist: der Kampf des deutschen Wesens gegen das Slaventhum.

Wir stehen hier auf einem Boden, um welchen Slaven und Germanen Jahrhunderte gerungen haben. Zur Zeit, als die Hermunduren den Thüringern hatten weichen müssen, im Uebergang von der Morgendämmerung der Sage zum ersten Sonnenstrahl der Geschichte, finden wir die Sachsen von den Sorben bedrängt, die bereits bis zur Elbe vorgedrungen waren. Noch schwächer wurde der Widerstand der Sachsen nach dem Untergang des thüringischen Reiches. Die Macht der Slaven breitete sich bis zur Mulde und bald bis zur Saale aus; die Sorbenburg bei Saalfeld ragt noch heute als ein Grenzstein ihrer Geschichte. Erst als die Franken von Westen her ein neues germanisches Reich aufbauten, stießen auch die Slaven wieder auf einen ebenbürtigen Gegner. Der Kampf zwischen beiden ist ein hundertjähriger geworden, und wir finden hier zum ersten Male ein Bündniß deutscher Fürsten mit dem Reichsfeinde zur Wahrung ihrer Selbständigkeit. Dies geschah um 630; die Sachsen verbanden sich mit den Slaven, um „ihre Freiheit“ gegen die Franken zu vertheidigen. Vergeblich, Thüringer wie Sachsen mußten den Franken sich beugen, und Karl der Große legte sein Schwert auch auf diese Länder. Burgen und Marken wurden gegründet, und das Germanisirungssystem der rohen Gewalt begann sein Wirken gegen das Slaventhum. Es geschah viel; schon im 10. Jahrhundert waren die Deutschen zwischen Saale und Mulde wieder vollkommen Herr; aber die Sicherheit der Herrschaft vermochten sie nie zu gewinnen, durch alle Jahrhunderte nicht, und nicht – bis auf diesen Tag. Wir haben hier keine Geschichte zu schreiben, nur einen vergleichenden Blick können wir auf ihr Gebiet werfen, um auf parallellaufende Züge des Schicksals hinzuweisen. Heute, nach tausend Jahren, sind die Slaven in Deutschland noch ein mächtiger Volkstheil, sind sie Herren von unsern wichtigsten Grenzländern; noch heute vertheidigen sie in der Lausitz die größte Insel irgend eines fremden Volksthums in irgend einem Lande, noch heute sind sie bereit, in Ostpreußen, Posen und Schlesien, wie in Böhmen und Mähren, in Steiermark und Illyrien der slavischen Weltmacht des Ostens[5325] die Hand zu bieten zur Erneuerung des tausendjährigen Kampfs gegen das Germanenthum, und abermals werden sie zu einer solchen That von der selben Nation ermuthigt, die schon vor Jahrhunderten, wie fremd ihnen auch in Stamm und Wesen, doch den Kern ihrer Existenz bildet: von den Ungarn.

[5323] Johann Friedrich Böttger (1682–1719); am 15. Januar 1708 gelang es ihm, in der Jungfernbastei der Festung Dresden das erste europäische Hartporzellan zu erzeugen.

[5324] Friedrich August I. (1670–1733), seit 1694 Kurfürst und Herzog von Sachsen sowie ab 1697 in Personalunion als August II. König von Polen-Litauen.

[5325] Rußland, das die Idee des Panslawismus mit Nachdruck verbreitete.

Die Ungarn waren es, deren kriegerischer ewig frischer Nationalgeist nicht nur in den Donau- und Theißländern die Herrschaft behauptete, sondern von dort aus alle slavischen Völkerschaften wach erhielt, indem er sie bald selbst bekämpfte, bald zum Kampf an allen Grenzen verführte, am längsten und heftigsten gegen die Deutschen und die Türken. Jeder Schulknabe weiß es, wie weit die Verwüstungen der Ungarn in Deutschland reichten, er weiß, wo Merseburg[5326] und wo das Lechfeld[5327] liegt, und die Geschichte unserer Tage sagt uns, daß der Volksgeist der Magyaren nicht zu brechen war selbst durch die mächtigsten und die zerfressendsten Gewalten, welche Diplomatie und Pfaffenthum gegen eine Nation anwenden kann. Wir ehren und preisen diesen tapfern Geist, wir preisen seinen Kampf und ehren seinen Sieg: aber trotzalledem dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß dieser Geist ein deutschfeindlicher ist, daß er den Brüsten flucht, aus denen er den besten Theil seiner Kultur und Bildung gesogen. Und wissen wir auch, daß der Deutschenhaß durch die Dynastien erzeugt und großgezogen worden ist und daß er, mit der steigenden politischen Einsicht der Ungarn und der steigenden nationalen Entwickelung des deutschen Staatslebens verschwinden wird, so ist doch eine zweite geschichtliche Erfahrung vollkommen geeignet, die Deutschen wenigstens vor der allzublinden Gemüthspolitik liberaler Sympathien zu verwarnen, wo die Sorge um die eigene Existenz an andere Pflichten mahnt. Das slavische Element hat seine Widerstandslust gegen die germanische Herrschaft allezeit nur am ungarischen Herde aufgewärmt, und wie vor Jahrhunderten ist's noch heute: vom Czechen und Lausitzer bis zum Bewohner der windischen Mark[5328] und der illyrischen Alpen, von der Nordsee bis zur Adria ist in allen slavischen Völkern der deutschfeindliche Geist erwacht, seitdem die Nation der Magyaren im unblutigen Kampfe den glorreichsten Sieg über die Politik der Kaiser deutschen Stammes errungen[5329]. Schmeicheln wir uns nicht in einen Traum der Sicherheit ein, weil für den „Selbständigkeits- und Freiheitstrieb“ dieser Völker auf keinem Throne eine Protektorhand sich erheben werde: wo eine Schwächung Deutschlands in Aussicht steht, hat eine solche Hand sich stets gefunden, Deutschland hat aber festzuhalten an dem, was es hat, und erst, wenn es ihm je gelingen sollte, das wieder zu erobern und mit sich zu vereinigen, was es verloren hat, erst wenn ihm sein Recht geworden, darf es daran denken, gegen alle Welt den Großmüthigen zu bethätigen, nicht bloß zu spielen, wie bisher.

[5326] Die Schlacht bei Riade im Gebiet der Helme-Unstrut-Niederung oder im Raum um Merseburg gegen die Ungarn am 15. März 933.

[5327] Die Schlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg gegen die Ungarn am 10. August 955.

[5328] Slowen. Slovenska krajina, ein Teil des heutigen Sloweniens.

[5329] Mit dem kaiserl. Diplom vom 20. Oktober 1860 hatte die ungar. Verfassung von 1848 im Wesentlichen wieder ihre Gültigkeit erlangt. Damit waren die ungarische Hofkanzlei (lat. Cancellaria Aulica Hungarica), die Komitatsverwaltung, die ungarische Justiz mit der Curia regia und dem Judex curiae in Pest, das Amt des Tavernicus (Schatzmeister) und die ungarische Sprache als Amtssprache wiederhergestellt. Man bestand darauf, daß auswärtige Beamte das Feld zu räumen hätten, und die Gültigkeit der von Wien vorgegebenen Gesetze für Ungarn aufgehoben sei. Das Ergebnis dieser zunehmenden ungar. Autonomiebestrebungen sollte dann der österr.-ungar. Ausgleich von 1867 sein, mit dem Ungarn schließlich die völlige innenpolitische Unabhängigkeit errang.

Meyers's Universum

Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst.

Oktavausgabe.

Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band.

Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1863.

Enthält: Donaueschingen (1863).

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 34-37.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 19-22.

Donau-Eschingen.

Zwei deutsche Gebirgler, Brigach und Brege geheißen, Beides frische Schwarzwäldler, kamen in Liebe zusammen und erzeugten ein kräftiges Kind, das man die Donau nannte. Früher hielt man es, weil so groß und prächtig geworden, für einen fürstlichen Sprossen ans dem Eschinger Schloßbrunnen; daran glaubt aber Niemand mehr, seit es nicht mehr nöthig ist, daß alles Große fürstlichen Ursprungs sei. Ich stand an des Kindes bürgerlicher Wiege und hatte, in das Blinken und Spielen seiner klaren Augen versunken, einen unglaublichen Traum.

Mir war, als wandelte ich das Wasser entlang durch die schönen Lande, aber sie waren schöner, als ich sie je gesehen, denn das Volk, das an den Ufern wohnte, stand alleweg da als ihr herrlichster Schmuck. Es waren Leute mit geradem Rücken, denen neben dem Selbstbewußtsein der eigenen Kraft der Stolz und das Hochgefühl aus den Augen leuchtete, die Jeden erfüllt, der einer mächtigen Gemeinschaft angehört. Darum wunderte ich mich nicht, als ich zwischen Möringen[5330] und Tuttlingen die Grenzwappen nicht mehr sah, und ebenso wenig vermißte ich sie weiter in's Reich hinein. – In Ulm schien die Sonne auf ein großes Banner, das auf dem Dome prangte, und die ältesten Leute waren so glücklich, sich nicht mehr zu erinnern, daß es je einmal zweiunddreißigerlei Bundestruppen[5331] gegeben; es waren eitel deutsche Soldaten, die hier zur Wehr neben dem Bürger standen. Und nirgends den ganzen Strom entlang, auch nicht in Ingolstadt, spiegelte eine Kutte sich im Strom, nirgends trübte ein verzerrtes Lebensbild die Freude an Gottes Werken. Plötzlich saß ich zu Schiff, und wie ein Sturmvogel jagte der Dampfer an Städten und Bergen, Menschen und Fluren dahin, und überall erscholl freudiges Grüßen vor der schwarzrothgoldenen Flagge, die am Maste flatterte, sogar in Linz und in Wien, ja, was mir selbst im Traume wunderbar erschien, sogar in Preßburg und in Ofen-Pesth[5332]. Nirgends eine Spur von Haß gegen die „Schwaben," es war, als ehrten sich freie Völker um der Freiheit willen. Weiter sauste das Schiff, da lag Belgrad[5333], und auf seinen Thürmen prangte der Adler und das Kreuz[5334], und ehe ich nach dem Halbmond[5335] fragen konnte, begrüßte mich großer Jubel in Galatz[5336] von deutschen Schiffen mit den

---

[5330] Möhringen; nahezu 400 Jahre im Besitz des Fürstenhauses Fürstenberg war es 1806 an das Großherzogtum Baden gegangen, bildete also bis ins 20. Jhd. die Grenze zum württemb. Tuttlingen, in das es 1973 als neuer Stadtteil eingemeindet wurde.

[5331] Ulm war – neben Landau, Luxemburg, Mainz und Rastatt – Bundesfestung und mit Soldaten der über dreißig Mitglieder des 1815 auf dem Wiener Kongreß konstituierten Deutschen Bundes bemannt.

[5332] Pest (osman. پسته, Peste bzw. پشته, Peschte) und Buda (osman. بودين, Būdīn; dt. Ofen) bilden heute die ungar. Hauptstadt Budapest.

[5333] Serbokroat. Београд/Beograd (siehe hierzu S. 805, Anm. 2467).

[5334] Hiermit dürfte das Wappen Serbiens gemeint sein, dessen doppelköpfiger weißer Adler als Brustschild in Rot ein silbernes griech. Kreuz trägt.

[5335] Die Flagge des von 1299 bis 1922 bestehende Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 188, Anm. 497 u. S. 190, Anm. 513).

[5336] Heute das rumän. Galați (siehe hierzu S. 336, Anm. 966).



DONAU-ESCHINGEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Flaggen des Reichs, und vor der Sulina[5337] schimmerte eine ganze Flotte unter diesem Zeichen, und ich schwamm in Seligkeit deutscher Ehren. „Ist's denn möglich?" rief ich im Traume laut und erwachte von dem Rauschen der kleinen Donauwellen, das mir wie ein höhnisches „Ja!" erklang.
Ein solch höhnisches „Ja!" klingt jedem Deutschen im Ohre, der seine Gedanken die Donau entlang schweifen läßt, um das Maß deutscher Macht an ihren Ufern zu prüfen. Es ist, trotz bayerischer Ruhmestempel[5338] und griechischer Walhalla[5339], ein schweres Suchen und ein ärmliches Finden, seit dem der große Wandel der Politik unserer Tage[5340] die Säulen der alten Herrschaft gebrochen und die der neuen noch nicht aufgerichtet hat, und seitdem die Sünden der Väter jener alten dynastischen Politik, unter welcher ganz Europa zur Domaine weniger Familien ward, heimgesucht worden an den Kindern, die sich in die nationale Politik nicht finden können. Wir wollen die Idee dieser Politik hier nicht weiter ausspinnen, wohl aber andeuten, daß dieselbe nirgends weniger neu ist, als in Deutschland. Das deutsche Volk zeigte durch seine besten Männer unzählige Male in allen Jahrhunderten den einzigen versöhnenden Weg an zwischen den nur scheinbaren Gegensätzen des Dynastischen und Nationalen; tausend Stellen der deutschen Geschichte. zeugen dafür, daß unsere Nation stets durch Dick und Dünn mit ihren Fürsten ging, sobald diese die Bahn einer vaterländischen Pflicht verfolgten, sobald es galt, ein Gesammtgut der Nation zu erringen oder zu vertheidigen, sobald des Führers Ziel ein patriotisches war. Trotz alledem mußte sie nach jeder Erhebung, durch die eine Dynastie gerettet ward, den bittersten Lohn für solche Volksthaten ernten: wenn man dieselben nicht ignoriren, als „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" ansehen oder als „Etwas, das man sich selbst herausgenommen," sogar bestrafen konnte (wir erinnern an die Behandlung der Freiwilligen des Befreiungskriegs von 1813–1815[5341] und des schleswig-holsteinischen Kriegs von 1847 bis 1848[5342] in mehren deutschen Ländern!), so wand man wenigstens mit listiger Miene den Kämpfern die Waffen möglichst bald aus der Hand, warf über den Eichenkranz des Volks den fürstlichen Purpur und war vor Allem besorgt, für die patriotische That der „Angestammten" bei den Ebenbürtigen auf anderen Fürstensitzen sich zu entschuldigen. Der Dynastien oberste Sorge war, sich frei, oder nach ihren Begriffen „rein" vom Nationalen zu halten. Die Götter bewohnten den Olymp allein und geruheten sich in Frenden und Frieden zu umarmen, während die Völker sich noch die Schädel einschlugen, um aus Strömen von Blut Lorbeerblätter für den Scheitel der Unsterblichen aufzufischen. –

So „entsetzlich rein" vom Nationalen hielten sich aber die Dynastien, daß sie vom Volk zuletzt gar nichts mehr wissen wollten und geflissentlich die Bewegung des Staatslebens rückwärts lenkten, dahin, wo der Zustand der Barbarei ihr Ende zu werden drohte. Wer erkennt nicht die Spuren von dem Blute, das erst fließen mußte, ehe man von jener Richtung abließ, das überall floß, wo man der Stimme redlicher Männer kein Gehör gab, ja, das sogar vergeblich geflossen, wo irgend nur die dynastische Macht stärker war, als der nationale Drang! – Die Versöhnung Beider ist trotz aller jammervollen Erfahrungen und trotz der drohendsten Winke des Schicksals anderer Länder in Deutschland noch immer nicht gelungen; noch heute steht die Eifersucht auf das eigene Wappen, auf den eigenen Schlagbaum höher, als Volk und Vaterland, und noch heute gibt es Dynastien, deren erste Sehnsucht die nach Ihresgleichen ist, einerlei auf welcher Völker Thronen sie sitzen, über welche Zungen sie herrschen, maßen im modernen Olymp nur eine Zunge, die französische, herrscht; noch heute gibt es Dynastien, die täglich sich die Hände „rein" waschen von allem Nationalen, um nichts „gemein" zu haben mit dem Volke; noch heute gibt es Dynastien, welche eine Solidarität aller Gekrönten in Europa der Gesammtheit der „Unterthanen" gegenüber für die einzig mögliche Politik in Europa halten und die schon deshalb allem Nationalen feind sind, weil die Anerkennung desselben auch auf einfältige Begriffe von Vaterland und

---

[5337] Als Sulinaarm bezeichnet man den mittleren Mündungsarm der Donau ins Schwarze Meer.

[5338] Die Befreiungshalle bei Kelheim (siehe hierzu S. 877ff.).

[5339] Siehe hierzu S. 1024, Anm. 3042

[5340] Die Folgen der Revolution von 1848/49.

[5341] Die Befreiungskriege gegen die napoleonische Fremdherrschaft.

[5342] Hiermit ist die Schleswig-Holsteinische Erhebung von 1848 bis 1850 gemeint, die mit dem dän. Sieg bei Idstedt am 24./25. Juli 1850 niedergeschlagen worden war. Kombattanten auf dt. Seite wurden nach dem Krieg z. T. in Haft genommen.

Vaterlandsliebe einwirken würde, durch welche leicht in die feinsten Gewebe dynastischer Diplomatie störende Fehler sich einschleichen könnten.

Diese „rein“ dynastische Politik ist es, welche auch dem Kinde des Schwarzwalds schon so oft die Fluthen trübte, welche die Donau nicht froh werden ließ auf ihrem ganzen Laufe, trotz aller dynastischen, hierarchischen und patrizischen Herrlichkeit, die an ihren Wassern gedieh.

Sie aber kann nichts dazu, denn ihre Quelle ist rein und an ihrer Wiege sah sie Männer stehen, die voll hohen nationalen Glaubens, dynastischer Treue und religiöser Wahrheit muthig vor Thronen redeten; sie thaten ihre Mannes-, Bürger- und Priesterpflicht, die braven badischen Männer, der Wessenberg[5343], Deutschlands ehrlichster Priester, der dem Kampf mit der römischen Schlange erlag, weil dies der Dynastie so gefiel trotz des sichtlichen Unheils, das dadurch nicht nur über das bisher so blühende Bisthum[5344], sondern über alle Glaubensgenossen in Deutschland kam; – der Zell[5345], der mannhaft zu ihm stand und deß Gedächtniß das Volk dankbar bewahren soll, und der Dritte im Bunde, Karl Egon[5346], Fürst zu Fürstenberg, vor dessen Residenz wir stehen. Die Donau konnte keinen würdigeren Hüter finden, als diesen edlen deutschen Mann mit dem freien Herzen unter dem Fürstensterne, und wenn der Segen aufgehen könnte, der von so braven Händen in ihre Wiege gestreut worden, so würde der Traum, der unglaubliche, den ich an dieser Wiege geträumt, dereinst glückselige Wahrheit werden.

Betreten wir nun die Stadt Karl Egons; sie ist es werth, daß wir aus deutschem Herzen uns ihrer freuen.

Donau-Eschingen liegt in einer schönen Ebene, oder, wie das Volk spricht, es liegt recht frei da in dem Winkel zwischen den beiden Quellflüßchen der Donau. Als kleine Residenz eines ehemaligen Reichsfürsten blieb die Stadt im Besitz aller der Baulichkeiten und Anstalten, durch welche meist jene vom Glück bevorzugten Orte vor gewöhnlichen Landstädtchen sich auszeichnen; so finden wir auch hier ein fürstliches Schloß[5347] von mehr als gewöhnlicher baulicher Schönheit und reichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen (Bibliothek[5348] von 30,000 Bänden, Gemäldegallerien, Handzeichnungen- und Kupferstichsammlung, Archiv mit vielen für die Geschichte Badens werthvollen Urkunden und Chroniken), einen botanischen und Schloßgarten mit herrlichen Anlagen, eine stattliche Kirche[5349], ein Theater[5350] (denkwürdig durch Eßlair's[5351] erstes Auftreten auf demselben), ein Gymnasium, einen Marstall u. s. w. Die hohe Façade der alten mit zwei Thürmen verzierten Pfarrkirche und die über die Straßen hereinragenden hohen Treppengiebel der meisten Wohngebäude erinnern vielfach an das hohe Alter der Stadt, während die freundlichen und wohlgepflegten Spaziergänge, die sie umgeben, und die schönen Parkanlagen des Schlosses, in welchen wir einem Monument Lessings begegnen, den Eindruck des Verfalls fern halten, den bei so vielen verlassenen Residenzen Deutschlands das mittelalterliche Grau ihrer

---

[5343] Ignaz Heinrich Karl, Freiherr von Wessenberg (siehe hierzu S. 1384, Anm. 4275).

[5344] Ignaz Heinrich von Wessenberg (s. o.) war gegen den Willen des Heiligen Stuhls von 1817 bis zu dessen Auflösung im Jahre 1821 dem Bistum Konstanz als Bistumsverweser vorgestanden.

[5345] Der Altphilologe und Archäologe Karl Zell (1793–1873), der auch viele Jahre lang der Badischen Zweiten Kammer als Abgeordneter angehörte.

[5346] Der für seine Zeit überaus liberale Karl Egon II. Fürst zu Fürstenberg (1796–1854).

[5347] Das ursprüngl. Schloß war 1723 errichtet, jedoch von 1892 bis 1896 vom Pariser Architekten Amand Louis Bauqué (1851–1903) im Belle-Époque-Stil grundlegend umgestaltet worden.

[5348] Der Altbestand der Bibliothek mit zahlreichen einzigartigen Handschriften (darunter auch eine Nibelungen-Handschrift sowie unschätzbar wertvolle Musikhandschiften) und zahllosen Erstausgaben aus dem 15. bis 19. Jhd. wurde zwischen 1980 und 2001 zum Großteil an andere Bibliotheken sowie über Auktionshäuser an Privathand veräußert.

[5349] Die von 1724 bis 1747 nach einem Entwurf des Prager Architekten Franz Maximilian Kaňka (1674–1766) erbaute kath. Stadtpfarrkirche St. Johann.

[5350] Das 1784 nach Plänen von Johann Christian Keym (Lebensdaten nicht ermittelt) erbaute fürstl. Hoftheater.

[5351] Der aus Slawonien gebürtige österr. Schauspieler und Regisseur Ferdinand Eßlair (1772–1840).

Mauern hervorruft. Auch an Behörden fehlt es der Stadt nicht, da großherzogliche und fürstliche hier ihren Sitz haben. Die Bewohner sind, wie die aller kleineren Städte in fruchtbaren Gegenden, Bürger und Bauern zugleich oder wenigstens so weit, daß von der etwa Vierthalbtausend Seelen starken Einwohnerschaft der landwirthschaftliche nnd der gewerbtreibende Theil sich die Wage halten. Nur die Brauerei[5352] zeigte schon früher eine Thätigkeit von größerem Maßstabe.

In der Nähe der Stadt liegen die Trümmer der fürstlichen Stammburg Fürstenberg als ein Fingerzeig in die Vergangenheit, deren Geschichte für Donau-Eschingen bis in die Zeiten der Karolinger zurückreicht; und zwar ist diese Geschichte so außerordentlich deutsch, daß wir sie nicht zu erzählen brauchen: eitel Herrenwechsel, Versetzt-, Verschenkt-, Vererbtwerden an geistliche und weltliche Gebieter, denn die Stadt kam unter Anderm im langen Verlaufe der Zeit vom deutschen König Arnulf[5353] an die Oberzeller Kirche[5354], von dieser an die Blumenecke[5355], von diesen an die Steine[5356], von diesen an die Habsburger, von diesen an Fürstenberger, von diesen an Baden, und wird, wenn es dereinst wieder einmal einen deutschen König oder gar Kaiser geben sollte, von diesem wieder an – Deutschland kommen, falls das Schicksal nichts dagegen hat.

[5352] Die 1283 gegründete „Fürstlich Fürstenbergische Brauerei“ blieb bis 2004 in Familienbesitz; seit 2005 gehört sie zur Münchner „Paulaner Brauerei Gruppe“.

[5353] Arnolf von Kärnten (ca. 850–899), seit 887 König des Ostfrankenreiches und ab 896 römischer Kaiser.

[5354] Die Kirche St. Georg in Oberzell auf der Insel Reichenau.

[5355] Recte: an die Herren von Blumenfeld.

[5356] Es ist nicht ersichtlich, welches Adelsgeschlecht namens Stein hier gemeint ist.

Meyers's Universum
Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst.
Oktavausgabe.
Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band.
Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut
1863.

Enthält: Donaustauf (1862, 1863).
San Marino (1862, 1863).

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [77]-79.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 82-85.

Donaustauf.

Da, wo der bayerische Wald seine Füße in der Donau badet, zaubert er dem mit dem regensburger Dampfboot herabkommenden Reisenden eines der lieblichsten Strombilder vor die Augen, und wer sich daran recht erquicken will, der besteigt den Berg und läßt von den Trümmern der alten Bischofsburg aus seine Blicke weit in die Lande schweifen. Da dehnt unübersehbar sich die lebensvolle Ebene vor ihm aus, glitzernde Wasser-Adern drängen sich allenthalben aus den grünen Gründen und blauen Fernen heran, alle dem breiten Silberband der Donau zueilend. Und was webt die Phantasie nicht Alles ein in dieses Band? Siehst du nicht die gewaltigen Gestalten der Nibelungen, die verheerenden Finthen der Völkerwanderungen, die blitzen den Wappen und Wehren von allerhand Kriegsschaaren, die wehenden Banner und Feldzeichen von allerhand Nationen in unendlicher Reihe diesen Weg ziehen? Selbst die Sage führt ihre Lieblinge herbei, und zeigt uns, stromaufwärts, das Mädchen, das einst über den Strudel fahren wollte, aber

„weil es noch nicht lieben kunnt',
sank es in des Strudels Grund."[5357] –

Dort, am Horizonte, wo Himmel und Erde zusammenkommen, leuchten zwei Bergspitzen in reiner Luft bis Stauf herüber: das ist der Großglockner, der König der deutschen Alpen, und der Geißberg, der in Salzburg aufragt. Ein so großes Stück des Vaterlandes liegt vor dir. Und hinter dir erheben sich die Gipfel des bayerischen Waldes, und unter dir, zu deinen Füßen, rauscht der Wind über das weite Donaumoos, das ein großes Stück deutscher Vergangenheit bedeckt, denn dieses Bergschloß hat ein mächtiger Mann seiner Zeit, Albert der Große[5358], der Bischof von Regensburg, gebaut und bewohnt, bei welchem viele Große ein- und ausgingen und wo manche Verhängnisse geschmiedet worden sind. Die zwei größten deutschen Kriege griffen verderbend auf das Schicksal der Burg und des Fleckens ein, der so reizend am Fuß des Burgbergs liegt und seine Brücke so gastfreundlich über den Strom gespannt hat. Die Bischofsburg zerstörte der arge Ketzer Bernhard von Weimar[5359]; er nahm sie 1634 mit Sturm und sprengte ihre Werke in die Luft. Ihnen nach folgte die Reichsfreiheit des Marktes, als das deutsche Reich zusammenbrach[5360] und die napoleonischen Kriegsknechte sich in des Reiches Fetzen theilten. Ein Schatten des Reichs geht aber noch heute hier um: das alte Reichsposthorn begegnet uns hier auf

[5357] Zitat aus dem aus dem 18. Jhd. stammenden österr. Volkslied „Als wir jüngst in Regensburg waren". Die beiden letzten Verse der 2. Strophe lauten korrekt allerdings folgendermaßen: „weil sie noch nicht lieben kunnt', \ fuhr sie sicher über Strudels Grund."

[5358] Der Kirchenlehrer Albertus Magnus, auch Albert von Lauingen genannt (ca. 1200–1280), seit Anfang 1260 Bischof von Regensburg. Die Burg wurde jedoch bereits unter Bischof Tuto († 930) gegen die Ungarneinfälle errichtet.

[5359] Der Feldherr Bernhard Herzog von Sachsen-Weimar (1604–1639).

[5360] Im August 1806.

Schritt und Tritt, über den Pforten eines schönen Schlosses, prächtiger Parkanlagen, einer reizenden gothischen Kapelle, prunkvoller Ställe, auf den Schabraken[5361] edler Hengste, an den Aufschlägen gelbleuchtender Livreen.

Stauf ist nämlich die bevorzugte Residenz der berühmten Fürstenfamilie, welche dieses Zeichen in ihrem Wappen führt, ein Wappen, auf das sie mit gerechterem Stolz und Wohlbehagen blicken darf, als mancher Souverän auf das seine; hat doch das anspruchslose Posthörnchen der Welt mehr Nutzen und seinem Wappenträger mehr Ehre und Reichthum eingetragen, als eine ganze Menagerie der stolzesten Wappenthiere Werth ist.

Roger I. von Thurn und Taxis[5362], ein aus Italien nach Oesterreich eingewanderter Edelmann, verdient als der Vater der deutschen Post in unserem guten Andenken zu bleiben, zumal wenn wir uns einen Zustand unseres Vaterlandes zu vergegenwärtigen vermögen, in dem die Reisen der deutschen Ordensritter die einzige Beförderungsgelegenheit für Briefe, die Ordenshäuser die Postämter waren, und in der die reisenden Metzger als eine vorzügliche Einrichtung für den Lokalverkehr galten. Roger wurde von Kaiser Friedrich III.[5363] zum Ritter geschlagen und sein Sohn Franz, der 1516 die erste reitende Post zwischen Brüssel und Wien errichtete, zum ersten General-Postmeister ernannt[5364]. Noch in demselben Jahrhunderte ward Einer aus den Thurn und Taxis mit dem „Reichsgeneralerbobersten-postmeisteramt" für das gesammte heilige römische Reich als Reichslehen, belehnt[5365], worüber die neuen Lehnherren in solche Konflikte mit den mächtigen Reichsfürsten geriethen, daß alsbald die ganze verwilderte Zuchtlosigkeit des Reichs auch in der Postanstalt wieder zu finden war. Die einen Länder widersetzten sich der Einführung der taxisschen Post, wie z. B. Herzog Friedrich von Würtemberg[5366] auf das kaiserliche Dekret schrieb: „weil es keine Schuldigkeit ist, darf man auch nicht pariren"[5367], die anderen unterhielten eigene Posten neben der Reichspost, noch andere gestatteten ihr blos den Durchgang. Der dreißigjährige Krieg machte den Händeln ein Ende, brachte aber auch das Reichspostwesen in die größte Zerrüttung. Nach dem Krieg erwachte der Hader von Neuem, da der Lehnsherr der Reichspost Miene machte, mehreren Fürsten das Landpostwesen zu verbieten. Um diese Zeit kamen auch die ersten Personenposten in Kurs, schwere plumpe Leiterwagen, welche anfangs gar nicht, später mit Leinwand gedeckt waren und durch die Schwerfälligkeit, mit der sie sich zwischen Hildesheim und Bremen oder Leipzig und Dresden über unfahrbare Wege fortbewegten, dem Namen Schneckenposten die Entstehung gaben. Die Konfusion im Reichspostwesen blühte fort bis 1803, wo ein Reichsdeputationsbeschluß den Konflikten ein Ziel zu setzen suchte, indem er den *Status quo* garantirte, die Reichsfürsten in ihren eigenen Landesposten beließ und die thurn und taxisschen Posten, wie sie eben zur Zeit bestanden, dem besondern Schutz des Kaisers und kurfürstlichen Kollegiums übergab; wie wenig aber solche ohnmächtige Beschlüsse respektirt wurden, geht daraus hervor, daß 1810 auf dem deutschen Reichs-

---

[5361] Schabracke (von ungar. csábrák), eine Satteldecke, die insbesondere bei festlichen Anlässen Verwendung findet.

[5362] Recte: Franz von Taxis (ital.: Francesco I de Tassis; ca. 1459–1517) und sein Neffe Johann Baptista von Taxis (ital. Giovanni Battista de Tassis; ca. 1470–1541).

[5363] Friedrich III. (1415–1493), ab 1424 als Friedrich V. Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, seit 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Beide obengenannten Taxis' wurden jedoch erst von Kaiser Maximilian I. (1459–1519) im Mai 1512 in den einfachen erblichen Adelsstand erhoben.

[5364] Im Postvertrag Kaiser Karls V. vom 12. November 1516 wurde Johann Baptista (siehe hierzu S. 1719, Anm. 5362) als Assistent von Franz (siehe ebd.) und gleichzeitig zusammen mit Franz als Hauptpostmeister (capitaines et maistres des postes) und Post- und Kuriermeister bezeichnet.

[5365] Am 5. August 1536 hatte Karl V. Franz II. von Taxis (ca. 1514–1543) die Anwartschaft auf die Nachfolge seines Vaters Johann Baptista (siehe hierzu S. 1719, Anm. 5362) im Amt des Generaloberstpostmeisters bestätigt, und am 31. Dezember 1543 das Amt des Generalpostmeisters an den damals noch minderjährigen Leonhard I. von Taxis (ca. 1522–1612), einen Bruder von Franz II. von Taxis übertragen.

[5366] Friedrich I. (1557–1608), ab 1558 Graf von Mömpelgard und seit 1593 sechster Herzog von Württemberg.

[5367] Besagte „Resolutio Serenissimi" Friedrichs I. von Württemberg (s. o.) vom 15. Mai 1598 ist seit Anfang des 18. Jhd.s durch zahlreiche juristische Werke zum Postregal überliefert.

boden nicht weniger als 31 verschiedene Postanstalten sich vorfanden. Erst die Bundesakte[5368] stellte eine Ordnung her, welche zwar den Thurn und Taxis Alles gewährte, was diese verlangten, bei der aber die Interessen des Verkehrs, die Forderungen der Einheit oder wenigstens Gleichförmigkeit in dieser wichtigen Nationalsache leer ausgingen. Die Thurn und Taxis wurden im Genuß und Besitz ihrer auf den Reichstagsbeschluß von 1803 sich stützenden Postanstalten in allen Bundesstaaten bestätigt, und ihnen daher Rechte eingeräumt, welche nur durch freie Uebereinkunft aufgehoben werden können. In der Folge wurde den Thurn und Taxis von mehren Bundesstaaten die Postverwaltung gänzlich übertragen, während andere sich mit ihnen verglichen, andere in Lehnsverband traten, noch andere pachtweise ihnen die Posten überließen.

Das ist nun die buntscheckige Harlequinjacke des deutschen Postwesens, diese Karikatur einer der wichtigsten Institutionen für Volkswohlfahrt, dieses Pasquill[5369] auf Deutschlands Einheit und Einigkeit, dieser vom Moder deutscher Reichsherrlichkeit duftenden Blume der deutschen Bundesakte, diese Spottgeburt aus Monopolismus und Selbstsucht, aus Servilismus und Volksverachtung, nur einer von den vielen Steinen, welche der wiener Kongreß[5370] als Brod dem Volke reichte, welches seine Haut für den Plunder zu Markte getragen, nur eine von den Wohlthaten jener Staatsweisheit, die seit einem halben Jahrhundert uns so innig umfaßt hält, daß Einem der Gebrauch der Lungen und Glieder fast außer Gewohnheit gekommen ist.

In den letzten zehn Jahren haben einzelne Staaten viele Anstrengungen gemacht, um des lästigen Privilegiums der Turn und Taxis, das hartnäckig an den Staatsseckel sich krallt, los zu werden. Wo es möglich war, geschah es unter großen Opfern. Immer noch umfaßt die thurn und taxissche Postdomaine 16 deutsche Bundesstaaten, ein Gebiet von 1072 Quadrat-Meilen, und es ist, so relativ große Fortschritte zu einer einheitlicheren Organisation und Ausgleichung der sich gegenüber stehenden, betheiligten Interessen auch nach und nach erzwungen worden sind, an eine gänzliche Emanzipirung von dem thurn und taxisschen Posthorn und dem Aufbau dieser vaterländischen Verkehrsanstalt im volkswirtschaftlichen Geiste, wie an vieles andere eben so Nothwendige nicht zu denken, wenn nicht eines der politischen Gewitter, die am Himmel hängen, in die alten Archive auf dem Schloß in Donaustauf einschlägt und die vergilbten kaiserlichen Lehnsurkunden sammt der Bundesakte den Wellen der Donau preis gibt.

Die Herren auf Donaustauf aber können's verschmerzen, wenn das Euter der Postmonopole versiegen sollte[5371]. An Reichthum thut's ihnen kein deutscher Fürst, an Glanz kaum ein regierendes Kö-

---

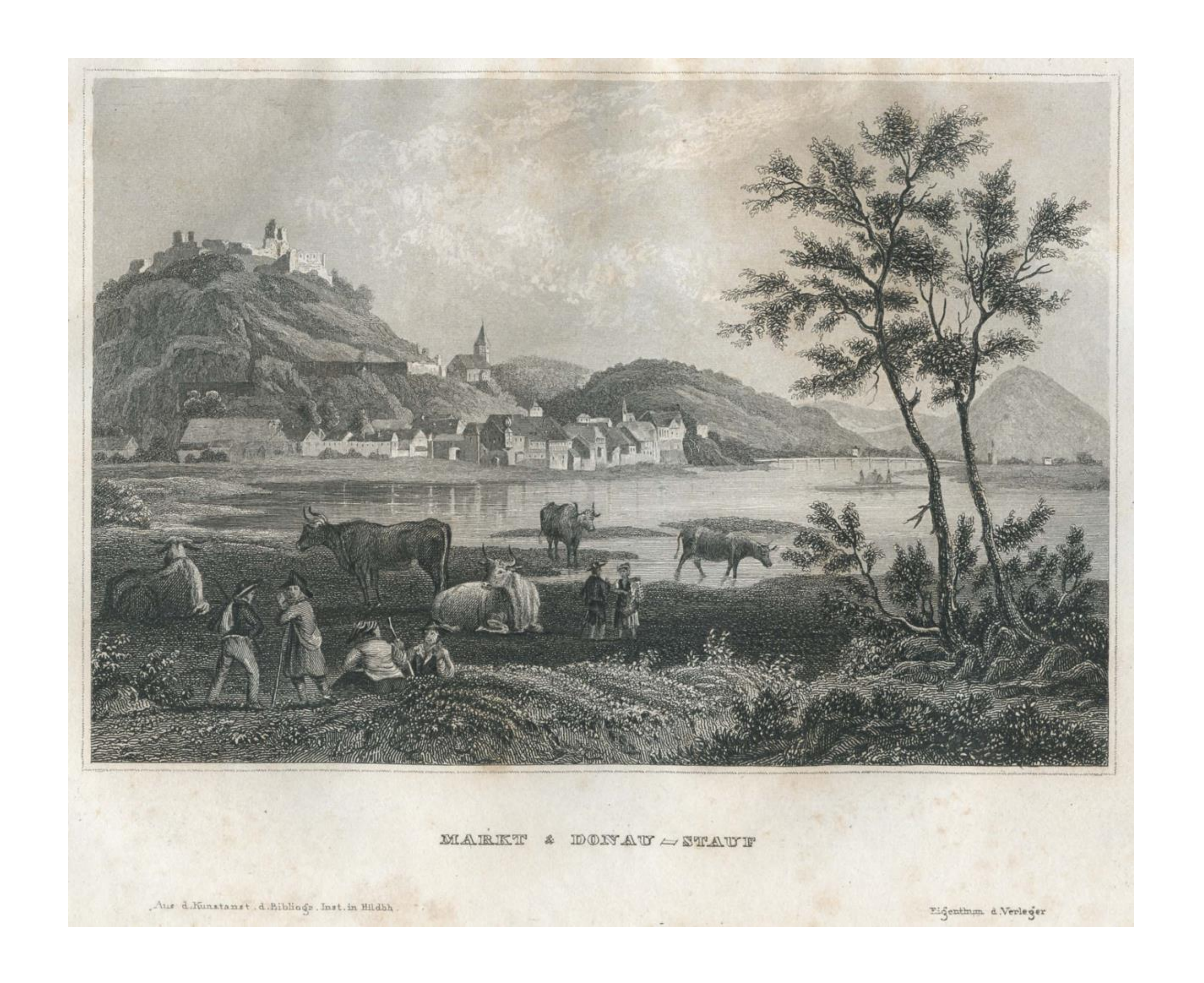
[5368] Die Bundesakte des damit begründeten und bis 1866 bestehenden „Deutschen Bundes" wurde am 8. Juni 1815 während des Wiener Kongresses verabschiedet und schließlich am 10. Juni 1815 von den Bevollmächtigten von 38 Staaten unterzeichnet.

[5369] Ital., eine Schmäh- oder Spottschrift.

[5370] Der Wiener Kongreß vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 (siehe hierzu S. 788, Anm. 2406).

[5371] Artikel XVII der Bundesakte (siehe hierzu S. 1720, Anm. 5368) lautet folgendermaßen: „Das fürstliche Haus Thurn und Taxis bleibt in dem durch den Reichsdeputationsschluß vom 25. Febr. 1803 oder in späteren Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lange als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. In jedem Falle werden demselben in Folge des Artikels 13. des erwähnten Reichsdeputationshauptschlusses, seine auf Belassung der Posten, oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche versichert. Dieses soll auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses bereits geschehen wäre, in so fern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist." Zunächst gehörten das Großherzogtum Hessen, Nassau, Sachsen-Weimar, Meiningen, Coburg-Gotha, die Fürstentümer Reuß und Schwarzburg-Rudolstadt, die Freien Städte Frankfurt, Hamburg, Bremen und Lübeck, die Fürstentümer Hohenzollern, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe zur nun in Privatregie betriebenen Thurn- und-Taxis-Post. Der Sitz der Zentrale in Frankfurt wurde am 20. Mai 1816 bestätigt. Am 14. Mai 1816 hatte Karl Alexander von Thurn und Taxis (1770–1827) einen Vertrag mit dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen (1743–1821) geschlossen, der seine landesherrlichen Posten als Erbmannthronlehen an die Fürsten von Thurn-und-Taxis überließ. Am 27. Juli 1819 übertrug Württemberg das Eigentum und die Verwaltung seiner Staatspost an den Fürsten von Thurn und Taxis, da das Land die fällige Entschädigung nicht zahlen konnte, löste sich jedoch wieder mit Wirkung vom 22. März 1851 aus besagtem Postverband. Nach dem Sieg im Bundeskrieg von 1866 besetzte Preußen die Freie Stadt Frankfurt und zwang die Thurn und Taxis-Zentrale zu einem Abtretungsvertrag: Gegen eine Abfindung mußte die Posteinrichtung dem preuß. Staat überlassen werden. Der Vertrag wurde am 28. Januar 1867 ratifiziert, und die Übergabe erfolgte am 1. Juli 1867.

nigshaus zuvor; das kann man in Donaustauf erfahren, wenn der Fürst sich dort aufhält und in den 12 Meilen im Umkreis haltenden Forsten seine berühmten Jagden auf Dammwild und wilde Schweine abhält.



MARKT & DONAU-STAUF

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 133-146.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 274-284.

San Marino*)[5372].

Wer durch die stillen Gassen von Pompeji wandelt, kann das schmerzliche Bedauern nicht unterdrücken, daß, so reich an Bildwerken, an Hausrath. und Geschmeide diese unerschöpfte Fundgrube . des Alterthums ist, sie doch immer nur Todtes zu bieten hat. Statuen, Lampen, Gemälde, in bunter Farbenpracht schimmernde Zimmerwände hatten wir auch sonst schon gefunden; nun aber die Decke gehoben ist, die vor mehr als 17 Jahrhunderten der Vesuv über die Stadt mitten im regsten Verkehre des Werkeltages stürzte, möchten wir jenes bunte Leben auf Straße und Platz, unter den Säulenhallen des Hauses und im behaglichen Bade gemach eben da wieder erwachen sehen, wo es am 24. August des Jahres 79 in Todesschlaf versank.

Wie nun aber, wenn uns eine Stadt, ja ein ganzes Staatswesen erhalten wäre, das ohne eine andere schützende Decke, als die seiner Kleinheit, seiner Armuth und seiner einsamen Lage auf hoher unzugänglicher Bergesklippe sich in ungestörtem Fortbestande seit dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum heutigen Tage erhalten hätte? Ein zweites Pompeji, aber ein Pompeji der Lebendigen?

Eine solche Reliquie ist uns in der That erhalten; es ist der Freistaat von San Marino.

Ist auch San Marino nicht mehr das römische Landstädtchen aus der Zeit des Constantins[5373] und Constans[5374], so bleibt es doch unbestreitbar der einzige Staat der Welt, der sein Bestehen ohne Unterbrechung bis auf die Tage altrömischer Weltherrschaft zurückführen kann, der einzige, der wenigstens von den städtischen Freistaaten des Mittelalters uns bis heute ein treues, kaum in Nebenzügen entstelltes Bild bietet.

Wenn der Reisende, der vom Norden kommt, endlich die weite lombardische Ebene durchmessen hat und im Begriffe steht, jenen vielgenannten Grenzbach, den Rubicon, zu überschreiten, so sieht er sich gegenüber eine kühngezackte Felsenklippe aus dem übrigen Gebirgszuge weit in das flachere Land hinaus vorgeschoben. Drei Zacken sind von alten Schlössern und Thürmen gekrönt, von der vierten ragt eine Kirche und längs des Bergrandes sieht man eine Reihe von Häusergiebeln.

Dieser Berg ist der Titano und die Felszacken sind die Spitzen, oder, wie sie mit einem keltisch abzuleitenden Worte heißen, die Penne von San Marino.

Die Höhe dieser Bergspitze wird zu 2444 pariser Fuß[5375] angegeben, sie kommt also den Gipfelpunkten des Thüringerwaldes ungefähr gleich. Auch unter dem 43. Breitegrad ist dies eine Höhe, die sich der Vegetation erheblich fühlbar macht. So günstig gelegen aber lehnt sich das Städtchen an den sanften Südabhang des Berges, so sicheren Schutz gegen Norden gewährt die steil abgebrochene Felsenwand, daß nicht nur die Rebe auf dem dürren Steinboden ein Gewächs von seltener Würzigkeit beut,

---

[5372] *) Aus einem Vortrag von Prof. Karl Witte [(1800–1883), ein berühmter Danteforscher].

[5373] Kaiser Konstantin der Große (siehe hierzu S. 75, Anm. 121).

[5374] Constans (eigentl. Flavius Iulius Constans; zw. 320 u. 323–350), seit 337 römischer Kaiser.

[5375] 32,48 cm.

sondern auch der Lorbeer gedeiht üppig in den höchstgelegenen Gärten des Ortes, und zwischen dem wilden Gestein, das die Burgtrümmer um gibt, wuchern Myrthe und duftige Cyklamen, während im Nordschatten sich das zierliche Venushaar am Felsenabhange wiegt. Weiter hinab überschatten kräftige Eichen und edle Kastanien die Flanken des Gebirges, an welche sich gegen die Ebene hin endlich ein weiter Gürtel von Oliven reiht.

Bis zum Borgo führt vom Meeresstrande, von Rimini aus, ein wohlunterhaltener Fahrweg. Von hier bis in die Stadt war noch bei meinem letzten Besuche auf einer künstlich gewundenen Straße nur zu Fuß oder zu Maulthier zu gelangen; neuerdings soll aber mit beträchtlichem Aufwand ein Fahrweg hergestellt sein. Von jeder anderen Seite ist die Bergeszinne unzugänglich und, in den Schluchten der Felswand einen neuen Pfad zu suchen, bei Lebensstrafe verboten. So hat denn der dürftige Handelsverkehr des Freistaates, der zum Verkaufe kaum Anderes als Wein, grobe Schafwolle und Borstenvieh zu bieten hat, alljährlich aber nicht unbedeutende Getreidevorräthe verbraucht, sich unterhalb der Felsenspitze, im Borgo angesiedelt. Hier sehen die Häuser wohnlicher und moderner aus, als oben in der Stadt, und Schenke bei Schenke ladet zum Genuß des würzigen Muscattellerweins. Tief in die Eingeweide der Bergwand hinein erstreckt sich nämlich ein Labyrinth von Grotten, die, als Felsenkeller benutzt, dem labenden Trank auch während der ärgsten Sommerglut eisige Kühle bewahren.

Rings um diese Felsenburg lehnt sich nun das nur anderthalb geographische Quadratmeilen umfassende Gebiet des kleinen Freistaates mit seinen wenigen Ortschaften und etwa 7000 Einwohnern an die Abhänge, so daß es an keiner Stelle bis zur Ebene herabsteigt.

In den Berichten, welche die Legende uns über die ersten Anfänge von San Marino bietet, ist die dichtende Sage unkennbar mit dem Geschichtlichen verschmolzen. Diocletian[5376] und Maximian[5377], die Christenverfolger, hätten der Erzählung nach das von einem Seeräuberkönig zerstörte Rimini prächtiger wiederherstellen lassen und zu dem Ende Baumeister und Steinmetzen aus allen Provinzen des römischen Reiches berufen. Unter ihnen seien denn auch zwei fromme Christen aus Dalmatien, Marinus und Leo, herbeigekommen, welche durch stillen, kunsterfahrenen Fleiß, durch reinen Lebenswandel und geistlichen Zuspruch, durch werkthätige Liebe den Genossen vor Allen theuer geworden.

Die Fabel hat nun der wunderbaren Geschicke mancherlei erfunden, welche diese frommen Männer die Verstecke jener nahen, damals noch waldbewachsenen Bergeshöhen aufsuchen ließ – möglich, daß sie dort Schutz vor Verfolgungen ihres Glaubenseifers wegen suchten – und schließt damit, daß beide, Leo auf dem einen Felsen, der noch seinen Namen führt, und die Bergfestung San Leo trägt, Marinus auf dem Gipfel des Titano Klausen errichteten und als heilig gehaltene Wunderthäter ihr Leben verbrachten. Eine Vertiefung im nackten Stein, über der sich jetzt der Chor der dem Heiligen geweihten Hauptkirche des Orts erhebt, wird noch als das Bette des Marinus gezeigt. Nachrichten und Urkunden aus dem 9. Jahrhundert erwähnen zuerst der Gemeinde und des Klosters von San Marino und seiner Aebte und stellen uns somit erst auf den festen Boden der Geschichte.

Im 13. Jahrhundert, mit welchem die fortlaufenden geschichtlichen Nachrichten über San Marino beginnen, sehen wir es sofort als ein wohlgegliedertes Gemeinwesen auftreten, in allen wesentlichen Stücken jenen vielen ähnlich, die sich in vielbestrittener Selbständigkeit über die ganze Halbinsel verbreiteten. Spätestens um die Mitte des Jahrhunderts hatte der Freistaat sein einheimisches Gesetzbuch, sein Statut, und, wie oft auch modificirt, ist die Verfassung jener Zeit doch in der Hauptsache die noch heute geltende. Die oberste Gewalt steht, wenigstens dem Namen nach, der Gesammtheit der Bürger zu; Rechtspflege und Verwaltung sind aber in den Händen zweier, auf kürzere Zeit gewählter, Konsuln.

Solchen Besitzes der Unabhängigkeit erfreute San Marino sich vor einem halben Jahrtausend. Auffallender aber, als daß es ihn gewonnen habe, ist, daß er ihm und nur ihm allein erhalten blieb. Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts ward die Freiheit der meisten italienischen Städte einheimischen Dynasten zur Beute. Wenig später wurden die Herrschaften dieser Stadttyrannen wieder von den Fürsten verschlungen, die sich allmählig das Gebiet der ganzen Halbinsel anzueignen und darein zu theilen wußten.

[5376] Gaius Aurelius Valerius Diocletianus (eigentl. Diocles, griech. Διοκλῆς; zw. 236 u. 245–ca. 312), von 284 bis 305 römischer Kaiser.

[5377] Marcus Aurelius Valerius Maximianus, genannt Herculius (ca. 240–310), von 286 bis 305 zusammen mit Diokletian (s. o.) Kaiser des Römischen Reichs.

Nur wenige Republiken von jenen zahllosen, die zur Zeit der Hohenstaufen über die Halbinsel verstreut waren, bestanden noch zur Zeit unserer Väter und auch diese wenigen, Venedig, Genua und Lucca, in einer bis zur Unkenntlichkeit veränderten Gestalt. Die Stürme der französischen Revolution haben sie noch vor Ende des letzten Jahrhunderts hinweggefegt. Nur San Marino ist bestehen geblieben, ohne daß seine Verfassung eine wesentlich andere geworden wäre, als vor 600 Jahren.

In der That waren die Verhältnisse, unter denen jene Städterepubliken des italienischen Mittelalters bestanden, seltsam verwickelte. Zunächst breiteten die oberste weltliche und geistliche Macht, breiteten Kaiser und Papst ihr Netz über die bewohnte Welt und nahmen, jede für sich, Dienst und Gehorsam in Anspruch. Daneben aber waren die dienenden Glieder der einen wie der andern Macht, waren Bischof und Graf oder Herzog, zu selbständiger Herrschaft gediehen, welcher sie in engeren Kreisen das gesammte Land unterzuordnen trachteten. Endlich eroberten zahlreiche Ritter von ihren Burgen aus ein sich immer weiter erstreckendes Gebiet, dem oft genug auch Städte mit unterworfen wurden. Später siedelten die Burgherren sich in der Stadt, die ein behaglicheres Leben bot, an, und binnen Kurzem pflegte der ritterliche Neubürger die Zügel des städtischen Regiments an sich gerissen zu haben. Gegen solche Anmaßung- des Adels war eine Abwehr kaum anders zu finden, als in der wildesten Demokratie, in welche wir denn auch eine große Zahl italienischer Städte verfallen sehen.

Zwischen allen diesen Klippen ist San Marino mit merkwürdigem Glücke hindurchgesteuert.

Während eines Jahrhunderts und länger sind es die Bischöfe von San Leo, die unermüdlich Ansprüche auf diese Felsenburg geltend machen; später strecken die Tyrannen von Rimini, die Malatesta, wiederholt ihren Arm gierig nach der benachbarten Bergfeste aus; endlich, seit den letzten viertehalb hundert Jahren, haben die Päpste oftmaliges und starkes Gelüste gezeigt, die ihnen mannigfach unbequeme Republik dem ringsumgebenden Kirchenstaate einzuverleiben.

Seit der hohenstaufischen Zeit spalteten bekanntlich die Parteiungen der Kaiserlich- und Päpstlichgesinnten, der Ghibellinen und Guelfen[5378], ganz Italien. Auch in dieser Beziehung lag San Marino an einer Grenze. Rimini und der ganze städtereiche Uferstreifen des adriatischen Meeres, auf und ab, war vorzugsweise guelfisch. Die adlichen Geschlechter in den Ritterburgen des Apennin hielten es mit dem Kaiser. An diesen ghibellinischen Adel schloß sich nun aber mit rühmlicher Standhaftigkeit Jahrhunderte lang San Marino an und mußte eben deshalb den erblichen Haß der Guelfen, vor Allen der Machthaber von Rimini ertragen. Eines der edelsten und mächtigsten jener ghibellinischen Geschlechter war das der Herren von Monte Feltro, die von ihrer Heimath San Leo aus in verschiedenen Zweigen schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich das ganze Gebirgsland bis jenseits Urbino, dem späteren Sitze ihrer Herrschaft, unterworfen hatten. Am hervorragendsten unter ihnen ist zu Ende des Jahrhunderts jener Guido von Monte Feltro[5379], dessen Kriegesruhm und dessen Schlauheit Dante[5380] ein berühmtes Denkmal gesetzt hat. Eben nach San Marino hatte er sich zurückgezogen, als in den neunziger Jahren das Glück ihm untreu geworden und er in den Bann des Papstes verfallen war.

Vom 13. bis in das 17. Jahrhundert hat das Haus Monte Feltro, oder wie es später in einem Seitenzweige hieß, della Rovere, unter mancherlei Wechselfällen, ja mit längeren Unterbrechungen, im benachbarten Gebirgslande, im Herzogthum Urbino, geherrscht. Unwandelbar sich gleich geblieben ist aber das Wohlwollen dieses Hauses für San Marino, unwandelbar die ehrerbietige, dankbare Gesinnung der Republik für das benachbarte Fürstenhaus.

Während eines Zeitraums von fast zwei Jahrhunderten ist von San Marino wenig Anderes zu berichten, als daß im Jahre 1631, um die Zeit des mantuanischen Erbfolgekrieges[5381], durch den Tod des

---

[5378] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[5379] Guido da Montefeltro (1223–1298), der Protagonist des „XXVII canto, 33–34“ im 8. Höllengraben des 8. Kreises der Hölle von Dantes (s. u.) „Divina Commedia / Göttlicher Komödie“.

[5380] Dante Alighieri (1265–1321).

[5381] Der Mantuanische Erbfolgekrieg von 1628 bis 1631 war durch das Aussterben der Hauptlinie des Fürstengeschlechtes Gonzaga im Jahre 1627 ausgelöst worden, das bis dahin im Herzogtum Mantua die Herrschaft ausgeübt hatte. Die während des Dreißigjährigen Krieges im Wesentlichen zwischen Frankreich und Habsburg heftig ausgetragene Auseinandersetzung um die Vorherrschaft in Norditalien war als Nebenkriegsschauplatz von nicht geringer Bedeutung.

letzten Rovere[5382], das Herzogthum Urbino an den päpstlichen Stuhl heimfiel und die Republik sonach zu einer rings vom Kirchenstaat umgebenen Insel ward.

Daß, wenn unsere Väter sagten, unter dem Krummstab sei gut wohnen, von der dreifachen Krone ein Gleiches nicht gerühmt werden kann, ist eine alte Erfahrung. Besonders unter den heißblütigen Romagnolen[5383] hat es an Unzufriedenen nicht gefehlt, die dem Gesetze, oder doch dem Verdachte der päpstlichen Behörden verfallen waren. Sie haben oftmals in San Marino ein Asyl gefunden und so erklärt es sich leicht, warum jene Insel mitten im Kirchenstaat in Rom wiederholt mißliebig geworden ist. Versuche der Einverleibung sind, wenn auch in weitauseinanderliegenden Zwischenräumen, immer aufs Neue unternommen. Anzettelungen, die von San Marino aus auf päpstlichem Gebiet gemacht sein sollten, boten den Vorwand. Gerecht scheinen diese Anklagen nie gewesen zu sein. Eine Zuflucht hat den um ihrer Meinung willen Verfolgten die Republik, wenn auch mit großer Vorsicht, zu den verschiedensten Zeiten gewährt; sie hat es ohne Unterschied gethan, mochten die Verfolger der einen oder der andern Partei angehören. Daß ihr Gebiet aber als Ausgangspunkt für revolutionäre Aufreizungen gemißbraucht werde, hat sie nie geduldet.

Wir übergehen die Gefahren, welche unter Papst Clemens XII.[5384], Pius VII.[5385] und Leo XII.[5386] die Unabhängigkeit des Freistaates bedrohten, auch zeitweilig zu nichte gemacht hatten, obgleich die Geschichte dieser Stürme an Zügen der Hochherzigkeit und der edelsten Freiheitsliebe reich ist, und gehen zu einer der jüngsten Episoden über, welche dem Namen San Marino weltgeschichtliche Bedeutung gegeben hat.

Der Stern des freien und einheitlichen Italiens, der Vorläufer des Tages, der jetzt über dem vollbrachten Werke ausgebreitet liegt, neigte sich im Jahre 1849 wieder zum Untergang.

Am 3. Juli jenes denkwürdigen Jahres verließ Garibaldi mit 3000 Blousenmännern Rom, während von der entgegengesetzten Seite General Oudinot[5387] seinen Einzug hielt. Der kühnste, von keiner seiner späteren glänzenden Waffenthaten in Schatten gestellte und mit dem Zug des Xenophon verglichene Marsch, hatte Garibaldi durch Umbrien und das apenninische Hochgebirge in den letzten Tagen des Monats bis in die Nähe von San Marino gebracht. Hier hoffte der Republikaner Sympathien zu finden. Die uneinnehmbare Felsenburg sollte ihm wenigstens so lange Sicherheit gewähren, bis es ihm gelänge, von den Belagerern günstige Bedingungen zu ertrotzen.

Gewiß war der Augenblick für den Freistaat ein besonders kritischer. Der ausgehungerten, mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfenden Schaar Widerstand entgegenzusetzen, wäre ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen. Auf der andern Seite ließ sich befürchten, daß, wenn Garibaldi in San Marino einen letzten Haltpunkt gefunden hätte, die früher oder später unvermeidliche Katastrophe mit dem Sturze des Freischaarenführers auch den der Republik zur Folge gehabt haben würde.

Der *Capitano reggente* Domenico Maria Belzoppi[5388] und der Staatssekretär Giov. Batt. Bonelli[5389] wußten mit seltener Besonnenheit das Schifflein der Republik zwischen diesen Klippen hindurchzuführen. Mit dem Pater Bassi[5390], der als Quartiermeister am Abend des 30. eintraf, wurde nach lebhaftem Wortwechsel vereinbart, daß die revolutionären Truppen, ohne das Gebiet des Freistaates zu berühren, an der Grenze mit Speise und Trank versehen werden sollten.

Schon früh am Morgen des folgenden Tages stand aber Garibaldi mit einer jeden Augenblick wachsenden Schaar auf halber Höhe des Berges unmittelbar vor dem Stadtthor. Ehe es möglich gewesen

---

[5382] Francesco Maria II. della Rovere (1549–1631).

[5383] Die Bewohner der Emilia Romagna.

[5384] Clemens XII. (eigentl. Lorenzo Corsini; 1652–1740), seit 12. Juli 1730 Papst.

[5385] Pius VII. (eigentl. Luigi Barnaba Niccolò Maria Chiaramonti; 1742–1823), seit 14. März 1800 Papst.

[5386] Leo XII. (eigentl. Annibale Francesco Clemente Melchiore Girolamo Nicola Sermattei della Genga; 1760–1829), seit 28. September 1823 Papst.

[5387] Der frz. General Nicolas Charles Victor Oudinot (1791–1863).

[5388] Domenico Maria Belzoppi (1796–1864),

[5389] Giovan Battista Bonelli († 1853; ermordet).

[5390] Giuseppe (Ugo) Bassi (1801–1849; füsiliert).

war, eine Abwehr auch nur einmal zu versuchen, waren sie in das, nach außen an jenes Thor stoßende Franciskanerkloster gedrungen.

Es war ein bunter Haufen und trostloser Anblick. Phantastische, regellose Trachten mit Carbonarihut und wallendem Federbusch, mit dreifarbiger Schärpe, mit Dolch und Pistolen – und in all dem theatralischen Ausputz bleiche, vor Hunger, Ermüdung und Todesangst schlotternde Gestalten. Auf den Zügen des Einen bittere Enttäuschung, starrer Trotz auf denen des Andern. Dort das wettergebräunte Gesicht eines Abenteurers, der feine lärmende Lustigkeit wieder gefunden hat, seit er, wenigstens auf Stunden, sicher ist vor den Kugeln der Oesterreicher und die müden Glieder im Schatten der Klosterhalle strecken kann. Weiter hin eine Gruppe in völliger Entkräftung niedergesunkener Frauen, welche durch all die Leiden dieser Wochen und Monate Liebe und Treue für die unglücklichen Kämpfer aufrecht erhielten. Dann wieder unbärtige Knaben, die bei dem Feldgeschrei eines einigen und freien Italiens die Schulbücher wegwarfen, um mit kraftloser Hand die Muskete zu ergreifen. Endlich am Boden lagernd ein stöhnender Haufe derer, die Tages zuvor am Berg Tassona[5391] von den Öesterreichern verwundet wurden.

Es gelang, die Freischärler außerhalb der Stadt zu halten. Garibaldi mit seinen Offizieren erschien vor den beiden Regenten und man wurde einig, daß die Behörden der Republik bei den österreichischen Heerführern vermittelnd einschreiten sollten. Erzherzog Ernst[5392] war inzwischen mit seiner Heeresabtheilung in der Verfolgung Garibaldi's bis an die Grenze des Freistaats vorgerückt, ja er hatte sie unwissentlich schon überschritten. Von ihm konnte der Unterhändler – Lieutenant Braschi[5393] – keine andere Bedingung erlangen, als einfache Ergebung. Glücklicher war Bonelli bei dem General Hahn[5394], der in Rimini befehligte. Freier Abzug wurde zugestanden. Waffen und Kriegskasse sollten von Garibaldi an die Republik, von dieser aber an den österreichischen Befehlshaber abgeliefert werden. Garibaldi selbst hatte sich zur Auswanderung nach Amerika durch Ehrenwort zu verpflichten. Seine Gefährten waren m ihre Heimath zu entlassen. Das Consiglio der Republik trat zusammen, um darüber zu berathen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Garibaldi aber wartete das Ergebniß jener Berathung nicht ab. Nur von seiner Frau[5395], die wenige Tage später auf dem Küstensande bei Ravenna verschmachten sollte, und von wenig über hundert seiner Getreuesten begleitet, zog er die Gefahren der Flucht einer, wenn auch ehrenvollen Kapitulation vor.

Schwerlich hatte San Marino während aller dieser Vorgänge in größerer Gefahr geschwebt, als in dem Augenblicke, wo am andern Morgen die zwölf- oder vierzehnhundert Zurückgebliebenen sich rathlos und verlassen sahen. Sie schrieen über Verrath der Behörden, welche die Unterhandlungen geführt hatten. Nie würden sie sich, riefen sie aus, gleich einer Heerde Schlachtvieh den Oesterreichern ausliefern lassen. Sei denn einmal jede Hoffnung verloren, so wolle man die schwach vertheidigten Thore bewältigen und nach verzweifelter Gegenwehr sich unter den Ruinen von San Marino begraben.

Auf der andern Seite äußerte auch General Hahn, den Garibaldi's Flucht erzürnte, seinen Verdacht, daß die Regenten um sie gewußt und sie nicht verhindert hätten.

Belzoppi und Bonelli begegneten der Gefahr nach beiden Richtungen. Die geringe Wehrkraft der Republik trat den andringenden Freischärlern mit solcher Entschiedenheit gegenüber, daß sie von dem Eindringen in die Stadt abstanden. Die Besonneneren unter den Garibaldianern, vorzugsweise ein Amerikaner, der sich dem Zuge angeschlossen, beschwichtigten die Gemüther. Es gelang, den ganzen Haufen zur Abgabe der Waffen zu bewegen. Jedem Einzelnen wurde neben dem Zwangspaß nach Rimini auf die halbe Tagereise noch ein Zehrpfennig eingehändigt und als die letzten Vertheidiger der römischen Republik über das Borgo den Berg hinab gen Serravalle abgezogen waren, da athmeten die Bürger der Republik auf dem titanischen Gebirge, wie nach dem Erwachen von einem schweren Traume wieder auf. –

[5391] Am 31. Juli 1848.

[5392] Ernst von Österreich (1824–1899).

[5393] Gianbattista Braschi (Lebensdaten nicht ermittelt).

[5394] Cornelius Freiherr von Hahn (1809–1878).

[5395] Ana Maria de Jesus Ribeiro da Silva (* 1821), gest. am 4. August 1849 in Mandriole bei Ravenna.

Seit jenem Tage haben keine Zwischenfälle die Ruhe des bescheidenen Staatslebens in San Marino gestört. Ehe wir jedoch die Geschichte des kleinen Freistaats verlassen, sei es gestattet, um ein halbes Jahrhundert zurückzugreifen und einer charakteristischen Scene ans den Zeiten der französischen Revolution zu gedenken.

Es war zu Anfang des Jahres 1797. Das ritterliche Königreich Savoyen und nicht minder Oesterreichs Herrschaft am südlichen Fuße der Alpen, waren von dem unwiderstehlichen Strome der Heeresmacht des Siegers von Montenotte und Arcole[5396] hinweggespült. In breiten Wogen ergoß er sich über die lombardische Ebene, deren Einzelherrscher geflohen waren, wo immer die dreifarbige Fahne im Winde flatterte. Venedig, die meerbeherrschende tausendjährige Republik, deren Stirn das Diadem dreier Königreiche schmückte, verendete in schmachvoller Feigheit. Siegestrunken und übermüthig zog Bonaparte die Gestade des adriatischen Meeres entlang, um dem Nachfolger Petri[5397] zu Tolentino einen demüthigenden Frieden zu diktiren.

Da haftete das Auge des auf Alles Merkenden an den kühnen Felsenzacken des kleinen Freistaates. Es bot sich willkommene Gelegenheit, wohlfeile Großmuth zu üben und während eines Raubzuges, der unter dem Namen der Freiheit die Völker in schnöde Knechtschaft schlug, mit den hochtrabenden Redensarten von Völkerglück und Freiheit das gewohnte lügenhafte Spiel zu treiben.

An einem Februarmorgen erschien der gelehrte Monge[5398], derselbe, unter dessen Leitung einige Monate später die Plünderung der römischen Kunstschätze gestellt ward, mit Bonaparte's Austrägen vor dem großen Rathe von San Marino. Die Freiheit, sagte er, habe in Athen und Theben[5399], in Rom und den Republiken des Mittelalters, vor Allen in Florenz Wunder gewirkt. Dann aber sei den aus ganz Europa Vertriebenen als Zuflucht nur San Marino geblieben. Erleuchtet von einem Jahrhundert der Aufklärung habe Frankreich seine Fesseln gesprengt und sei frei. In seiner Blindheit verbündet sei ganz Europa gegen das eine Frankreich aufgestanden, das unter feindlichen Invasionen und Bürgerkriegen fast erlegen wäre. Frankreich habe sich aber aufgerafft, feine Feinde seien besiegt, vier österreichische Armeen allein in Italien vernichtet. Jetzt bringe ein französisches Heer die Freiheit in die lombardische Ebene zurück und ernte unter den Augen der Bewohner des titanischen Berges unsterblichen Ruhm. Großmüthig biete nach solchen Siegen die französische Republik selbst den Frieden an. In sträflicher Verblendung aber lehnten die Feinde ihn hochmüthig ab. Auf dem Wege zu neuen Waffenthaten versichere der Obergeneral im Namen seiner Republik den alten Freistaat San Marino des Friedens und unwandelbarer Freundschaft. Große Wandlungen stünden den umliegenden Landschaften bevor. Bestehe zwischen San Marino und den Nachbarn ein Grenzstreit, oder halte der Freistaat die Erweiterung seines Gebiets nach irgend einer Richtung für nöthig, so werde der Obergeneral die französische Republik gern veranlassen, der Schwesterrepublik Beweise ihrer Freundschaft zu geben.

Der große Rath antwortete schriftlich: der Winkel Erde, auf dem ein Ueberrest antiker Freiheit sich lebendig erhalten, sei eher geeignet, an die Strenge der Spartaner, als an attische Anmuth zu erinnern. Sittenreinheit und ein warmes Freiheitsgefühl sei das einzige Erbtheil, das ihre Väter ihnen hinterlassen hätten. Inmitten der Stürme so mancher Jahrhunderte habe Ehrgeiz, Uebermacht und Hinterlist der Feinde ihnen dies Kleinod nicht entreißen können. Zufrieden in ihrer Kleinheit lehne die Republik das gemachte Anerbieten dankend ab. Eine Gebietserweiterung könne in ihren Nachwirkungen leicht die Freiheit bedrohen. Nur um Verkehrserleichterungen, besonders für den Kornhandel, werde gebeten.

Bonaparte sprach in seiner Antwort das lebhafte Interesse aus, das Monge's Schilderungen in ihm geweckt hätten. Die Republikaner sollten von allen Lasten des Krieges verschont bleiben. Als ein Geschenk bestimme, er ihnen vier Feldkanonen, auch stelle er tausend Centner Weizen zu ihrer Verfügung.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß die Geschütze niemals abgegeben sind und daß die San Marinesen das Getreide nur annahmen, indem sie es zum laufenden Preise Denen bezahlten, von denen es requirirt war. Um den erbetenen Handelsvertrag bewarb sich Sau Marino bei der cisalpinischen Republik, dieser vorübergehenden Schöpfung Napoleons, Jahrelang ohne Erfolg. Wohlwollender in der

---

[5396] Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 40, Anm. 42).

[5397] Pius VI. (eigentl. Giovanni Angelo Graf Braschi; 1717–1799), seit 15. Februar 1775 Papst.

[5398] Der Mathematiker, Physiker und Chemiker Gaspard Monge, comte de Péluse, (1746–1818).

[5399] Das böotische Theben (griech. Θῆβαι, Thēbai).

Gewährung von Korn bewiesen sich während der Hungersnoth von 1799 die Oesterreicher, so daß der Freistaat dem noch schwerer heimgesuchten höheren Gebirgsland von seinen, wenn auch kargen, Vorräthen noch spenden konnte.

Napoleon aber bewahrte für San Marino fortwährend ein ausgesprochenes Interesse, und wenn bei besonderen Anlässen ein Abgeordneter der Republik ihn zu begrüßen kam, so setzte er etwas darein, ihn als ein gleichberechtigtes Mitglied des diplomatischen Corps zu behandeln.

Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten sind die gefahrvollsten Schicksale an San Marino vorübergegangen. In vielgestaltig wiederkehrenden Bedrängnissen haben seine Bürger sich unwandelbar treu bewährt in der Liebe zu der engbegrenzten Erdscholle, die ihr Vaterland heißt und zu dessen uralten Einrichtungen.

Was rechtfertigt oder was erklärt denn nun aber so ausdauernde Beständigkeit? Der Ertrag des Bodens ist es nicht, der durch besondern Reichthum zu fesseln vermöchte. Wenn auch ein erheblicher Theil des steinigen Landes mit der Hacke bearbeitet wird, so trägt es an Weizen und Mais, den beiden einzigen regelmäßig gebauten Früchten, doch im Durchschnitt nur das fünfte Korn. So genügt denn das einheimische Ergebniß nie für den Bedarf. Kartoffeln gedeihen nicht. Bohnen werden hin und wieder in der Brache gesteckt. Von dem Weine wird gerühmt, daß er der edelste sei, der nördlich der Apenninen wächst, und nicht unerhebliche Ausfuhr nach Venedig warf in früheren Zeiten der Republik einen namhaften Baarertrag ab. Wiederholte Mißjahre haben die Weinbauern entmuthigt und viele einst mit Reben bestandene Strecken sind jetzt unter die Pflugschaar genommen. Aehnliches gilt von den Oliven, die den Eisbildungen der rauhen Winternebel leicht erliegen. Unbedeutend ist auch die Seidenzucht, und andere Industrie ist kaum des Nennens werth. Indeß verdient bemerkt zu werden, daß, während der einheimische Tabaksbau verboten ist, die Blätter im benachbarten Kirchenstaat vielfach aufgekauft und in San Marino zu einem weit und breit gesuchten Fabrikat verarbeitet werden. Auch Schießpulver und Spielkarten werden in vorzüglicher Qualität gefertigt und genießen ziemlich weiten Vertrieb.

Alles dies reicht aber nicht aus, der Bevölkerung, obwohl sie nicht übermäßig dicht ist, leidliches Auskommen zu gewähren, und so steigen denn Hunderte zur Winterszeit in die römischen Ebenen hinunter, um als Feldarbeiter einen Verdienst zu suchen, oder die eines Handwerks Kundigen, besonders Steinmetze und Schuhmacher, wandern auch wohl Jahrelang in die Fremde.

Alle aber, früher oder später, kehren sie aus der fruchtbaren, sonnendurchwärmten Ebene zurück in die rauhe, steinige Heimath.

Fragen wir sie selber, was sie heimzieht, so zweifle ich nicht, sie werden Alle noch vor der Liebe zu Aeltern oder Geschwistern, die Freiheit ihrer Bergesrepublik nennen, die sie im fremden Lande nicht rasten läßt.

Betrachten wir in flüchtigen Umrissen das Bild der Verfassung, in welcher die Freiheit der Marinesen Ausdruck gefunden hat. Die eigentliche Volksgemeinde, zusammengesetzt aus allen Familienvätern, der „Aringo“, hat seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, wie einst in Venedig, zu bestehen aufgehört. Nur der Name ist auf die Volksmenge übergegangen, die zum festlichen Amtsantritt der neuen Regenten freiwillig zusammenströmt, ungefähr wie im kaiserlichen Rom die Festspiele Komitien[5400] hießen, mit denen der Beginn eines neuen Jahrzehnts der Regierung eines Kaisers gefeiert ward.

Landesherr (*Principe*) heißt dagegen eine völlig oligarchisch zusammengesetzte Versammlung von 60 Mitgliedern, der *Gran consiglio generale*, welche der ebenso benannten Körperschaft im republikanischen Venedig der Bedeutung nach völlig entspricht. Wurden ursprünglich die Mitglieder frei gewählt, so ist der große Rath seit 1652, wie in Venedig seit 1296, geschlossen. Fähig, in denselben aufgenommen zu werden, sind also nur Mitglieder derjenigen Familien, die ihm schon damals angehörten. Entstandene Lücken werden nicht durch Volkswahl, sondern durch Cooptation ergänzt: die übrigbleibenden Mitglieder bestimmen, wer statt des Ausgeschiedenen eintreten soll. Doch sind sie auch dabei an eine bestimmte Regel gebunden. Der große Rath zerfällt in 3 Abtheilungen, deren jede 20 Häupter

[5400] Eigentl. die Volksversammlungen des alten Rom.

zählt. Wie klein auch die Zahl der Adeligen (Patrizier) ist, so werden sie doch durch ebensoviel Mitglieder vertreten, als die übrigen „Bürger“ der Stadt und Vorstadt, die *cittadini*. Endlich entsendet die noch bei Weitem größere Anzahl der ländlichen Grundbesitzer (*possidenti de campagna*) die letzten Zwanzig.

Den venetianischen *Pregadi*[5401] zu vergleichen ist der kleine Rath aus 12 Mitgliedern (*consiglietto*), den der große Rath aus seiner Mitte und in gleichem Verhältniß alljährlich neu ernennt und der den beiden „Regenten“ in Besorgung der laufenden Geschäfte rathend und beschließend zur Seite steht.

Die Wahl der *Capitani reggenti* erinnert, wenn auch in viel einfacheren Formen, an den komplicirten Mechanismus der venetianischen Dogenwahl. Der *Gran consiglio* bestimmt zuerst durch das Loos 12 Wähler. Jeder von diesen bezeichnet einen Kandidaten, jedoch in der Art, daß 6 der Stadt und 6 dem Lande angehören. Unter diesen werden je drei und drei nach Stimmenmehrheit ausgewählt und nun paarweise (je ein *terriere*[5402] und ein *contadino*[5403]) auf drei Zettel geschrieben. Die Zettel werden in hohle Kugeln eingeschlossen und dann in feierlicher Prozession zur Hauptkirche getragen. In der überfüllten Kirche intonirt die Geistlichkeit das „*veni creator Spiritus*“ und alsdann zieht ein Kind mit verbundenen Augen eine der drei Kugeln aus der silbernen Urne. Sofort werden unter lautem Tusch die Namen, welche der Zettel enthält, verkündigt, und ein hundertstimmiges *evviva*! trägt sie in kurzer Frist bis an die Enden der Republik.

Wenige Wochen darauf (am 1. April und 1. Oktober) treten die Erwählten ihr sechsmonatliches Amt an, und zu den Feierlichkeiten dieser Funktion gehörte bis noch vor wenig Jahren eine lateinische Anrede des Schulmeisters. Das Kostüm des Regenten bildet ein alterthümliches Staatskleid. Nicht ohne das Gefolge zweier Livréebedienten dürfen sie über die Straße gehen, bei der Messe hat der Priester das Rauchfaß vor ihnen zu schwingen und im Theater (denn auch an einem solchen fehlt es San Marino nicht) ist die große Mittelloge ihnen vorbehalten.

Die Rechtspflege erfordert in dem Freistaat zum Glück geringen Aufwand an Kräften. Die Zahl von 7 oder 8 Prozessen im Jahr wird selten oder nie überschritten. Daneben kommen zwei oder drei Straferkenntnisse, meist wegen leichterer Vergehen vor. Ich selbst traf einst im Kerkerthurm der *Rocca* einen Strafgefangenen, zu dem man sich so wenig etwas Arges versah, daß man ihm allein die Bewachung seiner selbst anvertraut hatte. Das Wenige, was in San Marino an Juristischem zu thun ist, wird auf je drei Jahre einem auswärtigen *Commissario* übertragen, der *Doctor juris* sein muß und seine Entscheidungen, außer auf das einheimische Statut, auf römisches, nicht aber auf kanonisches Recht zu gründen hat.

Gewissermaßen als Minister stehen den Regenten zur Seite die beiden Generalsekretäre (*di stato*[5404] und *degli affari esteri*[5405]) und der *segretario di finanze*[5406]. Eine Art diplomatische Vertretung der Republik besteht in Rom und in Florenz, außerdem hat sie Handelsagenten an verschiedenen Orten.

In die Miliz eingeschrieben ist etwa die Hälfte aller Waffenfähigen. Sie zerfallen in neun Kompagnien von je 140 Mann und stehen unter einem *Commandante generale*. Waffen und Uniform für sie bleiben aber außer der Zeit der jährlichen Hebungen oder wirklichen Dienstes in dem *Quartiere delle milizie* verwahrt. Dauernd unter den Waffen stehen dagegen die beiden Wachen (des *Consiglio principe* und des Kastells) von 24 Mann, die zum Unterschied der Milizen Löhnung erhalten und denen ein besonderer Kommandant vorgeordnet ist. Den Polizeidienst endlich verrichten ein Paar toscanische *Carabinieri*.

Diese geringe Waffenmacht hat nicht weniger als 75 Offiziere, deren Dienst jedoch natürlich größtentheils nur nominell ist. Unter dem Adel des Kirchenstaats und Toskana’s ist es Sitte, sich in San Marino um ein Offizierspatent zu bewerben und so stehen auf der Stammrolle der Republik viele der

---

5401 Der „Consiglio dei Pregadi“ (Rat der Gebetenen) oder Senat war das höchste gesetzgebende Gremium der Stadtrepublik Venedig.

5402 Ital., Grundbesitzer.

5403 Ital., Bauer.

5404 Ital., des Innern.

5405 Ital., des Äußeren.

5406 Ital., der Finanzen.

erlauchtesten Namen von Italien und selbst zwei Mitglieder des Hauses Napoleon – die ältesten Söhne des Prinzen von Canino[5407] – tragen die blau und weiße Uniform.

Für den Unterricht ist vorzüglich gut gesorgt. Außer zwei Knaben- und zwei Mädchenschulen, deren eine mit dem Clarissenkloster verbunden ist, bietet das von der Familie Belluzzi gestiftete „*Collegio*", namentlich in seiner neuen Einrichtung in den verschiedensten Zweigen des Wissens – selbst Theologie und Jurisprudenz mit inbegriffen – Belehrung. Der *Palazzo del Governo*, in dem der große Rath seine Sitzungen hält, umfaßt außer dem Archive eine nicht unbedeutende Bibliothek, welcher erst neuerdings Kaiser Napoleon eine beträchtliche Anzahl angemessener Werke geschenkt hat. Die Errichtung einer Druckerei hat aber die Regierung in verständiger Rücksicht auf die Verhältnisse nie erlaubt. Eine Censur würde sich mit den Einrichtungen des Freistaates nicht vertragen; ohne dieselbe wäre der Mißbrauch einer solchen Presse zur Verbreitung aufregender Schriften in den benachbarten Landschaften, namentlich des Kirchenstaates, unvermeidlich gewesen.

Wie gering auch die öffentlichen Lasten und Abgaben sind, so hat doch die Republik nicht allein keine Staatsschuld, sondern eine Summe, die nach Verhältniß erheblich genannt werden muß, wird alljährlich für Nothfälle oder außerordentliche Ausgaben zurückgelegt.

Vergleichen wir mit diesem ruhigen und wohlgeordneten, wenn auch noch so bescheidenen Gemeinwesen die zu seiner Zeit durch und durch faulen Zustände der angrenzenden Provinzen, um nicht zu sagen, des größten Theils von Jtalien, jenes. allgemeine, um jeden Preis nur Wechsel verlangende Mißbehagen, jenen verbrecherischen Hang der Bevölkerung zu Angriffen auf Leben und Eigenthum, jene gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes, so werden wir es nicht unbe gründet finden, wenn der Bürger von San Marino mit den Worten Dante's freudig auf seine Felsenheimath zeigt:

„So ruhig ist, so freundlich und so helle
Der Bürger Leben, so die falschheitfreie
Mitbürgerschaft, so liebenswerth die Stelle."[5408]

Auf ein selbständiges Fürstenthum von einer Quadratmeile würden wir kaum ohne Spott blicken können; ein Freistaat, der in so engen Grenzen durch länger als ein Jahrtausend seinen Bestand zu wahren wußte, verdient unsere vollste Achtung. Sein Bestehen ist selbst ein Beweis von dem festen Rechtsbewußtsein, das stets in ihm geherrscht hat. Weit mehr als den Monarchien ist den Republiken das Festhalten an der angestammten Rechtsordnung die Lebensluft, ohne welche sie keinen Bestand haben. Wie große Störungen auch in einer Monarchie jene Rechtsordnung erleidet, so bleibt doch die Person des Fürsten, als der Mittelpunkt zurück, um den der Organismus sich wieder zusammenfügen kann, während im Freistaat der Umsturz der Verfassung alle Gliederung auflöst und eben deshalb überall gleichmäßig nach Bürgerkriegen entweder zur Willkürherrschaft eines Einzelnen, oder zur Unterwerfung unter fremde Botmäßigkeit führt. Wie Venedig, so verdankt auch San Marino seinen tausendjährigen Bestand dem Festhalten an der alten Aristokratie, während Florenz und Genua gleich so vielen anderen Republiken seit dem Siege der Demokratie mit unaufhaltsamen Schritten dem Untergange entgegeneilten. In Venedig aber waren die alten Formen, als Werkzeuge eines Willkürregiments, verknöchert und kraftlos geworden. In San Marino bestehen sie in naturwüchsiger Frische fort. Nehmen wir dazu den Segen einer musterhaften Sittenstrenge, als deren treue Hüterin die Bescheidenheit der Vermögensverhältnisse, auch der Wohlhabendsten im Lande, gelten kann, gegenüber der venetianischen Ueppigkeit und dem verderblichen Prokonsulwesen in den auswärtigen Besitzungen, und wir dürfen vielleicht hoffen, daß von den Thürmen von San Marino die drei Federn noch flattern werden, wenn so manche andere republikanische Fahne, das Sternenbanner nicht ausgenommen, sich vor einer Fürstenkrone gesenkt hat.

[5407] Joseph Bonaparte (1824–1865) und der spätere Kardinal Lucien-Louis-Joseph-Napoléon Bonaparte (1828–1895; kreiert am 13. März 1868), die ältesten Söhne von Charles Lucien Jules Laurent Bonaparte (1803–1857), seit 1840 principe de Canino e Musignano.

[5408] „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. – Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. – Vierte, sehr veränderte Auflage. – Dritter Theil. […] (Leipzig: F. A. Brockhaus 1843), S. 75, V. 130-132: „A così riposato, a così bello \ viver di cittadini, a così fida \ cittadinanza, a così dolce ostello, \\ […]".

Ist die Zahl der eingeborenen Bürger von San Marino auch nicht groß, die sich weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus Berühmtheit erworben hätten, so sind unter seinen Adoptivkindern allbekannte Namen um so zahlreicher. Die Verleihung des Bürgerrechts der Republik ist als eine freundliche Anerkennung seit Jahrhunderten gebräuchlich und nicht nur unter den Italienern ist ein solcher Brief Gegenstand lebhafter Bewerbung. Im Staatsdienst, oder in Wissenschaft und Kunst hochgestellte Männer in Deutschland, Frankreich und England gehören in solcher Weise dem Freistaat auf dem titanischen Gebirge an, und von Canova[5409] wird berichtet, daß er, obwohl überschüttet mit Orden von Kaisern und Königen, angelegentlich nach jenem Bürgerrecht verlangt habe und hocherfreut gewesen sei, als er es wirklich erhielt.

Der Sohn der kleinen Republik kann in der Fremde Unrecht und Uebermuth nicht hinter Lord Palmerstons[5410] berüchtigtes „*civis Romanus sum*“[5411] verschanzen. Wer aber im Rückblicke auf die Geschichte so mancher Jahrhunderte keinen Makel einer ehrlosen That, wohl aber in jeder Generation warme Vaterlandsliebe und reine Sittenstrenge findet, der darf sich des Bandes, das ihn mit jenem Freistaate verbindet, freuen und eine Ehre darin finden, daß auch er von sich sagen könne, er sei „ein Bürger von San Marino.“

[5409] Der berühmte ital. Bildhauer Antonio Canova (1757–1822).

[5410] Henry John Temple, 3rd Viscount Palmerston (1784–1865), seit 1846 mehrmals engl. Premierminister. Der Autor spielt hier auf das von Palmerston in einer Debatte am 25. Juni 1850 formulierte Prinzip an, daß brit. Staatsbürger immer und überall unter dem besonderen Schutz der Regierung Ihrer Majestät stehen: “I therefore fearlessly challenge the verdict which this House, as representing a political, a commercial, a constitutional country, is to give on the question now brought before it; whether the principles on which the foreign policy of Her Majesty’s Government has been conducted, and the sense of duty which has led us to think ourselves bound to afford protection to our fellow subjects abroad, are proper and fitting guides for those who are charged with the Government of England; and whether, as the Roman, in days of old, held himself free from indignity, when he could say Civis Romanus sum; so also a British subject, in whatever land he may be, shall feel confident that the watchful eye and the strong arm of England, will protect him against injustice and wrong.”

[5411] Lat., „Ich bin Bürger Roms“.



St MARINO

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Meyers's Universum

Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst.

Oktavausgabe.

Sechzehnter Band. Vierte Folge. Erster Band.

Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1863.

Enthält: Weinsberg (1863).
Capri, Felsentor (1863, 1863).
Die Lorelei (1863, 1863).
Ariccia (1863, 1863).
Bologna (1863).
Bielefeld (1863, 1863).
Der Wendelstein (1863, 1864).
Der Achensee (1863, 1863).

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 51-55.

Weinsberg.

Das würtembergische Städtchen Weinsberg verdankt seinen über alle deutsche Lande verbreiteten Ruf nicht seiner Wichtigkeit, Größe und Schönheit, auch nicht vorzugsweise seiner Gegend, obschon diese durch Weinpflanzungen, schwellende Hügel und die Ruinen der Burg Weibertreu ebensowohl anmuthig, als malerisch erscheint, sondern hauptsächlich einem Liede und einem Liederdichter. Jenes Lied ist die Ballade von Bürger[5412] „Die Weiber von Weinsberg" und dieser Liederdichter ist Justinus Kerner, dessen Wohnhaus, die Herberge der Phantome wie der fahrenden Poeten, als die vorzüglichste Merkwürdigkeit des Städtchens angesehen wird, oder doch bei Lebzeiten seines liebenswürdigen Bewohners mindestens von eben so vielen Touristen und Wanderdichtern besucht wurde als die Burgruine.

Schwerlich wußte man außerhalb Würtembergs viel von der kleinen Stadt Weinsberg, ehe das erwähnte, zuerst in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Voßschen Musenalmanach[5413] veröffentlichte Bürger'sche Gedicht erschien, welches mit der bekannten Strophe beginnt:

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben fromm und klug gewiegt
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So will ich eins aus Weinsberg frein.

Ach, der unglückliche Dichter wußte und ahnte nicht, daß diese etwas burlesk gehaltene Strophe vielleicht die Hauptveranlassung zu den schweren Prüfungen werden sollte, welche seine letzten Lebensjahre verbitterten. Denn wenn es auch keine Weinsbergerin war, so war es doch ein Schwabenmädchen, Elise Hahn[5414], welches, geschmeichelt von dieser für ihre Landsmänninnen ausgesprochenen Verehrung, des Dichters Versprechen, nur eine Schwäbin zu heirathen, auf die Probe stellte, ihm in einem Gedichte ihre Liebe gestand und ihm geradezu ihre Hand anbot und wirklich Bürgers dritte Frau wurde. Aber sie hielt ihm die Treue nicht, welche die Weiber von Weinsberg ihren Männern gehalten hatten, und nach einer Reihe der finstersten Tage mußte sich der Dichter von seiner zwar talentvollen, aber nicht sehr nonnenhaft lebenden Elise scheiden lassen. Mit wie bitteren Gefühlen mag der unglückliche Dichter seitdem jene verhängnißvolle Strophe gelesen haben!

Vielleicht ist aber auch die gepriesene Treue der Weiber von Weinsberg nichts als eine Mythe; denn die historische Kritik ist noch keineswegs darüber mit sich im Reinen, ob die Erzählung, welche der Bürgerschen Ballade zum Grunde liegt, auf einem historischen Faktum beruht. Es gibt nämlich nur Eine zeitgenössische Quelle, in welcher die Begebenheit erzählt wird; und zwar ist dies die mit dem Jahre 1162 schließende lateinische Kölner Chronik der Benediktiner-Mönche von Sanct Pantaleon. In dieser wird erzählt: Im Jahre des Herrn 1140 belagerte der König (Konrad III., der Hohenstaufe[5415]) die Stadt des Herzogs Welf von Bayern[5416], Winesberg genannt, und bekam sie vermöge einer Ueberein-

---

[5412] Gottfried August Bürger (1747–1794).

[5413] In Johann Heinrich Voß' (1751–1826) „MusenAlmanach für 1777. […]" (Hamburg: C. E. Bohn [1776]), S. 73-76.

[5414] Die Schriftstellerin und Schauspielerin Elise Bürger geb. Hahn (1769–1833).

[5415] Konrad III. (1093 o. 1094–1152), seit 1116/20 Herzog in Franken, von 1127 bis 1135 Gegenkönig von Lothar III. und ab 1138 römisch-deutscher König.

[5416] Welf IV. (ca. 1030/1040–1101), von 1070 bis 1077 und von 1096 bis 1101als Welf I. Herzog von Bayern.

kunft in seine Hand. Den Matronen und Frauen, die er dort fand, ertheilte er aus königlicher Milde die Erlaubniß, daß sie forttragen dürfen sollten, was jede auf den Schultern zu tragen vermöchte. Sie aber dachten mehr an die Treue, die sie ihren Männern schuldig waren, als an die Rettung ihrer übrigen Habe, ließen allen Hausrath dahinten und stiegen herab, ihre Männer auf den Schultern tragend. Als nun der Herzog Friedrich[5417] (der Bruder des Königs) Einsprache that und solches nicht geschehen lassen wollte, da sprach der König zu Gunsten des Weibertrugs: „An einem Königsworte zieme sich nicht zu rütteln;" oder wie Bürger die lateinische Phrase gibt: Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln. In wie weit man nun einer mönchischen Chronik Glauben beimessen will, bleibe Jedem überlassen; auffallend ist es aber, daß ein glaubwürdigerer Zeitgenosse, Otto von Freisingen[5418], dessen Chronik nur sechs Jahre später als die eben erzählte Begebenheit schließt, zwar der Belagerung Weinsbergs gedenkt, aber über die That der Weiber Stillschweigen beobachtet. Ist die Erzählung wahr, so macht sie beiden Theilen, den Frauen wie dem Kaiser gleich große Ehre; ist sie erdichtet, so macht sie einer Zeit Ehre, in der man es noch für möglich hielt, daß es Weiber gebe, welchen ihre Männer der kostbarste Schatz seien, und Fürsten, welche es für unfürstlich hielten, in einem solchen Falle ihr gegebenes Wort zu brechen. Nur in einer treuherzig naiven Zeit konnte so etwas geschehen oder erfunden werden. Diese mehr rührende Begebenheit der Sage hat Bürger in seiner Ballade in's Burleske und Possenhafte hinabgezogen; indeß hat er jedenfalls das Verdienst, die Erzählung wieder im Gedächtniß des deutschen Publikums aufgefrischt und ihr Popularität verschafft zu haben.

In der Kirche des Städtchens befindet sich ein altes Gemälde, auf welchem die Begebenheit dargestellt ist. Die Burg Weinsberg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor ihrer im Bauernkriege erfolgten Zerstörung war; durch die Burgthore ziehen in langen Reihen die Frauen herab, vor aus die kleinste der Weiber, die den beleibtesten Mann trägt und unter ihrer Last beinahe zu erliegen scheint. Im Vordergrunde hält auf einem stattlichen Zelter König Konrad, der, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen, dem wunderlichen Zuge der Frauen ruhig zusieht.

Eben so gern als man die Sage von den Weibern von Weinsberg für die Geschichte retten möchte, eben so gern würde man eine Reihe schrecklicher Vorfälle, deren Schauplatz Weinsberg und seine Burg waren, in's Bereich der Sage verweisen, wenn dies möglich wäre. Im Jahre 1525 nämlich geschah es, daß die aufständischen Bauern aus dem Odenwald, Hans Wunderer[5419] an der Spitze, wie ein verheerendes Ungewitter gegen Weinsberg heraufgezogen kamen. Auf die Kunde hiervon besetzte der Schwäbische Bund Städtchen und Burg mit siebenzig Rittern, Edeln und Gemeinen unter dem Grafen von Helfenstein[5420]. Die Aufständischen benutzten jedoch die Feier des heiligen Osterfestes[5421], die Burg zu stürmen; die Einwohner schlugen sich zu ihnen und die ganze Besatzung fiel in ihre Hände bis auf drei Ritter, welche in Frauenzimmerkleidung entrannen. Vor dem Thore schlossen nun die Bauern einen Kreis, und alle Gefangenen wurden erbarmungslos durch ihre Spieße gejagt, während ein Pfeifer dazu Tanzmelodieen spielen mußte. Vergebens flehte die Gräfin Helfenstein, mit ihrem zweijährigen Knaben auf dem Arme, um Gnade und Erbarmen. Nach dem Blutbade ward von dem wüthenden Haufen die Burg gebrochen, so daß nur kümmerliche Reste übrig blieben. Entsetzlicher noch war das Strafgericht, welches bald darauf der schwäbische Bundeshauptmann George Truchseß von Waldburg[5422] an den Bauern vollzog; der unglückliche Pfeifer zum Beispiel, der zu dem Morde der Edeln aufgespielt hatte, wurde an einen Baum gefesselt und nun langsam an rings umher angehäuftem Feuer gebraten, während er unter dem Hohngelächter der entmenschten Peiniger an seiner Kette heulend um den Baum herum

---

[5417] Friedrich II., der Einäugige (1090–1147), seit 1105 Herzog von Schwaben.

[5418] Otto von Freising (ca. 1112–1158), seit 1138 Bischof von Freising und einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber des Mittelalters.

[5419] Es ist nicht bekannt, ob es sich bei besagtem „Steinmetz" Hans Wunderer um den gleichnamigen Baumeister (ca. 1463–ca. 1522) oder dessen Sohn handelt; der obengenannte ist übrigens nicht in Weinsberg dabeigewesen, sondern war erst später auf die Weinsberger Schar gestoßen.

[5420] Graf Ludwig Helferich von Helfenstein (1493–1525; ermordet).

[5421] 16. April 1525.

[5422] Georg III. Truchseß von Waldburg-Zeil (1488–1531), genannt „Bauernjörg".

sprang![5423] Die Mauern der Stadt wurden geschleift, und lange dauerte es, ehe die Bürger die Erlaubniß erhielten, sie wieder herzustellen.

Gerne wenden wir unser Auge von diesem Brand- und Blutfleck in der Chronik der Stadt Weinsberg ab und einem friedlichern Gegenstande zu, dem Hause des Dichters Justinus Kerner (geboren den 18. September 1786 in Ludwigsburg, gestorben in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862). Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Charakteristik Kerners als Dichter zu geben; es reicht hin anzuführen, daß er mit Ludwig Uhland[5424] als der Mitbegründer und Hauptrepräsentant der so genannten schwäbischen Dichterschule angesehen werden darf, und daß viele seiner sinnigen echt deutschen Lieder, darunter das allbekannte: „Wohlauf noch getrunken“ etc. im Munde und im Herzen aller gesangeslustigen und Poesie liebenden Deutschen leben. Kerner war ein einfach edles, menschenfreundliches Gemüth, und die wunderliche Mystik, der er sich als Arzt und Physiolog zuneigte, wird man ihm um so lieber verzeihen, da sie aus einem so liebenswürdigen und wahrhaften Gemüth hervorging und Freisinnigkeit in allen politischen Dingen, Scherz und Schalkhaftigkeit, ja selbst einen gewissen, bisweilen ins Barocke übergehenden Humor bei ihm durchaus nicht ausschloß.

Es war im Frühling des Jahres 1822, als Justinus Kerner endlich daran denken durfte, sich sein eigenes Haus zu bauen; die Gemeinde Weinsberg schenkte ihm zum Bauplatz den, um die nordöstliche Ecke der Stadtmauer, an der Straße nach Oehringen gelegenen Theil des frühern Stadtgrabens. In den Grundstein ließ der Dichter durch seinen damals fünfjährigen Sohn Theobald[5425] eine Pergamenturkunde einschließen, welche die charakteristischen Worte enthält: „Dies Haus ward gebauet durch Gottes Segen, von Justinus Kerner, dem Arzte, der auch Lieder sang, und seiner Hausfrau, Friederike[5426], im Jahre eintausend achthundert zwanzig und zwei, zur Zeit, wo des Himmels Gestirne wärmend, wie kaum je, niederschauten auf Berg und Thal, aber Europa's Herrscher, abgewandt von dem Himmel, kalt stunden und zuschauten dem teuflischen Morde von Hellas[5427].“ Schon im Herbste konnte das kleine Haus bezogen werden. Im Jahre 1827 wurde an die Rückseite des Hauses das sogenannte Schweizerhaus angebaut; später kaufte Kerner von der Stadt den alten, die Ecke der Mauer bildenden epheuumrankten Thurm, der zuerst in ein Gerichtsgefängniß umgewandelt, dann aber auf den Abbruch versteigert werden sollte. Er enthält ein jetzt von drei spitzbogigen Fenstern magisch erhelltes gewölbtes Gemach; es ist dasselbe Zimmer, eine echte Fauststube möchte man sagen, in welchem Nicolaus Lenau[5428] später seinen „Faust“ dichtete, und in welchem der Graf Helfenstein im Bauernkriege[5429] einst gefangen saß. Endlich erwarb er auch den gegenüber dem Hause liegenden größeren Garten, einen eingegangenen Gottesacker, in dessen ehemaligem Todtenhäuschen er noch eine kleine Wohnung herzustellen wußte. An etwas schauerlicher Romantik fehlt es somit diesem Komplex von Baulichkeiten nicht. Gespenstersagen und förmliche Gespensterhäuser, über welche Kerner in seinem Buche „Die Seherin von Prevorst“ berichtet, gibt es ohnehin manche in Weinsberg.

Kerners Haus zeichnet sich von vorn vor den übrigen meist zwei stöckigen und gelb angestrichenen Häusern des Städtchens nicht besonders aus; denn die hübsche, auf den Garten hinausgehende hölzerne Gallerie, wie man sie an Schweizerhäusern trifft, liegt versteckt auf der Hinterseite. Das Erdgeschoß enthält nur ein einziges Zimmer, dasjenige, welches einst von der „Seherin von Prevorst[5430]“ abenteuerlichen Andenkens bewohnt wurde und in dem sie jene von Kerner gläubig beschriebene Visionen hatte, denen man nur vorwerfen kann, daß sie im äußersten Grade langweilig waren. Der obere Stock enthält die Wohnung des Dichters, aus vier bescheidenen Gelassen bestehend. In dem mittleren

5423 So geschehen mit dem Weinsberger Scharführer Jäcklein Rohrbach, der am 21. Mai 1525 in der Nähe von Neckargartach auf die beschriebene Art und Weise hingerichtet wurde.

5424 Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866).

5425 Theobald Kerner (1717–1907).

5426 Friederike Kerner geb. Ehmann (1786–1854).

5427 In der Griechischen Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Herrschaft der Osmanen (siehe hierzu S. 166, Anm. 424).

5428 Nikolaus Lenau (eigentl. Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau; 1802–1850).

5429 1525.

5430 Friederike Hauffe geb. Wanner (1801–1829).

Zimmer, dem eigentlichen Wohnzimmer, befindet sich ein lebensgroßes Bildniß des Dichters, der hier mit seiner von ihm bekanntlich meisterlich gespielten Maultrommel in der Hand dargestellt ist; es ist von einem italienischen Künstler, Ottavio d'Alluzzi[5431], einem Urenkel von Pfeffel[5432], gemalt, der 1851 nach Weinsberg kam und schon 1855 zu Nizza starb. Hier befinden sich ferner das von dem stuttgarter Maler Ed. Hertle[5433] modellirte Relief-Porträt des Dichters; ein Gypsmedaillon, welches das geistreiche Profil des ihm innigst befreundeten Dichters Alexanders Grafen von Würtemberg[5434] zeigt, das Porträt der Seherin, und ein interessantes Bild von Karl Stahl[5435] in Wien: Lenau im Sturm auf öder Haide. Außerdem enthielt der obere Stock noch das Empfangs- oder Gastzimmer, von einer großen mittelalterlichen Alabastergruppe, der Madonna mit dem Kinde, auch „Marienzimmer" genannt, das Arbeitszimmer des Dichters und sein Schlafzimmer, das nun auch sein Sterbezimmer geworden ist. Das nach dem Garten vorspringende, an das Hauptgebäude angelehnte Schweizerhaus enthält im Hauptstock das sommerliche fensterreiche Gesellschaftszimmer. Dasselbe ist auf drei Seiten von einer offenen Gallerie umgeben, mit einem hölzernen Kruzifix in der Mitte und dem frommen Spruch darüber: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."[5436] Von der Plattform des schon erwähnten Wartthurms eröffnet sich eine herrliche Rundschau über das Weinsberger Thal, auf den nahen Kegel mit der Weibertreue, auf die ferne Burgruine von Löwenstein und die Bergschlösser Waldenburg und Meyenfels. Dies war die gastfreundliche „Dichterherberge", in welcher aber nicht blos befreundete und geistesverwandte Dichter in großer Zahl verkehrten, sondern auch Gelehrte und Helden. Wochen lang beherbergte Kerner im Winter 1831–32 die in großer Anzahl durch Weinsberg ziehenden polnischen Flüchtlinge[5437] und im folgenden Frühling den letzten Generalissimus des polnischen Heeres, Rybinski[5438], der im Gartenhäuschen wohnte, in welchem dann Kerner den dem General im Auftrage der Weinsberger Bürgerschaft angebotenen, aber von diesem abgelehnten Lorbeerkranz zum Andenken aufhing. Nicht mit Unrecht sagt Emma Niendorf[5439] in ihrer „Villeggiatur in Weinsberg" von Kerner: „Es können so öde, so arme Zeiten kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein solcher Mann habe einst gelebt, ihn für eine Mythe hält. Er gehört unter die Wesen, denen man schon allein für ihr Dasein, abgesehen von allem Wirken, danken muß, weil sie uns ein Glaube, eine Bürgschaft sind."[5440]

Vom Kerner-Hause die Mauer entlang schreitend, gelangt man nach einem eben nicht anstrengenden Bergsteigen nach den Ruinen der Burg Weibertreu, die durch die Fürsorge Kerners und der Frauen Weinsbergs, die zu diesem Zwecke zu einem Vereine zusammentraten, nicht nur vor Verfall bewahrt, sondern aus einem Schutthaufen in die lieblichsten, mit Aeolsharfen versehenen Anlagen verwandelt worden sind. Die Aussicht über das lachende, von Bergketten umrahmte Gelände und in das nordwestlich sich öffnende Neckarthal ist von hier aus begreiflicherweise noch umfassender als von der Plattform des Kernerschen Wartthurms.

H. Marggraff.[5441]

[5431] Recte: Ottavio d'Albuzzi († 1855).

[5432] Der Colmarer Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809).

[5433] Eduard Herdtle (1821–1878).

[5434] Alexander Christian Friedrich Graf von Württemberg (1801–1844).

[5435] Lebensdaten nicht ermittelt.

[5436] Joh 16,33.

[5437] Infolge des polnischen Novemberaufstands 1830/31.

[5438] Maciej Rybiński (1784–1874).

[5439] Emma Niendorf (Pseud.) geb. Anna Maria Eder, geadelte Emma von Calatin, verh. Emma von Suckow (1807–1876).

[5440] Zitat aus Emma Niendorfs (s. o.) Werk „Reisescenen in Bayern, Tyrol und Schwaben von Emma von Nindorf", (Stuttgart: Ebner & Seubert 1840), S. 229; die „Villegiatur in Weinsberg" ist ein Kapitel genannten Werkes.

[5441] Hermann Marggraff (siehe hierzu S. 120, Anm. 258).



WEINSBERG.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 64-68.

Capri.

Die am Eingang des Golfs von Neapel gelegene, nur eine Quadratmeile umfassende Insel Capri, die von den Römern *Capreae* genannt wurde, ist, so gering auch ihr Umfang, von der Natur mit einem großartigen, grotesken Charakter ausgestattet. Sie ist reich an wunderbaren Eigenthümlichkeiten, die sie von jeher zu einem Eldorado für alle Maler machten. In ihrem kleinen Umkreise bietet sie dem Auge des erstaunten Besuchers nicht nur eine Menge der herrlichsten Aussichten, sondern auch eine Fülle und Originalität landschaftlicher Formen, die uns oft wie aus einer fremden, märchenhaften Welt anmuthet und die Phantasie in die bunten, schillernden Träume der tausend und einen Nacht versetzt. Aber nicht nur die Natur, sondern auch die Geschichte hat dies kleine Eiland mit wunderbarer Hand berührt. Klingt es nicht seltsam, daß die Insel der blauen Grotte die Burg des Kaisers Barbarossa[5442] und den Palast des Tiberius[5443] trug? Auf ihrer östlichen Seite steigt eine schroffe, etwa zweihundert Fuß hohe Felswand empor, auf deren Spitze sich die Ruinen des ehemals mit zauberhafter Pracht ausgestatteten Schlosses des Kaisers Tiberius befinden. Noch sind die herrlichen Gärten und Anlagen, die dasselbe umgaben, in ihren Spuren deutlich zu erkennen. Die Ruinen selbst aber bieten leider nur noch wenige Mauerüberreste, darunter jedoch zwei hohe Thürme, von denen einer eine herrliche Aussicht über den ganzen Golf von Neapel, das Cap Misenum, die Stadt, den Vesuv, Castellamare, das liebliche Sorrento etc. genießt, ja bei klarer Witterung kann man sogar von ihnen aus im fernen Süden die liparischen Inseln, in lichte Nebelstreifen gehüllt, wahrnehmen. Hier, auf diesem paradiesischen Garteneiland hauste der grimme Tyrann Tiberius während der letzten Jahre seines Lebens. Nachdem er durch seinen verbrecherischen Günstling Aelius Sejanus[5444] die Militärdespotie errichtet, die Leibwache der Prätorianer aus seinen Schergen in die Dränger und Peiniger des Volkes verwandelt, die Volksversammlungen aufgehoben, den Senat in das willenlose Werkzeug seiner Despotenlaune verwandelt und die schrecklichen Majestätsgerichte eingesetzt hatte, die über Hochverrath erkannten und ein Mittel waren, jeden gesinnungsvollen Mann zu verderben, indem sie nicht nur Thaten, sondern selbst Worte und Gedanken zu strafen sich anmaßten, nachdem er ein alle Sitte zerfressendes Spioniersystem errichtet und die zügelloseste Wollust begünstigt, um im Volke jeden Keim sittlicher Kraft zu zerstören, zog er sich, von Gewissensbissen und Menschenfurcht gepeinigt, auf das liebliche Eiland Capri zurück. Hier schwelgte er in den Wunderhallen seines Palastes, badete sich in den märchenhaft schimmernden Fluthen der blauen Grotte und genoß den Becher aller Lüfte [sic!] in seinen mit dem Reize aller Zonen ausgeschmückten Gärten, ohne jedoch den inneren Stachel des Gewissens und der feigen Furcht, die jeden Tyrannen verfolgt, je ganz übertäuben zu können. Er starb übrigens einen seines Lebens würdigen Tod, indem er später auf einem Landgute bei Misenum während einer Krankheit von seinem Großneffen Caligula und seinem Gardehauptmann Macreo[5445] erdrosselt wurde. Die herrlichen Hallen, in denen er einst sich mit dem schäumenden Becher der Lust zu betäuben suchte, sind jetzt gänzlich zerfallen. Da, wo die schönsten Hetären Italiens und Griechenlands über den zierlichen Mosaikboden schlüpften, raschelt jetzt die schillernde Eidechse und die flüchtig sich ringelnde Viper. Da, wo die Wände kostbare Teppiche Indiensund des Orients verzierten, schlingt sich jetzt um die kahle Mauer Epheu, wildes Lorbeer- und Myrtengestrüpp als lebendige Tapete. Unweit der Ruine zeigt der Führer dem Wanderer einen Felsenvorsprung, wo sich ein Lusthaus des Tyrannen befunden haben soll, von dem aus er zu seinem Vergnügen die

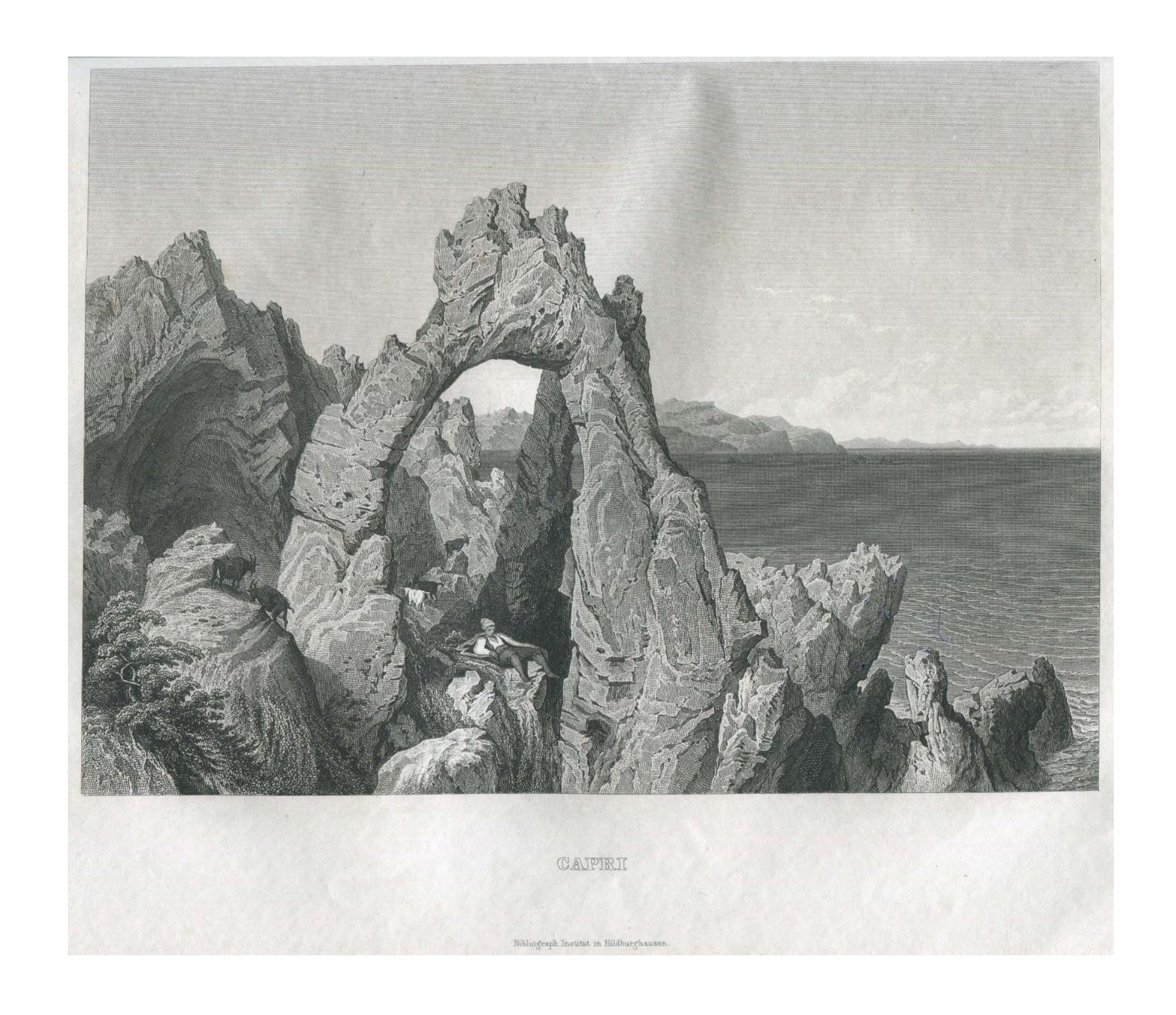
---

[5442] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 522, Anm. 1529).

[5443] Kaiser Tiberius (siehe hierzu S. 40, Anm. 39).

[5444] Der Prätorianerpräfekt Lucius Aelius Seianus (ca. 20 v. Chr.–31 n. Chr.; hingerichtet).

[5445] Der Prätorianerpräfekt Quintus Naevius Cordus Sutorius Macro (21 v. Chr.–38 n. Chr.; Selbstmord).



CAPRI

gefangenen Christen in das Meer hinunterwerfen ließ, was gleichfalls eine seiner noblen Passionen war. Nicht weit davon steht jetzt der kleine Ort Capri, an dessen Fuße sich der einzige Landungsplatz der Insel befindet. Es ist ein kleines Städtchen von kaum 2000 Einwohnern, dessen bemerkenswerthester Punkt das Hôtel Tiberio ist, in dem man den berühmten Wein der Insel „*Capri rosso*“ und „*Capri bianco*“ auf seinem mütterlichen Boden trinken kann und sich vergebens bemühen wird, der doppelten Kreide des spitzbübischen Wirthes zu entgehen. Unten am kleinen Hafen ist noch ein Wirthshaus, genannt Hôtel Londres, das indeß seinem höher gelegenen Rivalen gegenüber in Bezug auf unreelle Bedienung sich möglichst bemüht, das Bild von der Charybde und Skylla[5446] zu veranschaulichen, denn der Fremde, der dem Tiberio entgeht, wird sicherlich von dem Hôtel Londres geschraubt[5447] werden, da ist keine Rettung. Von dem letztgenannten Hôtel aus führt eine in Felsen gehauene Treppe von 536 Stufen zu dem Städtchen Anacapri, das auf einer Art Hochebene liegt. Hinter dem durch ein altes Kastell geschützten, etwa 3000 Einwohner zählenden Anacapri steigt der malerische Monte-Salara, der höchste Gipfel der Insel, empor. Derselbe wird von den Fremden gewöhnlich um die Abendzeit bestiegen, weil der Sonnenuntergang, von dort aus gesehen, das erhabenste und schönste Naturschauspiel ist, das Süditalien bietet.

In westlicher Richtung von Anacapri erheben sich über den Felsen, unter denen sich die blaue Grotte[5448] befindet, die Ruinen der alten Burg des deutschen Kaisers Barbarossa. Dieselben sind jedoch in ihrer gegenwärtigen Gestalt nichts anderes mehr als einige wenige sich kaum über die Erde erhebende Mauerüberreste. Um so mehr umkleidet und schmückt sie die Volkssage, die, was auch wahrscheinlich ist, behauptet, daß von der Burg ein geheimer Gang in die blaue Grotte hinabführe. Schon zur Römerzeit erhob sich an der Stelle der nachmaligen Kaiserburg ein Palast. Hätte der alte Barbarossa weniger in Italien und auf Capri geträumt und statt nutzlos Ströme deutschen Blutes auf den italienischen Gefilden zu vergeuden, sich die innere Ordnung des deutschen Reiches mehr angelegen sein lassen, so würde Deutschland wohl heute seine Einheit nicht blos als ein fernes Ideal zu betrachten brauchen und die deutsche Volkssage den alten kaiserlichen Helden wohl in anderer Gestalt als in der des ewigen Schläfers im Kyffhäuser, dessen Erwachen es nun schon so lange vergeblich erwartet, darstellen. Wie der Monte-Salara in der Abendbeleuchtung, so will die blaue Grotte im Mittagslichte betrachtet sein, weil um diese Zeit die Sonne gerade so steht, daß ihre senkrecht über die Grotte fallenden Strahlen die Schattenwerfung der Felswände verhindern und dadurch das Eindringen des Lichts durch die geringe Grottenöffnung ermöglichen. Um zur Grotte zu gelangen, muß man vom Hafen aus westwärts der Insel entlang an ungeheuren Felswänden vorüberfahren, die oft so glatt wie mit dem Messer zugeschnitten sind. Der selten ganz ruhige Wellenschlag macht den Eingang in die Grotte etwas schwierig, da die Strömung stets conträr ist. Auf dem Rücken der Länge nach in der Barke liegend fährt man durch das ovale, graugrüne Felsenthor ein, daß von Außen seinen früheren Namen „Hexenloch“ einigermaßen rechtfertigt. Wie bekannt, ist das Wasser innerhalb der Grotte glänzend blau und die Felsendecke gewinnt in der eigenthümlichen Farbenbrechung das zauberhafte Ansehen eines azurblauen, von silbernen Streifen durchzogenen Gewölks. Die Luft scheint in bläulichem Schimmer zu glänzen, jeder Ruderschlag, jede Schwankung der Barke läßt die Wellen als blaue Flammen erscheinen. Ein unterirdischer Gang, den bis jetzt noch Niemand ganz zurückgelegt hat, und der viele Spuren einer künstlichen Anlage und antiker Bearbeitung trägt, führt in das Innere des Felsens und wahrscheinlich bis an die Oberfläche, wo die Ruinen des Schlosses Barbarossa’s stehen. Auch auf der Ost- und Südseite Capris befinden sich Meeresgrotten, doch sind ihre Oeffnungen nicht so gebildet, daß die eindringenden Lichtstrahlen in ihnen jenen Effekt wie in der blauen Grotte hervorzubringen vermöchten. Auf der Südseite der Insel

---

[5446] Zwei Meeresungeheuer der griech. Mythologie: Während Skylla (griech. Σκύλλα) an der Meerenge zwischen Sizilien und dem ital. Festland hauste, hatte Charybdis (griech. Χάρυβδις) genau gegenüber ihren Unterschlupf. Den Seeleuten war es nahezu unmöglich, den Ungeheuern zu entgehen, da die Flucht vor dem einen sie unweigerlich in die Arme des anderen trieb. Auch Odysseus (griech. Ὀδυσσεύς) kostete die Passage dieser Meerenge das Leben von sechs seiner Gefährten, die Skylla zum Opfer fielen (Homer, Odyssee 12, 222-259).

[5447] „einen plagen, drücken, quälen“ (DWG, Bd. 15, Sp. 1655).

[5448] Die bereits in der Antike als Nymphäum (griech. νυμφαῖον; ein Nymphenheiligtum) genutzte Grotte wurde im Jahre 1826 vom dt. Dichter August Kopisch (1799–1853), dem Verfasser der „Heinzelmännchen zu Köln“, wiederentdeckt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

befindet sich z. B. eine Grotte von derselben Größe wie die „blaue“, in der das Wasser eine tief-smaragdgrüne Farbe trägt, doch ist der Eindruck, den sie hervorbringt, durchaus nicht mit jenem der blauen Grotte zu vergleichen, namentlich, wenn man diese zuerst besucht hat. Doch kehren wir nun wieder zurück in die Oberfläche und nehmen wir jetzt das Bild des lieblichen Eilands von der Vogelperspektive auf. Capri liegt wie eine goldig glänzende Muschel im blauen Meere. Nur von einer Seite, und auch da nur auf einer kleinen Strecke zugänglich, ist die rundum in steilen, senkrechten Klippen abfallende Insel recht zu einem Aufenthalt der Sirenen geeignet, mit denen die homerische Sage sie bevölkert. Kommt man von Neapel her, so steigt sie vor dem Blicke der nahenden Schiffer amphitheatralisch mit ihren herrlichen Weingärten, Orangen- und Olivenhainen auf und gewährt so einen überaus reizenden Anblick. Bald auch sieht man höher oben zwischen dem Guirlandengrün der Gärten das Städtchen Anacapri hervorschauen, zu dem, wie schon erwähnt, vom Hafen aus eine Zickzacktreppe emporführt. Bevor wir die Insel verlassen, wollen wir uns noch flüchtig ihre Bewohner ansehen, die zum großen Theil sehr arm sind, da der Grund und Boden mit seinen mannichfachen Schätzen reichen Feudalherren gehört, die den Schweiß ihrer Pächter in Neapel und Paris verprassen. Die Insulaner sind, wie behauptet wird, spanischer Abkunft, worauf auch die Sitte hinweist, daß alljährlich auf Capri ein Stiergefecht gehalten wird. Sie sind, in so schöner Umgebung ein um so traurigerer Anblick, ein nicht schöner, von Noth und Elend niedergedrückter und deshalb Lastern leicht zugänglicher Menschenschlag. Die Neapolitaner beschweren sich über ihr rachsüchtiges, heimtückisches Wesen. Die Luft von Capri ist überaus gesund und Schwindsüchtigen ganz besonders anzuempfehlen, nur dürfen sie nicht auch die Schwindsucht in der Börse haben. Auch in der neueren Geschichte ist Capri durch die Waffenthat des Admirals Caracciolo[5449] im Dienste der parthenopäischen Republik[5450] berühmt geworden, denn in der Nähe dieses von den Engländern damals besetzten Eilands schlug der tapfere Republikaner den übermüthigen Nelson, der die sicilianisch-brittische Flotte befehligte, wofür später Nelson zu seiner und Englands Schmach, nachdem er ihn durch einen Meineid gefangen, den edlen Caracciolo an dem Mast seines eigenen Schiffes aufhängen ließ.

Eduard Rüffer[5451].

[5449] Francesco Caracciolo (1752–1799), der auf persönliche Anordnung Nelsons durch den Strang hingerichtet und dessen Leiche anschließend ins Meer geworfen wurde.

[5450] Auch Neapolitanische Republik; sie wurde am 22. Januar 1799 von den frz. Revolutionstruppen ausgerufen. Ihre Auflösung erfolgte jedoch bereits im Juni 1799 nach der Rückeroberung Neapels durch Koalitionstruppen unter Admiral Nelson.

[5451] Der deutsch-tschechische Schriftsteller Eduard Rüffer (siehe hierzu S. 316, Anm. 879).

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 107.

Das Felsenthor auf Capri.

L’arco naturale heißt eines der phantastisch traumhaften Felsengebilde, welche an der Westküste von Capri starr und riesenhaft aus der gewaltig donnernden Brandung des tiefblauen Meeres aufsteigen. Dieselbe Felsengruppe, welche in der Tiefe das Wunder der „blauen Grotte“ birgt, trägt auf ihrer Zinne die Ruinen des Tiberiuspalastes, jene schauerlich geisterhaften Ruinen, welche grausige Erinnerungen an die Schrecken der ausschweifendsten Despotenphantasie mit den berauschendsten Eindrücken einer unbeschreiblich schönen Natur und mit den Träumereien von einer orientalischen Märchenwelt mischen.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 69-72.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [169]-172.

Der Lurleifelsen.

Wer kennt nicht, wer hat nicht gesungen oder singen gehört das eigenthümlich süße Liedchen Heinrich Heines von der Lorelei, der schönen Jungfrau, die, auf hoher Felsenspitze sitzend, ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme kämmt und dabei ein Lied singt von so „wundersamer gewaltiger Melodei“, daß durch seinen Zauber der nur immer nach der Jungfrau hinaufschauende Rheinschiffer in ein wildes Weh und dann sammt seinem Nachen in die dunkle Fluth hineingerissen wird? Und was hat Heine damit anders ausdrücken wollen als das dunkle Geheimniß des Liebeszaubers, der so Manchen, welcher auf dem Strom des Lebens achtlos und träumerisch dahin rudert, unentrinnbar verstrickt und ins Verderben zieht?

Freilich mag die Stelle, wo sich der Felsen der Lorelei oder eigentlich der Lurleifelsen erhebt, in frühern Zeiten, wo noch manches Felsstück hervorragen mochte, welches jetzt gesprengt und beseitigt ist, mehr den Kähnen als den Herzen der Rheinschiffer verderblich gewesen sein; denn das Strombett ist hier schauerlich eng und wirbelig, und die Felsen treten so nahe an den Strom, daß sie ihren Fuß fast unmittelbar in denselben hineinsetzen und eine wirkliche Felsenklemme bilden. Ja noch selbst jetzt bringt diese durch Felsriffe und Sandbänke unsicher gemachte Stelle achtlosen oder des Fahrwassers nicht genau kundigen Schiffern und Floßführern Gefahr und wird von ihnen mehr noch gefürchtet als das Binger Loch. Hier wird nämlich der eingezwängte und sich um den hervorspringenden Felsen der Lorelei windende und krümmende Strom durch einen langen Grund oder Sand in zwei Arme getheilt. Denjenigen rechts, den sogenannten Fabian, pflegen nur kleinere Nachen einzuhalten, der linke, der von größeren Fahrzeugen gewählt werden muß, hat eine pfeilschnelle Strömung, die geradezu gegen tiefliegende Felsen getrieben wird. Indem nun die Stromfluth von diesen zurückprallt, bildet sie Wirbel, welche oft die Vordertheile großer Flosse fünf bis sechs Fuß tief hinabziehen und die Mannschaft untertauchen, von der dann Mancher, der sich nicht an die Balken fest anklammert, nie wieder heraufkommt. Noch im Jahre 1850 ging hier ein Rheinkahn unter, dessen Wrack lange aus den Wellen emporragte.

Wie sehr aber auch der Lootse kleinerer Nachen die Nähe des Lurleifelsens fürchten möge: der Reisende auf seinem sicher dahinfahrenden Dampfboote erblickt in ihm keinen Gegenstand des Schrekkens, sondern des poetischen und malerischen Interesses; denn schroff und wild schauerlich steht er in der Felsenklemme, zu der sich das Rheinthal unterhalb Oberwesels verengt, da, trotzig seinen breiten Fuß gegen den Strom vorschiebend, in brüchigen Massen und Geschieben von Kieselschiefer, zwischen deren Spalten und Rissen nur stellenweise Gräser und Stauden als einzige Vegetation hervorragen. Nur sparsames Licht fällt in die Enge; kein Ausgang ist sichtbar; für die Kultur und für menschliche Niederlassungen war hier kein Raum, und nur mühsam drängt sich die Landstraße, durch Pulvergewalt

gesprengt, links dicht am Rande des Stromes hin. Hier pflegt das Dampfboot die Böller gegen den Felsen zu lösen, wo dann der Schall, nicht abprallend, sondern gleichsam aus dem innern Schooße der dunkeln Felsmasse aufsteigend, deutlich mehrmals, oft sechsmal zurückhallt. Dies Echo singt freilich in kräftigeren und wilderen Tönen, als die Lorelei gesungen haben soll.

Vielleicht hat der Felsen von diesem Echo seinen Namen und vielleicht haben Diejenigen recht, welche ihn von einem altdeutschen Worte „Lureleien", gleichbedeutend mit „Nachspotten", ableiten, wogegen Simrock über den Ursprung des Namens Folgendes bemerkt: „Der Name Lurlei scheint einen lauernden Felsen zu bedeuten, wobei man an seine als Klippen unterm Wasser verborgenen Füße denken mag, die dem Schiffer gefährlicher sind, als das zu Tage stehende Gestein. Weil er aber die Lurlei (wie die Marlei, die Erpeler Lei – Lei bedeutet Schiefer) heißt, so mag dies, nächst der Stimme des Echo's, die ihm entschallt, die leicht erregbare Phantasie der Rheinanwohner veranlaßt haben, ihn als eine schöne Zauberin zu personificiren."[5452]

Uebrigens gibt Simrock selbst zu, daß die Sage zwar möglicherweise Jahrhunderte lang im Munde der Schiffer gewesen sein könne, daß aber die ältern Reisebücher und Sagensammlungen kein Wort von ihr wüßten, und daß auch der Ruhm des Echo's so alt nicht sei, als man glaube. Mit einem Worte, Niemand wußte etwas von der Zauberin Lorelei, ehe Clemens Brentano seine Ballade von der Lorelei, die später zu andern Nachbildungen und auch zu der Heine'schen Anlaß[5453] gab, gedichtet und zuerst in seinem bereits 1801 erschienenen Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" veröffentlicht hatte. In dem genannten Romane ist die Ballade der Violette in den Mund gelegt und trägt deshalb auch die Ueberschrift „Violettens Lied". Wir sind daher durchaus der Ansicht, daß die Fee Lorelei keine Schöpfung der Volkssage und Volksphantasie, sondern eine Ausgeburt der dichterischen Phantasie Clemens Brentanos[5454] ist. Die Anregungen zu seiner Erfindung gaben ihm die schauerlich-romantische Physiognomie des Felsens, das lang nachhallende Echo, der auch von Simrock erwähnte Umstand, daß die Steinmasse seit alter Zeit die Lurlei heißt, endlich der verwandte Klang des Namens Lurlei mit dem Namen Lore oder „Lorle" im Schwäbischen. Aus beiden setzte er den Namen „Lorelei" zusammen, den er, wie die ganze Sage, erfand und in der deutschen Poesie einbürgerte.

Da die Brentano'sche Ballade nur wenig, wenn überhaupt in weiteren Kreisen bekannt ist, so wird es vielleicht manchem Leser nicht unlieb sein, über ihren Inhalt und damit über ihr Verhältniß zu der bekannteren Heine'schen Ballade etwas Näheres zu erfahren. Das Brentano'sche Gedicht beginnt:

Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin;
Die war so schön und feine und riß viel Herzen hin,
Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr!

Der Bischof läßt die schöne Unheilstifterin vor das geistliche Gericht laden und fragt sie:

… Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?

Die Lorelei antwortet, ihre Augen seien zwei Flammen und ihr Arm ein Zauberstab, und spricht selbst den Wunsch aus, zum Tode verurtheilt zu werden. Der Bischof erklärt, sie habe sein eigenes Herz zur Liebe entzündet, und wenn er den Stab über sie brechen sollte, so würde er sein eigenes Herz entzwei brechen. Aber die Lorelei will sterben, sterben wie eine Christin, denn Derjenige, den sie einzig geliebt habe, habe sie verlassen und sei in die Fremde gezogen. Der Bischof beschließt nun, sie in's Kloster zu schicken, und beauftragt drei Ritter, sie dahin zu bringen. Die Lorelei reitet traurig in ihrer Mitte, und

---

[5452] Aus Karl Simrocks (1802–1876) „Das malerische und romantische Rheinland. […]" (Leipzig: G. Wigand [1840]), S. 362.

[5453] Heinrich Heines Gedicht entstand 1823/24.

[5454] In „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. – Ein verwilderter Roman von Maria. Zweyter und letzter Theil" (Bremen: F. Wilmans 1801) von Clemens Wenzeslaus Brentano de La Roche (1778–1842) findet sich das von Violette auf die „Lore Lay" gesungene Lied auf S. 392-396.

als sie den Felsen erblickt, welcher der Lurleifelsen genannt wird, bittet sie ihre Begleiter, sie für einen Augen blick frei zu lassen; sie wünsche den Felsen zu ersteigen, um noch einmal in den tiefen Rhein zu blicken. Die Ritter geben die Erlaubniß, und das Gedicht schließt:

Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach:

„Da gehet ein Schifflein auf dem Rhein,
Der auf dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein."

Man sieht, wie abweichend noch diese Ballade von der spätern Heine'schen ist. Bei Brentano ist die Lorelei keine Fee, kein märchenhaftes Wesen, nicht einmal eine Zauberin; sie wird nur für eine Hexe gehalten, weil sie durch ihre Schönheit, die sie selbst beklagt, so viele Männer bezaubert. Ihre Zaubermittel sind, wie sie selbst sagt:

Die Augen sanft und wilde, die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde…

Sie ist sogar eine gute Christin, und statt Anderen den Untergang im Rhein zu bereiten, stürzt sie sich selbst in den Strom. Viel näher, sowohl was Auffassung als was selbst den Ausdruck und Rhythmus betrifft, steht dem Heine'schen Gedicht eine spätere Ballade von dem Grafen Otto Heinrich von Loeben (Isidorus Orientalis), die schon die Ueberschrift „Lorelei" trägt:

Da, wo der Mondschein blitzet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.
Es schauet herüber, hinüber,
Und schauet hinab, hinauf;
Die Schifflein ziehn vorüber –
Schau, Schiffer, schau nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an;
Das ist die Jungfrau Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir;
Glaub nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr! u. s. w.[5455]

Hier sitzt Lorelei bereits als feenhaftes Zauberfräulein, wie bei Heine, auf der Spitze des Lurleifelsens und bethört die Schiffe, die drunten auf dem Rheine fahren, durch den Zauber ihrer Blicke und ihres Gesanges. Auch Joseph von Eichendorff, der ohne Zweifel ebenfalls die Brentano'sche Fiktion für eine echte Volkssage hielt, hat eine Ballade von der „Hexe" Lorelei gedichtet[5456], die aber bei ihm ein Schloß am Rhein besitzt. Ohne Zweifel hat Heine, der mit den poetischen Schöpfungen der deutschen

---

[5455] Otto Heinrich Graf von Loebens (1786–1825) Gedicht „Loreley. Eine Sage vom Rhein" war erstmals erschienen in der „Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1821. – Neue Folge, dritter Jahrgang." (Leipzig: F. A. Brockhaus [1820]), S. 325ff.

[5456] Joseph von Eichendorff thematisiert die „Hexe Lorelay" mit dem Gedicht „Waldgespräch" in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart. […]" (Nürnberg: J. L. Schrag 1815), S. 285f.

Romantiker wohl vertraut war, diese Balladen seiner Vorgänger gekannt. Verliert seine Ballade von der Lorelei hiernach einigermaßen etwas von dem Vorzug der Originalität, so hat doch keiner, wie er, den rechten Ton getroffen, der in Herzen und Ohr nachzittert, und namentlich hat er den matten Schluß vermieden, welcher die sonst schöne Loebensche Ballade um ihre Wirkung bringt. Im Uebrigen knüpft sich an den Lurleifelsen auch eine wirkliche echte Volkssage, welche Karl Simrock in Verse gebracht hat[5457]: eine Vertiefung im Felsen soll nämlich einen Abdruck von der Rückseite des Satans enthalten.

H. Marggraff.[5458]

[5457] Das Gedichte „Der Teufel und die Lorelei“ in Simrocks „Rheinland“, wie S. 1746, Anm. 5452, S. 361f.

[5458] Hermann Marggraff (siehe hierzu S. 120, Anm. 258).



Der LURELEI-FELS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 155-158.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [138]-140.

Von Rom nach Aricia[5459].

Auf den waghalsigen Sprung von den Berliner Linden hinaus in den Thiergarten, aus den ernsten Hallen der Aula in den Irrlichterglanz bei Kroll, gönnen wir uns jetzt die Erholung eines bequemen wohlthuenden Spaziergangs – aus den vom Scirocco umnebelten Straßen Roms nach dem nahen Albaner Gebirge, wohin eine Unzahl kleiner gastlicher Ortschaften die Rom bewohnenden Müßiggänger und Fremde allsommerlich zur Villeggiatur verlocken, in einer Gegend, welche Winckelmann die „schönste Natur unter der Sonne“ nannte, „eine Gegend, welche die Allmacht und der Quell der Erkenntniß des höchsten Schönen nicht wunderbarer hätte bilden können.“[5460] Lassen wir uns von unserem kundigen Landsmann Adolph Stahr[5461] führen und versuchen, an seiner frischen Schilderung die poetischen Eindrücke eigenen Schauens und Erlebens mitzuempfinden:

„– – Dieses Landleben im römischen Gebirg hat etwas märchenhaft Einschläferndes, den Geist Einspinnendes. Ich fühle mich so vollkommen isolirt und abgeschieden von der ganzen Welt, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie noch etwas da draußen vorgehen mag. Erst jetzt habe ich eine Vorstellung davon, wie in dieser Beziehung einem ächten Italiener zu Muthe sein muß. Mein Horazisches Lieblingswort, das „*Oblitusque meorum obliviscendus et illis*“[5462] könnte mir hier zur Wahrheit werden. Dies sorglose, ruhig hindämmernde Naturleben in Gebirg und Waldeseinsamkeit, an den entzückenden Seen von Nemi und Albano, dies Durchstreifen der kleinen Gebirgsstädte, deren malerische, epheuumrankte Verfallenheit so ruhig und so genießlich in der warmen Sommersonne schlummert, wiegt die Seele gleichsam mit in eine schlaftrunkene Ruhe ein, die unsern, von rastloser Thätigkeit und verzehrender Lebensunruhe unnatürlich angespannten Nerven so überaus wohl thut. Das ist die antike Stimmung ausruhender, geschäftsloser Sommerlust, in ruhigen und vollen Zügen von den alten Herren des

[5459] Lat. Aricia, heute Ariccia.

[5460] Johann Joachim Winckelmann (1717–1768; ermordet) in einem Brief vom 26. Juni 1762 aus Castel Gandolfo an den Dresdner Bibliothekar Johann Michael Francke (1717–1775) in der von Friedrich Christoph Förster (1791–1868) herausgegebenen Ausgabe von „Winckelmanns Briefe […]. Zweiter Band 1761 — 1766“ (Berlin: Schlesingersche Buch- und Musikhandlung 1824), S. 127.

[5461] Der Schriftsteller Adolf Stahr (1805–1876). Beim hier als Zitat angeführten Bericht handelt es sich in Wirklichkeit um die gekürzte Wiedergabe von Stahrs Text in „Ein Jahr in Italien. […]“ (siehe hierzu S. 99, Anm. 203), 1. Bd., S. 215/216-223.

[5462] „[…] vergessend die Meinen und von ihnen vergessen zu werden […]“, Hor., epist. 1,11, 9.



Eine STRASSE in ROM

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Orbis terrarum[5463] genossen, wie sie die Blätter ihrer Liebeslieder zeigen, welche die Zeit zu uns herübergeweht hat. Propertius'[5464] Freund Tullus liegt am Ufer des Tiberis, und trinkt griechischen Wein aus dem Becher, den ihm Mentors Kunst gebildet. Worin besteht sein Thun als in der Freude darüber: „wie so geschwind die leichten Kähne vorübergleiten", und in der Verwunderung: „wie so langsam die schwerfälligen Flöße von der Stelle kommen!"[5465]

Durch die Campagna, vorüber an uraltem Trümmerwerk prachtvoller Villen, Grabdenkmäler, Wasserleitungen, mittelalterlicher Thürme, von Heerden umweidet und von Falken umkreist, ging es nach etwa drei Stunden langsamer Fahrt allmälig das Albanergebirge hinauf. Die Campagna ist nach dieser Seite besonders eben, und hier finden sich die meisten Trümmerreste antiker Bauwerke. Auf der nördlichen Seite der Stadt scheint es, als hätten die Wogen der von Norden her anstürmenden Völkerfluthen Alles bis auf die letzte Spur vernichtet.

Zunächst zieht sich in der Richtung quer über die Straße hin eine Reihe von Grabdenkmälern, welche sich einst zur Seite der Via Latina erhoben, deren schnurgrade Richtung sie noch jetzt bezeichnen. Das Eine davon nennen die Antiquare den Tempel der Fortuna muliebris[5466]. Zur Rechten der jetzigen Poststraße sieht man die Ausmündung des berühmten Thals der Egeria[5467], über dem sich auf einem Hügel der Tempio di Bacco[5468] erhebt, jetzt eine Kirche des heiligen Urban. Der runde, weißgelb schimmernde, zinnengekrönte Thurm zu seiner Linken ist das Grab der Cäcilia Metella[5469]. Etwa eine Viertelstunde weiter sieht man die Trümmer ungeheurer Prachtbauten, vom Volke Roma Vecchia[5470] genannt. Ihnen gegenüber steht ein kleiner zierlicher Bau in Tempelform auf einem Hügel zur Linken des Weges. „Des Teufels Sessel" (Seggiola del diavolo) nennt ihn das Volk, Templum Salutis[5471] die Gelehrten. „Beide mit gleich viel Recht," wie der skeptische Westphal[5472] hinzusetzt.

Die jetzige Poststraße läuft zur Seite der alten berühmten Via Appia, die, von der ersteren nur durch das dazwischen liegende Almothal getrennt, sich auf der erhöhten Fläche eines Lavastromes fortzog, welcher in vorgeschichtlicher Zeit aus den vulkanischen Ausbrüchen des Albanergebirgs gegen diejenige Seite der Siebenhügelstadt herniederfloß, wo jetzt das Denkmal der Cäcilia Metella steht. Hat man die Osteria Tavolata und die Poststation von Torre di Mezza Via passirt, so trifft bei der Osteria delle Fratocchie die alte Appische Straße mit der neuen Poststraße zusammen, und geht mit derselben vereint nach Albano hin aufwärts. Immer weiter und schöner wird die Aussicht. Zur Linken auf den Höhen und am Fuße des Albanergebirgs sieht man Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Rocca di Papa, Pallazuolo und Castell Gandolfo liegen. Zur Rechten beginnt das Meer sich zu zeigen, und die Thürme von Ostia, Fiumicino und Prattica heben sich nebst einer Menge von verstreuten Häusern und Meierhöfen aus der Küstenebene empor. Einzelne Trümmer von Gräbern begleiten die Straße bis zu dem Thore von Albano, wo zur Linken der Straße ein ungeheurer, thurmähnlicher, aus drei Stockwerken bestehender Bau die Reihe derselben abschließt. Die Antiquare haben ihn das Grabmal des Pompejus[5473] getauft, der hier auf der Stätte der jetzigen Villa Doria[5474], gleich nach dem Eingange in die Stadt zur Rechten

---

[5463] Lat. Erdkreis.

[5464] Der röm. Dichter Sextus Aurelius Propertius (ca. 48–15 v. Chr.).

[5465] „[…] et modo tam celeris mireris currere lintres \ et modo tam tardas funibus ire rates; […]" (Prop. 1,14, 3f.).

[5466] Lat., Tempel der weiblichen Fortuna.

[5467] Die Quellnymphe Egeria, eng verbunden mit dem Diana-Heiligtum von Ariccia, soll nach der röm. Mythologie Geliebte des sagenumwobenen zweiten Königs von Rom, Numa Pompilius, gewesen sein.

[5468] Ital., Tempel des Bacchus.

[5469] Caecilia Metella Cretica (1. Hälfte des 1. Jhd.s v. Chr.).

[5470] Ital., altes Rom.

[5471] Lat., Tempel des Heils.

[5472] Adolf Stahrs (siehe hierzu S. 1750, Anm. 5461) gesamte Beschreibung entspricht in der Anordnung ziemlich genau der von Johann Heinrich Westphal (1794–1831) in: „Die Römische Kampagne in topographischer und antiquarischer Hinsicht […]" (Berlin u. Stettin: Nicolaische Buchhandlung 1829); besagtes Zitat findet sich dort auf S. 23.

[5473] Der röm. Politiker und Triumvir Gnaeus Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.; ermordet).

[5474] Die Villa Doria-Pamphilj.

der Straße, seine Villa hatte. Die Ruinen auf dem Hügel der Stadt, dem Meere zugewandt, gehören der alten Zwingburg der mächtigen Savelli, jener stolzen Barone, die einst Albano und die Umgegend beherrschten.

Nach Aricia steigt dann die Straße zuerst aufwärts, vorbei an dem, leider restaurirten Denkmal der Horazier und Kuriazier. Diese Bezeichnung mag immerhin sehr zweifelhaft sein, dennoch machte es mir einen unbeschreiblichen Eindruck, als mir so die romantische Lieblingsgeschichte meiner Knabenzeit[5475] hier als ein sichtbares Steindenkmal vor die Sinne trat. In solchen Dingen hat der Zweifel weit weniger Gewalt über die Phantasie als der Glaube. Der Mensch glaubt auch hier, was er wünscht. Und welch ein Wunsch wäre natürlicher als der, die ersten, mächtigen Eindrücke, welche unser Gemüth in der Jugend durch die älteste römische Geschichte empfangen, sichtbar und greifbar vor uns aufleben zu sehn! Das gibt bei mir den Archäologen leichtes Spiel mit ihren Benennungen, und ich glaube an das Grabmal der feindlichen Brüder und des Pompejus, wie an die eherne Wölfin auf dem Kapitol und die Bildsäule des Pompejus, zu deren Füßen Cäsar verblutete, weil es ein Bedürfniß ist, und weil sich das Gegentheil ihrer Echtheit eben so wenig wie diese streng beweisen läßt. Dies Grabmal der Horazier und Kuriazier ist von eigenthümlicher Gestalt. Auf den vier Ecken eines großen Würfels erheben sich vier abgestumpfte Kegel, welche einen größeren in der Mitte haben. Das Meiste ist freilich neuere Restauration.

Unter den in den Felsen gehauenen Gräbern, an welchen die niedersteigende Straße vorbeiführt, hat sich ein Einsiedler eingerichtet, der an der kleinen Wegkapelle Almosen bettelte. Als wir durch Busch und Wald wieder aufwärts stiegen, lag plötzlich Aricia vor uns. Die Abendbeleuchtung ließ es da oben auf seiner grünumkränzten Felsenhöhe in wahrhaft zauberischer Pracht erscheinen. Das Schloß des Fürsten Chigi mit den riesigen Bäumen seines urwaldartig verwilderten Parks bildete mit der gegenüberliegenden, von Bernini[5476] erbauten Kuppelkirche[5477] und dem graubraunen alterthümlichen Häuserknäuel der Stadt, hier und da noch von alten Mauerzinnen umschirmt, den schönsten Anblick. Tritt man aber durch das verfallende Thor in die Stadt selbst ein, so schwindet ein großer Theil dieses Zaubers. Der unerhörteste Verfall schaut einem überall aus den hohlen Augen halbeingestürzter und verlassener Menschenwohnungen entgegen. Diese Häuser, deren Steinwände meist noch stehen, während Dach und Gebälk, Fenster und Treppen verschwunden sind, hat nicht Feuer verwüstet, nicht ein Erdbeben zerstört, sie sind aus Altersschwäche zusammengesunken, weil die verarmten Bewohner nicht nachbessern konnten, und als diese ausstarben oder auswanderten, Niemand, am wenigsten der besitzende Feudalherr, es der Mühe werth hielt, sich mit einer Herstellung zu befassen. Denn was hier liegt, bleibt liegen. Hier wie in Rocca di Papa sah ich mitten unter den übrigen Häusern solche Ruinen, die schon seit Menschengedenken Ruinen waren, und von denen mir selbst die ältesten Leute nichts zu sagen wußten, als daß sie dieselben nie anders gekannt hätten.

Unmittelbar am römischen Thore zur linken Hand steht ein neuer Palazzo, gelb verputzt, eine Seltenheit in Italien. Es ist das Sommerpalais eines Napoleoniden, des Prinzen Musignano[5478], das

---

[5475] Unter dem sagenhaften dritten König von Rom, Tullus Hostilius, sollen drei horatische Brüder aus Rom um 660 v. Chr. mit gleichfalls drei Brüdern der Curiatier aus Alba Longa um die Vorherrschaft ihrer Städte gekämpft haben. Nach dem Tod seiner beiden Brüder gelang es dem jüngsten der Horatier, das Treffen durch eine List zu seinen Gunsten – und damit Roms – zu entscheiden: Zum Schein ergriff er nämlich die Flucht, in der sich bestätigenden Erwartung, die Gegner würden ihn nicht alle gleich schnell verfolgen können. Unvermutet stellte er sich dann den Verfolgern und erschlug alle drei, zuerst den schnellsten, weil nur leicht verletzten, zuletzt den am schwersten verwundeten. Als er zu seiner Familie zurückkehrte, brach seine Schwester Camilla, die mit einem der drei Curiatier verlobt war, um ihren getöteten Geliebten in Tränen aus. Daraufhin zog der siegreiche Horatier das Schwert und erschlug auch noch die ‚unpatriotische' Schwester. Im anschließenden Prozeß wurde er jedoch von der Volksversammlung freigesprochen, da er Tapferkeit im Kampf gezeigt hatte, vor Gericht standhaft geblieben war und dem Vater nicht auch noch der letzte Nachkomme genommen werden sollte. Dieser Prozess wurde im römischen Recht dermaßen legendär, daß selbst Cicero sich noch im Jahre 63 v. Chr. in seiner Verteidigungsrede für Gaius Rabirius (1. Jhd. v. Chr.) darauf berufen sollte.

[5476] Gian Lorenzo Bernini (1598–1680).

[5477] Die 1664 von Bernini (s. o.) erbaute Kirche Santa Maria Assunta (Heilige Maria Himmelfahrt).

[5478] Charles Lucien Jules Laurent Bonaparte (1803–1857), seit 1840 principe de Canino e Musignano.

einzige ordentliche, einigermaßen wohnliche Haus in Aricia, aber ohne Garten und Park. Der Palast des Prinzen Chigi ist im Innern sehr verfallen, sein Besitzer[5479] verarmt. Dieser große stattliche Palast bildet mit der gegenüberliegenden, wundervoll gebauten Kirche, die Bernini's Meisterstück heißen darf, einen schönen geräumigen, viereckten Platz, auf dem zwei prachtvolle Springbrunnen ihre Strahlen plätschernd in die schöngeformten Marmorbecken niederrauschen lassen. Die eine Seite des Platzes nach Rom zu ist offen und nur mit einer niedrigen Steinmauer eingefaßt, über welche man die weiteste Aussicht auf die nahen Waldhügel und die Campagna bis zum Meere hin genießt. An der gegenüberliegenden Seite, wo sich die Hauptstraße, die sogenannte Via Corriera[5480] nach Neapel, der Corso von Aricia, fortzieht, hielt unser Wagen vor einem großen vierstöckigen Hause. Hier wohnt der Priore des Orts, Signor Antonio Martorelli, ein stattlicher, weißköpfiger Italiener, der für die Sommermonate den Künstlern und Fremden, auch wohl Römern der Mittelklasse, die hier ihre Villeggiatur machen, Wohnung und Kost gibt.[5481]

Aber draußen klingen und rauschen die Springbrunnen, glänzt und schimmert Schloß und Kirche im hellen Mondenlicht, schlafen in träumerischem Dunkel die Wipfel der hohen Bäume des fürstlichen Parks. Und nun trete ich hinaus auf die entgegengesetzte Gallerie des Hauses, sehe den schwarzdunkeln Bergwald und weithin rechts einen glitzernden und flimmernden Streifen sich dehnen. Es ist das Meer im Mondesschimmer vom tiefdunkeln Sternenhimmel überwölbt. Alles still, tiefste, friedenvollste Einsamkeit, und in meinem Herzen fühlte ich den Klang des Goethischen: „Ueberselig ist die Nacht!“[5482]

[5479] Der Eigentümer des in den Jahren 1664 bis 1672 von Lorenzo Bernini (siehe hierzu S. 1753, Anm. 5476) erbauten Schlosses war damals Agostino Chigi Albani della Rovere, V principe di Farnese (1771–1855). U. a. wurde dort 1962 der Film „Der Leopard“ (ital. Il Gattopardo) von Luchino Visconti (1906–1976) mit Burt Lancaster (1913–1994), Alain Delon (* 1935) und Claudia Cardinale (* 1938) gedreht. Das Schloß wurde von der Familie bis 1988 bewohnt und am 29. Dezember selben Jahres, zusammen mit dem Park, an die Gemeinde Ariccia „con particolari condizioni“ veräußert.

[5480] Ital. Poststraße, Postroute.

[5481] Die 1818 von Antonio Martorelli (Lebensdaten nicht ermittelt) in einem kleinen, aber prächtigen Palazzo gegründete gleichnamige Locanda (Piazza di Corte 4) zählt heute zu den offiziellen Sehenswürdigkeiten Ariccias.

[5482] Letzter Vers des von Johann Wolfgang von Goethe am 25. August 1828 in Dornburg verfaßten Gedichts „Dem aufgehenden Vollmonde“ in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Sieben und vierzigster Band. […]. Goethe's nachgelassene Werke. – Siebenter Band“ (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1833), S. 66.



ARICIA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 159-164.

Bologna[5483]: der Riesenpalast.

Wer könnte den Namen Bologna lesen und gedächte nicht König Enzio's[5484], des Hohenstaufen, dessen ruhmvolles Heldenleben hier in langer und schnöder Gefangenschaft endete? Seine Gestalt wollen wir uns vorführen, ehe wir die Stadt selbst betreten, die in so trauriger Weise mit seinem Namen verknüpft ist.

Von allen unseren alten Heldenbildern sind wenige so der Verherrlichung werth und doch so wenig verherrlicht worden, als jenes, das uns Enzio, der Kaisersohn, in seiner Jugend, Schönheit und Kraft darstellt. Geboren in Palermo, hatte er Friedrich II.[5485] zum Vater und zur Mutter dessen Geliebte, die schöne Bianca Lancia[5486], und so vereinigte er in sich des Vaters deutsche Männlichkeit mit der Mutter italienischer Anmuth, den Helden und den Dichter und Sänger, denn schon er hat Schwert und Leier geführt, mit so begeisterter Liebe, wie sechs hundert Jahre später ein anderer Jüngling[5487], der durch seinen Tod sich wohl ein ewiges Ehrenfest der deutschen Jugend verdient haben sollte.

Enzio war an der Hand seines kriegsgewohnten Vaters frühzeitig in die Kunst des Feldherrn eingeführt worden, und eben so früh zeigte er den selbständigen Geist des Regenten und die Klugheit des Diplomaten. Die Rittersporen verdiente er sich in seinem zwölften Lebensjahre, 1237 in der Schlacht bei Corte nuova. Drei Jahre später band die Politik ihn an ein eitles Weib, die verwittwete Herrin von Sardinien und Korsika; und um dieser Vermählung willen ernannte der Kaiser seinen Lieblings-Sohn zum „König von Sardinien“. Für den Fünfzehnjährigen war diese Ehe zu wenig fesselnd, als daß er dem Dienst der Ehre dadurch auf die Länge hätte entzogen werden können. Schon im Juli 1239 rief ihn sein Vater wieder zu sich und übergab ihm als seinem „Statthalter von Italien“ den Befehl in der Mark Ancona, während er selbst gegen das feindselige Bologna zog. Im Leben des herrlichen Jünglings mit den langen blonden Locken windet sich Siegeskranz an Siegeskranz, so daß endlich selbst der Papst in seiner Kirchenhauptstadt vor ihm zitterte und ihm den Bannstrahl entgegen schleuderte. Der Himmel achtete jedoch so wenig dieses heiligen Blitzes, wie König Enzio, er verlieh ihm Sieg auf Sieg, ja, er gab in einer großen Seeschlacht, die der blühende Held im Jahr 1241 bei Livorno über die genuesische Flotte gewann, ihm über hundert Geistliche, darunter Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe u. dgl. in die Hände, wie aus köstlicher Ironie, denn alle diese Herren wollten, besonders aus Frankreich und Deutschland, nach Rom eilen, um den Papst in einer Kirchenversammlung gegen die gewaltigen Hohenstaufen zu unterstützen. Dieser Schlag kostete dem alten heiligen Vater Gregor IX.[5488] das Leben, und dieser Tod kam Deutschland zu Gute. Denn gerade damals bedrohte eine wilde Mongolenhorde von Ungarn her das Reich. Wiederum sandte der Kaiser seinen Enzio, und der junge Held, der damals zum ersten Male den Heimathboden seiner Väter betrat, schlug die Barbaren, als ob das im Auftrage seines Vaters eben nur so sein müsse, in einer großen Schlacht, worauf er nach Italien zu rückkehrte, um die Waffen gegen

[5483] Lat. Bononia.

[5484] Enzio (ca. 1220–1272), von 1239 bis 1249 König von Sardinien.

[5485] Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation.

[5486] Bianca Lancia d. J. (ca 1200/1210–ca. 1244/1246), sie war ab 1227 eine Geliebte von Kaiser Friedrich II. (s. o.) und wurde auf ihrem Sterbebett seine Ehefrau. Enzios Mutter war jedoch die schwäb. Adelige Adelheid, die wohl dem Hause der Herzöge von Urslingen entstammte.

[5487] Der Dichter der Befreiungskriege Theodor Körner (1791–1813).

[5488] Gregor IX. (eigentl. Ugolino dei Conti di Segni; ca. 1167–1241), seit 19. März 1227 Papst.

den neuen widerspenstigen Papst Innocenz IV.[5489] zu führen. Während dieser Kämpfe widerfuhr ihm, dem stets Siegreichen, nur der Schmerz, daß seine Gemahlin sich von ihm lossagte, „weil er gebannt sei". Desto inniger schloß Enzio sich seinem großen Vater an, der in ihm Alles hatte, seinen treuesten Freund, seinen besten Feldherrn, seinen verständigsten Berather, sein liebstes Kind.

Aus unseren kurzen bisherigen Andeutungen geht wenigstens so viel als gewiß hervor, daß von allen Hohenstaufen Enzio es war, der allein Geist und Muth, Glück und Erfahrung genug hatte, um die Herrschaft dieses Kaiserhauses aufrecht zu erhalten. Er war an Leib und Seele darnach angethan, daß er eine Nation für sich begeistere, ein Heer an seine Bahn fesseln konnte. Durch seinen Mongolensieg war er bereits hoch gefeiert in Deutschland, und an den Hohenstaufen hing das Volk im Reich. Wenn ein Geschlecht es vermocht hätte, in Deutschland die Gewalt der Fürsten zum Heil des Volks zu unterdrükken, so waren es die Hohenstaufen, und von allen Hohenstaufen war es wiederum Enzio, dem für solche große That das Herz und der Geist gegeben war.

Da ward Deutschlands Hoffnung abermals in Italien vernichtet. Es war im Jahre 1247, der alte böse Kampf der Welfen[5490] und Waiblinger zerriß noch das ganze Land, als den Kaiser sein schweres Amt nach Neapel rief. Wie immer vertraute er den Norden Italiens seinem Enzio an, der seinen Sitz nach Verona verlegte. Hier traf ihn der Hülferuf des hohen staufenfreundlichen Modena, das von dem übermüthigen Bologna angegriffen war. Enzio eilte mit einem rasch zusammengerafften Heer den Freunden zu Hülfe und hatte in der Schlacht bei Fossalata, am 26. Mai 1247, bereits den Feind erschüttert, als ein Sturz seines Pferdes plötzlich die Modenesen mit Schrecken erfüllte und zur Flucht bewog. Verwirrung ergriff die Massen, Enzio bot vergeblich alle Kraft auf, das Unglück zu wenden; es vollendete sich an ihm selbst: er ward gefangen.

Unendlicher Jubel und unendlicher Schmerz begleitete dieses Ereigniß. Bologna feierte sein glänzendstes Fest, als König Enzio, hoch zu Roß, in aller Pracht seiner Schönheit und Würde, den Triumphzug des Siegers verherrlichte; – und die bitterste Klage zerriß des Kaisers, des Vaters, Herz, dem weder Drohen noch Flehen den Sohn wiedergab. Enzio blieb der Gefangene Bologna's, so mächtig war die Stadt und so schwach war der Kaiser geworden, daß er sein liebstes Kleinod auf Erden nicht mehr mit Gewalt aus Feindeshand befreien konnte. Er starb, ohne ihn wieder zu sehn, 1250. – Wohl umgab den König ein glänzender Kerker, wohl vergönnte ihm Bologna des Weins und der Liebe, wohl schmückte Enzio selbst die öde Halle mit den Blumen seiner Dichtkunst, – aber gefangen blieb er, und wie ferne Gewitter drangen die Donner der unglücklichen Geschichte seines Hauses an sein Ohr. Todt sein Vater, todt der letzte Hohenstaufe auf dem Kaiserthron, Konrad IV.[5491], und Jahre lang vernahm er nur von dem unseligen Interregnum, das das Reich zerfleischte. Da kommt das letzte, schreckliche Gerücht an sein Ohr: Konradin[5492] hat sein Haupt auf den Block des Scharfrichters gelegt! – Da, nach einundzwanzig Jahren des Kerkerlebens, erwachte der ganze Hohenstaufe in seiner Brust. Er mußte hinaus, jetzt rief das Reich nach ihm, dem letzten Hohenstaufen. Mit der zähesten Geduld bereitete er mit wenigen treuen Genossen Alles vor zur sichern Flucht. Und schon stehen die Rosse bereit, die ihn über die Alpen tragen sollen, schon ist er, in einem Weinfaß versteckt, glücklich aus den Mauern des Gefängnisses getragen, kein Verdacht verfolgt die Träger der unschätzbaren Last, immer kürzer die Straße, immer näher das Ziel, nur noch ein Thor, das letzte, auch das ist durchschritten, – da fällt ein Auge, ein weltgeschichtlich unglückliches Auge auf eine Locke von Enzio's Haar, das sich zum Spundloch herausgedrängt hat! „Solche Locken hat nur König Enzio!" ruft der Schaarwächter, – und hin ist die letzte Hoffnung auf Erlösung – Enzio's und des armen Deutschland, das nach Einheit ringt. Noch vier harte Kerkerjahre, sie genügten, um Enzio's letzte Kraft zu brechen. Er starb 1272, nach 25jähriger Gefangenschaft, der letzte der Hohenstaufen. Wandern wir nun in die Stadt so schweren Verhängnisses. Wenn man, von Florenz kommend, den hohen Apenninenpaß *Pietra mala* überschritten hat, und nun, an

---

[5489] Innozenz IV., (eigentl. Sinibaldo de Fieschi; ca. 1195–1254), seit 25. Juni 1243 Papst.

[5490] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[5491] Konrad IV. (1228–1254), seit 1235 Herzog von Schwaben, seit 1237 König des Heiligen Römischen Reiches, seit 1250 König von Sizilien und ab 1228 König von Jerusalem.

[5492] Siehe hierzu S. 319, Anm. 890.

malerischen Gebirgsabhängen vorüber, auf trefflich erhaltener Straße über Lojano[5493] und Pianora hinabsteigt in das grüne Hügelland der Delegation Bologna, zeigt sich schon von Ferne die thurm- und palastreiche Hauptstadt derselben in einer von Fruchtbarkeit strotzenden, reich bewässerten und vortrefflich bebauten Ebene.

Bologna ist oder war vielmehr bis zum Jahr 1860 nächst Rom die größte, reichste und bevölkertste Stadt des ganzen Kirchenstaates, wie sie auch zu den berühmtesten und sehenswürdigsten Städten Italiens überhaupt gehört. Ihr Umfang beträgt drei Stunden und die Zahl ihrer Einwohner mag zwischen 70,000 und 75,000 schwanken. So grandios sie sich von Ferne dem Auge darstellt, so wenig befriedigt sie die Erwartungen des Fremden unmittelbar nach dessen Eintritt; denn die Mehrzahl ihrer Straßen ist im Verhältniß zur Höhe der Häuser nicht sehr breit und erscheinen durch die hohen gewölbten Bogengänge, die sich an beiden Seiten der großentheils drei Stock hohen, massiv gebauten Häuser hinziehen, enger, als sie wirklich sind. Bald jedoch befreundet man sich mit dem anfangs etwas düstern Bilde; denn die anziehende Architektur der alten Paläste, der ausgebildete Kunstsinn der alten Bürger Bologna's, der uns aus zahllosen Baulichkeiten fesselnd anspricht, übt eine zwingende Gewalt auf Jeden aus und hält uns immer aufs Neue wieder fest bald unter den schattig-kühlen Säulengängen, bald vor einem alten Palast, bald vor dem Portal einer Kirche, deren Bologna jetzt noch gegen hundert zählt.

Vor Bologna's Einverleibung in das neue Königreich Italien ward die uralte Stadt eigentlich von drei Herren zugleich regiert. Den Papst als Landesherrn vertrat nämlich der in Bologna residirende Kardinal-Legat, welcher als solcher aber nur die landeshoheitlichen Rechte des heiligen Vaters zu wahren hatte. In kirchlichen und religiösen Angelegenheiten mußte sich die Bevölkerung den Anordnungen und Verfügungen des Erzbischofs unterwerfen, und über die rein kommunalen und städtischen Angelegenheiten, die auf vollkommen republikanischer Basis ruhten, entschied der Gonfaloniere[5494], der gleichbedeutend ist mit unserm Bürgermeister. Damit aber Letzterer zu keiner der Bürgerfreiheit gefährlichen politischen Macht gelangen könne, wurde alle zwei Monate ein neuer Gonfaloniere gewählt, der mit fünfzig Senatoren und acht Aeltesten der Bürgerschaft die Stadt republikanisch regierte.

Unter den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Bologna's steht oben an die ungewöhnlich große *Piazza maggiore*, der größte aller öffentlichen Plätze der gewaltigen Stadt, weshalb man ihm auch den Namen *il Gigante* (Riesenplatz) beigelegt hat. Ein geschmackvoller Springbrunnen mit stets rauschenden Wassern und eine Menge der größten und schönsten Paläste umgeben ihn und gereichen ihm zur schönsten Zierde. Ueber diese alle aber ragt wieder sowohl durch Umfang wie Pracht der mit kostbaren Fresken reich geschmückte *Palazzo publico* hervor.

An sehenswerthen, alterthümlichen und mit seltenen Kunstschätzen gefüllten Kirchen ist Bologna beinahe so reich wie Rom, obwohl die Zeit der Kunstmäcene für die Hauptstadt der Delegation längst schon vorüber ist. Was die Stadt in dieser Beziehung besitzt, stammt aus früheren Jahrhunderten, als Bologna der Hauptsitz der lombardischen Malerschule war und die eigentliche Pflanzstätte der norditalischen Malerkunst. Aus jenen glorreichen Tagen haben sich die prachtvollen Gemälde erhalten, welche gegenwärtig in der von Clemens XIII.[5495] gestifteten *Academia delle belle arti* oder *Academia Clementina* aufbewahrt werden. Diese große Sammlung, eine der reichsten und werthvollsten Italiens, enthält außer der Privatkunstsammlung Clemens XIII. auch die Schätze der Klöster und Kirchen, welche unter Napoleons I. Weltherrschaft die beutegierigen Franzosen gründlich plünderten und nach Paris führten, die sie aber später nach dem Sturze des gallischen Welteroberers wieder herausgeben mußten.

Neben dieser *Academia Clementina* gibt es noch eine Menge höchst schätzbarer Privatkunstsammlungen reicher und alter Patrizierfamilien.

Unter den schon erwähnten zahlreichen Kirchen nimmt der Dom oder die *Chiesa di San-Petronio* den ersten Rang ein. Seine größte Merkwürdigkeit ist die berühmte Mittagslinie, welche Cassini[5496]

[5493] Loiano.

[5494] Von ital. il gonfalone, das Banner, der Bannerträger; herausragendes Amt in ital. Gemeinden des Mittelalters und der Renaissance.

[5495] Clemens XIII. (eigentl. Carlo Rezzonico; 1693–1769), seit 6. Juli 1758 Papst.

[5496] Der italo-frz. Astronom Giovanni Domenico Cassini (frz. Jean-Dominique Cassini; 1625–1712).

angelegt hat. Dieselbe besteht in einer zollbreiten[5497] Metallplatte, welche über den prächtigen marmornen Fußboden der Kirche in einer Länge von 180 Fuß läuft. Durch eine in der Wölbung der Kirche gegen Mittag angebrachte kleine runde Oeffnung fällt täglich genau um die rechte Mittagsstunde ein Strahl der Sonne auf den Meridian und gibt somit für das ganze Jahr immer die richtige Zeit an.

Merkwürdig und schon aus der Ferne sichtbar sind die beiden sehr nahe bei einander stehenden viereckigen Thürme, Asinelli und Garisende, so genannt nach ihren Erbauern. Italien ist das Land der schiefen Thürme. Auch die genannten beiden Thürme Bologna's, von denen der Asinelli, um das Jahr 1109 erbaut, eine Höhe von 330 Fuß haben soll, der Garisende dagegen, als dessen Erbauungsjahr man 1119 nennt, nur 130 Fuß mißt, stehen schief und neigen sich so gegen einander, daß man versucht werden kann zu glauben, sie müßten jeden Augenblick über einander fallen.

In der wissenschaftlichen Welt hat sich Bologna durch seine berühmte Universität und die zahlreichen großen Männer, welche an derselben theils lehrten, theils auf ihr gebildet wurden, einen unvergänglichen Namen in der Geschichte erworben. Die Universität dieser Stadt, die berühmteste und wahrscheinlich auch besuchteste während des Mittelalters, ward schon 425 von Theodosius dem Jüngeren[5498] gegründet. Bedeutend vergrößert im Jahre 1119, ward sie die eigentliche Stätte, wo die Wissenschaft Schutz und Anerkennung fand, und wo Jahrhunderte hindurch die freie Forschung, aufgeklärter Geister den Keulenschlägen der finstersten Barbarei nicht erlag. Was Italien, ja ganz Europa den Weisen Bologna's und den unerschrockenen Lehrern und Lehrerinnen an seiner Hochschule zu verdanken hat, ist lange noch nicht genug anerkannt worden. Ganz besonders verdankt die europäische Rechtsgelehrsamkeit der Universität Bologna jenen hohen und weit verbreiteten Ruf, welchen sie schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich erworben hatte und von da an nach allen Ländern Europas verbreitete. Stolz auf den Ruf ihrer Gelehrsamkeit schlug die Stadt eigne Münzen, welche die Inschrift „*Bononia docet*" (Bologna lehrt) trugen.

Eine eigenthümliche Anziehungskraft für viele Jünglinge mochte die Universität Bologna dadurch haben, daß häufig Frauen, welche akademische Grade sich erworben hatten, selbst als Lehrer das Katheder bestiegen. Als Lehrerin des römischen Rechtes zeichnete sich im vierzehnten Jahrhundert die Tochter eines der gelehrtesten Professoren der Rechtswissenschaft aus. Es war sehr gewöhnlich, daß die Tochter des Vaters Stelle vertrat, wenn dieser die angesetzten Vorlesungen, durch irgend etwas verhindert, nicht halten konnte. Die gelehrte Professorin pflegte dann ihrem lauschenden Zuhörerkreise, hinter einem Vorhange sitzend, die Gesetzbücher zu erklären. Diese Sitte, gelehrte Frauen als Lehrerinnen Erwachsener auf einer Universität zuzulassen, hat sich in Bologna bis auf die neuere Zeit erhalten, wo unter Andern Clotilda Tramboni[5499] ausschließlich griechische Literatur vortrug.

Außer der Universität besitzt Bologna noch heute eine Malerakademie, eine Sternwarte, eine Ingenieur- und Artillerieschule, ein spanisches Kollegium, eine medicinisch-chirurgische Gesellschaft und mehrere andere der Wissenschaft und Kunst dienende Institute.

In den nächsten Umgebungen der Stadt liegt auf dem Berge Monte della Guardia das Dominikaner-Nonnenkloster *Madonna di San Luca*, ehedem und bis in die neueste Zeit berühmt durch ein Madonnenbild, welches der Sage nach von dem Evangelisten Lucas gemalt worden sein soll. Dieses Kloster war von jeher ein überaus besuchter Wallfahrtsort. Damit nun die Gläubigen auf ihrer frommen Bergfahrt weder durch Wind noch Wetter in ihrer Andacht gestört oder gar davon zurückgehalten werden möchten, baute man von der Stadt bis zum Gipfel des Berges einen in seiner Art einzig dastehenden Säulengang, der 654 Schwibbogen zählt. Von diesem zweigt sich ein anderer Bogengang ab, der ebenfalls ungefähr eine halbe Stunde lang ist und nach dem im Jahre 1801 angelegten, von Arkaden umgebenen *Campo Santo*, dem größten Kirchhofe in Italien, führt, der sich durch eine Menge theils alter, theils neuer Grabmonumente auszeichnet. Ein anderer nahe gelegener Berg, *Paterno* genannt, wird häufig besucht der daselbst vorhandenen Schwerspathe[5500] wegen, welche die sonderbare Eigenschaft

---

[5497] 1 Zoll = 2,54 cm.

[5498] Theodosius II. (griech. Θεοδόσιος B'; 401–450), seit 408 oströmischer Kaiser.

[5499] Die Philologin, Linguistin und Dichterin Clotilda Tramboni (1758–1817), die mit kurzen Unterbrechungen von 1793 bis 1808 an der Universität Bologna lehrte.

[5500] Bariumsulfid (BaS).

besitzen, daß sie, setzt man sie zuvor längere Zeit den Sonnen strahlen aus, später im Dunkeln leuchten. Sie führen den Namen „Bolognersteine“ und ihre Leuchtkraft wurde zuerst im Jahre 1602 von einem durch diese Entdeckung berühmt gewordenen Schuhmacher, Namens Vincenzio Cascariolo[5501], beobachtet.

[5501] Der Alchemist und Chemiker Vincenzo Cascariolo (1571–1624).



BOLOGNA.
(DER RIESENPLATZ)

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 191-193.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [167]f.

Bielefeld.

„Hie Welf! – Hie Waiblingen[5502]!" Dieser laute Schlachtruf des deutschen Mittelalters, – der jetzt nur noch in federspitzigen diplomatischen Noten durch die deutschen Kabinette geht – erscholl seiner Zeit auch über die braunen Strohdächer, unter denen die wackern Webersleute des freundlichen Lutterthals in der Grafschaft Ravensburg (im alten Wessego-Gau), schon seit lange mit ihrer Hände Geschick den weitausreichen den Ruhm ihrer Gewebe zu Faden geschlagen hatten. Auch durch die Prosa der Leinen-Industrie spinnt sich der buntschillernde Faden der Romantik. Schwer und blutig waren die Kämpfe, die von der starken Veste Sparrenburg bis hinab in das Thal, bis in den Herd der stillen und fleißigen, wohlhabenden und geehrten, scharf bedrängten Stadt Bielefeld sich hinzogen: die Kämpfe zwischen dem Grafen Ravensberg, dem Waiblinger, und dem Grafen von der Lippe, dem Welfen. – Schon hatte dieser das Löwenbanner seines erlauchten Freundes Heinrich[5503] auf einem Thurme der Veste des Sparrenberges aufgepflanzt, als der Ravensberger wieder anstürmte, den Feind vertrieb, das Löwenbanner abriß und die Fahne mit den „Sparren" seines Wappens aufpflanzte. Die dadurch so getaufte Sparrenburg schaut jetzt nur noch in schönen Trümmern in das reiche, gesegnete Thal und hinüber zu den waldigen Ausläufern des Teutoburger Waldes. Ein neuerer Theil der Burg dient als Gefängniß.

An diese kriegerischen Erinnerungen reihen sich noch andere, jenen Ereignissen gleich nachfolgende, Kämpfe an: Im Jahre 1204 nahm Hermann von Ravensberg[5504] auch Theil an dem Kriege, den wieder deutsche Fürsten auf deutschem Boden mit einander führten: an dem Kriege zwischen Otto IV.[5505] und Philipp von Schwaben[5506]; der Ravensberger kam dadurch in Kampf mit dem kriegerischen Bischof Hermann von Münster[5507] und seine Stadt mußte schwer darunter leiden. Der Bischof belagerte und eroberte sie, ließ ihre Mauern niederreißen und sich ein eigenthümliches Denkmal von

---

[5502] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[5503] Der Welfe Heinrich der Löwe (ca. 1129/30 o. 1133/35–1195), von 1142 bis 1180 als Heinrich III. Herzog von Sachsen sowie von 1156 bis 1180 als Heinrich XII. Herzog von Bayern.

[5504] Heinrich von Ravensberg († nach 1176) war zusammen mit seinem Bruder Otto († ca. 1170) Graf von Ravensberg.

[5505] Der Welfe Otto IV. (ca. 1175–1218), seit 1198 (unangefochten jedoch nur von 1208 bis 1211) römisch-deutscher König und seit 1209 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

[5506] Der Staufer Philipp von Schwaben (1177–1208; ermordet), seit 1198 römisch-deutscher König.

[5507] Hermann von Katzenelnbogen (ca. 1135–1203), seit 1174 als Hermann II. Bischof von Münster.

ihren Bürgern errichten: sie mußten allen in der Nähe der Stadt prangenden Eichen die Köpfe abschlagen. Die guten Bürger trösteten sich indessen nach guter deutscher Art mit dem Gedanken, daß es so doch immer noch besser sei, als wenn es ihre eigenen Köpfe wären. Und trotz all dieser erlebten Drangsale trat Bielefeld 1270 dem großen Hansabunde als reiche und berühmte Stadt hinzu, sendete es schon damals seinen Flachs, seine Gewebe und sein Garn weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Im Jahre 1287 bestätigte Graf Otto III.[5508] der Stadt bedeutsame Privilegien; wohl dieselben, welche später unter dem ehrwürdigen Titel: „Bürgersprüche“ gedruckt erschienen. Sie wurden 1326 auf’s Neue bestätigt von Otto IX.[5509], zugleich mit dem Stadtrecht, das Bielefeld schon früher von Münster angenommen hatte. Des höchsten Aufschwunges erfreute sich die Stadt aber im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, wo ganze Schaaren tüchtiger Weber der Niederländer vor dem Drucke Philipps II.[5510] und seiner zwei Nachfolger[5511] flohen, sich theilweise in Bielefeld niederließen und hier die Weberei in solchen Flor brachten, daß dieselbe wetteifern konnte mit Gent, Antwerpen, Brügge und anderen weltberühmten Weber-Orten. Bielefelds „Schleier“ oder „klare Leinewand“ wurden immer stärkere Gewebe seines Wohlstands. Jetzt versendet die mit 10,000 fleißigen Einwohnern bevölkerte Stadt nur an feinem Hemdenleinen und Damast jährlich 70,000 Stück; abgesehen von dem übrigen gröberen Leinen und von seinem reichen Versandt an Flachs und Garn. Außerdem blühen noch Fabriken in Seide, Leder, Tabak etc. –

An den Ursprung Bielefelds knüpft sich eine romantisch-heilige Sage aus dem Jahre 704, vom heiligen Sceibertus[5512], doch ohne allen historischen Grund. Andere Forscher leiten den Namen Bielefeld her von den „Bielen“, Beilen, womit die ersten Begründer den Wald fällten, auf dessen Boden sie ihre Wohnungen bauten. Wieder Andere behaupten, er käme von dem alten Heidengötzen Biel[5513] her, der hier verehrt sei, und schließlich sagt man: die bei Gründung Bielefelds schon vorhanden gewesenen „Bielen-Höfe“ hätten dem neuen Orte den Namen gegeben. Akten des Klosters Corvei sprechen von einer Schenkung „Bilenfeldes“ an das Kloster unter seinem Abte Adelgar[5514] im neunten Jahrhundert; aber von wem die Schenkung herrühre, ist uns nicht bekannt geworden. – In wissenschaftlicher und religiöser Richtung hat Bielefeld zwei bedeutende Männer gestellt: Gobelin Persoen[5515], 1414 als Dekan angestellt; ein feuriger, gelehrter Vorbote der Reformation, und Hermann Hammelmann[5516], 1552 Prediger an der Kollegienkirche der heiligen Maria, ein tüchtiger Vorkämpfer der Reformation. – Besondere Merkwürdigkeiten, Kunstgegenstände und Bauten hat Bielefeld keine, wenn man nicht die Grabmäler einiger Ravensbergischen Herrschaften und Paderborner Bischofe in der gothischen Kirche St. Maria dahin rechnen will. Sehr schön und geschmackvoll aber sind die Parkanlagen des Johannisbergs, und von ihm wie vom Sparrenberg aus, hat man eine köstliche Aussicht auf den wohlthuend freundlichen Ort, auf seine weiten, lachenden Bleichen, auf die rothschimmernden Dächer seiner Weerhäuschen in der Vorstadt und fernhin auf die hügeligste fruchtbare abgeschlossen durch träumerisch aufsteigende Waldeshöhen, die uns magnetisch hinziehen zu den Tannen des Teutoburger Waldes.

A. Schloenbach.[5517]

[5508] Otto III. (ca. 1246–1305), seit 1249 Graf von Ravensberg.

[5509] Recte: Otto IV. (ca. 1276–1328), seit 1306 Graf von Ravensberg.

[5510] Siehe hierzu S. 180, Anm. 460.

[5511] Philipp III. (span. Felipe III; 1578–1621), seit 1598 König von Spanien und des dazugehörigen Weltreiches, als Filippo II König von Sizilien und Neapel, sowie als Filipe II König von Portugal und als Filippo II König von Sardinien. Philipp IV. (span. Felipe IV; 1605–1665), ab 1621 regierte er die Länder der span. Krone (Spanien, Neapel, Sizilien, Sardinien, Spanische Niederlande) samt Kolonialbesitz; bis 1640 war er als Filipe III der letzte König von Portugal aus dem Hause Habsburg.

[5512] Der angelsächs. Missionar Suitbert (ca. 637–713), Gründer und erster Abt des Klosters Kaiserswerth.

[5513] Hiermit dürfte die kelt. Gottheit Belenus gemeint sein.

[5514] Adalgar († 876), seit 856 Abt von Corvey.

[5515] Der Paderborner Historiker und Kirchenreformer Gobelin Person (1358–1421), der ab 1411 im Bielefelder Marienstift wirkte.

[5516] Hermann Hamelmann (1526–1595), der als Reformator Westfalens gilt.

[5517] Arnold Schlönbach (siehe hierzu S. 626, Anm. 1875).



BIELEFELD

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 294f.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [131]f.

Der Wendelstein.

Wir sind einmal nicht mehr in dem Zeitalter der Landkutschen und Posthörner, und also darf der gewissenhafte Zeichner selbst bei einem Ausblick ins bayerische Hochgebirg uns nicht mehr der reinen Naturstimmung überantworten. Die Eisenschlange ist ja sogar in der Schweiz eine kaum mehr entbehrliche Staffage geworden; wie viel mehr kommt sie demjenigen Lande zu, das sich rühmen darf, im deutschen Reiche die ersten Schienenstränge gelegt zu haben.

Dennoch würde ich, wenn mich Einer nach dem großartigen Auf und Nieder fragen wollte, das sich drüben vor uns ausbreitet, ihm lieber von dem erzählen, was ich mir selber erzählen ließ, bis ich selbst mit dem Alpenstocke von Senne zu Senne geklommen bin, ich meine von den Menschlein, die an den grünen Schwellen jener riesigen Steinmonumente ihr stilles Leben abspinnen, und zwar am liebsten von den Almerinnen, denn die grämlichen „Ochsner" sind eben auch kein fröhlicher Erzähler-Stoff.

„Ochsner" nämlich heißt der meist schon alternde Geselle, dem das traurige Loos zugefallen ist, drüben auf den grünen Viehhalden zwischen bequemen und leidenschaftslosen Wiederkäuern, die nur zum Fettwerden in menschliche Hut gestellt sind, seine Tage sang- und klanglos hinzudämmern. Er hat ein graues Gesicht, ein graues Kleid, eine graue Stimmung – Alles ist grau in und um ihn, und ob er nun in seine Holzbude hinein oder aus ihr heraus krieche – immer bleibt er der Inbegriff der vollendeten Freudlosigkeit. Warum? Ich weiß im Grunde nicht, welches von seinen unzähligen Leiden das greulichste ist. Zuerst wohl die Temperamentlosigkeit seiner Umgebung. Da blökt keins nach dem erleichternden Melker, da schaut ihn keins mit der Frage an: ist's denn immer noch nicht Vesperzeit? Da hat auch keins Wehen und Beängstigungen und keins guckt sich das frisch geborne Kalb mit verwunderten Augen an und beschnuppert es und leckt ihm das Fell glatt. O, sind das Philister, diese Ochsen! Und nun, wenn der Holzknecht, wenn der Jäger bergauf geht, die seltenen Menschengesichter, mit denen der einsame Ochsner einmal, wie gern! ein Dutzend Einfältigkeiten austauschte, – wie sie Alle rechts steigen, statt links, wo der Ochsner mit seinen Freßmäulern wirthschaftet, wie sie Alle den Weg nach den Almhütten der Sennerinnen zu finden wissen, wo es Milch gibt und wer weiß auch wohl noch sonstige Erfrischung. Ja, wäre das Ochsen-Vieh nur wenigstens noch so gescheidt, wie es langweilig ist! Bliebe es nur, wo er es hingetrieben hat und gönnte ihm Zeit, ein Paar Stunden lang es dem Jäger und dem Holzknechte nachzuthun. Da jodeln sie ja drüben, die Wati und die Vevi und die Cilli, die ewig aufgelegten Dirnen, bei denen „halt wieder Besuch eingerückt sein muß" und denen „will's Gott!" spät und früh Sonnenschein ist! Aber das einfältige Vieh könnte sich verkrapeln[5518]. Nein! Der Ochsner muß auf seiner Alm bleiben und von Weitem sich grün ärgern.

[5518] „bair. kreppeln und krappeln kriechen, klettern" (DWG, Bd. 11, Sp. 2067).



DER WENDELSTEIN.

Den Sennerinnen dagegen weht jedes Lüfterle röthere Backen an. Und das kommt daher, weil sie weder allein sind, noch im Kloster, noch ohne schwere, schwere Arbeit, noch ohne ein zeitweilig schweres Herz. Ihr „Glück“ ist nun freilich ein nicht allzu genau zu nehmendes Wort. Aber wer möchte es ihnen nicht dennoch eher als irgend einem andern Kinde Gottes nachrühmen, wenn die reizvoll muntere Schilderung auf sie paßt, welche ein berühmter Tourist ohnlängst von ihnen entwarf. „Die Almerinnen,“ sagt er mit schalkhafter Ueberschwänglichkeit, „führen fast ein Leben wie die Elfen, streifen in der Frühe mit leichten Sohlen über die thauigen Alpenkräuter, verschwinden im Morgennebel, singen aus dem Gestein, daß man nicht weiß, von wannen es kommt und schallt, trinken nur Milch und Wasser, und schlummern im Heu, das sie kaum eindrücken. Das Almenleben hat so viel eingeborne Poesie, daß selbst die Tausende von Schnaderhüpfeln und die schönsten Lieder vom Berge, so wie die süßinnigsten Zither-Melodien diesen tiefen und wahren Zauberbrunnen nicht ganz ausschöpfen. Wenn einer einmal einen dreibändigen Walter Scott’schen[5519] Roman darüber schreiben wollte, der würde sehen, was ihm da Alles entgegenkommt – die Almerin selbst mit ihren achtzehn Jahren und ihrem unbewachten Almenherzen, die Jägerburschen mit ihrem Stolz, die Wildschützen mit ihrem Haß, der Bauer im Dorf unten mit seiner Bäuerin, der Schwärzer[5520] mit seinem Tirolerwein, der Grenzwächter mit seiner Pflicht, der Kaplan mit seinem wunderbaren Finger Gottes, der städtische Reise-Enthusiast und Bergbesteiger mit seiner Dummheit, der münchner Maler mit seinen himmlischen Gedanken, die er nie verkörpern kann, der Praktikant vom Landgericht mit seinen bösen Lüsten, der feurige Bua von der Zell mit seinen eifersüchtigen Ansprüchen auf das Almenherz, nach dem so Viele trachten; dazu die Hütte, die Heerden, der düstere Hochwald, die Mittagsonne auf den einsamen Triften und die Mondscheinnächte, – es könnte einer mit der rechten Kunst schon etwas Monumentales daraus auf bauen. Daß aber ja Keiner darübergeht, der’s nicht versteht, sonst zerreißen wir ihn, wie die thracischen Weiber den zweckwidrigen Sänger Orpheus[5521], und werfen sein Haupt in den Innstrom, auf daß es traurig jodelnd hinausflösse in das almenlose Flachland.“[5522]

Robert Waldmüller[5523].

[5519] Des schott. Dichters und Schriftstellers Sir Walter Scott, 1st Baronet (1771–1832).

[5520] „schmuggler, schleichhändler“ (DWG, Bd. 15, Sp. 2331).

[5521] Der angeblich aus Thrakien, also dem Balkan im weitesten Sinne, stammende Sänger und Dichter der griech. Mythologie Orpheus (griech. Ὀρφεύς), der nach Ovid (43 v. Chr.–17 n. Chr.) in seiner Heimat von Mänaden (griech. Μαινάδες, mainades), berauschten Anhängerinnen des Dionysos (griech. Διόνυσος), des Gottes des Weines, der Freude, der Trauben, der Fruchtbarkeit, des Wahnsinns und der Ekstase, zerrissen wurde.

[5522] Der bayer. Journalist und Schriftsteller Ludwig Steub (1812–1888) in seinem Artikel „Aus dem bayerischen Hochlande. II.“ in der „Beilage zur Nr. 189 der Allg. Zeitung“ vom 8. Juli 1850, S. [3017].

[5523] Eigentl. Charles Edouard Duboc (1822–1910), Schriftsteller und Maler, der Friedrich Rückert (1788–1866) brieffreundschaftlich verbunden war.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 301-306.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [201]-204.

Achensee in den Tyroler Alpen.

Die Luft ist kühl, aber der Himmel droben wird reiner und blauer, je mehr sich ein feiner Morgennebel drunten auf den Fluren niedersenkt. Der Frühling geht in den Sommer über, und es schwebt leise tönend durch die Natur wie ein sehnendes Klingen, dem der Menschengeist Worte leiht; und immer vernehmlicher tönt es und wird zum Liede, zum unaufhaltsamen Liede der Wanderlust:

O gebt den Stab mir, Freunde traut,
Und laßt mich wandern hinaus,
Die weite Ferne ist meine Braut,
Und die Welt mein Vaterhaus!

Die Wolken und Winde ziehn ab und auf,
Die alten Berge stehn riesengroß;
Ihr Wolken und Winde, des Sterblichen Lauf
Zieht mit euch über der Erde Schooß.

O Heimaththal, wie eng du bist!
Es treibt mich von dir unbewußt,
Um an der Welt, die draußen ist,
Zu messen die Welt in meiner Brust!

Mir ist, als sollt' ich jedes Haus
Und jedes fremde Herz durchspähn,
Als riefen tausend Stimmen aus:
Mußt ewig, ewig wandern gehn!

Sieh, hinter jenem Lande lacht
Ein andres Land, viel schöner doch!
Der hellere Tag, die süß're Nacht
Winkt dir in anderen Räumen noch!

O lockt mich nicht so mit Gewalt,
Ihr Menschenaugen, Städt' und Seen!
In meiner Brust das Echo schallt:
Mußt ewig, ewig wandeln gehn!

Drum gebt den Stab mir, Freunde traut,
Und laßt mich wandern hinaus,
Die weite Ferne ist meine Braut,
Und die Welt mein Vaterhaus![5524]

zum Liede der flotten alten Wanderlust, wie es ahnungsvoll durch so manche Seele zieht und besonders dem Deutschen erklingt; denn jeder deutsche Poet ist ein ewiger Wanderer oder möchte es sein und jeder deutsche Wanderer ein Stück Poet, gleichviel ob jung oder alt, so lange wenigstens, bis ihn daheim wieder die Prosa des täglichen Lebens umfängt.

Noch schreitet unser Wanderer und Poet frei und fröhlich in der schönen Aue. Mit dem Strom ist er schon ein gutes Stück das herrliche Innthal entlang gewandert; in unbestimmten Weiten liegt die lachende Schöne der Natur vor ihm und im Anschauen versunken hört er kaum, wie der von Rosenheim nach Innsbruck eilende Dampfwagen nicht gar fern an ihm vorüberbraust. Da schreitet ein schmucker junger Bursch, die Spielhahnfeder[5525] am Hut und stattlich geputzt, ihm vorbei den Pfad aufwärts in die Berge einschlagend. Unbekümmert darum, träumerisch, wie man ab und zu im Gebirge zu wandern pflegt, verfolgt unser Wanderer seinen eigenen Weg, der wechselnd zwischen Tannen und niederm Gesträuch höher und höher sich emporzieht, wohl über eine ganze Stunde weit, so daß oft der rasche Athem den eilenden Schritt beengt. Malerische Schluchten, unten dunkel, bewaldet, und oben in freundlichen Höhen auslaufend, begleiten den Blick zur Seite, tiefer rückwärts liegt das Innthal und der helle Fluß darin erglänzt wie ein Silberstreifen, dessen Wellenrauschen man nicht mehr hört.

Aber ist die Gestalt dort vor der einsamen Almhütte, mit der jungen Sennerin an der Hand, nicht derselbe Bursch, der den Wanderer so eben überholte?

Er hört sie sprechen und scherzen und lachen und dazwischen klingt das Heerdengeläute; und dann hört er wieder die Stimmen der Vögel dicht vor sich auf einer halb verdorrten Fichte und sieht am Himmel droben die schönen Wolkenbilder dahineilen, wie die Träume hinwegschweben über unsere Jugend im Fluge der Zeit. Aber still! die Liebenden sprechen nicht mehr, sie singen:

Bursche und Mädchen zusammen:

Die Summervögela singa
Ueber Thal und Bergli weit
Wie lusti die Heerden springa
’s ischt lauter Freudikeit,

Die Liab läßt au nid rasten,
Die Liab läßt au kein Ruh
Wie brennt af der Alme
Die Sunna darzu!

Bursche:

Das Bäumeli blüht
Und das Bächli das flieht:
– Was is, das mi treibet,
Was is, das mi zieht?

Bursche:

Ach alle meine Sinn
Liegt im Diandl darin,
I weiß kaum mehr, ob i es
Selber noch bin!

Mädchen

Hab dein au gedacht
Zu Winter all Nacht
Wie han mi im Dörfl
Die Leut schon verlacht!

Denn wo i halt geh
Und wo i nur steh,
Thut’s wunnegeheimli
Im Hearzl so weh!

Mädchen:

[5524] Zitat aus „Gedichte von Otto Banck“ (Leipzig: C. F. Fleischer 1858), also aus einem Werk des Autors vorliegenden Artikels (siehe hierzu S. 1772, Anm. 5534). Leider steht im Internet keine Ausgabe dieser Gedichte zur Verfügung.

[5525] Die Schwanzfedern des Birkhahns (Lyrurus tetrix).

O Diandl, i bitt,
Kummst über’s Jahr mit:
Vor Kummer da stürb i
Und nähmst du mi nid.

Mädchen:

Manch schwarzgraue Kuh
Hat’s Muaderl, mei Bu,
– Wer soll sie denn melken,
Wann i heirathen thu?

Bursche:

Dei Schwesterla fein
Soll Milchmadel sein,
Und sag nur dei Muaderl,
’s wär gar nid zu klein.

Und wenn’s au klein is,
I sag’s ihr gewiß!
Wie drängt doch die himmlische
Liabschaft so süß!

Bursche und Mädchen
zusammen:

Af der Alme da finden
Die Küha gut Gras,
Und i und mei Schatzerl
Wir finden au was.

Die Liab läßt gar nid rasten,
Die Liab läßt gar kei Ruh, –
Wie brennt ach! so sehre
Die Sunna darzu! –

Die letzten Worte sind längst in der lauen Luft verhallt, aber sie tönen immer noch nach in der Seele des Wanderers. – Endlich tritt er an die Hütte heran und grüßt die Beiden, und freundlich wird er empfangen, nicht wie ein störender Gast. Man ist bereit, den Fremdling mit einem Trunk frischer Milch zu erquicken und er sieht sich um in der Hütte. Einige Heiligenbilder von grellen Farben hängen an der Wand nebst bunt lackirten runden Löffeln. Eine Holzbank und ein Fenstertisch und an einer eisernen Kette ein großer kupferner Kessel, der über einer Feuerstätte hängt, um den Alpenkäse zu bereiten, – das ist der ganze Hausrath. In der That ein Beweis, wie wenig man braucht, um glücklich zu sein; dicht neben dem Zimmer liegt der Kuhstall, zugleich der Sennerin ein Lager für die Nachtruhe. Hier droben hat man beinahe Nichts und begehrt auch Nichts. Hier träumt die Zufriedenheit in der Abgeschiedenheit von der Welt. Doch ist dies nur halb wahr, denn jene scheinbare Abgeschiedenheit hängt auch mit der Welt zusammen: dort drunten wird Butter und Käse, welche von hier oben kommen, zu Gelde gemacht, und die Landleute, denen das Vieh auf der Alm gehört, ernähren ihre Thiere dafür im Winter und senden wöchentlich Brod und Mehl auf die Alm, da mit die Sennerin leben kann. So gedeiht auch die Idylle nur unter dem Schutz des Kulturtreibens.

Man zeigt dem Wanderer den Weg nach Jenbach, wo sich ein Hochofen für Spatheisenstein, eine Stahl- und Drahtfabrik nebst Sensenschmieden befinden. Er steigt im Thal aufwärts bis zum Dörfchen Eben und dann wieder hinab nach Buchau, einer von Fischern bewohnten Häusergruppe. Hier ist sein Ziel: der tiefdunkelblau leuchtend klare Achensee, der, zwei Stunden lang und eine halbe Stunde breit, sich in ein Kalkfelsenbett senkt, an der östlichen Seite nur für eine schmale Fahrstraße Raum lassend. –

Ein bereit liegender Kahn führt auf das westliche Ufer in das klassische Gebirgsbecken der Pertisau, einem trefflichen Wirthshause, welches den Benediktinern vom Kloster Fiecht gehört, und nicht zum Nachtheil der Fremden verwaltet wird. In blendender Mittagssonnenbeleuchtung ragen die gewaltigen Felsenzinnen von der Rabenspitz, von Pfannsjoch, vom Sonnenjoch, vom Stanserjoch und vom Bettlerkor im Halbkreis empor. Das Haus der Pertisau liegt still in flacher Thalsohle, inmitten dieser Bergeshäupter an einer frisch sprudelnden Quelle.

Hier genießen Gäste aus Tyrol und Bayern einige Wochen lang der Sommerlust und hier ist es, wo der Landschaftsmaler eine reiche Ausbeute für seine Studien findet.

Der Wanderer wendet sich nördlich. Der „bayerische“ Wind läßt kurze schroffe Wellen aufstehen, die ihre weißen Schaumkanten über der dunkeln ultramarinblauen Fluth brechen, und dennoch rudert nur ein Mädchen den kleinen schaukelnden Nachen, der in einem Riesenbecken von flüssiger Farbe zu schwimmen scheint. Nur dann und wann, wenn er, um ruhigeres Fahrwasser zu gewinnen, den Felsen nahe kommt, blickt das Auge tief in das spiegelklare Element hinunter und sieht wohl zwanzig Fuß unter der Oberfläche hinabgeglittene Baumstämme mit ihren schweren Wurzelstöcken in farbloser Reinheit drunten liegen.

Das Schiffchen wendet sich rechts und erreicht endlich, quer die Wogen durchschneidend, das stille Oertchen Achensee mit dem Gasthause zur Scholastica. Es liegt hart am Ufer des Sees und über denselben hinschauend zeigt sich zur Linken das Spieljoch und die Felsenmauer von Hechenberg dahinter das Sonnenwendjoch. Auf der andern Seite schwebt die Seeforspitze wie ein Felsenzelt in den blauen Himmel aufwärts und der Hintergrund jenseits der schönen Fluth wird von den hochgekuppelten Bergwänden zwischen Buchau und Pertisau kühn geschlossen.

Auch hier findet der Wanderer einen heiteren Fremdenverkehr, traulicher noch, als drüben im Gasthaus der Benediktiner, und nicht blos die überraschenden Reize der Natur fesseln hier seine Seele, auch die historische Erinnerung spricht sie mächtig an. Kaum blickt das Auge über irgend ein Thal des schönen Landes Tyrol hinweg, ohne an die hochherzigen Opfer des Muthes gemahnt zu werden, welche die Bewohner dieses Landes den Kämpfen von 1809 auf den blutigen Altar der deutschen Nationalehre darbrachten. Auch das kleine Achensee gab dieser großen Zeit einen ruhmvollen Helden.

Es war Anton Aschbacher[5526], der Waffengefährte Hofers[5527] und der Onkel der jetzigen Wirthin von Achensee[5528], die im ganzen Thale als würdige Patriotin geschätzt wird und nach deren Taufname ihr Haus „Zur Scholastika“ heißt.

Aschbacher, ein studirter Mann, war auch ein ausgezeichnet Schütz und schloß sich mit Begeisterung 1809 dem Befreiungskampf an. Schon 1800 hatte er seinen Muth bewährt, indem er den Paß Achen in den Reihen seines Vaters vertheidigen half. Doch als Hauptmann und Schützenmajor der Achenthaler genoß er nach dem Hoferschen Aufstand erst Vertrauen beim Volke. Er kommandirte am 15. und 30. Mai bei Rothholz und Tratzberg. Die berühmte Schlacht auf dem Bergisel[5529] fand ihn als Mitkämpfenden im Centrum der Tyroler. Was er an Hab und Gut ererbt hatte, machte er zu Geld und brachte es freudig dem Vaterlande dar. Als wahrer Ehrenmann trat er überall für Ordnung und Menschlichkeit ein, und der wilden Leidenschaft und blutigen Rache entgegen. So ward er an Heldenmuth von Wenigen erreicht, an Edelsinn kam ihm vielleicht kein Tyroler gleich. Im Juli führte ihn eine Sendung zu dem schwachherzigen Kaiser[5530]; als Handelsmann verkleidet gelangte er glücklich durch die Schaaren der Feinde zurück, um sein väterliches Erbe eingeäschert und seinen Bruder, welcher es mit seinem Blut vertheidigt hatte, auf der Bahre zu finden. Als Frankreichs Stern[5531] 1812 erblich, wirkte Aschbacher heimlich für neue kriegerische Bewegungen, doch die bayerische Verwaltung erhielt Kunde davon und befahl die Verhaftung des kühnen Patrioten. Der brave Jakob Pockstaller[5532] verbarg und schützte ihn, obgleich Todesstrafe auf eine solche That gesetzt war. Aschbacher entkam nach Oesterreich und 1814 zog er mit der deutschen Armee nach Frankreich. Hier war es, wo sein edles Herz sich die schönsten Lorbeern erwarb: auf seine Bitten zum Inspektor der Militärspitäler ernannt, wurde er der liebevolle sorgende Vater der unglücklichen, im Kriege doppelt schwer heimgesuchten Kranken. Leider endete schon am 12. März 1814 das Leben dieses hochsinnigen echt deutschen Mannes auf eine Weise, die bis jetzt räthselhaft geblieben ist. In Langres ruht der Körper des Helden.

[5526] Anton Dominik Aschbacher (1782–1814).

[5527] Andreas Hofer (siehe hierzu S. 475, Anm. 1371).

[5528] „Der Gasthof ‚Zur Scholastika‘ ist aus einer ehemaligen Zollstation hervorgegangen. Seinen Namen erhielt er unter der Wirtin Marie Scholastika Aschbacher (1788–1850). Bekannt wurde das Wirtshaus allerdings unter deren Nichte, Scholastika [Messner geb.] Hochmayr (1816–1881). 1880 wurde der Gasthof zum Grand Hotel umgebaut. 1913 brannten große Teile des Hotelkomplexes ab. Ein restaurierter Teil wird heute noch genutzt.“ (https://orawww.uibk.ac.at/apex/uprod/f?p=LLW:3:0::NO::P3_ID:1426).

[5529] Insgesamt fanden 1809 vier Schlachten gegen die Franzosen und ihre bayer. Verbündeten am Bergisel bei Innsbruck statt: am 12. April, am 29. Mai, am 13. August und am 1. November; letztere endete mit einer vernichtenden Niederlage für die Tiroler Insurgenten.

[5530] Franz I., er hatte 1804 das Kaiserreich Österreich begründet (siehe hierzu S. 768, Anm. 2352).

[5531] Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 40, Anm. 42). Mit dem gescheiterten Rußlandfeldzug im Jahre 1812 hatte der unaufhaltsame Untergang des Korsen begonnen.

[5532] Jakob Pockstaller (* 1759).

Der Wanderer aber steht im Zimmer des Gasthauses und wägt die goldene Gnadenkette in Händen, welche Aschbacher vom Kaiser[5533] verliehen wurde: er befindet aber alle goldenen Gnadenketten zu leicht, um so hochherzige Thaten zu lohnen. Das Auge streift durchs Fenster über den blauen See und auf die ragenden Bergeshäupter, über welche die scheidende Sonne gluthstrahlend sich ergießt: Friede und Ruhe mit euch, ihr deutschen Thäler, deren fast jedes, wenn auch die Geschichte davon schweigt, solch einen Ehrenmann geboren hat!

Otto Banck.[5534]

[5533] Franz (siehe hierzu S. 1771, Anm. 5530).

[5534] Der Journalist und Kunsthistoriker Otto Banck (1824–1916).

Meyers’s Universum

Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A.

Herausgegeben von Hermann J. Meyer.

Prachtausgabe.

Zweiter Band.

Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts.

1863.

Enthält: Corvey und Höxter

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 226-228.

Corvei und Höxter.

Wenn man von Mitteldeutschland aus „das Land der rothen Erde" besuchen will, wird man über Kassel nach Paderborn fahren und hin über die öde, einsame Hochebene der „Hänge". Hier aber möge man „die breitgetretene Heerstraße der Alltäglichkeit"[5535] verlassen und mit dem Wanderstab sich seitwärts wenden in die abfallenden Tiefen des Teutoburger Waldes, mit seinen gewaltigen Erinnerungen und seinem melancholischen Dunkel; man wandert dann hin zum Eggegebirge, über die eisengetränkte und wirklich röthlich schimmernde Erde; hin zu dem anmuthsvoll gelegenen Badeorte Dryburg, das sich wie aus einem weiten Parke zu erheben scheint und mit den schönsten und weichsten Berghöhen umsäumt ist. Hier stehen wir schon auf historischem Boden: hier vertrieb Karl der Große die Sachsen aus ihrem Kastell Iburg und besetzte dasselbe mit seinen fränkischen Mannen. Hier, und hin bis zum östlich gelegenen freundlichen Badeorte Godelheim, wurden schwere Kämpfe zwischen Franken und Sachsen geschlagen. Ueber Godelheim erhebt sich der steile, kahle Brunsberg, der einst das mächtige Kastell des gewaltigen Sachsen-Herzogs Wittekind, oder vielmehr seines Schwagers Bruno trug; auf den Trümmern dieses Kastells erbaute der berühmte Abt Wibald von Corvei ein neues, von dem noch wenige Trümmer-Spuren vorhanden sind. Zwischen Godelheim und Höxter wurde zwischen Franken und Sachsen die furchtbarste all ihrer Schlachten geschlagen; die Weser soll noch roth gefärbt gewesen sein, als sie die, eine halbe Stunde tiefer gelegene, Stadt Höxter bespülte. Das alte *Huxori*, noch früher *Huxeli* genannt, liegt zwar noch immer wie schelmisch lachend an dem fein gezogenen Bogen der grünen Weser; ist noch immer stolz auf feine hohe, schöne Brücke über den Fluß; ist noch immer halbmondförmig umfaßt von waldigen, sanft anschwellenden Höhen; noch immer bewacht von seinem steilen, nackten Ziegenberg und seinem wirthschaftlich bebauten Rauschenberg; aber es ist ein stiller, bescheidener, fast unbekannter Ort geworden, mit höchstens 3500 Einwohnern; er bringt die, nach ihm benannten Sandsteine des Sollingerwaldes auf die Weser und von ihr aus nach nah und fern: das ist das Hauptsächlichste, was jetzt von ihm zu sagen wäre. Im Mittelalter aber war Höxter eine freie und reiche, berühmte und verhältnißmäßig auch mächtige Hansestadt; gelegen an der großen Handelsstraße, die von Antwerpen und Brügge über Köln und Soest nach Braunschweig führte. Gegründet wurde die Stadt von der benachbarten, weiland europäisch berühmten, gefürsteten Abtei Corvei, namentlich vom Abte Saracho[5536] 1058. Unter Corvei's Ruhm, Reichthum und Macht wuchs die Stadt rasch und blühend empor und schützte schon im dreizehnten Jahrhundert ihre bedrängte Mutter vielfach vor feindlichen Angriffen. Indessen wurde doch auch der Friede zwischen Stadt und Stift gestört; der immer herrischer und hochmüthiger werdenden, nunmehr gefürsteten Abtei trat der freie Geist der immer stärker, reicher und kühner werdenden

---

5535 Wohl ein Zitat aus einem der zahlreichen Romane von Charlotte von Ahlefeld (1781–1849). Vgl.: Simanowski, Roberto: Die Verwaltung des Abenteuers: Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius (= Palaestra, Bd. 302). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998. S. 297f., Anm. 197.

5536 Saracho von Rossdorf (ca. 1010–1071), seit 1056 Abt der Benediktinerabtei Corvey.



CORVEY und HÖXTER

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Bürger entgegen. Beide Theile schlossen nun gemeinschaftlich und einzeln Erb- und Schutzverträge mit Braunschweig und Hessen, doch führte dies bald nur zu neuen Streitigkeiten. Dein alten, starren, historischen Recht der Abtei stand gegenüber das neue Recht eines freien, tüchtigen Bürgerstammes, der sich lossagen wollte von der Landesherrlichkeit der gefürsteten Mönche. Dazu kam die immer mehr überhand nehmende Sittenlosigkeit im Stifte; das immer tiefere Versinken ihres wissenschaftlichen Ruhmes und Wirkens – endlich die hereinbrechende Reformation, welche den lange vorbereiteten vollständigen Bruch vollzog: die Stadt Höxter verjagte aus ihren Mauern alle Mönche und Priester und führte in ihre fünf Kirchen die Verkünder protestantischen Glaubens ein; sie verjagte dann auch die alten Räthe und Bürgermeister, die es noch mit dem Stift hielten; ja, sie belagerte dasselbe hartnäckig und verwüstete rings umher seine Besitzungen, als es den Verjagten Schutz bot und die Stadt zwingen wollte, dieselben wieder als ihre Gebieter auf zunehmen. Lange dauerte dieser Kampf, bis er 1616 mit der, von Kaiser Rudolph[5537] gegen die Stadt erlassenen, wenn auch nicht ausgeführten Reichsacht endete. Damit endet aber auch zugleich die eigentliche Geschichte beider, denn wie sie nun aus einer Hand in die andere, Höxter zuletzt an Preußen[5538] und Corvei an die Prinzen von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst[5539] kam, hat für die hier gestellte Aufgabe wenig Interesse. Wandern wir aber nun von Höxter durch die große Buchenallee nach Corvei und hören wir, wie Freiligrath[5540] dieses berühmte Denkmal mittelalterlicher Pracht und Herrlichkeit in der Gegenwart schildert:

„Die alte gefürstete Reichsabtei Corvei liegt in einer Ebene, die nach zwei Seiten hin von einer Krümmung der Weser umschlossen wird, unter seinen Gärten und Alleen, als ein schönes und imposantes Denkmal alter Herrlichkeit da. Das Gebäude ist ein großes, aus Bruchsteinen erbautes Quadrat, das in seinem Innern mehrere Höfe und die Kirche birgt; jetzt zum Schlosse umgeschaffen, zeigen die meisten seiner Räume den steifen, schwerprächtigen Geschmack des vorigen Jahrhunderts: reiche seidene und gewirkte Tapeten, Vergoldungen und Stukkaturen im Uebermaß, Deckengemälde u. s. w., kurz, die ganze Rococo-Herrlichkeit, welche man noch vor zwanzig Jahren rastlos zu vertilgen strebte und jetzt wieder so sorglich zusammenleimt. Die Wände eines der Gemächer sind mit den Brustbildern der Aebte, von Adelhard dem Stifter an, ausgefüllt, und seltsamer Weise endet auch hier, wie in vielen andern säkularisirten Stiftern, wie in dem Römersaale zu Frankfurt, mit dem Bilde des letzten Herrn der Raum, der für so viele Jahrhunderte genügt hatte. In Corvei fehlt zwar das Bild des letzten Fürstabts, des Bischofs von Lüning[5541]; aber der Raum dafür ist vorhanden und kein Zollbreit mehr. Die gothisch[5542] verzierte Kirche ist schön und geräumig."[5543] Für die große wissenschaftliche Bedeutsamkeit Corvei's in der Vergangenheit, citiren wir Schlossers[5544] Autorität: „Der Einfluß der Studienanstalt zu Corvei läßt sich selbst durch die finstersten Zeiten hindurch verfolgen. Corvei gehörte zu den vorzüglichsten Anstalten außerhalb Italiens; es wurde als ein Mittelpunkt der Wissenschaft betrachtet; die dortige Büchersammlung war die bedeutendste in Deutschland, und man kann eine fortlaufende Reihe von Aebten und Mönchen dieses Klosters anführen, die sich mit den verschiedensten Wissenschaften beschäftigen." Von dem Bedeutendsten derselben spricht Schlosser also: „Zum Schlusse dessen, was über die

---

5537 Rudolf II. (1552–1612), von 1572 bis 1608 König von Ungarn, von 1575 bis 1611 König von Böhmen, ab 1576 Kaiser des Heiligen Römischen Reichs und bis 1608 Erzherzog von Österreich.

5538 Im Jahre 1813.

5539 Im Jahre 1840 nahm Viktor Moritz Karl Erbprinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1818–1893) unter Verzicht aller Schillingsfürster Erbansprüche als Victor I. den Titel eines Herzogs von Ratibor und Fürsten von Corvey an, nachdem er Corvey von seinem Onkel, dem Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rotenburg (1779–1834) geerbt hatte (siehe hierzu S. 1778, Anm. 5558).

5540 Der Dichter und Übersetzter Ferdinand Freiligrath (1810–1876).

5541 Ferdinand Hermann Maria von Lüninck (1755–1825), ab 1794 letzter Fürstabt (bis 1802) sowie zweiter und letzter Bischof von Corvey, seit 1821 Bischof von Münster.

5542 Die Kirche ist im romanischen Stil erbaut und innen barock ausgeschmückt.

5543 Zitat aus dem von Ferdinand Freiligrath (siehe hierzu S. 1776, Anm. 5540) und Levin Schücking (1814–1883) herausgegebenen Werk „Das malerische und romantische Westphalen. […]." (Barmen und Leipzig: Langwiesche u. Volckmar 1840), S. 74.

5544 Friedrich Christoph Schlosser (1776–1861); das nachfolgenden Zitat ist so allerdings nur in „Meyer's Universum" zu finden.

deutschen Geschichtschreiber vor der hohenstaufischen Zeit bemerkt worden ist, glauben wir noch einen durch Staatsschriften aller Art, so wie durch seine Staatsweisheit und Staatsverwaltung ausgezeichneten Geistlichen beifügen zu müssen, welcher Minister, Diplomat und Reichsverweser des Hohenstaufen Konrad III.[5545] war, und ebenso als großer Gelehrter und Philosoph, wie als praktischer Staatsmann glänzte. Dieser Mann, der seine Staatsschriften und Depeschen nicht durch Untergebene ausarbeiten ließ, sondern selbst abfaßte und schrieb, war der Abt Wibald von Corvei[5546]. Wibald verstand ganz vollkommen Griechisch. Er leitete unter Konrad III. die Reichsgeschäfte, und stand während des Kreuzzuges dieses Kaisers dem Reiche auf eine solche Weise vor, daß der Kaiser kaum vermißt ward."[5547]

Wir werden also berechtigt sein, dem Ursprung dieses so einflußreichen Stiftes noch nachzugehen und fein großes Werden wenigstens noch in flüchtigen Zügen zu berühren. Das Kloster war fränkischen Ursprungs: König Chlodwigs[5548] Gemahlin, Bathilde[5549], gründete 660 an dem Bache Corbie, in der Gegend von Amiens, dem heiligen Benedikt[5550] das Kloster Corbie. Es wurde schon bald eine Schule auch für vornehme Sachsen-Söhne, und sein Abt Adelhard[5551], ein Enkel Karl Martels und Vetter Karls des Großen, beschloß, im Lande der Sachsen selbst eine Schule zu gründen. Ein Sachsen-Schüler Theodor erbot sich, auf den Gütern feines Vaters einen passenden Ort auszusuchen und der Abt sendete ihn zu diesem Zwecke in die Heimath. So entstand im Sollinger-Walde, bei einem Orte Hetha, – in der Nähe des jetzigen Jagdschlosses Neuhaus bei Neustadt, – das Filialstift Corbies. Indessen gedieh es nicht; die Gegend war zu rauh und unfruchtbar, es fehlte an Wasser und jeglicher Kultur. Da versetzte Ludwig der Fromme[5552] das Stift nach der königlichen Villa Huxori, deren Umgebung Aehnlichkeit mit Corbie hatte und nach diesem wurde das neue Kloster Corvei genannt. Es gedieh unter dem Schutze Ludwigs und seiner frommen Gemahlin außerordentlich rasch und glänzend und es wurde mit ansehnlichen Privilegien, mit reichen Gütern und berühmten Reliquien, mit dem Münzrecht und der Immunität beschenkt. Später zogen Kaiser Heinrich II.[5553] und seine Gemahlin Kunigunde[5554] dort ein; Papst Gregor V.[5555] ging aus Corvei hervor; Corvei gab die ersten Erzbischöfe Hamburgs und Bremens; sein Abt Anschar[5556] wurde der Apostel des Nordens, einer der größten Glaubensbekehrer des Christenthums, der dasselbe von Corvei aus nach Skandinavien und Rügen trug. Es gab noch eine Reihe großer Scholastiker bis hin zu dem berühmten Abte und Historiker Wibald. Es wurde immer berühmter, reicher und mächtiger; überall verlangte man von ihm Lehrer, Aebte und Bischöfe, und die Söhne der edelsten Geschlechter wurden ihm zugesendet. Immer reicher und stolzer erhoben sich seine Gebäude; auch ein Kaiserhaus wurde errichtet für den Besuch des Kaisers und, der Fürsten; es wurde selbst gefürstet und gewann ein Besitzthum von fünf Quadratmeilen mit 10,000 Einwohnern. Aber auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt, sehen wir es rasch zurückschreiten, wie wir das bei der Geschichte der Stadt Höxter bereits andeuteten. Im westphälischen Frieden entging es noch mit genauer Roth der Säkularisirung,

---

[5545] Konrad III. (1093 o. 1094–1152), seit 1116/20 Herzog in Franken, von 1127 bis 1135 Gegenkönig von Lothar III. und ab 1138 römisch-deutscher König.

[5546] Wibald von Stablo und Corvey (1098–1158), seit 1146 Abt der Benediktinerabtei Corvey.

[5547] Zitat aus „C. F. Schlosser's [siehe hierzu S. 1776, Anm. 5544] Weltgeschichte für das deutsche Volk. – Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G.[eorg] L.[udwig] Kriegk [(1805–1878)]. Fünfter Band" (Frankfurt a. Main: F. Varrentrapp 1846), S. 345f.

[5548] Chlodwig II. (frz. Clovis II; 634–657), seit 639 König des Frankenreiches.

[5549] Bathilde von Askanien (ca. 630–680).

[5550] Der Einsiedler, Abt und Ordensgründer Benedikt von Nursia (ital. Benedetto di Norcia; ca. 480–547).

[5551] Adalhard (frz. Adalard de Corbie; ca. 752–826), seit 821 Abt von Corbie.

[5552] Ludwig I. der Fromme (frz. Louis le pieux; 778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

[5553] Heinrich II. (973 o. 978–1024), war als Heinrich IV. von 995 bis 1004 und wieder von 1009 bis 1017 Herzog von Bayern, von 1002 bis 1024 König des Ostfrankenreiches, von 1004 bis 1024 König von Italien und ab 1014 römisch-deutscher Kaiser.

[5554] Kunigunde von Luxemburg (ca. 980–1033).

[5555] Gregor V. (eigentl. Bruno von Kärnten; 972–999), seit 3. Mai 996 Papst.

[5556] Ansgar von Bremen (801–865).

doch schon angesichts seiner Feier des tausendjährigen Bestehens, wurde es im Frieden von Lüneville[5557] dem Erbprinzen von Oranien[5558] als Entschädigung zuertheilt. Wie es von dort aus Hand in Hand überging, ist bereits gesagt. Jetzt mahnt es mit seiner versunkenen Herrlichkeit an das Versinken der Zeit, die es groß machte, und an die neue Kraft, die ihr siegreiches Panier immer herrschender über alle Macht und Herrlichkeit entfaltet, die nicht dem freien Geiste der Völkergeschichte, dem Geiste der Nation angehört.

Schloenbach.[5559]

[5557] Vom 9. Februar 1801.

[5558] Zunächst ging Corvey an Wilhelm V. Batavus (niederl. Willem V van Oranje-Nassau; 1748–1806), Fürst von Oranien und Nassau sowie Statthalter der Niederlande, dann an dessen Sohn Wilhelm Friedrich (niederl. Willem Frederik; 1772–1843), von 1802 bis 1806 Fürst von Nassau-Oranien-Fulda – und somit Fürst von Fulda, Fürst von Corvey, Herr von Weingarten und Graf von Dortmund, von 1806 bis 1815 als Wilhelm VI. Prinz von Oranien (niederl. Willem VI van Oranje-Nassau), von 1813 bis 1815 als Wilhelm I. (niederl. Willem I der Nederlanden) souveräner Fürst der Niederlande, von 1815 bis 1840 König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg (bis 1840) sowie von 1839 bis 1840 Herzog von Limburg. 1807 wurde Corvey Bestandteil des napoleonischen Königreiches Westphalen und 1815 königl. preuß. Domäne. 1820 übereignete der König von Preußen Corvey, zusammen mit dem Mediatfürstentum Ratibor, an Victor Amadeus von Hessen-Rotenburg (siehe hierzu S. 1776, Anm. 5539) als Ausgleich für anderweitig verloren gegangene Territorien; dieser vermachte es laut Testament von 1825 wiederum seinem Neffen Viktor von Hohenlohe-Schillingsfürst (siehe hierzu S. 1776, Anm. 5539).

[5559] Arnold Schlönbach (siehe hierzu S. 626, Anm. 1875).

Meyers’s Universum

Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A.

Herausgegeben von Hermann J. Meyer.

Prachtausgabe.

Dritter Band.

Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts.

1864.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [85]-89.

Wetzlar.

Goethe! – Werther! – Lotte! Das allein reicht schon hin, diese kleine, liebe Stadt des achten preußischen Jäger-Bataillons für alle denkenden und gefühlvollen Menschen interessant zu machen. Abgesehen von Wetzlars tragikomischen Erinnerungen an das Reichskammergericht, dem würdigen Ahn unseres, leider immer noch nicht selig entschlafenen, Bundestags zu Frankfurt am Main[5560]; abgesehen auch von seinen, doch gewiß auch interessanten historischen Erinnerungen an den falschen Hohenstaufen im „Kaisergrund“; auch abgesehen von seinem anmuthsvollen. liebenswürdigen Thale mit den romantischen Hügeln und Höhen, von der Wetz, der Dill und der Lahn spielend und fluthend durchzogen und umflossen. Also Wetzlar, – der Stammsitz aller Werther und Lotten der weiland lesenden Welt! Doch halt, – ich muß den Gelehrten erst zeigen, daß ich nicht nur ein Poet, sondern so zu sagen auch ein Mensch bin; das heißt ein Mann, der sich in ehrbarer Weise auch mit der Etymologie eines Ortes beschäftigt; sich wenigstens darüber von jenen höheren Wesen, den Gelehrten, gläubig belehren läßt. Und so versichere ich denn meinen wißbegierigen Lesern als außerordentliche Thatsache, daß der Name Wetzlar herkommt von dem Flüßchen Wetzfe und dem Worte Lar, was ein von Wald entblößter Weideplatz bedeutet; ja, ich thue für meine Leser noch mehr, ich thue etwas, wofür ich gewiß ihren lebhaftesten Dank verdiene; ich – verschweige ihnen alle die unzähligen anderen Deutungen, womit eine umfassende, echt deutsche Gelehrsamkeit sich des Wortes Wetzlar gewaltsam bemächtigt hat. Gegen die ungeheuerlichen Untersuchungen über das Wann und Wie der Entstehung Wetzlars, werde ich meinen Lesern als Beschwörungsformel das berühmte Urtheil eines namhaften – Naturmenschen citiren; nämlich die entscheidenden Worte: „Nichts Gewisses weiß man nicht“; dies namentlich hier, da vor Zeiten ein sehr weiser Rath der Stadt sich bewogen fand, gerade das älteste Archiv derselben als Makulatur zu verkaufen.

Was die fernere Geschichte der Stadt anbetrifft, so verweise ich die Leser auf das gut orientirende Schriftchen eines tüchtigen Wetzlarer Gelehrten, Herrn *Dr*. P. Wigand[5561], „Wetzlar und das Lahnthal“. – Allda wird der fleißige Leser erfahren, daß es mit dieser Stadt eben so ging, wie mit einigen Tausend andern Städten; daß Pfaff und Ritter (der Friese sagte: „Fuchs und Rabe“), eine Kirche und eine Burg, ihr vorausgingen; daß um diese her sie sich anbaute; von diesen erst Nahrung und Schutz, dann Leid und Noth aller Art bekam, bis sie aus ihrer eigenen bürgerlichen Kraft heraus sich fest in die Hüften setzte und stark und rüstig wurde, während die Burg zerfiel und aus den Pfaffen – Priester wurden, vom reformatorischen Geist gehalten und getragen. So wurde denn auch Wetzlar eine der vier freien wetterauischen Reichsstädte mit bedeutsamen kaiserlichen Rechten und Privilegien, unter andern auch das Münzrecht, geschützt von sieben starken Thürmen; als Symbole ihrer sieben Zünfte, riesigen Zöpfen vergleichbar; kämpfend mit den solmser und den hessischen Fürsten; kämpfend in sich, gegen Zünfte

[5560] Siehe hierzu S. 91, Anm. 179.

[5561] Der Jurist und Rechtshistoriker Paul Wigand (1786–1866). Das genannte Werk erschien 1862 in Wetzlar in der G. Rathgeber’schen Buchhandlung und diente dem Autor des vorliegenden Artikels offensichtlich als Vorlage.

und Pfaffen und deren Regiment; dann schwer leidend unter dem dreißigjährigen Kriege, unter Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten; und gegenüber anderen größeren, von lebhaftem Handel gehobenen, von Weltstraßen durchzogenen Städten, arm und bedeutungslos werdend, bis es durch die im Jahre 1690[5562] hier erfolgende Niederlassung des Reichskammergerichts neue Bedeutung nach Außen hin und Wohlstand, fast Luxus nach Innen bekam. – Die dreihundertjährige innere und äußere Geschichte dieses Institutes wartet noch auf ihren umfassenden und gründlichen Historiker und Herkules. Sie ist zugleich die Geschichte der fürchterlichsten Langweiligkeit und Faulheit; der fratzenhaftesten Komik und Trivialität; der schwersten Verbrechen und Rechtsverletzung; als würdige Mutter des Bundestags hinterließ es demselben nach Auflösung des heiligen römischen Reiches, und somit seiner selbst, seine unübersteigbaren Aktenberge. Nach und nach wurden 80,000 Aktenstöße nach Frankfurt und von dort an die betreffenden Gerichte der einzelnen Bundesstaaten expedirt; demnach blieb ein volles Dritttheil des vorhandenen Ballastes, mit sämmtlichen Protokollen nnd Urtheilsbüchern, noch für Preußen zurück, und unter dessen Regierung wurde das, schon im Jahre 1782 begonnene, Archivgebäude vollendet und darin der ungeheure papierne Reichthum untergebracht. Der weiland heilige Ruhesitz des Reichskammergerichts (das ehemalige gräflich Virmontsche Haus, nahe dem Hauserthor), von wo aus die delphischen Orakel seiner dunkelen Urtheile in langen Sitzungen ausgingen, ist jetzt die Kaserne des achten preußischen Jäger-Bataillons; eine Wandlung. die den Gelehrten des Kladeradatsch[5563] Motive zu treffenden Interpretationen geben könnte. – Anfangs tagte das Reichskammergericht im Rathhaus am Fischmarkt; als es aber seine Sitzungen in jenes neu erworbene Gebäude verlegte, wurde das Rathhaus, – vom Volk naiver Weise „die alte Kammer genannt“, – zu einem Magazin und Fruchtboden degradirt. Jetzt aber ist es das hübsche Geschäfts- und Wohnhaus eines Buchhändlers und, – „Alles wiederholt sich nur im Leben“[5564] – der alte, rostig gewordene Doppel-Adler, den das Reichskammergericht als sein Symbol an der „alten Kammer“ befestigt hatte: er schaut jetzt wieder blink und blank hinein in die neue Zeit, die noch einmal ihn flügge machen soll. Nach Auflösung dieses deutschen Reichs-Institutes wurde das, durch wenig eigentliche Arbeit und Industrie, wohlhabend, in gewisser Beziehung reich gewordene Wetzlar wieder arm, recht arm, und es verging geraume Zeit, bis es durch eigene Kraft, durch tüchtige Arbeit und aufblühende Industrie wieder emporwuchs. Deutschland aber, ja die ganze Weltliteratur, hatten durch das Reichskammergericht einen ewig unveräußerlichen Schatz erhalten: Goethe’s Werther! Und will man mit „hohem Ernst im kindischen Spiel“ den Spielen und Fügungen des Zufalls nachgehen. so könnte man sagen: Hätte nicht der edle Kaiser Max[5565] im Jahre 1495 zu Worms, zur Begründung des „ewigen Landfriedens“, das Reichskammergericht proklamirt; oder hätte dasselbe nicht vor den Verheerungen der Armee Ludwigs XIV., des sogenannten „Großen“, aus Speier nach Wetzlar fliehen müssen: wir hätten wohl niemals einen Werther bekommen. Denn nur das Reichskammergericht war es, was Goethe nach Wetzlar brachte, und gerade hier mußten Neigung und Zufall zusammen treffen, um gerade dieses Werk so entstehen zu lassen, wie es entstand. Wenn man in Wetzlar vom Kirchplatz aus eine enge Gasse zu ziemlich steiler Höhe emporsteigt, kommt man an die Armenschule, die früher ein Haus des deutschen Ordens war. Ein großer Hof umfängt das Gebäude und links vor diesem Hofe steht das kleine Haus, worin der mit elf Kindern gesegnete Amtmann Buff[5566] wohnte, dessen Tochter Charlotte[5567] das Urbild zur weltberühmten „Werthers Lotte“ wurde. – Gegenüber dem alten Franziskanerkloster aber steht, in Mitten einer Reihe alter Gebäude, ein Haus, das lange Zeit schmutzig und verarmt aussah und erst neuester Zeit wieder frisch aufgeputzt wurde; es gehörte ehemals dem

[5562] Recte: 1689; es residierte dort bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahre 1806.

[5563] Vom 7. Mai 1848 bis zum 3. November 1944 wöchentlich erscheinendes Berliner politisches Witzblatt national-konservativer Tendenz.

[5564] Zitat aus der 5. Strophe von Friedrich von Schillers 1802 entstandenem Gedicht „An die Freunde“.

[5565] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

[5566] Heinrich Adam Buff (1711–1795).

[5567] Charlotte Buff (1753–1828).

Buchdrucker und Buchhändler Winkler[5568] und in dem Erkerzimmer dieses Hauses erschoß sich um jene Zeit der junge Jerusalem[5569] (Sohn des weiland berühmten Kanzelredners und Theologen Jerusalem[5570]), der als Sekretär bei der braunschweigischen Gesandtschaft am Reichskammergericht angestellt war. Er liebte die junge Frau[5571] eines Hofraths von H.[5572], der der kurpfälzischen Gesandtschaft attachirt war, und diese unglückliche Liebe, verbunden mit einer schweren Kränkung, die ihm, – als einem Bürgerlichen, – im hochadlichen Hause des Präsidenten von Bassenheim[5573] zugefügt wurde, führte ihn zum Selbstmord. – Goethe hatte indessen eine tiefe Neigung zu Charlotte Buff gefaßt, in deren Haus er durch ihren Verlobten, den hannoverschen Gesandtschafts-Sekretär Kästner[5574], eingeführt worden war, und als dieser eines Tages mit der schrecklichen Nachricht von dem Selbstmorde Jerusalems zu Goethe kam und ihm erzählte, wie Jerusalem Tages vorher sich Kästners Pistolen habe ausbitten lassen, angeblich zu einer Reise nach Frankfurt: da fühlte sich Goethe furchtbar erschüttert, und da mochte wohl im Augenblick die Idee zu seinem Werther vor ihm auftauchen, durch dessen Ausführung er sich von seinem eigenen Leide befreien, an der er sich wieder gesund und tüchtig schreiben wollte. So entstand durch Neigung und Zufall, aus Eigenem und Fremdem, Werther; mit seiner, in der Literaturgeschichte einzig dastehenden Wirkung, weit über Deutschlands Grenzen hinausragend. So entstand die Werther-Periode, mit all ihren Verschwommenheiten und Thränenbächen; so entstand die unermeßliche Werther-Literatur, deren zahllose Untersuchungen, Behauptungen und Aufstellungen sich zuletzt auflösen in jene ganz einfachen Thatsachen, die wir vorhin angaben. – Und so entstand denn auch bei Wetzlar der, lange Zeit hin von Reisenden aus allen gebildeten Ländern her viel besuchte, Werther-Brunnen; der alte Brunnen in der Felsengrotte vor dem Wildbacher-Thore. den Goethe so gerne besuchte und den er durch seinen Werther also beschreiben läßt: „Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, und unten das kälteste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht; die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken; die Kühle des Orts, das hat Alles so etwas Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze.“[5575] – Und noch heute gibt dieser Brunnen sein köstliches Wasser; aber es sitzt Niemand mehr davor mit solchen Empfindungen wie Goethe-Werther da empfand. – Berühmt wurde auch das Dörfchen Garbenheim bei Wetzlar, denn es ist kein anderes, als das in Werther beschriebene „Wahlheim“. Goethe-Werther schreibt darüber: „Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. – Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee, und was über Alles geht, sind zwei Linden. die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauernhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich habe ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen, und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und lese meinen Homer.“[5576]

Näheres über diesen Gegenstand und über das „Werthergrab“ lassen wir den oben bezeichneten würdigen Gelehrten, Herrn *Dr*. Wigand, in Folgendem sagen: „Ja, der Platz vor der Kirche ist noch da,

---

[5568] Georg Ernst Winkler (1656–1728); er kam 1694 von Herborn nach Wetzlar und verlegte – naheliegenderweise – vornehmlich juristische Werke.

[5569] Karl Wilhelm Jerusalem (1747–1772).

[5570] Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789).

[5571] Elisabeth Herd geb. Egell (1741–1813).

[5572] Philipp Jakob Herd (1735–1809).

[5573] Graf Johann Maria Rudolf Waldbott von Bassenheim (1731–1805), der dem Reichskammergericht von 1763 bis 1777 vorstand.

[5574] Der kurhannoversche Legationssekretär Johann Christian Kestner (1741–1800), den Charlotte Buff (siehe hierzu S. 1781, Anm. 5567) am 4. April 1773 ehelichte.

[5575] Johann Wolfgang von Goethes „Die Leiden des jungen Werthers. – Erster Theil.“ (Leipzig: Weygandsche Buchhandlung 1774), S. 10f. Das Goethe-Zitat dürfte nach der verwendeten Orthographie allerdings Wigands Wetzlar-Werk (siehe hierzu S. 1780, Anm. 5561) entnommen worden sein (S. 136).

[5576] Ebd., S. 20. Das Goethe-Zitat dürfte nach der verwendeten Orthographie allerdings Wigands Wetzlar-Werk (siehe hierzu S. 1780, Anm. 5561) entnommen worden sein (S. 137).

mit seinen kleinen Häusern und Höfen; aber die ausgebreiteten Aeste der beiden Linden bedecken ihn nicht mehr. Auch die Erinnerungen an jene alte Zeit sind im Absterben. In einem der kleinsten Häuser entschlief vor Jahren eine alte neunzigjährige Wittwe; sie hatte Goethe und Jerusalem gekannt, und that sich viel darauf zu Gute. Sehr häufig gingen Fremde hin, und ließen sich von ihr den Platz zeigen, und auch das Glas, aus welchem sie Goethe manchen Trunk Milch gereicht, so wie den geschnörkelten hölzernen Stuhl, den sie ihm, und auch dem jungen Jerusalem einst unter die Linden gesetzt. Sie hat das Glas ihrer Tochter und den Stuhl einem Sohne, der das älterliche Häuschen erhielt, vermacht. Sie hatte zwölf Kinder, und ist die „junge Frau“, von der Goethe im neunten Briefe erzählt, wie sie so freundlich ihn grüßt, für ihre Kinder so liebevoll sorgt, und ihm zum freundlichen Bild der Gelassenheit und Zufriedenheit wird; wodurch sie es wahrscheinlich auch zu so hohem Alter brachte. Jetzt hat Garbenheim ein hübsches, geräumiges Wirthshaus mit einem großen Garten am Ende des Dorfes. Es war früher der Landsitz eines Prokurators des Reichsgerichts, der sich hier wohnlich eingerichtet hatte. In der von „Werthers -Leiden“ bewegten Zeit ließ er an einem von hohen Bäumen überragten Platze einen Hügel aufwerfen, und zum Andenken an Werther-Jerusalem eine Urne darauf setzen, die bei einem Durchmarsch der Russen im Jahre 1813 ein namhafter General wegnehmen und nach Petersburg senden ließ. Dennoch kommen in Sommertagen viele Fremde dahin und lassen sich den Hügel zeigen, der von Vielen für Werthers Grab ausgegeben wird. – Andere werden auf den Kirchhof bei Wetzlar verwiesen, wo ihnen der Küster oder Todtengräber nach Willkür einen Hügel an der Kirchhofsmauer zeigt.

Es gibt also für Werthers Grab zwei Wallfahrtsorte. Gewiß ist aber, daß Jerusalems Grab nirgends mehr zu finden ist. Denn ich habe von einem alten Bürger, dessen Vater bei der Beerdigung zugegen gewesen war, sicher die Stelle erfahren, wo er begraben worden ist. In der Mitte des Kirchhofs nämlich, der an einer Höhe liegt, war eine Vertiefung, wo auch jetzt noch einige Treppenschwellen vorhanden sind. In diesem unteren Theile des Friedhofs wurden gewöhnliche Dienstboten, Handwerksburschen und andere geringe Leute beerdigt. Dahin brachte man auch Jerusalems Leiche und beerdigte sie dicht an die Mauer, die den untern Theil vom obern trennt, in der Richtung des Monumentes, das später auf dem höheren Theil der Frau von Albini[5577], einer Wohlthäterin der Armen, errichtet wurde. Nach dem großen Brand zu Ende der siebenziger Jahre wurde nun der massenhafte Schutt in jene Tiefe gebracht, und die alten Grabhügel wurden hoch überdeckt.

Die Empfindsamkeit feiert aber noch immer ihre Triumphe, und selbst aus weiter Ferne sucht man sich diesem Heiligthum, dem Grabe Werthers, zu nähern. Ein Freund erzählte mir vor Jahren, daß er einst ein Schreiben aus Ungarn erhalten habe, mit der Bitte, einige Zweige oder Blüthen vom Grabe Werthers ihm dahin zu schicken.[“][5578] In diesem lässigen Dörfchen feierte denn auch die Stadt Wetzlar ein schönes würdiges Goethefest am 28. August 1849[5579] und zwar hauptsächlich durch Errichtung eines Denkmals auf dem Wertherplatz vor der Kirche. Eine einfache Marmor-Pyramide trägt die vergoldete Inschrift:

Ruheplatz des Dichters
Goethe,
zu seinem Andenken frisch bepflanzt bei der Jubelfeier am 28. August 1849.

Drei junge schlanke Linden wurden gleichzeitig um das Monument gepflanzt. Damit hätten wir nun aber auch das Wichtigste berichtet, was von Wetzlar zu berichten wäre. Die Stadt selbst hat gewiß nichts Anziehendes; ihre, am Abhange des Löhnberges sich hinziehenden, häßlichen, engen, krummen Straßen sehen aus, als wenn sie von da Oben herunter gepurzelt wären, und architektonische Schönheit oder Charakteristik ist an seinen alten Kirchen und sonstigen Baulichkeiten nicht zu finden. – Indessen wandern wir noch mit dem Forscher nach historischen Dingen hinaus zum Oberthor, zwischen baumreichen Gärten in das enge schöne Thälchen des Kaisergrundes, wo der falsche Hohenstaufen, Tito

[5577] Freifrau Dorothea von Albini (1733–1807), die der Stadt Wetzlar nach ihrem Tod 115.000 Gulden für wohltätige Zwecke hinterlassen hatte.

[5578] Wigand, Wetzlar, wie S. 1780, Anm. 5561, S. 137-139.

[5579] Johann Wolfgang von Goethes 100. Geburtstag.

Kolup, auch Holzschuh oder Holzstuch genannt[5580], im Jahre 1285 von Rudolph von Habsburg[5581] gefangengenommen, hingerichtet und verscharrt worden sein soll, nachdem er fünf Jahre lang die unglückliche Rolle eines Afterkaisers gespielt hatte. Historisch erwiesen ist aber sein Aufenthalt wie sein Ende in dieser Gegend nicht; indessen mag man gerne der Inschrift eines Steines glauben, den im Jahre 1787 ein gläubiger Assessor von Gülich in einen engen Wiesgrund, dicht neben dem bezeichneten Thale, dem Andenken des hier Hingerichteten und eingescharrten falschen Kaisers setzen ließ. – Wir verlassen Wetzlar, indem wir durch das Silhöfer-Thor, durch eine schöne Aepfelbaum-Allee, dann durch ein lauschiges Tannenwäldchen hinauf zur Höhe des Kalsmunt wandern, von dessen kegelförmigem Vorsprung aus die Ruinen der alten Reichsveste und der gewaltige Rest eines Römerthurmes in das Land schauen. Wir überlassen es den Freunden und Historikern solcher Reste und Ruinen, deren Ursprung und Geschichte nachzusehen; für uns und das ganze neue Geschlecht haben sie kein weiteres Interesse, wenn sich nicht große nationale Erinnerungen daran knüpfen, was hier keineswegs der Fall ist. Aber der Naturfreund möge zu dieser Höhe wandern, um von ihr aus frische, fröhliche, köstliche Blicke zu thun weit hinaus in die Thäler der Dill und Lahn, hin über die duftigen Höhen und träumenden Wälder. Manche der specifisch-charakteristischen Naturschönheiten von Nassau, Hessen und Westphalen scheinen hier sich vereint zu haben zu einem reichen und eigenthümlichen Gemisch. Und erblickt man die großen demokratischen Adern der neuen Zeit, die Eisenbahnschienen, die sich schon hinziehen durch die gesegnete Gegend; erblickt man im Geist auch diejenigen schon als fertig, die erst in Vorbereitung sind: so kann man dem alt ehrwürdigen Wetzlar eine neue schöne Zukunft voraussagen.

A. Schloenbach.[5582]

[5580] Tile Kolup († 1285; hingerichtet), auch bekannt als Dietrich Holzschuh, der sich für den 1250 verstorbenen Kaiser Friedrich II. (* 1194) ausgab.

[5581] Kaiser Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

[5582] Arnold Schlönbach (siehe hierzu S. 626, Anm. 1875).



WETZLAR

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 89-93.

Partenkirchen.

Inmitten der großartigsten Gebirgsscenerie ruht der friedliche stille Markt flecken Partenkirchen, das ehemalige Parthenum der Römer, durch das schöne Bild von Peter Heß[5583] „Ein Morgen in Partenkirchen“ weithin auch unter Nichtbesuchern bekannt, und als einer der Glanzpunkte in den südbayerischen Alpen ein glücklicher Rival von Berchtesgaden, dem es aus mancherlei Gründen von den Münchner Landschaftsmalern fast vorgezogen wird. Es besitzt zwar in seiner unmittelbaren Nähe keinen so herrlichen, in einen Rahmen der mächtigsten Gebirgsformen gefaßten Wasserspiegel wie der Königssee, auch nicht die dichte und frische Vegetation, wie das Berchtesgadener Ländchen sie bietet; dafür sind die Gebirgsformen gewaltiger, wilder und charakteristischer, die Schluchten an geheimnißvollen Reizen reicher und der Aufenthalt im Orte selbst gemüthlicher und idyllischer; denn die Bevölkerung dieser Thäler ist im Allgemeinen naiv, treuherzig und zutraulich. Dazu kommt oder kam wenigstens, als der Verfasser gegenwärtiger Schilderung vor Jahren acht oder neun der glücklichsten Tage seines Lebens dort zubrachte, eine fast beispiellos zu nennende Wohlfeilheit bei bester Bedienung und Bewirthung im Posthause.

Der Marktflecken an sich erscheint unbedeutend, die Gassen sind eng und, wenn sie in neuester Zeit keine Verbesserung in dieser Hinsicht erfuhren, schlecht gepflastert; aber die reinlichen Häuser mit ihren Galerien, hervorragenden Giebeln, weißem Anstrich und *al fresco* gemalten Heiligenstücken haben doch etwas Pittoreskes und stechen lieblich gegen den finstern Hintergrund des Eggenberges und von diesem aus gesehen, gegen das umliegende Wiesengrün ab.

Mehrere Gebirgszüge mit ihren Thälern treffen hier zusammen, weshalb auch die Römer an diesem Punkte eine militärische Station anlegten. Von diesen Gebirgszügen ist der großartigste der Wetterstein, eine meilenlange Linie barock zugespitzter, ausgezackter, zerrissener und in den Himmel starr hinausragender Kalkfelsen, so daß man von Partenkirchen nicht wie von Neapel sagen kann, es sei ein Stück Himmel, das auf die Erde herabgefallen, sondern ein Stück Erde, das hundertarmig zum Himmel hinaufstrebe. Dieser Gebirgszug erreicht in dem fast zahllos oft abgebildeten, durch ein Schneelager weithin glänzenden und schon von München aus in die Augen fallenden, charakteristisch geformten Zugspitz die Höhe von mehr als 10,000 Fuß über der Meeresfläche. In der Nähe dieses Riesen, der die ganze doch auch hoch aufgeschossene Gebirgsfront als gewaltiger Flügelmann überragt, tritt der Wäxenflein mächtig aus der Kette heraus und beherrscht, fast senkrecht abfallend und von Stein starrend, als Riesenwächter das Thal von Ober- und Untergrainau bis Partenkirchen; hinter ihm öffnet sich das sogenannte Höllenthal, jene weite und erhabene, mit einem ewigen Schneelager ausgepolsterte Felsschlucht unterhalb des Zugspitz, die diesem vorzugsweise seine charakteristische Physiognomie verleiht. Wohl selten, auch bei hellerm Wetter, ist die Kalksteinpyramide des Zugspitz von einem leichten

[5583] Der Düsseldorfer Schlachten- und Genremaler Peter von Hess (1792–1871), von dem u. a. auch das 1835 entstandene Gemälde „Einzug König Ottos in Nauplia“ stammt.

Wölkchen frei, das fast mit ihm verwachsen zu sein scheint und von seiner höchsten Spitze wie ein Schleierfaden in die Lüfte flattert.

Auch bei trübem und nebligem Wetter hat der Anblick dieser unzähligen riesigen Felsspitzen seine Reize. In milchigten Massen dampfen die Wolken aus den Thälern und Schluchten auf oder erscheinen zuweilen in luftigen Einzelgebilden von sonderbar gezackter Form, die, Ungethümen gleich, wie eine wilde Jagd hinter einander herziehen. Dies sind die Vortruppen, die leichten Reiter, denen die kompakte Wolkenmasse auf dem Fuße zu folgen pflegt. Diese hängt nun häufig herab, scheinbar bis nahe an den Thalgrund, theilt sich dann und läßt die Kuppen der Berghöhen hervortreten, daß diese, wenn sie bewaldet sind, gleich bebüschten Inseln in einem weiten Meere sich emporheben oder wie hängende Brücken, welche sich von einer Wolkenmasse zur andern hinüberspannen, oder wie phantastisch-schwebende Gärten erscheinen. Dann wieder öffnen sich Schlünde und Risse in den Wolken, hinter denen die Bergwand als dunkler Hintergrund wie ein finsterer Bestandtheil der Wolke selbst erscheint. Zuweilen gibt es nur ein ätherisches Spiel von leichten Wölkchen, welche sich hier und da wie ein flatternder, bauschiger Schleier an die Kuppen anlegen und abwechselnd verschwinden. Nach einem gewitterigen Tage treibt der. Wind die ausgewetterten Wolken wie flüchtige Heerschaaren über die Höhen hinab in die Thäler, die Schlüchte füllen sich mit weißlichen und schwärzlichen Nebeln, an verschiedenen Orten dampft es auf und erhebt sich wie dünne Rauchsäulen, die sich wiederum mit den höheren Wolken vereinigen; und wenn sich der Nebel jetzt, gedrückt und drückend, gedämpft und dampfend, von Berg zu Berge zieht und die Thäler füllt, so löst er sich im nächsten Augenblicke, die Wolken steigen an den Spitzen in strebenden Rauchsäulen empor, und die Kuppen selbst erscheinen wie Krater, welche Dampf emporsenden, die Schlünde unterhalb wie Lavabehälter, von denen man nur den Dampf, nicht die Lava sieht.

Diese Erscheinungen haben etwas Dämonisches, an das Wirken finsterer Machte Erinnerndes; dagegen scheint ein Sonnenuntergang an einem heitern Sommertage dem Feenreiche anzugehören. Der Besucher begebe sich zu diesem Zweck z. B. nach dem Bergvorsprung, der Eck genannt. Schaut um euch! wie Schnitzarbeiten stechen die zierlichen Tannen gegen das Abendroth ab, das zwischen den gegenüberliegenden Bergen, wo diese eine Durchsicht gestatten, in den Farbenschichten von Purpurroth, Goldgelb und Smaragdgrün sich ausbreitet. Aus weiter Ferne erglänzen die Sternberger Seen wie Silberplatten, die ihr eigenes Licht haben. Alles sonst ist dunkel und ununterscheidbar. Die Bergkette gegenüber stellt sich wie eine einzige dunkle, oben ausgeschnittene und gezackte Masse dar, nah herantretend, kolossal; denn während die Mittagssonne scheinbar die Massen verkleinert und in die Entfernung rückt, weil ihr entschiedenes und energisches Licht die Umrisse der Berge scharf abgrenzt, so werden sie dagegen durch die Dämmerung und jedes zweifelhafte Licht vergrößert und scheinbar in die Nähe gerückt. Ein Kranz von rothen Strahlen aber legt sich inzwischen wie ein Heiligenschein um des Bergzugs mittlere Spitze und schießt, allmälig erblassend, in den dunkelblauen Himmel hinauf. Es ist in dieser Lichterscheinung eine Innigkeit und Größe, wie sie weder in Worten noch in Farben genügend dargestellt werden kann. Endlich verlieren sich vor den Blicken des Beschauers Berg und Thal in eine einzige Masse, kaum daß die weißen Wände des Alberspitz, als hätten sie das Sonnenlicht in sich aufgesogen und strahlten es nun in die Dunkelheit aus, noch eine Zeitlang fortleuchten; dafür treten die Sterne hervor wie ruhende Brillantkäfer, und Brillantkäfer umschwärmen den entzückten Wanderer wie losgerissene fliegende Sterne.

Der nur flüchtig durch Partenkirchen Reisende sollte, auch wenn er sich nur einen Tag dort aufhält, nicht unterlassen, wenigstens einige in unmittelbarer Nähe des Marktfleckens gelegene interessante Punkte zu besuchen: die Burg Werdenfels, den Faukenfall und die sogenannte Teufelsbrücke oder Klam. Letztere ist eine finstere Felsschlucht, durch welche sich das Flüßchen der Partenach schäumend und wild grollend hindurchzwängt und über die sich eine Brücke spannt. Schauerlich ist der Hinabblick in die gewaltige Tiefe, und dieser schauerliche Eindruck wird noch verstärkt durch die umgebende Baumwildniß, die kaum einen Sonnenstrahl hindurchläßt, und durch die dunkle Färbung der in perpendikulärer Richtung gespaltenen Uferfelsen. Mächtige Steine, wie sie des Führers starke Hand nur regieren kann, in diesen düstern Abgrund geschleudert, zersplittern in hundert Stücke, in Staub, und erwecken des Nachhalls dumpfen Donner, der zwischen den Felsblocken in der Tiefe lang nachmurrt. Vielbesucht, wiewohl schon ein etwas weiterer Ausflug, ist Hinter-Graseck, ein einzelnes Gehöft, in furchtbarer Ein-

samkeit auf einer bedeutenden Anhöhe gelegen, die durch eine enge Thalschlucht von dem hochgethürmten Wetterstein getrennt wird. Rings steigen die Felszacken empor in furchtbarer Nacktheit: rechts die Gruppe des Zugspitz, geradeaus der Drei-Thor-Spitz mit einem andern Theile des Wettersteins, links in weiterer Entfernung das von aller Vegetation entblößte hohe Karwendelgebirge, die Felsgipfel um Mittenwald. Fast nirgends sonst wo sieht man diesen Kranz von Zacken und Gipfeln vollständiger. Zu den bequemeren und dabei beliebtesten Ausflügen gehört ferner ein Besuch des unmittelbar unter der Pyramide des Zugspitz in wilder majestätischer Einsamkeit friedlich und still gelegenen romantischen Eybsee; zu den weitern, aber ebenfalls bequemen ein Besuch des Klosters Ettal und des Dorfes Oberammergau, am Fuße des Ettaler Männl, berühmt durch die hier verfertigten Spielsachen aus Holz und Elfenbein und durch die geistlichen dramatischen Darstellungen aus der Passionsgeschichte, die von den aufgeweckten Bewohnern alle zehn Jahre aufgeführt werden und bei denen zwischen 300 und 350 Personen mitwirken.

Wer einige Anstrengung nicht scheut und einen mehrtägigen Aufenthalt in Partenkirchen nimmt, unterlasse nicht, das Reinthal zu besuchen und den Krotenkopf zu besteigen. Das Reinthal ist ein an malerischen Schönheiten reiches Felsenthal, das, zu beiden Seiten der Partenach von den Wänden des Wettersteins gebildet, sich mit allen Chikanen der in Schlangenwindungen sich krümmenden Gebirgspfade auf sieben Stunden Weges erstreckt. Das Vorderreinthal ist das offenere, zahmere, lieblichere, das vier Stunden lange Hinterreinthal das großartigere, wildere, mehr eine Gebirgsschlucht, als ein Thal. Links starren hier die Wände des Wettersteins empor in Nadeln und Zacken, ohne alle Vegetation, schroff, jäh und rissig, scheinbar vom Gipfel bis zum Fuß in geradlinigter Richtung abfallend. Die Wand rechts (von Partenkirchen aus) ist längs einem waldigen Abhang auf einem engen, bald auf-, bald niedersteigenden Pfade gangbar. Mitten durch die Thalschlucht hindurch braust und tost die durchsichtige hellgrüne Partenach, stürzt in tausend Wirbelchen und kleinen Stromschnellen daher und bildet fast ununterbrochen Wasserfälle, deren Geräusch durch die in der Fluth liegenden Steinmassen gesteigert wird. Der Pfad führt über Geröll und Gebröckel oft mehrere hundert Fuß empor, so daß der Fluß immer kleiner erscheint, sein Toben immer dumpfer wird. Dann senkt sich der Pfad plötzlich, das Rauschen des Flusses kommt näher, und ehe er sich's versieht, steht der Wanderer hart an dem Flußbett. Hier erblickt man ganz nahe den Drei-Thor-Spitz, des Teufels G'säß, eine sich mehr als 8000 Fuß über die Meeresfläche erhebende Felsenmasse, so genannt von ihrer sesselähnlichen Platte, den Schönberg, den Frauenberg, den Reinschroffen und wie sie sonst noch heißen mögen, diese riesigen Felsen, deren Namen der Führer dem Wanderer nennt. Man gelangt weiter an die sogenannten Blaukumpen, zwei kleine Seen oder Wasseransammlungen, die durch ein herrliches Farbenspiel von Blau und Grün einen anmuthigen Wechsel in die furchtbar schauerliche Wildniß bringen, dann an einen ungeheuern, die Schlucht bis zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe ausfüllenden Bergsturz, durch dessen Steinmassen das wüthende Flüßchen jedoch sich einen Durchgang zu bahnen gewußt hat; weiter an einen Wasserfall, den die hier immer durch Hindernisse strömende und sie alle überwindende Partenach bildet, indem sie in bedeutender Höhe sich durch ein enges Felsenloch drängt und als kompakte Masse in einer einzigen Strömung schäumend und laut tosend herabstürzt, endlich an die eigentliche Wiege dieses trotzigen Felsenkindes, die sogenannte Eiskapelle, einem ewigen Eisgletscher, unter welchem die Partenach plötzlich zu Tage kommt. Empfindliche Kälte verbreitet sich um die Schneehöhle ringsher; es erzeugen sich aber auch heiße Dämpfe unter dem Schnee, die, mit den kalten Strömungen rasch abwechselnd, den erstaunten Wanderer stoßweise berühren, so daß man nicht gern in dieser Region lange weilen mag. Diese Eiskapelle bildet den grandiosen Schlußpunkt des mannigfachen Scenenwechsels im Reinthal; denn sie befindet sich am Ende des Thals, nachdem dieses zu einem höhern Plateau aufgestiegen ist, in einem Winkel unter dem Zugspitz. Wer die südlich gelegenen Bergkuppen übersteigen könnte oder möchte, würde geradeswegs in's Land Tyrol hinabsteigen. Ohne einen kundigen Führer wird der Reisende die Wanderung durch das Reinthal nicht gut unternehmen können; auch hüte er sich, zu spät von Partenkirchen aufzubrechen oder Mittags zu lange in dem im Vorderreinthale einsam gelegenen Wirthshause des Reinbauer, wo man nach der Tour auch sein Nachtlager nehmen kann, oder im Reinthale selbst zu verweilen; denn häufig ziehen sich an heißen Sommertagen gegen den Spätabend plötzlich über dem Reinthale Gewitterwolken zusammen, und es ist dann, wie der Verfasser bei seiner Wanderung selbst erfahren hat, nicht blos höchst beschwerlich und ängstlich, sondern selbst gefährlich, in der

undurchsichtigen Finsterniß auf dem schmalen, durch Geröll und Steinstücke unsicher gemachten, von Gebirgsbächen und Brückchen ohne Geländer unterbrochenen, zwischen Waldung oder Buschwerk bald auf-, bald abführen den Pfade an dem Rande des schauerlichen Abgrundes dahinzuschreiten. Ohne einige empfindliche Beschädigungen an den Reisekleidern wenigstens wird es dann schwerlich abgehen.

Wenden wir uns aus dieser wilden Thalschlucht auf die luftige Höhe des Krotenkopfs. Es ist dies ein Berg, der hoch genug ist, um auf seinem Gipfel in Vertiefungen, die den Strahlen der Sonne nicht ausgesetzt sind, einige kleine Vorräthe ewigen Schnees zu bergen, die selbst im Hochsommer nicht schmelzen, während im wunderbaren Gegensatze dazu in nächster Nähe die sonst seltene schöne Kreuzblume blüht. Seinen ziemlich unpoetischen Namen hat er ohne Zweifel von einer gewissen Aehnlichkeit in der Bildung seines Gipfels mit dem Kopfe einer Kröte. Schon diese mehr gestreckte Bildung läßt voraussetzen, daß sein Gipfel im Ganzen leicht zu ersteigen ist, wenn auch das Herabsteigen wegen des Steingerölls dem nicht mit Alpenstock und Alpenschuhen Verseheuen einige Beschwerde verursacht und stellenweise mehr ein Herabrutschen als ein Herabsteigen ist. Als der höchste unter den Bergen des sogenannten Mittelzugs und wegen seiner vorgeschobenen Lage bietet der Gipfel des Krotenkopfs die belohnendste Aussicht auf ein unendliches Bergpanorama. Nur im Norden über Murnau, Weilheim und die Seneberger Seen hinweg liegt ein schmaler Ausschnitt der Ebene offen. Westlich und östlich erhebt sich Berg auf Berg; südlich und südöstlich starrt es von Felsenkuppen wie ein gefrorener Wellenschlag, wie eine mit ihren weißschäumenden Kämmen zu Gletschern erstarrte Brandung, wie ein versteinertes Meer. Hoch ragen die Gletscherwände in langem Zug, wie Schneemauern, aus Tyrol und der Schweiz herüber; Spitzen, Kuppen, Zacken und Kegel wechseln mannigfach; die Ortelesspitze, der Großglockner dehnen ihre Glieder weit über ihre Umgebungen hinaus; die salzburger, krainer und kärnthener Alpen drängen sich so nahe an einander, daß man meinen möchte, es bedürfe nur eines Schrittes von einer Kuppe zur andern und es sei unmöglich, daß Thäler, große Seen und Ströme und zahlreiche Ortschaften dazwischen liegen könnten. Der Wetterstein und das Karwendelgebirge als die nächsten großen Massen treten am mächtigsten heran; Seen in tiefdunkelblauer Färbung liegen, lieblich in Berge eingeschmiegt, zu des Beschauers Füßen; von den nächsten Thälern erblickt man fern die liebliche Jachenau, näher das Isarthal, das Thal von Mittenwald. Ein ganz eigenthümliches Grauen weht Einen zuletzt an in dieser Höhe, dieser Abgeschlossenheit, wo das Auge nur mit den starren und erhabenen Massen der Natur verkehrt, nichts in der nächsten Nähe gegenwärtig ist als die unendliche Tiefe, der unersättliche Schwindel, und von allen Kräften und Elementen nur die Luft thätig ist und lebendig sich regt.

Von den unfern von Partenkirchen gelegenen Kanitzer Schwefelbädern wollen wir nicht weiter sprechen. Man badet in Partenkirchen besser in der herrlichen Gebirgsluft und schlürft sich satt an den großartigen Reizen der Umgebungen, als daß man in Schwefel badet oder Schwefelwasser trinkt.

H. Marggraff.[5584]

[5584] Hermann Marggraff (siehe hierzu S. 120, Anm. 258).



PARTENKIRCHEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 101-108.

Canterbury[5585].

Warum ich diese alte Stadt so lieb habe, mehr als alle andern alten Städte, die ich kenne? Sind es die Erinnerungen an Copperfield's Schultage und an die blonde Agnes[5586]? Sind es die an den alten Poeten Chaucer[5587] und seine Pilgrime und das Wirthshaus zum „Tabard“ oder „Talbot“ in London, welches ich selber noch gesehen habe, mit dem alten eingemauerten Schilde und der Inschrift: „Dies ist das Wirthshaus, wo Sir Jeffry Chaucer und die neun und zwanzig Pilgrime lagen auf ihrer Reise nach Canterbury, anno 1383.“ – Ich weiß es kaum zu sagen. Aber da ist sie, die alte erzbischöfliche Stadt, die Cantuaria der Sachsen, die Stadt der Männer von Kent, das „Kantelburg“ der deutschen Studiosen, so der Gottesgelahrtheit beflissen. Da steht sie vor mir mit ihrer alten Kathedrale, mit ihren alten Kirchen, Asylen und Klosterresten, mit ihren alten Straßen und alten Giebelhäusern! Ein Gefühl überkommt mich, wie an jenem Morgen, wo ich zuerst unter dem Schatten dieser Häuser wanderte – nicht, als ob ich alt geworden, aber als ob ich in der alten Zeit gelebt hätte. Eine solche Ruhe ist über sie ausgebreitet, wie aus vergangenen Jahrhunderten. Die Sonne bescheint diese grauen Dächer mit ihren alten, alten Schiefern und diese Thürme wie eine andere Sonne; als ob weniger Farbe darin wäre, blasser, matter, träumerischer, wie auf dem Hintergrund von alten Heiligenbildern. Und ringsum ist die alte Mauer, eingestürzt an einigen Stellen, aber überall bekleidet mit Epheu und wilden Blumen, welche stark in der Mittagsstille duften, und stille Gärten liegen hinter den Mauern und in den stillen Straßen sind alte Wirthshäuser mit großen, kühlen, gewölbten Gemächern. … Ist es diese Erinnerung, welche mich ergreift, so oft ich an Canterbury denke?

Und ein duftiger Morgen im August war es, als ich von Deal, einem Hafenstädtchen an der Küste von Kent, dahin fuhr, durch grüne Wiesen an beiden Seiten, ganz in Sonne gebadet, und nur mit einem Baume hier und dort, welcher seinen dunkelblauen Schatten auf die weite, breite Fläche blendenden Grüns warf, und auf ein paar Kühe, die darunter standen, am Bache, halb im Wasser.

Ein herrliches Land! Ein Hopfen- und Wiesenland, ein Obst- und Kornland, ein Land voll stattlicher Eichen und überwölbender Ulmen, ein Land von Flüssen bewässert, in welchen die Forelle sich tummelt – ein Land mit, Dörfern am Wege, still und reinlich und von Feldern umgeben, in denen kernige Bauerburschen und starke Bauermädchen arbeiten, mit dem ächt goldenen Sachsenhaar und den treu blauen Sachsenaugen ihrer Vorfahren vor tausend Jahren. Dazwischen hier und da, durch Strecken breiten Grüns und Gehölzes getrennt, eines jener altmodigen Manor-Häuser aus rothem Backstein, welche das Entzücken des Reisenden in England sind – Tudorstyl mit Thürmlein und Thorbögen, mit einem

[5585] Lat. Cantuaria.

[5586] Der von Mai 1849 bis November 1850 in 19 Fortsetzungen erschienene Bildungsroman “David Copperfield or The Personal History, Adventures, Experience and Observation of David Copperfield the Younger of Blunderstone Rookery (Which He Never Meant to Publish on Any Account)” von Charles Dickens (1812–1870), der eindeutig autobiographische Züge aufweist.

[5587] Geoffrey Chaucer (ca. 1342/43–1400), der Autor der ca. 1387 vornehmlich in Reimen verfaßten “Tales of Caunterbury”.

großen Aufwand malerischer Fenster und seltsamer Giebel-Enden, mit aus gezacktem Gebälk und vorspringenden Mauerecken, auf denen jetzt die Vögel sich versammeln. Diese Häuser sind die Ueberreste des herzigen Alt-Englands. Grundbesitzer lebten hier – Squires genannt, – jenes vortreffliche Geschlecht von Trinkern und Fuchsjägern in ledernen Hosen, welches wir so sehr lieben – Squires mit ihren runden Frauen, den Squiressen, und apfelbäckigen Töchtern und geschmeidigem Nachwuchs von Söhnen, Jungen, welche ein wundervoll schlaues Auge für den Schritt eines Pferdes hatten und ein Rebhuhn so sicher unterbringen konnten, als ihre fröhlichen Väter. Diese waren von der berühmten alten „Gentry“ des Landes, Leute, welche zwischen den adeligen Eigenthümern zahlloser Aecker und den Hüttenbewohnern standen, die ihre Nachbarn waren; Etwas von dem Blute der großen Grafschaftsfamilien war in ihnen und mit einem Mylord als Vetter hatten sie ein ganzes Dorf zu Freunden und guten Bekannten. Weise, lustig, ein wenig rauh und roh zu Zeiten, aber immer nützlich war die landbegüterte Gentry jener Zeit, etwa das – aber ohne adelig zu sein – was die kleinen Landedelleute in unserm Vaterlande sind. Herr Fielding gibt uns eine lebendige Skizze derselben in seinem Roman von „Tom Jones, dem Findling,“[5588] in den beiden würdigen Nachbarn Squire Allworthy und Squire Western, von denen der Eine unaufhörlich damit beschäftigt ist, Leute glücklich zu machen, während der Andere – offenbar ein viel treueres Bild seiner Zeit – ebenso unaufhörlich auf die Jagd reitet, flucht und sich mit seinen Pastoren betrinkt.

Unter solchen Bildern aus alter Zeit kommt der Fremde nach Canterbury und zu dem West-Thor (*Westgate*), dem einzigen, welches noch stehen geblieben auf der Straße, die von London hereinführt und durch dessen gothischen Bogen aus dem 14. Jahrhundert schon damals die Canterbury-Pilgrime einzogen, – er voran, den wir eben geschildert haben, der „Squire“, mit einer eigenen Art von Kappe auf dem Kopfe und mit einem mächtigen Rappier[5589] an der Seite, der „Yeoman“[5590] mit einem langen Spieß über der Schulter, der gottesfürchtige „Priester“, mit einem ungeheuern Kragen angethan, die „Priorin“ mit verschleiertem Haupte, die lustige „Frau von Bath“, der „Koch“ und der „Advokat“ – alle beritten auf stattlich gegürteten Pferden mit Muschelzäumen und reich verbrämten Decken. Denn hochberühmt als Wallfahrtsort war Canterbury in jenen katholischen Jahrhunderten. Hier, in seiner eignen Kathedrale, war Thomas a Becket[5591] ermordet worden, am Altare, auf einer Steinplatte, die noch heute die Flecken seines Blutes zeigt. In dem Kampf der Kirche gegen den Staat, welcher das Mittelalter kennzeichnet, war er fast der letzte Kämpfer von Bedeutung gewesen. Denn Gregor VII.[5592] war lange todt und der Papst Alexander[5593] war im französischen Exil. Aber auf englischem Boden hätte sich das Schauspiel von Heinrich IV.[5594] und dem Schloßhof von Canossa[5595] wiederholen sollen. Nur daß Heinrich II.[5596], der König von England damals, der erste Plantagenet, aus anderm Stoffe war, härter, eiserner, jünger dabei, nicht blos von Jahren, auch im Blute, als jener Vorletzte des erlöschenden fränkischen Kaiserhauses, der in Acht und Bann der Kirche starb. Heinrich II. hat den Grund gelegt, den Anfang gemacht zu jener frühen und vollständigen Befreiung Englands von dem katholischen Joche. Er begriff den eigentlichen Kernpunkt des Kampfes und gab die Parole zu rechter Zeit aus: entweder Krone oder

---

5588 Henry Fieldings (1707–1754) Bildungs- und Schelmenroman “The History of Tom Jones, a Foundling” (London: A. Millar 1749).

5589 Rapier, frz. rapière, urspr. ein Schwert, das lediglich zur Garderobe getragen wurde, also ein Zierdegen; später allg. für ein leichtes Schwert mit Korb verwendet.

5590 „Freibauern“, kleine Landbesitzer. Seit den Zeiten der napoleonischen Kriege auch milizartige Freikorps, denen der Adel und das Besitzbürgertum als Offiziere vorstanden. Sie wurden im 19. Jhd. vor allem innenpolitisch eingesetzt.

5591 Thomas Becket (1118–1170; ermordet), zunächst Lordkanzler Englands, dann von 1162 bis 1170 Erzbischof von Canterbury.

5592 Gregor VII. (ursprüngl. Hildebrand von Soana; zw. 1025 u. 1030–1085), seit 22. April 1073 Papst.

5593 Alexander III. (vermutl. Rolando Bandinelli; ca. 1100 o. 1105–1181), seit 7. September 1159 Papst.

5594 Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

5595 Der berühmte „Gang nach Canossa“ des dt. Königs Heinrich IV. (siehe hierzu S. 319, Anm. 888).

5596 Heinrich II. (engl. Henry II bzw. Henry Plantagenet; 1133–1189), seit 1150 Herzog der Normandie, ab 1151 Graf von Anjou, ab 1152 Herzog von Aquitanien und seit 1154 König von England.

Mitra! Thomas a Becket war ganz sein Geschöpf – bevor er der übermüthige Prälat geworden, war er ein City-Knabe von ganz bescheidenem Herkommen gewesen. Aber ein genialer Knabe, unermüdlich in seinen Studien, der sich bald bemerklich machte. Durch Heinrichs Gunst stieg er zu seinem Kanzler empor – etwa das, was man heute einen Premierminister nennen würde. Ein Weltmann war er dabei, hielt eine verschwenderische Tafel, ein glänzendes Gefolge, zahllose Diener und Pferde und unterstützte den König in seinen Bestrebungen gegen die Hierarchie, bis er Erzbischof von Canterbury und Primas von England geworden. Da kehrte er den Spieß um, gegen den König. Und einen harten Widersacher, hart wie er selber, hatte der König an ihm. Acht Jahre dauerte der Kampf, abwechselnd mit Verbannung und Achtserklärung. Fitzstephen[5597], der Historiker des Erzbischofs, und nach ihm Hume[5598], erzählen das Ende folgendermaßen: „und der König selbst, welcher heftig erregt war, brach in einen Ausruf gegen seine Diener los, deren Mangel an Eifer, sagte er, ihn so lange den Unternehmungen dieses undankbaren und herrschsüchtigen Prälaten hätte ausgesetzt gelassen. Vier Herren von seinem Hofhalte, Reginald Fitz-Urse[5599], William de Traci[5600], Hugh de Moreville[5601] und Richard Brito[5602], welche diese leidenschaftlichen Ausdrücke als einen Wink für Becket's Tod nahmen, theilten sogleich ihre Gedanken einander mit, und schwörend, den Streit ihres Fürsten zu rächen, entfernten sie sich heimlich vom Hofe“ (welcher damals, wie dies in den normannischen Zeiten zuweilen vorkam, innerhalb der französischen Besitzungen, zu Bayeux, gehalten ward). „Drohungen, welche sie hatten fallen lassen, gaben einen Argwohn ihrer Absicht; und der König sandte ihnen einen Boten nach, ihnen anbefehlend, daß sie Nichts gegen die Person des Primas unternehmen sollten. Aber diese Befehle kamen zu spät an, um ihr verhängnißvolles Vorhaben zu verhindern. Die vier Mörder, obgleich sie verschiedene Wege nach England einschlugen, kamen doch fast zu derselben Zeit in Saltwood bei Canterbury an, und nachdem sie sich dort mit einigen Helfern vereinigt hatten, eilten sie in großer Hast nach dem erzbischöflichen Palaste. Sie fanden den Primas, welcher sich gänzlich auf die Heiligkeit seines Charakters verließ, sehr unzulänglich bewacht; und obgleich sie viele Drohungen und Vorwürfe gegen ihn ausstießen, so war er doch der Furcht so unfähig, daß er, ohne irgend welche Vorsicht gegen ihre Gewalt anzuwenden, sogleich nach der Kirche des heil. Benedikt[5603] ging, um die Vesper zu hören. Sie folgten ihm dahin, griffen ihn vor dem Altar an und nachdem sie sein Haupt gespalten hatten, zogen sie sich zurück, ohne Widerstand gefunden zu haben. Dies war das Ende von Thomas a Becket.“[5604] –

Aber nur sein weltliches. Denn die Kirche hatte ein anderes Schicksal für ihn in Bereitschaft. Er war als Märtyrer für sie gefallen, und sie machte ihn zum Heiligen; ja, sie zwang den Monarchen, zu seinem Grabe zu wallfahrten. Auf spirituellem Gebiete mochte sie ihren Triumph proklamiren: in der Wirklichkeit hatte sie verloren. Mit Thomas a Becket war die Kirche von Rom in England für alle Zeiten zertreten worden, und seinem Sturz hatte es die Zukunft zu danken, daß es keinen katholischen Theil von England geben sollte, wie es einen katholischen Theil von Deutschland gibt. –

Freilich, das währte noch vierhundert Jahre. Denn zwischen Ursache und Wirkung ist oft ein langer Zwischenraum in der Geschichte. Zwei Jahre nach seiner Ermordung wurde Becket kanonisirt und wurde der populärste von allen Heiligen. Am 7. Juli 1220 wurde der Leichnam des Heiligen unter großen Festlichkeiten in der Kapelle beigesetzt, die fortan ihm gewidmet war und blieb bis zur Reformation –

5597 William Fitzstephen († ca. 1191), Kleriker und Vertrauter von Thomas Becket (siehe hierzu S. 1792, Anm. 5591), der in den 1170er Jahren die Biographie „Vita Sancti Thomae“ verfaßte.

5598 Der schottische Philosoph, Ökonom und Historiker David Hume (1711–1776) behandelt Thomas Becket (siehe hierzu S. 1792, Anm. 5591) vornehmlich in den ersten beiden Bänden seines insgesamt sechs Bände umfassenden Geschichtswerks “The History of England from the Invasion of Julius Caesar to the Revolution in 1688” (London: A. Millar 1754-1761).

5599 Sir Reginald FitzUrse (1145–1173).

5600 Sir William de Tracy († ca. 1189).

5601 Sir Hugh de Morville († ca. 1202).

5602 Sir Richard le Breton (Lebensdaten unbekannt).

5603 Der Einsiedler, Abt und Ordensgründer Benedikt von Nursia (ital. Benedetto di Norcia; ca. 480–547).

5604 Frei zitiert nach dem 2. Bd. der von Gebhard Timaeus (1764–1830) übersetzten Ausgabe von David Humes (siehe hierzu S. 1793, Anm. 5598) „Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsar bis auf die Revolution im Jahre 1688. […].“ (Lüneburg: Herold und Wahlstab 1807), S. 161f.

„die Kapelle des heil. Thomas, des Märtyrers". Der päpstliche Legat und die Erzbischöfe von Canterbury und Rheims trugen auf ihren Schultern den Sarg in den Heiligenschrein. Der 7. Juli wurde fortan der Tag des Heiligen, und der Schrein, in dem er ruhte, blieb Jahrhunderte lang der Zielpunkt großer und berühmter Wallfahrten aus aller Herren Länder.

Von der Hauptstraße der Stadt, High-Street (so heißt fast in jeder Provinzialstadt von England die Hauptstraße), führt ein schmales, alterthümliches Gäßchen, Mercerylane, zu dem Platze der Kathedrale. In diesem Gäßchen versammelten sich in jenen alten Zeiten die zahlreichen Pilgrime, welche von allen Gegenden nach Canterbury zum Feste des Heiligen strömten, wie der alte Chaucer singt, der die Pilgerschaft in seinem unsterblichen Gedichte gefeiert:

Aus jeder Grafschaft zogen sie
In Engelland nach Canterbury,
Um durch des Heil'gen Nähe zu genesen,
Der ihnen half, so oft sie krank gewesen.[5605]

Hier nun, sobald man aus dem Gäßchen herausgetreten, steht die Kathedrale vor dem Beschauer in ihrer ganzen mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit. Ihre viereckigen Thürme in der That sind überall sichtbar, so lange man einen Blick von Canterbury hat; der Reisende sieht sie, wenn er auf der Eisenbahn von Dover nach London fährt, eine Erinnerung an das mönchische England, wie das Kastell von Dover ihm eine gewesen an das feudale England. Die Kathedrale ist der vorherrschende Zug in dem Bilde von Canterbury, und wo immer man auch stehen mag in den Straßen oder der Umgebung dieser Stadt: sie bleibt uns gegenwärtig, wie ein ernster und feierlicher Gedanke. Der Grundstein dieses heiligen Gebäudes ist unter Wilhelm dem Eroberer[5606] gelegt worden – so weit zurück, bis in's 11. Jahrhundert, reicht ihre Entstehung; aber ihre hervorragende Bedeutung erhielt sie erst durch das Märtyrerblut des heil. Thomas, das in ihr geflossen. Könige machten ihr Schenkungen, das Volk opferte hier seinen Sparpfennig, und die Erzbischöfe, wie sie einander folgten, hatten reichliche Mittel, um das herrliche Werk, welches die Zeit überdauern soll, zu fördern und zu vollenden. Aus den verschiedensten Jahrhunderten stammen die einzelnen Theile, aus jenen Jahrhunderten, die für die nationale Baukunst das klassische Alter gewesen. Da her das Ganze in seiner hehren Gestalt den Charakter des Mannichfaltigen trägt, innerlich gebunden durch den Einen Geist, welcher damals das Höchste in seinen steinernen Gedichten zu feiern liebte, in jenen Domen, deren Thürme sehnsuchtsvoll zum Himmel emporzustreben scheinen. Solch ein Geist lebt in den dunkeln Gängen und hohen Hallen, in die der Fremde tritt, für einen Augenblick vergessend, indem ihn die Stille und Heiligkeit des Ortes anweht, daß er nur gekommen ist, um zu schauen. Zuweilen, mitten auf unsern Wanderungen, überkommt uns solch ein Gefühl der Andacht vor Dem, was gewesen: so gut in einer Kirche, als auf einem Kirchhofe oder in einem alten Hause, dessen Geschlechter dahingegangen sind.

Der Chor der Kathedrale ist von einer imposanten Wirkung, wenn man seine Pfeiler, seine Bögen zuerst erblickt und unter seine Wölbung tritt, wie unter die Wölbung eines Eichenhaines, denen der germanische Heimathsgeist diese Art zu bauen abgelauscht hat. Er ist in anglo-normannischem Styl, welcher sich von unserer Gothik wesentlich nicht unterscheidet. Es sind dieselben germanischen Grundelemente in beiden. Auf der Nordseite der Kathedrale sind die Kreuzgänge, das Kapitelhaus und die Reste des erzbischöflichen Palastes. Die Schatzkammer befindet sich in einem viereckigen Thurme von anglo-normannischer Bauart am östlichen Ende, und hier, vor der Aufhebung des katholischen Glaubens, wurden der Hirtenstab Becket's und die zahlreichen Reliquien niedergelegt, welche noch Erasmus[5607] beschrieben. Im Schiff, in den Flügeln und der Krypta liegt ein König von England[5608], eine

[5605] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[5606] Wilhelm der Eroberer (siehe hierzu S. 365, Anm. 1058).

[5607] Erasmus von Rotterdam (1469–1536), z. B. in seiner „Peregrinatio Religionis Ergo" (Antverpiæ: Hillenium 1526).

[5608] Heinrich IV. (engl. Henry IV; ca. 1366–1413), seit 1399, nachdem er Richard II. (1367–1400; ermordet) entthront hatte, König von England.

Königin[5609], ein Prinz von Wales[5610], Kardinäle und alle Erzbischöfe von 1162 bis 1502 begraben – eine lange Reihe von Männern, nun zu Staub geworden, aber in ihrer Zeit für groß erachtet und herrlich und heilig. Viel steinerne Figuren mit der Mitra auf dem Haupte, mit Gesichtern, als ob sie schliefen, mit gefalteten Händen, ruhen hier unter den Pfeilern, in der Dämmerung, die durch gemalte Scheiben fällt. Man empfängt hier kaum den Eindruck des Todes – aber man wandert hier in einer andern Welt, in einer, die zu Stein geworden. Stein ist Alles: Stein der Boden, Stein die Decke, Stein das Leben selber. Mein längster Aufenthalt war vor dem Grabe des schwarzen Prinzen – jenes Unerschrockenen, Lebenslustigen, Siegesfrohen, den die Sage, das Volk und Shakespeare lieben. Er war ein Prinz von Wales und derjenige, der zu dem stolzen Titel das stolze Emblem gewann: den Stirnreifen mit den Straußenfedern und der deutschen Devise: „Ich dien!“ Das war in der Schlacht von Crecy[5611], ruhmreichsten Andenkens für England, wo er die Truppen und Heeresvölker seines königlichen Vaters, des dritten Eduard[5612], zum Siege führte auf französischer Erde. Da, nach gewonnener Schlacht, fand er erschlagen den König von Böhmen[5613], der seinem Vetter von Frankreich[5614] zu Hülfe gezogen war. Von dem Haupte des Gefallenen nahm er dessen Stirnschmuck – jenen Goldreifen, dessen deutsche Inschrift den Träger als einen Vasallen des Kaisers deutsch-römischer Nation[5615] bezeichnete. Auf die schwarzen Locken – nach denen das Volk ihn nannte – drückte da der ritterliche Prinz den goldenen Reifen mit Spruch und Federn, die nachher allen Prinzen von Wales in ihrem Wappen bis auf diesen Tag verblieben sind. –

Dieser Prinz ist noch immer der Liebling des englischen Volkes und das Buch aus alter Zeit, welches seine Kriegsthaten, seine Liebesabenteuer und seinen frühen Tod erzählt, ist noch heute, neu gedruckt „in diesem Jahre“, zu finden in all’ jenen Läden Londons und der Landstädte, welche mit Aepfeln, Honigfladen und Balladen handeln, unter dem Titel: „Geschichte von Eduard, dem schwarzen Prinzen, zusammen mit der Eroberung von Frankreich“. Einen interessanten Theil desselben, und derjenige, welcher am populärsten ist, bildet des Prinzen Liebesgeschichte mit Johanna (*Joan*), „dem schönen Mädchen von Kent“[5616]. Der alte Chronist beschreibt das Paar folgendermaßen: „Er, die Glorie seines Geschlechtes wegen seiner kriegerischen Thaten und aller fürstlichen Tugenden; und sie, die Blume des ihrigen, wegen einer höchst überraschenden Schönheit.“[5617] – Auf ihrer Rückkunft von der Normandie, so erzählt das alte Buch, wurden der König und sein Sohn von Wales mit einem großen Bankett zu Dover begrüßt. Das „schöne Mädchen von Kent“ ist gegenwärtig und der Prinz, bezaubert von ihrer Schönheit, kann sein Auge nicht abwenden. Der Prinz, welcher seinen Vater durch eine zu offene Kundgebung feiner Leidenschaft zu erzürnen fürchtet, reist mit dem königlichen Zuge ab, unterwegs aber stiehlt er sich fort und eilt nach Dover zurück, wo er um eine heimliche Zusammenkunft mit Joan nachsucht, welche sie ihm auch bewilligt. In einer „kühlen Laube“ gesteht er seine Leidenschaft und die Liebenden geben sich das Wort der Treue. Staatsgeschäfte rufen den Prinzen nach Frankreich zurück, aber er unterhält einen Briefwechsel mit seiner schönen Herrin, welchen das alte Buch auch getreulich mittheilt. In einem von ihren Briefen ermahnt die Holde den theuern Mann, „sich in Acht zu nehmen und um ihretwillen sich keiner Gefahr auszusetzen.“ Diesen guten Rath scheint der Prinz befolgt zu haben, denn bald darauf kommt er im Triumph nach seinen vaterländischen Küsten zurück, der König,

---

[5609] Johanna von Navarra (span. Juana de Navarra; engl. Joan of Navarre; ca. 1370–1437), seit 1403 Queen Consort von England.

[5610] Edward of Woodstock (eigentl. Edward Plantagenet; 1330–1376), seit 1343 2nd Prince of Wales und von 1362 bis 1372 Herzog von Aquitanien.

[5611] Besagte Schlacht vom 26. August 1346, in der die Blüte des frz. Adels fiel, markierte den Anfang des „Hunderjährigen Krieges“ zwischen England und Frankreich auf dem europ. Kontinent.

[5612] Eduard III. (engl. Edward III; 1312–1377), seit1327 König von England und Wales.

[5613] Johann von Luxemburg, genannt der Blinde (tschech. Jan Lucemburský; 1296–1346), seit 1311 König von Böhmen, Markgraf von Mähren, Graf von Luxemburg und von 1311 bis 1335 Titularkönig von Polen.

[5614] Philipp VI. (frz. Philippe VI; 1293–1350), seit 1328 König von Frankreich.

[5615] Ludwig IV. (bekannt als Ludwig der Bayer; 1282 o. 1286–1347), ab 1314 römisch-deutscher König und ab 1328 Kaiser im Heiligen Römischen Reich.

[5616] Joan of Kent (auch Joan Plantagenet, Joan of Woodstock, the Fair Maid of Kent; 1328–1385), seit 1352 4th Countess of Kent und 5th Baroness Wake und ab 1361 Princess of Wales und von Aquitanien.

[5617] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

in einem Anfall von guter Laune, nimmt Joan als Schwiegertochter an und so schließt die Geschichte – wie jeder gute Roman soll – „mit der Heirath“. – Es schadet der Romantik des alten Buches nicht viel, daß die historische Kritik ein weit verschiedenes Bild von dem schönen Mädchen von Kent entwirft, – daß sie nicht ein „überschäumendes junges Ding“ gewesen, wie das alte Buch es will, sondern eine Wittwe mit vier Kindern, und Alles in Allem beinahe das Ideal jenes andern Prinzen von Wales hätte sein können, jenes, dessen unsere Zeitgenossen sich noch recht wohl als des „feinsten Herrn in Europa“ erinnern, des nachmaligen Georg IV.[5618], dessen Wahlspruch in Bezug auf das schöne Geschlecht gewesen: „fett, vergnügt und vierzig.“

Nun – da liegt er in der Kathedrale von Canterbury begraben, in dem Boden, den er liebte, in der Stadt, in welcher er gestorben – es sind nun bald fünfhundert Jahre, ein halbes Jahrtausend. Auf seinem Sarkophage ausgestreckt ruht seine Figur von vergoldetem Erz, vollständig bewaffnet, mit einer Krone auf dem Haupte, aus welcher die Steine gebrochen, mit geschlossenen Händen, aus welchen Cromwell („der Frevler“ sagt mein Guide-Book) das Schwert gestohlen. Ueber ihm von der Wölbung herab hängen seine Trophäen – seine Handschuhe, vergoldet, aber schwarz geworden von der Farbe der Zeit, sein Panzer, mit Leinen gefüttert und gestickt mit Gold – fünfhundert Jahre alt, ein halbes Jahrtausend! Und eine Inschrift in dem Normanno-Französisch jener Zeit sagt:

„Hier liegt der sehr edle Prinz Eduard, ältester Sohn des sehr edlen Königs Eduard III., Prinz von Aquitanien und Wales, Herzog von Cornwall und Earl von Chester, welcher starb auf dem Sonntag nach Trinitatis, den 8. Juni 1376. Der Seele desselben gewähre Gott Gnade. Amen.“[5619]

Und nun wollen wir noch ein Wort hinzufügen über den Erzbischof von Canterbury, welcher noch heute die vornehmste Person in England nach dem königlichen Hause ist. Er ist „*Primas Regni*“ (*Primate of all England*), der Primas von ganz England, während der von York nur Primas von England ist. Er ist der erste Peer des Reiches, daher er auch sogleich nach den Prinzen von Geblüt seinen Rang hat und allen Herzogen und vornehmen Kronbedienten vorgeht. Er hat das Vorrecht, sich acht Kapläne zu halten, während ein Herzog nur sechs haben darf. Sein Titel ist: *Your Grace* (Ew. Gnaden) und „*most reverend father in God*“ (hochwürdigster Vater in Gott). Er schreibt sich „von Gottes Gnaden“ (*by divine providence*, *Divina providentia*) und empfängt auch diese Titel vom Könige. Er krönt die Könige und Königinnen von England im Westminster und 21 Bischöfe stehen unter ihm. Der Bischof von London ist sein Provinzial-Dechant, der Bischof von Winchester sein Unterdechant, der Bischof von Lincoln sein Kanzler und der von Rochester sein Kaplan. Seine jährlichen Einkünfte belaufen sich auf mehr denn 100,000 Thaler und seine Stadtresidenz in London ist der Palast von Lambeth, jener stattliche Bau in der frühen englischen Gothik, den Parlamentshäusern gegenüber, auf dem rechten Themseufer, den der Fremde mit Recht bewundert, wenn er auf einem von den Themseböten an seinen Grundmauern vorüberfährt.

Ein solcher Mann ist der Erzbischof von Canterbury – und zu denken, daß der Geringste aus dem Volke durch Gelehrsamkeit, Gottesfurcht und persönlichen Werth sich zu diesem Platze, welcher dicht hinter den Königen von England ist, emporarbeiten kann: das erfüllt uns auf’s Neue mit Achtung und Ehrfurcht vor der Verfassung dieses Landes, welches zwar streng hält an den Vorrechten der Geburt, aber daneben auch diejenigen des Geistes und Verdienstes in weltlichen sowie geistlichen Dingen wohl anzuerkennen weiß.

Aber fast zu lange schon bei dem letzteren haben wir verweilt. Und doch ist Canterbury im eminentesten Sinne die geistliche, die erzbischöfliche Stadt. Ihr mittelalterlicher Charakter, mitten in der Zeit, in der wir und ihre Einwohner leben, kann gar nicht anders verstanden werden. So viele Kirchen, so viele Klosterreste sind übrig geblieben, die nun, nicht wie sein Abbild, sondern wie das Mittelalter selber in dieses Jahrhundert hineinragen. So viele Abtei- und Priorei-Höfe, so viele Thorwege, so viele Thürme! Kirchen aus jedem Jahrhundert, von den frühesten nach kirchlicher Rechnung angefangen. Die ersten christlichen Briten, die Sachsen, die Normannen haben der Stadt ihre kirchlichen Monumente

[5618] Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und König von Hannover.

[5619] « Cy gist le noble Prince, Monsieur Edward, aisnez Fils du tres noble Roy Edward Tiers, jadis Prince d’Aquitain et de Galles, Duc de Cornwaille, et Compte de Cestre; qui morust en la feste de la trinité le VIII jour de Juin, l’an de grace mil trois cenz septante sisme. l’Alme de qui Dieu eit mercie. Amen. »

hinterlassen. Da ist auch eine, von all' diesen alten Kirchen die älteste, in einer Vorstadt von Canterbury, die Kirche des heiligen Martin, von einigen Christen der römischen Armee erbaut, welche Britannien dem fernen Rom unterjochte. Diese Kirche, in welcher die gute Königin Bertha[5620] einst betete und darin begraben ward, sieht den Fremden mit jenem Blick an, den das Herz versteht – ernst und traulich, als ob man wünschen sollte, einst hier auch ruhen zu dürfen, als ob sich's hier heiliger ruhte unter den uralten Eichenbäumen und den zeitgebeugten Mauern, welche ganz von Epheu umhüllt sind. Und so viele Hospitäler und Armenhäuser sind da – das des heiligen Johann und das des heiligen Nicholas von Harbledown, hochgeehrt in den Pilgertagen von Canterbury und noch heut mit seinem Epheu und wilden Mauerblumen, mit seinen grauen Steinen, seinen Rissen und Sprüngen in hohem Grade malerisch, wenn man es aus den Schluchten des Hohlwegs betrachtet, welcher einst die Straße nach London war. –

Aber die Stadt selbst hat diesen Charakter, – die Giebelhäuser, die engen Straßen, die Winkelgassen, obgleich sich nun mit ihnen auch der Eindruck des soliden Reichthums und der Behaglichkeit des Lebens mischt, für welche Kent berühmt ist. Und eine andere Erinnerung wird in mir lebendig, indem ich im Geiste noch einmal an diesen altmodigen Gebäuden dahingehe, durch die Straßen, welche voll sind von dem warmen Augustsonnenschein und Schatten, von dem Gedränge der Menschen und dem bunten Marktgewühl des Vormittags – eine Erinnerung von ganz anderer Art, aber mir nicht minder werth. Denn welcher lesende Mann unserer Zeit könnte in Canterbury sein, ohne an den Roman zu denken, dessen rührendste Scenen in dieser Stadt liegen, und an den Verfasser desselben – an David Copperfield und Charles Dickens? Mit dem ihm eigensten Zauber von Wehmuth und Humor hat er für mich jedes dieser Häuser umkleidet – auch das dort, das „sehr alte Haus, welches sich über die Straße vorneigt; ein Haus mit langen, niedrigen Gitterfenstern, welche sich noch weiter vorneigen und Balken mit geschnitzten Köpfen an den Enden, welche sich auch vorneigen, so daß ich mir einbildete, das ganze Haus lehne sich vorwärts, um sehen zu können, wer auf dem engen Pflaster darunter vorübergehe."[5621] Dieses ist ein ächtes Canterbury-Haus, und kann als ein Muster für alle andern gelten; und in diesem besondern, mit seinem altmodigen Messingklopfer, seiner niedrigen Bogenthür und Ecken und Winkeln und Schnitzereien und seltsamen kleinen Glasscheiben und noch seltsameren kleinen Fenstern („obwohl so alt wie die Berge, doch so rein wie der Schnee, der jemals auf die Berge fiel"[5622]) hat die blonde Agnes gewohnt – jenes stille Geschöpf mit der liebenden Seele, welche den Helden des Romans beglückte, als er krank war von all' den falschen Freuden und Täuschungen der Welt; als seine erste Liebe gestorben war – die kleine Dora, dieses Kind von einem Weibe, welches lieben konnte, aber doch nur wie ein Kind, und ihren Hund ebenso liebte, wie ihren Mann, und den Tod ihres Hundes nicht überlebte.

Tausend Erinnerungen werden in mir wach, jetzt, wo ich an Agnes und an Canterbury denke und daran, ob der Mann jemals seine erste Liebe vergessen kann? Aber solch' eine Liebe, die Nichts ist als ein Gefühl, ohne den Hintergrund des wirklichen Lebens und Nichts in sich hat von der hülfreichen Kraft, die das wirkliche Leben verlangt: sie kann nur ein Jugendrausch sein, ein Traum, der mit der Jugend entschwinden muß. Glücklich Derjenige, der dann gleich unserm Helden in irgend einem abgeschiedenen Hause, gleich diesem von Canterbury, ein Wesen findet mit einer stillen, starken Seele, um ihn empfinden zu lassen, daß die erste Liebe nicht immer die wahre gewesen, welche das Leben von denen fordert, die es gemeinsam in Lust und Leid ertragen wollen.

Spät in der Dämmerung verließ ich Canterbury. Das letzte Bild der schwindenden Stadt, wie es das erste gewesen, war die Kathedrale, welche sich mit dem feinen Spitzenwerk ihrer Thürme und dem grauen Gemäuer ihres Längenschiffs klar gegen den hellen Sommerabendhimmel abzeichnete. Und was Dickens von der Kathedrale sagt, das möchte ich jetzt, wenn ich jenes Tages gedenke, auf ganz Canterbury anwenden: „Der erdige Geruch, die sonnelose Luft, die Empfindung, daß die Welt ausgeschlossen

---

[5620] Die Hl. Bertha bzw. Hl. Aldeberge (ca. 565–ca. 601), Königin von Kent, die wesentlichen Anteil an der Christianisierung der Angelsachsen hatte.

[5621] Hier handelt es sich wohl um eine eigene Übersetzung Rodenbergs (siehe hierzu S. 1798, Anm. 5624) aus Dickens „David Copperfield" (siehe hierzu S. 1791, Anm. 5586), da diese Formulierung einerseits im Detail von allen zeitgenössischen Ausgaben abweicht, andererseits aber genau so auch in späteren Veröffentlichungen obengenannten Autors (z. B. 1866 im „Deutschen Museum", S. 16 und 1872 in dessen „Studienreisen in England", S. 17) vorzufinden ist.

[5622] Siehe hierzu S. 1797, Anm. 5621.

sei, das Dröhnen der Orgel durch die schwarz- und weißgewölbten Gallerien und Flügel sind Schwingen, die mich zurücktragen und mich schwebend halten in einem halbschlafenden und halbwachenden Traume.“[5623] –

Julius Rodenberg.[5624]

[5623] Siehe S. 1797, Anm. 5621.

[5624] Julius Rodenberg (siehe hierzu S. 439, Anm. 1248).


CANTERBURY
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 108-111.

Cherbourg[5625].

„Zwing-England" würde der Name dieser französischen Seefestung sein, wenn es noch Mode wäre, ein solches Kind beim rechten Namen zu nennen. Da der Zweck dieses großartigen Hafenbaues indeß schon so oft unverhohlen ausgesprochen worden ist, als eben der alte Erbhader zwischen Franzosen und Engländern sich auf der Weltbühne breitmachte, so ist längst jener Name zur Sache nicht mehr nöthig.

Die Anerkennung der Wichtigkeit dieses Platzes gehört der neuern Zeit an. Vor etwa 170 Jahren gab ein damaliger Geograph eine kurze Beschreibung von Cherbourg, die uns den Kontrast mit dem heutigen Bilde desselben am klarsten vor Augen bringt. Sie lautet: „Cherbourg, von den Lateinern *Caesaris Burgum* genannt, weil sie Julius Cäsar solle erbauet haben, ist eine Stadt und Schloß in dem Constantinischen Gebiet, und von König Carln dem VII.[5626] Anno 1449[5627] denen Engelländern abgenommen worden, als er sie aus Frankreich verjaget, deswegen dann jährlich den 12. Augusti eine general Procession bey allen vornehmsten Kirchen in der Normandie gehalten wird. Vor dieser Stadt liegt eine reiche Abtey, St. Augustini Ordens. Und hat es allhier auch einen kleinen Hafen oder Port, darein die Schiffe, bey anlauffendem Meer-Wasser, gelangen können".[5628]

Aus diesem „kleinen Hafen oder Port" ist seit 1783 bis 1857 mit einem Aufwand von über 190 Millionen Francs ein Bollwerk geworden, mächtig genug, um von den Franzosen „der Schlüssel des Kanals" genannt und selbst von den Engländern als solcher mit besorgten Augen angesehen zu werden.

Es ist eine ungeheure Summe, welche die verschiedenen französischen Regierungen schon seit Ludwig XIV. auf diesen Kriegsbau verwendet haben; aber gerade die Beharrlichkeit, mit welcher seitdem königliche, republikanische und kaiserliche Herrscher an demselben festgehalten, deutet genügend

---

[5625] Lat. Coriallo bzw. Coriovallo.

[5626] Karl VII. (frz. Charles VII; 1403–1461), seit 1422 König von Frankreich. Er vertrieb 1453 die Engländer endgültig aus Frankreich (bis auf Calais, das erst 1558 wiedererobert werden konnte).

[5627] Recte: 1450, an eben diesem 12. August wurde Cherbourg als letzter der englisch besetzten Orte in der Normandie von den Franzosen im Zuge der Schlacht von Formigny zurückerobert. Zur Geschichte Cherbourgs siehe vor allem: https://fr.wikipedia.org/wiki/Histoire_de_Cherbourg.

[5628] Die Quelle diente offensichtlich „M. Z. Topographiæ Galliæ, Oder Beschreibung und Contrafaitung des mächtigen Königreichs Franckreich, Achter Theil. Die fürnehmste und bekannteste Städte vnd Plätze in dem Herzogthum *Normandie*, fürgestellt." (Frankfurt a. Main: Caspar Merian 1657), S. 11f: „Cherebourg, Cherbourg, Ein fester Platz in dem Constantinischen Gebiet [nach Constantia, der alten Bezeichnung für Coutances], oder *Bailliage*, so die Lateiner *Cæsaris Burgum* vnd *Rueus*, eine Statt vnd Schloß, vom *Julio Cæsare* erbawet, nennen; der auch sagt, daß dieser Orth, amletzten, durch König Carlen, den Siebenden, Anno 1449 den Engelländern seye abgenommen worden, als er sie auß Franckreich verjagt habe: Deßwegen dann Jährlich, den 12. Augusti, ein General Procession, bey allen vornehmsten Kirchen in der Normandi gehalten werde. Es haben gleichwol die Engelländer damalen *Calais* noch behalten. Ausser den Mauren zu *Cherbourg* ligt eine schöne, vnd reiche Abbtey, S. *Augustini* Ordens. Vnd hat es allhie einen kleinen Hafen, oder Port, darein die Schiff bey anlauffendem Meer-Wasser, gelangen können." (s. hierzu Abb. S. 7-9).



CHERBOURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

an, daß er einem nationalen Gedanken dient, ein populäres Ziel verfolgt, und daß er deshalb in der Hand der Gewalthaber eines jener kostbaren Mittel ist, in Wechselfällen der innern Politik die Aufmerksamkeit der Masse auf einen äußern Punkt hinzulenken.

Trotz aller offiziellen Friedens- und Freundschaftsversicherungen und trotz des ernsten Strebens der Fortschrittsmänner aller Kulturvölker, die alten blutigen Kämpfe der Nationen in einen brüderlichen Wettstreit auf den Feldern Bildung und Wohlstand fördernder menschlicher Thätigkeit zu verwandeln, wird es in der Welt beim Alten bleiben, wird es nie gelingen, die eisernen Würfel des Kriegs in den Altarschrein eines ewigen Friedenstempels für immer zu vermauern. Ist doch selbst die stolze Behauptung der Friedensapostel, daß nur durch die Selbstsucht, Eitelkeit und Herrschgier der Dynastien die Flammen der Zwietracht zwischen den Ländern geschürt würden, in unsern Tagen doppelt zu Schanden geworden, wo sich in zwei Republiken gezeigt hat, daß religiöser und politischer Fanatismus auch den Völkern Schwert und Brandfackel in die Hand gibt: der Sonderbundskrieg in der Schweiz[5629], der Sklavenkrieg in Nordamerika[5630] sind zwei schlimme Zeugnisse dafür, daß selbst die höchste politische Freiheit nicht aus der Gewalt der Leidenschaften befreit, und daß nicht Fürstengebot allein die Völker gegeneinander hetzt.

Zu den gefährlichsten solcher Leidenschaften gehören Nationaleitelkeit und Nationalhaß; wer diese beiden zu nähren versteht, dessen Macht ist nicht zu ermessen. Kein Land der Erde hat dies glänzender gezeigt, als Frankreich, keine Nation kann von dem rothen Schimmer jener Leidenschaften in blindere Kampfgier versetzt werden, als die französische. Dafür sind aber auch keinem Volke die Ziele jener Leidenschaften eifriger fort und fort vor Augen gestellt worden und hat man nirgends die Vorbereitungen zum endlichen Schlag so beharrlich getroffen, als in Frankreich. Diese Ziele gehen nach zwei Richtungen und zwar den einzigen, von welchen seit Jahrhunderten Frankreich Gefahr drohen konnte. Nicht im Westen, nicht im Süden hat es einen Feind zu fürchten, hinter den Pyrenäen liegt ein armes Volk an seinem König- und Priesterthum darnieder, jenseits der Alpen schöpft ein Volk erst Athem, das lange genug darnieder lag, und rings am ganzen mittelländischen Meer ist kein Stärkerer, als es selbst. Dagegen winkt im Osten der Rhein mit unbezwinglichem Reiz, und kein Traum erfüllt jeden Franzosen mit größerem Stolz, als wenn er von der Landung in England träumt. Und diesem großen Nationaltraum zu Liebe sind an Cherbourg die vielen Millionen gewendet worden, und diese vielen Millionen werden wieder nicht wenig dazu beitragen, wenn der kühnste Traum Frankreichs endlich in Erfüllung geht.

Wir haben gesehen, daß in Frankreich so große Träume forterben von Generation zu Generation; von Ludwig XIV. erbten sie durch alle despotischen, revolutionären und reaktionären Regierungswechsel bis auf Napoleon III.[5631] herab, und wie nicht er erst sie hervorzauberte, so werden sie auch nicht mit ihm untergehen. Ja, wie seit den Befreiungskämpfen noch nie ein Rheinkrieg uns näher stand, als heute, ebenso kann die Landung in England noch unser Aller Erlebniß werden. Deshalb ist es wohl das Zweckmäßigste, unsere Abbildung von Cherbourg, das alsdann die Blicke der ganzen Welt auf sich lenken wird, mit einer flüchtigen Beschreibung seiner neuesten See- und Landbefestigungen zu begleiten.

Die Normandie streckt in ihrem Nordwesten eine große Halbinsel weit in den Kanal hinein und wie eine Drohfaust der Südküste von England entgegen. In der Mitte der Nordseite dieser Halbinsel Cotentin, die sich von der Pointe de Barfleur bis zum Kap de la Hague ausdehnt, ergießt sich das

---

[5629] Schweizer Bürgerkrieg vom 3. bis zum 29. November 1847 zwischen den separatistischen katholischen Kantonen Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Ob- und Nidwalden, Freiburg und Wallis („Sonderbund“) sowie den protestantischen Kantonen Zürich, Bern, Glarus, Solothurn, Basel Stadt und Landschaft, Schaffhausen, Appenzell-Außerrhoden, St. Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt und Genf, die den Sieg davontrugen und damit letztlich die Bundesverfassung vom 12. September 1848 durchzusetzen vermochten.

[5630] Amerikanischer Bürgerkrieg zwischen den in der Konföderation zusammengeschlossenen Südstaaten South- und North-Carolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, Virginia, Arkansas, Tennessee, Missouri, Arizona und Kentucky sowie den in der Union verbliebenen übrigen (Nord-) Staaten der Vereinigten Staaten Amerikas von 1861 bis 1865, in dem die Nordstaaten letztlich den Sieg errangen und damit die Sklaverei endgültig abschafften.

[5631] Napoléon III. (siehe hierzu S. 1198, Anm. 3678).

Flüßchen Divetto[5632] in eine tiefe Bucht, und vor derselben, auf flachem, vom Meere angeschwemmtem Boden, landeinwärts von einer Reihe theils felsiger, theils waldgekrönter Hügel malerisch umgeben, liegt das alte bürgerliche und das neue militärische Cherbourg. Die alte Stadt schämt sich ihres Alters nicht, sie zeigt ihre normannischen Runzeln ohne Scheu, ihre hie und da verfallenen Häuser und engen, schlecht gepflasterten und nach Umständen auch sehr schmutzigen Straßen; Handel und Wandel gedeihen doch leidlich in ihr, die Befestigungsarbeiten öffneten ihr reiche Quellen des Erwerbs und ihre Einwohnerzahl ist bis zu 36,000 emporgestiegen. Dieses alte Cherbourg hat an seiner Ostseite seinen besondern Handelshafen, der durch einen Kanal mit dem Meer verbunden ist, und auf der Westseite einen kleinen Winterhafen. An letzteren schließt sich im Nordwesten die neue Militärstadt an. Die Seeseite derselben bilden breite, mit Gebäuden bedeckte Kai's, während auf der Landseite die Befestigungen in einem Halbkreise von 1 ¼ Stunden Länge um die Stadt bilden, die noch besonders von einem Graben umgeben ist.

Innerhalb dieses Raums befindet sich, die Hauptsache von Cherbourg, sein Kriegshafen[5633], der aus drei großen, getrennten Bassins besteht. Von der Rhede oder dem Außenhafen gelangt man zuerst in den Vorhafen, der auch „Hafen Napoleons I.[5634]" oder kurzweg „Napoleonshafen" heißt, weil er unter jenem Napoleon, der überhaupt dem ganzen Hafen seine dermalige Gestalt vorgezeichnet hat, noch im Jahre 1813 vollendet worden ist. Sein Bassin hat eine Länge von 900 Fuß[5635], eine Breite von 750 Fuß, faßt 40 bis 50 große Schiffe und hängt mit der Rhede durch einen 206–530 Fuß breiten Kanal zusammen. Eine 130 Fuß lange und 58 Fuß breite Schleuße verbindet diesen Vorhafen mit dem nördlich davon gelegenen Fluthbassin, das unter Karl X.[5636], im Jahre 1829, ausgebaut und deshalb auch „Hafen Karls X." genannt wurde. Es ist ebenfalls 900 Fuß lang und 700 Fuß breit. Westlich von demselben nimmt das jüngste Werk, der Hinterhafen oder „Bassin Napoleons III.", an welchem von 1836 (als dem „Hafen Louis Philipps[5637]") bis 1858 gebaut worden ist, eine Fläche von 1300 Fuß Länge und 650 Fuß Breite ein und steht sowohl mit dem Vorhafen, als mit dem Außenhafen (Rhede) durch Schleußen in Verbindung. Er ist durchweg in Granitfelsen gehauen. Um diese drei Abtheilungen des Kriegshafens her reihen sich die riesigen Bauten, welche alle Erfordernisse einer großen Flotte herstellen oder aufbewahren, als da sind Werften und Zeughäuser, Magazine und Depots, Maschinenbauanstalten und andere große Werkstätten, Ketten- und Ankerschmieden; am Hinterhafen insbesondere finden wir die sogenannten Helgen, d. h. schräge und überdachte Ebenen, auf welchen Schiffe gebaut werden, und acht Wasserdocks, deren größtes 500 Fuß lang ist. Diesen Theil von Cherbourg zeigt uns unser Bild, das uns nun noch auf eine andere Merkwürdigkeit des Hafenbaues hinweist.

Es ist dies der den Außenhafen oder die Rhede begrenzende Wellenbrecher, ein Steindamm von 11,900 pariser Fuß[5638] oder ungefähr eine halbe deutsche Meile[5639] Länge, welcher die Rhede und dadurch Stadt und Hafen vor den von Norden herandrängenden Wogen schützt. Der Bau dieses Schutzdammes hat erst Millionen vergeblich verschlungen und viele Menschenleben gekostet. Begonnen ward er unter Ludwig XVI.[5640] und zwar machte man den ersten Versuch mit ungeheuern, kegelförmigen

---

5632 Recte: Divette.

5633 Siehe hierzu vor allem: https://fr.wikipedia.org/wiki/Port_militaire_de_Cherbourg.

5634 Im Zuge des „Décret du 25 germinal an XI" (15. April 1803), das die Invasion Großbritanniens vorsah, ließ Napoléon Bonaparte die Arbeiten am Kriegshafen noch im selben Jahr wiederaufnehmen. Besagter Vorhafen konnte am 27. August 1813 durch Kaiserin Marie-Louise geb. von Habsburg-Lothringen (1791–1847; von 1810 bis 1814 frz. Kaiserin) eingeweiht werden.

5635 Siehe hierzu S. 1803, Anm. 5638.

5636 Karl X. (frz. Charles X; 1757–1836), von 1824 bis 1830 König von Frankreich. Die Einweihung am 25. August 1829 (Patrozinium des Hl. Ludwig!) erfolgte durch den Bourbonen-Dauphin Louis Antoine d'Artois, duc d'Angoulême (1775–1844).

5637 Der frz. König Louis-Philippe (siehe hierzu S. 1090, Anm. 3331).

5638 32,48 cm.

5639 Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint, und nicht die geographische zu 7,4204 km bzw. die österr. Postmeile zu 7,5859 km.

5640 Ludwig XVI. (siehe hierzu S. 1099, Anm. 3349). Nach 1776 aufgenommenen Planungen wurde 1784 schließlich mit dem Ausbau zum Kriegshafen begonnen.

Holzkästen, die, bei einer Höhe von 70 Fuß, am Boden 142 und oben 60 Fuß breit und lang waren. Diese Kästen, und zwar 18 an der Zahl, wurden mit Steinen gefüllt und dann in das zur Ebbezeit hier 30–40 Fuß tiefe Meer versenkt. Die Räume zwischen den Kästen füllte man mit losen Felsstücken und Steinen aus. Diese sogenannten „Cherbourger Kegel" wurden jedoch gegen den Rath und Willen des Ingenieurkorps ausgeführt, und ebendeshalb geschah dies in so schlechter und gewissenloser Weise, daß sehr bald von den 18 Kegeln nur noch 8 aufrecht standen. Damit waren Millionen aus dem Staatsbeutel in's Wasser geworfen. Vom Jahre 1789 an ersetzte man die umgefallenen Kegel durch einen Steindamm; schon 1792 berechnete man das auf diese Art verbaute Material auf 2,665,400 Kubikmeter; nach und nach erhob sich, der Damm in seiner ganzen Länge von einer Stunde aus dem Wasser, an dem stumpfen Winkel der beiden Flügel desselben stand das Fort Napoleon und noch außerdem war es mit schweren Batterien armirt. Und all diese Arbeit von 16 Jahren zerstörte der Sturm einer einzigen Nacht im Jahre 1807. Die empörten Wogen begruben Damm, Fort, Batterien, Arbeiter und Besatzung in der Tiefe des Meeres. Napoleon und die Bourbonen ließen die Arbeiten am Molo liegen, erst Louis Philipp nahm sie wieder auf. Doch verfuhr man nun anders. Man brachte auf den losen Steinhaufen eine Schicht hydraulischer Bindemittel und kleiner Kiesel (17 Fuß dick), und erst darauf errichtete man ein vertikales Mauerwerk von 36 Fuß Breite an der Basis und 30 Fuß Breite an der Spitze. Nach der Seeseite wurde der Fuß des hier im Winkel auslaufenden Molo durch Versenken von 200 Kub.-Fuß starken Blöcken von künstlichem Granit befestigt, auf welche man dann noch Felsstücke von 50–100 Centner Schwere niederließ. Aber auch dieses Werk wäre im Jahre 1836 fast einem Sturm erlegen und bedurfte neuer Verstärkung; gegenwärtig ist der Damm an der Basis 246 Fuß breit, oben, wo er mit behauenen Steinen übermauert ist, 92 ½ Fuß breit und 50 Fuß hoch und trägt als Befestigungswerke 2 Bastionen und 2 Forts. Sein Bau nahm im Ganzen nicht weniger als 66,862,000 Francs in Anspruch. Dafür haben nun allerdings hinter ihm 50 Linienschiffe und ebenso viele Fregatten Platz und Schutz, und das übrige Befestigungssystem zu See und Land, mit Benutzung der Inseln und Vorgebirge, ist ein solches Meisterstück der Kriegsbaukunst, daß man wohl annehmen darf, daß ein gewaltsames Eindringen in den Hafen auch der mächtigsten, zahlreichsten Flotte nur zum Verderben gereichen würde, so geschickt und wirksam sind die Kreuzfeuer aus hunderten von Kanonenrohren angelegt. Im Ganzen zählt man auf der Seeseite nicht weniger als 11 Forts, 2 Bastionen und eine Redoute, und auf der Landseite 7 Forts und 7 Redouten; von den Landforts ist das, von seinen Granitfelsen aus den Bahnhof beherrschende Fort de Roule für eine Besatzung von 10,000 Mann eingerichtet. Die Einweihung des fixundfertigen „Zwing-England" geschah am 6. August 1858[5641].

Es ist vielleicht manchem unserer Leser entfallen, wie eifrig im Jahre 1853 ein möglicher Krieg mit England und die Art desselben öffentlich besprochen wurde. „Es soll," so sagte man, „in Cherbourg und in Brest eine Flotte zusammengehalten werden, theils zum Schutz, theils zur Deckung einer gelegentlichen Landung in England, im Allgemeinen soll aber der Krieg auf der atlantischen Seite ein Korsarenkrieg[5642] werden." Und darin stimmten alle, vom Admiral bis zum Schiffbauer, überein. „Im Kanal," sagt ein Anderer, „brauchen wir rasche Schiffe mit Schrauben und geringem Tiefgang, so daß sie in jeden unserer Hafen an der atlantischen Küste einlaufen können. Sie sollten wahre Raubvögel sein, um über die feindlichen Schiffe herzufallen, wo sie solche treffen, und um nötigen falls mit Sicherheit entfliehen zu können." – Cherbourg und dieser französischer Seits so schwärmerisch gepriesene Korsarencharakter des England zugedachten Seekriegs sind für den Franzosen zwei ebenso unwiderstehliche Reizmittel, jenes durch die Siegeszuversicht, die es ihm einflößt, dieses durch die Aussicht auf Gewinn, – als sie dem Engländer alles Ernstes zu denken und – zu thun gegeben haben. Die schwimmenden Festungen Altenglands sind – trotz Freundschaft und Bündniß – seitdem gegen Frankreich allezeit auf der Wacht.

Fr. Hofmann.[5643]

[5641] Recte: 7. August 1858 (in Anwesenheit des kaiserlichen Paares).

[5642] Cherbourg diente bereits unter Napoléon I., nämlich seit ca. 1803, eine Basis für Kaperschiffe.

[5643] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 65, Anm. 101).

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [140]-143.

Engelhartszell.

Donaufahrt oder Rheinfahrt? Welche ist schöner, genußreicher? Ueber diese Frage ist schon oft in Reisegesellschaften auf dem süddeutschen Strome eine lebhafte Erörterung entstanden. Wenn man von Regensburg stromauf die Walhalla[5644] passirt hat, wo die Dampfer nicht anlegen, und auf der Fahrt durch die große niederbayerische Ebene, die sich zur Rechten ausbreitet, begriffen ist, schert es allerdings gewagt, für die Donau gegen den Rhein aufzutreten. Hier erklären Viele die Frage für längst entschieden: wie könne der Vorrang des Weltstroms mit seiner Großartigkeit, seinen blühenden und mächtigen Städten, den erhabenen Meisterwerken der Kirchenbaukunst vom Münster zu Straßburg bis zum Kölner Dome bestritten werden! Mehr Klöster gebe es hier, auch vielleicht mehr Burgen – aber der deutsche Rhein gehe doch über Alles!

Wäre er nur noch deutsch, wie vor Alters, von seinen Quellen bis zu seinen Mündungen! Ist unsere Donau weniger deutsch?

Bis Straubing ist allerdings die Fahrt sehr langweilig. Die Donau, zur Rechten von einer flachen, oft sumpfigen Niederung begleitet, macht so viele Krümmungen, daß man zuweilen schwören möchte, sie fließe zu ihrer Quelle zurück, wenn man denselben Punkt wieder sieht, den man vor einer halben Stunde verlassen hatte.

Die alten Passagierschiffe, „Ordinari"[5645] genannt, seit den Dampfern ein überwundener Standpunkt, fuhren freilich acht Stunden von Regensburg bis Straubing, da galt der Schifferwitz: „Kein Wegkommen und kein Ankommen". Wenn schlecht Wetter war und man viel windfeiern mußte, wie die Schiffer es nennen, brauchte man von Ulm bis Wien drei Wochen. Die werden auch in der schönsten Gegend lang. Jetzt hilft wenigstens der rasche Dampfer über diese uninteressante Strecke bald hinweg und hinter Straubing müssen schon die Reisenden, welche für den Rhein Partei ergriffen hatten, gestehen, daß die Donau doch auch ihre schönen Punkte habe. Da zeigt sich links das ehemalige Benediktinerkloster Ober-Altaich, der mächtige Bogenberg, der die Ruinen der Stammburg der alten Grafen von Bogen und eine Wallfahrtskirche trägt; auch rechts erhebt sich nun eine Felsmasse, der Natternberg, welche der Teufel durch die Luft geschleppt, um das hübsche Städtchen Deggendorf zu zerschmettern, beim Läuten des Ave Maria vor Schreck aber fallen gelassen hat! Aber das linke Ufer bleibt vor der Hand das interessantere. Welche prächtigen Ruinen? Das ist Hoch-Winzer, das Hildegardsberg! Die Bergmassen drüben, die bald bis an die Donau herantreten, gehören zum Böhmer- oder Bayerwalde – je nachdem! – dessen Bergkönig, der Arber, von hier nicht zu sehen ist.

Bald aber nimmt die ganze Fahrt einen andern Charakter an. Das rechte Ufer, das bisher ziemlich flach gewesen war, erhebt sich mehr und mehr in wechselnder Gestaltung, die Thalränder zur Linken werden immer mächtiger; das Urgestein in seiner eigenthümlichen Kuppenbildung engt den Strom ein,

---

[5644] Siehe hierzu S. 1024ff.

[5645] Personenschiffahrt (zunächst vor allem von Ulm, Regensburg und Passau nach Wien, später für alle Flußstrekken) zu festgesetzten, regelmäßigen Zeiten, also nach einer Art Fahrplan.


ENGELHARDTSZELL.
Bibliograph: Institut. Hildburghausen.

der hier seinen Durchbruch in den wunderlichsten Krümmungen erzwingt. Diese, in der Ebene so ermüdend, bieten hier die überraschendsten Uferbilder, jedes für sich scheinbar abgeschlossen, bis an der neuen Windung sich dem Blicke wieder eine andere Landschaft, eröffnet, vom reichsten Zauber der Romantik bekleidet. Hier muß aller Widerspruch gegen den Reiz der Donaufahrt verstummen. Vergleichen wir doch nicht immer! Lassen wir Jedem sein Recht! Vergleiche stören immer den Vollgenuß der Gegenwart! Geben wir uns hier dem Reiz der Naturschönheit hin, welche sich immer poetischer, entzückender entfaltet.

Passau! Wie oft hört man dort den Ausruf: „Das ist hochromantisch!“ Und wahrlich, Passau verdient vor allen Punkten, welche man bis jetzt auf der Donau gesehen hat, den Vorzug; Viele nennen es die Krone der ganzen Donaufahrt. Die Stadt auf der Landzunge zwischen der grünen Donau und dem gelben Inn, jenseits des Stromes auf der schroffen Höhe, an deren Fuß die Ilz ihre braunen Wasser in die Donau ergießt, das Felsenschloß, und am rechten Ufer des Inn das hochgelegene Kloster Mariahilf – pittoresker kann man sich keine Lage denken!

Die Glocke erschallt, Reisende scheiden und kommen. Weiter die Fahrt! Noch lange ist das herrliche Landschaftsbild von Passau mit seiner nächsten Umgebung vom Deck des Dampfers zu schauen. Das Donauthal wird nun enger und enger, von den waldbedeckten Uferwänden zuweilen auf eine geraume Strecke in gerader Wasserlinie gehalten, meist aber, wie die Formen der Thalhänge wechseln, zieht es, an manchem Felsenvorsprung sich brechend, in immer neuen Bogenwindungen dahin. Die raschen Wellen des Stromes, dem Zwange zürnend, brausen und branden an den Vorgebirgen, die ihrem Lauf eine andere Bahn geben, die Ufer steigen fast unmittelbar aus den Fluthen empor, welche den Fuß der Berghänge küssen, so daß sich kein Raum für größere Niederlassungen mehr findet. Nur einzelne Hütten mit kleinem Gehöft, hier und da eine halbversteckte Mühle sieht man im Grunde, aber droben auf den weitgeschwungenen Höhen blicken Weiler in reizender Lage hernieder, heben sich Kapellen von dem dunkeln Hintergrunde malerisch ab und schimmert das Kreuz von mancher hochgelegenen Kirche im goldenen Sonnenstrahl. Die Gestaltung der Thalränder wird nirgend einförmig ermüdend, wie es wohl in der Felsenbildung gepriesener Stromthäler der Fall ist; nur von Zeit zu Zeit, gleichsam um dem Auge und dem Geiste Ruhe zu gönnen, bleibt die Waldnacht zu beiden Seiten auf eine längere Strecke unverändert, dann aber entfaltet sich wieder eine so großartige und zugleich anmuthige Scenerie, daß dem Genuß ein neuer Aufschwung gegeben wird: Klippen und Felshörner starren ans der lichten Waldung hervor, graue Ruinen alter Burgen blicken trotzig auf die Wasserstraße herab, welche sie einst beherrscht und tributpflichtig gemacht hatten. Dort auf dem kühnen Vorsprunge der Krempenstein, in dessen Trümmern die Sage – unbegreiflich genug! – statt der alten stahlgepanzerten Ritter später ein armes Schneiderlein gefunden, dessen tragisches Ende der Veste im Volksmunde den Namen des Schneiderschlößl’s gegeben hat. Der Schneider, dessen Kundschaft in dieser Einöde wohl gering gewesen, hatte nämlich eine Ziege besessen, die er nach ihrem Tode in den Strom stürzen wollen, ihre Hörner hatten aber dabei sein Röcklein gefaßt und den leichten Mann mit hinab in das feuchte Grab gerissen. Dann fesseln das Auge die drei Thürme des Fichtensteins auf dem rechten Ufer und der Reisende wird auf den Jochstein aufmerksam, den die Fluth umrauscht. Auf demselben sind die Wappen von Bayern und Oesterreich eingehauen; beide haben ein Recht auf den Strom seit Passau. Bald hinter dieser Stadt wird das rechte Ufer österreichisch, das linke jedoch erst bei Engelhartszell. Der Name wird unterwegs schon zuweilen genannt; Enthusiasten der Donaufahrt vertrösten im prosaischen „Dunkelboden“ bei Straubing auf dies Paradies, dies Eldorado.

Wir haben es endlich erreicht. Das Thal öffnet sich zur Rechten, die Waldberge weichen im Bogen vom Ufer zurück und das lieblichste Landschaftsgemälde zeigt sich den überraschten Blicken. Dort liegt das stattliche Kloster, das nun ein fürstliches Schloß, überragt von der hohen Kirche mit ihrem mächtigen Thurme, wahrlich, die geistlichen Herren hatten auch hier verstanden, für ihre Niederlassung einen paradiesischen Punkt zu wählen. Weiter hin sieht man zwischen malerischen Baumgruppen die Häuser des Markts Engelhartszell, der sich bald in der unmittelbaren Nähe des Klosters gebildet hatte, sie nehmen sich schmuck und wohnlich aus in ihrer landesüblichen Bauart mit Holzgallerien, die Dächer gegen die Thalstürme mit Steinen beschwert. Darüber schauend die schönen Berge, in deren Hut sicher und friedlich Schloß und Markt gelegen war, auf der Thalsohle bis zum Fluß das leuchtende Saftgrün der

Wiesen, und am linken Ufer die kühner aufsteigenden Höhenzüge, die finstere Warte, der Wildbach, der seine klare Fluth in die Donan gießt. –

Engelhartszell war einst ein Cisterzienserkloster, schon unter den ersten Habsburgern, wahrscheinlich gleich nach Kaiser Rudolfs[5646] Tode, gestiftet. Jetzt gehört es dem Fürsten Wrede[5647]. Napoleon hat es dem verstorbenen Feldmarschall geschenkt, als dieser ihm im Feldzuge von 1809 bedeutende Dienste geleistet hatte: bei Wagram und besonders durch die Unterwerfung Tirols. Davon weiß Tirol zu erzählen. Freilich kann man den Feldherrn nicht ganz für die Greuel verantwortlich machen, welche seine Bayern in Tirol verübt haben[5648], Greuel, welche den neuesten in Polen begangenen[5649] nicht nachstehen. Wrede hat nach Kräften gesucht, der Unmenschlichkeit Einhalt zu thun; sein Tagesbefehl, in welchem er die Soldaten „mit Thränen beschwört, wieder Menschen zu sein,"[5650] liegt der Nachwelt vor. Aber es ist doch immer ein übles Zeugniß, wenn dergleichen geschehen kann. Tirol war aber Bayern, und damit Napoleon wieder unterworfen. Nach dem Frieden ernannte dieser den Feldherrn zum Grafen des französischen Kaiserreichs und gab ihm auf fremde Unkosten eine reiche Dotation. Im vorigen Jahrhundert hatte Bayern an Oesterreich, dessen Verlangen nach dem ganzen Erbe der Wittelsbacher durch Friedrich den Großen zurückgewiesen worden war, wenigstens das Innviertel abtreten müssen; dies „revindicirte" Napoleon jetzt dem Könige von Bayern[5651] als sein Protektor von Rheinbundswegen und schenkte ihm noch das österreichische Hausruckviertel dazu, welches Kaiser Franz[5652] im Frieden von Wien hingeben mußte. In diesem Landestheil liegt das schöne Engelhartszell, welches hierauf nebst Mondsee, Ellingen und Suden von dem französischen Kaiser an den Grafen Wrede verliehen wurde. Noch einmal hat ihm dieser dafür in Rußland gute Dienste geleistet, wo er nach Deroy's[5653] Tode den Oberbefehl des bayerischen Korps übernahm, aber er führte nur Wenige, die dem großen Bayerngrabe von Polozk entronnen, wieder in die Heimath zurück und erklärte bald, nicht mehr unter Napoleon dienen zu wollen. Bayern, wo schon längst über das Vasallenverhältniß Unzufriedenheit herrschte und die deutsche Gesinnung, namentlich durch den Kronprinzen Ludwig[5654] genährt, mehr und mehr hervortrat, fiel von dem Unterdrücker Deutschlands, unter den Königreichen des Rheinbundes[5655] zuerst ab, und Wrede erhielt den Befehl über das österreichisch-bayerische Heer, das Napoleon nach der Völkerschlacht von Leipzig den Rückweg abschneiden sollte. Es gelang bekanntlich nicht. Wie wenig mochte der länderverschenkende Gebieter früher geahnt haben, daß ihn für seine schöne Dotation einst bei Hanau ein solcher Dank gebracht werden sollte! Hanau für Polozk – nicht für Engelhartszell! Dies ist dem Hause Wrede verblieben, eine Perle der Donaufahrt, welche Jedem unvergeßlich bleiben wird, den der süddeutsche Strom einmal vorüber getragen hat.

Bernd von Guseck.[5656]

5646 Rudolf I. (siehe hierzu S. 522, Anm. 1530).

5647 Carl Philipp Fürst (seit 1814) von Wrede (1767–1838), bayer. Generalfeldmarschall.

5648 Die Greueltaten der bayer. Besatzungstruppen im Jahre 1809 infolge des Aufstands der Tiroler unter Andreas Hofer.

5649 Greuel der russ. Besatzungsmacht während und nach dem poln. Aufstand vom 22. Januar 1863 bis April 1864.

5650 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

5651 Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 522, Anm. 1528).

5652 Franz I., er hatte 1804 das Kaiserreich Österreich begründet (siehe hierzu S. 768, Anm. 2352).

5653 Bernhard Erasmus von Deroy (1743–1812), Befehlshaber der bayer. Truppen bei Napoléons Rußlandfeldzug.

5654 Der spätere König Ludwig I. von Bayern (siehe hierzu S. 514, Anm. 1478).

5655 Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon Bonaparte abhängige Rheinbund (siehe hierzu S. 1050, Anm. 3185).

5656 Eigentl. Karl Gustav von Berneck (1803–1871), preuß. Militär und fruchtbarer Novellist.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 143-147.

Der Laacher See und das Maifeld.

Die Rheinische Eisenbahn entführt uns in schnellem Fluge dem gastlichen Köln. Bald winken aus dem hellen Grün der Reben und dem dunklern Laube der Obstbäume die altersgrauen Stadtmauern Andernachs, überragt von den stattlichen Thürmen seiner Pfarrkirche, uns entgegen. Wir gönnen uns nur kurze Rast, und besteigen den Wagen, der uns nach dem Laacher See bringt. Wer das Rheinland kennt, weiß auch, welch ein prächtiges Stück Romantik der Schöpfer auf diesem Fleck Erde niedergelegt hat. Nicht blos die Natur hat hier in verschwenderischer Fülle ihre Gaben ausgestreut; auch die Geschichte mit ihrer Schwester, der Sage, entrollen vor den Augen des Geistes farbenprächtige Bilder, gleich den Miniaturen einer mittelalterlichen Handschrift, und dann ruht wieder das körperliche Auge auf der prächtigen Abteikirche, die als Perle im Kranze rheinischer Bauwerke erscheint.

Doch wenden wir uns zunächst dem Laacher See zu. Aus dichtem Buchenwalde tretend, erblicken wir plötzlich die dunkelblauen Fluthen des runden Sees, dessen Spiegel kein Lufthauch bewegt. Alles ist still und ruhig; nur aus dem Walde ertönen die frohen Lieder einer Studentengesellschaft, und eine Taube girrt lustig auf dem Aste einer breitstämmigen Buche, unter der ich, vom lichten Sonnengolde beschienen, Platz genommen habe. Ein eigenthümliches Gefühl, überkommt mich beim Anblick dieses ruhigen Wassers, das einen Flächenraum von 1323 Morgen[5657] bedeckt. Allem Anschein nach haben wir einen ausgebrannten Krater vor uns. Die Beschaffenheit der ganzen Umgebung, spricht für die einstige Thätigkeit Vulkans. Die Volkssage berichtet, an der Stelle des Sees habe einst ein Schloß gestanden, das um der Ruchlosigkeit seiner Bewohner willen von der Erde vertilgt wurde.

Als einmal die Sage im Zuge war, strebte sie nach romantischer Ausschmückung. Ans dem Herrenschloß wurde ein Kloster, dessen Mönche ein üppiges Leben führten, und deshalb vernichtet wurden. Zu gewissen Zeiten hört man die Glocken der Klosterkirche in der Tiefe des Sees läuten, und den Gesang der Mönche aus den stillen blauen Fluthen ertönen. So rankt sich der mythenbildende Volksgeist an Berg und Thal, Bach und See, Kreuz und Kirche an. In der heiligen Nacht, wenn dichter Schnee die Eifelberge deckt, verkünden die Glocken der Tiefe die Wiederkehr des Frühlings und das Auferstehen der Mutter Erde aus den Banden des Winterdrachen. Erfüllt von diesem Gedanken, schreiten wir der westlichen Seite des Sees zu, wo die jüngst an den Jesuitenorden verkauften Abteigebäude[5658] mit der herrlichen Kirche uns verlockend winken.

Die Höhe gegen Osten trug im 11. Jahrhundert die Burg Heinrichs II., Pfalzgrafen bei Rhein[5659], der sich nach dieser Veste Ritter von Laach nannte. Er war mit Adelheid[5660], einer Tochter des Markgrafen Otto von Thüringen[5661], vermählt. Da seine Ehe kinderlos blieb, so brachte sie der fromme Sinn

[5657] Der Umfang lag meist bei einem fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

[5658] 1863.

[5659] Heinrich II. von Laach (ca. 1050–1095), seit 1085 oder spätestens 1087 erster Pfalzgraf bei Rhein.

[5660] Adelheid von Weimar-Orlamünde (ca. 1055–1100).

[5661] Otto I. († 1067), Graf von Weimar-Orlamünde und ab 1062 Markgraf von Meißen.

jener Zeit auf den Gedanken, einen Theil ihrer Habe der Kirche zu geben, und ein Kloster am Ufer des Sees, mitten in der Waldespracht und zwischen den grünen Bergen zu stiften. Als sie sich mit diesem. Gedanken trugen, und nicht mit sich einig über den Ort des Klosterbaues werden konnten, sahen sie in einer dunkeln Nacht vom Fenster ihrer Burg den Spiegel des Sees wie mit tausend Lichtern erhellt. Diese bewegten sich alle nach dem Punkte hin, wo heute das Kloster steht. Der Pfalzgraf erkannte in der wunderbaren Erscheinung den Willen des Himmels, und 1093 wurde der Grundstein zu Kloster und Kirche gelegt. Da aber Heinrich bald hernach starb, und sein Nachfolger sich um den Bau nicht kümmerte, so gerieth er in's Stocken. Erst 1156 wurde die Kirche auf Kosten einer Gräfin Hedwig von Arras[5662] vollendet.

Die Mönche gehörten dem Orden des heil. Benedikt[5663] an, und machten sich um Urbarmachung des Bodens und um Pflege der Wissenschaften sehr verdient. Die reichen Schenkungen an Weinbergen, Wiesen, Fruchtfeldern, Geldrenten u. dgl., mit denen der rheinische Adel die Abtei bedachte, machte endlich die Mönche üppig. Es kam so weit, daß diese belagert, und nach tapferer Vertheidigung vom Erzbischof von Köln ausgetrieben wurden. Allein auch die neuen Insassen, unter denen sich viele Adelige befanden, verfielen bald der Sittenlosigkeit. Der duftige Rhein-, Ahr- und Moselwein war auch gar zu feurig, und die Mädchen von der Ahr mit ihren goldgestickten Mützen zu reizend, als daß die gut dotirten Mönche in ihrer Waldeseinsamkeit beim Rufen des Kukuks sich nicht erinnert haben sollten, daß sie nicht allein zum Psalmodiren und Bücherabschreiben in der Welt seien. Nach mancherlei Stürmen, von welchen die Abtei in den truchseßischen[5664], Schweden- und Revolutions-Kriegen betroffen wurde, verfiel sie 1802 dem Schicksal, aufgehoben zu werden. Die Abteigebäude mit den Ländereien wurden an einen Privaten verkauft. Die Kirche blieb Staatseigenthum, und Friedrich Wilhelm IV.[5665] gewährte in seiner bekannten Vorliebe für mittelalterliche Kunst die nöthigen Fonds zu ihrer Wiederherstellung.

Sie ist nach einem einheitlichen Plane im Rundbogenstyle aus Tuffstein aufgeführt, und, wie gesagt, in ihrer Art eine der schönsten Kirchen der Rheinlande. Am Aeußern wie im Innern machen sich die Spuren reicher Ornamentik bemerkbar. Leider ist von dem Reichthum nicht viel mehr übrig. Nur das Denkmal des Gründers der Kirche, des Pfalzgrafen Heinrich, ist erhalten. Es besteht aus einer Art Sarkophag, auf dem das bunt gemalte, aus Holz geschnitzte Bild des Pfalzgrafen, das Modell der Kirche auf der Hand tragend, ruht. Die kostbare Bibliothek der Abtei ist mit den gebrannten Fenstern, Skulpturen, Oelbildern, Monumenten und andern Kirchenschätzen in alle Winde zerstreut, den öffentlichen oder Privatsammlungen Deutschlands, Frankreichs oder Englands einverleibt.

Besteigen wir eine der Anhöhen in der Nähe, so ruhen die Blicke auf einem hügeligen Lande, das sich von Andernach bis Mayen erstreckt, und unter dem Namen Maifeld bekannt ist. Zahllose Bäche sind von lachenden Wiesen und Obstgarten eingefaßt. Diese wechseln mit Fruchtfeldern, Hecken und Baumpflanzungen. Wohlhabende Dörfer breiten sich auf dieser Hochebene aus. Da sie tiefer, wie die Berge der Eifel liegt, so ist das Klima milder und das Land fruchtbarer. Die Nette strömt, Mayen berührend, in vielen Windungen dem Rheine zu, während das Elzflüßchen ein liebliches Thal durchfließt und in die Mosel mündet.

Als Julius Cäsar am Rheine erschien, sahen die Fluren und Wälder des Maifeldes die Reiterschaaren der Usipiter und Tenchterer, die dort fouragirten. Es ist das ein Beweis uralter Feldkultur. Der fruchtbare Boden liefert Getreide aller Art. Die Wiesen geben Heu, die Bäche Fische, die Wälder Wild, und viele Mineralquellen bieten den Kranken und Schwachen heilkräftige Wasser. Aus der in der Tiefe ruhenden Lava werden Mühlsteine gebrochen. Ober- und Niedermendig, Ball und andere sind ihrer Steinbrüche wegen bekannt. Weite Gänge, in denen eisige Kälte herrscht, dienen jetzt als Lagerplätze für das berühmte Mendiger Felsenkellerbier, das neben den Mühlsteinen einen beträchtlichen Handelsartikel bildet.

[5662] Hedwig von Nordgau (ca. 922–nach 993).

[5663] Der Einsiedler, Abt und Ordensgründer Benedikt von Nursia (ital. Benedetto di Norcia; ca. 480–547).

[5664] Der Truchseßische Krieg von 1583 bis 1588 zwischen kurkölnischen und bayerischen Truppen wurde geführt, um zu verhindern, daß das Erzbistum Köln in ein erbliches, protestantisches Herzogtum verwandelt wird.

[5665] Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (siehe hierzu S. 92, Anm. 184).

Die Bewohner des Maifeldes sind stark und kräftig gebaut. Die Frauen tragen Kappen von weißem Stoffe, mit bunten Bändern am Hinterkopfe; die Mädchen zierliche, mit Gold- oder Silberfäden gestickte Mützchen über dem zu einem Wulste zusammen gebundenen Haare, in dem ein Metallpfeil steckt. Diese Tracht ist von Andernach bis Cochem an der Mosel üblich. Im 13. Jahrhundert war sie den adeligen Fräulein eigen, wie Familienporträts beweisen, so daß der Kopfputz von den höhern Ständen zu den niedern gelangte, und dort haften blieb. An der Ahr und im Jülicher Lande ruht ein Metallreif auf dem Haarwulste, und diesen deckt eine Mütze von Zeug oder Spitzen. Auf den Kirchweihfesten geht es hoch her. Der Bewohner des Maifeldes soll überhaupt dem Wohlleben geneigt und kein Freund des Sparens fein. Die Nette bildet eine Sprachscheide zwischen der oberdeutschen und niederdeutschen Mundart, oder vielmehr, die Gegend zwischen Nette und Ahr ist ein Uebergangsgebiet. Dort bezeichnet der Wechsel in Sprache, Tracht, Sitten und Bräuchen eine uralte Völkerscheide, die sich charakteristisch genug durch das Verschwinden des weißen Brodes und Vorkommen des Roggenbrodes, ferner durch die Kopftücher der Frauen auf dem linken Ahrufer andeutet.

Das Maifeld oder Mayenfeld soll seinen Namen von den Maiversammlungen der Franken haben. Dieser Annahme stehen Bedenken entgegen. Deutlicher tritt die uralte mythische Anschauung zu Tage, wenn wir die schöne Legende oder Sage von der Pfalzgräfin Genovefa[5666], die sich an die Frauenkirche von Niedermendig knüpft, in Betracht ziehen.

Wandeln wir durch die grünen Fluren zur Frauenkirche, deren weiße Mauern schon von ferne sichtbar werden! An dieser Stelle rauschten einst die gewaltigen Aeste eines Urwaldes, in dessen Tiefe Ure, Elche und Bären hausten. Aus dem Haften der Sage an diesem Orte, und bei dem mythischen Gehalte derselben, ist anzunehmen, daß sich dort einst die Kultusstätte der heidnischen Maienfelder befand. Verschwunden ist der heilige Ort, gestürzt sind die hohen Eichen, die ihn einst umgaben. Ueber dem Opferplatze der Germanen zieht der Pflug des Bauers seine Furchen. Nur die Kapelle mit dem Kreuze erinnert an den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Die Lieder der Priester sind längst verklungen; aber die Sage webt die duftigen Ranken immergrün um die schlichten Mauern des Kirchleins, und verkündet uns, wie Pfalzgraf Sigfried[5667] seine treue Gattin verstieß, wie sie in der Wildniß lebte, wie eine Hirschkuh ihren Knaben säugte, und endlich der Pfalzgraf auf einer Jagd Mutter und Kind wiederfand. Es sind neue Gestalten auf einem alten Bilde; eine gothische Malerei, hinter der die starren Züge eines Byzantiners, halb verwischt, hervorblicken. Was uns hier die Sage von der rheinischen Pfalzgräfin berichtet, erzählt die sächsische Vilcinasage[5668] von Sigfried dem Drachentödter und seiner Mutter Sisilia.

Auch diese wurde der Untreue fälschlich beschuldigt und sollte im Walde getödtet werden. Dort bringt sie den Knaben zur Welt, verschließt ihn in ein gläsernes Gefäß, und als dieses in’s Wasser fällt, stirbt sie vor Schmerz. Das Glasgefäß geräth bei der Ebbe auf den Strand und zerspringt. Das Geschrei des Knaben lockt eine Hirschkuh herbei, die ihn in ihr Lager trägt, und mit ihren Jungen aufsäugt. Dort findet ihn Schmied Mimer, der den starken Sigfried erzieht. Letztere Züge hat die Volkssage des Maifeldes vergessen. Die Bewohner aber nennen den Blitz „Unserer Lieben Frauen Genovefa Kerze“, und erzählen, wie Sonntagskinder ihr Rädchen schnurren hören, wenn sie hinter dem Altare der Frauenkirche spinnt. In frühern Jahren zogen die Bürger der Stadt Mayen am zweiten April in voller Rüstung zur Frauenkirche, schaarten sich in zwei Haufen und lieferten sich ein Scheingefecht. Hierauf ergötzten sie sich an Speise und Trank, und zogen dann wieder nach Hause. Derartige Kampfspiele, bei Frühlingsanfang im grünen Walde begangen, kommen in ganz Deutschland vor. Sie lehren uns die im Walde weilende Frau als die Ahnmutter des Menschengeschlechtes kennen, oder genauer gesprochen, als die Erdenmutter, die im Winter von ihrem Gatten, dem Sonnengotte, getrennt ist, bis dieser im Frühlinge erscheint, den die Frau hütenden Drachen nach hartem Kampfe tödtet, und nun als Frühlingssonne seinen Einzug auf die bräutlich geschmückte Erde hält.

In unserer Sage heißt der Gemahl der verstoßenen Frau Sigfried. In der Vilcinasage heißt der von einer Hirschkuh gesäugte Knabe so. Es hat das seinen guten Grund, denn Vater und Sohn sind eins; bei-

---

[5666] Genoveva von Brabant (angebl. ca. 730–ca. 750).

[5667] Wohl legendär.

[5668] Eine der nordischen Sagas.



KLOSTER LAACH

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

de stellen die im Winter sterbende, alt werdende Sonne, und die im Frühlinge geborne jugendliche Sonne vor. Das Kind ist nur eine Verjüngung des Vaters; Genovefa die Stammmutter der Franken, jene spinnende Bertha, von der selbst französische Sagen zu berichten wissen. Die Sonne wurde aber als Urkraft, als die alles bewegende Macht von den heidnischen Franken verehrt, und ihr Stammheld Sigfried ist kein anderer, als der Sonnengott, der Herr, Karl, der ja auch *magin*, *magus* oder *meinet* genannt wurde. So erklärt es sich, weshalb wir einen Maiengau, ein Maienfeld mit dem *vicus Ambiatinus*[5669] am Rheine haben. Zu Pfalzel bei Trier lebt ebenfalls die Sage von Genovefa, ein Beweis, daß sie sich ursprünglich nicht an das Geschlecht der rheinischen Pfalzgrafen knüpfte.

Von der Frauenkirche mögen wir nach dem Hauptorte des Maifeldes, nach Maien und von hier nach Koblenz auf der Landstraße wandern, oder uns über Polch nach Münstermaifeld begeben, wo der Freund des Alterthums und der Kunst viel Interessantes finden wird. Fruchtbare Fluren und wohlhabende Dörfer umsäumen das alte Münstermaifeld, dessen Stiftskirche zum h. Martin einen mehr als flüchtigen Besuch verdient. Sie wurde im 13. Jahrhundert erbaut und zeigt den gothischen Styl mit seinen bekannten Eigenthümlichkeiten. Im Innern befinden sich werthvolle Skulpturen. Vom Hauptthurm hat man eine prächtige Aussicht auf das umliegende Land, das besonders im Frühlinge durch die reiche Mannigfaltigkeit der Landschaft überraschend wirkt. So weit die Blicke reichen, erstreckte sich ehemals die Pfarrei des heil. Martin, dessen Stift schon im Testamente des Königs Dagobert[5670] 634 als eines der bedeutendsten genannt wird. Das zwei Stunden entfernte Lonnig, auf der südlichen Abdachung des Kamillenberges gelegen, besitzt ebenfalls eine schöne Kirche, die einstens zu einem Kloster gehörte, und drei verschiedene Bauzeiten aufweist. Dem Freunde des deutschen Rechtsalterthums werden drei Hügel in der Nähe interessant sein, die unter der Bezeichnung drei Tonnen bekannt sind. Sie sollen früher 30–40 Fuß hoch gewesen sein, und dienten als Gerichtsstätte, wie aus verschiedenen Urkunden hervorgeht. Auf gleichen Zweck führt uns der Name des Dorfes Ochtendunk, 963 Ofdemadinge, das heißt „auf dem Dinge“, genannt. Hier befand sich ein Palatium der fränkischen Könige, bei dem die Vogtei von den Grafen von Isenburg ausgeübt wurde.

Bassenheim, Rübenach und Metternich sind die Stammörter bedeutender adeliger Familien. Die Herren von Bassenheim spielen eine wichtige Rolle in der Geschichte des Deutschordens. Ihr altes Schloß ist zerfallen; das neue mit dem schönen Parke und den herrlichen Gartenanlagen vor Kurzem an den Fürsten von Hohenzollern[5671] verkauft worden. Immer mehr steigt der Weg bergan, bis wir an einer Kapelle links vom Wege die Glacis[5672] der Forts erblicken, welche die Höhen bei Koblenz krönen. Nur wenige Schritte, und wir sehen das Rheinthal vor uns. Im Grunde breitet sich Koblenz aus; zur Rechten steigt der Karthäuserberg empor, während gerade vor uns der gewaltige Ehrenbreitstein kühn die Felsenbirne in die Wolken hebt. Auf der Mosel gleiten Schiffe stromabwärts, während ein Eisenbahnzug über die stattliche Gitterbrücke dahin eilt, und der Ranch sich wie ein riesiger Erlkönig in der Abendluft verliert. Das Idyll des Maifeldes hat dem Epos des Rheinthales Platz gemacht.

N. Hocker[5673].

[5669] Damit ist wohl die Ortschaft Münstermaifeld gemeint.

[5670] Dagobert I. (siehe hierzu S. 1094, Anm. 3336).

[5671] Bei der Zwangsversteigerung im Jahre 1861 hatte Fürst Karl Anton von Hohenzollern (1811–1885) den Besitz für etwa 465.000 Taler erworben, veräußerte ihn aber wieder bereits 1873 an den Bankier Abraham von Oppenheim (1804–1878).

[5672] Das Glacis (frz. ursprüngl. Abhang) war im neuzeitlichen Festungsbau eine von der Feldseite her leicht ansteigende Erdanschüttung vor dem Graben. Es diente den Verteidigern auf den Wällen als Schußfeld, da es durch die Vermeidung toter Winkel Angreifern nur geringe Deckung bot. Das Glacis war aus diesem Grund im Idealfall unbebaut und nicht mit Bäumen bewachsen. Zudem wurden auf einem Glacis oftmals tiefwurzelnde Gewächse angepflanzt, um das Ausheben von Annäherungsgräben zu erschweren. Ab dem ausgehenden 18. Jhd. dienten die Flächen des Glacis oftmals als städt. ‚Kleingartenanlage‘ bzw. als Promenade.

[5673] Der Journalist Nikolaus Hocker (1822–1900), der ab 1857 die „Kölner Nachrichten“ leitete.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 165-169.

Dover[5674].

Wer Dover in feinem ganzen Stolze sehen will, der muß es von der Seeseite sehen; und so sah ich's an jenem Sountagsmorgen, nach kurzer, kaum fünfstündiger Fahrt von Ostende. So rasch, unter dem klarsten Sonnenschein und blauesten Himmel, hatte mich das Schiff herübergetragen, – dasselbe Schiff, welchem ich so oft vom Kursaal nachgesehen, wenn es die See kreuzte und mit seiner immer schwächeren Dampfsäule am Horizonte hinschwand. Auf mehre Meilen Entfernung noch tauchte es, ein bloßer Schimmer, auf am östlichen Horizont, dann wuchs es, meilenweit, in blendendem Weiß, aber obenhin mit einem leisen Anflug von Grün. Wie eine Mauer zuletzt stand es da, eine Riesenmauer, die das Land schützt und dem Anprall des Meeres wehrt. – Ja, wem, der diese Felsen zuerst sieht, schroff und glatt abfallend in's Meer und nur obenhin spärlich bedeckt mit einer grünlichen Erdschicht, kommen sie nicht vor wie Festungsmauern, auf welche dies stolze England gegründet ist? –

Und dieses sind die berühmten Kreidefelsen von Kent, das Wunder der Reisenden, wenn sie, vom Kontinent herüberkommend, die Küsten von England zuerst begrüße. Jeder, wer England sehen will, sollte es von dieser Seite sehen – fest und sicher umgürtet von. seinen eigenen Felsen und stolz überragt von dem Kastell von Dover, welches schon Matthew Paris[5675] beschrieb als „*clavis et repagulum totius regni*“[5676], als das Schloß und den Riegel des ganzen Reiches.

Jahrhunderte lang berühmt als der wichtigste der „Fünf Häfen“ oder *Cinque Ports* war dies Dover, eine aus den Zeiten der Invasion und Normannenherrschaft stammende eigenthümliche Organisation. Sie hängt mit ihrer Lage längs demjenigen Theile der englischen Seeküsten von Kent und Sussex, welche dem Kontinent am nächsten ist, zusammen. Wie sich aus Domesday-Book, diesem Grund- und Wurzelwerk der englischen Verfassung, ergibt, genossen schon in den Tagen von Eduard dem Bekenner[5677] die Hafenstädte Dover, Sandwich und Romnay, in Anbetracht ihrer, dem Staate zur See geleisteten Dienste, einer Freiheit von allen denjenigen Auflagen und Lasten, denen andere Orte unterworfen waren. Aber die eigentliche Institution der Häfen, welchen nun noch Hastings und Hythe hinzugefügt wurden, war ein Werk des Eroberers[5678] selber, dessen meisterliche Politik darin ein Mittel erkannte, seine Verbindung mit dem Kontinent zu erleichtern, sowie seine Gewalt über die neuerworbenen Besitzungen fester zu schmieden. Lange bevor er sich zu seiner großen Unternehmung einschiffte, hatte sein scharfes Auge die schwachen sowohl als die starken Punkte der Süd-Ostküste von England entdeckt, und die Uebergabe des Kastells von Dover – jener Festung, welche von frühester Zeit an wegen ihrer natürlichen und künstlichen Vortheile als „*clavis et repagulum*“ des Reiches betrachtet wurde – war eine von den Punkten des berühmten Eides, welchen er von dem letzten Sachsenkönig, dem unglücklichen

---

[5674] Lat. Portus Dubris.

[5675] Matthaeus Parisiensis († 1259), Geschichtsschreiber im Benediktinerkloster St Albans unweit von London.

[5676] Lat., „Schlüssel und Schlagbaum“ für das gesamte Königreich.

[5677] Eduard der Bekenner (ca.1004–1066), seit 1042 König von England.

[5678] Wilhelm der Eroberer (siehe hierzu S. 365, Anm. 1058).

Harald[5679] erzwang. In dem er die Seestädte, welche die großen Außenwerke seiner Eroberung bildeten, von den beiden Grafschaften, zu denen sie gehörten, trennte: schuf Herzog Wilhelm sie zu einer Art von pfalzgräflicher Gerichtsbarkeit um, unter einem „*gardien*“ (aus welchem später anglisirt „*warden*“ unser deutsches „Wardein“ wurde). Derselbe hatte seinen Sitz im Kastell von Dover und übte über den ganzen Distrikt die vereinigte Civil-, Militär- und maritime Gewalt. Die hauptsächlichste Gegenleistung der fünf Häfen für die ausgedehnten Freiheiten und Immunitäten, welche sie zu einer Zeit genossen, wo der Rest des Landes unter einem eisernen Despotismus seufzte, bestand in der Ausrüstung und Bemannung von Schiffen für den Transport von des Königs Kriegsvölkern und dem Schutz seiner Küsten. Nach den Ausdrücken der Charte von Eduard I.[5680] mußten jedesmal 57 Schiffe bereit sein, so oft der König die See kreuzte; die Anzahl der Seeleute belief sich auf 1137 Mann und 57 „*garcions*“ (Schiffsjungen). Diese geringe Zahl von Schiffen und Leuten ist der Kern der Ungeheuern Seemacht Englands; aus solch kleinen, aber schon damals weise gepflegten Anfängen, hat sie sich zu ihrer jetzigen Weltbedeutung entwickelt. Bis zur Regierung Heinrichs VII.[5681], spät im 15. Jahrhundert, genügte diese Handvoll Schiffe zum Schutze der englischen Küsten; aber von da ab begann die Bildung einer National-Marine, welche die Dienste der fünf Hafen überflüssig machte. Der so zu sagen private Charakter des englischen Küstenschutzes wich einer neuen Anschauung und in den Händen des Staates, der jene Verpflichtung übernahm, wuchs die englische Flotte heran.

Aus diesen und andern Gründen haben die fünf Häfen ihre frühere Bedeutung verloren. Einige sind gar keine Häfen mehr, sondern liegen mitten in trockenem Lande. Die See hat im Verlauf von Jahrhunderten ihre alten Landmarken verlassen und Ryn, Romnay und Sandwich liegen heute weitab von ihr, von grünen Feldern umgeben und nur durch Flüßchen noch mit ihr verbunden, auf denen höchstens kleine Böte [sic!] hin- und hergehen können.

Aber die Zähigkeit der Engländer im Festhalten des Alten und Hergebrachten ist fast stärker noch, als die Zeit selber. Obgleich die fünf Häfen keine fünf Häfen mehr sind, so hat sich ihr Name und ein Theil ihrer alten Gerechtsame bis auf diesen Tag erhalten. Noch senden sie, als solche, ihre Vertreter in das Parlament, welche „Barone“ heißen, und wenn ein Monarch von England gekrönt wird, so haben sie das Recht, den Baldachin über dem Haupte desselben zu tragen.

„Sie, die tragen
Das Tuch der Ehre, über ihm sind vier Barone
Von den fünf Häfen.“ (Shakespeare)[5682]

Auch das Amt des Lord Wardein (*Lord Warden*, das altfranzösische „*gardien*“), obgleich seiner ursprünglichen Macht und Würde fast ganz beraubt – wie Alles in der That, was mit den fünf Häfen zusammenhängt – hat sich doch wenigstens dem Namen nach in der Gegenwart erhalten, ein Schatten nur, aber doch einer, den der Freund der Vergangenheit zu betrachten liebt und ganz geeignet, historische Erinnerungen in dem Gedächtniß der Mitwelt wach zu rufen. Man gab diesen Titel – denn viel mehr ist es wirklich nicht, außer daß dem jeweiligen Lord Wardein ein kleines Schloß an dieser Seeküste, Walmer Castle[5683], als Residenz angewiesen ist – verdienten und populären Männern als eine Art von letzter Auszeichnung, wenn alle andern Ehren erschöpft waren. Der jüngere Pitt[5684] und der Herzog

---

[5679] Harald II. (eigentl. Harold Godwinson; 1022–1066) war der letzte angelsächs. König vor der Eroberung Englands durch die Normannen.

[5680] Eduard I. (engl. Edward I; 1239–1307), seit 1272 König von England, Herr von Irland und Herzog von Aquitanien.

[5681] Heinrich VII. Tudor (walis. Harri Tewdwr; engl. Henry VII; 1457–1509), seit 1485 König von England und Herr von Irland.

[5682] „King Henry VIII.“, Act IV, Scene I: “They that bear \ The cloth of honour over her, are four barons \ Of the Cinque Ports.”

[5683] Von 1539 bis 1540 als Teil einer aus 20 Burgen bestehenden Festungskette erbaut, die Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547) zur Abwehr span. bzw. frz. Invasionen hatte errichten lassen. Seit 1708 dient die Festung als Residenz des Lord Warden of the Cinque Ports.

[5684] Der zweimalige engl. Premierminister William Pitt d. J. (1759–1806).

von Wellington, „der eiserne Herzog“, waren Lord Wardeine der fünf Häfen. Nach dem Tode des letzten Lord Wardein, des Marquis von Dalhousin[5685], dachte man das Amt und den Titel gänzlich aufzuheben. Aber der allgemeine Ruf von Kent war für einen Lord Wardein, und man verlieh noch einmal diese Würde dem populärsten Manne des heutigen Englands – dem Premier, Lord Palmerston[5686].

Ich selber war Zeuge des feierlichen Aktes, als „*old Pam*“ (1861) in dieses sein neues Amt eingeführt wurde. An jenem Tage sah ich den alten Herrn in seinem ganzen Glanze. In seiner Uniform eines „*Lord Warden*“ – blauer Rock mit rothem Kragen und das Großkreuz des Bath-Ordens – kam er von Walmer herübergeritten. Wir waren Nachbarn, wohnten kaum eine Stunde von Dover und ein köstlicher Weg war es hinauf, zuerst zwischen wogenden Kornfeldern, durch ein paar Dörfer, durch einen hohen, kühlen Wald, an einer stillen Kirche unter Bäumen und Epheu – an einem alten, stattlichen Edelsitz, von Mauern umschlossen, vorbei und dann auf der Höhe dahin, über grüne Haidehügel mit dem Ausblick auf die weite, sonnenschillernde, blaue See und den Horizont darüber, so weit nur das Auge reichen konnte. Wie kühl das von unten herauf wehte! Und welch ein wunderschöner Tag das war – und welch ein Bild, Alles bedeckt von bunten Volksschaaren, die gen Dover zogen, und er mitten dazwischen, hoch zu Roß, der „letzte Dandy“, grau geworden, aber immer noch jovial und – der „Lord Wardein“ im blauen Rock, mit dem grossen Kreuz auf der Brust. Aber nein – er legt jetzt die Tracht eines Ritters des Hosenbandordens an – das runde goldene Schild mit dem heiligen Georg auf der Brust an dem breiten blaugewässerten Bande, welches von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hängt, und das güldne und himmelblaue Band um das linke Knie – . „*Honny soit qui mal y pense!*“[5687] Ja, der letzte Dandy versteht noch die Kunst der Toilette, und da sehen wir ihn sitzen in einem Zelt auf dem Hügel von Bredenstone, unter einem Baldachin und auf einem Scharlachthron und rings um ihn, im Halbkreis, mit ihren Stäben in der Hand die Mayors der fünf Hafen und „zwei Städte“, um in feierlicher Sitte und nach altem Brauch den „*Court of Shepway*“ zu halten. Der Seneschall trat vor und entrollte ein mächtiges Pergament, aus welchem er das Mandat zur Berufung der fünf Häfen vorlas im Namen von „Henry John Temple, Viscount Palmerston, Constable des Kastells von Dover, Lord Wardein, Kanzler und Admiral der fünf Häfen, zwei alter Städte und ihrer Glieder“ u. s. w. Dann Reden und zuletzt ein Bankett mit neuen Reden in der Stadthalle, „*Maison Dieu*“ genannt, aus der Zeit der Normannenkönige, der Templer und Kreuzfahrer. – Noch lauge in die Nacht hinaus glühte das ganze Meer von Dover bis Deal von Wasserfeuerwerk und dem Widerschein der illuminirten Städte, Dörfer und Schlösser, die ganze Küste von Kent entlang. –

In solch einem Feiertagsglanze wird man Dover lange nicht wiedersehen. Und doch hat diese Stadt immer und an jedem Tage einen Anstrich, der sie von dem Alltagsleben anderer Städte weit unterscheidet. Das macht im Sommer das Seebad, welches eines der fashionabelsten im Königreiche ist, und das ganze Jahr rund der Umstand, daß Dover noch immer die Hauptstation für den Verkehr zwischen dieser Insel und dem Kontinent ist. Jeder, der Dover sieht, sieht es mit einem besondern Blicke an, Derjenige, welcher kommt, mit dem Blicke der Freude, die Heimath wieder zu grüßen oder ein neues Land zu sehen, so schön, wie dieses; Derjenige, welcher geht, mit dem Blicke des Abschiedes. Eine bunte Menge von fremden Gesichtern und eigenthümlichen Trachten, welche an jedem Tage mehrmals wechselt, drängt sich beständig zwischen dem Meere und den Straßen, schlanke Dampfer, ankommend oder abgehend, schaukeln sich fortwährend auf dem weiten Bassin im Hafen und auf zwei verschiedenen Eisenbahnen laufen von hier Stunde um Stunde Personenzüge nach London – die einen nach Londonbridge und der City, die andern nach der Viktoria-Station im Westend. –

Die Hafenwerke von Dover sind ein wahres Wunderwerk in ihrer Art. Es hat mehr als zehn Jahre gedauert, bis sie fertig wurden, und die Gesammtausgabe für dieselben beläuft sich auf mehr als 15 Millionen Thaler. Früher war es nicht möglich, bei schlechtem Wetter, namentlich bei Süd-Weststürmen, in Dover einzulaufen; jetzt ist dieser Hafen nicht blos einer der wichtigsten im Königreiche,

---

[5685] James Andrew Broun-Ramsay, 1st Marquess of Dalhousie (1812–1860), Generalgouverneur von Indien und 1853 zum Lord Warden of the Cinque Ports ernannt.

[5686] Henry John Temple, 3rd Viscount Palmerston (1784–1865), seit 1846 mehrmals engl. Premierminister.

[5687] Frz., „Ein Schelm, wer Böses dabei denkt“, die Devise des 1348 vom engl. König Eduard III. (engl. Edward III; 1312–1377) gestifteten Hosenbandordens (engl. The Most Noble Order of the Garter).

sondern auch einer der sichersten. Aber die Schwierigkeiten waren ungeheuer; und wenn man nun, nach ihrer Vollendung, auf den festen Dämmen weit in's Meer hinaus promenirt, und mit der Sicherheit des festen Landes unter sich, die ganze Herrlichkeit des offenen Meeres genießt, so denkt man wohl nicht an die jahrelange, gefahrvolle Arbeit, die es machte, diese Dämme aus einer Tiefe von 7–8 Faden[5688] vom Meeresgrunde herauf mitten in Toben und Stürmen, in Ebben und Fluthen des wildbewegten Kanals zu bauen. Am freiesten und deutlichsten hat man den Ueberblick der Hafenbauten und des weiten Meeres mit all seinen Schiffen vom „*Lord Warden*" aus. Dieser Lord Warden ist ein Hotel, und zwar dasjenige, welches sich rühmt, eines der besten Hotels in England zu sein. Und fürwahr – hier auf den weichen Teppichen des großen Speisesaals, nach stürmischer Seefahrt zuerst wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, und durch die hohen Spiegelscheiben desselben auf das unten verrollende Meer zu schauen – ihn wieder zu sehen, den alten „*head-waiter*" mit der rothen Nase und der weißen Kravatte, als ob alle Tage Sommer wär' im Lord Warden von Dover – sich an einen der köstlich gedeckten Tische zu setzen und zum erstenmal wieder aus der dicken englischen Tasse Thee zu trinken und die „Times" dabei zu lesen: das ist ein Vergnügen, wie man es nur in England haben kann und dessen man auf dem Kontinent noch lange mit einer Art von Heimweh gedenken wird!

Ich will nicht von Dover scheiden, ohne die Leser noch auf eine der kühnsten Klippen aufmerksam gemacht zu haben, welche rechts von der Stadt weitaus sichtbar in's Meer ragt. Dies ist die berühmte „Shakespeare-Klippe", welche der Tragöde gemeint haben soll, als er in „König Lear" seinen Edgar sagen läßt in dem Lande „nah bei Dover":

Kommt, Herr, hier ist der Ort: steht still! wie grauenvoll
Und schwindelnd ist's, so tief hinabzuschaun!
Die Krähn und Dohlen, die die Mitt' umflattern
Sehn kaum wie Käfer aus – halbwegs hinab
Hängt Einer, Fenchel sammelnd, – schrecklich Handwerk!
Mich dünkt, er scheint nicht grösser als sein Kopf.
Die Fischer, die am Strande gehn entlang,
Sind Mäusen gleich; das hohe Schiff am Anker
Verjüngt zu seinem Boot; das Boot zu Tönnchen
Beinah zu klein dem Blick; die dumpfe Brandung,
Die murmelnd auf zahllosen Kieseln tobt,
Schallt nicht bis hier. – Ich will nicht mehr hinabsehn,
Daß nicht mein Hirn sich dreht, mein wirrer Blick
Mich taumelnd stürzt hinab. (Schlegel-Tieck)[5689]

Heute geht die Eisenbahn nach London[5690] mit einem gewaltigen Tunnel durch diesen Kalkfelsen und große Stücke von seiner Spitze haben die Stürme der Jahrhunderte heruntergerissen und rings um seinen Fuß bis in's Meer verstreut, aber er „wächset nach demselben Maße" nicht wieder, und vielleicht kommt eine Zeit, wo er nur noch in der Tragödie des großen Dichters leben wird. Da freilich, trotz Eisenbahn und Südwest-Sturm, ist ihm die Ewigkeit gesichert. –

Julius Rodenberg.[5691]

[5688] Nautischer Faden (engl. fathom): 1 fm = 2 yd = 6 ft = 72 in = 182,88 cm = 1,8288 m.

[5689] „King Lear", Act IV, Scene VI: "Come on, sir; here's the place: stand still. How fearful \ And dizzy 'tis, to cast one's eyes so low! \ The crows and choughs that wing the midway air \ Show scarce so gross as beetles: half way down \ Hangs one that gathers samphire, dreadful trade! \ Methinks he seems no bigger than his head: \ The fishermen, that walk upon the beach, \ Appear like mice; and yond tall anchoring bark, \ Diminish'd to her cock; her cock, a buoy \ Almost too small for sight: the murmuring surge, \ That on the unnumber'd idle pebbles chafes, \ Cannot be heard so high. I'll look no more; \ Lest my brain turn, and the deficient sight \ Topple down headlong."

[5690] Am 7. Februar 1844 hatte die South Eastern Main Line Dover erreicht.

[5691] Julius Rodenberg (siehe hierzu S. 439, Anm. 1248).



DOVER

Bibliograph. Institut Hildburghausen

Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 170-176.

Metz.

Dies klare, schöne Bild – die stattlichen Häuser, welche sich in dem hellen Flusse spiegeln, überragt von dem herrlichen Dome, einem Meisterwerke gothischer Baukunst, der Eindruck des Ganzen, der Himmel, der sich über ihm wölbt – ist das nicht ganz das Bild einer deutschen Stadt? – Die Stadt aber ist Metz, die Hauptstadt des französischen Mosel-Departements.

In alter Keltenzeit, ehe Cäsar Gallien den Römern unterwarf, stand auf dieser Stelle an der Mosella eine Stadt der Mediomatriker, Divodurum, auch wohl nach dem Volksstamme Mediomatrica genannt, abgekürzt und verderbt später Mattae oder Metis. Der Sturm der Hunnen, als Attila[5692], die Geißel Gottes, seine Völkerfluth von Morgen gen Abend wälzte, viel deutsche Stämme darunter! brauste über jene Gegend hin und zerstörte die alte Stadt, an deren Stätte sich nun eine neue Metis erhob, welche bald unter die Herrschaft der eindringenden Franken gerieth. Sie vermischten sich tiefer in Gallien mit den Einwohnern und wurden allmälig Romanen, während in den östlichen Landestheilen, Austrasien, ihre deutsche Nationalität vorherrschend blieb. Hier nahm bei der Ländertheilung nach Klodwig’s[5693] Tode sein ältester Sohn Theodorich[5694], von der Heidin geboren, seinen Sitz, und Neustrien, der Westen und Süden, fiel den Kindern der christlichen Burgundern zu. Die Hauptstadt von Austrasien war und blieb Metz, wie es nun von den Franken kurzweg genannt wurde. Hier haben dann bei den vielen Ländertheilungen der Merovinger die Könige von Austrasien stets gesessen, hier hat die furchtbare Brunhilde gehaust, in gegenseitiger Feindschaft mit ihrer Schwägerin zu Soissons, Fredegunde, grauenhaften Andenkens. Von den Karolingern liegt Kaiser Ludwig der Fromme[5695], der schwache Sohn Karls des Großen, hier begraben; sein Grabmal, wenn auch nur als Ruine, hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Seit Ludwig, dem ersten König der Deutschen[5696], hat Metz zum deutschen Reiche gehört.

Es wurde bald eine reichsunmittelbare Stadt. Die Gewalt war zwischen dem Bischof und dem Rath getheilt und es gab viel Hader und Streit darüber. Im elften Jahrhundert errang aber die bürgerliche Macht mit Hülfe des Volks die Oberhand über die geistliche, so daß der Bischof in der Stadt sowohl, wie im ganzen Gebiete derselben, dem Lande Messin, nur das Recht behielt, an der Wahl des Magistrats Antheil zu nehmen und daß dieser den Eid in seine Hand ablegte: immer noch Anlaß genug zu Streitigkeiten! In diese Zeit fällt auch die Grundsteinlegung der Kathedralkirche, deren Prachtbau im edelsten Styl ein stolzes Denkmal deutscher Herrlichkeit geworden ist – fünf Jahrhunderte nahm er in Anspruch, ehe er vollendet wurde. Mit der Entwickelung städtischen Lebens und städtischer Wehrhaftigkeit wurde

[5692] Attila († 453) seit 434 „König“ (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

[5693] Der Frankenkönig Chlodwig I. (siehe hierzu S. 1366, Anm. 4231).

[5694] Theuderich I. (vor 484–533), seit 511 fränkischer König im Osten des Reichs.

[5695] Ludwig I. der Fromme (frz. Louis le Pieux; 778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

[5696] Ludwig II. der Deutsche (ca. 806–876), seit 817 Unterkönig von Baiern, das er ab 826 selbständig regierte, seit 843 König des Ostfrankenreiches.



METZ.

Bibliograph: Institut in Hildburghausen.

auch Metz eine mächtige Stadt. Die streitbaren Bürger wiesen jeden Versuch, sie ihrer Freiheit zu berauben, von ihren Mauern ab. Wie es überhaupt die deutschen Städte waren, welche die neuen Feuergeschütze in Deutschland verbreiteten, viel früher, als in Büchern zu lesen ist, so hatte auch Metz deren bald zu seiner Vertheidigung angeschafft. Die Bürger von Metz haben bereits im Jahre 1324 eine Belagerung mit Bombarden abgetrieben. Der kriegerische Erzbischof Balduin von Trier[5697], zu dessen Sprengel Metz gehörte, sein Neffe, König Johann von Böhmen[5698], und der Herzog Ferry von Lothringen[5699], dem die reichsfreien Städte mitten in seinem Lande unbequem waren, hatten sich gegen Metz verbunden, mußten aber von seinen Mauern abziehen.

Mit der Zeit wurden aber die Bürger viel zahmer. Die „Herren“ vom Rath, an deren Spitze der Schöppenmeister stand, maßten sich immer mehr Gewalt an und übten einen Druck in der Stadt, welcher zuweilen unerträglich wurde und die Bürger geneigt machte, sich lieber einem Fürsten zu unterwerfen, von dem sie mehr Gerechtigkeit hofften. Wir wollen nun unsern Lesern erzählen, wie Metz für Deutschland verloren gegangen ist.

Nach dem Siege Kaiser Karls des Fünften über die Fürsten und Städte des schmalkaldischen Bundes[5700] trat bei den Protestanten die Besorgniß hervor, daß ihre Glaubensfreiheit ganz unterdrückt werden sollte; alle Versicherungen des Kaisers konnten sie nicht darüber beruhigen, denn die Thatsachen entsprachen den Worten nicht, am wenigsten die offen hervortretenden Bemühungen, seinen Sohn Philipp, der in Spanien erzogen war und fanatisch für die alleinseligmachende Kirche dachte, zu seinem Nachfolger auf den Kaiserthron wählen zu lassen. Noch mehr als das regte sich die Befürchtung, daß der Kaiser eine unumschränkte Monarchie in Deutschland aufrichten und die Fürsten und Reichsstände ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wolle. Die Räthe, die ihn umgaben, Spanier und Spanischgesinnte, der Bischof von Arras, Granvella[5701], der Herzog Alba[5702], welche ihre Geringschätzung für die deutsche Nation wenig verhehlten, ließen sogar Gewaltmaßregeln fürchten: die Gefangenhaltung der beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes, das Interim in Glaubenssachen, dessen Name schon verdächtig klang und das Wort, welches der Gesandte des Kaisers an den Markgrafen Johann von Brandenburg[5703] geäußert: „der Kaiser verlange Gehorsam, wie in weltlichen, so in geistlichen Dingen,“[5704] waren Gründe genug zum Mißtrauen. So bereitete sich denn in aller Stille und Verschwiegenheit ein geheimer Fürstenbund gegen den Kaiser; Markgraf Johann, der Bruder des Kurfürsten von Brandenburg[5705], gewöhnlich von seinem Sitze Hans von Küstrin genannt, betrieb die Sache rastlos. Der Herzog in Preußen[5706], sein Oheim, schürte das Feuer von fern, Johann Albrecht von Mecklenburg[5707], der bald dafür gewonnen wurde, trat in Unterhandlungen mit dem neuen Kurfürsten von Sachsen Moritz[5708],

---

[5697] Balduin von Luxemburg (ca. 1285–1354), seit 1307 Erzbischof und Kurfürst von Trier, von 1328 bis 1336 (mit Unterbrechung) Administrator des Erzbistums Mainz und von 1331 bis 1337 Administrator der Bistümer Worms und Speyer.

[5698] Johann von Luxemburg, genannt der Blinde (tschech. Jan Lucemburský; 1296–1346), seit 1311 König von Böhmen, Markgraf von Mähren, Graf von Luxemburg und von 1311 bis 1335 Titularkönig von Polen.

[5699] Friedrich IV. (frz. Ferry IV. le lutteur; 1282–1328), seit 1312 Herzog von Lothringen.

[5700] In der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547, in der Kaiser Karl V. den Schmalkaldischen Bund, ein Bündnis prot. Landesfürsten und Städte unter der Führung von Kursachsen und Hessen, besiegte.

[5701] Antoine Perrenot de Granvelle (1517–1586), seit 21. Mai 1543 Bischof von Arras, am 26. Februar 1561 zum Kardinal erhoben.

[5702] Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (1507–1582), von 1567 bis 1573 Statthalter der span. Niederlande.

[5703] Johann von Brandenburg-Küstrin (1513–1571), seit 1535 Markgraf der Markgrafschaft Brandenburg-Küstrin.

[5704] Frei zitiert nach Johannes Voigts (1786–1863) „Markgraf Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach […]. Erster Band“ (Berlin: Deckersche Geheime Hofbuchhandlung 1852), S. 233.

[5705] Joachim II. Hector (1505–1571), seit 1535 Kurfürst von Brandenburg.

[5706] Albrecht von Brandenburg-Ansbach (1490–1568), ab 1525 1. Herzog von Preußen.

[5707] Johann Albrecht I. (1525–1576), von 1547 bis 1556 Herzog zu Mecklenburg im Landesteil Mecklenburg-Güstrow, seit 1556 in Mecklenburg-Schwerin.

[5708] Moritz von Sachsen (1521–1553), seit 1541 Herzog des albertinischen Sachsens sowie von 1541 bis 1549 Herzog von Sagan und ab 1547 auch Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

welcher im schmalkaldischen Kriege für den Kaiser gegen seinen Vetter, den damaligen Kurfürsten, der nun gefangen saß, gestritten hatte und dem Kaiser seinen Kurhut verdankt. Moritz stand eben mit der Reichsexekution vor Magdeburg, das er belagerte, weil es sich dem Kaiser und dem Interim nicht unterwerfen wollte; er war nicht abgeneigt, dem Bunde beizutreten, da der Kaiser, trotz aller Vorstellungen, auf Grund einer von den Spaniern gefälschten Vertragsurkunde seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen[5709], noch immer gefangen hielt. Nur Sicherheit wollte er haben und auf welche Seite er auch gerieth, so gedachte er, wie er sich ausdrückte, „seinem Widerpart das Spiel zu verderben, ja die Karten zu zerreißen."[5710] Man hoffte auch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg zu gewinnen, der junge gewaltthätige Albrecht von Brandenburg-Kulmbach[5711], als Kriegsheld gefürchtet, schien sicher; man richtete die Augen auf die Seestädte, den König von Dänemark[5712], ja England. Noch immer glaubte man sich aber nicht stark genug gegen den Kaiser, welchem die Macht der katholischen Reichsstände, der österreichischen Erblande mit Ungarn und Böhmen, die Macht Spaniens, Italiens und der Niederlande zu Gebote stand. Ein Bund mit Frankreich denn! Vom Herzog Otto von Braunschweig[5713] war dieser Gedanke bereits im Jahre 1548 ausgegangen und dann von mehrern Seiten eifrig gepflegt und verfolgt worden; König Heinrich II.[5714] ergriff die Hand, die ihm entgegengestreckt wurde, nur zu bereitwillig, aber er verlangte ausdrücklich eine stattliche Gegenverpflichtung und Zusage. Die Verhandlungen zogen sich lange hin. Der Kaiser wußte es bald, daß sich ein Bund deutscher Fürsten gegen ihn bildete und daß Hans von Küstrin die Seele und die treibende Kraft aller darauf zielenden Verhandlungen war. Nicht seine Macht, sondern sein Charakter gab ihm Bedeutung. Der Kaiser wußte diesen Charakter mit gewohntem Scharfblick richtig zu erkennen und wandte sich darum an ihn mit der drohenden Frage: was all' die geheimen, aufrührerischen Praktiken bedeuteten, die er sich, nebst einigen andern Fürsten, gegen ihn unterstanden? Dadurch trieb Kaiser Karl die Sache zur Entscheidung. Der Markgraf entschuldigte sich zwar einigermaßen, verlangte aber nun von seinen Verbündeten einen bestimmten Entschluß. So schrieb er an seinen Vetter von Kulmbach: „Wer nicht mit an's Werk will, sage es nur frei heraus, kurz und rund, denn es gilt nun nicht mehr viel Prangens und Hofirens, sondern Ja und Nein!"[5715] Auch Moritz von Sachsen drängte zur That. „Ew. Liebden," schrieb er unter Andern, „kennen mich sonder Zweifel, daß mir der Schnabel nicht lang gewachsen ist. Träten jetzt noch Hindernisse und Sperrungen ein, so werden wir in Ewigkeit nie wieder eine so stattliche Hülfe zu hoffen haben, steckten wir auch im Bade bis über die Ohren. Darum halte Ew. Liebden mit Fleiß bei den Ihren an, daß kein fauler, ja unfürstlicher Possen gerissen werde, denn wir stecken so tief im Salz, als wir nur mögen und steht uns nichts mehr als Erstechen und Verjagen darauf."[5716] – Es wurde denn ein geheimer Fürstentag auf dem Jagdschlosse Lochau, jetzt Annaburg, gehalten. Hier fand sich auch in Verkleidung als Abgesandter des Königs von Frankreich, der Bischof von Bayonne[5717], ein, der mit glänzender Beredsamkeit zum kräftigen Vorgehen drängte und ein starkes Hülfsheer in Aussicht stellte. Hans von Küstrin war aber nicht für den Angriff, sondern allein für Abwehr, wie es in den bisherigen Verträgen beschlossen

---

[5709] Philipp I., genannt der Großmütige (1504–1567), seit 1509/1518 Landgraf der Landgrafschaft Hessen.

[5710] Voigt, Markgraf Alcibiades, wie S. 1821, Anm. 5704, S. 232.

[5711] Albrecht II. Alcibiades (1522–1557), von 1541 bis 1554 Markgraf von Brandenburg-Kulmbach.

[5712] Christian III. (1503–1559), seit 1534 König von Dänemark und Norwegen.

[5713] Otto I. (1495–1549), seit 1520 Herzog von Braunschweig-Lüneburg, von 1520 bis 1527 Fürst von Lüneburg und ab 1527 Inhaber der Herrschaft in Harburg.

[5714] Heinrich II. (1519–1559), seit 1547 König von Frankreich.

[5715] Hier zitiert der Autor, Karl Gustav von Berneck (siehe hierzu S. 1826, Anm. 5742), offensichtlich aus seinem eigenen Werk „Der Erste Raub an Deutschland. – Historischer Roman von Bernd von Guseck [sic!]. – Zweiter Band" (Leipzig: H. Costenoble 1862), S. 8f.; er selbst könnte seine Weisheit zusätzlich noch aus dem von Friedrich von Raumer (1781–1873) herausgegebenen „Historischen Taschenbuch. […]. Dritte Folge. Achter Jahrgang" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1857), S. 36 bezogen haben.

[5716] Berneck/Guseck, Raub an Deutschland, wie S. 1822, Anm. 5715, S. 12; er selbst könnte seine Weisheit zusätzlich noch aus dem von Raumer (s. o.) herausgegebenen „Historischen Taschenbuch" 1857 (siehe hierzu S. 1822, Anm. 5715), S. 135 u. 189 bezogen haben.

[5717] Étienne de Poncher († 1553), seit 1532 Bischof von Bayonne, seit 1551 Erzbischof von Tours.

worden und es kam zwischen ihm und dem Kurfürsten Moritz darüber zu einem so heftigen Streit, daß Johann, persönlich beleidigt, sogleich aufbrach und dadurch den Abschluß der Verhandlungen störte. Der französische Gesandte war dabei mit seinen Forderungen noch nicht hervorgetreten, hatte aber erklärt, daß sein Herr, in der Hoffnung, daß die Bundesfürsten in allen Dingen unter einander vollkommen einig seien, schwer getäuscht, alle Verhandlungen abbrechen und die Täuschung für eine Injurie ansehen werde. In dieser Gefahr wurde daher eine neue Zusammenkunft auf dem Jagdschlosse Friedeberg in Hessen anberaumt: die Söhne des gefangenen Landgrafen hatten das größte Interesse dabei. In diesem einsamen Waldfrieden wurde Deutschlands erste Erniedrigung von deutschen Fürsten berathen. Freilich, um gerecht zu sein, muß anerkannt werden, daß sie durch Gewaltmaßregeln des Kaisers allmälig zu diesem Entschlusse gedrängt worden waren, und insofern tragen sie die Verschuldung am deutschen Vaterlande nicht allein – immerhin wäre aber deutsche Kraft, einmüthiglich zusammengehalten, stark genug gewesen, sich spanischer Vergewaltigung auch ohne die theuer erkaufte Hülfe des Franzosen zu erwehren, und der Kaiser, wenn er den ernsten Willen dazu gesehen hätte, vorsichtig, wie er zeitlebens gewesen, und alt und krank, wie er jetzt war, würde den Kampf schwerlich aufgenommen haben. Insofern hatte Johann von Küstrin Recht; dieser hielt sich auch, seitdem aus dem Schutz- ein Trutzbündniß geworden war, der Sache fern. – In dem Saale zu Friedewald saßen sie denn zusammen, und es kam der Vertrag mit dem Könige von Frankreich zu Stande, in welchem ihm für seine Hülfleistung gestattet wurde, wenn er es verlange, die zum Reiche gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray, wo nicht deutsch gesprochen wird, unter Vorbehalt der Reichshoheit als Reichsvikar zu besetzen und inne zu behalten. Ja, es fiel sogar ein Wort von der Kaiserkrone, die man dem französischen Könige in Aussicht stellte! – In diesem Augenblick flammte plötzlich ein Blitz hernieder in den Saal, es war, als wolle Gott der Herr noch in letzter Stunde von dem Verrath am deutschen Volke abmahnen. Alle Anwesenden wurden bis in das Mark erschüttert und der Besinnung beraubt, selbst Moritz von Sachsen, der zuerst wieder Fassung gewann, konnte sich eines tiefen Grauens nicht erwehren. Ein Gewitter im Oktober und dies Zeichen vom Himmel! Aber der Bischof von Bayonne gab ihm schnell und gewandt, auf altrömisches Zeugniß gestützt, eine andere Deutung, und der Zwischenfall hinderte den Abschluß des Handels nicht: ein Handel im traurigsten Sinne war es ja, und der verkleidete Bischof hatte sich auch als angeblicher Faktor eines fremden Kaufherrn eingeführt. Kurfürst Moritz begab sich wieder in das Lager von Magdeburg, der „Kanzel Gottes", wie die Stadt wegen ihres Festhaltens an der lutherischen Lehre genannt wurde; er brachte hier die Kapitulation unter günstigen Bedingungen für Magdeburg zu Stande, um seine weitern Pläne verfolgen zu können. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach[5718] reiste unter fremdem Namen nach Frankreich, wo er dem Hofe vierzehn Tage lang auf seinen Wanderungen von Orleans nach Paris und Blois folgen mußte, ehe am 15. Januar 1552 auf dem Schlosse Chambord, dem Prachtbau Franz des Ersten[5719], der Vertrag feierlich verbrieft, besiegelt und beschworen wurde. Außer den erwähnten Zugeständnissen trat der französische Gesandte noch mit der Forderung heraus, daß Frankreich im Bunde ein höchstes Imperium in Anspruch nehmen müsse; die Fürsten waren jedoch nicht gewillt, sich für den Kaiser, den der Franzose nach seinem bestimmten Ausdrucke ausgetrieben sehen wollte, einem neuen Herrn zu unterwerfen. Die weitern Vorgänge in Deutschland, wie Kurfürst Moritz dem Kaiser, der nicht an seinen Undank und Abfall glauben wollte, noch lange getäuscht, bis er zur That schreiten konnte, wie er ihn fast zu Innsbruck, wo Karl V. krank lag, überfallen und gefangen hätte, dieser sich bei Fackelschein in einer Sänfte über das Gebirge gerettet und endlich der Vertrag von Passau zu Stande gekommen, welchem der Religionsfriede zu Augsburg folgte – Alles das wollen wir heute unsern Lesern nicht vorführen, wir haben es in anderer Form unlängst anderswo erzählt. Schildern wir vielmehr, wie Heinrich II. sein Faustpfand in Besitz nahm, fest entschlossen, es nicht wieder herauszugeben; wir folgen dabei weniger bekannten Quellen, die uns auch einen Einblick in die weit über den Vertrag hinausgehenden Pläne des Königs gewähren. Er und sein Rath hofften bei dieser Gelegenheit das ganze ehemalige Königreich Austrasien als „Erbtheil des Frankenreichs" zu gewinnen. Die französischen Herrscher bis auf unsere Tage betrachten sich ja als Erbin

[5718] Siehe hierzu S. 1822, Anm. 5711.

[5719] Franz I. (frz. François Ier; 1494–1547), seit 1515 König von Frankreich.

Karls des Großen, und ihr Gelüst geht danach, sein Reich in vollster Ausdehnung sich wieder zuzuschlagen, wenigstens mittelbar, wie zur Zeit des schmachvollen Rheinbundes[5720].

Die französische Nation gab ihren Beifall zu der „Rheinfahrt" zu erkennen; der landsässige Adel, der nicht in die Ordonnanz-Kompagnien eingereiht, jedoch als Arrièreban[5721] verpflichtet war, dem Paniere des Königs zu folgen, strömte noch einmal demselben zu; viele junge Edelleute, zu arm, sich Roß und Rüstung zu schaffen, traten in das Fußvolk ein, auch die Stadtjugend ließ sich anwerben. Das Heer sammelte sich zwischen Châlons und Vitry, die Stärke desselben wird von französischen Schriftstellern übertrieben, es mag aber auf 30,000 Mann gestiegen sein, wobei noch 16,000 Deutsche und Schweizer. Den Oberbefehl erhielt der alte Connetable Anne de Montmorency[5722], welcher im vorigen Jahre zum Herzog und Pair ernannt war. Als sich der König in Person erhob, um sich an die Spitze seines Heeres zu setzen, übertrug er die Regentschaft an seine Gemahlin, Katharina von Medici[5723]; es war das erste Mal, daß sie mit einer gewissen Autorität bekleidet wurde, bisher hatte sie gegen Diane von Poitiers[5724], die Geliebte des Königs, und deren Günstlinge zurückstehen müssen. Ihre Klagen darüber zu dem ihr zugethanen Herrn von Tavannes[5725] waren so traurig gewesen, daß dieser sich alles Ernstes erboten hatte, der Buhlerin, um den König von seiner Leidenschaft zu heilen, die Nase abzuschneiden, müßte er auch darüber sein Leben verlieren! – König Heinrich war nun in's Feld gerückt. In Joinville kam die Herzogin-Wittwe von Lothringen, Christine von Dänemark[5726], eine Nichte des Kaisers, zu ihm und bat um Neutralität für ihren jungen Sohn, den Herzog Karl[5727]; sie wurde jedoch abschläglich beschieden. Noch ahnte Metz nicht, daß der drohende Sturm seinen Mauern galt; der König hatte am 15. März der Stadt geschrieben, daß er nur freien Durchmarsch durch ihr Land und Marschproviant verlange, ihr dagegen alle Freundschaft verheißen. Das französische Heer, durch deutsche Söldner verstärkt, erschien vor Toul, dessen Bürger ohne Widerstand die Schlüssel der Stadt überreichten. Dann rückte dasselbe am Tage Mariä Verkündigung[5728] in das Gebiet von Metz und fing an, gewaltthätig zu hausen. Selbst Kirchen wurden nicht verschont, die Fruchtbäume umgehauen, die Gärten verwüstet; am ärgsten ging es in St. Pierre aux Champs zu, wo 4–5 Fähnlein Deutsche lagen, welche sogar, wie der Chronist mit frommer Entrüstung schreibt, am heiligen Freitage Fleisch aßen. Auf diese Meldungen und die Nachricht, daß der König selbst im Anmarsche sei, versammelten die „Herren" die Bürger im neuen Saale und ließen sie schwören, treu zu ihnen zu halten. Aber die Franzosen hatten bereits eine Partei unter den Herren selbst gewonnen, durch den Bischof von Metz, Kardinal von Lénoncourt[5729]. Der Schöppenmeister, Jacques de Gournais[5730], hatte einen Bruder am Hofe des Königs; die Gebrüder Robert und Gaspard de Heu[5731] standen in nahen Beziehungen zum Kardinal, dessen Nichte an den erstern verheirathet war;

[5720] Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon Bonaparte abhängige Rheinbund (siehe hierzu S. 1050, Anm. 3185).

[5721] Frz. für Heerbann.

[5722] Anne de Montmorency (1493–1567), duc de Montmorency und Pair von Frankreich.

[5723] Caterina Maria Romula de' Medici (1519–1589), duchessa di Urbino, durch Heirat mit Heinrich II. (siehe hierzu S. 1822, Anm. 5714) seit 1547 Königin von Frankreich.

[5724] Diane de Poitiers (1499/1500–1566), comtesse de Saint-Vallier, duchesse de Valentinois; sie war Mätresse und Vertraute König Heinrichs II. (siehe hierzu S. 1822, Anm. 5714) von Frankreich.

[5725] Gaspard de Saulx, seigneur de Tavannes (1509–1573), frz. Feldherr und Marschall von Frankreich.

[5726] Christina von Dänemark (dän. Christine af Danmark; ital. Cristina di Danimarca; frz. Christine de Danemark; 1521–1590), durch ihre erste Ehe von 1533 bis 1535 Herzogin von Mailand und durch ihre zweite Ehe von 1541 bis 1559 Herzogin von Lothringen.

[5727] Karl III. (frz. Charles III de Lorraine; 1543–1608), seit 1545 Herzog von Lothringen und Mercœur.

[5728] 25. März.

[5729] Robert II. de Lenoncourt (1510–1561), von 1535 bis 1549 Bischof von Châlons-en-Champagne, von 1551 bis 1555 Bischof von Metz, von 1556 bis 1560 Erzbischof von Embrun, von 1556 bis 1560 Bischof von Auxerre, 1560/61 Bischof von Arles und Toulouse, am 20. Dezember 1538 zum Kardinal erhoben.

[5730] Lebensdaten nicht ermittelt.

[5731] Robert (1497–1553) und Gaspard de Heu (1507–1558).

andere Herren, wie Androuin de Roncel[5732], Richard de Raigecourt[5733], waren französischer Lockung zugänglich. So konnte wenigstens der erste Hebel eingesetzt werden. Am Palmsonntage kam der Connetable von Montmorency vor Metz an. Tags vorher hatte er Gorze genommen und die ganze Besatzung hängen lassen; das Kloster war verbrannt und geschleift worden. Mit Metz knüpfte er aber Unterhandlungen an, da er die starke Stadt mit Gewalt nicht nehmen konnte. Der Maréchal de Camp Tavannes kündigte Heinrich II. als den Beschützer deutscher Freiheit an, und die Bürger willigten auch ein, den König und die Prinzen, aber nur diese, in ihre Stadt zu lassen, sonst aber boten sie für das Heer nur Lebensmittel und beriefen sich auf ihre alten Rechte und Freiheiten. Was kümmerte sich der Connetable um diese! Er kam selbst in die Nähe und ließ um Erlaubniß bitten, im Gasthause „zum rothen Thore", innerhalb der Ringmauern, zu Mittag speisen zu dürfen. Die Herren genehmigten das und gestatteten ihm zwei Fähnlein Geleit. Nach gewöhnlicher Stärke wären das 5–600 Mann gewesen; Montmorency ließ aber aus den besten und tüchtigsten Kriegsleuten 1500 Mann auswählen, die in zwei Fähnlein formirt, unter dem Befehl des zweiten Maréchal de Camp, Bourdillon[5734], gestellt wurden. Die Herren, nachdem sie die Bürger von den Straßen nach Hause geschickt, um Unruhen zu vermeiden, ließen das Thor öffnen, an welchem eine starke Bürgerwache unter einem Schweizer Hauptmann aufgestellt war. Die Franzosen zogen ein. Bei ihrer Zahl wurden die Bürger stutzig; Tavannes, der am Thore blieb, hielt sie aber mit schönen Worten hin; als sie endlich den Anschlag merkten, versuchten sie noch das Thor zu sperren, aber sie wurden zurückgedrängt – in aller Güte! – Der Schweizer Hauptmann warf zwar mit dem Rufe: „Alles verkretzelt!" Tavannes den Thorschlüssel an den Kopf, aber der Connetable erschien jetzt an der Spitze der Hauptmacht und Metz war gewonnen. Sofort besetzten die Franzosen alle Thore, deren Wachen sie fortjagten; Montmorency begab sich im vollen Harnisch zu dem- Schöppenmeister, der sich krank gestellt und zu Bett gelegt hatte, die Schlüssel der Stadt unter dem Kopfkissen verbergend. Alles Sträuben half ihm nichts, er mußte die Schlüssel herausgeben. So wurde Metz, die alte Hauptstadt Austrasiens, zu Deutschland reichsfrei gehörig, unter die Herrschaft Frankreichs gebracht – „den Lilien versichert," sagt die Chronik. Leider auch dem Adler der Napoleoniden!

König Heinrich hielt am Ostermontag[5735] seinen feierlichen Einzug in Metz. Am Thore erwartete ihn der Schöppenmeister, der ihm die Schlüssel entgegentrug, mit den Herren, von denen vier den Baldachin für den König bereit hielten. Voran zogen diesem zwölf Trompeter in den königlichen Farben, das Wappen Frankreichs in ihren Trompetenfähnlein flatternd, dann kamen Herolde in sammetnen Wappenröcken von Karmoisin[5736] und Himmelblau, mit Lilien besäet, dann drei Kardinäle in ihren rothen Gewändern, die Chorröcke darüber: der Kardinal von Guise[5737], der von Chatillon[5738] und von Lénoncourt, Bischof von Metz; hierauf der Connetable, ganz gewaffnet, aber mit entblößtem Haupte, welcher dem Könige das Schwert vortrug, der König selbst im vollen Harnisch zu Roß unter dem Baldachin, alle Prinzen und fast der ganze Hochadel Frankreichs. Ihm nach das „Haus des Königs", seine glänzenden und zahlreichen Leibwachen, und ein zahlloses Gefolge, dem sich noch viel Andere angeschlossen hatten, um den Triumphzug zu sehen. An der Kathedrale empfing den König das Kapitel und die ganze Geistlichkeit in Pontificalibus mit allem kirchlichen Pomp und heiligen Reliquien. Die drei Kardinäle saßen zuerst ab, dann der König mit Handreichung des Connetables und der Prinzen. Er nahte dem Eingange der Kirche, legte die rechte Hand auf das Evangelium und schwur, alle Rechte und Freiheiten der alten und blühenden Stadt zu wahren und nach seiner Macht zu vertheidigen. Ein schnell vergessener Schwur! Nachdem der König hierauf sein Gebet in der Kirche verrichtet hatte und ein Hochamt gehalten war, begab er sich nach dem bischöflichen Palaste, wo die „Herren" ihm ihre Reverenz machten, um Verzeihung baten, wenn sie irgendwo ihn beleidigt, und getreue Unterthanen zu sein versprachen. Drei

[5732] Lebensdaten nicht ermittelt.

[5733] Lebensdaten nicht ermittelt.

[5734] Imbert de La Platière, seigneur de Bourdillon (1524–1567).

[5735] 18. April 1552.

[5736] Dunkelrot.

[5737] Charles de Lorraine-Guise (1524–1574), am 27. Juli 1547 zum Kardinal erhoben.

[5738] Odet de Coligny, genannt Kardinal von Châtillon, (1517–1571), am 7. November 1533 zum Kardinal erhoben, 1562/63 zum Calvinismus konvertiert.

Tage blieb Heinrich II. in Metz, dann zog er weiter, seine Rosse im Rheine zu tränken und ließ zur Besatzung die Ordonnanz-Kompagnie des Herrn von Nanteuil[5739], 299 leichte Reiter, 209 Arkebusiere zu Pferd und 12 Fähnlein Fußvolk unter dem Sieur de Gonnor[5740] als Gouverneur zurück, denn er war entschlossen, Metz zu einem Bollwerke Frankreichs zu machen.

Man hatte ihm gerathen, sein Wort der Stadt ernstlich zu halten, sonst würden die schönen Städte Straßburg, Speier, Worms, und so viele am Rhein, auf welche er noch sein Absehen gerichtet hatte, besorgt werden und für Frankreich verloren gehen. Montmorency hinderte den König aber, auf diesen Rath zu hören, indem er versicherte, nach Straßburg und den andern hineinzukommen, „wie in Butter." Er verließ sich aber doch zu sehr auf die deutsche Dummheit, als er nicht einmal eine neue List ersann, sondern in Straßburg für angebliche Gesandte italienischer Staaten, die sich nur die Merkwürdigkeiten besehen wollten, mit einem Geleit von 200 Dienern um Einlaß bat. Dieser wurde gewährt, aber man empfing die Schaulustigen mit einem „sehr schönen Kugelhagel", der sie enttäuschte. Hundertdreißig Jahre später fiel auch Straßburg durch Verrath an Frankreich und ist, wie Metz, französisch geblieben. Als sich nach Napoleons Sturze Gelegenheit bot, allen Länderraub zurückzufordern, hat man sie aus schwächlichen Rücksichten unbenutzt gelassen. Hätte nur Blücher[5741], der volkstümliche Held, seinen Willen für Deutschland durchsetzen können!

Metz ist ein Bollwerk Frankreichs geworden und geblieben, eine Festung ersten Ranges, welche das Land zwischen Rhein und Mosel deckt und als einer der stärksten Waffenplätze, in Verbindung mit einem befestigten Lager für Offensiv-Unternehmungen gegen Deutschland von großer Wichtigkeit ist. Umgekehrt würde der Fall von Metz den kürzesten Weg nach Paris öffnen. Doch hat es seit Karl V., der die Reichsstadt vergeblich wieder zu erobern suchte, keine Belagerung mehr er fahren. Wäre es aber auch 1814 genommen worden, Deutschland hätte es ja doch nicht behalten!

Bernd v. Guseck.[5742]

[5739] Lebensdaten nicht ermittelt.

[5740] Artus de Cossé-Brissac, sieur de Gonnor († 1582).

[5741] Der populäre preuß. Generalfeldmarschall der Befreiungskriege Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt (1742–1819).

[5742] Eigentl. Karl Gustav von Berneck (siehe hierzu S. 1808, Anm. 5656).